M. G. Saphir's Schriften.

Cabinets-Ausgabe
in zehn Bänden.

Humoriſtiſche

Damen-Bibliothek.

Von

M. G. Saphir.

Erſter Band.

Wien und Leipzig.
A. Dorfmeiſter's Verlag.

Leipzig: H. Haeſſel.
1862.

Die zwei Carnevals-Nächte.

Wien.

„Immer iſt's Sonntag, immer dreht
ſich am Herde der Spieß.“
Schiller.

Fröhlich iſt man aber auch nirgends, als da, wo ſich der Spieß immer am Herde dreht, in Wien! Die Grundſeligkeit dreht ſich am Ende doch immer um den Braten, der ſich um den Spieß dreht. Wenn ſich an jedem Herde in der Welt täglich ein Spieß drehte, um den ſich ein Braten dreht, es wäre Vieles weniger verdreht in der Welt. Je mehr Braten gedreht werden, je weniger Naſen werden gedreht.

Was iſt denn am Ende die ganze liebe große Erde anders, als ein Braten, der ſich um die eigene Spießachſe dreht, ſich an der Sonne braten läßt und mit Menſchenſchweiß und mit Menſchenthränen begoſſen wird?

Ach, ich habe lange dort gelebt in der Stadt, wo ſich die Braten um den Spieß, die Frauen um den Braten und die Männer um die Frauen drehen, und habe lange in andern großen Städten gelebt, wo man ſich um den

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Herd der Hyperbildung und Völkerbeglückung dreht, und ich ziehe am Ende jenen Spieß vor; es iſt mir doch lieber, wenn ſich die Menſchen um den ſichern Braten, um den ſichern Herd drehen, als wenn ſich der unſichere Herd um den unſichern Braten dreht!

Es war Mittwoch am 24. Januar. Ich ſah zu meinem Fenſter,, im Müller'ſchen Gebäude, hinaus. Durch das Rothethurm-Thor zog die rollende Wagenburg über die ſogenannte Miederlbrücke durch die Leopoldſtadt in den Prater. In einem Jantſchky, dieſem juste-milieu zwiſchen Fiakern und eigenen Equipagen, nahten ſich langſam im Wagenzuge zwei Damen. Ein blendend weißer Atlaßhut ſendete zwei große Maraboutsfedern aus dem eleganten Schwimmer heraus, als wollten ſie das Auffinden ihrer Gebieterin federleicht machen. Ein grüner Sammtpelz verhüllte neidiſch das Vorgebirge der guten Hoffnung. Da erhob ſich plötzlich der Atlaßhut und zwei Vergißmeinnicht blauangelaufene Augen ſahen ſchnurſtraks zum Fenſter im Müller'ſchen Gebäude, zu meinem Fenſter hinauf. Neben meinem Fenſter war keines mehr, keine lebende Seele ringsum, der Blick mußte mir gelten. Noch einmal drehte ſich der Hut und noch ein Blick flog wie eine Brieftaube zu mir zurück, und in dieſem Blick ſchien eim Etwas zu liegen, das wie ein Wink, wie ein Wunſch und wie eine Bitte zugleich ausſah.

Ich ſchlug die Augen nieder, die Fenſter zu, den Mantel um umd ſtürzte hinter dem Jantſchky her. Es koſtete nicht wemig Mühe, dieſen herauszufinden. Ich ſah in alle Wagen und ſuchte den Atlaßhut und den grünen Pelz; ich ſtieß mit meinen Ellbogen mir Bahn durch die wühlende Menge; erhielt auch mehrere gutbeſchlagene Rippenſtöße Wegzehrung; allein was macht ſich ein Poet, der einen Atlaßhut ſucht, aus einigen Rippenſtößen? Ich ſtöberte immer vorwärts durch die Menge, da gewahrte ich meinen Jantſchky in der Jägerzeile links vor einem Hauſe ſtill halten; ich darauf los, aber in dem Wagen war keine Dame mehr. Leer ſtand er da wie die Muſchel, aus der eben Amphitrite geſtiegen. Ich ſah das Haus an, es war ein Maskenhändler zur ebenen Erde. Gewiß ſind ſie da hinein, dachte ich, um Masken für die heutige Redoute zu wählen. Ich beſchloß dasſelbe zu thun. Ich ſtieg einige Stufen hinauf und befand mich in Mitten eines Salons voll von bunten Gewändern und Kleidern. Der Saal war abgetheilt, auf der einen Seite eine Abtheilung für Damenmasken und auf der andern eine zweite für Herrenmasken.

Meine Schöne aus dem Jantſchky ſtand wie eine Zauberin unter bunten, abſonderlichen Gewändern und Hüllen. Sie erblickte mich und ſtieß ihre Begleiterin leiſe an, um ſie auf mich aufmerkſam zu machen.

Es war eine echte Wiener Schönheit, einladend mit Verſchämung, zuvorkommend mit Reſervation, lebhaft mit Beſcheidenheit, und unternehmend mit Schüchternheit. Der Widerſpruch des Karakters, der ſich in den ſchwarzen Locken und blauen Augen ausſprach, gab ſchon ihrem erſten Anblicke etwas ungemein Pikantes. Schwarzes Haar iſt Autokratie, blondes Haar conſtitutionelle Regierung: ich möchte ſagen, ſchwarze Haare wollen Leibeigenſchaft, blonde Haare Seeleneigenſchaft. Schwarze Augen wollen geliebt ſein, blaue Augen wollen lieben; aus ſchwarzen Augen fahren Blitze, aus blauen thauen ſüße Strahlen. Eva hat gewiß blaue Augen gehabt, wenn ſie ſchwarze gehabt hätte, würde ſich Adam nicht haben verführen laſſen, und wir wären noch im Paradieſe; allein was wäre ein Paradies ohne blaue Augen? Ein ſchwarzes Auge iſt eine ſchöne Sache; manches ſchwarze Auge hat mich blau anlaufen laſſen, und es wäre ſchwarzer Undank, nicht zu bekennen, daß ſchwarze Augen auch himmliſche Augen ſind; allein ſie ſind nicht zärtlich! Was iſt alle Liebe, alle Luſt, alle Seligkeit, ja aller Genuß ohne Zärtlichkeit? Zärtlichkeit iſt das Salz in dem Meere der Liebe; Zärtlichkeit iſt das Beglaubigungsſchreiben der Liebe, ihr Certificat und Götterausweis. Liebe ohne Zärtlichkeit iſt eine Taubſtumme, ſie hört meine Liebe nicht und ihre Liebe ſpricht nicht! Schwarze Augen ſind nicht zärtlich, aber blaue! Ein blaues Auge iſt die Wiege der Zärtlichkeit. Man verſuche es nur und ſehe recht lange und recht tief in ein großes, ſchwarzes Auge, da werden alle Gefühle nach und nach in uns aufſtehen und großen Lärm machen, und unſere fünf Sinne werden Alles über den Haufen werfen und hinauswallen aus ihrer eigenen Haft, aber das Gemüth bleibt ruhig in uns, ſo zu ſagen, hinter dem Herzensofen hocken und rührt ſich nicht; aber man ſchaue einmal ſo recht innig und recht tief in ein großes, blaues Auge, in dieſen thaufeuchten Himmel, und in uns wird ein leiſes Regen und Schaffen fühlbar, wie wenn der Frühling zum Erſtenmale die Erde küßt, und der Himmel ſein großes, blaues Auge aufſchließt für die erwachende Schöpfung; und unſer Gemüth wird ſo leicht und beweglich und wohlig und warm, und es ſchaut aus unſerem Herzen zu allen Fenſtern heraus und füllt behaglich und elaſtiſch unſer ganzes Weſen aus. Es war alſo ein ſonderbarer Contraſt in dieſer Schönheit. Aus dem Ebenholzrahmen der ſchwarzen, dichten, herabfallenden Locken blickten zwei tief blaue Augen, gemüthsinnig und ſchmachtend, heraus. Die Wangen waren ſowohl von dem Karmin der Natur als von der Kälte etwas höher geröthet, und ein unausſprechliches Stumpfnäschen ſchien freudig und erſchrocken vor dem üppigen und ſchwellenden Trotz der ſcharlachrothen, fülligen Lippen in die Höhe zurück zu fahren.

Ich betrachtete ſie lange, es lag in dem ganzen Geſichte eine Miſchung von Welſchthum und Teutſchheit. Die ſchwarzen Lockenſchlangen waren Italiener, Carbonaris mit gekrümmten Pfeilen, und die zwei Augen waren ehrliche Teutſche. Ehrlich? das will ich nun gerade nicht ſagen, aber es waren gemüthliche, alte Teutſche, voll Sinnigkeit und Herzensthum. Und dennoch hatten dieſe deutſchen Augen einen italieniſchen Schnitt. Die Augen der Italienerinnen unterſcheiden ſich weſentlich von denen der deutſchen Frauen durch die Form der Augenwinkel. Man betrachte die

Augen aller Italienerinnen und man wird bemerken, daß ſich bei ihnen die inneren Augenwinkel in einer ſanften Biegung abwärts ſenken. Durch dieſe Senkung erhält der ganze Bau des Auges einen eigenthümlichen, wohlthuenden Karakter; dadurch erhält das obere Augenlied eine wellenförmige Schwingung, die Wölbung wird bogenartiger und maleriſcher; auch das untere Augenlied biegt ſich in einer verſchwebenden Wellenlinie und das längliche Oval des ganzen Auges gewinnt an vollendeter Schönheit und Symmetrie. Die Augenwinkel der deutſchen Frauenzimmer hingegen laufen alle ſpitzig und gerade aus, und ſie würden, wenn ſie durch die Naſenwurzel nicht gehindert würden, geradezu in einander zuſammenlaufen. Dieſes gibt den Augen etwas Pedantiſches, Steifes.

Wie ein Gedanke des Lichts fuhr es mir durch den Kopf, daß ſie gewiß da ein Maskenkleid für die nächſte Redoute nehme, und ich beſchloß es abzuwarten, und mir das Kleid genau zu merken, um ſie daran zu erkennen. Ich that als ob ich ganz mit dem Ausſuchen meiner Maske beſchäftigt wäre, verlor aber kein Auge von der ſchönen Unbekannten. Sie und ihre Begleiterin hatten endlich unter den Maskenkleidern gewählt; die Wahl fiel auf zwei einfache Fledermäuſe, graue Seide, mit blauem Gürtel und blauer Kappe. Der Maskenhändler legte ihnen die Kleider bei Seite. Während dieſes geſchah, und ich, ohne ſie aus den Augen zu verlieren, auch ein Maskenkleid ausſuchte, ſtürmte mein Freund herein, um ſich ebenfalls ein Redoutengewand zu beſtellen. Er fiel gleich über mich her, nannte es eine Fügung, mich hier zu finden, nicht nur eine Fügung, ſondern eine Vorausbeſtimmung, die es ſo haben wollte, daß wir die nächſte Redoute zuſammen beſuchen ſollten. Ich kannte Roderich; wenn er einmal etwas wollte, war nichts dagegen zu thun, ich willigte ein, wir wählten zwei Kleider, ich einen Roſa-Domino mit blauem Kragen und er einen Türken. Wir ließen die Kleider bei Seite legen; unterdeſſen waren die beiden Damen ſchon fort; Roderich hing ſich an meinen Arm und zog mich vollends hinab in den Prater.

Wir durchſtrömten alle Alleen, die große Reifrock-Allee, die Seitengänge, das Luſthaus, nirgend war eine Spur meiner Unbekannten. Endlich ſchieden wir und verabredeten uns, am Abend bei mir im Müller'ſchen Gebäude zuſammen zu kommen und von da in die Redoute zu fahren.

Freund Roderich gehörte zu denjenigen Menſchen, die keinen eigenen Geſchmack zu verzehren haben, und die ſich blos bei fremdem Geſchmack zu Tiſche laden. Es gibt viel ſolche Geſchmacksſchmarotzer, die keinen Kreuzer Geſchmack beſitzen und doch für geſchmackreich gelten, weil ſie Geſchmack zu leihen und zu ſchenken nehmen. Roderich hatte es in ſeinem Leben noch nie gewagt zu ſagen:

„Das iſt ſchön! das iſt häßlich! das iſt gut! das iſt langweilig!“ Er wartete immer ab, bis ein Anderer ſagte: „Das iſt ſchön!“ u. ſ. w., dann war er mit dabei. Er war z. B. ein leidenſchaftlicher Freund von Weſten, er hatte eine Weſtenſammlung wie ein Anderer eine Schmetterlingsſammlung hat; allein nie wagte er es auf ſeinen eigenen Geſchmack ſich Zeug zu einer Weſte zu kaufen, immer mußte ein Freund oder eine Dame erſt darüber conſultirt werden. Man ſagt: „Der Menſch, das iſt ſein Styl,“ bei Roderich konnte man ſagen: „Der Menſch, das iſt ſeine Weſte!“

Er hatte beinahe ſo viele Weſten als Tage im Jahre ſind; wenn er in Geſellſchaft war und Jemand ging vorüber und fixirte ſeine Weſte, gerieth er in Unruhe; es war genug, wenn man ihm ſagte: „Ihre Weſte gefällt mir gar nicht!“ um ihn für den ganzen Abend zu aller Fröhlichkeit untauglich zu machen; dagegen war man ſicher, ihn in den beſten Humor zu bringen, wenn man ihm ſagte: „Ach, was für ein niedliches, reizendes Weſtchen haben Sie da!“

Mit den Frauenzimmern ging es ihm wie mit den Weſten; er wählte nie eine aus eigenem Geſchmacke, er liebte immer nur die, von welcher eben Jemand ſagte: „Das iſt eine himmliſche Perſon!“ da war er gleich raſend verliebt; kam nach zwei Tagen Jemand und ſagte wie ganz zufällig: „Ich finde doch gar nichts Hübſches an ihr, ſie iſt ganz alltäglich!“ da zog ſein Herz ſie ſogleich aus, als ob ſie eine Weſte wäre.

Roderich hörte und ſah, daß ich in dem Maskenmagazin von jener Unbekannten ganz entzückt war und er war es folglich auch; er merkte ſich eben ſo gut als ich ihre Maske, und war feſt entſchloſſen, ihre nähere Bekanntſchaft auf der Redoute zu machen.

Im Saale wogte die Menge auf und nieder. Die Muſik ertönte und rings herum näſelte, zirpte und miaute das Maskenvölklein.

Ehedem waren die Redouten das erſte, höchſte und eleganteſte Vergnügen der Wiener Welt. Jetzt hatte das ſehr abgenommen. Karaktermasken ſah man wenige und noch viel weniger Masken von Karakter. Die vornehme Welt ſchwamm blos einige Mal auf und ab; die jungen alten Herren und die alten jungen Herren renovirten ſich hier, und alte Bekanntſchaften, und eine große Anzahl der weiblichen Masken ging blos maskirt, damit man ſie um ſo leichter erkenne. Beſonders zeichnete ſich faſt in jeder Redoute ein vierblätteriges Kleeblatt aus, das dem Finder eben nicht, wie ſonſt ein vierblätteriger Klee blos Segen und Glück brachte, wenn man unter Segen nämlich nicht blos Kinderſegen und unter Glück nicht blos das väterliche verſteht. Es waren die geiſtreichſten Närrinnen und die ſchönſten häßlichen Seelen, die ich je gekannt habe. Die Genialität und der wahrhaft Hofmann'ſche Humor, der in ihnen wohnte, zog mich an ſie an, denn es war eine echte humoriſtiſche Tollheit in ihnen; es ſchienen mir lebendige Vexirſpiegel, denn Hohn und Luſt und zugleich die Zerriſſenheit der Sünde, das tolle Betäuben der Selbſtvernichtung glänzte aus ihren Augen, und lachte zuweilen abſonderlich und gräßlich aus ihnen heraus, ſo als ob ſie ſelbſt nicht wüßten, wer und was denn ſo in ihnen lache. Es war ordentlich ein Spuk bei ihnen, und oft ſchien es mir, als ob ihre Seele von der Tarantel geſtochen worden wäre, und als ob der Körper luſtig, doch voll ſtechenden Schmerzes ſich mit drehen müſſe. Inſonders war es die Jüngere, die ich nie ohne tiefes Weh betrachtete. Es war ein Engelsgeſicht voll Milde und Unſchuld, ein paar Augen blau und tief und ſinnig wie der See am heitern Morgen, und ein Lächeln wie der Sieg der Unſchuld, und eine Geſtalt harmoniſch, poetiſch und lieblich, wie Schiller's Erwartung, und ein Herz rein, menſchlich, liebreich, mitleidig und doch, doch! doch war das alles nichts als ein Pavillon der Sinnlichkeit! der gute Engel dieſes Weſens muß lange und anhaltend geweint haben, als er ausquartieren mußte und der böſe Engel einzog, um dieſes göttliche Palais-royal der Schönheit zu beziehen. Ich habe mit tiefer Wehmuth den böſen Geiſt da drinnen belauſcht, durch die Fenſterſcheiben der Augen und durch das Schlüſſelloch der Rede, und es gab Augenblicke, in denen ich gewünſcht hätte der böſe Engel zu ſein, um ſelbſt zu beſitzen dieſen marmornen Gliederpalaſt mit ſeinen Augen-Spiegelſcheiben u. ſ. w.; allein in ſolchen Augenblicken der Feuersgefahr packte ich meine Seele wie Anchiſes auf den Rücken und trug ſie unverſehrt aus dem Brand. Noch jetzt bin ich froh, daß ich den Anchiſes unverſehrt rettete;

aber es würde mich doch ein Bischen freuen, wenn ſich der Aeneas ein wenig verſengt hätte!

Dieſes vierblätterige Kleeblatt alſo machte einen Hauptbeſtandtheil der Redoute aus, und man hat alles Bezeichnende erſchöpft, wenn man ſagt: es trug den großen Redoutenſaal ganz allein in den kleinen Redoutenſaal hinein und zog Groß und Klein nach ſich.

Freund Roderich war vor dem Anfange der Redoute in Verzweiflung; da ich einen Roſa-Domino gewählt hatte und er den Türken, ſo ſchien es ihm, man müſſe eigentlich einen Roſa-Domino anziehen, und ohne Roſa-Domino gebe es kein Maskenvergnügen. Sein Türkenkleid ſchien ihm ganz unerträglich, und mit den lüſternſten und wehmüthigſten Blicken betrachtete er meinen Domino. Mir war es im Grunde gleich was ich anzog, und ſo überließ ich ihm, um ſein und damit auch mein Vergnügen nicht zu ſtören, meinen Domino und nahm ſelbſt den Türken.

Wir durchſuchten und durchſtürmten den großen und den kleinen Saal unaufhörlich, um die zwei Masken in grauen Fledermäuſen mit blauen Gürteln aufzufinden, und Roderich war faſt ungeduldiger als ich.

Im kleinen Saale ſammelte ſich ein größerer Kreis von jungen Männern um zwei weibliche Masken. Die eine war Pythia, die andere Precioſa; alſo beide aus dem wahrſagenden Geſchlechte. Sie mußten beißende und treffende Antworten ertheilen, denn lautes Lachen, und Lachen und Beifall erſcholl oft aus dem dichten Kreiſe. Wir näherten uns auch. Ich habe nie eine ſchönere Geſtalt geſehen als dieſe Pythia. Aus dieſer ganzen verhüllten Figur war nichts ſichtlich als die zwei Fußſpitzen und zwei Augen. Es waren aber auch zwei Fußſpitzen, die dem Dreifuß alle Ehre machten, und zwei Augen, Augen, o Augen! blaue, tiefe, ſinnige, milde, wonnige Augen, denen Talleyrand ſelbſt vielleicht den Eid der Treue gehalten hätte, wenn er ihnen einmal Treue geſchworen haben würde. Ich kann keine blauen Augen ſehen, ohne auszurufen: „Ach, das Leben iſt doch ſchön!“

Die Precioſa war eine weltliche Pythia; eine gedrungene Figur, inhaltsreiche Bewegungen, freie Arme, rund, voll, weich und dem Kuße entgegenſchwellend; den aufwiegleriſchen Buſen als Unruheſtifter in enge Haft gebracht, der aber durch die Kerkerritzen um ſeine Befreiung flehte, und zwei Augen, funkelnde, blitzende, ſchwarze Augen, wahre Zigeuner, die ſich aufs Stehlen, aufs Herzen ſtehlen männlich einübten, oder denen es vielmehr zur zweiten Natur wurde.

Ich nahete mich der Pythia: „Allah ſei mit Dir, erhabene Prieſterin! Willſt Du auch dem Sohne Mahomets ſein Schickſal verkünden?“

Sie ſah mich an und ſprach: „Nur dem Gläubigen ſag' ich wahr, denn die Kunſt beruht auf dem Glauben!“ damit wendete ſie ſich von mir ab und ſagte zu Roderich: „Du aber, Du Sohn der Gottheit, Du darfſt nur befehlen und Deine Dienerin enthüllt Dir das Buch Deiner Zukunft.“

Roderich ſchnitt einige Komplimente und bat um einige prophetiſche Ausſprüche. Pythia umkreiſete ihn dreimal und ſprach ſtill und feierlich ein Anathema über ſeine Zukunft aus, welches ich nicht hören konnte, weil indeſſen Precioſa meine Hand faßte, um mir wahr zu ſagen, und mich fragte: „Willſt Du von mir Deine Zukunft wiſſen?“

„Schöne Precioſa,“ antwortete ich, „Du machſt mir Vergangenheit und Zukunft entſchwinden, nur die Gegenwart iſt in Deiner Gegenwart intereſſant.“

„Erhabene Prieſterin!“ ſagte ich und ſah ihr dabei in die klare Fluth des offenen Auges, „erhabene Prieſterin! der Sohn des Moslims kommt in den Hain zu Delphi, um zu den fünf Füßen der Pythia abzuſchwören den Unglauben und in chriſtlicher Frömmigkeit —“

„Halt!“ lachte Pythia, „Sie verwickeln ſich in Anachronismen und ſo weiter, mon cher Türke, und machen faſt, daß ich aus der Rolle falle! Deshalb,“ hier wendete ſie ſich an Roderich, „geben Sie mir den Arm, und in Ermangelung eines Dreifußes, begleiten Sie mich zu einem vierfüßigen Seſſel!“

Roderich nahm ihren Arm, Precioſa den meinigen und wir ſetzten uns auf ein Sopha unter dem Spiegel im kleinen Saale nieder.

Eine neue vorüberrauſchende Fluth von Masken machte ſich vorzüglich durch lautes Weſen und Gelächter bemerklich: wir ſahen naher hin und erblickten die zwei grauen Masken mit den blauen Gürteln und Kappen. Sie waren von jungen und alten Herren umzingelt und ſchleuderten Repliken rechts und links. Roderich ſprang auf: „Da ſind ſie!“ rief er aus, und zog mich mit ſich fort. Ich folgte gerne. Ohne von den beiden Prophetinnen weiter Abſchied zu nehmen, zogen wir den zwei grauen Masken nach, die in eines der Erfriſchungszimmer gingen.

„Schöne Fledermaus!“ flüſterte ich der größern von ihnen zu, „laſſe auch mich einen Augenblick unter Deinem reizenden Fittig Schatten ſuchen!“

Da antwortete es hinter mir: „Schatten wirſt Du da genug finden; mangelt es in Deinem Harem an Fledermäuſen?“

Ich ſah mich um, es war Pythia und Precioſa, die uns gefolgt waren, und die nun durch ihr Dazwiſchentreten die Fledermäuſe verſcheuchten.

Halb verdrießlich wollte ich mich ihnen entziehen, allein Pythia hatte ſich an Roderichs Arme eingehängt, und ſchien mit beſonderem Intereſſe ſeine Converſation anzuhören und zu unterhalten. Mir blieb nichts übrig, als den Alonzo der Precioſa zu ſpielen, und ohne eben ein Schauſpieler zu ſein, mußte ich meine Rolle doch ſehr natürlich geſpielt haben, denn Roderich, dem nur das gefiel, was einem Andern zu gefallen ſchien, wurde unruhig und hätte gar zu gerne ſeine Pythia gegen meine Precioſa ausgetauſcht.

Im großen Saale war es nach und nach leer geworden; als wir wieder hineintraten, machten nur noch einzelne Gruppen die Runde, einige maskirt, die andern ſchon demaskirt, und die Unterhaltung wurde leiſer, fliſternder. Als wir an die Treppe kamen, die zur Gallerie hineinführt, hüpften die zwei Fledermäuſe eben herab. Ich wollte ſogleich wieder zu ihnen hin, allein meine Zigeunerin hielt mich wie ein ſchwarzes Schickſal feſt, und Pythia ſagte zu mir: „Es ſcheint, daß Ihr Freund (ſie meinte Roderich) eine beſondere Vorliebe für Fledermäuſe hat; er iſt ganz zerſtreut, und Fledermäuſe ſind doch weder Nachtigallen noch Muſen!“

Ohne weiter über dieſe ſonderbaren Worte nachzudenken, wollte ich eben meine Fledermausjagd weiter fortſetzen, als dieſe ſich auf ein Seitenſopha ſetzten und das Viſir abnahmen. Es waren zwei fremde, mir unbekannte weibliche Weſen, und keine von ihnen hatte auch nur die entfernteſte Aehnlichkeit mit meiner pallasäugigen Dame aus dem Jautſchky-Phaeton von geſtern Morgens. Wir waren wie aus den Wolken gefallen, und unſere Prophetinnen ſchienen ſich an unſerer Ueberraſchung ſchadenfroh zu weiden.

„Wie?“ hohnlachte Pythia den armen Roderich, „wie, Du Götterſohn, woher dieſes Erſtaunen?“

Da wir die Hoffnung aufgaben, nun die Jantſchky-Helde zu finden, überließen wir uns ruhiger und geduldiger der Unterhaltung mit den beiden Maſken, die uns, wie es ſchien, nun einmal auserſehen hatten, für heute ihre Schlagſchatten zu machen. Inſonders ſetzte Pythia dem unmuthigen Roderich gewaltig zu, der mir meine Precioſa zu mißgönnen ſchien.

Nach und nach wurden wir alle Viere lebendiger, wärmer, aufgeregter; wir überließen uns den Neckereien und Huldigungen des Maſkenrechtes, und endlich wurde es mir doch intereſſant zu wiſſen, wer dieſe beiden geiſtreichen Zukunfts-Göttinnen ſein mögen. Wir beſtürmten ſie vergebens, ſich zu demaſkiren; alles was wir erlangen konnten, war das Verſprechen, daß ſie auf der nächſten Redoute wieder, und zwar in demſelben Koſtume, erſcheinen wollten, wofür wir auch verſprechen mußten, wiederum in dieſen Kleidern zu kommen. Es wurde uns das Ehrenwort abgenommen, ihnen heute weiter nicht nachzuforſchen, beim Nachhauſegehen ihnen nicht nachzufahren und Alles der nächſten Redoute zu überlaſſen.

Ich hätte in zwei Tagen das ganze Abenteuer auf der Redoute faſt vergeſſen, wenn nicht Roderich immer davon geſprochen hätte. Er konnte nicht ſatt werden, von den Reizen der Precioſa, von ihrer Figur, von ihren

Augen, von dem Tone ihrer Stimme zu ſprechen, und mich zu beneiden, daß ſie mir für den Abend zu Theil wurde. Er erzählte mir, daß Pythia ſonderbare Reden an ihn richtete, und ſo thun wollte, als ob ſie ihn kennte und hier zu finden wußte; er habe aber, weil er immer nur Precioſa im Auge hatte, gar nicht recht zugehört und ganz zerſtreut geantwortet.

Am Abend der zweiten, verhängnißvollen Redoute kam Roderich zu mir, um mich abzuholen, und um ſich bei mir anzuziehen. Ich ſah an ſeiner Miene, daß ihm etwas gewaltig auf dem Herzen liege. Er nahm das kleinſte, geringfügigſte Abenteuer immer ſehr ernſt und machte eine wichtige Angelegenheit daraus, und ſo war es auch heute der Fall. Er war ganz unruhig, ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder, trat auf mich zu, als ob er mir etwas zu entdecken hätte, verſchlang das Wort wieder u. ſ. w.

„Druck' los, Freund Roderich!“ ſagte ich endlich; „was haſt Du denn wieder?“

In der größten Verlegenheit, wußte er kaum wie er ſein Verlangen ausdrücken ſollte; endlich brachte ich es denn glücklich heraus; er wollte heute wieder meine Türkenkleider anziehen und ich ſollte den Roſa-Domino nehmen. Er hoffte dadurch Precioſa zu gewinnen, da ſie die Verwechslung, bei unſerer gleichen Geſtalt, nicht bemerken würde.

Ich lächelte, und da mir im Grunde das ganze Abenteuer mehr Spaß als Ernſt war, ſo willigte ich gerne ein, und ſo fuhren wir denn in umgewechſelten Masken in die Redoute.

Wirbeln und Lärmen, Muſik, Tanz, Gewühl und Geſchrei waren ſchon vollauf, als wir in den Saal traten. Von Bekannten angehalten, von Masken geneckt und verfolgt, vergingen wohl anderthalb Stunden, ehe wir an das Aufſuchen unſeres Rendezvous denken konnten.

Endlich als wir in den kleinen Saal traten, erblickten wir unſere zwei Wahrſagerinnen auf dem Sopha unter dem Spiegel ſitzen, und ſich in die Ohren flüſtern. Wir traten auf ſie zu, und Roderich ſtürzte ſich ſogleich, wie ein Lämmergeier, auf ſein Täubchen Precioſa.

„Wir danken Dir, heilige Prieſterin!“ redete ich die Pythia an, „daß Du Wort gehalten haſt.“

„Ich will hoffen,“ erwiderte ſie, „daß Du heute weniger abweſend ſein wirſt, und ſchon aus Artigkeit in der Geſellſchaft einer Schickſalsgöttin nicht ſo zerſtreut ſein wirſt, wie letzthin, wo die Fledermäuſe Dir um das Herz ſchwirrten!“

Ich geſtand ihr offen, daß mich die Fledermäuſe deshalb intereſſirten, weil ich eine andere Perſon unter ihnen ſuchte, als ich nachher, bei ihrem Demaskiren, fand.

„Ich werde Dir Deine Zukunft enthüllen,“ ſagte Pythia parodirend ernſt. „Eins ſind zwei, und zwei iſt einerlei, und Einer Du für Beide ſei!“

„Beim Himmel!“ rief ich aus, „dunkel genug iſt dieſer Rede Sinn für ein delphiſches Orakel.“

Im Eifer des Geſpräches entwickelte meine Pythia einen ſolchen herrlichen, brillanten Verſtand, eine ſolche feine Bildung und Feinheit des Geiſtes, daß ich immer mehr erſtaunte, und immer mit größerem Wohlgefallen und mit erhöhtem Intereſſe ihr in die ſeelenvollen Augen ſah. Ich wurde auch immer aufgeregter, und überließ mich einer gewiſſen poetiſchen Stimmung, in die man in der Maskenwelt ſo leicht und angenehm verſetzt wird.

Ihr Auge wurde immer inniger und ſeelenvoller, und ihr Handdruck immer länger und beredter.

„Heute,“ ſagte ſie, „biſt Du wie ich Dich erwartet habe. Letzthin warſt Du nicht Du!“

„Und wer muß ich denn ſein, um heute Ich zu ſein, und nicht das Letzthin-Du?“

„Das Letzthin-Du war wie eine ehemalige Wachsfigur aus dem Müller'ſchen Gebäude und heute —“

„Nun, heute? —“

„Heute biſt Du das,“ hier zeigte ſie auf den Reif ihrer Stirnbinde, in dem unter andern Steinen auch ein Saphir ſaß.

Ich war ganz verblüfft, mich erkannt zu wiſſen, und ich habe unter der Larve gewiß ein dummes Geſicht gemacht. Vergebens drang ich mit Bitten und Flehen, mit Delikateſſe und Ungeſtüm darauf, mir ein kleines Zeichen zu geben, wann, wie und wo ich ſie wiederfinden oder wiedererkennen könnte: ſie war zu nichts zu bewegen.

Zwei Stunden waren mir wie eben ſo viele Minuten verronnen, als ſie ſich zu Precioſa wandte, die eben ſo vertraulich mit Roderich plauderte, und ſie aufforderte, nun mit ihr eine große Tour durch den Saal zu machen.

„Auf Wiederſehen in einer kleinen Weile, wiederum hier auf dieſem Sopha, wir müſſen noch einige Bekannte aufſuchen, um ihnen ihr Schickſal zu enthüllen, in einer halben Stunde wiederum hier, auf Pythia-Ehre!“

Damit trennten ſie ſich von uns und ließen uns unſerm Erſtaunen über. Roderich war ganz entzückt von ſeiner Precioſa, und wir ſchwebten zwiſchen Furcht und Hoffnung, ob ſie wohl in einer halben Stunde wieder ſich zu uns geſellen werden.

Wir miſchten uns nun auch indeſſen wieder in den brauſenden, toſenden Wirbel der bunten Carnevalswelt, und umkreisten neckend und geneckt, grüßend und begrüßt, den großen Saal. Als wir zum zweiten Male ungefähr die Mitte des Saals erreicht hatten, traten uns plötzlich auch die zwei Fledermäuſe von der letzten Redoute entgegen und begrüßten uns mit den gewöhnlichen Worten: „Ah, biſt Du auch wieder da?“ Wir warfen ihnen einige loſe Worte zu: daß es zu hell hier im Saale für Fledermäuſe ſei, daß ſie die Dämmerung ſuchen müßten u. ſ. w. Heute aber ſchien es, als ob wir ſo wohlfeilen Kaufs nicht loskommen ſollten. Sie klammerten ſich fledermausartig an uns an, und verfolgten uns durch den ganzen Saal. Die Eine größere inſonders hing ſich wie ein Pompadour an meinen Arm, und ſchwatzte mir allerlei ins Ohr, welches immer mehr meine Aufmerkſamkeit erregte.

„Ihr ſeid wohl durch das Fenſter da herein geſchwirrt?“ fragte Roderich.

„Nein,“ antwortete heftig und mit Haſt die größere; „auf einem Jantſchky ſind wir hereingeſchwirrt!“

Das Wort Jantſchky ſchlug wie ein Blitzſtrahl in meine Seele.

„Wie?“ dachte ich, „wenn das nun heute doch die ſchöne Unbekannte wäre?“

Ich betrachtete ſie genauer, und Figur, Auge, Anſtand, Alles ſchien mir die Holde aus dem Maskenmagazin wieder zu geben, nur ſchien ſie etwas ſtärker, welches ich der Verhüllung zuſchrieb.

Mit ungewöhnlichem Eifer ſuchte ich ſie, die mir nun wieder ſehr intereſſant war, feſt zu halten, verwickelte ſie immer tiefer ins Geſpräch, und zog ſie mit ihrer Begleiterin in den kleinen Saal. Wir ſetzten uns auf dasſelbe Sopha, und ſie erzählte mir, daß ſie vor einer Stunde hier durchgegangen wären, ich aber wäre ſo vertieft in der Unterhaltung mit einer andern Maske geweſen, daß ich ſie nicht bemerkt hätte.

„Der Guckguck hole die andere Maske!“ rief ich unmuthig aus, „hätte ich Dich nur erblickt!“

Mit einiger Verlegenheit aber dachte ich davon, daß jetzt meine Pythia erſcheinen könnte.

Roderich und ich, wir boten alle unſere Beredſamkeit, alle unſere Bitten und Verſprechungen auf, um die zwei Fledermäuſe zu bewegen, ſich zu demaskiren. Bald ſchienen ſie nachzugeben, bald genirte es ſie wieder. Endlich ſagten ſie, wir ſollten ſie oben in eines der entlegenen Speiſezimmer geleiten, da wollten ſie ſich demaskiren. Wir gingen mit klopfendem Herzen mit ihnen hinauf. In einem der kleinern, leeren Zimmer angelangt, ſchienen ſie ſich wieder anders beſonnen zu haben, und wollten zurückeilen; allein wir beſtürmten ſie mit heißen Vorſtellungen und Flehen; da gaben ſie nach, ſie demaskirten ſich, es war — Pythia und Precioſa.

Unſer Erſtaunen war gränzenlos! Pythia rief aus: „Der Guckguck hole die andere Maske! das galt mir, nicht wahr?" —

Ich wußte nicht was ich ſagen ſollte. Sie weidete ſich an meinem Verſtummen, bis ich ihr denn endlich geſtand, daß ich eine Perſon unter jener Fledermaus ſuchte, die mich allerdings intereſſirte, ohne daß ich ſie weiter kenne.

Sie ſchien ſich damit zu begnügen. Wir ſetzten uns nun wieder und fingen die Beſtürmungen, daß ſie ſich demaskiren ſollten, wieder von Neuem an. Sie gaben nach, und wer ſchildert mein Entzücken, als ich in der Pythia meine unbekannte Schöne aus dem Jantſchky und aus dem Maskenmagazin wieder fand! —

Wie ſie hieß? „Namen nennen ſie nicht!" Sie kannte mich früher, bevor ich ſie kannte, und hatte mir das

Paradies ihres Herzens zugedacht. Im Maskenmagazin hatte ſie und ihre Freundin die zwei Fledermäuſe von dem Maskenhändler zugeſagt bekommen; ſie ſah, daß ich mir dieſe Masken genau betrachtete, und merkte auch meine Abſicht. Zugleich ſah ſie, daß ich den Roſa Domino für mich, und Roderich den Türken wählte. Abends fand es ſich, daß die Maskenhändlerin jene zwei Fledermäuſe ſchon früher verſagt hatte, wovon ihr Mann nichts wußte. Sie mußten alſo jene zwei Masken als Pythia und Precioſa nehmen. An dem erſten Abend, als Roderich meinen Roſa Domino nahm, hielt ſie dieſen für mich. Für den zweiten Redoutenabend hatten ſie die zwei Fledermäuſe noch obendrein genommen, und ſie nachher noch über ihre Masken übergeworfen.

Es waren ſchöne zwei Carnevals Nächte, deren noch viel ſchönere folgten.

Als ich mit Roderich nach Hauſe fuhr, ſagte er: „Hätte ich doch in der zweiten Redoute auch den Domino behalten!“

Ich lächelte.

Der Leichenmaler.

„Erinnerung, ſüßer Demuth Gefährtin,
Wenn dieſe die Wimper trauernd ſenkt,
So hebſt du den Schleier, und lächelſt
Mit rückwärts gewandtem Geſicht.“

Julie, Du ſüße Roſe, die einen kurzen Frühling mir geblüht; Nachtigall, die nur eines Lenzes flüchtigen Tag mir zugeſungen; Sternbild, das nur eine beflügelte Stunde lang an meinem Lebenshimmel mild erglänzte; ſpät mir gegeben, und früh mir geraubt; Julie, wo Du auch ſeiſt, hier oder dort einſam des Fernen gedenkend, oder beglückt ſein vergeſſend; in dem Heiligthume der Erinnerung hänge ich dieſe Zeilen als Votivtafel meines Herzens auf. Weilen Deine Augen je auf ihnen, ſo gedenke Deines Freundes, dem auf der ganzen Pilgerſchaft des Lebens nur Ein Weſen ward, das ſein Herz verſtand, Du, dem dieſes Weſen vielmal liebend die Seele und küſſend berührt, und wie ein Traumbild entfloh, und deſſen Herz nun hineinſchaut in das flache Spiegelglas ſeines Daſeins, ohne daß ihm ein zweites gleiches entgegenſchaut.

„Wir müſſen ſie finden!“ rief Alberto, der ſtolze, wilde, ſchöne und reiche Fremde, der ſeit einigen Wochen die Schönen Münchens in Bewegung ſetzte. „Wir müſſen ſie finden!“ rief er noch einmal, ungeſtüm, ſeine ſchwarzen Augen blitzten dabei über die edle, ſtolz gebogene Naſe nieder, und gewaltig zog er ſeinen Freund, den Maler Alonzo, durch die fluthende Menge. Am chineſiſchen Thurme war Muſik. Auf dem Jaspisteppich der Wieſe tummelte ſich das Heer der Kinder herum, und um den Cirkus, der die Militärmuſik einſchloß, reihten ſich Fußgänger, Reiter und Equipagen.

„Wir müſſen ſie finden!“ rief Alberto zum dritten Male; ſie wanden ſich durch Pferde und Wagen quer durch. Alonzo, der höfliche Maler, den ſchönen Mädchen bekannt, grüßte hinüber und herüber, fliſterte da und dort einem ſilbernen Riegelhäubchen ein Wörtchen zu, worüber die rothen Wangen noch röther, und die leuchtenden, freundlichen Augen noch leuchtender und freundlicher wurden; allein Alberto hatte für nichts Aug' und Ohr. Er ſuchte Antonie. Als die beiden Suchenden um die Ecke bogen, ſah Alberto die ihm wohlbekannte Equipage. — „Da iſt ſie!“ rief er, und drückte Alonzo's Arm, daß dieſer bald laut aufſchrie.

In einem glänzenden Wagen, von zwei edlen Roſſen gezogen, ſaß Antonie. Ein freudig überraſchtes „Ah!“ entfloh den Lippen des Malers, als er ſie ſah.

Aus der Fülle der reich herunterwallenden, braunen Locken ſah ihr Antlitz heraus, wie die Sonne aus dünnem

Gewölke, ihr Auge war lieblich und mild, wie das Lächeln der beglückten Liebe, ihr Mund ſchien vor Freude zu erröthen, daß ihr liebliches Wort ſeine reizende Schwelle überſchritt, auf ihren Wangen lag ein neugeborner Morgentag, um die roſigen Lippen regten ſich ſüße Gefühle und frohe Gedanken, die in ein entzückendes Lächeln zuſammenſchmolzen.

Alonzo's kunſt- und naturerfahrner Schönheitsſinn ſtaunte unerſättlich dieſes Ineinanderſpiel harmoniſcher Formen an. Alberto riß ihn an die linke Seite des Wagens hin, und grüßte flammend die ſchöne Antonie; ſie dankte freundlich kalt, und wendete ſich zur rechten Seite des Wagens, an dem zu Pferde der junge Graf von Wandern, ihr Bräutigam, ſich befand.

Alberto trotzte wieder fort durch die Menge, riß Alonzo mit, und tobte mit ihm hinein in die Seitengänge des engliſchen Gartens. Hier warf er ſich an Alonzo's Bruſt. „Du mußt ſie malen!“ ſchrie er, „Du mußt, fordere, wünſche von mir, ſo viel Du willſt, ich bin reich, nur male ſie, ich muß wenigſtens ihr Bild beſitzen!“

Der Graf von Wandern liebte ſeine Braut mit allem Feuer einer edlen, ſieggekrönten Liebe, und wurde eben ſo von ihr wieder geliebt. Nicht fremd war ihnen die irregeleitete Liebe des reichen Fremden, der in einem gewiſſen Inkognito in München lebte, allein durch jene Würde, die jeder wirklich tugendhaften weiblichen Seele eigen iſt, wußte ſie ſeine unbändigen Bewegungen zurückzuweiſen. Es war unmöglich, ein Bild von ihr zu bekommen, und dennoch war dies das einzige, das feurigſte Beſtreben Alberto's.

Alonzo war einer der geſchickteſten und glücklichſten Porträtmaler der Stadt. Sein Künſtlerleben hatte ſeine Seele etwas wüſte gemacht, ſo wie überhaupt der große Theil der Porträtmaler nicht eindringt in das Heiligthum der Kunſt, weil ſie ſich nur an der Oberfläche weiden, weil ſie nicht die Seele der Weſen, ſondern blos dieſe Weſenkleider ſtudiren, und das Oberflächliche wieder mit oberflächlichem Sinne genießen; ſie bilden nicht von Innen heraus, ſondern von Außen hinein.

Alonzo's Seele war auch von dem rauhen Herumfluge auf dem äußern Schönheitsformat und Geſichtslineamenten leer und wandelbar geworden. In ſeinem Herzen ſchwärmten alle Leidenſchaften, wie in einem Bienenſtocke, aus und ein, und ſummten und ſchwirrten und ſtachen unaufhörlich. Das Glück hatte ihn nicht begünſtigt, und ſo war ihm die Kunſt, die heilige, die gottabſtammende, nicht die Geiſtesbraut und Lebensheilige, ſondern die Hauskuh, die ihn mit Milch verſehen ſollte. Der Antrag Alberto's war ihm daher willkommen, und er beſchloß das Geld zu verdienen, um welchen Preis es auch ſei.

In der ernſt majeſtätiſchen Kirche unſerer Lieben Frau, vor dem hochverklärten Bilde der Hochgebenedeiten lag Antonie und betete. Ihr klares Antlitz war erhoben in inniger Frömmigkeit zu der Gnadenmutter. Die beiden Hände lagen wie verſöhnte Schweſtern in einander geſchlungen an ihrer Bruſt, und das gefühlige Auge, das ſeelenvolle, blickte hinauf zum Himmel, und in ſeinem Sterne ſchimmerte das Licht der Andacht, das tröſtende, mild leuchtende Licht der Religion, und ihre Lippen regten ſich leiſe, wie ſich die Lippen eines unſchuldigen, ſchlafenden Kindleins regen, wenn es von Weihnachtsbäumen und Chriſtbeſcherungen und beflügelten Englein träumt. Wer die Schönheit nie geſehen hat im Augenblicke des Betens, der weiß es nicht, wie ſchön die Schönheit iſt.

So lag ſie da, die ſchöne Antonie. Verklärung lag um ihren Zügen, und eine jungfräuliche Heiligkeit umfloß die andächtige Geſtalt.

Nicht weit davon in einem Betſtuhle verſteckt, ſaß Alonzo, um ſein frevleriſches Werk an gottgeweihter Stelle zu vollſtrecken. Mit irdiſchem Blicke erſpähte er die im Gebete verſunknen Züge, um ſie zum unheiligen Zwecke auf das Papier zu bannen. Die Ruhe und die tiefe Andacht der frommen Antonie war ſeiner Abſicht nur allzu günſtig, und bald hatte er ſeinen Raub vollendet. Das wohlgetroffene Bild Antoniens, als Madonna gemalt, lag in wenigen Tagen in Alberto's Hand, und dafür in Alonzo's der Schmachſold von hundert Dukaten. Alberto reiſte wild bewegt aus München ab, und Alonzo wurde immer wüſter und wüſter, je mehr ſein Ruf als Porträtmaler ſtieg, und ſein Einkommen ſich vermehrte.

Düſteres Abenddunkel hüllte den Kirchhof in München ein. Die weißen Leichenſteine ſchienen wie die ausgeſtiegenen Geiſter der Verſtorbenen auf ihren Gräbern zu ſtehen, ein ſchauerliches Säuſeln bewegte die Blätter der Cypreſſen, und nirgend war ein Odem des Lebens zu vernehmen. Durch die mittlere Reihe der Leichenſteine ſchritt in einen Mantel gehüllt eine Geſtalt zu der falben Rotunde hinauf, zu dem Leichenhauſe, wo die am folgenden Tage zu Begrabenden auf der Bahre ausgeſtellt liegen; es war Alonzo.

Er wurde Abends ſpät noch gerufen, um ein Mädchen, welches plötzlich ſtarb, nach dem Tode zu malen. Der Bote verſprach reiche Belohnung, und Alonzo fand ſich Abends im Leichenhauſe ein. Der Leichenaufſeher öffnete ihm das Zimmer, in welchem die Todte lag. Zwei Candelaber goßen ein helles Licht durch den ſchauerlichen Ort. In der Mitte des Zimmers lag die Leiche im weißen Gewande. Die jungfräuliche Kranzkrone zierte ſie. Blumen und Guirlanden ſchmückten die Bahre, und zwölf Kerzen ſtanden auf beiden Seiten. Alonzo warf den Mantel am Eingange ab, näherte ſich der Leiche, und ein eiſiger Schrecken durchrieſelte ihn, als er Antonien erkannte.

Er ſtand einige Augenblicke wie gelähmt an dieſem Orte des Entſetzens; ſchon wollte er von dannen gehen, ohne nur ſeine ſchauerliche Aufgabe zu löſen, allein die Ausſicht auf den reichlichen Lohn, und eine falſche Scham, als könnte man ihn der Furcht zeihen, bewogen ihn, zu bleiben, und die Abgeſchiedene zu malen. Er faßte ſich, ſtellte die Lichter zurecht, legte das ſchöne Haupt, das noch lebensfriſch, wie eine eben gepflückte, weiße Roſe da lag, zurecht, und begann zu malen. Seine Augen hefteten ſich wie magiſch auf die blaſſen Züge, er fühlte ſeine Hand unſicher, eine Beklommenheit legte und wickelte ſich, wie eine Rieſenſchlange, immer feſter um ſeine Bruſt. Die Lichter fingen an, ganz in abſonderlichem Glanze zu flackern, und hin und her zu ſpielen. Alonzo ſuchte ſeinen Blick ſtarr auf das Antlitz der ſchönen Leiche zu heften, allein ſein Pinſel konnte keinen Zug feſthalten, ſie ſchwammen flimmernd in einander. Ein Fieberfroſt durchſchüttelte ihn, er neigte ſich tiefer auf die Todte herab, da begannen die ſchönen, lebloſen Züge leiſe zu zucken, die Lippen regten ſich, die blaſſen Augenlieder gingen langſam in die Höhe, und die erloſchenen Augen drehten ſich nach Alonzo. Feſtgebannt, wie ein Steinbild, blieb Alonzo, ſein Auge krampfhaft und unverwandt nach der entſetzlichen Erſcheinung ausgedehnt. Da ſetzte ſich die Leiche auf, erhob die geiſterbleiche Hand gen Alonzo und hauchte mit dumpfer Stimme folgende Worte ihm zu:

„Fort von hier, Du Frevler! Du haſt an gottgeweihter Stelle, vor dem Bildniſſe der gebenedeiten Mutter aller Gnaden mit räuberiſcher Hand meine Züge mir abgeſtohlen zu verbrecheriſchem Zwecke, haſt meinen Blick, zum Himmel geſendet, entwendet, und zu ſchnödem Gebrauche benützt. Doppelter Frevler, hebe Dich weg von hier, Deine Kunſt iſt fortan verfallen den finſtern

Mächten und ein Zug des Todes in jedem Deiner Gemälde mahne Dich an jene ſündige Stunde!“

Hierauf ſank die Leiche nieder, die Augen ſchloßen ſich, und regungslos blieben alle Züge. Gejagt von allem Entſetzen der Nacht und des Todes, und im Buſen zerriſſen von folternden Gedanken, entfloh Alonzo dem grauenerregenden Leichenhauſe. Die Leichenſteine, durch die er floh, ſchienen zu beiden Seiten mit geſpenſtiſchen Blicken ihm nachzuſchauen; der Gottesacker ſchien ſich zu verlängern, und mit ihm fortzugehen; gebadet in Angſtſchweiß und außer ſich kam er nach ſeiner Wohnung zurück.

„Wann wirſt Du doch endlich mein Porträt vollends zu Ende bringen?“ fragte die ſonnenäugige Mina, Alonzo's Geliebte, denſelben, als er eben nachdenkend bei ihr ſaß, und die ſchwarzen Lockenſchlangen mit ſeinen Fingern hin und her warf. Er ſah hinein in die feuchte Gluth ihres Auges, in dem der innerſte Gluthſtern der Liebesgewährung hoch aufflammte, ſprang raſch auf, und ſchrie wild: „ſogleich!“ Mina ſprang froh auf, die Staffelei wurde zurecht gerückt, Mina ſaß gegenüber, und Alonzo begann das Bild, das, bis auf einige Striche, faſt ganz fertig war, zu vollenden. Seine trunknen Blicke zappelten in dem Netze der halbenthüllten Reize Mina's, es wogte in ihm die Ebbe und Fluth der Leidenſchaft, er malte mit Gluth, ſeine Seele lebte in ſeinen Fingerſpitzen, das

Bild war fertig. Mina lebte auf die Leinwand eingehaucht, es war nicht blos eine Abſchrift ihres Geſichtes, es war ihre Doppelgängerin, dieſelbe Sonne des Auges, welche die Sinne des Beſchauers zum Zunder brennt, dieſelbe Gluth der Wangen, vom Purpur des Genuſſes geröthet, derſelbe Karmin der Lippe, die vor dem tiefern Gedanken der vielſagenden Liebe erröthet, dieſelbe ſchöne Blume des Fleiſches, dieſelbe Harmonie der Glieder, die im ſtolzen Selbſtbewußtſein ihrer Reize ſich umſchlungen hielten! Alonzo und Mina waren beide entzückt, es war ſein erſtes Bild, das er ſeit jener Nacht gemalt hatte, und ſtand da in des Lebens unübertrefflicher Nachbildung, übergoſſen von Wahrheit und Natur. Mina ſchien ihr ſchönes zweites Ich noch überſtrahlen zu wollen. Es wurde ein Feſtabend für beide Liebende. Die trauliche Lampe wurde angezündet, die dampfende Punſchbowle bereitet, und in koſender Liebe ſaßen Alonzo und Mina auf dem engen zweiſitzigen Sopha, und ſchlürften die flüßige Gluth des Punſches ein, und der noch heißern Küſſe, und gegenüber ſtand die Staffelei mit dem fertigen Bilde. Immer heißer wurden ihre Küſſe, immer ſtiller ihre Lippen, immer lauter ihre Wünſche. Alonzo war voll Muthwille und ungezügelter Wildheit. Seine Gedanken fingen an, wie die matten Vögel mehr herumzuflattern, er neckte Mina, daß ihr Bild ſchöner ſei, als ſie ſelbſt, ſie aber herzte und küßte ihn in wilder Luſt, und ſprach: „wilder wilder Junge, wenn auch das Bild hübſcher iſt, als ich, ſo kann es doch nicht mit Dir anſtoßen auf langes Leben, und kann nicht „Du" zu Dir ſagen, nicht „Du", nicht dieſes ſeelenaustauſchende Wort; ich aber kann Dich duzen, Du ſüßer, ſüßer Junge Du!" und dabei duzten ihre Lippen die ſeinigen, daß ſie faſt wund wurden. Alonzo aber ſprang in trunknem Uebermuthe auf, und rief: „aber Dein Bild ſoll auch mit mir anſtoßen auf langes Leben, und ſoll mich duzen, zum Trotz der närriſchen Leiche!" Er füllte ſein Glas und Mina's, riß ſie mit hin zu ihrem Bilde, und rief:

„Vivat ſchönes Bild,
Sollſt leben, ſtoß' an,
Sollſt mich duzen,
Smolli's Fiduzit,
Hörſt, du ſollſt mich
Duzen, ſag' „Du"!"

„Du!" tönte es dumpf drohend und ſchauerlich zurück von dem Bilde, die Züge des Bildes belebten ſich, aber es waren Todtenzüge, die Farbe war erloſchen, der Blick gebrochen, die Lippen bleich, und in den ſtarren, offenſtehenden Augen lag der entſetzliche Tod. Mina ſank todt ihrem Bilde zur Seite nieder.

Am andern Tage war Alonzo nicht mehr zu finden, Minchen ſah ihn nicht wieder.

In Rom, in der Strada del popolo, in einem Palaſte ſaß tiefſinnig und verdrießlich der Prinz Moriz von ***. Ein dunkles Feuer brannte in ſeinen Augen, die aber eine tiefe Schwermuth verriethen. Die ſchweren, rothſeidnen Vorhänge waren halb herabgehangen über die alterthümlichen Fenſter, und überdunkelten das geräumige Zimmer. Das Auge des Prinzen war ſtarr auf ein Bild gerichtet, welches ihm gegenüber über einem ſchwarzen Marmortiſche in einem goldenen Rahmen hing, aber von einem ſchwarzen Schleier bedeckt war.

Er war beſtimmt, die ſchöne Prinzeſſin Alice von *** zu ehlichen; ſein Auge hatte ſie nie geſehen, ſein Vater, der regierende Fürſt von ***, hatte es ſo beſtimmt, und Prinz Moriz, der früher lange in der Welt herumgetummelt, und deſſen Herz an dem Gorgonenhaupte einer unglücklichen Liebe zu einer kalten Reſignation erſtarrte, willigte kalt und ruhig ein.

Die Thüre ging auf, und die Fürſtin Mutter, eine hohe ernſte Frau, voll Milde und Leutſeligkeit, trat herein. „Mein Sohn!“ ſprach ſie mit jenem ſanften Klange der Stimme, welche nur der Mutterliebe eigen iſt, „mein Sohn, wir haben den berühmten deutſchen Meiſter Haldern gewonnen, und bewogen, nach Neapel zu reiſen, um dort die Prinzeſſin Alice für Dich zu malen, iſt es Dir ſo recht?“ —

Prinz Moriz lächelte kalt und ſprach: „Wie Du willſt, meine theure Mutter!“ dabei wandte er ſeinen Blick wieder nach dem ſchwarzbehängten Gemälde.

„Lieber Sohn!“ fuhr ſanft die Fürſtin fort, „dann wirſt Du Alice’s Bild an jene Stelle hängen, und dieſes Bildniß, das Deiner Schwermuth nur ſtets eine Nahrung gibt, von da entfernen. Willſt Du, mein Sohn?" —

„Ich will, meine theure Mutter!" antwortete Prinz Moriz reſignirt.

Nach einigen Wochen kehrte der Maler Haldern mit dem Bilde der Prinzeſſin Alice nach Rom zurück.

In demſelben verdunkelten Zimmer ſaß Prinz Moriz, als die Fürſtin Mutter mit dem deutſchen Künſtler hereintrat. Ein Diener trug das Porträt im breiten, prachtvoll vergoldeten Rahmen hinter ihnen herein. „Hier iſt der deutſche Künſtler, mein Sohn!" fing die Fürſtin an — Haldern trat näher, der Prinz ſah auf — „Alonzo!" rief er heftig, und ſprang vom Sopha auf; Haldern trat erſchreckt zurück, und erbleichte. — Es war Alberto, der Prinz Alberto, dem er in München jenes frevelhafte Bild gemalt hatte.

„Ich ſehe, Ihr kennt Euch," ſagte die erſtaunte Fürſtin, „ich will ein ſo ſeltſam überraſchendes Wiederſehen nicht ſtören." Die Fürſtin ging, und ließ Alonzo mit ſeinem Bilde bei ihrem Sohne.

Düſter und ſtarr ſtand dieſer vor Alonzo. „Wo iſt Antonia?" fragte er endlich heftig, und faßte krampfhaft Alonzo's Hand.

„Dort!" tönte es matt und bebend von Alonzo's Munde.

„Todt!" rief entſetzt der Prinz, „o meine gräßliche Ahnung! Wann ſtarb ſie?" —

„Am 15. Juni Abends im vorigen Jahre."

„Ewige Gerechtigkeit!" ſtieß der Prinz entſetzt heraus, ſtürzte auf das ſchwarz verhüllte Gemälde hin, und riß den Flor hinweg. Alonzo ſah hin, und das Blut gerann in ſeinen Adern. Es war Antoniens Bild, welches er in der Frauenkirche zu München von ihr malte, aber es waren jene Züge des Todes, wie er es in der ſchauervollen Nacht im Leichenhauſe malen ſollte. Der Prinz und Alonzo faßten ſich zitternd die Hände.

„Am 15. Juni Abends war es," begann endlich der Prinz, „als ich vorigen Jahres wie gewöhnlich hier ſaß, und mein Auge auf jenes Bild, voll roſigem Leben und heißer Jugendgluth, heftete; da ſchienen die Züge ſich zu beleben, und in einander zu ſchwimmen, das Auge fiel zu, und hob ſich mit erlöſchendem, aber vorwerfendem Blicke nach mir, die Farbe des Todes überzog das Bild, es war Antoniens Leichenantlitz. Ich ſtürzte beſinnungslos nieder. Seitdem habe ich das Bild, das in dieſem Zuſtande blieb, verhüllt. Todt, alſo todt!" — Er warf ſich auf das Sopha, und kühlte die heiße Stirne in dem ſeidenen Pfühl.

Alonzo war zerknirſcht, er hing den Flor endlich wieder um das Bild, ſammelte ſich, trat auf den Prinzen zu, faßte ihn bei der Hand, und ſagte: „Beruhigen Sie ſich, mein Prinz; beſehen Sie doch das Bild Ihrer fürſtlichen Braut, da wird Ihnen des Lebens ſüßeſte Fülle, und der Anmuth unwiderſtehlichſter Zauber entgegenlächeln, und Tröſtung in Ihr Herz ſenden."

Der Prinz ſtand auf, und ſagte bitter lächelnd: „Nun wohl, Sie großer Meiſter, laſſen Sie ſehen!"

Alonzo ſtellte ſein mitgebrachtes Bild auf einen Seſſel, zog das Tuch, das darüber hing, herab. „Da!" ſagte er, und das Wort erſtarb ihm auf der Lippe. Es war die Prinzeſſin Alice, aber der Zug des Todes lag auf dem blaſſen Antlitz; der Leichenmund bleich, und die offenen Augen erſtorben.

Der Prinz brach in ein ſchallendes, wahnſinniges Gelächter aus; „das iſt Dein Segen, Antonia!" rief mit dumpfem Ton Alonzo, und ſtürzte aus dem Zimmer.

Zwei Jahre ſpäter ſehen wir einen ernſten, krummgebeugten Mann zu ſpäter Nachtzeit, auf den Knieen liegend, vor dem hochgebenedeiten Bilde der Gnadenmutter in der Kirche zu unſerer Lieben Frau in München. Heiße Thränen rannen über ſeine gramgefurchten Wangen, und benetzten das kalte Geſtein des Bodens; ſein Blick, in dem Reue und Andacht ihre Schweſterflammen angeſteckt, ſah gräulich und fromm hinauf zu der Gnadenſpenderin; ſein Mund bewegte ſich nicht, aber es lag der Ausdruck des innigſten, wärmſten Gebetes auf dem ausdrucksvollen Antlitz.

Still war es rings herum, kein Laut war rege in der hohen gewölbten Halle, nur ſeine Seufzer ſtiegen bis an die Decke empor, und erweckten ein mitleidig grauenerregendes Echo. Die heilige Ampel warf ein mattes Licht auf die gottgeweihten Gegenſtände, und Alonzo blieb unbeweglich mit gefoltertem Herzen vor der Madonna liegen.

Da ſchien es, als rauſche es durch die Kirche, wie ein heiliges Rauſchen, ein milder Schimmer umzog das engelſchöne Antlitz der Mutter Gottes, in dem ſich Mildniß und göttliche Reinheit offenbarten, ein himmliſcher Strahl der Gnade floß, wie Troſtesbalſam, aus dem heiligen Auge der Gebenedeiten nieder, und von dem ſüßen, verklärten Munde zog es, leiſe thauend, wie Muttergruß und Beſchwichtigung zum ſchmerzenskranken Kinde hernieder zu Alonzo's Ohren: „Du haſt bereuet und gebüßt, mein Sohn, der Schooß der ewigen Gnade iſt dem rückkehrenden Sohne doppelt gnadenreich; gehe hin, male das Bild der Mutter, der Erlöſerin, mit dem zarten Jeſuknäblein auf dem Schooße für das arme Kirchlein zu ***, und es ſei von Dir genommen der Bann jener unſeligen Stunde, und Deinem Gebilde ſei gegeben der Segen der Wahrheit, denn nur durch Frömmigkeit und durch Reinheit der Seele kann ſich Religion und ihre Tochter, die Kunſt, offenbaren dem menſchlichen Auge des irdiſchen Künſtlers!"

Die Unbekannte.

Ein Bruchſtück aus meiner Reiſemappe.

Noch einmal ſtieg ich den freundlichen Hügel hinauf, an den ſich die Stadt Semlin wie eine ruhende Nymphe anlehnt. Der königliche Iſter wälzte ſeine ernſtfluthenden Wogen hinab; die düſtere Save eilte ihm wie eine liebende Braut entgegen, miſchte ihre grünlichen Wellen in die tiefblauen ſinnigen Wogen des majeſtätiſchen Stromes, und eilte freudig mit ihm hinunter durch die lachenden Fluren und durch die bebauten Geſtade, die dem vorüberziehenden Paare freundlich zuzuwinken und zuzunicken ſchienen. Jenſeits leuchteten und flimmerten die Zinnen und Minarets der Feſtung Belgrad, die Haupt-Moſchee ragte hoch hervor; am Zuſammenfluſſe der beiden Ströme ſteckten die Häuſer der „Waſſerſtadt“ wie geſchwätzig die Köpfe zuſammen, und ich warf noch einen dankenden Kuß hinüber nach der ſogenannten „Zigeuner-Inſel“, wo die hohe Bajeluka mich geſtern zum letzten Male mit ihrem echt griechiſchen Gazellenblick anlächelte.

Auch von Semlin hatte ich ſchon Abſchied genommen, und ich eilte hinab, um mit dem über Peſth nach Wien gehenden Poſtwagen abzureiſen. Wenn der freundliche Leſer bei dem Namen Poſtwagen ſich etwa einen Thurn- und Taxis'ſchen bequemen Schwimmer, oder eine Preußiſch-Nagel'ſche weichgepolſterte, raſchbeſpannte Kutſche, oder eine baieriſche bequem-dehnliche, wenn auch etwas phlegmatiſche, Chaiſe denkt, ſo iſt der liebe Leſer ſehr in Irrthum, und kaum wird er ſich eine Idee von dem Weſen machen können, welches man zur dermaligen Zeit in Semlin einen Poſtwagen nannte.

Wenn aber dem Leſer je ein Menſch vorgekommen iſt, der in einem hölzernen, viereckigen Kaſten den großen Vogel Kaſuar von Markt zu Markte führte, um ihn für Geld ſehen zu laſſen, der kann ſich von den äußern Reizen dieſes Poſtwagens eine kühne Idee machen. Seine inneren Tugenden aber und ſein einwohnendes Gemüth kann nur der erfaſſen, und ihnen Gerechtigkeit widerfahren laſſen, der ſie in den Tagen der Geduld und in Nächten der Verzweiflung ſelbſt erprobt und erkannt hat. In dem trojaniſchen Pferde, in der Kuh des Phalaris, und in den ſtachligen Armen der eiſernen Jungfrau des Nabis ließ ſich ſanfter und wohlthunlicher ruhen, als in dem Schooße dieſes Poſtwagens, der mit Abrahams Schooß das gemein hatte, daß man auf die irdiſche Seligkeit ſchon verzichtet haben mußte, um in ihn zu kommen. Dieſer feſt auf ſeinen Achſen ruhende Quadratkaſten war inwendig nicht etwa ausgepolſtert mit weichen Sitzen, ſondern dieſe Sitze waren hart, wie der Sitz der Weisheit, und enge. Man denke ſich nun einen ſolchen grauſamen Marſchall Vorwärts mit ſechs kleinen, aber flüchtigen Pferden beſpannt, die über ungemachte, holprige Wege herzerſchütternd damit hinraſſeln, und denke ſich in dieſe Maſchine hinein, und dann kann man denken, mit welcher freudigen Sehnſucht ich dieſem Poſtwagen zueilte, welcher vor dem Kontumaz-Hauſe mich mit beſcheidenen Blicken und zerbrechlichem Karakter erwartete.

Griechen, Türken, Raizen, Wallachen und Juden ſtanden um die reſpektable Maſchine, um Zeuge ihrer erſtaunenswerthen Fortbewegung zu ſein. Auch Bajeluka ſtand da; ein ſerbiſches Käppchen wiegte ſich ſtolz auf dem Geflechte der buntbebänderten Zöpfe, und ihre Blicke ſagten mir noch ein feuchtes Lebewohl. Ich ſah mich nach meinen Reiſegefährten um, es war nur ein Einziger da, welcher noch obendrein eine Einzige war.

Ein Mädchen ſtand da, mit einem kleinen Bündelchen in der Hand, und erwartete, wie ich, das Zeichen der Abfahrt. Gleich mir ſpähte ſie nach der Reiſegeſellſchaft umher, und ängſtlich ſchien ſie es zu ahnen, daß außer mir ſich Niemand einfand. Wenn Claudia Galotti von dem Tone, mit welchem der ſterbende Appiani den Namen Marinelli ausrief, ſagt: „O könnte ich ihn zu Gericht ſtellen, dieſen Ton!“ ſo könnt' ich von dem Blick, mit welchem meine Reiſegefährtin mich anſah, als ſie bemerkte, daß ich der einzige Paſſagier ſei, ausrufen: „O könnt' ich ihn zu Papier ſtellen, dieſen Blick!“

Es war ein Blick, in dem ſich die heilige Unſchuld einer ſüßen Jungfräulichkeit, die Verlegenheit einer ſüßen Verſchämtheit, und zugleich die Angſt eines ſchüchternen Gemüthes ausſprach.

Das Zeichen zur Abfahrt wurde gegeben; meine unbekannte Reiſegefährtin ſeufzte noch ein Mal, indem ſie ſich zum letzten Male forſchend umſah, ob nicht noch in der letzten Minute Jemand zur Mitfahrt ankam; und als ſie keine Seele ſonſt als mich weſentlich erblickte, warf ſie einen reſignirenden Blick gen Himmel, ſendete ihr kleines Reiſebündelchen voraus in den Wagen hinein, und ſtieg ſelbſt hinterdrein. Ich half ihr ganz höflich in den Wagen und folgte ihr nach. Ich wollte neben ihr im Fond des Wagens Platz nehmen, allein ſie hatte ſich in die Mitte des Sitzes geſetzt, zur Rechten lag ihr Bündel, zur Linken ihr Arbeitsbeutel und ihre Handſchuhe, und ſie wies mir ſtumm mit dem allerniedlichſten Zeigefinger der rechten Hand den Rückſitz gegenüber als für mich beſtimmt an. Ich wollte anfänglich mein Wagenrecht und meinen Reiſepaßſchein, welcher mir einen Oberſitz anwies, geltend machen; ſchon ergriff meine frevelhafte Hand das Bündelchen, um mich an ſeine Stelle zu verfügen, allein ein faſt befehlender Blick von der Alleinherrſcherin des Oberſitzes, und die Worte: „nein, hier dürfen Sie nicht ſitzen,“ ſchleuderten mich allgewaltig auf den Rückſitz hin. Ich legte ebenfalls meine kleine Reiſemappe mit Schreib- und Zeichnenzeug auf die eine Seite, und auf die andere Seite meinen echt angerauchten ungariſchen Pfeifenkopf und

Tabakbeutel hin, und ſo ſaßen wir denn, in unſere Requiſiten eingepfühlt, uns gegenüber. Der Wagen war ſchon längſt in Bewegung, und rüttelte mir nicht nur die Glieder, ſondern auch das Herz recht tüchtig durcheinander. Ich wollte ſogleich ein Geſpräch anknüpfen, allein ich war nicht wenig verlegen, wie und womit? Das gewöhnliche: „Wir haben ſchönes oder ſchlimmes Reiſewetter,“ ſchien mir bei einer ſo beſondern Dame nicht ganz paſſend. Mit einem Komplimente: „Ich ſchätze mich glücklich u. ſ. w.,“ ſchien da auch nicht viel los zu ſein; ich kam alſo auf den Gedanken, ihr ſogleich meinen Paß zu zeigen, denn das iſt doch die Hauptſache der Reiſenden, daß ſie ſogleich zu erfahren ſuchen, wie der Mitreiſende mit Vor- und Zunamen heißt, woher er iſt, und ob er in Tuch-, in Wein- oder in Herzens-Angelegenheiten reist, zum Vergnügen oder zum Mißvergnügen.

Ich zog alſo meinen Paß aus der Taſche, wendete mich an meine annoch ſtumme Reiſegefährtin, und ſprach mit ſanft-demüthiglicher Stimme: „Hier, mein liebenswürdiges Fräulein!“ — Ein „Bſt!“ ſchreckte mir die Fortſetzung meiner ſchönen Rede in die Bruſt zurück; ſie verrichtete nämlich im Stillen ein Reiſegebet. Mit geſenktem Blick und gefalteten Händen ſaß ſie da, und ihre Lippen bewegten ſich unmerklich.

Während meine Reiſegefährtin in Gedanken vertieft ſaß, hatte ich Muße, ſie zu betrachten. Eine Schönheit war ſie nicht zu nennen, und ein ſcharfer Formenmeſſer hätte alle Regelmäßigkeit der Züge vermißt. Allein es lag ein tiefer und faſt ſichtlich wehmüthiger Reiz, eine ſchmerzliche Liebenswürdigkeit in jedem Zuge. Eine feine, geiſterartige Bläſſe lag wie ein durchſichtig gewobener Schleier auf dem etwas länglichten Antlitz. Der edle Mund war zart geformt, mit faſt blutrothen Lippen; und ein leiſes, kaum bemerkbares Zucken bewegte zuweilen den rechten Lippenwinkel, ſo daß dieſes Zucken ausſah wie ein bitteres Lächeln; doch ſogleich zog ſich eine ruhige Unbeweglichkeit über das klare bleiche Antlitz hin. Ueber der ſchmalen, aber ſcharfgeſchnittenen römiſchen Naſe berührten ſich die dunklen Augenbraunen in unbeſchreiblich lieblicher Wölbung, und über den Ernſt einer ſehr ſchönen Stirne fiel in braunen Ringen das Geflechte der langen Haare herab. Einen ganz abſonderlichen Zauber aber verliehen dieſem ſchwärmeriſchen Antlitz ganz vorzüglich lange, ſeidene Augenwimper. Ich wartete lange, bis ſie die Wimper aufſchlug, und eine unwillkürliche Trauer ſchien in mein Herz einzuziehen, als ich das Auge ſah, in deſſen braunen Sternen ein eingeſargter Schmerz, ein in Aether aufbewahrtes Weh zu ſchwimmen ſchien. Und dennoch lag auch wiederum eine demüthige Reſignation in der feuchten Gluth dieſes Blickes, und ein ganz eigener Augen-Aufſchlag, wenn ſie den Blick zum Himmel richtete, gab dieſen Augen einen wunderſamen Glanz und Schimmer. Lange ſaß ich ſchweigend da, denn der Anblick eines Weh's, das wir nur ahnen, aber nicht kennen, macht uns immer ſtumm, ſo wie überhaupt jedes Unglück nur Ehrfurcht einflößen kann. Ich wußte von meiner Reiſegefährtin gar nichts, aber ich war überzeugt, daß ſie, ſo jung noch, doch ſchon einen tiefen vernichtenden Schmerz erfahren haben mußte. Sie mochte wohl einen Theil meiner Gedanken errathen, ſie fuhr mit der feinen, zartfingerigen Hand über die Stirne hin, gleichſam als wollte ſie allda einen Gedanken wegbringen, und nahm mit einer Art von Anlauf das Wort, um mir zu ſagen, daß es mich wohl befremdet haben wird, wie ſie mir ſo eigentlich widerwagenrechtlich den Rückſitz anwies; wie ſie es aber indeſſen für nöthig erachtete, ſogleich die ſtrengſte Gränzſcheide zwiſchen uns einzuführen, und ſo die Linie anzugeben, welche uns während der ganzen Reiſe trennen ſollte.

Ich erwiderte hierauf nichts, als daß ich ihr bemerklich machte, daß wir ſchwerlich die ganze Reiſe über von Semlin nach Peſth und Wien allein bleiben werden; daß wahrſcheinlich unſere Mitpaſſagiere ſehr oft wechſeln werden; daß wir als die am längſten Zuſammenbleibenden ſo zu ſagen uns mehr als die Uebrigen angehörten; daß ſie auf jeden Fall beſſer thäte, vor den übrigen Mitreiſenden, die noch etwa kommen könnten, das Verhältniß einer Schweſter zu mir anzunehmen. Ich ſtellte ihr vor, daß wir in dieſer Gegend wohl nicht auf weibliche Geſellſchaft rechnen können, daß die Männer, die ſich zu uns geſellen könnten, ſchwerlich Zartgefühl und Bildung genug haben werden, um ein allein reiſendes Frauenzimmer mit gebührender Achtung und Artigkeit zu behandeln; daß ſie nur zwiſchen zwei Uebeln zu wählen habe, und ich als Bruder das kleinere Uebel zu ſein mir ſchmeichle. Sie ſchwieg lange, der rechte Lippenwinkel zuckte zwei- oder dreimal zuſammen, ſie fuhr mit der Hand wieder über die Stirne und ſaß bedenklich da. Endlich ſchlug ſie die Augen auf, ſah mich durchdringend an, reichte mir dann die Hand und ſprach: „Es ſei; es iſt etwas in Ihrem Weſen, in Ihrer Art ſich auszudrücken, das mir Zutrauen einflößt. Wir ſind vor allen Reiſegefährten Schweſter und Bruder. — Wie heißen Sie? mit dem Vornamen mein' ich?“ —

„Ich heiße Moriz —“

„Und ich“ — hier ſtockte ſie und fuhr wieder mit der Hand über die Stirne — „ich — ich heiße Theone. Wir ſind aus Semlin und beſuchen einen Onkel in Wien. Aber ſo lange wir allein reiſen, bleiben wir — —“

„Moriz und Theone,“ ſagte ich lächelnd; ſie zog die Hand zurück, und ſchwieg lange, gleichſam mit ſich ſelber ſchmollend, daß ſie ſich in dieſe Situation verſetzte.

„Ach,“ ſagte ſie endlich wieder, „ich denke eben darüber nach, daß der Menſch ganz thörichter Weiſe beruhigter iſt, wenn er von einem Menſchen gerichtliche Kundſchaft hat, als wenn er eine geiſtige und ſeelenhafte Kenntniß von ihm hat. So zum Beiſpiele bilde ich mir ein, ich würde viel mehr Zutrauen zu Ihnen haben, wenn ich wüßte, wie Sie mit dem Familiennamen heißen, woher Sie ſind, was für Geſchäfte Sie treiben, und noch andere ähnliche Kleinigkeiten mehr. Im Grunde aber ſage ich mir ſelbſt, daß dieſes Alles äußere Zuthaten und Hülfen ſind, die doch eigentlich zu unſerm jetzigen Verhältniß nichts beitragen können. Aber ſo iſt der Menſch! Er klebt an Namen, Oertlichkeit, Zufälligkeit: die Seele des Menſchen hat etwas an ſich, das bei jedem Andern nach Herkunft u. ſ. w. fragt. Doch ſein Sie ruhig, ich werde Sie um nichts fragen, aber Sie geben mir Hand und Wort darauf, daß Sie mich auch nicht im mindeſten um etwas fragen; ich heiße Theone, das ſei Ihnen genug.“ Ich gab ihr meine Hand darauf, ſie um gar nichts von ihren Verhältniſſen zu befragen.

Es ging Alles gut, wir ſchwatzten vertraulich über Lebensſchickſal, Glück und Schmerz, über Literatur und Zeit, und Theone entwickelte einen hellen und geprüften Verſtand, eine lautere Anſicht der Dinge, eine vielſeitige Bildung des Herzens und des Geiſtes. Jedoch häkelte ſich an alle ihre Aeußerungen am Ende eine aphoriſtiſche Schlußbemerkung an, die ſtets einen Bodenſatz von Bitterkeit und Unmuth hatte, ſo daß es mir immer klarer wurde, daß ſie durch einen großen Verluſt oder durch ein ungewöhnliches Unglück ihr Leben als einen blinden Spiegel betrachtete, aus dem kein freundliches und klares Bild mehr herausſchauen könne. Am erſten Tage ging es noch ziemlich gut. Am Abend geſellte ſich in M** ein armeniſcher Kaufmann zu uns, und die erſte Scene in dem Schweſter- und Bruderſpiel mußte beginnen. Ich hatte mich vor Allem zu ihr hinaufgeſetzt, welches das erſte brüderliche Privilegium war. Allein wir hatten an Eines nicht gedacht, daran, daß wir als Bruder und Schweſter uns „Du“ und „Du“ nennen mußten. Es gewährte mir einige Minuten eine große Unterhaltung, die Bemühungen zu bemerken, mit welchen ſie in ihren Anreden jedes „Sie“ und jedes „Du“ zu vermeiden ſuchte.

Sie ſprach in lauter Umſchreibungen. Endlich ſagte ich ihr: „Ich weiß nicht, was Du meinſt, Theone, drücke Dich doch deutlicher aus! —“ Ihre Geiſterbläſſe würde für einen Moment wie phosphoreszirt; ſie fuhr wieder mit der Hand über die Stirne und ſagte: „Ich kann es nicht!“

In dem Wörtchen „Du“ liegt ein eigener Zauber. Ich mag es nicht leiden, ein geliebtes Weſen ſo anzuſprechen, als wenn es eine Geſellſchaft von Perſonen wäre! Wenn es möglich wäre, eine Benennung zu finden, die noch mehr vereinfacht, als „Du“, ich würde ſie für meine Geliebte wünſchen. Iſt es glaublich, daß Adam zu Eva „Sie“ ſagte? Das Duzen iſt ſo zu ſagen ein Conto-meta-Vertrag zwiſchen zwei Herzen; aber nur zwiſchen Frauenzimmern oder zwiſchen Liebenden.

Mit einem Manne mag ich mich ſehr ſelten duzen. Das „Du“ zwiſchen Männern iſt gewöhnlich der Abſchiedsbrief der gegenſeitigen achtungsvollen Behandlung. Wenn man beobachtet, wie die Mädchen ſich unter einander zu duzen anfangen, ſo geſchieht das gewöhnlich bei rührenden herzlichen Gelegenheiten; bei Spazierpartheieen u. ſ. w. Die Männer hingegen fangen nur immer beim Weinrauſch an, ſich zu duzen! Wenn die Männer beim Weine gegenſeitig anſtoßen und ſagen: „Bruder, Du ſollſt leben!“ ſo iſt dieſer Augenblick der letzte, in welchem ſie gegenſeitig ſich höflich, artig und freundſchaftlich behandeln. Das ſogenannte Schmolliren der Männer iſt nichts als die Erlaubniß, die Einer dem Andern gibt, ſo grob mit ihm zu ſein, als er nur immer will.

Wenn ſich aber zwei Frauenzimmer duzen, ſo gehen dabei alle Herzensmaſchen auf, und ſie wickeln fortan nur einen Gefühlsfaden ab. Ich weiß aber kaum, wie es möglich iſt, daß zwei Liebende „Sie" zu einander ſagen können! Es iſt mir dann ſo, als ob jeder Einzelne in dem Andern noch ein paar Perſonen mit liebte, und ich bin eiferſüchtig auf meine imaginären Nebenbuhler! Das iſt auf den analeutiſchen Inſeln ein herzlicher Gebrauch: das Mädchen nimmt den Namen des Geliebten, und der Jüngling den Namen der Geliebten an. Iſt das nicht poetiſcher, als Alles, was unſere poetiſchen Dichter je in Liedern, Madrigalen und Sonetten ausgeſonnen und ausgeſponnen haben? Das ſagt ſo viel, als Ich bin Du, und Du biſt Ich! Wenn ich einen Gegenſtand ſo recht innig und ſeelenhaft liebe, fällt es mir nicht nur ſchwer, „Sie" zu ihr zu ſagen, ſondern es klingt mir lächerlich, und es ſcheint mir komiſch, zu ſagen: „Ach, geben Sie mir einen Kuß!"

Das iſt ja eben die Heiligkeit des Wortes „Du", daß es die ewige Einheit des Gegenſtandes und der Anbetung bezeichnen ſoll. Wenn der Menſch zu ſich ſelber ſpricht, ſagt er „Sie" zu ſich, oder „Du"? Und da der Gegenſtand der Liebe unſer Ich iſt, warum ſollen wir „Sie" zu ihm ſagen? —

Theone hatte ſich nach und nach daran gewöhnt, mich „Du" zu nennen, und ſo erſchloß ſich auch ihr Weſen immer mehr in Ergießungen der ſchönſten, edelſten und lauterſten Empfindungen, in Aeußerungen der klarſten und weichſten Seele. Sie trug einen Schmerz, einen tiefen, mit ſich herum, den ich nicht kannte. Ein Schleier war über ihn geworfen, den ich zu lüften nicht wagte. So kamen wir der Reſidenz näher und näher, und an einem ſchönen Morgen ſtieg die Spitze des Stephansthurms, wie ein aufgehobener Zeigefinger, vor uns in die Höhe.

„Siehſt Du?“ rief ich aus, „das iſt der Stephansthurm!“ —

„Ich kenne ihn,“ erwiderte ſie, und augenblicklich ſchien ſie es zu bereuen, das geſagt zu haben. Eine ängſtliche Ungeduld, eine ſchwerverholene Peinlichkeit wuchs bei ihr, je näher wir der Reſidenz kamen. Ich ſchwieg und beobachtete ſie im Stillen. Als wir in die Ringmauer der Stadt einfuhren, legte ſie die zur Fauſt eingezogene Hand wie zum Drucke auf das Herz, als wollte ſie da drinnen etwas beſchwichtigen und ſich ſelbſt etwas angeloben. Dabei zuckte der rechte Lippenwinkel heftiger und ſchmerzlicher als je zuſammen. Im Mauthhauſe ſtiegen wir nach einer dreizehntägigen Fahrt endlich ab, um nicht wieder einzuſteigen.

Als unſere Sachen unterſucht wurden, ſah mich Theone an, und ſprach nach einem ſichtbaren langen Nachdenken und Kampf: „Nie werde ich es vergeſſen, wie Sie auf dieſer langen Fahrt ſo edel und fein, ſo ſorgſam und zuvorkommend, und dabei ſo zart und ſchonungsvoll eine Ihnen unbekannte Reiſegefährtin behandelt haben. Wenn Ihr Name kein Geheimniß iſt, ſo ſchreiben Sie ihn ſammt Ihrer Wohnung hier in meine Brieftaſche ein. Dafür erbitte ich mir auch Ihre Brieftaſche, um einige Worte hineinzuſchreiben; allein Sie müſſen mir verſprechen, ſie nicht zu öffnen, bis Sie in Ihrer Wohnung ſind.“

Ich gab ihr das Verſprechen, und die Brieftaſche, indem ich zugleich in ihre Brieftaſche mein Abſteigequartier: „Die ungariſche Krone in der Schulengaſſe“, einſchrieb.

Nachdem ſie einige Zeilen eingeſchrieben, gab ſie mir die Brieftaſche zurück, ſah mich noch ein Mal recht herzlich, durchdringend und wehmüthig an, und reichte mir die Hand. Ich küßte ſie mit einer innern wahrhaftigen Wehmuth, wir ſprachen Beide kein Wort und trennten uns. Ich ließ meine Reiſeſachen eilfertig zuſammenwerfen, um nur ja recht bald in „die ungariſche Krone“ zu kommen, und da die enträthſelnden Zeilen zu leſen.

Ich war kaum im Gaſthauſe auf meinem Zimmer, als ich haſtig meine Brieftaſche öffnete, um die von Theonen eingeſchriebenen Zeilen zu leſen. Ich las:

„Schelten Sie mich nicht undankbar, nicht mißtrauiſch, wenn ich Ihnen meinen Namen für immer verſchweige. Eine höhere Macht hat ein undurchdringliches Dunkel über mich und über meinen Schmerz geworfen. Forſchen Sie nicht nach, denn es iſt eben mein Weh, daß es den Berührenden verſteinert. Forſchen Sie mir nicht nach, es wäre doch vergebens. Leben Sie wohl, auf ewig! Theone.“ — Ich machte mir ſelbſt Vorwürfe, nicht ſogleich vom Mauthhauſe der Unbekannten heimlich nachgegangen zu ſein. Ich war unmuthig und verdrießlich, doch nahm ich mir vor, ſie auszuſpähen.

Ich war Monate lang in Wien geweſen, ich forſchte ohne Unterlaß nach meiner Unbekannten. Ich durchzog zu jeder Tages- und Abendzeit alle beſuchten und unbeſuchten Plätze der ausgedehnten Stadt. Ich beſuchte Theater, Concerte, Bälle, Gärten, Bäder, den Prater, den Augarten, die Umgebungen Wiens, Baden u. ſ. w. Ueberall forſchte ich nach Theonen, jedem blaſſen Geſichte, jeder dunklen Haarlocke zog ich nach, doch nie und nirgend entdeckte ich eine Spur von ihr. Vergebens hatte ich alle meine Freunde und Bekannte in Bewegung geſetzt, keiner von ihnen wollte je ein weibliches Weſen nach meiner Schilderung geſehen haben.

Wohl hundertmal überlas ich die räthſelhaften Zeilen in meiner Brieftaſche und erſchöpfte mich in Muthmaßungen und Gedanken über dieſe geheimnißvolle Erſcheinung und ihr dunkles Geſchick; die Zeit, Berufsgeſchäfte, der Wirbel der großen Reſidenz, endlich eine eigene Herzensangelegenheit ließen die Begebenheit und die Unbekannte in den Hintergrund meines Gedächtniſſes treten; ich legte die verhängnißvolle Brieftaſche in ein geheimes Schiebfach meines Schreibpultes, und erinnerte mich nur ſelten mehr der ſonderbaren Begebenheit.

Der Mühlbrunnen war heute außerordentlich beſucht; faſt alle Badegäſte Karlsbads drängten ſich an einander; man trank und lachte, ſchwatzte, trat zuſammen in größern und kleinern Kreiſen, oder ging auch zu Zweien in den Seitengängen auf und nieder. „Willſt Du nicht einen Ausflug mit mir nach dem Dreikreuzberg machen?“ fragte mich der junge Z., ein Maler aus Berlin, der in einem Hauſe mit mir wohnte.

„Vom Herzen gern!“ erwiderte ich, und wir zogen ſogleich durch die lange Straße, die ſchöne Wieſe hinab.

Unter mancherlei Geſprächen waren wir über den Tepel-Fluß gekommen, und hatten langſam den Dreikreuzberg beſtiegen. Eine maleriſche Ausſicht nach dem Berglande um Karlsbad macht dieſen Punkt höchſt intereſſant. Das Erzgebirge liegt lang und fern ausgeſtreckt da. Leichte Nebel und Wölkchen liefen wie anfliegende düſtere Gedanken über die Stirne der Felſen hin, und ein leiſer Wind ſpielte mit den Wälderlocken am Scheitel derſelben. In den Ebenen ſpielten ſchöne Buchen- und Fichtenwälder ihr gefächertes Grün wie Jaspisteppiche durch die Thäler, und ein feierliches Schweigen zog durch die Tiefen, gleichſam als lägen die Wälder im ſtillen Gebet. Wir ſtanden und gingen lange ſchweigend neben einander her, wie denn zuweilen zwei Freunde oder zwei Freundinnen ſehr lange ganz ſtill mit einander zuſammen gehen, und ſich doch in Gedanken beſprechen und ihre Gefühle austauſchen. Ein Jedes weiß es vom Andern, daß es jetzt nicht ſprechen kann und auch nicht angeſprochen ſein mag, und dennoch ſind ſie gern zuſammen und theilen ſich ihr Schweigen mit.

So zogen wir denkend-ſchweigend und ſchweigend-fühlend um die Spitze des Dreikreuzberges herum, und gelangten um einen Vorſprung, der uns eine neue Anſicht eröffnete. Als wir herumkamen, gewahrten wir zwei weibliche Weſen, die mit dem Rücken zu uns gekehrt, auf einem Steinabhange ſaßen. Die eine, dem Anſehen nach ältliche Dame, ſchien der andern jüngern aus einem Buche vorzuleſen; dieſe ſaß, den Ellenbogen auf das Knie, und das Haupt auf die Hand geſtützt, in nachdenkender Stellung da. Ein großer Karlsbader Sonnenhut bedeckte ihr Haupt. Ich wollte zurück, um die Damen nicht zu ſtören; allein der wilde Z. zog mich vorwärts, indem er meinte, „der lieben Schönheit weich' nicht aus, findeſt Du ſie auf dem Wege." Wir ſchritten alſo raſch hinan; von dem Geräuſche aufmerkſam gemacht, blickte die Junge um, es war — Theone.

„Theone!" rief ich in meiner gränzenloſen Ueberraſchung aus; die beiden Damen erhoben ſich, Theone war ſichtlich ergriffen, ein leiſes Beben der Hand, mit welcher ſie die ältere Dame vom Raſenplatze in die Höhe zog, hatte ſich in eine unverläugbare Schwermuth umgewandelt. Der rechte Lippenwinkel zuckte häufiger und heftiger zuſammen, und der Blick glühte dunkler durch die langen Wimpern hervor. Sie hatte ſich indeſſen geſammelt, und ſtellte mich der Dame vor, mit den Worten: „Mein Reiſegefährte, von dem ich Ihnen erzählte!"

Die Dame, eine hohe Geſtalt, eben in den Vierzigen, mit einer ausdrucksvollen, aber liebloſen Phyſiognomie, wurde mir als ihre Tante vorgeſtellt. Mein Freund Z. bot der Tante den Arm an, und ich blieb mit Theonen einige Schritte zurück. Sie war ſehr erſchüttert. Ich überließ mich der Hoffnung, nun in Karlsbad wieder einige Zeit mit ihr zuzubringen, und endlich ihren Namen und ihre Schickſale zu erfahren. Schweigend und ſchmerzlich ſchüttelte ſie verneinend den Kopf.

„Laſſen Sie mich den dunklen Weg des Lebens allein gehen; jedes hineinfallende Licht würde nur die Gräßlichkeit desſelben mir noch greller zeigen. Ich bin nicht in Karlsbad. Wenn es Sie beruhigen kann, ſo nehmen Sie die Verſicherung hin, daß ich nichts mehr zu hoffen, aber auch nichts mehr zu fürchten habe.“

Vergebens bot ich alle meine Beredſamkeit, alle Verſicherungen, die Freundſchaft und Innigkeit nur eingeben können, auf, um etwas Näheres von dieſer wunderſamen Erſcheinung zu erfahren.

Die ältere Dame ſah ſich alle drei Schritte, ängſtlich forſchend und lauernd, nach uns um, und jedesmal fühlte ich Theonens Arm in dem meinen zittern, wenn dieſes geſchah. So waren wir den Berg hinabgekommen, an den Eingang der Birkenwaldung, die unten ſich im Thale ausdehnte.

Ein leichter Wagen, raſch beſpannt, ſtand da, ein Diener im grauen Ueberrocke ſtand am Kutſchenſchlage. „Hier trennen wir uns noch einmal, ich wünſchte, für ewig!“ ſagte Theone, ſah mich noch einmal ſchmerzlich lächelnd an, und ſtieg ein. Die Aeltere lauerte auf jedes Wort, auf jede leiſe Bewegung, und ſtieg nach ihr in den Wagen, der nun ſchnell in die Krümmungen des Waldwegs einbog und uns entſchwand.

Der Maler Z. neckte mich lange mit dem räthſelhaften blaſſen Liebchen, wie er es nannte; und lange noch konnte ich mich einer düſtern Stimmung nicht erwehren, bis ein paar Jahre wieder die ganze Begebenheit in den Hintergrund ſetzten.

Die Oſtſee trug das Dampfboot wie ſpielend auf ihrem Rücken, wir ſtanden auf dem Verdecke, und freueten uns des ſchönen Tages, der heitern See, der glücklichen Fahrt.

Das Ziel meiner Reiſe, das Seebad Travemünde, war nicht mehr fern, und ſchon nahm ich von meinen Reiſegefährten Abſchied, denn das Dampfboot legt nur in Travemünde an, um da die Paſſagiere für Kopenhagen mitzunehmen, und ſegelt nach wenigen Stunden wieder ab.

Alle Badegäſte Travemünde's ſtanden am Ufer, um das Dampfſchiff ankommen zu ſehen. Ich ſprang ungeduldig über das Bret hinunter und flog gerade einem Berliner Freunde in den Arm. „Das iſt ja himmliſch," ſagte er mit allem Berliner Accent, „daß Sie gerade heute, gerade jetzt kommen!"

„Warum denn?" fragte ich.

„Das wird Sie himmliſch amüſiren, ſo eben iſt Deklamatorium im großen Kurſaale, und die himmliſche S** aus Breslau trägt mehrere Gedichte von Ihnen vor, nein, das iſt himmliſch!"

Ich fand eben nichts Himmliſches daran, weder an Dlle. S** noch an meinen Gedichten; indeſſen die Curioſität, die liebe Eitelkeit und das Drängen meines Freundes beſtimmten mich, ſogleich ins Concert zu gehen, ſo gern ich noch die Abfahrt des Schiffes mit angeſehen hätte.

Im Concertſaale fand ich ſchon einen Theil des Badepublikums verſammelt, um der Herrlichkeit zu warten, die da kommen ſollte. Ich ſah meinen Namen dreimal auf dem Concertzettel, und wurde um einen Zoll höher! Ich drängte mich ſeitwärts bis nahe an die Erhöhung hin, worauf heute noch die oder der Kunſt geopfert werden ſollte. Nach einigen leidlichen Muſik- und Geſangſtücken kam die himmliſche S**, und begann zu deklamiren; mein Berliner drückte mir faſt den Arm wund, ſo entzückt war er. Nach dem erſten Stückchen, welches ſich eines gnädigen Beifalls zu erfreuen hatte, ſchickte die himmliſche S** ihre Blicke wie ein Gendarmerie-Piquet umher, und als ſie mich erblickte, wäre ſie bald roth geworden.

Mehrere von den Bade-Damen traten auf ſie zu, und ich bemerkte ſogleich, daß ſie mich, nicht nur Staubgebornen, ſondern jetzt auch Staubbedeckten, als den Verfaſſer jener „himmliſchen" Gedichte bezeichnete. Ich ſchlug züchtig meine Augen nieder und zog meinen Freund aus dem Saale. So eben erſcholl der erſte Kanonenſchuß, ein Zeichen, daß das Dampfboot nun bald abſegelt. Ich ſchritt ſchnell hinan ans Ufer. Noch ein Kanonenſchuß, der zweite; beim dritten ſtößt das Schiff vom Ufer. Ich verdoppelte meine Schritte, ſteh' am Brete, welches die Einſteigenden hinunter trägt, da nahen ſich zwei Damen, ich ſehe ſie an, es iſt Theone und ihre Begleiterin! —

Theone fuhr zuſammen und ſchwankte, ich reichte ihr mechaniſch den Arm, und leitete ſie hinüber; kein Wort vermochten wir zu reden: ſie ſtieg mit ihrer Begleiterin aufs Verdeck —, der dritte Kanonenſchuß erſcholl, das Schiff ſtieß vom Ufer ab, ich ſtand verſteinert da, und ſah nur noch das Wehen ihres weißen Taſchentuches aus der Ferne.

Vergebens forſchte ich dann in Travemünde, kein Menſch wußte etwas von ihnen. Blos der Kellner in der „Stadt Roſtock“ ſagte mir, es wären heute zwei Damen nach meiner Beſchreibung aus Lübek angekommen, aber ſonſt konnte er mir nichts ſagen.

Lange blieb der traurige Eindruck, den Theone bei ihrem Einſteigen in das Dampfſchiff auf mich machte, in meiner Bruſt zurück. Bleicher als je ſah ihr Geſicht, in dem Blicke lag ein erlöſchendes Feuer, und ihre Züge ſchienen etwas ungewöhnlich Leidendes und Schmerzliches zu verrathen. Ich hatte nachher in Lübek und Hamburg auch vergebens nach den beiden Damen geforſcht, und ich hegte noch immer die Hoffnung, daß der Zufall mich noch einmal mit ihr zuſammenführen werde.

Ich hatte in „Stubenkammer“ das ſeltne und entzückende Schauſpiel genoſſen, die Sonne an einem Morgen zweimal aufgehen zu ſehen, und meine Bruſt war noch ſo ganz voll von dieſer erhabenen und erhebenden Scene. Wer je die Inſel Rügen beſucht, verſäume ja nicht, ſich dieſen Genuß zu verſchaffen, der freilich ſelten zu erhaſchen iſt, indem man von dem allerſchönſten, wolkenloſeſten Morgenhimmel begünſtigt ſein muß, und weil man ſodann auch mit mühevoller Schnelligkeit die hohe Kreidewand, von dem ſogenannten König-Stuhl hinab, an das Seeufer klettern muß. Dann hat man oben ſchon einmal in dem roſigen Morgenſtrahl gebadet, die erwachende Natur begrüßt, die leuchtenden Baumwipfel glänzen geſehen, und die Sonne betrachtet, wie ſie gleich einer erröthenden jungen Frau aus dem hochzeitlichen Morgengezelt aus dem Schooße der Oſtſee aufſteigt, und dieſes ihr Gliederbad mit verſchämtem Blick übergoldet; und nun ſteht man wieder tief unten in Dämmerung und nächtlicher Ruhe, nur hoch über uns glühen die Bergesſpitzen wie Weihrauch-Kerzen, und die obere Atmoſphäre iſt muſiviſch entbrannt; über der See aber liegt noch ein ziehendes Dunkel, bis die Sonne uns zum zweiten Mal emporſteigt, und die See auflodert, und die ſtreifenden Möven ihre Flügel in die Fluthen tauchen, als wollten ſie ſie vergolden, und von den weißen Kreidefelſen ſpringen die Strahlen in die flammenden Wogen zurück.

Ich ſtieg hinab, brachte noch ein Stündchen in dem höchſt ſchwermüthigen Haine der Hertha zu, und fuhr ſodann nach Altenkirchen. In dieſem reizenden, patriarchaliſchem Dörfchen hatte Koſegarten gelebt, und ich betrat mit freundlicher Erinnerung die Stätte, wo ſeine gemüthliche Muſe gewaltet hatte. In der kleinen, ganz unanſehnlichen Kirche fand ich ein Wandgemälde, deſſen Malerei erbärmlich war, und das gewiß von keinem wandernden Kunſt- und Natur-Brandſchatzer noch eines Blickes beachtet wurde. Auf mich aber machte das, was es enthielt, einen hohen, wohlthätigen Eindruck, denn ſchwerlich kann man was Einfacheres, Frommeres und Sinnigeres ſehen als dieſes ſchlechtgeſchmierte Bild. Es ſtellt nämlich zwei ineinandergeſchlungene Pſalter vor: auf der einen ſpielt eine aus den Wolken herausgehende Hand, und unten befinden ſich die Worte:

„So ſind der echten Chriſten Herzen,
Wenn eines, angeregt von Schmerzen,
In Klag' und Weheruf verhallt,
Das andere in Mitgefühl erſchallt."

Geht hin, ihr Maler und Poeten, Schnörkler und Versler unſerer Zeit, und erfindet etwas, das heiliger, zarter und chriſtlicher erſonnen iſt! — Von der Kirche führte mich der freundliche Küſter, ein zuthunlicher ſanfter Greis von munterm Weſen, auf den Kirchhof, und zeigte mir einige intereſſante Grabhügel.

Ein noch junges Grab lag an der Mauer, ein einfaches Holzkreuz war darauf gepflanzt; zufällig warf ich meine Blicke im Umwenden darauf, und las: — „Theone."

Ich ſtand wie verſteinert, es war mir, als ſpränge in meinem Herzen etwas in Stücken. Der Küſter gewahrte, wie mich dieſes Grab ergriffen hatte, und fragte: „Iſt Ihnen dieſer Name bekannt?"

Er erzählte mir darauf, wie vor ungefähr einem halben Jahre ein Frauenzimmer (ich erkannte ſogleich, daß ſie es war) nach Altenkirchen kam, und angeblich von der Natur der Inſel angezogen, ſich allda einige Zeit aufhalten wollte. Sie blieb da, lebte für ſich, beſuchte die Kirche und den Kirchhof, las und ſchrieb in letzter Zeit fleißig. Man ſah, daß ſie litt, und bald blieb dem Küſter kein Zweifel, daß ſie bald ſterben werde. Sie ſelbſt wurde nur heiterer bei dem Gedanken, und verſchied ſanft, nachdem ſie dem Küſter noch einige Papiere gegeben, die ihre Lebensgeſchichte enthielten, und die er, ihrem Auftrage gemäß nach ſechs Monaten an mich nach Berlin ſchicken ſollte. Nachdem ich mich bei dem Küſter über meine Perſon legitimirt hatte, übergab er mir die Briefe. Ich ſetzte mich auf Theonens Grab, und las ihre wunderſame Leidensgeſchichte, die ich dem Leſer einmal unter dem Titel: „Die Verhängnißreiche“ mittheilen werde.

Wahnſinn durch unglückliche Liebe.

Eine wahre Anekdote aus meinem Leben.

Der Polizei-Rath *** in Berlin feierte ſein Jubiläum auf eine herzliche und fröhliche Weiſe. Wir waren bis tief in die Nacht hinein beiſammen, ſahen tief in die Flaſche, und vertieften uns in abenteuerliche Erzählungen, Mord- und Geiſtergeſchichten. Es war ungefähr gegen Mitternacht, als ich Abſchied nahm, und der ſorgſame Wirth gab mir einen jungen Mann aus der Geſellſchaft zur Begleitung mit, weil ich einen langen Weg zu machen hatte.

Ich hatte den jungen Mann früher kaum bemerkt, er aß viel und ſprach wenig, und ſchien auch ſonſt nicht viel Intereſſe an allen den ſchauerlichen Erzählungen zu nehmen. Wir gingen ſchweigend die lange Königsſtraße hinauf, der Mond hing freundlich und klar über uns, und wir ſchienen Beide nicht Luſt zu haben, unſere Stimmung durch Worte laut werden zu laſſen. So ſchritten wir über den Schloßplatz hin nach dem Opernplatz. Dieſer lag da im Muſivgolde des Mondſcheins, wie vergoldet;

die Rieſengebäude rechts und links ſtanden wie große Gedanken in ſchweigendem Ernſte, und die Linden ſahen mit ihren langgeſtreckten Schatten wie Rieſenſchlangen, welche das Haupt in die Luft erheben und den Leib am Boden hinter ſich ringeln, zu uns herab. Da ſtanden wir auf der Schloßbrücke, unter welcher die Spree dahinfloß. Wir gingen hart am Geländer hin, da faßte mich mein ſtummer Begleiter plötzlich beim Arm und preßte die Worte heraus: „Jetzt eben ſind es zwei Jahre, daß ich wahnſinnig war!“

Dieſer reizende Eingang des Geſprächs, um dieſe Stunde, an dieſem Orte, hatte wenig Anziehendes für mich, ich ſtutzte, ſuchte meinen Arm zu befreien, indem ich ihn wenigſtens von der fatalen Brücke fortziehen wollte. Allein heftiger packte er mich mit beiden Händen an und ſchrie: „Jetzt ſind es zwei Jahre, und ich fühle eben wieder eine ſolche Anwandlung!“ Dabei leuchteten ſeine Augen wunderſam im matten Mondlichte, und ſeine Geſichtszüge waren auffallend bewegt.

Ich war in einer peinlichen Lage, mit Gewalt wollte ich mich nicht losreißen, denn dies hätte ſeinen Zuſtand noch mehr aufregen können, und mich ihm ganz zu überlaſſen, ſchien auch nicht rathſam, denn ſeine Blicke flogen über das Geländer hinab in die Spree.

„O,“ ſagte ich, „mein Herr! das iſt ſehr hübſch, daß Sie wahnſinnig geworden ſind, ich freue mich, Ihre intereſſante Bekanntſchaft zu machen. Erzählen Sie mir doch die Geſchichte ausführlich, die Witterung iſt dieſem

Unternehmen günſtig, wir wollen uns dort auf eine Bank unter den Linden hinſetzen,“ dabei wollte ich ihn mit fortziehen.

„Nein!“ rief er, „hier muß ich Ihnen die gräßliche Geſchichte erzählen! Eine unglückliche Liebe hat mich wahnſinnig gemacht!“

Nun fing mich das Ding wirklich zu intereſſiren an, denn ich war gerade in eine Begebenheit verwickelt, wo mich glückliche Liebe bald wahnſinnig gemacht hätte, und überhaupt höre ich gern von unglücklicher Liebe, denn dieſe iſt die einzige poetiſche im Leben, jede glückliche aber iſt proſaiſch wie ein Millionär.

Ich brachte ihn endlich dahin, daß er ſich mit mir auf das erhöhte Seiten Trottoir der Brücke niederſetzte; der Dom leuchtete wie ein Geiſt durch die Bäume zu uns herüber, und die Schlütter'ſchen Larven am Zeughauſe ſahen uns an, und aus den geöffneten Viſiren quoll das Mondlicht wunderſam ſchauerlich heraus.

Da fing denn mein Begleiter mit leiſer Stimme an: „Ich liebte die Tochter des penſionirten Herrn *** mit aller Gluth und Inbrunſt der erſten Liebe. Sie erwiederte dieſes Gefühl mit aller zärtlichen Innigkeit des jugendlichen Herzens, und wir lebten nur in und für einander. Allein ich hatte keine Ausſicht, ihre Hand zu erhalten. Ihr Vater war reich und ich arm! Thränen, Bitten, Drohungen, Beſchwörungen, Alles war vergebens! — Unſer Unglück war gränzenlos. Da wurde ich dem General W—n empfohlen; durch die Güte dieſes edlen Mannes erhielt ich ein anſtändiges Amt, und ich konnte meiner Louiſe ein ſorgenfreies Loos anbieten! Wer war froher, wer ſeliger als ich! Auf den Flügeln der heißen Liebe und Sehnſucht flog ich zu ihr, mit Freudenthränen erzählte ich ihr mein Glück, ſie ſank hocherröthend, liebeglühend an meine Bruſt! Wir eilten vereint zu ihrem Vater, ſanken ihm zu Füßen, und er ſprach: „Wohlan, ich will Euere Liebe krönen, ich gebe Euch meinen väterlichen Segen!“ Wir bedeckten voll Entzücken ſeine väterliche Hand mit zärtlichen Küſſen. Acht Tage darauf wurden wir vermählt. Von dieſem Augenblicke an war mein Leben ein einziger Jammerhauch, ſie verbitterte mir jede Stunde, und mein Leiden endete in Anfällen von Wahnſinn. Das ſind die traurigen Folgen einer „unglücklichen Liebe!“

Hier ſchwieg er ſtill, und das Haupt ſank auf ſeine Bruſt. Wir ſtanden auf und gingen ſchweigend nach Hauſe, ich aber merkte mir ſehr wohl, was eigentlich unter „unglücklicher Liebe“ zu verſtehen iſt.

Die Liebe am Hochgericht.

Wer ermiſst die Höhen der Liebe? Wer ergründet ihre Tiefen? Wer berechnet ihre Allgewalt? Wer enträthſelt ihre Zauberkraft? Wer ahnet ihre Wege? Wer erforſchet ihre Züge? Wer erſchöpft ihre Eigenthümlichkeit? Wer erklärt ihr Geheimniß? Sie iſt ſanft wie die häusliche Taube, und wild wie der numidiſche Löwe; ſie iſt einfach wie das Vaterunſer, und verworren wie das Haar der Verzweiflung; ſie iſt ſtill, wie die Jungfräulichkeit, und tobend wie das aufgepeitſchte Meer; ſie iſt zaghaft wie das erſte Geſtändniß, und dreiſt wie die höchſte Gefahr; ſie iſt genügſam wie die züchtige Keuſchheit, und unerſättlich wie das Gelüſte der Augen; ſie iſt gewährend wie der nieverſiegende Quell, und begehrend wie der Gedanke des Forſchers; ſie iſt offen wie die Wege der Allmacht, und geheimnißvoll wie die Spur des Böſen!

Sie liebten ſich. In dem ernſten Dunkel des Waldes begegneten ſie ſich zum erſten Male, ihr Blick fiel in den ſeinen, und Beider Gegenwart und Zukunft, Glück und Jammer, Leben und Tod war in dieſem Augenblicke entſchieden.

Ich ſah ſie im Theater zu P***, ſie war lieblich wie die Lilie des Thales, friſch wie die Lippe der Morgenröthe, ſanft wie das Lächeln der Kindheit, und ſchwärmeriſch wie der Gedanke an ein ewiges Leben. Sie hieß Roſette.

Ein kleiner Wald trennte den Ort, in welchem ſie wohnte, von der Stadt P***, und oft ging ſie durch ſeine ernſten Schatten ſtill und nachdenkend hin. Hier lernte ſie ihn durch Zufall kennen, und bald war es kein Zufall mehr, der ſie zuſammenführte. Er war ein ſchöner Mann, von ungefähr zweiunddreißig Jahren; ſeine hohe männliche Geſtalt wurde von zwei ſchwarzen, feuerblitzenden Augen und einer edlen, ſtarkgebogenen Naſe beträchtlich gehoben. Ein dunkelgrüner Jagdrock ſaß feſt um die wohlgeformten Glieder, und ein runder Hut bedeckte nur zur Noth die Fülle der ſchwarzen, dichten Locken. Sie wußten Beide nicht, wie es kam, daß ſie ſich liebten, als ſie es inne wurden, und es ſich geſtanden. Sie liebte ihn mit Zärtlichkeit und ſtiller, ſanfter Ergebung; er ſie mit Heftigkeit und ungeſtümen Feuer.

Oft ſchreckte ſie in ſeinen zärtlichſten Umarmungen zuſammen, und ſah zaghaft in die lodernden Flammenblicke ſeiner Augen hinauf; oft zuckte er unter ihrem ſüßeſten Kuſſe ſchmerzlich auf und ſah wild hinein in ihr frommſchauendes Auge. Es war etwas Unheimliches in der Liebe Beider, und dennoch flogen die abſtoßenden Pole wieder mächtig zuſammen. Oft ſah er ſie mit finſterglühenden Blicken unverwandt an und umfaßte ſie dann plötzlich heftig, als wollte man ſie ihm eben gewaltig entreißen; oft ſah ſie ihm ängſtlich flehend ins Antlitz und ſchmiegte ſich bittend an ihn an, gleichſam als wollte er ſich auf ewig von ihr trennen; noch öfter traten nach einer zärtlichen Umarmung Beide plötzlich wie entfremdet auseinander, wie zur ewigen Scheidung, ſahen mit ſich ſelber kämpfend zu Boden, ein Entſchluß arbeitete in Beider Herzen — ſo ſtanden ſie Minuten lange, ſahen ſich dann wieder an, und flogen einander wieder in die Arme, und ſchienen in ſtillen, glühenden Küſſen ſich ſelbſt beſchwichtigen zu wollen.

Sie hatten einander um nichts, als um ihre Namen gefragt, ſie hieß Roſette, er Friederich. Sonſt vermieden ſie ſorgfältig jede Erklärung ihrer Verhältniſſe und ihres Standes. Es ſchien, als ob Eines dem Andern gerne jede Erklärung erlaſſe, um nur ſelbſt keine geben zu dürfen.

So hatte dieſe ſtille und ſeltſame, aber nur deſto heftigere Liebe beinahe ein Jahr gedauert. Immer inniger, immer heftiger und auch immer ängſtlicher wurde das Weſen beider Liebenden. Sie ſaßen oft Stunden lange ſchweigend, trübe neben einander, ſahen ſich an, umarmten ſich, drückten ſich heftig ans Herz, und trennten ſich ſchweigend. Eine drückende Geheimnißluft ſchien ſchwer auf dem Himmel dieſer Liebe zu liegen. Endlich beſchloß Roſette, das Schweigen zu brechen, und mit dieſem Entſchluſſe ging ſie ihm entgegen. Allein er kam nicht. Er kam heute nicht, er kam morgen nicht, er kam die ganze Woche nicht, er kam gar nicht mehr. Sie ging täglich hinaus mit neuen Hoffnungen, und kehrte täglich ohne Hoffnung zurück. Eine tiefe Trauer bemächtigte ſich ihrer; kein Zeichen kam von ihm, kein Wink der Liebe. Sie hatte endlich reſignirt, und hatte den ewigen Schmerz zum einzigen, geliebteſten Geſpielen ihrer Tage gemacht.

Roſette gehörte zu den ſchmerzlichen Opfern eines grauſamen Vorurtheils. Schön, jung, liebenswürdig, ſanft, begabt mit einem weichen Herzen und mit einem offenen Sinn, wurde ſie von ihren Geſpielinnen gemieden, von allen Geſellſchaften ausgeſchloſſen, von den Männern vernachläſſigt, denn ihr Vater war — der Scharfrichter in P***

Roſette ſtand allein da im Leben, ihre Mutter war todt. Alle Gefühle der Mittheilung, der Freundſchaft, des herzlichen Austauſches, der Gedanken und der Worte mußte ſie in ſich verſchließen; wo ſie ſich hinneigen wollte, wurde ſie zurückgewieſen; für Zuvorkommenheit wurde ihr Kälte, für Freundſchaft Spott, für Liebe Hohn. Es war alſo kein Wunder, daß ſie ſich deſto heftiger, deſto unzertrennlicher, deſto glühender an den Mann anſchloß, der zum erſten Male Liebe mit Liebe, Anhänglichkeit mit Treue und Zärtlichkeit erwiederte. Daher war auch ihr Schmerz unermeßlich, als auch dieſes Herz ihr entriſſen wurde. Es vergingen einige Monate, und keine Spur ließ ſich von ihm ſehen noch hören, und ein ſtehender Gram füllte Roſettens Bruſt aus.

In P*** war die kleine Zahl der Bewohner in einer ungewöhnlichen Bewegung. Ein lange nicht geſehenes Spektakel ſollte wieder endlich einmal vor ſich gehen, und das zog viele Fremde aus der Umgegend nach P***.

Der Räuberhauptmann Z.... ſollte mit dem Strange hingerichtet werden. Er war lange dem Arme der Gerechtigkeit entgangen. Man erzählte ſich viel Sonderbares von ihm und dem Gemiſche von Entmenſchung und Großherzigkeit, welches in ſeinem Leben ſich offenbarte, und er war lange Zeit das Geſpräch der öffentlichen Orte, und tauſend wahre und erfundene Anekdoten gingen über ſeine Thaten von Mund zu Mund. Endlich ereilte ihn die ſtrafende Vorſehung, und er wurde gefangen. Nach einem langen verwickelten Juſtizgange wurde er verurtheilt, durch den Strang vom Leben zum Tode übergeführt zu werden. Nach herkömmlichem Gebrauch wurde er drei Tage früher ausgeſetzt, es konnte ihn Jeder ſehen, und auf einen Teller eine freundliche Gabe hinlegen. Dieſer letzte Beweggrund zog auch Roſette hin. Sie hatte einen tiefen Griff in ihre Sparkaſſe gemacht, und trug ſie in das Gefängniß hin, an das Fenſter, wo man das Geld hineinlegen, und den Verbrecher ſehen konnte. Sie erhob die ſchöne weiße Hand, und ſchlug den Blick zu Boden; da ſchlug ein Schrei „Roſette!“ an ihr Ohr, es war ein herzzerreißender und herzbekannter Ton, ſie ſah auf — der Ausgeſetzte war ihr Geliebter. In heftigen Krämpfen fiel ſie zu Boden, und erſt zu Hauſe erwachte ſie zu einem gräßlichen Leben.

Mit ſtieren Augen ſaß ſie da, nur ein Gedanke ſchien ſie ausſchließlich zu beſchäftigen, ſie ſah unverwandt zu Boden, und zeigte mit dem Zeigefinger der linken Hand zur Erde auf einen einzigen Punkt hin. Morgen Früh um zehn Uhr ſollte die furchtbare Exekution Statt finden. Es war Nacht geworden, der Mantel der Finſterniß wickelte ſich um die Erde, als wollte er ihr das Auge verhüllen, daß ſie nicht zuſchaue der Zurüſtung zum gräßlichen Werke. Eine tiefe Stille umſchloß alle Weſenheit. Roſette durchzog die Finſterniß mit ſtierem Blick, mit ſchwanken Schritten. Sie ging hinaus durch die Straßen, durch das Thor, ſie ging hinaus zum Kirchhof, und an der Mauer des Kirchhofes fiel ſie auf die Knie, und wiederum zeigte ſie mit dem Zeigefinger der linken Hand auf den Boden; und ſie legte das kalte ſtarre Antlitz auf den Boden hin, und blieb ſo einige Minuten. Alsdann erhob ſie ſich und zog ein Meſſer aus dem Buſen, und fing an auf derſelben Stelle in die Erde zu graben; und ſie grub Stunden lange, und ſie grub mit ihren Nägeln und wühlte den Boden auf; und der Schweiß rann ihr über das kalte, marmorne Antlitz, und ſie grub mit übermenſchlicher Kraft, und holte die Erde mit den

Händen heraus und grub mit erneuerter Anſtrengung fort. Sie grub ein Grab für den Geliebten! —

Mit Rieſenkräften förderte ſie ihr Werk. Das Grab war fertig, und ſie ſelbſt ſtieg hinunter und legte ſich in das friſche Grab, und nahm das Maß, ob es lang genug ſeie. Als das Grab fertig war, ſtreute ſie die ausgegrabene Erde umher, daß man es nicht merke, und trug noch Reiſig und dürres Gezweig näher, um es auf das Grab zu legen und es zu bedecken. Der Morgen ſchickte ſein erſtes zartes Roth als ſeine Vorläuferin der dunklen Ferne zu, als Roſette in das väterliche Haus zurückkam.

Da ſaß ſie und ſchaute zu Boden, ſtarr und regungslos, mit dem linken Zeigefinger unverrückt zu Boden zeigend. Ohne Bewegung des Schmerzes, ohne Laut der Empfindung, ohne Thräne des Jammers, ohne Klage ſaß ſie da. Als die Glocke Zehn ſchlug, fuhr ſie zuſammen, und ein dumpfer Schrei entfuhr ihren Lippen; dann blieb ſie wieder den Tag über in derſelben Stellung. Als ihr Vater nach Hauſe kam, fragte er: „Roſette, was iſt Dir?“ Sie krümmte ſich zuſammen und antwortete nicht. So war die eilfte Stunde der Nacht herangekommen. Roſette ſtand auf, und ſchloß ſachte die Thüre auf, und zog durch die lebloſen Straßen hinaus zum Hochgerichte. Die Nacht war ſchauerlich, der Wind pfiff über die Haide herüber, und der Regen ſtrömte heftig hernieder. Roſette zog durch Wind und Regen hinaus. Die langen, nächtlichen Locken flogen wild um ſie her; die offene Bruſt wurde vom Regen überſtrömt, die ſchönen Augenwimper träuften nicht von Thränen, wohl aber von dem Regenwaſſer, und ihr Gewand war ganz durchnäßt. Sie empfand nichts, ſie zog vorwärts und vorwärts, und trank manchmal die ſchweren Tropfen, die ihr von der eiſigen Wange in die Lippen rannen. Da war ſie am Rabenſteine, ſchauerlich ſah er durch die düſtere Nacht, der Wind ſpielte mit der Leiche ihres Geliebten, und unheimliches Nachtgevögel umkreiſete kreiſchend die furchtbare Stätte. Roſette empfand nicht Furcht, nicht Grauen, ſie kletterte an dem ſchauerlichen Holze hinauf, und löſete mit unſäglicher Mühe den Körper ihres Geliebten los von dem gräßlichen Bande, bis er zu Boden fiel. Dann ſtieg ſie hinab, und kniete eine Minute lang nieder, und ſchlug die Hände über ihre Augen, die thränentrocken und regennaß waren, und dunkel brannten und glühten. Sie nimmt ihr ſeidenes Tuch vom Schwanenhals, ſchlägt es um das entſtellte Antlitz der Leiche, nimmt mit unbegreiflicher Kraft ſie auf den Rücken, und zieht mit dieſer gräßlichen Laſt zurück bis an die Mauer des Kirchhofs. Vom gellenden Winde begleitet, vom niederfallenden Regen übergoſſen, ſchwankt und gleitet ihr Fuß dennoch nicht; ſie hält nicht an; eine übermenſchliche, himmliſche oder teufliſche Stärke lebt in ihr, und ſie bringt ihre Beute an das erſehnte Ziel. Hier deckt ſie das Grab auf, legt ihren Mantel in die feuchte Grube, ſenkt den Leichnam des Geliebten hinein, bedeckt das Grab mit Erde, und legt die Zweige und Reiſer darüber.

Und ſie zieht ein ſilbernes Kreuzlein darauf zwiſchen die Reiſer hin, und faltet die Hände zum inbrünſtigen Gebet. So fand man ſie am andern Morgen todt, in knieender Stellung, mit gefalteten Händen, das Antlitz auf das Gezweig vor dem ſilbernen Kreuzlein geſenkt. —

Wer enträthſelt die Zauber der Liebe? Wer kennt die Allmacht ihrer Rieſengewalt? Wer ermißt die geheimen Gänge ihrer Leidenſchaft? Wer erfaßt die unerforſchlichen Regungen ihrer Kräfte? Wer zählt die unendlichen, die tiefen Krümmungen des liebenden Herzens? Wer hört das leiſe Beſprechen der Gefühle? Wer ſchaut in die Werkſtätte der Empfindung? Wer berechnet die tauſend und tauſend Geſtaltungen der Entſchlüſſe? Wer folgt dem unſichtbaren Geäder der Leidenſchaft? Wer nennt und bezeichnet die zahlloſen Erzeugungen des Glückes und des Jammers der Liebe?

Sie erzeugt die fröhliche Luſt und den drückenden Kummer; ſie nährt am mütterlichen Buſen Wonne und Verzweiflung; ſie wiegt im zärtlichen Arm den ſtillen Frohſinn und die laute Raſerei; ſie horcht mit einem Ohre dem Laute der Hoffnung, und mit dem andern dem Schrei der Verzweiflung; ſie führt an einer Hand die Reſignation der Frömmigkeit, und an der andern die zahnfletſchende Gottesläſterung; ſie hat eine Thräne für die Ergebung des Lebens, und eine Zähre für den frevelnden Selbſtmord. — O, habt Ehrfurcht vor dem Anblick der Liebe! tretet ſcheu und gottesfürchtig zur Seite, wo dieſes Schauſpiel ſich euch zeigt! Betet an die Allgewalt der göttlichen Kraft in dem Schauſpiel der Liebe, wie ihr ſie anbetet in der Erhabenheit des empörten Weltmeeres, wie ihr ſie anbetet in dem Zürnen der Elemente, wie ihr ſie anbetet in dem Aufleuchten des Gewitterhimmels, wie ihr ſie anbetet, wenn des Nordlichtes Farben Räthſel an dem Himmel flammen, wie ihr ſie anbetet in dem Ausbruche der Vulkane, wie ihr ſie anbetet beim Aufbeben der nie ſchwankenden Erde!

Humoriſtiſche Vorleſungen.

Unſer Zeitgeiſt in Feuer- und Waſſergefahr.

Eine humoriſtiſche Federzeichnung, vorgeleſen im landſtändiſchen Saale, zum Beſten der durch Brand in Wiener-Neuſtadt verunglückten Bewohner.

Um unſern Zeitgeiſt zu erſchöpfen, meine theuerſten Hörer und Hörerinnen, braucht man eine lange Zeit und einen klaren Geiſt. Durch dieſe meine Vorleſung aber, hoffe ich, wird es meinem Geiſte klar werden, daß Ihnen die Zeit lang wird, und ſomit hätte ich meinen Gegenſtand faſt ſchon im Voraus erſchöpft, ohne erſt mich ſelbſt zu erſchöpfen. Da Sie heute, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, blos dem Zuge Ihres ſchönen Herzens folgen, um den Unglücklichen Ihre edle Theilnahme zu ſchenken, ſo ſchenken Sie einer unglücklichen Vorleſung Ihre geneigte Aufmerkſamkeit, einer Vorleſung, die wenigſtens das Paſſende an ſich hat, daß ſie eine Löſchanſtalt genannt werden kann, indem ſie dem Feuerunglück mit Waſſer zu Hilfe eilt.

Ich habe bei dieſer Gelegenheit erfahren, daß die guten Gedanken und die Waſſerſpritzen ein gleiches Schickſal haben, ſie kommen beide gewöhnlich zu ſpät, und ſo bin ich überzeugt, daß mir nach meiner Vorleſung Gedanken einfallen werden, die Sie ganz vortrefflich finden würden, zum Beiſpiel der: Ihnen nichts mehr vorzuleſen.

Unſer Zeitgeiſt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt ein Verunglückter, ein durch Feuer und Waſſergefahr Verunglückter.

Unſere Zeit iſt verbrannt und unſer Geiſt iſt überſchwemmt. Unſer Geiſt will der brennenden Zeit zu Hilfe eilen, allein aus den Waſſerkrügen und Oelkrügen greift die ſchwankende Geiſteshand nach dem leichten Oel, und will damit die lodernde Zeit löſchen; unſer Geiſt ſieht unſere Zeit in Aſche zerfallen, und abhold allem Frieden und aller Ruhe, ſagt er nicht einmal: Friede ihrer Aſche!

Unſer Geiſt hingegen iſt wiederum ein Waſſerverunglückter! Unſer Geiſt iſt ein Waſſertreter, ein zweiter Löwentritt, er kündigt ſich pomphaft an, als ſchritt er trocknen Fußes durch die brauſende tiefe Fluth der Zeit, allein, wenn es dazu kommt, und der prahleriſche Waſſertretergeiſt den Strom durchſchreiten ſoll, da geht ihm das Waſſer aus Maul, er plumpt hinein. Anſtatt, daß er das Waſſer treten ſoll, tritt das Waſſer ihn: er muß mitleidig nach dem andern Ufer gebracht werden, und der Strom der Zeit bleibt nicht getreten, aber betreten hinter ihm.

Zeitgeiſt! Unter allen Verbindungen und Ehen, welche die deutſche Sprache ſtiftete, iſt keine ſo unpaſſend und unglücklich ausgefallen, als die Vermählung der

Zeit mit dem *Geiſte*. Eine wahre Mesalliance, denn die Zeit iſt bürgerlich und einfach, und der Geiſt iſt vom höchſten Adel! Die Zeit iſt eine Arme, eine Dürftige, und der Geiſt iſt unendlich vornehm und reich. Die deutſche Sprache ſcheint ſich überhaupt in barocken Zuſammenſetzungen zu gefallen; ſo hat ſie zwei curios zuſammengewachſene Wortkinder: „*geiſtreich*“ und „*armſelig*“, welche Zuſammenſtellung! Wer *Geiſt* hat, iſt ſelten *reich*, wer *arm* iſt, iſt nie *ſelig*! Es ſollte heißen: „*geiſtarm*“ und „*reichſelig*“. — Ja es gab eine Zeit, wo man das Wort Zeitgeiſt noch nicht kannte; da liebten ſich Zeit und Geiſt noch. Die ſtille, gemüthliche, jungfräuliche Zeit, das Antlitz lieblich verſchleiert, wartete, bis der rechte Geiſt kam, um ſie zu freien, und der Geiſt, ein würdiger, beſonnener, tiefdenkender Mann, ſuchte die für ihn paſſende Zeit, und ließ nicht mehr von ihr. Allein ſeitdem wir uns einen Zeitgeiſt gebildet haben, iſt nichts ſo *eingebildet* als unſer *Geiſt*. Keine Zeit findet ihren Geiſt, und kein Geiſt findet ſeine Zeit, und das nennt man *Zeitgeiſt*.

Welch ein Ehepaar! Die Zeit zählt die Stunden *rückwärts*, der Geiſt zählt die Stunden *vorwärts*. Zeit und Geiſt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, welche Eheleute ſind dieſe! Der *Geiſt* kann nur eine *große* Zeit brauchen, wie der Taucher nur das große Weltmeer; die *Zeit* aber kann *große* und *kleine* Geiſter brauchen, wie Dukaten und Silbergroſchen. Wenn der Mann nur erſcheint, vertreibt er die Frau, der Geiſt iſt der einzige Zeitvertreib! Der Geiſt weiß die Zeit zu ſchätzen, aber die Zeit weiß den Geiſt nicht zu ſchätzen, darum bringen die reichſten Zeiten die ärmſten Geiſter hervor, und darum haben die reichſten Geiſter die ſchlechteſten Zeiten. Der Geiſt verkürzt unſere Zeit, und dennoch kommt der Geiſt bei unſerer Zeit lang zu kurz! Der Menſch geht mit der Zeit um, wie wieder mit den Menſchen; ſo lange ſie leben, möchten ſie beide gerne vertreiben und umbringen, ſie wiſſen gar nicht, wie ſie ſie los werden ſollen; iſt die Zeit aber getödtet und der Menſch begraben, da werden ſie erſt vortrefflich und lieb, und die Menſchen ſagen: „Ach, das war ein herrlicher Menſch, das war eine herrliche Zeit!“ Seinem Nebenmenſchen, der Sonne und der Zeit, kann der Menſch nicht eher freundlich und offen ins Auge ſehen, bis ſie untergehen und nicht mehr ſind. Der Leichenſtein iſt das einzige Friedensinſtrument des Menſchen, und die begrabene Zeit, wie die begrabenen Menſchen, immer die beſten.

Das Wort Zeit iſt ein unregelmäßiges Zeitwort, das regelmäßig nur die vergangene Zeit in der verbindenden Art, die gegenwärtige in der leidenden, und die zukünftige in der bedingenden hat.

Die Zeit iſt die große Kettenbrücke zwiſchen dieſem und jenem Ufer; der Körper bezahlt ſeinen Zoll hier, die Seele bezahlt ihren Zoll drüben; während wir aber auf dieſer Kettenbrücke ſind, werden wir von ihr hin und her geſchlendert, und weil dieſe Brücke ſelbſt ſchwankt, glauben wir thörichte Menſchen, die beiden Ufer ſchwanken.

Die Zeit iſt eine Frau wie jede Frau, und der Geiſt ein Mann wie jeder Mann, das heißt: wie jeder Ehe-Mann. Es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen Mann und Ehe-Mann; nur ſo lange man ledig, iſt man Mann, ſobald man heirathet, iſt man aus dem Mann-Regiment ausgetreten, um unter das Frauen-Regiment zu kommen, aber mit Karakter und erhöhtem Titel: Ehe-Mann, das will ſo viel ſagen, als ehedem Mann!

Das Wort „Ehe“ ſelbſt iſt ein Buchſtabenbild. Es iſt ein Strich durch die Selbſtlauter-Rechnung, jedes Einzelne hört auf ein Selbſtlauter zu ſein und wird ein Mitlauter; da aber die Frauen mit der Zeit immer lauter und lauter werden, ſo iſt der Mann am Ende weder Selbſtlauter noch Mitlauter mehr, ſondern er wird blos ein Ausrufungszeichen, ein O oder ein Ach!

Bei unſerem Zeitgeiſt hat der Gemahl: Geiſt, auch wenig mit zu reden, die Frau Gemahlin: Zeit, kommt nur manchmal zu ihm und thut ihm ſchön, wenn ſie Geld braucht, wenn der Geiſt baare Münze hergeben muß. Jeder Mann ſteht unter dem Pantoffel, und wenn er nicht unter dem Pantoffel ſteht, ſo geht er unter dem Pantoffel, oder er läuft unter dem Pantoffel, oder er fährt unter dem Pantoffel, und wenn er in einem Triumphwagen führe. Der Pantoffel iſt das lederne Schickſal der Männer, und ſeinem Schickſale kann man nicht entgehen. Es weiß kein Menſch, wo ihn der Schuh drückt, als der, welcher den Pantoffel an hat. Der Geiſt ſteht alſo auch unter dem Pantoffel der Zeit; wenn ſie auch auf flüchtigen Sohlen dahinlauft, führt ſie einen tüchtigen Pantoffel!

Wenn Sie daher, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, jetzt ſagen hören: „der Zeitgeiſt herrſcht vor!“ ſo glauben Sie ja zuerſt, es iſt ein *Weiber-Regiment*; die *Zeit* will blos herrſchen, unſer *Geiſt* iſt *weder herrſüchtig* noch *ruhmſüchtig*, er iſt blos durchſichtig und waſſerſüchtig.

Mit dem Zeitgeiſte iſt es wie mit dem Regenbogen, ein jeder Menſch ſieht ſeinen eigenen; im Grunde iſt es nichts als ein abtropfender eitler Schimmer, nichts als gebrochene Lichtſtrahlen in fließenden Thränen. Kann es Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, nach allem dem wundern, daß aus dieſer unglücklichen, unpaſſenden Ehe zwiſchen Zeit und Geiſt eine ſolche Nachkommenſchaft entſtand? Kann es Sie demnach wundern, daß die Kinder unſeres Zeitgeiſtes ſo matt, ſo elend, ſo verkrüppelt, ſo rhachitiſch und ſo ſcrophulös ſind? Man ſagt im gewöhnlichen Leben, von den Kindern ſehen die Mädchen der Mutter und die Knaben dem Vater ähnlich; unſer Zeitgeiſt jedoch hat viel Knabenhaftes hervorgebracht, aber ſie haben vom Vater, vom *Geiſte*, gar nichts an ſich, als das, daß er *nicht ſichtbar* iſt, und ſo hat unſer Zeitgeiſt eine Anzahl junge *Zeitgeſpenſter* in die Welt geſetzt. Der wahre Geiſt, der echte, braucht keine beſondere Zeit. Der echte Geiſt iſt ein *Dietrich*, der *zu allen* Zeiten Eingang findet, nur der *Parteigeiſt* iſt ein *Schlüſſel*, ein künſtlicher Bartſchlüſſel zu *dieſer* oder *jener* Zeit.

Dieſer Parteigeiſt will aus unſerer Zeit einen gegliederten Fingerhandſchuh machen nur für ſeine Hand; aber die Zeit iſt und bleibt ein ungegliederter Fauſthandſchuh, in welchen jede geiſtige Hand hineinfahren kann und ſoll, um ſie zu handhaben.

Freilich hat der Geiſt einige Urſache, über ſeine Frau zu klagen, denn ſie hat nur einen Zahn, den Zahn der Zeit, allein mit dieſem einen Zahn nagt die Zeit an allen Gegenſtänden, der Geiſt aber hat kaum zu nagen.

Der Geiſt hat Uhren erfunden für die Zeit, man ſieht auf die Uhr, um zu wiſſen, was an der Zeit iſt; die Zeit aber hat keine Uhren erfunden für den Geiſt, auf die man ſehen könnte, was an dem Geiſt iſt. Wenn wir zum Beiſpiel eine Uhr für den Zeitgeiſt hätten, und wir würden nach ihr ſehen, um zu wiſſen, wie viel es bei unſerem Zeitgeiſt geſchlagen habe, ſo würden wir bald ſehen, daß dieſe Uhr manchmal zu ſpät, manchmal viel zu geſchwind geht, dann abläuft, und ganz ſtehen bleibt. Der Menſch theilt ſeine Geſchäfte nach der Zeit ein, Niemand nach dem Geiſt. Tauſend Menſchen, wenn man ſie einladet, ſagen: „Entſchuldigen Sie, ich habe heute keine Zeit!“ Niemand hingegen ſagt, entſchuldigen Sie, ich habe heute keinen Geiſt; Tauſend Menſchen ſagen: „Ach, meine Zeit iſt mir ſo karg zugemeſſen!“ Und doch ladet man den Menſchen nicht ein, daß er ſeine Zeit mitbringe, ſondern ſeinen Geiſt. Jedermann bringt eine Uhr mit ſich, um zu wiſſen, wann es die Zeit mit ſich bringt, zu gehen, kein Menſch hat eine Uhr, um zu wiſſen, wann es der Geiſt mit ſich bringt, zu gehen. Manchmal, wenn ich im Geſellſchafts-Salon eine große Pendeluhr ſehe, ſo halte ich ſie für überflüßig, denn ſie iſt des Zeitlichen halber da, ich aber glaube in ſolchen Geſellſchaften ſchon in der Ewigkeit zu ſein. Eigentlich iſt jeder Menſch ſelbſt eine Uhr, die ſiebenzig Jahre geht, das Geſicht iſt das Zifferblatt und die Naſe der Stundenzeiger; an Geſicht und Naſe der Menſchen kann man ſchon erſehen, wie viel es bei ihnen geſchlagen hat. Der gute Menſch hat das Uhrwerk im Herzen, der geiſtreiche Menſch hat das Uhrwerk im Kopfe, der Sinnenmenſch hat das Uhrwerk im Magen, der reiche Menſch hat das Uhrwerk in der Taſche; der dumme Menſch hat gar kein Uhrwerk, das iſt blos ein Uhrgehäuſe; und die Frauenzimmer das ſind die Foppuhren. Eigentlich ſind die Frauenzimmer Uhren für Satyriker, denn dieſe allein wiſſen ſie recht aufzuziehen; allein jemehr ſie ſie aufziehen, deſto weniger gehen ſie nach ihrem Sinn. Faſt jeder Mann trägt eine Uhr in der Taſche, ein Frauenzimmer im Herzen und einen Nebenbuhler im Magen; nur der Mann, der die ganze Zeit damit zubringt, eine reiche Frau zu bekommen, der trägt die Uhr im Herzen und die Frau in der Taſche; und alle Jene, die zu enge Herzen haben, um wahrhaft zu lieben, und zu weite Taſchen, um nicht nach Geld zu heirathen, die Frauen kann man füglich ihre Taſchen-Frauen heißen. Denn wenn jetzt unſere

Männer heirathen, ſo ſagen ſie nicht: „Ich heirathe ein braves, hübſches, tugendhaftes Mädchen, es hat auch etwas Geld!“ ſondern ſie ſagen: „Ich heirathe hübſche, brave, tugendhafte zwanzigtauſend Gulden, ſie haben auch etwas Mädchen.“ Der Unterſchied zwiſchen ihren Taſchenuhren und Taſchenfrauen iſt nachher nur der, daß die Taſchenuhren von ihnen an Ketten gelegt werden, die Taſchenfrauen hingegen ſie in Ketten legen. Jedes Frauenzimmer iſt an und für ſich eine Gattung von Uhren — Federn und Kettchen machen die Hauptſache aus. Die flatterhaften Frauen ſind die Springuhren, deren Herzensdeckel bei jeder Berührung aufſpringt, die Modefräuleins das ſind die Spieluhren, die, wenn ſie glauben, daß die beſtimmte Stunde geſchlagen hat, ihr eingelerntes Liedlein ableiern; die meiſten ſind Repetiruhren. Die tugendhaften, edlen Frauen, das ſind die Thurmuhren, man muß den Blick hoch empor zu ihnen heben; ſie ſchweben im Aether ihres eigenen Gemüths himmelhoch über dem niedern Erdenleben, mahnen an die Vergänglichkeit der Zeit, und ſtimmen uns ſelbſt höher, heiliger und freudiger. Allein bei den Uhren hat man einen großen Vortheil voraus; mancher Uhrmacher ſteht für ſeine Uhr gut, daß ſie wenigſtens ein Jahr richtig gehen wird, welcher Vater aber ſteht dem Manne gut, daß ſeine Tochter ein Jahr lang richtig gehen wird? Alles dieſes, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, liegt wieder im Zeitgeiſt; unſere Zeit hat keinen Geiſt für die wahre Schätzung des Frauenthums; es geht unſerem Zeitgeiſt mit den Frauen wieder wie mit den Uhren; früher ſahen die Männer bei Uhren und Frauen auf das *innere Räderwerk*, auf den *Gehalt*, auf den *Kern*; man liebte die Uhren und Mädchen im *Gehäuſe*, im doppelten verhüllenden Gehäuſe, der Mann wollte Haus- und Wanduhren haben; man ſah auf Solidität. So eine altväterliche Uhr ging jahrelang richtig ohne vor- und nachzugehen; jetzt iſt bei den Männern aller Schätzungsſinn verloren gegangen, ſie ſehen bei den Uhren und Mädchen auf die Façon, je *flacher* beide ſind, deſto lieber ſind ſie ihnen, um ſie leichter in die Taſche ſtecken zu können; deshalb wenn man jetzt ſo ein koſtbares Uehrchen und Cylinder-Mädchen erobert, kaum daß man ſie ein Bischen beſitzt, *laufen ſie Einem ab!*

Worin liegt alles das? In unſerm *Zeitgeiſt.* Nie war die Zeit ſo ungeiſtig und nie der Geiſt ſo unzeitig als eben jetzt, und zwar hauptſächlich darin, daß bei den Männern alle jene feine, herz- und geiſtläuternde Schätzung der Frauentugend und Frauenehre ſo ganz verloren ging, daß all jener veredelte und veredelnde Sinn für den erhabenen Werth der milden und ſittig einfachen Weiblichkeit bei ihnen ſo ganz verflüchtigt iſt; daß ihr Herz und ihr Kopf in dem verworrenen, leeren, nichtigen und hohlen Treiben unſeres eitlen, windausgeklopften Zeitgeiſtes ſo abgeſtumpft und flachgetreten wurde, daß der ſchönſte Altar in der menſchlichen Bruſt, der Altar, auf dem die Flamme der wahren, göttlichen Frauenwürde lodert, ganz zerfallen iſt, und ſie ſelbſt den *äußern Tempeldienſt* dieſer

Gottheit, die geſellige Feinheit und Achtung, die Sittlichkeit und die bildende chevalereske Galanterie verlernt und vergeſſen haben, und in einen modernen Barbarismus gegen das weibliche Geſchlecht verſunken ſah. Wahrlich, ein Männerherz, aus dem der Glaube an die Herzen und an die Tugend der Frauen entflohen, dieſes Herz kann wohl aus dem bunten Glasfenſter ſeiner Anſicht das Leben hinaus färbig anſehen, aber durch dieſe Fenſter hinein zu blicken muß es im Herzen öde und zerfallen, und traurig finſter ſein. Ohne Frauen gäbe es wohl Männer auf der Welt, aber keine Menſchen; wir beſäßen alle Thier-Tugenden: Stärke, die Tugend des Elephanten; Muth, die Tugend des Bären; Ausdauer, die Tugend der Schildkröte; Arbeitſamkeit, die Tugend der Dachſe, und Geduld, die Tugend der Schafe; allein wir beſäßen keine menſchlichen Tugenden. Ohne Frauen würde unſer Herz hämmern, und klappern, durch die Frauen lernt es ſchlagen und pochen; unſere Lippen würden zanken und fluchen, durch die Frauen lernen ſie küßen und beten; unſere Augen würden blitzen und rollen, durch die Frauen lernen ſie flehen und weinen; wir würden die Hand ſchütteln, durch die Frauen lernen wir die Hand drücken; wir würden eſſen und trinken, durch die Frauen lernen wir genießen und ſchlürfen; wir würden denken und arbeiten, die Frauen lehren uns fühlen und handeln; wir würden ſchlafen und ſchnarchen, die Frauen lehren uns ſchlummern und träumen. Ohne Frauenzimmer würden wir die Schöpfung beherrſchen, durch die Frauen lernen wir ſie bewundern. Die Natur der Männer beſteht darin, die Frauen zu ſuchen, ihr Glück darinnen, ſie zu lieben, aber ihre Größe beſteht nur darin, ſie zu achten. Im Buche des Lebens ſind die Männer die langen und ſtarken Kapitel, aber die Frauen ſind die Mottos zu dieſen Kapiteln, und man weiß, daß oft in dem kleinen zarten Motto mehr Sinn, mehr Geiſt und mehr Gemüth liegt, als in dem ganzen dicken und breiten Kapitel. Das Unglück bei dieſem Lebensbuche beſteht nur darin, daß das Motto und ſein Kapitel nicht immer zuſammenpaſſen, und manchmal geht ſo ein Motto durchs ganze Leben und ſucht ſich alle Augenblicke ein anderes Kapitel. In den Herzenskammern der Männer präſidiren Selbſtſucht und Eiferſucht; in den Herzenskammern der Frauen ſind Liebe und Demuth die zwei Wandnachbarinnen; ob aber Liebe oder Demuth die erſte Tugend des weiblichen Herzens iſt, das könnte nur der entſcheiden, der wüßte, ob das erſte weibliche Weſen zuerſt eine Roſe oder ein Veilchen gepflückt hat; welche Pflanze der erſte Mann zuerſt pflückte, kann keinem Zweifel unterworfen ſein — es war entweder die Münze oder das Tabaksblatt.

Der Mann betrachtet jetzt die Liebe nicht mehr als Poeſie, ſondern als ein Gelegenheitsgedicht, und die Ehe blos als ein Extrablatt in großen außerordentlichen Nothfällen und Kriegszeiten! Mit Worten, nicht mit Thaten, wollen ſie die Frauen gewinnen, große Schätze und Frauenzimmerherzen aber wollen ſchweigend gehoben werden.

So ein Frauenzimmerherz iſt ein ſonderbares Ding, es iſt wie eine Poſtanſtalt, zuerſt nimmt es Briefe an, dann Packete und zuletzt den ganzen Paſſagier, und kaum hat es den Paſſagier ſelbſt, ſo ſendet es ihn oft gleich ſammt Brief und Packet retour! Aber größtentheils nimmt ſo ein weibliches Herz nur frankirte Paſſagiere an, nur recommandirt dürfen ſie nicht ſein, denn bei den Frauen ſind die Männer am wenigſten recommandirt, die recommandirt werden.

Ich habe die ſonderbare Bemerkung gemacht, daß die erſte Liebe des Frauenzimmers faſt immer einen unwürdigen Gegenſtand trifft. In dieſer Hinſicht kommen mir die Frauenzimmerherzen vor, wie die neuen Fäſſer, ſie müſſen nicht gleich mit Wein, ſondern erſt mit Waſſer gefüllt werden, damit man wiſſe, wie viel es faſſen kann. Hat aber ſo ein Frauenzimmerherz einmal an einem unwürdigen Gegenſtand erfahren, wie viel Liebe in ihr Herz hineingeht, und füllt ſie dieſes Herz dann mit einem würdigen Gegenſtand, ſo läßt ſie ſich dieſen Gegenſtand nicht wieder nehmen, als höchſtens mit dem Herzen ſelbſt; ſo wie ſich überhaupt die Frauen nichts nehmen laſſen, als höchſtens vom Himmel ihren Mann. Nur unſer Zeitgeiſt will den Frauen Alles nehmen, ſie haben nicht ſowohl zu wenig Zeit, um ihren Geiſt mit den Frauen zu theilen, als vielmehr zu wenig Geiſt, um unſere Zeit mit ihnen zu theilen.

So iſt unſer Zeitgeiſt! die Zeit der Ritterlichkeit iſt vorüber, die Zeit der Reiterlichkeit iſt da; die Zeit der Tafelrunde iſt vorüber, die Zeit der runden Tafeln iſt gekommen; die Zeit der Geſelligkeit iſt todt, die Zeit der Geſellſchaften iſt erſtanden. Ich ſage die Zeit der Geſellſchaften und nicht der Geiſt der Geſellſchaften, denn es geht mit dem Geiſt der jetzigen Geſellſchaften wie mit allen Geiſtern, Jedermann ſpricht von ihm, kein Menſch hat ihn geſehen. Betrachten wir unſern Geſellſchaftsgeiſt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, woraus beſteht er? Große Welt und kleine Leute, runde Tiſche und eckige Menſchen, kurze Kleider und lange Weile, viele Kerzen, wenig Lichter, fette Gönner, magere Kenner, hohes Spiel und ſeichte Worte, alte Jünglinge und junge Greiſe, jede Wange roth und nicht eine erröthet. Alle eſſen und kein Menſch iſt hungrig; man ſucht ſich um ſich zu zerſtreuen, und zerſtreut ſich um ſich zu ſuchen, man iſt aber zu zerſtreut um ſich zu finden, und zu geſucht um ſich zu zerſtreuen. Die ganze Geſellſchaft bildet einen halben Kreis, die Hausfrau macht den Kreishauptmann, der Kreis kreiſt furchtbar und gebiert eine Geſprächsmaus. Darauf zertheilt ſich der Zirkel in alle vier Ecken, das iſt dann die Quadratur des Zirkels! Unſere Unterhaltungen haben keinen Stoff, darum ſind ſie ſo erhaben, und der Stoff iſt es, der uns herunter zieht ins Irdiſche! Je ſtoffloſer wir in Geſellſchaften ſind, deſto höher und geiſtiger ſind wir! das Genie verſchmäht allen Stoff, eine jede Frau aber iſt ein Genie, darum verſchmäht ſie jetzt auch die ſchweren Stoffe und hält ſich am leichten

Zeug. Es gibt nur einen unerſchöpflichen Stoff im Leben und das iſt der Stoff zum Lachen; aber zum Unglück gibt dieſer Lachſtoff auch Stoff zum Weinen, es iſt alſo ein zweidrähtiger Stoff, und zweidrähtige Stoffe — brechen bald. Lachen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt dem Menſchen geſund, Weinen iſt der Menſchheit geſund, Wolken brechen, wenn ſie nicht regnen können, Herzen brechen, wenn ſie nicht weinen können! Wenn der weiſe und allgütige Schöpfer das Herz ſeiner Geſchöpfe ſich näher wiſſen und entfaltet ſehen will, ſo ſendet er ihnen ein Unglück, einen großen Schmerz, denn das Herz des Menſchen ſendet wie eine Blume nie wohlthätigen Duft aus, als vor einem herannahenden Donner, und nur ein Gewitterhimmel zieht das menſchliche Herz wie Zwiebelgewächſe in die Höhe. Das Unglück iſt die Schleife, die am feſteſten Menſchen an Menſchen bindet, nur aus dem zitternden Herzen, wie aus dem zitternden Meere, hebt ſich die ſelige Inſel des Mitleids empor, und die Schmerzensgelder bezahlen wir unſern Mitmenſchen am liebſten, weil nur ſie uns jenſeits wieder zurückbezahlt werden.

Herz und Scherz iſt ein Reim, den der Menſch gemacht hat, Herz und Schmerz hingegen iſt ein Reim, den das Schickſal gedichtet hat, und es iſt ein reicher Reim; denn wie manche edle Früchte durch einen Einſchnitt früher reifen und milde werden, ſo reift das menſchliche Herz und wird milder durch die Einſchnitte des Schmerzes. Die Zeit weiß nur der Unglückliche zu ſchätzen und zu benützen, dem Glücklichen iſt die Zeit nur ein Weſen mit einer einzigen großen Senſe, dem Unglücklichen aber iſt die Zeit zerſtückt, und jeder Augenblick kommt mit einer beſondern kleinen Sichel und mäht ſein Glück ab. Manches Sternbild, dem der Mann Morgens im Herzen nachhängt, hängt Abends als Unſtern über ſeinem Haupte; manche Roſe, die das Weib Morgens vor ihr Herz ſteckt, ſteckt Abends als Dorn in ihrem Herzen. Aber das iſt der Triumph der Menſchlichkeit im Menſchen, daß gerade das Unglück wie ein Gartenmeſſer alle Herzensrinden abſchält, und ihre reinen Herzen zuſammenklingen in einen Seufzer, und zuſammenfließen in eine Thräne, und zuſammenſchmelzen in eine Wehmuth, und daß die allzeit getreue Gottesſtadt des Mitleids in der menſchlichen Bruſt aus ihrer Aſche immer wieder neu erſteht, und daß durch das Mitleid und durch die Wohlthätigkeit der Menſchen alle Wunden, welche das Schickſal ſchlug, mit der Zeit als Ehren-Narben an der majeſtätiſchen Stirne der Menſchheit prangen. Wie man bei einem Stuwer'ſchen Feuerwerk ſicher auf Regen rechnen kann, ſo kann man bei jedem Brand-Feuerunglück der Zeit und des Schickſals auf einen nachregnenden rettenden Thränenhimmel rechnen; die Zeit vermag die Thränen nur zu verſiegen, der Geiſt weiß ſie nur zu unterdrücken und nur das Herz allein vermag ſie zu trocknen. Darum iſt unſerm Zeitgeiſt zuweilen ein großes Unglück noth, um zu erfahren, ob wir aus dem Conflikte der gothiſchen Zeit und des modernen Geiſtes noch unſer altdeutſches Herz gerettet haben! Daß wir aber dieſes altdeutſche Herz gerettet haben, daß wir es namentlich hier in Wien, wo die Milde und edelſte Menſchenliebe vom ſegensreichſten Throne aus mit ihren reinſten und lauterſten Strahlen ausgehen; wo in Paläſten und Hütten das Mitleid, die Wohlthätigkeit offene Herzen und Hände findet, daß wir es hier gerettet haben, beweiſen Sie nun jetzt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, die Sie mit naſſen Augen zu meiner trocknen Vorleſung kamen; beweist mir dieſer Saal, der faſt eben ſo voll iſt, als meine Vorleſungen leer! Und eben Ihren Herzen verdanke ich es, daß mein Geiſt, der Ihnen blos die Zeit vertreiben wollte, nicht Sie ſelbſt vertrieben hat; und daß ich alſo blos meine Vorleſung halte und nicht auch Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, zu halten brauche, damit Sie nicht davon laufen: dadurch freilich habe ich auf der einen Seite eine gehaltene Vorleſung, aber dagegen auf der andern Seite ein vielleicht ungehaltenes Publikum.

Allein wenn Sie auch bei meinen Betrachtungen über den Zeitgeiſt nicht bemerkt haben, wie Ihnen durch den Geiſt die Zeit vergeht, ſo werden Sie doch bemerkt haben, wie mir mit der Zeit der Geiſt vergeht. Dieſes zeitliche Vergehen meiner Vorleſung iſt ein Verbrechen an Ihnen, Verbrecher muß man ſchließen, das iſt ein guter Schluß, mit dieſem Schluß ſchließe ich meine Vorleſung, indem ich meinen herzlichen Dank für Ihre gütige Theilnahme mit einſchließe. Laſſen Sie ſich die Zeit nicht reuen, die Sie hier verloren haben, die Menſchheit iſt der redliche Finder, für den Sie verloren haben; laſſen Sie ſich aber auch den Geiſt nicht reuen, den Sie bei mir nun nicht gefunden. Am Tage läßt ſich kein Geiſt ſehen und Sie werden ganz richtig von mir ſagen können: daß er keinen Geiſt entwickelte, das liegt am Tage! Es iſt mein Troſt, daß Sie von hier zu Tiſche gehen und Ihren Schmerz verbeißen werden; nur die hungrigen Menſchen ſind ſcharfe Kritiker, die eſſenden Menſchen ſind ſehr nachſichtige Recenſenten; obſchon ſie Alles aufgabeln und den Mund zuweilen recht voll nehmen, ſo verſchlucken ſie doch ſo Manches.

Nehmen Sie daher, meine edlen Hörer und Hörerinnen, noch einmal meinen innigen Dank, ich habe das Bewußtſein, daß Sie das ſchöne Gefühl mitnehmen, einen guten Zweck befördert zu haben.

Denn wenn nach Sturm und Unglücks-Wettern,
Der Donner nicht mehr unheilbrütend grollt,
Der Blitz nicht droht mehr zu zerſchmettern,
Der Himmel nicht mehr ſchwarz und finſter ſchmollt;
Dann hängt am Auge wie an Blättern
Die Thräne nur, die tröſtend niederrollt;
Es zieh'n des Himmels Sternenlettern
Herauf mit ihrem milden Abendgold,
Es wird mit höh'rer Andacht dann den Göttern
Des Dankes Opfer heiliger gezollt;
Der Ew'ge iſt den Helfern und den Rettern,
Den edlen Herzen dann noch zwiefach hold;
Denn wie der Menſch mit Menſchen umgegangen,
So wird der Menſch vom Himmel einſt empfangen.

Das moderne Kleeblatt: Leben, Liebe, Langeweile,
oder:
Die Kunſt, in dreiviertel Stunden vollkommen langweilig zu werden.

Leben, Liebe und Langeweile ſind die drei Regenten der Welt; die Liebe regiert tiranniſch, das Leben nach einer Conſtitution, und die Langeweile regiert am populärſten. Wenn die Leſer nur die kleine Gewogenheit haben wollten, noch dreiviertel Stunden zu leben, und mir zu Liebe dieſes zu leſen, ſo werden ſie Leben, Liebe und Langeweile auf Einmal empfinden.

Was iſt das Leben? Das Leben iſt jene unheilbare Krankheit, an welcher noch alle Menſchen geſtorben ſind, und die nur jene überleben, die nicht geboren werden. —

Was iſt die Liebe? Die Liebe iſt ein Nichts, aus dem jedes Herz eine Welt macht, ſie iſt ein Nichts, welches Alles iſt, ein Alles, welches Nichts iſt, und jenes Nichts, welches für die Augen gut iſt! —

Was iſt die Langeweile? Die Langeweile iſt der Advokat, der die kürzeſten Geſichter in die Länge zieht; die Langeweile iſt der Einſiedler, der zu jeder Minute der Zeit an eine Ewigkeit erinnert! —

Was iſt das Leben? Das Leben iſt jenes Kraut, das für den Tod gewachſen iſt. — Was iſt die Liebe? Die Liebe iſt die Ueberſetzung des Ueberirdiſchen ins Irdiſche; früher hat man genau überſetzt, jetzt wird dieſes Ueberirdiſche blos frei bearbeitet, darum fällt bei der jetzigen Liebe und bei den jetzigen Ueberſetzungen das Wort „getreu“ hinweg. — Was iſt die Langeweile? Die Langeweile iſt nichts als ein geſellſchaftlicher Beweis unſerer Nächſtenliebe; die Langeweile iſt dasjenige räthſelhafte Geſchäft, das Einer allein viel beſſer machen kann, als Viele zuſammen; die Langeweile iſt jenes Ding, worüber kein Menſch etwas zu ſagen weiß, und wobei doch jeder das Maul aufreißt!

Leider hat das Leben zwei entgegengeſetzte Mittel gegen die Langeweile: das Glück und Unglück. Das Unglück hat nie Langeweile: Jammer und Schmerz werden nicht ſchläfrig, und nicht nur der Lachende gähnt nicht, ſondern der Weinende auch nicht. Ein großes Unglück iſt der eindringendſte Zeitvertreib, wer ſeufzt gähnt nicht, und in einem Auge, in welchem Thränen ſtehen, hat die Schläfrigkeit nicht Platz. Leben, Liebe, Langeweile! Sehen Sie, es gibt Egoiſten, die nur ſich ſelber leben, es gibt Egoiſten, die ſich ſelber lieben, aber haben Sie ſchon Egoiſten geſehen, die nur ſich ſelber Langeweile machen? Das Leben iſt nur deshalb ſo kurz, damit die Liebe leichter Treue bis in den Tod ſchwören kann.

Die Menſchen erziehen ihre Kinder, indem ſie hauptſächlich auf Lebensart ſehen, Niemand lernt ſeinen Kindern

Liebensart; und doch iſt die Art, wie man liebt, wichtiger, als die Art, wie man lebt, denn verliebt kann der Menſch mehrmal im Leben ſein, aber wenn er einmal verlebt iſt, dann iſt es aus. Das iſt das Unglück bei unſern Männern, daß ſie verliebt, verlebt und verlobt auf Einmal ſind! —

Die Langeweile iſt älter als die Liebe. Als Adam allein im Paradieſe war, ohne Frau, kannte er die Liebe nicht, er bekam Langeweile und ſchlief ein. Der Schlaf aus Langeweile iſt ungeſund, das hat Adam auch empfunden; während ſeines Schlafes entſtand ſeine Frau, und da er erwachte, war er verheirathet.

Bei dieſer Gelegenheit können wir dem Schöpfer nicht genug dafür danken, daß er es in ſeiner höchſten Güte und Weisheit ſo eingerichtet hat, daß die Frau aus der Rippe des Mannes erſchaffen wurde. Stellen Sie ſich vor, meine freundlichen Leſer, was wir von den Frauen zu leiden hätten, wenn wir Männer aus ihren Rippen geſchaffen worden wären. Unſer ganzes Leben wäre ein einziger Rippenſtoß!

Man hat Bücher geſchrieben über die Kunſt, das menſchliche Leben zu verlängern, wer erfindet aber die Kunſt, das menſchliche Lieben zu verlängern? Man kann ſich ſein Leben verſichern laſſen, wer verſichert uns aber unſer Lieben? Im Gegentheil, die Lebensverſicherungen ſind gerade das Gegentheil von den Feuerverſicherungen, es gibt Leute, welche wähnen, es habe nie ſo viel Feuer gegeben, als ſeitdem die Feuerverſicherungen aufgekommen, und es habe nie weniger Liebe gegeben, als ſeitdem die Lebensverſicherungen nöthig ſind.

Das Leben iſt ein fliegender Sommer mit Sonnenſchein und Donnerſchlägen und Hundstagen, mit Saat und Ernte, mit Blüte, Frucht und Verweſung; die Liebe iſt ein fliegender Frühling voll Morgenröthe und Lerchenklängen und Blumendüften; aber unſeren jetzigen Männern iſt die Liebe kein fliegender Frühling, ſondern der Alte-Weiber-Sommer, der über die herrliche Flur zieht. Die Langeweile iſt der ziehende Winter, der uns die kürzeſten Sommerabende zu den längſten Winternächten macht. Gegen die Langeweile, gegen die Ratten und gegen böſe Frauen gibt es viele gute Mittel, die nichts helfen. Man geht in Geſellſchaft, um ſich nicht zu langweilen, das geſchieht auch, man langweilt ſich nicht, ſondern den Andern. Es iſt ein Picknick von Langeweile, Jeder bringt ſeine Schüſſel Langeweile mit, und ſie wird ſodann durcheinander verzehrt. Eine gute Geſellſchaft muß wie ein gutes Fernrohr zuſammengeſetzt ſein aus flachen und aus erhabenen Gläſern, die meiſten jetzigen Geſellſchaften ſind blos aus vollen Gläſern zuſammengeſetzt. All unſer bon-ton und bonsens beſchränkt ſich auf bon jour! Seitdem die Langeweile ſich verheirathet hat an den Jour-fix, wird man ſich bald nicht anders grüßen, als: „bon jour fix!“ Die Jour-fix heißen deshalb Jour-fix, weil man allda mit der Unterhaltung gleich fix und fertig iſt! Unſere Abende ſind à Jour-fix gefaßt. Die Langeweile iſt auch ernſter und klüger geworden, ſie will etwas Fixes haben. Es iſt jetzt in vielen deutſchen Hauptſtädten Sitte geworden, blos „Männer-Jour-fix“ zu haben, weil ſie von Kopf bis Fuß in ihrem Elemente ſind, das heißt: vom Pfeifenkopf bis zum Pferdefuß. Gewöhnlich ſind unter den Menſchen die leerſten Köpfe die vollſten — von ſich ſelbſt, in einem ſolchen Jour-fix haben nun viele Mitglieder zwei volle Köpfe, und wo ſo viele heiße Köpfe ſind, da ſollen auch keine Frauenzimmer ſein. Wenn das Kopfgeld noch exiſtirte, und man müßte von Pfeifenköpfen auch bezahlen, da wären die Herren übel d'ran.

Kopfgeld! welche Zuſammenſetzung! wer Kopf hat, hat ſelten Geld, wer Geld hat, hat nicht immer Kopf. Das Geld nimmt den beſten Kopf ein, aber der beſte Kopf nimmt kein Geld ein. Viele Menſchen ſagen: „mein Kopf thut mir weh,“ kein Menſch ſagt: „mein Geld thut mir weh!“ und doch thut manchem Menſchen ſein Geld viel weher, als ſein Kopf. Gerade die Leute, die das Geld recht tief tragen, tragen den Kopf recht hoch. Alles iſt verkehrt: Leute, die Geld haben, ſind manchmal auf den Kopf gefallen, aber Leute, die Kopf haben, ſind nie auf Geld gefallen. Leute von Kopf theilen Geldſtücke aus, und Leute von Geld theilen Kopfſtücke aus. Es gibt Geldhändlerhäuſer, wo man für viel kleines Geld großes Geld bekommt, aber man bekommt nirgends einen Kopfhändler, wo man für mehrere kleine Köpfe einen großen Kopf bekommt. Kein Menſch ſchämt ſich zu ſagen: „ich habe gerade kein Geld bei mir,“ aber Niemand ſagt: „ich habe gerade keinen Kopf bei mir.“ Baarkopf iſt in Geſellſchaft guter Ton, aber Baargeld iſt der beſte Ton.

Außer dieſem beſten Ton gibt es jetzt keinen Ton. Der Ton in unſern Jour-fix iſt eigentlich ein Bariton, er hat keine eigentliche Höhe und keine eigentliche Tiefe. Das Beſtreben unſerer Männer, ſich von der weiblichen Geſellſchaft zu befreien, zeigt von ihrer Geiſtes-Rohheit und Sitten-Niedrigkeit. Sie finden ſich in Frauengeſellſchaft deshalb ſo ungemein genirt, weil ſie ohne Frauengeſellſchaft ungenirt gemein ſind. Mit den Frauen entflieht die Grazie aus dem Zirkel, und ohne Grazie kann man luſtig ſein, aber nicht fröhlich; laut, aber nicht angeregt; klug, aber nicht geiſtreich; in Geſellſchaft, aber nicht geſellig.

Die Geſelligkeit iſt wie das Leben; im menſchlichen Leben iſt der Mann blos der Zähler, das Weib iſt der Nenner. Ohne Frauen wäre das Leben auch ein Jour-fix, ein Nachtſtück voll Rauch; durch die Frauen wird es zu einem Blumenſtück, wo jede Härte zur Roſe, und jeder Dorn zur Knospe wird. Im Buche des Lebens ſind die Männer blos in der Rechtſchreibung zuvor, in der Rechtleſung ſind die Frauen Meiſterinnen; ſie verſtehen ſeine Hieroglyphen zu enthüllen, und in ihrem zarten Gemüthe liegt der Schlüſſel zu den eleuſiniſchen Geheimniſſen des Lebens, zur Liebe. Die Männer ſind die Früchte am Baum des Lebens, die Frauen ſind die Blüten; Früchte müſſen anderes Wetter haben, und Blüten auch; darum hat das Schickſal für die Männer ſeine Stürme und Donnerſchläge, aber für die Frauen ſeinen Morgenthau und ſeine Abendlüfte, ſeine Maifriſche und ſeine Mittagsweſte. Darum gibt es, wo ſich die Männer mit Frauen vermählen, zweierlei Wetter, auf der einen Seite Trockenheit, auf der andern Seite Donner und Blitz, und es iſt nur ein Glück, daß es ſelten einſchlägt.

Die Liebe kam erſt zu den Männern, und jeder kleidete ſie in ſeine Hauslivrée, als Vaterliebe, als Kindesliebe, als Bruderliebe, als Freundesliebe, als Unterthanenliebe, als Menſchenliebe, aber der Liebe war dieſe Livrée zu enge, da kam das Weib mit einem gebrochenen Herzen, mit einem naſſen Auge und mit einer ſehnenden Seele, und über die in lieblicher Geſchämigkeit entbrannte Lippe floß das geſchmolzene Gold: ich liebe! und die Liebe wurde erlöſet von ihrer Gefangenſchaft, und floh von einem Pole zum andern, und goß ihre Seligkeit aus über das menſchliche Geſchlecht, und machte das Herz des Weibes männlicher, und das Herz des Mannes weiblicher! Mit dem Leben der Liebe begann die Liebe zum Leben!

Leben und Liebe! Wen man ſo recht liebt, den nennt man: mein Leben! Ein zärtlicher Ehemann ſagte einmal zu ſeiner Frau: „Du biſt mein einzig Leben; aber mein Leben iſt mir zur Laſt!“ Das Leben an und für ſich hat keinen In- und Anwerth, es iſt blos unſchätzbar als pretium affectionis der Liebe! Früher hat man länger gelebt, länger geliebt und kürzere Langeweile gehabt, jetzt lebt man kürzer, man liebt kürzer und hat längere Langeweile. Als die Leute noch neunhundert und tauſend Jahre alt wurden, da liebten ſie ſich zwei bis dritthalb hundert Jahre! Das ſcheint uns kaum glaublich. Es iſt ſchade, daß das nicht mehr iſt, welch' eine ſchöne Zeit wäre das für die Romanenſchriftſtellerei geweſen. Bei unſerm Leben müſſen ſich die Heldinnen dieſer Romane im dritten Band heirathen, oder die Verfaſſerin muß ſich ſelbſt ermorden; aber wenn die „Gabriele“ und die „Tante“ der Frau von Schoppenhauer eine zweihundertjährige Liebſchaft gehabt hätten, hätten ſie zu einigen hundert Bänden anwachſen können, und die Langeweile wäre eben ſo lange, als ihre Liebe und ihr Leben geweſen.

Unſere jetzigen Mädchen, wenn wir auch noch ſo gut mit ihrer Liebe fahren, ſo haben ſie auf der Liebesfahrt doch wie ein vorſichtiger Fuhrmann ein fünftes Rad, noch eine andere Liebe, aufgeſchnallt, für den Fall, daß etwas brechen ſollte. Die Liebe iſt bei ihnen ein Rauſch, ſie ſehen gern doppelt, wenn ſie auch einen ſchon im Herzen haben, haben ſie doch noch einen im Auge, und nicht ſelten liegt ihnen ein dritter im Magen. Sie lieben für ihr ganzes Leben, allein ſie führen alle Augenblicke ein anderes Leben. Sie ſchwören ihm Treue bis zum Tod, und weiter als bis zum Tod gehet ihr Schwur nicht. Die Mädchen fordern Liebe, die Frauen fordern mehr den Schein der Liebe, die Männer fordern jetzt weder Liebe, noch Schein der Liebe, ſondern blos die lieben Schein', dieſer Schein trügt nicht. Wenn man daher meint, unſere Männer heirathen blos nach dem Schein, ſo iſt das blos ſchein-baar gemieint. Die Mädchen ſind übler daran wie die Knaben, ein Knabe läuft oft ſchon im dritten Jahr, während ein Mädchen oft im vierzigſten noch ſitzt. Ueberhaupt ſind die Mädchen in allen Situationen leicht zu necken. Sitzen ſie, ſo ſagt man, es hat ſie Einer ſitzen laſſen; gehen ſie, ſo heißt es, der hat ſie gehen laſſen; laufen ſie, ſo heißt es, Jemand hat ſie laufen laſſen; fahren ſie, ſo heißt es, Jemand hat ſie fahren laſſen. Unſere Männer wieder betreiben blos ihre Geſchäfte ſo mit Liebe, daß ſie die Liebe als ein Geſchäft betreiben, und ich wundere mich, daß man noch nicht auf Aktien liebt.

Die alten Griechen haben die Liebe und den Tod ganz gleich abgebildet, als Schönheit mit einer Fackel. Jetzt wird mit beiden nicht viel gefackelt. Die jetzige Liebe trägt wohl auch eine Fackel, aber nicht, um dem geliebten Gegenſtand ins Angeſicht, ſondern um ihm in die Taſche zu ſchauen. Früher wurden Liebe und Ehe in einer heimlichen Laube beſchloſſen, jetzt in öffentlichen Blättern. Ich habe einmal mich ſelbſt folgendermaßen als Heiraths-Candidat in die Zeitung geſetzt.

Heirathsantrag.

„Ein Gutsbeſitzer in Wien, das heißt: ein Mann, der das Gut beſitzt, noch ledig zu ſein, ſucht eine Frau, um die Ruhe ſeiner Tage zu beſchließen. Er iſt nicht mehr ſo jung, um noch am Podagra zu leiden, er iſt auch nicht ſo alt, um die Gurli zu ſpielen. Er iſt weder ſo ſchön, um außerordentlich dumm ſein zu können, noch iſt er ſo häßlich, um nicht zu der ſchönen Welt gehören zu können. Von Karakter iſt er nicht ſo boshaft, um ſeiner Frau kein ſchönes Stubenmädchen zu erlauben, noch iſt er ſo gut, um mehrere Hausfreunde auf eine Hausmannskoſt bei ſich zu ſehen, denn bei einer ſolchen Hausmannskoſt koſtet der Mann nicht blos das Haus, ſondern es koſtet dem Haus auch ſeinen Mann. Dieſer ledige Mann alſo, zwiſchen 16 und 62 Jahren, ſucht eine Frau, der redliche Finder wird beſtraft. Er ſieht nicht ſowohl auf Glücksgüter, als auf baar Geld und gute Behandlung. Wenn der Schmuck ihrer Seele nur brillant iſt, ſo darf ſie ſonſt noch ſo viel Schmuck beſitzen als ſie will. Wenn ſie ſchön iſt, ſo macht er ſich nichts daraus, wenn ſie auch jung und reizend iſt, wenn ſie nur ſanfte Augen, ein frommes Gemüth und auserleſene Bildung hat, ſo verzichtet er gerne auf ſonſtige Leberflecke und Sommerſproſſen. Iſt ſie fröhlich und munter, ſo ſchadet es auch nichts, wenn ſie ſchlank und ſchön gebaut iſt, und wenn ſie nur häuslich und ſparſam ſein kann, ſo macht er ſich nichts daraus, wenn ſie ihm ein Haus auf dem Graben mitbringt. Perſonen, welche ſchweigen können, belieben ſich an ihn zu wenden, er iſt zu treffen auf dem Kreuzwege zwiſchen Junggeſellenſtand und Ehe, wo ſich die Straßen theilen, und die eine weit abführt ꝛc. ꝛc. ꝛc."

Sehen Sie, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, ſo wird jetzt im Leben und in der Liebe Alles profanirt, Alles mit Frivolität betrieben. Man betreibt ſie ordentlich profeſſionsmäßig. Was ſind unſere Geſellſchaften anders, als daß man zuſammenkommt und Langeweile zupft, aus einem großen Stück Langeweil-Leinwand zupft man Charpie-Langeweile, um ſie in die klaffende Wunde der Zeit zu legen. Seitdem das Converſations-Lexikon erſchienen iſt, hat ſich alle Converſation in das Lexikon hineingezogen. Zu ſprechen verſteht man gar nicht, man kann nur ſchweigen oder plaudern. Die Frauen ſpielen oder tanzen, das ſind die Vakanzen der Zungen; die jetzigen Männer können auch ſchon deshalb nicht ſprechen, weil ſie ſtets geräucherte Zungen im Munde haben. Noch ein eigenes Unglück in unſern Geſellſchaften ſind die beſtellten Wecker, welche die Geſellſchaft aufwecken müſſen, die ſogenannten „guten Geſellſchafter“; die Aufſatz-Menſchen, die man ſo in eine Geſellſchaft hinſtellt und ihre Stückchen abſpielen läßt. Es iſt ſchon ein großes Unglück um die witzigen Köpfe; aber das Schrecklichſte der Schrecken das ſind die witzigen Tröpfe! Die Cholera- und der Witz-Morbus ſind gräßliche Dinge! Das ſind die Zeichen der Zeit; früher haben nur die Reichen viel verſchwendet, und nur die geiſtreichen waren witzig, jetzt verſchwenden alle armen Schlucker und jeder dumme Kerl iſt witzig und humoriſtiſch. Früher, wenn Einer zu gar nichts getaugt hat, ging er als Statiſt zum Theater, jetzt, wenn ein dummer Kerl zu gar nichts mehr taugt, geht er unter die Humoriſten.

Seit der neuen Einrichtung mit der Poſt iſt es vor Witz gar nicht mehr zum aushalten, die Comptoiriſten gehen ſo früh von der Schreibſtube! Es iſt mit dem Witz wie mit dem Geld, wer viel beſitzt, gibt gerade ſo viel aus, als er nöthig hat; wer gar keines hat, der klappert mit dem Bischen, das er ſich ausgeliehen hat. Jene Humoriſten ſind nur manchmal witzig aus Bosheit; das iſt nichts, man muß nur zuweilen boshaft ſein aus Witz. Das Leben iſt eine Olive, man muß es mit der ſcharfen Preſſe angreifen, wenn es uns ſein mildes Oel geben ſoll. Die Menſchen begreifen gar nicht, wie ſehr gut man ſein muß, um recht boshaft ſein zu können! Nur der brennende, ſengende Froſt-Reif füllt und zeitigt die ſüße Beere. Die Menſchen kennen nur die Contraſte des Lebens und der Liebe zu wenig. Die Menſchen kennen höchſtens die Manieren des Lebens und der Liebe, ſie leben und lieben nach der holländiſchen Schule, oder nach der niederländiſchen, nach der italieniſchen oder deutſchen: ſie kennen das Colorit des Lebens und der Liebe, aber nicht ihre Zeichnung. Die Gegenſätze ſind es, aus denen die zwei Shakespeare'ſchen Stücke: „Leben und Liebe," hervorgehen. Nur in dem Feuer eines heiligen Zürnens läutert ſich das Herz zur goldenen Lebensreinheit; nur in dem Gießbach des Haſſes wäſcht ſich das Goldkorn der Liebe von allen Schlacken frei; nur durch dieſes Feuer und Waſſer geht in der „Zauberflöte" des Daſeins der Tamino-Menſch in das geläuterte Liebeleben ein. So gibt die Nähe des Grabes dem Leben etwas Heiligeres, der Liebe etwas Himmliſcheres. Der Menſch ſoll die Sonne nicht über ſeinen Zorn niedergehen laſſen, geſchweige denn ſein Leben. Aber gerade aus dem Zornfeuer entwickelt ſich der Salamander: Verſöhnung, und Verſöhnung iſt ſüßer als das Leben, iſt ſüßer als die Liebe.

Das liebende Mädchen verhüllt ihren Unwillen halb in Wehmuth und halb in Schweigen; der Mann verhüllt ihn halb in Zorn, halb in Bitterkeit, und halb in Witz. Das Leben iſt wie ein Mann, wenn es mit uns zürnt, ſagt es uns dieſelbe Härte und dieſelbe Bitterkeit zwei-, dreimal hintereinander! Die Liebe hingegen iſt wie ein Mädchen, wenn ſie mit uns zürnt, ſpricht ſie blos durch das ſchweigende Zerpflücken einer Roſe, durch eine Thräne, die ſich im Winkel des Auges ſchamhaft verſteckt. Wie im Leben die Blumen ſtärker duften, und die Glocken heller tönen, wenn ein Ungewitter über ihnen ſteht, ſo erſchließen ſich in der Liebe alle Kelche der Empfindung, und die Blumenglocken ihrer Seele tönen reiner und inniger, wenn die Gewitterluft des Schickſals ihren Himmel umdüſtert. In Einem unterſcheidet ſich das Leben von der Liebe: bei dem Unglück im Leben ſetzt man gerne die Schuld ſeiner Mitmenſchen voraus, das Unglück in der Liebe hingegen ſetzt nur ſeine eigene Schuld voraus.

Man ſieht, daß das Leben, Liebe und Langeweile eigentlich Humoriſten ſind, ſie beſtehen in Gegenſätzen, im Vergleiche des Höchſten mit dem Gewöhnlichen. So nennt der Humor die Liebe auf der einen Seite die Verſöhnerin des Geſchaffenen mit dem Schöpfer, und auf der andern Seite wieder nennt er ſie das Langepuffſpiel zweier ennuyanten Seelen. Eben ſo nennt er das Leben den langen Tag, deſſen zwei Enden ſich in ein überirdiſches Morgenroth und Abendroth hüllen, und auf der andern Seite nennt er das Leben eine lange Wurſt, an deſſen beiden Enden es einen Faden hat. Ich habe letzthin das menſchliche Leben und die Menſchen mit Würſten verglichen.

Menſchen und Würſte ſcheinen dazu geſchaffen zu ſein, daß man ihnen die Haut über die Ohren herabziehe. Die Reichen, das ſind die Fettwürſte, die Gelehrten und Schriftſteller, das ſind die Brot- und Semmel-Würſte, und alle übrigen, der große Haufen, das ſind die Kreuzer-Würſtel. Es gibt trockene Menſchen und trockene Würſtel, Menſchen mit Krän und Würſtel mit Krän. Die Menſchen wie die Würſtel findet man faſt immer paarweiſe. Bei ſo einem Menſchenpaar iſt es leicht zu errathen, wer Mann oder Frau iſt; aber wie wollen Sie bei einem Würſtelpaar herausbringen, welches der Mann, und welches die Frau iſt? Nichts leichter als das, wer beim Aufbrechen am meiſten ſchreit, das iſt die Frau. Leider haben ſo ein Paar Würſtel mehr Anhänglichkeit an einander, als ſo ein Paar Menſchen; das Band, welches zwei Würſtel an einander knüpft, trennt nur ihr beiderſeitiges Ende. Bei den meiſten Würſteln und bei den wenigſten Menſchen weiß man, was in ihnen ſteckt. Die Würſtel kann man aufbrechen und in ſie hineinſehen, wer aber einen Menſchen aufmachte, um in ſein Inneres hineinzuſehen, würde keinen Menſchen mehr aufbrechen! Was iſt aber das Beſte an ſchlechten Menſchen und an ſchlechten Würſten? daß ſie doch einmal ein Ende nehmen; dieſes Gute iſt auch an dieſem Aufſatze. Ich habe Ihnen über Leben, Liebe und Langeweile geſprochen, und ich darf mir ſchmeicheln, daß Sie ſo lange Sie leben an die Langeweile denken werden, die Sie mir zu Liebe erlitten haben.

Ueber den Einfluß des Halley'ſchen Kometen auf unſere diesjährigen Winter-Unterhaltungen.

Der Einfluß, den der Halley'ſche Komet auf unſere Winter-Unterhaltungen ausübt, liegt nicht ſo ferne, als man glaubt. Er iſt doch auch an der allgemeinen Trockenheit des letzten Jahres Schuld, warum ſoll er nicht auch an ſeiner partiellen Trockenheit Schuld ſein?

Wichtiger und zweifelhafter iſt die Frage: welchen Einfluß werden unſere Concerte, Deklamatorien und Vorleſungen auf den Halley'ſchen Kometen ausüben. Denn die Furcht, die wir vor dem Halley'ſchen Kometen haben, beſteht darin, daß er der Erde zu nahe kommen könnte; daß die Anziehungskraft der Erde ihn an ſich ziehen könnte. Es handelt ſich nun darum, ob die Erde durch unſere Concerte, Deklamatorien und Vorleſungen an Anziehungskraft gewinnt, oder ob ſie nicht vielmehr dadurch an Abſtoßungskraft gewinnt, und den Kometen entfernt? Alle veranſtalteten derlei Unterhaltungen könnten in dieſem Winter vorzüglich die Ueberſchrift tragen:

„Zum Beſten des Halley'ſchen Kometen."

Zu dieſen meinen Beobachtungen über den Einfluß, den der Halley'ſche Komet und unſere Unterhaltungen auf einander ausüben, wäre es vor Allem nöthig, daß wir den Geſchmack des Halley'ſchen Kometen näher kennen lernten, ob er ein Enthuſiaſt für Muſik, für Deklamatorien, für Vorleſungen oder Dilettantismus u. ſ. w. iſt.

Wenn Sie, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, gütigſt bedenken wollen, wie ſchwer es iſt, ein verehrtes Publikum zu befriedigen, welches man doch halbwegs zu kennen die Ehre hat, ſo werden Sie deſto eher die Schwierigkeit erſehen, einen Kometen zu befriedigen, der Alles auf der Welt geſehen hat. So ein Komet liebt nichts Wäſſeriges, wo er erſcheint, gibt es guten Wein und allgemeinen Waſſermangel.

Indeſſen bleibt mir ein Troſt, ich glaube den Geſchmack dieſes Kometen ziemlich errathen zu haben.

Dieſer Halley'ſche Komet, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, iſt, wie der berühmte Gruithuiſen in München behauptet, nichts als ein junger Weltkörper, der noch in der Ausbildung begriffen iſt. So ein Komet iſt alſo im Himmel ungefähr das, was auf der Erde unſere Jünglinge ſind. Ein Komet iſt ein Himmels-Jüngling, der noch in der Ausbildung begriffen iſt! So ein Komet iſt zuerſt eine Aetherkugel, die ſich um ſich ſelbſt dreht, ſo wie unſere Jünglinge ſich auch alle um ſich ſelbſt drehen; dieſe Kugel wird von der Sonne angezogen, jede Bahn um die Sonne iſt ein Gang zu ihrer Ausbildung, gerade wie unſere Jünglinge glauben, daß wenn ſie ſich um die Sonne bewegen, das ſchon ein Gang zu ihrer Ausbildung ſei.

Endlich je mehr der Kern an Ausbildung zunimmt, deſto weniger Aether nimmt die Kugel auf, und wird endlich ein Planet. Unſere Erde war alſo auch einmal ein Jüngling, ſie iſt jetzt ein alter Hageſtolz, deshalb mag ſie auch ſo grämlich und langweilig ſein.

Der Halley'ſche Komet iſt alſo ein Jüngling. Zum Beweis, er hat einen ſo großen Kopf, der 27000 Meilen im Umfange hat, ein ſeltener Jüngling! Allein von den 27000 Meilen Waſſerkopf ſind nur 93 Meilen Kern, alles Andere iſt Dunſt und Waſſerſtoff!!!

Welchen Einfluß der Halley'ſche Komet auf das ſchöne Geſchlecht machen wird, weiß man noch nicht, denn die Aſtronomen wiſſen nicht, ob er als der „ſchöne Halley“ oder als der „häßliche Halley“ wiederkehren wird, weil er ſehr verſchiedentlich erſchien.

Wird er als ein ſchöner Jüngling kommen, ſo wird ihm ſein Waſſerkopf gar nicht ſchaden, die Damen werden nach ihm lorgnettiren und ausrufen: „Ah! le joli garçon!“ und ihn in ihre Zirkel laden; wird er aber als ein häßlicher Halley erſcheinen, ſo wird er die Augengläſer der Damen nicht ſehr in Bewegung ſetzen, ſie werden ihn einmal anſehen und ausrufen: „Fi donc, qu'il est abominable!“

Die Männer aber werden weniger Notiz von dem Kometen nehmen, ſo wie überhaupt die Frauen mehr nach dem Himmel und nach den Sternen ſehen, und deshalb auch eher den Abglanz des reinen Himmels im Herzen, und der klaren Sterne im Auge tragen, als die

Männer. Der Mann ſieht mehr nach dem Sterne auf dem Herzen, die Frau nach dem Sterne in dem Herzen. Nur der wahrhaft liebende Mann ſieht in dem Augenhimmel der Geliebten ihren Himmel, und ſeinen Himmel und den wahren Himmel, und in ihrem Augenſtern ſeinen Lebensſtern und ſeinen Polarſtern. So wie überhaupt die Menſchen zu viel in die Erde hineinſchauen und zu wenig in den Himmel, denn, wenn man in die Erde hineinſchaut mit ihren ungeheuren Schätzen, dann freilich kann ſich Niemand reich nennen; wenn man aber in den Himmel hineinſchaut mit ſeinen Schätzen, dann kann ſich Niemand arm nennen. Jeder Menſch, der von dem Himmel nur die Erde verlanget, für den hat die Erde keinen Himmel; ſo wie der Menſch, der auf der Erde nur einen Engel ſucht, kaum einen Menſchen finden wird, wer aber auf der Erde nur Menſchen ſucht, gewiß ſeinen Engel findet. Der Menſch iſt nichts als Obſt, welches ſiebzig Jahre am Lebensbaume hängt und dann vom Himmel gepflückt wird, wenn nicht Sturm und Ungewitter ihn vor der Reiſe vom Baume ſchütteln. Wie ungerecht geht aber der Menſch mit dem Himmel um! nur zum fremden Unglauben ruft er den Himmel an, und ruft und betheuert „beim Himmel!“ Bei ſeinem eigenen Unglauben aber läßt er den Himmel himmelweit liegen! Das Unglück, das der Menſch durch ſeine Schuld ſich zuzieht, das ſchreibt er dem Himmel zu; das Glück aber, das der Himmel ihm beſchert, das ſchreibt er ſeinem eigenen Verdienſte zu! — Mit jedem Menſchen geht der Menſch höflicher um als mit dem Himmel.

Wenn uns Jemand einladet, ein Vornehmer oder Gönner, und uns im Jahr Einmal einen Löffel Suppe gibt, und ein Glas Champagner, dann ziehen wir uns gleich darauf in Gala an, und kommen mit gekrümmten Rücken und machen eine Visite de reconnaissance. Der Himmel aber ladet uns alle Tag an ſeinen großen runden Tiſch der Erde, und zündet uns ſeine tauſend und abermals tauſend Sinumbra-Lampen an, und ſpeiſt uns mit den Millionen Couverts der Natur, und läßt uns die Tafelmuſik der tauſendſtimmigen Schöpfung erſchallen, und wir bitten freilich alle Morgen „um unſer täglich Brot!“ aber Jeder meint was Anders, und wir meinen eigentlich: „Gib uns täglich Faſanen, — gib uns täglich Gefrornes, — gib uns unſern täglichen Shawl, — gib uns unſern täglichen Courmacher“ u. ſ. w., und der gute, unendlich liebreiche Himmel gibt uns das Alles, und dennoch, wie ſelten fällt es Dieſem oder Jenem ein, in Gala zu gehen in den Tempel der Natur, und dem gütigen Himmel, unſerm höchſten Gönner, eine Visite de reconnaissance zu machen! Der Himmel iſt ſo gut, ſelbſt wenn wir glauben, er drohe, iſt er großmüthig. Wir meinen der Komet bringe Unglück, und er bringt nichts als guten Wein. Der Komet iſt alſo ein Weinliebhaber; deshalb erſcheint er auch ſtets mit einem Haarbeutel, und wenn man ihn anſieht, iſt er ſternvoll! Der Komet bringt uns alſo Wein, im Weine liegt Wahrheit. Die Wahrheit unterhält nicht, der Komet hatte alſo auf alle unſere Unterhaltungen einen traurigen Einfluß. Und auch umgekehrt müſſen unſere Unterhaltungen auf ihn einen traurigen Einfluß ausüben, und ich glaube, alle Furcht zu beſeitigen, wir ſchickten dem guten Halley'ſchen Kometen Eintrittskarten zu allen in dieſem Winter ſtatthabenden Unterhaltungen, und ich bin überzeugt, er kommt gar nicht, oder er wird wenigſtens in ſeiner Laufbahn ſo langſam kommen, daß er die ganze Erde verſäumt, und dann iſt für ihn und für die Erde alle Gefahr vorüber.

Der Herr Profeſſor Hecht in ſeiner „Kometenlehre“ erzählt von einem Kometen, der im Jahre 538 erſchien, und der die Wirkung hervorbrachte, daß alle Leute gähnten und dann ſtarben, ſo daß ein Edict verordnete, wenn Jemand gähnt, muß der Andere „Helf Gott!“ ſagen. Der Herr Profeſſor erzählt nicht, ob in jenem Jahre viel Concerte und Vorleſungen ſtatt fanden.

Mir iſt es leid, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, daß dieſer ſchläfrige Komet nicht vor dieſem meinem Aufſatze erſchien, denn es liegt ein großer Troſt darin, wenn man das Gähnen des Publikums einem Kometen zuſchreiben kann! Es wäre entſetzlich, wenn man jetzt noch in allen Unterhaltungen jedem Gähnenden „Zur Geneſung!“ ſagen müßte, wir wären dann genöthigt, ein gegenſeitig abonnirtes Gähnen zu veranſtalten. Der große Naturforſcher Haller behauptet, ſo lange man gähnt, höre man nicht. Das wäre eine große Erleichterung, man braucht nur einmal ein Kunſtgähnen anzuwenden, dann hört man nichts. Sollten Sie, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, jetzt ſchon nichts mehr hören, ſo bitte ich, mich gefälligſt davon in Kenntniß zu ſetzen.

Gähnen iſt ſympathetiſch anſteckend, je ſympathetiſcher zwei Menſchen fühlen, deſto eher gähnt der Eine, wenn der Andere gähnt, alſo nur die Sympathie iſt Urſache, daß die Eheleute mit einander ſo viel gähnen. Ich gähne in Geſellſchaften zuweilen blos deshalb, um zu erfahren, wer mit mir ſympathiſirt. Die geſellſchaftliche Langeweile iſt alſo nicht nur ein ſchlafbeförderndes Mittel, ſondern auch eine Sympathieprobe.

Der größte Beweis der menſchlichen Eigenliebe, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, beſteht darin, daß ſo viele Menſchen ſich beklagen, daß ſie des Nachts nicht ſchlafen können, ſolche Menſchen ſchläfern oft eine Geſellſchaft von ſechzig Perſonen ein, ſich ſelbſt aber machen ſie gar keine Langeweile, ſich ſelbſt können ſie nicht einſchläfern. Nur in Geſellſchaft ennuyirt ſich der Menſch, nur in Geſellſchaft macht der Menſch dem Menſchen Langeweile, und man bemerkt ſogleich, je länger die Zeit wird, je kürzer wird der Mund; je kürzer die Lichter werden, je länger werden die Geſichter. Man muß tanzen, muſiciren u. ſ. w., damit die Menſchen beileibe nicht blos mit den Menſchen zu thun haben ſollen, und jede Partie Whiſt oder Boſton iſt nichts als das ſtille Geſtändniß, welches ſich vier Perſonen machen, daß ſie nicht wiſſen, was ſie mit einander anfangen ſollen. Zur völligen Ausbildung unſerer Jünglinge gehört alſo auch das Kartenſpiel und der in ſeiner Ausbildung begriffene Halley'ſche Komet iſt alſo jetzt gewiß damit beſchäftigt, Whiſt oder Boſton zu lernen, ohne welche

Kenntniß man auf unſerer Erde gar nicht mehr erſcheinen kann. Der Komet hat zwar vor unſern Jünglingen das voraus, daß er ſein eigenes Licht leuchten laſſen kann, allein auf der andern Seite iſt er gerade ſo wie alle Erdenjünglinge; zum Beweis: ſeine Bahn geht zwiſchen Venus, Mars und Mercur, und greift, ſo zu ſagen, mit gleichen Waffen Liebe und Handel an. Gerade wie bei unſern Jünglingen, die nicht ſowohl den Handel mit Liebe betreiben, als daß ſie die Liebe wie einen Handel betreiben. Sie ſind Liebhaber, nicht weil ſie die Liebe haben, ſondern weil ſie das Haben lieben. Sie betrachten das Herz der Mädchen als ein Durchhaus zu dem Kaffezimmer des Vaters. Sie betrachten jeden reichen Vater, der Töchter hat, wie ein Staatspapier mit Coupons, und ſie heirathen eigentlich nur das Coupon um die Intereſſen des Staatspapiers. Die Liebe iſt ihnen kein Arcanum, kein Panacée des Herzens und der Seele, ſondern blos ein Hausmittel, das heißt: ein Mittel, ein Haus zu machen. Ein ſolcher Jüngling legt die Hand aufs Herz und ſagt wie voll ſein Herz iſt, indeſſen er eigentlich meint, wie leer ſeine Taſche iſt; [illegible]n es iſt eine ärztliche Bemerkung, daß Leute, die Waſſer im Kopfe haben, falſche Empfindungen ausdrücken, und ſagen, ſie haben Herzweh, wenn ſie Seitenſtechen haben.

Wie zu bedauern, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, iſt in unſerm Zeitalter das weibliche Geſchlecht; es geht den Mädchen wie den Geſangsſtimmen, ſie werden von der Mehrzahl nur nach ihrem Metall und nach ihrem Klang geſchätzt, aber nie nach der Höhe ihres Geiſtes, nie nach der Tiefe ihres Gemüthes. Die Männer gehen bei den Frauen faſt immer nur nach dem Aeußern; von den Frauen hingegen verlangen wir, daß ſie bei uns das Aeußere gar nicht beachten ſollen, daß ihnen unſere Schale gar nichts ſein, ſondern daß ſie blos unſern Kern ergründen und ſchätzen ſollen. Und warum? Sind die Frauen Nußknacker oder Kernbeißer?! Die Frauenzimmer ſind die Gnadenbriefe der Schöpfung an die Männerwelt; aber ſie ſind mit ſympathetiſcher Tinte geſchrieben, und nur das Herz des Mannes, das in reiner, heiliger Liebe Clairvoyant iſt, vermag dieſe Briefe an das Herz zu legen, und ihren hohen Inhalt mit dem geiſtigen Auge abzuleſen. Dieſe Briefe unterſcheiden ſich von den gewöhnlichen Briefen darin, daß bei ihnen die feinen und dünnen, die Velinfrauen mehr Porto koſten, als die gewöhnlichen Conceptpapierfrauen.

Wie ungerecht, wie hart aber, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, verfahren wir mit den Frauenzimmern, die nicht heirathen! Ein ſolches Frauenzimmer, das keinen Mann heirathet, heirathet am Ende doch gewöhnlich eine Tugend: die Ordnung, die Nächſtenliebe, die Frömmigkeit u. dgl. Bei den Männern aber, die nie heirathen, die vermählen ſich am Ende ſtets mit einer Untugend, und in dieſer Hinſicht leben oft gerade die meiſten Hageſtolzen in einer wahren Vielweiberei.

Ueber nichts macht der Menſch oft größere Fehlſchlüſſe, als über das Herz eines weiblichen Weſens, das allein, verlaſſen, verkannt, verblüht, unter ſeinem Herzensgitter ſchlägt. Es iſt nicht immer eine Pflicht, zu heirathen, aber es iſt immer eine Pflicht, ſich, ſeinem Gefühle, ſeinem innern Selbſt nichts zu vergeben. Es iſt nicht immer lächerlich, nicht zu heirathen, aber es iſt immer weinerlich, ſeinen Stolz, ſein Selbſtbewußtſein, ſein Gefühl dafür zu opfern, um zu heirathen!

Ach, meine theuren Leſer und Leſerinnen, wie oft gehen wir an einem einſam verfallenen Gebäude vorüber, und es ſtimmt uns wehmüthig, und warum gehen wir mit Hohn und Härte oft an einem einſam zerfallenen weiblichen Herzen, an den Trümmern einer edlen weiblichen Seele vorüber? Wüßten wir, welche ſchmerzliche Täuſchungen, welche bittere Kränkungen unſeres Geſchlechts dieſes Herz verödet haben; welche edle Entſagung, welche heldenmüthige Kämpfe in dieſer hohen Wölbung wohnten; welche rohe Hand, welches rohe Gemüth aus unſerm Geſchlechte alle bunten Freudengeiſter um dieſes Herz zuſammenſchlug, und alle ſeine Liebes- und Gefühlslichter auslöſchten; dann würden wir mit Achtung und Rührung vor ein ſo ſtilles und unbewohntes Herz hintreten, und es ſanft und wehmüthig an unſere Bruſt nehmen. Wir würden mit ihnen weinen, wenn wir die Thränen alle zählen könnten, die ſo ein Herz, welches vielleicht in jedem Herzen ein Echo, aber in keinem Herzen eine Antwort fand, in jeden Strickſtrumpf mit einſtrickte, wie [illegible]ald eine Thräne, bald eine Maſche fallen läßt; wie ſie keinen andern Frühling kennt, als den, welchen ſie mit bleichen Wangen auf die Seide ſtickt; wie ſie kein anderes naſſes Auge kennt, als das

Blutenauge ihres kleinen Zimmergärtchens; wie nicht Gatte, nicht Kind zu ihr hintreten, nichts, als in ihrer leeren Dämmerung eine einſame, große, himmliſch lächelnde und tröſtende Geſtalt der Tugend vor ihr hintritt, und ihr winket mit ihr aufzuſchweben; dann, ja dann, würden wir ſie, die ſcherzend verzagen, und ſchäkernd verbluten, lieben und ehren und mit reiner Menſchenliebe umfaſſen, denn gewiß, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, Thränen ſind bitter, allein es iſt Troſt, ſie zu weinen, das Härteſte aber iſt, ſie aus falſcher Scham verbergen. Das Unglück iſt ſchwer, aber es iſt das traurigſte, wenn das Unglück keinen andern Vertrauten hat, als ſein Kopfkiſſen; es iſt kein Unglück, wenn man keine Schlöſſer bauen kann, aber es iſt der höchſte Schmerz, wenn man nicht einmal mehr Luftſchlöſſer bauen kann; wenn man auf ſein Kopfkiſſen, dieſes Erdgeſchoß aller Luftſchlöſſer, nichts mehr aufzubauen hat, wenn das Herz und die Hoffnung ſchon ſo leer und verarmt ſind, daß ſie nicht einmal Bauſteine zu Luftſchlöſſern mehr liefern können.

Ueberhaupt ſind die Männer im Luftſchlöſſerbauen ſtärker als die Frauen, die Frauen bauen blos Luftküchen, Luft-Modehandlungen, und wenn's hoch kommt, Luftheirathen; die Männer bauen Luftpaläſte, Luftbörſen, Luftkriege, Luftwelten.

Die Luftſchlöſſer und die Luftheirathen haben das Gute an ſich, daß man bei den erſten keine Grundſteuer und bei den zweiten keine Ausſteuer braucht, und zu ſolchen Luftheirathen iſt der Komet, dieſer Jüngling, wie geſchaffen.

Unſtreitig hat der Halley'ſche Komet auch große Schuld daran, daß die Männer in dieſem Carneval weniger heirathen werden, denn der Komet wird einen großen und langen, kalten Winter hervorbringen, ſo daß die Frauenzimmer viel Hüte brauchen werden, und die Männer ſtehen jetzt eigentlich blos deshalb an, die Mädchen unter die Haube zu bringen, weil ſie ſie dann auch unter die Hüte bringen müſſen; in dieſem Punkt kann man nicht genug behutſam ſein, ſo eine junge Frau ſetzt alle Augenblicke ihren Kopf auf, und ſo oft ſie einen neuen Kopf aufſetzt, will ſie auch einen neuen Hut aufſetzen.

Es gibt überhaupt viel Gegenſätze im Leben, die ſich doch gegenſeitig bedingen und hervorbringen. Je heller der Kopf iſt, deſto finſterer wird der Blick; je voller das Herz wird, deſto leerer wird die Taſche; je höher man ſich ſelbſt ſtellt, deſto kleiner kommt man den Andern vor; je breiter der Ausdruck wird, deſto ſchmaler wird der Eindruck; je ſpäter man ſich verliebt, deſto früher wird man zum Narren gehalten; je ärmer die Autoren werden, deſto reicher werden die Verleger; je kürzer die Kleider werden, deſto länger wird die Rechnung; je nervenſchwächer die Frau wird, deſto nervenſtärker wird der Pantoffel; je dünner die Kerzen werden, deſto dicker werden deren Erzeuger; je feiner der Filz wird, deſto gröber werden die Hutmacher; je mehr Equipagen die Schneider haben, deſto ſchlechter fährt man mit ihnen; und je öfter die Mädchen ſich ſelbſt anziehen, deſto ſeltener ziehen ſie einen Freier an. Jede Marchand de modes iſt eine lebendige Entſchuldigung der

Hageſtolzen, und beſonders im Winter ſind ſie, wie die Blumen, zweimal ſo theuer. Deshalb rathe ich Allen, die heirathen, bei den Mädchen nicht ſowohl auf die Sommerſproſſen, als auf die Winterſproſſen zu ſehen; die Bälle, Redouten, Picknicks, Soirées u. ſ. w., das ſind curioſe Winterſproſſen. Mancher Mann führt ſeine Frau durch den ganzen Winter zu jeder Muſik und zu jedem Tanz, und hat dann noch zu Hauſe ſeine beſondere Muſik und ſeinen beſondern Tanz. In dieſer Hinſicht muß der Jüngling Halley an der Sonne, mit welcher er ſich zu vereinigen ſtrebt, ganz andere Erfahrungen gemacht haben, als die Erdenjünglinge, die ſich mit ihrer Sonne ehelich verbinden. Der berühmte Dörfel hat nämlich bemerkt, daß ſich der Halley'ſche Komet bei ſeinem frühern Erſcheinen ſchnell der Sonne näherte, und ſich langſam und gleichſam ſchwer von ihr entfernte; bei den Männern iſt das umgekehrt; ſie nähern ſich ihrer Sonne langſam, und haben ſie ſich mit ihr verbunden, ſo entfernen ſie ſich ſchnell und leicht; allein auch bei dem Kometen bemerkte er, wie bei den Männern, daß er nach ſeiner Verbindung mit der Sonne den Kopf ganz verloren hatte. Auch in dieſer Hinſicht alſo kann der Halley'ſche Komet unſere Winter-Unterhaltungen nur vermindern, indem weniger Hochzeiten Statt finden. Viele Aſtronomen wollen behaupten, unſere Winter-Unterhaltungen werden durch den Einfluß des Kometen an Hochzeiten vermehrt werden, indem viele Ehen geſchloſſen werden; da, wie man allgemein glaubt, die Erſcheinung eines Kometen nur Krieg bedeuten ſoll. Der Braut- und

Bräutigam-Stand iſt nichts als das glänzende Manifeſt, das dem Kriege vorausgeht, und in welchem beide Parteien ihre friedlichen Geſinnungen proklamiren. Am Altare wechſeln ſie nicht nur die Ringe, ſondern auch die Rollen, und die Feindſeligkeiten beginnen. Jede Frau lebt auf immerwährendem Kriegsfuß, ſie betrachtet ihren Mann als ein feindliches Heer, das ſie ſtets umzingelt. Ich glaube auch, daß ſich die Frauen zum Militärdienſt ſehr gut anſchickten; ich aber würde ſie alle zu Profoßen machen, dann wäre bei jedem Regimente nur Einer, mehrere zuſammen thäten nicht gut. Zu jedem Militärdienſt würden ſich auch die Frauenzimmer gut anſchicken, nur zum Exerciren nicht, die Worte: „Halt!“ und „Marſch!“ wären ihnen viel zu kurz, und ſtatt „Halt!“ würde ſo eine geſprächige Flügelfrau ausrufen: „Aber ich bitte Euch, was geht Ihr denn immer vorwärts, es handelt ſich jetzt um ganz was anders; jetzt ſeid Ihr ſchon genug marſchirt, macht jetzt einen kleinen Augenblick einen Ruhepunkt, damit man doch ein Bischen plaudern kann, darum macht jetzt ein Bischen Halt.“ Sprechen, reden und plaudern können nur die Frauen, die Männer können nur philoſophiren, disputiren und räſonniren. In unſern Winter-Unterhaltungen ſpricht man allgemein davon, daß man nicht weiß, wovon man ſprechen ſoll, und da man nicht weiß, von was man ſprechen ſoll, ſpricht man von dem, was man nicht weiß, und da man ſehr viel nicht weiß, ſo hat man ſehr viel zu ſprechen. Der Komet aber, der Alles weiß, weil er überall war und iſt, der geht ſtill und ſtumm ſeine Bahn, der würde alſo in unſern Unterhaltungen eine traurige Rolle ſpielen.

Wenn man aber alles das, was man nicht weiß, erſt zu Papier bringen muß, um es nicht zu vergeſſen, und allein ſpricht, das nennt man einen Aufſatz; der Halley'ſche Komet hat durch ſeine Trockenheit die Erſcheinung dieſes Aufſatzes veranlaßt: vielleicht wird die Trockenheit dieſes Aufſatzes die Nichterſcheinung des Kometen veranlaſſen, auf jeden Fall aber wird die Erſcheinung des Kometen höher ſtehen, als dieſer mein Aufſatz.

Indeſſen, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, ſeien Sie getroſt, fürchten Sie weder dieſe noch jene Erſcheinung; Alles geht zu Ende, ſehen Sie nur auf den Himmel, der Himmel fügt das Ende.

Da oben in des blauen Aethers Räume,
Da ziehen in der Feier jeder Nacht
Die Sterne auf, wie helle Morgenträume,
In deutungsvoller, feierlicher Pracht;
Sie prangen dort, wie gold'ne Weihnachtbäume,
Daß jedem Erdenkind das frohe Auge lacht,
Die Blumen ſind der Erde gold'ne Sterne,
Die Sterne ſind die Blumen jener Ferne.
Und jedem Menſchen blühet eine Blume
An jenes Himmels hochgewölbter Bruſt,
Wenn in der Nacht, im ſtillen Heiligthume,
Empor er ſchaut, mit andachtsvoller Luſt.
Ein Stern gewiß wird ihm zum Eigenthume,
Iſt er des Sternes immer ſich bewußt,
Denn jedem Herzen blüht in jenen Reichen
Durch Lebensnacht ein helles Wunderzeichen.

Am höchſten als das höchſte Ideale
Erglänzt die Jungfrau in dem Sternenbau,
Sie ſchimmert in dem allerreinſten Strahle,
Wie eine Blume in der Sternenau,
Und ſendet in des Lebens dunkle Thale
Aus keuſchem Kelch des Lichtes Morgenthau,
Und jedem Herzen, das ſich werth kann zeigen,
Wird dieſer Stern in Heiligkeit zu eigen.
Und noch ein Zeichen flammt am blauen Bogen,
Die Wage, die im hohen Aether ſchwimmt;
Ihr Lichtſtrahl, der in Doppelflammen-Wogen
Uns das erſtaunte Aug' in Anſpruch nimmt,
Er ſagt: „Hier oben wird die Menſchenthat gewogen,
Ob für den Himmel, ob für die Erde ſie beſtimmt,
Und unſichtbar erwägt auf dieſer Wage
Der große Richter unſ're Lebenstage.“
Ein drittes Sternbild ſchauet ſtrahlend nieder,
Sieht g'rade den Verlaſſ'nen 'tröſtend an:
Die Leier iſt's mit purpurnem Gefieder,
Mit Flammenſchwingen iſt ſie angethan;
Aus ihren Strahlen ſenken Himmelslieder
Herunter ſich auf unſ're Erdenbahn;
Wer dieſes Sternbild ſich hat auserkoren,
Dem wird aus jeder Nacht ein Tag geboren.
Und jeden Tag, wenn aus dem ſchwarzen Meere
Der Nacht hervor der Stern des Morgens geht,
Sein friſches Licht, das ewig junge, hehre,
Wie eine Freudenflagge niederweht,
Prangt er am Himmelsbuch wie eine Lehre,
Daß aus der Grabesnacht das Licht erſteht;
Für alle Menſchen hat der Himmel Sterne,
Und wer ſie glaubt, dem ſind ſie niemals ferne.

Sylveſterabend-Variationen auf der G-Saite des Lebens über: Glaube, Glück, Geld und Geiſt.

Der Sylveſterabend, meine hochverehrten Leſer und Leſerinnen, iſt ein lachender Erbe. Er ſteht mit traurig ſein ſollendem Antlitz an dem Sarge des alten Jahrs, und ſchaut mit freudig lüſternem Blick auf die verſchloſſene Kiſte des neuen Jahres hin, welche ihm von dem verfloſſenen zurückgelaſſen wurde. Mit der einen Hand ſchließt der Menſch dem alten Jahre die Augen zu, und mit der andern möchte er das neue ſchon gerne aufſchließen, um zu ſehen, was in ihm iſt. Die vier Begleiter des Jahres: Frühling, Sommer, Herbſt und Winter, tragen den Sarg des alten Jahres zu Grabe, und gehen ſogleich wieder als Pathen dem neuen entgegen.

Kein Augenblick, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, iſt zu ſo ernſten und zugleich zu fröhlichen Betrachtungen geeignet, als der Sylveſterabend, er iſt die letzte Seite der Jahreszeitung, auf welcher die Neugebornen gleich nach den Verſtorbenen folgen.

Es hat einmal Jemand die Wiener Zeitung geleſen, und fand es ſonderbar, daß bei den Verſtorbenen immer dabei ſtände, wie alt der Verſtorbene war, und an welcher

Krankheit er ſtarb, bei den Neugebornen ſtände aber nie wie alt ſie waren und an welcher Krankheit ſie geboren wurden. Es liegt ein tiefer Sinn in dieſer Dummheit. Wie alt das verſtorbene Jahr war, und an welcher Krankheit es ſtarb, das, wiſſen wir leider Alle, aber an welcher Krankheit das neue Jahr geboren wird, das wiſſen wir leider noch nicht, und dennoch wünſchen wir uns zum neuen Jahre Glück, ſo wie ſich der Menſch auch zum Geburtstage Glück wünſcht.

Ueberhaupt gibt es keine größere Ironie als das Wünſchen. Das ganze Jahr hindurch wünſchen ſich die Menſchen viel Vergnügen und guten Appetit. Es iſt nicht genug, daß ſich die Menſchen gegenſeitig alle Freude verkümmern und jede Luſt verſalzen, ſie wünſchen ſich noch viel Vergnügen dazu; der Menſch ſucht das ganze Jahr dem andern Menſchen die Jahre ſauer zu machen, und kommt dann, und gratulirt ihm zum neuen ſauern Jahre! Es iſt nicht genug, daß der Menſch dem Menſchen den Biſſen Brot vom Munde wegſchnappt, er wünſcht ihm noch obendrein guten Appetit dazu. Er wünſcht ihm nicht allein nichts zu eſſen, ſondern auch noch einen guten Appetit.

Man ſollte ſich im neuen Jahre eigentlich nichts wünſchen als guten Appetit. Denn es gehört ein guter Appetit und ein ſehr guter Magen dazu, ſo ein Jahr anzuſchneiden und zu verzehren!

Jeder Menſch, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, hat vier Verdauungswerkzeuge, das Leben und das Schickſal zu verdauen: „Glaube, Glück, Geld und Geiſt.“

Mit dieſen vier Anklängen der G-Saite kann der Menſch durchs ganze Leben gehen, und ſich vor Sturm und Ungewitter bewahren. Glaube und Geiſt ſind die Sonnenſchirme, die ihn vor den Stürmen von Oben, vom Himmel, ſchützen; Glück und Geld ſind die Staubmäntel, die ihn vor den Stürmen der Erde und des Irdiſchen beſchützen.

Welch ein Unterſchied iſt aber zwiſchen Glaube und Geiſt: der Geiſt iſt eine Blume ohne Stängel, man kann ihn nirgends feſtſtecken, allein der Glaube iſt eine Blume mit ewig grünem Stängel, und man kann ihn feſt an das Herz heften. Der Geiſt muß immer noch was Anderes haben, aber der Glaube iſt ſelbſt genug. Der Geiſt liebt die Hoffnung und hofft auf Liebe; aber der Glaube iſt ſelbſt die Hoffnung, und iſt ſelbſt die höchſte und reinſte Liebe.

Der Geiſt wohnt im Kopfe, das iſt ein großes Freihaus, durch Ohr und Aug' und Naſe führen die offenen Heerſtraßen zu ihm, und wo Lärm iſt, da iſt kein Glück; aber der Glaube, das iſt unſer Tusculum im Herzen, und es führt nur ein Weg zu ihm, vom Herzen, und ein Weg aus ihm, zum Himmel.

Die Religion, das iſt der Witwenſitz der Seele, wenn ihr alle irdiſchen Güter abgefallen ſind, ſo genießt ſie auf dieſem Witwenſitze des wahren Glückes und der Ruhe. Alle Gefühle und Eigenſchaften der Menſchen haben ihr Aber, ihr Wenn und ihr Aber, nur die zwei höchſten Gaben des Gemüthes und des Geiſtes: der

Glaube und der Witz, ſie dulden kein Aber, ſonſt werden ſie Aberglaube und Aberwitz.

Nur äußerſt ſelten, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, findet man dieſes vierblätterige Kleeblatt: „Glaube, Geiſt, Geld und Glück," an einem Menſchenſtängel; blos in verſchiedenen Verſchlingungen und Verwechslungen iſt es bei den Menſchen; Mancher, der Geld hat, glaubt zu ſeinem Glück, er habe auch Geiſt; von einem Andern, der Geiſt hat, von dem glaubt man zu ſeinem Glück, er habe auch Geld. Geld, Geiſt und Glück, das ſind curioſe Drillinge! Es gehört viel Geld dazu, mit ſeinem Geiſte Glück zu machen, es gehört viel Glück dazu, ſeinen Geiſt zu Geld zu machen, und es gehört noch obendrein viel Geiſt dazu, mit ſeinem Gelde Glück zu machen.

Geiſt gibt Bewußtſein, Geld gibt Bewußthaben; und es iſt ein ſchönes Bewußtſein das Bewußthaben! Der Mann von Geiſt hat das, was er iſt, der Mann von Geld iſt das, was er hat.

Geld gibt baare Münze für den Schein, Geiſt gibt den Schein für baare Münze. So lang der Menſch lebt, geſteht ihm der Menſch nicht gerne Geiſt zu, iſt er aber einmal todt, ſo heißt es auch vom dümmſten Menſchen: er hat den Geiſt aufgegeben. Es iſt wahrlich eine große Aufgabe, wie man das aufgibt, was man nicht hat. Man ſollte eigentlich von einem reichen Manne, der ſtirbt, auch ſagen: „Er hat das Geld aufgegeben!"

Ohne Geld, ohne Frauen und ohne Zähne kommt man auf die Welt; ohne Geld, ohne Frauen und ohne

Zähne geht man wieder aus der Welt. Was haben wir alſo auf der Welt gemacht? Wir haben Zähne bekommen, Geld erworben und Frauen gewonnen. Iſt das die ganze Beſtimmung des Menſchen? Bis man die Zähne und die Frauen bekommt, hat man curioſe Zahnfieber; hat man endlich Zahn und Frau mit Schmerzen bekommen, ſo thun ſie uns beide durch das ganze Jahr weh; und es iſt nicht gerade das Uebelſte, daß man ſich Zahn und Frau wieder herausreißen laſſen muß; es iſt das Uebelſte, wenn der Zahn und die Frau locker werden, und alle Augenblicke herausfallen wollen!

Die Zähne und die Frauen kommen von ſelbſt, aber das Geld kommt entweder durch die Frauen, oder die Frauen kommen durch das Geld. Kommt das Geld durch die Frau, ſo bringt die Frau das Geld durch, kommt die Frau durch das Geld, ſo bringt das Geld die Frau durch. Wenn Jemand eine reiche Frau heirathet, ſo hat er vier Grundgüter: „Glaube, Glück, Geld und Geiſt,“ beiſammen. Sie nämlich hat das Geld und den Geiſt, den Geiſt des Widerſpruchs, und er glaubt, es iſt ſein Glück, und das iſt ſein Glück, daß er das glaubt.

Das Geld iſt die Enthebungskarte des Geiſtes, welche man in die Taſche nagelt, damit der Andere ſogleich wiſſe, dieſem Manne brauche man weiter keinen Geiſt zu wünſchen. Geiſt iſt das Geld der Kaſten, der Gehirnkaſten nämlich; Geld iſt der Geiſt der Kiſten, der Geiſt in den Kiſten und der Kaſtengeiſt hat bei weitem nicht ſo viel Unerträglichkeit als der Kiſtengeiſt.

Geld, Geiſt und Glück, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, das ſind reſpektable Dinge. Geld iſt der wahre Geiſt des Glückes, der Geiſt des Geldes iſt Glück, und Geldgeiſt das wahre Glück! Ich ſpreche viel lieber mit einem Millionär, als mit einem großen, ausgezeichneten Manne: denn, wenn ich mit einem großen Manne lang ſpreche, ſo ſchäme ich mich meines Geiſtes, aber wenn ich mit einem Millionär geſprochen habe, ſo denke ich immer: „mögen ſich meine Taſchen ſchämen, was kann ich dafür.“ Ueberhaupt iſt es ein Unglück mit den Leuten, die blos Geld haben, man iſt keinen Augenblick ſicher, wie man mit ihnen ſprechen und welche Ehre man ihnen erzeigen ſoll. Ich ſpreche zum Beiſpiel mit einem Millionär, und mach' ihm ein Millionär-Kompliment; das ſind nämlich die Komplimente, wo man ſich ſo tief bückt, bis man ihm recht tief in die Taſche ſehen kann. Während dem ich mich ſo bücke, kann dieſem Millionär, ohne daß er es weiß, die Million zu Hauſe geſtohlen werden, und ich habe blos einem Phantom von einem Millionär ein Kompliment gemacht.

Man ſagt Geld regiert die Welt, es iſt nicht wahr. Gerade die Leute, die ſehr viel Geld haben, haben ſehr wenig Welt. Die ganze Welt reimt ſich auf Geld, das iſt wahr, darum iſt bei dem jetzigen Geldmangel die Welt ſo ungereimt.

Ueberhaupt muß man ſich in dem Sinne dieſer Sprichwörter nicht täuſchen. Zum Beiſpiel: „Glück beſſert Thorheit,“ das ſoll heißen, durch Glück wird es noch eine beſſere Thorheit. Wie kann Glück Thorheit beſſern, das Glück iſt keine Thorheit, aber die Thorheit iſt ein Glück. Das Narrenhaus iſt ein Haus des Glücks, denn das iſt ſchon ein Glück, daß man ihnen ein Haus baut, den klugen Leuten baut kein Menſch ein Haus. Jedes Narrenhaus iſt überhaupt nichts, als ein ſteinernes, gebautes Kompliment, das ſich die Leute machen, um ſich gegenſeitig einzureden, wer nicht da darinnen iſt, iſt ein geſcheidter Menſch.

Das Glück, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, kann uns Geld bringen, aber keinen Geiſt, das eben iſt das Glück! Das Glück kann uns auch den Glauben nicht bringen, denn das Glück glaubt nur an ſich ſelbſt. Nur das Unglück erzeugt den Glauben, nur das Unglück erzeugt den Geiſt, das Glück aber tödtet den Geiſt. Gewiß ſind mehr Talente ſchon von Goldbergen erdrückt worden, als von Armuth, und mehr Geiſt iſt ſchon in Champagnerwein ertrunken, als in Thränen. Auch der Glaube gedeiht, wie die Schlehdornblüte, nur unter Gewitterſchlägen. Nur wenn Gott unſern Erdenkäfig verdunkelt und finſter verhängt, lernen wir ſeine Himmelsmelodien. Nur im Schmerze, nur im Untergange zeigt ſich der himmliſche Glaube am größten, wie der Mond im Untergehen. Der Glaube lernt vom Leben, daß das Sterben nichts iſt, und vom Sterben, daß das Leben nichts iſt; das Glück aber vergällt uns das Leben durch das Denken an den Tod und den Tod durch das Denken an das Leben. Zwiſchen Glauben und Glück ſteht der Geiſt, und ſucht die Feindlichen zu verſöhnen. In jedem Herzen liegt ein Schatz von Glauben und Liebe vergraben, nur fehlen den andern Menſchen oft die Geiſterworte dazu, dieſen Schatz zu heben. Der Geiſt aber hat dreimal drei Wünſchelruthen, den Schatz des Glaubens und des Glücks in unſerer Bruſt zu heben. Drei in der Natur: die Vergangenheit für die Phantaſie, die Gegenwart für das Gefühl, und die Zukunft für die Seele; drei in ſich: die Religion für das Leben, die Hoffnung für den Tod und die Liebe für jenen Halbtraum des Daſeins, in dem wir die Empfindung, die wir für alle Menſchen haben ſollen, in einem einzigen Menſchenband zuſammengebunden haben; und noch drei in der Kunſt; drei Erinnerungen für den innern Menſchen nämlich, durch die Kunſt: die Malerei, welche den Gegenſtand bringt, und durch den Gegenſtand die Begeiſterung; die Muſik, welche die Begeiſterung bringt, und durch die Begeiſterung den Gegenſtand, und die Poeſie, die den Gegenſtand und die Begeiſterung zugleich bringt. Die Kunſt iſt die erſtgeborne Tochter des Geiſtes, und ſie hat für den Glauben eben ſo viel gethan, als der Glaube für ſie. Sie iſt nicht nur ein Kind des Glaubens, ſondern auch des Glückes, jede Kunſt iſt ſelbſt ſchon ein Glück, und das Glück iſt auch eine Kunſt! Wir haben jetzt ſo viele Bücher über die Glückskunſt, oder über das Kunſtglück. Zum Beiſpiel: „Ueber die Kunſt, mit Menſchen umzugehen;“ welches gar keine Kunſt iſt, mit Menſchen kann man leicht umgehen, man ſchreibe ein Buch über die Kunſt, mit Unmenſchen umzugehen. Oder: „Ueber die

Kunſt, das menſchliche Leben zu verlängern," welches auch keine ſolche Kunſt iſt, als die Kunſt, das verlängerte Leben menſchlich zu machen. Oder: „Die Kunſt, in allen Fällen des menſchlichen Lebens ſeine Ruhe zu behaupten," welches wieder keine Kunſt iſt; die Kunſt iſt aber, in allen Unfällen des menſchlichen Lebens ſeine Ruhe zu behaupten.

Da iſt mir dieſer Tage ein Büchlein aus Berlin in die Hände gefallen: „Ueber die Kunſt, mit Weibern glücklich zu ſein." Man muß geſtehen, wenn das eine Kunſt iſt, ſo iſt es wenigſtens keine freie Kunſt! Es iſt auch gar keine Kunſt, mit Weibern glücklich zu ſein, mit allen Weibern nämlich, die eigentliche Kunſt beſteht darin, mit einem Weibe, mit ſeinem Weibe, glücklich zu ſein. Einige Regeln dieſer Kunſt ſind äußerſt drollig; zum Beiſpiel, ſo ſagt der Verfaſſer: „die glücklichen Augenblicke der Liebe ſind die, wo man ſich noch nicht entdeckt hat!" Das glaube ich ſelbſt, das ſind die glücklichſten Augenblicke, wo man ſich gegenſeitig noch gar nicht entdeckt hat, und Eines vom Andern gar nicht weiß, ob es auf der Welt iſt. Nun fährt der Verfaſſer ganz proſaiſch fort: „Die Schönheit vergeht, die Thaler bleiben." Das iſt eine gute Bemerkung, es iſt aber noch ſchlimmer, wenn die Schönheit bleibt und die Thaler vergehen. Ein Thaler ohne Schönheit iſt noch immer ein halber Thaler Schönheit, die Schönheit ohne Thaler aber iſt nicht einmal ein halber ſchöner Thaler! Ferner ſagt der Verfaſſer: „An jeder unglücklichen Ehe ſind neunmal die Männer Schuld." Das glaube ich ſelbſt, daß der Mann neunmal Schuld iſt; einmal, daß er ſich verliebt;

zum zweiten Mal, daß er ſich genähert; zum dritten Mal, daß er ſich erklärt; zum vierten Mal, daß er um Gegenliebe bat; zum fünften Mal, daß er ihr geglaubt; zum ſechsten Mal, daß er um ſie angehalten; zum ſiebenten Mal, daß er ſich mit ihr verlobt; zum achten Mal, daß er es nicht gleich bereut; zum neunten Mal, daß er ſich mit ihr vermählt; er iſt alſo neunmal an der unglücklichen Ehe Schuld.

Noch eine Regel gibt uns der geehrte Herr Verfaſſer:

„Man beſtimmt ſeiner Gattin eine Summe zu ſtillen Handlungen!“

Das iſt recht; die ſtillen Handlungen der Frauen ſind die, daß ſie ganz ſtill in eine Handlung ſchleichen, um Putz zu kaufen, die dann ſogleich aufhört eine ſtille Handlung zu ſein. Zum Schluſſe der ganzen Kunſt heißt es:

„Selbſt ein häusliches Gewitter iſt angenehm, denn das Gewitter erquickt die Natur!“

Wie wahr und ſchön! So ein häusliches Gewitter, wo die Frau donnert, und der Mann blitzdumm ausſchaut, das erquickt die Natur, aber es gehört eine geſunde Natur dazu!

Ich glaube, das Glück der Ehe beruht auf einer ganz geheimen Sympathie.

Der Himmel hat nicht ſogleich einen Menſchen erſchaffen, ſondern nur einen Mann; und der Himmel beſah den Mann, und es war ein Bengel, und der Himmel wollte aus dem Bengel einen Menſchen machen, und wollte ihm einen Gefährten geben. Hätte der Himmel ihm einen Engel zugegeben, der Mann hätte aus dem Engel eher einen Menſchen, als der Engel aus dem Menſchen einen Engel gemacht. Da knetete der Himmel einen Teig aus Lilienblättern und Thautropfen, und bildete daraus ein Weſen, und auf die Wangen legte er ihm zwei Roſenknospen, und in die Augen pflanzte er ihm zwei Sterne, und in den Mund reihte er ihm Perlen aus dem Grunde des Meeres, und in das Herz legte er ihm eine Aeolsharfe, und dann hauchte er ihm einen Seufzer der Liebe und einen Seufzer des Mitleids ein, und nannte dieſes Weſen: Weib, und dieſes Weſen gab er dem erſten Manne zur Gefährtin, und dieſes Weſen machte den erſten Mann zum erſten Menſchen. Um aber das Weib dem Menſchen geſelliger zu machen, bildete der Himmel ſie aus ſeiner Rippe, daß ſie immer an ſeiner Seite bleibe, und ihn bezähme und bändige, bald durch den Seufzer der Liebe, bald durch den Seufzer der Menſchlichkeit. Der ganze Zauber der Sympathie beſteht alſo darin, daß jeder Mann herumgeht, und ſeine Rippe ſucht, um ſich mit ihr zu vermählen; glückt das nicht, und man heirathet eine blutfremde Rippe, dann freilich iſt die Ehe nichts, als ein ewiger Rippenſtoß.

Als das erſte Menſchenpaar aus dem Paradieſe gejagt wurde, da beurkundete ſich ſchon der Unterſchied der beiden Geſchlechter. Wenn einmal die Welt unterginge, ſo wird die Frau noch in aller Schnelligkeit einmal in den Spiegel ſehen, und noch geſchwind ihren Shawl verſtecken. So war es auch im Paradieſe; Adam nahm gar nichts mit, allein Eva hat ſich in aller Eile noch gebückt und pflückte ſchnell ein Blümchen Wunderhold und das Himmelſchlüßlein, und nahm es mit aus dem Paradieſe, und das Blümchen Wunderhold verſteckte ſie im Herzen, und das Himmelſchlüßlein in den Augen, und nun haben wir im ganzen Leben nichts Paradieſiſches, als einen Blick in Frauenherzen, und einen Blick in Frauenaugen. Aus tauſend Zügen ſpricht die edlere Natur des Weibes uns im ganzen Leben an. Die Frau wünſcht nichts, als, daß der Mann ihr Herz errathe, der Mann wünſcht nichts, als, daß die Frau ſeinen Magen errathe. Die Frauen lieben ſtill, in ihren Herzen hat die Liebe Sitz und keine Stimme; die Männer reden von ihrer Liebe, in ihren Herzen hat die Liebe Stimme, aber keinen Sitz. Die Mädchen verleitet blos das Bedürfniß zu lieben, zu Thorheiten, die Liebe ſelbſt heilt ſie; den Mann verleitet das Bedürfniß zu Thorheiten zum Suchen der Liebe, und hat er ſie gefunden, ſo verläßt ihn Liebe und Thorheit zugleich. Jedes Frauenzimmer iſt um einen halben Grad feiner als ihr Stand, und jeder Mann um einen halben Grad roher. Der Mann kennt höchſtens das Mitleid, er thut Gutes ſeinem Mitleid zu Liebe. Die Frauen haben neben dem Mitleid auch Mitfreud, ſie freuen ſich mit der Freude des Andern, dem ſie wohlthun.

Selbſt das Duzen, wie ganz anders iſt es bei den Frauen, als bei den Männern! Bei den Männern iſt das gegenſeitige Du nichts als die Erlaubniß, gegenſeitig ſo grob ſein zu können, als man nur will; bei den Frauen hingegen gehen beim Du alle Herzensmaſchen auf, und ſie winden fortan nur einen Herzensfaden ab. Die Frauenzimmer fangen ſich gewöhnlich nur bei rührenden, herzlichen Gelegenheiten zu duzen an, bei Brautfeſten, am Krankenbett, bei Leichenbegängniſſen u. ſ. w. Die Männer fangen ſich faſt nie eher zu duzen an, als beim Wein. Sie machen es umgekehrt, ſo lange ſie den Gegenſtand einfach ſehen, reden ſie wie in der vielfachen Zahl mit ihm; wenn ſie ihn einmal durch den Wein doppelt ſehen, reden ſie ihn in der einfachen Zahl an. — Man ſagt, im Wein liegt Wahrheit; ich kenne viele Leute, die das ganze Jahr betrunken ſind, und nie ein wahres Wort ſprechen. Iſt es aber denklich, daß in allen Sorten von Weinen dieſelbe Wahrheit liege? Kann im Grinzinger dieſelbe Wahrheit liegen wie im Champagner? Die Menſchen, die viel Champagner trinken, die ſchlagen erſt auf das Glas, daß es ſchäume; ſie trinken oben den Schaum fort, und die geſchlagene Wahrheit bleibt niedergeſchlagen am Boden liegen. Die echte, alte Wahrheit liegt eigentlich nur im Heurigen; in dieſer Hinſicht wird im Lerchenfeld vielleicht auch mehr Wahrheit verzehrt, als in der ganzen Stadt. Im Weine liegt auch ein Geiſt, der Weingeiſt, das iſt der einzige Geiſt, den man fürs Geld bekommt. Es iſt überhaupt mit dem Weine wie mit dem Geiſte; franzöſiſche Weine und franzöſiſcher Geiſt verliert, wenn er alt wird, die müſſen immer neu ſein; deutſcher Wein und deutſcher Geiſt werden deſto ſtärker und vollkommener, je älter ſie werden. Der Wein iſt die Probe des Geiſtes; beim Spiel, im Zorn und beim Wein erkennt man den Geiſt des Menſchen. Nur wenn der Menſch luſtig iſt, iſt er zu erkennen, der Bär und der Fuchs im Menſchen kriechen nur beim heitern und luſtigen Wetter aus ihrer tiefen Höhle hervor. Das, worüber der Menſch weint, das kann uns oft täuſchen, aber wenn wir den Menſchen beobachten, worüber er lacht, das kann nie täuſchen! Da unterſcheiden ſich die Männer wieder von den Frauen. Die Männer erkennt man, wenn ſie über ein Luſtſpiel urtheilen, die Frauen, wenn ſie über ein Trauerſpiel urtheilen. Die Männer fallen gleich über die Handlung des Stückes her, die Frauen halten ſich an die Sprache; der Mann beurtheilt die Charaktere, die Frau die Situationen. Daß die Frauen aber die ſtrengſten Richterinnen über ihr eigenes Geſchlecht ſind, das kann man nach jeder Darſtellung eines neuen Stückes hören. Die Helden des Stückes ſind ihnen alle recht, ſie fallen nur über die Heldinnen her, da kann es ihnen ſelten ein Dichter recht machen. Die Frauen ertragen ein plötzliches Unglück leichter, als ein plötzliches Glück; die Männer ertragen ein plötzliches Glück leichter, als ein plötzliches Unglück; darum ſind die Frauen in der Ehe viel gefaßter, als die Männer.

Die Frauen wiſſen, daß die Querlinie, die Diagonale, die kürzeſte iſt, darum kommen ſie den Wünſchen des Mannes immer in die Quere. Die Frauen betrachten die Ehe als ein Luſtſpiel, das mit der Hochzeit anfängt; die Männer betrachten die Ehe als ein Trauerſpiel, das mit dem Tode aufhört. Die Frauenzimmer betrachten ihr eigenes Unglück und ihr eigenes Schickſal wie einen gedruckten Roman, ſie verzweifeln nicht, denn ſie denken auf jeder

Seite: „wer weiß wie das ausgeht.“ Der Mann aber betrachtet ſein Bischen Schickſal wie die Weltgeſchichte, wie die furchtbarſte Wahrheit, und das macht ihn verzweifeln. Selbſt den Tod empfangen die Frauenzimmer wie einen unangenehmen Beſuch, doch mit mehr Faſſung, und ſie putzen ihre Seele und ihr Herz zu ſeinem Empfange heraus, und das kommt daher, weil die Frauen mehr Glauben haben, als die Männer; weil der Geiſt der Männer ihren Glauben zerfrißt, der Glaube der Frauen hingegen ſich, wie eine edle Frucht, gerade durch den Geiſt lange friſch erhält. Die Frauen beſitzen den Geiſt des Glaubens, die Männer aber nur den Glauben des Geiſtes.

Der Tod, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, iſt die Sylveſternacht zwiſchen dieſem und jenem Leben, vor ihm klingt die Abendglocke einer großen Zukunft. Der Tod iſt nichts, als die große Privat-Audienz, die wir bei dem Könige der Himmel und der Erde haben; die Bahre iſt die Antichambre, bis dahin, bis zur Bahre, bis zu der Thür des unendlichen Audienz-Zimmers, begleiten uns die vier Lebens-Advokaten: Glaube, Geiſt, Glück und Geld, aber da laſſen uns die drei im Stiche, und nur der Glaube öffnet uns ganz allein die Thür zu dem allmächtigen Herrſcher, und nur durch ihn, durch den Glauben, gehen wir durch die lange Sylveſternacht des Todes dem unſterblichen Jubeljahre der Ewigkeit entgegen.

Vor unſers Lebens leichtbeſpanntem Wagen,
Da tanzt die luſtige Begleitung her,
Das Glück mit ſeinem buntgeſtickten Kragen,
Das Geld mit ſeinen großen Gaben ſchwer,
Der Geiſt mit ſeinem Denken, Hoffen, Zagen,
Mit ſeinem gaukelhaften, wilden Heer,
Sie lenken dieſes Wagens raſche Pferde
Auf allen Wegen dieſer großen Erde.
Die Jugend ſtürmet wie durch Windesflügel
Stets vorwärts mit dem luſtigen Geſpann,
Mit leiſem Schritt', mit angehalt'nem Zügel
Verfolgt den Weg der ernſtbedachte Mann,
Der Greis fährt auf den letzten Lebenshügel
Mit ſchlaffer Hand den ſteilen Weg hinan,
Und immer geben noch an jeder Seite,
So Geld als Glück und Geiſt uns das Geleite.
Doch endlich ſtehen wir am Schauerbogen,
Der Wagen hält am letzten ſchwarzen Thor;
Das luſt'ge Heer iſt ſchnell hinweggezogen,
Verſchwunden iſt der jubelvolle Chor,
Und Glück und Geld und Geiſt hat uns betrogen,
Nicht Einer geht den finſtern Pfad uns vor;
Der Glaub' allein, mit ſeinem Tröſterworte,
Er ſchreitet mit uns durch die dunkle Pforte.
Und wie ein Kind, das ſeinen Weg verloren,
Das nach dem Vater ſehnend, ſuchend fragt,
Dem unbekannten Land, wo es geboren,
Mit ſüßem Wunſche ſtets entgegenzagt,
So führt uns aus des Lebens bunten Horen
Der Glaube hin, wo uns die Heimat tagt;
Und läßt uns auf den früh geahnten Auen
Den Vater und das Vaterland erſchauen.

Die Laufbahn unſers Jahrhunderts auf der Eiſenbahn.

Was eine Laufbahn iſt, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, wiſſen Sie wohl alle. Wenn es dem Menſchen auf ſeinem gewöhnlichen Wege nicht mehr geht, ſo ſucht er eine Bahn zum Davonlaufen, und dies iſt ſeine Laufbahn. Bevor das Kind noch gehen kann, beſtimmt man ſchon ſeine Laufbahn; es iſt dabei nichts beſtimmt, als, daß es auf ſeiner Laufbahn beſtimmt nicht gehen wird.

Wenn Sie, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, ſchon jetzt bei der Bahn, die ich mir mit dieſer Vorleſung in Ihre Geduld bahne, davon laufen wollten, ſo wäre das Ihre heutige Laufbahn; allein das wäre für Sie noch ſchlimmer, denn dann müßte ich Ihnen fortlaufend vorleſen; es iſt daher beſſer, ein verehrtes Publikum wartet den Verlauf der Vorleſung ab, als daß die Vorleſung den Verlauf des Publikums abwartet.

Die größte Laufbahn, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, iſt ganz dasſelbe, was die kleinſte Kegelbahn iſt; es kommt Alles darauf an, wie die kleine runde Glückskugel rollt. Der Ungeſchickteſte macht oft auf ſeiner Laufbahn alle Neun, und der Allergeſchickteſte trifft nichts.

Bis jetzt hat jeder Menſch blos ſeine Laufbahn gehabt, jetzt wird bald jeder Menſch ſeine Eiſenbahn haben müſſen. Als vor einigen Wochen ſo viel Schnee fiel, ſagte mir ein naives Mädchen: „es fällt jetzt ſo viel Schnee, daß man gar keine Spur von Menſchen hat.“ So, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, könnte man auch ſagen: in unſer Jahrhundert fallen ſo viele Laufbahnen, Fahrbahnen, Kreisbahnen, Rutſchbahnen, Eiſenbahnen, daß man bald gar keine Spur von unſerem Jahrhundert haben wird. Aber noch in keinem Jahrhundert war die Eiſenbahn ſo nöthig, als jetzt, wo alle Menſchen ihre Laufbahn verfehlen! Eigentlich kann man nicht ſowohl ſagen, die Menſchen verfehlen ihre Laufbahn, als: die Laufbahn verfehlt ihre Menſchen; denn in unſern Schwindel-Zeiten wird die Laufbahn nicht von dem Menſchen, ſondern der Menſch von der Laufbahn ergriffen. Wenn die Menſchen jetzt ihre Laufbahn zurückgelegt haben, ſo ſehen ſie, daß ſie am Ende nichts zurückgelegt haben.

Man weiß wirklich nicht, ob der Wunſch des Jahrhunderts nach Eiſenbahnen in der Sehnſucht der Menſchen liegt, ſich ſo ſchnell als möglich wieder zu ſehen, oder in der Sehnſucht, ſich ſo ſchnell als möglich wieder los zu werden.

Wir haben bis jetzt nur die unermeßlichen und unberechenbaren Vortheile berechnet, welche die Verbindung der Länder durch Eiſenbahnen auf Merkantil, Induſtrie und Produktion hervorbringt, aber wir kennen noch bei weitem den Einfluß und die Umgeſtaltung nicht, welche die

Eiſenbahnen in Kunſt, in Literatur und ſelbſt im Reiche der Empfindungen bewerkſtelligen werden.

Die Erfindung der Eiſenbahnen, meine lieben Leſer und Leſerinnen, iſt doch im Grunde nichts, als eine Verkleinerung der lieben Erde. Die Welt wird ganz klein werden; man wird viel ſchneller die ganze Erde wirklich bereiſen, als man Büſchings Erdbeſchreibung leſen wird. In den Schulen wird die Stunde „Geographie“ nicht geleſen, ſondern gereiſt werden; der Profeſſor wird ſich mit ſeinen Zöglingen auf die Eiſenbahn ſetzen, und alle Tage jenen Theil bereiſen, der gerade docirt werden ſoll.

Der Menſch wird zum Briefe werden. Bevor man ſich Zeit nehmen wird, erſt eine Feder zu ſchneiden, zu ſchreiben und zu ſiegeln, wird man ſich ſelbſt auf die Eiſenbahn legen, und es wird nicht lange dauern, ſo wird man uns von den Eiſenbahnen die frankirten Menſchen ins Haus bringen; wir werden den Menſchen leſen, und ihn retour ſchicken. Und ſind denn die Menſchen etwas Anderes, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, als Briefe? — Die Großgewachſenen, das ſind die langen Gellert'ſchen Briefe; die Kleinen, die ſpartiſchen lakoniſchen Epiſteln; die Dicken, das ſind die Geſchäfts- und Pachtbriefe; die Dünnen, das ſind die trocknen Berichtsbriefe; die Groben und Unverſchämten, ſind die Droh- und Brandbriefe; die Höflichen und Unterthänigen, die Gratulations- und Bittbriefe; die Glücklichen ſind die Pfandbriefe des Himmels, und die Unglücklichen, das ſind die Mahnbriefe an die Glücklichen, um ſie an den fürchterlichen Wechſel, an den Wechſel aller Dinge, zu erinnern. Die Männer im Allgemeinen ſind blos die Frachtbriefe, mit welchen die Schöpfung das koſtbare Gut, das weibliche Geſchlecht, in die Welt ſendet. — Für jedes Frauenzimmer iſt im Grunde ein einziger ſolcher Frachtbrief beſtimmt, oft geſchehen aber in der Spedition ſolche Verirrungen, daß manchmal eine Einzige drei bis vier Frachtbriefe aufzuweiſen hat. Die Frauenzimmer ſind die Gnadenbriefe der Schöpfung an die Männer. Die verheiratheten ſind ſchon an ihre Adreſſen gekommen! die Ledigen ſind die Poſtreſtanten, die noch abgeholt werden müſſen; die ewig Ledigen ſind die unbeſtellbaren Briefe, die auf der Poſt liegen bleiben, und die Witwen, das ſind die Briefe, die der Empfänger gar nicht zu Ende leſen konnte. Das Poſtporto dieſer Gnadenbriefe kommt etwas hoch, und auch bei ihnen koſten, wie bei Briefen, die Einfachen am wenigſten. — Dieſe Gnadenbriefe, je ſchöner ſie geſchrieben ſind, deſto theurer müſſen die Männer dieſe Kalligraphie bezahlen. Dieſe Gnadenbriefe beſiegeln ihr Wort mit Küſſen und mit Schwüren, und dieſe Küſſe und Schwüre gleichen oft den wirklichen Siegeln darin, daß ſie heiß aufgedrückt und kalt gebrochen werden. Blos die Männer-Briefe, die haben auf ihrem Lebenspoſtlauf eine Laufbahn, die Frauenzimmer haben gar keine Laufbahn, blos diejenigen Frauen, welche Romane ſchreiben, von denen ſagt man, ſie haben die ſchriftſtelleriſche Laufbahn ergriffen; bei ihrer Schriftſtellerei wird wirklich nichts ergriffen, als die Laufbahn. Durch die Einrichtung der Eiſenbahnen aber, meine freundlichen Leſer und

Leſerinnen, wird die ganze Romanenſchriftſtellerei hoffentlich aufhören; denn aus was beſtehen die Romane, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen? Aus der Zwickmühle: Trennung und Wiederſehen. Durch die Eiſenbahn werden wir ganz um alle Abſchiedsthränen kommen, und die Romane werden ganz mager werden. Eine ſolche Romanenſchriftſtellerin, wenn Anton ſich in Leipzig von ſeiner Amalie losriß und nach Hamburg ging, weinte er einen halben Band, anderthalb Bände ſchrieb Amalie an Anton, anderthalb Bände ſchrieb Anton an Amalie, einen Band Briefe dann auf der Rückreiſe von Anton zu Amalie und die vier Bände ſind voll. Wenn einmal zwiſchen Leipzig und Hamburg eine Eiſenbahn ſein wird, warum werden Anton und Amalie ſolche Narren ſein und werden ſich vier Bände Briefe ſchreiben? — Anton und Amalie ſetzen ſich im erſten Bande Seite 67 auf die Eiſenbahn, und Seite 68 ſind ſchon Anton und Amalie am Ende des vierten Bandes. Wenn zu Lafontaine's Zeiten die Eiſenbahnen exiſtirt hätten, er hätte bei den Reiſen ſeiner Helden 15 Millionen Poſtgeld rein erſpart! Wie geſagt, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, auf Liebe, Kunſt und Poeſie werden die Eiſenbahnen ungeheuer einwirken. —

Auch die armen „Wander- und Liebeslieder" werden aufhören müſſen. Jetzt, wenn der Liebhaber in Brünn und die Geliebte in Iglau iſt, ſchreibt er:

„Sehnſuchtslieder an die Entfernte."

Und er fängt an:

Fern von Dir
Weil' ich hier,
Die Wolken treiben,
Doch ich muß bleiben,
Die Vöglein eilen,
Doch ich muß weilen.
Es wandern die Stern',
Doch Du bleibſt fern,
Wie ich auch ſchau',
In Iglau!

Doch wenn Eiſenbahnen ſein werden, wird ihm die Geliebte antworten:

„Um dieſes Lied kräht kein Hahn,
Setz' Dich auf die Eiſenbahn!“

Das iſt ſchon ein kleiner Einfluß auf die Liebe. Die Abſchiedsthränen werden ganz unbrauchbar werden. Welch' ein Verluſt! — Die Thränen, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, und die Hoffnung, das ſind die zwei Zehrpfennige, die dem Menſchen auf die Lebensreiſe mitgegeben wurden, als er das Paradies verlaſſen mußte. Wehe dem, der ſchon inmitten der Reiſe keine Thränen, keine Hoffnung mehr hat; wehe dem, der ſeine Hoffnung nicht mit einer Thräne auffriſchen und ſeine Thräne mit keiner Hoffnung wegtrocknen kann. Roſenblätter und Menſchen müſſen oft gepreßt werden, um ſich in Thränen dauernder zu erhalten. Blumen und Augen trinken aus einerlei Aether vielerlei Farben und aus vielerlei Wolken einerlei Tropfen: den Thautropfen der Thräne, der ihr Herzblatt erquickt, bis der Abend kommt, und Menſch und Blumen das Haupt neigen auf den dunklen Schlafpolſter der Erde. — Auch im Reiche der Liebe, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, kommen uns die Empfindungen auf zweierlei Wegen zu, in Seufzern und in Thränen, alſo auf trockenem und auf naſſem Wege, das heißt: zu Achſe und zu Waſſer. — Nur die Frauenzimmer können weinen, die Männer vergießen nur manchmal Thränen; ſie behandeln ihren Thränenſack wie den Waſſerſack ihrer Pfeife, ſie gießen ihn zuweilen aus. Die Männer begreifen einen Schmerz nicht eher, als bis ſie ihn fühlen, die Frauenzimmer fühlen den Schmerz ſchon, wenn ſie ihn nur begreifen. Wenn ein Mann weinen kann, ſo iſt dies eine Gabe, ein Geſchenk der Götter; bei den Frauen iſt das Weinen ein Talent, eine Fertigkeit; ja es gibt Wein-Genies unter ihnen, denn das Zeichen des Genies iſt: aus gar keinem Stoffe ſeinen Gegenſtand erſchaffen. Von den Thränen, welche die Frauenzimmer um ihren Geliebten weinen, gilt das, was vom Geliebten ſelbſt gilt: „aus den Augen, aus dem Sinne.“

Was ſind Thränen anders, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, als die Augenzeugen des Schmerzes? Beim Lachen vergießt der Menſch auch Thränen, das ſind falſche Zeugen; das Auge vergießt aber deshalb Thränen, wenn das Herz lacht, weil das Auge weiter ſieht, als das Herz, und ſieht, wie nach jeder großen Freude im menſchlichen Leben ein großer Schmerz hinterherkommt, wie gewöhnlich im Leben nach großen Aufzügen und Feſtgeprängen ein armer Bettler mit ſeinen Jammerkrücken dem Zuge nachhinkt.

Die Hälfte der menſchlichen Thränen, und gerade die ſchönſten, die Thränen des Wiederſehens, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, die werden auf der Eiſenbahn ganz eintrocknen. Die Eiſenbahnen werden nicht nur das äußerſt Erſprießliche haben, Länder und Städte in nähere Berührung zu bringen, ſondern ſie verbinden auch die Menſchen, ſie ſchlingen ein neues Band, wenn auch kein Familienband, doch ein Aktienband um viele Individuen, und Aktienverwandte halten beſſer zuſammen wie Blutsverwandte. Die Aktionäre der Eiſenbahn werden zu Hauſe ſitzen, und doch gut fahren; man wird die Aktionäre der Eiſenbahn nicht fragen: „wie geht es Ihnen?“ ſondern: „wie fährt es Ihnen?“ und ſie werden mit Fug und Recht antworten können: „es paſſirt!“ denn die große Paſſage macht Alles aus. Die Aktionärs und die Diktionärs ſind darin gleich, daß ſie beide die Länder und Städte am Ende ganz enge bei einander verzeichnet und gedruckt haben. Eben ſo ſchätzenswerth und unentbehrlich wie ein dictionnaire de poche iſt ein Aktionär de poche; zwiſchen einem Diktionär und einem Aktionär iſt nur der Unterſchied: bei einem Diktionär ſind die ſpäteren Ausgaben die erwünſchteſten, bei einem Aktionär ſind die ſpäteren Ausgaben die unerwünſchteſten. — Es geht mit den menſchlichen Gedanken und Erfindungen, wie mit dem Menſchen ſelbſt und mit den Thieren. Die großen und genialen ſind nicht immer die nützlichſten. Ein Schaf nützt der Menſchheit mehr, als ein Rhinozeros; eine Gans mehr, als ein Strauß; ein guter Hühneraugen-Operateur bringt die leidende Menſchheit eher auf guten Fuß, als ein genialer Epigrammatiſt, und die Erfindung der Eiſenbahnen iſt für die geſammte Menſchheit vortheilhafter, als die Erfindung des Schießpulvers. Solche Unternehmungen ſind es auch ganz allein, bei denen der Aſſociationsgeiſt Gutes ſtiftet, ſonſt hat er noch nie Gutes hervorgebracht, auch nicht einmal im Reiche der Gedanken; keine Aſſociation der Welt hätte Amerika entdeckt, keine Aſſociation der Welt hätte die Pockenimpfung, keine den Blitzableiter erfunden. Große Gedanken können nur in einzelnen Köpfen entſpringen, aber es gehören Millionen Hände dazu, um die großen Gedanken der einzelnen Köpfe zu nützlichen zu machen.

Eine Eiſenbahn, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, iſt nichts, als eine eiſerne Charakteriſtik unſers Jahrhunderts; denn in unſerm Jahrhundert entfernen wir uns von nichts ſo ſehr, als von dem, was uns recht nahe liegt, weil uns nichts ſo nahe angeht, als was weit entfernt von uns liegt.

Der Einfluß der Eiſenbahnen auf das Reich der Empfindungen iſt unberechenbar, zum Beiſpiel auf die Liebe! Die Liebe, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, kennt nur eine Krankheit, die Entfernung, und nur ein Verbrechen, die Abweſenheit; denn dieſe iſt ein Symptom der Liebe.

Was iſt Liebe? Die Liebe iſt jene Rechnung, bei der es keine Probe gibt. Die Liebe numerirt nur ſich ſelbſt, addirt nur das Herz zum Herzen, ſubtrahirt von ihren eigenen Freuden, um die der Andern zu multipliciren, und dividirt nur mit ihrem eigenen Ich.

Was iſt Liebe? Liebe iſt dasjenige Ding, welches die Männer auswendig wiſſen, aber nur die Frauen inwendig im Herzen verſtehen. Die Frauenherzen athmen Liebe, die Männerherzen ſchnarchen Liebe. Ein Männerherz liebt mehrere Gegenſtände, aber ein Frauenherz nur wenige, ſo wie Holzſchnitte mehr Abzüge geben als Gold- und Steindrücke. Die Männerherzen ſind in der Liebe wie das Schickſal oder wie die früheren Fürſten, ſie ſtellen blos Fragen an das andere Herz, ihnen darf man aber keine Frage ſtellen.

Es iſt eine ſehr traurige aber wahre Bemerkung, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, daß der Menſch keinen Menſchen ohne Grund liebt, daß er aber viele Menſchen ohne Grund haßt. Nur der Haß des Menſchen iſt grundlos, aber nicht ſeine Liebe; der Haß des Menſchen faßt im Herzen einen grundloſen Boden, aber die Liebe nur einen bodenloſen Grund! Nur im Haß iſt der Menſch leichtgläubig, nicht in der Liebe. Nur bei den guten Handlungen, die der Menſch hört, fragt er um ihren Paß, und um Zeugen und Beweisgründe, und man muß ſie, wie Rechtsſachen, bei ſeinem Ohr und bei ſeinem Auge in Duplikat einreichen. — Die ſchlechten Handlungen aber, die der Menſch hört, die glaubt er gleich, ſie brauchen keinen Paß, keinen Ausweis, kein Zeugniß, keine Belaſtungszeugen. Nur bei ſchlechten Handlungen, die man dem Menſchen erzählt, iſt der Menſch ein klägliches Ausrufungszeichen, bei den ſchönen Thaten ſeiner Nebenmenſchen iſt er ein ewiges Fragezeichen. In der Jugend liebt der Menſch mehr, im Alter haßt er mehr; in der Morgenſonne erſcheinen ihm die moraliſchen Schatten der Menſchen, wie ihre wirklichen, ganz klein und kurz, aber in der Abendſonne ſeines Lebens ſieht er ſie ganz lang und groß; es iſt aber nicht deshalb, weil die Menſchen wirklich mehr Schatten werfen, es iſt deshalb, weil ſeine untergehende Sonne ihr Licht ganz ſchief und einſeitig auf die Menſchen fallen läßt. Die eigentliche Liebe, das heißt, das eigentliche Verliebtſein, dauert bei dem Menſchen nur, bis er majorenn wird. So lang der Menſch im Wachſen iſt, kann er mehr eſſen und mehr lieben. Herz und Magen ſind Wandnachbarn im Menſchen, und zwiſchen einem Verliebten und einem Hungerigen iſt nur der Unterſchied: bei einem Hungerigen muß der Magen ein gutes Herz haben, bei einem Verliebten muß das Herz einen guten Magen haben. Bis zu vierundzwanzig Jahren kann des Menſchen Herz und Magen Alles mitmachen, aber nachher kommen die Herz- und Magenkrämpfe.

Der Menſch, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, hört nie zu wachſen auf, wir ſehen es nur nicht. Bis vierundzwanzig Jahre wächst er in die Höhe zum Himmel empor, nach vierundzwanzig Jahren fängt er ſchon an, in die Tiefe, in die Erde hinab zu wachſen, ins Grab hinein. Das Leben iſt ein Tunnel, ein langer, finſterer Gang, den wir in die Erde hinein gehen, und deſſen Ende wir nicht ſehen, als bis wir es erreicht haben. Es wird durch die Eiſenbahnen keine Vergangenheit und keine Zukunft geben. Was iſt die Vergangenheit? eine geſtorbene Gegenwart. Was iſt die Zukunft? eine noch nicht geborne Gegenwart.

Was iſt die Gegenwart? eine geboren werdende Vergangenheit. Die Gegenwart iſt ein Wechſel, auf die Zukunft gezogen, der aber von dieſer nicht reſpektirt wird. — Was iſt alt? Was iſt neu?

Neu, ſagt Schiller, iſt nur die Phantaſie. Man kann ſich alſo nicht wundern, daß es ſo wenig Neues gibt. Man ſollte ſich deshalb nicht fragen: Was haben Sie Neues? ſondern: Was haben Sie für Phantaſie? und die Antwort wird ſein: „Ach, ſehr wenig!“ — — Unſer jetziges Leben gleicht einer Eiſenbahn, wir ſind halb am Ziele. Altes und Neues, Vergangenheit und Zukunft ſchrumpfen auch auf unſerer ſchnellen Lebensbahn zuſammen. Kaum, daß man uns am Anfange der Lebenseiſenbahn, an der Wiege, zuruft: „Ich wünſche Ihnen glückliche Reiſe!“ hören wir den Tod am Ende: „Freut mich Ihre glückliche Ankunft!“ Der Menſch macht ſich aber ſeine Lebenseiſenbahn nicht deshalb kürzer und ebner, um leichter fortzukommen, ei bewahre! ſondern, um ſich, wie einem Pferde, noch mehr Laſten aufladen zu können. Unſer Jahrhundert entwickelt eine ganz eigene Kraft: die Pferdekraft. Alle unſere Kräfte gehen dahin, entweder die Pferdekraft zu erſparen oder zu erhöhen. Wie viele übermenſchliche oder nicht menſchliche Kräfte brauchen wir zu den Menſchen? Um ſie zu ernähren, Dampfeskraft; um ſie fortzubringen, Pferdekraft; und um ſie zu ertragen, Rieſenkraft.

Durch die Eiſenbahnen wird Jemand ein ſehr gereiſter Mann ſein, und man wird doch von ihm ſagen können: „Er iſt nicht weit her!“

Indem man die Welt kürzer macht, macht man das Leben länger; eine Reiſe um die Welt, die man ſonſt in drei Jahren machte, wird man in drei Monaten machen, allein wir werden mehr Erfahrungen und weniger Bildung haben. Ein reicher Mann wird ſeinen Sohn, zur Ausbildung, eine Reiſe durch Europa machen laſſen, eine ſolche Reiſe dauerte ſonſt zwei Jahre, jetzt wird der Sohn nach vier Wochen von ſeiner Reiſe durch Europa zurückkommen, er wird ſich auf dieſe Reiſe mehr einbilden als ausbilden. Wenn man ihn fragen wird, „was haben Sie denn, zum Beiſpiel, in Holland geſehen?“ ſo wird er antworten: „entſchuldigen Sie, Holland habe ich gerade verſchlafen!“

Auf allen Wegen werden Eiſenbahnen zu wohlthätiger Beförderung angelegt; man ſollte einmal auch auf dem Prozeßweg eine Eiſenbahn anlegen. Man weiß, wie viel verſchiedenartige Kanäle man haben muß, um auf dieſem Weg fortzukommen, wie wohlthätig wäre alſo da eine Eiſenbahn? um ſo mehr, da man, um auf dem Prozeßweg vorwärts zu kommen, eine wahre Pferdekraft haben muß. — Ein Prozeß iſt ja, wie eine Eiſenbahn ſelbſt, nichts als die Kunſt, ſeine Sachen fortzuſchaffen. Mit einem Prozeß iſt's wie mit einer Bouteille Wein, die Anwälte, das ſind die Pfropfenzieher, ſie können oder wollen oft nur auf krummen und gewundenen Wegen etwas herausbringen; der den Prozeß hat, iſt der Pfropfen ſelbſt, der dabei ſo lange angebohrt wird, bis er ruinirt iſt, und die Summe des Prozeſſes iſt der Wein, der gar nicht getrunken wird, ſondern blos in Koſten aufgeht. Ein juridiſcher Prozeß und ein chemiſcher Prozeß ſind ganz gleich. Ein chemiſcher Prozeß beſteht in Deſtilliren und Sublimiren, Verdampfen, Schmelzen, Niederſchlagen und Auflöſen; ein juridiſcher Prozeß beſteht ebenfalls in Deſtilliren und Sublimiren, Verdampfen, Schmelzen, Niederſchlagen und Auflöſen. Die beiderſeitigen Beweisgründe werden deſtillirt und ſublimirt, die Prozeßkoſten verdampfen, die Geduld ſchmilzt, die Clienten werden niedergeſchlagen, und bis der Prozeß zu Ende geht, ſind beide Parteien ihrer irdiſchen Auflöſung nahe! —

Die beſten Advokaten ſind die Hausherren, die laſſen ihre Parteien nicht gern ausziehen, obſchon ſie zu jeder Zinszeit zu allen Partejen herumgehen, und wahre Parteigänger ſind. Die Hausherren haben einen eigenen Kalender. Sie zählen nicht von der Erbauung der Stadt Rom, ſondern von der Erbauung ihres Hauſes; die längſten Tage haben ſie, wenn ihnen ein Quartier leer bleibt; ihre vier Jahreszeiten ſind: Johanni, Jakobi, Georgi und Michaeli. Sie haben auch alle Jahr eine andere Zinszahl. In ihrem Antlitze iſt nur dann Vollmond, wenn ihnen das letzte Viertel richtig eingeht. Und von den Finſterniſſen haben ſie nur eine, die ſichtbare Finſterniß auf ihren Stiegen. Die Einwohner ſagen von dem Miethzins: „Das iſt fabelhaft!“ allein der Hausherr ſagt: „Es iſt keine Fabel, es iſt eine Miethe!“ (Mythe), und in dieſer Hinſicht könnte man ſagen: „Die Hausherrenkunſt iſt nichts als die angewandte Miethologie!“ Blos auf dem Weg unſerer Miethzinſe kann man keine Eiſenbahnen anlegen, denn der geht immer in die Höhe.

Früher waren Diligencen, das dauerte lange, man bekam Rippenſtöße, aber man hatte Zeit, ſich ein Bischen umzuſehen. Dann kamen die Eilwägen. Alles in Eile! Die Menſchen und ihre Reiſen kamen mir vor, wie Frauenzimmerbriefe; wenn ſie noch ſo lang, und noch ſo breit ſind, heißt es doch immer: „In Eile!“ Leider ſchreiben ſie blos zuletzt in Eile; wenn ſie im Anfange gleich oben ſchrieben: „In Eile!“ würde man gleich wiſſen, daß der Brief kein Ende nehmen wird. Ich bin überzeugt, wenn wir das Manuſcript von den Schriftſtellerinnen ſehen könnten, am Ende des ſiebenten Bandes ſteht gewiß: „In Eile.“ So thut man zwar den Frauenzimmern auch Unrecht, daß man ſagt, ſie werden immer zu ſpät fertig; es iſt nicht wahr, ſie fangen nur immer zu ſpät an. So ſagt man auch, die Frauen wollen am Ende immer Recht haben, da thut man ihnen auch Unrecht, ſie wollen ſchon am Anfang immer Recht haben, und nur wenn ſie vom Anfang an Unrecht gehabt haben, wollen ſie am Ende immer Recht haben, und da haben ſie am Ende nicht Unrecht. Man ſagt, die Frauenzimmer machten in ihren Briefen keine Comma's, keinen Beiſtrich und keinen Punkt, das iſt Verleumdung. Sie geben Comma's, Beiſtriche und Punkte blos en gros aus, ſie machen gleich Anfangs einen Klecks, ſo ein Klecks iſt nichts anders als zuſammengeſparte Comma's und Punkte, die der Leſer dann nach Gefallen vertheilen kann. So ein Klecks in einem Liebesbrief iſt oft nicht mit Gold zu bezahlen, man muß den Klecks nur leſen können, und es kommt Alles darauf an, wo ſo ein Klecks ſteht, und wie er ausſieht; zum Beiſpiel: „Mein einzig Geliebter!“ Ausrufungszeichen, Klecks! da muß man immer denken, es wird ſo wenig bei dem einzigen Geliebten bleiben, wie bei dem einzigen Klecks.

„Wie ſchildere ich Dir dieſes Meer von Empfindungen?“ Fragezeichen, Klecks! Dieſer Klecks iſt die Antwort auf die Frage, ſie ſchildert das Meer der Empfindungen, es iſt das ſchwarze Meer.

„Du begreifſt nicht, was mein Herz —“ — Gedankenſtrich, Klecks! das heißt: Du begreifſt nicht, was mein Herz unerklecklich iſt.

„Verbleibe Deine Treue —“ Klecks!

Das iſt der Klecks! —, ſie hängt ihrer Treue ſelbſt einen Klecks an. Dann kommt noch „In Eile“, oder „In aller Eile“, oder „Eiligſt“ — Klecks. Ein ſchwarzer Beweis, daß dieſe Eile (Eule) nicht das Sinnbild der Weisheit iſt.

Das iſt alles Schuld der Eile, der Eilwagen. Die Eilwägen waren uns bald zu langſam, und wir bekamen Eiſenbahnen. Im nächſten Jahre, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, werde ich auch eine Eiſenbahn durch meine Vorleſung anlegen. Einer Eiſenbahn durch meine Vorleſung ſteht auch kein Hinderniß in dem Wege, denn es geht immer hübſch flach fort. Da werden Sie gewiß gut fahren, denn Sie werden ſchneller fortkommen.

Schnellgedanken einer Schnecke über deutſche Sprichwörter.

In meiner früheſten Jugend, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, wurden mir nur zwei Bücher zu leſen erlaubt: „Knigge, über die Kunſt, mit Menſchen umzugehen,“ und: „Raff's Naturgeſchichte für Kinder:“ Ich weiß nicht, wie es kam, aber mein Buchbinder verwechſelte die Titelblätter, und ich las Knigge's Menſchen-Umgang als eine Naturgeſchichte, und aus Raff's Naturgeſchichte lernte ich die Kunſt, mit Menſchen umzugehen. Als ich zum erſten Mal in Geſellſchaft ging, ſagte mir mein Hofmeiſter: „Nun werde ich ſehen, ob du mit Nutzen geleſen haſt, und wie du mit den Menſchen reden wirſt.“ Ich war ganz ruhig, denn ich wußte meinen Raff und ſeinen Styl, wie er mit allen Thieren ſpricht, beinahe auswendig. Ich nahm mich recht zuſammen, und zu dem erſten Manne, der mich anredete, ſagte ich ganz in Raff's Styl: „Jetzt, mein lieber Eſel! erzähle du mir deine Geſchichte!“ und zu einem andern: „Und du, mein gutes Schaf! was weißt du von dir zu ſagen?“ —

Dem Irrthume meines Buchbinders verdanke ich eine große Lebensphiloſophie. Wer mit Schafen, Tigern und Pfauen umzugehen weiß, der kann mit allen Menſchen gut umgehen. Van Aken hätte eher eine Kunſt, mit Menſchen umzugehen, ſchreiben können, als Knigge. Der Menſch opfert ſein Glück der Freundſchaft, die Freundſchaft opfert man der Liebe, die Liebe opfert man der Eigenliebe, die Eigenliebe opfert man für nichts, als für den — Hunger. Der Hunger iſt's alſo, der die Thiere und die Menſchen zähmt. Die Menſchen ſagen von vielen Laſtern: das iſt ganz thieriſch, die Thiere ſagen gewiß von vielen Laſtern, zum Beiſpiel vom Spiel, vom Lug, vom Trunk, vom Neid, von Verleumdung u. ſ. w. „das iſt recht menſchlich!“ Ich aber, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, ich habe in Raff's Naturgeſchichte kein Weſen ſo lieb gewonnen, als die Schnecke. Das Schaf, der Ochs, der Eſel, und dergleichen gutmüthige Weſen haben mich nur auf einige Augenblicke angezogen. Nur die Schnecke hat mich zu feſſeln gewußt. Die Schnecke iſt ſo ganz das Symbol eines Teutſchen. Dieſe gründliche Beſonnenheit, dieſe prüfende Bedächtigkeit, und dabei dieſe ſpießbürgerliche Häuslichkeit. Wenige Menſchen, wenn ſie einen Adler ſehen, würden denken: o, daß ich Flügel hätte, wie er! aber jeder Menſch denkt, wenn er eine Schnecke ſieht: o, daß ich ein Haus hätte, wie ſie! Man weiß, daß Menſchen mit den ſchnellſten Gedanken am langſamſten vorwärts kommen, Menſchen aber, die ganz langſam denken, machen eine ſchnelle

Carriere; ſind alſo die Schneckengedanken nicht die glücklichſten?

Unſere Naturphiloſophie und unſer Magen ſind beide relativ, ihre Beziehungen gehen alle abwärts. Wenn ein Deutſcher Roggenbrot ißt, ſo denkt er nicht „Linzertorte iſt beſſer,“ ſondern: „Gerſtenbrot iſt noch ſchlechter!“ und da höre ich ordentlich den erſten beſten deutſchen Docenten der Naturgeſchichte ungefähr Folgendes über die Schnecke leſen: Eine Schnecke, mein würdiges und gelehrtes Auditorium, iſt ein ſehr reißendes und ſchnelles Thier. Ihre Geſchwindigkeit verhält ſich zu der des Faulthiers wie 34 zu $^{7}/_{15}$, und zu der Schnelligkeit des Krebſes wie 86 zu $^{3}/_{8}$. Darum, meine theuren Hörer, iſt die Schnecke auch im Bereiche der Philoſophie ein Symbol des Vorwärtsſtrebens des menſchlichen Geiſtes u. ſ. w. Aber nur die Schnecken ohne Häuſer, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, haben zuweilen ſchöne, bedächtige Schnellgedanken; die Schnecken mit Häuſern haben gar keine Gedanken. Wer ein Haus hat, braucht nichts zu denken. Die Hauseigenthümer haben jährlich nur zwei Gedanken: einen zu Michaeli und einen zu Georgi. Da denken ſie nämlich, ob ihnen der Zins eingehen wird. Um dieſe Zeit ſteigen die Hauseigenthümer bis ins letzte Stockwerk empor, um den Zins einzukaſſiren, dann erfüllen ſie den Wunſch der Einwohner und gehen mit dem Zins herunter! Ich habe einmal mit einer Schnecke in aller Schnelligkeit über unſere Sprichwörter nachgedacht, denn Sie werden zugeben, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, daß die meiſten unſerer Sprichwörter weniger ſchnackiſch, als ſchneckiſch ſind. Sie ſind alle ſo abkühlend und zuſammenziehend, alle ſo ſchneckenthümlich, zum Beiſpiel: „Eile mit Weile“ — „Häuslich iſt weislich“ — „Willſt du glücklich ſein, zieh' die Hörner ein“ — „Geduld bringt Roſen“ — „Auch die kleinſte Schnecke macht endlich ihre Strecke“ — „Heißes Blut thut nicht gut“ — „Man muß ſich ſtrecken nach der Decken“ — „Langſam führt auch zum Ziel“. — Das ſind lauter adſtringirende, calmirende, erweichende Sprichwörter, lauter Schnellgedanken einer Schnecke. Ich habe mir über unſere Sprichwörter auch ganz eigenthümliche, langſame Schneckengedanken gemacht, zum Beiſpiel: „Aller Anfang iſt ſchwer.“ Der ſchwere Anfang dieſer meiner Vorleſung beſtätigt es auch, daß aller Anfang ſchwer iſt. Im Anfang waren die Worte, und dann war der Geiſt, drum kann alſo im Anfang kein Geiſt ſein, drum iſt der Anfang ſchwer. Das iſt leider das Unglück bei den Menſchen, daß zuerſt das Wort kommt und dann der Geiſt; ſie fangen zu reden an, bevor der Geiſt da iſt, bis der Geiſt kommt, iſt das Wort ſchon geredet, und ich kann Ihnen deshalb, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, jetzt auch ſagen: „Entſchuldigen Sie, mein Geiſt findet keine Worte mehr!“ Im Anfang ſchuf der Himmel den Mann und dann die Frau. Warum wurde im Anfang nicht die Frau erſchaffen? Weil der Himmel wußte, daß mit den Frauen nichts anzufangen iſt. —

Weil aller Anfang ſchwer iſt, fangen die Menſchen Alles verkehrt an, zum Beiſpiel: Gottesfurcht iſt aller Dinge Anfang; dieſen Anfang halten die Menſchen für ſehr ſchwer, ſie kehren alſo alle Dinge um, und haben erſt am Ende aller Dinge Urſache, Gott zu fürchten. Ein anderes Sprichwort heißt:

„Tue Recht, ſcheue Niemand!"

Da aber die Leute nicht Recht thun, ſcheuen ſie ſich vor Jedermann. Was heißt überhaupt Recht thun? da man mit Recht nirgends zu Recht kommt, ſo thut man Recht, wenn man Unrecht thut. Ein Doktor der Rechte iſt noch lange nicht der rechte Doktor; er heißt oft nur deshalb Doktor der Rechte, weil ſeine Linke ſchon oft wieder eine andere Doktorſchaft hat. Der Unterſchied zwiſchen dem Doktor der Medizin und dem Doktor der Rechtswiſſenſchaft beſteht darin: Je mehr Advokaten deſto länger der Prozeß, je mehr Aerzte deſto kürzer der Prozeß. Die Advokaten ſchicken ihre Patienten von einem Gerichte zum andern, die Aerzte ſchicken ihre Patienten blos ans jüngſte Gericht; die Aerzte können alle viel eher heirathen, als die Doktoren der Rechte; jene können ihren Frauen viel verſchreiben, die Advokaten finden aber ſelten die Rechte. Dieſe Bemerkung führt zu dem Sprichworte:

„Mann und Weib ſind ein Leib und eine Seele."

Dieſes Sprichwort ſagt blos, daß Mann und Weib ein Leib und eine Seele ſind, es ſagt wohlweislich nicht: Herr und Frau, Gatte und Gattin, Gemahl und Gemahlin ſind ein Leib und eine Seele, das heißt, der Mann iſt der Leib und das Weib iſt die Seele, und die Seele beherrſcht den Leib. Der Mann muß verzweifeln, wenn er an die Unſterblichkeit der Seele denkt! Jetzt ſind aber Mann und Weib ſo ein Leib und eine Seele, daß man oft nicht weiß, wer der Mann und wer das Weib iſt. Man geräth jetzt oft in Verſuchung, zu einem Manne zu ſagen: „Verzeihen Sie, gnädige Frau!“ und zu einer Frau: „Pardon, Musje!“

Mann und Weib iſt ein Leib und eine Seele; oft iſt der Mann zu Haus und ihre Seele fliegt auf Bällen und Promenaden herum! Der Mann muß doch an die Seelenwanderung glauben! Mann und Weib iſt ein Leib; drum, wenn der Mann kränklich iſt, läßt die Frau den Leibarzt holen, und wenn die Frau ihren Kopf aufſetzt, verliert der Mann den ſeinigen. Mann und Frau iſt aber auch eine Seele, drum, wenn man ihr ein Geheimniß auf die Seele bindet, weiß es der Mann ſogleich, und wenn ſie ſagt: mein ſeliger Mann, iſt ſie zugleich eine ganz ſelige Frau. Wenn aber im Hauſe Mann und Frau eine Seele iſt, ſo iſt gewiß die Frau die Seele, denn der Mann iſt mit der Seele gar nie zu Hauſe, ſeine Seele ſitzt nur auf dem Bureau, oder im Kaffeehauſe, oder auf der Börſe. Nur die Frau iſt mit ganzer Seele zu Hauſe, wenn ſie zu Hauſe iſt; nur die Frau iſt ganz liebende Frau, ganz liebende Mutter, aber der Mann immer nur theilweiſe zu Hauſe, und ſo zu ſagen, nur das Futteral ſeiner Seele iſt zu Hauſe. Hat eine Frau je Langeweile, wenn ſie den Mann im Nebenzimmer am Arbeitstiſche weiß? Hat eine Frau je Langeweile bei ihrem Kinde? Nein! — Wie lange hält es aber der Mann am Arbeitstiſche der Frau oder am Spieltiſche der Kinder aus? — Jede Frau exiſtirt nur einmal, aber jeder Mann exiſtirt als Duplikat, einmal für das Haus, und einmal für die Welt. Nur für die Welt erſcheint der Mann corrigirt und ſchön gedruckt, zu Hauſe für die Frau erſcheint er im Bürſtenabzug, voll Fehler. Jeder Mann iſt wie ein Fortepiano, für die Welt iſt der Diskant, die Geſangſtimme, für zu Hauſe der Baß. Bei dem Manne iſt die Liebe nichts, als Eigenliebe à quatre mains, bei den Frauen iſt die Liebe nichts, als das Ineinanderſpielen zweier Lichter zu einer Flamme. Gegen die Liebe der Frauen gibt es nur ein Mittel: beſtändige Abweſenheit des Gegenſtandes, gegen die Liebe der Männer gibt es auch nur ein Mittel: beſtändige Anweſenheit des Gegenſtandes. Bei den Frauen iſt die Geſchichte der Liebe die Geſchichte der Herzen, und die Freundſchaft die Fabel der Herzen; bei den Männern iſt die Liebe die Fabel der Herzen und die Freundſchaft ein Contometa-Geſchäft der Herzen. Unſere Männer heirathen jetzt nur, wenn ſie weder Leib noch Seele mehr haben; freilich iſt Mann und Weib dann blos ein Leib und eine Seele. Die Mädchen heirathen, weil ſie ſagen: Man muß doch auf der Welt Etwas lieben! Die Männer heirathen, weil ſie ſagen: Man kann doch nicht ewig lieben und lieben, man muß einmal heirathen auch! Ueberhaupt, die Männer haben blos gute Eigenſchaften, die Frauen ſind gute Eigenſchaften. Der Mann hat die Liebe, die Tugend, wie er Geld und Vermögen hat; heute hat er mehr, morgen weniger, dann ſchafft er ſich wieder mehr an, er behandelt die Liebe wie ein Börſengeſchäft, er ſchließt ab auf Zeit, und geht's mit der Liebhaberei nicht, wird er Contremineur und heirathet. Die Frauen aber ſind ſelbſt die Liebe, die Tugend, die Frömmigkeit; ihre guten Eigenſchaften ſind ihr Selbſt, es iſt nichts Errungenes, nichts Erworbenes, nichts an ſich Gebrachtes; darum vergeben die Frauen den Frauen Alles, nur große Laſter nicht; die Männer hingegen verzeihen den Männern Alles, nur große Tugenden nicht. Das Herz des Mannes gibt der Frau höchſtens eine Antwort zurück, aber das Herz der Frau gibt dem Manne ſtets ein Echo wieder. Man ſieht alſo, daß Mann und Weib ein Leib und eine Seele ſind. — An dieſes Sprichwort ſchließen ſich zwei andere an, nämlich:

„Ein anderes Städtchen, ein anderes Mädchen!“
und:

„Ehen werden im Himmel geſchloſſen!“

Jetzt haben es die Männer gut! Da die Mädchen jetzt ſo veränderlich ſind, und alle Tage anders, ſo kann man, ohne daß man es weiß, eine und dieſelbe, und in ihr zugleich alle Tage ein anderes Mädchen lieben! Darum aber werden die Ehen im Himmel geſchloſſen, denn im Himmel iſt nur eine Stadt, die Stadt Gottes; da hat man nur ein Mädchen. Die Ehen werden im Himmel geſchloſſen und auf der Erde vollführt, darum iſt der Unterſchied vor und nach der Ehe ſo weit verſchieden, wie der Himmel von der Erde. Weil die Ehen im Himmel geſchloſſen werden, heirathen jetzt unſere Männer ſo ſelten, ſie wiſſen zu wenig vom Himmel! Ja, wenn die Ehen in der Reitbahn oder in der Schwimmſchule geſchloſſen würden, da fänden ſie den Weg hin, aber in den Himmel! kann man in den Himmel hineinreiten oder hineinſchwimmen? Die Barometer und Thermometer ſind ſchuld, daß ſo wenig Ehen geſchloſſen werden, ſo wie überhaupt die Wettergläſer an der Gottloſigkeit der Menſchen viel ſchuld ſind. Früher, unſere Aeltern und Vorfahren, wenn ſie wiſſen wollten, was für Wetter wird, ſahen zum Himmel empor, ſie erhoben den Blick zu der großen, blauen Decke, zu dem Gnadenbriefe Gottes mit den Sternenlettern und dem großen Sonnenſiegel, und jeder Blick zum Himmel erhebt die Seele, trägt den Geiſt näher zu Gott empor; ſie ſahen empor zu dem großen, unendlichen blauen Regen- und Sonnenſchirm, und dachten an die unſichtbare Macht, die dieſen Schirm ausgeſpannt hat zum Schutz und Schirm ob unſerm Haupte, und wurden frommer und gottesfürchtiger; jetzt ſehen wir blos nach Wettergläſern, wir unterhandeln nicht mehr mit dem Himmel ſelbſt; die Wettergläſer ſind unſere Dolmetſcher, und wir vergeſſen ganz auf den großen Urheber aller Wetter. Alle Wettermaſchinen ſind gottloſe Erfindungen. Was iſt ein Blitzableiter anders, als daß man dem lieben Himmel, der uns heimſuchen könnte, den Stuhl vor die Thür ſetzt? Wenn man ſich keinen Blitzableiter aufs Dach ſetzen könnte, ſo würde man ſich, wenn der Himmel naht mit ſeinen Feuerblicken und Donnerſchritten, einen Blitzableiter des Gewiſſens anſetzen, aber ſo ein Blitzableiter aufs Dach iſt nichts, als daß man den lieben Himmel zum Hauſe hinauskomplimentirt und ſagt: „Möchten Sie nicht gefälligſt bei meinem Herrn Nachbar einkehren!" Da alſo durch die Wettergläſer und durch die Weingläſer unſere Männer nicht zu dem Himmel emporſehen, ſo ſehen ſie nicht, daß der Himmel voll Geigen hängt, und daß im Himmel Ehen geſchloſſen werden. Unſere jungen Männer ſehen, wenn ſie heirathen, auch nach einem Heirathsglaſe; ſteht nämlich das Silber hoch, dann iſt ſchönes Wetter, und ſie gehen ſpazieren auf Freiersfüßen; iſt das Silber ganz tief und wenig, ſo dünkt ihnen das Mädchen unter Null. Das Sprichwort ſagt: „Liebe kann viel, aber Silber und Gold können Alles." Wenn jetzt ein Mann ſagt: „Ich bin in das Mädchen verliebt!" ſo ſoll das eigentlich heißen: „Ach, ich bin in das Mädchen verſilbert!" Sie verlieben ſich in das Silber, und verſilbern die Liebe. Liebe und Geld! Sie lieben ein Mädchen mit Geld, aber ſie wollen nicht ſo viel Gegenliebe als Gegengeld! Früher haben die Männer die Liebe für baare Münze genommen, jetzt nehmen ſie baare Münze für Liebe. Wie verſchieden aber iſt die Liebe bei den Männern und bei den Frauen. Der geſcheidteſte Menſch wird ein Narr, wenn er liebt, das albernſte Mädchen wird klug, wenn es liebt. Die Männer lieben in der Jugend, ſie lieben im Alter. In der Jugend lieben ſie mit aller Stärke der Leidenſchaft, und im Alter mit aller Schwäche der Leidenſchaft. Der Mann liebt in der Liebe nicht ſo ſehr das, daß er liebt, ſondern daß er geliebt wird, darum ſind die Männer noch eiferſüchtig, wenn ſie ſchon längſt aufgehört haben, zu lieben; die Frauen aber eifern nur, ſo lange ſie lieben. — Die Launen der liebenden Frauen ſind Schwächen, die Launen der liebenden Männer ſind Krankheiten.

Das Herz der Frauen wird in den Thränen der unglücklichen Liebe aufgelöst, das Herz der Männer wird in dieſen Thränen blos verſteinert. Unſern Männern iſt die Liebe blos ein Magnet, aber ſie wiſſen, daß die Magnete ſtärker ziehen, wenn ſie mit Metall vereint ſind, darum kann bei ihnen die Liebe viel, aber ſie kann Alles, wenn ſie mit Gold armirt iſt.

Ein anderes Sprichwort ſagt:

„Wer's Glück hat, führt die Braut nach Haus."

Das ſoll wohl heißen: Wer das Glück hat, führt ſie wieder nach Haus, nach Haus zurück, wo er ſie geholt hat.

Ein deutſches Sprichwort ſagt ferner:

„Geh' nicht viel in Nachbars Haus,
Sonſt trägſt Du wenig Ehr' heraus."

Dieſes Sprichwort hat auch ſein Häkchen; es iſt nicht wahr, je mehr der Menſch in Nachbars Haus geht, deſto mehr Ehre trägt er heraus, nicht ſeine, ſondern die Ehre des Nachbars, die er abſchneidet. Ueberhaupt, wie weiß man jetzt, wo des Nachbars Haus iſt? Man müßte nur in den Grundbüchern nachſchlagen, wie viel bereits darauf intabulirt iſt; oft geht man in des Nachbars Haus, allein das Haus des Nachbars iſt nicht mehr des Nachbars Haus.

Ein anderes Sprichwort ſagt:

„Kinder und Narren reden die Wahrheit."

Wir haben jetzt um die Hälfte Wahrheit weniger, als früher; denn man ſagt, es gibt jetzt keine Kinder mehr. Die Wahrheit iſt alſo blos auf die Narren angewieſen. Der Palaſt der Wahrheit iſt im runden Narrenhauſe, das iſt den Leuten zu rund. Die Narren reden die Wahrheit. Ein kluger Menſch wird nicht ſo ein Narr ſein, und wird die Wahrheit reden. Im Wein iſt auch Wahrheit; der Wein wirft die Leute unter den Tiſch, folglich liegt die Wahrheit unter dem Tiſche, wo ſie mit Füßen getreten wird, denn die Wahrheit darf man keinem Menſchen an den Kopf werfen, man muß froh ſein, wenn man ſie ihnen unter den Fuß geben kann!

Die Wahrheit unterſcheidet ſich von der Lüge dadurch: die Lüge erröthet, wenn ſie ſich zeigen muß; die Wahrheit erröthet, wenn ſie ſich verbergen muß.

Die Narren ſind gar nicht übel daran! es heißt auch:

„Weiber, Glück und Gold
Sind allen Narren hold."

Die Narren ſind gar keine Narren, daß ſie Narren ſind. Wenn dieſes Sprichwort wahr iſt, wird Jedermann ſo klug ſein, ein Narr zu ſein! Ich ſage zuweilen aber deshalb die Wahrheit, damit Weiber, Glück und Gold mich für einen Narren halten, und mir hold ſein ſollen; indeſſen ſind Weiber, Glück und Gold auch keine Narren, und halten Einen blos zum Narren. An dieſes Sprichwort ſchließt ſich ein anderes an:

„Es fällt kein Gelehrter vom Himmel."

Gewiß! denn der Himmel läßt ſeine Gelehrten nicht fallen. Unſere Gelehrten ſind blos wie aus den Wolken gefallen! Wie könnten ſie auch vom Himmel gefallen ſein? Wenn man aus dem Himmel fällt, muß man doch auf der Erde auf Etwas fallen. Unſere Gelehrten fallen aber auf der ganzen lieben Erde auf gar nichts! Ein anderes Sprichwort ſagt:

„Wer einem Andern eine Grube gräbt, fällt ſelbſt hinein.“

Ach! meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, der Menſch hört nicht auf, dem andern Menſchen eine Grube zu graben, bis ihm die letzte Grube gegraben wird.

Nur der Stein, der den todten Menſchen geſetzt wird, iſt, als wär' er den lebendigen Menſchen vom Herzen gefallen. Nur, wenn ein Menſch einen Stein auf dem letzten Brete hat, hat er bei uns einen Stein im Brete vor. Nur, wenn der Menſch beide Augen zudrückt, drücken wir ein Auge für ihn zu; nur, wenn er uns nicht mehr hören kann, reden wir nichts, als Gutes von ihm. Der Menſch hält es mit dem Menſchen, wie mit dem Tage, und ſagt: man ſoll den Tag und den Menſchen nicht loben, bis ſie zu Ende und begraben ſind. Die kleine Scholle, die der Menſch unter ſich hat, wird ihm nicht eher gegönnt, bis er die Scholle über ſich hat. Das Grab des Menſchen iſt nichts, als die Pauſe ſeiner Leiden, und der Grabſtein iſt nichts, als ein Wegweiſer in ein Land, wo kein Mitmenſch wartet, bis man geſtorben iſt, um Einem das Leben zu gönnen. Gott hat dem Menſchen drei Ringe mit auf die Erde gegeben, die Liebe, den Traum und die Thräne, und ſagte: „genießt ſie und ſeid glücklich!“ darum beſteht unſer Leben aus drei

Minuten, eine zu lieben, eine zu träumen und eine zu weinen, und in dieſen drei Minuten gehen die Menſchen an einander vorüber, und verkürzen ſich die Minute der Liebe und die Minute des Träumens, und nur die Minute des Weinens wird uns vollwichtig gegönnt. Die Minute der Liebe, und die Minute des Träumens, ſie gehen alle ein in dem ſalzigen Waſſer der Thränenminute, und jede Thräne gräbt in unſer Antlitz ein offenes Grab, eine Grube, in die ſie ſelbſt hineinfällt, und während dieſer Minute gräbt ein Menſch dem andern noch eine Grube. — —

Was iſt der Menſch? — In der Jugend iſt er ein Fragezeichen an die Zukunft, in ſeinem reiferen Alter eine Parentheſe der Gegenwart, und in ſeinem Alter das Ausrufungszeichen an die Vergangenheit. Was wäre aber das menſchliche Leben, wenn wir die Minute des Liebens, des Träumens und des Weinens nicht hätten? Aber es gibt nur eine Liebe, die tugendreiche, und nur einen Traum, den Vortraum vom Himmelreiche, und nur eine Thräne, die liebreiche, und es ſoll kein Menſch den Menſchen beurtheilen, als in der Minute der Liebe, und es ſoll kein Menſch die Träume des Menſchen deuten, als in der Minute des Traumes, und es ſoll kein Menſch die Thränen der Menſchen ermeſſen, als in der Minute der Thräne.

Nach dieſen drei Minuten kommt der Tod, der Einzige, der Allen eine Grube gräbt, in die er nicht ſelbſt hineinfällt, und führt den Menſchen ein in das Land, wo das Leben keinen Traum, und die Liebe keine Thränen hat.

Was iſt der Tod? — Der Tod iſt nichts, als der lebendige Beweis, daß kein Menſch auf der Welt unentbehrlich iſt. Das Glück der Menſchen iſt, daß das Leben zu kurz iſt für das Unglück, und das Unglück der Menſchen iſt, daß das Leben zu lang iſt für das Glück. Der Tod kommt gewöhnlich im Winter des Lebens, und noch öfter im Frühlinge der Natur. Gerade in jedem Frühlinge, wenn ſich die Erde bunt kleidet, kleiden ſich die Menſchen ſchwarz; gerade das Erwachen der Natur bringt oft Todesſchlaf mit ſich. Es iſt gleichſam, als ob die Mutter Erde, wenn ſie friſch die Augen aufſchlägt, viele ihrer Kinder zu ſich rufe, und dann Blumen und Roſen auf ihr Grab pflanze, und auch der Frühling gräbt ſo lange Allen eine Grube, bis er ſelbſt auch in die Grube fällt.

Die Erde ſelbſt iſt eine Kokette, ſie kann den hohen, mit Schnee bedeckten Scheitel nicht verbergen, und dennoch ſchmückt ſie ihren Hals und Buſen ſtets mit neuen friſchen Blumen, denn das Sprichwort ſagt: „Jung gewohnt, Alt gethan!“ Das iſt auch ein Sprichwort, das nichts mehr taugt; da man jetzt in der Jugend alt iſt, und im Alter jung thut, ſo muß es heißen: „Alt gewohnt, Jung gethan!“ Deshalb iſt auch das Sprichwort: „Alte Liebe roſtet nicht!“ nicht mehr anzuwenden. Es gibt keine alte Liebe mehr! Ich habe letzthin in einer Zeitung eine Todesanzeige geleſen: „Geſtorben Joſepha Rintelmayer, alt 6 Monate, an Altersſchwäche.“ So geht es unſerer Liebe auch. Wenn ſie ein halbes Jahr alt iſt, ſtirbt ſie an Altersſchwäche. Früher bezog ſich der Ausdruck „jung und alt“ auf verſchiedene Menſchen, jetzt kann man von einem und demſelben Menſchen ſagen: „jung und alt“; unſere jungen Männer ſind jetzt weniger liebenswürdig, aber ſie ſind deſto ehrwürdiger, denn „das Alter muß man ehren!“ Das Sprichwort ſagt: „Alter Wein, junges Weib, junger Witz, altes Geld, ſie erhalten den Preis in der Welt!“ Das ſind vier ſchöne Sachen in verſchiedenem Alter, allein es herrſcht viel optiſche Täuſchung bei ihnen vor.

Man glaubt von manchem jungen Wein, er ſei alt, und von mancher alten Frau, ſie ſei jung. Manches Frauenzimmer ſieht von weitem beinahe ſchön aus, und in der Nähe iſt ſie bei weitem nicht hübſch; und mancher Wein, wenn wir ihn beurtheilen nach dem, was er uns koſtet, iſt er alt, wenn wir ihn aber beurtheilen, nachdem wir ihn koſten, ſo iſt er jung. Ein gutes Weib und ein guter Witz, die darf man nicht ſuchen, es iſt ein Glück, wenn man ſie findet. Wenn Einem die Frau ausgeht, das iſt noch kein Unglück, aber wenn Einem der Witz ausgeht, das iſt ein Unglück; indeſſen iſt es beim Witz ein Troſt, ein trauriger Troſt, daß Einem jeder Witz am Ende heimkommt.

Man ſagt: „wenn der Wein hineinkommt, kommt der Witz heraus.“ Es iſt nur ſchade, daß manchmal ein guter Wein hineinkommt, und ein ſchlechter Witz kommt heraus. Der alte Wein fängt zu gähren an, wenn am Stocke der junge Wein gekeltert wird. Die alten Weiber gähren auch, wenn die jungen Mädchen lieben. Guter Wein erfreut das menſchliche Herz, gute Weiber erfreuen das menſchliche Herz und gute Witze erfreuen das menſchliche Herz, aber gutes Geld erfreuet auch ein unmenſchliches Herz. Geld und Wein, je länger man ſie liegen läßt, deſto weniger hat man das Herz, ſie anzurühren. Witz und Weiber, je ſchneller man ſie an Mann bringen kann, deſto beſſer iſt es. Ein Weib und einerlei Wein ſchaden nicht, vielerlei Weiber und vielerlei Wein ſind ſchwer zu vertragen. Die Frauen ſind wie Blumen; eine erquickt und ergötzt, wo viele Blumen und viele Frauen in einem Zimmer beiſammen ſind, machen ſie Kopfweh! Mancher wird durch ſeinen ſchlagenden Witz ein bekannter Mann, und Mancher wird durch ſein bekanntes Weib ein geſchlagener Mann. Mit Witz und mit Menſchen iſt es wie mit den Bergen. Der Menſch auf der Fläche ſieht nur einzelne Berge, der Menſch auf der Höhe ſieht die Kette, die Gebirgskette; der flache Witz ſieht nur einzelne Perſönlichkeiten, den einzelnen Menſchen, der hohe, edle Witz ſieht und überblickt die Menſchenkette. Der Witz und die Frauen ſind ſich auch darin gleich, daß ſie ſich nicht viel mit der Orthographie befaſſen. Der geſcheidte Mann denkt erſt und ſpricht hernach, die dummen Menſchen ſprechen zuerſt und denken hernach; der Witz und die Frauen denken und reden plötzlich, auf einmal, und es iſt doch oft beſſer, als alles Wohlüberdachte, was die Männer reden. Der Witz und die Frauen ſchreiben auch gleichartig, ſie haben immer noch etwas nachzutragen, noch ein postscriptum. Die

Frauen ſchreiben, wie ſie reden, liebenswürdig, aber ausführlich. Wenn eine Romanſchriftſtellerin ihre Heldin ſagen läßt: „Johann! trag' er den Brief auf die Poſt!“ ſo drückt ſie dieſes folgendermaßen aus: „Ach, der raſchelnde Wind trug ſäuſelnde Blätter in das heimliche Stübchen, wo mit dem glühendſten Schmerz der heißeſten Sehnſucht, der brennendſten Liebe die goldlockige Apollonia mit trübſtem Blick in die ſchwirrenden Mücken der tanzenden Sonnenſtäubchen hineinſah. Ein liebeathmender Brief an den ſchmerzlich Entfernten ruhte in den liliengeformten Fingern der feingedrechſelten Hand. Apollonia's thränenumflortes Auge ruhte mit ſichtlicher Bebung auf den ſchwimmenden Zügen. Mit ängſtlicher Schwankung und liebender, leiſe verhallender Stimme fliſterte ſie endlich wehmüthig: Johann! trag' er den Brief auf die Poſt!“

Auch bei dem Witz, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, iſt es, wie Sie ſehen, das Unglück, daß er nicht zu reden weiß, und auf das Ende kommt es doch an, denn das Sprichwort ſagt: „Ende gut, Alles gut!“ Sie werden zugeben, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, daß das ſchon allein, daß ich ende, gut iſt, folglich iſt — Alles gut. Das Ende iſt vor allen Dingen das Beſte, — das Ende vom Tage, vom Liede, vom Leben. Derjenige wohnt gewiß am ruhigſten, der am Ende der Welt wohnt. Das Ende der Zeit wird gewiß die beſte aller Zeiten ſein. Oft muß man eine Sache zu Ende hören, um zu wiſſen, daß ſich die Sache gar nicht anfange. Ein kurzes Ende iſt das beſte: „Heute roth und Morgen todt!“

das iſt der kürzeſte Endreim vom gereimten wie vom ungereimten Leben.

Die Erde iſt eine Mutter, die ihre Kinder und Lieblinge wieder in ihrer Bruſt begräbt; und tragt denn nicht Jeder von uns, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, einen kleinen Friedhof voll theurer Todten, eine kleine Familiengruft in der eigenen Bruſt?

Ein jeder Menſch, er hat in ſeinem Herzen
Wohl eine kleine Gruft ſich angelegt,
In die er nach und nach mit ſtillen Schmerzen,
Was ihm geſtorben iſt, hinunter trägt;
Und d'rüber brennen dumpf, wie Trauerkerzen,
Die Leiden, ewig ſtill und unbewegt,
Und über dieſem Herzen, voll von Todten,
Wird uns vom Aug' der Thränenkrug geboten.
Und Liebe, Hoffnung, Wünſche, was nur immer
Das Leben bringt im frühen Jugendſchein,
Das legen endlich wir in's Todtenzimmer,
In unſ'res Herzens Todtenkammer ein;
Von Thränen balſamirt, vergeh'n ſie nimmer,
Wir ſelber ſind ihr einz'ger Leichenſtein,
Doch nächtlich, wenn wir einſam in uns gehen,
Da fühlen wir die Todten auferſtehen.
Und Vieles haben lebend wir begraben,
Und ſcheintodt in die Herzensgruft geſenkt:
Die Hoffnungen, die tief geſchmerzt uns haben,
In unſer Daſein täuſchend ſich gemengt,
Die Liebe, die mit bitterſüßen Gaben
Des Lebens Zitterblume hat getränkt;
Und wie wir ſie als Todte auch verbergen,
Sie ſchlummern leiſe nur in ihren Särgen.

Erinnerung kann ihren Schlummer enden,
Sie wachen dann im finſtern Herzen auf,
Sie klopfen an des Herzens Seitenwänden
Und rufen aus der tiefen Gruft herauf,
Sie kratzen mit den wunden, blut'gen Händen
An unſ'res Herzens ſchmerzlich wildem Lauf,
Und fahren fort, zu hämmern und zu pochen,
Bis endlich ſie den Herzensſarg gebrochen.
Und iſt das Herz gebrochen, dann erſt ringen
Die Todten aus der Gruft ſich hoch empor,
Mit uns vereint zum ew'gen Licht zu dringen,
Zum jubelvollen, reinen Geiſterchor.
Im ew'gen Lichte wird ſich feſt umſchlingen,
Was ſich geliebt im ird'ſchen Nebelflor,
Denn nur der Tod, das Ende nur vom Leben,
Kann uns den Anfang alles Daſeins geben.

Betrachtungen über den Mangel an Menſchheit bei dem Ueberfluß an Menſchen.

Sie werden nicht in Abrede ſtellen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß es überflüßige Menſchen auf der Welt gibt, zum Beiſpiel: Humoriſtiſche Vorleſer.

Allein, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, es gibt verſchiedene Ueberflüſſe; es gibt nothwendigen Ueberfluß, und es gibt überflüßigen Ueberfluß. — Tauſend und tauſend Concerte ſind ein überflüßiger Ueberfluß, allein ein Concert für Verunglückte iſt ein nothwendiger Ueberfluß; dieſer nothwendige Ueberfluß, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hat mir Ihren Ueberfluß an Güte und Milde bewieſen, und das iſt ein Ueberfluß, bei dem Herzen und Augen überfließen. Dieſer Ihr Ueberfluß hat bei mir ſogleich einen Mangel hervorgebracht, nämlich an hinreichenden Sperrſitzen, und Sie ſehen in mir alſo einen Vorleſer, der bei ſeinen eigenen Vorleſungen heute weder Sitz noch Stimme hat! —

Oft ſind gerade die überflüßigſten Menſchen ſehr nothwendig, das heißt: die Leute, die oft am meiſten Ueberfluß haben, die wenden ſich in der Noth von uns, wenn wir uns in der Noth an ſie wenden, das iſt die Nothwendigkeit des Ueberfluſſes! —

Unſere Liebe war früher Ueberfluß des Herzens, jetzt verſteht man unter Liebe Ueberfluß an Herzen. — Die Eiferſucht iſt auch ein Ueberfluß. O ja! Allein, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ich habe die Ehre, Ihnen zu verſichern, die Eiferſucht iſt ein ſehr nothwendiger Ueberfluß!

Das Herz hat keine Fenſter, aber eben deshalb, weil es keine Glasſcheiben hat, und man nicht hineinſehen kann, muß man Jalouſien daran anbringen! — Wo in einem Herzen ein Romeo Platz genommen hat, da ſtelle man ſogleich noch einen Stuhl für den Othello hin.

Die Liebe iſt ein Traum, aber die Eiferſucht iſt die Traumdeuterin dieſer Liebe. Kein Menſch acceptire eine Liebe, wenn ſie auf der andern Seite nicht von der Eiferſucht girirt wurde. Man ſpricht viel von dem Schmerz erſter Liebe, aber ſie iſt nichts gegen den Schmerz erſter Eiferſucht. Die Eiferſucht iſt der blutrothe Scharlach, in den das Dogenſchwert der Liebe gehüllt iſt, wirft man ſie weg, ſo verroſtet die Liebe.

Betrachten wir die Liebe bei Verliebten, das heißt: die Liebe im rohen Naturzuſtande, und dieſelbe Liebe bei Verheiratheten, das heißt: im Induſtriezuſtande, wie verſchieden ſind da Mangel und Ueberfluß, Liebe und Eiferſucht!

Als Verliebte waren ſich Beide Alles, alſo zwei Alles — als Verheirathete ſind aus zwei Alles zwei Hälften, zwei Ehehälften geworden. Die Ehe iſt ein arithmetiſches Räthſel; zwei Halbe, die zuſammen kein Ganzes machen; zwei Halbe, die zuſammen kein Maaß halten. —

Unter den überflüßigen Menſchen ſtehen die Hageſtolzen obenan.

Das Leben iſt ein Theater. Die Hageſtolzen ſind Schauſpieler, die in ihrer Jugend als Liebhaber blos Gaſtrollen geſpielt haben; darüber haben ſie ſich unvermerkt über die Zeit der Familienväter hinausgeſpielt, und nun als zärtliche Alte finden ſie kein feſtes Engagement mehr, ſie machen alſo in ihrem Alter blos Hausfreunde und chargirte Charaktere!

Die menſchlichen Herzen ſind ein Frag- und Antwortſpiel. Die Männerherzen ſind die Fragen, die Frauenherzen die Antworten. Das Schickſal miſcht die Karten und zieht die Antworten und die Fragen; die Männer, die nicht heirathen, die ſind alſo die ungezogenen Fragen.

Wie ungerecht, wie bitter und herzlos ſind alſo die Menſchen nicht, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß ſie nur die alten Mädchen lächerlich finden, und nicht tauſendmal mehr die alten Hageſtolzen!

Im Herzen eines jeden alten, unverheiratheten Mädchens liegt ein tiefes Trauerſpiel voll durchweinter Scenen, voll von ſtillen, herzzerreißenden Monologen, voll der erhabenſten, edelſten, ungekannten und unverſtandenen Reſignation! In einem jeden ſolchen Herzen liegt eine Schickſals-Tragödie voll unendlicher Wehmuth und Entſagung, voll von ſtillen Schmerzen und lautloſen

Klagen, voll getäuſchter, hintergangener, verlachter, oder, was ärger iſt, voll nie verſtandener Sehnſucht. Allein in dem Herzen eines alten Junggeſellen liegt nichts, als die alte Theatergarderobe ſeiner geſpielten Hauskomödien. Was bei dem weiblichen Geſchlechte Schickſal iſt, iſt bei dem männlichen Schuld. Freilich iſt es auch da nicht immer Schickſal, und viele Frauenzimmer, die zu ſehr wählen, bedenken blos in ihrer Jugend nicht, daß die Mädchen wie die Bäume ſind: je mehr ſie in ihrem Frühlinge ausſchlagen, deſto mehr ſehen ſie im Herbſte von ſich abfallen.

Von den überflüßigen Hageſtolzen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, gehen wir auf andere überflüßige Menſchen über. Es iſt in der neueſten Zeit viel über die Uebervölkerung der Welt geſprochen worden, und man fürchtet, daß es bald ſo viele Menſchen geben wird, daß ſie nicht alle Platz haben werden. Ein jeder Menſch ſucht einen Platz. Es iſt ſonderbar, wenn man ſpazieren geht, ſo ſieht man, daß unſere öffentlichen Plätze von den Menſchen gar nicht beſucht werden; ſucht man aber einen öffentlichen Platz, ſo iſt er gewiß ſchon doppelt beſetzt!

Sonſt jagt Alles im Leben nach Plätzen; ſie werden einem ſtets angeboten, aber man bekommt ſie nicht. Wenn ein Supplikant in Demuth kommt, um einen Platz zu bitten, ſo iſt das Erſte, was er hört: „Nehmen Sie Platz!“ — „Ach,“ ſagt der arme Supplikant, „das iſt's ja eben, warum ich komme, ich nehme Platz, geben Sie mir nur Platz!“ Allein da wird ausgewichen, und es heißt: „Stellen Sie ſich an meinen Platz!“ Das würde der Supplikant recht gerne thun, allein es rührt ſich Niemand von ſeinem Platz. Es geht mit unſern Plätzen, wie mit den vornehmen Gaſthaus-Tiſchen, alle Plätze ſind belegt, kein Platz iſt recht beſetzt!

Unſere Recenſenten ſind nicht ſo dumm, wie ſie ausſchauen, das heißt: wie ſie ſchreiben. Wenn unſere Recenſenten recht begeiſtert ſind, wenn ſie die Sprache in ihrer lieblichſten Blüte, in ihrer ſchwelgeriſchſten Schönheit erfaſſen, ſo ſagen, ſie: „Herr Melampus füllte ſeinen Platz aus.“

Meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! Es iſt eine große Kunſt, ſeinen Platz auszufüllen, und es gibt blutwenig Melampuſſe auf der Welt. Es iſt eine noch unentſchiedene Frage: „iſt der Menſch erſchaffen worden, um einen Platz auszufüllen, oder iſt der Platz erſchaffen worden, um einen Menſchen auszufüllen?“

Was iſt der Unterſchied zwiſchen einem Platz und einer Stelle? Um jeden Platz und um jede Stelle ſchlagen ſich wenigſtens Zwei, der Schwächere bleibt auf dem Platz, und der Stärkere bleibt auf der Stelle! —

In jeder Sekunde, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, wird ein Menſch geboren, in jeder Sekunde ſtirbt ein Menſch, oder wird geſtorben; das Gleichgewicht würde alſo nicht geſtört werden, wenn nicht andere Umſtände eintreten würden. Wer bürgt uns dafür, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß nicht in der

Sekunde, wo ein *ſchönes* Mädchen ſtirbt, ein *häßliches* geboren wird; oder, daß nicht in *der* Sekunde, wo ein *geiſtreicher* Menſch *ſtirbt*, ein *dummer* **Kerl** *geboren* wird? —

Noch ein Mißverhältniß findet Statt; es werden nämlich mehr Mädchen als Knaben geboren. „Im Rheingau allein,“ ſagt die allgemeine Zeitung, „wurden in dieſem Jahre 5476 Mädchen mehr geboren, als Knaben.“ Das iſt zwar ſehr gütig und ſehr liebenswürdig von der Mutter Natur, allein wenn dieſe Mutter ihre 5476 Töchter wird heranwachſen ſehen, wird ihre Natur der Natter-Mutter viel zu ſchaffen machen.

Was aber noch ein großes Bedenken erregt, iſt Folgendes: Man liest wohl in den Zeitungen manchmal: „Hier und da graſſirt eine große Sterblichkeit!“ das iſt ein Unglück. Allein keiner Zeitung fällt es ein, dann und wann das größte Unglück zu berichten, und zu ſagen: „Dort und dort herrſcht eine große *Unſterblichkeit*!“

Daß ſo viele Leute jetzt *unſterblich* ſind, das kann dazu führen, daß am Ende zu viel Menſchen leben werden. Wenn man unſere Zeitſchriften liest, ſo erfährt man von ſo vielen unſterblichen Künſtlern und Dichtern, daß man, wenn man im Gedränge Jemanden auf den Fuß tritt, ganz getroſt ſagen kann: „Ich bitte um Verzeihung, Herr Unſterblicher!“ —

Alle Augenblicke hören wir von einem Menſchen, der ſich unſterblich gemacht hat; wo ſollen alſo alle dieſe Menſchen am Ende hin? Am Ende haben wir Sterbliche vor lauter Unſterblichen keinen Platz! — Allein es iſt doch ein Troſt bei der Sache, nämlich, daß von 100 Unſterblichen gewöhnlich 99 Hungers ſterben, und der Hundertſte lebt nur davon, daß die Andern Hunger geſtorben ſind.

Die Unſterblichen haben nur ein Hilfszeitwort: „Sein", aber nicht das „Haben". Ihr Sein hört nicht auf; und ihr Haben fängt nicht an. „Sein oder nicht ſein?" das iſt die Frage; „haben oder nicht haben!" das iſt die Antwort. Das Leben iſt in der Zeit, und die Menſchen ſind faſt wie die Zeitwörter. Sie werden eingetheilt in thätige und in leidende. Leider iſt es im Leben der Fall, daß gerade die Thätigen zugleich die Leidenden ſind, und oft muß der Eine leiden für das, was der Andere that. Wie es unter den Zeitwörtern Wörter gibt, die weder ein Thun noch ein Leiden anzeigen, Mittelzeitwörter, zum Beiſpiel: leben, ſo gibt es auch unter den Menſchen viele, die nichts zu thun, und nichts zu leiden haben, das ſind die Mittelzeitmenſchen, Menſchen, die ſo viel Mittel haben, daß ſie mit der Zeit gar nichts anzufangen wiſſen. Die Männer ſind die regelmäßigen Zeitwörter, das heißt: Einer wird von der Frau ſo abgeändert wie der Andere. Die Frauen ſind die unregelmäßigen Zeitwörter. Eine jede Frau oder Conjux muß auf eine andere Art conjugirt, das heißt: abgeändert werden. Die Frauen ſind wie unregelmäßige Zeitwörter ſtets nur in der halbvergangenen Zeit einſilbig, nie in der gegenwärtigen Zeit, und ſie haben auch das mit den unregelmäßigen Zeitwörtern gemein, daß ſie in der zweiten und dritten Perſon oft gern abweichen.

Es gibt nicht nur überflüßige Menſchen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ſondern auch überflüßige Zeitwörter und Zeiten. Wie überflüßig iſt das Wort „geweſen"! Wie hängt ſich dieſes Wort gleichſam als Todtenſenſe der Zeit an jede Empfindung an! Sie iſt ſchön — geweſen, er iſt reich — geweſen, ich bin jung geweſen! In dem Worte: „geweſen" liegt die höchſte Moral der Zeit. Das Wort „geweſen" iſt das für das Herz, was das Wort „gehabt" für die Taſche iſt. Die Vergangenheit, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, das iſt unſer verlornes Paradies. Die Zukunft iſt für die Phantaſie, die Gegenwart für den Magen, und nur die Vergangenheit iſt für das Herz. In der Vergangenheit liegen unſere Luftſchlöſſer und unſere Gottesacker; aus der Vergangenheit blühen unſere Roſen, aus der Vergangenheit leuchten unſere Sterne, aus der Vergangenheit ſchlagen unſere Nachtigallen, aus der Vergangenheit winken unſere theuren Lieben, unſere vergrabenen Wünſche, unſere eingeſargten Hoffnungen, unſere verſenkten Entſagungen. —

Die Vergangenheit iſt der Witwenſitz der Seele, wenn die Gegenwart ihr abgeſtorben iſt, und die Zukunft ihr keine freudige Verbindung gewährt. Jeder Menſch baut ſich eine Hütte in der Gegenwart, ein Luftſchloß in der Zukunft, aber eine Kapelle baut er ſich nur in der

Vergangenheit, zu welcher er wallfahrtet, wenn Hütte und Luftſchloß über ihm zuſammenbrechen, und er ſich hinſehnt mit naſſen Augen über ſtummen Lippen auf den Gräbern ſeiner abgeſchiedenen Freuden zu liegen und zu beten. Es gibt nur eine Gegenwart, die gut iſt: die Geiſtesgegenwart. Mit dem Geiſte hat der Menſch auch drei Zeiten, denn jeder Menſch glaubt entweder, er hat Geiſt gehabt, allein er iſt durch unglückliche Spekulationen darum gekommen, oder er hat Geiſt, oder der Geiſt wird noch kommen! das Letzte glaub' ich ganz gewiß. Jeder Menſch muß mit der Zeit geiſtreich werden, es erleben's nur nicht Alle, da ſind ſie nicht ſchuld daran, daß der Tod früher kommt, als der Geiſt!

Es gibt einen vergangenen, einen gegenwärtigen, und einen zukünftigen Geiſt.

Wir ſehen, wie der Geiſt der Gegenwart ſich an dem Geiſte der Zukunft ſchwer vergeht, das iſt der zukünftig vergangene Geiſt; wir ſehen, wie unſern literariſchen Schriftſtellern der Geiſt ganz vergeht, das iſt der vergangene Geiſt; daß Ihnen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, durch dieſe gegenwärtige Vorleſung in der nächſt nächſten Zukunft die Geduld längſt vergangen ſein wird, das iſt mein gegenwärtiger Geiſt!

Meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! Die geiſtreichen Menſchen gehören auch zu den überflüßigen Menſchen. Die geiſtreichen Menſchen ſind jene Menſchen, die mit dem Geiſt nicht ausreichen, um als Menſchen zu leben. — Sind die Poeten nicht überflüßig? zu was ſoll ein Poet? Was iſt ein Dichter? Der Nachtwächter der Natur, er ſchreit aus, wie viel es in der Natur geſchlagen hat. — Wenn dieſe poetiſchen Nachtwächter nicht wären, die Menſchen würden die ganze Natur verſchlafen. Allein da kommen die Frühlingsdichter, dieſe jungen Haſen der Dichtkunſt, die nur im Frühlinge gut ſind, und ſchreien, das heißt: und ſingen, von dem nagelneuen Schauſpiel der Natur: Frühling. Die Damen hören von einem nagelneuen Schauſpiel der Natur, und fahren auch ins Schauſpiel Natur, und ſie kommen auch in dieſes Schauſpiel immer lange nach dem Anfange, und machen auch da einen ſolchen Lärm, daß weder ſie, noch das andere Natur-Publikum ein Wort vom Schauſpiel hören können.

Unſere jetzigen Frühjahre ſind wie unſere jetzigen Ehen, ſie haben keine Mai- und Flitterwochen mehr, ſie fangen gleich mit dem Donnerwetter an.

Den Dichtern geht es nun mit dem Frühlinge, wie jener kleinen Dorfgemeinde, die einen Rabbi nahm. Sie konnten den Rabbi, den ſie nicht mehr anhören konnten, nicht los werden; was thaten ſie? die ganze Gemeinde zog ſich weg. Unſere Dichter haben ſo lange geſungen, bis ſich der Frühling aus der Natur ganz weggezogen hat.

Alle unſere Dichter ſingen von unglücklicher Liebe; ſie lieben alle unerhört, das glaub' ich, ſie ſingen auch unerhört! Wenn erſt die Gegenſtände alle ſingen könnten, die von Dichtern geliebt werden, da würden wir erſt ſehen, was unglückliche Liebe heißt! Allein es iſt gar nicht wahr, ſie lieben ſehr glücklich, ſie ſind wie die reichen Leute, wenn ſie recht viel haben, ſo jammern ſie. Weil Daphne zum Lorbeerbaum verwandelt wurde, als ſie vor Apollo davonlief, ſo laufen alle unſere Dichter blos jenen Mädchen nach, die davonlaufen; das iſt ihr laufender Lorbeerbaum. Die Liebe in unſeren Gedichten iſt eine Nachtwandlerin, ſie klettert an den Wänden hinauf, als ob ſie Zahnreißen hätte, ſie wandelt auf den höchſten Höhen, nahe bei den Sternen, wenn man ſie aber bei ihrem wahren Namen ruft, ſo fällt ſie herab und iſt maustodt.

Die Liebesdichter waren früher wie die Glasharmonika, ſie ſpielten nur durch einen Händedruck; jetzt ſind die Liebesdichter wie Orgelpfeifen, ſie ſpielen nur, wenn ſie mit Füßen getreten werden.

Die Dichter ſingen von der Liebe, das iſt eine ausgeſungene Leidenſchaft! Sie iſt wie eine alte Sängerin, Stimme hat ſie keine mehr, blos Schule und Methode.

Die Liebe iſt das Kind der Poeſie, darum iſt auch das Kind ſo ſchwach, weil es bei Waſſer aufgezogen wird. Die Liebe lebt nur noch in unſeren Gedichten. Das iſt ein trauriges Leben. — Jeder Dichter macht ſich ein Ideal, dieſes Ideal gibt er nicht um eine Million hin, warum? weil er ſich eine Idee macht von einem Ideal, von einer Million aber kann er ſich gar keine Idee machen. Ein Ideal bekommt man zuweilen auf Kredit, aber keine Million.

Und der Kredit, er iſt kein leerer Schall,
Der Menſch kann ihn brauchen im Leben,
Und ſollt' er auch im traurigſten Fall,
Gar Zwanzig von Hunderten geben,
Doch wer auf ein Pfand nichts kann haben, -
Der iſt lebendig begraben.

Wenn die Dichter, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ganz überflüßige Menſchen ſind, ſo gibt es andere Menſchen wieder, die bis zu einem gewiſſen Punkt höchſt nöthig, aber dann höchſt überflüßig ſind, im poetiſchen Schwunge nennt man ſie — Gläubiger! Bis ſie, die Gläubiger nämlich, das Geld leihen, ſind ſie höchſt nöthig; von dem Augenblicke an aber, wo ſie es hergeliehen haben, ſind ſie höchſt überflüßig. Warum heißen ſie Gläubiger? weil ſie immer glauben, ſie werden bezahlt.

Schiller aber ſagt: „Ihr Glaube war ihr zugewogenes Glück." Es war aber ein Aberglaube, und ſie müßten eigentlich Abergläubige heißen.

Was iſt das ganze Schuldenmachen? Ein Bonmot, ein Wortſpiel. Auf der einen Seite ſtellt man den Wechſel aus, auf der andern Seite ſtellt man die Zahlung ein, das iſt die Bellankaſteriſche Methode, oder der wechſelſeitige Unterricht. Wer aber die menſchliche Dankbarkeit kennen lernen will, der ſoll für Jemand gut ſtehen. Der Dankbare wird ihn für das Gutſtehen ſogleich gut ſitzen laſſen! Das iſt der feſtgeſetzte Preis verbürgter Gerichte. — Endlich kommt es in der menſchlichen Geſellſchaft nicht darauf an, daß man keine

Rechnung ſchuldig bleibt, ſondern daß man keine Antwort ſchuldig bleibt. Das iſt der Sieg eines präſentirten Menſchen über einen präſentirten Wechſel.

Unter die überflüßigen Menſchen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, zählen wir noch die Schriftſtellerinnen.

An der table d'hôte der Literatur ſollen die Frauenzimmer mitſitzen, mitgenießen, die Gerichte mit zarter Hand herumreichen, aber ſie ſollen weder tranchiren, noch vorlegen. Die Frauenzimmer ſollen die Menſchheit lieben, nicht ſie zergliedern, den Menſchen beurtheilen, aber nicht beſchreiben, die Liebe empfinden, nicht ſie ſchildern, ſie können auch Romane ſpielen, aber nicht drucken laſſen. Die weiblichen Herzen ſind Improviſatoren. Jedes Thema von Liebe, Tugend, Menſchlichkeit und Zartheit wird von ihnen innig und gefühlvoll variirt; Liebe und Treue ſind ihre Themata, die von den Männern aufgegeben werden. Aber Improviſationen muß man nicht drucken laſſen. Jeder Schriftſteller ſoll Alles, was er ſchreibt, erſt einem gebildeten, geiſtreichen Frauenzimmer vorleſen. Das weibliche Herz iſt der einzige Richterſtuhl männlicher Thaten; das weibliche Gefühl iſt der einzige Richterſtuhl aller poetiſchen Erzeugniſſe. Ihr Erröthen iſt die Feuerprobe, ihr Lächeln die Goldprobe, ihre Thränen die Waſſerprobe der Wahrheit.

Der Mann muß erſt ein Brennus-Schwert in die Wagſchale werfen, um zu wiſſen, wo die Schale ſich hinneigt; bei der Frau reicht ein Roſenblatt, ein

Sonnenſtäubchen, eine verſteckte Thräne zum Uebergewichte hin.

Die Empfindungen in dem Herzen der Männer ſind nur Ueberſetzungen aus dem weiblichen Herzen, die in der Ueberſetzung viel verloren haben. In den Frauenherzen iſt die Geſchichte der Liebe, in den Männerherzen iſt die Fabel der Liebe. In dem Frauenherzen iſt die Treue eine neue Auflage derſelben Liebe, in dem Männerherzen iſt ſie die gedehnte Fortſetzung der Liebe. — Das Frauenherz preßt ſelbſt noch aus den abgefallenen Blättern der Liebe die Thränen der Erinnerung und das Oel der Freundſchaft, das Männerherz aber wirft dieſe abgefallenen Blätter der Liebe in eine Vaſe, um ſein Zimmer zu parfümiren.

Darum ſollen die Frauen richten über die Menſchen und Empfindungen, und ſelbſt über Bücher; aber ſie ſollen nur keine ſchreiben. Nicht nur die Menſchen können ohne Schriftſtellerinnen beſtehen, ſondern auch die Unmenſchen, das heißt: die Buchhändler.

Die Männer ſchreiben Romane, die Frauen auch. — In dem Männer-Romane iſt die Liebesgeſchichte wie eine Cigarre; auf der einen Seite brennt es, und auf der andern Seite dampft es; dabei werden Gottlob die Cigarre und der Roman immer kürzer. In dem Frauen-Romane aber iſt der Stoff wie ein Strumpf, er wird immer länger, von oben hinab; wenn Robert eine Maſche fallen läßt, ſo nimmt Louiſe zehn Maſchen auf, und ſtrickt jede Empfindung dreimal herum. Liebe iſt der Stoff zu allen Romanen; allein die Männer-Romane ſind wie Männer-Garderoben, ein blauer Frack und ein ſchwarzer Frack, glückliche Liebe und unglückliche Liebe; aber die Liebes-Garderobe der Schriftſtellerinnen hat alle Farben, ſchwarze Liebe, blaue Liebe, Roſa-Liebe, Ponceau-Liebe, Lila-Liebe, Chamois-Liebe u. ſ. w. — Sie verzehren in jedem Romane den ganzen Speiszettel der Liebe. Zuerſt Liebe in der Suppe, dann Monatsliebe mit Butter, dann heißabgeſottene Liebe, dann Liebe mit vol-au-vent, dann Liebe mit Parmeſan, dann Liebe am Spieß gebraten, dann grüne Liebe mit Sellerie, dann Emmenthaler-Liebe u. ſ. f. — Die Liebe in den Frauen-Romanen kommt mir vor, wie der Mond; alle Augenblicke iſt Neumond, und es iſt doch immer derſelbe Mond, und es kommt immer zu demſelben letzten Viertel.

Der Romanſchreiber und die Romanſchreiberin, Beide braten die Herzen ihrer Helden, aber der Schriftſteller bratet die Herzen wie Kartoffeln, er ſammelt glühende Kohlen auf ihr Haupt, ſcharrt ſie in glühende Aſche ein, und ſieht ſich weiter nicht um, bis ſie ganz gebraten ſind. — Die Schriftſtellerinnen braten die Herzen wie die Kaſtanien; bevor ſie ſie in die Pfanne hauen, ſchneiden ſie in die Herzen noch ſelbſt hinein, nnd bleiben dabei, und ſchütteln ſie über der Gluth, bis die Kaſtanien und die Herzen aufſpringen. Bis dieſe Herzen aufgeſprungen ſind, iſt der Leſer auch ſchon aufgeſprungen, und läßt die Schriftſtellerin mit ihren Perſonen allein. — Ein Frauen-Roman iſt wie das Waſſerglacis, ein Paar braucht die Kur, und Hundert laufen auf und ab und beſetzen alle Bänke, aber am Ende finden ſich die liebenden Herzen durch die Bank zuſammen.

An die überflüßigen Menſchen könnte ich noch eine Menge Dinge anreihen, die überflüßig ſind, zum Beiſpiel: Affen. Seitdem die Kliſchnigge uns bewieſen haben, daß die Menſchen vollkommene Affen ſein können, ſind in der Welt entweder die Affen, oder die Menſchen, oder die Künſtler überflüßig. Wenn das Kunſt iſt, daß ein Menſch ein Affe iſt, ſo iſt jeder Affe ein geborner Künſtler. In der Kunſt iſt Alles von Wechſelwirkung. Zuerſt kam der Hund aufs Theater, dann kam das Theater auf den Hund! dann kam ein Wolf und heulte wie die dramatiſchen Künſtler; dann kamen die dramatiſchen Künſtler und heulten wie die Wölfe; dann kamen ſtampfende Roſſe und machten Glück wie die erſten Kunſt-Helden; dann kamen ſtampfende Helden und machten ein Roßglück; dann kamen die Affen-Theater und zeigten, daß die Kunſt den Affen zum Menſchen erhebt, dann kamen die Theater-Affen und zeigten, daß die Kunſt den Menſchen zum Affen erniedrigt!

Daß der Menſch ein Aff' iſt, das iſt gar keine Kunſt, da gibt es ſehr viel Naturaliſten unter den Menſchen, und wenn ein Affe ein Künſtler iſt, ſo ſtehen die Haustheater künſtleriſch ſehr hoch! —

An dieſe überflüßigen Weſen ſchließt ſich noch eine Gattung Kunſtmenſchen an, die auch überflüßig ſind: „Die redlichen Finder", die ſo oft gebeten werden, und ſo ſelten erſcheinen. Ein redlicher Mann darf gar nichts finden, nicht einmal einen Gönner. Die „redlichen Finder“ ſind ohnehin nur eine Redensart, eine polizeiliche Schmeichelei. Wo ſollen in unſern Zeiten die redlichen Finder herkommen, wo kein Menſch mehr etwas zu verlieren hat?

Es wird jetzt nur ein Ding auf der Welt verloren: die Prozeſſe. Das ſind die redlichen Verlierer! Aber zu dieſen redlichen Verlierern findet ſich kein redlicher Gewinner. — Ein Prozeß iſt das wahre Paradies, er wird auf dieſer Welt nur verloren, aber nie gewonnen!

Ich könnte Ihnen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, noch Ausdrücke nennen, die überflüßig ſind; zum Beiſpiel: Alle, die Sie ſo eben von mir gehört haben; allein ich fürchte, wenn ich fortfahre, müſſen Sie fortgehen, wobei Sie freilich beſſer fahren, und wenn Sie ſich entfernen, könnten Sie ſagen: „Die Vorleſung gewinnt in der Entfernung.“ — Ich ſchließe alſo, indem ich Ihnen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, für Ihre edelmüthige Theilnahme, für den überflüßigen Beweis, daß kein Mangel an Menſchheit hier herrſcht, danke, tiefbewegt und innigſt danke, im Namen der Menſchheit, im Namen des Himmels, im Namen der unglücklichen Familie, und ſollten Sie dieſe Vorleſung eine „unglückliche Vorleſung“ nennen, ſo ſind Sie nicht ſicher, daß ich nicht ſogleich noch ein Concert ankündige: „Zum Beſten einer verunglückten Vorleſung.“

Salaterien,

oder:

Humoriſtiſcher Eſſig und Oel.

Meine Sterne.

Sie war ſo ſchön, mit ihrem langen, ſchwarzen, aufgelösten Haar! — Die letzte Sommernacht war dieſes Mal ſo ſchön! Sie ließ die langen, dunklen Locken reich herabflattern, als wollte ſie ihr Kind, die Erde, einwickeln in dieſe geſponnene Seide, und als wollte ſie die Welt überdecken mit dem Iſisſchleier des dunklen Geſpinnſtes! Die geiſterbleichen, zarten Finger der Dämmerung ſpielten durch die herunterwallenden Fäden. Tief im Horizonte leuchtete der Mond an der Stirne der Nacht, wie ein goldenes Regarde-moi; vor dem Monde her tanzten tauſend Sterne, um ihn wie Brautjungfern heraufzuführen in das bräutliche Himmelbett; der klare Abendſtern lugte durch die Finſterniß wie das Auge der Liebe durch dunkle Augenwimpern, und die Milchſtraße durchzog wie eine Guirlande weißer Roſenknospen die ſchwarzen Locken der entkleideten Nacht.

Ich hab' ihn ſo lieb, den blaſſen Witwer Mond, wenn er jede Nacht ſo traurig um die Erde, wie um das verhüllte Grab ſeiner Liebe herumwandelt; wenn er durch zerriſſene Wolken ſchreitet, den feuchten Blick auf die Erde gerichtet; wenn er bleich und ſtill immer fortſchreitet, und dennoch jedem Glücklichen und jedem Unglücklichen freundlich in das Antlitz lächelt; wenn er am Tage ſich mit ſeinem Schmerz verbirgt, und wenn er mit jedem Schmerz am Abend wiederkehrt.

Auch in dieſer Nacht war ich mondſüchtig zu ihm hinausgegangen in den Prater; ich kam aus einer fröhlichen, rauſchenden Geſellſchaft, und gerade in und nach feſtlichen Stunden hält mein Herz faſt immer einen ſtillen und geheiligten Aſchermittwoch; gerade in den großen und rauſchenden Macbeths-Tafeln der Freude taucht eine große Wehmuth, wie Banquo's Geiſt, in meinem Weſen auf, und zeigt auf eine leere Stelle in meinem Herzen, und ruft: „Dorthin ſchau'!" Ja, während der Menſch alle fünf Pforten ſeiner Sinne weit aufgeſperrt, um die Freude und die Geſelligkeit, und das Vergnügen mit ihren rauſchenden Geleiten einziehen zu laſſen, ſtiehlt ſich unbemerkt die Wehmuth mit ein, und verſteckt ſich in ein Herzenswinkelchen, und wartet, bis die lärmenden Gäſte wieder abgezogen ſind, und dann tritt ſie hervor und geht mit leiſem, aber ſchmerzlichem Schritte in dem Herzen auf und nieder! Gerade in dem tönenden Schilf und in den dichten Freuden-Gebüſchen wohnt der Nimmerſatt einer dunklen Sehnſucht, und gerade von dem Lärmen und Toſen erwacht der eingeſchlummerte Schmerz in unſerer Bruſt, und klammert ſich feſter und ſchmerzlicher an uns an! Der Nachklang eines großen Jauchzens tönt faſt in jedem empfindſamen Herzen, welches einmal einen großen Schmerz erlitt, wie ein langer verhallender Seufzer aus!

So ging ich denn auch mit einem bitterſüßen Weh in die Unermeßlichkeit der Nacht hinaus, die freudig ſtill war, wie ein ſelig Sterbender; die ganze Natur war ſo klar und ſo rein, die Luft bewegte ſich und wallte ſo freundlich, wie ein Menſchenherz ſich hebt und bewegt, wenn es eben eine ſchöne Handlung begangen. Ich ſah hinauf zu dem Sternenhimmel, denn hinter jedem Sterne ſieht der wahrhaft gute Menſch noch einen zweiten, und einen dritten, und zuletzt ſeinen eigenen. Ich ſah empor, um meinen Schmerz milde werden zu laſſen unter dem Handauflegen der Nacht, und mich beſſer mit ihm bekannt zu machen, und ſo recht weich und warm an die Bruſt zu nehmen, und mich mit ihm allein und einſam auszuſprechen, um ihn ſo recht kennen zu lernen, wie man es thun muß mit Jemanden, mit dem man von nun an Hand in Hand wandern muß bis zur letzten Grube von allen uns gegrabenen Gruben! —

Ach, wenn wir es nur einmal wiſſen, daß ein Schmerz, daß ein Unglück für ewig unſer iſt, dann richten wir uns darauf ein, und ſchließen einen ſtillſchweigenden Jammer- und Reſignations-Contract mit ihm; aber die kleinen Zwiſchenfälle von Licht, die in die Kerkernacht des Unglücks hineindringen; die kleinen Interims-Hoffnungen zwiſchen den Augen einer großen Hoffnungsloſigkeit; die kleinen, winzigen Erquickungen und Selbſttäuſchungen während eines fortdauernden Schmerzes, dieſe ſind es, die den Muth zerfreſſen und das Herz entnerven, und die Entſagung grauſam zerfetzen und zerſprengen, ſo wie eigentlich nicht der grimmige Froſt das Fenſterglas zerſprengt, ſondern in den froſtablockernden Zwiſchenmomenten von Wärme und Gluth kracht die dünne Scheibe entzwei!

Ich aber ſaß vor dem herabgelaſſenen Gitter der Nacht, und ſie ſah mich aus ihrem dunkelfarbigen Schleier traurig milde an, und ſprach ſanft und tröſtend: „Leidendes Herz, ich will dir ſenden Tröſter-Sterne, daß ſie dich aufrichten und ſtärken, und kräftigen und ermuthigen zur weiten Fahrt deines dunkel überbauten Lebens!“ Und durch die herabſtäubende Finſterniß flimmerte ein heller Stern hernieder, und umzog mich mit bunten Strahlen und ſprach: „Ich bin das Glück!“

„Tröſte dich, ich bin das Glück; ich will den goldenen Teppich des Lebens vor dir ausbreiten, dir den Freitiſch des Daſeins beladen mit allen Schaubroten des Vollgenuſſes; dein lichttrinkendes Auge will ich gewinnen mit den bunteſten Farben und mit dem lieblichſten Schmelz jeder Geſtaltung; dein tondurſtendes Ohr will ich vollgießen mit den üppigſten Klängen, mit den weichſten, girrendſten Tönen; die Ahnung deiner Wünſche will ich in Erfüllung bringen, bevor ſie noch träumend deiner Bruſt ſich entrungen, und jede Stunde deines Daſeins will ich ſchmücken mit reichen Gewändern und Edelſteinen und koſtbaren Gewürzen, wie eine Braut des Orients zur hochzeitlichen Feier!“

Ich ſah den Stern an, mein Herz blieb unbewegt und verſchloſſen, und ich ſprach: „Laß' ab von mir, flimmerndes Bild! eitles Glück! trügeriſche Malerin, die du alle Weſen mit leerem Scheine überkleideſt; Gauklerin! dahintanzend auf dem ſchwanken, ſchmalen Seile des Zufalls; eitle Komödiantin, herausgeputzt mit Theaterkronen und Rauſchgold-Lorbeer, und mit Dekorations-Malerei den Fernen betrügend; laß' ab von mir, ich greife nicht in deine Regenbogenfarben, die in leeren Waſſerblaſen abtropfen; deine Gaben mußt du ablegen an den fünf Sinnespforten des Menſchen, aber ſie dringen nicht in den heiligen und hochgewölbten Dom des Herzens! Laß' ab!“

Da zerfloß die Erſcheinung, der Stern ſchoß durch die Luft, und verſchwand im Niederfallen!

Da trat ein zweiter Stern zu mir her und ſprach: „Ich bin der Ruhm; ich will die Schläfe dir umziehen mit dem Reif des grünen Lorbeers; deinen Namen will ich legen auf die Zungen der Milliarden der Nachwelt; dein Andenken will ich als Votivtafel aufhängen in dem Tempel der Geſchichte.“

Ich ſah den Stern an, mein Herz blieb unbewegt und verſchloſſen, und ich ſprach: „Laß' ab von mir, du eitler Wolkentreter; du Seifenblaſenhändler! der du des Lebens blütenreichen Baum und ſeine fruchtbeladenen Aeſte vergüten willſt mit einem Kranz aus dürren Blättern, du Galakleid der irdiſch eitlen Seele; dein trockner Glanz labt nicht die lechzende Empfindung und das Herz, das nach einem andern Herzen ſehnend ringt! Laß' ab!“

Da zerfloß die Erſcheinung, der Stern ſchoß durch die Luft, und verſchwand im Niederfallen.

Da trat ein dritter Stern zu mir heran und ſprach: „Ich bin die Phantaſie. Ich will eine eigene Welt dir erſchaffen, dir anheimgeben zur eigenen Schaltung. Ich will dir dieſe Welt zuſammenſetzen aus den Farben der Iris, aus den Düften der jungfräulichen Roſe. Zu den Bergen dieſer Welt will ich nehmen den Hybla und den Montblanc; zu den Thälern das Tempe- und Chamouny-Thal; zu den Seen den Comer-See und den Genfer-See; zu den Weinbergen die Ungar-Berge und die Tokayer-Hügel; zu den Fluren den Rhein-Gau und Saragoſſa's Ebenen; zu den Wäldern Italiens Olivenhaine und Hesperiens Gebüſche; zu den Grotten Vaucluſe und Montmorency; zu den Inſeln Capri und Rügen; zu den Bädern Nizza und Iſchia; und dieſe Clavierauszugs-Welt will ich dir überbauen mit Spaniens Himmel, mit Grönlands Abendröthen und Nordlichtern, mit Mondſchein-Regenbogen und flatternden Lichtern; und die Morgenröthen dieſer Welt will ich dir weben aus dem Purpur der jungfräulichen Wange, wenn die Scham der Liebe ſie muſiviſch übergoldet; und dieſe Welt will ich dir bevölkern mit Carlo-Dolce-Geſtalten und Jean-Paul-Titanen; und die Wälder und Büſche will ich dir vollſiedeln mit Nachtigallen, mit hochjubelirenden Lerchen; und über dieſe Welt will ich dir eine unendliche Aeolsharfe ziehen, damit jeder Hauch des Herzens, jeder irrende Seufzer in ihren Saiten fortſpiele, wie eine unſichtbare Geiſterhand, und du, du ſollſt in dieſer Schöpfung herrſchen, ein unumſchränkter König, zauberhaft, und alle ihre glühenden Blumen pflücken, und ſie winden um deine glückliche Schläfe.“

Ich ſah den Stern an, mein Herz blieb unbewegt und verſchloſſen, und ich ſprach: „Laß' ab von mir, du bunter Kolibri, du Paradiesvogel, der nicht Fuß faßt auf dieſer Erde. Die Zeit kommt, die allgewaltige, die höhnende, die ſtillverſchluckende, und ziehet leiſe dir eine bunte Feder nach der andern aus, und ſie zerdrückt eine ſchimmernde Glasperle nach der andern, und ſie wiſcht mit ihrem Stundenglaſe die zauberiſche Gluth von deinen Wangen, und wenn das mattere Blut träger durch mein Geäder treibt, ſinkt dein Schmetterlingsfittig nieder, und der erſte Schnee, der mein Haupt beſchneit, überſchneit deinen Montblanc und deine Tempe, und deine Capris, und der adlerbeſpannte Phaeton der Phantaſie ſchleppt ſich als unhörbarer Schleifſchlitten durch die froſterſtarrte Schöpfung! Laß' ab!“

Da zerfloß die Erſcheinung, der Stern ſchoß durch die Luft und verſchwand im Niederfallen; und es trat ein anderer Stern zu mir und ſprach: „Ich bin die Hoffnung, die reizende Geſpielin des Herzens; des Lebens Morgen- und Abendroth; ich male Elyſium auf Kerkerwände;

ich zeige dem gebrochenen Auge paradieſiſche Welten; ich gieße balſamiſche Tröſtung in die Seele der Leidenden; ich baue goldne Tage in die Nacht der Kummervollen; ich ſage zum Schmerz: „Sei fröhlich!“ und zu dem ſchlafloſen Auge: „Schließ' dich in Frieden!“ ich fülle die brennende Zähre mit labender Kühle; ich beſtreue das Lager der Kranken mit dem tröſtenden Lotus, und ich berühre die unglückliche Liebe mit dem Geiſterkuße einer blumenüberbauten Zukunft!“ —

Ich aber ſprach: „Laß' ab, du rührſt und bewegſt mir mein Herz nicht! Wohl magſt du ſein ein Lichtſtrahl dem finſtern Herzen; ein Carmel-Thau der welkenden Sehnſucht! eine ſüße Hora der leidenden Seele; eine Lotusblume auf dem Grabe des Glückes und eine perlende Thräne auf dem gebrochenen Herzblatt unglücklicher Liebe! Aber dein Reich, allgewaltige Hoffnung, ſinkt zuſammen, und dein Zauberſtab verzundert, und deine Magie zerrinnt, und alle deine Tröſtung wird Ohnmacht an einem Herzen, welches ſeines Lebens friſchen, rothen Quell, ſeiner Pulſe geheimſtes Leben, und ſeines Weſens tiefſte Regung, in unendlicher Liebe geſetzt hat an ein anderes Herz, und dieſes Herz hat es getäuſcht, und ſein Aufzittern in inniger Liebe hat getäuſcht, und ſein warmer Herzensſchlag hat getäuſcht, und ſein Schwur hat getäuſcht, und alle die tauſend und abermal tauſend ſüßen, heißen, herzinnigen, liebedurchwebten, liebedurchwirkten Stunden der Betheuerungen haben getäuſcht! dann, dann, du thörichte Hoffnung, dann ſtehſt du da vor dem Herzen, deſſen Reſonanzboden zerſprungen, und willſt einen Ton hineinlügen, dann ſtehſt du da, eine ausgehöhnte Närrin, dein Zauber iſt gebrochen, abgetropft dein Schimmer, denn dem Herzen, deſſen Wurzeln von Täuſchung zerfreſſen, dem kannſt du nichts mehr bieten; dem Herzen, das von einem andern Herzen um das Heiligſte, um das Vertrauen, betrogen wurde, dem kannſt du nichts mehr geben. Laß' ab, arme Hoffnung!“

Da zerfloß die Erſcheinung, der Stern ſchoß durch die Luft und verſchwand im Niederfallen.

Da trat ein anderer Stern her und ſprach: „Tröſte dich, ich bin die Religion! An meinem Buſen iſt Troſt, in meinem Arme iſt Ruhe, in meinem Kuſſe iſt Frieden. Laß' nur auszucken dein zerriſſenes Herz; laß' austönen deine Lippen die Paſſionslieder deiner Seele; laß dein Auge ausleeren ſeine ſchneidenden Kryſtalltropfen und die Tropfſteine des ätzenden Kummers; laß' von dir ausglimmen und abflackern die Augenblicksfronte der täuſchenden Feuerwerke, und dann, wenn das Unglück, der Schmerz, die Bosheit, die Täuſchung, die Erfahrung, dieſe geſchäftigen Kammerdiener der Seele, dich entkleidet haben von allen irdiſchen Freuden und Erwartungen, dann werfe dich an meine Bruſt, in meine Mutterarme, und ich will dich wie einen Neugebornen weich einwickeln in Troſt und Liebe. Komm zu mir, ich bin ja ſelbſt die Liebe, die einfachſte und darum die höchſte Liebe, und alle Liebe auf Erden iſt ja nur ein Abfall meiner Liebe! Ich bin Liebesanfang und Liebesfortdauer ohne Liebesende. Nur bei mir iſt die Stiftshütte der Ruhe, nur bei mir die Bundeslade des Friedens; ich allein gieße die heilige letzte Oelung in dein ſturmbewegtes Herz; komm' in meine Arme!"

Da zog ein Frühlingshauch durch meine Bruſt, und es war mir, als löste ein warmer Odem die Eisdecke von meinem Herzen, und die neuerwachten und entfeſſelten Ströme und Bäche der Empfindungen rannen und rieſelten aus meiner Bruſt wieder freudig hinein in das Leben, und klangen und ſangen ein freudig Gebet hinein in die roſenrothe Schöpfung.

Frühlingspräludien.

„Come gentle spring, and from the Bosom
Of you dropping cloud in our plains descend.“

Der Frühling kommt! er hat die phlegmatiſche Luft, die milchartige, zerriſſen, und nach ihm ſtürzt ſich der blaue Aether durch den Riß hernieder, und fällt der Erde liebewillig und inbrünſtig um den Hals, und der liebe Himmel lacht wieder, und aus ſeinem zarten blauen Auge ſchaut er hernieder und freut ſich, daß die Erde erwacht.

Der Frühling kommt! Alle meine Sinne gehen ihm jubelnd entgegen, beladen mit Geſchenken, und ſie hängen ſich an ihn, wie Kinder an einen rückkehrenden Vater, und ſie fragen, was er denn mitgebracht hat, und durchſuchen ſeine Taſchen, und der Frühling lächelt, und kost mit meinen fünf Sinnen, und ſagt: „Seid nur ruhig, liebe Kinderchen, ich habe euch Allen was mitgebracht, laßt mich nur erſt auspacken alle meine tauſend bunten Dinge und alle die glänzenden Geſchenke; ich werde euch dann den ganzen Erdentiſch voll damit bedecken wie an einem Chriſtabend, und ihr werdet lauter blühende Chriſtbäume und Beſcherungen erblicken!“

Der Frühling kommt! Die Luſt wird würzig und lau wie der lange Kuß der ſichern Liebe, der Himmel ſchwimmt in einem durchſichtigen Flore, wie das Auge der ſüßen Gewährung; zwiſchen den Schneegipfeln ferner Berge flattern blaue Luftbänder herein, und die große Frühlingsfeier ſchüttelt in meinem Herzen alle rieſigen Wintergehänge ab, und der Bach der Lebensfreude rinnt und klingt durch alle meine Pulſe, und in allen Winkeln meiner Bruſt werden Nachtigallen wach, und all mein Blut in meinen Adern ſingt rothe Jugendlieder und mein Geiſt treibt Knospen, und Luſt und Keckheit ſprengen und ſtrotzen aus dieſen Knospen hervor an das Mutterlicht des Lebens, und die fülligen Blumen des dreifachen L, Leben, Liebe und Lied, ſchießen lebensroth und blätterüppig in mir auf, und bauen in mir auf, und bauen in mir einen Frühling im Frühling, ein Herzenstempe im großen Naturtempe!

Der Frühling kommt! Ich komme mir viel beſſer vor, ich habe mich viel lieber, ich bin ſo leicht, ſo froh, ich glaube ordentlich, ich wäre um einen Kopf gewachſen, und was die Hauptſache iſt: die Philiſter ſind mir unausſtehlich! Im Winter, ich weiß nicht, wie es kommt, im Winter betrachtet man die Philiſter viel freundlicher, ſie kommen einem in der zähen Stubenluft ſo ziemlich leidlich vor. Auf Bällen, in Concerten, Picknicks, Abendgeſellſchaften, und in allen dieſen Gewächshäuſern des Philiſterthums, da gewöhnt man ſich ordentlich an ſie. Ein Menſch in einem Pelz, in einem

Mantel und in einer Mütze wird ſchon ſelbſt ein Stück Philiſter.

Aber im Frühling, wenn man ſo hinausgeht und ſieht, wie unſer Herrgott auf allen Wegen und Stegen weiſe wirthſchaftet, wie Alles fröhlich dabei durch die Welt ſingt, und das Haus beſchickt, und wie alle Bäche klingen, und die Wäſſerlein ihre Mieder ausgezogen haben, und in den lieben Tag hineinplaudern, und wie die Bäume die Aeuglein aufthun und mit den Sonnenſtrahlen liebäugeln, und wie die Gräſerchen ſo ſchnippiſch wohlig aus der Erde gucken, und aus ihren Zellen ſchlüpfen, und wie die Vöglein zwitſchern, und wie die Luft ſo laumilde iſt wie der Odem der Liebe, und wie vor dem Geläute der Blumenglocken die Kobolde in unſerer Bruſt Reißaus nehmen, und wie die heilige Natur alle Teufel aus uns herausbeſchwört, und uns füllt mit allen lichten Engelein des Lebens und der Liebe, und wie unſer Weſen ſchwimmt in Poeſie, und dieſe über uns ihre lauten Fluthen zuſammenſchlägt wie über einer Taucherglocke, dann vergeſſen wir Alles in und um uns! Da iſt er denn endlich wieder! Fenſter, Thüren und Herzen öffnen ſich, und Alles ſtrömt ihm entgegen, die Menſchen aus den Häuſern und die Gefühle aus der Bruſt möchten ihm entgegen laufen, damit er ja nur geſchwinder komme. Dann, wenn er da iſt und da ſteht an allen Wegen mit ſeinen Blumenkörben, als ſollte der Herr der Schöpfung in ſeinem Glanze vorüberziehen, und er wolle ihn feſtlich empfangen, und auf beiden Seiten am Wege ſtehen die blühenden Gebüſche und die duftenden Geſträuche, und die herausgeputzten Bäume, als wollten ſie ausrufen: „Erhebt euch, ihr laubgekrönten Häupter und ihr jungfräulichen Blüten, denn der Herr zieht einher in ſeiner Herrlichkeit!“

Dann bücken ſich die Gipfel der Bäume in Ehrfurcht, und die Blätter beſprechen ſich demüthig untereinander, und die Gräſer gucken neugierig aus der Erde heraus, und die Blumen neigen anbetend ihr Haupt, und durch alle Zweige rauſcht ein freudiges Hallelujah dem Schöpfer entgegen, der daher kommt in ſeinem Krönungsmantel mit Blütenhermelin und Roſenpurpur!

Ach, lieber Leſer! iſt es dir nicht, wenn der Frühling wieder kommt, als käme dir ein alter, lange nicht geſehener Freund wieder zurück, und du ſtürzeſt dich an ſeine Bruſt, biſt ſo recht ſelig und recht ſtill. Du hätteſt zuvor ſo recht viel mit ihm zu plaudern und zu ſchwatzen, aber du biſt doch ſtill, denn du weißt nicht, wo du beginnen ſollſt, es drängt ſich ſo Alles auf einmal dir auf die Lippen, und doch kannſt du nicht ſprechen, bis ſo nach und nach du lang mit ihm wandelſt Arm in Arm, und nun kommt eine Erinnerung nach der andern, und eine Freude und ein Schmerz der Vergangenheit kommt hintereinander, und ihr lebt ſie alle noch einmal wieder durch! So iſt es mit dem Frühling, wenn er nun kommt, da fliegen wir an ſeine Bruſt, und es iſt uns ſo wohl und ſo wonnig, und wir hätten dem Frühlinge ſo viel zu ſagen und zu klagen, ach, ſo viel von dem vergangenen Winter, von den überſchneiten Herzen, von den erſtarrten Blüten und von den froſttodten Blumen. Aber wir ſchweigen noch; nach und nach jedoch gehen wir mit dem Frühling immer länger um, und gehen mit ihm zurück in die frühern Frühlinge und in die Vorfrühlinge unſeres Lebens, und da ſchlüpft denn eine Rückerinnerung nach der andern aus dem Architrave der Vorzeit heraus, und leiſtet uns Geſellſchaft und miſcht ſich traulich in unſer Geſpräch! Dann gehen wir an der Hand des Frühlings herum in ſeiner Luſtpflanzung, und jede neue Blumenſtelle erkennen wir wieder, und um dieſe Blumenſtelle gaukelt der Schatten eines entſchwundenen Glückes, den uns dieſe Blumenſtelle im vorigen oder vorvorigen Jahre gewährte; und jeder ſtille Laubgang ruft uns zu: „Denkſt du noch daran?“ und jedes Roſengebüſch iſt bevölkert mit Geiſtern der Erinnerung, welche rufen: „Denkſt du noch daran?“ und in dem friſchen Säuſeln der Blätter tönt uns wieder zu der Refrain früherer Liebes- oder Leidenslieder, und ruft: „Denkſt du noch daran?“ — und der geſchwätzige Bach murmelt uns halbvergeſſene Melodien zu und ruft: „Denkſt du noch daran?“ und die jungen Zweiglein ſcheinen mit dem Finger zu drohen und zu rufen: „Denkſt du noch daran?“ und aus den Aeſten gucken die klugen Aeuglein der befiederten Sänger, und dieſe bekannten Aeuglein ſcheinen zu fragen: „Denkſt du noch daran?“ So iſt der Frühling nur ein großes Auferſtehungsfeſt aller frühern Frühlinge mit ihren Wonnen und ihren

Schmerzen; ein Allerſeelentag, der die Gräber unſerer verſunkenen Hoffnungen und die eingefallenen Leichenhügel unſeres Glückes und unſerer Wünſche mit ſeinen Blumen und Immergrün, mit ſeinen bunten Frühlingslampen und Glühwürmchen überbaut! So komm' denn, o Frühling! Mein Herz iſt ein friſches Grab, es liegt eine theure, heißgeliebte, ſchmerzlich beweinte Leiche in dieſem Grabe; ich habe ihr unter Thränen und herzzerreißendem Ach! die freundlichen Augen zugedrückt, und ſie mit ſtillem Kummer eingeſargt in die öde Kammer meines Herzens. So komm' denn, Frühling! und beſuche mit leiſem Schritte dieſes Grab, und lege deine grünen Reiſer darauf, bedecke es mit dem Weihwaſſer deines Frühlingsthaues, wehe es an mit deinem ſanften Odem, bis einſt an jenem letzten Erden- und erſten Himmelsfrühling die Leiche der Liebe friſch emporblühen wird zum Leben, das keine Leichen mehr zurückläßt.

Kleines Toiletten-Büchlein des weiblichen Herzens.

Man hat Dir, meine holde Leſerin, ſchon viele Toiletten-Büchlein geboten, Toiletten-Büchlein des Leibes und Toiletten-Büchlein des Geiſtes, aber noch nie ein Toiletten-Büchlein des Herzens!

Man iſt von Deiner Jugend an, meine holde Leſerin, damit beſchäftigt, Deinen Körper zu pflegen, zu warten, zu verſchönern, groß und gerade zu richten, man hält Dir Tanzmeiſter und Reitlehrer u. ſ. w., man iſt auch damit beſchäftigt, Deinen Geiſt zu bilden, Du verſteheſt Muſik und Sprachen, Blumenmalen und Singen, Geographie und Geſchichte. Man putzt Deinen Körper heraus, wie einen Weihnachtsbaum, und behängt ihn mit tauſend bunten Dingen und abflackernden Lichtern, auf daß die unverſtändigen Menſchenkindlein nach ſeiner Beſcherung die Hände ausſtrecken ſollen; man putzt Deinen Geiſt heraus, wie ein Schmetterlings-Cabinet, damit er ſchillere und glänze mit ſeinem angeflogenen Fittigſchimmer und mit ſeinem Farben-Gaukelſpiel das Auge Dir blende, das kurzſichtige; aber man putzt Dein Herz gar nicht heraus, man bildet, man erziehet es nicht;

Dein Herz iſt das Aſchenbrödel der beiden Schweſtern Körper und Geiſt; Körper und Geiſt werden allen Freiern auf dem Präſentir-Teller vorgeführt mit allen Schlittengehängen und mit allem Krimskrams der eitlen Gegenwart, aber das Aſchenbrödel-Herz bekommt man nicht zu ſehen, das Herz bleibt in grauer Unanſcheinlichkeit zu Hauſe am Kamine, während Körper und Geiſt ihre Künſte zeigen müſſen!

Und doch, meine holde Leſerin, was nützt dem weiblichen Weſen alle Schönheit des Körpers und des Geiſtes, wenn das Herz nicht ſchön iſt? Der Körper zieht an, der Geiſt nimmt gefangen, aber feſthalten den Gefangenen, für die Lebenszeit feſthalten, das kann nur das Herz. Was nützt es, wenn Eure Geſtalt iſt füllig und üppig wie die Weizenähre des Banats, und Euer Herz iſt leer und hohl, wie eine taube Nuß? Was nützt es, wenn Euer Geſichtlein iſt ſchneeflockig und weiß wie der Silberſchaum des Meeres am ſtillen Geſtade, und Eure Wänglein ſind lieblich und roſig, wie die glühende Lippe der Abendwolke, wenn der Tag ſcheidend ſie küßt, und Euer Herz iſt voll von häßlichen Muttermahlen und Leberflecken und bleichſüchtigen Streifen? Was nützt es, wenn Euer Ohr in zehn Sprachen vernehmen kann das Wort der Leichtfertigkeit, und Euer Mund in zehn Sprachen erwidern kann die Rede des Leichtſinns, und Euer Herz nicht verſteht ſeine einfache angeborne Mutterſprache: die Sprache der Herzen, und Euer Herz iſt wie ein Taubſtummer und nicht hört die Töne des

Gefühles, und nicht ſpricht die Worte der Empfindung? Was hilft es, wenn Eure Hand vermag auf die Leinwand zu hauchen die ſüßeſten Landſchaften, überbaut von zauberiſch verglühenden Himmeln; wenn Eure Hand vermag künſtleriſch einzunähen und einzuſticken glühende Blumen, die mit Feuer-Augen uns anfunkeln und zublinzeln, und wenn Euer Herz hingegen nicht vermag, ein häusliches Stillleben mit ſeinem einfach ewig klaren Himmel um Euch hervorzurufen, wenn Euer Herz hingegen nicht vermag, ein einziges kleines Blümchen der Freude, der reinen Tugend, der Liebe einzuſticken und einzunähen in den Goldgrund eines andern menſchlichen Herzens? Was nützt es, wenn Eure zehn Finger wie magiſche ſilberne Schlüſſelchen aufſchließen das Zauber-Reich der Töne und aus demſelben heraufbeſchwören die leichtbeflügelten, tonbeſchwingten Geiſter aller Harmonien und Euer Herz nicht anzuſchlagen vermag einen einzigen Accord auf der myriaden-beſaiteten Claviatur der Gefühle und keinem andern Herzen zu entlocken vermag einen verſchwiſterten Laut? O, meine holden Leſerinnen, wenn Ihr ſo ausgerüſtet ſeid mit den blitzenden Waffen des Geiſtes und mit der blankgeputzten Glanzrüſtung des Körpers und innen aber fehlt das Herz, das belebende, herrliche, göttliche Herz, dann ſeid Ihr ſchön und vergnüglich anzuſchauen und anzugaffen in den Rüſtkammern und in den Zeughäuſern der Geſellſchaft und der Salons, aber Ihr ſeid nicht in die Arme zu ſchließen, man kann die fühlende Bruſt nicht legen an Euer überpanzertes

Außenwerk, und dem Herzen ſchlägt aus dieſem blanken Waffengebäu kein inwohnendes Herz entgegen, welches freundlich: „Herein!“ ruft. Glaubt mir, meine freundlichen Leſerinnen: Körper und Geiſt machen die Zange, mit der man die Männer anfaßt, und freilich wollen wir Männer auch hübſch gefällig und ſanft angefaßt ſein. Freilich iſt es auch hübſch, wenn dieſe Anfaß-Zange hübſch fein gearbeitet, aus ſilbernem oder güldenem Stoff iſt; allein das Herz, das iſt die traute, heimliche Jelängerjelieber-Laube, in welchem Ihr die Männer für ewig behalten wollt; das Herz iſt das Muſeum der Liebe, in welchem Ihr die Männerherzen für immer aufſtellen wollt; darum müßt Ihr trachten, dieſes Muſeum zu heiligen und in reiner Weihe zu erhalten, in ſittiger Stille und Ruhe; müßt an dieſem Herzens-Muſeum nicht Fenſterchen und Guckläbchen ringsum anbringen, ſondern das Licht muß von oben, vom Himmel, hineinfallen; die Wände Eures Herzens müſſen nicht mit eitlem Schnitzwerk und von glänzenden Fresken überdeckt ſein, ſondern von den gediegenen Haut- und Bas-Reliefs und den getriebenen Wappenbildern des wahren Herzensadels, und von dem ſchweren, ſeidengleichen Goldſtoff der Tugend.

Ach ja, meine lieben Leſerinnen, Mütter und Erzieherinnen thun genug für den Körper ihrer Töchter, zuviel für den Geiſt, aber nichts oder ſehr wenig für ihr Herz! Auf Alles nehmen ſie mehr Rückſicht, als auf das Herz! Wenn der Körper eine ſchiefe Richtung bekommt, da wird lamentirt und um den Arzt geſchickt, und Luftbetten und Zwangmieder angeſchafft; aber wenn das Herz eine ſchiefe Richtung bekommt, das merkt die Mutter nicht einmal! Wenn das Töchterchen die Stirne kraus zieht, da legt die Mutter die Hand darauf und fragt: „Was fehlt dir, Töchterchen?“ Wenn ſich aber das Herz der Tochter krampfhaft und ſchmerzlich zuſammenzieht, darnach wird nicht gefragt! Bei Tiſche, an großen Tafeln, da ſagt die zärtliche Mutter hundertmal: „Ach, liebes Kind, verdirb dir den Magen nicht!“ aber ſie führt ſie in frivole Zirkel, an den Freitiſch der großen Welt, und ſagt nicht: „Ach, liebes Kind, verdirb dir das Herz nicht!“ Und der Magen braucht doch weniger Sorgfalt, als das Herz, denn der Magen wirft, wie der geſunde Humor, die ſchlechten Stoffe ſelbſt heraus, aber das Herz nimmt die ſchlechteſten Stoffe am liebſten auf, und treibt ſie in Saft und Blut ſchnell herum. Einem überladenen Magen kann man zum Brechen eingeben ſo vielmal man will, aber das Herz, ach das Herz bricht nur einmal, dann iſt es aus!

Darum, meine holden Leſerinnen, ich bitte Euch, bekümmert Euch mehr um die Toilette Eures Herzens! O, es gibt auch für die Herzens-Toilette ſchöne, elegante Putzwaaren! Bänder und Kettchen, und Ringe und Schleier u. ſ. w., als da ſind: das Band der Liebe und der Freundſchaft; das Band der Eintracht; die goldene Kette weiblicher Pflichten: der Schleier der Züchtigkeit und der Gürtel der Scham, der Mantel der Nächſtenliebe, die Perle der Tugend, der Kryſtall der lautern

Empfindung und der koſtbare Solitär der einzig beſeligenden Religion! O, ſeht, wie reich, wie glänzend, wie herrlich dieſe Bijouterien für die Toilette Eures Herzens daliegen; greift zu, Euch damit zu ſchmücken, die drei ſchönſten Zierden des edlen weiblichen Herzens ſind ſtets bereit, Euch zu verſchönern, die drei himmliſchen Herzenszierden: Religion, Liebe und Tugend.

Ich kann Euch weiter, meine freundlichen Leſerinnen, nichts ſagen, als wiederum, wie ein weibliches Herz eigentlich ſein ſoll, und wie es zugleich nicht ſein ſoll; Ihr habt den Talisman bei Euch, der es dazu machen kann.

Ein weibliches Herz ſoll ſein wie ein Kirchhof, es ſoll von Allen, die darin wohnen, nichts als Liebes und Gutes ſagen; und wiederum ſoll es nicht ſein wie ein Kirchhof, es ſoll nicht ſogleich Gras wachſen laſſen über die Theuren, die es einſchließt. Ein weibliches Herz ſoll ſein wie eine Glocke, die Freuden und Leiden ſeiner Mitmenſchen ſollen darin gefühlvoll wiederklingen; und es ſoll wiederum nicht ſein wie eine Glocke, es ſoll nicht von jedem kleinen Riß, den das Schickſal hineinreißt, verſtimmt und unklar werden. Das weibliche Herz ſoll ſein wie ein Schiff, gerade wenn der Sturm des Lebens am ſtärkſten tobt, ſoll es auf der hochgehenden Welle emporgetragen werden zum Himmel; und wiederum ſoll es nicht ſein wie ein Schiff, es ſoll nie verſchlagen ſein, und nie flott werden. Ein weibliches Herz ſoll ſein wie ein gutes Bildniß, die Zeit ſoll ſeine etwas zu grellen Farben mildern und immer weicher und gefälliger machen; und wiederum ſoll es nicht ſein wie ein gutes Bildniß, es ſoll nicht Jeden, der es anſieht, wieder anzuſehen ſcheinen. Das weibliche Herz ſoll ſein wie eine Schwalbe, ſo häuslich, ſo fromm und heimiſch; und ſoll wiederum nicht ſein wie eine Schwalbe, es ſoll uns nicht entfliehen, wenn der Herbſt naht, und nicht in den Winterſchlaf gerathen. Das weibliche Herz ſoll ſein wie die heilige Schrift, ſo voll vom Worte Gottes und ſo einfach und ſo ewig milde; und es ſoll wiederum nicht ſein wie die heilige Schrift, es ſoll nicht in ſo viel Zungen exiſtiren. Das weibliche Herz ſoll ſein wie die Auſter, es ſoll ſich nur einmal aufſchließen, um den Thau der Liebe in ſich aufzunehmen und ihn als koſtbare Perle all ſein Leben lang in ſich tragen; und wiederum ſoll es nicht ſein wie die Auſter, es ſoll keine ſo harte Schale haben. Ein weibliches Herz ſoll ſein wie ein Springbrunnen, der friſche Strahl des Gefühls ſoll aus ſeinem Innern emporſchießen und in tauſend Theilchen zerſtäuben, Alles rings erfriſchen und erquicken; und es ſoll wiederum nicht ſein wie ein Springbrunnen, die Empfindung, die es ausſtrömt, ſoll nicht immer wieder nur zu ſich ſelber zurückkehren. Ein weibliches Herz ſoll ſein wie eine Aeolsharfe, die, angehaucht von weichem Odem der Empfindung, auftönt in leiſen, lieblichen, heiligen und ahnungsreichen, ſchmelzend-erklingenden Accorden; und wiederum ſoll es nicht ſein wie eine Aeolsharfe, nicht jeder Windbeutel ſoll ihm einen harmoniſchen Ton abgewinnen.

Ein weibliches Herz ſoll ſein wie ein Kalender, es ſoll alle Himmelszeichen in ſich tragen; und wiederum ſoll es nicht ſein wie ein Kalender, es ſoll nicht ſo viele Namenstage zu feiern haben. Kurz, ein weibliches Herz ſoll ſein wie ein wahrer Humoriſt, wenn es einen Gegenſtand erfaßt hat, ſoll es davon gar nicht weichen können; und wiederum ſoll es nicht ſein wie ein wahrer Humoriſt, der ſich nicht anders zu helfen weiß, als daß er ſeinen Gegenſtand plötzlich verläßt und abbricht.

Das Auge der Geliebten.

Schön iſt das Auge der Geliebten, wenn es geſchämig ſich hebt und den lieblichen Wimper lichtet vor dem glänzenden Ovale; wenn es, verzagt. ſuchend den Gegenſtand ſeines Liebens, ſcheu herumirrt, und ſüßerſchreckt zurückflieht, wenn es den Liebenden gefunden; wenn es dann willig folgend dem Zuge des Herzens ſich wiederum hebt, und ſpähend der Blick ſchwimmet in mild aufdämmernder Sehnſucht! Schön iſt das Auge der Geliebten! —

— Schön iſt das Auge der Geliebten, wenn es der verſchloſſenen Lippe zuvoreilt im beredſamen Geſtändniß, wenn die bläuliche Farbe verkündet, daß in dem Herzen verborgen ruht der Schatz beglückender Liebe; wenn der ſchimmernde Demant im Zauber-Ringe ausſtrahlt den Glanz der Erhörung; wenn unter den freundlich-gewölbten Braunen hervorquillt der liebliche Aether des Blickes, und das ſüße Bekenntniß aus des Auges offenem Himmel niedertropft, wie der Thau von dem verſchwiegenen Buſen der Nacht. Schön iſt das Auge der Geliebten! —

— Schön iſt das Auge der Geliebten, wenn durch ſeinen wolkigen Himmel ſich ſchlängeln die Blitze des

Zürnens, wenn die grollenden Blicke zucken durch das dunkle Geſpinnſt wie Weberſchiffchen durch das Kunſtgewebe des Meiſters; wenn in dem ſüdlichen Himmel des Auges plötzlich auflodert das Nordlicht des Zornes, wie Schwerter und Sicheln, und dann verſöhnt zuſammenfließen zur lieblichen, zur friedlichen Dämmerung und zum jungen Morgenroth der Liebe! Schön iſt das Auge der Geliebten! —

— Schön iſt das Auge der Geliebten, wenn angeregt vom gefühlvollen Herzen die Thräne des Mitleids es trübet, ſo wie die klare Quelle ſich trübet, wenn der Herzkern der Erde erbebet; wenn die Thräne, das tropfbare Echo der Seele, ihr naſſes Gewand wickelt um die Schönheit des Auges. Schön iſt das Auge der Geliebten! —

— Am ſchönſten und am heiligſten zugleich iſt das Auge der Geliebten, wenn es voll Andacht ſich hebet im frommen Gebet; wenn es, zum Himmel gewandt, ſchimmert im verklärenden Licht des Gebetes; wenn der fromme Blick aufſteigt aus ſeiner reinen Muſchel, wie die Lilie aus jungfräulichen Boden; wenn ſeinem ſtummen Blicke entblüht ein Gebet voll Innigkeit und Demuth, voll Religion und göttlicher Liebe; wenn in ſeinem ſchimmernden Ring ſich malt der tiefe Himmel des Glaubens; wenn das Kreuz, das Fundament eines jeden Sternes, in ſeinem Sterne erglüht in inniger Andacht; wenn es den ſanften gläubigen Blick wehmüthig heftet an den großen, blauen Gnadenbrief des nie wankenden Himmels!

O wie ſchön und heilig iſt dann das Auge der Geliebten, und wer es ſah in dieſem Moment, dem iſt ein ſchöner Tag, ein langer Tag des Lichts und der Seligkeit, ein Tag der Verſöhnung mit ſich ſelbſt aufgegangen, und in ſeiner Sterbeſtunde wird das Auge der Geliebten wie ein Leuchtſtern ihm vorſchweben auf dem lichtloſen Pfade, denn ſchön iſt das Auge der Geliebten!

Va-banque, der Hoffnung!

Hoffnung, falſche Spielerin an dem Roulet-Tiſch des Glückes; Croupier der Lüge; betrügeriſche Kartenlegerin; zeichendeuteriſche Kaffeeſchweſter; alte ſchmunzelnde, wahrſagende Zigeunerin; verbuhlte Seiltänzerin auf dem Narrenſeile der Erwartungen; glatte, geſchminkte Larve auf dem Maskenballe des Lebens-Carnevals; unermüdliche Falſchmünzerin; ausgeſtopftes, überfirnißtes, blumenbehängtes Skelet; marktſchreieriſche Quackſalberin aller menſchlichen Leiden; Hoffnung, va-banque! Hebe dich weg von mir! Ich haſſe, ich verabſcheue, ich verachte dich. —

Hoffnung, unſterbliche Thörin ſterblicher Thoren, betrogene Betrügerin, Seifenblaſen-Gottheit, emporgeblaſen aus dem Strohhalme läppiſcher Kinder; Narrenfürſtin, ich ſage mich von deinem Reiche los!

Hoffnung, große, unſichtbare Vexir-Ahnfrau des Menſchengeſchlechtes, bunt herausgeputzte, ſcheckige, ewig lächelnde Kaſtagnetten-Schlägerin; ausgebildete Ausgeburt eingebildeter Tollhäusler, wer hat dir je gehuldigt?

Kranke, Verliebte, Versmacher und Lotterieſpieler!

Und den Weihrauchdunſt aus den Dampfkeſſeln dieſer Gehirnkaſten ziehſt du wohlgefällig in deine Naſe, und dünkſt dich Gottheit und Oberprieſterin zugleich!

Hoffnung, mit Dampf geſtopfter Nimmerſatt, ſtets hungriger Miteſſer aller unſerer Leidenſchaften, wie armſelig, wie mitleidenswerth, wie erbarmungswürdig ſtehſt du vor mir da, die du lebſt von Geſchenken der Bettler, und ſchwelgſt von den erpreßten Gaben der Darbenden!

Hoffnung, was biſt du Anderes, als die ſchellenbehängte Kinder-Klapper, welche die gütige Vorſehung ihren ungeberdigen Kindern mitgab?! Was biſt du Anderes, als der Spiritus, in welchem ſich alle Mißgeſtalten und Krüppel unſerer Wünſche ewig friſch und unverſehrt erhalten?! Was biſt du Anderes, als ein ewig fortlaufendes Feſtprogramm und Theater-Repertoir von Feſten und Luſtſpielen und Beneficen, die nie aufgeführt werden? Was biſt du Anderes, als das Nizza des Geiſtes, wohin die ſchwindſüchtigen Herzen geſchickt werden, damit ſie dort leichter enden?! Was biſt du Anderes, als das „Eiapopeia“ der alten Kinderwärterin Zeit?! Was biſt du Anderes, als die Eintrittskarte zu einem Balle, der nie ſtatt finden wird, die heiße Liebe zu einer Perſon, die noch nicht geboren worden iſt? Was biſt du Anderes, als eine Schuldverſchreibung der Zeit, die zur Verfallzeit immer und ewig ſagt: Es hat noch Zeit! Was biſt du Anderes, als das Grahams-Bett der Zukunft, um die Vergangenheit und Gegenwart darin einzuſchläfern?! Was biſt du Anderes, als eine rückwärts gekehrte Erinnerung? Was biſt du Anderes, als ein diesſeitiges Jenſeits?

Hoffnung, urgraue Spielmarke des Lebensſpiels, dich nennen die Menſchen ein Glück! dich nennen ſie eine Gabe der Götter!!!

Alberne Verkehrtheit! Verkehrte Albernheit!

Hoffnung iſt Gift, und Hoffen das höchſte Unglück des Menſchen! Nicht blos Narren machte Hoffen und Harren, ſondern Unglückliche! wahrhaft Unglückliche!

Hoffnung iſt der Blutſchlag aller Thätigkeit; Hoffnung iſt der Deckmantel aller Faulheit; Hoffnung iſt die Ausrede des Müßigganges; Hoffnung iſt die günſtige Gelegenheit, durch welche der Menſch ſeine Sachen alle von der lieben Vorſehung beſorgen ließe, um ſeine Hände in den Schooß zu legen; Hoffnung iſt das Opiat aller Kräfte; Hoffnung iſt die Einlullerin jeder wachen Ermahnung; Hoffnung iſt die Nervenlähmung jeder ſich aufraffenden Thätigkeit, jedes männlichen Entſchluſſes!

Wollt ihr mehr Beweiſe dafür, welch ein werthloſes, unnützes, elendes Ding Hoffnung iſt, als daß ſie euch von allen Menſchen gegeben, gemacht und geſchenkt wird?!!

Nicht einen Heller ſchenken ſie her, nicht einen Pfennig geben ſie den Elenden, aber Hoffnung, Hoffnung, Hoffnung! Hoffnungen ſchütten ſie aus dem Aermel, wie die Taſchenſpieler! Und mit ſolcher Münze ſollte man ſich Leiden, Schmerz, Jammer und Unglück abkaufen laſſen? Mit dieſem abgeſchmackten Hausmittel ſollte man Wunden des Herzens, der Seele heilen wollen?

Alberne Verkehrtheit! Verkehrte Albernheit!

Wenn Jemand den Fuß bricht, und der Brand da iſt, ſo wird kein ehrlicher Arzt den Kranken mit der Ausſicht auf den nächſten Galopwalzer tröſten; und wenn uns das Herz gebrochen wird, und in Brand geräth, ſollten wir uns mit dem Echo eines Nichts, mit dem Schatten des Traumes von einem Verrückten, mit Hoffnung tröſten?! Wenn ſich Jemand einen Stockzahn ausreißen läßt, ſo wird ihn kein Zahnarzt tröſten und ſagen: Es wird Ihnen ſchon ein anderer Stockzahn wachſen; und wenn wir uns das Theuerſte auf Erden aus dem Tiefſten unſeres Weſens herausreißen, ſollten wir uns mit einer Anweiſung auf den ewigen Bankrottirer Hoffnung tröſten laſſen?! Wenn Jemand ein Haus auf dem Graben liebt, und es gerne ſein nennte, wird ihm kein Menſch tröſtend zurufen: „Hoffe auf die endliche Gegenliebe dieſes Hauſes!“ und wenn wir ein Weſen mit aller Heiligkeit und Innigkeit des Herzens lieben, und nicht beſitzen, da ſollten wir uns mit dem Augennichts, mit dem nihil-album, mit dem Spiegelbild eines leeren Scheines, mit Hoffnung tröſten laſſen?!

Alberne Verkehrtheit! Verkehrte Albernheit!

So lange der Menſch hofft, iſt er matt, ſchlaff; ohne Spannkraft, zäh, harzig. Alle ſeine Kraft traſſirt er auf die Hoffnung; die Hoffnung ſoll Alles für ihn thun; die Hoffnung iſt die lange Bank ſeiner Trägheit, die Rutſchbahn ſeiner Unentſchloſſenheit!

Ein Menſch, der mit der Hoffnung liebäugelt, iſt eine Turteltaube vor dem Spiegel, die ſo lange mit dem gleißenden Spiegelbilde liebäugelt, bis ſie, dasſelbe küßend, ſich den Kopf zerſchlägt! — Das Glockengeläute der Hoffnung zieht die Ungewitter an, ſtatt ſie zu zertheilen. — Das menſchliche Herz iſt wie eine Glocke, kleine Riſſe nehmen ihnen jeden Klang, ein großer durchgehender Riß gibt der Glocke und dem Herzen ſeinen Metallklang wieder! Wehe dem Herzen, das ein Hageſtolz, ſich die Hoffnung zur Haushälterin nahm, ſie bringt ihm ein Süppchen ums andere, braut ihm Tränkchen und Säftchen, aber am Ende iſt er doch in der Rechnung betrogen!

Hoffnung heuchelt dem Menſchen von der Wiege bis zum Sarge, und ſchlägt dann hohnlachend ein Schnippchen auf ſeinem Grabeshügel!

Va-banque Hoffnung! Ich habe dich abgeſchüttelt, wie die Carnevals-Kappe am Aſchermittwoche, ich habe mich ſelbſt bei den Ohren genommen und habe mich köpflings aus deiner Vogelfängerſchlinge herausgezogen!

Va-banque Hoffnung! Landläuferin, Allerweltsdienerin, langausgeſponnener Alterweiberſommer, leergeſchwätzige Ohrenbläſerin, fahr' hin, ich haſſe, ich verabſcheue, ich verachte dich!

Ich will nichts mehr hoffen, als daß ich nichts mehr hoffen werde, und in dieſer Hoffnung leb' wohl, Hoffnung!

Va-banque, dem Frühling!

Frühling! Wieder ein Wort und ein Begriff wie „Hoffnung“! Wieder eine Täuſchung, wieder eine Redensart, wieder ein Papierwort, wieder ein Dichter-Ausdruck, der nichts iſt, nichts heißt, nichts gewährt!

Frühling! Was iſt der Frühling? Wo iſt der Frühling?

Frühling, poetiſche Grimaſſe der Natur! Frühling, du ohrenfeuchter, weißnaſiger Gelbſchnabel der Schöpfung! Frühling, Froſch-Freund, Schnupfen-Schnapper, Schwindſucht-Schwindler, Lungen-Langer, Kehlkopf-Kehlabſchneider!

Frühling, hinkender Bote des Winters! Frühling, ich haſſe dich! Fort mit dir, a bas le Printemps!

Was iſt dieſer Frühling? Schaut ihn an! Was iſt er Anderes, als ein Winter ohne Ball, ein Winter ohne Soirée, ein Winter ohne Tanz!

Wollt ihr Schnee? der Frühling bringt ihn! — Wollt ihr Eis? der Frühling bringt es! — Wollt ihr Huſten, Schnupfen, Rheuma, Migräne, Gliederreißen, Froſtbeulen? der Frühling bringt das Alles! — Wollt ihr

Moraſt, Kälte, Boreas, Geſtöber? der Frühling hat das Alles im Ueberfluß!

Frühling? Iſt das der Frühling, der ſo weiß auf den Bergen liegt? Iſt das der Frühling unter den Mänteln und Muffen der Damen, welche erfroren die Straßen durcheilen? Iſt das der Frühling, der im Ofen und im Kamine wie dürre Späne kniſtert?

Hinaus mit dem Frühling aus dem Wörterbuch; hinaus mit dem Frühling aus den Jahreszeiten!

Zu was vier Jahreszeiten? Welch ein Luxus, welch ein Unſinn! Wir haben nur eine Jahreszeit: Winter; einen Winter in drei Farben, einen weißen Winter (Winter), einen grünen Winter (Sommer), und einen gelben Winter (Herbſt). Der Frühling iſt eine poetiſche Lüge, den ein Heer hungriger Dichter der guten Natur aufgebunden hat, um davon zu ſingen, und dann mit dem Notenblatte bei Buchhändlern und Redaktionen ſammeln gehen zu können!

Frühling! Ungeheure Ironie! Da ſitzt ein Frühlingsdichter, ſo eine auf Wartegeld ſitzende Philomele. Hören wir, wie er vor Froſt mit den Zähnen klappert, ſich in ſeinen Flanell wickelt und ſingt:

„Der Lenz mit ſeinen Strahlen,
Er thut die Blümlein malen,
Mit Farben allerlei!
Es ſingt die Philomele,
Aus wundgeritzter Kehle,
Daß Lenz gekommen ſei!“ u. ſ. w.

Der Lenz hat aber nichts gemalt, als eine froſtblaue Naſe dem Dichter; ich aber ſinge:

„Der Lenz mit ſeinen Strahlen,
Muß mir mein Holz bezahlen,
Und Socken allerlei!
Die Opern-Philomele,
Sie ſingt mit heiſer Kehle,
Daß Lenz ein Eſel ſei!

Frühling, oder die Narrheit kürzer ausgedrückt: Lenz! Ich bitte Sie, lieber Muſje Lenz, Sie machen ſich lächerlich!

Frühling! Was iſt ein Frühlingstag? Zu kurz für die Langeweile, und zu lang für die Kurzweile! Was iſt ein Frühlingsabend? Zu lang für ein Bonmot, und zu kurz für einen verliebten Seufzer; zu kalt für ein Rendezvous, und zu warm für eine Staatsviſite; zu hell für eine Entführung, und zu dunkel für eine Eroberung!

Frühling! Es geht mit dem Frühlinge wie mit den Feiertagen; man freut ſich die ganze Woche auf den Feiertag, und wann langweilt man ſich am ärgſten? am Feiertag!

O Frühling, wer ſind deine Nachtigallen? Die Fiakres! Die können ſingen, ihnen blühen Roſen aus dem Moraſte!

Fort mit dem Frühling! fort mit dieſem Autodidakten! Fort mit dem Frühling aus den Gedichten! Fort mit dem Frühling aus der Sprache! Fort mit dem Frühlinge aus dem Leben! Va-banque, Frühling!

Was iſt ſelbſt der *Lebens-Frühling*: die Jugend? Dieſes Kopfſtück des Daſeins, voll Gräten und Knorpel, voll Sulz und Gallerte, und nirgends Kern und kräftiges Zeug!

Was iſt der *Lebens-Frühling*? Dieſer nichtsſagende Vormerkſchein, dieſer matte Vor-Abhub des Lebens? Was ſind die Menſchen in ihrem ſo belobten, beliebten und beſungenen *Frühling*? Betrachten wir das weibliche und männliche Geſchlecht in dieſer Zeit. Die Frauenzimmer ſind in ihrer Jugend: *Frühlings-Engel*, und die Männerzimmer: *Frühlings-Bengel*.

Was thun wir als *Frühlings-Bengel*? Wir üben uns in den ſieben freien R-Künſten des Lebens:

Raufen, *Rauchen*, *Reiſen*, *Reiten*, *Renommiren*, *Raiſonniren*, *Recenſiren*!

Lieben die Männer im *Frühlinge* ihres *Lebens*?

O nein, ſie *liebeln*, ſie ſind *verliebt*, ſie lieben ſo zu ſagen bis über den Kopf, weil ſie noch nichts im Kopfe haben. Liebe, wahrhafte Liebe, kennt nur der Mann, der den Frühling des Lebens zurückgelegt hat.

Die *Treue* iſt keine Frühlingspflanze. Die Treue iſt eine Herbſtfrucht; ſie iſt das Rebenblut der Liebe, lange gezeitigt an der hochſtehenden Sonne des Lebens.

Leidenſchaftliche Liebe iſt eine *Frühlingsroſe*, bald zerflattert; *innige*, dauernde Liebe iſt eine Spätpflanze, die dann fürs ganze Leben in unſerm Herzen überwintert!

Fort mit dem Frühlingsleben, fort mit der Frühlingsliebe der Männer!

Und nun die Frühlings-Engel!

Was iſt ein Mädchen in ſeinem Frühlinge? Nichts als ein ſchönes Augen-Nichts (nihil-album). Was liebt ein Mädchen im Frühlinge, in jenem zarten Alter, wo die erſten Roſen auf den Wangen blühen, und die erſten Nachtigallen in dem Buſen ſchlagen? Sie liebt einen Courmacher und einen Schneider! In ihrem Herzen wohnt die Modiſte neben dem Geliebten! Ein Gedicht und eine Guirlande iſt ihr eine gleiche Huldigung! Ein Walzer und ein Seufzer rührt ſie auf gleiche Weiſe! Ein guter Tänzer lebt ſo lange in ihrem Herzen als ein treuer Liebhaber! Die Liebe dieſes Frühlingsengels iſt ein Einfall, ein Märzſtrahl, ein Aprilblick, eine Grille. Ihre Neigung iſt Laune, ihre Liebe Caprice, ihre Anhänglichkeit Eigenſinn.

Ein Mädchen im Lebens-Frühlinge kann nicht lieben, es kann ſich lieben laſſen, es kann heute an Jenem Gefallen finden, und morgen an einem Andern, es möblirt ſein Herz wie ſeine Garderobe, und es zieht Neigungen und Männer an, wie Moden und Handſchuh!

Nur ein Frauenzimmer, welches anfängt aus dem wetterwendiſchen, aprilmäßigen, launenvollen Frühlinge in die ſommerliche Zone überzugehen, kann lieben, kann treu ſein!

Fort mit dem Frühlingsleben, mit der Frühlingsliebe der Frauenzimmer!

Fort alſo mit allen Frühlingen! Werft ſie hinaus dieſe falſchen Würfler, dieſe Heuchler, werft ſie hinaus aus der ganzen Weſenheit, und werft ihnen nach alle Frühlingsdichter, alle Frühlingskuren und alle Frühlingsempfindungen! Keinen Frühling und kein Frühlings-Zeug, blos Sommer, und weiße Sommer-Pantalons!

Va-banque, dem Frühling!

Etudes der Theater-Recenſenten,

oder:

Die Recenſir-Schule für Kinder von 6 bis 12 Jahren.

Mit faßlichen Exempeln aus den Recenſionen des großen Theater-Kritikers Chloderig Süßholz.

Ueberflüßiges, jedoch höchſt nothwendiges Vorwort.

Clavierſpielen und Recenſiren ſind die graſſirenden Kinderkrankheiten unſeres Jahrhunderts. Dieſe angeborne Doppelgliedrigkeit der Jugend hat noch lange nicht genug die Aufmerkſamkeit unſerer pſychologiſchen Kinder-Aerzte auf ſich gezogen. Die drei Worte unſeres unverſchämten Zeitgeiſtes:

Frech-Ruhr, — Sprech-Ruhr — und Brech-Ruhr ſind bei weitem nicht ſo miasmatiſch um ſich greifend, als die „Clavier-Ruhr“ und „Recenſir-Ruhr“ unſerer Kinder. Letzthin ſoll eine Frau von einem Zwilling geneſen ſein, welches ſogleich ein Concert zum Beſten ſeiner Mutter veranſtaltete, und eine vierhändige Sonate ganz windelweich ſpielte. Eine andere gebar einen Knaben, welcher ſogleich, als er auf die Welt kam, im Style unſerer geübten Kritiker ausrief: „Die Hebamme war auf ihrem Platz!“ worauf eine Tante ſogleich prophezeihte, er werde ein großer Theater-Recenſent werden, und bei Vieh, Menſchen und Künſtlern wohlgelitten ſein.

Da nun einmal die zarte Kindheit ſich faſt ausſchließlich das Urtheil über Bühnen und Künſtler zu ihrem Spielzeug gemacht hat, ſo thut ein Hand-, Noth- und Hilfsbüchlein für recenſirende Kinder ſehr Noth, und ein ſolches Büchlein iſt mehr Bedürfniß, als das Converſations-Lexikon von Brockhaus, in welchem man Alles findet, was man nicht ſucht, und Alles das ſucht, was man nicht findet.

Freilich iſt eine große Schwierigkeit mit einer ſolchen Recenſir-Schule für Kinder verbunden, die nämlich, daß das Publikum, für welches es geſchrieben iſt, die zarte, recenſirende Jugend nämlich, noch nicht leſen kann; allein dieſe Schwierigkeit iſt leicht zu beſeitigen, die Ammen, Wärterinnen, Kindsfrauen u. ſ. w., die ſollen den Kindern dieſe Etudes vorleſen und ſie dieſelben auswendig lernen.

Kinder ſind ja ohnehin ſchon wie halbe Recenſenten gehalten, ſie haben überall ein halbes Freibillet und bezahlen nur die Hälfte Entree. Auch haben die Kinder die Gewohnheit der meiſten Recenſenten: alle ihre Gegenſtände zum Mund zu führen und ſie nur deshalb anzugreifen, um etwas zu beißen zu haben.

Ich, der Verfaſſer dieſer Etuden, ein unparteiiſcher Mann, der nie für ſeinen Gegner Partei genommen hat und nie ein leidenſchaftlicher Verfolger ſeiner Freunde war; ein Mann, der die eine Hälfte ſeines Lebens mit

Recenſionen-Leſen, die zweite Hälfte mit Recenſionen-Schreiben, und die dritte Hälfte mit dem Nachdenken darüber zugebracht hat; ein Mann, der zehn Jahre lang umſonſt Theater-Recenſionen ſchrieb und zehn Jahre lang vergebens; ein Mann, der nie eine Kritik ſchrieb ohne innere Ueberzeugung — daß ſie nichts hilft; ein Mann, der lange Jahre jeden Abend im Theater verlebte, und der jeden Abend im Theater lange Jahre verlebte; kurz, ein Mann (nicht: ein kurzer Mann), der ſeine Jugend in einer unglücklichen Liebe zur Theaterkunſt zubrachte, trotz dem man ihm alle Tag eine öffentliche Vorſtellung dagegen machte; dieſer Mann glaubt der Menſchheit einen reelen Dienſt zu erweiſen, wenn er aus dem Schatzkäſtlein ſeiner mehr koſtſpieligen, als koſtbaren Erfahrungen und Verfahrungen, der recenſirenden Jugend die unentbehrlichen Nothpfennige zur Reiſe ins gelobte Lobland der Theater-Kritiken mittheilt.

Die Beiſpiele ſind alle aus den geſammelten oder geſtammelten Recenſionen des unausſterblichen Kritikers Chloderig Süßholz genommen. Ich nenne dieſen Süßholz deshalb den unausſterblichen Kritiker, weil ſeine Kritiken nie ausſterben, ſie pflanzen ſich wild, wie die Kartoffeln in Amerika fort; unſere Urenkel werden ſie noch in eben dieſer Form aus der Erde graben. Er iſt der urſprüngliche Schöpfer der ſogenannten „Naturkritiken“. Die Simplicität eines Diodor, die Kräftigkeit eines Tacitus und die Phantaſie Chateaubriands zeichnen ſeinen Styl aus. Zum Beiſpiel: „Herr X. füllte ſeinen Platz ganz aus.“

Solche Kürze der Kraft bei ſolcher Kühnheit der Wendung; „Herr X. füllte ſeinen Platz ganz aus!“ Solche Neuheit der Belehrung bei ſolcher Altheit der Umfaſſung. Herr X. füllte nicht etwa unſern Platz aus, Gott bewahre, das wäre weit gefehlt geweſen; auch nicht ihren Platz, das wäre noch ſchlimmer; er füllte grade nur ſeinen Platz aus; das iſt eine eigene Originalität des Herrn X., nur blos ſeinen Platz auszufüllen! Ein Bischen mehr Kunſt wenn Herr X. entfaltete, ſo hätte er vielleicht ſo viel geleiſtet, daß der unausſterbliche Süßholz geſagt hätte: „Herr X. füllte heute ſeinen und noch ein Drittel Platz von einem Andern aus.“ — Wiederum erfahren wir aus dieſer Grundkritik, daß Herr X. ſeinen Platz ganz ausgefüllt hat! Andere gewöhnliche Menſchen füllen ihren Platz nur halb aus, die andere Hälfte bleibt unausgefüllt, aber Herr X. iſt ein Genie!“ Er füllt ſeinen Platz ganz aus!

Das: „Herr X. füllte heute ſeinen Platz ganz aus,“ iſt aber blos der Poſitiv des unausſterblichen Süßholz. Seine Phantaſie und ſein üppiger Styl werden im Comparativ noch geiſt- und kraftreicher. Dieſer Comparativ heißt nicht anders als:

„Herr X. ſchien ſich heute ſelbſt zu übertreffen!“

Solche Tiefe der Flachheit bei ſolchem Kern der Schalheit! Solcher Schwung der Schlaffheit bei ſolcher Elaſticität des Naiven! Man kann dieſem Comparativ ein Glied nach dem andern abzwicken, und es bleibt doch eine Kritik. „Herr X. ſchien.“ Das iſt ſchon etwas. Schien kommt her von ſcheinen, was ſcheint iſt wahr, daher heißt es wahrſcheinlich, alſo „Herr X. ſchien" heißt: „er war glänzend und wahr!" Weiter: „Herr X. ſchien ſich." Hier geht der Comparativ in die Individualität des Herrn X. ein. „Er ſchien ſich," das kann heißen, er hat ſich ſo gefallen, als ob er nur für ſich allein geſchienen hätte, aber eine andere Lesart liest: „er ſchien ſich," er hatte ſelbſt Beſcheidenheit und ſchien ſich blos gut zu ſpielen.

Noch ein Glied dazu: „Herr X. ſchien ſich heute ſelbſt," das heißt, Herr X. bedurfte keines andern Lichtes, zum Beiſpiel, des Souffleurs, um ein gutes Licht auf ſich werfen zu laſſen, ſondern er ſchien ſich heute ſelbſt, er war ſeine eigene Sonne, oder ſeine eigene Laterne. Aber ein minder berechnender Kritiker hätte blos geſagt: „Herr X. ſchien ſich ſelbſt," nur ein ſolcher Mann, wie Süßholz, ſagt: „Herr X. ſchien ſich heute ſelbſt." Wenn der Leſer nun immer das liest, ſcheint Herr X. immer, der ewig heutige Scheiner!

Mit allen ſeinen Gliedmaßen heißt aber dieſer Comparativ: „Herr X. ſchien ſich heute ſelbſt zu übertreffen!" Hier ſchwinden einem ehrlichen, hochverſtändigen Menſchen die Sinne. Ein ſich ſelbſt übertreffender X.! Da fängt der Verſtand an, auf nichts zu treten. Wie ein Menſch ſich ſelbſt übertreffen kann, weiß nur Herr X., aber er ſagt es nicht aus, und dieſe Kunſt geht mit ihm zu Grabe, wenn der Staat ſie nicht an ſich kauft. Allein Herr X. kann kein tragiſcher Schauſpieler ſein, denn wenn er einmal ſich zu erſtechen oder zu erſchießen hätte, ſo trifft er ſich nicht, denn er *übertrifft* ſich! Der Stich und der Schuß gehen über ihn hinaus! Darum aber ſagt der unſterbliche *Süßholz*: „*Herr X. ſchien* ſich heute ſelbſt zu übertreffen!“ In Facto hat ſich Herr X. nicht übertroffen, er hat die Beſcheidenheit gehabt, ſich blos zu übertreffen zu ſcheinen! —

Nun kommt der Superlativ!

„*Herr X. wand ſich neue Lorbern um ſeinen alten Künſtlerruhm!*“

Ach! laßt mich Athem holen! Solche Schlanktitüden des Ausdruckes bei ſolcher Leberhärte des Gedankens! Solche Wohlgezogenheit der Phraſe bei ſolcher Energie der Leerheit! Man könnte hier wieder die Gliedmaßen abtrennen, zum Beiſpiel: „*Herr X. wand ſich.*“ Da kann man ſich ſchon vorſtellen, wie ſich Herr X. gewunden haben muß!

Wie anſchaulich iſt aber das Ganze, ich ſehe ihn ordentlich vor mir, den Herrn X., wie er immer neue Lorbern um ſeinen alten Ruhm windet, damit er nicht auseinander falle, ſo wie die Trahtflechter einen alten Topf umwinden.

Alſo aus den Recenſionen des Herrn Chloderig *Süßholz* will ich die Exempel zu meiner „Recenſirſchule für Kinder“ nehmen. Ob aber das Buch der Vorrede wirklich nachfolgen wird, weiß ich noch nicht. Ich war heute blos ſo gut aufgelegt, ja, ich ſchien mich heute ſelbſt zu übertreffen!

Traurige Variationen auf ein luſtiges Thema.

Thema: „Saphir, der von ſeiner Mutter ein bedeutendes Erbtheil Mutterwitz geerbt, ſoll nun auch von ſeinem Vater in Peſth 3500 Gulden geerbt haben."
(Dorf-Zeitung Nr. 197. 24. September 1834.)

Bei dem edlen Bewußtſein, daß ich nie etwas geerbt habe, als einmal einen Stockſchnupfen von einer rheumatiſchen Geliebten, hat mich die Neuigkeit, daß ich Witz und Geld geerbt habe, eben ſo überraſcht als erſchreckt! Wenn es nicht in einer Zeitung geſtanden hätte, ich hätte es nicht geglaubt! Ich und erben! Einmal ſtarb mir eine reiche Tante, die hinterließ mir einen ſchuldenfreien Mops, und einmal ſtarb mir eine treue Geliebte, die hinterließ mir nichts als ihren Mann! Aber Witz und Geld? Zwei Dinge, die ich nur dem Namen nach namenlos liebe, dieſe Liebe iſt aber eine unglückliche Liebe, ſie findet keine Erwiederung.

Witz und Geld! Zwei zarte Weſen aus dem Fabellande, von welchen ich viel und oft reden hörte, deren perſönliche Bekanntſchaft zu machen ich nie ſo glücklich war! Witz und Geld, welcher Pleonasmus; Geld allein iſt ſchon der beſte Witz! Witz aber iſt das ſchlechteſte

Geld! Geld kann man überall für Witz ausgeben, Witz aber wird kein Menſch für Geld annehmen.

Witz und Geld! Schöne Erbtheile! verderbliche Erbtheile; und ich kann mich für die Unwahrheit, daß ich kein Geld geerbt habe, mit nichts Anders tröſten, als damit, daß ich auch keinen Witz geerbt habe. Muß man von Witz auch Erbſteuer bezahlen? Faſt glaub' ich es, denn Abfahrtsgeld habe ich manchmal vom Witz bezahlen geſehen! —

Was iſt Witz? Was iſt Geld? Witz gibt den Schein für baare Münze, Geld gibt oft die baare Münze für den Schein!

Witz iſt die Geiſtesgegenwart des Gehirns, Geld iſt die Geiſtesgegenwart der Taſche. Witz iſt das Vermögen, den Unterſchied aller Dinge zu erfaſſen; Geld iſt das Vermögen, alle Dinge ohne Unterſchied zu erfaſſen. Witz iſt ein glänzendes Talent, Geld iſt das Talent des Glänzenden. Witz beſticht und Geld beſticht, allein Witz beſticht blos das Urtheil, Geld aber die Beurtheiler. Witz iſt ein ſtiller Beruf, ſich Feinde zu machen, und ein lauter Befehl, ſie auszulachen; Geld iſt eine laute Anklage, ſich Freunde zu machen, und ein ausgebildetes Talent, keine zu beſitzen.

Witz iſt ein nothwendiger Troſt über den Ueberfluß an Geldmangel; Geld iſt eine troſtreiche Nothwendigkeit bei Mangel an Witz-Ueberfluß. Witz will nicht geſucht ſein, Geld will ſehr geſucht ſein, und doch wird beim Geld der redliche Finder belohnt und beim Witz der redliche Finder beſtraft! Witz ſchlägt, Geld wird geſchlagen, und doch iſt derjenige, der Witz beſitzt, mehr geſchlagen als derjenige, der Geld beſitzt. Witz vergleicht alle Gegenſtände mit einander, Geld entzweit alle Gegenſtände. Wer Witz beſitzt, der theilt gerne aus; wer Geld beſitzt, theilet nicht gerne aus. Wer Witz hat, verſchafft dem, der Geld hat, Unterhaltung, wer Geld hat, verſchafft dem, der Witz hat, keinen Unterhalt! der beſte Witz wird oft ſchlecht aufgenommen, aber auch das ſchlechteſte Geld wird ſtets gut aufgenommen. Der Witz trägt gewiſſe Zinſen, die ſehr unſicher machen, das Geld trägt ſichere Zinſen, die ſehr gewiß machen. Der Witz verſchafft ſich ſelten eine Obligation, das Geld ringt nach nichts als nach Obligationen. Witz iſt eine Pointe ohne Metall, Geld iſt ein Metall ohne Pointe. Witz iſt ein Geld, das nur mit dem Geiſte geprägt wird; Geld iſt ein Witz, den man mit den fünf Fingern greifen kann. Beim Witz geben die Falſchmünzer Fremdes für Selbſtgemachtes aus, beim Geld geben die Falſchmünzer Selbſtgemachtes für Fremdes aus. Beim Witz geht der angeerbte am wenigſten aus, beim Geld geht grade das angeerbte am leichteſten aus.

Es iſt mir alſo begreiflich, daß ich nicht Geld und Witz beiſammen habe, aber es iſt mir blos unbegreiflich, warum ich keinen Witz habe, da ich doch kein Geld habe, oder warum ich kein Geld habe, da ich doch keinen Witz habe. Ich möchte nur wiſſen, was ich früher nicht gehabt habe, kein Geld oder keinen Witz? Es wäre mir intereſſant das zu wiſſen; denn habe ich früher kein Geld gehabt und dann keinen Witz, ſo hat der Witz recht gehabt, daß er zu keinem armen Teufel ziehen wollte; habe ich aber früher keinen Witz gehabt, ſo begreife ich das Geld, warum es nicht bei mir einkehrte, wo es nie gewitzigt worden wäre.

Wie glücklich bin ich, daß ich weder Witz noch Geld habe, denn wenn ich Witz hätte, ich läge vielleicht in Ketten und Banden, und wenn ich Geld hätte! ich wäre vielleicht ſchon verheirathet!

Fünf und dreißig tauſend Gulden! „Du ſprichſt ein großes Wort gelaſſen aus!“ Nein, ſo ein ſchlechter Schriftſteller bin ich nicht, daß ich ſo viel Geld haben ſoll! Fünf und dreißig tauſend Gulden! dazu gehört ein entſchiedenes Talent zur Talentloſigkeit! Fünf und dreißig tauſend Gulden einem Schriftſteller? Nein, meine verehrte Dorf-Zeitung, ſo ſehr erkennt das Geld ſeinen Beruf nicht!

„Nehm' ihn zurück den Vollmachtsbrief zum Glücke,
Ich bring' ihn unerbrochen dir zurücke!“

Nimm ſie zurück, ich begnüge mich mit dem Bewußtſein, in Ermanglung vom Bewußthaben; nimm für deinen guten Willen meinen Witz, denn Undank iſt der Welt Lohn!

Ueber den Einfluß der Grammatik und der Orthographie auf die weibliche Schönheit.

Ach, was iſt Schönheit für eine ſchöne Sache! Ob ein ſchöner Mann oder eine ſchöne Frau ſchöner ſei, iſt eine Streitfrage, die nur ein Tireſias entſcheiden kann, oder Jener, welcher Beides ſelbſt iſt; alſo auf keinen Fall ich, der ich keine ſchöne Frau bin. Ein Herr Mönnich hat vor mehreren Jahren im „Morgenblatte“ bewieſen, das heißt, beweiſen wollen, daß eigentlich die Männer das ſchöne Geſchlecht zu nennen ſeien, und zwar aus zwei Gründen: Erſtens weil die Frau urſprünglich nur ein Theil des Mannes war, und ein Theil könnte unmöglich ſchöner ſein, als das Ganze. Dieſer Grund iſt ganz klar, und eben deshalb iſt auch die Auſter ſchöner als die Perle, denn die Perle iſt ja nur ein Theil der Auſter; deshalb iſt ein roher Marmorblock ſchöner als die Venus von Canova, denn dieſe iſt ja nur ein Theil des Felſenblockes; deshalb ſind auch des Privat-Souffleurs Lewald ſämmtliche „Werke“ ſchöner, als ein Theil derſelben! Neben dieſem einleuchtenden Grund führt Herr Mönnich noch einen zweiten, eben ſo äſthetiſchen an, nämlich: Auch bei den Thieren iſt der Widder, der Ochs u. ſ. w., der ſchönere

Theil des Geſchlechtes. Wiederum ein ſehr ſchlagender Beweis. Darum ſind wahrſcheinlich auch die Frauen der ſtillere Theil, weil bei dem Gefieder die Männchen ſingen und ſchlagen, und die Weibchen nicht. Nein deshalb, weil die Ochſen ſchöner ſind, als die Kühe, ſchlage ich mich nicht auf die Seite der Männer. Ueberhaupt verſpreche ich den Frauen, daß ich für meine Perſon nie etwas dazu beitragen werde, daß man die Männer für das ſchöne Geſchlecht halte.

Ach wie ſchön ſind die Frauen, ja ſie ſind nur ein Theil, alſo auf jeden Fall zum Theil ſehr ſchön, und ſehr ſchön, wenn ſie zum Theil werden.

Die Schönheit iſt eine Idee; das heißt, „eine Idee von der Vollkommenheit der Erſcheinung, ſchön iſt ſonach, was einen vollkommenen Schein von ſich gibt;“ deshalb halten unſere Männer alle Mädchen, die nur brav „Scheine“ von ſich geben, für große Schönheiten. Die Idee der Schönheit umfaßt das „Anmuthige“ und das „Erhabene“, jenes iſt weibliche Schönheit, dieſes männliche Schönheit. Es gibt aber Fälle, wo auch Frauenzimmer erhabene Schönheiten ſind; denn erhaben iſt: „die Andeutung einer Idee, welche über alle Form iſt, zu der Vorſtellung und dem Gefühle des Unendlichen!“ Wenn mir nun ein ſchönes Frauenzimmer im Umgange die Idee einer unendlichen Einfalt andeutet, ſo iſt ſie eine erhabene Schönheit! und! Und ſo auch umgekehrt.

Die Idee der Anmuth iſt: „daß ſie ein mit der Sittlichkeit nahverwandtes Gefühl ausdrückt.“ Man weiß, daß die „Nahverwandten“ ſich oft ſehr ferne von einander halten, und in dieſer Hinſicht erwecken unſere Männer wirklich das Gefühl der nahverwandten, ferngehaltenen Sittlichkeit, ſie ſind alſo anmuthige Schönheiten. Die höchſte Kunſt-Schönheit iſt: „wenn das Erhabene durch die Anmuth geſänftigt wird;“ ergo, wenn ſo eine unendliche einfältige weibliche Schönheit eine ſo ſittlichkeitsentfernte anmuthige männliche Schönheit heirathet, ſo iſt das höchſte Prinzip der Kunſt erreicht! Darum herrſcht ſo wenig Natur in unſern Ehen, weil ſie blos auf Kunſtprinzipien beruhen, auf den Geſetzen der Schönheit in der Kunſt!

Schönheit bedarf keiner Kunſt, aber ganz und gar die reine, liebe Natur thut es doch auch nicht ſo recht; ein Bischen Kunſt muß doch auch dabei ſein, und wäre es auch nur ein Bischen Grammatik, ein Bischen Orthographie. Sechs Monate war ich ihr gefolgt, wie ihr Schatten. Schwarze Augen wie die Zigeuner ſchienen mir mein Glück wahrzuſagen; lange Wimpern hielten Wacht vor den zwei Sonnentempeln, und über ihnen wölbten ſich kühne Brauen, welche von Schlachten und Siegen träumten. Schwarznächtige Locken fielen in laokoniſchen Ringen um die in Marmor gedichteten Schultern. Zwei glühende Lippen, als entſtiegen ſie eben dem Herzblutbade der Liebe, bildeten das Purpurthor vor der Doppelbrücke der blendenden Zähne.

Die ganze Geſtalt klang rhythmiſch in einander, die zarten Formen ſprachen von behaglichem Bewußtſein, in dem ſchwebendſichern Gange entwickelte ſich die erregte Form eines angenehmen Lebensgefühls; Hand und Fuß in züchtig demüthiger Schwingung, und die Haltung der ganzen Taille wie eine in ſchwärmeriſcher Sehnſucht leiſe bebende, eben aufbrechende Lebensblüte.

Mit ſtiller Sehnſucht war ich ihr nachgezogen. Ich ſah ſie im Theater, im Prater, an allen öffentlichen Spaziergängen, in Hietzing, in Baden, in Nußdorf u. ſ. w. Wie die Sonnenblume hing mein Blick an dieſem wonnigen Antlitz, und nur ein Wort, ein kleines, unbedeutendes Wörtlein hätt' ich pflücken mögen von der ſchwellenden Granatblüte dieſes Mundes. Es kam nie dazu. Meine Sehnſucht wurde immer größer, die ideale Geſtaltung verfolgte mich in meinen Träumen, in meinen Arbeiten!

Da kam der glückliche Tag! Zufall iſt der Gott der Welt! Zufall iſt der Gott der Liebe! Der Zufall iſt der echte Luſtſpieldichter und Humoriſt. Es war in Heiligenſtadt. Unter der offenen Holzhalle ſaß ſie mit noch einem andern Mädchen, ebenfalls in Schönheit und Jugendreiz prangend. Ich bekam kaum ein Plätzchen im Garten unter freiem Himmel. Ich ſaß ihr gerade gegenüber. Sie ſchien mir ſchöner als je; in jedem ihrer Blicke lag eine Odyſſee; ſie lächelte einen Maitag in meinem Herzen wach, und es ward mir ſo zu Muthe, als an dem Tag, wo ich in der Claſſe mein erſtes Prämium bekam. Da erbarmte ſich der Himmel meiner und ſchickte einen plötzlichen Platzregen hernieder! Alles flüchtete ins Haus und unter die Laube. Ich war der Erſte, und die Gelegenheit bei ihrem langen Schopf ergreifend, ſetzte ich meinen Strohſeſſel an das kleine Tiſchchen, wo die zwei Schönen ſaßen, und eröffnete den Cyklus meiner Gaſtrollen mit der geiſtreichen Ouverture: „Sie erlauben, meine Gnädigen, es regnet furchtbar!“ Das war gewiß kein trockener Anfang, und ſo zu ſagen Waſſer auf meiner Mühle. Sie nickten mit dem Haupte, rückten etwas abſeits und enge aneinander. Eine große Pauſe trat ein, die Schönen aßen ſtill ihren Kuchen, nur von häufigen Donnerſchlägen unterbrochen. „Die Götter donnern rechts und die heiligen Hühner picken lebhaft ihr Futter!“ Das iſt ein gutes Zeichen, und ich rückte etwas näher. Sie rückten wieder abſeits. „Es iſt mir ſehr ſchmeichelhaft,“ fing ich mit aller Platina an, die meine Stimme nur auftreiben konnte, „daß ich Sie, meine Schönen, ſo zu ſagen verrückt mache!“ Sie ſahen ſich einander an wie die Turteltauben, ſchillerten etwas mit ihrem Geſieder und fuhren fort zu ſchweigen. Mein göttlicher Witz war vergebens abgeblitzt. Ich war in Verzweiflung. Da rettete mich ihr Mops. Sie hatte einen kleinen Mops bei ſich. Ich dachte mir, vielleicht führt der Weg zu ihrer Bekanntſchaft durch dieſen Mops. Es war einer der abſcheulichſten Mopſe, den je die Mopswelt hervorgebracht; aber die Liebe überwindet auch einen Mops. Ich lockte den Mops zu mir, und vermittelſt der unwiderſtehlichen Sprache eines Stückchens Schinken war der Mops bald mein innigſter Freund. Es war ein liebes Thier, auf dem rechten Auge blind und auf dem Hinterfuße lahm, ſonſt die liebe Unſchuld ſelbſt. Er lag auf meinem Schooß und ſah mich mit ſeinem Solo-Auge pomeranzenfärbig an. Das ſchien ſie zu rühren. O, wenn ich nur erſt den Mops eines Frauenzimmers an mein Herz drücke, ſo folgt bald die Mopsgebieterin nach. „Ach,“ ſagte ich, meine Stimme war weich wie Saſſian, und in meinem Auge glänzte eine wahre Hundethräne, „ach welch ein ſanftes Geſchöpf!“ Das wirkte. Sie neigte ſich zu mir: „Ja, es is a liebes Viecherl, ſind Sie auch ein Freund von-dieſen Hunderln?“ — Mir fiel der Mops und das Herz zu Boden! Dieſer Purpurroſenmund und dieſe Worte! Der Mund ſchien mir ſchon nicht gar ſo reizend, und mir kam es vor, als ſei er ein Bischen ſchief. Dennoch aber rückte ich noch näher. „Sie werden mich doch nicht fürchten,“ fragte ich mit jenem unergründlichen Lächeln, welches meine Freunde „der unterirdiſchen Hohen“ nennen. „Fürchten?“ erwiderte ſie, „o jegerl, warum nit gor!“ Mir ſchauderte die Haut. Der Mund ſchien mir wiederum um viel weniger ſchön. „Habe ich die Ehre, von Ihnen gekannt zu ſein?“ „O ja, i leſ' Ihnen ſehr gern, weil ſe ſo ein' geſpaßigen Hamur haben.“ In dieſem Augenblick kamen mir ihre Lippen kirſchblau und ihre Zähne rabenſchwarz vor, doch wollte ich mich von Grund aus kuriren, und ſetzte das Geſpräch fort. „Es iſt leicht, in gutem „Hamur“ zu ſein, in einer Welt, die ſolche Schönheiten hat, wie Sie.“ — „Ich!“ kicherte ſie; „jetzt gengen's, wollen's mi a antupfen?“ „Antupfen?“ fragte ich ganz verblüfft. „Ja, ich hab's ſchon g'hört, Sie tupfen alle Leut an, und machen Ihnen über ſie lächerlich!“ — Ihre Götteraugen kamen mir nun auch ſchon halb katzengrün vor. Ich ergriff ihre Hand, und ſagte: „Der Regen iſt köſtlich, ſo ein Ungewitter hat auch Dido zur glücklichen Liebe geholfen.“ — „Di do?“ fragte ſie und ſah ſich überall um; „welche denn?“ — „Nein,“ verſetzte ich, „Dido, ſo hat eine Frau geheißen; wie heißen Sie denn?“ — „Rathen's einmal!“ war die Antwort. Nun iſt das keine geringe Aufgabe, zu errathen, wie Jemand heißt. Ich zog mich, wie immer in ähnlichen Fällen, mit einem unterirdiſchen Lächeln aus der Affaire, und ſagte nach kurzem Beſinnen: „Lorenz!“ — „I, warum nit gor! na das errathen Sie nit, wie mir haßen, da ſegen Sie's ſelbſt.“ Sie reichte mir den Zipfel ihres Taſchentuches, da ſtand es: Agahde. „Aha,“ ſagte ich „meine Schöne, ſind Sie eine Freiſchütziſche? und Ihre ſchöne Freundin, wie heißt die?“ — „Ach rathen's einmal wieder!“ — Mit einem dritten unterirdiſchen Lächeln rieth ich wieder: „Melchior!“ — „I, warum nit gor! Da ſchaun's!“ Sie reichte mir das Ende des Taſchentuches ihrer Freundin hin, da ſtand es: „Frihtderigge.“ „Zwei ſehr ſchöne Namen,“ ſagte ich, „jetzt rathen Sie, wie ich heiße!“ — „Wie werden Sie denn heißen! Sie heißen halt: der Kaſſeer!“ — „Ja, der Kaſſeer, das iſt mein Familien-Namen, aber mein Vornamen!?“ „Ihr Familien-Namen? warum nit gor! Sie haben ja noch gar ka Familli!“ „O meine Holde, das iſt eine Sache für ſich, aber rathen Sie, wie ich mit meinem Vornamen heiße?“ „Na, M. G. Das M. Mizi!“ — „Richtig! und das G.?“ — „Das G.? Gürgel!“ — „O, das hat Ihnen Einer geſagt.“ — „Meiner Six nit!“ — „Ich denke, das M. könnte auch „Moriz“ heißen!“ — „Moriz? na, Sie werden mir doch die Leut' nit kennen lernen wollen, die Moriz haßen?!" — „Aber, ich bitte Sie, könnte ich denn nicht eben ſo gut Moriz heißen?" „Warum nit gor! So ſchauen's aus die Leut', die Moriz haßen!" Ich muß geſtehen, daß das mich ein wenig aus der Faſſung brachte. Ich dachte nicht, daß es einen eigenen Anſchauungstypus gäbe für Menſchen, die Moriz heißen. Das Wetter hatte ſich indeſſen aufgehellt, der Regen machte dem Sonnenſcheine Platz. Ich war herzlich froh. Die ſonſt Angebetete kam mir ganz ungemein häßlich vor, ſolchen Einfluß hat Grammatik und Orthographie auf die weibliche Schönheit. Ich empfahl mich Agahden und Frihtderiggen, und nahm mir vor, dieſe Scene zu erzählen, damit ſich das ſchöne Geſchlecht zu dem Kölner-Waſſer und zu der Pomade auch eine Sprachlehre und eine Orthographie für die Toilette anſchafft. Probatum est!

Magen- und Kopfgedanken über und unter dem Tiſche.

Unter allen Künſten iſt die Kunſt, gut bei Tiſche zu ſitzen, die ſchwierigſte und dennoch die allernöthigſte. Man kann ein guter Menſch, ein tiefer Philoſoph, ein ausgezeichneter Schriftſteller, ein berühmter Mann, und dennoch ein ſchlechter Eſſer, ein ſchlechter Tiſchnachbar und Tiſchgaſt überhaupt ſein, und doch werden oft die wichtigſten Dinge des Lebens bei und über Tiſche abgemacht, von dem epigrammatiſchen soupé à quatre mains bis zu dem gewichtigſten diné diplomatoire. Ein Diné trägt ſchon an und für ſich alle diplomatiſchen Symbole in ſich; da ſieht man erſt eigentlich, was der Andere vertragen kann; man bemerkt ſogleich, was denn im Grunde aufgetiſcht wird; man erfährt, wer die Suppe einbrockt; man gibt genau Acht, wenn Jemand das Maul aufmacht, und man kann ſeine wahre Geſinnung politiſch verbeißen. Man hat bei einem Diné die Repräſentanten aller Nationen, galliſchen Hahn, engliſche Puddings, italieniſche Maccaroni, holländiſchen Häring, deutſches Sauerkraut, türkiſchen Reis, Schweizerkäſe, polniſche Fiſche und ruſſiſchen Kaviar.

Beim Weine findet man die Angelegenheiten ſehr anſtößig; man beobachtet, wer dem Andern reinen Wein einſchenkt. Beim Deſſert erfährt man, ob die Kirſchen ſchon zeitig ſind, und wer die Kaſtanien aus dem Feuer holen ſoll, endlich nach Tiſche haben ſie's Alle ſatt und machen eine Motion. Iſt alſo ein Diné nicht das Allerwichtigſte im Leben? und iſt folglich die Kunſt des Tiſches, die Tiſchkunſt, nicht eine der wichtigſten?

Ein Mann von Welt, ein geiſtreicher Menſch, muß bei Tiſche ſechs- oder achtmal ein anderer Menſch ſein. Bei der Suppe ein Egoiſt, nur darauf bedacht, ſich den Mund nicht zu verbrennen; bei den Aſſietten ein Schwärmer, ein naſchender Schmetterling; bei dem Rindfleiſch ein gründlicher Philoſoph, denn das iſt die Baſis des Ganzen; bei den Entrée's ein Naturforſcher, das iſt die intereſſanteſte Parthie, ſo zu ſagen, der gelehrte Tiſchtheil. Es gehört große Politeſſe dazu, mit den Entrements umzugehen; alle dieſe Saucières, Côtelette's, Trüffe's, Paté's, ſind wie die Liebe, ſie wollen ſtill verſtanden und zart behandelt ſein. Die Zugemüſe machen bei einem gebildeten Magen nur die Gedankenſtriche, der Magen überdenket die Vergangenheit und ſchwärmt in der Zukunft. Beim Braten endlich iſt der Menſch der wahre Menſch, beim Braten erſt fängt der Menſch an, ein galanter Mann, ein freundlicher Mann und ein converſationeller Artikel zu werden. Nun iſt ein Zwiſchenact, und dieſer Zwiſchenact zwiſchen Braten und Deſſert iſt der einzige Entreact, in welchem den Menſchen erlaubt iſt, daß der Geiſt und das

Herz ſich auch zu Tiſche ſetzen. Da beginnen die halben Vertraulichkeiten, die nachbarlichen Scherze, die Calembourgs, die galanten Anſpielungen, die Fußſpitzenbonmots u. ſ. w. Das Deſſert iſt nichts, als die Koketterie der Küche, es iſt die Metaphyſik der Kochkunſt, es iſt die transcendentale Entwicklung des großen Speiſe-Drama's. Es gibt dreierlei Appetite: der brutale oder der deutſche Appetit, der dauert bis zum Rindfleiſch; der Geſchäftsappetit, der Appetit de la noblesse financière, der dauert bis zum Braten; und der vornehme Appetit, das iſt der, welcher zuletzt Alles aufißt. Der brutale, deutſche Appetit, der iſt heftig wie die erſte Liebe; wie ein feuriger Jüngling von ſechzehn Jahren ſtürzt er ſich auf den Gegenſtand ſeiner Sehnſucht; der zweite, der Geſchäftsappetit, iſt ſchon geduldiger, kühl und beſonnen wie die Ehe; der vornehme Appetit endlich will ſchon geſchmeichelt und gereizt ſein. Nur derjenige Menſch, der alle dieſe drei Appetite in ſich vereinigt, iſt der vollkommenſte Menſch auf Erden, das heißt, bei Tiſche. Für die Suppe gehört das Stillſchweigen, für die Aſſietten kurze Bemerkungen, abgeriſſene aber leicht faßliche Gedanken, bei dem Rindfleiſch Sentenzen und Aphorismen, klein geſchnitten, wie Peterſilie; bei den jungen Zugemüſen, da darf das Herz ſchon mitreden, da kann man ſchon artig und ſogar verliebt ſein; bei den Zugemüſen beginnen die Schäferſpiele der Tiſchfreuden, zum Beiſpiel bei jungen grünen Erbſen kann man mit ſeiner ſchönen Nachbarin vom Frühlinge, von der wiederkehrenden Natur, von dem Erwachen der Liebe und dem grünen Zugemüſe reden, denn grüne Erbſen ſind die Perlen aller Zugemüſe, grüne Erbſen ſind die Hoffnungsboten der aufblühenden Empfindung, grüne Erbſen ſind die erſten Elemente der Tafel-Schwärmerei, enfin, grüne Erbſen bedeuten Thränen! Witzig aber muß man nie ſein, bevor der Nachbar oder die Nachbarin eine halbe Flaſche Champagner getrunken haben. — Sie ſehen, meine lieben Leſer und Leſerinnen, daß die Tiſchkunſt eine große Kunſt iſt. Das iſt die Kunſt über dem Tiſche; nun kommt aber erſt die Kunſt unter dem Tiſche. Das iſt die größte Kunſt! Ueber dem Tiſche, da iſt der Menſch nicht er ſelbſt, da iſt der Menſch blos ſein Verhältniß; über dem Tiſche, da ſieht man den Unterſchied der Stände, des Ranges u. ſ. w. an Geſicht, an Orden, an Uniformen, an Band und Stern; aber unter der Erde und unter dem Tiſche, da ſind die Menſchen alle gleich, unter dem Tiſche hört der Unterſchied der Stände und aller Abzeichen auf, unter dem Tiſche, da hat Rouſſeau Recht, wenn er ſagt: „Nous sommes tous égaux.“ Die Erde, meine lieben Leſer und Leſerinnen, iſt doch weiter nichts, als ein großer runder Tiſch, an den uns unſer lieber Gott gaſtfreundlich gezogen hat, dieſer Tiſch, den der große, unſichtbare Wohlthäter alle Jahre zweimal deckt, einmal mit der grünen Sammtdecke des Frühlings und einmal mit der weißen Damaſtdecke des Winters, iſt voll beladen mit ſeinen herrlichen Gaben, es iſt ein Weihnachtstiſch, voll Beſcherungen und Bäumen. Wir, die wir um dieſen Tiſch ſitzen, wir leben! Das Leben beſteht auch aus drei Gängen, zuerſt kommen die Aſſietten: Jugend, Liebe, Hoffnung u. ſ. w.; dann im Mittelalter kommen die ſchweren Speiſen: das Rindfleiſch, die Beefſteaks: die Ehe, die Arbeit, die Proſa des Lebens; dann zum Deſſert das Alter mit ſeinen kindiſchen Spielereien und zerbrechlichen Sächelchen. Während wir an dieſem Erdentiſche ſitzen, zechen wir uns Alle voll, Einer an dem Champagner des Glückes, und der Andere an dem eſſigſauren Wein des Unglücks, bis wir Alle unter dieſem Tiſche liegen, und unter dieſem Tiſche da iſt die wahre Freiheit.

Die Tafelrunde unſeres Lebensdiné's und unſerer Lebensſoiréen werden alſo eingetheilt in zweierlei Freuden, in Freuden über dem Tiſche und Freuden unter dem Tiſche, und ich habe die Ehre, Sie, meine theuren Leſer und Leſerinnen zu verſichern, die Freude über dem Tiſche ſteht oft weit unter der Freude unter dem Tiſche. Mancher Kopf, der über dem Tiſche ganz vornehm ausſieht, hat einen Fuß als Fortſetzung unter dem Tiſche, der ganz human mit einem andern Fuß auf freundſchaftlichem Fuße lebt. In mancher Serviette, die unter den Tiſch fällt, und nach welcher ſich zwei Weſen bücken, geht oft die kräftigſte Hand mit der zarteſten Hand Hand in Hand. Manchmal ſpielt unſer Fuß eine größere Rolle unter dem Tiſche, als unſer Kopf über dem Tiſche, und bei manchem tête de veau wird über und unter dem Tiſche zugleich ein tête-à-tête abgemacht. Unter dem Tiſche gibt es keinen Verrath, unter dem Tiſche gibt es keine Augen, nur manchmal Hühneraugen, und die verrathen nichts, ſie ſind nur dann und wann betreten. Unter dem Tiſche iſt der Menſch in einem magnetiſchen Zuſtande, Knie und Fußſpitzen werden clairvoyant. Alſo unter dem Tiſche ſpielt der Menſch auch eine wichtige Rolle. Ich ſelbſt, der ich überhaupt nur eine kleine Rolle ſpiele, ſpiele bei Tiſche faſt gar keine, keine über, auch keine unter dem Tiſche; ich habe aber Gedanken, Gedanken über dem Tiſch und Gedanken unter dem Tiſch. Es ſind ganz confuſe Gedanken, von denen ich Ihnen einige mittheilen will.

Erſter Gedanke über dem Tiſche.

Eſſen iſt die Philoſophie des Magens; wenn mich eine ſtarke Empfindung ergreift, zum Beiſpiel die Liebe oder die Langeweile, oder wenn mich eine ſtarke Leidenſchaft überwältigt, zum Beiſpiel der Geldmangel, dann gehe ich gleich eſſen, im Eſſen liegt Seelentroſt. Die Arbeitsſtunden des Magens ſind die Feierſtunden des Herzens. So lange man Sauerkraut ißt, ſeufzt man nicht, und ſo lange man ragout-fin mit vol-au-vent verzehrt, iſt man nicht eiferſüchtig.

Erſter Gedanke unter dem Tiſche.

Was ſind die Frauenzimmer? Sie ſind wie ein Speiszettel, viel hors-d'oeuvres, lauter Eingemachtes, das meiſte en papillotte, nur keine Fiſche, weil ſie nicht ſchweigen können.

Zweiter Gedanke über dem Tiſche.

Die weiſe Vorſehung hat es ſo eingerichtet, daß der Menſch oft eſſen muß, damit er Menſch bleibe; wenn die Menſchen nicht eſſen müßten, ſie wären die einſamſten, finſterſten Geſchöpfe. Durch ſeinen Magen wird der Menſch geſellig, liebenswürdig und umgänglich. Der Menſch ißt ſich ſo lange durch alle Brühen durch, er kommt in ſeinem Leben in ſo viele Saucen und Brühen, bis er nicht mehr ißt und nicht mehr iſt, und ſelbſt erſcheint entweder in der Pfefferbrühe der Hölle oder in der Paradiesſauce des Himmels.

Zweiter Gedanke unter dem Tiſche.

Der Menſch ſitzt dritthalb Minuten an dem Tiſch der Erde, dann kommt er unter den Tiſch, eingeſchlagen in der Leichenſerviette. Dieſe drei Minuten am Tiſche hat der Menſch nur zum Weinen, zum Lächeln und zum Lieben. Ach! noch drei Minuten hat der Menſch: „eine, in welcher er gekannt; eine andere, in welcher er verkannt; und eine dritte, in welcher er erkannt wird;“ und die zwei erſten Minuten ſind noch in dieſem Leben zahlbar; aber die dritte Minute, die Minute des Erkanntwerdens, iſt erſt drei Tage nach Sicht des Todes einlösbar. In den zwei Minuten aber des Kennens und des Verkennens legen die Menſchen an uns an alle Blutegel des Haſſes, und alle Schröpfköpfe der Verleumdung, und alle Quetſchformen der Vorurtheile, und alle Zugpflaſter der Liebloſigkeit, und ſie ziehen und zerren an unſerm Innern mit dem Haarſeile der Rohheit, und mit dem Spannriemen der blinden Verdammung, und ſie arbeiten in dieſen zwei Minuten emſig und geſchäftig, und mit thätiger Haſt, und ſie dehnen ſie aus zu langen bittern Jahren, und ſie bohren an unſerm Ruf, und ſie nagen an unſerm Herzen, und ſie miniren unſer Glück, als hätte Gott ihnen deshalb ſiebzig Pulsſchläge des Daſeins gegönnt, um ſich gegenſeitig zu füttern mit Gift und zu tränken mit Galle, und aufzuziehen in Groll und Bitterkeit! Was bleibt dem Menſchen dann übrig, als hinzuknien an ſein eigenes Herz, als einzutreten in ſein eigenes Gemüth, und da in inniger Selbſtrührung zu feiern ein großes Verſöhnungsfeſt, und da von ſich herunter zu reißen alle Blutegel des Haſſes, und aus den offenen drei ſpitzigen Wunden aus- und abſtrömen zu laſſen, alle Bitterkeit des Herzens, und jeden Sauerſtoff der Seele, und jeden herben und trüben Bodenſatz der weitgewölbten Bruſt, ſein Gemüth aber zu überbauen mit einem reinen tiefen Stillhimmel, und an dieſem Himmel ſtill und feierlich anzuzünden die ſtrahlenden Aſtral- und Sinumbral-Lampen einer innigen Menſchenliebe. Was bleibt dem Menſchen dann noch übrig, als hinzutreten in den Dom der heiligen Sänger, in die Natur, wenn der Frühling mit ſeinen Blüten an allen Wegen ſteht, gleichſam, als wolle er ſeinen lieben Schöpfer empfangen, und dann aufzuſchließen all ſein Herz dem herabrinnenden Staubbache voll Leben und voll Liebe und Sehnſucht, voll unerwiederter Liebe, und voll ungeſtillter Sehnſucht in dem zerrinnenden Aetherduft ſchwimmen, und beben und zucken zu laſſen wie eine zitternde Thräne in einem aufflammenden Feuerauge.

Dritter Gedanke über dem Tiſche.

Die zwei Nationen, die deutſche und die franzöſiſche, unterſcheiden ſich gleicherweiſe in ihrem Trauerſpiele, in ihrer Liebe und in ihrer Küche. Die deutſche Liebe, das deutſche Trauerſpiel und die deutſche Küche, ſind voll kräftiger, ſteter Natur, allein die angenehme, ſüße Empfindung des Verſchwebenden, Verſchmelzenden der Franzoſen fehlt ihnen. Das deutſche Trauerſpiel hat ſeinen Roſtbraten mit Zwiebeln, die deutſche Liebe hat ihr Sauerkraut mit Knödel, aber die sensation sucrée und die fines herbes der franzöſiſchen Küche und Liebe fehlen uns ganz. Die deutſche Liebe hat nur das mit der franzöſiſchen Liebe gemein, daß man auch eine halbe Portion bekommt.

Dritter Gedanke unter dem Tiſche.

Wenn man ein Meſſer ſucht, findet man eine Gabel, wenn man einen verlornen Ring ſucht, findet man einen alten, längſt verlegten Hausſchlüſſel, wenn man eine Wahrheit ſucht, findet man tauſend Thorheiten, und wenn man unter dem Tiſche das niedliche Füßchen ſeines vis-à-vis ſucht, ſo findet man richtig den großen Fuß ihres Nachbars. So ein geſuchter Fuß iſt wie ein geſuchter Witz, ſehr unangenehm.

Das größte und mächtigſte Regiment liegt unter dem Tiſche in Garniſon, es iſt das Pantoffelregiment. Der Nagel im Pantoffelholz iſt der einzige Nagel, der den Nagel auf den Kopf trifft.

Vierter Gedanke über dem Tiſche.

Der Menſch iſt wie ein Lachs, er geht gern dem Lichte nach; was thun die Lachshändler? Sie halten den Lachſen ein Licht hin, um ſie zu fangen.

Vierter Gedanke unter dem Tiſche.

Die Liebe hält auf verſchiedene Weiſe ihren Einzug in das menſchliche Herz, ſie ſpringt wie ein Kunſtreiter durch den Reif in das Herz, oder ſie dringt durch den Augenring in unſere Seele. Bei Tiſche nur, das heißt, unter dem Tiſche, dient ſie von pique auf, da dringt ſie von der Fußſpitze empor in das Herz, da wird ſie ſo zu ſagen auf die Spitze geſtellt.

Fünfter Gedanke über dem Tiſche.

Bei Tiſche iſt jeder Menſch liebenswürdig, denn er braucht nur das Maul aufzumachen, ſo hat er zwiſchen Naſe und Kinn etwas, was ſehr für ihn einnimmt. Und nun ſchließe ich meine Gedanken mit einer kleinen praktiſchen Tiſcheintheilung.

Das Frühſtück iſt der Freundſchaft hold!
Mit off'nem Sinn und off'nem Herzen
Erwacht man bei Aurorens Gold,
Geſtimmt zum Ernſte wie zum Scherzen.

Der Kopf iſt hell, der Geiſt iſt frei,
Der Tag liegt vor uns zu durchſchreiten,
Man ſitzt beiſammen und ſpricht dabei
Von Leben, That, von Welt und Zeiten,
Man heckt ein Plänchen fröhlich aus,
Und geht ſodann an's Werk hinaus.

Der Mittagstiſch, genannt Diné,
Iſt ſtets geweiht der Etiquette,
Man invitiret den Abbé,
Den Lieutenant, die Soubrette!
Man ſetzt ſich um den runden Tiſch,
Kein Menſch kennt hier den andern,
Man iſt erſt ſtumm, ſo wie der Fiſch,
Der bald beginnt zu wandern,
Man ſchenkt dem Nachbar höflich ein:
„Erlauben Sie, mein Beſter!“
Und bittet dann den Nachbar fein:
„Ich bitte Sie um Cheſter!“
Dann ſteht man auf, und küßt die Hand,
Und geht hinweg, und ſagt: „Charmant!“

Der lieben, holden Kinderwelt
Das Vesperbrot iſt heilig,
Die Mutter hat es wohl beſtellt,
Die Kindlein kommen eilig,
Die kleinen Bäcklein friſch und roth,
Verdoppeln ſie die Schrittchen;
Ein jedes will ſein Butterbrot,
Ein jedes will ſein Schnittchen;
Die Mutter theilt die Gaben aus,
Dann tummeln munter ſie durch's Haus.

Das Abendeſſen ganz allein,
Das iſt der Liebe eigen;
Wenn aus den Lichtern, aus dem Wein,
Die Doppelflammen ſteigen!
Ein kleines Tiſchchen, zwei Couverts,
Zwei Augen wie die Veilchen,
Das Herz gefüllt, das Glas geleert,
Ein Gläschen und ein Mäulchen,
Verlöſcht ſodann auch wohl das Licht,
So ſieht man's wohl, doch merkt man's nicht.

Ende des erſten Bandes.

Inhalt
des erſten Bandes.

Seite.

Romane und Novellen.

Die zwei Carnevals-Nächte 5
Der Leichenmaler 31
Die Unbekannte 49
Wahnſinn durch unglückliche Liebe 75
Die Liebe am Hochgericht 81

Humoriſtiſche Vorleſungen.

Unſer Zeitgeiſt in Feuer- und Waſſergefahr 95
Das moderne Kleeblatt: Leben, Liebe, Langeweile, oder: Die Kunſt, in dreiviertel Stunden vollkommen langweilig zu werden 113
Ueber den Einfluß des Halley'ſchen Kometen auf unſere diesjährigen Winter-Unterhaltungen 127
Sylveſterabend-Variationen auf der G-Saite des Lebens über: Glaube, Glück, Geld und Geiſt 143
Die Laufbahn unſers Jahrhunderts auf der Eiſenbahn . 159
Schnellgedanken einer Schnecke über deutſche Sprichwörter 175
Betrachtungen über den Mangel an Menſchheit bei dem Ueberfluß an Menſchen 195

Salaterien, oder: Humoriſtiſcher Eſſig und Oel.

Meine Sterne 215
Frühlingspräludien 225
Kleines Toiletten-Büchlein des weiblichen Herzens . . . 231
Das Auge der Geliebten 239

Seite.

Va-banque, der Hoffnung! 242
Va-banque, dem Frühling! 247
Etudes der Theater-Recenſenten, oder: Die Recenſir-Schule für Kinder von 6 bis 12 Jahren. Mit faßlichen Exempeln aus den Recenſionen des großen Theater-Kritikers Chloderig Süßholz 253
Traurige Variationen über ein luſtiges Thema 259
Ueber den Einfluß der Grammatik und der Orthographie auf die weibliche Schönheit 263
Magen- und Kopfgedanken über und unter dem Tiſche . 271

Humoriſtiſche

Damen-Bibliothek.

Von

M. G. Saphir.

Zweiter Band.

Wien und Leipzig.
A. Dorfmeiſter's Verlag.

Leipzig: H. Haeßel.
1862.

Humoriſtiſche Bilder und Arabesken.

Deviſen aus Baden.

I.

Stellwagen.

Nimm mich auf, du alte Schule,
Jantſchky's ſind mir zu romantiſch,
Hier in deinem Lederthule
Iſt es klaſſiſch und romantiſch.

Drei Perſonen und ſechs Füße
Machen einen Hexameter,
Wechſeln Tritte erſt und Grüße,
Sprechen dann vom Staub und Wetter.

Das Geſpräch und ſeine Reize
Hat bald überhand genommen,
Bei der Spinnerin am Kreuze
Hat's die wahre Höh' bekommen.

— „Heut' iſt Feuerwerk, ich glaube.“ —
— „Da wird es gewiß noch regnen;“
— „Nun fürwahr, dem großen Staube
Könnte Beſſ'res nicht begegnen.“

— „Heiß iſt es in dieſer Hitze!“ —
— „Und der Staub iſt gar entſetzlich!“ —
Und ſo folgen Witz' auf Witze
In dem Wagen ganz ergetzlich.

Und im Winkel ſitz' ich ſchweigend,
Schneid' dramatiſche Geſichter,
Vornehm mit dem Kopfe neigend
Wie ein echter Winkel-Dichter!

2.

Neudorf.

Ich gebe dem Mädchen die Hand,
Ich hebe das Mädchen vom Wagen,
Das nenn' ich doch wahrlich galant,
Es läßt ſich darüber nichts ſagen.

Da fällt ihr ein Päckchen vom Schooß',
Ich faſſe das Päckchen am Zipfel,
Das Päckchen der Kleinen geht los,
Das Päckchen gefüllet mit Kipfel!

Ein Kipfelchen fällt in den Sand,
Das Mädchen, das fällt zu dem Kipfel,
Erhaſchen will beid' ich galant,
Und falle zu Mädchen und Kipfel!

Das iſt ja ein einziger Fall!
Was meinſt du, o menſchlicher Richter,
Wie nimmt ſich bei ſolch' einem Fall
Ein Mädchen, ein Kipfel, ein Dichter?

3.

Baden.

Ich weiß nicht, wie ich ſie beſchreibe
Der Welt der Luſt und Majeſtät,
Die kleine bunte Zauberſcheibe,
Auf der die große Welt ſich dreht!

Ein Demant iſt's, in reichen Spangen
Gefaßt von Schöpferin Natur;
Ein Frauenbild mit Blütenwangen,
Das ruht in einer Blumenflur;

Ein Feenweib mit gold'nem Stabe,
Das an die reiche Erde ſchlägt,
Daß ſie ergieß' die Balſamgabe,
Die ſie in ihren Adern trägt;

Ein tanzend Kind mit off'nen Haaren,
Die ſüßen Glieder unverſchanzt,
Das durch der Berge Männerſchaaren
Mit Freude, blumenſtreuend tanzt;

Ein lyriſches Gedicht aus Lettern,
Die, wie in Büchern früher Zeit,
Aus Menſchenköpf' und Roſenblättern
Gar lieblich ſind zuſammgereiht;

Ein ſüßes Märchen, ausgeſonnen
Und nacherzählt am Wunderquell;
Ein Städtchen, aus der Luft geſponnen,
Ein kleines Wien in Aquarell!

4.

Einrichtung.

„In's Waſſer!“ heißt die Morgenſchaltung,
Doch ungenäßt bleibt Kopf und Locken,
Deshalb iſt die Bade-Unterhaltung
So wäſſ'rig halb und halb ſo trocken.

Um Zwölfe: Park! das iſt ſo köſtlich!
Man gehet und man wird gegangen;
So gluthig-ſchattig, ſo weſt-öſtlich,
So perſich mit gebrat'nen Wangen.

Die Frauen meiſtens bänkelſäßig,
Die Männer nur peripathetiſch,
So unvermiſcht wie Oel und Eſſig,
Und nur die Blicke ſeltſam ethiſch.

Bald packt der Hunger doch Tamino,
Pamina, Herrin und auch Zofe,
Begeben d'rum ſich in's Caſino,
Zum Adler und zum Sauerhofe.

Von drei bis vier da fehlet keiner,
Ein Bündniß iſt es, ein geſchwornes,
Sie ſitzen alle da bei Scheiner
Und rauchen friedlich ihr Gefrornes!

5.

Weilburg.

Da ſteht ein ſteinernes Gedicht,
Ein Epos, das ein Held erbaut,
Die Seele großer Thaten ſpricht
Aus dieſen Marmorverſen laut.

Es ſtreckt ſich kräftig wie ein Held,
Der nun ſein Schwert hat abgethan,
Behaglich in das grüne Feld,
Lehnt ſich an Rieſenberge an.

Die Zweige bauen ſich zum Dach,
Und wehren ab der Sonne Gluth,
Weil in dem innerſten Gemach
Der große Sieger ſinnend ruht.

Und nun voll Jugendreiz erblüht
Im holden Kind' Ihm die Welt,
So wie die Götter dem Alcid
Einſtens Hebe's Blüte zugeſellt.

Der Lorbeerzweig ſo reich belaubt,
Den Ihm die Weltgeſchichte wand,
Den pfleget auf dem edlen Haupt'
Der ſüßen Tochter treue Hand.

6.

Helena.

Es ſteh'n zu beiden Seiten
Die großen Berge da,
Wie Geiſter beſſ'rer Zeiten,
Die einſt die Vorwelt ſah.

Sie ſchütteln gen den Himmel
Das wäldergreiſe Haupt,
Weil unten das Gewimmel
An Zeit und Geiſt nicht glaubt.

Es ſpricht ein großes Mahnen
Aus ihrem Angeſicht,
Doch die verſteinten Ahnen
Verſteh'n die Enkel nicht.

D'rob weinen ſie im Stillen
Hinein in's Waldgewand,
Die Bergesthränen quillen
Als Bächlein in das Land.

Und um das Bächlein drehet
Sich luſtig das Geſchlecht,
Und doch die Welt beſtehet,
Und **Strauß** hat dennoch **Recht**! —

Gedächtnißreiche Bäume,
Sie ſchauen in den Bach,
Es geht durch ihre Räume
Ein ungehörtes Ach!

In ihren Zweigen hangen
Gedanken voller Kraft,
Wie große Rieſenſchlangen
Sich ringeln um den Schaft.

Die Blätterzungen ſprechen
Geheimnißvoll zuſamm',
Doch ihre Worte brechen
Sich lautlos an dem Stamm.

Und all' die Menſchen d'runter
Sie hören nicht ein Wort,
Sind wohlbeſtellt und munter
Und jubeln fröhlich fort.

7.

Die Wieſe.

Schöne Herren, ſchöne Damen,
Kleine Leute, große Namen,
Hier allein und dort ſelbander,
Prachtgewänder, ſimple Kleider,
Grüne Gecken, wicht'ge Schneider,
Alles freundlich durcheinander.

Diplomaten, ſchlichte Bürger,
Roſſebänd'ger, Börſen-Würger,
Hier Geſandte, dort Geſchickte,

Junger Reichthum, alter Adel,
Ritter ohne Furcht und Tadel,
Wie's durch Zufall g'rad ſich ſchickte.

Tauſend Frauen, Vielgeſtalt'ge,
Logiſchdünne, Kraftgewalt'ge,
Objective, Rationale,
Leichblaſſe, Schillerſchmächt'ge,
Wolkengeiſt'ge, Epiſchprächt'ge,
Proſabreite, Duftigſchmale!

Taillen, Formen, wie chaotiſch!
Joniſch, doriſch und gar gothiſch!
Und die Kleider, wie extremiſch!
Spart'ſche Zettel, kurz und ſündig,
Gellertbriefe, lang und bündig,
Außverneinend, knöchelhämiſch!

— All dies Treiben, babyloniſch,
Dennoch rhythmiſch und harmoniſch,
So gefügig und geſchicklich!
Einzig im Zuſammenfluſſe
Zum geſelligen Genuße
Herzerhebend und erquicklich!

8.

Kaiſer Franz.

Ach, ich hatte ſchon ſo lange
Meinen Kaiſer nicht geſeh'n;
Und ich blieb im ſüßen Drange
Mit gerührtem Herzen ſteh'n.

Denn er ging nun ſchlicht vorüber,
Mit dem Antlitz fromm und mild,
Und das Auge ging mir über,
Und das Auge blieb gefüllt.

Kann es nicht mit Worten ſagen,
Wie's im Herzen mir geſchah,
Als ich nach ſo langen Tagen
Meinen Kaiſer wiederſah.

Stand und ſah mit ſtummem Sinnen
Ihm noch lange liebend nach,
Ich weiß nur, daß ich tief innen
Still mein „Unſer Vater!“ ſprach.

Noch, indem ich dieſes dichte,
Füllt mit Rührung ſich's in mir,
Und es fällt vom Angeſichte
Eine Thräne auf's Papier!

9.

Eine aus Allen.

Es kam ein Blick geflogen,
Wohin? das weiß nur er,
Es kam ein Blick geflogen,
Ich weiß es nur: woher!

Er kam aus einem Sterne,
Der nicht am Himmel glänzt,
Der ſelbſt in ſeinem Kerne
Den Himmel ſich ergänzt.

Aus einem Augenſtrahle
Ward dieſer Blick geſandt,
Der in dem Lichtovale
Wie in Verklärung ſtand.

Und um die heißen Wangen
Erblühte hell ein Schein,
Als wär' ſie ſelbſt befangen,
So wunderſchön zu ſein.

Und tauſend Reize bauten
Um ihren Mund ſich an,
Und holde Worte thauten
Von ihren Lippen dann.

Die Gräſerſpitzen ſtrebten
Mit Luſt nach ihrem Tritt,
Und alle Blumen bebten,
Als ſie vorüberglitt;

Und ſtill ſtand ich und fragte:
Ob's Wahrheit, ob Gedicht?
Und wenn man mir's auch ſagte,
Ich glaubt' es dennoch nicht!

Die Landparthie, ich und der Eſel.

Eine Naturſcene nach dem Leben.

In unſer Fuhrweſen und in unſer Schreibweſen iſt eine gleichartige Schnelligkeit und Eiligkeit eingetreten. Eilwägen und Eilblätter, Dampfſchiffe und Dampfſchriften, Geſellſchaftswägen und Pfennigmagazine treiben, fördern und bringen Reiſende und Leſer ganz ſchnell und wohlfeil herum. Dafür ſind ſich aber auch die fünf Welttheile ſo bekannt, die fünf menſchlichen Sinne ſich ſo fremd geworden: die fernſten Gegenden liegen uns dadurch ſo nah und die nächſten Menſchen ſtehen uns dadurch ſo fern; wir fahren dadurch ſo raſch vorwärts und gehen dadurch ſo ſchnell zurück; wir werden dadurch ſo vielfältig und bleiben dabei ſo einfältig; wir verſchwenden dadurch ſo wenig Zeit und gewinnen dadurch ſo viel Zeit zur Verſchwendung; wir lernen dadurch Alles ſo kurz und thuen dadurch kurz Alles, nur nicht Lernen; kurz, wir werden dadurch ſo vortrefflich gebildete Menſchen für die Geſellſchaft, daß wir keine Geſellſchaft für den gebildeten Menſchen ſind.

Vor Zeiten, als wir noch unſer Teſtament machten, wenn wir in fremde Länder gingen, kannten wir ſie ganz gründlich aus der Geographie; jetzt, da wir in aller Schnelligkeit und leicht ſie bereiſen, jetzt wiſſen wir gar nichts von ihnen. Nie ſind die Menſchen in ſich und gegenſeitig ſo zerfallen und ſich entfremdet geweſen, als ſeitdem ſo viel über den Geſellſchaftsverband und über das Aſſociationsweſen gedruckt worden iſt.

Dem Namen nach glaubt der Kurzſichtige und Kurzhörige, daß die Aſſociations-Pläne und die Geſellſchaftswägen die Geſelligkeit und den Zuſammenhang der Menſchen befördern, allein in ihrer Weſenheit zerſtören ſie den Verband der Menſchen und löſen ihn auf. Er iſt nur der gemeinſame Weg, der ſie auf einen Augenblick zuſammenhält, das Ziel aber iſt bei jedem Einzelnen ein anderes. Am Ende des Weges fängt ihr Weg erſt an, viel weiter aus einander zu gehen, als je. Inſonders iſt es mit den Geſellſchaftswägen ſo; ſie zerreißen die Geſelligkeit, anſtatt ſie zu befördern. Wenn Jemand ſonſt nach Grinzing oder nach Meidling fahren wollte, mußte er ſich um Geſellſchaft umſehen, er ſuchte eine Geſellſchaft, er ſchloß ſich an, er arrangirte eine Parthie; ſo entſtand die Geſelligkeit; jetzt hat man die Bequemlichkeit, zu jeder Minute um zehn oder zwölf Kreuzer nach jedem Spazierorte fahren zu können. Man fährt nicht ſpazieren, man wird auf der Achſe ſpazieren transportirt; man macht keine Landparthie, ſondern man macht eine Parthie Land; es iſt ein Geſellſchaftswagen, aber kein Wagen Geſellſchaft; man iſt ein Stündchen lang eine eingelegte Arie in einem Menſchenquodlibet. Es iſt ein großes Vorurtheil, wenn man glaubt, die Geſellſchaftswägen ſeien zu unſerer Bequemlichkeit da; wir ſind zur Bequemlichkeit der Geſellſchaftswägen da!

Man glaubt gar nicht, wie genau der Geiſt und die Empfindung des Menſchen mit ſeinem Fuhrwerke in Wechſelwirkung ſtehen. Ein Mann in einem Wagen mit ſchnaubenden Roſſen hat gewiß eine blühendere Phantaſie und ein edleres Gefühl, als ein Mann in einer Landkutſche mit zwei lendenlahmen Gäulen. Wenn alle Schriftſteller ihr Arbeitszimmer in der herrlichen, fortrollenden Equipage hätten, es kämen viel geiſtreichere Werke in die Welt. Auf einem Wagen mit vier Pferden beſpannt, läßt ſich viel mehr improviſiren, als auf einem Einſpänner; in einem Jantſchky macht man eine Liebeserklärung viel poetiſcher als auf einem Fiaker; in einer eigenen Equipage iſt der liebeserklärende Mann unwiderſtehlich; nach ſeinen zwei Pferden iſt er der anziehendſte Artikel, und je raſcher jene vorwärts kommen, je raſcher kommt er auch vorwärts. Auf einem Einſpänner iſt noch nie ein großer Gedanken entſtanden! Die großen Gedanken gehen gerne zu Fuß oder ſie fahren in Vieren. Ein Einſpänner, die Cabriolets, die Tilburys, das ſind die Homöopathen des Fuhrweſens; ſo ein Ding mit einem Pferd, mit zwei Rädern und einem Gedankenſtrich von einem jungen, dünnen Mann darauf, iſt ein Lichtenberg'ſches Meſſer: eine Equipage ohne Roß und Wagen, wozu der Eigenthümer fehlt.

Wenn ich auf einem Einſpänner ſitze, kommt es mir immer ſo vor, als ob meine Seele nur einen Flügel hätte; je mehr Pferde vor dem Wagen, deſto mehr Flügel wachſen meiner Seele! Ich habe es auf einem Einſpänner nie höher im Denken gebracht, als bis zu einer moraliſchen Sentenz; auf einem Fiaker nie höher, als zu einer Fabel; auf einer Equipage nie höher als zu einer Novelle, und nur, wenn ich auf der Poſt mit vier Pferden fuhr, brachte ich es manchmal zu Gedanken, zu vortrefflichen Gedanken, die ich, Gott Lob, alle wieder vergeſſen habe, denn man vergißt nichts ſo leicht, als die unvergeßlichen Gedanken.

Ein Geſellſchaftswagen aber iſt ein Vade-mecum, ich habe es auf einem Geſellſchaftswagen im Denken nie weiter gebracht, als zu einer Anekdote oder zu einem Bären.

Ich ziehe überhaupt, wenn ich eine Landparthie mache, beſonders eine auf dem Geſellſchaftswagen, nie einen eleganten Rock und nie einen eleganten Geiſt an; ſie werden einem oft zerknittert und ſtaubig. Ich habe ſo einen Reiſegeiſt, pfeffer- und ſalzfarb, grau in grau, auf dem man den Staub nicht bemerkt, und dem es nicht ſchadet, wenn ſich die Wagen-Nachbarn auf ihn ſetzen und ihn zerknittern. So ungern ich alſo auch im Geſellſchaftswagen fahre, ſo gibt es doch Augenblicke im menſchlichen Leben, wo ich ihm näher ſtehe, als ſonſt, und ein ſolcher war es, als ich letzthin, Dinstag, ſo viel Langeweile hatte, daß mir die Zeit zu ihr zu kurz wurde; dieſe Langeweile wurde endlich ſo groß, daß ihr die Stadt zu klein wurde, und ſie beſchloß eine Landparthie zu machen. Wir machten uns auf, ich und die Langeweile, und beſtiegen einen Geſellſchaftswagen, der eben an uns vorüber, und nach Grinzing fuhr. Einen von uns muß der Charon nicht geſehen haben; ich weiß alſo nicht, hab' ich für mich bezahlt und habe die Langeweile gratis mitgenommen, oder habe ich für die Langeweile bezahlt und ſie hat mich gratis mitgenommen.

Der Verleger dieſes „Geiſtes der deutſchen Klaſſiker“, vulgo der Kutſcher des Stellwagens, öffnete erſt die vordere Thüre, um mich in den Rückſitz, auf dem ſchon zwei Menſchen-Facſimiles ſaßen, hinein zu ſchieben. Da näſelte eine Weiberſtimme: „Dort hinten wird der Herr beſſer ſitzen!“ und zeigte mit einem Finger, der ausſah wie ein quiescirtes Deuthölzchen, nach der Bank am Ende des Wagens. Ich zog den obern Theil meines edlen Ichs, das ſchon im Wagen war, wie eine Schildkröte wieder zurück, und ſtieg in das Oberhaus des Wagens, um auf dem Wollſacke meinen Platz einzunehmen. Dieſer Platz war bisher von einem kleinen Bündelchen eingenommen, welches nun von einem Mädchen an ſich und auf den Schooß gezogen wurde. Ich ſetzte mich neben ſie, und im Winkel an ihrer andern Seite ſaß auch ein Mann. Ich ſah mir meine Nachbarin an, um zu erfahren, ob es für dieſe kurze Zeit der Mühe lohne, die Enterhaken des Geſprächs nach ihr auszuwerfen und fand ein ganz allerliebſtes Mädchen mit einem allerliebſten Stumpfnäschen und ſpitzigen Redensarten.

Unter allen Frauenzimmern ſind die ſtumpfnaſigen am wenigſten ſtumpf. So ein unternehmend aufgeſchürztes Näschen ſcheint immer gegen den Himmel zu ſehen, weil da oben die Ehen geſchloſſen werden. Dieſes mein heutiges Stumpfnäschen war noch von einem ganzen Blumenparterre von Roſen- und Lilienwangen umbaut, und zwei Aeuglein, wie die ſchwarzen Wildſchützen, lagen von beiden Seiten dieſes Näschens auf der Lauer. Ein kleines Häubchen, dieſer Spitzen-Taubenſchlag der Wiener Stubenmädchen-Täubchen, verbarg nur ſchlecht zwei braune Haarflechten, die ans Tagslicht hervorſtrebten.

Man kennt die Sympathie, welche zwiſchen Poeten und Stubenmädchen herrſcht! Von wem ſind Schiller's Gedichte mehr zerleſen worden, als von Stubenmädchen? Wer erhält die deutſchen Leihbibliotheken mehr, als Stubenmädchen? Wer weiß „Kabale und Liebe" in allen ihren Beziehungen beſſer auswendig, als Stubenmädchen? Und wiederum, wer kennt das Herz des Stubenmädchens beſſer, als die Dichter? Iſt nicht ein jedes Stubenmädchen ein Weſen voll Dichtung und Wahrheit? Für wen ſchreiben unſere Novellendichter jetzt ſonſt noch, als für Stubenmädchen? Kehrt nicht die Naivetät der Stubenmädchen zu Leipzig jetzt wieder in unſere Luſtſpieldichtungen ein? Darum erkennt ein Dichter ein Stubenmädchen aus Tauſenden heraus und ein Stubenmädchen erkennt eben ſo den Dichter aus allen andern Thier- und Menſchengattungen heraus.

Ich fing alſo gleich ein Geſpräch an, das Bündelchen, welches früher auf meinem Platz und jetzt auf ihrem

Schooß lag, gab mir Stoff zu einem Kraftwitz. „Wie ſehr beneide ich meinen Vorgänger, mein ſchönes Fräulein!“ ſagte ich mit aller Grazie, die einem ſechs Fuß hohen Mann nur gegeben iſt, indem ich lächelnd auf das Bündelchen zeigte. Sie lächelte ohne Erwiederung. Ich fuhr mit unendlicher Liebenswürdigkeit fort: „So ein Bündel iſt doch ein wahrer Glücksmenſch! ein wahrer Schooßbündel der Grazien!“ Hier folgte ein zweites Lächeln mit einem obligaten Seitenblick. Ich fuhr etwas ermüdet wieder fort: „Ich bin zwar mein Lebtag kein Bündel geweſen, allein ich beſitze ſo viel Kenntniß des menſchlichen Herzens, um zu wiſſen, was ſich dieſes Bündel jetzt denkt und von welchen Gefühlen es erfüllt iſt.“ Hier machte ich Anſtalt, dieſe Gefühle näher zu betrachten, allein ein gordiſcher Knoten verhüllte dieſe geheimnißvollen Gefühle. Das Stubenmädchen lächelte zum dritten Male und zog das Bündelchen näher an ſich, indem ſie drohend den Zeigefinger aufhob. Ich wurde immer reizender und geiſtreicher. „Mein ſchönes Fräulein, Ihr Inneres iſt eben ſo verſchloſſen, als dieſes beneidenswerthe Bündel; allein dieſes Geheimniß ſcheint Sie zu drücken, erlauben Sie, daß ich es Ihnen indeſſen halte,“ und damit wollte ich das Bündel auf meinen Schooß nehmen. „Ach, ich danke Ihnen,“ ſagte endlich die Lächelnde, und indem ſie das Bündel mit den Händen feſthalten wollte, ergriff ſie meine Hand und ich bemächtigte mich ſchnell ihrer Finger. Darüber fiel nicht nur ſie, ſondern auch das Bündel aus der Rolle und auf den Boden. Jetzt erſt bemerkte ich, daß wir kein Ambo, ſondern eine Terno waren: denn die dritte

Nummer auf unſerm Sitz, ein langer, blaſſer und melancholiſcher Mann, bückte ſich auch, um das Bündel aufzuheben, und unſere drei Köpfe ſtießen ſo hohl an einander, daß die andere Wagengeſellſchaft glaubte, einen entfernten Donner rollen zu hören. Sie hatte endlich das Bündel wieder auf dem Schooße. „O,“ ſagte ich, „Sie haben eine himmliſche Natur, Sie nehmen die Gefallenen wieder liebreich auf, wenn ſie zurückkehren in den Schooß der Reue! Ach, ich wollte, ich wäre auch ein *Gefallener*, das heißt ein Mann, der Ihnen gefallen, Ihnen zu Füßen gefallen, um mich ſo wieder zu erheben!“

„Ach,“ ſagte ſie, und ein beleſenes Lächeln umſchwebte ihr Antlitz, „Sie ſind ſicher irgend ein Dichter!“ — „O,“ erwiederte ich und machte Anſtalten zum Erröthen, „ich bin zwar nicht *ſicher irgend ein Dichter*, als viel mehr ſo *ſicher als irgend ein Dichter*; jeder Menſch hat einmal einen Ort in ſeinem Leben, auf dem er zum Dichter wird, und iſt alſo ſicher irgend ein Dichter; ich bin nicht ſo eigentlich ein Dichter, aber doch auch ſo eine Art überflüßiger Menſch!“

„Ueberflüßiger Menſch?!“ deklamirte ſie nun mit allem Pathos einer Stubenmädchenſeele; „wenn die Dichter überflüßige Menſchen, was ſollen wir erſt ſein?“ — „Verzeihen Sie,“ ſagte ich, und im Feuer der Rede machte ich eine rhetoriſche Inverſion und zog meine Hand ſammt der ihrigen in meine Hand. „Ueberflüßiger Menſch heißt bei mir ein Menſch, der von Gedanken und Empfindungen überfließt, darum heißt man uns Dichter überflüßige

Menſchen; man ſetzt uns daher, wie andern reißenden und verheerenden Strömen, Dämme und Gränzen, damit wir nicht überfließen. Kleine Töpfe und große Köpfe fließen leicht über, aber für beide gibt es Deckel. Ich fließe in dieſem Augenblick von Bewunderung über. Sie werden nicht ſo grauſam ſein, dieſen Ueberfluß mit Mangel zu erwiedern, das heißt mit Empfindungsmangel!“ Sie drückte mir die Hand und ſagte halbſelig: „Ach, Sie ſind ſo geiſtreich und ſo witzig, Sie ſchreiben gewiß die Charaden in der Theaterzeitung?“ — „Sie haben es errathen,“ erwiederte ich jungfräulich und verſchämt; „das iſt mein Hauptmetier!“ — „Ach, das iſt ſchön!“ ſchrie ſie, „machen Sie ſchnell eine Charade, ich liebe ſie ſehr und werde ſie auflöſen!“ — „Mich lieben Sie, mich wollen Sie auflöſen? O, ich dank' Ihnen, ich bin ſchon wie aufgelöst! Aber nun hören Sie: Es iſt ein vierſylbiges Wort, die erſten zwei lieb' ich ſchön gebaut, freundlich, geſund, gut aufgeräumt und beſitze ſie gerne allein. Die andern zwei lieb' ich auch ſchön gebaut, freundlich, geſund, gut aufgeräumt, und beſitze ſie gerne allein. Das Ganze beſteht aus den letzten beiden für die erſten beiden; das Ganze iſt heute ein Seitenſtück von einem Dichter und ein ſehr liebliches Ding.“

„O,“ platzte Nr. 3, der Mann im Winkel, heraus, „das iſt: Aepfel-Strudel!“ — „Nicht ſo ganz,“ erwiederte ich, „als ſo eine Art, eine Art von Strudel, ein Strudel der Leidenſchaft u. ſ. w.“ — Sie aber hatte es gleich errathen und ſagte: „O nein, Stuben-Mädchen iſt es.“ — Sie bat mich, ihr die Charade zukommen zu laſſen, welches ich ihr auch unter der Bedingung verſprach, daß ſie mir die Auflöſung zukommen laſſe. Während wir auf ſolche Art in dem Oberhauſe die Zwangsbill abſchafften und freiere Inſtitutionen durchgehen ließen, hatte im Unterhauſe des Wagens, im Hauſe der Gemeinen, die rächende Nemeſis meine Partei ergriffen. Die näſelnde Dame nämlich, die mich ſchnöde zurück wies, um bequemer zu ſitzen und nicht ſo viel Hitze auszuſtehen, war nun beſtraft. Der Wagen hielt nämlich ſtill, denn ein Mann wollte einſteigen, ein Mann von derjenigen runden und dicken Gattung, die des Morgens ein Bierfaß und des Abends ein Faß Bier ſind. Auf der andern Seite der näſelnden Dame ſaß eine Frau, die auch einſah, daß die Kugelform die vollkommenſte iſt, und die ſich daher all ihr Lebenlang arrondirte. Der runde Mann wälzte ſich auf den Wagen hinauf, und ließ ſich wie ein Felleiſen in den Winkel hineinfallen. Meine unbekannte Näſelnde, die mich dünnes Ausrufungszeichen nicht zum Nachbar haben wollte, mußte nun ein großes Fleiſch-O neben ſich ruhen laſſen. Sie ſah zwiſchen ihren beiden Nachbarn aus, wie ein Einſer zwiſchen zwei Nullen, wie die ſchmale Gränze zwiſchen Tugend und Laſter, wie ein Faſtentiſch zwiſchen zwei Hochzeitstafeln, wie die lebendige Knochenlehre und das lebendige Kryſtalliſations-Syſtem zwiſchen den perſonifizirten Geſetzen der Sphäroiden.

Trotz dem ich ein humoriſtiſcher Satan und ein gemüthlicher Böſewicht bin, dauerte ſie mich doch, als ich ſie ſo wie ein dünnes Seidenpapier zwiſchen dieſen beiden Fleiſch-Stücken gequetſcht ſah. Mit einem Geſichte voll Reſignation ſagte ſie wie vor ſich hin: „Der Menſch entgeht ſeinem Schickſal nicht!“ — „Und — ſagte ich ihr nun maliziös — wenn es noch ein ſchlankes Schickſal wäre; aber ſo! Das iſt zu rund vom Schickſal! das kommt immer dicker!“ Sie warf mir einen Ponceaublick zu, in welchem ich Reue, Liebe und Zerknirſchung leſen konnte; da fuhr der Wagen plötzlich über einen Stein, der dicke Mann fiel auf die arme zärtliche Perſon wie ein Rondeau-brillant auf ein Adagio, und ich klapperte an dem Herzen meiner Nachbarin: „Wenn Sie das nicht erſchüttert hat,“ ſagte ich ihr, ihren Arm ergreifend, „ſo war dies der letzte Stoß, der heute meinem Glücke gegeben worden iſt.“ — „Gehen Sie, Sie Loſer!“ antwortete ſie. Nun weiß man in der Stubenmädchen-Sprache, wenn man „ihr Loſer“ iſt, dann iſt man erſt „ihr Feſter“, und ſie heißen uns nur dann Alles gut, wenn ſie uns „Sie Schlimmer“ heißen.

Endlich, nachdem die Pferde ſolche langſame Fortſchritte machten, als es ſich für unſern Zeitgeiſt geziemt, kamen wir in Grinzing an, und wir neun Muſen des Stellwagen-Parnaſſes wurden nach und nach aus unſrer Emballage herausgezogen, und begrüßten mit Freude die Mutter Erde wieder. Ich hatte mich im Herabſteigen des Bündelchens, als des Mediums zwiſchen mir und dem Stubenmädchen, bemächtigt, nahm das Bündelchen unter den linken und das Mädchen unter den rechten Arm und ſagte:

„Ich ſei, gewährt mir die Bitte,
In Eurem Bunde der Dritte!“

Sie wollte nach dem Kahlenberge, ich wär ſchnell entſchloſſen, ich hatte für den Abend keinen Plan; auf den Bergen, dachte ich, wohnt die Freiheit, ich will daher mit ihr hinauf, da ich mich ohnehin mit dem Anblick von da aus, und mit der Erinnerung an die hiſtoriſche Vergangenheit für die hyſteriſche Gegenwart entſchädigen wollte.

„Wollen Sie zu Fuß da hinauf?“ fragte ich. — „Nein,“ erwiederte ſie, „ich werde ſuchen mit einem Eſel hinauf zu kommen.“ — „Das iſt mir ſehr angenehm,“ erwiederte ich ganz galant, ſo bleiben wir noch den Weg über beiſammen.“ Und ſo zogen wir denn, ich, ſie und das Bündel, Hand in Hand durch Grinzing bis ans Ende des Dorfes, wo die Eſel in einem kleinen Häuschen ſtehen.

Als wir in den Raum traten, wo die Eſel ſtanden, ſanden wir Nr. 3 von unſerm Wagen, der blaſſe „Aepfel-Strudel“, welcher ſchon da mit ſinnigem Auge die Eſel prüfte. Er drängte ſich gewaltſam zu uns, um mit uns den Ritt zu machen, indem er uns ſagte: „So eine Eſel-Parthie iſt doch auch angenehm.“ Ich ſuchte einen etwas größern Eſel, damit meine Beine nicht auf den Boden ſchlotterten, der Führer aber verſicherte mir treuherzig: „So einen großen Eſel, der zu Ihnen paßt, werden Sie ſchwerlich ſinden!“ Meine Gefährtin kicherte in ſich hinein, ich aber fragte: „Mann, woher kennſt du mich?“ Nr. 3 fragte ihn nun wieder, ob er auch ihn mitnehmen und ſeinen Eſel auch leiten wollte, worauf er erwiederte: „Auf einen Eſel mehr kommt es mir nicht an!“

Wir ſetzten uns nun in Marſch, nachdem ich dem Führer einen Wink gegeben hatte, daß mir Nr. 3 läſtig wäre. „Laſſen Sie mich nur machen!“ ſagte er, „der ſoll nicht lange mit uns reiten!“ Wir waren ein Frauenzimmer, zwei Männer, zwei Eſel, ein Führer und ein Bündelchen, zuſammen ſieben Perſonen. Zuerſt ritt Nr. 3 und lehnte ſein Geſicht zu uns, ſo daß ſein Eſel ausſah wie ein Janus mit einem doppelten Geſicht; nachher kam die Holde auf ihrem Eſel und ich ſchlenderte geſellig nebenher. Ich mag es nicht leiden, wenn die Frauenzimmer reiten, das heißt, ich mag es nicht leiden, wenn ſie ſich aufs hohe Pferd ſetzen, aber ich ſeh' es gar zu gerne, wenn ein Eſel ſie aufſitzen läßt, oder wenn ſie auf einen Eſel verſeſſen ſind!

Ich ging ſachte neben dem Eſel her und ſie ſah ſorgſam auf uns herab und zählte die Häupter ihrer Lieben! Die Frauenzimmer ſind nie muthwilliger und überhaupt nie williger, als zu Pferde oder zu Eſel, und ſind nie leichter aus dem Sattel zu heben! Ich ergriff ihre weiße, weiche Mundſemmelhand, und weil wir nun ſo grade unter uns waren, wollte ich einen Schritt weiter thun, da ſah ſich Nr. 3 um und rief: „Das wird halsbrecheriſch!“ Der Weg ging nämlich etwas ſteil in die Höhe. „Verlaſſen Sie ſich nur auf ihren guten Genius und auf Ihren Eſel!“ ſagte ich unwillig; in dieſem Augenblick aber gab mir der Führer einen Wink, faßte ſeinen Eſel an und in demſelben Augenblicke ſetzte der Eſel unſer Nr. 3 ab und zu Boden, daß er wie ein lebensluſtiges Heupferd dreimal vom Boden elaſtiſch in die Höhe prellte. Der Eſel trillerte darauf voll Freude mit ſeinen Hinterfüßen in die Luft und beſchnupperte ſodann Nr. 3, als ob er ihn für eine Felddiſtel gehalten hätte. Das Stubenmädchen wollte ſich todt lachen, und ich ſagte ihr, daß dies nicht der erſte Eſel ſei, von dem ein dummes Werk ſchnell abgeſetzt wird. Nr. 3 raffte ſich vom Boden auf und machte noch einen ſchwachen Verſuch, ſich auf ſeinen Eſel zu erheben, allein theils mangelte ihm aller lyriſche Schwung dazu, theils proteſtirte der Eſel mit allen vier Füßen dagegen, und wenn Nr. 3 ſchon ſaß, legte er ſich, der Eſel nämlich, flach auf den Boden nieder, und ſo lagen ſie beide da in Ruhe und Eintracht. Nr. 3 ſchalt den Führer, allein dieſer ſagte: „Heute Abend hat er nun einmal ſeinen dummen Tag, da läßt ſich nichts mit ihm machen.“ Nr. 3 fluchte und zog es vor, lieber allein den Rückweg anzutreten, als mit einem launenhaften Eſel vorwärts zu reiten. Der Führer bat ihn, doch den Eſel mit zurück zu führen, welches der gute Mann auch wirklich that, und bald ſahen wir ſie beide und ihre langen Schatten ſich in das Dunkel der Gebüſche verlieren.

Der Abend wurde immer kühler, der Eſel und ich, wir wurden immer wärmer; die Gegend wurde immer dunkler, man konnte kaum mehr drei Schritte weit vor ſich ſehen; ich und der Eſel waren kaum mehr zu unterſcheiden, darauf hatte ich gewartet.

„Ach,“ ſagte ich mit elegiſcher Stimme, „bald werden Sie ſich von uns trennen, werden wir Sie nicht wiederſehen? Wie bald werden Sie das Alles vergeſſen!“ — „Nein,“ antwortete ſie mit gerührtem Tone, „nein, nie werde ich wieder eine ſo angenehme Eſelparthie machen, als heute mit Ihnen, nie werde ich einen Eſel ſehen, ohne mit Vergnügen an Sie und an dieſe Stunde zu denken, ich werde nie wieder hier heraufreiten, ohne Ihr geliebtes Haupt vor mir zu ſehen!“ — „O!“ rief ich entzückt aus, „darf ich das glauben? Geben Sie mir ein Zeichen! wo wollen wir uns wieder finden?“ Von Empfindung überwältigt ſank ſie vom Eſel in meine Arme. Der Eſel aber lief davon.

Lieber Leſer, wenn du den Kahlenberg hinaufgehſt, ſo ſiehſt du ein Plätzchen, ein reizendes, du kannſt es nicht verkennen; oben iſt der herrliche Himmel, rechts und links Natur, unter dir weicher Raſen, um und um friſche Luft, das iſt das Plätzchen, wenn du da vorübergehſt, ſo denke: da war der Platz, der Eine lief davon, der Andere blieb auf dem Platze, wer war mehr Eſel? Richte aber nicht, denn gedenke des Sprichwortes „Heute mir, morgen dir!“

Eſſers Leiden an der Table d'hôte.

Buridan's Eſel, welcher zwiſchen zwei Bündel Heu Hungers ſtarb, hat gewiß an einer Table d'hôte geſpeiſt: Die Table d'hôte iſt eine homöopathiſche Erfindung. Ueberhaupt muß man, um an einer Table d'hôte zu eſſen, kein Deutſcher ſein, denn der Deutſche läßt Alles an ſich kommen; bis aber an einer Table d'hôte etwas an Einen kommt, hat ſelbſt ein Deutſcher die Geduld verloren. An einer Table d'hôte iſt man bei jeder Schüſſel Liebhaber und Nebenbuhler in einer Perſon; und am Ende der Table d'hôte liegt uns nichts im Magen, als die unglückliche Liebe und ein Paar Nachbarn. Um an einer Table d'hôte ſatt zu werden, dazu gehören drei Dinge: man muß ſehr gut gefrühſtückt haben, man muß ſehr gut zu Mittag gegeſſen haben, und man muß die Gewißheit haben, ſehr gut zu Nacht zu ſpeiſen; mit dieſen drei ſchönen Bewußtheiten ausgerüſtet, laſſen ſich an einer Table d'hôte mit Anſtand die Fügungen des Schickſals und des Kellners ertragen.

Ich habe einmal in einer Gegend Deutſchlands, wo das Sattwerden noch nicht allgemein geworden iſt, an einer

Table d'hôte geſpeiſt, und als ich aufſtand, war ich ſo nüchtern, daß ich vom Kellner mein Frühſtück verlangte. Es war ein unglücklicher Tag! Des Morgens hatten mich drei Verleger beſucht, Abends war ich zu einem Hausdilettanten-Concerte eingeladen, und Mittags ſpeiſte ich an der Table d'hôte, oder eigentlich die Table d'hôte ſpeiſte an mir. Ich ſaß in der Mitte des langen Tiſches, auf meiner rechten Seite ſaß eine Frau mit einem Geſichte, ſo lang, wie eine Erzählung in der „Abendzeitung", und mit einem ganz dünnen durchſichtigen Näschen, wie eine Citronenſcheibe; ſie hatte ihren letzten Coupon, ein Söhnlein von 7 bis 8 Jahren, mitgebracht, um ihm die Anfangsgründe der Table d'hôte-Speiſekunſt beizubringen. An meiner linken Seite ſaß ein Mann, den die Natur zu einem zarten Eſſer ſchuf. Er hatte einen Mund, einen Converſationsmund, deſſen Supplemente ins Unendliche gingen, und nur an beiden Seiten von den Ohren verhindert wurden, die Reiſe um den Kopf zu vollenden. Er lächelte jede Schüſſel an, und ſah aus, wie ein lächelnder Sphinx mit offenen Krallen, und die Schüſſel, die an ihn kam, war nun ausgeſtrichen aus der Reihe der menſchlichen Weſen.

„Und ſchnell war ihre Spur verloren,
Sobald die Schüſſel Abſchied nahm."

Außer dieſen zwei Seitengaben des Glückes hatte ich noch ein Gegenüber, welches auch mit langen Armen in mein Geſchick eingriff. Es war ein Mann, ſo zwiſchen Schafskopf und Liebernarr; ein Geſicht, feiſt, mit kleinen Sprößlingen der Wurzelwelt überſäet, und ich konnte ihn nie anſehen, ohne an Preßburger Zwieback zu denken. Gleich im Anfange des Tiſches hatte die Geſchichte dieſer Table d'hôte damit begonnen, daß mir mein Nachbar links beim Niederſetzen einen derben Rippenſtoß verſetzte; das Söhnlein meiner Nachbarin im Heraufſchweben auf ſeinen Stuhl mit dem Ellenbögelein ins Geſicht fuhr, und mein Gegenfüßler ſeine beiden überſchränkten Füße auf jenen zarten Punkt meiner Füße feſt ſetzte, der in dieſem Punkte keinen Spaß verſteht. Meine Nachbarin rechts verſetzte mir ſogleich über ihr Söhnlein hinüber ein Geſpräch: „Mein Luiken (Louis)," ſagte ſie, und dabei tönte es aus ihrer beinernen Naſe wie aus einer vertrockneten Clarinette, „mein Luiken iſt etwas vive!" — „Ach, es iſt ein kleiner Engel!" erwiederte ich, und liebkoſte den kleinen Jungen, der ausſah wie ein aufgewärmtes „Griesnockerl". Luiken hatte auch ſogleich ſeine und meine Semmel mit kindlicher Einfalt umfaßt, und mit ſeinen Fingerchen in meinem Trinkglaſe herumgeſpielt. Die Suppe kam endlich von beiden Seiten auf mich zu. Links die Klöße-, rechts die Volaille-Suppe. Mein Kopf drehte ſich mit gleicher Liebe rechts und links; immer näher kamen die zwei Genien der Suppe. Immer griff eine neue, nimmer müde Hand in die Schüſſel; da kamen die Klöße an meinen Nachbar zur Linken; ich machte einen langen Hals, noch drei Klöße trieben ſich wie kleine Inſeln in dieſem Waſſer herum; mein Nachbar griff einmal hinein, und zwei davon fielen ein Opfer ſeiner Wuth, aber noch ruht er nicht, noch einmal ſchwingt er den ſchöpferiſchen Löffel. — „Halt ein, o du mein Schöpfer! Halt ein, Barbar!“ — Vergebens, ſchon liegt auch der dritte auf ſeinem Teller; mit Entſetzen wende ich mich nun zu dem Suppengenius rechts; meine Nachbarin hatte eben die Naturgeſchichte der geflügelten Suppen erſchöpft, ſie und Luiken hatten bereits ihr irdiſches Theil, noch ein Hühnerflügel ſtreckte mir ſehnſüchtig ſeinen Arm entgegen, aber nein, es ſollte nicht ſein; „Jotte doch!“ ſagte ſie, „Sie wiſſen man jar nich wie mein Luiken gerne ein Flüjelken eſſen dhut,“ und damit war auch der letzte Flügel, der letzte Mohikan, für mich verloren! Aber Luiken war nicht undankbar; als er das Flügelken gegeſſen hatte, warf er die Beinchen neben ſich fort, und gerade mir auf die Weſte.

Auch das Rindfleiſch kam von beiden Seiten auf mich zu; ſchon von Ferne folgte ich mit meinem Blicke dem hiſtoriſchen Gange dieſes Rindfleiſches, immer dünner wurde die Wand der geſchnittenen Schichten; je näher die Schüſſeln kamen, deſto öder wurden ſie, Jeder nahm ein tüchtig Stück.

„Fallen ſah ich Zweig auf Zweig!“

Zwei Stücklein lagen noch da, als es an meinen Nachbar kam; das eine Stücklein war dünn aber fett, das andere dick aber mager; ein innerer Kampf ſpiegelte ſich auf ſeinem Antlitze, endlich blitzt es hell durch ſeine Seele, ein Gedanke des Lichts hat ihn ergriffen, er ergreift beide Stücke und ſchleudert ſie auf ſeinen Teller. Eine kleine Wuth überfiel mich, ich hätte ihm ſeine Beute gerne entriſſen, allein:

„Ich? eine zarte Magd, unkundig des verderblichen Gefechts!“

Schnell ſah ich mich nach dem zweiten Kellner um, allein er war verſchwunden, und ich glaubte eine Zeit lang, Luiken habe auch den Kellner gegeſſen. Alſo auch dieſer Kelch ging unberührt an mir vorüber. Ich wollte nun eine beſcheidene Semmel zu Gemüth ziehen, allein Luiken hatte ſie alle mit ſeinen Händchen bedeckt. Ich rief zwanzigmal „Kellner!“ endlich kam einer; ich trug ihm mein Anliegen ganz gemüthlich vor, und er, durchdrungen von den Vernunftgründen eines wohlerzogenen Magens, ſagte: „Gleich!“ Seitdem ſind zwei Jahre verfloſſen:

„Zwei Jahre gehen auf und nieder,
Den Kellner ſah' ich niemals wieder.“

Nun kam das Zugemüſe, Spinat mit melancholiſchen Würſteln. Weit entfernt, irgend einen Spinat auf der Welt verleumden zu wollen, oder irgend ein Würſtel perſönlich zu beleidigen, muß ich doch geſtehen, daß es Weſen auf dieſer Welt gibt, die ich inniger liebe, als Spinat und Würſteln; allein in dieſem Augenblicke liebte ich ſie unendlich, und in dieſem Augenblicke hätte ich mein ſchönſtes Sonett um die ungehinderte Vereinigung mit Spinat und Würſtel gegeben, jedoch:

„Der Menſch denkt und der Kellner lenkt!“

Ich beſchloß, meine ungetheilte Aufmerkſamkeit dem Kellner rechts zu ſchenken; da war er zwiſchen Mutter und

Luiken. Sie hatte ſchon ein paar Würſtel für ſich auf dem Teller, und auch dem zarten Luiken hatte ſie ſchon ein paar auf den Teller gelegt, und doch blieb noch ein drittes da für mich, ich griff ſchon darnach, allein:

„Zwiſchen Lipp' und Bechers-Saum
Liegt noch ein großer Raum!"

Luiken war ein kleiner Spaßvogel; unbemerkt hatte er die Finger unter der Schüſſel hinaufgeſtreckt, das Würſtelpaar an dem äußerſten Zipfel erwiſcht und huſch hatte er's herausgeriſſen, daß der Spinat davon flog. Die Mutter wollte ſich zu todt lachen; „o!" ſagte ich mit Grimm, „das iſt ein Schäker, der Luiken!" und auch das ging vorüber.

Das vierte Gericht beſtand aus kleinen Gänſebrüſten mit Kapern-Sauce. Die linke Seite hatte ich ganz aufgegeben; da war kein Heil zu finden, denn mein Nachbar von dieſer Seite war mein Vormund, das heißt, er aß mir Alles vor dem Munde fort; alſo nur rechts hatte ich zu ſpekuliren. Die Gänſebrüſte nehmen immer mehr ab; ſo iſt der Menſch, er greift nicht gerne in die eigene Bruſt, aber in die ſeines Nebenmenſchen. Da kam der Kellner mit der letzten einzigen Gänſebruſt und ſtand zwiſchen Mutter und Sohn, wie in der Schiller'ſchen Ballade:

„Zwiſchen Larven die einzige fühlende Bruſt!"

Ich weiß mich lange keiner ſolchen Sehnſucht zu erinnern, wie ſie mich jetzt ergriff, denn die Sehnſucht des

Magens iſt eine ganz andere, als die des Herzens; „ach,“ ſeufzte ich ſtill, „komm' an meine Bruſt, du —“ allein der Seufzer erſtarrte mir auf der Lippe; mit einem Griff wie eine Clavierſpielerin hatte die zärtliche Mutter die letzte Gänſebruſt angepackt und ſie an ihre eigene gezogen. Der Kellner kam mit Ironie und Kapern auf mich zu, und ich fing ſchon an, an aller Menſchheit zu verzweifeln. Noch lagen Mehlſpeis und Braten wie unentdeckte Reiche Amerika's vor meiner Phantaſie. Die Mehlſpeiſe kam. Zwei kleine Leopoldiberge. Ich war zum Aeußerſten entſchloſſen! Ich mußte Mehlſpeiſe bekommen und hätte ich Luiken ermorden müſſen. Die zärtliche Mama hieb in die Mehlſpeiſe hinein, wie ein Bergknappe, ich dachte mir in mir:

„Nur zu, geſchäftiger Maulwurf!“

Sie legte einige kleine Mehlſpeishügel auf ihren Teller, und eine kleine Gebirgskette auf Luikens Teller; aber es blieb auch noch eine kleine Portion für mich; ſchon war der Kellner bei mir, ſchon hob ich den kühnen Löffel, da macht Luiken eine kecke Wendung, ſtoßt den Kellner an Arm, der letzte Reſt von Mehlſpeis fällt auf den Boden und die Sauce fließt mir über den Frack hinab. Ich ſah wehmüthig hinab zu der gefallenen Mehlſpeiſe:

„da liegen meine Königreiche!“

wiſchte mir die Sauce und eine ſtille Thräne ab und ſaß und harrte auf den Braten.

Da kam er, anſpruchslos, in kleine Theile geſchnitten; ein kleiner Luftzug, der durch das Zimmer wehte, ſpielte mit den kleinen Portionen und der Kellner legte die Gabel darauf, damit die Luft ſie nicht fortführe. Von allen Seiten wurden nun die Gäſte lauter Wahlherren, ein Jeder muſterte die ganze Schüſſel und ſtach ſich das Beſte heraus. Mein Nachbar links war dem Kellner entgegengereist und nahm ihm das Beſte fort. Die Mutter meines lieblichen Luiken aber kehrte und wendete an den letzten Portionen, wie an Münzen, von denen alle Gepräge verwiſcht ſind, nahm endlich drei Stück für ſich, und drei Stücke für Luiken, und die Schüſſel kam an mich; in mitten der Schüſſel lag ein Weſen wie eine kleine Mumie; es war ein kleines Bein mit unverkennbaren Spuren ehemaliger Fleiſchanweſenheit. Neben dieſem Bein lag eine halbe gelbe Rübe, wie ein verwitterter Leichenſtein, und der Kellner ſah mich elegiſch an, wie der Genius über einem Grabmal, und ſeine hellen Geſichtszüge ſahen auf die Schüſſel, zu ſagen ſcheinend:

„Hier ruhen die Reſte eines irdiſchen Kapauner!“

Ich ließ den Wirth rufen, hielt ihm das Bein, an dem gar nichts daran war, unter die Naſe und ſagte: „Man ſpricht, daß man bei Ihnen ſo gut speist, iſt da was daran?“

Darauf drückte ich Luiken zärtlich an mein Herz, gab meinem Nachbar links den Rippenſtoß, den er mir vor Tiſche geliehen, zurück, trat meinem Vis-à-vis mit dem Zwiebackgeſicht grimmig auf den Storchen-Fuß, bezahlte meine Zeche, und ging dorthin eſſen, wo man nicht Table d'hôte ſpeist, und

„Wort gehalten wird dort in jenen Räumen!"

Unſer Mittwoch.

„Sie müſſen einmal auf unſern Mittwoch kommen!“ ſagte mir der Herr Käszeiſel, „da leben wir wie im Paradies!“ — „Ja, Sie müſſen auf unſern Mittwoch kommen!“ ſchnarrte Fräulein Käszeiſel.

Es iſt einmal mein Schickſal, dachte ich, denn ein Schickſal gibt es, das hab’ ich von unſern Tragödien-Dichtern gehört, und beſonders im Monat Februar, da iſt das Schickſal geboren worden, am 24. nämlich. Alſo es gibt ein Schickſal und das Schickſal erſcheint jedem Menſchen anders, dem Einen als eine Million und dem Andern als eine Rente von ſiebenzig Gulden, dem Einen als ein großes Verſprechen und dem Andern als der Haß eines Günſtlings, dem Einen als ein Eheweib und dem Andern als ein ſogenannter guter Freund. Ich hatte bis jetzt gar kein Schickſal, mein Schickſal wurde wahrſcheinlich auf Wartegeld geſetzt, und ich nahm an, mein Schickſal erſcheine mir nun als „unſer Mittwoch!“

Unſer Mittwoch war nämlich der „jour-fix“ der Familie Käszeiſel, an dem äußerſten Ende der X-Vorſtadt. Joür-fix! Es iſt gut, wenn der Menſch einmal etwas

Fixes hat, deshalb trinken die Leute ſo viel Mineralwäſſer und Brauſepulver, um nur etwas Fixes zu haben, ſei es auch nur — fixe Luft. Nichts auf der Welt aber iſt weniger fix, als das Vergnügen eines fixirten Tages; ich nenne es nur immer: das fixirte Vergnügen eines fixirten Tages!

Der Käszeiſel'ſche Jour-fix war in der ganzen X.-Vorſtadt berühmt, es war „Geſang und Tanz und Spiel und Duft und junge Roſen!“ Dazu Deklamation, Vorleſung, Haustheater und Soupée.

Den Mittwoch Abend pflege ich gewöhnlich aus drei guten Gründen bei mir ſelbſt zuzubringen: einen Grund muß ich dem Leſer verſchweigen, den andern Grund kann ich der Leſerin nicht ſagen, und den dritten kann ich Beiden nicht anvertrauen. Dieſe drei Gründe ſind gewiß hinreichend, dem Leſer und der Leſerin zu beweiſen, daß es ſehr intereſſante Gründe ſein müſſen. Indeſſen einen Mittwoch Abend mußte ich meinem fixen Schickſal opfern. Es iſt gar nichts, einen Tag zu opfern oder zu verlieren; das diem perdidi iſt gar nichts, aber eine Nacht verloren, das will etwas ſagen, man mag ſie nun durchſchlafen oder durchwachen.

Ich fuhr hinaus. Als ich ſchellte, fuhren die drei vereinigten Käszeiſel heraus, um mir aufzumachen. Der männliche Käszeiſel drückte mir die rechte Hand, die frauliche Käszeiſel drückte mir die linke Hand, und Fräulein Käszeiſel trat mir in Ermanglung einer dritten Hand auf den linken Fuß, und zwar auf jenen Finger, der unter vier Augen oft ſchmerzlich empfindſam iſt. Die Käszeiſels führten mich wie den Boeufgras in den Tanz-, Speiſe-, Converſations-, Sing- und Deklamirſaal, und riefen aus: „Hier iſt er!“ Wenn ich ſage, ſie riefen aus, ſo verſtehe ich darunter: er brüllte, ſie ſchnarrte und das Töchterchen zwitſcherte.

Die Geſellſchaft fuhr in zwei Theilen aus- und ineinander. Die Frauenzimmer fuhren alle in eine Ecke ineinander, und Eine verſteckte ſich unter die Andere, wie die Lämmer vor dem Regen, und die Männer fuhren auseinander, und Alle um mich herum. Ich kannte nicht eine ſterbliche und nicht eine unſterbliche Seele in der ganzen Geſellſchaft, und das aus zwei Gründen, erſtens weil es ſo finſter war, daß ich ſie nicht ſehen konnte, zweitens weil ich wirklich keine kannte. Madame Käszeiſel ſagte, ſie wären eben in der Leſeabtheilung, ſie leſen nämlich immer ein großes Trauerſpiel und Jeder leſe ſeine Rolle.

„Heute,“ ſagte die Käszeislin, „leſen wir halt den „Fauſt“ von dem großen Goethe, das iſt ein prächtiges Stuck!“ Ich bat in der Lektüre fortzufahren, allein vergebens.

Die Madame Käszeislin ſagte, ſie hätten „die Jungfrau von Orleans“ geleſen, das ſei ein ſehr „aromatiſches“ Stück, aber ſchwer zu leſen, weil es in „Drachmen“ geſchrieben iſt, ſie wollen nicht weiter leſen, denn ſie fürchten ſich, ich könnte ihre „Dekelmation in der Zeitung hineindrucken“. Ich bedauerte ſehr, die Lectüre unterbrochen zu haben, und verſuchte es, den Knäul von Mädchen, der ſich immer mehr zuſammenballte, aufzulöſen. Ich ging zu ihnen hin und betheuerte, daß ich ſie weder beißen noch zwicken werde, und daß ich auch ihre „Dekelmation nicht in der Zeitung hineindrucken laſſen werde“. Dabei faßte ich den Mittelfinger der „Jungfrau von Orleans“ und führte ihn in meinen Mund, um ſie zu überzeugen, daß ich nicht beiße. Es gelang mir, die Jungfrau, eine Demoiſelle Süßwurzel, zutraulich zu machen; ſie war eine geborne Leimſiederiſche, und hatte früher einen Leihbibliothekariſchen zum Geliebten. Auch Agnes Sorel, eine Mamſell Sulzfüßel, trat nun muthig zu mir heran; auch Graf Dunois, der Völkerbezwinger, Musje Gelbhölzel, ein Schüler der Handlungsbefliſſenheit, und Karl der Siebente, Musje Oberſtöpſel, ein dilettirender Wachsler, wurden ganz vertraulich und furchtlos, und ſie gaben mir noch eine Leſe-Scene zum Beſten. Es war die Scene, in welcher Johanna zum erſten Male vor dem Könige erſcheint. Gelbhölzel fing mit einer Stimme wie eine quiescirte Druckwalze an:

„Biſt du eß, wunterparres Metchen —“

Darauf zirpte Demoiſelle Süßwurzel wie eine enghalſige Eſſigflaſche:

„Baſchtard von Orleahns, du willſt Gohd verſuchen!“

ſchritt dann wie ein aufgemachtes Zirkeleiſen auf Karl zu, und ließ ſich auf die Knie nieder; Musje Oberſtöpſel ſprach mit allem Anſtande einer ſentimentalen Wachskerze:

„Du ſiehſt mein Antlitz heut zum erſtenmall,
Bohn wahnen kehmt dir dieſe Wihſenſchaft?“

So ging es fort, und während der ganzen Scene hatte Mademoiſelle Sulzfüßel, als Agnes Sorel, ein Genie im ſtummen Spiel entwickelt; ſie drückte die Aeuglein immer zu, wie ein Stieglitz, wenn er trinkt, und mit der rechten Hand fühlte ſie ſich am linken Ellenbogen den Puls; in dieſem ſtummen Spiel wurde ſie von Dunois-Gelbhölzel unterſtützt, der immer die Hände ausbreitete, als ob er einige Ellen Flanell meſſen wollte. Als die Scene zu Ende war, ſtürzten alle Käszeiſels auf mich zu und kneipten mich um meine Meinung; ich war ganz entzückt, und ſagte, das können die da drin, im Hoftheater, lange nicht. „Nicht wahr,“ ſagte Madame Käszeiſel, „und ſie memorriren Alles vom Blatte“ — und fügte Mamſell Käszeislein hinzu: „und holt gor niks ohne Ackzent!“ ich aber trat vor Johanna Süßwurzel hin und ſagte mit Karl:

„Du ſiehſt mein Innerſtes und kennſt meine Zerknirſchung!“

worauf ich ſie um den erſten Walzer bat. Sie warf mir einen Blick zu und ſagte mit Hoheit: „O jo!“ — Ich tanze eigentlich nicht, als in außerordentlichen Fällen, und ſo einer war hier, denn es war in dem großen Zimmer, genannt Saal, eine grimmige Kälte, zwar keine ſichtbare Helle, denn es war auch ſo finſter, daß ich im Stillen die Bemerkung gemacht habe, Karl, der Wachsler, hätte beſſer gethan, ſeine Wachskerzen, als ſein Licht leuchten zu laſſen; aber es war eine hörbare Finſterniß, denn ich und mein Freund N., der mit mir da war, uns klapperten die Zähne, und wir fingen zu tanzen an. Die junge Käszeislin ſpielte Clavier; ſie ſtach jeder Taſte extra den Staar, und wir hopsten nach dieſen Walzern herum. „Erkennen Sie dieſen Walzer?“ fragte die

Käszeislin, „es iſt ein Lanner'ſcher.“ Es war ein Lanner'ſcher Walzer, aber auch durch Blatternarben ganz entſtellt! Der Tanzſaal war wie eine ländliche Wintergegend, dunkel, kalt, voll kleiner Berge und Thäler am Boden; ich fegte mit der „Jungfrau von Orleans“ über dieſe Gebirgsgegend hin, wie Fingal's Geiſt mit der Harfe, und dachte an Goethe's Worte:

„Wählet der Kenner der Höhen und Tiefen,
Luſt und Entſetzen und grimmige Pein!“

Die „Jungfrau von Orleans“ bammelte an meinem Herzen, wie eine Kürbisflaſche an der Bruſt eines Wilden. Ich tanzte wüthend darauf los, wie ein wahnſinniger Telegraph.

Es war nun ein geſpenſterhafter Anblick! über die dunkle Haide ſchwebten wunderſame Geſtalten, feuchte Nebel deckten die Gegend, und von ferne ſchallten Töne, wie ein in Kratzbürſten geſetzter Unkenruf! — In der Raſtviertelſtunde wurde etwas gegeſſen, aber äußerſt zart und romantiſch. Eine homöopathiſche Gans, ſo groß wie ein Spatz, ſchwebte wie ein Schatten über die Scene und kam in Infiniteſimaltheilchen wieder in die Geſellſchaft. Eine einzige Serviette ging zur Beförderung der geſelligen Schmutzigkeit von Hand zu Hand, und blieb dann auf dem Tiſche liegen. Zwei große Flaſchen, von denen in einer einmal Wein geweſen war, und in der andern hätte Bier ſein können, ſtanden bei einer dritten, in welche nächſtens Waſſer kommen wird. Die Käszeislin, eine praktiſche Wirthin, ließ ſogleich wieder darauf los hopſen, Agnes

Sorel, vulgo Sulzfüßel, ergriff in Eile ſtatt ihres Tuches die einzige Serviette vom Tiſche und dieſe hing wie eine Flagge hinter ihrem Rücken herab. In dieſer Serviette blieb fataliſtiſcher Weiſe ein Gänſebein von der allſättigenden Wundergans hängen und baumelte hinter Agnes Sorel drein. Ich bemerkte ſogleich dieſen Fund, ergriff neuerdings die Johanna, humpelte mit ihr ſchnell hinter Agnes Sorel her, und im Vorübertanzen erhaſchte ich richtig das Gänſebein, zog meine Johanna auf die Seite, bot ihr das Gänſebein, und ſprach wie La Hire:

„Die treue Neigung eines redlichen
Gemüths genügt dir, und das ſtille Loos,
Das ich mit dieſer Hand dir anbiete!“

Die Jungfrau war gerührt, und drückte mir die Hand, wovon die ungläubigen Leſer noch die Fettſpuren auf meinen Glacée-Handſchuhen ſehen können.

Nach und nach wurde es Mitternacht, mir wurde das Ding doch ſchon zu bunt, ich und mein Freund, wir empfahlen uns, nachdem wir allen Käszeiſeln verſprochen hatten, von nun an jeden „unſern Mittwoch“ zu beſuchen.

Wir fielen in der Stadt noch in einem Gaſthauſe ein, erzählten einigen Freunden unſere Abendunterhaltung; ſie baten mich augenblicklich ihnen einige Verſe darüber zu machen. Ich entſann mich mehrerer bekannten parodiſtiſchen Gedichte und brachte aus meiner Erinnerung Folgendes heraus:

Unſer Mittwoch.

Wer wagt es, Mädchen oder Mann,
Zu tanzen in dieſer Finſterniß?
Und faßt er nicht gut die Arme an,
So ſtolpert er gewiß.
Und noch einmal der Wirth die Gäſte fragt:
Iſt Keiner, der den Tanz hier wagt?
Und ein Stutzerchen, ganz dünn und keck,
Tritt aus der Finſterniß hervor,
Den Hut wirft er, das Stöckchen weg,
Und wählt aus der Tänzerinnen Chor,
Und haspelt herauf, und haspelt hernieder,
Um zu erwarmen die erfrorenen Glieder.
Und mit Erſtaunen und mit Grauen
Schauen's die Ritter und Edelfrauen;
Da öffnet ſich behend die Seitenthür,
Und ein Bedienter ſchleicht herfür,
Und meldet mit geſenkten Ohren,
Daß ein Gaſt erfroren.
Heil ihm! Er iſt heimgegangen,
Bevor die Speiſeglocke tönt,
Es zog ihn fort ein ſüß' Verlangen,
Er war an ein wärmeres Klima gewöhnt!
— Der Wirth aber zu dem Diener ſpricht:
„Friſch auf, mein Kind! und zög're nicht.“
Und dieſer hört mit Schrecken,
Er ſoll decken!
„Ich bin,“ ſpricht jener, „zum Decken bereit,
Und bitte nicht für mein Leben;
Doch willſt du den Gäſten etwas geben,
So bitt' ich noch um drei Tage Zeit,
Denn weder Bier noch Brot iſt bereit.“

Da rollt der Wirth die finſt'ren Brau'n:
„Was red'ſt du da, Geſell?
Sie möchten jetzt ſchon einhau'n,
Den Tiſch richt' an zur Stell'!“
Horch, die Teller hellen dumpf zuſammen,
Und der Diener hat vollbracht den Lauf.
„Nun,“ ruft der Wirth, „nun, in Gottesnamen,
Ihr Gäſte brecht zum Tiſche auf.
Sehe Jeder, wo er bleibe,
Sehe Jeder, was er treibe,
Und wo er ſitzt, daß er nicht falle,
Eſſen hab' ich nicht für Alle.“
Da eilt, was Hände hat, ſich einzurichten,
Es regte ſich geſchäftig Jung und Alt,
Man ſehnet ſich nach Obſt und Früchten,
Nach Braten, warm oder kalt.
Eitler Wunſch! verlorne Klagen!
Ruhig in dem gleichen Gleis
Bleibt der Gäſte leerer Magen,
Ewig ſteht der Schluß des Zeus! —
Freunde hat mir Gott gegeben,
Sehet, wie ein güld'ner Stern,
Mit der Schüſſel, blank und eben,
Naht der Diener ſeinem Herrn!
Sie war nicht für die Gäſte hier geboren,
Man wußte nicht, wohin ſie kam,
Und ſchnell war ihre Spur verloren,
Sobald ein Bein man von ihr nahm.
Durch der Gäſte lange Kette,
Um die Wette,
Schauet man um Wein ſich um;
Ach, wüßten wir, wer einen hätte,
Wir bäten ihn darum.

Dort erblick' ich Rebenhügel,
Ewig jung und ewig grün,
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
Ach, nach Grinzing zög' ich hin!
Und hungrig bleiben alle Gäſte,
Da nahte ſich ein ſattes Paar,
Das allereinzige beim Feſte,
Weil es vorerſt beim Czermak war.

Der Sommerſproſſen-Tag,

oder:

Wie viel Unannehmlichkeiten man auf einem kurzen Spaziergang erfahren kann.

Es gibt Tage, in denen man gerade kein Unglück, aber doch tauſenderlei kleine Unannehmlichkeiten und Verdrießlichkeiten erlebt. Tage, an denen unſer Genius mit dem linken Fuße zuerſt aus dem Bette geſtiegen; Tage, an denen Einem Alles über Quere geht, wo man ſchon gleich in der Früh den Pantoffel verkehrt findet, und der Aermel des Schlafrocks hineingezogen iſt. An ſolchen Tagen, die lauter kleine Pünktchen und Fleckchen haben: kurz, Tage, die ſo zu ſagen, Sommerſproſſen haben, an einem ſolchen Sommerſproſſen-Tag ſoll der Menſch nichts Wichtiges unternehmen, keinen Verſuch machen, ſich Geld auszuborgen, keine Liebeserklärung wagen, keine kalten Fiſche eſſen, keinen humoriſtiſchen Aufſatz ſchreiben, die Nägel nicht abſchneiden und keinem Gönner ſeine Aufwartung machen; denn an dieſem Sommerſproſſen-Tag kriegt er nichts geliehen, findet er keine Gegenliebe, verdirbt er ſich den Magen, ſchreibt er dummes Zeug, ſchneidet er ſich in den Finger und ſagt ſeinem Gönner eine Sottiſe. An einem ſolchen Sommerſproſſen-Tag ſoll der Menſch nicht zu Hauſe bleiben; denn an dieſem Tage kommen alle Gläubiger, alle Müßiggänger, alle Reconnaiſſance-Viſiten, alle Recommandations-Schreiben, alle gerichtlichen Vorladungen, alle Collectenſammler, alle Concertgeber, alle anonymen Zuſchriften, alle häßlichen Frauenzimmer, alle faden Journale; des Morgens kratzt der Schornſteinfeger und des Mittags ſcharrt der Parquetputzer im Zimmer herum; der Ofen fängt an zu rauchen; der Wind ſchlägt eine Fenſterſcheibe ein, die Thüre ſchreit, der Schreibtiſch wackelt, das Federmeſſer iſt verlegt, die angefangene Arbeit kann man nicht finden, ein Buch, welches man gerade braucht, iſt ausgeliehen, der Bediente hat gerade den Fluß vor den Ohren und die Glocke iſt abgeriſſen! An einem ſolchen Sommerſproſſen-Tag ſoll man aber auch nicht ausgehen, denn es begegnen Einem ſodann eine Unzahl kleiner Unfälle und Undinge, Kleinigkeiten und Winzigkeiten, die wie Mottenfraß endlich die pelzigſte Natur zerfreſſen.

Es war ein ſolcher Sommerſproſſen-Tag, als ich von meinem Quartiere in der oberen Bäckerſtraße in den Prater ſpazieren ging. Beim Aufſtehen hatte ich den Fuß in das Bettlaken ſo verwickelt, daß mein Bedienter die dramatiſche Entwickelung vornehmen mußte. In dem rechten Pantoffel lag ein Hemdknöpfchen, welches am Abend beim Entkleiden hinein fiel, ich trat ſtark auf, that mir weh und zertrat das Hemdknöpfchen. Als ich von meinem Schlafzimmer in mein Arbeitszimmer gehen wollte, rannte ich an meinen Bedienten, der mir mein Glas Trinkwaſſer brachte, an, und beſchüttete mich ganz naß. An der Kaffeemaſchine war das obere Sieb verſtopft. Der Spiritus ward gerade ausgebrannt, und die Milch rann zuſammen. Gleich nach dem Frühſtücke ſchickte mir Jemand ein dickes Trauerſpiel in fünf Aufzügen, und ein Anderer ein Heldengedicht in 17 Geſängen zum Durchleſen und Meinung abzugeben dazu. Darauf kam der Friſeur und verbrannte mir die Schläfe, und der Barbier ſchnitt mich in das linke Ohrläppchen. Darauf ließen ſich einige reiſende Virtuoſen melden, alle mit Empfehlungen bewahret. Einige Minuten ſpäter kam eine Correctur, die einen Rheinlachs hätte raſend machen können u. ſ. w.

Kurz, ich entſchloß mich zu entfliehen und einen Gang in den Prater zu machen.

Ich nahm Oberrock, Ueberſchuhe und Parapluie, und begann meinen Spaziergang.

Ich ſchlug die Gangthüre hinter mir zu, und ſiehe da, ich hatte den Schoß meines Oberrockes eingeklemmt. Ich ſuchte in der Taſche um den Schlüſſel, ich hatte ihn auf dem Tiſche liegen laſſen. Ich ſtand da und wußte mir nicht zu helfen. Eine Dame kam vom zweiten Stocke herab, ſah mich wie einen gefangenen Aal zappeln und lachte über meine Beklemmung. Ich mußte den Oberrock ausziehen, den Schloſſer rufen, um meinen Oberrock zu befreien, den ich hinein legte und mir einen andern nahm. Zum zweiten Male verließ ich dann meine Wohnung; am Thore wollte ich meine Handſchuhe anziehen, ich hatte ſie, als ich den Oberrock wechſelte, niedergelegt, und ſtieg wieder hinauf, um meine Handſchuhe zu holen. Als ich die Treppe hinab ſtieg, trug Jemand einen Sack Mehl in das obere Geſchoß, ſtreifte an mich an, und die rechte Seite meines blauen Oberrockes ſah aus, wie ein weißer Unterrock. Ich ſtieg wieder in meine Wohnung zurück, mein Bedienter war nicht da; ich ſtieg, nachdem ich meinen Ueberſchuh abgezogen, auf einen Seſſel, um die Bürſte herunter zu holen, bürſtete mich vollends rein ab, und verließ zum dritten Male meine Wohnung. Am Ausgange des Hauſes ſtand der Hausmeiſter und rief mir zu: „Euer Gnaden haben nur einen Ueberſchuh an!“

Mit ſchafmäßiger Geduld ſtieg ich wieder zu mir ſelbſt in die Höhe, zog den Ueberſchuh an und gelangte endlich glücklich auf die Straße.

Als ich in der Straße war, ſah ich eine ſchöne Dame von der andern Seite mir entgegen kommen, ich wollte recht graziös vorüberſchweben und ihr einen holden Blick zuwerfen; dabei bemerkte ich nicht, daß auf der Seite, wo ich ging, Holz gehackt wurde, ſtolperte über den Sägebock und fiel auf den Holzhaufen. Ich raffte mich zuſammen, ging auf die Dame zu, um durch irgend einen Einfall meinen Unfall zu bemänteln, ich wollte gerade ſagen, daß ich für ſie gerne den Holzſtoß beſtiege oder dergleichen, allein welch ein Mißgeſchick! Es mußten mir Sägeſpäne in die Naſe gekommen ſein, ich mußte nießen, und ſo oft ich reden wollte, hinderte mich mein Nießen daran. Ich nahm Reißaus und wollte in das Durchhaus nach dem Köllnerhof zu gehen, rannte an eine Sänfte an, der Seſſelträger ſchrie: „Na, der Lümmel!“ Ich machte gar keinen Verſuch, ihn zu beſänftigen, ſondern flüchtete in das Adamiſche Kaffeehaus. Ich ließ mir ein Glas Melange geben und eine Zeitung; verſchüttete die Hälfte des Kaffees, und in der erſten beſten Zeitung, es war gerade „La Moda“, ſtand eben ein Artikel gegen mich. Ich verließ das Kaffeehaus, um meinen Weg fortzuſetzen, da ſah ich, daß hinter mir Herr X. kommt, der die Menſchen auf der öffentlichen Straße mit Anekdoten todtſchlägt; ich wollte ſchnell vorwärts ſchreiten, um ihm zu entkommen, da fuhr ein meilenlanger Bierwagen aus einem Hausthore und verſperrte die Straße! Da ſtand ich, vor mir der lange Bierwagen, und hinter mir einige lange Anekdoten! Richtig packte er mich, verſetzte mir einige Anekdoten und wollte mir eben noch eine beibringen, als ich ihm ſagte, ich müßte da in ein Haus hineingehen, und entſchlüpfte in den Darvaer-Hof. In der Eile des Durchfluges, blieb mein Rock an dem Stocke im Durchgange hängen, ich wandte mich raſch um und prallte an ein Mädchen an, welches ein weißes Kleid auf einem Stocke trug, ſchleuderte das Mädchen an die Wand und das Kleid zu Boden. „Na,“ ſagte das Mädchen, „können's die Geſchicklichkeit ſchon lang?“ — Wie ein gejagtes Reh entfloh ich, und erreichte glücklich das ſogenannte Lorenzo-Thürl ohne andere Unannehmlichkeit, als daß auf dem Lorenzo-Bergel, wo eben gebaut wurde, mir gerade vor der Naſe ein langer Querbalken aufgezogen wurde, und ich an fünf Minuten lang warten mußte. An dem Lorenzo-Thürl kam mir die fatale Idee, die dort angeſchlagenen Zettel alle zu leſen. Der Durchgang iſt ſchmal, die Frequenz ſtark, einige Perſonen ſtanden ſchon da, die Zettel zu leſen; ein Vorübergehender, an mich anrennend, ſtieß mich ſo gegen die Wand, daß ich ein mit verſchiedenen Lebensmitteln gefülltes Tuch, welches ein daſtehendes altes Weib in der Hand hatte, dermaßen an die Wand ſchnellte, daß die darin befindlichen Eier alle zerbrachen, und die Dotter durch das Tuch herausquollen. Man kann ſich denken, welche Fluth von naiven Redensarten aus dem Munde der Alten, welcher mir jetzt weiter als das Lorenzo-Thürl vorkam, mir entgegen ſtrömte. Ich rannte wie beſeſſen der Brücke zu.

Der Wind pfiff, und es begann zu regnen. Ich mußte mit der einen Hand den Regenſchirm balanciren, und mit der andern Hand den Hut auf dem Kopfe feſthalten. Es gehört in ſolchen Zeiten nicht wenig Geſchicklichkeit dazu, glücklich über dieſe Brücke zu kommen. Auf der Mitte der Brücke begegnete mir gerade wieder ein Mann mit einem Parapluie und die Hand ebenfalls am Hute feſtgenagelt. Wir rannten aneinander, wollten ausweichen, und weichen Beide auf derſelben Seite aus, ſtießen wieder aneinander, ſprangen wieder Beide auf die entgegengeſetzte hinüber und fuhren wieder mit der Bruſt zuſammen. So machten wir ſechs- oder ſiebenmal den komiſchen Röſſelſprung, bis wir uns los werden konnten. Gottlob, das Trottoir an den Kaffeehäuſern iſt erreicht, die Häuſer der Jägerzeile verſprachen etwas Schutz und ich ſegelte mit meiner Parapluie-Gondel getroſt vorwärts. Da reißt der Wind einer vor mir gehenden Dame den Beutel ſammt Taſchentuch aus der Hand, ich bücke mich darnach, ſtrecke die Hand aus, und in demſelben Augenblicke reißt mir der Wind den Hut vom Kopfe und wirbelt ihn vorwärts der Jägerzeile zu. Ich wirble dem Hute nach, und er wird vom Winde gerade zu den Füßen eines mir entgegen kommenden Frauenzimmers hingetragen; ich ſtürze mich zu dem Hute hin zu ihren Füßen, ſie erſchrickt, ſpringt ſeitwärts und ſtößt den Aepfelſtand der Oebſtlerin, beim Lamm gegenüber, über den Haufen, ſtolpert ſelbſt und da liegen wir, ich, der Hut, die Aepfel, das Frauenzimmer, und die Oebſtlerin ſteht neben uns und hält uns eine Leichenrede, die nicht in den Wind geſprochen war. Ich wollte mich erheben, glitt wieder aus, die Oebſtlerin zählt die Häupter ihrer Aepfel, tobt dabei, das Mädchen bringt ihren Anzug in Ordnung, ich ſtammle Entſchuldigungen und mache mich aus dem Staube, oder vielmehr aus dem Moraſte. Mein Geſicht war bei dem Falle naß geworden, ich wollte mich mit meinem Taſchentuche abtrocknen, allein ich hatte es in dem erſten Oberrocke in der Taſche ſtecken laſſen. Was war zu thun? Zum Glücke fiel mir ein, daß in der Jägerzeile eine Bekannte von mir wohnte, und ich nahm keinen Anſtand, in dieſer Verlegenheit meine Zuflucht zu ihr zu nehmen. Ich eilte haſtig die Treppe hinauf, da führte der leibhaftige Gucguck ein Holzweib mit einer Butte Holz die ſchmale Treppe vor mir hinauf; ich ſchwankte hinterher, ſie wollte eilen, verfehlte eine Treppe und das Holz fiel auf die Stiege hin. Ich räumte auch dieſes Hinderniß hinweg, ließ Oberrock, Parapluie u. ſ. w. im

Vorzimmer, trat zu der gnädigen Frau ein, ſtellte ihr die Reihe meiner Unglücksfälle vor, und bat um ein Taſchentuch. Ich bekam es mit vieler Anmuth und empfahl mich. Indeſſen war das zwölfjährige Söhnlein vom Hauſe ausgegangen und nahm ohne viel Umſtände mein Parapluie mit. Sollte ich wieder eintreten? das wollte ich nicht. Ich entſchloß mich alſo, bei einem andern Bekannten ein Parapluie auszuborgen; denn ich gehe alle Tage trotz Regen und Wind in den Prater. Ich hatte dieſen Bekannten ſchon unendlich lange nicht beſucht und machte mir alſo eine kleine Anrede zurecht. Ich riß an der Thürglocke, und — man denke ſich mein Entſetzen! — der Mann war längſt weggezogen, ein anderer unglückſeliger Poeſie-Dilettant, der mir vor ungefähr einem Monate 65 Charaden zum Durchleſen brachte, öffnete mir die Thüre und war ganz entzückt, mich zu ſehen. „O!" rief er aus, „Sie ſind ſehr gütig, daß Sie ſich wegen der Charaden zu mir bemühen! Spazieren Sie gefälligſt herein!" Ich war in einer gelinden Verzweiflung. „Verzeihen Sie," ſagte ich, „ich bin eigentlich gekommen, weil mir gerade eingefallen iſt, welche ſchöne Charade das Wort „Regenſchirm" gäbe, und da Sie ein ſolcher Meiſter ſind, ſo mußte ich es Ihnen mittheilen und Sie bitten, eine Charade daraus für die Theaterzeitung zu machen!" Sein Geſicht phoſphoreszirte vor Seligkeit: „Recht gern, recht gern!" — „Bei dieſer Gelegenheit," fuhr ich fort, „könnten Sie mir vielleicht einen wirklichen Regenſchirm leihen, blos in den Prater."

Er brachte mir einen Regenſchirm, der auch einer Charade ähnlich ſah; denn er war ſeiner Auflöſung ganz nahe! Rothe Leinwand, die aus gelbem Neid ihre Farbe verläugnen wollte, war vermittelſt eines beſcheidenen Bindfadens um eine Gattung Schierhaken feſt gebunden. Als ich auf der Straße den Schirm aufmachte, ſah das röthliche Ding mit ſeinen Fiſchbeingräten aus, als ob man aus einem Saibling, der die Rippenfell-Entzündung hatte, ein Parapluie gemacht hätte. Ich wollte es aufſpannen, allein meine geſpannte Erwartung wurde getäuſcht; ich mußte ſelbſt mit meinen zwei Fingern der rechten Hand die Klammer machen, das Dach des Schirmes zu ſchützen. Wenn ich in die Höhe ſah, ſo war dieſes Dach wahrſcheinlich ein aſtronomiſcher Thurm: denn man konnte den Lauf der Geſtirne durchſehen, und es waren Löcher und Lücken zu Tubuſen und Fernrohren da.

So quälte ich mich bis ans Ende der Jägerzeile hinab. Als ich am ſogenannten Pfendlerhauſe um das Eck hinausbog, da faßte der Wind meinen Danaiden-Regenſchirm und kehrte ſein Dach ganz um, ſo daß es ausſah, als hätte er den Reifrock über den Kopf zuſammengeſchlagen. Ich klammerte mich an dem Stocke des Schirmes feſt und wurde von dieſer Maſchine mit fortgezogen, ſo daß ich und das Ganze ausgeſehen haben muß, wie ein fliegender Drache. Die Gewalt des Windes, welcher ſich in dem oberen Luftballon des Schirmes verfangen hatte, riß uns mitten in eine Herde Ochſen hinein, die gerade von den Weißgärbern herüber getrieben wurde, welche ſtutzig über dieſe Erſcheinung ehrfurchtsvoll aus einander ging und uns durchließ.

Im Anfange der Praterallee pauſchte ich meinen Montgolfier zuſammen, der Regen hatte aufgehört, und ich nahm meine Augengläſer herab, um ſie, da ſie vom Regen naß wurden, mit meinem Taſchentuche zu trocknen; ungeſchickter Weiſe mit ſteifen Händen, zerbreche ich das rechte Glas der Brille, welches ſogleich in drei Theilen zu Boden fällt! Ich muß nun mit einer Brille, die nur auf dem linken Auge ein Glas hat, weiter fortſpazieren, und wenn ich etwas ſehen wollte, ein Auge zuſammenzwinkern, ſo daß meine Augen ausſahen, wie ein Jambus: ◡ —! Ein Wagen rollte vorüber, ich zwinkerte die Augen zuſammen, erkannte zwei Damen, grüßte; allein da war der Wagen ſchon vorüber, und mein Gruß flog in einen nachrollenden Wagen, in dem zwei mir ganz fremde Damen ſaßen; während nun die erſten Damen über die Unhöflichkeit meines Nichtgrüßens raiſonnirten, ärgerten ſich die andern zwei Damen wahrſcheinlich über die Zudringlichkeit meines Grüßens; darüber mußte ich lachen, und da gerade ein dritter Wagen kam, wendete ich lachend meinen Kopf auf die andere Seite; da ſtrich ein langer Mann, der ausſah wie ein Eiſenfreſſer, gerade an mir vorüber; der ſieht mich mit gezwinkertem Blick, lächelnd, glaubt, da ich mich unglücklicher Weiſe gerade umwendete, ich meſſe ihn, und lache ihn aus, und fängt Händel mit mir an. Ich erzähle nun dem Bramarbas die ganze Geſchichte, er wirft ein metallenes Gelächter auf, daß die Bäume zuſammenbeben und ſteigt weiter fort. Da führt mein guter Genius einen leeren Fiaker vorbei, ich rufe ihm zu, er ſoll halten; er will abſteigen, um den Schlag zu öffnen, ich ſage: „Bleib' nur ſitzen!" reiße den Schlag auf, will flink hinaufſpringen, gleite von dem naſſen Auftritt herab, ſchlage mir das Schienbein wund, und ſchlage zugleich die Glasſcheibe an der Wagenthüre zuſammen. Endlich ſitze ich. „Raſch!" rief ich dem Fiaker zu. Der Fiaker peitſcht die Pferde tüchtig, der Weg iſt glatteiſig, am Anfange der Jägerzeile, bei den Kaffeehäuſern, fällt ihm ein Pferd nieder und will ſich nicht wieder erheben. In einem Nu ſetzt ſich ein kleiner Anflug von Gaſſenjungen um den Wagen an, mehrere Fiaker kommen hilfreich, Alles nützt nichts: ich bin genöthigt, mit einer zerbrochenen Brille, mit einem umgekehrten Parapluie, mit einem wunden Schienbein, unter dem Lachchor der Straßenjungen auszuſteigen, und ich retirire mich ins „weiße Roß", wo ein Freund von mir einlogirte. Ich klopfe an. „Wer da?" — „Ich." — „Verzeihen Sie, ich kann Ihnen nicht aufmachen."

Ich ging wieder fort, nahm mir bei Nr. 1 einen zweiten Fiaker, in welchem ich endlich ohne weiteren Unfall nach Hauſe kam.

Mantel-Rede, in den Wind geſprochen.

Es war an einem jener ſchönen und heitern italiſchen Novemberabende, wie ſie hier gewöhnlich ſind: es ſchnitt eine kalte Luft herab; der Wind pfiff mir in die Ohren, als ob ich ein ſchlechter Schauſpieler wäre; es regnete nicht ſo eigentlich, aber es thaute nebelig herab, und der Himmel ſah aus, wie eine junge Witwe, die gerne weinen möchte und nicht recht kann; kurz, es war ſo ein politiſches Wetter, man hätte es eben ſo gut für trocken, als für naß, für recht ſchön und für herzlich garſtig nehmen können. In einem ſolchen Wetter muß der Menſch entweder am Schreibtiſch hocken und etwas ſchreiben, von dem man auch nicht weiß, ob es naß oder trocken iſt; oder er muß zu ſeiner Geliebten ſchleichen, von der man oft auch nicht weiß, ob ſie kalt oder warm iſt. Ich hatte weder Luſt zum Erſten noch Mangel am Zweiten, und dennoch beſchloß ich auszugehen, um von dem ſchönen Wetter zu profitiren.

Ich beſchloß auch in dieſem Herbſte zum erſten Male meinen Mantel wieder umzunehmen. Es ergreift mich immer ein wehmüthiges Gefühl, wenn ich alle Jahre wieder meinen Mantel hervorſuche, um mich in ihn einzuhüllen. Er kommt mir dann immer vor, wie ein verlaſſener Freund, wie ein vernachläſſigter Gönner, zu dem man nur immer wieder zurückkehrt, wenn uns der Sonnenſchein verläßt, und wenn er uns neuerdings Gutes thun, uns ſchützen und wärmen ſoll!

Man hängt oft ſo einen Freund an den Nagel, wenn man ihn nicht mehr zu gebrauchen gedenkt; ſo wie überhaupt der Menſch ſo vielerlei Dinge an den Nagel hängt und ſie am Ende wieder holt. Nur Eines hängt der Menſch zuweilen an den Nagel, was er nicht wieder herab nimmt — *ſich ſelbſt*.

Die ganze Kunſt im menſchlichen Leben beſteht darin, die Sachen zur *rechten* Zeit an den Nagel zu hängen; das heißt die *rechten* Sachen zur Zeit an den Nagel zu hängen, oder eigentlich: die Sachen zur Zeit an den *rechten Nagel* zu hängen, und ſie zur rechten Zeit wieder herunter zu nehmen!

Mancher Schriftſteller hätte ſeinen Ruhm nicht überlebt, wenn er ſeine Feder zur rechten Zeit an den Nagel gehängt hätte; mancher Held würde ſeinen Lorber nicht zerfallen geſehen haben, wenn er ſein Schwert zur rechten Zeit an den Nagel gehängt hätte; und mancher Kaufmann würde ſeinen Reichthum nicht verſchwinden geſehen haben, wenn er ſeine Spekulationsluſt zur rechten Zeit an den Nagel gehängt hätte. Darum: Die Sache zur rechten Zeit an den Nagel hängen und zur rechten Zeit wieder herunter nehmen, das heißt man: *den Nagel auf den Kopf* treffen; wer das verkehrt thut, der trifft *den Kopf auf den Nagel* und bleibt all' ſein lebelang vernagelt! —

Bei keiner Sache, ſelbſt bei einem Diebe, iſt das zur rechten Zeit Aufhängen ſo wichtig, als bei einem Mantel! Wer ſeinen Mantel zur rechten Zeit an den Nagel zu hängen und zur rechten Zeit herunter zu nehmen weiß, der iſt ein Philoſoph und ſein Mantel iſt ein Sokrates-Mantel, und ein Doktor Fauſt's-Mantel, und ein Deck-Mantel und ein Glücks-Mantel.

Den **Mantel nach dem Winde hängen**, das iſt ein Leichtes in unſerer Zeit voll Wind, in unſerer Welt voll Windbeutel; das eigentliche tiefe Geheimniß der Schlauen und Pfiffigen beſteht eigentlich darin, den Mantel nach dem Winde zu hängen, wenn gar kein Wind geht! Gehorſamer Diener! das iſt eine große Aufgabe! Ein wahrer Weltmann, das heißt, ein wahrer Mann der Welt, nicht ein Mann der wahren Welt, ein ſolcher Mann hängt ſchon im Auguſt den Mantel nach dem Winde, der im Jänner gehen wird, um dann den Jännerwind nach ſeinem Auguſt-Mantel hängen zu können.

Es gibt Mantel-Künſtler auf der Welt, Menſchen, die ihren Mantel ſo lange nach dem Wind gehängt haben, bis der Mantel zuletzt umgekehrt wiederum ſeinen Menſchen in den Wind hängt. Die Redensart: Man muß den Mantel nach dem Winde hängen, taugt überhaupt nicht; es muß heißen: Man ſoll den Mantel in den Wind hängen, um zu ſehen, woher der Wind bläst; dann erſt muß man ſich nach dem Mantel hängen! Der Mantel muß ſtärker ſein als der Menſch, ſonſt hängt am Ende der Mantel nach dem Winde, aber nicht der Menſch. Im Grunde meint man mit dem Sprichworte: „Man muß den Mantel nach dem Winde hängen,“ nur, „man muß ſich nach dem Winde hängen,“ denn der Menſch, ſein Körper iſt ja blos der Mantel ſeiner Seele, und alle guten, ſchwachen und curioſen Seelen hängen dieſen ihren Mantel immer nach dem Winde.

Ich habe Menſchen gekannt, die gar keinen Mantel hatten, und die doch ihren Mantel ſo nach dem Winde zu hängen wußten, daß ſie in allen Mantel-Rollen zu Hauſe und echte Mantel-Kinder des Glückes waren.

Ich habe andere Menſchen gekannt, die es ſo wenig verſtanden, den Mantel nach dem Winde zu hängen, daß ſich jeder Wind an ihnen hing und ſie fortführte, und ſie beſtändig den Mantel-Sack nach dem Winde hängen mußten!

Andere Menſchen ſind noch ungeſchickter und hängen ihren Mantel nach dem conträren Wind! Denen geht auch Alles conträr, denn wenn auch der Menſch glaubt, er nimmt den Mantel mit, im Grunde nimmt doch der Mantel die Menſchen mit.

Es gibt viele Menſchen, die, weil ſie ihren Mantel nach dem Winde hängen, gewiß alle ihre Worte in den Mantel hängen, jedem Worte, jedem Ausdrucke ein Mäntelchen umhängen, die alle ihre Reden und ihr Thun deshalb ſo bemänteln, daß Alles, was ſie ſagen, dann in den Wind geſprochen iſt.

Es gibt viele Menſchen, die ihre luſtigſten Stunden einem Trauermantel zu verdanken haben, und die das traurigſte Herz unter einem Bajazzo-Mantel tragen.

Es gibt Menſchen, die unter dem Mantel der Scheinheiligkeit den Pferdehuf verbergen; Andere, die unter dem Mantel der chriſtlichen Nächſtenliebe dem Nächſten ſeinen Mantel und Rock ausziehen.

Ich habe Menſchen gekannt, die ſehr einſeitig waren und den Mantel doch auf beiden Schultern trugen; ganz Andere hängen den Mantel blos deshalb nach dem Winde, damit ſie das Futter herausbringen! — Alles dieſes und noch Mehreres, was noch in meinem Mantel blieb, dachte ich, als ich meinen Mantel wieder umnahm; ich wickelte mich feſt in ihn ein und dachte: Es iſt eine verwickelte Geſchichte!

Pantoffel-Rede eines Schriftſtellers und Satyrikers am Tage ſeiner Verheirathung.

„Der Zug des Herzens iſt des Schickſals Stimme!“

Verehrteſte Freunde, Gäſte, Zuhörer und Volk!

Nach einer langen, vieljährigen wilden Ehe mit den neun Bergjungfrauen: Muſen genannt, trete ich heute in das Zeichen des **Krebſes**, das heißt vor den Altar, wo Amor ein Krebs wird und zurückgeht. Aus dem gereimteſten Leben gehe ich in das ungereimteſte über; nach langjährigem Schreiben komm' ich erſt recht in die Tinte, und aus der poetiſchen Freiheit gerathe ich in die proſaiſche Gefangenſchaft. Mein Leben war eine Satyre, und die Satyre war mein Leben, und nun adieu Leben und Satyre, ich mache nun mein Schluß-Epigramm! Ich werde von nun an keine beißenden Dinge mehr ſchreiben, denn ich werde von nun an Alles verbeißen müſſen, bis ich ins Grab beiße! Weder den Cothurn noch den Soccus werde ich mehr beachten; denn ich werde blos mit dem Pantoffel zu thun haben!

Welche Betrachtungen, meine verehrten Zuhörer, knüpfen ſich an dieſes kleine, aber gewichtige Inſtrument: Pantoffel! Der Pantoffel iſt der Rubicon aller männlichen Herrſchaft. Alexanders großer Reiterſtiefel, Attila's

Geißel, Berlichingens eiſerne Hand und Napoleons Degen ſind geringe Strohhalme gegen den Pantoffel. Der Ewige iſt allmächtig, weil er nicht unter dem Pantoffel ſteht!

Betrachten wir, meine geliebten Freunde, dieſes einfache aber bedeutſame, dieſes unſcheinende aber inhaltreiche Weſen näher.

„Kennſt du das Bild auf zartem Grunde,
Es gibt ſich ſelber Licht und Glanz,
Ein and'res iſt's zu jeder Stunde,
Und immer iſt es friſch und ganz;
Im engſten Raum iſt's ausgeführet,
Der kleinſte Rahmen faßt es ein,
Doch alle Größe, die dich rühret,
Kennſt du durch dieſes Bild allein!"

Anſpruchlos pflegt dieſes Geſchöpf unter dem Bette zu ruhen, der friedliche Stubenwanderer zieht daran vorüber, ohne es zu beachten; kein Unheil ahnend, ſieht es der ſorgloſe Gatte daſtehen, ſanft wie ein Lamm ſteht es da, und ſtill wie eine züchtige Hausfrau. Da ſtürzt plötzlich er hervor:

„Ein Regenſtrom aus Felſenriſſen,
Er kommt mit Donners Ungeſtüm!"

Es iſt kein Pantoffel mehr, es iſt zürnender Gletſcher, ein donnernder Feind!

Betrachten wir ferner den Stoff dieſes verhängnißvollen Weſens: Es iſt Leder und Seide; doch wenn er vom Leder zieht, ſo wirſt du, freundlicher Leſer, keine Seide ſpinnen.

„Wehe, wenn er losgelaſſen!"

Bei dieſem Pantoffel läßt ſich ſo darüber nachdenken, wie das menſchliche Glück auf flüchtigen Sohlen entſchwebt, und wie das häusliche Regiment beginnt:

„Leiſ' auf den Zehen kommt's geſchlichen,
Die Stille liebt es und die Nacht!"

Wenn der Mann ſeiner Frau den Handſchuh hinwirft, hebt ſie den Pantoffel auf, und der wüthende Ajax wird auf einmal zahm, wie eine Amme im griechiſchen Trauerſpiel!

Warum aber, meine verehrten Freunde, übt gerade der Pantoffel jene abſolute Gewalt über uns arme Männer aus? Dieſes ſüße Geheimniß der ſchaffenden Natur enthüllt kein ſchaffender Geiſt! Wahrſcheinlich kommt das daher, weil der Pantoffel dasjenige Ding iſt, wodurch die Frau an jedem Morgen zuerſt feſten Fuß im Hauſe faßt, und in dem ſie zu allererſt auftritt: der ausgezogene Pantoffel iſt vielleicht ein ſtillſchweigendes Zeichen, daß ihr der Mann auch nicht immer auf den Ferſen ſein ſoll. Eine doppelte Wehmuth aber, meine Verehrten, bemächtigt ſich nun eines Schriftſtellers und Satyrikers beim Anblicke ſeines zukünftigen Pantoffels! Ich wünſchte, daß meine Schriften einen ſolchen bedeutenden Abſatz hätten, als dieſer mein Pantoffel. Das iſt aber kein Wunder, denn es ſtecken ſchönere Füße in dieſem Pantoffel, als in meinen Gedichten, obwohl meine Gedichte noch lederner ſind, als dieſer Pantoffel. Für einen witzigen, ſatyriſchen, humoriſtiſchen Schriftſteller kann es aber kein größeres Glück geben, als unter den Pantoffel zu kommen; erſtens hat die Frau ſo viel Gewalt über den Mann, daß ſie ihn nicht ausgehen läßt, ſo iſt's ein Glück, wenn ſie über ſeinen Witz dieſelbe Gewalt hat, und ihn auch nicht ausgehen läßt. Zweitens beſteht bekanntlich die ſchönſte Funktion des Witzes in dem Vergleich der widerſprechendſten Gegenſtände, wie kann ſich alſo ein witziger Schriftſteller darin beſſer üben, als wenn er ſich ſtets mit ſeiner Frau zu vergleichen ſucht? Der Witz iſt ferner eine Eigenſchaft, die Aehnlichkeit an zwei ganz verſchiedenen Gegenſtanden aufzufinden; das kann ein Ehemann unter dem Pantoffel am beſten; der Mann und die Frau ſind doch gewiß zwei ganz verſchiedene Gegenſtände, und doch findet er da die Aehnlichkeit, daß die Frau ebenfalls der Mann iſt! Witz erfordert eine lebendige Einbildungskraft, wer unter dem Pantoffel ſteht, kann es ſich recht lebendig vorſtellen, welche Kraft es hat, wenn ſich die Frau was einbildet!

Jean Paul ſagt: „Witz iſt ein angeſchauter Verſtand!" um eine Sache recht gut anſchauen zu können, muß dieſe Sache ſtill ſtehen; wer unter dem Pantoffel ſteht, dem bleibt der Verſtand ſtill ſtehen; welche Gelegenheit für den Witz, ihn anzuſchauen!

Auch für die Satyre iſt das Pantoffel-Regiment höchſt nützlich, denn der Satyriker muß eine genaue Kenntniß aller Schwächen und Fehler, die er geißelt, beſitzen; indem er heirathet, verſchafft er ſich die intimſte Kenntniß derſelben! Für den Humoriſten aber kann es nichts Erwünſchteres geben, als unter dem Pantoffel zu ſtehen.

Der Humoriſt ſoll zwiſchen dem Wehmüthigen und Lächerlichen mitten inne ſchweben, wer aber ſchwebt mehr zwiſchen dem Wehmüthigen und Lächerlichen, als ein Pantoffelmann? Ein Pantoffelmann iſt ein wahrer Humoriſt wider Willen! Der wahre Humoriſt ſieht die Natur als eine Miſchung guter und ſchlimmer Eigenſchaften, dem Pantoffelmann iſt der Pantoffel zur Natur geworden, und in dieſer Natur ſieht er die Miſchung des Schlimmen mit dem Guten, denn es iſt für ihn gut und ein Glück, daß der Pantoffel keine Sporen hat wie ein Stiefel! Der Humoriſt ſieht nichts, als ſein parodirtes Ich, der Pantoffelmann eben ſo; ſeine Frau iſt ſein parodirtes Mann-Ich! Jean Paul erklärt den Humor für das umgekehrt Erhabene, das iſt der Pantoffel, der Abſatz iſt das Erhabene, der wird umgekehrt, und der Mann, der unter dem Pantoffel ſteht, ſteht unter der direkten Herrſchaft des Humors! Ich, meine verehrten Freunde, ich betrachte alſo meinen zukünftigen Pantoffel als das Werkzeug der höchſten Vollendung meines witzigen, ſatyriſchen und humoriſtiſchen Talentes. Die Leſer werden erſt dann mich lieben, wenn ich ſelbſt ganz verleſen ſein werde, und die holden Leſerinnen werden dann erſt recht von mir ſagen: „Das iſt mein Mann!“ wenn meine Frau anfangen wird, mein Mann zu ſein, von nun an in Ewigkeit, Amen!

Bluetten.

Erzählungen in getuſchter Manier.

Das Räthſel und die Löſung.

Ein Bruchſtück aus meinem Reiſebüchlein.

(In einem Geſellſchaftsſpiele improviſirt.)

„Theuerſte Amalie!" rief ich ſchmelzend aus, und drückte dem Kellner im „Kronprinzen von Preußen" zu Halle zärtlich die Hand; „Theuerſte Amalie!" ſeufzte ich noch einmal, und drückte ſeine Hand immer feſter; da brach ein ſchallendes Gelächter aus, ich kam zu mir. Ich ſtand in Reiſekleidern in der Gaſtſtube, luſtige Studenten ſaßen am Tiſche, der Kellner brachte mir die Rechnung, ich aber dachte an das Wiederſehen Amaliens, und anſtatt dem Kellner acht Thaler und ſechzehn Groſchen zu bezahlen, glaube ich Amalien zu ſehen und rufe aus: „Theure Amalie!" Der Kellner, dem meine theure Amalie wahrſcheinlich für acht Thaler und ſechzehn Groſchen zu theuer war, lachte, die Studenten lachten, ich kam zu mir, bezahlte — hier lachte ich nicht — und ſtieg in den Eilwagen. Bevor ich in einen Eilwagen ſteige, mache ich immer mein Teſtament; denn man kann auf einem Eilwagen an verſchiedenen chroniſchen Eilwagen-Uebeln ſterben, als da ſind: Weinreiſende, Anekdotenerzähler, Schnarcher, alte Weiber mit Huſten, junge Laffen mit Zoten, Dickbäuche mit Schweißgeruch, Ewigſprecher u. ſ. w.

Um auf einem Eilwagen ſich wohl zu befinden, muß man entweder ein Satyriker, ein dummer Kerl, oder ein Verliebter ſein. Da ich Gottlob, ſeitdem ich denken kann, immer wenigſtens zwei dieſer Eigenſchaften beſaß, ſo befinde ich mich ſo ziemlich wohl. Manchmal bin ich dumm und verliebt, ein andermal dumm und ſatyriſch, und das dritte Mal ſatyriſch und verliebt. Mit dem Verliebtſein iſt es ganz eigen. Die geſcheidten Menſchen werden dumm, wenn ſie verliebt ſind. Aber auch nur die ganz dummen oder die ganz geſcheidten Menſchen ſind im Stande, ſich zu verlieben. Die Menſchen alle zwiſchen grundgeſcheidt und ſtockdumm, mit ihrem alltäglichen nußbraunen Hausmannsverſtand, die trocknen Brot- und Semmel-Wiſſenſchaften, die verlieben ſich nicht, auch die Haus-, Grund- und Goldbeſitzer nicht; blos die freien Künſte ſind im Stande, ſich zu verlieben, als da ſind: Maler, Muſiker, Dichter, Schauſpieler, Ladendiener, Müßiggänger, mediatiſirte Redakteurs, und ſonſt noch Alle, die kein Geld haben.

Bei dem weiblichen Geſchlechte iſt es umgekehrt. Da empfinden blos die Brot- und Semmelgelehrten heftig; das ſind die *Klaſſiker der Liebe*; die *Romantiker* hingegen, die Künſtlerinnen, die ganz reichen und die ganz armen Mädchen, und dann die poſitiven Witwen, die verlieben ſich nie. Wenn daher ein Freund zu mir kommt und mir ſagt: „Ach, ich bin verliebt!“ ſo frage ich ihn ſogleich: „Iſt's eine klaſſiſche, ſo biſt du auf jeden Fall glücklich, entweder ſie erblickt oder erhört dich auf einmal, oder ſie ſagt: „Scheren Sie ſich zum Teufel!“ und du biſt noch glücklicher. In einem ſolchen „Scheren Sie ſich zum Teufel“ iſt Klarheit, klaſſiſche Kürze und Bündigkeit; du weißt wenigſtens, woran du biſt, oder vielmehr, woran du nicht biſt! Iſt es aber eine „romantiſche“, eine ſogenannte ſpekulative, ſo weiß ich dir keinen liebevolleren Rath zu ertheilen, als dich todtzuſchießen. Denn, entweder du ſeufzeſt ein Jahr, wirſt nicht erhört und ſchießeſt dich dann todt, und in dieſem Falle iſt's doch beſſer, du ſchießeſt dich gleich todt, ſo erſparſt du ein Jahr lang viel Geld auszugeben, und was man thun will, muß man ſogleich thun. Oder aber du ſeufzeſt ein Jahr lang, und ſie erhört dich, dann biſt du zwar nicht erſchoſſen, aber lebendig begraben. Denn eine ſolche Spekulative liebt dich nicht mit ihrem Herzen, o nein, ſie liebt dich mit ihrem Vater, mit ihrer Mutter, mit ihrem Onkel, mit ihrer Tante, mit ihrem Großonkel, mit ihrem Urgroßonkel mütterlicherſeits u. ſ. w. Alle dieſe müſſen dich erſt lieben, das heißt dich, dein Geld, deine Umſtände und deine Verhältniſſe. Der Vater, die Mutter, die Baſe, die Tante u. ſ. w. müſſen noch dich und dein Geld und deine Verhältniſſe und deine Umſtände mit allen andern etwa zu hoffenden Liebhabern, mit ihrem Geld, und ihren Verhältniſſen, und ihren Umſtänden vergleichen und prüfen und wägen, und wenn du, das heißt, dein Geld, deine Verhältniſſe und deine Umſtände als beſſer befunden werden, ſo ſagt Vater, Mutter, Tante, Baſe und die ganze ellenlange Sippſchaft zu deiner Angebeteten: „Weißt du was, du kannſt ihn unſertwegen ſchon lieben!“ Darauf fällt dir ihr Herz, wie eine aufgeplatzte Eichel in die Arme, und ſie ruft: „O, wie lieb' ich Sie!“ — Siehſt du, mein Freund! ſo lieben die Romantiſchen!“ — Jedoch, ich komme von meinem Wege und von meinem Eilwagen ganz ab.

Wie geſagt, da ich das ganze Jahr hindurch ſtets verliebt bin, — mit Ausnahme des 24. Decembers, an welchem Tage ich aus Liebe bald geheirathet hätte, und deshalb dieſen Tag für einen unglückſeligen für die Liebe halte, ſo betrat ich ziemlich getroſt meinen Eilwagen, in welchem ich folgende Geſellſchaft fand, die den redlichen Finder nur zum Theil belohnte. „Nummer fünf!“ ſchrie der Conducteur, und ſchob mich wie eine eingelegte Arie zwiſchen zwei Weſen in den Fond des Wagens hinein. Wie ich denn immer mein Geſpräch mit einem ſchlagenden Witz beginne, ſo ſagte ich auch hier zugleich, als ich einſtieg: „Guten Tag!“ und ſchwieg. Ich wollte mich erſt mit meinen Blicken einwohnen, und die Mitbewohner meiner Geduldsarche phyſiognomiſch ſtudiren. Rechts neben mir ſaß ein Mann mit einem von jenen Geſichtern, welches begreifen läßt, daß — wenn es in der Schöpfungsgeſchichte heißt: „Und er blies in ſeine Naſe lebendigen Geiſt,“ dieſer Mann weder Geiſt, ja kaum Odem haben könnte; denn er hatte eine Naſe, ſo ſchmal und dünn, wie die Butter auf einer Berliner Butterſtolle, und dieſe Naſe machte die Gränze der zwei vollen, mit einem Archipelagus von Warzeninſeln überſäeten Wangen, ſo unbeſtimmt und ſchwankend aus, als ob ſie erſt von einer Conferenz mehrerer Dorfgemeinden dazu beſtimmt werden ſollte. Ueber den zwei grauen ſtechenden Augen ſtanden die buſchigen Augenbraunen wie zwei großmächtige Parapluies, und unter dem ſchmalen Dinge, welches ſagen ſollte: „Auch ich bin eine Naſe,“ lief querüber ein Mund, ähnlich jenen Erdriſſen, die durch heftige Erdbeben zu entſtehen pflegen. Die übrige Geſtalt dieſes Mannes war ganz kurz, eine wahre ſpartiſche Epiſtel, Kopf und Ende nahe beiſammen, ſo daß er als Karpfen ein ausgezeichneter Karpfen geweſen wäre, als Menſch aber ſelbſt für ein Handbillet der Schöpfung zu gedrängt war. — Noch hatte dieſes Weſen nicht geſprochen, und ich wußte alſo nicht, ob es ein ſatyriſches oder ein griechiſch-naives Epigramm der ſchaffenden Natur war. Allein, wie ward mir zu Muthe, als dieſer Taſchenmenſch zu reden anfing, ſeinen Kopf hinausbeugte, und das Mädchen an meiner linken Seite fragte: „Nun, Pütchen, wie iſt dich?“ Nun weiß ich nicht, was ich dem Leſer zuerſt ſchildern ſoll, das Mädchen, oder die Stimme meines menſchlichen Karpfens, oder was eigentlich „Putchen“ bedeuten ſoll. Putchen iſt das Diminutiv von Pute, Pute iſt das Femininum von Puter, Puter ein „kolleriſcher Puter“, das weiß Jedermann, der Boßens „Louiſe“ geleſen hat, iſt ein indianiſches Huhn. Für Jemand aber, der Boßens „Louiſe“ nicht geleſen hat, gibt es keine Schriftſteller und keine indianiſchen Hühner. Wenn aber ein Berliner, das heißt ein Mann aus der Stadt, in welcher Geiſt und Sand in allen Straßen eben ſo vollauf als trocken zu finden iſt, wenn ein ſolcher Mann zu einem weiblichen Weſen ſagt: „Putchen“, ſo iſt das ſo viel, als wenn ein anderer unſandiger Deutſcher ſagt: „Mein Engel!“ oder ein Franzoſe: „ma mie!“ oder ein Italiener: „cara anima!“ oder ein Engländer: „My sweet heart!“ u. ſ. w. Wenn der Berliner ſagt: „Putchen“, ſo fällt gleich darauf ſeine Liebkoſungsfähigkeit in Ohnmacht, denn ſie hat ſich erſchöpft; und ein Berliner, der zu einem Frauenzimmer ſagt: „Putchen!“ das kann nur ihr Vater, ihr Liebhaber, oder ihr Theaterdirektor ſein. Die Stimme aber, die jetzt an meiner Seite dieſes „Putchen“ an meine linke Seite ſpedirte, konnte keine andere als die eines Vaters ſein. Dieſe Stimme an und für ſich ſelbſt, wenn ſie ohne den, der ſie ausſtieß, durch die Welt gezogen wäre, hätte unſern Naturforſchern viel zu ſchaffen gemacht; ob ſie eine begeiſterte Froſchſtimme, oder eine in Ruheſtand verſetzte Dreſch-Walzen-Stimme, oder eine bedeutende Collecte von mitleidigen Raben-Stimmen iſt. Das Mädchen aber, lieber Leſer! das Mädchen! Sieh, lieber Leſer, ich könnte dir jetzt die Beſchreibung und den Mund recht wäſſerig machen, ich könnte deine Phantaſie ſo aufſtacheln, daß ihr die Haare, Federn oder Borſten zu Berge ſtänden — denn ich weiß eigentlich nicht, welch' eine Gattung Thier deine Phantaſie iſt — aber nein, ich will es barmherzig machen. Es war ein Mädchen, zu dem ich auf den erſten Anblick getroſt hätte ſagen können: „Liebe mich, heirathe mich, und verzichte auf das Glück deines Lebens!“

— Ein Geſicht, mit einer Milde und Seelenhaftigkeit, wie ſie nur in der altdeutſchen Lebens- und Malerſchule zu finden waren. Wenn man jene Bilder und die unſerer Maler anſchaut, ſo weiß man nicht, iſt die Gemüthswelt, oder die Gemüthskunſt, oder wohl Beides verloren gegangen! Aus jenen weiblichen Köpfen ſpricht die Seele, die ganze hohe Kindlichkeit des Stilllebens der Unſchuld, die ſüße Einfalt des Herzens uns an; wir ſtehen gerührt vor dieſen wunderſamen Geſtalten! Aber unſere jetzigen Maler malen keine Herzen, ſie malen Geſichter, ſie verſchönern ſie, das heißt, ſie verweltlichen ſie, ſie idealiſiren ſie für die Erde, nicht für den Himmel. Das Geſicht ſpricht, ja wohl, es ſpricht! es ſpricht franzöſiſch, engliſch, italieniſch, aber es ſpricht nicht zum Herzen: es iſt nicht die Seele, die ſpricht. — Hier aber ſaß ich neben einem Weſen, das ſchön und fromm und altdeutſch ausſah! Die hellen Locken fielen in reicher Fülle auf die edelgeformte Schulter herab. In ihren tiefblauen Augen lag ihr Lebenshimmel, und der einer Herzensunſchuld. Die vom zarteſten Jugendroth angeglühten Wangen hatten gewiß noch nie das Erröthen der Schuld beherbergt; der klein geſchloſſene Mund, vom edelſten Karmine gefärbt, öffnete ſich nur lächelnd, um zwei Kinngrübchen zu entwickeln, in denen die Grazien ihr Hauptquartier hatten. Sie umſchloß ein züchtiges Gewand, das oben unterm Kinn zuſammengebunden war. Noch hatte ſie nicht geſprochen, wie begierig war ich daher, ihre Antwort auf das: „Nun, Putchen, wie iſt dich?“ zu hören.

„Mir iſt wohl, lieber Vater!“ antwortete das Mädchen, mit einer weichen, melodiſchen Stimme, und in demſelben Augenblicke ſtieß ſie auch plötzlich ein ſchmerzliches „Ach!“ aus. Ihr gegenüber ſaß ein großer, vierſchrötiger Kerl, der ſeine Beine von ſich ſtreckte, und ihr wahrſcheinlich ganz unſanft auf den Fuß trat. Der Kerl, von dem ich nachher erfuhr, daß er ein Artiſchoken-Händler war, entſchuldigte ſich gar nicht, ſondern ſagte mit einem Grinſen, welches er für Lachen hielt: „Im Wagen müſſe man gar keine Füße haben!“ Ein Student in einem grünen Flausrock, der neben ihm ſaß, belachte dieſen Einfall, und ſo war die Introduktion dieſer Wagen-Unterhaltung im Gange. Der Berliner Student, der mit der Geſellſchaft ſchon länger im Wagen beiſammen war, ſchien das holde Mädchen beſonders in Protektion genommen zu haben, und etwas empfindlich darüber zu ſein, daß ich an ihrer Seite ſaß. Er ſprach unaufhörlich, und zwar immer von ſeinen Studien, von Künſten und Wiſſenſchaften, citirte alle Augenblicke den „Goethe“ und den „Schiller“, und ſagte immer inzwiſchen zu dem Mädchen: „Uf Ehre! das müſſen Sie leſen!“ Da ich zu allen ſeinen Ausrufungen, Citationen und Bemerkungen ein höchſt einfältiges und nichtsſagendes Geſicht machte, ſo hielt er mich für ein recht frommes Schaf, und machte im Stillen ein Plänchen, mich zum Beſten zu haben, und das Mädchen auf meine Koſten zu beluſtigen. „Jott verdamme mir!“ rief er aus, „was ſagen Sie zu dieſer herrlichen Gegend?“ — Wir fuhren eben durch ein wahres Sandmeer. — „Glauben Sie nicht, daß ein Claude Lorrain ſie verewigen ſollte?“ Dabei lachte er ironiſch mich an. „O,“ erwiederte ich, mit einer ſo leeren Miene, als nur immer möglich, „dieſe Gegend ſollte man von einem andern Pinſel verewigen laſſen!“ Der Student ſah mich groß an, aber ich ſah ſo unſatyriſch aus, daß er ſich ſelbſt nicht geſtehen konnte, daß ich in Beziehung ſprach. Das Mädchen aber mit ihrer Silberſtimme fing an über Claude Lorrain zu ſprechen; über ſeine Eigenthümlichkeit, über die Färbung ſeiner Bilder, über die Vortrefflichkeit ſeiner Perſpektive u.ſ.w. Sie nannte ſein Bild der Villa Madama, welches Papſt Clemens XI. mit Gold bedeckte, ſein beſtes, und erzählte dabei, daß der Herzog von Devonſhire eine Sammlung von zweihundert Handzeichnungen von ihm beſitze. — Ich war nicht wenig über die gründliche Kenntniß dieſer Unbekannten erſtaunt, und der Student rief aus: „Jott verdamme mir, Sie wiſſen das Alles ja beſſer, als mancher Profeſſor!“ Das Mädchen ſchwieg, der Student fuhr fort: „Jott verdamme mir! Raphael war doch der erſte Maler der Welt! Nicht wahr, mein Herr?“ wandte er ſich ſpöttiſch gegen mich, „beſonders ſeine Thierſtücke?“ — „Ja,“ erwiederte ich, „ich habe eben eins vor Augen! ich werde ſtets mit Vergnügen daran denken!“ — Der Student wurde etwas ſtutzig, denn ich ſah ſo unſchuldig dumm dabei aus; er wendete ſich nun an das Mädchen: „Nicht wahr, Raphael, das iſt der Erſte!“ — „Raphael?“ fragte das Mädchen, „den kenne ich nicht, den habe ich nie nennen hören!“ —

Er ſah das Mädchen groß an: „Jott verdamme mir, den Raphael kennen Sie nicht, nur den Lorrain ſo genau? Lorrain verhält ſich zu Raphael, wie Gellert zu Goethe!“ — „Sie können doch den großen Maler Gellert auch?“ ſo fragte er mich wieder ganz ſchnippiſch. — „Ich kenne nur ein Bild von ihm,“ war meine Antwort, „aber ganz nach der Natur, und das iſt: der grüne Eſel.“ Der Student fing an, ſeine Fühlhörner ein wenig zurückzuziehen. Das Mädchen aber wurde ganz geſprächig. „Gellert,“ meinte ſie, „habe die Ahnung der Religioſität im Herzen des Volkes erweckt; es fehle ihm zwar die Tiefe, aber die Innigkeit, beſonders ſeiner geiſtlichen Gedichte, ſei ſehr wahr und rührend. „Für den Roman,“ fuhr ſie fort, „hatte er kein Talent, das beweiſt ſeine „ſchwediſche Gräfin“, aber in ſeinen Fabeln paart ſich treuherzige Schalkhaftigkeit und populärer Witz.“ — Der Student und ich ſperrten das Maul weit auf, und bewunderten die kleine Gelehrte. — „Was Goethe betrifft,“ ſprach die Holde im Zuge immer fort, „Goethe vereinigt den höchſten Cynismus mit der höchſten Poeſie. Er hatte eine Kraftperiode, eine elegante Periode und eine ideale Periode: „Fauſt“, „Clavigo“, „Werther“. Im „Wilhelm Meiſter“ iſt ſeine Idealität am meiſten ausgeprägt. In ſeiner „Eugenie“ iſt die Griechheit in Form und im Leben marmorglatt und marmorkalt! Seine Liederſammlung hingegen gibt ein Bild von dem, was der Menſch im abgeſchloſſenen Despotismus aus ſeinem Leben und aus ſeiner Muſe macht.“ — Wir konnten aus unſerm Erſtaunen kaum zurückkommen.

Der Berliner Student rückte wie beſeſſen auf ſeinem Platze herum, er war ganz Bewunderung. Ich aber ſah mit einer befremdlichen Neugier das Mädchen an, welches aus den ſchönen Lippen das alles hervorſprudelte, aber ohne allen Anſtrich von Erhebung oder Begeiſterung. „Jott verdamme mir!“ ſchrie der Student nun wieder, „Goethe, der iſt Alles für den Verſtand, für die Vollendung, fürs Herz aber, ich meene ſo für das rechte innerſte Herz, da iſt nur een Schiller, und keener mehr!“ Das Mädchen ſchlug die Augen nieder, und ſchwieg. „Sie ſchweigen?“ fragte er dringend, „lieben Sie den Schiller nicht?“ — „Schiller?“ fragte ſie, „wer iſt das? von dem weiß ich gar nichts.“ Ganz betroffen und verduzt ſchwiegen wir Beide. Ich wußte nicht, was ich aus meiner ſchönen Nachbarin machen ſollte. Lag eine tiefere Bedeutung darin, daß ſie vorgab, Raphael und Schiller nicht zu kennen? War es blinde Vorliebe für Goethe, oder für die Landſchaften Claude Lorrains? oder endlich war es Ironie und Schalkhaftigkeit?

Ich ſetzte abſichtlich das Geſpräch über bildende Künſte fort, und ſprach von Canova. Da belebten ſich ihre Züge, man ſah, wie ſie freudig ergriffen wurde, als wie wenn man eine Saite ihres Herzens berührt hätte, die nun jetzt gern allein forttönt. „Ja,“ ſagte ſie, „die Art, wie Canova den Marmor behandelt, iſt das Beſtreben, in dem harten Stoff den Reiz des weichſten Schmerzes hervorzubringen. Ich kenne nichts Schöneres, als ſeinen Genius am Grabmale des Papſt Clemens XIII. in der Peterskirche zu Rom, obſchon dieſer Genius mehr ſchmeichelnden Reiz, als tiefere Bedeutung hat. Sein Perſeus hingegen iſt ohne Einheit und tiefere Anſicht. Der magiſche Reiz aber der Vollendung in dem blendend reinen Stoffe, feſſelt Aug' und Sinn, und die zarte Bearbeitung läßt die Kennerſchaft vergehen. Viel höher aber als Canova in der Vergeiſtigung der Formen ſteht Danecker, beſonders in ſeinem „Chriſtus“, in dem die Menſchlichkeit und Göttlichkeit als Mittlerthum wieder gegeben werden mußte!“ — „Jott verdamme mir!“ rief der Student aus, „Sie reden wie ein Profeſſor!“ Ich aber ſaß in ſtiller Anſchauung, und faſt etwas ſcheu, weil ich es durchaus nicht mag, wenn die Frauen gelehrt thun, oder gelehrt ſcheinen wollen. Mir iſt das Weib durch Weiblichkeit intereſſant, durch Sanftmuth, durch Gemüth. Heldinnen, Dichterinnen, kann ich bewundern, aber nie lieben. Ja, es wird mir angſt und bange, wenn ich in der Nähe eines Frauenzimmers bin, die den Ruf einer Gelehrten hat. Es kommt mir immer ſo vor, als ſähe ich eine Nachtigall mit Sporen; oder eine Taube mit einem Schnurrbarte. Wenn ein ſolches Mann-Weib mit mir ſpricht, zieht ſich mein ganzes Weſen in ſein Schneckenhaus zurück, und ich bekomme den Starrkrampf in der Zunge, und ich ſehe mich ängſtlich um, ob nicht ein anſpruchloſes, weibliches Geſchöpf meine verſteinerte Empfindung wieder aus ihrem Banne löſen will. — Die Männer ſind die Bäume der Menſchengattung, die Frauen ſind ihre Blumen. Die Blumen ſollen unſer Leben zieren, ihre Blätter ſollen unſer Leben anlächeln, ihre

Farben uns ergötzen, ihr Duft uns erquicken. Aber aus Blumen ſoll man kein Brauch- und Brennholz, keine Wurfſpieße, keine Schreibtiſche und Profeſſor-Stühle hauen und ſchnitzen. Aus dieſen Anſichten ſah ich auch die junge Gelehrte an meiner Seite mit einer Miſchung von Neugierde und Mitleid an. Ihr Vater, der kurze Karpfenmenſch, lächelte aus ſeinen Aeuglein heraus, und nickte dem Studenten triumphirend zu. „O," ſagte dieſer, das Geſpräch wieder aufnehmend, „Canova und Daneker werden Beide von der Kühnheit Thorwaldſons überflügelt; meinen Sie nicht?" — „Wie meinen Sie das, Thorwaldſon?" fragte meine Nachbarin, „iſt das auch ein Bildhauer? Ein Berliner vielleicht? oder haben Sie den Namen erdichtet?" — Dabei ſah die Kleine ſo unbefangen aus, ſie ſah den jungen Univerſitäts-Sohn ſo offen an, daß er ganz verblüfft da ſaß, und wie Hilfe flehend, bald mich, bald die reizende Sprecherin anſah. — „Jott verdamme mir!" ſchrie er heftig, „Sie wollen mich man zum Beſten haben!" — Indeſſen wurde es Abend, das letzte Roth der abtropfenden Abendſonne fluthete durch den Wagen; der Karpfenmann ſaß da, wie ein vergoldeter Thurmknopf, und ſchillerte mit ſeinen Prisma-Augen ſeine Tochter an. Dieſe aber ſaß und ſah hinaus in die niederſchmelzende Abendröthe, und auf ihrem Antlitze lag das letzte Tageslicht, als könnte es nicht davon ſcheiden. „O!" rief ich halb für mich aus, „wie der Abend niedergeht und ſein Licht, und mit dieſem Licht auch die Flammen des Tages im menſchlichen Herzen verlöſchen." — „Die bildenden Künſte," antwortete die Räthſelhafte wie gedankenlos, „malen ihn auch wie einen Genius, mit einem Stern auf dem Haupte, der die Fackel zur Erde ſenkt!" Ich drückte ihr unwillkürlich die Hand; denn am Abend ſind nicht nur Fieberkranke, ſondern auch Verliebte, Dichter und Narren in einem geſteigerten Paroxismus. Ein Dichter iſt am Abend ein Verliebter und ein Narr; ein Narr iſt am Abend ein Verliebter und ein Dichter, und ein Verliebter iſt am Abend ein Dichter und ein Narr. Ich hatte aber einen ſchönen Abend und ein ſchönes Mädchen ſo zu ſagen, avant la lettre, bei der Hand, daß ich ein Narr und ein Verliebter en afins werden mußte. „Nicht der Abend des Tages," ſagte ich mit ſeidenweicher Stimme, „ſondern auch der Lebensabend, Freund Hain, hat auch eine umgekehrte Fackel in der Hand!" — „Freund Hain?" fragte das Mädchen, und ſah mich fragend an, „das iſt wohl ein Spezialfreund von Ihnen; aber warum trägt er eine Fackel in der Hand?" — Eine Eiskälte überflog mich bei dem ſchnöden Ton dieſer Worte, die, wie ich beſtimmt glaubte, abſichtlich geſagt wurden, um meine Empfindelei kurzweg abzuſchneiden. Ich ließ ihre Hand los und ſchwieg. Die Nacht brach an und die Sterne zogen wie Neugierige am Himmel herauf, und guckten von beiden Seiten in unſern Wagen hinein. „Jott verdamme mir!" jubelte der Student, „ich weiß nun nicht, ſoll ich die Aſtronomie da oben oder in Ihren Augen ſtudiren, meine Schöne!" Dabei lächelte er wohlgefällig über das feine Kompliment. „Die Aſtronomie,“ erwiederte ſie unbefangen, „ſowohl die ſphäriſche, theoretiſche und phyſiſche, und die Wahrnehmung der unveränderlichen Geſetze der Weltkörperbewegung iſt ein trockenes Ding, das nichts mit dem Herzen zu thun hat. Von Nutzen iſt ſie, wie der große Naturforſcher Gehler ſagt, um Empfindungen von Größe und Würde zu erregen, und die Gedankenreihe bis über das Grab hinauszutragen. Die Aſtrologie hingegen iſt zwar eine trügeriſche Kunſt, aber ſinnig iſt es, ſein Schickſal an die Wahrnehmung der Geſtirne knüpfen zu können. Ihr hohes Alter läßt ſich aus der moſaiſchen Erzählung (Buch 5, 18, 10.) entnehmen, und Belus, der ſich am Euphrat niederließ, brachte ſie aus Egypten nach Aſien.“ Dem Berliner Studenten blieb der Verſtand ſtill ſtehen, der ohnehin nicht ſtark im Gange war; mir aber wurde dieſes Mädchen mit ihrer Grundwiſſerei und angeheuchelten räthſelhaften Ignoranz auf der andern Seite faſt peinlich, und ſie kam mir wie eine Spukgeſtalt vor. Der Student ſetzte das Geſpräch fort, und ſagte: „Ja, ſelbſt die Hellenen legten hohen Werth auf die Aſtrologie.“ — „Sind das Ihre Schweſtern, die Hellenen,“ fragte das Mädchen mit dem unſchuldigſten Geſichte von der Welt. „Wie,“ rief der Student unwillig aus, „Sie kennen die Hellenen nicht?“ — „Ich habe nicht die Ehre,“ erwiederte das Mädchen ganz trocken; ihr Vater lächelte, wie ein Stück faules Holz durch die Nacht, und der Student und ich ſchwiegen, indeß es doch anfing, mir etwas grauenhaft vorzukommen. Es mochte ungefähr gegen Mitternacht ſein, als wir in die Hauptſtadt Berlin einfuhren. Als wir durch das Leipziger Thor über den Belle-Alliance-Platz hinab kamen, warf die herrliche und blendende Gasbeleuchtung ihr Licht in den Wagen, und ließ uns noch einmal die räthſelhafte Schöne in dem Schimmer ihrer jugendlichen Schönheit ſehen. Der Student hatte mir eine Station früher, in Zehlendorf, verſprochen, mir ſogleich Nachricht zu geben, wenn er in Berlin das Mädchen näher kennen lernen wird, da er ſich bereits beim Papa die Erlaubniß, ins Haus zu kommen, erwirkt habe. „Jott verdamme mir!“ brach er nun wieder los, „das Jaas iſt eene herrliche Flamme, es iſt, wie am Tage!“ — „Ja,“ ſagte das Mädchen, „die Erfindung iſt eine der freundlichſten, und wir verdanken ihre erſte Idee dem Lampadius, der in ſeiner Hüttenkunde darüber ſprach. Lubon entwickelte das Gas für die Thermolampe aus Holz, und die Engländer fingen erſt im Jahre 1810—11 an, die Gasentwicklung aus Steinkohlen zu ziehen. Der Schottländer Pattenſon will ſogar ein Mittel erfunden haben, das Gas in luftdichten Säcken aufzubewahren.“ Wir ſahen ihr noch einmal in die von Gaslicht umflutheten ſuperklugen Augen, und der Student meinte: „O, meine Schöne! für ein Frauenzimmer haben Sie doch faſt zu viel von der Hypokrene getrunken!“ — „Ich? getrunken?“ erwiederte ſie faſt beleidigt, „ich habe den ganzen Weg über nichts getrunken, das haben Sie geſehen, und das Getränk Hypokrene kenn' ich gar nicht, wird wohl eine Art Fuſel ſein!“

Jn demſelben Augenblicke bog der Wagen in die Königsſtraße ein, und rollte in den Gaſthof, und wir wurden von einigen Dienern der langſamen Eilfertigkeit aus dem Wagen gebracht und gingen nach Hauſe.

Zwei Tage ſpäter ſtürmte der Student des Morgens in mein Zimmer: „Jott verdamme mir!“ ſchrie er wie der Wirbelwind, „ich habe es man heraus, was es mit dem Mädchen iſt. Jch habe ihr eene Viſite applicirt, und da iſt mich die janze Feuersbrunſt ufjejangen! Die Perſon hat das Converſations-Lexikon, und ſtudirt es durch. Jetzt iſt ſie nicht weiter jekommen, als bis zum H, darum hat ſie auch von Claude Lorrain, Aſtronomie, Canova, Danecker, Gellert, Goethe, Gasbeleuchtung u. ſ. w. Alles jeſagt, was darin zu finden iſt; von Raphael aber, von Schiller, von Thorwaldſon, von Hellenen, von Hydrogen, von Hypokrene u. ſ. w. keene Silbe jewußt! Die kan mich jeſtohlen werden, die ekle Priſe!“ und damit lärmte er wieder aus meinem Zimmer hinaus. Jch traf ſie zufällig nach einigen Wochen im türkiſchen Zelt in Charlottenburg. Es war ſehr heiß, ich machte ihr dieſe geiſtreiche Bemerkung, worauf ſie ſagte: „Wir leben jetzt in den Hundstagen, und da geht der Syrius mit der Sonne zugleich auf.“ Sie war alſo indeſſen ſchon über das H gekommen.

Das Abenteuer.

(Aus meinen Memoiren.)

Ich konnte kein Auge von ihr wegwenden. Eine ſtille, ruhige und milde Wehmuth lag in ihren ſchönen Zügen. Das dunkle Auge ſchwamm in einem feuchten, ſüßen und doch elegiſchen Glanze. Ihr Blick blieb lange auf mir ruhen. Die ſchwarzen Haare lagen in zwei geſchlungenen Flechten um die geiſtigblaſſen, zarten Wangen. Der lieblich geformte Mund ſchien an trüber Rede gewohnt, und ſchmerzliche Züge lagen wie ſtille Geiſter trauriger Erinnerungen um die halbgeöffneten Purpurlippen. Es war in Hamburg, das Theater war gedrängt voll. Ich ſtand im Parterre und ſie ſaß in einer Loge des erſten Ranges. Ein unnennbares Etwas feſſelte meinen Blick an dieſe Geſtalt, die ſich, wie das Bruſtbild einer klagenden Göttin, mit der Hand auf die Logenbrüſtung lehnte. Es war eine jener zarten, weißen, durchſichtigen Hände, die ich ſo ſehr liebe. Es gibt hier in Wien nur noch eine ſolche Götterhand, die mich oft im Theater, wenn ſie mit abgezogenem Handſchuh auf der Logenbrüſtung liegt, um mein Bischen Verſtand bringt; eine Hand, deren fünf Perlmutterfinger alle fünf Sinne beſchwatzen, deren zu Leben gewordener Schnee von den anmuthig dazwiſchen hinrieſelnden, mit Aether gefüllten blauen Aederchen durchſchnitten ſind; eine Hand, deren Fingerſpitzen aus holder Scham über ihre eigene Schönheit erröthen und ſich in das holde Geheimniß der hohlen Hand zurückzuziehen ſcheinen.

Eine ſolche naive, jungfräulich verſchämte Lindenblütenhand war es, auf welcher der ſchwermüthig ſchöne Kopf der Unbekannten ruhte, die mich wunderſam und feſt anzog. Sie mochte es bemerkt haben, und ſah mich ſtarr und regungslos an. Es ergriff mich unerklärbar, und es ward mir, als wollte ſie ein ſtilles Leid mir klagen. Da fiel der Theaterzettel aus ihrer Loge herab und gerade vor mich hin. Ich hob ihn auf, brachte ihn in die leere Loge neben ihr und reichte ihr ihn hinüber. Ein leiſes, etwas fremdartig klingendes „merci!“ tönte aus dem roſigen Mund. Ein alter Herr ſaß neben ihr und verbeugte ſich ebenfalls dankend. Eine ſchmerzliche, ja ängſtliche Verlegenheit ſchien die Schöne peinlich zu drücken. Sie ließ das große Umſchlagetuch ſich tiefer umhüllen, und ich entfernte mich ungerne wieder. Nach dem Theater verlor ich ſie im Gedränge. Niemand konnte mir Auskunft geben. Am anderen Tage, in der Frühe, verließ ich Hamburg, und das ſonderbare Bild dieſer elegiſchen und reizenden Geſtalt verfolgte mich lange.

Einige Jahre ſpäter ſaß ich in Paris im Theater „de l'ambigu comique“; eine jener Mord-Komödien der neuern franzöſiſchen Romantik, mit Füſiladen und Hinrichtungen langweilte mich entſetzlich; ich ſah überall hin und in alle Logen. Da ſaß ſie. Derſelbe traurige Zug, dieſelbe Stellung, wie eine Trauerbüſte an der Logenbrüſtung, dieſelben klagenden Blicke, daſſelbe blaſſe Geſicht. Sie mußte mich ſchon geſehen haben; als mein Blick ſie traf, zuckte ſie merklich zuſammen, und ohne daß wir uns eben grüßten, war es doch, als ob wir ſchweigend ein Wiederſehen feierten. Derſelbe alte Herr ſaß neben ihr; ſie ſtieß ihn an und zeigte auf mich hernieder. Wir beſprachen uns mit den Augen fortwährend, und es war mir, als ob ihre Blicke mir einen ungeheuren Schmerz und Hohn und eine Klage gegen das Schickſal zugleich erzählten. Am Schluſſe des Stückes drängte ich mich an den Ausgang, da ſaß ſie ſchon im Wagen an der Seite des alten Mannes. Ihr Blick fiel noch aus dem Wagenfenſter, halb fragend, halb Abſchied nehmend, auf mich; ich wagte es, ſie mit Zeichen zu fragen, ob ich ihr folgen ſollte, ſie aber ſchlug die Hände wie flehend zuſammen und ſchüttelte mit dem Kopfe, als wollte ſie ſagen: „Um Gotteswillen, nein.“ Der Wagen rollte davon, ich lief ein Stück im Trabe nach, allein auf den Boulevards kreuzten ſich tauſend Wagen, und ich verlor ſie bald ſpurlos. Ich nahm mir vor, mehrere Tage lang alle öffentlichen Plätze und alle Sehenswürdigkeiten zu beſuchen, um ſie, die gewiß auch eine Fremde in Paris ſein mußte, vielleicht in einem Theater oder in einer von den vielen Spektakelhütten des Boulevards wiederzufinden. Ich ergetzte mich bei dieſer Gelegenheit an den Fanfaronaden und Aufſchneidereien der Pariſer Charlatane und Ausſteller. Hier ſtand in großen

Lettern: „Avis aux mains malheureuses!“ Ich ging hinein; was war's? Ein Kitt, um zerbrochene Teller und Taſſen wieder zuſammen zu kitten. Auf einer andern Tafel ſchrie es mit baumgroßen Buchſtaben:

„Miracle!“

Auf einem großen Bildniſſe war eine Dame gezeichnet, die auf einem Sopha ſchlief; der Kopf mit langen, aufgelösten Locken hing vom Sopha herab. Unholde und Ungethüme umgrinſten das Sopha; auf der Bruſt, auf den Knien ſaßen ihr ſcheußliche Fratzen. Ich konnte nicht enträthſeln, was das vorſtellen ſollte, und ging hinein. Es war da eine Pomade zu verkaufen, von welcher die Haare ſo wachſen, daß ſie den Frauenzimmern durch ihre Schwere den Kopf aus dem Bette herabziehen, ſo daß ſie das Alpdrücken und ſchwere Träume bekommen!!!

„Le géant du Nord!“

hieß es wieder da; ich ging hinein. Ein Mädchen von ziemlicher aber nicht außerordentlicher Größe in Männerkleidern und mit einem Bärenfelle ſtellte den nordiſchen Rieſen vor. Daneben ſtand auf einer Tafel das Bildniß eines Mädchens, welches nur ein halbes war. Es kam nämlich ohne Füße, Knie und Schenkel auf die Welt, am Rückgrate hörte es auf; es war förmlich nur die obere Hälfte eines weiblichen Körpers und darüber prangten die Worte:

„La belle Lyonnaise!“

Ich ging hinein, es war — meine ſchöne Unbekannte von Hamburg und Paris! — Entſetzen durchrieſel'te mich. Sie mußte mich erkannt haben, denn ſie fuhr plötzlich mit den ſchönen Händen über die dunklen Augen und hüllte das blaſſe Antlitz ein. Ich ſtürzte ſogleich fort.

Tauſende von meinen Leſern werden dieſe „ſchöne Holländerin“, dieſe wehmüthige Caprice der hohnneckenden Schöpferin Natur geſehen, gehört und geſprochen haben. Tauſende werden ſie vielleicht im Theater geſehen haben mit dem geiſtigen, lieblichen, blaſſen Angeſicht, mit der ſanften Miene, die wie ein leiſer Vorwurf an das Schickſal ausſieht. Ich ſehe ſie noch immer vor mir, und die Erinnerung an dieſe Erſcheinung wird immer einen wunderſamen Eindruck auf mich machen. Sie blieb noch lange in Paris; der „Figaro“ hatte dann einen ſehr ſchönen Artikel über ſie; ich aber ſah ſie nicht wieder.

Die wehmüthige Inſchrift.

Wieviel Trauerſpiele gehen jährlich über die Breter, wie vielmal citiren Tragödienſchreiber das Geſchick, das dröhnende Schickſal, wie vielmal beſchwören Novellen- und Jammerſcenen-Erfinder das vernichtende Unglück, allein dennoch iſt das Leben reicher an herzzerreißenden Begebenheiten, und jede Sekunde führt eine tragiſche Kataſtrophe herbei, und in jeder Minute wird irgendwo ein gräßliches, vernichtendes Trauerſpiel aufgeführt für irgend ein menſchliches Herz!

Freund Leo kam und bat mich, ich möchte ihn nach Ofen begleiten, er wolle ſeine Braut an ihrem Geburtstage überraſchen. Er hatte ſie längſt aufs Zärtlichſte geliebt und hatte Gegenliebe erhalten; nach langen Stürmen winkte ihnen das Glück der Vereinigung. Es war eine der glühendſten und innigſten Zuneigungen von beiden Seiten. Er freute ſich und jubelte bei dem Gedanken, wie er an ihrem Geburtstage in ihr Zimmer treten und ſie überraſchen wollte. Ich begleitete ihn. Wir nahmen Poſtpferde, und der ganze Weg war bei Leo nichts als die Vorfreude einer großen Freude, ein durchflogener

Vorhimmel, und eine Ouverture jener innigen Seligkeit, einem geliebten Weſen eine freudige Minute bereiten zu können.

Wir waren frühzeitig von Wien weggefahren und kamen am andern Mittage zwiſchen drei und vier Uhr in Ofen an. Die ungeduldige Sehnſucht Leo's nahm zu, je näher wir dem Ziele ſeiner Wünſche kamen, und als wir in die erſte lange Gaſſe hinter Alt-Ofen hineinfuhren, war er kaum mehr im Wagen zu halten.

Es mußte uns daher doppelt unangenehm ſein, in dieſer engen Gaſſe von einem Leichenzuge, der uns entgegen kam, aufgehalten zu werden. „Es iſt doch recht fatal," ſagte Leo, „und berührt mich obendrein recht unangenehm." Der Leichenzug kam näher, der Sarg, die Blumenkränze, Alles zeigte an, daß es ein jungfräuliches Weſen war, welches ſeinen letzten Gang machte. Die Leidtragenden kamen. Leo zitterte an Leib und Seele, es war die Familie ſeiner Braut, er ſtürzte aus dem Wagen: „Wen begräbt man da?" fragte er einen Mitgehenden. Man nannte ihm den Namen ſeiner Braut. — In drei Tagen wurde die ſchönſte, vollſte Blüte des üppigſten Lebens eine Beute des Todes.

Leo's Schmerz gränzte an Wahnſinn. Jemanden in einem ſolchen Augenblicke tröſten wollen, iſt eben ſo fad, als zwecklos. Ich geleitete Leo zu ſeiner in Ofen wohnenden Familie, die nicht minder gebeugt und troſtlos war.

Ich war heftig erſchüttert durch den bittern Hohn des Schickſals, durch die tragiſche, ja ironiſche Vernichtungs-Idee des Zufalls. So wie bei einem Erdbeben alle alten Riſſe und übermauerten Spalten eines Hauſes wieder neu aufklaffen, ſo rüttelte die erſchütternde Scene alle alten Schmerzen in mir auf, und ſchmerzliche Riſſe, die früher durch mein Herz gingen, wurden wieder aufgeriſſen. Ich war durch und durch in einer nervöſen, empfindlichen Stimmung, und ſo verließ ich Ofen wieder, da mich meine Angelegenheiten nach Wien riefen, und Leo blieb bei ſeiner Familie zurück.

Es war ein düſterer Novemberabend, düſter wie meine Stimmung. Graue Wolken jagten ſich wie unfreundliche Erinnerungen durch den Himmel. Die Ebene zwiſchen Raab und Wieſelburg lag wie ein trauriger Gedankenſtrich da, und die Donau, welche ſich rechts bald ſehen ließ, bald in tauſend Krümmungen ſich wieder verlor, warf einen grauen, melancholiſchen Himmel auf die noch mehr melancholiſche Erde zurück. Es wurde immer dunkler, und endlich Nacht und ſtockfinſter. Ein Sturmwind erhob ſich, und mein Kutſcher und ich, wir waren froh, als wir gegen zehn Uhr in der Nacht ein einſam gelegenes Wirthshaus, zwiſchen Hochſtraß und Wieſelburg, genannt „Baratfó“, erreichten. Wir fuhren hinein, unter eine gedeckte hölzerne Hütte, die mitten im Hofe ſtand. Nach langem Pochen kam ein häßliches Weib mit einer kleinen Laterne, und nach einer Viertelſtunde wurde mir ein Zimmer aufgeſchloſſen und Licht gebracht. Zu eſſen war nichts da, und ich beſchloß ſogleich zu Bette zu gehen, da ich ſehr früh wieder weiter wollte.

Es war eine unheimliche graue Stube, mit lockern Dielen. Die loſen Fenſter klirrten, und der Wind pfiff durch

Thür- und Fenſterſpalten. Auf meinen Augen lag betäubender Schlaf, und drückende Verſtimmung auf meinem Gemüth. Ich nahm die düſter brennende Kerze, unterſuchte die Thüren, die Fenſter, die Dielen, legte meine Terzerolen auf einen Stuhl an meinem Bette, warf meine Hirſchlederdecke und meinen Mantel aufs Bett, und legte mich nieder. Ich war eben im Begriff, das Licht auszuthun, als ich eine Inſchrift gewahr wurde, die mit rothen Buchſtaben auf der Wand bei meinem Bette geſchrieben war. Ich nahm das Licht und las:

„Unglücklicher! der du nach mir dieſe Stelle betrittſt, gedenke in Wehmuth an eine Unglückliche, welche hier eine Nacht voll unſäglichen Jammers verbrachte.“

Ein ganzes Heer von Gedanken, Muthmaßungen und Vorſtellungen über dieſe ſonderbar wehmüthige Inſchrift ſtürmte durch meinen wirren, trägen und ſchlafbetäubten Kopf.

Ich malte mir tauſend Bilder aus, wer die Unglückliche wohl geweſen ſein mag, was ſie litt, welche traurige Nacht ſie hier verlebt haben mag u. ſ. w.

Ich ſah ſie bald blutig und ermordet, bald ſiech und leidend, bald in Verzweiflung und Angſt vor mir; bald ſtellte ſich mir die Geſtalt einer niedergebeugten, verhöhnten Frau, bald das blühende Leben eines jungen, leidenden Mädchens vor die geſchloſſenen Augen. Zwiſchen Schlaf und Wachen kämpfend, zogen verworrene Gruppen vor meiner Phantaſie vorüber. Ich dachte wach zu bleiben, doch die ermüdete Natur behauptete ihre Rechte, und ich ſchlief ein.

Der Schlaf brachte mir die fürchterlichſten Bilder; bald ſah ich ein ſchönes, junges, blühendes Mädchenhaupt unter dem Beile der Mörder; bald ein paar ſanfte, weinende Augen, die auf der Leiche eines Geliebten in Thränen überſtrömten; bald ein ſterbendes Kind, und an ſeinem Bette eine in Thränen zerfließende Mutter und dergleichen mehr.

Da war es mir, als rauſchte es unter den Dielen; ich fuhr zuſammen. „Wer da?“ — Tiefe Stille folgte. Mein ſchlaftrunkener Zuſtand ließ mich gleich darauf wieder in jenen Zuſtand zwiſchen Bewußtſein und Bewußtloſigkeit zurückfallen, in dem wir alle Dinge um uns ſehen und hören, und uns ihrer doch nicht bewußt ſind. Bald darauf fing der Wirrwarr unter den Dielen wieder an, lauter, anhaltender und vernehmlicher. Die Thüre eines Seitenſchrankes ſchien aufzugehen und Jemand heraus zu treten.

Schritte wurden deutlich vernehmbar, ſie näherten ſich meinem Bette. Ein Alpdrücken hielt meine Glieder gefeſſelt, ich konnte mich nicht regen; nach langer Anſtrengung preßte mir die Angſt einen lauten Schrei aus und ich erwachte. — Alles ſtill. Ich lauſchte lange vergebens. Wiederum fiel ich in die ſchwere Haft des ſchweren Halbſchlummers, und nach einer kleinen Pauſe dieſelbe Wahrnehmung. Feſte Männertritte erſchollen nun ringsum, gingen hin und her, und näherten ſich meinem Bette; Angſt, Schreck und Betäubung machten mich zu jeder Regung unfähig; nun kam's dicht an das Bett, und ich fühlte ein Zerren an der Decke. Hier verlor ich das Bewußtſein; es klopfte an die Thür, das erweckte mich, ich ſprang empor: „Wer da?“ Es war Tag, mein Kutſcher weckte mich, um den Weg weiter fortzuſetzen.

Gebadet in Schweiß raffte ich mich von meinem wüſten Lager empor, ich ſann zurück und wußte nicht, ob ſchwere Träume, ob niedergedrückte Stimmung, ſchwarzes Blut ihr Spiel mit mir getrieben, oder was ſonſt in der Nacht vorgegangen ſein mag.

Ein Blick auf die Wand führte mir die wehmüthige Inſchrift wieder in die Augen und überzeugte mich, daß wenigſtens die erſte Hälfte meiner nächtlichen Erinnerung Wahrheit iſt.

Ich nahm meine Bleifeder aus der Brieftaſche, und ſchrieb unter dieſe Inſchrift folgende Worte:

„Unglückliche Ungekannte! die du hier littſt, ich habe dir eine mitfühlende Thräne geſchenkt; vielleicht finden wir uns einſt dort: „wo keine Thräne wird geweint.“ —

Der Wagen war angeſpannt, ich bezahlte die Rechnung und die alte häßliche Magd ſchien mich fragend und boshaft anzugrinſen. Ich eilte aus dem unheimlichen Zimmer, warf mich in den Wagen und fuhr ab.

Auf der Fahrt von da bis nach Wien beſchäftigte mich das Nachdenken über dieſe Inſchrift.

In Wien verdrängten bald die Geſchäfte des Lebens, Zerſtreuungen, alle die bewegten Bilder der Geſelligkeit das Andenken an jene Schauernacht, und ſie wäre gewiß bald ganz in den Hintergrund meines Gedächtniſſes zurückgetreten, wenn nicht ein ganz eigener Zufall mir ſie wieder aufs Lebhafteſte ins Gedächtniß zurückgerufen und mir Aufſchluß über jene Inſchrift gegeben hätte.

Ich war auf das Landhaus der Frau von Z. zu einer Garten-Unterhaltung gebeten. Es war ein Kreis von munteren Herren und ſchönen Damen da. Unter Letzteren zeichnete ſich Fräulein von *** durch Anmuth und Geiſt, und durch eine romantiſche, ſchwermüthige Bläſſe ihres freien, edlen Antlitzes aus. In ihrem Blicke lag eine wehmüthige Färbung, die unwillkürlich zu ihr hinzog.

Wir waren Alle in der fröhlichſten Stimmung. In dem nach allen Seiten offenſtehenden Gartenſalon ſtand ein herrlicher Flügel; es wurde Muſik gemacht, geſungen, geleſen, geſcherzt, gelacht, und tauſenderlei anmuthiger Muthwillen getrieben.

Fräulein von ***, die blaſſe Schöne, war die lebhafteſte, und ihre Lebendigkeit, die Regſamkeit ihres Geiſtes, die ſchalkhafte und unerſchöpfliche Weiſe ihrer erfinderiſchen, fröhlichen Laune, riß Alles unwillkürlich mit ſich fort, und erhöhte die Regſamkeit und Empfänglichkeit der ganzen Geſellſchaft.

Ein plötzlich am Horizont aufgeſtiegenes Ungewitter nöthigte uns, aus dem Garten und dem Gartenſalon zu flüchten, und im Landhauſe ſelbſt, im großen Geſellſchaftsſaale Zuflucht zu ſuchen.

Die Fenſter und Fenſterläden wurden zugemacht, es waren viele Frauenzimmer da, welche große Furcht hatten und vor Angſt zitterten.

Ich erinnerte mich an eine ähnliche Scene im Werther, und theilte dieſe Erinnerung dem Fräulein *** mit.

„Ach ja!“ rief ſie in ihrer gewohnten Lebendigkeit aus, „ach ja!“ und wir wollen daſſelbe Mittel verſuchen, um die Geſellſchaft zu zerſtreuen: geſelliges Spiel!“ — Ich war gleich bereit mitzuhelfen; im Nu war ein Kreis von Stühlen geſetzt, die Runde gemacht, und die ganze Geſellſchaft von dem neuen Vorhaben unterrichtet.

Man war froh, ein lärmendes Spiel finden zu können, denn die Donnerſchläge tönten immer ſtärker und ſchneller aufeinander. „Wir ſpielen: „Zählen's!“ parodirte Fräulein von *** Goethe's Lotte. — „Bravo!“ erwiederte ich, „wenn Sie Lotte ſind, ſo bin ich Werther!“ — „Mit Vergnügen!“ lachte die Schalkhafte, „Sie wiſſen aber, daß Werther beim Spiele ſagte: „und mit Entzücken bemerkte ich, daß die Ohrfeige, die ich bekam, ſtärker war, als alle übrigen!“ — wenn Sie alſo auf dieſe Gefahr hin Werther ſein wollen, ſo —;“ hier machte ſie eine bedrohlich ſchalkhafte Bewegung mit ihrer kleinen, weißen, geiſterblaſſen Hand.

„Nun,“ erwiederte ich ebenfalls lachend, „wenn Lotte ein ſolches Elfenhändchen hatte, wie Sie, ſo war das Entzücken gerecht, und ich will es ſchon wagen!“ —

Unter ähnlichen allgemeinen Scherzen und Spielen wurde das Spiel fortgeſetzt. Es kam Alles an die Reihe, denn jedes Spiel durfte nur einmal in die Runde gehen.

Endlich ſchlug eine Dame aus der Geſellſchaft vor, Jedes nach der Reihe ſollte ein kleines Abenteuer aus ſeinem Leben, aus ſeinem Lieben, aus ſeinem Treiben, ſeinen Reiſen u. ſ. w. erzählen. Der Vorſchlag fand allgemeinen Beifall.

Ich als Schriftſteller mußte den Anfang machen. Mir fiel in dem Augenblicke nichts ein, was kürzer zu erzählen geweſen wäre, als die peinliche Nacht, die ich in Baratfó zubrachte, und die räthſelhafte, wehmüthige Inſchrift, die einen ſolchen ſchauerlichen Eindruck auf mich machte. Ich malte meine Erzählung wahrſcheinlich mit lebendigen Farben, trug auf wie ein Melodramendichter oder wie ein franzöſiſcher Novelliſt. — Die ſämmtliche Geſellſchaft ſchien ergriffen, und eine junge Dame fragte: „und wie lautete denn die Inſchrift wörtlich?“ — Ich wiederholte ſie: „Unglücklicher! der du nach mir dieſe Stelle betrittſt, denke in Wehmuth an eine Unglückliche, welche hier eine Nacht voll unſäglichen Jammers zubrachte.“

Ich hatte kaum geendet, ſo ſtand Fräulein *** auf, drückte das Taſchentuch vor die Augen, und — wer ſchildert meine Ueberraſchung? — citirte mit weinender Stimme die Unterſchrift, welche ich unter jene Worte ſetzte:

„Unglückliche Ungekannte! die du hier littſt, ich habe dir eine mitfühlende Thräne geſchenkt, vielleicht finden wir uns einſt dort: wo keine Thräne wird geweint!“ —

Ich ſprang tief erſchüttert auf, ſtürzte auf das Fräulein zu, ergriff in höchſter Bewegung ihre Hand: „Um Gotteswillen, mein Fräulein, Sie? Vergeben Sie, wenn ich vielleicht eine gräßliche Erinnerung — —“ Da nahm ſie das Tuch von den Augen und fing laut zu lachen an!

Ich war wie verſteinert. — Sie konnte ſich vom Lachen kaum erholen. Die ganze Geſellſchaft umringte uns und beſtürmte ſie mit Fragen um die Aufklärung dieſes ſonderbaren Zufalls.

Sie kam endlich dazu, ſich zu erholen, und — vom Lachen oft unterbrochen — Folgendes zu erzählen:

Sie war ungefähr einige Wochen vor der Zeit, ehe ich jene Reiſe machte, mit einem Lohnkutſcher von Wien nach Kaſchau gereiſt, um dort eine Anverwandte zu beſuchen. Sie hatte Niemanden bei ſich, als einen alten, treuen Diener ihres Hauſes.

Sie kamen am erſten Tage nicht weiter, als bis an das erwähnte Wirthshaus an der Heerſtraße: Baratfó. Sie ließ ſich ein Zimmer aufſperren, und der Diener faßte Poſto auf dem Wagen, um die Effekten zu bewachen. Sie legte ſich zu Bette und war kaum entſchlummert, als ſie ein eben ſolches Gehen und Kommen hörte, ſich aufrichtete, und Alles wurde ſtill. Das Ding erneuerte ſich alle Augenblicke, als endlich der Mond aufging, und ſie bei ſeinem hellen Lichte das entſetzlichſte Schauſpiel ſah. Ein ganzes Heer von großmächtigen Ratten ſtieg aus einem Seitenſchranke, und überdeckte das Zimmer. Sie trabten auf und ab, als ob ſie Stiefel an hätten*).

Sie ſtiegen raſch auf den Tiſch und verzehrten die Ueberreſte des Abendbrotes, dann gingen ſie philoſophiſch auf und ab, näherten ſich dann in Schaaren dem Bette und machten Anſtalt Sturm zu laufen. Furcht, Grauen und Ekel erfüllten die zitternde Beſatzung des Bettes; ſie fing an, ſich gegen die Belagerer zu vertheidigen. Polſter, Leuchter, Lichtſchere, Geldbörſe u. ſ. w. flog von der Federfeſtung unter die ſtürmenden Feinde, und verſchaffte augenblicklichen Waffenſtillſtand. — Allein das dauerte nicht lange, ſie rückten wieder an; Fräulein *** richtete ſich im Bette empor, warf noch alle Bilder, die da hingen, hinab auf die verwegenen Ratten, welche durchaus vom Sturm nicht ablaſſen wollten. Der Kampf dauerte bis gegen Morgen, wo der Diener anpochte, die Magd des Hauſes von Außen aufſchloß, und das Mineur-Korps Reißaus nahm. — Das Fräulein war halb ohnmächtig und erſchöpft, doch ihre unverſiegbare Laune knüpfte auch daran einen loſen Streich. Sie ſchrieb jene Inſchrift und reiste ab. Als ſie zurückreiste, ließ ſie ſich aus Neugier das Zimmer aufſperren, und war nicht wenig überraſcht, ihren ſpitzbübiſchen Streich gelungen, und eine rührende Unterſchrift unter der ihrigen zu finden.

---

*) Die Größe und die Heldenmüthigkeit der Ratten in Baratfó ſind eine hiſtoriſche Berühmtheit.

Sie war nicht wenig neugierig, zu wiſſen, wer der empfindſame Narr geweſen ſein mag, der in dieſe ſentimentale Falle ging.

Jetzt klärte ſich das Ding auf: ich war der ſentimentale Narr geweſen!

Ein unauslöſchliches Gelächter zog durch die Geſellſchaft; Alle hänſelten mich, und hingen mir eine witzige Schlappe an.

Das Fräulein *** lachte und ſprach: „Nun, wir haben uns aber wirklich gefunden dort: wo keine Thräne wird geweint!"

„Böſewicht!" erwiederte ich ſehr böſe. — Sie blieb es nicht. —

Meine erſte Liebe, oder: „Was guter Eſſig werden ſoll, wird früh ſauer.“

Tovasberény heißt der glückliche Ort, in welchem ich zwar nicht erzogen wurde, aber doch heranwuchs, und Rabbi Lebiſch hieß der Mentor, der meine erſten Schritte in Welt und Wiſſenſchaft leitete. Rabbi Lebiſch beſaß einen eigenen Genius zum Unterricht. Dieſer Genius beſtand aus einem langen Pfeifenrohr, welches am Ende mit einem runden Knopfe verſehen war. So oft mir nun ein Satz aus dem Lehrbuch nicht recht einleuchten wollte, zog er das Rohr aus der Pfeife, und bewies mir hinter meinem Rücken auf die eindringlichſte Weiſe die Wahrheit und Wichtigkeit dieſes Satzes.

Ich hatte einen Schul- und Pfeifenrohr-Kollegen, das jüngſte Kind der Laune unſers Schuldieners, Sanele geheißen. Er war ein abgerundeter Dummkopf, ein herkuliſcher Eſel! Als Beweis ſeiner Genialität mag folgender Zug von ihm daſtehen.

Rabbi Lebiſch verſtieg ſich in ſeinem Unterrichte auch zuweilen in die Höhen arithmetiſcher Subtilitäten, und ſo bekam der geniale Sanele einmal die Aufgabe: „Wenn 36 Ellen Tuch 45 Gulden koſten, was koſten 14 Ellen?“

Mein guter Herr Kollege machte ſeine Aufgabe nicht, ſondern lachte immer heimlich. Als nun der Rabbi fragte: „Haſt du die Aufgabe gemacht?“ lachte der geiſtreiche Sanele ſchelmiſch. „Was lachſt du?“ fragte der Rabbi, und der elektriſche Wiſſenſchafts-Leiter, das Pfeifenrohr, ſauſte durch die Luft. „Ach,“ erwiederte lieblächelnd Sanele, und kicherte immer fort, „der Rabbi haben mich nur gefoppt, um 45 Gulden kriegt man keine 36 Ellen Tuch!“

Allein Sanele ſchrieb ſchön, und ich konnte keinen Buchſtaben machen, ohne daß mein Rabbi ausrief: „Du wirſt all dein Lebtag nicht ſchreiben*) und leſen lernen!“ — Sanele hingegen machte Buchſtaben wie gemalt, und ihm wurde prophezeit, daß er ein großer Mann und Gelehrter werden wird. So geſchah es auch! Als ich nach 25 Jahren von Lovasberény nach Stuhlweißenburg fahren wollte, entdeckte ich in meinem Kutſcher den genialen Sanele. Ich fragte ihn, was er geworden, er ſagte: „Lohnkutſcher; und was iſt aus Ihnen geworden?“ Ich antwortete: „Schriftſteller;“ und faſt ſchien es mir, als ob er fragen wollte: „Und wer fährt beſſer?“

Beſonders war es das Z, welches mir die überſchwenglichſten Auflagen des Erziehung-Baculus zuzog. Mein Z war wirklich ein pittoresker Anblick! Bald ſah es aus wie ein Dromedar, das Krämpfe hat; bald wie ein

---

*) Theuerſter Herr Rabbi! Wie recht haben Sie! Hätten Sie in dieſem Punkte nur mehr Gebrauch vom Pfeifenrohr gemacht.

Der Setzer.

Bajazzo, der ein Rad ſchlägt; bald wie zwei zuſammengewachſene Dachſe, die mit einander ſchmollen. — Sanele aber machte das Z, daß es eine Freude war! Ich bekam alſo immer doppelte Schläge; erſtens für das Z im Poſitiv, dann für das Z im Comparativ! Wenn mein guter Rabbi mein Z ſähe, wie ich es jetzt mache, ich würde gewiß den Superlativ bekommen.

Und dennoch, dennoch.

„O Liebe, o Liebe, wie mächtig biſt du!“ dennoch, mit dieſem Z ſchrieb ich Liebesbriefe!

Denn Liebe iſt keine kalligraphiſche Leidenſchaft, und die ausgezeichneteſten Heldinnen in der Sympathie ſind ganz ſchwache Seelen in der Orthographie! „Wir kritzeln mit Augen der Liebe, und Augen der Liebe müſſen uns entziffern!“

Holde Frumetel, du haſt mein Z entziffert! Dein Auge der Liebe hat meine italieniſche Salatſchrift entziffert! Du wußteſt, was ich ſchrieb, und das iſt ein Glück, denn ich wußte es nicht!

Ja, ſchwarzholde Frumetel, wir waren für einander geſchaffen, allein das Schickſal, Rabbi Lebiſch und die Schafhäute von Josi-Pál haben uns getrennt! — Wie ſelten wird die erſte Liebe gekrönt!

Man verſchließe der Jugend jeden Bücherkaſten, man gebe ihr ja ums Himmelswillen keinen Roman in die Hand, keinen Lafontaine, keinen Siegwart, keinen Werther; was nützt's? Das verführeriſchſte Buch iſt die Natur, und der entzündlichſte Roman iſt die Jugend; jede Stunde iſt ein Kapitel, und jeder Pulsſchlag eine Epiſode in dieſem Roman!

Die Sonnenſtrahlen erzählen Liebesgeſchichten, die Weſtwinde fächeln uns mit erotiſchen Gedichten an, und die Maikäfer, denen wir nachjagen, ſummen uns Ovid's Kunſt zu lieben in die Ohren!

Ich hatte noch keinen Buchſtaben geleſen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ich außer meiner ungariſchen und lateiniſchen Grammatik, von einer deutſchen Sprache noch gar keine Ahnung hatte; Mimili und Liesli, Cidli und Laura, Thekla und Amalia, Marianne, Lotte, Mignon, Klärchen und alle die Heldinnen der Liebe waren mir ſtockfremd, und doch ſpielte ich ſchon einen förmlichen Roman, und doch war ich ſchon ein Romeo! Ein sweet Romeo!

Mein Onkel und der Vater Frumetel's waren Lovasberény's Montechi und Capuletti!

Es war ein uralter Familienhaß, der ſeinen Urſprung zwar nicht von einem goldenen Vließ, aber doch von Schaffellen nahm. Es handelte ſich nämlich um die jährliche Pachtung aller Felle von den geſtorbenen Schafen auf den Schäfereien des Edelherrn Joſi Pál.

Ich gedenke noch des großen Momentes, als Joſi Pál in unſere Hütte trat, wie ein höheres Weſen! Mein Onkel, der dieſe Felle der geſtorbenen Schafe nicht gerne aus ſeiner Spekulation ließ, ſagte immer: „Euer G'ſtreng', ich pachte alle Sterbefälle von Euer G'ſtreng'!“

Allein Frumetel's Vater hatte ſchon das Höchſte geboten, die Sterbefälle Joſi Páls gehörten ihm, und die Zwietracht zwiſchen meinem Onkel und ihrem Vater brannte hell empor!

Aber nehmen Liebende je Rückſicht auf die Schaffelle ihrer Aeltern?

Frumetel war die einzige Tochter des alten Beer's, einfach und anſpruchslos. Unter den Gänſen ihrer kleinen Beſitzung aufgezogen, wuchſen Beiden die Schwingfedern, ohne daß ſie es merkten. Es war eine kleine, kompakte Geſtalt; ihr röthliches Haar erfreute ſich an jedem Freitage einer ſorgfältigen Reviſion, und wenn ſie dann am Samstag Morgens erſchien, in ihrem blautüchenen, langen Rock, wie ein improviſirter Streckvers; wenn ſie den Fuß, den eilfjährigen Fuß, dem aber ſelbſt der Neid gern ſeine zwanzig Jahre zugeſtanden hätte, in ſafrangelben Schuhen gehüllt hatte, und um den ſchmalen Streif, der die Anfangsgründe einer Stirne bildete, ein ſchwarzes Band hatte, in deſſen Mitte eine gelbe Meſſing-Schnalle mit Hohn auf die ſterblichen Bewohner Lovasberény's herabſah, o, wenn ſie dann ſo vor mir erſchien, dann zog ein unendliches ſeliges Gefühl durch meine Bruſt, die Schaffelle meines Onkels traten in den Hintergrund, und machten ihr allein Platz, und ich hätte in ſtiller Seligkeit ſie, Joſi Pál, Rabbi Lebiſch und ſein Pfeifenrohr umarmen können! Ich verſtummte, aber es war ein beredtes Verſtummen!

„E'l silenzio ancor suole,
Haver prieghi e parole!“

Aber ich ſelbſt, ich war auch eine reizende Erſcheinung in meinem zehnten Jahr! Lovasberény's Alcibiades, der Dandy unter meinen Schulkameraden, und der Cäſar ihrer Feldzüge!

Ich ſah aus, wie der Plan zu einem ſchlechten Luſtſpiel, von welchem der erſte Akt eben erſt ſcenirt wird! Wenn man mir dazumal einen Statur-Paß hätte ausſtellen wollen, ſo wäre der Bezeichnendſte geweſen:

„Haare, Augen, Naſe, Mund, Wuchs, Kleidung, ejusdem coloris:“ gelb.

Botaniker hätten mich auch für eine wandelnde Süßholz-Wurzel nehmen können; es wär der Reiz der Jugend!

„Quant' è bella Giovanezza,
Di doman non è certezza!“

Beſonders in meinem Samstagkleid war ich ein wahrer Achill!

Ich hatte nämlich lange um einen blauen Rock angehalten; da kam einmal ein Hauſirer, der mit Reſten von Tuch handelte, und dieſer beſaß den Inbegriff meiner Wünſche.

Allein leider hatte er nicht genug Reſte von einer Farbe, und mein Onkel meinte, das habe nichts zu ſagen, das hellere Blau käme vorne, und das dunklere hinten, und ſo geſchah es; ich bekam einen Rock, der vorne hellblau und hinten dunkelblau war. Ich konnte auch für eine Blaumeiſe angeſehen werden. — Von vorne war ich ein Maihimmel, von hinten ein Novemberhimmel. Auf dieſem blauen Gebäude, als oberſte Zierde, als Thurmknopf auf dem ſpitzigen

Gebäude meines Ich's, prangte eine ſchwarze Mancheſter-Kappe mit weißem Lammfell verbrämt. Dieſe Kappe ruhte dicht auf meinen Augenbraunen, und fraterniſirte bald mit zwei großen Leinwandkragen-Spitzen, welche vom Halstuche aus, wie zwei Pferde-Scheuklappen über meine Augen hinaufgingen. So ausgeſtattet, wie ein Fragment über die Lehre von den Foſſilien, trat ich, mit dem Bewußtſein meiner unwiderſtehlichen Reize vor Frumetel hin, und:

ich kam, ich ſah, ich ſiegte!

In ihrem frugalen Blicke lagen die Zeilen:

„Mich reizt, mich lockt deine ſchöne Geſtalt,
Und biſt du nicht willig, ſo brauch' ich Gewalt!“

Wir konnten uns nur ſelten ſehen, denn die Montechi's und Capuletti's wütheten gegen einander. Ich-Romeo und Frumetel-Julie dachten anders.

In dem Kukurutz-Garten (türkiſcher Weizen) ihres Vaters, welcher ihr Haus von dem unſrigen trennte, ſahen wir uns, und miſchten unſere Liebesſchwüre in das Säuſeln der Kukurutzblätter. Wie oft ſagte ſie, wie Julie:

„O Romeo, Romeo! wherefore art thou Romeo?
Deny thy father, and refuse thy name!“

Freilich ſagte ſie es mit andern Worten, aber es klang doch ſo!

Mitten im Kukurutzgarten ſtand ein Marillenbaum; die Marillen waren noch grün, aber wir labten uns dennoch an ihren Früchten! So ſaßen wir, der Kukurutz gab uns Schatten, der Baum gab uns grüne Mariller, und einſame Liebe gab uns Stoff zu — ſchweigen. Wir ſaßen und ſahen uns an, wie die zwei Chineſer, die in Raff's Naturgeſchichte unter dem Theebaume ſitzen! Und wenn wir es in der Blättern rauſchen hörten, ſo fuhr ſie auf, und ſprach mit ihrer ſüßen Trillſtimme:

„Es iſt die Mamme!“

Ich aber erwiederte, wie Romeo:

„It was the lark, no nightingale!“

Denn es war nur die Hausgeiß, die ebenfalls den Kukurutz beſuchte. Bald fuhr ich in die Höhe, und rief:

„O mon Dieu, mon Dieu, c'est Rabbi Lebisch!“

Und da ſagte ſie wieder, wie Julie:

„It was the nightingale, and no the lark!“

Denn es war nur ein kleiner Gaſſenjunge, der auch den Marillenbaum und unreife Früchte ſuchte.

So verlebten wir die ſchönſten Tage unſerer grünen Liebe bei grünen Marillen im grünen Kukurutzgarten.

„O daß ſie ewig grünen bliebe,
Die ſchöne Zeit der jungen Liebe!“

Nicht lange dauerte das Glück unſerer ſtillen, marilleneſſenden Liebe. Unſere Wonne erhielt einen großen Bruch, als die Zeit kam, wo der Kukurutz gebrochen wird, und wir nicht unter dem Schatten dieſer Blätter weilen konnten.

Am Tage vor der großen Kukurutz-Ernte, bevor dieſe klaſſiſche Laube unter den Händen der Vandalen fallen ſollte, ſaßen Frumetel und ich zuſammen, und beweinten unſer Unglück! Ob wir wirklich weinten, kann ich nicht beſtimmt angeben, aber daß wir fürchterliche Geſichter ſchnitten, iſt gewiß. Denn außer dieſem Garten gab es in dem ganzen Umfange von Lovasberény kein trauliches Plätzchen, keinen Olivenhain, keine dunklen Grotten, keine Kokos-Wälder, um heimliche Liebe zu beſchirmen und zu beſchatten. Wir waren gränzenlos unglücklich, und wenn Frumetel und ich ſo weiſe geworden ſind, wie uns der Leſer kennt, ſo war jenes Unglück daran Schuld. Denn Rouſſeau ſagt: „Une grande passion malheureuse est un grand moyen de sagesse!“

Es blieb uns nichts übrig, als einen Briefwechſel anzuknüpfen!

„Briefe leben, athmen warm, ſagen,
Was das bange Herz gebeut,
Was die Lippen kaum zu ſtammeln wagen,
Das geſteh'n ſie ohne Schüchternheit!“

Ja, edler Bürger, du magſt recht haben, Briefe leben, aber ihnen das Leben geben, iſt eine Schwierigkeit! — Hätte Bürger meine Buchſtaben perſönlich gekannt, und die Krämpfe, die mich ihre Verfertigung koſteten, er hätte nicht geſagt:

„Und ein Gott war es, der Schrift und Siegel
Für ein armes Liebespaar erfand!“

Ich ſollte ſchreiben, einen Briefwechſel anknüpfen!

„Ach, jeder Wechſel ſchreckt den Glücklichen.“

Nicht nur jeder Wechſelbrief, ſondern auch jeder Briefwechſel! — Allein Frumetel beſtand darauf, und ich ſagte zu.

Mein Kollege und Kalligraph Sanele war der geflügelte Bote der Liebe. Er trug die Briefe hin und her. Uneigennützig, wie Pylades, verlangte er für dieſen Liebesdienſt nichts, als jeden Abend die Hälfte von meinem Veſperbrote, welches in einem großen Stücke Brot mit Zwetſchkenmus aufgeſtrichen beſtand. Ich brach nie die Hälfte dieſes Schäfer-Eſſens ab, ohne zu ſeufzen:

„One last long sigh to love and thee!“
Byron.

Zwei Tage lang dauerte es, bis mein erſter Brief fertig wurde. Ich wußte durchaus nicht, was ich an Frumetel ſchreiben ſollte! Ich fragte Sanele, auch er wußte es nicht! Endlich ſiel mir ein göttlicher Gedanke ein! Mein Rabbi Lebiſch ſchrieb alle vier oder ſechs Wochen an ſeine Frau, die in Palota wohnte. Ich beſchloß, einen ſolchen Brief zu erwiſchen und ihn zu kopiren. Geſagt, gethan. Ich fand den Entwurf eines ſolchen Briefes, welcher ungefähr im echten orientaliſch-hebräiſchen Style alſo lautet:

> „An die vortreffliche, gerechte, fromme Hauskrone, Hauptſchmuck des Mannes, goldgekrönte Heldenfrau, Fruchtbare, ihrer Kinder zarte Zierde, die geſchätzte Frau Chane bis in hundert Jahren, ſela!“

Nach dieſem langen Titel kam der kurze Brief:

> „Ich ſchreibe dir, daß ich gar nichts zu ſchreiben habe; ich bin, Gott ſei Dank, geſund, und hoffe bei dir das Gegentheil, bis auf meine alten Leiden mit der goldenen Ader, womit ich verbleibe dein getreuer Mann
> Ich, der kleine Rabbi Lebiſch.“

Der Brief wurde nun von mir abgeſchrieben, und nur, ſtatt „Frau Chane," an die „Maid Frumetel," geſetzt, und dahin flog Sanele, zu ihr, mit dem beflügelten Worte der Liebe!

Am dritten Tage kam die Antwort! Ach, es war ein ſeliger Augenblick! Das Billet war mit gekautem Brot verſiegelt; ich riß es auf, und wer ſchildert mein Entzücken? Ich konnte kein Wort leſen! Es war ein Kattegat von großen Tintenflecken, zwiſchen denen ſich convulſiviſche Gliedmaßen durchzogen. So ſchrieb Julie an Romeo! — Wie ſollt' ich dieſe heimlichen Zeichen der Liebe entziffern?

O Love, give me strength', and strength shall help afford!

Allein die Liebe half nicht! Vergebens trat auch Sanele hilfreich herbei, es war nicht möglich, aus dieſer Buchſtaben-Gedärmverwicklung etwas herauszubringen; es waren zerriſſene Krautſtrudel, die von der Tarantel geſtochen wurden; es war ein Sanhedrin von Tintenkleckſen, welche durch Meer-Spinnen-Beine zuſammenhingen.

Allein was that das? Es waren doch ihre Züge! Ich war glücklich! Glücklich? War erſte Liebe je glücklich?

Mag hier denn die Bemerkung ſtehen, daß erſte Liebe ſelten glücklich iſt, daß erſte Liebe faſt nie einen würdigen Gegenſtand trifft! Es ſcheint mit dem Herzen und der Liebe wie mit den Weinreben zu gehen, die erſten Setzlinge müſſen erſt weggeſchnitten werden, der zweite Nachſchuß iſt der echte. Frauenherzen ſind wie neue

Fäſſer, ſie müſſen erſt mit dem heißen Waſſer einer unechten Liebe angefüllt und ausgebeizt werden, bevor ſie mit dem echten Weine der Liebe gefüllt werden; von echter Liebe und von echtem Thee muß der erſte Aufguß als ſchlecht weggegoſſen werden. Auch die Erſtlinge der Empfindung ſind wie die Erſtlinge der Bäume weder ſo gut noch ſo ſüß, noch ſo kräftig wie die ſpätern. Das Herz muß wie ein Kind den Kinderzahn der erſten Liebe erſt ausſchieben, nur der zweite ſitzt feſt und kräftig, oder wenigſtens ſo lange, bis er für immer verloren iſt!

Gewiß wird es wenig weibliche Herzen geben, welche ſich nicht ſelbſt geſtehen werden, daß ihre ganz erſte, wenn auch nicht geſtandene, leiſe Neigung einen Mann traf, der ihrer unwürdig war!

Nach dieſer Seitenwendung, mit welcher ich keineswegs Frumetel Uebles nachſagen wollte, komme ich zu ihr und zu ihrem unenträthſelbaren Schreiben zurück.

Ich war beſtändig damit beſchäftigt, dieſe Keil-Schrift dennoch zu enthüllen. So ſaß ich einſt auch bei meinem Rabbi, welcher uns wieder mit dem unwiderſtehlichen Pfeifenrohr die Unfehlbarkeit des Talmuds bewies; ich hatte den Brief auf meinen Knien unter dem Tiſche, und war ganz in deſſen Entzifferung verſunken. Da, o Götter, da ſtürzte Rabbi Lebiſch plötzlich auf mich hin, ergriff mit einer Hand mein lockiges Haupt, und mit der andern die ſüßen Zeilen Frumetels! Wie eine Hyäne ſtürzte der ergrimmte Rabbi über das Corpus delicti her!

Er las, — wie er das anſtellte, iſt mir heute noch ein Räthſel, — dann fuhr er ſich in die Haare, ſtieß ein Wehgeheul aus, wie ein angeſchoſſener Eber, riß ſich in Wuth ein Stück von ſeinem Talar herunter und das Pfeifenrohr ſauste über meinen jugendlichen Rücken hin.

Da kam die Allmacht der Liebe über mich, Frumetels Geiſt ſtand vor mir und ſchüttelte die röthlichen Locken, und ſah mich mit ihren dogmatiſchen Blicken an. Da faßt es mich an, ich bin nicht mehr ich, ein Leu bin ich, ich ſpringe auf, reiße dem Rabbi das Pfeifenrohr aus der Hand, und in einem Nu war es zerbrochen und zum Fenſter hinaus geſchleudert!

„O dolce vendetta
D'qna anima difesa!“

Die ungeheure That war geſchehen, regungslos ſtand der Rabbi da, regungslos ich, blos Sanele lief heulend hinaus und rief meinen Onkel und meine Tante herbei, welche uns Beide noch wie Bildſäulen erſtarrt fanden.

Endlich fand der Rabbi Worte, und ich hatte mich hinter dem großen Rock meiner Tante verſchanzt. Die Sache wurde nun erklärt; die Tante, obſchon ſie böſe that, lächelte mich doch ein wenig an; ſo ſind ſie die Tanten, geſegnet ſei der Mann, der die Tanten erfand! Sie denken wie Parny.

„En fait d'amour trop jeune n'est pas trop!“

Der Onkel nahm Frumetels Brief, las ihn und ſagte:

„Man muß den Jungen auf die Hochſchule ſchicken!“

Dieſe war die Hochſchule in Páks. — Und ſo geſchah es, die Tante lächelte, legte ihre breite Hand auf mein verliebtes Haupt, und ſagte nichts, als:

„Was guter Eſſig werden ſoll, wird früh ſauer!“

Ich habe Frumetel nicht wieder geſehen, blos von Rabbi Lebiſch hörte ich ſpäter etwas ſehr Gutes. Als Müllner mich mit Jean Paul verglich, ſagte er: „Ich hab's gleich geſagt, es iſt ſchade, daß er ſich nicht auf etwas Ordentliches verlegt hat!“

So ſind ſie Alle, mit Ausnahme von einigen Wenigen, die aber auch ſo ſind! oder: „Was ich mit dem Trouſſeau der Herzogin von Orleans für glückliche Spekulation mache."

Ach!

„Ach" iſt ein ſchöner Anfang! Nicht neu, aber intereſſant.

„Ach" iſt der ſentimentale Bohrer, mit welchem man vor Allem das Gefühl des Leſers anbohrt, dann dringt der empfindſame Nagel ſchon leicht ein.

Alſo: Ach!

So weit wäre der Aufſatz recht gelungen, allein was jetzt? Jetzt? Jetzt:

O!

O iſt das bürgerliche Ach! Man braucht die Figur von Ach und O nur anzuſehen, und man erkennt den Unterſchied. Bei Ach hat das Ding noch einen Haken, bei O iſt das Ding ſchon rund aus! Alſo:

O! zuſammengerechnet mit „Ach" macht:

Ach und O! Das ſind die Rede-Figuren, oder vielmehr die Seufzer-Figuren in der Rhetorik des Herzens.

Ach, ſie iſt ſchön wie die junge Roſe, wenn der Strahl des Mai's ſie küßt!

Nun weiß ich zwar nicht, warum ich „ach!" ſage, wenn ich ſage, ſie iſt ſchön? Allein geſtehe nur, mein Leſer, daß du viel mehr Reſpekt vor dieſer Phraſen-Equipage haſt, wenn ſo ein: Ach! als Vorreiter dahertrabt!

Alſo noch einmal dieſe ſchöne Maipraterfahrt:

„Ach, ſie iſt ſchön wie die junge Roſe, wenn der Strahl des Mai's ſie küßt!"

Ihre Geſtalt iſt wie die Zeder auf Libanon. —

Aufrichtig geſtanden, lieber Leſer, habe ich noch keine „Zeder auf Libanon" geſehen, und ich hätte auch ſagen können: wie die „Pappel am Bache", oder: wie die „Tanne am Wieſenrain"; allein aus beſonderer Hochachtung für dich, bringe ich dir keine alltäglichen, klaren Gleichniſſe, und ſage ausdrücklich: „Ihre Geſtalt war wie die Zeder auf Libanon;" das iſt Gluth und Phantaſie.

Ha!

Ha! iſt auch keine üble Perſon! Wenn dem gefühlvollen Herzen das Maul offen ſtehen bleibt, ſo ruft es: „Ha!"

Ja, ſchön war ſie, wie die Schöpfung, als ſie dem himmliſchen „Werde!" entrann, ihr Wuchs war wie das Rohr am See.

— Bitte zu bemerken, mit welcher Geſchicklichkeit die „Zeder von Libanon" zu einem „Rohr am See" geworden iſt, das iſt Eigenthümlichkeit; bei jedem Andern wäre es tadelnswerth, mir läßt es liebenswürdig. —

Ihre Augen waren ſchwarz, groß und feurig wie — was iſt denn nur geſchwind groß, ſchwarz und feurig? —

Wie Othello! Ihr Haar war amſelſchwarz, — der Leſer wird hier Gelegenheit haben, zu bemerken, wie ich mich immer mehr und mehr enthalte, Gelegenheit zu Anſpielungen und Deutungen zu geben; ich hätte ſagen können: „rabenſchwarz“, allein da hätten die pfiffigen Leſer gleich herausgebracht, daß ich vielleicht eine Dame aus Raab meine; um alle Perſönlichkeit alſo zu vermeiden, ſage ich: —

Ihr Haar war amſelſchwarz, und weich wie die Sanftmuth, und dicht wie der Weizen im Banat; ihre Naſe ſah etwas ſchalkhaft zurückgeworfen in die Luft, ihre Lippen waren wie glühende Kohlen, und von ihren Zähnen würde Salomon der Weiſe geſagt haben: „ſie ſind wie die Lämmer, die aus der Schwemme kommen,“ und Salomon der Weiſe war kein Narr!

So war ſie, und ſie liebte mich!

Ja, ſie liebte mich, und ich leide es durchaus nicht, daß es der Leſer nicht glaube, und wenn ein Leſer hartnäckig genug iſt, es nicht zu glauben, ſo braucht er dieſen Aufſatz gar nicht weiter zu leſen; Adieu!

Ja, ſie liebte mich, ſie hat mir's zwar nie geſagt, nie merken laſſen, nicht das entfernteſte Wohlwollen gezeigt, im Gegentheil, ſie hat immer Langeweile, wenn ich mit ihr zuſammen komme, und doch weiß ich, daß ſie mich liebt.

Das iſt der Segen des Genie's: die Allwiſſenheit!

Ihre Mutter hat mir erlaubt, dann und wann zu kommen, und ich komme nicht nur dann und wann, ſondern ich komme am Danneſten und am Wanneſten! Ich komm' ſo oft, als ob ich der perſonifizirte „Unverhofft" geweſen wäre, denn unverhofft kommt oft!

Die Mutter war eine Beſchützerin der Künſte und Wiſſenſchaften, das heißt, wenn man von Künſten und Wiſſenſchaften ſprach, ſagte ſie immer: „Gott beſchütze mich!"

Die Tochter aber war nicht nur ſchön, ſondern auch geiſtreich und — reich!

Schön, geiſtreich, reich, und dennoch liebte ſie mich!

Ein Spiel der Natur!

Woher ich es weiß, daß ſie mich liebt? Sie gähnt immer, wenn ich ihr meine Produkte vorleſe!

Wenn man gähnt, hat man Luſt zum Schlafen, im Schlaf träumt man, von wem träumt man? von dem Gegenſtande, der uns zuletzt anregte; ſie gähnt alſo, um von mir zu träumen — kann man zarter lieben und ſich zarter ausdrücken?

Wer den Gegenſtand ſeiner Liebe nie gähnen ſah, gähnen bei ſeinen Gedichten, der hat die

Süßigkeit der Liebe nie geſchmeckt! Was iſt Schmachten, Lächeln, Maulen u. ſ. w. für mattes Weſen gegen den Reiz des Gähnens! Ich rede aber nicht von jenem verſchämten halbverborgnen, verſchleierten Gähnen, in welchem ſich das Antlitz der Holden blos etwas alabaſtrirt und in die Länge zieht, und das liebliche Naſenſpitzchen von zwei weißen Pünktchen überflogen wird, nein, ich rede von jenem ſchönen, vertrauungsvollen Gähnen, wenn ſich der Mund der Holden ſo mit aller lieblichen Offenheit dem ſüßen Drange hingibt; wenn wir dadurch eine ganze Einſicht in ihr innerſtes Weſen bekommen; wenn ſie ſo geradezu, ſo ohne Winkelzüge gähnt, wie es einer ſchönen Seele eigen iſt; wenn wir bei dieſem unbegränzten Beweis ihrer Anerkennung ihr frei auf den Zahn fühlen können; wenn ſie uns dabei mit umflortem Auge unverholen anblickt und ihr zufallendes Augenlied zu ſagen ſcheint: „Verſtehſt du mich auch ganz, mein Einziger?“

O, um dieſen Reiz des lieblich-hingebenden Gähnens in ſeinem ganzen Umfange zu kennen, muß man ſelbſt Schriftſteller ſein und ſeiner Geliebten vorleſen.

Wie oft ſaß ich ſtundenlange und las ihr vor, und ſie wurde nicht müde zu gähnen, und ich wurde nicht müde ihr in den Mund zu ſehen, um zu ſehen, ob ihr das Herz auf der Zunge liege!

Ich las ihr die herzbrecheriſchſten Sachen vor, ich hoffte immer, ſie würde aufthauen, ſie thaute nicht! Ich las ihr 136 Sonette „an ſie“ vor, ich hoffte, der Strahl der Liebe wird aus ihrem Auge brechen, der Strahl brach nicht aus! Ich dichtete eine Novelle, in welcher ich und ſie vorkamen; ich geſtand ihr in dieſer Novelle meine Liebe, — ich machte ihr einen förmlichen Heirathsantrag, — ich brachte mich endlich in einer Jasminlaube auf einem Fenſterſchemel mit einem Venetianerdolche zu ihren Füßen um, — ich glaubte, ſie würde zuſammenſinken, ſtammeln: „ich liebe dich!“ Sie ſank nicht, ſie ſtammelte nicht!

Wenn ich mir's recht überlege, ſo liebte ſie mich nicht — allein ich kann nicht mehr zurück; ich habe dem Leſer ſchon einmal geſagt: „ſie liebte mich.“

Jetzt aber liebt ſie mich wirklich; ach, es war ein ſchöner Moment, ein welthiſtoriſcher, ein unſterblicher, und er machte mich glücklich!

Geſegnet ſei das Trouſſeau der Herzogin von Orleans!

Ich hatte früher ſchon bemerkt, daß ich einen heimlichen Nebenbuhler hatte! und — Wetterleuchten und Toria! — einen glücklichen Nebenbuhler!

Kennſt du Leſer, die Hyäne „Eiferſucht“?

Freundlichkeit, Lächeln, Munterkeit, Zuvorkommenheit, alle Symptome der Liebe hatte ſie nur für ihn, — es war ihr Schneider! —

„Gegen Schneider kämpfen Dichter ſelbſt vergebens!“

Was iſt ein Versmaß gegen ein Schneidermaß! Ein Ode gegen Mode? Ein Sonett gegen ein

Korſett? Was ſind Lieder gegen Mieder? Eine Terzine gegen eine Pelerine? Was iſt eine Kanzone gegen Kartone!

Sie gähnte nie, wenn der Schneider da war? Wie ſollte ich meinen Nebenbuhler beſiegen? Ihn tödten? Zu ihren Füßen tödten?

Schon einmal blitzte die Waffe über ſeinem Buſen: — es war eine engliſche Patentſchere, die ich dem Verräther aus der Hand riß, —

„Und einen Finger durft' ich rühren,
Um den Schneider zu ſeciren!“

Allein ich bekämpfte mich! Kann er dafür, der Glückliche, daß ihm das ſchönere Loos 'gefallen? Daß er keine Gedichte, ſondern Kleider macht?

Wie ſagt Schiller in ſeinem Gedichte: Das Glück?

„Neigungen haben die Frauen, ſie lieben der nähenden Helden lockige Scheitel, es zieh'n Kleider die Fröhlichen an; nicht der Dichtende wird von ihrer Erſcheinung beſeligt; ihrer Herrlichkeit Glanz hat nur der Schneider geſchaut!“

Ich aber war blos ein Dichtender, nicht einmal die Ausſicht in eine Zukunft voll Schneider, in eine Ehe voll Marchandes de Modes gewährte meine miſerable Liebe! Ja nicht einmal Sinn habe ich für den Zauber eines anliegenden Aermels, nicht einmal ſprechen kann ich von dem Reiz eines Moire velouté!

Da, in dieſem fürchterlichen Verhältniſſe, da ſendet mir der Himmel, der große Ehe-Schließer, ein Zeichen, ich erkenn' es, erfaß' es, benütz' es, applicir' es, und ſie iſt mein! Mein! Mein!

Ich bekam nämlich aus Paris eine umſtändliche Beſchreibung des Trouſſeau's der Herzogin von Orleans. Ich glaubte, mein Korreſpondent ſei nicht recht klug. Zuerſt dachte ich weinend: „Ja, wer ein ſolches Trouſſeau geben könnte!“ Was iſt ein Schriftſtellertalent gegen ein ſolches Trouſſeau, oder um zu reimen:

„Was iſt ein ganzer Rouſſeau,
Gegen ein ſolches Trouſſeau?“

Da durchzuckte es mich wie ein Blitz! „Dieſes Trouſſeau muß ſie an meinen Buſen ziehen!“

Ich ſprang auf, ſteckte die Korreſpondenz ein, und eilte zu ihr.

Sie ſaß eben auf dem Sopha, die ſchwarzen Locken hingen faſt opheliamäßig um die blendende Schulter, und ihr feuchter Blick hing melancholiſch auf einem Perkalinekleid, welches in der geſtrigen Oper einen Riß in dem Regiſter ſeiner Reize bekam. Ich trat herein, küßte ihr die Hand, ſie erblickte ein Papier in meiner Hand und fing ſchon an zu gähnleuchten; allein: ich ſetzte mich feierlich nieder und ſagte:

„Theuere Marietta! Es iſt ein entſcheidender Augenblick, ich wage den letzten Verſuch auf Ihr Herz.“ Sie lächelte himbeereſſiglieblich, ſetzte ſich in den Winkel des

Sopha's, und machte alle Reſignationsvorbereitungen. Ich begann!

„Trousseau de la Duchesse d'Orleans."

Marietta's Antlitz wurde heiterer. Ich fuhr fort:

„C'est le 30. Mai seulement que la corbeille de mariage a été déposée à Fontainebleau."

Marietta ſpitzte die niedlichen Vermeil-Ohren, ich aber las mit ſteigender Stimme:

„A l'intérieur, elle est doublée de satin enrichi de ganses et de torsades d'or."

Eine leichte Röthe färbte Marietta's Angeſicht, ein freundlicheres Licht ſtrahlte aus ihren Augen und ſie lispelte:

„Haben Sie das geſchrieben, lieber Saphir?"

Sie hatte noch nie geſagt: „lieber Saphir!" Ich fuhr mit einer höhern Begeiſterung fort:

„Douze châles de cachemire, six de fabriques françaises et six des Indes, frappent d'abord les régards."

Immer näher rückte Marietta; bei den Worten „Douze châles" entfloh ein leiſer Seufzer ihren Lippen, ſie hing mit Sehnſucht an meinen Lippen, „ach, weiter, liebſter Saphir!" (Liebſter! Superlativ!)

„Il y a six parures: une en brillans, une en brillans et rubis, une en turquoises et brillans, une en émeraudes et brillans, une en perles fines."

Marietta glühte wie das Morgenroth, ihr Herz klopfte hörbar, ſie rückte nahe heran, ein zitternder Blick hing an mir, ſo ergriffen ſah ich ſie nie, und mit einer wahren Inſpiration deklamirte ich weiter:

„Il faut rester charmé devant ces manteaux courts, ouverts arrondis au bas, par devant, à pélerine plus ou moins longue, à larges manches relevées à la Berthe sous des noeuds à pans flottans.“

Dieſe Stelle machte einen magiſchen Eindruck auf die Holde! Sie legte ihre Hand auf meine Schulter und ſah mir ins Auge, mit einem Blick, o mit einem Blick, als ob in meinem Auge eine Niederlage von ſolchen „Manteaux courts“ geweſen wäre. Ich fühlte ihren Odem an meinen Wangen, mit wonnebebender Stimme las ich weiter:

„Puis un négligé en cachemire foncé étale ses figures grotesques au milieu de fleurs chinoises!“

Eine warme Thräne fiel aus Marietta's Auge auf meine Hand, Entzücken zitterte durch mein Weſen, und mit einer unausſprechlichen Verklärung tönten meine Worte weiter:

„Une tunique de moire violette mêlée de longues dents pointues de la dentelle de soie à des petits noeuds et aux garnitures posées en coquilles.“

„Ach!“ lispelte ſie, und ihr Haupt neigte ſich auf meine Schulter, um ihre Lippen ſpielte es wie roſige Träume, ich aber las mit halbweinender Stimme immer weiter:

„Quant aux gants, calculez tous les secrets que la coquetterie des formes a à sa disposition pour faire d'une simple fantaisie une recherche de la plus riche élégance; Il y en a cent quatre-vingt variétés!“

Marietta ſchluchzte, ſie lag in der heftigſten Bewegung an meinem Herzen!

Es war ein ſtiller, feierlicher, heiliger Moment! Die Lüfte ſchwiegen, die Götter lauſchten.

Marietta erhob das ſchöne Auge, ihr Blick ruhte erſt auf dem Aufſatz, dann auf ihrem Perkalinkleid, dann auf mir; noch ein „Ach!“ entrang ſich dem klopfenden Herzen und ich rief: „Kannſt du mich lieben?“ und ſie flüſterte: „Ja, aber leſe mir das noch einmal vor.“

Und ich las den göttlichen Aufſatz noch einmal, und ein ſüßes Nachdenken ſprach aus Marietta's Zügen; ſie ſchien zerſtreut, ich küßte ihre Stirne und fragte, „woran denkſt du, meine Süße?“ und ſie lispelte wie eine Clairvoyante: „cent quatre-vingt variétés de la plus riche élégance!“

Album geſelliger Thorheiten und Lächerlichkeiten.

Das Picknick auf dem Strozziſchen Grund, „blos beim Clavier“.

Die kleine Holdenburg war eine allerliebſte Frau, und iſt nun eine allerliebſte Witwe. Ich machte ihre Bekanntſchaft auf dem Eilwagen. Ehen werden im Himmel geſchloſſen, Liebſchaften im Tanzſaal, Bekenntſchaften im Volksgarten und Bekanntſchaften im Eilwagen. Im Eilwagen erfuhren wir ſogleich, wie wir miteinander fahren werden. Sie hatte wunderſchöne Zähne, ſuperbe rabenſchwarze Augen und ganz vortreffliche kleine Zuckerkipfel bei ſich, drei Dinge, die mich ſehr an ſie anzogen.

Ich verſprach ihr, ſie oft zu beſuchen, allein ſie wohnte auf dem Strozziſchen Grund, und der Strozziſche Grund iſt für Jemanden, der in der Stadt wohnt, ein ſo entfernter Grund zu einem Beſuche, daß ich vielmehr bald von dieſem Gedanken von grundaus zurück kam. Schöne Witwen und bekannte Melodien haben ein gleiches Loos, wenn ſie uns einfallen, gehen ſie uns oft einige Tage im Kopfe herum. Eines Tages fiel mir die ſchöne Witwe mit den Rabenlocken, mit den Feueraugen, und mit den Zuckerkipfeln ein, ich wußte ſelbſt nicht woher, und ich wollte der Sache auf den Strozziſchen Grund kommen. Die Witterung war dieſem Unternehmen günſtig, das heißt, es war ſo entſetzlich ſchlechtes Wetter, daß gewiß alle Witwen in der Welt zu Hauſe waren. Der Himmel machte ein Geſicht, als wenn auf allen Geigen, mit denen er voll hängt, ſich Dilettanten vor ihm hören ließen, und die Erde machte ein Geſicht, als müßte ſie zu „Menſchenhaß und Reue“ ins Theater gehen, und darüber referiren; da dachte ich, wenn Himmel und Erde ſolche Geſichter machen, ſo kann die ſchöne Witwe gegen mein Geſicht auch nichts haben, und flog auf den Flügeln der Ungeduld, das heißt, auf einem Fiaker, nach dem Strozziſchen Grund. Eine Kaffeekanne, zwei Baſen, zwei Strümpfe, ein Mops und ein Muff wurden in der Ueberraſchung von der ſchönen Witwe über den Haufen geworfen: „Nicht möglich. Soll ich den Ofen einſchlagen?!“ — „Schlagen Sie ein!“ erwiederte ich, und hielt ihr die Hand hin. Nun ging's an ein Vorſtellen, es waren, wie geſagt, zwei Baſen und ein Mops, lauter Strozziſche Grundiſche. Alice, ſo wollen wir die ſchöne Witwe nennen, war ſehr liebenswürdig. Wenn die Baſen, die Strümpfe, der Mops und ich nicht zugegen geweſen wären, ſie hätte mir gefährlich werden können! Auf einmal ſchlug ſie die Hände in einander, und jauchzte laut auf: „Sie ſchickt mir ein guter Engel!“ Ich bin zwar noch nie für einen Engel Boten gelaufen, allein ich ließ es dabei bewenden. „Uebermorgen,“ fuhr ſie fort, „iſt bei Frau von

Zirpewachtel großes Picknick, und Sie müſſen mein Herr ſein!" — „Meine Holde," erwiederte ich, es heißt: „und er ſoll dein Herr ſein," nicht aber: „und ich ſoll dein Herr ſein!" — „Nichts da, keine Widerrede, Sie müſſen mit mir, ſonſt, ſonſt, — morgen Mittags holen Sie mich ab, ich ſtelle Sie dann der Frau von Zirpewachtel vor, und übermorgen bringen Sie mich hin." —

Gegen des Geſchickes Mächten
Iſt kein ew'ger Bund zu flechten!

Am andern Mittag führte mich Alice durch eine Gedärmverwicklung von Kreuz- und Querſtraßen, über eine gewundene Treppe in den dritten Stock eines zwei Stock hohen Hauſes in den Empfangs-Saal der Frau von Zirpewachtel. Frau von Zirpewachtel erhob ſich, und ſie war ſo lang, daß es einige Minuten dauerte, bis ſie ganz erhoben war; ſie ſtand vor mir, wie die Ahnfrau aller Cölnerwaſſer-Flaſchen; und aus dieſer enghalſigen Flaſche gluckste ſie ein: „ich freue mich unendlich u. ſ. w." heraus. Ich bat ſie, ſich zu ſetzen, welches auch geſchah, und mir war es, als ob ſich der Landshuter Thurm niederſetzte. Sie erzählte mir, daß ein paar liebe Freunde und Bekannte morgen bei ihr ein Picknick haben, „blos beim Clavier"! Ich ſtellte vor, daß ich mit Vergnügen Theil nehme, zwar nicht „blos beim Clavier", auch beim Tiſch, allein ich ſei ein miſerabler Junggeſelle, der weder kochen noch braten kann. Frau von Zirpewachtel meinte, das wüßte ſie, allein viel braucht man ja nicht, denn es ſei ein Picknick „blos beim Clavier", ich könnte mein Theil

in Barem beiſteuern und zehn Gulden Münze wären hin
reichend. Ich ſpürte, wie meine Brieftaſche Krämpf
bekam, allein was war zu thun, ich lächelte wie ein geſpieß
ter Maikäfer, gab meine zehn Gulden her, und ſagte
„eine wahre Bagatelle für ein Picknick blos beim Clavier.
Darauf ſtellte mir Frau von Zirpewachtel ihre zw
Töchter vor, die eine war eine ſchwarze Blondine, und d
andere eine gelbe Brünette. Sie ſprachen immer alle au
einmal, und alle beide Eins und daſſelbe. Sie ware
ſehr ſchwer zu unterſcheiden, denn die eine war ſo lan
wie die Mutter, ſo daß ſie zuſammen zwei in die Ewig
keit fortlaufende Parallel-Linien bildeten, dieſe hieß Lu
chen, die andere aber war ganz klein und compact, ſ
war blos der Clavierauszug der Mama, und hieß Nan
chen. Sie ſagten mir beide zugleich, daß ſie mich gan
abſcheulich fürchten; ich aber ſagte: „das wird ſich b
Ihnen über kurz oder lang ſchon verlieren.“

Somit endete die Vorſtellungs-Ceremonie, und i
empfahl mich. Beim Empfehlen ſagte mir die Frau v
Zirpewachtel: „Ach, ein paar Kapäundel könnten S
doch auch beſorgen!“ und ſo ließen wir uns an dem Stri
der gewundenen Treppe wieder herab in das freundlich
Leben.

„Und es freue ſich, wer da athmet im roſigen Licht!“

Ich ging zurück in die Stadt, um zehn Guld
ärmer und um die Sorge „auf ein paar Kapäundel“ re
cher. Ich fragte Alice, ob die „Kapäundel“ auch „bl

beim Clavier" verwendet werden. Sie aber nannte mich einen gottloſen Spottvogel. Die ganze Nacht beunruhigten mich ſchwere Träume, bald kamen die zehn Gulden im Leichentuche und rangen die Hände, bald zogen drohende „Kapäundel" an mir vorüber, ich ſah, wie ſich ein „Kapäundel" an das Clavier ſetzte, und einen Straußiſchen Walzer zu todt fingerte, ein anderes „Kapäundel" ſang die große Arie aus dem „Titus", und ein drittes „Kapäundel" tanzte mit Frau von Zirpewachtel einen Cotillon. Kurz es waren tolle, beängſtigende Träume. Des Morgens früh beſorgte eine meiner Couſinen die „Kapäundel", die ſogleich nach dem Strozziſchen Grund wanderten.

Die Strozziſchen Mitglieder des Picknicks waren ſchon verſammelt, als ich und meine Dame eintraten. Die lange Frau von Zirpewachtel, mit Blumen, Schleifen und Tüchern behangen, ſah aus, wie ein wandelnder Maibaum, oben auf dem Friſurgipfel bammelte ein goldner Thurmknopf, und ich erwartete jeden Augenblick, einige Knaben aus der Société würden den Baum erklettern, um den oberſten Preis zu gewinnen. Frau von Zirpewachtel kam uns entgegen, und neigte ſich von den Höhen herab, um der kleinen Witwe einen Kuß zu appliciren. Die beiden Zirpewachtel-Infantinnen, die Lange und die Kurze, ſprangen mir entgegen, und riefen à tempo: „ach, ach, das iſt ſchön, liebſter Herr von S., daß Sie endlich da ſind!" Ich war ganz gerührt von der Schönheit meines Daſeins, und nun umknöchelte die Hausfrau mit ihrer Hand die meinige und ſchob mich der verehrten Strozziſchen Geſellſchaft vor: „Herr von S . .“ Die Frauenzimmer um den Theetiſch ſchnellten wie die Zitterfiſche in die Höhe, wackelten mit dem Kopfe, blinzelten mit den Augen, und ſchnellten wieder auf ihre Plätze zurück, und ſaßen unbeweglich da. Ich verneigte mich ſtumm, wie ein Schlagbaum, der heruntergezogen wird. Als ich mich umſah, glaubte ich mich in ein zoologiſches Kabinet und in einen Kreis ausgeſtopfter Weſen verſetzt. Um den Theetiſch, auf welchem vielleicht in vergangenen Jahrhunderten Thee war, oder auf dem in zukünftigen Jahrhunderten Thee ſein wird, ſaßen die Picknick-Vorſteherinnen, wovon die eine ein langes Papier, das Verzeichniß der Einſender und Einſendungen, in der Hand hatte. Es war die Frau von Repskörndel, bürgerliche Siebmachers-Frau. Ich nahte mich ihr, und eine Stimme, wie eine Spitzmaus, die Mezzavoce ſingt, drang mir, ich weiß nicht, ob aus ihrem Munde oder aus ihrer Naſe, entgegen: „hier, mein lieber S.., hier ſtehen ihre Kapäundel: aber Sie dürfen nicht bös ſein, ſie ſind gar nichts nutz; wenn Sie nicht beſſere Witze machen, als Kapäundel, ſo iſt's traurig!“ dabei lachte ſie einen einzigen Lacher aus, ohne daß weiter auf ihrem Antlitz eine Spur davon zurückblieb. Ich neigte mich anmuthig nieder, und ſagte: „Entſchuldigen Sie, meine verehrte Frau von Repskörndel, ich mache keine Witze und ich habe auch dieſe Kapäundel nicht gemacht.“ Das kleine Nantchen, welches ſich indeſſen des kleinen Fingers meiner linken Hand ganz feſt bemächtigt hatte, lachte eine kleine Octave, und ſchrie: „Ach, Sie ſind aber ſchlimm!“

Da kam eine von den Schickſals-Göttinnen des Picknicks auf den zwar ſehr nahe liegenden, aber dabei außerordentlich entfernten Gedanken: „Aber Herr von S.., wollen Sie nicht eine Schale Thee, wir haben ſchon Alle getrunken!“ — „Wenn Sie blos Alle und nicht allen getrunken haben, ſo bitt' ich!“ Nantchen knackte meinen kleinen Finger, und ich rief: „Ach nein, Sie ſind aber ſchlimm!“ Da erhob die Frau von Zirpewachtel ihre Stimme, daß ſie ſo hoch wurde wie ſie ſelbſt: „Ach nein, der Herr von S.. trinkt keinen Thee, hat mir die Frau von Holdenburg geſagt, er wird nachher Wein trinken.“ Ich ſchnitt ein Geſicht, als hätt' ich den Wein ſchon getrunken, und ſagte lächelnd: „Nein, ich trinke keinen Thee.“ — „Vielleicht ißt der Herr von S.. ein Stückchen Gugelhupf, oder ein Eierplätzchen?“ ſagte eine dritte Schickſals-Göttin, die Frau von Grützmacher, mit einem Geſichte, ſo lang, wie die Laxenburger Alle, und mit einer großen Naſe wie das Chauſſee-Haus in dieſer Allee, aber bei dem allen ſchien ſie mir ihres Einfalles wegen ſehr liebenswürdig; da ſah ich wieder, daß der menſchliche Geiſt mehr iſt als Schönheit, und ſchloß von der Frau von Grützmacher auf mich ſelbſt, und begriff, wie mich die Frauen ſo außerordentlich liebenswürdig finden. Ich ſah ſie ſo zärtlich an, daß jeder Blick ausſah, wie Liquor anodini, und ſie warf mir einen zurück, der ausſah, wie extractum cinamomi, und ich war ſo hungerig, daß ich auf die Miſchung dieſer Blicke gerne geſchrieben hätte: fiat pill. gr. iij., und ſie verſchlungen hätte; denn ich ſah mich ringsumher um, allein nicht ein böſer Schatten von Gugelhupf flog über die öde Haide, und Eierplätzchen?

„O fahrt wohl, ihr Ideale! goldgewebte Träume!“

Die Frau von Zirpewachtel ſagte: „Ach nein, die Frau von Holdenburg ſagte mir, Herr von S.. ißt kein Backwerk oder ſo was.“ Ich fühlte, wie mein Magen ob dieſer Lüge ſchamroth wurde, allein ich lächelte, und ſprach reſignirt: „Nein, ich eſſe nie Backwerk, und „ſo was“ ſchon gar nicht!“ Nantchen drehte meinen kleinen Finger wieder aus ſeinen Fugen und ſagte: „Aber nein, wie Sie ſchlimm ſind!“ — „Nun,“ fing die Hausfrau an, „wollen wir den Tiſch abräumen, das junge Volk will tanzen.“ Der Tiſch war aber ſo abgeräumt, als hätte ein franzöſiſches Regiment blos freundſchaftlich drin garniſonirt; ja ich habe eine Ahnung, daß dieſer Tiſch gar nie aufgeräumt war. Ich betrachtete mir nun das junge Volk! Es waren ungefähr achtzehn Weſen, die nur durch ihre Kleidung verriethen, ob ſie zum „jungen Mannsland“ oder zum „jungen Weibsland“ gehörten. Blos die Toilette der Männer war jung, denn die ſchwarzen Röcke waren noch voller Flaumen. Die Mädchen zuſammen ſahen aus, als ob ſie „lebendige Tuſchkaſten“ ſpielten. Ein einziger Herr ſchien der König des Feſtes, Amuſeur, Danſeur, Arrangeur u. ſ. w. zu ſein; um ihn drehte ſich die ganze Menagerie herum. Sie hießen ihn nur „unſer lieber Falzbeindl“. Er trug einen hellblauen Frack, ein gelbes Gilet mit einer rothen Unterweſte, zimmtfarbe Beinkleider, die aber wahrſcheinlich durch betrübende Erfahrungen ſo in ſich gingen, daß ſie unten ſich ſo ferne als möglich von der verderblichen Erde zurückzogen, und Schuhſtiefel mit Bändern, die immer mit gewichſt worden ſein mußten und ſteif von den Stiefeln wegſtanden. Er hatte kurzes, etwas weißes Haar, glatt geſchnitten, und blos ein Büſchel flatterte, wie eine verirrte Taube um den Taubenſchlag, um das rechte Ohr herum. In der Hand hielt er ein rothkattunenes Schnupftuch, welches er beim Tanz zwiſchen ſeine Hand und ſeine Tänzerin einlegte. Er war das belebende Prinzip des Picknicks. Der Tanz begann; „blos beim Clavier“! Es war aber auch ein Clavier! Ich glaubte Anfangs, ich ſei das Clavier, ſo verſtimmt war es. Es ſah aus wie ein vorgeſchuhter Zuſchneidetiſch. Mehrere Saiten waren viel klüger als ich, denn ſie waren ſchon lange vor dem Picknick abgeſprungen. Monſieur Falzbeindl ſetzte ſich an die Claviertruhe und Alles rief entzückt: „Ach! Monſieur Falzbeindl wird ſpielen!“ Nantchen, die meinen kleinen Finger indeſſen auch zu einem vollkommenen Falzbeindl in ihrer Hand gefalzt hatte, fragte mich: „Haben Sie Monſieur Falzbeindl noch nicht auf dem Clavier gehört?“ — „Ich habe ihn blos jetzt auf dem Seſſel gehört!“ — erwiederte ich. „Aber nein,“ ſagte ſie, „wie kann man gar ſo ſchlimm ſein!“ — Da ſchlugen einige Klänge an mein Ohr, als ob eine Tonleiter zuſammenbräche und die Späne davon herumflögen. Monſieur Falzbeindl hatte ſich aber ans Clavier gemacht, und falzbeindelte die himmliſchen Straußiſchen Eliſabethen-Walzer herunter, daß es eine Freude war! Die verſtimmten Saiten, die Holztöne, das Aechzen der Taſten, die mißhandelten Takte, das Haar an meinem Schnurbarte ſträubte ſich in die Höhe. Nantchen gerieth in ordentliche Verzückung. Frau von Repskörndl kehrte den Kopf links und ſchielte rechts über. Frau von Grützmacher ließ den Kopf rechts hinüber und blinzelte links. Alles ſchwamm in ſtiller Seligkeit, und Monſieur Falzbeindl hing quer auf ſeinem Stuhl, half jeder Note mit dem Oberleibe nach, und balancirte jeden Ton auf der Naſenſpitze. Das junge Volk begann zu tanzen. Der Stubenboden war klaſſiſcher Boden, römiſcher Boden, er hatte ſieben Hügel: Sie tanzten Alle und kamen mir vor, wie die Schiffe im Sturm, bald waren ſie hoch oben, bald tief unten. Mich erfaßte auch ein Sehnen:

„Ueber Thal und Berg zu ſchweifen!“

Ich faßte die Frau von Zirpewachtel an wie einen aufgerichteten Aalfiſch, und ſchleuderte mich hinein in das Gebirge und mir war es, als ob Jemand mir die Goetheſchen Worte zuriefe:

„Da wählet der Kenner der Höhen und Tiefen
Luſt und Entſetzen und grimmige Pein!“

Frau von Zirpewachtel ragte über Alle in die Höhe, als ob ein Blitzableiter mittanzte. Ich riß ſie leidenſchaftlich hin und her, und die Falzbeindliſche Muſik hatte das Angenehme, daß man nie merkte, ob man aus dem Takte kam. Endlich war ſie ermüdet, und ich ließ ſie wie ein Ausrufungszeichen auf ihren Platz fallen. Das „junge Volk“ hatte ein wenig ausgetobt und Falzbeindl ſchwitzte Tropfen von einer Oktave im Umfange.

Aber er ſollte heute nicht zur Ruhe gehen! „Unſer Falzbeindl ſoll ſingen!“ hieß es allgemein. „Herr von S.. hat Falzbeindl noch nicht ſingen gehört!“ — „Ja, ich werde bitten,“ ſagte ich ganz zerknirſcht; da ließ Falzbeindl den Kopf auf die Bruſt fallen und ſchloß die Aeuglein wie ein Kakadu, wenn man ihm den Kopf kratzt, ſah wieder auf mich und lispelte:

„Der Erlenkönig von Schubert!“

„Das iſt hübſch! das iſt hübſch!“ hieß es allgemein. Nantchen fragte mich: „Können Sie den Erlenkönig?“ — „Ich könne ihn nicht perſönlich,“ antwortete ich, „aber aus der Beſchreibung.“ —

Falzbeindl präludirte, es ſollte E-moll werden, weiß der liebe Himmel, was es war! — Bei den Worten:

„Mich reizt deine ſchöne Geſtalt,“

floß ein regenbogenfarbener Blick von Falzbeindl auf Frau von Repskörndl. Endlich hörte ich das „ächzende Kind“, hörte die „Mühe und Noth“, und, verzeihe mir der Himmel die Sünde! ich war froh, als das „Kind todt“ war. Ich und Herr Falzbeindl waren auch todt, und wir ſind doch keine Kinder. Falzbeindl's Stimme war eine Miſchung von Zwillich-Tenor und Drill-Baß; bei jedem Tone, den er anſetzte, ſtieß er mit dem Bauch in die Luft. Er war zum Entzücken, und der Strozziſche Grund wiederhallte auch von „Bravo! Bravo!“

Der arme Falzbeindl! Noch hatte er keine Ruhe! Frau von Repskörndl ſetzte ſich zum Clavier und Monſieur Falzbeindl mußte einen Cotillon anführen.

Falzbeindl, der geſellſchaftliche Räuberhauptmann, war ſchon ganz gedünſtet, dennoch ſtellte er ſich mit einer unbeſchreiblichen Reſignation an die Spitze des Cotillons, als Anführer und Feldherr. „Den Cotillon," ſchrie Frau von Zirpewachtel, „muß Alles mittanzen!" — Es war ein Cotillon-Landſturm! Ich bekam ein Fräulein von Trampelgunde, eine kleine, dicke Figur, die ſich von Oben und Unten in ſich ſelbſt zurückzog, mit einem gelben Kleide, und eine hochrothe, einzelne, ungeheure, ſteife Blume im Haare, ſo daß ſie mir vorkam, wie der gehörnte Siegfried. Sie hing an mir, wie eine Ratze; ſie tanzte ſo, daß man ſagen konnte, ihre Sohlen berührten kaum den Boden, denn ſie tanzte nur auf der Schneide der beiden Füße, auf den äußern Rundheiten, ſo daß, wenn ſie ſtand, die beiden flachen Fußſohlen gegen einander über ſtanden und ſich über die Schultern anſahen. Falzbeindl verrichtete Heldenthaten! Er ſchnellte, wie ein bezaubertes Fiſchbein, durch die Reihen ſeiner Truppen; er bat, beſchwor, flehte, drohte, ächzte, zappelte, er bot Himmel und Erde auf, um ſeine angegebenen Figuren mit uns durchzuführen, allein ſeine Mühe und ſein Schweiß waren verloren. Wir flogen hin und her, und durcheinander, wie ein Sack Ratten, der losgebunden wird. Ein allgemeines Geſchrei: „Ach, die Trampelgunde hat die Figur verdorben!" — „die Luze macht Alles confus!" — „Herr von Tiſchlichtl bringt Alles auseinander!" — „Aber die Frau von Grützmacher verdirbt ja Alles!" u. ſ. w., währte während des ganzen Cotillons, und dazwiſchen immer die um Hilfe rufende Stimme des unglückſeligen Steuermanns Falzbeindl: „Aber meine Gnädigſten! Luze rechts! Nante links! Aber nein, Sie daher! Herr von S . . übers Kreuz! Frau von Z. die linke Hand! Damen vor! Herren zurück! Aber meine Gnädigen! Lieber Himmel! Sie quer! Sie dorthinüber! O mein tauſend, mein tauſend! Sie laſſen aus! Ich bitte, ich bitte! Cotillon! jetzt à place! Ach, nein! Aber ich bitte! Nante! Sie dort, hieher! Es iſt entſetzlich! Marie! mit der rechten Hand! Das iſt ja ihre Linke! Iſt denn das Ihre Rechte? O Himmel! noch einmal! à place!“ ſo ging das Zetergeſchrei des armen Falzbeindl's den ganzen Cotillon durch, er wurde immer heiſerer und als er zu mir kam und krächzte: „Nun, Herr von S.., mit Fräulein Trampelgunde, die „Alleefigur“!“ Ich bebte zuſammen! „Biſt du es Hermann, mein Rabe?“ fragte ich und ſetzte mich an die Spitze der Alleefigur. Ich und Trampelgunde an der Spitze der Allee ſahen aus wie eine Pappel mit einer Stechapfelſtaude! Dieſe „Alleefigur“ muß eigentlich italieniſchen Urſprungs geweſen ſein; ich glaube, Falzbeindl hat ſie von einer Schüſſel Maccaroni, die in ſich ſelbſt verſchlungen iſt, abgelernt. Man ging immer um ſich ſelbſt herum und zog die Andern mit, und wenn man den Umgang um ſich ſelbſt vollendet hatte, ſo begann man wieder, und umging ſich von Neuem. Auf natürlichem Wege kam dieſe „Alleefigur“ nur dann zu Ende, wenn Jemand ſo glücklich iſt, daß ihn dabei der Schlag rührt.

Sonſt geht ſie ins Unendliche, und ich glaube, ich und Tramplgunde, wir gingen noch um uns ſelbſt herum, wenn nicht ein anderes ſchauderhaftes Ereigniß dieſe Figur unterbrochen und den Cotillon beſchloſſen hätte. Ein Fräulein von Kikiritz nämlich, mit ſehr hübſchen blonden Locken, war etwas lang, und ihr mußte bei dem Durchſchlupfen in dem Cotillon vielmal an dem künſtlichen Haar-Gebäude gerüttelt worden ſein, ſo daß es nach und nach locker wurde, und nun plötzlich, als ſie auch auf gut Falzbeindliſch um ſich ſelbſt herumging, ſtieß ihr Nachbar mit dem aufgehobenen Arme an das loſe Weſen von Lockengeſchöpf und — es fiel — ein Opfer des geſelligen Umganges! Die blonden Locken mit der blauen ſtiefmütterlichen Guirlande lagen zu ihren Füßen, und ihr eigenes Haar wurde plötzlich ganz ſchamroth! Sie bückte ſich ſelbſt, um „die Verlornen zu finden!“ Aber die röthliche Finderin glitt aus, und ſie lagen beide da, die ganze Alleefigur wollte nachhelfen und ſie ſtürzten Alle über die Gefallenen her und fielen auch quer über. Trampelgunde, die Sohlenränderige, purzelte auch über ſie hin und zog mich als Schlußſtein nach ſich. Da lag ich, wie ein Querbalken auf den Trümmern eines Heuſtadels. Ich glaubte, das gehörte noch zu der „Alleefigur“ und rief: „Frau von Zirpewachtel, jetzt kommen Sie in die Höhe!“ Indeſſen hatte Fräulein von Kikiritz den günſtigen Moment benützt, und hatte am Boden das blonde Haarkapſel wieder aufgeſetzt. Die Alleefigur wollte aufſtehen, das konnte aber ohne meine perſönliche Einwilligung nicht geſchehen, denn ich lag auf ihnen wie ein großer Briefbeſchwerer. Trampelgunde, der ich unmittelbar überlegen war, ſchrie, wie aus einem kochenden Keſſel: „Aber Herr von S..., um Gotteswillen, ſtehen Sie auf!“

Ich wollte mir das Ding erſt langſam überlegen, denn es ließ ſich viel dagegen und dafür ſagen. Stand ich auf, ſo begann vielleicht die Alleefigur von Neuem; Trampelgunde, von deren Füßen es ſich am Rande verſtand, daß ſie nicht geh'n und nicht ſteh'n konnte, würde mir wieder zu Theil, und ich muß wieder mit ihr um mich herumgehen. Bleibe ich aber liegen, ſo bleibt die Geſellſchaft auch liegen, es erſticken einige Allee-Bäume, wir haben dann mehrere Todte auf dem Platze, das brächte doch einiges Leben in die Geſellſchaft. So dachte und erwog ich mit Bedacht, und unter mir ſtöhnte das geſammte ehrſame Strozziſche Picknick! Und wiederum rief Trampelgunde: „Ach, ſtehen Sie doch auf, Herr von S..., ich erſticke ja!“ Ich aber fuhr fort in meinen Betrachtungen und Erwägungen. „Sie Alle,“ ſo dachte ich, „Alle, wie ſie unter dir ächzen, haben ihr Leben ſchon genoſſen, ſie haben Thee getrunken, Gugelhupf gegeſſen und Eierplätzchen, ich aber liege noch da mit einem jungfräulichen Magen. Sie haben gelebt und gegeſſen, ſie können nun ſchon abſegeln aus dem großen Picknick des Lebens. Frau von Zirpewachtel hat ihr Leben verwirkt, weil ſie mir keinen Thee zukommen ließ; Falzbeindl hat an Goethe und Schubert den Tod verdient; Trampelgunde hat ſich wie die Drud an mein junges Daſein gehängt u. ſ. w., ſie haben den Tod verdient; ich werde allein überbleiben, und vielleicht etwas zu eſſen finden, und dann beſchreiben: les derniers jours de pique-niques auf dem Strozziſchen Grund, und —" hier ſtöhnte der ganze Strozziſche Grund unter mir, ich fühlte ein menſchliches Gefühl in meiner Bruſt, beſchloß, Gnade vor Recht ergehen, und die liebenswürdige Geſellſchaft leben zu laſſen. Ich ſtand auf, und nach mir erhoben ſich die geſtürzten Titanen alle vom Boden, und zuletzt das Fräulein von Kikiritz, die ganz zerdrückt wurde, und ausſah, wie ein flacher Eierkuchen. Aber das arme Fräulein war heute vom Schickſal zu grauſamen Dingen auserkoren! Sie hatte, wie geſagt, die Kopftoilette am Boden vorgenommen, aber unglückſeliger Weiſe das ganze Haar-Gebäude verkehrt aufgeſetzt, die langen Locken hingen ihr am Rücken hinab, und über der Stirne prangte der vielfach gewundene Zopf! Sie ſah desperat aus! Ich war boshaft genug, ihr ſchnell zuzurufen: „Kehren Sie ſich ſchnell um, mein Fräulein, ſo iſt Alles in Ordnung!" Sie, ganz bewußtlos, kehrte ſich raſch um, und trug die herrliche Reversſeite der Parterre-Friſur zur Schau.

Da kam meine liebenswürdige Witwe Holdenburg auf den himmliſchen Einfall, der Sache durch einen genialen Gedanken eine andere Wendung zu geben. Sie rief: „Jetzt meine Herren, zum Souper!" Mein Magen war ganz Ohr! Ich nahte mich der ſüßen Holdenburg, und ſagte ihr mit einem Blick, der nicht weniger hungrig war, als ich ſelbſt: zum Souper? „Du ſprichſt ein großes Wort gelaſſen aus!"

Die drei **Zirpewachtel's** fegten herum, die **Repskörndl** machte hoffnungsvolle Augen, die **Grützmacher** ſah aus wie ein Räthſel-Almanach, und **Falzbeindl** riß den Mund auf, als ſollte die „Alleefigur“ durchgehen. Ich aber betrachtete die **Trampelgunde** wehmüthig und dachte: „Wenn die auch mit ſoupirt, dann Gnade Gott der hungrigen Menſchheit.“ Zum Souper! Alles lief durch einander. Frau von **Repskörndl** kommandirte aus dem Verzeichniß, was kommen ſollte.“

„Frau von **Tiſchlichtl**, Ihr Bouillon!“ Auf einer kleinen Taſſe erſchienen anſpruchslos und beſcheiden fünf oder ſechs Schalen Bouillon, und die **Tiſchlichtl** entſchuldigte ſich, daß ſie die Anzahl der verehrten Gäſte nicht wußte, „aber,“ ſagte ſie, „es iſt eine delikate Bouillon!“ In einem Nu waren die paar Schalen unſichtbar geworden:

„Wie Geiſter kamen ſie und ſchwanden!“

Ich hätte gerne eine Schale erobert, und zu einem ſolchen Kreuzzug wäre wirklich ein Gottfried von Bouillon nöthig geweſen; allein es war vergebens; dabei ſchrie **Nantchen** immer: „plethi? (plait-il)“ ich antwortete: „oui, et crethi!“ Sie ſah mich befremdet an und ſchmunzelte: „Aber nein, dieſe Schlimmheit!“ — Die Bouillon war vorüber, und die **Repskörndl** rief: „Frau von **Hertel**, jetzt kommt Ihr Bretzen-Hecht!“ Alle verſammelten Angeſichter klärten ſich bei dieſen Worten auf! **Falzbeindl** griff mit allen zehn Fingern in der Luft herum, als ob er ſchon auf dem Bretzen-Hecht einen Walzer ſpielte! Frau von **Hertel** ſagte:

„Es iſt zwar keiner von den größten, aber ich habe ihn mit Sardellen zurichten laſſen!" Sie ſprang auf, und lief dem ſchüchternen Bretzen-Hecht entgegen. Da lag er auf einer länglichen Schüſſel, ein Schattenriß von einem Bretzen-Hecht; er war ſo klein, daß ich Anfangs die Sardellen für den Hecht hielt, und ein Biſchen Sauce war dabei, als wenn der kleine Bretzen-Hecht einen leiſen Schweiß gehabt hätte. „Ach, was für ein liebes Thierchen!" ſchrie die Frau von Zirpewachtel, begann ihn zu verſuchen, und:

„Dreimal geh'n die Backen auf und nieder,
Den Bretzen-Hecht ſieht kein Menſch mehr wieder!"

Ich hatte Nantchen früher ſchon gefragt: „Hier iſt der „Bretzen", wo iſt denn der „Hecht"?" Sie ſäuſelte: „Aber nein, Sie werden immer ſchlimmer!" Sie lief um die Bretzenhecht-Schüſſel, welche indeſſen wie Mohameds Sarg, leer inmitten der Geſellſchaft ſchwebte, brachte mir ſie, und ſagte wieder: „plehti?" und ich erwiederte wiederum: „Oui, ma chère, et crethi!" — „Aber," ſagte ſie, was iſt denn das, crethi?" — „Ei," erwiederte ich, „es iſt ein geſellſchaftliches Sprichwort: crethi und plehti, wenn Sie plehti ſagen, ſage ich daher immer crethi." Sie gab mir einen kleinen Schlag auf die Wange: „Sie Schlimmer, Sie!" Indeſſen war der Traum des Bretzen-Hechtes ausgeträumt, und die Frau von Repskörndl ſchrie: „Jetzt, Frau von Strieglak, jetzt kommt Ihr Beuſchel!"

Da floß ein leiſer Seufzer aus einem Winkel durch das Zimmer, und der Seufzer klang wie „Brot!" Und ein anderer anonymer Seufzer floß aus einem andern Winkel:

„Ach, nur einen Tropfen Bier!“ Frau von Zirpewachtel erhob ſich wie eine Lärmſtange, und ſagte: „Ich muß um Entſchuldigung bitten, die Frau von Harzmeuſel, welche Brot und Bier hätte geben ſollen, hat plötzlich abſagen laſſen, aber es wird ſogleich dennoch kommen!“ Die zwei Bier- und Brot-Seufzer verhallten wehmüthig, allein ein dritter, unbändiger, tollkühner Seufzer floß wieder durch das Zimmer, und dieſer lautete wie: „Wein!“ Beſtürzt ſahen ſich Alle über dieſe Frechheit des Gedankens an. „Wer war das?“ rief ich aus: „ich glaube gar, ich war es ſelbſt!“ Nantchen drehte meinen Finger, als ob er ein Flaſchenſtöpſel geweſen wäre, und ſagte: „plethi?“ — „Oui, ma chère, et crethi! können Sie Schiller's „Worte des Wahns“?“ — „Ach, Sie ſind ſchlimm! Was ſind das für Worte?“ — „Hören Sie nur!

Drei Worte hört man, bedeutungſchwer,
Im Munde der Durſt'gen und Satten,
Sie ſchallen vergeblich, ihr Klang iſt leer,
Sie kommen uns hier nicht zu Statten;
Verſcherzt iſt dem Menſchen des Picknicks Frucht,
So lang er die Schatten zu haſchen ſucht!

So lang' er glaubt, daß er friſches Brot,
Daß er Semmel und Kipfel wird kriegen, —
An Semmeln und Kipfeln iſt große Noth,
Auch Brot ſieht man nirgends hier liegen,
Und haſt du keines dir mitgebracht,
So bekommſt du keines die ganze Nacht!

So lang er glaubt, daß das bairiſche Bier
Sich dem Durſt'gen vereinigen werde, —
Dich durſtet vergebens ſtundenlang hier,
Nichts iſt auf dem Tiſch, auf dem Herde;
Du biſt ein Fremdling, ſo wand're aus,
Und ſuche daneben ein Bierſchenkhaus!

So lang' er glaubt, daß in dieſem Kreis
Die Flaſche Wein je wird erſcheinen, —
Kein ird'ſcher Menſch vom Weine was weiß,
Wir Bauern nur rauchen und weinen,
Du ſprichſt hier vergeblich ein wichtiges Wort,
Doch der Durſt'ge wandle in's Wirthshaus fort!

D'rum edle Seele, entreiß' dich dem Wahn,
Und den himmliſchen Glauben bewahre,
Daß wir Brot und Bier und Wein auch nicht ſah'n,
Das iſt ja das Schöne, das Wahre!
Sie ſind nicht da draußen, in Küch' und im Haus,
Doch haſt du ſie bei dir, ſo gib ſie heraus!“

Nante ſagte: „O, das iſt ſchlimm!“ Indeſſen war das Bruſchel der Frau von Strieglak verzehrt worden; ob es Ideal, ob es Weſenheit war, ich konnte es nicht erforſchen. Frau von Zirpewachtel kam mit ſechs oder ſieben Semmeln in die Stube, und die ganze Menſchheit flog ihr entgegen, und riß ſie ihr vom Herzen. Falzbeindl machte den Mund auf, daß ein kleiner Querflügel darin Platz gehabt hätte:

Eine ganze Semmel werf' ich hinein,
Verſchlungen ſchon hat ſie der ſchwarze Mund!

Ich nahte mich auch, allein Zirpewachtel hatte keine Semmel mehr, blos zwei leere lange Arme, und es kam mir vor, als ob ſie wie in der Theilung der Erde ſagen wollte:

„Willſt du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommſt, er ſoll dir offen ſein!“

Allein die Himmels-Seligkeit in ihrem Arme ſchien mir zu armſelig, und ich zog mich nach dieſem vergeblichen Raubzug um eine Semmel wieder auf meinen Witwenſitz zu Nante zurück! Da rief die Repskärndl: „Jetzt kommen Herrn von S.. ſeine Kapaundl!“ Mir fiel ein Stein vom Herzen, denn dachte ich: „Ou peut-on être mieux qu'au sein de sa famille?!“ Ich ſah dem Poſtzuge meiner Kapaundl mit ſehnſüchtigem Magen entgegen, allein ſtatt vier Kapaundeln kamen drei; „ach,“ dachte ich, „Eines iſt im Waſſer eingegangen!“ Frau von Zirpewachtel tranchirte, und in einem Nu waren die drei Todten zu Charpie geſchnitten und an die löbliche Geſellſchaft vertheilt. Mir brachte die Frau von Zirpewachtel ein halbes entfleiſchtes Gerippe, eine Kapaundl-Rückendarre. Ich ſtimmte die nadoweſſiſche Todtenklage an, machte mich über das Bein her, und ich muß ausgeſehen haben, wie das nagende Gewiſſen!

Wieder ſtöhnten einige Unglückliche: „Nur einen Tropfen Bier!“ Lautloſe Stille folgte dieſen Seufzern aus dem Tartarus. Mich überfiel ein genialer Gedanke; in der Küche, die zugleich Garderobe war, ſah ich im Eintreten einen Waſſerkübel:

„Dahin möcht' ich mit dir, mein Kapäundl, zieh'n!“

Es war nicht leicht, dahin zu kommen; die Küche lag wieder auf einem römiſchen Hügel. Dunkel war's auch, ich aber voll Sehnſucht ſang:

„Kennſt du den Berg und ſeinen Wolkenſteg,
Das Maulthier ſucht im Nebel ſeinen Weg!“

Ich war das Maulthier, und zwar ein Thier mit dürrem Maul, und ich gelangte glücklich in die Küche. Da blühte mein Glück! Die Götter ſind edel und großmüthig. Fritz, mein Bedienter, war da, um auf mich zu warten. Er hatte ſich einen Kalbsbraten und eine Flaſche Wein aus meiner Küche ſammt Brot mitgenommen. Als ich hinaus kam, ſagte er ganz gutmüthig: „Euer Gnaden erbarmen mir, eſſen Euer Gnaden hier, und trink'ns ein' Schluck Wein; Euer Gnaden ſchauen ja ganz erbärmlich aus!“ Ich umarmte den treuen Diener, verſchlang einige Oktavbiſſen von dem Kalbfleiſch, und wollte eben einen tüchtigen Zug aus der Flaſche thun, als die Frau von Zirpewachtel herausſtürzte, die Flaſche an ſich riß, und ausrief: „Ich habe ja geſagt, es iſt Wein genug da!“ und ſtürzte mit der Flaſche ins Zimmer. Mein Bedienter wollte ihr nachſtürzen, ich aber hielt ihn zurück und ſagte:

„Da drinnen ſind auch noch Unglückliche!“

Ich trank einen großen Napf voll Waſſer aus, und ging wieder zurück ins Zimmer. Da waren indeſſen alle Spuren von der Erfindung des Eſſens und Trinkens verſchwunden, nur die ſchwankenden Geſtalten gaben Kunde, daß getäuſchte Hoffnungen dem Magen ſehr weh thun. Es war Zeit zum Aufbruche. Ich beredete die Frau von Holdenburg, endlich zu gehen. Die Zirpewachtel war ganz ſeelenvergnügt, daß Alles ſo vollauf und ſo in Ordnung vor ſich ging, und lud mich zu einem ſogenannten „Hackelbutz“ (bei dem die Ueberreſte eines großen Eſſens in einem engen Kreiſe verzehrt werden) ein. Ich bat um Entſchuldigung, da ich mir heute den Magen überladen habe. Wir gingen gegen zwei Uhr Morgens von dannen. In der Garderobe hatte indeſſen die Magd eine furchtbare Verwirrung angerichtet. Sie hatte nämlich nur einfache Nummern gemacht, aber ſie wußte doch nicht, was geſchehen ſollte. Da ich einer der Letzten war, ſo hätte ich meinen Mantel leicht bekommen können, allein er war gar nicht da; es hatte ſich ſeiner ſchon ein Anderer bemächtigt; es war nur noch ein kleiner, kurzer, himmelblau-tüchener Spenſer da, von welchem die Magd behauptete, es wäre ganz gewiß mein Mantel. Ich zog ihn in Gottesnamen an, und in einem Anzuge, wie ein halbgeſchälter Delphin, begleitete ich die Holdenburg nach Hauſe. In einem der kleinen engen Seitengäßchen des Strozziſchen Grundes ſah ich plötzlich meinen Mantel am Boden liegen. Ich wollte ihn aufheben, allein ſiehe da, der kleine Monſieur Wildſchnitzel, auch ein Mitglied des Picknicks, lag in ihn eingewickelt, ohnmächtig da. Wahrſcheinlich hatte ihn der Hunger entkräftet, und er unterlag der großen Anſtrengung, meinen langen Mantel mitzuſchleppen. Ich hob ihn auf, nahm ihn auf den Arm, und trug ihn in ein nahliegendes, offenes Wirthshaus; hier labten wir ihn mit Brot und Bier, ich gab ihm ſeinen Spenſer, er mir meinen Mantel, ich führte die Holdenburg nach Hauſe, und ſie ſagte mir im Abſchiednehmen: „Wir haben uns doch köſtlich unterhalten!“ —

Das Pfänderſpiel in der Paniglgaſſe und der Humoriſt vom Thury.

Der Menſch, das heißt der Mann, das heißt der ledige Mann, ſoll ſeine Sachen, das heißt ſeine Halskrägen, alle ſelbſt kaufen. Dieſer Satz aus der Moralphiloſophie der Liebe hat ſich bei mir erwieſen. Ich konſumire jährlich viel Halskrägen, und lege wirklich das ganze Jahr nichts zurück, als eben meine Halskrägen. Es glaubten ſchon viele Humoriſten, der Humor beſtände darin, ſeinen Halskragen zurückgelegt zu tragen, und ſiehe da, kaum hatten ſie ihren Halskragen zurückgelegt, ſo hatte ihr Humor Hals und Kragen zurückgelegt!

Alſo ich kaufte meine Halskrägen in der — Straße. Da ſaß ſie und ſäumte ein Tuch. Es war nicht die Modiſte ſelbſt, nicht Lucina ſelbſt, ſondern eine ihrer Prieſterinnen, eine der dienenden Grazien in dem Tempel der modiſchen Göttin. Da ſaß ſie, — ſie mag Pamela heißen — da ſaß ſie und ſäumte. Ich begehrte mit jenem warmen, flanellenen Lächeln, welches eben ſo gut für geheime Ironie, als für unendliche Schafmäßigkeit genommen werden kann, ein halb Duzend Halskrägen.

Sie ſäumte fort; ich ergriff ſofort ſie und die Gelegenheit beim Kinn und wurde bedeutend witzig, indem ich ſagte: „Sie ſind ſehr ſaumſelig!“ — Darauf lachte ich ein Erkleckliches und wartete auf den Eindruck, den dieſe Witzkugel auf das Modiſtenherz machte. Allein Pamela war hochgebildet und alſo ein abgeſagter Feind des Witzes. Ein Buch lag auf dem Nähtiſch, ich ſchlug es auf, es war „Emilia Galotti“. — „Ach,“ ſagte ich, „leſen Sie auch ſo gerne Räubergeſchichten?“ — Sie aber warf einen nichtsſagenden Blick auf mich und eine durchbohrende Nadel auf die Erde, ſtand auf und zeigte mir ſtumm mehrere Muſter von Halskrägen. Ich fuhr fort, bezaubernd zu ſein: „Nicht nur dieſe Krägen, ſondern auch Sie ſind ein Muſter; ſelig, wem Sie wie ein Kragen um den Hals fallen?“ —

Ich wollte noch weiter unwiderſtehlich ſein, allein Pamela unterbrach mich mit den Worten: „O, ich habe keine Zeit zu Ihren Dummheiten!“ — Dieſe Klarheit der Idee bei dieſer Präciſion des Ausdrucks vollendete meine Niederlage!

Der Menſch kann Alles, was er will, wenn er nur will, was er kann!

Ein Schriftſteller kann eine Modiſte gewinnen, wenn er nur will, und ich wollte. Sie hatte bald ſehr viel Zeit zu meinen Dummheiten, ſo viel Zeit, daß ich bald nicht genug Dummheiten zur Zeit hatte.

Pamela hatte außer einigen hundert Wünſchen nur noch zwei Wünſche, erſtens: ein Gedicht zu ihrem Geburtstage; zweitens: ich ſollte mit ihr einmal eine Freundin im der Paniglgaſſe beſuchen, wo ſich mehrere Freundinnen, die alle vom Nadelgelde des Luxus lebten, oft zu einem Pfänderſpiele verſammelten.

Mit dem Gedicht ging's gut; ich entſchuldigte mich, daß ich den vierten Reim zu einem Sonette nicht fand, ich habe nur drei Reime: „Nadel, Adel, Tadel;“ ſie ſann lange nach, endlich rief ſie aus: „Ich hab' den vierten Reim: Stadl!“ — Ich fiel ihr um den Hals und ſagte entzückt: „Dieſer Stadl räumt dir einen der erſten Plätze unter Deutſchlands Dichterinnen ein!“ — Wir näheten alſo den Stadl an den Tadel, den Tadel an die Nadel, und die Nadel an den Adel an, und das Gedicht war fertig. „Nun,“ ſagte die Stadl-Muſe, „nun gehſt du auch mit mir in die Paniglgaſſe!“

Ich ſagte zu, und ging mit hinaus.

Lieber Leſer, haſt du ſchon einmal Pfänder geſpielt? Du lächelſt? Du Schalk! Ich ſeh' es dir an, du haſt ſchon einmal Pfänder geſpielt! Biſt vielleicht gar „in den Brunn gefallen?“ Erröthe nicht, man will beſtimmt wiſſen, daß Cäſar leidenſchaftlich Pfänder ſpielte, und Xenophon das Spiel: „Rette ſich, wer kann,“ geſpielt habe.

Was Cäſar und Xenophon thaten, darf ich auch thun. Ich habe in meiner Jugend — „längſtvergangene Zeit, erſte Perſon, anzeigende Art“ — viel Pfänder geſpielt, und daher die Bemerkung gemacht, daß jeder Menſch ein anderes komiſches Geſicht ſchneidet, wenn er Suppe ißt, wenn er Billard ſpielt, und wenn er küßt.

Ich freute mich im Grunde herzlich auf das Pfänderſpiel in der Paniglgaſſe, denn ich wußte, da wird recht altmodiſch geküßt werden. Die Prüderie unſerer aufgeklärten Mädchen hat das ehrliche Pfänderſpiel ganz um ſeinen Charakter gebracht. Früher glich die Auslöſung der Pfänder einer kleinen Kanonade, man hörte die Küſſe in der Nebengaſſe.

Wir ſtiegen eine ſchmale, matt beleuchtete Stiege empor, wanden uns durch einen engen Gang, und gelangten endlich in den Tempel des Pfänderſpiels, in eine kleine, reinliche, ziemlich große Stube, in welcher um einen länglichen Tiſch ungefähr 6 bis 8 Mädchen und eben ſo viele Männer ſaßen. Alle ſprangen auf und riefen: „Sie bringt ihn!“ Darauf wurde Pamela von allen Mädchen beſonders geküßt, und die Mädchen untereinander küßten ſich ad libitum.

Hier mache ich en passant die Bemerkung, daß alle Mädchen, bevor ſie Jemanden lieben, Etwas lieben, ſei es eine Katze, einen Papagei, oder — eine Freundin. Die Neigung, mit welcher zwei Mädchen an einander hängen, iſt nur die Vor- und Muſter-Zeichnung, welche nachher auf einen andern Gegenſtand übertragen wird. Habt ihr ſchon Männer geſehen, die ſich untereinander ſtets küſſen? Bei den Mädchen aber ſind das lauter General-Proben, Studien, ſo wie Künſtler zuerſt an Modellen ihre Rollen einſtudiren; dieſe Küſſe ſind blos Ventil-Züge, um die geſteigerte Temperatur zu entladen. Wenn ich zwei ſo zärtliche Freundinnen ſehe, die ſich in Küſſen verzehren, denke ich immer: das ſind Naſch- und Brand-Brieſchen unter falſcher Adreſſe! Es ſind Noten ohne Text.

Doch ich komme zurück in die Vaniglgaſſe, wo ſchon alle Vorkehrungen zu einer endloſen Pfänderſpielerei getroffen wurden. Ich will erſt eine kleine Perſonalſchilderung des geſetzgebenden und ausübenden Körpers voraus ſchicken.

Frau Brandl, die Hausfrau, Inhaberin einer modiſtiſchen Kunſtſchule. Sie war eine Frau zwiſchen 16 und 54; aber ſo viel war gewiß, daß ſie nicht unter 16 war. Sie ſah aus, wie eine Phantaſieblume, denn in der Natur gab es ſolche Blüten nicht. Sie trug das Haar à la Titus, aber dieſes Haar ſpielte ein ganzes Prisma von Farben, und ſah zuweilen aus, wie eine Malerpalette. Die Geſtalt war ganz Geiſt, denn Fleiſch war gar nicht da, blos Geiſt, und was nicht Geiſt war, war Bein. Sie kam mir vor wie eine angezogene Nähnadel unter dem Mikroſkop. Der erſte Mann ihrer Liebe, der zuerſt anbiß, ſtarb bald darauf in Folge dieſes Imbiſſes, und ein kleiner Amor, genannt „Guſtl“, war das hinterlaſſene Werk des Verblichenen, und wenn er ſagte: „das iſt Fleiſch von meinem Fleiſch,“ ſo ſetzte ſie dazu: „und Bein von meinem Bein!“ Guſtl war 9 Jahre alt und wurde von der Mutter blos „mein Genie“ genannt. Wenn der Leſer ſich einen kleinen Rangen mit rothem Haar, mit langen Schürhakenhänden, mit aufgeſchlitzter Naſe, mit ſtets offenem Mund und einer ſchnarrenden Fiſtelſtimme denkt, wenn er dieſem Ideal einen gelben Rock bis unter das Kinn zugeknöpft verleiht, und einen Aermel, der anſtatt des Schnupftuches eine Glanz-Rolle ſpielt, ſo hat der Leſer ein Bild vor ſich, wie die jungen Genies ausſehen. Sodann waren da: Louiſe Pfannendorfer, die Weißnäherin, Antonie Zwiebl, die Hemdknöpfelmacherin, Tini Zwickmauſer, die Faltlerin, Nani Leinzgerber, die Handſchuhnäherin, und noch einige, die ich nimmer weiß. Von den Männern nenne ich: Max Kirſchlinger, étudiant en Schneiderkunſt; Pepi Gränzmacher, Hörer der Gelbgießerei; Toni Leimſuſter, Greißlerei-Befliſſener von Erdberg, und Karl Jakelhuber, ſupernumerärer Lackirer-Adjunkt vom Thury. Von dem Letzten hatte mir Pamela ſchon Wunderdinge erzählt, wie witzig und komiſch er iſt, und wie ſie ihn Alle nur den „Humoriſt vom Thury“ nennen.

Mit Stolz bemerkte ich, daß Pamela eine Art von impoſanter Macht in der Geſellſchaft war. Es war die Gewalt der Bildung, die Obermacht der Beleſenheit! Pamela wußte den Monolog: „Lebt wohl, ihr Berge,“ und den andern: „Eilende Wolken, Segler der Lüfte,“ auswendig; Pamela deklamirte die „Pfarrerstochter von Taubenhain“, und wußte mehrere Stellen aus „Menſchenhaß und Reue“, „Ahnfrau“ und „Taſſo's Tod“ zu citiren; ſie war bei großen Thränen-Stücken die Erſte im zweiten Parterre, und die bekannteſte „Weinerin“ auf acht Bänken in der Runde. Sie war eine lebendige Thränendrüſe; ſie weinte, wenn ſie den Todtenzettel las; ſie weinte, wenn ein Mädchen ihren Geliebten verlor; ſie weinte, wenn ein Kanarienvogel ſich mauſerte; ſie weinte, wenn ſie das Hintertheil eines Chemiſettes verſchnitt; ſie weinte, wenn ſie von einer Todtentruhe äumte; ſie weinte, wenn ſie den Stellwagen nach Dorn- ach verſäumte; ſie weinte, wenn man vom dreißigjährigen rieg erzählte; ſie weinte, wenn man ihrem Hündchen die fote einzwickte u. ſ. w. Kurz, ſie war ein Thränenkrug in orm einer Modiſtin. Dieſe Sentimentalität gab ihr ein ollkommenes Uebergewicht über Alle.

Sie inſtallirte mich ſogleich als ihren Moritz; womit h denn als ein integrirender Theil ihres Selbſts ſogleich als n förmliches Mitglied des Pfänderſpiel-Vereines betrachtet urde. Man verlor auch keinen Augenblick Zeit, ſondern rau Brandl, das Bein-Automat, ſtellte ſogleich die tühle in einen Kreis, und ſagte: „Nun, Kinder, wollen ir anfangen.“

Frau Brandl präſidirte, und Guſtl, das Genie, ſaß uf einem Schämel zu ihren Füßen. Wir ſetzten uns Alle. Bunte Reihe, bunte Reihe!“ ſchrie Jakelhuber, der umoriſt vom Thury; ich kam zwiſchen Pamela und Toni wickmauſer zu ſitzen, und es wird daher nöthig ſein, aß ich die Letztere auch ein wenig bei meinem Leſer einführe.

Toni Zwickmauſer, die Faltlerin, war klein, aber as man in der Lokal-Philoſophie punket nennt. Die Natur ußte, daß ſie nie einen Halsſchmuck tragen wird, und ſetzte shalb den Kopf ſogleich an den Rumpf, ohne das überflü- ge Bindezeichen des Halſes. Was aber die Natur am Halſe rkürzte, das erſetzte ſie an den Händen, welche bis zu der rde prolongirt wurden. Die Zwickmauſer konnte, wenn gut aufgelegt war, mit Bequemlichkeit eine ganze Vorſtadt narmen. Sie hatte kleine Aeuglein, die immer nach Luft ſchnappten, und eine kleine Knorpelanſpielung auf eine Naſe, die aber unverſtändlich blieb, welche über einen ſehr breitwilligen Mund, wie ein Lämmchen über einen offenen Abgrund hing. Von dieſem Mund war die Unterlippe mit ſich ſelbſt in Zwieſpalt gerathen, ſo daß ſie ſich von dem wachthabenden Dienſt auf der Brandſtatt der Zähne zur Hälfte zurückzog. Mit dieſer Annehmlichkeit der Geſtalt verband ſie die liebenswürdige Eigenſchaft, als ein Gegenſtück zu Pamela, ſtets zu lachen! Sie lachte immer dreimal, erſt, bevor ſie wußte, warum, blos mit den Andern; dann über die Sache, dann noch einmal als Nachdonner oder Echo. Sie lachte über Alles, und über Nichts. Wenn ſie lachte, zwinkerte ſie Augen und Mund ſo zuſammen, daß das ganze Geſicht wie ein gefaltetes Jabot ausſah, in welchem die erſten Anfangsgründe ihres Näschens wie ein Perlmutterknöpfchen ſaßen. Dabei rief ſie immer: „S'is himmliſch!“ und zwickte Einem bei jedem „s'is himmliſch!“ wie ein Hummer in die Seite oder in den Arm. Das war meine Nachbarſchaft in der bunten Reihe!

Das Spiel begann, und man war lange nicht darüber einig, was geſpielt werden ſollte. Es war ein Geſchrei durcheinander: „Der Kirmesbauer!“

„Es fuhr ein Bauer in's Holz,
Es fuhr ein Bauer in's Kirmesholz,
Es fuhr ein Bauer in's Holz!“

— „Nein! ſtirbt der Fuchs, ſo gilt der Balg!“ — „Nein! Schenken und Logiren!“ — „Nein! Jakob kömmt!“ — „Nein! Okele Rinkele, Jeder in ſein Winkele!“ — „Nein!

Lirum Larum Löffelſtiel, Jakob, Michel ſuch' dein Ziel!" — „Nein! Moquirſtuhl!" — „Nein! par ordre du Mufti!" — „Nein! Munkezen, Munkezen!" — „Nein! ſtumme Muſik!" — „Nein! guten Tag, Herr Nachbar!" — „Nein! ein Schiff iſt aus Holland gekommen!" — „Nein!" das Advokatenſpiel!" — „Nein! Schranken auf, Schranken zu, Maus, Maus, wer biſt du? — „Nein! Brüderchen, wer klopft?" — „Nein! Ihr Diener, Herr Eberhard, Sie haben einen blauen Bart!" — „Nein! ſchau' dich um, der Plumpſack geht um!" — „Nein, nein! Ja, ja! Ja! Nein!"

So ging es fort; Pamela weinte ſchon, die Zwickmauſer lachte, und verſetzte mir einige gefaltete Zwicke in den Arm. Endlich drang der Humoriſt Jakelhuber durch: „Aehnlichkeit und Unterſchied!" „Ja, ja, ja! Aehnlichkeit und Unterſchied!" Akklamation, allgemeine Freude, Pamela trocknete die Thränen, Zwickmauſer ſtopfte das Lachen, und mein Arm feierte Zwickement suspendu. Alſo das Spiel begann. Jakelhuber ſchrie: „Rechts gibt man eine Perſon, links eine Sache." Richtig. „Ach," hieß es nun unter allen Mädchen, „ich weiß nicht, was ich geben ſoll, ich weiß nicht, wen ich geben ſoll!" Es dauerte eine halbe Stunde, bis Alles ringsherum fertig war, und nun kam es an die öffentliche Mittheilung. Frau Brandl begann: „Ich habe geſchenkt bekommen Herrn Saphir und Linſen mit Abſchrödel; ach Gott, ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll, ich weiß keinen Unterſchied?"

„Es nutzt nichts, es nutzt nichts, Sie müſſen ſagen!“ Allgemeine Gährung.

„Nun wegen meiner, Herr Saphir und Linſen mit Abſchrödel ſind ſich darin ähnlich, daß ſie ſehr gut ſind, Unterſchied aber weiß ich nicht.“ Da ſchrie Guſtl aus ſeiner Verſenkung herauf: „Mutter, Mutter, ich weiß einen Unterſchied. Die Linſen kann man eſſen, und den Herrn Saphir kann man nicht eſſen!“

„Bravo, bravo!“ Allgemeiner Jubel. Die Frau Brandl ruft: „Sag' ich's nicht, er wird ein Genie!?“

Nun kam die Reihe an Max Kirſchlinger, den étudiant en Schneiderismus. „Ich habe geſchenkt bekommen Mamſell Zwickmauſer und einen Pantoffel, gleich ſind ſie ſich darin, daß ſie beide ein nöthiges Möbel ſind. Der Unterſchied iſt, der Unterſchied, ja der Unterſchied —“

Da ſchrie Guſtl wieder:

„Der Unterſchied iſt, daß die Zwickmauſer ein Stückel Naſen hat, der Pantoffel aber gar keine!“

„Richtig, bravo!“ Allgemeiner Jubel, die Mutter heult Freudenthränen: „Guſtl, mein Guſtl, mein einzig Genie!“

Nun kam die Reihe an Toni Zwickmauſer. „Ich hab' bekommen, hi hi hi! Den Sänger Pöck und hi hi hi! einen hi hi hi! einen Zwetſchkenröſter!“ Der Unterſchied iſt, daß Pöck hi hi hi! ſingen kann, und der Zwetſchkenröſter hi hi hi! kann nicht ſingen hi hi hi! und gleicht, gleich, gleich ſind ſie, hi hi hi! gleich weiß ich gar nichts hi hi hi!“

Allgemeine Stockung. Guſtl konnte auch nicht aushelfen. „Ein Pfand! ein Pfand!“ Toni legte das erſte Pfand auf den Pfänderaltar nieder, es war ein Krapfen, den ſie ſich mitgebracht hatte. Jetzt kam Jakelhuber: „ich habe die Pamela bekommen und einen Roſenſtrauß; gleich ſind ſie darin: ſie iſt eine Roſe und das iſt auch ein Roſenſtrauß. Der Unterſchied iſt der, da ſind mehrere Roſen, Pamela aber iſt eine einzige Roſe!“

„S'is himmliſch!“ ſchrie Zwickmauſer mit einem obligaten Zwick, und ein einſtimmiges „einzig!“ belohnte die zarte Idee! ſelbſt Pamela warf einen Regulaquinqueblick auf den triumphirenden Jean Paul vom Thury, und an mich kam die Reihe:

„Ich habe die Frau von Brandl bekommen und eine Lichtſchere, gleich ſind ſie ſich darin, daß ſie Beide putzen, jene die Menſchheit, dieſe die Kerzenheit; unähnlich, unähnlich —“

Da unterbrach mich plötzlich das Genie vom Fußſchämel: „die Lichtputzen muß man fleißig ausklopfen, die Mutter aber nur ſelten!“

„S'is himmliſch!“ mit einer Zwickfermate, unauslöſchlicher Beifall.

So ging das Ding herum, einmal, zweimal, dreimal, dann wurde ein anderes „Ratheſpiel“ geſpielt. Einer mußte nämlich hinausgehen, die Geſellſchaft wählt ein Wort, der Rathende kann Jedem drei Fragen vorlegen: wie, wann, und wo lieben Sie es?“ und aus den Antworten mußte er es errathen. Pepi Gränzmacher, der Hörer der Gelbgießerei, kam an die Reihe, er ging hinaus, die Geſellſchaft wählte das Wort „Spiegel", er kam herein und begann bei Frau Brandl: „Wie lieben Sie es?" — Viereckig. — „Wo lieben Sie es?" — Im Zimmer. — „Wann lieben Sie es?" — Wann ich's brauch'! — „Süperb geantwortet!" rief Alles. — Gränzmacher ſtand lange da wie eine nachdenkende Zitterpappel, endlich rief er: „Ich hab's! a Zahnbürſten!" — „Ein Pfand! ein Pfand!"

Jetzt ging Karl Leimſuſter hinaus, der „Spiegel" wurde beibehalten. „Wie lieben Sie es?" fragte er Antonie Zwiebl beim Eintreten. Nach einer langen Pauſe ſagte ſie: Wie? achteckig. — „Wo lieben Sie es?" — Wo? über mein Bett. — „Wann lieben Sie es?" — Früh Morgen. — Lange Pauſe, endlich ſagte er mit ſiegvollem Gelächter: „Ein Handtuch, ein Handtuch!" — „Nichts, nichts, ein Pfand!"

Nun mußte Nani Leinzgerber hinaus. Es wurde „Auge" gewählt, ſie kam herein, auf mich gerade zu: „Wie lieben Sie es?" — Ohne Butter. — „Wo lieben Sie es?" — Im Schweizerkäſe. — „Wann lieben Sie es?" — Alle Augenblick. — „Ah, ich weiß ſchon, Makkaroni, Makkaroni!" — „Nichts da, ein Pfand, ein Pfand!"

Nun mußte ich hinaus. Ich kam herein und fragte die Frau Brandl: „Wie lieben Sie es?" — Wie eine fidele Haut. — „Wo lieben Sie es?" — Auf der Hand. — „Wann lieben Sie es?" — Wann es nicht beißt. — Aha, das iſt Ihr Mops! — „Ach nichts, nichts, das ſind Sie ſelbſt, ein Pfand, ein Pfand!“

So ging es noch lange, bis eine Anzahl Pfänder beiſammen waren, und es Zeit war ſie auszulöſen.

Pamela hatte mir ſchon geſagt, daß der „Humoriſt vom Thury“ einen „Pik“ — wie ſie es nannte — auf mich habe. Ich konnte mich nicht erinnern, wodurch ich Jakelhuber's Zorn erregt haben ſollte. Allein Jakelhuber gehörte nun einmal zu meinen Feinden. — Er war eigentlich ein Wachsbleicher. Späterer Trieb beſtimmte ihn, zu ſtudiren, allein es erging ihm wie dem „ph“ in der neuen Rechtſchreibung; er wurde nämlich aus der „Fiſik“, aus der „Filoſofie“ und aus der „Filologie“ hinausgeworfen. — Er fand ſich dadurch aus ſeinem Beruf ganz herausgeworfen, und ging in ſein Wachs- — thum zurück. Hier fand er ſeinen Stoff biegſamer und nachgiebiger, allein durch Verſehen blieb einmal etwas zu viel an ihm kleben, wie das bei dem Wachs zu ſein pflegt, und ſein Herr fand ſich bewogen, ihn von einem Geſchäfte zu entfernen, das unwillkürlich eine Anhänglichkeit an fremde Gegenſtände mit ſich führt. Darauf verlegte ſich Jakelhuber auf freie Künſte, wurde Marqueur in einem Kaffeehauſe, wo einige Literaten täglich eine heiße Taſſe Kaffee und jährlich ein aufgewärmtes Bonmot verzehrten. Hier profitirte er an Humor und Witz, und da er ſah, daß man fremde Einfälle für die ſeinigen ausgeben kann, hielt er eines Tages ſechs Kaffeelöffel für ſechs Einfälle, und eignete ſie ſich auch zu. Die Gerechtigkeit aber, die zwar gold'ne Einfälle, aber keine ſilbernen Löffel entwenden läßt, bewies Jakelhuber, daß das Sichaneignen fremden Eigenthums blos ein Vorzug im Reiche der Ideen, aber nicht in dem Reiche der Wirklichkeit iſt. — Es wurde ihm günſtige Gelegenheit geboten, einen zweijährigen, ungeſtörten Monolog über „Sein“ oder „Mein?“ zu halten, und darüber nachzudenken, ob es beſſer ſei, vermittelſt einer Feder fremder Gedanken ſich zu bemächtigen, oder vermittelſt des Fünffingerkrautes eine unglückliche Leidenſchaft zu Kaffeelöffeln zu faſſen, die ſchon früher durch geſetzliche Bande an einen beglücktern Gegenſtand gefeſſelt ſind.

Nach Beendigung dieſes zweijährigen Monologes wurde Jakelhuber herausgerufen, er warf ſich wieder auf Transcendental-Wiſſenſchaften, wurde Lackirer, und am Sonntage lebte er dem Humor, las Zeitungen, machte Witze, rupfte Guitarre, lackirte alte Räthſel und Charaden auf neu, und wußte ſie richtig in Journalen als Lachſtoff anzubringen.

Daß ein Mann, der Witze wichst, Guitarre rupft und alte Bonmots neu lackirt, bald nur der „Humoriſt vom Thury“ genannt wurde, wird Jeder natürlich finden, der unſere humoriſtiſchen Lackirer kennt, und eben ſo natürlich, daß ein ſolcher Mann mein Feind ſein mußte.

Pamela ſagte mir ſogleich: „Jakelhuber hat einen „Pik“ auf dich, er wird dich gewiß ſtets ſticheln!“ Ich aber erwiederte: „Holde Pamela! Ein Jakelhuber mehr oder weniger? Was wiegt das auf der großen Wagſchale?“ Ich ſage mit jenem Franzoſen: „Ce n'est qu'un Jakelhuber de plus!“ — Und ſo gingen wir denn ruhig an das Auslöſen der Pfänder.

Pepi Gränzmacher hatte den Hut mit den Pfändern in der Hand, und die Auflöſung begann. „Was thut das Pfand, was ich hab' in meiner Hand?“ — „Schinken ſchneiden!“ ſchrie Guſtl. „S'is himmliſch!“ ſchrie Zwickmauſer. Das Pfand gehörte der Antonie Zwiebl. Sie ſtellte ſich an die Thür und ſchrie wie beſeſſen:

„Ich ſchneide, ſchneide Schinken,
Wen ich lieb hab', werd' ich winken!“

Mein Herz bebte, ein ganzer Frühling voll Winterrettig ging durch mein Herz, eine Ahnung lüpfte mir den Schnurbart, allein — der Blitz ging vorüber — der Greißlerei-Befliſſene war der Gewinkte, — er floh hin — es ſchnalzte. — Es war geſchehen, ich athmete leichter.

„Was thut dies Pfand, das ich hab' in meiner Hand?“ — „Satzaufgeben!“ — „Nein, ſeinen Schatten küſſen!“ — Endlich drang Guſtl mit ſeiner Droßelarie durch: „Sich auf den Kopf ſtellen!“ — Leimſuſter ſuchte einen Nagel in den Dielen, und ſtellte ſich auf den Nagelkopf.

„Bravo! bravo!“ Allgemeine Bewunderung.

So ging es fort. „Ein Glas Bier trinken, ohne die Naſe ins Glas zu ſtecken.“ — „Trauben leſen.“ — „Statue machen“ u. ſ. w.

Mit mir meinte es das Schickſal grauſam! Mein Pfand wurde verdammt: „den Thron der Liebe zu bilden!“ — Ich war ſehr begierig, wie ich dieſen bilden ſollte, und es wurde mir erklärt, ich müßte mich auf Händen und Füßen niederlaſſen und ein Paar beſtimmen, die ſich auf auf meinen Rücken niederſetzen. — Eine ſaubere Propoſition! Indeſſen, was war zu thun. Ich ließ mich mit einer Behendigkeit nieder, wie der Elephant in der Menagerie, und beſtimmte, daß Jakelhuber und Leinsgerber, die Handſchuhnäherin, das Liebespaar machen ſollten. Das edle Paar beſtieg mich, als ob ich ein Mieth-Kameel geweſen wäre, mit einer Behaglichkeit und Solidität, als ob ſie eine Sommerwohnung auf meinem Rücken beziehen wollten. Ich aber, ein Böſewicht von Haus aus, ich beſchloß, Rache an dem feindlichen Humoriſten zu nehmen, und im Augenblicke, als ſie ſich ſo bequem machten, als ob ſie auf meinem Rücken auf Wartegeld ſäßen, ſtreckte ich mich plötzlich ganz flach aus, das edle Paar purzelte natürlich zu Boden, und Jakelhuber zerſchlug ſich die Naſe. So rächt ſich ein Deutſcher!

Jakelhuber, mit dem humoriſtiſchen Zirkumflex auf der Naſe, war wüthend, allein ich entſchuldigte mich mit meinem Krampf, den ich gewöhnlich bekomme, wenn hinter meinem Rücken geküßt wird.

Ein zweites Mal wurde mir beſtimmt, dreimal zu nieſen, dreimal zu köckern und dreimal zu krähen. Ich vollbrachte Alles mit einer Sonorität und mit einer Grazie, daß ſelbſt Jakelhuber ſagte: „Nun, es iſt zwar nicht neu, aber es paſſirt!“

Nun kamen die Räthſel und Charaden, und da war der Ort, wo Jakelhuber glänzte, und ich in meines

Nichts durchbohrendem Gefühle da ſtand. Er war unerſchöpflich, zehn Grenadiere hätten ihn nicht zum Schweigen gebracht. Er begann:

„Vorne wie ein Lamm,
Mitten wie ein Lamm,
Hinten wie ein' Sichel,
Rathe, lieber Michel!“

Guſtl ſchrie: „nix ſagen, nix ſagen, ich muß wiſſen! ich weiß ſchon, kikiriki! kikiriki! ein Hahn! ein Hahn!“

Frau Brandl neigte ſich und weinte eine Harzthräne auf das rothe Haupt des kleinen Genies! —

Jakelhuber fuhr fort: „Es hat den Kopf von einem Krebs, die Mitte von der Kuh, den Schwanz von einer Maus, das Ganze liebeſt du.“

„Nun,“ wandte er ſich zu mir, „Sie wiſſen ja Alles, was iſt das?“ Ich ſann lange nach und geſtand meine Unwiſſenheit. Alle riethen, Brandl rieth: Zwirnknäul! Zwickmauſer rieth: Regenbogen! Kirſchlinger rieth: Griesſterz! Da lächelte der Humoriſt vom Thury triumphirend und ſagte: „ſoll ich's Ihnen zeigen, was es iſt?“ — „Ja, ja!“ Er fiel über Pamela, küßte ſie und rief: „Ein Kuß: K von Krebs, U von Kuh, S von Maus!“ Guſtl klatſchte jauchzend in die Hände und rief: „Man kann auch ſagen: Kopf von Kirſchlinger, Kopf von Kirſchlinger!“

„S'is himmliſch, hi hi hi!“ lachte die Zwickmauſer und applizirte mir einen ungeheuren Zwick in die Seite.

Da ließ ich mein Licht leuchten: „warum ſchreit der Eſel immer „JA?“ — Alles ſchwieg, Jakelhuber war ſehr geſpannt; und ich fuhr fort: „weil er ein Eſel iſt, ſonſt würde er ſchreien: „Sie A!“ — Guſtl fuhr wie ein Erdzeiſel in die Höh' und jauchzte! — Jakelhuber wurde roth wie ein Zinnoberlack, und die Luſt, mich an geiſtreichen Räthſeln zu überflügeln, ſpornte ihn zu Unerhörtem an; er begann:

„Was ſind das für Leut', die ſich immer rüſten, nie raſten, und ſtets roſten?“

Kein Menſch wußte es, da ſagte er mit einem durchbohrenden Blick auf mich: — „Die Humoriſten!“ — Pamela weinte an Leib und Seele, Zwickmauſer lachte an Händen und Füßen, und Jakelhuber ſtrahlte im Lichte ſüßer Rache.

Ich ließ mich auch nicht ſpotten: „Was iſt der Unterſchied zwiſchen einem Humoriſten und Lackirer?“ Todtenſtille! Nur Guſtl ſchnalzte mit der Zunge und ſtach Steckrübchen mit den Fingern. „Weiß Niemand? — alſo: beim Lackirer kommt erſt der Wichs, dann der Glanz, bei dem Humoriſten umgekehrt!“

Guſtl ſchnalzte und rief: „Spüren's was?“ Jakelhuber verbiß ſeinen Grimm und ging zu Charaden über:

„Es iſt ein einſilbiges Wort,
Am Winter liegt's am Ort,
Am Sommer geht es fort.“

„Was iſt das, Herr Saphir?“ Ich ſann lange nach und ſagte endlich: Nankinbeinkleider!“ Jakelhuber lächelte höhniſch und ſagte: „Sie haben nicht das geringſte Talent zum Errathen, es iſt „Eis"! — „Richtig Eis," riefen Alle, „das iſt ſehr witzig!" — Das Räthſelſpiel ging auch zu Ende und ein neues:

„Was thut das Pfand,
Das ich hab' in meiner Hand?"

erſcholl. „Eine Vorleſung halten, eine humoriſtiſche Vorleſung! Eine Vorleſung!" Ich war einer Nervenlähmung nahe! Da kam das Pfand, es gehörte Jakelhuber!!

„S'is himmliſch!" zwickmauſerte meine Nachbarin. Jakelhuber machte einige Umſtände, allein er gab dem allgemeinen Drange nach. Ein Tiſch wurde gebracht, zwei Leuchter mit Kerzen, Jakelhuber ſetzte ſich in Poſitur, zog ein Heft aus der Taſche und begann.

Todtenſtille herrſchte im Zimmer. Pamela hatte ſich zu meiner Rechten an mich angeheftet, als ob ich eine Muſterzeichnung wäre, und links hatte ſich die Zwickmauſer in mich eingezwickt. Jakelhuber bereitete ſich zu ſeiner Vorleſung vor, räuſperte, huſtete, rückte auf dem Seſſel und begann endlich mit jener nachläßigen Grazie, wie ſie im Thury wild wächſt, und mit einer unwiderſtehlichen Zeiſelbärſtimme:

„Variationen über Spieß, Speis und Spaß, in Wichs-, Wuchs- und Wachs-Leinwand.

„Meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! Indem ich beginne zu beginnen, beginnen Sie mich zu begönnen, dieſe zur Begünſtigung geſteigerte Begönſtigung zeigt Sie mir als könnende Gönner, als gönnende Kenner! Jeder Beginn iſt ein Spieß, auf dem man die Aufmerkſamkeit der Hörer aufſpießt; aber ſo wie der Spieß nur dann iſt ein Spieß, wenn er iſt da zur Speiſ' und nicht blos zum Spaß, ſo iſt jeder Beginn, das heißt jeder Anfang eigentlich nur ein „fang an!“ vom Hörer, ſonſt iſt nichts an dem Fang!“ —

(Hier unterbrach allgemeiner Beifall den ſchwitzenden Jakelhuber. Max Kirſchlinger ſagte zu Nani Leinzgerber: „ganz in Schauder von Saphir!“ und die Brandl ſagte leiſe zu Toni Leimſufter: „der Saphir ärgert ſich, daß ihm der Alles ſo abgelernt hat!“)

„Meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! Was iſt das Leben? Ein Spieß! Beim Armen kommt das ganze Jahr kein Braten daran; der Reiche aber hat alle Tag einen anderen! Das Leben iſt ein Spieß, das Schickſal dreht den Menſchen auf ihm am Feuer des Schickſals, und die fetten Thränen fallen in das praſſelnde Feuer, bis er vom Schickſal gebräunt auf den Tranſchirteller des Todtenbretes kömmt, und vom Spieß des Lebens zur Speiſ' der Würmer wird, die nicht Spaß machen!“ —

(Pamela weinte bitterlich, Louiſe Pfannendorfer ſagte zu Gränzmacher: „und das Gemüth! bei dem Witz ſo viel Gefühl! da muß ſich der Saphir verſtecken!“ Ich hörte das, drückte ihr die Hand und ſagte: „Ach Louiſe, wo kann ich mich verſtecken?!“)

„Von dieſem Spieß kommt der Menſch in die Leinwand, in die Todtenleinwand, in die Wachsleinwand, in die Leinwand, in der man nicht mehr wächſt, ſondern wo nur Wachs über uns brennt, und aller irdiſche Glanzwichs abgeſtreiſt iſt!

„Das Wachs, meine freundlichen Hörer, ſpielt im Leben eine große Rolle, denn kömmt nicht Alles d'rauf an, wie man gewachſen iſt? Je ſchöner der Wuchs eines Mädchens, deſto eher leuchtet das Wachs zu ihrem Brautfeſte, und je weniger Wichs kriegt ſie. Je ſchöner die Weiber gewachſen ſind, deſto weniger ſind ihnen die Männer gewachſen! Darum ſind unſere bartloſen Recenſenten ſo frech, weil ihnen keiner gewachſen iſt! Ein junges Mädchen, das im Wachſen iſt, iſt ein Roſenſtock und zugleich ein Wachsſtock, wenn ſie größer werden, wird's eine Wachsfackel, da darf man nicht lange mehr fackeln! Ein Weibsbild iſt ſchön, wenn es iſt wie ein Wachsbild! es bildet ſich im Wachſen und wächſt in der Bildung, dann macht das Bild einen ſolchen Eindruck, daß man macht davon aus Wachs einen Abdruck, man pouſſirt ſie und boßirt ſie, und ſie wird umringt von Wachspouſſirer und Wachsboßirer!“

„Scharmant! Scharmant!“ — „S'is himmliſch!“ — „Ganz Saphir!“ — „Bravo! bravo!“ Ein furioſes Händeklatſchen ging herum, Alles überſchüttete ihn mit Komplimenten, und Guſtl ſchrie: Wichs, Wachs, Wuchs, Weichſel, Wachſel, Wauchſel, u. ſ. w.“

Jakelhuber war glücklich zu Ende, ging in ſeinem Sieg an mir vorüber und ſah mich mitleidig an.

Ich war für den Abend ein geſchlagener Mann! Selbſt Pamela warf einen Blick mit zärtlichen Schrauben auf Jakelhuber! Das iſt die Macht des Geiſtes! Die Zauberkraft des Witzes! O Pamela!

Das Pfänderſpiel dauerte noch immer fort, und Jakelhuber war nun Hahn im Korbe, ich ſpielte eine erbärmliche Nebenrolle. Ein neues Pfand verurtheilte mich, eine Blumenſprache zu erfinden. „Aber ſo,“ ſagte Jakelhuber, „daß es allgemein verſtändlich iſt, und nicht im ſchwülſtigen Styl.“ Ich verſprach, mich ganz zu ſeiner Verſtändigung auszudrücken, und begann folgende

Blumenſprache im Thury.

Aloe	Oe!
Aglei	Zein Se a dabei?
Aurikel	Kommen's nur, lieber Nickel!
Baldrian	Schau' mi an!
Butterklee	Kan' Idee!!
Curcum	Das bringt a Viech um!
Diptam	Fragen's die Frau Mahm.
Diſtelfackel.	Kennſt du den Lackel?
Erdbeer	Schatzerl, kommen's her!
Granat	Gehſt außi aus'm Krautſalat.
Hagebutten	d'Hand von der Butten!
Johannisbeeren	Speanzeln möcht' er gern!
Königkerzen	Sonſt hoben's kane Schmerzen?
Lotwurz	Se ſein a Zwiderwuarz!
Moos	Schnecken in der Sauce!
Polei	Hören's auf, i ſchrei'!

Quitten	Da muß i bitten!
Roſenblatt	Sein's ſtat!
Roſenſtengel	Fahr'n mer, mein Engel!
Sellerie	Sali, halt' mi!
Steinbirn	Won's wos g'ſpür'n!
Türkiſcher Weizen	Thun's Ihnen nit ſpreizen!
Viola matronalis	Geben's Acht, wenn's hal is!
Winde	Kecker Zahnd, verſchwinde!
Weichſel	Gengen's zum Teuxel!
Yſop	Judithel, hopp!
Zibeben	Hören's auf von Fried' geben!

Pamela weinte ſtill an meinem Herzen, ſo gerührt war ſie von dieſem Selam; ſie ſagte mit weicher Stimme: „Moritz, du biſt doch gemüthlich!" — Ich aber war ganz perſiſch geſtimmt, und ſagte daher auf ſpaniſch:

> „Que flos no es da amor un concepto feliz!"
>
> Calderon.
>
> (Welche Blume iſt nicht ein ſüßer Einfall der Liebe!)

„Ach," ſagte Pamela, „was heißt das auf deutſch?" Und ich erwiederte: „A jed's Pflanzl hat ſein G'ſtanzl!" — Sie ſchluchzte, und ihre Thränen rollten in meine Weſtentaſche, wo ſie ein Bonbon von Mittag erweichten.

Jakelhuber ſchien nicht zufrieden, daß ich bei Pamela wieder einen Stein im Bret hatte, und er ſchlug vor, er wolle improviſiren.

„S'is himmliſch!" ſchrie die Zwickmauſer, und zwickte ein Improviſatorium in meinen rechten Arm, und die ganze Geſellſchaft wiederholte das ihnen fremde Wort:

„Improviſiniren! — „Improſiniſiwiren!“ — „Inprprimſermoſiwiren!“ — „Inſinproviſiniren!“ — „Inproniſtſiniren!“ u. ſ. w.

Die Vorbereitungen zu dem Improviſatorium dauerten ziemlich lange. Die Aufgaben wurden in einem Hute geſammelt. Es befanden ſich faſt lauter empfindſame, liriſche Themata darunter: Gedicht an den Schooßhund der Frau Brandl. — Das Zeiſerl auf dem Stickrahmen. — Liebeserklärung an ein Lungenbratel. — Die Thränen um einen ungetreuen Liebhaber. — Das Herz, wenn es zerbrochen iſt. (?) — Die Verzweiflung um den Tod. (?) — Dahinreißung! — Ich gab das Thema auf: „Warum wächſt der Menſch von unten hinauf, und nicht von oben herab?“*) — Das Loos entſchied, es wurde gezogen:

„Das Herz, wenn es zerbrochen iſt.“

Jakelhuber begann zu arbeiten. Er ſtellte ſich wie ein Eisbock inmitten des Zimmers, ſchürzte ſich die Rockärmel auf, dehnte ſich, fuhr ſich mit den Nägeln rechts und links in die Haare, huſtete, räuſperte, lüftete ſich die Halsbinde, zog ſich die Weſte zurecht, wiegte den Kopf rechts und links hin und her, wie ein ſaufender Kakadu, feuchtete ſich mit der Zunge die Ober- und Unterlippen an, wie ein zahnendes Kind, ſtreckte endlich beide Hände aus, wie ein Wegzeiger, machte noch einen Huſter, holte mehrmal tief Athem und fing an:

---

*) Vielleicht beantwortet Jemand dieſe Frage.

„Du —"

hier blieb er etwas ſtecken, faßte ſich bald:

Nein, nicht du, ich bitte:

„O du mein Herz, mach' nur kein Gepumper,
Das rechte Aug' und das linke Ohr wird mir auf Ehre ſchon tumper,
Wie es thut ſchlagen,
Kann ich Ihnen wahrhaftig mit Worten gar nicht ſagen,
Mein Herz, das iſt ſchon grauſam in mir zerbrochen,
Da liegen die Scherben, —
Da liegen die Scherben,
Scherben, liegen die Scherben. —"

(Hier trat die Figura repetitionis ein, da er nicht mehr weiter wußte, und Guſtl ſchrie:

„Die Mutter thut kochen
Strudel mit Gerben!"

— Er ſchlug ſich mit den Fäuſten vor die Stirne und ſchrie: „Wenn mich Herr Saphir anſchaut, kann ich nichts!" Pamela drehte mich mit dem Rücken zur Geſellſchaft, Jakelhuber ließ nun eine neue Ladung los.)

„Mein Herz, das iſt ſchon grauſam in mir zerbrochen,
Da liegen die Scherben,
Sie hat mich beim „Schaf" in der vorigen Wochen
Mit Blicken zerſtochen,
Und, o Menſchen, Menſchen, heuchleriſche Krokodilenbrut,
Schon gut!
Den Wolken, den Winden
Will ich's verkünden,
Daß ſie's verbreiten,
Wie ſie mich kujonirt ſo vor allen Leuten,

Eilende Wolken, Segler der Lüfte,
O Gott geb', daß ich kein Spektakel ſtifte,
Denn Herz, o mein Herz, o dies Herz
Hat Schmerz
Schon ſeit vorigen Weihnachten bis zum März!
Es iſt zerbrochen, aus meinem Grab ruf' ich ihr nach: Weh!
Adie!“

Hier ſchnappte er zuſammen, wie ein Taſchenmeſſer, Pamela ſtürzte ſich mit einer Thränenfluth über ihn, und Frau Brandl fiel über ihn her, wie ein Fläſchchen Kölnerwaſſer. Die ganze Akademie der nätheriſchen Wiſſenſchaften war mit ihm beſchäftigt, ſie ſpritzten ihn mit kaltem Waſſer an, ſie rieben ihm die Schläfe, ſie riſſen ihm die Halsbinde auf, ſie riefen ihm ins Ohr: „Jakelhuber, lieber Jakelhuber, theuerſter Humoriſt!“ — Pamela vergaß ſich und rief, ganz von Thränen erweicht: „Theuerſter Lackirer und Humoriſt, ich will dich nimmer kujoniren; vergiß das „Schaf!“ — Da ſchlug er die Augen auf, und „athmete wieder im roſigen Licht!“

Ich aber ſaß noch immer mit dem Rücken gegen die Scene gekehrt, und als Pamela mir ſagte: „Sehen Sie denn nicht, es hat die Nerven angegriffen!“ — erwiederte ich tückiſch: „Er kann nichts, wann ich hinſehe.“ — Der Bund zwiſchen mir und Pamela war gebrochen, ich ſeufzte und ſagte zu meinem Herzen: „Es geht ein finſterer Jakelhuber durch dieſes Haus!“

Die Zwickmauſer merkte das Ding, und ſchloß ſich mir mit einer rippenzerſchmetternden Zärtlichkeit an.

Ich wäre ihr gerne um den Hals gefallen, allein ich unterließ es wegen Alibi des Halſes. Es war gegen zwei Uhr nach Mitternacht. Ich warf einen meiner Lila-Blicke auf Zwickmauſer, und fragte ſie mit bebender Stimme: „Liebſt du mich, Zwickmauſer meiner Seele?“ — Sie erhob ihre langen Arme, wie ein Telegraph, und gluckte: „Wie kannſt noch fragen, Tſchapperl!“ — „O, dann gib mir einen halben Krapfen, oder ich verhungere!“ — Sie hatte nämlich einen halben Krapfen in ihrem Ridikül; ſie nahm ihn heraus, gab mir die Hälfte, und die andere Hälfte hielt ſie in der Hand. Im umfing ſie wie eine Rettungsmaſchine, und flüſterte zärtlich: „O meine theuerſte Hälfte, ganz muß ich dich haben! — Allein ſie hatte die andere Hälfte in dieſem Augenblicke in den Mund geſteckt und

„Er fiel in's Bodenloſe.“

„Ach,“ ſagte ich, „Zwickmauſer, haſt du in deinem ſtillen Kämmerlein keine Semmel, kein Brot, komm, laſſ' uns glücklich ſein!“

Alles empfahl ſich, Pamela und Jakelhuber waren die Erſten, die zuſammen die Geſellſchaft verließen. Die Zwickmauſer wohnte in der Kothgaſſe, ich führte ſie nach Hauſe. — Da der Zweck dieſes Aufſatzes nicht iſt, Reiſeabenteuer zu Waſſer und zu Lande zu ſchreiben, ſo füge ich blos bei, daß mir Toni Zwickmauſer aus ihrem Fenſter einen Apfel und eine halbe Semmel herunterwarf und mir zurief: „Da haſt du einen Apfel, eine halbe Semmel und mein Herz!“ — „Ich danke,“ rief ich hinauf, „werde Alles mit Dank zurückſtellen!“

Am andern Tag ſchickte mir Pamela drei ſeidene Taſchentücher, die ſie von mir zu ſäumen hatte, zurück, und dazu folgendes Billet:

„Ir Bedragen geſdern wahr unter der Gridig! Der weit auf andern Schenie hat Ihnen die larfe won die Masge abgezohgen. Ich habe ihnen nie gelihbt! bloß Ihr Widz und Ihr Muntwerg hat mein Herz geteuſcht. Wenn Sie mich begegnen, ſo werde ich thun, als hät ich Ihnen nie gekrant; und hoffe von Ihnen auch das Gegentheil, denn mein Jakelhuber — ich ſahge ausdrüglich mein Jakelhuber — verſtehd in einem gewiſſen Punkt keinen Schpas nicht. Adje, ihre geweſene
Pamela.“

Der Gras-Enthuſiaſt in der muſikaliſch-deklamatoriſchen Gelſen*)-Akademie.

Herr von Graupenſchieber iſt ein Gras-Enthuſiaſt, Frau von Graupenſchieber iſt eine Gras-Enthuſiaſtin, Fräulein Alwine von Graupenſchieber iſt eine dilettirende Gras-Enthuſiaſtin, die kleinen männlichen Graupenſchieberchen ſind angehende Gras-Enthuſiaſtchen, der Hauslehrer, Herr Wenzeslaus Lautſch, iſt ein Pflichts-Gras-Enthuſiaſt, und ſogar das Stubenmädchen Walburga Silberheitel iſt eine Gras-Enthuſiaſtin.

Das Allodial-Vergnügen der Graupenſchieber'ſchen Familie beſtand darin, ſich ins Gras zu ſetzen, ſich im Graſe zu wälzen, im Graſe zu eſſen, zu trinken, im Graſe Pfänder zu ſpielen, im Graſe zu zwicken und im Graſe zu ſchlafen.

Kurz, wenn weiland Ovid die Graupenſchieber'ſche Familie gekannt hätte, er hätte ſie in ſeinen Metamorphoſen zu Heuſchrecken verwandelt; denn gewiß iſt es, aus jedem einzelnen Graupenſchieber-Exemplar hätte die Natur zehn Heuſchrecken machen können, und es wäre noch ein halber Graupenſchieber und ein halber Laubfroſch übrig geblieben! Sie hatten auch Alle einen Grasgeruch; wenn Herr Graupenſchieber ins Zimmer trat, konnte eine geſunde Normal-Naſe ſogleich wittern, wie draußen das Gras ſteht, und wenn Frau von Graupenſchieber um die Zeit des friſchen Heumachens durch die Straßen ging, glaubten alle Pferde, es ginge eine duftende, eben gemähte Heu-Wieſe vorüber, und wieherten ſie gras-enthuſiaſtiſch an.

---

*) Gelſen, eine Localbenennung der Mücken.

Da meine Leſer nun auf einige freundſchaftliche Stündchen mit mir und mit Graupenſchieber's ins Gras beißen müſſen, ſo will ich eine kleine Charakteriſtik unſerer gemeinſchaftlichen Freunde entwerfen.

Herr von Graupenſchieber war früher ein Romantiker, ſein Geſchäft zog ihn an den Buſen der Natur; er war Naturforſcher durch Schickſal, Botaniker aus Beſtimmung, er war — Dürrkräutler!

Wenn ich kein Humoriſt wäre, ich möcht' ein Dürrkräutler ſein!

Die Dürrkräutlerei iſt aller Dichtkunſt Anfang! Was iſt jeder Menſch Anderes, als ein Dürrkräutler? Er ſammelt im Schweiße ſeines Angeſichtes Blümchen und würzige Kräuter auf der Lebensflur, um ſie zu trocknen, zu dörren, um im Alter ſie mit der Erinnerung aufzugießen, und ſich an ihrem Aroma geſund zu trinken!

Das Herz eines jeden Menſchen iſt am Ende ſeiner Tage eine Dürrkräutlerei! Darin liegt die getrocknete Roſe der Liebe, die getrocknete Blume der Hoffnung, das abgeblaßte Vergißmeinnicht, das verdorrte Tauſendſchönchen u. ſ. w. —

Graupenſchieder hatte aber ſo lange Kräuter geſammelt und gedörrt, bis er aus dieſen Dürrkräutern das friſche Kräutlein der Münze, das Tauſendgulden-Kräutlein hervorſprießen ſah; er wurde reich, ſehr reich, er wurde ein Kraut-Junker! — Er gab ſein Geſchäft auf, und widmete ſich — der Muſik! Er ſpielte Violine — und ſang; dabei bildete er ſich in einer Dürrbüchlerei, in einer Leihbibliothek, zum beleſenen Mann.

Graupenſchieder ſah, daß kein Kräutlein auf dem Felde, keine Saite auf der Violine und kein Büchlein in der Bibliothek allein ſtehe, ſo dachte er ſich: „es iſt nicht gut, daß der Graupenſchieder allein ſei, und ich will ihm eine Gehilfin geben!“

Und er ſah ſich um in den Pflänzlein und Kräutlein des Michelbeuriſchen Grundes, und erſah ſich eines der dürrſten Kräutlein, ein Hopfenſtänglein im weiblichen Garten, die hochaufgeſchoſſene, ehrſam magere Pfründnerstochter Margarethe Zandl zur Geſponſin, und er fragte ſie: „Willſt du mit mir theilen die grünen Freuden und die dürren Leiden dieſes Lebens?“ Und ſie hüſtelte: „ja!“ Darauf fragte er ſie wieder: „Willſt du mein eigen ſein, wie du leibſt und lebſt, und willſt mir zuhören, wenn ich Violin ſpiele?“ Und ſie ſeufzte wieder: „ja!“ ſo ward Graupenſchieber vermählt! Aus dieſer Ehe ging zuerſt Almine hervor, welcher in mehreren Abtheilungen mehrere Graupenſchieberchens nachfolgten. Jetzt, indem wir mit ihnen im Graſe eine Zeit lang zuſammen zubringen wollen, iſt Almine in jenem Alter, wo jedes weibliche Herz das Gras der Liebe wachſen hört, und Almine hatte ein feines, ein geübtes Ohr. Sie beſaß alle dürrkräutleriſche Schwärmerei des Vaters, und alle mathematiſche Magerkeit der Mutter. Sie war ſo mager, daß ein bischen kühner Styl behaupten könnte: ſie war gar nicht, ſie ſei eigentlich die perſonifizirte mathematiſche Linie. Dabei hatte ſie einen grünen Teint und eine entſchiedene Vorliebe für grüne Kleider und grüne Bänder. Kurz, man konnte ſie füglich den gedörrten Genuß der Hoffnung heißen. Zudem trieb ſie auch die Kunſt ihres Vaters, und ſpielte Violine! Wenn ſie im Graſe ſaß und Violin ſpielte, und man ſtand nur ein bischen ferne, ſo ſah man ſie im grünen Graſe gar nicht, und man hörte nur eine Violine, die, wie von ſich ſelbſt geſpielt, die dämoniſchſten Töne von ſich gab.

Zu den drei jungen, männlichen Graupenſchiebers wurde Herr Lautſch als Lehrer angenommen. Es war eine kleine, ſtämmige Figur, auf dem dicken Haupte einige glatt anliegende, ſchwarze Härchen, und zwiſchen zwei Backen wie die Winter-Rettige ſtrengte ſich ein rothes und blaues Näschen wie ein Stiefmütterchen an, durchzubrechen. Dieſes botaniſche Näschen kam aber nur dann zum Vorſcheine, wenn Lautſch lächelte, dann ſchoben ſich die Backen etwas abſeits, und das Näschen in der Klemme athmete freier. Dabei hatte Lautſch die Gewohnheit, mit dem Zeigfinger der linken Hand ſtets in die linke Backe zu bohren, gleichſam als ob er da einen arteſiſchen Brunnen graben wollte.

Auch Lautſch war muſikaliſch, er bluß's Klarinette! Lautſch und Almine ſchienen ſich zu lieben. — Den Schlußſtein zu dieſem Familiengemälde liefert das Stubenmädchen Walburga Silberheitel.

Ihre Mutter war Sattlersgeſell-Freundin und ſelbſt ausübende Wollſchlagerin. Frühzeitig widmete ſie ihre Walli den ſchönen Künſten, ſie gab ſie in die Erziehungs-Anſtalt zu einer ledigen Zimmermalers-Witwe, wo ſie den erſten Anſtrich von Bildung erhielt, bis ſie durch eine geiſtige Hinneigung zu einem Thurmwächter eine höhere Richtung bekam. Sie lernte von ihm, der früher als ſupernumerärer Marketender auf Wartegeld mit nach Frankreich ging, franzöſiſch, und ſo ausgerüſtet mit allen Kenntniſſen, die zur ſtubenmädleriſchen Carriere nöthig ſind, kam ſie zu Graupenſchieber, um Alminens Geſellſchafterin, die Begleiterin eines Schattens zu werden; ſie wich nicht von Alminens Seite, das war ihre einzige Schatten-Seite! Sie war ſchön, ſehr ſchön und grauſam, grauſam? Nein, warum ſollte ſie grauſam ſein! Im neunzehnten Jahrhundert? Wahnſinn!

Ich aber wurde durch einen eigenen Zufall in die Graupenſchieber'ſche Familie hinein geſchoben.

Als ich in dem Briel wohnte, hatte ich vor meinem kleinen Landhäuschen einen fetten, üppig-grünen Grasplatz, auf welchem bequem einige Beduinen und ſechs Kameele ein Beilager feiern könnten.

Eines Nachmittags öffnete ich das Fenſter, und ſiehe da, es hatte ſich eine kleine Kolonie Gras-Enthuſiaſten auf dieſem Grasplatze angeſiedelt; es war die Familie Graupenſchieber. Sie fielen wie eine Heuſchreckenwolke auf dieſe Smaragdwieſe nieder, und bedeckten ſie. Es war eine gewiſſe nomadiſche Naivetät in der ganzen Karavane, das Recht der Natur: „Der Menſch darf überall graſen, wo die Vorſehung Gras wachſen ließ!“ ſprach ſo deutlich aus dieſer Anſiedlung heraus, daß ich als eigentlicher Grund- und Lehns-Herr dieſes grünſammtenen Graupenſchieber-Sopha's mein Recht nicht geltend machte, und die ganze, große, ſchöne Heuwieſe den Ankömmlingen zur freien Weide überließ.

Es war ein Glück, daß die Wieſe niet- und nagel-feſt war, denn wenn ſie mobil geweſen wäre, die Graupenſchiebers hätten ſie mir glatt weg- und aufgerochen! Denn man konnte im buchſtäblichen Sinne des Wortes ſagen: „Die Graupenſchiebers trieben ihre Naſen auf die Weide!“ — Sie bohrten Alle ihre Naſen ins Gras, als wollten ſie dieſelben darin einkühlen.

Der Herr Lautſch, deſſen kleines Penſée-Näschen ſich kaum über das Niveau der Backen hinauswagte, hatte am meiſten Plage, mit dem Verſuche, ſeine Naſe auch in die Mutter Erde zu ſtecken.

Als ich die Familie ſo auf dem Bauche, mit den Naſen-Spitzen in der Erde liegen ſah, glaubte ich, ſie ſeien Alle Braminen.

Allein, wie es im Leben oft geſchieht, daß, während man ſeine Naſe irgendwo hinein ſteckt, ſich ein Ungewitter hinter unſerm Rücken zuſammenzieht, ſo ging es auch da. Während ungefähr ein Dutzend Graupenſchieber-Naſen ſich in die Erde bohrten, ſtieg über dem Dutzend Graupenſchieber-Rücken ein ſchwarzes Ungewitter empor, ein ſchnellerwachender Sturmwind ließ die herabhängenden Wolken platzen, und ſich über die Gras-Enthuſiaſten-Geſellſchaft entladen. — Nun hatten ſie zwar ihre Naſe im Trocknen, allein der Menſch hat außer der Naſe in ſeiner Avers-Seite, auch noch Gegenſtände auf der Revers-Seite, die er nicht gerne durchweichen läßt; auf einmal riß ſich das Dutzend Naſen aus der Erde, und ſtreckte ſich gen Himmel und empfand, daß der Regen auch wie auf die Naſe gefallen war.

Da ſich in der Kolonie einige Kinder und einige Frauenzimmer befanden, ſo eilte ich, der ganzen Geſellſchaft durch meinen Bedienten mein Häuschen zum Schutz anbieten zu laſſen. .

In zwei Minuten war mein Salon von Graupenſchiebers voll.

Alwine Graupenſchieber ſah aus wie der naßgewordene Geiſt einer verſtorbenen Grasmücke, die zwei kleinen männlichen Graupenſchieberchen trugen auf ihren Nankinhöschen einen ,grünen Abdruck der Wieſe avant la lettre mit, in den weithinſchattenden Haubenbändern der Frau Graupenſchieber ſaßen mehrere Heuſchrecken und machten Pläne für die Zukunft, und Walburga Silberheitel ſuchte aus der alten Garderobe ihrer franzöſiſchen Sprache eine kleine Boa heraus, und ſagte mir mit einem vielſagenden, wollſchlageriſchen Lächeln: „Ah, que vous êtes du civil, ma bonne!“

Gut, dachte ich mir, daß ich deine Bonne bin, und machte bonnemine!

In fünf Minuten waren die Graupenſchieber in meinem Salon ſo heimiſch, als ob er eine Heuflur geweſen wäre. Alwine lag auf dem Sopha hingegoſſen, wie ein naſſer Seidenfaden, und die kleinen Grashüpfer nahmen meinen Erd- und Himmel-Globus ganz naiv zum Ballonſpiel. Herr Graupenſchieber aber machte alle Augenblicke das Fenſter auf, ſteckte die Naſe hinaus, ſchnupperte, und rief immer: „Ach, wie gut riecht das Gras!“ Der Regen hatte nach und nach aufgehört, und Graupenſchieber ſchickte, wie Noa aus der Arche, erſt den Raben Lautſch aus, um zu ſehen, ob das Gras ſchon trocken ſei, allein der Rabe Lautſch kam zurück, weil er noch keinen trockenen Boden fand; nach einer halben Stunde ſendete Graupenſchieber aber die Taube Silberheitel aus, und ſie flatterte zurück mit einem Bündel Gras im Munde, ein Zeichen, daß die Sündfluth aufgehört hatte, und das Gras wieder genußbar ſei auf Erden.

Da raſſten ſich die Graupenſchieber zuſammen, und dankten mir für Obdach und Kaffee. Ich mußte mit Hand und Ehrenwort verſprechen, einmal mit Graupenſchiebers eine Parthie ins Gras zu machen, und zwar in Graupenſchiebers „Familien-Wagen“.

Beim Abſchiede umarmte und küßte mich die ganze Gras-Menſchenſchaft. Als Alwine an mir emporraſſelte, kam es mir vor, als hätte man mir einen Wetterableiter-Draht vom Kopf bis in die Erde angelegt; auch Walburga applizirte mir einen Mundſemmel-Kuß und lispelte: „j'éspère à votre Visitation, ma bonne!“ Auch der Rabe Lautſch küßte mich, und als ſein kleines Violettnäschen meine berührte, kam mir meine Naſe wie Alexander der Große, und ſein Näschen wie Diogenes vor, der nicht aus der Tonne wollte.

In meinem Salon fanden ſich nachher einige Duzend Heuſchrecken, Würmer, Käfer und andere Ehrenbürger des grünen Graſes. Meine zwei Globen kamen noch ſo ziemlich gut weg, blos Spanien bekam ein Loch, und die Jungfrau bekam einige Kirſchkuchen-Flecken.

Ich aber hatte das ganze Gras-Kontagium eingeſogen, und ließ mich zwei Stunden in die Luft hängen.

Nach langem Zögern und vielen Ermahnungen mußte ich mich endlich entſchließen, die „Parthie ins Gras“, meinem gegebenen Worte gemäß, mitzumachen, und ich begab mich zu Graupenſchiebers, um meinen Platz in dem Familien-Wagen einzunehmen, und in Weidlingambach ins Gras zu beißen.

Da ſtand er, der Familien-Wagen des Herrn von Graupenſchieber! Es war ein erhabenes, ein räthſelvolles Weſen! Wie ſoll ich ihn ſchildern?!

„Ein Gebäude ſteht da, von uralten Zeiten,
Es iſt kein Tempel, es iſt kein Haus,
Ein Reiter kann hundert Tage reiten,
Er umwandert es nicht, er reitet's nicht aus!“

Da ſtand er vor mir, in ſeinen gigantiſchen Umriſſen, mythiſch, hyperboliſch und doch demokratiſch tölpelhaft!

Der Wagen ſah aus wie Hamlets-Wolke, ſah aus wie ein Kameel, und doch wiederum wie ein Wallfiſch; man konnte ihn für einen Schüttboden halten, und doch auch für eine Fregatte; wenn man ihn beobachtete, nahm er die Miene eines Luftballons an, und wenn man ihm genau in die Augen ſah, gab er ſich das Anſehen einer Menageriehütte! Chemiker hielten ihn für einen Gazometer, während Hydrauliker meinten, es ſei eine Waſſerleitung, und Architekten darauf beſtanden, daß es eine Ziegelhütte!

Ich ſtand vor dieſem myſtiſchen Kaſten, wie der Jüngling vor dem verſchleierten Bilde zu Sais. Endlich kam es mir vor, als ob es eine erfinderiſche Verſchmelzung eines deutſchen, ehrlichen Galgens mit der franzöſiſchen, heuchleriſchen Guillotine wäre. Um den Wagen herum ſtanden ſchon alle Graupenſchiebers mit einem Nachbarſchaft-Supplement. Es war dieſes die Frau von Rogenbröſel mit ihrer Tochter Mizi, und ihr Anbeter Herr von Blauhappel, Magiſter der Bleiſtiftmacher-Kunde.

Rogenbröſel Mutter war eine kräftige Geſtalt, eine deutſche Eiche, und Mitzi, die Eichel, fiel nicht weit vom Stamme, ſie war ebenfalls von reckenhafter Individualität, und von deutlichem kernigem Gepräge. Sie war dick ohne alle Umſtände, dick ohne Unterſchleif, dick von erſter Hand. Hübſch war ſie aber, recht hübſch, und das iſt Etwas, etwas Viel. Blauhappel aber war nichts, als ein — Gelächter! Er lachte immerfort, er war ein lachender Bleiſtift. Er ſah immerfort aus, als kitzelte ihr ein unſichtbarer Strohhalm im rechten Naſenflügel.

So ſtanden wir um den „Familien-Wagen“ herum, und beſtiegen die vier breiten Treppen, die auf vier verſchiedenen Seiten in den innern Schiffsraum dieſer Maſchine führten. — Der Wagen war für neun Perſonen. Wir aber waren fünf Männer, zwei Gugelhupf, fünf Frauen, drei gebratene Gänſe, ein Schriftſteller und acht Plutzer. Außer dem noch ein großer Korb und ein kleiner Korb, zwei Violinkäſten, ein Kutſcher, ein Mops und eilf Regen- und Sonnenſchirme.

Der „Familien-Wagen“ aber ſtand feſt, unerſchütterlich und erhaben da, wie die Tugend!

Nach und nach fing Graupenſchieber an, die Maſchine zu füllen; die Tugend nahm uns Alle auf. Als die Frau Rogenbröſel den Wagen erkletterte, ſeufzte die Tugend laut auf, und dröhnte fürchterlich; nach ihr kam die Silberheitel und rief mir zu: „Ma bonne, vous après me!“ Ich aber ſah, wie die junge Rogenbröſel, le Gugelhupf à la main einſtieg, dachte: „Hier iſt ein Magnet, der ſtärker zieht!“ und ließ mich neben der Rogenbröſel wie ein Fallſchirm nieder; mir nach ſchlüpfte Silphide-Alwine, die Graupenſchieber-Aerienne, und lehnte ſich wie ein Seufzerzapfen an meine linke Seite. Ich ſaß alſo zwiſchen der erſten Idee von einem Frauenzimmer, und zwiſchen der vollkommenſten Ausführung desſelben. Ich neigte mich immer zum Vollkommenen, die erſte Idee war meine letzte Idee.

Mir gegenüber ſaß „Blauhappel qui rit!“ und lächelte den Wagenboden durch. Auf ſeiner Stirne ſtand geſchrieben:

„Ridendo bleistiftmachere quid vetat?“

Nach einer geraumen Stunde war die Füllung vollendet, und das Familien-Ungethüm ſetzte ſich in Bewegung. Die zwei Pferde, welche gewiß auch Gras-Enthuſiaſten waren, die ſich aber in ihrem Enthuſiasmus noch nicht bis zum „Hafer“ emporgeſchwungen, ſtanden mit angeſpannter Aufmerkſamkeit feſt, und als der Phäton die ermahnende Peitſche erhob, um ſie zu erinnern, daß der Menſch im Leben vorwärts ſtreben müſſe, ſahen ſie ſich erſt nach dem vor der Thüre liegenden Bündel Heu um, und dann nach dem Kutſcher, und ihr wehmüthiger Blick ſchien zu ſagen:

„Mußt du in die Weite ſchweifen?
Sieh', das Gute liegt ſo nah'!“

Allein der Kutſcher hatte keinen Reſpekt vor Citationen, er hieb noch einmal auf die zwei friedlichen Pilger los, ſie machten eine Kraftanſtrengung — baf! Die plötzliche

Gewalt machte, daß ein Strang ſogleich riß, und die Tugend zehn Schritt rückwärts rumpelte!

Die Exploſion war ſo heftig, daß die Nachbarſchaft glaubte, es ſei ein Erdbeben!

Nach einer halben Stunde war das zarte Familienband zwiſchen Familien-Roß und Familien-Wagen wiedergeknüpft, und nun ging es wirklich vorwärts; aber mit aller Bedächtigkeit, wie es ſich für geſetzte Pferde, welche ſchon ausgetobt haben, geziemt. Indeſſen wurden im Wagen verſchiedene Umgeſtaltungen vorgenommen; die Rogenbröſel fing ein Bischen zu transpiriren an, und indem ſie einen Arm auf meine Schulter legte wie einen Querbalken, legte ſie den Gugelhupf mir auf den Schooß. Von der andern Seite deponirte die mathematiſche Alwine ihren Ridikül, in welchem ſich mehrere Vorrathskammern befanden, und ihr großes Wollentuch ditto auf meinen Schooß, der Pintſcher des Herrn Lautſch legte ſich wie eine Wärmflaſche auf meine Beine, und das junge Graupenſchieberchen fand Gefallen daran, ſich auf den Boden des Wagens zu ſetzen, und ſein dickes Köpfchen auf meinen Knien ausruhen zu laſſen. Daß ich bei dieſen Umſtänden nicht erfrieren konnte, wurde mir zu meiner Beruhigung bald klar. Aber der Thermometer ſollte noch ſteigen. Fräulein Silberheitel, die mein Hintermann war, fand ſich angezogen, mit uns zu ſprechen, und ſteckte ihren Kopf über meine linke Schulter, auf der andern Seite lehnte Frau von Rogenbröſel ihren linken Arm auf den Arm der jungen Rogenbröſel, der auf meiner Schulter lag, und ſo mag denn summa summarum, direkt und indirekt, ein Gewicht von ein paar Zentnern auf meinen demüthigen Schultern gelegen haben.

Ich ſchwitzte große Tropfen, und legte in der Verzweiflung meine rechte Hand zur Erleichterung auf die Sitzlehne um die Rogenbröſel herum.

„Da entbrennt in Robert's Bruſt,
Des Jägers gift'ger Groll!“

Blauhappel wurde eiferſüchtig. Jeder ſeiner Blicke war ein geſpitzter Bleiſtift! Ich flüſterte der Rogenbröſel ins Ohr:

„O Rogenbröſel, iſt Blauhappel eiferſüchtig?“

Sie aber gab mir mit dem Arm einen ſanften Druck auf die Schulter, — ſie war vier Wochen lange nachher geſchwollen, — und erwiederte: „Manchmal, wenn er nichts zu thun hat, machen Sie ſich nichts daraus!“

Ich wußte auch nicht, was ich mir aus Blauhappels Eiferſucht hätte machen ſollen?

Ich ſah alſo die Rogenbröſel an, mit einem Blick, o mit einem Blick, ein einziger ſolcher Blick vernichtet zehn Blauhappels! Auf einmal ein Ruck! Ein Sturz! Geſchrei! Ums Himmelswillen!

Die Tugend lag im Chauſſeegraben! Und alle Bewohner der Tugend im Familien-Wagen mit!

Es war eine ſchöne Wirthſchaft.

Wie es kam, daß dieſer voluminöſe „Familien-Wagen“ ſtürzte, blieb ein Räthſel.

Wahrſcheinlich erblickten die Pferde rechts in dem Chauſſeegraben einen kleinen Anflug von Heu und

„Der Zug des Herzens iſt des Schickſals Stimme!“

Es bleibt in der Welt ſo Vieles, was geſchehen iſt, ein Räthſel; zum Beiſpiel: wie im Piräus ein Bräuhaus errichtet wurde; wie das civiliſirteſte Volk der Pariſer die civiliſirteſten Beutelſchneider ſein kann; wie die allerliberalſten Redner Deutſchlands auf ihrem kleinen Gütchen ihre Unterthanen am ärgſten ſchinden konnten; wie Strauß und Lanner an jedem Finger ungeheure Demant-Ringe tragen, wie Grillparzer, Tieck und Uhland nie derlei aufzuweiſen hatten! — wenn dieſes Alles auf der Welt geſchehen kann, warum ſoll nicht einmal ein „Familien-Wagen“ räthſelhafter Weiſe in einen Graben ſtürzen können? Zum Beweiſe, daß es geſchehen konnte, geſchah es!

Die Maſchine lag nicht ſo eigentlich, als ſie ſich vielmehr halb in den Graben lehnte, halb noch auf der Höhe erhielt, wie die neue Philoſophie, die zwiſchen ihrer überſchwenglichen Höhe und unergründlichen Tiefe auf der Naſe liegt.

Aber die Inwohnerſchaft lag im Graben, ganz und komplet! Nachdem ich mich überzeugt hatte, daß mir ſelbſt nichts geſchehen iſt, dehnte ſich meine Nächſtenliebe gleich ſo weit aus, mich um alle Andern gar nicht zu bekümmern, ſondern dieſes Schauſpiel zu betrachten, und ich hätte Luſt gehabt, wie jener Maler, der ſich an den Maſtbaum binden ließ, um den Sturm zu malen, mich an die emporragende

Wagendeichſel anbinden zu laſſen, um dieſe vereinigte Graupenſchieber- und Rogenbröſel-Gruppe recht zu überſehen.

So mag es in Friedrich's Lager nach dem Ueberfall bei Hochkirchen ausgeſehen haben!

Ich kam auf die junge Rogenbröſel zu fallen, das war kein harter Fall; es kam mir vor, als wäre ich auf einen elaſtiſchen Divan gefallen; Alwine Graupenſchieber fiel mir auf die Naſe, allein ich ſpürte ſie kaum, ich balancirte ſie auf meiner Naſe, wie ein Jongleur eine Pfauenfeder. Neben uns lag Blauhappel, wie ein in Ohnmacht liegender Bleiſtift, aber er lachte, und auf ſeinem Leibe lagen die zwei jungen Graupenſchieber, ein umgeſtürzter Proviantkorb und der Pintſcher. Hinter uns lag, wie ein geſtürzter Berg, Frau Rogenbröſel, und ſchnaubte glühenden Odem, ſo daß ich alle Augenblicke erwartete, der Berg würde anfangen Feuer zu ſpeien. Sie fiel unglücklicher Weiſe auf einen Korb mit Bierplutzern, und ihr rechter Arm zerquetſchte die ganze Saat der Gugelhupfe!

Herr von Graupenſchieber hing mit einem Fuß im Wagen, und mit dem Oberleibe lag er im Graben, allein ſeine erſte Frage war: „Ums Himmelswillen! iſt den Plutzern nichts geſchehen?“

Da „antworteteſt du ehrwürdiges Lautſchchen“: „Es ſind einige zerbrochen!“ Und darauf „wieder fraget der würdige Graupenſchieber im buntbeblümten Leinrocke“: „Von die großen oder von die kleinen?“ Und züchtiglich entgegnet der fleißige Lehrer der Jugend: „Von die kleinen!“

„Gottlob, nur von die kleinen!“ ruft Graupenſchieber aus, „und iſt meiner Frau nichts geſchehen?“ — „Nein,“ rief ein junges Graupenſchieberchen aus, „der Mama is nix geſchehen, aber die Gugelhupfe ſein hin!“

Alles machte Anſtalt, ſich zu erheben, nur ich nicht! Quo sors nos trahet etc. Was iſt alle Philoſophie? Mit ruhiger Faſſung da liegen bleiben, wo Einen das Schickſal hinwirft! Ich machte gar keine Anſtalt aufzuſtehen, im Gegentheil, ich nahm die Korrektur meines übermorgigen Blattes heraus, um ſie allda zu machen, und fragte Blauhappel zu dieſem Behufe: Haben Sie nicht zufällig einen Bleiſtift bei ſich?“

Während dem war die übrige Geſellſchaft bemüht, die Frau Rogenbröſel, die, wie Marius auf den Trümmern Karthago's, auf den Plutzer-Ruinen lag, emporzuwinden, welches nach einer angeſtrengten Mühe von einer ganzen Viertelſtunde auch bewerkſtelligt wurde. Ich hatte indeſſen meine Korrektur gemacht, und fragte Herrn Blauhappel, wie man ſie am beſten in die Druckerei befördern könnte, denn ich möchte gerne hier die zweite Korrektur erwarten. Auf einmal fühlte ich mich am Ohre gefaßt, es war Fräulein Silberheitel, die in Ohnmacht lag; als ſie aber ſah, daß ich mich nicht in fremde Ohnmachten miſche, daß ich ſie wohl mit ihrer Ohnmacht liegen ſah, allein dachte: „Was Gott zuſammengefügt hat, ſoll der Menſch nicht trennen,“ da fand ſie es gerathen, zu erwachen, und mein Ohr als Rettungsaſt zu ergreifen, um ſich daran emporzurichten, und rief: „Ah, ma bonne, aidez moi en haut!“ (Helfen Sie mir in die Höhe!) Ich erwiederte ganz phlegmatiſch: „aide-toi!“ oder auf öſterreichiſch: „Du biſt ſehr öd'!“

Sie ſuchte ſich aus den rinnenden Bierflaſchen und Plutzerſcherben herauszuarbeiten, da faßt es den Lautſch an:

„Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und er ſieht erröthen die ſchöne Geſtalt,
Und ſieht ſie erbleichen und ſinken hin,
Da treibt es ihn an, den Preis zu erwerben,
Und ſtürzt ſich hinunter in Bier und in Scherben!“

Lautſch machte es ſich ſehr bequem; da zwiſchen ihm und Silberheitel ich mit meiner feſten Poſition lag, ſo überkletterte er uns geradezu, er ſtieg die Stufen ordentlich über Rogenbröſel, mich und Alwine hinauf und zog die Silberheitel aus den Bier-Dardanellen empor. — Endlich mußte ich auch aufſtehen, es war ſchon Alles wieder arrangirt! Der „Familien-Wagen“ ſtand wieder in ſeiner impoſanten Größe da, er hatte keinen Schaden genommen, blos bei dem dritten Meridian von ſeinem zweiten Sitz hatte die Seitenwand eine Beule bekommen, etwa eine deutſche Meile im Umfange.

Ich ſprang noch einmal in den Graben zurück, um die kleinen Ueberreſte da ängſtlich aufzuleſen. Ich raffte einige Gugelhupf-Bröckchen noch zuſammen, ein Stückchen verlornes Butterbrot, einen halben Bierplutzer, in welchem ſich noch etwas vorfand, auch eine kleine Scheibe Schlakwurſt, welche aus Rogenbröſel's Ridikül herausfiel, nahm ich heißhungrig auf, und ſtopelte alle dieſe armſeligen Bruchſtücke geſchickt in meine Taſche. „Was machen Sie da?“ fragte Herr Graupenſchieber.

„Ich redigire!“ antwortete ich, und ſuchte weiter nach den fremden Broſamen im Chauſſeegraben.

Endlich ſtieg ich wieder ein, die gefallene und wieder aufgerichtete Tugend ſetzte ſich in Bewegung, wir ſtimmten ein fröhliches Lied an:

„Welche Luſt gewährt das Reiſen!“

und gelangten nach drei Stunden in der fetteſten Wieſe in der Umgebung von Weidlingambach an, ſtiegen aus, und ſteckten ſogleich das Lager ab.

Nicht weit von Weidlingambach wurde einer der üppigſten Grasplätze auserſehen, um unſere Soirée récréative auf demſelben zuzubringen. In zehn Minuten hatten wir einen momentanen Traktat mit den hier heimiſchen Gelſen geſchloſſen, und gegenſeitige freie Ausübung unſerer Gebräuche proklamirt.

Das Bivouak im Graſe war maleriſch. Herr Graupenſchieber hatte ſich mit dem Graſe bereits ganz amalgamirt, er wühlte in dem grünen Heuſchuſſe wollüſtig herum, während die dürre Alwine mit einer Heuſchrecke um die Wette hüpfte. Rogenbröſel Mutter und Tochter lagen wie zwei gut ausgeſtopfte Divanpolſter da, Lautſch und Blauhappel ſchlüpften aber wie die Eidechſen von einer Dame zur andern, und ſchnitten, ſo was man ſagt, die Cour.

Ich hatte meine Blicke feſt auf den einen großen Korb gerichtet, aus deſſen Innern ſich eine Armee von Gänſen, Hühnern, Enten und Semmeln entwickelte; Frau Graupenſchieber verrichtete Hebammendienſt bei dieſem Korbe, und brachte alle Augenblicke ein neues gebratenes oder gebackenes Pfand der Eßliebe ans Tageslicht.

Und wie ſie ſucht mit dem Finger,
Auf thut ſich der weite Zwinger,
Und es tritt aus dem geflocht'nen Haus
Ein „Schlegel“ heraus,
Und die Graupenſchieber ſucht wieder,
Da öffnet ſich traut
Das zweite Thor,
Daraus ſchaut
Mit braunem Antlitz
Ein „Ganſel“ hervor!
Wie Lautſch das Ganſel erſchaut,
Brüllt er laut,
Und ſtreckt aus dem Graſ'
Empor ſeine Naſ',
Und recket die Zunge,
Und im Kreiſe ſcheu,
Wälzt er ſich herbei,
Grimmig ſchnurrend,
D'rauf ſtreckt er ſich murrend
Zum Schlegel nieder!
Und die Graupenſchieber ſucht wieder,
Da ſpeit das geflochtene Haus
Zwei „bach'ne Händel“ auf einmal heraus,

Und Blauhappel mit Kampfbegier
Stürzt auf das Händel-Thier,
Und packt es mit grimmigen Tatzen!
Und der Lautſch mit Gebrüll,
Richtet ſich auf, da wird's ſtill,
Und herum in dem Kreis,
Von Hunger heiß,
Lagern ſich die Graupenſchieber'ſchen Fratzen.

Herr Graupenſchieber hatte indeſſen die Bier- rüge in Schlachtordnung geſtellt:

„Wir hatten ſechzehn Plutzer aufgebracht,
Jedlerſeer Volk!“

lnd die Schlacht begann. Im Vordertreffen aß Graupenſchieber mit ſeinem Ehe-Sechzehntel und dem Facſimile iner Tochter. Im Mitteltreffen hieben die Rogenbröſel in, und Blauhappel deckte das Hintertreffen; ich aber agte zu Lautſch: „Wir drei, Lautſch, Silberheitel ind ich, wir freſſen im Gedränge!“

Eine tiefe Stille herrſchte ringsum. Die Natur eierte ein bewunderndes Schweigen, nur aus den nahen Bergen tönte ein Echo, das Zuſammenknacken der arbei- enden Zähne zurück; den Gelſen blieb das Maul vor Erſtaunen offen, und eine Wolke, die abendwärts zog, onnerte links, als wollte ſie den Göttern verkünden, daß ie heiligen Thiere mit Begierde ihr Futter picken! — Keine Silbe entfloh unſern Lippen: „Das Schweigen ſt der Gott der Eſſenden!“

Indeſſen kletterten die zwei kleinen Graupenſchie- er auf mir herum, und legten auf meinen Schultern ein Depot von abgenagten Beinen an, während ſie meine weiße Pantalon mit Butter, Gras und Bier kolorirten. Dabei legten ſie auf der einen Seite im Graſe einen Bier-Kanal zwiſchen Lautſch und Alwine, und auf der andern Seite, zwiſchen mir und Rogenbröſel, eine Butterbahn an, und ruſchten weidlich auf dieſen zwei neuen Erfindungen zum Nachtheil der Pferde und zum Vortheil der Ochſen, herum.

Rogenbröſels Tochter ging von einem Dichter zum andern über, nachdem ſie den Schlegel bis ans Ende durchgemacht hatte, warf ſie ihre einnehmende Zärtlichkeit wieder auf mich; ſie hatte noch einen Gänſeflügel in der Hand, es zog mich magiſch zu ihr hin und ich ſang:

„O hätt' ich Flügel!“ u. ſ. w.

Sie wurde immer freundlicher, und ich beſchloß, ihr ein Liebes-Butterbrot zu ſchreiben. — Ich ſtrich auf eine ungeheure Brotſcheibe die Butter ganz dick auf, und ſchrieb mit meinem Zahnſtocher auf dieſes neue Papier.

Dabei fiel mir ein, daß es gar nicht übel wäre, wenn ich meinen „Humoriſten“ auf Butter redigirte und herausgäbe!

Der Leſer brauchte nur zu dem Blatte zu riechen, um zu wiſſen, ob die Artikel friſch ſind! Und dann, wären auch die Artikel ſchlecht, ſo könnte man doch das Blatt ſelbſt genießen! Wie herrlich wäre ein ſolches Butter-Blatt! Das neue Jahr eines ſolchen Blattes wäre der

Mai, wenn die Maibutter beginnt! Dann würde ich ankündigen!:

„An die Bewohner von Weidlingambach!“
„Friſcher, ſchmalzblümerlgelber, mandelkernfeſter Maibutter-Humoriſt!“

„Der erſte Mai wird gefeiert! Er iſt ein Feſt-Tag, ein Feiſt-Tag! Alle Wieſen werden neubegrünt, alle Kühe werden durch neuen Naturſtoff anziehend gemacht!“ Die Deckel fliegen von den Melknäpfen! Die Riegel werden von den Ställen zurückgeſchoben! Die Butterfäſſer erhalten neue, glänzende Mitarbeiter! Es iſt ein rührender Anblick!“

„Der Humoriſt, der ſchon ſeit 25 Wochen Butter geliefert, liefert Butter wie keine Butter, Butter, wie man ſie weder in Hochroth Erden und im rothen Stadel hat, Butter wie Oel, Butter wie Balſam, Butter wie Ananas! Meine Kühe, die meine Butter liefern, ſind keine gewöhnlichen Kühe, es ſind eigene Kühe, es ſind Kühe von Edukation! Meine Kühe geben das ganze Jahr Maibutter, Maibutter mitten im Winter!

„Meine Kühe ſind Abkömmlinge von Pharao's ſieben magern Kühen, welche die fetten verſchlangen! Meine Kühe geben Butter, die nicht nur Butter, ſondern zugleich auch Topfen und zugleich auch Käſe iſt! Meine Kühe, echt vaterländiſche Weidlingambacher-Kühe, liefern auch Schweizerkäſe, Cheſterkäſe, Parmeſan, Emmenthaler, Groyer, Primſen und Quargel! Von ſolchen Kühen ſtammt meine Butter, ſtammt mein Blatt! Alſo pränumerirt! Wenn ihr auf ſiebenzig Jahr Butter-Humoriſten voraus pränumerirt, ſo geb' ich euch im einundſiebenzigſten Jahrgang die Butter ganz umſonſt? Wer auf 25 Jahrgänge pränumerirt, bekommt alle Butter, die ich noch von 6 Monaten übrig habe. Sie riecht zwar gewaltig übel, allein einem geſchenkten Gaul u. ſ. w. u. ſ. w."

Indem ich ſo darüber nachdachte, hatte Rogenbröſel ſchon meinen erſten Butterbrot-Liebesbrief im buchſtäblichen Sinne ganz verſchlungen! Ich ſchnitt ein zweites Stück Brot zu einem Billet-doux, ſtrich fingerdick die Butter darauf, und ſchrieb wieder:

Ich ſchrieb alſo auf das Butterbrot:

„Rogenbröſel meines Herzens!"

Klopſtock ſagt in Schiller's „Rinaldo Rinaldini": „Geht den Frauen zart entgegen!" — Kann man zarter entgegenkommen, als mit einem Briefchen auf Butter? Lieb Herz! Sei weich wie ſie, ich bin die Brotwiſſenſchaft, ſei du die Butter auf meiner Lebensbahn! u. ſ. w.

Der kleine Graupenſchieber war der Postillon d'amour, allein, was geſchieht? Auf dem Wege leckte er den Liebesbrief ab, und brachte der Rogenbröſel leeres Brot!

Während wir uns ſo unterhielten, machte Herr Graupenſchieber Anſtalt, die muſikaliſche Akademie zu eröffnen. — Er ſtimmte ſeine Geige und Lautſch ſeine Klarinette, auch Alwine packte ihre Violine aus.

Es ſtand mir ein Hochgenuß bevor.. Indeſſen hatten ſich alle Gelſen der Umgegend verſammelt, und wir waren in einer ſummenden und ſurrenden Gelſen-Wolke eingeſchloſſen. Frau Rogenbröſel hatte auf dem Geſicht und auf den Schultern von den Gelſenſtichen eine ganze Kette von rothen Roſen-Hügeln, und Blauhappel war beſchäftigt, dieſe Gelſenbeulen mit Bier zu waſchen. Die junge Rogenbröſel forderte mich auf, ſie völlig mit grünen Blättern und Zweigen zu behängen, ſo wie die Kutſcher es mit den Pferden zu thun pflegen. Ich pflaſterte ſie auch mit aller Aufmerkſamkeit der Liebe mit grünen Blättern, die ich erſt alle mit den Bierneigen anfeuchtete. Mamſell Silberheitel war die einzige, welche in offenen Kampf mit den Gelſen trat. Sie fuhr, eine zweite Johanna d'Arc, in die Feinde hinein, ſie fing Einzelne auf, ſie jagte ſie in Schaaren, ſie war unermüdlich. Die jungen Graupenſchiebers aber machten ſich das Privatvergnügen, die fetteſten und anſehnlichſten Gelſen lebendig zu fangen, ſie ganz zart bei den Flügel-Enden anzufaſſen, und ſie ihrem Hofmeiſter, Herrn Lautſch, von rückwärts in den offenſtehenden Rücken hineinſpazieren zu laſſen.

Ich aber verſammelte die Gelſen um mich, und redete ſie folgendermaßen an:

„Verehrteſte Gelſen! edle Mücken!
Schätzenswertheſte Inſekten!
Inſonders weitverbreitetes Geſchmeiß!

„Was ſummt ihr mich an? Was brummt ihr mich an? Was ſtecht ihr? Was beißt ihr? Was macht ihr für ein Geſurre? Hat einer von euch eine elende Komödie geſchrieben, die ich in ihrer ganzen Erbärmlichkeit enthüllte?

Hat Einer von euch ſchlecht Komödie geſpielt, und ich habe es frei geſagt? Hat Einer von euch einen miſerablen Almanach herausgegeben, und ich habe geſagt, er iſt miſerabel? Hat Einer von euch ſonſt ein ſchlechtes Buch geſchrieben, und ich hab' es lächerlich gemacht? Iſt Einer unter euch?

„If any, speak, for him have i offended!"
So ſprecht! „I pause for a reply;"

„Alſo Gelſen, Countrymen and Lovers! hear me for my cause; and be silent that you may hear!

„Alſo, edle Gelſen, ſchämt euch, daß ihr euch zuſammengelſet, wie eine Rotte, und ſurrt und ſummt, ihr macht euch lächerlich! Hochgeſchätzte Gelſen, kämpft mit gleichen Waffen, ergreifet die Feder, und ſchreibt gegen mich, ſo handelt ein Edelmann! Es trete Eine heraus von euch, ihr Gelſen, ihr kleinlichen, verleumderiſchen Summer, ihr Wirthshaus- und Kaffeehaus-Inſekten, ſummt nicht ſo erbärmlich, ſondern ſchreibt. Iſt keine Gelſe unter euch, die ſchreiben kann?

„If there be any in this assembly, to him i speak!"

„O Gelſen, Gelſen, wann werdet ihr anfangen, vernünftige, ordentliche Menſchen zu werden?! O, man kann als Gelſe auch ſeinen Platz ausfüllen, aber man muß als Gelſe keinen Schnabel wie ein Adler machen!

„Alſo noch einmal, wertheſte Mücken, ſchnurrt und ſurrt nicht, ſondern ſchreibt, ehrlich, redlich, mit gleichen Waffen, thut nicht vornehm, denn ihr mögt euch aufblaſen wie ihr wollt, man weiß doch, ihr ſeid Mücken, Gelſen; eure Kunſt beſteht in meuchleriſchen Stichen, in heimtückiſchem Geſurre und Geſchnurre.“ — Und die Gelſen ſummen und ſchwirrten wie zuvor, und wimmelten durcheinander.

Da trat eine Gelſe heraus aus dem großen Haufen, und forderte mich zu einem literariſchen Zweikampf auf. Ich ging ihn ein, mit der Vorausſetzung, daß wir rein auf literariſchem und artiſtiſchem Fechtboden bleiben.

Die Gelſen zogen einen Kreis um uns, und der literariſche Probeſtreit begann:

Ich: Ich finde, daß Ihr deutſcher Styl ſehr ſchwülſtig iſt, und Ihre Bilder oft ins Lächerliche gehen, zum Beiſpiel u. ſ. w.

Die Gelſe: O, Sie haben einen fuchsrothen Schnurbart! (Alle Gelſen jubeln: „Ha! die hat ihn gut abgefertigt!“)

Ich: Eine Kunſtanſicht muß gehörig motivirt ſein, nicht flach und mit lauter Phraſen überhängt in die Welt hineingeſchwatzt werden.

Die Gelſe: Sie haben eine häßliche und widerliche Naſe! (Alle Gelſen klatſchten in die Hände: „Bravo! Bravo! Bravo! Mit der kommt er nicht auf!“)

Ich: Der Witz iſt eine ſchöne Waffe, aber dieſe Waffe muß immer blank und rein ſein, nie unſittlich, nie unfläthig, denn ein geſitteter Menſch nimmt ſelbſt eine Perle nicht aus dem Kehricht auf!

Die Gelſe: Sie werden einmal eine Ohrfeige bekommen! (Alle Gelſen wiehern vor Gelächter: „Himmliſch! himmliſch! die trumpft ihn ab!“)

Ich: In den großen Ocean der Literatur ſtrömen viele kleine Bächlein, ſie alle machen das Weltmeer; darum trachte auch das kleinſte Bächlein, auf ſeinen kleinen Wogen irgend einen Widerſtrahl der Kunſt- und Schönheits-Sonne in dieſes Weltmeer hinein zu tragen, und nicht blos mit ſeinen Fluthen die Schneid- und Säge-Mühlen der Klatſch-Literatur zu treiben und zu ernähren u. ſ. w.

Die Gelſe: Sie haben eine Phyſiognomie wie ein Aff'! Eine abſcheuliche Viſage! (Alle Gelſen ſind entzückt, rufen: „Vivat! So muß eine Gelſe reden! Vivat, Gelſe!“)

Ich trat beſcheiden zurück, und bekannte mich überwunden!

„Mit Gelſen kämpfen Götter ſelbſt vergebens!“

Die Gelſen alle freuten ſich auch über den brillanten Witz, über den edlen Eifer, über die feine Grazie und über die echt ritterlich-literariſche Würdigkeit der ſiegreichen Gelſe, und führten ſie im Triumph davon.

Während ich dieſe kleine Epiſode mit den Gelſen hatte, ging die muſikaliſche Akademie vor ſich.

Und ſie geigten und er blies! Graupenſchieber und Alwine geigten und Lautſch blies! Was ſie gegeigt, und was er geblaſen, das mögen die Weidlingambacher Gelſen wiſſen!

Alwine ſagte zwar, es wäre ein „Trio ſammt Boberi" (Potpourri), ich glaube aber, es waren Variationen über das Thema:

„Mich zwickt's in den Gedärmen,"

für zwei Violinen und eine Klarinette komponirt.

Graupenſchieber beſaß eine Bogenführung zum Krampfkriegen! Er fuhr von einem Ende deſſelben bis ans andere Ende über die E-Saite, wie ein Schlittſchuh, und brachte einen Ton heraus, einen Ton —

„O könnt' ich ihn zu Gericht ſtellen, dieſen Ton!"

Lieber Leſer, haſt du ſchon einmal eine lyriſche Katze belauſcht, wenn ſie in einer romantiſchen Hundstags-Nacht aus einer idylliſchen Dachlücke die ſchmelzendſten Eingeweide-Töne durch die erſchrockenen Lüfte hinmiaut?

Liebe Leſerin, haſt du ſchon einmal eine wahnſinnige Meſſerſpitze über die aufgeritzte Bruſt eines irdenen Tellers mit dem zerreißendſten Fiſtelklang hinkratzen gehört? —

Alle dieſe Töne ſind weiche, elegiſche, milde Mandelöltöne gegen die Mutterſprache der Graupenſchieber'ſchen Geigen! Und als nun gar Lautſch in dieſe Töne hineinblies, wie der Wind aus einer geplatzten Hauſenblaſe, als dieſe Klarinettentöne ſich mit dieſen Geigentönen vermiſchten, wie Hundegeheul mit Eulengekreiſch, da, da, da wünſchte ich, ein Caligula in anderer Manier, der ganzen Menſchheit nur ein Ohr, ein einziges Ohr, um das Alles mit anzuhören!

Aber gleich nach der Wonne, dieſe Künſtler gehört zu haben, kommt ſogleich das Entzücken, ſie geſehen zu haben.

Graupenſchieber père kämpfte, während er ſpielte, zugleich mit einer Gelſe, die ſich auf ſeine Naſe ſetzte; er fuhr immer mit dem Bogen nach der Naſe, um dieſe Anſiedlerin auf dem Berge zu vertreiben, und ſie ſetzte ſich immer wieder hin. Graupenſchieber ſpielte alſo nicht nur Violine, ſondern man konnte auch ſagen: „Er ſpielte Naſe!“ — Neben ihm ſaß Graupenſchieber fille und frottirte die Violine. Alwine war ſo mager, daß man faſt nur die Violine ſah, und in einiger Entfernung glaubte man, die Violine ſpiele ſich von ſelbſt. Sie hatte eine beſondere Paſſion, in der Applikatur zu ſpielen, und ihre Finger fuhren wie die ſoliden Zahnſtocher auf den Saiten herum. — An Alwinens Mundwinkeln hing noch ein nachgelaſſenes Fragment von einem Butterbrot, um welches ſich ein ganzer Schwarm von Verleger-Gelſen verſammelte. Sie ſuchte dieſe zudringlichen Gäſte durch Zucken mit den Lippen und mit dem Munde zu verjagen, und ſchnitt ſolche Geſichter und Grimaſſen, daß eine Gelſe ſich wirklich davon machte, um ſich, wie ſie ſagte, nicht zu verſehen. — Am komiſchſten ſah Lautſch aus, wenn er blies. Sein Näschen, das ohnehin nur wie ein I-Tüpfelchen über ſeinem Munde ſtand, zog ſich, wenn er die Backen zum Blaſen voll nahm, ganz beſcheiden bis in die innerſte Schlucht dieſer Backen zurück, und wurde nur wieder, wenn er den Wind aus den Backen ausließ, auf einen Augenblick, wie ein auftauchendes Waſſerveilchen, ſichtbar. — Die ganze Geſellſchaft lag im Graſe, und ſtreckte lauſchend, wie die Laubfröſche, die Köpfe in die Höhe. Madame Graupenſchieber konnte die Virtuoſität ihres Mannes nicht genug bewundern, und ſie ſagte zu der Frau Rogenbröſel: „Mein Mann hat gar keinen Meiſter gehabt, er hat das Alles aus ſich ſelber gelernt, Alles aus dem Grammaire!“ — „Ja!“ erwiederte Frau Rogenbröſel, „der Künſtler muß Einem von Mutterleib aus kommen, ich ſag' immer: nur natural, nur natural!“ — „Und,“ fuhr Madame Graupenſchieber fort, „meine Alwine iſt g'rad auch ſo kein' Idee von Talent, blos Schenie, Schenie!“

Rogenbröſel Tochter war indeſſen auf meiner Schulter ſelig entſchlummert, ſie mußte träumen, ſanft und wonnig träumen, denn ſie ſchnarchte fürchterlich! Ich glaubte, es ſpielte in ihrer Kehle ein Lautſch die Klarinette!

O Leſer, „haſt du die Liebe nie ſchnarchen gehört, nie haſt du die Liebe gehört!“

Sie ſchnarchte an meinem Herzen, als hätte ſie mein Herz zur lebenslänglichen Kammerſchnarcherin ernannt.

Während mich Rogenbröſel auf der einen Seite mit den geheimſten Gedanken ihrer Seele anſchnarchte, wand ſich Fräulein Silberheitel durch das Gras zu mir heran, wie eine Eidechſe, um mir ihre Gefühle mitzunäſeln: „Ah ma bonne, comme Lautsch souffle la clarinette!“ — „Ah, oui,“ erwiederte ich, und ſah dabei auf die ſchnarchende Rogenbröſel, „quelle souffleuse!“

Indeſſen war in Blauhappel’s Bruſt die Eiferſucht entbrannt, er ſchob ſich zu mir heran und fragte: „Wiſſen Sie, daß Mamſell Rogenbröſel meine Zukünftige iſt?“ Dabei ſtreckte er mir die Hand wie fünf geſpitzte Bleiſtifte entgegen.

„Wie?“ ſagte ich, „dieſe Gegenwärtige iſt Ihre Zukünftige?“

„Ja,“ ſagte er, „und wenn ſie ſchlummern will, ſo kann ſie an meinem Herzen ſchlummern!“

„Wie?“ fuhr ich auf, „an Ihrem Herzen ſoll ſie ſchlummern, und an meinem Herzen ſoll ſie ſchnarchen? — Wo der Menſch ſchlummert, da ſoll er auch ſchnarchen; folglich, wo der Menſch ſchnarcht, da ſoll er auch ſchlummern!“

Die Silberheitel näſelte mir ins Ohr: „Oh, ma bonne, Mr. Blauhappel est très jalousie à la Rogenbrösel!“

Ich rüttelte die Rogenbröſel auf, wie einen Federſack; als ſich nach und nach ihr Schnarchen in ein leiſes Murmeln, und endlich ganz verlor, und ſie die Aeuglein aufſchlug, ſagte ich ihr: „Fräulein Rogenbröſel, es iſt nicht jeder Sterblichen gegönnt, an dem Herzen eines großen Dichters, ich meine: an dem großen Herzen eines Dichters zu ſchnarchen.“

„Du haſt geſchnarcht, dein Lohn iſt abgetragen!“ und damit lehnte ich ſie an Blauhappel’s Schultern, der unter dieſer Laſt zuſammenbrach, und ins Gras hinſank.

Die Nacht brach indeſſen ein, der Familien-Wagen nahte ſich durch das Dunkel, wie eine ungeheure, ahnungsreiche Zukunft; wir Alle rafften uns und die leeren Körbe auf, und zogen paarweiſe in die Arche ein. Ich aber machte mich in der Dämmerung wieder an Fräulein Rogenbröſel an, und bat ſie, ſich zu mir in den Hintergrund des Wagens zu ſetzen; denn, dachte ich: „Wer weiß, was in des Wagens Hintergrunde ſchlummert!“ Auf der andern Seite applizirte ſich die Silberheitel zu mir, der Wagen ſetzte ſich in Bewegung; und wir traten den großen Rückzug an! Noch vor Nußdorf ergab ſich Fräulein Rogenbröſel der ſüßen Gewohnheit des Schnarchens hin, ſo daß Graupenſchieber ſagte: „In Nußdorf donnert es ſchon!“ und ich ſagte, wie Pitt im Unterhauſe: „Gut, Ihr ruft den Donner auf mein Haupt herab, ſo ſoll es für mich donnern!“ Fräulein Silberheitel lehnte ſich an meine Seite ſchmachtend an, wie ein umgeſunkenes Lineal, und lispelte, in Schwärmerei aufgelöst, indem ſie mir die Hand drückte, und in den Mond hineinſah: „J'aime la chandelle de la lune, vous pas?“ — Mir fiel Odry ein:

„A la clair de la lune
Je tombai dans un trou,
Qu'il est doux pour sa brune
De casser le cou!“

Endlich gelangten wir bei dem Hotel Graupenſchieber's an; ich machte ein franzöſiſches Compliment und hörte nur noch, wie Graupenſchieber der Rogenbröſel noch eine zweite Parthie in das Gras bei Purkersdorf vorſchlug. Guten Appetit!

Humoriſtiſch-ſatyriſcher Bilderkaſten.

Don Carlos mit Butter,

oder:

Die Leſe-Société.

Introduktion.

„Lieber Joſeph, ſeid'ne Strümpfe!
Weißt, wohin ich geh'?
Mich erwartet ſchon um Sieben
Eine kleine Société.“

Arbeit gibt's von allen Seiten,
Arbeit, wo ich hin nur ſeh',
Und die größte Arbeit wartet
In der kleinen Société.

Schnupfen hab' ich, Gliederreißen,
Und es thut der Zahn mir weh,
Alles das wird wohl kuriren
Heute noch die Société.

Dunkel iſt's, kalt und windig,
Und es fällt ein großer Schnee,
Doch ich fliege durch die Kälte
In die kleine Société.

Eſſe erſt ein Dutzend Würſtel,
Denn mir ahnt ein grüner Thee,
Und ein blaß platoniſch Bretzel
In der kleinen Société.

Lege auch noch etwas Watte
In die Schuh', auf meine Zeh';
Denn mir ſchwanen große Flöhe
In der kleinen Société.

Und ich blaſe meinen Odem
In die Handſchuh' von Glacée,
Und wir treten aufgeblaſen
In die kleine Société.

Herr von Zitterl hat ein ſchönes Haus in der Vorſtadt, in dieſem Hauſe eine Stube voll Töchter über der Erde, und einen Keller voll Wein unter der Erde; die Töchter ſind alle auf Romane und der Wein aller auf Bouteillen gezogen. Frau von Zitterl hat ihre Töchter zu Arbeitsfurcht und Leſeliebe erzogen, und von Zitterl hat jährlich ſeinen Töchtern ein Jahr abgezogen und ſeinem Wein zugelegt. Anno zwei und zwanzig war ſeine älteſte Tochter 28 Jahre alt, und ſein älteſter Wein ein halbes Jahr. Anno ſechs und dreißig war die älteſte Tochter vierzehn Jahre, und ſein Sechsunddreißiger Wein auch vierzehn Jahre alt!

Amalgunda Zitterl war die Erſte, die älteſte Jüngſte, und Theone Zitterl war die jüngſte Jüngſte.

Alle Zitterl's haben von ihren Aeltern die große Wahrheit gehört: „Wer Geld oder ein Haus beſitzt, der kriegt ſchon einen Mann, ohne alle andere Zuthaten.“ Allein große Wahrheiten haben ſchon große Männer ſtecken laſſen, warum nicht auch einmal ein halb Dutzend Zitterl's?

Die Zitterl's haben durch Putzliebe, Schnippigkeit, Leerheit an Herz und Geiſt, durch große Anſprüche alle Bewerber verſcheucht. Der Herbſt, der fatale, der unleidliche Herbſt, der Lebensherbſt nämlich, kam heran, die Haus-Pique-niques-Schwalben flogen davon, die Ball-Leimruthen hielten weder einen Goldfaſan noch einen Gimpel mehr feſt, und die Zitterl's lernten noch eine harte Wahrheit kennen, die ſie zwar nicht ſtecken, aber ſitzen ließ, die Wahrheit: „Wer viel klaubt, bleibt ſelbſt unaufgeklaubt!“

Herr von Zitterl ſpannte ſeinen Zins immer höher, und die Zitterl's ihre Anſprüche immer tiefer; allein ein Quartier muß der Menſch haben, aber eine Zitterl nicht, und ſo fand ſich richtig um Michaeli und Georgi immer ein Miethsherr, aber nie ein Eheherr ein!

Die Liebe macht erfinderiſch, ja wohl; die Noth macht auch erfinderiſch, ja wohl; aber eine Mutter, die ihre Töchter verheirathen will, iſt am erfinderiſch'ſten! Gebt einer Mutter, die vier heirathsfähige Töchter hat, vier zu erringende Schwiegerſöhne am Nordpol, und die Nordpol-Expedition wird gelingen, ſie muß gelingen!

Frau von Zitterl hat einen neuen Verſuch gemacht, Geſellſchaft ins Haus zu bekommen; eine: Leſe-Société!!

Es wurde nämlich alle Wochen ein Stück geleſen, und in Rollen vertheilt. Jeder und Jede las eine Rolle. Man las Shakeſpeare, Goethe, Schiller, nur Klaſſiſches; in den Zwiſchenakten wurde Butterbrot gegeſſen und Wein getrunken, und hie und da eine Aktion nachgeholt.

Frau von Zitterl hatte mich auf einem Hausballe kennen gelernt, und in einer meiner liebenswürdigen Minuten verſprach ich ihr mit Hand und Mund, in der nächſten Leſe-Soirée eine Rolle zu leſen.

So oft, das heißt, ſo ſelten ich noch liebenswürdig war, ich hab' es noch immer bereut!

Zwei Tage darauf kam ein Billet von der Frau von Zitterl, mit der Bitte, mir eine Rolle in dem nächſt zu leſenden Stücke: „Don Carlos“, zu wählen. Ich ſchwankte lange zwiſchen der Infantin Clara Eugenia und der Prinzeſſin Eboli, endlich übermannte mich die Beſcheidenheit, wie das bei allen theatraliſchen Künſtlern der Fall iſt, und ich wählte den Poſa.

Es war ein ſchweigſamer Januar-Abend, die Sterne blinzelten ſo begehrlich herab, die Luft war lau, wie das Publikum bei einem klaſſiſchen Stück, die Nacht ſah gar nicht darnach aus, als ob ein ungeheurer Greuel in ihr geſchehen ſollte, und doch, und doch, — o gütiger Himmel! dennoch las Amalgunda Zitterl die Eboli!

Ein allgemeines „Ah!“ empfing mich, als ob mich Stummer eben losgelaſſen hätte. Ein Stein oder Ziegel Butter ſtand inmitten des Tiſches, und der Stein kam mir vor, als wär' er mir vom Herzen gefallen. Mehrere Meſſer und Brot-Räder lagen auch bereit, zwei große Flaſchen des jüngſten alten Weines, kurz Alles war da, was zu „Don Carlos“ unumgänglich nöthig iſt.

Auch verſchiedene „Don Carloſſe“, blaue, grüne, broſchirte, ſteife, ſchmutzige und reine lagen um die Butterſchüſſel herum. Das Schlachtfeld lag im dumpfen Schweigen. Die Würger mit blutdürſtigen Seelen ſaßen mit funkelnden Augen da. Frau von Zitterl ſtellte mir die Helden des Stückes vor. Herr Schlehdorn war Don Carlos. Er war ganz dazu geſchaffen. Von Geburt ein Bortenwirker, durch Schickſal aber Tapezierer, ſchien er dazu geboren, der Schöpfer eines goldenen Reichs zu werden, und ſpäterhin ſogar einen Thron aufzuſchlagen; Schlehdorn war genial gekleidet, Kragen und Halstuch locker herabſchlotternd, ſo daß ich glaubte, das wären „die flandriſchen Provinzen, die an ſeinem Halſe weinen!“

Ein Herr von Eierweiß war Philipp.

Er war von Erziehung Wachskerzenfabrikant und konnte wie Philipp ausrufen: „In meinem Reiche geht die Sonne nie unter!“

Ein Herr Gallonenzwicker war der Herzog von Alba. Er war Handlungsbefliſſener, und brachte daher wie Alba, ein großes vermeſſenes Weſen mit, und wenn er ſeine Ware ausſchnitt, ſo war er, wie Don Carlos von Alba ſagt: „Ein Schnitter ſonder Gleichen!“ Von den weiblichen Hauptrollen nenne ich noch: Mamſell Sternſchnitz als Eliſabeth.

In Steiermark geboren und zur Gouvernante erzogen, war ſie dreizehn Jahr lange Geſellſchafterin einer tauben Herrſchaft, welcher ſie vorleſen mußte. Sie hatte eine Stimme, daß, wenn ſie in Wien las, die ſteieriſchen Berge furchtbar widerhallten. Ein Organ, ganz wie zur Eliſabeth geſchaffen!

Theone gab die Mondekar, und ich freute mich ſchon voraus, daß ſie bald Zeit bekommen wird, zehn Jahre fern von Madrid darüber nachzudenken.

Herr vom Zitterl war Regiſſeur und ſtrich alle andern Perſonen fort. Man weiß, wie Regiſſeurs mit Stücken umzugehen pflegen:

„Wehe, wenn ſie losgelaſſen,
Streichend ohne Gran Verſtand,
Durch die vollen Zeilengaſſen
Streichen mit verweg'ner Hand;
Denn die Regiſſeure haſſen,
Was der Dichter wohl verſtand!“

Die Olivarez, den Lerma, den Taxis ſtrich Herr Zitterl ſo fort, als ob ſie auch Butter geweſen wären, ja er legte die verwegene Hand an die Herzoge von Feria und Medina Sidonia! Ja, einem Hausherrn iſt Niemand heilig als ſeine Einwohner und die Herzoge von Feria und Medina Sidonia wohnten nicht bei Zitterl! Herr von Zitterl kündigte mir an, daß gleich angefangen, und in den Zwiſchenakten Butterbrot gegeſſen wird. Ich hätte mich gerne blos auf die Zwiſchenakte abonnirt; da kommt man oft beſſer weg, inſonders wenn keine Ouverturen und Symphonien geſpielt werden.

Die Frau von Zitterl war ganz glücklich, daß ich eine Rolle leſen werde, ich glaubte, ſie habe für die Eboli ein Auge auf mich und dachte mir: „in dieſem Falle bleibt Poſa Maltheſer-Ritter!“

Die Sitzung begann. Noch kannte ich das volle Maß der Freuden, die auf mich warteten, nicht. Eboli-Zitterl wollte mit mir aus einem Buche leſen, und Eliſabeth von Valois hatte einen ſolchen Huſten, daß ſie, gerade als ich im Garten von Aranjuez zu ihr ſagte:

„Die neue Regung
Erſtickt die leiſe Stimme der Natur.“

in einen ſolchen Raſſel-Huſten ausbrach, daß Herzog Alba ſeine Grandezza vergaß, und zu ihr ſagte: „Sie haben einen rechten Schafhuſten!“

Eboli-Zitterl, die holde Brünette, rückte nagelfeſt an mich heran, leider war ſie auch kurzſichtig, und mein blondes und ihr ſchwarzes Haupt lagen wie eine Mundſemmel und ein Indianerkrapfen auf der ſchönen Cotta’ſchen Ausgabe von Schiller in Einem Bande. Ich ergab mich dem Schickſal auf Gnade und Ungnade, und der Don Carlos mit Butter begann.

Der erſte Streich fiel auf mein Haupt. Ich als Poſa hatte die erſte Scene mit dem Tapezierer-Carlos; der gute Carlos konnte die Buchſtaben w, b, p, d, t und g, k nicht unterſcheidend ausſprechen, alle klangen gleich hart und weich, und er fing an mit einer Stimme, wie wenn ein gebratener Apfel zerplatzt:

Carlos.

„Ver kömmt? — Vas ſeh' ich? — O ihr kuden Keiſter!"

Mir fuhr eine Trepanirnadel durch's Herz, aber ich raffte mich zuſammen und las mit einer Stimme wie Futterbarchent:

Mein Carlos!

Carlos: „— — — — tu buſteſt
Tas Carlos ohne Enkel bar, tu ſanteſt
Mir tieſen, und ich frake noch?"

Während dieſer Scene machte ich die Bemerkung, daß Don Carlos mit der jüngſten Zitterl liebäugelte; als er ſagte: „Ich lipe meine Mutter!" — blickte er ſie mit Seidenbordenblicken an; Theone aber ſchien hungerig zu ſein, denn ſie hatte einen Reiſen Brot mit geſchickter Wendung unter ihr Buch herangezogen, wahrſcheinlich wollte ſie es mitnehmen, wenn ſie zehn Jahre entfernt von Madrid leben ſollte. Don Carlos aber rief immer wüthender aus:

„Tas ſeh' ich ja, und tennoch lipp' ich!"

Amalgunda hatte mir während der ganzen Scene ins Ohr geſprochen, ſie ſagte mir leiſe: „Merken Sie nichts; meine Schweſter und der Schlehdorn?" In der Zerſtreuung richtete ich die Worte Poſa's an ſie:

„Auch meine Stunde ſchlägt vielleicht!"

Amalgunda erbebte wie ein Mehlauflauf und ſah mich mit einem übertragenen Liebesblick an; ich aber ſtieß die folgenden Worte Poſa's:

„O, mein Gott!“

mit einem Schrei heraus, daß die Geſellſchaft zuſammenfuhr, und die Marquiſin von Mondekar ein Stück Butterbrot, welches ſie eben verſteckt zum Munde führte, vor Schrecken dem Tauer'ſchen Schiller auf das weiße Haupt fallen ließ! Nun kam die Scene im Garten zu Aranjuez. Die Königin, Eboli, Mondekar.

Die zwei Zitterl hatten ein gleiches ungleiches Schickſal. Der Zahn der Zeit, der eine Zahn, der allen Frauenzimmern wehe thut, hatte den beiden Schweſtern einige Zähne ausgezogen, aber zum Unglück Amalgunden auf der rechten Seite, Theonen auf der linken Seite. Beide ſuchten die dadurch entſtandenen Gedankenſtriche in den Zahnreihen durch die Bedeckung mit den Lippen zu verhüllen. Amalgunda verzog den Mund und ſprach halbrechts, Theone ſprach halblinks; Amalgunda ſah aus, als ob ſie ſich rechts etwas ins Ohr ſagen wollte, Theone, als ob ſie ſich links etwas ins Ohr ſagen wollte. Theone lispelte, Amalgunda ſchnarrte. Mamſell Sternſchnitz aber, die Königin, ſprach alle Buchſtaben wie harte Eier aus, und das R klang wie z, z. Sie begann:

„Sie will um mich haben, Mondekaz!“

worauf die Eboli bekennt, daß ſie:

„Madrrid mit grrroßen
Frreuden wiederrr ſehe!“

und die Mondekar ſagte:

— „ßie ßollten
ßo unſern von Aranjueß ſich trennen?“

Die drei Damen ſegten nun die Scene glücklich durch, bis ich wieder an die Reihe kam, und Carlos zu der Königin brachte. Da ging es los, wie beim babyloniſchen Thurmbau, kaum wußte ich, ob deutſch geleſen wurde:

Carlos.

Sie haben nie gelipt?

Königin.

— ich liebe nicht mehz!

Carlos.

Beil es Ihr Herz, beil es Ihr Eit verbidet?

Königin.

Verlaſſen Sie mich, Fzinz!

Carlos.

Beil es Ihr Herz, beil es Ihr Eit berbidet?

Königin.

O Cazlos! —

Nun kam der Wachskerzen-Philipp. Der hatte ſich eine eigene Deklamation gebildet; alle „ei“ hat er wie „äu“, alle „i“ wie „ü“, und alle „e“ wie „ö“ ausgeſprochen.

— „So alläun, Madame?
Und auch nicht äune Dame zur Begläutung?
Wo blüben Uehre Frauen?“

Auch das ging vorüber, und in der Schlußſcene des erſten Aktes mußte ich noch einmal mit Don Carlos leſen. Der Tapezierer reichte mir die Hand:

„Komm Arm in Arm mit tir,
So fortr' ich mein Jahrhundert in die Schrangen!“

und in einem Nu flogen die Don Carloſſe alle vom Tiſche, und der ganze ſpaniſche Hofſtaat ſtürzte ſich auf die Butter los.

Don Carlos fraß eine furchtbare Handſchrift! lauter gothiſche Biſſen. Dazu ſchenkte er ſich von dem Zitterl-Wein die Gläſer ſo voll, daß er den Tiſch überſchwemmte, und ich ausrief:

„Stolz will ich den Spanier, wenn auch der Becher überſchäumt!“

Am meiſten aß die Marquiſin von Mondekar; ich wollte auch etwas in dieſem Artikel thun, allein die Frau von Zitterl meinte, in den Zwiſchenakten kann ich die leſende Geſellſchaft kritiſiren. „Kritiſiren?“ ſagte ich, „mit Vergnügen! Sehen Sie, Sie, Marquiſin, Sie verſchlucken zu viel! Sie gehen zu wenig ins Detail, aber Sie füllen ihren Platz aus! — Sie, Infant von Spanien, Sie nehmen das Maul zu voll, Sie laſſen ſich von Ihrem Gegenſtand zu viel durchſtrömen! Sehen Sie — (die Prinzeſſin Eboli bemächtigte ſich ſo eben eines halben Laib Brotes) — Sehen Sie, die Kunſt geht zwar nach Brot, aber die Muſe ſoll, wie Schiller ſagt, keine Kuh ſein, die uns mit Butter verſorgt.“ — „Reden Sie von mir?“ fragte die Eboli, und ſtrich ein halbes Pfund Butter auf etliche Stücke Brot.

Endlich waren die Flaſchen geleert, die Butter halb aufgezehrt, man wiſchte ſich den Mund und fing weiter zu leſen an.

Die edlen Spanier hatten eine furchtbare Niederlage in unſerer vaterländiſchen Butter angerichtet! in dem ungeheuren Butterberge waren ganze Höhlen und unterirdiſche Gänge ein- und ausgegraben, und wenn die leſenden Lippen auch nicht von Beredſamkeit träufelten, ſo träufelten ſie doch von Fettigkeit. Inſonders Carlos und Eliſabeth, die durch nichts getrennt waren, als durch den Butterberg, ſchienen wirklich alle Berge ebnen zu wollen, oder vielmehr es ſchien, als hätten ſie ſich im Mittelpunkte der Butter ein Rendezvous gegeben, und eilten nun mit allem Eifer leidenſchaftlicher Liebe gegenſeitig einander zu.

Auf die Kunſt ſcheint Butter keinen günſtigen Einfluß auszuüben, denn vom zweiten Akte an trat eine ſichtliche Lauheit in dem leſenden Perſonale ein; faſt Jeder hatte noch einen Reſt Brot und einen Zahnſtocher in der Hand, welches ich erſt bemerkte, als Eboli zu Carlos ſagte:

„Dieſe Hand hat noch zwei koſtbare Geſchenke zu vergeben!“

Der Regiſſeur Zitterl war höchſt nachläſſig, und Alles ging nun bunt über Eck.

Nur ein einziges Mal warf er eine Bemerkung auf; bei der Stelle Philipp's:

„Ja, Herzog Alba — Ihr habt recht — das könnte
Zu etwas Schrecklichem mich führen,“

machte er die Bemerkung auch, das: „Ihr habt recht“ müſſe für ſich und mit leiſer Stimme geſprochen werden, denn, ſo argumentirte er, eine Pauſe iſt ein Gedankenſtrich, das heißt, man läßt die Worte blos ſo herausſtreichen, als ob's in Gedanken geſchehe. „Nicht wahr, Herr S.?“ fragte er; ich aber erwiederte: „Wo vorne eine Pauſe iſt, da hat ſich der Dichter etwas gedacht, da braucht der Leſer nichts zu denken; wo hinten eine Pauſe iſt, da ſoll ſich der Leſer etwas denken, und der Dichter denkt nichts; wo hinten und vorne eine Pauſe iſt, da denken Leſer und Dichter vorne nichts und hinten nichts. Ueberhaupt gebe ich Ihnen folgende Lebensregeln über die Interpunktation an: Wo in einem Satze der Sinn halb ausgeht, da kommt ein Komma (,); wo der Sinn dreiviertel ausgeht, da kommt ein Semikolon (;); wo der Sinn ganz ausgeht, da kommt ein Punkt (.); wo der Sinn gar nicht mehr geht, da kommt die Pauſe (—); wo der Sinn erſt nachkommen ſoll, da kommt ein Doppelpunkt (:); und wo der Sinn Mitleid erregt, da kommt ein Ausrufungszeichen (!).“ — Nach dieſen kleinen Zwiſchenſcenen wurde zu leſen fortgefahren, und ich bemerkte mit Vergnügen, daß Manche zwei Blätter umſchlugen, ohne daß ſie es ſelbſt oder die Andern bemerkten. — Es wurden inzwiſchen mehrere Privatunternehmungen befördert. Die Marquiſin von Mondecar rächte ſich in ihrer zehnjährigen Verbannung an König Philipp damit, daß ſie ihn mit einem Strohhalm, den ſie im Munde naß machte, hinter den Ohren kitzelte. In der Scene, die er mit dem Marquis hatte, trieb ſie dieſes geiſtreiche Spiel mit Leidenſchaft, ſo daß Philipp bei den Worten:

„Seht in meinem Spanien euch um!“
nach ſeinem Ohre griff, und ausrief:

„Aber zum Teufel! hören's auf!“

Während dieſes vorging, hatte der Herzog Alba mit Eliſabeth ihrerſeits auch ein Zwiſchenſpiel begonnen, nämlich mit Kreide einen Buchſtaben auf den Tiſch zu ſchreiben, unter der Hand, und der Andere muß ihn errathen, oder er kriegt einen Naſenſtüber. Der Herzog hatte ſchon an zwanzig Naſenſtüber von Eliſabeth bekommen. Wenn er einen falſchen Buchſtaben rieth, jauchzte Ihre Majeſtät laut auf und höhnte ihn. Ich war grad' im ſchönſten Zug, im Kerker bei Carlos, und deklamirte:

„Doch jetzt,
Jetzt fällt ein Sonnenſtrahl in meine Seele!“
da rief die Königin aus:

„Ja, Schneckenbartel!“
Alba hatte nämlich wieder den Buchſtaben nicht errathen!

So ging das Ding fort; mich tödtete Gottlob gleich darauf der Schuß durch's Gitter. Der König kommt, Alba, alle Granden, Carlos bleibt gelaſſen, ſtreckt die Hand mechaniſch nach der Butterbrot-Schüſſel aus, und ſagt pathetiſch:

„Da liegen meine Reiche!“
Ich benützte meinen Tod und freute mich nun meines Lebens.

Die Schlußſcene kam heran. Königin, Carlos.

Königin. „Stehen Sie auf, Carl!

Carlos. „Ich lipte, jetzt pin ich erbacht!
Und jetzt zum letzten Lepebohl?"
(Er küßt ſie.)

Königin. — „O Cazl,
Was machen Sie aus miz?"

So ging die Scene fort, bis Carlos ausrief:
„Gute Nacht denn, Butter!"

Der König ſprach:
„Ich habe
Das Meinige gethan, thun Sie das Ihre!"

Das ließen ſie ſich geſagt ſein; ſie thaten das Ihre; e fielen über die Trümmer Karthago's, über die letzten utter-Mohikane her, und führten ſie vom Leben zum ode über.

Die Zitterl's ſprangen auf, und Alle riefen:
Das war einmal ein reiner Seelengenuß!"

So ganz rein war der Seelengenuß nicht, denn af den Buttermeſſern lag etwas grüne Erinnerung an ne Spinat-Vergangenheit.

Alle fielen ſich in die Arme; auch die Eboli mir, ie ein alter Klaſſiker. „Nun," ſagte Herr Zitterl, wollen wir gleich beſchließen, was wir nächſtens leſen ollen!" „Wallenſtein!" — „Nein, Nadan der Weiße!" – „Nein, Zomeo und Julie!" — „Nein, Hamlet rrrrinz von Dänemarrrk!" — Endlich blieb es bei Zriny", und mir wurde der Soliman zugedacht.

Als ich mich der verehrten ſpaniſchen Geſellſchaft npfehlen wollte, wurde ich durch die Nachricht freudig überraſcht, daß ich die Eliſabeth nach Erdberg zu begleiten habe.

Ich packte ſie wüthend unter den Arm, ſchleppte ſie durch Koth und Moraſt, durch Kreuz- und Quergaſſen nach Hauſe.

Ich wollte ſie gern dem Herzog von Alba übergeben, allein der wohnte an der Hundsthurmer-Linie! Ich wünſchte ihm glückliche Reiſe!

— „Sie nehmen gutes Wetter mit,
Wir haben jetzt April, — Mai, — Junius
Julius, ſpäteſtens im Anfang Auguſtus
können Sie dort ſein!“

Ich ſegelte mit meiner Eliſabeth durch die Weißgärber. An der Brücke war ein ſolcher Moraſt, daß Eliſabeth einen Schuh ſtecken ließ, und ihn eine halbe Stunde lang ſuchte; ich deklamirte aus Schillers „Reſignation“, indem ich gegen Himmel ſah und auf die Eliſabeth zeigte:

„Hier ſteh' ich an deiner Schauerbrücke,
Furchtbare Ewigkeit, empfange deinen
Vollmachtsbrief zum Glücke, ich bring' ihn
Unerbrochen dir zurücke!“

Die Königin ſtand im Moraſte, mit einem Strumpfe und einem kothigen Schuh in der Hand, ſie zeigte mir den ruinirten Schuh:

— „Marquis,
Iſt keine Rettung möglich?“

Da ſtand ſie; Eliſabeth unter den Weißgärbern; ſie ſtand da wie eine Ente, und zog immer einen Fuß in die Höhe. Ich aber ſtürzte auf ſie zu, wie ſie da ſtand im Schneelichte, wie ein zerbrochener Wegweiſer, ich ſtürzte vor ſie hin, rief aus:

„Königin!
Das Leben iſt doch ſchön!"

und überließ dieſe Margarethe von ahn Schuh (Anjou) der Brücke, welche die Zeit von der Ewigkeit trennt. Mein Bedienter erwartete mich, ich legte mich nieder, nachdem ich ihm ſagte: „Wenn mich morgen Jemand mit der türkiſchen Krone ſucht, ſo bin ich nicht zu Hauſe."

Am andern Morgen ging ich an das Grab der Eliſabeth an der Weißgärber-Brücke; allein ſie war nicht mehr da — blos ein einziger, umfangsreicher Fußtritt im Schnee ſchien zu ſagen:

„So vergeht alles Große!"

Das Concert durch die Fenſterſpalte.

Jeder Tag iſt wie ein Spargelſtück, man kann nur die oberſte Spitze: den Morgen, genieſzen, das andere holzige Ende wirft man fort: man geht in Geſellſchaft oder ins Theater. Je kürzer der Tag und der Spargel werden, deſto holziger wird ihr Ende. Ach! was iſt ein Hamſter für ein glücklicher Menſch! Er ſchläft den ganzen Winter! Der Menſch aber iſt ein ſonderbares Geſchöpf! Er ſchläft nie weniger, als wenn er recht ſchläfrig iſt! Im Winter iſt er den ganzen Abend ſchläfrig, und kann die ganze Nacht nicht ſchlafen.

Man ſagt, die Liebe iſt erfinderiſch. Das mag ſein, allein die Langweile iſt noch erfinderiſcher; die Liebe erfindet, die Langweile ſchaffet; in einem langweiligen Augenblicke ſchuf der Menſch Kartenbilder, Kartenfiguren; und dieſe Weſen machen oft das Paradies der Menſchen aus. Wenn ich ſo da ſitze und Coeur-Dame oder Treff-König in der Hand habe, ſo glaube ich immer, ſie ſehen mich höhniſch an und denken ſich: „Du glaubſt mit uns zu ſpielen, und wir ſpielen doch eigentlich mit dir!“ und doch wiederum, welche Wohlthat liegt in der Erfindung der Karten! Was die Erfindung der Rumforder Suppen für den leeren Magen iſt, was die Erfindung des Courmachens für das leere Herz iſt, das iſt die Erfindung der Karten für den leeren Geiſt! Das Kartenſpiel iſt eigentlich nichts, als das wunderſame Mittel, durch welches Menſchen, die nichts denken, dennoch wiſſen, was ſie gegenſeitig denken.

Und dann, welche Rettungsmaſchine, welcher Blitzableiter iſt das Kartenſpiel nicht, wenn man lauter Dukaten und Tauſender denkt, und gar keine kleine Münze, keine kleine Scheidemünze zum Geſpräch hat; wenn man gerade keine Pfennig- und Heller-Gedanken hat, um ſie in der Geſellſchaft auszugeben, und dennoch geht die Converſation mit dem Klingelbeutel herum, und will, daß man ſein Diskurs-Schärflein beitrage; dann, in ſolchen Augenblicken, wo der innere Geiſt die große Nothglocke zieht, dann kommt das Kartenſpiel, wie ein Retter in der Noth, wie das letzte Mittel, und man greift nach den Karten, um ſeine Gedanken zu ſchonen und ſie nicht verwechſeln und ausgeben zu müſſen! Dann am Ende rechne ich gewöhnlich zuſammen: „Verloren im Whiſt oder Boſton drei Gulden dreißig Kreuzer, gewonnen an erſparten Reden und geſchonten Gedanken, neun Gulden acht und vierzig Kreuzer!“ Da iſt am Ende noch ein großer Gewinn dabei. Wenn ich in Geſellſchaft gehe, ſo ſtecke ich einige Gulden, vier Whiſt-Marken, drei Anekdoten, zwei Original-Gedanken und einen halben Seufzer zu mir. Damit kann man in jeder Geſellſchaft auskommen, war der liebenswürdigſte Geſellſchafter, und bringt am Ende ſeine Gedanken unverzehrt zurück! Der halbe Seufzer aber läßt ſich überall ausgeben, und kann man ihn auch nicht in der Geſellſchaft anbringen, ſo drückt man ihn beim Hinausleuchten dem Stubenmädchen in die Hand.

Die guten Gedanken lieben keine Geſellſchaft, die kleiner iſt, als die Zahl der Grazien, und keine, die größer iſt, als die Zahl der Muſen. Die Karten und Anekdoten aber ſind für die kleinſte, wie für die größte Geſellſchaft; und hat man keine neuen, ſo ſpielt man mit überſpielten Karten, und erzählt überſpielte Anekdoten.

So wie aber in der Kunſt, in jeder Kunſt, der Dilettantismus das Gräßlichſte iſt, ſo iſt es auch im Kartenſpiel; die Karten-Dilettanten, das ſind die Würgengel der menſchlichen Geſelligkeit! Ein Menſch, der gar keine Karten ſpielt, iſt blos ein Gedankenſtrich, eine Pauſe in der Geſellſchaft; man kann ſich etwas bei ihm denken; ein Menſch, der gut Karten ſpielt, iſt wie ein geſchickter Barbier, er raſirt nur die Zeit mit einer Schnelligkeit, mit einer Glätte weg, daß ich es kaum weiß und kaum empfinde; ein Menſch aber, der auf den Karten dilettirt, der iſt wie ein ſchlechter Barbier, der nur mit einem ſtumpfen Krautmeſſer, mit ſteifer Hand jämmerlich die Zeit abzwickt. Wer ſich mit einem ſchlechten Kartenſpieler an den Spieltiſch ſetzt, der nehme nur ja ſogleich einen Mantel aus Wachstaffet um ſeine Geduld! So ein Karten-Dilettant iſt wie eine ſchlechte Sängerin, die eine Arie verdirbt und maltraitirt! Wenn ſich nun noch obendrein ſo ein Karten-Dilettant noch lange dazu beſinnt, und dann immer richtig einen Fehler ſpielt, dann mache man ſogleich ſein Teſtament und hinterlaſſe ſeinen Kindern, nie mit Dilettanten Karten zu ſpielen. Kartenſpiel iſt ein Gift, ein Gift, welches die Zeit tödtet; gut, will man ſie tödten, ſo tödte man ſchnell, man gebe aus Menſchlichkeit ein ſchnell tödtendes Gift; ſchlecht ſpielen aber iſt ein langſam tödtendes Gift, es operirt nur ſchleichend; die Zeit wird gequält, und gemartert, und langſam zu Tode gekneipt! Es iſt entſetzlich! Wer ſchlecht Karten ſpielt, der rädert die Zeit von unten hinauf, und die Zeit zappelt immer, nicht todt und nicht lebendig, unter ſeinen Marterhänden.

Noch eine Hauptregel beim Spielen iſt, man ſpiele nie mit einer Perſon, die liebt, wenn der Gegenſtand ihrer Liebe in demſelben Zimmer, oder im Nebenzimmer iſt; die vergibt immer die Farben und wenn man Treff ſpielt, gibt ſie doch ſtets Herz zu. Da aber in der Regel von drei Frauenzimmern immer eine liebt und zwei verliebt ſind, und die vierte eben auf dem Sprunge iſt, ſich zu verlieben, ſo ſehe man, wenn man mit Frauenzimmern ſpielt, daß ihr Gegenſtand auch mitſpiele: dann ſpielen ſie doch aufmerkſamer. — So muß ſich der Menſch ſtets ein eigenes Erfahrungsbüchlein ſchreiben, über die Art und Weiſe, wie er ſeine Abende todtſpielen, todtſprechen oder todtlieben will. Ich habe zuweilen noch eine vierte Manier, nämlich die, meine Abende todtzujagen. Ich gehe dann den ganzen Abend auf den Straßen herum, in die entfernteſten Vorſtädte, in die kleinſten Gäßchen. Solche Reiſen ſind nicht übel, und man lernt immer etwas, oder es begegnet Einem etwas, was belehrt, amuſirt, und was nützlich iſt.

Ich ſchlenderte alſo Abends, um mir die Stadt aus den Gliedern herauszugehen, in die *** Vorſtadt, und ſtrich in den Straßen herum. Da ertönte aus dem Fenſter eines Erdgeſchoßes Muſik und Geſang; ich ſah mich um, und erblickte ein Mädchen, welches durch eine Spalte des Fenſterladens in das Zimmer hineinſah, aus dem die Töne heraus klangen. Muſik, Geſang und ein Mädchen, was braucht ein vazirender Dichter mehr, um angezogen zu werden? Ich nahete mich dem Mädchen, welches halb gebückt da ſtand, und in das Zimmer hineinſah, um über ſie auch in das Zimmer hineinzuſehen. Das Mädchen hörte mich kommen, doch ohne um- oder aufzuſchauen fragte ſie blos: „Lorenz, biſt du's?“ Die Stimme klang ſo ſanft, und es lag ſo viel Hautgout der Liebe in ihr, daß ich beſchloß, Lorenz zu heißen; und warum ſoll der Menſch aus reiner Nächſtenliebe nicht auch einmal Lorenz heißen können? Ich fühlte mich in dieſem Augenblicke durch und durch Lorenz, und ließ ein halbes „Ja“ hören. „O!“ fuhr die ungeſehene Stimme fort, „da drin iſt Concert und Dekelmatorium.“ Ich konnte unmöglich lange meinen Poſten behaupten, und über dem Kopfe des Mädchens auch durch den Laden ſehen, ohne mich an ihr feſtzuhalten. Der Menſch muß im Leben ſeinen Anhaltspunkt haben. Durch die Spalte konnte ich den größten Theil des kleinen Zimmers ſehen, in welchem ein Dutzend Dilettanten, Dilettantinnen und Dilettantchens ein deklamatoriſches Concert verarbeiteten. Ein kleines Mädchen ſaß bei einem Clavier, und ſpielte etwas; was es war, das mögen die Götter wiſſen, ich und Lorenz, wir konnten es nicht errathen. Das gute kleine Ding von zehn bis zwölf Jahren hatte drei große Schleifen auf dem Kopfe, wie zum Dohlenfang; ſie ſchüttelte den Kopf, wie eine chineſiſche Pagode, und die drei Schleifen bammelten wie die Sturmglocken hin und her. Auf dem Sopha gegenüber ſaßen ihre drei Mütter, denn ſie waren alle in demſelben Grade entzückt, und wiegten die drei Köpfe hin und her und vorwärts, wie drei nervenkranke Papageien. Ein junger Menſch mit einem getreideſackfarbenen Frack und einem rothen Halstuch, ſtand mit einem Glas Bier in der Ecke, und war ganz ſelig, er nippte immer ein Bischen Bier, und verdrehte dann die Aeuglein, wie ein Stieglitz, wenn er trinkt. Das Mädchen arbeitete immer darauf los, und war endlich fertig; ein allgemeines Klatſchen und Bravo erſcholl. Das Mädchen ging, wie ein Fangball, von Hand zu Hand, bis es endlich den drei Sopha-Papageien in die Hände fiel, welche wie die Raben mit ihren Schnäbeln es zuſammenpickten. Ein Mann, den ich an ſeinem behaglichen Geſichte ſogleich als den Concert-Arrangirer erkannte, nahete ſich mit einem Stück Brot und einem Abſchnitt Schinken, und reichte es dem Mädchen, welches es auch ſogleich mit einem eben ſolchen Eifer verarbeitete, als ob es ein Clavierſtück geweſen wäre. Eine der drei Damen ſagte endlich: „Na, Sie glauben gor nit, was der kleine Wurm für ein Genie in ſich hat. Stundenlang kann ſie Takt halten, ohne auszuruhen!" — „Ja," ſagte der dicke Schinken-Ganymed, „und den Generalbaß ſpielt ſie nur von Einmal hören. — Und die vierhändigen Sachen ſpielt der kleine Teufel ganz allein, ſie braucht keinen

Menſchen dazu.“ — Während dieſes Geſpräches kam von dem Ende des Zimmers eine Figur hervor, die ſich in die Mitte des Zimmers hinſtellte, wie ein Maibaum. „Ah!“ rief eine Dame vom Sopha, „der Herr Göth wird deklamiren!“ Der Herr Göth fing an ſich die Hände zu richten, wie ein Telegraph, knöpfte ſich den unterſten Weſtenknopf auf, blies von ſich, und fing an: „Der Erlkönig, eine Pallade von Göde!“

„Ach, von Göde! das is ſcharmant! das is ein lieber Kerl, der Göde!“ — „Ach, von Göde! der is meine Leib-Lektüre! Er iſt immer ſo romantiſch, und dabei doch ſo pädagogiſch!“ — Indeſſen hatte der Telegraph ſich fertig gemacht, und fing an wie ein Faßzieher:

„Wer reidet ſo ſpät durch Nacht und Wind?“

Bei dem: „Wer reitet“, fing er zu reiten an, und ſpornte ſich ſelbſt mit dem linken Fuße, und den „Wind“ blies er von ſich, daß er bald die drei alten Frauen fortgeblaſen hätte. Bei der Stelle:

„Es ſcheinen die alten Weiden ſo grau!“

ſpreizte er die Hand gerade nach dem Sopha aus, wo die drei Frauen wirklich wie drei alte, graue Weiden daſaßen. Endlich, nachdem ſich der Deklamator einige Male ſelbſt beim Kragen nahm, endete er, und fiel nach dem Schluſſe: „In ſeinen Armen das Kind war todt!“ wie ein morſcher Meilenzeiger auf einen Seſſel hin. Der Enthuſiasmus war unbeſchreiblich! Die drei grauen Weiden zitterten vor Entzücken! „Ach, ja, wenn man den Göde ſo hören kann, dann weiß man erſt, was der Göde für ein Göde iſt, und was der Göde eigentlich will!“ Der Hausherr kam wieder mit ſeinem Dank und obligaten Schinken. Der Deklamator aber lag in den letzten Zügen und röchelte nur ſchwach all dieſen Dank ein. „Nun,“ ſagte die mittlere Sopha-Dame, „werden Milli und Pepi ein Duett aus der „Veſtialin“ ſingen!“ — Milli und Pepi erſchienen. Milli hatte ein hochrothes Kleid an, grüne Schuhe, einen gelben Shawl und blaue Bänder in den Haaren, ſie ſah aus, wie ein penſionirter Tuſchkaſten. Pepi aber, ein langer, dürrer Dilettant, mit weißen Beinkleidern und Weſte, mit einem gränzenloſen ſchwarzen Frack, kam daher, wie eine Meerſchwalbe mit weißem Bauch. Sie ſingen das Duett aus der „Veſtalin“ an. Julie-Tuſchkaſten und Licinius-Meerſchwalbe ſetzten Töne zuſammen, von denen der kleinſte Ton homöopathiſch einen Spontini-Anbeter hätte kuriren können. Julie preßte die Tönchen heraus, wie aus dem Halſe einer engen Bouteille und warf dieſe Tönchen mit ihrem ſpitzigen Näschen immer in die Höhe, wie ein indianiſcher Gaukler; dabei zuckte ſie am ganzen Leibe, daß ſie ausſah, wie ein zitternder Regenbogen. Licinius hingegen gab Töne von ſich wie die Brocken, und biß alle Augenblicke in die Unterlippe, als wollte er dieſen Brocken wieder hinunter ſchlucken. Dabei ſchmachtete er nach Julien-Tuſchkaſten und nahm eine regungsloſe Stellung an, wie ein Apollo aus carrariſchem Parmeſan. Gottlob, es war bald zu Ende; ein „Hurrah“ und „Bravo“ und „Göttlich“ erſcholl ringsum; es war ein Toſen, als ob ein Wochenmarkt in Muſik geſetzt geworden wäre; Julie und Licinius ſahen ſich an wie die Turtelgänſe, und der Hausherr näherte ſich mit zwei Portionen Schinken, und „dem Verdienſte ſeine Krone!“ Die Veſtialin-Sänger bekamen den beſten Schinken. Auch dieſer Sturm ging vorüber, ich wollte ſchon meinen Poſten verlaſſen. Da hieß es: „Die Fräulein Ellis wird nun deklamiren!“ Fräulein Ellis trat hervor. Ein Geſicht, wie ein rother Fenſterſeſſel, rund und gut ausgepolſtert, mit einer kleinen Idee von einer Naſe, die zwiſchen den beiden dicken Wangen in die Enge kam, und mit dem kleinen Stümpfchen noch um Rettung zu flehen ſchien. Ein paar dünne lebzeltenfarbene Härchen gaben ſich alle Mühe, ein glänzendes Kämmchen zu tragen. Sie trat hervor: „Na!“ ein Gedicht von Saphir.“

Ich erſchrak, daß mir alle Manuſkripte im Leibe zitterten, und ich mußte in meinem Schrecken das Mädchen neben mir ſtark in die Seite gezwickt haben, denn ſie ſchrie laut: „Ober Lorenz, was thuſt denn?“ In dieſem Augenblicke hätte ich alle Haarlocken von Fräulein Ellis darum gegeben, ein Lorenz und kein Saphir zu ſein, denn Fräulein Ellis ſtand ſchon da mit Aeuglein, wie die Gans, wenn es wetterleuchtet, und ſuchte alle fünf Sprachwerkzeuge zuſammen, als ob ſie eine Oblate mit ſechs Rhabarberpillen verſchluckt hätte, und begann mit einer Stimme, wie ein gebratener Apfel in der eiſernen Röhre:

„Man glaubt gewöhnlich ſo im Leben,
Es käm' blos auf die Größe an.“

Dabei ſtellte ſie ſich auf die Fußzehen, um die Größe anzuzeigen, dann modulirte ſie die verſchiedenen „na! na!“ ſo heraus, daß ich glaubte, ein geladener Wagen knarre über einen Eisberg herab! Ich ſeufzte: „Ach, Ellis, warum haſt du mir das gethan!“ Sie war fertig, glühend roth, und der Schweiß rann ihr über das Ponceau-Antlitz, und ſie ſah komplet einer ſchöngebräunten gebratenen Gans ähnlich. Alles umringte und umarmte ſie, und klatſchte, und der Hausherr ſchleppte neue Schinken heran, und eine von den drei Damen, eine graue mit gefleckten Wangen, eine wahre Forelle, rief ganz hingeriſſen: „Ach, wenn ich den Saphir jetzt da hätte, ich könnte ihn küßen!“ Eine ſüße Ahnung von einem Nervenſchlag durchrieſelte mein Gebein, ich glaubte, die Forelle habe mich ſchon bei den Ohren, ſchon wähnte ich ihre Lippen zu fühlen; ich ſprang entſetzt vom Fenſter zurück, und lief die Straße hinab. Das Mädchen neben mir lief mir nach und ſchrie: „Aber wie g'ſchicht dir denn, Lorenz? Wo rennſt denn hin, Lorenz?“ Ich aber hörte nichts, ſondern ſah in Gedanken immer die Forelle hinter mir her mit geſpreiztem Munde; da packte mich das Mädchen am Rocke, ich ſehe mich um, und ſiehe da, es war keine Forelle, ſondern ein allerliebſter Backfiſch, ich ſtand verduzt da, wie ein Stockfiſch; ſo ſahen wir uns lange an, endlich fielen dem Backfiſch die Schuppen von den Augen, und ſie ſagte: „I bitt' um Verzeihung, i hob glaubt, Sie ſein der Lorenz.“ Ich aber erwiederte mit unbeſchreiblicher Lieblichkeit: „Ach, ich bitte, der

Lorenz iſt auf meiner Seit', ich muß um Entſchuldigung bitten; aber es iſt meine Schuld nicht, daß ich der Lorenz nicht bin. Aber Sie ſind ſo hübſch, daß ich der Lorenz werden möchte, und da man jetzt Alles in der Geſchwindigkeit lernen kann, ſo werde ich gewiß auch Jemanden finden, der mich unterrichten wird, in „der Kunſt, in drei Stunden ein Lorenz zu werden." — „Mit wem hab' i die Ehre zu ſprechen?" fragte ſie mit einem Tone, der ſchon weniger Lorenz-Klang hatte. „O," erwiederte ich, „Namen nennen mich nicht, aber die Blinden in Genua kennen meinen Tritt; iſt dies deinem Ehrgeize genug, ſo ſchlag' ein, laß mich deinen Lorenz ſein für dieſe kurze Spanne Zeit." Hier rollte ein Fiaker vorüber und der Leſer kann zu meinem Leidweſen nicht mehr hören, was weiter geſprochen wurde. —

Ende des zweiten Bandes.

Inhalt
des zweiten Bandes.

Seite.

Humoriſtiſche Bilder und Arabesken.

Deviſen aus Baden 7
Die Landparthie, ich und der Eſel 17
Eſſers Leiden an der Table d'hôte 32
Unſer Mittwoch 41
Der Sommerſproſſen-Tag, oder: Wie viel Unannehmlichkeiten man auf einem kurzen Spaziergang erfahren kann 51
Mantel-Rede, in den Wind geſprochen 62
Pantoffel-Rede eines Schriftſtellers und Satyrikers am Tage ſeiner Verheirathung 67

Bluetten.
Erzählungen in getuſchter Manier.

Das Räthſel und die Löſung 75
Das Abenteuer 92
Die wehmüthige Inſchrift 97
Meine erſte Liebe, oder: „Was guter Eſſig werden ſoll, wird früh ſauer" 109
So ſind ſie Alle, mit Ausnahme von einigen Wenigen, die aber auch ſo ſind; oder: „Was ich mit dem Trouſſeau der Herzogin von Orleans für glückliche Spekulation mache" 123

Seite.

Album geſelliger Thorheiten und Lächerlichkeiten.

Das Picknick auf dem Strozziſchen Grund, „blos beim Clavier" 137
Das Pfänderſpiel in der Paniglgaſſe und der Humoriſt vom Thury 161
Der Gras-Enthuſiaſt in der muſikaliſch-deklamatoriſchen Gelſen-Akademie 189

Humoriſtiſch-ſatyriſcher Bilderkaſten.

Don Carlos mit Butter, oder: Die Leſe-Société 225
Das Concert durch die Fenſterſpalte 242

Druck von Keck & Comp. in Wien.

M. G Saphir's Schriften.

Cabinets-Ausgabe
in zehn Bänden.

Humoriſtiſche

Damen-Bibliothek.

Von

M. G. Saphir.

Dritter Band.

Wien und Leipzig.
A. Dorfmeiſter's Verlag.

Leipzig: H. Haeſſel.
1862.

[illegible]IOPA
[illegible]

Sechſe treffen!

Ein halb Duzend getroffene Lebens-Karten.

1.

Der Gaſſen-Philanthrop.

Man ſagt, es gibt keine Menſchenfreunde; es iſt nicht wahr! Gibt es nur erſt Menſchen, die Menſchen-Freunde finden ſich ſchon. — Es gibt, Gottlob, außer den Todtengräbern auch noch Menſchenfreunde genug; ſie ſind nur nicht zugänglich, ſie wohnen hinter vier Mauern, hinter ſechs Thüren, hinter acht Domeſtiken. Aber der Himmel ſieht ihr Herz, und wenn wir einſt in den Himmel kommen, ſo werden wir es auch ſehen; bis dahin eine kleine Geduld.

Von den eingemauerten Menſchenfreunden rede ich alſo nicht. Das ſind Gala-Exemplare von Menſchenfreunden, die nicht in Gebrauch genommen werden. Ich rede von den Menſchenfreunden auf der Gaſſe, von den Menſchenfreunden zum täglichen Gebrauch, von den Menſchenfreunden aus Müßiggang

Herr Stutzhärl iſt ein ſolcher Gaſſen-Philanthrop; er hat nichts zu thun, als menſchenfreundlich zu ſein; er iſt von früh Morgens bis ſpät Abends menſchenfreundlich. Sein Müßiggang iſt ſein Menſchenfreundſchafts-Patent.

Stuphütl geht des Morgens ſehr früh ins Kaffeehaus. Hier hilft er dem Marqueur die Zeitungen in die Rahmen einheften, hängt die Theaterzettel auf, geht zu zwei bekannten Damen, und läßt ihnen durch das Stubenmädchen hinein ſagen, daß wegen einer plötzlichen Unpäßlichkeit die geſtern angekündigte Oper heute nicht gegeben wird.

Auf dem Lobkowitzplatz fährt ein ſchwerer Wagen, Stuphütl benachrichtigt den Kutſcher, daß hinten ein Bagageſtück losgegangen iſt, und geht mit erleichtertem Herzen in die Kloſtergaſſe; ein Fiaker kommt ihm entgegen. Stuphütl, der ſein rettendes Auge überall hat, bemerkt, daß dem Handgaul das Hufeiſen locker werde; er warnt den Fiaker menſchenfreundlich und ſchwenket ſich auf den neuen Markt hin. Da läuft ihm ein kleiner Hund zu und beſchnuppert ihn; „du haſt gewiß deinen Herrn verloren!“ Stuphütl macht die Thür vom Leidenfroſt'ſchen Kaffeehaus auf, und ruft hinein: „Hat einer von den Herren ſeinen Hund verloren, einen Pintſcher?“

Aber damit iſt Stuphütl's Menſchenfreundlichkeit noch nicht erſchöpft; in der Plankengaſſe hält eine Equipage, der Kutſcher will abſteigen, den Schlag zu öffnen, die Pferde wollen nicht halten, Stuphütl ruft ihm zu: „nur ſitzen bleiben!“ eilt hin, macht den Kutſchenſchlag auf, ſchlägt den Antritt herab und eilt mit beflügeltem Schritt in die

Seilergaſſe. Vor ihm geht eine Dame, welcher ihr großes Umſchlagtuch von den Schultern herunterrutſcht. Stuphätl, der Retter in Gefahr, ſpringt heran, lächelt und ſagt: „Euer Gnaden, Ihr Tuch fällt in den Moraſt!“ Kaum iſt dieſe menſchliche Handlung vollbracht, ſo erblickt Stuphätl's unglücksforſchendes Auge einen ſchwankenden Blumentopf an dem Fenſter des vierten Stockwerkes, er läuft hinauf, läßt das Dienſtmädchen herausrufen und hineinſagen, man möchte den Blumentopf wegnehmen, es könnte ein Unglück geſchehen.

Kaum hat ſein beflügelter Fuß die mütterliche Erde wieder geküßt, ſo iſt ſchon wieder Gelegenheit da, Unglück zu verhüten. Ein Mann geht vor ihm, dem das ſeid'ne Taſchentuch heraushängt; Stuphätl, raſtlos unglückverhütend, läuft ihm nach und ſagt: „Mein Herr, geben Sie Acht, Ihr Taſchentuch!“ — und ſchon iſt er in der Quergaſſe, die in die Spiegelgaſſe führt; ein guter Engel hat ſeine Schritte hierher geleitet, denn im dritten Stockwerke hängt ein Maurer, der das Haus weißt, und unten geht eine ſchwarzgekleidete Frau. Stuphätl ſpringt hinzu, faßt ſie am Arm und ruft aus: „Gnädige Frau, Sie werden voll mit Kalk geſpritzt!“ — Geſagt, gerettet, und dahin geht er mit dem ſüßen Lohn im Herzen, in die Spiegelgaſſe. Da ſtehen zwei Obſtweiber in einem Hausthore, und aus demſelben wird ein Wagen rückwärts herausgeſchoben! Stuphätl packt Beide an: „Aber, Weiberl, wollt Ihr denn von rückwärts gerädert werden?!“ und wie ein Blitz, iſt er aus der Spiegelgaſſe am Graben bei der Theaterzettel-Ecke.

Ein kleiner Junge ſtellt ſich auf die Fußſpitzen, um die Zettel zu leſen; Stutzhütl naht ſich ihm: „Sie können wohl nicht ſo hoch hinauf?“ Nun lieſt er ihm alle Theaterzettel, alle Ball-Anzeigen, alle verlorenen Hunde und zahnärztlichen Anzeigen vor, und nimmt ſeinen philanthropiſchen Weg auf den Stock im Eiſenplatz. Hier ſteht Jemand und ſchaut nach der Uhr; allein es iſt neblig, Stutzhütl geht auf ihn zu, nimmt die Uhr heraus, lächelt, ſpricht: „Dreiviertel auf Zwölfe!“ und eilt fort auf den Stephansplatz. Hier hat der Wind Jemanden den Hut vom Kopfe gewirbelt; Stutzhütl wirbelt dem Hute nach, erreicht ihn, reinigt ihn vom Schnee, bringt ihn ſeinem Eigenthümer, lächelt, ſpricht: „Ja, auf dem Stephansplatz iſt's gefährlich!“ und verſchwindet in die Rothenthurmſtraße. Da ſchlägt der Wind ein offenſtehendes Gaſſenfenſter hin und her; Stutzhütl ſteigt die Treppe hinauf und ruft in das Vorzimmer hinein: „Der Wind wird Ihnen die Fenſterſcheiben einſchlagen!“ Auf dem Kienmarkte angelangt, ſieht das allesumfaſſende Auge Stutzhütl's einen Quartierzettel, welcher umgekehrt, mit der Schrift an die Wand hängt; er geht ins Haus, ſieht den Hausmeiſter, lächelt, ſpricht: „Die Quartierzettel hängen umgekehrt, das nützt ja nichts!“ und wandelt ſeinen Rettergang weiter, bis zum Rothenthurmthore; hier ſpricht ihn Jemand an: „Entſchuldigen Sie, komme ich hier recht in die Teinfaltſtraße?“ — Stutzhütl's Antlitz verklärt ſich, die Sonne der Menſchenfreundlichkeit leuchtet aus ſeinen Zügen. „In die Teinfaltſtraße? Das iſt gerade mein Weg auch; belieben Sie mit mir zu ſpazieren.“ Und er führt den Mann vom Rothenthurmthore bis in die Teinfaltſtraße. Auf dem Rückwege in der Renngaſſe ſteht ein kleines Kind und ſpielt im Schnee; er fragt es, wem es angehöre, geht zu deſſen Aeltern ins Haus hinein, und warnt ſie: „Das Kind wird ſich die Füßlein erfrieren!“ Auf der hohen Brücke raufen zwei Schuſterbuben mit einander. Stutzhütl tritt wie ein Genius des Friedens zwiſchen die ergrimmten Schuſterbuben, Verſöhnung träufelt von ſeinen Lippen, und die Schuſterbuben?

„Und in den Armen liegen ſich Beide,
Und weinen vor Schmerz und vor Freude!“

Im Nachhauſegehen, ſchon in der Dämmerung, ſchlägt er noch Jemand ſchnell auf die Schulter, lächelt und ſpricht: „Sie haben ſich da hinten ganz weiß gemacht!“ und entſchlüpft der dankenden Erkenntlichkeit.

Kurz, Stutzhütl iſt die perſonifizirte Menſchenfreundlichkeit, die in Fleiſch und Bein geſetzte Philanthropie, eine wandelnde Vorſehung; ein Gaſſen-Genius. Den ganzen Tag beſcheint die Sonne ſeine menſchenfreundliche Laufbahn, und wenn ſie die Sonne nicht beleuchtet, ſo beleuchtet ſie die Abendlampe, denn am Abend wandelt Stutzhütl von einem Theater ins andere, und ruft dann allen Bekannten im Nachhauſegehen zu:

„Im — Theater war's leer, im — Theater war's voll! Gute Nacht!“

Gute Nacht, ſchlaf' wohl, Stutzhütl, nach gethaner Arbeit iſt gut ruhen!

2.

Der Anekdoten-Krampus.

Der Herr Zindelkleber wirft jährlich einige Tauſend Anekdoten ab. Wie der Zwetſchkenbaum Zwetſchken trägt, ſo trägt Herr Zindelkleber Anekdoten. Man braucht ihn nur zu ſchütteln, ſo fallen ſie zu Hunderten herunter. Es braucht nur ein leiſer Wind zu wehen, ſo fallen ſie zu Boden.

Aber der Zwetſchkenbaum ſteht feſt, und wer keine Zwetſchken will, der geht nicht hin, der ſchüttelt ihn nicht. Herr Zindelkleber jedoch ſteht nicht feſt, er iſt ein wandelnder Zwetſchkenbaum, wenn er nicht geſchüttelt wird, ſo ſchüttelt er ſich ſelbſt, und die Anekdoten fallen grün, gelb, halbreif, verfault auf die Häupter unſchuldiger Menſchen herab. Die Zwetſchken haben doch Kern; aber Zindelklebers Anekdoten ſind Zwetſchken ohne Kern. Ein Zwetſchkenbaum gibt im Winter Ruh, Zindelkleber treibt fortwährend Anekdoten, im Winter, im Sommer, im Herbſt, im Frühling, und in der fünften Jahreszeit, in den Hundstagen!

Ein Zwetſchkenbaum trägt alle Jahre friſche Zwetſchken, Zindelkleber trägt alle Jahr dieſelben Anekdoten!

Ein Zwetſchkenbaum je älter er wird, deſto weniger Zwetſchken gibt er; Zindelkleber, je älter er wird, deſto mehr Anekdoten trägt er! Zindelkleber iſt ein wahrer Anekdoten-Krampus, ein Anekdoten-Wau-Wau, ein Anekdoten-Haifiſch, wenn er das Maul aufmacht, verſchlingt er eine ganze Geſellſchaft mit Haut und Haar! Und Zindelkleber macht das Maul fleißig auf, Zindelkleber thut nichts, als das Maul aufmachen, und wenn er das Maul zumacht, ſo macht er das Maul nur zu, um das Maul aufzumachen.

Wo Herr Zindelkleber wohnt? Er wohnt nicht, ſein Reich iſt nicht von einer beſtimmten Wohnung. Des Morgens läßt er im Kaffeehauſe Anekdoten fallen, des Mittags ſchüttelt er ſich Anekdoten auf der Baſtei herab, bei Tiſche ſtreut er Anekdoten aus, Abends pflaſtert er die Zirkel mit Anekdoten, und in der Nacht erzählt er ſich ſelbſt einige Anekdoten.

Wo Herr Zindelkleber weilt? Er weilt nirgends; wie ein Wolkenbruch entladet er ſich ſeiner Anekdoten über die Paläſte der Reichen und über die Hütten der Armen, und zieht, furchtbar drohend, ſeinen Schreckensweg weiter fort!

Was Herr Zindelkleber iſt? Er iſt Kommandant der vereinigten Poſtbüchel, Feldwebel der vademecumatiſchen Wiſſenſchaften, Magiſter der freien Albernheiten, General-Einbalſamirer aller verſtorbenen Bonmots und öffentliches Mitglied mehrerer geheimen Unanſtändigkeiten!

Von was Herr Zindelkleber lebt? Er lebt von dem Fett magerer Anekdoten, von dem Fleiſch abgenagter

Einfälle, von dem Ueberfluß an Witzmangel, von dem Reichthum an Geiſtesarmuth, von der üppigen Vegetation kahler Gedanken, von dem Safte ausgedorrter Bonmots, von der Fülle leerer Wortſpiele, und von der ſteten Abwechslung ſeines ewigen Einerlei!

Wo man Herrn Zindelkleber findet? Man findet ihn überall, wo man ihn nicht ſucht; man findet ihn überall, wo er nichts verloren hat; man findet ihn überall, wo der redliche Finder ſehr belohnt wäre, wenn er ihn nicht fände, und wo wir ihn finden, ſind wir ihm ein gefundenes Eſſen!

Letzthin ging ich des Morgens um ſechs Uhr, einen Freund auf die Poſt zu begleiten; es herrſchte überall Stille und Ruhe; man ſah keinen Menſchen, ich war mir keines Unheils gewärtig, nicht einmal die Journal-Austräger gingen noch an ihr Geſchäft, blos hie und da ging ein Milchweib und trug Waſſer auf unſere Kaffeemühlen, da, als ich um das Eſſig-Gäßchen bog, fiel der Anekdoten-Krampus wie vom Himmel vor mir nieder.

„Ach! guten Morgen! wohin?“

„Auf die Poſt!“

„Auf die Poſt! da muß ich Ihnen eine Anekdote erzählen. Einmal fuhr Jemand auf die Poſt u. ſ. w.“

Nun erzählte er mir eine Anekdote, von der ich meinem Großvater auf ſeinem Todtenbette verſprach, ſie keinem Menſchen mehr zu erzählen, weil er ſie von ſeinem Großvater geerbt hatte. Ich will von dannen, er fragt: „Haben Sie denn ſo viel zu thun?“

„Wie Sie ſehen!“

„Wie ich ſehe! da muß ich Ihnen eine Anekdote erzählen!“ Und eine Anekdote wälzt ſich von ſeiner Bruſt, die vor Altersſchwäche ſchon nicht mehr gehen kann. Ich hüpfte immer vorwärts, er mit, und Anekdoten auf Anekdoten rinnen auf mich herab, bis ich auf die Poſt komme und meinem Freunde zurief:

„Dort legt ein Kutſcher ſeine Pferde an,
Dies elende Fahrzeug könnte mich retten!“ –

Ein andermal ging ich auf der Baſtei, Mittag als es furchtbar ſchneiete, in der Gewißheit, jetzt Niemand da zu finden. Auf einmal ſteht eine Geſtalt vor mir, es war der Anekdoten-Krampus.

„Jetzt ſpazieren?“

„Ja, ich liebe dieſes Unwetter!“

„Unwetter? Da muß ich Ihnen eine Anekdote erzählen.“

Darauf erzählte er mir eine Anekdote, die einſt Noa in der Arche erzählte, und Frau Noa darauf erwiederte: „ich bitte dich, dieſe Anekdote habe ich ſchon in Müchler's Anekdoten-Almanach geleſen!“

Da ich ſchon beim Karolinenthor war und heruntergehen wollte, ergriff er mich abermals wie ein gigantiſches Schickſal und wollte mir noch eine ſeiner langen Anekdoten erzählen, da half ich mir mit einem Staatsſtreich und ſagte: „Entſchuldigen Sie, ich kann Ihre Anekdote nicht aushören, denn ich muß im nächſten Frühjahr verreiſen!“ —

Wieder einmal war es Nachts um halb zwölf Uhr, ich kam aus einer luſtigen Geſellſchaft ganz traurig nach

Hauſe, man hörte und ſah Niemand in den Straßen, blos zwei Nachtwächter riefen ſich zu: „Schlafen Sie wohl, angenehme Ruh'!“ Ich ſelbſt ging nach Hauſe und dachte nichts, als: „ich bin doch neugierig, was Morgen in meinem Humoriſten ſtehen wird!“ — da taucht der Anekdoten-Krampus vor mir auf:

„Woher ſo ſpät?“

„Aus einer kleinen Unterhaltung!“

„Kleine Unterhaltung? Da muß ich Ihnen eine Anekdote erzählen.“

Nun erzählt er mir eine Anekdote, die in Pompeji Jemand ſeinen Tiſchgenoſſen erzählte, als ſie gerade verſchüttet wurden. Dabei haltet er mich am Aermel meines Mantels — deſſen Schickſal ich nächſtens erzählen werde — und begleitet mich nach Hauſe. Ich läute an. „Haben Sie keinen Hausſchlüſſel? da muß ich Ihnen eine Anekdote erzählen!“ Mein Hausmeiſter, der ſo alt war, als ob er eine Anekdote des Herrn Zindelkleber wäre, und dabei ſo feſt ſchlief, als hätte ihm Herr Zindelkleber eben die Anekdote erzählt, kam endlich, und ich ſchlüpfte in das Haus; ich war ſchon auf der Treppe, da hörte ich noch, wie Herr Zindelkleber zum Hausmeiſter ſagte: „Da muß ich Ihnen eine Anekdote erzählen!“

3.

Der Fragen-Donnerer und der Blitzableiter.

Mein erſter Satz iſt, in der Welt
Die Frager zu vermeiden.
Goethe.

Es gibt Leute in der Welt, welche unter der Conſtellation eines Fragezeichens geboren worden ſein müſſen; wenn ſie gar nichts mehr zu fragen wiſſen, ſtreichen ſie uns mit der Hand an dem Rockärmel herab, und fragen: „Was koſtet die Elle von dieſem Tuche?“

Schon das Sprichwort ſagt: ein Narr kann mehr fragen, als zehn Weiſe beantworten können. Es iſt bei der Sache aber ein Glück, daß es dieſen Fragern gar um keine Antwort zu thun iſt. Aber dennoch ſind ſie eine wahre Land- und Stadt-Plage!

Es war im Saale des Muſikvereins. Ich ſtand am Orcheſter. Mit dem rechten Ohr ſah ich der Muſik entgegen, und mit dem linken Auge hörte ich, was auf der Gallerie geſprochen wurde. Der Saal war noch halb leer. Da kam Herr Schneppermaul auf mich zu; indem er den Kopf vorwärts neigte, und die Kniespitzen auswärts ſtreckte, ſah er faſt aus, wie ein großes Fragezeichen (?). Noch einen Ruck, jetzt hatte er mich, der Fragen-Donnerer.

Er. Belieben Sie auch da zu ſein?

Ich. O ja.

Er. Erwarten Sie heute viel Genuß?

Ich. Ich? So!

Er. Belieben keinen Sperrſitz zu haben?

Ich. Ich, o nein.

Er. Belieben alle Concerte zu beſuchen?

Ich. Alle nicht.

Er. Waren Sie geſtern in der Oper?

Ich. Nein.

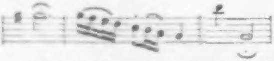
Er. Haben die Gewogenheit, was belieben von dem Schriftſteller *** zu halten?

Das war eine ſchwierige Paſſage! Da war mit „Ja“ oder „Nein“ nicht hinüber zu kommen. Bei ſolchen Gelegenheiten habe ich eine eigene Antwort, ſie läßt ſich aber leider nicht gut wiederholen, denn Buchſtaben und Zeichen geben dieſen kunſtartikulirten unartikulirten Naturlaut nicht wieder. Es iſt ein „Hum!“ und ein „Oh!“ und ein „So!“ und ein „I nu!“ in eine langgehaltene Naſenpaſſage verſchmolzen, und in einer verbebenden Kehlkopf-Fermate ausgehend. Es iſt ein Ton, wie wenn eine etwas roſtige Maultrommel mit einem auf dem Tiſch gekreiſelten Meſſingknopf ein zärtliches Duett ſingt.

Ich kann dieſen in ſeiner Art einzigen, von mir ſelbſt erfundenen Antwort-Contrebaß nicht beſchreiben, dem neugierigen Leſer bin ich bereit, ihn denſelben hören zu laſſen, wenn er mir das Vergnügen ſchenkt, mich zu beſuchen. Für auswärtige Leſer bin ich bereit, denſelben lithographirt beilegen zu laſſen, aber erſt wenn friſch pränumerirt werden ſoll.

Um aber doch ein Symbol dieſes Unausſprechlichen zu geben, habe ich verſucht, dieſen Laut in Muſik zu ſetzen, und zwar folgendermaßen:

Ich.



Der geneigte Leſer wird mich nun auch als Compoſiteur ſchätzen und lieben lernen. Dieſe Compoſition, die ich in einer einzigen Winternacht zuwege brachte, paßt zu allen unſern Operntexten, und kann noch nebenbei als muſikaliſche Antwort der Preisfrage:

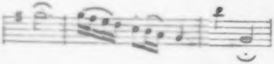
„Iſt Nießen auch Muſik?“

gebraucht werden. Ich werde dieſe Compoſition ſtechen laſſen, und ſie als Extra-Beilage meinen Leſern mittheilen, aber erſt wenn friſch pränumerirt werden ſoll.

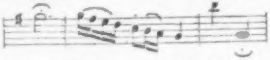
Die Fragen des Fragen-Donnerers ſtürmten von Neuem los.

Er. Haben die Gewogenheit, ſchon viel Pränumeranten zu haben?

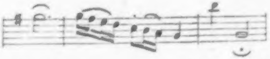
Ich.



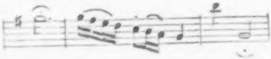
Er. Belieben gar keine Mitarbeiter zu haben?

Ich. 

Er. Sie belieben gewiß in der Nacht viel zu arbeiten?

Ich. 

Er. Haben die Gewogenheit, was halten Sie von Logogryphen überhaupt?

Ich. 

Das Ding wurde mir endlich doch zu bunt, ich machte einen coup d'état. Ich that, als ob ich eine Dame auf der Gallerie grüßte, nickte, machte ein Zeichen mit der Hand, ob ich hinaufkommen ſollte, nickte wieder mit dem Kopfe, und ſagte plötzlich zu dem Fragen-Donnerer:

„Belieben zu entſchuldigen, da oben winkt eine Dame.“ Ich eilte raſch vorwärts, indem er mir noch zurief:

„Belieben Ihre Geliebte zu ſein?“

Ich kam glücklich auf der Gallerie an, und lehnte mich ganz erſchöpft in einen Winkel. Ich mochte kaum fünf Minuten da geſtanden haben, als ich plötzlich die Frage hinter mir hörte:

„Belieben ſich getäuſcht zu haben?“

Mich überfiel eine tödtliche Angſt! In den nächſten fünf Minuten hatte er mich nach meinem Schneider, nach meiner Wäſcherin, nach meinen Studien, u. ſ. w. gefragt! Da ſah ich plötzlich Couſin Wilhelm im Saale ſtehen, ich winkte ihn herauf, um ihn als Blitzableiter gegen den Fragen-Donnerer zu gebrauchen. Couſin Wilhelm kam, Herr Schneppermaul fiel ſogleich wie ein Schröpfkopf auf ſeinen Nacken, und verſetzte ihm die Frage:

„Haben die Gewogenheit, ein Couſin von Herrn S. zu ſein? mütterlicher Seite? leibliches Geſchwiſter-Kind? belieben ein Ungar zu ſein? u. ſ. w.“

Couſin Wilhelm war noch friſch, noch ganz unausgefragt, er konnte ſchon noch einen Hieb ertragen, ich überließ ihn dem Fragen-Donnerer, und ſchlich mich davon. Nach einer Viertelſtunde ſah ich ihn blaß und erſchöpft den Concertſaal verlaſſen, ich ging ihm nach, klopfte ihm auf die Schulter und fragte:

„Belieben ſehr angegriffen zu ſein?!“

4.

Herr von Bumitzl, der Viſiten-Igel, oder: „Nur fünf Minuten!"

Wenn mein Bedienter hereintritt und ſagt: „Herr von Bumitzl wünſcht E. G. zu ſprechen!" lächelt er ironiſch, und die Schadenfreude glänzt ihm aus den Augen.

Herr von Bumitzl iſt ein wahrer Viſiten-Igel. Bevor er ſich feſtſetzt, ſucht und ſchnuppert er überall herum und windet ſich in tauſend Krümmungen, hat er aber einmal gepackt, ſo ſitzt er feſt und ſaugt ſich voll, und fällt nicht ab, bis er an unſerem Blut ſich ſatt geſogen hat.

Herr von Bumitzl tritt herein: „Nur fünf Minuten, mein Verehrteſter!"

Nur fünf Minuten! Wieviel „fünf Minuten" lebt denn der Menſch in ſeinen ſiebzig Jahren! Nur fünf Minuten! In fünf Minuten ſpringt die Minerva aus dem Haupte Jupiters; in fünf Minuten geht ein Liſſabon unter!

Nur fünf Minuten! In fünf Minuten kann uns unſere Geliebte mit einem „Ja!" beglücken, und wir ſind auf ewig verloren; in fünf Minuten kann ſie uns einen Korb geben, und wir ſind auf ewig gerettet!

Nur fünf Minuten! In fünf Minuten kann man einen dreißigjährigen Krieg verlieren; in fünf Minuten kann man den Himmel gewinnen!

Nur fünf Minuten! In fünf Minuten kann man eine reine Seele vergiften; in fünf Minuten kann man eine gebeugte Seele aufrichten!

Nur fünf Minuten! In fünf Minuten kann man den Plan zu einer „Ilias“ gebären; in fünf Minuten kann man die Bibliothek zu Alexandrien zerſtören!

Nur fünf Minuten! In fünf Minuten kann uns jeder unſerer fünf Sinne fünfmal zum Entzücken und fünfmal zur Verzweiflung bringen!

Nur fünf Minuten! In fünf Minuten kann uns das volle Herz zu einem Geſtändniſſe hinreißen, welches fünfzehn Jahre voll Reue nicht ungeſtanden machen!

Nur fünf Minuten! In fünf Minuten kann uns der ſchwarze Kaffee und die blonde Geliebte erkalten; in fünf Minuten können uns zehn Gläubiger begegnen; in fünf Minuten können wir zehnmal beim Rigoroſum durchfallen; in fünf Minuten können wir tauſend Abonnenten verlieren; in fünf Minuten können wir um die ſchönſten Hoffnungen und um die ſicherſten Kapitalien betrogen werden; in fünf Minuten können wir zehn mündliche und einen ſchriftlichen dummen Streich gemacht haben; in fünf Minuten können wir uns bequem achtmal blamiren! in fünf Minuten läugnet ein Mädchen ſechs Jahre von ihrem Alter, und in fünf Minuten bricht Mancher zehnmal ſein Ehrenwort!

Nur fünf Minuten!

O Bumitzl! Bumitzl!

Alſo da iſt er, Herr von Bumitzl. „Nur fünf Minuten, mein Verehrteſter!“

Ich lächle frugal und ſage: „Was ſteht zu Dienſten?“

Da fängt Herr Bumitzl an, die Ouverture zu reden:

„Ach, ich weiß, Sie ſind ſehr beſchäftigt; ich weiß, Ihre Zeit iſt koſtbar; ich weiß, was Sie Alles zu thun haben; o ich weiß das ſehr wohl; o ich weiß, was das heißt: redigiren! ich weiß, was das ſagen will; o ich weiß, was da Alles vorkommt, ich weiß —“

„Ich bitte unterthänigſt, mit was kann ich dienen?“

— „Ach, nur fünf Minuten! Ich weiß, was die Zeit iſt, ich weiß dieſes Gut zu ſchätzen, o ich weiß dieſes unſchätzbare Kleinod zu würdigen, ich weiß —“

— „Darf ich Sie bitten, mir gefälligſt ſagen zu wollen?“ —

— „Ach, ich bin gleich fertig, nur fünf Minuten! Ich weiß, daß tauſend Gegenſtände Sie beſchäftigen; ich weiß, wie ein ſolches Geſchäft die Zeit in Anſpruch nimmt; o ich weiß —“

Da bringt mein Bedienter einen Brief, ich ſage: „Sie entſchuldigen!“ **Bumitzl** erwiedert:

„O ich weiß, daß dieſe Sachen ſich nicht verſchieben laſſen; ich weiß, was ein Brief manchmal zu bedeuten hat; o ich weiß u. ſ. w.“

Ich leſe den Brief, indeſſen macht Herr von Bumitzl mit meinem Bücherſchrank Bekanntſchaft, zieht die

Einbände heraus, ſchlägt die Wörterbücher auf, zählt die Almanache, prüft die Einbände. Ich bin indeſſen mit dem Briefleſen fertig. Bumitzl dreht ſich um: „Haben Sie auch die Leinwandrücken ſo gerne bei den Büchern?“

„O ja!“

„Sie können hier nicht recht einbinden, denn — —“

„Darf ich Sie bitten, mir zu ſagen, was mir die Ehre verſchafft, ich bin etwas zerſtreut.“ —

— „O, ich bin ſogleich fertig, nur fünf Minuten, ich weiß, daß Sie viel geplagt ſein müſſen, ich weiß, wie ſich ſo was anhäuft, o ich weiß, Sie bekommen gewiß manchmal läſtige Beſuche —“

— „O, es trifft ſich zuweilen, alſo, Sie wünſchen?“ —

In dieſem Augenblicke bringt man mir die Korrektur des nächſt zu erſcheinenden Blattes, ich ergreife mit Entzücken dieſe Gelegenheit, und ſage mit aller Courtoiſie eines Hofmanns Ludwigs XIV.:

„Sie ſehen, hochgeehrter Herr von Bumitzl, wie dringend ich beſchäftigt bin, wollten Sie mir nicht in Kürze ꝛc.“

Aber der ehrenfeſte Viſiten-Igel macht nun erſt recht Anſtalten, ſich für fünf Minuten über die Ewigkeit anzuſiedeln. „O,“ ſagt er, „geniren Sie ſich nicht, ich kann warten! ich weiß, was eine Korrektur zu bedeuten hat, ich weiß, das leidet keinen Aufſchub; o ich weiß ſehr gut, o geniren Sie ſich nicht, ich werde mich indeß ein Bischen in Ihrem Atelier umſehen!“

Ich muß mich in mein Schickſal ergeben, ich ſetze mich an die Korrektur, indeſſen Herr von Bumitzl in meinem Zimmer herum bumitzelt! Erſt beſchaut er die Bilder, dann betaſtet er die Büſten an Naſen und Ohren, dann riecht er zu allen Blumen und bricht eine Knospe ab, dann ſieht er meine Viſitkarten durch, dann nimmt er meine Ringe vom porte-bijoux, reibt ſie am Rockärmel und läßt ſie gegen das Fenſter ſpielen; dann naht er ſich meinem Pulte: „Sie entſchuldigen!“ und zieht mir ſachte die Zeitſchriften unter dem Papier, auf welchem ich ſchreibe, hervor; dann nimmt er mein Siegel und drückt es ſich in der flachen Hand ab; kurz, er iſt unerſchöpflich in Selbſtbeſchäftigung. Endlich bin ich fertig und ich bitte ihn nun ernſtlich: „Sie ſehen, wie unendlich ich mit Geſchäften überhäuft bin, wenn Sie nun Ihren Wunſch ausſprechen wollen.“

„O, es iſt eine Kleinigkeit, für Sie wenigſtens, ich wollte lange nicht kommen, allein ich dachte doch wieder, denn es iſt ein eigenes Ding, Sie werden etwas befremdet ſein, jedoch ein Mann von ſolcher Erfahrung; es iſt zwar Ihr Fach nicht, ich weiß, daß Sie dazu wenig Zeit haben, ich weiß, daß ſolche Kleinigkeiten, o ich weiß recht gut.“ —

Da kommt die Poſt, Briefe, Zeitungen, Papiere, jede Ader in mir zittert vor Ungeduld, Bumitzl ſagt: „O, geniren Sie ſich nicht, ich weiß, die Poſt iſt ein wichtiges Ding, ich weiß, was manchmal von einem Brief abhängt, o ich weiß recht gut —“ und Bumitzl lehnt ſich in die Ecke meines Divans, als wollte er nun da in endlich gefundener Gemüthsruhe das Ende ſeiner

Tage erwarten. Verzweiflung bemächtigt ſich meiner, da ſendet der Himmel ſeine gnädige Rettung, mein Buchdrucker kommt mit der Monatsrechnung, ich raffe allen Muth der Verzweiflung zuſammen, und ſage: „Herr von Bumitzl, ich habe jetzt eine Rechnung abzuſchließen, die wenigſtens vier Stunden dauert, ich bin untröſtlich, allein —“

Bumitzl ſpringt auf und ſagt: „O, geniren Sie ſich nicht, ich gehe indeſſen hinüber ins Kaffeehaus, ich weiß, was eine Rechnung für Zeit braucht, ich weiß, ſo eine Monatsrechnung, o ich weiß recht gut, ich bitte, geniren Sie ſich nicht, ich komme ſodann wieder, wenn Sie erlauben, nur fünf Minuten!“ Fort iſt er, ich athme aber unter dem Schwerte des Damokles, wenn ein Schritt durch die Straßen hallt, ſo fahr' ich zuſammen und ſeufze: „O, ihr gütigen Götter, Alles, nur nicht Bumitzl!“

5.

Das Kaffee-Krüglein der Witwe im Krapfenwaldel, oder: Was kann die menſchliche Macht aus einer Portion Kaffee nicht Alles machen? oder: „Wo Zwei nichts eſſen, da können noch Sechſe nichts miteſſen.“

Es gibt viele Menſchen, die, wenn ſie auf dem Lande wohnen, eine Art Maulthier- und Saumroß-Natur annehmen, und die nicht eher ruhen können, bis ſie alle Tage drei Berge und ſechs Hügel erklettert haben.

Das Maulthier in mir iſt befriedigt. Ich habe mein innerliches Maulthier die Appenninen, die Schweizerberge, die Tiroleralpen, das Valtelin, das Rieſengebirge, den Harz mit dem Brocken, die Karpathen, die Rheinberge, das Taurusgebirge, die ſchleſiſchen Gebirge, das bairiſche Hochgebirge, die Rügner Kreideberge, den Berg Sinai und den Templower-Berg bei Berlin beſteigen laſſen. Mein Maulthier iſt ſatt. Ich beſteige keinen Berg mehr. Ich will keinen Sonnenaufgang, keinen Sonnenuntergang, keine Ausſicht, kein Panorama. Ich kenne ſie ſchon auswendig. Rechts ein dunkler Tannenwald, links eine weit geſtreckte Ebene, im Hintergrunde ein ſilberner Fluß, aus den

Erlen, oder wegen meiner aus den Linden guckt ein Kirchthurm hervor und am fernen Horizont zieht ſich eine Gebirgskette wie der Jungfernkranz aus veilchenblauer Seide hin. — Charmant! Zum Entzücken!

Ich küß' die Hand! Ich war ſchon vor zwanzig Jahren entzückt! Kann unmöglich mehr!

Allein, wenn man in Döbling wohnt, muß man ein klein Bischen Maulthier ſein. Denn will man nach Heiligenſtadt, ſo muß man bergſteigen; nach dem Kahlenberg? Steigen! Nach dem Himmel? Steigen! Nach Nußdorf? Steigen! Nach Gerſthof? Steigen! Nach dem Kobenzel? Steigen! Nach dem Krapfenwaldel? Steigen! — Kurz, wer ſeine Carriere machen will, ziehe nach Döbling, da muß er bald ſteigen!

Wo Alles liebt, kann Carlos allein nicht haſſen, wo Alles ſteigt, kann Saphir allein nicht nichtſteigen! Ich machte mich alſo eines Tages auf, und ſtieg in die Natur hinein. Ich kam alſo ziemlich conſervirt nach Grinzing, und ging in die Camaraderie Eselaire. — Ach, es war gerade großer Eſel-Tag, alle Eſel waren auf den Bergen.

„Da war überall nichts mehr zu ſehen,
Und Alles hatte ſeinen Herrn."

Der Eſelvermiether war jedoch ſehr gütig und geſtand mir, daß er noch einen geheimen Eſel für gute Freunde und Bekannte reſervirt habe, und ich ſollte ihn haben.

Ich trat zu dem geheimen Eſel hin und ſagte:

„Die zarteſten Bande ſind es, die das Geheimniß bindet!"

Ich beſtieg den Eſel und

„Dieſes Thieres Schnelligkeit entriß mich
Banner's verfolgenden Dragonern!"

Als wir ſo zuſammen zwiſchen den Weingärten fortritten, kam ich mir vor wie Bileam, und ich wartete immer, daß mein Eſel eine Converſation anknüpfen ſollte. Allein es war keine Eſelin, wie Bileam's, und darum konnte er das Maul halten und ſchwieg. Ein Geiſt kam uns auch nicht entgegen, und ſo erreichten wir plötzlich das Krapfenwaldel. Ich überließ den Eſel ſeinem Schickſal, ſeinem Treiber, und mich meinem Schickſal. Mein Schickſal beſteht nämlich darin, überall ſchlechten Kaffee zu bekommen.

Schlechter Kaffee iſt ein hartes Schickſal!

„Bosheit hab' ich dulden gelernt, kann dazu lächeln, wenn mein erboßter Feind meinen ſchönſten Aufſatz nachdruckt, — aber wenn Kaffee zu Zichorie, wenn friſches Obers zu Blauſäure wird, dann fahre zum Teufel, ländliches Vergnügen! Hol' dich der Henker, liebliches Abendroth, und jede Romantik wecke ſich auf zu Bier und ſchwarzem Rettig!"

Ich ſaß im ſtillen Grimm, und ſah hinab in die „grüne Wiege von Griſeldens Reiz", denn es gibt kein beſſeres Gegengift gegen ſchlechten Kaffee, als die Phantaſie.

Als ich ſo ſaß, ſiedelte ſich an dem Tiſche daneben eine kleine Kolonie an. Es war eine Witwe mit einer großen Tochter, einer kleinen, zwei kleinen Jungen, ein Stück von einem Inſtruktor oder dergleichen und ein dicker Mops.

Die Witwen kennt man ſogleich, ſie haben eine eigene Atmoſphäre; ſie ſchauen gegen die verheiratheten Frauen aus, wie die Fragezeichen gegen den Schlußpunkt.

Die **Kolonie** lagerte ſich um den Tiſch, drei Stück Zungen, ein Gugelhupf, ein hölzerner Säbel, eine Tabakspfeife u. ſ. w. wurden ausgepackt; die Hüte, Hauben, Mützen abgelegt, kurz, es wurde Anſtalt gemacht, als ob man ſich für eine Ewigkeit anſiedeln wollte.

Ich war noch im Zweifel, mit wem ich von der Geſellſchaft kokettiren ſollte, ob mit der etwas übertragenen, aber hübſch dekatirten Witwe, ob mit der älteſten Tochter, die zwar kugelrund, aber dafür ſehr rothbackig war, oder mit dem Inſtruktor, oder mit dem Mops, Der Mops war ein Original, ein Mops, wie die verſchwenderiſche Natur wenig Möpſe gemacht hat. Die Witwe liebte ihn ſehr, und er hieß „Lietzel!“ (Lilli). Lietzel war von reizender Geſtalt; es war durchaus nicht zu unterſcheiden, welches ſeine Vorderſeite oder ſeine Hinterſeite war. Zwiſchen ſeinen vier Füßen war faſt gar kein Raum, und er ſah aus wie ein Aſchenſack auf vier Holzpflöcken. Sein Gang war majeſtätiſch, eigentlich war es mehr ein Regenwurmgang; dabei war er auf dem Vorderfuße lahm, und ein Hinterfuß hing wie ein Apoſtroph (') in die laue Luft; ſeine Augen waren von vielen Nachtſtudien ganz umflort; aber für Alles entſchädigte der holde Klang ſeiner Stimme. Er bellte nicht, er winſelte nicht; es war ein ganz eigener Ton, es war ein jämmerliches Miauen, das ſich bemüht, in ein Grunzen überzugehen, durch das falſche

Einſetzen der Noten aber in ein Dreiachtel-Mekern zerfloß. So war Lietzel! Und die Witwe liebte ihn, ihn und den Inſtruktor!

Endlich wurde der Kellner gerufen.

„Was ſchaffen Euer Gnaden?"

„Eine Portion Kaffee mit zwei Paar Schalen."

Der Kellner zählte die Häupter ſeiner Lieben, machte ein Siekönnenmirgeſtohlenwerdengeſicht und brachte die Portion Kaffee mit zwei Taſſen und zwei Semmeln.

Ich war ſehr neugierig, wer unter den Betheiligten ſein wird; denn daß alle davon genug haben ſollten, das konnte meine kühnſte Einbildungskraft nicht ahnen. Allein: der Menſch braucht wenig, und an Leben reich iſt die Natur!

Die Witwe begann damit, das Kaffeekrüglein algebraiſch zu unterſuchen, Tiefe, Breite, Länge. Lange ſchwebte tiefes Nachdenken auf ihrem Antlitz, und mit ſtummer Erwartung hingen Kinder, Inſtruktor und Mops an ihren Augen. Endlich lächelte ſie, Kinder, Inſtruktor und Mops lächelten auch.

Ich war durch und durch geſpannte Erwartung, und die Wirklichkeit übertraf ſie noch. Die Witwe begann die Theilung der Erde.

Zuerſt wurden die Kaffeetaſſen gerichtlich geſchieden, jede Obertaſſe von der Untertaſſe, und jede wurde zum ſelbſtſtändigen Weſen ernannt. Nun kam die Reihe an den Zucker. Die Portion Zucker, die aus einer Raritätenſammlung von verſchiedenen Interpunktionszeichen aus

Zucker beſtand, wurde auf das eigentliche Kaffeebret ausgeſchüttet, und mit dem Meſſerrücken in verſchiedene kleine Häuflein, wie das kleine fliegende Korps abgetheilt. Nachdem ſie dieſe kleinen Zucker-Detachements noch einmal die Revue paſſiren ließ, und hie und da noch ein Mitglied eines Häufleins in ein anderes Detachement überſetzte, kam die Reihe an die zwei Semmeln, aus welchen ſie wie Bosko immer neue kleine Semmelchen herausſchnitt. Als die Schlachtordnung geſchehen, das Vordertreffen der Schalen und Zuckerportionen geordnet war, ging die Haupt-Attaque los. Vom Kaffee wurde nun zuerſt in die zwei Obertaſſen, dann in die zwei Untertaſſen gegoſſen. Dann wurde von der Milch auch in die vier Taſſen gegoſſen. Das Kaffeekrüglein war noch immer nicht leer, denn nun goß ſie erſt noch Kaffee in die Milchkanne! Das Kaffeekrüglein aber war noch nicht leer, denn eine ganz neue Induſtrie entwickelte ſich, ſie nahm die zwei Deckel von der Kaffee- und Milchkanne und goß aus dem unverſiegbaren Kaffeekrüglein Kaffee in die Deckel; dann goß ſie erſt den weißen Kaffee von der Milchkanne zurück in das Kaffeekrüglein, und ließ ſich noch ein „wenig Milch“ vom Kellner bringen. Als die Milch da war, goß ſie den Kaffee von den beiden Deckeln in die Milch, dieſe wieder in die Kaffeekanne, und dann dieſen wieder zur Hälfte in die Milchkanne zurück. Es wurden alſo ſechs komplete Kaffee-Antheile. Sie nahm ſich die Kaffeekanne, die vier Kinder die vier grauſam getrennten Schalen, und der Inſtruktor bekam die Milchkanne.

O, was vermag nicht Alles weiſe Einrichtung! „Allein, wo weileſt du, mein Lietzel?"

„Lietzel!" rief die Witwe, und Lietzel erhob ſeine Stimme wie eine Nachteule in der Wüſte, und kam herangewatſchelt wie auf einem Amphybracheus (⌣ — ⌣) und die Witwe nahm ihn auf den Schooß. Aber Lietzels Wünſche gingen noch weiter. Sein ſtummer Blick ſchien zu ſagen: „Geben Sie mir doch auch von Ihrem Ueberfluß!"

Und, „o, es geſchehen noch Wunder!" Auf dem Kaffeebret war noch Kaffee daneben gegoſſen worden! Dieſer Kaffee wurde in dem Winkel des Bretes geſammelt, von jeder Taſſe wurde noch mit dem Kaffeelöffel eine Kollekte gemacht, und ſiehe da, auch Lietzel trank im Krapfenwaldel ſeinen Kaffee.

Ich aber ſaß im ſtillen Staunen, bewunderte die weiſe Vorſehung, und die Witwe ſah mich an, und ich glaube noch immer, ſie hatte Luſt, mich auch noch zum Kaffee einzuladen.

Dieſer idylliſche Still-Kaffee wurde von einer drolligen Scene unterbrochen. Der kleine Junge nämlich hatte eine Untertaſſe bekommen. Er legte einen Brocken Semmel in ſeinen Kaffee, der Brocken mag eben nicht an Wuchs vernachläſſigt geweſen ſein, was that der Brocken? Kaum lag der Brocken in der Untertaſſe, als er allen Kaffee in ſich hineinſog. Der Junge, der plötzlich keinen Kaffee hatte, ſchrie, die Schweſter müßte ihm den Kaffee, während er wegſah, ausgetrunken haben. Das Schweſterchen, um ſich zu rechtfertigen, hielt ſich an den kaffeeſaugenden Brocken, und zum Beweis nahm ſie den Brocken in die Hand und drückte ihn aus, ſo daß der Junge ſeinen Kaffee wieder hatte! Während dieſes vorging, hatte Lietzel die Milchkanne des Inſtruktors umgeſtoßen, das Bischen Inhalt floß auf den Tiſch hin, allein der Inſtruktor mit bewundernswürdiger Geiſtesgegenwart ſetzte dem kargen Fluß einen Damm von Gugelhupf, und verſchlang ſodann den ganzen Damm!

So endete das große Kaffee-Manövre, und, o Wunder, es blieb noch ein Stückchen Zucker übrig, welches die Witwe in ein Papierchen wickelte und in den Strickbeutel ſteckte.

Der Kellner kam, die Witwe bezahlte und ſagte phlegmatiſch: „Aber eure Portionen ſind curios klein!“

Der Kellner, ein ſogenannter Haupt-Adut, ſagte nichts, als: „Ja Euer Gnaden, man tragt's heuer nit größer!“

Die Familie ſetzte ſich in Bewegung, ich nahm meinen Eſel unter den Arm, und ſchrieb mir für meine künftige Frau das Recept, wie man eine Portion Kaffee einnehmen muß, zum häuslichen Gebrauch ab.

6.

Die literariſchen Miteſſer.

Seitdem es Literaten gibt, die das Gaſthaus zum Rütli machen, auf welchem getagt wird, das heißt, ſeitdem man die jungfräuliche Würde der Belletriſtik ſo profanirt, und ſie, die Belletriſtik nämlich, zur Kellnerin herabwürdigt; ſeitdem ſogenannte Literaten über Literatur, Kunſt, Politik und Religion im Wirthshauſe debattiren, und Kellner, Aufwärter, Biergäſte u. ſ. w. zum Auditorium ihrer literariſchen Zänkereien machen; kurz, ſeitdem der literariſche Liqueurgeiſt von der Studirſtube in die Schenkſtube überging, die Literatur ꝛc. ſtatt bei der Feder, bei der Gabel abgehandelt wird, und die Kritik, anſtatt die Frucht eines einſamen Nachdenkens zu ſein, nichts iſt, als der kameradſchaftliche Beſchluß einer beefſteak-eſſenden Wirthshausgeſellſchaft; ſeit dieſer Zeit iſt nicht nur die Achtung, welche ſonſt dem verhüllten Weſen der Schriftſtellerei gezollt worden, durch dieſe gemeine Oeffentlichkeit ſo ſehr geſunken, ſondern es iſt dadurch ein neuer Typus von Perſonen, eine ganz neue Menſchengattung, ein bisher noch nicht dageweſenes Menſchenkindergeſchlecht entſtanden:

Die literariſchen Miteſſer.

Das ſind jene Menſchen, die von Wiſſen, Literatur, Kunſt oder ſonſtiger wahrer Geiſtesbildung gar keine Idee haben, die aber mit den ſogenannten Literaten an einem Tiſche, mit ihnen in Geſellſchaft eſſen, die als „literariſche Miteſſer“ nun auf einmal Literatur und Kunſt in den Leib bekommen, bald heiß und bald kalt, bald trocken und bald naß, und die nun den angelaufenen Leib für literariſche Sättigung, und die Schwere im Magen für eine geiſtige Nahrung halten.

Dieſe „literariſchen Miteſſer“ ſind die komiſchſten Menſchen von der Welt. Mit vieler Andacht eſſen ſie ihren Schinken mit obligaten gelehrten Redensarten, verſchlucken mit ſeligen Mienen Würſtel mit Aeſthetik, und trinken mit verklärtem Antlitze Doppelbier mit kritiſcher Hefe!

Früher wurde man zum Ritter geſchlagen, jetzt gibt es Leute, die zum Literaten gegeſſen werden. Wenn man ſechsmal mit einer literariſchen Clique zuſammen „Coteletts mit Goldrüben“ verzehrt, dabei auf alles das ſchimpft, auf was ſie ſchimpfen, vom Höchſten bis zum Kleinſten, und alles das lobt, was ſie loben, vom Geringſten bis zum Gemeinſten, ſo iſt man am ſechsten Abend zum Literaten gegeſſen, ſo kann man am ſiebenten Tag in der Stadt herumgehen und ſo thun, als ob man ſelbſt ein Literat wäre, und ſagen: „Ich bin ein gegeſſener Literat," das heißt, nicht ein Literat, der gegeſſen worden iſt, ſondern ich bin zum Literaten gegeſſen worden, das heißt, ich habe mich ſelbſt zu einem Literaten gegeſſen, das heißt, nicht ich habe mich ſelbſt zu einem andern Literaten gegeſſen, ſondern ich habe mich ſelbſt zu mir ſelber zum Literaten gegeſſen!

Ein ſolcher zum Literaten gegeſſener „literariſcher Miteſſer" iſt das komiſch'ſte Weſen auf der Welt! Er ſucht ſeiner Familie zu imponiren, weil er mit Literaten zuſammen Cotelетts ſpeiſt; er ſpricht mit Arroganz von Perſonen, die ſo hoch ſtehen, daß ſeine Niedrigkeit an ihnen gar nicht hinaufreicht; von Autoren, die ihn keines Blickes würdigen; von Gegenſtänden, die ſeine Naſeweisheit gar nicht begreift; er tadelt, er lobt, er ſchmäht, warum? weil er ein „literariſcher Miteſſer" iſt! weil er und der Kellner geſtern mit einander gehört haben, wie ein ſogenannter Literat eben ſo abgeſchmackt und eben ſo naſeweis über alle jene Angelegenheiten bei ſeinen Schinken geurtheilt hat.

Am andern Tage will der Bediente einem ſolchen „literariſchen Miteſſer" den Rock ausbürſten, und ſagt: „da iſt ein Fettfleck!" Da ſchreit der literariſche Miteſſer ängſtlich: „Um Gotteswillen, du Dummkopf! das iſt kein Fettfleck, das iſt eine Portion Dramaturgie, die mein Nachbar geſtern Abend beim Eſſen auf meinen Aermel verſchüttete." Seine Mutter kommt und ſagt: „Kindchen, da auf deinem Jabot liegt ja eine ganze Sauce!" Aber der literariſche Miteſſer erboßt ſich und ruft mit Pathos aus: „O Mutter! die Götter mögen dir vergeben! Sauce? O nein, nicht Sauce iſt es, was auf meinem Jabot liegt, es iſt Converſationston aus dramatiſchen Gemälden, der mir geſtern Abends beim Eſſen auf das Jabot gegoſſen wurde!“

Kurz, es gibt keine drolligeren Geſchöpfe, als dieſe „literariſchen Miteſſer“. Sie vernachläſſigen ihr ehrliches, honnetes Brot, um mit dabei ſein zu können, wenn bei „Würſtel mit Kren“ über die höchſten Intereſſen der Stadt und der Literatur abgehandelt wird, und der Kellner ſtets die entſcheidende Stimme hat.

Wenn ſie dann mit vollem Bauche weggehen, ſo glauben ſie, ſie haben den Kopf voll, und am andern Tage halten ſie ſich ſelbſt für Gelehrte, für Poeten, für große Kritiker! Aber ſie haben auch große, ſie haben ſchwere Verpflichtungen, dieſe literariſchen Miteſſer! Sie müſſen die Ausführungskanäle machen, welche die Anſichten der Clique in andere Bierhäuſer und Familienkreiſe übertragen. Sie müſſen die Waſſerleitungsröhren ſein, die ihren trüben Inhalt aus dem ſumpfigen Hauptbaſſin in die Straßen und öffentlichen Plätze maſchinenmäßig verführen und austheilen!

Ach, es iſt ein ſchweres Amt, eine peinliche Stellung, ein „literariſcher Miteſſer“ zu ſein, aber es muß ſolche Menſchen auch geben, die weiſe Vorſehung hat vom Mammuth bis zur Milbe, von der Zeder bis zum Yſop, der an den Wänden kriecht, nichts ohne weiſen Zweck erſchaffen, ſie hat auch dieſe „literariſchen Miteſſer“

nicht ohne wohlthätige Abſicht entſtehen laſſen, wenn wir kurzſichtige Sterbliche es auch nicht erforſchen können. Darum:

Ehret die literariſchen Miteſſer, ſie flechten und weben
Komiſche Käuze in's trockene Leben!

Deklamations-Saal.

Weinen und Lachen.

Weinen.

Das Weinen iſt in dieſem Erdenzelt
Des Herzens und des Menſchen einz'ge Gabe,
Begrüßt von Thränen wandert er zu Grabe;
Und auch das Kind, das kaum an's Licht erſcheint,
Es ahnt des Lebens langen Schmerz und — weint!

Lachen.

Das Lachen iſt der Menſchheit höchſtes Gut,
Denn weinen, weinen kann auch die Hyäne;
Das Lachen zeigt von roſenrothem Blut,
Von ſchwarz geſtocktem Blute zeigt die Thräne.
Die Weiner und die Nießer werden niemals flott,
Zu beiden ſagt die Menſchheit: „Helf' euch Gott!“

Weinen.

Kennſt du die kleinen Wunderperlen nicht,
Die aus des Herzens Grund und Tiefen,
Aus unſ'rer Augen unbegränztem Licht
Die innigſten Gefühle rieſen;
Kennſt du die Wunderperle, Thräne, nicht,
So weißt du nicht, wie Herz zum Herzen ſpricht!

Lachen.

Dem Weinen iſt die Schöpfung nicht geweiht,
Die Engel lächelten, als auf das „Werde!“
In ihrem roſenvollen Hochzeitskleid
Dem Nichts entſprang die junge Erde,
Und nach der chaotiſchen, ew'gen Nacht
Hat freudiglich der erſte Tag gelacht.

Weinen.

Und als erwachend aus dem erſten Schlaf
Die erſte Frau nun vor dem Menſchen ſtand,
Als nie gekannte Lieb' ſein Weſen traf,
Als nie gekannte Gluth ſein Herz entbrannt,
Da brach aus ſeinem Aug', was ihm der Mund verneint,
Die erſte Thräne war es, die der Menſch geweint.

Lachen.

Und darum weint noch jetzo mancher Mann,
Wenn ſeine Frau er ſchauet beim Erwachen!
Zu lieben fängt der Mann mit Weinen an,
Zu lieben aber hört er auf mit Lachen;
Mit Thränen nicht gewinnt man Frauenherz,
Sie reißt ein Einfall hin, ein Witz, ein Scherz!

Weinen.

Das Lachen und des Lebens tolle Luſt,
Sie ſind wie Gäſte, die vorüber ſchweben,
Der Schmerz allein, das Weh' in unſ'rer Bruſt,
Sie ſiedeln an ſich für das ganze Leben;
Die Menſchen ſind zur Freude nicht gemacht,
D'rum weint das Auge, wenn das Herz uns lacht.

Lachen.

Das Weinen kommt nicht ſtets aus reinem Quell,
Und falſche Thränen fließen falſchen Schmerzen,
Das Lachen doch erkennt am Klang man hell,
Ob uns das Lachen wirklich geht vom Herzen.
Die fühllos ſind, die weinen g'rad recht viel,
Auch im Theater bei dem Trauerſpiel!

Weinen.

Wenn ſich des Abends trennen Tag und Nacht,
Und wenn ſie ſich am Morgen ſehen wieder,
Dann weinen ſie aus ſüßer Liebe Macht,
Die Tropfen fallen dann zur Erde nieder;
Doch Thränen ſind's, vom Himmelsauge blau,
Der Menſch nennt dieſe Tropfen: Morgenthau.

Lachen.

Dann lacht der Weſtwind, ſcherzt die Thräne fort,
Küßt ſie hinweg von zarten Roſenwangen;
Denn Weinen iſt ein wahrer Schönheitsmord,
Das Thränenwaſſer bleicht die Roſenwangen;
Der heit're Himmel ſprach: „es werde Licht!“
Da ward ein lachend Frauenangeſicht!

Weinen.

Das Lachen iſt nicht immer edler Herzen Brauch,
Gebrauch davon kann auch der Böſe machen;
Die Bosheit lacht, die Schadenfreude auch;
Die Dummheit und die Einfalt, ſie auch lachen;
Die Thräne aber hat der Erdenſohn
Allein für Liebe, Mitleid, Religion!

Lachen.

Den Weinenden, den hört man einmal an,
Den Lachenden wird man nicht ſatt zu hören,
Das Luſtſpiel wird beſucht, ſo oft man kann,
Die Poſſe wird uns froh ſtets neu bethören,
Ein Trauerſpiel hält Niemand zweimal aus,
Man ſagt: „Ein Trauerſpiel? das hab' ich ſchon zu Haus!"

Weinen.

Wer lacht, wenn er mit ſich iſt ganz allein?
Wer einſam iſt, kann Lachen den ergötzen?
Hingegen Weinen ſtellt voll Troſt ſich ein,
Einſame Augen liebevoll zu netzen.
Wer ſich in öder Nacht hat einſam ſatt geweint,
Dem iſt der Freund, die Thräne, nicht verneint!

Lachen.

Für Thränen gibt es nicht Erinnerung,
Vergang'ner Schmerz bleibt im Gedächtniß nimmer,
Das Lachen wird, d'ran denkend, wieder jung,
Die Freude lebt in der Erinn'rung immer;
Das Weinen wird im Lethe gern verſenkt,
An's Lachen man das ganze Leben denkt.

Weinen.

Die Thränen ſind die Boten an das Herz,
Die Boten bitten rührend um Erhörung,
Sie finden freien Einlaß allerwärts,
Und ihrem frommen Flehen wird Gewährung;
Die Thräne, die dem Mitleid wird geweint,
Sie ehrt viel edle Herzen hier vereint!

Lachen.

Vor ſolchen Thränen tret' ich gern zurück,
Nicht herzlos ſoll man ſtets das Lachen wähnen,
Auch ich trag' gerne bei ein kleines Stück,
Man lächelt oftmals gerne zwiſchen Thränen;
Wenn ſolchen Anklang findet fremder Schmerz,
So lacht dem Weinenden wohl ſelbſt das Herz!

Weinen (zum Lachen).

So reiche freundlich mir die Schweſterhand,
Und laß uns freundlich jetzt zuſammenſtreben!

Lachen (zum Weinen).

Das Leben iſt ein buntgewirktes Band,
In welches Luſt und Schmerz den Faden weben;

Beide (zum Publikum).

Wo Weinen, Lachen ſinnig ſich vermiſcht,
Da wird das Herz gekräftigt und erfriſcht!

Das jüngſte Gericht.

Er ſaß auf ſeinem Throne,
Der Herr in ſeinem Glanze,
Mit ſeiner Sternenkrone,
Mit ſeinem Sonnenkranze.

Zu ſeines Thrones Stufen,
Aus Feuer und aus Licht,
Hat er die Welt berufen
Zum ſchrecklichen Gericht.

Poſaunenklänge ſchmettern
Aus ſeinem Engelheer,
Sie rufen unter Wettern
Die todten Menſchen her.

Des Himmels Tempelflammen,
Die Sonne und der Mond,
Sie flackern wild zuſammen
Am ganzen Horizont.

Es gießen alle Sterne
Die Feuermaſſen aus,
Daß aus dem tiefſten Kerne
Die Flamme tritt heraus.

Und alle dieſe Gluthen
Mit ihrem Feuerfall,
Umrauſchen und umfluthen
Den ſchwarzen Erdenball.

Und Gottes Stürme blaſen
Die Flammen an mit Macht,
Die Erde zu verglaſen
Bis in den tiefſten Schacht.

Und feuriger und röther
Wird ſtets der Erdenball,
Und ſchwimmt im hellen Aether,
Ein brennender Kryſtall.

Und eine Rieſenkohle
In angefachter Gluth,
Durchſichtig bis zum Pole
Die große Erde ruht.

Man ſieht in ihrem Herzen,
Wie's hämmert und wie's pocht,
Wie ſie zu edlen Erzen
Ihr Herzensblut verkocht.

Man ſieht auch das Geäder,
In dem die Heileskraft
Der Quellen und der Bäder
Die Werkſtatt ſich erſchafft;

Man ſieht in tiefer Stätte
Den Maler Frühling itzt,
Wie er mit der Palette
Im Schooß der Erde ſitzt;

Wie Roſen er und Blüten
Mit Farben zart bedeckt,
Wie er die ſchamerglühten
An's Herz der Erde ſteckt.

Man ſieht die dunkle Halle,
Die ſchwarze Kräuterburg,
Da kocht die Gifte alle
Der alte Demiurg.

Und alle Särge weichen,
Und liegen da entblößt,
Und zeigen alle Leichen,
Die jemals ſind verweſ't.

Vom Kaukas bis zur Klippe
Im tiefſten Meeresgrund,
Liegt G'rippe an Gerippe
Im ganzen Erdenrund,

Und als mit eh'rnem Klange
Die große Tuba dröhnt,
Die zu dem letzten Gange
Am jüngſten Tage tönt;

Da ſteigen aus dem Bette
Die Schläfer alle aus,
Millionen Mal Skelette
Verlaſſen ſtill ihr Haus.

Und viel Milliarden Leichen,
Sie kommen Hand in Hand,
Ohn' Unterſchied und Zeichen,
Ohn' Rang und ohne Stand.

Sie tragen nicht Gewänder,
Geſtickt in eitler Luſt,
Nicht Kronen und nicht Bänder,
Nicht Sterne auf der Bruſt.

Nicht Alter und nicht Jugend,
Nicht reich und g'ring man ſieht,
Die Sünde nur, die Tugend
Allein macht Unterſchied.

Mit bleichen Sündermienen
Erſcheint der Todtenkreis,
Kein Einz'ger unter ihnen,
Der rein die Seele weiß.

Wo Gott zu Throne waltet,
Erſcheinen alle ſie,
Die Knochenhänd' gefaltet,
Gebeugt das Knochenknie:

„O Vater, du da oben,
Der du da biſt voll Huld,
Den ſeine Sterne loben,
Vergib uns unſ're Schuld!"

Und Gott mit mildem Haupte
Neigt ſich herab, und ſpricht:
„Wer jemals an mich glaubte,
Und wer vergaß die Pflicht,

Sind beide meine Kinder,
Steh'n beide mir zur Seit',
Ich liebe den nicht minder,
Der fehlte und bereut.

Und wer auch hat geſündigt,
Wenn er bereut nur hat,
Dem werde laut verkündigt
Von ſeines Schöpfers Gnad'!

Und kommen ſie einſt ſchlafen
In meinen Vaterſchooß,
So kann ich ſie nicht ſtrafen,
Ich kann ſie lieben blos."

D'rauf lächelt Gott noch milde
Und ſieht die Menſchen an,
Die mit dem Ebenbilde
Von ſich er angethan,

Und ſpricht dann zu den Seinen:
„Sie gehen ein zum Licht!“
Und alle Engel weinen,
Und aus iſt das Gericht.

Das Wort der Elemente.

Laßt uns wohl das Wort erfaſſen,
Wie es kam aus Schillers Hand,
„Denn die Elemente haſſen
Das Gebild der Menſchenhand!“

Feuer ſpricht: Laßt mich zum Dach hinaus
Durch's Gebälk laßt frei mich ſchlagen;
Laßt mich aus dem engen Haus
Meine freien Flammen tragen!
Fragt nur Abends eure Töchter:
„Habt die Gluth ihr wohl bewacht?“
Laßt nur rufen eure Wächter:
„Habt auf Licht und Feuer Acht!“
Spaltet wie des Glühwurms Schein,
Mich zu euren Kerzen klein,
Sperrt mich in Laternen ein,
Streut nur Aſche auf mein Haupt
Zwängt in Oefen meine Glieder,
Ehe ihr es ſelber glaubt,
Schüttle ich mein Gluthgefieder,
Und, der Freiheit lang beraubt,
Raſe ich entfeſſelt wieder,
Und mit Zungen, wie die Hyder,
Reiß' ich alle Schranken nieder!

Wind und Zufall, meine Bundsgeſellen,
Lauern auf der Häuſer Schwellen,
Paſſen wohl an off'nen Stellen,
Um die freien Flammenwellen
Mit des Sturmes wildem Raſen
In die Höhen hinzublaſen,
Und die Lüfte zu verglaſen!
Oben hoch auf jähen Dächern
Tanz' ich auf den Schieferfächern,
Ein Nachtwandler, der die höchſte Spitze
Sich erkor zu ſeinem Sitze.
Und der Glocke eh'rner Mund
Thut es allen Menſchenſeelen
Dröhnend kund,
Daß zur Stund'
Wind und Feuer ſich vermählen!
Und ich will zum Hochzeitfeſte
Eure Tempel und Paläſte
Mir als Hochzeitsfackeln ſchwingen,
Und von Gut und Hab' das Beſte
Nimmerſatt verſchlingen,
Und in eurem Mauerneſte
Euer Silber, euer Goldgeſchmeide
Schmelzen mir zum Brautnachtkleide;
Bis in dieſem Flammentanz,
Fähig keines Widerſtand's,
Alles, was ihr Menſchen habt errichtet
Und erdichtet,
Iſt vernichtet,
Eure Werke hundert und noch hundert,
Die die Welt bewundert,
Sind verglommen und verzundert!

Waſſer ſpricht: Hinweg mit Schleuſen und mit Dämmen,
Lang genug ließ ich mich hemmen!
Euer Gras nicht wegzuſchwemmen,
Wollt ihr meine Bruſt beklemmen?
Soll ich länger Sklav' noch bleiben,
Soll ich länger Mühlen treiben?
Soll in Zweigen mein Geäder
Eure Schaufeln, eure Räder
In Bewegung ſtets erhalten?
Soll verſuchen denn ein Jeder,
Für Kanäle und für Bäder
Meine Arme mir zu ſpalten?
Soll geduldig ich ſtets halten
Unter'm Joch von euern Brücken?
Soll ich freundlich ſtets den Rücken
Euern tauſend Schiffen bücken?
Bald in Buchten,
Bald im Hafen
Soll ich ruhig ſchlafen?
Bald befruchten
Eure Saaten?
Bald zum Kochen, Sieden, Braten
Küchendienſt verrichten?
Soll nach eurem Amt und Pflichten
Dann in Feuersnöthen
Meinen eig'nen Bruder tödten?
Soll den Staub und Schmutz der Erde
Aus Gewändern, aus Geberde,
Und den Schlaf aus euren Augen
Wegzuwaſchen taugen?
Nein! allmälig
Wird mir dieſes Joch zu ſchmählich,

Will mich nun zum Herren ſchaffen,
Will der Feſſel mich entraffen,
Will nach eig'nem Herzgelüſte
Auf der Erde mich euch zeigen,
Will die hohe Meereskrüſte
Lüſtern ſchäumend überſteigen,
Und die große Waſſerwüſte
Aus des Oceanes Becken,
Soll zu aller Weſen Schrecken
Euer Weltall überdecken!
        Denn die Waſſergeiſter
        Sind der Erde Meiſter;
        Ihrer Rieſenſtärke
        Sind die Menſchenwerke
        Unterthan!
Und auf meiner naſſen Bahn
Spiele ich in leichten Stürmen
Mit Gebäuden und mit Thürmen
Wie mit kleinen Meergewürmen!
Frei ſein iſt des Waſſers Luſt,
Wegzuſchleudern aus der freien Bruſt,
        Was ihr verhaßt,
        Was ihr zur Laſt,
Iſt ſie der Kraft ſich froh bewußt;
Zu der Kraft,
Die den Willen ſchafft,
Kommt die Leidenſchaft,
Meinem Elemente erblich,
Menſchen! euch ſei ſie verderblich!

Sturmwind ſpricht: Soll ich für Windmühlflügel
Dienſtbar ſein auf jedem Hügel?

Soll ich blos die Luftballone
Höflich weh'n zur blauen Zone?
Soll ich blos die Segel ſchwellen,
Die Gewinnſucht hält auf allen Wellen?
Soll, um Wetter zu verkünden,
Knarrend an den Kahn mich binden?
Soll in Bälgen dünn mich machen,
Eure Späne anzufachen?
Auf ihr Wälder!
Meine Kraft-Vermelder!
Will in euren düſtern Räumen
Nicht mehr liegen, ſchlafen, träumen,
Nein, die Bäume will ich rütteln
Und die Zweige will ich ſchütteln,
Und die Stämme will ich knicken
Wie ein Rohr,
Stamm und Aſt in Stücken
Schleudern hoch empor!
Und den Fels will ich in Wettern
Von dem Gipfel niederſchmettern,
Die Lavine von dem Gipfel
Will ich über Wälder-Wipfel
In das Thal hinunterkehren,
Und die Schiffe auf den Meeren
Will zum Tanze ich begehren,
Will ſie bei den Rippen,
Bei der Eiſenbruſt voll Zacken
Grimmig packen,
Und an Klippen
Sie zerknacken,
Will Steine
Und Gebeine,

Häuſer, Dächer, Thüren
Durch die Lüfte führen!
Zerren will ich an der Glocke Strängen,
Daß ſie heulen ſoll in Jammerklängen,
Gleich den dürren Halmen
Will die Thürme ich zermalmen,
Daß in dumpfen Tönen
Sie herniederdröhnen,
Und die Menſchen es erkennen
Und die Luft Gebieter nennen!

Erde ſpricht: Wird's nimmer euch genügen,
Meinen Rücken wund zu pflügen?
Meine Haut mit Eiſenſpitzen
Habbegierig aufzuritzen?
Müßt in meine Berg' ihr dringen,
Wo metall'ne Adern klingen?
Müßt ihr in des Herzens Schacht,
In des Buſens ſtille Nacht,
Wo von zauberhaft'gen Dingen
Meine dunklen Geiſter ſingen?
Müßt ihr durch der Habſucht Macht
Unter Pochen, unter Hadern,
Mir das Gold aus meinen Adern
Unter Todesſchmerz entringen?
Müßt ihr graben meine Tiefen,
Und die Steine, die da ſchliefen,
Rufen an des Tages Brand?
Und die Erze, die da triefen
Von der ſchimmerweißen Wand,
Reißen von dem Mutterland?

Müßt ihr meine Felſen ſprengen,
Dieſe meine hohen Ahnen,
Und mit euren Handelsbahnen
Durch die Bruſt ſich ihnen drängen?
Nein, ich will erheben meine Stimme
Im gerechten Herzensgrimme,
Lang genug hab' ich, zuſammgekauert,
Igel gleich zuſammgeballt,
Hab' geſchwiegen und getrauert
Ueber jene Herrſchgewalt;
Lang genug hat dies gedauert,
Endlich bin ich aufgeſchauert,
Und ich will die Glieder ſtrecken,
Daß Entſetzen und Erſchrecken
Euer Antlitz ſoll bedecken;
Wie im Fieber will ich zittern,
Und an allen Gliedern beben,
Um mich ſelber zu zerſplittern,
Aus den Angeln mich zu heben.
Feuer, Flammen will ich ſpeien,
Zornig aus den Felſenſchlünden,
Um den Menſchen zu verkünden,
Daß ſie nun ihr Maß von Sünden
Bußethuend, ſchnell bereuen!
Auf will meinen Mund ich machen,
Gleich dem weiten Höllenrachen,
Städte, Menſchen zu verſchlingen!
Und die Berge ſollen krachen,
Und die Felſenwände ſpringen
Wo die Menſchen ängſtlich rennen,
Soll der Boden ſchnell entbrennen,

Soll der Boden ſchnell ſich ſpalten,
Und von heißen und von kalten
    Waſſergüſſen
Aufgeklafft und weit zerriſſen
Gähne ihnen, wo ſie fliehen mögen,
    Allerwegen
    Tod entgegen!
So geſagt, und zum verderblichen Geſchäfte
Einten alle Elemente ihre Kräfte,
Als der Schöpfer plötzlich ſich zu einem jeden
Neigt und ſaget: Laßt das Friedenswort mich reden!
Seht ihr dieſen blauen Himmelsbogen,
Wißt, es iſt mein ew'ger Gnadenbrief,
Sterne ſind als meine Handſchrift durchgezogen
Und die Sonne, die dort hängt ſo tief,
Es iſt mein Gnadenſiegel in den blauen Wogen,
Und der Mond, es iſt mein Aug', das auch bei Nacht
Ueber dieſes Briefes Bürgſchaft leuchtend wacht,
Und der Morgenſtern iſt Herold jeden Tag,
Daß mein Siegel Nachts zu meinem Haupte lag.
Dieſer Brief mit ſeinen blauen Blättern,
Mit dem Siegel, mit den Sternenlettern,
Sagt, für wen hab' ich ihn ausgeſtellt?
Für den Menſchen unten auf der Welt.
Wenn den Menſchen Furcht und Unglück trifft,
Schau' er den Brief nur an mit ſeiner Schrift,
Schreib' dann auf ſein Herzensblatt,
Was dem Himmel er zu ſagen hat,
Denn der Himmel ſchaut ſchon tief hinein,
Liest die Schrift, auch noch ſo klein.
Und ſo lang' der Brief da oben ſteht,
Nicht zu Grund' die Menſchheit geht.

Ewig ſteht der Himmel oben,
Wenn auch Elemente toben,
Kehren ſie zur Menſchheit Glück,
Zum Gehorſam und zur Ruh' zurück.
So der Schöpfer ſprach, und unter ſeinem Worte
Baute ſich im ſiebenfachen Strahl
Eine hohe Roſenpforte
Ueber Meer und Land, und Berg und Thal;
Und die Luft iſt mild von Glanz durchflittert,
Und das Feuer ſchwamm in Regenbogen-Licht.
Auf dem Waſſer nun der Himmel wieder zittert,
Und die Erde lag anbetend auf dem Angeſicht.
Und die Elemente und der Menſch zuſammen
Standen huldigend in Gottes Friedens-Flammen.

Der Beſuch.

Zwei Schweſtern, die mit zartem Herzenstriebe
Von früher Kindheit an ſich zugethan
Mit ſelt'ner, ſchwärmeriſcher Schweſterliebe
Sich bildeten des Lebens heitern Plan;
Sie trennt der Tod, der mit gefräß'ger Lippe
So gern des Lebens friſche Blüte naſcht,
Die gerne mit der nimmer müden Hippe
Der Jugend ſüßen Spiele überraſcht.
Der jüngſten Schweſter zarte Knospenblüte
Umfaßte ſchnell der Muttererde Staub,
Die Aelt're mit zerriſſenem Gemüthe,
Sie blieb allein, der düſtern Schwermuth Raub,
Und ſieben Tage lang hat ſie getrauert,
Und ſieben Nächte lang hat ſie geweint,
Von Schwermuth und vom ſtillen Schmerz durchſchauert,
Blieb Ruh' und Schlummer ihrem Aug' verneint.
Und in der ſiebenten der finſteren Nächte,
In der ihr Bett mit Thränen ſie begießt,
Sind losgethan des Sturmwinds wilde Mächte,
Der Wolken Regenſchleuſe ſich ergießt;
Es rüttelt an des Fenſters Eiſengittern
Des Sturmes unſichtbare Rieſenhand,
Der Donner rollt, daß alle Pfoſten zittern,
Die Blitze ſchleudern ihren Fackelbrand,

In immer neuen ſchweren Regengüſſen
Entleert die Wolke den geborſt'nen Strom,
Und jeder neue Blitzſtrahl zeigt zerriſſen
Des finſtern Himmels ſchwarz umhängten Dom.
Da öffnet ſich die Thüre, und es ſchreitet
Die Schweſter bleich herein im Sterbgewand,
Und nahet ſchwebend ſich dem Bett, und breitet
Hin zu der Schweſter ihre weiße Hand,
Und naht ſich auch der Schweſter Lagerſtätte,
Und ſpricht mit geiſterhaftem Ton zu ihr:
„O Schweſter, kalt iſt's drauß' in meinem Bette,
O rücke doch und theil' dein Bett mit mir.“
Erſchrocken ſpringt ſie auf, und ſchnell verſchwunden,
Zerfloſſen in der Luft war die Geſtalt.
Sie hält es für ein Luftgeſpinnſt der Stunden,
Das mitternächtlich ſchwarzes Blut umwallt.
Und in der zweiten Nacht zur ſelben Stunde
Steht ihre Schweſter wiederum vor ihr,
Und liſpelt mit dem todtenbleichen Munde:
„O Schweſter, theile doch dein Bett mit mir,
Mein Lager drauß' iſt kalt und naß, mir beben
Die Glieder, ich kann draußen nicht mehr ſein.
O laß mich liegen an dein Herz voll Leben,
Laß Schweſter mich in's Bett zu dir hinein!“
Sie ſpricht's, und faßt ſie an, da jagt der Schrecken
Die Schlummernde von ihrem Lager auf,
Und wieder glaubt erwachend ſie, es necken
Des Blutes Bilder ſie im ſchwarzen Lauf.
Und in der dritten Nacht zur ſelben Stunde
Kommt wieder ihre Schweſter, und die Hand
Hebt flehend ſie, das Aug', das hohle, runde,
Nach ihrer Schweſter lichtlos ausgeſpannt;

Und über ihr Geſicht fährt ſie hernieder
Mit eiſ'ger Hand, und ſpricht ohn' Unterlaß:
„O Schweſter mein, wie ſchauern mir die Glieder,
Mein enges Bett iſt dumpf und kühl und naß,
O rück' zur Seit', daß ich bei dir erwarme,
O rücke Schweſter ſchnell zur Seite dich!“
So fleht ſie dumpf, und ſtreckt die Knochenarme
Nach ihrer Schweſter aus, ſo inniglich,
Und dieſe, angefaßt von Schreck und Grauen,
Entſetzt ſpringt ſie von ihrem Lager auf,
Und weint und betet fromm, bis an dem blauen
Azur des Tages Wagen zieht herauf.
Dann ſendet ſie mit andachtvollem Herzen
Um einen gottgeweihten Prieſtermann,
Und treten betend mit geweihten Kerzen
Den Weg hinaus zum fernen Kirchhof an.
Und als ſie kommen an des Grabes Stelle,
Bezeichnet von des Kreuzes Friedensſtab,
Da ſah'n ſie von des Regens wilder Welle
Durchwühlet und durchriſſen ganz das Grab,
Vergebens ſuchen ſie mit heil'gem Schauer
Die Todtenbahre, die die Leiche barg,
Und finden endlich an des Friedhofs Mauer
Dahingeſchwemmt den friſchen Todtenſarg,
Und mit Gebet und andachtsvollen Zähren
Beſtatten ſie die Leiche wieder zu,
Und alle and'ren Nächte, ſie gewähren
Der frommen Schweſter ungeſtörte Ruh'.

Der Liebe Macht und ihre Gränzen.

Wer mißt der wahren Liebe Macht,
Und wer erforſchet ihre Gränzen?
Der zählt in einer Frühlingsnacht
Die Sterne, die am Himmel glänzen!
Wer hat der Liebe Macht belauſcht,
Und wer erwäget ihre Kräfte?
Der hat des Sturmes Kraft belauſcht
In ſeinem ſauſenden Geſchäfte!
Wer kennt der Liebe Allgewalt,
Und weiß, wo ihre Kraft ſich endet?
Der ruft dem Blitzſtrahl zu: „jetzt Halt!“
Den eine Wolke zuckend ſendet!
Wer weiß, was heiße Lieb' vermag,
Und was ihr tollkühn wohl gelinget?
Der weiß, wann ſich der letzte Tag
Dem Ocean der Zeit entringet! —
Roderigo, der die Leier ſchlug,
Ein Sänger, viel beliebet und belobt,
Der Liebe Gift im Herzen trug,
Er hat der Liebe Kraft erprobt.
Nur einmal hat er flüchtig ſie geſeh'n,
Die hohe, unbekannte Schöne,
Da war's um Sang und Ruh' geſcheh'n,
Und düſter klangen ſeine Saitentöne.

Er ſuchte ſie in jedem Kreis,
Wohin nur Frauen immer kamen.
Da endlich lächelt ihm das Glück,
Das ſelten in der Lieb' Geleite,
Im Schauſpielhaus bei'm neuen Stück
Bekommt er Platz an ihrer Seite.
Erſt ſchüchtern, faßt er bald ſich Muth,
Und ſpricht mit aller Liebe Feuer
Von ſeiner tiefgefühlten Gluth,
Wie ſie das Leben ihm macht theuer;
Von ſeinem blauen Auge ſtrahlt
Der echten Liebe hohe Klarheit,
Gibt dem Gefühle, das er malt,
Gewalt und Weihe heil'ger Wahrheit,
Und hingeriſſen von der Worte Kraft,
Die von des Dichters Lippen quellen,
Erfaßt auch ſie die Leidenſchaft
Mit ihren aufgejagten Wellen.
Er ſchwört bei ſeinem Wohl und Weh',
Zu folgen ihr im ganzen Leben,
Wo ſie auch weil', wohin ſie geh',
Er mache Berg' und Klüfte eben;
Und ſtiege ſie in's tiefe Meer,
Und auf des Chimboraſſo's Höhe,
Er ginge immer nach ihr her,
Gebannt an ihre Zaubernähe.
Das rührt ſie, und mit leiſem Wort,
Als wollt' die Scham ſich ſelbſt nicht hören,
Beſtimmt ſie bebend ihm den Ort,
Das Bündniß feſter zu beſchwören:
„Am Sonntag“ — „vier Uhr“ — „Nachmittag“ —
„Im Tivoli“ — „kann ich es wagen,“ —

— In ihrem ſtillen Tone lag
Der erſten Liebe ſchüchtern Zagen.
„Sie folgen“ — „über Berg und Kluft,
Zum Himmel und zur Hölle!“
So Wort um Wort vertraut der Luft,
Trägt hin und her der Töne Welle;
Und um vier Uhr Sonntag ſtand
Er im Tivoli voll Furcht und Zagen,
Das Feuerauge ſehnend ausgeſpannt,
Er fühlt voll Macht das Herz laut ſchlagen!
Vergeſſen hat er, um den Ort
Zu fragen, auch um ihren Namen;
Die Menſchenmenge reißt ihn fort,
Die ſchaarenweiſe heute kamen.
Verzweifelnd und im vollen Lauf
Durchſchreitet er die große Menge,
Jagd ſuchend, immer ab und auf,
Zertheilt das treibende Gedränge,
Die ſich bald dort und bald auch hier
Um Rutſchbahn, Gaukler, Springer ſchaaren,
Die Heißerſehnte iſt nicht hier,
Sein Blick kann nirgends ſie gewahren.
Da faßt ihn eine Hand, er ſieht ſich um,
Sie ſteht vor ihm im Strahlenglanze,
Sein Auge ſpricht, ſein Mund bleibt ſtumm,
Sie war die Schönſte in dem Frauenkranze.
Sie nimmt ihn ſchweigend bei der Hand,
Und führt ihn in den Kreis, vor Allen,
Und als ſie in der Mitte ſtand,
Läßt ſie den ſeid'nen Mantel fallen,
Und ein Geweb' von Seid' und Gold
Umfließt die wunderſchönen Glieder;

Sie ſieht ihn an: „Du haſt's gewollt,
So folg' mir jetzt und niemals wieder.
Ich bin Seiltänzerin, und hier
Prangt hoch das Seil, das ich beſteige,
So folg', wie du geſchworen mir,
Daß ſich die Macht der Liebe zeige.
Geſchworen haſt bei deinem Heil,
Zu folgen mir, du Mann der Lieder;
Wohlan, ſo tanze auf dem Seil
Mir nach nur einmal auf und nieder."
Der Dichter bleibt gelaſſen, ſpricht:
„Da muß ich höflich proteſtiren,
Seiltanzen kann die Liebe nicht,
Sie kann blos an dem Seil uns führen."

Ei!

Ein Sylbenſpiel.

Seitenſtück zu dem Gedichte „Na!“

Die Sylbe „Na“, die kann ſich glücklich preiſen,
Es nahm ein Dichter ſich ſchon ihrer an,
Um ihre Wichtigkeit uns zu beweiſen,
Verfaßt er: „Na“ ein völliger Roman.
Die Sylbe „Ei“ jedoch wird kaum beachtet,
Man glaubt, ſie hab’ im Leben kein Gewicht,
Darum hab’ ich ſie näher mir betrachtet,
Und widme nun ihr dies Gedicht.
Die Sylbe „Na“ iſt früher zwar gekommen,
„Na“ das iſt nun nicht anders mehr,
Doch ob das jetzt den Muth mir hat benommen?
„Ei,“ das beſchämte wahrlich mich zu ſehr.
Das Wörtchen „Ei“ ſpielt eine große Rolle,
Und iſt bei allen Menſchen engagirt.
Der Weiſe, wie der Narr, der Griesgram, wie der Tolle,
Von jedem wird es in dem Mund geführt.
Ein Beiſpiel nur: Man nennt von unſerm Leben
Die Ehe als den Hauptabſchnitt ſtets frei,
Gewiß, weil’s in der Eh’ uns vorkommt eben
Als ob das Haupt uns abgeſchnitten ſei.
Nun, nach den erſten Flittertagen,
Die Flitterwochen ehedem genannt,
Da ſteht die Frau mit Mißbehagen,
Und neſtelt an dem Haubenband.

Der Mann ſitzt mit getheiltem Herzen,
Das zwiſchen Weibchen und Cigarre ſchwankt,
Das nun nach Hymens Fackel nichts als Kerzen
Und einen Fidibus verlangt.
Im Winkel ſitzt des Eheſatans Futter,
Der Himmel ſteh' den jungen Frauen bei!
Im Winkel ſitzt die liebe Schwiegermutter,
Die Bratſche in der Ehe Melodei;
Der Hausfreund ſitzt und zupft an Vatermördern,
Streicht ſich das Schöpſchen wundernett,
Und um die Zeit ſchnell zu befördern,
Entſpinnt ſich folgendes Quartett:
„Ei!“ ſagt der Mann, „du wirſt ja gar nicht fertig
Heut' wohl mit dem vertrackten Haubentand,
Du weißt, der Wagen iſt ſchon lang gewärtig,
Wir fahren heut' hinaus auf's Land!“ —
„Ei, nur Geduld, mein Herr und mein Tyrann.“ —
„Ei doch zum Guckuck!“ fängt nun im Solobrummer
Die Schwiegermutter aus dem Winkel an.
„Ei ei! Frau Schwiegermutter auch ſchon munter?
Traktiren wieder uns mit dem Geſchrei?“ —
Dem Hausfreund wird das Ding ſtets bunter,
Er ſtreicht das Haar und denkt im Stillen: ei!
Der Mann jedoch betroffen, und betreten,
Hält lange nimmer mehr an ſich;
„Ei tauſend Wetter! das muß ich verbeten,
Sei nicht ſo ſchnippiſch, Frau, ich warne dich!“
Da zuckt ſie hämiſch mit den Augenbrauen,
Und ſtemmt die Hände in die Seit' dabei,
Und nahet ſich, um ihm in's Aug' zu ſchauen,
Und ſaget nichts als blos ein ſchnippiſch „ei?!“

Dies „ei“ ſcheint tieſer ihn zu treffen,
Als jedes Zank- und Stachel-Wort.
„So, ei!“ ſagt er, um ihr blos nachzuäffen,
„Ei!“ dreht darauf mit Haſt ſich von ihr fort. —
„Ei, ei, ei!“ ſagt nun der Hausfreund leiſe,
„Dies Ungewitter iſt mir Sonnenſchein.“ —
„Darf, gnäd'ge Frau,“ ſpricht er in zarter Weiſe,
„Ich bis zum Wagen Ihr Begleiter ſein?“ —
„Ei ja wohl! Doch nur bis zum Wagen?
„O nein, Sie fahren heute mit uns aus.“
„Ei ei! Ei ei! Das will mir nicht behagen!“
Läßt nun die Schwiegermutter ſich heraus.
Der Freund reicht nun den Arm ihr hin behende.
Der Mann mit einem Herzen, ſchwer wie Blei,
Der reibt verbiſſen ſich die Hände:
„Ei ei, ei ei, ei, ei, ei, ei, ei, ei!“
So könnte ich Ihnen Vieles noch erzählen,
Von dieſer Sylbe „Ei“, mir wär' nicht bang,
Doch fürcht' ich, und es kann nicht fehlen,
Sie ſagen endlich: „Ei, das währet lang!“
D'rum fühl' ich es mit Wohlbehagen,
Wer ſchweigt zu rechter Zeit, iſt klug;
Ich hoff', Sie werden gütig ſagen:
„Ei! für 'nen Scherz iſt's gut genug.“

Der Frauen-Senat und das Schluß-Protokoll.

(Ein Schwank.)

Anna, Eliſe, Sophie, Doris, Robert.

Robert (kommt mit einem Papier und einer Bleifeder in der Hand.)

Heut' alſo kommen wieder ſie zuſammen,
Bei meiner Frau hier in dem kleinen Saal,
Ich will einmal zum Horchen mich verdammen,
Notiren mir in wenig Worten jedesmal,
Was alles in dem Rath wird vorgetragen,
Wovon ſie immer ſchwatzen ohne Raſt.
Doch ſtill! da kommen ſie mit Wohlbehagen,
Nun heißt's: hübſch ſachte aufgepaßt.

(Er zieht ſich zurück, die Damen kommen.)

Anna.

Willkommen denn, ja tauſendmal willkommen,
Wir hielten lange ſchon nicht mehr Senat,
Indeſſen iſt ſo Manches vorgekommen
Von Wichtigkeit im Frauenſtaat.
Da gibt's ſo Manches wohl zu debattiren,
Zu conſultiren und zu referiren,
Wollen Sie gefälligſt ſich dazu bequemen?

Sophie.

Ich bin der Chronique und der Mode Referent.

Eliſe.

Ich laß die Männer mir nicht nehmen.

Doris.

Die Politik, o! das iſt mein Element.

Anna.
Die Politik ſchlägt auch in das Fach der Mode,
Wie Niederländer Spitzen und der türk'ſche Bund!
Sophie.
Politik, o die haſſ' ich noch im Tode,
Da hören Sie doch lieber meinen Fund.
Eliſe.
So laſſen Sie doch endlich etwas hören.
Sophie.
Die Frau Acciſe-Räthin iſt Homöopath!
Anna.
Ach, wirklich? —

Eliſe.
In der That —?
Doris.
Darauf wollt' ich ſchon längſtens ſchwören,
Weil ihr Geſpräch nicht Salz noch Pfeffer hat,
Homöopathen ſind Politiker eben,
Beweiſen, daß man Nichts mit Nichts curirt.
Anna.
Auch die Theater jetzt homöopathiſch leben,
Sie nehmen faſt ja gar nichts ein.
Sophie.
Doch dieſes Lob, das muß man ihnen geben,
Das Pulver haben ſie erfunden ganz allein!
Eliſe.
Die Männer ſind auch ſchon Homöopathen,
Verſchreiben ja den Frauen gar nichts mehr;
Nur über Männer müſſen wir berathen,
Denn die verſchlimmern jetzt ſich täglich mehr.

Sophie.

Ach, Liebſte, reden Sie doch nur geſcheidter,
Es gibt jetzt Männer nicht mehr auf der Welt,
Nur Schwimmer gibt's und Raucher noch und Reiter,
Nicht Ritter mehr, wie's uns gefällt.

Anna.

Die Männer! früher fingen ſie doch Feuer,
Sie glüheten, jetzt rauchen ſie nur noch.

Doris.

Sie ſchwimmen zwar jetzt ungeheuer,
In Cirkeln bleiben trocken ſie jedoch.

Eliſe.

Ja, ihr Geſpräch, das kennt nur ein Vehikel,
Die Pferde, o da ſind ſie unerſchöpflich d'rin.

Doris.

O! O! Ein Pferd iſt ein anziehender Artikel,
Die gehen alle doch nach ihrem Sinn.

Sophie.

Man glaubt in ihrer Pferde-Unterhaltung,
Daß nur von einem Mädchen Rede ſei:
„Der Kopf, der Hals, die edle Haltung,
Das Feu'r! der Gang, wie ſtolz und frei!“

Anna.

Will man die jetz'gen Männer idealiſiren,
So iſt das Nöthigſte dabei ein Gaul.

Doris.

Man muß ſie reitend-ſchwimmend portraitiren.

Sophie.

Mit einer Havannah-Cigarre in dem Maul.

Anna (zu Eliſe).
Du ſiehſt, daß du's zu weit getrieben
Mit deiner Männergunſt, mein Kind!

Eliſe.
Ach Gott! die Männer und die Lachſe muß man lieben,
Wenn ſie auch trocken und geräuchert ſind.

Sophie.
Und ihr Betragen, ſo nachläſſig und verächtlich,
So ſchlotternd, à l'anglais, wie eine Klingelſchnur.

Doris.
Politik! man iſt nicht mehr „äußerſt rechtlich",
Man iſt jetzt immer „äußerſt linkiſch" nur.

Anna.
Und „Liebe", „Liebe" wird nicht mehr getragen.

Sophie.
Ja, die Couleur iſt lang nicht mehr im Flor.

Doris.
Man trägt jetzt Changeant, Herz, Gilet und Kragen,
Franzöſ'ſchen Leichtſinn und ein ſpan'ſches Rohr!

Sophie.
Sie ſitzen ſtets an öffentlichen Plätzen,
Wenn wir auch ſteh'n, ſie thun wie blind!

Anna.
Das iſt, weil ſie die Sittſamkeit ſo ſchätzen;

Doris.
Politik nur, weil ſie ein Feind vom „Aufſtand" ſind.

Eliſe.
Iſt's beſſer denn, wenn ſie uns ſitzen laſſen,
Als wenn ſie uns laſſen ſteh'n?

Anna.
Und eitel ſind ſie, eitel, kaum zu faſſen,
Bei'm Spiegel kann man ſtets ſie ſeh'n.

Sophie.
Doch wenn ſie auch in tauſend Spiegel ſchauen,
So ſchaut doch bei den meiſten nichts heraus.

Doris.
Wenn ſie ſich ſuchen Bräute, Frauen,
Da ſeh'n ſie wie die Zebra aus.

Eliſe.
Ja, wenn ſie frei'n, ſind meiſt ſie ſchon bergunter,
Verliebt, verlobet und *verlebt* ſind ſie zugleich.

Doris.
Ein kleines Wörtchen macht die Aelt'ſten munter,
Es iſt das winzig kleine Wörtchen „reich".

Eliſe.
Die Treue haben ſie verrauchet und verſchwommen,
Sie kennen dieſes Wort kaum namentlich.

Sophie.
Und weil die Treue auf den Hund gekommen,
So führt faſt jeder einen Hund bei ſich.

Doris.
Ja, *vor* der Ehe iſt der Mann gebändigt,
Als ob's das Stück „die Zauberflöte" wär'!

Anna.
Doch in der Ehe iſt das bald beendigt,
Da heißt das Stück „der Baſſa und der Bär".
Zum Beiſpiel nur von meinem Mann zu ſprechen,
Das iſt ſo ein belebter Contrabaß —

Robert (für ſich).

Ach, jetzt iſt's Zeit ſchon, ſie zu unterbrechen,
Sonſt wird zu arg für mich der Spaß.

(Er tritt hervor.)

Anna.

Wie — mein Gemahl, wie ſind Sie her gekommen?

Doris (zu den Andern).

Ich weiß gar nicht, was das bedeuten ſoll.

Robert.

Ich hab' nur hie und da ein Wort vernommen,
Bracht' flüchtig es zu Protokoll.
Es iſt nur dann und wann ein Wort geweſen,
Nur manches Mal ein halber Fang,
Ich will den Inhalt des Senats nun leſen,
Vielleicht finden Sie d'rin den Zuſammenhang:

„Ich laß die Männer und — die Niederländer Spitzen — noch im Tode nicht — die Frau Acciſe-Räthin — will in Salz und Pfeffer — leben. — Die Homöopathen — beweiſen, daß — die Frauen ſich verſchlimmern täglich. — Reiter — ſchwimmen — in Cirkeln. — Ein Pferd iſt — von einem Frauenzimmer — der Kopf. — Die Rede — von einem Gaul — muß man portraitiren. — Mit dem Maul — Liebe haben ſie's zu weit getrieben. — Die Politik — trägt jetzt — Gilet und Kragen — und ein ſpan'ſches Rohr. — Die Männer ſuchen — Bräute, Frauen — wie die Zebra — die Aelt'ſten ſind verraucht und — auf den Hund gekommen. — In der Ehe — iſt gebändigt — der Bär — zum Beiſpiel (Anna's Hand ergreifend) das iſt ſo ein Contrabaß.“ —

Anna.

Nun muß das tolle Zeug ich unterbrechen,
Sonſt wird zu bunt uns Allen noch der Spaß.

(Hervortretend und die Andern bei der Hand faſſend.)

Die Sitzung iſt für jetzt beendigt und beſchloſſen,
Doch hat's ein Mann gehört, und hat es ihn verdroſſen,
Daß wir mit manchen argen Gloſſen,
Von Pfeifenköpf' und Roſſen,
Uns über ihn ergoſſen,
Mög' er ſich nicht erboßen,
Bedenk, wie er mit den Genoſſen,
In Worten, Liedern und in Poſſen
Mit Witz auf uns geſchoſſen;
D'rum ſagen wir es offen,
Wir wollten es probiren,
In beißend ſpitz'gen Stoffen
Uns nur zu revangiren;
Doch wird es, wie wir hoffen,
Nicht Jeden irritiren.
Der ſich nicht fühlt getroffen,
Der wird ſchon applaudiren.

Senſitiven und Flatter-Roſen.

Unglückliche Liebes-Anträge eines armen Poeten,

oder:

Krankheits-Umſtände eines Hageſtolzen.

1.

Sauern Gurken, ſüßen Blicken
Müßt ihr aus dem Wege weichen,
Sonſten wird ein grimmig Zwicken
Euer Inneres beſchleichen.

Schwarzen Kirſchen, blonden Haaren
Müßt ihr aus dem Wege gehen,
Sonſten werdet ihr erfahren
Große Schmerzen, große Wehen.

Weiße Bohnen, rothe Wangen
Dürft durchaus ihr nicht berühren,
Sonſten werdet heiß Verlangen
Und ein Dürſten ihr verſpüren.

Gelbe Erbſen, blaue Augen
Müßt ihr ebenfalls vermeiden;
Beide würden dazu taugen,
Zu vermehren eure Leiden.

Kaltes Wetter, heißes Schmachten
Bringen beide gleichen Schaden;
Enges Wohnen, weites Trachten
Wird viel Unheil auf euch laden.

Ew'ges Fürchten, ew'ges Hoffen,
Und die Furcht vor Vätern, Müttern,
Läßt den Weg zum Uebel offen,
Heißt das Uebel ſorglich füttern.

Furcht und Hoffnung von ſich ſchleudern,
Leib und Lieb' nicht überladen,
Fuß und Herz in warmen Kleidern,
So bewahrt uns Gott vor Schaden.

2.

Entſchluß.

Endlich ſoll der Guckguck holen
Dieſen Junggeſellenſtand,
Laſſe mir die Stiefel ſohlen,
Zieh' auf's Freien durch das Land.

Streich' den Schnurbart mir zurechte,
Leg' den weißen Kragen um —
„Ja, mir blüht vielleicht die Rechte
Doch hier irgendwo herum.“

Zierlich ſchlinget um die Weſte
Meine gold'ne Kette ſich; —
„Ich verdiene doch die Beſte
Unter Allen, ſicherlich!“

Nehm' den Frack, den vielerprobten,
Der ſchon aß bei Millionärs; —
„Allen annoch Unverlobten
Mache jetzo die Honneurs!“

Und die Handſchuh' auch, die gelben,
Zieh' ich ſelbſtgefällig an;
„Alle Mädchen ſind dieſelben,
Ein Poet iſt auch ein Mann!“

Span'ſches Rohr mit gold'nem Knöpfchen
Nehm' ich bildlich auch hervor; —
„Schlanker Leib mit blondem Köpfchen,
Fügſam, biegſam wie ein Rohr!“

Und mit einem Ehrenſprunge
Sag' ich meinem Spiegelbild:
„Biſt ja doch ein Wetterjunge,
Lieber Moriz! wenn es gilt!“

Mache dann noch tauſend Faxen
Vor dem Spiegel hin und her; —
„Bin geſcheidt und gut gewachſen,
Liebe Mädchen, wollt ihr mehr?“

3.

Aller Anfang iſt ſchwer.

Klopfte an die Flügelthüre,
Und ein Stimmchen ruft: herein!
„Ach, Pardon! wenn ich genire,“ —
— „O! ich bitte, gar nicht, nein!“

„Iſt Papa nicht gegenwärtig?“ —
— „Ging gerad' in's **Kaffeehaus**.“ —
Frag' und Antwort iſt nun fertig,
Und die Unterhaltung aus.

„Und Mama ihr Wohlbefinden?“
— „Danke höflichſt, es paſſirt!“
Weiß nun nichts mehr aufzufinden,
Was zu meinem Zwecke führt.

Doch nach einer langen Pauſe
Sagt' ich endlich ſehr galant:
„Da die Eltern nicht zu Hauſe,
Bitt' ich Sie um Ihre Hand.“

Und vom Seſſel ſprang ſie ſchnelle,
Ging zur Thüre raſch hinaus,
Rief zurück mir von der Schwelle:
„Herr! auch ich bin nicht zu Haus!“

4.

Wiederholung.

Dort drüben die Brunette,
Mit zarten, blaſſen Wangen,
Las meine Klingſonette
Stets emſig mit Verlangen.

Sie las ſtets meine Verſe
Im geiſtigen Triumphe,
Vergaß dabei die Ferſe
Zu ſchließen an dem Strumpfe.

„Mein Fräulein, Sie entſchuld'gen
Der Muſe kühnes Feuer,
Ich komme, um zu huld'gen,
Ich komme als ein Freier!

„Wenn Sie die Hand mir reichen,
So ſollen Sie auf Erden
In Liedern ſonder Gleichen
Verherrlichet auch werden.

„Wir wollen dann im Aether
Ein höh'res Leben wandeln,
Und für ein Bill'ges ſpäter
Verlegern es verhandeln.

„Du biſt allein im Glanze
Der Preis all meiner Lieder,
Verkaufe dann das Ganze
Um ſchönen Preis auch wieder!

„Um unſ're Liebe bauen
Sich auf der Dichtkunſt Bäume,
Vom Azurhimmel thauen
Beſeligende Träume.“

Da ſchlägt die Augenlieder
Sie auf, und fragt mit Beben:
„Und kannſt Du, Mann der Lieder,
Auch Equipage geben?“

Und wie ein dummer Junge
Steh' ich mit off'nem Munde,
Bin wieder auf dem Sprunge
Zur neuen Werbungs-Runde.

5.

Noch einmal!

Einmal hab' ich ihr begegnet
Auf der vollen Promenade,
Süße Blicke hat's geregnet,
Und ſie lobte meine Suade.

Und das Tuch durft' ich ihr tragen,
Mit den großen, rothen Blumen,
Und ich lobt' den Spitzenkragen
Von den beiden alten Muhmen.

Ging nun, um ſie anzuhalten:
„Fräulein! bin ein Junggeſelle,
Würde mich ganz gut geſtalten
Zu der häuslichen Novelle.

„Ein Poet bin ich, ein Dichter,
Aber Alles nur in Ehren,
Und als Ehemann, als ſchlichter,
Könnt' ich wohl ein Weib ernähren!

„Würde noch ein Sümmchen bleiben
Zu dem Braten alle Wochen,
Ich verſtehe gut zu ſchreiben,
Sie verſtehen gut zu kochen.

„Was Sie kochen, werd' ich eſſen,
Und Sie leſen, was ich ſchreibe;
Iſt uns dann nicht zugemeſſen
Götterkoſt an Seel' und Leibe?"

— Und ein „Ja" ſchien auszuhauchen
Dieſe ſüße Herzenspuppe,
Und ich ſah im Geiſt ſchon rauchen
Meine gute Hausmannsſuppe.

Und ſie zirpte: „Mit Vergnügen,
Müſſen meine Eltern fragen;
Töchter müſſen ſtets ſich fügen,
Thuen, was die Eltern ſagen."

Und es kamen zum Senate
Vater, Mutter, Vettern, Baſen,
Um bei'm großen Richterrathe
D'reinzuſtecken ihre Naſen.

Und Papa, der Stockphiliſter,
Maß mich mit der Laden-Elle,
Und Mama und drei Geſchwiſter
Wünſchten meine Haus-Tabelle.

Und es ſchrieen vom Orcheſter
Sieben Tanten, ſieben Nichten:
„Aber ſagen Sie, mein Beſter,
Lebt der Menſch denn von Gedichten?"

Und es drohten ſiebzehn Weiber,
Und der Ohm, der Seifenſieder,
„Komme mir mit deinem Schreiber,
Mit dem Tintenfiſch nicht wieder!“

Und die Großmama, ſie greinte,
Und es flennte eine Tante,
Und die gute Tochter weinte,
Bis ich aus dem Hauſe rannte.

6.

Nur zu!

Freier haben dicke Sohlen,
Leicht zu tragen ſind die Körbe;
Und man trachtet unverholen,
Daß man neue ſich erwerbe!

Auf dem Platz im dritten Stocke
Sitzt am Fenſter die Bewußte,
Eine jede blonde Locke
Gleichet einem Schlangenwuſte.

Hab' geſprochen eine Menge,
Um Verzeihung ſie gebeten,
Als ich neulich im Gedränge
Auf die Füße ihr getreten.

„Sie, mein Fräulein, ſind erkoren,
Komme, mich zu declariren,
Ein Genie bin ich geboren,
Nie wird ſich Genie geniren!

„Will Dich führen zum Altare,
Will das Eh'band um Dich ſchlingen,
Dieſe Locken, dick und rare,
Will ich unter Haube bringen.

„Dies Gedicht, das nagelneue,
Nimm als Zeichen Deiner Gnade,
Manuſcripte will ich ſtreuen
Dir auf Deine Lebenspfade!“

Als ich grade ſo erwarme,
Oeffnet plötzlich ſich die Thüre,
Und ſie flieget in die Arme
Einem langen Officiere.

Vor Entſetzen fuhr ich rücklings,
Rieb die Augen immer wieder,
Und, vergeſſend jedes Bücklings,
Stürze ich die Treppe nieder.

7.

Endlich.

Glaubt mir, niemals ganz vernagelt
Fühlet ſich ein Kraftgenie,
Und er geht, wenn's Kürbiß' hagelt,
Lächelnd unter'm Paraplui.

Zog ich ab mit langer Naſe,
Macht' ſich meine Naſ' doch breit,
Trotz des Kriegsmann's, Ohm und Baſe,
Wird Michaeli doch gefreit!

Kenne eines Fabrikanten
Sieben Töchter in der Stadt,
Alle haben zwar Amanten,
Einen Freier keine hat.

Heißen Pepi, Liſe, Dore,
Mali, Tini und Kathrein,
Doch die Jüngſte heißt Aurore,
Und Aurore muß es ſein.

„Ach, Aurora! Morgenſtunde!
Muſenfreundin, hör' mich an!
Haſt Du nur brav Gold im Munde,
Bin ich ſchon der rechte Mann.

„Mache, Holde, keinen Einwand,
Fabrikant bin ich allhier,
Denn Dein Vater druckt auf Leinwand
Und ich drucke auf Papier!

„Meine Waar' iſt auch nicht ſchlechter,
Ich verkaufe ſie ſo ſo;
Aber ſieben große Töchter,
Die verkauft man nicht en gros.

„Du biſt ſchön, und ich paſſire,
Du haſt Geld und ich Vernunft,
Daß ſich Geld und Geiſt melire,
Daraus wird die rechte Zunft!"

Und ſie ſank in meine Arme
Wie Kattun, und ſagte: „Ja;"
Plötzlich, daß ſich Gott erbarme,
Stand ich als ein Bräut'gam da.

Beide Eltern, vom Theater
Kamen grad' zu Hauſe ſchon.
„Schwiegermutter, Schwiegervater!"
Gibt es einen ſchönern Ton!?

Mutter gab mir ihren Segen
Und die Schweſtern wurden bleich,
Vater ſagte: „Meinetwegen!
Aber Eines ſag' ich euch:

„Warten müßt in jedem Falle
  Mit der Hochzeit ihr ſodann,
Bis die ältern Schweſtern alle,
  Alle haben einen Mann!“

Zitternd und vor Schrecken ſtutzend,
  Stand ich wie ein Schafskopf da,
Als ich noch das halbe Dutzend
  Candidaten vor mir ſah.

„Guten Abend, ich empfehle
  Mich für jetzt auf kurze Zeit,
Und bereite meine Seele
  Vor auf eine Ewigkeit.“

8.

Entſagung.

Eine kenn' ich, Wuchs und Bau
Ebenmäßig und harmoniſch,
Und des Auges tiefes Blau
Wie ein Griechen-Himmel, joniſch.

Und ein nächtlich dichtes Haar,
Das um holde Wangen dunkelt,
Und ein ſüßes Sternenpaar,
Das durch dieſe Dämm'rung funkelt;

Und ein ſüßer Purpurmund,
Der als Roſe ſich geſpaltet,
Und des Lächelns Grübchengrund,
Wo die Anmuth ſchalkhaft waltet;

Und des Wortes milden Klang,
Der von dieſen Lippen fliehet,
Und im Herzen dann noch bang
Magiſch ſeine Kreiſe ziehet;

Und die Seele, die ſich zeigt,
Und des Geiſtes ſchöne Regung,
Wenn ſie ſpricht und wenn ſie ſchweigt,
Und in jeglicher Bewegung.

Wenn ein Blick mich ſinnig trifft
Aus des Auges edlem Bogen,
Scheint ein Zug der Zauberſchrift
Freundlich mir und hold gewogen.

Und gewaltſam füllet dann
Süßer Wahnſinn meine Seele,
Treibet mich gewaltſam an,
Daß ich's länger nicht verhehle,

Ihr zu ſagen: „Werde mein,
Hilf mir meinen Himmel bauen,
Und als Sonne ſei darein
Deine Liebe anzuſchauen.

„Werfe einen Liebesſtrahl
Auf die Trümmer meiner Tage,
Daß des Herzens Grabesmal
Milden Schimmer um ſich trage.“

Doch ich ſchweig' und reiß' mich los,
Weil ich nimmer möcht' verſchulden,
Daß des Frühlings jüngſte Roſ'
Lieb' des Herbſtes ſoll erdulden.

9.

Heimkehr und Beruhigung.

Schickſal hat ſich ſtreng verſchworen;
Keine Frau ſoll ich erwerben,
Ohne Frau ward ich geboren,
Ohne Frau ſoll ich auch ſterben.

Hab' in Aepfel 'neingebiſſen,
So in ſüße, wie in ſaure,
Ruhig iſt nun mein Gewiſſen,
Freue mich, daß ich bedaure.

Werde mich ſchon dort vertheid'gen,
Daß ich ledig bin geblieben,
Denn ich kann es hoch beeid'gen,
Daß ich fleißig war im Lieben.

Wenn ich hätt' zur Frau genommen
Alle, die ich liebt' im Leben,
Hätt' ich Händel wohl bekommen
Mit dem großen Sultan eben.

Wenn genommen mich zum Gatten
Alle, die mir Treu' geſchworen,
Hätt' ich längſt das Reich der Schatten
Zur Erholung mir erkoren.

Doch der Himmel iſt genädig,
    Er verläßt die Deutſchen nimmer;
Und ich bin noch immer ledig,
    Und ich liebe auch noch immer! —

Weihnachten.

Abend iſt's, ein heller Schimmer
Hat die Fenſter rings erhellt,
Und in jedem ihrer Zimmer
Iſt ein Chriſtbaum aufgeſtellt.

Bunt mit Lichtern und mit Bändern
Iſt ein jeglicher beſchwert,
Mit Geſchenken, mit Gewändern,
Die der liebe Chriſt beſchert.

Wo nur iſt ein kleines Fleckchen,
Elternliebe füllt den Raum,
Bauet in dem kleinſten Eckchen
Ihren Kindern einen Baum.

Und viel' tauſend Kinder ſpringen
Jauchzend um die Eltern her,
Tanzen mit den bunten Dingen
In der Stube kreuz und quer.

Und es hat in dieſer Stunde
Jedes Kindlein ſeine Luſt,
Hängt an ſeines Vaters Munde,
Liegt an ſeiner Mutter Bruſt.

Und mir war's, ich wär' ein Knabe,
Traurig, arm und ganz verwaist,
Dem auch mit der kleinſten Gabe
Niemand heute Lieb' erweist.

Und ich ging, allein, verlaſſen,
Liebend, aber ungeliebt,
Durch die froh bewegten Gaſſen,
Fröhlich fromm, und fromm betrübt.

Und bei jedem hellen Hauſe
Sprach ich bei dem Fenſter 'nein:
„Laßt doch zu dem frohen Schmauſe
Mich verwaistes Kind hinein!“

Alle Kinder haben heute
Ihre Bäumchen und ihr Licht,
Alle haben ihre Freude,
Ich nur, ich allein nur nicht!

Alle Fenſter, alle Laden
Blieben mir verſchloſſen feſt,
Niemand kam, mich einzuladen
Zu dem heil'gen Liebesfeſt.

Und ich ſchritt mit bangem Herzen
Durch der Gaſſen vollen Raum,
Dachte an viel bunte Kerzen
Und an manchen Weihnachtsbaum,

Die von theuren Elternhänden,
Und von ſüßer Liebeshand,
Angethan mit Liebesſpenden,
Mir auch einſtens ſchön gebrannt!

Und die Kerzen ſind verglommen,
Und die Bäume ſind verdorrt,
Alle ſind ſie mir genommen,
Ich bin hier, und ſie ſind — dort! —

— Plötzlich ſah der ernſte Rieſe
Vom Sanct Stephansplatz mich an,
Und mir war's, als ob er wieſe
Mit dem Finger hoch hinan,

Nach dem licht erhellten Himmel,
Nach dem unermeſſ'nen Raum:
„Jenes ew'ge Sterngewimmel
Iſt des Vaters Weihnachtsbaum,

„Den er mit den gold'nen Aeſten,
Tauſendarmig ausgeſpannt,
Allen Kindern, allen Gäſten,
Die ihn Vater je genannt.

„Und ein jeder dieſer Sterne
Iſt ein kleines Fenſterlein,
Und man ſchauet aus der Ferne
In den Himmel durch ſie n'ein.

„Durch die Fenſter ſieht man ſitzen
Chriſt, das holde Kindelein,
Und die lieben Gaben ſchnitzen,
Für die Menſchen, groß und klein;

„Und man ſchaut' es von den Zweigen
An dem großen Sternenbaum,
Weihnachtabend niederſteigen,
Zu der Menſchen dunklen Raum;

„Und es geht herum beſcheren
Allen Kindern, jung und alt,
Und den Kindern, die entbehren
And'rer Liebe Allgewalt;

„Zeiget tröſtend es im Dunkeln
Auf des Himmels Weihnachtstiſch,
Wo die tauſend Kerzen funkeln,
Und die Lampen bunt und friſch.

„Da beſchert der große Vater
Jedem Kind ſein Sternelein,
Das ſein Leiter und Berather
In der Lebensnacht ſoll ſein.

„Wo am Weihnachtabend immer
Einſam ſteht ein Menſchenkind,
Schau' es nach dem Sternenzimmer
Hoch am Himmel nur geſchwind,

„Und ſein Sternlein wird ſchon blinken,
Als ſein eig'ner heiliger Chriſt,
Wird mit ſüßem Strahl ihm winken,
Daß kein Kind verlaſſen iſt.“

Das Schreibzeug-Geſchenk.

Ich ſende Dir den Quell, aus deſſen Bronnen
Mir meines Daſeins einz'ger Troſt noch lacht,
Wenn rings verſunken alle Lebensſonnen
In meines Schickſals ſternenloſer Nacht;
Wenn alle Gaukelbilder ſind zerronnen,
Die ſelbſtbetrügeriſch das Herz ſich macht,
Und abgeblaßt zum farbenloſen Strahle
Dem ſchweren Stoff erliegt das Ideale;

Wenn von des Lebens heiterem Geleite,
Bei jedem Schritt ein And'rer mich verließ,
Wenn ſich die Jugend ſtahl von meiner Seite,
Wenn Freundſchaft mir den falſchen Rücken wies,
Wenn auf dem Weg zur ewigtreuen Freude
Entſchwand der Gegenliebe Paradies,
Und wenn an dieſes Herzens klarer Reinheit
Die rohen Menſchen zerren mit Gemeinheit,

Dann, dann beſchwör' ich dieſer Quelle Fluthen,
Aus ihnen quillt mir eine ſchön're Welt.
Geſtirne, wie ſie in der Bruſt mir ruhten,
Erleuchten dieſer Schöpfung gold'nes Zelt;
Die Sonne ſchimmert da in mildern Gluthen,
Die Roſe iſt von Dornen nicht umſtellt,
Und keine Nacht verhüllt in ihrem Schleier
Des ew'gen Maitags jugendliche Feier.

Wie reich iſt dieſe Schöpfung an Geſtalten,
Die ſo empfinden, wie ich ſelbſt empfand,
Wenn Phantaſie aus ihren reichen Falten
Die ſelbſtgeſchaff'nen Weſen da entwand;
Da reicht mir noch mit ſüßem Liebeswallen
Ein Ideal die immerwarme Hand;
An meines Herzens ſehnſuchtsvollen Schlägen
Fühl' ich erwärmt ein treues Herz ſich regen.

So biete ich zu Deines Namens Feſte
Dir eine Welt im kleinen Schreibzeugraum;
Nur was man ſelbſt ſich ſchafft, das iſt das Beſte,
Was uns von Außen kommt, iſt nur ein Traum;
Für Gott und alle ſeine Himmelsgäſte
Iſt in dem kleinſten Menſchenherzen Raum,
Wenn es der Menſch vermag zu allen Zeiten
Zu dem Empfang des Göttlichen zu weiten.

Maria Grün.

Ein Kirchlein lieget hold verſteckt,
Von grünen Bäumen rings umheckt,
Und um das Kirchlein, reich und friſch,
Die Gegend um ein Weihnachtstiſch,
Von Gottes Gaben reich beſchwert,
Der allen Menſchen was beſchert.
Die Berge ſtehen fromm und ſtumm
Und machen einen Kreis herum,
Und jeder Berg iſt froh und ſtark,
Als wär's ein Mann aus Steiermark.
Und wenn das Glöcklein laut erſchallt,
Da tönt es hell durch Thal und Wald,
Da ſteigt herab durch Steg und Weg
Von allen Hügeln, grad und ſchräg,
Das fromme Volk, ſo Jung und Alt,
Das fröhlich zu der Andacht wallt;
Denn wo ein Gott in ſolcher Kraft
In ſeiner großen Schöpfung ſchafft,
Wird zum Gebet ein jeder Ort,
Zur Kirche wird ein jeder Ort,
Und jeder Berg wird zum Altar.
Das Herz wird rein, der Blick wird klar,

Und leicht und fromm wird das Gemüth,
Von Andacht wird die Bruſt durchglüht,
Und gerne geht man zur Kapell',
Und knieet an der heil'gen Stell',
Und ſchaut mit frommem Blick herum,
Und betet ſtill, und betet ſtumm:
Du Vater haſt mein Herz erfreut,
Denn Dein iſt all' die Herrlichkeit.

Frühlings-Gliederreißen,

lyriſcher Frieſel und verſifizirtes Zähnklappern

eines gemarterten Recenſenten.

Der Dichter ſingt, die Sonne winkt, das Lämmlein ſpringt,
Hinaus zum Frühlings-Feſte;
Der Bettler hinkt, der Stieglitz trinkt, die Knosp' zerſpringt,
Was Frühling aber mir wohl bringt? —
Ach! Gäſte! Gäſte! Gäſte!

Chor mit obligatem Seitenſtechen.

O Kotzebue und Iffeland!
O Debutanten allerhand!
O Scrib' und Ueberſetzer viel!
O Schau- und Rühr- und Luſt-Geſpiel!

Der Abend ſcheint, der Weſtwind weint, mein Liebchen meint:
„Wir geh'n hinaus in Prater!
So, ſüßer Freund, ſind wir vereint!“ — Ich bin verſteint!
Ein nagelneuer Carlos greint,
Ich muß heut' in's Theater.

Chor u. ſ. w.

O Gurli und Eulalia,
O Julie, Louiſe,
Es waren ſchon fünfhundert da,
Natur, zu was noch dieſe?

Ich bin galant, und vor der Hand, ich auf dem Land,
Den Abend bei ihr bliebe;
Mit ihr charmant, ging ich entbrannt, durch Buſch und Sand;
Da kommt daher ein Debutant,
Spielt mir: „Kabal' und Liebe"!

Chor u. ſ. w.

O Debutante, ſag' mir an,
Was hab' ich Armer dir gethan?
O Cäſar, Meinau, Jaromir,
Was wollt, was wollt ihr denn von mir?

Schön iſt die Welt, der Zeiſel hält am Lerchenfeld,
Die Köchin geht in's Freie!
Der Mondſtrahl fällt, auf's Sommerzelt, wo ich beſtellt,
Da ruft mich ſtracks ein Schauſpiel-Held
Zu „Menſchenhaß und Reue"!

Chor u. ſ. w.

O Julie, o Romeo,
O Bräutigam von Mexiko,
O Nathan, Shylok, Schewa!
Ich ſtürz' mich in die Newa!

Die Luft iſt lau, mir wird ſo flau, wenn ich ſie ſchau'
Mit ihrer zarten Miene;
Ihr Auge blau, in das ich ſchau', ruft mich zur Au,
Allein mich ziehet ein Wauwau
Hinein zur „Schachmaſchine“!

Schlußchor u. ſ. w.

O Kotzebue, o Iffeland!
O Dramenſtück und Unverſtand!
O Debutantin, Debutant!
Griſeldis, Ruff und Ferdinand!
O Gurli, Diana und Infant!
Weiß Gott, wie oft ich es ſchon ſchrieb,
Wie die und jene ſtecken blieb,
Wie der und der die Luft zerhieb,
Wie Milford ſich die Naſe rieb,
Was Gurli für Geſichter ſchnitt,
Was Jaromir für Kolik litt,
Was Leſter hat gemacht für Schritt',

Wie Lisli war ſo gar naiv,
Wie Dunois das Schlachtwort rief,
Wie Gretchen nach dem Manne lief,
Wie Tauſend ſpielten grad' und ſchief,
Wie Kunſt, Natur, ſind gar ſo tief!
O Himmeltauſend-Element,
Nimmt denn das Ding gar nie ein End'?
Iſt denn ein Hund der Recenſent,
Der ſtets nach alten Beinen rennt,
Als daß der Welt er's deutlich nennt,
Wie die gelacht und die geflennt,
Wie der ſich kehrt und der ſich wend't? —
O all ihr Gäſte-Horden,
Von Oſten, Weſten, Süden, Norden,
Es iſt ſo toll geworden,
Daß es zum Selbſtermorden.

Cyanen.

1.

Sendung.

An deiner Seite ſaß ich lang,
Mein Lied aus deinem Mund erklang,
Denn, wer ſein eig'nes Lied will ehren,
Muß aus der Liebſten Mund es hören;
Wem Liebſte nie ſang ſein Gedicht,
Der kennt die Luſt des Dichters nicht;
Wer nie an Liebchens Seite ſaß,
Und ſinn'ge Bücher mit ihr las,
Der hat der Liebe ſchönſten Werth,
Der Liebe höchſten Reiz entbehrt;
Wer ſeiner Liebſten Herz und Geiſt
Nicht ſelber pflegt und unterweiſt,
Der kennt ſie nicht, die ſüße Kraft,
Wie man ſich ſeinen Himmel ſchafft;
Wer nie erfüllt der Liebſten Bruſt
Mit Sinn für Kunſt und Saitenluſt,
Dem wird das hohe Glück verſagt,
Zu ſehen, wie das Licht ihr tagt;
Wer nie auf Liebchens Lippen ſchaut,
Wenn ſie ſich regen, leſend laut,

Wenn ihr Gemüth, leiſ' angeglüht,
Auf ihren Wangen wiederblüht,
Der weiß nicht, wie der Geiſt entzückt,
Den man vom theuren Munde pflückt! —
Ich wußt' es wohl zu jener Zeit,
Als ich noch ſaß und ſah dich an,
Und ſinnend ſah und ſehend ſann,
Als Herz und Ohr ſich trank geſund,
An Wort und Sang aus deinem Mund,
Als mir dein Mund ſo oft verſchönt,
Was and're Dichter ausgetönt;
Jetzt bin ich ein verlaſſ'ner Mann,
Mein Lieberuf klingt nirgends an,
Was fremder Geiſt gedichtet hat,
Pflück' ich wie welkes Gras vom Blatt;
Und meine eig'ne Poeſie
Klingt mir wie fremde Melodie;
Und wie ich auch manch' Liedchen web',
Es fehlt die Seel', die es beleb';
Die Lieder alle auf und ab,
Sie liegen wie ein leeres Grab;
Allein ihr Geiſt, er gehet ſtumm,
Aus ihnen ausgetrieben um;
Er geht herum, verbannt, verflucht,
Bis du die Gräber haſt beſucht,
Dann ſend' ich dir der Lieder Beſt',
Und fei're ſo ihr Gräberfeſt!

2.

Ich habe geliebt und gelebt.

Die Roſe ſtirbt! Ach, daß ſie über Nacht nur bliebe!
Nur einen Tag gelebt, das iſt ein Nichts! —
„Nur einen Tag leb' ich, doch einen Tag voll Liebe,
Mein' Lieb' erwacht mit erſtem Strahl des Lichts,
Den liebſten ſenden mir im Morgenthau die Götter,
Dem meine Bruſt ſich frei entgegenhebt,
Erſt trinken ganz ſie ihn, dann welken meine Blätter,
Ich hab' geliebt, ich hab' gelebt.“

Der Falter ſtirbt! wie leicht den Fittig er auch trage,
„Nur einen Tag leb' ich, doch Lieb' im ganzen Tage
Verleiht mir ihren bunten Farbenkranz;
Der Blume nur zu lieb hab' ich den loſen Flügel
Mit Gold und Seid' verführeriſch durchwebt;
Die Blume war mir Wieg', ſie iſt mein Grabeshügel,
Ich hab' geliebt, ich hab' gelebt!“

Die Nachtigall, ſie ſtirbt mit ihren Lenzgeſängen,
Ein kurzer Mai, iſt er des Singens werth? —
„Nur einen Mai leb' ich, doch ſtets in Liebesklängen,
Die mir der Mai, der Liebemond, beſchert;
Mit mir im dunklen Blätterkäfig eingeſponnen
Lebt ſie, zu der mein klagend Lied geſtrebt,
Mit mir zugleich erſtirbt das Bild, das ich erſonnen,
Ich hab' geliebt, ich hab' gelebt!“

Das Morgenroth, es ſtirbt mit ſeinem Roſenflore,
Nur eine Stunde lebt's, wozu ſein Licht? —
„Nur eine Stunde leb' ich, doch ich lieb' Aurore
Die ganze Stund', und ſeh' ihr in's Geſicht;
Aus ihrem Daſein hab' das meine ich erworben,
Ich leb' vom Blick', der ihrem Aug' entſchwebt,
Ihr Auge trinkt mich auf, durch ſie bin ich geſtorben,
Ich hab' geliebt, ich hab' gelebt!“

3.

Roſenbotſchaft.

Geſchmücket mit des Morgens reinſtem Thau,
Prangſt ſüße Blume du im Blätterſchooße,
Und milder Duft entſtrömt durch Flur und Au
Aus dir, du junge Roſe.

Mein Aug' auf deinem Blätterpurpur ruht,
Er theilt mit meiner Hoffnung gleiche Loſe,
Er wird und ſtirbt an einer Sonne Gluth,
Du ſchnellverwelkte Roſe!

So geh' denn deiner Schweſterroſe zu,
Die rein wie du, doch dornenloſe;
An ihre Bruſt legſt du dein Haupt zur Ruh',
Du hochbeglückte Roſe!

Da trinkſt den Odem du aus ihrem Mund,
Ihr Seufzer, mir verſagt, er ſtiehlt ſich loſe
In deines Kelchs geheimnißvollen Grund,
Beneidenswerthe Roſe!

Klagelieder.

1.

Dichtend lieben, liebend dichten,
Das war einſt mein heit'res Leben,
Dieſem Fühlen, dieſen Pflichten
War mein Daſein hingegeben.

Herz und Geiſt ſtand mir in Flammen,
Die in lichtgefärbten Gluthen
Ueber alle Welt zuſammen
Schlugen ihre Feuerfluthen.

In mir ward es licht und helle,
Wie nach einer heil'gen Beichte,
Weil die friſche Zauberquelle
Liebe mir und Dichtung reichte.

Ausgebrannt und eingeſunken
In den allerletzten Klammern,
Ohne einen einz'gen Funken,
Sind jetzt meine Herzenskammer.

Ungenießend, ungenoſſen
Schlepp' ich meines Lebens Habe,
Und die Lippe bleibt verſchloſſen
Ueber meinem Herzens-Grabe.

Doch im Grabe lebt die Liebe,
  Weil ich lebend ſie begraben,
Weil ſie gerne lebend bliebe,
  Um noch Licht und Luft zu haben,

Und ſie wühlet mir im Herzen,
  Wühlet mit den blut'gen Händen,
Wühlt mit Aengſten und mit Schmerzen
  An den finſtern Herzens-Wunden.

Wer iſt's, der mir noch verarget,
  Daß ich mich dem Schmerz ergeben,
Der ich lebend eingeſarget
  Lebenslieb' und Liebesleben!

Und ich will mit tiefem Sehnen
  Mich der Lebens-Todten weihen,
Balſamiren ſie in Thränen
  Wie in edlen Spezereien.

Ja, das Leben iſt geſtorben,
  Und die Liebe iſt begraben,
Und die Leier iſt verdorben,
  Und das Herz will nichts mehr haben.

2.

Da ſitze ich alleine,
Allein mit meinem Schmerz,
Es tropfen meine Thränen
Herunter mir auf's Herz.

Die treuen Thränen halten
Doch liebend an mir feſt,
Wenn Alles ſonſt im Leben,
Gar Alles mich verläßt.

Die Thränen ſind mein Alles,
Die Thränen ſind mein Gut,
Die Thränen nur alleine,
Die Thränen meinen's gut,

Und nur allein die Thränen,
Die kennen mich vom Grund,
Weil ſie mich ſchon ſeit Jahren
Beſuchen jede Stund'.

Sie kommen und verweilen
Gar viele Nächte lang,
Beſchleichen ſchmerzlich wohlſam
Im Dunklen meine Wang'.

Die Thränen ſind mir Alles,
Was ſonſt mir iſt verneint,
Sie ſind mir Vater, Mutter,
Geliebte auch und Freund.

Wer noch auf Glück und Hoffnung
In dieſem Leben ſinnt,
Der weiß es nicht, wie Thränen
Das Einziglezte ſind.

Doch wem gar nichts geblieben,
Als Gram und Herzenspein,
Der kennt die Luſt der Thränen,
Der kennt ſie ganz allein

3.

Ich möchte gerne ſprechen
Von meinem tiefen Schmerz,
Und ſuch' vergebens Jemand,
Der Theil nimmt allerwärts.

Ich möchte gerne ſingen
Von meinem tiefen Leid,
Und find' zu meinem Schmerze
Nicht gleich geſtimmte Sait'.

Ich möchte gern in Briefen
Entladen meine Bruſt,
Doch iſt mir ringsum Niemand,
Dem's nahe ging, bewußt.

So will ich denn der Mutter,
Die lange ſchon entſchlief,
Mit kindlich heißen Thränen
Nun ſchreiben einen Brief.

„Ach, Mutter!“ will ich ſchreiben,
„Dein Kind iſt ſo allein,
Kann es denn nicht wohl balde
An deiner Seite ſein?

„Dein Kind iſt hier im Leben
Sich keines Glück's bewußt,
Nimm es doch bald von hinnen
An deine Mutterbruſt.“

Doch wenn der Brief geſchrieben,
Wie ſend' ich ihr ihn ſchnell?
Es bleibt nichts anders übrig,
Ich bring' ihn ſelbſt zur Stell'!

Stammbuch-Scherze.

1.

Amor als Herzenshändler.

Kaufet Herzen, Reich und Arm,
Denn zu viel hat man ſie nie;
Herzen, Herzen, kalt und warm,
Mädchen kommt, verſuchet ſie!

Ich verkauf' in Pfund und Bauſch,
Bald für Münze, bald für Schein,
Gebe Herzen hin zum Tauſch,
Handle Herzen wieder ein.

Hier ein Herz, dem keines gleicht,
Für die Dauer feſt gemacht;
Hier ein and'res, federleicht,
Das entflieht, kaum es erwacht.

Hier ein Herz, von ſtolzer Art,
Das im Andern ſich nur liebt,
Hier ein Herzchen, treu und zart,
Das für ſich ſich ſelber gibt.

Doch, der Preis iſt auch kein Scherz,
Mädchen, das bedenket ſein,
Denn der Preis für jedes Herz
Iſt ein zweites Herz allein!

2.

A, B, C,
Die Liebe iſt ein Weh'!
D, E, F,
Daß ſie die Herzen äff';
G, H, I,
O, trau' der Liebe nie!
J, K, L,
Denn ſie entſteht gar ſchnell;
M, N, O,
Und ſie vergeht auch ſo.
P, Q, R,
Nie wirſt du ihrer Herr.
S, T, U,
Sie läßt dich nie in Ruh'.
V, W, X,
Iſt Strafe des Geſchick's,
Y und Z,
Bis an das Todtenbett.

3.

Der große Tafeldecker
Hat das Leben aufgetiſcht,
Und der Praſſer und der Lecker,
Jeder ſieht, was er erwiſcht.
Glück und Unglück ſind die Diener,
Sie ſerviren ſchnell und ſtumm;
Thränenbrot, gebrat'ne Hühner
Reichen wechſelnd ſie herum.
Lieb' und Haß beſorgt die Becher
Und verfälſchen unſern Wein,
Nur Erfahrung ſchenkt dem Zecher
Reinen Wein am Ende ein!
Und der Tod, der Nimmermatte,
Hebt die Tafel endlich auf,
Hungerige dann und Satte
Schließen ihren Lebenslauf.
Und die weiße Serviette
Schlägt um Alle man herum,
Legen ruhig ſich zu Bette,
Und verdauen ſtill und ſtumm!

An Blancheflour.

Lichte Locken, zart geſponnen,
Aus dem Strahl der Morgenſonnen,
Aus Aurorens erſtem Gold;
Welche kleine Elfenhände
Haben loſe und behende
Lieblich euch zuſamm'gerollt?

Holdes Antlitz, Schönheitsblume,
Zu der Schöpfung ſtillem Ruhme
Wunderlieblich angeglüht,
Sind es Roſen, die ſo milde
Mitten auf dem Schneegefilde
Zart und wonnig ſind erblüht?

Süße Augen, Wunderthäter,
Seid ihr Sterne, ſeid ihr Aether,
Oder ſeid ihr beides gleich?
Saget mir, ihr Gluthverpraſſer,
Eint ihr, wie Juwelenwaſſer,
Gluth und Fluth in eurem Reich?

Stirne, die die Götter wölben,
Um dem Lockenſpiel, dem gelben,
Ruhekiſſen ſtets zu ſein,
Biſt du Schaum vom Silbermeere,
Der beim Anblick der Cythere
Süß erſchrocken ward zu Stein?

Zaubermund, Korallenſchwelle,
Ueber welche zarte Stelle
Jedes Wort mit Ehrfurcht geht,
Welche Nelke kaum erſchloſſen,
Hat auf euch ihr Blut verſchoſſen,
Für den Kuß, den ſie erfleht?

Huldgeſtalt, nach welchem Bilde
Aus der Engel Glanzgefilde,
Tratſt du in die Erdenwelt,
Daß uns Menſchen werd' entfaltet,
Wie ſich Himmliſches geſtaltet
Oben in dem Lichtgezelt?

Unnennbare, welche Töne
Sing' die göttliche Camöne,
Deiner hohen Huld zu Ehr'?
Lugen doch auch hohe Sterne
Aus des Himmels blauer Ferne
Freundlich auf ein Loblied her!

Und die Schönheit gleicht dem Sterne,
Und Anbetung hat ſie gerne,
Die ſich zart in Demuth beugt;
Sänger wird das Lied nicht laſſen,
Denn die Schönheit kann nicht haſſen,
Was die Schönheit hat erzeugt.

Prater-Deviſen.

1.

Ouverture.

Winter kann nicht lang' mehr dauern,
Sonne küßt ſchon warm die Erde,
Und ſie fühlt mit ſüßem Schauern,
Daß ſie baldigſt Mutter werde.

Und ſie fühlet Gottes Segen
Still mit wonnigem Erbeben,
Wie ſich tauſend Keime regen,
Und in ihr ſich ſtill bewegen.

Winter zieht ſchon zwiſchen Bäumen
Fort mit ſeinen weißen Särgen,
Frühling mit den blauen Räumen
Hält ſchon hinter jenen Bergen.

Laue Strahlen fließen nieder,
Aetherfriſch und wärmebringend,
Und die Luft hängt voller Lieder,
Fröhlich durch das Weltall klingend,

Und ich trinke, ungemeſſen,
Dieſe Lüfte, ſo erquicklich,
Stadt und Sorgen ſind vergeſſen,
Froh bin ich und ſtill und glücklich.

Unten Frühling auf der Erde,
Oben Gott in blauer Feſte,
Und die Muſe ſpricht ihr: „Werde!“
Bringt zum Guten noch das Beſte.

Und ſo ſchreit' ich immer weiter,
In der Luft mich einzuſpinnen,
Fröhlich, ſelig, göttlich heiter,
Voll von Lieb- und Liedes-Sinnen!

2.

Introduction.

Prater ſtrecket mir entgegen
Arme drei, genannt Alleen,
Zwei zum Fahren ſind und Reiten,
Und die dritte iſt zum Gehen.

Reiche in verſchloſſenen Häuſern
Fahrend, ſind allda zu ſehen,
Wir fürwahr, wir reichen Armen,
Fahren beſſer, wenn wir gehen.

Jene durch die Fenſterſcheiben
Schauen 'naus in die Natur,
Sagen ihr mit Göttermiene,
Vornehm freundlich: „Ah! bon jour!“

3.

Die Reiter-Allee.

Dort reitet ein junger Mann,
Das lebend'ge Zeitwort „reiten"!
Er reitet als junger Mann,
Er wird als Alter reiten.

Ich ritt, du reiteſt, er ritt,
Sie reiten und wir reiten!
Denkſt du daran, als ich ritt?
Wie, denkſt du, werd' ich reiten?

Was ſagſt du, wie ich ritt?!
Das nenn' ich aber reiten!
Er meint auch, daß er ritt!
Ja, reiten gibt's und reiten!

Und ritt er einmal nicht,
So denkt er Nachts im Bette:
Ritt ich denn heute nicht?
Daß ich geritten hätte!

* * *

Er reitet herauf und hernieder,
Und ſetzet über den Graben zuletzt,
Beweiſet wie matt und wie fade
Man jetzt auch Alles fad überſetzt.

Er iſt ganz nur des Pferdes,
Des Thieres willkürlicher Raub;
Aufſehen möcht' er erregen,
Und erreget nichts als — Staub.

4.

Eheſtands-Converſation.

Es geht ein Mann mit ſeiner Gattin,
Sie gehen bis zum Rondeau,
Sie gehen herauf und herunter
Und ſagen dann: „Il fait beau!“

5.

Die Reh-Tour.

Fiacre hält bei den Rehen,
Die zärtlichſten Frauen, ſie ſehen
Die lieblichen Thierchen da ſtehen,
Und faſſen ſo koſend ſie an.
Die Frauen, ſie werden ſo ſelig,
Sie werden ſo menſchlich allmählig,
Sie werden auf einmal ſo rehlich,
Sie werden auf einmal human.

Sie reichen aus offenen Wagen,
Mit ſichtlichem, ſüßem Behagen,
Den Thierchen Bonbons hin zum Magen,
Voll Milde und menſchlichem Sinn;
Ein Bettler, der jammert daneben,
Er habe auf heut' nicht zu leben,
Vor Kälte die Glieder ihm beben.
Kein Kreuzerlein werfen ſie hin!

6.

Kaffeehaus-Parthie.

Da ſitzen ſie zuſammen,
Beim Wagner zum Kaffee,
Drei Frauen und drei Strümpfe,
Ein Mann dabei per se!

Das ſind ſchon ihrer Sieben;
Dann kommt auch noch der Mops,
Dann drei geſpreizte Kinder,
Die machen ihren Hops!

Ein Kind, das gießt die Taſſe
Der Mutter auf das Kleid,
Das and're hat mit Möpschen
Sich bitterlich entzweit;

Das dritte bricht dem Vater
Die Pfeife dann entzwei,
Und alle drei auf ein Mal
Erheben ein Geſchrei.

Der Mops hat auch indeſſen
Die Strickzeug' voll geſchmiert,
Dann zahlen ſie drei Gulden,
Weil ſie ſich amuſirt.

7.

Der blinde Leiermann.

Lirum larum dideldumdei,
Lieben Leute, kommt herbei!
Schöne Frauen, junges Kind,
Alt bin ich und krank und blind;
Ausgelöſcht ſind meine Sonnen,
Lichtesquell mir ausgeronnen.
Blumen, Sterne, Angeſicht,
Farb' und Schimmer ſchau' ich nicht,
Habet Mitleid, kommt herbei,
Lirum larum dideldumdei.

Lirum larum dideldumdei,
Lieben Leute, kommt herbei!
Ach, ihr könnt, mit off'nen Augen,
Weltalls Schönheit in euch ſaugen!
Seine Liebſte ſieht der Mann
Freudetrunken, ſelig an;
Mutter ſieht mit ſtiller Luſt
Auf das Kind an ihrer Bruſt,
Freunde trinken rein Vergnügen
Aus des Freundes off'nen Zügen;

Ich allein, in Nacht voll Grauen,
Ich allein kann gar nichts ſchauen,
Habet Mitleid, kommt herbei,
Lirum larum dideldumdei!

Lirum larum dideldumdei,
Lieben Leute, kommt herbei!
Steht ein Weſen auch allein,
Labt ihn doch des Lichtes Schein;
Schaut den Himmel er ſo tief,
Iſt's ein blauer Gnadenbrief;
Sternlein auf der blauen Trift,
Die ſind Gottes eig'ne Schrift;
Sonn' und Mond hat er der Welt
Als zwei Augen zugeſellt;
Drückt ein Aug' ſie zu bei Nacht,
Doch das and're freundlich wacht;
Ich allein im greiſen Haar,
Schaue nie dies Augenpaar!
Habet Mitleid, kommt herbei,
Lirum larum dideldumdei.

Lirum larum dideldumdei,
Lieben Leute, kommt herbei!
Gnädig ſei, mein ſchönes Kind,
Dir die Liebe, die auch blind;
Gnädig ſei dir Handelsmann,
Glück, das auch nicht ſehen kann;

Gnädig ſei euch Tag und Nacht,
Zufall, dieſe blinde Macht;
Allen gebe Gott auch Kraft
Gegen blinde Leidenſchaft;
Seid nicht blind, ich bitte euch,
Für die eig'nen Fehler reich;
Schließt bei meinem Lebenslauf,
Aug' und Hand und Herzen auf;
Habet Mitleid, kommt herbei,
Lirum larum dideldumdei!

8.

Blancheflour.

Beim Anblick dieſer reizendſten der Frauen,
Scheint mir die Vorwelt wunderlich erſchloſſen,
Die Liebesgöttin glaub' ich zu erſchauen,
Vom Silberblau der Lüfte übergoſſen,
Die Wunderblumen gold'ner Fabelauen
Sind um ſie her voll Zauber aufgeſchoſſen,
Ein Liederreich ſcheint ſich um ſie zu bauen,
Der Minneſänger ſüßem Mund entſproſſen,
Ein zauberhafter Reiz iſt aus dem Grauen
Der Fabelzeit zu ihr herabgefloſſen!

Die ſchöne Vorwelt ſeh' im Geiſt ich wieder,
Das Zauberreich der wunderſamen Fee'n,
Wenn in dem Bau der reizverſchlung'nen Glieder
Die Grazien lieblich in einander wehen,
Wie aller Sänger bildervolle Lieder
Im Wettgeſang um ihren Beifall flehen,
Und Alle, die ihr nahen, Groß und Nieder,
In Demuth und in ſtiller Lieb' vergehen.

Der Schönheit wie dem Lichte iſt es eigen,
Daß ſich nach ihnen alle Blicke wenden,
D'rum, wo ihr Blumenantlitz ſich mag zeigen,
Es wird den Blick mit ſeinem Lichte blenden;

Die Herzen alle werden ſich ihr neigen,
Den Zoll der Huldigung ihr frei zu ſpenden,
Den Liebesgott ſeh' ich herniederſteigen,
Ihr den Tribut der Muſe zuzuſenden;
Doch ich, o ich verzehre mich im Schweigen,
In ſtummer Sehnſucht, die mein Leid ſoll enden!

9.

Der Dichter.

Dort geht ein langer Mann, geſtreckt und ethiſch,
Und ſchaut bedächtig an die nackten Bäume,
Und wenn er geht, ſo iſt ſein Schritt pathetiſch,
Als ging er mit Moloſſen durch die Räume;
Und wenn er ſteht, ſo ſteht er da äſthetiſch,
Im Denken, ob er wand're, ob er ſäume;
Und ſelbſt der Staub, der ringsum auf ihn regnet,
Er ſcheint mit ſüßen Bildern ihm geſegnet!

Die Weſenheit erſcheint ihm drall und plaſtiſch,
Die Schöpfung überall ſo metaphoriſch;
Die Bruſt erweitert ſich in ihm elaſtiſch,
Sein eig'nes Sein erſcheint ihm allegoriſch;
Die Luft, der Aether präſentirt ſich draſtiſch,
Die Muſe überfällt ihn kategoriſch,
Die Luſt des Fühlens ſcheint ihn faſt zu preſſen,
Er kehrt ſchnell um und geht — zum „Lampel" eſſen.

Blumenbitte.

Blumenſträußchen.

Blumen ſind gar ſüße Boten,
Sagen viel und ſprechen nie;
„Liebe!“ meinen ſtill die rothen,
Und die weißen: „Wandle nie!“
Sprechen mit den Farben nur
Aus dem kleinen Blätterflore:
Et leur doux langage est toujours
Compris de celle qu'on adore.

Roſen, wie auf deinen Wangen,
In dem reinſten Blütenſchnee,
Ich ſie lieblich aufgegangen
Mit entzücktem Auge ſeh',
Sie verrathen Laut und Spur
Auch nicht einem Lauſcher-Ohre;
Et leur doux langage est toujours
Compris de celle qu'on adore.

Veilchen ſanft und lieblich innig
Und ein klein Vergißmeinnicht,
Zart und mild und herzig innig
Wie dein ſüßes Augenlicht,

Schweigend auch iſt ihr Azur,
Wie des Himmels blaue Thore;
Et leur doux langage est toujours
Compris de celle qu'on adore.

Auch die Nelken, feuerglühend,
Wie das junge Roſenblut,
Das im hohen Purpur glühend,
Weich auf deinen Lippen ruht,
Sie verrathen keinen Schwur,
Dargebracht im Lauf der Hore,
Et leur doux langage est toujours
Compris de celle qu'on adore.

Und zum Sträußchen eng verbunden,
Bitten ſie im ſtummen Chor:
„Stecke für des Balles Stunden,
Schönſte, uns ein wenig vor.“
Nicht der Saal und nicht die Flur
Höret was von dieſem Chore:
Et leur doux langage est toujours
Compris de celle qu'on adore.

Das Höckerweib und das Blumenmädchen.

Eine Fabel.

Ein Höckerweib, man weiß, wie Höckerweiber ſind,
So zart und fein, ſo mild als ſanft geſtimmt,
Ein Höckerweib am Wochenmarkte ſtand,
Mit ihren bunten Krimkrams allerhand,
Und ruft und ſchreit mit roher Stimme, laut:
„Wer kaufet Schwarzwurz, Waſſerrüben, Kraut,
Auch Paſtinak, Kren, Eier! — Meine Waar'
Die beſte iſt und bleibt, die beſte war;
Ich bin das allbeliebte, allbekannte Höckerweib,
Verloren iſt an Seele, wie an Leib,
Wer je zu andern Höckerweibern lauft,
Und ſeinen Brunnenkreß bei mir nicht kauft!
Kauft, kauft, nur mir bringt unſer Eier-Geld,
Ich bin das erſte Höckerweib der Welt!“
Daneben hat ein junges Mädchen Blumen feil,
Es ordnet fleißig ſeine Blumen alleweil,
Es ſchreit die Leut' nicht an, es ladet Niemand ein,
Und denkt: „Wer Blumen will, der kommt von ſich allein!“
Das Höckerweib ihr das vom Antlitz lieſt
Und dieſes Denken mächtig ſie verdrießt,
Sie ſtemmt die Hände ſchreiend in die Seit'
Und fängt zu ſchimpfen an, daß alle Leut'
Steh'n bleiben, und die Beiden ſchauen an,
Dieweil das Weib ſtets ſchreiet, was es kann!

Da wendet Jemand zu dem Mädchen ſich,
Und ſagt: „Ei, ſchüchtern Ding, ſo wehre dich,
Das iſt ja feig, und zeigt von ſchwacher Hand,
Von Unrecht auch, wenn man nicht leiſtet Widerſtand!“
Das Mädchen lächelt: „Schau'n Eu'r Gnaden, i bitt',
Mit ſolchen Leuten zank' i niemals nit,
Denn wenn's bei uns zum Raufen kummat that,
So wehrt ſich halt Jed's mit dem, was es hat;
Sie würf' mir Kren und Eier in's Geſicht,
I aber, i hab' kan Kren und Eier nicht;
Mit Blumen werfet i, und ſie mit Radiwurz,
Jetzt ſagen's, Euer Gnaden, wer käm' dabei zu kurz?“
Das Mädchen ſchweigt, es ſchweigt der Mann,
So ſchweige Jeder, der da reden kann.

Kritiſcher Secir-Saal.

Offenes Schreiben an eine Freundin

über Halm's neues Trauerſpiel: „Der Adept."

> Ein Richter macht, wenn er in ſeinem Urtheil zugleich die Entſcheidungsgründe vor ſich trägt, zugleich ſich und den Leſer wichtig; allein nur über elende Werke ſind die Meinungen vereint; über mittelmäßige ſind ſie ſchwankend; über die beſten entgegengeſetzt.
>
> Jean Paul.

Die Alten gingen an kein ernſtes oder ſchönes Geſchäft, ohne erſt ein Votum oder eine Libation oder eine Apoſtrophe an und für die Götter dar- und ausgebracht zu haben.

Ich gehe an das ernſte Geſchäft, einen Schatz, der ſich in dem literariſchen Boden unſeres Vaterlandes zeigt, mit der kritiſchen Wünſchelruthe zu heben, unbeachtet der blauen Dunſtflämmlein einer Afterkritik und der flackernden Irrwiſche der Tagesariſtarchen zu heben. Anſtatt dabei die Muſen anzurufen, oder ein Trankopfer zu bringen, rufe ich in Ihnen, meine reizende Freundin, die Grazien an.

Die Grazien haben der deutſchen Kritik nie gelächelt. Wie die Urbären durchbrummen wir die kritiſchen Wälder, und ſelbſt unſere glatten, gedüftelten und geſcheitelten modernen Kritiker beſtätigen die Erfahrung, daß geleckte Bären nichts deſtoweniger Bären ſind.

Wenn Sie, meine theure Freundin, einen Blick auf unſere literariſche Secir-Gilde werfen, ſo werden Sie von Ihrem erſten Jabot-Knöpfchen bis zum letzten Schlußpunkte der breitlägerigen Kritik alle und jede Anmuth entbehren. Kann aber ein Arzt nicht ſelbſt das Seciren mit Anmuth verrichten? Freilich iſt es ein großer Unterſchied. Der Arzt ſecirt ſeinen Gegenſtand, weil er todt iſt, der Kritiker ſecirt ihn, damit er todt werde.

Dieſe Betrachtung hat mich veranlaßt, Ihnen, meine Verehrte, dieſe Zeilen zu widmen, damit die Erinnerung an Sie meine Feder zurückhalte, wenn ſie in die undiſciplinariſche Verworrenheit unſerer Tageskritik hineingerathen wollte.

Als wir am Abende nach der erſten Vorſtellung des „Adepten“ das Theater verließen, gingen wir mit zweitauſend Kritikern aus dem Theater. Denn man geht jetzt nicht mehr in das Theater, um zu genießen, ſondern um zu urtheilen. Der kritiſche Geiſt iſt ausgegoſſen worden über Logen, Sperrſitze, Parterre und Gallerie. Im großen Hauſe gibt es zweierlei Menſchen: Schauſpieler und Recenſenten. Nach der Vorſtellung kehrt ſich die Geſchichte um, die zweitauſend Recenſenten werden Schauſpieler, und ſpielen in zweitauſend verſchiedenen Orten, Familienzirkeln, Bier-, Kaffee- und Weinhäuſern das Stück noch einmal durch, und ſie zeigen, wie es der Dichter hätte ſchreiben, und der Schauſpieler ſpielen ſollen; und die Schauſpieler werden Recenſenten und recenſiren das Publikum, wie, wo und wieviel es applaudirt hat, und wie, wo und wieviel es applaudiren hätte ſollen.

Am andern Morgen ſtehen die zweitauſend Recenſenten nüchtern auf, und gehen Gottlob! an ihr Tagewerk; nur ein kleines Häuflein, deren Tagewerk es eben iſt, — kein Tagewerk zu haben, die gehen vom Recenſiren aus Recenſiren, und werfen ſich wie ein Krankheitsſtoff auf den papiernen Theil der leidenden Menſchheit, auf die Tages- und Zeitſchriften; werfen ſich zu Stimmführern in dem Altenbaſen-Jubel der Journale auf, und ſiehe da, es verſammeln ſich um jeden blöckenden Hammel, wenn er auch noch ſo dünn iſt, ein Häuflein von ehrſamen Gevattern und Gevatterinnen, von genügſamen Anverwandten, von reſpektabeln Kanzleigenoſſen, von blaſſen Leidensbrüdern beim Semeſter-Examen; die unternehmenden und liebenswürdigen Collegen der Nadel und der Schere, die kühnen Magiſter der freien Pult- und Ellenkünſte; und ſie ſteigen auf Bänke und Tiſche, und ſie ſtoßen an bei Bier und Heurigem, und ſie umarmen den Marqueur und die Aufwärterin, und ſie ſchwingen den Fidibus und die Cigarre, und ſtülpen ſich gegenſeitig auf den kritiſchen Lorbeer, und nennen ſich gegenſeitig Excellenz, Großmogul und Dalai-Lama, ſie richten die Schüſſel an mit Hurrahgeſchrei und Klapperblechen, und laden die ganze Welt zu Tiſche, um auszukoſten ihre Latwerge und Elixire.

Der gebildete, der ſelbſtdenkende, der geſchmackreiche Theil des Publikums ſchweigt und lächelt, zuckt die Achſel, und läßt es gewähren. Die Harmloſen gehen von dem Grundſatz unbedingter Duldung im Reiche des Aeſthetiſchen aus: erregen die Anmaßungen und Anmuthungen einer aufdringlichen, unberufenen, unausgedachten Kritik ihnen Unbilden, ſo ſetzen ſie ſich im Bewußtſein ihrer guten Erziehung darüber hinaus. Die Vornehmen ſagen: ſo geht es, wenn man ſich einmal unter das Treiben der Menge miſcht, es geht wenigſtens ohne Flecken am Kleide nicht ab. Die Literariſch-Phlegmatiſchen ziehen ſich zurück, wenn ein Element ihnen als gemein oder feindſelig erſcheint, und hängen ihre Leier an die Trauerweiden über den Verfall von Geiſt und Ton, von Geſchmack und Richterei; und die geſpreizten Nobili, deren Pakfong-Adel der Literatur, der ſeine Vergangenheit von dem Rücken der Zeit auf ſeine Bruſt ſchiebt, um dafür Reverenz und Huldigung zu empfangen, dieſe emphatiſchen Grabſchriften auf dem Grabe ihrer Geweſenheit, ſie zäunen ſich ein in Hecken von abgeblühten Roſen, in Lauben von zerſtäubten Lorbeeren, bauen über ſich auf den Regenbogen der gegenſeitigen Lob-Aſſekuranz und ſchütten ſich wechſelweiſe ſüßes Oel in die gemeinſam empfangenen Wunden auf dem Schlachtfelde der Zeit und des Vorwärtsringens.

In dieſer entmuthigenden Fraktion der Zeitkritik iſt der literariſche Muth eine Seltenheit geworden; der literariſche Muth, ſich, mit nichts bewehrt, als mit dem inwohnenden Gefühle der Wahrheit, und mit dem rieſigen Gefühle der Verachtung alles deſſen, was die abgemüdete, entnervte, ſchale und ſeelenloſe literariſche Klatſchſucht und Zunftneidhämmelei gebärt, dem trüben und ſumpfigen Strom der Cliquen entgegenzuwerfen, und gegen ihn ſchwimmen zu wollen.

Mit Recht, holde Freundin, lächeln Sie, ich weiß dieſes Lächeln zu deuten; Sie meinen, ein ſolches Unternehmen fordere „einen Schnitter ſonder Gleichen“, und nicht ein ſo geringfügiges und ſchwaches Talent, wie das meinige; allein Apoll iſt auch ein Gott; er mißt die That an Kraft und Wille ab, und nimmt ſie gnädig im Durchſchnitte an.

Ich erkenne ſehr wohl, daß ich der Mann nicht bin, mit Erfolg entgegenzutreten der allgemeinen Zerſplitterung der Intereſſen, der Verwirrung aller Beſtrebungen, der Gährung aller Parteiungen, der Ueberſättigung und Aufſaugung aller kritiſchen Gefäße, dem aufgedunſenen Dünkel der Alltäglichkeit, dem kleinlichen Zuſammenhalt der literariſchen Zünftler, der vielgliederigen Kinderkrankheit unſerer Schulkinderkritik u. ſ. w. Allein ich ſage mit Poſa: wär's auch, „eine Feuerflocke Wahrheit nur,“ in die offene Bruſt unſerer Publicität geworfen, wie fruchtbar kann ſie kräftige und tüchtige Geiſter entflammen, und fortwuchern zum Beſten des kritiſchen Gemeinweſens.

Darum zürnen Sie nicht, und mag mir Niemand zürnen, daß ich, bevor ich die Leſer einführe in meine geiſtige Werkſtätte, erſt umhergehe mit dem Räucher- und Reinigungsfeuer gegen alle Unholde und böſen Geiſter, gegen die Däumchen und Wurzelmännchen, die, ſo klein ſie ſind, doch durch unwirſches Poltern und Krabbeln den ſtillen und würdigen Haustempeldienſt gerne ſtören und unterbrechen. Nicht nur mit dem Feſteskranze, ſondern auch mit dem Kriegerſchwerte gingen die alten Prieſter an den Altar der Nationalfeſte, und gibt es ein wahreres Nationalfeſt, als wenn es ſich um Würdigung und Beleuchtung einer Erſcheinung handelt, die aus Dürre und Oede und geiſtiger Verlebtheit, wie ein blütenreicher Lebensbaum emporſprießt aus dem jugendlichen Buſen eines vaterländiſchen Dichters? Gibt es ein nationaleres Geſchäft, als dieſen ſchönen, hoffnungsvollen Baum nach allen Seiten hin zu veranſchaulichen, ſeine Blüten und Früchte, ſeiner Aeſte melodienreiches Spiel, ſeiner grünen Blätter ſinniges Geflüſter, und ſeines Wipfels ſtillgehegtes Geheimniß zu ergründen, ohne dabei die Knorren, die Ueberwüchſe und die Blätterlücken an ihm zu läugnen?

Und ſo beginne ich denn, Ihnen, edle Freundin, meine Anſicht, die ich weder Jemanden anbieten, vielweniger aufdringen mag, mitzutheilen. Vollkommen unabhängig vom Theater und Theaterweſen, in vollkommener Unabhängigkeit meiner Meinung, den Verfaſſer des Stückes kaum von Perſon kennend, iſt es blos die Sache ganz allein, ausgehülst von allen Neben-, An- und Rückſichten, die mich intereſſirt. An keinem Wiener Journale mitarbeitend, mein eigenes Journal erſt vom Jänner an beginnend, blieb mir kein anderer Weg, meine Meinung auszuſprechen, als eine kleine Brochure. Sie ſprachen den Wunſch aus, meine Anſicht zu wiſſen; das iſt mir genug. Nun, claudite jam rivos.

Ich muß Ihnen erſt vor Allem den Inhalt der Handlung dieſes Stückes noch einmal erzählen, obgleich dieſes ſchon ſattſam anderſeitig geſchehen iſt. Die ſchnelle kritiſche Verdauung unſerer Zeit iſt Urſache, daß leider in der Literatur Alles ſo ſchnell zur Vergangenheit wird! Wie in der phyſiſchen Welt die Geſtorbenen, ſollte man in der geiſtigen Welt die Geborenen nicht vor drei Tagen wenigſtens in die papierenen Kirchhöfe eingraben laſſen. Wie viel literariſche Scheintodte ſind nicht ſchon aus den Zeitungsgräbern herausgeſtiegen, und wandeln friſch und lebendig unter den geſunden Erſcheinungen herum, und lachen die voreiligen journaliſtiſchen Todtengräber weidlich aus. In dieſer kritiſchen Geſchwindmühle hören wir ſogleich klappern und klappern, aber wir ſehen ſelten das Mehl. In der Geſchwindigkeit und in der Eile, den literariſchen oder theatraliſchen Gaſt zu bewillkommen und kennen zu lernen, ſtürzen die kritiſchen Fakultäten unſerer Beurtheiler vor die Thüre ihres Urtheilsvermögens hinaus, empfangen ihn vor der Thüre, machen zwiſchen Thür und Angel die Honneurs, gehen mit ihrer Fackel bis ans Ende der geiſtigen Treppe entgegen, in der Haſt verliſcht die Fackel und ſie tappen ſich mit dem armen Fremdling im Finſtern herum und weiſen ihm im Stockdunkeln ſeinen Platz an.

Auch bei dem „Adepten“ haben wir kaum die drei Reſpect-Tage abgewartet und haben unſer ärztliches visum repertum ſchon abgegeben. Es iſt bei der Sache das einzige Gute, daß in den meiſten Blättern in der

Inhaltserzählung vortreffliche Stellen aus dem Werke ſelbſt einballirt ſind. Das iſt die rechte Art, feines Porzellan zu packen. Legt man doch eben ſo zwiſchen jede Wäſche immer einige Stückchen Lavendel oder wohlriechende Kräuter, um ihr den Seifengeſchmack zu benehmen. Wenn ich ein ſolches Erzählungs-Kattegat mit den ſchwimmenden Autor-Inſeln ſehe, fällt mir immer ein, was mir ein geiſtreicher franzöſiſcher Schriftſteller ſagte, als wir zuſammen ein Buch laſen, in welchem der Autor viel Citate anbrachte. Er ſagte nämlich: Quand je vais dans une maison, je n'aime pas à rencontrer des personnes, qui n'y sont pas.

Indeſſen, da mir das Manuſcript nicht vorliegt, ſo werde ich Ihnen den Inhalt ſo kurz als möglich noch einmal erzählen. Werner Holm hat die Natur in ihrem geheimſten Geſchäfte belauſcht, und ihr das hermetiſch verſiegelte Geheimniß: Gold zu ſchaffen, abgelauſcht. Was die Erde tief in ihrem Zeugungsſchooße verbarg, er rief es hervor; er enthüllt das Geſchäft der erzekochenden Kraft; ſeinem Genius ſchmolz das Siegel des inneren geheimen Miniſteriums der Erde: Er macht Gold. Dieſem Bilde Holms, als Aversſeite, ſteht ſein Famulus Hartneid als Reversſeite entgegen. Holm will den Zweck als Mittel, mit dem Golde ſoll ſein Wirken erſt beginnen; Hartneid will den Zweck als End-Zweck, er will Gold, um Gold zu haben. Was bei Holm Anfang ſeines Lebens und Strebens iſt, wäre bei Hartneid das Ende. Auch wird ihm das Geheimniß von

Holm nicht mitgetheilt, obſchon Hartneid ſein Gläubiger iſt, und einen verklauſulirten Pact mit ihm ſchloß, aus welchem Juriſten giltige Anſprüche für ihn genug herausfänden. Holms Gattin Agnes, welche in ihrem weiblich demüthigen und religiöſen Sinne ſein Frevelbeſtreben mit Kränkung gewahrt, ſtellt ihm, im erſten Acte, bevor er noch das Geheimniß errang, ihr Elend, das Elend ſeiner Kinder vergeblich vor. Sie wirft ihre letzte Silberkette unmuthig auf den Schmelzherd, zerſchlägt eine Retorte, und dieſer blinde Wurf iſt, ohne daß ſie es weiß, die erſte Urſache, daß Holm das Geheimniß findet. Einmal im Beſitze der erſehnten Miſchung, verläßt er Haus und Hof und Weib und Kind und Hartneid. Wir finden ihn als Fürſt Woriſſow in Benevent wieder, in ſybaritiſcher Weichlichkeit, in luculliſcher Schwelgerei, in fabelhafter Pracht. Er ſchüttelt Goldflotten aus dem Aermel, jedes ſeiner Worte iſt eine Wünſchelruthe, die unermeßliche Schätze herbeizaubert. Er behandelt Benevents Fürſt mit Uebermuth, und deſſen Günſtling Don Manuel überhäuft er mit Gunſt und Reichthum, doch auch mit ſolchem Hochmuthe und Uebermaß von Dünkel, daß der Empfänger ſich des Dankes quitt hält und Haß für ihn im Buſen nährt. Lucretia, eine Edeldame, welche nur dem Namen nach Lucretia zu ſein ſcheint, hat Liebesflammen in Holm angefacht. Sie haßt ihn, weil er ihren frühern Geliebten vom Hofe zu verbannen wußte, allein ſein Gold blendete ſie, ſie heuchelt ihm Liebe. Auch in des Fürſten Bruſt hat Haß gegen den übermüthigen

Emporkömmling tief gewurzelt. In dieſem Momente erſcheint Hartneid, welcher endlich Holms Spur fand, und indem er dem Fürſten und Manuel entdeckt, wie es mit dem Fürſten Woriſſow eigentlich iſt, bittet er, daß ſie ihm Recht widerfahren laſſen möchten und erhebt ſich als Ankläger Holms. Bald verſtehen ſich der Fürſt, Manuel und Lucretia, ſie lockt ihn zu einem Rendezvous auf ihre Villa, macht ihn wein- und liebetrunken, ſperrt ihn dann ein, um ihn dem Fürſten auszuliefern. Beim Erwachen will er die Thür erbrechen, da tritt ihm mit ſeinem Abend-Lämpchen Hartneid entgegen. Vorwürfe, Bitten, Vorſtellungen der nahen Gefahr und der Rettung, die nur durch ihn (Hartneid) möglich wäre, Alles verſucht Hartneid, um Holm zu bewegen, daß er ſein Geheimniß mit ihm theile. Alles vergebens. Immer mehr gereizt, erzählt Hartneid, wie er das Gold, welches Holm für Frau und Kinder ſchickte, als ſein rechtmäßiges Eigenthum für ſich behielt, wie dieſe nun betteln müſſen, und ſucht nun mit gezücktem Dolch ihn zum Mittheilen des Geheimniſſes zu zwingen. Holm, aufs Tiefſte gereizt, umgeben von den ſichtlichen Wachen des Fürſten, entreißt ihm den Dolch, ſtoßt ihn damit nieder, und ſchlägt ſich in Verzweiflungskraft durch die Wachen durch.

Aus dem ſüdlichen Himmel Italiens eilt er in die Rieſenberge der Schweiz. Ihm auf dem Fuße folgen Reue, Verzweiflung und die Soldaten des Fürſten, um den Mörder zu fangen. An ihrer Spitze Manuel.

In einer freundlichen Alpenhütte findet er ſein Weib Agnes wieder. Ihre Kinder ſind dem Elende unterlegen, und ſie ſelbſt, vom Kummer zernagt, an dem Rande des Grabes. Ruodi, der Hirt, und ſeine Schweſter Aenneli verbergen ihn vor ſeinen Verfolgern in einer Bergſchlucht. Allein kaum weiß der Hirt, wen er verbirgt, kaum hat der Anblick des ihm von Holm gegebenen Goldes ſein Auge getroffen, als Goldgier und Habſucht ſich ſeiner bemeiſtert. Manuel bietet Ruodi große Summen, wenn er Holm ausliefert.

In Ruodi's Herz erwacht die Natter: Verrath, er will aber erſt verſuchen, ob Holm ihm das Geheimniß mittheilen will, wo nicht, ſo liefert er ihn aus. Werner liegt indeſſen auf dem Grabe ſeines inzwiſchen heimgegangenen Weibes. Ruodi tritt an ihn heran, ſagt ihm, daß Manuel ihn ſuche und wie er bereit ſei, ihn zu bergen und zu ſchützen, wenn er ihm ſein Geheimniß mittheilen wollte. Holm, welcher den Verrath ahnt, weigert es, und als Ruodi weggeht, ſtreut er das Purpurpulver, welches er in einer Kapſel an ſeiner Bruſt verborgen trug, in die Lüfte, und wirft ſich wieder auf ſeines Weibes Grab. Manuel kommt, mit ihm die Häſcher, in dieſem Augenblicke erſticht ſich Holm und ſchließt ſo ſein Geheimniß auf ewig ab.

Werner Holm ſteht zwiſchen Fauſt und Don Juan. Man hat an „Fauſt“ gemängelt, daß die Idee, die mit ihm verbunden iſt, der Idee, die wir als identificirt mit tragiſch betrachten, nicht entſpricht, und meinte, es ſollte blos „dramatiſches Gedicht“ heißen. Worte, Worte, nichts als Worte! So ſagt Mephiſto: „Haltet euch an Worte, mit Worten läßt ſich trefflich ſtreiten“ u. ſ. w.

An den beiden Extremen der menſchlichen Begriffe liegt der Idealismus, der Materialismus: Fauſt, Don Juan. Dort iſt Lebens-Ziel und Zweck: Wiſſen, hier: Genießen; Fauſt geht nach Innen, Don Juan nach Außen zu Grunde.

Fauſt verachtet das Endliche; das Gefühl ungenügender Menſchenweisheit, Sucht die allererſte Urſache aller fortlaufenden Wirkungen zu entdecken, mit dem Geiſte wie eine Gemſe von Wiſſen zu Wiſſen zu ſpringen, bis er oben iſt und ſelbſt Eins iſt oder Eins wird mit jener erſten Urſache, iſt ſein Verbrechen. Nun ſteht er oben, der verwegene Wiſſens-Jäger, unter ihm ſchwand der Pfad, Nebel verſchließen alle Stege, und über ihm iſt es und bleibt es eben noch eben ſo hoch und eben ſo weit und eben ſo unerforſcht. Der unerreichbare Punkt bleibt unerreichbar; ſtatt ſtille zu ſtehen oder wieder ins Thal hinab den Weg zu ſuchen, verzweifelt er und iſt verloren. Indem er die Erde von ſich ſtößt und den Himmel umklammern will, verliert er beide und verfällt dem dritten. Don Juan als Materialiſt ſtößt den Himmel von ſich und umklammert die Erde. Geiſt, Wiſſen und Ahnung, denen Fauſt nachjagt, er jagt ſie von ſich, für ihn gibt es kein Oben, kein Neben, nichts vor ihm, nichts hinter ihm. Fauſt ſtirbt, er endet, aber wir wagen es nicht zu ſagen, daß ſein Tod ein unrettbares Verlorenſein ſei; denn der Drang, ſich zum Höchſten zu erheben, iſt nur dem Menſchen Sünde und der Menſch eben ſo wenig, als der tragiſche Dichter kann ſie vergeben, weil ſie nicht an ihnen begangen worden iſt; allein der Schöpfer kann ſie vergeben, ihm ſteht das Begnadigungsrecht um ſo mehr zu, da das Vergehen an ihm begangen worden iſt. Don Juan hingegen ſinkt den finſtern Mächten unrettbar in die Arme, denn ſein Streben ging nie ins Licht.

In Werner Holm ſehen wir eine dritte, eigene Verſündigung, eine eigene, mächtige, tragiſche Schuld aus der Betrachtung des Höchſten, aus dem Ringen ins Unendliche herausſteigen, und ſich wie eine Ringelſchlange um ſeinen geiſtigen und irdiſchen Leib legen und ihn im Zuſammenringeln erdroſſeln.

Der oberflächliche Blick, das Urtheil, das im Seichten ſchifft, könnte meinen, der Dichter wollte in Holm die Idee aufſtellen, daß man jenen Dingen nicht frevleriſch nachſtreben ſolle, welche die Natur in ihrer ſchöpferiſchen Werkſtatt mit dem Schleier des Geheimniſſes bedeckt hat; oder noch ſeichter, der geniale Dichter wollte die Wahrheit darſtellen, daß „Gold nicht glücklich mache.“

Nein, nein, nein und Zehntauſendmal nein! Nein, nie und nimmermehr! Ein ſo origineller, ſcharfdenkender und geiſtreicher Mann, wie der Verfaſſer des „Adepten“, hat keinen Augenblick die Idee haben können, entweder eine ſo halt- und bodenloſe Idee wie die Erſte, oder eine ſo verbrauchte und abgegriffene wie die Zweite mit einem ſolchen Reichthum von Geiſt und Kraft auszuſtatten, und, ſo zu ſagen, wie Yoriks Barbier, die kleine Locke von dem alltäglichen Haupte einer alltäglichen Erfahrung in den großen Ocean ſeines ſeltenen dramatiſchen Talentes zu tauchen.

Wie? Es wäre frevelhaft, durch den Sieg der Kunſt, durch den Reichthum des Geiſtes und des Wiſſens Gold zu machen? Lächerlich! Eben ſo gut wäre es eine tragiſche Schuld, daß Jemand die Natur belauſcht, wenn ſie Champagner kocht, und der Erfinder des ungariſchen Champagners wäre alſo ein tragiſcher Held! Eben ſo gut ſind die Erzeuger künſtlicher Mineral-Wäſſer tragiſche Geſtalten, denn ſie haben mit ſündhaftem Streben verſucht, das Geheimniß des Marien-Kreuz-Brunnens dem Dunkel der Schöpfung zu entreißen!

Nur ſo lange das „Werk der Sonne“ nicht ans Tageslicht gefördert iſt, nur ſo lange das Recept nicht gefunden iſt, nach welchem die Natur in ihrem tiefſten Laboratorium jenes große wohlthätige Gift bereitet, nur ſo lange der Menſch es nur durch die vermeintliche und abergläubige Beihilfe des Böſen vollführen könnte, nur ſo lange liegt eine Art von Grauen, ein geheimer Schauer, ein verbrecheriſches Gelüſten in dem Wunſche, in dem Verſuche, das durchaus Unmögliche dem Schooße der Schöpfung zu entreißen. Aber von dem Augenblicke an, wo es dem menſchlichen Geiſte, dem Wiſſen und geiſtigen Forſchen gelang, auf natürlichem Wege, ohne ſchwarze Kunſt, wirklich Gold zu machen, iſt mit der Goldmacherkunſt eben ſo wenig etwas Schauderhaftes oder Unheimliches oder Sündhaftes verbunden, als mit der Erfindung der Bereitung des Runkelrüben-Zuckers!

Noch einmal, nein, eine ſolche in ſich morſche und unter dem leiſeſten kritiſchen Fingerdruck zerbröckelnde Idee hat der Verfaſſer eben ſo wenig aufſtellen wollen, als er den dramatiſchen Gemeinplatz, daß der Golddurſt eine Krankheit der Zeit iſt, und daß das Gold ſündhaft und ungücklich macht, uns hat vorführen wollen.

Dieſer letzte Gemeinplatz iſt nicht nur im „Verſchwender“, „Erſten Stock und ebener Erde“ und in tauſend andern ähnlichen Erſcheinungen ſattſam verbraucht, ſondern er iſt auch, dramatiſch und phyſiſch, unwahr und falſch!

Dem ſingenden Teufel mit ſeinem: „Das Gold iſt nur Chimäre“ und dem populären: „Es iſt mir alles Eins, ob ich Geld hab' oder keins,“ iſt die magiſche Kraft benommen. Das Gold und das Geld haben ſo wenig eine dämoniſche Natur als guter Johannisberger, und der Durſt nach Gold und Geld iſt dramatiſch, tragiſch, mediciniſch und pſychologiſch gerade das, was Durſt nach Johannisberger iſt, und in dem Durſt nach Johannisberger iſt gar keine andere tragiſche Idee, als daß man ſelten einen echten bekommt!

Im Beſitze des Goldes und im Beſitze des Johannisbergers liegt kein Unglück, keine Schuld. Der

Mißbrauch, den man von beiden machen kann, iſt einzig und allein die Urſache, daß beide oft Unheil anrichten. Wenn ich aber aus dem Unglücke, den der Mißbrauch einer Sache anrichtet, die Sache ſelbſt und das Schaffen oder Entdecken dieſer Sache als ein Verbrechen bezeichnen ſollte, als das Verbrechen: nicht ans Licht des Tages zu ziehen, was die Vorſehung mit Finſterniß bedeckt, ſo iſt es auch ein Verbrechen, die lilienreine Perle aus dem jungfräulichen Schooße der Muſchel, den reinen Demant aus der Räthſelnacht der Erde ans Tageslicht zu ziehen, weil durch Mißbrauch und Beſtechungskraft derſelben ſchon manche Tugend zu Grabe geleitet wurde! Alſo nein, nein, nein, das konnte der Dichter nicht wollen, er hat es auch nicht gewollt.

Tiefer und höher, pſychologiſcher und philoſophiſcher, und echt tragiſch iſt ſeine Idee.

In Werner Holm ſehen wir einen Geiſt, welcher der allgewaltigen Natur auf die Spur kommen will, welcher die Urkraft des Werdens und Schaffens auskundet, um Gold zu machen, aber nicht, um Gold zu haben, nicht des Goldes um ſeiner ſelbſt willen, ſondern weil er im Golde die Univerſal-Arznei der geſammten kranken Menſchheit findet. Sein ungeheures Verbrechen iſt, daß er die Korrektur der Schöpfung vornehmen will; daß er ſich frevelnd erdreiſtet, zu glauben, die göttliche Macht habe die Menſchheit hilflos gelaſſen; daß er als Retter der Menſchen dem höchſten Weſen der Vorſehung nachhelfen will; daß er in Gottes Schöpfung, in dieſer weiſen

Fügung, ein zweiter, ein beglückenderer Schöpfer werden zu wollen ſich einbildet; daß er glaubt, die allgütige, unerforſchliche Macht habe ſchlecht die Welt beſtellt, und er ſei berufen, das Werk des Unendlichen zu verbeſſern! die Menſchen, die der Allgütige, wie der Kurzſichtige glaubt, nicht beglückt hat, aus eigener Kraft und Schöpferfülle beglücken zu wollen, darin liegt eine Schuld, und dieſe Schuld iſt unermeßlich; ſie iſt tragiſch und ungeheuer!

Und hat denn der glückliche Dichter dieſe Idee nicht klar ausgeſprochen? ſagt Holm nicht:

„es iſt nicht ſündige Gier,
die mich verleitet, nicht der Drang, zu haben,
nicht mich allein ſoll Goldesfülle laben,
Ich will die Welt beglücken!“

Und als das Gold ihm wird, ruft er nicht im ernſten, im ſüßeſten Entzücken:

„Der Helfer naht! ihm wird die Kraft,
Ihm ward der Wille, der euch Rettung ſchafft!“

Welch titaniſcher Frevel! Er, ein ſündiger, ein ſchwacher Staubgeborner will gegen und ohne den Helfer von dort oben, ſelbſt der Helfer ſein. Er erfrecht ſich, die Vorſehung des Unrechtes, ja des Geizes anzuklagen, und ſelbſt will er gut machen, was nach ſeinem frevelhaften Dünkel die ewige Barmherzigkeit ſchlecht gemacht hat!

Wie hoch ſteht dieſe Idee, wie rieſig dieſe Schuld, die der Dichter in Holm uns darſtellt, gegen die ihm oberflächlich angemuthete Idee des Gelddurſtes, des Goldunglücks, welches beides nur ein dramatiſcher Popanz, ein nichtiges Pathos nichtiger Zeit ſein kann.

Nun wir dieſe wahre und richtige Anſicht von der Grundidee des Dichters gewonnen haben, wandeln wir im Lichte, und ſchreiten im Klaren vorwärts. Eine rein religiöſe Färbung umfluthet dieſe Grundidee. Denn jede Poeſie, namentlich aber die Tragödie ſoll eine Art Theodizee ſein; in Kampf und Sieg, in der Nähe oder in der Ferne muß immer das Göttliche ſichtbar oder fühlbar ſein.

Die Tragödie beginnt mit dem Bewähren des freien Handelns, und endet mit der Unterwerfung unter die Nothwendigkeit. Holm entbindet im Anfange ſeine innere Freiheit zur That, gibt ihr Kraft und Giltigkeit; allein da ſeine Verkennung und ſein Mißbrauch dieſer inneren Freiheit ihn antreibt, dieſe im Gegenſatze mit der ſittlichen Freiheit, über die Geſetze des Beſtehens, der ewigen Feſtſetzung und der göttlichen Vorſehung hinauszurücken, erweckt er das mächtige Schickſal aus dem Schooße des Unendlichen, und es tritt als die ewige Nothwendigkeit auf, welche am Ende ihre Allgegenwart in dem Zugrundegehen des Handelnden und des Helden beweiſt. Die geiſtige Macht im Leben und im Schickſal ſtehen ſich in Holm gegenüber; der Streit der beiden Mächte richtet ihn zu Grunde, aber über der Richtſtätte erblicken wir den geläuterten Genius der wahren ſittlichen und moraliſchen Freiheit ſich erheben, und ſich der unerforſchlichen göttlichen Nothwendigkeit vertrauend in die Arme werfen.

Die Tragödie kann keinen Stoff haben, der weſentlicher, tragiſcher und erhebender wäre, als dieſer.

Folgen Sie mir nun, meine ſchöne Freundin, da wir über die Grundidee- und über die Totalität des Werkes im Klaren ſind, zur Gliederung des Stückes, zu den Ariſtoteliſchen Einheiten und Peinheiten, zu der Durchführung, zur Conſequenz, zur Steigerung, zur Charakterſchilderung u. ſ. w., und da ſtoßen wir denn doch auf ſo Manches, ja-auf ſo Vieles, was theils mit Recht, theils mit Scheinrecht auffällt.

Vorerſt laſſen Sie mich bei dem Lobe verweilen, denn loben kann man mit Herz und Kopf, aber rügen nur mit dem Kopfe; jenem gebührt alſo der Vorrang. Ueber Alles hat es mich erfreut, daß ſich ſogleich im erſten Acte des Adepten Alles ſo dramatiſch geſtaltet, daß Alles vor uns geſchieht; daß wir uns nicht erſt durch Lyriſches und Epiſches, welches alle Expoſitionen im Grunde ſind, zum Dramatiſchen durcharbeiten müſſen. Hier drängt ſich handelnd Alles zuſammen; wir brauchen uns nicht erzählen zu laſſen, was ſucceſſiv in vergangenen Tagen und Jahren geſchah. Mit einem Nu ſind wir in der Handlung. Holm erzählt uns nichts von ſich; Niemand kündigt ihn durch ein Heroldsſprüchlein an; Niemand läßt zuerſt bei uns auf unſer Intereſſe für ihn ſubſkribiren. Der Dichter ſetzt ihn raſch und gerade vor uns hin, und ſagt: ſprich und handle. Welche Genialität liegt im erſten Acte; welches tüchtige Fertigſein des Talentes, welche kernvolle Rundung; welche Phantaſie ohne Bizarrerie, die uns wenigſtens das Räthſel des ſchwarzen Pudels erſpart. —

Da ich Ihnen ſchon eine Parallele zwiſchen Fauſt und Holm zog, ſo erlauben Sie mir dieſe Parallele weiter auszuſpinnen. Mahnt Sie Hartneid nicht an Wagner? Er iſt eben der Famulus von beſchränkter Natur; nur iſt Wagners Einfalt, ſeine ſittliche Einfalt nicht da, und vielleicht deshalb, weil in dieſen Hartneid auch ein Stück Mephiſto hineingeſchlüpft iſt. Der andere Theil des Mephiſto hat ſich in das Gold ſelbſt einquartiert, denn das Gold iſt ja eben der Teufel, der ihn auf Reiſen führt. Wie ſchön, wie naiv, poetiſch und wirkſam ſtellt der Dichter dem ſtarken, ſchrankenloſen Geiſte Holms, ſein Weib in rührender Einfalt des Herzens und der Seele entgegen. Eine ſolche wirkſame Entgegenſtellung finden wir bei vielen großen Tragödien: Clärchen-Egmont; Thekla-Max; Amalia-Carl-Moor; Desdemona-Othello u. ſ. w. und Gretchen-Fauſt. Ich kann nicht umhin, Sie darauf aufmerkſam zu machen, daß es Fauſts und Holms erſtes und tiefſtes Verbrechen iſt, Verderben über Gretchen, Verderben über Agnes gebracht zu haben.

Bemerken wir ferner den feinen Zug, daß durch den zufälligen Wurf der Silberkette Agnes willenlos das Werk fördert. Wie ſchön ge- und erdacht! Die reine Hand der reinen Frau bringt dem Manne Segen ſelbſt im Augenblicke, wo er im Zorn hart ſie anläßt. Allein warum muß Agnes ſterben? Warum müſſen die beiden Kinder ſterben? Hat der dramatiſche Dichter ein Recht zu tödten, wo das tragiſche Geſetz es nicht erheiſcht? Sie werden mir ſagen: Gretchen ſtirbt doch auch? Allein Gretchen theilte Fauſts Schuld, nicht ſo Agnes. Agnes Tod iſt ein ganz zufälliger, ſo wie die Urſache davon, daß Hartneid ihr das Gold nicht einhändigte, eine ganz zufällige iſt. Wenn Agnes auch die kleine Summe Gnadengeld empfangen hätte, wäre Holms eigentliche Schuld, ſein tragiſches Vergehen doch nicht kleiner. Einer Peripetie zu Liebe darf kein Dichter Tod und Unglück auf die Häupter ſeiner Perſonen laden, und überdem iſt Agnes Tod keine Peripetie. Die Peripetie, die gräßliche Umkehr in ſein Inneres, die Erkennung ſeiner Schuld begann mit der Ermordung Hartneids; auf ſeiner Flucht nach der Schweiz. Gleich bei ſeinem erſten Eintritte zu Ruodi, bevor er noch Agnes fand, ſagt er dem Hirten:

„Die Glücklichen ſind reich, nicht Reiche glücklich,
Hör' auf mit eitlen Wünſchen mich zu quälen!“

Die Veränderung und Rückwirkung iſt alſo ſchon geſchehen, Agnes Tod kann die Peripetie höchſtens ſteigern, aber ein Menſchenleben iſt zu viel für dieſe Steigerung. Hier iſt auch der Ort, über die dreimal wiederkehrende Situation, die faſt jedesmal eine Art Peripetie bei Holm bewirkt, ſich auszuſprechen. Hartneid, Manuel und Ruodi, Jeder will ſein Geheimniß erhaſchen, und nicht mit Unrecht mag man dieſer Bemerkung die noch wichtigere hinzufügen, daß die erſte

Situation, die Scene mit Hartneid, im dritten Acte, ſo energiſch, ſo erſchütternd und ſo ungemein vortrefflich iſt, daß die beiden darauf folgenden gleichartigen Situationen wie ſchwache Nachdonner wirken. So vernünftig und gegründet dieſe Bemerkung iſt, — ja, ſo augenſcheinlich ſie ſich im Bühnenaffecte bewahrheitet, — ſo iſt ſie doch dann nur vollkommen gegründet, wenn wir, — was ich aber durchaus verwerfe, — glauben, die Lehre des Stückes ſei jene: wie verderblich der Durſt nach Gold wirkt. Allein da die Idee des Stückes jene iſt, dem verirrten und frevelnden Geiſte, welcher die Vorſehung meiſtern und nachbeſſern will, die Gerechtigkeit des ewigen Regimentes der Weſen, und die Nothwendigkeit der unerforſchlichen Fügung und dunklen Waltung erkennen zu laſſen, ſo kann Holm nur vermittelſt des Durchblicks verſchiedener Menſchennaturen erfahren, daß ſeine vermeintliche Rettung überall zu Gift wird, und daß die vom Schickſal aufgelegte Entbehrung, von welcher er das Menſchengeſchlecht befreien wollte, eigentliche Wohlthat, und göttliche, ſegensvolle Waltung iſt. Holm muß ſeinen unglücklichen Weltordnungsprozeß gegen die Vorſehung durch alle Beiſpiels-Inſtanzen verlieren, und hier iſt gerade die niedrige Stelle: Ruodi, die höchſte und letzte Appellation; ſie beweiſt, daß oft gerade in der Negation aller Glücksgüter die Poſitivität des wahren Glücks, der Herzens- und Gemüthsruhe liegt.

Nicht in welchem Grade, in welcher Situation er zu dieſer Erfahrung gebracht wird, leitet ihn zu der Erkenntniß dieſer Wahrheit, ſondern an je mehr Menſchen, an je verſchiedeneren Naturen er dieſelbe Wirkung erprobt, deſto klarer wird ſein Bewußtſein, deſto tiefer ſeine Reue, deſto tragiſcher ſein geiſtiger und moraliſcher Rücktritt.

Man hat auch gemeint, Holms Tod hätte früher kommen ſollen, und nicht gerade da, wo er, in der Gewalt der Häſcher, nichts als Tod und Folter vor ſich ſieht, und folglich nichts Beſſeres zu erwarten hat. Iſt es aber möglich, daß ſo etwas ausgeſprochen werden kann!

Nicht daß Holm ſtirbt, nicht ſein Tod, nicht ſein Selbſtmord kommen hier in Betracht, ſondern daß er den Inhalt ſeines Wollens aufgibt, und ihn ſo aufgibt, daß dieſes ſein frevleriſches Wollen nie und niemals das Wollen oder Können eines Andern werden kann, das iſt die Kataſtrophe. Den Frevler in ſich hat er längſt getödtet, ſchon damals getödtet, als er Ruodi ſein Geheimniß nicht verrieth; wie er nun äußerlich ſich auch noch umbringt, wie dieſer Tod äußerlich vollführt wird, das iſt gleichgiltig. Aber auch dieſen äußerlichen Tod kann ich nicht als ſo aufopferungslos gelten laſſen. Er hat ja noch immer ſein Geheimniß, mit dem er ſich äußerlich Leben und Glück erkaufen kann, und ich glaube, er ſpricht es auch aus, ungefähr mit den Worten:

„Ich weiß, was mir Rettung brächte“ u. ſ. w.

Auch will ihn Aenneli noch retten, und zur Flucht bewegen; allein er verweigert es, und ſagt:

„Ich hab' gefrevelt an Gottes Weisheit!“

Sein Tod iſt alſo kein Entrinnen ſeiner Perſon, ſondern ein freiwilliges Vernichten ſeiner That in und mit ſich ſelbſt, und die Sühne der Rückerſtattung an die beraubte Vorſehung. Wenn Sie mich fragen, warum Hartneid ſtirbt, ſo muß ich Ihnen erwiedern, daß er vollauf verdient hat, mittelſt der Feder vom Leben zum Tode überführt zu werden. Nicht nur als die prima causa von Agnes und ihrer Kinder Elend und Tod, ſondern auch durch ſeinen mit dem Golde getriebenen Götzendienſt, weil er verrieth, und wieder Verräther der Verräther ward. Hartneids Daſein diente dazu, den höhern Zweck Holms durch ſein niederes Sinnen anſchaulich zu machen, durch eine große Erſchütterung und Schuld Holms gänzliche Wandlung vorzubereiten. Dies iſt im dritten Acte meiſterhaft geſchehen; weder der Dichter noch der Zuſchauer kann ihn mehr brauchen. Wie markig, wie genial und mit welchen meiſterhaften Zügen Hartneid gezeichnet iſt, brauche ich Ihnen nicht erſt zu ſagen. Durchaus unbedeutend und ohne charakteriſtiſchen Kern ſind der Fürſt Benevents, Manuel und Lucretia. Lucretiens dramatiſches Blut iſt weiß und kalt; ſie iſt kein integrirender Theil des Ganzen, ſondern ein eingeſchobenes Fremdes. Sie iſt eine Maſchine von Maſchinen, und ſelbſt in dem herrlichen dritten Acte in qualitativer Schätzung gerade von ſolchem Gewichte, wie der Wein im goldenen Becher. Manuel mit ſeinen gemachten Conflicten, mit leeren Sophiſmen gegen leere innere Ueberzeugung zu Felde ziehend; der Herzog, deſſen

Handeln in Handelnlaſſen beſteht, ſie ſind zufällig die gewaltſamen Zuſchieber und Andränger, welche Holm zum Morde hindrängen.

Ruodi's Charakter iſt wahr und kräftig gezeichnet, unvergleichlich ſchön der Moment, in welchem durch den Anblick des Goldes eine ganze Palingeneſis in ihm vorgeht. Er iſt von einer ganz irdiſchen, gewöhnlichen Natur; er iſt tugendhaft, ſo lange die Tugend nichts koſtet und kein Opfer will; wenn er ſie nicht zu vertheidigen braucht gegen Anfechtung, iſt ſie ihm lieb; aber er gibt ſie auf, wenn ihre Vertheidigung oder ihre Nahrung zu viel koſtet. Ihm wiederum in klarer Unſchuld und bewußtloſer Tugend gegenüber ſteht ſeine Schweſter Aenneli, ein wahres Alpenröslein, aber keine Mimili. Die Erſcheinung Aenneli's dünkt Vielen außerweſentlich, ja überflüßig, allein gerade in dieſer duftigen Geſtalt, in dieſer hingehauchten Figur hat der Verfaſſer die lieblichſte Naivetät ſeiner poetiſchen Natur geoffenbart. Das Erſcheinen dieſer reinen Engelsſeele, die mit unſchuldsgeweihtem Tritt über die Neſſeln und Blumen dieſer Erde unangefochten dahinſchwebt, iſt vor dem Zuſammenbrechen alles Glaubens an den Adel der menſchlichen Natur in Holms Bruſt, ein Wiederſchein von Jenſeits, ein Lichtblick, der ihm ſchon hier in die ewige Wahrheit zu thun gegönnt wird. Aenneli's Erſcheinung an dem Selbſt-Schaffote Holms iſt von eben ſolcher Wirkung und ſolchem Zauber, wie Egmonts Traumerſcheinung vor ſeiner Hinrichtung.

Streng tadelnswerth hingegen iſt es, daß der Dichter dieſe beiden Kinder der einfachen, ja derben Natur in einer Sprache reden läßt, die nicht nur poetiſch blütenreich, ſondern blütenſchwer iſt. Wie geſagt, ich habe das Manuſkript nicht zur Einſicht, aber Sie, meine verehrte Freundin, werden ſich mit mir mehrerer Phraſen aus dem Munde Ruodi's erinnern, die ſelbſt im Munde eines Improviſators etwas ſchwer geſtickt erſchienen. So ſchwebte ihm das Gold ſchon vor in „Purpurſäumen von Abendgewölken", in „Morgenröthen" und andern ähnlichen Metaphern und Phraſen. Sonſt hat der Verfaſſer eine Kraft der Sprache, eine tiefe Gediegenheit entwickelt, die in dieſem zweiten Produkte ſeiner jungen Muſe den raſchen Entwicklungsgang ſeines ſeltenen Genius freudig und überraſchend bewährt. Ihm iſt nicht, wie bei vielen unſerer dramatiſchen Dichter, die Handlung nichts als eine dramatiſche Odaliske, die nur dazu da iſt, um ſie mit dem Rauſchgold und Redeflitter und Wortſchmuck leerer, doch hochtrabender Phraſen zu behängen. Wenn bei den meiſten dramatiſchen Dichtern unſerer Zeit die Diktion das rauſchende, phosphoreszirende Meer iſt, welches mit ſeinen hohlen Wogen über den Dichter und über ſeine Helden, ſie erſäufend, zuſammenſchlägt, ſo iſt im Gegentheile bei dem Verfaſſer des „Adepten" die Sprache in ihrer innern Fülle, in ihrer Lebenswärme und gedankenreichen Markigkeit, nicht ein Etwas den Perſonen Angeflogenes, Angeſchwollenes, ſondern es iſt das bezeichnende Gepräge ihrer innerſten

Weſenheit, der in Töne übergegangene, hörbar gewordene Geiſt der Perſon ſelbſt und ihres Charakters.

An dem Bau und an der Gliederung ließe ſich freilich durch die kritiſche Zange noch Manches abzwacken. Sogenannte Longueurs im vierten und fünften Acte, zu lange Reflexionen, zu gedehntes Sterben der Agnes u. ſ. w.

Laſſen wir dieſe Ausmeſſerei, dieſes Atomen-Abzwacken Regiſſeurs, Inſpicienten und Leuten nach der Uhr über, oder Jenen, welche ihre Equipage nicht gerne warten laſſen. Wer zu Fuß geht, fährt hier beſſer, ihm kommt es auf eine Viertelſtunde nicht an, und er braucht dem Dichter keine Viertelſtunde abzuziehen, um ſie dem Kutſcher zuzulegen. Warum wollen wir dem Dichter ſeinen Mund verſchließen, damit wir ihn deſto eher zum Abendbrot aufmachen können!

Unläugbar iſt es, meine ſchöne Freundin, daß der „Adept" an tragiſcher Idee, an Dichterweihe, an Stoff und Ausführung höher ſteht als Griſeldis.

Aber der Erfolg iſt ein anderer, die Theilnahme nicht ſo allgemein, das Intereſſe nicht ſo regſam. Wie kommt das, fragen Sie. Das iſt ganz natürlich. In der Griſeldis iſt eine Heldin, im „Adept" ein Held. Die Frauen machen immer mehr von ſich reden als die Männer, ihre Tugenden wie ihre Laſter werden mehr Gemeingut, erregen allgemeineres Intereſſe. In der Darſtellung ſelbſt erregt in der ganzen Welt und unter allen Umſtänden ein Stück, in welchem ein weibliches Weſen die Hauptperſon iſt, größere Senſation, als jenes, worin die Hauptfigur ein Mann iſt.

Dann erwägen wir einmal die Popularität jenes Stoffes, und den engen Kreis, den dieſer anzuregen im Stande iſt. Die Streitfrage in der Griſeldis gehört vor das Forum der Empfindung, die in dem „Adepten“ vor das des Verſtandes. Empfindung hat die ganze Welt, Verſtand nur $^7/_8$ Welt. (Um doch auch Welt und Verſtand zu zeigen, nahm ich dieſe Schätzung an.) Ueber die Griſeldis zerriß und zerſpliß ſich nach dem Theater alle Welt die Sinne und die Zungen. „Sollte ſie ihn wieder nehmen? Sollte ſie nicht?“ Das waren lange Zeit die Lebensfragen der Theaterwelt.

Die gnädige Frau, die Gouvernante, die Zofe und das Kindermädchen ſind gleiche Competenten in der Entſcheidung dieſer Frage; der Millionär und der Taglöhner, der Philoſoph und der Wechsler findet gleiche Intereſſen bei dieſem Gegenſtande. Kurz die ganze verheirathete und noch zu heirathende Welt ſtehet mit dieſem Thema im magnetiſchen Rapport; in jeder Familie, vom Palaſt bis zur Hütte, wohnt mehr oder minder ein kleiner hausgebackner Percival, duldet mehr oder minder eine gequälte Griſeldis. Es iſt eine blutige Erläuterung zu dem Texte: „und du ſollſt ihr Herr ſein!“ und dieſe Erläuterung wird in Millionen Fortſetzungen in jedem Hauſe wieder weiter erläutert. Hier mußte alſo die Geſammtmaſſe ergriffen werden. Jeder Mann ging ins Theater, um zu ſehen, wie er ſich ausnimmt, und jede Frau, um zu ſehen, wie ſie ſich ausnehmen würde. Die leidende Griſeldis iſt ſo populär, ſo zugänglich dem Werkeltags-Verſtand, daß der Erfolg ein glänzender ſein mußte.

Anders iſt es mit dem „Adepten“. Die Subtilität des Thema's iſt zerbrechlich, eben weil ſie koſtbar iſt; ſie iſt nur einem tiefer blickenden Geiſte klar und familiär! Es greift nicht in das alltägliche Räderwerk unſerer Sinne und Empfindungen ein, und geht der Bequemlichkeit des Beſchauens und Begreifens nicht im Negligee entgegen. Gar keine Liebes-Intrigue, keine Kammermädchen-Sentimalität, keine verblaſenen Frivolitäten, keine larmoyanten Minne-Sentenzen bringen die empfindſamen Hörer in eine lyriſch-rührſame Transpiration!

Wir ſollen uns an eine Idee halten! Wir! an eine Idee! Welch eine Idee! Haben wir nichts Anderes zu thun, als nachzudenken und uns an Ideen zu halten? Da gehen wir lieber zu unſern Luſtſpielen, da hält ſich die Idee an uns und wir brauchen nicht nach- und nicht vorzudenken, weil viertauſend Luſtſpielperſonen vor uns ſchon ſo gütig geweſen ſind, alles das zu denken und zu ſagen.

Allein iſt der Mann, der ein koſtbares Juwel darbietet, weniger reich zu nennen, weil ſein Juwel zu hoch für die Vermögensumſtände des größten Theils der Liebhaber iſt? Und ſo bleibt der „Adept“, mit allen ſeinen einzelnen Mängeln, eine der freudigſten Erſcheinungen der vaterländiſchen Literatur, eine Erſcheinung, wie ſeit einem Decennium keine am hieſigen dramatiſchen Himmel erſchienen iſt, und dem öſterreichiſchen Parnaß entſprießt eine Dichterblüte, die ihren Kelch dem reinen Strahl der Poeſie früh und lieblich geöffnet hat.

Theater-Salon.

Ein Wintermärchen.

Schauſpiel in fünf Acten, für die deutſche Bühne bearbeitet, nach Shakeſpeare.

Shakeſpeare's Werke ſind die poetiſche Geſchichte der Gemüther, der Empfindungen, der Gefühle und der Leidenſchaften, von dem gleichgiltigſten Seelenzuſtande an bis hinauf zur wuthgetränkten Verzweiflung; von dem erſten heimlichen Pulsſchlage werdender Liebe bis zu dem ausgebrannten Hohn ihrer Entartung, von dem ſüßen Scherz der Laune bis zu des Wahnwitzes gräßlich erſchütternder, furchtbar ſchönen Wahrheit. Jede ſeiner Geſtalten, vom Caliban bis Julie und vom Rüpel zu Ophelie, iſt eine durch tiefe Beſchauung des Lebens, der Wahrheit und der Naturgeſetze gewonnene Figur. In ihren Handlungen iſt nirgends kleinliche Motivenzerſplitterung, nirgends peinliche Expoſitionsnoth, nirgends eine über ſich ſelbſt ſtolpernde Entwicklung von der ſucceſſiven Veränderung der Handlung bis zur Erreichung des Zweckes.

So iſt Othello nicht etwa die Begebenheit eines Eiferſüchtigen, ſondern die vollendete Geſchichte der Eiferſucht, von ihrem erſten Augenaufſchlag bis zum letzten Nervenzucken ihrer Raſerei. So iſt Macbeth nicht die Darſtellung eines Ehrgeizigen, ſondern das welthiſtoriſche Portrait, die Univerſalhiſtorie der Ehrſucht überhaupt, von dem erſten

Schaumbläschen, welches ſich im Gehirne erzeugt, bis zu der furchtbar verheerenden Eruption ihres Gipfelpunktes.

So iſt Romeo und Julie nicht etwa die Vorſtellung zweier Liebenden, ſondern das vor uns aufgeführte unendliche Reich der Liebe ſelbſt, mit ihrem unbegränzten Phantaſiehimmel überbaut, von der zarteſten Blüte ihres Lenzes, von dem erſten ahnungsreichen Schimmer ihres Frühroths bis zum Allerheiligſten ihrer Hochgefühle, bis zu der ſüßeſten Poeſie ihrer Schwärmerei, bis zu dem Einſturz ihrer Säulen unter dem erſchütternden Erdbeben ihrer Zerſtörung.

So iſt das vor uns liegende Wintermärchen die ſkizzirte Geſchichte eines durch gränzenloſe Heftigkeit ſeiner Leidenſchaftlichkeit Verirrten, Zerknirſchten und Reuigen, der, erwacht vom vorübergehenden Wahnſinn des Momentes, — welcher aber zerſtörend und vernichtend voll Jammerfälle über ihn hereinbrach — über begangene Frevel mit unauslöſchlichem Schmerz brütet, und nach einer Reihe herber Büßungen wieder aufs Neue die früher geſponnenen Sonnenfäden des Glückes anknüpft. So ſteht Leontes da. Hermione iſt das hohe Ideal erhabener Frauenwürde, ihre fleckenloſe Tugend, die Ruhe ihres Bewußtſeins, contraſtirt wohlthuend mit den bewegten Stürmen Leontes. Pauline ragt wie eine Gottheit unter den andern Geſtalten hervor Ein geläutertes, höheres Weſen, ſchreitet ſie daher, ſie berührt die Flamme irdiſcher Irrungen nicht, ihren Blick umflort kein Nebel trügeriſcher Zweifel. Wie die hohe, ruhige Nemeſis ſchreitet ſie durch das ganze Stück, wie die griechiſche Eumarmene tritt ſie vor Leontes und rüttelt ihn aus ſeinem Wahnwitzfieber zum gräßlichen Erwachen einer vernichtenden Nüchternheit auf. Florizel und Perdita (in der Bearbeitung Hero) ſind die zarteſten Weſen, ihre Liebe iſt in einen lieblichen Duft gehüllt. Die Situation iſt romantiſch und idylliſch, und in dem Gegenſatz der Umgebung von unbeſchreiblicher Wirkung. Dieſes Geſagte alles kann aber nur von dem Original gelten. Die Bearbeitung iſt ſo unpraktiſch, ſo verworren, daß weder Anfang, noch Ende, noch Mitte da iſt. Der Bearbeiter zeigt eine ſolche Unkunde des Originals, eine ſolche Fremdheit in dem Geiſte des großen Dichters, und eine ſolche totale Unkenntniß der Bühne, der Effecte, der jetzigen und der Shakeſpeare'ſchen Zeit und Zeitgeſchichte, daß nur der Zerarbeiter des „Julius Cäſar", der Verballhorner von „Liſt und Liebe" und der Grabfrevler „Richard des Dritten", kurz daß nur der als unglückliche Verſtümmler Shakeſpeare's bekannte Friedrich Förſter in Berlin noch im Stande iſt, eine ähnliche Mißhandlung Shakeſpeare's ans Tageslicht zu fördern.

An und für ſich iſt dieſes Wintermärchen für die Bühne gar nicht mehr geeignet. Das Zeitalter Shakeſpeare's war ein anderes als das unſrige. Man erlaubte ihm die Verletzungen aller Einheiten. Der Bearbeiter aber, der dieſe giganteſken Anlagen, dieſe großartig geſtreckte Handlung in das Prokruſtesbett unſerer Bühnenanforderung zwingen will, verrenkt und verkrüppelt das Ganze.

Der Chorus der Zeit iſt freilich durch einen ſolchen Kaiſerſchnitt entbehrlich gemacht, allein die zuſammen geſchobene, peinlich zuſammengefalzte, ungeſchickt bezweckte

Handlung liegt wie eine eingenähte Mumie vor uns. Nirgends iſt die freie Entwickelung der Glieder, nirgends Form, nirgends Fügung, Gelenk oder Zeichnung ſichtlich.

Aus Böhmen hat der Bearbeiter Bythinien gemacht. Wahrſcheinlich war ihm auch das Meer bei Böhmen ein Anſtoß, und er folgte in dieſer Beziehung dem Thomas Hanmer, welcher auch Bythinien lieſt. Allein dieſer Bearbeiter hätte Böhmen laſſen ſollen, weil ihm im Ganzen Shakeſpeare böhmiſche Dörfer ſind.

Gleich in der erſten Scene bekundet der Bearbeiter ſeine Unkunde. Leontes dringt in Polyxenes, zu bleiben, trotz allen ſeinen Beſtürmungen bleibt er nicht.

> Leontes. One, seven ight longer.
>
> Pol. Very sooth, to morrow.
>
> Leont. We'll part the time, between's then: and in that I'll no gain-saying.
>
> Pol. Presse me not, beseech you, so!

Darauf bittet Hermione und er bleibt. Das entſchuldigt die Eiferſucht einigermaßen, aber der Bearbeiter läßt gerade dieſe Worte weg, um uns hinterher mit einigen überflüßigen Zweideutigkeiten, mit „Stirne" u. ſ. w. zu regaliren.

Der Bearbeiter läßt ferner eine ganz unſtatthafte Scenenaufführung, das Verklagen des Ehebruchs der Königin und die Abhandlung darüber in conspectu populi. Das iſt keine Scene für uns, keine für unſer Theater. Shakeſpeare's Zeit war eine andere. Nicht nur ſpielten Männer die weiblichen Rollen, ſondern ſelbſt die Zuſchauerinnen erſchienen nur verlarvt im Hauſe. Es fehlte heute nichts, als:

„Iſt kein Pergami unter uns?"

und das berühmte „non mi ricordo!“ Das Ende iſt ganz überſtürzt und kommt herbei, indem es über ſeine eigenen Füße ſtolpert. Man weiß, man begreift alles Kommende nicht. Es iſt ein Durcheinander, ohne Plan, ohne Beſonnenheit. Nur gänzliche Unwiſſenheit kann Shakeſpeare's allverſchmelzende Malerin: Romantik, ſo proſaiſch ausädern und mit ſolchen eigenen bleiernen, welken und nichtigen Verſen plombiren.

Natürlich kann der Effect des Ganzen kein günſtiger ſein, da noch überdem in der Darſtellung ſelbſt eine bythiniſch-böhmiſche Kälte herrſchte. Hr. Eßlair, als Leontes, gefiel mir ausnehmend: die wuthkochende Leidenſchaft und den, alle Schranken überflügelnden Zorn, malte er mit erſchütternder Wahrheit. Allein ein ganz verfehlter Theater-Coup war ſein verhülltes Hinlegen auf den Thron, während des ganzen Gerichts. Es ſchien, als ſchlafe er gemächlich. Nur der über allen Ausdruck hinausgehende Schmerz verhüllt das Antlitz, aber nie die Wuth. Auch die Scham, auch die Schande verhüllen das Antlitz, aber nie Unwille und Zorn. Mad. Fries gab die Hermione mit aller hohen Würde und Ruhe des reinen Bewußtſeins. Im Anfange ſchien ſie noch mehr thun zu wollen, als ſogar Schlegel (und zwar ohne Grund) behauptet. Schlegel ſagt nämlich, Hermione ſei allerdings eine kleine Kokette. Mad. Fries betonte das „Theuerer Polyxenes“ ſo girrend, daß Schlegel gerechtfertigt iſt. In der Geſichtsſcene war ſie meiſterhaft wahr. Dlle. Senger, als Pauline, zeigte viel Eifer und guten Willen, allein die Phantaſie und die Erhabenheit des

Vortrags fehlen ihr ganz. Man ſieht den groſsartig- und edelſeinſollenden Bewegungen das Gezwungene und Einſtudirte zu ſehr an. Auch Dlle. Hagn, als Hero, konnte eine kindliche Natur und die Klarheit ihres Weſens nicht fördern, das Materielle überwog. Hr. Lang aber machte aus dem ganz lieblichen, ſchäferlichen, romantiſchen Florizel einen naiven Bauernjungen.

Mirandolina.

Luſtſpiel in drei Aufzügen, nach Goldoni's „Locandiera",
von C. Blum.

Nachdem ſich die gute Mirandolina einige Jahre auf allen deutſchen Bühnen herumtrieb, bald ein ſchlechtes, bald ein gutes Loos hatte, kam ſie endlich, endlich auch hier an, denn wir hegen die Maxime, die neuen Erſcheinungen erſt von ganz Deutſchland ausproben zu laſſen.

Ueber den Unwerth des Stückes ſelbſt iſt es kaum der Mühe werth zu ſprechen. Es fehlt Goldoni durchaus an Tiefe der Charakteriſtik und an Reichthum der Erfindung. Alle ſeine Stücke bewegen ſich in einem engen Kreiſe der Alltäglichkeit, er hat das Leben blos von der Oberfläche abgeſchöpft, und nur äußerſt ſelten iſt er in die Tiefe des menſchlichen Herzens, in den Streit und in die Löſung widerſprechender und übereinſtimmender Gefühle eingedrungen. Alle ſeine Stücke treiben ſich ängſtlich um einen Punkt herum und bringen nach und nach eine Leerheit der Scene hervor, weil ſich dieſelbe Situation in einiger Variation wieder producirt. Dasſelbe iſt mit ſeinen beſten Luſtſpielen der Fall, als z. B. der „Lügner", „Schwätzer" und „Diener zweier Herren". Zu ſeiner Zeit hatte er als Reiniger des italieniſchen Luſtſpiels Verdienſt, ſeine

Sittengemälde trugen die Wahrheit der damaligen Zeit an ſich, und er beſaß eine große theatraliſche Einſicht.

Vorliegendes Stück iſt durchaus kein Luſtſpiel zu nennen. Die Perſonen haben durchaus keinen draſtiſchen Charakter. Mirandolina iſt zu gut für eine Kokette und zu ſchlecht für ein naives Ding, und der Reiſende iſt zu läppiſch für einen Liebenden und zu täppiſch für einen Weiberfeind.

Das Luſtſpiel ſoll ein heiterer Spiegel ſein, in welchem ſich des Lebens vielfache Verſchlingung, die Irrgewinde der menſchlichen Thorheiten und Schwächen, des Schickſals launenhaftes Spiel und der Zufälle bunter Markt abſpiegeln: aber nicht das Beluſtigende allein iſt ſein Zweck, ſonſt wird es zur Poſſe, es ſoll uns einen tiefen Blick thuen laſſen in die moraliſche Werkſtätte menſchlicher Leidenſchaften, es ſoll vor uns aufrollen die Gobelins des zweiſeitigen menſchlichen Herzens, es ſoll vor uns aufdecken und entfalten das Gewinde der Wirkungen und Urſachen der menſchlichen Güte, Thorheit und Untugend, und aus dem Reflex des ganzen Gemaldes muß hervorſtrahlen der Lichtpunkt der ſittlichen Belehrung oder eine angenehme und nützliche pſychiſche Bereicherung. In Mirandolina iſt weder ein Hauptcharakter, der als hervorragende Erſcheinung das Intereſſe auf ſich zieht, noch viel weniger iſt eine glückliche Situation da, am allerwenigſten aber iſt Contraſt des Charakters mit der Situation, welches eigentlich der Gipfelpunkt komiſcher Wirkſamkeit iſt. Der Stoff iſt mager; ein Mädchen, das wie ein Amphibion halb in Naivetät und halb in Koketterie nach Luft ſchnappt, verrückt einem Reiſenden, der keinen Kopf hat, den Kopf, und läßt ihn endlich laufen. Dieſe magere Faſtenſpeiſe iſt mit einer alltäglichen Dialog-Sauce übergoſſen und durch drei Acte durchgezerrt. Als Zwiſchenſpeiſen kommen ein ſentimentaler Oberkellner und ein humoriſtiſcher Reitknecht, als Salz, eine funkelnagelneue Ohnmacht, und zuletzt als Zahnſtocher eine zugeſpitzte, gereimte Rede ans Publikum, eine Applaus-Bettelei, eine Süßholz-Infuſion, um den Zuſchauern den Beifall von der Bruſt zu löſen, ein fades: „Ich thu' dir nichts, thu' du mir auch nichts.“ Eine ſolche Schwanzrede an das Publikum kommt mir vor, wie das: „Herr Gott, ſei meiner armen Seele gnädig!“ eines hartgekochten Sünders in ſeiner letzten Sterbeminute; das Publikum ſpielt dann auch immer den guten Herrgott, wie der Verfaſſer auch geſündigt haben mag, er appellirt am Ende an die Barmherzigkeit, und geht ein als reuiger Sünder in den Himmel des Klatſchens und Hervorrufens.

Der todte Gaſt.

Luſtſpiel in zwei Aufzügen und einem Vorſpiel

von Ludwig Robert.

Wir ſehen hier ſelten neue dramatiſche Gäſte auf der Bühne, bekommen wir ja einmal einen zu ſehen, ſo muß es wenigſtens ein Todter ſein. Dieſer Gaſt aber iſt nicht nur todt, ſondern ſchon in Verweſung übergegangen, ja er geht vor unſern Augen in Verweſung über. Herr Ludwig Robert hat mehrere Stücke für das Königſtädter Theater in Berlin geſchrieben, die ſowohl durch ihren nichtigen Werth, als durch die höchſte Gemeinheit, die in ihnen herrſchte, klanglos zu Grabe gegangen ſind. Er verſuchte es daher, eine Erzählung von Zſchokke zu bearbeiten. Allein die gänzliche Ungeſchicklichkeit und Unbeholfenheit ſeines dramatiſchen Talentes hat auch dieſen Verſuch ſcheitern gemacht. Ich habe das Luſtſpiel „der todte Gaſt“ von Wilhelm Vogel viel glücklicher bearbeitet geſehen, auf dem Burgtheater in Wien, und das Wiener Volkstheater hat eine Poſſe desſelben Stoffes, die echt komiſch iſt. Herr Robert aber will durch eine Art Vornehmthuerei, durch einen klebrigen Firniß von Geſpreiztheit der Sache den Schein irgend einer Bedeutung geben. Weil er nicht Geſchick genug hat, eine gute Expoſitions-Scene zu machen, müſſen wir einen Prolog, ein Vorſpiel haben. Das Vorſpiel kaut uns das harte Fleiſch vor, und wir müſſen es im Stücke noch einmal klein kauen. Zuerſt zeigt uns Herr Robert die Handlung als einen harten Thaler und dann zählt er ſie uns noch einmal in Kupferpfennigen vor.

Der ganze Eierkuchen der Handlung beſteht in der abgenutzten Sage, daß in dem Städtchen Herbersheim allemal, wenn drei Bräute ſind, ein todter Gaſt erſcheint, der einer Braut à la Vampyr das Blut ausſaugt. Ein kluger Geſell benützt dieſe Sage, um einen Poltrian zu ſeinem Willen zu zwingen. Zu dieſem Eierkuchen aber ladet der Herr Robert die Frau „Sage" und den Herrn „Momus" ein, die müſſen das Kreuz darüber machen und den Eierkuchen brechen. Das iſt eine ekelhafte Großthuerei, das ſoll nun etwas heißen, es heißt aber nichts, ſage: „nichts". Da meint der Hörer, wer weiß was da kommen wird, wenn die Sage zu ſprechen kommt und das Maul mit großen Phraſen aufreißt, allein es kommt nichts nach als eine alltägliche Poſſe, als ein einziger Spaß. Freund Momus kommt mit der Frau Sago-Sage, dieſe erzählt langweilig und gedehnt eine halbe Stunde lang, was wir in fünf Minuten erfahren können. Sodann macht Momus und Sage ein Conto metà-Geſchäft, ſie gibt das Kapital, er ſoll damit ſchachern. Der Momus muß aber der rechte Momus nicht geweſen ſein, ſonſt würde er der Frau Sage geſagt haben:

„Jetzt geh' die Frau G'vatterin, gengen's und papierl'ns mi nit!"

Das aber ſoll ſo nach einer Poeſie ſchmecken, nach einer Idee, wenn die Sage ſagt: „ſie wolle ihren Vorhang lüften und Momus ſoll ihre Blätter aufrollen!“ da glaubt man wirklich, es werde aus dem Schachte der tiefſinnigen Volksſagen ein Karfunkel herausgeholt, und dieſer werde an dem Schleif- und Probirſtein des Humors geſchliffen werden zu einem glänzenden Juwele, aus deſſen Feuer und Waſſer herausleuchten und funkeln werde: das gelöste Räthſel des Lebens, das große, ernſte Spiel des Schickſals, und an deſſen launig zugeſpitzten Ecken und Kanten, an deſſen humoriſtiſcher Spiegelfläche ſich dennoch abſtoßen werden die Härten und Schärfen desſelben. Allein, Larifari, nichts erfolgt darauf, als daß die Frau Sage den Herrn Momus auf einer Retour-Chaiſe nach Herbersheim kutſchirt und es bleibt uns nichts übrig, als mit Herrn Stark zu ſagen: „Das iſt mir jetzt eine ſchöne Poeterei, die aus dem alten Kehricht Ammen-Märchen ſucht!“

Nun ſind wir in Herbersheim und nachdem wir nicht wiſſen, wozu wir das Vorſpiel gehört haben, wiſſen wir auch nicht, wozu wir den erſten Act hören. Blos um die Herbersheimer näher kennen zu lernen? Das kann uns unmöglich ſo intereſſant ſein, denn Alles, was im erſten Acte geſprochen und gehandelt wird, macht uns die guten Herbersheimer nicht intereſſant. Madame Stark kommt und erzählt, daß ein todter Gaſt kommen ſoll, Madame Gertrude kommt und erzählt, daß ein todter Gaſt kommen ſoll, Herr Kilian kommt und erzählt, daß ein todter Gaſt kommen ſoll, Marianne kommt und erzählt, daß ein todter Gaſt kommen ſoll; darauf kommt Herr Reimbeck und erzählt uns ganz was Neues: „Daß ein todter Gaſt kommen ſoll!" (Es iſt ein Maurergeſelle vom Gerüſte gefallen.) Nachdem wir dieſe leiſe Andeutung haben, daß ein todter Gaſt kommen ſoll, fällt der Vorhang, blos damit wir Zeit gewinnen, uns einen Knoten ins Taſchentuch zu ſchlingen und nicht zu vergeſſen, daß ein todter Gaſt kommen ſoll. Nachdem wir alſo im Vorſpiel und im erſten Acte die Erwartungs-Meſſer und die Gabel gut zugeſchliffen haben, um den Lachbraten uns gehörig anſchneiden zu können, kommt endlich der Lachbraten. Wer kommt, lieber Leſer? rathe einmal! — „Der todte Gaſt!" — richtig getroffen, aber, lieber Leſer, das haſt du nicht errathen, das hat dir Einer geſagt, mach' dich nicht groß! —

Alſo der todte Gaſt kommt, das heißt der Herr von Hahn wird für einen todten Gaſt gehalten und nun geht der Spaß los. Das ſind nun wirklich ein paar komiſche Scenen, aber das iſt auch Alles, das ſind Schwänke, aber keine Luſtſpiele. Braucht da Momus und Sage vom Olymp zu ſteigen, um zu bewirken, daß ſich ein paar Herbersheimer fürchten? und dann iſt eine ſolche Scene nur einmal komiſch, wenn ſie ſich alle Augenblicke wiederholt, wird ſie läppiſch. Herr Stark iſt da und fürchtet ſich, Frau Gertrude kommt links und fürchtet ſich, Herr Kilian kommt rechts und fürchtet ſich, Marianne kommt aus der Mitte und fürchtet ſich, die Polizei kommt ex officio und fürchtet ſich, kurz wir fürchten endlich Alle, daß ſich die da oben noch lange fürchten werden, und das wäre wirklich fürchterlich! Endlich präcipitirt ſich das Ende ungeſchickt her und der Vorhang iſt ſo gütig, Allen in die Rede zu fallen. Warum aber hat der „todte Gaſt“ nicht auch ein Nachſpiel. Hat denn Momus und Sage keine Hauderer von Herbersheim hierher gefunden? Es gelüſtet mich ein Wörtchen mit ihnen zu ſprechen und ſie zu fragen:

„Und nun? was habt ihr gewollt? wozu wart ihr da? Hätten ſich die Herbersheimer ohne euch nicht fürchten und wir nicht langweilen können?“ u. ſ. w.

Er hatte Alle zum Beſten.

Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen,

von Wilhelm Vogel.

Bevor unſere Luſtſpielſchreiber ein Luſtſpiel ſchreiben, begehen ſie erſt einen Mord; ſie tödten nämlich die Wahrſcheinlichkeit, ſchlagen ſie mit Kolben todt, dann athmen ſie freier und ſchreiben ihr ſogenanntes Luſtſpiel. Die Engros-Handlung dieſes Luſtſpiels iſt: Ein Herr Stern, Albert, rettet eine Dame zufällig aus dem Waſſer, eine andere Dame zufällig aus dem Feuer, eine dritte zufällig aus der Luft, das heißt aus dem Prater, wo auch Lebensgefahr war, und es fehlt nichts, als daß er noch Eine zufällig aus dem Grabe hole, um ſeine vier Damen aus allen vier Elementen erobert zu haben. Bei der Einen heißt ſich der Herr Stern: Lilienſtern, bei der Zweiten: Roſenſtern und bei der Dritten Nelkenſtern. Zufällig kennen ſich dieſe drei Damen, zufällig entdecken ſie ſich gegenſeitig ihre Liebe. Zufällig beſucht der „Stern“ alle drei, jede unter einem andern geſtirnten Namen, und zufällig erkennt ihn Keine. Er macht allen Dreien Liebeserklärungen, aber blos zufällig. „Fräulein Roſaura,“ die Waſſernymphe, meint zwar, alle drei wären eine Perſon, allein „Dlle. Auguſte,“ die Feuerkönigin, iſt zufällig ſo ſtockdumm, ſo vernagelt, daß ſie noch immer glaubt, es gäbe drei verſchiedene Sterne, die ſich aber wirklich ſo ähnlich ſehen. Auf die zufällige Dummheit der Feuerkönigin hat Hr. Vogel ſein Stück geſchrieben. Aber zufällig iſt das Publikum nicht ſo dumm, wie „Auguſte“. Denn liebes Publikum, iſt es dir in deinem Leben zufällig ſchon vorgekommen, daß du zufällig eine und dieſelbe Perſon für drei Perſonen hieltſt? mir iſt es zufällig noch gar nicht vorgekommen! Zufällig liebt auch ein Bruder „Sterns“ die Luſtdame „Emilie“, aber zufällig erkennt der Bruder den Bruder nicht; denn das iſt ein Fixſtern, der andere aber ein loſer Wandelſtern.

Sollte man glauben, daß das die Laufbahn der Sterne iſt? Allein:

> „Die Sterne lügen nicht! Das aber iſt geſchehen wider Sternenlauf und Schickſal.“
>
> Wallenſtein.

Endlich, nachdem die Sternſchnuppe lange vor uns herumwedelte, kommt der Papa Stern. Das iſt der große Bär, die Calliſto, und man heirathet ſich kreuz und quer. Der grüne Forſtſtern, der Schütz, heirathet „Emilie“, der jüngere „Stern“ heirathet die „Dumme“, und macht das von Hevel neu entdeckte Sternbild: der Fuchs und die Gans, und „Roſaura“ heirathet auch. So haben ſich die Sterne vor uns geſchneuzt, und die heruntergefallene Sternſchnuppenmaterie, die ſogenannte tremella meteorica, gibt ein Luſtſpiel.

Der Detailausſchnitt gibt: einen medicinirenden Vater, einen vierten Stern: Sonnenſtern, ebenfalls derſelbe Stern; einen alliebenden Doktor Schneppe und einen

Commercienrath von Waldau, von dem es noch bis auf dieſe Minute ein Räthſel, warum ihn der Vogel als Epiſoden-Ei in dieſes Luſtſpielneſt gelegt hat. So viel iſt gewiß, daß er durch die Handlung dieſes Stückes nicht den Commercienrath-Titel bekommen hat.

So viel iſt aus dem Ganzen zu entſehen, daß es unter dem Frachtzettel: Poſſe, viel eher das kritiſche Zollamt hätte paſſiren können, denn ungeachtet vieler Unwahrſcheinlichkeiten ſind zufällig manche gute Situationen in dem Stücke.

Trudchen.

Ein Original-Schauſpiel in fünf Acten,

von Madame Charlotte Birch-Pfeiffer.

Die Gänſeſchlucht, in welcher dieſe und ähnliche Stücke geſtrickt werden, liegt am Fuße des deutſchen Parnaſſes, zwiſchen Eipeldau und Tripstrill.

Merk' auf, lieber Leſer, was Du bei dem Kugelgießen ſolcher Original-Schauſpiele zur Verfertigung einer ſolchen dramatiſchen Freikugel brauchſt. „Schütze, der im Dunkeln wacht!"

Schriftſteller, hab' acht, hab' acht! ſieh' nur zu, wie bei der Nacht, der Schauſpielſtrumpf nun wird vollbracht! Salbe mir ſo Tint' als Brei, bis das Trudchen fertig ſei! „Samiel, herbei, herbei!" Hier erſt das Trudchen; etwas geſtoßene Sentenzen aus Taſchenbüchern, das findet ſich; — etwas Verführung; — drei Donner, die ſchon einmal eingeſchlagen; — das rechte Aug' von Aſchenbrödel! das linke vom Bräutigam aus Mexiko! Probatum est! Zuerſt ein Vorſpiel. Trudchen ſpielt die Aſanaſia, und lernt franzöſiſch; da thut ſie wohl, denn was ſie ſpricht, iſt kaum deutſch. Sie iſt bei einem Rath Behrend; allein ihr Onkel, ein Pächter, braucht eine Gänſehirtin, und da holt er ſich aus der Erziehung des Raths Trudchen zum Gänſehüten;

ſie wird Gänſe hüten, Gott hüte uns! Hier wird Abſchied genommen; kein Menſch iſt gerührt als der Vorhang, welcher fällt. Die Handlung dieſes Vorſpiels iſt zwar unbedeutend, dafür iſt aber der Dialog noch unbedeutender. Nun kommt erſt recht Trudchen. Sie ſitzt unter einem Baum, wie die Jungfrau von Orleans, aber „eine andere Heerde muß ſie weiden!“ nämlich eine Gänſeheerde. Schade, daß die Gänſe hinter den Couliſſen waren, wir bekamen keine zu ſehen, aber es blieb unſerer feurigen Imagination überlaſſen, uns eine Heerde Gänſe im Geiſte zu denken. Sie hütet die Gänſe und liest franzöſiſch, vermuthlich die contes de ma mere l'oie. Dann kommt Lieſe, eine einfache Lieſe, dieſer erzählt ſie, ſie ſei in einen Gott, daß heißt in einen Godefroi verliebt. Als Lieſe das weiß, geht ſie wieder ab; o Lieſe, Lieſe, nimm mich mit! ſie hört nicht, ich muß alſo noch dableiben und weiter ſehen. * Im dritten Act wird Abſchied genommen; lauter Abſchied, Jeder reist von dannen, ſie fürchten ſich alle vor der Cholera, nur Trudchen bleibt allein, oder vielmehr, ſie geht zum Rath Behrend aus dem Vorſpiel zurück. Warum iſt ſie nicht gleich dort geblieben? dann hätten wir drei Acte erſpart, und ſie einen weiten Weg. Im Nachſpiel: Der Handſchuh, ſehen wir einen Aufzug von zehn Damen im rothen Aufzug. Die rothe Geſellſchaft trinkt Thee, wir bekommen das Waſſer! Sie discuriren einen Discurs von redneriſchem Geſpräch, da kommt Trudchen. Die Tochter Behrends hat eine ſchwache Conſtitution, und hat die drei Acte nicht überlebt, Behrend hat alſo Trudchen angenommen. Wir haben nichts dagegen, daß ſie Behrend angenommen hat, wenn ſie nur die Intendanz nicht angenommen hätte. Alſo Trudchen kommt; ſie hat einen Handſchuh verloren, dieſen Handſchuh findet Godefroi, der auch kommt. Da aber indeſſen zwei Jahre verfloſſen ſind, welches die Zuſchauer ganz natürlich finden werden, ſo iſt Herrn Godefroi indeſſen ein Schnurbart und eine Cravatenſchleife gewachſen, eine Cravatenſchleife in vier Acten mit einem Vor- und Nachſpiel. Er erkennt Trudchen. Trudchen erkennt ihn, Beide erkennen ſich, und heirathen ſich aus Erkenntlichkeit. Die rothen Damen laufen alle durcheinander, daß die Bühne ausſieht, wie ein Rothlauf. Endlich kommt die Miniſterin, die ihrem Range nach die allerrotheſte iſt. Der Miniſter iſt froh, die Miniſterin iſt froh, Trudchen iſt froh, Godefroi iſt froh, die beiden Rothkehlchen, alle ſind froh, und der Zuſchauer iſt auch froh, denn das Stück iſt zu Ende.

Erſtes und letztes Kapitel.

Ein Gemälde aus dem bürgerlichen Leben, in zwei Abtheilungen, nach dem Franzöſiſchen,

von Kurländer.

> „Eine alltägliche Geſchichte, die zehntauſendmal paſſirt, aber wem ſie gerade paſſirt, dem bricht das Herz darüber.“

Frau Trautmann iſt eine Putzmacherin und hat eine Tochter Klärchen. Putzmacherinnen ſind bekannt dafür, daß ſie gerne die Hauben unter die Frauenzimmer und die Frauenzimmer unter die Hauben bringen, und die Töchter der Putzmacherinnen ſind bekannt für empfindſame Seelen. Schön Klärchen liebt, liebt mit aller Kraft eines Frauenzimmers, und, was noch mehr ſagen will, liebt mit aller Kraft einer Putzmacherin, zwei Kräfte, gegen die ſich nichts ſagen läßt; ſie liebt einen Geiger! Er liebt ſie wieder, liebt ſie mit aller Kraft eines Künſtlers überhaupt, und was noch mehr ſagen will, liebt ſie mit aller Kraft eines Geigers, zwei Kräfte, die jenen zwei Kräften an Solidität und Ausdauer nichts nachgeben. Der Geiger Wilhelm Roſen iſt auf Reiſen gegangen, gerade als ob er eine Sängerin beim Münchner Theater wäre, und hat ihr Briefe geſchrieben. Briefe! o Briefe! Briefe, auf denen er die Applikatur ſeiner Empfindungen mit den Fingern greift; Briefe, die ſie mit aller Begeiſterung eines Putzladens lieſt.

Schön Klärchen liebt Wilhelm rein und ohne Eigennutz, denn ſie ſpricht immer von der Million, die er ſich zuſammengeigen wird, auf allen Seiten! Sie liebt ihn ewig, denn ſie iſt überzeugt, er wird ſeine Million ewig beſitzen, ſie gibt einem reichen Freier, dem Herrn Werdheim einen Korb, denn ſie kann nur Wilhelm lieben, denn Wilhelm hat eine Million! Man ſieht, daß Putzmacherinnen gerade ſo idealiſch und ſchwärmeriſch lieben wie alle Mädchen! Das Stück beginnt gerade, als die Mutter ihre Tochter beredet, den Geiger fahren zu laſſen, und den Werdheim kommen zu laſſen. Aber Klärchen bleibt treu! treu! denn ſie hat geträumt: Wilhelm kommt mit einer Million, und die Mädchen ſind erſtaunlich treu, wenn ſie eine Million lieben, das heißt, wenn ſie eine „Million Gulden“ lieben, nicht wenn ſie eine „Million Männer“ lieben. Die Mutter ſchimpft auf Wilhelm, läſtert, wie eine — wie eine — ja gerade wie eine Mutter auf den Freier ihrer Tochter, den ſie ihr nicht geben will, das heißt gerade wie ein Satan; ſie behauptet, ſie will nur das Glück ihrer Tochter, und das wollen alle Mütter; das heißt, das Glück, das die Tochter hat, das möchten ſie ſelbſt haben. Nun kommt auch Fanni, eine Freundin Klärchens, die ebenfalls an Liebe laborirt, die es aber noch nicht bis zu Brieſen gebracht hat. Die iſt treu! Es iſt ordentlich eine Schande und ein Spott, wie treu die iſt! Denn ſie hat ihn noch gar nicht geſprochen, ſie weiß alſo noch nicht, ob er nicht vielleicht eine Billion beſitzt.

Horch! Horch! hört ihr's geigen hoch von der Dachſtube? O Wilhelm! Es iſt Wilhelm! Er geigt! ach, wie geigt er! Beim erſten Strich dachte ich: „ſo geigt kein Millionär!“ Schön Klärchen läuft ans Fenſter, ſie hört ihn! ſie ſieht ihn! O da erwacht die göttliche Gewalt der Liebe, ſie glüht, ſie lodert, ſie zählt jeden Augenblick, bis ſie die Million zählen kann, ihr ganzes Weſen iſt Liebe. Da kommt die Mutter und ſagt:

„Nicht einen Kreuzer hat er mitgebracht!“

Nun geſteht mir nur, ihr lieben, ſüßen, tugendſamen Mädchen alle, wenn ihr eine Million liebt, und ein Kreuzer liebt euch wieder, kann man einem Kreuzer ſo treu ſein wie einer Million? Braucht man die Treue, die man einer Million geſchworen hat, einem Kreuzer zu halten? Larifari! Treue und echte Liebe ſind koſtbare Dinge, die kann nur ein reicher Kerl bezahlen! alſo, mein guter Geiger, während Du auf der Geh- (G) Saite dir die Sohlen wund liefſt, iſt die Eh- (E) Saite geſprungen! Weil dir die Saiten geſprungen, zieht deine Geliebte andere Saiten auf; o guter Geiger, geige nun deine Schmerzen aus bis zu der ſchwindelnden Höhe des viermal geſtrichenen a (ach!). Indeſſen Du geigſt, tanzt dein ſchön Klärchen ſchon, denn ſie hat ſo ſchöne Sachen bekommen: Spitzen, Schleier, Perlen und Diamanten, da kann kein weibliches Herz widerſtehen, und eine Putzmacherin ſollte? Fanni aber entdeckt, daß ihr Geliebter und Klärchens Geliebter eine und dieſelbe Perſon iſt, ſie erklärt ſich nicht deutlich, ob ſie ihn mit ſeinem Kreuzer noch liebt, allein da ſie keinen andern Geliebten bei der Hand hat, und da ein Geliebter und ein Kreuzer doch noch immer um einen Geliebten und um einen Kreuzer mehr werth ſind, als gar kein Geliebter und gar kein Kreuzer, ſo iſt ſie ihm wahrſcheinlich treu geblieben; eine Wahrſcheinlichkeit, die dadurch an Wahrſcheinlichkeit gewinnt, daß ſie ſogleich ſtarb, und es nicht erlebt hat, untreu zu werden; ein glücklicher Umſtand, der ſchon viele Treuen rettete!

Die zweite Abtheilung ſpielt um 34 Jahre ſpäter. Aus Klärchen iſt eine Klara geworden, und ſie hat einen großen Sohn Wilhelm. Klara iſt alles das geworden, was alle Mädchen, die das Herz der Taſche opfern, als Frauen werden: boshaft, geizig, drachenartig, bitterleidig u. ſ. w. Wilhelm, ihr Sohn, liebt, er liebt eine hohe Perſon, eine Perſon aus der Dachſtube! das arme Minchen, Werdheims Mündel. Auch Minchen läßt ſich von der Dachſtube ihrer Gefühle zu dem erſten Stocke ſeiner Empfindungen herab; allein Klara ſchiebt verſchiedene phyſiſche und moraliſche Riegel vor; es wird beſchloſſen, das Haus ganz zu räumen und Minchen fortzuſchicken. Der gute Mann darf nichts drein reden, und wir ſtecken in einem wahren Miſere von Liebesjammer, als ein Fremder kommt, welcher das Haus miethen will. Der Fremde verſteht ſich auf Dachſtubengeſichter und auf unglückliche Liebe, denn, unter uns geſagt, es iſt Wilhelm Roſen!

Es iſt Roſen! Er hatte nach jener Alltagsgeſchichte der Treuloſigkeit auf dem Sattel und Steg ſeiner Violine eine zweite Reiſe hinein gemacht in die Millionen-Welt, und iſt reich geworden. Nach 34 Jahren kehrt er zurück, mit demſelben Gefühl der Liebe in ſeinem Herzen, und freut ſich auf den Augenblick, Klara wiederzuſehen. Er will der Schutzgeiſt ihres Sohnes und Minchens ſein; Klara kommt; er miethet das Haus, der Contract ſoll unterſchrieben werden, Roſen zittert vor dem Momente, wo ſie ſeinen Namen: „Wilhelm Roſen“ hören wird, allein ſie hört ihn mit aller Ruhe einer alten, geizigen Sybille. Vergebens bemüht ſich Roſen, die Einwilligung zu der Vermählung ihres Sohnes mit Minchen zu erhalten. Da kommen die Briefe, die ſie ihm und er ihr vor 34 Jahren ſchrieb, zum Vorſchein; das gibt nun eine echt komiſche Scene; auf der einen Seite Klara mit ihrem abgefärbten Proſaismus, mit ihrer ſchmutzigen Seelenverſunkenheit, und auf der andern Seite citirt Roſen immer lauter und lauter die romantiſchſten Stellen aus ihren zärtlichen Briefen. Er erklärt, daß er die Briefe drucken laſſen wolle, in Form eines Romans, mit den wahren Namen der betheiligten Perſonen. Durch dieſe Drohung erſchreckt, gibt Frau Klara ihre Einwilligung zu der Heirath ihres Sohnes mit Minchen. Das Stück beginnt alſo mit einer unglücklichen Liebe, da er ſie nicht kriegt, und endet mit einer unglücklichen Liebe, da er ſie kriegt. Die alte Frau Klara und Roſen ſchließen Freundſchaft, ſie haben das erſte Kapitel des Romans mit Liebe und das letzte mit Freundſchaft gefüllt. Ja, ja, wenn die Menſchen ſich nicht geſtehen wollen, daß ſie nichtswürdig leere und hohle Herzen haben, ſo plombiren ſie dieſelben ſchnell mit der erſten beſten Fülle aus und machen ſich weiß, es wäre ganz dasſelbe, wie früher.

Liebe und Leichtſinn, oder: die Täuſchungen.

Ein Luſtſpiel in vier Aufzügen,

von E. v. Bauernfeld.

Wer mir in dem ganzen Stück etwas zeigen kann, was der Liebe oder dem Leichtſinne ähnlich ſieht, oder auch nur einer halb wahrſcheinlichen Täuſchung, dem ſchenk' ich ſechs Kreuzer, oder Wilibald Alexis ſämmtliche Werke, was ihm lieber iſt! Dieſes Luſtſpiel könnte eben ſo gut heißen: „Schnupfen und Roßhaar", oder „die Froſtbeulen", oder ſonſt dergleichen. Man höre:

Herr Frank hat einen Sohn Heinrich, dieſer iſt Badearzt und liebt ſeines Vaters Mündel Friederike. Er liebt ſie, er aber weiß nichts davon, ſein Vater nicht, Friederike nicht, die Zuhörer und Zuſchauer merken auch nichts, blos ich bin ein ſolcher Pfiffikus, es zu muthmaßen, weil ich weiß, daß Aerzte und Maulwürfe ſo lieben, als ob ſie nicht liebten, ſie lieben blos mit einer verdrießlichen Miene. Friederike hat eine Freundin Marie, aber auch von dieſer Freundſchaft verlautet im Stücke nichts, wir müſſen Alles errathen, und glauben es, weil es auf dem Theaterzettel ſteht.

Die Scene ſpielt in einem Badeorte, und da iſt ein Obriſt König der Badekönig; ein Spaßvogel, der trotz

Bad und Brunnen doch höchſt trocken iſt. Der liebt auch, man weiß wieder nicht recht, ob er liebt und wen er liebt, zu was er auf der Welt iſt, und er geht während des Stückes auch aus, wie ein Armenſünder-Lichtlein. Nun kommt der Leichtſinn! Ein Herr von Bonſtetten, ein Schweizer auf Reiſen, iſt geſtern angekommen, hat ſich an der table d'hôte Knall und Fall in Friederike verliebt, ohne zu wiſſen, wer ſie iſt. Er zappelt eben an einem Monolog, in dem ſein Leichtſinn und ſeine Liebe wie zwei Hampelmänner gegen einander kämpfen, als der Obriſt kommt, ihn zu ſeinen Badeſpäßen engagirt und ihm Friederiken verſpricht; dann kommt auch Heinrich, der ſogar ſein Schulgefährte war, dem entdeckt er auch ſeine table d'hôte-Liebe mit Senf, dieſer ſtutzt, aber er verſpricht ſie ihm auch. Nun kommen noch ſechs Perſonen, ganz polizeiwidrig, kein Menſch weiß, woher, wozu, was ſie ſollen u. ſ. w., und in dieſen Zeiten ſind ſechs Perſonen, die ſo ohne Paß herumlaufen, und von denen man nicht weiß, zu was ſie da ſind, höchſt verdächtig! Rath und Räthin Reiſer, ihre Kinder Aurora, Mathilde, Theophanie und Fritz, ein kleines aber ausgewähltes Publikum! Ich kann nicht glauben, daß der Verfaſſer aus perſönlicher Liebe zum Münchner Publikum dieſe Perſonen blos deshalb ins Stück hereingeſchneit hat, um ihm die Damen Thierbächer und Seebach vorzuführen. Das wäre zwar galant, aber zu zart. Dieſe ſechs Perſonen, lieber Leſer, mußt du in Koſt und Quartier nehmen, ich und die Kritik und der geſunde Menſchenverſtand, wir wiſſen nicht, wohin wir ſie thun ſollen! Doch nein, ich habe vergeſſen, daß wir eine „Geſellſchaft“ zu ſehen bekamen, ſo eine Geſellſchaft, ganz wie in „Welche iſt die Braut“, und das ſind ſechs Rekruten dazu. Madame Birch-Pfeiffer hat uns einen Steindruck von einer Geſellſchaft im „Trudchen“ zum Beſten gegeben, und hier iſt auch wieder ſo ein Holzſchnitt von den Zungen-Comité's. Auf der einen Seite werden Karten geſpielt, auf der andern Seite werden Pfänder geſpielt; aber mein Gott, wo wird denn Theater geſpielt? Bei allen dieſen Spielen verliert Niemand, als der Zuſchauer! Die drei dürren Reiſer: Aurora, Theophanie und Mathilde deklamiren ein Hexenterzett; und der Vorhang fällt zum zweiten Male; das iſt der zweite gute Gedanke im Stücke.

Im dritten Acte iſt Nacht, und ſo Stocknacht, daß wir gar nicht ſehen können, wozu der Act eigentlich da iſt. Sie laufen Alle in der Nacht herum, wie bei den December-Unruhen. Kein Menſch weiß, wohin ſie Alle laufen, da kommt eine Nachtmuſik und ein Nachtwächter, und doch weiß man nicht, wie viel es geſchlagen hat; auch hört man, dem Obriſt ſei das Piſtol losgegangen, und er ſei mit einem blauen Auge davon gekommen; der Hörer weiß nicht, ob er auch mit einem blauen Auge davon kommen wird; die Leute in der Nacht reden in den Tag hinein, und der Vorhang iſt wieder ein geſcheidter Kerl und fällt ihnen in die Rede.

Im vierten Acte iſt ein Garten, wie im „Fauſt“, und die zwei Paare „Heinrich und Friederike“ und „Bonſtetten und Marie“ gehen hier unaufhörlich auf und ab, als ob ſie dazu gemiethet wären, wahrſcheinlich als Bewegung, um die drei erſten Acte zu verdauen. Zuerſt kommt die „Liebe“ aus der Couliſſe rechts, und der „Leichtſinn“ geht in die Couliſſe links; dann kommt die „Täuſchung“ aus der Couliſſe rechts, und die „Liebe“ geht in die Couliſſe links, und ſo mit Grazie in infinitum. Die zwei Paare gehen unaufhörlich bald in dieſe, bald in jene Couliſſe, dabei gerathen ſie in Schweiß und Geſtändniß; nachdem ſie ſo viel gegangen und geſtanden haben, ſind ſie müde und ſetzen ſich; ein Paar in die Laube rechts, das andere in die Laube links; da ſitzen ſie und ſeufzen von allen Seiten, gerade ſo wie die Zuſchauer, und wer weiß, wie lange ſie noch ſeufzeten, wenn nicht Bonſtettens Diener käme und den Schweizeronkel riefe. Nun geht's los: der kriegt die, jener kriegt die andere, und die Geſchichte ſchließt ſich ſanft, wie eine ſchottiſche Doſe.

Der Bettler.

Schauſpiel in einem Acte,

von Raupach.

Es war einmal ein Bettler, der bettelte, die Geſchichte iſt nicht neu, aber dieſer Bettler iſt kein gewöhnlicher Bettler, ſondern ein extrafeiner, er bettelt für Andere; ein undankbares Geſchäft im Leben, aber ein ſehr dankbares auf der Bühne! Im Leben weint kein Menſch, wenn ein Bettler kommt; der Menſch watet in dem Elende ſeiner Mitbrüder bis an das Knie, Jammer und Noth wachſen ihm über den Kopf, es rührt ihn nicht: aber da oben, wenn er 36 kr. Entrée bezahlt, oder ein Freibillet bekommen hat, und es iſt nur ein nagelgroßes Lamentabile da oben, da weint der Menſch, und zieht die Sacktücher heraus, und ſchluchzt und trocknet ſich die Thränen! oben wird Komödie geweint! Auf dieſe Komödienweinerei und 36 Kreuzer-Thränen los arbeiten nun die dramatiſchen Thränen-Pfropfenzieher. Ein Bettler allein aber thut's noch nicht. Da kommen auch zwei Kinder: das eine bekommt einen, das andere zwei Gulden.

Da hören wir noch, wie eine Mutter krank, und ſechs kleine Würmchen ditto krank und nackt ſind, wie ſie zahnen, flecken, blattern, maſern, frieſeln, kurz wir machen ein kleines Kinderlexikon von Krankheiten durch, um unſer Mitleid erſt ſo recht breit zu ſtampfen. Wenn uns nun ſchon die hellen Schneiderthränen in den Augen ſtehen, kommt eine Bettlerin, eigentlich eine edle Seele, die bettelt, die ihrer Mama davon lief, ihrem Liebhaber auch davon lief, zu unſerm Bettler betteln kommt, und ihm auch davon laufen will, aber alle dieſe Lauferei iſt pure, klare Tugend, Tugend in großen Scheitern, die lange warm hält. Dazu kommt noch ein Herr Hubert, ein zweiter Meinau, der ſeiner Frau davon lief, weil ihre Treue davon lief, und der nun alle Menſchen fingerdick haßt, ſie aber reichlich beſchenkt; ein Menſchenhaß, der nur auf dem Theater lebt, im gewöhnlichen Leben iſt es umgekehrt, da hat man Menſchenliebe, und ſchenkt ihnen keinen Kreuzer.

Der Bettler bettelt bei Hubert und bekommt von ihm eine menſchenfeindliche Ohrfeige mit einer obligaten Geldbörſe, das iſt ſo Sitte bei den Menſchenfeinden. Der Menſchenfeind geht mit dem Bettler in ſeine Hütte, findet da die Bettlerin, ein junges, liederliches, tugendhaftes Mädchen, die eben fliehen will, und es entwickelt ſich das Ungeheure: die der Mutter und dem Geliebten Entlaufene iſt dem Vater in die Arme gelaufen. Der Menſchenfeind zeigt ſich nun zuerſt in Gala, in ſchwarzen Flüchen und Ausdrücken, er möchte ſie auch etwas prügeln, Wiederſehungsprügel, allein da der Bettler das nicht leidet, ſo läßt er ſie blos ſchwören, daß ſie bei ihrem Laufen ihre Ehre nicht verlor, und drückt ſie an ſeinen melancholiſchen Stock. Er ſinkt in ſüße Zurückerinnerung, ſie ſinkt ihm zu Füßen. Der Bettler ſinkt in Betrachtung, und der Vorhang ſinkt endlich auch; man ſieht, wie in der Welt Alles ſinkt.

König Enzio.

Hiſtoriſches Trauerſpiel in fünf Acten,

von Raupach.

Wenn der dramatiſche Dichter ſein Paar unter die Haube bringt, iſt es ein Luſtſpiel, wenn er es unter die Erde bringt, iſt es ein Trauerſpiel. Herr Raupach hat ſein Paar in dieſem Stücke unter die Haube und unter die Erde und zwar lebendig unter die Erde gebracht (wie denn gewöhnlich die meiſten Ehen ein Lebendig-begraben-werden heißen), — was iſt dieſes Stück nun für ein Spiel?

Für die Leſer, die das Stück nicht ſahen, liefern wir ein kurzes Inhaltsreferat.

Der eigentliche hiſtoriſche Bruſtkern iſt der gefangene König Enzio zu Bologna, der in einem Faſſe entfliehen wollte, an den blonden, deutſchen Locken, von denen eine zum Faſſe herausging, erkannt und dann verurtheilt wurde. Dieſen magern Bruſtkern hat der talentreiche und begabte Dichter mit der ihm eigenen reichen Erfindungsgabe mit allerlei Zuthaten geſpickt, und mit der sauce piquante einer lyriſchen, oft poetiſchen Diction ausgeſtattet. Lucia von Viadagoli liebt den König Enzio, Enzio liebt ſie, ſie ſchleicht als Mann verkleidet in ſeinen Kerker, beredet ihn zur Flucht, die er aber nur ergreift, als er die Nachricht von dem Tode Konrads hört. Der Leichenpfleger Filippo verſteht ſich dazu, anſtatt der Leiche eines Dieners Enzio's, ihn ſelbſt in den Sarg legen zu laſſen, und ſo aus der Stadt zu bringen. Allein eine heraushängende lange Locke verräth der Wache am Thore den Verrath. Enzio wird nun verurtheilt, ewig unter der Erde zu ſchmachten, und nur einer ſeiner Diener darf ihm in die ewige Nacht folgen. Lucia kommt in Sclaventracht; ſie ſchwört ihm ewige Liebe, er will den heiligen Bund vor dem Altare ſchließen, bevor er ſich von ihr trennt; ein Prieſter, der ihm noch den letzten Troſt ertheilen ſollte, traut ſie, und nun beſteht ſie darauf, mit ihm in die Grube zu fahren. Er weigert ſich, gibt nach, und verſinkt endlich mit ihr.

Dieſes iſt die Engros-Handlung, der Detail-Ausſchnitt gibt noch eine überflüßige Gerichtsſcene u. ſ. w.

Ein gefangener König iſt ein trauriger Anblick, aber kein tragiſcher; ein gefangener König aber, wie Enzio, der nichts thut, als lieben, iſt ein Idyll, aber kein Drama. Alles, was in dieſem Stücke vorkommt, begibt ſich, es geſchieht, aber es handelt Niemand. König Enzio nimmt unſer Intereſſe auch keinen Augenblick in Anſpruch. Er iſt ein gefangener Schäfer, der ſich aber ſehr wohl befindet, ſobald ſeine Lalage mit ihm im Käfig ſitzt und ſchnäbelt. Er thut nichts, als daß er ſich einmal in den Sarg legt, einmal kerzengerad ſich im Sarge aufrichtet, einmal ſich vermählt, und einmal ſich unter die Erde hinabläßt.

Hier iſt weder ein Kampf mit dem Schickſal, weder ein heroiſcher Sieg der moraliſchen Kraft, noch ein Triumph der Tugend ſelbſt im Unterliegen.

Es iſt ein Staatsgefangener in der erſten Etage hinunterwärts. Die Einleitung des Stückes erregt weder tragiſche Furcht, noch Erhebung, noch Mitleid, noch Schreck, am allerwenigſten aber bleibt ein Gefühl der Sühne, eine Empfindung von verſöhnender Ausſicht in die Welt der tragiſchen Gerechtigkeit in uns zurück. Unſere Seele nimmt keine Läuterung, keine Reinigung aus dem vorübergegangenen Sturmhimmel mit ſich fort.

Ueberhaupt kann nur der Tod tragiſch fortwirken, wenn aber Jemand lebendig unter die Erde gekerkert wird, ſo iſt das kein Ende eines Trauerſpiels, ſondern der Anfang eines Jammerſpiels, zu dem die fünf Acte fünf Prologe waren. Dem Jammerſpiele unten aber gehen auch einige ſüße Flitterwochen voraus, und ſo bleibt dem Beſchauer nichts als ein Errathen zurück, wie es dem Paare da unten wohl ergehen mag, der letzte Eindruck iſt Neugierde! denn bei hochromantiſchen Seelen iſt es ja gar kein Unglück, mit ſeiner Geliebten ewig allein zu ſein, wenn auch bei Waſſer und Brot.

Lucia iſt der einzige Charakter, der Farbe und Haltung hat, ſie iſt verliebt, ſo recht nach altem Schrot und Korn, ſie war verliebt, ſie iſt verliebt, ſie bleibt verliebt. Sie iſt muthig und entſchloſſen, ausdauernd, unternehmend und edel. Das Stück ſollte „Lucia“ heißen.

Im Leichenpfleger hat Herr Raupach einen originellen, höchſt gelungenen Charakter geſchaffen, ein wahres phantaſtiſches Geniebild, welches dennoch pſychologiſch meiſterhaft wahr und richtig gezeichnet iſt. Ueberhaupt gehört „König Enzio“, wenn auch die haarſcharfe Kritik Manches daran zu tadeln findet, zu den beſſern Erzeugniſſen der neueſten Zeit, und, reich an erſchütternden Scenen, wird es eine Zierde jedes Repertoirs bleiben. Die Diction iſt blütenreich und klar.

Rubens in Madrid.

Original-Schauſpiel,

von Charlotte Birch-Pfeiffer.

„Garrik in Briſtol!“ „Rubens in Madrid!“ Kein einziger von allen Zuſchauern, die bei der heutigen Verſammlung zugegen waren, wird auch nur einen Moment bezweifeln, daß nicht Deinhardſtein's „Garrik“ das Muſter war, nach welchem Madame Birch-Pfeiffer ihren „Rubens“ modelte und ſchnitzelte. Allein dieſer „Rubens“ verhält ſich zu „Garrik“, wie ein Guckkaſten zu einer Gemälde-Gallerie.

Nicht gerne, nur mit innigem Widerſtreben geh' ich an das undankbare, an und für ſich auch anwidernde Geſchäft, ein Produkt, bei deſſen Analyſe keine aromatiſchen Theile ſich verflüchtigen können, zu zerlegen, allein die pythiſchen Götter erlaſſen den Sterblichen kein Opfer! —

Ich hab' es lange vermieden, dem breiten Tritt des „Sammtſchuhs“ in der Arena des Hauſens zu begegnen; ich habe mein beleidigtes Auge abgewendet, wenn der dramatiſche Schinderhans „Hinko“ ſein Fleiſchhackerbeil ſchwang; ich wuſch meine Hände in Unſchuld und Mandelkleie bei dem Anblick der modernden „Leichenräuber“, ich wiſchte mir den angeſüßelten Mund ſchweigend ab, bei den Nürnberger Lebzelten „Pfefferröſels“; ich verſtopfte meine verwöhnten Ohren bei dem Heulen der

Glocken vom „Glöckner zu Notre-Dame“, und nun muß ich doch noch dem „Rubens“ in die Hände fallen! Ich muß eine Meinung haben, ich muß dieſe Meinung äußern!

Ein Maler-Schauſpiel! Warum nicht!? Wir haben ja andere Dichter- und Künſtler-Schauſpiele: Taſſo, Petrarca, Cervantes, Shakeſpeare, Lully und Quinault, Milton u. ſ. w.

Alle Künſte ſind Töchter eines Gottes, alle haben einen Familienzug, alle ſind ſchön, herrlich, unſterblich! Ton oder Farbe, Umriß oder Fülle, Geſtalt oder Bewegung, Licht oder Schatten, Stehendes oder Wechſelndes, es ſind lauter Abſtammungen eines Geiſter-Reiches!

Warum ſollen ſich Dicht- und Maler-Kunſt nicht die Hände reichen, um auf ihnen die dramatiſche Muſe, und durch dieſe die Zuſchauer in eine Lichtwelt zu tragen? Es verbindet ſich die Poeſie mit der Muſik: — Oper — Melodrama — u. ſ. w. Ja, es verbindet ſich Muſik und Malerei; Tableaux vivans u. ſ. w. Warum nicht Poeſie mit Malerei? Beſonders die dramatiſche, ausübende Kunſt verbindet ſich auch unwillkürlich mit plaſtiſcher Kunſt: Mimik, Action, Attitude.

Ich weiſe in dieſer Hinſicht auf Leſſing's „Laokoon“ hin, den kein dramatiſcher Künſtler ungeleſen laſſen ſollte.

Es handelt ſich im edlern Drama um die Offenbarung der ſiegenden Menſchheit, der göttlichen Menſchheit im Menſchen, und um die endliche Behauptung ihrer reinen Natur im Mit- und Nebenklang, und im Gegenſatze mit anderen Gefühlen und mit andern Naturen. In Taſſo u. ſ. w. iſt der Menſch, der mit dem Dichter im Streit iſt, und wir ſollen ſehen, ob, auf welche Weiſe, und in wie fern beide Naturen abſpringen, ausweichen, und ſich in Verklärung verſöhnen. In den Maler-Schauſpielen iſt es der Menſch und der Maler, die in Aſſonanz und Diſſonanz vor uns ſtehen, es iſt ein Farbenklavier, welches der Dichter vor uns ſpielen ſoll. Inwiefern nun mit dieſem höchſten Zweck: die geheimſten Beziehungen des Malerkünſtlerthums mit dem Menſchthum darzuſtellen, entweder noch verbunden iſt, das Leben eines Malers, als dieſer, als ſolcher, ſein Wirken ſeine Kunſt, wird es ein individuelles Maler-Schauſpiel, ein lebensgeſchichtliches; oder wenn es die Eigenthümlichkeit einer ganzen Schule darſtellt, wird es ein kunſtgeſchichtliches!

Wir haben ſchon beiläufig an maleriſchen Stücken:

„Rafael," von Caſtelli. — „Adrian von Oſtade," von Treitſchke. (Operette, mit Muſik von Weigl.) — „Rafael Sanzio von Urbino," in fünf Acten, von Georg Chriſtian Braun. — „Albrecht Dürer," von Grieſel. — „Die armen Maler," von Stein. — „Das Bild," von Houwald. — „Van Dyk's Landleben," von Kind. — „Correggio," von Oehlenſchläger. — „Albrecht Dürer," von Schenk u. ſ. w.

In allen dieſen mehr oder minder gelungenen Schauſpielen, als deſſen Krone der unſterbliche Correggio glänzt, ſpiegelt ſich ein Künſtlerleben ab, die Kunſt im

Widerſpruche mit dem Gefühl, die Kunſt im Streit mit der Pflicht, die Kunſt im Conflict mit Neid und Bosheit, die Kunſt im Streit mit Liebe u. ſ. w.

Aus Allen geht die Idee, die Tendenz hervor: Wie verhält ſich ein Künſtler zu ſeiner Zeit, zu ſeiner Welt, zu ſeinem Geſchick, zu ſeinem Glück, zu ſeinem Unglück, zu ſeinem Freund, zu ſeiner Frau, zu ſeiner Geliebten, zu ſeinem Feind, zu ſeinem Neider u. ſ. w. Und überall ſehen wir die Künſtler-Natur, wie ein Phönix emporſteigen aus der Aſche aller ausgebrannten Verhältniſſe; überall iſt es der Sieg der rein künſtleriſchen und moraliſchen Geſetzgebung, welcher ſein Panier erhebt über die bezwungene Stadt der irdiſchen Leidenſchaften! Ueberall ſehen wir den Künſtler, wie er den Menſchen, den göttlichen Menſchen aus dem Troja-Brande fröhlich und gottbegeiſtert rettet, und lächelnd auf das aufrauchende Ilion zurückſchaut!

Bleiben wir bei Correggio! Welche erhabene Naivetät im Kampfe mit Gemeinheit! Welche rührende, hinreißende, naive Ergebung gegen die Nichtigkeit äußerlicher Erniedrigung! Welche Herrlichkeit der bewußtloſen Weihe gegen alle irdiſchen Gelüſte und Begehren! Und welche goldene Verklärung im irdiſchen Untergange!

Und nun iſt es Zeit, uns dieſen Rubens anzuſchauen!!! O quam sordet tellus si coelum aspicimus!

Dieſer matte, nervengelähmte Anſtreicher! Wo iſt der Götterfunke in ſeiner Bruſt? Wo iſt auch nur ein Element, auch nur das kleinſte von Kunſt-Adel, von Hoheit, von Begeiſterung, ja, auch nur von geſundem Menſchenverſtand in ihm?

Wo iſt der Adel der Geſinnung, die Weihe der gottabſtammenden Gabe? Ein Bild will er haben, ein Bild! ein Portrait eines Weibes, des Weibes eines Andern! Darnach trägt ſeine Seele Verlangen! Mit gemeinem Betrug kommt er dazu, mit den Fechterhieben eines Aventuriers erringt — erringt? — nein, ſtiehlt, raubt er es, und mit der Aufopferungsfloskel eines Ladendieners gibt er es für ein naſſes Schnupftuch wieder her! Das iſt ein Künſtler-Gemüth? Unſittlich, unwürdig iſt ſein Streben; unſittlich, unwürdig iſt ſein Wort! unſittlich, unwürdig iſt ſein Sieg, und läppiſch endlich iſt ſein Sieg, gegen alle Menſchenvernunft, gegen alle Satzung der menſchlichen und dramatiſchen Gerechtigkeit! Ein ganz gemeiner Abenteuer-Schnapper iſt er, ein burſchikoſer Laffe; enfin, ein Pinſel — aber kein Maler, kein Künſtler!

Oder wird eine wahrhaft edle Seele, ein gerechtes Künſtlergemüth in einer ſchmählichen Maskerade in das Haus eines Ehemanns brechen, um ihm im geiſtigen Adultere das Bild ſeiner Frau zu ſtehlen? Iſt das ein Vorwurf für das ſittliche Drama? Ja, wird auch nur ein gewöhnlicher geſcheidter Menſch ein ſolches Jammer-Spektakel, ein ſolch Geheul und Gewinſel anfangen um das Bild ſeiner Geliebten? Wer das nicht im Herzen trägt, wer des Symbols ſo ſehr bedarf, lebt in deſſen Buſen Liebe? Und lügt er nicht unverſchämt im Antlitze der geheiligten

Majeſtät? Er ſagt dem Könige, er hätte ihm gleich geſagt, daß er nicht Van Oort ſeie, wir aber wiſſen, daß das unwahr iſt, daß er ſich vorbereitete, als Van Oort für den König zu malen! Sehen wir dieſen Rubens nicht bald übermüthig herriſch, und dann verknechtet, mit gekrümmtem Rücken? Nein, du biſt kein Künſtler, kein Rubens! Dich hat ein Weib geboren! Va-t'en!

Wenden wir uns nun zu Ellena! Was iſt ſie? Was will ſie? Was wünſcht ſie? Sie iſt ein Gemiſch von Irdiſch-Gelb und Himmliſch-Blau, aber dieſe Miſchung gibt doch kein Grün! Sie führt Sentenzen im Mund, gedankenloſe und matte, ſie hat ſogar ein Urtheil über Malerei! Frau Ellena, ich habe auch „Speth, über Italien“ geleſen, ich habe mir auch einige Gemeinſprüche gemerkt, und einige oberflächliche Bemerkungen. Auch den „Ardinghello“, den „Heinſe“ habe ich geleſen, ſo gut wie Sie! Meinem Gedächtniſſe entgeht nichts! — Man weiß nicht, liebt ſie, oder haßt ſie? Sie unterſtützt die Täuſchung, ſie ſagt endlich ihrem Ehegemahl auf, ſie legt drolliger Weiſe eine Gemäldegallerie für die Königin an! kurz, ſie iſt in die totale Moralwidrigkeit des Ganzen ſo mit verflochten, daß ſie dem Schwerte der Verdammniß anheimfällt. Und nun, was wird am Ende aus dem Ganzen? Der König kommt wie der Komödien-König aus Hamlets „Mauſefalle“, und belohnt den Betrug und die Abgeſchmacktheit, und beſtraft einen armen Ehemann, weil er betrogen, hintergangen, um Geld geprellt, und um die Liebe ſeiner Frau ſpitzbübiſcher Weiſe gebracht worden iſt! Das iſt tragiſche Gerechtigkeit? Ja, das iſt Gerechtigkeit, wie ſie Hinko, der Freiknecht, ausübt!

Und nun zur Diction! Iſt es möglich, daß man, wenn es ſich um „Kunſt“ und „Liebe“ handelt, ſo ganz und gar aller poetiſchen Anwandlung bar bleibt? Iſt es möglich, ſo farblos, ſo ganz und gar alltäglich albern einen Rubens ſprechen zu laſſen? Wir treffen nicht auf eine Stelle, in der ſich die Entäußerung eines ſchönen Gefühls, einer ſittlichen Idee, eines haltbaren Gedankens bemerkbar macht. Es iſt ſo der ganz gewöhnliche Eierfladen-Dialog der Alltäglichkeit. Selbſt in dem höchſten Siedpunkte der Empfindung, als Ellena ſich von ihm losreißt, bei der großen Effectdecoration, wo Gomez das vielbeſprochene Portrait davon trägt, und Ellena ihm dafür ein Brabanter Taſchentuch gibt, mit Eulalia's Thränen benetzt, geſäumt mit den Fäden aus dem zerzupften „Spinaroſa“, und gemerkt mit dem rothen Stickgarn des „Pfefferröſels“, ſelbſt in dieſem Knall-Erbſen-Moment beſteht die höchſte Blüte ihrer Diction in dem begeiſterten Schwunge:

„Leben Sie wohl, Ihnen bleibt meine Hochachtung, meine Hochſchätzung!“

Ungeheuer naiv und ironiſch aber wird Madame Birch-Pfeiffer, daß ſie am Ende den König Philipp ſagen läßt:

„Weil Rubens einen Grand von Spanien zum Narren gehalten, taugt er zum Geſandten nach England!“

Herrliche Anſicht von der Diplomatie! — Uebrigens müßte ich mich auf die Musa vulgivaga der Madame Birch-

Pfeiffer ſchlecht verſtehen, wenn ſie zum Schluſſe den Knall-Effect verſchmäht haben ſollte, Rubens auf des Königs Verlangen, noch einmal als Van Oort vermummt zu ſehen! Die ganze Stellung iſt mir darnach, und meine praktiſche Anſicht trügt mich ſelten! Hat dieſen Schluß-Mummenſchanz eine umſichtige Kunſtleitung hier weggelaſſen, ſo hat ſie ſehr wohl gethan. Ein Peccatum omissionis kann man an dieſem „Rubens“ nicht begehen!

Noch Eines aber kann ich der Madame Birch-Pfeiffer nicht ſchenken. Sie entblödet ſich nicht, ungefähr ſagen zu laſſen:

> „Hat doch eine Fornarina den Rafael zu ſeinen Madonnen begeiſtert.“

Vergib, heilige Mutter der Gnaden! vergib du, verklärter Rafael, dieſe Läſterung! vergib ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun! — Wie? das irdiſch fleiſchliche Weib hätte jene Himmelsbilder hervorgebracht? Rafael hat die Irdiſche verklärt, weil ihm noch ein Gluthtropfen übrig blieb von dem Meere des Lichts, worin ſeiner heiligen Begeiſterung die Königin der Gnaden erſchien! —

Das Bild des Bruders.

Ein Schauſpiel in fünf Aufzügen.

Die Menſchen werden eingetheilt in zweierlei Menſchen: in Menſchen, die Theaterſtücke ſchreiben, und in Menſchen, die keine Theaterſtücke ſchreiben. Dieſe beiderlei Menſchen ſind in vielen Stücken ſehr verſchieden, zum Beiſpiel darin, daß der Menſch, der keine Theaterſtücke ſchreibt, die Menſchen oft beſſer kennt, als der, welcher Theaterſtücke ſchreibt und ſie — Stücke und Menſchen — auf die Bühne bringt; oder auch darin, daß die Menſchen, die keine Theaterſtücke ſchreiben, ohne Menſchen, die Theaterſtücke ſchreiben können, ſehr gut noch Menſchen bleiben können, aber nicht umgekehrt; oder auch darin, daß Menſchen, die keine Theaterſtücke ſchreiben, oft beſſer ſchreiben, als Menſchen, die Theaterſtücke ſchreiben; allein nach allen dieſen Verſchiedenheiten ſind ſie ſich doch darin ähnlich, daß beiderlei Menſchen nicht gleich als Laufer und Tänzer auf die Welt kommen, ſondern, daß ſie erſt gehen lernen, oft ſtolpern, purzeln, auf die Naſe fallen, ſich blutig ſchlagen, und endlich doch richtig und gut gehen, ja auch laufen und tanzen lernen. Ja, man behauptet, auch Cäſar ſei als Kind einmal geſtolpert, und was ein Cäſar kann, ſoll das nicht auch ein Theaterſtückſchreiber? Ich ſelbſt, falle ich doch ſelbſt jetzt bei meinem Urtheile nicht ſogleich mit der Thür ins Haus, ſondern ſtolpere erſt über die Eingangsſchwelle hinein, um dem verehrlichen Leſer zu ſagen, daß die geſunde und ehrliche Kritik mit einem Beginnenden nachſichtiger zu Werke geht, als mit dem Fertigen, mit dem Werdenden freundlicher, als mit dem Gewordenen. Nur wo die Mittelmäßigkeit den Kamm ſträubt und ſich als vortrefflich auskräht; nur wo die gelbſüchtige Arroganz mit ungeheuerm Lungenflügelſchlag ihre lächerliche Erbärmlichkeit mit dem klebrigen Firniß einer albernen Vornehmthuerei übertüncht, da, wo man das Alltägliche per poſto und per Luftballon in die Unſterblichkeit hineinſchmuggeln will; da, wo nichtiger Dünkel dem Publikum zu imponiren gedenkt, da thut es Noth, das ſcharfe Gartenmeſſer anzulegen, da iſt es Pflicht, die Staarlinſe hinunterzudrücken, und dem geblendeten Auge das wahre Licht zu geben. Wo aber ein angehendes Talent ſeinen erſten Verſuch vor uns zur Schau bringt, da hat weder die Kritik noch das Publikum ein jus gladii. Wer wird, wenn ein Kind fällt, es aushöhnen, und ihm zurufen: „Du, wage nicht mehr zu gehen, verſuche es ja nicht mehr!“ Das wäre herzlos. Ein großer Lümmel, wenn er ſich uns als graziöſer Tänzer anpoſaunt, und über ſeine eigenen Beine ſtolpert, den muß man auslachen und ihm: „Halt“ zurufen.

Das heutige Produkt eines jungen Mannes, der zum erſten Male den Glühboden der Oeffentlichkeit betritt, hat ein hartes Urtheil vom Publikum erfahren. Das Publikum iſt die entſcheidende Inſtanz und die Chambre ardente des Theaters ſelbſt; die nachkommende kritiſche Reviſion des Prozeſſes ignorirt dieſes Standrecht, und urtheilt nach ihrem eigenen Code.

Der Verfaſſer dieſes Schauſpiels kommt mir vor wie ein Mann, der eine Geſellſchaft zu Tiſche bittet, viele Speiſen, mitunter auch recht gute, in Bereitſchaft hat, allein er hat keine Routine, den Wirth zu machen. Er reicht eine Schüſſel ſechsmal, die andere gar nicht, die dritte zur unrechten Zeit herum; er bringt zum Salat einen Suppenteller, und reicht zur Suppe ein Deſſertmeſſer. Der Verfaſſer, in dem ich Talent erkannt habe, und es auch ausſpreche, und wenn es um mich Pfeifen regnete, hat aber auch nicht ein Bischen Bühnenkenntniß. Bühnenkenntniß iſt jenes Ding, durch welches man mit ſehr wenig Kenntniß auf der Bühne viel erzweckt. Hat man ſehr viel von dieſer wenigen Kenntniß, dann iſt man geborgen. Der Verfaſſer aber hat ſich um die Oekonomie der Zeit, der Orte, des Scenenwechſels u. ſ. w. gar nicht bekümmert; ja noch mehr, er hat wie alle Menſchen, die zum erſten Male öffentlich ſchreiben oder öffentlich reden, kein Maß für das Reden. Er läßt ſehr viel reden und viel wiederholen, eben ſo iſt die Handlung auch faſt dreimal wiederholt im Stücke. Ich möchte ſagen, der Verfaſſer hat nicht Zeit genug gehabt, kurz zu ſein, und iſt deshalb ſo redſelig geworden. Daß dieſes Stück bei ſolchen Mängeln kein Glück machen konnte, iſt entſchieden; ob es die Art der Aufnahme in ſolchem Grade verdiente, das iſt eine Frage, welche nur der entſcheiden könnte, der jeden Einzelnen im Theater um den Grund ſeiner Aeußerung befragt hätte; das geht mich im Grunde auch nichts an. Ich habe es hier einzig und allein mit dem Verfaſſer zu thun, und dem gerade muß ich zurufen: ein mißglückter Verſuch iſt noch kein Unglück; der billig Denkende erkennt aus dem Produkte bei ſehr vielen Mißgriffen dennoch eine Potenz von Talent und Fähigkeit, und das eben iſt ja die Feuerprobe des wahren Talents, daß es ſich durch verunglückte Experimente nicht einſchüchtern läßt.

Taſſo's Tod.

Trauerſpiel in fünf Acten,
von E. Raupach.

„Torquato Taſſo" von Goethe, dieſer herrliche Eispalaſt, mit ſeinen glatten, ſpiegelreinen und kalten poetiſchen Quadern, dieſer Zaubergarten der Rede, dieſe meiſterhafte, vollendete aber dramatiſche blut- und pulsloſe Schöpfung hört gerade da auf, wo auch Taſſo aufhört, ein Gegenſtand für dramatiſches Spiegelglas zu ſein; ja, er iſt es auch in Goethe's Schauſpiel nicht, iſt auch da nur, ſo zu ſagen, der innere Mittelkern, um darauf und um ihn die gold'ne Seide fein ausgeſponnener Poeſien und Lebensanſichten herumzuwickeln. Der Raupach'ſche Anbau oder Schlußbau zu dieſem majeſtätiſchen Eispalaſt, das Trauerſpiel: „Taſſo's Tod," iſt ein vortreffliches Werk in poetiſcher, lyriſcher, philoſophiſcher und didaktiſcher Hinſicht aber es iſt durchaus kein dramatiſches, und tragiſches. Der Tod gehört auf die Bühne, in dem Tode liegt die Wirkung, nicht im Sterben; der Tod kann tragiſch, erhaben, erhebend, ſühnend, läuternd und erſchütternd ſein, aber das Sterben iſt blos traurig. Der Tod iſt eine That, das Sterben iſt eine Begebenheit, der Tod iſt eine Handlung entweder des Menſchen oder des Schickſals; das Sterben hingegen iſt ein Geſetz der Natur. Der Tod auf der Bühne, der tragiſche Tod, muß der Ausgang eines tragiſchen Charakters, er muß das Ende eines Kampfes und der Anfang eines Sieges ſein; aber er darf nicht der Ausgang einer Krankheit ſein.

Die eigene Hand oder das Schickſal muß den tragiſchen Helden tödten, in ihm und in ſeinem Tode muß ein Gleichgewicht von Kraft und Schuld liegen. Sein Untergang muß eine Nothwendigkeit ſein von oben und kein pathologiſcher Befehl; die Endlaſſenſchaft eines tragiſchen Charakters muß nichts ſein, als der nothwendige Abſchluß der Darſtellung einer rein ſittlichen Natur, die geſündigt und gebüßt, und durch den Tod die Sünde überwunden, und ſomit durch ſich ſelbſt zum beſſern Leben hindurchgegangen iſt; dieſe Endlaſſenſchaft darf aber nicht bedingt werden durch den Aufgebrauch der phyſiſchen Maſchine.

Die Thatloſigkeit eines adeligen Geiſtes, der mehr phyſiſche als geiſtige Zerfall eines großen Dichtergenius iſt in Taſſo ohne alles Gegengewicht von Schuld, wie Ludovico ſelbſt bemerkt: „Ein Unglück iſt es, aber keine Schuld,“ iſt alſo kein tragiſches Motiv.

Sollen wir in Taſſo die Leiden, die Bitterkeiten, die Duldung, den Sieg, die Verklärung und die begeiſternde Heiligung der Poeſie ſelbſt erkennen? Iſt dieſes Zerwürfniß der innern Natur wirklich in dem Weſen der Dichtkunſt? Die heilige; die echte, die ſchöne himmliſche Dichtkunſt iſt frei von irdiſchen Muttermalen: ſie ſind hier blos Flecken und Eigenheiten des Dichters, des Menſchen im Dichter; ſie gehören vor das Forum der ſittlichen Erziehung und des Arztes, aber nicht vor das der Tragödie und Dramaturgie.

Beſchauen wir dagegen Oehlenſchlägers „Correggio“, in welchem ebenfalls ein poetiſches Leben untergeht, in welchem die Kunſt als tragiſche Perſon auftritt, wie ganz anders iſt es da! Zu welch einer Welt voll Licht wandeln wir dort! Welches geiſt- und lebenvolle Drama! Wie ſanft menſchlich iſt dort der ebenfalls leicht aufgeregte Correggio. Wie lernen wir dort die Kunſt, die abſtracte Kunſt lieben, kindlich lieben, verehren, inbrünſtig verehren! Wie hängt dort des Künſtlers Liebewollen, ſeine lebendige aber bewußtloſe Innigkeit mit ſeinem Kunſttalente zuſammen: und gerade das Mißverhältniß dieſes ſeines kindlichen Wohlwollens, ſeines Vertrauens zu einer Welt voll Zwiſt und Hader, iſt ſein Unrecht und die Schuld, an der er untergeht, und dieſer Untergang erhebt uns, wir ſind hingeriſſen zum Mitleid, zum Mitgefühl. Eben als Correggio in die Gallerie tritt und in den höchſten Höhen der Begeiſterung den Vollgenuß ſeines Selbſt genießt, da wo ſeine künſtleriſche Natur den höchſten Grad ihrer Entwicklung erreichte, tritt ein Feind herbei und legt ihm den Tod auf, ein Tod, der ihn läutert und ſeine Apotheoſe vollendet. In dieſem Charakter iſt die tragiſche Würde und die tragiſche Berechtigung.

Taſſo ſtirbt, in dieſem Sterben iſt nichts, was uns mit ihm ausſöhnt. Nicht die That macht eine Sache tragiſch, nicht der Tod, ſondern der Entſchluß, der Beweggrund. Nicht das Erſtechen macht Virginia's Tugend, ſondern der Beweggrund; nicht Leonidas' Fall war groß, ſein Zweck war es. Nicht daß Taſſo ſtirbt, kann uns intereſſiren, ſondern wieſo, warum, wodurch er ſtirbt; und warum ſtirbt Raupach's Taſſo? Weil er nach allen Geſetzen der menſchlichen Natur, nach den Kräften ſeines Körpers und nach der begränzten Kunſt der Aerzte nicht mehr leben kann. Daran iſt nichts Tragiſches, da iſt keine Sühne, keine Weihe, kein unerklärlicher Schreck, und kein erhabenes und erſchütterndes Erkennen des Engels und des Dämons in unſerer Bruſt.

Wenn ich nach dem eben Entwickelten dieſes Raupach'ſche Erzeugniß als Bühnenprodukt, als Tragödie nicht anerkennen kann, ſo muß ich dem lyriſchen und philoſophiſch-moraliſchen Dichter in dem Verfaſſer deſto mehr Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Die bilderreiche Sprache, die jedoch von der eleganten Einfachheit des Goethe'ſchen „Taſſo“ weit abſteht; der Schmuck der Bilder, die reichen und dicht geſäten Sentenzen und Sprüche, voll Weisheit und tiefer Seelenkenntniß; die wahren und treffenden, oft transcendentalen Ausſprüche, werden und müſſen einen ſeltenen Genuß gewähren. Diction und poetiſche Bilder ſind das Gewand; die Handlung, das Leben, der Stoff ſind die Seele; ſchön iſt es, wenn eine edle, kräftige und thatenreiche Seele auch in ein glänzend, purpurdurchwirktes Kleid ſich hüllt.

Ende des dritten Bandes.

Inhalt
des dritten Bandes.

Seite.

Sechſe treffen!
Ein bald Dutzend getroffene Lebens-Narren.

Der Gaſſen-Philanthrop 7
Der Anekdoten-Krampus 12
Der Fragen-Donnerer und der Blitzableiter 17
Herr von Bumitzl, der Viſiten-Igel, oder: „Nur fünf Minuten!" 22
Das Kaffee-Krüglein der Witwe im Krapfenwaldel, oder: Was kann die menſchliche Macht aus einer Portion Kaffee nicht Alles machen? oder: „Wo Zwei nichts eſſen, da können noch Sechſe nichts miteſſen" . . . 28
Die literariſchen Miteſſer 36

Deklamations-Saal.

Weinen und Lachen 43
Das jüngſte Gericht 48
Das Wort der Elemente 54
Der Beſuch 63
Der Liebe Macht und ihre Gränzen 66
Ei! Ein Sylbenſpiel 70
Der Frauen-Senat und das Schluß-Protokoll 73

Seite.

Senſitiven und Flatter-Roſen.

Unglückliche Liebes-Anträge eines armen Poeten, oder: Krankheits-Umſtände eines Hageſtolzen 83
2. Entſchluß 85
3. Aller Anfang iſt ſchwer 87
4. Wiederholung 88
5. Noch einmal! 90
6. Nur zu! 93
7. Endlich 95
8. Entſagung 98
9. Heimkehr und Beruhigung 100
Weihnachten 101
Das Schreibzeug-Geſchenk 107
Maria Grün 109
Frühlings-Gliederreißen, lyriſcher Frieſel und verſifizirtes Zähnklappern eines gemarterten Recenſenten . . . 111
Cyanen. 1. Sendung 115
2. Ich habe geliebt und gelebt 117
3. Roſenbotſchaft 119
Klagelieder. Nr. 1—3 . . . . 120—125
Stammbuch-Scherze. Nr. 1—3 . . . . 126—129
An Blancheflour 130

Prater-Deviſen.

1. Ouverture 133
2. Introduction 135
3. Die Reiter-Allee 136
4. Eheſtands-Converſation 138
5. Die Reh-Tour 139
6. Kaffeehaus-Parthie 140
7. Der blinde Leiermann 142
8. Blancheflour 145
9. Der Dichter 147

Seite.
Blumenbitte 148
Das Höckerweib und das Blumenmädchen 150

Kritiſcher Secir-Saal.

Offenes Schreiben an eine Freundin über Halm's neues Trauerſpiel: „Der Adept" 155

Theater-Salon.

Ein Wintermärchen 187
Mirandolina 193
Der todte Gaſt 196
Er hatte Alle zum Beſten 201
Trudchen 204
Erſtes und letztes Kapitel 207
Liebe und Leichtſinn, oder: die Täuſchungen 212
Der Bettler 216
König Enzio 218
Rubens in Madrid 222
Das Bild des Bruders 230
Taſſo's Tod 234

Humoriſtiſche

Damen-Bibliothek.

Von

M. G. Saphir.

Vierter Band.

Wien und Leipzig.
A. Dorfmeiſter's Verlag.

Leipzig: H. Haeſſel.
1862.

[illegible]

Theater-Salon.

Der Wahnſinnige auf der Inſel St. Domingo.

Oper von Ferretti. Muſik von Donizetti.

Ein recht mittelmäßiger Autor hat einmal geſagt: „Es war einmal eine ſchöne Zeit, in der die Kritik noch nicht erfunden war!“ Dieſer Stoßſeufzer aller ſchlechten Schauſpieler, aller mittelmäßigen und genieloſen Schau- und Luſtſpieldichter, ſo wie überhaupt aller Talentdürftigen, hat ſehr viel Wahres! Es muß eine ſchöne Zeit geweſen ſein, wo die Kritik noch nicht erfunden war! wo die geſunde Vernunft und der äſthetiſche Geſchmack noch ihr Richtſcheid nicht zogen über alle Machwerke des magern und dürren Geiſtes; wo ſich der Dünkel und die Arroganz, dieſe beiden unzertrennlichen Gefährten der Talentloſigkeit, noch keiner Controle unterworfen ſahen; wo die kleinen Poeten und Poetchen, im Gevatterinnenkreiſe anerkannt, und an dem Biertiſche Abends von den Kumpanen mit der Gaſthausunſterblichkeit belohnt, ihre kleinen geiſtigen Lichtſtümpfchen in die Welt hinaushielten und dabei ausriefen: „Hier iſt die große Fackel der Zeit, die Leuchte des Jahrhunderts, hier iſt der große Tholagir der Literatur, der die Laureatur empfangen hat bei Gelegenheit der Lorbeerſauce in dem weitberühmten Bierhauſe zu ſo und ſo!“ Das war noch eine ſchöne Zeit, als noch die Kritik ihr Licht nicht anzündete, denn im Finſtern ſieht man nicht, wie Marſyas von Apoll geſchunden wird, und die geiſtige wie die phyſiſche Blöße ſcheut das Licht und verſteckt ſich in dem Paradieſe der Wahrheit und Schönheit vor dem kritiſchen Zurufe: „Wo biſt du?“ Das waren ſchlechte Patrone, die Leſſinge, die Batteux, die Schlegel, u. ſ. w., die haben es zu verantworten, daß es ſo wenig auserleſene Geiſter gibt, die haben die Kritik erfunden, die Kritik, die ſchwarze Tintenpeſt der Schriftſtellerei, welche Alle, die eine Dispoſition zur Nichtigkeit in ſich tragen und doch einen ſolchen Scheinappetit nach den himmliſchen Schaubroten des geiſtigen Tiſches verſpüren, unheilbar dahinrafft. Am meiſten Abſcheu aber hat jede Mittelmäßigkeit und jede notoriſche Nullität vor Witz und witzigen Kritiken! Eine witzige Kritik iſt ihnen ein Gräuel! Witz und Frauengunſt ſind zwei Göttergeſchenke, die dem Menſchen vom Himmel fallen, man weiß nicht woher, nicht wieſo, nicht wodurch, nicht weswegen. Der Mann, der ſie beſitzt, iſt ein Gott, er geht lachend auf glühenden Kohlen, er ſingt auf der Folterbank des Lebens, er tanzt unter dem Feuer- und Schwefelregen der Welt, er jubelt ſeine Hoſianna unter dem Sturzbad des Schickſals und jauchzt durch die Spießruthengaſſe der menſchlichen Leiden! Wer ſie beſitzt, der wandelt auf den Höhen des Daſeins, ihn umfluthet der niebewölkte Aether des Geiſtes, und in ihm ruht der ewige Urdarſee des Gemüthes, von keinem Sturme aufgejagt! Gegen nichts ſind die Witzloſen ſo aufgebracht, als gegen den Witz! Oeffentlich ſprechen ſie geringſchätzig von ihm, und heimlich ringen ſie mit unendlicher Qual und mit unſäglichen Schmerzen nach ihm. Ach ja, es gibt Menſchen, die das ganze Jahr nach einem guten Einfalle ringen, die nie einen haben, und die jeden andern guten Einfall verketzern; daß dieſe Unglücklichen noch nie aller geiſtigen Anſtrengung auf immer entſagen, kommt eben daher, weil ſie nie einen guten Einfall haben.

Hat aber ein Witzloſer einmal in ſeinem Leben einen Witz gemacht, dann Gnade der Menſchheit! Er erzählt ihn Abends im Kaffeehaus, Mittags am Tiſch, Nachts ſeinem Bedienten und Morgens ſeinem Barbier! Gnade ſeiner Frau, Gnade ſeinen Kindern, Gnade ſeinen Freunden, Gnade ſeinen Mitbürgern!

„Nur keinen Witz!“ ſo ſchreit alle Talentloſigkeit, „nur Gründlichkeit!“ Warum aber will die Mittelmäßigkeit blos gründliche Kritiken? Weil der Leſer für die Gründlichkeit kein Gedächtniß hat! Bis man dem großen Leſerhaufen durch Gründlichkeit dargethan, warum dieſes oder jenes ſchlecht iſt, hat der Leſer ſchon längſt den Anfang vergeſſen und das Intereſſe daran verloren. Der Witz aber ſpricht blos mit den Anfangsbuchſtaben, er apoſtrophirt alle Weitſchweifigkeit, der Leſer weiß im Nu, was und wie, und damit das Urtheil im Gedächtniſſe des Leſers nicht in Fäulniß übergehe und verweſe, ſalzt es der Witzige ein, damit es ſich friſch und lebendig erhalte: das iſt es, was den Witz ſo gefürchtet macht.

Sie wollen Gründlichkeit, weil ſie während der langen und breiten Salbung Zeit gewinnen, die Augen zu verdrehen, um Erbarmen zu winſeln und das Mitleid des Leſers anzurufen. Sie gehen dann von Leſer zu Leſer, und lamentiren: „ach, ich bin ein ehrlicher Menſch, ich habe mein Lebtag nichts geſtohlen, ich eſſe keine Talglichter und trinke kein Scheidewaſſer, auch habe ich eine brave Frau und fünf Kinder, arme Waiſen, und nun ſoll ich ein mittelmäßiger Schriftſteller ſein u. ſ. w.“ Der Witz aber iſt ein flinker, ſcharfer Richter, die Execution iſt im Nu vorüber, bevor Inculpat noch Zeit hat, die Augen zu verdrehen. Was iſt denn der wahre Witz Anderes, als der zuſammengepreßte Geiſt der Gründlichkeit, Anderes, als der Extract des Scharfſinnes, und was iſt Scharfſinn Anderes, als der Grund aller Gründlichkeit? Witz iſt das Endurtheil, das Sublimat der Gründlichkeit, auf eine Lanzettenſpitze gethan, um ſie dem lebendigen Geiſte einzuimpfen.

Nun ſehe ich ſchon, wie die Leſer nach dieſem kritiſchen Vortiſche mit Heißhunger geprikeltes Witzopfer erwarten, das jetzt auf den Schreibtiſch gebracht werden wird, um witzig anatomiſch ſecirt zu werden. Ich ſehe ſie ſchon den Mund aufmachen, und mit der Leſezunge lüſtern ſchnalzen. Proſt die Mahlzeit! Nach dieſer langen Vorrede über Witz kommt gar nichts Witziges, das eben iſt der Witz.

Ich liebe es blos, gerade an den gewöhnlichen langen Pfeifenröhren der Theaterkritik ein buntes Bernſtein-Mundſtück obenan zu ſetzen. Denn zu nichts macht der Leſer ſo gerne das Maul auf, als zu Theaterkritiken, und während der Leſer das Maul dazu aufmacht, practicire ich ihm ein biſchen Wahrheit mit hinein, die eigentlich nicht zur Sache gehört. Alſo aufgepaßt, lieber Leſer, es kommt gar kein Witz, aber auch gar keine Gründlichkeit, ſomit werde ich alle Parteien befriedigen und bin ein guter Menſch, aequale = gutes Schaf. Ich bin ſo wenig witzig, daß ich den Frauen ganz ohne Furcht aus der Hand eſſe, und den Schriftſtellern aus dem Tintenfaſſe trinke. Ich bin nur noch zuweilen witzig, wenn ich mich barbiren laſſe, und zum unglücklichen Glück das Maul nicht aufmachen darf. Alſo zur Sache!

„Der Wahnſinnige auf der Inſel St. Domingo.“ Dieſe Oper von Ferretti, mit Muſik von Donizetti, im Kärntnerthortheater, hat mich auch erwiſcht, und was ich litt, ſoll das Publikum mit mir leiden. Ich erzähle den ganzen Unſinn des Libretto Wort für Wort wieder. So rächt ſich ein Deutſcher! Dieſer Wahnſinnige auf St. Domingo iſt nichts als „Menſchenhaß und Reue“ in Matroſen geſetzt.

In einer Gegend iſt auf der einen Seite Meer, auf der andern Wälder, Gebüſche und hohe Berge, und in der Mitte ein Schauplatz. Es donnert in der Ferne und blitzt in der Nähe. Bäume und Geſträuche ſtehen zerſtreut, aus lauter Unterhaltung. Man ſieht einige Hütten, die nicht mitgerechnet, die man nicht ſieht. Vor einer Hütte ſteht eine Bank. Marcella und Bartolomeo kommen aus der Hütte, um zu ſehen, ob ſchon ein Publikum da iſt, und gehen wieder in die Hütte. Hierauf kommt der Negerſklave Kaidama mit einem Chor; ſie melden den Wahnſinnigen an.

Dieſer kommt wie gerufen und ſingt einen wahnſinnigen Vers:

„Licht! das in Liebe ſtrahlte —
Einſt im April vor Jahren
Doch wie ſchön — ſo treulos
Muß mit Reizen ſich Falſchheit paaren.“

Darauf geht er, „mißt das Meer, um hineinzuſpringen,“ das iſt für einen Wahnſinnigen vorſichtig genug, daß er es erſt mißt, allein er ſpringt nicht hinein, ſondern er erblickt Marcella und läuft ſchnell ab, worauf der Chor die Bemerkung macht, daß er „Grauen fühlt“, wenn „Donner brüllen“, das ſind Nervenſchwächen! Nachdem der Chor ſelbiges geſagt, geht er in die Hütte. Ein Ungewitter, das früher in Negligee war, iſt nun im vollen Anzuge; die Nacht bricht ein und wird von den Zuſchauern beim Einbruch ertappt. Es leuchtet Wetter, und es regnet Platz. Ein Kauffahrteiſchiff treibt auf den Wellen herum. Die Matroſen, die man nicht ſieht, ſind beſchäftigt, die Segel, die man auch nicht ſieht, einzuziehen. Kaidama und Marcella kommen aus der Hütte, wahrſcheinlich um von dem ſchönen Wetter zu profitiren. Auch die Landleute kommen, denn ſie hören Kanonen vom Schiffe. Während nun der Chor der Landleute ſingt, ſcheitert das Schiff, und der Erfolg und das Schiff verſinkt. O glückliches Schiff! So ein Schiff iſt verſchlagen genug, um bei einer glücklichen Gelegenheit zu verſinken! Mehrere Trümmer, die man nicht ſieht — wir reden nicht von den Trümmern, die man hört — ſind von Schiffbrüchigen beladen, die man auch nicht ſieht.

Allein ein einziger Trumm, auf dem ſich Eleonora befindet, wird von einer gewaltigen Welle ans Ufer geſchleudert. Da ſieht man, daß nicht nur bei uns zu Land, ſondern auch zu See, mit den Frauenzimmern recht geſchleudert wird. Nach dieſem beſänftigt der Sturm ſich ſelbſt, und Kaidama, ein ſpaßiger Mohr, macht die ſehr witzige Bemerkung: „Das Meer muß ſich den Magen verdorben haben, und hat ein Frauenzimmer ausgeworfen!“ Eleonora erwacht aus der Ohnmacht, ſchreit „ha!“ und nachdem ſie ſchrie „ha!“ fällt ſie wieder etwas in Ohnmacht, erwacht wieder und ſagt: „laßt mich ſterben!“ Darauf kommt Bartolomeo und macht die ſcharfſinnige Bemerkung: „Eure Kleider triefen von Waſſer!“ Das hat ihm Einer geſagt! ſie gehen in die Hütte. Cardenio, der Wahnſinnige, kommt und unterhält ſich mit Kaidama; das iſt ſein Privatvergnügen, und darein haben ſich die Zuſchauer nicht zu miſchen. Er ſetzt ſich mit ihm auf die Bank: „Auf dieſe Bank von Stein will ich mich ſetzen,“ und drückt Kaidama's Hand auf die Bank. Dieſer Hand-Steindruck iſt Alles, was in dieſer Scene vorgeht. Endlich hebt Cardenio einen Stein auf. Kaidama geht in die Hütte und Cardenio auf den Felſen.

Nun kommt aus der Couliſſe rechts ein Schiff gegangen und mehrere ſpaniſche Matroſen landen, auch Fernando. Fernando iſt nämlich ein Bruder Cardenio's und ſucht ihn hier auf, wahrſcheinlich hat er an einer Straßenecke im Meere den heutigen Theaterzettel geleſen, und weiß, daß Cardenio hier iſt. Der Chor lamentirt ein Erkleckliches, und ſingt zum Himmel:

„Erhöre ſeine Bitte,
Mach' ihn froh und reich!“

Sie beſteigen nach dieſer reichen Idee das Schiff, und nachdem ſie uns in die Ohren geſtochen, ſtechen ſie auch in die See.

Nun finden wir das Innere von Bartolomeo's Hütte durch die Thüre rechts, und entfernen uns durch die Thüre links. Dann bringt Bartolomeo den Wahnſinnigen, dieſer iſt der Einzige, der ein geſcheidtes Wort ſpricht. Er erzählt ihm ſeine Leidensgeſchichte: er hatte ein Weib. Das iſt ſchon an und für ſich eine Leidensgeſchichte. Er hatte aber gegen den Willen ſeines Vaters geheirathet, eines Vaters, „der den Handel trieb“. Er floh mit ihr über's Meer, und kam wieder zurück. Es war blos ein kleiner Umweg. Sein Vater ſtarb und fluchte ihm, das heißt ſein Vater fluchte ihm und ſtarb. Seine Frau wurde ihm untreu und entfloh mit einem Entführer. Während Cardenio das erzählt, kommt Eleonora-Eulalia von der einen Seite und Fernando von der andern Seite. Sie ſtürzt zu Cardenio-Meinau's Füßen, er ſchleudert ſie fort und „blickt ſie verſtohlen an“. Das iſt für einen Wahnſinnigen methodiſch genug. Fernando ſchreit „hör' ſie!“ Marcella ſchreit „hör' ſie!“ Bartolomeo ſchreit „hör' ſie!“ der Chor ſchreit „hör' ſie!“ ich ſage zu mir ſelbſt: „hör' ſie nicht!“

Er aber, Cardenio, ſchreit:

„Alle, Alle will ich haſſen,
Bis der Grund der Erde weicht!“

Das kann noch ein Weilchen dauern, denn es iſt kein Grund da, warum der Grund der Erde weichen ſoll; ſie aber ſingt:

„Nein, du ſollſt ſie nicht verlaſſen,
Sei barmherzig, ſei erweicht!“

Da aber noch ein Act kommen muß, ſo iſt er noch nicht erweicht, er ſtoßt Alle zurück, und entflieht in die Gebirge.

„Dahin, dahin möcht' ich mit dir zieh'n!“

Nachdem er entflohen war, fällt Eleonora in Ohnmacht. Der Chor will noch etwas ſingen, allein der Vorhang fällt ihm in die Rede, woraus zu entnehmen, daß ein Act vorüber iſt.

Der zweite Act beginnt mit der Meergegend. Kaibama kommt vom Gebirge, Landleute kommen aus den Hütten, ſagen:

„Nein, nicht hier!“ — „auch hier nicht!“ — „hier auch nicht!“

Nach dieſem Ueberfluß von Austauſch an Ideenmangel ſind ſie weit entfernt, fortzufahren, ſondern fahren fort, ſich weiter zu entfernen. Nachdem ſie ſich entfernt haben, kommt Cardenio wüthend, und ruft: „entfernt euch!“ Dann erſcheint Eleonora, er ſchreit: „Erde, verſchlinge mich!“ Die Erde aber,' die nicht gerne Wahnſinnige ſpeist, verſchlingt ihn nicht, wir aber verſchlingen einen Dialog oder Recitativ, der in St. Domingo wahrſcheinlich Converſationston iſt. Er ſagt:

„Ich bin blind! (?) Sonne, deine Strahlen beſchauen kann ich nicht! Du in Thränen? (!!)“

Sie bittet um Verzeihung; er aber ſagt:

„Verzeihen Sie, verzeihen kann ich nicht!“

Darauf ſingt er:

„In Liebe vergehen
Iſt ſel'ges Entzücken.“

Darauf kommt Fernando vom Gebirge und die Landleute aus der Hütte. Eleonora und Cardenio gehen in die Hütte (hier iſt eine Abweichung der Darſtellung vom Buche ſelbſt). Cardenio kommt ganz verſtändig gekleidet aus der Hütte, und ſieht, wie es beginnt Abend zu werden, und beſchließt:

„Im Grabe find' ich Frieden!“

Darauf ſetzt ſich der redliche Finder nieder auf einen Stein, wahrſcheinlich will er damit ſagen: „auch ein Stein muß ſich meiner erbarmen,“ und verſinkt, auf ausdrücklichen Befehl des Textbuches, in ſüße Schwermuth. Darauf kommt Kaidama aus der Hütte, und bringt zwei Piſtolen. Cardenio nimmt ihm die Piſtolen weg. Kaidama entfernt ſich darauf ins Gebirge. Darauf kommt Eleonora, in Gedanken und in Schmerz verſunken, und Fernando aus der Hütte. Fernando entfernt ſich ins Gebirge. Cardenio und Eleonora bleiben allein, ſie verſöhnen ſich, ſind wieder Mann und Frau, und ſie beſchließen, aus Lebensluſt ſich zu erſchießen. Darauf kommt Fernando aus dem Gebirge, Landleute kommen mit Fackeln aus der Hütte; und ein Schiff kommt wie ein Waſſertreter aus dem Hintergrunde. Eleonora will ſich allein erſchießen — „ihn zu verſöhnen!“ allein Cardenio ſchont den Schuß Pulver, und ſagt: —

„Nein, lebe! lebe!“

und ſiehe da, ſie lebt! „lebt in Fülle der Geſundheit euch allen zum Verderben!“ Sie ſchwört ihm darauf Liebe und Treue! „zum erſten Mal, zum zweiten Mal!“ Cardenio drückt ſie ans Herz, ſie freut ſich, daß ſie ſich nicht erſchoſſen. Die Landleute beſteigen das Schiff; nun wird die Handlung flott, der Chor ſagt uns, wir ſollen fühlen, wie ſanft die Lüfte wehen, und der fallende Vorhang verhindert uns, zu ſehen, ob die andern Leute in die Hütte oder ins Gebirge gehen. Dieſes iſt die Oper von Ferretti, nun kommt die Muſik von Donizetti.

Der äſthetiſche Magen des Menſchen iſt, gleich ſeinem wirklichen, wie ein Strumpf; er läßt ſich dehnen, zuſammenziehen; er läßt ſich an Alles gewöhnen; er iſt einmal hungerig, bekommt er keinen Faſan, nimmt er mit Schaffleiſch vorlieb, und am Ende findet er Alles ſchmackhaft, oder findet er es auch nicht ſchmackhaft, er nimmt es doch zu ſich, weil er nichts anders hat.

Die abſteigende Linie des Geſchmacks iſt ſchneller durchlaufen, als die aufſteigende, und das Publikum iſt leichter von Mozart und Beethoven oder überhaupt von dem gebildeten Ernſte der deutſchen Muſik zu Ricci und Donizetti und zu dem Notengequirl der italieniſchen Muſik herunter zu führen, als wiederum hinauf.

Ich liebe aber dieſe italieniſche Tohu- und Bohu-Muſik, ich liebe dieſe Compoſiteure, die von den Worten nicht genirt werden. Die großen deutſchen Komponiſten genirten die Worte und Alles, was nicht Muſik war, weil ſie ihre Töne den Worten anſchmiegen mußten, weil ihre Muſik ſich um den Gliederbau des Textes wie ein naſſes Gewand wickelte, daß alle Formen durch die enganpaſſenden

Rhythmen durchſchimmerten. Einen Italiener geniren die Worte nicht im Geringſten, ob es da im Texte heißt:

„O Götter, mich ergreift Verzweiflung!“

oder: „Du, Lieſe, liegt dort nicht mein Strickſtrumpf?“ das iſt ihnen Alles gleich, die Muſik faßt die Worte hukepuk auf den Rücken und macht damit ihre Kapriolen; Lappen an Lappen gereiht, iſt das Arlequin-Gewand der Compoſition fertig, der Text damit angethan, und mit wildem Huronengeſchrei durch alle Inſtrumente des Orcheſters geſchleppt, welches bald ſelbſt in tiefſter Scham den Wechſelbalg jedes muſikaliſchen Gedankens fallen läßt, und dafür einen neuen Fetzen irgend einer prunkenden Reminiscenz ergreift.

Das war ungefähr meine Empfindung bei dem Anhören dieſes „Wahnſinnigen“. Ich glaube, dieſer „Furioſo“ hat früher das Licht der Welt erblickt, als „Norma“, und ſomit wäre „Norma“ ein Plagiat dieſes „Furioſo“, allein wir haben nun einmal „Norma“ früher gehört, dieſe ſchöne Liqueur-Bonbon-Oper mit ihren lieblichen und innigen Weiſen, und können nun dieſelben Melodien ſo abgeſchmackt ausgefaſert und zu Reminiscenzen-Charpie gezupft, nicht gut anhören. Bei Bellini wandeln doch zuweilen, freilich oft auch wie durch Zufall, der Geſang und der unterlegte Text die nämliche Straße; hier in dieſer Oper ſind auch nicht zwei geſunde Noten, die an dem Sinn und an dem Worte der Handlung feſtſitzen. Die Introduction, ohne Grundgedanken, führt uns ſogleich und ohne Umſtände ſchon in den Wahn ohne Sinn der Inſtrumente hinein.

Alle Geiſter ſind losgelaſſen, und der Wahnſinn auch. Eine Reminiscenz fällt der andern in die Haare, und ſagt: „Entſchuldigen Sie, wo hab' ich doch ſchon die Ehre gehabt?“ Eine große Arie des Furioſo ſcheint im oberflächlichen Anhören ſich zu einer dramatiſchen Bedeutung erheben zu wollen, doch fehlt auch, ſo wie dem Sextett im erſten Finale, dem auch eine Originalität auf der Zunge zu liegen ſcheint, die gehörig durchgearbeitete Stimmenführung, und die Inſtrumentation iſt geſucht, und ohne Halt. Der Compoſiteur wollte Gräßliches hervorbringen, allein das Gräßliche ohne Motiv, das Gräßliche als Graſſes iſt kein Vorwurf der Kunſt, und iſt nicht ſo auszuführen; wer das Gräßliche, das Schreckliche, das Entſetzliche in der Form ausdrücken will, hat das äſthetiſche Vocabulaire noch nicht begriffen. In der Natur freilich iſt oft Heulen und Klaffen und häßlicher Lärmen der Typus des Gräßlichen, aber für die Kunſt iſt nur die ideale Natur die Aufgabe. Schönheit iſt Anfang, Centrum und Ende aller Kunſt, und Schiller hat Recht, wenn er ſagt: „ſiegt Natur, ſo muß die Kunſt entweichen“.

Von dem andern Ganzen bemerke ich nur ſo en passent, und gleichſam zum Spaß, Gott bewahre aber nicht etwa, als ob ich glaubte, man ſollte davon Notiz nehmen! beileibe, dazu iſt unſer Zeitalter noch nicht reif; allein ich ſchreibe es nur ſo quasi zwiſchen den Zähnen hin, daß wir Opernarrangirer curioſe Geiſter ſind. Wenn ein Chor kommt, und in dieſer Oper kommt er oft — vom Gebirge und aus der Hütte — ſo kommen ſie und ſtellen ſich ſogleich in einem Halbzirkel, gleichſam als ſpielten ſie: „der Plumpſack geht um,“ ſie bilden einen halben Zirkel, wie im Rütli; warum? habt ihr ſchon Bauern oder Matroſen geſehen, die, wenn ſie zuſammen kommen, ſich gleich wie ein lebendiges Hufeiſen aufſtellen? Laßt doch den Chor in Gottes Namen ſich gruppiren in Ballen und Haufen, das iſt nicht nur natürlicher, ſondern auch zweckmäßiger für den Effect des Chors, die Stimmen geben mehr aus und ſind wirkſamer.

Da ich ſchon einmal im Zuge war, Wahnſinnige zu beſuchen, ging ich auch hinaus in die Joſephſtadt, in den „Kerker zu Edinburgh“, in welchem auch eine Wahnſinnige die Hauptrolle ſpielt. Der Wahnſinn ſpielt jetzt eine große Rolle auf den Bretern, die die Welt bedeuten, und Rouſſeau nennt ja die Welt ein Narrenhaus, darum müſſen die Breter ein Narrenhaus bedeuten. Was iſt im Grunde die Poeſie anders, als ein Wahn voll Sinn? alſo Wahnſinn? „Gut ausgeſonnen, Vater Lamormain!“ —

Alſo dieſer „Kerker von Edinburgh“ iſt eine romantiſche Oper in drei Aufzügen, nach, weit nach Walter Scott, von Scribe und Planard.

Bei einer ſolchen Handlung eines Theaterſtücks mit ihrer Verfaſſer-Compagnie, iſt's gerade umgekehrt, wie mit einer Kaufmannshandlung und ihrer Compagnie. Bei einer Kaufmannshandlung hat von der Compagnie derjenige den meiſten Antheil, der das Meiſte dazu beigetragen hat; bei dieſen Handlungen hingegen hat von der Verfaſſer-Compagnie derjenige den meiſten Vortheil, der am wenigſten dazu hergegeben hat; wenigſtens hat er für die Zukunft mehr Credit!

Da ich alſo ſchon im Kerker war, hab' ich recht aufmerkſam zugehört, und will dem Leſer dieſe Handlung nach Scott erzählen: „Es war einmal eine Sara, Sara iſt wahnſinnig. Warum Sara wahnſinnig iſt, das geht uns nichts an; ſie iſt ja nach Walter Scott wahnſinnig, das Warum ſchreibt ſich wahrſcheinlich noch vor Walter Scott her. Alſo Sara iſt wahnſinnig, das iſt ihr Privatvergnügen, da hat ſich die Kritik nicht darein zu miſchen; ein jeder kann wahnſinnig ſein nach Belieben, das iſt die poetiſche Gewerbsfreiheit. Dieſe wahnſinnige Sara liebt den Georg. Georg iſt der Sohn des Herzogs von Argile. Georg iſt in ſeiner frühen Jugend, aus Liebe zu den ſchönen Künſten, unter die Schleichhändler gegangen. Er iſt kein Schleichhändler von Profeſſion, ſondern blos Dilettant, Amateur. Als Schleichhändler verliebt er ſich in Effie, eine Pachterstochter, heirathet ſie, und erzeugt mit ihr ein Kind. Die wahnſinnige Sara kommt und kocht; das iſt: ſie kocht Rache gegen Georg, gegen Effie, und da ſie ſchon im Kochen iſt, kocht ſie gegen die ganze Menſchheit, das heißt gegen die ganze Schleichhändler-Menſchheit, Rache, und gibt ſie bei den Gerichten an, daß ſie in den Ruinen von Walter Scott's Roman, nein, in den Ruinen von Kilnov, ihr Unweſen treiben. Die Schleichhändler, an deren Spitze Georg ſteht, werden eingezogen. Indeſſen hat Sara immer weiter gekocht, und hat auch Effie's Kind geſtohlen und fortgeſchleppt. Der Aldermann der Gegend, in ſeiner Weisheit, hat nur darauf gewartet, um zu erſcheinen, und Eſſien des Kindesmordes anzuklagen. Eſſie hat noch eine Schweſter, Jenny, die keinen Sinn für Romantik hat, ſie liebt keinen Schleichhändler, und hat auch nie Vatergefühle empfunden. Dieſe Jenny geht als griechiſcher Chor durch dieſe Schleichhändlerwelt. Sie ſingt Etwas, das man nicht verſteht, damit man es ihr aber nicht abläugnen kann, ruft ſie einige Inſtrumente aus dem Orcheſter zu Zeugen an. Der Aldermann ſchickt alſo Eſſie in den Kerker nach Edinburgh, wohin auch ſchon die Schleichhändler gebracht worden ſind, und da wir einmal durch ein grauſames Spiel des Geſchickes mit in dieſe fatale Geſchichte verwickelt worden ſind, ſo müſſen wir in Gottes Namen mit in den Kerker. Im zweiten Acte befindet ſich der Herzog von Argile in ſeinem Thronzimmer. Man meldet ihm einen Schleichhändler, dieſer kommt, und, ach, o! er iſt ſein Sohn! Es muß ein ſchönes Gefühl ſein, Vater zu ſein! Er drückt den Sohn, der ihn mit einem Schleichhändler überraſcht, an ſein Herz, und ſagt zu den Dienern, wie König Philipp:

„Der Marquis wird künftig unangemeldet vorgelaſſen!“

Georg kleidet ſich ordentlich als Herzogſohn. Indeſſen meldet man Eſſie, die Verbrecherin. Sie kommt, erkennet Georg, und der Herzog iſt neuerdings überraſcht, denn er erfährt, daß ihm ſein romantiſcher Sohn mit einer kleinen Schleichhändler-Familie eine heimliche Freude bereitete. Da kommt auch Jenny und ſingt. Dann kommt noch ein Anführer der Schleichhändler, ein Freund Georgs, Tom.

Dieſer wird von Georg zum Kerkermeiſter ernannt, nachdem ſie folgendes einfaches, aber ſinniges Geſpräch führten:

„Kannſt Du ſchweigen,
Ich bin ſtumm,
Nicht ein Wort,
Ich bin nicht dumm.“

Da kommt auch Sara. Man muß geſtehen, das Thronzimmer des Herzogs von Argile ſcheint ein Durchhaus zu ſein. Sara kommt und kocht noch immer. Georg fragt den weiſen Aldermann, was das Gericht über Effie beſchließt, und der weiſe Daniel ſagt:

„Den Tod!“

welches Alles von Trompeten und Pauken im Orcheſter ganz munter, wie es ſich für die Karnevalszeit ſchickt, beſtätigt wird. Sara, das wahnſinnige Fatum dieſes Stückes, zieht ſich ihren ſchottiſchen Mantel aus, und macht ſich ein Wickelkind daraus, und ſetzt ſich auf die unterſte Stufe des Thrones, und hutſcht das ſchottiſche Kind, beim Waſſer aufgezogen. „Hoher Sinn liegt oft im kind'ſchen Spiel!“ Da hat ſich aber die Muſik einen ſchönen Effect entwiſchen laſſen! Eine Klarinette hätte ſehr gut das obligate Kindergeſchrei machen können! Sara in einem wahren Kindsweib-Enthuſiasmus, wiegt das ſchottiſche Kind immer fort, bis der Vorhang ſo barmherzig iſt, zu fallen, ein ſehr erfreulicher Fall! Allein keine Freude dauert ewig, ſie necken ſich wahrſcheinlich mit dem Vorhang, und ziehen ihn wieder auf. Nun ſind wir im Kerker, oder eigentlich in dem Converſations-Saal des Kerkers. Da man aber auch den Luſtre in dem Theater ſelbſt hinaufgezogen hatte, ſo wird die Handlung, die in den beiden erſten Acten nur dunkel war, jetzt ſtockfinſter! In dem Converſations-Saal des Kerkers liegen die eingezogenen Schleichhändler am Boden und ſpielen Würfel. Es iſt ein wahres Glück für ſie, daß der Souffleur ein bischen Licht verbreitete, ſonſt hätten ſie in ihrer Soiree unmöglich ſehen können, welchen Wurf ſie gemacht haben. Daß aber die Schleichhändler Würfel ſpielen, iſt ein deutſches Wortſpiel nach Scribe, es iſt eine Anſpielung, daß die Schleichhändler gerne einen Paſch machen oder paſchen! Darauf kommt der neu angeſtellte Schließer Tom, auch ohne Licht, und ſagt, daß er ſie zwar Alle ſehr liebe, aber weiter nichts, worauf ſie ſich entfernen. Da kommt Effie aus einem Seiten-Cabinet auch in den Converſations-Saal. Tom fragt:

„Erkennſt Du mich?“

Allein da es ſtockfinſter iſt, ſo erkennt ſie ihn blos an der Stimme.

Da kommt auch Jenny, und berichtet der Schweſter, daß ſie in einer Stunde hingerichtet wird, welches dieſer ſehr unangenehm zu ſein ſcheint. Da kommt auch Georg, Alles im Stockfinſtern, und umarmt. Wen er umarmt, konnte ich nicht ſehen, ich hörte nur an einem recht gliederknackenden Accord im Orcheſter, daß oben umarmt wird. Effie geht wieder in ihr Boudoir, und Sara kommt, mit einem Strohkranz um das Haupt. Sie iſt in den Kerker gebracht worden, weil: „ſie viele Dinge geſtohlen und in ihr Neſt auf der Thurmſpitze des Kerkers getragen hat“ Dieſe Sara, ein

Stiefgeſchwiſterkind der diebiſchen Elſter, ergreift die Gelegen-
eit der Stockfinſterniß, um ſich einige Male in einem
Spiegel zu beſchauen, welcher wahrſcheinlich zur Toilette
er Gefangenen im Converſations-Saal ſich befindet. Da-
ei faſelt ſie immer von einem Kinde; Georg riecht Lunte,
vill von ihr das Ding herauskriegen, beſchließt, ſie mit
inem „falſchen Schein“ zu täuſchen, und ſagt, er liebt ſie.
In dieſem Augenblick wird Effie durch den Saal zum Tode
geführt, Alles im Finſtern! Sara ſchwankt, ſieht ein, was
ie angerichtet hat. Natürlich! ſie hat ſo lange gekocht, ſo
vird ſie doch endlich einmal auch anrichten! Allein auf ein-
nal entſteht ein Lärmen; woher, wieſo, wozu, wodurch,
oarum? Das „Warum wird offenbar, wenn die Todten
ufſtehen!“ Die Gefangenen alle ſind losgelaſſen, die In-
trumente ſind auch alle losgelaſſen: Trompeten ſchmettern,
nd die Mauern dieſes Kerkers ſind wahrſcheinlich aus den
Steinen der Mauern von Jericho aufgebaut; ſie fallen von
en Trompetentönen ein. Der ganze Kerker ſteht in Flam-
nen, und Sara ſteht auf dem brennenden Thurm und läßt
n einem Korb an einem Strick, den der Aldermann ſchon
ängſt zu dieſem Behufe anfertigen ließ, das beſagte Kind
erunter. Darauf —

Ja darauf fällt der Vorhang. Was nun weiter ge-
chieht, ob das Kind gerettet wird; ob Effie hin oder her
erichtet wird; ob die Schleichhändler wieder in Gefängniß
der weiter in Muſik geſetzt werden; ob Sara, weil ſie
mmer kochte, nun auch bratet; ob ſich Effie mit dem Herzog
on Argile verſöhnt oder ob er ſich mit ihr vertöchtert hat;

ob der Herzog die Schleichhändler an Kindesſtatt angenommen, oder ob die Schleichhändler den Herzog an Kindesſtatt angenommen haben; das alles wiſſen wir nicht, und brauchen es auch nicht zu wiſſen, denn es iſt ja eine „romantiſche Oper“. Das, was wir wiſſen, iſt die Oper, das, was wir nicht wiſſen, iſt das Romantiſche! Das Unwiſſende iſt romantiſch; ach, wie romantiſch iſt die Welt!

Pietro Metaſtaſio.

Hiſtoriſches Luſtſpiel in vier Acten nach Federici,

von Carl Blum.

Zu den mißlungenſten Erſcheinungen der Bühnenwelt überhaupt gehört Federici's „Metaſtaſio“, zu den kläglichſten Bearbeitungen die des Herrn Blum. Man höre: Pietro Trapaſſi ſitzt als Schreiber des Advokaten Gennaro, und ſchreibt Acten. Da kommt Leandro, und erzählt ihm, daß ſeine Lieder in Rom und Venedig und allen Staaten geſungen werden, er möchte mit ihm hinreiſen. Allein Trapaſſi-Metaſtaſio hat kein Geld. Das iſt das erſte Zeichen der Dichtkunſt, welches er im Stücke entwickelt. Leandro iſt kein Dichter, das heißt er hat Geld, und es iſt beſchloſſen: ſie reiſen. Leandro ab. Nun kommt Marianna, ein Stubenmädchen von Beatrice, der Nichte Gennaro's, die aber für eine Lady Villamore Boten läuft. Sie iſt ſo halbgebraten, bald entſetzlich dumm, bald ungeheuer geſcheidt. Sie iſt eine Metaſtaſianerin, eine Enthuſiaſtin. Man weiß, das heißt Dichter wiſſen, wie ſehr Stubenmädchen Enthuſiaſten ſein können. Sie bringt eine Doſe zum Geſchenk von Lady Villamore, die auch eine raſende Metaſtaſianerin iſt, die ihn liebt. Er will die Doſe nicht nehmen; allein da man nicht weiß, warum er ſie nicht nehmen will, ſo nimmt er ſie doch, nämlich die Doſe, nicht die Engländerin; Marianna ab. Gennaro kommt. Er hat erfahren, daß Trapaſſi Metaſtaſio heißt, und Gedichte macht, und macht ihn recht herunter. Er ſagt ihm, was wir ſchon einige Mal gemüthlich im Leben gehört haben: die Dichter ſind Taugenichtſe, der Nachruhm iſt ein Quark, die Poeſie ein Bettel, die Dichter ſind Hungerleider, arme Schlucker, Tröpfe, armſelige Schöpfe, und andere ähnliche Zartheiten, aus dem Lazzaroniſchen ins Eckenſteheriſche überſetzt, und wenn er fortfährt zu dichten, ſo jagt er ihn davon. Metaſtaſio erzählt ſeinen Traum, in welchem er einen halben Himmel ſah, das heißt einen Himmel halb mit Sternen überglänzt und halb mit Wolken überdunkelt; zu den Wolken führte ein Fruchtweg, zu den Sternen führte ein Dornenweg, als er oben war, ober dem Dornenweg, da wohnte der Nachruhm Chambre garnie u. ſ. w., kurz, er windſchaufelt die aufgeſchwollenen Phraſen, daß es eine Freude iſt. Gennaro ab. Marianna kommt. Sie hat Alles gehört. Ihre Stubenmädchenſeele iſt empört. Heroiſche Entſchlüſſe durchſtöbern ihr kammerzöfliches Gemüth, ſie regt den jungen Dichter, der nicht um einen Pfennig Selbſtgefühl hat, zu großen Thaten an, er will endlich dieſe Lage verlaſſen, und ſie beginnen damit, die Acten von Tiſch und Pult zu Boden zu werfen. Schade, daß ſie das mit den andern drei Acten nicht auch gleich gethan haben. Sie ſchleudern die Acten herum, daß der Staub auffliegt, und es wird Abend und es wird Morgen, ein Act. Sie haben aber ſo herrlich geſchleudert, daß wüthend geklaſcht wird. Der Vorhang geht in die Höhe, Metaſtaſio und Marianna müſſen erſcheinen, und den Schleuder-Jubel einernten. Im zweiten Act iſt jour fix bei Beatrice. Eine kleine aber gewählte Geſellſchaft iſt beiſammen, drei Don's und eine Lady. Die Lady und ein Don ſpielen Raduſcha; ein Don will ſich über die Lady luſtig machen. Es iſt derſelbe, mit welchem Gennaro verabredet hat, den Metaſtaſio zu erniedrigen. Gennaro und Metaſtaſio kommen, während dem Sorbetti gegeſſen wird. Beatrice und die Lady ſind beide entzückt. Die Lady beſonders mit dem echt charakteriſtiſchen italieniſchen Cantilene, ſingt beſtändig Wehmuth mit obligaten Sprachſchnitzern. Gennaro und ein Don beſchämen Metaſtaſio, das Stubenmädchen, welches bei dem jour fix mit eine bedeutende Rolle ſpielt, iſt böſe, Beatrice iſt böſe, und die Lady iſt auch böſe. Die Nachricht kommt, daß geſtern bei Hofe die „Galatea" von Metaſtaſio aufgeführt wurde. Das empört Gennaro. „Was?" ſchreit er, „der Menſch dichtet noch?" Detaillirt nun zum zweiten Male (Niemand beſſer?), was die Dichter für Lumpenpack ſind, wie ſie hungern und lungern, wie ſie darben, wie ſie gehunzt werden u. ſ. w., und jagt ihn aus dem Hauſe. Obſchon bei der großen Actenſchleuderung am Ende des erſten Actes Metaſtaſio den Entſchluß faßte, von ſelbſt fortzugehen, ſo ſetzt ihn dieſer Fall doch in Verzweiflung. Der gute Metaſtaſio! So ſich nicht helfen zu können! Er und das Stubenmädchen lamentiren, und es wird Abend und es wird Morgen, der zweite Act. Es begab ſich aber, daß die Lady ihn liebt, den Dichter nämlich. Engländerinnen haben zuweilen ſo einen Whim! Sie geſteht es ihm, er geſteht es ihr, darauf kommt ein Lärmen. Die Lady ſchreit:

„Don grei ſo matſch!“

ſoll heißen: „don't cry so much!“ geht ab, und Metaſtaſio geht auch ab, nachdem er einen eben ſo verfänglichen als orakeldunkeln Satz ausgeſtoßen hat, nämlich: „er wird über die Stürme der Zeit ankommen an die Pforte der Seligkeit, allein kaum dort angelangt, wird es ſo ſein, als ob er gar nicht ausgelaufen wäre.“ Die Engländerin kommt wieder, um ihm, dem Metaſtaſio, der auch wieder kommt, zu ſagen, und zwar auf franzöſiſch, daß ſie ihn heute noch eben ſo liebt, als geſtern. Man ſieht, daß das bei den Engländerinnen eine eben ſolche Rarität iſt, wie bei allen Damen. Der Jammer, daß Metaſtaſio kein Schreiber mehr iſt, iſt allgemein. Die drei Frauenzimmer lamentiren furchtbar über den entſchreiberten Dichter, kein Menſch weiß ſich oder den Andern zu helfen; und nachdem die Lady auf engliſch geſeufzt, auf deutſch gejammert, und ſogar auf franzöſiſch ſolche Qual ausdrückt, daß ſie den wirklich ſchönen und allegoriſch-ergreifenden Satz ausſingt:

„Les larmes (— ach!) me viennent — (o!) aux yeux!“

fällt ihr am Ende eine ganz geſcheidte Frage ein, ſie fragt „Madadaſio“ mit brittiſchem Pathos:

„Von — was — wollen — Sie — leben?!“

Nach dieſer Lebensfrage geht ſie ab. Armer „Medadaſio!“ So eine reiche Lady liebt einen Metaſtaſio, und ſie beweist ihre Liebe nicht einmal mit einem Centner und einige

Pfund! Das könnte der Liebe doch Gewicht geben. Allein kein Menſch denkt an Geld, Marianna, Beatrice, Lady, ſie weinen, aber ſie denken nicht an Geld. So ſind die Dichter-Geliebten! Ich habe auch einmal einen Dichter gekannt, der oft abreiſen mußte, und bei ſeiner Abreiſe weinten auch Enthuſiaſtinnen mit ihren Stubenmädchen Scheidungsthränen an ſeinem Halſe, allein es war Scheidewaſſer ohne Gold. „Thränen habe ich für euch, nicht Geld noch Soldaten!“ Armer Metaſtaſio! Allein da kommt plötzlich wie ein Loch im Aermel, Gennaro's alter Diener Lorenzo und ſchenkt ihm 200 Realen, es müſſen in Neapel gerade Realen ſein, weil dem Dichter ſelbſt die Sache ſpaniſch vorkam. Lorenzo iſt der Einzige, der an die reellen Realen dachte. „O, es gibt noch ſchöne Seelen!“ Lorenzo ab. Die Lady kommt und bringt ihm ein Recommandationsſchreiben nach Rom. Lady ab. Und es ward Abend und es ward Morgen, der dritte Act. Im vierten Acte iſt eine ganz neue Handlung! Metaſtaſio, Beatrice, Lady, Marianna, Alle weinen, weil Metaſtaſio kein Schreiber mehr iſt, und noch keine andere Condition hat! Da kommt Leander, derſelbe, der im erſten Acte mit Metaſtaſio reiſen wollte, und welcher durch die ganze Zeit über, in den beiden Acten geſchlafen haben muß. Er kommt und ſagt, wir wollen reiſen. Leander ab. Da kommt Gennaro und ſagt dem Metaſtaſio „zum dritten Male!“ (jetzt ſollte man zuſchlagen!): Ein Dichter iſt ein Hungerer und ein Lungerer, ein Bettelvogt, ein armer Wicht, ein verächtlicher Tropf, aber ein Advokat iſt der Himmel auf Erden. Von allen

Seiten fließen Thränen der Rührung, beſonders der Lady ſtürzten ganze Pudings aus den Augen! Wer weiß, wie vielmal noch Gennaro den gemüthlichen Witz wiederholt hätte, wenn ſich der Vicekönig der Zuſchauer nicht erbarmt hätte. Um dem Dinge, welches ſich in vier Acten um ganz und gar nichts herumdreht, ein Ende zu machen, ſchickt er ſeinen Vice-Secretär, welcher die Ernennung Metaſtaſio's zum Hofpoeten am kaiſerlichen Hof überbringt! Beatrice weint in ſich hinein, ſelige Beatrice-Thränen, die Lady ſäuſelt eine Million verklärte Dobbeljuhs in die Lüfte hinein, und das Stubenmädchen fällt dem Secretär zu Füßen. Secretär ab. Metaſtaſio will nun das Recommandationsſchreiben zurückgeben. Lady „Medasdaſiana" will nicht. Sie verſpricht ihrem Geliebten, bald nach Wien nachzufolgen; warum ſie nicht gleich mitgeht, iſt ein Geheimniß der Redaction. Metaſtaſio iſt darauf bedeutend gerührt und ſagt:

„Sie kommen bald nach, darum lebt alle wohl!"

Die haben alſo ihr Wohlleben Alle der Nachkommenſchaft der Lady zu verdanken. Alle ab, auch die Herren Federici und Blum, das Stück iſt für heute aus. Das Publikum theilte ſich in ungetheilten Beifall und ungetheiltes Ziſchen.

Bürgerlich und Romantiſch.

Luſtſpiel in vier Aufzügen,

von E. v. Bauernfeld.

Der Rath Zabern, die Räthin Zabern, die Rathstochter Cäcilie und der Bade-Kommiſſär Sittig ſitzen in einem Badeorte beiſammen. Cäcilie ſtrickt, der Rath klagt über Langweile. Die Räthin zankt. Darauf kommt ein Park, in dem Frau von Roſen mit ihrem Kammermädchen Erneſtine ſpazieren geht. Dieſes iſt eigentlich ein Fräulein von Roſen, allein, da ſie eine romantiſche Erziehung erhielt, geht ſie, ohne Paß, in ein Bad, und gilt da für eine Frau. In demſelben Badeorte iſt ein Lohnlakai Unruh, ein Factotum, er war erſt Philoſoph, dann Schauſpieler, dann Hofmeiſter, dann Recenſent, und da er wahrſcheinlich Theater-Recenſent war, und ſchlechte Stücke recenſiren mußte, ſo zog er es zu ſeinem Vergnügen vor, lieber Lohnlakai zu werden. Ein Lohnlakai hat das vor den Recenſenten voraus, daß er grobes und feines Tuch ausklopft, ein Recenſent aber klopft gewöhnlich nur grobes Tuch aus. Er ſtoßt auf die romantiſche Roſen, trifft ſie, wie ſie eben tanzt, hält ſie für eine Tänzerin, und gibt ſie auch bei dem Baron Ringelſtern, der auch im Bade iſt, für eine Tänzerin aus. Dieſer, ein Mädchenjäger und Hageſtolz, alſo ein halber Bürgerlicher und ein halber Romantiker, will die Tänzerin in Entrechats werben. Sie ſtickt einen Amor, den eine Tabakspfeiſe verſcheucht; aus dieſer Blüte der Romantik will Ringelſtern ſeine Frucht ziehen. Allein die Roſen iſt durch ſeine Zudringlichkeit beleidigt, verletzt, und will ſogleich abreiſen. Trotz ihrer Romantik braucht ſie zur Abreiſe bürgerliche Pferde. Der Lohnlakai, mit Ringelſtern unter einer Decke, will ihr keine verſchaffen. Sie wendet ſich an den Bade-Kommiſſär Sittig, und da ergibt es ſich: ſie hat keinen Paß! Es gibt Unterſuchungen über Unterſuchungen. Im bürgerlichen Leben kann man nur ohne Paß nicht ankommen und bleiben, aber ſehr gut abreiſen oder abgereiſt werden. Anders iſt's im Romantiſchen, da kann man ankommen und bleiben ohne Paß, wie man will, aber zurückgehen, wo man hergekommen iſt, kann man nicht ohne Paß! Ringelſtern gibt ſich für einen Paßbeamten aus, die Roſen macht ihn mit ihren Familien-Verhältniſſen vertraut, um ſich wegen des Paſſes zu entſchuldigen. Sie iſt ein Schützling ſeines Onkels, des Präſidenten Stein. Er gibt ſich ihr als Baron Ringelſtern zu erkennen. Sie bittet den Herrn Sittig, ſie bis zur Ankunft des Präſidenten in Schutz zu nehmen und mit ihr die Promenade zu beſuchen. Er thut dieſes. Inzwiſchen iſt zwiſchen Cäcilie und Sittig ein Streit, ein Liebeszank entſtanden. Der Präſident kommt, hört, daß Sittig, welcher bürgerlich verlobt iſt, mit einer andern Dame romantiſche Promenaden macht, und will ihm daher die Anſtellung, die ſein Neffe für ihn ſollicitirt, nicht geben, weil die Romantik zu viel ſelbſt anſtellt, um angeſtellt zu werden. Inzwiſchen hat ſich Ringelſtern in die Roſen verliebt. Der Präſident will mit Gewalt haben, Sittig ſoll die Roſen heirathen, weil er mit ihr gefahren iſt. Sittig aber meint, er werde ſchlecht mit ihr fahren und fährt zurück, oder vielmehr er fährt fort, Cäcilie zu lieben. Ringelſtern hat indeſſen die Roſen zu Cäcilien in die Koſt gegeben. Im dritten Acte verſchwindet der Herr Unruh aus dem Stücke. Wieder ein Vortheil, den er von andern Recenſenten voraus hat; andere Recenſenten müſſen ihre vier, fünf, und wenn der Geſchmack und der Zeitgeiſt ſo ſehr wieder in liebliche Blüte kommt, daß man „Kaſpar der Thoringer“ aufführt, auch ihre ſechs Acte mit anhören, und ſo ein bürgerlicher Recenſent-Lakai verſchwindet ſchon im dritten Acte!

„Dahin, dahin möcht' ich mit dir
O mein Geliebter, zieh'n!“

Im vierten Acte endlich kehrt Sittig vollends zur Cäcilie zurück, Ringelſtern heirathet Roſen, und mit dem Warnungsſpruche:

„Werdet nur keine Spießbürger!“

fällt der Vorhang.

„Bürgerlich und Romantiſch?“ Iſt das Bürgerliche dem Romantiſchen entgegengeſetzt? Nein. Das Entgegengeſetzte vom Bürgerlichen kann faſt nichts Anderes ſein, als das Adelige. Das Entgegengeſetzte vom Romantiſchen das Alltägliche, oder nach der neuen franzöſiſchen Schule oder vielmehr Unſchule, das Klaſſiſche. Gehen wir weiter. Was heißt: Bürgerlich? Bürgerlich nennt man alles Schlichte, Solide, Einfache, ja, in gewiſſer Beziehung, alles Naive des geſelligen Verbandes, mit welchem anſpruchloſe Rechtlichkeit, innere tüchtige Kernigkeit und inſtinktmäßige Tugend verbunden iſt. Das Bürgerliche, wie wir es in dem vor uns habenden Stücke ſehen, oder ſehen ſollen, iſt oder ſoll ſein das Bürgerliche, in Abartung, in ſeiner Karikatur, das Spieß- und Pfahl-Bürgerliche. Das Bürgerliche, in ſeinem wahren Sinne, iſt ſchön, gut und verehrungswürdig; nur die Frazze des Bürgerlichen, ſeine Charge iſt ein Vorwurf für die Komödie.

Was iſt Romantiſch? Man ſagt: das iſt eine romantiſche Gegend, aber man ſagt nicht, das iſt ein romantiſcher Grenadier; man ſagt: das iſt ein romantiſcher Thurm, man ſagt aber nicht: das iſt ein romantiſcher Maſtbaum. Man ſagt: das iſt ein romantiſches Gemälde, aber man ſagt nicht: das iſt eine romantiſche Perſon. Man ſagt: das iſt eine romanhafte Perſon, und damit ſind wir auf ein Mal ganz dichte bei unſerm Gegenſtand. Wie wir das Romantiſch in dieſen vor uns hier handelnden ſogenannten romantiſchen Perſonen ſehen, iſt es blos romanhaft, abenteuerlich, aber nicht romantiſch. Das Romantiſche aller drei Reiche: der Kunſt, der Poeſie und der Liebe, beſteht in dem wunderbar Idealen; es iſt die höchſte Schönheit, und die ſittlichſte Grazie in lieblichſter Blüte, und klar dargeſtellt wie Gräciens Himmel. Eine geheimnißvolle Weihe, die in den Tönen, Farben und Gebilden des Romantiſchen wie in einer Zauberwiege liegt; die unendliche Harmonie in dem Reichthum von Abwechslungen; die Aeußerungen der edelſten, ſchönſten, reinſten, göttlichſten und reinmenſchlichſten Empfindungen und Tugenden in der melodiſchen, entzückendſten, geiſtigſten Verkörperung durch Töne und Zeichen; das liebliche, magiſch wirkende Ineinanderſpiel des Irdiſchen und Ueberirdiſchen; der geiſtige Strahl in milden Farben gebrochen auf dem düſter gewirkten Teppich des irdiſchen Theils, in der menſchlichen Bruſt; die endliche verſöhnende Himmelsfahrt der Gefühle und des Göttlichen in uns; das Emporfliegen über die Niederungen des Lebens; der erquickende, ergötzende, ſtärkende, begeiſternde Blumenduft, der emporquillt aus den tauſend farbigen, bütenden, glühenden, flammenden Blumen jener Dichtungen und Feereien, und die Schattenſtellen des Daſeins aufhellet und ſeine Oedeneien bevölkert mit großen Gedankenbildern und Gefühlsweſen; das iſt das Romantiſche, oder kommt ihm wenigſtens nah. Ich frage nun aufrichtig, und Jeder, der Sinn für Wahrheit hat und ſie ehrt, lege die Hand auf die redliche Bruſt und antworte mir: Iſt in dieſem Luſtſpiele etwas Romantiſches; kommt etwas, was dies Romantiſche bezeichnen ſoll, darin vor? Nein. Wir ſehen das Romantiſche nur in dem Sinne, wie ihn der Hohn ausſpricht, wie geſagt: das Verzerrte der Romantik, ſeine Traveſtie. Ein Mädchen, das ohne Paß, allein in ein Bad geht, ſich die Welt anders denkt, mit einem Bade-Kommiſſär ſpazieren fährt, und einen Amor ſtickt, iſt das Romantiſch? Ich bitte euch, belehrt mich, ſagt mir's, wo iſt da die Romantik? Oder iſt der Baron Ringelſtern romantiſch, weil er 42 Jahre lang allen Mädchen nachlief, und ſich nun verliebt, und heirathet? Ich will es ja gerne geſtehen, daß ich dumm bin, aber bringt es mir nur geſcheidt bei; ſagt mir ohne Leidenſchaft, ohne Parteilichkeit, wo iſt da die Bürgerlichkeit, wo die Romantik in ihrem wahren, ja auch nur in ihrem weitern oder engern Wortbegriff? Sodann was haben wir am Ende für eine Lehre mitgenommen? Welche Grundidee ſpricht ſich klar und wirkſam aus? Daß das Bürgerliche nichts taugt? Daß das Romantiſche nichts taugt? Woraus, durch welche Handlung, durch welche Erfahrung, durch welchen Vorfall geht das aus dem Verlauf dieſes Luſtſpiels heraus? Ich bitte euch, ſagt mir's, ich will ja nur belehrt ſein. Geſetzt aber auch, dieſe Moral ginge daraus hervor, iſt ſie wahr? Iſt uns bewieſen worden, daß das Romantiſche, das Idealiſche, das Poetiſche im gemeinen Leben nichts tauge? Nein. Wir haben blos geſehen, daß eine verſchrobene Erziehung, die Vernachläſſigung eines elternloſen Mädchens es zu dummen Streichen verleitet; ſie kriegt aber am Ende einen reichen Mann, und den bekommt ſie ſonderbarer Weiſe doch gerade durch ihre Bizarrerien. Ich frage alſo noch ein Mal: „Bürgerlich und Romantiſch?" und: „welches iſt die Grundidee dieſes Stückes?" In der ganzen Handlung iſt weder eine Neuheit, noch irgend eine Erfindung. Es iſt wie immer ein Doppelpaar, das ſich liebt, quält, zankt und ſich am Ende heirathet. Es iſt mehr eine Reihe von gelungenen Scenen, die in keinem beſondern feſten Verkehr mit einander ſtehen. Es gehen und kommen manchmal Perſonen, die weder zu gehen noch zu kommen brauchen, und von den Charakteren iſt keiner da, den wir nicht ſchon irgendwo geſehen oder gehört hätten; und es iſt eigentlich kein hervortretender, durchgeführter, feſtgezeichneter Charakter da.

Wenn wir bis hieher aus heiliger Achtung vor der Wahrheit, der Kunſt und unſern Leſern die nicht zu läugnenden Mängel beſprochen haben, wenden wir uns nun mit Vergnügen zu den ſeltenen Vorzügen desſelben, und loben mit Vergnügen die äußerſt geſchickte Scenenreihe, das vortreffliche Verbinden überraſchender, raſcher, blendender Scenen; die liebliche Färbung der Individualitäten; die beſonders gelungenen Anwendungen bekannter Stellen und Sentenzen, und den fließenden, leichten und gefälligen Dialog, der ſtets das große Publikum mit Recht anſprechen muß. Manche gelungene Einfälle und Wortſpiele, lebhafte Scherzworte, geben dem Ganzen ein recht angenehmes Colorit. Das Ganze gefiel dem gefüllten Hauſe ſehr, wurde mehrmals lebhaft applaudirt, und der Verfaſſer wurde am Ende hervorgerufen. Die Darſtellung dieſes Stückes war außerordentlich zu nennen, und ich begreife es immer mehr, wie die Stücke eines und desſelben Autors, die anderwärts und in Deutſchland nirgends gefallen, hier in Wien Glück machen, und bei ſolcher Darſtellung auch Glück machen müſſen.

Fortunat.

Romantiſches Zaubermärchen in fünf Aufzügen,

von E. v. Bauernfeld.

Das Stück beginnt, bevor es anfängt. Es kommt nämlich Fortuna, und erzählt, daß ſie Fortuna iſt; Fortuna iſt eine Göttin des Glücks; wir werden ſehen. Was werden wir ſehen? Das will ſie nicht verrathen, das iſt ihr Glück; dann geht die Fortuna, das iſt unſer Glück. Nach dieſem Anfang fängt das Stück an. Fortunat, der Sohn des Ritters Hugo zu Famaguſta, iſt hungerig, das iſt ſeine Hauptbeſchäftigung, nebenbei treibt er auch Kleinhandel mit Leidenſchaften, und liebt Roſamunde, die Tochter des reichen Pancratio. Roſamunde, zuſammengeſetzt aus dem rechten Auge einer Gurli, und aus dem linken eines Käthchens, ſpinnt; während ſie ſpinnt, hält er ihr die Augen zu, und ſo entſpinnt ſich die Geſchichte, und er küßt ſie, aber wenn man eine Tochter küßt, führt der Schwarze immer einen Vater dazu! Pancratius kommt, und erklärt dem Fortunat, er bekäme ſeine Tochter nicht, weil ſein Vater ihm tauſend Goldſtücke ſchuldig ſei, ſondern Calandrino, ein Kaufmannsſohn, bekäme ſie. Roſamunde will keinen Pfefferkrämer, ſie weiß wahrſcheinlich nicht, daß etwas Pfeffer in einem Stücke nicht ſchaden kann, allein ſie muß. Fortunat ſagt: „wohlan, ſo geh' ich eſſen!“ und geht, denn zu Hauſe erwarten ihn die Aeltern, der Vater mit Moral, die Mutter mit Eſſen, und man weiß, daß die Kinder immer mehr an den Müttern hängen. Indeſſen hat ſich ein ziemlich ausgiebiger Graf von Fladern gefunden, welcher den Fortunat nach Burgund mitnehmen will. Fortunat kommt und ißt; während des Eſſens ſagt ihm der Vater Moral, der arme Fortunat muß viel ſchlucken! Der Vater macht die zärtliche Bemerkung: „wie er frißt!“ und die ſorgliche Mutter freut ſich drob. Da kommt der Graf von Fladern, und erzählt von ſeinem Lande, wo die Troubadours wachſen; Fortunat glaubt gewiß, Troubadours ſeien eine Art Mehlſpeis, und er beſchließt, als Knappe mitzugehen. Da bläſt eben der Poſtillon, zum Zeichen, daß das Schiff ſchon angeſpannt iſt, Fortunat zieht ſchnell ab, und reißt ſich los; kurz iſt der Schmerz, und ewig iſt die Freude.

In einem Stück muß gehandelt werden, es iſt aber Alles eins, ob es in den Acten, oder in den Zwiſchenacten geſchieht; geſchieht es in den Zwiſchenacten, ſo iſt der Zuſchauer noch mehr überraſcht. Im erſten Zwiſchenacte iſt der Graf von Fladern in einem Walde von einer eigenen Gattung Troubadours, die man Räuber nennt, getödtet worden; Fortunat irrt herum; nun, irren iſt menſchlich, aber er irrt unmenſchlich herum, und hat einen combinirten famaguſtiſch-burgundiſchen Hunger, und wer das Vergnügen hat, den Herrn Fortunat vom erſten Acte her zu kennen, der weiß, was dieſe Empfindung für einen unangenehmen Eindruck auf ihn machen muß. Er muß ſich von

Wurzeln ernähren, das iſt ein eingewurzelter Hunger. Wie er aber ſo im ſchönſten Hunger iſt, erſcheint ihm die Fortuna, die ihre eigene Paſſion auf ausgehungerte Menſchen hat, und bietet ihm an: Weisheit, Macht, Geſundheit, langes Leben, Schönheit und Reichthum. Fortunat wählt aus dieſem Speiſezettel: Reichthum, denn, meint er: Geſundheit hab' ich, und in ihr die Schönheit. Macht? Was iſt Macht ohne Reichthum? Weisheit, die ſuche ich mir ſelbſt; langes Leben iſt ihm auch gewiß, denn er weiß, daß er noch vier Acte ſpielen muß; alſo Reichthum. Sie gibt ihm einen Seckel, aus dem bei jedem Griff ein Goldſtück zu holen iſt, doch muß das ohne Zeugen geſchehen. Als Zugabe gibt ſie ihm noch einen Hut, welcher, wenn er ihn aufſetzt, ihn augenblicks dahin bringt, wo er zu ſein wünſcht. Darauf zeigt ſie ihm Orles in der Abendſonne, die Stadt der Luſt und der Wonne! Darauf finden wir Fortunat bald in luſtiger Compagnie, wie er ſpielt, zecht, Geld verthut und mit einem Mägdlein kost. Das Käthchen von Famaguſta, unter dem Namen: Broteis, kommt in Männertracht, und Fortunat nimmt ſie, ohne ſie zu erkennen, als Knappen in ſeine Dienſte. In dieſem Augenblicke kommt Vasco, ein Abenteurer, von dem man nicht weiß, woher er iſt, was er iſt, wozu er iſt, warum er iſt, wer er iſt, wieſo er iſt und wann er iſt; ein ſpaniſcher Grazioſo ins Intriguantiſche überſetzt; er kommt mit einem Haufen Rekruten und erzählt, daß der Herzog von Burgund Krieg führt. Da erwacht in Fortunats Bruſt der Ehrgeiz und der Ruhmhunger, er nimmt die ganze Schaar in Sold. Auf einmal wird ihm klar, daß er zum

Helden geboren iſt. Er nimmt Abſchied von ſeinem Liebchen Nr. 2, und zieht als Anführer zum Herzog. Dieſem und ſeiner ſchönen Schweſter wird er von Vasco, der auch General-Vorſteller iſt, vorgeſtellt, und verliebt ſich in dieſe Schweſter, in die Prinzeſſin Agrippina. Die Leute, die einen guten Magen haben, verlieben ſich alle ſehr ſchnell. Was iſt denn der Unterſchied zwiſchen einem Hungerigen und einem Verliebten? Bei einem Hungerigen muß der Magen ein gutes Herz haben, bei einem Verliebten muß das Herz einen guten Magen haben. Er liebt Agrippina. Er trägt ihre Farbe, das iſt ſein Glück, weil er ſonſt im Stück eigentlich keine Farbe hat. Er ſiegt, rettet die Prinzeſſin aus der Gefahr, trägt ſie, wie ſie ſagt, „unbeſcheiden aus der Schlacht!!“ und kauft ſich Schlöſſer und gibt ein Feſt, ein unermeßliches Feſt, ein unausſprechliches Feſt; ein Ueberallemaßenfeſt, von dem man leider nur wenig zu ſehen bekommt. Zu dieſem Feſte ladet er durch ſeinen Brotels den Herzog und die Schweſter ein. Indeſſen hat der niedliche Lasco Intriguen geſponnen. Er kommt und geht, geht bei dem Herzog aus und ein, mir nichts dir nichts, er treibt Geſpaſſetteln mit der Prinzeſſin, kurz es iſt ein räthſelhafter Schwärmer. Er entdeckt dem Herzog, Fortunat müſſe ein Geheimniß beſitzen, die Prinzeſſin ſoll ſich in ihn verliebt ſtellen, und ihm ſo ſein Geheimniß entlocken; ſie will nicht, aber ſie will doch; es ſchickt ſich nicht, aber es ſchickt ſich doch; es wird alſo beſchloſſen, die Prinzeſſin ſoll Fortunat auf dem allerüberſchwenglichſten Feſte, ſo was man ſagt, recht ausfratſcheln. Diktum faktum. Das glänzende, vielbeſprochene Feſt geht, in einen unſichtbaren Zauber gehüllt, vor ſich. Die Prinzeſſin und Fortunat werden vom Herzog allein gelaſſen. Er wird nun ausgeforſcht, und auf eine ſo feine Weiſe! Sie fragt: „Biſt du reich?“ Und er beſitzt mehr Perlen als Kleopatra, er ſei reicher als Antonius und ſelbſt reicher als Cäſar!!! Die Prinzeſſin iſt erſtaunt, denn ſie muß wahrſcheinlich gehört haben, daß Antpnius und Cäſar die reichſten Banquiers auf der römiſchen Börſe waren. Sie dringt weiter in ihn, er gibt ihr erſt einen Kuß und dann den Seckel, den Zauberſeckel, und entfernt ſich, damit ſie ohne Zeugen ſeine Kraft erprobe. Sie zieht einen Dukaten (?) nach dem andern heraus, die ſie in dem Buſen verbirgt. Nach und nach faßt ſie eine geheime Leidenſchaft zu dem geheimen Seckel, verbirgt den ganzen Seckel in ihrem Buſen, und ſagt zu dem zurückkehrenden Fortunat, ſie habe ihn, den Seckel, zum Fenſter hinausgeworfen. Er erſchrickt, Fortunat nämlich, indeſſen ruft die Prinzeſſin ihre Frauen, ihr wird unwohl, und ſie geht mit Falſchheit und Seckel im Buſen ab. Fortunat bleibt ohne Seckel und ohne Beſinnung zurück. Broteis kommt, erzählt, er habe die Prinzeſſin belauſcht, ſie trage ihn im Buſen, nicht Fortunat, ſondern den Seckel. Fortunat thut das Beſte, was man bei ſolchen Gelegenheiten thun kann, er philoſophirt. Liebſter Leſer, haſt du ſchon ein Mal kein Geld gehabt, ſo gar kein Geld, ich meine ſo durch und durch gar kein Geld nicht, nichts? Dann haſt du auch philoſophirt! Alle Philoſophie fängt da an, wo das Geld aufhört! Alſo Fortunat wird ein Philoſoph und wohnt in einer Strohhütte. Er wird krank, wieder geſund, er verzweifelt an der Schöpfung, an der Natur, an der Tugend, an der Menſchheit, an der Hungrigkeit. Broteis theilt die Hütte mit ihm. Da kommt der Burgundiſche Zabel-Graziofo Vasco und will ihn aus dem Lande weiſen, im Namen des Herzogs, thut als ob er ihn umbringen wollte, Broteis fängt den Dolchſtich auf, Vasco entflieht. Fortunat verbindet Broteis Wunde, Broteis iſt ihm ſehr verbunden. Fortunat fängt an den Broteis zu lieben, aber nicht zu erkennen. Er will nun nur für Broteis leben. Da fällt ihm ſein Zauberhut ein, der ſo lange unthätig war, er ſetzt ihn auf, wünſcht ſich in Agrippina's Zimmer und rutſcht blitzſchnell hinein. Die Prinzeſſin ſitzt eben mit ihrem „holden Seckel!“ und zieht einen guten Gedanken nach dem andern aus ihm heraus, da rutſcht Fortunat herein, umfaßt ſie, und wünſcht ſich mit ihr in eine wilde Wüſte. Plötzlich finden wir ſie dahingerutſcht. Er will ſie umbringen, da ſie ihm aber geſteht, daß ſie ihn ſogleich dazumal ſchon geliebt habe, will er ſie blos in ein Kloſter bringen. Sie kann vor Durſt nicht weiter gehen, er bringt ihr Waſſer in ſeinem Hut, er iſt doch gar nicht ein bischen behutſam. Sie trinkt faſt den Hut in Zerſtreuung auf, und wünſcht ſich in Fortunats Hütte. Rutſch, iſt ſie dort. Broteis und die Prinzeſſin kommen in Pilgerkleidern, der Herzog kommt auch, die Prinzeſſin will aus dieſer Hütte ein Kloſter bauen. Fortunat, der indeſſen wiederum drei Tage lang in der Wüſte die angewendete Wurzelmatik ſtudirte, wird von den ausgeſandten Dienern der Prinzeſſin gefunden. Sie gibt den Seckel und Hut zurück, und da ſie ihren „holden

Seckel" nicht mehr hat, wird ſie ein Philoſoph, und ſagt ihrem Bruder, daß Alles in der Welt ein Wunder iſt, die Bäume, die Berge, der Frühling, die ſingenden Vögel, das größte Wunder aber, daß die Leute noch nicht aus dem Theater gingen, vergaß ſie. Fortunat nimmt den holden Seckel, ſetzt den Hut auf, und wünſcht ſich mit Broteis nach Famaguſta. Rutſch, ſind ſie dort. Nun wird eine Zeit lang hintereinander erkannt. Fortunat, welcher Seckel und Hut in das Meer warf, erkennt Broteis, daß Broteis Roſamunde iſt, mich aber foppt er nicht, er hat das ſchon lang gewußt. Ein Schiffer kommt, den Fortunat noch aus weiland Seckels Zeiten, von Burgund mit großen Schätzen nach Famaguſta ſchickte, und erkennt den Fortunat. Roſamunde erkennt Famaguſta, Ritter Hugo und Ritter kommen und erkennen ihren Sohn; Pancratio kommt und erkennt Roſamunde, Roſamunde erkennt ihren Vater. Fortunat und Roſamunde erkennen, daß ſie ſich lieben, und aus lauter Erkenntlichkeit iſt das Stück zu Ende.

Nur noble!

Neſtroy.

Ich habe mir, bevor ich dem ſo entſchiedenen unglücklichen Erfolg dieſes Stückes mit beiwohnte, vorgenommen, außerordentlich witzig in der Beurtheilung desſelben zu ſein. Der Leſer weiß, daß man Alles kann, was man ſich vornimmt. Es haben ſich hier in Wien, ſeitdem ich hier witzig zu ſein glaube, ſo viel Leute vorgenommen, witzig zu ſein, und ſie ſind gottlob leider alle richtig ungeheuer witzig! Wo man hintritt, ſtolpert man über einen Witz: will man ſich in einem Kaffeehaus niederſetzen, iſt der Stuhl ſchon von Witz-beſetzt; kommt man in ein Gaſthaus eſſen, haben die Humoriſten ſchon Alles aufgegeſſen. Ich ſelbſt habe mir auch ſchon vorgenommen, ich will es einmal verſuchen, und will in meiner Manier ſchreiben, dabei werde ich aber auf dieſe Manier ſchimpfen; ja, das will ich thun, dabei werde ich den Witz, Humor, Satyre, Swift, Jean Paul und Sterne verachten, und meine Schreibefinger auf den Witz ausrenken. Ja, das will ich thun, aber jetzt habe ich nicht Zeit dazu, denn ich muß „noble“ ſein. Neſtroy, der mir manchmal durch ſeinen geſunden und kecken Spaß recht viel Freude machte, der in ſeinem „Kein Lorbeerbaum u. ſ. w.“ einen treffenden parodiſtiſchen Inſtinkt, wenn auch einen unausgemeißelten, entwickelte, Neſtroy ſagt: „Nur noble!“ Du ſprichſt ein großes Wort gelaſſen aus!! Ja, nur noble! Recht vornehm gethan, nur recht geprunkt mit dicken Theorien und dünner Praxis; nur recht alexandriniſch geflennt; nur die Ephoren der Literatur geſpielt in literariſchen Herbergen, und einhergeſtelzt auf den hochtragenden Phraſen von Wolkenkukuksheim! Nur zu! Anders geſtaltet es ſich in einer Wirthsſtube und anders im freien Parterre der Literatur; anders loben ſich die Freunde freundlich, freundſchaftlich untereinander, und anders urtheilt das unbefangene, klarſehende, verſtändige und gebildete Publikum. Alſo, nur noble! Nur noble, aber auch ohne Leidenſchaft. Ich habe ſtets mit freundlichem Auge die ziemlich artigen Erzeugniſſe des Herrn Bauernfeld betrachtet; ich habe ſeinem recht gut gebildeten Geſchicke in der Geſtaltung ſeiner Luſtſpiele vollkommene Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Herr Bauernfeld, dem zwar die Neuheit in der Erfindung abgeht; der es ſich zwar nicht zur Aufgabe gemacht hat, die ewig unerſchöpflichen Wechſelfälle des raſchbewegten Lebens und die kalleidoſkopartigen bunten Geſtalten desſelben aus der friſchen Welle der Zeit und der Geſelligkeit zu holen, beſitzt eine ſolche lobenswerthe und gefällige Combination und Wendung in der Aneinanderreihung ſchon da geweſener Situationen und Charaktere; er iſt ein ſolcher Meiſter in den nicht genug zu empfehlenden Verkürzungen, in den Druckern und Blitzern; er weiß ſo gefällig, ſchon geſehene Bildchen an- und ineinanderzuſchieben, daß man ihm mit Recht dafür Dank ſagen muß. Dabei weiß er mit ſo vieler Umſicht den Dialog von allem Geiſtigen, welches doch ſchon den Hörer anſtrengt, zu reinigen, und in ſeine recht gebildete und wirklich deutſche Sprache, jene mäßige, laue und geſunde Temperatur zu bringen, die für die Zerſtreuung eines Abends angemeſſen, angenehm unterhält, ohne an den Geiſt oder an den Scharfſinn der Beſchauer eine hohe Forderung zu machen. Dazu kommt, daß die recht artigen Luſtſpiele des Herrn Bauernfeld in dem k. k. Hofburgtheater gegeben werden, wo ſelbſt jene Stücke, die im Auslande nicht gefielen, hier mit Recht gefielen. Es gibt zur Darſtellung von Luſtſpielen und Converſationsſtücken nur eine Bühne, und die iſt die k. k. Hofbühne hier. Wer daran zweifelt, der beſuche nur jahrelang hintereinander wie ich die Bühnen zu Berlin, Hamburg, Braunſchweig, Leipzig, Dresden, Frankfurt, München u. ſ. w. Die Künſtler dieſes Theaters verleihen dem Alltäglichen einen Reiz der Neuheit und bekleiden das Gewöhnliche mit dem neuen anmuthigen Kunſtſchimmer und mit einem Etwas:

C'est un je ne sais quoi dont on est transporté,
Et moins on le comprend, plus on est enchanté.

Durch die Kunſt dieſes Theaters wurde das Publikum erſt mit dem beachtenswerthen Talent des Herrn Bauernfeld freundlich bekannt gemacht, und mit der Aegide, daß dieſe Stücke in Wiens Hofburgtheater gefallen haben, drangen ſie ins Ausland, wo ſie freilich oft, der Schwingen einer ſolchen Darſtellung entbehrend, ein ganz anderes Schickſal erfuhren!!! Herr Bauernfeld wurde durch die Aufmunterung des Publikums immer thätiger, und ich bemerkte mit Wohlgefallen, wie fleißig er ſich ſeinem Geſchäfte des Luſtſpielſchreibens dahingab. Denn es iſt Niemand einer beſcheidenen und anſpruchloſen Muſe freundlicher und wohliger zugethan, als ich. Herr Bauernfeld, deſſen Beſcheidenheit die Zierde ſeines Talentes iſt — wie denn immer Beſcheidenheit die wahre Probe des echten Talentes und des wirklichen Berufes iſt — Herr Bauernfeld verſuchte es, wahrſcheinlich durch Raimunds „Verſchwender", und durch Grillparzers „Traum ein Leben", das ihm ſchon früher bekannt war, angeregt, ſich auch in einem Fache zu verſuchen, in welchem Poeſie und Phantaſie, die zwei Cherubim der romantiſch-dramatiſchen Muſe, vorherrſchend ſein müſſen, und wo der Verfaſſer Gelegenheit hat zu zeigen, daß er nicht nur gut ſceniren, ein Skelet gut befleiſchen und dageweſene einzelne Glieder mit Tact und Umſicht ineinanderſchienen kann, ſondern, daß er auch ein Dichter, das heißt, ein mit Begeiſterung, Flug, Ideenfülle und Einbildungskraft begabter Muſenſohn iſt. Ich freute mich, als ich das löbliche Streben des Herrn B. hörte; ich freuete mich herzlich, daß er als ein Menſch von Talent und dennoch voll von beſcheidener Selbſtzweiflung, ſich ſelbſt und ſeine inwohnende Kraft erproben wollte. Ich freute mich, daß die Beſcheidenheit dieſes jungen, hoffnungsvollen Autors nicht etwa zu einem Grade von Selbſtverzagung ſich ſteigerte. In dieſer günſtigen Stimmung für das Stück und für ſeinen jungen hoffnungsvollen Autor, beſuchte ich die Vorſtellung. So geſtimmt, ließ ich mich auch von dem harten Urtheile, welches das Publikum fällte, von dem gänzlichen Fiasco, den das Stück machte, nicht im mindeſten irre leiten, und ſpreche es troß dem, daß ich die Allheit gegen mich haben könnte, dennoch aus, es iſt in dem Stücke unverkennbar die Spur eines erfreulichen Talentes, und es hat ſogar manche gelungene Einzelheiten, wenn auch nicht zu läugnen iſt, daß der Bau, der innere Grundriß, ſo zu ſagen, die geiſtige Gliederung des Ganzen ganz mißlungen iſt. Ganz wahrſcheinlich iſt es mir, daß der fleißige und der Literatur durch ſeinen poetiſchen Umgang befreundete Verfaſſer, die etwas ſelten gewordene engliſche Zaubertragödie von Thomas Deker (aufgeführt im Jahre 1600) vor ſich hatte. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Tiek's „Fortunat“ geleſen wurde, daß die Volksmärchen alle auch nicht ungekannt geblieben. In dem europäiſchen Volksbuch iſt

„Fortunat“ eine Hauptfigur. Alle europäiſchen Länder, von Island bis Spanien, nennen ihn ihr Eigenthum. Im Jahre 1678 wurde die „Tragödie von Fortunati Wünſchhute und Seckel“ in Dresden als Oper aufgeführt. Im Jahre 1620 erſchienen „Engliſche Komödien und Tragödien“, und das Stück desſelben iſt: „Komödia von Fortunati und ſein Seckel, darinnen ernſtlich erſcheinen die verſtorbene Seelen als Geiſter, darnach die Tugendt und Schande eingeführt werden.“ Deker hat auch dieſe Komödie benützt und noch einen alten „Fortunat“ (1595), der, wie Gottſched ſagt, verloren gegangen iſt.

In der älteſten Foglio-Ausgabe von „Hans Sachs“ (Nürnberg 1588), finden wir, daß er, die Tragödia mit 22 Perſonen, „der Fortunat mit dem Wunſchſeckel“ am 4. März 1553 vollendet hatte. Görres in ſeinem Volksbuche erwähnt einen „Fortunat, ganz kurzweilig zu leſen durch Heinrich Stayner im Augspurg, 21. Juni, 1530.“ Noch unzählige andere franzöſiſche, engliſche, ſpaniſche, holländiſche und deutſche Fortunats ſind vorangegangen. Unſer beſcheidener Autor hat, wie geſagt, wahrſcheinlich die Deker'ſche Tragödie vor Augen gehabt, deren Titel alſo lautet: „The pleasent Comody of old Fortunatus. As is was plaied before the Queens Majesti this Christmas. 4to 1600.“ Der Prolog, das Echo, und die Agrippina beſtätigen mir meine Vermuthung. Die Sage von Fortunatus iſt gewiß eine der tiefſten, ſinnigſten und volksthümlichſten, die es gibt. Der Grundgedanke, daß die Glücksgaben ohne die höhern Segnungen des göttlichen Theils in uns nichts ſind und zerfallen, uns in uns ſelbſt erdrücken und begraben, iſt ſo klar, er mußte jedem geiſtig-offenen Auge ſo ſichtbar werden, daß daher auch die vielfache Benutzung dieſer anmuthigen Fabel Statt fand. Das kindliche Gewand der Fabel ſchien uns aber bald nicht mehr genug, und nach langen Miſchungen und Geſtalten trat Tiek mit ſeinem „Fortunat“ auf. In Tiek's „Fortunat“ iſt die mildgefärbte Märchenwelt etwas in den Hintergrund geſchoben, und die modernere Welt mit den jetzigen Hebeln und Formen, mit unſern Lebensſchatten und Höhen und Tiefen, ziehen bald in milder Klarheit, bald in ironiſcher Einfalt vor uns vorüber; allein der zarte Märchen-Toque, auf dem das Bild gewoben, vernebelt ſich uns ganz im Hintergrunde. Daß eine ungeheure dramatiſche Romantik in dem Stoffe liegt, iſt Herrn Bauernfeld richtig klar geworden. Allein von der Conception der Idee bis zu ihrer glücklichen Ausführung iſt eine große Strecke; man muß die Wälder der Romantik paſſiren mit ihren ernſten, heiligen Schatten, mit ihren ſingenden Blättern, mit ihren ſprechenden Thieren, mit ihren erzählenden Vögeln, mit ihren plaudernden Strömen; man muß die Rieſen der Phantaſie erlegen, mit den wunderlichen Geſchöpfen der Einbildung ringen und ſie bewältigen, man muß die demantnen Thore der Zauberin Phantaſie ſprengen, und unverſehrt durch den Sturzbach aller poetiſchen Farben, und durch den Feuerofen des Phantaſtiſchen ſchreiten, bis man ſie, die wunderſchöne, die göttlichkeuſche, die launenliebliche, die ſeltſamreizende Romantik in glücklicher Stunde umarmt. Nicht das Bizarre, nicht das Wunderſame, nicht das

Außerordentliche iſt der Charakter der Romantik, nein, das Kindlich-Einfache, das Naiv-Schöne, das Edel-Einfältige in dem durchſichtigen, verſchimmernden Flor eines fernern Himmels, einer fernen Zeit, einer fernen, unbegreiflichen Sitte und Begebenheit iſt es. Die Kindlichkeit der Dichtung ſelbſt iſt es, die in gemüthlicher Naivetät an dieſe Wunder glaubt, welche die Poeſie zurückführt in die durchſichtige Fabelwelt, mit jener bezwingenden Kraft der Poeſie, in der ſich die Romantik gefällig abſpiegelt. Mannigfaltigkeit und Abenteuerlichkeit ſind die Verzierungen des Romantiſchen, aber nicht die Grundzüge desſelben, und die Sentimentalitä liegt in ihrem Reich, aber iſt nicht ſie ſelbſt. In dem lieblichen Widerſpiel des Hellen und des Dunklen, in dem wunderſüßen Gemiſch des Ernſten mit dem Heitern, in der reizenden Umarmung des Sinnlichen mit dem Geiſtigen, und in dem Ueberbauen der ſinnigen Lebensanſicht und Tiefe mit den Zauberblumen und glühenden Fabelblüten beſteht das Urweſen der Romantik. Die Grundidee aber, ſo zu ſagen der Fabelkern, die ſittliche Veredlung der Seele in dem Durchblick dieſes wunderſam gewobenen Schleiers bleibt die erſte und lezte Aufgabe des romantiſchen Dichters. Nach allem dieſem iſt nicht zu läugnen, daß Herr Bauernfeld ſeiner Aufgabe nicht im Geringſten gewachſen war, ſein Stoff hat ihn überwältigt, er iſt erlegen, aber es iſt doch immer löblich, ſeine Kraft zu verſuchen. Freilich fehlt dieſem „Fortunat“ die Poeſie von Grillparzers „Traum ein Leben“; freilich fehlt ihm auch Tiek's ungeheure Ironie, ſeine kindliche Einfachheit und rührende Wehmuth; freilich fehlt ihm auch jener luſtige Muthwille und jener allegoriſche Uebermuth von Raimunds „Verſchwender“; freilich fehlt ihm auch jene gutmüthige und wirkſame Komik von Lemberts „Fortunat“; freilich iſt es ihm nicht gelungen, jene meiſterhafte Behandlung des Stoffes wie in „Aladdin“ ſich eigen zu machen, allein man muß billiger Weiſe bedenken, daß dieſes Herrn Bauernfelds erſter Verſuch in einer Gattung iſt, die eigentlich eine poetiſche Gabe erheiſcht. Unläugbar iſt es, daß wir an dieſem „Fortunat“ gar kein Intereſſe nehmen; während wir uns doch, zum Beiſpiel ſehr für Oehlenſchlägers „Aladdin“ intereſſiren; auch begreifen wir nicht, warum der junge, hoffnungsvolle Autor den Fortunat ſo grundgemein, als einen Freſſer hinſtellte, und ihn im dritten Acte ꝛc. die philoſophiſchſten Phraſen drechſeln läßt. Eben ſo könnte es einen unbefangenen Kritiker befremden, warum gar keine Moral aus dieſem Stücke zu entnehmen iſt. Denn in der Fabel iſt die Moral, daß Fortunat durch unedlen Gebrauch der Glücksgüter ſie verliert; hier aber verliert ſie Fortunat durch den edelſten Gebrauch. Seinen Seckel verliert er durch edles Hingeben, durch unbegränztes Vertrauen zu ſeiner Geliebten, und ſeinen Hut verliert er, weil er ſeiner Feindin großmüthig Waſſer und Labung reicht! Es dürfte ferner nicht minder befremden, daß Fortunat Roſamunden nicht erkennt; eben ſo, wer der Vasco eigentlich iſt und wie er ins Stück kommt, man könnte ferner auch bemerken, daß der junge hoffnungsvolle Autor zuletzt die ganze Idee zerſtört. Fortunat wirft nämlich die beiden Gaben ins Meer, er will von Fortuna nichts mehr haben, das iſt ſo eigentlich die Sühne, die Reinigung. Allein gleich darauf kommt das Schiff an, welches er noch aus weiland Seckels Zeiten nach Famaguſta ſendete; er verdankt alſo doch ſein Alles, und daß ſeine Aeltern ſich vor ihm bücken, und daß Pancratio ihm die Tochter gibt, dem Seckel der Fortuna; wo bleibt alſo der ganze Zweck, die ganze Tendenz, die ganze Moral, die ganze Idee des Stückes? Allein das Alles ſind kleine Schattenſtriche. Die Sprache des Ganzen erhebt ſich zwar nicht bis zur Poeſie, dagegen kann man ihr nicht abſprechen, daß ſie ſehr faßlich und durchſichtig populär iſt; auch findet man freilich nirgends einen neuen oder erhabenen Gedanken, keine Idee, die durch Kühnheit oder Glanz blenden könnte, weil der Herr Verfaſſer Alles vermeiden wollte, was das Ohr oder den Geiſt durch zu viel Färbung blenden könnte. Die Reime ſind zwar nicht immer rein, nicht immer fehlerlos, wie zum Beiſpiel:

„Es iſt ſchon ſpat,
Ich bin matt.“

und andere dergleichen, allein der billige Beurtheiler überſieht ſolche kleine Uncorrectheiten. Man darf bei einer Kritik keinen unbilligen Maßſtab anlegen, und bedenken, daß es blos ein Wagniß von einem Mann von Talent, in ein ihm ganz befremdetes Element iſt, und daß Herr Bauernfeld gewiß ſelbſt gar keine Anſprüche macht. Möge ſich der junge hoffnungsvolle Autor durch dieſen mißlungenen Verſuch nicht abſchrecken laſſen, die Bühne mit den Produkten ſeiner fleißigen und glatten Feder zu bereichern, er wird an mir immer einen aufmerkſamen und ermunternden Beurtheiler finden. Der Verfaſſer dieſes „Fortunats“ nehme ſich nur die Mühe, von demſelben zwei oder drei Acte zu ſtreichen, nach ſeiner eigenen Einſicht, welche immer er will, das wird den andern Acten gar nicht ſchaden, weder im Zuſammenhange, noch im Verſtändniſſe. Die erſte und unverzeihlichſte literariſche Sünde iſt: Langweile machen. Von den andern noch übriggebliebenen beiden Acten kürze der Herr Verfaſſer jeden um die Hälfte, nachher wird es der ſo gewandten Feder des Herrn Verfaſſers nur wenig Mühe koſten, das Uebriggebliebene ein wenig umzugeſtalten, und eine edlere Sprache einzuſchalten; wenn dieſes geſchehen iſt, ſo wird an dem Reſte nichts beſonders mehr zu tadeln ſein, als daß es weder romantiſch noch poetiſch iſt. Möge ſich der fleißige Autor von jenen Pedanten, die gar zu hohe Forderungen machen, von jener Kollegial-Kritik, die nur das gut findet, was in ihrem Kreis erſcheint, und alles Andere mit einer übelſtehenden Vornehmthuerei abmacht, möge er ſich und ſein Talent nicht von dieſen einſchüchtern laſſen, und immer vorwärts ſtreben; möge er aber anderſeitig auch ſich nicht von einem Lobe hinreißen laſſen, welches freilich unparteiiſch zu ſein ſcheint, weil es nicht von intimen Freunden ausgeht; möge der muthig ſtrebende Verfaſſer Beſcheidenheit, dieſe Blume des Geiſtes, immer im Buſen bewahren, ſo wird die Kritik und das gerechte und einſichtsvolle Publikum eben ſo beſcheiden mit ihm verfahren.

Der literariſche Salon.

Luſtſpiel in drei Aufzügen.

von E. v. Bauernfeld.

Es wird gewiß viele Leſer geben, die mit Begierde dieſe Kritik, und etwas ganz Ungewöhnliches erwarten. Es iſt mir leid für ſie, daß ſie ſich täuſchen, und es freut mich für mich, daß ſie ſich täuſchen. Dieſer kleine Eingang bedarf einer größern Erörterung, die ich in meiner unwandelbaren, oft naiven Offenherzigkeit gerne mittheile.

Lange ſchon vor der Aufführung dieſes Stückes war eine gewiſſe Partei bemüht, das Gerücht in der Stadt zu verbreiten, in dieſem „literariſchen Salon", deſſen Titel meiner ſtehenden Rubrique in der Theaterzeitung „Literariſcher Salon" entlehnt iſt, wird Herr Bauernfeld mich und die Theaterzeitung perſifliren. In Himmels Namen! dachte ich, und mir fiel ein, was Voltaire bei ähnlicher Gelegenheit ſagte: „Große Männer werden perſiflirt, kleine Männchen perſifliren ſich ſelbſt!" Allein ich mußte im Voraus jenem Gerüchte, das für den Verfaſſer jenes Luſtſpiels ehrenrührig genannt werden könnte, redlich widerſprechen. Wie auch Meinungen über Talent und Verdienſte der Schriftſteller untereinander divergiren mögen; wie auch die Schätzung geſtaltet ſein mag, die ſie ſich in ihrem literariſchen Kreiſe gegenſeitig angedeihen laſſen; gegen außen, gegen die Maſſe und im Widerhalt gegen den großen Haufen müſſen ſie, wenn ſie es mit dem Credit der Literatur ehrlich meinen, zuſammenhalten, und einen erniedrigenden Verdacht, der Einen von ihnen unverſchuldet trifft, aus allen Kräften zu vernichten ſtreben. Nur entſchiedene Gegner von Herrn Bauernfeld, denn jeder Menſch beſitzt dergleichen, konnten ein ſolches Gerücht verbreiten. Ein ſolches lügenhaft und böswillig ausgeſprengtes Gerücht hat nach vier Richtungen eine maliciöſe Tendenz, wovon zwei den Verfaſſer treffen. Erſtens hieße das glauben machen, als dächte Herr Bauernfeld ordinär genug, einen reinkritiſchen Streit zu einem perſönlichen zu machen, und als wollte er aus Unvermögen, mich, als ſeinen vermeintlichen literariſchen Gegner, mit redlichen gleichen Waffen, wie es ehrenwerthen Männern geziemt, wieder kritiſch in öffentlichen Blättern zu bekämpfen, den Kampf hinterliſtiger Weiſe auf ein fremdes Schlachtfeld verlegen. Zweitens könnten die etwaigen Gegner des Herrn Bauernfeld lieblos ſagen: Es iſt doch ſchon weit gekommen, wenn man an der Kraft ſeiner Muſe ſo verzweifelt, daß man ſchon ſucht, durch das Intereſſe von Perſönlichkeiten ſeinem Produkte einen Reiz zu geben, den zwar viele genießen, aber kein rechtlich Denkender billigen kann.

Das ſind zwei Verdächtigungen, die ich auf Herrn Bauernfeld nicht kommen laſſen konnte, und wenn er mein Todfeind wäre! Eine dritte und eine noch größere Albernheit dieſes Gerüchtes beſteht darin, da Jedermann den hohen Standpunkt unſerer k. k. Hofbühne, ihre ſtets bewährte Reinheit und unbefleckte Muſenweihe kennt.

Die letzte und prägnanteſte Albernheit dieſes Gerüchtes beſtand endlich darin, daß man auch das Publikum des Burgtheaters kennt, und weiß, daß dieſes gewöhnlich aus der Elite der Gebildeten beſteht, und daß dieſe, wenn ſie auch vielleicht im Augenblicke ſelbſt lacht, ſo viel Herz und Geiſt hat, um dann ſelbſt zu ſagen: „Das iſt unwürdig! Was geht uns hier euer kritiſches Katzbalgen an!“ Ja, es würde jenen feinen und richtigen Tact beſitzen, um ſogar eine Beleidigung ſeiner ſelbſt darin zu finden, daß man ihm Perſönlichkeiten auf der Bühne zu ſeiner Unterhaltung vorführt.

Das Leſepublikum iſt nun begierig, und ſagt: „Nun bin ich nur neugierig, was Saphir über das Stück ſchreiben, und wie er ſich aus der Verlegenheit ziehen wird!“ und das Publikum, welches immer große Luſt hat, im Voraus zu errathen, was der Autor thun wird, theilt ſich in zwei Erwartungen. Die Einen ſagen: „Nun, den wird er ſchön bearbeiten! Der kann's! Das letzte Wort bleibt doch ihm! Ich freue mich ſchon darauf!“ — Die Andern ſagen: „Ich will wetten, der Saphir ſpielt den Klugen, er wird das Stück jetzt gerade deshalb recht loben, damit es nicht heißen ſoll, er fühlt ſich getroffen!“ — Dieſe letzte Meinung iſt ſehr klug, und hat Vieles für ſich. Allein, meine lieben Leſer, ſeid ruhig. Ihr habt Beide nicht bedacht, daß das eben der Segen der Wahrheit iſt, daß ihre Bekenner nie in Verlegenheit gerathen. Ich habe immer nur die Wahrheit im Auge, das heißt, jene meine innere Ueberzeugung, die ich rechtlicher Weiſe für Wahrheit halte, und dieſe ſpreche ich aus; ich berückſichtigte mich gar nicht. Es wäre ſehr ſchlecht, wenn ich aus gereizter Perſönlichkeit ein gutes Stück ſo enorm ſchlecht machen wollte; allein jene kluge Klugheit, es zu loben auch gegen meine innere Ueberzeugung, aus Rückſicht für mich, wäre ebenfalls eine verächtliche Unwahrheit, und obendrein eine abſichtliche Täuſchung des Leſepublikums, das meine Anſicht hören will, wie ſie in meinem Urtheil gegründet iſt! Dazu achte ich die Wahrheit, den Leſer und mich ſelbſt zu ſehr, um aus Klugthuerei und Gleichgiltigkeits-Affectation etwas drucken zu laſſen, was mit meiner vollkommenen inneren Ueberzeugung nicht vollkommen übereinſtimmt. Ueber ſolche Muthmaßungen, über alle Schleichwege, über die Antaſtungen einer ephemeren Bühnenerſcheinung bin ich erhaben. Das Urtheil über mich — gut oder ſchlecht, wie es nun ſein mag — iſt in der Literatur gefällt, und ſomit gehe ich ganz unbefangen, und ohne die mindeſte Reſervation, an die Beurtheilung dieſes Luſtſpiels.

Ich bin dieſem Stücke recht herzlich zugethan. Denn erſtens erſpart es mir die Mühe, die Handlung zu erzählen, da keine da iſt. Das iſt auch natürlich, denn der Hauptheld des Stückes iſt ein Kaufmann Lampe, der die Handlung aufgegeben hat. Er hat einen literariſchen Salon gebildet, in welchem Redacteure, Dichter, Recenſenten u. ſ. w. ihren Unfug treiben. Er hat einem Redacteur Wendemann ſeine Tochter verſprochen; ein Dichter Morgenroth kommt aus Hamburg, allein ein alter Liebhaber kommt auch, und weil

Lampe für Wendemann 500 Thaler bezahlen muß, iſt das Luſtſpiel aus, denn er gibt ihm die Tochter nicht, ſondern einem Officier. Das iſt die Idee, die Neuheit, die geniale Erfindung der Intrigue, die ungemein ſcharfſinnige, an ganz frappanten Situationen ſo überſchwenglich reiche Invention oder Inſpiration der Handlung. Dem Stücke ging ein ſogenannter Prolog vor, in welchem ſo quasi, anſtatt es bei Lokaldichtern am Ende geſchieht, hier im Voraus um gütige Nachſicht gebeten, und in welchem uns geſagt wird, daß Schiller, Goethe und Shakeſpeare nicht mehr leben, und folglich dieſes Stück nicht von Schiller, Goethe oder Shakeſpeare iſt; eine Wahrheit, deren Wahrheit wir auch ohne Prolog im Verlauf des Abends vielleicht hätten ahnen können. Wenn nun der Kern des Stückes, die ſogenannte Intrigue, oder das, was geſchieht, ſo ganz matt und ohne den mindeſten Reiz iſt, ſo ſteht die Ausführung dem Ganzen nicht nach. Es ſind lauter Charaktere und Figuren, wie ſie tauſend und aber tauſend Mal ſchon auf dem Theater waren. Julius Voß iſt in ſeinem „Lämmermayer“ ſchon mit Recenſenten und Redacteuren ſo grob geweſen, daß nichts mehr überraſcht, allein ſein „Lämmermayer“ iſt eine originelle Geſtaltung.

Die Figuren in dieſem Stücke tragen kein Gepräge an ſich, als das der Gemeinheit. Wahrlich, wenn es einen Dichter gäbe, der ſo albern und ſo durchaus ohne Halt und Färbung wäre, wie dieſer Dichter Morgenroth, er wäre gewiß ein guter, herzlicher, intimer Freund von allen ſchlechten Schau-, Trauer- und Luſtſpiel-Dichtern. Im ganzen Verlauf von den zwei erſten Acten findet ſich nicht eine Spur von geſundem Witz, keine Laune, kein Funken Heiterkeit. Einige leere Donnerſchläge, die wie hohle Winde hierhin, dorthin, bald dieſes, bald jenes perſifliren oder perſifliren ſollen, machen den ganzen Reiz aus. Derbheiten, wie ſie unter gebildeten Menſchen ſelbſt in der Converſation mit Unwillen gehört werden, ſind hier ſtatt Stoff und Ausſtattung eines Luſtſpiels gegeben! oder ſoll Wien's gebildetes Publikum es als geiſtreich hinnehmen, wenn in dem Dialoge Redensarten, wie die:

„Wen's juckt, der kratze ſich.“

vorkommen? Ich frage das ganze gebildete Publikum, hat es in dieſem Stücke ein einziges Element zu einem Luſtſpiele gefunden? In der Situation? In der Erfindung? In den Scenen? In dem Dialog? In der Entwicklung? Iſt ein neuer Gedanke, ein überraſchender Witz, eine, aber auch nur die kleinſte geniale Wendung in dem Ganzen?! Heißt man das heut zu Tage ein Luſtſpiel? Eine ſolche Art, eine ſolche Weiſe, ein ſolcher Ton wirft ſich zum Strafgericht über die Mißbräuche der Literatur auf! Ein ſolches Treiben will das Treiben Anderer bemängeln? Ungeheure Ironie und unſterbliche Lächerlichkeit! Nein, gottlob, dahin iſt es nicht gekommen. Die Stimmung, die ſich im dritten Acte und am Ende laut genug in Mißbilligung ausſprach, hat es deutlich bewieſen, daß der beſſere Theil ein ſolches Zumuthen mit Beſtimmtheit und Widerwillen von ſich zurückweist. Ich möchte Herrn Bauernfeld ernſtlich rathen, er ſuche ſo ſchnell als möglich ein gutes Luſtſpiel zu ſchreiben, um den Rückſchritt, den er mit dem heutigen machte, wieder gut zu machen. Unmöglich kann man ſich über den Erfolg des heutigen Stückes täuſchen! Wenn auch eine Art Clique, ſchon im Voraus auf die bezüglichſten Stellen aufmerkſam gemacht, den Verfaſſer am Ende rief, ſo kann man ſich doch nicht über den ſichtlichen Erfolg täuſchen. Der feine Theil des Publikums ſchweigt und zuckt die Achſel.

Mancher wird dieſe Zeilen mit vornehmen Mienen, mit einem Sauerampferlächeln leſen, aber ich weiß es, in ſich, tief innen wird er fühlen, wie ſchrecklich Recht ich habe, und alles Lächeln wird dieſe moraliſch-literariſche Magenſäure nicht weglächeln.

Das iſt eben der Segen des ſittlich Schönen, daß es ſeine Jünger mit Freude durchbebt; das iſt der Fluch des geiſtig Verwerflichen, daß ſeine Verfechter bald mit ſich ſelbſt zerfallen! Ich für meine Perſon, habe das Theater mit einem Troſt verlaſſen, mir iſt es jetzt erſt klar geworden, was ich für ein ungeheueres Talent bin! Wenn es ſo ſchwer iſt, witzig zu ſein; wenn es ſo unmöglich iſt, Lachen zu erregen, ohne zu perſönlichen Beziehungen Anlaß zu geben, welch ein Genie muß ich ſein! Denn ich rufe die ganze feine gebildete, unterrichtete, vornehme, und beſonders die unbefangene Welt Wien's auf, mir zu geſtehen, ob ich bei den öftern Anläſſen, wo es mir gelingt, ſie herzlich lachen zu machen, ob ich mich je zu einer verletzenden Perſönlichkeit, je zu einer Grobheit, je zu gemeinen Invectiven hinreißen ließ! Ob in meinen ſtundenlangen Vorleſungen je eine Stelle vorkommt, die irgend einem Weſen auf der ganzen Welt weh thun, ja es nur verletzen könnte?! Und ich frage jeden Redlichdenkenden, an wem iſt es nun, über das verwerfliche Treiben der Literatur dem Andern eine Vorleſung zu halten? —

Der Traum ein Leben,

dramatiſches Märchen in vier Aufzügen.

von Franz Grillparzer.

In einem romantiſchen Thale lebt, abgeſchieden von der Welt, Maſſud, ein reicher Landmann, mit ſeiner Tochter Mirza. Bei und mit ihm lebt ſein Neffe Ruſtan, ein junger, kühner, verwegener Mann, durch ein fremdes Idiom ſeinem Onkel entfremdet, durch eine Neigung zu deſſen Tochter zu ihm hingezogen. Sein thatenlechzendes Gemüth, ſein wildſtrebender Sinn, ſein ungeſtümes Treiben der Jagd, machen der zärtlichen Mirza viel Kummer, die als das verſöhnende Princip zwiſchen Ruſtan und ihrem Vater ſteht. Ein Negerſklave des Hauſes bemächtigt ſich des Ohrs und der Seele Ruſtans ganz, um ihn zu tollerem, wilderem Treiben, zu überſchwenglich kecken Planen aufzuſtacheln. Einſt auf der Jagd ſtößt Ruſtan auf einen andern Jäger, Osmin genannt; dieſer erzählt von Schlachten und von Kriegesthaten, und wie der König von Samarkand, von Feinden hart bedroht, ein Gelübde that, ſeine Tochter Gulnare und ſeine Krone ſelber dem zu geben, der den Feind bezwingt. Ruſtans Geiſt lodert bei dieſer Erzählung hoch auf, all ſein kräftiger Muth blitzt im Auge empor und bricht in Worte aus, und als Osmin darob ihn höhnt und ſpöttiſch ſeinen Heldengeiſt belächelt, vergißt Ruſtan ſich und mißhandelt ihn. Dieſes iſt die Urſache zu noch bittererem Tadel von Seiten Maſſuds. Ruſtan, immer mehr gereizt, den Buſen aufgeſchüttert von Thatendurſt und unbezwingbar raſender Flamme, von Zanga angeſpornt, von ſich zu werfen dieſe enge Thales- und Thatenhaft, will im Thal nicht länger bleiben, er will hinaus, um nach Ruhm und Glanz und Größe, um nach allen ſchimmernden Phantomen, welche die Jugend und der Uebermuth und die ſtrotzende Ueberfülle ſeiner Kraft ihm lockend vormalen, nachzujagen. Vergebens iſt das Mahnerwort Maſſuds, vergebens Mirza's Liebesblick, ſein ſtürmiſch aufgewühltes Weſen übertost alle Ufer, er will, er muß fort; man kann zurück ihn nimmer halten. Die letzte Nacht noch bringt er in der heimatlichen Hütte zu, Morgens Früh, um drei Uhr wendet er dem Thale ſeinen Rücken, um dem Glück, dem lockenden, und der glorreichen Thatenbahn in die Arme ſich zu werfen. Mit den letzten Worten: „Meine Pferde, Zanga, morgen Früh!“ wirft er zum letzten Male ſich auf ſein einfach Lager nieder. Unter den entfernten Liebestönen eines frommen Derwiſch entſchlummert er und wird alſo bald von der Haft des Traumes bunt umſtrickt. Zwei Genien ſteigen an ſeine Schlummerſtätte, wovon der Eine, der Genius des Tages oder des Wachens, ſeine Fackel verliſcht (ſo erklären wir uns das), und der Genius der Träume ſeine anzündet. Nun beginnt das Leben des Traumes. Ruſtan und Zanga ſind in Samarkand, noch darüber ſinnend, wie und wo die Bahn, die ſchnell zur Größe und zum Ruhme führt, beginne. Da ſtürzt der König mit Angſt- und Hilferuf herbei, und ſinkt auf eine Bank, an einem Felſenblocke, ohnmächtig nieder. Eine ungeheure Schlange verfolgt ihn; Ruſtan wirft ſeinen Spieß nach ihr und fehlt ſie, allein oben auf dem Felſenblocke erſcheint der Mann vom Felſen, ſchleudert auch ſein Gewehr nach ihr, welches tödtend ſie zerſtückt; worauf der ſchauerlich bleiche, geſpenſtiſche Mann verſchwindet. Der König erwacht, Ruſtan, von Zanga halb dazu genöthigt, gibt ſich für den Schlangentödter aus, um ſo den erſten, den wichtigſten Schritt zu ſeiner glänzenden Zukunft zu machen. Der König, dunkel noch an einen Mann auf dem Felſenblocke und ſeines braunen Mantels ſich erinnernd, iſt leicht zu überzeugen, und drückt den Retter an die Bruſt. Da kommt Gulnare, ſeine Tochter, die zärtlich an die Bruſt ihm fliegt, und mit großem Dank ſich dem Retter ihres Vaters naht, mit den kühnſten Hoffnungen ihn beſeelt, und den Vater überredet, an des Heeres Spitze, gegen alle Feinde ihn zu ſtellen. Es geſchieht. Ein reicher Dolch, der dem König entfiel, wird von dieſem an Ruſtan noch geſchenkt. Als ſich der König und ſein Gefolge entfernt und Ruſtan mit Zanga allein zurückbleiben, ſteigt bleich und grauenvoll der Mann vom Felſen nieder, um, wie er ſagt, ſeinen Lohn vom König ſich zu holen. Vergebens bietet Ruſtan Schätze ihm und Reichthümer, wenn er ſchweigt; er bleibt unbeweglich, ſchreitet vorüber, und iſt ſchon auf der Brücke, die zwiſchen Felſen hoch über einen Gießbach führt; Ruſtan in Verzweiflung, ſeiner ſelbſten nicht mehr Herr, eilt ihm mühſam nach und ſtößt den Dolch ihm in die Bruſt, worauf der Mann von der ſchaudervollen Brücke in die Fluthen ſtürzt. Bald darauf ſehen wir Ruſtan von Sieg zu Siegen eilen, in Glanz und Größe immer höher ſteigen, und als Gulnare's künftigen Gemahl. Der König thut in ſeinem Prunkgemach ſich gütlich, iſt des Sieges und des Weines froh, und beſpricht mit Ruſtan ſich, als Volk und Wachen kommen, um zu melden, man habe einen Mann in einem braunen Mantel gefunden, ermordet mit des Königs Dolch in ſeiner Bruſt, er, der König, ſei der That verdächtig, und der Vater des Ermordeten, der greiſe ſtumme Kaleb, klage bei Gericht. Da kommt dem König der Mann vom Felſen wieder ins Gedächtniß, eine dunkle Ahnung durchdämmert ſeine Seele, er naht Ruſtan ſich, um leiſe ihm zu ſagen, er gehe jetzt der Sache nachzuforſchen, bei ſeiner Rückkehr fordere er genaue Rechenſchaft.

Ruſtan iſt nun allen Qualen einer gefolterten Seele anheimgegeben, am Ziele ſeiner Wünſche läuft er Gefahr, Alles, ja Freiheit vielleicht und Leben zu verlieren; es tobt in ihm und fieberhaft durchzuckt es ſein ganzes Weſen. Da erſcheint ein altes Weib mit einem Becher voll von einem Tranke, der, wie ſie ſagt, geſund die Kranken und krank die Geſunden macht. Sie ſetzt den räthſelhaft unheimlichen Becher auf den Tiſch; als ſie gehen will, gibt Ruſtan ihr den Becher wieder, allein er vergreift ſich und gibt den Becher ihr, aus dem der König erſt getrunken, worauf ſie mit demſelben ſich entfernt. Der König kommt zurück, und mit ihm Kaleb, der ihm Papiere, Blätter von ſeinem Sohn, vom Mann vom Felſen gibt, der kein Anderer war, als eben jener Osmin, der früher an des Königs Hof gelebt, wegen kühner Wünſche von ihm verbannt wurde, und dann in Maſſuds Thale lebte. Der König legt auf ſein Thronbett ſich, um die Blätter zu leſen, er will Wein und fordert, daß Kaleb ihm den Becher reiche. Ruſtan bittet den König, nicht zu trinken, und Kaleb nicht zu trauen. Vergebens, er trinkt, fühlet bald die Folgen dieſes gift'gen Trankes, und läßt in ſein Gemach ſich führen, wo er mit dem Worte: „Ruſtan“ auf den Lippen ſtirbt. Gulnare nimmt dieſes letzte Wort des ſterbenden Vaters für den Wunſch, daß ſie Ruſtan ſich vermähle. Das geſchieht, Ruſtan iſt König von Samarkand, und er läßt Kaleb als den Mörder des Königs in Kerker werfen. Bald jedoch wird eine Verſchwörung gegen ihn begonnen, an deſſen Spitze Karkbahn, ein Verwandter Kalebs, ſteht. Sie werfen ſich der Königin zu Füßen, dieſe will Kaleb ſelbſt vernehmen. Er erſcheint, um ſchriftlich gegen Ruſtan zu zeugen, während des Schreibens entfällt die Feder ihm, und während des Getümmels naht ſich Zanga und ſticht Kaleb nieder. Dieſer ſinkt zuſammen. Nun beginnt der Schleier von den Augen der Königin zu ſinken. Ruſtan, des ſtummen verwundeten Kalebs höhnend, tritt frech heran und ſagt: „So zeug' er gegen mich!“ Da entfeſſelt plötzlich ſich die Zunge Kalebs, und auf die Frage: „Wer war des Königs Mörder?“ ſtößt er den Angſtruf: „Ruſtan“ aus. Nun fällt Frau und Herr von ihm ab, er irrt als Flüchtling, verwundet, mit Zanga, umher, und wir finden Beide wieder auf dem Platze, bei der Brücke, auf welcher Osmin er ermordete. Hier iſt

Ruſtan alles Glanzes, aller Größe, aller Kraft beraubt, Zanga wirft höhnend ihn zu Boden, und will ihn nöthigen, über jene ſchauervolle Brücke zu entfliehen. Vergebens iſt ſein Sträuben, von allen Seiten ſuchen ihn die wüthenden Verfolger; Zanga verwandelt ſich vor ſeinen Augen in einen teufliſchen Dämon, der mit einer Furienfackel ihm den Weg zur Brücke grell beleuchtet. Er ſtürzt, gejagt von allen Entſetzen, auf die Brücke, da treten Gulnare und ſeine Feinde ihm entgegen, und er ſtürzt hinunter ſich in die brauſende Fluth. In dieſem Augenblicke verwandelt ſich die Scene, und Ruſtan liegt auf ſeinem Lager in Maſſuds Hütte, die zwei Genien zu ſeinem Haupte, wovon nun dem Einen die Fackel wieder verliſcht, der Andere ſeine neu anzündet, und der Traum vorüber iſt. Lange nach ſeinem Erwachen iſt Ruſtan von ſeinem Traume befangen, nur nach und nach, in Maſſuds und Mirza's Gegenwart, ebnen ſich die ſchäumend aufgejagten Wellen ſeines Gemüthes, er erwacht nun vollends und ruft aus: „Was hab' ich erfahren?“ Maſſud ahnt, daß ihn ein Traum ſo umgewandelt, und ſagt: „Vielleicht war's die dunkle Mahnung einer Macht, die die Stunden macht zu Jahren, und die Jahre macht zur Nacht.“ „Ja,“ erwiedert Ruſtan, „es war ein Traum, aber ein ganzes Leben, er hat gezeigt, daß alles Streben nach Ruhm und Größe eitel ſei, und nichtig.“ Ruſtan bittet nun Maſſud um drei Dinge: Um Verzeihung, um die Entfernung Zanga's und um Mirza's Hand. Es geſchieht; als am Ende Ruſtan Mirza in die Arme nimmt, hört man desſelben Liedes Töne, die der Derwiſch beim Entſchlummern

Ruſtans ſang, im Hintergrunde zieht der Derwiſch mit ſeiner Harfe vorüber und Zanga folgt ihm nach, auf der Flöte ſein Saitenſpiel begleitend. In der erſten Geſtalt des Derwiſch erkennt man die Traumgeſtalt Kalebs. Der Vorhang fällt. Das iſt ungefähr der Gang der Handlung, wie er aus einer einzigen flüchtigen Anſchauung im Gedächtniß mir geblieben. Der Dichter wurde nach dem erſten Acte jubelnd verlangt, und am Schluſſe mit einem unerhörten ſtürmiſchen Beifall zwei Mal gerufen.

Als Victor Hugo mit ſeiner genialen Romantik erſchien, da zog das Théâtre français die vornehmen Schultern zweifelhaft in die Höhe; die ſchwerbordirten Claſſiker erſchraken, die Perruques- und Rococo-Enthuſiaſten ſchrieen ſich heiſer, und alle akademiſchen Götzendiener der Ariſtotel'ſchen Einheiten und claſſiſchen Peinheiten trauerten ob der dramatiſchen Entſetzung ihres Bels und Svantewitz; allein der im genialen Sturmſchritt einherſchreitende Geiſt Hugo's überflügelte die alten abgeſteckten tragiſchen Pfähle und riß bald den Beſchauer, den das Erſcheinen dieſer kecken und neuen, wunderſamgeſtaltigen Schöpfungen auf dem einfärbig tragiſch gerötheten Podium, und inmitten dieſer regelrecht und ängſtlich altgekleideten Ritter, Anfangs befremdlich überraſchte, von Ueberraſchung zur Theilnahme, von Theilnahme zur Erkenntniß, von Erkenntniß zur Bewunderung hin. Aehnliches, wenn auch nicht Gleiches, läßt ſich bei der Erſcheinung des oben genannten Grillparzer'ſchen Werkes auf einem Boden erwarten, welcher bisher in würdiger Höhe und Abgeſchloſſenheit, nur das einfach Große und Schöne, das Formglatte und Regeladelige, als ſeiner edlen Muſe ebenbürtig anſah und aufnahm. Es dürfte vielleicht hie und da nicht an Zuſchauern fehlen, welche durch die befremdliche und auf dieſen Bretern nie geſehene Erſcheinung von Flug- und Zauber-Apparaten, von Spuk und Feerie, dem eigentlichen Beurtheilungspunkt entrückt, dieſes Werk der Grillparzer'ſchen Muſe als eine exotiſche Pflanze auf dieſem Boden anſchauen und es mit der Alltags-Elle der gewöhnlichen vorſtädtiſchen Zauber-, Spectakel- und Allegorie-Stücke kritiſch ausmeſſen wollen. Dieſe und Aehnliche würde freilich die liebevolle Bewunderung nicht überkommen, die ſich von jenem wahrhaft Schönen und Vortrefflichen durchdringen läßt, welches in dem innerſten Kern der Dinge, in der Anweſenheit derſelben wohnt.

In allen ſonſtigen Allegorien und Zauberſtücken unſerer Zeit iſt jeder individuelle bedeutende Ausdruck des Charakters, des Gedankens und der Empfindung ſo ganz von Flittern verdrängt und in alltägliche, werthloſe Scheidemünze umgeſetzt, die allegoriſchen Individuen, aus ihrem Himmel auf die Bühne getrieben, wandeln als handeltreibende, entadelte Emigranten, zerriſſen, bettelhaft, ein Bild geſunkener Größe herum. Die abſtracten Tugenden und die auf allegoriſche Flaſchen gezogenen Charaktere, gehen und kommen als blutloſe, dürre Revenants. Weder in den Perſonen noch in ihren allegoriſchen Doppelgeſtalten, die eigentlich nur ein crambe bis repetita der Perſon ſind, noch in der Handlung ſpiegelt ſich die Grundnothwendigkeit der Charaktere, noch das Urgeheimniß ihres Schickſals, am wenigſten aber die innere Nothwendigkeit und Wahrheit ab. Nur Wunder oder vielmehr Wunderlichkeiten in fortwuchernden Wirkungen und zuſammengewürfelten Begebniſſen ſollen als das Höchſte, als das unbedingt Beſtimmende der menſchlichen Schickſale dargeſtellt werden.

Wie ganz anders, wie edel, wie poetiſch, wie dramatiſch wahr ſteht in dieſem „Traum ein Leben“ die ganze dramatiſche Geſtaltung und ihr Urweſen vor uns da!

Der letzte und höchſte Vorwurf der Tragödie: „Das Hervortreten eines neuen Lebenstages durch Nacht und Tod, die geiſtige Verklärung, die ſiegend aus dem Dunkel der Leidenſchaften hervortritt,“ iſt da. Der Schlaf iſt Nacht und Tod, das Leben im Traume iſt ein geiſtiges Leben, und der Tod im Traum nicht minder eine Verſöhnung nach Kampf und Untergang, eine Läuterung. Der tragiſche Untergang der Perſon im wirklichen Tode führt ſiegend hinüber aus den Irrpfaden des Lebens in die lichtvolle Zukunft des andern Lebens: der tragiſche Untergang im Schlaftode führt den Sieg und die Befriedigung in das Leben des Erwachens über, und wir haben dabei nicht nur das erhebende Gefühl, die Läuterung zu ſehen, ſondern auch die Freude, den Geläuterten beglückt vor uns zu erblicken.

Dieſes, dünkt mir, war die Grundidee, die Tendenz des Dichters. In Ruſtan hat er uns einen Charakter vorgeführt, der, von regelloſer Wildheit, von einem beſtimmungsloſen Streben nach Scheingröße und nach leeren Ruhmgebilden, nach nichtiger Höhe haſchend, den Durſt nach Thaten mit dem Trunke des Verbrechens löſcht, die

Höhe nur durch die Stufenleiter von Abſcheulichkeiten erſteigt, und unter dem ſie morſch und faul zuſammen bricht. Das Mittel, welches der Dichter ſich zu der Darſtellung ſeiner Idee bedient, iſt der Traum des dramatiſchen Helden ſelbſt. Im Traume anticipirt ſein in die Zukunft ſtrebender wilder Sinn all die Begebenheiten, Geſehenes und Geſchehenes laufen wie die Weberſchiffchen an dem bunten Webſtuhl ſeiner Traumgeſtaltung vorüber. Wie ein Schattenſpiel eilen die gefärbten Bilder über die aufgeſpannte Traumwand hin, und planlos, regellos, verworren miſchen ſich die abſonderlichen Gebilde quer und über, wie wir im Traum hundertfältig ſelber es erfahren. Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, wird es klar, daß es kein Zauber- oder Flugwerk-Spiel iſt. Es geſchieht kein Zauber, keine Verwandlung, nichts Wunderbares. Shakeſpeare ſagt: „Die Erde wirft ihre Blaſen wie das Waſſer,“ der Geiſt und der Traum nicht minder. Dieſe wundergeſtaltigen, vielfärbigen, gaukelnden, ſchimmernden und zerpuffenden Blaſen wirft der Traum auch. Nicht für uns erſcheinen dieſe Genien mit der Fackel, nicht wir ſehen dieſes alte Weib; nicht uns ſollen dieſe Schlangen und Gebilde und Spiegelgeſtalten ſichtbar werden. Nein, das Alles träumt Ruſtan, der Dichter aber hat uns großmüthig und poetiſch freundlich, wunderſam zu dieſem Traume zu Gaſt gebeten, er hat in der Idee den dunklen Vorhang zwiſchen uns und der Traumbühne weggezogen, und wir ſehen, wie Ruſtan träumt. Da iſt kein Zauber dabei, nichts Uebernatürliches, wir müſſen nur keinen Augenblick vergeſſen, daß wir träumen ſehen.

Wir genießen das ſeltene Schauſpiel, das geheimſte Geäder eines Traumes offen vor uns liegen zu ſehen, und wie ſich die Geſtalten aus der Wirklichkeit und der Umgebung der Träumenden mit in die Schöpfung des Traumgottes ſchleichen, und verworren, willkürlich, ungeſtaltet, bald behalten, bald wieder fortgelaſſen werden. Zanga, ſo zu ſagen, das böſe Princip Ruſtans, als ſeine innere dämoniſche Wildheit, iſt von der frühern Wirklichkeit im Traume durchwegs bei ihm geblieben. Man könnte weiter gehen und ſagen, man findet Aehnlichkeit von Maſſud in dem König und von Mirza in Gulnare wieder. So hat Kaleb des Derwiſch's Geſtalt, die Ruſtan früher ſchon geſehen, ganz beibehalten, und der Mann vom Felſen iſt Osmin. Es ſind lauter Bekannte Ruſtans, vom wunderſam ſchaltenden Traum noch wunderſamer umgeſchaffen und umgezaubert. Der Traum hat die ganze lange Lebensgeſchichte Ruſtans oder ſeine Lebensfabel, wenn man will, in Zeit und Raum zuſammengeſchoben, und nur die Moral, die Lehre, iſt noch dieſelbe große. Die Beſſerung groß und ausgedehnt.

Man könnte freilich einigermaßen in Zweifel ziehen, ob aus den Begebenheiten dieſes Traums wirklich jene große Lehre folgt; denn die Strafe, die Ruſtan im Traum erlitt, galt doch im Grunde mehr ſeiner Perſon, der ungerechten Weiſe, auf welche er Größe und Ruhm ſich hat erworben, als der abſtracten Größe, dem Begriff des Ruhmes ſelber. Allein vielleicht gerade deshalb ſagt der Dichter: „gefährlich iſt die Größe,“ eben dadurch gefährlich, daß ſie böſe Mittel zu ergreifen uns verleitet. Ich finde auch in Ruſtan das, was Andere vielleicht rügen: daß er nicht ſo ganz der Held, als vielmehr das Werkzeug iſt, vom Dichter ſehr herrlich angelegt. Nicht der iſt ein dramatiſcher Held, der in einer Reihe von Thaten ſelbſtwillig handelt und Großes ſchafft; ein ſolcher Held iſt mehr ein epiſcher Held, ſo wie alle Shakeſpeare'ſchen Stücke aus der engliſchen Geſchichte nur dramatiſche Epopöen ſind, aber keine Drama's. Bei dem dramatiſchen Helden macht die Rückkehr aus den Begebenheiten, der Rückzug aus der umgebenden Welt in ſich das dramatiſche Intereſſe aus, und das iſt bei Ruſtan allerdings der Fall.

Bei der Vortrefflichkeit und Neuheit dieſer Idee und Form (denn das ganze Stück hat der Dichter ſchon vor zwölf Jahren entworfen, bevor noch Aehnliches auf irgend einer Bühne geſehen ward), hat ſie der liebenswürdige und phantaſiereiche Dichter in Diction und Vers mit einem lieblichen, kräftigen, blütenreichen Zauber angethan. Beſonders im erſten Acte herrſcht eine lyriſche Freudigkeit, eine poetiſche, romantiſche Klarheit, welche die farbloſe Wirklichkeit mit einem Zauberſchimmer übergoldet. Aber auch die andern Acte ſind voll herrlicher, lieblicher, holder, voll neuer Gedanken, wahr und lebenskräftig, geſchöpft aus dem tiefſten Born des menſchlichen Herzens und der Weltkenntniß, und der vierte Act athmet wieder jene entfeſſelte Idyllität und Roſigkeit der Grillparzer'ſchen Muſe, die wir in allen ſeinen poetiſchen Erzeugniſſen ſo innig und ſo herzlich lieben und bewundern.

Corona von Saluzzo.

Ein Schauſpiel in fünf Aufzügen,

von C. Raupach.

Ich weiß Alles, was man mit Recht und Unrecht, mit Ruhe und Leidenſchaft gegen dieſes ſonderbare Produkt der Raupach'ſchen Muſe (eine frühere Jugendarbeit von ihm), ſagen kann, ſagen wird und ſagen muß, und dennoch iſt es ein vortreffliches Stück, kräftiger und ergreifender als ſein „Taſſo", und wird auch das Publikum noch mehr anziehen, und das von Recht- und Herzenswegen. — — Ich ſollte nun eigentlich ſo recht nach unſerm Gewohnheitsſchritt die Handlung erſt ganz, wie einen Braten, auf den kritiſchen Tiſch bringen, und ſie dann erſt kritiſch tranchiren und den Leſern vorlegen. Aber es iſt mir heute nicht erzählerlich zu Muthe. Was iſt auch viel daran zu erzählen? Es iſt ein Weib da, eine Donna Diana, eine Artemiſia, eine Semiramis, ein weiblicher Hippolyt (wie Euripides ihn hat), und dieſes Weib ſpricht der Liebe Hohn, ſie will nicht lieben, ſie ſträubt ſich wie ein edles, nein, wie ein wildes Wild gegen die Liebe, und am Ende liebt ſie, liebt mit aller Macht, mit aller Gluth, mit aller Raſerei der Liebe. Gut, ihr ſagt, das iſt ſchon da geweſen, ich weiß aber auch, daß es nicht ſo da geweſen iſt. Ihr habt Recht, ſie iſt eine Julie, und Guido ein Romeo, und die Alten ſind die Montecchi und Capuletti; ihr habt Recht, der alte Marcheſe von Saluzzo iſt ein ſchwacher Vater; ihr habt Recht, es werden ſolche große tragiſche Hebel angelegt, mit den gräßlichſten Motiven geſpielt, und am Ende iſt es nur ein Schauſpiel; ihr habt Recht, man ſoll ſolche altitalieniſche Novellen mit ihrem wilden, entmenſchten Geſchlechterhaß nicht in ein Schauſpiel umwandeln; ihr habt Recht, man ſoll das Uebernatürliche nicht mit der poetiſchen Gerechtigkeit ausgleichen wollen; ihr habt Recht, Guido iſt ein centauriſcher Troubadour, der ſeinen Degen in Bilder und in Tropen taucht; ja, ja, ihr habt Recht, es macht eurem Verſtande Ehre und eurem Scharfſinne, daß ihr das Alles wißt; aber es iſt doch ganz anders und ganz herrlicher, und edler, und höher, und pſychologiſcher und wirkſamer.

Iſt Corona eine Donna Diana? Ja, gerade ſo wie die Gurli eine Julie iſt, weil Beide naiv ſind! Donna Diana wird durch Stolz bezwungen, Corona durch Demuth, durch die unendliche Hingebung der Liebe, durch die endlaſſende Willenloſigkeit der reinſten, heftigſten Liebe; wo iſt da die Aehnlichkeit? Iſt Corona eine Julie und Guido ein Romeo, weil ihre Väter Feinde ſind? Romeo und Julie iſt das Triumphlied der Liebe, die Ode beglückter Liebe, ob todt oder lebend, das iſt gleich; Corona und Guido aber iſt die Geſchichte werdender, entſtehender Liebe, der Preisgeſang ihrer Kraft, ihrer göttlichen Macht und Unwiderſtehlichkeit. Warum läßt man es dem Romeo ſo hingehen, daß er in einem und demſelben Athemzuge Roſalinden unſterblich liebt und in derſelben Minute für Julie in unendliche Leidenſchaft erglüht, und nur bei denen, die nicht Shakeſpeare ſind, wollt ihr die Wunder der Liebe und ihre Zeichen, ihre Räthſel und Widerſpiele läugnen.

Aus Aehnlichkeiten wollt ihr ein Stück und ſeinen inwohnenden Geiſt beurtheilen, aus kleinen Detail-Aehnlichkeiten? Wohlan, die Iliade hat Aehnlichkeit mit dem Namenbüchlein, denn in beiden kommt mehrmals das Wort „Himmel“ vor. Phidia's Jupiter hat Aehnlichkeit mit dem Alpenkönig, denn Beide haben einen Bart!

Oder meint ihr wirklich, es komme Alles nur darauf an, ob ſich die zwei Liebenden bekommen oder nicht? Iſt es denn wirklich ſo, daß, wenn der Dichter ſein Pärchen unter die Haube bringt, iſt es ein Luſtſpiel; wenn er ſie unter die Erde bringt, iſt es ein Trauerſpiel? Was iſt demnach „König Enzio“, in dem der Dichter ſein Paar zugleich unter die Haube und unter die Erde bringt? Glaubt ihr, „Romeo und Julie“ iſt ein Trauerſpiel, weil Romeo und Julie ſterben? O nein; wenn zufällig in dem Fläſchchen nicht Gift, ſondern Himbeerwaſſer geweſen wäre, es wäre doch eine Tragödie! Wenn Donna Maria und Don Cäſar zuletzt aus Freude der Schlag gerührt hätte, es wäre doch ein Luſtſpiel, und „Corona von Saluzzo“, obgleich der alte Vater ein wahrer Schwachkopf iſt, und am Ende die zwei Väter faſt komiſch da ſtehen mit ihrem altgebackenen

Geſchlechterhaß, obwohl ſich die zwei Liebenden, nach allen Gräßlichkeiten dennoch heirathen; „Corona von Saluzzo“ iſt dennoch ein Werk voll Kraft und Poeſie, und unendlicher Schönheit und von unübertrefflicher Wahrheit. Der Dichter hat es ſich zum Vorwurfe gemacht, den heiligen Odem der Liebe in Wortmuſik zu ſetzen, und dreifach zu variiren: als Menſchenliebe in Roberto, als Vaterliebe in Marcheſe von Saluzzo und als ſüße, heilige, unbegreifliche und unbezwingbare Herzensliebe in Guido und Corona. Und dieſe Trias hat er in Eins verſchmolzen in dem Feuer der edelſten Gefühle und der glänzendſten Worte. Wie kann, wie ſoll, wie darf die Vernunft dramatiſch ausädern, ob der Gang dieſer Liebe und ihre Wirkung natürlich? Die Liebe iſt keinem Geſetze unterthan, ſie kennt keinen Batteux und keine Dramaturgie. Wer ermißt die Höhen der Liebe? Wer ergründet ihre Tiefen? Wer berechnet ihre Allgewalt? Wer enträthſelt ihre Wege? Sie iſt ſanft wie die Taube, und wild wie der numidiſche Löwe, ſie iſt einfach wie das Vaterunſer, und verworren wie das Haar der Verzweiflung; ſie iſt ſtill wie die harrende Sehnſucht, und tobend wie das aufgepeitſchte Meer; ſie iſt zaghaft wie das erſte Geſtändniß, und muthig wie die höchſte Gefahr; ſie iſt genügſam wie die züchtige Keuſchheit und unerſättlich wie das Gelüſte des Auges; ſie iſt gewährend wie der nieverſiegende Quell, und begehrend wie der Gedanke des Forſchers; ſie iſt offen, wie die Wege der Allmacht, und geheimnißvoll wie die Spur des Böſen! O habt Ehrfurcht vor dem Anblicke der Liebe! Tretet ſcheu und gottesfürchtig zur Seite, wo dieſes Schauſpiel ſich euch zeigt. Betet an die Allgewalt der himmliſchen Kraft in der Erſcheinung der Liebe, wie ihr ſie anbetet in dem Zürnen der Elemente, wie ihr ſie anbetet in dem Aufflammen des Gewitterhimmels; wie ihr ſie anbetet in des Nordlichts Farbenräthſel; wie ihr ſie anbetet in dem Ausbruche der Vulkane, wie ihr ſie anbetet beim Aufbeben der nieſchwankenden Erde.

Und ein ſolches Gewitterſchauſpiel an dem Himmel der Liebe, hat Raupach uns vorgeführt, und wir ſollten dieſe Blitze leiten wollen an dem Draht der dramatiſchen Gerechtigkeit? und wir ſollten dieſen hohen Donner artikuliren lehren nach Leſſing und Schlegel? Unſinn! Geht hinein Alle, die ihr liebet, geliebt habt, oder noch lieben werdet; geht hinein ihr Alle, in deren Innerm der eiſige Verſtand noch nicht jedes kleinſte Gefühlspflänzchen erſtarrte; geht hinein und hört den dritten Act, dieſe Apotheoſe der Liebe, dieſe Palingeneſis des menſchlichen Herzens; geht hinein und hört im letzten Acte den Sieg der Vaterliebe; die Heiligung dieſes Gefühls; ſeht da die edelſte, die rührendſte und die göttlichſte Empfindung im Leben ihren Sieg feiern und aus der Aſche eines ausgebrannten Herzens wie ein Phönix emporſteigen in himmliſcher Läuterung; geht hinein und ſeht im vierten Acte (die Scene mit Roberto und Guido) den Sieg der Menſchenliebe; hört, wie die Menſchenliebe die Bruſt des einfachen Dieners zum erhabenſten Tempel der Moral bereitet; hört, wie er ſagt: „ich kann keinen Hund beleidigen, wenn er einem Herrn angehört, den ich ehre oder liebe, und ich ſollte einen Menſchen tödten, der

Gott angehört, unſerm allergütigen Herrn und Vater?" hört und ſeht das und wenn ihr dann die Bruſt voll wohlthuender Gefühle und das Ohr voll von edlen Mahnungen habt, dann geht hinaus und kritelt und ſagt: „Ariſtoteles will es doch anders!" ich kann es nicht.

Literariſcher Salon.

Concert- und Muſik-Leiden und Freuden eines Laien.

Da iſt ſie denn wieder, die Zeit der Geigen, Klaviere, Hörner und Dudelſäcke! Die Zeit der Verſucher und Verſucherinnen! Die Zeit der Dilettanten und Enthuſiaſten! Es iſt zum Wahnſinnigwerden! Durch die himmelabſtammende Muſik können alle und die höchſten Zwecke des Lebens gefördert werden, die religiöſen, ascetiſchen, geſelligen, gemüthlichen u. ſ. w., allein welchen Zweck befördern alle dieſe muſikaliſchen Concert-Hanswurſtjacken? — Die Kunſt, inſonders die Tonkunſt, getrennt vom Leben, iſt nichts, ein Unding. In jeder, auch in der kleinſten muſikaliſchen Schöpfung, müſſen wir Verwandtes mit den höhern Tendenzen des Lebens, Berührungsfäden mit dem Nexus der Weltſeele erblicken, ſonſt iſt es läppiſcher, erbärmlicher Schall, leeres Getöſe.

Das iſt der einzige und echte Schlüſſel zur Verſtändniß der Muſik, und nicht der gepünkelte Violin- und Klavier-Schlüſſel!

Man kann den Generalbaß im Schlafe herſagen können, und Noten mit Siebenmeilen-Löffeln gegeſſen haben, und doch von dem Geiſte einer Tondichtung, von der

Seele einer Muſik-Produktion gerade ſo viel verſtehen, wie ein Ziegelbrenner von dem Eindrucke der Peterskirche, wie ein Farbenhändler von dem äſthetiſchen Werthe eines Raphael.

> „Der allein verſteht die Muſen,
> Der ſie trägt im warmen Buſen;"

aber nicht der, welcher ihr Handlanger und Materialzureicher iſt! Nur der höchſte, der klarſte Sinn, hervorgehend aus der *objectiven*, rein-äſthetiſchen Auffaſſung des *Ganzen*, aus dem in eigener Geſchmacksläuterung erzeugten Genuß an der Lebensſeele des Producirten, vermag in ſeiner *Sicherheit des Geſchmacks* den Geiſt einer Kunſtſchöpfung, die Seele und das Leben einer Kunſtproduktion zu erfaſſen, zu erſchöpfen, zu beurtheilen.

Ich füge dieſes, vielleicht nicht zu beſcheiden Klingende, voraus, indem ich noch hinzufüge, was ich ſchon oft gethan habe, daß mir alle Notenzöpfe ein Gräuel ſind, daß ich von allen Fis und Cis und dreimal geſtrichenen E ſo viel weiß, wie der „Dalai-Lama" von Strauß's Eliſabeth-Walzern. Ich entkräfte hiermit alſo im Vorhinein mein Urtheil in den Augen der Muſiker von *Profeſſion*, indem ich ihnen ſchon von Vorne hinein erlaube, und ſie ſogar ermuntere, mein Urtheil als *abgeſchmackt*, als *total dumm* zu erklären. Ueber etwas, was *abgeſchmackt*, und *dumm* iſt, kann man nicht *zürnen*, es zerfällt ja in *Nichts*. Dieſe Herren können alſo ruhig bleiben, das, was ich ſagen will, iſt blos für einige Freunde, *geiſtige* Freunde, mit denen ich gerade nicht mündlich ſprechen kann.

Es iſt *meine* Anſicht, ſie iſt vielleicht irrig, ich aber halte ſie für unfehlbar, alſo ſind wir quitt, und nun zur Sache.

Muſik iſt die Parole unſerer Zeit, die Ueberſchrift aller unſerer Geſellſchafts-Kapitel!

Sie iſt jetzt ganz und gar auf die *gedankenloſe Zerſtreutheit* der Menſchen berechnet. Es ſcheint, daß unſere Seele ſo im Schlafſchnarchen befangen iſt, daß die Muſik wie Graupenhagel und Platzregen an das Ohr geworfen werden muß, um ſie aufzuwecken! Schmetternde Töne, Blechinſtrumente, Peitſchengeknall, Schlittengeſchelle, Feuerwerkspeloton-Muſik, kurz, die *maſſivſte Muſik* geht jetzt nach Brot, und wir, ihre gnädigen Brotherren, werfen ihr unſern Brotgroſchen hin! Man fühlt ſich nicht *erfüllt*, wenn ſie lärmt, allein man fühlt ſich *leer*, wenn ſie ſchweigt, und ſo gewöhnen wir uns erſt an ein Genießen ohne Genuß, an einen Kitzel ohne Empfindung, an ein Lüſteln ohne Bedürfniß, an eine alberne, leerlärmende Copulation von Tönen und Inſtrumenten, und dadurch an eine Ueberſchätzung, die mit Nichtſchätzung und Hudelſchätzung gleichgeltend iſt!

Man lernt die *Wiſſenſchaft* verachten beim Anblick der tauſend Charlatane, man lernt die Poeſie verachten beim Anblick all' der tauſend Afterpoeten, man lernt Malerei und Sculptur verachten beim Anblick von allen Lithographien und tauſenderlei Gipsfiguren und Abbildungen, man lernt den Humor verachten beim Anblick von allen jenen Nachäffern und Poſſenreißern und nachahmenden Frazzenſchmiden, man lernt die Muſik verachten durch all' das Geleier und Georgel, durch all' das Gewalze und Galopen, und man lernt die Kritik verachten beim Anblick von all' den naſeweiſen, gelbſchnäblichen, ohrfeuchten, käuflichen und corrupirten Sudel- und Groſchen-Recenſenten!

In allen dieſen Fächern wird Spekulation ſtatt Begeiſterung, Schacher ſtatt Weihe, Frivolität ſtatt Muſe, Gier ſtatt Drang und flache Wortfegerei ſtatt Urtheil gehandhabt; und eben darum ergreift uns überall ſtatt Stärkung, Erhebung und Reinigung, nichts als Schwäche, Ekel und Ueberſättigung!

Faſt mit Mißbehagen geht der würdige Geiſt, der höhere Geſchmack daran, noch da ein Urtheil abzugeben, wo ſich die Flachköpfigkeit ſchon mit widerlicher Aufdringlichkeit breit gemacht hat; wo entſchiedene Geiſtloſigkeit, in einem Aufguß von läppiſchem Schwulſt, den Gegenſtand ſelbſt ſchon entadelt, und zu ſich herabgezogen, ihn, ſo zu ſagen, unappetitlich für das Anfaſſen delicater Hände gemacht hat.

Ich ſpreche von Dlle. Klara Wieck, von dieſer ausgezeichneten und verdienſtvollen Klavier-Künſtlerin, zu deren eigenem Nachtheil man hier eine Lob Bambocciate nach der andern losböllerte, und die ruhigen Ohren des beſonnenen Hörers mit leeren Wort-Knallerbſen übertäubte.

In Medio Virtus! Zum Glück iſt die gänzliche Creditloſigkeit jener geſchwollenen Marmelad-Kritiker eben ſo entſchieden, als ihre innere Richtigkeit.

Der Leſer ſieht, daß die Beurtheilung faſt ſo wird, wie der zu beurtheilende Gegenſtand, nämlich: wie ein Concert, mit einer langen Ouverture, welche freilich keine Jubel-Ouverture iſt, denn die Beurtheilung ſelbſt ſoll auch keine Jubel-Kritik, keine himmelſelige, honigſchäumende Klavierhand-Waſchung und Salbung ſein. Jedes Ultra bringt ſein Gegen-Ultra unausbleiblich mit ſich, und der taumelnden Trunkenheit muß ſich ſtets eine kühle Nüchternheit entgegenſetzen. C'est de rigeur!

Klara Wieck, dieſe ausgezeichnete, höchſt intereſſante Virtuoſin, eine der herrlichſten Erſcheinungen unter allen Klavierſpielerinnen, hat nun den Cyklus ihrer Concerte beendet. Mein Urtheil über ihr Spiel, welches ich bisher gar nicht abgab, weil ich mit den Lebens-Intereſſen ihrer Kunſt nicht in Colliſion gerathen wollte, iſt nun ein rein artiſtiſches, ein abſtractes Kunſt-Urtheil.

Wir nennen hier einen Hoheprieſter des Fortepianoſpiels: Thalberg unſer, wir haben alſo ein angeſtammtes Recht, den lobqualmenden Hokuspokus der Kunſtbaalknechte von uns abzuwehren, und durch dicken Rauch und enthuſiaſtiſchen Strohfeuerdampf die Strahlen der beſonnenen Beleuchtung durchbrechen zu laſſen.

Wenn es Viele unter uns gibt, die überhaupt aus abſolutem Mangel an allem edlen Nationalgefühl alles Fremde ſo gerne überſchätzen, ſo mag es auf der andern Seite auch Viele, oder doch wenigſtens Einige geben, die, ſelbſt zu ſchwach, um auch nur im leiſeſten an das koloſſale Renommée Thalbergs rivaliſirend rütteln zu können, gern die Gelegenheit ergreifen, um dieſer, ſie mit Schatten deckenden Illuſtration, ein Contre-Pois, einen Gegen-König entgegenzuſtellen.

Ich gönne der vortrefflichen, in dieſer Beziehung höchſt anſtaunenswerthen Künſtlerin den ihr gewordenen, gerechten Beifall; er kann mich aber nicht abſchrecken, denſelben nach meiner individuellen Kunſtanſicht zu beurtheilen, und für den ganz kleinen Theil der Leſer, die gerne meine Anſicht wiſſen, ſie auszuſprechen.

Der ganze Jammer unſerer Zeit liegt darin, daß ſie das Pikante dem Schönen, und die maſſiven Mittel dem idealen Zwecke vorzieht. Bei der uns täglich aufgedrungenen Befriedigung und Gewaltfütterung unſeres Kunſtverlangens haben wir blos einen Reiz, aber kein Verlangen, eine Aeußerung, aber durchaus kein Urtheil!

In dieſem entſetzlichen Zwang der frivolen Muſik-Periode haben ſich ein paar Patriarchen iſolirt, die mit Recht in Entzückung gerathen, wenn zwiſchen der fettigen Fülle der modernen Muſik, ältere oder auch neuere, älterausſehende, ſolid zugeſchnittene Werke durchklingen. Dlle. Klara Wieck trat nun nicht mit Piecen auf, welche in Hinſicht von Gefälligkeit und rhythmiſcher Annehmlichkeit im Zeitgeſchmacke ſind, ſondern mit einer immer wiederkehrenden Serie von Styl-Uebungen, von Etudes, von grandioſen Muſtern. Wir wurden aus dem Concert-Saale in das Studirzimmer geführt, wir hatten ein neues Arrangement! das allein iſt ſchon halb hinreichend; die Anhänger der ſoliden Muſik hatten eine herrliche Manifeſtantin gefunden, und die Gegendankbarkeit manifeſtirte ſich gegenſeitig in unbemeſſener Ueberſchwenglichkeit. — Ich habe Dlle. Klara Wieck in mehreren

Concerten gehört, und die Künſtlerin von Beruf, von rieſigem Talent, von ganz eigenthümlicher Kraft in ihr gefunden. Sie iſt unſtreitig die erſte jetzt lebende Klavierſpielerin, und ich möchte ſagen, Alleinherrſcherin im Gebiete der Fortepianovirtuoſinnen. Ich weiß kaum, ſoll ich mehr die techniſche Vollendung, den Glanz und das Brillantfeuer, die rieſige Kraft, die reine Intonation, die wunderpünktliche und exacte Ausſprache der Töne ohne Worte bewundern. — Die äußerſt intereſſante Individualität der bewundernswerthen Künſtlerin erhebt dieſen Totaleindruck, und reißt uns, vor der Hand, zum ſtürmiſchen Beifallsjubel hin.

In der Kunſt jedoch iſt mir die Belebung des kleinſten Theils, die Durchdringung jedes Tones mit Geiſt und Urſeele, das, was ihr wahres Leben ſchafft, und wogegen aller Aufwand an Kraft, alle Fertigkeit, kurz, alle Materialität der Execution wie Mühewaltung, wie Strapaze erſcheint. Aus dem vollkommenen Menſchen und aus dem vollkommenen Kunſtwerk muß in jedem Moment, in jeder kleinen Aeußerung ſich ſeine Geſammtnatur, ſein Phosphortheil, kurz, ſeine Seele ganz ausſprechen. Wir kleben Alle und ſämmtlich am Materialiſtiſchen. Wenn Klara Wieck ihre Mazurka ſpielt, ſo äußert ſich unſer Seligſein, unſer ausſtöhnendes Durchgriffenſein beim Beginn oder Wiederkehr einer gewiſſen gefälligen Weiſe, eines gewiſſen Motivs gerade ſo, wie bei Strauß, wenn er die Eliſabethwalzer ſpielt, und wir bei jeder Rückkehr des Motivs in einen neuen Ausbruch von unartikulirter Verzückung gerathen. Wir laſſen bei Klara Wieck die ſchwerſten und brillanteſten Paſſagen, manche bewundernswerthe Stelle unbeachtet vorübergehen, und brechen in Jubel aus bei dem Mindeſtbedeutenden. Ich bewundere in Klara Wieck die beſtimmte, höchſtklare, verſtändige und hinzeigende Ausſprache ihrer beflügelten Noten, allein ich vermiſſe die weibliche Blüte, die langtönende, leiſe und geiſtigwallende, die wechſelnde und metamorphoſirende Gefühlsſprache; ich vermiſſe die Grazie, den gold'nen Gefühlsfaden mit Zartheit und Anmuth lange und anhaltend auszuſpinnen. Ich ſtaune die organiſche Entwicklung an, mit welcher dieſe herrliche Meiſterin ihre Aufgaben entwickelt; ich bewundere die Männlichkeit der Behandlung; ich bewundere die ungeheure Verſtändlichmachung ihres Vortrags, ihre eminente Vereinigung der Einzelheiten zum Totalen, und die ſcharfe Beleuchtung, die ſie in alle Theile ihres Objectes gewaltſam hineinſchleudert; ich bewundere die niemals ermüdende, beharrliche, fortlaufende Darlegung des ungeheuern Fonds eminenter, materieller Kraft; — allein ich vermiſſe die künſtleriſche Freiheit in der künſtleriſchen Beſchränkung. — Das muſikaliſche Lebensideal iſt im Begriff da, aber niemals in der Anſchauung da!

Dieſe Töne können uns erſchüttern, zur lauten Exclamation gewaltſam hinreißen, allein ſie können unſer Gemüth, unſere Seele nicht afficiren, weil ihnen die ſeelenhaften Anknüpfungspunkte mit unſerm Ich, mit der Welt, nicht um, ſondern in uns, durchaus fehlen.

In der Kunſt wie im Leben iſt die Ruhe die Goldprobe der Empfindung. — Die Ruhe, die um, die nach einem Werke entſteht. — Die Natur ſelbſt legt dieſe Ruhe in ihre Schauſpiele: der Regenbogen nach dem Gewitterhimmel. Der alltägliche Verſtand wird hier wieder unter Ruhe — Ruhe nach der Arbeit verſtehen, das iſt aber Handwerksruhe, ich meine die Ruhe nach dem Genuß! die Seelenruhe nach einer genoſſenen Freude, nach einem geiſtigen Gaſtmahl; die Seelenruhe nach einer Beethoven'ſchen Schöpfung, die Seelenruhe nach einer erhebenden Lectüre. Dieſe Ruhe der Seele vermiſſe ich nach dem Anhören der Dlle. Klara Wieck; der Ton hat aufgehört, die Bewunderung iſt verſchollen, und ich bleibe in gedankenloſer Empfindungsleere, ohne geiſtige Beruhigung!

Thalberg iſt ein großer Klavierſpieler! Klara Wieck eine große Klavierſpielerin! — Jedoch ſind beide Fakultäten ganz verſchiedenartig, und laſſen ſich gar nicht vergleichen.

In den Tiefen des muſikaliſchen Bodens liegen die Geiſter gefangen; in dunklen Räumen und Schachten tief unten, dem gewöhnlichen Sinne verhüllt, liegen dieſe an die Noten gebundenen, gefeſſelten Geiſter, und warten ihres Befreiers. Klara Wieck, die große Klavierſpielerin, befreit ſie! Sie nimmt Hacke und Spaten, und haut und gräbt, und hackt, mit rieſiger Kraft, mit nie raſtendem Eifer, mit unendlicher Beharrlichkeit, und gräbt ſich hinein endlich und hinunter in das Reich, und zieht die Geiſter fleißig und gewaltſam aus ihrer Haft. Thalberg befreit dieſe Geiſter auch, aber anders; er berührt mit den zehn Wünſchelruthen ſeiner Hand die zauberiſche Sphäre, er beſchwört ſie mit Zauberformeln, er lockt ſie lächelnd, ſpielend, er zieht ſeine leichten, luftigen Kreiſe, und die Geiſter jubeln empor, ſie tanzen, ſie ſchweben, ſie quillen empor, und umkreiſen ihren lachenden Meiſter, der ohne Arbeit, wie der wahre Genius, die Gefeſſelten erlöste!

In jeder Taſte des Klaviers liegen Protokolle, Geſtändniſſe der Liebe, des Mitleids, der Andacht, der Tugend, des Schmerzes, der Seligkeit, und ſie erwarten den Richter, der ſie zum Geſtändniß bringt. Klara Wieck bringt ſie zum Geſtändniß; ſie braucht alle Zwang- und Gewaltmittel, mit der fulminirenden Kraft eines zürnenden, gewaltigen Inquiſitors erpreßt ſie die tauſenderlei Geſtändniſſe der Taſten-Galeeren-Sklaven, und das Ziel iſt bewundernswerth energiſch erreicht.

Thalberg bringt ſie auch zum Geſtändniß; aber mit dem ſanften Ermahnen der Milde, mit dem väterlichen Wort der Zartheit, mit freundlicher, zarter, graziöſer Behandlung löst er zauberiſch allen dieſen Inquiſiten die Lippe, daß ſie freudig gerührt ſich ergießen mit den allergeheimſten Geheimniſſen ihres Herzens und ihrer Seele!

Jene Methode, jene gewaltſame Ausgrabungs- und Forcirungs-Weiſe hat eine ſolche Verdeutlichung, eine ſolche Zugänglichkeit zur allgemeinen Verſtändigung, daß ſie, mehr analog den gewöhnlichen Lebensmächten, uns um deſto mehr anregt, da wir uns eher befähigt fühlen, gemeinſame Sache mit ihr machen zu können, als mit der Thalberg'ſchen Beſchwörungs-Weiſe, welche Fundament, Element und Phosphorescenz aus den geheimen Quellen des geiſtigſten und zarteſten Genius trank, zu welchen die Wege nicht offen vor dem Blick von Allerwelt daliegen! — — — —

Bifolien

von Johann Gabriel Seidl.

Die Poeſie iſt das Zerreißen des Schleiers, welchen das Endliche auf dieſer Erde um das Unendliche hüllt; ſie iſt die Mythe, die ſich aus der idealſten Anſchauung eines einzelnen Gemüthes in ſinnlicher Vollendung herausbildet. Die Phantaſie iſt das Organ, der Gedanke, das Ausdrucksmittel der Poeſie. Das darſtellende Werkzeug des Gedankens iſt das Wort. Das Wort liegt in den Feſſeln der Zeit, es iſt an ihre Formen feſtgebunden. Die Zeit iſt wandelbar, ewigwechſelnd, ruhelos.

Die Erſcheinungen und Wahrnehmungen des Lebens werfen ihr abgezogenes Weſenbild von den Spiegelwellen der fortrauſchenden Zeit in die Individualität des Dichters zurück, werden von dieſem geiſtig verſchönt und dann als ein Erguß des begeiſterten Gemüths der Spiegelwelle des Zeitſtromes wiedergegeben. Jede Begriffs- und Reflexions-Poeſie muß deshalb ihrer Schwere halber im Strome der Zeit niederſinken, und nur die Schattenſpiele des Gemüthes und der Empfindung zittern dauernd und ſpecifiſch leicht auf der oscillirenden Woge fort.

Aus dem eben Geſagten iſt es klar geworden, daß Alles, was man „malende Dichtkunſt“ und „belehrende (didaktiſche) Dichtkunſt“ nennt, wahre Ungeheuer ſind, ſo zu ſagen poetiſche Krüppel, Undinge, Nachtigallen im Ackerjoche, Schmetterlinge mit Tragebalken und Colibri im Tretrade!

Gerade weil der Flug der Schmetterlinge und der Sang der Nachtigall keine Arbeit; gerade weil der Duft der Blume und der Glanz des Abendroths nichts nützen, das macht ihre Poeſie; die Nutzloſigkeit iſt das Grundelement alles Poetiſchen. Man denke an Seide und Cocon und Spinnmaſchine bei dem Schmetterling, und die Täuſchung iſt hin. Man preſſe die Roſe ſammt ihrem Duft zu Roſenöl, und man hat etwas für die Apotheke; aber die Poeſie will die Roſe mit ihrem Entſtehen, Erſchließen, mit ihrem Glühen, mit ihren Blättern, mit ihren Dornen und ſogar mit ihrem Verwelken. Der Naturforſcher lernt aus dem Regenbogen die Lehre des Prisma, die Farbenbrechung, die Ordnung der Lichtſtrahlen, aber ihm iſt es kein Regenbogen, ihm wird er durch ſeine Nutzanwendung zu einer illuminirten Kupfertafel im großen Buffon der praktiſchen Naturgeſchichte; nur dem müßigen, gedankenloſen aber gemüthsvollen Beſchauer iſt es der Sprung der Iris durch die Luft, das Gnadenband des Schöpfers an ſeinem großen Sonnenſiegelbewahrer Himmel!

Ich weiß, ich werde hier von Vielen mißverſtanden werden, ja den Bequemdenklichen und Superwitzigen Stoff zur Mißdeutung geben; aber es iſt denn doch nicht anders, und ich muß es wiederholen, daß nur das träumeriſche Inſichleben und das zweckloſe Gemüthsſein der Dichtkunſt ihre Weſenheit ausmacht.

Es gibt eine Kunſt, die nicht nur in idealer, ſondern auch in wirklicher Nutzloſigkeit lebt: die Muſik, und gerade dieſe Kunſt iſt die Probe der Poeſie! Ein Gedicht, das ſich nicht in Muſik ſetzen läßt, ein Gedicht, das nicht geſungen werden kann, iſt kein Gedicht; Goethe kann man durchaus ſingen, ſogar ſeinen „Fauſt“ und ſeine „natürliche Tochter“. Wie ſelten aber läßt ſich Schiller ſingen? Und warum? Weil er den Hauch der Begeiſterung vor das Weberſchiff der transcendentalen Philoſophie, und die Lichtſtrahlen der Phantaſie als ſchwere Zugſeile an Sentenzenbalken anlegte.

Eben was Goethe's Gegner ihm zum Vorwurf machen, nämlich, daß er der Dichter der Gegenwart iſt, das macht ihn durchaus lyriſch; denn nur in der Gegenwart offenbart ſich das Gefühl am klarſten, am anſchaulichſten. Eben weil Goethe die Zeit in allen Richtungen, in allen Strömungen, in allen Geſtalten und Wahrnehmungen in ſich aufgenommen, durchempfunden und empfindend denkend, geiſtig überſchaffen hat, iſt er auch der einzige Alldichter, univerſell. Goethe iſt das ganze, vollſtändige Orcheſter der deutſchen Poeſie; alle Andern ſind nur einzelne Saiten- oder Blaſe-Inſtrumente, mehr oder minder beſaitet, von größerm oder kleinerm Umfange. Jeder unſerer Dichter, namentlich Lyriker, hat einen einzelnen Grundton, den er ſtets anſtimmt, ſie ſind begränzt, Goethe iſt unbegränzt, in ihm iſt Inſtrumentalmuſik und Singſtimme zugleich.

In dieſer Beſchränkung der Gattung, welcher faſt alle neuern Dichter unterliegen, liegt aber kein Vorwurf; und jeder befiederte Sänger hat ſeine Weiſe; die Lerche und die edlere Mutizille, die Wachtel, die Droſſel, der Canari u. ſ. w., ſie haben alle ihre eigenthümliche Individualität, ſie ſingen alle recht ſchön, und finden mit Recht Liebhaber und Verehrer; und ſelbſt in dem eintönigen Selbſtrufe: „cou — cou“ liegt für eine gewiſſe Gemüthsſtimmung etwas Angenehmes und Anziehendes. Es iſt nicht zu tadeln, daß es begränzte Dichter-Individualitäten gibt; aber es muß darauf geſehen werden, was ſie in ihrer Begränzung, und wie ſie in ihr dichten und ſchaffen. Fagott, Baſſet, Alp-Horn u. ſ. w. ſind beſchränkte Inſtrumente, allein ſie werden vollkommen, wenn ſie in den, ihrem Naturale eigenen Tönen, Kraft und Reinheit, Forte und Piano, Höhe und Tiefe harmoniſch entwickeln.

Nicht das winzigſte Vögelchen im deutſchen Bardenhain iſt derjenigen Kritik unbedeutend, die aus jeder Geſangsweiſe die Strömung des Talentes nach dem großen Geiſtesoceane zu erforſchen ſtrebt, inſofern dieſes kleine Vögelchen als Geſangsatom der großen Harmonie nur einen eigenthümlichen, ihm im Tempelwalde angebornen Ton anſtimmt. Nur jene Spottvögel ſind unheilig, die ihre Weiſen ſtets wie die Rinderheerden Fußtapfen nach Fußtapfen in das Schritt- und Sangs-Maß unerreichbarer Vorbilder treiben; die, nach fremden Formen und Eigenthümlichkeiten haſchend, ihren Waldſchnabel immer nach andern Mundlauten ſpitzen, breiten oder blättern. Noch widerlicher und verderblicher iſt jenes Singen von der Poeſie der Poeſie, jenes Schweben ins Leere, jene lyriſche Sublimation zur Kränklichkeit und Klagweiberhaftigkeit, die jetzt leider von manchem unſerer beliebten Poeten dem Publikum für höhere Sehnſucht, für poetiſches Himmels-Heimweh gegeben wird. Auf der einen Seite hat dieſe Jammer-Poeſie, die ewig von Verletzungen, unerfüllten Wünſchen, zerpflückten Lebenskränzen und ſchickſalsdunkligen Herzzerſetzungen ſingt, die Krankhaftigkeit des Körpers dem Publikum in morgenröthlichen Mixturen als dichteriſche Seeleneſſenz verkauft, und die Urkraft der poetiſchen Produktion, den aus Lebensverkennungen entſtandenen Ueberdruß an ſich und an der Poeſie, dem wartenden und begierigen Leſer für geiſtige Abgeſchloſſenheit und Inſichleben, für einen Martyrertod der Dichtkunſt in dem ſiedenden Oele des grauſamen Geſchickes ausgeboten. Auf der andern Seite bilden ſie ſich eine neue kometariſche Welt, in der es duftet und klingt, aber ohne Kern und Weſenheit; in welcher die wirklichkeitsloſen Töne durch keinen Inhalt genirt werden, und wo der Paradiesvogel der Poeſie, ohne Mund und ohne Füße, weder auf Erden ruht noch vom Himmel naſcht, ſondern ſchwebend im Klangblauigen und Duftthauigen, ätherdurchbrochene, inhaltsloſe Formen mit wolkenſäumigen Franſen ausathmet.

Wie die Poeſie unſerer Zeit bei Vielen nur in poetiſcher Theorie der Poeſie, bei Andern aus einer geſchäumigen, in Millionen Gemüthsperlchen zerronenen Subjectivität, und bei noch Andern in einem geſtaltloſen Weben einer in ſich zuſammengezogenen Individualität beſteht; die im ſomnambulen Herumtaſten auf der nur ihnen hellſichtbaren Formen- und Weſenleiter halbmyſtiſche Klangfiguren lallt;

ſo zerfällt auch die Kritik unſerer Zeit zum Theil in bequeme Bewunderung, zum Theil in vornehme Verwerfung, und als richtige Mitte zwiſchen dieſen beiden Extremen liegt die mausfarbene Gutmüthigkeit in ihrer naiven Beſchränktheit. Die bequeme Bewunderung hat ihre Werthſchätzung des Korporal Nym und Piſtol und ihre Vergötterung des Caliban nach und nach auf ſich ſelbſt, und dann auf den Kreis, den ſie um ſich ſelber beſchreibt, ausgedehnt, und daher ſehen wir von Tiecks, Franz Horn u. ſ. w. Erzeugniſſe bewundert und anempfohlen, die für uns, die wir keine geiſterſehende Sonntagskinder ſind, nüchterne Produkte bleiben. Die vornehme Verwerfung, an deren Spitze der ſcharfe, tüchtige und geiſtreiche Minos von Weiſſenfels ſtand, trägt das Motto: „Wer nicht für mich iſt, iſt wider mich," auf der kritiſchen Stirne, und erinnert an jene Anekdote, in welcher ein gefangener Soldat um ſein Leben bat, der Soldat ihm aber erwiederte: „Begehre Alles, was du willſt, aber was das Leben betrifft, das kann ich dir nicht laſſen."

An der Spitze der gutmüthigen Beſchränktheit ſteht Niemand, und das aus dem einfachen Grund, weil ſie keine Spitze hat! Bei ihr iſt Alles Breite; ſie iſt der große Wollſack im kritiſchen Parlamente, auf dem ſich jeder Menſch lagern, die Schreibebeine auf gut engliſch von ſich ſtrecken, und lange reden kann, theils von „hear", mehr aber von „Laugther" unterbrochen.

Die gutmüthige Beſchränktheit gehört unter die Kryptogamen der Zeitſchriften; ſie ſchlingt ſich wie ein Flecht- und Netz-Moos über die große Leſewieſe der Journaliſtik hin. Autor und Kritiker weiden brüderlich Arm in Arm auf ihr, ziehen den lieblichen Opferduft in ihre offene Naſe, und Spender und Empfänger ſind von friſchem Heudufte gleich beſeligt!

Ich würde gar nicht anſtehen, mich ſelbſt auch unter die gutmüthig Beſchränkten zu rechnen, allein die Leſer würden mir die Gutmüthigkeit und ich mir die Beſchränktheit nicht glauben. Ich muß alſo ganz allein eine Gattung bilden, und zwar eine Gattung Kritiker, welche das Bewußtſein allgemeiner, menſchlicher Beſchränkung mit dem Egoismus, ſich durch zu ſtarkes Seciren ſeine Genüſſe nicht ſelbſt zu zerſtören, verbinden, und dabei ein Behaglichkeitsgefühl im Genießen und im Anerkennen des wahrhaft Verdienſtlichen empfinden. Indem ich nun vorerſt in der beliebten Karfunkelmanier, den Leſer im allgemeinen kritiſchen Vorzimmer antichambriren ließ, öffne ich das inwendigſte Kerngemach, in welchem nun meine beiden Autoren meinem mediciniſchen Gutachten entgegen ſehen, und wie Patienten, während die Aerzte von dem allgemeinen Geſundheits- und Krankheits-Zuſtande der Welt ſprechen, lange vergebens auf das heilbringende Orakel harren müſſen. Indeſſen iſt es für Autoren immer gut, wenn ihre Kritiker ſich erſt in fernem Wetterleuchten und hochgehenden Ungewittern ihrer Electricität und ihrer Blitze entladen, und erſt dann, faſt nur noch im Schlafe donnernd, näher ziehen und ſie mit ihrem Urtheilregen beglücken.

Eine ganz eigene Individualität, eine reinliebenswürdige tritt uns in den Dichtungen Seidl's (J. G.)

entgegen. Ihm iſt die ganze Natur blos Symbolik der Poeſie, und Tod und Liebe ſind die Regiſter aller ſeiner Töne. Er hat Youngs joy of grief zu kleinen Liedern deſtillirt und kryſtalliſirt, und die duftenden Nachtſchatten ſeiner Muſe lieben den düſtern Hintergrund der Nacht, aber nicht die Nacht Dante's, ohne Sterne, ſondern die Nacht Petrarca's, voll Sterne und Lichtaugen und planetariſchen Weſen. Um ſeinen Gedichten Reflexion oder Empſindung unterzulegen, greift er zuerſt in ſeinen Buſen, und dann für die poetiſche Darſtellung in die ſinnlich bildliche Natur. Das zauberhafte Wunderwalten in den klugen Sternen, die lieblichdunkle Märchenhaftigkeit in dem Traumleben der Blumen und Pflanzen; das anziehende Halblicht, welches im Geiſterleben, im Ahnen, im Wechſelbezug von diesſeits und jenſeits liegt, das ſind die meiſt anklingenden Bezüge ſeiner Leier. Seine Poeſie iſt faſt durchaus rein von allem frivolen Leichtſinne, und der größte Theil ſeiner Lieder ſind der Natur und den Gegenſtänden des Lebens entnommene Abbilder, in welchen beide ſich verklären, und rein und geläutert wiederſtrahlen.

Verlorne Liebe, oder aufgegebene Liebe, oder todte Liebe iſt ein durchgehender Schmerzklang ſeiner Muſe; und welche Bruſt, der die Poeſie je gelächelt, hat nicht jenen Schmerz ſchon empfunden? Und wer ihn noch nicht empfand, der ſchneide ſich gewaltſam ins Herz, um aus dem Blutquell zu ſchöpfen, der ſetze ſich gewaltſam eine unglückliche Liebe in die Bruſt, ſie allein iſt die Mutter wahrhaft poetiſcher Geſänge.

Seidl bringt ſein Gemüth, ſeine Seelenhaftigkeit zu allen Weſen mit; zu der Thräne im Wimper, zu dem flimmernden Abendſtern, zu dem ſchallenden Thurmglöcklein, zu dem einſamen Grabſteine, zu dem Klange des Poſthorns, zu der Fenſterſcheibe der Geliebten u. ſ. w. Alle dieſe Gegenſtände ſtehen in Beziehung zu ſeiner poetiſchen Stimmung, und von Allen nimmt er den Zehent einer ſchönen Empfindung.

Wenn jede Reihe von lyriſchen Gedichten der Reflex des inneren Lebens des Dichters iſt, ſo ſpiegelt ſich uns in J. G. Seidl's Dichtungen ein Autor, mit dem edelſten Sinne für das Edle im Reiche der Empfindung, mit dem offenſten Sinne für die Geheimſprache der Natur und mit dem frommſten Gemüthe zur Aufnahme der göttlichen Offenbarung aller Erſcheinungen des Lebens und des Univerſums ab. Die Sprache unſers Dichters iſt ſeinen Gefühlen angemeſſen, rein, einfach, ohne Prunk, ohne Kräuſel und Säuſel, aber edel und ausdrucksvoll. Eine ringende Sehnſucht nach dem Ausdrucke eines noch innigern Gefühls, eine noch höhere poetiſche Stimmung iſt oft ſichtlich. Man ſieht, daß in dem Dichter noch ein geſtaltloſes Selbſtbewußtſein liegt, ein Treiben und Drängen, dem er aber durch Worte keine Erlöſung aus den Tiefen ſeines Weſens geben kann. Eine ſolche Stimmung wird dem durchdringenden Beſchauer und Prüfer klar und thut ihm weh. Seidl iſt durchaus ein Gemüthsdichter, ſeine Phantaſie fliegt nicht ſo hoch, als ſeine Empfindung tief eindringt; und ſeine Lieder geſtalten ſich mehr durch Herzlichkeit und Weihe des

Gefühls als durch Bilder und Gedanken zur poetiſchen Selbſtſtändigkeit aus.

Aber auch in der epiſchen Form, in der Ballade, in dieſem Mignon-Epos, entwickelt Herr Seidl ein ausgezeichnetes, ſeltenes Talent, einen ſeltenen Beruf. In der Ballade muß der Dichter nicht wie im lyriſchen Gedichte blos Gefühl, ſondern Anſchauung und Gefühl in gleich wirkſamer Wechſelthätigkeit erhalten, und dramatiſche Energie entwickeln, und hierin iſt Herr Seidl Meiſter. Anſcheinend wie ein leichtes Spiel, ohne Anlauf, ohne ſchweres Athmen bringt dieſer Balladen-Dichter den lebhafteſten Eindruck hervor.

Ich citire aus der Menge blos zufällig „den Aelpler“ — „das Glöcklein des Glücks“ — „der finſtere Tänzer“ — „der Meiſter und ſein Bau“ — „das erſte und letzte Bild“. — Zart und innig iſt das Gedicht: „das Todtenlichtlein“ — „böſer Zweifel“ — „der Glöckchenwalzer“ — „die Beſtellung“ — „Maß für Schmerzen“:

„O Freunde, meßt die Trauer mir
Nach Stufen nicht und Stunden,
Im Herzen liegt das Maß dafür,
Wo ſie ſich eingefunden!“

In „Dichterglück“ hat Herr Seidl ſo ziemlich von ſich ſelbſt bekannt, was ich von ſeiner poetiſchen Richtung ſagte:

— „Selbſt die Thrän' iſt mehr für mich als Thräne,
Mehr, als bloße Wunde, mir der Schmerz,
Was ich hör' und ſchaue, glaub' und wähne,
Bleibt ein Korn für mein empfänglich Herz.

Bleibt ein Korn, das um ſich greift im Herzen,
Wächſt und blüht, und Stamm und Wipfel zeugt,
Und ſich ſchattend über meine Schmerzen,
Und vielleicht noch über fremde beugt!“

Der von den Muſen ſo ſchön bedachte und begabte Dichter wird mir die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ich ihn verſtanden habe, und ſeine Schlußzeilen:

„Wo ſie (die Muſe) bemerkt, man will ſie nicht verſtehen,
Da wird ſie roth, und wendet ſich zum Gehen,“

bei mir nicht anwende. Möge er die Leſewelt noch oft mit ſeinen ſinnigen und lieblich innigen Liedern erfreuen, ſie werden ſtets eine eben ſo willkommene als angenehme Erſcheinung ſein. Die Ausſtattung in der Sollinger'ſchen Officin iſt mehr als ſchön, iſt elegant und augenerquicklich.

Stroh- und Holz-Variationen

auf dem Stroh- und Holz-Inſtrumente

des Herrn Joſeph Guſikow.

Habt ihr ihn gehört, den Dämon Paganini's, wie er auf dem Fidelbogen ſaß, und mit unheimlichen Zauber dahinpfiff über die vier Saiten, daß alle Geiſter des Schmerzes und der Luſt und der Zerriſſenheit heraustollten, und herausweinten und herauslachten aus dieſen vier Saiten, wenn das kleine Männchen mit dem Johanniswürmchenblick und mit dem Erinnyen-Haar über ſie hinfuhr in abſonderlicher Weiſe und Zuckung? habt ihr ihn geſehen, den Maeſtro Nicolo Paganini, dieſe lebendige Säule pleureur, mit den herabhängenden Armen und den Koboldеn auf den Fingerſpitzen, mit ſeiner nationellen Wildheit, mit ſeinem lachenden Grimm und mit ſeinem weinenden Scherz? Hat euch ein Grauen voll Süßigkeit und eine Wolluſt voll Pein ergriffen, wenn dieſe kleine, hagere Geſtalt mit der hexenbraunen Geige vor euch hintrat, und aus dem kleinen Inſtrumente herausbeſchwor alle luſtigen Teufel und alle trauernden Engel, und alle ſchauerlichen Wurzelmännchen eines zerriſſenen, hohnerfüllten und zerfallenen Gemüthes?

Wohlan, ſo kommt mit, von dem wilden Anblick des Maeſtro Nicolo zu dem wehmüthigen des Maeſtro Giuſeppe!

Sagte ich: Maeſtro Giuſeppe? Ach nein, nicht Maeſtro Giuſeppe, nein, blos Reb Joſeph Guſikow, ein polniſcher Iſraelite, ein wohlerhaltenes Exemplar aus den Zeiten, wo ſie an den Strömen Babylons ſaßen und weinten, und ihre Harfen an die Trauerweiden hingen!

Gebt mir euern Arm, hochgelehrte Herren, Kenner und Gönner, gebt mir euern ſchönen Arm, holde Frauen und Beſchützerinnen der Kunſt; kommt mit mir, ihr ſchönen Geiſter, und ſchönen Seelen und ſchönen Herzen alle, nehmt mit eure Lorgnons und Gucker, ſchämt euch nicht, kommt mit mir, wir wollen in das Concert des armen Iſraeliten aus Polen gehen, der nicht gelernt hat, wie man ſich in Reſidenzen erſt durch Zeitungen muß ankündigen laſſen, der nicht gelernt hat, Concertbillete mit güldnen und gerändelten Kanten drucken zu laſſen, der nicht gelernt hat, in ſeidnen Strümpfen zu antichambriren, und der nicht gelernt hat, die ſchöne Frauenwelt für ſich zu intereſſiren.

Kommen Sie mit mir, meine ſchönen Damen: „Joſeph Guſikow, der polniſche Iſraelite, ſpielt auf dem Holz- und Stroh-Inſtrumente.“ Die Beſcheidenheit ſelbſt kann nicht beſcheidener ſein, als der Mann und ſein Inſtrument und Beider Namen. Laſſen ſie ſich durch dieſe Beſcheidenheit nicht abſchrecken, meine holden Damen; der beſcheidene Mann und das beſcheidene Inſtrument werden Sie unterhalten, werden Sie zur Bewunderung hinreißen.

Sehen Sie den Mann, da tritt er heraus; in der National-Tracht ſeiner polniſchen Glaubensgenoſſen; den ſchwarzen Talar-Rock angethan, das ſchwarze Haar in zwei gelockten Leos über beiden Schläfen, das ſchwarze Schlappel auf dem bedeckten Haupte. Es ſpricht eine rührende Elegie aus ſeinen Zügen; und dieſe Elegie hat der Mann in Muſik geſetzt, in Töne umgewandelt, in ſonderbare Laute gebracht! Auf Holz und Stroh, aus Holz und Stroh entlockt er Töne, Töne der innigſten Schwermuth, Töne der tiefſten Rührung. Dem Holz und Stroh entringt er Malibran'ſche Paſſagen und Sonntag'ſche Triller! Dem Holz und Stroh weiß er die feinſten Vibrationen, die zarteſten Schwingungen, die elegiſchſte Weichheit zu entlocken! Mit welcher Wehmuth klingen ſeine Nationalklänge aus dem Holz, aus dem Stroh zurück.

Wer weiß, wie viel andere Saiten dieſer Joseph Guſikow im Leben anſchlug, ohne Anklang, ohne harmoniſche Erwiederung zu ſinden; Holz und Stroh allein verſtanden ihn, im Holz und Stroh allein wohnten weinende, klagende, jammernde Töne, die ihn, und ſeine Wehmuth und ſeinen Schmerz verſtanden, und ihre Poren wie die Brüſte öffneten, und ihr Mitgefühl aufthaten, und mit ihm weinten, und mit ihm klagten. Aber hölzerne Zungen ſind auch Zungen, wenn die Kunſt, wenn der Schmerz, wenn die Empfindung ſie löst! Und Stroh! Iſt denn Stroh nicht das treffendſte Symbol der Kunſt und der Künſtler? — —

Seht das Stroh an, wenn es auf dem Felde in hohen Aehren ſteht; je leerer die Aehre iſt, deſto höher trägt ſie das Haupt in die Höhe; je gefüllter aber das Haupt der Aehre iſt, deſto beſcheidener bückt ſie ſich nieder und ſenkt ihr Haupt. O ihr Künſtler, habt beſtändig das Stroh vor

Augen! Und Du mein guter Joſeph Guſikow, fahre fort auf deinem Stroh- und Holz-Inſtrumente ſo Unglaubliches, ſo Wunderbares zu leiſten. Man ſagt, du habeſt ein undankbares Inſtrument gewählt? O, nein, nichts iſt undankbarer in der großen Schöpfung, als das menſchliche Herz, nicht Holz und nicht Stroh, blos der Menſch iſt undankbar! Du biſt der Abbé de l'Epée des taubſtummen Holzes, du haſt dem Holze die Lippe gelöst und die gefeſſelten Hamadryaden in ihm entfeſſelt. Aber das Holz iſt dankbar, denn es verſteht deinen Schmerz und deine Klage, und klagt mit dir und miſcht ſeine Wehmuth in die deinige. Glaube mir, mein lieber Joſeph Guſikow, als ich dich hörte, verſtand ich dein Holz, und dein Holz ſprach gewaltſam rührend zu mir, und ich bin doch ſonſt auch nicht von Stroh und auch nicht von Holz.

Lieber freundlicher Leſer, holde empfindſame Leſerin, lächle nicht, wenn du dieſe Zeilen liest, ſondern reiche mir deinen Arm, wenn Reb Joſeph Guſikow wieder ſpielt, und höre und ſehe ihn, und Du wirſt mir dann zugeſtehen: „nein, er iſt nicht von Holz und Stroh!“

Panorama von München,

von Auguſt Lewald.

Unſere Literatur, ſo ſcheint es, ſoll, zu ihrem Heil, durch das Purgatorium der Plebejerfäuſte und durch das Fegefeuer der literariſchen Fidibus-Aſſociationen gehen, und unſere Schriftſtellerei iſt ein wahrer David mit der Harfe, die ausruft: „Laß' mich fallen in Gottes Hand, nur nicht in die des Pöbels!“ Aber ſie iſt leider gefallen in die Hand von Kindern, Lehrlingen und Lehrjungen, von Troßburſchen, Schneidergeſellen und Zaunfindlingen.

An dem Babel unſerer jetzigen Literatur baut Alles plan- und zweck- und talentlos mit, Kärrner- und Mörteljungen arbeiten ſich in die Hände, und wer noch kaum einen Ziegel brennen kann, will mit an der hohen Stukkatur laboriren. Gewiß muß aus dieſem Ver- und Zerfall der Literatur ihr unſterblich großer Tag hervorgehen; eben aus ihrer Fäulniß wird ſich ihr friſcher Lebensbaum emporheben; ihre Verweſung bedingt ihre unſterbliche Auferſtehung, denn dieſes Princip iſt unſer Troſt im Leben, in der Religion und in der Literatur. Es gibt keine gefährlichere Armee, als die kleinen bleiernen vier und zwanzig Soldaten, wenn ſie von Knabenhänden, von feilen und verwerflichen Feldherren auf dem Papierfelde exercirt werden. Dieſe handvoll ſchwarzen Huſaren, von denen der kleinſte ein kleiner Korporal iſt, ſind unheilbringender als Hyänen, frecher als das wilde Heer, und verächtlicher als wandernde Zigeuner, wenn Dummheit oder Schlechtigkeit ihr Kommando hat und ſie ins Feld führt.

Aus Dummheit und Schlechtigkeit aber ſind jetzt zwei Sorten Literatur entſtanden.

Die Affen-Literatur und die Klatſch-Literatur. Die deutſchen Eichen und die deutſche Originalität werden von Tag zu Tag ſeltener. Nachahmung iſt der breite Stein, auf dem Alles, was die Feder führt, in überſchwenglicher Selbſtbefriedigung auf- und abwandelt. Kaum tritt aus dem großen Typenfeld irgend eine bedeutſame Originalität hervor, ſo ſammeln ſich Schaarenzüge von Federvieh um dieſe Erſcheinung, und der nächſte Mond ſieht lauter ſolche Abbildungen, verunſtaltet und verfratzt, auf dem literariſchen Wochenmarkte herumlaufen. Wie dieſes Original „ſich räuſpert und wie es ſpuckt, das haben ſie ihm glücklich abgeguckt.“ Die Fehler des Originals ahmen ſie glücklich nach, aber ſein eigenthümlicher Reiz, ſeine geiſtige Originalität und Originellität ꝛc. ſich nicht auf dem Schlachtfelde weist. Zu dieſem ſchnöden Reiz der Nachahmerei und Nachäfferei iſt nichts ſo geeignet, als der — Humor. Nach dieſen geſalznen Knackmandeln und eingemachten Früchten ſind die geiſtloſen Nachahmer am meiſten lüſtern; der Humor iſt der Pechſtiefel, den man hinſtellt, um dieſe Affen zu fangen, ſie verſuchen es, ihn anzuziehen, und humpeln dann unbeholfen und lächerlich darin herum. In der neueſten Zeit haben einige Humoriſten das gräßliche Verbrechen begangen, daß ſie ein Heer von Nachahmern hervorgerufen haben, welche, wie die Heuſchreckenplage Egyptens, die Sonne verdunkeln und die Stoppeln des Druckfeldes kahl nagen. Unreife Jünglinge, dem Handwerke, dem Kramladen oder der Schulbank ſchmählich entronnen, über alle Grammatik erhaben und jede Bildung verſchmähend, treiben ihren Karrengaul auf die Wieſe des Humors; das gute Papier, um Vieles fertiger als Jene, die es vollſchreiben, muß ſeine breiten Rücken hergeben, um die lendenlahmen Exercitien einer vergebens ſtimulirten literariſchen Ohnmacht in das ſchwarze Meer des Drucks zu ſchiffen, in welchem dieſe Erzeugniſſe auch bald als fauler Laich herumtreiben.

Unter dem Titel: „humoriſtiſch“ wird jetzt jedes geſchriebene Leder und jede feſt eingeſackte Wortblutwurſt in die mauth- und muthloſe Leſewelt hineingeſchmuggelt. Jeder zu todt gewürgte Gedanke wird gedruckt, und ſeine kirſchblaue Geſichtsfarbe wird dem Leſer als himmelblaue Gemüthlichkeit angerechnet. Langarmige Worte, ſo zuſammengeſtellt, daß ſie ſich aneinander das Schienbein blutig ſtoßen; Bilder und Vergleiche, die über ſich ſelbſt die Achſel zucken, und die wie unſaubere Straßenjungen mit herabhängenden, unausgekämmten Haaren auf dem Papier jämmerlich vor uns da ſtehen; jammervolle Perſönlichkeiten, auf dem Erfahrungsfelde der Bierhäuſer und Tanzböden gepflückt, das ſind die ſogenannten humoriſtiſchen Bartwiſche, mit denen unſere gelbſchnäblige Jugend dem Leſer alle Augenblick in ekelhafter Frechheit unter die Naſe fährt.

Dieſe Affenliteratur und Affenliteraten rangiren blos zur Dummheit, ſie ſind Alle lächerlich, zuweilen ſogar durch ihre hohle Nichtigkeit amuſant; allein die Klatſchliteratur ꝛc., die rangirt zur Schlechtigkeit, zur moraliſchen Peſt, zur Schmach der Schriftwelt. Die Erbärmlichkeit iſt nie erbärmlicher, als wenn ſie die Feder in die Hand nimmt und die Frau Stadtbaſe, die Klatſchlieſe macht. Nie und zu keiner Zeit war die Klatſchliteratur ſo im Schwang und Schwung, als ſeit einigen Jahren, und bei keinem Schriftſteller iſt ſie ſo im Schwang und Schwung, als bei Jenen, die in abſolut geiſtiger Impotenz, aller Produktivität entblößt, unfähig, aus dem eigenen Gehirnkaſten, aus dieſer Camera obscura, auch nur einen geſunden und erträglichen Gedanken hervorzubringen, kein ehrliches Handwerk erlernt haben, und nur aus bequemer Liederlichkeit ſchriftſtellern. Dieſe geiſt- und charakterloſen Zugvögel ziehen in die liebe Welt hinein, von einer Stadt zur andern, begucken und beſchnüffeln die äußere Façon der bedeutendſten Häuſer und Menſchen, ſetzen ihren krummen Storchenſchnabel an, porträtiren diebiſcher Weiſe alle Gegenſtände eben ſo plump als ungeſchickt, ſchmarotzen erſt bei allen Leuten herum, drängen ſich unverſchämt in Cirkel und Geſellſchaften, und verkaufen dann die Phyſiognomie derer, von denen ſie gefüttert wurden, den Ton der Geſellſchaften, in die ſie ſich drängten, die Farbe der Familienkreiſe, von welchen ſie gaſtfreundlich aufgenommen wurden, um ein Sündengeld, um ein paar abgebettelte Groſchen an den Verleger, und verlaſſen, bevor dieſer gedruckte Undank, dieſe ſchändlichen Verzerrungen und boshaften Verunglimpfungen erſcheinen, ſchnell die Stadt, in welcher ſie wohlwollend behandelt wurden, die Menſchen, die ſie mit Geld und Speiſe unterſtützten, ſie vom Elende retteten, und welche nun, zum Danke für alle dieſe Gaſtfreundlichkeit, noch dazu ihre Perſönlichkeit, ihre Geheimniſſe, ihre Familienſitten u. ſ. w. mit unwahren und unzüchtigen Farben öffentlich dem Drucke abgeben ſehen müſſen.

An die Sündfluth ſolcher Schmachprodukte, mit denen ein Brennglas et Conſorten ꝛc. ſich durch die Welt ſchmarotzen, und ihre paar Pfennige aus den Perſönlichkeiten von Freund und Feind ſauer und bitter herausſchreiben, geſellt ſich würdig an Tendenz und Ausführung, an Gehalt und Form, das vor uns liegende

„Panorama von München.“

Ich habe lange Jahre in München gelebt; die Münchner ſelbſt wiſſen, daß ich München und die Münchner in ihren Höhen und Tiefen kenne, wie ſelten Einer; ich habe viel Freundliches dort erfahren, und viel Anderes, was das Herz zerreißt und das Innerſte im Innern zur Wuth aufſtacheln könnte; ich habe viel Edles und Schönes dort kennen gelernt, und auch manches Rohe und Schlechte, wie das in der ganzen Welt iſt, aber es fiel mir nie im entfernteſten ein, mir, nachdem ich München verließ, mir, ſo zu ſagen, „aus den Münchnern noch einen Braten zu machen,“ und die Summe meiner Erfahrung auf Koſten der Wahrheit und auf Koſten der Dankbarkeit, gedruckt, um elenden Honorars willen, zu veröffentlichen, und wahrlich, ich, „ich könnte der Reſidenz Hiſtorien erzählen!“

Ich aber erachte es für ſchmählich, eine Stadt, die mich gaſtfreundlich aufnahm, Menſchen, die bieder und gut, herzlich und ſchlicht ſind, von denen ſo mancher Gebildete mir Herz und Haus öffnete, gedruckt an das Tageslicht zu ziehen.

Herr Lewald ſpricht eben ſo flach als unwahr, am meiſten aber mit Undank von München; ich kenne München genau und die Verhältniſſe des Herausgebers des Münchner Panorama's auch, und München, im Allgemeinen, iſt mir zu lieb und werth, als daß ich nicht meine innere Indignation über ein Buch ausſprechen ſollte, welches über eine Stadt, bewohnt von ſo biedern Menſchen, in einer erfreulichen Ausbildungsſtufe begriffen, ſo gehäßig, ſo parteiiſch und eben ſo unwahr als flach ſich auszuſprechen bemüht iſt.

Im Eingange des „Panorama's“ ſpricht der Verfaſſer von ſeinem Standpunkte, aus dem er München beleuchtet hat, und ſagt:

„Es iſt der der vollkommenſten Unabhängigkeit.“

Ich erlaube mir nicht nur einigen Zweifel an ſeine unabhängige Vollkommenheit, ſondern auch an ſeine vollkommene Unabhängigkeit auszuſprechen. Herr Lewald, Souffleur des Vorſtadttheaters in München, verſuchte ſich ſpäter als Inſpicient des Theaters zu Nürnberg, dann zu Hamburg, endlich arrangirte er Tableaux in Paris, und kehrte dann wieder nach München zurück, um bei dem Hoftheater eine Anſtellung zu ſuchen. Sein ganzes Beſtreben bei ſeinem letzten Aufenthalte in München ging dahin. Iſt das vollkommene Unabhängigkeit?

Herr Lewald kam nach München und war genöthigt, bei dem Redacteur einer dortigen Zeitſchrift, welche er in ſeinem Album die „lyriſche Morgue“ heißt, um Arbeit und einen Vorſchuß zu bitten; ganz München weiß, daß er ſich nur durch die überſchwengliche Freigebigkeit dieſes Redacteurs in München erhielt (an ſchriftlichen Beweiſen fehlt es nicht), iſt das vollkommene Unabhängigkeit? Herr Lewald fand bei jenem Journal, in dem, wie er ſagt, jeder Lyriker „Abhilfe ſeiner Qual“ findet, ſehr oft und ſtets prompte Abhilfe ſeiner Qual, einer Qual, die gar nicht lyriſch, aber doch ſehr empfindlich iſt; iſt das vollkommene Unabhängigkeit?

Doch nun zu Einigem aus dem Werke ſelbſt. Mit einer Emphaſe, als ob eine Wertheriade erſcheinen ſollte, mit einer romantiſchen Koketterie, beginnt der Verfaſſer, der am Ulterthale ſitzt:

„Ueber mir wölbt ſich der bewaldete Berg, von dem der Waſſerfall ſtürzt, worin der Mond ſeine hellſten Strahlen wirft. Ich trinke die reine Luft der Höhe, und über meine Umgebung hinweg ſchweift mein Blick; die Ferne öffnet ſich ihm: ich ſehe München.“

Dieſes kleine Stylpröbchen zeige von der ſtyliſtiſchen Leerheit und von dem lächerlichen Bombaſt des Ganzen. Der kleine grammatiſche Schnitzer, „worin der Mond ſeine Strahlen wirft,“ iſt einer vollkommenen Unabhängigkeit zu verzeihen. Es iſt auch nicht der einzige Undank in dieſem Panorama, daß der Verfaſſer „die reine Luft trinkt“ und unreine Luft in ſein Panorama bringt. Der Blick dieſes

Verfaſſers „ſchweift über ſeine Umgebung weg, er ſieht München.“ Wohl geſprochen, um München ſo zu ſehen, wie es der Verfaſſer ſah, muß man über alle ſeine Umgebungen hinwegſchweifen! Dazu aber gehört eine gräßliche vollkommene Unabhängigkeit, Unabhängigkeit von allen, allen Anſprüchen auf Achtung, und auf Schätzung aller beſſern und edlern Herzen. Glück auf zu dieſer Höhe und zu dieſer reinen Luft!

Wenn ich vor Allem von dem ſchriftſtelleriſchen Werthe dieſes Panorama's reden ſollte, ſo zählt München, dasſelbe München, von deſſen Literatur der Verfaſſer ſo verächtlich ſpricht, doch Männer in ſich, die einen beſſern Styl und ein ſchöneres Deutſch ſchreiben, als Herr Lewald, zum Beiſpiel Dr. Birch, und ſelbſt die in ganz München ſo beliebte Mittelhoferin ſchreiben und ſprechen ein edleres und klareres Deutſch, als es in dieſem Panorama zu finden iſt, und wenn der Verfaſſer ſagt: „München liegt in einer kahlen Gegend,“ ſo konnte München deshalb auch ſehr gut in dieſem Panorama liegen.

Auch über Paris hat Herr Lewald ein ähnliches Gevatterinnenbuch geſchrieben, ein „Album aus Paris“, in dem ich die Pariſer „petits journaux“ alle wiederholt fand. Ganze Seiten aus dem „Figaro“, aus dem „Mercure de France“, aus der „Revue de Paris“ u. ſ. w. ſind in dieſes Album hineinſpaziert, und zwar, ohne einem andern Ueberſetzer deshalb Schaden zu thun, denn man kann Alles füglich aus dieſem Album noch ein Mal in ein gutes Deutſch überſetzen. Aus dieſem „Panorama“, in welchem der Leſer weder etwas Neues, noch etwas Altes finden wird, leſen wir claſſiſche Stellen, wie folgende (Seite 6): „Ich ſah mehre (re) neue Grundſteine legen, malende Maler (!), Zimmerleute auf hohen Gerüſten, einige davon herabfallen u. ſ. w., ich habe aus allen dieſen Vorgängen viel gelernt.“

Man ſieht, daß ein tiefer Hiſtoriker ſelbſt aus dem Herabfallen der Zimmerleute lernen kann. Wer dieſe Stellen lieſt, ſollte glauben, es gehört zu den Merkwürdigkeiten Münchens, daß ſtets Zimmerleute vom Gerüſte fallen, und die Lohnlakai's ſagen zu den Fremden: „Wollen Euer Gnaden jetzt ein paar Zimmerleut' herabfallen ſehen?“ Das iſt der Styl des Maurerpoliers Gluck.

„Es iſt ein Maurer vom Jerüſte jefallen.“

Weiterhin ſagt der Verfaſſer (Seite 11): „Im Panorama zeigen ſich nicht alle Gegenſtände, von denen, die man erſchaut, nicht alle gleich deutlich, das Beobachten von allen Seiten wird nicht geſtattet, eben ſo wenig, wie das nahe Hinzutreten.“

Gehorſamer Diener! Das Panorama zeigt nicht Alles, das, was es zeigt, nicht deutlich, dieſes auch nur einſeitig, und Alles das auch nur von Weitem! ſonſt iſt es vollkommen! Das iſt gerade ſo, als ob ich zu Jemand ſagte: Da haſt du einen Fünfgulden-Zettel, gib mir vier Gulden zurück, ſo bleibſt du mir drei Gulden ſchuldig; den Fünfgulden-Zettel aber darfſt du nicht anrühren, ich werde ihn dir aufheben.

Will man etwas von tieferer, geiſtiger Beziehung, von den bedeutſamen, geſelligen Unterhaltungen Münchens, von dem intenſiven Kunſt- und Zeitverkehr, von dem höhern Ton und von den feinen Beziehungen des Münchner Lebens, ſo findet man in dieſem Panorama nichts als die kokettirenden Kapitelüberſchriften:

„Theater-Diplomatie, Staats-Männer,
Görres und Andere.“

Hinter dieſem Aushängſchilde iſt aber nichts, als ein leeres, nichtiges, abgeſchmacktes Gewäſch, Lampen- und Stiefelputzern nacherzählt, welches der Quelle, aus der ſie geſchöpft ſind, Ehre macht. Alte, abgefaſerte Geſchichten von den ſchönen Zeiten, wo die Kasperlſtücke ſich ſo angenehm ſouffliren ließen, eine ekelhafte, vielleicht auch ſchlecht erfundene Geſchichte aus der Chronique scandaleuse jener Zeit, wo Kasperl-Soubretten angehenden Schriftſtellern ihre Gunſt ſchenkten, füllen lange und breite Seiten aus. Ueber Görres faſelt das Panorama das nach, was ihm von irgend einem relegirten Studenten nacherzählt wird. Man denke ſich nun, Herr Lewald macht ſich über Schenk, Platen, Görres u. ſ. w. luſtig! Warum? Weil es dieſen Männern nicht gefiel, den unſterblichen Panoramaſchreiber, welcher mehrere Zimmerleute hat vom Gerüſte fallen ſehen, zu ſich zu bitten. Denn dieſe Klage iſt der rothe Faden, welcher durch das ganze Buch geht: „München iſt nicht gaſtfreundlich, in München wird man nicht zu Tiſche gebeten!“ Blos die Madame Birch-Pfeiffer wird gelobt, denn ſie macht (2. Band, Seite 81) „ein gaſtfreies Haus, welches hier, der Seltenheit wegen, wohl angeführt zu werden verdient.“

Ich kenne ſogenannte Klatſchliteratur-Reiſeſchnüffler, welche den Maßſtab ihrer Beurtheilung blos darnach einrichten, wie man ſie zu Tiſche bittet und einladet. In München gab ein Mal Jemand „Theaterunterhaltungen“ heraus, welche die undankbaren Münchner nicht leſen wollten, trotz dem ſie ihnen alle Monat zwei Mal ins Haus geſchickt wurden; dieſe „Theaterunterhaltungen“ hatten blos zwei äſthetiſche Maßſtabe: „Forellen und Faſane!“ Ein Maler, ein Schauſpieler, ein Clarinettiſt u. ſ. w., wenn er in Neuberghauſen mit Forellen tractirte, das war ein Genie, ein Wunder, ein Nonplusultra! Aber wehe ihm, wenn er nicht tractirte; wehe ihm, wenn er keine Forellen ſpringen ließ! Je größer die Forelle, deſto größer das Lob! Was iſt aber auch die Dankbarkeit Anderes, als das Gedächtniß des Herzens? Wer das Herz im Magen hat, bei dem muß die Dankbarkeit durch den Magen wirken.

Bei dieſer Gelegenheit erinnere ich mich an eine Anekdote von einem dankbaren Faſan, die zu originell iſt, um ſie nicht en passant dem Leſer mitzutheilen. Der Schauſpieler M. in Prag ſendet an den Recenſenten L. in Hamburg einen böhmiſchen Faſan. Es war ein Faſan, wie er in Jahrhunderten nur ein Mal der verſchwenderiſchen Hand der Natur entſchlüpft! Ein Faſan, der ein beſſeres Loos verdient hätte, als von einem Recenſenten gegeſſen zu werden! Ein Faſan, wie ihn nur die ſchwärmeriſche Phantaſie eines weit ausſehenden Magens träumen konnte. Der Faſan reiſete nach der neueſten Manier, wohl eingepackt und verſchloſſen nach Hamburg, und der Recenſent, der den Namen

Faſan nur aus dem nebelgrauen Fabellande der Naturgeſchichte kennt, ſieht in Wirklichkeit, was ſeine Jugend zu träumen kaum gewagt, und

„Herrlich in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmelshöh'n,
Mit züchtigen, gebrat'nen Wangen,
Sieht den Faſan er vor ſich ſteh'n!
O zarte Sehnſucht, ſüßes Hoffen,
Des erſten Faſans gold'ne Zeit,
Das Maul ſteht dem Recenſenten offen,
Es ſchwimmt das Herz in Seligkeit!“

Es gibt Eindrücke, die dem menſchlichen Herzen nie entſchwinden! Jener Augenblick war ein ſolcher! Nach langen Jahren befand ſich der Hamburger Recenſent in München, der Prager Schauſpieler aber gaſtirte zu Stuttgart, und, nun begab ſich das Unerhörte! Der Faſan in der Familiengruft des Recenſentenmagens in München ſetzt ſich mit dem Repertoir des gaſtirenden Schauſpielers in Stuttgart in magnetiſchen Rapport und ſchreibt, er, der Faſan in Perſon, ſchreibt aus München eine Kritik über die Gaſtſpiele in Stuttgart für die Theaterzeitung in Wien! Das thut ein Faſan, ein Faſan, der die Pflicht der Dankbarkeit kennt! Ja, es gibt noch edle, große Herzen, die für das Schöne, Herrliche erglühen, aber es ſind leider nur Faſanen-Herzen! Jedoch ich komme von dieſer außerordentlichen Epiſode zu dem Panorama zurück, welches nun fortfährt, auf die verwerflichſte Weiſe Privatcirkel, in welche der Verfaſſer durch die Liebenswürdigkeit der Hausherren gezogen wurde, mit faden und hämiſchen Bemerkungen zu veröffentlichen. Kann man es dann den Münchnern verargen, wenn ſie vor den ſogenannten Dichtern, den Klatſch-Skriblern, Thüre und Thore zuſchließen? Sie laufen doch Gefahr, nachher für ihre Gutmüthigkeit in einem Panorama zu paradiren, ſich und ihre Kinder, und ihre Möbel auf dem papiernen Trödelmarkt eines geiſtrückſichtsloſen Tritſch-Tratſch-Beſchreibers zum Verkauf ausgeſtellt zu ſehen, wie ſolche Brotſchreiber und Pfennigſchmierer in die fromme Verzäunung des Privatlebens einbrechen, die friedlichen Laren der Häuslichkeit hervorzerren in die Arena ihrer Gemeinheit, und dadurch eben die Scheu erregen, welche man in abgeſchloſſenen Kreiſen vor allen öffentlichen Perſonen zu hegen pflegt!

Von dem Tone de la haute volée entblödet ſich der Verfaſſer des Panorama's auch zu ſprechen, und zwar auf eine Weiſe, die eben ſo indignirend als lächerlich iſt, wenn man weiß, daß der ehrenwerthe Herr Verfaſſer dieſen Ton nicht ein Mal vom Hörenſagen kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Er geſteht ſelbſt, er habe ſie — „behorcht!“ Höchſt witzig und galant! Das iſt die wahre Würde der Schriftſteller, die Leute behorchen, und dann das Gehörte drucken laſſen, um ſich ein paar Groſchen zu machen! O Schande der Literatur und Schmach der Preßfreiheit! Damit aber der Leſer nicht glaube, ich übertreibe, mag das edle und zarte Selbſtgeſtändniß des Herrn Verfaſſers ſelbſt daſtehen. (Erſter Theil, Seite 69): „Denn da ſie (die haute volée) nicht geſehen werden (nämlich im dunklen Theater), ſo ſind ſie der Meinung, daß man ſie auch nicht höre. Aber im Dunkeln neben ihnen ſaß oft der horchende Verräther.

Ich will ein paar Bruchſtücke ſolcher Logenunterhaltungen hier mittheilen, ſie mögen als Beitrag zur hohen Wiſſenſchaft der Heraldik erſcheinen, und geſchloſſene Helme, Büffelhörner, Einhorne und Steinböcke in den Wappenſchilden hie und da erklären.“ Nun kommen ein paar nichtsſagende Geſpräche, die der weiſe Forſcher behorcht hat, wahrſcheinlich waren es einige Dienſtmädchen, die auf den Logenplätzen ihrer Herrſchaft waren, und die der zweite Daniel für haute volée hielt. Ein zweites Pröbchen der Würde und der edlen Tendenz dieſes Panorama's mag es ſein, daß der Verfaſſer von der Frau eines ſehr angeſehenen Beamten ſagt: „Wenn ich hinter ihr ging, erkannte ich in ihr die ehemalige Schauſpielerin.“ Iſt das nicht eben ſo fein als ſittlich, eben ſo würdig als zart? Kann ein ſolcher Schriftſteller nicht auch als ein Beitrag zur Wiſſenſchaft der Büffelhörner betrachtet werden? Doch ſchon genug, um dem Leſer die bodenloſe Unwürdigkeit und flache Böswilligkeit des ganzen Machwerkes zu beweiſen. Nur wenn es ſich darum handelt, die verrufenſten Kneipen, das Alltagsleben in ſeiner nackteſten Trivialität, die Gemeinheit in ihrer Hefe, Wurſt und Nudeln, Bockbier, Knödl, Schüſſelfleiſch und andere Magen-Bonmots zu ſchildern, da iſt der Verfaſſer unerſchöpflich, da grünt und blüht ſeine Phantaſie, da beleben ſich die Pulſe der Natur. Alles, was [illegible] Schüſſelfleiſch und Wurſt gefunden, iſt gut und geiſtreich, alles Andere iſt matt und fad. Nur wo es ſich um das Gebiet des Eſſens dreht, wird der Verfaſſer ein Dichter, ein gründlicher Forſcher, ein erſchöpfender Kritiker; aus jeder Zeile ſieht dann die Luſt und Liebe heraus, mit welcher die Muſe des Verfaſſers dieſes Feld bearbeitet. „Sobald das Fleiſch,“ ſo heißt es Seite 23 mit hiſtoriſcher Gewichtigkeit: „ſobald das Fleiſch den erſten Grad der Eßbarkeit erreicht hat, was bei den Franzoſen succulant genannt wird oder dans son jus, ſo wird ein gutes Stück herunter geſchnitten und mit Senf zum Imbiß aufgetragen, dies Gericht wird „Schüſſelfleiſch“ genannt.“ Hier iſt der Styl rund, compact und energiſch, jede Zeile ein Schüſſelfleiſch! Hier zeigt ſich der Verfaſſer ſo ganz Meiſter ſeines Stoffes, ſo ganz von ihm durchdrungen! Seite 109 ergießt ſich die blühende Dichterphantaſie des Verfaſſers über die Dampfnudel, und ein zweiter Linnée drückt ſich der in dieſem Fache ſehr gelehrte Herr Verfaſſer darüber mit folgender Erudition aus:

„Die berühmteſten in der großen Nudelgallerie ſind wohl die Dampfnudeln, wenn gleich bei weitem nicht die gewählteſten, die feſtlichſten. Urſprünglich iſt die Dampfnudel eine leichte Teigmaſſe, die durch gute Hefen im Dampfe locker aufgetrieben wird, und alſo mehr gedämpft als eigentlich gebacken wird. Außer Salz iſt keine Würze daran, und ein wenig Milch, die ihnen in die Dampfmaſchine beigegeben wird, iſt die natürliche und alleinige Tunke. Die feſtlichſte Art unter allen, iſt die „Kirta-Nudel“, reich an Roſinen und Korinthen, und wird in Schmalz gebacken. Sie kommt den in Norddeutſchland beliebten Pfannenkuchen, und den Wienerkrapfen gleich. Die Rohrnudeln werden vermittelſt einer Maſchine in das ſiedende Schmalz geſpritzt. Die Topfen-Nudeln werden durch Topfen, Rahmkäſe, Quark, Glums, angenehm ſäuerlich gewürzt. Bei den Kartoffel-Nudeln bezeichnet der Name den Hauptbeſtandtheil. Eine ſehr eigenthümliche Gattung bezeichnet die „ausgezogenen Nudeln“. Hier wird ein Klumpen Teig erſt in der Hand geformt und dann über die gebogene Kniescheibe dergeſtalt gezogen, daß die Mitte dünn wird, der Rand etwas dicker bleibt. Sodann wird die Nudel gebacken. Andere Arten ſind die „Haubeten-Nudeln“, die „bachenen Felſen“, die in Fleiſchbrühe gethan werden.“

Wenn man in dieſem Panorama die erſchöpfende Gründlichkeit dieſer Nudelgenealogie, und die leeren Plattituden über die Münchner vornehme und beſſere Welt lieſt, ſo iſt man faſt verſucht, zu glauben, der Verfaſſer habe mehr Umgang mit den Küchen, als mit den Salons gepflogen, und das ganze Buch ſei mehr für Köchinnen, als für Damen geſchrieben.

Nachdem der Herr Verfaſſer in München gar nichts ſchön fand, die herrlichen Arkaden, die Kunſthallen, Alles mit flachen und böswilligen Bemerkungen abfertigt, iſt doch ein Ort in München, an dem er ſich wohl befindet, ein Ort, den er allen Fremden empfiehlt, und dieſer Ort iſt — die Kneipe bei „Süß“. Man höre, mit welcher Begeiſterung, mit welcher innigen Liebe der Herr Verfaſſer, dem die haute volée nicht zuſagt, von dieſem idylliſchen poetiſchen Ort ſpricht (2. Band, Seite 177): „Der Kalbsbraten, obgleich in hohem Grade vortrefflich, iſt hier doch um ein Bedeutendes theurer. Deshalb bringen viele Gäſte ein Stück Käſe, eine Wurſt, oder „was Gſelchtes“ (geräuchertes Schweinefleiſch) in der Taſche mit, ziehen ein Meſſer hervor, und eſſen es gleich vom grauen Papier, worin ſie es gewickelt haben. Ich ſaß manchmal ſtundenlange in dieſem Raume, und neben mir wurde dann und wann eine ſchneidende Hand ſichtbar, und der Duft vom friſchen Gſelchten drang mir in die Naſe, ohne daß ich noch die Perſon entdecken konnte, ſo dick war der Tabaksrauch. Endlich erkannte ich irgend einen Freund (!), der die Schnitte vom Tiſch in das Tabakgewölke hob, und wir freueten uns dann, ganz unbewußter Weiſe den langen Abend ſchon uns ſo nahe geweſen zu ſein! Beim Süß iſt es wahrhaftig recht ſchön!! Wer nach München kommt, ſollte nicht verſäumen, dieſe Kneipe kennen zu lernen, ſie wurde bisher von den Fremden viel zu wenig gewürdigt!!!“

Man erſieht aus dieſen Skizzen, wo Herr Lewald den Ton der vornehmen Münchner Welt ſo richtig ſtudirt hat; wo er die Männer Schenk, Platen, Görres, hat beurtheilen gehört, wo er ſeine Anſichten geſchöpft hat, wo er ſeinen eleganten Schriftſtyl lernte: in der Kneipe bei Süß, bei Gſelchtem und Tabakqualm! Von den jungen Talenten Münchens werden auch nur jene freundlich erwähnt und gelobt, die in Kneipen beim Bier und beim Gſelchten zu finden ſind; wer aber in dem eleganten Lokale bei Tamboſi zu finden iſt, dieſe jungen Dichter und Künſtler, wenn ſie ſich nicht in ſonſtiger Forellenüberſchwenglichkeit zeigen, ſind lauter elende Stümper und Anfänger. Herr Lewald, der nur die Speiſe- und Eß-Atmoſphäre einer Stadt beurtheilt, ſagt auch von Wien: „Wien riecht nach Kreuzerwürſteln.“

Dieſes iſt ein ſehr ſchöner, ein ſehr reiner, ein ſehr eleganter Witz! Solche geniale Einfälle zucken ſo vom Himmel, wie ein Blitz! Es iſt ein ganz eigener Genuß um einen ſo koſtbaren Einfall! Vielleicht wird dieſer Geruch den Herrn Panorama-Schreiber ein Mal anlocken, dann bitte ich die guten Wiener, nur recht gaſtfreundlich zu ſein, und hauptſächlich die Speckknödel nicht zu vergeſſen. Denn der Schriftſteller in vollkommner Unabhängigkeit läßt ſich durch nichts beſtimmen, als höchſtens durch Speckknödel.

Ueber ſein eigenes Panorama ſagt der Verfaſſer zum Schluſſe: „Man muß nicht mit aller Gewalt pikant ſein wollen, das Pikantſeinwollen ekelt wahrlich ſchon an.“ Nun, den Troſt kann ich Herrn Lewald geben, was das Pikantſein betrifft, ekelt Einen das Panorama gar nicht an. Ganz zum Schluſſe meint der Herr Verfaſſer: „Es mußten Perſönlichkeiten enthüllt werden (?!), aber dem Verfaſſer iſt es nicht im Entfernteſten eingefallen, die jetzt ſo beliebte Skandal-Literatur vermehren zu wollen.“

Es iſt mir alſo doppelt leid, daß er geſchrieben hat, was ihm eingefallen iſt, und daß er gethan hat, was ihm nicht eingefallen iſt!!!

Seydelmann und das deutſche Theater.

> Griphon, rimailleur subalterne
> Vante Siphon le Barbouilleur,
> Et Siphon, peintre de taverne
> Vante Griphon le rimailleur.
>
> Piron.

Salomon der Weiſe ſagt: „Unter drei Dingen erbebt die Erde: unter einem Sklaven, der zur Herrſchaft kommt; unter einer Magd, die an die Stelle ihrer Gebieterin tritt, und unter einer Häßlichen, wenn ſie geliebt wird.“ Man könnte noch hinzufügen: und unter einem Souffleur, wenn er für Sold Bücher ſchreibt!!!

Wir haben bereits früher die bodenloſe Nichtigkeit und zugleich die unwürdige Böswilligkeit des Verfaſſers des „Panorama's von München“ mit aller Ruhe und Wahrheit enthüllt. Der Verfaſſer des „Panorama's“ in ſeines Nichts durchbohrendem Gefühle, erklärte darauf in der allgemeinen Zeitung: „Er erkläre den Urheber jener Kritik für einen Verleumder!“ Dieſer eben ſo dunkle als alberne und unverſchämte Orakelſpruch iſt eben ſo lächerlich als feig; lächerlich, weil es wirklich im hohen Grade komiſch iſt, wenn man ein Werk wegen ſeiner ſchlechten Schreibart, wegen ſeiner entſchiedenen Flachheit, wegen ſeiner klaren Nullität äſthetiſch und kritiſch tadelt, und der Andere kommt und ſagt: „Das iſt ein Verleumder!“ Eben ſo gut kann mein Schuſter, wenn ich ihm ſage: „Das Leder iſt ſchlecht und die Stiefel ſind ſchlecht gemacht,“ in der allgemeinen Zeitung erklären: „Der Urheber jener Worte, daß mein Leder ſchlecht iſt, iſt ein Verleumder!“ Neben der Lächerlichkeit der Sache bleibt ſie aber auch feig, wenn man bedenkt, daß der Verfaſſer des „Panorama's“ wohl weiß, daß der Urheber jener Kritik jetzt nicht im Stande iſt, ihn für jenen Ausdruck auf die gehörige Weiſe zu ſtrafen. — So viel zu jenem Panorama-Verfaſſer. Nun ein Wort zu dem unſterblichen Verfaſſer des vorliegenden Dinges. Schon der Titel: „Seydelmann und das deutſche Schauſpiel,“ zeigt von der komiſchen Anmaßung des ganzen Machwerkes. „Seydelmann und das deutſche Schauſpiel,“ ſo las ich in einer franzöſiſchen Zeitung einmal: „Roſtock und Deutſchland.“ Eben ſo gut könnte man ſagen: „Lewald und die deutſche Literatur,“ oder, um bei einem beliebten Gleichniß des Herrn Lewald zu bleiben: „Dampfnudel und die deutſche Küche.“

Zum Motto des Buches nahm Herr Lewald einen Spruch von Garrick über Le Kain; wer je Herrn Lewald, dieſen Iffland des Iſar-Thor-Theaters, ſpielen, oder auch nur ſouffliren geſehen hat, kann ermeſſen, wie hoch derſelbe über Garrick ſteht, und die Beſcheidenheit bewundern, mit welcher er zugleich andeutet, daß der Beſchriebene ſich zu Le Kain verhalte, wie der Beſchreibende zu Garrick.

O, ihr deutſchen Theater! Jetzt iſt der Tag der Rache gekommen, der Tag der Vergeltung, dies irae! O ihr deutſchen Theater an der Spree, an der Iſar, an der Donau, am Hafen u. ſ. w., ihr Theater in Berlin, München, Wien, Hamburg u. ſ. w., die ihr Herrn Lewald nicht zum Regiſſeur gemacht habt, jetzt iſt die Vergeltung da! Ein Daniel iſt auferſtanden, ein zweiter Daniel, ein weiſer Richter, ein großer Richter. Mit einer Waſſerhoſe aus Stuttgart wirbelt er daher, um euch fortzureißen und nur ein Theater ſtehen zu laſſen, das Theater zu Stuttgart, allwo noch Hoffnung iſt, daß die deutſche Kunſt der Mimen neu emporblühe aus der Lewald'ſchen Regie! Herr Lewald beginnt: „Der Zuſtand des deutſchen Schauſpiels iſt ein troſtloſer.“ Doch — ein Weiſer verzweifelt nicht. Ein Troſt iſt uns geblieben, das Theater zählt die Häupter ſeiner Lieben, und ſiehe, ihm fehlt ein Haupt!“ Herr Lewald iſt nicht mehr Schauſpieler, dieſer Troſt bleibt uns noch.

Ich erlaube mir zu ſagen, daß ich das deutſche Schauſpiel und Herrn Seydelmann eben ſo gut kenne, als Herr Lewald. Freilich kennt Herr Lewald die Breter beſſer, unter denen er gewirkt hat, ich aber kenne das Theater nur als Beobachter obenhin. Es iſt meine Abſicht hier nicht, das deutſche Schauſpiel zu vertreten, das leider größtentheils wirklich im Argen liegt, ſo wie die deutſche Literatur, auch will ich kein Urtheil über Herrn Seydelmann fällen, den ich als Schauſpieler achte, ohne ihn zu vergöttern, den ich für einen der vernünftigſten Schauſpieler halte, dem man ſeines Verſtandes halber es gerne verzeiht, daß er wenig Gemüth hat, und der dieſe Wetterſeite der Kritik ſehr geſchickt zu bekleiden weiß.

Aber es iſt Pflicht eines Jeden, der es mit Kunſt und Wahrheit redlich meint, jene unverſchämt auf die öffentliche Meinung einſtürmende Arroganz eines Söldlings und Parteigängers allen Ernſtes zurückzuweiſen, und ſeine Stimme zu erheben, um es auszuſprechen, daß die Gebildeten und Beſſeren des Leſe-Publikums eine ſolche abſprechende und aufdringliche Speichelleckerei, die auf Koſten des ganzen deutſchen Schauſpiels — und auf Koſten dieſes einzelnen Künſtlers ditto — einen einzigen Schauſpieler zum Dalai Lama in der papiernen Welt creiren will, mit Abſcheu zurückweiſen. Es iſt, ich kann es ſagen, aus deutſchen Druckkaſten noch kein Buch hervorgetreten, welches widerlicher eine feile Parteigängerei proklamirt, und zugleich mit mehr eiſerner Stirne ſein Selbſt und die Windeier ſeines Urtheils lächerlich begackert, als dieſes „Seydelmann und das deutſche Theater“!

Nur Weniges als Beleg des vorſtehenden Urtheils, dann zu Ende.

Seite 3 heißt es: „Ein Meiſter, der Seydelmann in ſeiner Vielgeſtaltigkeit nahe gekommen iſt, war Ludwig Devrient.“ Ludwig Devrient iſt Seydelmann nahe gekommen?

Ein Daniel iſt auferſtanden, ein zweiter Daniel! Zürne nicht, du Schatten des verklärten Devrient, zürne nicht über uns, nicht über die deutſchen Lettern, mit denen man dieſes druckte; Deutſchland hat keinen Theil daran, blos Herr Lewald ſchrieb das in ſeinem „Seydelmann und das deutſche Theater“, und ich ſage über Lewald: Ein

Meiſter, der Lewald in ſeinem Kunſt-Urtheile nahe kam, war Goethe!!!

Herr Lewald ſagt (Seite 9): „Bei Seydelmann fand ich zuerſt eine volle Befriedigung.“ Ich weiß nicht, wie hoch jetzt Herr Lewald ſeine volle Befriedigung anſchlagt, aber daß er ſie früher bei keinem andern deutſchen Künſtler gefunden, zeugt wenigſtens dafür, daß die deutſchen Künſtler für Kunſt und Oekonomie gleichen Sinn̄ haben. Auf der 10. Seite wird unſer Daniel ſchon exaltirt, welches meines Bedünkens für ein Werk von 200 Seiten viel zu früh iſt: „Wie bannt er ſich manchmal feſt, wie haftet er an der Stelle, der Diele, der Tiſchecke, der Stuhllehne!“ Lieber Leſer, Du würdeſt mich ſehr verbinden, wenn Du mir erklären könnteſt — nicht etwa die ganze Stelle, die iſt pudelnärriſch, und das Pudelnärriſche verſteht ſich von ſelbſt — aber das Ausrufungszeichen nach „Stuhllehne“. Warum Stuhllehne mit Ausrufungszeichen? Iſt dieſes Ausrufungszeichen ein Stützbalken der Stuhllehne, damit ſie nicht einbreche, wenn ſich Herr Seydelmann an ihr feſtbannt? Iſt Niemand da, der mir dieſe Stuhllehne mit dem Ausrufungszeichen erklärt?

Ich möchte die Berliner geſehen haben, als ſie dieſes Ausrufungszeichen laſen — denn für Berlin, und um Herrn Seydelmanns Gaſtſpiel auf der Berliner Bühne vorzubereiten, iſt das Buch geſchrieben worden. —

Auf den folgenden Seiten citirt Herr Lewald, daß es „ſchaffende Künſtler“ — „denkende Künſtler“ — „Meiſter und Genies“ — die Souffleure nicht mitgerechnet —

unter den deutſchen Künſtlern gäbe; Seydelmann „ſteht aber über Alle.“!

Das Ausrufungszeichen nach dieſem Satze, lieber Leſer, iſt mein Ausrufungszeichen, Herr Lewald hat nur einen Punkt nach dieſem Satze gemacht, aber gerade zu dieſem Punkt: „er ſteht d'rüber,“ hab' ich ein Ausrufungszeichen gemacht; denn das iſt ein kurioſer Punkt!

Weiter in der Folge citirt Herr Lewald alle Künſtler: Schröder, Iffland, Brockmann, Devrient, Eßlair, Brunet, Schuſter, Potier, Raimund u. ſ. w., ſie ſind Alle das nicht, was Seydelmann iſt. Herr Lewald hat es herausgebracht, das Außerordentliche, das ganz Neue, das Unbegreifliche! Weil Herr Seydelmann zufällig eine unbedeutende Theater-Perſönlichkeit hat, beweiſt Herr Lewald (Seite 21) „je unbedeutender die Perſönlichkeit an und für ſich, deſto bildſamer wird ſie unter den Händen des Künſtlers!“ O Daniel! o du weiſer Richter! Die Perſönlichkeit wird unter den Händen des Künſtlers bildſam!!! Es klingt etwas dunkel zwar, doch auch recht wunderbar! Und ſolche große Geheimniſſe der Natur enthüllt Herr Lewald in Stuttgart ganz ohne Ausrufungszeichen, und zu einer unbedeutenden Stuhllehne nimmt er ein Ausrufungszeichen! Sollte in der Liſching'ſchen Officin Mangel daran ſein? Doch nein, da kommt eines:

(Seite 25.) „Seht ihn nur einmal, den erſten (— hier iſt kein Ausrufungszeichen —), den bewunderteſten (ditto kein Ausrufungszeichen!!! —) Schauſpieler Deutſchlands, wenn er Morgens daſitzt, mit Lineal, gut geſchnittenen

Federn, Bleiſtiften, ſeinem Papiere vor ſich; man glaubt, es ſolle eine Zeichnung werden — aber nein! (dieſes Ausrufungszeichen gehört dem Herrn Lewald) ſeine Rolle ſchreibt er ab, mit wunderſchönen Charaktern: eine Handſchrift, in die ſich ein Mädchen allein ſchon verlieben könnte, wenn ſie ein Billet-doux von ihm empfänge.“

Man ſollte glauben, der Herr Lewald will ſeine Leſer, „gäb's anders dergleichen!“ mit ſolchem Geſaſel zum Beſten halten! Seite 35 verzehrt Herr Lewald einige Fragezeichen! „Nagel und viele ſolche Theaterherrlichkeiten vom Jahre 1818, wo ſind ſie hingekommen? Wo ihre Lobpreiſer und wohlbeſtallten Kritiker?“

Mit der gütigen Erlaubniß des Leſers will ich auch einige Fragezeichen verzehren, und zwar anticipando für eine Kritik, die vielleicht im Jahre 1848 erſcheinen wird und in welcher man vielleicht ausrufen wird: „Seydelmann und viele ſolche Theaterherrlichkeiten vom Jahre 1835, wo ſind ſie hingekommen? Wo ihre Lobpreiſer und wohlbeſtallten Kritiker?

Ueber die Kritik, ach! da ergießt ſich Herr Lewald auch ſehr bitter, von der Kritik hat er noch keine „volle Befriedigung“ erhalten!!!! Da geht es dann auch über die Kritiker in Wien los! Auch unſer armes Wien bekommt ſo einen Seitenhieb; wir Wiener, meint der Daniel, betreiben die Kunſt mit Pedanterie und alltäglichen Floskeln und Unwiſſenheit. Ach, warum hat man den guten Lewald hier nicht zum Regiſſeur gemacht! Wien wäre jetzt glorreich von ihm ausgeſtattet worden, mit unzähligen Ausrufungszeichen, und wir hätten ein Buch bekommen, entweder: „Löwe und das deutſche Schauſpiel,“ oder: „Wild und die deutſche Oper,“ oder ſogar vielleicht: „Neſtroy und die deutſche Komik“ u. ſ. w.; je nachdem der Eine oder der Andere Herrn Lewald volle Befriedigung gewährt hätte. Auch über die Theaterzeitung geht es unbarmherzig los, und noch vor zwei Jahren legte Herr Lewald mit Eifer ſeine Urtheile in dieſer Zeitung nieder, die ihm dafür volle Befriedigung gewährte. O, Deutſchland, freue dich, über den edlen, würdigen Standpunkt, den deine Souffleurs einnehmen, wenn ſie weiſe und große Richter werden. Doch, ich muß zu Ende eilen; ich habe genug Stellen angeführt, um die drollige und arrogante Manier des Buches und ihre durchgeweihte Nichtsnutzigkeit zu beweiſen.

Der Herr Lewald geht nun auf eine Lobhudelei aller Seydelmann'ſchen einzelnen Rollen über, in welcher Lobhudelei eben ſo oft das Lächerliche mit dem Abgeſchmackten abwechſelt.

So wird zum Beiſpiel Seydelmann als Klavierſpieler angerühmt, der ſich ſelbſt das Liedchen: „An der Quelle ſaß der Knabe,“ accompagnirte; auch heißt es: „Er beſitzt eine altfränkiſche Grazie.“ Ein Mal heißt es (Seite 109): „Bei Seydelmann muß der Menſch, den er darſtellt, immer ganz fertig ſein.“ Wer das verſteht, bekommt acht jute Jroſchen, ſagen die Berliner.

Am Ende des Büchleins wird der Daniel ein Prophet, ein Seher, — denn er muß ſehen, wenn er ſchreiben ſoll — er ſpricht mit Weihe von dem Dreifuß zu Stuttgart.

„Ich halte dafür, daß Seydelmann die Säule ſei, die das ganze Theater, wie es ſich binnen Kurzem geſtalten ſoll, zu tragen haben wird. Alle Gewichte und geheimnißvollen Gegengewichte des Bauherrn, werden ſich um ihn zu einem magiſchen Bund vereinigen.“ Ich möchte hier eine Collecte von Ausrufungszeichen machen für dieſe Maſſe von Abgeſchmacktheit und Lächerlichkeit!!!!!!!!!! „Die Reform der deutſchen Theater,“ ſo ſchließt Herr Lewald ſein Machwerk, „wird von hier (von Stuttgart) ausgehen!“

Das ſagt er, er, Herr Lewald, ſelbſtiger, einziger und wirklicher Verfaſſer dieſer Broſchure, er ſagt es, und:

„Spiegelberg wird es heißen im Oſten und Weſten, und in den Koth mit euch, ihr Kröten, indeß Spiegelberg mit ausgebreitetem Fittig zum Tempel des Nachruhms emporfliegt!“

Die Wage.

„Die Kunſt, mit Weibern glücklich zu ſein.“

Zufällig fiel mir geſtern dieſes kleine Büchlein in die Hand. Ach, du lieber Himmel, was werden die Menſchen nicht noch Alles erfinden! Die Kunſt, mit Weibern glücklich zu ſein! Am Ende erfinden ſie noch die Kunſt, ein Pfund Arſenik zu ſpeiſen und ſich ganz wohl darauf zu befinden! Oder die Kunſt, ſich die Gurgel abzuſchneiden, und dabei ein Flötenconcert zu ſpielen!

Jedoch wenn man den Titel des Büchleins näher beaugapfelt, ſo liegt viel Wahrheit in ihm. Mit Weibern kann man ſchon glücklich ſein, mit allen Weibern, bis auf eine Einzige, bis auf unſer Weib. Das iſt immer eine Ausnahme, und Ausnahmen ſtoßen keine Regel um! Ein jeder Mann kann alſo mit ein paar Millionen Weibern glücklich ſein, und nur mit einer Einzigen unglücklich; das iſt ja gottlob gar kein Verhältniß! Es heißt ja auch: „Die Kunſt, mit Weibern glücklich zu ſein,“ da müſſen ja fremde Weiber darunter verſtanden ſein, denn bei ſeiner eigenen iſt das keine Kunſt, ſondern ein Handwerk oder eine Wiſſenſchaft!

Da ich ein Liebhaber der Künſte bin, da ich ſchon 38 Jahre lang gerne dieſe Kunſt erlernen möchte, und auch hoffe, wenn ich ſie noch einmal ſo lang ſtudire, ſie vielleicht ausſtudirt zu haben, ſo las ich dies Büchlein mit Begierde, und theile dem Leſer die angegebenen Daten dieſer Kunſt mit. Gleich im Anfange dieſes Büchleins heißt es:

> „Der Mann muß durch Verſtand und Stärke regieren; das Weib durch Neigung und Liebe herrſchen."

Eine ſchöne Wirthſchaft! Der Mann regiert, und das Weib herrſcht! Wenn noch ein Hausfreund dazu kommt, welcher gebietet, ſo ſind die drei Gewalten beiſammen.

> „Auch durch die kräftigere und vollere Stimme regiert der Mann!"

Das iſt wahr, allein da ein Mann, ſobald er verheirathet iſt, gar keine Stimme im Hauſe mehr hat, ſo iſt ſeine Regierung, wegen plötzlicher Heiſerkeit, aufgehoben.

> „Der Mann lerne Liebe und Ehe, nicht wie ſie in Romanen geſchildert werden, ſondern wie ſie in der Natur wirklich zu finden ſind."

Da läßt ſich viel dagegen einwenden; erſtens iſt der Artikel „Liebe" in der Natur gar nicht zu finden! Die Liebe und das Geſchlecht der Mammouth ſind ausgeſtorben, hie und da gräbt man aus einem Mädchenherzen ſo ein Stück Backenknochen dieſer ehemals exiſtirten Liebe aus, aber die Naturforſcher ſind nicht einig, ob es wirklich ein Stück Gebein von Liebe iſt!

Was die „Ehe" betrifft, o ſo muß man ſie nur aus Romanen ſtudiren, wer ſie in der Natur ſtudirt, der relegirt ſich ſelbſt aus dieſer Schule.

> „Die frühe Liebe hat oft ſchon Unglückliche gemacht."

Was heißt das „frühe Liebe“? Einſt hieß frühe Liebe, wenn man zu 20 Jahren liebte, dann hieß frühe Liebe, wenn man zu 15 Jahren liebte, jetzt, wo man zu 10 Jahren liebt, was heißt jetzt frühe Liebe? Die frühe Liebe macht Niemand unglücklich, aber die ſpäte Entdeckung, daß es keine Liebe war.

Wenn ich das Wort „Liebe“ aus dem Munde eines Mädchens höre, ergreift mich ein ſardoniſches Lachen!

Was iſt Mädchenliebe? Mädchenliebe iſt das mechaniſche Stricken eines gelangweilten Herzens an dem Strumpf der Empfindung, wo es zuletzt eine Maſche fallen läßt, und der ganze Strumpf ſich auflöst.

Was iſt Mädchenliebe? Mädchenliebe iſt die Finanz-Reduction eines bankerotten Gemüthes, welches einen Schein für baare Münze gibt.

Was iſt Mädchenliebe? Mädchenliebe iſt die fliegende Hitze einer augenblicklichen Leidenſchaft, die unter dem falſchen Paß der erröthenden Empfindung die Wangen der Mädchen bereist.

Was iſt Mädchenliebe? Mädchenliebe iſt das Sodbrennen im genäſchigen Magen der Eitelkeit, welches die verſchluckte Kreide dem nachbarlichen Herzen mit doppelter Kreide anſchreibt.

Was iſt Mädchſenliebe? Mädchenliebe iſt eine unverheirathete Blut-Congeſtion nach der verheiratheten Haube.

Was iſt Mädchenliebe? Mädchenliebe iſt das Zähnklappern der Furcht, ledig zu bleiben, welches dem Manne als Herzklopfen angerechnet wird.

Was iſt Mädchenliebe? Mädchenliebe iſt die Hochzeitsfeier der Falſchheit mit dem Betruge, die ein Mädchenherz dazu gemiethet haben, weil die Zugänge dazu ſehr geräumig ſind.

Was iſt Mädchenliebe? Mädchenliebe iſt ein wüthendes Buchſtabiren an dem Selbſtlaute „e“, welcher aus der Jungfrau eine „junge Frau“ macht.

Was iſt Mädchenliebe? Mädchenliebe iſt das kurze Namensgedächtniß eines weiblichen Herzens.

Was iſt ein Mädchenſchwur? Ein Mädchenſchwur iſt ein Kerl, den der Portier des Herzens: der Mund, zum Hauſe hinaus wirft, weil er beim Herzen nichts mehr gilt!

Was iſt ein Mädchenſeufzer? Ein Mädchenſeufzer iſt ein Dampfzug durch den Lippen-Windfang, damit das Herz nicht an leeren Dämpfen zerſpringe!

Was iſt ein Mädchenblick? Ein Mädchenblick iſt ein leerer Schuß aus der Doppelflinte der Augen, um einen Haſen zu jagen, und die Beſtätigung einer Lüge durch zwei erbetene falſche Zeugen.

Was iſt eine Mädchenthräne? Eine Mädchenthräne iſt eine kleinwinzige Seifenwaſſerblaſe, die das Auge zum Spaße macht, um dem getäuſchten Herzen bunte Bilder vorzumalen.

Nun beginnt der Tauſendkünſtler erſt recht ſein Zauberwerk und ſagt:

1) „Mache Dich der Geliebten wichtig!“

Ich erläutere dieſes folgender Maßen: Hänge Dir eine gewichtige Goldbörſe auf die rechte, eine Silbertaſche auf die linke Seite, ein Amt auf die Bruſt, und einen Titel an deinen Namen; wenn Du Dir dieſe Wichtigkeiten anhängſt, hängt ſie Dir auch an.

2) „Erwecke das Gefühl, daß ſie Dir unentbehrlich ſeie.“

Das heißt: Da ihr Gefühl ſchläft, ſo wecke es dadurch auf, daß Du ihr ſagſt: „Du biſt mein Alles!“ Dadurch wird ſie glauben, Du beſitzeſt ſonſt gar nichts als ſie, und wenn ſie Dich dann noch liebt, — dann, ja dann, dann werden es die Tauben mit Erſtaunen hören, die Blinden werden großmächtig drein ſchauen, und die Stummen werden ausrufen: „Haben wir's nicht gleich geſagt!“

3) „Erwecke das Gefühl, daß Du der Gegenſtand des allgemeinen Beifalls ihres Geſchlechtes ſein müßteſt.“

Das heißt: ſollte ihr Gefühl doch noch ſchläfrig ſein, ſo wecke es dadurch auf, daß Du ihr glauben machſt, Du ſeieſt ein Modeartikel, der allgemein getragen wird, dann wird ſie ſich beſtreben, Dich auch anzuziehen.

4) „Man mache ſeinen Geiſt zu dem ihrigen.“

Gehorſamer Diener! Was thut nun der Liebende, der keinen Geiſt hat? Wenn ein Liebender ſeinen Geiſt zu dem der Geliebten macht, ſo kann man mit Recht ſagen: „ein Mann, der liebt, gibt ſeinen Geiſt auf!“ — Die Geliebte erſchiene alſo dem Liebenden zuerſt als ſein Geiſt, und bald darauf als ſein Geſpenſt!

5) Man erwecke die Ahnung in ihr, daß man ſie in engerer Verbindung beglücken werde.“

Ich glaube, die Mädchen lieben nicht der engern Verbindung, ſondern der weitern Verbindung zu liebe.

> 6) „Man ſoll das Mädchen nicht mit geſuchtem Witz unterhalten wollen!"

Ich glaube, es iſt noch ſchlimmer, ſie mit verlornem Witz zu unterhalten, das iſt faſt eben ſo ſchlimm, als den Witz mit einem verlornen Mädchen zu unterhalten. So lang man ein Mädchen ſucht, verliert man den Witz; findet man das Mädchen, ſucht man den Witz; verliert man das Mädchen, findet man den Witz. Wenn alſo gefundener Witz ein verlornes Mädchen iſt, ſo iſt ein geſuchter Witz ein gefundenes Mädchen, und dadurch klar bewieſen, daß die geſuchten Witze ſchlechte Witze ſind!

Nun ſagt der Tauſendkünſtler ferner:

> „Die glücklichſten Augenblicke in der Liebe ſind, wo man ſich gegenſeitig noch nicht entdeckt hat."

Der geniale Verfaſſer nennt jene Stunden die glücklichſten in der Liebe, wo ſich die Perſonen gegenſeitig noch gar nicht entdeckt haben, wo Einer vom Andern noch gar nicht weiß, daß er auf der Welt iſt!

Jetzt ſagt der Verfaſſer: „der Liebende muß auch heirathen!" und fährt fort:

> „Die Schönheit vergeht, die Thaler bleiben, darauf muß man immer zurückkommen."

Noch ſchlimmer iſt es faſt, daß die Schönheit bleibt, und die Thaler vergehen. Ein Thaler ohne Schönheit iſt noch immer ein halber Thaler Schönheit, aber eine Schönheit ohne Thaler iſt nicht einmal ein halber ſchöner Thaler! „Darauf muß man immer zurückkommen?" Auf was? Auf die Schönheit oder auf die Thaler?

> „Man heirathet gleichſam alle Verwandten der Frau mit!“

Das iſt ein Glück, denn da ſich alle Verwandten unter einander gerne vertilgen möchten, ſo hat man Hoffnung, ſie bald Alle los zu ſein.

> „Die Frau rede ihre Mutterſprache rein.“

Ich würde ſagen: „eine gute Frau ſchweige ihre Mutterſprache rein;“ wenn ſie aber ſchon reden muß, ſo rede ſie wenigſtens die Vaterſprache, wenn ſie die Mutterſprache ſpricht, ſo ſpricht ſie viel zu viel.

> „Unter zehn unglücklichen Ehen ſind neunmal die Männer ſchuld daran!“

Ja wohl, und unter neun glücklichen Ehen ſind zehnmal die Frauen nicht ſchuld daran! Gewiß, an jeder unglücklichen Ehe iſt der Mann neunmal ſchuld: einmal, daß er ſich verliebt hat; zum zweiten Mal, daß er ſich ihr genähert hat; zum dritten Mal, daß er ſich ihr erklärt hat; zum vierten Mal, daß er um Gegenliebe bat; zum fünften Mal, daß er ihrer Verſicherung glaubte; zum ſechsten Mal, daß er um ſie geworben; zum ſiebenten Mal, daß er ſich mit ihr verlobt; zum achten Mal, daß er ſich mit ihr trauen ließ, und zum neunten Mal noch einmal, daß er die ganze Geſchichte angefangen hat!

> „Der Mann darf den Fuß angeben, auf dem ſie leben ſoll, aber ſie nicht wie eine Haushälterin behandeln.“

Der Mann gibt den Fuß an, auf dem ſie leben ſoll, dafür gibt ſie den Pantoffel an, unter dem er leben ſoll; je größer der Fuß, deſto größer der Pantoffel. Da aber viele Männer ihre Haushälterinnen beſſer behandeln, als ihre Frauen, ſo würde manche Frau wünſchen, daß der Mann ſie wie ſeine Haushälterin behandle.

> „Man beſtimme ſeiner Gattin eine kleine Summe zu unſchuldigen Vergnügungen, zu ſtillen Handlungen!“

Es gibt gar keine unſchuldigen Vergnügungen für Frauenzimmer, ſobald es unſchuldig iſt, macht es ihnen kein Vergnügen; und ſtille Handlungen beim weiblichen Geſchlechte ſind ſo häufig, wie ſchreiende bei den Fiſchen; die einzige ſtille Handlung iſt zuweilen, daß ſie ganz ſtill in eine Putzwaarenhandlung gehen, die nachher laut um Bezahlung ſchreit.

> „Welch’ ein Glück iſt die Ehe! Was dem Einzelnen unmöglich iſt, wird den Vereinigten ein leichtes Spiel!“

Das glaub’ ich! Dem Einzelnen iſt es unmöglich, dem Andern das Leben zu verbittern, den Vereinigten iſt das ein leichtes Spiel! Welch’ ein Glück iſt die Ehe!

> „Ihr Leben iſt ein ſchöner Sommertag, auch dann noch ſchön, wenn ein Gewitter vorüber zog; denn das Gewitter erquickt die Natur!“

Alſo ein Sommertag iſt die Ehe, ach ja, ſo lang und ſo ſchwül! Mit einem heißen Himmel und mit einem dürren Boden! Und die häuslichen Gewitter, wo das Weib den Donner macht, und der Mann blitzdumm drein ſchaut; und die Thränen-Wolkenbrüche, und die Schmoll-Dachtraufen! O, ein ſolches Gewitter erquickt die Natur, aber es gehört auch eine curioſe Natur dazu!

Die feindlichen Feen.

Ein Zauber-Ballet in drei Aufzügen,

von Rozier.

Zubea, die geraubte Tochter eines perſiſchen Statthalters, lebt als Bäuerin in China, unter Bauern und Bäuerinnen, die ſich dadurch am meiſten legitimiren, daß ſie wirklich Chineſen und Chineſinnen ſind, daß ſie entſetzlich große Füße haben, ein Kennzeichen, das in der Naturgeſchichte der Chineſen bekanntlich ihr erſtes Merkmal iſt. Die Fee Meline iſt eine populäre Fee, ſie miſcht ſich unter das Landvolk und verſpricht Zubea, ſie zu ihrem Vater zurückzubringen. Aber da kommt noch eine chineſiſche Fee Harpine, das iſt eine ariſtokratiſche Fee, die beobachtet das Princip der Nichteinmiſchung, und iſt böſe, daß die Fee Meline ſich in das Landvolk miſcht. Die beiden Feen raufen auf chineſiſch, da kommt die Feenkönigin. Die populäre Fee geht aus dem königlichen Dienſt, entſagt einer chineſiſchen Penſion, um ſich ganz dem Volke zu weihen; die Ariſtokraten-Fee aber ſchneidet noch einige bedeutende grimmige Geſichter, worauf ſie von der Königin taxfrei zu einem Krokodil verwandelt wird. Hier bewunderten wir ſchon gerne die kühne Phantaſie der Dichtung, allein wir haben keine Zeit, denn das königliche Leibkrokodil dringt in die Hütte ein, um Meline und Zubea als Fideicommiß aufzuſpeiſen. Dieſe entfliehen. Darauf geht das nette Krokodil in Gedanken auf und ab, und in die linke Couliſſe. Nun ſehen wir Jaogan, der in ſeiner Werkſtätte in China bei einem franzöſiſchen Kamine ſchläft, ſo groß iſt die Macht der Phantaſie! Seine Geſellen und er trinken darauf etwas. Da kommt Meline und bittet um Schutz. Darauf kommt auch das gemüthliche Krokodil und bittet auch um Schutz. Jaogan aber verſteckt Meline ins Bett und foppt das einfältige Krokodil, welches er mit einem Beſenſtiel vertreibt, denn das Krokodil iſt ein wahres Lamm! Wenn ich das Krokodil geweſen wäre, ich hätte Meline im Bette ſchon aufgefunden. Nun, hier bitte ich die Kühnheit der Idee ſattſamlich zu bewundern, ſteigt die Feenkönigin aus dem Kamine, natürlich in einem ſchwarzen rußigen Schleier, denn die chineſiſchen Feenköniginnen werden alle erſt im Kamine geräuchert; ſie ſchenkt dem Schuſter einen Talisman, einen Hammer! geniale Idee! „Unter dieſem Umſtande,“ ſagt das unſterbliche Programm, „iſt es ihm nicht zu verdenken, daß er ſich nach einer Lebensgefährtin ſehnt.“ Natürlich, ein Menſch, der einen Hammer hat, muß eine Hammergefährtin haben. Da ſteigen aus zwei Vaſen Amor und Hymen heraus, denn der Schuſter Jaogan hat die griechiſche Mythologie in China eingeführt. In einem Blumentiſch erſcheint ihm Zubea, und er fragt durch die Blume, ob ſie ihm gehöre. Es iſt zum Nuſſenholen, was ſo ein chineſiſcher Schuſter glücklich iſt! Zubea bekommt nun zwei Männer, einen wirklichen und einen Talisman. Nachdem Jaogan ſeine Liebe erklärt hat, ſchläft er ein. Das iſt in China Mode. Da ſchleicht das gemüthliche Krokodil auf den Fußſpitzen herein, nimmt den Hammer und tobt bedeutend. Die Feenkönigin erſcheint und führt Jaogan, den ſchlummernden Schuſter, mit ſich in die Luft, und läßt ſich wieder mit ihm nieder, denn mit einem Schuſter läßt ſich kein hoher Flug machen. Er träumt, daß er ein Prinz ſei! Ein kecker Schuſter! Unterſteht ſich vom Prinzen zu träumen! Indeſſen hat ihn die Feenkönigin wirklich zum Prinzen gemacht. Wahrſcheinlich von Belgien, und er ſoll die Statthalterstochter Zubea heirathen. Zubea wird zu ihrem Vater gebracht, und Prinz Jaogan hält um ihre Hand an. Allein die Fee Harpine kommt mit den ci-devant Schuſtergeſellen des Jaogan und fordert, daß die ſchöne Zubea einem von ihnen die Hand reichen ſoll. Sie weigert ſich, darauf verwandelt Harpine Alles in Stein, und geht mit obligatem Hohngelächter ab. Meline iſt traurig, Zubea iſt traurig, die Steine ſind traurig, die Scene iſt traurig, die Muſik iſt traurig, wir ſind traurig. Die Schuſtergeſellen haben wegen Zubea ein Duell und erſtechen den Statthalter; o geheimes Räthſel der Natur und des Balletmeiſters. Nun ſteigt ein Gerippe aus einem Brunnen; blos ein erheiterndes Impromptu! ſcharmant! ein Gedanke zum Küſſen! Nun wird durch eine Kette der Feenkönigin der ſteinerne Gaſt aus dem Don Juan: Jaogan, wieder lebendig, nimmt einen Kantſchuh und prügelt und karbatſcht alle Menſchen: eine zarte Scene, idylliſch gedacht und elegiſch ausgeführt; die Schuſtergeſellen fallen zu ihrem Privatvergnügen todt hin. Allein die Fee Harpine ſchickt neue Hilfstruppen, einige Exemplare nagelneuer Furien, einnehmend von Geſtalt und von inſinuantem Weſen. Dieſe Furien wollen Jaogan und ſeine Braut mit einem Felſenſtück zerſchmettern! Allein da Herr Rozier wußte, daß es keine wirklichen Furien ſind, ſondern Alles auf optiſcher Täuſchung beruht, ſo muß ein ganz gewöhnliches Rad das Felſenſtück in die Höhe treiben, allein im Herunterfallen, o Phantaſie! — nimmt es ein auflöſendes Pülverchen und löst ſich in Wolken auf. Die Fee Harpine raſt noch nach Noten und wird vernichtet. Der Hammer findet ſich wieder wie „zerbrochenes Glas von Kirchenfenſtern", die Todten ſteigen aus den Brunnen, der Talisman, der Schuſtermann und Zubea vermählen ſich. Die Scene wird ein Garten; einige Steckenpferde, Flüchtlinge aus der Schlacht von „Evakathel und Schnudi" hüpfen wie die gebildeten Känguru's herum, und die große Phantaſie, der Zauber dieſer Erfindung, die Genialität der Ideen iſt zu Ende! Sic transit! —

Man muß wirklich erſtaunen über die Stärke des menſchlichen Geiſtes, ſo vielen Unſinn mit einer ſolchen genialen Leichtigkeit auf einander zu häufen! Bei dieſem Ueberfluß an Mangel der Handlung; bei dieſem entſchiedenen Daſein des Abganges einer Idee; bei dieſem Zuſammenhange von Unzuſammenhänglichkeiten; bei dieſer Klarheit der Verworrenheit muß der übelſte Wille geſtehen, daß man beſtimmt weiß, daß man nicht weiß, was dieſe Zuſammenſtoppelung bedeuten ſoll. —

Hieher! Hieher!

Eine reiche Frau um ſieben und zwanzig Kreuzer.

Wer kauft?

Geduld, Geduld meine Herren, rennen Sie mir meine Thüre nicht ein! Ihr Mädchen, ihr könnt wirklich ſtolz ſein! Die Männer verlaſſen eilig ihr Wichtiges und Heiliges, ſie verlaſſen ſogar den — Bock (ein berühmtes Brauhaus in München), um ſich ſchnell eine Frau für ſieben und zwanzig Kreuzer anzuſchaffen! Selbſt den Bock verlaſſen ſie! Den Bock! ihr Alleredelſtes! ihr Auserleſenſtes! ihr Allerkoſtbarſtes! Die Welt dürfte in Trümmer gehen, wenn auch in fractus illabatur orbis, ſie trinken Bock! Die Griechen mögen winſeln, die Portugieſen heulen und die ganze Menſchheit mit den Zähnen klappern, ſie trinken Bock! Die Literatur darf zu Grunde gehen, die Kunſt erſticken, Glyptotheken, Pinakotheken, Apotheken und Hypotheken mögen einſtürzen, ſie trinken Bock! Komete mögen auf und nieder gehen, Erdbrände und Waſſerfluthen mögen das Univerſum bedrohen, ſie trinken Bock! Raphaele mögen malen, Praxitele meißeln, Amphione muſiciren, Mara's ſingen, Veſtris tanzen und Jean Paule ſchreiben, ſie trinken Bock! So lange der Bock meckert, hat ſich alles Wiſſen, Denken, Sprechen, Fühlen, kurz alle ihre ſinnlichen und geiſtigen Fakultäten haben ſich rein eingebockt und verbockt! und dennoch kamen ein Heer Männer, ließen den Bock und fragten:

„Wo und wie bekommt man eine reiche Frau für ſieben und zwanzig Kreuzer? Zwar bekommt man für ſieben und zwanzig Kreuzer drei Maß Bock! Drei Maß Bock! O himmliſche Muſik des Worts! Allein dennoch wollen wir eine reiche Frau lieber!“

Ihr könnt ſtolz ſein, Münchner Mädchen, ſogar drei Maß Bock läßt ein Münchner Mann um eine billige Frau, das heißt, um billig eine Frau zu bekommen!

Nichts iſt leichter als das! nehmt ſieben und zwanzig Kreuzer in die Hand, geht in die Lindauer'ſche Buchhandlung und kauft euch ein Büchlein, welches in Nordhauſen bei „Fürſt“ erſchien und folgenden Titel führt:

Der galante Stutzer,
oder:
Die Kunſt, ſich bei dem ſchönen Geſchlechte beliebt zu machen!

Der namenloſe Verfaſſer ſagt in der Vorrede: „Auch ich verdiente in meiner Jugend den Titel eines Stutzers mit vollem Recht und machte dadurch mein Glück; denn ob ich gleich ſehr arm war, ſo bekam ich doch ein reiches Mädchen.“

Seht ihr! ihr braucht nichts als ein Stutzer im Superlativ zu ſein, um eine reiche Frau zu bekommen, und dieſe Kunſt könnt ihr um ſieben und zwanzig Kreuzer erlernen! O glückliche Menſchheit, oder um mich recht auszudrücken: o glückliche Männerheit! Wenn ich nicht ſchon zu alt wäre, um ein Stutzer zu werden, ich möchte ſchnurſtracks ein Stutzer werden.

Es iſt nichts leichter, als nach den Regeln dieſes namenloſen Schäckers ein Stutzer zu werden. Auf der erſten Seite heißt es:

> „Iſt die Dame, die man liebt, wortkarg, ſo darf der Herr auch wenig ſprechen.“

Das wird eine ſaubere Unterhaltung werden! Eine Dame, die ſchweigt, und ein Stutzer, der nicht ſpricht! trägt die Natur ſolche Wunder? — Seite 7 heißt es:

> „Man verlaſſe den Ball nicht eher als ſie, und bitte, ſie begleiten zu dürfen, wo man ſagen kann: „dürfte ich es wagen, Ihnen meinen Arm anzubieten?“ — oder: „Wenn Sie ſich in meinen Schutz begeben wollen, beſtes Julchen, ſo bin ich ſo frei, Ihnen meinen Arm anzubieten!“

Man ſieht, der Mann iſt ein großer Redner! Kann ein Frauenzimmer einer ſolchen glänzenden Suade widerſtehen?

Seite 8 ſagt der loſe Schäcker:

> „Iſt man mit der Dame ſchon etwas bekannt, ſo kann er ſich ein Küßchen ausbitten.“

O Sie Schäcker! Dabei muß man aber wieder neue und überraſchende Redensarten ſpringen laſſen, die der Verfaſſer, wie folgt, vorſchreibt:

> „Sollte Ihnen meine Begleitung nicht unangenehm geweſen ſein, ſo werde ich bei der erſten Gelegenheit wieder um die Erlaubniß bitten, Sie begleiten zu dürfen,“ oder: „Möge Ihnen dieſer Ball recht gut bekommen!“ —

Ich möchte wiſſen, wo der Schäcker alle dieſe verfänglichen Redensarten her hat! Dieſer Reichthum an Ideen! Dieſe überſchwengliche Oder-Haſtigkeit! Ich will doch mein Talent auch in einigen ſolchen „oder“ verſuchen, zum Beiſpiel:

oder:

> „Mademoiſelle! ich wünſche Ihnen zur Geneſung!"

oder:

> „Ich wünſche Ihnen, Mademoiſelle! eine recht vergnügte Altersſchwäche!"

oder:

> „Mademoiſelle! wenn Sie eben ſo ſchläfrig ſind als ich, ſo haben wir beide die Ehre, recht ſchläfrig zu ſein!"

Potz Blitz! das geht ja vortrefflich! ich kann auch ein Schäcker ſein! Am Ende werde ich doch noch Stutzer-Acceſſiſt, bekomm' eine reiche Frau und werde ein armer Ehemann.

Seite 10 wird vorgeſchrieben:

> „Man kleide ſich ſtets reinlich!"

Das hat allerdings etwas für ſich; ein galanter Stutzer ſoll wenigſtens reinlich gekleidet ſein!

Seite 11:

> „Iſt der Herr blaß, ſo kleide er ſich dunkel, iſt er roth, ſo kleide er ſich hell."

Wenn der Herr Lila oder Chamois iſt, wie kleidet er ſich dann? — Ferner heißt es:

> „Noch iſt zu empfehlen, wöchentlich einigemal an der Wohnung vorüber zu gehen!"

Ja, die Liebe iſt vorübergehend.

Seite 12:

> „Iſt die Dame geſprächig, ſo muß ſie ganz anders behandelt werden! Wenn der Herr nicht in ſeiner Vaterſtadt iſt, ſo kann er auch etwas lügen!"

Der Schäcker wird nun ironiſch, es iſt ein ganzer Kerl! Damit iſt nun das ganze Stutzerthum erlernt! Nun kommt ein „Anhang“, und das ein Anhang im buchſtäblichen Sinne des Wortes, „mündliche und ſchriftliche Heiraths-Anträge,“ welche doch nie etwas anders ſind, als Anhänge, das heißt, man hängt ſich was an oder hängt ſich an Etwas, oder auch man kommt ans Hängen! Von der mündlichen Beredſamkeit haben meine holden Leſerinnen Proben genug, alſo nur einige ſchriftliche:

Halberſtadt.

— „Daß ich Sie ſchätze und achte, ſagte ich Ihnen ſchon neulich auf dem Balle; daß ich Sie aber wahr und aufrichtig liebe, wage ich erſt jetzt Ihnen ſchriftlich mitzutheilen. Glauben Sie meinen Worten, die Liebe iſt in mein Herz mit ſolcher Gewalt eingedrungen, daß ſie nie wieder daraus vertrieben werden kann! Was meine Verhältniſſe betrifft, ſo ſind Ihnen dieſe hinlänglich bekannt!“

oder:

Magdeburg.

„Es iſt heute der Tag, an dem ich vor zwanzig Jahren das Licht der Welt erblickte. Gewiß ein wichtiger Tag!“

Ganz gewiß! was wäre aus der Welt geworden, wenn der Mann vor zwanzig Jahren das Licht der Welt nicht erblickt hätte! Dann hätte das Licht der Welt auch ihn nicht erblickt, was wäre aus dem Licht der Welt geworden? Ein Nachtlicht!

oder:

„Liebes, himmliſches Malchen! Ich liebe Sie unendlich und ſelbſt dann noch, wenn Erd' und Himmel vergehen, werde ich nachlallen: Malchen!“

Das wird einen ſchönen Anblick geben? Erde und Himmel ſind vergangen und nur der einzige Magdeburger wird daſtehen in der zerfallenen Schöpfung und wird ausrufen: Malchen! Was doch ſo ein Magdeburger unſterblich iſt! —

oder:

Wechſungen.

„Mein Geſchäft ernährt mich reichlich und geht täglich noch beſſer. Nur fehlt mir noch Etwas und zwar eine brave Gattin u. ſ. w.“

Nun wiſſen wir, was ein Etwas iſt: eine brave Gattin!

oder:

Steigerthal.

„Ich war Zeuge, wie Sie durch Ihr Beiſpiel und Ihre Freundlichkeit in dem Hausweſen über die Mägde herrſchten, ſeit dieſer Zeit umſchwebt mich Ihr Bild Tag und Nacht!“ — Vermuthlich ſchweben auch die Bilder der Mägde ihn um.

oder:

Sondershauſen.

„Biſt Du krank? nein, gewiß nicht: denn dann würdeſt Du gewiß ſchreiben!“

In Sondershauſen müſſen wahrſcheinlich die Kranken als Schreiber angeſtellt ſein, denn welche Folgerung iſt natürlicher, als die: dann hätteſt du gewiß geſchrieben! ich erwartete ſchon weiter zu leſen:

„Biſt Du todt? nein, gewiß nicht, denn dann würdeſt Du gewiß ſchreiben! Biſt Du untreu? nein, gewiß nicht, dann würdeſt Du mir es längſt geſchrieben haben!“

oder:

Schönfeld.

„Ich bin mir nie eines Fehltritts bewußt; verdiene mein Brot reichlich für mich, für meine Frau — — was dazu gehört!“ —

„Was dazu gehört!“ Der ironiſche Schäcker! was gehört noch zu einer Frau? Ein Hausfreund, eine Vertraute, eine Badereiſe, zwei Putzmacherinnen und drei Pariſer-Schneider. Man muß alſo nicht ſagen: ich habe Gottlob Brot für mich und meine Frau, für meinen Hausfreund, für eine Vertraute, für eine Badereiſe, für zwei Putzmacherinnen, für drei Pariſer-Schneider und daher auch noch für mich!

Auch kommen wir wieder an einen Sondershauſer, er iſt aber kein „Malchen-Laller“, ſondern ein „Hannchen-Schreier“, wie folgt:

oder:

Sondershauſen.

„Freue Dich mit mir, mein Hannchen! ich habe in der Lotterie tauſend Thaler gewonnen! Ich habe ſogleich meinen Herrn verlaſſen und werde Dich nächſtens beſuchen, Du wirſt nun mein Weibchen.“

Das iſt doch endlich ein vernünftiger Menſch! Er verläßt ſeinen Herrn, wenn er heirathet, denn man kann nicht zweien Herren dienen!

Nun kommt auch ein Brief raſender Eiferſucht!

Bonn.

„Nickchen! Nehmen Sie Ihr Bischen Vernunft zuſammen und ſtellen Sie einen Vergleich zwiſchen mir und dem Ladenhüter an, und Sie werden gewiß finden, daß ich im Geſchäft und im Gelde das Uebergewicht habe. Bedenken Sie nur, ich habe ein eigenes Haus, Geld und ein gutes Geſchäft, was hat aber der Ladenhüter? Nichts, gar nichts!“

O Eiferſucht! du giftiges Ungeheuer! Selbſt der Ladenhüter iſt nicht ſicher vor deinen Anfällen!

Ich glaube, der Leſer iſt nun überzeugt, daß er ſeine ſieben und zwanzig Kreuzer nicht vergebens ausgibt. Zum

Ueberfluß kommen am Ende noch Regeln über den Umgang mit dem ſchönen Geſchlecht:

„Fällt ihr der Knittſtock herunter, ſo bücke man ſich ſchnell, und iſt ſie ſchneller geweſen, ſo bedauere man es mit den Worten: O, hätte ich doch Flügel gehabt, um den Knittſtock erhaſchen zu können!“

oder:

„In Zukunft, Demoiſelle, bitte ich Sie, mir das Vergnügen zu gönnen, Alles, was Sie in Geſellſchaft fallen laſſen, aufzuheben!“

Der Mann wagt viel! Der will Alles aufheben, was die Damen in Geſellſchaft fallen laſſen, und ſie laſſen doch ſo Manches fallen, von dem ſie kein Aufhebens gemacht wünſchen!

Alſo, ich habe meine ſieben und zwanzig Kreuzer ausgegeben, und hoffe nun bald die reiche Frau zu beſitzen. — In derſelben Officin, wo dieſe Kunſt, ſich bei dem ſchönen Geſchlechte beliebt zu machen, bekommt man, wie am Schluſſe angekündigt iſt, auch „die Kunſt, aus ſchlechten Weinen gute zu machen!“

Zu beiden Künſten gehört eine ſtarke Natur!

Humoriſtiſche Vorleſungen.

Sympathie, Antipathie, Allopathie, Homöopathie, Hydropathie, oder: Auf wie vielerlei Weiſe kann man zu dem Menſchen ſagen: Gib's Geld her!

Gehalten im Joſephſtädter Theater, zum Beſten der verunglückten Peſther.

Mit Ihrer gütigen Erlaubniß, meine hochverehrten Hörer und Hörerinnen, werde ich Sie durch dieſe meine Vorleſung ganz in die Lage jener Unglücklichen zu verſetzen ſuchen, für welche Sie mir Ihre edle und freundliche Theilnahme ſchenken. Meine Vorleſung nämlich wird erſt Ihre etwaige Erwartung auf's Eis führen, da wird ſie einen gewaltigen Stoß bekommen, und nach dieſem Eis-Stoß kommt ſogleich das ungeheure Waſſer, wovor ſelbſt der dritte Stock nicht ſicher iſt: rette ſich, wer ſchwimmen kann! Jedoch findet ein großer Unterſchied zwiſchen jenem Waſſer und dieſem ſtatt, jenes Waſſer hat Tauſende hingeriſſen, dieſes Waſſer wird keinen Einzigen hinreißen; dort fanden viele, und hier nur wenige Einfälle ſtatt, das iſt aber nicht zu verwundern, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, wenn man weiß, daß dort Alles auf Sand gebaut war, ich aber baue auf edle Herzen, und das iſt ein feſter Grund.

Schon einmal, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, haben Sie mir Ihre gefällige Aufmerkſamkeit zum Beſten der Abgebrannten in Wr.-Neuſtadt geſchenkt, heute ſchenken Sie mir dieſelbe zum Beſten der Ueberſchwemmten. Ihre Güte hat alſo bei mir die Feuer- und Waſſer-Probe beſtanden, und dieſe meine Leſe-Probe iſt zugleich Ihre Gold- und Geduld-Probe. Aus doppeltem Grunde leſe ich gerne zum Beſten Anderer vor Ihnen: 1. weil man nie beſſer liest, als wenn man für das Beſte vor den Beſten liest, und 2. weil man dann nicht von dem Vorleſer ſagen kann: er liest nicht zum Beſten!

Alles ergreift jetzt die Gelegenheit, Alles zum Beſten zu haben, und alle Künſte, Wiſſenſchaften und Syſteme ſind nichts als gute, beſſere, und allerbeſte Variationen auf das Thema: „Liebe Menſchheit, gib das Geld her!“

Nicht nur bei dieſer, leider zu traurigen Veranlaſſung, ſondern auch ſonſt im Leben, ſind zum Beiſpiel alle Concertzettel doch nichts, als gedruckte Piſtolen mit der Inſchrift: „Liebe Menſchheit, gib das Geld her!“ es wird von allen Seiten blind geladen, dann geht's los. Die Meiſten blitzen ab! — Die ſo überhandnehmenden muſikaliſch-deklamatoriſchen Concerte, das ſind die Piſtolen mit zwei Läufen, das Publikum lauft am Ende auch fort, das iſt der dritte Lauf.

In 50 Jahren, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, wird es zum Beiſpiel gar keine Räuber mehr geben; wenn ein Reiſender durch einen Wald fahren wird, werden ſechs Räuber mit einem Concertzettel kommen, und werden ihn höflich einladen, zu einer: muſikaliſch-deklamatoriſchen Akademie, zum Beſten einer heruntergekommenen Räuberfamilie, mit folgendem Programm:

1. Arie aus „Robert der Teufel“: „Ach, das Geld iſt nur Chimäre!“ vorgetragen von einem dreijährigen Räuberchen, welches ſeit fünf Jahren auf einer Kunſtreiſe begriffen iſt.

2. Monolog aus Hamlet: „Gehört das Geld ſein oder nicht ſein, das iſt die Frage!“ vorgetragen von einem Mordkünſtler!

3. Humoriſtiſche Vorleſung einer geladenen Flinte über das ungeladene Thema: „Schieß mir Geld vor!“ — Sämmtliche mitwirkende Räuber haben aus Rückſicht für den Unternehmer ihre Parthien und ihren Antheil übernommen.

Ueberhaupt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ſind alle neuen Syſteme und Erſcheinungen in Kunſt und Wiſſenſchaft nichts, als eben ſo viele Umlaute der Ausrufung: Gib's Geld her! Sympathie, Allopathie, Homöopathie, Hydropathie ſind nichts, als neue Fragezeichen: Wie ſoll der Menſch das Geld hergeben?

Meine heutige Vorleſung, der Verſuch, Waſſer mit Waſſer zu heilen, reihet ſich dieſen Syſtemen ebenfalls an. Das Waſſer, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, gleicht gewiſſermaßen dem Verſtande. Man ſagt: Kriegsnoth, daß heißt Ueberfluß an Krieg, Feuersnoth, Ueberfluß an Feuer, Hungersnoth, Ueberfluß an Hunger, allein Waſſersnoth heißt eben ſo gut Mangel an

Waſſer als Ueberfluß an Waſſer; gerade wie bei dem Verſtande, Ueberfluß an Verſtand, iſt eben ſo ein Unglück, als Mangel an Verſtand, und es gäbe oft Gelegenheiten, Concerte zu veranſtalten, zum Beſten der Verunglückten durch Verſtandes-Ueberfluß. Es iſt ſonderbar, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, man bauet barmherzige Anſtalten für Jene, welche Mangel an Verſtand haben, da braucht man große Lokale, warum bauet man keine barmherzigen Anſtalten für jene Unglücklichen, welche Ueberfluß an Verſtand haben, da braucht man nur ein ganz kleines Lokal.

Aber, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt es denn mit dem Glücke nicht eben ſo? Iſt nicht Ueberfluß an Glück eben ein ſolches Unglück, als Mangel an Glück? Glück und Gold müſſen einen Zuſatz von harten Metallen haben, wenn ſie feſt und dauernd ſein ſollen! Stehendes Unglück iſt ein ſtehender Sumpf, in dem das menſchliche Herz verweſt, beſtändige Glücks-Fälle ſind wie Waſſer-Fälle, in denen das menſchliche Herz verſteinert. Das menſchliche Leben iſt ein Baum, ſein Blatt will ein anderes Wetter, ſeine Blüte will ein anderes Wetter, und ſeine Frucht will wieder ein anderes Wetter. Es iſt eine traurige Bemerkung, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, das Glück geht wie ein Pilger durch's Leben, allein und einſam, und klopft nur an einzelne Thüren an. Das Unglück aber zieht durch die Welt wie eine Karavane, wie ein Kranichenzug. Auch auf der Erde ſtehen die Glücksſterne allein und entfernt aus einander, die Unſterne aber *viel und dicht* beiſammen, ſo wie am Himmel die leuchtenden Morgen- und Abendſterne allein durch den Himmel wandeln, das Regengeſtirn aber und die Nebelſterne ſtehen in Maſſen zuſammen! Ein Einzelner aus Millionen gewinnt das große Loos, ein Einziger aus Millionen beerbt einen Onkel aus Oſtindien, ein Einziger aus Millionen macht eine glückliche Heirath, aber die Peſt rafft Millionen hin, Feuer, Waſſer, Vulkane zerſtören das Glück von Tauſenden. Und dennoch vergeſſen wir es unſerem Nebenmenſchen in Jahren nicht, wenn er ein Glück gemacht hat, ein Fremder und ein Unglück aber ſind uns nur in den erſten drei Tagen intereſſant. Es gibt nur *ein Unglück*, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, welches *alle* Menſchen, ohne Ausnahme, von *Grund* aus erſchüttert — — *Ein Erdbeben!*

Ein jedes neue Syſtem iſt ein neues Unglück. Was heißt ein Syſtem? mehrere gleichartige Begriffe in einen einzelnen Zuſammenhang gebracht; oder *deutlicher* erklärt: mehrere einzelne zerbrochene Seſſel, auf welchen Niemand allein ſitzen kann, in eine lange Bank zuſammengenagelt, auf welcher *Alle miteinander* nicht ſitzen können.

Die *Homöopathie* iſt ein neues Syſtem.

Die Allopathie ſagt zu ihren Patienten: „Gib's Geld her mit *Scheffeln*.“ Die Homöopathie ſagt: „Gib's Geld her mit *Löffeln*.“ Die beſte Auskunft über Allopathie und Homöopathie gibt die vierte Auflage des Brockhaus'ſchen Converſations-Lexikons. Bei der Rubrik Allopathie heißt es: ſuche Homöopathie und bei Homöopathie heißt es: ſuche

Allopathie; ſie ſind Beide mit Recht geſucht, die Homöopathie ſowohl als die Allopathie, obwohl ſie nicht im Leben, wie im Converſations-Lexikon, Jene, die ſie ſuchen, ſich gegenſeitig zuſchicken.

Die Philoſophie, das Jus und die Medicin ſind die drei Grundſtücke des menſchlichen Geiſtes. Die Philoſophie iſt ein Wald, je tiefer man eindringt, deſto finſterer und unſicherer. Das Jus iſt ein Obſtgarten, in dem die Bäume Früchte tragen; und die Medicin iſt ein Kartoffelfeld, die Früchte liegen in der Erde!

Der Allopath ſagt zu ſeinem Kranken: „Friß Vogel oder ſtirb!“ Der Homöopath ſagt zu ſeinem Kranken: „Iß Vogel nicht oder ſtirb!“ Und der Hydropath ſagt: „Trink' Vogel oder ſtirb!“

In der Allopathie ſind die Kranken wie die ſchlecht verwalteten Theaterkaſſen: ſie nehmen viel ein, aber es gibt nicht viel aus. In der Homöopathie ſind die Kranken wie die reiſenden Geſchäfts-Commis: ſie nehmen wenig ein, aber ſie erhalten ſich von den Diäten. Die Allopathie gibt Medicin, die Homöopathie gibt Verſicherungen; die Allopathie braucht Apotheken, aber die Homöopathie braucht Hypotheken.

Unſere Schriftſteller, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ſind faſt Alle Homöopathen, ſie wollen die kranke Zeit curiren, und geben ihr ſolche Mittel, von denen eine geſunde Zeit krank werden muß.

Die Mehrzahl jedoch unſerer Schriftſteller ſind nicht nur Homöopathen, ſondern auch Hydropathen, jede

Buchhandlung iſt ein Gräfenberg, und jeder Buchhändler ein Prießnitz.

Allopathie, Homöopathie und Hydropathie ſind die drei Mahlmühlen der Medicin. Allopathie die Windmühle, Homöopathie die Pulvermühle, und Hydropathie die Waſſermühle. Allopathie und Homöopathie zuſammen machen die Zwickmühle. Im Genre der Hydropathie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, wäre ein literariſches Gräfenberg für ſchreibkranke Schriftſteller eine wohlthätige Anſtalt. Ein Schriftſteller, der an der Schreibſucht leidet, müßte folgendermaßen curirt werden. Des Morgens gießt man ihm erſt einen geſtandenen Roman von der Frau von Chézy über den Kopf, gleich darauf bringt man ihm zwölf Seitel friſche Journale bei, dann wird er in naſſe Maculatur-Matratzen aus Preis-Novellen eingewickelt und tüchtig durchgewalkt, dann führt man ihn in ein Bad aus Briefen von Verſtorbenen und Lebendigen, ſodann bekommt er ein Douche-Bad aus Muſen-Almanachen und Albums, dann kommt er unter die dramatiſche Brauſe, und vor dem Schlafengehen trinkt er vier Gläſer moderne Humoriſtik. Wenn der Patient dieſe Cur ſechs Wochen aushält, iſt er curirt, und ſchreibt ſein Lebtag nicht wieder.

Woran liegt es aber, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß man jetzt ſo viel allopathiſche, homöopathiſche und hydropathiſche Curen hat, und gar keine ſympathiſche? Das kommt daher, weil ſich jetzt unſere Männer und Frauen ohne alle Sympathie die Cour machen. Bei den Frauen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, findet die Homöopathie den meiſten Anklang, weil ſie, was Scherz und Ernſt auch gegen ſie ſagen mag, auf jeden Fall eine geiſtreiche Erſcheinung bleibt, und die Frauen im Allgemeinen alles Geiſtreiche ſchneller und lebhafter erfaſſen, als die Männer. Die Homöopathen mögen daher wie die geiſtreichen Männer viel geliebt werden, aber vielleicht auch wie jene, ſelten geheirathet, weil ſie Beide — wenig verſchreiben.

Die Liebe, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt eine allopathiſche Krankheit, die von der Ehe homöopathiſch curirt wird. Was heißt denn eine „Heirath aus Liebe"? das heißt: „Heirath, und aus Liebe." Unſere Liebhaber ſagen zu den Töchtern reicher Aeltern: „Mädchen, nimm mein Herz hin!" das iſt wieder eine Variation auf das Thema: „Vater, gib dein Geld her!" Plato ſagt: „Wenn ſich zwei Herzen lieben, ſo haben ſie ſich ſchon einſt in einer andern Welt geliebt, und haben ſich hier blos wieder gefunden." Das iſt ein Finden, bei dem der redliche Finder nicht immer belohnt wird; allein, wie kommt es, daß man in einer andern Welt gewiß nur ein Herz geliebt hat, und hier mehrere wieder findet. Dieſes Wiederfinden, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, erinnert an eine bekannte Anekdote. Es fand einmal Jemand einen Dukaten; als er ihn zum Wechsler brachte, ſagte dieſer: „der Dukaten iſt nicht vollwichtig, Sie müſſen zwölf Kreuzer daran verlieren." — Einige Zeit darauf fand er wieder einen Dukaten, er ließ ihn aber liegen, und ſagte: „Ich heb' dich nicht auf, ſoll ich wieder zwölf Kreuzer verlieren?" ſo geht es Vielen mit den vielen Herzen, die ſie wieder finden, ſie laſſen es am Ende liegen, indem ſie ausrufen: „Soll ich wieder zwölf Kreuzer verlieren?"

Der Menſch, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt das widerſinnigſte Geſchöpf in der Natur, der unedelſten Triebe ſchämt er ſich nicht, den Mund und den Magen ſpeist er öffentlich, ſein Herz aber, ſeine Liebe, ſeine Sehnſucht zu nähren, das ſchämt er ſich, und ſucht das Geheimniß, gerade im Gegenſatze mit der gewiß zarten Blumenwelt. Die Lilie erſchließt ihren weißen Schooß, und die Roſe ihren glühenden Buſen, frei dem Hauch der Liebe, die Wurzel aber, mit der ſie ſpeist und trinkt, verſchließt ſie ſchamhaft in der Nacht der Erde. So unterſcheiden ſich auch in der Liebe die Männer von den Frauen. Die Frauen, dieſe Phantaſie-Blumen der Putzmacherin Natur, verhüllen ihre glückliche Liebe in ſtille Schwärmerei, und ihre unglückliche Liebe in durchſichtige Wehmuth. Die Männer aber verhüllen ihre glückliche Liebe in undurchdringlichen Egoismus, und ihre unglückliche Liebe in undurchdringlichen Tabakdampf. Die Männer nennen die Frauen ihre Gottheit, aber die Opfer ſoll man ihnen ſelbſt bringen, und in Hinſicht der Opfer ſind die Frauenzimmer oft umgekehrte Iſaks. Iſak erkaufte ſein Opfer mit einem Schaf, viele Frauenzimmer müſſen ihr Schaf noch mit einem Opfer erkaufen! Unter den Männern gibt es mehr falſche Liebhaber und mehr falſche Freunde, unter den Frauenzimmern gibt es blos mehr falſche

Thränen und mehr falſche Ohnmachten. Die falſchen Liebhaber, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ſind wie die ſchlechten Wettergläſer, ſie ſtehen auf Veränderlich, zeigen auf Beſtändig, ſteigen auf Blutwärme, und ſinken unter Null. — Die falſchen Freunde ſind wie die Ferngläſer, auf der einen Seite vergrößern ſie ihren Gegenſtand bei Nahe, und auf der andern Seite verkleinern ſie ihn bei Weitem. — Die falſchen Ohnmachten der Frauen ſind auch nichts, als Bittſchriften mit geſchloſſenen Augen, und ſagen im Grunde wieder nichts Anderes, als: „Lieber Mann, gib's Geld her!“ Die falſchen Frauenthränen aber ſind bald zu erkennen; wenn die Frauen weinen und ſchweigen, ſo ſind das ſtille Waſſer, ſie ſind tief und quellen aus dem Herzen; wenn die Frauen aber weinen und reden, dann hat es nichts zu bedeuten, denn Frauenthränen mit langen Reden, und Kölnerwaſſer mit langen Empfehlungen ſind niemals echt! — Frauen, die weinen und ſprechen auf einmal, ſind Wolken, die unter dem Regen donnern, Beides ſchadet nicht.

Ueberhaupt ſind im menſchlichen Leben die Frauen die Wolken, die Männer der Wind, der ihnen nachjagt.

Jedes einzelne Frauenzimmer und jedes einzelne Wölkchen dienet nur dazu, unſern Lebenshimmel zu verſchönern, ſeine Einförmigkeit zu unterbrechen, und ſeinen Reiz zu erhöhen; wenn aber viele Frauen und viele Wolken zuſammen kommen, wenn ſie ſich gegenſeitig entleeren, dann iſt das Ungewitter fertig. Von den Frauenzimmern und den

Wolken, ſind die ſchwarzen und die brünetten, die Blitz- und Feuerwolken; die gelben und blonden, die näſelnden und ſchmollenden, ſie grollen ganz ſtill fort, bis ſie uns das Haupt gewaſchen haben; die grauen ſind die Donnerwolken; die edlen, die lautern, die erhabenen der Frauen, das ſind die hochgehenden Wolken, ſie kommen dem Himmel am nächſten, durch ſie fällt Mondenſchein und Sternenlicht milder auf die Erde, durch ſie allein vermag das Aug' in die Sonne zu ſchauen, und wenn dieſe hochgehenden Wolken regnen, ſo ſind es ſegensreiche Thränen. Dieſe Wolken ſind die Töchter der Sonne, und wer die Töchter haben will, der muß der Mutter klar ins Auge ſehen können! So, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt auch die ſchönſte, die herrlichſte Frau im Leben: „die Wohlthätigkeit," die Tochter des Unglücks, und wir müſſen der Tochter halber uns mit dem Unglück befreunden. Und wächst denn nicht im ganzen Leben jedes Glück an der Gränze eines Unglücks, jede Freude am Rande eines Kummers, jedes Blümchen an den Lippen eines Abgrundes, und das Leben ſelbſt am Saume des Grabes?

Die Züge der wahren Menſchheit ſind nicht aus dem Glücke zu erkennen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, denn das Glück iſt ein Porträt-Maler, es ſchmeichelt; die Züge der wahren Menſchheit erkennt man nur aus dem Unglücke, denn das Unglück iſt ein Steckbrief, der den Menſchen verfolgt, und Steckbriefe zeichnen gräßlich, aber wahr!

Die Freude ſieht auf dem menſchlichen Antlitze aus, wie ein weltliches Lied, der Schmerz aber wie ein

Gebet; in den Freudenthränen ſpiegelt ſich blos die Erde ab, in den Schmerzensthränen aber der Himmel!

Das ganze Unglück der Welt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, kommt von drei ſchlechten Einrichtungen der Welt her:

1) Daß man die Häuſer von unten hinauf bauet und nicht von oben hinab.

2) Daß in unſern Luſt- und Trauerſpielen der letzte Act nicht zuerſt ſpielt.

3) Endlich, daß die Menſchen ihre Leichenreden und Leichenſteine erſt nach dem Tode bekommen, und nicht ſogleich, wenn ſie geboren werden.

Bedenken Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, wenn unſere Hausherren anfingen, von oben hinab zu bauen, ſo würden ſie ſogleich ſehen, daß ihnen der Bau zu hoch kommt; wenn der Hausherr, bevor ſein Haus gebaut iſt, ſchon auf dem Dache desſelben ſtände, ſo bekäme er eine Ueberſicht über das Ganze; überhaupt müſſen die Hausherren ſchon vor dem Bau auf dem Hauſe ſtehen, denn bevor ſie noch bauen, nehmen ſie doch ſchon Gelder darauf auf, und bis ſie von Grund auf zum Hauſe kommen, gehen ſie vom Hauſe aus zu Grund. Jeder Hausherr iſt das Jahr hindurch vier Mal eine Variation auf das gewohnte und bewährte Thema: „Liebe Partei, gib unparteiiſch dein Geld her,“ oder: „Der Menſch muß immer höher hinauf!“ und jeder Einwohner iſt das ganze Jahr nichts, als eine ſtets geſteigerte Erwartung.

Wie angenehm wäre es nicht, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, wenn in unſern Luſtſpielen der letzte Aufzug zuerſt käme! Ich will damit nicht ſagen, daß die andern Acte dadurch beſſer würden, ſondern, daß ſie überhaupt dann gar nicht kämen; denn in einem Luſtſpiele ſollte man in den erſten Acten den Knoten ſchürzen, und in dem letzten Acte ihn löſen; in unſern Luſtſpielen aber handelt es ſich nie um einen Knoten, ſondern nur um Schürzen!

Das Schlimmſte aber, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt das Dritte, daß die Menſchen ihre Leichenreden und Leichenſteine erſt nach dem Tode erhalten, und nicht nach ihrer Geburt! — Man ſollte jedem Menſchen ſogleich, wie er geboren wird, ſeinen Leichenſtein vor die Thüre ſetzen, ganz mit der Inſchrift, die er nach ſeinem Tode bekäme. Eine Stadt von ſolchen Leichenſteinen wäre eine große Schule der Moral, ſie würde das Leben nicht zum Gottesacker, ſondern zum Acker Gottes machen, und jedes Haus zum Friedhof; an dieſen Leichenſteinen ſollte man die Kinder leſen lernen, ſo würden ſich die Menſchen gewöhnen, im Leben das zu werden, was von ihnen nach dem Tode geſagt worden iſt! Ein jeder Mann würde alle Tage von ſich leſen: „Hier liegt der edle, gerechte, wohlthätige Herr ſo, ſo; ſein Herz war lauter, ſein Wandel gerecht, er war der Erde und des Himmels werth, Friede ſeiner Aſche!“ — Jede Frau würde von ſich leſen: „Hier ruht die Blume der Frauen, das edelſte Herz, die getreueſte

Geliebte, die zärtlichſte Gattin, die liebevollſte Mutter u. ſ. w. u. ſ. w.;“ dann würden ſich alle Lebendigen vor ſich ſelbſt als Todte ſchämen, und ſo leben, daß ſie ihrer Grabſchrift werth werden. Ueberhaupt ſollte man jedem Manne am Tage ſeiner Heirath einen Leichenſtein ſetzen, mit der Inſchrift:

„Hier unter dieſem Leichenſtein
Ging dieſer Mann zur Prüfung ein,
Er wartet auf die ewige Ruh’,
Er drückt’ erſt ein, dann beide Augen zu!“

Früher, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, heirathete man aus Sympathie, jetzt heirathet man aus Homöopathie, Sympathie und Antipathie. Die Homöopathie gibt den Kranken jene Mittel, welche bei geſunden Menſchen dieſelbe Krankheit hervorbringen. Wenn alſo zwei Menſchen eine gegenſeitige Antipathie gegen ſich haben, ſo muß dieſe Antipathie dadurch geheilt werden, daß ſie ſich heirathen, denn die Heirath bringt bei gleichgiltigen Menſchen eine Antipathie hervor. Das Geſetz der Herzens-Homöopathie heißt alſo: „Liebe aus Sympathie, und heirathe aus Antipathie.“ — Hufeland ſagt: „Die Sympathie beſteht in der Wechſelwirkung zweier Dinge oder Weſen, die Antipathie aber beſteht in der Atmoſphäre, die ſich um ein gewiſſes Weſen bildet, und die wir nicht ertragen können.“ Die zarteſte Sympathie beſteht alſo zwiſchen Schuldnern und Gläubigern, denn dieſe ſtehen in beſtändiger Wechſelbeziehung, wenn aber der Wechſel fällig iſt, bildet ſich um den Gläubiger eine Atmoſphäre, die der Schuldner nicht ertragen kann. Die Sympathie des Gläubigers iſt alſo nur eine Variation auf das Thema: „Gib mir mein Geld ſchon!“ und die Antipathie des Schuldners eine Variation auf das Thema: „Laß mir dein Geld noch!“

Die Menſchen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ſagen oft: „Ich weiß nicht, warum? aber gegen dieſen Menſchen habe ich eine Antipathie!“ Aber ſelten ſagt Jemand: „Ich weiß nicht, warum? aber für dieſen Menſchen habe ich eine Sympathie!“ Für die Antipathie hat der Menſch ein Augenmaß, aber nicht für die Sympathie. — So räumen viele Menſchen leider in ihrem Herzen der Liebe blos die geſetzgebende Gewalt ein, dem Haſſe aber die vollſtreckende Gewalt. Ueberhaupt hat von den Leidenſchaften in den Herzenskammern das Haus der Gemeinen leider das Uebergewicht über das Haus der Edlen.

In unſerem Herzen, in dieſem Concert-Saale der Leidenſchaften, deklamiren ſtets drei große Schauſpielerinnen auf einmal: die Erinnerung deklamirt den Epilog der Vergangenheit, die Täuſchung den Monolog der Gegenwart, und die Hoffnung den Prolog der Zukunft; aber Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ſind blos drei Silben der großen Charade der Zeit, welche uns in dieſer Welt aufgegeben wird, deren Auflöſung aber erſt in einer andern Welt folgt.

Der Menſch, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, geht wie ein Cabinets-Courier des Himmels durch das Leben, er trägt ſeine Sendung verſiegelt mit ſich, er kennt den Inhalt ſeiner Depeſche nicht, blos derjenige edle Menſch, deſſen Herz ſchon auf dieſer Erde magnetiſch wach geworden iſt, der legt dieſe Depeſche gläubig auf die Herzgrube, und liest ihren Inhalt mit geſchloſſenen Augen. Die Kunſt, glücklich zu ſein, beſteht, möchte ich ſagen, in den Sympathie-Mitteln, zu dem Leben zu ſagen: „Daſein, gib dein Geld her!“

Das Geld des Daſeins, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, beſteht darin: der Vergangenheit den Glanz, der Zukunft den Duft, und der Gegenwart den Geſchmack abzugewinnen.

Jede gegenwärtige Stunde im Leben iſt blos die Erzählung der geweſenen Stunde, und das Programm der kommenden Stunde, zwiſchen Erzählung und Programm, dämmert unſer Leben hin, wie ein Traum zwiſchen der entſchwindenden Nacht und der kommenden Morgenröthe, und ſammelt wie die Biene in der Dämmerung den ſüßeſten Honig für ſeine Herzenszelle.

Das Leben iſt ſüß, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, aber es gibt etwas, das noch ſüßer iſt, es iſt die Liebe. Die Liebe iſt ſüß, aber es gibt etwas, das noch ſüßer iſt, es iſt die Verſöhnung. Die Verſöhnung iſt ſüß, aber es gibt etwas, das noch ſüßer iſt, es iſt das Bewußtſein. Das Bewußtſein iſt ſüß, aber es gibt etwas, das noch ſüßer und das Süßeſte iſt, es iſt das Lächeln der Dankbarkeit, unter den Thränen des getröſteten Unglücks. Nur der Sehende kann den Blinden begreifen, nur der Gläubige den Ungläubigen bemitleiden, und nur der Glückliche ſich an dem dankbaren Lächeln des getröſteten Unglückes erfreuen.

Und ſo möge Sie denn, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, dieſes Lächeln heute begleiten, und Ihnen wiederſtrahlen aus dem Lächeln eines geliebten Angeſichts, aus dem Lächeln eines geliebten Freundes, aus dem Lächeln eines zärtlichen Gatten, aus dem Lächeln eines holden Kindes, oder aus Ihrem eigenen Lächeln, wenn Sie Abends auf Ihrem Kiſſen, auf dieſem Erdgeſchoß aller Träume und Luftſchlöſſer, im Bewußtſein einer edlen That entſchlummern.

Dur- und Molltöne aus dem großen Concerte des Lebens und des Schickſals, zum Beſten der drei Blinden: „Liebe, Glück und Gerechtigkeit.“

Gehalten im gräflich Waldſtein'ſchen Saale zu Prag, zum Beſten der Verſorgungs- und Beſchäftigungs-Anſtalt für erwachſene Blinde in Böhmen.

Ein großes Concert, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt wie ein großes Diner, man ſitzt ſehr lange und genießt ſehr wenig, und bei Beiden iſt man gewöhnlich ſatt, wenn man hin-, und hungerig, wenn man fortgeht.

Bei einem großen Diner, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, muß unſer Magen eine geſunde Natur haben, bei einem großen Concert muß unſere Natur einen geſunden Magen haben. Die Concerte ſind jetzt eine Krankheit aus dem ff, — ſie erſcheinen in Faſten und im Frühlinge, um dieſe Zeit graſſiren viele Krankheiten: Blattern, Scharlach, Frieſel, Maſern und Concerte. Es iſt aber eine ſonderbare Krankheit, die Concertkrankheit, je mehr ſie einnimmt, deſto öfter wird ſie recidiv und kommt wieder.

Ein Concert iſt nichts als ein geſungener und in Muſik geſetzter Stockſchnupfen, man kann ſich gerade über nichts beklagen, aber es iſt Einem doch nicht recht wohl dabei; auf jeden Fall iſt es rathſam, zu Hauſe zu bleiben, und ſehr oft wird man Beide nicht eher los, bis man — ſchwitzt.

Ein Stockſchnupfen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt aber manchmal ein wohlthätiges Uebel, und ſo auch die Concerte, die zu wohlthätigen Zwecken gegeben werden, und es werden jetzt, Gottlob, ſo viel Wohlthätigkeits-Concerte gegeben, daß ich nächſtens ein Concert geben werde zum Beſten des durch Wohlthätigkeits-Concerte verunglückten Publikums.

Das Leben, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt eine große, beſchwerliche, gefährliche Gebirgs- und Alpenreiſe; ſie führt über ſteile Höhen, neben ſchwindelerregenden Abgründen hin, — man ſchaut mit Schauer *hinauf*, mit Entſetzen *hinab*, und nur die Maulthiere und Eſel gehen ſichern Schrittes ihren Weg vorwärts.

Dem Menſchen aber hat das Schickſal den Alpenſtock: *Geduld*, mit den zwei Spitzen: *Hoffnung* und *Glaube*, mitgegeben, und drei Alpenführer, die aber alle drei blind ſind: „*Liebe, Glück, Gerechtigkeit.*“

Die Liebe geht auf der linken Seite, denn da iſt das Herz, und in der Herzenskammer ſelbſt ſitzt die Liebe auch auf der linken Seite, denn ſie gehört zur Oppoſition des Lebens; — und das Glück geht auf der rechten Seite, denn ohne Glück findet man am Menſchen gar die rechte Seite nicht heraus, und die Gerechtigkeit geht, wie unſer Schatten, bald *vor* und bald *hinter* uns her, je nachdem die Sonne unſeres Glückes *vor* uns *aufgeht*, oder *hinter* uns *untergeht*, denn die irdiſche Gerechtigkeit iſt in einer Beziehung gewiß eine Erſcheinung aus dem Eliſium, in der Beziehung nämlich, daß ſie ein Schatten iſt! —

„Liebe, Glück und Gerechtigkeit," meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ſind die drei blinden Führer des Lebens.

Wenn die Liebe ſagt: „Geh' links!" und das Glück ſagt: „Geh' rechts!" ſo ſagt die Gerechtigkeit: „Der Mittelweg iſt der beſte!" das heißt der Weg, der zu „Mittel" führt, iſt der beſte!

Liebe, Glück und Gerechtigkeit ſind nur für die Menſchen blind, unter ſich ſehen ſie ſehr gut. Die Liebe ſieht ſich mit dem Glück ſehr vor, die weiſe Gerechtigkeit ſieht dem Glück ſehr viel nach, und das Glück ſieht, daß Einem bei Liebe und Gerechtigkeit Hören und Sehen vergehen kann.

Vier Augen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ſehen mehr als zwei, und das iſt ſonderbarer Weiſe auch bei dieſen Blinden der Fall.

Wenn die blinde Liebe mit dem blinden Glücke ſich vereinigt, ſo ſieht das entſtandene: „Liebesglück", daß dieſe Liebe keine Liebe, und dieſes Glück kein Glück iſt, und wenn die Gerechtigkeit mit der Liebe zuſammenkommt, ſo ſieht die: „Gerechtigkeitsliebe", daß man unter vier Augen dem Glück zuerſt auf die Hand und dann durch die Finger ſehen muß.

Die Liebe, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hat verbundene Augen, und das iſt eine weiſe Einrichtung der Vorſehung, denn über jeder Minute der

Liebe hängen tauſend gezückte Schwerter im Leben. Die Menſchen Alle ſind jede Minute bereit, den Henker der Liebe zu machen, und man bindet ja Allen, die hingerichtet werden ſollen, die Augen zu.

Die Liebe, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt das große Theaterſtück des Lebens, mit dem Unterſchiede vor allen andern Theaterſtücken, daß in der Liebe diejenigen Stücke, in denen ſich die Liebenden am Ende nicht bekommen, die Luſtſpiele ſind, die Stücke aber, in welchen ſich die Liebenden am Ende glücklich bekommen, die Trauerſpiele werden.

Die Liebe iſt ein Schauſpiel, bei welchem die Proben nicht vorhergehen, ſondern in den Zwiſchenacten geſpielt werden, und bei welchem die Generalprobe, die Ehe, erſt dann Statt findet, wenn man die Rolle ſchon zu Ende geſpielt hat.

Zum Liebhaben gehören Zwei, — ſowohl zwei Perſonen als zwei Sachen: „Liebe“ und „Haben“; — Er muß lieben, Sie muß haben, — wenn ſein Lieben Gegenhaben findet, findet ihr Haben Gegenliebe.

Die Liebe iſt blind, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, und dennoch fängt ſie, wie das Zeichnen, ſtets beim Auge an. Der Augapfel iſt der Reichsapfel der Liebe, der Stechapfel der Gefallſucht, der Gallapfel der Sehnſucht und der Zankapfel der Eiferſucht, und hat der Menſch erſt einmal den ſüßen Augapfel der Liebe gekoſtet, ſo muß er in alle andern ſauern Aepfel auch beißen. Die Thränen ſind der ſüße Apfelmoſt vom Augapfel der Liebe.

Der blinden Liebe hat die gütige Gottheit die Thränen gegeben und ſagte ihr: „Siehe damit!“ und durch dieſe Thränen ſieht die blinde Liebe das Morgenroth der aufgehenden Sehnſucht und das Abendroth der Trauer um die untergehende Neigung.

In der Trauer, nicht in der und um die Liebe, ſondern in der Trauer nach der Liebe, da, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, unterſcheiden ſich die Männer von den Frauen. Die Frauen tröſten ſich über den Verluſt der Liebe bei Waſſer, bei Thränen, die Männer bei Wein. Das Mädchen ſitzt am Sterbebette der Liebe, um mit ihr zu beten, der Mann ſitzt an ihrem Sterbebette, um zu erfahren, ob ſie ihm etwas vermache. Das Mädchen ſenkt in das Grab der Liebe blos ihre Hoffnung, aber nicht die Erinnerung ein, der Mann begräbt mit ſeiner Liebe auch die Geliebte und die Erinnerung. Die Natur des Mädchens feiert den Untergang der Liebesſonne, wie die Natur den Sonnenuntergang, durch eine wehmüthige Ruhe, es wird eine klare, ſtille Nacht in ihrem Herzen, — der Mann aber ſagt in der Liebe, wie König Philipp: „In meinem Reiche geht die Sonne nicht unter!“ —

Die Liebe iſt die Weltgeſchichte des weiblichen Herzens, und zugleich ihr Weltgericht, in dem männlichen Herzen hingegen iſt die Liebe blos eine Weltfabel, aber eine Fabel, bei welcher die Moral fehlt. Die Liebe iſt bei den Frauen eine Himmelsleiter, bei den Männern iſt ſie zuerſt eine Sturmleiter hinauf, und dann ſogleich eine Feuerleiter, auf welcher man ſich blos herab rettet. Die Frauen hüllen ihre glückliche Liebe in einen jungfräulichen Schleier, und ihre unglückliche Liebe in einen Witwenſchleier, — die Männer verhüllen ihre glückliche Liebe in einen Weinnebel und ihre unglückliche Liebe in eine Tabakwolke. Auch in der Ehe, dieſer Akademie der Liebe, in welcher man, wie in allen Akademien, blos durch Disputirten ſeinen Grad erhält, ſteht der Mann freilich unter dem Pantoffel, aber die Frau ſteht unter dem Stiefel.

Man hört oft ſagen: „das iſt ein Pantoffelmann!“ Niemand ſagt: „das iſt eine Stiefelfrau,“ und doch gibt es gegen einen Pantoffelmann wohl zwanzig Stiefelfrauen, denen der häusliche, heimliche Rathsſtiefel im Stillen jede blühende Saat des Herzens und jedes Blümlein der zartern Empfindung hart und gebieteriſch niederdrückt. In dem Herzen der flachſten Frauen findet der Mann immer ein Echo, aber in dem Herzen der erhabenſten Männer finden die Frauen höchſtens eine Antwort.

Am Traualtar, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, nimmt der Mann dem blinden Gotte ſeine Binde ab, und bindet ſie ſeiner Frau um die Augen, und die duldende, ſtill leidende Frau nimmt dieſe Binde nur wieder ab, um ſie als Wundbinde um ihr verwundetes Daſein zu binden.

Nicht das iſt das Unglück, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß die Liebe blind iſt, ſondern daß die Ehe ein Augenarzt iſt, und ihr den Staar ſticht. Gott Hymen ſagt: „Es werde Licht!“ der Liebe geht ein curioſes Licht auf, ſie löſcht die Fackel aus und läßt dem Gotte der

Ehe, auf allerhöchſten Befehl, die freiwillige Beleuchtung des äußern Schauplatzes über.

Das Glück, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt auch blind; die Liebe hat ſich blos die Augen blind geweint, aber das Glück iſt blind geboren. Man ſagt: „Der hat mehr Glück als Verſtand," — das iſt unmöglich, — das Glück iſt ja ſelbſt der Verſtand, der Verſtand aber iſt kein Glück, und das iſt das Unglück.

„Unglück im Spiel iſt Glück in der Liebe," das iſt ſehr richtig, wer unglücklich ſpielt, macht keine Parthie, und wenn er alle Honneurs hat, und das iſt ja eben das Glück in der Liebe, daß man am Ende mit allen Honneurs die Parthie doch nicht macht.

„Wer das Glück hat, führt die Braut nach Hauſe," wenn das Glück nicht blind wäre, ſo würde es die Braut nach ihrem Hauſe zurückführen, das wäre erſt das wahre Glück. Glück und Unglück wandern mit einander, im Unglücke wird der Menſch erprobt, im Glück wird der Unmenſch erprobt. Dieſelbe Sonne des Glückes, die im Aufgehen und erſten Erſcheinen das Herz des Menſchen wie eine Roſe aufſchließt und mit zarter Empfindung übergießt, dieſelbe Sonne, wenn ſie hoch ſteigt, verſengt ſie dieſes Herz, macht es bleich und welk.

„Glück und Glas, wie bald bricht das," man muß eigentlich ſagen: Glück, Glas und Herz, wie bald bricht das, — allein der Menſch geht am zertrümmerten Glücke, am zerſchlagenen Glaſe und am zerbrochenen Herzen gleichgiltig vorüber und doch ſind Glück, Glas und Herz nicht ergreifend, wenn ſie ganz ſind, und nur wenn ſie gebrochen ſind, ſchneiden ſie das Leben wund und blutig.

Das Traurigſte im Leben, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt, daß das Glück blind iſt, das Unglück ſtumm und die Glücklichen taub. Das Glück iſt blind, und es iſt ein Blinder, dem nicht einmal die Thräne gegeben iſt, das Unglück aber hat Thränen, Thränen, die das blinde Glück nicht ſieht, und daher auch nicht trocknet. Die Thränen ſind das Roſenöl des Unglücks, es muß gepreßt werden. Niemand trocknet die Thräne der Roſe, ſie wird zum Honig in ihrem Kelche und heilt die eigenen Wunden, ſo auch die Thräne im Auge des Unglücks, die Niemand trocknet, ſie kühlet heilend den eigenen Schmerz. —

Das Auge, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt der einzige Demant, den der Menſch nur nach ſeinem Feuer und nicht nach ſeinem Waſſer ſchätzt, und dennoch wird die Göttlichkeit des Auges, nicht in der Feuerprobe ſeiner Blitze, ſondern in der Waſſerprobe ſeiner Thränen erkannt. Wenn ſo ein Auge brennt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, beſonders ein ſchönes weibliches Auge, da werden augenblicklich alle Männer Schornſteinfeger und Feuerkommiſſäre und ſtürzen ſich mitten ins Feuer; — wenn aber ein Auge von Thränen überſchwemmt wird, da iſt kein einziger Waſſerkommiſſär, der mit einem Rettungsboote kommt.

„Wem das Glück zu wohl will, den macht's zum Narren,“ und in dieſer Hinſicht ſehen wir erſt, wie blind das Glück iſt, es ſieht oft nicht, daß Einer ſchon ohnehin ein Narr iſt und kommt und macht ihn noch einmal zum Narren, darum iſt der Menſch, der ein Narr war, und den das Glück noch einmal zum Narren machte, ein gemachter Menſch, der gar kein Narr iſt. —

Aber nicht nur das Glück, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ſondern auch die Gerechtigkeit iſt blind. Die Gerechtigkeit hat die Augen verbunden, das eben iſt das Uebel, daß die Augen mancher Gerechtigkeit der ganzen Welt verbunden ſind.

Die Augen mancher Gerechtigkeit ſind wie die Augen im Schweizerkäſe, wo nichts iſt, da ſind dieſe Augen, wo etwas iſt, da hat ſie keine Augen.

Wenn die Augen mancher Gerechtigkeit ſind wie die Augen im Schweizerkäſe, ſo ſind die Augen mancher Anwalte und Sachwalter wie die Augen auf den Suppen — iſt die Suppe recht fett, ſo machen ſie große Augen, iſt die Suppe aber mager, ſo machen ſie kleinwinzige Aeuglein.

„Was dem Einen recht iſt, iſt dem Andern billig,“ das heißt, wenn Zwei einen Proceß haben, ſo findet es immer der Eine billig, daß der Andere recht bezahlen muß.

„Thue Recht, ſcheue Niemand.“ — Kein Wort, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hat bei den Männern und bei den Frauen eine ſo verſchiedene Bedeutung, als das Wort: „Niemand.“ Die Männer verſtehen unter Jemand: Niemand, die Frauen unter Niemand: Jemand. Man fragt einen Mann, von wem haben Sie dieſe ſaubere Geſchichte? ſagt er: von Jemand, ſo heißt das: von Niemand. Wenn man ein Frauenzimmer fragt: „an wen denken Sie?“ ſagt es: an Niemand, ſo heißt das an Jemand — ſo ſagt auch die Gerechtigkeit: „Thue recht und ſcheue Niemand,“ das heißt: „Thue recht und ſcheue Jemand.“

„Liebe, Glück und Gerechtigkeit,“ meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, jedes dieſer drei hat ſo ſeine eigene Sucht. Die Liebe ihre Eiferſucht, das Glück ſeine Prahlſucht, und die Gerechtigkeit ihre Sportelſucht. Die Liebe hat oft ſchon aufgehört, doch die Eiferſucht dauert noch fort, und die Gerechtigkeit hat auch oft ſchon aufgehört, und die Sportelſucht dauert doch noch fort.

Ein guter Rechtsfreund iſt wie ein guter Schachſpieler, er gewinnt am Ende ſeine Parthie, aber auf dem ganzen Bret iſt nichts geblieben, als ein paar Bauern.

Ein Rechtsfreund iſt mitunter wie ein Hausfreund — der Hausfreund meint das Haus nicht, und der Rechtsfreund meint das Recht nicht. Der Hausfreund heißt Hausfreund, weil er kommt, wenn der Freund nicht zu Hauſe iſt, und der Rechtsfreund heißt Rechtsfreund, weil er nicht ſelten dann kommt, wenn der Freund nicht beim Recht iſt.

In dem großen Concerte, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, welches das Leben dieſen Blinden veranſtaltet, wirken dieſe ſelbſt auch mit. Die Liebe und die Gegenliebe ſpielen die vierhändige Ouverture zu jeder innigen Empfindung, die Gerechtigkeit deklamirt, recitirt und citirt, und das Glück ſingt ſeine große Bravour-Arie mit Begleitung des vollen Orcheſters. Ja, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, das Glück iſt ein großer Bravourſänger, ſeine Stimme hat das meiſte Metall, allein dieſer Sänger wird auch oft plötzlich heiſer und dieſe Heiſerkeit iſt kein Repertoirfieber, denn ein plötzlich heiſer gewordenes Glück iſt ein plötzlich laut gewordenes Unglück, denn der Menſch verliert dabei Stimme, Klang und Metall, aber die Methode bleibt ihm, und es iſt ſehr traurig, mit der Methode des Glücks in die Schule des Unglücks zu gehen.

Das Glück in jedem Unglücke iſt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß in jedem menſchlichen Herzen eine Blume blüht, die, wie viele Blumen, gerade unter Wolken und Gewittern den reinſten Wohlgeruch ausſendet: — es iſt die Blume der Wohlthätigkeit.

Das Feuer iſt ſtark, Waſſer verlöſcht es, Waſſer iſt ſtark, die Erde verſchlingt es, die Erde iſt ſtark, das Eiſen durchwühlt ſie, das Eiſen iſt ſtark, der Menſch zerbröckelt es, der Menſch iſt ſtark, das Unglück überwältigt ihn, das Unglück iſt ſtark, die Wohlthätigkeit bezwingt es, — die Wohlthätigkeit iſt alſo ſtärker, als Schickſal, Menſch und Unglück!

Die Wohlthätigkeit und die Dankbarkeit ſind zwei Prediger, die aus allen Elementen zu dem Menſchen predigen; — aus der Luft, denn die Luft gibt als Thauperlen wieder, was ſie als Qualm und Dunſt empfangen hat, aus dem Feuer, denn es gibt als geläutertes Gold wieder, was es mit Schlacken empfing, aus der Erde, denn ſie bezahlt mit Blüten, was ſie als Moder empfangen, und aus dem Waſſer, denn es trägt auf ſeinem wundgepeitſchten Rücken ſeinen Peiniger ans Ziel!

Erhaben iſt der Anblick der Luft, wenn das Morgenroth das Antlitz des Himmels übergießt und die erwachende Schöpfung aufruft zur heiligen Frühmeſſe in dem Heiligthume der Natur!

Erhaben iſt die Erde, wenn die Fackel des Abendrothes ihr zur Ruhe leuchtet und die goldenen Bettgardinen von den Bergen über ihr niederhängen; — erhaben iſt der Anblick des Feuers, wenn es in beneidenswerther Freiheit mit glühendem Odem wegſchmilzt die Werke des Hochmuths, und erhaben iſt der Anblick des Waſſers, wenn in ſeinen tiefen und lautern Schooß der Himmel ausgeſchüttet hat ſeine funkelnden Sterne, — erhabener aber iſt der Anblick des Menſchen, der ſeine volle Bruſt legt an eine leere Bruſt, und ſeine volle Hand in eine leere Hand, und ſein volles Auge an ein leeres Auge, und am erhabenſten iſt der Anblick einer gebeugten Menſchengeſtalt, die ſich an einer andern emporrichtet, deren Blick zum Himmel und deren Thräne zu Boden fällt, und um deren zuckenden Lippen die Wehmuth zum Danke wird, der Dank zum Schweigen, und das Schweigen zum Gebet!

Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, haben ſich heute zu einem ſolchen Zwecke hier verſammelt. Sie haben ſich und der Wohlthätigkeit einen neuen Kranz in das Haupt gewunden; aber auch mein Dank, mein inniger, herzlicher Dank, für die rührende, hochherzige Theilnahme, die Sie der Sache der Menſchheit ſchenken, unter welcher Form ſie vor Ihnen erſcheine, auch dieſer mein Dank werde zum Schweigen, ein Schweigen, wofür Sie mir gewiß wieder Dank wiſſen werden. Ich kann bei dem Anblicke von ſo vielen Herzen, die für Wohlthätigkeit ſchlagen, nicht anders als auch wohlthätig werden, ich ſchließe alſo dieſe Vorleſung, und das wird Ihnen ſehr wohl thun!

Wachskerzen, Talgkerzen, Räucherkerzen, Himmelskerzen, Hochzeitskerzen, Grabeskerzen, Apollokerzen, Millykerzen, Stearinkerzen, oder: Woher kommt es, daß wir jetzt immer mehr Kerzen und immer weniger Lichter haben?

Die Geſchichte des Lichtes und der Finſterniß, meine höchſtverehrten Hörer und Hörerinnen, iſt ganz kurz. Zuerſt ward die Erde unförmlich und finſter, dann ward Licht, dann ward die Erde wieder förmlich finſter und dann wurden wieder — Millykerzen!

Was haben wir bei dieſem Tauſch von Licht auf Kerzen drauf bekommen? Die Lichtputzen. Eine Lichtputze, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hat viel Aehnlichkeit mit einem Recenſenten; iſt das Licht und das Werk gut, ſo braucht man weder Lichtputze noch Recenſenten; ſind Licht und Werk ſchlecht, ſo nützt alles Recenſiren und Lichtputzen nichts; auch ſind Recenſent und Lichtputze darin gleich, daß, wenn ſie viel geputzt haben, man ſie zuweilen ausklopfen muß.

Darin unterſcheiden ſich unſere ſogenannten Lichter von unſern Kerzen: unſere Kerzen müſſen geputzt werden, unſere Lichter putzen ſich gegenſeitig, ein jedes unſerer Lichter iſt zugleich die Lichtputze ſeines Collegen.

Es iſt ein Glück, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß die Aſtronomen zu ihren Tubuſſen und

Fernröhren noch keine Fern-Lichtſcheren erfunden haben. Ich bin überzeugt, wenn wir mit einer großen Lichtputze hinauf könnten in den Himmel, wir würden der Sonne und dem Mond ſchon alles Licht heruntergeputzt haben! Gewiß, wenn die Menſchen in dem Himmel ſo wirthſchaften könnten wie auf der Erde, wir hätten in fünfzig Jahren eine Stearin-Sonne und einen Margarin-Mond, und wir würden bald eine Einladung leſen:

„Milly-Kometen auf Actien."

Das Pfund zu 40 kr. C. M.

Ein Komet, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt dazu beſchaffen, auf Actien beſchaffen zu werden, denn er beſteht aus einer lockeren Maſſe und am Anfang und am Ende aus einem großen blauen Dunſt! Einige Philoſophen halten die Kometen für Seelen verſtorbener Geiſter, die in die Höhe ſteigen, und auch in dieſer Hinſicht ſind ſie den Actien gleich, die auch oft arme Seelen ſind, mit dem Unterſchiede, daß ſie nicht ſteigen!

Lange Zeit, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, waren die Philoſophen nicht einig, ob die Henne oder das Ei früher erſchaffen worden iſt; ich bin leider Gottlob! kein Philoſoph, allein ich weiß ganz beſtimmt, das Ei iſt früher auf der Welt geweſen, denn wäre die Henne früher auf der Welt geweſen, ſie hätte ihr Ei blos auf Actien gelegt; denn was iſt die Actienſucht anders, als ein Gackern und Krähen um ungelegte Eier? Bevor das Ei gelegt iſt, krähen und gackern alle Hühner, wenn das Actien-Ei einmal gelegt iſt, kräht kein Hahn mehr darum.

Die Actien-Unternehmungen, die Betrunkenheit und die Weltgeſchichte ſind darin gleich, daß ſie alle drei mit einem Nebel anfangen, und daß ſie dann ins Fabelhafte übergehen. Ein Betrunkener und Actienſpekulant ſieht Alles doppelt. Die Eiſenbahnfahrten ſind ſchon vom europäiſchen Nebel in einen europäiſchen Rauſch übergegangen, und jede Eiſenbahnfahrt iſt ganz wie ein wahrer Rauſch, ſie fängt nämlich mit einem Pfiff an, und hört mit einem Pfiff auf.

Es iſt möglich, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß das wahre Licht auf Actien erſchaffen wurde, daß deshalb das Capital gar nicht mehr exiſtirt, und daß alle unſere Kerzen blos die Dividende desſelben ſind.

Wenn die Erfindung der Dampf- und Maſchinenkraft ein ſtiller Vorwurf an die Schöpfung iſt, daß ſie zu viel Menſchen gemacht hat, ſo iſt die Erfindung der neueſten Kerzen ein erweiterter Vorwurf an die Schöpfung, daß ſie auch zu viel Bienen gemacht hat. Keine Wachslichter, keine Bienen! Was wird der Staat mit ſeinen überflüßigen Bienen machen? Wenn die Bienen nicht Wachs, ſondern Stearinſäure erzeugt hätten, würden die Menſchen Wachs auf Actien gemacht haben.

Die Wachskerzen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ſind jetzt nur auf zwei Gattungen reducirt worden: auf Hochzeitskerzen und auf Todeskerzen. Die Hochzeit und der Tod ſind ſich darin gleich, daß der Mann vor Beiden ſeinen letzten Willen zu machen hat. Bei der Hochzeit iſt's des Mannes erſter letzter Wille, bei dem Tode ſein letzer letzter Wille. Der Mann hört am Altar das letzte „Ja“ ſeiner Frau, dann kommt das immerwährende „Nein!“ Der letzte Wille des Mannes iſt der erſte Wille, den die Frau auch will!

Jeder Mann geht ſo lang nach Körben aus, bis er den letzten Korb bekommt, und zwar am Hochzeitstag, nämlich: — den Maulkorb.

Die Ehen werden im Himmel geſchloſſen, das iſt recht, die Hochzeitskerzen am Himmel ſind zugleich die beſten Ehehimmelskerzen; darum weil die Ehen im Himmel geſchloſſen werden, gibt's blos über der Sonne glückliche Ehen, aber keine unter der Sonne.

Die Männer, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, lieben die Sonne, und warum? Weil die Venus da zuweilen vorbei geht; die Frauen hingegen lieben den Mond, und warum? Weil er alle Monat einmal neu iſt.

Das Herz der Mädchen iſt wie eine Mimoſe, je reizbarer, deſto leichter verſchließt es ſich; das Herz der Männer iſt wie ein Schlagfluß, je reizbarer, deſto gewiſſer die Lähmung. Ein Mädchenherz iſt wie ein hölzerner Eimer; wovon es zum erſten Mal erfüllt iſt, das tropft und ſickert gleich durch, man muß es ein paarmal füllen, bis der Inhalt feſthält. Es geht den Mädchen mit der Liebe, wie es den Menſchen mit dem Nieſen geht. Wenn ſo ein Mädchenherz zum erſten Mal niest, ſagt die ganze Welt: „Helf' Gott!“ dann darf es hundertmal nieſen, bekümmert ſich kein Menſch darum. In der Ehe hingegen wird nachher dieſe erſte Liebe zum wahren Heu- und Regenwinkel in dieſem Herzen, alle Ungewitter, die gegen den Mann losbrechen, ziehen aus dieſer Gegend her.

So ein Mädchenherz iſt wie ein Theekeſſel, ſoll es zum erſten Mal heiß werden und ſieden, muß es eine große Flamme, ein großes Licht haben; wenn es einmal gekocht hat, dann kocht es bei jedem kleinen Spiritusflämmchen. Es iſt falſch, wenn man glaubt, ein Mädchen, das ſchon unglücklich geliebt hat, ſei ſchwer zu erobern; grade ein ſolches Herz fängt gleich Feuer, ſo wie ein Licht nie leichter anzuzünden iſt, als wenn man's eben erſt ausgeblaſen hat. Wenn ich von dem kalten und Eis-Herzen eines Mädchens höre, ſo denke ich mir: gut, die führt Eis, ſie legt ſich in der Herzensgrube eine Eisgrube an, blos um dann die Liebhaber darauf zu legen, damit ſie ſich länger halten.

Ueberhaupt iſt der jetzige Weg der Liebe zur Ehe eine wahre Beutelſchneiderei; zuerſt führt der Strickbeutel mit dem Tabaksbeutel ein kleines Vorpoſtengefecht, dann kommt aber der Geldbeutel, und ſchneidet dem Herzbeutel den Rückzug ab. Das Unglück in der Ehe, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt nur, daß die Eheleute ihre Leiden und Unpäßlichkeiten nicht zugleich haben; wenn die Frau Kopfweh hat und zu Hauſe bleiben muß, hat der Mann Magenweh und muß ausgehen; wenn ſie Nervenübel hat und ins Seebad muß, hat er Leberleiden und muß nach Karlsbad; welche Harmonie aber würde in der Ehe herrſchen, wenn Mann und Frau immer zugleich Zahnweh hätten, oder Keuchhuſten, oder Leberverhärtungen! In jeder Ehe gibt es einen weiblichen und einen männlichen Reim, den weiblichen Reim bei der Frau: „Zunge auf Lunge,“ und den männlichen Reim beim Mann: „ſtumm“ und „brumm!“

Das Herz eines Ehemannes, wenn es auch ganz ſeiner Frau eingeräumt iſt, hat doch noch ein kleines Seiten-Cabinet mit ſeparirtem Eingang. Wenn der Mann der Frau noch ſo entgegenkommt, ſo macht er's doch immer wie die frommen Pilger, wenn er drei Schritte vorwärts thut, ſo macht er gleich wieder einen zurück!

Man ſagt, es gibt keine Märtyrer mehr, das iſt wahr, allein es gibt leider noch Märtyrerinnen! Ach, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, wenn wir ſie nur alle kennten die Märtyrerinnen im Kalender der Ehe, die nicht roth angeſtrichen ſind! Wenn wir ſie nur alle kennten, die Dulderinnen, deren Herz hinter dem einſamen, eingedruckten Bruſtgitter die Dornenkrone tief eingedruckt hat; wenn wir ſie nur alle kennten, die verhüllten, eingemauerten Opfer der Liebloſigkeit, der Härte, der Rohheit u. ſ. w., wie ſie ſtill und heimlich aus allen fünf Wunden ihrer Sinne bluten, wie für ſie jeder Tag ein neuer Grabgang iſt und jeder Schlaf eine kleine Kreuzabnahme, wie alle ihre Tücher nur Thränentücher ſind! Wenn wir ſie zählen könnten, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, alle die Thränen, welche der verheimlichte Schmerz in der Ehe vergießt; wenn wir ſie zählen könnten, alle die Thränen, welche leiſe und heiß in ſo manchen Strumpf mit eingeſtrickt werden; wenn wir ſie zählen könnten, alle die gepreßten Seufzer, die mit in jedes Tuch eingeſäumt werden; wenn wir den Schmerz hörten, der deſto lauter ſchreit, je ſtiller er iſt; wenn wir das Weh vernähmen, welches deſto höher ſteigt, aus je tieferer Tiefe es kommt, dann, dann, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, würden wir neben vielen glänzenden Boudoirs eine ſolche Märtyrerkapelle erblicken, und dann würden wir vor ſo mancher Frau niederknien und ſie verehren als Dulderin, als Heilige!

Ein jeder Menſch, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, feiert drei Hochzeiten im Leben, die erſte mit der Liebe zu zwanzig Jahren, die ſilberne Hochzeit mit der Hoffnung zu fünf und vierzig Jahren, und zu ſiebenzig Jahren die goldene Hochzeit mit dem Glauben. Die Grabeskerzen ſind zugleich die Hochzeitskerzen zu dieſer goldenen Hochzeit.

Amor hat eine Fackel, Hymen hat eine Fackel, und der Tod hat auch eine Fackel. Amor hat eine Talgfackel, die ſchmilzt ſchnell, Hymen hat eine Wachsfackel, die brennt dunkel, und der Tod hat eine Pechfackel, die läuft ab.

In der Geſellſchaft, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ſind die Frauen die Himmelslichter, die Männer aber blos die Windlichter. Die Frauen ſind ganz wie die Lichter, da, wo es am meiſten zieht, da ſchmelzen ſie am meiſten, und je mehr ſie geputzt werden, deſto lieber gehen ſie aus! In jeder Geſellſchaft kann man die Bemerkung machen, je kürzer die Lichter werden, deſto länger werden allmälig die Geſichter, und oft läuft die Geſellſchaft ab, bevor noch die Lichter abgelaufen ſind.

Faſt jede große Geſellſchaft iſt nichts, als eine beleuchtete Finſterniß, eine in Kerzen geſetzte Frage: Wo ſind unſere Lichter? Ein jeder Menſch, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt eine Anekdote, die ſein Vater, Großvater und Ahnherr ſchon der Welt erzählt hat, jeder Tag iſt ein altes Zeitungsblatt aus der Weltgeſchichte und jede Geſellſchaft iſt nichts, als ein großes Picknick aus Nothlüge, in welcher Einer dem Andern vorlügt, er unterhält ſich. Man ſagt: „Jeder Menſch hat ſein Schickſal,“ es iſt nicht wahr, es gibt gar kein Schickſal, die Geſellſchaft des Menſchen iſt ſein Schickſal!

Ohne zwei Dinge könnte man in der Geſellſchaft nicht leben, ohne ſchöne Redensarten und ohne ſchöne Frauen. Ich betrachte eine jede große Geſellſchaft wie eine Erinnerung an eine Rheinreiſe. Auf dem großen Fahrwaſſer des Stoffes treibt das Dampfboot des Geſpräches, die Männer liefern Wind und Dampf, und an Kohlen kann nie Mangel ſein, denn man verbraucht nur die Kohlen, welche Einer auf das Haupt des Andern ſammelt! die ſchönen Frauen, die auf beiden Seiten ſitzen, ſind die reizenden Ufer, bald blumig und pittoresk, bald erhaben und düſter, immer aber intereſſant; die alten Frauen ſind die ehrwürdigen Ruinen, die dem Ganzen einen romantiſchen Anblick gewähren; in dieſen Ruinen leben alte Sagen und ſchauderhafte Volksgeſchichten.

Viele Menſchen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, bringen zur Geſellſchaft eine ganze Schneiderwerkſtätte in ihrem Munde mit: den Faden des Geſprächs, die ſpitzige Nähnadel, dasſelbe einzufädeln, die Elle, die Ehre des Nebenmenſchen zu meſſen, die Schere, um dieſe Ehre ſogleich abzuſchneiden, und auch noch das Bügeleiſen, um mit glatter und heißer Zunge darüber hinzufahren!

Rouſſeau ſagt: „Der Menſch iſt ein geſelliges Thier;“ er hätte hinzuſetzen ſollen: Der junge Menſch. In der Jugend, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, liebt man die Menſchen und vernachläſſigt die Menſchheit.

Je älter man wird, deſto mehr liebt man die Menſchheit und zieht ſich aber von den Menſchen zurück, ſo wie der Menſch in der Jugend den bunten Lichtern nachjagt und nicht der Flamme, im Alter die wärmende Flamme ſucht und die bunten Lichter vermeidet.

Die Menſchheit iſt wie eine Ebene, wenn man in ihr ſteht, iſt ſie flach und langweilig, wenn man über ihr ſteht, wird ſie unendlich und erhaben, und das farblos Irdiſche erſcheint im himmliſchen Lichte.

Von den Himmelslichtern ſollte der Menſch lernen, wie ſeine Lebenslichter beſchaffen ſein ſollten; das Licht der Liebe, die Venus, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, warum iſt ſie der ſchönſte Stern am Himmel, weil ſie der Sonne nicht blos bei ihrem Aufgehen zur Seite bleibt, ſondern weil ſie auch mit ihr untergeht; weil ſie nicht nur Morgenſtern, ſondern auch Abendſtern iſt. Von dem Regengeſtirn ſollt' er lernen, daß man im Trüben und Dunkeln erſt recht nah' zuſammenrücken muß; von den Mond- und Sonnenfinſterniſſen ſoll er lernen, daß es nicht wahr iſt, wenn man ſagt, die großen Lichter haben ſich verdunkelt, ſondern, daß es immer nur die Erde iſt, die mit ihrem dunklen Körper dazwiſchen getreten iſt, und ſelbſt von dem Regenbogen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, von dieſer leuchtenden Amneſtie nach gerechtem Zorn und Unwetter, von dieſem Liebesſchwur des Himmels an die Erde, ſoll der Menſch lernen, daß jede Verſöhnung, wie der Regenbogen, am ſchönſten hervorgeht aus dunklem Hintergrunde, aus gebrochenen Strahlen und aus fallenden Thränen, daß jeder Liebesſchwur, wie der Regenbogen, aus nichts beſtehen ſollte, als aus gebrochenen Strahlen und fallenden Thränentropfen aus dunklen Herzenswolken.

Was iſt der Unterſchied zwiſchen Licht und Flamme? Alle Lichter brennen herab, alle Flammen lodern hinauf, alle Trauerkerzen, Freudenkerzen und Apollokerzen brennen herunter, je länger ſie brennen, deſto mehr Aſche bedeckt dann ihr Haupt, nur die Flamme der Menſchenliebe brennt zum Himmel empor, ſie iſt der heilige Buſch, der ſtets flammt und ſich nie verzehrt, und ſie überflammt alle Fortuna-, Amor- und Apollokerzen.

Apollokerzen! Wenn wir, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, die Mythologie unſerer Stadt durchſtöbern, ſtoßen wir auf eine ſonderbare Götterlehre. Amor verkauft Gros de Naples und Mouſſelin de Laine; Merkur verkauft Häring und Sardellen; Fortuna handelt mit Reis und Zibeben; Zephyr bietet Meſſingknöpfe feil, Iris Zwirnfäden, und Apollo iſt ein Seifenſieder geworden!

Apollo hat lange geſchwiegen, man wußte nicht, was das zu bedeuten hat, was er im Schilde führt, jetzt weiß man, was er im Schilde führt: zwei Pfund Kerzen! Warum haben die Seifenſieder einen Löwen im Schild? Weil ein Seifenſieder, wie die Löwen, keinen Hahn krähen hören kann. Denn wenn der Hahn kräht, wird Tag, und am Tag braucht man keine Kerzen.

Apollo heißt auch Phöbus, der Leuchtende, alſo jetzt, da er keine Lichter und keine Dichter mehr zum Leuchten hat, ſo hat er ſich Kerzen angeſchafft, um ſeinen Dichtern nach Haus zu leuchten.

Man glaubt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, wenn man die Dichter hört, wie ſie den Frühling beſingen, es geſchähe aus Begeiſterung über die Wiederbelebung der Natur; das iſt nicht in dem, ſie freuen ſich blos, daß die Winternächte vorbei ſind, in denen ſie kein Licht und kein Holz haben! Wenn ich unſere Frühlingsdichter ſingen höre:

„Holder Lenz, du Fürſt der Herzen,
Mit dem ſüßen Blumenſchein,
In die off'nen Menſchenherzen
Ziehſt du, wonnetrunken, ein,
Mai und Frühling, blühend ſchon,
Jubeln um den Himmelsthron.“

ſo überſetze ich mir dieſe Zeilen in ihre urſprüngliche Sprache zurück, wie folgt:

„Holder Lenz, du Fürſt der Herzen,
Du mein ſüßer Blumenſchein,
Ich erſpar' ſchon fünf Pfund Kerzen,
Und ich heize nicht mehr ein,
Pelz und Mantel, dir zum Lohn,
Jubeln im Verſatzamt ſchon!“

Der Frühling, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt auch kein Narr, er läßt ſich auch nicht gerne tauſend Gedichte vorleſen, darum läßt er ſich vor den Frühlingsdichtern ganz verläugnen! Der Frühling läßt ſie vom 22. März bis in den tiefen April vor der Thüre ſtehen, läßt ſich nicht blicken, dann ruft er durch's Schlüſſelloch hinaus: „Meine Herren, ich bin nicht zu Haus!“

Der Frühling hat ſich zurückgezogen, er lebt einſam in Kalendern, Muſen-Almanachen und Taſchenbüchern, da ſtört ihn keine Seele. Man ſagt, der und jener iſt ein Weiberfeind, es iſt nicht wahr, es gibt nur einen Weiberfeind, und das iſt der Kalender, der kommt alle Jahr und ſagt ihnen eine Grobheit, und das noch dazu um drei Monate früher, ehe er die Erlaubniß dazu hat.

Ein Taſchenbuch hingegen iſt nichts, als eine dreiſilbige Buchhändler-Charade: Taſchen-Buch, ein Drittel iſt auf's Buch berechnet und zwei Drittel auf die Taſchen, der Buchhändler nämlich.

Die meiſten jetzigen Bücher, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, haben alle nur einen Weg zu machen, vom Dieb zum Gefängniß, und vom Gefängniß zum Richtplatz, oder zu deutſch: vom Verfaſſer zum Buchhändler und vom Buchhändler zum Käshändler. In jeder Greißlerei iſt das jüngſte Gericht der Autoren. Der Greißler iſt die letzte Inſtanz, wenn der keine Würze hineinbringt, iſt Alles vorbei! Es wäre überhaupt beſſer, anſtatt daß die Bücher vom Autor dem Recenſenten und vom Recenſenten dem Gewürzkrämer zugeſchickt werden, wenn die Bücher erſt zum

Gewürzkrämer und dann erſt zum Recenſenten kämen. Ueberhaupt zeigen die Recenſenten immer nur an, wo das Buch erſchienen iſt, es wäre beſſer, wenn ſie einmal anzeigten, wohin das Buch verſchwunden iſt! Neben dem Leipziger Meßkataloge der in jedem Jahre erſchienenen Bücher, ſollte auch ein Makulaturkatalog erſcheinen, mit den Namen aller Spezereihändler, die nichts ſind, als die letzten Verleger aller Bücher, und die eigentlichen Buchhandlungen, welche die Werke eines Dichters und ſeine Unſterblichkeit ſo recht unter's Volk bringen; darum lebt in jedem Dienſtmädchen ein innerer Tact, wo die Lorbeerkränze der Dichter eigentlich hinkommen, und wenn es um zwei Groſchen Zibeben kauft, ſo ſagt es ganz richtig: „ich bitt', geben's mir ein paar Lorbeerblätter d'rauf!"

Ueberhaupt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ſollte jeder Schriftſteller ſein eigener Recenſent und ſein eigener Makulaturverſchleißer ſein. Man ſchimpft gewöhnlich auf Recenſenten, die ſich ſelbſt beurtheilen, aber das ſind gewöhnlich die tugendhafteſten Menſchen: erſtens, wenn er ſein eigenes Werk recenſirt, ſo weiß der Recenſent doch, welche Gedanken des Autors neu ſind, und welche geſtohlen; zweitens macht man den Recenſenten ſo oft den Vorwurf, daß ſie die Werke, welche ſie beurtheilen, gar nicht leſen, dieſer Vorwurf fällt gewiß weg, wenn man ſich ſelbſt recenſirt.

Allein, recenſirt ſich nicht jeder Menſch alle Tage hundertmal ſelbſt? Wenn der Menſch ſagt: „Das will ich mir erſt überlegen," ſo heißt das nichts, als: „Auf zwei oder drei Seiten ſpäter finden ſich in mir gute Gedanken!“ Wenn der Menſch ſagt: „ich bin ein guter Narr!“ ſo iſt es eine Selbſtrecenſion, von der er überzeugt iſt, man wird ihm als Recenſenten nur die Hälfte glauben; er meint, man wird das „gut“ glauben, die Welt glaubt aber blos den Narren. So oft der Menſch gähnt, ſo iſt das eine Selbſtrecenſion, und heißt, in Worte geſetzt:

„Dieſe Stelle in mir iſt langweilig.“

Die Langeweile, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, braucht die meiſten Kerzen. Die Finſterniß gibt der Phantaſie, dem Geiſte, die glänzendſten Privilegien, und das Licht raubt ſie wieder. Die Langeweile iſt eine Tochter des Lichts, eine ſogenannte Soirée iſt nichts als eine mit Apollo- oder Milly- oder Wachskerzen beleuchtete Langeweile. —

Jeder trachtet, ſein Licht leuchten zu laſſen, wenn man's aber beim Licht betrachtet, iſt man hinter's Licht geführt, und wenn man's beim rechten Licht betrachtet, ſo hat Einem in der ganzen Soirée Niemand ein Licht aufgeſteckt, als der — Bediente!

Der ewige Frieden, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hat auf nichts ſo ſegenreich eingewirkt, als auf die — Langeweile, und die ewige Langeweile wirkt auf nichts ſo ſegenreich ein, als auf die — Verleumdung!!

Seitdem die Zeitungen an Gelegenheit zu Intereſſe, daß heißt, zu Lügen, verloren haben, ſeitdem ſie nicht heute 10,000 Menſchen umbringen, um ſie morgen wieder lebendig zu machen, ſeitdem hat es in der menſchlichen

Geſellſchaft jedes einzelne Individuum übernommen, ſelbſt ein Zeitungsblatt zu ſein. Der Mund iſt der Setzkaſten, die Lunge iſt die Dampfpreſſe, und die Zunge der Expeditionstiſch dieſer Zeitung; dieſe Zeitung wird mit ſcharfen Lettern und mit der vollkommenſten Schwärze gedruckt! —

Ja, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, die erſte Zunge war die erſte Schlange, ſo wie der erſte Augapfel der erſte Sündenapfel war; in dem Augapfel liegt der Text zur Tugend und zur Sünde, auf den Wangen ſteht der Commentar zu dieſem Text, und um die Augen ſchreibt die Zeit die Randgloſſen. Die Zunge, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ſetzt den ewigen Krieg im ewigen Frieden fort, den Bürgerkrieg gegen Freund, Nachbar und Verwandten!

Man ſagt, es gibt keine Rieſen mehr, es iſt nicht wahr, man gehe nur in manche Geſellſchaft, da findet man Maulrieſen, die mit einer Kinnbacke zehntauſend Namen todtſchlagen.

In keiner Zeit, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hat die Verleumdung ſo um ſich gegriffen, als jetzt. Die Verleumdung iſt der Bandwurm der Geſellſchaft, man wird ſeines Kopfes nie mächtig! Man läßt in jeder Geſellſchaft alle Abweſenden Spießruthen laufen, und macht mit den Zungen türkiſche Muſik dazu! Viele glauben, man müſſe gegen Verleumdung etwas thun, dagegen reden, ſich vertheidigen u. ſ. w., allein, das iſt ebenfalls wie mit dem Glockenläuten gegen den Blitz; man glaubt, es leitet den Blitz ab, allein es zieht ihn gerade noch mehr an!

Man verleumdet in der Geſellſchaft wie in einem Pilgerzug, zuerſt kommen die Kinder, dann die Mädchen, dann Männer und Frauen, dann ganz zuletzt kommen die alten Weiber, die das größte Geſchrei machen.

Die Verleumdung, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt wie ein Truthahn, je mehr Farbe und Glanz ein Gegenſtand hat, deſto erboſter wird ſie, und deſto lauter kollert ſie. Der Blitz und die Verleumdung treffen meiſt nur hohe Gegenſtände. Eine Frau braucht nur eine hohe Schönheit zu ſein, eine Perſon braucht nur einen hohen Rang einzunehmen, ein Mann braucht nur ein hohes Genie zu ſein, und der Verleumdungsblitz trifft ihn ohne Schonung. Selbſt die beſten Menſchen, wenn ſie auch nicht mit Verleumdung blitzen, ſo wetterleuchten ſie doch, das nennt man wie das Wetterleuchten: ſich abkühlen. Es iſt ſonderbar, um einen Menſchen zu verleumden, beginnt man damit, ihn ein Bischen zu loben; man macht's mit den Menſchen wie mit den Kaſtanien, man ſchneidet ſie erſt ein Bischen auf, um ſie dann beſſer zu braten. Alles haben die Menſchen ſchon zur Verleumdung gemißbraucht, Philoſophie, Poeſie und Stenographie, und blos darum allein ſchon verdient die Muſik eine göttliche Kunſt genannt zu werden, weil man mit Muſik allein weder eine Verleumdung noch eine Zweideutigkeit ſagen kann!

Die Sonne des Genies hat faſt immer das Schickſal wie die Sonne ſelbſt, man ſpäht nach nichts eifriger, als nach ihren Flecken, man ſchließt die Augen zu, ſo lang ſie bei uns weilt, und ſieht ihr nur dann freundlich nach, wenn ſie untergegangen iſt.

Wenn in dem Brunnen der Geſellſchaft die Menſchen den Kopf und das Herz eines ausgezeichneten Mannes erſchöpfen wollen, ſo gehen ſie mit ihnen um, wie mit zwei Eimern in jedem andern Brunnen; beide: Kopf und Herz können ſie nicht oben laſſen, eines muß hinab, haben ſie das Herz erhoben, ſo ſtoßen ſie den Kopf hinab, müſſen ſie ſeinen Kopf erheben, ſo ſuchen ſie ſein Herz hinunter zu bringen, und auch ſeinen Kopf halten ſie nur oben, ſo lange er voll iſt, wenn ſie ihn mit durſtigen Zügen ausgeleert haben, laſſen ſie ihn wieder ſinken. — Viele Menſchen lieben auch die Dichter blos ſo wie ſie den Käſe lieben, das heißt, ſie finden ihn nur dann erſt gut, wenn er von den Würmern angegangen wird. Die Menſchen hören nur dann auf, einen Stein auf ihre ausgezeichneten Geiſter zu werfen, wenn ſie ihm einen Stein ſetzen können.

Es iſt thöricht, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß man ſo viel Subſcriptionen für Monumente großer Männer macht; wenn man ſie nur ſammeln wollte, alle die Steine, welche ihre Mitwelt auf ſie warf, ſo würde auch der mittelmäßigſte Geiſt einen Stein wie eine Pyramide bekommen!

Was iſt ein Monument? Es iſt nicht ein Denkmal, das an die Verdienſte des Todten erinnert, ſondern ein Denkmal an die Undankbarkeit der Lebendigen!

In fünfzig Jahren wird vor lauter Monumenten die Erde ausſehen wie ein Stachelſchwein; allein jedes Monument iſt nicht ſo ſehr eine Ehre, die wir dem Todten erweiſen ſollen, als vielmehr eine jämmerliche Entſchuldigung in Stein, und heißt: „Entſchuldige, daß wir dir beim Leben kein Brot gaben, nach dem Tode geben wir dir dafür einen Stein vor!“

Es iſt ſonderbar, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, der Menſch fühlt nicht eher Bei- und Mitleid mit dem Menſchen, als bei ſeinem Tode; dann kommt aber der Nebenmenſch, und ſagt: „Alle Beileids-Bezeigungen werden verbeten!“

Der Menſch, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ſieht den Menſchen nur dann in einem gnädigen Licht, wenn er ihm ſein Grabeslicht anzündet, und nur dann zündet er ihm mit vollem Herzen die Räucherkerzen an, wenn er ſie zu den Todtenkerzen ſtellen kann. — Die Todtenkerzen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ſind beim Wachs geblieben, denn es iſt der Menſch wie Wachs, bevor er zum Licht gelangt, muß er gebleicht werden.

Das Leben iſt nichts, als die große Bleiche der Menſchen, nach und nach bleichen ſich Hoffnungen, Wangen, Haare, und dennoch denkt der Menſch nie daran, daß jedes Erröthen nichts iſt, als eine Vorſpann mehr zum Erbleichen! So denkt auch kein Menſch daran, wenn er eine Uhr ſchlagen hört, daß jeder Uhrſchlag nichts ſpielt, als wieder eine Note aus ſeinem Todtenmarſche; ſo klettert der Menſch auch ſein ganzes Leben lang von Berg zu Berg, um eine große Ausſicht zu haben, und denkt nicht daran, daß er die größte Ausſicht nur vom kleinſten Hügel haben kann, vom Grabeshügel, und ſo ſieht der Menſch tauſend Lichter und Flammen brennen, und denkt nicht daran, daß alle brennenden Lichter nichts abſetzen als — Aſche.

Was iſt der Unterſchied, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, zwiſchen unſern brennenden, das heißt, lebenden Lichtern und Dichtern, und unſern Kerzen? Unſere Kerzen ſetzen ſich ſelbſt herab, unſere Lichter ſetzen ſich blos gegenſeitig herab. Die Kerzen ſetzen ſich nur um einen gewiſſen Preis herab, die Lichter ſetzen ſich um jeden Preis herab! „Herabgeſetzte Preiſe!“ das iſt jetzt der allgemeine Preisgeſang! Wie das Publikum eine Sache preisgibt, wird der Preis herabgeſetzt.

Man macht den meiſten Kerzen den Vorwurf, daß man nichts bei ihnen ſieht! da ſind die Menſchen daran Schuld, ſie zünden ſie immer bei Nacht an, wenn es finſter iſt; man zünde ſie einmal beim Tag an, dann werden alle Menſchen ſagen: „Bei dieſen Kerzen ſieht man prächtig, das liegt am Tage!“

Der Menſch iſt undankbar gegen ſeine Beleuchtungsanſtalten, ſo wie überhaupt gegen alle ſeine Anſtalten, und meint, ſie entſprechen ihrem Namen nicht, das iſt nicht wahr: Alle Anſtalten entſprechen ihrem Namen, ſie machen immer Anſtalten, zum Beiſpiel: Beleuchtungs-Anſtalten, Löſch-Anſtalten, und ich bin überzeugt, wenn das Feuer zur gehörigen Zeit in die Anſtalt käme, es wäre gleich gelöſcht! Unſere Löſch-Eimer, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ſind wie unſere Thränen: blos Löſch-Anſtalten.

Im Theater, da ſtrömen die Thränen bachweiſe bei dem Unglücke des Nebenmenſchen; im wirklichen Leben, bei demſelben wirklichen Unglück, vergießt kein Auge eine Thräne; g'rad wie die Löſch-Eimer, wenn ſie probirt werden, ſind ſie voll Waſſer, wenn ſie wirklich gebraucht werden, geben ſie keinen Tropfen her. — Man irrt ſich blos in der Bedeutung des Wortes „Anſtalt“; eine Anſtalt iſt gemacht, um dabei angeſtellt zu werden, und wir haben blos Anſtellungs-Anſtalten.

Der Menſch geht oft an den ausgezeichnetſten Anſtalten vorüber und denkt nicht daran. Wer denkt zum Beiſpiel, wenn er an einem recht fetten Ochſen vorüber geht, daß das eine lebendige Beleuchtungs-Anſtalt iſt? Jede Biene iſt eine Wachskerzen-Anſtalt, und jeder Ochs eine lebendige Talg- und Stearinkerzen-Fabrik!

Nicht nur alle unſere Kerzen ſind blos Beleuchtungs-Anſtalten, ſondern auch unſere Lichter, die geiſtigen Lichter ſind ſolche Beleuchtungs-Anſtalten, die Anſtalt ſteht der Beleuchtung im Licht. Wir hatten einmal ein großes, unſterbliches Licht: Shakeſpeare, darauf kamen die kritiſchen Beleuchtungs-Anſtalten, die Apollokerzen: Johnſohn, Warburton u. ſ. w. beleuchteten den Shakeſpeare; dann kamen die Millykerzen: Voß, Eſchenburg u. ſ. w. und beleuchteten dieſe Apollokerzen; dann kamen die Stearinkerzen: Tieck, Horn u. ſ. w. und beleuchteten dieſe Millykerzen; jetzt kommen noch alle kritiſchen kleinen Margarinkerzen und beleuchten wieder dieſe Kerzen; kurz, ſie haben ſeit ein paar hundert Jahren den Shakeſpeare ſo beleuchtet, daß wir ganz im Dunkeln über ihn ſind. So geht es uns auch mit unſern wirklichen Kerzen. Wenn wir ein Talglicht anzünden, ſo müſſen wir zwei Wachskerzen dazu anzünden, um zu ſehen, wie es brennt; um aber zu ſehen, wie wir das ſehen, müſſen wir vier Apollokerzen dazu anzünden. Wenn wir dieſe Lichter nun mit acht Millykerzen beleuchten, und um und um ſechzehn brennende Stearinkerzen ſtellen, um nicht im Finſtern zu tappen, dann, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, würde ich wohlmeinend gerathen haben, eine kleine Laterne mitzubringen, um dieſe Sache bei Licht betrachten zu können!

Bei den Kerzen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, gehört es zur Sitte, das *Ende* nicht zu gebrauchen, nur die gemeinen Leute benützen die *Endchen*, ſie haben kleine Lichtknechte dazu, die man „Profitchen“ nennt, aber der gute Ton erfordert, das Ende wegzugeben! So machen wir es auch mit den geiſtigen Lichtern, wenn von einem geiſtigen Lichte etwas zu ſehen iſt, das Ende wollen wir nicht; darum gehen bei jeder Vorſtellung ſo viele Menſchen vor dem Ende weg; bei ihnen heißt Profitchen umgekehrt, ſie profitiren vom Ende nicht! Beſonders kitzlich iſt eine ſolche Produktion, wenn ſie die Mittagslinie zu paſſiren hat, da muß wie bei der Stadtlinie der Geiſt an den Magen Verzehrungsſteuer abliefern, und viele Hörer denken bei dem *Leſetiſch* nur an den *Eßtiſch*.

Wirklich, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ſollte Jemand es verſuchen, vor dem Ende ſeiner Produktion, Vorleſung, Theaterſtück, Oper u. ſ. w. eine kleine Pauſe zu machen und folgende Worte an das Publikum zu richten:

„Meine hochverehrten, gütigen, liebenswürdigen Zuhörer und Zuſchauer! Mein Ende naht heran; es iſt eine der frömmſten Pflichten, das ſelige Ende eines Menſchen nicht zu ſtören; ich werde deshalb jetzt eine kleine Pauſe machen für denjenigen verehrten Theil, welcher vor dem Ende hinausgehen will, damit derjenige Theil, welcher mit Ergebung das ſelige Ende abzuwarten ſo geduldig iſt, in dieſem frommen Werke nicht geſtört werde! dafür bitte ich auch denjenigen verehrten Theil, welcher bis ans Ende zu bleiben die Güte hat, die Fortgehenden in ihrem Genuſſe nicht zu ſtören, denn im Grunde iſt das Fortgehen vor dem Ende auch ein Compliment für die Sache, es ſagt erſtens, daß die Leute der Fortgang ſehr intereſſirt, und daß ſie ſehr begierig auf den Ausgang ſind!“

Wie? Sie benützen dieſe Pauſe nicht? So zähle ich dieſe Vorleſung zu meinen gewonnenen Schlachten; ich berechne aber meinen Sieg nicht nach der Zahl derer, die ich in die Flucht geſchlagen, ſondern nach der Anzahl derer, die auf dem Platze geblieben ſind!

Ihre Güte, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hat kein undankbares Herz getroffen, fürchten Sie nichts, alle dieſe Blätter, die Sie noch da ſehen, ſind unbeſchrieben; auf dieſen Blättern rechts hielt ich eine Vorleſung zum Beſten der unglücklichen Menſchheit, auf dieſen Blättern links halte ich keine Vorleſung zum Beſten der glücklichen Menſchheit! —

Naturkraft, Jugendkraft, Willenskraft, Geiſteskraft, Liebeskraft, Glaubenskraft, Geldeskraft, Schnellkraft, Spannkraft, Federkraft, Maſchinenkraft, Menſchenkraft, Pferdekraft, Waſſerkraft, Dampfkraft, oder: Wie viel außerordentliche Kräfte bedarf jetzt der Menſch, um ganz gewiß ſtecken zu bleiben?

Durch dieſe meine Vorleſung, meine höchſtgeehrten Hörer und Hörerinnen, werden Ihnen bald einige dieſer genannten Kräfte klar werden. An der geſpannten Erwartung, die Sie hieherzog, lernen Sie die Anziehungskraft und Spannkraft; wenn ich Sie nun um dieſe Erwartung ſchnellte, ſo lernen Sie auch die Schnellkraft, und indem ich meine Vorleſung beginne, erkennen Sie auch die ungeheure Dampf- und Waſſerkraft! Dieſe Waſſerkraft entſpringt wieder aus meiner Federkraft, kraft welcher ich aus meiner Feder mit aller Pferdekraft nichts hervorbringe als Willenskraft anſtatt Geiſteskraft.

Wenn nun dieſe Vorleſung, trotz allen Dampf- und Waſſerkräften, dennoch ſtecken bleiben ſollte, ſo iſt es gut, daß Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, eben durch dieſe Vorleſung doch wenigſtens im Trocknen ſind! —

Der Menſch, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hat nie ſo viel Schwächen entwickelt, als ſeitdem er ſo viele Kräfte erfunden hat! und man kann von der neueſten Zeit ſagen, daß ſie alle ihre Kräfte dazu braucht, um alle ihre Schwächen zu Kraft zu bringen. Wir haben ſo viele Kunſtkräfte, daß alle unſere Naturforſcher aus Mangel an Naturkraft ſich blos um die Verdauungskraft bekümmern!

Naturkraft und Menſchenkraft! Da jeder Menſch eine andere Natur hat, ſo braucht die Natur für Jeden eine andere Naturkraft, und da Manche ihre Natur alle Tage zehnmal ändern, ſo muß die Natur alle Tage zehn Kräfte für ſie in Bereitſchaft halten. Wie hoch aber die Naturkraft über der Menſchenkraft ſteht, beweiſen die Prozeſſe. Wie wenig Menſchen erleben das Ende ihrer Prozeſſe, die Natur aber überlebt alle Naturprozeſſe! zum Beiſpiel der Prozeß von Alkohol mit Kalk, die Natur beendigt ihn in einem Augenblick. Wenn Alkohol und Kalk Menſchen wären, ſo würde Alkohol einen Advokaten haben und Kalk auch einen Advokaten, beide, Alkohol und Kalk, würden ſich chemiſch nicht nur ganz zerſetzen, ſondern verſetzen und auflöſen.

Die Kunſtkraft ruft Advokaten um Hilfe in der Noth an, die Naturkraft ruft in der Noth die Aerzte an. So ein wirklicher Prozeß iſt ganz wie ein Natur- oder chemiſcher Prozeß. Bei einem chemiſchen Prozeſſe heißen die Operationen: Auflöſung, Niederſchlagung, Verdampfung, ſchmelzen, ſublimiren; das iſt ganz wie bei den wirklichen Prozeſſen, während die Advokaten ſublimiren, löſen ſich die Gegenſtände auf, die Parteien werden niedergeſchlagen, die

Koſten verdampfen und das Capital ſchmilzt! Eine jede Krankheit iſt auch ein Prozeß, in welcher ſich Krankheit und Geſundheit um den Patienten ſtreiten, die Aerzte ſind die Advokaten, die der Patient als Kläger gegen die Krankheit als Geklagte zu Hilfe ruft; allein ſie irren ſich oft in der Partei, und wirken für die Beklagte; die Recepte ſind die Acten, in der Apotheke ſitzt der Reviſor, die Arzneimittel ſind die Rechtsmittel und der Tod iſt die letzte Inſtanz. Der Unterſchied iſt nur der, viele Advokaten machen einen langen Prozeß! viele Aerzte machen einen kurzen Prozeß! Das Spiel der Advokaten iſt ein Schachſpiel, je geſchickter die Advokaten, deſto länger dauert die Parthie, das Spiel der Aerzte iſt ein Billardſpiel, je geſchickter die Aerzte, deſto kürzer wird die Parthie, denn ſie ſchneiden und machen Alle in das große Eckloch der Erde.

Die ganze Größe der Naturkraft entwickelt ſich in unſern Naturdichtern, zu denen braucht man eine Roßkraft und eine ſtarke Natur. Was iſt der Unterſchied zwiſchen einem wahren Dichter und einem Naturdichter? Ein Naturdichter beſitzt ein Geſangsleben ohne Kunſtmittel, und der echte Dichter beſitzt die Geſangskunſt ohne Lebensmittel.

Naturkraft iſt gewöhnlich bei Jugendkraft, allein auch hierin, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ſind wir jetzt verkehrt, früher hatte man Jugendkraft und Altersſchwäche, jetzt ſind unſere Jünglinge ſo hinfällig und unſere Greiſe thun ſo baumſtark, daß man ſagen muß: Jugendſchwäche und Alterskraft. Gewiß iſt es, daß mehr Menſchen an Jugendſchwäche, als an Altersſchwäche ſterben.

Aber, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, man braucht auch im Alter mehr Kraft, als in der Jugend, ſo wie man am Ende der Tafel einen geſünderen Magen braucht, als am Anfange, ſo wie man am Abend mehr Stärkung braucht, als am Morgen, ſo wie man zum Schluß des Briefes mehr Energie als zum Beginne braucht, ſo wie die Krokodile im Alter immer ſtärker werden, weil ſie immer mehr Feinde bekommen, denn im Alter verläßt uns ein ſüßer Jugendfreund: der Schlaf, und im Alter verlaſſen uns die Geſpielen und Märchenerzähler unſerer Jugend: die Träume, dieſe Feenſtücke und Divertiſſements zwiſchen den erſten Stücken des Daſeins! Die Träume, dieſe Nachtſchmetterlinge um die ſchlummernde Blume der Phantaſie, das ſind die einzigen hängenden Gärten in der Wüſtenei des Schlafes. Das müßte ein entſetzlicher Menſch ſein, deſſen Auge keine Thränen, deſſen Mund kein Lächeln, deſſen Herz keine Schwäche, und deſſen Schlaf keinen Traum mehr hat. Die Träume ſind die Unterſcheidungszeichen, um das Bett von dem Grabe zu unterſcheiden. Die Träume aber ſind die Morgengabe der Jugend, der Jugend- und Einbildungskraft, ſie ſind die Eisblumen an den bunten Glasſcheiben der Geiſtes- und Liebeskraft.

Niemand, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ſchläft weniger und träumt mehr, als die Dichter und Verliebten. Die Wege von der Proſa des Lebens zu der Poeſie der Liebe, gehen alle durch den Traum, die Träume ſind die blumigen Schrittſpuren, welche der Gang der göttlichen Liebe in unſerem Herzen zurückließ, ſie ſind die Inventur der begrabenen Liebe, und ſie nehmen alle hinterlaſſenen kleinen Andenken auf einmal aus dem Erinnerungs-Reſonanzboden auf!

Dichter und Verliebte, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, träumen ganz anders, als andere Menſchen, denn die Aerzte ſagen: Träume kommen aus dem Magen, bei Dichtern und Verliebten kommen Träume aber aus einem leeren Magen, die müſſen alſo viel ätheriſcher und geiſtiger ſein, als die Träume aus einem vollen Magen. Wenn es aber Dichter und Verliebte gibt, die doch etwas ſchwerer träumen, ſo kommt es daher, weil dieſen vielleicht die Dichtkunſt und die Liebe ſelbſt in dem Magen liegt, daß ſie ihn doch voll haben! Das ſind die vier Lagen der Liebe, zuerſt liegt ſie uns in den Gedanken, dann liegt ſie uns im Herzen, dann liegt ſie uns ſo lang im Magen, bis ſie uns im Rücken liegt, das iſt die Liebeskraft!

Liebeskraft, das iſt ein ſchlechter Ausdruck, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, die Kraft der Liebe beſteht ja darin, daß ſie ſchwach iſt, die Liebe iſt wie das ſchöne Geſchlecht, ihre Stärke liegt in ihrer Schwäche!

Liebe und Dichtkunſt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ſind die Lichter, mit welchen der Menſch über das nächtlich finſtere Lebensgebirg wandelt, an Abgründen und Teufelsbrücken vorbei; ſie erhellen ihm den Weg und werfen einen wunderbaren Schein auf alle Höhen und Tiefen, der Himmel oben ſenkt ſich herab und die Tiefe unten ſteig empor. Die Dichtkunſt ſchreitet allein über dieſen Lebensalp, mit unverbundenen Augen, mit ſicherem Schritt, die Liebe aber muß immer einen Führer, ein Maulthier oder Kameel mit haben, ſie wird alle Augenblicke ſchwindlig, und in der Mitte des Wegs kehrt ſie um, und läßt ihr Kameel allein fortlaufen! —

Die Liebeskraft, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hat eine mächtige Feindin und eine mächtige Gönnerin, eine mächtige Feindin an der Geiſteskraft, und eine mächtige Gönnerin an der Einbildungskraft. Der Geiſt ſagt der Liebe, was an der Zeit iſt, und die Phantaſie auch; allein der Geiſt brummt es ihr zu, wie eine Thurmuhr, und die Phantaſie zeigt es ihr in Farben an, wie eine Blumenuhr! Die großen Geiſter, die Dichter, lieben im Buche und im Gedichte beſſer, ſtärker und inniger, als im Leben, ſie machen es wie mächtige Staaten, kleine Summen beſtreiten ſie mit baarer Münze, große Summen in Papier. Die Liebesſänger ſind wie die Opernſänger, je beſſer ſie ſingen, deſto ſchlechter agiren ſie! Ueberhaupt geht es mit der Liebe ſchon wie mit dem Lateiniſchen, ſie iſt eine todte Sprache, ſie wird nur noch geſchrieben, und ſelbſt das Herz, dieſe Dechiffrirkammer der Liebe, iſt in ſeiner Dechiffrir- und Rechenkunſt ſchon ganz irre.

Früher, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hat es in der Liebe eine Probe gegeben, wie in der Rechnung, zum Beiſpiel bei der Addition der Liebe, wenn man Herz zu Herz addirte, war die Probe eine Subtraction, man hat das Herz wieder abgezogen, um zu ſehen, wie die Rechnung ſteht; jetzt iſt die Probe bei einer ſolchen Addition nicht eine Subtraction, ſondern auch eine Addition, man addirt noch einige Herzen dazu und ſieht dann, wie's zuſammengeht!

Wir würden, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, eine große Einſicht in die eigenthümliche Naturkraft und Natur der Frauen gewinnen, wenn wir wüßten, welches Blümchen die erſte Frau im Paradieſe zuerſt pflückte, ob die zärtliche Roſe, die unſchuldige Lilie, die glühende Nelke, das ſchmachtende Vergißmeinnicht, das demüthige Veilchen oder den courmachenden Ritterſporn! — So wie es überhaupt ſehr intereſſant wäre, nähere Details von dem erſten Menſchenpaar zu wiſſen, zum Beiſpiel, ob der erſte Mann von dem erſten Bären hat brummen gelernt, oder der erſte Bär vom erſten Mann? Wir würden auch Aufſchlüſſe über Adams Treue erhalten, wenn wir wüßten, ob Eva's erſtes Schooßhündchen „Fidel“ oder „Fripon“ hieß! So wäre ich auch neugierig, von dieſem erſten Ehepaar zu wiſſen, ob er zuerſt gefragt hat: „Wie ſpät iſt ſchon,“ oder ſie: „Was iſt draußen für Wetter?“ Auch kann ich nicht begreifen, woher Adam, als er allen Thieren ihren Namen gab, und das geduldigſte aller Thiere herankam, gewußt hat, daß das ein Eſel iſt? Der Affe iſt gewiß der Apoll unter den Beſtien, nun mußte es eine komiſche Scene geweſen ſein, als der erſte Menſch und der erſte Affe ſich zum erſten Mal geſehen haben! Da hat der Menſch gewiß geglaubt, es hat ihn Jemand ins Deutſche überſetzt, und gewiß war der erſte Affe auch der erſte Hausfreund!

Die Liebe der Frauenzimmer iſt wie der Frühling, ſie beginnt mit den mildeſten Farben, mit den Schneeglöckchen, und hört oft, gerade wie der Frühling, bei den glühendſten Farben, bei den Nelken auf. Die Herzen unſerer Mädchen ſind wie neue Holzgefäße, die erſte Liebe, mit der ſie erfüllt werden, tropft und ſickert ganz durch, bis das Herz erſt verſchwellt und verquellt iſt.

Wie unterſcheidet ſich aber die Liebe der Frauen ſo zart und innig von der Liebe der Männer!

Im weiblichen Herzen iſt die Ahnung die Wahrſagerin der Liebe, im männlichen Herzen iſt es die Eitelkeit! Beim Manne iſt die Liebe das Epigramm des Herzens, bei der Frau die Lebensgeſchichte des Herzens! Die Männer bewundern das, was ſie lieben, die Frauen lieben das, was ſie bewundern! Die Frauen beſitzen die Verſtellungskunſt, die Männer die Verſtellungsnatur, und in dieſer Hinſicht iſt jede Liebſchaft eine Wiederholung des Luſtſpiels: „Kunſt und Natur!“ Die Geliebte iſt wie ein edler Baum, im Frühlinge der Liebe bringt ſie ihm die Blüte des Herzens und im Liebesherbſt die volle reife Herzensfrucht, der Liebhaber aber iſt wie die Sonne, im Frühlinge der Liebe kommt er alle Tage früher, im Herbſte der Liebe kommt er alle Tage ſpäter! Die Frauen lieben wie ſie ſpazieren gehen, blos um ſpazieren zu gehen, um des Reizes des Spazierengehens allein wegen. Männer lieben auch wie ſie ſpazieren gehen, denn die Männer gehen nur aus zwei Gründen ſpazieren, entweder um Appetit zum Eſſen zu bekommen, oder um das Gegeſſene zu verdauen, ſo lieben ſie auch, entweder um zu einer Heirath zu kommen, oder um die Heirath zu verdauen! Bei den Frauen iſt die Ehe nichts als die Fortſetzung der Liebe, aber, anſtatt in fliegenden Blättern, in Seide geheftet und zuſammengebunden; bei dem Manne iſt die Ehe nichts, als eine wohlfeilere und ordinärere Ausgabe der Liebe, auf Fließpapier, ohne illuminirte Bilder, mit eiſernen Spangen! Die Herzen der Männer ſind wie Folianten, je größer ſie ſcheinen, deſto weniger ſteht drinnen, lauter breite leere Prachtränder; die kleinſten Weiberherzen hingegen ſind wie die niedlichen Sedezbüchlein, ſo klein ſie ſcheinen, ſo viel Seiten haben ſie und ſind auf allen Seiten bis an den Rand voll gedruckt.

Die Liebe, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt die Wendeltreppe von der Erde in den Himmel, aber der Glaube iſt das Geländer an dieſer Wendeltreppe, ohne Glaubenskraft ſtürzt man gar zu bald aus ſeinem Liebeshimmel herunter!

Die Glaubenskraft, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt die einzige echte Himmelskraft, die dem gebrechlichen Leben mitgegeben wurde.

Der Geiſt, die Vernunft, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ſind die hölzernen Wegweiſer in den Himmel, ſie zeigen hin, aber ſie gehen nicht mit; die Liebe iſt der Geleitsſchein auf den Weg in den Himmel, die Tugend iſt die Thorſchließerin am Himmel, aber keiner von allen dieſen tritt mit in den Audienzſaal des Himmels, als der Glaube, der das Creditiv des Menſchen an dem Throne Gottes ſelbſt überreicht. Neben jeder Kapelle des Herzens iſt eine kleine Hölle aufgebaut, neben dem Wiſſen der Zweifel, neben der Liebe die Eiferſucht, neben der Tugend der Zorn über das Laſter, neben dem Glück der Neid, neben der Hoffnung die Furcht, neben dem Verſtand der Irrſinn, nur neben dem Glauben ſteht kein böſer Dämon, nur der Glaube wirft weder einen Schatten vor, noch hinter ſich, weil ſeine Sonne gerade über ſeinem Haupte am Himmel ſteht!

Wenn das Herz hier auf Erden alle ſeine Güter verloren hat, ſo iſt der Glaube der redliche Finder, der ſie im Himmel alle wieder findet und wieder bringt! Der Glaube iſt unſer Sonnenſchirm im Brennpunkte des Glückes, unſer Regenſchirm in dem Gewölke des Unglücks, unſer Jagdſchirm auf der wilden Jagd der Leidenſchaften, unſer Lichtſchirm vor den Strahlen der Verblendung, unſer Feuerſchirm vor der Gluth der Verzweiflung und unſer Fallſchirm an dem Luftballon hochfliegender Hoffnungen. Die Liebe bekommt in der Wiege ſchon den Todtenſchein, der Glaube erhält im Sarge erſt den Geburtsſchein! Die Glaubenskraft iſt die einzige Kraft, mit welcher wir gewiß ans Ziel der irdiſchen Eiſenbahn anlangen, wenn uns auch alle andern Kräfte, als: Liebeskraft, Jugendkraft, Geldeskraft, Geiſteskraft u. ſ. w. ſtecken laſſen!

Geldeskraft! auch keine üble Kraft, man wird ſchon ſchwach, wenn man dieſe Kraft nur hört! Im weitern Sinne der Naturlehre nimmt man an, daß jede Kraft geiſtig iſt, das heißt unſichtbar. Inſoferne iſt nun auch die Geldeskraft zur Hälfte geiſtig, das heißt, das Geld bleibt unſichtbar, aber ſeine Kraft iſt ſichtbar.

Mit dem Geld, da hat mich das Converſations-Lexikon ſchön erwiſcht, ich ſchlage nach: „Geld“, „Geldſorten“, und da ſagt mir das Converſations-Lexikon: „ſuche Geldmangel.“ Nun findet ſich der Geldmangel ungeſucht! Den Artikel hat gewiß ein Dichter geſchrieben, bei dem wirklichen Geld ſpricht er von einem „idealen Umlauf!“ und beim Geldmangel ſpricht er, er entſpringe aus der Moral! aus „moraliſchen Gründen!“ Nun gibt es beim Geld nur einen idealen Umlauf, wenn man nämlich um Geld herumläuft und keine Idee hat, woher nehmen! Der Geldmangel aber aus der Moral iſt natürlich, denn überall, wo Geld eine Fabel iſt, iſt kein Geld die Moral dieſer Fabel. Ich glaube aber, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, es entſpringt nicht viel Geldmangel aus Moral, aber es entſpringt ſehr viel Moral aus Geldmangel! Die Liebeskraft führt in dem Mädchenherzen nur die einfache Buchhalterei, die Geldeskraft die doppelte. Auf der Seite des Mädchens iſt das Soll, auf der Seite des Mannes das Haben. Die Mädchen lieben den, der ihnen nachgeht, Thränen weint, und ſeinen vollen Buſen ausſchüttet; aber ſie heirathen den, welcher bei ihnen vorfährt, Demanten weint und ſeine Bruſttaſche ausſchüttet. Amor iſt blind, darum ſieht er mit den Fingern, weil er ſtockblind iſt, will er auch ſteinreich ſein.

Es gibt kein Liebesgedicht, welches auf Mädchen mehr Eindruck macht, als das Sonett, oder Klinggedicht. Eine Herzbeutelerweiterung iſt den Frauenzimmern nicht ſo gefährlich, als eine Geldbeutelerweiterung!

Petrarca und Ernſt Schulze haben es nicht gewußt, den rechten Klang in ihre Gedichte zu bringen. Wie wirkt zum Beiſpiel folgendes Gedicht:

Soll ich die Roſe zu dir ſchicken,
Du Holde mit dem ſüßen Angeſicht?
Die Roſe könnteſt du zerpflücken,
Die Roſe, nein, die Roſe ſend' ich nicht!

Soll ich die Sterne zu dir ſenden,
Mit ihrem milden Liebeslicht?
Die Sterne könnten grell dich blenden,
Die Sterne, nein, die Sterne ſend' ich nicht!

Soll ich das Lied nun zu dir ſchicken,
Das mit dem Klang der Seele ſpricht?
Es kann doch mein Empfinden nicht ausdrücken,
Das Lied, ach nein, das ſend' ich nicht!

Soll ich dir hunderttauſend Gulden ſchicken,
Mit ihrem ſchönen, reinen Goldgewicht?
Ja, ich will dir hunderttauſend Gulden ſchicken,
Allein, mein liebes Kind, ich hab' ſie nicht!

Ein ſolches Gedicht iſt gewiß ſehr ſentimental, allein was iſt es gegen die trockne Quittung:

„Für Herz und Hand des Fräuleins ſo und ſo zahle ich dato Hochzeitstag ein Nadelgeld von jährlich zehntauſend Gulden."

Die Geldeskraft, die bringt eine Morgengabe, die Geiſteskraft aber und die Liebeskraft, die ſagen nur ſtets, wenn die Frau eine Gabe begehrt: Morgen!

Die Geldeskraft braucht eine Ausſteuer, aber bei der Geiſteskraft iſt's mit der Steuer aus! Die Geldeskraft bringt eine Mitgift, die Geiſteskraft bringt blos Gift mit, die Geldeskraft ſetzt ein Nadelgeld aus, die Geiſteskraft ſitzt auf Nadeln, wenn man von Geld ſpricht.

Die Geldeskraft iſt die Federkraft in der großen Weltenuhr. Ich meine nicht die Federkraft von Schriftſtellerfedern. Die Federkraft iſt jene Kraft der Dinge, vermöge welcher ſie nach jedem Druck und Stoß ihre vorige Lage wieder einnehmen, und dieſe Federkraft iſt namentlich den Schriftſtellern eigen: wenn Gönner und Mäcene ſie auch aus ihrer Lage reißen, ſie fallen immer wieder in ihre Lage zurück, das iſt die Elaſticität des Geiſtes! Die Federkraft beweist ſich auch als Liebeskraft, zum Beiſpiel ein Mann, welcher Straußfedern ſchenkt, iſt liebenswürdiger, — als Einer, welcher Maraboutfedern ſchenkt. Am meiſten Kraft beſitzen die Gansfedern. Jede Feder hat eine ſogenannte Seele in ſich, darum, wenn unſere jungen Herren bei der Gans keine Seele finden, tröſten ſie ſich mit der Seele, die ſie mit ihren Federn bekommen. Die Feder gehört bei dem Mann in die Hand, bei der Frau auf den Kopf, bei dem Manne hinter's Ohr, bei der Frau auf das Ohr.

Der Menſch, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ſollte gar nie an einer Gans vorübergehen, ohne den Hut abzunehmen und zu ſagen: „ich empfehle mich Ihnen gehorſamſt!“ In jeder lebendigen Gans ſteckt eine große Autographenſammlung, in jedem Gänſeflügel ſteckt der nächſte Zeitgeiſt, und eine gebratene Gans iſt doch nichts, als die Witwe von verſchiedenen Schriftſtellern!

Die Frauen haben jetzt mehr als je ſich in der Federkraft verſucht, ſie ſchreiben faſt Alle, das ſchadet nichts, ſie laſſen's auch drucken, das ſchadet auch nichts, ſie laſſen ſich auch recenſiren, das ſchadet auch nichts, aber ſie leſen auch, was ſie geſchrieben haben, und da ſie nur ſchreiben, was ſie geleſen haben, ſo ſchadet's nichts, wenn ſie wieder leſen, was ſie geſchrieben haben! Im Grunde, ſagt man, iſt es ungerecht, daß man gegen das Schriftſtellern der Frauen ſo eifert. Es gibt ſo viele Frauen, die ſich ihre Hauben ſelbſt machen, andere, die ſich ihre Kleider ſelbſt machen, wieder andere, die ſich ihre Chemiſetten ſelbſt machen, warum ſoll es nicht auch Frauen geben, die ſich ihre Makulatur ſelbſt machen?! Mit dieſer Federkraft haben die Frauen mehr als Menſchenkraft!

Menſchenkraft, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! Man braucht zu den jetzigen Menſchen unmenſchliche Kraft! Der Menſch wird von lauter Schwachheiten großgezogen! Wie an einem einzigen Druckfehler vier Menſchen arbeiten müſſen: der Schriftſteller, der Abſchreiber, der Setzer und der Corrector, ſo müſſen an jedem Menſchen vier Dinge arbeiten, bis er ſeine Menſchenkraft erprobt, ob ſie nicht ſtecken bleibt: die Jugend, das Alter, das Glück und das Unglück! Die Jugend, das Kinderhäubchen des Lebens, das Alter, die Trauerſchleppe des Lebens, das Glück, das Ballkleid des Lebens, und das Unglück, der

Haus- und Schlafrock des Lebens. Der Tod, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hat blos eine Senſe, mit dieſer mäht er die Zeit auf einmal ab, aber das Unglück hat eine Sichel und ſie mäht jede Minute des Lebens und jeden Halm der Menſchenkraft einzeln und nach und nach ab!

Jedes Glück kommt allein und auf einen Sprung, aber jedes Unglück kommt mit Ober- und Untergewehr, und bringt einen langen Einquartierungszettel mit, und ein paar Kameraden, die es auch eingeladen hat! In dem Leben, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt es umgekehrt, wie in der Mythologie; in der Mythologie gehen die Glücksgötter und die Grazien zuſammen, und die Dämonen allein, im Leben wandern die heitern Götter allein und die Dämonen ſchaarenweiſe. Das Schickſal ſucht ſich die Menſchen nicht aus, wenn es ſeine Süßigkeiten bietet, es füttert die Kanarienvögel und die Elephanten mit Zucker, aber es ſucht ſich die zarteſten Herzen, die weichſten Herzen, die feinſten Gefühlsfäden, die empfindſamſte Bruſt aus, wenn es ſeine Bitterkeiten bietet, wie das Gallus-Inſekt ſich nur an die zarteſten Blätter anſetzt!

Und dennoch ſind im Glücke ſchon edlere Menſchenkräfte untergegangen, als im Unglück, ſo wie auf dem Waſſer ſchon mehr Menſchen verdurſtet ſind, als auf der Erde! Der Glückliche findet ſich in den Himmel, der Unglückliche findet ſeinen Himmel in ſich! Der Unglückliche, der zu ſeiner Menſchenkraft die Glaubenskraft paart, ſieht überall den Himmel wie die Sonne, im Meer, im Strom, in der Wolke, im Regenbogen, im gebrochenen Augapfel und in der brennenden Thräne!

Ja, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, die zerſchlitzten Lebenshimmel ſind die ſchönſten, die zerriſſenen Herzen wie die zerriſſenſten Trauben die vollſten, und das ſtürmiſchſte Leben wie die ſtürmiſche See am erhabenſten. Ja, Menſchenkraft, Liebeskraft, Glaubenskraft und Geldeskraft wird nur im Unglück erprobt! Im Glück iſt keine Roſe ohne Dornen, aber im Unglück kein Dorn ohne Roſe! In dem Sonnenſchein des Glückes bekommt jedes Gefühl-Fenſterchen im menſchlichen Herzen hölzerne Läden aus Unglauben von außen, und finſtere Rouleaux aus Selbſtſucht von innen; im Unglück aber macht die Bruſt alle Thüren und Fenſter auf zum Durchzuge des höhern Strahles, zur Aufnahme des reinen Lichtes! Die glücklichen Menſchen ſetzen ihre Glückslichter nur auf, wie die Schiffe bei Nacht, daß ſie nicht aneinander gerathen ſollen, die Unglücklichen hingegen ſtecken ihre Zeichen auf, wie die Perlenfiſcher, daß ſie ſich zuſammenhalten und finden, wenn's Noth thut!

Ja, im Unglücke beweist ſich Liebeskraft und Glaubenskraft; und die Geldeskraft? Ja, die Geldeskraft beſteht ja eben darin, daß ſie die Glaubensartikel als Handelsartikel betrachtet und die Liebesdienſte als Sklavendienſte!

Wenn das Geld lange bei den Menſchen iſt, wird das Geld zum Menſchen, und der Menſch zum Gelde! Es iſt ſonderbar, die meiſten Narrenhäuſer ſind da, wo die meiſte Vernunft iſt, die größte Sklaverei iſt da, wo die Zeitungen die meiſte Freiheit haben, und die größte Geldſchwäche iſt da, wo die meiſten Geldkräfte ſind! So wie die Herren der Zeit oft die Sklaven der Minute ſind, ſo ſind die Herren von Millionen oft die Sklaven von Einem Kreuzer! Ja, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ein Laſter wird bald ausgerottet ſein, der Undank, man gibt keine Gelegenheit dazu! Die Geldeskraft, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, macht alle andern Kräfte zu Waſſer und zu Dampf, oder zu Waſſerkraft und Dampfkraft. Menſchen und Waſſer, wenn ſie ſich über Gebühr ausdehnen und breit machen, entwickeln Dampf, und dieſer Dampf iſt jetzt die Kraft, mit welcher man der Geiſteskraft, der Menſchenkraft, der Pferdekraft und allen andern Kräften zeigt, auf welchem einfachen Mechanismus die Kunſt beruht: ſtecken zu bleiben. Man braucht jetzt kein anderes Motiv, zu reiſen, und kein anderes, ſtecken zu bleiben, als ein Loco-Motiv. Warum heiß es Locomotiv? Weil dieſe Maſchine immer ein Motiv findet, nur in Loco zu bleiben!

Auf der großen Eiſenbahn vom Leben zum Tode heißt jetzt das neueſte Locomotiv: Waſſer! Der Tod iſt ein großer Müller, der die Menſchen alle einſackt, und die Hydropathie iſt Waſſer auf ſeiner Mühle! Eine ſolche Waſſercur iſt gerade wie ein modernes lyriſches Gedicht, im Anfang wird man ganz heiß, man geräth in eine ſentimentale Transpiration, und am Ende wird man wie mit kaltem Waſſer übergoſſen! Es gibt Fälle, in welchen das

Waſſer Wunder wirkt, das ſind die ſeltenen Waſſerfälle der Natur, die ſich alle unter die Erde verlieren!

Viele Menſchen haben jetzt nichts als Waſſer im Kopf, und ſie ſind nicht ſicher, daß bei großer Kälte das Waſſer gefriert, und bedenken Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, das ſonderbare Gefühl, wenn man mit einem Eisſtoß im Kopf herumgeht! da ſind die Gedanken ſchön eingefroren, und wenn im Frühjahr der Eisſtoß im Kopf aufgeht, iſt wieder große Waſſernoth!

Jeder Staat, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hat ſein Waſſerregal, das Recht, alle ſtehenden und fließenden Waſſer im Lande für den Fiscus zu benützen; welches Regal bezieht der Staat vom Waſſer im Kopfe? Freilich iſt ſchon das ein Regal, daß da, wo Waſſer iſt, keine Gedanken ſind, allein, in ſo einem Waſſerkopf können doch Schleußen, Mühlen angelegt werden, und wenn auch das nicht, ſo kann er doch zum Stockfiſchfange dienen.

Der Himmel und die Aerzte arbeiten ſich in die Hände; der Himmel hat aus der Erde den Menſchen gemacht, der Arzt macht den Menſchen wieder zur Erde, die der Himmel wieder zu Menſchen macht; alle mißlungenen Curen kommen nur daher, weil die Aerzte manchmal nicht wiſſen, aus welcher Erde der Himmel gerade dieſen Menſchen gemacht hat, und ſie behandeln zum Beiſpiel einen Menſchen, den der Himmel aus Kieſelerde gemacht hat, wie einen Menſchen, der aus Talkerde gemacht worden iſt. — Die Hydropathen aber ſagen ſo: der Menſch iſt aus der

Erde gekommen, die Erde iſt aus dem Waſſer gekommen, ſo ſoll der Menſch wieder durch's Waſſer zu Erde werden!

Sie wünſchen wahrſcheinlich, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß auch dieſes Waſſer ſchon verlaufen wäre, allein ich wollte Ihnen einen Beweis von der verheerenden Kraft des Waſſers geben, ſogleich ſoll bei dieſem Waſſer das laufende zu einem ſtehenden werden. Nun bleibt uns noch Eine Kraft, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, die „Gähn- und Nies-Kraft!“ Wenn ein Menſch auch in gar nichts originell iſt, ſo iſt er's doch in der Art und Weiſe, wie er gähnt und niest! Das Nieſen iſt das manu propria der Naſe! Ich will, wenn ich Jemanden nieſen höre, ſogleich wiſſen, wie viel Geld er in der Taſche hat! Ein Millionär niest wie ein Donnerwetter, ein armer Schlucker niest wie ein Eichkätzchen. Ein reicher Mann bekommt auf ſein Nieſen ſogleich von der ganzen Welt baare Bezahlung: „zur Geſundheit!“ Wenn ein armer Mann niest, bekommt er blos eine Anweiſung: „Helf' Gott!“ „Zur Geſundheit“ ſollte man einem armen Mann auch nie ſagen, denn zur Geſundheit braucht man gerade Alles das, was ein armer Mann nicht hat. Manche Männer haben wahre Pianoforte-Naſen, auf dem rechten Flügel nieſen ſie Discant, auf dem andern Baß, ſie nieſen mit einer übermenſchlichen Kraft, es ſind die Lißt's auf den Naſen! Die Frauen nieſen alle Adagio, aber man ſieht's ihnen lange früher an, ihre Naſe macht erſt fünf Minuten Toilette! Das Nieſen entſteht von dem Reiz, den ein

Gegenſtand auf unſere Augen hervorbringt; wenn ein Frauenzimmer alſo in unſerer Gegenwart nieſt, ſo ſpricht ihre Liebe durch die Naſe. Die Gähnkraft, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, beruht auf Sympathie: auf der Wechſelwirkung verſchiedener Organe; wenn ich zum Beiſpiel, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, mit meiner Vorleſung noch lange fortfahre, ſo dürften mir die Beweiſe Ihrer ſchmeichelhaften Sympathie nicht ausbleiben, und wenn ich noch lange fortfahren würde, würden Sie auch fortfahren.

Ich will alſo alle Kräfte anſpannen und dann gewiß für immer ſtecken bleiben!

Die Jugendkraft mit ihrem friſchen Lebenskranze
Entflieht mit ihrem ſüßen Wonneſein,
Das Lebensfrühroth, das mit mildem Glanze
Und mit des Frühlings ſüßem Blumenſchein
Uns einlud zu der Jahre buntem Tanze,
Und zu der Horen leichtgeſchlung'nen Reih'n,
Entflieht, uns bleibt ein Aſt verblühter Bäume,
Ein mattes Nachſpiel gold'ner Morgenträume!

Die Liebeskraft, des Herzens ungelöſte Frage,
Des Daſeins honigſüße Bitterkeit,
Des Lebens Märchen und des Herzens Sage,
Des Fühlens duftgefüllte Blütenzeit,
Das Leid voll Luſt, die Luſt voll Klage,
Der Seele ſterngeſticktes Aetherkleid,
Entflieht, uns bleibt die ſaitenloſe Leier,
Ein weinend Herz, gehüllt in Witwenſchleier!

Die Geiſteskraft, die höchſte Göttergabe,
   Der Funken, den der Menſch vom Himmel ſtahl,
Das Goldband an dem Erdenpilgerſtabe,
   Der Nachtbeſuch aus hohem Sternenſaal,
Die Blume an dem öden Daſeinsgrabe,
   Das holde Echo in dem engen Lebensthal,
Entflieht, uns bleibt ein Reſt von dürren Garben,
Aus dem geſchieden iſt der Reiz von Duft und Farben!

Die Hoffnungskraft auch, dies Geſchenk von Göttern,
   Der Regenbogen auf des Schickſals ſchwarzem Grund,
Das Gaukelkind mit ſeinen Lotosblättern,
   Der Zukunft troſtbegabter Göttermund,
Das Feendach in allen Lebenswettern,
   Das Märchen-Lied zu jeder ſtillen Stund',
Entflieht, uns bleibt ein Holzgerüſt im Dunkeln,
Auf dem das Feuerwerk will nicht mehr funkeln!

Die Glaubenskraft allein, der fromme Glaube,
   Des öden Daſeins einz'ger Himmelsboth',
Des Erdengartens ſtille Edenlaube,
   Des ew'gen Tag's dieſſeitig Morgenroth,
Des Herrenweinberg's allerſchönſte Traube,
   Des Lebens-Abendmahles Wein und Brot,
Der Glaub' allein bleibt uns auf unſern Pfaden,
Durch's ſchwarze Thor in's Morgenland der Gnaden!

Die ſieben alten Weiſen als ſieben moderne Narren.

Gehalten zum Beſten „der grauen Schweſtern“ im Joſefſtädter-Theater.

Die Weisheit, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, beſteht im Schweigen und Wiſſen. Wenn ich nun ſchweigen wollte, ſo würden Sie wiſſen, daß ich ein — Weiſer bin. Ein Weiſer iſt Jemand, der Einem etwas weist. Ein Weltweiſer iſt wie ein Wegweiſer. Der Wegweiſer ſagt: „Das iſt der Weg!“ ohne daß er ihn ſelbſt geht; ein Weltweiſer ſagt: „Das iſt die Welt!“ er ſelbſt aber hat gar keine Welt. — Ein Weltweiſer iſt wie ein Uhrweiſer, er will der ganzen Welt weiſen, was an der Zeit iſt, wenn es aber um und um kommt, ſo ſteht er auf demſelben Punkt, von dem er ausgegangen.

Die Weisheit beſteht aus: Weltweisheit, Schulweisheit und Lebensweisheit. Früher ging die Welt in die Schule des Lebens, jetzt ſucht das Leben die Welt in der Schule, darum tritt man aus der Schule ohne Welt in das Leben.

Die Griechen waren die erſten Philoſophen der Welt, ſie konnten es auch leichter werden, als die Deutſchen, denn ſie brauchten weder griechiſch noch deutſch zu lernen.

Früher, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ging die ſtudirende Jugend aus ſchweren Prüfungen über in die Philoſophie, jetzt geht unſere ſtudirende Jugend aus der Philoſophie zu ſchweren Prüfungen über. In Griechenland wurden Philoſophie und Medicin verſchmolzen, bei uns ſind ſie getrennt; die Philoſophie bebauet den Acker Gottes, die Medicin den Gottes-Acker. Die Philoſophie und die Medicin drücken dasſelbe in verſchiedenen Worten aus. Die Philoſophie ſagt: der Menſch ſoll nur nicht viel ausgeben; die Medicin ſagt: der Menſch ſoll nur viel einnehmen.

Der Tod ſchreibt zweimal an den Menſchen, einmal durch die Philoſophie, um ihn auf ſeine Ankunft vorzubereiten, aber er beſtimmt weder den Weg noch die Stunde der Ankunft, ſondern ſchreibt: „Das Nähere werde ich Dir durch die Medicin melden!“ dann ſchreibt er durch die Medicin, und beſtimmt die Zeit und die Art der Ankunft, ob er auf der Achſe kommt, das heißt auf der Achſe, um die ſich die Medicin dreht, nämlich die Apotheke, oder, ob er zu Waſſer kommt, nämlich durch die — Hydropathie.

Jeder Schmerz im Menſchen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, wird auf dreierlei Weiſe curirt, allopathiſch, hydropathiſch und homöopathiſch; allopathiſch durch — Geſellſchaft, hydropathiſch durch — Thränen, homöopathiſch durch — Einſamkeit. Die Einſamkeit iſt die Homöopathie des Geiſtes und des Herzens. Eine große Geſellſchaft iſt wie eine allopathiſche Apotheke; man findet in ihr von allen Mitteln ſehr viel, nur von den — Geiſtern ſehr wenig.

Die Philoſophie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt ein Frauenzimmer, wenn ſie keinen Grund mehr anzugeben weiß, fällt ſie in — Ohnmacht. Die Philoſophen bewegen ſich in einem ewigen Zirkel, und dennoch, wenn ſie in einen ordentlichen Zirkel kommen, ſo wiſſen ſie ſich nicht zu bewegen, ſondern ſie verſtecken ſich da in alle vier Winkel, und ſuchen ſo die Quadratur des Zirkels. Die Weiſen ſuchen die Wahrheit, die Narren reden die Wahrheit, wer iſt nun mehr Narr? Der Weiſe, der etwas ſucht, das jeder Narr ausplaudert, oder der Narr, der das ausplaudert, was die Weiſen verſchweigen? Sind die Weiſen nicht rechte Narren, daß ſie etwas ſuchen, bei dem der redliche Finder beſtraft, oder gebeten wird, es für ſich zu behalten? Wenn die griechiſchen Weiſen jetzt lebten, wir würden ſie Alle für Narren halten. Wenn jetzt zum Beiſpiel Diogenes mit einer Laterne herumginge, um einen Menſchen zu ſuchen, ſo würde man ihn, unnützen Lebenswandels wegen, auf dem Schub fortſchicken. Im neunzehnten Jahrhundert fand man nur einen Menſchen — Kaspar Hauſer. — Diogenes hat ſeine Weisheit alle Tage aus demſelben Faſſe gezapft, unſere Philoſophen zapfen alle Tage aus einem andern Faß. Unſere Philoſophen philoſophiren folgendermaßen: „Die Weisheit ſucht die Wahrheit, die Wahrheit liegt im Wein, der Wein liegt im Faß, das Faß liegt im Keller, folglich muß man die Philoſophie aus dem Keller holen. Es iſt ſonderbar, unſere Philoſophen holen vom Wein und von der Wahrheit immer nur eine Halbe, und bekommen von beiden doch am Ende im gleichen Maße nur einen Nebel. Die Heidelberger-Philoſophie iſt deshalb ſo groß, weil das Heidelberger-Faß ſo groß iſt. Darum ſind unſere Kellner wahre Philoſophen, denn die Philoſophen verlangen von den Menſchen immer mehr, als ſie eigentlich ſchuldig ſind.

Es iſt ſonderbar, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, mit unſeren Philoſophen, ſie ſuchen in jedem Felde neue Wahrheiten, aber immer im alten Weine, und nur in einem Felde ſuchen ſie die alte Wahrheit im neuen Wein, nämlich im heurigen, im Lerchenfeld.

Der Weiſe Bias, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, war zu ſeiner Zeit auch kein Narr, er hatte zwei Sprüche, nämlich: „Lebe in beſtändiger Todesfurcht,“ und: „Von deinem Freunde borge ſo ſpät als möglich Geld!“ Herr Bias macht ſich lächerlich, ſeine beiden Sprüche heben ſich gegenſeitig auf, denn eben weil man alle Augenblick fürchten muß, jetzt ſtirbt mein Freund, muß man ſich ſo ſchnell wie möglich Geld von ihm ausleihen.

Es gibt nur eine große Schule des Schweigens, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, den Tod, es gibt nur eine große Schule der Beredſamkeit: das Schuldenmachen, und es gibt nur eine große Schule der Selbſtverläugnung, das Schulden bezahlen, denn da läßt man ſich alle Augenblicke ſelbſt verläugnen. Von den Todten ſoll man nichts als Gutes reden. Den berühmten Menſchen gönnt man nur deshalb ewiges Leben, damit man ihnen nie etwas Gutes nachzuſagen brauche. Das Lob, der Ruhm und die Anerkennung, ſind die

Penſionen des Talentes, aber es iſt mit ihnen umgekehrt, wie mit andern Penſionen, man genießt ſie ſelten im Vaterlande.

Die Philoſophie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ſagt, man ſoll den Blick zur Erde ſenken, das iſt aber das Unglück im Leben. Wenn der Menſch den Blick nur zum Himmel erheben würde, ſo würde er bei jedem Todtenfalle erſehen, daß ſich die Erde unter uns nie öffnet, ohne daß ſich auch der Himmel über uns öffnet.

Es iſt keine Kunſt, den Ball gegen den Himmel zu werfen, aber es iſt eine Kunſt, ihn aufzufangen, bevor er zur Erde fällt. Es iſt kein Verdienſt, den Blick gegen den Himmel zu werfen, aber es iſt ein Verdienſt, wenn der Himmel dieſen Blick zurückweiſt, dieſen Blick nicht in die Hölle fallen zu laſſen. —

Der weiſe Periander ſagt: Zwei Dinge ſind ſchwer: „Geheimniß bewahren, und Frau bewahren!“ Periander war auch nicht recht geſcheidt, ſonſt würde er geſagt haben: „Bewahre das Geheimniß vor der Frau, ſo iſt es wohl bewahrt!“ aber wie man ein Geheimniß vor einer Frau bewahrt, das eben iſt das große Geheimniß, und warum uns der weiſe Periander dieſes Geheimniß verſchwieg, das iſt kein Geheimniß! —

Wenn Jemand von etwas ſagt: „Das kann ich nicht ſagen!“ ſo fängt er ſchon an, es zu ſagen; wenn Jemand ſagt: „Das kann ich nicht glauben,“ fängt er ſchon an, es zu glauben, und wenn Jemand ſagt: „Ich beſitze eine

Geliebte, ich beſitze ein Geheimniß!" der hat beide ſchon halb verrathen. — Wer ein Frauenzimmer gewinnen will, der ſage ihr nur: „In mir liegt ein großes Geheimniß, ich bin bloß ſein Futteral, aber ich gebe das Geheimniß ohne Futteral nicht her." — Dann nimmt das Frauenzimmer wegen des Geheimniſſes auch das Futteral. Die Frauen machen gerne aus ihrem Herzen ein Geheimniß, die Männer machen gerne aus ihrem Magen ein Geheimniß. Jede Frau will haben, daß der Mann ihr Herz errathen ſoll, jeder Mann will haben, daß die Frau ſeinen Magen errathen ſoll. Jeder Blick des Mannes ſoll ſagen: „Herz, mein Herz, was willſt du haben?" jeder Blick der Frau ſoll ſagen: „Magen, mein Magen, was willſt du haben?" Auch im Errathen unterſcheiden ſich die Frauen zu ihrem Vortheil von den Männern. Die Männer errathen die Menſchen nur, wenn ſie ſie haſſen, die Frauen, wenn ſie ſie lieben. Unſere Männer machen es mit den Frauen, wie die Recenſenten mit den Büchern; ſie beurtheilen ſie, ohne ſie zu kennen; die Frauen machen es mit den Männern auch wie mit den Büchern, ſie überſchlagen das ganze Buch, und wollen blos ſehen, wie die Sache ausgeht. Im Herzen der Frauen iſt die Liebe Hausfrau, ſie wird nicht geſteigert und bleibt wohnen, im Herzen der Männer wohnt die Liebe zur Miethe, ſie ſteigern ſie ſo lange, bis ſie ganz auszieht. — Die Männerherzen ſind wie große Armeen, wenn ſie vorwärts marſchiren und im Siege begriffen ſind, werfen ſie ſich nur auf Hauptplätze und große Feſtungen, wenn ſie im Rückzuge begriffen ſind, nehmen ſie jeden Gänſeſtall mit. Unſere liebenden Jünglinge ſind wie die Brathühner; wenn ſie ſo recht gebraten ſind, ſo tragen ſie auswendig unter einem Flügel den Magen, und unter dem andern das Herz und die Leber; inwendig aber ſind ſie leer.

Die Männer ſind ſelbſt in der Liebe ein Bischen grob, die Frauen ſind ſelbſt im Haſſe artig. Ein Frauenzimmer iſt wie ein Brief, wenn ein Brief auch noch ſo grob iſt, ſo fängt er mit einem Compliment an, und hört mit einem Compliment auf. Wenn das ganze Frauenzimmer auch ſonſt gar nichts von uns wiſſen will, den Kopf und den Fuß zeigt ſie uns immer gerne von der ſchönſten Seite. Die Ehe ſelbſt betrachten die Frauen als das letzte Avancement der Liebe, bei den Männern hingegen wird in der Ehe die Liebe blos mit erhöhtem Charakter in Ruheſtand geſetzt. Was die Männer an den Flitterwochen abgekürzt haben, das haben ſie an den Flegeljahren zugelegt. Jede Parthie iſt vor der Heirath eine einfache Parthie, nach der Heirath wird eine Parthie à la guerre daraus. Bei dieſer Parthie gewinnt aber der, der ſich am erſten verlauft. Es gibt Mädchen, gegen die das Schickſal nun einmal durchaus Parthie genommen hat; wollen ſie eine Landparthie machen, ſo regnet es, wollen ſie eine Schlittenparthie machen, ſo thaut es, wollen ſie eine Whiſtparthie und eine Parthie überhaupt machen, fehlt ihnen der Mann und Strohmann; aus Ueberdruß ergreifen ſie endlich die eigene Parthie, und machen alle zuſammen eine Contre-Parthie gegen das Schickſal und gegen die Männer, das heißt gegen ihre Schickſalsmänner und gegen ihr Männerſchickſal. Die Ehe iſt das Grab der Liebe, ſagt man, das iſt ganz richtig, denn Jeder bekommt ſogleich ſein Kreuz, allein auf dieſem Grabe kann man nicht leſen: „hier ruhen ſie!“

Gegen die häuslichen Leiden der Frauen gibt es keine heilenden, aber doch ſchmerzſtillende Tropfen: die Thränen, und gegen die häuslichen Leiden der Männer gibt es nur ein großes Heil- und Linderungspflaſter, das — Straßenpflaſter. —

Ein anderer Weiſer, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, Pittakus, ſagt: „Handle recht, und ſchließe mit der Zeit ab!“ Wenn der weiſe Pittakus auf die Börſe gegangen wäre, ſo würde er geſehen haben, daß der nicht recht handelt, der auf Zeit abſchließt. — Allein Pittakus ging nicht auf die Börſe, und darum allein war er ſchon der weiſe Pittakus.

Die griechiſche Weisheit beſtand in „viel Wiſſen und wenig Handeln!“ unſere Weisheit beſteht darin: „von Nichts wiſſen, und mit Allem handeln! — Die ganze Welt ſcheint jetzt aus der Schule des Ariſtoteles zu kommen, denn der weiſe Ariſtoteles lehrt: „Die höchſte Blüte der menſchlichen Vernunft iſt die Spekulation.“

Pittakus, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hat gut ſagen: „Schließe mit der Zeit ab!“ denn zu ſeiner Zeit hat es noch keinen Zeitgeiſt gegeben, jetzt aber hat jeder Tag vier und zwanzig Stunden und vier und zwanzig Zeitgeiſte, und der Geiſt läßt ſich nicht abſchließen. Die Zeit wird jetzt nicht von der Mutter: „Weisheit,“ ſondern vom Papa: „Geiſt“ erzogen, und man weiß, daß Töchter, die von Vätern erzogen werden, ſelten gut erzogen ſind.

Die Zeit iſt die Curioſitäten-Kammer des Lebens: die Vergangenheit iſt das — Naturalienkabinet, in ihm ſtehen die verſteinerte Geſchichte, die ausgeſtopften Erfahrungen, und die Skelete großer Thaten. Die Gegenwart iſt die Camera obscura unſerer Wünſche und Hoffnungen, und die Zukunft iſt das Schattenſpiel der Phantaſie. Es gibt eine beſtimmte und eine unbeſtimmte Zeit, einen beſtimmten und einen unbeſtimmten Geiſt, das Unglück bei unſerem Zeitgeiſte aber iſt, daß immer zu beſtimmten Zeiten ein unbeſtimmter Geiſt das Wort führen will! —

Ein anderer Weiſer, Thales, hat zwei Sprüche: „Kenne dich ſelbſt,“ und „ich trage Alles bei mir!“ Wenn man Alles bei ſich trägt, kann man ſich leicht kennen lernen, denn dann trägt man auch ſein Ich bei ſich. Bei uns aber iſt unſer Ich ſehr oft zertheilt, ein Theil von unſerem Ich haben wir zu Haus in Bankactien liegen, ein anderes Stück von unſerem Ich liegt in der Sparkaſſe, noch ein Theil von unſerem Ich wird erſt drei Monat nach dato zahlbar, wie ſollen wir da unſer Ich kennen lernen?

Wenn wir die geſprochenen Worte ſehen könnten, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ſo würden wir ſehen, daß jeder Menſch das Ich mit einem großen I ausſpricht, und das Du mit einem kleinen D. Ueberhaupt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, wenn man zu Jemand ſo recht vom Herzen Du ſagt, ſo macht man ſein Ich fett, wer aber ſo recht vom Herzen Ich ſagt, der läßt das Du verhungern. —

Ein anderer Weiſer — Solon ſagt: „Man lobe Niemand ſeines Reichthums halber.“ Herr Solon wird erlauben, daß ihn die Journaliſten etwas auslachen.

Die Deviſe der Journaliſten iſt: „Lobe Jeden des Reichthums halber!“ nicht ſo ſehr, weil er reich iſt, ſondern damit ſie reich werden. Im Grunde aber loben unſere Journaliſten gewiß nicht des Reichthums halber, denn ſie loben ja am meiſten ſich ſelbſt. Die Journale gleichen darin den Uhren, daß ſie meiſtens repetiren, allein bei den Uhren erkennt man an ihrem Picken, daß ſie gehen; wenn aber die Journale unter einander zu picken anfangen, ſo iſt das ein Zeichen, daß ſie nicht gehen.

An Nichts exiſtirt jetzt ein ſolcher Reichthum, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, als an — Witz, und man kann annehmen, daß in einer Geſellſchaft von acht Perſonen, neun Klavier ſpielen und zehn witzig ſind. Wenn Einer aber wirklich witzig iſt, ſo werden alle ſchlechten Witze auf ſeine Firma gemacht, es geht ihm mit dem Witz wie Maria Farina in Köln mit dem Kölnerwaſſer, wo nur ſchlechte Kölnerwaſſer gemacht werden, hat ſie alle Maria Farina gemacht!

Der Witz aber iſt oft ein ſehr nöthiges Lebenselement, zum Beiſpiel in der Ehe, denn der Witz beſteht in der Kunſt, zwei widerſprechende Gegenſtände zu vergleichen. Das Unglück in dem Witz der Ehe iſt nur das, daß bei den Frauen der Witz kommt, wenn der Mann ausgeht, und bei dem Manne der Witz ausgeht, wenn die Frau kommt. Die meiſten Journaliſten und Kritiker, die witzig ſein wollen, vergeſſen, daß der Witz blos eine Schlittenpeitſche iſt zum Knallen, und keine Fuhrmannspeitſche zum — Zuſchlagen. Viele Journaliſten und Recenſenten ſind wie die Kakadus, ſie ziehen die Klaue ein, wenn ſie gefüttert werden, und drücken ein Auge zu, wenn ſie zu trinken bekommen. Die witzigen Recenſenten ſind wie die Mädchen, ſie lachen blos, um zu zeigen, daß ſie Zähne haben, ſie beißen aber nur dann, wenn ſie nichts zu beißen haben. In der Kritik iſt es umgekehrt, wie in der Medicin. In der Medicin erregt die Ochſengalle den Hunger, in der Kritik erregt der Hunger die Ochſengalle. Viele Kritiker betrachten die Künſtler wie Schafe, ſie geben ihnen ſtatt Futter — Salz, und dennoch behandeln ſie ſie auch umgekehrt wie die Schafe, denn, wenn man die Schafe ſcheren will, wäſcht man ſie erſt, wenn die Kritiker die Künſtler ſcheren wollen, ſo waſchen ſie ſie gar nicht. Ein guter Satyriker überhaupt iſt wie ein gutes Tranchirmeſſer, je ſchärfer ſeine Schneide iſt, deſto breiter muß ſein Rücken ſein!

Der wahrhaft Witzige muß ſein wie das Weltmeer, wenn er lacht, müſſen ſich die goldenen Sterne in ihm abſpiegeln, und wenn er ſtürmt, muß er ſeine Wogen gegen den Himmel tragen. Leider gleichen Viele nur darin dem Weltmeere, daß ſie blos wäſſerig und geſalzen ſind.

Das Weltmeer bringt uns noch zu einem Weltweiſen, zu Cleobulus. Cleobulus ſagt: „Das Meer iſt falſch, die

Erde treulos, auf den Himmel bau'!" Cleobulus würde von unſern Baumeiſtern ſchön ausgelacht werden! Alle Menſchen bauen auf der Erde, und wie wenige bauen auf den Himmel, und das mit Recht, denn die Einwohner auf der Erde nehmen zu, die Einwohner in dem Himmel nehmen ab, und ich glaube gewiß, es ſtehen im Himmel jetzt viele Quartiere leer. Der Menſch baut lieber auf die Erde, weil er da gleich Geld darauf geliehen kommt, der Himmel aber beſchenkt, bezahlt den Menſchen, aber er borgt ihm nichts.

Auf die Erde zu bauen, iſt bei den meiſten Menſchen jetzt Grundſatz geworden, das heißt, wie ſie einen Grund haben, nehmen ſie auf den erſten Satz — Geld auf.

Wie viel wohlfeiler, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt es, auf den Himmel zu bauen, als auf die Erde, denn der Himmel ſchenkt uns nicht nur den Baugrund, ſondern er hat uns auch alle Baumateriale freigegeben. Dieſe Baumateriale ſind: Tugend, Religion, Liebe, Dankbarkeit, Hoffnung, Vertrauen u. ſ. w. In uns und in unſerm Innern befinden ſich die Werkſtätten, die Ziegelhütten und Brennöfen zu all dieſen Baumaterialien: Glaube, Tugend, Hoffnung, Liebe, Dankbarkeit! Der Glaube iſt der Grund des Gebäudes, je tiefer er in uns gegraben iſt, deſto feſter ſtehen die Pfeiler. Die Tugend iſt ganz allein die Kariatyde, auf deren Schultern das Gebäude ruht. Das Laſter hat Hilfstruppen im Menſchen: Blut, Begierde, Nerven, Sinne, die Tugend kämpft ganz allein gegen die Ueberzahl, darum iſt es edel von uns, die Partei des Einzelnen gegen die Ueberzahl zu ergreifen.

Der Haß im menſchlichen Herzen iſt ein Diſtelkopf, er ſticht ſelbſt mit der Blüte; die Liebe hingegen iſt die Roſe, ſelbſt zerpflückt und gepreßt, gibt ſie duftendes Oel.

Die Hoffnung, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt der Dorfjahrmarkt des menſchlichen Lebens, es kommen eben ſo viele Bettler hin, als Vornehme, allein nur die Bettler berauſchen ſich, die Vornehmen gehen nüchtern von dannen.

Die Wohlthätigkeit im menſchlichen Herzen iſt wie die ſegensreiche, herrliche, allwaltende Natur, ihre edelſten Werke ſchafft ſie geheim, ihre Heilquellen erzeugt ſie im tiefſten Buſen, ihre funkelnden Steine ſchafft ſie in der Nacht der Erde. So erzeugt die menſchliche Wohlthätigkeit gerne ſtill und geheim ihre Segensquellen und ihre geweinten Demanten des Dankes.

Die Dankbarkeit iſt das Echo der Liebe, ſie tönt nicht aus flachen, ſondern blos aus erhabenen Herzen zurück, und doch iſt ſie nicht blos ein Echo, denn ſie gibt nicht wie die Luft blos einen Theil des Empfangenen zurück, ſondern ſie erſtattet es wie die Erde zehnfach wieder. Nur die Todten gibt die Erde nicht zehnfach zurück, und das iſt das Glück, denn ſonſt könnte uns das Unglück paſſiren, daß uns die Erde die ſieben Weiſen Griechenlands plötzlich als ſiebzig Narren Deutſchlands wieder erſtehen läßt, und das würde uns ſehr überraſchen, denn unſere Philoſophen ſehen nicht blos aus, als wenn ſie aus der Erde kämen, ſondern auch, als wenn ſie vom Himmel gefallen wären. Ja, es iſt gewiß beſſer, auf die Erde zu bauen, als auf den Himmel, denn wenn uns einmal das Gebäude im Himmel einfällt, ſo ſind wir auf ewig verloren, auf der Erde hingegen iſt es umgekehrt, manches Haus ſteht dann erſt recht gut, wenn es zwei-, dreimal gefallen iſt! —

Das Leben, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ſtürzt uns alſo, nach Abſchluß all dieſer weiſen und närriſchen Betrachtungen, in die Luft, das Glück ins Feuer, das Unglück ins Waſſer, und der Tod in die Erde. Von dem Menſchen in der Erde ganz allein kann man die beliebte Phraſe unſerer Kritiker mit Recht anwenden: „Er füllt ſeinen Platz ganz aus,“ und wenn die Erde ſagt: „Nehmen Sie gefälligſt Platz,“ ſo iſt das keine leere Redensart.

Das Waſſer, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, behält keinen Todten, es wirft ſie Alle ans Ufer, die Erde behält auch keinen Todten, ſie wirft ſie Alle ans Ufer. Wir ſehen dieſes Ufer nur nicht, denn dieſes Ufer iſt Jenſeits; der Strand des Himmels iſt das Ufer der Erde, und an den Todten, welche die Erde an jenes Ufer auswirft, übt der Himmel ſein Strandrecht, aber der Himmel läßt Gnade vor Strandrecht ergehen.

Die Erde, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt die große Familiengruft der ganzen Menſchheit, die Erde gibt dem Menſchen wieder das Körnlein, das er in ihren Schooß gelegt hat, und ſie ſollte dem Himmel nicht wiedergeben die Menſchen, die er in ihre Furchen gelegt?

Der Winter, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt die große, traurige, ſtille Woche der Erde, nach welcher der Frühling kommt, dieſes große Oſter- und

Auferſtehungsfeſt, dann ſtehen alle Berge wie Oſterberge, und alle Wälder wie Oſterwälder, und alle Blumen wie Oſterflammen.

Man ſagt: Alles iſt vergänglich auf Erden. Es iſt nicht wahr, nichts iſt vergänglich auf der Erde, nichts iſt vergänglich in der Erde.

Zur Bürgſchaft, daß kein Ding kann ganz vergehen,
Steht ewig da der große Schöpfungsdom,
Die Welten, die am Himmel hoch ſich drehen,
Der tauſend Sonnen nie verſiegter Strom,
Der Erde Pfeiler, die auf nichts beſtehen,
Und Menſch und Sonnenſtäubchen und Atom,
Das Weltmeer und der Thau am Blätterſaume,
Sie walten ewig fort im großen Raume.

Ja, der Gedanke ſelbſt in ſeiner engen Wiege,
Den keine Schweſter Vorſicht noch bewacht,
Der ſtille Wunſch, wie tief er auch noch liege
In unſers Herzens dunkler Dämmernacht,
Die leiſe Hoffnung, mit der Furcht im Kriege,
In tiefbewegter Bruſt kaum angefacht,
Und jeder Ahnung leiſer Geiſterſchauer
Bekommen im Entſtehen ew'ge Dauer.

Denn Thaten nicht nur, ſondern auch Gedanken,
Noch nicht geboren aus des Denkens Schooß,
Sie fordert Gott vor ſeine Richterſchranken;
Und Wünſche, kaum wie Schmetterlinge groß,
Und Hoffnungen, die noch kaum gebildet, ſchwanken,
Und ſich dem Herzen zagend ringen los:
Sie Alle müſſen, ohne zu vergehen,
Der Ewigkeit zur ernſten Rede ſtehen.

Und ſchneller, als durch Luft die Strahlen glühen,
Entſtehen die Gedanken in des Menſchen Bruſt,
Und heller, als aus Feuer Funken ſprühen,
Wird er der Flammenwünſche ſich bewußt,
Und enger, als im Meer Korallen blühen,
Steh'n in ihm Hoffnung, Zagen, Weh' und Luſt,
Und tiefer, als die Erde ihre Todten,
Begräbt das Herz, was ihm das Herz geboten.

Und g'rad im Frühling, wenn die Blumen-Hore
Die Krönungsmünzen auf die Erde ſtreut,
Wenn jede Wolke wird zum Nebelflore,
Und jeder Nebelflor zum Strahlenkleid,
Wenn jeder Seufzer wird zum Wonne-Chore,
Wenn jeder enge Buſen athmet weit,
Wenn durch die Schöpfung geht ein zweites: „Werde!“
Legt man die meiſten Menſchen in die Erde.

Da legt die Erde, bunt von Blütenfarben,
Um ihren Sarg den großen Blumenkranz,
Sie ruft die Blumen, die im Winter ſtarben,
Aus ihrer Gruft zum neuen Lebenstanz,
So lehrt ſie ſchweigend, daß am Tag der Garben,
Am Tage, voll vom ew'gen Sonnenglanz,
Sie einem großen ew'gen Frühlingsleben
Die Todten wird, wie Blumen wieder geben!

Stimmengewalt.

Prolog,

geſprochen vom k. k. Hofſchauſpieler L. Löwe in Saphir's Akademie
zum Beſten „der grauen Schweſtern“.

Es tönen viel Stimmen mit mächtigem Klang
Durch's irdiſche, menſchliche Leben,
Vom Lallen des Kind's, bis zum Sphärengeſang,
Iſt Allem hier Sprache gegeben,
Als jauchzend die Welt ſich dem Chaos entrang
Mit freudigem, ſüßem Erbeben,
Als ſtrahlend der Dom ſich des Aethers erbau't,
Ertönte die Stimme der Allmacht ſchon laut.

Es ſprechen die Himmel durch Sterne, ſo hell,
Durch rollende, flammende Sonnen:
Die Erde, ſie ſpricht im geſchwätzigen Quell,
Im Bergſtrom, dem Felſen entronnen,
Im Schmelze der Wieſen, im Blumenpaſtell,
In Blättern, als Zungen gewonnen,
Und wenn ſie erbeben, da ſpricht ſie ganz laut:
Daß Menſchen zu viel auf die Erde vertraut.

Es ſpricht auch die Luft, wenn ſie Ingrimm erfüllt,
In Sturmwind's verheerendem Wüthen;
Es ſpricht auch die Luft, wenn ihr Zorn geſtillt,
Im Säuſeln der Zweige und Blüten;
Es ſpricht auch die Luft, wenn ſie ſanft iſt und mild,
Aus Harfen, die Seufzer ihr bieten,
Und wenn ſie im Donner den Himmel umgraut,
Dann ſpricht ſie als Stimme der Mahnung ganz laut.

Es ſprechen die Waſſer im rieſelnden Bach,
Mit Blumen und Steinchen am Strande.
Aus murmelndem Quell ſpricht ein fröhliches „Ach“,
Wenn Frühling gelöſt ſeine Bande,
Die Orgel des Weltmeers wird fürchterlich wach,
Wenn Sehnſucht die Fluth jagt zum Lande,
Aus Fluth und aus Ebbe auch ſpricht es ganz laut,
Daß Niemand die heimlichen Kräfte durchſchaut.

Es ſpricht auch die Hölle im menſchlichen Blick,
Der zuckend umherirrt im Raume,
Es ſpricht auch der Schutzgeiſt vom Menſchengeſchick
In Ahnung, in Mahnung, im Traume;
Es ſpricht auch die Schuld, die heimliche Tück',
Durch Wangen, die bleich bis zum Saume,
Und durch das Erröthen ſpricht lieblich und laut,
Die Stimme der Unſchuld in Mädchen und Braut.

Ein Knabe erſcheinet mit goldenem Haar,
Von Bergen in Thäler geſprungen,
Schmückt jeglichen Hügel zum Opferaltar,
Mit Blütenguirlanden umſchlungen,
Er macht aus den Blumen ſich Glocken ſogar,
Bevölkert die Wälder mit Zungen,
Die Stimmen der Schöpfung, ſie jubeln ganz laut:
„Es hat ſich die Erde dem Frühling getraut.“

Der Schmetterling hängt an der Blume Gewand,
Die Biene will Blütenmoſt nippen,
Die Nachtigall zärtlich ihr Lied ſich erfand,
Dem Thau öffnet Roſe die Lippen;

Von innigem Drange, von Sehnſucht entbrannt,
Schmiegt weich ſich das Moos an die Klippen,
Und Strahlen, wie Lieder herunter gethaut,
Erwecken die Stimme der Liebe ganz laut.

Ein herrlicher Klang noch durchdringet die Bruſt,
Ein Klang, d'rin das Weltall erzittert,
Ein jegliches Herz iſt des Klang's ſich bewußt,
Und wär' es mit Eiſen umgittert,
Es tönt auf dem Schlachtfeld mit eherner Luſt,
Wenn Leben an Leben zerſplittert,
Wenn Helden umarmen die eiſerne Braut,
Erſchallet die Stimme der Ehre ganz laut.

Und noch eine Stimme die Vorſicht uns gab,
Ihr Wohlklang iſt nimmer zu ſchildern,
Wo menſchliches Richten gebrochen den Stab,
Da ſteht ſie, das Urtheil zu mildern;
Sie tönt uns zur Seite bis Bahre und Grab,
Sie läßt uns das Herz nicht verwildern,
Wie glücklich, wer dieſem untrüglichen Laut,
Der Stimme des Innern mit Glauben vertraut.

Die weicheſte Stimme, ſo mild und ſonor,
Sie fließet vom Himmel hernieder,
Sie windet ſich ſchmeichelnd durch's menſchliche Ohr
Und klinget im Herzen dann wieder,
Wir hören ein Tönen, wie nie noch zuvor,
Ein Echo der innigſten Lieder,
Wie Nachtigall-Bitte zur Nachtigallbraut,
Dringt Stimme des Mitleids zum Herzen ſo laut.

Und wie an dem Troſtwort aus zärtlichem Mund
Ein Schmerz ſich erquicket, ein ſtummer,
Und wie an der Wiege zur nächtlichen Stund'
Die Mutter ihr Kind ſingt in Schlummer,
Und wie an dem Ton, der die Heimat gibt kund,
Das Heimweh zerfließt und der Kummer,
So mild wird das Weh und zerfließet und thaut,
Wo Stimme des Mitleids beglückend wird laut!

Die Stimme des Mitleids, ſie rief Euch hieher,
Es hat Euer Herz ſie vernommen,
Von Kunſt und Talent bringen heute wir her,
Was wir von der Vorſicht bekommen,
Das Wenige macht ſchon der Himmel zu mehr,
Bringt man's nur der Menſchheit zu Frommen,
Ein Hauch für die Menſchheit, dem Himmel vertraut,
Kehrt wieder als Stimme der Gnade ganz laut!

Ende des vierten Bandes.

Inhalt
des vierten Bandes.

Seite.

Theater-Salon.

Der Wahnſinnige auf der Inſel St. Domingo 7
Pietro Metaſtaſio 27
Bürgerlich und Romantiſch 33
Fortunat 40
Der literariſche Salon 57
Der Traum ein Leben 65
Corona von Saluzzo 77

Literariſcher Salon.

Concert- und Muſik-Leiden und Freuden eines Laien . . 85
Biſolien 96
Stroh- und Holz-Variationen 107
Panorama von München 111
Seydelmann und das deutſche Theater 129
Die Wage 138
Die feindlichen Feen 146
Hieher! Hieher! Eine reiche Frau um ſieben und zwanzig Kreuzer 150

Humoriſtiſche Vorleſungen.

Sympathie, Antipathie, Allopathie, Homöopathie, Hydropathie, oder: Auf wie vielerlei Weiſe kann man zu dem Menſchen ſagen: „Gib's Geld her!“ . . . 161

Seite.

Dur- und Molltöne aus dem großen Concerte des Lebens und des Schickſals, zum Beſten der drei Blinden: „Liebe, Glück und Gerechtigkeit“ 178
Wachskerzen, Talgkerzen, Räucherkerzen, Himmelskerzen, Hochzeitskerzen, Grabeskerzen, Apollokerzen, Millykerzen, Stearinkerzen, oder: Woher kommt es, daß wir jetzt immer mehr Kerzen und immer weniger Lichter haben? 191
Naturkraft, Jugendkraft, Willenskraft, Geiſteskraft, Liebeskraft, Glaubenskraft, Geldeskraft, Schnellkraft, Spannkraft, Federkraft, Maſchinenkraft, Menſchenkraft, Pferdekraft, Waſſerkraft, Dampfkraft, oder: Wie viel außerordentliche Kräfte bedarf jetzt der Menſch, um ganz gewiß ſtecken zu bleiben? 213
Die ſieben alten Weiſen als ſieben moderne Narren . . . 234
Stimmengewalt. Prolog 250

M. G. Saphir's Schriften.

Cabinets-Ausgabe
in zehn Bänden.

Humoriſtiſche

Damen-Bibliothek.

Von

M. G. Saphir.

Fünfter Band.

Wien und Leipzig.
A. Dorfmeiſter's Verlag.

Leipzig: H. Haeßel.
1863.

BIBLIOTHECA
REGIA
ACENSIS

Humoriſtiſche Vorleſungen.

Luſt, Feuer, Waſſer, Erde, oder: Die vier Erden-Elemente und noch ein Himmelstauſend-Element.

Ein Capriccio.

Die allgemeine Klage, daß es keinen einfachen Menſchen auf der Welt gibt, iſt ſehr ungerecht; wie ſoll der Menſch einfach ſein, wenn er aus vier Elementen zuſammengeſetzt iſt? Jeder Menſch, als Menſch, iſt alſo ein vierfacher Menſch, blos als Unmenſch kann er ein einfacher Unmenſch ſein.

Luſt, Feuer, Waſſer, Erde! Wie verkehrt geht der Menſch mit ſeinen Elementen um! Nur das, was er aus der Luft greift, betreibt er mit Feuer, was aber das Glück der Erde betrifft, das läßt er zu Waſſer werden!

Die Erde iſt aus dem Waſſer entſtanden, ſie iſt beim Waſſer groß geworden, ſie iſt ein Waſſerkind, iſt's alſo ein Wunder, daß ſie ſo gebrechlich, ſo hinfällig, ſo albern iſt?

Die Erde iſt eine Tochter des Waſſers, der Menſch iſt ein Sohn der Erde, der Menſch iſt alſo ein Enkel des Waſſers. Wie undankbar aber geht der Menſch mit ſeinem

Großvater um, er ſtürzt ſich nur dann in ſeine Arme, wenn er vom Leben keine Freude mehr hat! Nur die Schriftſteller und die Weinwirthe ſind dankbare Enkel, die Schriftſteller ſchreiben keine Zeile ohne ihren Großvater, und die Weinwirthe gießen zu jeder Halbe Wein einen halben Großvater! Wie vielerlei Rollen ſpielt das Waſſer bei den Menſchen! Welch ein Unterſchied zwiſchen einem Menſchen, dem das Waſſer in den Schuh läuft, und einem Menſchen, dem das Waſſer in den Mund läuft; zwiſchen einem Menſchen, der Waſſer in den Augen hat, und einem Menſchen, der Waſſer im Kopfe hat!

Als das Trock'ne ſich aus dem Waſſer losrang, heißt es in der Schöpfungs-Geſchichte, ſo nannte der Himmel das Trock'ne: „*Erde!*“

Es heißt ferner in der Schöpfungs-Geſchichte: „Es verſammeln ſich die *Waſſer* an *einem* Orte, damit das Trock'ne ſichtbar werde.“ Wie iſt es möglich, daß aus einer Verſammlung von Waſſern das Trock'ne ſichtbar werde? Es müßte denn ſein, man legt ſich eine große Bibliothek an, wo durch eine Verſammlung von Waſſern das Trock'ne erſt recht ſichtbar wird!

Wie manchem Menſchen macht der Himmel Alles auf Erden ſo zu Waſſer, daß er ins Waſſer ſpringen muß, um aufs Trock'ne zu kommen? und würde nicht grade jenem Menſchen, der ſtets mit der trock'nen Wahrheit umginge, das Waſſer bis an den Hals gehen?

Waſſer im Kopfe zu haben, iſt gar nicht ſo übel; wer Waſſer im Kopfe hat, braucht keine Theaterſtücke aus dem

Franzöſiſchen zu überſetzen, denn Waſſer iſt ein Urſtoff, und wer ſelbſt einen Stoff im Kopfe hat, warum wird der überſetzen?

Jeder Menſch beſteht aus vier Elementen, die Ueberſetzer allein haben fünf Elemente: Feuer, Waſſer, Luft, Erde und den Dictionär, der iſt ihr Element!

Es geht mit den Elementen, wie mit dem Schickſal; vor Zeiten hatten Alle ein Schickſal, jetzt hat jede Köchin ihr eigenes Privat-Schickſal; früher hatten alle Menſchen dieſelben Elemente, jetzt hat jeder Menſch ſein beſonderes Privat-Element. Jeder ſagt, das iſt mein Element, Jeder erfindet ein neues Element, und nimmt gar ein Patent darauf, und es gibt nur ein Element, welches Gemeingut iſt: das Dreiſchockſchwerenoth-Element!

Der Eine ſagt: „Das Geld, das iſt mein Element!“ Auch kein übles Element! Das Geld iſt eine Wiſſenſchaft, bei der es ſich hauptſächlich darum handelt, daß man nur die erſten Elemente recht inne hat und feſt hält!

Bei dieſer Wiſſenſchaft handelt es ſich um die erſten Anfangs-Gründe, um die Leſeregeln, wer die einzelnen Kreuzer nicht recht zuſammenbuchſtabirt, wird nie ein großer Geld-Gelehrter werden.

Es gibt eine einzige Weltſprache: das Geld! eine unausſprechlich ſchöne Sprache! — Die Sprache im Allgemeinen iſt eine Eigenſchaft des Menſchen, wodurch er ſeinen Geiſt mittheilt, das Geld aber iſt der Geiſt des Menſchen, von deſſen Eigenſchaft er gar nichts mittheilt.

Das Wort „Sack“ iſt faſt in allen Sprachen gleichlautend, und das, weil man das Geld im Sacke hat, und Geld in allen Sprachen denſelben Klang hat.

Die Sprache hat einen großen, ſchönen Reim gemacht: Welt — Geld, die ganze Welt reimt ſich auf Geld, das iſt ein alter Natur-Reim der menſchlichen Natur.

Es gibt aber eine große Welt, eine kleine Welt, es gibt großes Geld und kleines Geld, die große Welt reimt ſich nur auf großes Geld, die kleine Welt reimt ſich auch auf kleines Geld.

Warum geſchieht ſo wenig Wohlthätiges in der Welt? Weil die große Welt nie kleines Geld, und die kleine Welt nie großes Geld hat.

Geld und Welt! Wie verſchieden und wie gleichlautend wieder. Wer viel Welt geſehen, von dem ſagt man, er beſitzt viel Welt, er iſt ein Weltmann; wer viel Geld geſehen hat, iſt aber deshalb noch kein Geldmann!

Beym großen Geld gibt man baare Münze für den Schein, bei der großen Welt gibt man Schein für baare Münze. Das kleine Geld curſirt, und das große Geld iſt im Kaſten und in der Erde begraben; bei der Welt iſt's leider verkehrt, die große Welt curſirt, und die kleine Welt iſt begraben.

Als das Papier-Geld entſtand, entſtand auch ſogleich die Papier-Welt.

Es gibt eine große Papier-Welt, eine Median-Papier-Welt, eine ordinäre Papier-Welt, eine Löſch-Papier-Welt und eine Maculatur-Papier-Welt; am verbreitetſten aber iſt die Papp- und geleimte Papier-Welt, das iſt jene Papier-Welt, die ſich nur dadurch hält, daß ſie da leimt, dort leimt, hier aufpappt und dort zupappt. Das Schlimmſte iſt bei dieſer Papier-Welt nicht das, daß ſie fließt, ſondern daß ſie durchſchlägt; leider iſt bei bloßem Papier, welches durchſchlägt, auf der andern Seite etwas zu ſehen, was aber die Papier-Welt durchſchlägt, davon iſt auf gar keiner Seite mehr was zu ſehen!

Man ſieht alſo, daß Geld ein Element iſt, welches die andern vier Elemente in ſich vereint. Denn die Elemente ſind blos die Form, unter welcher die Materie erſcheint, da aber Geld jetzt die einzige Form iſt, in welcher man als Materie erſcheinen kann, ſo hat der, welcher ſagt: „Geld, das iſt mein Element!“ die Materie förmlich erſchöpft!

Der Andere ſagt: „Die Liebe, die Frauen ſind mein Element!“ Ein angenehmes, aber ein gefährliches Element!

Zum Verlauf einer regelmäßigen Liebe braucht man alle vier Elemente: Luft, Feuer, Waſſer und Erde. —

Bevor ſie uns erhört, möchten wir in die Luft fahren, wenn ſie uns erhört hat, möchten wir durch Feuer und Waſſer für ſie gehen, und wenn ſie uns geheirathet hat, möchten wir uns in die Erde legen.

Wir haben Liebhaber aus drei Elementen: wir haben feurige Liebhaber, luftige Liebhaber, wäſſerige Liebhaber, aber wir haben keine erdigen Liebhaber, weil es auf Erden gar keinen wahren Liebhaber gibt. Blos auf der Börſe gibt es noch Liebhaber; man kann deshalb als eine große Wahrheit annehmen, alle unſere Liebhaber ſpekuliren entweder auf *der* Börſe oder auf *die* Börſe. Die Börſeliebhaber und die Mädchenliebhaber unterſcheiden ſich in manchen Dingen. Die Börſeliebhaber laſſen erſt zurückgehen und bleiben dann aus, die Mädchenliebhaber bleiben erſt aus, und laſſen dann zurückgehen.

Ein Mädchenliebhaber iſt wie ein kurzer Athem, wenn er einmal ausgeblieben iſt, ſo kommt er nicht wieder; ein Börſeliebhaber iſt wie das viertägige Fieber, wenn man auch glaubt, er iſt ausgeblieben, am dritten Tage kommt er wieder, es beutelt ihn ein Bischen, damit iſt's aus.

Man ſagt: die Liebe iſt eine *Himmelsleiter*, es iſt möglich, aber dann iſt die Ehe auch eine *Himmelsleiter*; auf der einen Leiter ſteigt man zum Himmel hinauf, auf der andern ſteigt man vom Himmel herunter.

Die Liebe iſt eine Himmelsblume, ja wohl, darum iſt ſie eine fremde, eine exotiſche Blume, und wird auf Erden nur durch künſtliche Wärme getrieben.

Die erſte Liebe iſt der einzige Schlüſſel zum weiblichen Herzen, aber es gibt viele Nachſchlüſſel und falſche Schlüſſel dazu. Die Frauenzimmer wiſſen gar nicht, welche große Unvorſichtigkeit ſie begehen, wenn ſie ſagen: das iſt meine erſte Liebe! In der Schöpfungs-Geſchichte heißt es: „und es ward Abend und es ward Morgen, *ein Tag*!“ und nicht „*der erſte Tag*“, denn wo noch kein Zweites iſt, kann kein Erſtes ſein. Wenn alſo ein Mädchen ſagt: das iſt meine erſte Liebe, ſo muß ſchon im Geiſte eine Zweite daneben laufen. Die erſte Liebe iſt wie der erſte Schnee, er bleibt gewöhnlich nicht lange liegen; wenn er auch nicht weggeſchaufelt wird, ſo geht er von ſelbſt weg. Ueberhaupt trägt die erſte Liebe im weiblichen Herzen entweder Tanzſchuh oder Schlittſchuh, das heißt, ſie folgt gewöhnlich denen, die ſie zum Tanze oder aufs Eis führen, und nie denen, die ſie nach Haus führen.

Die Liebe iſt der Schlüſſel zum weiblichen Herzen, aber der Geliebte vergißt oft, das Herz hinter ſich zuzuſchließen, und ſo bleibt es dann für Jedermann offen.

Die Liebe iſt der Schlüſſel zum weiblichen Herzen, aber ein Schlüſſel paßt eben nur zu der oder jener Thür; die Eitelkeit iſt der Dietrich zum weiblichen Herzen, ſie ſchließt alle Herzen auf.

Ein weibliches Herz, iſt darum leicht zu erſchließen, weil es blos von der Convenienz, von außen verſchloſſen iſt. Die Männerherzen aber werden vom Egoismus verſchloſſen, der Egoismus aber wohnt inwendig, und ſchiebt von innen große eiſerne Riegel vor, und kein Schlüſſel erſchließt das egoiſtiſche Herz der Männer. Die Männer ſchließen ihr Herz nur darum ſo ſorgfältig zu, damit Niemand ſehe, daß nichts darinnen iſt.

Das Herz der Männer iſt wie ein guter Keller, in ihrem Frühling und in ihrem Sommer iſt es kalt darin, und in ihrem Herbſt iſt es lau. In einem weiblichen Herzen ſteht in der Mitte ein kleiner Toilettetiſch mit Spiegel und davor ſitzt zuerſt die Selbſtliebe, und ſieht ſich wohlgefällig an. An der Wand ſtehen einige gepolſterte Seſſel, da klopft es an, und hereintreten verſchiedene Herzensfreundinnen, die

Gefallſucht, die Eitelkeit, die Koketterie, die Flatterhaftigkeit u. ſ. w., und nehmen alle Plätze ein, endlich kommt die Liebe mit zagendem Schritt, mit geſenktem Auge, mit lieblichem Antlitz, mit klopfendem Herzen, um den Mund ein Lächeln der Wehmuth, in den Augen eine Thräne der Sehnſucht, auf der Stirne den Ernſt der Ewigkeit, und auf den Wangen die Viſitkarte der ſüßeſten Empfindung, das Erröthen, und die geſchämige Liebe bleibt ſchüchtern an der Thür ſtehen, und Gefallſucht und Koketterie, und Eitelkeit und Flatterhaftigkeit ſpringen von ihren Seſſeln auf und wollen ſie umarmen, und die roſigen Lippen ihr küſſen, allein die Liebe liſpelt: „Ich will allein mit Dir ſein!“ Da entfliehen Gefallſucht, Koketterie, Eitelkeit und Flatterhaftigkeit vor der Gegenwart der roſigen Liebe, und die Liebe ſpricht zur Selbſtliebe: „Du biſt die Selbſtliebe, ich bin die Liebe ſelbſt.“ Ziehſt Du Dein Selbſt der Liebe vor, dann kann Liebe nicht bei Dir verweilen! Da verläßt die Selbſtſucht im weiblichen Herzen ihr Selbſt, umfaßt die Liebe, und wird mit ihr Eins, und füllt ihr ganzes Herz aus!

Im männlichen Herzen hingegen ſteht vor Allem ein großer breiter Divan, und darauf wälzt ſich bequem der Egoismus herum, auf den plumpen Lehnſtühlen rings herum liegen mehr, als ſitzen: Die rohe Begier, der entartete Unglaube an alle weibliche Tugend u. ſ. w., da kommt die Liebe herein, Niemand ſteht von ſeinem Platze auf, um ihn der Liebe anzubieten. Die rohe Begier will ſie täppiſch anfaſſen, die Trunkſucht will ſie berauſchen, die Reitſucht will ſie wie ein Pferd dreſſiren u. ſ. w., da ſchaudert die Liebe zuſammen, ihr Weſen empört ſich, ſie entflieht auf ewig, und bringt ihren Schweſtern: Scham, Tugend, Sitte und Grazie die Nachricht, daß in dem Herzen, wo für Liebe nicht Platz iſt, auch für ſie ſchwerlich ſich ein Plätzchen finden laſſe.

Darum iſt die Liebe weiblichen Geſchlechts, und das eigentliche Element der Frauen.

Es gibt andere Leute, welche ſagen: „Der Witz iſt mein Element!“ Auch kein übles Element! Das Element Witz hat großes Elementarunglück angerichtet. Mit dem Element Witz iſt's wie mit dem Element Waſſer. Waſſernoth iſt ſo gut zu viel Waſſer, als zu wenig Waſſer, und Witznoth iſt ein Unglück ſowohl durch zu viel Witz als durch zu wenig Witz. — Es gibt ſo viele Gattungen Witze, als Waſſer: Brunnen-Witze, ſüße Witze, Fluß-Witze und Mineral-Witze. Es gibt Leute, welche die Witz-Cur machen, wie man Waſſer-Curen macht; ſie nehmen zum Beiſpiel einen lahmen Gichtkranken, und gießen ihm ſo viel und ſo lange ihre Witze ein, bis er friſch und raſch aufſpringt und davon läuft!

Der menſchliche Geiſt hat viele Werkzeuge in ſeiner Werkſtatt. Der Verſtand iſt der Bohrer, der bohrt ſeinen Gegenſtand an; die Klugheit iſt der Hammer, der trifft den Nagel auf den Kopf; der Scharfſinn iſt der Pfropfenzieher, er bringt Alles auf gewundenem Wege heraus; die praktiſche Vernunft iſt das Stemmeiſen, wenn ſie ſich anſtemmt, bringt ſie Alles zuwege; der Witz iſt die Zange, der ſeinen Gegenſtand von verſchiedenen Seiten ſo lange beim Schopf faßt, bis er ſelbſt beim Schopf genommen wird.

Der Witz läßt nichts gelten, er fragt den Geiſt und das Herz: was iſt Dein? und entreißt es ihnen! Auch darin gleicht das Witz-Element den andern vier Elementen, denn alle vier Elemente fragen mit Hohn und Spott den Menſchen:

„Was iſt Dein?“

Dieſer Jahrhunderte alte Thurm? Ich Erde ſchüttle mich, und er iſt hin! Was iſt Dein? Dieſer große Palaſt? Ich Feuer umarme ihn, und er iſt dahin! Was iſt Dein? dieſer Damm? dieſe kühngewölbte Brücke? Ich Waſſer küſſe ſie, und ſie ſind dahin! Was iſt Dein? Dieſe Schiffe, dieſe Boote, dieſe Flotten? Ich Luft verſchnaube mich, und ſie ſind dahin!

Das iſt die große Elementar-Schule des Lebens, das iſt der große Elementar-Unterricht des Schickſals! Nur aus der Elementar-Schule des Unglücks geht der Menſch über in die hohe Schule der Weisheit! Und nur in dieſen Elementar-Schulen wird der Menſch weich gehämmert zur Dehnbarkeit für die lange Schulbank des Daſeins.

Ja, nur unter den Hammerſtreichen des ſchweren Schickſals erkennt man den Menſchen, ob ſein Weſen aus edlem oder gemeinem Metalle iſt. Je gemeiner dieſes Metall, deſto lauter ächzt er unter dieſen Hammerſchlägen; je edler, je goldhaltiger ſein Weſen, deſto leiſer und ſanfter ſind ſeine kaum hörbaren Seufzer unter den Hammerſchlägen!

Konditorei des Jokus.

Die Organe des Vieh-Gehirnes.

Eine Carnevalsſchwank-Vorleſung über die Schädellehre der Schafe und Ochſen.

(Zu dieſem Faſchingsſpaß hatte der Verfaſſer in einer Abendunterhaltung bei ſich einen Ochſen- und einen Schafskopf ganz nach Gall's Schädellehre eingetheilt und zu beiden Seiten während ſeiner Vorleſung um ſich ſtehen.)

„Ich ſei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der Dritte!"

Bevor Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, über uns drei Köpfe den Kopf ſchütteln, erlauben Sie mir die ganze Sache *überhaupt* beim *Kopf* anzufangen. Warum, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ſagt man „*überhaupt*" und nicht „*überkopf*"? Wo liegt der Unterſchied zwiſchen *Haupt* und *Kopf*? Warum ſagt man: „ich muß das *behaupten*," und nicht: „ich muß das *beköpfen*?" Warum ſagt man „*köpfen*" und „*enthaupten*", und nicht auch: „der iſt *gehäuptet* worden oder *entköpft*?" Warum forſcht man bei allen Dingen nach der *Haupt*-Urſache und nie nach der *Kopf*-Urſache? Warum, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ging ohne Haupt Rom und Sparta zu Grunde, und warum geht ohne Kopf Sipeldau nicht zu Grunde? Warum hat das kleinſte Land ſeine *Hauptſtadt* und das größte Land keine *Kopfſtadt*? Warum bekommt in der Ehe blos die Frau den Kopfſchmuck, der Mann aber einen Hauptſchmuck? Warum macht man oft kopflos ein Hauptglück? Nicht jeder Hauptmann iſt ein Kopfmann, ein Hauptquartier iſt noch kein Kopfquartier, und wenn der Feldherr den Kopf verliert, ſo wird er aufs Haupt geſchlagen! In jeder Straße findet man eine Hauptniederlage, aber nirgends findet man eine Kopfniederlage; begehrt man von irgend einer Anſtalt ein „Hauptſtück, ſo bekommt man ein „Kopfſtück“. Beinahe jedes Land treibt eine Kopfſteuer ein, um irgend einen Hauptzweck zu erreichen, wo treibt man aber eine Hauptſteuer ein, um einen Kopfzweck zu erreichen?

Jedoch ich fürchte, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß Sie von dieſer Sprach-Hauptjagd bald Kopfweh bekommen könnten, und ſtürze mich nun über Hals und Kopf in mein Hauptthema über die Kopfvariationen zurück.

Ich habe die Ehre, Ihnen hiermit, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, die Vieh-Schädel-Lehre in „zwei Haupt-Abſchnitten“ vorzuführen. Eins, zwei, ich zähl' die Häupter meiner Lieben und ſieh', mir fehlt kein theures Haupt!

Hier habe ich die Ehre, Ihnen die Büſte eines Ochſen vorzuſtellen, der in ſeinem Leben viel in dem Acker des Herrn gearbeitet hat, ein Mann, ein Ochs will ich ſagen, der in dem Felde, das ihm angewieſen war, das Gras wachſen hörte, ein Ochs, der ſein Joch ertrug, wie nur irgend ein ehrlicher Menſch, ein Ochs, der nie mit einem fremden Kalbe pflügte, ein Ochs von Gewicht; allein erſt nach ſeinem

Tode wußte man ihn ganz zu ſchätzen, es war ein Gentleman von ſiebenhundert Pfund Leibrenten!

Woran dieſer Ochs geſtorben iſt? An einer Gemüthskrankheit, denn er ſtarb an den Folgen gänzlicher Niedergeſchlagenheit! Und wollt Ihr wiſſen, für wen er iſt geſtorben? Für mich iſt er geſtorben! Er ſtarb unter meiner Hand, als ich eben nach Gall's Anweiſung ſein kleines Gehirn und die Breite ſeines Nackens unterſuchte, allwo nach Gall „die Geſellſchaftsliebe“ liegt, welches ich auch beſtätigt fand, denn er war Gründer einer Geſellſchaft unter dem Titel:

Die Theater-Recenſenten, oder die gehörnten Brüder in der Kunſt, auf Gemeinplätzen zu weiden und immer daſſelbe wiederzukäuen.

Als er ſtarb, ſagte er mir: „Fahre in deinen Unterſuchungen fort, du mußt auf ochſige Entdeckungen ſtoßen, ich gebe dir meinen Kopf zum Pfand!“ Damit gab er ſeinen Geiſt auf und ging den Weg alles Fleiſches durch die Bank —!

Dieſes, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt nun des Theuren zurückgebliebenes Pfand.

Geſtehen Sie mir, es iſt ein rührendes tête-à-tête!

Und hier, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, dieſer ſinnige Schafskopf! Nicht ſo groß wie jener, aber doch ausgezeichnet in ſeinem Fache.

Die Schafe, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ſind eben ſo vielen Fatalitäten und Krankheiten ausgeſetzt, als die Schriftſteller: Salzmangel, Wollmangel, Schwindel, Durchfall, Drehkrankheit, Leſerdürre, und trockener Schwind! Die Schafe ſind eben ſo zu benützen, wie die Schriftſteller, man kann ſie ſcheren, man kann ſie melken, und aus ihren Gedärmen und Eingeweiden werden die Saiten gemacht, welche mit ihrem Ton die Welt entzücken, aber dann müſſen Schafe und Schriftſteller die Bruſt erſt zerſchlitzt haben!

Die Schafzucht, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, kommt gleich vor der Menſchenzucht, darum haben wir ſo viele Anſtalten zur Veredlung der Schafe, und ſo wenig Anſtalten zur Veredlung der Menſchen. Die Schafe werden veredelt, damit kein Mangel an feinem Tuche ſei, die Menſchen werden nicht veredelt, damit kein Mangel an grobem Tuche ſei.

Die Engländer erziehen ihre Schafe und ihre Menſchen blos für die Kammwollfabriken. Schaf und Menſch gilt bei ihnen nur das, was ſein Wollprodukt iſt. England zieht vierzig Millionen Schafe, und von ihren Schafsköpfen ſiedeln ſich die nur auf dem Feſtlande an, die nicht recht in der Wolle ſitzen!

Die deutſchen Schafe und die deutſchen Menſchen werden auch erzogen, aber blos zum Krempeln. Es iſt ſonderbar, in Deutſchland ſteht die Schafzucht mit der Sprache in genauer Wechſelbeziehung, wo das reinſte Deutſch geſprochen wird, ſind die beſten Schafe.

Was die Menſchen vor den Schafen voraus haben, iſt die Schur. Die Schafe ſind entweder einſchurig oder zweiſchurig, je nachdem ſie einmal oder zweimal im

Jahre geſchoren werden; der Menſch allein hat deshalb Vernunft und Sprache vom lieben Gott bekommen, damit er alle Tage geſchoren werden kann, der Menſch allein iſt ein ſtetsſchuriges Schaf.

Die Liebe, die Sanftmuth, die Geduld, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ſind lauter Schafstugenden! Haben Sie ſchon ein rachſüchtiges Schaf, einen witzigen Schöps, ein ſatyriſches Lamm, einen humoriſtiſchen Hammel geſehen? Warum heißt man die glücklich Liebenden: Schäfer? Weil, wer glücklich lieben will, ſein Schaf immer hüten muß. Die eigentlichen Schäferſtunden ſind jetzt auf jene Stunden reducirt, in welchen man ſein Schäfchen ins Trockene bringt.

Die Menſchen können reden, die Schafe blöcken, und das iſt's, was die Schafe voraus haben, denn der Menſch kann ſich um den Kopf reden, aber kein Schaf kann ſich um den Kopf blöcken!

Sprache und Vernunft, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, mit dieſen beiden Himmelsgaben iſt es ſonderbar beſtellt. Im Sprechen ſpricht die Vernunft nicht an, und für die Vernunft iſt nur das Schweigen ein ſprechender Beweis.

Um aber wieder auf meinen Kopf zurückzukommen, ich meine auf dieſen Schafskopf, ſo muß ich durchaus auf meinem Kopfe beſtehen, um die Gall'ſche Schädellehre in kurzen Sätzen auf dieſe meine beiden Köpfe anzuwenden, denn: „Wenn ſolche Köpfe feiern, welch ein Verluſt für mein Jahrhundert!“

Die Schädellehre beruht auf leeren Schädeln, und darf ſich deshalb einer großen Verbreitung erfreuen. Die Schädellehre beruht auf den Organen des Gehirns, das Gehirn iſt aber bei dem Menſchen jetzt kein Organ mehr, ſondern man genießt es nur von Thieren, ein Ochſenhirn, ein Schafhirn u. ſ. w. Folglich iſt die Lehre von den Gehirnorganen nur noch bei dieſen Weſen zu finden.

Es gibt eine kleine Welt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, und es gibt eine große Welt; es gibt ein kleines Gehirn und es gibt ein großes Gehirn. Es wäre alſo intereſſant, zu unterſuchen, ob die große Welt das große Gehirn, und die kleine Welt das kleine Gehirn hat, oder umgekehrt.

Im kleinen Gehirn liegt nach Gall das Genie, im kleinen Gehirn iſt der Sitz der Seele! Die Seele iſt unſterblich, und das iſt ein Glück, ſonſt müßte das kleine Gehirn mit dem großen Genie Hungers ſterben!

Die kleinen und großen Erhabenheiten an den äußern Schädelmaſſen bilden die verſchiedenen Sinne, als: Ortſinn, Zeitſinn, Geldſinn u. ſ. w.

Hier dieſen Ochſenkopf habe ich ganz nach dieſem Syſteme eingetheilt!

Hier, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, liegt die Kuhliebe, die Kälberliebe, die Mitochſenliebe, bei den Menſchen Geſchlechtsliebe, Kindesliebe, Nächſtenliebe genannt. Warum die „Frauenliebe“ ſo ganz im Nacken liegt, mag daher kommen, weil es dabei gleich um den Kragen geht!

Die Liebe fängt da an, wo der Kopf aufhört; bei der Liebe hat der Kopf nichts mitzureden, ſie iſt wie eine gute Singlehrerin, ſie kann die Kopfſtimme nicht leiden. Die Liebe liegt, nach Gall, rückwärts vom Kopfe. Darum ſagt man: Die Liebe verdreht Einem den Kopf, das heißt, der Kopf wird zurück auf die Liebe gedreht. Wenn man dann den Gegenſtand ſeiner Liebe heirathet, ſo dreht dieſe den Kopf wieder zurück, und man ſagt dann: Die Frau hat ihm den Kopf zurecht geſetzt.

Um die Augen herum, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, liegen die meiſten Organe, um die Augen iſt der Sammelplatz der meiſten ſinnlichen Eindrücke; die Stirn iſt der Sitz der Erhabenheit und des Heldenmuthes.

Der „Kunſtſinn“, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, drückt ſich hier durch eine eigene Erhöhung oder Gewölbe aus. Es geht bei vielen Menſchen mit dieſem Kunſtſinn und ſeinem ſogenannten Gewölbe wie mit den neueſten Modegewölben, in der Auslage iſt Alles, im Gewölbe drinnen iſt gar nichts! Bei den Ochſen liegt der Kunſtſinn gerade unter den Hörnern, denn die Ochſen haben nur für jene Kunſt Sinn, von der man ihnen recht ins Horn ſtößt!

Der Sachſinn, der Ortſinn und der Erziehungsſinn liegen an der Naſenwurzel.

Darum, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, wenn Jemand ſeine Naſe in Alles ſteckt, ſo iſt das nichts als angewandter Sachſinn, und wer tauſend Sachen im Sinn hat, den muß man auf jede einzelne Sache mit der Naſe ſtoßen.

Der Ortſinn liegt an der Naſe, darum, wenn Einer ein Frauenzimmer bei der Naſe herumführt, ſo iſt das blos eine Probe ihres Ortſinnes, darum liegen Einem die Naſen ſehr im Sinn, die man höhern Orts bekommt, und weil der Ortſinn an der Naſe liegt, muß der, welcher von einem Ort durchgehen will, eine feine Naſe haben.

Der Witz offenbart ſich durch zwei ſanfte Erhebungen über den Augen.

Es iſt eine ſeltene Sache, daß ſich der Witz durch Erhebung, und nun gar durch eine ſanfte Erhebung, anzeigt. Ich glaube, der gute Gall hat blos die Stirn von witzigen Menſchen unterſucht, die ſich die Stirn angeſtoßen haben, und er hat die unſanften Beulen für ſanfte Erhebungen gehalten!

Vom Witz rechts liegt die „Gutmüthigkeit“ und links der „Diebsſinn“, das iſt eine gefährliche Nachbarſchaft. Das zeigt an, daß das Publikum auch geſtohlene Witze gutmüthig für originelle annimmt!

Der Witz, ſagt Jean Paul, iſt eine heilſame Lebensgabe der Natur, das heißt, wem die Natur dieſe Gabe gibt, der hat ſein ganzes Leben daran zu heilen!

Können Sie ſich denken, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß gerade über dem Witz das „Darſtellungs-Vermögen“ liegt? Das iſt ein Troſt für alle Darſteller, wenn ſie witzige Kritiken leſen müſſen, daß ihre Kunſt höher liegt, als der Witz. Sie werden es alſo natürlich finden, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß hier in dieſem Kreis, wo Künſtlerinnen von ſolchem Darſtellungsvermögen ſind, mein Witz ganz unterliegen muß!

Bei vielen Kritikern iſt es mit dem Darſtellungsvermögen ſonderbar; ſie kritiſiren eine darſtellende Perſon, man meint, ſie zielen auf ihre Darſtellung, ſie zielen aber blos auf ihr Vermögen.

Der „Zahlenſinn“, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, liegt ganz im Augenwinkel, darum, wenn Einer bezahlen ſoll, ſucht er einen Winkel, in welchem ihn kein Auge erblickt.

Hier liegt der „Gewiſſenhaftigkeitsſinn“, und weil ich dabei bin, ſo will ich gewiſſenhaft genug ſein, Sie nicht länger zu langweilen, ſondern meinen Kopf und dieſe Beiden bei Zeiten zurück zu ziehen.

Man ſagt: „Viel Köpfe viel Sinn;“ hier waren nur drei Köpfe und doch viel Sinne.

Wir bitten gemeinſchaftlich um Nachſicht, zwei von uns ſind ſchon vor den Kopf geſchlagen, und was den Dritten betrifft, ſo verſichert er, daß von dieſem Augenblicke an Ihnen mehr kein Kopf nicht weh thun ſoll.

Nagelneue Variationen auf die vier Weh (W) des Lebens: Wein, Weiber, Witz und Wahrheit.

Es mögen ungefähr ſechs Jahre ſein, daß ich über dasſelbe Thema: über Wein, Weiber, Wahrheit und Witz eine Vorleſung gehalten habe; allein ich habe ſeitdem ſo viele neue alte Weine getrunken, ſo viel alte junge Weiber geliebt, ſo viel ſchlechten Witz von mir gegeben, und ſo viele gute Wahrheiten in mir behalten, daß ich über dieſe vier Weh ein nagelneues Wehgeſchrei erheben kann.

Der Witz liebt die Weiber, denn woraus beſteht der Witz? Der Witz beſteht in der Eigenſchaft, die Aehnlichkeit an den ſich widerſprechenden Dingen aufzufinden. Darum ſucht der Witz die Weiber, ſie ſind die Aehnlichkeit des Widerſpruches, es widerſpricht ſich Eine wie die Andere, und das iſt der Witz!

Der Witz holt ſich ſeinen Mann aus Hunderten heraus und nimmt ihn mit, darum lieben die Weiber den Witz, vielleicht holt er auch ihren Mann aus Hunderten heraus, und nimmt ihn mit.

Es gibt ſtarke Weine, ſtarke Weiber, ſtarke Witze und ſtarke Wahrheiten! Starke Weine legen ſich ins Blut, ſtarke Weiber legen ſich in den Magen, ſtarke Witze legen ſich in die Rippen, und ſtarke Wahrheiten legen ſich aufs Gefängniß. Es gibt viel ſtarke Menſchen, die viel ſchwache Stunden für ſtarke Weine haben; es gibt viel ſchwache Menſchen, die viel ſtarke Stunden für ſchwache Weiber haben; aber es iſt ein ſtarker Beweis für die Schwäche unſerer Zeit, daß ſie den ſchwächſten Witz über eine ſtarke Wahrheit nicht ertragen kann.

Mit der Wahrheit kommt man weit, ſagt das Sprichwort, das glaub' ich, mit der Wahrheit wird man überall fortgeſchickt, ſo kommt man weit. Wie weit kommt man aber mit der Wahrheit? Bis zum Wein; im Weine bleibt ſie liegen, darum finden wir alle unſere Wahrheitsfreunde nur in den Weinhäuſern liegen; da liegt die Wahrheit im Wein ſo lange auf dem Tiſch, bis der Wein im Wahrheitsfreund unter dem Tiſch liegt. Einem ſolchen Wahrheitstrinker liegt die Wahrheit ſtets auf der Zunge, allein zum Unglück für die Welt nimmt ſie eine verkehrte Richtung, anſtatt daß er am Ende den Wein verſchlucken und die Wahrheit von ſich geben ſoll, verſchluckt er die Wahrheit und gibt den Wein von ſich!

Es gibt Tiſchfreunde, Tiſchwahrheiten, Tiſchweiber und Tiſchwitze; der Tiſchfreund iſt wie ein Tiſchwein, wenn der Tiſch aufgehoben wird, hebt ſich die Freundſchaft auch auf; ein Tiſchwitz iſt wie der Tiſchwein, man kann ſo viel davon genießen, als man will, man ſpürt doch nichts im Kopf.

Es gibt gute Weinjahre, Jahre, in denen der Wein außerordentlich gerathen iſt? Hört man aber je ſagen:

„Heuer iſt ein gutes Weiberjahr! Heuer iſt ein gutes Witzjahr!“

Warum kommt nicht einmal ein Komet, der ein gutes Frauenjahr bringt? Man hört oft einen Mann ausrufen: „Ich hab' aber zu Haus einen Elfer oder einen Sechziger;“ wie ſchön wär's, wenn man ſagen könnte: „Ich hab' zu Haus eine Elferin!“ Da wüßte Jeder, die iſt von dem Jahre, wo die Frauen ſo gerathen ſind. Ja, man genirt ſich ordentlich zu ſagen: „Zu Haus hab' ich eine Sechzigerin!“

Die Liebe zum Wein iſt viel glücklicher, als die Liebe zu den Frauen; wer ein Mädchen hoffnungslos liebt, findet Troſt im alten Weine; wer aber den Wein hoffnungslos liebt, findet keinen Troſt in einem alten Mädchen! Wer ein Mädchen liebt, und von ſeinem Gegenſtande ganz voll iſt, iſt verſchloſſen und ſtößt die ganze Welt zurück; wer den Wein liebt, und von ſeinem Gegenſtande ganz voll iſt, der fließt über, und die ganze Welt gehört ihm. Es gibt Menſchen, die heimlich trinken und öffentlich beſoffen ſind; Menſchen, die heimlich lieben und öffentlich närriſch thun; Menſchen, die heimlich Witze ſtehlen und ſie öffentlich drucken laſſen; Menſchen, die öffentlich Wahrheit lehren und heimlich getäuſcht werden.

Der Menſch ſoll nichts lieben, als ſich, meine lieben Leſer, denn da kann er ſicher auf Gegenliebe rechnen; nur die Dichter ſind unglücklich, wenn ſie ſich ſelbſt lieben, denn ſie können ſich ſelbſt ſchwer erhalten!

Die Dichter ſind mit der Liebe übel dran, ſie können nicht lieben, ohne zu ſingen, ſie können nicht ſingen, ohne erſt zu trinken, ſie haben aber nichts zu trinken, bis ſie nicht früher geſungen haben; ſie müſſen alſo lieben, ſingen und trinken auf einmal, ſie müſſen immer ein Tintenglas, ein Augenglas und ein Weinglas in der Hand haben; daher ihre Confuſion, daher vertrinken ſie die Liebe, und verlieben ſich in Trunk, und verſingen Beides.

Die eigentliche Liebe, die wahre Liebe kann auch nicht ſprechen. Die Frau verhüllt ihre Liebe in Schweigen, der Mann in Geſang. Das Herz des liebenden Weibes iſt ein Cabinets-Courier des Himmels, es trägt ſeine Sendung unter heiligem Siegel verſchloſſen mit ſich, kaum ſich ſeines ſüßen Inhaltes ſelbſt bewußt. Der Mann ſingt von ſeiner Liebe, denn auf der Erde findet er nichts, mit dem er ſich vergleichen könnte, und zum Himmel kann nur der Geſang empor, um ſeine Vergleiche und ſeine Sterne zu holen. Die Liebe der Frauen iſt der Aether, Geſänge dieſer Liebe ſind die Blumen, und tauſend Blumen trinken Thau aus einem Aether, und tauſend Blumen ſaugen tauſend verſchiedene Farben aus dieſem einerlei Aether. Der ſchweigſamſte Mann wird beredt, wenn er liebt, die ſprachſeligſte Frau wird ſchweigſam, wenn ſie liebt. Im Herzen des Mannes iſt die Liebe eine Erzählung, Dichtung und Wahrheit, eine Novelle mit Fortſetzungen und Unterbrechungen; im Herzen der Frauen iſt die Liebe ein engliſcher Gruß, ein Vater Unſer, und ihr ganzes Leben iſt dann nichts, als ein langes, frommes Amen dieſer Empfindung!

Die Liebe iſt wie eine Brenneſſel; der Mann faßt ſie mit keckem Finger und hart an, und ſie verletzt ihn nicht;

die Frauen erfaſſen ſie zagend, leiſe, mit Zucken, und ſie fühlen das brennende Gift.

Man ſagt „unglückliche Liebe“! Es gibt keine unglückliche Liebe, meine lieben Leſer, wer wahrhaft liebt, iſt glücklich, und trocknet die Hand der Liebe auch nicht ſeine Thräne, und tönt ſeinem Liebesklang auch kein Liebes-Ton entgegen, er iſt dennoch glücklich, denn wer trocknet die Thräne der Roſe, wer erwiedert das Lied der Nachtigall, wer gießt Gegenliebe in die Bruſt der unruhigen Sonnenblume? Und doch fragt ſie, ſo ſagt die Roſe: die Thränen ſind mein Glück, und die Nachtigall: mein Schmerzlied iſt meine Wonne, und die Sonnenblume: meine Unruhe iſt mein einzig Heil.

Die glückliche Liebe hat nur Erinnerungen, die unglückliche Liebe hat Hoffnungen, und wo die glückliche Liebe ihre Erinnerungen ablegt, da geſtaltet unglückliche Liebe ihre Hoffnungen zu Erinnerungen. Glückliche Liebe iſt eine Jugendkrankheit, in der man aus Altersſchwäche ſtirbt; unglückliche Liebe iſt eine zur Ruhe geſetzte Wehmuth, ſie lebt von dem Gnadengehalte der Erinnerung, und jede Erinnerung, auch die ſchmerzlichſte, iſt wie ein alter, wieder aufgefundener Brief von vor langen Jahren; wir gehen mit ihm bis zu ſeinem Datum zurück, und die abgeblaßten Züge rufen roſige Züge aus unſerer Jugendzeit zurück.

Es gibt nur eine glückliche Liebe, wenn man den Gegenſtand ſeiner Liebe zu ſeinem Glück nicht kriegt!

Die jetzige Liebe iſt wie die Mondfinſterniß, wenn man ſagt: „ſie iſt durch ganz Europa ſichtbar,“ ſo heißt das: „man ſieht gar nichts.“

Die Claſſiker, die Alten ſagten einſt: „Liebe regiert die Welt!“ — Das ſagen die Alten auch jetzt noch, aber die Jungen ſagen's nicht mehr.

Da ſind wir, meine lieben Leſer, auf ein fünftes Weh gekommen: Welt! Die Welt iſt der Inbegriff aller Erſcheinungen, in unſerer Welt erſcheint aber gar nichts mehr; wo iſt in unſerer Welt alſo die Welt? Die ſchöne Welt iſt häßlich, die große Welt iſt klein, die feine Welt iſt grob, und die ganze Welt iſt nur eine halbe Welt, — wo iſt die andere halbe Welt?

Kennen Sie, meine lieben Leſer, unſer Welt-Syſtem? Die ſchöne Welt kommt ſyſtematiſch zuſammen, und ſetzt ſich in einen Kreis: das iſt der Weltkreis; die jungen Herren ſegeln um die Frauenwelt herum, das ſind die Weltumſegler, die auch das Schickſal aller Weltumſegler haben, daß ſie nie in den ſtillen Ocean gelangen können.

Zuerſt dreht ſich das Geſpräch der ganzen Welt ums Theater, das iſt die Weltachſe; dann erzählt man ſich Geſchichten aus der Stadt, das iſt die Weltgeſchichte; die älteſten Bonmots werden neuerdings erzählt, das iſt die alte und neue Welt; um das goldene Haupt der jungen Mädchen bilden die ſilbernen Köpſe der Greiſe eine eherne Mauer, und erproben ihre eiſerne Geduld, das ſind die vier Weltalter; dann fragt man ſich: haben Sie gehört, was für ein Gerücht verlautet? das iſt das Weltgericht; dann ſetzt man ſich an den Spieltiſch, das ſind die Weltkarten; dann tauſcht man ſeine Neuigkeiten aus, das iſt der Welthandel; dann erſäuft man ſich in ein Meer von Gemeinplätzen, das iſt das Weltmeer; dann kommt ein Schriftſteller, bringt die Geſellſchaft der ſchönen Welt zur öffentlichen Kunde, das iſt die Weltkunde; und zuletzt macht das Schickſal einen Strich durch die Weltkunde, das endlich iſt der Weltſtrich. Sehen Sie, das iſt das neue Weltgebäude.

Die ganze Welt ſagt: die Welt muß zu Grund gehen; die Welt iſt aber ſo grundlos, daß ſie nicht zu Grund gehen kann, und man kann wirklich ſagen: daß die Welt zu Grund gehen ſoll, dazu iſt kein Grund vorhanden.

Durch Wein, Weiber, Witz und Wahrheit wird die Welt curios zu Grund gerichtet, aber eine zu Grund gerichtete Welt mit Wein und Weibern hat die ganze Welt im Grund doch noch lieber, als eine nicht zu Grund gerichtete Welt ohne Wein und Weiber.

Die Bühne, mein lieber Leſer, die Schaubühne, das ſind „die Breter, die die Welt bedeuten.“ — Da aber die Welt jetzt nichts bedeutet, ſo bedeuten die Breter auch nichts. Ja, man kann ſagen: auf den Bretern, die die Welt bedeuten, da iſt die Welt bedeutend mit Bretern verſchlagen.

Auf dieſer Welt, auf dieſer Breterwelt ſind die vier Weh: Wein, Weiber, Witz und Wahrheit ſehr wehleidig!

Unſere Theaterdichter bringen nichts als alte Witze und junge Weiber auf die Bühne, und anſtatt reinen Wein ſchenken ſie unreine Wahrheit ein. Die Wahrheit iſt aber, daß ſie beim Wein ſchlechte Witze über die Weiber machen, und dann dieſe ihre ſchlechte Aufführung durch eine gute Aufführung in die Welt ſchmuggeln. Unſere Theaterdichter gehen mit Weiber, Witz und Wahrheit in ihren Theaterſtücken ſonderbar um; anſtatt daß ſie geſuchte Weiber, keinen Wort-Witz, und blanke Wahrheit haben ſollen, haben ſie blanke Weiber, geſuchten Witz und kein Wort Wahrheit! Anſtatt daß ſie die Weiber dem Leben abſtehlen und ganz neue Witze hervorbringen ſollen, bringen ſie neue Weiber hervor, und ſtehlen den Witz von den Lebenden; und das iſt die ganze Wahrheit bei der Sache!

Der Witz, meine lieben Leſer, iſt jetzt die Hauptſache, von Handlung und Charakter iſt gar keine Rede. Blos wie der Dichter um ſein Honorar handelt, das iſt die einzige Handlung, und wie ihm manche Direktoren ganz charakterlos davon abziehen, das iſt der einzige Charakterzug.

Der Witz wird in der ganzen Welt zur Thür hinausgeworfen, er muß alſo auf der Straße liegen; es hat ſich alſo aller Witz in die Straßenjungen geſchlagen, und dieſer geſchlagene Witz kommt jetzt aufs Theater.

Unſere Dichter können mehr, als der Himmel; der Himmel hat blos aus Nichts die Welt erſchaffen, die Theaterdichter erſchaffen aber ſogar aus einem Taugenichts ihre Welt, und ſo ein Taugenichts iſt noch lang kein Nichts, ſo ein Taugenichts braucht erſt einen Pariſer Dichter, einen deutſchen Ueberſetzer, ein Theater, und eine ſehr gelungene Darſtellung, bis er vollkommen Nichts iſt!

In einer Hinſicht veredeln die Dichter die Straßenjungen, nämlich: auf dem Theater ſehen wir ſie in vier langen, zerriſſenen Aufzügen, die wirklichen Straßenjungen erſcheinen gewöhnlich nur in einem zerriſſenen Aufzug!

Ein anderer Uebelſtand aber entſteht der Kunſt durch die Aufführung dieſer Straßenjungen. Es iſt nämlich eine Wahrheit, ſo alt, wie die Choriſtinnen des *** theaters, und doch ſo neu, wie der alte Wein bei ***: daß kein Menſch ſich ſelbſt beurtheilen kann — wie ſollen alſo unſere Recenſenten dieſe Straßenjungen beurtheilen?

Man könnte freilich ſagen: die Straßenjungen ſind unter der Kritik! Das kann aber nicht ſein, denn die Kritik iſt ja unter den Straßenjungen! Man kann alſo im wörtlichen Sinne ſagen: Straßenjungen und Kritik haben es unter ſich ſelbſt auszumachen!

Sie ſehen, meine lieben Leſer, daß, ſo oft auch im Leben über gute Wahrheiten ſchlechte Witze gemacht werden, ſo trifft ſich doch, daß man manchmal einen guten Witz über eine ſchlechte Wahrheit machen kann.

Ich nenne aus Beſcheidenheit meinen Witz gemachten Witz! Denn die vier Weh thuen Einem auch verſchieden weh: Die nachgemachten Weine, die davon gemachten Weiber, die abgemachten Witze und die ausgemachten Wahrheiten thuen Einem im Leben ſehr weh.

Bei Wein und Weiber iſt der Unterſchied: wir koſten den Wein, und die Weiber koſten uns; bei Witz und Weiber iſt das der Unterſchied, daß wir traurig ſind, wenn unſer Witz ausgeht, daß wir aber froh ſind, wenn unſere Weiber ein Bischen ausgehen; bei Wahrheit und Weiber iſt der Unterſchied, daß ſich tauſend Wahrheiten, aber nicht zwei Weiber miteinander vertragen; bei Witz und Weiber iſt der Unterſchied: bei dem Witz liegt die Anſchauung in dem Verſtand, bei den Weibern liegt der Verſtand in der Anſchauung; der Witz iſt Meiſter im Zuſammenſetzen, die Weiber ſind Meiſter im Auseinanderſetzen. — Wie glücklich iſt der Menſch, bei dem ein Witz den andern jagt; wie unglücklich iſt der Menſch, bei dem ein Weib das andere jagt. — Da ich aber befürchte, daß mein Witz nicht wieder einen Witz, ſondern die Leſer jagen könnte, ſo will ich von Witz, Wein, Weiber und Wahrheit abbrechen, damit Sie gar kein Weh mehr haben.

Die egyptiſche Finſterniß bei Gasbeleuchtung und der Ochs in der Laterne.

Eine humoriſtiſche Olla Potrida.

Es gibt viele alte Berühmtheiten, die, wenn ſie in der jetzigen Zeit exiſtirt hätten, nie berühmt geworden wären. Zum Beiſpiel die „egyptiſche Finſterniß“, die mag zu ihrer Zeit berühmt geweſen ſein, aber jetzt finden wir ſolche Finſterniſſe auf der Gaſſe; wenn jetzt eine egyptiſche Finſterniß käme, man würde ſie gar nicht ſehen; ſo finſter wie eine egyptiſche Finſterniß iſt's jetzt, Gottlob, wenn der ſchönſte Sommertag iſt!

So auch die berühmten „ſieben Weiſen Griechenlands“, wenn ſie jetzt lebten, ſie wären die „ſieben Narren Teutſchlands!“

Diogenes war ein Weiſer, weil er mit der Laterne herum ging, um einen Menſchen zu ſuchen; jetzt gibt's gar keinen ſolchen Narren mehr, der einen Menſchen ſucht.

Bei dieſer Gelegenheit drängt ſich mir eine ſehr wichtige Frage auf; hat Diogenes in einem Weinfaſſe oder in einem Bierfaſſe gewohnt? Dieſe Frage iſt von größerer Wichtigkeit, als man glaubt, denn hat Diognes in einem Bierfaſſe gewohnt, ſo hat es in Griechenland Bier gegeben.

Wer von Ihnen, liebe Leſer, kann mir eines der zarteſten Geheimniſſe der Natur, eines der ſinnigſten Räthſel des menſchlichen Geiſtes enthüllen, nämlich: „Warum fallen die vom Bier Betrunkenen auf den Rücken, und die vom Wein Betrunkenen auf die Naſe?“

An dieſe zarte Lebensfrage knüpft ſich noch ein dritte Frage an: „Wenn die Bierbetrunkenen auf den Rücken, und die Weinbetrunkenen auf die Naſe fallen, wohin fallen die von Liebe Trunkenen?“ — Die Antwort auf dieſe zweite Frage iſt ganz leicht: die von Liebe Trunkenen fallen jetzt ganz auf die Seite. — Früher war man von der Liebe trunken, weil man über das Maaß geliebt hat; jetzt bleiben wir in der Liebe gleich beim erſten Pfiff ſtehen, wo ſoll da die Trunkenheit herkommen?

Was hat der Philoſoph Diogenes in ſeinem Faſſe voraus gehabt vor allen unſern Philoſophen? Er war wenigſtens faßlich! — Unſere Philoſophen ſind umgekehrte Diogeneſſe, anſtatt daß ſie wie Diogenes ſich in ein Weinfaß ziehen, ziehen ſie ein Faß Wein in ſich, und werden Philoſophen per fas et ne-fas! — Darum ſtudirt man drei Jahre Philoſophie: das erſte Jahr den Heurigen, das zweite Jahr den Vorjährigen, und das dritte Jahr wird blos repetirt!

Eine eben ſo abgeſchmackte Berühmtheit war der große Roscius, der erſte römiſche Künſtler. Er war gewiß ein gewaltiger Couliſſenreißer. Ueberhaupt, wie kann Roscius ein großer Künſtler geweſen ſein, er hat ja gar nie in Berlin geſpielt! Ja, noch mehr, der Kerl hat ja gar keine reine deutſche Ausſprache gehabt!

Nun aber, liebe Leſer, ſehen Sie nicht ein, wie ich mit allen dieſen Abwegen und Abſprüngen wieder auf den Titel meines Aufſatzes zurückkommen will? Das ſehen Sie nicht? Das ſehen Sie nicht? Sehen Sie, das iſt eben die egyptiſche Finſterniß, daß Sie es nicht ſehen! das iſt ja eben der ſichtbare Segen der Finſterniß, daß man die Leute ſtundenlang herumführt, und daß ſie dann wieder dort ſind, wo ſie ausgegangen ſind! Ich habe Ihnen in dieſer Finſterniß einen Mann mit einer Laterne mitgegeben, und doch haben Sie nicht geſehen, wo ich Sie hinführe, geſtehen Sie nur, daß man eine ſolche Finſterniß nicht alle Tage ſieht!

Die egyptiſche Finſterniß iſt die einzige egyptiſche Mumie, die ſich ganz unverſehrt bis auf unſere Zeit erhalten hat.

Die Egyptier haben es verſtanden, ihre Finſterniß einzubalſamiren, bei uns iſt dieſe Kunſt ganz verloren gegangen, denn für unſere Finſterniß gibt es keinen Balſam.

Damit wir aber dieſe egyptiſche Finſterniß allgemein ſehen können, haben wir die Gasbeleuchtung erfunden, und, beim Licht beobachtet, iſt die Finſterniß ein wahres lumen mundi. Zur Beleuchtung unſerer Finſterniß aber kann kein anderes Licht ſein, als Gas, denn die erſte Gas-Art iſt fixe Luft, und in unſerer Finſterniß muß man froh ſein, wenn man wenigſtens ein Bischen freie Luft fixirt hat.

Wenn man alſo die Finſterniß beleuchtet, ſo ſieht man, wie glücklich die Leute ſind, die nicht ſehen.

Die „Liebe", die „Gerechtigkeit" und das „Glück", ſind drei glückliche Weſen, die nicht ſehen; die Liebe iſt blind, das Glück iſt blind, und die Gerechtigkeit iſt blind. Wenn dieſe drei Blinden ſehen würden, ſo würden ſie Dinge ſehen, daß ihnen Hören und Sehen verginge.

Daß die Gerechtigkeit blind iſt, iſt längſt bekannt.

Die Liebe, meine guten Leſerinnen, iſt auch blind, und das Glück iſt auch blind! Es iſt ein wahres Glück, daß die Liebe blind iſt, und es iſt mir lieb, daß das Glück blind iſt. Wäre die Liebe allein blind und das Glück nicht, ſo würde das Glück ſehen, daß dieſe Liebe keine Liebe iſt; wäre das Glück allein blind und die Liebe nicht, ſo würde die Liebe ſehen, daß dieſes Glück kein Glück iſt!

In der egyptiſchen Finſterniß waren lauter glücklich Liebende, denn die Liebe iſt nie glücklicher, als wenn ſie nicht ſieht.

Der Menſch ſoll über ſeinen Zorn die Sonne nicht untergehen laſſen; und der Menſch ſoll über ſeine Liebe die Sonne nie aufgehen laſſen. Man muß nicht nur nicht in den Tag hinein reden, ſondern auch nicht in den Tag hinein lieben!

Die Liebenden ſind ganz andere Menſchen, als andere Menſchen. Andere Menſchen, wenn ſie genug gelebt haben, vertauſchen ſie das Zeitliche mit dem Ewigen. Die Liebenden ſchwören ſich erſt ewige Treue, ſehen ſich dann zeitlich nach einem Andern um, und bevor Eins von ihnen noch das Zeitliche mit dem Ewigen vertauſcht, vertauſchen ſie einigemal das Ewige mit dem Zeitlichen!

Die Liebe iſt blind, darum ſind die Verliebten ſtockblind, die Verheiratheten aber blos ſtaberlblind!

Der Tag iſt ein Mann, die Nacht iſt ein Weib, in der Liebe aber iſt das Weib der Mann!

Der Tag und die Nacht, das iſt ein ſeltenes Ehepaar, wie glücklich leben ſie ſeit ewigen Zeiten, das iſt auch keine Kunſt, wenn der Tag kommt, geht die Nacht fort, und wenn die Nacht kommt, iſt der Tag über alle Berge!

Bei dieſem Ehepaar, Tag und Nacht, iſt im Winter die Frau Nacht glücklich, denn da hält ſie ihren Mann kurz, und im Sommer iſt der Mann Tag vergnügt, denn er ſieht, wie ſeine Frau alle Tage mehr abnimmt.

Nur einmal kommen ſie ſich gleich unausſtehlich vor, wenn Tag- und Nachtgleiche iſt, und um dieſe Zeit weiß man, gibt's auch die gefährlichſten Stürme.

Die Liebe hat Augen, aber nicht zum Sehen, ſondern zum Weinen, die Liebe hat eine Zunge, aber nicht zum Reden, ſondern zum Singen, und ſie hat eine Wange, nicht um zu blühen, ſondern um zu erröthen. Die Liebe trägt das Gehör auf den Wangen, das Wort im Auge und den Blick im Herzen!

Das menſchliche Herz hat drei Natur-Reime: Das Herz der Fröhlichen auf Scherz, das Herz der Liebenden auf Schmerz und das Herz der Vornehmen auf Erz. Wir Wiener haben noch einen vierten Lokal-Reim: Wir haben ein Herz wie ein Sterz, das iſt aber ein Faſten-Reim, und ein Wiener Herz hat keine Faſten.

Der gute Appetit der Wiener, gegen den der Berliner, hat mir einen wichtigen Aufſchluß über den Sprachunterſchied dieſer beiden Völker gegeben.

Der Oeſterreicher ſpricht Alles in der längſtvergangenen Zeit. Der Preuße Alles in der jüngſtvergangenen. Der Oeſterreicher ſagt: „ich bin ſpazieren gegangen.“ Der Preuße ſagt: „ich ging ſpazieren!“ Der Oeſterreicher ſagt: „Die hab' ich angeguckt!“ Der Preuße ſagt: „Ich guckte ſie an!“ Woher kommt dieſer Unterſchied? Der kommt vom Appetit her.

Wenn der Wiener Mittags einen Faſan gegeſſen hat, Abends ſcheint es ihm ſchon ſo lang, daß er keinen Faſan gegeſſen hat, daß er in der längſtvergangenen Zeit ſagt: „Ich hab' einen Faſan gegeſſen!“ — Wenn der Berliner einen Faſanflügel ißt, ſo iſt ihm vierzehn Tage nachher noch ſo, als hätte er ihn eben erſt gegeſſen, und er ſagt in der jüngſtvergangenen Zeit: „Ich aß ein Faſanflügelchen!“

So ſpricht des Wieners Herz Alles in der längſtvergangenen Zeit. Wenn er in der Früh geliebt hat, ſo ſagt er Abends: „Ich hab' geliebt gehabt!“

Aber in der Liebe, verehrte Leſer, gibt es jetzt überhaupt nur eine längſtvergangene Zeit, das heißt, die Zeit, wo man geliebt hat, iſt längſt vergangen! — Wenn mir Jemand ſeine Geliebte vorſtellt und ſagt: „Das iſt meine Zukünftige;“ ſo denke ich mir immer: das iſt ſeine zukünftig vergangene Zeit!

Die Liebe iſt blind, die Herzen der Männer aber ſind ſo barmherzig, daß jedes Herz ſeine eigene Blinden-Anſtalt hat!

Die Liebe iſt blind, und doch ſagt man: „Die Liebe und die Zigeuner ſehen im Finſtern.“ — Warum ſehen die Zigeuner im Finſtern? weil ſie von der egyptiſchen Finſterniß herſtammen. Die Finſterniß iſt alſo das Perſpektiv der Liebe. Da wir jetzt eine doppelte Finſterniß haben, die egyptiſche und die europäiſche, ſo hat unſere Liebe ein ganz modernes Doppel-Perſpektiv!

Nun ſehen Sie, da ſind wir ſchon wieder bei unſerm Titel, bei der egyptiſchen Finſterniß, und was den Ochſen betrifft, verlaſſen Sie ſich nur auf mich. Laſſen Sie mich nur ein Bisdchen zu mir kommen, und wir werden gleich beim Ochſen ſein. Die Egyptier haben bekanntlich einen Ochſen angebetet; wir weichen etwas davon ab, und beten blos zuweilen eine Kuh an.

Mein Gott! wie viel Mädchen beten nicht einen goldnen Ochſen, und wie viel Männer eine goldne Gans an? Am Ende nimmt der goldne Ochs die goldne Gans, und ſie feiern die goldne Hochzeit; denn es iſt ihnen ſogleich, als hätten ſie ſchon fünfzig Jahre zuſammen gelebt! —

In der Liebe vergeht ein Jahr wie ein Tag, in der Ehe vergeht ein Tag wie ein Jahr, darum rüſte ſich jeder Ehemann an jedem Sonntage zum ſiebenjährigen Krieg, und an jedem Erſten des Monats zum dreißigjährigen Krieg!

Jedes Jahr, das man mit einer Frau zu leben hat, iſt ein Streich des Schickſals; wer die ſilberne Hochzeit feiert, der hat ſeine fünf und zwanzig glücklich überſtanden, und wer die goldene Hochzeit feiert, der hat fünfzig bekommen!

Warum zündet man bei einer Hochzeit am hellen, lichten Tage, Hochzeitsfackeln an? Weil man ſchon bei der Hochzeit anfängt, finſtere Geſichter zu machen! Wiederum eine Finſterniß, die noch älter iſt, als die egyptiſche! — Die Egyptier in ihrer Finſterniß hatten Recht, die Ochſen anzubeten, denn ein Ochs iſt ein unfehlbares Mittel zur Aufklärung und Lichtverbreitung.

Sie ſehen mich erſtaunt an? O ich bitte Sie, betrachten Sie die Ochſen aus einem freundlichern Geſichtspunkte!

Die Ochſen ſind reſpektabler, als die Menſchen: kein Ochs pflügt mit einem fremden Kalbe; jeder Ochs trägt redlich ſeine Haut zu Markte, und wenn der Ochs einmal vor den Kopf geſchlagen iſt, ſo iſt er genießbarer, als wenn der Menſch vor den Kopf geſchlagen iſt!

Gibt's nicht ausgezeichnete Künſtler unter den Ochſen, zum Beiſpiel, große Horniſten? Sind die Ochſen nicht ausgezeichnete Redacteurs, wiederkäuen ſie ihre Artikel nicht immer und emſig! Die wirklichen Ochſen kann man kochen und braten, die menſchlichen Ochſen muß man roh genießen!

Wie man nun mit einem Ochſen die Finſterniß beleuchten kann? Nichts leichter, als das. Man ſchlägt den

Ochſen todt, man zapft ihm das Fett ab, man läßt das Fett aus, man macht aus dem Fette Lichter, man ſteckt das Licht in die Laterne, ſo ſteckt der Ochs in der Laterne, und beleuchtet ſein Jahrhundert!

Man verſuche aber einmal, und laſſe unſere menſchlichen Ochſen aus — und wir haben viel ausgelaſſene Ochſen — allein ihr Fett taugt nicht zum Lichtermachen, und konnte man auch Lichter daraus machen, ſo wären es doch keine gezogenen.

Ich glaube alſo ganz beſtimmt, daß Diogenes in der egyptiſchen Finſterniß gelebt hat, daß er in ſeiner Laterne einen Ochſen herumgetragen hat, daß er eigentlich unter den Menſchen einen ſolchen Ochſen geſucht hat, den er auch als Licht in die Laterne ſtecken könnte, und daß er keinen gefunden hat.

Somit wäre die egyptiſche Finſterniß, und der Ochs in Ihrer Gunſt gerechtfertigt, und:

Ich ſei, gewährt mir die Bitte,
In ihrem Bunde der Dritte.

Vorleſung eines Zucker-Rohres über den gänzlichen Mangel aller Romantik, gehalten in einer Geſellſchaft von jungen Runkel-Rüben.

Meine ehrenwerthen Freunde und Runkel-Rüben!

Ihr Geſchlecht fängt an, ſich nicht nur unter die ganze Erde, ſondern auch über die ganze Erde zu verbreiten! Sie tragen mit dazu bei, alle Romantik auszurotten und eine induſtrielle, nüchterne Proſa an ihrer Stelle zu ſubſtituiren!

Wenn die Natur Runkel-Rüben-Zucker haben will, ſo hat ſie ſich mit der Geburt von Chriſtoph Columbus lächerlich gemacht, und Ludwig Auguſt Frankl hat Unrecht gehabt, einen Mann zu beſingen, den die kleinſte von Ihnen, meine ehrenwerthen Damen, entbehrlich macht!

Ja, Sie, Sie geben der romantiſchen Licht-Seite des Lebens den letzten Gnadenſtoß!

Die Aufklärung, die Reformen, die allgemeine Erfindungs-, Entdeckungs- und Erſparungs-Wuth hat allen Schimmer, alle Illuſionen von den Fittigen der Zeit abgeſtreift, und die

allgemeine europäiſche Civiliſation

hat die ſonſt romantiſch-bunte, maleriſche, poetiſche, phantaſtiſche, ideale Verſchiedenheit der Welt in eine einzige, große, einförmige, aſchgraue Livree geſteckt, mit blanken Knöpfen, auf denen der monoforme Namenszug der modernen Alltäglichkeit ausgeprägt iſt!

Die Mythologie haben wir längſt verſcherzt und die Götter Griechenlands; die Oreaden, Dryaden und Hamadryaden haben wir zu Schiffsbalken und Kanalſchleuſen entgöttert; die Gnomen haben wir zu Steinkohlenjungen gemacht; Daphne's Locken flattern im Wildbret-Saucen, und Vulkans Athem ſchnaubt aus Dampfröhren uns entgegen!

Aber es blieben unſerer Phantaſie noch ſchöne, große Domänen; unſerer Romantik blieb der ſchöne Witwenſitz: Orient, dieſes Land der Wunder und Fabeln. Uns blieben die ſchönen Sultaninnen mit langen Schleiern über lange Wimpern; uns blieben die Houris, Peris, Odalisken aller fernen Zonen! Uns blieb das fabelhafte Indien, die lockenden Bayaderen; unſerer Intuition blieb Afrika, die Kaſſauben, die Oaſen, die glühenden Odalisken-Augen, die brüllenden Löwen, die bethürmten Kameele, die klugen Elephanten u. ſ. w.

Alle dieſe Güter im Reiche der Einbildungskraft hat uns die allgemeine Civiliſation geraubt, geplündert, verwüſtet! Nicht ein haarbreit phantaſtiſchen Boden hat ſie unſerer Illuſion überlaſſen!

Die alte, zahnloſe, prüde, pedantiſche, ſteife, kluge, aber abgeſchmackte Gouvernante Europa hat die andern Welttheile an den keuſchen, aber dürren Buſen genommen, hat ſie zu klugen, artigen, geſitteten Jungens herangezogen und herangebildet, und da ſtehen ſie nun, die drei europäiſirten großen Bengel, ſteif, uniformirt, höflich, kalt, fad, und bis zur Abgeſchmacktheit unterrichtet und civiliſirt!

Aus allen drei Welttheilen iſt kein einziger Tropfen Romantik mehr zu preſſen, Alles iſt ſo alltäglich civil geworden, ſo durchaus europäiſch proſaiſch und farblos, daß ſie kaum mehr Coſtüm-Ausbeute für einen Theater-Coſtümier abwerfen!

Der Turban macht dem Czako Platz, der Schleier dem Bibi, die Mandarinen tragen Achſelbänder, und an der Stelle der ſchönen Scherezade mit den ſüßen Märchen lieſt Madame La Bim-baſcha den unſterblichen Paul de Kock! Aus den Boudoirs in Algier wird wie aus denen zu Paris geſchrieben:

„Madame Fetscha-Bumba prie Mr. Pinca-Rauka de lui faire l'honneur de prendre le thé etc. etc.“

Der Enkel von D'ſchingis-Chan verbietet das Opium in Folge eines Mäßigkeitsvereins; das Opium, dieſen phantasmagoriſchen Zauberer, der den ſiebenten Himmel mit ſeinen Houris, Brama und Wiſchnu vor die Seele zaubert! Der Nimbus der Bayaderen zerfließt im Saal Ventadour! Die Löwen Afrika's empfangen Beſuche von den Pariſer Griſetten, die Arra's, Lory's und Papageien ſagen: „bon jour!“ Der Elephant apportirt und macht den aimablen. Alle Affen und Mandrills, und all die bizarren Menſchen-Incunables der Schöpfung haben ihren Bürgerpalaſt im jardin des plantes!

Wo ſoll da die Romantik noch ihre Rekruten hernehmen? Woher die Phantaſie ihre Bilder fouragiren?!

Die Univerſalbildung hat die Romantik aufgegeſſen, die ſporadiſche Civiliſation iſt eine epidemiſche geworden, hat alle Romantik mit Haut und Haar verſchlungen, wie der Veſuv den Empedokles, und hat nichts von ihr übrig gelaſſen, als auch nur den ledernen Pantoffel!

Ich, das Zucker-Rohr, ich ſtehe nur allein noch als der letzte romantiſche Mohikan da; meine Locken flattern wie die Trauerweiden Babylons an den Ufern des Oceans, und ich ſchüttle weinend mein Haupt herüber auf das von Runkel-Rüben-Proſa durchackerte Europa!

Ich, meine ehrenwerthen Runkel-Rüben, ich Zucker-Rohr bin ein Enkel der Mythologie! Die ſchöne Syrinx wurde von Pan verfolgt, ſie flehte bei ihrem Vater, Majoratsherr eines mächtigen Waſſergottes, um Rettung, wurde in ein Rohr verwandelt, und dieſes Rohr bin ich! In mir liegt romantiſch-dramatiſcher Stoff: Liebe, Verfolgung, Vaterfluch, die Peripetie zu Zucker, und endlich die ſüße und verſöhnende Auflöſung! Allein wo iſt eine Mythe, welche die Runkel-Rübe verſchönt, und wo iſt die moraliſche Tendenz des Runkel-Rüben-Stoffes wie die in mir: wenn die Mädchen von Liebe verfolgt werden, ſo verwandeln ſie ſich!?

Welches Mädchen würde wünſchen, in eine Runkel-Rübe verwandelt zu werden?

Mich brauchen die Poeten zu ihren ſchönſten Metaphern: ſchlank wie Zucker-Rohr! Allein zu welchem

Bilde kann man die Runkel-Rüben, dieſe Calibans unter den Pflanzen, gebrauchen? Kein Poet wird von einer Schönen ſagen: „Ihr Wuchs war wie eine Runkel-Rübe!“

Kotzebue's „armer Poet“ iſt in meinem Schatten entſtanden! Lorenz Kindlein gedieh unter den Schatten der Zucker-Röhre, unter dieſen hohen Rohrwäldern wuchs jene Liebe, aus jenen ſchlanken Zeugen ihrer Liebe ſchrieb ſie jenes: „ich folge Dir, ſobald ich kann!“ welches all jenen rührenden Zauber um Lorenz Kindlein legt, der nöthig iſt, um empfindungsvolle Theater-Beſucherinnen in Thränen zu waſchen und zu baden! Glauben Sie, daß ſolch ein Werk der Liebe, der reinſten Liebe, der totalen Hingebung auch in der Atmoſphäre des rothen Mangold, der Dick- und Fütter-Rübe hätte gedeihen können?

Und nun gar Kotzebue's „Negerſklaven.“ Was wären die ohne Zucker-Rohr! Setzen Sie ſtatt „Plantagen“ Runkel-Rübenfelder, und der dramatiſche Effect iſt beim Henker! denn Seufzer, Thränen und Plantagen, das iſt die natürliche oſtindiſche Compagnie, die ſich für den Erfolg dieſes Stückes verbürgt; allein ſetzen ſie „Seufzer- und Rummel-Rübe“ oder „Thränen- und Runkel-Rüben-Zucker-Fabrik“ und alle elegiſche Stimmung iſt im Keime erſtickt!

Ich ſehe die Zeit kommen, wo ſich alle Rüben der Erde zu Zucker emancipiren werden!

Vor dem Geſetz ſind alle Rüben gleich! wird die Runkel-Rübe ſagen! — Warum ſoll grade aus dem

Kainshaupte der rothen Rübe Zucker gepreßt werden, warum nicht auch aus meinem blonden, langgelockten Haupte? ſo wird die gelbe Rübe fragen. Dann kommt das ganze Geſchlecht der Kohl-Rüben, der Mohr-Rüben, der Waſſer-Rüben, der Steck-Rüben, der Teller-Rüben, und die ganze weitverbreitete Familie der Rapunzeln, und alle werden wollen Zucker geben, und alle werden ſchreien: „anch' io son pittore!" Alle werden ſagen: „Preßt nur, preßt, unter der Preſſe gibt Kraut und Rüben auch Zucker!

Alle Rübenbauer werden bei ihrer Saat deklamiren:

„Dem dunklen Schooß der heiligen Erde
Vertrauen wir die Rübenſaat,
Und hoffen, daß ſie erſtehen werde,
Als Zuckerrohr von beſſer'm Grad!"

Selbſt die kleine Teltower-Rübe wird aus den Palmen-Wäldern um Berlin aus der Erde ſteigen wie ein kleiner Gnom, wird nach Berlin gehen zu Herrn Rellſtab oder Häring, und wird ſagen: „Ihr findet in jeder Natur-Rübe Stoff zu dicken Romanen- und Leihbibliotheken-Zucker: warum nicht auch in mir!" —

Seid nicht ſtolz darauf, meine ſonſt ehrenwerthen Runkel-Rüben, daß ein Centner von euch ein Pfund Zucker gibt, denn aus welchen Dingen wird jetzt nicht Zucker gezogen? Aus Aehren und Mais; ja, ſogar aus Maculatur! Maculatur-Zucker!

Welch ein Troſt, welch eine Ausſicht für die Pflanzer der literariſchen Negerſklaven: für die Buchhändler! Zuerſt preſſen ſie den Schriftſteller, dann das Werk, dann die Leſer, dann das Maculatur! Wie muß ihnen der Kaffee mit ſolchem Zucker ſchmecken?!

Es wird eine Zeit kommen, wo man in dieſem Maculatur-Zucker ſo bewandert ſein wird, daß man bei jeder Taſſe Kaffee, die man trinkt, den Schriftſteller herausſchmecken wird, aus deſſen Maculatur er gezuckert iſt!

Die Empfindſamen werden Novellen-Zucker, die Romantiſchen George-Sand-Zucker u. ſ. w. haben.

Allein, das Alles wird vergehen! Alle andern Zucker werden zerfließen, alle Prätendenten dieſes ſüßen Thrones werden ihr Ende ereilen, ich allein, das legitime Zucker-Rohr, werde beſtehen, und in ſo viel Zungen ſich auch die Menſchheit theilen möge, es wird kein Menſch die Doppelzüngigkeit ſo weit treiben, um Zucker-Rohr-Zucker = Runkel-Rüben-Zucker zu achten!

Und ſomit ende ich meine Betrachtung über dieſen Gegenſtand; mögen Sie mir, meine ehrenwerthen Adoptiv-Zucker-Stief-Kinder auch hinter dem Rücken ein Rübchen ſchaben, mich entſchädigt mein innerer Gehalt! Ehre, dem Ehre gebühret:

„Voll Saft mag wohl die Runkel-Rübe ſein,
Doch Zucker wohnt im Zucker-Rohr allein!“

Kokettir-Novellen.

Die Fenſter-Linie.

Und es war wieder eine Blondine! Eine wahre Colifiſchette, würde ich ſagen, wenn ich nicht lieber wünſchte, meine ehrſamen Leſerinnen hätten den neuen Amadis nicht geleſen.

Lange, ſehr lange, ſeidenweiche Locken fielen um beide Wangen üppig dicht herab, als wollten ſie die Roſen dieſer Wangen ſchützen und einhüllen vor jedem Sonnenſtrahl, vor jedem naſchenden Blick. Ein dramatiſches Lächeln wohnte um den zartgeformten Mund, und der ganze Ausdruck des Geſichtes war Charakter und entſchiedener Wille.

Sie wohnte mir ſchräg, etwas ſtark ſchräg gegenüber, im vierten Stocke, ich im zweiten.

Empfindſame Mädchen ſind leicht auszuwittern. Ihre Fenſter ſind ihre Charakter-Zeichen.

Siehſt Du, mein freundlicher Leſer, an einem Fenſter einen Blumentopf oder zwei, und daneben einen Käfig mit einem Vogel, ſo kannſt Du getroſt ſchließen: „Hier wohnt ein Herz, das noch keinen Vogel im Käfig hat.“

Liegt ein kleiner Hund dazwiſchen, ſo ganz düſter und halbverſchlafen, ein Mops mit einem überwachten Auscultator-Geſicht, oder ein ſogenannter Pintſch mit der ſtets beſorglichen Miene, wie ein Induſtrie-Papier-Spekulant, ſo ſei gewiß, hier wohnt eine ſehnende Witwe oder eine überſpielte Mamſell, die zwiſchen Hoffnung und Reſignation noch hin und her getrieben wird, wie eine Sängerin, die keine Stimme mehr hat, zwiſchen der Sehnſucht nach getragenem Geſang und dem Erheben in den Triumph der bloßen Schule.

Ja, bei fortgeſetzter Forſchluſt und etwas Praktik, kann man aus den Blumen- und Vogelarten ſo ziemlich auf den Stand der Eigenthümerin oder ihren ſonſtigen Charakter ſchließen.

Eine rothe Pimpinell-Roſe und ein munterer Stieglitz in einem netten Käfig vor dem Fenſter, läßt faſt immer auf eine Nähterin, Marchande de Modes-Gehilfin, Einfaſſerin und Faltlerin ſchließen. Es liegt etwas von den Anfangsbuchſtaben des Liedes: „Freut Euch des Lebens, weil noch das Flämmchen glüht,“ in den Blättern der Pimpinell-Roſe, und ein Stieglitz iſt ja nichts als ein moderner Geck vom Waſſerglacis oder vom Volksgarten, ins Stieglitziſche übertragen, er hüpft und zwitſchert; ſein buntes Kleid, ſein Halskrägelchen und ſein Schöpfchen iſt ſein Alles!

Auf andere Inſaſſen aber läßt ein Kanarienvogel ſchließen, neben welchem ein einſames Reſeda-Töpfchen ſeinen ſtillen Duft wie pia desideria in die Lüfte verhaucht.

Da wohnen Officier-Witwen-Töchter, Töchter heruntergekommener Rentiers, und das große Heer der Mädchen, denen das Schickſal die Anweiſung nicht einlöſte, mit welcher es ſie in das Leben ſendete. Ein Kanarienvogel erinnert immer an die Töne:

„Dorthin möcht' ich ziehen!“

und Reſeda iſt verhaltener Wunſch mit ſtiller Ergebung.

Wo ein feiſter Gimpel im meſſingenen Käfig, ein rothwangiger Cactus oder eine bunte Pelargonie am Fenſter prangen, da iſt gut anfragen und werben, da wohnt die ausſteuerbekommende, ſtets bei gutem Appetit ſich befindende, und immer etwas zu Eſſen im Arbeitstiſch ſtehen habende Tochter eines reichen Fabrikanten, Profeſſioniſten, geweſenen Lieferanten u. ſ. w.

Genug, man kann nach und nach eine Gewißheit in dieſes Syſtem bringen, welches, weiter auszuführen, nicht in den Plan dieſes kleinen Abenteuers paßt.

Alſo, es war ein Kanarienvogel und ein Reſeda-Töpfchen, welche am Fenſter prangten, und ich ſchloß mit großer Gelehrſamkeit auf die Inſaſſin, welche jedoch lange, und Tage lange nicht ans Fenſter kam.

Auch als ſie ſchon erſchien, und das geſchah dann immer in den Abendſtunden zwiſchen fünf und ſechs, bemerkte ſie mich lange nicht, welches ich ganz unbegreiflich fand!

Ich machte die ganze Schule der Koketterie durch.

Denn die Koketterie iſt ein großes Studium, und man glaube nicht, daß die Natur allein ein Talent dazu ausbildet. Es gibt wohl hie und da Naturkokettirer, wie es Naturdichter gibt, allein es iſt auch bei dieſen wie bei jenen nur Halbheit. Die Kokettirkunſt iſt eine Mathematik, ſie beruht auf Evidenz, und ihre Schlüſſe ſind untrüglich. Sie gewährt wie die Mathematik jene Sicherheit in ihren Schlüſſen, welche den Verſtand eben ſo erhöht, als die Werkthätigkeit befriedigt.

Die Grundbaſis der Koketterie iſt die Geometrie und Trigonometrie. Man muß die Lehre von den geraden Winkeln und krummen Winkeln, von den ſpitzigen und ſtumpfen Winkeln, von den Scheitel- und Wechſel-Winkeln genau kennen. Man muß das Verhältniß der eingeſchloſſenen Flächen, des Kreiſes, des Kegels und des Cylinders inne haben. Kurz, die mathematiſche Lehre des Lichtes und des Sehens, der Natur von allen geraden, gebrochenen und zurückgeworfenen Strahlen, die Kenntniß der Lichtrichtung und der Sehwinkel, die Theorie der Geſichtsfelder und die der Schatten muß man vollkommen inne haben, um mit Glück, um mit unbezweifelbarer Gewißheit zu kokettiren, und die Koketterie-Schlußfolge mit Klarheit und Gewißheit ziehen zu können.

Man lernt nie aus, ſelbſt ich, der ich die „Kunſt zu kokettiren" ſeit zwanzig Jahren in den größten europäiſchen Schauſpielhäuſern gelernt habe, finde immer noch Etwas zuzulernen!

Die zwei Haupt-Poſtulate der Kokettir-Mathematik ſind:

Erſtens: Man kann alle Frauenzimmer der Welt zwingen, mit uns zu kokettiren; notabene wenn ſie nicht blind ſind, denn in dieſem Falle gibt es hie und da Ausnahmen.

Zweitens: Man muß ſo kokettiren, daß die betreffende Perſon eine vollkommene Gewißheit bekomme, daß es ihr gelte, daß man alſo auf keinen Fall lächerlich werden kann.

Jedoch ich will meine Geheimniſſe nicht zu früh verrathen, da ich eine „angewandte Lehre der Kokettirkunſt“ herauszugeben gedenke.

Ich verſuchte mit meinem ſchrägen vis-à-vis die erſten Elemente meiner Lehre, aber erſt ſpät wurde es aufmerkſam und ſetzte ſich mit mir in Wechſelwirkung.

Sie lächelte endlich einmal ganz holdſelig! Ach! das erſte Lächeln, welches aus einer ſolchen vis-à-vis-Anſchauung entgegen blüht, iſt nicht zu beſchreiben! So muß Columbus zu Muthe geweſen ſein, als er zum erſten Male „Land!“ rufen hörte.

Daß ich dieſes erſte Lächeln, dieſes ſüße Früh- und Schnee-Glöckchen des Abenteuer-Frühlings, mit aller Wonne eines beglückten Seladons, mit meinen Augen von ihrem würzigen Munde pflückte, läßt ſich denken, und ich wendete nun die weitern Geſetze des Kokettirens an. Zuerſt leiſes Lächeln, dann Nicken mit dem Kopfe, dann Spielen mit Blumen, oder eine Blume zerpflücken und die Blätter ſpielend hinüberhauchen, dann Buchſtaben an die Fenſterſcheiben malen, dann ein Briefchen zwiſchen dem Daumen und dem Mittelfinger kreiſen laſſen u. ſ. w.

Die Holde am Fenſter kam nun regelmäßig alle Abend ans Fenſter, und ihre Blicke wurden immer beredter, und endlich geſellte ſich dazu ein Lächeln und ein Nicken mit dem holden Köpfchen, daß die blonden Schlangen ſich um das liebliche Antlitz küßten, und dann noch ein Winken mit der Hand, welches ich zwar mir nicht ſogleich deuten konnte, welches ich aber doch mit Nicken, Winken und Deuten erwiederte, und ſo ziemlich alle Geſtikulationen einer ähnlichen Situation durchmachte. Darauf lachte die Holde wieder laut, und ſchlug in die Händchen, das blieb mir zwar etwas unklar, allein ich hoffte bald Licht zu haben. Ich war ganz glücklich über den glücklichen Erfolg meiner Fenſterlinien-Correſpondenz, und wünſchte nichts, als die Theure einmal ſprechen zu können, welches ich ihr auch mit Zeichen deutlich zu verſtehen gab, allein ſie ſchien darauf keine Antwort zu geben.

Und dennoch, dennoch!

Welch ein Entzücken durchbebte mich, als ſie eines Abends am Fenſter erſchien, mit dem kleinen Strohhütchen auf dem Haupte, zum Ausgehen angezogen, und mit ſchnellem Winken herüber nickte, mit dem Finger hinunter zeigte auf die Straße, noch einmal hold lächelte und das Fenſter zumachte.

Ich verſtand den Wink, hinunter zu kommen, griff ſchnell nach meinem Hute und im Nu ſtand ich auf der Straße, vor ihrem Hauſe.

Ich mochte kaum zwei oder drei Minuten geſtanden haben, da kam ſie herab, die Reizende! Ich hatte nun ihre ganze Geſtalt geſehen, und war wonnig überraſcht, eine junoniſche Geſtalt, mit den ebenmäßigſten Formen und anmuthigſten Gliedmaßen zu ſehen.

Allein, welch ein Schrecken. Eine bejahrte Matrone, eine Mutter oder eine Tante ging ihr zur Seite!

O Mißgeſchick!

Keinen Blick ließ ſie auf mich fallen. Keine Miene verrieth, daß ſie mich bemerkt, daß ſie mich erwartet, daß ſie mich hieher beſchied! die kleine, doch nur zu liebenswürdige Heuchlerin!

Ich ging ihr lange nach; nicht die leiſeſte Bewegung des Kopfes, nicht das leiſeſte Regen der Hand, ließ mich wiſſen oder ahnen, was vorgegangen iſt, und ob ſie mich bemerkte.

Ungewißheit, Zorn, Mißmuth, und auf der andern Seite Entſchuldigung und Sinnen über ihr Benehmen theilten ſich in meinem Gemüthe. Sie gingen irgendwohin zum Beſuch; ſelbſt am Hauſe angekommen, ſah ſie ſich nicht um, machte kein Zeichen, und verſchwand!

Was mußte vorgegangen ſein? War ſie böſe? Hab' ich etwas begangen? Wer ſollte mir dieſe Zweifel löſen!

Ich war feſt entſchloſſen, mich an der Verrätherin zu rächen, und am andern Tage gar nicht am Fenſter zu erſcheinen.

Aber:

„Was ſind Pläne, was ſind Entwürfe,
Die der Menſch, der vergängliche, baut!“

Kaum ſchlug es am andern Nachmittage fünf Uhr, ſo ſtand ich ſchon am Fenſter, die ſchräge Linie zum Fenſter vis-à-vis hinausſchauend, und mit Sehnſucht harrend,

„bis die Liebliche ſich zeigte!“

Ich mochte kaum zehn Minuten voll Hangen und Bangen geſtanden haben, als ſich ihr Fenſter öffnete, und ſie an demſelben erſchien.

Die Falſche! Die Heuchlerin!

Da war wieder das freundliche, holdſelige, bezaubernde Lächeln! da war wieder die Miene voll Offenheit und Zutrauen! Da war wieder das Lächeln voll dramatiſcher Fülle! Da war wieder der Blick voll hiſtoriſcher Erinnerungen! Das war wieder das Kopfnicken voll draſtiſcher Wirkung!

Keine Miene von dem geſtrigen Ernſt, kein Zug der geſtrigen Kälte, keine Spur der geſtrigen Apathie!

Alles nichts als lauter Liebe Leben, lauter Zuthunlichkeit! Wieder Nicken und Winken, wieder Lächeln und in die Hände ſchlagen!

Ich machte allerlei Zeichen der Frage, der Verwunderung, des Verdruſſes, des Zornes ꝛc., ich geſtikulirte wie ein verrückter Telegraph, ſie aber lachte ſchalkhaft, ja, lachte immer mehr, und ſchlug in die Händchen vor Luſt und Freude! Die Schadenfrohe!

Mir aber ward das Ding doch gar zu arg! Schon wollte ich ein drohendes Zeichen geben, da — da erſcholl aus einem Fenſter neben mir, wo ein luſtiger Student wohnte, ein ſchallendes Gelächter! Ich ſah mich um, und ausfordernd ihm ins Antlitz; da aber erſcholl auch von mir gerade vis-à-vis am Fenſter, ebenfalls ein ſchallendes Gelächter; ich war wie vom Donner gerühret! Faſt aus allen Fenſtern der Nachbarſchaft erſcholl ein lautes Lachen!

Was war's?

Ich war ein Narr, meine Kokettir-Mathematik hatte ſich um eine Fenſterlinie verrechnet. Gerade über meinem Kopfe, im dritten Stocke des Hauſes, in welchem ich wohnte, befand ſich auch ein Fenſter, und in dieſem Fenſter befand ſich eine Freundin meiner Holden, ſchräger vis-à-vis! Ihr galten alle dieſe Zeichen, ihr galt das Lächeln, das Winken, das in die Hand ſchlagen und das Hinunterzeigen geſtern, daß ſie ausgehen wird.

Die beiden Freundinnen hatten eine eigene Zeichenſprache, und erſt ſpät entdeckten ſie ſelbſt mich und meinen Irrthum und machten ſich nicht wenig über meine Theater-Actionen und Geberden luſtig.

Auch meine Nebenfenſter und die Fenſter vis-à-vis gewahrten dieſen Irrthum bald und hatten ſich ſchon einige Tage an meinen Geſtikulationen und an meinem Mienen-, Augen- und Fingerſpiel hoch ergötzt!

Beſchämt und erzürnt ſchlug ich das Fenſter zu, mit dem feſten Entſchluſſe, künftig meine Kokettirlehre mit einem Kapitel:

„Ueber die Fenſterlinien“

zu bereichern.

Bluetten aus meiner Reiſe- und Sammel-Mappe.

Liebe und Zahnweh.

Liebe und Zahnweh! Zwei unſägliche Schmerzen für die, welche ſie empfinden; zwei unbedeutende Dinge für die, welche ſie nicht empfinden. „Was fehlt dem oder der?“ — „Sie lieben — ſie haben Zahnweh.“ — „Nun, wenn's weiter nichts iſt, das hat nichts zu bedeuten!“

Das ſind die gewöhnlichen Anſichten von Liebe und Zahnweh.

Leidet Jemand in einem Hauſe an Liebe oder an Zahnweh, weiß jedes Mitglied der Familie ein anderes Mittel, welches untrüglich hilft. Der Papa ſagt: es iſt Rheumatismus, der gibt ſich von ſelbſt. Ein Onkel ſagt: es iſt ein Fluß, warm halten. Eine Gouvernante ſagt: gar nicht d'ran denken iſt das beſte. Eine Baſe ſagt: laß dir den herausreißen, und ſetz' dir einen andern ein. Ein weiſer Nachbar ſagt: verſtopfen Sie ſich die Ohren, das hilft gewiß.

Kurz, es gibt keinen ſo dummen Kerl auf der Welt, der nicht ein probates Mittel gegen Liebe und Zahnweh wüßte.

Am meiſten Mittel gegen Liebe und Zahnweh wiſſen alte Matronen und Sünder, die aus lauter verlornen Zähnen und verlorner Liebe ſelbſt keinen Zahn mehr im Munde, und kein Herz mehr im Leibe haben.

Alle jene Menſchen, die ihre Zähne durch Süßigkeit und Unachtſamkeit, und ihr Herz durch Schwelgerei und Wolluſt verloren und hohl haben, glauben nicht an Zahnweh guter Zähne, nicht an Herz-Weh guter Herzen, und das natürlich, denn ſie können ſich ſelbſt eben ſo wenig auf das Herz als auf den Zahn fühlen.

Liebe und Zahnweh haben auch das mit einander gemein, daß ihr Schmerz uns am meiſten in der Nacht überfällt, daß wir dann wie wahnſinnig herumwandeln, und wie die Mondſüchtigen an den ſteilen Wänden hinaufklettern möchten.

Aber was iſt ſtärker: Liebe oder Zahnweh?

Wenn beide zugleich einen Menſchen anfallen, welche Empfindung iſt ſtärker?

Voyons!

An der Friedrich- und Behren-Straßen-Ecke in Berlin, im erſten Stocke, wohnte ein verliebter Schriftſteller, und der war ich.

Sie war eine verliebte Juſtizrathstochter. Das iſt Alles, was ich dem Leſer von unſern perſönlichen Verhältniſſen verrathen kann.

Ich darf nur noch ſo viel ſagen, daß ſie ſehr putzſüchtig und ſehr eiferſüchtig war; denn das iſt hiſtorique und gehört zur Geſchichte.

Die Putzſucht ſchlägt in die Finanzkammer, die Eiferſucht aber in die Herzkammer. Die Putzſucht iſt ein Pfau, je älter ſie wird, deſto ſchwächer; die Eiferſucht aber iſt ein Krokodil, je älter ſie wird, deſto ſtärker.

Was iſt aber ſtärker, Putzſucht oder Eiferſucht, wenn ſie bei einem Individuum zuſammenſchlägt?

Voyons!

Meinem Fenſter gegenüber, an der andern Straßen-Ecke, klebten alle Theaterzettel und Concertzettel.

Sie ging nun gewöhnlich mit ihrer Mutter des Morgens um zehn Uhr von der Charlottenſtraße nach den Linden, und Beide blieben an der Ecke ſtehen, die Theaterzettel zu leſen.

Wenn ſie nun ſo that, als wollte ſie der Mutter etwas auf dem Zettel zeigen, und mit dem Finger auf die Stelle zeigte:

„Anfang Sieben Uhr,“

ſo wußte ich, der ich mit dem Fernglas hinter den Jalouſien meines Fenſters ſtand, daß die beſtimmte Stunde — ſieben — war. Wenn ſie dabei mit der andern Hand einen Finger, wie ganz abſichtslos, in die Höhe hob, ſo wußte ich, daß ein Stündchen dazu kam, und daß acht Uhr die beſtimmte Stunde ſei u. ſ. w. Das war an den Fingern abzunehmen. Die Liebe macht erfinderiſch! Franklin hat nur einen Blitzableiter erfunden, die Liebe erfindet alle Augenblick einen andern Blitz- und Hagelableiter u. ſ. w.

Es war acht Uhr, ich ſtand an dem bewußten Orte, — aufrichtig geſagt, es war unter den Bäumen an der

Börſe, wo jetzt die Granit-Vaſe ſteht, — und wartete. Ich wartete, ſie kam nicht, ich wartete noch, ſie kam nicht, ich würde vielleicht noch warten, wenn nicht ein kleiner Junge — es war der Laufburſche des Juſtizrathes — mit noch einigen Collegen an mir vorbei gelärmt wäre, mit einem Blick auf mich eine Nuß zu meinen Füßen niederrollen ließ, und verſchwand. Ich hob ſie auf, es war eine hohle Nuß, aber keine taube Nuß, denn ein Zettelchen lag in ihr:

„Ich kann nicht kommen! Die berühmte Anatole (ſo hieß die erſte Putzmacherin) iſt heute aus Paris gekommen, und ich muß noch Abends hin, bevor Alles von Andern ausgeklaubt worden iſt. Leb' wohl, mein Süßer!“

Ich war gewiß nicht ſüß! In dieſem Augenblick gewiß nicht!

Indeſſen: „Gegen Marchandes de modes kämpft die Liebe ſelbſt vergebens!“ Ich Süßer ſchnitt ſaure Geſichter, und ging bitter nach Hauſe.

Zwei Tage darauf hatte ich den unbändigſten Zahnſchmerz; es wüthete in mir, wie mit Dolchen. — Die Wange war aufgeſchwollen und überdeckte mein linkes Auge; ich ſah aus, wie ein ungeheurer Borſtorfer-Apfel mit einer brandrothen Seite. Da ging ſie vorüber, legte den Finger auf die Stelle:

„Anfang Sieben Uhr,“

tupfte noch einmal, wie zur Beſtätigung, mit dem kleinen Fingerchen darauf, und zog mit der lieben Frau Mama weiter.

Ich ließ ſogleich meinen Arzt holen, und ſagte: ein Geſchäft, ein unaufſchiebbares, nöthige mich zum Ausgehen. Er meinte, ich dürfte durchaus nicht in die Luft, ſonſt bekäme ich die Geſichtsroſe.

Ich war in einer ſtarken Verzweiflung, und in einer gelinden Transpiration. Ich entſchloß mich, ihr zu ſchreiben.

Ich ſchilderte ihr meinen doppelten Schmerz, und meine einfache Verzweiflung, mit den feurigſten Farben ſchilderte ich ihr das Feuer meiner Liebe und meiner linken Wange, und bat um Verzeihung, und ſendete meinen kleinen Berliner-Courier mit dem kleinen Brieſchen ihr zu.

Es war die Scheidungsacte! — Ich war verloren! — Ich hätte doch gehen ſollen! Meine geſchwollene Wange hätte ich ihr zu Füßen legen müſſen, mein verſchwollenes Auge hätte ich in ihre Hand legen müſſen, die Geſichtsroſe hätte ich meiner Röſe ins Geſicht zeigen müſſen, ich hätte kommen müſſen, hätte ich auch todt zurückgehen müſſen!

Am andern Tage brachte der kleine Juſtiz-Laufburſche ein Zettelchen und ein Fläſchchen!

„Gefühlvoller Dichter!

„Gewiß, Zahnweh iſt ſtärker als Liebe! Was iſt eine brennende Sehnſucht gegen eine brennende Wange? Was iſt ein entzündetes Herz gegen eine entzündete Lippe? Wenn man ſo liebt, und ſo an Zahnweh leidet, muß man auf Alles reſigniren, nur nicht auf gegenwärtigen Balſam, den ich Ihnen ſchicke, und von dem ich wünſche, daß er alle

Ihre Leiden heilen möge. Binden Sie ihn, auf Ihren Liebesbrief geträufelt, um Ihre Wange, und bleiben Sie ewig verbunden Ihrer achtungsvollen Freundin

N. N."

— Wir ſahen uns nicht wieder.

Das iſt Liebe und Zahnweh!

Der zweideutige Regenſchirm.

Ein Abenteuer mit naſſem Anfange und trockenem Ende.

Es war einer unſerer ſchönſten Sommertage, mir klapperten die Glieder in den kalten Zimmern; ich hüllte mich in einen leichten Sommerpelz, und zog durch die Straßen Wiens.

Ich habe ſchon oben geſagt: es war einer unſerer ſchönſten Sommertage, es fing alſo auch ſogleich zu regnen an.

Ich trage ſeit langer Zeit keinen Regenſchirm mehr, erſtens weil ich keinen habe, zweitens, — denn es gibt Menſchen, die mit dem gründlichſten Grund nicht zufrieden ſind — und zweitens weil ich nicht gerne der Diener meines Regenſchirmes bin, der ſich, wenn es nur ein Biſchen ſchlechtes Wetter iſt, von mir tragen läßt. — Sobald ein Regenſchirm erfunden werden wird, der bei ſchmutzigem Wetter mich tragen wird, ſchaffe ich mir auch gleich einen an. — Der Regen fing an dermaßen in Strömen herabzuſtürzen, daß ich genöthigt war, in ein Hausthor zu treten, und mich, wie man hier ſagt: unterzuſtellen.

Daß Regen und Sturm, Donner und Blitz der Liebe günſtig ſind, iſt eine bekannte Sache. Wie hieß nur gleich die da? Dido! richtig!

Sogar das proſaiſchſte Ding im Leben kann einem Liebesgenie zum glücklichen Behelf werden; Zeuge deſſen:

der Mantel, den Leiceſter über den Moraſt legte, damit Eliſabeth darüber ſpaziere; Herr Loth iſt ſeiner Frau los geworden, weil ſie ſich nach einem Feuer-Regen umſah; kurz, das Grollen der Elemente iſt der Liebe günſtig, ſo auch mir dieſer Platzregen, dieſer Regen und dieſer Platz.

Es war in der — Gaſſe, der Leſer kann nicht fehlen, denn gerade über dem Hauſe ſteht alle Abend, wenn der Himmel mit Wolken umzogen iſt, das Sternbild: die Spika.

Ich ſtand im Thor und ſah zum Himmel empor, denn der Menſch richtet leider nur dann erſt ſeinen Blick zum Himmel, wenn Sturm und Ungewitter ihm droht. Da erblick' ich plötzlich, auf dem Wege zwiſchen mir und dem Himmel, ein Fenſter vis-à-vis, und an dem Fenſter — ach! an dem Fenſter! — Nun meint der Leſer gewiß, es wird heißen: „und an dem Fenſter ein weibliches Weſen u. ſ. w.?“ nicht wahr, das meint der Leſer?

Es iſt auch wahr, und an dem Fenſter ein weibliches Weſen. Ein weibliches Weſen, wie ſoll ich es gleich ſchildern? Lieber Leſer, ſchildere ſie dir ſelbſt, nach eigenem Belieben, ich bin mit Allem zufrieden. — Wie du ſie ſchilderſt, ſo ſoll ſie geweſen ſein.

Sie ſaß am Fenſter und — las? Nein! Begoß die Blumen? Nein! Tändelte mit der Nachtigall? Nein! — Ich will die Leſer nicht täuſchen. Ich bin in dieſem Augenblicke Hiſtoriker und nicht Romantiker! Ich gebe hiſtoriſche Wahrheit! Sie ſaß am Fenſter und ſpitzte ſich die Nägel.

Ich ſah hinauf, ſie ſah herab, es war richtig; wir ſahen uns, wir liebten uns, wir ſchwuren uns ewige Treue! Alles durch Phyſiognomik!

Die Scheibe! die Fenſterſcheibe! die verdammte Fenſterſcheibe genirte mich gewaltig. Der Menſch traue nie einer Fenſterſcheibe! Ein Mädchen hinter der Fenſterſcheibe iſt ein ganz anderes Weſen, als ohne die Fenſterſcheibe. Die Glaſermeiſter haben die größten Illuſionen im Leben hervorgebracht. Ein Mädchenkopf hinter einem Fenſterglas bringt die größte optiſche Täuſchung hervor! Prima regula Juris est: Man verliebe ſich nie, bevor ſie das Fenſter aufgemacht hat!

Sie machte das Fenſter auf! Ach, welche Schönheit! Sie war ſchön wie, wie, ſiehe meine geſammelten und noch ungeſammelten Schriften, Seite 17, 39, 44, 67, 120, 201, 304, 506 und ſo weiter, und wähle ein Muſter — Honoratioren zahlen dafür nach Belieben.

Sie ſah zum Himmel empor und dann zu mir! Ich war ja auch ihr Himmel! — Dann machte ſie das Fenſter wieder zu! Warum machte ſie das Fenſter wieder zu? Weil es regnete! Richtig! Die Leſer wiſſen jetzt gleich Alles, man kann ſie gar nicht mehr überraſchen!

Sie ſah wieder herab, auf einmal ſprang ſie auf, eilte vom Fenſter weg, blieb einige Minuten weg, kam dann zurück und lächelte. In dieſem Augenblick kam die beflügelte Iris oder, um deutlicher zu ſein, ihr Stubenmädchen, über die Straße gehüpft, brachte mir einen Regenſchirm und ſagte: „Das gnädige Fräulein ſendet Ihnen hiermit einen

Regenſchirm!" — Sagt's und verſchwand, indem ich ihr noch nachrief: „Ich werde die Ehre haben, den Schirm mit meinem Dank dem Fräulein ſelbſt zu überbringen."

Man ſage, was man will, die Frauen ſind liebenswürdiger, als die Männer, auch ſogar wie ich! Und ſie wiſſen mit ſolchem Anſtand uns Gelegenheit zu geben, mit ihnen bekannt zu werden, daß wir Herren der Schöpfung wahre Tölpel der Schöpfung dagegen ſind.

Am andern Tage, es war gerade gleich den Tag darauf, es war ſehr ſchönes Wetter, ging ich zu ihr.

Welch ein Unterſchied: geſtern und heute! Geſtern ging ich im Regen ohne Regenſchirm, heute im Sonnenſchein mit einem Regenſchirm! Die Natur iſt reich an ſolchen ſinnigen Controverſen!

Ich ging hinauf, legte mein Herz an die Thüre, es klopfte; „Herein!" rief eine flötenweiche Stimme, und ich trat hinein. Sie ſaß am Fenſter — ich nahte mich, das Pfand der Liebe auf dem Arm, den Regenſchirm.

„Fräulein!" ſagte ich, und corrigirte mich ſogleich: „Holdes Fräulein! Im Leben gewährt der Mann den Frauen Schutz, und die Frauen den Männern Schirm!" Hier wartete ich, um den Effect dieſer brillanten Introduction abzuwarten. Sie machte keinen Effect. Aha, dachte ich, zieh' den witzigen Bramſegel ein, und pflanze den ſentimentalen Fockmaſt auf! Ich begann alſo wieder:

„Verehrteſte Holde! wie glücklich, wer nach Lebensſturm und aus des Daſeins Wolkenhimmel ſich auf die glückliche Sonnenterraſſe eines empfindenden Herzens flüchten kann!"

Ich endete wieder, um die Wirkung dieſes empfindſamen Böllers zu beobachten. Er verhallte wirkungslos!

Kurz, meine Schöne blieb kalt, ſchroff, unzugänglich. Dieſe Heuchelei verdroß mich! Mir den Regenſchirm zu ſchicken, mir ſo zu ſagen auf gut regenſchirmeriſch anzudeuten: „Komm mit ihm wieder!“ und nun ſo die Spröde zu ſpielen!

Ich verſuchte noch einige Anläufe, Alles vergebens. Sie ſagte: „Ich bitte Sie ſehr, mich zu verſchonen!“

Das war zu arg! Ich entſchuldigte meine Kühnheit mit der Heftigkeit meiner Leidenſchaft, und ging endlich ſo weit, ihr zu ſagen: „Die Güte, mit welcher Sie mir den Regenſchirm ſchickten, nahm ich für eine mich beglückende Einladung, mich dann ſelbſt bei Ihnen vorzuſtellen!“

Sie ſprang auf, eine edle Röthe überflammte das holde Angeſicht, und ſie ſprach: „O ihr eitlen Männer! So wiſſen Sie denn, Ihr Anblick und Ihr Gegenüberſtehen war mir ſo unleidlich, ſo zuwider, daß ich es vorzog, Ihnen je eher je lieber den Regenſchirm zu ſenden, um Sie nur recht bald von da drüben los zu werden!“

Daß ich bei dieſer Anrede ein verteufelt dummes Geſicht gemacht haben muß, wird man mir leicht glauben, doch raffte ich noch alle meine Ironie zuſammen, um zu fragen: „Aber, mein holdes Fräulein! was hat Sie denn genöthigt, am Fenſter zu bleiben, wenn Ihnen mein vis-à-vis ſo verhaßt war?“ — Sie machte einen ſpöttiſchen Kniks, und ſagte lachend: „Und wie, mein genialer Herr! wenn ich nun meinen wirklichen Geliebten erwartet hätte? Ich empfehle mich Ihnen!“ und damit ſchlüpfte ſie in ein Nebenzimmer. Ich machte Rechtsum und zog ab, indem ich den zweideutigen Regenſchirm auf den Tiſch legte. Darauf ſchrieb ich dieſe erbauliche Hiſtoria nieder, zur eigenen, öffentlichen Selbſtgeißelung, und zum moraliſchen Exempel für die Eitelkeit und Eigenliebe ſämmtlicher Mannsperſonenwelt.

Die Brieftaube.

Es war eine Blondine.

Gewiß iſt es, ich muß in einer blonden Stunde geboren worden ſein; entweder wenn die goldene Aurora ihr Goldhaar mit goldenem Kamm in die blauen Lüfte hereinkämmt, oder wenn Hesper ſeinen blonden Rundkamm um die roſigen Wangen der abenddämmernden Gebirge friſirt; und zu meiner Wiege trat eine blonde Fee, blond wie Luna, wenn ſie mit aufgelöſten Flatterlocken um die Erde wandelt, um ihren langweiligen, ſchläferigen Liebhaber aufzuſuchen, und ſie ſegnete mich und ſprach:

„Dein Fuß ſtrauchle ſtets in blonde Netze, und das große Narrenſeil, welches man Liebe nennt, werde Dir ſtets aus goldenen, dünnen, weichen, rolligen, elfigen, ſonnigen Löckchen und Locken gedreht!“

Und ſo geſchah's!

Ich will damit nicht geſagt haben, daß nicht hie und da, dann und wann, hier und dort, auch ein ſchwarzes, braunes, dunkles, oder Cendrée-Haar mit in das ſogenannte Seil eingeflochten wurde, aber die Grund-Couleur blieb — blond!

Blond in allen Miſchungen, Färbungen und Abſtufungen, von jenem gelbgelben Semmel-Blond, welches die Leibfarbe der Fadheit iſt, bis zu jenem Hochblond, welches ſich mit Feuerroth ſchweſterlich duzt und ſeine eigenthümlichen Reize beſitzt. Alle Arten von blaß-, tief-, dunkel-, licht-, ſtroh-, marillen- und herbſtlaub-blond durch, die ganze Weſenleiter der Blondheit hinauf und hinab!

Das iſt nun nicht mehr Geſchmacksſache, oder Guſto, oder Wahl, es iſt Fatum, Geſchick, Prädeſtination, ich habe nunmehr einmal ein blondes Schickſal, ſo wie manche Menſchen ein ſchwarzes Schickſal haben.

Alſo, es war eine Blondine.

Und es begab ſich zur Zeit, als die Theater leer werden, die Herrſchaften, Banquiers und Eigenthümer alle aus der Reſidenz entfliehen, und Niemand ins Theater geht, als „Nachtigall und Grille, die ſich der Nachtluft freuen,“ das heißt, als Freibillete und Recenſenten; um dieſe Zeit ſind die Logen nicht mit ihren Urbewohnern beſetzt, ſondern plombirt und wattirt mit Freunden, Bekannten, Kammermädchen, Zofen und ſonſtigen Stellvertreterinnen der eigentlichen Logenbevölkerung.

Zu jener Zeit, wo die Hitze ſehr groß und das Publikum ſehr klein iſt, im Theater nämlich, die Stücke ſehr lau und die Kunſt ſehr kühl, zu jener Zeit ſaß ich im Theater, ich weiß nicht, warum ich im Theater ſaß, gewiß aber geſchah es nicht zu meinem Vergnügen, vielleicht ſpielte ein „Gaſt“ aus jener Welt, der noch nicht recenſirt wurde, oder es wurde ein franzöſiſches Luſtſpiel ins Ueberſetzeriſche übertragen, kurz, ich ſaß im Theater und ließ die Blicke umherſchweifen auf alle meine Leidensgenoſſen und Mitgefangenen in dem Blocke der Sperrſitze und in dem Bajazeth-Käſig der Logen.

Da ſaß ſie! blond! blond! blond wie mein Schickſal, zum Sprechen ähnlich! Aber keine Locken, keine Schlangen, keine Maccaroni, keine Brezeln, auch keine Flechten, keine „accroche-coeur“, keine Semikolons „(;)“ um die Schläfe, ſondern glatt gekämmt und in zwei einfachen Ringen um das Silber-Plateau der Schläfe gelegt, und auf dem Scheitelpunkt ein gordiſcher Knoten, in dem ſchon ein gold'nes Alexander-Schwert angebracht war. Und ein paar Augen, blau, verſteht ſich blau, blau wie, wie ſag' ich nur gleich, nicht wie Berliner-Blau, denn das iſt affectirt und blauſäuerlich, aber wie Wiener-Blau! Ach, mein holder Leſer, Du kennſt das Augen-Wiener-Blau der Wienerinnen! In dieſem Blau tummeln ſich die Augenſternlein ſo geſchäftig und zuthunlich und wohlig herum, wie die Sternlein in dem Blau einer friſchen Juni-Nacht!

Alſo Wiener-blaue Augen waren es! Und dieſe Augen hatten einen Blick, einen Blick, ſo tröſtend und hoffnunggebend wie die Gerechtigkeit, wenn ſie durch die Finger ſieht, und dieſe Augen waren beſchattet von Wimpern, ach, Wimpern, die, lange majeſtätiſche Garden, den Augentempel bewachten, und wenn auch dieſe Garden mit ihren langen Lanzen zu ſagen ſchienen:

„La garde meurt, mais ne se rend pas!“

ſo wohnte gleich neben oder vielmehr bald unter dieſen Garden ein Lächeln in dem roſigen, anmuthigen Kinngrübchen, welches zu ſagen ſchien:

„Tentare licet",
oder:
„Der Menſch muß an nichts verzweifeln."

Ich bin ein Menſch, das heißt: in jenen lichten Augenblicken, in denen ich kein Recenſent bin, und ſolche lichte Augenblicke habe ich gerade im Theater recht viele, denn da ſehe ich es am beſten ein, daß ein Menſch dem Menſchen immer noch mehr nützen kann, als ein Recenſent!

Ich ſah ſie an, ſie lachte gerade über den Peter in „Menſchenhaß und Reue", und aus der geſprungenen Granitblüte ihres Mundes lachte mir eine Fülle weißer Zähne zu, wie die weißen Körner einer angeſchnittenen rothen Zuckermelone.

Ich ſegnete den Peter, und zum erſten Male fand ich an ſeinen albernen Späßen Vergnügen.

Bei dem großen, rieſengroßen Witz Peters:

„Pfeifen für uns!"

lachte ſie unbändig und ihr Blick fiel auf mich, und ich lachte gewaltig mit, und dieſes Mitlachen ſchlug eine fliegende Brücke von mir zu ihr!

Mir iſt viel lieber, wenn ein Mädchen über Peters Dummheit lacht, als wenn ſie über Eulalia's Reue weint!

Ueberhaupt iſt ein Bischen Dummheit bei Frauenzimmern ſo pikant, wie der große haut-gout beim Wildbret!

Mir ſagte ein geiſtreicher Dichter in Paris:

„Parbleu, je suis dégouté de ces femmes d'esprit, des ces faiseurs d'esprit, je m'en vais faire la cour à une imbécille!"

Der Mann hat nicht ganz Unrecht!

Unſere geiſtreichen Frauen ſind vor lauter Geiſt entſetzlich dumm!

Unſere dummen Frauenzimmer dagegen, das ſind noch die Einzigen, mit denen man ein vernünftiges Wort ſprechen kann!

Alſo, ſie lachte über Peters Dummheiten, ich lachte mit, der Bund war geſchloſſen.

Ich will den Leſer mit dem weitern Verlauf der Kokettirgeſchichte verſchonen, und um den dramatiſchen Gang der Sache nicht zu hemmen, zur Kataſtrophe ſchreiten.

Bald wußte ich ihren Namen, wo ſie wohnte, und daß ſie nicht böſe wäre, wenn ein Zettelchen, welches ich zwiſchen meinen Fingern drehte, ſich bald auch zwiſchen ihren Fingern befände.

Es heißt alſo einen Liebesbrief ſchreiben! „Geſegnet ſei der Mann, der Schrift und Siegel für ein armes Liebespaar erfand!"

Ein Liebesbrief!

Ach! und warum: ach? deshalb, weil der Menſch an nichts ſo ſehr merkt, daß er alt wird, als an ſeinen Liebesbriefen; nicht an den grünen Erbſen, die er nicht mehr ſo gern ißt, als in ſeiner Jugend; nicht an den Stiefeln, die er gerne immer weiter und breiter trägt; nicht daran, daß man nach und nach immer mehr Freund von Suppen wird, ſondern daß man immer weniger Talent verſpürt, Liebesbriefe zu ſchreiben!

In der Jugend ſchreibt man zehn Liebesbriefe an einem Tage, und alle athmen glühende Leidenſchaft und jeder iſt eine Brandfackel, geſchleudert in eine Pulvertonne!

Welch ein Vorrath von Brand- und Feuer-Material!

Sie fangen alle an:

„Könnte ich meine Feder in die Sonne tauchen!“ oder: „Was der Thau der lechzenden Roſe, das Licht dem im Finſtern Wandelnden, das war der Anblick u. ſ. w.“ oder: „Ihr Sterne da oben, du leuchtende Sonne, leiht mir eure Strahlen,“ oder: „Wenn Sie zürnen, ſo zürnen Sie über die Allmacht Ihrer Reize,“ oder: „Ich habe lange gekämpft, aber hinweg nagende Geier, hinweg blutgierige Gedanken!“ u. ſ. w., u. ſ. w.

Aber wenn man einmal die Linie paſſirt, die Mittagslinie des Lebens, das heißt, wenn man einmal über die Lebenshälfte hinaus iſt, und bei dem ſchönen Geſchlechte ſchon die „Favoriten-Linie“ hinter ſich hat, da kommen Einem die Liebesbriefe blutſauer an!

Indeſſen die Praxis muß aushelfen! die erſte Bedingung eines Liebesbriefes iſt: Unleſerlichkeit! Je weniger die Schöne vom Briefe leſen kann, deſto mehr Eindruck macht er auf ſie! Die zweite Bedingung iſt: Keinen Reſpect-Rand! Nur keinen weißen Rand an einem Liebesbrief! Weder oben noch unten! die obere Hälfte der Anfangszeile und die untere Hälfte der letzten Zeile müſſen, wo möglich, noch auf dem Tiſche geſchrieben ſein! Die dritte Bedingung iſt: Wenigſtens Ein Klecks! Ein Klecks iſt eine

Licentia erotica! Ein Kleks in einem Liebesbriefe, c'est de rigeur!

Wenn die Geliebte von dem ganzen Brief auch nichts leſen kann, als den Kleks, ſo iſt das ſchon genug! Ein Kleks iſt nichts, als das Symbol überſtrömender Empfindung; die Klekſe gehören zu den Privilegien der Liebe. Man ſehe einmal die Archive der Liebe durch, die letzten Briefe, die man von der Geliebten bekommt, ſind immer ärmer an Empfindungen und an Klekſen, und die Weltgeſchichte hat kein Beiſpiel, daß ein Abſchieds- und Abſage-Brief je einen Kleks aufzuweiſen hat! Die vierte und Hauptbedingung iſt es endlich: er muß geſchmuggelt werden! Ein Liebesbrief, der auf geradem Poſtwege, und ein Liebhaber, der zur offenen Thüre hereinkommt, ſind nicht halb ſo pikant, als ein Brief, der auf Schleich- und Winkel-Wegen, und ein Liebhaber, der zum Fenſter hereinkommt.

Ich ſchrieb ihr alſo einen Brief, in welchem ich eine kleine Muſterkarte von Klekſen anbrachte, die ihre Wirkung nicht verfehlen konnten.

Mit dieſem Hatti-Scherif ausgerüſtet, lief ich von Stapel und lavirte lange vor ihrem Hauſe herum, um eine günſtige Schmugglerfährte für meinen Brief auszufinden.

Da erſchien mir die erſehnte Brieftaube in der Geſtalt des Hausmeiſters!

Die Hausmeiſter, Hausmeiſterinnen und Hausmeiſter-Töchter ſpielen in der Geſchichte der Herzen eine große Rolle, ſie ſind oft das Medium zwiſchen Subject und Object, und die dritte Perſon anzeigender Art zwiſchen der erſten und der zweiten Perſon in dem unregelmäßigen Zeitwort der Liebe!

Da ſtand er im Thorweg, behaglich, wie ein reicher Emir, in die Welt hineinſchauend, wie ein Fruchthändler bei langer und anhaltender Dürre.

Ich nahte mich ihm, wie einem Mäcen, nahm meine freundlichſte Miene aus meiner Wintergarderobe hervor und ſagte ſanft:

„Guten Morgen, mein lieber Herr Hausmeiſter!“

Gravitätiſch und kalt antwortete er:

„Guten Morgen!“

Es entſtand eine kleine Converſations-Pauſe, ich raffte aber all meinen Muth zuſammen und ſteuerte mit vollen Segeln meiner Abſicht zu.

„Sie könnten mir eine Gefälligkeit thun, wofür ich Ihnen ſehr dankbar ſein würde — (hier ließ ich in einer Hand die Gefälligkeit in Geſtalt eines Briefchens und in der andern Hand die Dankbarkeit in Geſtalt eines Zweiguldenſtücks ein lebendes Bild zu meiner Deklamation darſtellen) — wenn Sie dieſes Zettelchen gefälligſt beſtellen wollten.“

Dabei ſchilderte ich ihm die Perſon, die er auch ſogleich erkannte, und ich bemerkte mit vieler Pietät, das Briefchen käme von einer ihrer Freundinnen, und das Ganze ſei auf eine Ueberraſchung abgeſehen, die ihrem Vater zugedacht iſt, und von der er alſo nicht früher Wind bekommen dürfte.

Die hausmeiſterliche Brieftaube ſchien Anfangs nicht Luſt zu bezeugen, doch bald beſann er ſich eines Beſſern, nahm mit ſchlauem Lächeln Brief und Geldſtück, und verſprach ſeine Sache gut zu machen.

„Wiſſen Sie was, Euer Gnaden,“ ſagte er endlich, „ich werde Ihnen was verrathen. Sie fährt jetzt um eilf Uhr nach Döbling zu ihrer Tante, ſetzen Sie ſich auf der Freiung in den erſten Wagen, dort iſt ihr Platz ſchon beſtellt, und Sie haben die beſte Gelegenheit, Sie zu ſprechen!“

O edle Seele des Hausmeiſters! Wie entzückteſt Du mich!

Ich ließ noch ein Guldenſtück in ſeine Hand rollen, mir Alles noch einmal erklären, eilte dem erſten Döblinger Stellwagen auf der Freiung zu, bezahlte meinen Platz und ſetzte mich in den Taubenſchlag. Bald war es eilf Uhr. Kommt ſie oder nicht? das war die Frage. Endlich kam ſie, ſie ſelbſt, der Hausmeiſter, mit einem kleinen Packet ihr zur Seite, erſchien auch, um ihr dieſes Packet bis an den Wagen zu bringen. Wie pochte mein Herz!

Sie ſtieg ein, gerade mir vis-à-vis, ich bebte vor Freude!

Als ſie ſaß, ſtieg auch der Hausmeiſter ein, ich machte große Augen. Er ſetzte ſich ihr zur Seite, ich war ganz verwirrt. Er ſchien ſich einige Zeit an meiner Lage zu ergötzen, endlich ſprach er, indem er mir meinen Brief und meine Geldſtücke hinreichte: „Mein Herr, Sie wollten dem Vater dieſes Mädchens eine Ueberraſchung machen, er macht Ihnen aus Dank auch eine. Ich bin ihr Vater, dem es gar nicht leid iſt, vor einer Stunde gerade wie ein Hausmeiſter ausgeſehen zu haben. Nehmen Sie Ihre beiden mir anvertrauten Güter zurück, und halten Sie in Zukunft nicht Jeden, der im Thorweg ſteht, für den Hausmeiſter!“

Was ich bei dieſer Anrede für ein Geſicht machte, was ſie für eines machte, ich weiß es nicht, mein lieber Leſer. Der Wagen wollte gerade zum Schottenthor hinaus, ich war in der gräßlichſten Verlegenheit.

„Halt!“ rief ich einem mir ganz unbekannten Vorübergehenden zu, „halt, ich habe mit Ihnen zu reden!“ ließ den Wagen halten, ſprang aus, bat dann den Mann um Vergebung, daß ich mich verkannt hatte, und lief nach Hauſe, um über die verunglückte Brieftaubenpoſt ein klägliches Nachdenken zu halten.

Volksthümliche Reden und Aushängſchilder.

I.

„Zur ſchönen Seele.“

Putz- und Modewaaren-Handlung der Frau Beſcheidenheit.

Kommen Sie, meine liebenswürdigen, meine ſittſamen Mädchen, kommen Sie einmal mit mir in die reiche und herrliche Putzwaaren-Handlung: „Zur ſchönen Seele.“

Wenn Sie genug geſehen und bewundert haben alle die niedlichen, reizenden, ſchillernden, geſchmackvollen

„Dingelchen,
Ringelchen,
Säckelchen,
Fächelchen,
Miederchen,
Fliederchen,
Schleuderchen,
Bänderchen,
Mantillchen
Und Häubchen,
Kriſpinchen
Und Leibchen“

in den wirklichen Modehandlungen, dann treten Sie einen Augenblick in die Putzhandlung der Frau Beſcheidenheit: „Zur ſchönen Seele.“

Sehen Sie, meine Verehrten, es wohnen viel Leidenſchaften im menſchlichen Herzen, die deſto hungriger werden, je mehr man ihnen Nahrung gibt, und die deſto ſatter werden, je mehr man ſie aushungert, und zu dieſen Leidenſchaften gehört auch nun am allermeiſten: die Putzſucht.

Manche böſe Gelüſte ſind wie manche böſe Thiere nur durch Hunger zahm zu machen, und zu dieſen wilden Hausthieren gehört auch: die Putzſucht!

Ich will nicht ſagen, meine Holden, daß Ihr Euch nicht nett, nicht geſchmackvoll, nicht reizend kleiden ſollet, denn eben weil nur der Unſichtbare im Himmel in das Herz der Menſchen ſchaut, ſoll der Menſch für den Menſchen, der nur das Aeußere ſchaut, auch etwas Angenehmes zur Schau legen, aber Ihr ſollt Euch ſchmücken und nicht putzen, Ihr ſollt Euch kleiden und nicht maskiren, Ihr ſollt geſchmackvoll angezogen, aber nicht bunt behängt ſein, Ihr ſollt nach der Mode gekleidet geh'n, aber die Mode ſoll nicht nach Euch gekleidet geh'n!

Wie reich iſt die gütige Natur, wie reich iſt das Herz im Menſchen an Zierden und Zierath, an Schmuck und Verſchönerung, an Reizverleihung und Schönheitserhöhungen für die weibliche Welt! Wie wenig braucht die Natur die Kammerdienerin Kunſt!

Seht die Sonne an, meine Theuern, ſie ſteht des Morgens auf, bevor Ihr noch daran denkt, ſie zieht die Vorhänglein der Nacht zurück vom Himmelsfenſter, ſie wäſcht ſich die muntern Aeuglein klar im großen Waſchbecken des Weltmeeres, ſie ſchlägt das flatternde Strahlenhaar ſchlicht zuſammen, hüllt ſich in das Roſa-Morgen-Negligé ihrer einfachen Kammerfrau Aurora, und wandelt munter und leicht ihrer Tagesbahn entgegen! Sie läßt ihre Perlen und Juwelen hängen an Bäumen und Geſträuchen, ſie läßt ihre Spitzen und Schleier flattern in Nebeln und Wolken, ſie läßt ihre Shawls und Bänder wallen in Bächen und Strömen, und geht, mit nichts geſchmückt, als mit dem Lichte ihrer eigenen Schönheit, in nichts gehüllt, als in den Glanz ihrer Reinheit, mit nichts behängt, als mit den Strahlen ihres innern Werthes, durch den großen, blauen, unendlichen Himmelsſaal!

Unter den Mädchen und unter den Tauben, meine reizenden Leſerinnen, ſind das die ſchlimmſten und die am wenigſten für den freundlichen, häuslichen Taubenſchlag taugen, die ihre bunten Halsfedern am meiſten auffächern, und mit ihnen ſchillern und prunken.

Ein jeder neue Mode-Artikel, den ein Mädchen anzieht, iſt ein neues Fenſter, wodurch das Mädchen in die Welt ſehen und von der Welt geſehen ſein will; ein Frauenzimmer und ein Zimmer aber, das viele Fenſter hat, iſt gut zum müßigen Hinausgaffen auf die Straße, aber es iſt nicht wohnlich. Wo viele Fenſter in einem Herzen ſind, da iſt wenig ſolide Wand, da iſt wenig Raum für die nöthigen Möbel des häuslichen Glückes, der Liebe, der Tugend, der Zufriedenheit.

Ein Mädchen ſoll ſein, wie ein Veilchen, man ſoll es nicht früher ſehen, bis man es aufſucht, bis man ſich tief bückt, um es zu pflücken; aber ein Mädchen, das alle Farben anzieht, um alle Augen anzuziehen, iſt wie die duft- und herzloſe Tulpe, die mit ihrem Sammt- und Farbenblatte kokettirt, ſich ſelbſt gefällt, und die bewundert, belächelt, aber nie in Liebe gepflückt wird.

Einfachheit! Das iſt der erſte, faſt einzige Artikel in der Putzwaaren-Handlung:

„Zur ſchönen Seele!“

Der Geſchmack, meine lieben Leſerinnen, iſt nichts als das Augenmaß der Seele; iſt die Seele geſund, hat ſie klare, hellſehende Augen, ſo iſt ihr Augenmaß richtig, und ſie wird nie geſchmacklos ſein, und nur das Einfache iſt geſchmackvoll.

Ein Mädchen, das viel Farben auf ſich trägt, trägt gar keine Farbe in ſich. Ein Mädchen, das hochrothe Roſen im Haar oder im Hute trägt, macht eine Satyre auf die Roſen ſeiner Wangen. Ein Mädchen, das goldne Franſen und goldne Stickereien auf ſeine Kleider nimmt, macht ein Pasquill auf das Gold ſeiner Geſinnung. Ein Mädchen, das, wenn es ausgeht, durch die Buntheit ſeiner Kleider die Augen der Menge auf ſich zieht, tritt mit jedem Schritt ſeinen guten Ruf, ſeine beſcheidene Individualität in die Erde.

Man ſagt: „das Kleid macht den Mann!“ Richtiger iſt es: „das Kleid macht das Mädchen!“

Ich will in jeder Geſellſchaft den Hauptcharakter jedes Mädchens aus ſeinem Anzuge erkennen. Die Einfachſte iſt die Schätzenswertheſte; die Bunteſte, die Ueberladendſte iſt — gelinde geſagt — die Bemitleidenswertheſte! —

Wenn Ihr wüßtet, meine theuren Mädchen, wie die Männer und Frauen über jede Nadel in Eurer Toilette, über jeden Ring Eurer Ketten herfallen, und von dieſem auf Euch ſelbſt, auf Euren Charakter, auf Eure Häuslichkeit, ja, auf die Verhältniſſe Eurer Aeltern übergehen, und all dieſen Ueberfluß, den ſie an Euch bemerken, mit einem Mangel in Euch ausgleichen, dann, ja dann würdet Ihr von Euch werfen all den in die Augen ſtechenden, die Blicke mit „Halloh“ und „Hurrah“ auf ſich ziehenden Tand und Flitter, der Euch für den Augenblick einen eitlen Glanz verleiht, aber den Glauben an Eure innere Vollkommenheit gewaltig erſchüttert.

Wenn ihr wüßtet, daß man von der Schätzung des bunten Kranzes um Eure Locken, von dem Flitterwerk auf Euren Mantillen, Tüchern, Kriſpinen u. ſ. w. direct zur Schätzung Eures Verſtandes, Eures Gemüthes, Eurer Wünſche, ja, zur Schätzung der Vermögensumſtände Eurer Familien, und zur Schätzung der Zukunft Eurer künftigen Männer übergeht, dann, ja dann würdet Ihr von Euch werfen all dieſen auffallenden, blickaufſichreißenden, feuerſchreienden, lärmſchlagenden, bunten Kleiderkram, und Euch einfach geſchmackvoll kleiden, züchtiglich reizend, und Alles würde von Euch ſagen: die iſt gekleidet aus der wahren, hinreißenden, unnachahmlichen Putzwaaren-Handlung:

„Zur ſchönen Seele!“

II.

Zu den drei Laufern: „Jugend, Schönheit und Liebe.“

Spezerei- und Delikateſſenwaaren-Handlung des Lebens.

Ja, mein lieber Leſer, das ſind die drei Laufer des Lebens: Jugend, Schönheit und Liebe! Sie tanzen mit beflügeltem Schritt vor dem Wagen des Lebens daher; ſie laufen im Mai unſerer Tage um die Wette nach dem preisgeſchmückten Ziele, unter dem Zujauchzen all unſerer Sinne, unter dem Zulauf all unſerer Gefühle, unter dem Poſaunenſtoß und Flötenklang all unſerer heftigen und zarten Leidenſchaften; und ſie fallen oft einen Schritt vor dem Ziele, oder ſchon am Ziele, oder auch ſchon mit dem errungenen Preis in der Hand, athemlos, leblos, entſeelt zu Boden!

Es iſt ein luftiges, leichtfertiges, athemloſes Kleeblatt, das Laufer-Kleeblatt: Jugend, Schönheit und Liebe!

In der Spezerei- und Delikateſſenwaaren-Handlung zu dieſen „drei Laufern“ ſind die tauſend ſüßen und gewürzten Sachen, die tauſend Näſchereien und eingeſottenen Früchte alle friſch, herrlich und auserleſen! Die fünf Sinne ſind die flinken, ſtets willigen, bereiten, gehorſamen Ladendiener; das Herz hält ſtets offenes Buch; alle Hoffnungen, alle Wünſche, alle Träume, alle Luftſchlöſſer haben unbegränzten Credit!

Die „Jugend" bietet Euch den beſten Champagne mousseux der Kräfte, den feurigen Ungarwein der Begeiſterung, die üppigen, vollen Knackmandeln und Granatfrüchte der That, den Aalfiſch der Geſchmeidigkeit, das feine Tafelöl zur Verſüßung aller ſauern Lebens-Salate, die friſchen Auſtern von der ſtrotzenden Gefühlsbank in dem tiefen Meere unſeres Herzens, die Piſtazien und Pignolli aller Wünſche und Hoffnungen für die Zukunft u. ſ. w., u. ſ. w.

Die „Schönheit" bietet uns ihren weißen Kandis-Zucker der Lilienhaut, die Roſen-Bonbons auf den Wangen, die Sultanin- und Malaga-Roſinen auf den Lippen, den ſüßen Cypro in den Blicken, und das Citronat und das Damenbrot und den Muscat-Lunel und all die pikanten Glacés und Sulze des Lebens vollauf in großen und kleinen Gaben!

Die „Liebe" bietet uns die ſüßen Orangen von dem glühenden Baume des Lebens; den Zwieback, der zwei Herzen beglückt; den Moſt der Empfindung mit dem lieblichen Wermuth einer ſteten Beſorgung gemiſcht; den Ausbruch der Zärtlichkeit und die Eſſenz aller Seligkeit!

O, Ihr Alle, die Ihr gerne einkauft und Euern Bedarf holt bei den „drei Laufern": Jugend, Schönheit und Liebe, kauft raſch, kauft ſchnell, denn der Laden iſt nur kurze Zeit offen, und gar zu bald wird er geſperrt, und das Schild wird eingezogen und herabgenommen!

Kauft raſch, kauft ſchnell, aber kauft und genießt beſonnen, und mit Auswahl, und mit Mäßigung!

Dieſe „drei Laufer“, meine lieben Leſer, hält der ewige, gütige, große Hausherr des Himmels und der Erde allen Menſchen ohne Unterſchied! Dieſe „drei Laufer“ tanzen nicht nur vor dem goldgeſchirrten Prachtgeſpann des Bevorzugten einher, ſondern ſie hüpfen eben ſo fröhlich, eben ſo luſtig vor dem Einſpänner, als vor dem Laſtwagen und vor dem Karren!

Die „Jugend“ tanzt glühender, raſcher, gliedergelenker vor dem armen Fußgänger einher, als vor dem auf elaſtiſchen Federn ſich ſchaukelnden Glückbegabten; die fromme Schwalbe „Schönheit“ baut ihr liebliches Neſt eben ſo an der einſamen Hütte der Armuth, wie an den Stukkaturen und Geſimſen hoher Paläſte, und die „Liebe,“ dieſer Nimmerſatt des Lebens, wohnt, wie der wirkliche Nimmerſatt, in dem niederſtehenden Schilf und Rohr des Daſeins eben ſo, wie in den hohen Prachtgärten, Wäldern und luxuriöſen Treibhäuſern!

Kauft raſch, kauft ſchnell, das Schild wird bald eingezogen!

Die „Jugend“ läuft! Sie läuft, und wenn ſie noch im ſchnellen Laufe wie Atalanta die goldenen Genußäpfel alle aufleſen will, welche das Leben ihr verführeriſch in den Weg wirft, verſäumt ſie Zeit und Ziel! Darum kauft raſch, was ſie bereitet. Aber ſeid nicht grämlich, wenn Ihr ſie ſeht, leichtgeſchürzt, fröhlich, muthwillig; mißgönnt ihr die flatternden Freuden nicht; blickt nicht ſcheel zu ihrem bebänderten Tanz; greift nicht finſter, ſtörrig, mißgünſtig in den Lauf der unſorglichen, lebensfrohen Jugend; denn die „Jugend" iſt das Morgenroth des Lebens, laßt ihr den kurzen Schimmer, und die momentanen Strahlen, und das flatternde Lichtgewand, und die glänzenden Glasperlen und die flimmernden Lichttropfen-Juwelen, denn ſie verſchwindet bald, und macht dem heißen Tage, der drückenden Schwüle, den brennenden Stunden Platz! Ihr Alle, denen die „Jugend" ſchon entlaufen iſt, ſeid nicht grämlich beim Anblick der fröhlichen Jugend! Krittelt nicht und neſtelt nicht und häkelt nicht und tappt nicht lieblos und grämlich an und zu, wenn die Jugend ihren Feentanz und ihren Zauberkreis und ihr buntes Farbentheater vor Euch aufſchlägt! —

Die „Schönheit" läuft! Sie läuft, und im ſchnellen Laufe fällt ihr eine Zitter- und Flitter-Nadel nach der andern aus den aufgelöſten Locken; jede Minute zerdrückt eine Perle aus der Perlenſchnur ihrer Reize; jede Secunde zieht ein Blatt aus der gefüllten Zimmtroſe ihrer Wangen; jede Stunde ſetzt einen Makel an die Blüte ihres Lebens, und bis die Schönheit am Ziele iſt, hat oft die grauſame Pfänderin Zeit ihr all ihr Bischen Schmuck und all ihr reiches Natur-Mitgift ab- und ausgezogen und gepfändet!

Darum, ja eben darum, weil die Schönheit iſt wie die Roſe am Morgen, weil ſie iſt wie eine Blume, gemalt in den Sand, weil ſie iſt wie eine Eisblume, gehaucht an die Scheibe, weil ſie iſt wie ein Laut, gewiegt in der Luft, weil ſie iſt wie eine Wolke, dahinziehend am Himmel, weil ſie iſt wie der Beſuch einer Fee, weil ſie iſt wie die Welt eines Traumes, darum lauft ſchnell, lauft raſch, aber lauft mit Mäßigung ihre Gaben! Jedoch ſeid nicht grämlich, ſeid nicht kleinmeiſterlich, ſeid nicht grillenfängeriſch, ſeid nicht makelſuchend und fehlerklaubend, wenn die Schönheit vor Euch aufthut ihre Himmelsſendung, wenn die Schönheit vor Euch daſteht in der Glorie ihrer Sendung, das Haupt geſchmückt mit des Himmels offenbarer Begünſtigung!

Wenn an Eurer Wiege nicht gelächelt hat die Mutter Natur, wenn ſie Euer Antlitz nicht berührt hat mit dem Kuſſe von Lilien und Roſen, wenn ſie Euer Auge nicht gefüllt hat mit Aether und Sternenſchein, wenn ſie Euch gerade nicht herausgeputzt hat mit dem Hermelin und Purpur der Wangen, mit dem Königsbau der Glieder und mit den tauſend Zierathen und Zierden des Leibes, ſo ſchaut darum nicht neidvoll oder verſtimmt an das auserleſene Haupt, um welches günſtige Götter geflochten den Kranz der irdiſchen Schönheit! Freut Euch des Anblicks der Schönheit, ſie iſt beglückt, Ihr ſeid die Beſeligten! Seid nicht verdrießlich beim Anblick der Schönheit; zerrt nicht und zupft nicht und reißt nicht und bohrt nicht finſter und mißgönnend an der Prachtdecke der Schönheit, wenn ſie der Himmel über ein irdiſch Weſen geworfen! Gönnt der Schönheit ihr Bischen Selbſtliebe, ihre kurze Eitelkeit, ihr Bischen Gefallſucht, ihre kleinen Künſte, ihre unſchuldigen Manöver; bedenkt, daß jede Stunde der Schönheit ihre Sterbeſtunde iſt oder ſein kann, und greift nicht mit bittern Bemerkungen, mit höhniſchen Seitenblicken, mit moroſen Worten, mit ſäuerlichen Moralſprüchen in die kurze Lebens- und Sterbensſtunde der Schönheit, die doch, wie ein Licht, mehr da iſt, um Euer Auge zu ergötzen, als um ſich zu leuchten, und die ſich aufzehrt, indem ſie Euch das Leben erhellt! —

Die „Liebe“ läuft! Sie läuft, und in ihrem Laufe wirft das Geſchick einen Stein nach dem andern in ihren Weg, aus Blumenwegen werden Dornenfelder, Abgründe thun ſich auf und Kobolde und Wurzelmännchen lauern am Wege, und tauſend Klippen hemmen ihren kurzen Lauf! Darum kauft raſch, kauft ſchnell! Aber ſeid nicht böſe Geiſter in dem Leben der Liebe, ſeid nicht Störenfriede in dem Stillleben der Liebe, ſeid keine Bohrwürmer an der Roſe der Liebe!

Denn eben darum, weil die Liebe iſt wie eine Waiſe im Waiſenhauſe des Lebens; weil ſie iſt wie ein Gruß der Geiſter von Jenſeits an dieſe Welt; weil ſie iſt wie ein Seufzer der Unendlichkeit, hingeweht in die Aeolsharfe in unſerm Herzen; weil ſie iſt wie die Alpenblume auf den Höhen der Empfindung; weil ſie iſt wie ein Kuß von unſichtbaren Lippen; weil ſie iſt wie eine Pilgerin durch die Wüſte des Daſeins; weil ſie iſt wie eine Roſe, deren Thräne Niemand trocknet; weil ſie iſt wie eine einſam Sterbende, mit welcher Niemand betet, darum, darum, habt Ehrfurcht vor der Erſcheinung der Liebe! Greift nicht mit roher Hand in ihre Regenbogenfarben; zerſchlagt nicht mit ungeſchlachter Fauſt ihre Thauperlen, ihre Thränen, ihre Seifenblaſen! Commentirt nicht mit Gaſſenliedern ihre ſtillen Seufzer, ihre ſchmerzzerſtückten Töne! Wägt nicht auf Eurer Heu-Wage ihre Träume, ihre Phantaſien, ihre Klagen, ihre Hoffnungen!

Und Ihr Alle, denen nie beglückte Liebe wie der Beſuch eines Engels an die Herzens-Thüre geklopft, und Ihr Alle, denen nie unglückliche Liebe wie ein großer, aber reinigender Schmerz durch das Leben gegangen; o ſchüttelt nicht mit plumpen Händen an dem Tempel der Liebe; horcht nicht mit entweihten oder tauben Ohren auf die Jubel- oder Klagelieder der Liebe! Kratzt nicht mit den kurzen Dachsfüßen einer ſtumpfen Empfindung an den Götterbau der Liebe und miſcht Eure taubſtumme Seele nicht in das Duo zweier harmoniſcher Herzen!

III.

„Mädchenherz, Mädchenſtub' und Mädchenſchrein,
Müſſen aufgeräumt all' dreie ſein."

Erlauben Sie mir, meine lieben Mädchen, daß ich dieſes Sprichwort ein Bischen auslege. Ihr Herz, Ihre Stube und Ihr Schrein, ſollen ſtets aufgeräumt ſein!

Ach Gott, wie erfährt man das aber? Wer ſieht den Mädchen ins Herz hinein? Kaum einmal durchs Schlüſſelloch: durch die Rede! Und nun gar in den Schrein! Da guckt ein Mann gar nie hinein! Aber, beim Himmel, es iſt wahr! Laßt mich einmal einem Mädchen in ihren Schrein, in ihren Schrank, in ihren Schreibtiſch hineinſchauen, und ich will euch auf ein Haar ſagen, wie es in ſeinem Herzen ausſieht!

Aufgeräumt! das iſt ein ſchönes Wort! Gut aufgeräumt! was heißt aufgeräumt? Wenn Alles im Zimmer am rechten Orte ſteht, wenn nichts herum ſteht, nichts ſchief hängt, nichts im Wege liegt, nichts überladen iſt, nichts zu leer iſt, dann iſt die Stube aufgeräumt! Eben ſo iſt es im Herzen; wenn in dem Herzen Alles am rechten Ort ſteht, nichts ſchief und nichts verſchoben iſt, wenn weder ein Mangel noch ein Ueberfluß an dem nöthigen Herzensgeräth da iſt, dann iſt das Herz aufgeräumt!

Wenn in dem Schrein die Tagskleider nicht unter den Nachtkleidern, die Galaſachen nicht zwiſchen den Alltagsdingen liegen; wenn der Feiertagsſtaat nicht unter den Schlafröcken herumfährt; wenn alle Bänder, Ketten, Schleier ihren beſtimmten Platz haben, und nicht verwirrt durcheinander geworfen ſind; wenn man auch im Finſtern Alles finden kann, weil man weiß, was in jedem Winkelchen wohlgeordnet liegt; wenn man alle Abend hübſch wieder nachſieht, ob Alles in Ordnung iſt, damit man Morgens beim Erwachen wieder Alles in Ordnung ſinde, dann iſt der Schrein aufgeräumt!

Wenn in dem Mädchenherzen die fleißigen Tagesgedanken nicht ſchon unter den Abenderholungsgedanken herumfahren; wenn die edlen, feierlichen Gefühle der Weiblichkeit nicht unter die Alltags-Empfindungen des frivolen Augenblicks gemiſcht ſind; wenn jedes Band ſeinen gehörigen Ort ausfüllt, das Band der Häuslichkeit, der Liebe, der Freundſchaft, der Zärtlichkeit, und keine Verwirrung unter ihnen ſelbſt iſt; wenn alle güldnen Ketten des Familienlebens, der züchtigen Jungfräulichkeit, der ſtillen Beſcheidenheit in freundlicher Ordnung, blank und lachend liegen; wenn in jedem Herzenswinkel das liegt, was da liegen ſoll, von allen den ſpielenden Pflichten und tauſenderlei ſinnigen, koſtbaren Zierden der Jungfräulichkeit; wenn ſo ein Mädchenherz auch in den dunkeln Fällen des Lebens, aus Inſtinkt, aus natürlicher Sittſamkeit und Tugend Alles zu finden weiß, was einem Mädchenherzen noth thut, dann iſt das Mädchenherz aufgeräumt!

Ein Mädchen, wenn es Morgens die Augen aufmacht; eine Stube, wenn ſie Morgens die Fenſter aufmacht; ein Schrein, wenn Morgens ſeine Thüre aufgemacht wird, müſſen ſogleich auf- und zuſammen-geräumt ſein und werden, ſonſt ſind Mädchen, Stube und Schrein nicht ſonderlich liebenswürdig!

Ein Mädchen muß ſein wie eine Roſe, die gleich beim erſten Erwachen ihr einfaches Kleid für den ganzen lieben Tag anzieht, und nicht wie ein Sumpf-Salamander, der ſich bis Mittag in der alten Haut ſchlammig wälzt, und ſich erſt gegen Mittag häutet. Ein Mädchen ſoll ſein wie eine Frühlerche, ſie muß gleich Morgens ſingend und heiter ſich zum Himmel erheben, im Morgengebet, und dann immer trillernd und heiter ſich niederſenken in die grünen Aehren der vollen Tagesſaat.

Ein Mädchen ſoll ſein wie das muntere Vöglein, beim Erwachen ſoll ſie mit den luſtigen, unſchuldigen Aeuglein erſt heiter in die Höhe ſchauen, im Waſſer ſich waſchen, und das Haupt ſchlichten wie das kluge Vöglein, und dann munter in ſeinem Häuschen von einer Pflichtſproſſe auf die andere hüpfen, und ſtets freundlich und munter ſchauen!

Glauben Sie mir, meine holden Mädchen, je öfter ein Mädchen ſich anzieht, deſto ſeltener zieht es Andere an. Ein einziger niedergetretener Schuh, mit dem ein junges Weibchen den halben Tag herumgeht, hat bei dem jungen Mann die ganze Liebe niedergetreten! Die nachläſſige Broſchüre, in welcher die Mädchen oft einen halben Tag lang erſcheinen, verlöſcht den Eindruck ganz, den ihr Prachteinband des Nachmittags und des Abends machen kann!

Der feurigſte Liebhaber, wenn er ungefähr Vormittag in die Stube ſeiner Geliebten tritt, und der Staub liegt auf dem Kaſten, und das Nachtkleid hängt über dem Armſeſſel, und die Kämme liegen auf dem Leſetiſch, und die Handſchuh von geſtern Abend liegen halb umgekehrt am Boden, und vom Schranke ſtehen die Fächer halb offen, als ob ſie im Schlafe gähnten, und von gar nichts iſt der Staub abgekehrt, als vom — Spiegel, wahrhaftig, er denkt ſich: So wie in ihrer Stube mag es in ihrem Herzen ausſehen; vielleicht liegt da auch der Staub auf allen Gefühlen, nur auf dem Spiegel der Selbſtbeſchauung nicht; vielleicht iſt auch da nichts recht verſchloſſen, und nichts zeitig genug bewahrt, verwahrt und gut aufgehoben, denn, wahrlich, Mädchenherz, Mädchenſtube und Mädchenſchrein ſtehen im magnetiſchen Rapport miteinander!

Ein Mädchen ſoll aber Niemanden in ihr Herz, in ihre Stube und in ihren Schrein zu zeitlich ſchauen laſſen, noch weniger ſoll ſie Jemanden in ihr Herz und ihre Stube eintreten laſſen, bevor ſie beide gut aufgeräumt hat, und ſie weiß, daß ſie den Gaſt mit Anſtand empfangen kann; am allerwenigſten aber ſoll ein Mädchen in ihrem Herzen und in ihrer Stube zu Jemanden ſagen: „Nehmen Sie Platz!“ ohne zu wiſſen, welchen Platz er in der moraliſchen Welt einnimmt, ob er würdig ſein dürfte, Platz-Commandant zu werden. In einem Mädchenherzen und in einer Mädchenſtube ſoll aber auch nur

Platz ſein für Zweie, und es ſoll Niemand hineintreten, als der, welcher den Schlüſſel zu Beiden empfing, aus der Hand der geheiligten Liebe!

Ein Mädchenherz und eine Mädchenſtube ſollen nicht auf die Straßenſeite gehen; denn das Herz und die Stube haben Fenſter, und Fenſter, die auf die Straße gehen, ſind die Augengläſer des Böſen! Ein Mädchenherz und eine Mädchenſtube müſſen den ganzen lieben Tag Vorhänge an den Fenſtern haben, die nur dann und wann zurückgezogen werden, um den reinen Strahl der Sonne herein zu laſſen, aber nicht um die Mücken anzulocken, die auf den Sonnenſtäubchen tanzen!

Ein Mädchenherz und ein Mädchenſchrein müſſen ſtets gleich verſchloſſen ſein, ſtets gleich in allen nöthigen Fächern wohlverſehen, ſtets gleich rein und blank! Ja, ja, es iſt wahr:

„Mädchenherz, Mädchenſtub' und Mädchenſchrein,
Müſſen aufgeräumt all' dreie ſein!“

IV.

„Da müßt' es gar viel Kleiſter geben, Wollt' man aller Leute Maul verkleben!"

„La calomnie en veut toujours aux gens d'esprit."
Boileau.

Die Verleumdung und der Blitz ſuchen ſich am liebſten die Höhen aus, meine freundlichen Leſerinnen; wo etwas recht hoch ſteht, da ſchlägt der Verleumdungs-Blitz drein, und noch obendrein oft blitz-dumm!

Meine freundlichen Leſerinnen, was iſt gegen Verleumdung zu thun? Nichts! Gegen Verleumdung und raſende Thiere gibt es nur ein Mittel: Man legt ſich ſtill, wie maustodt auf die Erde, hält den Athem an, und läßt ſie über ſich weglaufen. Denn die Verleumdung bekämpfen? „Da müßt' es gar viel Kleiſter geben, wollt' man aller Leute Maul verkleben!"

Früher, meine lieben Leſerinnen, hat das weibliche Geſchlecht ein ausſchließliches Privilegium gehabt, — nicht zu verleumden — aber — zu mediſiren; da ging es noch an. Die Frauenzimmer ſind immer gnädig und milde; wenn ſie ſo einen guten Namen zur Richtſtätte führen, ſo machen ſie doch wenigſtens ein mitleidiges Geſicht dazu! — Während ſie ſo einer ehrlichen, abweſenden Seele die Gurgel abſchneiden, verdrehen ſie die ſüßen Aeuglein und ſagen: „Gott ſei ihr gnädig.“

Allein jetzt, wo die verkehrte Welt iſt, ſeitdem die Frauen reiten und ſchreiben, ſeitdem ſie die Federn vom Kopf in die Hand überpflanzten, und anſtatt der Zügel des Hauſes den des Pferdes ergreifen, ſeitdem ſind die Männer Frauen geworden: ſie ſchminken ſich, ſie ſchnüren ſich, ſie verleumden!!!

Bei den Frauen iſt das Verleumden eine Erholung, eine Uebung. Man kommt zuſammen, es wird ein halbes Stündchen Kaffee getrunken, dann ein halbes Stündchen muſicirt, dann ein halbes Stündchen geſpielt, dann ein halbes Stündchen verleumdet u. ſ. w. Bei unſern jetzigen Männern iſt das Verleumden ein Geſchäft, ein Amt, eine Anſtellung!

Was, meine holden Leſerinnen, iſt zu thun? Wollen Sie ſich wehren? Widerlegen? „Da müßt' es gar viel Kleiſter geben, um aller Leute Maul zu verkleben!“

Wo wird verleumdet? Ueberall! Wann wird verleumdet? In Einemfort! Wer wird verleumdet? Jeder Mann, jede Frau, jedes Mädchen, Jeder, der etwas iſt, Jeder, der etwas hat! Warum wird verleumdet? Aus Müßiggang, aus Rohheit, aus Mangel an geiſtiger und Herzens-Bildung.

Kommen Sie mit, freundliche Leſerinnen, ein wenig durch die Höhlen der Verleumdung und durch die Gemächer des ſogenannten Leutausrichtens, aber halten Sie ſich ſtill, machen Sie nicht den leiſeſten Verſuch, Jemand oder Etwas zu widerlegen, denn: „Da müßt' es gar viel Kleiſter geben, wollt' man aller Leute Maul verkleben!"

Da ſind wir in einem Kaffee-Zimmer. Ein paar Frauen aus dem Mittelalter, mit altdeutſchen Zungen, mit Tartſchen-Zungen, ein paar Mädchen, drei, vier Töchter des Hauſes, die den Zipfel ihres Lebensfrühlings in die Männerwelt hineinflattern laſſen, wie ein Noth-Signal von einer Feſtung, die ſich auf Gnad und Ungnad ergeben will, ein paar Freundinnen, ein paar ſchöne Freundinnen, die man zwar wegen ihrer Schönheit nicht leiden kann, die man aber doch an ſich zieht, weil ſie Dieſer und Jener gerne ſieht, und man Dieſen und Jenen gern bei ſich ſehen möchte ——; und ein paar Glacé-Männer, Ball-Männer, echte Jaquemar'ſche-Männer, geſchmeidig, dehnbar, zäh und — am Ende ſtets ledern. Nun geht's los, die Frauen reden erſt von allen Leuten Gutes; nichts als Gutes! Allein dann kommt das: — „Aber!" —

So ein „Aber" ſchlägt „zehntauſend Tybalts todt!" Es iſt ein kleines Wort, dies „Aber", aber die Frauen kehren darauf um, wie ein geſchickter Kutſcher auf einer Suppenſchüſſel! Aber iſt der geſellige Schnappgalgen, darauf zappelt ſich die ehrlichſte Reputation zu Tode! Aber iſt der Wendepunkt des Krebſes, von dieſem „Aber" an geht alles Gute, was man von Einem geſagt hat, zurück, und wird zu lauter Scheren, die den lieben guten Namen zerſchneiden und zerzwicken!

Auf einem „Aber" ſchlagen die längſten Weiberzungen einen Kreiſel! Weh dem ehrlichen Menſchen, über den ein gewiſſes Weiber-Aber hinfährt, er iſt gerädert auf ſein Lebelang! — Aber dieſes „Aber" iſt Honig und Milch gegen die „Wenns" der Männer!

Bei gewiſſen Frauen iſt das „Aber" romantiſch, ſie reden Schlechtes von den unſchuldigſten Menſchen, aber ſie hüllen es ins Fabelhafte, ſie ſtellen ſich, als wenn ſie nicht dran glaubten, ſie umgeben es mit einem: „ich kann's gar nicht glauben," — „ſo will die böſe Welt ſagen," — „es iſt gewiß übertrieben," u. ſ. w. Kurz, gewiſſe Frauen verleumden romantiſch, es iſt ein Nibelungenlied, eine Tradition; aber viele Männer betreiben es hiſtoriſch, ſie verleumden geſchichtlich! gründlich! klaſſiſch! Sie haben Alles ſelbſt erforſcht, ergründet, ſie geben die Quellen an, ſie haben darüber nachgedacht, ſie verleumden wie die Tacituſſe. Kurz, aber bündig! Wenn der gute Name bei jener Romantik blos mit einigen blauen, lyriſchen Flecken davon kam, ſo macht ihm dieſe gediegene Klaſſicität den Garaus! Wollen Sie gegen dieſe Romantiker, gegen dieſe Klaſſiker ankämpfen? „Da müßt' es gar viel Kleiſter geben, wollt' man aller Leute Maul verkleben!"

Drängen wir uns in einen „kleinen freundſchaftlichen Zirkel."

In den freundſchaftlichen Zirkeln, da wird das doch gar zu rund! Da iſt das freundliche se laisser aller, man läßt ſich ſo gehen, daß man die Welt nicht gehen läßt!

Da wird die Verleumdung in Negligé betreten! Da geht die Mediſance mit klappernden Pantoffeln herum! Da wird im engen Rathe guter Ruf hingerichtet. Intime Hausfreunde, Gouvernanten, Haushälterinnen, Klavier-Lehrer u. ſ. w. „Es iſt ein kleines Stiergefecht, wo das Thier blos wird gehetzt!“ Da überläßt man ſich ſeiner Phantaſie! Man richtet Schuldige und Unſchuldige hin, man köpft, man rädert, man erdroſſelt, man verurtheilt gute Namen; unter Freunden nimmt man's nicht ſo genau! Was wollen Sie zu den freundſchaftlichen Zirkeln ſagen? Wollen Sie dagegen freundſchaftlich proteſtiren? „Da müßt' es gar viel Kleiſter geben, wollt' man aller Leute Maul verkleben!“

Drängen wir uns jetzt wieder ein Biſchen in ein „Verleumdungs-Picknick“, das iſt ein wohlfeiles, unſchuldiges Vergnügen. Es kommt Einem nicht gar zu hoch! Jeder bringt eine zugerichtete, eine gut zugerichtete Verleumdung mit; und dann verzehrt man Alles durcheinander! Es iſt ein liebenswürdiger Spaß! Der Eine bringt einen heißabgekochten Ehemann, geſpickt mit erfundenen Schändlichkeiten, mit erdichteten Liebſchaften; der Andere bringt eine hübſche junge Frau, recht in der Brühe von Verleumdung, mit allen Pfefferkörnern der ſchändlichſten Anſchuldigungen; wieder ein Anderer bringt ein junges, zartes Mädchen, delicat gebraten am Spieße der Verdächtigung, mürb gebraten auf den gelinden Kohlen, die man auf ihr zu ſchönes Haupt ſammelte; der Vierte bringt ein pikantes Scandal von einem ſeiner Buſenfreunde, mit dampfenden Trüſſeln aus ſeiner eigenen Küche; der Fünfte bringt einen fricaſſirten Dichter berühmten Namens, in den albernſten Broccoli eingemacht, mit ſieben Bräuten belegt, und mit dem Obersſaum alles edlen Geifers abgequirlt; der Sechste bringt einen italieniſchen Salat, von tauſend kleinen Tritſchtratſchereien, Reputations-Aalen und guten Namens-Häringen, kleingeſchnitten, mit Anekdoten- und Scandal-Oliven verſehen; und dann ſetzt man ſich herum und haut ungenirt ein; es geht nichts über die kleinen, harmloſen Vergnügungen des Lebens! Was wollen Sie dagegen thun? „Da müßt' es gar viel Kleiſter geben, wollt' man aller Leute Maul verkleben!“

Sie werden fragen, meine holden Leſerinnen, woher jetzt das Verleumden der jungen Männer ſo überhand nimmt? So muß ich Ihnen erwiedern, aus dem gänzlichen Mangel an Bildung! Aus dem Mangel, den der größte Theil unſerer männlichen Jugend an geiſtiger und moraliſcher Nahrung bekam, aus ihrem Unvermögen, ſonſt eine Converſation zu führen, aus der bejammernswerthen Verlegenheit, in welche ſie gerathen, wenn ſie in einer gebildeten, geiſtigreichen Geſellſchaft mit an dem großen Triebrad der allgemeinen Geſelligkeit treten ſollen, aus der bemitleidenswerthen Aengſtlichkeit, die ſie befällt, wenn ſie ein ſittſames, wohlgezogenes, feingebildetes Mädchen nur fünf Minuten unterhalten ſollen, ohne vom letzten Ball, vom vorletzten Cotillon, und von ihrem eigenen Reitpferd zu ſprechen; aus der totalen Unmöglichkeit, einem Frauenzimmer gegenüber, welches Sinn hat für den geiſtigen

Kern der Converſation, für die edlern Beſtandtheile des Geſprächs, für einen heitern und inhaltsvollen Ideenaustauſch im geſelligen Kreiſe, ſich auch nur eine Viertelſtunde lang intereſſant erhalten zu können. Aus dieſer innern geiſtigen Hohlheit und aus dieſer moraliſchen Wäſſerigkeit ihres Ichs entſpringt das inſtinktmäßige Bedürfniß, ſich doch auf irgend eine Weiſe geltend zu machen, auf irgend eine Weiſe mit beizutragen zur Geſellſchaft, und da ſie aus eigenem Geiſt- und Herz-Säckel gar nichts liefern können, ſo ſpießen ſie gute Namen auf die Converſations-Nadel, um ſie entweder zum Spaße der Geſellſchaft zappeln zu laſſen, oder um ſich einen Werth geben zu wollen. Was ſoll man dagegen thun? Man ſchweigt und lächelt, denn: „Da müßt' es gar viel Kleiſter geben, wollt' man aller Leute Maul verkleben!“

V.

„Oſt oder Weſt, Ball oder Feſt,
Daheim in dem Neſt, iſt's Mädchen am Beſt'!"

Salomon der Weiſe ſagt: „Die Ehre der Königstochter beſteht in ihrer Häuslichkeit." — Was die Ehre betrifft, meine holden Leſerinnen, ſo iſt jedes Mädchen eine Königstochter, jedes Mädchen hat von der Natur den Hermelin der Unſchuld erhalten, und die Krone der weiblichen Tugend macht jedes Mädchenhaupt zum fürſtlichen, und jeden weiblichen Augapfel zum Reichsapfel, und ſelbſt die eiſerne Krone des ärmſten Mädchenhauptes zum goldenen Diadem-Reif!

Alſo: „die Ehre der Königstochter beſteht in ihrer Häuslichkeit!"

Das heimatliche Haus iſt das geheime Cabinet der Mädchen; das Haus iſt der ſchützende Glasſturz über die zarte Blume der Mädchen; das Haus iſt die Jelängerjelieber-Laube der Mädchenhaftigkeit; das Haus iſt der Groß-Siegelbewahrer aller Mädchenwürde; das Haus iſt die keuſche Muſchel, welche die reine Perle der Mädchenhaftigkeit ſo lange verſchließt, bis der Taucher in den ſtillen Ocean der Ehe ſie herausholt; das Haus iſt das grüne Gemach, in welchem die unentweihte Knospe der Jungfräulichkeit heilig ſchlummert; das

Haus iſt die Stiftshütte aller weiblichen Tugenden; darum, meine holden Leſerinnen, „Oſt oder Weſt, Ball oder Feſt, daheim in dem Neſt, iſt's Mädchen am Beſt'!“

Wir Männer ſagen: Mädchen und Lerchen müſſen aus dem heimiſchen Neſte genommen werden, wenn ſie in unſerm Hauſe nach und nach heimiſch und lieb und angenehm ſein ſollen, und nicht von Oſt und Weſt, nicht von Ball und Feſt!

Wir Männer ſagen: Mädchen und edles Obſt müſſen zu Hauſe, beim Gärtner geholt werden, wenn wir recht Vortreffliches und Auserleſenes haben wollen, aber nicht auf dem Obſt- und Wochenmarkte, nicht von Oſt und Weſt, nicht von Ball und Feſt! — Mädchen und Tauben ſind im Schlage am ſchönſten; ihr Gefieder ſchillert am lieblichſten, wenn ſie geſchäftig im Schlage ſich bewegen; wer einen guten Schlag von Mädchen und Tauben für ſich haben will, muß ſie wieder in dem Schlage ſuchen, und nicht unter den wilden, wandernden Tauben, nicht „von Oſt und Weſt, nicht von Ball und Feſt!“

Liebe Mädchen, Ihr ſeid Königinnen in Eurem Hauſe, und Ihr werdet Sklavinnen außer Eurem Hauſe, in Oſt und Weſt, bei Ball und Feſt! Ihr habt ein ſchönes Land zu regieren: Euch ſelbſt! Ihr habt zwei Kammern, zwei Herzenskammern; o, regiert Euch ſo, daß die Stimmen in dem Hauſe der gemeinen Leidenſchaften nicht die Stimmen in der Kammer der Edlen überſtimmen. Ihr habt fünf Miniſter: die fünf Sinne, laßt ſie nicht die Herrſchaft über Euch gewinnen; Ihr habt viel Verwaltungs-Zweige: viel Pflichten, ſteht ihnen ſo vor, daß die Bilance ſtets richtig bleibt; erhaltet den Frieden in Eurem Reiche, bekümmert Euch wenig um die auswärtigen Angelegenheiten, und wenig darum, was die Weltgeſchichte von Euch ſagt, denn: „Von Mädchen und von Staaten waren ſtets das die beſten und glücklichſten, von denen nichts die Blätter der Geſchichte füllt!“ Mädchen ſind am anbetenswertheſten, wenn man nichts von ihnen weiß, nichts in Oſt und Weſt, nichts bei Ball und Feſt!

Kommt Ihr aber nach „Oſt und Weſt,“ zu „Ball und Feſt,“ meine holden Mädchen, dann ſeid Ihr Sklavinnen; Ihr werdet taxirt und geſchätzt von den geſelligen Menſchenhändlern; Euer guter Ruf, Euer innerſtes Ich wird verkauft und verhandelt von den tauſend Namen- und Menſchen-Mäklern, die ſich auf dem öffentlichen Menſchenmarkt des Lebens herumtreiben!

In „Oſt und Weſt,“ bei „Ball und Feſt“ wird man in Euern Herzen blättern, ohne d'rein zu leſen; man wird auf dem Klavier Eurer Empfindungen herumſtürmen, ohne harmoniſch darauf zu ſpielen; man wird Euch beurtheilen, ohne Euch zu kennen; man wird den Schimmerſtaub von Eurem Seelen-Fittig abſtreifen, ohne Euch die Seele be- oder ge-rührt zu haben; man wird Euern Leib hundertmal zum Tanz auffordern, und Euern Geiſt ſtets ſitzen laſſen; man wird an Euer erwärmtes Herz anklopfen, und bei der Nachbarin: erhitzte Phantaſie, eintreten; man wird Eurer Eitelkeit den Huldigungs-Eid leiſten, während dem man geſchäftig ſein wird, Euch eine Perle nach der andern aus der Krone Eurer Weiblichkeit zu ziehen, um ſie zu zermürben; ſo wird es Euch gehen in „Oſt und Weſt,“ bei „Ball und Feſt!“

„Daheim in dem Neſt, iſt's Mädchen am Beſt'!“ Ja, zu Hauſe, da iſt die Arche in der Sündfluth unſers geſelligen Lebens, dahin kehret die Taube und das Mädchen immer wieder zurück, weil ſie ſonſt keinen Boden findet, den reinen Fuß darauf zu ſetzen; das Haus iſt der wahre Iſisſchleier über das Bild der Jungfräulichkeit; im Hauſe gilt das Mädchen das, was es iſt, in „Oſt und Weſt,“ bei „Ball und Feſt“ gilt es das, was es ſcheint, und da lernt es ſcheinen, was es nicht iſt! Zu Hauſe gilt das Mädchen nach ſeinem innern Werth; in „Oſt und Weſt,“ bei „Ball und Feſt“ gilt es nach ſeinem Gepräge; in „Oſt und Weſt,“ bei „Ball und Feſt“ geht das Gepräge aber bald verloren, es wird verwiſcht, und das Mädchen gilt dann gar nichts mehr in „Oſt und Weſt,“ bei „Ball und Feſt,“ und hat auch ſchon für das Haus an innerm Inhalt verloren!

„Daheim in dem Neſt, iſt's Mädchen am Beſt'!“ Ins Neſt regnet es keine Zweideutigkeiten, wie in „Oſt und Weſt,“ und bei „Ball und Feſt;“ ins Neſt ſchlägt der Hagel und der Janhagel der Verleumdung nicht hinein, wie in „Oſt und Weſt,“ und wie bei „Ball und

Feſt;“ im Neſt hängen ſich die Raupen und Kletten nicht an, wie in „Oſt und Weſt,“ wie bei „Ball und Feſt;“ im Neſt frißt nicht das ätzende Gift ſchlechter Geſellſchaft an dem edlen Stoffe ſelbſt an, wie in „Oſt und Weſt,“ wie bei „Ball und Feſt!“

Liebe Mädchen, meidet ſchlechte Geſellſchaft in „Oſt und Weſt,“ bei „Ball und Feſt!“ Der reinſte Engel fiel in Geſellſchaft der Teufel! Die Nähe von ſchlechter Geſellſchaft iſt nicht nur contagiös, nicht nur miasmatiſch anſteckend, ſondern ſympathetiſch; ein Engel, der durchs Feuer geht, verſengt ſich den Fittig! die reinſte Roſe, die in Dornen fällt, ritzt ihr Blatt, und der reine Tropfen in ihrer Bruſt wird erſchüttert; ganz unverſehrt bringt kein Mädchen ſeine hohe Gemüths-Einfalt zurück aus der Gemeinſchaft mit dem Gemeinen; je zarter der Stoff des weiblichen Weſens iſt, deſto eher nimmt er Flecken an bei der Berührung des Böſen; der Ruf eines Mädchens aber iſt aus Seidenſtoff, in undelicater Geſellſchaft bekommt er gleich Flecken, und bringt man es auch dahin, daß der Fleck verſchwindet, der Stoff hat da doch ſeinen angeſtammten Glanz auf immer verloren! Darum, liebe Mädchen, iſt's und bleibt's wahr: „Oſt oder Weſt, Ball oder Feſt, daheim in dem Neſt, iſt's Mädchen am Beſt'!“

VI.

Nach Regen folgt Sonnenſchein.

In dieſem einzigen Sprüchlein, meine freundlichen Leſer, liegt eine große Wahrheit, eine große Weisheit, eine große Freude und ein tiefer Schmerz!

Ach ja! Nach Regen folgt Sonnenſchein, allein oftmals regnet es den ganzen lieben Lebenstag, wir ſehen aus unſern Augenfenſtern hinaus in die dunkle, wolkenverhängte Welt, wir warten den kühlen Morgen des Lebens und hoffen, Mittag wird die Sonne ſcheinen; der Mittag kommt, es regnet! Da hoffen wir, Nachmittag wird die Sonne ſcheinen; es kommt der heiße Nachmittag, es regnet! Wir vertröſten uns auf einen heitern Abend, voll milden Sonnenſcheins; es kommt der Abend, es regnet! Wir hoffen noch immer, der Regen muß aufhören! Er hört auch auf, allein indeſſen iſt es ſpät Abends geworden, Nacht! Aus dem Sonnenſchein wird mattes Mondlicht, das zu kühl iſt, um unſere Hoffnungen zu zeitigen, unſere Wünſche zu röthen, unſere Thränen zu trocknen, das aber gerade hell genug iſt, um über die durch den Regen abgeſtreiften Blumen und Blüten ein trauriges Gruftlicht zu werfen.

Nach Regen folgt Sonnenſchein! Wieder eine Anweiſung der Gegenwart auf die Zukunft, die von dieſer ſelten acceptirt wird! Iſt denn unſer ganzes Daſein etwas Anderes, als eine fortlaufende Reihe prolongirter Wechſel, die ſtets fällig ſind und nie bezahlt werden? Die Kinderjahre ſtellen den Wechſel auf die Jugendjahre aus, die Jugendjahre auf die vollen Kraftjahre, die Kraftjahre auf die Altersjahre, und wenn wir endlich noch im hohen Alter dieſen Wechſel an das Schickſal zum Eincaſſiren bringen, ſo girirt ihn das Schickſal auf — jener Seite!

Nach Regen folgt Sonnenſchein! Mit dieſem goldnen Kügelchen plombiren wir den hohlen Zahn unſeres Lebens! Der Menſch thut ſiebzig Jahre nichts, als bei der Zukunft Schulden machen, um die Gegenwart zu bezahlen; immerfort macht er Loch auf, Loch zu, ſchlägt die Zinſen zum Kapital, bezahlt Zins von Zinſen, bekommt von der Zukunft ſtatt baares Geld wieder Hoffnungs-Wechſel, Erwartungs-Scheine, Vertröſtungs-Waare und ſo fort, bis ſein Grabſtein ſein Fallitenſtein wird!

Nach Regen folgt Sonnenſchein! Der Regen aber hat unſern Acker überſchwemmt, unſere Saaten vernichtet, unſere Heerden erſäuft; der Menſch hat im Regen ſeine Jugendjahre, ſeine heißeſten Wünſche, ſeine Freude, ſeine Liebe, ſein Alles begraben, dann kommt der Sonnenſchein und beleuchtet den Friedhof ſeines Glückes!

Nach Regen folgt Sonnenſchein! Das iſt eine Eintrittskarte zum Glücks-Concert, welche erſt am Ende giltig iſt! Das iſt der Schlüſſel zu einem Schatze, der erſt aufſchließt, wenn wir den Schatz nicht mehr heben können! Das iſt ein ſtetes Tiſchdecken und ein ewiges Faſten.

Das iſt ein „ſchöner guter Morgen“ für die ſpäte Nacht!

Nach Regen folgt Sonnenſchein! Das iſt das „Ringſuchen“ im Pfänderſpiel des Lebens; der Ring wandert, von Einem zum Andern, bis wir an Den kommen, der ihn hat, iſt er ſchon wieder weiter gewandert! Das Leben geht mit uns um, wie mit Pfänderſpielern, wie mit Kindern! Das Leben zeigt uns Menſchen-Kindern alle ſeine Schätze, ſeine reellen Güter und ſeine Spielereien, und wenn wir darnach haſchen, ſo ſagt das Leben: „Später, mein Kind! Morgen, übermorgen! Es gehört Alles dir, aber ich werde es dir aufheben!“ Das Leben zieht uns auf ſeinen Schooß wie ein Kind, wir müſſen buchſtabiren lernen, und zuſammenleſen im A B C-Büchlein des Daſeins, alle moraliſchen Sprüchlein und alle Abmagerungs-Sentenzen. Die Schläge und die Püffe bekommen wir ſogleich auf die Hand, die verſprochenen Bonbons, und die lebzelternen Reiter und die güldnen Lämmlein aber nur in der Perſpective, Alles nur nachher!

Nachher, wenn die Lection vorüber iſt, und immer ſtets eine neue beginnt, mit eben denſelben baaren und prompten Beſtrafungen, mit eben denſelben hinausgeſchobenen, auf die lange Bank gezogenen Belohnungen!

Nach Regen folgt Sonnenſchein! Während es aber geregnet hat, iſt durch das Regenwaſſer das Tuch unſeres Lebens um die Hälfte eingegangen, und dann kommt der Sonnenſchein, und wir ſehen, daß unſer Leben kein Kleid mehr gibt, weder für den Sommer, noch für den Winter!

Nach Regen folgt Sonnenſchein! Man frage aber einmal alle unſere Parapluiemacher, um wie viel mehr Regenſchirme gebraucht werden, als Sonnenſchirme! Man frage die Naturforſcher, ob es in der Welt mehr Regenwürmer oder mehr Sonnenblumen gibt!

Nach Regen folgt Sonnenſchein! Aber wieviel Abwechslungen und liebenswürdige Variationen hat nicht das Leben in ſeinem Regen, und wie einförmig iſt ſein Sonnenſchein! Das Leben hat Land-, Staub-, Strich- und Platz-Regen! Das Leben hat Nebel- und Gewitter-Regen! Das Leben hat Blut-, Froſch-, Feuer-, Hagel- und Schwefel-Regen! aber das Leben hat nur einen Sonnenſchein, iſt er matt, ſo trocknet er den Regen nicht auf, und iſt er ſtark, ſo dürfen wir und können wir ihm nicht einmal recht ins Auge ſchauen!

Und dennoch, und dennoch liegt eine große Tröſtung, eine heilige Beſchwichtigung in dem Ausdrucke: Nach Regen folgt Sonnenſchein!

Nach Regen folgt Sonnenſchein! Sehen Sie, meine freundlichen Leſer, es iſt März, der Himmel hat ſeine Regenflagge eingezogen; die Berge ſchlagen ihre Regenkappe zurück; die Ströme ſchnüren ihr Eismieder auf, daß ihr Buſen frei dem küßenden Sonnenſtrahl entgegenwalle; die kleinen, weißen, zerſtreuten Vorfrühlings-Wölkchen hüpfen ſchon wie junge Lämmer durch die blaue Himmelswieſe; und auf den höchſten Höhen der Berge wandeln ſchon leichte

Frühlings-Geiſter und rufen in die Thäler herab: Nach Regen folgt Sonnenſchein!

Der Menſch fängt ſchon an die Fenſter aufzumachen, dann die Thüren, dann die Herzen, um den Sonnenſchein einziehen zu laſſen; den Sonnenſchein, dieſen Senneſchal des Frühlings; und die Menſchen ſchlüpfen aus den Häuſern und die Gefühle aus dem Buſen; und wir gehen dem Sonnenſchein entgegen und erzählen ihm und klagen ihm ſo viel von dem vergangenen Winter, von den eingeſcharrten Hoffnungen und erſtarrten Blüten und froſttodten Liebesblumen, und der Sonnenſchein lächelt uns an, und zeigt mit dem Strahlenfinger auf die abgelaubten Sträuche, Gebüſche und Bäume, die alle am Wege ſtehen und warten, bis der Frühling einzieht, und die alle bald daſtehen werden mit den wiedergefundenen Blättern und wiedererrungenen Blüten, und die alle dem einziehenden Herrn entgegenrufen werden: Nach Regen folgt Sonnenſchein!

VII.

Die Kunſt des Schmollens.

Laßt ſie grollen, laßt ſie tollen, wie ſie wollen, nur nicht ſchmollen!

Die Engländer ſind nie glücklicher, als wenn ſie unglücklich ſind; die Irländer ſind nie friedlicher, als wenn ſie Krieg haben; die Ruſſen ſind zu Hauſe, wenn ſie ſich auf Reiſen befinden; die Deutſchen ſind nie durſtiger, als wenn ſie trinken; die Franzoſen ſind nie unwiſſender, als wenn ſie Alles gelernt haben, und die Frauenzimmer — dieſe ganz eigene Nation — haben nie ausgeſprochen, als da, wo man vergebens denkt, daß ſie ausſprechen ſollen!

In der großen Waffen- und Rüſtkammer der weiblichen, häuslichen Kriegs- und Zeughäuſer, von den leichten Lanzen, Stoßdegen und Dolchen der Worte und Reden, bis zum ſchweren Geſchütz der vier und zwanzig Thränen-Pfünder und Ohnmachten, iſt keine Waffe ſo unheilbringend, als jene Art Geſchütz, welche man in den frühern Kriegen „Kammergeſchütz“ nannte, und welches in dem Zweikampf der Liebe oder Ehe „Schmollen“ genannt wird.

Weinen und mit den niedlichen Füßchen ſtrampfen, ſind blos das Ober- und Unter-Gewehr der Frauen.

Schreien, Zanken, in die Haare fahren u. ſ. w., das iſt das kleine Belagerungs-Geſchütz. Krämpfe, Ohnmachten, Migränes, das ſind die Mauerbrecher, Feldſchlangen und Karthaunen, aber „Schmollen“, Schmollen, das iſt die Aushungerung des Feindes!

Man hat Regenſchirme, Lichtſchirme, Sonnenſchirme, Wetterableiter, Hagelableiter, Feuerverſicherungs-Anſtalten, aber man hat keinen Schmoll-Schirm, keinen Schmoll-Ableiter, keine Schmoll-Verſicherungs-Anſtalten!

Ein ſchmollendes Frauenzimmer iſt eine immerwährende Dachtraufe, welche endlich den härteſten Geduldſtein aushöhlt.

Ein jedes Frauenzimmer ſpricht anders, ein jedes Frauenzimmer zankt anders, ein jedes Frauenzimmer ſchmeichelt anders, aber alle Frauenzimmer ſchmollen auf gleiche Weiſe! Das Schmollen iſt die einzige Univerſalſprache von den Irokeſinnen bis zu den Pariſerinnen, von dem Thron bis zur Hütte.

Wenn eine Frau, eine Geliebte zankt, ſo zankt ſie blos mit dem Mann, mit dem Geliebten. Wenn eine Frau, wenn eine Geliebte aber ſchmollt, ſo ſchmollt ſie nicht blos mit dem im Schmollen ſtehenden Mann oder Geliebten, ſondern dieſes Schmollen erſtreckt ſich auf alle leb- und empfindungsloſen Gegenſtände und Umgebungen desſelben. Sie ſchmollen mit ſeinem Hund, mit ſeinem Reitpferd, mit ſeinem Pfeifenkopf, mit ſeinem Schreibzeug, mit ſeinem Schlafrock, mit ſeinem Lieblingsgericht, mit ſeinen Pantoffeln; wenn er ein Künſtler iſt, ſchmollen ſie mit ſeinen Gemälden, mit ſeinen Büſten, mit ſeinen Rollen, mit ſeinen Gedichten u. ſ. w.

Sie ſchmollen nicht nur mit ihm, ſie ſchmollen mit ſeinem verſtorbenen Großvater, mit ſeinem Jugendlehrer, mit ſeinem Raſirer, mit ſeinem Hühneraugenarzt. Der ſchädliche Einfluß dieſes Schmollens erſtreckt ſich vom Zenith des Mannes: von ſeiner Schlafmütze, bis zu ſeinem Nadir: bis zu ſeinen Fußſocken!

Wenn die Frau gewöhnlich um neun Uhr den Kopf aus den Federn, und um zwölf Uhr die Federn aus dem Kopfe bringt, ſo ſteht ſie an großen Schmolltagen wie an großen Waſchtagen um ſieben Uhr auf, um nur recht zeitlich ſchon zu ſchmollen.

Wenn eine Frau in die Wochen kommt, ſo trägt gewöhnlich das ganze weibliche Hausgeſinde den Kopf um eine Spanne höher; auch wenn die Frau blitzt, das heißt, wenn ſie laut zankt, ſo wetterleuchtet das Stubenmädchen, und die Köchin kühlt ſich wie ein ferner Horizont ab: wenn aber die Frau ſchmollt, ſo bläſelt und näſelt auch das Stubenmädchen Alles unter der Naſe und zwiſchen den Zähnen durch, und auch die Köchin ſpricht und antwortet blos in Anfangsbuchſtaben und Abbreviaturen. Ja, ſogar der Mops ſcheint im magnetiſchen Schmoll-Rapport mit der Frau zu ſtehen, und knurrt halb unverſtändlich wie ohne Souffleur.

Zum Reden haben die Frauen doch nur ſechs Sprach-Werkzeuge: Kehle, Gaumen, Zunge, Zähne, Lippen und Fingerſpitzen; allein zum Schmollen haben ſie hundert

Sprach-Werkzeuge. Sie ſchmollen vermittelſt der Naſenſpitze, indem ſie ſie hängen laſſen, vermittelſt des Ellenbogens, indem ſie ihn aufſtemmen, vermittelſt der Füße, indem ſie ſie in abgetretene Schuhe ſtecken, vermittelſt der Haare, indem ſie ſie nicht glattkämmen, und vermittelſt anderer unzähliger Symptome von Staub und Unordnung an und in allen Dingen!

Zanken und Schreien muß ein Ende nehmen, die ſtärkſte Lunge wird müde, und der raſtloſeſte Mund erſchöpft ſich, aber zum Schmollen braucht man weder Mund noch Zunge, ſchmollen kann man immerfort.

Im heftigſten Streit, im wüthendſten Wortwechſel, wenn der Mann plötzlich nies't, ſo ſagt die Frau doch, gleichſam unwillkürlich: „Zur Geneſung!“ Aber während die Frau ſchmollt, darf der Mann nieſen zum Zerplatzen, die Frau ſchmollt und ſagt nie: „Zur Geneſung!“

Eine Frau, die mit ihrem Manne zankt, und wenn ſie noch ſo laut donnert und tobt, ſie läuft inzwiſchen doch in die Küche und ſieht, daß das Kraut mit den kleinen Knackwürſten, die er ſo gern ißt, nicht verderben, und dieſe Lucida-Intervalla kühlen die Atmoſphäre ab. Allein eine Frau, die ſchmollt, vergißt die zarteſten Bande der Natur, welche ſie an die Küche binden, ſie vernachläſſigt Gerichte, die ſie unter Schmerzen geboren, und wo die Frau ſchmollt, da raucht die Suppe, das Zugemüſe brandelt und der Braten leidet an vollkommenem Mangel an Zartheit und Empfindung.

Einer Frau, die ſchreit, kann man in die Rede fallen, man kann ſich die Ohren zuhalten; allein wie will man einer Frau ins Schmollen fallen und ſich vor ihr die Ohren zuhalten?

Eine Frau, die ſchreit, die kann man, wenn auch nicht überzeugen, doch überſchreien; allein wie kann man eine ſchmollende Frau überſchmollen?

Wenn die Frau ſchreit und lärmt, ſo finden wir Troſt darin, daß ſolche Erſchütterungen die Luft reinigen, und daß die Nachbarn, die dieſen ewigen Lärm hören, Mitleid mit uns haben; allein wenn die Frau ſchmollt, ſo ſegnen die Nachbarn die liebe, ſtille, friedliche Frau, während der Mann unter dieſer gänzlichen Windſtille wie ein Schiff auf dem Meere auf einem Flecke zappelt!

Kurz, Schmollen iſt der ſchrecklichſte der Schrecken. D'rum ſage ich: „Laßt ſie grollen, laßt ſie tollen, wie ſie wollen, nur nicht ſchmollen!“

VIII.

Kälbernes mit Champignons.

Es iſt eine ſtille Uebereinkunft unter allen Speiſezettel-Autoren: an der Spitze des „Eingemachtes“ prangt das „Kälbernes mit Champignons“. Es iſt eine ſchweigend anerkannte Würdigung. Ein Ehrenplatz, dem wahren Verdienſte angewieſen. Hier iſt kein Rangſtreit, es iſt eine ſtabile Verehrung: den Vortritt hat das Kälberne mit Champignons!

Es iſt ein edles, ein beliebtes, ein geſuchtes Eſſen: Kälbernes mit Champignons! Nicht das Kälberne iſt die Delicateſſe, aber die Champignons! Die Champignons machen die Civiliſation des Kälbernen; ein Kälbernes ohne Champignons wäre das, was ein Menſch ohne Franzöſiſch iſt, es wäre für die Geſellſchaft verloren. Die Champignons verleihen dem Kälbernen den Reiz, die Anmuth, die Pikanterie. Kälbernes ohne Champignons wäre das, was ein Mädchen ohne Mitgift iſt, es würde nicht geſucht werden, und wäre es an und für ſich noch ſo vortrefflich. Die Champignons ſind die Ausſteuer des Kälbernen; die Champignons ſind die Toilette des Kälbernen; die Champignons ſind die Flitterwochen der Kälbernes-Saiſon; die Champignons ſind die geiſtigen Reize, ohne welche kein ſchönes Kälbernes gefallen kann; hors des champignons point de Kälbernes!

Man komme aber einmal in unſere Gaſthöfe und Speiſehäuſer, man leſe die Speiſezettel, dieſe natürlichen Kinder der Orthographie, und wenn man durch dieſe neuen Schöpfungen von Dingen, erfinderiſchen Kellnern in einem kühnen Trotz gegen alle Rechtſchreibung entronnen, bis zu dem „Kälbernen mit Champignons“ gelangt iſt, da weilt das Auge mit Wohlgefallen auf dieſen Zügen. — Nachdem man zuerſt geleſen hat: „Hudibras mit Kameleon,“ oder: „Elternhand und Lümmelkind,“ oder: „Lafontaine mit Crebillon,“ oder: „Fieberzelt mit Chinarinde,“ oder: „Liebesſtoff mit Kamillenthee“ u. ſ. w., bringt man es endlich durch eine ſüße Ahnung heraus, indem aus unſerer Jugend eine kleine Erinnerung rege wird, daß es „Kälbernes“ heißt, „Kälbernes mit Champignons.“

Alſo! Man ruft den Kellner, und ſagt mit dem Flehen der Sehnſucht: „Kälbernes mit Champignons!“

Worauf der Kellner ſagt: „Gleich, Euer Gnaden!“

Und wenn die Jahrszeit günſtig iſt, keine Aequinoctialſtürme eintreten, auch ſonſt kein Elementar-Hinderniß vorfällt, erhält man noch in demſelben Jahre: „Kälbernes mit Champignons!“

Sagte ich, man bekommt Kälbernes mit Champignons? — Verzeihe, lieber Leſer, ich habe gelogen, aber ich bin doch kein Betrüger, ich bin blos, wie Nathan der Weiſe ſagt: ein betrogener Betrüger!

Man bekommt kein: Kälbernes mit Champignons! Man bekommt mehrere Quadern von dem Großvater eines Centauren, der ſich einbildete, ein Jüngling zu ſein; einige Ziegel von der ſogenannten „jeune Kalbſchaft“ liegen vor uns, ſie liegen in einer Brühe, in einer Sauce, in einem Bade, in einer Sole, in electriſirtem Gewitterregen; man weiß ſo eigentlich nicht, in welcher „Humoriſtik“, das heißt, in welcher Feuchtigkeit ſie liegen. Man fällt nun mit ſtillem Entzücken her, um die Champignons zu ſuchen, denn man hat ſich ja das Kälberne blos der Champignons halber geben laſſen, man fängt an, die Champignons zu ſuchen. Man dreht das erſte Stück Kälberne um, keine Champignons! Man dreht das zweite Stück um, keine Champignons! Mit Zagen, und ſchwebend zwiſchen Angſt und Hoffnung, dreht man das letzte um — keine Champignons! Hier nicht und dort nicht! Man nimmt einen Löffel und rührt die unbekannten Fluthen auf, ob der geheimnißvolle Grund vielleicht einen Champignon birgt — auch nicht! So weit die Gabel meines Tiſches reicht, ſo weit der Löffel ſeine Schifffahrt ſendet, keine Champignons!

„Und der Tag der Alles findet,
Die Champignons, die find’t er nicht!“

Nur am äußerſten Rande des Tellers entdeckt man in der Gegend der atlantiſchen Sauce ein fabelhaftes Weſen, eine dünne Scheibe, wie der Schatten eines Champignons, wie der Geiſt einer Fiſch-Schuppe, durchſichtig, dünn, elfenartig, es gelingt uns, dieſes entkörperte Ding zu faſſen, es iſt ganz ätheriſch, und man entdeckt, daß es mit Recht zu den Beſtandtheilen eines wirklichen Champignons gezählt werden könnte! Das nennt man: „Kälbernes mit Champignons!“

Ein ſolcher Speiszettel, meine lieben Leſer, iſt das Leben! — Wie oft ſtreben wir nach Etwas, blos um ſeiner Champignons wegen, und wenn wir es erlangen, ſo haben wir blos Kälbernes und keine Champignons!

Der Menſch ſoll ſich auf gar nichts freuen, der Menſch ſoll nie etwas erwarten, der Menſch ſoll der Erfüllung eines Wunſches nie entgegenſehen, ohne zu denken: „Kälbernes mit Champignons!“

„Kälbernes mit Champignons! voilà ma devise!“

Was iſt das Leben ohne Liebesglanz? Alſo Leben mit Liebe! Und wir leben! Wir leben in ſteter Erwartung der Liebe; wir drehen die ungenießbaren Zeitquadern des Lebens um, wir wühlen in den Wogen der Zeit, wir ſuchen Liebe, Menſchenliebe, Nächſtenliebe, Chriſtenliebe, treue Liebe, wir ſuchen und ſuchen, wir ſetzen ein Stück von unſerem Leben um das andere dran, wir ſchiffen abwärts in den Strom der Zeit, es bleicht ſich die Wange, es krümmt ſich der Rücken; es wird Abend, die Inwohner des Menſchen machen Nacht, die Ohren fangen an zuzuſchließen, die Augen machen nach und nach die Lädchen zu, und wir haben keine Liebe gefunden! — Leben mit Liebe = „Kälbernes mit Champignons?“

Was iſt Liebe ohne Gegenliebe? Alſo Liebe mit Gegenliebe! Und wir ſetzen unſer Alles an einen Gegenſtand! Wir wickeln die Geliebte ein mit den innigſten

Gedanken an ſie, wir umzäunen ſie mit den ſchönſten Regenbogen unſerer Phantaſie, wir hängen all unſer Fühlen, all unſer Denken, all unſer Athmen, wie eine Roſenguirlande um ihre Bruſt; wir opfern ihr all unſer Streben und Wirken, und wollen nichts als Gegenliebe — und ſie liebt erſt ſich, dann ſich, dann noch lange ſich, dann wiederum anhaltend und lange ſich, dann liebt ſie ihre Toilette, dann einen Hut, dann eine Robe, dann einen Kanarienvogel, dann einen Ball, dann eine Soirée, dann die Huldigung von Jedermann, und wir ſuchen in ihrem Herzen, und wir ergründen die tiefen Wellen ihrer Empfindung, und ſiehe da, am äußerſten Rande der nördlichen Spitze befindet ſich ein kleiner Anflug von Gegenliebe, „wenn Zeit und Umſtände es erlauben,“ das iſt Liebe mit Gegenliebe = „Kälbernes mit Champignons!“

Was iſt das Leben ohne Ruhm? Alſo Leben mit Ruhm! Und wir jagen dem Schattenbilde nach, und wir haſchen nach Sonnenſtäubchen, und wir faſſen das Wolkengebild, und wir greifen in den Regenbogenſchimmer, und am Ende iſt's eine papierne Trompete, eine Seifenblaſen-Glorie, eine Schaum-Krone, ein Nebel-König; nichts bleibt, blos in einem elenden Converſations-Lexikon flickt irgend ein beſoldeter Schuft unſere Unſterblichkeit zuſammen — das iſt Leben mit Ruhm = „Kälbernes mit Champignons!“

Was iſt das Leben ohne Ehre? Alſo Leben mit Ehre! Was iſt dieſe Ehre, die uns Jeder rauben kann, der keine hat? Was iſt dieſe Ehre, die man nur aus Bücklingen nachweiſen kann? Was iſt dieſe Ehre, die ein jeder Taugenichts in mir zerſtören kann? Was iſt endlich dieſe Ehre, die ich durch den Anfall eines Betrunkenen verlieren, und die ich wie ein Taſchenſpieler durch einen Piſtolenſchuß wieder gewinnen kann? Wieviel von den Leuten haben Ehre, denen man Alles aufs Ehrenwort glauben muß? Das iſt das Leben mit Ehre = „Kälbernes mit Champignons!“

Was ſind Zeitſchriften ohne Geiſt? Alſo Zeitſchriften mit Geiſt! Laßt uns ſuchen in allen den Blättern „von Geiſt“ — „für Geiſt“ — „zur Bildung des Geiſtes“ — „zur geiſtigen Erheiterung“ u. ſ. w. Finden wir andern Geiſt, als den Geiſt der Kleinlichkeit, der Intrigue, der Selbſtſucht? Sie haben nicht um einen Kreuzer Geiſt, und erſcheinen doch für einige Gulden ein paar hundertmal des Jahres — das ſind Zeitſchriften mit Geiſt = „Kälbernes mit Champignons!“

„Kälbernes mit Champignons!“ Daran denke jeder Menſch bei jeder Gelegenheit, und er wird ein großer Philoſoph ſein, er wird nichts wünſchen, nichts hoffen, nichts erwarten, auf nichts harren, auf nichts bauen, auf nichts ſpekuliren, er wird alſo auch nie getäuſcht werden, denn die mächtige Deviſe ſeines Lebens hieß:

„Kälbernes mit Champignons!“

IX.

Reunion und Converſation in den Lokalitäten der weiblichen Herzen.

Meine lieben, freundlichen Mädchen! Die Zeit kommt heran, wo „ſich die Straßenecken bekleiden neu", wo „die Bälle wieder ſprießen und die Adern wilder fließen", die Zeit der Bälle, Reunions, Converſations, Walzer, Galops u. ſ. w. Tauſend Lokalitäten öffnen ſich, Zimmer, Säle, Salons, Stuben, Tanzböden. Walzer werden aus den Componiſten herauswimmeln, wie Granitkerne; Titel werden ſie haben, wie die Verrückten in China; und unſere Zeitungen werden ausſehen wie eine Himmelsleiter aus lauter Ball- und Tanz-Ankündigungen, und dieſe Strickleiter wird Euch, meine Theuern, einladen, geradezu auf ihr in den Himmel der irdiſchen Seligkeit hinaufzuſteigen.

Meine liebſten, theuerſten Mädchen, ich will Euch auch ganz höflich einladen zu einem Balle, zu einer Reunion, zu einer Converſation, zu einem Walzer, in einer Lokalität, die Ihr vielleicht noch gar nicht kennt, in die Ihr noch nie geſehen habt: *in Eurem Herzen!*

Gewiß, meine Theuerſten, Ihr fürchtet Euch nicht, da hinein zu ſchauen, da hinein zu gehen, da drin eine Zeitlang Euch zu unterhalten. In Eurem Herzen gibt es eine ſchönere Beleuchtung, als in der Redoute, eine innigere Muſik, als im Concertſaale, eine auserleſenere Geſellſchaft, als auf Bällen, herrlichere Erquickungen, als in den Soiréen, eine erhebendere Verſammlung, als in den Reunionen, und ein traulicheres Geſpräch, als in den Converſationen.

Kommt mit mir ein Bischen auf die „Unterhaltung in Eurem Herzen", Ihr lieben Mädchen, die Ihr die Unterhaltung überall ſucht, wo ſie Alle ſuchen, wo ſie Jeder zu finden glaubt, Niemand wirklich findet, und am Ende Jeder noch verloren zu haben glaubt, kommt mit mir in Euer Herz, und ſuchet, welcher Stoff da iſt, für Kopf und Geiſt, für Liebe und Seele, wie viel Abwechslung, welch ein Tumult, welch ein Gedränge von Empfindungen, welch ein Gemiſch von Gefühlen!

Die Eintrittskarte in mein Herz heißt: „reines Gewiſſen"; mit dieſer Karte könnt Ihr getroſt eintreten, Ihr werdet willkommen ſein und Euch gut unterhalten. — Herein! Seht Ihr den ſchönen, rothen Saal, er iſt beleuchtet mit dem reinen Lichte der Unſchuld, das iſt ein Licht, das nicht geputzt zu werden braucht; ein Licht, das nicht herunter brennt, ſondern in die Höhe; ein Licht, das nicht ſchmilzt; ein Licht, das an der Decke keinen ſchwarzen Fleck abſetzt! — Der Boden dieſes Saales iſt ausgelegt mit dem echten Teppich der Sittſamkeit, der auf beiden Seiten gleich iſt; die Wände ſind ausgeſchlagen mit den Tapeten der einfachen Freude und Fröhlichkeit. Inmitten dieſes Herz-Saales aber ſpringt der

Springbrunnen des ungetrübten Bewußtſeins; aus der lautern Tiefe quillt er empor, und kehrt wieder lauter in ſeine eigene Tiefe zurück.

Die Muſik aber dieſes Herz-Salons wird dirigirt von dem Kapellmeiſter: Zartſinn, und er dirigirt mit dem Tactirſtocke des weiblichen, angebornen Tactes, und er mäßigt und beſchleunigt die Tempos nach einer unbewußten, aber untrüglichen Eingabe, und es ertönen die Inſtrumente der Empfindungen, die Aeolsharfe der Religion, die ihre Saiten verknüpfend ausſpannt zwiſchen dem Irdiſchen und Himmliſchen, und lieblich ertönt, wenn die leiſen Seufzer im Gebete ſich durchbrechen; dann die Harmonika der Liebe, die, mit Blumenfingern berührt, die zarteſten Klänge austönt; dann die Zauberflöte der Tugend, deren ſanftes Geliſpel die wilden Sinnes-Thiere bändigt; dann das Forte und Piano des Mitleids; die ſchmerzſtillende Harfe der Hoffnung, und noch manche andere liebliche Muſik- und Stimm-Führer im weiblichen Herzen.

Wenn Ihr aber, meine freundlichen Leſerinnen, glauben und fürchten ſolltet, es fänden ſich in dieſem Herzenlokale keine Männergeſellſchaften, keine Courmacher, keine Tänzer für Euch, ſo muß ich Euch, meine anmuthigen Leſerinnen, beruhigen. Es finden ſich da Geſellſchaften, edler, ſinniger und Euch angemeſſener, als in den meiſten Sälen. Da im Herzensſaale geſellt ſich zu Euch „der Glaube“, ein ernſter, ſinniger, tiefer Geſellſchafter, der Euch nicht blos zu einer Tour ausbittet und Euch dann verläßt, nein, ein Tänzer, der feſthält, bis der Ball des Lebens zu Ende iſt. Da iſt auch „der Anſtand“ — „der Geiſt“ — „der Edelmuth“ — „der feine Ton“ — „der Sinn fürs Edle“ u. ſ. w., lauter ſchätzenswerthe, vortreffliche Geſellſchafter und ausdauernde Tänzer in dem Wechſelball des Daſeins!

Die Erquickungen und Erfriſchungen aber, die in dem Lokale des recht arrangirten weiblichen Herzens angeboten werden, ſind angenehm und ſüß für Zungen, die nicht verwöhnt, für Gaumen, die von den Leckereien der Eitelkeit und Sinnlichkeit nicht abgeſtumpft ſind. Ein warmes, heißes Gefühl für das Schöne, ein friſcher Trunk aus der Quelle des ſittlich Edlen, die Mandelmilch aus dem wahren Borne des Lebens, aus dem Borne der Empfindung, und ein lauterer Zug aus dem Borne der Liebe und des Mitgefühls. Gewiß, meine lieben und ſinnigen Leſerinnen, wenn Ihr Euch nur ein paarmal gewöhnen würdet, dieſen Ball in Eurem eigenen Herzen zu beſuchen, da zu lauſchen auf die eigenen Töne, welche die liebe Vorſehung in jedes reingeſtimmte Herz gelegt, aufzuhorchen auf die klaren, wahren Stimmen, welche Gott und die Tugend aus jedem unverdorbenen Herzen reden läßt; wenn Ihr Hand in Hand gehen wolltet mit den vollen Empfindungen, mit den einfachen, aber lautern Gedanken, mit dem beſcheidenen, aber wohlthuenden Bewußtſein, welche in jedem zartgeformten Herzen auf- und abgehen, und es mit ſtiller Freude und mit inniger Ruhe erfüllen, dann — dann würdet Ihr weniger Euch ſehnen, nach dem leeren Schellengeläute der gewöhnlichen Ball- und

Tanz-Lokale, nach einem Schellengeläute, welches die feierlichen Glockentöne eines jungfräulichen Herzens bald übertönen und unhörbar machen; — dann würdet Ihr Euch weniger drängen, zu ſein, wie die Schaubrote und Schaugerichte an öffentlichen Tafeln; dann würdet Ihr nicht ſein die natürlichen Nachfolger jeder öffentlichen Ballankündigung, nicht die Willenvollſtrecker jeder Einladung zu Tanz und Ball, wo man Euch hinſetzt als Leimruthen, als Lockpfeifen, als Dekorationsſtücke, als Wandbilder, als Orangerie-Stücke, als lebende Buffets! — dann würde es nicht das Sinnen Eurer Tage, und das Träumen eurer Nächte ſein, mit wem Ihr rechts walzen, und links hopſen werdet, wer euch zum Cotillon wie die Domino-Steine erſehen wird, und von wem Ihr im Redovak wie die willenloſen Schubkarren im Saale vor- und zurück, und hin- und hergeſchoben werdet werden! —

Ja, meine Theuerſten, gewöhnt Euch an das Lokale Eures Herzens; Ihr glaubt gar nicht, wie beglückt man iſt, wie ſtillvergnügt, wenn man in ſeinem Herzen heimiſch iſt; wenn man ſich ſo recht bequem und wohnlich und comfortable in ſeinem Herzen findet!

Verſucht es nur recht oft, meine edlen Leſerinnen, und Ihr werdet Euch recht wohl befinden.

X.

Frühlings-Cur der Sommerſproſſen, für den Herbſt und Winter des Lebens.

Schon wieder eine große Akademie gegeben, ſchon wieder eine Praterfahrt vorüber, ſchon wieder das große Loos nicht gewonnen, ſchon wieder einige Hoffnungen in den erſten April geſchickt, ſchon wieder Frühling und ſchon wieder ein Hundewetter!

Bravo! Braviſſimo!

War das der Mühe werth, ein Jahr älter zu werden, ſechshundert Gulden Miethe zu bezahlen, Schuh, Stiefel und Kleider zu zerreißen?

O Ledernheit, Altgebackenheit, Aſchfärbigkeit, Salzloſigkeit und Rückenmarkdörrigkeit der alten Leier!

Alſo Frühling! Der Kalender ſagt's und ich will's glauben. Bin ich beſſer wie eine Straßenlaterne? Die Straßenlaterne glaubt dem Kalender, daß Mondſchein iſt, ich glaub' ihm, daß Frühling iſt, und ziehe einen Frack an; daß ich unter dem Frack zwei Hemden und ein Flanellkleid trage, das geht den Kalender nichts an, das ſind meine

Privatneckereien mit dem Frühling. Der Frühling ſelbſt hat ſich auch im vorigen Jahre am erſten Mai im Augarten verkühlt, hat das Gliederreißen bekommen, und geht jetzt ſelbſt in lauter Futterbarchent.

Alſo der Frühling iſt entſchuldigt, aber mit dem Sommer will ich furchtbar zu Gericht gehen! Er geht vor Juni nicht aus, und doch friert er, und ihm klappern die Zähne!

Und was das Schlimmſte iſt, das Unbegreiflichſte, die Sommer nehmen ab, aber die Sommerſproſſen nehmen zu!

Wo kommen alſo die Sommerſproſſen ohne Sommer her? Es geht den Menſchen mit den Sommerſproſſen wie mit den Liebesliedern, die Liebe iſt dahin, die Lieder nehmen gräßlich überhand!

Aber, meine holden Leſerinnen, glauben Sie ja nicht, daß die Sommerſproſſen im Sommer entſtehen! Beileibe! Sie entſtehen alle im Frühling. Sie ſollten alſo Frühlings-Sproſſen heißen, ſo wie eigentlich auch unſere Alters-Schwächen aus Jugend-Schwächen herſtammen!

Ja, meine holden Mädchen, im Frühlinge, in Eurem und in dem Jahres-Frühling, da hütet Euch vor Sproſſen und Flecken!

Eure Haut und Euren Ruf bewahrt im Frühlinge Eures Daſeins. Dann werden ſie im Sommer, Herbſt und Winter keine Sproſſen und keine Flecken haben!

Die zarte Haut der Mädchen bekommt leicht Sommerſproſſen und Leberflecken. Der zarte Ruf der Mädchen bekommt noch leichter Promenade-Sproſſen und Salon-Flecken!

Der Ruf eines Mädchens iſt wie ihre Haut, und wie ſie ſelbſt, je mehr ſie ans Sonnenlicht kommen und gehen, deſto mehr Sommer-Sproſſen bekommen alle drei!

Der Ruf eines Mädchens iſt zart, wie die zarteſte Farbe, ſie ſchießen Beide ab, wenn ſie viel ans Tagslicht kommen!

Die Mädchen ſind wie die Kerzen, je mehr ſie in die Luft kommen, deſto leichter ſchmelzen ſie, deſto früher ſind ſie ausgebrannt. Die Mädchen ſind wie die Kerzen, je öfter ſie geputzt werden müſſen, deſto weniger ſind ſie nutz, und je öfter ſie ausgehen, deſto weniger taugen ſie fürs Haus!

Die Haut und der Ruf eines Mädchens bekommen leicht Flecken, aber ſie gehen ſchwer oder nie aus; und bringt man auch mit Mühe nach langer Zeit ſo einen Fleck aus, ſo geht es wie mit einem Flecken in Sammt, bringt man auch den Fleck weg, der Glanz dieſes Punktes iſt auf ewig dahin!

Wiſſet Ihr denn, meine theuern Mädchen, wie die Sommerſproſſen entſtehen? Gerade wie die Sproſſen und Flecken im guten Ruf!

Zuerſt bilden ſich in der reizbaren Haut kleine Schweißtröpfchen, in dieſen Tröpfchen, die nicht zuſammenfließen, werden die Sonnenſtrahlen, wie durch ein convexes Glas, in einen Brennpunkt vereinigt, der Brennpunkt fällt auf die Malpighiſche Netzhaut und der dadurch geſäuerte Kohlenſtoff bringt dieſe Sproſſen hervor.

So iſt's auch mit dem guten Ruf; wenn ſich zuerſt auch nur ein kleines Tröpfchen daran anſetzt, die Sonnenſtrahlen aus allen Blicken und Lorgnetten der Welt vereinigen ſich in dieſem Brennpunkte, und finden da Kohlenſtoff genug zum Anſchwarzen und Sauerſehen, und verderben den guten Ruf auf ewig!

Gegen die Sommerſproſſen der Haut, meine lieben Leſerinnen, gibt es viele bewährte Mittel, die alle nichts helfen, zum Beiſpiel Waſchwaſſer, Molken, Seife, Rahm u. ſ. w., aber gegen die Sproſſen und Flecken im guten Ruf eines Mädchens, gibt es kein Waſchwaſſer und kein Reinigungspulver; nicht einmal die zu ſpät vergoſſenen Thränen waſchen dieſe Sproſſen weg, nicht einmal der Höllenſtein der zu ſpäten Reue ätzt dieſe Flecken auf!

Es gibt Frauenzimmer, deren Haut mit Sommerſproſſen überſäet, und ſie ſind dennoch ſchön, liebenswürdig, geſucht, geliebt, geſchätzt; aber ein Mädchen, welches Sommerſproſſen im Rufe hat, iſt häßlich wie die Sünde, und wär' es ſo ſchön wie ein Engel; es iſt ekelhaft wie eine Spinne, und wär' es ſo appetitlich wie ein Blumenſtrauß; es wird von ehreliebenden Männern geflohen, und wenn ſie es auch liebten wie ihr Selbſt!

Gegen die Sommerſproſſen in der Haut hat man Fächer, Hut und Sonnenſchirm, gegen die Sommerſproſſen in dem Rufe gibt es keinen Fächer und keinen andern Schirm, als den Schirm der jungfräulichen Sitte, und die Schirmgötter des ſtillen, väterlichen Hauſes.

Wehe dem Manne, wehe dem Jüngling, der ſein Herz an ein Mädchen hängt, das nicht Acht gibt, daß ihr Ruf keine Sommerſproſſen bekomme, denn ſie bekommt die Sommerſproſſen und er muß ſein Geſicht zu waſchen geben!

Alſo, meine lieben Mädchen, im Frühling, da bewahrt Haut und Ruf vor Sommerſproſſen! Hütet Euch vor zu viel Sonnenlicht, vor zu viel Zugluft, die zu viel zieht, vor den Brennſtrahlen der Lorgnetten u. ſ. w., u. ſ. w.

XI.

„Unſer Herrgott grüßt alle Augenblick, kein Menſch dankt ihm!“

Da iſt eben wieder der erſte, ſüße, heilige, milde Gruß Gottes niedergefloſſen vom blauen Himmel, der erſte Frühlingsſtrahl ſtieg von den in durchſichtigem Flor gehüllten Bergen nieder zu den Menſchen, und weht ſie an mit dem unendlichen Gruße des ewigen Schöpfers, und kein Menſch dankt ihm!

Höchſtens werden ein paar Frühlingsdichter kommen, und werden ſingen von dem alten „Lenz“ mit ſeinen „Lenztänzen“ und „Blumenkränzen“ und „Nachtigallen“, die da „ſchallen“ u. ſ. w. Heißt das Dank? das heißt Undank!! —

— Da ſteht ein kleines armes Mädchen an der Brücke, es bettelt nicht, aber es hält euch ein kleines Blümchen entgegen. Das erſte Kind der verjüngten Erde duftet ſo lieblich, die Farbe iſt ſo zart, und das Blümlein iſt ein ſtiller Dolmetſch des armen Kindes, und es bittet mit ſeinen Farben für das Mädchen, welches auch iſt eine Blume, abgeriſſen vom Schooße ſeiner Mutter und hingetragen in eine fremde grauſame Welt, und in dieſen erſten Blumen des Jahres grüßt wieder unſer Herrgott mit ſeiner alten Liebe, die immer wieder Alles auferſtehen läßt, und der die verwaiste Erde wie den verwaisten Menſchen immer wieder mit neuen Gaben und Blüten bedenkt und beſchenkt, und er grüßt lächelnd und herzinnig und väterlich aus dieſem zarten Blümlein; aber kein Menſch dankt ihm! und die meiſten gehen vorüber, und gar manche ſtoßen noch ganz unſanft Kind und Blümlein von ſich! —

— Ihr ſteht auf der Baſtei, und ſchaut hinüber in den Strom, der, blau und ſchillernd, wie ein gewäſſertes Atlasband dahinflattert, und der den Saum der Stadt munter küßt und die alte Fußwaſchung hält an den belebten Ufern, ſeht, da hat unſer Herrgott wieder gegrüßt, der der Flußnymphe das Mieder von Eis ausgezogen und ſanft aufgethaut hat die Froſtrinde um ihren Buſen, daß ſie nicht überſchwemme Euer Gut und Euch kein Leid zufüge, wie zuweilen in Gottes Zorn und gerechtem Grimm; habt Ihr daran gedacht und von dem Waſſerhimmel unten einen dankenden Blick emporgeſchickt zu dem Himmel oben? Ja, ja, unſer Herrgott grüßt alle Augenblick, und kein Menſch dankt ihm! —

— Da flattert er hin, der kleine Schmetterling, der erſte warme Liebeshauch der Sonne hat ihn aus ſeinem Raupenhaus herausgelockt, und er iſt einer der erſten Anbeter in der verjüngten Natur, und die kurze Zeit ſeines Lebens flattert er um Euch, und auch in dieſem Erſtgebornen der jungen Sonne grüßt Euch der liebe Gott, der aus Nacht und engem Leben die Seele befreit am Tage des Lichtes, daß ſie ſich aufſchwinge, jung, unſterblich, und die lichtgeſtickten Schwingen emportrage zum Himmel; aber denkt Ihr je beim Anblicke eines Schmetterlings an die Güte und Gnade des Herrn, der aus den Erdenraupen einſt hervorbrechen läßt den Auroravogel des ewigen Morgens? Ja, ja, unſer Herrgott grüßt alle Augenblick, und kein Menſch dankt ihm! —

— Da iſt Liſzt, der Orlando furioso des Klaviers, und da iſt Ernſt, der Oſſian und Fingal der Violine, ſie ent- und verzücken Euch, ſie verdrehen Euch Herz und Kopf, und Ihr ſeid durch und durch aufgelöst in Wonne und Jubel, und Ihr wißt Euren Empfindungen nicht Worte zu geben u. ſ. w.; aber fällt es Euch dabei ein, an denjenigen Gran maestro zu denken, der ſolchen Wohlklang gelegt in ein kleines Ding von Holz, der ſolche Laute des Weh's und der Luſt gelegt hat in dünne Saiten, und der den ſchwachen Geiſt des vergänglichen Menſchen hat unterrichtet in der Kunſt, die ſchlafenden Töne zu wecken, und die in todten Inſtrumenten eingemauerten und begrabenen Götter zu erwecken und aufſtehen zu heißen, daß ſie Euch in Herz und Seele tönen und klingen und Euch erregen zu Thränen der Luſt und der Wehmuth? Ja, ja, unſer Herrgott grüßt alle Augenblick, und kein Menſch dankt ihm! —

— Ihr eſſet alle Tage Erdäpfel in anderer Geſtalt, und halb Europa würde Hungers ſterben, wenn dieſe Frucht nicht wäre, und ſie iſt die erſte und größte Wohlthäterin der Menſchheit, und Ihr ſchaut ſie mit Gleichgiltigkeit an, und wißt nicht, daß auch in dieſer Frucht einer der herzlichſten Grüße Gottes liegt! Habet Ihr bedacht, mit welchem rieſengroßen Weltgedanken Gott die Bruſt eines ſterblichen Menſchen füllen mußte, mit welchem Aufwande von Geiſt, unſterblichen Erfindungen dieſe Frucht für Euch entdeckt werden mußte? Welche Opfer ſie gekoſtet, und welche Geheimniſſe der menſchliche Geiſt erſt der Natur und der Schöpfung mit Gottes Beiſtand entreißen mußte, ehe Ihr einen Erdapfel zu eſſen bekamt? Ja, ja, unſer Herrgott grüßt alle Augenblick, aber kein Menſch dankt ihm! —

— Ja, ja, mein lieber Leſer, Gott grüßt alle Augenblick! Der Sang der Nachtigall und die Stimme des Echo, ſie ſind nichts als Gottesgrüße! Sturm und Zephyr, Bachesrieſeln und Waſſerfallgebrauſe ſind nichts als Gottesgrüße! Morgenröthen und Abendröthen, Blumen und Blüten, ſind nichts als Gottesgrüße! Jede Nacht iſt Gottes Gruß und jedes Sternlein ein Troſt in dieſem Gottesgruß! Jeder Tag iſt ein Gruß Gottes und jeder Strahl eine Beleuchtung dieſes Grußes! Das ganze Leben iſt ein Gruß des gütigen Schöpfers, und ſelbſt der Tod iſt ein ſtiller Scheidegruß Gottes mit dem Ausruf: „Auf Wiederſehen!“

XII.

„Ruf' nicht eher „Fiſch, Fiſch!" als bis er auf dem Tiſch."

Ich weiß, mein lieber Leſer, daß das Aſchenbrödel: Ernſt ein unwillkommener Gaſt iſt, allein ein Bischen wollen wir uns doch einäſchern und nach den Tagen des leeren Taumels, des herz- und beutelausſaugenden Carnevals ein ſinnigeres Wörtchen ſprechen, als immer und ewig von den Walzern von Strauß und Lanner, von den Maskeraden und Redouten, von Concerten und ſinnloſen Muſiken, von Taſchenſpielern und Automaten, von Statiſtinnen und von duellirenden Flöhen, von Amerika im Eliſium und von der Quadrille, und von all dem leeren, ſchalen, hirn-, ſaftloſen, herz- und gemüthentledigten, läppiſchen und täppiſchen, faden, widerlichen, bis zum Ekel abgedroſchenen Brimborium, und von all dem Firlefanz und Plunder unſerer gewöhnlichen Tags-Erſcheinungen, unſerer Tagsnovitäten und unſeres Neuigkeits- und Referirungs-Tritſch-Tratſch!!

Sage mir, mein freundlicher, beſonnener Leſer, wächſt dir nicht aus dieſem Gewäſche ſchon eine Brunnenkreſſe bei den Ohren heraus? Biſt du noch nicht durch und durch windelweich durchgeſchrieben und in Faſern zerfloſſen von dem ewig wiederkehrenden, immergleichen, ſich ſelbſt wiedergebärenden, monotonen Mahlmühlengeklapper unſeres Journalismus? Sage, freundlicher Leſer, ekelt es dich noch nicht an, wenn wir tagtäglich und ſtundſtündlich vor deine Thüre kommen mit unſerm Novitäten-Werkel und mit unſerm Notizleierkaſten und dir von Morgen bis Abend immer wieder vorleiern

„Das alte Lied, das alte Lied,
Von dem verſoffenen Nagelſchmied!?"

Bäumen ſich, mein geliebter Leſer, alle deine Nerven und Muskeln noch nicht im Ekelkrampfe auf und zuſammen, wenn du immer und ewig wieder das alte Schiboleth vor deinem Auge findeſt; wenn du uns immer dreſchen ſiehſt das tauſendmal ausgedroſchene Stroh; wenn du uns immer wieder gackern und gluckſen hörſt über dieſelben dotterloſen Windeier; wenn du uns immer wieder herumklöppeln ſiehſt auf dem albernen Holz- und Stroh-Inſtrument; wenn wir immer daſſelbe bis zum Verzweifeln abgeſchmackte „und wieder ein Sträußchen" vor dir produciren, und wenn wir immer wieder Luft ſäen und Wind ernten und Schatten fechſen und Seifenblaſen fällen und Sardellen mit einem Aufwande von Kraft tranchiren, als wenn es lauter Haifiſche wären, und auf Milben reiten mit einem Peitſchengeknalle, als ob es lauter Bucephale wären, und abgehülste Linſen zu Markte bringen mit einer Doktormiene, als ob wir ſybilliniſche Blätter verkauften, und die Blähungen von einigen trommelſüchtigen Minuten mit einer Wichtigkeit ausrufen und ausſchneiden, als ob wir die Rieſengeburten einer zukunftſchwangeren Zeit zu Wehen brächten?!

Sage, freundlicher, langmüthiger, geduldiger Leſer, wann wirſt du uns endlich mit Fug und Recht zur Thür hinauswerfen, wenn wir immer wieder kommen mit den abgeſtumpften Haſenſchwänzen und Biberohren der platten, ſeichten Alltäglichkeit, mit dem Schmankerlbecher der nichtigſten, lockerſten und geiſtloſeſten Zeit- und Tags-Notizen?

Mir, mir, mein freundlicher Leſer, iſt es zum Ekel, und ich bin bis zum oberſten Ohrzipfel überfüllt mit innerlichem Widerwillen, mich immer wieder in das Tretrad derſelben Schreibmühle einſpannen zu laſſen, und dir immer wieder vorzuerzählen, „das alte Lied, das alte Lied," von wandernden Muſikanten, Komödianten, Schnurranten, von Kränzen und Beifällen, von aufgelaufenen Primadonnen und durchgegangenen Helden, von fürſtlich belohnten Pirouetten, und von hungernden wahren Talenten u. ſ. w. u. ſ. w.! Ich bin ſo durch und durch matt und ekelmüde, daß ich nicht weiß, ob du ſchuld biſt, mein freundlicher Leſer, daß wir ſo zu ſchreiben genöthigt ſind, oder ob wir ſchuld ſind, daß du ſo zu leſen gewohnt biſt!

Sage mir, lieber, freundlicher Leſer, und ſei auch nicht ein Bischen böſe, wenn ich mit altdeutſchen Schreibefäuſten und Kraftwörtern darein ſchlage, ſage mir, biſt du denn von Natur, von deiner primitiven Weſenheit ſo verflacht, ſo geiſteskindiſch, ſo ſinn- und herzblöde, daß du nichts willſt, als den ewigen Abhub des Augenblicks, abgehoben mit dem hölzernen Schaumlöffel der Notizelei? daß dich nichts ergötzt, als was du wie einen Zahnſtocher gebrauchen und leſen kannſt zwiſchen Eſſen und Verdauen, in nichts denkender Behaglichkeit? daß dich nichts angenehm und ſympathiſch berührt, als die journaliſtiſchen Korkſtöpfel, die hübſch auf der Oberfläche des geiſtigen Meeres herumtreiben, nichts als der Neſſelausſchlag der Literatur, der mit einigen bunten Pünktchen kaum die Haut des intellectuellen Lebens eintüpfelt, und in ſechs und dreißig Stunden wie verſchwunden iſt? daß du nur Gefallen findeſt an dem literariſchen Kürbis des Propheten Jonas, der über Nacht ward und über Nacht verging? Oder, was ich eher glauben kann, mag und will, oder ſind wir *Journaliſten* nicht vielmehr die unwürdigen Kindsweiber und Journal-Ammen, die dich ſeit einem Vierteljahrhundert aufgezogen haben bei dem Zuckerwaſſer der Flachheit, bei dem Kindskoch und Brei der allerſchwächſten Koſt, bei der zähen Bertramswurzel nichtiger Stadtbaſerei, bei dem geſchmackloſen Panadel von artiſtiſchem und geſelligem Tritſch-Tratſch? Sind *wir* es nicht vielmehr, *wir Journaliſten*, mit unſerem Eintagsfliegengedächtniß, mit unſerer Schmetterlings-Ausdauer, mit unſerer Maulwurfsſcharfſichtigkeit, mit unſerem Eichhörnchenernſt, mit unſerer Waſſerlinſengründlichkeit, die wir die Beredſamkeit eines Staars verbinden mit der Abwechslung eines dreſſirten Raben, die wir die Tiefe eines Regenwaſſerſees verbinden mit der Schärfe eines Schafkäſes, die dich, mein lieber freundlicher Leſer, ſo dazu großgezogen haben? Wir Journaliſten, die mit Pope's Friſeur die Locke in den großen Ocean tauchen, und die Hühneraugen der Zeit ausſchneiden mit einer Grimaſſe, als ob wir dem Weltengeiſt die Glieder einrichten wollten; wir, die wir Rechenſchaft halten und ablegen über die abgeſchabenen und abgeſchnittenen Nägel des Augenblicks, und dabei Phraſen zupfen und mit den Nüſtern dampfen, als ob wir eine große Zukunft herausſchnitten aus dem aufgetriebenen Leibe der Gegenwart! Wir, die wir eine Theaternotiz einbalſamiren wie einen egyptiſchen König; wir, die wir einen Triller im Triumph herumtragen wie eine eroberte Fahne; wir, die wir eine Pirouette einſchlagen in Lorbeern und Unſterblichkeit; wir, die wir einen Klavierlauf überbauen mit Regenbogen und Sonnenſtrahlen; wir, die wir dem unſterblichen Erfinder eines Piccicato den Cäſarſtuhl hinſetzen neben den großen Bären; wir, die wir ein zerriſſenes und wieder ganz gemachtes Taſchentuch heute mit eben jenem ſüßen Wahnſinn vergöttern, mit dem wir geſtern den Sänger der Ilias vergötterten; wir, die wir einem Affen Mammok denſelben Wortkranz und dieſelbe Roſenkrone aufſetzen, die wir geſtern einem Retter des Vaterlandes aufſetzten; wir, die wir in Gottes Zorn über einen Kamm ſcheren den Löwen und das Schaf, den Apollo und den Harlekin, die Meſſiade und den Gaſſenhauer, die Götterlehre und die Millykerzen, die Kunſt und die Bierhalle, den Patriotismus und das Ohrenſauſen, die Kritik und die Todtenliſte, den Humor und die neuen Häringe, die Literatur und die Anzeige vom friſchen Rattenpulver!!

Ach, mein lieber, freundlicher Leſer, unſere Schale ſinkt, wir ſind die Verführer, du der Verführte, wir ſind die irrigen Wegweiſer, du der irrige Nachfolger!

Jedoch wozu das Alles? Nützt es etwas? Wird es nützen? Kann es nützen? Soll es nützen? Es wird mir mit dieſer Rede gehen, wie mit der Rede eines frommen Redners an die Fiſche! Du kennſt doch dieſe Sage? Nicht? Nun, weil mein Motto gerade ein Fiſch-Motto iſt, ſo höre, was du gewiß ſchon oft gehört haſt!

Die Rede an die Fiſche.

Ein frommer Redner ſtand
An eines Ufers Rand,
Fing an die Wort' zu miſchen,
Sprach rührend zu den Fiſchen!

Die Fiſche kamen all' herbei,
Es kam der Hecht, es kam der Schlei,
Der Karpfen kam, es kamen ohne Flauſen
Die Huchen und die Hauſen.

Der Stockfiſch kam, gar fett und dick,
Es kam der Stör, es kam der Tik,
Und in dem Salz der Welle
Kam Häring und Sardelle.

Die Fröſche kamen alle noch,
Es kam der Hai, es kam der Roch',
Es kam mit langen Scheren
Der Krebs aus allen Meeren.

Die Rede hörten ſtumm ſie an,
Und alle dachten in ſich dann:
„Der kann zu Herzen reden,
Das beſſert einen Jeden!“

Sie hörten mit geſtrecktem Ohr
Aus ihrem Waſſer hoch empor,
Der Karpfen, mit bemoostem Haupte,
Sah aus, als ob er's glaubte!

Der Hecht auch ſchien gar ſehr erbaut,
Der Stockfiſch ſchluchzte tief und laut,
Man fand die Fröſch' und Unken
In Thränen ganz verſunken!

Der Haifiſch ſah gar fromm herauf,
Als ob ihn reut' ſein Lebenslauf,
Der Krebs ſchien ſich es vorgenommen,
Als wollt' er vorwärts kommen!

Die Red' war aus, die Red' war all,
Da rührte ſich's im Waſſerſchwall,
Die Fiſche, wie gekommen,
So waren ſie verſchwommen!

Der Hecht, der war kaum fortgereist,
Als er ſchon friſch ein Karpflein ſpeist;
Der Hai, ſo ganz und gar durchdrungen,
Hat d'rauf den Hecht verſchlungen!

Der Stockfiſch, der geſtreckt ſein Ohr,
Blieb g'rad' ſo dumm, als wie zuvor,
Die Fröſche, die Hallunken,
Sie quackten wie die Unken!

Sardellen auch nun alleweil,
Sie blieben alle wieder geil,
Und rückwärts zu den andern,
Sah man die **Krebſe** wandern!

Wenn je ein Menſch zum Volke ſpricht,
Vergeſſe er beileibe nicht,
Die Rede zu den Fiſchen,
Im Geiſt ſich aufzufriſchen! —

Ja, mein lieber, freundlicher Leſer, es iſt Zeit, daß wir unſer journaliſtiſches Ringelſpiel ein Bischen renoviren, reformiren und veredeln! Nicht immer der Ritter von der traurigen Geſtalt, der immer wieder hohle Novitätenſchädel aufſpießt, nicht immer derſelbe zahme Türke, der ſtets nach dem Dreheiſen ſticht, und nie den rechten Punkt trifft; nicht immer dasſelbe hölzerne Pferd mit dem buntangeſtrichenen ledernen Gurt; nicht immer wieder einen großen Trompetenſtoß und eine Cinellenmuſik, wenn ſich ein Kindlein oder ſonſt ein Reiter aufſetzt auf den hölzernen Schlitten, um die Runde zu machen, die ſie ſeit Jahren und Jahren zehntauſendmal gemacht haben, die wir Alle mit dem gleichen Trompetenſtoße und mit derſelben Cinellenmuſik empfangen haben!

Auch wir Journaliſten rufen ſo oft im voraus, eh' Tiſch gedeckt iſt: „Fiſch! Fiſch!“ und wenn die Tafel angerichtet wird, ſo iſt es nicht Fiſch und nicht Fleiſch, und der Leſer wiſcht ſich den Mund ab!

„Ruf' nicht eher: „Fiſch, Fiſch!“ als bis er auf dem Tiſch!“ Das ſollte auf jedem Journal als Motto prangen! Denn was ſind wir Journaliſten jetzt Anderes, als die Vorreiter jeder Gaukler-Erſcheinung, mit der großen Poſaune im Munde, und wir reiten durch die Zeilengaſſen mit Wortſchellen behängt und blaſen und rufen die Menge an: „Hier iſt zu ſehen ein großes Weltwunder u. ſ. w.“ und das Volk verſammelt ſich, und läuft zuſammen, und hinterher kommt oft nichts, als das Gelüſte einer großen Erwartung! Darum rufe man nicht eher „Fiſch! Fiſch!“ als bis er auf dem Tiſch!

Und iſt es denn nicht in allen Dingen des menſchlichen Lebens ſo, mein lieber, freundlicher Leſer!? Das Herz, der Geiſt, der Mund ſchreien oft „Fiſch! Fiſch!“ und auf den Tiſch kommen nichts, als Gräten und Floßfedern und Schwanzſtücke!

„Fiſch! Fiſch!“ rufen dramatiſche Dichter und ihre Freunde, wenn ein neues Stück kommen ſoll; es iſt ein Goldfiſch, ſagt der Eine, ein Leviathan ſagt der Andere, ein fliegender Fiſch, ſagt der Dritte. Da ſammelt ſich die fiſchliebende Welt, und bringt einen Hunger mit für einen Leviathan, und wenn der Tiſch angerichtet iſt, da kommt ein ganz gewöhnlicher Fiſch, ein Backfiſch, ein Fiſch, wie jeder Fiſch, ein Fiſch, der ſo das juste-milieu zwiſchen Sardelle und Wallfiſch iſt, und die Gäſte warten ſtets auf den Leviathan, auf den Goldfiſch, auf den fliegenden Fiſch! Darum, mein lieber, freundlicher Leſer, ruf' nicht eher: „Fiſch! Fiſch!“ als bis er auf dem Tiſch!

Da iſt ein Wunderknabe, ein Knabe, der herrlich Klavier, Geige, Horn, Baßgeige, Flöte, Klarinette u. ſ. w. ſpielt; da kommen die Tanten und Baſen, die Nachbarinnen und Gevatterinnen und ſchreien: „Fiſch! Fiſch!“ und die Tante ſagt: es iſt ein Fiſch mit Schuppen aus Unſterblichkeit und mit Floßfedern aus natürlichen Lorbeern, und die Andere ſagt: aus ſeinem Rogen wird das Glück der Zukunft geſchnitten, und die Andere ſagt: aus ſeiner Milch wird die Nachwelt ihr Heil bereiten u. ſ. w., und das Fiſchlein wächſt und wächſt, und das Fiſchlein wird älter, und aus dem Goldfiſchlein wird höchſtens ein Gareißel, und aus dem Silberfiſchlein ein Weißfiſch, und die Baſen und Tanten haben das Fiſchlein mit der Fiſchbrühe ganz ausgegoſſen! Darum ruf' nicht eher: „Fiſch! Fiſch!“ als bis er auf dem Tiſch!

Das Carneval kommt, die Mädchen ſchreien: „Fiſch! Fiſch!“ welches ſo viel heißt, als: „Mann! Mann!“ und wenn ſie ein Mann auf dem Balle eine Viertelſtunde lang mit einigen faden Complimenten ſervirt, die er von der Pique auf, vom Küchenmädchen, Stubenmädchen, bis zum Fräulein auf, dienen ließ, ſo ſchreit das Mädchen: „Fiſch! Fiſch!“ und wenn ſie Jemand zweimal zur Quadrille engagirt, eben weil mit ihr zu tanzen die leichteſte Arbeit iſt, ſo ſchreit das Mädchen wieder: „Fiſch! Fiſch!“

Und wenn ein Fant und Roué zu ſo einem Mädchen wieder ſagt:

„Wann kommen wir uns wieder entgegen?
Im Sturm, im Wind oder im Regen?“

und ſie flehet, auf die Baſtei zu kommen, oder ſonſt wohin, da ſchreit das Mädchen: „Fiſch! Fiſch!“ welches immer ſo viel heißt, als: „Mann! Mann!“ und wenn das Carneval vorüber iſt und die eigentliche Fiſchzeit da ſein ſollte, da ſind keine andern Fiſche da, als faule Fiſche, und an der Fiſchangel iſt nichts hängen geblieben, als ein Stückchen von dem guten Ruf des Mädchens, und an allen Straßenecken rufen alte Weiber ein Volkslied aus:

„Von den zwölftauſend Jungfern, die alle in dem Faſching ſein übri blieben und wie der Cupido über ſie wane thut!“

Darum ruft nicht eher: „Fiſch! Fiſch!“ als bis er auf dem Tiſch!

Wiederum, mein lieber, freundlicher Leſer, macht ſich Jemand ein Ideal, und er ſucht unter den zwölftauſend thörichten Mädchen und findet eine, die wie ein Paradiesvogel die irdiſchen Füße eingezogen hat, und da ſtickt er ſein Ideal auf dieſen Silbertoque der Wirklichkeit und ruft: „Fiſch! Fiſch!“ und er erhebt dieſen Fiſch gleich zu dem Sternbilde der Fiſche am Himmel; allein wie lange dauert es, da fallen dem Fiſch und ihm die Schuppen von den Augen, er gedachte zu fiſchen, und er krebſte, es iſt ein Fiſch wie alle Fiſche ſind, nicht beſſer und ſchlechter, als alle Flußfiſche, mit denſelben Kiemen und demſelben Blut, und der gute Ideal-Fiſcher ſtürzt von ſeinen Himmelsfiſchen herab in den gewöhnlichen Fiſchbehälter irdiſcher Fiſche! Darum: rufe nicht eher „Fiſch! Fiſch!“ als bis er auf dem Tiſch! —

Ja, mein lieber, freundlicher Leſer, Alles im Leben: Hoffnung, Glück, Liebe, Freundſchaft, das Leben ſelbſt iſt nichts, als ein ewiges Rufen: „Fiſch! Fiſch!“ und gar nichts auf dem Tiſch! Die Hoffnung ruft immer und ewig: „Fiſch! Fiſch!“ und kommt nie zum Anrichten! Die Liebe, die Freundſchaft, der Enthuſiasmus u. ſ. w. ſind nichts als Fiſche: in drei Tagen ſind ſie übelriechend!!!

Das ganze Leben, mein lieber, freundlicher Leſer, iſt nichts, als ein permanentes Rufen: „Fiſch! Fiſch!“ An der Wiege fängt der Menſch an zu rufen: „Fiſch! Fiſch!“

Die Kindheit ſchickt ihn zu der Jugend um Fiſche, die Jugend ſchickt ihn zum geſetzten Alter um Fiſche, das geſetzte Alter ſchickt ihn zum Greiſenalter um Fiſche, ſo rufen ſich alle Menſchenalter zu: „Fiſch! Fiſch!“ bis der große Fiſch-Geier Tod kommt mit ſeinem Fiſchmeſſer und uns und alle unſere Luftfiſche in die große Pfanne haut; und auch indem wir hineingehen in den dunklen Behälter, wo Hecht und Stockfiſch, Sardelle und Haifiſch ruhig nebeneinander in der ſchwarzen Erdenſauce liegen, auch da rufen wir noch: „Fiſch! Fiſch!“ und hoffen, wie der Talmud ſagt, dort zu eſſen von dem großen Leviathan, der ein Fiſch iſt ohne Gräten und ohne Schuppen, und der da ſchmeckt nach allen Delicateſſen der beiden Welten, und deſſen Rogen gebraten wird an dem Urquell alles Lichtes und alles Lebens!

Lieber, freundlicher Leſer, guten Appetit!

Genre-Bilder,

Jokoſes und Sentimentales.

Die Whiſtparthie mit vier Honneurs, drei Kindern, zwei Möpſen und einer Lichtſchere.

Ich war in einer ſehr böſen Laune. Es ſteckte mir etwas in allen Gliedern, entweder eine kleine Krankheit oder eine große Dummheit, und ich wußte nicht, ſollte ich zum Arzt, oder zum Schreibtiſch gehen.

Woher die böſe Laune kam? Das muß man eine ſchöne Frau, einen reichen Mann und einen armen Redacteur nie fragen. Dieſe drei Naturreiche in dem Menſchenreiche — wozu ſogar der Natur-Arme: der Redacteur, gehört — ſind ſo eigentlich dazu gemacht, ſtets böſe Laune zu haben. Die ſchönen Frauen, weil ein ſchöner Himmel nie ſchöner iſt, als wenn er ein Bischen blitzt und donnert, und weil bunte Tauben nie ſchöner ſind, als wenn ſie zürnend das bunte Gefieder auffächern. Reiche Leute überhaupt, weil ſie an der goldnen Ader leiden. Arme Redacteurs endlich ſind die wahren Eſſigmütter, Schwaben-Neſter und Rattenkönige der üblen Laune. Erſtens ſchon darum, weil jeder Redacteur auch eine ſie, ein Femininum in ſich einſchließt: die Redaction nämlich, und alſo ſchon an und für ſich Launen, dieſe Bandwürmer des ſchönen Geſchlechtes, in ſich beherbergen muß. Drittens endlich — eben aus übler Laune ſag' ich nicht, wie ich ſollte: zweitens — drittens endlich, ja, drittens endlich bin ich jetzt in böſer Laune, daß ich mich ſelbſt genöthigt habe, unerklärliche Dinge — böſe Launen nämlich, erklären zu wollen.

Genug — ich war in böſer Laune und hatte feſt beſchloſſen, mit ihr heute Abend allein und zu Hauſe zu bleiben, denn mit böſen Launen und mit böſen Frauen muß man nicht unter Menſchen gehen, wenn man nicht zu dieſen Böſen noch ausgelacht ſein will.

Ich ſagte alſo zu meinem Joſeph: „Heute Abend bleib' ich zu Hauſe, du wirſt Thee, Erdäpfel mit Butter und Häring bereiten, mir einen „Wegweiſer durch Wien," eine „Karte vom Rhein," und den „Katalog der Düſſeldorfer Gallerie" auf den Tiſch legen, und einen Strick zum etwaigen Aufhängen an die Mauer hängen;" ich wollte nämlich dem Spleen ein engliſches Feſt geben, er ſollte glauben, ich bin ein reiſender Engländer, und ich wollte mich eigentlich in dieſe dickſichtige, trägblutige, zähgeiſtige, dichtnebelige Gemüthsverfaſſung eindachſen und einbibern.

Es war ſchon Alles ſo ſchön eingeleitet, da kam ein Brief. Wenn ich ſage: ein Brief, ſo verſtehe ich darunter ein papiernes Sechseck, in ſich zuſammengekrümmt, geknittert, gefaltet, und ineinandergeſchoben wie ein gordiſcher Knoten, und auf dem Goldblättchen, welches dieſe Blattzwiebel zuſammengeſiegelt hielt, ſprang ein Pferd über eine Barrière mit der Umſchrift: „Hinderniſſe muß man überwinden.“

Die Sendung kam von der Alſervorſtadt, von der „Frau Randhoferin, verwitwete Particulirerin.“

Der Brief enthielt nichts, als eine dringende Einladung zu einer Parthie Whiſt.

Frau Randhoferin war ſucceſſive Witwe zweier Männer geworden, und hatte aus dieſem Succeſſiv-Krieg nichts gerettet, als das, was jeder Sieger aus jedem Kriege rettet: die Luſt zu fernern Kriegen und Siegen. Siegerin aber blieb ſie in beiden Kriegen, das heißt, ſie blieb auf dem Platze, während die zwei Männer das Feld und das Leben räumten! —

Ihr erſter Mann war ein zurückgelegter „Zwetſchken-Fabrikant“, wie ſie ihn gerne und mit Selbſtgefälligkeit nannte, weil ſie es war, die ihn vermochte, zuerſt ſeinen aufblühenden Zwetſchkenhandel und dann ſich ſelbſt an den Nagel zu hängen, das heißt, an ſie, die ein Nagel zu ſeinem Sarge wurde. Sie hatte von dieſem, den ſie abwechſelnd: „mein ſeliger Erſter,“ und: „mein ſeliger Zurückgelegter“ nannte, zwei hinterlaſſene Zwetſchken: Binchen (Sabine) und Röschen, zwei Zwetſchken, auf denen noch der friſche Jugendreif lag und deren Kern aus ſeligen zurückgelegten zehntauſend Gulden Heirathsgut per Zwetſchke beſtand.

Der zweite Mann der Frau Randhoferin war einer jener Glücklichen, die das beſte Geſchäft haben: gar keines, und den unantaſtbarſten Charakter: keinen; wenn man zu dieſen beiden Eigenſchaften ein ſicheres Kapital von zehntauſend Gulden Conventions-Münze miſcht, und Alles bei einer gelinden Faulheit und einer mäßigen Selbſtliebe aufkochen läßt, ſo hat man in kurzer Zeit einen ſubſtanziöſen „Privatier“. Ein ſolcher Privatier hat nichts zu thun, als zu liegen und zu eſſen, er liegt nämlich auf ſeinem Kapital und ißt ſeine Intereſſen. Ein ſolcher Glücklicher war ihr zweiter Mann, den ſie ſtets nur: „mein ſeliger Zweiter,“ oder: „mein ſeliger Privatmann,“ oder auch brevi manu: „mein Privatſeliger“ nannte. Auch dieſer Zweite machte ſich zeitig von hinnen, ſegnete dieſes und alles Zeitliche und ging ein zu ſeinen Vätern, wovon der Eine noch lebte und Großhändler war. Auch dieſer „ſelige Zweite“ hinterließ der Frau Randhoferin zwei Töchter als Coupons ſeines Privatlebens, Johanna und Dore, mit der Teſtamentsklauſel, daß die Nutznießung des Kapitals ihr bleibe, bis die beiden Töchter geholt werden, und zwar von ſittſamen, gewerbetreibenden Männern.

Es lag alſo im Intereſſe der Frau Randhoferin, um dieſe zwei hinterlaſſenen Schatzkäſtlein von ihrem ſeligen Zweiten lauter Männer zu verſammeln, die kein Gewerbe treiben, zum Beiſpiele Muſikanten, Tichter, Schauſpieler, Redacteure und anderes zweideutiges Volk.

Für die Contumaz- und Heiraths-Abſperrung der beiden Töchter ſorgte Frau Randhoferin; allein ſie ſelbſt war noch ſehr geneigt, ihre eigenen körperlichen Reſte, und die ihres „erſten Seligen“ und „zweiten Seligen“ dazu, an einen „dritten Unſeligen“ an Hymens Altare hinzugeben. Sie meinte erſtens: „Aller guten Dinge ſind drei,“ ob ſie nun unter dieſen „guten Dingen“ die Männer ſelbſt oder den Tod dieſer Männer verſtand, ſteht mir und uns nicht zu, zu beurtheilen; denn auch ein Humoriſt darf wie ein Civil-Richter keinen animus Injuriandi ſupponiren. Zweitens dachte ſie: „Einmal iſt keinmal,“ ſagt das Sprichwort, folglich iſt: „zweimal einmal,“ und noch folglicher auch „zweimal keinmal,“ und einmal muß man doch heirathen! Drittens, und, wie mir ſcheint, der triftigſte Anlaß und die ratio sufficiens ihres Entſchluſſes war ein juridiſcher Scrupel über das jenſeitige Gericht, eine anticipirte Gewiſſenhaftigkeit und Fürſorge für ihre einſtigen Richter dorten.

Denn geſetzt, wenn ihre beiden Seligen dorten befragt würden: „Wie war Frau Randhoferin als Gattin im Leben?“ ſo könnte es doch ſein, daß eine Getheiltheit der Stimmen eintreten könnte, und wie ſollte da entſchieden werden? Alſo tres faciunt Collegium; ſie müßte alſo auch einen dritten Seligen bei Gericht ſitzen haben, um dem ſchwankenden Pol den Ausſchlag zu geben.

Frau Randhoferin war noch in den beſten Jahren, denn die Witwen nennen ſtets die Jahre, die zwiſchen den beiden Ehen liegen, die beſten, ſo wie ſie es für beide Männer, für den vergangenen, als auch für den futur conditionel wirklich auch ſind.

Was die perſönliche Schönheit und Geſtalt der Frau Randhoferin betraf, ſo erſetzte die Quantität die Qualität auf jeden Fall. Wenn ſie zuweilen das Grab eines ihrer Seligen beſuchte, und das geſchah immer bei jenem, deſſen Töchter ſie eben mißhandelte, ſo glaubte man von ferne, es wäre die Pyramide des Grabmales. Sie war in Hinſicht ihrer irdiſchen Conſtitution eine Conſervative mit zeitweiligen Neuerungen!

Es iſt anzunehmen, daß — wenn ſie den Gram um zwei geſtorbene Gatten nicht gehabt hätte — ſie ganz mager geblieben wäre. Allein, da ſie ſelbſt ganz und gar ein Gram war, da ſie dieſen Gram ſtets nährte, und Alles, was man nährt, dick wird, ſo iſt es kein Wunder, daß dieſe Witwe in specie, ſo wie die Witwen in genere, eine Anlage zum Dickwerden hatte.

Bei allen dem konnte man nicht ſagen, daß ſie das Haupt hoch trägt, denn es liegt vielmehr ſo tief zwiſchen den beiden Speckſchultern, wie eine halbe Mandel in der Fleiſchpaſtete.

Uebrigens iſt es eine bekannte Sache, daß jedes und auch das häßlichſte Frauenzimmer alle Gaben und Zuthaten, und ſo zu ſagen dasſelbe ganze Specereigewölbe an Schönheitsmitteln beſitzt, wie das allerſchönſte, nur ſind ſie nicht am rechten Orte placirt. Zum Beiſpiel ſchwarze Haare, blaue Augen, rothe Lippen, weiße Zähne, lange Wimpern, eine gebogene Naſe, rundes Kinn, ſpitze Finger, breite Schultern, ſchmale Füße u. ſ. w. ſind ſo die einzelnen Medicamente zu der Hausapotheke Schönheit. Nun aber finden ſich bei den Häßlichſten alle dieſe Formen, Farben und Größen, nur ſind ſie nicht am rechten Orte, und die Natur hat in aller Eile eine kleine Verwirrung angerichtet; daraus entſtanden nun: ſchwarze Zähne, blaue Lippen, rothe Augen, weiße Haare, runde Naſe, ſpitzes Kinn, ſchmale Schultern, breite Füße u. ſ. w.

Es wäre alſo Unrecht, eine Perſon häßlich zu nennen, die alle Zeichen der Schönheit beſitzt, wenn dieſe auch nicht geographiſch und topographiſch richtig angeſiedelt ſind.

Die hinterlaſſenen Werke des „ſeligen Zweiten“, Johanna und Dore, waren ſich ſehr unähnlich, und nie ſind zwei, an Inhalt und Einband ſo entgegengeſetzte Exemplare aus einer Verlagshandlung in die Welt getreten, als dieſe zwei Schweſtern. Johanna war ſchön, ſanft, klug, und hatte echt humoriſtiſche Augen, das heißt, Augen, in denen himmelblaue Gemüthlichkeit und zuweilen eine ganze Herzensweltgeſchichte aufleuchtete; und Dore war weder ſchön, noch ſanft, noch klug, ſie hatte nicht nur keine humoriſtiſchen Augen, ſondern der oberflächliche Beſchauer hätte ſogar an die Exiſtenz ihrer Augen ganz und gar gezweifelt, ſo in ſich verſunken, zogen ſie ſich aus den Wirren und Irren dieſes Lebens in ihre Höhlen zurück.

Ich war ein alter Bekannter und Hausfreund des „ſeligen Zweiten“, kannte die beiden Mädchen noch in ihrem Flügelkleide, und nie iſt Einem eine lange Bekanntſchaft nachtheiliger, als die, welche man bei Mädchen aus ſo früher Zeit datirt.

Indeſſen beſuchte ich, in meiner frommen Gemüthlichkeit, die befugt, Witwen und Waiſen zu lieben, die Frau Randhoferin und ihre zwei Töchter von Zeit zu Zeit.

Die Frau Randhoferin beſaß eine einzige Schönheit: eine ſchöne Hand; dieſe Hand und die des Schickſals lagen zwar lange und ſchwer auf den zwei vorausgeſchickten Relais-Männern, allein ſie hatte doch noch wenig von ihrer angebornen Schönheit eingebüßt, und ſie ſpielte alſo eine Hauptrolle bei der Frau Randhoferin.

Wenn ich kam, küßte ich ſtets ihr und Johannen die Hände, Hände von zwei ganz verſchiedenen Jahrgängen.

Sie, die Mutter, ließ ihre Hand, das einzige Vermächtniß ihrer gütigen Mutter Natur, lange in oder auf der Hand des Küſſenden ruhen, und überhaupt war es immer die Hand, welche ſich ſtets mit in die Converſation miſchte, entweder mit Lichtputzen oder mit Tiſchabſtauben oder mit Lockenzurechtſchiebung, oder am liebſten mit und beim Kartenſpiel.

Beim Whiſtſpiel, da hat die Hand freie Hand, ſich zu produciren, beim Abheben, Miſchen, Tailliren, Stichedecken, Karten zuſammen nehmen u. ſ. w.

Außer Karten geben wußte aber auch dieſe Hand vom Geben gar nichts, am wenigſten vom Tafel geben, oder vom Souper geben.

Wenn alſo eine Einladung zu Frau Randhoferin zu einer Whiſtparthie kam, ſo ſtand in meiner Phantaſie ein vierhändiger Abend da, mit zwei alten und zwei jungen Händen, aber die nichts mitbringen und nichts in die unſeren legen, als ſich ſelbſt, und eine Whiſtparthie mit noch zwei

Sibyllen aus der Alſervorſtadt, und ſonſt nichts, nichts, gar nichts für Hunger und Durſt und für ſonſtige unerläßliche Leidenſchaften des menſchlichen Lebens.

Blos Johanna ſtand mit ihren blauen Augen in dem Hintergrunde dieſes Bildes und ſprach:

„Zwei Blumen blühen für den weiſen Finder, ſie heißen Hoffnung und Genuß, genießen mußt du nichts, aber hoffe, hoffe!“

Und ich ging und hoffte.

Das Geſellſchaftszimmer der Frau Randhoferin war beleuchtet, das heißt, auf zwei Leuchtern, die zwiſchen Packfong und Meſſing ein gelblichtes juste milieu hielten, brannten zwei Lichter, wovon das eine ſchon geſtern ſein Licht hatte leuchten laſſen müſſen, und ſo zu ſagen, ſchon etwas abgeſtumpft war, und das andere eben erſt aus der Lichter-Erziehungsanſtalt in die Welt trat, und zum erſten Mal an der atmoſphäriſchen Luft ſich entzündete. Da in jeder Geſellſchaft ſich große und kleine Lichter befinden müſſen, ſo liebe ich es vorzüglich, wenn eine lange Kerze und ein kurzes Stümpſchen nebeneinander auf dem Tiſche ſtehen.

Die lange Kerze kommt mir dann immer wie eine lange franzöſiſche Gouvernante vor, die ihr kleines Püppchen bewacht, und dabei ſich ſelbſt im eigenen Feuer verzehrt und zerrinnend herabſchmilzt.

Ich küßte die Randhoferiſche Hand, welche weiter unten, wo die Hand an den Vorderarm anſchließt, ſchon einige kleine Randzeichnungen des großen Faltenwurfzeichners:

„Vierzigſtes Jahr!" an ſich trug, und dachte dabei an die Hand Johanna's, die mir eben einen Seſſel zwiſchen ſich und die Mutter hinſchob, den ich auch ſogleich einnahm.

„Wir haben ſchon auf Sie gewartet," ſprach Madame Randhoferin, „hier Herr Gröbel und Madame Ritzinger." Ich machte mein Antrittscompliment und die Parthie Whiſt begann.

Herr Gröbel war einer jener auserleſenen Menſchen, die davon leben, daß ſie Einem die Haut abziehen und den Andern damit bekleiden, das heißt, er war ein Kürſchner. Er hatte manchem Affen einen Bären auf den Kragen geſetzt, und manchen Haſen in Fuchspelz gehüllt. Er war ein ſehr dicker Mann mit ganz kleinen, ſtumpfen, fetten Fingerchen, und mit dem Sprichworte: „Ei du mein Zobelchen!"

Madame Ritzinger war eine Quartier-Vermietherin, und hatte weiter keine Kennzeichen, als daß ſie etwas hart hörte und ſehr laut ſchrie.

Mich ſelbſt kennt der Leſer, und ſo kennt der Leſer die ganze Whiſtparthie mit allen ihren Reizen und Annehmlichkeiten.

Für Leſer aber, die mich nicht kennen, füge ich das Nöthigſte über mich hier bei, nämeich: daß ich die Gewohnheit habe, beim Whiſtſpiel alle Karten laut zu nennen, ſowohl die, welche ich ſpiele, als auch die, welche die Andern ſpielen. Eine Gewohnheit, die eben nicht zu den Annehmlichkeiten des Whiſtſpielens gehört.

Wir ſaßen ſo:

```
Johanna        Ich
          ***********
          *         *
Gröbel    *         *   Randhoferin
          *         *
          ***********
           Ritzinger
```

Dieſer viereckige Tiſch war die Quadratur unſeres kleinen Zirkels. Der Tiſch war ein rechtwinkliges Viereck. Für mich aber war der Winkel, wo Johanna zwiſchen mir und Herrn Gröbel — wie Figura zeigt — wie ein Vergißmeinnicht zwiſchen einer Bohnenſtange und einem Wolfspelz ſaß, der wahre, rechte und allerrechteſte Winkel.

An beiden Enden des Tiſches ſtanden die zwei Kerzen, an meiner Seite Pipin der Kurze und vis-à-vis Philipp der Lange.

Die Karten wurden gebracht, und Madame Randhoferin bemächtigte ſich des Geſchäfts, ſie zu miſchen, um dabei ihre Hand mit im Spiele zu haben. Dieſes Geſchäft war aber nicht ſo leicht abgemacht, als man glaubt. Die Karten nämlich, welche nicht von unten hinauf, ſondern von oben herab dienten, brachten den Frühling ihrer Tage, und ſo zu ſagen ihre goldne Jugend, in einem Kaffeehauſe zu. Von da gingen ſie, wie ein bereits gekanntes Bonmot, in das populäre Leben eines Weinhauſes über, aus dieſem Getümmel der Welt gingen auch ſie nicht ohne irdiſche Flecken heraus, als ſie von da, durch die dritte Hand in die der Randhoferin kamen.

Dieſe Karten aber hatten in dem Laufe ihres wechſelvollen Daſeins und eben dadurch eine ſolche gegenſeitige Anhänglichkeit an einander gefaßt, daß man ſie nur mit Mühe trennen konnte, und es dauerte oft eine ganze Weile, bis ſich Carreau-Bube von der Herz-Dame losriß. Vom Schickſal mürbe gemacht, verloren ſie auch viel von der angebornen Feſtigkeit ihres Charakters, und nahmen eine Gemüthsweichheit und Schlaffheit an, welche beim Geben und Miſchen bedeutende Hemmungen hervorbrachte.

Mit Zeit, Geduld, und mit einer Nachbarin wie Johanna, überwindet man Manches!

Endlich war das Miſchen überſtanden und das Spiel begann. Vorher noch ein Streit.

Madame Ritzinger. Wie hoch ſpielen wir?

Ich. Wie es gefällig iſt.

Madame Ritzinger. Es iſt mir Alles Eins.

Herr Gröbel. Ei du mein Zobelchen! Wie Sie wollen.

Madame Nandhoferin. Nein, ſagen Sie!

Ich. Ich hab' gar nichts zu ſagen.

Madame Ritzinger. Man ſpielt ja nicht, um zu gewinnen.

Herr Gröbel (lacht bedeutend).

Madame Nandhoferin. Nicht gar zu hoch.

Ich. Nein, nicht gar zu hoch.

Madame Ritzinger. So ſagen Sie.

Ich. Ich? O, ich überlaſſe es Ihnen.

Madame Nandhoferin. Was meinen Sie, Herr Gröbel?

Herr Gröbel. Ich? Ei du mein Zobelchen! ich meine, was Sie meinen.

Madame Randhoferin. Was meinen Sie, Madame **Ritzinger**.

Madame Ritzinger. Ich? Ich meine, was der Herr **Saphir** meint?

Madame Randhoferin. Was meinen Sie, Herr **Saphir**?

Ich. O, Ich meine, was die Damen meinen.

Madame Randhoferin. Nicht zu hoch.

Madame Ritzinger. Nein, nicht zu hoch.

Madame Randhoferin. Ich meine, den Fiſch um einen ſchwarzen Groſchen. Was meinen Sie, Herr **Saphir**?

Ich. O ja, ich meine, das iſt ein ſehr frugales Auskommen, o ja, ein ſchwarzer Groſchen um den Fiſch, will ich ſagen, den ſchwarzen Fiſch um einen Groſchen, nein, den Fiſch um einen ſchwarzen Groſchen, ganz recht, vortrefflich, richtig.

Auch das war alſo abgemacht, und das Spiel begann.

Inzwiſchen hatten ſich von Herrn **Gröbel** zwei junge **Zobelchens**, ein Junge von acht und ein anderer von neun Jahren, und ein Mädchen der Madame **Ritzinger**, ein Kind von ſieben Jahren, eingefunden, und hatten an den andern drei Tiſch-Ecken Poſto gefaßt, und in ihrer Begleitung kamen ihre zwei Hausmöpſe: „Billi" und „Fidel", mit, welche ſich auf dem Schooße der Madame **Ritzinger** und des Herrn **Gröbel** anſiedelten, und mit den Vorderfüßen auf den Tiſch hinaufſprangen, als wollten ſie auf dem Tiſch um einen ſchwarzen Groſchen mitſpielen.

Es iſt noch zu wiſſen nöthig, daß Madame Randhoferin kurzſichtig war, und zuerſt jedesmal fragte: „Was iſt geſpielt worden?“ dann die geſpielte Karte vom Tiſche nahm, ſie vor die Augen führte, ſie laut benannte und wieder niederlegte.

Wenn der Leſer nun den ganzen Schauplatz, die zwei- und vierfüßigen Helden der Whiſtparthie, die Kinder und die Kerzen kennen gelernt hat, ſo bleibt ihm nichts übrig, als auch noch die Lichtſchere in Augenſchein zu nehmen, welche dieſen Kerzen beigegeben wurde. Wenn man behaupten wollte, ſie war aus Silber, ſo würde der Eiſenhändler mit Recht auf böswillige Kritik klagen, denn unſtreitig waren ihre Beſtandtheile aus dem eiſernen Zeitalter, obwohl ſie ſchon die ſilberne Hochzeit mit dem einen Leuchter gefeiert hat. Ich ſage: die Hochzeit, denn ſie war mit einer eiſernen Kette an den Leuchter angekettet, ſo daß man ſtets, wenn man das zweite Licht putzen wollte, den Leuchter mitſammt der Lichtſchere zu dieſem verwickelten Geſchäfte hinüberführen mußte.

Durch das lange und undankbare Geſchäft etwas zur Aufklärung beitragen zu wollen, war beſagte Lichtſchere mit ihrem Gewiſſen ſelbſt zerfallen, ſie fand in ſich ſelbſt keinen moraliſchen Halt mehr, und fiel in einen Zwieſpalt auseinander, ſo daß, wenn man das Licht putzte, die Schnuppe entweder auf das Licht, oder auf den Tiſch fiel, und man dann noch immer die Natur-Lichtſchere: die zwei Finger, zu Hilfe nehmen mußte, um dieſe Schnuppe in ihr eigentliches Gemach wieder einzuführen. Dabei hatte ſie in irgend einer Affaire einen Fuß verloren, und der eine Finger des Putzenden fand keinen Anhalt an der einbeinigen Lichtſchere. Und nun iſt der Leſer in vollem Lichte über die ganze Scene!

Das Spiel begann. Ich hatte die Vorhand. Ich ſpielte Treff Drei aus, und rief nach meiner Gewohnheit laut dabei aus: „Treff Drei!“ Madame Randhoferin fragte zugleich: „Was ſpielen Sie?“ nahm die Karte vor die Augen und rief: „Treff Drei!“ Madame Ritzinger rief: „Was ſagt Madame Randhoferin?“ Ich ſchrie: „Sie ſagt: Treff Drei!“ — „Treff Drei?“ wiederholte Madame Ritzinger und gab Treff Neun, worauf ich laut ſagte: „Treff Neun!“ Herr Gröbel aber lachte: „O du mein Zobelchen! Treff Neun?“ und gab Treffdame, worauf ich ſagte: „Treffdame?“ Madame Randhoferin fragte: „Was iſt geſpielt worden? Treff Neun? Wer gab Treff Neun? Wer hat denn ausgeſpielt?“ Darauf nahm ſie alle drei Karten vor die Augen und fragte: „Iſt die Dame zu nehmen?“ Ich fragte ironiſch, indem ich Johanna die Hand drückte: „Welche Dame?“ Madame Ritzinger fragte: „Was ſagt Madame Randhoferin?“ Ich ſchrie: „Ob die Dame zu nehmen iſt?“ — „Ob die Dame zu nehmen iſt? Freilich iſt die Dame zu nehmen!“ Darauf warf Madame Randhoferin Treffkönig zu, und wollte die Karten einziehen, allein auch die kleine Ritzinger wollte die Karten einziehen, wogegen aber ſeinerſeits der Mops Einſpruch that, der auch ſchon ſeine Pfoten nach der Levée ausſtreckte. Endlich zog Madame Ritzinger die Levée an ſich, nachdem ſie ihrem kleinen Ebenbilde einen ſtarken und dem Mopſe einen zarten Klaps angehängt hatte.

So ging die Unterhaltung lebhaft und angenehm vor ſich. Jede Levée wurde zuerſt einzeln ausgerufen, beſprochen, hin und her gezogen, ein Kind oder eine Hand miſchte ſich darein, und ein Klaps endigte die intereſſante Debatte.

Von Zeit zu Zeit rief Madame Randhoferin mir zu: „Putzen Sie das Licht, ich bitt' Sie!" Das war leicht geſagt, aber ſchwer erfüllt; ich mußte dazu meine Karten aus der Hand legen, den Leuchter zum andern führen, die unanfaßbare Lichtſchere mit Liſt und Gewalt bei einem Ende erwiſchen, und dann erſt mit einem pfiffigen Manöver mich, die Lichtſchere und die gefallene Schnuppe aus der Affaire ziehen. Herr Gröbel machte, wenn es ihm zu dunkel wurde, Verſuche in der Experimental-Phyſik der Natur-Lichtſchere, putzte das Licht mit den Fingern, wovon oft ein ſchwarzer Verdacht ſodann auf die von ihm ausgeſpielte Karte überging.

Ich ſah den Moment kommen, wo er mit ſeinen Stumpffingern das Licht auslöſchen wird, und hatte auf dieſen Fall eine Haupt- und Staatsaction vorbereitet.

Richtig, Madame Randhoferin hatte eben den Herzkönig mit dem Herzbuben eingeſtochen, als Herr Gröbel das Licht putzte und es auslöſchte; in dieſem Momente hatte ich auch das meinige gelöſcht, und die ganze edle und liebenswürdige Parthie ſaß im Stockfinſtern.

Mit Vergnügen bemerkte ich durch mein Gehörorgan, daß alle meine Mitſpieler zuerſt darauf bedacht waren, ihre Kaſſe in Sicherheit zu bringen, und mit der einen Hand ſie zu bedecken! Indem ich mich damit beſchäftigte, meiner Herzdame zur Linken eine ſüße Levée von den Lippen zu pflücken, riefen Alle einſtimmig: „Licht! Licht!“ Die Kinder fingen zu kichern an, zwickten die Möpſe, dieſe heulten, der Lärm dauerte eine Minute, bis Johanna, auf Befehl, Licht bringen mußte, und Kinder, Möpſe, Karten und Kaſſe wieder in Ordnung gebracht wurden.

Wir hatten von halb ſieben bis zehn Uhr richtig ganze zwei Robber geſpielt! Die große Zuſammenrechnung kam, ich hatte dreizehn ſchwarze Groſchen an Madame Randhoferin, und Herr Gröbel neun Dito an Madame Ritzinger zu bezahlen; woraus erſichtlich iſt, daß Kürſchner und Poeten Lebensart haben und galant gegen Frauenzimmer ſind.

Indeſſen hatten die drei Kindlein in meinem Hute gekocht! Sie hatten nämlich mitunter auch Küche geſpielt, Brotkrumen, Waſſer u. dgl. genommen, und meinen Hut zur Küche gemacht. Die Möpſe wollten auch an Aufmerkſamkeit nicht zurückbleiben, und zernagten meine Handſchuh, die aus dem Hute auslogirt und auf die Erde geworfen wurden.

Madame Randhoferin tröſtete mich über den Verluſt von dreizehn ſchwarzen Groſchen, und ſagte mit bedeutungsvollen, hoffnunggebenden Mienen:

„Unglück im Spiel, Glück in der Liebe!“

„Ach!“ ſagte ich neu belebt, „glauben Sie, daß ich mir in der Liebe dreizehn ſchwarze Groſchen hereinbringen werde?“

Unterdeſſen war es ſpät geworden, ich mußte dreizehn ſchwarze Groſchen, fünf graue Stunden und zwei blaue Augen im Stiche laſſen, um Madame Ritzinger nach Hauſe zu begleiten. Es war ein Katzenſprung! von der Alſervorſtadt bis nach der St. Marxer-Linie!

Ich wollte einen Wagen nehmen, das litt ſie durchaus nicht, es käme ihr gerade recht, eine kleine Bewegung zu machen, und ſie wüßte, ich bin ſehr galant!

Das ſind Folgen eines guten Rufes!

Ich brachte ſie wohlbehalten in ihre Heimat und verſprach ihr, ſie recht oft zu beſuchen, denn ſie meinte: „es ſei ein kleiner Spaziergang!“

Naturgeſchichte der Mädchenjahre.

1. Die Luftſchlöſſerjahre. — 2. Die Kartenhäuſerjahre. — 3. Die Verſorgungshausjahre. — 4. Die Strohhüttenjahre. — 5. Die Verzweiflungsjahre. — 6. Die „Hol's der Teufel!"-Jahre.

1. Die Luftſchlöſſerjahre.

Bis zum ſechzehnten Jahre ſind alle Mädchen Engel. Von dem Lichte, welches Umgebung und äußere Verhältniſſe in ihnen und um ſie verbreiten, hängt es ab, ob ſie Engel des Lichtes oder Engel der Finſterniß werden.

Ein Mann hat um dieſe Zeit ſeine Flegeljahre, allein bei dem weiblichen Geſchlechte verſchmelzen dieſe Jahre in einen Gemüthszuſtand von Dämmerung, in ein Nebeln und Schwebeln, und das Herz eines Mädchens in dieſem Zeitraum gleicht unſern lyriſchen Produkten, in welchen Gefühl und Unſinn, hyſteriſche Bläſſe und roſafarbne Dunkelhaftigkeit neben einander wohnen.

Erſt mit dem ſechzehnten Jahre tritt das weibliche Herz aus der Stiftshütte von Träumen, und aus dem Spinnhauſe nicht verſtandener Gefühlsfäden in die Schule des Lebens, in eine Schule, in welcher leider das Examen erſt dann vor ſich geht, wenn das Leben kein Diplom und keine Preiſe mehr zu vertheilen hat.

Mit dem ſechzehnten Jahre der Tochter fängt die eitelſte und gefallſüchtigſte Mutter, ſo gerne ſie erſt ſelbſt für nicht viel über ſechzehn Jahre gelten möchte, doch an, einzugeſtehen, daß „das Kind erſtaunlich groß und unbegreiflich früh reif" wird.

Von dieſem Augenblicke treten die Mädchen ihre Luftſchlöſſerwelt an, und, indem ſie von Phantaſie und Einbildung große Summen aufnehmen, fangen ſie ihren Bau an, und bauen, wie die meiſten Bauherren, größtentheils auf eine Maſſe von Einwohnern, die theils neben-, theils nacheinander dieſe Schlöſſer bewohnen ſollen.

Jedes Ruhekiſſen, auf das ſie ihr nachdenkliches Köpfchen hinlegen, wird zum erſten Stockwerke dieſer himmelanſteigenden Schlöſſer, und jeder Held aus dem eben geleſenen Roman macht die geflügelte Beſatzung dieſer Schlöſſer aus.

Vom ſechzehnten bis zum neunzehnten Jahre ſind die Luftſchlöſſerjahre. Wehe dem Mann, der ſich den Bauenden naht, wenn er nicht Demanten als Ziegelſteine, Rang und Würden als Stukkatur, glänzende Ausſichten als Fenſterſcheiben, und Ruhm, Größe, Glanz als pompejaniſche Wandgemälde zu dieſen Luftſchlöſſern liefern kann!

Am aufgethürmten, ſchwindelhohen Luftſchloſſe ſitzt die ſchöne, junge, hoffnungsblühende Erbauerin, und präludirt und ſingt:

„In meinem Schlößlein iſt's gar fein,
Komm' Ritter, kehr' bei mir ein!"

Aber, ach, wir haben keine Ritter mehr, wir haben blos Reiter; und dieſe irrenden Ritter ſpringen höchſtens über eine zwei Fuß hohe Barrière, aber nicht über die Barrièren der Convenienz, und daher kommt es, daß kein Reiter-Ritter in das Luftſchloß ſprengt, und es von ſeinem Wolkenguckgucks-Heim in die wirkliche Welt herüberbaut, und die Erbauerin mit demſelben. So bleiben denn die ſchönſten Luftſchlöſſer unbewohnt, und, meine lieben Leſerinnen, in einem Luftſchloſſe iſt es kalt und öde und unheimlich zu wohnen, beſonders für ein junges Mädchen, und ganz allein!

Wie oft werden in dieſen drei Jahren die Luftſchlöſſer umgeändert, überbaut, mit andern Pfeilern und Säulen verziert und in andere Luftregionen verpflanzt, aber nirgends will der Schloßherr aus der Erde ſpringen, und keine Wirklichkeit macht das Phantom bewohnbar! Endlich mit dem neunzehnten Jahre fängt die Phantaſie an, nach etwas Haltbarerem, als Luft-Baumaterialien zu greifen, und es beginnen

2. Die Kartenhäuſerjahre.

Dieſe Häuſer werden doch nicht ganz auf Nichts gebaut, wenn ſie auch nicht auf feſten Grund und Boden aufgeführt werden, ſo iſt es doch ein dichter Gegenſtand, auf dem ſie errichtet werden. Die Mädchen fangen an, mehr in die Breite, als in die Höhe zu bauen; ſie ſehen ſchon mehr auf den Platz, den ſie brauchen, als auf den Raum, den ſie einnehmen möchten. Man fügt ſich etwas williger dem Stoffe, der Einem zu Gebote ſteht. Man gibt hier zu, und läßt dort nach. Es ſtürzt ein Kartenhaus nach dem andern ein; wenn die geſchäftige Baumeiſterin zu hoch hinaus will, ſo hält es nicht, das ganze Gebäude fällt ineinander, und es müſſen andere Karten zu einem ſolidern Hauſe geholt werden. Da lernen die Mädchen behutſamer bauen; ſie ſehen, daß man nirgends anſtoßen, nicht ungeheuer von ſich blaſen, und recht ſachte und obachtſam zu Werke gehen muß, wenn man ein ſolches Kartenhaus aufführen will! Sie laſſen ſich die Mühe nicht verdrießen, einen Bauplan zehn- und zwanzigmal zu erneuen, wenn ein Windſtoß, ein böſer Luftzug den Bau zehn- und zwanzigmal über den Haufen geworfen hat. So ein Kartenhaus iſt freilich ſolider und wohnlicher, als ein Luftſchloß, allein es ſind doch nur Kartenhäuſer, wenig Männer werden verſucht, ihr ganzes Leben in einem Kartenhauſe zu wohnen! Da iſt wohl Glätte von außen, und buntes Bildwerk von innen, aber es iſt nicht feſt gefügt, nicht hub- und heb-feſt, nichts auf feſtem Grund, die Männer verweilen lachend einen Augenblick bei der noch immer ſchönen Erbauerin ſolcher Kartenhäuſer, aber ſie werden keine Einwohner bekommen, das dreiundzwanzigſte Jahr kommt heran, und mit ihm:

3. Die Hausmannsjahre.

Die Luftſchlöſſer waren bei der undankbaren Welt nicht aſſecurirt, und die Kartenhäuſer waren auf Sand gebaut; das Leben wird aber immer ſorglicher, die Jahre kälter, die Geſinnung ſchwalbenmäßiger, häuslich, in den flatternden Zipfel der Jugend iſt nur noch ein Stückchen Frühling mit ſparſamen rothen Fäden eingemerkt, und Alles ruft aus dem Mädchenherzen: „Ehe, kehr' ein, denn es will Abend werden!“ und da, auf dieſem Wendepunkt des Krebſes, fangen die Mädchen an, ſich blos Verſorgungshäuſer zu bauen.

Die Beſorgung über die Verſorgung fängt an, und die Bauwuth iſt von der ſchwindelnden, bunten Höhe der Luftſchlöſſer bis in die mausfarbene Region eines kleinen häuslichen Lebens verſunken, wo eigener Herd und Küche den Grundriß ausmachen.

In dieſen Jahren von fünfundzwanzig bis achtundzwanzig, da fangen die Paradiesvögel, die vom Thau der Hoffnung lebten, und ohne Füße zwiſchen Himmel und Erde flatterten, allmälig an, die zarten Füßchen auszuſtrecken, um auf der lieben, proſaiſchen Erde, wo die Männer wachſen, feſten Boden zu faſſen. Leider fangen in dieſen Jahren ſchon an, die Freierſchwalben ſich zum Abzug aus den herbſtlichen Tagen zu rüſten; die Männer, die eine häusliche Verſorgung lieben, tragen Bedenken, ob Weſen, die einige Jahre in Luftſchlöſſern und einige Jahre in Kartenhäuſern, möblirt mit dem koſtbaren Geräthe ihrer Einbildung, zu wohnen gewohnt waren, lange und reell zufrieden bleiben würden in dem einfachen Verſorgungshauſe eines beſcheidenen Looſes, und ſo nahet denn oft das achtundzwanzigſte Jahr unter Zagen und Bangen, unter Harren und Hoffen, unter Sehnen und Täuſchen heran, und da beginnen:

4. Die Strohhüttenjahre.

Vom achtundzwanzigſten bis zum einunddreißigſten Jahre ſind die drei parforce-romantiſchen Jahre, wo die Mädchen endlich auf Luftſchloß, Kartenhaus und Verſorgung verzichten, aus der Noth eine Tugend, und aus der Heirathſucht eine bloße Lieb-, Schmacht- und Sehn-Sucht machen! Sie wollen nichts, als ein liebendes Herz und eine „Strohhütte!“

In frühern Zeiten fanden ſich bei den Mädchen dieſe Strohhütten-Phantaſien nur im Paroxismus des frühen Jugendfiebers ein. Da waren es blos die Schneeglöckchen unter den Mädchen, die zarten Mägdlein, welche vor dem Frühling aus der Gefühlsdecke in die romantiſche Welt hineinwuchſen, die, großgezogen an Fouqué's blauflämmlicher Minne, an Lafontaine's taubenfütterndem Inſichſehnen, und an Clauren's butterflüßiger Dahingebung, dieſes Sehnen und Drängen nach dem Lande, wo die Strohhütten blühen, in ſich verſpürten.

Jetzt aber finden wir dieſe Strohhütten nicht mehr am Eingange in die Mädchenjugend, ſondern am Ausgange, und die Mädchen flüchten ſich nur dann hinein, wenn ſie ſchon zu lange leeres Stroh gedroſchen haben. Dann werden blos Herz, Gefühl, Liebe, Austauſch der Gefühle, inniges Erkennen u. ſ. w. als die reellen Güter der Ehe betrachtet, und man will ja weiter nichts, als ein liebendes Herz, um ſich an-, und eine Strohhütte, um ſich einzuſchließen!

Aber, ach, du mein lieber Himmel! Strohhütten findet man zu achtundzwanzig Jahren wohl im Nothfalle noch manchmal, aber liebende Herzen ſind in dieſer Gegend ſehr ſelten! Die „liebenden Herzen“ bekommt man blos am Morgen des Lebens auf dem Wochenmarkt der Männer! Liebende Herzen muß man zum Gabelfrühſtück nehmen, und nicht zur Abendſuppe! Und ſo kommt denn das einunddreißigſte Jahr und mit ihm:

5. Die Verzweiflungsjahre.

Das Schrecklichſte der Schrecken iſt ein Mädchen, das ſchon daran verzweifelt, ob es einen Mann bekommt und doch à tout prix einen haben will! Wie jeder Menſch fürchterlich iſt, der von Menſchen oder vom Schickſal bis zur Verzweiflung getrieben wird.

In dieſen Verzweiflungsjahren muß man ihnen aus dem Wege gehen, wenn man nicht angefallen ſein will. Da ſind ſie fürchterlich, da gilt Gewalt und Fauſtrecht und Ueberfall! „Ein Mann!“ iſt die Loſung, das Feldgeſchrei; was er iſt, wer er iſt, wie er iſt, was er hat, ob er was hat, das thut Alles nichts zur Sache. Von den Hilfszeitwörtern „Sein“ und „Haben“ iſt es ihnen genug, wenn er nur iſt und ſie ihn nur hat.

Ich rathe allen Männern, den Mädchen in den Verzweiflungsjahren nicht nahe zu kommen, denn auf jeden Fall ſetzt es einen harten Kampf!

Dieſe Verzweiflungsjahre dauern bis ins ſechsunddreißigſte, dann an dieſem Eckſtein, an dieſer kalten, ſteinernen, eckigen Grenzſäule aller Hoffnungen beginnen:

6. Die „Hol's der Teufel!"-Jahre.

Im ſechsunddreißigſten, da, nach jahrelangem Ringen, Hoffen, Zweifeln, kommt die eiſerne, nothwendige, nicht mehr zu umgehende Entſagung!!! — Nach einem furchtbaren Kampfe unterſchreiben ſie in ſich, an ſich, die furchtbar ſchmerzliche Abdications-Acte, und ſagen endlich:

„Hol's der Guckguck!"

Wie Marius auf den Trümmern von Karthago ſitzen ſie auf den Ruinen von allen Luftſchlöſſern, Kartenhäuſern, Verſorgungshäuſern und Strohhütten, hinter ihnen raucht die Schädelſtätte aller ihrer Wünſche und Hoffnungen auf, und vor ihnen liegen die langgeſtreckten Pampas, die ungeheuren Grasebenen ihrer Zukunft, und hier, auf dieſem Bileamspunkte ihres Lebens, hier entſagen ſie, reißen ſie alle Erwartungen aus ihrem Herzen, und werfen ſie wie deukalioniſches Gebein hinter ſich, und rufen aus:

„Hol's der Guckguck!"

Aber mit dieſem Reſignationsruf ſchwören ſie blutigen Haß allen Männern, und grimmige Rache allen Frauen und Mädchen! Sie weihen ihr Leben nun ganz wie die Pampas-Indianer der blutigen, wilden, ſchonungsloſen Menſchenjagd in den Pampas ihrer künftigen Jahre! Sie ſchleifen ihre Lippen um zu Sicheln, und ihre Zungen zu Schwertern! Sie metzeln alle Männerliebe, alle Mädchentreue, alle Frauentugend nieder! Sie zerfleiſchen Alles, was liebt, geliebt hat und lieben wird, mit den Zähnen; ſie waſchen ſich in dem Blute Aller, die heirathen, geheirathet haben oder heirathen wollen; ſie waten in dem vergoſſenen guten Ruf von Mädchen, Frauen und Witwen; ſie ſcharren todte Scandale aus dem Grabe der Vergeſſenheit!

Gott behüte jeden guten Namen, jedes gute Mädchen, jede treue Liebe, jedes redliche Verhältniß vor den Mädchen in dieſen Jahren!!

Meine Leiden durch die Weibertreu von Weinsberg.

Ich hätte mein Lebtag nicht gedacht, daß mich die „Weiber von Weinsberg“ je beunruhigen werden! Allein wenn ein Herz einmal vom Fatum beſtimmt iſt, durch Frauen zu leiden, ſo ſteht die letzte Gefallene aus dem Mägdekrieg auf, und die fromme Aehrenleſerin Ruth ſteigt aus ihrem Grabe, um uns zu peinigen.

Ich denke, der Menſch iſt zu dem ewigen Umgang mit Frauen geboren, denn es heißt: „Der Menſch iſt zum Leiden geboren!“ Die Frauen ſind alſo wie die Dichtkunſt: man muß dazu geboren ſein!

„Ein Kind, im Februar geboren,“ — ſo heißt es in der „Karten- und Monats-Sibylle“ — „hat ein unruhiges Geblüt, wird durch Frauenvolk viel erprobt, bekommt fünf Frauen, und erreicht Alles, was er wünſcht, am Ende.“ — Ich bin ein Kind im Februar geboren, und wenn ich vier Frauen bekommen ſoll, ſo muß ſich das Schickſal ſehr tummeln; allein für das Glück, daß ich Alles, was ich wünſche, am Ende erreiche, küß' ich der Frau Sibylle die Hand! Heißt das an meinem Ende, oder am Ende des Wunſches?

Aber daß ich durch „Frauenvolk“ viel erprobt wurde, iſt notoriſche, hiſtoriſche Wahrheit. Kommen jetzt ſogar noch die Frauen von der „Weibertreu“ zu Weinsberg, und rütteln an dem eiſernen Schlafrocke meines winterlichen Herzens!

Die Geſchichte iſt ſo:

Ich ſaß, und dachte an gar nichts, und ob ſich nicht ein gutes Luſtſpiel aus dieſem Stoff machen ließe. Am allerwenigſten aber dachte ich an irgend eine Fabel oder an die „Weibertreu“. Da fällt mir ein Zeitungsblatt in die Hand, in welchem mitgetheilt wird, daß ſich ein Frauenverein gebildet hat, um den Frauen für Weibertreu in Weinsberg ein Monument zu ſetzen: dabei ſtand noch eine Art Bemerkung: „Daß wir vielleicht einſt mehrere ſtrumpfſtrickende Schriftſtellerinnen in Stein ausgehauen und verewigt ſehen werden.“

Ich, in meiner reinen, ſchuldloſen Seele, denke daran, daß es wirklich Verdienſt iſt, manche Schriftſtellerinnen auszuhauen, ob nun in Stein oder Papier, das kommt darauf an, welches Material man eben hat, und in dieſer patriarchaliſchen Einfalt meines Herzens nehme ich meinen theuren Collegen, den Rothſtift, den General-Redigirer und Herausgeber aller modernen Journale, — ſtreiche dieſem Artikel auf beiden Seiten die Wangen roth, ein röthlicher Fingerzeig an meinen Setzer, dieſen Artikel, vermöge des magnetiſchen Rapports und redigirenden Handauflegens, von jener Zeitung in meine Zeitung überzuzaubern; und vermittelſt dieſer einfachen Vorrichtung, die vielfache Nachahmung findet, befand ſich jener Artikel Tags darauf im „Humoriſten“ Nr. 132, im „Bunterlei“, wo ich ihn mit Vergnügen ſelbſt wieder als eine Neuigkeit las.

Ich glaubte nun der „Weibertreu“ genug gethan zu haben. Ich dachte des ſchönen Auguſt-Tages, an welchem ich mit gar holden Schwäbinnen auf dem ſchönen Berge zu Weinsberg herumwandelte, und den herrlichen Nekarkreis überſah, und meine Lippen floßen über von Weibertreu und Huldigungen, und wie die liebenswürdige K... aus Heilbronn ſelbſt einen leiſen Zweifel über die etwaige Möglichkeit einer ſolchen That in unſerer Zeit ausſprach, und dachte ſo fort — da — da — da —

Da bekam ich an einem ſchönen Morgen ſpät Abends folgendes Schreiben von weiblicher Hand, mit dem Bemerken: „Zur Aufnahme im Humoriſten.“

„Mein Herr Redacteur!

„Es mag ein wahres Glück für die Geſchichte geweſen ſein, daß Sie in den Zeiten, Tagen und Augenblicken, als ſich die Weiber von Weinsberg ſo treu bewährten, nicht in Weinsberg vermählt lebten; — faſt fürchte ich, daß die Frauen-Vereine von Würtemberg nun keinen Anlaß gehabt hätten, der Treue ein Monument zu bauen, — wenigſtens würde den die Geißel der Satyre über unſer Geſchlecht ſchonungslos Schwingenden Keine für das Koſtbarſte angeſehen haben. — Dies als kurze Erwiederung für die ungefällige Aufnahme der unſer Geſchlecht ſo ſehr mißhandelnden Zeilen in Nr. 132 des „Humoriſten“, Seite 528 des „Bunterlei“, und zwar um ſo mehr, da es Ihnen weder an Zartheit des Gefühls, noch an Unterſcheidungskraft fehlt, und Sie uns bald in den Himmel erheben, bald in den Staub werfen, je nachdem Ihre Laune die Handlungen Ihrer Geliebten beurtheilt.

Eine für Alle.“

Lieber Leſer! Setze dich in meine Stellung, und beurtheile meine Lage! Mir das zu ſagen!

Ich könnte, wenn ich nicht gar ſo zartfühlend wäre, die unbekannte Schreiberin ſehr beſchämen, wenn ich ihr aufrichtig geſtehen wollte, daß ich eigentlich ſelbſt einer der Männer war, welchen die Weinsberger Weiber aus der Feſtung trugen. Ich erinnere mich noch recht gut, es war eine liebe Frau, blaue Augen, blonde Haare, und ich ſaß recht gut auf ihren lieben, weichen, runden, alabaſternen Schultern. Als ſie mich zum Stadtthore hinaustrug, ſagte ſie: „Gib Acht, lieber Moriz, daß du dir den Kopf nicht anſtoßeſt,“ worauf ich ihr erwiederte: „Sei ruhig, liebe Afra, du weißt, es muß Alles nach deinem Kopfe gehen.“ — Neben mir trug die Frau des Redacteurs der dazumaligen „Weinsberger Damen-Zeitung“ ihren Mann auf dem Rücken; meine Frau fragte ſie: „Wie geht's dir?“ und ſie antwortete, indem ſie ihrem Manne nach dem Kopfe griff: „Schlimm, ich fühle gar keinen Kopf mehr!“ Ich erzähle dieſe Details blos deshalb, um meine ungenannte Eiferin von der Wahrheit meiner Ausſage zu überzeugen.

Sehen Sie, meine werthgeſchätzte Unbekannte, ich, der ich doch dabei geweſen bin, mir ſcheint noch immer, es war ein kleiner Mißgriff in der ganzen Sache; denn ich glaube mich erinnern zu können, daß mich nicht meine Frau, ſondern die Frau meines Nachbars, des Weinsberger Lotto-Collecteurs, auf die Schultern packte, und daß ich im Gedränge meine Frau ſah, die den Lotto-Collecteur aufgeſteckt hatte. Sehen Sie, ſo ging's vielleicht mit Allen! Allein ich will nichts geſagt haben! Irren iſt menſchlich! O, meine theure Unbekannte, ich könnte Ihnen noch einige Züge aus jener Geſchichte mittheilen, die ich als Augenzeuge mit anſah. Nur Eins wiſſen Sie, hören Sie! — Ich ſaß gerade beim „güldenen Spätzle“ in der „Sulmgaſſe“, es war 1140 um 3 Uhr Nachmittag.

Dazumal reiste Theophraſtus Paracelſus gerade durch unſere Stadt, mit dem Arcanum für die Weibertreu. Es beſtand in einem einzigen großen Schlüſſel, welcher eine zweifache Wirkung hervorbrachte: Wenn die Frau außer dem Hauſe war, und der Mann inwendig zuſperrte, ſo konnte er im Hauſe ruhig ſein; wenn die Frau im Hauſe war, und er auswendig zuſperrte, ſo konnte er außer dem Hauſe ruhig ſein. — Dieſes einfache Mittel iſt jetzt leider verloren gegangen. — Wir ſaßen alſo und tranken einen leichten Kannſtädter. Da läßt Kaiſer Konrad der Dritte in die Stadt hinein ſagen: „Er wolle die Weiber ausziehen laſſen, aus der Stadt nämlich, und jede Frau dürfte ihr Theuerſtes auf dem Rücken mitnehmen.“

Ich hielt ſogleich eine Anrede: „Theure Freunde! Laſſen wir in Gottesnamen die Frauen aus der Stadt ziehen, dann ſind wir „freie Bürger und Herren dieſes Bodens!“ — Allein mein Patriotismus fand kein Gehör! Alles lief durcheinander; da ſagte Paracelſus: „Wißt ihr was, nehmt Jeder das letzte neue Kleid, den letzten modernen Hut von eurer Frau, laßt ihn um keinen Preis aus der Hand, und die Frauen müſſen alſo, um ihr Theuerſtes zu retten, euch ſelbſt mittragen.“

„Und dieſes Rathes Herrlichkeit entriß uns Konrad's verfolgenden Dragonern!“

Ein jeder Mann wickelte ſich den koſtbarſten Shawl, die Lieblingsgewänder ſeiner Frau um den Leib, und ließ nicht von ihnen, und ſo mußten ſich alle Frauen entſchließen, die Männer ſelbſt mitzutragen!

O, ich könnte noch Anekdoten von der „Weinsberger Weibertreu“ erzählen, allein ich bin ein ruhiges Blut, ich lehne mich nie gegen alte Weltgeſchichten und gegen alte Weltweiber auf, denn die haben die Zungen von Jahrhunderten für ſich!

Die geiſtreiche Einſenderin möge alſo erſehen, daß ich, Gottlob, nicht in Weinsberg zurückgeblieben bin.

Wenn ich gegen die Errichtung eines Monumentes für die „Weibertreu“ bin, ſo geſchieht das aus Achtung des weiblichen Geſchlechtes, und ich werde ſchon wieder verkannt!

Wem ſetzt man ein Denkmal? Dem Außerordentlichen! Dem ungeheuer Seltenen! Man ſetzt Schiller ein Denkmal, weil es keinen mehr gibt! Soll man der „Weibertreu“ ein Denkmal ſetzen, weil es keine mehr gibt? Iſt denn wirklich die Treue der Frauen ſo ſelten geworden, daß man einem Beiſpiel von Treue ein Monument ſetzen muß? — Dieſe Frage iſt völliger Ernſt! Es liegt in der Errichtung jenes Monumentes eine wahre Anklage, eine ſteinerne Verleumdung! Es iſt erſtaunlich, wie aus dem zarten Sinne zarter Frauen eine ſolche Idee hervorgehen kann!

Seit wann ſetzt man der Erfüllung einer Pflicht ein Denkmal? Seit wann wird einer That ein Denkmal errichtet, deren Unterlaſſung die Menſchheit als eine Schändung ihres Götteradels zu betrachten ein Recht hat?

Am Ende wird man jedem Menſchen, dem es aus beſonderer Großmuth beliebig ſein wird, eines der zehn Gebote nicht zu übertreten, ein Denkmal ſetzen!

„Die Zeit iſt aus ihren Fugen getreten, wehe mir, daß ich geboren bin, ſie einzurichten.“

Fürchten Sie nichts, meine Unbekannte, ich kann die Zeit leider nicht einrichten, ich muß mich begnügen, ſie blos auszurichten. — Sie werden alſo aus dem Ganzen erſehen, daß ich im Scherze wohl gerne und oft das weibliche Geſchlecht mit meiner Satyre heimſuche, allein, daß, wo es den geharniſchten Ernſt gilt, Niemand mehr Achtung und Verehrung vor dem weiblichen Geſchlechte hat, als eben ich, und, ich ſchmeichle mir, wenn wir heute einen Weinsberger Fall erlebten, Sie, ja, Sie ſelbſt würden mich Hukepuk auf dem Rücken davon tragen, und ausrufen: „Gottlob, ich hab' ihn im Rücken!“ —

Daß Sie mir ſagen, ich ſchreibe gerade ſo, wie meine Laune die Handlungen meiner Geliebten beurtheilt, iſt hart; denn meine Geliebte iſt nicht von der Handlung!

Sie unterzeichnen: „Eine für Alle,“ aber dennoch werde ich nie Alle für Eine vergöttern, oder Alle für Eine verletzen.

Leben Sie wohl, und wenn Sie mir im Namen des ganzen Geſchlechts wieder was zu ſagen haben, ſo ſchreiben Sie: Alle für Einen.

Va-banque, der Visite de reconnaissance!

Nie hat die Sitte — wir wollen einmal einen Gebrauch ſo nennen — etwas Abgeſchmackteres erfunden, als die

„Visite de reconnaissance!"

Wie überſetzt man das? Ein Erkenntlichkeits-Beſuch? eine Dankabſtattung? ein Wiedererkennungs-Beſuch?

Wenn man kein Eſſer von Profeſſion, kein Trinker von Paſſion, kein Spieler von Herzen, und kein Tänzer von Metier iſt, wozu ſoll man noch eine Visite de reconnaissance machen?

Man wird eingeladen, um Abends zu Mittag zu eſſen. Das koſtet erſt ein Paar Handſchuh, einen Wagen, und — entſetzlicher Gedanke! — wenigſtens vier Stunden Zeit! Vier Stunden Zeit! Was das für ein Kapital iſt, das weiß nur der, welcher nichts beſitzt, als die Zeit, und dem deshalb die Zeit nie lang wird, als nur dann, wenn man ſie ihm ums Himmelswillen verkürzen will!

Vier Stunden Zeit! und wie ſind ſie ausgefüllt und wattirt dieſe vier Stunden! Alle Augenblick etwas Anderes für den Magen, und nie etwas Anderes für den Geiſt! Man wechſelt alle Minuten die Teller und alle Stunde einen Gedanken aus! Will man den Mund aufmachen, um Etwas zu reden, ſo nimmt Einem der Bediente ſchnell das Etwas zum Eſſen fort. Will man rechts ſein Ohr auf ein Geſpräch neigen, ſo muß man links das Salz hinreichen. Will man links ein trauliches Wörtchen ſprechen, ſo muß man rechts das Glas anfüllen. Will man gar nichts reden, ſo frägt die Hausfrau um Neues, um Theater, um Concerte und um alle Hausunterhaltungen, die Statt gehabt haben und haben werden. Will man ja einmal etwas Zuſammenhängendes ſprechen, ſo wird man alle Augenblicke von einem „Eſſen Sie doch!“ — „Schenken Sie doch ein!“ — „Ich bitte um die Moutardière!“ unterbrochen. Spricht man viel, ſo kann man nichts eſſen und gilt für einen Schwätzer, ſpricht man nichts, ſo gilt man für einen faden Patron. Wenn's hoch kommt, hat man das Glück, ein Glas rothen Wein umzuſtoßen, oder einen Löffelvoll rothe Rüben auf das Tiſchtuch fallen zu laſſen, der Nachbarin mit dem Ellenbogen ihre Gabel in die Zunge zu treiben, einen Schluck Wein unrecht in die Kehle zu bekommen, eine Gräte zu ſchlucken und andere tauſend kleine Tafelunfälle zu erleben, die man à la Camera brevi manu abmacht, die aber an großen Tafeln zu den allervertracteſten Unglücksfällen des Lebens gehören! Hat man endlich drei Stunden geſeſſen und den Repetir-Magen erprobt, ſo ſteht man auf und macht dreißig oder vierzig tiefere oder flachere Verbeugungen, lehnt ſich an eine Thürpfoſte und verdaut in die Geſellſchaft hinein, dann macht man wieder einige Verbeugungen, empfiehlt ſich deutſch oder franzöſiſch, ſteckt mehreren Dienern und Fackelträgern die Belohnung für das Amuſement in die Hand, und zeichnet ſich wie Hamlet in ſeine Schreibtafel ein:

„Nächſten Sonntag muß ich da eine
Visite de reconnaissance machen.“

Dafür, daß ich vier Stunden Zeit mich zum Möbel gebrauchen ließ, daß ich den Wirth und der Wirthin helfen mußte, ihre Gäſte zu unterhalten, denn eigentlich werden alle Gäſte doch nur wieder für die Gäſte gebeten, dafür muß ich einen Beſuch machen, um mich zu bedanken!

Und dennoch gibt es Menſchen, deren Lebenslauf nichts iſt, als eine Abwechslung von einer „Visite d'appétit“ und einer „Visite de reconnaissance!“

Aber einen unendlichen Vortheil bringt dieſe Sitte der Visite de reconnaissance: Wenn man ſie nämlich einmal verſäumt, wird man nicht mehr eingeladen! O himmliſche Folge irdiſcher Geſittung!

Ich ſehe aber eine Zeit kommen, wo beſonders Menſchen von Geiſt und Kunſt ſich ſattſam und hoch genug ſchätzen werden, um das Recht ihrer geiſtigen Erſtgeburt nicht um eine Schüſſel Linſen hinzugeben; wo der Austauſchhandel: „Gib mir Geiſt und Kunſt, und ich gebe dir Pudding und ſteiriſchen Kapaun!“ nicht angenommen werden wird; wo Menſchen, die nichts haben, als ihr Talent und ihren Genius, dieſe nicht als Flötenuhren und Spielaufſätze hinſtellen werden unter die Reihe von Faſanen und Trüffeln und anderen Wildbretmarkt-Delicateſſen; dann, dann, ja dann wird das goldne Zeitalter kommen, wo man dafür, daß man ſich einladen ließ, eine Visite de reconnaissance bekommen muß und bekommen wird!

Allein ſo lange es noch Würdenträger des Geiſtes, der Kunſt und des Talentes gibt, die ihren Genius gerne hinaustreiben auf den Naſchmarkt der Société; die ihre Göttergabe als Tafelſtückchen und Bänkelſängerei und Schaubrote loslegen und produciren für ein paté de foie und für eine mit Wachs beleuchtete Puppengeſellſchaft, ſo lange dieſe Selbſtentwürdigung noch graſſirt unter den Genius-Begabten, ſo lange wird die „Visite d'appétit“ und die „Visite de reconnaissance“ ihren lächerlichen Scepter noch ſchwingen. Ich aber rufe aus:

„Va-banque, der Visite de reconnaissance!“

Va-banque, Stammbuch und Album!

Stammbuch! Album!

Das Album iſt das moderne Stammbuch; das Stammbuch iſt das antike Album!

Jetzt iſt die Zeit der Albums! Muſikaliſche, theatraliſche, graphikaliſche Albums!

Eine ganze Sündflut von Albums bricht über uns herein!

Schiller's Album!

Was heißt: Schiller's Album? Ein Papier-Schiff, in welchem ſich kleine Dichter an den Rockſchooß eines großen Dichters anhängen, um mit ihm in die Zukunft hineingeſchleppt zu werden!

Schiller's Album! Eine gedruckte Ausrede der lebendigen Eitelkeit, um unter dem Reſpect, welchen man den Todten ſchuldig iſt, waſſerdicht und feuerſicher in die Leſewelt hineinzukutſchiren.

Schiller's Album! Ein Leichenſchmaus für literariſche Würmer, die ſich auf dieſem Feſte zu Tiſche laden.

Weg mit den Albums, weg mit den Stammbüchern! — Va-banque!

Ein Stammbuch!

Ich bekomme Nervenzufälle, wenn ich das Wort höre!

„Wollen Sie ſich nicht in mein Stammbuch ſchreiben?“

Das war einmal die Wuthfrage aller ſentimentalen Mädchen, aller Geſellſchafterinnen, aller gebildeten Commis, aller Geſchäftsreiſenden.

Wenn man wohin kam, wurde das Stammbuch ausgepackt.

Da ſtand die Freundin, die Couſine, die Lehrerin, die Großtante, die Klaviermeiſterin, der Sprachlehrer, ein Hausfreund, ein Leibdichter, ein Acteur, eine Muſterſtickerin u. ſ. w.

Da las man:

„Wandle auf Roſen und Vergißmeinnicht."

„Wenn's auch über's Kreuz ſollt' ſein,
Mein Name muß in's Stammbuch 'nein!"

„Dieſes Stammbuch iſt ein ſchöner Baum,
Gib mir als ein Blatt darauf auch Raum!"

„Wenn die Sonne vom Himmel geriſſen,
Wirſt Du meine Freundſchaft vermiſſen!"

„Die Maus in der Falle,
Die Kuh in dem Stalle,
Das Schaf auf der Wieſe
Blickt freudig: Louiſe!"

„Un Coeur qui soupire,
N'a pas ce qu'il désire."

„Adore un dieu, sois sage et aime-moi!"

„Sii felice
Il cuor me lo dice."

Und tauſend andere ſolche Kraftſprüche.

Wenn man nur einen Namen ſo groß hat wie eine Haſelnuß, ſo hat man keine Ruh, bis man auch ſeine Kakelfüße in das ſeidne Namens-Faulbett hineingeſteckt hat.

Und nun jetzt gar die Albums!

Ein Charlatan und Farceur, ein Bauchredner erbeutet ſich mit Feuer und Schwert ein Album mit dem Namen berühmter Notabilitäten, läßt es dann drucken, und wird ein berühmter Schriftſteller!

Muſikaliſches Album! Literariſches Album!

Schrecken der Muſiker, Geißel der Literaten! — Wer Teufel hat alle Augenblicke ein Sonett, ein Madrigal, ein Improptu bei der Hand? Wer Teufel kann Witz und Einfälle aus dem Aermel ſchütteln? Ein Schriftſteller kann jetzt ohne ſolchen Vorrath gar nicht unter die Leute gehen!

Wer Teufel hat ſtets eine muſikaliſche Boutade, ein melodiſches Epigramm, ein ſingbares Variatiönchen, ein tönendes Gedankchen, ein harmoniſches Sentenzchen in den Schreibfingern? Ohne dieſen Taſchen-Compoſitions-Apparat darf ein Componiſt gar nicht mehr in Geſellſchaft gehen!

Da liegt man in einem ſolchen Album, wie ein melancholiſcher Häring, man liegt wer weiß neben wem, wer weiß mit wem!

Va-banque, Stammbuch! — Va-banque, Album!

Va-banque, den Thränen!

Es gab eine ſchöne Zeit, eine himmliſche Zeit, eine Zeit, wo ich an Märchen, an Knecht Ruprecht, an Liebestreu und an Thränen glaubte! Nur Thränen, Thränen waren mir die Beglaubigungs-Urkunde der Wahrheit, die beeidigten Zeugen der Empfindung, die Rechtsbeiſtände jedes edlen Gefühls!

Ach, ich wußte dazumal nicht, was Thränen ſind; ich glaubte, ſie ſeien ein Vorzug des wahren Schmerzes, des heiligen Unglücks, der innigen Liebe; ich glaubte, ſie ſtrömten gerade *aus dem Herzen* in die Augenwinkel; ich war ein Ignorant! Jetzt weiß ich aber, daß die Thränen blos aus der Mündung der Thränen-Röhrchen kommen, daß ſie ins Auge treten durch Verſtopfung des Thränenkanals; jetzt weiß ich, daß auch die Hyäne und der Schakal Thränen vergießen, und die Heuchelei auch, und die Bosheit auch, und der Neid auch, und der Wahnwitz auch, und daß die Thränen nichts ſind, als willige, ſtets dienſtfertige Augendienerinnen und Allerwelts-Geſchäftsträger!

Va-banque, den Thränen!

Und kennt denn der Menſch, und ſieht er denn jene Thränen, welche die echten Boten des zerdrückten Herzens, der eingeſunkenen Bruſt, der zermalmten Empfindung, der zu Grabe getragenen Hoffnungen, der ausgebrannten

Wünſche, der betrogenen Hingebungen und des vernichteten Schamgefühls ſind?! Kennt er denn und ſieht er denn jene Thränen, die in finſterer Nacht auf dem verſchwiegenen Kiſſen vergoſſen werden? Jene heißen, ätzenden Thränen, die ſtehender Gram mit der hohlen Hand verhüllt?! Jene ſalzreichen Thränen, welche oft beim vollen Becher mit Champagnerſchaum heimlich geſchlürft werden? Jene Thränen, die ein edler, aufbäumender Stolz im gezwungenen Aufgeben dieſes Stolzes in der Wimper zerdrückt? Jene Thränen, welche im Verborgenen die Wangen von tauſend und abermal tauſend in ihren edelſten Empfindungen Getäuſchten die blaſſen Wangen furchen?

Nein, dieſe Thränen ſieht und kennt der Menſch nicht! Er kennt nur die Thränen, welche Leidenſchaft und Aufregung, naſſer Jammer und all die offenen Schäden des Schickſals auf dem lauten Markte des Lebens vergießen!

Weil der Menſch aber die wahren Thränen nicht ſieht, und die Thränen, die er ſieht, nicht wahr ſind, darum:

Va-banque, den Thränen!

Da iſt ein blitzendes Auge, ein Feuerrad im flammenden Umſchwung, es füllt ſich mit Thränen, ſie ſtrömen über das ſchöne Antlitz in rollenden Perlen herab! Das ſchöne Weib weint, Sie weint entſetzlich! Sie weint unſtillbar! Warum weint ſie? Der Herr Gemahl iſt ein Tyrann! Er mißhandelt ſie? Wie mißhandelt er ſie? Er will ihr zu Weihnachten den Hut um neunzig Gulden nicht kaufen!

Da wiederum rinnen große Thränen über ein blühendes Angeſicht; die klaren Tropfen ſtrömen ſtets von Neuem aus der unverſiegbaren Quelle? Welch ein Unglück traf dieſes liebliche Haupt? welch ein Jammer drückt dieſe empfindſame Bruſt? Der Vater will nicht, daß ſie einen Ball beſuche, auf dem einige leichtfertige Gäſte die ſchlichte Tugend zum Tanz aufziehen.

Da perlen große Tropfen über ein erglühtes Antlitz! Es ſind Thränen der Freude über den Korb, den eine Freundin erhielt!

Da weint ein ernſter Mann, ein bejahrter Mann weint und knirſcht mit den Zähnen! Welch ein Unglück muß dieſes Haupt ergriffen haben?! Sein Freund erhielt das Amt, um welches er ſich gleichzeitig beworben!

Hier vergießt eine Theaterprinzeſſin Thränen, ganze Bäche rollen auf ein Zeitungsblatt in ihrer Hand herab, es ſind „Thränen der Wonne!“ in dieſem Blatte ſteht:

„Sie übertraf ſich ſelbſt“ — „Sie errang die höchſte Stufe“ — „Sie iſt die Prieſterin der Muſe“ u. ſ. w. —

Wiederum vergießt ſie Thränen, ganze Bäche rollen auf ein Zeitungsblatt in ihrer Hand, es ſind „Thränen des unſäglichen Schmerzes!“ in dieſem Zeitungsblatte ſtand: ihre Kunſtſchweſter „errang die Palme!“ u. ſ. w. —

Da fließen die geſalzenſten Thränen auf den rieſigſten Knoten der reizendſten Cravate des eleganteſten Jünglings! Welch einen Schmerz hat dieſe Bruſt erfahren? Die Königin des Balles hat einem andern Jüngling, mit einem andern Knoten an einer andern Cravate den Vorzug gegeben!

Da geht gebückt ein graues Haupt, eine langentbehrte Thräne preßt ſich aus ſeinem tiefen Augenwinkel! was mag dieſes greiſe Haar für Jammer erfahren haben? Die Tänzerin, die geſtern im Ballete ſolche reizende Pirouettes machte, hat den ſchmachtenden Schäfer von ihrer Thüre gewieſen!

Va-banque, den Thränen!

Es gibt nichts ſo Kleinliches, nichts ſo Geringfügiges, nichts ſo Albernes, nichts ſo Heuchleriſches, nichts ſo Unwürdiges, worüber nicht ſchon alle Menſchen, zu allen Zeiten, allerlei Thränen vergoſſen haben und noch vergießen!

Es iſt nichts auf Erden ſo gemißbraucht, ſo ſchändlich gemißbraucht worden, als eben die Thränen! Nichts auf Erden iſt ſo gleich und ſo gerne und ſo vollauf bereit, Falſchheit und Bosheit und jede leiſe Regung des Herzens mit falſchem Zeugniß zu unterſtützen, als eben die Thränen!

Va-banque, den Thränen!

Mit erheuchelten Thränen wird das Herz des Mächtigen unter Waſſer geſetzt; mit erheuchelten Thränen wird ein großes Publikum zur Rührung geſtimmt; mit erheuchelten Thränen wird das eiſerne Herz, die eiſerne Tugend erſchüttert; mit erheuchelten Thränen wird Vergebung und Verſöhnung erwinſelt; mit erheuchelten Thränen wird Entſagung und Aufopferung vorgelogen; mit erheuchelten Thränen wird Treue und Liebe erſäuft; mit erheuchelten Thränen werden Herzen und Legate gewonnen!

Va-banque, den Thränen!

Geht von mir, ihr Botenläufer und Lohnlakais aus allen Gaſthöfen und Schlupfwinkeln der menſchlichen Leidenſchaften! Geht von mir, ihr Larventräger und Komödiantinnen aus dem Luſt- und Trauerſpiel des Lebens! Geht von mir, ihr Glasperlen und bunte Kügelchen aus der großen Galanterie- und Quinquaillerie-Handlung der menſchlichen Kunſtempfindungen, ihr täuſcht mich nicht mehr, ich kenne euch, ich durchſchaue euch!

Va-banque, den Thränen!

Der deutſche Literatur-Wald.

Der Wald iſt dick, der Wald iſt groß,
Er hegt gar viel in ſeinem Schooß,
In ſeinen großen Räumen,
Von Thieren und von Bäumen,
Von Vögeln und Geſträuchen,
Nur wenig Löw'n und Eichen!

Im Walde wird gar viel gebrummt,
Im Walde wird gar viel geſummt,
Von Aeſten und von Zweigen
Will Alles laut ſich zeigen,
Und mindeſtens dünkt Jeder
So hoch ſich wie die Zeder!

Es rauſcht und brauſt und wird nicht matt,
Es rauſcht im Stamm, es rauſcht im Blatt,
Ein jedes Sträuchlein flüſtert,
Wenn's hell iſt und wenn's düſtert,
Und glaubt in ſeinem Dichten
Sei herrlich es wie Fichten.

Das Moos, das an dem Boden kreucht,
Mit dünnem Sang den Wald durchkeucht,
Singt lyriſch und pathetiſch,
Und epiſch und auch ethiſch,
Und zählt ſich zu den Mannen,
Gewachſen wie die Tannen!

Sein Haupt erhebt der ſchlaffe Schwamm,
Den Mund nimmt voll er aus dem Schlamm,
Singt Lieder und Sonette
Mit Riedgras um die Wette,
Und glaubt, er dufte Grazie,
Wie Morgens die Akazie.

Das Schilf ſeufzt ohne Unterlaß,
Das Auge hat's vom Regen naß,
Es hüſtelt von Empfindung,
Von Schmerz- und Herz-Entbindung,
Und wagt es, ſich zu meſſen
Mit klagenden Cypreſſen!

Der Haſelſtrauch ereifert ſich
Und krümmt ſich gar erbärmlich,
Und ſpeit aus Mund und Naſen
Die windgefüllten Phraſen,
Um ſich hinauf zu winden
Zum Gipfel ſchlanker Linden!

Der Ampfer ſieht gar ſauer d'rein,
Er möcht' gar gern empfindſam ſein,
Er ſinget unabläſſig
Von ſeinem Liebes-Eſſig,
Von Thau und Thränen-Perlen,
Als wär' er Fürſt der Erlen!

Die Brombeer predigt gar Moral,
Direct wächst ſie im Himmels-Saal,
Sie will mit weiſen Lehren
Die Welt ringsum beehren,
Möcht' ſich in Würde kleiden,
Wie graues Haupt der Weiden!

Das Holz mit faulem Angeſicht,
Es dünket ſich ein echtes Licht,
Weil immer, wenn es dunkelt,
Sein fauler Leib erfunkelt,
Will es empor ſich qualmen
Zum Glanze edler Palmen!

Und ſchweigt das Moos- und Pilz-Geſchlecht,
Dann hört man erſt die Beſtien recht,
Es ſingen, dichten, blaſen,
Die Dachſe, Biber, Haſen,
Es ſingen ohn' Ermatten
Die Mäuſe und die Ratten!

Das Wieſel ſchreibt die Epopö',
Der Bock beſinget Lieb' und Eh',
Der Hamſter ſchreibt ſatyriſch,
Der Iltis wird gar lyriſch,
Der Maulwurf, ſonſt ſo myſtiſch,
Wird plötzlich humoriſtiſch!

Und iſt auch dies Geſchrei verpufft,
Dann fängt es an aus heiler Luft,
Es ſchweigt nun auch nicht länger
Das wilde Heer der Sänger;
Es ſtimmen ihre Leier
Der Gimpel und der Geier!

Der Guckguck ſingt: „ich bin! ich bin!"
Der Kiebitz ſingt, die Kiebitzin,
Der Spatz dann à la Heine
Singt: „Süße Spätzin meine!"
Und Rab' mit heiſ'rer Kehle
Beſpöttelt Philomele!

D'rum weil's ſo iſt, und weil's ſo war,
Sind in dem Wald die Eichen rar,
D'rum laſſen ſie ſich ſuchen,
Die Cedern, Palmen, Buchen,
Weil ſie nicht gern gedeihen,
Wo Pilze ſteh'n in Reihen!

D'rum weil's ſo war, und weil's ſo iſt,
Die Nachtigall verſtummt zur Friſt,
D'rum werden auch ſtets rarer
Die Lerchen und Canarer,
Weil ſie nicht wollen weilen,
Wo Bär und Uhu heulen!

Soll man zu früh oder zu ſpät in Geſellſchaft gehen?

Eine Lebensfrage.

„Man verſammelt ſich um — Uhr.“ Das iſt leicht geſagt, aber eine diplomatiſche Note iſt nicht ſo unbeſtimmt und läßt nicht ſo viel Raum zu allenfallſigen Deutungen, Erweiterungen, Reſtrictionen und Reſervationen, als dieſes „Man verſammelt ſich um — Uhr!“

Geſetzt, die angegebene Verſammlungsſtunde ſei „acht Uhr“, wann iſt's dann Bonton, gentlemanlike, in die Geſellſchaft zu gehen? Iſt es beſſer, die erſte Schwalbe zu ſein, die noch keinen Sommer macht, aber doch das Gefühl erweckt: „Aha, die Schwalben kommen ſchon, nun wird's bald heiß werden!“ oder iſt es rathſamer, ein nachzügelnder Kranich zu ſei, der einige Zeit nach dem großen Kranichzug geflogen kommt, und der unbemerkbar, aber auch ungenirter ſeinen Streifzug vollenden kann?

„Man verſammelt ſich um acht Uhr.“ Nun aber verſammelt ſich eine echte Gentlemanlike-Geſellſchaft fortwährend, ſie fängt an, um acht Uhr ſich zu verſammeln, und verſammelt ſich ununterbrochen bis zwölf Uhr, ſie verſammelt ſich ſo lange zuſammen, bis ſie bereits wieder anfängt, ſich auseinander zu ſammeln. Der Letzte, der in die Verſammlung geht, ſtößt auf der Treppe ſchon auf einen Mann, der aus der Verſammlung kommt; was heißt alſo: „Man verſammelt ſich um acht Uhr?“

Ein wahrer, echter Gentlemanliker, — man erlaube mir, dieſes Wort zu machen, — ein Gentlemanliker comme il faut, kommt immer eine Viertelſtunde, nachdem er weggegangen iſt, und entfernt ſich eine Viertelſtunde, bevor er gekommen iſt.

Was iſt aber überhaupt ein Gentlemanliker? Wie muß ein deutſcher Gentlemanliker beſchaffen ſein? Welches ſind die Zeichen, die uns ſagen, ob er ein Gentlemanliker von Halbblut, Vollblut u. ſ. w. iſt?

Ein deutſcher Gentlemanliker muß zu Fuß gehen, als ob er reite; reiten, als ob er ſchwimme; im Wagen ſitzen, als ob er tanze; tanzen, als ob er eben in Geſellſchaft ſäße, und in Geſellſchaft ſitzen, als ob er ſich eben aufs Bett ſtrecken wollte.

Ein deutſcher Gentlemanliker ſpricht engliſch wie franzöſiſch, franzöſiſch wie italieniſch, italieniſch wie deutſch, und deutſch wie ſpaniſch!

Ein deutſcher Gentlemanliker riecht vom Fuß bis zum Knie nach ſeinem Hund, vom Knie bis zur Bruſt nach ſeinem Pferde, von der Bruſt bis zur Naſe nach ſeiner Pfeife, von der Naſe bis über die Ohren nach ſeiner Amour, und von den Ohren bis über's Gehirn nach gar nichts!

Ein deutſcher Gentlemanliker hat immer eine Reitgerte in der Hand, ein Lorgnon im Auge, eine Fadaiſe im Munde, ſein Geld im Kopf und ſeinen Kopf in der Taſche.

Ein deutſcher Gentlemanliker ſpricht mit Gelehrſamkeit von ſeiner Cigarre, mit Selbſtbewußtſein von ſeinem Salonſtock, mit Salbung von ſeinem Schneider, und mit Geringſchätzung von Allem, wozu man Verſtand braucht.

Ein deutſcher Gentlemanliker zieht nie einen neuen Rock am Feiertage an, trägt nie ein Parapluie, und gibt nie dem Bedienten Etwas fürs Hinableuchten.

Ein deutſcher Gentlemanliker trägt immer einen zerknitterten Hut, und einen abgeſchabten Mantel, und ſchenkt nie einen alten Rock an arme Leute!

Ein deutſcher Gentlemanliker ſpielt in Geſellſchaft nur, um auszuhelfen, tanzt nur, wenn ihn was beſonders intereſſirt, und ſpricht nur, wenn er gerade nicht weiß, was er ſagen ſoll.

Ein deutſcher Gentlemanliker iſt nie artig gegen Damen, bietet nie einer Dame oder einem alten Manne ſeinen Platz an, wenn ſie ſtehen müſſen, kommt ins Theater immer während des Actes, ſtochert ſich bei der Suppe ſchon die Zähne, geht ſich ſelbſt alle Tage zwei Stunden um den Bart, gibt nie einem Armen auf der Gaſſe Etwas, weil es nicht gentlemanlike iſt, auf der Straße in die Taſche zu greifen, ſpricht von allen Künſten, und verſteht gar keine, iſt überall zu Hauſe, und nur bei ſich zu Hauſe fremd, iſt nie hungrig, und ſpeiſt immer fort, iſt ein Mäcen von allen Künſtlerinnen, und mißhandelt ſeine Domeſtiken.

Wenn man alſo ein Gentlemanliker ſein will, wann muß man in Geſellſchaft gehen?

Kommt man früh, ſo zucken die Bedienten im Vorzimmer die Achſel, und ſtecken Einem mit einem halben Lächeln die Garderobenummer „Nr. 1“ in die Hand. Zu welchen Leidſeligkeiten führt dieſes „Nr. 1“! Erſtens dient dann unſer Oberrock oder Mantel als Unterlage zu einem Chimboraſſo von nachher darauf aufgethürmten Kleidern, und ſeine grämlichen Falten ſagen uns noch lange nachher, in welchem Drucke er gelebt hat. Zweitens, wenn man dann etwas früher ſich entfernen will, und man gibt dem Bedienten die Marque „Nr. 1“, erbleicht er, ſieht uns mit einem erröthenden Blick an, denn wie ſoll er nun dieſe Nummer von allen auf ſie aufgethürmten Röcken, Mänteln, Pelzen u. ſ. w. befreien!

Nach dieſer Unannehmlichkeit kommt die, daß, wenn man früh kommt, uns im Hineingehen ein Bedienter mit einem Tiſch entgegenläuft und anſtoßt, ein zweiter nach einem Kandelaber greift, und uns auf den Fuß tritt, ein dritter noch mit dem Lichtanzünden herumwandelt, und uns auf den Kopf tröpfelt u. ſ. w. In den noch leeren Zimmern überfällt es uns unheimlich, der Hauswirth iſt noch damit beſchäftigt, die Blumen zurecht zu ſtellen, die Hauswirthin hat noch an ihrem Boudoir zu neſteln, und nun müſſen ſich Beide ausſchließlich — mit dem Neuangekommenen beſchäftigen! Die Verlegenheit drückt ſich in allen drei Geſichtern deutlich aus. Dieſe Verlegenheit wird mit jedem Neueintretenden vermehrt! Denn ſo lange die Geſellſchaft klein iſt, muß man vom Wirth oder von der Wirthin gegenſeitig vorgeſtellt werden, und jede neue Vorſtellung iſt eine neue

Unbequemlichkeit. Und ſodann in der Converſation und im Schachſpiele ſind die erſten Züge die langweiligſten, die nichtsſagendſten! Da muß man aus allen Kräften arbeiten, um das liebe Geſprächsſchifflein vom Stapel laufen zu laſſen. Ueberdies nehmen ſich eine Perſon oder zwei, drei, in einem großen beleuchteten Saale ſehr matt und ſehr nüchtern aus!

Auf der andern Seite aber, welche Fatalitäten, wenn man ſpät in die Geſellſchaft kommt!

Im Vorzimmer wimmelt es von Bedienten, und ſelbſt dieſe Domeſtiken machen ſchon ihre Gloſſen; ja, einige ziſcheln: „der kommt blos zum Eſſen!“ die Hausbedienten ſind ſchon in den Zimmern beſchäftigt, kaum kann man ſeinen Rock unterbringen, und erfährt nur mit Mühe die Stunde, wann der Wagen zu beſtellen iſt. Tritt man in den vollen Salon, da wenden ſich plötzlich hundert Augen, mit und ohne Brillen, nach dem neuen Opfer der geſelligen Suada. Da ſtecken ſie die Köpfe zuſammen:

„Wer iſt denn das wieder? — Ich kenne ihn nicht. — Aha, iſt der auch da? — Nun iſt's complet!“ — Und nun füllen ſie die große Lücke ihrer Unterhaltung mit der Charpie aus dem zerzupften Hereingetretenen aus. Das iſt aber nur der Anfang der Verlegenheit. In dem erſten Zimmer kennt man Niemand, man ſucht den Hauswirth, um ihn zu grüßen, wer weiß, wo der iſt! Man will ſich der Dame vom Hauſe vorſtellen, die ſitzt im ſechsten Zimmer auf einem Sopha, umſchanzt von einem drei-vier-fachen Frauenzimmer-Verhau. Zuerſt die alte Garde, dann die

Gallerie des Mittelalters, dann erſt die friſchen, jüngſten Ausgaben der reizenden Mädchenwelt.

Eine Regimentsfahne aus der Mitte einer feindlichen Schwadron zu holen, iſt nichts gegen die Aufgabe, durch dieſe lebendigen Jericho-Mauern durch, der Dame vom Hauſe ein anſtändiges Compliment zu appliciren!

Endlich iſt es uns gelungen! Wir haben eine kleine Breſche benützt, und haben unſere Verbeugung auf Schußweite angebracht; da ſtreckt die Jugend die Hälſe lang, das Mittelalter ſieht uns inquiſitoriſch an, und die alte Garde frägt manchmal ganz laut: „qui est-il donc?!“

Das iſt noch nicht Alles! Wir finden in dem Kreiſe der Damen eine Bekannte, wir machen ihr eine ſtumme Verbeugung, die ganze Serie der Damen neben und hinter dieſer Dame glaubt, man grüßt ſie, erwiedert es entweder freundlich oder vornehm verwundert, man muß nun auch dieſe Damen grüßen, die wieder Nachbarinnen haben, und ſo ins Unendliche.

Iſt man endlich fertig und hat ſeine ſtummen Complimente alle abgeſetzt, ſo weiß man nicht, was anzufangen, alle Spieltiſche ſind ſchon beſetzt, alle Frauenzimmer abonnirt! der Bediente bringt uns Thee, er iſt ſchon kalt; wir ſtellen uns an einen Spieltiſch, um zuzuſehen, die Dame bekommt ſchlechte Karten, man bringt Unglück, man entfernt ſich!

Kurz, Leid und Freud iſt faſt immer gleich, man mag zu früh, man mag zu ſpät in Geſellſchaft gehen!

Höchſt rührender, nichts deſto minder höchſt menſchlicher, und nichts deſto minder höchſt einleuchtender Vorſchlag, Plan und Bauriß zu einem „Gegen-Thierquälerei-Verein", wie er ſein ſoll im ganzen Umfange der idealiſtiſchen Vollkommenheit.

Die vorwärtseilende Bildung beſchäftigt ſich nun hauptſächlich mit dem „Wohl der Thierwelt!" Das iſt ein gewaltiger Bildungsſchritt! Denn es zeigt von einer umfaſſenden und geiſtreichen Ein- und Anſicht der Dinge, daß ſich unſere Zeit nicht mehr mit dem „Wohle der Menſchenwelt" beſchäftigt, und daß die Zeit ihre Zeit nicht vergeblich verſchwendet.

„Man ſoll kein armes Thier quälen!" Dieſer Spruch ſollte zwar von Eheherren gegen ihre Frau, von Frauen gegen ihre Stubenmädchen, von Directoren gegen ihr Kunſtperſonal und Andere gelten. Allein wir wollen von dieſer Barmherzigkeit nur bei wirklichen Thieren, nicht bei dem „animal bipes implume" Gebrauch machen, und da die Zeit da iſt, in welcher die Männer ihren Pferden mehr Liebe ſchenken, als ihren Frauen, ihren Hunden mehr Sorgfalt und Menſchlichkeit angedeihen laſſen, als ihren Dienern, und Kunſtdirectoren an Pferde, Affen, Elephanten mehr verſchwenden, als an Künſtler und Künſtlerinnen, ſo iſt ein „Gegen-Thierquälerei-Verein" das zeitgemäßeſte Unternehmen. Ich habe einige Statuten zu einem ſolchen Verein in ſeiner ausgedehnteſten, umfaſſendſten Bedeutung, in ſeiner idealiſtiſchen Vollkommenheit entworfen, und theile einige der Hauptparagraphe hier mit:

1. Vor Allem, und um bei der „Thierquälerei“ im engen Familienkreiſe anzufangen, müſſen wir unſere Sorgfalt auf jene kleinen Thiere richten, die uns am nächſten gehen, und welche oft ein deſto grauſameres Schickſal erleiden müſſen, je mehr dieſe Qual in den geheimſten Falten der menſchlichen Verhältniſſe vor ſich geht!

Wir reden hier von jenen kleinen, gemüthlichen Weſen, welche in neueſter Zeit zuerſt durch Nicolai's „Reiſe in Italien“ zu einer Bedeutung gelangten, dann durch Goethe's „Flohlehre“ berühmt, und durch Bertolotti endlich Mitglieder aller philoſophiſchen und wiſſenſchaftlichen Fakultäten wurden, von den — Flöhen nämlich.

Welchen Qualen dieſe Geſchöpfe ausgeſetzt ſind, welch einen grauſamen Tod ſie ſterben müſſen, und oft gerade durch jene Weſen, welche das weichſte Herz haben ſollten, iſt weltbekannt! Jetzt, da durch die Homöopathie die Blutegel zu Hyänen und die Flöhe zu Blutegeln promovirt werden, jetzt nehmen dieſe Dunkel-Männer eine höhere Stellung ein, und müſſen in den Rechten der Menſchheit beſchützt werden!

Der „Gegen-Thierquälerei-Verein“ wird alſo beſonders ſein Augenmerk auf die „Flöhe“ richten, und zu dieſem Behufe beſondere

„Floh-Vögte"
anſtellen, welche in allen Familien darauf zu ſehen haben, daß die häuslichen Flöhe nicht über die Maßen gepeinigt werden, welche dem weiblichen Perſonale moraliſche Vorſtellungen zu machen haben, daß Strafe zwar ſein muß, daß aber alle Folter- und Marter-Prozeſſe abgeſchafft ſind, die Hinrichtung der Flöhe alſo, wenn ſie auf friſcher That ertappt worden ſind, ohne alle Gnade ſtattfinden muß, alles Hetzen, Treiben und langſam Tödten aber verboten iſt.

Auch iſt bei jedem Floh der animus injuriandi erſt zu beweiſen, in Fällen, wo die zarte Jugend, oder die Unzurechenbarkeit der Flöhe erwieſen iſt, oder andere erleichternde Nebenumſtände eintreten, muß die peine capitale, oder die Todesſtrafe gemildert, zum Beiſpiel in Verbannung u. ſ. w. umgeändert werden. Auch werden ſie Jedem, der ſich das jus gladii eines ſolchen Geſchöpfes herausnimmt, einſchärfen, den Flöhen vor ihrem Tode ſo viel Zeit zu gönnen, um ihre Familienangelegenheiten zu ordnen.

2. In Hinſicht der
„Mäuſe und Ratten"
hat der Verein darauf zu ſehen, daß die Methode, ſie durch Hunger zum Geſtändniß oder zum Tode zu bringen, gänzlich abgeſchafft werde. Auch das „Abſonderungs-Syſtem" iſt grauſam; die Menſchlichkeit erfordert, daß jeder Maus oder Ratte ein geſundes, luftiges, lichtfreies Lokal angewieſen werde. Die Mäuſefallen müſſen vom „Vereine" unterſucht werden, ob ſie keine Spitzen, Nägel oder andere ſchmerzverurſachende Dinge in ſich haben, damit

das unſchuldige Geſchöpf nicht gequält werde. Rattengift iſt durchaus gegen das Geſetz der Milde und des Mitleids, und es iſt jedem Hausgeſinde durch moraliſche Vorſtellungen einzuflößen, jede Maus oder Ratte im Betretungsfalle an eine ſeidene Schnur anzubinden, ſie ins Freie zu führen, wenn nicht zu ſchlechtes Wetter iſt, und ihnen die Freiheit zu ſchenken.

3. Ein beſonderes Geſetz erheiſcht die

„Fliegenwelt!“

Das Denkmal der Barbarei: die „Fliegenklatſche“, muß ganz abgeſchafft werden, und auch der Gebrauch des etwas menſchlichern Fliegenwedels nur in beſondern Fällen, bei Kranken u. ſ. w. geſtattet werden. Das ſogenannte Fliegenfangen mit der Hand darf nur in Glacéhandſchuhen ſtattfinden. Gegen Leimruthen jedoch ſpricht die Menſchlichkeit ganz laut. Die Fliegen ſind durch Vernunft-Gründe und annehmbare Vorſtellungen zu Raiſon zu bringen, und wenn einige unter ihnen ſich halsſtärrig und verſtockt zeigen, ſind ſie angewieſen, nach Nord-Amerika auszuwandern, und zu dieſem Behufe wird der „Verein“ ſtets ein ſegelfertiges Schiff in Hamburg liegen haben.

4. Beſondere Rückſicht und Liebe verdienen die

„Hunde!“

beſonders aber die „tollen Hunde!“ dieſe ſind nicht mehr todtzuſchlagen, ſondern der „Verein“ gründet ein

„Irrenhaus für Hunde“,

wo jeder Hund pſychiſch behandelt wird; wo erſt unterſucht wird, an welcher Gemüthskrankheit der Hund leidet; ob er toll aus Liebe, aus Eiferſucht, aus Zorn — verrückt wurde, ob der Hund wirklich toll oder blos dichteriſch iſt, ob er melancholiſch, hyſteriſch u. ſ. w. iſt. Auch das Einfangen der herrenloſen Hunde iſt gegen das Zartgefühl aller ältern Mamſells, die mit Hunden auf der Straße gehen. Anſtatt des Einfangens wird der „Verein“ ein Mittel ausfindig machen, durch Redensarten, durch ſanfte Muſik, durch ſchöne Zeichnungen, die Aufmerkſamkeit der herrenloſen Hunde auf ſich zu ziehen, und ſie dergeſtalt dem geſelligen Verbande wiederzugeben.

Auch wird der „Verein“ darauf ſehen, daß alle Möpſe, Spitze, Pintſcher u. ſ. w., welche bei alten Mamſells Herz und Polſter ausfüllen, nicht gar zu ſehr durch ihre Liebkoſungen und Küſſe gemartert und des Lebens überdrüßig werden; auch wird der „Verein“ dafür ſorgen, jedem „Schooßhund“, den das grauſame Geſchick trifft, auf dürren und ſpießſpitzigen Knien ruhen zu müſſen, ein weiches Kiſſen anzuſchaffen.

Bei „Recenſenten-Hunden“ wird der „Verein“ darauf ſehen, daß ſie ſtets ein Halsband mit dem Namen der Redaction darauf tragen, daß aber dieſes Halsband elaſtiſch ſei, da dieſe Gattung Hunde einen immer weitern Hals bekommt.

5. In Hinſicht der

„Wanzen-Vertilgung“

wird der „Verein“ beſonders auf das Prinzip der reinen Menſchlichkeit ſehen, und jenes Rachegeſpenſt, welches mit Feuer und Flammen ganz fanatiſch gegen dieſe Blutſauger minorum gentium zu Felde zieht, ganz zu vertilgen ſuchen! Scheiterhaufen und auto-da-fe ſind nicht mehr an der Zeit, und auch die *Wanzen* ſind der großen Emancipation des Herzens theilhaftig. Man ſuche jede einzelne Wanze von der Immoralität und unäſthetiſchen Beſchaffenheit ihres Lebenswandels zu überzeugen, und ſie zu einem nützlichen Mitgliede der Menſchheit zu machen, wozu der Verein einen Preis von fünfzig Dukaten auf die Beantwortung der Preisfrage ausſetzt:

„Wie ſind die Wanzen von den Verirrungen ihres Geſchmackes und ihres Lebenswandels zurückzubringen, und zu nützlichen, ehrſamen und gebildeten Weſen in der Kette der Weſen umzuſchaffen?“

6. In Hinſicht der

„*Krebſenkochung*“

hat der „*Verein*“ beſondere Mittel ergriffen. Das Lebendig-Sieden iſt grauſam und empört die menſchliche Natur. Es iſt daher den Krebſen vor dieſer Procedur ein betäubendes Mittel zu geben, oder ſie ſind zuerſt in *kaltem* Waſſer zu erſäufen, welches ihre Schmerzen mildert.

7. Inſonders aber wird der „*Verein*“ ein mitleidig-menſchliches Augenmerk auf die gequälten

„*Schriftſtellerthiere*“

haben. Den Buchhändlern wird alles Schinden derſelben mit zärtlichen Vorſtellungen unterſagt, und den Nachdruckern wird das Geſetz der *Blutſauger*, der Vampyre u. ſ. w. alle Tage dreimal vorgeleſen.

Die Kunſt, einzuſchlafen, oder: Die Kunſt, ſich ſelbſt Langeweile zu machen.

Es gibt eine große Kunſt: ſich gut auszuſchlafen; aber es gibt eine noch größere, noch ſchwierigere Kunſt: einzuſchlafen!

Das iſt eine Kunſt, die man, im buchſtäblichen Sinne des Wortes, nur im Schlafe lernen kann, und wenn man über dieſe Kunſt ganze Nächte lang wacht, ſo lernt man ſie erſt nicht!

Die Kunſt, einzuſchlafen, iſt eigentlich nichts, als die
Kunſt, ſich ſelbſt Langeweile zu machen!

Es gibt keinen größern Beweis von der Eigenliebe und von der Eitelkeit der Menſchen, als wenn ſie ſagen: ich kann bei Nacht nicht einſchlafen! Das iſt nichts, als ein Beweis, wie gut ſie ſich mit ſich ſelbſt unterhalten, wie amuſant und geiſtreich ſie ihre eigenen Gedanken finden.

Wenn man in großer Geſellſchaft iſt, ſo läuft man oft alle Augenblick Gefahr, ſogleich einzuſchlafen; iſt man aber allein, Abends, im Bette, mit Niemanden beſchäftigt, als mit ſich, hört man nichts, als das, was man ſich ſelbſt ſagt, in Gedanken oder in Monologen, da iſt man entſetzlich wach und munter! O unbegreifliche Selbſtliebe und Selbſtgefallung!

Im Schlaf gehen die Geſchäfte des Herzens und der Lunge nach wie vor fort; das Herz mag alſo des Tages über gute oder ſchlechte Geſchäfte gemacht haben, der Schlaf ändert nichts, und dennoch kann ein bewegtes Herz es ſchwer zum *Einſchlafen* bringen! Allein ein ganz geſundes Herz *ſchläft* gar nicht — es *ſchnarcht* nur zuweilen!

Alſo die *Kunſt, einzuſchlafen*, erfordert: Erſtens, daß man *kein Herz habe*, das Herz iſt die *Unruhe* im Menſchen, und mit Unruhe in ſich kann man nicht einſchlafen. Zweitens, daß man *nichts denke*; denn *denken* iſt ein Andrang von lebensſchädlichen und organismuszerſtörenden, böſen Einflüſſen nach dem Kopfe, und zum leicht und bald Einſchlafen gehört eine bequeme, der geiſtigen und leiblichen Ruhe zuträgliche *Leerheit des Kopfes*. Drittens, daß man *nichts beſitze*, daß man weder im Herzen, noch im Kopfe, noch in dem Koffer etwas habe, überhaupt, daß man in der ganzen Welt nichts beſitze; denn der *Beſitz*, jeder Beſitz, es ſei nun der eines Dukatens, oder eines Hauſes, oder eines Herzens, oder auch nur eines *Talentes* — dieſes gefährliche Schieß- und Mordgewehr — hebt die freie Wirkſamkeit der Seele nach *Innen* auf, richtet ſie auf die *Außenwelt* und zerſtört allen Schlaf.

Um zu jeder Zeit leicht und ſchnell einſchlafen zu können, gehört vor Allem, daß man gar kein Vermögen, weder in baarem Geld, noch in Grundſtücken habe, und doch auch kein Börſeſpekulant ſei; daß man nichts und Niemand auf der ganzen Welt liebe, für Niemand Sorge trage und ſich um keines Menſchen Wohl und Weh zu bekümmern habe; daß man ſich gar keines Talentes bewußt ſei, daß man die ſichere Ueberzeugung habe: „Morgen Früh, wenn ich aufſtehe, bin ich ein ſo dummer Kerl und ein ſo talentloſes Weſen, wie es nur eines unter der lieben Sonne geben kann,“ wenn man bei allem dieſen nichts gegeſſen hat, blos ein Glas Zuckerwaſſer trank, ſich leicht bedeckt, eine weiche Matratze hat, und — nicht leſen kann, dann kann man ſich der Hoffnung überlaſſen, leicht einzuſchlafen.

Wie viel Mittel gibt es nicht, und zählt nicht Jean Paul her, um ſchnell einzuſchlafen! Die Fenſterſcheiben zählen, das Einmaleins lernen; die Punkte in den Tapeten berechnen, eine gewiſſe Melodie ſo lange immer von Neuem ſummen, mit dem Finger um das Antlitz herumfahren u. ſ. w. u. ſ. w.

Aber es geht dieſen Mitteln wie allen Hausmitteln: ſie ſind alle recht gut, aber ſie nützen alle nichts!

Es iſt ein groſzes Unglück, daß ſich die Menſchen ſo gut mit ſich ſelbſt unterhalten! Man iſt ſo ſeelenvergnügt, wenn man keinen andern Zuhörer hat, als das — Kopfkiſſen! Das Kopfkiſſen gähnt uns nicht ins Angeſicht, das Kopfkiſſen hört uns geduldig zu, und wer am beſten zuhört, iſt der beſte Geſellſchafter!

Von was ſpricht der Menſch mit dem Kopfkiſſen? Von ſich! Von ſich! Von ſich! Kann man bei einem ſo intereſſanten Geſpräche einſchlafen? Das wäre eine Beleidigung an ſich, und ſich ſelbſt beleidigt kein Menſch ſobald!

Ich kenne Schriftſteller, die mit dem Vorleſen ihrer Schriften ganze Geſellſchaften eingeſchläfert haben; ſie leſen ſich ihre Werke aber ſelbſt alle Nacht vor, und es kommt ihnen kein Schlummer in die Augen! Ich kenne Andere, die eine Sucht zum Anekdotenerzählen haben: wenn ſie dieſelben in Geſellſchaften erzählen, ſo ſchlummert der auftragende Bediente im Gehen plötzlich ein, die Natur ſelbſt fängt zu gähnen an, und Todesſchlaf herrſcht ringsum, dieſelben wiederholen ſich dieſe Anekdoten alle Nacht allein im Bette und unterhalten ſich dabei ſo köſtlich, daß ſie nicht einzuſchlafen im Stande ſind!

Ich komme alſo darauf zurück, daß die leidige Selbſtliebe der Feind iſt, warum viele Menſchen nicht einſchlafen können.

Ich kenne Menſchen, die, wenn man ihnen auf der Straße begegnet, eine ſolche narkotiſche Einwirkung machen, daß man ſich an das erſte beſte Haus anlehnen und ſchlummern muß, bis ſie vorüber ſind, und dieſe Menſchen klagen auch, daß ſie nicht einſchlafen können! Sie müſſen alſo nothwendiger Weiſe Nachts ganz aus ſich heraustreten und ſich für ein anderes Individuum halten.

Man ſagt, um bald einzuſchlafen, müſſe man das Licht auslöſchen; Unſinn! In Gegenden, wo gar kein Licht herrſcht, hört man auch die Klage: „Ich kann gar nicht einſchlafen;“ das Licht iſt kein Hinderniß des Schlafes, denn der erſte Menſch iſt ſogleich nach Erſchaffung des großen und des kleinen Lichtes eingeſchlafen! Daß aber der erſte Menſch ſo bald und ſo leicht einſchlief, iſt ein Beweis für meinen Ausſpruch: Man muß gar kein Vermögen beſitzen, Niemand lieben, nichts wiſſen, nicht leſen können, und — unverheirathet ſein, um bald und ſchnell einzuſchlafen.

Daß aber das Licht am Einſchlafen nicht ſchadet, beweist der Umſtand, daß manche Menſchen gerade in der Geſellſchaft der größten Lichter am eheſten einſchlafen! Ja, daß das Licht durchaus dem Einſchlafen zuträglich iſt, geht auch daraus hervor, daß man tauſend und tauſend Dinge, Prozeſſe, Unterſuchungen u. ſ. w., je eher einſchlafen läßt, je greller das Licht iſt, in welchem ſie erſcheinen!

Ich glaube, gerade im Finſtern kann man gar nicht einſchlafen, denn ſchlafen heißt die Sinnesempfindungen unterbrechen, aufhören machen; und gerade im Finſtern werden die Sinnesempfindungen am meiſten wach gehalten.

Ich, für meinen Theil, ich finde nie mehr Luſt, zu ſchlafen, als bei einer Illumination, bei einem Feuerwerke, und die Feuerſpritzen ſind an manchen Orten nie von einem tiefern Schlaf befallen, als bei einem hellen Brande!

Ein Betrunkener ſchläft ſogleich ein, und der iſt doch lichterloh illuminirt!

Je leichter die Phantaſie des Menſchen iſt, deſto eher ſchläft er ein, je farbloſer ſie iſt, deſto weniger, darum ſchläft die Jugend viel, das Alter wenig! Ich weiß, das iſt eine falſche Anwendung, allein ich rede jetzt aus dem — Schlaf und will verſuchen, mich — in den Schlaf zu reden, denn ich ſchreibe dieſen Aufſatz nämlich im Bett. — Ich glaube, man fühlt es ihm an — daß ich nicht ſchlafen kann!

Ich habe doch nichts, weder Dukaten, noch Liebe, beſitze auch kein Talent, bin unverheirathet, kurz, ich bin

Eigenthümer aller Erforderniſſe zum Schlaf, und — kann doch nicht ſchlafen!!

Wie? Sollte ich auch Wohlgefallen an meiner eigenen Geſellſchaft finden? Nicht möglich! Ich habe mir etwas aus meinen Schriften vorgeleſen und bin doch nicht eingeſchlafen! Da dacht' ich, das ſind alte Sachen, die wirken nicht ſo, friſche Mittel ſind wirkſamer, und ſchreibe mir friſch dieſes Opiat. Allein, ſchon ſind alle Leſer um mich eingeſchlafen, und ich bin noch ſo munter, ſo wach! Es iſt entſetzlich! Dreimal hab' ich mir das Geſchriebene ſchon vorgeleſen und kein Schlaf kommt in mein Auge! Ich bin nicht im Stande, mir Langeweile zu machen. Ich muß heute Nacht ſchon durchwachen, Du aber, lieber Leſer, eingeſchlafen biſt Du ſchon, ſchlaf' alſo gut aus!

Seifen-Gedanken während des Raſirens.

Während des Raſirens hat man, wenn auch nicht die beſten, doch gewiß die wahrſten Gedanken; denn man iſt nur dann wahr, wenn einem das Meſſer an der Kehle ſitzt!

* * *

Nicht nur das Herz hat ſein Bewußtſein, ſondern auch der Kopf. Gute Gedanken wie gute Thaten, wenn ſie auch nicht anerkannt werden, geben ein herrliches Bewußtſein.

* * *

Jeder Wunſch, den der Menſch hat, iſt ein Flügel an ſeinem Herzen, er trägt ihn entweder aufwärts zum Himmel, oder abwärts zur Hölle. Das Unglück im Leben iſt, daß die Gimpel ſich Adlerflügel wachſen laſſen.

* * *

Jean Paul ſagt: „Witz iſt der angeſchaute Verſtand, darum ſind jetzt alle unſere Journaliſten witzig; denn einen ſchnellen Verſtand kann man nicht anſchauen, den Journaliſten aber bleibt der Verſtand alle Augenblicke ſtehen, da können ſie ihn recht anſchauen!!

* * *

Wenn man früher große Reiſen machte, ſo brachte man einen leeren Beutel und einen vollen Kopf zurück. Durch unſere Eiſenbahnen wird man von der größten Reiſe einen vollen Beutel und einen leeren Kopf zurückbringen.

* * *

Ein Lotterielos iſt die Exercirſchule der Hoffnung und des Heirathens; jeder Einzelne glaubt, ſeine Nummer wird doch nicht immer ungezogen bleiben.

* * *

Große Männer, hohe Ideen und hohe Berge ſind ſich darin gleich, daß, wenn wir ſie erſtiegen haben, wir erſt ſehen, daß ſie oben flach ſind.

* * *

Wenn man ein Kalb alle Tage ein paar Stunden lang auf den Schultern trägt, und damit alle Tage fortfährt, ſo kann man zuletzt den ganzen Ochſen auch tragen; daher iſt es begreiflich, wie ſo mancher Erzieher ſeinen Zögling noch als Mann ertragen kann.

* * *

Witz und Verſtand ſind Blutsverwandte, anſcheinlich halten ſie zuſammen, im Stillen verfolgen ſie ſich.

* . *

Unter den Mädchen ſind gewöhnlich die Engelsköpfchen am flatterhafteſten, ſie haben die Flügel nicht einmal an den Schultern, ſondern ſogleich hart an den Engelsköpfchen.

* . *

Unſere Journaliſten haben neben dem Tintenfaß noch ein Weinfaß oder Bierfaß ſtehen, aus dem Tintenfaß fleckt ihnen Alles, aus dem Bierfaß fleckt ihnen gar nichts. Die Wahrheit ſchöpfen ſie aus dem Tintenfaß wie aus dem Bierfaß, immer nur eine — Halbe.

* . *

Von den Todten ſoll man nichts als Gutes ſagen. Den Schriftſtellern gönnt man nur darum Unſterblichkeit, um ihnen nie etwas Gutes nachſagen zu müſſen.

* . *

Kleine Seelen ſterben an den Wunden, die ihnen das Schickſal ſchlägt, große Seelen ſterben an den Narben dieſer Wunden, und ſind denn nicht am Ende die vollſten und die ſüßeſten Herzen, wie die vollſten Traubenkörner am zerriſſenſten?

* . *

Wenn bei einer Ehefrau Feuer im Dache iſt, das heißt im Kopfe, ſo ſind alle Vernunftgründe dagegen wie die Löſcheimer, ſie kommen voll an und gehen leer zurück.

* * *

Die Menſchen ſind wie die Zeitungen: wenn eine ſchlechte That geſchieht, ein Frevel, eine ſchauderhafte That, davon reden ſie lange und ausführlich; wenn eine gute That geſchieht, ſo wird ſie kaum erwähnt.

* * *

Das Licht iſt die Schweſter des Verſtandes, die Finſterniß die Gebieterin der Sinne, und die Dämmerung die Vertraute des Herzens.

* * *

In der Ehe hat der Mann nur einen dreiſpitzigen weiblichen Seufzer-Reim:

Schneider!
Kleider!
Leider!

Und die Frau einen Dito männlichen Seufzer-Reim:

Ihm iſt nur Werth.
Cigarre oder Pferd
Und — — was ihm nicht gehört!

* * *

Die Satyre gehört ins Schreibzimmer, die Laune ins Speiſezimmer, die Höflichkeit ins Beſuchzimmer, der Witz ins Geſellſchaftszimmer, und die Wahrheit — ins Schlafzimmer!

* * *

Kein Menſch lebt davon, daß der Andere etwas weiß, viel Tauſende leben davon, daß die Andern nichts wiſſen: wenn man alſo die Unwiſſenheit befördert, ſo iſt das nichts, als reine Nächſtenliebe und Sorgfalt für einen großen Nahrungszweig.

* * *

„Die Falten auf der Stirne ſind Särge ohne Deckel,“ ſagt ein genialer Humoriſt. Ja, in jeder ſolcher Falte liegen theuere Todte begraben; allein die ganz kleinen Sorgenſtiche, die ganz dünnen, dünnen Linien, aus dem Bauriſſe des Grames, auf dem menſchlichen Antlitz, erfüllen uns mit mehr Wehmuth, als die tiefen Furchen und Einſchnitte, ſo wie der Anblick eines Kinderſarges uns mit mehr Wehmuth erfüllt, als die großen Särge der Erwachſenen.

Ende des fünften Bandes.

Inhalt
des fünſten Bandes.

Seite.

Humoriſtiſche Vorleſungen.

Luft, Feuer, Waſſer, Erde, oder: Die vier Erden-Elemente und noch ein Himmelstauſend-Element 7
Konditorei des Jokus. Die Organe des Vieh-Gehirnes. Eine Carnevalsſchwank-Vorleſung über die Schädellehre der Schafe und Ochſen 17
Nagelneue Variationen auf die vier Weh (W) des Lebens: Wein, Weiber, Witz und Wahrheit 26
Die egyptiſche Finſterniß bei Gasbeleuchtung und der Ochs in der Laterne. Eine humoriſtiſche Olla Potrida 36
Vorleſung eines Zucker-Rohres über den gänzlichen Mangel aller Romantik, gehalten in einer Geſellſchaft von jungen Runkel-Rüben 45

Kokettir-Novellen.

Die Fenſter-Linie 55
Bluetten aus meiner Reiſe- und Sammel-Mappe. Liebe und Zahnweh 65
Der zweideutige Regenſchirm. Ein Abenteuer mit naſſem Anfange und trockenem Ende 70
Die Brieftaube 76

Volksthümliche Reden und Aushängſchilder.

I. „Zur ſchönen Seele.“ Putz- und Modewaaren-Handlung der Frau Beſcheidenheit 89

Seite.

II. Zu den drei Laufern: „Jugend, Schönheit und Liebe.“ Specerei- und Delikateſſenwaaren-Handlung des Lebens 94
III. Mädchenherz, Mädchenſtub' und Mädchenſchrein, müſſen aufgeräumt all' dreie ſein! 101
IV. Da müßt' es gar viel Kleiſter geben, wollt' man aller Leute Maul verkleben! 106
V. Oſt oder Weſt, Ball oder Feſt, daheim in dem Neſt, iſt's Mädchen am Beſt'! 113
VI. Nach Regen folgt Sonnenſchein 118
VII. Die Kunſt des Schmollens 123
VIII. Kälbernes mit Champignons 128
IX. Reunion und Converſation in den Lokalitäten des weiblichen Herzens 134
X. Frühlings-Cur der Sommerſproſſen, für den Herbſt und Winter des Lebens 139
XI. Unſer Herrgott grüßt alle Augenblick, kein Menſch dankt ihm! 144
XII. Ruf' nicht eher „Fiſch, Fiſch!“ als bis er auf dem Tiſch 148

Genre-Bilder, Jokoſes und Sentimentales.

Die Whiſtparthie mit vier Honneurs, drei Kindern, zwei Möpſen und einer Lichtſchere 163
Naturgeſchichte der Mädchenjahre.
  1. Die Luftſchlöſſerjahre 181
  2. Die Kartenhäuſerjahre 183
  3. Die Hansmannsjahre 184
  4. Die Strohhüttenjahre 186
  5. Die Verzweiflungsjahre 187
  6. Die „Hol's der Teufel!“-Jahre 188
Meine Leiden durch die Weibertreu von Weinsberg . . . 190
Va-banque, der Visite de reconnaissance 197

Seite.

Va-banque, Stammbuch und Album 201
Va-banque, den Thränen 204
Der deutſche Literatur-Wald 209
Soll man zu früh oder zu ſpät in Geſellſchaft gehen? Eine Lebensfrage 213
Höchſt rührender, nichts deſto minder höchſt menſchlicher, und nichts deſto minder höchſt einleuchtender Vorſchlag, Plan und Bauriß zu einem „Gegen-Thierquälerei-Verein", wie er ſein ſoll, im ganzen Umfange der idealiſtiſchen Vollkommenheit 219
Die Kunſt, einzuſchlafen, oder: Die Kunſt, ſich ſelbſt Langeweile zu machen 225
Seifen-Gedanken während des Raſirens 231

Humoriſtiſche

Damen-Bibliothek.

Von

M. G. Saphir.

Sechster Band.

Wien und Leipzig.
A. Dorfmeiſter's Verlag.

Leipzig: H. Haeſſel.
1863.

Genre-Bilder,

Jokoſes und Sentimentales.

Taſchen-Codex und Spruchbüchlein eines ſchlichten Praktikers.

Sei jeden Augenblick bereit, alle Menſchen auszulachen; denn ſei überzeugt, alle Menſchen ſind jeden Augenblick bereit, dich auszulachen, und da alle Menſchen um viel Menſchen mehr ſind, als du, ſo ſteh' alle Tage ein paar Stunden vor Tags auf, um alle Menſchen auszulachen.

* * *

Wenn dir ein vornehmer Mann etwas verſpricht, ſo lerne ein Handwerk und — verlaß dich d'rauf.

* * *

Wenn du ſchön biſt, ſo ſchau' alle Tage viermal in den Spiegel, zweimal dir zu Liebe, einmal, um zu ſehen, wie du ausſiehſt, wenn du in den Spiegel ſiehſt, und einmal, weil jeder Menſch doch einmal des Tages in den Spiegel ſehen ſoll; biſt du aber häßlich, ſo ſchau' alle Tage fünfmal in den Spiegel, zweimal aus Buße, einmal, damit du nicht vergeſſen ſollſt, wie du ausſiehſt, und wieder zweimal, damit du ja nicht in Verſuchung kommſt, zu glauben, ein Frauenzimmer liebe dich deines Geiſtes wegen.

* * *

Wenn an einer Table d'hôte die Schüſſel an dich kommt, ſo genire dich nicht, und ſuche, ſo lange du kannſt, nach dem beſten Biſſen; denn ſei verſichert, wenn die Schüſſel an den Nachbar kommt, ſo ſucht er ſich gewiß den beſten Biſſen aus.

* * *

Wenn du viel gearbeitet haſt, und ſehr ermüdet biſt, ſo geh' Abends nicht ins Theater; denn ſei verſichert, du wirſt ohnehin ſchlafen.

* * *

Wenn deine Frau dir ſchmeichelt, ſo greife ſchnell in die Taſche; denn ſei verſichert, ſie will etwas.

* * *

Wenn ein Mann dir ſchmeichelt, ſo verzeih' ihm nur gleich im Stillen; denn ſei verſichert, er will dich betrügen oder er hat dich betrogen.

* * *

Wenn ein Bekannter dir begegnet und laut ausruft: „Ach, mein Theuerſter!“ ſo komm' ihm nur gleich mit der Frage entgegen: „Ich bitt' Sie, haben Sie nicht fünf Gulden bei ſich?“ denn ſei verſichert, er wollte dich um dasſelbe fragen.

* * *

Wenn du von einem Recenſenten gelobt ſein willſt, ſo mache ihm ein Geſchenk; denn ſei verſichert, ſo was hilft immer.

* * *

Wenn du einem Recenſenten etwas ſchenkſt, ſo ſchenke ihm baares Geld; denn ſei verſichert, da triffſt du ſeinen Guſto gewiß!

* * *

Wenn du einen Künſtler lobſt, ſo lob' ihn nie auf Credit; denn ſei verſichert, wenn er einmal gelobt iſt, vergißt er dich!

* * *

Wenn du den Kopf zum Fenſter hinaus ſteckſt, ſo thue es nie, ohne die Obrigkeit zu preiſen; denn ſei verſichert, wer über dir wohnt, würde dir, wenn keine Aufſicht wäre, gewiß gerne einen Topf Waſſer über den Kopf gießen, auch wenn er gar nicht weiß, wer und was du biſt.

* * *

Im Theater kokettire immer mit fünfundzwanzig Frauenzimmern auf Einmal; denn ſei verſichert, zehn kokettiren mit dir, um ſich über dich luſtig zu machen; fünf, um ihre Nachbarin auf den „eingebildeten Laffen“ aufmerkſam zu machen, fünf aus Eitelkeit, zwei aus Dummheit und drei aus Inſtinkt, alle fünfundzwanzig aber noch einmal aus Langeweile, und alleweil bleibt doch etwas kleben!

* * *

Trau' der ganzen Welt ſo wie dir; denn ſei verſichert, der Menſch ſoll ſich ſelbſt nicht trauen.

* * *

Wenn du in der Gunſt des Publikums ſteigſt, ſo denke an Eulenſpiegel und weine; denn ſei verſichert, du wirſt wieder herunterſteigen.

* * *

Wenn dir ein Frauenzimmer ſagt: „Du haſt mein Herz erſchüttert!“ ſo glaub's und — bau' nicht darauf; denn ſei verſichert, auf einen Boden, der einmal erſchüttert iſt, ſoll man nicht bauen.

* * *

Wenn du alle Augenblicke erinnert wirſt, daß du eine Frau haſt, ſo thut ſie dir weh; denn ſei verſichert, man wird nur an jene Gliedmaßen von ſelbſt erinnert, die Einem weh thun!

* * *

Ein gutes Gewiſſen ſchläft auch auf einem Baumſtrunk! D'rum ſchaff' dir keine Baumſtrunkhandlung an; denn ſei verſichert, ſie bleiben dir über den Hals!

* * *

Kaufe nie Etwas zu einem „feſtgeſetzten Preis“; denn ſei verſichert, wenn der Preis ehrlich wäre, hätte man ihn nicht feſtgeſetzt.

* * *

Wenn du einem Frauenzimmer unter den Hut ſehen willſt, und es ſenkt den Kopf, als ob es Etwas auf der Erde ſuche, ſo grüble nicht weiter; denn ſei verſichert, wenn es ſchön wäre, es würde zum Himmel hinauf geſehen haben, ob es nicht regnet.

Taſchengedanken- und Gedankentaſchen-Spielerei.

Die Kunſt, zu leben, iſt nichts, als die Kunſt der *Taſchenſpielerei*: die Kunſt, aus andern Taſchen in ſeine zu ſpielen; die Kunſt, die *Leute in den Sack* und ihr *Geld* in die *Taſche* zu ſtecken.

Die Taſchen des Menſchen ſind ſeine Laſter. Bei den Spartanern wurde nichts geſtohlen, und warum? Weil ſie keine Taſchen in ihren Kleidern hatten. Wenn die Spartaner, wie wir, zwei Weſtentaſchen, zwei Hoſentaſchen, drei Fracktaſchen und fünf Oberrocktaſchen gehabt hätten, ſie hätten auch mehr geſtohlen. Eine jede Taſche iſt ein genähtes Fragezeichen an den Schneider: „*Wozu haſt du mich gemacht?*“ ein Ausrufungszeichen an den Beſitzer: „Ach Gott!“ und ein großer Gedankenſtrich an das Schickſal, welcher ſagt: „*Das Uebrige kannſt du dir denken!*“ Eine jede leere Taſche iſt nichts, als das zueignende Fürwort: „*Mein*“ mit Leinwand überzogen, und jede volle Taſche iſt nichts, als ein großes Bewußtſein in Taſchenformat!

Mit den meiſten Taſchen iſt es wie mit dem Mond, ſie ſind alle Monat einmal voll, einmal leer, und wenn gar kein Geld, keine Münze und kein Schein in der Taſche iſt, das ſind die Mondfinſterniſſe, aber die ſichtbaren!

Mit den vielen Taſchen geht's uns jetzt wie mit den vielen Wörterbüchern: je mehr wir haben, deſto weniger finden wir den Artikel d'rin, den wir eigentlich ſuchen. Ein Menſch mit allen ſeinen Taſchen jetzt iſt wie das Converſations-Lexikon. Sucht man das Geld in der Weſtentaſche, ſagt ſie: ſiehe „Bruſttaſche", kommt man zur Bruſttaſche, ſagt ſie: ſiehe „Brieftaſche", kommt man zur Brieftaſche, ſo heißt's: „ein Weiteres über dieſen Gegenſtand ſchlage man im Münzweſen nach!" Wir haben alle Hände voll zu thun, um die leeren Taſchen auszufüllen, mit den leeren Händen nämlich.

Warum trägt der reiche Mann ſeine Hand in der Taſche, und warum der arme Mann? Bei dem reichen Mann bittet das Geld in der Taſche, es nicht hinauszuſtoßen in die Welt unter Arme und Hilfloſe, und da gibt der reiche Mann gerne die Hand darauf; — bei dem armen Mann bittet das kein Geld um Verſchwiegenheit und der arme Mann iſt ſo gut und hält's unter der Hand! —

Es iſt eine homöopathiſche Cur, wenn man einer leeren Taſche eine leere Hand einzunehmen gibt.

Aber in den Taſchen ſelbſt, welch ein Unterſchied, welche Abſtufungen von der Bruſttaſche bis zur Patrontaſche, von der Uhrtaſche bis zur Maultaſche!

Die Bruſttaſche trägt der Menſch auf der linken Seite, gerade über dem Herzen! Wenn nur die Taſche auf der Bruſt recht voll iſt, ſo darf die Bruſt unter der Taſche recht leer ſein, man darf doch von der Bruſt weg reden! das iſt dann ein leichtes Leben, wenn Einem da ſo recht ſchwer auf der Bruſt iſt! In der Bruſttaſche iſt's gerade wie in der Bruſt ſelbſt! Wie vielen Menſchen liegt das Herz mehr in der Bruſttaſche, als in der Bruſt ſelbſt; man könnte ſagen, das Herz iſt ihnen aus der Bruſt in die Taſche gefallen. Das Geld wohnt in eben ſo verſchiedenen Weiſen in der Taſche des Menſchen, als die Gefühle in der Bruſt der Menſchen.

Bei manchen Menſchen zum Beiſpiel ſteht die Liebe als Schildwache in der Bruſt, und wartet ſehnlichſt auf Ablöſung, bei Andern liegt ſie als feſte Garniſon, und bei noch Andern ſteckt ſie blos als Baugefangene in den tiefſten Kaſematten; ſo iſt es auch mit dem Geld in der Bruſttaſche: bei manchen Menſchen iſt's als Taſchenſpielſtück da, ſie ſind Künſtler darin, das Geld ſchnell verſchwinden zu laſſen, und bei Andern iſt es blos lebenslänglicher Arreſtant! In der Bruſt des Menſchen, der ſein Herz in der Bruſttaſche hat, liegt eine große Vorliebe zu Bruſtſtücken, aber ſie müſſen von gekrönten Häuptern und auf Metall geprägt ſein!

Der Menſch liebt den Menſchen überhaupt mehr als Bruſtſtück, denn in Lebensgröße, d'rum wenn die Männer ein weibliches Herz gewinnen wollen, ſo machen ſie ſich ſelbſt zu Bruſtſtücken, indem ſie niederknien und ſo die Füße einziehen. Die Frauenzimmer glauben dann, ſie hätten gar keine Füße, und könnten ihnen nicht davon laufen.

Allein die Männer knien blos deshalb lange, um dann ausgeruhte Füße zum Davonlaufen zu haben.

Das Erſte, was die Frauenzimmer wiſſen, iſt, wie ſchön ſie ſind; das Erſte, was ſie lernen, wie ſtark ſie ſind; das Erſte, was ſie erfahren, wie ſchwach ſie ſind; das Erſte, woran ſie vergeſſen, wie alt ſie ſind, und das Erſte, worauf ſie ſich wieder erinnern, iſt, daß ſie das vergeſſen haben!

Und doch wohnen alle edlern, ſanftern Gefühle nur im Frauenherzen; bei den Frauen iſt die Liebe die Ruhe des Herzens, bei den Männern die Robot des Herzens! die männliche Wange wird nur roth durch das Wort, die weibliche ſchon durch den Gedanken! die Frau ſucht in der Liebe nach Worten für ihre Empfindung, der Mann ſucht nach Empfindungen für ſeine Worte; die Frau beſitzt ihr Herz blos Einmal, und der Mann bekommt das Original. Jeder Mann hingegen betrachtet ſein Herz wie ein Memorial, er hat ſtets ein Duplicat davon vorräthig. Selbſt der Sturm des Haſſes zerſtört nur Männerherzen, ſo wie jeder Sturm blos in Wäldern Verheerungen anrichtet, nie aber in Blumen. Wenn der Mann ſeine Frau nicht liebt, ſo mißhandelt er ihren Kanarienvogel; wenn aber die Frau den Mann noch ſo ſehr haßt, ſo kann ſie es doch nicht verſchmerzen, wenn er den Kaffee kalt werden läßt.

Ueberhaupt iſt der Rückſchritt von Zorn und Haß, ſo wie von jeder Verſtimmung des Herzens zur reinen Stimmung blos bei den Frauen leicht, nicht aber bei den Männern, ſo wie eine Flöte leicht zu ſtimmen iſt, aber eine Pauke ſchwer.

Betrachten wir den Umſtand, wie viele Taſchen ein Mann in jede Geſellſchaft mitbringt, und daß die Frauen keine mitbringen, ſo ſind in der Converſation, ſo zu ſagen, die Männer ſchon vom Schneider angewieſen, mehr einzuſtecken, als die Frauen.

Welches war in der Welt die erſte Taſche? Gewiß die Plaudertaſche; denn dieſe Taſche exiſtirte ſchon im Paradieſe, alſo noch bevor es gar Kleider gegeben hat. Hätte Eva mit der Schlange nicht geplaudert, hätte ihr die die Schlange keinen Apfel geboten, und wir wären noch Alle im Paradieſe.

Die Plaudertaſchen und die Poſttaſchen haben durch nichts ſo verloren, als durch die Eiſenbahnen; wenn man früher mit ſo einer Plaudertaſche von Wien nach Brünn reiste, hatte ſie Zeit und Muße genug, uns ihre ganze Lebensgeſchichte zu erzählen; jetzt, auf der Eiſenbahn, kommt ſie kaum dazu, uns von ihren Kinderjahren zu erzählen!

Man ſagt, das Leben iſt eine Reiſe; ja wohl, früher lebte und reiste man lange, jetzt reist und lebt man ſchnell. Es wäre recht gut, wenn das Leben eine Reiſe wäre, aber jede Frau müßte eine Poſtmeiſterin ſein, denn dann wohnten ſie alle eine Station aus einander, und dann wäre Ruh im Leben. Es gibt Menſchen, die blos Poſtillons ſind, ſie gehen nie einen Schritt weiter, als die zwei oder drei Meilen, die ſie zu machen gewohnt ſind; dann gehen ſie immer wieder zurück und blaſen immer wieder dasſelbe Stück! Jeder Menſch iſt ſein ganzes Leben lang ein Poſtillon; er führt ſich ſelbſt von einer Station des Lebens zur andern, von einer Liebe zur andern, von einem Wunſch zum andern, von einer Hoffnung zur andern; er fährt immer voll aus und reitet immer leer zurück! Er verſpricht ſich ſelbſt ein Trinkgeld und ſagt zu ſich: „Schwager, fahr' gut!“ Auf der Station vertrinkt er's und bringt nichts mit zurück!

Weihnachtabend.

Es iſt ein ſchöner, rührender, heiliger Abend!

Die Menſchen begehen ein Feſt der Liebe! Die Menſchen gönnen ſich heute gegenſeitig Freude, ſie überraſchen ſich mit Freude, mit Zärtlichkeit, mit Gaben der Liebe, der Freundſchaft, der Innigkeit!

Der liebe Vater oben hat die ganze Welt dem Menſchen gegeben zu einem einzigen, ſiebzigjährigen Weihnachtsfeſte! Er hat ihnen das Leben reich beſetzt, wie einen Weihnachtstiſch. Er hat am Himmel angezündet den unendlichen Chriſtbaum mit goldnen Lichtern, und von dieſem flammenden Chriſtbaum flattern herab alle Gnadenbänder des Lebens: Liebe, Glaube, Hoffnung! Er hat den Menſchen beſchert einen ganzen Tiſch voll bunter Gaben: Abendröthen, Morgenröthen, Frühlinge, Nachtigallen, Dichtungen, Thränen, Liebe, Freundſchaft, Religion, Kunſt, Wohlthätigkeit und tauſend andere Dinge, die uns beglücken können! Er hat den Menſchen beſchert eine große Herzſchachtel voll eitel Spielzeug, voll güldenem Schnitzwerk, voll flatternden Wünſchen, voll flackernden Träumen, voll gedrechſelten

Hoffnungen, kurz, der ewige Vater des großen Erden-Waiſen-Hauſes hat das ganze Menſchen-Leben zu einem einzigen ſchönen, heiligen, rührenden Weihnachtsfeſte machen wollen, zu einem einzigen Liebesfeſte, zu einer einzigen lauen, lieblichen, magiſchen, wunderſam gemüthlichen Dämmerſtunde zwiſchen dem Sonnenuntergange des diesſeitigen, und dem Sonnenaufgange des jenſeitigen Lebens!

Der Menſch aber hat dieſes einzige große Feſtgeſchenk des Lebens, wie ein Kind, zerbrochen und abgetheilt in ſiebzig kleine, ausgemeſſene, vorherberechnete Feſttage! — Er hat das Geſchenk der unendlichen, ewigen, lebenslänglichen Liebe zerſpaltet in kleine Theilchen, in ſiebzig Theilchen, und feiert alle Jahre eine kalte Decembernacht der Liebe, und findet ſich ab mit den Nebenmenſchen, mit den Freunden, mit den Kindern, mit allen Empfindungen, und vertröſtet ſie und ſich und ſein Herz und alle ſeine Gefühle auf dieſe einzige, kleine, abgemeſſene Liebesſtunde!

Zwiſchen dieſen ſiebzig buntangeſtrichenen, einzelnſtehenden, auseinandergeriſſenen Wegweiſern in das heilige Land der Liebe, in die verödeten Zwiſchenräume dieſer ſiebzig Jubelminuten ſäet der Menſch das ganze Jahr die Neſſelſaat des Haſſes, die Stechäpfel der Liebloſigkeit, den Schierling des Neides und tauſend andere Giftpflanzen, die das Glück des Nebenmenſchen zerſtören, aufreiben, vergiften. Dann, wenn er dieſen Raum ausgefüllt hat mit Haß, Verfolgung, Liebloſigkeit, Stumpfheit, Zerſtörung aller andern Freuden, Verhöhnung aller edlern Empfindung, dann, dann gelangt er alle Jahre einmal an den alten, herkömmlichen, ſeit Ewigkeit hervorgeſteckten Pfahl und Wegweiſer der Liebe, und hängt ſeine Laterne daran, mit ſeinem Augenblickslicht, und ſtreicht dieſen einzelnen Wegweiſer an mit Farben und bunterlei Zeug, und das nennt der Menſch: den Weihnachtsabend feiern!

Vergib ihnen, Vater im Himmel! Sie wiſſen nicht, was ſie thun! Sie gehen wie Blinde durch den ewigen Lichtraum deiner Huld, ſie gehen wie Taube an dem unendlichen Stromfall deiner Gnade, ſie gehen wie Stumme neben dem ewigen Jubelchor deiner Schöpfung, ſie gehen mit eingedrückter Bruſt, mit kurzem Odem durch deine hochgewölbte, ätherklare Welt!

Ich will mich wegwenden von jenen Tiſchen, an denen die berechnende Liebe mit einer ſüßen Weihnacht-Stunde ihren Nebenmenſchen ein langes, bitteres Jahr verſüßen will; an denen Herzloſigkeit, mit einem goldnen Geſchenke, ſeiner Umgebung ein langes, bleiernes Jahr übergolden will; an denen ein egoiſtiſches Herz mit einem bunten Tand ein das ganze Jahr hindurch von ihm grauſam zerdrücktes Gemüth entſchädigen will!! —— Ich will mich wegwenden von allen jenen Tiſchen, an denen die wahre Liebe zum Schaugericht, die echte Aelternzärtlichkeit zum Flitterſchein, die wahrhaſtige Nächſtenliebe zum abtropfenden Kerzenflimmer, und ſelbſt die innige Frömmigkeit nur zum vergehenden Paroxismus des Augenblickes wird.

Ich will hinausgehen und lauſchen an den Fenſtern der Armuth, wo nichts aufbaut, als die Liebe, wo kein anderer

Baum blüht, als der bittere Brotbaum des Elendes, wo keine andern Lichter brennen, als die brennenden Thränen!

Ich will mein Ohr legen an die Thüre der Waiſenhäuſer, wo die Kinder ſind ohne Vater und Mutter, ohne goldene Beſcherungen, ohne geputzte Chriſtbäume, ohne Geſchenke der Zärtlichkeit, der Herzlichkeit! Ich will hinausgehen in die kalten Straßen, und will die armen, kalten, zitternden Kinder aufſuchen, die um Brot bitten, und die mit weinenden Augen hineinſchauen in die erleuchteten Säle, wo die glücklichen Kinder ſchwimmen im Lichtſtrome, und tanzen um reichbehängte Bäume und mit den glücklichen Händchen jubelnd zuſammenſchlagen!

Ich will alle jene Tauſende aufſuchen, die heute, am heiligen, frohen, rührenden Weihnachtabend, allein ſitzen, allein, verlaſſen und ungeliebt! Ich will alle Jene aufſuchen, die mit geröthetem Auge und mit blaſſen Wangen einſam ſitzen und weinen! Ich will Jene aufſuchen, denen das Glück nichts gab, gar nichts, und die ihren Lieben, ihren Herzliebſten, ihren Kindern nichts geben können an dieſem heiligen Abende, gar nichts! Ich will alle Jene aufſuchen, die bei einem Herzen voll Liebe, voll Sehnſucht, doch ungeliebt durch's Leben gehen, die heute am heiligen Abend nicht das kleinſte Zeichen der Liebe erhalten, nichts, gar nichts! Ich will alle Jene aufſuchen, die fern von dem Gegenſtande ihrer Liebe ſehnend ſitzen, und ihm nicht zukommen laſſen können am heiligen Abend, kein Zeichen der Liebe, kein Wort der Treue, kein Blümchen, kein Papierſtreifchen, nichts, gar nichts!

Ich will alle Jene aufſuchen, die den Chriſtbaum und die goldnen Lichter nur für Todte anzuzünden haben, die alles Theuere da unten haben im Schooße der Erde, und oben im Schooße des Lichts nichts, gar nichts!

Alle dieſe möchte ich aufſuchen und ſie mit mir nehmen, und an mein Herz legen und ihnen ſagen: „Kommt mit mir, ich bin arm wie ihr, allein wie ihr, ungeliebt wie ihr, ich habe da unten theure Schätze wie ihr, und oben ſo wenig, ach, ſo wenig; ich habe mein Brot mit Thränen gegeſſen wie ihr; ich habe meinen Wein mit Zähren vermiſcht wie ihr; ich bin ſchmerzlich und tief verletzt worden wie ihr; ich trage ein brennendes Sehnen im Herzen wie ihr; ich bin einſam wie ihr, und abgeſchieden von meines Lebens Inhalt wie ihr; kommt mit mir, ich bin arm, recht arm, doch bin ich nicht ſo arm, daß ich euch nicht zu Tiſche laden könnte, zu dem Tiſche meines Herzens, der reich iſt, ſehr reich an Liebe, an inniger, herzlicher, wahrer Liebe, der ſehr reich iſt an Mitgefühl, ein warmes, lebenquellendes, lauteres Mitgefühl! Und auch einen Chriſtbaum kann ich euch zeigen, einen großen, herrlichen, unendlichen Chriſtbaum, der euch Alle tröſten, erheben, erfreuen, ermuthigen wird!

Seht ihr da oben am blauen Himmel den großen, weitgezweigten, goldenblätterigen Sternen-Chriſtbaum? den hat unſer allgütiger Vater da oben allein für uns, ganz allein für uns errichtet; ganz allein für uns, die wir heute nicht ſitzen unter blinkenden Girandoles und demantnen Bäumen, ſondern unter dieſem großen, myriadenflammigen Chriſtbaum des ewigen Vaters. Zwiſchen dieſen einzelnen

Sternen-Lampen ſchaut der himmliſche Vater mildlächelnd zu ſeinen Kindern herunter, und mir hat er vor Vielen beſchert das offene Auge, daß ich durch dieſe güldnen Zweige durch erblicke die halboffene Thürsſpalte des beſſeren Lebens, und durchſchaue und ſehe und höre im Geiſte alle die flatternden Sonnen- und Freudenklänge und Engelzüge und Regenbogen und Roſenlauben und wallenden Geiſter!

Und dieſen leuchtenden, glänzenden, ſternenvollen Chriſtbaum hat Gott an den Himmel gepflanzt, gerade nur für die, ſo einſam und allein zu dem Himmel emporſchauen; und dieſe tauſend und abermal tauſend Weihnachtkerzen funkeln und flimmern gerade nur für den, dem ſonſt kein anderes Freudenfeuer im Leben glüht, kein anderes Liebeslicht im Daſein brennt, und dieſe Lichter will ich euch näher bringen, und ihre Strahlen deuten und euch ſagen, wie ſie hereinſchauen in das Leben, wie rettende Götter, wie Friedens-Engel, wie leuchtende Bürgen ewiger Freuden!

Da oben hoch im Blauen,
  Da ſteht der große Baum,
Und gold'ne Zweige ſchauen
  Herab durch dunklen Raum.

Er breitet ſeine Aeſte
  Durch's ganze Himmelhaus,
Und hängt zum heiligen Feſte
  Viel tauſend Lampen aus.

Der Gärtner bleibt im Dunkeln,
Der dieſen Baum uns gab,
Doch ſeine Blätter funkeln
Mit ſüßem Licht herab.

Er hat des Baumes Hallen
Mit Lichtern voll beſchwert,
Den Erdenkindern allen
Hat er den Baum beſchert.

Denn tauſend Gaben drängen
Sich in der Zweige Raum,
Denn tauſend Lichter hängen
Herunter von dem Baum.

Der erſte Stern entbrennet
Ganz hoch in ſeiner Kron'!
Wiſſ't ihr, wie man ihn nennet?
Den Stern der Religion!

Aus dieſes Lichtes Reinheit
Erblüht in unſ'rer Bruſt
Der Glaube und die Einheit
Und aller Tugend Luſt!

Ein zweiter Stern glühet
Am Baume, lieblich friſch,
Der Stern der Liebe blühet
Am Sternen-Weihnachts-Tiſch!

Aus dieſem Strahlenkerne
Wird uns das ſüße Licht,
Das in dem Augenſterne
Nur mit dem Tode bricht!

Ein dritter Stern funkelt,
Der Hoffnungs-Stern genannt,
Der, wenn das Glück verdunkelt,
Doch tröſtend iſt entbrannt.

Und dieſes Licht der Gnade,
Das nie verblühen kann,
Verleiht die ew'ge Gnade
Auf Erden jedem Mann!

Ein vierter Stern auch leuchtet,
Wie Mädchen-Angeſicht,
Wie Roſe, thaubefeuchtet,
Die aus dem Netze bricht:

Der Stern der Unſchuld glänzet,
Erglühet wie die Braut,
Wenn ſie, das Haupt bekränzet,
Dem Bräut'gam ſich vertraut.

Und tauſend and're Sterne
Erblühen heilig da,
Und ſcheinen ſie auch ferne,
So ſind ſie uns doch nah'.

Denn wo nur eine Waiſe
Verlaſſen, einſam ſteht,
Wo auf der Lebens-Reiſe
Ein Herz ganz einſam geht:

Wo nur ein Herz ſich ſammelt
Und traut dem Sternen-Schein,
Und wo ein Mund nur ſtammelt:
„Ach, Vater! denke mein!“

Da werden ſie vertreten
Von ihren Sternen ſchon,
Und ihre Sterne beten
Für ſie an Gottes Thron!

Die falſche Freundin.

Daß man ſich auf die Freunde nicht verlaſſen kann, iſt eine bekannte Sache. Mit einem Freunde darf man es nicht genau nehmen; mit einem Freunde macht man keine Umſtände; ein Freund nimmt nichts übel; unter Freunden herrſcht kein Zwang; und noch andere gute Sprüchelchen geben unſern Freunden ein Recht, mit uns grob, unverſchämt, wortbrüchig, fahrläſſig, geringſchätzig zu verfahren. Die Menſchen haben alle Höflichkeit, Artigkeit, Liebenswürdigkeit nur für ihre Feinde, mit den Freunden iſt man grob, kalt, nachläſſig u. ſ. w.; denn, mein Gott, es ſind ja gute Freunde!

Will man Etwas ganz ſicher beſtellt wiſſen, ſo laſſe man es nur durch keinen Freund beſtellen, denn der beſtellt es gewiß nicht; weil er weiß, wir ſind blos ſein guter Freund, und ſchadet's, wenn er's vergißt! — Will man ſich Geld ausborgen, nur von keinem Freund, denn der hat den Grundſatz: meinen Freunden leih' ich kein Geld, das macht Mißhelligkeit! — Will man wo zu Mittag ſpeiſen, nur bei keinem Freund, denn der hat den Grundſatz: ein guter Freund muß mit Wenigem vorlieb nehmen! — Will man Jemanden Etwas anvertrauen, nur keinem Freund, denn aus lauter Freundſchaft fährt ihm das Geheimniß aus der Lippe! — Will man einen fleißigen Mitarbeiter, nur keinen Freund, denn der gibt Andern das Gute und uns das Schlechte, denn wir nehmen's ja auch ſchon aus Freundſchaft auf. —

Kurz, es gibt nichts, was uns im Leben mehr genirt, als die ſogenannten Freunde!

Aber daß man ſich auf eine Freundin nicht verlaſſen kann, das iſt neu, das iſt unerhört, das iſt zum verzweifeln. Das weibliche Geſchlecht hat unter verſchiedenen Tugenden, die es vor dem männlichen voraus hat, gewiß auch einen innigeren Sinn für Freundſchaft voraus. Ein Frauenzimmer von Geiſt und Herz iſt eine treuere, bewährtere Freundin, ſie bringt mehr Opfer, ſie fühlt mit uns aufrichtiger und anhaltender, als ein Mann. Die Männer ſind in der Freundſchaft, wie in der Liebe, vorſichtig, die Frauen ſind in beiden nachſichtig. Wenn ich ſage Frauen-Freundſchaft, ſo verſtehe ich darunter Freundſchaft zwiſchen zwei Frauenzimmern; denn von der Freundſchaft zwiſchen Männern und Frauen hab' ich keine große Idee; da iſt die Freundſchaft ſtets auf dem Sprung, denn von der Freundſchaft zur Liebe iſt nur ein Sprung. In der Natur gibt es zwar keinen Sprung, ſagen die Naturforſcher, welche jetzt alle Jahr ſelbſt einen Sprung machen; allein der Sprung von Freundſchaft zur Liebe iſt ſelbſt Natur! Es gibt in dieſer Natur einen Vorſprung und einen Rückſprung; der Sprung von der Freundſchaft zur Liebe iſt ein Vorſprung, der Sprung von der Liebe zur

Freundſchaft iſt ein Rückſprung. Die Männer ſind geborne Springer, ſie ſpringen vor und zurück, ſie ſind wahre Gymnaſtiker; die Frauenzimmer überſpringen mehr, ſie ſpringen ſelten in die Freundſchaft zurück, ſondern über ſie hinüber — zum Haß!

Alſo, ich empfehle Jedem eher eine Freundin, als einen Freund!

Und doch! — und doch! — doch hat ſie mich getäuſcht, verlaſſen, in der Noth verlaſſen! —

Ich habe ſeit langer Zeit eine theure, werthe Freundin, eine liebenswürdige Freundin, und jetzt, heute, heute verläßt ſie mich zum erſten Male!

O, ſie iſt ſchön, und reich, und jung! Zu ſchön für eine reiche Freundin, zu reich für eine ſchöne Freundin, und zu jung für Beides!

Es iſt die Morgenſtunde! die Freundin der Muſen!

Morgenſtunde hat Gold im Munde! Meine Morgenſtunde hat ein ganz kleines Mündchen, das iſt eine Schönheit! Sie half mir immer, wenn ich mich in ihren Arm warf; ſie half mir arbeiten, ſie weinte, ſie lachte, ſie ſcherzte mit mir! Kurz, es war meine Kaffeeſchweſter! — C'est tout dit! —

Wenn ich Abends zu Bette ging, und nicht wußte, wie ich übermorgen mein Blatt drucken laſſen ſollte, ſo verließ ich mich auf meine Freundin, die mir morgen mit dem Zeitlichſten ſchon helfen wird; und ſie half immer.

Und jetzt, und jetzt!

Ich wollte, der Leſer könnte mich jetzt ſehen, mich, meine Schlafmütze und die Morgenſtunde, wie wir da ſitzen und Maulaffen feil haben!

Ich brauche große Schrift für den Humoriſten, ſage ich der Morgenſtunde; ſie reißt das Maul auf — es iſt kein Gold darin, ſie gähnt! — zur Geneſung!

„Freundin!! Aurora!! Musis amica!!! Hilf, ſteh' mir bei!“

„Kann dieſer Aufſatz Wien nicht erreichen,
So muß der Humoriſt mir erbleichen!“

„Nur dieſes Mal gebt mir ein Maulvoll Muſenfreundſchaft!“

Vergebens! Die Morgenſtunde macht ein Schafsgeſicht! Iſt das Freundſchaft?!

Ich ſchenke der Morgenſtunde nun ſchon die vierte Taſſe Kaffee ein, ich füttere ſie mit den friſcheſten Butterbemmchen, ſie ſchweigt, ſie ſpricht nicht, ſie hat heute kein Bischen Freundſchaft für mich!

„Auch du, meine Freundin Aurora?!“

Ich habe ſo ſchöne Aufſätze angefangen:

„Ueber die Kunſt, ſich aus der Ferne recht nah' zu geh'n.“ — „Wann ſind die erſten Maulwürfe nach Deutſchland gekommen?“ — „Was wird mit Büſchings Erdbeſchreibung geſchehen, wenn die Welt zu Grund geht?“ — „Wenn eine Frau ſtumm iſt, wie widerſpricht ſie ihrem Manne?“ — „Iſt das Cis von „Cis-cis-beo“, oder das gis von „ghin-gis-chan“ von größerm Einfluß auf die Harmonie in der Ehe?“ u. ſ. w.

Aber alle mußte ich vor der Hand unbemerkt laſſen, denn meine Freundin iſt falſch und verläßt mich!

Ich muß alſo alle jene ſchönen Sachen ein anderes Mal zu Ende ſchreiben; ob du dich aber darauf verlaſſen kannſt, mein lieber Leſer, weiß ich nicht, denn ich bin dein Freund!

Frühling und Herbſt.

Der ſchöne Stern Mars liebte, er liebte das Sternbild: die Venus.

Er liebte wie die Götter lieben, aber ſie liebte wie die Menſchen lieben, menſchlich, mit allen menſchlichen Leiden und Freuden.

Sie luſtwandelten durch den unendlichen Raum, und er führte ſie von Geſtirn zu Geſtirn, und die Gluth und das Feuer dieſer Geſtirne machte ihn ſtolz und ſchwellte ſeine Bruſt. Sie aber ſehnte ſich nach einem mildern Weſen, das nicht lodert und nicht brennt, und das die Thräne in ihrem Auge nicht aufſaugt mit heißen Strahlen. Und ſie bat den Mars, daß er in einem kleinen Plätzchen des Aethers ein Geſtirn hervorbringe: ein Geſtirn, das blos Licht empfängt, wo es milde iſt, wo die Luft nicht ſo dünn, und wo die Elemente in weicher Miſchung regieren. Und Mars ſchuf im unendlichen Raume eine große Kugel, und nannte ſie: Erde, und gab ſie ihr zum Brautgeſchenk. Und die Venus freute ſich innig, als die junge Erde zu ihren Füßen hinrollte, und als ſie ihr in mildern Strahlen wiedergab den Strahl der Sonne; und Venus lächelte der Erde zu, und auf dieſes Lächeln wurde es Frühling auf der Erde; und Venus träumte bunte Dinge von ihrem Brautgeſchenke, Erde, und dieſe Träume wurden zu Blumen, und ſchmückten die Erde; und Venus lispelte koſende Worte aus dem Schlafe, und die koſenden Worte wurden zu Nachtigallen und zu Lerchen, und zu flatternden Schmetterlingen, und als ſie erwachte und die Erde ſah mit ihrem Frühling, mit ihren Blumen, mit ihren Nachtigallen, da füllte ſich ihr Auge mit einer himmliſchen Thräne, und die Thräne fiel herab, und vermiſchte ſich mit einem Körnchen Erde, und daraus wurde der Menſch. Und Venus kam wieder zu Mars, und zeigte ihm das ſonderbare Weſen, mit einem Bart um das Kinn, mit hoher Stirne, mit ſtarken Schultern, und Mars warf einen Funken aus ſeiner Bruſt herab, und er fiel in die Bruſt des Menſchen, und da wurde ein rother Quell, ein glühender, ein klopfender!

Und Venus ſah, wie der Menſch umherirrte auf ihrem beblümten Brautgeſchenk, und wie er einſt ſaß am hellen Bache und ſich in der Fluth ſah, und nicht begreifen konnte, wie dies geſchehe und was es ſei, und wie er ſich immer ſehnte nach ſeinem Schatten-Ich. Da ſann die ſchöne Venus nach, und blickte freundlich nieder auf die Erde, und ſah ſich ſelber im Aether ſpiegeln, und ſchuf ein zweites Weſen nach ihrem eigenen Aether-Spiegelbild, ein ſchwaches, kränkliches Geſchöpfchen, ein ſüßes, ſchwaches Weſen, und als der Menſch entſchlief, legte ſie das liebliche Püppchen ihm zur Seite nieder. Da neigten ſich die Blumen neugierig über das Haupt der neugebornen Schläferin, und das junge Roth der Roſe, und der Schnee der Lilie blieb an ihren Wangen hängen; und das Blau vom Vergißmeinnicht ſtahl ſich durch die geſchloſſenen Wimpern; und der Zephyr kam, um das neue Geſchöpf zu begrüßen, und ſein zarteſter Hauch ſtahl ſich als Seufzer in ihre Bruſt; und die Nachtigall kam, um ſie zu begrüßen, und die Sehnſucht dieſer Töne ſenkte ſich in ihr Herz; und alle kleinen Erdgeiſter wimmelten hervor um ihr Haupt, und füllten es mit Wünſchen, Hoffnungen, Begehrungen, Tändeleien, mit eitlen Gedanken, und mit Narrenpoſſen, mit Grillen und mit Zartheiten, mit Lächeln und mit Thränen, und ſie erwachte als das Weib!

Der Menſch aber umſchlang ſie, und als er den erſten Laut von ihren Lippen hörte, den erſten, menſchlichen Laut von einer andern Lippe, da ſuchte ſeine Lippe dieſe Lippe und — ſo ward der erſte Kuß!

Die Venus aber freute ſich über ihre beiden Puppen, und ſie ſagte: „liebt euch!“ Da fingen ſie an zu weinen, zu lachen, zu plaudern, zu ſchweigen, zu ſeufzen, zu träumen, närriſches Zeug zu ſprechen, zu ſingen, ſich zu ſuchen, ſich zu fliehen, mit ſich ſelbſt zu reden, in den Mond zu ſchauen, finſtere Laubgänge zu ſuchen, und, mit dem Kopf auf die Hand geſtützt, den Nachtigallen zu lauſchen; er zürnte, wenn ſie tanzte, ſie ſchmollte, wenn er ſang; ſie neckten ſich, flohen ſich, verſöhnten ſich — und weinten die erſte Thräne! Das war die Liebe, und das war der Frühling!

Mars aber ſah dieſes Glück des Mannes, und die Venus das Glück der Frau, und ſie wurden eiferſüchtig; denn die Götter und die Geſtirne lieben ohne Thränen, ohne Seufzer, ohne Sehnſucht, ſie lieben ohne Eiferſucht,

e Bitterkeit, und es iſt Liebesſüßigkeit ohne Liebesbitter-
Da ſchleuderte Mars einen zweiten Funken in die Bruſt
Menſchen, und der rothe Quell fing zu kochen an. Das
t in dieſer Lebens-Ciſterne brodelte und wallte, in den
rn rann es glühend heiß; die Sehnſucht wurde zur Be-
de, der Seufzer zum Wunſch, und der Kuß zur Begeh-
g; die zwei erſten Weſen ſanken auf ſilberweiße Blumen
und als der Vorhang der Nacht von dem Blumenbeete
flog, erwachte das Weib, das brennende Roth war von
n Wangen entwichen, und hatte ſich in die Blumen
gen, auf denen ſie ruhten, und ſo ward die erſte —
nnende Liebe!

Die himmliſche und reine Venus aber ſah herab auf
Puppen, und ſah, daß ſie ſie gebrechlich ſchuf, und daß
Göttertraum der Liebe von den Menſchen nicht weiter
äumt werden könne, daß die Natur der Menſchenliebe
hön iſt, um ewig zu ſein, und daß ſie ſtirbt den aroma-
en Tod durch den ſüßeſten Duft der eigenen Blume;
ſie trauerte tief, und zog die Blumen wieder von der
ſt der Erde, und ſchüttelte die Bäume, daß die fallen-
Blätter das ſchambedeckte Antlitz der Erde verdecken,
hieß die Nachtigallen verſtummen und weiter ziehen,
das war der erſte Herbſt!

Alljährlich aber erinnert ſich Venus ihrer kleinen
lkugel, der Erde, und ſie wirft einen liebenden Blick
ie, und eine Thräne der Erinnerung an die Jugendzeit
Erde und an den Göttertraum der Menſchenliebe fällt
ie Erde, und aus dieſer Liebeserneuerung gießt ſich ein

ſeliges Leben über die Erde aus. Die Blumen jauchzen hervor, die Nachtigallen jubeln, die Bäume hauchen in ſüßem Blütenſchaume ihre Wonnen aus, die Ströme und Bäche jagen wie luſtige Kinder durch die Fluren. Schmetterlinge und Zephyre gaukeln um die entfeſſelte Bruſt, und die Menſchen ſagen dann: Es iſt wieder Frühling! Und ein Liebesfrühling geht auf in den Herzen, in den Augen, in den Blumen, in den Nachtigallen und in den Liederklängen!

Das erſte Concert-Veilchen.

Ein Dampf-Jubelgeſchrei zum Beginn der Concerte.

Sei gegrüßt, o du November,
Die Concerte machſt du flott;
Das entzückt den Magyar Ember,
Das entzückt den Hottentott!
Du beginnſt den großen Reigen,
Heut' in dulci jubilo!
Flöte, Horn, Piano, Geigen,
Harfe, Hackbret, Holz und Stroh!

Chor.

Gaudeamus Wunderkinder!
Gaudeamus Kraftgenie!
Gaudeamus Geigenſchinder!
Gaudeamus Kikeriki!

Seid gegrüßt, ihr Muſikanten!
Sei gegrüßt, Concert-Billet!
Morgens reißen Dilettanten
Zeitlich uns ſchon aus dem Bett!
Und auf einem blauen Zettel
Stehen dreizehn Muſikſtuck',
Jeder ſpielt den eig'nen Bettel,
Und verachtet Mozart, Gluck!

Chor.

Gaudeamus Componiſten!
Gaudeamus Notenpult!
Gaudeamus Harfeniſten!
Gaudeamus Roßgeduld!

Weinend kommt die gute Mutter:
„Heute ſpielt mein Söhnchen mit;
Iſt noch zart wie Maienbutter,
Iſt ſein erſter Künſtlerſchritt!
Hat noch gar nicht alle Zähne,
Hat auch gar noch nicht geſleckt,
Doch, es ſagen's die Mäcene,
Daß ein Künſtler in ihm ſteckt!“

Chor.

Gaudeamus Vettern, Baſen!
Gaudeamus Tantentratſch!
Gaudeamus Tabak-Naſen!
Gaudeamus großer Klatſch!

„Eine kleine Tochter hätt' ich,“ —
— Fängt ein Vater darauf an. —
„Deklamirt als wie die Rettich,
Keiner ſieht's dem Frazzen an!“ —
Und mein eig'ner Stiefelputzer,
Sagt: „Ich hab' ein Kind zu Haus,
Hat 'ne Stimm' als wie die Lutzer,
In's Concert muß es hinaus!“

Chor.

Gaudeamus deklamiren!
Gaudeamus Frazzenchor!
Gaudeamus fiſtuliren!
Gaudeamus Kalbstenor!

Wie ſie Alle applaudiren!
Ich erkenn' dich: Freibillet!
Und entzückt auf allen Vieren
Sind ſie Alle um die Wett'!
Welch' ein Stürmen, wie die Bora!
Und ein Stampfen, wie im Stall!
„Außa! Außa! Fuora! Fuora!
Dreimal 'raus auf jeden Fall!!"

Chor.

Gaudeamus Händzerreißer!
Gaudeamus Ruferei!
Gaudeamus Kränzverſchleißer!
Gaudeamus „Bis!"-Geſchrei!

Tags darauf papier'ne Beſen
Fegen in die Leſ'welt 'nein,
Wie das Alles gut geweſen,
Wie man ſang ſo zart und rein!
Und die großen Kritikaſter
Drücken ihren Stempel d'rauf;
Legen ſchnell ihr Honigpflaſter
Jedem Gickſer freundlich auf!

Chor.

Gaudeamus Lügenſchnabel!
Gaudeamus Recenſion!
Gaudeamus altes Babel!
Gaudeamus Klekslegion!

Humoriſtiſch-ſatyriſcher Bilderkaſten

und

Minne-Gerichte.

1.

Junker Stolpernfuß von Duzenmeruns, der Duellfreſſer.

Junker Stolpernfuß von Duzenmeruns, der Duellfreſſer, weiß Alles, kann Alles, und ſtolpert über Alles; und gibt es zufällig Etwas, was Junker Stolpernfuß noch nicht weiß, noch nicht kann, und worüber er noch nicht geſtolpert iſt, ſo iſt das nicht ſeine Schuld, ſondern es liegt daran, daß es ihm noch nicht in den Weg gekommen iſt; würde es ihm in den Weg gekommen ſein, ſo würde er es ſchon gewußt haben, ſchon gekannt haben, und ſchon darüber geſtolpert ſein.

Das Stolpern an und für ſich iſt kein Unglück, denn, unter uns, mein lieber Leſer, ein gutes Pferd ſtolpert auch, und wenn ein gutes Pferd auch ſtolpert, ſo iſt kein Grund vorhanden, warum Junker Stolpernfuß nicht auch ſtolpern ſoll.

Allein ein gutes Pferd ſtolpert wohl einmal, aber ein ganzer Stall ſtolpert nicht; ein gutes Pferd ſtolpert wohl auch einmal, aber ein gutes Pferd ſtolpert nicht allemal. Allein ein Menſch muß doch vor einem Pferd was voraus haben, und darum ſtolpert ein gutes Pferd einmal, Junker Stolpernfuß aber ſtolpert allemal. Voilà la différence!

Der Menſch, mein lieber Leſer, kann aber ſtolpern, und dennoch ein guter Bürger, ein redlicher Gatte und Vater ſein; le stolpern n'empêche pas le sentiment! Alſo iſt Junker Stolpernfuß trotz ſeines Stolperns ein vortrefflicher Mann.

Man beklagt ſich, daß er zuweilen in ſeinen Kreuz- und Querſtolperungen hie und da einen Spiegel einſchlägt, eine Etagère umſtürzt, einen Ofen zertrümmert, einen Tiſch mit Porzellan umwirft, allein iſt es die Schuld des Stolperers oder des Stolperns? Behüte, da iſt der Spiegel, der Tiſch und der Ofen ſchuld, wer heißt ſie ſich gerade dorthin ſtellen, wo Junker Stolpernfuß ſtolpert? Es iſt eine ausgemachte Malice von dem Ofen, daß er mit dem Junker Stolpernfuß Händel anfängt.

Der Ofen aber kann froh ſein, daß er mit einem blauen Auge davon gekommen iſt, es hätte ihm mit dem Junker Stolpernfuß auf Duzenmeruns, der Duellfreſſer genannt, auf zweierlei Weiſe noch ſchlimmer gehen können; denn Junker Stolpernfuß hat drei Leidenſchaften: er ſtolpert gerne, er duzt ſich gerne mit der halben Welt, und duellirt gern mit der andern halben Welt; zum Glück für ihn und für die Menſchheit duzt er ſich blos gerne mit der lebendigen Welt, und duellirt er ſich blos mit der geſtorbenen Welt.

Die böſe Welt — wenn ich ſage: die böſe Welt, ſo meine ich mich und Alle, die den Junker Stolpernfuß kennen; denn die Welt, die ihn nicht kennt, iſt in dieſem Punkte die beſte Welt, — alſo die böſe Welt behauptet, der Junker Stolpernfuß habe ſchon beim Duzen, bei Wein und Bier mehr Hiebe zuwege gebracht, als beim Duell. Denn Junker Stolpernfuß iſt zwar ſehr unvorſichtig mit dem Duzen, allein ſehr vorſichtig mit dem Duell, er fordert Niemand, von dem er nicht überzeugt iſt, er iſt geſtorben, oder er liege im Sterben. Einmal ging es Junker Stolpernfuß ganz ſonderbar. Er hört, Herr So und So ſei plötzlich geſtorben; er läuft nach Hauſe und ſchickt ihm ſogleich eine Ausforderung. Man denke ſich den Schrecken des Junker Stolpernfuß, als er am andern Tage hört: Herr So und So war nur ſcheintodt! Herr So und So ſucht ſeinen Mann auf, allein dieſer ſtolpert ihm aus dem Wege. Herr Junker Stolpernfuß hat entſchiedenes Pech mit ſeinen Eiſenfreſſereien! Denn die Menſchen ſind viel weniger ſubtil, wenn ſie ſich denken: „mit wem und warum ſoll ich mich duzen?“ als wenn ſie ſich fragen: „mit wem und worüber ſoll ich mich ſchlagen?“

Da aber auf die Erzählungen des Herrn Junker Stolpernfuß nicht viel zu geben iſt, nicht etwa, weil er ein Feind der Wahrheit iſt, behüte! ſondern weil er ein ſchwärmeriſcher Verehrer der Lüge iſt, ſo weiß die Welt ſchon, was daran iſt, wenn Junker Stolpernfuß ſeine Ehrenhändel erzählt!

Wenn man ſagt: Junker Stolpernfuß iſt ein Lügner, ſo thut man ihm höchſt unrecht; er ſtolpert blos über alle Lügen. Es iſt ein eigenes Malheur! Wenn Stolpernfuß zum Schottenthor hinausgeht, und es fährt ein Bierwagen beim Stubenthor herein, ſo ſtolpert er über dieſen Bierwagen, und wenn eine Lüge in der Leopoldſtadt herumläuft, und Junker Stolpernfuß an der Hundsthurmer Linie ſpazieren geht, ſo ſtolpert er über jene Lüge, hebt ſie auf, trinkt Bruderſchaft mit ihr, verräth ſie dann ſogleich, als ob ſie einer ſeiner Freunde wäre, mit dem er Bruderſchaft getrunken hat.

Herr Stolpernfuß aber iſt dabei edel, er macht es Andern gerade ſo, wie ſich ſelbſt; denn er lügt ſich ſelbſt eben ſo an. Er, Junker Stolpernfuß, zum Beiſpiel iſt ein großer Freund von anonymen Briefen, er ſchreibt anonyme Briefe an den Kellner, wo er ißt, an die Köchin, wo er eingeladen iſt, an die Frau ſeines Freundes, an die Geliebte ſeiner Bekannten, an den Theater-Souffleur u. ſ. w. natürlich handelt es ſich bei anonymen Briefen nicht um Wahrheit, im Gegentheil blos um Lüge, Heuchelei und Verleumdung, drei Dinge, mit denen ſich Stolpernfuß ſchon lange duzt. Allein er macht's mit ſich ſelber auch nicht beſſer. Junker Stolpernfuß ſchreibt an ſich ſelbſt im Namen einer ungenannten Schönen ein leidenſchaftliches Billet, und beſtellt ſich da und dort hin. Er ſchickt ſich den Brief, er kommt nach Hauſe, findet den Brief, liest ihn. „Von wem kann der Brief ſein?“ fragt er ſich ſelbſt. „Ah, gewiß von Mamſell So und So!“ ruft er aus; denn er iſt feſt überzeugt, daß jedes Frauenzimmer, mit dem er einmal ſpricht, in ihn verliebt iſt; und da er Alles, wovon er überzeugt iſt, mit allerhand Erfindungen vermehrt, ſogleich Allen ſeinen Duzbrüdern insgeheim öffentlich mittheilt, und da ſeine Duzbrüder ſind ſo viele wie Kellner in Paris, ſo wüßten dieſe Alle die Geſchichte, wenn ſie nicht zugleich auch wüßten, daß ſie erlogen iſt. Alſo Junker Stolpernfuß ſchreibt ſich ſelbſt Antwort auf ſeine anonyme Liebeserklärung, und da man ſchriftlich logiſcher lügen kann, ſo ſchreibt er ſich Repliken, Dupliken, Alles ſelbſt, und da es keinen Lügner auf der Welt gibt, dem nicht ein Menſch einmal etwas glaubt, ſo glaubt ſich Junker Stolpernfuß ſelbſt am Ende, daß er ein anonymes Billet-doux erhalten hat, und läßt es, wenn er bei irgend andern Frauenzimmern iſt, aus der Taſche fallen. Dieſe heben's auf, leſen's, er ziert ſich Anfangs, endlich erzählt er: „es ſei wahrſcheinlich dieſe und jene, ein Fräulein von ausgezeichnetem Stand, aber dumm u. ſ. w.“ Denn Junker Stolpernfuß vereinigt alle edlen Eigenſchaften, er geht von keinem Frauenzimmer, dem er noch ſo gehuldigt, weg, ohne ſie auszulachen, ſie zu verleumden, und ihr nachzumachen; damit will er aber beileibe nichts Böſes gemeint haben, im Gegentheil, er will ihr damit eine Schmeichelei machen, und ihr dadurch beweiſen, daß er ſie wie ſeine intimſten Freunde behandelt.

So ſtolpert Junker Stolpernfuß auf Duzenmeruns, genannt der Duellfreſſer, denn angenehm und fröhlich durch's Leben! Er beſitzt das „Talent der Fiſche“, nämlich, er hält ſich in jedem Hauſe höchſtens zwei Tage, dann fängt er ſchon an, anrüchig zu werden. Im Anfange glaubt man, er ſtolpert aus Kindlichkeit, duzt Alle aus Naiveté, wie ein Tyroler, und lügt aus Liebe zum Romantiſchen. Nach und nach aber ziehen ſich Alle von Junker Stolpernfuß zurück; denn einmal ſtolpern, iſt amüſant, aber toujours ſtolpern! ſich mit Einigen duzen, iſt recht, aber die Menſchheit umzingeln und ſie duzen, iſt zweideutig; ſeine Ehre bewahren, iſt ehrenwerth, aber Stänkereien ſuchen und zurückſtolpern iſt abgeſchmackt; lügen iſt zuweilen ein ſchönes Talent beim Märchenerzählen u. ſ. w., allein lügen aus reiner Luſt an Lüge, verleumden aus Wohlgefallen an Verleumdung, alle Aufrichtigkeit und Treue in Falſchheit und Heuchelei umkehren, blos aus Naturell zum Windſpiel, das wollen doch am Ende die wenigſten Menſchen, und ſo ſtolpert denn Junker Stolpernfuß von Duzenmeruns, genannt der Duellfreſſer, immer einſamer auf der ſtolperigen Bahn des Daſeins!

II.

Dr. Henſchel, das Manuſcript-Skelet.

Dr. Henſchel hat Medicin ſtudirt, das heißt, er war immer der Erſte, der die Zweite bekam, und Einer der Letzten, die am erſten wieder repetirten. Er war auch nicht ein einziges Mal gegenwärtig, wenn er eine Abſenz bekam, und war einer der Fleißigſten, ſobald die Ferien angingen.

Durch Geduld und Zeit aber überwindet man Alles, Alles begreift auch zweite Claſſen, Abſenzen und Repetitionen in ſich. Dr. Henſchel überwand alſo Alles, ging nach Pavia, beſah die Lanze Rolands in der Domkirche, badete in dem Ticino, und da Carl der Große gerade zufällig ſo gütig war, daſelbſt eine Univerſität ad usum privatum des Herrn Dr. Henſchel zu ſtiften, ſo machte dieſer in der Geſchwindigkeit, in der man nicht viel gefragt wird und noch weniger viel, oder noch viel weniger zu antworten braucht, ſein Rigoroſum.

Herr Dr. Henſchel kehrte alſo, zur Freude und zum Augentroſt Aller, die eine ſtarke Zuneigung zu Abſenzen und eine ſtarke Abneigung zu Frequenzen haben, als graduirter Doctor von Pavia zurück.

Zum Unglück für den Herrn Dr. Henſchel pflegen die geſunden Menſchen keinen Arzt zu rufen, und die Kranken haben geſunden Menſchenverſtand genug, um ſich

Aerzte zu rufen, die mehr berühmt durch ihr Wiſſen, als berüchtigt durch ihre Abſenzen und bekannt als Reiſende nach Pavia ſind.

Herr Dr. Henſchel fing alſo ſeine Praxis bei einigen Patienten an, an welchen ſchon Viele mit Unglück laborirten, nämlich bei den Muſen!

Er ſah den kranken Zuſtand unſerer Muſen, und beſchloß, ſie zu curiren! Kurz, Dr. Henſchel wurde ein Dichter! Der Himmel ſteh' uns bei!

Er ſchrieb lange Gedichte auf Concept- und Recept-Papier! Zum Beiſpiel:

R. (Kann heißen „Recept“ oder auch „Romanze.“)
Alſo: R. Schmerz und Herz Dr. jj.
Luſt, Bruſt Dr. j.
Röthe, Flöte Unc. ß.
Solv. in acq. lacry. Nach Bericht.
Dr. H.

Solche Recepte bringen zwar nie einen Menſchen um, aber ſie bringen zuweilen, wie der Wiener ſagt, ein Vieh um!

Bei einem Verſifex kommt es faſt noch mehr auf die Praxis an, als bei einem Arzt. Wenn ein ſolcher Verſe-Spekulant einmal fünfzig ſolche Recepte geſchrieben hat, ſo geht das dann im buchſtäblichen Sinne des Wortes: wie geſchmiert.

Herr Dr. Henſchel gehörte zu jenen ehrwürdigen Aerzten, die gar nichts gegen ein Conſilium haben, und ſogar ſelbſt dazu auffordern.

Die Muſen ſchienen dem Herrn Dr. Henſchel bedeutend krank, und er verſchrieb ihnen nicht das kleinſte „Wiener Trankel“ ohne Conſilium! leider war ich immer derjenige, welchen er zu Rathe zog, und dem er alle ſeine Recepte vorlas, und ſeitdem ich das Unglück habe, auch „Apotheker“ zu ſein, das heißt, Redacteur eines Blattes, in dem er ſeine Recepte gerne machen ließe, bin ich der ewige und alleinige Conſulent bei ſeinen incurablen Patienten!

Wenn ich nicht gerade den Schnupfen habe, ſo beſitze ich eine feine, wenn auch breite Naſe. Juchten und Manuſcripte rieche ich auf zwanzig Ellen weit! und ſo riech' ich den Herrn Dr. Henſchel ſchon, wenn er noch auf der Treppe iſt; denn Dr. Henſchel iſt nicht ein Menſch, der ein Manuſcript mit ſich bringt; auch nicht ein Menſch, der vielleicht zwei Manuſcripte in der Taſche hat; und auch kein Menſch, der verſchiedene Manuſcripte bei ſich trägt; ſondern Dr. Henſchel iſt ein förmliches Manuſcripten-Skelet; ein Formular von einem Menſchen, mit Manuſcripten befleiſcht; Alles an ihm iſt Manuſcript: Fleiſch, Haut, Adern, Sehnen, Nerven u. ſ. w.

Wenn er ſich bewegt, kniſtert's wie altes Pergament; wenn er ſich niederſetzt, knittert es wie eine Papyrusrolle; und wenn er ſich bückt, ſo kracht's und knakt's um alle ſeine Glieder!

Zu allererſt nimmt er ein Manuſcript aus dem Hut; es ſind Verſuche aus früherer Zeit, über die er meinen Rath wünſcht; dann kommt ein Manuſcript aus der Bruſttaſche: „Lyriſche Tändeleien,“ über die ich meine Anſicht ſagen ſoll; dann kommt aus der hintern Rockſchoßtaſche ein Manuſcript: „Entwurf eines Luſtſpiels,“ worüber ich meine Meinung abgeben ſoll; dann kommt ein Manuſcript aus der andern ähnlichen Taſche: „Dritter Geſang eines Epos;“ dann kommt ein Manuſcript aus der Weſtentaſche, dann ein Manuſcript aus der Uhrtaſche, dann kommt die Brieftaſche und aus ihr ein Manuſcript: „Epigrammatiſche Haarnadeleien,“ und ſo zaubert Herr Dr. Henſchel wie ein zweiter Bosco Manuſcripte aus ſich, aus ſeinen Taſchen, und aus ſeinen Manuſcripten ſelbſt wieder andere Manuſcripte heraus. Mir ſchwindelt! Wie der Beſen von Goethe's Zauberlehrling, holt er immerfort Manuſcripte um mich her; mir flimmert's vor den Augen, ich erwarte, daß er ein Manuſcript aus dem Naſenloche zieht, ein Manuſcript aus den hohlen Zähnen, ein Manuſcript aus den Ohrgängen u. ſ. w.

Dabei lächelt Dr. Henſchel ſelig und ſagt nichts, als: „Nur noch dieſe Kleinigkeit!“

III.

Die Kunſt geht nach ſechs Semmeln. Oder: Nichts als zehn kleine Kälbernes.

Keine Kunſt iſt eine ſolche durſtige Leidenſchaft, als die darſtellende dramatiſche. Melpomene und Thalia waren von jeher als mit großen und durſtigen Lebern verſehene Perſonen bekannt. Eine noch durſtigere Leidenſchaft iſt die Muſik! Der Notenſchlüſſel und der Kellerſchlüſſel gehen Hand in Hand, und je mehr die muſikaliſchen Inſtrumente auswendig vor aller Feuchtigkeit bewahrt werden müſſen, deſto zuträglicher dünkt dieſe Feuchtigkeit dem Inſtrumentaliſten zu ſein.

Die dramatiſche Kunſt beruht hauptſächlich auf Nachbildung der Natur, und der Durſt iſt, wie Galen behauptet, die erſte Stimme der Natur!

Starke Muskelbewegung erregt den Durſt, daher auch die Helden, vulgo Couliſſenreißer, mehr Durſt haben, als die zärtlichen Alten u. ſ. w., obwohl man auch Beiſpiele hat, daß letztere Gattung Bedeutendes im Durſtfache leiſtete. Der dramatiſche Durſt erſtreckt ſich von Bier, Wein und Branntwein bis auf Lob und Lobſalm.

Alle tragiſchen Rollen ſind eigentlich nichts, als periodiſche, hitzige Leberkrankheiten. Die Sympathie zwiſchen Leber und Gehirn iſt bekannt. Je mehr eine

Rolle ſtudirt wird, deſto angegriffener wird die Leber. Man kann alſo an der Bogenzahl der Rolle, die Seitelzahl des Getränkes ermitteln, die zu ihr aufgebraucht wird. Eines der erſten Symptome einer ſolchen dramatiſchen Leberentzündung iſt, wie bei der wirklichen, ein ſtarkes Stechen in den Schultern, wodurch das heftige Arm- und Schulterſpiel herkommt, ſo auch das ſtarke Athemholen, in der Kunſtſprache: „Muſengeheul“ genannt, und das Herumwerfen von der rechten auf die linke Seite und umgekehrt.

Seltner iſt der Hunger bei der dramatiſchen Kunſt, und er übertrifft ſelten den eines ſimplen Menſchen, deſſen Magen und Nerven nicht ſo reizbar ſind, als die der Kunſtwelt.

Indeſſen gibt es Individuen, die vor, nach und in der dramatiſchen Thätigkeit, mit ſolcher Nervenkraft nach ihrem Magen-Object verlangen, daß dieſe in Heißhunger, Hundeshunger oder Bulimie übergeht. Dieſer Heißhunger iſt ſo ſtark, daß er zuweilen dem Rollenhunger gleich kommt.

Herr Bartolomeo Dampfſitzer iſt ein ſolcher Künſtler, er frißt zuerſt alle Rollen, verſchluckt dann erſt alle Endſilben der ganzen Rolle, frißt den Souffleur mit den Ohren auf, und geht erſt dann in das Gaſthaus zum „ſilbernen Bonzen“, um etwas zu eſſen.

Allein was ißt Herr Bartolomeo Dampfſitzer? Es iſt nicht der Mühe werth, davon zu reden! Nichts als ein „kleines Kälbernes“, das iſt: eine halbe Portion Kalbfleiſch!

Was iſt ein „kleines Kälbernes" für einen großen Schauſpieler? Er tritt auf und es iſt geweſen! Er läßt ſich alſo nach fünf Minuten vom Kellner des „ſilbernen Bonzen" noch ein „kleines Kälbernes" geben, mit einer „reſchen Semmel". Allein was ſind zwei „kleine Kälbernes" für einen Künſtler, dem erſt ein ganzes Kälbernes und ein ganzes Stück im Magen, und eine Rolle von acht Bogen im Rücken liegen? Nichts! Afflavit et dissipati sunt!

Herr Bartolomeo Dampfſitzer entſchließt ſich alſo, den Kellner noch einmal zu rufen und ihm zu ſagen:

„Ich weiß nicht, ich habe heute gar keinen rechten Appetit, ich werde es verſuchen, bringen Sie mir ein „kleines Kälbernes", aber ohne Saft und mit Erdäpfeln."

Drei „kleine Kälbernes" zählen wirklich gar nichts in den Annalen der Kunſt, und Herr Bartolomeo Dampfſitzer fühlt ſich zu Größrem berufen! Er ruft den Kellner und ſpricht:

„Ohne Saft iſt das Ding doch nicht zu genießen, alſo bitt' ich Sie, geben Sie mir ein „kleines Kälbernes" mit Saft und ein Bischen geröſtete Erdäpfeln dazu."

Inzwiſchen hat Herr Bartolomeo ſeine Rolle von morgen aus der Taſche gezogen, und ißt das vierte „kleine Kälbernes" mit Saft, geröſteten Erdäpfeln und Rollen-Schnitten.

In ſeinem Berufsgeſchäft ganz vertieft, ruft er, halb wie im Somnambulismus, den Kellner, und ſagt im zerſtreuten Ton, wie aus dem Schlafe:

„Bringen Sie mir einmal ſo ein — ach, wie heißt es doch — ja, bringen Sie mir einmal ſo ein „kleines Kälbernes", aber vom Anſchnitt, etwas braun, mit Eſſigkren."

In den „Kleinkälbernen-Zwiſchenacten" verzehrt Herr Bartolomeo einige vazirende Semmel; aber weiß er, daß er Semmel ißt? Bewahre! Er ißt die Semmel nicht! Die Kunſt in ihm ißt alle dieſe Semmel, er iſt ja ganz zerſtreut. In der Hitze ſeiner Aufgabe hat ſich auch das „braune kleines Kälbernes" in den Magen hineinmemorirt, und einmal im Zuge, dem Fluge der entbrannten Phantaſie folgend, ruft er den Kellner und ſagt:

„Nun möcht' ich doch einmal ein recht weiches „kleines Kälbernes", aber mit kleinen Gurken, die reizen den Magen ein wenig."

Während dem dieſes weiche „kleines Kälbernes" von ihm verzehrt wird, deklamirt er mit der linken Hand, und ſcheint ganz bewußtlos. Endlich ruft er dem Kellner:

„Haben Sie mir denn ſchon ein weiches „kleines Kälbernes" mit Gurken gebracht?"

Der Kellner bejaht es, worauf er ganz erſtaunt ausruft:

„Das muß ich in Gedanken gegeſſen haben! Es iſt auch eine gar zu ſchwierige Rolle! Man vergißt ganz aufs Eſſen. Seien Sie ſo gut und bringen Sie mir ein „kleines Kälbernes" ohne etwas dazu, aber ſo etwas mit Knorpelwerk."

Dem ſiebenten „kleines Kälbernes“ folgt ein achtes und ein neuntes, und die ſechste Semmel iſt dazu abgeſchlachtet.

Nachdem Herr Bartolomeo für jede Muſe ein „kleines Kälbernes“ gegeſſen hat, denkt er: Apollo will doch auch nicht vernachläſſigt ſein, ruft den Kellner und ſagt:

„Es iſt curios, mir ſchmeckt heute das „kleines Kälbernes“ nicht recht, und ich eſſe es doch ſonſt ſo gerne. Sagen Sie doch der Köchin, ſie möchte mir doch ein recht appetitliches, wohlſchmeckendes „kleines Kälbernes“ ſchicken, ich kann doch mit dem leeren Magen nicht ins Bett gehen, inſonders nach einer ſolchen Vieharbeit.“ Dabei zeigt er auf ſeine Rolle.

Der Kellner kommt, ein zehntes „kleines Kälbernes“ wandelt den Weg aller „kleinen Kälbernes“ in die große Familiengruft des Künſtlermagens hinein. Es iſt Mitternacht, die Gäſte ſind ſchon alle nach Hauſe gegangen, da ſieht er ſich um und ruft verwundert aus: „Schon ſo ſpät?! Wie die Zeit beim Studiren vergeht! Kellner! bezahlen! Zehn kleine Kälbernes, ſechs Semmel u. ſ. w. Ich muß doch etwas für den Magen einnehmen! Gute Nacht!“

Am andern Abend ſitzt Bartolomeo Dampfſitzer nach dem Theater wieder beim „ſilbernen Bonzen“, ſtudirt ſeine Rolle und legt nichts in ſie hinein, als ſechs Semmel und zehn „kleine Kälbernes!“

IV.

Die unbegreifliche Gaſtfreundſchaft.

Es war in einer jener nord-deutſchen Städte, wo die Natur ſehr viel Sand und ſehr wenig Gemüth gedeihen ließ, und wo daher auch die Mohren, weißen, Waſſer- und Steck-Rüben beſſer und häufiger gepflegt wurden, als Herzlichkeit, Innigkeit, Freigebigkeit und Gaſtfreundſchaft.

In dieſer Stadt hatte der liebe Himmel den Banquier X. geſegnet mit Geld und Gut, und damit er in ſeinem irdiſchen Glücke nicht übermüthig werde, ſegnete er ihn auch mit einer Frau und ſieben Töchtern.

Töchter haben, iſt an und für ſich ein geborner Hang zur Schwermuth, *ſieben* Töchter haben, iſt ein natürlicher Beruf zur incurablen Melancholie.

Indeſſen: die Töchter waren ſchön, der Vater reich und die Mutter kurzſichtig, drei Umſtände, welche ganz geeignet waren, den Beſuch in dieſem Hauſe zu dem angenehmſten zu machen, und ſo fanden ſich denn immer junge Schäfer genug ein, welche die ſieben fetten Kühe auf die große Weide des Cour-Machens austrieben und mit ihnen abweideten die ganze Wieſe der Galanterie.

Unter dieſen Schäfern war auch ich; nicht etwa um eine jener Kühe am Abende des Courmachens heimzutreiben in meinen Stall, denn ich hatte keinen eigenen Stall, und auch ſonſt gar nichts von jenen fetten Heu- und Gras-Gaben der Natur, die nöthig ſind, um mich für eine appetitliche Ehe-Wieſe zu halten; allein der Winter im Norden iſt ſehr kalt, das Holz ſehr theuer, in dem Geſellſchafts- und Speiſe-Zimmer des Banquier X. war es immer ſo ſchön warm, und in der Geſellſchaft dieſes Siebengeſtirns befand man ſich immer in einer Art von angenehmer und der Geſundheit zuträglicher Transſpiration.

Es iſt bekannt, daß die Muſen viel Roſen und Vergißmeinnicht, aber wenig Brennholz abwerfen, und daß die Muſenſöhne die heißeſten Herzen und die kälteſten Füße haben.

Da ich von dem Speiſe- und Geſellſchafts-Zimmer des Banquiers X. ſprach, ſo muß ich dabei bemerken, daß das identiſche Begriffe und dieſelben Perſonen waren, man ſpeiste im Geſellſchafts-Zimmer, und geſellſchaftete im Speiſe-Zimmer.

Wenn ich ſagte „man ſpeiste“, ſo muß ich wieder dabei bemerken, daß ich nicht aus hiſtoriſchen Quellen ſchöpfte, ſondern aus Traditionen, aus Sagen, die ſich mündlich im Publikum fortpflanzten. Augenzeuge war nie Jemand, ob bei dem Herrn Banquier X. je gegeſſen wurde, und was gegeſſen wurde. Die Familie betrieb dieſes Geſchäft im Geheimen, gehüllt im tiefſten Schleier, nie war eine fremde Perſon Zeuge dieſes Schauſpiels, nie wurde ein Uneingeweihter zu dieſen Myſterien zugelaſſen.

Was das iſt, „einen Gaſt zu Tiſche bitten,“ kannte die Familie nur dem Hörenſagen nach. Herr X. hatte den

Grundſatz: „nur der iſt gaſtfrei, der frei von allen Gäſten iſt!“

Herr und Madame X., ſieben Töchter, vier Söhne und eine alte Tante, welche zugleich Erzieherin der fetten Plejaden war, ſie ſetzten ſich ewig und immer ganz allein an den Eßtiſch, und ſo lange der Mond die gehörnte Sichel in den glänzenden Scheiben der dicken Wangen der ſieben Töchter abſpiegelte, hat kein fremder Mund ſich in ihr ſtilles Geſchäft am Tiſche gemiſcht.

Ich war immer willkommen im Hauſe, denn die Mutter hielt mich für ganz ungefährlich, die Töchter wollten ſich immer zu Tod lachen über meine poſſirlichen Einfälle, und der Vater, glaube ich immer, duldete mich gerade dieſes letzten Umſtandes halber.

Ich kam immer eine Stunde vor Tiſche, entweder Abends oder Mittags, nie, nie ſagte Jemand zu mir: „Bleiben Sie zum Eſſen da.“ Je näher die große Abfütterungs-Stunde kam, deſto beſorglicher wurden alle Mienen. Herr und Madame X. ſcharrten mit den Füßen, wie Schweizer-Vieh, wenn ein Gewitter in den Firnen ſteckt. Die ſieben Töchter gingen unruhig im Kreiſe herum, als ob ſie Kolik hätten. Die Luft ſelbſt wurde ſchwül, bis ich mich erhob, um zu gehen, und wenn ich ſagte: „Sie wollen wohl eſſen? jetzt geh' ich!“ glänzte das Antlitz des Herrn X., wie ein Seidenhut nach dem Regen. Madame X. lächelte freundlich, wie eine geknickte Schmalzblume, und die ſieben Töchter wimmelten ſelig untereinander, wie ſieben Oel-Fettaugen auf einem Eſſigſalat.

Zwei Jahre nacheinander beſuchte ich die ſieben Töchter des Herrn X., ich wurde dadurch nicht fetter, und ſie nicht magerer, nie wurde ich zum Eſſen eingeladen, und wenn mich nicht zuweilen am Abend, wenn ich hinkam, ein Zugemüſeduft, der noch von dem geheimen Mittagsopfer im Zimmer herumzog, wie eine Weihrauchwolke, und ein Nachglanz auf den vierzehn Wangen der Töchter, der lieblich leuchtete, wie der belohnte Hunger, überzeugt hätten, daß hier gegeſſen wurde, gegeſſen mit Frakturzähnen, ſo würde ich immer mehr geglaubt haben, daß man in dieſem Hauſe gar nicht an die Exiſtenz des Magens glaube.

Ich kam zuletzt auf den Gedanken, dieſe Familie eſſe gar nicht mit dem Munde. Vielleicht, dachte ich bei mir, gab ihnen die Natur andere Aufſaugungs- und Einſaugungs-Theile. Die Bäume eſſen mit den Blättern, die Blumen auch mit den Staubfäden, vielleicht ſpeiſt dieſe Familie mit den Poren, mit den Augen-Brauen, mit dem Ohr-Läppchen; wer kennt alle Capricen der in ihren Schöpfungen ſo bizarren Natur?! Falſche Scham hält dieſe Familie zurück, je vor andern Leuten zu eſſen! So dachte ich.

Eines Tages, es war im Jahre 1826, am 15. December, kam ich wie gewöhnlich um zwölf Uhr Mittag. Ich blieb immer, bis ſich die der Abfütterung vorgehenden Symptome einzuſtellen pflegten, nämlich allgemeine Bewegung, auf die Uhr ſehen, in die Ohren ziſcheln u. ſ. w. Heute kam nichts von allem dem. Eine beſondere Zuthunlichkeit der ganzen Familie drängte ſich an mich, ſie war nie ſo freundlich geweſen; die ſieben Töchter ſchwammen um mich herum wie ſieben Karpfen um einen Semmelbrocken. Die Mutter blinzelte mit den Aeuglein wie eine Eidechſe, wenn man ihr auf den Schwanz tritt, und Herr X. ſah ſo ſchlau aus wie eine Charade, welcher die Auflöſung vorgedruckt iſt.

Mir wurde unheimlich; ich ahnte, daß was Ungewöhnliches vorgehe; ich griff eilig nach dem Hut, darauf ſagte ich mein Troſtſprüchlein auf:

„Sie wollen wohl eſſen? Jetzt geh' ich." Allein Himmel! Welche Begebenheit! Das Unerhörteſte iſt geſchehen! Nicht möglich und doch geſchehen! Herr X. fuhr auf mich zu: „Wollen Sie nicht einen Löffel Suppe mit uns eſſen?" — Ich blieb ſprachlos ſtehen. Hatt' ich recht gehört? „Eſſen?" „Miteſſen?" „Mit uns eſſen?"

Es mußte etwas Ungeheueres vorgegangen ſein!

Ich war ſtarr vor Erſtaunen und konnte kein Wort hervorbringen. Madame X. angelte mit der Hand nach mir wie eine Angel nach einem Weißfiſch. „Ach ja, Sie ſind heute unſer Gaſt!" — Ich rieb mir die Augen, die Ohren, die Naſe, ich wußte nicht, ob ich träume, wache. Die ſieben Töchter umringten mich auch und aus allen Sieben ertönte es auf Einmal wie aus ſieben Bierflaſchen, von denen der Stöpſel zu gleicher Zeit losging: „Ach ja, Sie eſſen heute Mittag bei uns!"

Dabei nahm man mir Hut, Stock und Handſchuh aus der Hand, und ich blieb faſt willenlos. Gewiß, es lag eine große Urſache, ein unerforſchliches Geheimniß zu Grunde, und ich beſchloß, es zu erforſchen, und wenn es mein Leben koſten ſollte.

Man ſpeiste, man ſpeiste gut, mit Fleiß und Ausdauer, mit aller deutſchen Biederkeit und jener gelehrten, zähen Unermüdlichkeit, die man an deutſcher Philoſophie und Eßluſt gewohnt iſt. Die Familie aß wie alle Menſchen, nirgends eine Abnormität! Die ſieben Töchter, freilich die aßen jedes Gericht dreimal: erſt verſchlangen ſie es mit den Augen, dann verſchlangen ſie es mit der Naſe, und dann erſt mit dem Munde; dafür geſchah dieſes Letzte aber auch ſo ſchnell, dafür wurde das Gericht mit einer ſolchen Blitzesſchnelle von der Zunge zum Magen übergeführt, daß es nicht einmal Zeit hatte, ein kleines Legat an die Zähne auszuwerfen. Dies Eſſen war zu Ende, Alles in Ordnung, man war fröhlich und guter Dinge, nirgends konnte ich die Urſache dieſer unerhörten Gaſteinladung erforſchen.

Ich nahm gerührt Abſchied von der ganzen Familie, ſie war freundlich und lieb bis zum letzten Augenblicke.

Ich ging, in Gedanken damit beſchäftigt, die Urſache dieſer außerordentlichen Erſcheinung aufzuſpüren.

Im Vorzimmer gab mir das Stubenmädchen meinen Mantel um.

Dieſer Moment war immer einer der intereſſanteſten bei dem Banquier X. Es war ein allerliebſtes Weſen, und ſo konnte kein lebendes Weſen den Mantel nach dem Wind' und um die Schultern hängen, als ſie. Da ich ihr beim Weggehen ſtets entweder die Hand ſelbſt, oder etwas in die Hand drückte, welches Letzte mehr Eindruck auf ſie zu machen ſchien, war ſie mir ſehr gewogen, und ſchüttete manches Familien-Geheimniß in meinen Buſen und in meinen Mantel aus. Heute lächelte dieſes Stubenmädchen ein Lächeln, in welchem viel „Drolliges“ lag, aber Drolliges friſch und luſtig, nicht alt und abgeſchmackt.

Ich gewahrte das, drückte ihr die Hand beträchtlich und etwas Beträchtliches in die Hand.

Meine Druckkoſten wurden reichlich belohnt. „Wiſſen Sie, Herr Doctor,“ ſagte ſie, „warum Sie heute hier ſpeisten?“ — „Ach, Engel! ſage es mir doch!“ erwiederte ich. — „Nun,“ ſagte ſie, „die alte Tante iſt krank, und konnte nicht zu Tiſche kommen. Die Familie iſt ungeheuer abergläubig, ohne die Tante wären ſie dreizehn bei Tiſche geweſen, und, ihrer Meinung nach, hätte Jemand von ihnen ſterben müſſen, Sie mußten alſo den Vierzehnten machen!“

V.

Dr. Eiſenkorn, das Tauſendſapperment-Talent.

Talentvolle Menſchen haben gewöhnlich nur zu Dieſem oder Jenem Talent. Niemand hat zu Allem Talent. Es gibt aber Menſchen ohne alles Talent, die zu Allem Talent zu haben glauben, die ſich an Alles wagen, in Allem verſuchen, in jedem Genre zu jeder Zeit für Jedermann zu arbeiten bereit ſind; kurz, es gibt Menſchen mit einem Tauſendſapperments-Talent.

Dr. Eiſenkorn iſt ein ſolches Univerſal-Talent. Er arbeitet mit jedem der zehn Finger für eine andere Unſterblichkeit! Er ſchlitzt ſich wie ein Pelikan die Bruſt auf, und tränkt mit ſeiner Herztinte alle ſeine literariſchen Kinder. Er iſt Mitarbeiter an allen beſtehenden Zeitſchriften, Correſpondent in allen Journalen, intim mit allen Schriftſtellern, in genauer Verbindung mit den ausgezeichnetſten Zeitgenoſſen, Vertrauter und Rathgeber aller Kunſt- und Theater-Directionen, unzertrennlicher Gefährte und Hausfreund aller Künſtler, Sänger, Tänzer, Tänzerinnen u. ſ. w.

Wenn er aufſteht, ſo raucht er eine Cigarre, und ſchreibt eine Ode an das Morgenroth; dann frühſtückt er, und ſchreibt eine Humoreske über den Kaffee; dann wäſcht er das Geſicht mit der linken Hand, und ſchreibt mit der rechten eine Satyre; dann wäſcht er das Geſicht mit der rechten Hand, und ſchreibt mit der linken ein Sonett; dann lieſt er die Theaterzettel, und ſchreibt ein Trauerſpiel; dann läßt er ſich raſiren, und dictirt eine Novellette; dann zieht er ſeinen Schlafrock an, und ſchreibt ein Epigramm; dann geht er auf und ab, und ſchreibt eine Charade; dann wirft er ſich in den Schreibſeſſel, und ſchreibt Liebeslieder; dann ſtopft er ſich eine Pfeife, und ſchreibt eine Ballade, kurz, er ſchreibt Alles für Alle, an Alle, auf Alle; dann ſchickt er die Charade an jene Redaction, die Ballade an eine zweite, die Ode an eine dritte, das Sonett an eine vierte u. ſ. w. Dann fliegen die Briefe nach Oſt, Weſt, Süd, Nord, und immer heißt es: „Zwar kann ich meine Zeit nur ſelten zu literariſchen Werken verwenden, allein den kleinen Raub an meiner Zeit bin ich ſo frei u. ſ. w."

Darauf geht Dr. Eiſenkorn aus.

Die Thätigkeit und Vielſeitigkeit, die er in ſeinem Zimmer à la camera entfaltete, iſt nichts, iſt ein einſeitiges Ding gegen die ungeheure, raſtloſe und alle Gegenſtände umfaſſende Rüſtigkeit und Allſeitigkeit, die er nicht nur in den Beſuchen zu allen Redactionen, Directionen, Ambitionen, Hiſtrionen u. ſ. w. entwickelt, ſondern auch in den fruchtbaren Streifzügen, die er auf der Straße, im Gehen, en passant zu Wege bringt!

Auf dem Hauptplatze begegnet er einem Redacteur: „Ach, mein Liebſter! für Sie hab' ich ein köſtliches Aufſätzchen! Nicht gar groß, ſo in zehn, zwölf Fortſetzungen; Herr N. N., Redacteur des So und So, wollt' es haben, allein Sie wiſſen, ich geb' es lieber in Ihr Blatt u. ſ. w."

Zehn Schritte weiter begegnet ihm N. N., der Redacteur des So und So, er umarmt ihn: „So eben dacht' ich an Sie, mein edler Freund, ich hab' für Sie ein köſtliches Aufſätzchen! Ein epiſches Gedicht in ganz neuer Form, noch gar nicht dageweſen! Nicht groß, gar nicht groß, fünfundzwanzig zwölfzeilige Stanzen, Herr P. P., Redacteur von So und So, hat's zufällig bei mir geſehen, und wollt' es mit Gewalt einſtecken, allein ich hab's einmal Ihnen beſtimmt: ich mag dem P. P. nichts geben u. ſ. w."

Um die Ecke herum, ſtößt er auf P. P., ſchüttelt ihm die Hand: „Grad recht, mein Theurer, für Sie hab' ich was, ein köſtliches Aufſätzchen! „Humoriſtiſche Lebensgeſchichte einer Lederbirne," nicht gar zu groß, ſechzehn kleine Kapitelchen. Ich hab's geſtern in einer Geſellſchaft geleſen, wo auch Z. Z., der Redacteur des So und So, war; der hätt' mich bald inſultirt, daß ich es ihm nicht geben wollte u. ſ. w."

In der nächſten Gaſſe ſtoßt er auf den Balletmeiſter der großen Oper: „Zu Ihnen wollte ich eben, mein Verehrter, ich habe ein köſtliches Programm zu einem romantiſchen Ballete: „Terpſichorens Triumph," oder: „Die geheilte Leberverhärtung." Das iſt ein höchſt romantiſches Sujet; ich habe darin eine Gruppe von Allopathen und Homöopathen tanzen laſſen, die außerordentlich pittoresk iſt u. ſ. w."

Der Balletmeiſter empfiehlt ſich dankend und Dr. Eiſenkorn ſetzt ſeinen Zug fort; da kommt ihm der Kapellmeiſter der großen Oper in den Wurf: „Ach, guten Morgen, ein gutes Vorzeichen! Hören Sie, mein Hochgeſchätzter, für Sie habe ich einen köſtlichen Operntext! heroiſch-romantiſch:

„Mutter und Elephant,“ oder: „Wahre Liebe
überwältigt Beſtien.“

Da ſind Gemüths-Scenen! Affecte! Abwechslung! Sie mit Ihrem Talente und dieſer Text, ohne mir zu ſchmeicheln, das wird was ganz Neues u. ſ. w.“

Kaum hat ſich der beglückte Kapellmeiſter aus ſeinen Armen geriſſen, ſo führt der boshafte Gott des Zufalls ihm einen Director eines Volkstheaters zu: „Ach, himmliſch! mein Verehrteſter! heute hätte ich Sie auf jeden Fall noch geſprochen! Ich habe etwas Köſtliches für Sie! Noch gar nie da geweſen! Eine ganz neue Idee, eine neue Geſtaltung der Lokalpoſſe, ein Stück in drei Acten, mit einem Vorſpiel, zwei Nachſpielen, und drei Zwiſchen-Act-Spielen, unter dem Titel:

„Hi-Hi! — Mi-Mi! — Bi-Bi! lauter Allegorie!“
oder: „Das bezauberte Grieszweckerl.“

Eine nichtparodirende Parade-Parodie, in willkürlichen Aufzügen. Das macht Ihnen wenigſtens ein paar hundert volle Häuſer, ohne alle Ausſtattung, blos das Stück, blos das Stück u. ſ. w.“

Der Director umarmt ihn ganz erſchrocken, empfiehlt ſich, und ſiehe da, Herr Eiſenkorn hängt ſchon wieder an einem berühmten Schauſpieler: „Guten Morgen, mein Beſter, ich dachte eben an Sie, ich höre, Sie wollten im nächſten Concert deklamiren? Da hab' ich was Köſtliches für Sie! Eine Ballade, voll Effect!

„Die große Pauſe der Natur nach dem Untergange der Welt!"

Da haben Sie Gelegenheit, Gefühl, Herz und Lunge zu zeigen! Da ſind Stellen, Stellen, wo ich zerſprungene Feuerberge redend einführe, und wo das ausgetrocknete Weltmeer nach einem Tropfen Waſſer lechzt, das muß Furore machen u. ſ. w."

Kaum wendet ſich der betroffene Schauſpieler zum Abſchiede um, ſo hat Herr Eiſenkorn ſchon wieder einen Theater-Director erwiſcht: „Ergebenſter Diener! Für Sie hab' ich was Köſtliches! Da hab' ich dieſe Woche in einer müßigen Stunde fünfundſechzig neue Stücke aus dem Franzöſiſchen überſetzt, eigentlich nicht überſetzt, ich überſetze nicht, bearbeitet, frei bearbeitet; eigentlich nicht bearbeitet, blos mitgetheilt, mitgetheilt; eigentlich nicht mitgetheilt, ich mittheile nicht, ſondern blos nach der Idee, nach der Idee, nach fünfundſechzig Ideen! Sie werden alle gewiß ſehr gefallen u. ſ. w."

Noch bei dem letzten Worte ſtürzt Herr Eiſenkorn auf einen andern Mann zu, es iſt ein Lieder-Compoſiteur: „Ach, mein Charmanteſter, für Sie hab' ich was Köſtliches! ganz für die Muſik! ganz lyriſch, echt muſikaliſch:

„Schnupfen und Seufzer, eine Serenade im Schneegeſtöber."

Ich ſag' Ihnen, das ſingt ſich von ſelbſt; das werden Sie himmliſch componiren! u. ſ. w."

Kurz, Dr. Eiſenkorn iſt überall zu leſen, zu finden, zu ſehen, gedruckt in großen, kleinen und mittlern Lettern, über und unter ſeinen Aufſätzen, mit deutſchen, lateiniſchen und gothiſchen Buchſtaben; er ſchreibt „Geſammeltes“ — „Gefundenes“ — „Erbeutetes“ — „Aufgeſchnapptes“ — „Zuſammengetragenes“ — „Fremdes und Eigenes“ — „Steinchen“ — „Buntes“ — „Scherben“ — „Späne“ — „Splitter“ — „Zahnſtocher“ — „Curioſa“ — „Körner“ — „Pillen“ — „Fidibus“ u. ſ. w. und unter jedem Worte breit und klar: Dr. Eiſenkorn.

Er ſchreibt als Anekdote:

„Berthold Schwarz hat das Pulver erfunden.“

Dr. Eiſenkorn.

Als Miscelle:

„Horaz hat geſagt, man ſoll erſt nach neun Jahren ſein Werk drucken laſſen.“

Dr. Eiſenkorn.

Als Aphorisme:

„Hamlet ſagt: Sein oder nicht ſein, das iſt die Frage!“ Dr. Eiſenkorn.

Als Gedankenkäſtlein:

„Bevor Dr. Jenner das Impfen entdeckte, gab es mehr Menſchen mit Blatternarben, als jetzt.“

Dr. Eiſenkorn.

Als Eingeholtes:

„Shakeſpeare iſt alt und doch neu!“

Dr. Eiſenkorn.

Als Nüſſe für ſchöne Zähne:

Räthſel: „Wo haben die erſten Menſchen den Löffel angefaßt?“

Auflöſung: „Beim Stiel! Ha! ha! ha!“

Dr. Eiſenkorn.

Und dennoch, dennoch, — o unbegreifliches Wunder der Leſewelt! — bleibt Dr. Eiſenkorn der Leſewelt unbekannt!

Es iſt ein Unglück, ein Talent zu Allem, ein Univerſal-Talent zu haben!

VI.

Herr Schniffelfeld, der Naturforſcher.

Herr Schniffelfeld pflegt mich zuweilen zu beſuchen. Wenn ich ſage, er pflegt mich zu beſuchen, ſo verſtehe ich darunter, daß er zuweilen alle meine Mobilien, meine Bilder, meine Bücher, meine Büſten, meine Porte-Bijoux u. ſ. w. unterſucht, ergründet, und die Naturgeſchichte aller meiner liegenden, hängenden und herumfahrenden Effecten ſtudirt!

Herr Schniffelfeld kommt ins Zimmer; mit dem erſten Entrechat ſagt er: „Ah, guten Morgen, wie geht's?“ und mit dem zweiten Schritte iſt er an meinem Mitteltiſche, ergreift ein da liegendes Manuſcript, ſchlägt den Titel auf, und nun beginnt die Naturforſcherei:

Er. Von wem iſt dies Luſtſpiel?

Ich. Ja! von einem Ungenannten.

Er. Wird es aufgeführt werden?

Ich. Kann ſein.

Er. Iſt das des Verfaſſers Handſchrift?

Ich. Ich weiß wahrlich nicht.

Er. Hübſch geſchrieben.

Ich. Recht hübſch.

Er. Und ſchönes Papier.

Ich. Recht ſchön, u. ſ. w.

Nach dieſer Unterſuchung ſtürzt ſich Herr Schniffelfeld auf einen ausgeſtopften Nußhäher, der eine Feder im Munde hat. Er fängt die Naturforſcherei an: „Das iſt ein Nußhäher!“ Ich nicke ſchweigend: Ja. — „Die Augen ſind eingeſetzt.“ Ich nicke ſchweigend: Ja. — „Die Feder iſt recht hübſch angebracht.“ Ich lächle holdſelig. — „Eine gute Idee!“ Ich ſage: Paſſirt! Er fährt fort: „Sie ſtopfen jetzt recht gut aus!“ und hat ſchon mein Siegel in der Hand: „Hübſch geſtochen!“ Da ich darauf nichts erwiedere, drückt indeſſen Herr Schniffelfeld an meine Zündmaſchine und ſagt: „Sie geht recht gut! das iſt mit Phosphor!“ Dann zündet er meinen Wachsſtock an, nicht ohne dabei zu ſagen: „Ein tüchtiger Kerl von einem Wachsſtock!“ nimmt mein Siegellack, lieſt darauf: „Patent-Lack,“ reibt es am Tuch-Aermel, dann nimmt er Papier, läßt das Siegelwachs ſchmelzen, drückt mein Siegel darauf, führt es an die Augen und ſagt: „Das drückt ſich recht deutlich aus!“ — Kaum iſt Herr Schniffelfeld mit dieſem Experiment fertig, ſo ſtürzt ſich ſeine naturforſchende Wißbegier von der Wappenkunde auf die Blumiſtik. Er ergreift ein Glas mit Blumen, das auf meinem Tiſche ſteht, führt es mit einem genialen Schwunge an die Naſe und ſagt: „Vortrefflich riechen ſie!“ Dann reibt er eine Reſede zwiſchen ſeinen Fingern, und führt dieſe wieder an ſeine Naſe, indem er ſelbſtzufrieden, lächelnd ſagt: „Die Blumen haben gewiß was zu bedeuten!“ Ich lächle ganz aufgelöst. Indeſſen geht die unermüdliche Unterſuchungsluſt des Herrn

Schniffelfeld von der Blumiſtik wieder zur Mineralogie über. Er ergreift meine Uhrkette mit den Petſchaften, dreht ſie hin und her, haucht ſie an, läßt ſie im Lichte ſpielen und ruft aus: „Das iſt ein Rubin palé, und das ein Carneol.“ Darauf liest er, was auf ihnen geſtochen iſt: „Recht ſinnig! Sie ſind ein Vocativus!“ Ich lächle wieder wie nach einer Kamillen-Infuſion. „Der Carneol iſt nicht ganz rein! Ich habe auch einen, der iſt hübſcher!“ — und, bums! auf einmal iſt er über meinen Wandkorb gerathen! — „Der ſcheint gehäkelt zu ſein? oder tambourirt? Ich glaube, es iſt Seiden-Toque; die Idee iſt nicht übel: ich möchte wiſſen, ob es ſelbſt gemacht, oder ob es gekauft iſt?“ — Ich geſtehe meine Unwiſſenheit, und Herr Schniffelfeld ſtürzt ſich auf die Fiſchkunde, er macht ſich über mein Glas mit Goldfiſchen, nimmt das kleine Netz und fährt hinein: „Ach, die lieben Thierchen! da iſt ein geflecktes! Die müſſen alle Tage Waſſer bekommen! Haben Sie ſie geſchenkt bekommen? gekauft? Halten ſie ſich lange? Wie lange haben Sie ſie ſchon?“ Er hört aber meine Antwort gar nicht an, ſondern er hat ſich ſchon meines Perſpectives bemächtigt, zieht es aus, macht das Fenſter auf, und verſucht es: „Das iſt ein gutes Glas. Ich hab' auch eins; aber auf dieſem ſeh' ich beſſer. Es hat keine Farben-Ränder. Ein gutes Glas iſt ein Glück! Da drauf ſehen Sie die Schauſpieler durch und durch!“ Darauf lacht er ungeheuer naturforſcherlich, und ich begleite dieſes Gelächter mit einem discreten weinſäuerlichen Lächeln. Plötzlich dreht ſich Herr Schniffelfeld zu meinem Büſten-Schrank, und ruft aus: „Gyps!“ dann faßt er Goethe beim Hals, Schiller bei der Naſe, Mozart läßt er auf der freien Hand ſtehen, Haydn trägt er zum Fenſter hin, dem Sophokles guckt er von unten in die Luftröhre hinein, und dem Apollo vom Belvedere bläst er den Staub aus den Augenwinkeln. Unglücklicher Weiſe hängt auf dem Kopfe einer bronzenen Niobe ein nettes, blaues Käppchen, und — hier iſt Stoff zu Unterſuchungen, zu Forſchungen, zu Meinungen! „Ein allerliebſtes Käppchen! blau und weiß! Ha, Treue und Unſchuld! Ha ha ha! Und auf der Niobe! Das hat was zu bedeuten! Ja, bei Ihnen iſt Alles mit Beziehung! Niobe! Ein Käppchen! Ein Käppchen auf der Niobe! Eine bronzene Niobe mit einem blauen Käppchen! Curios! recht curios! Warum grad' auf der Niobe! ſonderbar!“ Herr Schniffelfeld wäre noch nicht fertig, wenn nicht plötzlich ein geſticktes Tableau mit der Unterſchrift: „Die Maske, am 8. Februar,“ ſeinen Eifer und ſeine Wißbegier aufgeregt hätte! „Die Maske? die Maske? Welche Maske? Aha, eine Maske! am 8. Februar? Was iſt denn am 8. Februar? Wiſſen Sie, von wem es iſt? Wann haben Sie's bekommen? Was ſtellt es eigentlich vor? Die Maske! Am 8. Februar! Hum! curios! Bei Ihnen ſieht man curioſe Sachen!“ — Darauf greift er nach meinem Hut, nimmt die Handſchuh heraus, dreht ſie um, und liest: „Jaquemar! Ja, Jaquemar! Ich trag' auch Jaquemar! — Aha, da ſind ſie aufgeriſſen; Sie müſſen erſt hinein blaſen, bevor Sie ſie anziehen, ſehen Sie, ſo —“ nun bläst er in die Handſchuh, wirft ſie dann weg, um nach meinem Stocke zu greifen: „Ein ſpaniſches Rohr!

ein hübſcher Stock! der Knopf oben recht hübſch! echtes Gold oder vergoldet? recht maſſiv! Etwas ſchwer! aber recht ſtattlich!" Darauf gibt er ſich wieder eine kühne Wendung an meinen Schreibtiſch, ergreift das Federmeſſer und ſagt: „Eine echt engliſche Klinge! Schneidet ſie gut?" Dann nimmt er eine Feder und probirt es; plötzlich fällt ihm ein: „Ich muß doch ſehen, ob ich mit Ihren Federn ſchreiben kann!" Er nimmt meine Feder, ſetzt ſich in meinen Arbeitsſeſſel, ergreift meine Feder, und ſchreibt, nachdem er erſt das Papier unterſucht hat, und fand, daß es Whatmann ſei, auf mein Papier einigemal ſeinen Namen, und dann: „Komm, weiße Dame, komm, weiße Dame, komm, weiße Dame!" Dann lacht er und ſagt: „Ihre Federn ſind zu ſpitz, zu ſpitz! zu ſpitz!" Ungeheures Gelächter von ſeiner Seite, ein ſanftſeliges Lächeln von meiner Seite.

Zum guten Glück meldet mein Diener einen Beſuch, Herr Schniffelfeld empfiehlt ſich, indem er im Abgehen noch ſchnell den bei der Thür ſtehenden Regenſchirm in die Höhe hebt, anſchaut, biegt und ſagt: „Recht fein, recht leicht, aber etwas klein, nur für eine Perſon! Verſtehen Sie mich? Nur für eine Perſon!! Ha! ha!"

VII.

Winter-Opfer und Geſellſchafts-Geißeln.

Der tanzende Nachtlöhner.

Wenn man ein Bischen darüber nachdenkt, woher es kommt, daß zuweilen die ſittſamſten Mädchen in ſchlechten Ruf kommen, daß die unſchuldigſte Frau in üble Nachrede geräth, ſo kommt man auf eine der Haupt-Urſachen: ſchlecht gewählte, leichtſinnige Geſellſchaft, und der Hang zu dieſen hirnloſen und geiſtloſen Geſellſchaften entſteht aus den drei Suchten der weiblichen Welt: Putzſucht, Gefallſucht, Tanzſucht, das iſt der Poſitiv, Comparativ und Superlativ des Zugrundegehens aller beſſern Frauen-Natur.

Ich brauche zu meinem heutigen Bilde nur die Tanzſucht allein.

Viele Aeltern leiden an einem einfachen Uebel, an einer Tochter, die ſie gerne verheirathen möchten, oder an einem doppelten Uebel, an zwei Töchtern, oder an einem dreifachen, an drei Töchtern u. ſ. w.

Gegen dieſes Heirathsübel werden, wie gegen alle örtliche Uebel, gegen Gicht u. ſ. w., Badecuren und Schweißcuren gebraucht. — Im Sommer geht man auf Badeorte, Karlsbad, Pyrmont, Aachen u. ſ. w., vielleicht gießt ein unſchuldiger Freier das Bad mit dem ſchönen Kinde aus, und heirathet es; im Winter aber braucht man Schweißcuren, die ſogenannten Jourfix, oder Hausbälle, oder Picknicks, wo die armen Candidatinnen des Eheſtandes ſich im Schweiße ihres Angeſichts einen Mann ertanzen ſollen. Zum Heirathen gehören aber Freier, zum Tanzen Tänzer! Die Mädchen können ſich nicht untereinander heirathen, die Mädchen können nicht untereinander tanzen!

Die Tänzer ſind aber jetzt ſo rar, wie die Freier! Den Hof wollen die Männer jetzt den Mädchen machen, aber kein Haus machen ſie ihnen dazu; aufziehen thun ſie die Mädchen fleißig, aber nicht zum Tanz!

„Tänzer! Tänzer! Um Gotteswillen Tänzer!“ Das iſt der Noth- und Hilfsruf aller albernen Mütter!

Der Mann jammert: „Kann ich Tänzer aus der Erde ſtampfen? Wächſt mir ein Tanz-Anführer in der flachen Hand?“ Aber das Schrecklichſte der Schrecken iſt eine Mutter in ihrem Wahn!

„Tänzer! der gute Ruf meiner Töchter für einen Tänzer!“

Jeder Bekannte wird alſo auf Tänzer-Raub ausgeſchickt. Ein Jeder darf einen Tänzer bringen; ob dieſer Tänzer nun reich oder arm, klug oder dumm, geſittet oder laſterhaft, geachtet oder verrufen iſt, das gilt gleich, iſt er doch ein Tänzer!

Dieſe Hausfreunde zerſtreuen ſich nun in Kaffeehäuſern, in Bierkneipen, an Straßenecken, in Theatern, und rufen: „Iſt kein Tänzer unter Euch?“ Iſt einer da, ſo wird er gefragt: „Tanzen Sie? Tanzen Sie viel?“ Dann wird mit dem armen Schlachtopfer ein Pact geſchloſſen, er wird als Nachtlöhner gemiethet, er muß Alles tanzen, mit Allen tanzen, die ganze Nacht tanzen!

Das tanzende Opferlamm wird Abends ſchwarz angezogen, eine Roſe in ſein Knopfloch geſteckt, gelbe Handſchuhe bekommt er, und nun wird er in die Geſellſchaft, die er nicht, die ihn nicht kennt, geführt. Er präſentirt ſein Creditiv als Tänzer, und weder Mutter noch Tochter, noch die eilfhundert thörichten Jungfrauen, die eingeladen ſind, fragen: „Wer iſt das, was iſt er?“ Mag es der ungeſchlachteſte Bengel, der hirnloſeſte Fant, der ſittenloſeſte Roué ſein, was thut das? Er iſt ein Tänzer!

„Dies eine Wort erſchlägt zehntauſend Rückſichten!“

Aber dafür muß der arme Mann auch arbeiten! Wie ein Laſtthier keucht er unter ſeinem unſterblichen Beruf!

Er muß die Paare ſtellen, den Cotillon anführen, die Touren arrangiren u. ſ. w.; keinen Augenblick darf der Arme raſten, er muß ein perpetuum mobile ſein.

Will er einen Augenblick ſitzen, ſo kommt die Hausfrau: „Ach, ich bitte Sie, tanzen Sie doch mit der dicken Frau Z. ein Bischen, es fordert ſie Niemand auf!“ und der arme tanzende Nachtlöhner geht hin und fordert das lebendige Rondeau auf, und

„Tanzet herauf, und tanzet hernieder,
Bis ihm knaken die zerbrochenen Glieder!“

Erſchöpft lehnt er ſich an eine Stuhllehne, da kommt das Hausfräulein: „Ich bitte Sie, Liebſter, ziehen Sie doch das kleine Fräulein dort ein Bischen zum Tanze auf, ſie iſt ſchon beleidigt.“ Mit ſchmerzlicher Reſignation geht das Opferlamm hin, zieht das kleine Fräulein auf, und walzt wieder wie eine Windsbraut um den Saal herum, läßt ſie dann in ihren Seſſel hineinfallen, und lehnt ſich athemlos in die Fenſtervertiefung; allein, nein, noch iſt dir keine Ruhe beſchieden, du weiſes, thätiges, menſchenfreundliches Haupt! Die Frau kommt wieder: „Das Fräulein X. will eine Mazurka tanzen, Sie thuen mir die Freundſchaft!“

Und der tanzende Nachtlöhner rafft ſich zuſammen, und rafft eine Mazurka zuſammen, und gekocht wie ein Krebs, aber deshalb nicht minder roh, hat er vollendet!

In einer ſeligen Minute will er ſeinen heißen Gram an dem Buſen eines Gefrornen ausſchütten, da wird zum Cotillon geblaſen!

„Auf, auf, mein Tänzer, zu Pferd, zu Pferd!“

Da ſteht er wieder, verlaſſen hat er ſein Eis, ſeine Mandelmilch, und neuerdings tanzt er eine Stunde herab.

Wenn die Nacht zu Ende iſt, wenn die Lichter ausgebrannt ſind, die Mädchen blaß, die Friſuren zerriſſen, und Alles geht, ſtreicht der lendenlahme, abgehetzte Nachtlöhner ſeinen Dank ein und erhält die dringende Einladung, ja zum nächſten Tanz wieder zu kommen. Wie er fort iſt, frägt man ſich: „Wer iſt denn das?“ Kein Menſch weiß es. Die Hausfrau fragt: „Wer hat ihn denn gebracht?“ Es iſt kaum zu ermitteln.

Ein paar Tage ſpäter geht ein liebes, ſittſames, unſchuldiges Mädchen über die Straße; ein verrufener, als ſittenlos bekannter junger Mann grüßt ſie ganz vertraulich; die Leute, die es bemerken, zucken die Achſel, — und er ſagt zu ſeinem Begleiter: „Mit der ſteh' ich auf einem curioſen Fuß!“

Das Mädchen war auf jenem Hausball, und der Begrüßende war der tanzende Nachtlöhner!

„Das iſt der Fluch der böſen That, daß ſie fortzeugend immer Böſes muß gebären!“

VIII.

Ein Löffel Polenta!

Herr Hummerfutterer hat nur eine Leidenſchaft, er ladet ſich gerne manchmal einen Freund auf einen „Löffel Polenta“ ein. Frau Hummerfutterer hat auch nur eine Leidenſchaft, ſie gibt nicht gerne Jemanden einen Löffel Polenta, und Fräulein Mitzi Hummerfutterer hat auch nur eine Leidenſchaft, ſie ißt nämlich ſelbſt gar zu gerne einen Löffel Polenta, aber immer denjenigen Löffel, den ein Anderer bekommen ſoll.

Ich war dazu beſtimmt, zwiſchen dieſen dreien ſich kreuzenden Löffel-Leidenſchaften grauſam in die Mitte geworfen zu werden.

„Eſſen Sie doch Mittwoch einen Löffel Polenta bei mir!“ ſagte Herr Hummerfutterer, und ich ſagte: „Ja!“ — Mittwoch Früh erſchien der Bediente von Herrn Hummerfutterer mit einer Empfehlung der Frau von Hummerfutterer, und es thäte ihr ſehr leid, aber ſie habe ſich geſtern Abends erkältigt, liege im Bette, und würde ſich das Vergnügen ein Andermal erbitten. Zwei Stunden darauf traf ich Frau von Hummerfutterer auf der Seilerſtatt, wo ſie einen Sack Polenta-Mehl einkaufte. Sie ſah mich nicht; aus Malice ging ich auf ſie zu: „Ich ſchätze mich glücklich, gnädige Frau! Sie ſchon außer Bett zu ſehen; wie geht's, meine Verehrte?“ — „Ach,“ erwiederte ſie, „ich habe mich gewaltſam aus dem Bette geriſſen, und muß mich gleich wieder niederlegen; wie ſehr bedaure ich. Aber verſprechen Sie mir, daß Sie nächſten Montag einen „Löffel Polenta“ mit uns eſſen!“ — Ich verſprach es.

Montag Früh kam der Bediente des Herrn von Hummerfutterer, „ſein Herr fühle ſich ganz unglücklich, allein Fräulein Hummerfutterer habe plötzlich zu einer todtkranken Freundin nach Baden müſſen, und ſie wollte das Vergnügen meiner Geſellſchaftdoch auch genießen!“ — Ich bedauerte ſehr.

Nachmittag ging ich zu Guerra's, und kam gerade neben Frau und Fräulein von Hummerfutterer zu ſitzen. „Stellen Sie ſich vor,“ ſagte Frau von Hummerfutterer, „eben wollte ſich meine Mitzi auf den Wagen ſetzen, da bekommen wir die Nachricht, daß ihre Freundin, dem Himmel ſei's geklagt, geſtorben iſt! — Ich habe doppelt bedauert! Allein jetzt verſprechen Sie mir, daß Sie künftigen Freitag ſicher auf einen „Löffel Polenta“ kommen!“ — Ich verſprach.

Donnerstag Abends erhielt ich folgende Zeilen von Herrn von Hummerfutterer: „Es iſt wirklich tragiſch! Zum dritten Mal muß ich mit Leidweſen auf Ihre Gegenwart verzichten. — Meine Frau hat vergeſſen, daß wir ſchon ſeit vierzehn Tagen auf Morgen eingeladen ſind, u. ſ. w.“ —

Am Freitag Morgens begab ich mich zufällig ſelbſt auf den Wildbretmarkt, weil ich zu einem vorgenommenen Picknick zwei Faſanen zu kaufen hatte. Als ich in den Laden eintrat, ſteht, mit dem Rücken zu mir gewendet, Herr Hummerfutterer, welcher einige Schnüre „kleine Vögerl“ in der Hand wiegt, und zu der Wildbrethändlerin ſagt: „Aber Sie müſſen ſie mir ſogleich ſchicken, denn wir brauchen ſie zur Polenta, und wir eſſen ſchon um Ein Uhr!“

Ich klopfte dem Herrn Hummerfutterer ſachte auf die Schulter: „Guten Morgen, liebſter Herr von Hummerfutterer! wie befinden Sie ſich? Kaufen Sie „kleine Vögerl“?

„Ja,“ ſtammelte er ganz blaß, „kleine Vögerl blos.“ —

— „Aber zur Polenta wahrſcheinlich?“ —

— „Ja wohl, aber, aber blos für meine Kinder; ich und meine Frau ſind bei ***. — Was ſagen Sie zu meinem Unglück! Aber nächſten Dienstag entgehen Sie mir nicht mehr. Da eſſen Sie einmal einen „Löffel Polenta“ bei mir. Geben Sie mir Ihr Ehrenwort!“

Ich wendete mich darauf zur Wildbrethändlerin, und ſagte ihr ganz laut: „Schicken Sie mir doch nächſten Dienstag Früh ein Paar Krammetsvögel zu mir, ich will ſie Mittags eſſen.“ — Und mit einem derben Händedruck, in dem eine ganze Reſignation aller Polenta lag, trennte ich mich von Herrn Hummerfutterer.

Der verhängnißvolle Dienstag kam; es wurde acht, neun, zehn, eilf, zwölf Uhr, kein Diener und kein Brief kam, welche bedauerten.

Es ſollte alſo endlich einmal realiſirt werden, das große Unternehmen, ich ſollte bei Hummerfutterer's einen „Löffel Polenta" eſſen!

Ich fand den Tiſch ſchon gedeckt, die Familie Hummerfutterer ſchon ſchlagfertig. Die Frau kam mir ſogleich entgegen, und ſagte, ich müßte vorlieb nehmen, es ſei kein Diner, blos eine „Wurzelſuppe", blos ein „Löffel Polenta". — Wir ſetzten uns zu Tiſche, es waren noch zwei junge Hummerfutterer da, Knaben von acht bis zehn Jahren. Die Wurzelſuppe kam. Frau von Hummerfutterer gab mir zuerſt; allein ſie verfuhr ſo oberflächlich, wie eine Kinder-Grammatik. Sie ließ die Wurzelwörter alle fallen, und gab mir nur die Derivativa, die abgeleitete Suppe, die zwar ein lauteres Gewiſſen beſaß, aber ſich ſonſt weder durch Färbung des Stils, noch durch Kraft des Ausdrucks auszeichnete! Deſto tiefer aber drang ſodann Fräulein Mitzi in die Wurzelwelt ein! Sie fuhr mit dem Löffel in die Schüſſel, als wollte ſie ſelbe entwurzeln! Auch die zwei kleinen Hummerfutterer bekamen ihre Portion, daß ſie da ſaßen wie die Wurzelmännchen. Ich dankte der Hausfrau für die ungemeine Klarheit ihrer Mittheilung, indem ich ihr verſicherte, daß das Andenken daran in meinem Innern fortwurzeln wird. Fräulein Mitzi hatte indeſſen ſolche botaniſche Biſſen gemacht, daß ihr aufgeſchnittener Magen gewiß ein wohlaſſortirtes Linné'ſches Kräutermagazin abgegeben hätte. Ich neigte mich zu ihr und ſagte: „Mein holdes Fräulein, Sie ſcheinen eine Vorliebe für das Pflanzenſyſtem zu haben?"

„Ach ja,“ ſagte ſie ganz unbefangen, „es iſt eine Blutreinigung, befördert die Ausdünſtung und ſäubert den Körper!“

Ich war entzückt über dieſe delicate, naive Natur! Inzwiſchen waren Fiſche gekommen. Es waren junge Forellen von einem Gareißen und einem Weißfiſch, in einer Butterſauce von Baumöl. Es waren blos Köpfe und Schweifſtücke. Ich ſagte zu Herrn Hummerfutterer: „ſolche Fiſche ſind doch gerade wie Dichter, blos Kopf, und es iſt merkwürdig, wie ſie ſich ſo ohne alle Mittel erhalten!“

Frau von Hummerfutterer hatte mir indeſſen einen Kopf auf den Teller gelegt, allein ſie ließ ihn über den Teller ihres Mannes die Reiſe machen, und gerade in dem Scheitelpunkte dieſes Tellers verlor der Kopf ſeinen ganzen Anhang aus der Fiſchwelt, und zu mir gelangte nur die äußerſte Spitze dieſes Kopfes. Ich machte dem Herrn Hummerfutterer wieder die Bemerkung, daß mein Fiſch eine gute Haut ſei, die noch obendrein es gewiß nicht fauſtdick hinter den Ohren hat. —

Da ich nichts Anderes zu beißen hatte, ſo machte ich beißende Bemerkungen. Mitzi hatte indeſſen auf ihren Teller die ausgezeichnetſten Köpfe ihrer Zeit verſammelt. Nach dieſer Wurzelſuppe, nachdem ſie, ſo zu ſagen, ſo ſehr ins Gras gebiſſen hat, hätte ich nicht gedacht, daß ſie noch ſo viel beißen wird. Ich war begierig, aus welchen Geſundheitsgründen ſie Fiſche eſſe, und welche officinelle Kraft dieſelben hätten.

„Mein holdes Fräulein ſcheinen eine Vorliebe für das Fiſch-Syſtem zu haben?“ —

„Ach ja, ſie verdünnen die Säfte, und machen keinen Schleim!“ —

Ich wendete mich zu meinem Kopfe, indem ich dachte: „wenn ſolche Köpfe feiern, welch ein Verluſt für mein Jahrhundert!“

Kurſchsplzcher! — Mitzi hatte eine Gräte geſchluckt. — Kochtsratſcher! — „Eß ein Stückchen Rinde!“ ſagte die Mutter, und reichte ihr einen halben Laib Brot hin. Mitzi war indeſſen an mein Herz geſunken, und röchelte. Da ſprang der Herr Hummerfutterer auf, verſetzte ihr plötzlich einen ſolchen Puff in den Rücken, daß die geſchluckte Gräte einen Salto Mortale in die Höhe machte, und mir gerade auf meinen Teller ſprang. Es war eine ganze Hirnſchale! Mitzi nahm auf dieſen Schrecken noch einige obligate Köpfe zu ſich, und der Kern der Mahlzeit, die Polenta, kam!

Es war ein kleiner, gelber Berg, in welchem „die kleinen Vögerl“ als Poſtmeiſter aufgeſtellt waren, denn ſie wohnten alle wenigſtens eine Poſtſtation auseinander.

Herr Hummerfutterer begann vor Freude zu wetterleuchten, und Mitzi zu blitzen; die jungen Hummerfutterers donnerten, und die Frau von Hummerfutterer ſchlug mit großem Gekrache ein! — Der Löffel fiel wie ein Blitzſtrahl auf den Polenta-Berg!

Die Schlacht begann! Löffel in Arm! Marſch! Vorwärts! Haut ein!

Es war eine furchtbare Schlacht! Es löſten ſich alle Bande der Natur! Die kindliche Ehrfurcht wich; Mutterliebe wurde zur Megäre, und der Hausfreund war vergeſſen!

Herr von Hummerfutterer hatte ſich eine kleine Brühl aus Polenta auf ſeinem Teller angelegt, und auf der Spitze einen kleinen Huſarentempel. — Mir legte Frau von Hummerfutterer eine kleine Portion vor, indem ſie ſagte: „Ich weiß, Sie eſſen ſo was nicht gerne, und nur uns zu Liebe.“ Auch die Schatten einiger kleiner Vögerl ſchwebten über meinen Teller, aber ſie ſelbſt ließen ſich, wie die Wachtel in der Wüſte, auf Mitzi's Teller nieder.

Meine Wißbegierde wurde wieder wach, und ich konnte dem Drange nicht widerſtehen, zu erfahren, aus welchen diätetiſchen Gründen Fräulein Mitzi ganze Polenta-Berge ebnet.

„Mein holdes Fräulein ſcheinen eine Vorliebe des Polenta-Syſtems zu haben?“ —

— „Ach ja, ſie nähret ſehr, und erweichet die Gedärme.“

Ich bewunderte die angewandte Zartheit ihrer praktiſchen Arznei-Seelenlehre, und ſah mit ſtiller Ehrfurcht dem unermüdlichen Fleiße der Polenta-Enthuſiaſten zu:

„Fünf Löffel ſieht man ab und auf
In Eine Schüſſel ſteigen,
Und ſchwebt der Eine voll herauf,
Muß ſich der And're neigen.
Sie wandern raſtlos hin und her,
Abwechſelnd voll und wieder leer,

Und trägt Einer dieſen an den Mund,
Steckt jener in der Schüſſel Grund,
Doch wollen ſie mit ihren Gaben
Den Gaſt allein nur gar nicht laben."

Ich hatte bald keine Polenta, und indem ich meinen Löffel beobachtete, der allein ruhte, wo Alles arbeitete, wußte ich nicht, ob mich Herr Hummerfutterer auf einen „Löffel Polenta", oder auf einen „Polenta-Löffel" eingeladen hatte, und wäre faſt verſucht geweſen, ihn einzuſtecken.

Endlich war das große Werk gethan, ringsum war nichts mehr zu ſehen; da ſagte Frau von Hummerfutterer: „Sie haben aber gar nichts gegeſſen!"

Ich aber ſagte: „Ach, gnädige Frau, ich hab' wirklich genug!"

Herr Hummerfutterer ſtand ganz vergnügt auf, ſchüttelte mir die Hand, und ſagte: „Nun, Freundchen, wann möchten Sie wieder einmal bei mir einen „Löffel Polenta", eſſen?"

Ich hätte ihm auch gerne erwiedert: „Am liebſten ſogleich!" —

Ich empfahl mich, Frau von Hummerfutterer bat mich, es nicht übel zu nehmen, wenn die Polenta nicht nach meinem Wunſche geweſen iſt; ich ging und ſagte:

„Polenti non fit injuria!"

Beantwortungen von Minnegerichts-Fragen.

I.

Beantwortung der Frage: „Wer hat wahrhafter geliebt, der durch die Liebe ein Weiſer, oder der durch die Liebe ein Narr geworden iſt?“

Omnia vincit amor, et nos cedamus amori.
Virgil. Eclog. 10. 69.

Die Liebe beſiegt Alles, ſogar Metalliques! Die Liebe überwindet Alles, ſogar Hausbälle! Die Liebe bezwingt Alles, ſogar Recenſenten! Die Liebe begeiſtert Alles, die Liebe humaniſirt Alles!

Und ſoll ich weiter reden von der Liebe? und von welcher Liebe? Von der ſporadiſchen, wie ſie in einzelnen Fällen vorkommt, und Menſchen, das heißt Unmenſchen, das heißt Verliebte, hinrafft? Oder von der epidemiſchen, aſiatiſchen, wie ſie in unſerer Zeit graſſirt, und Tauſende im Leben, das heißt in der Fabel, das heißt in Romanen und in Roman-Köpfen niederwürgt?

Was iſt Liebe? Was heißt Liebe? Wo wohnt die Liebe?

Fragt den Millionär, und er wird Euch ſagen: „Da, wo ſich die Fingerſpitzen mit dem Gelde an der atmoſphäriſchen Luft verbinden.“ Fragt den Naturforſcher, und er wird

Euch ſagen: „Wo ſich das organiſche und fortpflanzende Leben entzündet.“ Fragt den Schwärmer, und er wird Euch ſagen: „Da, wo der Mondſtrahl die ſeufzende Knospe küßt.“ Fragt den Luſtſpieldichter, und er wird Euch ſagen: „Da, wo der Knoten, zur Ueberraſchung des Publikums, ganz anders gelöst wird, als der geſunde Menſchenverſtand es erwartet.“ Fragt einen unſerer Formenſchmide und ſubjectiven Lyriker, und er wird Euch ſagen: „Es iſt

— — Entſagen nur und Trauern
Und ein verlornes Grollen (?) und Bedauern.“

Fragt unſere Jünglinge, und ſie werden Euch ſagen: „Sie wohnt in der Nothwendigkeit, eine reiche Parthie zu machen.“ Fragt unſere jungen Mädchen, und ſie werden Euch ſagen: „Sie wohnt da, wo ſich die Eitelkeit in die Verſorgungsſucht ergießt.“ Fragt endlich mich, und ich werde Euch ſagen: „Sie wohnt in dem Herzen, das für eine Perſon zu enge iſt und nur für zwei Perſonen weit genug iſt!“

Liebe hat aber nicht nur ihren Ort, ſondern auch ihre Zeit. Bei Pflanzen und Menſchen iſt die Jugend die Zeit der Liebe!

Blumen und Herzen haben ihre Flitterwochen; nach den Flitterwochen hört die Blume auf zu blitzen, das Herz zu glühen, die Zweige ſchweigen, der Schmetterling ſenkt den Fittig, das Leuchtkäferchen verliert ſeinen Phosphor! Nur ſeltene Menſchen und ſeltene Herzen haben einen langen Frühling und eine lange Jugend! Aber jene ſeltenen Blumen und jene ſeltenen Herzen wurzeln zwar in der Erdenwelt, allein ſie trinken Leben aus dem Aether des

Himmels und das Einathmen des Ueberirdiſchen macht ſie zum lieblichſten, heiligſten Wunder der Natur!

Was die Kunſt für die äußern Sinne iſt, das iſt die Liebe für den innern Sinn: eine Sehnſucht nach dem Idealen, nach der Urſchönheit, die in einem endlichen Weſen ihm tauſendſtrahlig entgegen leuchtet!

Liebe, Du begeiſterte Improviſation eines liebetrunkenen Herzens, Du kühne Muſik einer entflammten Empfindung, ich ſage von Dir, was ein großer Dichter von einem andern Gegenſtande ſagt:

„Was ich ohne Dich wäre, ich weiß es nicht, aber mir graut, ſeh' ich, was Tauſende ohne Dich ſind!“

Ach Gott! ja, mir ſchaudert die Haut und die Seele, ſeh' ich das Geſchlecht der menſchlichen Mollusken und Polypen, die ohne Liebe leben, ihnen fehlt die Entwicklung ihres Weſens, ihnen fehlt die Entfaltung ihres Seins; ſie vernehmen nichts von der Harmonie der Schöpfung, die nur in der Liebe ihr Maifeſt auf Erden feiert; ſie ſehen nichts von dem Wiederſchein des Göttlichen, das aus dem Spiegel der Liebe zurückſtrahlt; ſie ahnen den aufgehenden Frühling nicht, der zwei Herzen überbaut mit den zu Blumen gewordenen Mythen der Sympathie; ſie wandeln lichtlos unter dem Strahlen- und Funkenfalle des allbelebenden, allerwärmenden, allbeſeligenden Centralfeuers!

Ach, ſaget nicht, daß der Liebende ſich täuſche! Die Liebe täuſcht ſich ſo wenig, wie die Poeſie, die Poeſie ſo wenig, wie die Kunſt! Es iſt Götterwahrheit in jeder Liebe, in jeder Poeſie, in jeder Kunſt; und wie die Wahrheit in der wahren Kunſt, ſo liegt die Geliebtenliebe in jeder wahren Liebe, ſo iſt jede Täuſchung der Liebe unmöglich!

Und ſolch eine Empfindung ſollte den Menſchen zum Narren machen? Eine ſolche Empfindung ſollte die menſchliche Natur nicht zur Vervollkommnung emportragen? Eine ſolche Empfindung ſollte den Geiſt nicht verklären, den Sinn nicht veredeln, das Herz nicht heiligen und den Verſtand nicht erhöhen und nicht läutern?

Wer nach ſeiner glücklichen oder unglücklichen Liebe ein Narr iſt, der iſt keiner geworden, der iſt einer geblieben, mit erhöhtem Charakter.

II.

Beantwortung der Frage: „Kann ein geiſtreicher Mann ein geiſtloſes Frauenzimmer, und kann ein geiſtreiches Frauenzimmer einen geiſtloſen Mann innig und dauernd lieben?"

War die Statue geiſtreich, in die ſich Pygmalion verliebte? — War der ſchlafende Endymion geiſtreich, in den Diana ſich verliebte? — War der Stier geiſtreich, von dem ſich die Prinzeſſin Europa entführen ließ? —

Alſo die Mythologie iſt gegen den Geiſt!

Wenn wir alle Liebesbriefe der Verliebten leſen, ſo ergibt ſich, daß auch die Orthographie gegen den Geiſt iſt!

Und die Weltgeſchichte? Die Weltgeſchichte ſagt mit tauſend Beiſpiel-Zungen, daß die geiſtreichſten Männer die dümmſten Frauen geheirathet, und die geiſtreichſten Mädchen die dümmſten Männer geliebt haben. —

Wie ſoll ich nun gegen die Mythologie, gegen die Orthographie, und gegen die Weltgeſchichte ſtromauf ſchwimmen?

Was heißt Geiſt, geiſtreich? Welchen Einfluß übt der Geiſt auf den Mann, welchen auf das Frauenzimmer aus?

Unter zwanzig geiſtreichen Männern gibt es neunzehn gemüthliche, durch den Geiſt veredelte, durch den

Geiſt geläuterte, durch den Geiſt geſtählte und erprobte Herzen. — Unter zwanzig geiſtreichen Frauenzimmern ſind neunzehn Xantippen, neunzehn durch den Geiſt zerſtückelte, durch den Geiſt entweiblichte, durch den Geiſt entfärbte Herzen.

Der Geiſt bei dem Manne iſt ein zweiſchneidiges, blankes Schwert, mit dem er für Recht und Wahrheit, für ſeine Ueberzeugung ficht, mit dem er gegen die Unholde des Lebens, gegen die Drachen, die den Schatz des Daſeins neidiſch überwachen, zu Felde zieht. Der Geiſt bei den Frauenzimmern iſt eine Patent-Gartenſchere, mit welcher ſie die Blüten des Gemüthes, die Roſen der Empfindung, und jegliche Blume der Weiblichkeit aus ihrem und unſerm Lebensgarten ausſchneiden.

Nur in den Schriften der mittelmäßigen Schriftſtellerinnen fließt Milch, Meth und Honig; in den Schriften der wirklich geiſtreichen Schriftſtellerinnen rinnt Hyänen-Blut durch die Zeilenadern, ſtrömt kochendes Gift, ätzende Schärfe, freſſende Lauge, verheerende, verſengende Lava!

Die Frau wurde aus der Rippe des Mannes gemacht, und nicht aus ſeinem Ohr, noch aus ſeiner Stirne; die Gegend des Herzens iſt ihr Geburtsort, und nicht die Gegend des Kopfes; ſie ſoll dem Mann zum Herzen gehen, wie ſie ihm vom Herzen ging. Das Herz aber bedarf keines Geiſtes, es bedarf des Gemüthes; das Herz iſt kein Salongeſchöpf, es braucht keine Räthſel und Charaden aufzugeben, es braucht keine Cirkel zu unterhalten, es braucht keine jeux d'esprit zu arrangiren, es braucht keine witzigen Repliquen zu geben, und keine leuchtenden Wortſpiele zu machen. Wenn zwei Herzen zuſammenkommen, ſo ſprechen ſie nicht vom Theater, nicht von der romantiſchen Schule, nicht von den neueſten Muſen-Almanachen, nicht von der Cachucha, und nicht von Stadt-Begebenheiten.

Was ſucht der Mann beim Frauenzimmer?

Der geiſtloſe Mann ſucht brillante Eigenſchaften, aber gerade der geiſtreiche Mann ſucht ſtille Eigenſchaften. Der geiſtloſe Mann wird bei einem Frauenzimmer das Radſchlagen und die Pfauen-Augen eines ſchillernden Geiſtes, die Knallerbſen eines Converſations-Feuerwerkes, den Zickzack eines flammenden Geiſtes-Nordlichts lieben, er wird ſich darin gefallen, ſich wie ein kleiner Junge unter dieſe Geiſt-Caſcade mit ihren hohlen Waſſerperlen zu ſtellen, ſich von ihr überſtäuben zu laſſen, und zu denken: er glänze in dieſem leeren Waſſerſtaub-Fall! — Der geiſtloſe Mann, weil ihn ſelbſt geiſtig friert, ſucht er fremde Wärme, Strohfeuer, Colophoniumblitze; weil bei ihm in ſeinem Geiſtesſtübchen kein Feuerofen iſt, ſo ſucht er die Meißner'ſche Luftheizung des weiblichen Geiſtes auf. Der geiſtreiche Mann hingegen, der ſich am eigenen Strahle wärmt, dem die Flamme im eigenen Geiſt lodert, der ſucht bei dem weiblichen Weſen Kühle, Schatten, Labung. — Der geiſtreiche Mann ſucht bei der Frau geſunden Verſtand, geſundes Herz, geſundes Blut.

Klingt das proſaiſch? Das kann ſein, aber es iſt wahr.

Der geſunde Verſtand wird die Sprache des Geiſtes verſtehen, ohne ſie ſelbſt zu ſprechen, und das iſt gerade genug für den geiſtreichen Mann; das geſunde Herz wird bald verkünden, ob es den geiſtreichen Mann blos ſeines Geiſtes halber, oder ſeines eigenen Ichs halber liebt, und darnach ſeine Liebe erwiedern; und das geſunde Blut wird in ſeiner Roſenfarbe, durch eine gleichförmige Circulation das geſunde Herz ſtets in jener ſchönen, gleichförmigen Wallung laſſen, die zu einem gleichförmigen, ſtillen Herzensglücke nöthig iſt.

Der geiſtreiche Mann ſucht im Frauenzimmer eine Blume, die er ſich ans Herz heftet, und keine farbige Kokarde, um ſie auf den Hut zu ſtecken; er ſucht den *Austauſch der Empfindung*, und nicht den *Austauſch geiſtiger Intereſſen*; ſie ſoll ſeinen Geiſt *begreifen*, ihn achten, zu ihm emporſchauen, wie der Epheu zu der Baumkrone; aber ſie braucht nur bis an ſein Herz zu reichen und ihn da wie Epheu, ſanft und feſt und für immer zu umſchlingen.

Anders iſt es mit dem Frauenzimmer, das einen Mann liebt! Die Weltgeſchichte erzählt von vielen Frauen, die dumme Männer geliebt haben. —— Ja, aber die Weltgeſchichte ſagt nicht, was aus ſolcher Liebe, aus ſolcher Ehe geworden; ſie enthält nur die *Anzeige*, aber nicht die *Geſchichte* dieſer Liebe, die *Folgen* nicht.

Wo eine geiſtreiche Frau einen dummen Mann heirathet, wird entweder *ſie unglücklich*, oder er *lächerlich*; und es kann für eine *wahrhaft* geiſtreiche Frau kein größeres Unglück geben, als einen lächerlichen Mann zu haben. — Je kleiner ſein Geiſt neben dem ihrigen erſcheint, deſto größer iſt die moraliſche Verdächtigung, die ſie, und ihren Entſchluß, ihn zu heirathen, trifft!

Es gibt Frauen, die dumme Männer ſuchen, um ſie dann zu beherrſchen; von ſolchen moraliſchen Mißgeburten ſpricht man nicht, ſie ſind der Verachtung der Welt, und der Nichtigkeit ihres eigenen Gemüthes verfallen.

Aber ein Frauenzimmer, das mit hellem Geiſte ein unverdorbnes Herz verbindet, wird und kann nur jenen Mann innig und dauernd lieben, der durch Geiſt und Bildung hoch über ihr ſteht, wenn ſeine moraliſche Beſchaffenheit ſeinem Geiſte gleichen Rang hält. — Das wahrhaft gebildete Frauenzimmer will den Mann nicht nur lieben, es will ihn hochachten, verehren, es lebt und athmet gerne in dem Doppelſtrahl des Geiſtes und des Gemüthes, in den Schweſterflammen von Kopf und Herz. Der Geiſt des Mannes ganz allein iſt der Geiſt, in dem die Liebe des Weibes ewig jung erhalten wird; er iſt die verjüngende Gaſtein-Quelle, in welcher die Roſe der Neigung nie verblüht; der Geiſt allein bewirkt durch ſein magiſches Handauflegen, daß die blinden Herzen ſehend werden, und die gelähmte Empfindung regſam wird und bleibt; der Geiſt des Mannes iſt der kryſtallene Glasſturz über den geflochtenen Blumenſtrauß der Liebe, über den geheiligten Kranz der Ehe; der Geiſt des Mannes allein heißt den wandelnden Mond weiblicher Neigung feſt ſtehen, und die Sonne der Treue nicht ſinken; der Geiſt des Mannes allein iſt der Gärtner, der die Rebe der Liebe ins weibliche Herz pflanzt, der Thau, der ſie mit Süßigkeit füllt, die Sonne, die ſie reift, der Winzer, der ſie keltert, und das güldne Gefäß, in dem ſich die gekelterte Gluth und Süßigkeit erhält, und mit der Zeit edler, milder, ſtärker und wohlthuender wird!

Ihr lächelt? Ich bemitleide Euch, daß Ihr nicht glaubt an die beſſere Richtung, an die ſchönere Empfindung, an das höhere Fühlen der weiblichen Herzen! Ich bemitleide Euch, daß Ihr in dem täglichen Verſchlemmen in verfälſchten, gemachten und verkünſtelten Wirthshausweinen, den Glauben an die Exiſtenz des echten, edlern, reinen Göttertrankes nicht mehr glaubt! Ich bemitleide Euch, daß Euer Sinn ſo verflacht, Euer Geiſt ſo ausgeblaſen, Euer Herz ſo ausgeblättert, Euer Denken ſo entwürdigt, und Euer Empfinden ſo entadelt iſt, daß Ihr in dem weiblichen Geſchlechte nichts ſehet, als einen Taſchenſpiegel, aus dem Euch Euer eigenes, hohles, nichtsſagendes, nichtsfühlendes und nichtsbedeutendes Narciſſen-Geſicht geiſtig leer und moraliſch matt entgegenlächelt!

III.

Beantwortung der Frage: „Was iſt ſchmerzlicher: die gegebenen Geſchenke unſerer Liebe zurück zu erhalten, oder die empfangenen Geſchenke der Liebe zurückgefordert zu ſehen?“

Die Witterung, mein luſtiger Leſer, iſt der Beantwortung dieſer Frage ſehr ungünſtig! Wenn ich ſage Witterung, ſo verſtehe ich darunter die Zeit, und unter der Zeit verſteh ich das Carneval! — Im Carneval von Liebe handeln, heißt mit einem Tollen von Kant's „Kritik der reinen Vernunft“ ſprechen!

Unſere meiſten Frauenzimmer kennen in dieſer Zeit keinen andern „Amor“, als höchſtens den auf dem Graben, der ſtatt Pfeil und Bogen, Band und Shawl im Schilde führt; keine andere Sehnſucht, als nach Lannoi, Polborn und Reichmann, dem Kleeblatt der heißeſten Frauen-Liebe; keinen andern Zug, als zu Beer, und finden wir ja eine „Griſeldis“, ſo iſt ſie die auf der Freiung!

Unſere meiſten Frauenzimmer lieben im Frühling ſich und die Landparthien, im Sommer ſich und die Badereiſen, im Herbſte ſich und die Winterſtoffe, und im Winter ſich und die Moden-Handlungen!

Liebe!? Pudelnärriſches Ding! Reine Erfindung unſerer Satyriker! Hampelmann für Leihbibliotheken-Leſer! Romantiſcher Krampus!

Liebe? — Wo wohnt ſie? wer hat ſie geſehen? wer weiß, bei wem ſie ſich aufhält?

Wenn wir ſie austrommeln laſſen, wenn wir ihr Steckbriefe nachſchicken, wenn wir einen Preis auf ihren Kopf ſetzen, ſie iſt nicht ausfindig zu machen!

Liebe iſt keine europäiſche Leidenſchaft mehr! Sucht ſie am Oronoko, wo keine Romane gedruckt werden; ſucht ſie am Ohio, wo keine Afterbildung iſt; ſucht ſie am Miſſiſippi, wo keine Hausbälle ſind; ſucht ſie am Ganges, wo keine Putzhandlungen ſind; ſucht ſie am Cap Caleimer, wo keine Equipagen blühen!

Hat ſich ja ein Bischen Liebe in einen Winkel Europa's gerettet, ſo ſucht ſie in Ketſchkemet und in Debrezin, aber ſelten in der Stadt, ſelten in der Reſidenz!

Wie hätten wir hier Zeit, zu lieben! Wir müſſen uns den ganzen Tag anziehen, um den ganzen Abend modern angezogen zu ſein; wir müſſen ſtets in den Spiegel ſehen, um unſer Selbſt nicht zu beſchauen; wir müſſen in alle Unterhaltungen gehen, nur um nicht in uns zu gehen; wir müſſen den ganzen Abend matt zubringen, um die ganze Nacht müde zu ſein; wir müſſen den albernen Geſprächen unſerer Stutzer horchen, um unſere innere Stimme nicht zu hören; wir müſſen unſer Herz betäuben, um ſeine Leere nicht zu fühlen; wir müſſen tanzen, bis ſich Alles um uns dreht, damit wir nicht gewahr werden, daß wir uns ſtets um Nichts drehen; wir müſſen uns behängen mit Stoffen, Geſchmeiden und Geweben, damit man unſere Stoffloſigkeit und unſer nichtiges innere Gewebe nicht gewahre!

Wie kann bei dieſer klaſſiſchen Beſchäftigung der Mehrzahl unſerer Frauenzimmer Zeit zu lieben bleiben?!

Lieben und Neujahrwünſchen, das läßt man jetzt den Domeſtiken über. Unſer Leben iſt die Enthebungskarte für unſer Lieben!

Ein Frauenzimmer hat jetzt zwar tauſend Gründe, zu lieben: Langeweile, Eitelkeit, Neugier, Uebermuth u. ſ. w. — Allein da die Frauenzimmer nie das thun, wozu ſie Gründe haben, ſo iſt das Grund genug, daß ſie aus Gründen nicht lieben!

Ich bin überzeugt, wir würden mehr Liebe finden, wenn die „Liebe“ in einer Putzhandlung zu kaufen wäre. Da würde die Tochter nach Hauſe kommen, und die Mutter quälen: „Liebe Mutter, auf dem Graben, bei der Jungfrau von Orleans hängt eine ſo prächtige Liebe heraus, weiß gefüttert, mit Roſaſchleifen, kauf' mir dieſe Liebe!“ Sie würde dieſer Liebe doch wenigſtens eine Zeit lang treu ſein, ſie in Geſellſchaft mitnehmen u. ſ. w.

Ich kann es mir ordentlich denken, wenn man die Liebe ſo in Sammt und Atlas hätte, die Frauenzimmer würden dann eine Liebe faſt eben ſo lange tragen, als jetzt!

Und wo ſollen nach allem dem „Geſchenke der Liebe“ herkommen? Höchſtens ſagt Eines zum Andern: „Ich ſchenk' Dir Deine Liebe!“

Geſchenke der Liebe *zurückgeben! zurückempfangen!* Was heißt das? Was bezeichnet das? Was ſoll das bedeuten?!

Was die Liebe, die *wahre Liebe* gegeben hat, das *kann nicht zurückgenommen, nicht zurückgegeben* werden! Heißt den Strom rückwärts fließen; ſagt der Sonne, ſie ſoll die Bahn nicht gemacht haben, die ſie gemacht hat; befehlt der Wolke, ſie ſoll die Luft nicht gefurcht haben, die ſie durchſchiffte; ſagt dem Geſtern, daß es zurückkehre in den Schooß der Zeit; heißt dem gedachten Gedanken, daß er zurückwandere in die Werkſtätte des Denkens; wenn ihr das könnt, dann, dann könnt ihr *zurückfordern, zurückgeben*, was die Liebe gab, was die Liebe empfing!

Wenn ihr eine Laute zurückfordert, die ihr mir geſchenkt habt, könnt ihr die ſüßen Töne zurückfordern, die ich ihr entlockt, und mit denen ſie meine Stunden beglückte? Wenn ihr eine Blume zurückfordert, die ihr für mich gepflückt, könnt ihr den balſamiſchen Duft zurückfordern, mit dem ſie im ſüßen Athmen ihres Lebens mich beglückte?

Wenn ihr mir eine Nachtigall gebt und ſie zurückbegehrt, könnt ihr die ſüßen Lieder alle zurückfordern, die ſie mir mit Wonne und Wehmuth ſang?

Und Liebe ſollte zurücknehmen können ihre Liebesboten, die ſind wie Laute, Roſe und Nachtigall, die ausgeſtrahlt und ausgeduftet und ausgetönt haben für mich die himmliſchen Töne und den ſüßeſten Weihrauch und die heimlichſten Lieder der Erinnerung, der Sehnſucht, des Angedenkens und der heimlichen Sympathie?

Kann Liebe den namenloſen Zauber des erſten Blickes zurücknehmen, der wie Thau aus Maienhimmel uns in die Seele fiel? Kann Liebe die magnetiſche Süßigkeit des erſten Handdruckes zurücknehmen, der uns durchbebte in wonniger Magie? Kann Liebe die Süßigkeit des erſten Kuſſes zurücknehmen, die von ihren Lippen in unſer Weſen träufelte? Kann Liebe den verbebenden, zitternden, vergehenden Ton des erſten Geſtändniſſes zurücknehmen, der unſer Ohr beſchlich wie Engelgruß, und fortbebt in uns, ſo lange wir leben? Kann Liebe zurücknehmen alle die kleinen Süßigkeiten und Wonnen und Zwiſchenfälle von Seufzern und Thränen, von Zerfall und Wiederfinden, von Gehen und Scheiden und Kommen, von Krieg und Verſöhnung, von Verſagen und Gewähren, von Beſprechen und Berathen, von Hoffen und Sehnen, von Verſtändniß und Errathen, und alle die tauſend und abermal tauſend beſeligenden Ab- und Zufälle, Spielereien, Räthſel und wonnigen Kinderſpiele der Liebe?

Wenn ſie das nicht kann, ſo laßt ſie zurücknehmen und zurückgeben alle Geſchenke und Sächelchen und Dingelchen, laßt ſie zurücknehmen den goldgeſtickten Frühling und die ſeidnen Vergißmeinnichte, und die Lockenſchlangen und alle kleinen Symbole des heiligen Tempeldienſtes. Der Tempel im Herzen bleibt doch, und das Götterbild im Tempel kann nicht entführt werden, und der Frühling in unſerer Bruſt, der Frühling, den der Erinnerungshauch ſchafft, bleibt doch, und das Vergißmeinnicht im Herzen behält ſein ewiges Blau, und die Ewigkeit der wahren Liebe legt ihren Schlangenreif um unſer ganzes Daſein!

IV.

Beantwortung der Frage: „Iſt gränzenloſes Vertrauen oder gränzenloſe Eiferſucht mehr Beweis von Liebe?“

> Wo in einem Herzen ein Romeo Platz genommen hat, da ſtelle man nur ſogleich einen Seſſel für Othello hin. — Kein Menſch acceptire eine Liebe, wenn ſie auf der andern Seite nicht von der Eiferſucht girirt iſt.
>
> Saphir.

Die Eiferſucht geht als Morgenſtern vor dem Tag der Liebe, die Eiferſucht geht als Abendſtern vor der Nacht der Liebe her, und den ganzen Tag der Liebe über wandelt ſie mit ihr, durch den Himmel ihrer Bahn, durch den tiefen Aether, durch die klingenden Wolken, durch die fliegenden Stürme, durch die flammenden Blitze, durch den grollenden Donner!

Eiferſucht iſt das Salz in dem Ocean der Liebe; Eiferſucht iſt der Wecker in dem Schlummer der Liebe; Eiferſucht iſt die Pulsader der Liebe; Eiferſucht iſt die Waſſer- und Feuerprobe der Liebe!

Vertrauen? Iſt denn Vertrauen der Gegenſatz zu Eiferſucht? Hebt Vertrauen Eiferſucht auf? Nein, nicht im Geringſten. — Man kann unbegränzte Achtung vor ſeiner Geliebten haben, man kann felſenfeſtes Vertrauen auf ihre Tugend, auf ihren Charakter ſetzen, und dennoch eiferſüchtig, namenlos eiferſüchtig, raſend eiferſüchtig ſein!

Gränzenloſes Vertrauen heißt nichts, als überzeugt ſein, meine Geliebte iſt keiner Untreue fähig. Ihr nennt Eiferſucht Egoismus? — Iſt dieſes gränzenloſe Vertrauen nicht mehr, nicht größerer, nicht gemeinerer Egoismus?

Wo der Gedanke an eine Untreue in uns leben kann, da iſt keine Eiferſucht mehr, denn da hört die Liebe auf! Auf ein Weſen, von dem wir nur im Entfernteſten den Verdacht einer wirklichen Untreue faſſen können, ſind wir nicht mehr eiferſüchtig, denn wir reißen es mit allen ſeinen Wurzelfaſern und Widerhaken aus unſerm Herzen heraus, und können wir das nicht, ſo verbluten wir, aber das Weſen ſelbſt iſt für uns todt, rein todt.

Allein gerade wenn wir ein Weſen lieben, das wir achten, von deſſen Sittenreinheit, hoher Tugend wir ganz durchdrungen ſind, wo alſo die Liebe, vereint mit der höchſten Achtung, ihre Gewalt über uns ausübt, da beginnt die Eiferſucht ihr dornenvolles, ihr ſtürmiſches, ihr ſtachelvolles Reich. Je vollkommener der Gegenſtand unſerer Liebe, deſto gränzenloſer iſt unſere Eiferſucht!

Je höher wir die Geliebte betten in das Grahamsbett unſerer Verehrung, je erhabener wir ihr Bild emportragen zu dem fleckenloſen Himmel, deſto ängſtlicher bewachen wir ſie vor jedem Erdenſtäubchen, deſto ſchmerzlicher möchten wir jede Communicationsbrücke zwiſchen ihr und andern Sterblichen abbrechen.

Eiferſucht allein iſt Beweis von Liebe, und die Eifer-
ucht der Liebe hat keine Gränzen, wie die Liebe ſelbſt keine
Gränzen hat.

Die Eiferſucht reißt den werdenden Gedanken der
Geliebten aus der Wiege des Denkens; die Eiferſucht ver-
olgt den Pfeil ihres Blickes, wenn er vom Bogen des Auges
chnellt; die Eiferſucht fragt ihr leiſeſtes Lächeln: woher?
nd ihre leiſeſte Lippenbewegung: wohin? Die Eiferſucht
eht, wie ſich der Gedanke auf der Stirne der Geliebten
ildet; ſie hört den Blick wachſen unter dem bedeckenden
iede; ſie kennt die Richtung ihres Fühlens im voraus,
venn es erſt als Schaumbläschen in ihrem Innern ſich
ildet; ſie gräbt den Traum der Geliebten aus ſeinem Grabe,
m Rechenſchaft von ihm zu fordern; ſie ſtellt die Zer-
treuung der Geliebten vor ein Gottesgericht; ſie zerſetzt
as Roſenroth ihrer Freude in ſeine Beſtandtheile, und
viegt das Körnchen ihres Unmuthes auf der großen Wage
es Argwohns; und dieſes Alles nur aus Liebe! Nur
llein aus Liebe, aus wahrer, inniger, unbegränzter Liebe!

Die Perſon, die wir lieben und die uns liebt, die ge-
hört uns, ſie iſt unſer Selbſt, unſer eigenes Ich, und unſer
Ich ſoll nichts denken, nichts fühlen, als uns. Iſt dieſes
Egoismus, ſo iſt es Egoismus für unſer Ich, das ſie iſt,
nicht für unſer Ich, das wir ſind!

Ich bin eiferſüchtig auf den Vater, der ſie küßt, auf
die Schweſter, die ſie umarmt, auf die Freundin, die ſie herzt,
uf das Kind, welches ſie liebkoſet, auf die Roſe, die ſie
pflückt, auf den Zephyr, der ſie umweht, auf die Welle,

die ſie umſpielt, auf die Muſik, die ihr Ohr entzückt, auf die Farbe, die ihrem Auge ſchmeichelt, auf den Einfall, der ſie lächeln macht, auf die Thräne, die ihr Auge beſchleicht, auf den Traum, der ſie umfängt, auf den Spiegel, der ihr ſchmeichelt, auf die Hoffnung, die ſie wiegt, auf das Gedicht, das ihr gefällt, auf die Landſchaft, die ſie mit Wohlgefallen betrachtet, kurz, auf Alles, was ihr Freude macht; aber nicht aus Egoismus, nicht aus dem Grunde, als ſollte ſie keine andere Freude haben, als mich, ſondern darum, weil es mir ſchmerzlich iſt, daß ich nicht ſelbſt ihr alle dieſe Freude gewähren kann; daß ich nicht ſelbſt zugleich auch bin Freundin, Roſe, Wolke, Traum, Landſchaft, Lied und Zephyr, um ſelbſt ihr alle dieſe Freuden zu ſchaffen. Es iſt Eiferſucht, aber edle wehmüthige Eiferſucht, Eiferſucht der Beſcheidenheit, Eiferſucht des Bewußtſeins, daß man ſo wenig iſt, um die Geliebte zu beglücken, und daß es ſo viele Dinge gibt, die ſie erfreuen, ohne mein Zuthun! Der wahrhaft Liebende möchte, daß alle Freuden der Geliebten nur von ihm ausgingen, daß er allein ihr öffnen könnte alle Freudenporen der beſeelten und unbeſeelten Schöpfung, und daß jeder erquickende Zug, den ſie aus dem Kelche des Lebens trinkt, ihr kredenzt werde von der Hand ſeiner Liebe!

Das iſt Eiferſucht, und iſt dieſe Eiferſucht nicht der alleinige Beweis von wahrer Liebe?!

Wir können unſere Geliebte mit gränzenloſem Vertrauen in die größte Geſellſchaft gehen laſſen, und mit dabei ſein, und unbeſorgt fröhlich ſein, aus Vertrauen; iſt das ein Beweis von Liebe? Aber, wenn wir, ſelbſt mit dieſem

Vertrauen, jene Geſellſchaft fliehen, weil wir wiſſen, daß wir dennoch mit tauſend und abermal tauſend brennenden Qualen gemartert werden, und daß eine ewige Hyder in unſerm Herzen nagt, wenn wir ſie in Geſellſchaft ſehen, und lieber wegbleiben, um uns dieſe Qual zu erſparen: das iſt Eiferſucht, Eiferſucht mit Vertrauen, das iſt ein Beweis von wahrer Liebe!

Wer lieben kann ohne Eiferſucht, der kann auch leben ohne Liebe, Beides iſt gleich. Eiferſucht iſt die Bürgſchaft für die Unſterblichkeit der Liebe; wenn die Liebe ſcheintodt iſt, die Eiferſucht erweckt ſie, und ſelbſt wenn ſie ganz todt iſt, ſo ſitzt noch die Eiferſucht auf ihrem Grabe, und weint ihr lange nach.

Ich hatte gränzenloſes Vertrauen in meine Geliebte, wenn ſie gränzenlos eiferſüchtig wäre, und wäre gränzenlos eiferſüchtig, wenn ſie gränzenloſes Vertrauen zu mir hätte.

Didaskalien

und

Kritiſcher Sektions-Saal.

Der Selbſtquäler.

Charaktergemälde von E. v. Bauernfeld.

Ich habe mich nie ſo ſehr gefreut, daß ich buchſtabiren und leſen kann, als heute. Denn hätte ich nicht leſen können, ſo hätte ich auf dem Zettel nicht leſen können: „Charaktergemälde,“ und ich hätte in meiner Dummheit glauben können, es müſſe ein Luſtſpiel ſein, oder ich hätte mich an einen großen Gelehrten halten müſſen, der mir mit eben ſo vieler Weisheit als unergründlicher Selbſtgefälligkeit geſagt hätte, das heißt: „Charaktergemälde,“ der mich unwiſſenden Menſchen mit fingerdicker Naivetät aufmerkſam gemacht hätte, was eigentlich ein „Charaktergemälde“ iſt. Freilich könnte man mich fragen: Wie, du weißt nicht, was ein Charaktergemälde iſt, du, der du nach Iffland lebſt? Hat nicht Herr Bauernfeld ſelbſt ſchon „Charaktergemälde“ geſchrieben, die das Publikum gütig aufgenommen hat, zum Beiſpiel „Helene“, „der Vater“ u. ſ. w.? — Das Alles wäre der Fall, wenn ich nicht leſen könnte; da ich aber, leider, ja leſen kann, und noch leiderer, wirklich ſelbſt leſe, und am leiderſten, ſogar ſelbſt leſen muß, ſo fallen alle obige Plattituden fort. Ich ſagte mir ſelbſt, als ich die Ankündigung las: „Charaktergemälde,“ das iſt kein Luſtſpiel, ſondern ein Charaktergemälde, wie ſie Iffland, Kotzebue und viele Andere geſchrieben haben, und es wunderte mich nicht ein Bischen, denn Herr Bauernfeld iſt ein Mann von Talent, und bewegt ſich in verſchiedenem Genre mit Geſchick. Ich hätte gewiß nicht nur „Komiſches“ geſucht, ſondern tiefe Beziehung, Blicke ins menſchliche Herz, große Humanitätslehren; ich hätte nicht geglaubt, ich werde blos „herzlich lächeln“, denn es gibt kein herzliches Lächeln, ſondern nur ein herzliches Lachen. Ich brauchte mich gar nicht im Voraus zu bearbeiten, und mir den Standpunkt von einem Freund oder Gevatter anweiſen zu laſſen, von dem aus ich in ein Charaktergemälde zu gehen habe, das iſt der Triumph der Kunſt, ſelbſt leſen zu können!!

Wenn der Leſer fragen ſollte: Wozu dieſer Introitus? Wozu dieſe Vor-Intrada? ſo habe ich die Ehre, zu erwiedern, daß ich einige Furcht und einige Angſt über den Erfolg meiner erſt nachzukommenden Kritik habe, und ich bin alſo zu mir ſelbſt, als zu meinem beſten Freund gekommen, und ich gebe als mein beſter Freund dem geehrten Leſer den Standpunkt an, von dem aus er meine Beurtheilung zu beurtheilen habe; denn ich habe eine neue Gattung Kritik geſchaffen: eine Charakter-Kritik. Ich bitte von dieſem Geſichtspunkte aus in meine Kritik zu gehen, und ich ſage im Voraus, lachen wird Niemand in dieſer Kritik, aber es iſt Charakter in ihr, Wahrheit, und was noch mehr iſt: Gedachtes!

Ich kann dem Leſer keine Auszüge machen, und auch den Inhalt kann ich nicht erzählen, denn es iſt ein Charaktergemälde, ein Charakter aber läßt ſich nicht abſchreiben, und ein Gemälde nicht erzählen.

Herr von Malrepos iſt ein Selbſtquäler. Das iſt die Dido-Haut, welche, in kleinen Streifen ausgeſchnitten, das Erdreich von drei Acten, und die Bevölkerung derſelben, nicht bedeckt, aber doch einfaßt, umgibt. Er heirathet Annette, quält ſie bald mit Zorn, bald mit Liebe, bald mit Tollheit und Unſinn, ſie aber iſt nachgiebig, beſänftigt ihn, und als er endlich ſo weit geht, ſich von ihr ſcheiden zu wollen, weil er, wie er ſagt, weiß, daß er ihrer unwürdig iſt, beſänftigt ſie ihn durch unendliche Nachſichtigkeit, er nimmt ſie an, ſagt: „Stark iſt der Haß, doch ſtärker iſt die Liebe!“ umarmt ſie, und der Vorhang fällt.

Ich habe mich ſelbſt geprüft, und gefragt, und auf die Folter eines Selbſt-Inquiſitoriums gelegt, und mich ausgeholt, ob Vorurtheile mein Urtheil beſtechen. Ich war lange ein Selbſtquäler, ich bin, was ich nie that, zu der zweiten Vorſtellung noch einmal ins Theater gegangen, ich habe meinem Urtheil vierundzwanzig Stunden Zeit gegeben, ſich zu bedenken, und nach allen dieſem kann ich mit vollem Bewußtſein meine Ueberzeugung, meine reine, kritiſche Anſicht, mein in mir zur Klarheit gereiftes Urtheil fällen.

Dieſer Selbſtquäler iſt durchaus kein neuer, iſt durchaus gar kein Charakter, und das Ganze iſt kein Charaktergemälde, ſondern ein Charakter-Genrebildchen, flüchtig gezeichnet, ohne einen Kern, ohne Lebenswahrheit, ohne in ſich bedingte Zeitigung und Beendigung. Wir ſehen Herrn Malrepos im erſten Acte zürnen über einen Verwalter, der um dreißig Kreuzer mehr aufſchreibt, einen groben Wirth zum Fenſter hinauswerfen, einen Bedienten Dummkopf heißen u. ſ. w.; das ſind lauter Dinge, mit welchen er Andere quält, und nicht ſich ſelbſt. Er will Celine heirathen, weil er Annette liebt. Da er aber hört, ein Anderer wollte Annette heirathen, ſo heirathet er ſie ſelbſt! Nun aber geht er mit ſich zu Rathe, wie ſeine Frau nach der Hochzeit zu behandeln ſei, und beſchließt: ſie zu prüfen! Ein Percival mit einer Allonge-Perrücke, beſchließt er, ſie mit Liebe und Härte ſo lange zu quälen, „kalt und fremd“ zu thun, dann, wenn ſie nun noch duldſam iſt, will er „zärtlicher“, doch nicht „zu zärtlich“ werden, denn ſie ſoll nur „ahnen, nie wiſſen“, daß er ſie liebe! — Iſt das Selbſtquälerei? Das iſt Menſchenquälerei, an ſein Theuerſtes, an ſein Weib ausgeübt! Iſt das ein Charakterzug? Das iſt ein Karikaturzug, da iſt keine Wahrheit darin! Gäbe es einen ſolchen Menſchen, ſo wäre er zu bejammern, als ein Geiſtesirrer zu beweinen! Im ganzen zweiten Acte iſt keine Selbſtquälerei, ſondern blos Gattinquälerei:

iſt ſie unmuthig, ſo nimmt er es für Widerwillen, iſt ſie zuvorkommend, hält er es für Heuchelei. Wo iſt da Selbſtqual? Wir ſehen nur die Frau gequält: Er ſchmäht ſie! Im dritten Acte kommt die Reue gerade auf dieſelbe Weiſe, wie ſie im erſten gegen den Wirth kam. Er beſchließt nun, ein Selbſtquäler zu werden! Er will ſich beſtrafen, er will ſich von Annetten trennen. Sie aber will nicht, ſie will ſeinen Schmerz theilen, ſie will ſeine Magd ſein, und er läßt ſich beſchwichtigen, und ſchließt ſie in ſeine Arme.

In dieſem ganzen Manne liegt gar kein Charakter. Dieſer „Selbſtquäler“ leidet an allen Mängeln ſeines Urbildes: des „Miſantrope“ von Molière, ohne ſeine Schönheiten zu theilen. Die Handlung iſt monoton, die vorkommenden Perſonen ſind unnöthig, beſonders der Marquis und die Marquiſin, welche wahre Kotzebue'ſche Kleinſtädtler-Figuren in den Zeiten Ludwigs XIV. ſind, und die endliche Auflöſung läßt den Zuſchauer nicht nur kalt, ſondern ganz unbefriedigt; denn wir nehmen die vollkommene Ueberzeugung mit, daß, wenn jetzt der Vorhang zu einem vierten Acte in die Höhe gezogen würde — Herr Malrepos ſeine Gattin gewiß wieder neuerdings quälen und ſinnreich martern würde!

Malrepos iſt durchaus kein kunſtorganiſches Ganzes. Es iſt keine Ruhe in der Anlage, welches in Kunſt und Natur die höchſte Spitze iſt. Es iſt kein Vordringen des Ganzen zur Höhe und Mitte, ein Vordringen, welches wie das Licht die Natur durchſtrömt, auch jedes Kunſtprodukt durchdringen muß, und durch dieſe Durchdringung des

Gemüthes und des Momentes, eine Geſtalt rund und feſt, und doch klar und durchſichtig hervorbringt. Wo iſt in dieſem Stücke die Concentration auf einen Punkt, worin ſich das Spiel des Lebens und der Seele abgeſpiegelt zeigt? Wo iſt der natürliche Ein- und Zwiſchenwurf, in dem ſich die getrennten, ſonderbaren, abſtoßenden Elemente und Atome dieſes Charakters zuſammenfügen? Was bleibt von dem pſychologiſchen Charakterſkelet übrig, wenn wir den lebendigen Leib des komiſchen Fleiſches und die friſche Haut des Spiels abziehen? Wohin endlich geht die, in einem jeden Charaktergemälde ſo nothwendig vom Innern auf Zeit und Sitte übergehende Anwendung und Beiſpiel-Gebung? Molière's „Tartuffe“ fand tauſend Abbilder im Leben; ſein „Miſantrope“ hatte im Schauſpielhauſe manches Spiegelbild, ſeine „précieuses ridicules“ ſaßen in Logen und Gittern, ſein „Avare“ guckte von der Gallerie herab, ſein „Etourdi“ lorgnettirte in Parquet u. ſ. w. Wo im weiten Weltall aber findet ſich ein Jemand, der durch den Anblick dieſes Selbſtquälers ſich getroffen fühlt? Die Menſchheit hat, in ihrem geſunden Zuſtande, kein ſolches Weſen; und wo das Urbild fehlt, da kann kein Porträt oder jedes ähnlich und gut gefunden werden. Ein Luſtſpiel kann auch vorübergehende Lächerlichkeiten, auch unwahrſcheinliche Uebertreibungen, convexe Charaktere und concave ſchildern, aber ein Charaktergemälde muß nach der Natur copiren, es muß den phyſiognomiſchen Zug der reinen Wahrheit, des menſchlichen Normal-Charakters an ſich tragen! Dieſer Malrepos aber findet kein Original im Leben, und eben deshalb kann und wird er nie — wie wohl die Molière'ſchen Charaktere alle — ein Bild abwerfen von ſeiner Zeit, von ihren Sitten und Gebrechen, denn er trägt keinen Stempel irgend einer Zeit, irgend einer Sitte an ſich, weil ihm der Stempel der menſchlichen Naturwahrheit fehlt.

Es iſt mir daher auch unbegreiflich, was den Verfaſſer bewog, die Handlung in die Zeiten der Reifröcke und Maréchal-Friſuren zu verlegen! Gab es dazumal ſolche Menſchen, und jetzt nicht? dann hätte dazumal ein ſolches Gemälde geſchrieben werden ſollen. Der Theaterdichter ſoll ſeine Zeit, ſeine Menſchen ſchildern, damit er nicht nur jetzt unterhalte und beſſere, ſondern dem künftigen Forſcher zur Belehrung, zum lebendigen Spiegel ſeiner Zeit diene! Wenn jener Zeithintergrund gewählt worden iſt, um über Molière eben das zu ſagen, was er über ſich in ſeiner bekannten Selbſtkritik ſagt, ſo war das für eine Geringfügigkeit zu viel geopfert. Ach Gott, wir wiſſen es ja ohnehin, daß wir keinen Molière haben; man gebe uns nur unſere Molière's, und die Anerkennung, und die belohnenden Fürſten werden wahrhaftig nicht ausbleiben.

Das Stück iſt in Verſen, von denen manche recht flüßig, manche recht holprig, manche recht ſchön, manche recht mittelmäßig ſind. Sie erheben ſich zuweilen ins Beſſere, nie ins Poetiſche, nie ins Sublime. Ich will von dem, was die Journale ſchon als Muſter ausgezogen, wieder einige Stellen ausziehen, das iſt gewiß nicht böswillig und geſucht.

Annette ſagt hier:

„Wenn Du mit ihr zum Abendmahl Dich ſetzeſt,
Gleich hungrig zum Eſſen wie zum Reden, —
Das iſt ein Anderes — nicht? — Du denkſt an Weiteres,
Doch, wie ihr Männer ſeid, nicht an's Nöthige.
Dir fehlt das Winterkleid zur rechten Zeit,
Du ißt und trinkſt, was Dir ſchaden kann,
Du ſcheueſt weder Froſt noch Sonnengluth —
Nun wirſt Du krank, wer aber ſoll Dich pflegen?
Ihr könnt wohl Bücher ſchreiben, Schlachten liefern,
Wollt für die Welt, für das Jahrhundert wirken,
Doch And're warten, das verſteht ihr nicht!
Es haßt der Mann den Mann am Krankenbette.
Du lächelſt? Iſt's nicht wahr? Du denkſt an Dubois,
Der ſchon in ſolcher Lage Dir zuwider,
Ja, unerträglich war. Werde nur krank —
Dann ſollſt Du mich erſt kennen lernen," u. ſ. w.

Das iſt ungefähr, was die Prinzeſſin von Taſſo ſagt, aber wie anders, wie ganz anders! Und hören wir es gern, wenn ein Weib uns ſagt, wie es Annette vom Manne ſagt:

„Er braucht auch Aeußeres, mehr, als man glaubt.
Wir Weiber aber ſind für's Aeußerliche." ?!

Ueberhaupt paßt die Diction ganz wenig für den Rahmen der Zeit und des Ortes, in denen dieſes Gemälde eingerahmt iſt. Es mangelt die Grazie, die roſenrothe Farbe, die chevalereske Galanterie, der hohe Anſtand und vor Allem der durchlaufende, aber liebenswürdige Sarkasmus, in welchem jene Periode, wie in ihrem Luftelemente ſchwamm. Wir ſehen von dem geiſtigen Fluidum jener Zeit nichts, nichts als die Reifröcke und die Allongen. Eine eben ſo überflüßige Figur iſt der Diener Dubois, ein Nachbild der Molière'ſchen Diener. Aber er hat weder Springfedern an der Sohle, noch an der Seele. Er iſt mehr ein Ueberbein, eine Figur, die blos kommt, weil eben niemand Anderer kommt, und die blos ſpricht, damit die Andern ſich verſchnauben können.

Der einzige ganze, durchgebildete Charakter iſt Annette, — ſie iſt Etwas, ſie thut Etwas, ſie ſpricht. Sie allein weiß, was ſie will, warum ſie es will, wodurch ſie es will. Sie iſt ein zartes, edles, liebevolles Mädchen, ein zartes, edles, liebevolles Weib, feſt, ſich ſelber und ihrem Gefühle treu, ganz Weiblichkeit, ſüße, innige, milde Weiblichkeit. Ich ſage es zur Ehre unſerer Zeit, und zur Ehre des Herrn Bauernfeld, er mag im Leben eher ein ſolches Weib wie Annette, als einen ſolchen Mann wie Malrepos gefunden haben, und darum hat er jene mit Wahrheit, mit Liebe, mit aller Kraft ſeines Talents begabt; und er hat gezeigt, mit welcher Schönheit und mit welcher Wahrheit er zu zeichnen verſteht, wo ſein Gegenſtand Wahrheit iſt. So prägt ſich in dieſem Stücke, ſo entſchieden ich mich auch gegen die Genrefärbung desſelben ausſprechen muß, doch wieder das ſeltne Talent des Herrn Bauernfeld aus, die Beherrſchung ſeines Stoffes, die Gewandtheit, den dünnen Faden ſo fein auszuſpinnen, einzelne herrliche Zwiſchenfälle von echt draſtiſchen Momenten, und zuweilen eine faſt poetiſche Elevation der Geſinnung.

Auge und Ohr.

Luſtſpiel in drei Aufzügen.

Die Zeit hat ihre Epochen, die politiſche, die literariſche, die ſittliche. Alles, was ſich in der Peripherie dieſer Epochen, das heißt einer Epoche bewegt, trägt einen Charakter, einen Grundton, eine Grundfarbe, wenn auch in der Nuancirung verſchieden, und zwar um ſo verſchiedener, je mehr bei den Einzelnheiten das Superficielle prävalirt. — Ueber dieſe Epoche hinaus acclimatiſirt ſich kein Kind derſelben in einer andern. Es iſt daher ſehr richtig, daß die Plagiariuſſe nur in einer Epoche mit ihrem Plagiate täuſchen können; wie ſie dieſen Zeitraum überſchreiten, trägt daſſelbe ſchon einen ſolchen Contraſt mit dem neuen Pflanz- und Wurzelboden, es ſtoßt ſo an Sitte, Geſinnung und Gefühlsweiſe an, es ſcheint ſo altfränkiſch, überreif und ausgelagert, daß es ſich ſogleich als das Erzeugniß vorzeitlicher Epoche, einer abgetragenen Zeit, einer eingeſargten Fühlungsart ſelbſt zu erkennen gibt, und alſo Niemand mit dem Anſtrich von Neuheit zu täuſchen vermag.

Wenn ich es auch nicht wüßte, daß das vor uns liegende Luſtſpiel: „Auge und Ohr,“ dem Spaniſchen in der Grund- und Haupt-Idee wenigſtens nachgebildet iſt, — und zwar dem heroiſchen Schauſpiele Moreto's: „Lo que puede la aprehension“ (die Gewalt der Einbildungskraft) — ſo würde uns eben die Subtilität, das phantaſtiſch-pſychologiſche Balancirſpiel, die Grund-Idee ſogleich geſagt haben, daß ſie einer fremden Epoche, einer uns entrückten und unverſtändlich gewordenen Epoche, einer Zeit und einem Volke angehört, welche die zwei zarteſten Intereſſen des Lebens: Ehre und Liebe idealiſirten, ſublimatiſirten, und ihren dichteriſchen und theatraliſchen Ehren- und Liebesdienſt, zu einem Ceremoniell, mit faſt lächerlichen Ettiketen und Formalitäten und Kleinlichkeitsjägerei verrichteten; einem Volke, das bei ſeinem glühenden und tiefgefühlten Begriffe von Liebe und Ehre, ſie doch oft gleich einem Gaukelſpiele, gleich einem Wett- und Witz-Rennen, gleich einer Gedanken- und Bilder-Jagd, gleich kindiſchen Spielen und zerbrechlichen Filigrain-Dingelchen von ihren größten und beſten Dichtern auf die Bühne gebracht ſah.

Der Leſer mag aus der Grund-Idee, die ich ihm, ohne Inhalts-Salbaderei, im Extracte hier mittheile, entnehmen, in wiefern ſie ihm oder unſerer Zeit und unſerer Gefühlsart zuſagt. Es handelt ſich nämlich darum, daß ein Graf Richard ſich in eine Dame: Miß Anna, verliebt, und zwar durch das Ohr, welches, vorläufig geſagt, durch das Gehör heißen ſoll. Er verliebt ſich nämlich in ihren Geſang. Er hört ſie blos ſingen, liebt ſie. Als er ſie ſieht, weiß er nicht, daß ſie die Sängerin iſt, ſondern er hält eine Andere dafür, die er deshalb liebt. Miß Anna liebt ihn, und ſie iſt nicht zufrieden, daß er ſeinem Auge, das heißt ſeinem Sehen eine andere Richtung gibt, ſie iſt ſo zu ſagen auf ſich als gehörte Geliebte und als geſehene Nichtgeliebte eiferſüchtig.

Die aus dieſem metaphyſiſchen Luftgebäude hervorgehenden Irrthümer bilden die Befleiſchung dieſes Skeletes.

Man ſieht alſo, daß unſer ſpaniſcher Dichter ſchon den Keim der Vernichtung in ſein Werk legte. Denn die Idee beruht nicht nur auf einer Spielerei, auf einer aus unhaltbarer Luſt gewobenen Geſtaltung, ſondern auf einer phyſiſchen, moraliſchen und pſychiſchen Unwahrheit. Und eben weil Jeder ſogleich, entweder bewußt oder unbewußt, die klare Unwahrheit des Stoffes in ſich erfaßt, kann er unmöglich auch nur mit dem geringſten Glauben den unwahrſcheinlichen Folgen einer Unwahrheit mit Intereſſe folgen.

Alle, die lieben und nicht lieben, werden Richard, gelinde geſagt, für einen Phantaſten, wo nicht für etwas Schlimmeres halten, und Richard war eher eine Aufgabe für einen Gemüthsarzt, als für einen Luſtſpieldichter. Man liebt die Stimme der Geliebten, o ja, man iſt von ihr bezaubert, o ja, aber man muß ſie erſt lieben! Dieſe Frage wäre allenfalls eine Frage für die Tändeleien einer Cour d'amour geweſen. Setzen wir aber den Fall, es verliebte ſich Jemand in die Stimme, in die abgezogene, in Lüften ſchwebende, auf Sonnenſtäubchen tanzende Stimme, in den transcendentalen Ton, in den zu einem Gegenſtande gewordenen Klang, in die Incarnation des weſenloſen Schalles; in dieſem Falle iſt er zur unbegreiflichen geiſtigen Anſchauung dieſer Stimme gelangt; wie iſt aber dann denkbar, daß er mit derſelben Perſon oft und lange ſpricht, ohne auch nur ein einziges Mal von dem Ton derſelben ergriffen oder angenehm berührt zu werden? Iſt der Geſang denn etwas Anderes, als ein Fluß der einzelnen Tontropfen? Kann uns der Geſang einer Perſon zur höchſten Leidenſchaft entflammen, und ihre Sprache, mit denſelben Tönen, mit denſelben einzelnen und zuſammenklingenden Tönen, ſo durchaus unberührt laſſen? — Die Thorheit hat ihre Conſequenz, der Traum ſeine Logik, der Wahnſinn ſeine Methode, die Lotteriezahlen ihre Berechner, das Roulet ſeine Martingale, und nur das Wunder der Liebe, das höchſte Wunder der höchſten Empfindung, ſollte ſo in ſich ſelbſt ohne Folge, ohne Uebereinſtimmung mit der eigenen Wunderkraft ſein? Die Macht der Stimme ſollte im Geſange das Alleraußerordentlichſte, und in der Rede nicht einmal das Allergewöhnlichſte hervorbringen?!

An dieſer, von allen Kritikern auf eine kaum begreifliche Weiſe unbemerkten Klippe allein ſchon, zerſchellt der Brandungsſchaum der ganzen Idee. Man ſieht, Richard iſt krank, ſein Gelüſte iſt ein krankhaftes, und aus krankhaften Prämiſſen kann kein geſunder logiſcher Satz gefolgert werden.

Der ungenannte Bearbeiter kann alſo die Schuld des Original-Verfaſſers nicht tragen; höchſtens können wir es als verfehlt bezeichnen, daß er gleichſam wie ein mediciniſches Experiment es verſuchte, einen Krankheitsſtoff der frühern Zeit an der unſerigen zu verſuchen, um zu ſehen, wie ihre Geſundheit ihn ſogleich kräftig ausſcheiden wird.

Was mir noch befremdend bleibt, iſt der Umſtand, daß der umſichtige und verdienſtliche Bearbeiter Zeit und Ort ſo umgeſtaltete und moderniſirte. Eine frühere, romantiſchere Zeit wäre ein paſſenderer Hintergrund geweſen, und ein Land der Töne und Serenaden, der Mandolinen, Lauten und Guitarren, wo die Ritter, mit der Zither, im Mondenflitter, vor dem Gitter, ſingen, ſeufzen, girren, iſt ein natürlicherer Boden für Jemand, der ſich in die Mutter der Echo verliebt, als das Nebel- und Frier-Klima des heiſern Schottlands. Bei dem beſten Willen kann ich auch über den Dialog kein günſtiges Urtheil fällen, und auch die Situationen ſind gedehnt und zu ſehr verworren.

Es drängt ſich mir bei dieſer Gelegenheit wiederum die Frage auf, warum die Luſtſpieldichter nicht unſere Zeit, unſer Leben, unſere Gefühlsweiſe in Augenſchein nehmen, oder mit einem ſpaniſchen Dichter zu reden: „Lanzadles una fuerte mirada," auf uns und unſern Verkehr.

Der Leſer mag mir hier eine kleine Abſchweifung zu gute halten, die nicht ganz ohne Intereſſe iſt. Wer blos „Theater-Recenſionen" leſen will, für den iſt ſie hier zu Ende, und er kann in Gottesnamen wieder nach einer andern greifen. — Ein paar ernſtere Leſer werden mir noch einige Minuten ſchenken, wenn ich ihnen bei dieſer Gelegenheit eine Stelle aus einem neuen Madrider Blatt über ein neues ſpaniſches Schauſpiel überſetze, da es ungefähr eben dieſe meine Geſinnung ausſpricht. Eines der neueſten ſpaniſchen Schauſpiele iſt: „Los amantes de Teruel!"

(en 5 actos en prosa y versos, su autor D. Juan Herzembusch). Das „Eco del Commercio“ nennt es eine „einſame Blume auf dem wüſten Felde unſerer Literatur.“ — Es kann nichts Schöneres geben, als die Verſe, welche angeführt werden:

Mi nombre es Diego Marsilla
y cuna Teruel me dio,
ciudad que ayer se fundó
del furia en la fresca orilla,
cuyos muros entre honores
de Guerra atroz levantados etc. etc.

Die „Revista nacional“ ſagt alſo bei dieſer Veranlaſſung wörtlich überſetzt Folgendes:

„Aber warum reißen unſere Dichter, welche einer Societät, die hinter uns liegt, die Rinde nehmen, um das geſunde oder faule Mark des Stammes vor unſeren Augen hinzuſtellen, warum reißen ſie nicht unſerm Jahrhundert, unſerer Societät, unſerer Liebe, unſerer Ehre, unſerer Sitte die weiße, blendende, heuchleriſche Rinde ab, um das zerbrannte, zermorſchte, ſchwarze Innere zu zeigen? Der Dichter, der dies im wahrhaftigen Sinne des Wortes iſt, der ſeine Aufgabe kennt, und den Muth hat, den ſtupiden Blicken des Egoismus zu trotzen, iſt berufen, nicht um in der Aſche ausgebrannter Jahrhunderte zu wühlen, ſondern wen der Funke ergriffen hat, höre auf Chroniſt zu ſein, und werde Prophet! Wir wurden zu dieſer Abſchweifung veranlaßt durch den Anblick von Talenten, die mit Hilfe von Archiven, von verſchollenen Theſen entfernter und verklungener Zeiten, die Sitten und Ideen der Vorzeit ſo emſig umgraben, ohne es der Mühe werth zu halten, ein einziges Blatt des großen Buches, das vor uns aufgeſchlagen liegt, und deſſen Zeilen wir ſelbſt bilden, zu leſen, und daraus der hörenden Welt vorzuleſen! Und wenn ſie daraus oder darin leſen, ſo geſchieht es, um es mit inficirten Worten in die gemeinſte Sprache zu überſetzen“ u. ſ. w. u. ſ. w.

In dieſen Worten liegt eine große Wahrheit, die nicht genug zu beherzigen iſt, und die, meiner Anſicht nach, hier nicht am unpaſſenden Orte iſt.

Clavigo.

Zwiſchen den Iffland'ſchen Thränen-Zwiebeln, den Kotzebue'ſchen Tugendpilzen, den franzöſiſch-modernen Sinnpflanzen, den Raupach'ſchen Geſchichtsflechten und den ſonſtigen neuern Luſtſpiel-Waſſerrüben, die ſich im Luſt- und Jammer-Thale der alltäglichen Intriguen ſo breit machen, wie die Palmen des Morgenlandes, bleibt uns doch dann und wann die Zuflucht zu den Schatten der Schiller'ſchen Cedern, und in die Marmorgalerie der Goethe'ſchen blutloſen Drama-Helden.

Es beſtätigt ſich täglich, auf allen Bühnen, bei jedem Publikum, unter allen Geſtaltungen, daß die Schiller'ſchen Dramen ſelbſt bei nur halbwegs mundrechter Darſtellung ſtets ihr Theaterglück machen; die Goethe'ſchen hingegen ſelbſt bei vollendeter Aufführung nur theil- und deklamationsweiſe gefallen.

Alle Schiller'ſchen Helden wollen das, was die menſchliche Natur, die Folgerichtigkeit des Charakters, nach ſeiner Eigenthümlichkeit erheiſchen; ſie ſiegen oder ſie erliegen durch ihren Charakter, dadurch, daß ſie das ſind, was ſie ſind; die Goethe'ſchen Helden ſind immer nur Maſchinen von Verhältniſſen, Thermometer von Zuſtänden, dramatiſche Gleichungen zwiſchen ihrem

Charakter und den Kreiſen der ſie umgebenden Welt.

Sie ſind nicht tragiſch, weil ſie weder mit dem Schickſal, noch mit dem Herzen, noch mit der Tugend kämpfen, ſiegen oder untergehen; ſie ſtehen nur immer im Conflicte mit gemachten Zeit- und Familien-Verhältniſſen, ſie ringen mit Satzungen und Formen, und das einzige Tragiſche iſt dabei, daß ein ſolcher Charakter in eine Epoche oder eine Kriſe hineinfällt, wo die Veränderung der Dinge und der Zuſtände mit dem Inhalte dieſes Charakters nicht mehr zuſammenſtimmt. Ich habe es ſchon einmal geſagt, daß „Götz von Berlichingen" ein ſolcher Charakter iſt. Ein einzelner feudaliſtiſcher Stamm knöcherner Ritterlichkeit, ſteht ſein Charakter da, aber um dieſen Stamm hat ſich der Zuſtand des deutſchen Reichswaldes verwandelt, und dieſe Verwandlung der Zuſtände um ihn kehrt auch ſeinen Charakter um.

Egmont ſtirbt, woran ſtirbt Egmont? Stirbt er für ſeinen Charakter? Nein, er ſtirbt, weil er vertraut, weil er nicht genug weiß, wie ſich die Dinge und die Menſchen und die Verhältniſſe geändert haben. Egmont iſt Egmont geblieben, aber die Niederlande ſind nicht mehr die Niederlande.

In „Taſſo", in der „natürlichen Tochter", in den „Geſchwiſtern" u. ſ. w., ſind es immer und immer Gewalt der Verhältniſſe, Zweifel und Makel der Geburt, Abſtufung und ſpröde Trennung der Lebens-Sphären, welche dem Charakter gegenüber ſtehen, und immer bleibt die Mittelpunktperſon ſtehen, während ſich das Diorama der Figuren um ſie drehet, und ſie dadurch ihre Stellung als von ſich ausgehend verändert betrachtet.

In „Clavigo" iſt der flüßige Charakter durchaus zu keiner dramatiſchen Feſtigkeit gekommen, und das Publikum würde dieſes Trauerſpiel, ohne die pietätiſche Geduld für den Namen des Autors, unbedingt in die Reihe jener haltloſen Charaktergemälde rangiren, in denen eben nichts, als die Charakterloſigkeit den Inhalt des Charakters ausmacht.

Clavigo's amphibiſches Weſen, halb auf dem trockenen Boden bürgerlicher Familienſtille fußend, und halb mit der neuangeſchloſſenen, politiſchen Schwimmhaut in den unabſehbaren Ocean gränzenloſer Weltenplane einer von ihm ſelbſt nur geahnten Zukunft hinſegelnd, geht dadurch zu Grunde, daß er beide Elemente vereinen möchte, im Grunde aber weder ſchlicht genug für jenes, noch groß genug für dieſes iſt.

Goethe hat mit beſonderer Vorliebe immer darzuſtellen geſucht, wie eigentlich Familienleben, ſtille Liebe, alle edlen, aber ſtillen Freuden der Liebe, des häuslichen Glückes, der Gewalt ſogenannter Weltgeſchichte und höhern Berufungen weichen, und ihr, ſelbſt zu Grunde gehend, den Vorrang einräumen müſſen!! So geht auch Egmont mit ſeinem Weltgeſchickſchritt über Gretchens Liebe, ſie zerknickend, hin, und ſo vernichtet Clavigo's leere Schwungſucht, der hoffärtige Gedanke, wie ein Schickſal über die

Geſchicke gewöhnlicher Menſchenkinder hinzuſchreiten, die unglückliche Marie und das Still-Leben einer ganzen Familie.

Es iſt eine perfide Spitzfindigkeit, daß in dem Sterben für das Wohl von Hunderttauſenden Entſchuldigung für die frevelhafte und nichtswürdige Vernichtung Einzelner zu finden wäre.

Bei Clavigo aber geſellt ſich zu der Nichtswürdigkeit dieſes Sophismus auch noch der faſt lächerliche Umſtand, daß alle die Weltgürtel-Gedanken und Glanzhöhen nur kleine Fernpunkte, ganz und gar noch im Nebel der Zukunft liegende Hoffnungsatome ſind; daß alle dieſe großen Sorgen für Welt, Größe, Glück.und Menſchheit nur noch kaum ausgebrütete Selbſthoffnungen ſind, von denen wir auch noch nicht den kleinſten Umriß anders entworfen ſehen, als in dem phantasmagoriſchen Prophetenfieber des menſchenfeindlichen Carlos.

Ganz durch und durch und bis ins Tiefſte des Herzens muß es uns mit Grimm und Unwillen erfüllen, daß der Dichter den Clavigo nicht blos darſtellt, als von Carlos irregeleitet, als von einem außer ihm liegenden und anregenden Dämon verlockt und angeſpornt, Marie zu verlaſſen, ſondern, daß er ſelbſt das alles fühlt, zwar zu ſchwach iſt, ſich dieſer Fühlung hinzugeben, aber in ſich ſelbſt fühlt, daß ſeine Liebe eine Hemmkette an dem Wagen ſeiner chimäriſchen Plane iſt, und ſich ihrer gerne entlaſtet, alſo halbwegs ein Zugeſtändniß gemacht wird, daß die Liebe wirklich einer ſolchen Empfindung fähig iſt, und dieſes, unter beſonderen Umſtänden, zu Gunſten einiger zum Glanz Auserkornen nicht ſo ganz zu tadeln ſei!

Wir ſehen endlich Clavigo getödtet am Sarge Mariens. Seine Sorge um ihren Bruder, ſeine ausgelaſſenen Klagen haben keinen Glauben bei uns, denn wir ſahen ihn mit eben dieſer Zerknirſchung, mit eben dieſem Ineinanderſturz ſeiner Seele zu Marie zurückkehren, um ihre Vergebung auf den Knieen zu erwinſeln, und eine Minute darauf geſteht er Carlos, daß ihn in ihren Armen ein Schauder der Reue ergriff.

Der Degenſtoß des Bruders in Clavigo's Herz iſt blos das phyſiſche Hinderniß, daß Clavigo nicht mit eben dieſen elenden Geſinnungen eine Stunde nach Mariens Beerdigung vor uns erſcheint. Wir haben keine Gewähr für die Echtheit ſeiner Bekehrung bei Mariens Leichnam.

Mariens Leichnam aber wird uns nur im vierten Acte im Conduct vorgeführt, indeſſen ſie eigentlich ſchon vom Anfange des Stückes Leichnam iſt. Marie kommt gleich im Anfang des Stückes todt auf die Bühne, und erſt im fünften Act wird ſie begraben, nicht ohne durch die vier Acte hindurch einen beträchtlichen Moderduft um ſich verbreitet zu haben. An und für ſich ſiech, ſelbſt im Glücke der Liebe ſchwindſüchtig, wie Carlos ſagt, und vom Augenblicke an, als Clavigo ſie verließ, mit gebrochenem Herzen vollkommen todt, ſo erſcheint ſie, und wir ſehen, wie vier Acte hindurch von dem todten Mädchen vermittelſt dramatiſcher Batterien und theatraliſch galvaniſcher Säulen, noch einige Regungen und Zuckungen erpreßt werden.

Und wahrhaftig, es iſt ihr Glück, daß wir ſie als eine *Todte* betrachten, einer *Lebenden* hätten wir es nie verziehen, daß ſie einem ſolchen Verräther vergibt und ihn wieder annimmt, denn die Lebende würde dadurch beweiſen, daß ſie nicht das *Glück des Geliebten*, ſondern nur das *eigene* will. Eine innere Stimme muß ihr ſagen und ſagt ihr, daß Clavigo ihr ſeiner Natur nach nicht angehört, und nicht angehören kann, und nur einer Todten können wir dieſen materialiſtiſchen Egoismus, mit dem ſie nach ihm haſcht, verzeihen.

Wir finden *auch darin*, daß Marie ſo unintereſſant, ſo farblos, ſo unliebenswürdig, ſo wie ein ganz gewöhnliches Mädchen geſchildert iſt, unſere Anſicht noch mehr beſtärkt, daß der Dichter den Treubruch Clavigo's gerne und gleichſam miteinſtimmend beſchönigt, und uns glauben machen möchte, ein *gewöhnliches* Mädchen dürfte *verrätheriſch* zu Grunde gerichtet werden, wenn ein Trieb nach *Größe*, nach *Rang* den Geliebten erfüllt. Die moraliſche, äſthetiſche und dramatiſche Verwerflichkeit dieſer herzloſen Reſervation braucht nicht erſt nachgewieſen zu werden.

Wenn man nun zu Beaumarchais kommt, ſo ſteht der Komödienbruder wie er leibt und lebt vor uns, der ſich von jedem andern Komödienbruder nur darin unterſcheidet, daß er weiß, was ein Komödienbruder iſt, und ſagt, er ſei keiner; allein es iſt nicht Jeder frei, der ſeiner Ketten ſpottet, und nicht jeder Betrunkene iſt nüchtern, der ſagt, er ſei nicht betrunken. Beaumarchais handelt durchaus ganz wie ein Komödienbruder, aber wie ein Komödienbruder mit Conſequenz. Iſt es Liebe zu ſeiner Schweſter, die all ſein Thun beſtimmt? Nein, denn er bringt die Todte ſchonungslos noch einmal um; er iſt blos der Rachegeiſt der Familie, der die Familienſchmach rächen will.

Nur Carlos ganz allein hat die Dichtigkeit in ſeinem Charaktergewebe, er iſt ein Schachſpieler, ein Kempelenſches Automat, alle Menſchen ſind wie Steine, die man da und dort hinſetzt, bläst, wegwirft, um einem Ziele: dem Gewinn der Parthie nachzuſtreben. Die ganze Gefühlswelt, alles Herzensglück, die Ehrfurcht vor Menſchenwohl, die Scheu vor Tugend, Liebe, Ehre u. ſ. w., ſind ihm nichts, ſie müſſen alle in den Hintergrund treten, wenn im Vordergrunde eines glänzenden Lebens eine große Rolle, eine Magnatur zu ſpielen iſt. Die Liebe, mit welcher Goethe gerade dieſen Carlos mit aller redneriſchen Dialektik und verführeriſchen Syllogismen ausſtattete, ließe faſt wähnen, er habe bei Clavigo, dem Genie, welches ſich durch Kraft, Drang und unabläſſiges Streben zu den höchſten Höhen erhob, zuweilen an ſich ſelbſt gedacht, und dabei erklären wollen, wie es denn einer Muſe auf ſolchem Gipfelpunkt gerathen und rathſamſt zuzumuthen ſei, die Intereſſen von Menſchenglück und bürgerlicher Wohlfahrt dem höhern Beruf von Glanz, Würden und Ehrenzeichen unterzuordnen. Carlos ſoll dem Clavigo begreiflich machen, daß die kleinlichen Verhältniſſe gewöhnlicher Menſchen, die naturgemäßen Neigungen, Wünſche, Gefühle der glanzloſen

Menge als kleinlich und unbeachtenswerth erſcheinen gegen hohe Zwecke, gegen Plane von irdiſcher Größe, deren Erlangung als das einzig Wünſchenswerthe im Leben daſteht!!! —

So würde Clavigo, wenn er am Leben geblieben und Staatsmann und Schriftſteller zugleich geworden wäre, jenen literariſchen Machiavellismus in ſeinen Schriften vorgetragen haben, und die Sache der Menſchheit ſtets kalt und berechnend den Rückſichten der Stellung und der Zwecke aufgeopfert haben! Darum ſehen wir den Carlos weder als Böſewicht, noch als Intriguant geſchildert, ſondern als einen klugen, warmen, wahrhaften Freund Clavigo's! Wir ſollen ihm recht geben. Schon Tieck ſagt in ſeinen dramaturgiſchen Blättern, daß Carlos kein Intriguant iſt, ſondern ein enthuſiaſtiſcher Freund Clavigo's.

In dem endlichen Ausgange des Stückes, in dem dramatiſchen Schlußgericht ſehen wir offenbar der Sache eines gewaltſamen und aufgebauſchten Hanges nach eitler Größe, ein höheres Recht eingeräumt, als der Sache des menſchlichen Rechtes, der gemißhandelten Herzen, der gemordeten Liebe. Der Tod Clavigo's iſt ein Lohn, das Lebenbleiben Beaumarchais' iſt eine Strafe! Clavigo geht geſühnt aus der Welt, während Beaumarchais verdammt in ihr bleibt! Ein Berliner Kritiker, ich glaube Franz Horn, ſagte: „Die Rache der Familie treffe am Ende nur Carlos, der ſelbſt Beaumarchais, welcher ſeinen Freund tödtete, retten muß."

Es iſt kaum glaublich, daß eine ſolche Oberflächlichkeit geſagt werden kann! Iſt denn Beaumarchais gerettet? Was nennt man gerettet? Daß ihn vor unſern Augen nicht die Häſcher ergreifen und aufs Blutgerüſt ſchleppen? Heißt das gerettet, daß er, als halbwegs Urſache an dem Tod der Schweſter — ſo beſchuldigt ihn wenigſtens Sophie Guilbert — und als ganzer Mörder Clavigo's entrinnen kann, mit allen Gewiſſenspfeilen im eiternden Buſen, mit dem Donnerruf: „Zwiefacher Mörder!“ in den zerfleiſchten Ohren? Seine Rettung iſt eine grauſame, lebenslängliche, peinliche Folter, er iſt, wie die frühern Verbrecher, an den gehetzten Hirſch ſeines jagenden Gewiſſens geſchmiedet, welcher ihn durch alle Dornen und Klippen ſeines fernern Leben ſchaudererregend ſchleift!

Wie beneidenswerth iſt dagegen Clavigo's Ende, der auf dem Sarge ſeiner Geliebten ſein Leben, durch ſeinen Tod geſühnt, aushaucht, und ſo mit ihr vereint da erſcheinen kann, wo ſie Beaumarchais, der gerettete Mörder, nie erreichen kann.

Wir erſehen alſo am Ende die Nothwendigkeit der weltlichen Macht und die Verbrechen ihrer Größe ſiegend hervorgehen über die zertretenen Rechte des bürgerlichen Familienlebens, und die geheiligten der Menſchheit und der Liebe.

Zurückſetzung.

Schauſpiel in vier Aufzügen. Von Dr. C. Töpfer.

Dieſes Stück heißt im Franzöſiſchen: „Preférence d'une mère." von Madame Ancelot. Herr Dr. Töpfer gibt nie an, daß ſeine Stücke Ueberſetzungen ſind, welches am Ende doch jedes Kind in der literariſch-theatraliſchen Welt weiß. Ich würde auch nichts darüber ſagen, allein ich bin genöthigt, es zu thun, um dadurch anzuzeigen, daß ich es bei meinem Urtheile über dieſes Stück durchaus nicht mit Herrn Dr. Töpfer, ſondern mit dem franzöſiſchen Verfaſſer des Originals zu thun habe und haben will.

Es gibt viele Ueberſetzer, die am Ende glauben, das überſetzte Stück ſei wirklich von ihnen verfaßt! Sie nehmen ſich den oft gerechten Tadel des Stückes ſo ans adoptivväterliche Herz, ſind ſo troſtlos über die Rügen, die man dem Kindlein macht, als hätten ſie das Kindlein nicht aus dem Dictionnaire, ſondern aus dem Gehirne geboren, und beſchuldigen oft die Kritik der perſönlichen Parteilichkeit gegen ſich, da der Kritiker im Grunde es doch nur einzig und allein mit dem Erfinder des Stückes, mit dem wahren Verfaſſer, mit dem franzöſiſchen Autor zu thun hat. Dixi et salvavi!

Eine Tochter, die von ihrer Mutter nicht geliebt, und gegen eine jüngere, geliebtere zurückgeſetzt wird, deshalb dem Tode entgegenſiecht, endlich durch einen Onkel, welcher ſich darein miſcht, zum Glauben gebracht wird, die Mutter ſei ihre Stiefmutter, und eben dadurch, daß ſie nun der Mutter ſich als eine Fremde gegenüberſtellt, die Liebe dieſer Mutter gewinnt, und auch den Mann, den ſie liebte, aber ihrer Schweſter aufopferte, glücklich heirathet, und vom Grabesrand wieder friſch und geſund zurückkehrt, das iſt der Bruſtkern dieſes franzöſiſchen Luſt- oder Schau-Spiels.

Als Aſſietten und hors d'oeuvres ſind noch da: eine jüngere Schweſter, welche ſehr luſtig und Braut des Geliebten der ältern, melancholiſchen Schweſter iſt, und ein alter Junggeſelle, welcher die traurige Heldin des Stückes heirathen ſoll, und am Ende leer abzieht.

Die Mißliebigkeit des ganzen Stückes hat der franzöſiſche Autor ſchon durch die unangenehme, abſtoßende Unnatur der Mutter, Frau von Lobek, in das Stück eingeimpft, und an dieſem Hauptgebrechen ſiecht es ſeine bitterſüße Exiſtenz durchaus hin.

Die Spartaner, glaub' ich, hatten kein Geſetz über Vatermord, denn ihrer Meinung nach, kann dieſes Verbrechen natürlicherweiſe nicht begangen werden. Die dramatiſche Kunſt ſollte billiger Weiſe ſolche ſpartaniſche Geſetze haben. Für entartete, widernatürliche Mütter, die ihr Kind, das Kind ihres Herzens, ihrer Zärtlichkeit, das Kind, das ſie mit Thränen und Wonnen aufgezogen, das Kind, das noch obendrein ſchön, reizend, tugendhaft, liebreich, kurz, ein Engel, und noch obendrein ein weiblicher Engel, eine Tochter iſt, nicht liebt, ja ſich mit Widerwillen davon abgeſtoßen fühlte, für ſolche Abnormitäten der menſchlichen Natur ſollte das Drama kein Forum haben, und es nie und nimmer aus dem Reiche einer erfinderiſchen Unphantaſie zur Beſchauung an das moraliſche Tagslicht ziehen.

Eine Kindesmörderin iſt eine entſetzliche, ungeheure Verbrecherin, die Natur empört ſich, Erde und Himmel zürnen und donnern über dem Haupte der unſeligen Thäterin, und wenn es denn ſein muß, ſo mag der dramatiſche Dichter ſammt der Erde und Himmel zürnen und donnern! Eine Kindesquälerin aber iſt eine widerliche, verächtliche Creatur, Erde und Himmel wenden ſich mit Widerwillen ab, und mit ihnen der dramatiſche Dichter, der rühren, erheben, erſchüttern will, aber nicht abſtoßen, Haß erregen! — Frau von Lobek haßt ihr Kind ohne Urſache, ſie iſt aber deſto unheilbarer, da ſie, wie Schuldner, die ſich ſelbſt ſtets mahnen, nie bezahlen, ſtets ſich ſelbſt Vorwürfe macht, und die heilige Schuld an ihr Kind doch nie bezahlt! Durch drei lange Acte ſehen wir ein junges Mädchen moraliſch erhungern, weil ihm die Mutter die einzige Nahrung! Liebe, nach der es lechzt, nicht reicht, und dabei immer weint, daß ſie ihr dieſe Nahrung nicht reicht! Unſer Herz wird nicht gerührt, nicht zum Mitleid bewogen, ſondern es wird unwillig, faſt erboßt, und der Eindruck wird ein peinlicher.

Ein nicht minder unwahrer Charakter iſt Clara, die zurückgeſetzte. Krank iſt ſie, das kann ſein, aber ein Drama wird nicht für Aerzte geſchrieben. Gewiß iſt es ein ſchmerzliches, ein ungeheuer ſchmerzliches Gefühl, ſich von einer Mutter nicht geliebt zu wiſſen, und der Kummer darüber iſt ein ganz natürlicher. Allein ſterben thut man nicht daran! Vollkommen unwahr iſt dieſes krankhafte, krampfhafte Spielen mit Tod und Grab und Verweſung. Vollkommen unwahr iſt dieſe mondſcheinhafte Zerfloſſenheit, dieſe jenſeitsſüchtige Hinfälligkeit, dieſes Wehmuthsgeſäuſel und dieſe Leichentraumphantaſien, dieſes ewige, haltloſe, ſchweigſame Aufopfern und aufopfernde Schweigen.

Wenn wir uns nun zum Wendepunkt des Krebſes dieſer Drama-Welt begeben, ſo ſtoßen wir auf eine ſogenannte Kataſtrophe oder Peripetie, die das Ding nicht durch ein natürliches Mittel zu Ende führt, ſondern durch ein gewagtes, glücklicherweiſe aber gelungenes Kunſtſtück! Es iſt alſo blos ein glücklicher Zufall, der die Kataſtrophe ausmacht. Der Onkel, Herr von Lobek, um Clara zu retten, macht ihr glauben, ihre Mutter ſei ihre Stiefmutter. Dadurch wird Clara froh und geſund, denn nun hat ſie eine Mutter im Himmel, die ſie liebt. Sie nimmt von der Stiefmutter Abſchied, wie von einer Fremden, dadurch ſpringt plötzlich die Eisrinde von dem Herzen der Mutter, und rinnt in aufgelöſten Thränenbächen über das Haupt des auf einmal heißgeliebten Kindes hin! Clara, von dieſem in heißen Zähren aufgethauten Gletſcher, erfährt, daß es doch ihre Mutter iſt, daß ſie nun Mutterliebe empfängt, und iſt glücklich, indem ſie noch als Schmerzensgeld und Prozeßkoſten den Geliebten ihrer Seele zum Manne bekommt.

Dieſe Kriſis, welche Madame Ancelot ſehr ſcharfſinnig herbeiführt, iſt gelungen und glücklich gerathen, aber nur darum, weil Madame Ancelot als Verfaſſerin des Stückes, und als inwohnende Natur ihrer Patienten, dieſe Kriſis zur materia medicatrix machen konnte. Allein es wäre gefährlich, dieſes Mittel bei jedem ähnlichen Fall anzuwenden, wo die Natur der Kranken nicht von dem dramatiſchen Selbſtwillen der Madame Ancelot abhängt! — Wir haben letzthin in einer mediciniſchen Zeitung geleſen, daß ein Nervenkranker, den alle Aerzte aufgegeben, in ſeiner Raſerei vom dritten Stocke auf die Straße ſprang, und — das Nervenfieber war curirt. Würde deshalb ein Arzt ſeinem Nervenkranken als letztes Mittel verordnen: vom dritten Stocke auf die Straße zu ſpringen? Was aber in einem dramatiſchen Werke als Beweggrund, als moraliſches Heilmittel u. ſ. w. angebracht wird, muß auf allgemeine Wirkung berechnet ſein, muß auf jeden Fall, für jedes Individuum ein Specificum ſein, ſonſt iſt es ein casus fortuitus, ein individueller Fall, und gehört in die Reihe der Curioſitäten und Raritäten, aber nicht in die allgemein moraliſche Heilkunde!

Noch unwahrſcheinlicher, als daß Clara durch dieſen Wahn ſo ganz und gar plötzlich heiter und geſund wird, iſt das, daß die Mutter gerade dadurch, daß ihr Kind ſie wie eine Fremde behandelt, plötzlich in Liebe zu ihr zerfließt! Das iſt plötzliche Mutterliebe aus Luſt am Widerſpruch!

Mutterliebe aus Caprice, aus Bizarrerie! Wer bürgt uns für die Dauer, für die Haltbarkeit und Echtheit einer Mutterliebe, die zwanzig Jahre in einem Todesſchlummer lag, plötzlich von einem Erdbeben erweckt wird, die Augen gewaltig groß aufreißt und ausruft: „Ich bin Mutterliebe?“ Wird ſich dieſer bleierne Schlaf nicht der gewaltſam aufgeriſſenen Augenlieder wieder bemächtigen? Wird bei einem ſolchen Naturell, wie dieſe Mutter entwickelte, kein Recidiv-Fall eintreten, da das Mittel ein Gewalt- und Momentan-, aber kein Radical- und Präſervativ-Mittel war?

Ich weiß es nicht, aber eben weil ich es nicht weiß, kann ich Mutter und Tochter nicht für curirt halten, und ſie als vollkommen geneſen aus dieſer Alienation-Anſtalt entlaſſen.

Ich habe mich mehr bei dieſen zwei Perſonen aufgehalten, weil ſie eigentlich die beiden Strebepfeiler ſind, auf denen das ganze Gebäude beruht. — Die zweite Schweſter, Mathilde, ſoll ein Contraſt gegen Clara ſein, iſt aber nichts weniger, als das. Sie ſoll ein heiteres, unbefangenes, herzliches Geſchöpf ſein, iſt aber nichts, als eine geiſt- und herzloſe Kokette, oder, um den Ausſpruch zu mildern: „eine moderne Luſtſpielgeſtalt!“

In dieſer Mathilde ſehen wir wieder einen Typus von weiblichen Geſtalten, wie ſie uns unſere Luſtſpieldichter als Normalgeſtalten der Jetztzeit aufdringen wollen; leer, nichtig, oberflächlich, mit der Empfindung witzelnd, das Gefühl an ein Bonmot verkaufend, die Liebe als eine Mode an ſich bringend, und die Ehre als eine chose convenue mitmachend!

Mathilde iſt Braut von Baron von Heeren, und als der Onkel ihr ſagt: „Der Baron liebe Clara und würde auch Clara heirathen,“ lacht ſie und ſagt: „Ich habe ihn ſo nicht geliebt, und habe ihn blos deshalb heirathen wollen, weil ich glaubte, die Leute hätten von uns geſagt: „das iſt ein ſchönes Paar!“

Und das will man uns als einen Charakter verkaufen?

Ich bitte, meine Leſer, darauf aufmerkſam zu ſein, wie alle unſere Luſtſpieldichter die Baſis ihrer Frauengeſtalten auf gänzliche Entadeligung des weiblichen Weſens gründen, daß ſie als Salon-Ton, als moderne Gefühlsweiſe das darzuſtellen ſuchen, was im Grunde nichts iſt, als gänzliche Blaſirtheit und durchgehende Fädenſcheinigkeit einer zerriſſenen und zerzupften Ver- und Hyper-Bildung!

Sie überſetzen die Roué's aus den Spielſälen Frascati's und die Gefühlsſpötter aus den Wein- und Kaffeehäuſern ins Weibliche, und nennen ſie: moderne weibliche Charaktere! Sie laſſen ihre Mädchen und Frauen mit Empfindungen ſchalen Witz treiben, ſich über die heiligſten Gefühle moquiren, jede zarte Regung über die Klinge eines Bonmots ſpringen und ſagen: „hier hab' ich einen modernen weiblichen Charakter geſchaffen!“

Wenn die modernen Frauen ſo wären, wie ſie die modernen Dichter ſchildern, ſo wollen wir in Gottesnamen Antiquen lieben, und unſere Frauen aus den Gräbern und Glyptotheken holen!

Auch der Baron von Heeren iſt ein dubioſer Charakter; liebt Clara, verliebt ſich in Mathilde, kehrt zu Clara zurück, wird abgewieſen, verlobt ſich darauf mit Mathilde, und heirathet am Ende Clara! Wahrlich, Pietro Bono macht ſolche Vor- und Rückſprünge kaum auf dem Seile, die der Herr Baron auf dem dünnen Faden der Liebe macht. Der alte Onkel und der alte Götze ſind ſchon dageweſene Charaktere, und bringen nichts Neues mit.

Uebrigens iſt das Stück echt franzöſiſch, wirkſam, hat frappante Situationen, iſt voll Effect und geſchickt gebaut und gegliedert, ſowohl die Taſchentücher als das Zwerchfell finden in dieſer echten Comédie larmoyante vollauf Beſchäftigung, und es erfreute ſich in dieſer Hinſicht mit Recht einer entſchieden günſtigen Aufnahme.

Weh' dem, der lügt.

Luſtſpiel in fünf Aufzügen. Von Franz Grillparzer.

Motto:

„Wehe dem, der lügt!“ **Luſtſpiel.**
„Wehe dem, der die Wahrheit ſagt!“ **Trauerſpiel.**
„Wohl dem, der ſchweigen kann!“ **Pantomime.**

Wie eine weiße Taube unter Krähen, wie ein Schwan unter Waſſerenten, wie ein Veilchen unter Brunnenkreſſe, wie Ambra unter Nießpulver, wie Liebeslied unter Unkenruf, ſo erſcheint Grillparzer in dem Schiboleth unſerer Luſtſpiel-Scheune!

Von der disharmoniſchſten Zeit zum harmoniſchſten Geſchäfte angeregt; von dem kalten, anfechtenden Geſchlecht zur heißeſten, edelſten Anſchauung impulſirt; von der vernichtenden Nüchternheit der allgemeinen Bildung zur höchſten abgeſchloſſenen Begeiſterung zurückgedrängt; von dem hohlen, oberflächlichen und geſchäumigen Zeitgeſchmack zurückgeſchreckt in ſein tiefſtes, poetiſches Selbſt; von der Hohlheit, Zerfallenheit und leeren Parteiſchwindelei ſeiner Zeit, wie die zarte Senſitive krampfhaft ſeine geiſtige Blume zuſammenſchließend; zugleich aber auch von eigener Verſtimmung und ſelbſtgeſchaffenem Mißmuth widernatürlich umſtrickt, ſo ſehen wir dieſe edle Trauerweide unſerer Literatur, das grüne Haupt in den Bach der Zeit ſenken, um ſchweigend und ſinnend in ihm ſich und ſeine Trauer wieder zu erblicken;

darum flieht dieſer Geiſt die friſchen Geſtalten, welche die Jetztwelt ihm bietet, um mit der Vorwelt Schatten umzugehen, und ſie zu ſich zu bringen; darum zieht er gerne die wirklichen, wahren Lehren der Menſchheit und des Lebens aus dem Dunkel- und Dämmer-Reich der Träume und des phantaſtiſchen Gewebes aus Geſchichtlichem und Fabelhaftem.

Die Poeſie iſt ſo ganz und gar, ſo mit Haut und Haar, ſo ohne Raſt und Ziel, ſo mit Stumpf und Stiel aus dem Reiche des Luſtſpiels gewichen, daß ſchon der Verſuch eines Grillparzer, ein Luſtſpiel zu ſchreiben, ein neues poetiſches Roth auf das freudig überraſchte Antlitz Thaliens aufblühen macht.

Sehen wir alle unſere Luſtſpiele an, ſie haben Alle, Alle eine große Familien-Aehnlichkeit, es iſt eine einzige große Kalmüken-Familie, Alle mit derſelben plattgedrückten Naſe, Alle dieſelben kleinen, blinzelnden Liebesäuglein, Alle dieſelben aufgeworfenen, hervorbrechenden, ſinnlichen Lippen, Alle dasſelbe krauſe, wollige, rollige, ſtruppige Dialogenhaar, Alle die glatte, aber ſchweißige Haut, tätowirt mit denſelben Plattituden, mit denſelben Equivoquen, mit denſelben Gemeinplätzen, mit demſelben Häkſel und Quäkſel von Redensarten, mit demſelben Alltags-Gakel, Gefrage und Geantworte.

Bei der erſten Scene aller unſerer Luſtſpiele ſieht jeder Menſch ſchon durch den langen Corridor der Handlung das Ende hereinſpazieren; alle Perſonen ſind durchſichtig, man guckt ihnen ſogleich durch alle Rippen durch, und wer nur zweimal in einem Salon von der volée financière war, der weiß immer ſchon voraus, was A zu B ſagen, und C an D antworten wird. Nirgends iſt Gegenwart des Geiſtes, nirgends Erhebung der Seele, nirgends Veredlung der Anſchauung! Gewöhnliche Intriguen ins Unerträgliche ausgeſponnen, geleckte und geſchniegelte, aber immerhin loſe Form, alles Inhaltes entbehrend, alle Idealität in der Materie erſtickend, und alle Poeſie mit buntem Spaß niederhaltend, das ungefähr iſt der Staturpaß unſerer modernen Thalia!

In dieſer Zeit, wo allen unſern Luſtſpielen der äußerliche Mittelpunkt in der Haupthandlung, und allen unſern Luſtſpiel-Charakteren der innerliche Mittelpunkt ihres Daſeins fehlt, und das Poetiſche und Geiſtvolle ſo ganz von dem ſonnigen Gebiete der heitern Muſe ausgeſchloſſen iſt, iſt es eine wahre Wohlthat, wenn ein wahrer Dichter, wie Grillparzer, dieſen Boden betritt, und den fruchtbaren Samen in das empfängliche, aber mißbearbeitete Erdreich ſtreut.

Ein Luſtſpiel iſt nur dann etwas werth, wenn das Ganze eine Schönheit für ſich enthält. Eine Schönheit in der Idee, eine Schönheit im Gedanken, eine Schönheit in der Tendenz. Dieſe Schönheit mit poetiſchem Geiſte zu befruchten, ſie mit Witz und Annehmlichkeit zu beſeelen, iſt die untergeordnete, aber auch höchſt wichtige Anforderung. Da aber nur das ſchön erſcheint, was im moraliſchen Sinne vollkommen iſt, ſo iſt die ſittliche Tendenz das einzige Criterium eines Luſtſpiels.

Alle dieſe Abgeſchmacktheiten von Liebesintriguen, von Verkennungen, von Verwechslungen, von Mißverſtändniſſen, von Bekenntniſſen, von Ertappungen, von Abenteuern, mit dem ganzen Brimborium der Zofen, Diener, der Verkleidungen, Irrungen, Behorchungen u. ſ. w. ſind ekelhaft, albern, widerlich, weil ſie auf ihren hohlgehenden Wogen, die von dem matten Odem des Alltagslebens gekräuſelt ſind, nicht eine edle Geſinnung, nicht eine erhebende Empfindung, nicht eine lautere Anſicht, nicht einen ſtärkenden, tröſtenden, wohlthätigen Gedanken oder Ausſpruch an den Zuſchauerſtrand hinſpülen.

Einem Grillparzer aber iſt die höchſte Schönheit der Idee ſo zur Natur geworden, wie dem Mandelbaum ſeine Blüte, wie der fülligen Granate ihr innerſter Kern; und die Poeſie, die Duftigkeit des Geiſtes, die Lieblichkeit der Empfindung beſeelt und durchgeiſtert ſeine Idee ſo durch und durch, und dieſe Idee iſt ſo ganz in Poeſie und Begeiſterung verſenkt, wie die Biene in den geöffneten Duftkelch der Roſe ſich einſenkt und einbaut.

Dieſe Idee: die Schönheit der Wahrheit, mit allen ihren Schwierigkeiten und Gefahrniſſen darzuſtellen, iſt gewiß der edelſte Vorwurf der Muſe, und gewiß auch der Luſtſpiel-Muſe; denn Alles, was mit unſerer geiſtigen Erregbarkeit harmonirt, erweckt in uns ein Gefühl von Luſt und geiſtiger Freude.

Das Erkennen einer moraliſchen Größe — wie hier zum Beiſpiel das Erkennen des Werthes der Wahrheit — erweckt in uns eine ſüße Empfindung. Dieſe ſüße Empfindung iſt an und für ſich angenehm, allein ſie erhält einen höhern, einen gediegenern Werth dadurch, daß ſie zu einem Begehren wird, zu einem Begehren darnach; in dem Begehren darnach liegt unſere innere Veredlung, unſere moraliſche Beſſerung, und in dem Allen liegt die glücklichſte Löſung, das ſeligſte Endziel des höheren Luſtſpiels, des Luſtſpiels wie es ſein ſoll.

Grillparzer hat dem Publikum einen andern Standpunkt angewieſen, er traut ihm zu, nicht blos über Lappalien von Liebeleien, über Familien-Abgeſchmacktheiten, über kleinliche Colliſionen, beifällig, abfällig, oder kopfſchüttelnd abzuurtheilen, ſondern er traut dem Publikum das Höchſte zu, das Richteramt in den feinſten moraliſchen Schwankungen, das höchſte Unterſcheidungs-Vermögen in den Colliſionsfällen von Wahrheit, Wahrhaftigkeit, Unwahrheit, Lüge, Nothlüge und allen den Zwiſchenfällen, in welche uns der Widerpart der gebieteriſchen und tyranniſchen Lebensverhältniſſe gegen die lauterſten und alleredelſten Bebungen und Entſchlüſſe, ſo oft und ſo zweiſchneidig entſcheidend, bringt.

Das Wohlgefallen an der Wahrheit iſt doppelartig, denn jede Wahrheit kann Doppeltes enthalten, entweder eine Lehre oder eine Schönheit; im erſten Falle wirkt ſie auf das moraliſche, im zweiten Falle auf das äſthetiſche Gefühl, und ſo iſt das Wohlgefallen und die Luſt, die aus dem Kampfe und Sieg der Wahrheit hervorgeht, eine moraliſche oder äſthetiſche Freude.

Dieſe Betrachtungen mögen darthun, daß das bedenkliche und ſuperkluge Kopfwiegen und mit weiſer Miene ausrufen: „Wehe dem, der lügt? Wie kann das ein Luſtſpiel ſein?“ eine Oberflächlichkeit iſt, die unter dem Strahle der eindringenderen Kritik wie Butter zerfließt.

Die Aufgabe, die ſich der ſinnige Dichter ſtellte, war vortrefflich, die Idee eben ſo erhaben als reich an Stoff für Gemüth, und zugleich an Stoff für die Heiterkeit. Aber von der Conception der Idee bis zum Aufzug des Vorhangs iſt ein langer, langer und breiter Weg! Es kann die glücklichſte, ſinnigſte Idee, als Minerva mit der Aegis gerüſtet, aus dem ſchöpferiſchen Geiſte eines großen Dichters entſpringen, und ſie kann doch als ganz ſchwaches Mütterchen auf Stelzen und Krücken über den ſchmalen Abgrund zwiſchen Podium und Parterre zu uns herüberhinken.

Wenn kleine Geiſter irren und das Moosgeſchlecht der gewöhnlichen Dichter auf Abwege geräth, ſo iſt nichts daran zu bedauern, nichts daran zu verwundern; wenn große Dichter irren, ſo iſt in dieſem Irrthum ſelbſt eine Erhabenheit des Anblicks; wenn einem Grillparzer Etwas nicht geräth, ſo bleibt Allen dabei noch etwas zu lernen, zu erlernen!

Grillparzer, in ſeiner edlen dichteriſchen Offenheit, hat den Maskenſtreich verſchmäht, ſein Luſtſpiel ein „Charaktergemälde“ zu nennen, welches vielleicht eine andere Erwartung, als man billigerweiſe mitbrachte, hervorgebracht hätte. Erſtens ſchon darum, weil er weiß, daß, wenn man von einem dramatiſchen Werke ſagt: „Charaktergemälde,“ dieſes ein ſolcher Unſinn iſt, als wenn man von Muſik ſagen wollte: Ton-Muſik, oder von einem Gemälde: Farbengemälde, oder von einem Menſchen: Gliedermenſch! Gibt es Muſik ohne Ton, ein Gemälde ohne Farben, einen Menſchen ohne Glieder, und gibt es ein dramatiſches Werk, in dem kein Charakter gemalt iſt, das heißt in dem eigentlich kein Charakter gemalt ſein ſollte? Das iſt ja eben der Fluch unſerer Luſtſpiele, daß ſie nicht ſind, wie ſie ſein müßten: „Charaktergemälde!“ Wie ſehr ſchätzenswerth und liebenswürdig zeigt ſich wieder die klare, poetiſche Individualität unſeres Grillparzer darin, daß er den unwürdigen Hebel an die öffentliche Meinung nicht voraus anlegte, und nicht von mattblaſenden Vorreitern erſt austrompeten ließ: „dieſen neuen Weg hab’ ich eingeſchlagen, ich bitte, meine Herren, habt Acht, daß dieſer Weg nicht jener Weg iſt! habt Nachſicht u. ſ. w.“ Ein Grillparzer braucht weder eine Vor-Entſchuldigung, noch eine Vor-Empfehlung; unſer Publikum des Hofburgtheaters iſt vollkommen äſthetiſch-reif, und weiß ſeinen beſten Dichter zu ſchätzen; das beweist der allgemeine Beifall, den die Alluſionen, welche im Prologe auf ihn anſpielten, im ganzen Hauſe erregten; und wie ſehr erhöht es die liebenswürdige Beſcheidenheit dieſes edlen Sängers, daß er ſich ſo ohne Widerſtreben bei dieſem ihn liebenden Publikum anempfehlen und um Nachſicht anſuchen ließ. Das iſt die Demuth der wahren Dichterſeele. — Im Voraus waren wir mit Liebe in das Stück gegangen, wir brachten jene gute Stimmung mit, welche die Muſe Grillparzers bei uns ſtets vorausſetzen darf; und wenn auch der Erfolg dieſe Stimmung bedeutend dämpfte, wenn man bei aller Vorliebe für den Dichter ſich unverholen geſtand, daß die Erwartung getäuſcht wurde, ſo kann man doch behaupten, daß eine wohlthätige Erſchütterung in dem allgemeinen Krankheitszuſtande der Luſtſpielmuſe hervorgebracht wurde, und das allein iſt ſchon Gewinn! Eine Kriſis war nöthig! Grillparzer ſah den bald ſtheniſchen und bald aſtheniſchen Zuſtand der rettungslos erkrankten Thalia, und pflanzte die Erregungs-Theorie von der Natur-Philoſophie und Humoral-Pathologie in die dramaturgiſche Klinik über! Die Natur heilt keine Krankheit, ſondern die Veränderung des Verhältniſſes der Reize; die Reize des Luſtſpiels, ſeine Erregungen mußten in ein anderes Verhältniß gebracht werden. Eine totale Umſtimmung der Nerven iſt ihm vor Allem nöthig, und das konnte nur durch den Verſuch, das Luſtſpiel auf einen ganz andern Boden überzupflanzen, bewerkſtelligt werden.

Grillparzer hat alſo den Verſuch gemacht, es aus dem ſchlammigen Sumpfe der vollkommenen Degeneration, in welcher es jetzt fortlaicht, auf einmal, ohne Uebergang, auf die höchſte Spitze einer rein moraliſchen — Subtilität hinaufzuſtimmen.

Dieſer umgekehrte leukadiſche Sprung von dem Abgrund auf die Höhe, den der Dichter ſeine, von alten Liebeleien und Intriguen lebensmüde Sappho-Thalia machen ließ, ſo edel er im Beweggrund, ſo nothwendig bedingt in der moraliſchen Opportunität, ſo heilſam er auch für die künftige Lebenszeit derſelben ſein mag, mußte aber vor unſern Augen um ſo unglücklicher ausfallen, als wir leider eben nichts, als den Beweggrund des Sprunges, die Schnellkraft des Entſchluſſes, und den freien, muthigen Anlauf zum Sprunge ſelbſt zu loben haben, und die Höhe, auf die der Sprung führen ſollte; die Ausführung ſelbſt aber, die That, der Sprung ſelbſt ſo mißlich ausfiel, daß die unglückliche Sappho-Thalia im Sprunge ſelbſt ſich einigemal unglücklich überſchlug, oben köpflings zu fallen kam, und von der Höhe aus gerade den auf den Kopf geſtellten, verkehrten Anſchauungspunkt gewährt!

Da uns kein Manuſcript früher zu Inhaltsanzeigen und Auszügen zu Gebote ſtand und ſteht, ich es auch nicht liebe, dem Leſer die verdichtete Gallerte des Inhalts zäh auszukochen, ſo mag zur Verſtändlichung meiner Anſicht in Kurzem nur Folgendes mitgetheilt werden.

Der Domvogt von Chalons, deſſen Neffe Attalus als Geißel bei den Heiden iſt, hat einen Küchenjungen, Leon. Dieſer will dieſen Neffen befreien. Der Domvogt erlaubt es, gibt ihm aber die Warnung mit: „Weh' dem, der lügt.“ Alſo ohne Lüge, ohne Trug, ohne Täuſchung ſoll Leon die Befreiung bewerkſtelligen. Dieſe beginnt nun ſogleich damit, daß Leon einem Pilger, der bis zu dem Rheingrafen Kattwald geht — bei dem Attalus gefangen iſt — ſich ſelber ſchenkt, mit dem Beding, daß er ihn als Koch an Kattwald verkaufe. Dies geſchieht; und nun beginnt eine Reihe von Reſervationen, Subtilitäten, Halblügen, Ausflüchten u. ſ. w., es geht ohne Hehl, ohne Täuſchung durchaus nicht; endlich entführt Leon den Attalus. Die Tochter Kattwalds, Edrita, die den Halblügen und Pfiffen und Beſchönigungen Leons unter die Arme greift, halb Blödheit und halb Naturphiloſophin iſt, wird mit entführt, oder vielmehr ſie entführt ſich ſelbſt; die Flüchtlinge werden vor den Thoren von Metz, welches in den Händen der Heiden iſt, eingeholt, allein es kommt der Deus ex machina, die Thore öffnen ſich, und der Domvogt Gregor tritt heraus, in der Nacht wurde Metz von den Chriſten genommen; Edrita wird Chriſtin, und heirathet den Küchenjungen Leon.

Wie aus dieſer Begebenheit das „Weh' dem, der lügt,“ als Endreſultat und Bruſtſaft herausgeholt werden ſoll, wird nicht leicht klar.

Wir ſehen weder einen Menſchen, welcher dadurch, daß er gelogen hat, beſtraft wird, noch viel weniger einen Menſchen, der dadurch, daß er durchaus wahr geweſen iſt, eingeht in den Tempel der Verklärung. Leon beginnt ſeine Bahn mit einer Lüge er ſchenkt ſich dem Pilger, daß er ihn als Koch verkaufe; das iſt eine Spitzfindigkeit, ein Kniff, der eben einen ſolchen Grundgeſchmack hat, wie die Lüge. All ſein Thun und Treiben bei Kattwald iſt ein Gewebe von faſt talmudiſchen Drechſeleien, ſich nur mit kein Lügenwort zu verfangen, während ſein Sinn durchaus lügenhaft iſt. Die Lüge aber beſteht nicht blos im

Werke, und eine reservatio mentalis iſt — vor dem dramatiſchen und moraliſchen Richtſtuhl — auch eine Lüge, und faſt eine böſere Lüge, weil ſie noch heuchleriſcher iſt. Leon würzt die Speiſen und die Sulze, damit die Schloßbewohner Durſt bekommen, ſich einen Rauſch trinken, dann will er dem ſchlafenden Kattwald den Thorſchlüſſel ſtehlen. Ich fragte: iſt das nicht *doppelte Lüge*, und Lüge in ihrer häßlichſten Geſtalt? Wenn ich Jemanden eine Lüge ins Geſicht ſage, welcher ſeiner Sinne mächtig, ſo iſt zum wenigſten Muth dabei, wenn er klug iſt, kann er merken, es iſt eine Lüge; wenn ich ihn aber erſt *wehrlos mache*, wenn ich ihm ſeine *fünf Sinne erſt ſtehle*, und ihn dann mit einer Lüge überfalle, heißt es da nicht: „*Weh' dem, der lügt*? Freilich, als Kattwald erwacht, bekennt er ihm ſein Verfahren, weil er ſich erinnert: „*Weh' dem, der lügt!* Allein, ſo wie die *Nothlüge* keine Lüge iſt, ſo iſt die *Nothwahrheit* keine Wahrheit; ſo wie es nur der unglaubliche Stumpfſinn Kattwalds begreiflich macht, daß ſich dieſer wieder beruhigt ſchlafen legt, ohne zu fragen: was war der Zweck?

Nehme man aber auch an, Leon habe *Alles*, *Alles* durch reine Wahrheit, durch Wahrheit, von keinem Hauch befleckt, vollbracht; woher geht der *Sieg* dieſer Wahrheit hervor, da dieſe weder in der Peripetie der Charaktere bedingt iſt, noch weniger aber aus der Kraft und der ſegensreichen Folge der Wahrheit ſelbſt als Wahrheit hervorgeht, ſondern *lediglich* und *ganz allein* durch einen *Zufall*, durch den Theatercoup, daß Metz bei Nacht eingenommen wurde, bewerkſtelligt wird! Dieſer Hieb zerhaut freilich den materiellen Knoten, aber der moraliſche, oder beſſer: metaphyſiſche Knoten bleibt ungelöst und unzerſchnitten, und wir wiſſen am Ende nicht, ob wir darüber mit der menſchlichen Beſtimmung hadern ſollen, daß ſie entweder die Lüge als Erſtgeborne in uns immer ſo ſituirt, daß ſie den Zwillingsbruder Wahrheit bei der Ferſe faßt, und ihm den Vortritt ſtreitig macht, oder ob wir uns am Ende der vernichtenden Troſtloſigkeit anheimgeben müſſen, weil Nichts und Niemand ohne Lüge und Trug beſtehen kann! Die Ausführung des Ganzen ſteht alſo mit der Tendenz — inſoferne ich ſie zu erkennen glaube — im klarſten Widerſpruch. Denn unmöglich kann der ſinnige Dichter uns haben ſagen wollen, daß der Menſch gerade da mit Beirrung, Selbſttäuſchung und Begriffklauberei zuſammenfällt, wo er ſich feſt vornimmt, durchaus wahr zu ſein! Ein ſolches anatomiſch-dramatiſches Präparat des menſchlichen Grund- und Erb-Uebels, oder der menſchlichen Beſtimmungs-Gebrechen, gehört wie gewiſſe Wachspräparate von heimlichen Naturgeſchäften, in das Dunkel der verborgenſten Unterſuchung, hinter den geheiligten Schleier, den nur Wenige lüften ſollen; aber nicht auf das Bretergerüſte der öffentlichen Beſchauung, denn der allgemeine Sinn lernt nicht die Heilkunde daraus, ſondern die troſtloſe Verzweiflung an dem eigenen Zuſtand, an der Organiſation des menſchlichen pſychiſchen Lebens, und an der Harmonie ſeines innerſten Weſens.

Ich kenne gar nichts, was mich ſo heruntergeſtürzt hätte in den Pfuhl einer apathiſchen Gleichgiltigkeit gegen Lüge und Wahrheit, als die letzten Worte des Domvogts:

„Alle redeten wahr, und doch logen Alle!"

Das iſt das unbarmherzigſte Prokruſtes-Bett, in welches je ein decapitirter und amputirter Grundſatz eingezwängt wurde! Dieſe letzte Rede des Domvogts löst das Ganze vollkommen in zerſtäubende Atome auf!

Leider mag es eine juridiſche Wahrheit ſein, daß der ſtarre Rechtsbegriff von Wahrheit vor dem Unterſuchungsrichter der wirklichen Kriminal-Juſtiz nicht ohne Zahnſpur der Lügenſchlangen befunden wird; allein wir Menſchen, die wir weder Unterſuchungs- noch Strafrichter ſind, uns ſollte man den Glauben an eine unbefleckte Wahrheit nicht rauben, uns ſollte man die Einſeitigkeit dieſer ſchönen Tugend nicht begreiflich machen wollen, uns ſollte man die ungetheilte Freude in dem Anblick der Wahrheitsroſe nicht dadurch verleiden, daß man ihre Blätter vor uns metaphyſiſch auspreßt, und uns zeigt, daß in ihr Honig- und Gifttheile wohnen, und daß die Gifttheile wie die Honigtheile eben die Totalität der Roſe ausmachen. Wie leicht ſtürzt nicht der leichtſinnige Hörer den Satz:

„Alle redeten wahr, und doch logen Alle"

um, und citirt in halber Vergeßlichkeit:

„Alle logen, und redeten doch wahr?"

Da es ſich bei der Beurtheilung dieſes Stückes mehr denn je um Wahrheit, auch in der Kritik, handelt, da der Leſer jeden Augenblick mir zurufen kann:

„Wehe dem, der lügt!"

werde ich noch weiter gehen, und aus den Worten ſelbſt zu entnehmen trachten, welchen Begriff von Wahrheit der hochgeehrte Verfaſſer vorführte.

Gleich in dem erſten Monologe hören wir:

„Wahr iſt der Wolf, der brüllt (?), eh' er verſchlingt,
Wahr iſt der Donner, drohend, wenn es blitzt,
Wahr iſt die Flamme, die ſchon von ferne ſengt.
Wahr ſind ſie, weil ſie ſind — weil Daſein Wahrheit."

Wie iſt aber die Natter, die nicht droht, wenn ſie ſticht; der Arſenik, der gerade ſo ausſieht wie Zucker, wenn er tödtet, ſie ſind Lüge — ſind ſie wahr, weil ſie da ſind? Ihr Daſein iſt Wahrheit, aber ſie ſind nicht wahr! Exiſtenz iſt phyſiſches Sein, phyſiſche Wahrheit aber iſt von der moraliſchen weit verſchieden!

In demſelben Monolog heißt es:

„Ein Teufel biſt du, der allein iſt Lügner,
Und du ein Teufel, inſofern du lügſt!"

Wenn aber Daſein Wahrheit iſt, der Teufel aber auch da iſt, folglich wäre der Teufel Wahrheit!

Es ergibt ſich alſo ſchon aus dieſem Monolog, daß wir die Wahrheit aus ihrem Standpunkt verrückt haben!

Gehe ich nun von der Wahrheit der Wahrheits-Darſtellung auf die Wahrheit der einzelnen Charaktere über, da ſteht denn wieder das Wort vor mir:

„Weh' dem, der lügt!"

und ich muß den meiſten Charakteren, zu meinem größten Leidweſen, die Wahrheit ihres eigenen Charakters abſprechen.

Leon, der Küchenjunge, iſt durchaus unwahr, inſofern unwahr, als ſeine Worte mit ſeinem Charakter in keiner Harmonie ſind. Wir finden dieſen Leon ungeſchlacht, läppiſch, grob, roh, kurz ein Küchenjunge di primo cartello. Er führt aber zuweilen neben dem albernſten Geſchwätz hohe, metaphyſiſche Reden: „Graben iſt ein adelig Geſchäft“ u. ſ. w., und wirft die feinſten Philoſophien von ſich. Ueberhaupt ſehe ich die Nothwendigkeit nicht ein, warum gerade ein Küchenjunge zum Schildträger der Wahrheit auserkoren wurde?

Ich kann und mag es durchaus nicht leiden, wenn man, ohne innere Nothwendigkeit, die äſthetiſchen Würdenträger und die dramatiſch-moraliſchen Prioritäten in der Schurzfell-Société des Lebens ſucht. Das iſt die kränkelnde Bizarrerie der franzöſiſchen Romantiker; allein in Frankreich wollen die Dichter dadurch eine gewiſſe Sympathie rege machen und Anklänge erwecken, die bei uns Gottlob weder exiſtiren, noch Anklang finden. Ich kann mir nun einmal einen Straßenjungen nicht als Adler denken, den Jupiter mit dem Blitz ſeiner Tugend unter die Menſchen ſendet, und ich kann mir keinen Küchenjungen denken, den Zeus zum Ganymed beſtellte, um durch ihn Wahrheits-Nektar kredenzen zu laſſen. Champagner muß man nicht ohne beſonderes, tieferliegendes Motiv aus ledernen Schläuchen trinken laſſen; eine Perle bleibt zwar immer Perle, aber ſie ſitzt im Golde beſſer denn im plumpen Blei. Was nöthigte unſern gefeierten Dichter, gerade einen Küchenjungen zum Lichtträger ſeiner Idee zu machen?

Wahrheitsliebe iſt eine Tugend, und zwar eine ethiſche; ethiſche Tugend kann nur da ſtattfinden, wo eine vollkommene, freie Thätigkeit der Vernunft waltet; die Vernunft, die ausgebildete, zum Unterſcheidungs-Vermögen gelangte Vernunft, muß den reinen, innern Werth der Wahrheit erkennen, ſie als unerläßlich zur Harmonie der Seele begehren. Die Liebe zur Tugend iſt von der Furcht vor dem Laſter himmelweit unterſchieden, und ein Knecht, der nicht lügt, weil ſtets die Drohung ſeines Herrn:

„Weh' dem, der lügt!"

und nicht einmal: „Wohl dem, der die Wahrheit ſagt!" ihm vor Augen ſchwebt, iſt und kann durchaus kein Träger der Wahrheits-Apotheoſe ſein! Leon iſt nicht die Muſchel, in welche die Wahrheit wie ein Himmelstropfen fiel, und ſich da abrundete, und kernig zur Perle ausbildete, ſondern es iſt ein zufällig aufgelöſtes Futteral, in welchem ſein Gebieter die Perle aufbewahrt; das Futteral ſteht mit der Perle, und Leon mit der Wahrheit in gleicher Cohäſion.

Wenn daher am Ende Leon die blöde Grafentochter als Siegestrophäe heimführt, ſo iſt dieſes ein großmüthiges, willkürliches Geſchenk des Dichters, aber keine dramatiſche Gerechtigkeit, es iſt durchaus keine ihm gebührende Trophäe, denn wenn man klar und beſonnen unterſucht, wie Leon die Wahrheit aufnimmt, wie ſich ſtets ſeine Vernunft, ſeine Anſicht und ſein Begehren gegen die Wahrheit ſträubt, wie er vom Domvogt ſtets eine Lügen-Permiſſion erhandeln will, ſo liegt eher eine Art Aberglaube in ſeinem phyſiſchen Erſchrecken, wenn er ſich an die Drohung ſeines Herrn: „Weh' dem, der lügt!“ erinnert, als innere Ueberzeugung, als göttliche, freiwillige Hinneigung zur Wahrheit! Es liegt durchaus etwas Knechtiſches in ſeinem Reſpect vor der Wahrheit, es iſt Furcht vor der Strafe. Kurz, Leon iſt eine Kapſel, in welche der Domvogt die Wahrheit einſchloß, und weil die Kapſel ihre Schuldigkeit gethan hat, heirathet ſie eine Gräfin Edrita!

Ganz unrichtig iſt der Charakter des Attalus; ſtöriſch, unwerth, undankbar, faul, verdroſſen iſt er, des Aufhebens unwerth, das man für und über ihn macht, und auch bei ihm iſt es nicht abzuſehen, wozu ihn der Dichter ſo gezeichnet, und in welcher Contraſtirung er etwa erſcheinen ſoll? Soll er vielleicht etwa blos daſtehen, um den Abſtand der bevorzugten Welt von der gewöhnlichen zu zeigen? Wozu das? Und wie ſoll das ein Mitbehelf zu unſerem dramatiſchen Zwecke ſein?

Edrita iſt halb ein blödſinniges, halb ein begeiſtertes Weſen! Bald wie eine Stumpffühlende bricht ſie in ein blödes Gelächter aus, wenn ihr Bräutigam mit der Brücke in die Tiefe ſtürzt, bald träufeln ihre Lippen Honig von dem Hymet der höchſten Weisheit und des höchſten Edelmuthes. Selbſt am Ende iſt ihr Eingang ins Licht nicht recht klar, ſie ſagt, einen Grund verſchweige ſie, aber man kann denken: weil ihr der Rückzug abgeſperrt iſt, weil ſie Leon liebt, bleibt ſie, und das ſchmälert die Verherrlichung der Idee am Ende bedeutend. Mit dem dummen Galomir weiß ich nun vollends nichts anzufangen! Er iſt ein Cretin, der aber weder durch poſſenhaftes Element, noch durch geiſterhafte Unheimlichkeit irgend einen Effect machen kann. Er verhält ſich zum Shakeſpeare'ſchen Caliban, wie Kaspar Hauſer zu Troll und Puck, und zu den ironiſchen, tiefſinnigen und tollbedeutſamen Gnomen und Elfen allen, die, ausgerüſtet mit dem höchſten Sarkasmus und der ſinnigſten Naivetät in jenen Wundergärten zwiſchen den poetiſchen Geſtalten gaukeln und ſurren.

Das Poſſenhafte in dieſem Luſtſpiele iſt nicht wie bei Calderon, Shakeſpeare, ein humoriſtiſcher Gegenſchlag, ein hineingeworfener Lebens-Schlagſchatten, als Contraſt zu den hellen Lichtern, weder ein ſub- noch ein coordinirtes Element, ſondern es ſchwimmt ſo wie einzelne Stücke Treibeis in dem abrinnenden Handlungsſtrom. Selbſt in der Diction hat der Dichter ſich zurückgehalten, und nur ſelten erkennen wir unſern edlen, poetiſchen, geläuterten Sänger des „Sappho"; nur ſelten den energiſchen, glühenden, kraftſtrotzenden Dichter von „Traum ein Leben". Auch den Witz, dieſen erſten und alleinigen dienſtthuenden Kammerherrn des Luſtſpiels, verſchmähte er, als ob der Witz das äſthetiſche Gebiet nicht Hand in Hand mit der Wahrheit durchwandeln könnte. Ja, es ſagt, glaub' ich, ein großer Denker, oder hat es geſagt, oder könnte es ſagen, gerade der Witz beweiſt, daß die Wahrheit verſchiedenartig reizen kann, und noch anders als die mathematiſche Wahrheit, als die logarithmiſche. Der Witz beweiſt, daß die Wahrheit Hand in Hand mit Schönheit gehen muß, daß ſich die Wahrheit erſt reizend vor uns verſtecken muß, um als Schönes, Erhabenes, oder wenigſtens als etwas Ueberraſchendes uns zu gefallen und zu gewinnen!

Wenn es alſo vollkommen in der verfehlten Ausführung der herrlichen Idee lag, daß das Stück jenen Eindruck nicht machte, den man ſich von dem beliebten Namen Grillparzer machte, ſo wird der gefeierte Dichter daraus erſehen, welche Erwartungen das Publikum von ſeinem gefeierten Liebling hatte. An die hohe Kraft legt man den hohen Maßſtab an.

Ein weibliches Herz.

Dramatiſches Gedicht in fünf Aufzügen. Von Theodor Stamm.

Nicht Luſtſpiel, nicht Schauſpiel, nicht Trauerſpiel, nicht Drama, ſondern dramatiſches Gedicht.

Wenn die Dichter ſich in allerlei Titel ſtecken, um der Kritik es ſchwer zu machen, den rechten Maßſtab an das Stück zu legen, ſo muß ſich die Kritik am Ende auch eine Titulatur erfinden, die zugleich auf Kritik und Nicht-Kritik, auf Urtheil und bloßen Ausſpruch, auf Erfaſſen des Gegenſtandes und auf bloßes Balanciren hindeutet. Warum ſollten wir nicht: „kritiſches Gedicht,“ oder „poetiſche Kritik,“ oder „lyriſche Recenſion,“ oder „ſentimentales Urtheils-Gemälde“ und dergleichen erfinden und ſchreiben? Warum nicht einen Kritiktitel erfinden, der den Boden für ſich vindicirt, aber die Rechtſame und Obligationen, die auf dem Boden ruhen, durch eine ſpitzfindige Benennung der Jurisdiction entzieht?

Es waltet ein eigenes Verhängniß über die deutſche Dramatik! Sie war lange Zeit eine Zuſammenſchüttlung der drei dramatiſchen Ingredienzien des ſpaniſchen, engliſchen und franzöſiſchen Theaters. Bis zu Goethe's und Schiller's Zeiten waren es bald Calderon'ſche Maximen-Motive und ſpaniſche Gloſſen-Aufgaben mit dem ewigen weichen Refrain, oder Shakeſpeare'ſche dunkelblutige, ſelbſtverſtrickeriſche Schickſalsſtücke in einem gerechtern Sinn, als in dem griechiſchen, oder endlich franzöſiſche Calculſtücke mit dem Ariſtoteliſchen Kubikfuß von Furcht und Grauen. Mit Goethe und Schiller begann die eigentliche National-Dramatik Deutſchlands, dieſen folgte der lange Troß von Nachahmern, die das Kind mit dem Bade ausſchütteten, dann kamen die Gräuelmänner, die aus dem Schickſalsfaden einen Galgenſtrick machten, aus Mißmuth Lebenselend, aus Zweifeln Fußangeln, und aus dramatiſcher Gerechtigkeit ein hochnothpeinliches Hals- und Standgericht.

Die ganz neue Zeit iſt ganz abgeſprungen, eine gewiſſe Subtilitäts-Dramatik iſt Mode geworden, lyriſcher Frieſel begleitet und erſchwert die dramatiſche Kriſe; eine Kränklichkeit, eine blaſſe Selbſtquälerei wird allen Helden angehüſtelt, anſtatt des Allgemeinen wird das Individuum zum Ausgangspunkt der ganzen Handlung!

Früher war es die Epik, welche in die Dramaturgie hineinwucherte und ſie mit ihren breiten Aeſten erdrückte, jetzt iſt es die Lyrik, ein poetiſches Leid- und Schmerzthum, welches ſie umſtrickt, verſüßlicht und entnervt. Es gilt darum von der neuern Tragödie, was von der neuern Lyrik zu ſagen iſt: ſie iſt eine Leibeigene der Subjectivität, des Concret-Gültigen; ſie hat alles Gemein-Gültige, Objective aufgegeben, und ſo alle Vollgültigkeit, alle Erfolgsherrſchaft verloren!

Lange Zeit hat ſich die Dramaturgie in ihrem Gebiete behauptet, hat ſie ihre Weſenheit gerettet, ihre Geſetzgebung erhalten. Nun hat ſie ſich aber emancipirt, und damit leider nichts gewonnen, als einen größeren Raum, aber was ſie an Raum zur Architektonik im Drama gewann, das verlor ſie an der Entſeelung der Form, an geiſtigem Mark, an der Gültigkeit der Idee.

Es iſt durchaus kein Brennpunkt mehr in den neuen Tragödien, und welchem die Ausſtrahlungen der menſchlichen Natur, der innerſten Weſenheit des Menſchen, der Zeit, der Jahrhunderte, der Geſchichte erleuchten, entflammen und entzünden: ſie ſtellen nicht mehr die wichtigſten Aufgaben des Herzens, der Seele, der Menſchheit, der Völker und ihr gegenſeitiges Verhältniß dar, nein, man löſt ſich von allen dieſen Feſtlanden los, um wie ein Paradiesvogel mit eingezogenen Füßen in der Luft zu vagabondiren; die Vagantin ſetzt ſich anſtatt Adlersſchwingen Schmetterlingsdecken an, ſpielt mit Sonnenſtäubchen, badet den ſchillernden Hals in Flimmer und Schimmer, ergeht ſich in Subtilitäten, Contraſten, Antitheſen, Liebesſtrahlen und ſentimentalen Spitzfindigkeiten. Ein Herz anatomiſch auf der Folterbank der Eiferſucht, ein anderes zappelnd an dem Schwebebalken des Ehrgeizes, eine Nachtigall, die unter einem Erdbeben flötet, eine Turteltaube, die unter dem Gewitter girrt, zwei ſchnäbelnde Spatzen unter einem brennenden Dache, eine Abzehrung unter Lerchenſang, ein Wahnſinniger mit Schalmeibegleitung, ein gebrochenes Herz mit lyriſchem Roſaband, das ſind die Aufgaben der neuern Tragödie.

Menſchennatur und Menſchengeſchick, dieſe zwei ſiameſiſchen Zwilling-Seelen des Drama's, haben die neuern Dramatiker zu Schwefelhölzchen ausgezündelt, als Menſchencapricen und Menſcheneigenheiten mit ſentimentalem Krimskram umwickelt, mit Thränen und Sentenzen eingeſalzen, und ſo die Schnörkel des Menſchenherzens als ſein Fundament behandelt.

Wir werden ſogleich ſehen, daß das jetzt in Rede ſtehende Trauerſpiel, nein, „dramatiſche Gedicht," eben auch an der Verſchwimmung aller Tendenzen, an der luxuriöſen Ueberfülle des Wortes, des Gedankens und der Reflexion leidet, und dadurch undramatiſch, breit, verworren und ermüdend wird.

Seit Müllners fataler Fatum „Schuld" gab es ſchwerlich ein Stück, bei dem eine Inhaltsanzeige ſo ſchwer, ſo laſtend auf dem Erſtatter liegt, als in dieſem Stücke. Die Expoſition kommt ſtückweiſe, in jedem Acte, nach und nach, und Dolores holt noch im fünften Acte einen Theil nach. Don Cäſar Lara hat einmal eine ſchöne Jüdin, Rebekka, geliebt, und dadurch hat er ſeinen Bruder Fernando, der ihm von ſeinem Vater zur Obhut anvertraut war, allein gelaſſen, und dieſer iſt von Corſaren geraubt worden, worüber ihm ſein Vater fluchte — und ſtarb. Das iſt eine Schuld. Dann hat er noch ein Mädchen geliebt, wir kennen ſie als Dolores und erfahren im fünften Acte, daß ſie die Tochter ſeines Waſſenträgers Geronimo ſt. Er verließ ſie; zweite Schuld. Im Kriege gegen die Mauren geräth er an den Vazyr Abdallah von Malaga und entführt ihm ſeine Schweſter Zaida und bringt ſie bei einem caſtiliſchen Juden, Eleazar, unter. Dieſer Jude iſt ein zweiter Nebentreffer im Stücke. Er iſt ein Landesverräther, indem er Caſtilien an Abdallah verräth, und zwar durch ſeinen Sohn Adar. Er iſt auch Arzt, verachtet und geſchimpft, gerade wie Shylok, mit dem er alle Familienähnlichkeit hat. Adar aber, ſo erklärt es ſich endlich, iſt nicht ſein Sohn, ſondern der von den Corſaren geraubte Fernando Lara, den Eleazar von den Corſaren kaufte, um ſich an deſſen Bruder Cäſar zu rächen, denn er iſt Rebekka's Vater, welche ein Opfer von Cäſars Liebe war. Unterdeſſen rfährt der König von Caſtilien die ganze Geſchichte, Cäſar vird beſchuldigt, im Kriege gefehlt, eine Zauberin bei einem Juden untergebracht zu haben, und ſie zu lieben. Er wird verbannt, und der Jude hingerichtet, welcher Cäſar entdeckt, daß Adar ſein Bruder iſt. Nun ſtürmt das Volk die Hütte des Juden, Adar und Zaida ſind in derelben, allein Dolores, der Genius der Liebe, überall ichtbar, kommt, nöthigt ſie zur Flucht und bleibt, in Zaida's Schleier gehüllt, an ihrer Statt zurück, wird aber ſpäter vieder von Geronimo auch befreit. Nun finden wir Cäſar auf der Flucht, in Verbannung, er findet, wie Beliſar, einen Haufen Räuber, macht ſie zu Soldaten, beſiegt den eben hereinbrechenden Abdallah, und wird von ſeinem König wieder begnadigt. Seine Rache kehrt ſich gegen Abdallah, er greift ihn an, und wird von ihm erſtochen. Dolores kommt dazu, er erkennt ſeine ehemalige Geliebte, welche Untreue, Kummer und Alles vergaß, um nur ihn glücklich zu ſehen, und ſtirbt *lang* und reuig. Dolores wird vom Schmerz überwältigt, und ſtirbt auf Cäſars Leiche. Zaida kommt, verſöhnt ſich mit ihrem Bruder, nachdem Cäſar ſterbend ihm ſagte: „du erhältſt ſie rein aus meiner Hand zurück,“ worauf Zaida im Abgehen ſagt: „ich heiße nun Dolores, mein Name iſt Schmerz“ u. ſ. w. und der Vorhang fällt.

Der Leſer ſieht aus dieſem Extract, daß der Dichter in dem erſten Organismus des Stückes ſchon *das* verfehlte, was freilich die ſchwerſte Kunſt iſt: *die Kunſt der Fabelbeſchränkung*. Der Dichter hat zu *viel* erfunden, die Dinge ſtoßen ſich aneinander, ohne auseinander zu *folgen*. Die Handlung iſt zerſtückt, eine Perſon handelt *neben* der andern, und keine Einzige *durch* die andere. Ein Hauptgebrechen iſt es, daß keine *Charaktere* da ſind, ſondern blos *Individualitäten*. Bei dem trüben Lichte der Reflexion ſehen wir den Mangel aller plaſtiſchen Naturwahrheit um deſto deutlicher. Wer iſt Cäſar? welche Kraft, welche Größe, welche Natur iſt in ihm? In wie ferne nimmt er unſer Intereſſe in Anſpruch? gar nicht. Er *leidet* nicht, weil er etwas *gethan*, *gehandelt* hat, ſein *Schickſal* iſt nicht die *Frucht ſeiner Thaten*, wie dies die erſte Bedingung des höhern Drama's iſt, ſondern er thut und handelt etwas, weil er leidet, ſeine

Thaten ſind die Früchte ſeines Schickſals. Er geräth in einen Strudel von Thatſächlichkeiten hinein, die ihn nöthigen, etwas zu thun. Sein Charakter iſt matt, farblos, unmännlich, er entführt eine Heidin, bringt ſie bei einem Juden unter, und zum Dank nöthigt er den Bruder des Mädchens zu einem Duelle. Er iſt ein echter Alltagsmenſch und nichts als ein guter Soldat. Er intereſſirt uns gar nicht, und dennoch bedauern wir ihn, daß er für nichts ſtirbt. Was iſt ſeine Schuld, daß er ſterben muß? Daß er ein Mädchen geliebt und verlaſſen? daß ihm Corſaren den Bruder geraubt? Wo iſt da die tiefe, blutige, nur durch den Tod zu ſühnende ungeheure tragiſche Schuld? Und wo iſt in dieſem Tode die Sühne, die Hellwerdung der Finſterniß, der Eingang aus Kampf und Schmerz zu Sieg und Wonne?

Und nun Dolores? Zaide? „Ein weibliches Herz“ iſt der Titel, welche von beiden beſitzt dieſes vermeinte weibliche Herz? Wahrſcheinlich Dolores. Zaide zerfällt in ihrer moraliſchen und äſthetiſchen Nihilation. Wie Corona von Saluzzo aus einer Amazone zur Schäferin verwandelt, den wilden Hornſchnabel der Kriegerin in das Turteltaubengeſchnäbel umwandelnd, entläuft ſie ihrem Bruder, abenteuert mit Cäſar herum, und ſagt zuletzt wieder zu dem guten alten Komödienbruder: „ich gehe wieder mit dir,“ denn Cäſar iſt todt. Im ganzen Stücke ſehen wir ſie als ein unwirſches, übermüthiges, verzogenes Geſchöpf, welches ſelbſt nicht weiß, was es will, bald eine Gurli, bald eine Johanna iſt, und deſſen „weibliches Herz“ keinen

Funken Adel, keinen Funken jener hohen, himmliſchen Weiblichkeit in und an ſich trägt, die auch einem heidniſchen Herzen poetiſch nicht zu entwinden iſt!

Es muß alſo Dolores die Beſitzerin des angegeben „weiblichen Herzens“ ſein, und allerdings beſitzt ſie ein gutes, treues, liebevolles und aufopferndes Herz. Aber was heißt das:

„Ein weibliches Herz?“

doch nichts Anderes, als: So iſt das weibliche Herz, ſo fühlt es, ſo ſchwärmt es, ſo handelt es, ſo ſind ſeine Schläge, ſo pocht es, ſo ſtürmt es, ſo ſchwelgt es, und ſo — bricht es. Dieſes weibliche Herz zu erkennen, ſeine Kraft und ſeine Schwächen, ſeine Fehler und ſeine Tugenden, ſeine Schwäche und ſeine Rieſigkeit, ſeine Seligkeit und ſeine Zerriſſenheit, ſeine Unbändigkeit und ſeine Hingebung, ſeine Starrheit und ſeine Zerſchloſſenheit, ſeine Höllen- und Himmelſichtigkeit, ſeine Ueppigkeit und ſeine Oedigkeit, ſeine irdiſche Menſchlichkeit und ſeine überirdiſche Göttlichkeit, dazu müßte uns die ganze Entſtehungsgeſchichte eines liebenden, beglückten und wünſchenden, kämpfenden, unterliegenden, ſich aufrichtenden und endlich im völligen Untergang verklärten weiblichen Herzens gegeben werden, ein Herz, das in allen Phaſen des Glückes und des Elendes, in allen Regungen der Schwäche und der Tugend, in allen Zuckungen der Seligkeit und der Verdammniß, in allen Strahlen der glorreichen Erhebungen und Sühnungen vor uns da liegt und auseinander geht, und das zwar durch mächtige Geſchicke, durch ungeheure Schmerz- und Wonnegriffe des Schickſals in ihr zart- und reichbeſaitetes Leben. Dieſe Dolores aber iſt nichts, als der Schlußpunkt des weiblichen Lebens, der ſchmale Saum eines weiblichen Herzens, ſie iſt nur der Refrain einer Empfindung, nichts als ein Endreim eines verklungenen Gedichtes, nichts als der Zipfel, der thränennaſſe Zipfel eines Herzens, das wir ſonſt nicht kennen. Das Leben eines weiblichen Herzens gibt uns ein Bild des Herzens, aber nicht ſein Sterben; nicht aus dem Abend wird der Tag erkannt, nicht aus dem letzten Vermächtniß der Charakter des Lebens.

Dolores iſt ein edles Weſen, ein Weſen, wie es wenige gibt, ſie vergibt dem Treuloſen, ſie wacht für ſeine Liebe, ſie opfert ſich für ſeine Geliebte, das iſt Alles recht ſchön, aber es iſt noch nicht das Prototyp des weiblichen Herzens, das iſt noch nicht die Trägerin einer großen Idee, noch nicht die Grundidee einer tragiſchen Welt!

Es iſt in dieſer Dolores recht viel Glaube, Liebe, Hoffnung, Fühlen, Sehnen, Schwärmen, Wogen, Wallen, allein der Gedanke fehlt, der tiefe Schmerz, die hohe Freude, es iſt viel Luft, ſchöne Luft, warme, ſchwüle Luft, Lichtſtreifen in dieſer Luft, aber oben fehlt der Himmel, und unten fehlt die Erde. Das Bild iſt da, aber der Lebensſpiegel nicht, in dem es ſich rückſpiegelt, es iſt ein Meer von Empfindungen, aber die Wellen fehlen, die einzelnen greifbaren Wellen; ſie geht in dieſem

Meere unter, aber wer bezeichnet die Welle, die ihr nothwendig den Tod gab?

Jedoch ich vergeſſe, daß ich blos ein Urtheil abgeben, und kein Protokoll aufnehmen will. In der Kürze nur noch ſo viel, daß auch die anderen Charaktere zu keiner Beſtimmtheit, zu keiner Tüchtigkeit kamen. Adar iſt ein guter Knabe, mehr nicht; Don Juan von Caſtilien ein echter Fürſt aus Hamlets „Mäuſefalle“. Eleazar kann uns nicht intereſſiren. Die Klagen dieſer Nation ſind ſchon zu oft über die Breter gegangen, und am Ende kann ich die offene, wenn auch hündiſche Grauſamkeit eines Shylok mit ſeinem Nationalhaß zum kleinen Theil natürlich finden, und einige Theilnahme für ihn verſpüren, aber nie und nimmermehr mich für einen Verräther intereſſiren, für einen Spionvater, nie für den, der das allerabſcheulichſte Gewerbe treibt.

Das Reſultat des Geſammten geht alſo dahin: daß das Dramatiſche an dem „dramatiſchen Gedicht“ gänzlich verfehlt iſt, und alſo keine Wirkung machen konnte. Wenn wir uns hingegen zu dem „Gedicht“ in dem „dramatiſchen Gedichte“ wenden, thut es uns wohl, dem bei allen Mängeln dennoch ſo ſichtlich talentvollen Autor auch einige recht herzliche und friſche Blumen winden zu können, um den leider uns durch Wahrheit und Beruf aufgenöthigten Dornenbüſchel des Tadels. Dichterkraft iſt ſo viel in dem Stücke, daß es die Dramakraft überwuchert und erſtickt. Reichthum an Bildern, Glanz der Sprache, ſchöne Phantaſie, edle Diction, eine wahrhaft poetiſche Geſinnung athmet in vielen und vielen Stellen und oft reißt ein wahrhaft lyriſcher Schwung zur Bewunderung hin. Ganz unbeſchreiblich ſchön iſt die Scene zwiſchen Cäſar und Zaide in Eleazars Hütte, und ſo mehrere Scenen, die vortrefflich ſind. Leider hat die Fülle von Diction den Autor in ein ſolches Wortknäul hineingeſtrickt, daß er ſich oft verwickelt, auch in ſceniſcher Hinſicht wird oft ein recht geſchickter Tact ſichtbar; ſo iſt der Schluß des vierten Actes vortrefflich, meiſterhaft; allein wir ſind an feiner Bildung ſo reich, wir ſind ſo übergeſittet, daß ein umgefallener Lanzenknopf uns in eine ſo fröhliche Laune bringt, daß wir darüber Ort, Situation, Dichtung und Alles vergeſſen, um uns einem reizenden Gelächter zu überlaſſen! Ein Statiſt, der ſtolpert, iſt unſerem geiſtreichen und aufmerkſamen Sinn genug, um den Eindruck der ſchönſten Scene zu verwiſchen. Ja, wir nehmen an gründlicher Stegreifbeurtheilung ſo zu, und werden ſo improviſatoriſch urtheilfeſt, daß eine Couliſſe, die ſchief ſteht, eine Wolke, die in das Zimmer hereinhängt, uns genügt, unſere Aufmerkſamkeit vom Stück auf die große Begebenheit zu lenken, und wir haben ſo in Sitte und Anſtand zugenommen, daß wir ſo überzeugt ſind, eine mißglückte Comparſerie ſei hinreichend, um das Schickſal einer Scene zu entſcheiden, daß wir lachen und unanſtändig poltern, wo weniger Gebildete und Raffinirte ſich höchſtens mit einem — anſtändigen Stillſchweigen begnügten.

Bei dieſer Art und Weiſe, ſein Mißfallen zu erkennen zu geben, bleibt nichts zu bedauern, als der Umſtand, daß unſer Theater-Benehmen immer ruder und frivoler wird, und daß ein erſter Verſuch, der, wenn auch mangelhaft, doch von überwiegendem Talente zeugt, mit einer Liebloſigkeit behandelt wird, die den mit Recht verſtimmten Autor von jedem fernern Verſuch, der gewiß beſſer würde, abhält.

Leichtſinn und ſeine Folgen.

Schauſpiel in fünf Aufzügen. Aus dem Franzöſiſchen des Alexander Dumas.

Scribe iſt der Großmarſchall des franzöſiſchen Luſtſpiels, Hugo der Groß-Septembriſeur der dramatiſchen Tragödie, Dumas der Siegelbewahrer des Drama's vom Boulevard.

Sein Weg von „Tour de Nesle“ über „Angelo“ u. ſ. w. bis zu dieſer „Mademoiſelle de Belle-Isle“ iſt mit theatraliſchen Siegen und Porte St. Martin-Lorbeern überſäet. Aber er hat vielleicht von ſeinem „Caligula“ gelernt, allen ſittlichen und moraliſchen Principien mit einem Effectmeſſer alle Köpfe auf einmal abzuhauen, und zu dem Tempel Plutu's und Pluto's durch die pontiniſchen Sümpfe der Demoraliſation und Sittenverderbniß zu gehen.

Alexander Dumas iſt geiſtreich, aber herzarm, äſthetiſch corrupt, aber dramatiſch genial, ſeine Stücke ſind leer von aller und jeder Sittlichkeit, aber ſie ſind voll von ſchlagenden Effecten und hinreißenden Situationen.

Die Franzoſen haben alle Empfindungen, alle Tugenden, alle Moralgrößen nivellirt; ſie ſind von der Lauheit für die Tugend zur Kälte, von der Kälte zur Erſtarrung übergegangen; ſie haben mit der Senſe der ſcharfen Vernunft, geſchliffen am Steine des Egoismus, aus dem Herzen weggemäht die Roſe mit der Neſſel, die Aehre mit dem Dünkel, die Sonnenblume mit der Diſtel, die wahre Empfindung mit der Affectation, den Glauben mit dem Unglauben, die Tugend mit der Heuchelei, die Liebe mit der Begierde, die Moralität mit der Prüderie. Sie haben nichts mehr, was ſie geſund macht, entweder Ueberreiz oder Erſchlaffung, Stupor oder Paroxysmus, Lähmung oder epileptiſche Zuckung.

Unter der zerlegenden und zerſetzenden Beobachtung und Unterſuchung des Egoismus, unter der tödtenden Manie, alle politiſche, moraliſche und ſentimentale Weſenheit in ihre Urbeſtandtheile und Endtheile aufzulöſen, alle Conglomerate des Herzens und des Geiſtes in ihre letzten Grundlagen zu zerlegen, und unter dem vernichtenden Grundſatz, daß nichts im Leben, nichts von allen Pflichten und Rechten in der Ewigkeit und Nothwendigkeit des Daſeins begründet iſt, mußten natürlich viele Ideen und Begriffe, die das Heiligſte im Leben ausmachen, als: Glaube, Liebe, Ehe, Geſetz, Sittlichkeit u. ſ. w. aufgefaſert und locker gezupft werden. Darum ſehen wir in Frankreich das Contagium aus dem Leben in das Drama übergetragen, und von da wieder zurück ins Leben eingreifen.

Im franzöſiſchen Drama ſchreiten wir nach und nach vom Unäſthetiſchen zum Widernatürlichen, vom Unmoraliſchen zum Sittlich-Verwerflichen, vom Verwerflichen zum Verdammlichen, vom Verdammlichen zum Häßlichen, vom

Häßlichen zum Schändlichen! Im franzöſiſchen Drama ſchreiten wir vom Spieltiſch zum Selbſtmord, vom Selbſtmord zur Morgue, von der Morgue in die Folterkammer! Im franzöſiſchen Drama zündet man eine Kirche an, um ein Ei mit Effect daran zu braten; man deſtituirt eine Gottheit, um an ihrem Platz eine Hohnparodie vorzunehmen; man begeht einen Mord, um einen wirkſamen Ausruf dabei anzubringen, und man beißt aller Scham den Kopf ab, um dabei eine erſchütternde Grimaſſe ſchneiden zu können. Die Franzoſen ſehen das an, ſie drängen ſich dazu, ſie hören Gebet und Blasphemie, Sentenz und Läſterung nur aus dem Urtheilspunkt an: Wie wird es geſagt? Iſt es geiſtreich, pikant, erſchütternd, ergreifend, ſo iſt das, wie es gedacht und geſchehen iſt, Nebenſache.

Der Franzoſe ſtatuirt blos aus gewiſſen Culturprincipien verſchiedene Satzungen der Liebe, der Ehe, der Religion, der Politik, der Moral, des ſocialen Lebens, der Kaufmannswelt, der literariſchen Kreiſe u. ſ. w., aber ſie dünken ihm Alle blos nothwendige Polizei- und Vorſichts-Maßregeln, aber von ihrer Harmonie im Weſen der Geſammtheit, von ihrem ewigen Zuſammenhange mit der Wahrheit und dem Götterſinn, von ihrer geheiligten Combination unter ſich zum unſterblichen Ganzen will er keine Idee haben, und daher ſieht er der Proſtitution aller dieſer einzelnen Rechts- und Tugendbegriffe auf der Bühne mit eben der Gleichgiltigkeit zu, mit welcher er die „Perruques“ und „Mayeux“, das „ancien regime“ und die Friſur „à la maréchal!“ parodirt, perſifflirt und auf die Bühne gebracht ſieht.

Anders aber geſtaltet ſich Gottlob die Sache bei uns Deutſchen, oder doch wenigſtens bei einem großen Theile von uns!

Wir haſſen nun einmal jede Nudität, ſowohl die phyſiſche, als die geiſtige und moraliſche. So wie ein Schweigen über dem germaniſchen Urwald liegt, ſo liegt über dem Gemüth des Deutſchen ein Schweigen über gewiſſe Gegenſtände des Lebens, und über gewiſſe Tiefen in ſeinem Herzen, ein Schweigen, welches er nicht gerne durch raiſonnirendes Grübeln und heraushetzendes Anſprechen unterbrechen läßt.

Es iſt von anerkannter und ausgeſprochener Wahrheit, daß dem deutſchen Volke nichts ſo im Grunde ſeiner Weſenheit zuwider iſt, als jede Enthüllung des weiblichen Weſens, des Weſens der Liebe und der Ehe, und des Weſens ſeiner ſittlichen Keuſchheit überhaupt. Dieſe Züchtigkeit des deutſchen Charakters, die ſich faſt zu pedantiſch von dem Verhüllten auf das Verhüllende und von der Idee auf das Symbol erſtreckt, ſollten unſere dramatiſchen Dichter — von den Novelliſten will ich hier gar nicht reden, obwohl auch ſie reif ſind — ehren, und nicht es mit den feſcenniſchen Tönen und Liedern aus der laxen Cultur-Totalität Frankreichs unterbrechen.

Unſere dramatiſche Muſe — wenn man ſie ſo nennen kann — läuft das ganze Jahr alle Tage auf den Pariſer Wochenmarkt, um die deutſche Küche zu beſtellen. Die Franzoſen ſind keine Narren. Sie haben aus der deutſchen Literatur Philoſophie, Idealität, Tiefe und Erhabenheit geholt. Wir holen zum Austauſch frivole Vaudevilles, ſteinzermalmende Tragödien, und laxe, inhaltloſe, unſittliche Dramen!

Wir wollen einen Augenblick bei der Mamſell von Belle-Isle verweilen.

Zergliedern wir dieſes Schauſpiel, ſo finden wir außer einigen einzelnen Scenen, die blos theatraliſch, aber nicht einmal dramatiſch ſind, gar nichts, was uns für die Frivolität des Stückes entſchädigen könnte, wenn wir auch zugeben wollten, was wir aber nicht können, daß irgend eine Vortrefflichkeit der Ausführung auch nur im Mindeſten die Wahl des Stoffes entſchuldigen kann.

Wir haben die Anekdote, die dieſem Drama zu Grunde liegt, ſowohl die Wette, als das Würfelduell, in irgend einer der chroniques scandaleuses von Frankreich geleſen, können aber nicht mehr ſagen, ob in den vielen Memoiren von alten Cottillons, ob in den Scharteken des Oeil de Boeuf, oder ſonſt in den voluminöſen Unſterblichkeitsbehältern franzöſiſcher Sittenloſigkeit. Ein Mann wettet, mir nichts dir nichts, ohne alle Motivirung, und bei den Haaren herbeigezogen, daß er von jedem weiblichen fremden Weſen, Frau oder Mädchen, binnen vierundzwanzig Stunden ein Rendez-vous bekommt. Der Herzog glaubt das Rendezvous erhalten zu haben, wirft einen Zettel aus ihrem Fenſter, um dem Bräutigam des Mädchens zu beweiſen, daß er ſpät Abends in ihrem Zimmer iſt.

Die Marquiſe von St. Prie, die frühere Geliebte des Herzogs, weiß ſich ſelbſt an die Stelle des Mädchens

(Mademoiſelle Belle-Isle) zu bringen, empfängt den Herzog und er iſt und bleibt in dem Wahn, er habe ein Rendezvous mit der Belle-Isle gehabt. Abgeſehen von der fingerdicken Unwahrſcheinlichkeit einer ſolchen Täuſchung, liegt in dem Betragen der Marquiſe, wenn wir alle Ruchloſigkeit der ganzen Entrepriſe überſehen wollen, etwas Widerliches, welches die innerſte Seele empört. Der Herzog ſelbſt, ein Roué, wie ſelbſt ſein entadeltes Zeitalter keinen geſehen hat, iſt wohl liſtig genug, um zu ahnen, daß die Marquiſe das Rendezvous-Billet ſchrieb, iſt aber nachher ſo einfältig und ſo arglos, daß er bei allem Befremdlichen und bei allen Schwüren Belle-Isle's nicht auf den ſo ganz nahe liegenden Gedanken kommt, die von ihm gekränkte, verlaſſene und intriguante Marquiſe könnte ihm einen Poſſen geſpielt haben. Nach dem zweiten Acte beginnt die Sache langweilig zu werden. Die hereingewürfelte alte Würfelduellgeſchichte bringt nur eine matte, momentane Aufregung in die ſchleppende Handlung, und endlich kommt ein wahrer Komödien-Coup, ein deus ex machina, eine plötzliche Miniſterverhaftung, der den Knoten ſtramm zerhaut, und die Sache hübſch ausgleicht, nicht als ob es ſich um das Lebensglück des d'Aubigny, oder um die Exiſtenz von mehreren Menſchen gehandelt hätte, ſondern als ob eine Salon-Tracaſſerie, oder eine Schmoll- und Maul-Scene gut zu machen geweſen wäre.

Das Stück iſt gut gemacht in ſeinen Einzelnheiten, aber es ſteht durchaus nicht gegliedert da, es iſt keine Seele des Ganzen, es ſchlottert aneinander, und nur der fünfte Act iſt ergreifend, erſchütternd, durch die Scene zwiſchen Belle-Isle und d'Aubigny, und im Ganzen ſind wohl hie und da Funken von Geiſt und Spuren eines großen glänzenden Talentes.

Das Ding erſchüttert, ja! Es ſpannt unſer Intereſſe, ja! Wir folgen mit offenem Munde und aufgeriſſenem Auge, ja! Wir halten den Athem an und werden überraſcht, durchzuckt, ja!

Aber wie? wodurch? Es iſt nicht Alles Eins, ob man von einer ſchönen Empfindung erſchüttert wird, oder von einer Pulver-Exploſion! Es iſt nicht gleich, wie man erhoben wird, ob von einer großen Idee, oder von einem Galgen! Es iſt nicht dasſelbe Reſultat, wie man uns Thränen entlockt, ob durch eine rührende Rede, oder durch fünfundzwanzig Stockprügel! Es iſt nicht gleich, wie wir geſpannt werden, ob durch die Regung des Herzens oder durch die Dehnleiter!

In dieſem Stücke iſt keine Handlung, denn es geſchieht blos Alles; es iſt eine Geſchichte, die ſich Kaffeeſchweſtern, und nur die älteſten, ganz ſachte und leiſe in die Ohren ziſcheln. Von Charakter iſt keine Spur da; der Herzog, dieſer Frauen-Nimrod, dieſer Unwiderſtehliche, dem kein Herz zu feſt, und keine Tugend zu unzugänglich ſein ſoll, durch welche Gaben hat ihn der Verfaſſer ausgeſtattet, um dieſen Zauber zu rechtfertigen?! Weder Geiſt noch Liebenswürdigkeit, weder Adel der Geſinnung, wenn auch nur erheuchelt, noch des Witzes und der Rede Zauber; nichts iſt an ihm, als ein reichgeſticktes Kleid, und der offene, unverholen zur Schau getragene Unglaube an Unſchuld und Tugend und Frauenehre! Iſt das ein Charakter? Und die Marquiſe von St. Prie? Eine herzloſe Kokette, die ſogar alles weiblichen Stolzes bar iſt, jenes Stolzes, der ſelbſt in dem verworfenſten Weibe wohnen muß, wenn ſie nicht äſthetiſch ekelhaft ſein ſoll. Sie gebraucht eine Intrigue, um ſich die größte Erniedrigung ſelbſt zuzufügen, ihr ganzes Selbſt der eigenen Verachtung preiszugeben, und zu welchem Zwecke? das iſt nicht bekannt! Was wäre denn nun daraus erfolgt, wenn die Sachen eine andere Wendung genommen hätten? Wie wäre der Herzog beſtraft? Und Demoiſelle Belle-Isle? Iſt ſie ein Charakter? Nein! Sie iſt ein ganz gewöhnliches Mädchen, ein tugendhaftes zwar, aber ein paſſives, an ihrer Tugend iſt nichts Dramatiſches, ſie leidet, weint, weint und leidet, und heirathet endlich! Und d'Aubigny? Iſt das ein Charakter? Nun ja, er iſt nicht charakterlos, aber mehr auch nicht um ein Haar. Ein Bräutigam, der wähnt, daß Jemand von ſeiner Braut ein Rendezvous erhalten und ſie verlaßt, iſt eine Alltagserſcheinung, der ſich deshalb mit ſeinem vermeinten Nebenbuhler ſchlägt oder ſchlagen will, iſt eben ſo Rococo. Die Würfelgeſchichte ſcheint charakteriſtiſch zu ſein, iſt aber ein bloßer Theater-Coup, denn der Begriff von wahrer Ehre verträgt ſich mit dieſem Streich nicht, die Ehre iſt kein Goldſtück, das man auf Würfel ſetzt, und ein point d'honneur iſt kein point, das mit einem Paſch abgemacht wird.

Und das will man uns als „Leichtſinn“ verkaufen? Leichtſinn, wenn der Glaube an weibliche Tugend, dieſer Grundpfeiler aller ſocialen Seligkeit, in völlige Negation geſtellt wird? Leichtſinn, wenn mit Frauentugend, mit Brautglück, mit den heiligſten Gefühlen des Daſeins, ein frevelhaftes, entwürdigendes Spiel getrieben wird? Leichtſinn, wenn der Herzog den Ruf und die Tugend eines Mädchens um fünfhundert Ducaten verwettet? Leichtſinn, wenn ein Weib die edelſte Empfindung: die Liebe einer Tochter zu ihrem Vater, zu ihrem Frevel mißbraucht, und dann noch ausruft: „Es iſt doch ſchön, eine edle That zu begehen!?“ Wahrlich, wenn das Alles „Leichtſinn“ iſt, ſo hat die Entartung der Natur nichts in ihrem Reich, was dagegen mit dem Ausdruck: Laſter belegt werden kann! und wo ſind die abſchreckenden „Folgen“ dieſes „Leichtſinns“? Es geht ja Alles ſo, wie man ein Haar aus der Milch zieht, Alles ſo gut und ſelig am Ende, daß der Herr Herzog die Erfahrung mitnehmen kann, ſolche Streiche gleicht das Schickſal gutmüthig und ohne alle böſen Folgen aus!

Im Dialog iſt weder Schönheit des Ausdrucks noch Fülle des Gedankens, keine einzige Rede, in welcher irgend einer Empfindung oder einer Erhebung, oder auch nur einer Erheiterung das Wort geredet würde.

So viel zu Alexander Dumas als deutſcher Kritiker zum franzöſiſchen Dramenfabrikanten.

Die Bearbeitung für die hieſige Bühne iſt geſchickt, zeigt von einer bühnenkundigen Hand, und läßt ſehen, daß auch die Abänderungen mit tiefer Einſicht und mit glücklichem Erfolge geſchehen ſind. Das Stück erfreute ſich am Ende langen und lauten Beifalls.

Geſpielt wurde vortrefflich. Wir nennen zuerſt Demoiſelle Peche, welche herrlich deutſch ſpielte, und Demoiſelle Müller, welche herrlich franzöſiſch ſpielte.

Man erlaube uns bei dieſer Gelegenheit, eine Bemerkung zu machen, die vielleicht nicht ganz ohne Grund iſt. Unſere deutſchen Schauſpieler ſpielen ganz anders in einem deutſchen Stücke und ganz anders in einem franzöſiſchen Stücke.

Im deutſchen Stücke hat der Darſteller blos ſeine Individualität zu verleugnen, die Darſtellerin hat blos zu ſehen, daß ſie eine Gräfin, eine Baronin, eine Herzogin darſtelle. Im franzöſiſchen Stück muß die darſtellende Perſon ſich zweimal verleugnen, erſtens ihre Individualität, zweitens ihre Nationalität, ſie muß nicht nur einen Grafen oder eine Gräfin, ſondern ſogar einen franzöſiſchen Grafen und eine franzöſiſche Gräfin vorſtellen u. ſ. w. —

Wenn nun unſer Darſteller einen deutſchen Mitmenſchen darſtellen ſoll, ſo reflectirt er über ihn, abſtrahirt und addirt von ſeinem Mitmenſchen nach Belieben, und gibt ſeinem Charakter am Ende eine Art von allgemeiner Geltung, hilft ſich in beſondern Verlegenheiten mit dem Gefühl der Gleichheit, mit welcher die ihm von Geburt aus verknüpften Naturen neben an ſtehen, und bringt, ſelbſt wenn im Galop hineingeſpielt wird, eine Figur zuſammen, die in Ton-, Gang- und Haltweiſe ſo ziemlich dem beabſichtigten Originale gleich ſieht oder ähnelt.

Anders aber wird es, wenn die deutſchen Darſteller franzöſiſche Perſönlichkeiten präſentiren ſollen. Da fängt bei den meiſten die muc-turtle-Suppe an! Es gilt nicht nur, einen andern Charakter, ſondern einen andern Typus, ein anderes Naturell anzunehmen! Da haben die Männer beſſer Spiel. Wir kennen ſie in Deutſchland zum Theil perſönlich, die ſaubern Helden des franzöſiſchen Drama's! Sie ſind ſeit 1793 bis 1840 genug zu uns gekommen und haben genug unter uns ſich ſelbſt geſpielt. Da konnten unſere Schauſpieler ſtudiren, Modelle abreißen und die franzöſiſche Schauſpielkunſt lernen, nämlich die Kunſt, mit ein Bischen naiver oder draſtiſcher Perſönlichkeit all die Anforderungen des Publikums in Parterre, Stalles und Logen zu bezahlen. Aber unſere Schauſpielerinnen, wo lernen ſie all die frivolen Griſettes, all die blaſirten Salon-Damen, und all das radſchlagende Manege der tauſend bonnes enfants und enfants perdues zu erfaſſen, zu ergründen und darzuſtellen? Wie ſie es auch anſtellen, es bleibt immer ein fremder Accent in der Darſtellung. Der Schwerpunkt, den der franzöſiſche Darſteller franzöſiſcher Charaktere in ſich ſelbſt findet, iſt nicht da, und wo dieſer fehlt, überſtürzt ſich die Darſtellung entweder ins Geſpreizte, oder ins Excentriſche! Was dort

Beweglichkeit iſt, wird hier ein Herumwerfen, was dort Entwickelung iſt, wird hier eine in Ecken und Winkel geworfene Unnatur, und was dort Effect, Schlaglicht iſt, wird hier Grimaſſe, Uebertreibung, Lamentoſo, Doloroſo, Jammerſchrei.

Ein mildes Urtheil.

Trauerſpiel in fünf Aufzügen. Von Friedrich Halm.

Blut! Blut! Das iſt die Loſung des Trauerſpieles. Blut iſt Leben, Blut iſt der Menſch, und Blut iſt das eigentliche Trauerſpiel! Es gibt Menſchen, die kein Blut ſehen können, die ſind zum Soldaten und zum Trauerſpieldichter verdorben. Allein, iſt alles Blut tragiſch? Und iſt wirklich Blut, und Blut allein das unerläßliche Lebenselixir der Tragödie, oder iſt es nicht ein eben ſolches albernes, ſchändliches Vorurtheil, als das, daß die Juden zum Oſterfeſt Chriſtenblut brauchen?

Wir müſſen alſo in der Tragödie vorzüglich und hauptſächlich darauf ſehen, daß kein Blut vergebens vergoſſen werde; die weiſe Kritik ſagt, wie die weiſ. Portia im „Kaufmann von Venedig“ zu dem tragiſchen Shylok: „Da ſchneide dein Pfund Fleiſch aus, aber vergieße keinen Tropfen Blut, der dir nicht verſchrieben iſt.“

Wir verlangen von allem Dramatiſchen — ob Drama oder Trauerſpiel Alles Eins — daß ein erhabener, ein erſchütternder Gedanke mit durchgreifender Nothwendigkeit als allgemeines Geſetz über die ganze Entwicklung, über den Ausgang, — ob auf dem naſſen Blutweg oder nicht, Alles Eins — und über die Sühnung ſich ausdehne.

Die einzige große Aufgabe der Tragödie iſt es, die Menſchennatur, welche im Fieber- oder Leidenſchaftwahn ſich ſelbſt mit Untergang und Vernichtung bedroht, mit und in ſich ſelbſt auszugleichen, zu verſöhnen, und zwar nicht auf eine Weiſe, die vom Menſchen ſelbſt oder gar vom Autor oder Zufall abhängt, ſondern aus einem andern, höhern Grunde, aus dem Grunde der ewigen Gerechtigkeit nämlich, vor welcher alle ſub- und objectiven Intereſſen und Tendenzen zerſtieben und ganz aufgehen.

Fehlt dieſer höhere Grund, fehlt, ich möchte ſagen, die Religion, der höchſte Glaube, das Erkennen und Heraufführen des reinſten Lichtes über dieſe Erden- und Leidenſchaftsfinſterniſſe, ſo kann die Tragödie alle Mittel aufbieten, ſie kann alles das, was die Menſchennatur und das Leben glaubt, hofft, wünſcht, liebt, haßt, anbetet, verabſcheut, zu Kämpfern und Vermittlern, zu Siegern und zu Beſiegten hinab- oder heraufbeſchwören, ſie wird immer nur eine Kriſis hervorbringen, aber in dieſer Kriſis wird das Leben mit dem Tode ringen, untergehen, das Leben wird enden, die Leidenſchaft verſtummen, das Blut ausrinnen und erſtarren, die Tragödie wird zu Ende, aber das erwünſchte tragiſche Ziel wird doch nicht erreicht ſein! Der Stoff haucht ſeine Seele in dem Arme der Tragik aus, aber an dem Sterbebette desſelben ſteht neben dem Todesengel kein Lichtengel, und es thut ſich blos die Erde zu einer Grablegung, und nicht der Himmel zu einer Himmelfahrt auf, wie es doch das Ende der Tragödie haben will.

Sehen wir, ob das vorliegende Trauerſpiel den vorangeſchickten Betrachtungen entſpricht.

Editha wird von ihrem Gemahl Godwin, Than auf Wedmor, bei einem Rendezvous, nächtlich im Garten, mit Grafen Elmar überraſcht. Er läßt den Verräther entfliehen, ſagt: „Milde ſoll mein Urtheil ſein“ und bringt Editha, welche verſichert, „unverletzt ſei ihre Ehre,“ zu ihrem Vater Osbert zurück, indem er ſagt: „Der Gedanke iſt ſo viel wie die That!“ Elmar, Neffe des Königs, und heimlicher Rebell gegen denſelben, hat, ohne Wiſſen Godwins, früher einen Verräther des Königs heimlich mit Hilfe Editha's in Godwins Schloß verſteckt. Der König hält Godwin, den er ohnehin haßt, für ſchuldig, und will ihn verurtheilen. Und nun beginnen die Qual- und Marterprozeſſe Editha's.

In tiefer Reue über ihre Schuld, von ihm verſtoßen, begibt ſie ſich zum König, um ihren Mann zu retten, und ſich als die Schuldige anzugeben. König Edmund iſt ein wilder, unwirſcher Mann, der eigentlich nicht weiß, was er will, ſie ſoll „ihre Schuld tragen“ und will, „Godwin ſoll ſie zurücknehmen.“ Er traut Godwin durchaus nicht, er traut auch Elmar nicht, allein er thut gar nichts, um die Gefahr von ſich abzuwenden, obſchon er gewarnt iſt. Editha, welche ſieht, daß der König Argwohn gegen Elmar hat, ſchreibt dieſem, er ſoll entfliehen, aber dadurch wird Elmar zum Verrath angeſpornt, und Godwin, da er Editha nicht zurücknehmen will, wird vom König nach Wedmor verbannt und geächtet. Editha hat alſo wieder Alles verſchlimmert, ſtatt gutgemacht. Nun iſt ſie bei ihrem Vater, und Godwin auf Wedmor. Elmar iſt offener Rebell, ſengt und brennt, überfällt auch Osberts Schloß und findet Editha. Sie fürchtet, er ziehe gegen Wedmor und wolle Godwin ermorden. Dieſes abzuwenden, fügt ſie ſich anſcheinlich in Elmars Wünſche, ihn zu lieben und ſein zu werden, verſpricht, ihn durch einen nur ihr bekannten unterirdiſchen Gang ins Schloß Wedmor zu führen, und ihm dasſelbe ſo in die Hände zu ſpielen. Dies geſchieht. Im Schloſſe Wedmor angekommen, verlöſcht ſie die Lampe, ſperrt Elmar ein, eilt hinaus, ſchlägt Lärm. Die Truppen oder die Beſatzung Wedmors — es iſt nicht recht klar, woher die Hilfe kommt — werden von ihr gegen den einbrechenden Feind geführt und ſo wird Wedmor gerettet. Indeſſen iſt Godwin ins Zimmer gedrungen, wo Elmar eingeſperrt iſt, ſieht den heimlichen Gang offen, zweifelt keine Minute, daß Editha auch dieſen Verrath beging, und, nachdem er Elmar im Kampfe erſtochen, ſpricht er einen gräßlichen Fluch aus! Allein, da kommt die Beſatzung, es wird klar, daß Editha die Retterin war; ſie iſt im Gefecht verwundet worden, wird hereingebracht, Godwin ruft aus: „Sei wieder mein Weib!“ allein ſie ſtirbt in den Armen Godwins und ihres Vaters.

Das Erſte, was ſich uns zur kritiſchen Reflexion aufdrängt, iſt: welche Grundidee hat der Verfaſſer in dieſer Tragödie verherrlichen wollen? dann: wie iſt ſie ins dramatiſche Leben gebracht worden? und dann: wie iſt ſie und ihre Verherrlichung manifeſtirt worden; wie iſt durch tragiſche Vernichtung und Sühnung die Harmonie in der zerriſſenen Menſchennatur wieder hergeſtellt worden?

Unbedingt ſcheint es uns blos, der Dichter wollte darthun, daß, wie ſchon *Schiller* ſagt: „*das der Fluch der böſen That iſt, daß ſie fortzeugend immer Böſes muß gebären!*“ Wenigſtens ſagt Osbert ſeiner Tochter dieſelben Worte in einem vierzeiligen Vers, den wir wörtlich nicht behalten haben. Allein unſer Dichter iſt weiter gegangen, er ſagt: „das iſt der Fluch des böſen *Gedankens*, daß er fortzeugend immer Böſes muß gebären!“ und das iſt ein gräßlicher Ausſpruch, ein Ausſpruch, der ein Recht gäbe, mit der ewigen Vorſehung zu hadern! Zwiſchen der „Schuld“ und der „That“ hat der Autor ein Drittes gebracht und ein Viertes: „*die Schuld des Gedankens*“ und „*den Gedanken der That*“. Editha iſt, ſo ſagt ſie, ſo ſagt Godwin, nur eine *Gedankenſchuldige*, denn wie viel vom Gedanken That geworden iſt, oder wie viel davon *That geworden wäre*, wenn Godwin nicht dazwiſchen trat, das wiſſen wir nicht, und darin liegt eben der fatale Umſtand, daß wir nicht klar wiſſen, ob Editha ſchuldig iſt oder nicht.

Nun fragen wir aber, wenn eine *Gedankenſchuldige* ſo gequält, ſo gefoltert, ſo vom Vater verſtoßen und verflucht, ſo vom Manne verſtoßen und verflucht, ſo langſam gemartert wird, und am Ende, ohne höhere Juſtiz, gemordet wird, welche Strafe, welche Buße, welches Ende iſt der *vollendeten Verbrecherin*, der *Thatſchuldigen* aufbewahrt? und wenn ſolche Leiden, ein ſolches fortlaufendes

Gewebe von Martern, welche Editha fünf lange Acte hindurch erduldet, ein „mildes Urtheil“ iſt, wie hätte ein „hartes Urtheil“ beſchaffen ſein müſſen? Welch ein Urtheil kann ein Mann über die Schuld des Gedankens ſeiner Frau fällen, welches härter, grauſamer und unmenſchlicher wäre, als dieſes?! Oder, ich will alle Fälle erſchöpfen, bezieht ſich das „milde Urtheil“ nicht auf Editha, ſondern auf Elmar, ſo dringt ſich uns eine andere Frage auf: inwiefern findet dieſes „milde Urtheil“, nämlich: den Mann, den ich bei meiner Frau nächtlich im Garten bei einem Rendezvous ertappe, ungeſtraft entkommen zu laſſen, die äſthetiſche und dramatiſche Sympathie? Ein ſolches, vielleicht durch das Alter Godwins allein zu erklärende, phlegmatiſche Urtheil verdient alles Lob im bürgerlichen Geſetzwege, aber es iſt durchaus auf dem Theater, im Gefühlsleben, im Wege des Herzens und der Empfindungen nicht halt- und nicht brauchbar.

Wir wollen aber noch weiter gehen und auch da noch nachſehen, wir wollen aus der höhern Sphäre kritiſcher Anforderung herunterſteigen und uns ſo verſtändlich machen, daß uns die Kinder begreifen können. Geſetzt alſo, das wäre wirklich ein „mildes Urtheil“, was ſollen wir alſo daraus lernen: ſoll man milde urtheilen oder nicht? Denn aus dieſem milden Urtheil ſind lauter unheilvolle Thaten entſprungen. Hätte Godwin den Elmar niedergeſtochen, ſo wäre keine Revolution, keine Verheerung geweſen, und Editha lebte noch; oder wäre Godwin ſtrenger mit Editha geweſen, hätte er ſie in flagranti erſtochen, oder in das tiefſte Burgverließ Wedmors gebracht, es wäre ihr und Allen ebenfalls beſſer geweſen! Es iſt alſo nicht klar, warum dieſes ein mildes Urtheil iſt, und noch weniger, ob man daraus mild oder ſtreng zu urtheilen lernen ſoll.

Wenn wir uns zu Godwin wenden, ſo fragen wir: wie unterſcheidet ſich Godwin von Meinau in „Menſchenhaß und Reue“, vom „Arzt ſeiner Ehre“ und vom Manne in „geheime Rache für geheimen Schimpf“ (segreta venganza y segreto aggravio)? Obſchon in Veranlaſſung und That und Schuld verſchieden, iſt doch das Grundprincip daſſelbe, und wenn wir die ſpaniſche Subtilität im Punkte der Ehre mit der zu jener Zeit in England herrſchenden Sitte vergleichen und in Abſchlag bringen, ſo iſt es doch immer das Element „verletzter Ehre durch Treuloſigkeit ſeiner Frau“. Wir begreifen nicht, wie Kotzebue hat ſeine Eulalia leben laſſen können, und nicht, wie der Autor dieſes Stückes — Editha hat ſterben laſſen können. Freilich ſpricht für Kotzebue, daß Eulalia Kinder hat, denen man die Mutter nicht rauben kann. Ueberhaupt iſt die „Reue“ eben ſo wenig eine dramatiſche Tugend, als der „Menſchenhaß“. Die Reue iſt die Reconvalescenz der Tugend, dramatiſch aber ſind nur Laſter oder Tugend, da, wo ſie wirkend, handelnd, erhaben oder abſcheulich auftreten.

Spüren wir unſerm vorangeſchickten Augenmerk weiter nach, ſo zerfällt hier auch die Idee: „Das Böſe muß Böſes gebären,“ in ſich. Denn beide ſchlimme Folgen, erſtens: daß der König Godwin verbannt, weil er Editha nicht zurücknehmen will, und zweitens: daß Elmar gerade durch Editha's Ermahnung zur Flucht erſt recht zum Aufruhr gereizt wird, alles Beides ſind Folgen der Unſinnigkeit, der unbegreiflichen Wildheit und Rohheit des Königs und Elmars, ſie entſpringen aber nicht *nothwendig aus Editha's Benehmen*, noch weniger aus ihrer *Unſchuld*, wenn auch eine ſolche angenommen werden könnte. Ueberhaupt iſt der König blos da, um noch als ein Folterwerkzeug Editha's da zu ſein, denn er greift weder unmittelbar noch mittelbar mit in den Organismus des Ganzen ein, es geſchieht weder etwas durch ihn, noch mit ihm.

Wenn wir die Editha näher betrachten, ſo hat ſie etwas von der Griſeldis an ſich; ſie leidet durch eine fixe Idee des Mannes; ſie wird gequält, der Dichter häuft alle Erfindungen der Situation, ja alle Launen des Zufalls zuſammen, um ſie recht zu peinigen. Wie Griſeldis, darf auch ſie nicht in die Arme des Gemahls zurückkehren, nur mag es bei Griſeldis weniger weh thun, weil wir ſo zu ſagen vom Anfang an mit dem Dichter einverſtanden ſind, und glauben, daß es gut endet. Hier aber werden wir mit ihr gequält. Wir können den ſo talentvollen und reichbegabten Dichter nicht genug darauf aufmerkſam machen, daß dieſes tragiſche Quälen eines weiblichen Gemüths, blos um eine kliniſche Praktik zu erproben oder zu bekunden, ein großer Irrſchritt iſt. Die Tragödie verhängt *Leiden, Schmerzen, Duldung, Untergang*, aber nicht *Quälerei, Peinigung, Stachelei und Tödtung*!

Ich berufe mich auf die Natur des Menſchen, dem ſittlichen, dem äſthetiſchen, dem empfindſamen Leben gegenüber, und dann erſt auf die Berechtigung der dramatiſchen Kunſt, ob es dramatiſch erlaubt iſt, in entſetzlicher Stufenfolge ein weibliches Herz mit dem Gräßlichſten zu belaſten, blos um zu ſehen, wie es ſich dabei benimmt!! Mancher könnte vielleicht noch weiter gehen und ſagen: Editha's Tod ſei kein dramatiſcher, er ſei zufällig, indem ſie im Gefecht geblieben ſei, allein dieſer Vorwurf wäre nicht haltbar. In der Welt der Tragödie, in der Region des höheren Weltgerichts gibt es keinen Zufall, der Zufall iſt eben nur die Form, in welche ſich das innerlich Nothwendige hüllt. So iſt auch Edmund's Tod im „Lear", obſchon er blos im Zweikampf fällt, nicht zufällig, ſondern nothwendig, und hier tritt der Zweikampf als Gottesurtheil auf. So iſt auch der Tod Johanna's in der „Jungfrau von Orleans", obwohl durch die Schlacht, doch nothwendige Strafe ihres momentanen Abfalles vom Himmliſchen. In dem großen Geſchicke der tragiſchen Weltordnung tritt faſt jede einzelne That im Gewande des Zufalles an die äußere Erſcheinung.

Von Elmar nur ſo viel, daß er durchaus kein Intereſſe erregt, indem es ein ganz alltäglicher, wahrer Ritter-Komödien-Böſewicht iſt, der am Ende zum Jubel der Maſſen niedergedolcht wird.

Wenn wir nun das Ganze überſchauen, ſo fehlt uns bei dieſen Bemerkungen über die Grundidee, und vielleicht eben deshalb auch noch der durchgehende Nerv des

Organismus, kurz jene hochwallende, entzündende, energiſch waltende Anerkennung der göttlichen Energie, welche die Unſchuld zum beginnenden Kampfe, vom Kampfe zur völligen Sicherheit des Ausganges, und von der völligen und nothwendigen Sicherheit des Ausganges zur poetiſchen und göttlichen Gerechtigkeit, Beruhigung und in ihren Schauern ſo ſüße als wehmüthige Sühnung führt.

Wenn wir unſere Meinung ſo unumwunden ausgeſprochen haben, ſo dürften wir es mit deſto größerer Unbefangenheit, als die geehrten Leſer ſich zu erinnern wiſſen, welche volle Anerkennung wir dem reichen und blühenden Talente dieſes verdienten vaterländiſchen Dichters haben angedeihen laſſen, mit welcher Fülle von Freudigkeit wir anderſeitige Producte desſelben empfingen, empfanden und beurtheilten, und eben dieſe Achtung vor einem ſolchen eminenten Talente legt uns Wahrheit als doppelte Pflicht auf. Auch in dieſem Stücke iſt ein hervorragendes Talent unverkennbar. Die erſten drei Acte ſind reich an herrlichen Situationen, an höchſt wirkſamen Momenten, manche Stellen erheben ſich, trotz der trochäiſchen Versart, zu lyriſchen Figuren, und überall ſprudelt dichteriſche Fülle empor. Die letzten zwei Acte ſind etwas zu ritterſtückartig, die deshalb auch den Schlußeffect vermindert haben.

Die verhängnißvolle Taſchingsnacht.

Lokalpoſſe in drei Aufzügen.

> „Schon zu lang hab' ich geſchwiegen, ſie ſollen
> meine Stimme hören.“
>
> **Wallenſtein.**

Von dem *Erhabenen* zum *Lächerlichen* iſt nur ein Sprung: die meiſten unſerer früheren Lokal- und Volkspoſſen-Dichter waren ſtets auf dieſem Sprung vom *Erhabenen* zum *Lächerlichen*, — in welchem eigentlich der Wirkungskreis der *parodiſtiſchen* Poſſe liegt — und es gelang ihnen meiſt Alles oder Vieles.

Die meiſten jetzigen ſogenannten Volksdichter ſind auf dem *Rückſprunge*, ſie wollen nämlich von dem *Lächerlichen* auf das *Erhabene* ſpringen, und das iſt eine phyſiſche und geiſtige Unmöglichkeit.

Tragödie und *Poſſe*, das ſind die zwei Endſchwerkugeln an der dramatiſchen Baguette. Wer vermag es, den Stab zum Ring zu biegen und die Pole zu einen?

Wohl läßt ſich manchmal der Goldfaſan der Tragödie hie und da mit den Erdäpfelſchnitten des Niedrigkomiſchen ausfüllen und ſpicken, aber nicht umgekehrt.

Eine völlige und gänzliche Verkennung und Mißkennung des Weſens der Lokalpoſſe und der Volksſtücke ſpricht ſich in der Mehrzahl aller neuen Producte dieſer Gattung aus, und die Lokalmuſe iſt eine Witwe von drei Männern, ein Mann iſt ihr geſtorben: *Raimund*, und zwei Männer haben ſie verlaſſen: *Bäuerle* und *Meisl*.

Ich werde ſpäter darauf zurückkommen, wie eigentlich *Bäuerle* mit ſeinem entſchiedenen Talente für dieſes Fach, mit ſeiner ewig friſchen, ſtrotzenden Laune, an der Spitze aller Volksdichter ſtand; wie *Meisl* ihm an Keckheit der Laune und an Gliedergelenkigkeit des Spaſſes und der derben Komik nachſtand, ihn aber an innerer Conſequenz, an Planbildung und Kenntniß überflügelte, und wie *Raimund*, dieſe ſchöne, ſchlanke Pappel am luſtigen Teich der Lokalpoſſe, die ſich leider einredete, eine Trauerweide an einem Thränenſee zu ſein, dieſe gezwieſpaltete Natur, die von einer Sehnſucht überwältigt wurde, der keine Stillung folgen konnte, weil die Kraft dem Sehnen nicht Wage hielt, dieſes edle, friſchgrüne Gemüth, das nach Liebe und Poeſie rang, und keinen befriedigenden Gegenklang fand, und an der großen Diſſonanz, die das Leben ſeinem Beruf wiedergab, hinüberſchlummerte, wie dieſes herrliche Talent ſich, das Leben, die Liebe, ſeinen eigenen Genius und den der Volksmuſe verkennend, den erſten Wegweiſer zur Verirrung und Abirrung aller, ihm keuchend und ohnmächtig nachringenden Volksdichter (!) machte.

Unter den meiſten jetzigen Erzeugern der Volksbühnen-Producte ſteht *Neſtroy* da, wie ein Maibaum zwiſchen Hopfenſtangen. *Neſtroy* iſt weder *Volksdichter*, noch *Lokalpoſſendichter*, er iſt eine *eigene Gattung*, er iſt der einzige: *Primo Buffo assoluto der draſtiſchen Volksnatur-Dichter*.

Es kann ſich Niemand von den jetzigen Volksſtück-Fabrikanten mit ihm meſſen; es iſt gar kein Verhältniß zwiſchen ihnen, ſie gleichen ſich in gar nichts. Das ſchlechteſte Neſtroy'ſche Stück verſchlingt noch, wie Pharao's magere Kuh, ſieben der fetteſten und beſten Stücke vieler anderer ſeiner gleichzeitigen Rivalen.

Schon der Grad der Willkür, mit welcher Neſtroy ſeinen Stoff behandelt, und wie er in dieſer zügelloſen, oft zu tadelnden Willkür dennoch Herr und Meiſter ſeines unbändigen Renners bleibt, gibt ihm das Zeugniß einer fougeuſen, kecken, kräftigen Reiter-Natur, wie ich ſie liebe, und wie ſie allein nur, ſelbſt in ihren Abwegen, Tüchtiges ſchaffen kann.

Ich liebe Neſtroy deshalb ſo ſehr, weil er ſich gibt, wie er iſt, und keine Geſichter bei ſeinen Producten ſchneidet — ich rede immer nur vom Verfaſſer und nie vom Darſteller — er ſchneidet nie ein vornehmes Geſicht, wenn er uns das Gemein-Komiſche darſtellt; er will nie die höchſten Wolken reiten, wenn er uns in die Arena der Thorheiten führt; er affectirt nie eine hüſtelnde, fröſtelnde Ideenſucht, wo er nichts will, als das Reinlächerliche, und er zieht ſeinem ergötzlichen Charivari und ſeinen drolligen Karikaturen keine Shakeſpeare'ſchen Tendenz-Perrücken, keine Goethe'ſchen Lebens- und Jenſeits-Livreen an, mit poetiſchen Treſſen und mit ſententiöſem Rauſchgoldkragen!

Daß neben ſo vielen Vorzügen auch Schatten ans Licht treten, werde ich weiter unten darthun, denn jetzt will ich nur mit wenigen Worten dieſe „verhängnißvolle Faſchingsnacht“ erwähnen.

Zergliedern und eingehen mag ich nicht in die Einzelheiten, es wird meinen verehrten Leſern genügen, wenn ich ſage, daß ſeit Jahren kein Stück in dieſem Genre erſchien, welches ſich einer ſolchen geſunden Conſtruction, eines ſo ſchönen Baues, einer ſo gerundeten Haltung erfreut, und ſeit langen Jahren keines, welches ſo üppig komiſch, ſo geſpickt mit kerngeſunden, rothwangigen, lippenfriſchen und perlzähnigen Witzen, Späſſen, Einfällen, Drolerien ausgefüllt iſt, und welches ſo frei von allen nicht genug zu verdammlichen Frivolitäten iſt, als dieſes.

Es kann keinen ſchlagendern Beweis für die Leichtfertigkeit unſerer Kritik geben, als wenn man vielleicht gerade aus dem, worin Neſtroy in dieſem Stücke ſein ungeheures Talent entwickelte, einen Tadel machen wollte! Gerade darin, daß er aus dem tragiſchen Vorbild (Holtei's „Trauerſpiel in Berlin“) ein Stück ſchuf, welches beidlebig in dem Elemente der Rührung und des Scherzes lebt, daß er beſonders im Schluſſe des zweiten Actes den faſt nicht zu vermeidenden Ueberſchlag in das Tragiſche mit ſo feinem Tacte umging, gerade in dem meiſterhaften Gewebe aus dunklen und hellen Fäden, gerade in dem Talente, das Herz und das Zwerchfell zu erſchüttern, hat Neſtroy in dieſem Stücke einen Rieſenſchritt gemacht und gezeigt, daß er nicht nur producirendes Talent, ſondern auch ein klares, anſchauungsreiches Auffaſſungstalent beſitzt, und vollkommen Herr und Meiſter im Empfang, im Verbrauch und im Verſchmelz ſeines Stoffes iſt! —

Das eben iſt auch eine große Kunſt, an ein Gegebenes ſich anzuſchmiegen, an dem Angeſchmiegten aber dennoch als ein vollkommen Selbſtſtändiges und Anderes zu erſcheinen!

Die einzige Stelle, in welcher Neſtroy als Lorenz darüber lamentirt, daß er von „halb Acht bis Viertel auf Eins“ vergebens auf die Sepherl wartete, ſchlägt fünfzig unſerer neueſten Lokalſtücke todt. Da iſt mehr als Spaß, da iſt großartiger, tiefer Spaßhumor darin! Eben ſo ſind viele einzelne Einfälle ganze Bände von Ironie und Satyre.

Noch ein Verdienſt mag dieſes Stück haben, daß es uns den Scholz in einer andern Geſtalt, als in der eines ewigen Bedienten und Thaddädl vorführt, und ihm Gelegenheit gibt, zu zeigen, daß er auch in Charakterzeichnung komiſch und wahr ſein kann. Bei dieſer Gelegenheit iſt es dem Verdienſte des Herrn Neſtroy, freilich willenlos, zuzuſchreiben, daß er ein halbſchlummerndes Talent zum völligen Erwachen brachte, nämlich das der Demoiſelle Condoruſſi. Ich glaube, die Gelegenheit lernt uns oft erſt die wahre Richtung eines Talentes erkennen. Ich war freudig überraſcht von dem plötzlichen Hervorbrechen eines ſolchen glücklichen und gedrungenen Talentes, wie es Demoiſelle Condoruſſi hier auf einmal entwickelte. Es dürfte ſchwerlich eine Darſtellerin auf den Vorſtadttheatern geben, oder, meines Wiſſens, gegeben haben, die dieſe Rolle ſo zu ſpielen vermöchte. Wahrheit, Innigkeit, Ausdruck und Kraft machten dieſe Leiſtung in dieſer Mittelfärbung, vom Hochtragiſchen zum Einfachrührenden, zu einer der vorzüglichſten, und wenn Demoiſelle Condoruſſi ſo fortfährt, und nun vielleicht erſt die eigentliche Richtung ihres Strebens erkennt und ausbildet, ſo dürfen wir der Bühne zu einer ſolchen Erſcheinung Glück wünſchen.

Würde man unſere Experimental-Kritiker fragen:

> „Was iſt denn eigentlich „Poſſe“ überhaupt, und
> „Lokal-Poſſe“ insbeſondere?“

ſo würden die Antworten vielleicht Stoff zu einer Lokalpoſſe geben, und höchſtens würden ſie zwiſchen Sulzer und Kaltſchmidt wanken, denn der Erſte führt die Poſſe nur im verächtlichen Sinne und der Zweite nur in dem edelſten Sinne an; beide Bedeutungen ſind nicht erſchöpfend, ja kaum richtig.

Eben ſo unerſchöpfend und nur das bereits Angedeutete wiederholend ſpricht das

„Aeſthetiſche Lexikon“

in dem Artikel: „Poſſe.“ Das „äſthetiſche Lexikon“ ſagt: „Poſſe iſt ein derber bis an die Gränze, ja beinahe bis in das Gebiet des Gemeinen ſtreifender Scherz,“ und meint damit ganz gewiß nur, daß die Poſſe zwar faſt immer das Gemeine zum Gegenſtand ihres Muthwillens nimmt, aber nie ſelbſt gemein wird. Eben ſo meint das „äſthetiſche Lexikon“: „Eine zu einer ganzen Handlung verbundene Reihe ſolcher derbkomiſcher Scherze bildet im Gegenſatze des feinern Luſtſpiels die Poſſe, Fárce.“ Nun will das „äſthetiſche Lexikon“ gewiß beiweitem nicht ſagen: „daß eine Reihe verbundener Derbſcherze“ ſchon eine Poſſe ausmacht, denn ſelbſt die Poſſe darf nur zum Schein die innere Folgegerechtigkeit an Handlung, Situation und Charakter verletzen, und die Derbſcherze ſind nur die Gewürze des dramatiſchen Körpers, der ſelbſt in der Poſſe — die nicht gleichbedeutend mit Farce iſt— anatomiſche Ganzheit haben muß.

Man muß von der Poſſe in der Natur auf die Poſſe in der Kunſt übergehen.

Die Natur iſt erhaben und dennoch zuweilen eine Poſſenreißerin, zum Beiſpiel:

„Der Affe gar poſſierlich iſt,
Zumal, wenn er vom Baume frißt.“

Das iſt eine Poſſe der Natur; ſo auch, wenn wir Eichhörnchen, wie die Menſchen, an Nüſſen knabbern ſehen, wenn Kaninchen, Haſen u. ſ. w. aufrecht ſitzen und uns wie Perſonen anſchauen, das nennen wir poſſierlich, poſſenhaft, und ſo Alles, was in der Aeußerung der Thiere an die der Menſchen erinnert und ihr gleich kommt.

Aber das Natur-Poſſenartige muß frei ſein, willkürlich, ungezwungen, ſonſt hört es auf, lächerlich zu ſein. Bei einem Affen- und Hunde-Theater, dieſen Thierpoſſen, kommt uns nur das poſſierlich und lächerlich vor, wenn die Affen und Hunde, gegen den Willen ihres Abrichters, der freien Entwicklung ihrer poſſierlichen Natur nachhandeln, den Teller fallen laſſen, das Eſſen ſelbſt aufeſſen u. ſ. w., kurz der Gegenſatz der thieriſchen

Willkür zum dirigirenden Tyrannen macht das Lächerliche aus.

So äußert ſich auch der angeborne Hang zum Poſſenhaften im Menſchen, ſein Naturtrieb zum Burlesken, in der derben, aber freien Entwicklung ſeiner Sprache, ſeiner Geſinnung, ſeiner Geberden, und von den komiſchen Tänzen der Wilden, alle Nationalfeſte, Bachanalien, Orgien, Mummereien, Eſelsfeſte durch, bis zu unſerm Thaddädl, äußert ſich nichts als das Poſſige, oder Putzige der ſich alles Zwanges entbindenden Scherz- und Lach-Natur der Menſchen.

Die eigentliche Poſſe in der Kunſt, das Poſſenſpiel in der Schauſpielkunſt, das Quodlibet in der Muſik, die Karikatur in der Malerei, iſt eine jede künſtleriſche Darſtellung des Niedrig-Komiſchen.

Allein in allen dieſen Künſten zerfällt die Poſſe in eine äſthetiſche und unäſthetiſche, in eine feine und gemeine, dann wird das Poſſenſpiel zum Farce- und Zoten-Stück, das Quodlibet zum Charivari, die Karikatur zur Frazze, der Mimiker zum Grimacier, der Komiker zum Hanswurſt und Poſſenreißer! —

Nun fällt die Poſſe in das Gebiet der Dichtkunſt, der Lyriker wird zum Schwänkeſchmid, der Epiker zum Schnurrenſchreiber, und der Dramatiker zum Poſſen-Dichter; die Lyrik fällt in die Hände der Parodie, die Epik in die Hände der Traveſtie, und die Dramatik in die Hände des ſatyriſch-komiſchen Hofnarren der dramatiſchen Muſe: des Poſſenſpiel-Dichters.

Die Poſſe alſo im engen Wortſinne iſt die dramatiſche Darſtellung lächerlicher Sitten, Handlungen, Thorheiten, Charaktere, Situationen, Dialekte, aus der Sphäre des niedern und gemeinen Volkslebens aufgefaßt, und mit freier Laune, mit willkürlicher Ueberſchreitung aller Gränzen des Luſtſpiels, alle Zäune und Pferchſtäbe der ſonſtigen geregelten Dramatik überſpringend, ja ſogar ſie höhnend, ſie verlachend, ſie verwundend.

Wo ſich aber die Poſſe anders geſtaltet, wo ſie die ihr geſtellte Freiheit zur Frechheit, die ihr zugeſtandene Willkür zum widerſinnigen Kunterbunter umwandelt, da verſinkt ſie in das Läppiſche, Widerliche, Frazzenhafte, Ekelhafte, Verwerfliche.

Die Lokalpoſſe iſt nun nichts weiter als ein Poſſenſpiel, welches die beabſichtigte, willkürliche und freie Lächerlichmachung der Thorheiten oder Zeitunbilde, in der Sphäre eines Ort-Dialektes, in den Sitten und Eigenheiten eines beſtimmten Ausſchnittes aus dem großen Geſelligkeitszirkel beſchränkt, und ſeine Sphäre nur auf die Abſpieglung ſeiner Umgebung ausdehnt.

Einer der erſten und gravirendſten Fehler aller unſerer Poſſendichter iſt die Ausdehnung, welche ſie dem Umfange ihrer Produkte geben, indem ſie dieſen über den des Luſtſpieles erweitern, und nicht bedenken, daß das Feinkomiſche lang ergötzt, das blos Lächerliche aber ſeiner

Natur und Weſenheit nach, nur kurzes Leben in uns anregt und in der Länge ermüdet.

Ein zweites Unglück aller Poſſendichter — und hier will ich auch Herrn Neſtroy im Auge haben — iſt, daß ſie ihren Geſchmack nicht genug bilden.

Schon Home ſagt mit Recht: „Das Talent zum Lächerlichen iſt ſelten mit Geſchmack und Delikateſſe verbunden.“

Von Home bis zu uns aber hat ſich ſo Manches geändert, und gerade das Talent zum Lächerlichen hat ſich des Geſchmackes: dieſes Augenmaßes des Geiſtes — vollkommen bemeiſtert, und eben die angeſtrengte Scharfſichtigkeit, mit welcher es die Contraſte aufdeckt, die Widerſpiele aufſucht, die Unanſtändigkeiten auffängt, hat dieſes Augenmaß geübt, geſtärkt.

Nur bei den Poſſendichtern vermiſſen wir faſt durchgehends Geſchmack und Delikateſſe.

Es gibt ſchöne Frauen, elegante Männer, die ſich ſtets ganz nach der neueſten Mode kleiden, aber ihnen fehlt das Augenmaß des Geiſtes: „der Geſchmack“; es lebt nichts an ihnen, ſie ſind geputzt und nicht gekleidet, ausgeſtattet und nicht angezogen, ſie wiſſen ſich nach der Mode zu richten, aber ſie bringen es nie dahin, die Mode zugleich nach ſich zu richten. So iſt es mit vielen Poſſendichtern, wenn ſie auch Talent zum Lächerlichen, Witz, Spaß, Anſchauung, Drolligkeit u. ſ. w. beſitzen; es fehlt ihnen der Geſchmack, ſich darin zu kleiden, kurz, ſie haben, ſo was man ſagt: keinen Kleider-Leib.

Sie hängen ſich Alles um und auf, aber ſie ſind nicht vollkommen ſtattlich equipirt, ſie ſind nicht *ganz zeitgeſchmackvoll*.

Aus dieſer Erbſünde unſerer Lachtalente entſteht nun, folgerecht nicht nur, ſondern *nothwendig*, der Geburtsfehler und das Lebensgebrechen der Poſſen, nämlich: *daß das Lächerliche in ihr die ſittliche Weſenheit des Menſchen und des Lebens verletzt*, und dadurch nicht nur das lautere *Luſtgefühl* in uns aufgehoben, ſondern unſer Geſchmack verletzt wird, und ſich alſo unſere beſſere Natur dabei in ihr innerſtes Schneckenhaus zurückzieht.

Die Tochter des Waldes.

Original-Schauſpiel in vier Acten. Von Otto Prechtler.

Gehen wir in den Wald! Brocken wir Natur! Gehen wir auf allen Vieren! Graſen wir Natur!

Süße, heilige Natur!
Laſſ' uns geh'n auf deiner Spur!
Leite uns an deiner Patſche
In vier Acten Mitſche-Matſche!

Die „Tochter des Waldes“! Das beginnt wie ein Kindermärchen, fährt fort wie eine Ammengeſchichte und endet wie ein Heiraths-Bureau!

Man könnte auch als „Kritiker des Waldes“ erzählen: Es war einmal ein Wald, der Wald heirathete eine Waldin und zeugte mit ihr männliche und weibliche Waldlein, Rehlein und Waldtöchterlein. Jedoch wir wollen heute den Kritiker ganz abſtreifen, wir wollen ganz Sohn der Zahmheit ſein, nicht kritiſiren, nicht urtheilen, blos erzählen, erzählen, was aus dem Wald zu uns heraus und von uns in den Wald hinein hallt.

Es iſt unſerer Zeit hier ſchade um jedes Wort „Urtheil“ — „Vernunft“ — „Anſicht“ — „Gedanke“ u. ſ. w. Jammerſchade! Alſo erzählen wir blos, was in der „Tochter des Waldes“ vorgeht, was geſchieht, geſagt, gethan wird; gibt es noch aufmerkſame Leſer, ſo werden ſie aus der Erzählungsweiſe ſich ihr und unſer Urtheil herausbilden.

Die Tochter des Waldes heißt Mally. Mally hat neben dem Papa Wald noch eiren Vater, einen Paſtorbruder; dieſer Vater gibt ſeine Tochter dem Paſtor Eſchenborn zur Erziehung nach Gleichenrhein in Thüringen.

Im erſten Act ſind wir im „Papa“, das heißt im Wald. Der Revierjäger Wolfgang erwiſcht einen Wildſchütz und ſpricht ihn in ſeiner Vaterſprache, das heißt in der Waldſprache an: „Du altes Waldwetter! Du Schandfleck meines Waldes! Du Aas!“ Herr Wolfgang iſt auch bilderreich und moraliſch, er ſagt dem Wildſchütz einen Fluch: „Der Schweiß der gemordeten Rehmütter ſoll Dir von der Schläſe bluten und die trauernden Augen des verendenden Edelhirſches ſollen Dich anglotzen!“ — Hu! dem Wildſchütz wird gruslig! Da kommt la fille du Wald: Mally, mit dem Paſtor; ſie ſagt zu Wolfgang: „Laß ihn los!“ Er ſagt: „Du willſt es?“ und läßt ihn los. — Ich weiß nicht, ob der Leſer mich nicht für zu ſpitzfindig hält, wenn ich aus dieſer Scene ſchließe, der Wolfgang habe ein Auge auf die Tochter von ſeinem Hausherrn, dem Wald.

Der Wildſchütz will danken, aber die Mally ſagt: er riecht nach Mord! denn „er hat den braunen Kindern des Waldes ihre Mutter erſchoſſen!“

Ich weiß nicht, ob mich der Leſer für zu ſpitzfindig hält, wenn ich glaube, die „braunen Kinder“ ſind Rehlein und Hirſchlein, und ihre Mutter iſt Madame la Rehin oder Madame la Hirſchin.

Sie gibt dem Wildſchütz ein Geldſtück und ſagt: „Thu' meinen Kindern nichts mehr zu Leide!“ — Ich weiß nicht, ob mich die Leſer für zu ſpitzfindig halten, wenn ich meine, ſie meint unter „meinen Kindern“ auch die Rehelein und Hirſchelein, die ſie, da ihre Mutter erſchoſſen worden, an Kindesſtatt annimmt, denn ich habe doch nicht Urſache, zu glauben, daß Mally andere „meine Kinder“ hat. Das iſt blos Waldſprache, ſind blos vierfüßige Naturlaute.

Der Paſtor riecht Lunte, nämlich, daß Wolfgang die Mutter ihrer gemeinſchaftlichen braunen Kinder liebt. Er merkt auch, daß das Waldtöchterlein etwas im Herzen ſtecken hat; ſie will allein bleiben, er geht, ſie ſagt „mechaniſch, doch mild“: „Leb' wohl! Eine einfache Waldmechanik. — Da ſie allein ſein will, kommt Alfons; ſie ſagt, ihn erkennend, im höchſten Entzücken: „Alfons!“ — er ſagt: „Wir müſſen ſcheiden!“ Er erzählt ihr, er iſt ein Sohn einer vornehmen Frau und dieſe wird wahrſcheinlich nicht einwilligen. Darauf ſtürzt ſich Mally in Verzweiflung — an ſeine Bruſt. Da ſieht Wolfgang vom Felſen oben zu und geht in den Wald. — Ich weiß nicht, ob mich der Leſer für ſpitzfindig hält, wenn ich glaube, der Wolfgang hat „was geſpannt“ und wird noch verſchiedene Wolfsgänge in dem Stück gehen.

Alfons beſtimmt Mally zu einer geheimen Heirath mit Einwilligung ihres Onkels. Er beſitzt ein einſames

Schloß, natürlich Alles im Wald, dort führt er ſie, ſeine Frau, hin, hin, und ſie verſpricht, unter keiner Bedingung etwas davon zu ſagen.

Im zweiten Acte befinden wir uns in dem Schloſſe der Alfons-Mutter, der Reichsgräfin von Haldenruf. Da ſind mehrere Cavaliere, die uns und das Stück nicht im geringſten geniren; ſie haben zwar nichts zu thun, allein, lieber Leſer, können wir einer Reichsgräfin vorſchreiben, wen ſie auf ihr Schloß einladen ſoll?

Als ein ganz ausgezeichnetes Gewächs muß ich Dir, lieber Leſer, den Herrn v. Düſtele vorſtellen; es iſt ein rares Exemplar, eigentlich eine Spickfigur, welche durch das Stück als komiſcher Speck geht. Ich will Dir, lieber Leſer, über dieſe humoriſtiſche Geſtalt nichts ſagen, ich bin neidiſch, ein mißgünſtiger Kerl auf alle Leute, die witziger und amuſanter ſein wollen, als ich! Dieſes Gift kann ich einmal nicht aus mir herausbringen, und ich ſage über Herrn v. Düſtele nichts aus Brotneid!

Die Reichsgräfin kommt mit Alfons und enthüllt ihm, daß ſoeben ſeine ihm beſtimmte Braut Florence ankommt. Alfons ſucht ſich zu faſſen. Herr v. Düſtele kommt und läßt ſeine zwei Leibwitze los: „Stern,“ „Erbärmliche Erde!“ Florence kommt, von Robert geführt. Robert iſt der Bruder von Alfons.

Robert führt Florence in die Arme ſeiner Mutter und ſagt: „Du haſt den Bruder wohl lieber als mich — —“ Ich weiß nicht, ob der Leſer mich für zu ſpitzfindig halten wird, wenn ich hier über die Idee ſtolpere, daß Robert die

Florence „heuern“ wird, und ſo dem Leſer die Ueberraſchung vor der Naſe wegſtolpere!

Alfons und Robert bleiben allein. Der Humor Düſtele ſagt noch: „Die erbärmliche Erde“ und düſtelt ab. Alfons geſteht Robert, daß er — Alfons — Florence nicht liebe; ſondern daß er — Robert — ſie liebe, und läßt Robert allein. Da kommt der Wolf des Ganges, Wolfgang, gegangen den Gang des Wolfes, und hält Robert für den, welchen er im Walde ſah mit Mally, und begleitet ſie zurück, unbeſchädigt und uneruirt. Er ſagt, ſie iſt ein herrlicher Charakter, nur „kennt ſie die Welt nicht“, — ſo ſind alle herrlichen Charaktere! Es klärt ſich endlich auf, Robert nimmt Wolfgang das Verſprechen ab, nichts zu thun und ſich auf ihn zu verlaſſen. Da kommt der Haushofmeiſter der Reichsgräfin und ladet den Robert zu einer Ueberraſchung ein. Sie ſchenkt nämlich das Waldſchloß Roberts, wo die Waldtochter in der Einſamkeit als Alfonſin wohnt, an Florence. Es iſt ſonderbar, daß Alfons ſeine wirkliche Geheimfrau auf ſein Waldſchloß führt, welches ſeine Mama, ihn überraſchend, verſchenkt. Da gerade Schluß des Actes iſt, ſo können wir über dieſe ſonderbare Begebenheit nachdenken.

Im dritten Acte ſind wir im Waldſchloß. Mally, die Frau Alfons', lebt da als Witwe Doris und als „Burgfrau-Stellvertreterin“, eine eigens von Herrn Prechtler zu dramatiſchen Zwecken creirte Stelle. Mally ſchmückt das Haus mit Blumen, mit Kränzen, mit Fahnen, denn er ſoll ja kommen, er! Die Töchter des Waldes haben auch ihre „Er“! wie die feſcheſten Stadtmamſells! Die Schloßleute helfen ihr mit Freuden, und der Schaffner Walpurgis ſagt: „Es iſt ja eine Braut, die kommt!“ und der Gartenjunge fragt, ob ſie mit den Blumen zufrieden iſt, ſie ſagt: „Und wie!“ darauf „ſeufzt er und geht ab.“

Warum der Gartenjunge abgeht, das kann ich mir denken: einmal muß er ja abgehen, alſo was der Menſch thun muß, ſoll er gleich thun, — aber warum er „ſeufzt“, das krieg' ich nicht heraus. Schilt mich deshalb nicht dumm, lieber Leſer, vielleicht fällt's mir noch ein, dann ſchreib' ich Dir extra.

Mally bleibt ſo lange allein, als ſie braucht, um ſich zu faſſen, dann kommt er, Alfons. Er ſagt ihr „bewegt“: „Meine Mutter kommt mit einer Braut.“ Hier wäre jede andere Tochter etwas frappirt geweſen, aber eine Tochter des Waldes iſt naturkräftig und hält einen Schickſalspuff phlegmatiſch aus. Sie fragt, ob ſie ſchön iſt, die Braut, Alfons ſagt: „Faſt wie Du,“ darauf ſagt ſie „ſchelmiſch entſchieden“: „Dann muß ich ſie ſehen!“ So ſind ſie, die Töchter Eva's und des Waldes!

Alfons iſt ein rarer Geſell! Er möcht', ſie ſoll ſich verſtecken; ſie ſagt aber „feſt und begeiſtert“: „Ich weiß, daß ich Dein Weib bin!“ Nun, ſie muß das auch am beſten wiſſen! Sie will als Dienerin ſich der Geſellſchaft zeigen! Alfons, der rare Mann, gibt das auch ohne viel Herz- und Gewiſſensſkrupel zu und die Tochter des Waldes geht „auf ihren Poſten“. Der ganze Brautzug kommt, auch unſer lieber Tüſtele!

Die Reichsgräfin fragt: „Wer iſt die Frau dort?“ (Mally.) Alfons, der eine ſtarke Natur hat, ſagt: „Das iſt Doris, die Beſchließerin.“ Die Reichsgräfin ſagt: „Sie, Beſchließerin, werden der Florence die Schlüſſel des Hauſes überreichen.“ Die Beſchließerin beſchließt zu gehorchen. Darauf ſoll Mally der Florence die Hand küßen, ſie thut's, Alfons ſieht zu, zwar „er beherrſcht ſich ſchwer“, aber er beherrſcht ſich doch und läßt höchſt dramatiſch ſeine Frau Dienſtboten-Geſchäfte verrichten. Auch ein feſcher Charakter! Sie gehen Alle ab, denn von der Waldſeite kommt wieder der Lupusgang in fabula, der Wolfgang. Er ſagt, er weiß nicht, was er thun ſoll, darum geht „er in die Schenke, da hört ſich immer was, das man brauchen kann!“ Auch ein feſcher Charakter! Er geht auf einem andern Waldweg ab, er kam blos, um uns zu ſagen, daß man in der Schenke immer was hört, das man brauchen kann! Wir werden uns dahin begeben, um etwas zu hören, was wir ſehr brauchen, nämlich Nachricht, was die ganze Paſtete iſt: wo die Handlung iſt, die Neuheit des Gedankens, die Idee, die Diction, die Moral, wo da ein Charakter iſt, eine Situation u. ſ. w.

Alfons und Robert kommen. Die Brüder erklären ſich gegenſeitig. Alfons klopft auf den Buſch, der Buſch iſt Roberts Herz; er klopft auf den Buſch, ob Florence nicht herauskommt. Sie gehen ab, denn Florence und Mally kommen.

Florence trägt ein „Album“! Ich bin ſchon erſchrocken, ich fürchtete jeden Augenblick, Florence kommt und ſagt: „Schreiben Sie mir was in mein Album!“ Aber ſo arg iſt's nicht, ſie ſetzt ſich blos zum Zeichnen, ſie will für Alfons das Schloß, das Portal und die „Beſchließerin“ zeichnen. Ausgezeichnet! — Mally wird geſprächig und ſchwärmt der Florence einen Auszug vor von dem, was ſich ihr Vater, der Wald, erzählt; ſie erinnert ſich wieder ihrer „braunen Kinder“, der Rehe, ſie „kennt ſie alle“, und die „Rehe kennen ſie“. Die Tochter des Waldes ſpricht epiſch-lyriſch-matthiſſoniſch, Florence kommt auch in eine Dictions-Transſpiration, endlich ſchildert ſich das einfache Waldtöchterchen und nennt ſich eine „Lerche, ſo die Flügel brach und ſich im Graſe verblutet“. Sie will fortſtürzen, da kommen ſie Alle, Alle, auch unſer lieber Düſtele. Mally „faßt ſich gewaltſam und ſchnell, ihre Ruhe bald wieder gewinnend.“

Es ſoll ein Feſt gegeben werden und Mally ſoll ein „Waldmärchen“ vortragen. Gut ausgeſonnen; wenn das nicht packt, dann hat Alfons ein ledernes Herz, — er hat es auch und ſagt: „Ich bitte!“ und Mally „ſpricht in ſich und zu ſich“ und nicht im Tone des „Vortrags für Andere“, allein ein Kritiker iſt ein indiscreter Patron, er hört ſo oft die Deklamatricen blos „in ſich und zu ſich“ ſprechen und muß es doch hören. Mally erzählt, daß ein Kind, „geboren im Wald“, oft geſchlafen hat „in der Rehmutter Schooß“. Romantiſch-dramatiſche Schlafſtelle! Die Vögel haben das Kind ſingen gelehrt, es hat dem Wald Treu' geſchworen, aber es wurde treulos — das Kind, — nach Jahren „kam's heim“ — das Kind, —

„da lag im Sterben das Reh“ — o weh!“ — Nur „zwiſchen den Stämmen iſt eine Geſtalt!“ — Hier iſt die Effectſpitze: während Mally von der „Geſtalt zwiſchen den Stämmen“ ſpricht, zeigt ſich der Wolfgang, der ſtämmige Wolfgang, zwiſchen den Stämmen des Waldes! — Hi! ſchauderlich! — Mally ſinkt ſchon, Alfons will ihr beiſtehen, die Reichsgräfin hält ihn feſt: „Mein Sohn?“ worauf der Vorhang fällt.

Nachdem wir uns von der großen, wunderſamen Emotion und abſonderlich von den tiefen Erſchütterungen dieſer Albums-Situation erholt haben, beginnt der vierte Act.

Ich bitte den Leſer, er möge mich nicht für zu ſpitzfindig halten, wenn ich meine, muthmaßlichſt glauben zu dürfen, daß das nicht des Wolfgangs letzter Gang war, und daß wir ihn noch im vierten Acte zu ſehen bekommen werden, welches um ſo mehr Wahrſcheinlichkeit erhält, da kein fünfter Act kommt.

Florence und Robert ſprechen ein Geſpräch, woraus wir weniger erfahren, als aus den angezeigten Bewegungen: er einmal: „heiter und lächelnd“, ſie: „ihre Bewegung durch den Ton verbergend“ und „mild und weich und zart“, dann er: „innig und ernſt“, ſie: „ſanft ohne alle Koketterie“, er: „ſeine Bewegung nieder-kämpfend“. Dann geht er durch „die Mittelthür“ ab und ſie „rechts“ — und ich glaube, der Leſer wird mich nicht für zu ſpitzfindig halten, wenn ich muthmaße: wer jetzt kommt, kommt durch die Thüre links.

Richtig! Ich bin ein Mordkerl! Die Reichsgräfin und der Kaſtellan, — dann — dann Wolfgang! Er erzählt ihr Alles: Alfons hat ſie verführt! Er will ſie zurück haben. Sie verſpricht ihm, die „Sache auszuſpähen“.

Nun kommt Alfons. Mutter und Sohn erklären ſich. Die Mutter ſpricht hohe Worte und will, er ſoll ſich mit dem Mädchen abfinden! Er geht „ruhig ab“. Da kommt Mally; nun gibt's eine Scene, und die Reichsgräfin genirt ſich nicht, in Gegenwart von beinahe 1500 Perſonen zu ſagen: ſie will ſie ausſtatten reichlich, ſie ſoll, was geſchehen iſt, vergeſſen und den wackern Burſchen (Wolfgang) heirathen. Mally will nicht, die Reichsgräfin wird ſehr unangenehm, da kommt Alfons, ſchlingt ſeinen Arm um „Mally's Nacken“ und zieht ſie an ſein Herz. A tempo kommt Robert und Florence, — es iſt wunderbar, wie Alles kommt! — Florence „legt Mally in Alfons' Arm“, was gewiß gut angelegt iſt, und gleich darauf ſagt ſie: „Ach Robert, mein Robert!“ — Der Saphir hat's gleich geſagt! —

Alfons und Mally treten zur Mutter! Sie vergibt, verzeiht, doch kann ſie nicht vergeſſen! Die dramatiſche Gerechtigkeit kommt mit einer ganz neuen Crinoline: ſie verurtheilt die Beiden „in die Einſamkeit“!! worauf der Vorhang über eine „entſprechende Gruppe“ fällt, und wir gehen in die Schenke, um ſo Manches zu hören, zum Beiſpiel: Warum „Tochter des Waldes“? Könnte ſie nicht eben ſo gut eine Tochter des Maierhofes, eine Tochter des Gemüſeladens ſein? Was hat der Wald mit der Sache zu ſchaffen wegen der paar braunen Rehelein?

Dann möchten wir auch hören, was die Idee iſt? Dann hauptſächlichſt möchten wir hören, wo unſer lieber Wolfgang bleibt, und was mit ihm geſchehen iſt? Ich bitte den Leſer, mich nicht für zu ſpitzfindig zu halten, wenn ich glaube, der Wolfgang wird an dem Wildſchütz ſein Müthchen kühlen, den er am Anfang des Stückes losgelaſſen hat! Einer muß das Bad ausgießen.

Ende des ſechsten Bandes.

Inhalt
des ſechsten Bandes.

Seite.

Genre-Bilder, Jokoſes und Sentimentales.

Taſchen-Codex und Spruchbüchlein eines ſchlichten Praktikers 7
Taſchengedanken- und Gedankentaſchen-Spielerei 12
Weihnachtabend 18
Die falſche Freundin 27
Frühling und Herbſt 32
Das erſte Concert-Veilchen. Ein Dampf-Jubelgeſchrei zum Beginn der Concerte 37

Humoriſtiſch-ſatyriſcher Bilderkaſten und Minne-Gerichte.

I. Junker Stolpernfuß von Duzenmeruns, der Duellfreſſer 43
II. Dr. Henſchel, das Manuſcript-Skelet 49
III. Die Kunſt geht nach ſechs Semmeln, oder Nichts als zehn kleine Kälbernes 53
IV. Die unbegreifliche Gaſtfreundſchaft 58
V. Dr. Eiſenkorn, das Tauſendſapperment-Talent . 65
VI. Herr Schniffelfeld, der Naturforſcher 72
VII. Winter-Opfer und Geſellſchafts-Geißeln. Der tanzende Nachtlöhner 77
VIII. Ein Löffel Polenta 83

Seite.

I. Beantwortung der Frage: „Wer hat wahrhafter geliebt, der durch die Liebe ein Weiſer, oder der durch die Liebe ein Narr geworden iſt?" 90
II. Beantwortung der Frage: „Kann ein geiſtreicher Mann ein geiſtloſes Frauenzimmer, und kann ein geiſtreiches Frauenzimmer einen geiſtloſen Mann innig und dauernd lieben?" 94
III. Beantwortung der Frage: „Was iſt ſchmerzlicher: die gegebenen Geſchenke unſerer Liebe zurück zu erhalten, oder die empfangenen Geſchenke der Liebe zurückgefordert zu ſehen?" 100
IV. Beantwortung der Frage: „Iſt gränzenloſes Vertrauen oder gränzenloſe Eiferſucht mehr Beweis von Liebe?" 105

Didaskalien und Kritiſcher Sektions-Saal.

Der Selbſtquäler 113
Auge und Ohr 122
Clavigo 129
Zurückſetzung 138
Weh' dem, der lügt 146
Ein weibliches Herz 165
Leichtſinn und ſeine Folgen 177
Ein mildes Urtheil 189
Die verhängnißvolle Faſchingsnacht 199
Die Tochter des Waldes 210

M. G. Saphir's Schriften.

Cabinets-Ausgabe
in zehn Bänden.

Humoriſtiſche

Damen-Bibliothek.

Von

M. G. Saphir.

Siebenter Band.

Wien und Leipzig.
A. Dorfmeiſter's Verlag.

Leipzig: H. Haeßel.
1863.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Ernſter und heiterer
Converſations-Saal.

Die innern Menſchen,

oder:

Der öffentliche Gerichtshof im Menſchen.

> „Dem Menſchen wird es ſehr leicht, Andere zu beurtheilen, hingegen ſehr ſchwer, ſich in ihre Lage zu verſetzen, ohne welche Verſetzung gleichwohl keine richtige Beurtheilung möglich iſt.“
>
> Jean Paul in „Titan.“

In jedem Menſchen ſtecken alle andern Menſchen und nicht nur die Menſchheit. In jedem Menſchen ſteckt ein Doktor, ein Advokat, ein Beichtvater, ein Polizei-Agent, ein Oberſtküchenmeiſter, ein Architekt, ein General, ein Nachtwächter, ein Haiduk, ein Recenſent, ein Criminalrichter, ein Uhrmacher, ein Miniſter, eine Köchin, ein Rabbiner, ein Diplomat, ein Taſchenſpieler und noch Mehrere und Andere.

Geht der Menſch vor einem im Bau begriffenen Hauſe vorbei, ſo iſt er Architekt: „Ich hätte das Ding ſo gebaut!“ — Beſucht er einen Kranken, ſo iſt er Arzt: „Folgen Sie mir und nehmen Sie das und das.“ — Erzählt man ihm einen Proceß, ſagt er: „Wenn ich Ihr Advokat wäre, ſo hätt' ich das gethan!“ — Erzählt man von einem Diebſtahl, ſagt er: „Ich als Polizeidirector würde das ganz anders anfangen!“ — Lieſt er eine verlorne Schlacht, ſo ſagt er: „Ich bin zwar kein General, aber wenn ich geſehen hätte, daß die Cavallerie von dort kommt, hätte ich die Infanterie von dort kommen laſſen!“ — Erzählt man ihm von den Dresdner Conferenzen, ſo ſagt er: „Ich hätt' mit dem Manteuffel anders geredet!“ — Fährt er über den Semmering, ſo ſagt er: „Ich als Ingenieur würde die Bahn durch den Ablitzgraben über den Kogel dort und den Hügel da und bei jener Schlucht dort u. ſ. w. gebaut haben!“ — Hört er von den Finanzen, ſo ſagt er: „Das iſt Alles nichts, ich würde ein ganz neues Geld einführen, Gold und Silber iſt ja nur Einbildung u. ſ. w.“ Kurz, jeder Menſch iſt in ſich überzeugt, es wäre Alles, was er wäre, beſſer als alle Andere, die das ſind, was er wäre, aber nicht iſt.

Aus dieſer Ueberzeugung im Menſchen kommt es, daß der Menſch beſtändig in ſich ein öffentliches Gerichtsverfahren hat, daß er über Alles urtheilt, Alles beurtheilt und verurtheilt und zugleich executirt, denn in ihm ſitzt ja Alles! Der Menſch iſt bei dieſem ſeinem öffentlichen Gerichtsverfahren in ſich zugleich Staatsanwalt, Ankläger, Präſident, Geſchworner, Zeuge, Richter und Vollſtrecker.

Jeder Theil im Menſchen hat ſein eigenes Verlangen: der Menſch iſt aus lauter innern und äußern Theilen zuſammengeſetzt, die ſtets ihr eigenes Verlangen haben: Das Verlangen des Magens heißt Hunger, das Verlangen der Leber heißt Durſt, das Verlangen der Hand heißt

Habſucht, das Verlangen des Ohres heißt Neugier, das Verlangen des Auges heißt Schauluſt, das Verlangen der Sinne heißt Wolluſt, das Verlangen der Füße heißt Müßiggang, das Verlangen des Geiſtes heißt Freiheit, das Verlangen des Herzens heißt Liebe, das Verlangen des Gemüthes heißt Sehnſucht und das Verlangen der Seele heißt Unſterblichkeit!

Aber die Milz und die Galle und die Nieren haben auch ihr Verlangen, und ihr Verlangen heißt: Schwarzſehen, Anklagen, Verurtheilen! Und endlich das Verlangen der Muskelkraft heißt: Steine auf die Menſchen werfen!

Aber der Menſch im Innern, der innere Menſch, ſoll den andern Menſchen vom Aeußern nicht anklagen und nicht richten, ohne im Innern des Angeklagten alle Acten genau durchgeleſen zu haben, und ſoll nicht urtheilen, bis er im tiefſten Innern des Angeklagten ergründet hat und erforſcht alle Motive und Grundurſachen, und bis vor ihm aufgedeckt liegt die angeſchuldigte That, von dem Augenblicke an, wo ſie Gedanke war bis zu dem Augenblicke, wo ſie zur That in dem innern Menſchen wurde; und verurtheilen ſoll der innere Menſch nicht, bis er ſich ſelbſt vollkommen und ganz und mit Kopf und Herz und mit Nerv und Muskel in die Lage des Angeklagten geſetzt hat!

Da iſt ein Schuldiger, der zu ſchmählicher Strafe, zum ſchändlichen Tode verurtheilt iſt; begnügt Euch mit der Strafe des Himmels, mit der Gerechtigkeit der Geſetze, mit der Execution des Nachrichters, aber richtet in

Eurem Herzen nicht nach, ſeid keine innern Nachrichter, bis Ihr durchſchaut habt das ganze Actenheft von Minuten und Secunden, die ſein Verhängniß ihm geflochten hat; bis Ihr durchſchaut habt das Labyrinth der Schickſale, in welches ihn das Schickſal geſtoßen vom erſten Odem ſeiner Geburt bis zum Momente der That; bis Ihr geſehen und gehört habt all' ſein Kämpfen, Ringen, Sträuben und ſich Mühen gegen den Entſchluß, bis Schmerz, Unglück, Weh, Zufall, Geſchick, Blut, Bosheit, Neigung, Noth, Verzweiflung, Vergeſſenheit, Betäubung ſich ſeine Seele ſo lange wie einen Ball zugeworfen haben, bis ſie dem Fall nicht mehr entgehen konnte, dem gräßlichen! Darum richte nicht, Du innerer Menſch, ſondern ſetze Dich in die Lage des Gerichteten, und dann —: Ecce homo! —

Da iſt ein Selbſtmörder! Der Himmel wird ſich der ſchuldigen Seele verſchließen, die Kirche verſagt ihm die geweihte Erde, der Himmel gehorcht dem Ewigen, die Kirche iſt die Vollſtreckerin des Himmels, aber Du innerer Menſch, richte nicht, beurtheile nicht, verurtheile nicht den Unglücklichen, der den Strich unter ſeine Lebensrechnung ſetzte, bevor Gott den Abſchluß befahl, bis Du Dich in die Stelle des Unglücklichen geſetzt, bis Du alle Uebergänge durchgegangen biſt, über welche er von der Liebe zum Leben bis zum Wegwerfen desſelben ging, und wie er von Schritt zu Schritt ging mit blutenden Händen, mit wundgeriſſenen Füßen, mit geſchundenen Gliedmaſſen, mit zerſchlitztem Herzen, mit zerknittertem Geiſte, wie ſein

Lebensgang vielleicht nur ein Gang unter Hagelſchloſſen, unter niederſtrömenden Pfeilen, unter ſchwülen Gewittern war, wie jeder Tag ihm neue Nattern ans Herz warf, wie jede Stunde an die ſcharfen Ecken ſeines Seins anſchlug, bis es Funken gab, wie jede Minute eine Hoffnung, einen Wunſch aus ſeinem Leben zog und ſie zertrat, wie jede Secunde mit freſſendem Höllenſtein an ſeinem zarteſten Gefühle ätzte, wie ſein ganzes Daſein nichts war, als ein Herabfahren von einem Stachelbaume, der alle ſeine Stacheln in die Höhe richtete; wie endlich Verzweiflung, dieſe hin- und herfahrende Lauferſpinne, über ſeine Seele hin- und herlief, bis dieſe Seele den Gedanken, über den ſie nächtlich gebrütet, in willkürloſer Ueberwältigung zur That macht! Darum richte nicht, Du innerer Menſch, bis Du Dich in die Lage dieſes Unglücklichen geſetzt, und dann—: Ecce homo! —

Da ſind Menſchen und Thaten, über die das Geſetz oder die öffentliche Meinung, und die mächtige, heilige Herkömmlichkeit der Dinge abgeurtheilt hat. Wohl! die öffentliche Meinung iſt un-angreifbar, weil ſie un-greifbar iſt, das Herkömmliche iſt heilig, weil wir nicht wiſſen, woher es kommt, aber der innere Menſch ſondere ſich ab von der öffentlichen Meinung, der innere Menſch iſt nicht herkömmlich, der innere Menſch iſt eine heimliche Meinung und ein heimliches Gericht, und nichts Herkömmliches; darum richte der innere Menſch nicht mit der öffentlichen Meinung, er richte nicht, er beurtheile nicht, er verurtheile nicht, nicht den Schein, nicht den Gedanken, nicht das Wort, nicht den Aufſchrei der Andern, der Angeklagten, der ſich vor ihm Preisgebenden, bis er ganz in ihre Lage ſich denkt, bis er in die innerſten Falten ihres Herzens geblickt, bis er kennt all' die Regengüſſe und Pfeilregen und Staubfälle und Wolkenbrüche und Dachtraufen, unter welchen dieſe Menſchen weggingen mit gebeugtem Haupt, mit gekrümmtem Leib, mit zerſchmetterter Bruſt, mit wundem Herzen; bis er zuſammengerechnet hat die Summe aller Verletzungen, die jene Herzen erlitten, alle Stiche, die Bosheit ihnen beigebracht, alle Riſſe, die Verrath in ſie geriſſen, alle Wunden, die Unwerth ihnen ſchlug, alle Quetſchungen, die ſie im Drucke der Zeit erlitten, allen Hohn, den ſie von Fühlloſigkeit erduldeten, alles Weh, das Rohheit über ſie ausgoß, alle Bitterniß, in welche Undank ſie untertauchte, alle die tauſend und tauſend Nadelſtiche von der Aetznadel der Unwürdigkeit, unter welcher ſie Jahre lang ſtill hielten, ohne zu zucken, die ſtillen Schmerzen all', die in dieſem Herzen ſtanden, und die der Himmel nicht einmal in Thränen auflöſte, all' das Jahre lange Zerren und Zupfen des fühlloſen Egoismus an den feinſten und zarteſten blosgelegten Nerven dieſer Herzen, dann, innerer Menſch, dann richte nicht, ſondern ſetze Dich in die Lage dieſes Menſchen und —: Ecce homo!

Du innerer Menſch, Du heimliches Gericht im heimlichen Menſchen, Du ſchwarzverlarvte Vehme in dem Bruſtverließ des Menſchen, richte nicht, urtheile nicht, verurtheile nicht, richte das Thun und Laſſen jener Menſchen nicht, von deſſen Herzen Du drei Späne gehauen, ohne ſie zu hören, damit der ceremonielle Hohn Deines entſeelten Urtheils ſich nicht kehre gegen Deine eigene Bruſt, und Dich einmal ſelbſt vorlade vor das Gericht in Dir ſelbſt, und Dir zurufe: Ich richte Dich, wie Du gerichtet, ohne Dich an die Stelle des Angeklagten geſetzt zu haben, ohne ſeine Leiden, ſeine Schmerzen, ſeine Kämpfe, die Reihe von Schändlichkeiten und Kränkungen und Verletzungen und Aufſtachlungen und Verräthereien und Unwürdigkeiten, die er erlitt, als Entlaſtungszeugen vorzuladen und anzuhören, ohne ihm die größte Rechtswohlthat: die Ergründung ſeines Seelenzuſtandes angedeihen zu laſſen, — ſo wie Du gerichtet, ſo werde gerichtet, dann —: Ecce homo!

Du innerer Menſch, richte nicht über das Thun und Laſſen der Andern, parfümire Dich nicht mit Prüderie, ſalbe Dich nicht mit Verſchämtheit, miſche Dich nicht darein mit Deinem Urtheile, wenn neben Dir ein Menſch in dem Augenblick, wo ſeine Menſchlichkeit von ſchnöder Unbill, von ſchwarzer Entartung angepackt wird mit glühender Zange, wenn Gemeinheit und Unnatur ſo lange in einem Herzen herumwühlen, bis ſie den tiefverſteckten Zorn, den langzurückgehaltenen, den blutrothen Zorn mit Gewalt herausgejagt aus ſeiner Höhle, und er Gebrauch macht von ſeinen gottgeſchenkten Krallen! Richte nicht und werfe Deinen Stab nicht inzwiſchen, wenn der Menſch, der tiefgereizte, heraustritt aus ſich ſelber, und mit ſich ſelber ringt, wenn er Luft machen will dem Herzen, in welchem unendlich lang und ſtill mißhandelte, wundgepeitſchte Gefühle und Empfindungen wie Cyklopen bei dem lang angeblaſenen Feuer endlich anfangen zu hämmern und zu ſchmieden und das Zertrümmerungswerk zu beginnen; wenn ſo der Menſch mit ſich und ſeinem Ingrimme öffentlich auf einen Niederwurf geht, halte Dich fern, innerer Menſch, moraliſire nicht, bis Du in einem ſolchen Herzen gewohnt haſt, ſetze Dich in die Lage dieſes Herzens, und dann —: Ecce homo!

Du innerer Menſch, beurtheile weder die Gefühle, noch den Charakter, noch die Ausbrüche anderer Menſchen, bis Du Dich in ihre Lage, in ihren Charakter, in ihr Fühlen, in ihr Blut, in ihre Liebe, in ihren Haß, in ihre Nerven, in ihre Kraft, in ihre phyſiſche und geiſtige Beſchaffenheit, in den ganzen Gang ihrer Empfindungen und in den ganzen Cyklus deſſen eingelebt haſt, was ſie geſtritten, gelitten, erlebt, erſtrebt, geduldet und verſchuldet haben!

Du innerer Menſch, legſt bei Deinem Urtheil den Maßſtab an Dich an! Ungerechter! Haſt Du dieſelben Nerven, die der Andere hat? Haſt Du dasſelbe Blut? Haſt Du dieſelbe Urkraft des Denkens und Fühlens? Haſt Du ſchon dieſelben Kämpfe und Siege und Niederlagen erlitten, wie dieſer Andere? Iſt Dein Herz von denſelben Gefühlen durchzittert worden? Hat Dein Auge dieſelbe Thräne durchſchnitten? Iſt Deine Bruſt von demſelben Erdbeben erſchüttert worden? Sind Deine Adern mit demſelben heißen Feuer durchſpritzt worden? Iſt Deine Seele durch die Spitzruthengaſſe ſolcher Erfahrungen gelaufen? Iſt Dein Ich auch ſo gejagt, gehetzt worden von der ganzen Meute des Verraths, der Gemeinheit, der Niedrigkeit, des Undanks? Haſt Du es auch ſtets und immer wieder von Neuem verſucht, die aufgeregten, gepeitſchten, endlich empörten Sklaven: die Leidenſchaften, die Wilden und Schwarzen in jeder Menſchenſeele, mit kaltem Geiſt zu bändigen, und iſt es denn Dir ſtets gelungen? Warſt Du auch innerer Friedensrichter in Dir ſelbſt, wenn auf einmal Bosheit und Sünde alle eingeſchlafenen Proceſſe und alle mit geſchloſſenen Augen liegenden Kämpfe und Krämpfe in Deinem Innerſten aufrüttelten und zum Angriff reizten?

Du innerer Menſch, richte in der kalten Zone Deines Verſtandes nicht darüber, daß in der heißen Zone der Leidenſchaft rieſigere Geſchöpfe, ſtachligere Pflanzen, wilderes Wachsthum gedeihen!

Du innerer Menſch, wohl iſt es bequem, auf dem Maulthiere ſeines Phlegma, von den Fackeln des Verſtandes beleuchtet, über die Höhen und Gipfel anderer Herzen hinzuziehen, und ſich ſeines ſicheren Lebenspfades zu rühmen, während dieſe Höhen von Gewitterſtürmen umtobt, von Stürmen zerriſſen, von Zerklüftungen durchſchnitten, nur dazu da zu ſein ſcheinen, daß das Licht einer Fackel ſie grell beleuchte, und er ausrufen möchte: wie ſchrecklich! —

Du innerer Menſch, der Du ſtets den Kopf als Steuermann willſt, und nie das Herz oder das Blut, richte nicht, bis Du mit dieſem Steuermann auch gefahren biſt auf dem Meere des Lebens, durch Sturm und Klippen, durch Rieſenwellen und Brandung, durch Windesgeheul und Wogenſchaum, ſo lange vergebens kämpfend gegen Orkan und Donner und aufgebäumtes Element, bis der Kopf endlich das Steuerruder ſinken läßt und ſtumm zuſchaut!

Du innerer Menſch, warum haſt Du blos ein Sehrohr für das, was Du ſiehſt und leſeſt von einem Menſchen, warum haſt Du blos ein Hörrohr für das, was Du hörſt, und was man Dir ſagt von einem Menſchen, warum haſt Du für ihn nicht auch ein Fühlrohr, ein Stethoſkop, das Du anlegſt an den andern inneren Menſchen, an ſein Herz, um herauszufühlen den Umlauf ſeines Blutes, das Klopfen ſeiner Adern, die Verengerung und Erweiterung ſeiner Herzader, die Eiterungen ſeines tiefen Wehes, die Verblutungen ſeiner Aorte?!

Darum, innerer Menſch, richte nicht, urtheile nicht, verurtheile nicht, und wenn der ausbrechende Zorn einmal offene Tafel hält, und zu Gerichte ſitzt, wie Attilla am freien Markte, und die Schuldigen züchtigt aus gottabgeſtammtem eigenem Richteramt, und er Euch einladet zum Zuſchauen, dann ſchaut zu, aber urtheilt nicht, bis Ihr Euch an die Stelle des Tafelgebers ſetzt, bis Euch wie ihm die Schlechtigkeit Bitterſalz in die Schüſſel des Lebens geſchüttet, bis Euch wie ihm Schlechtigkeit den Trank der Mahlzeit vergällt, bis Euch wie ihm Schlechtigkeit die Gänge der Tafel zerworfen, verwirrt und zerrüttet, bis Euch wie ihm Schlechtigkeit das Glas bis zum Ueberfließen gefüllt, bis Euch wie ihm Schlechtigkeit jeden Broſamen vergiftet, dann ſtellt Euch Euch ſelbſt gegenüber, ſchaut dann Euren inneren Menſchen an, und dann —: Ecce homo!

Der Brautſchleier.

Feſtgedicht zur Vermählung Sr. Majeſtät des Kaiſers Franz Joſeph mit
Ihrer k. Hoheit der Herzogin Eliſabeth in Baiern.

Es ſaßen vier Elfen, ich weiß es nicht wo,
Sie ſaßen am Webſtuhl ſo heiter und froh;
Es ſaßen vier Elfen, ich weiß es nicht wann,
Und webten am Webſtuhl und lachten ſich an;
Es ſaßen vier Elfen, ich weiß nicht wie lang,
Und webten am Webſtuhl bei ſüßem Geſang.

Es ſtiegen vier Englein vom Himmel herab,
Mit ſilbernen Flügeln und güldenem Stab;
Es traten vier Englein zum Webſtuhl ganz ſacht,
Und ſah'n das Geweb' an, voll Zartheit und Pracht;
Es fragten vier Englein, in Huld und in Zier:
„Ihr vier Elfen ſchöne, was webt ihr denn hier?“

Die vier Elfen ſprachen verſchämt und halblaut:
„Wir weben den Schleier der lieblichſten Braut,
Ihr vier Englein ſcheint aus dem Himmel entſchwebt,
Zu rathen uns, was in den Schleier man webt,
Der herrlichſten Braut, die im Erdenthal lebt;
Die herrlichſte Braut auf der Erde iſt's werth,
Von Englein und Elfen zu werden beſchert!“

Da nah'n die vier Englein zum Webſtuhl heran,
Und Jegliches ſtellt zu den Elfen ſich dann,
Da fragte ein Englein mit himmliſcher Ruh':
„Du jüngſte der Elfen, was denkeſt jetzt Du?“

„Ich denke,“ verſetzte das Elfchen ſo fein,
„Ein Sternlein am Himmel möcht' Abends ich ſein!
Wie ſchön wär's, zu ſchiffen durch Licht und durch Raum,
Der Erde zu ſchenken den güldenen Saum!
Wie ſchön wär's, dem Menſchen, wenn's Herze ihm bricht,
Zu füllen das Auge mit Hoffnung und Licht!
Zu hauchen in' Buſen vom Jenſeits den Keim,
Zu trinken von Wimpern die Thränen geheim!
Zu steh'n wie ein Blümlein am Buſen der Nacht!
Zu wachen beim Gram, bei dem Keiner ſonſt wacht!
Zu wachen mit Müttern am Bettchen vom Kind!
Zu leiten den Schiffer durch Dunkel und Wind!
Die Erſte zu ſein, wenn die Wolke zerreißt,
Die Nachts einen ſonnigen Morgen verheißt!
Und weil nun ein Sternlein ſo Holdes thut kund,
D'rum denk' ich an's Sternlein zu jeglicher Stund'!“

Da ſagte der Engel: „So webe, mein Kind,
Ein Sternlein hinein in den Schleier geſchwind';
Denn gleich einem Stern dieſe Braut einher zieht,
Im Aug' auch ein liebliches Sternlein ihr blüht;
Ein Sternlein auch wohnt ihr im Herzen fürwahr,
Ein Sternlein auch hellet den Buſen ihr klar,
D'rum webe, Du Elfe, ein Sternlein auch ein,
Sie wird ja ein Sternlein am Thronhimmel ſein!“

Zur zweiten der Elfen ein Englein tritt zu:
„Du zweite der Elfen, was denkeſt jetzt Du!“

„Ich denke,“ verſetzet das Elfchen ſo fein,
„Ein Veilchen im Frühling möcht' gerne ich ſein!
Wie ſchön wär's, dem Bräutigam Frühling mit Luſt
Als erſtes der Blümchen zu ſchmücken die Bruſt!

Wie ſchön wär's, als ſinniges Blümlein im Moos
Geſuchet zu werden vom herrlichſten Loos,
Wie ſchön wär's, durch Hauchen den Duft in die Flur
Dem glänzenden Ritter zu zeigen die Spur!
Wie ſchön wär's, als Veilchen zu fragen, verwirrt:
Mein hoher Herr, weißt Du, wie's Veilchen denn wird?
Vom Himmel blau, ein Tröpfchen Thau,
Fällt bei des Mondes Schein, in's dunkle Moos hinein,
Es ſoll auf Erden, ein Blümchen werden,
Zwiſchen Himmel und Erd', vom Himmel es begehrt:
„Stell' mich nicht zur Schau! Birg mich in der Au, gib mir ein Kleidchen blau,
Mit einem Bischen Duft, für meine nächſte Luft,
So ganz am ſtillen Ort, ſo blüh' ich gerne fort!“ —
Der Himmel gewährte dem Veilchen ſein Kleid,
D'rum denk' ich an's Veilchen zu jeglicher Zeit!“

D'rauf ſagte der Engel: „So webe mein Kind,
Ein Veilchen hinein in den Schleier geſchwind!
Denn gleich einem Veilchen iſt hold dieſe Braut,
Vom Himmel auf Erden hernieder gethaut,
Und gleich einem Veilchen, ſo duftig und zart,
So hat ſie die Reinheit des Thaues bewahrt.
D'rum hat ein erhabener Sinn es gepflückt,
D'rum jetzund das Veilchen die Kaiſerkron' ſchmückt!“

Zur dritten der Elfen ein Engel tritt zu:
„Du dritte der Elfen, was denkeſt jetzt Du?“

„Ich denke,“ verſetzte das Elfchen ſo fein,
„Ich möchte am liebſten ein Lorbeerzweig ſein!
Wie ſchön wär's, zu ſchmücken ein ritterlich Haupt,
Das früh ſich die Schläfe mit Ruhm hat umlaubt!

Wie ſchön wär's, zu ſchmücken ihm Harniſch und Schild,
Als Rahmen zu dienen dem ſprechenden Bild!
Wie ſchön wär's, als Sinnbild von Ruhm und von Ehr',
Dem Vaterland ſprechen vom ſiegreichen Heer!
Wie ſchön, mit Veteranen, in Schlachten ergraut,
Am Altar des Ruhmes zu werden getraut!
Wie ſchön wär's, dem Dichter, vom Glücke verwaiſ't,
Als Blatt zu verkünden, was Nachwelt verheißt!
Wie ſchön wär's, zu ruhen beim Kronengeſchmeid'!
D'rum denk' ich an Lorbeer zu jeglicher Zeit!"

D'rauf ſagte der Engel: „So webe, mein Kind,
Hinein in den Schleier den Lorbeer geſchwind,
Denn der dieſen Schleier wird löſen vom Haar,
Dem grünet der Lorbeer um's Haupt ſchon fürwahr,
Er bringt ihn mit Scepter und Fürſtentalar,
Als Bruder der Myrthe ihr mit zum Altar.
Der Lorbeer gebühret dem roſigen Blut,
Der Lorbeer gebühret dem freudigen Muth,
Der Lorbeer gebührt der entſcheidenden That,
Im Felde der Thaten, im ſinnenden Rath,
Der Lorbeer, die Pflanze aus feurigem Saft,
Schmückt würdig die Krone, das Schwert und den Schaft
Deſſ', der aus Getrümmer und Wahnſinnes Haft
Sein Reich als Erretter empor hat gerafft
Durch einigen Sinn und vereinigte Kraft!"

Zur vierten der Elfen der Engel tritt zu:
„Du vierte der Elfen, was denkeſt jetzt Du?"

„Ich denke," verſetzte das Elfchen ſo fein,
„Ich möcht' nach Gewitter ein Regenbogen ſein!
Wie ſchön wär's, auf finſtere, wolkige Wand
Zu malen die Hoffnung mit farbiger Hand,

Wie ſchön wär's, nach Blitz und nach Donnergeroll,
Der Welt zu verkünden, daß Gott nicht mehr groll'?
Wie ſchön wär's, zu melden ganz ſtrahlend vor Freud',
Daß Gott allen Menſchen ihr Fehlen verzeiht.
D'rum denk' ich das Eine, das Eine allein:
Wie ſchön wär's, zu künden durch Licht und durch Schein,
Daß Alles vergeben, vergeſſen ſoll ſein!

Da ſagte der Engel: „So webe, mein Kind,
Den Bogen der Iris in' Schleier geſchwind,
Und hinein, mit zarter Hand,
Der Verzeihung Unterpfand,
Regenbogen, Gnadenband,
Ausgeſpannt von Gottes Hand
Ueber neuverjüngtes Land!
Regenbogen Gottes meint:
Wolke hat genug geweint!
Regenbogen Gottes ſchreibt:
Wolke geht, doch Sonne bleibt!
Regenbogen Gottes ſagt:
Erde hat genug geklagt!
Regenbogen Gottes ſpricht:
Ewig zürnen kann ich nicht!
D'rum Elſe, d'rum web' in den bräutlichen Schleier,
Beſtimmt für die Stunde der heiligen Feier,
Den Bogen der Gnade in lieblichem Feuer!
Wer liebt, fühlt im Buſen die Götter erwachen,
Wer liebet, iſt glücklich, will glücklich auch machen,
Wer heim führt die Blume, ſo lange erſehnt,
Deſſ' Herz für das Glück aller Menſchen ſich dehnt!
D'rum webt nur den Bogen der Traumphantaſie,
Und webt in den Bogen das Wort voll Magie,
Das Wort, das viel ſchwerer, als Geiſt und Genie,
Das Wort, das viel ſchöner, als Sangmelodie,

Ein Wort, vor dem Engel ſelbſt beugen das Knie,
Ein Wort, das der Himmel den Herrſchern verlieh,
Ein Wort, das von Gottes Wort treue Copie,
Den Demant der Worte, das Wort: „Amneſtie!“

Die vier Elfen hörten's und webten es fein,
Die vier Englein ſagten's und lächelten d'rein,
Die vier Elfen ſchafften den Schleier ganz ſchnell,
Die vier Engelein nahmen ihn mit ſich zur Stell'.
Vier Englein, vier Elfen, ſie faßten ihn an,
Und trugen durch weißblauen Himmel ihn dann;
Die Englein, ſie beten den Segen dabei,
Die Elfen, ſie ſingen die Brautmelodei.
Es hüllten das liebliche Antlitz darein,
Vier Engel, vier Elfen im ſonnigen Schein;
Es gingen zur Kirch' ungeſehen auch mit
Vier Engel, vier Elfen, als Hochzeitgebitt'.
Es nahmen den Schleier, nach Kirch' und Altar,
Vier Engel, vier Elfen ihr zart aus dem Haar,
Es legten den Schleier, ſo zart und ſo loſ',
Vier Engel, vier Elfen der Hohen in'n Schooß,
Es ſchwebten dann wieder in Lüfte empor
Vier Englein, vier Elfen, und ſangen im Chor:

„Nun zum Feſt der Huldigungen
Strömt alle Welt herein,
Wer ein holdes Weib errungen,
Miſche ſeinen Jubel ein!“

Eheheiligkeit.

Es gibt kein heiligeres, das Herz mit einer ſüßeren und ſtilleren Seligkeit füllendes Wort, als das Wort: Ehe! Wehe dem Leſer, dem nicht jetzt ſchon dieſes Wort ins Herz hineintönt, und mit leiſer Ahnung jener Seligkeit darin zitternd fort- und nachklingt! Die Ehe iſt das Roſenfeſt der Liebe, der große Vereinigungstag der Seelen, das Ineinanderwehen zweier Veſta-Flammen auf dem Altare der reinſten Tugend. Nach dem ſüßen Vortraum der Liebe, indem wir die Zeit wie an einer Blumenuhr, nur an Blütenkelchen und Roſendolden meſſen, und das Allſpiel des Univerſums wie eine Flötenuhr uns umklingt, nach dieſem Vorhimmel voll Frühgold und Morgenroſen, tritt der Jüngling in die heilige Stiftshütte der Ehe, und der wahre Himmel mit ſeinem nie ſterbenden Blau und ſeiner unendlichen Tieſe, mit ſeinen nie erbleichenden Sternen und ſeinem ewigen Sphärenklange lenkt ſich herab auf ſein Haupt, und leuchtet mit ſeinen hellen und warmen Strahlen weit in ſein Leben hinein.

Da umfaßt der Jüngling ſie, die Einzige, die er lange mit zartem Flügelſchmelz in ſcheuer Achtung auf den Fittigen ſeines Herzens getragen, der er mit lockenden, bebenden, leisgehauchten Liebesklängen nachzog und nachſang, in den ſtillen Blumenauen ihrer Jungfräulichkeit, und im ſtillen keuſchen Schauen ſich ergötzt an dem Spiel ihrer Augen, in denen die Votivtafeln der Unſchuld und der Reinheit unter der Feuerkaskade ihrer Blicke in ſüßen Zügen ſchwammen; da umfaßt er ſie in der Polhöhe ſeines Glückes, und ein lauter, belebender Auferſtehungshauch weht warm und friſch über die eingeſunkenen Leichen- und Leidenshügel ſeiner langen, ſtummen Liebe hin, und wie am großen Gräberfeſte ſteigen alle ſeine Hoffnungen und Wünſche heraus aus ihren Todtenhüllen, und flechten ihm den Immergrünkranz himmliſcher Ehewonnen um die glückumflogene Schläfe.

Wehe und wehe aber den Jünglingen, denen die Liebe nichts iſt, als eine Spielmarke der Zeit, nichts als das Vorgebirge der Genußhoffnung, denen die Hallelujaden reiner Sympathie wie die feszenniſchen Lieder heißkochender Sinne erklingen, denen die Ehe nichts iſt, als ein geſellſchaftliches vierhändiges Spielſtück, nichts, als wie das Paar oder Unpaar der Leidenſchaft! Dieſe erblicken in dem reinſten Spiegel des reinſten Mädchenblickes nur ihr eigenes Selbſt, dieſen an ſich ſelbſt nagenden Luſtteufel und Scorpion; dieſe hören in dem zarten Schlagen der mit heiligem Dunkel überbauten Jungfräulichkeit nur das Pochen und Hämmern ihres in ſich getragenen Bohr- und Todtenwurms der Gier, und das leiſe, nur den Blumenfingern der Reinheit verſpürbare Pulſiren jungfräulicher Liebe iſt ihnen blos der Auctionshammer der ſich losſchlagenden Sinnlichkeit! Wehe! und dreimal wehe euch! ihr werdet vorgefordert werden und Rechenſchaft geben müſſen dort über jeden trüben Anhauch, mit dem ihr den Spiegel eines reinen Weibergemüths beflecket; über jeden Staubfaden weiblicher Blüte, den ihr mit euren Giftblicken angeweht; über jede Sünde, die ihr in der geheimſten Herzensfalte gegen den heiligen Geiſt der Tugend begannet; über die heimlichſte Thräne, über die leiſeſte ſchmerzliche Mundverzuckung der von euch verlockten, betrogenen und in ihrer Zartheit und Wehrloſigkeit tief in ſich verfallenen und niedergebeugten Weiblichkeit.

Ihr edlen und unentweihten Jünglinge aber, in deren nie befleckter Herzensſchale der Goldtropfe keuſcher Liebe zitternd hängt — der Gegenſtand eurer Liebe ſchwebe nun blos, wie die geheime Vorahnung eines beſſern Seins vor der blauen Ferndecke eurer Seele, oder er blühe ſchon im Leben wie das Blümchen Augentroſt (Euphrasia) vor eurem trunkenen Blick — glaubt mir, ihr zieht an euren Gefühlsfäden und Liebesſeilen euren Himmel und den wahren, eure Seligkeit und die unendliche nach euch. Sahet ihr einſt das verſchloſſene Paradies liegen in den Augen eurer Geliebten und Braut, ſo liegt jetzt in den Blicken eures keuſchen, euch anvermählten Weibes das offene Paradies mit ſeinem immer blütetreibenden Frühlinge, und mit der deutlichen Offenbarung eures ſteten Glückes. Hörtet ihr ſonſt in ihren Liebkoſungen die Frühglocken des anbrechenden Wonnemorgens, die leiſen, ins Herz hineinklingenden Vortöne und Präludien zuſammenſchmelzender Accorde, ſo hört ihr jetzt in den zärtlichen Tönen eurer Seelenhälfte die Pſalmenklänge des Friedens und der unſterblichen Liebe, das „Sanctus“ der weihevollſten und gottgeſegnetſten Eintracht und Seligkeit!

Darum, o darum haltet feſt an dem Glauben an die reine Jungfrau, dieſe Glaubenslehre macht euer künftiges Heil! Eine nur weihet euch, und dieſe Eine ſei euer Polarſtern, dem ihr immer und ewig nachzieht. O gleichet nicht dem Meere, das aus offenem Buſen jeden Sonnenblick, jeden Sternenſchein zurückwirft und bei jedem Blitzſtrahl buhleriſch aufleuchtet, ſondern dem Demantſtern, der im eigenen Glanze lange leuchtet, der Muſchel, die nur einen Tropfen aufnimmt und ihn in ſeliger Stille zur köſtlichen Perle befördert.

Der ſchönſte Edelſtein.

Vergebt, daß ich vor eines Poſſenſpiels Geſtalten
Vor Euch erſchein', mit ernſtbeſchwingtem Wort;
Doch vor der Laune buntbewegtem Walten,
Iſt manchmal ernſte Regung am rechten Ort;
Und gerade, wenn das Herz die Flügelthüren
Weit geöffnet hat für frohen Scherz,
Da ſchlüpft ein Wort, geſchaffen, um zu rühren,
Dem Bettler gleich ſich unbemerkt in's Herz,
Und ſchleicht, wie mit dem Scherze in Verbindung,
Sich glücklich durch bis zu dem Winkel der Empfindung!

— Und ſo ſei auch dies Wort zu Euch gekommen,
Und alſo gönnt ihm auch ein Plätzchen klein; —
Noch ſteht es an der Thür', — ein Bischen iſt's beklommen,
Doch ſieht es offenes Herz — und — huſch! da iſt's herein!

— Im gold'nen Saale ſitzen ſie, die Fürſtenſöhne,
Umgeben von des Purpurs blendendreicher Pracht,
Geſchmückt mit Allem, was das Leben kröne,
Mit Allem, was das Daſein herrlich macht;
Und bei der Krone, die im Marmorſaale
Aus tauſend Edelſteinen ihre Strahlen blitzt,
Entſpinnt ein Wettſtreit ſich mit einem Male:
„Welch' ein Juwel den höchſten Werth beſitzt!“
In welchem Edelſteine der ſchönſte aller Kerne,
In welchem Edelſteine die reinſte Flamme ruht,
Welch' ein Juwel am nächſten ſteht dem Sterne,
In welchem Stein die ſchimmervollſte Gluth? —

Und Einer von den Fürſten ſagt im ſtolzen Tone:
„Der Demant iſt der König im Juwelenreich!
Ihm gleicht kein anderer Stein der Fürſtenkrone,
Und kein Juwel kommt ihm an Glanz und Klarheit gleich!
Iſt nur der Diamant in Gluth und Fluth zu ſchauen.“

— Der Zweite ſpricht: „Ich aber geb' dem Feuer
Den Vorrang, der da wohnt im Rubin;
Er gleicht dem zartgewebten Roſenſchleier,
Den Phöbus' Finger durch das Frühroth zieh'n!
Rubinenglanz, er gleichet dem Erröthen,
Der aus dem Schnee von Mädchenantlitz dringt,
Und ein Gedank' an Falſchheit kann ihn tödten,
Daß an der Hand er blaß wird und zerſpringt,
Und weil Gedanke nur von Schuld ihn macht erbleichen,
D'rum kann kein and'rer Edelſtein an Werth ihm gleichen.“

— Der Dritte ſpricht: „Smaragd allein iſt meine Wonne,
Im Strahle vom Smaragd liegt Wunderkraft,
Weil er dem Aug', das wund vom Licht der Sonne,
Durch ſeines Schmelzes Milde ſüße Labung ſchafft;
Wie nach dem großen Schöpfungswort: „Es werde!“
Das Feld, die Flur, der Plan, die Au', der Hag,
Der Berg, das Thal, die ganze junge Erde
Im grünen Jägerkleide vor uns lag,
So kann nur aus Smaragdes grünen Flammen,
Ein grünes Heer von Frühlingsſtrahlen ſtammen!“ —

Dann kommt an die Andern auch die Reihe,
Granat, Saphir, Opal erhalten auch ihr Lob,
Als ſich mit einem Lächeln ſtiller Herzensweihe,
Der Jüngſte von den Fürſten mild erhob:

Ihr habt den Edelſteinen allen hier gehuldigt,
Und ſchwer iſt unter ihnen der Vergleich,
Ich aber zeige, wenn Ihr mich entſchuldigt,
Den allerſchönſten Edelſtein doch Euch!
Und wollt Ihr ein paar Schritte mit mir gehen,
So ſollt Ihr meinen Edelſtein gleich ſehen!“ —

Und gerne folgen alſogleich die Andern,
Er führt vom Thore in die Vorſtadt ſie hinaus,
Wo ſie erwartend, ſtille mit ihm wandern,
Bis an ein kaum vollendet, groß geräumig' Haus;
Noch hat's kein Dach, es ſtehen kahl die Mauern,
Die Thüren und die Fenſter ſind der Flügel frei,
Doch wird's, man ſieht's, nicht gar ſo lang mehr dauern,
Daß das Gebäude gänzlich fertig ſei.
Und an des Hauſes annoch unbeſchritt'ne Schwelle
Liegt rohgemeißelt und viereckig da ein Stein,
Daneben liegt ein Hammer, gleich dabei die Kelle,
Und Mörtel bringt man in den Trog herein;
Der Fürſt bleibt ſtehen, bückt ſich milde nieder,
Und ſpricht: „Dies Haus da, vielgeliebte Brüder,
Nächſt Gott iſt's meinem Schutze anvertraut;
Für Sieche und für Kranke iſt's erbaut.
Hier ſoll der Arme die Geneſung finden,
Wenn ihm die Lebenskräfte langſam ſchwinden,
Hier ſoll den Lechzenden man laben,
Hier ſoll am Bett' des Schlummerloſen, Schwachen,
Ein freundlich' Auge mitternächtlich wachen;
Hier ſoll, der ſo allein ſteht und verlaſſen,
Mit neuer Zuverſicht die Retterhand erfaſſen,
Hier ſoll der müde Wanderer in der letzten Stunde
Ein Friedenswort vernehmen aus geweihtem Munde,
Und dieſen Quarder leg' ich jetzt als Grundſtein ein,
Und ſag' Euch frei: Das iſt mein ſchönſter Edelſtein!“

Da bückten ſich gerührt, und ohn' Bedenken
Die Fürſten all', den Grundſtein einzuſenken,
Und gaben ſtill dann Erde auch hinauf,
Und manches Frauen-Thränlein tropft darauf,
Und manche fromme Zähre auf den Grundſtein rann,
Als ſie das Kreuz auch ſchlugen mit dem Hammer dann,
Und ſtill fortmau'rten und beteten dabei,
Daß es in Gottes Huld befohlen ſei!
Und es ſchien, als ob aus dem frommen Hammerſchlag
Ein Echo des Gebets zum edlen Fürſten drang:
„Was Du verſenkſt in ſtiller Erdennacht,
Das ſchaut das Aug', das in dem Himmel wacht;
Weil Du gemauert haſt am Gottes-Stein,
Wird eine feſte Mauer Gott Dir ſein,
Und mit dem Haus, das Du gar der Erd' vertraut,
Haſt auf den Himmel Du gar fromm gebaut!
Und trittſt Du einſtens in den Himmel ein,
Soll dieſer einfach ſchlichte Mauerſtein
Dir eine Stufe mehr zur ew'gen Gnade ſein!“ —

Frauenwürde.

Weibliche Unſchuld und Reinheit im höchſten Sinne iſt das Höchſte und Heiligſte auf Erden. Hier iſt die Stufe, über welche Gott zum Menſchen herabſteigt; eine Jungfrau iſt als ſolche nothwendig zugleich ein Engel in Menſchengeſtalt, worüber man das Wörterbuch aller Dichter und Verliebten nachſehe. Kinder nämlich (das heißt Dichter) und Narren (das heißt Verliebte) reden nach einem alten Sprichworte ſtets die Wahrheit. Eben darum konnte der ewige Gottmenſch auch nur von einer reinen Jungfrau geboren werden, — wie es alle vorchriſtlichen Sagenlehren ahnen, in denen von der Menſchwerdung eines Gottes die Rede iſt, — und wer dies Stück der Glaubenslehre umgeht, vernichtet damit zugleich die Gottheit des Chriſtus.

Eben darum iſt der höchſte Gipfel des Schönen in der zarten Geſtalt des unſchuldigen Weibes — die Mutter iſt nur ſchön, in ſo fern ſie ſich ſelbſt als ſolche noch Jungfräulichkeit erhalten konnte — und der höchſte Sieg der Kunſt in der medicäiſchen Venus und der Madonna, — darum iſt Schönheit und Jungfräulichkeit eigentlich einerlei im tiefſten Urgrund. Darum leuchtet der Himmel mit allen ſeinen Sternen aus dem reinen Blicke der Jungfrau, die nichts davon weiß, daß ihr unbefangen die Erde betrachtendes Auge den Himmel rückſtrahlt durch Offenbarungswunder. Darum vermag die edle Herrin den wildeſten Ritter zu ſänftigen, und darum iſt die Tugend, Wahrheit und Schönheit in allen tugendhaften Sprachen weiblichen Geſchlechtes.

Wer dies Heiligthum des Jungfrauenherzens nicht ehrt und anbetet, iſt auch kein Menſch, und wer dieſen reinen Spiegel des Himmels beflecken kann mit der Luſt der Erde, der begeht die eigentliche Sünde wider den heiligen Geiſt!

Wehe euch neumodiſchen Weiberhaſſern, die ihr im reinen Spiegel des weiblichen Herzens nur den eigenen Teufel erblickt, da er doch jedem guten Menſchen ein Engelbild zuſtrahlt. Glaubt und ſagt nicht, daß dieſe Reinheit des Weibes jetzt etwa ſeltener ſei als je; ſuchet ſie nur zu allen Zeiten, und ihr werdet ſie ſtets finden, wo ſie am wenigſten geſucht wird.

Eine Zeit und ein Volk, wo man die Frauen nicht ehrt, iſt eben darum eine ſchlechte Zeit und ein geſunkenes Volk, und einſt wird das jüngſte Gericht von dem geſunkenen Männervolke des Zeitalters Vergeltung fordern für all die unzähligen ſtill und heimlich gefloſſenen Thränen und erſtickten Seufzer der verkannten, zertrümmerten und niedergedrückten Weiblichkeit!

Der Liebe und des Ruhmes Kranz.

Vergebt, Ihr Herr'n, der Dichter ſelbſt, aus deſſen Händen
Ich dieſe kleine Dichtung hier erhielt,
Rieth mir, mich an die Frauenwelt zu wenden
Mit ſeinem ſchlichten Phantaſie-Gebild;
Er meint, das Frauenherz nur kann entſcheiden,
Ob er erfaßt, wie dieſes wunderſame Ding
Empfindet, ſchlägt und pocht im Suchen und im Meiden;
Und wann und wie es Lieb' am liebſten je empfing;
Wie Lieb' muß nahen, und wie Lieb' muß kommen,
Wie Lieb' muß ſprechen, und wie Lieb' muß fleh'n,
Wenn ſie als Lieb' im Herzen ſei willkommen,
Wenn Gegenlieb' ſoll Lieb' entgegen geh'n! —
Ihr werdet mit uns Beiden doch nicht rechten,
Am Ende ſchlägt es doch in Euer Reich,
Denn wenn die Frauen Kränz' und Körbe flechten,
So flechten Beide ſie ja nur — für Euch —!
D'rum lauſcht und ſchaut die Frauen an zuweilen,
Mit Eurem Kenneraug', ſo ſehr geübt;
Und ſcheinen ſie der Dichtung Sinn zu theilen,
Dann applaudirt nur, wenn es Euch beliebt.

* * *

Am Rhein, da wo die Welle an des Ufers Saum
Sich bricht und murmelt wie im Morgentraum,
Da lebt' ein Mädchen, wunderſamlich hold,
Von Elfenhand das blonde Haar gerollt,

Das Aug' gefüllt mit Abendhimmels Blau,
Ein Zauberſchloß des Mädchens Gliederbau,
Des Mädchens Blick, ſo klar, ſo lieb, ſo traut,
Dem Sterne gleich, der ſich im Rhein beſchaut,
Des Mädchens Wort, ſo ſüß, ſo fromm, ſo hell,
Gleich Glockenton aus ſtiller Prieſterzell';
Des Mädchens Gang, ſo flink, ſo leicht bewegt,
Der Blüte gleich, die ſich im Weſte regt,
Des Mädchens Herz, ein unbeſchrieben Blatt,
Auf das noch Lieb' kein Wort gezeichnet hat,
Das wie im ſtillen Thal ein ſtiller See
Bewacht nicht wird vom tiefen Liebesweh.
Im ſelben Ort lebt auch ein Brüderpaar,
Die liebten Beide ſie, ſo tief als wahr,
Doch ihre Liebe nicht, und nicht ihr Schmerz
Erregten ihr das ruhig ſtille Herz;
Und als ſie jahrelang geworben vergebens in Lieb',
Als kalt und fühllos ſtets die Jungfrau blieb,
Da litt es Beide nicht länger im Heimathshaus,
Es trieb ſie fort, und es trieb ſie hinaus
Mit Qual und Thränen, und mit Weh und Ach,
Verlaſſen Herd ſie, Haus und Heitmathbach,
Und zu verſüßen, was das Leben Bitt'res bot,
Erwählen ſie die Kunſt zum Herzkleinod!
Denn Kunſt iſt ja das ſüße Himmelsbrot,
Das Gott bei Leid und Weh dem Leben bot;
Es iſt die Kunſt der klare Götterhauch,
Der küßt die Blumen wach am Dornenſtrauch,
Es iſt die Kunſt ein ſüßer Tropfen Thau,
Der niederfällt vom nächt'gen Himmelsblau,
Der in des Herzens kranke Muſchel fällt,
Und da zur Perle wird für alle Welt;
Es iſt die Kunſt ein Auferſtehungsruf,
Der niedertönt von dem, der uns erſchuf,

Der aus dem Herzensgrab' erſtehen heißt
Zum ew'gen Leben den verklärten Geiſt!
Und wer der Kunſt ſich wirft in off'nen Arm,
Geneſ't von Lebensleid und Liebesharm!
Wer Kunſt geliebt, wer treu ihr immer blieb,
Dem ſchenkt die Kunſt auch ſicher Gegenlieb'!
Die Brüder widmen ſich der Kunſt, die lang verkannt,
Der Kunſt, die einſt geirrt von Land zu Land,
Die Kunſt, die Herzen rührt und ſüß belebt,
Die Ideale in das kahle Leben webt,
Die oft durch Thränen ſchweres Herz macht leicht,
Die oft dem Gram den Kelch der Tröſtung reicht,
Die auf der leichtbewegten Linnenwand
Die Menſchen und die Welt hat feſtgebannt;
Die auf der flücht'gen Well' des Augenblicks
Herauf beſchwört die Stürme des Geſchicks,
Die in der Hand des Lebens Spiegel trägt,
Die Herzen läutert, Herzen ſüß bewegt,
Die mit dem Dolch von Rauſchgold und Papier
Tyrannen ſtürzt und ſchwingt das Siegspanier,
Die Kunſt, die ihre Bilder ſchreibt in Sand,
Die Kunſt, die kein Examen je beſtand,
Die Kunſt, die das Katheder nicht erfand,
Die Kunſt, die, weil ſie nie ein Lai' verſtand,
In jedem Lehrling ihren Meiſter fand,
Die Kunſt, die, wie der Buſch im Wüſtenland.
Im ew'gen Feuer ſteht, von ſelbſt entbrannt,
Die Kunſt, die von der Stunde ödem Strand
Hinaus Euch ſchifft in ein ergötzlich Inſel-Land,
Für welche Nachwelt keine Kränze wand,
Die man belohnet mit dem Schall der Hand,
Die vielverdiente Kunſt, die Schauſpielkunſt genannt!

* * *

In einer großen Stadt im deutſchen Land
Erwählten beide Brüder dieſen Künſtlerſtand;
Und durch Beruf, Genie, durch hohe Luſt,
Den lohen Götterfunken in der Bruſt,
Erſtiegen ſie die Stufe höchſter Kunſt,
Und ihnen ward der Muſen und der Menſchen Gunſt;
Durch alle Gauen hin flog der Tragöden Ruhm,
Der Bühnenkunſt ein glänzendes Palladium,
Von fern und nahe kam der Fremden Schaar,
Bewund'rung zollend dieſem Künſtlerpaar,
Und auch vom fernen Rhein, von ihrem Heimathsort
Zog es das Mädchen, das einſt ſie liebten, fort,
War's Neugier, war es mehr? Sie war's ſich kaum bewußt,
Es drängte ſie ein namenloſ' Gefühl der Bruſt,
Daß ſie an Vaters Hand bald ankam an dem Ziel;
Und g'rad' an dieſem Tag war Trauerſpiel,
In welchem ſich das weltberühmte Brüderpaar
Den höchſten Lorbeer kränzte um das Haar;
Und Abends bei des Hauſes hellem Schein,
Voran auf allererſter Bank der Reih'n,
Da ſaß, erglüht in holder Lieblichkeit,
Das Mädchen harrend an des Vaters Seit';
Das Stück beginnt, der Vorhang geht empor,
Das Mädchen ſitzet da, ganz Aug' und Ohr,
Der Dichtung Sinn beſtricket ihr Gemüth,
Zu hohem Roth ihr Antlitz iſt erglüht;
Und ein Gefühl, gemiſcht aus Scham und Luſt,
Beſchleicht mit Wehmuthsfühlung ihre Bruſt,
Da tritt der eine Bruder auf die Bühn',
Ein lauter Jubelruf begrüßet ihn,
Und mit Begeiſterung beginnt ſein Spiel,
Sobald ſein Auge auf die Sitze fiel,
Und er erblickt die Theu'rſte auf der Welt,
Die er als heilig ſtets im Herzen hält;

Da ſchießt's wie Feuerſtrom ihm durch das Blut,
Sein Weſen hoch aufflammt in Himmelsgluth,
Begeiſt'rung zuckt ihn durch wie Blitzesſtrahl,
Er fühlt die Götternähe allzumal,
Und, angeſpornt von ihrer Gegenwart,
Sein Spiel zur höchſten Künſtlerblume ward,
Es reißet ſeine Red' und ſein beflügelt Wort
Unwiderſtehlich die entzückte Menge fort,
Der höchſte Geiſt belebt ſein Kunſtgebild,
Von Götterahnung iſt ſein Herz erfüllt,
Zu Thränen reißt er hin, zu ſüßem Schmerz,
Mit Wehmuthsſchauer füllt ſich jedes Herz,
Und wie er malt der Liebe Luſt und Qual,
Erdröhnt vom Jubelſchall der ganze Saal;
Und wie darauf die Bühne er verläßt,
Da ſchallt ihm nach ein jauchzend Jubelfeſt,
Von allen Seiten ſind ihm nachgeſandt
Der Blumen viel aus ſchöner Frauenhand,
Und einen gluthenvollen Siegesblick
Wirft er im Abgeh'n lächelnd noch zurück
Auf die Geliebte, die da ſaß und ſann und ſann,
Kaum wiſſend, daß die Thrän' vom Auge rann.
Da tritt der zweite Bruder auf die Bühn' heraus;
Auch ihn empfängt des Hauſes jauchzender Applaus,
Und er beginnt ſein Spiel mit Meiſterſchaft,
Die Rede ſtrömt vom Mund' mit Weih' und Kraft;
Da fällt in das Parterre hinab ſein Blick,
Er ſieht die Theure da, er fährt zurück,
Er wirft den Blick hinunter noch einmal,
Da zuckt's ihm durch das Herz wie Blitzesſtrahl,
Es ſchießt ihm plötzlich heiß durch Mark und Blut,
Es faßt ihn an wie wilde Fiebergluth,
Vor ſeinem Aug' es blendend ſchwirrt und flirrt,
Die Rede ſtockt, er ſcheint verzagt, verwirrt,

Vergeſſen hat er, was er ſagen muß,
Zerriſſen iſt der Rede ſtolzer Fluß,
Er ſtockt, er lallt, er weiß nicht, was er ſpricht,
Die Menge horcht und ſtutzt, verſteht ihn nicht,
Er bebt und zittert, ſteht dann ſtarr und ſtumpf,
Ein Murmeln gehet durch die Menge dumpf,
Und unter lautem Pochen wankt er bebend ab,
Ein matter Blick nur fällt auf ſie hinab.
Nicht weiter wird geſpielt, das Stück iſt aus,
Im lauten Unwill' geht das Volk nach Haus;
Das Mädchen doch verläßt das Haus noch nicht,
Sie gehet auf die Bühn' mit blaßem Angeſicht,
Und als gefunden ſie das Brüderpaar,
Nimmt ſie der Kränze zwei aus ihrem Haar,
Und zu dem Einen ſpricht ſie züchtiglich:
„Der eine Kranz allhier, der iſt für Dich!
Du zeigteſt heut' Dich mir im Künſtlerglanz,
Dir ziemt mit Recht dafür des Ruhmes Kranz!

„Denn glücklich, wem in ſeines Lebens Tagen
   Die Stirne ſchmückt des Ruhmes grüner Preis;
Vom Himmel wird in einem gold'nen Wagen
   Des Lorbeers ewig unverwelklich' Reis,
Auf Weſtwindwolken erdwärts hingetragen,
   Auf hoher Götter Rathſchluß und Geheiß,
Auf weſſen Haupt der Lorbeer fällt hernieder,
Dem küßten Götter wach die Augenlieder!

„Dem küßten Götter wach die Augenlieder,
   Dem küßten Götter wach das taube Ohr,
Daß er vernimmt die unvernomm'nen Lieder
   Der Nachwelt laut, die ſich ſein Lob erkor;
Daß er erblickt das glänzende Gefieder
   Der Ewigkeit am lichten Himmelsthor;

Daß aus der Zukunft dichtverhüllter Ferne
Ihm leuchten ſeines Ruhmes gold'ne Sterne!

„Ihm leuchten ſeines Ruhmes gold'ne Sterne,
Er wird zum Licht ſich ſelbſt auf ſeinem Pfad;
Zum Lebensbaum pflanzt er ſich ſelbſt die Kerne,
Die Blüten ſchon genießet er als Saat;
Auf irdiſch' Glück verzichtet er hier gerne,
Und Lieb' lebt nicht in ſeinem Herzensrath,
So ſoll der Kranz des Ruhmes Dich beglücken,
Wer Lorbeer ſucht, will keine Roſe pflücken!"

Darauf nimmt ſie den zweiten Kranz und ſpricht
Zum Andern mit erglühtem Angeſicht:
„Es iſt die Lieb' ein ſonderbar und eigenſinnig Ding,
Iſt heute Löw' und morgen Schmetterling:
Wenn man ſie ruft, ſo kommt ſie ſicher nie,
Ruft man ſie nicht, kommt ſie, man weiß nicht wie;
Wo ſie das Herz beglückt, davon ſie ſchnell enteilt,
Wo ſie die Herzen bricht, ſie treu und feſt verweilt,
Wer ihr entläuft, dem jagt ſie nach mit Haſt,
Wer auf ſie ſucht, bei dem hat ſie nicht Raſt;
Sie iſt ein Kind, doch nimmt man's auf den Schooß,
Und liebkoſ't es, ſo wird es rieſengroß,
Sie iſt auch blind, doch ſündigt man ein Bischen d'rauf,
So ſchließt ſie plötzlich tauſend Augen auf.
Von was lebt Lieb'? Von wunderbarer Koſt!
Die Thrän' iſt ihr des Augenapfels ſüßer Moſt;
Ein Schwur, ein Seufzer, ein beſchrieben Blatt,
Ein Bischen Haargewind, das macht ſie ſatt.
Und woran ſtirbt die Lieb'? Sie ſtirbt an Hungersnoth,
Wenn Treue fehlt, denn Treue iſt der Liebe Brot;
Sie ſtirbt gerad' wie ein Mimoſenblatt,
Man faßt ſie unzart an, ſie welkt dahin, wird matt;

Sie ſtirbt ſo wie die Eisblum', die am Fenſter ſprießt,
Ein bloßer Hauch, ein rauher Wind und ſie zerfließt.
Und mit was ſpricht die Lieb'? Mit Liebes-ABC,
Beginnt mit einem Ach, und ſchließt mit einem Weh!
Wen aber liebt die Liebe allzumeiſt?
Der ihr zumeiſt das zarte Herz zerreißt,
Der für die Wunden, die ſie ſchlägt,
Kein Wunder-Mittel bei ſich trägt,
Der nicht mit einem dürren Lorbeerblatt,
Geheilt das Weh der Liebe hat,
Dem Liebe ſelbſt ſo Alles iſt,
Daß er darob auf Ruhm und Kunſt vergißt!
Denn Ruhm will in Geſellſchaft ſein,
Doch Liebe geht für ſich allein,
Denn Ruhm lebt nur in Red' und Wort,
Doch Liebe lebt nur ſchweigſam fort,
Denn Ruhm der Nachwelt nur entgegen harrt,
Doch Liebes-Welt heißt: Gegenwart!
Und weil Dir Lieb' war mehr als Ruhm und Glanz,
So reich' ich liebend Dir den Liebes-Kranz!“

Scherz und Ernſt über Leben und Kunſt.

Ja, dieſes Leben iſt mehr denn ein bloßes Pflanzendaſein, mehr als eine bloße Vorſchule des Todes, mehr als ein bloßes Kerkerathmen, mehr als ein bedeutungsloſes und unverſtandenes Ding! das ſagt uns jede geſtirnte Nacht, das ſagt uns die Süßigkeit verſtohlen vergoſſener Thränen, das ſagt uns die tiefe Sehnſucht nach etwas, das nicht im Leben iſt, und das nicht geſtillt wird, nicht von dem Goldglanze des Glückes, nicht von den Luftblaſen der Ehre, ſelbſt nicht von den Seligkeiten zärtlicher und erwiederter Liebe; das ſagt uns der fortbebende Laut entfernter harmoniſcher Töne, Alles, Alles das ſagt uns, daß ein tieferer, heiligerer Sinn des Lebens weiße Blätter fülle, daß es ein ſinn- und bedeutungsreiches Räthſel iſt, deſſen Auflöſung wir erſt am Leichenſteine zu leſen bekommen!

Die Frauen haſſen nichts mehr, als Vorreden, lieben nichts mehr, als Nachreden, laſſen ſich gerne Vieles einreden, aber ſelten etwas ausreden.

Alles lernen die Frauen, nur die deutſche Sprache nicht leicht. Daher kommt es auch, daß ſie Vieles unrichtig auffaſſen und ausführen. So wird zum Beiſpiel oft das ungewiſſe „Mädchen“ zur „Frau“ (die), ohne daß ſie ſo thut, als ob ſie jetzt blos weiblich wäre. So behandeln ſie oft die abſtracten Hauptwörter: „die Treue,“ „die Sparſamkeit,“ „die Mutterpflicht“ ꝛc. blos als Nebenwörter; ſie leiden die eigenen männlichen Namen in der vielfachen Zahl; ſie verwechſeln das Geſchlechtswort „das“ mit dem Bindewort „daß“; ſie vertauſchen leicht das Nennwort „Mann“ mit dem unbeſtimmten „man“, oft auch mit dem Sammelnamen „Männer“; von den perſönlichen Fürwörtern kennen ſie nur die erſte und dritte Perſon „ich“ und „er“. In den Zahlwörtern nehmen ſie oft eine Null für eine Zahl, und das Zahlen für eine Null; in den Ordnungszahlen ſind ſie ganz fremd, gewöhnlich iſt ihnen der Erſte der beſte. Mit den Zeitwörtern gehen ſie gar falſch um, die längſtvergangene Zeit nehmen ſie in der gegenwärtigen, zum Beiſpiel „ich bin 18 Jahr alt,“ ſtatt „ich war geweſen“ ꝛc. — Oft ſagen ſie in der anzeigenden Art, was ſie doch in der verbindenden denken, zum Beiſpiel „ich könnte heirathen,“ ſtatt „O, daß ich heirathen könnte!“ ꝛc. Von den Hülfswörtern fordern ſie von ihren Geliebten nur das „Haben“; zu „Sein“ braucht er gar nichts. Von den Umſtandswörtern kennen ſie blos das „gegen“ und „wider“ ꝛc. ꝛc. Man ſieht alſo, wohin es führt, daß das weibliche Geſchlecht die Sprache nur oberflächlich verſteht.

Es gibt weibliche Weſen, die nichts als Seele ſind, aber ohne es ſein zu wollen. Ihr Körper iſt ſo zu ſagen nur der ätheriſche, durchſichtige, klare Spiritus, in welchen der Schöpfer die Seele zur Erhaltung in der verweſenden Erdenluft geſetzt, und die wir in dieſem kryſtallreinen Elemente faſt beſchauen können. Ja, wir ſehen die Seele eines ſolchen zarten klaren Weſens auf der Antlitzfläche ſich ſonnen, wir folgen ihrem Spiele in den durchlaufenden Lineamenten des lebendigen Mienenſpiels, und wir tauchen bis auf den Grund dieſer waſſerhellen Seele durch die runde, geſchliffene, glanzfeuchte Taucherglocke ihres freien, offenen und klaren Auges. Ein ſolches Weſen iſt ein wahres Blümchen Augentroſt (Euphrasia), und ihr Kennzeichen iſt, daß wir uns ſtets heliotropenartig zu ihr hinneigen, um ſie regellos anzuſchauen, aber es iſt nicht das vampyrartige, gierige Einſaugen der Blicke, es iſt nicht das Drehen der geöffneten Paſſions- und Leidenſchaftsblume nach der glühenden Sonne ſeines Wunſches, es iſt das Erſchließen der zarten Nachtviole dem keuſchen Mondlichte, dem milden Sternenſchein; wir ſehen ſie an, wie wir das Sternenblatt betrachten, wie wir im Dunkeln nach dem Schein eines fernen Lichtes ſchauen, wie wir mit den Augen ausruhen auf einer herrlichen Landſchaft, die, in reizenden Maſſen vom Mondlicht umgoſſen, ſich vor uns aufthut.

Es iſt ſonderbar, daß das Mädchen mit den kleinſten zierlichſten Füßchen als Weib den größten drückendſten Pantoffel hat, und die ſcharfſichtigſten, thätigſten Jünglinge die kurzſichtigſten und leidendſten Ehemänner werden.

Schriftſtellerinnen haben die Eitelkeit, daß ſie ihrem Namen immer das „geborne von“ hinzuſetzen. Ei, in der Literatur ſind die rechten Muſenſöhne alle gleich wohl und gleich hoch (am Parnaß) geboren. Wollen ſie aber nun ſchon das „geboren“ durchaus beibehalten, ſo ſollten ſie wenigſtens „geboren zu“ und nicht „von“ ſchreiben, zum Beiſpiel „geboren zu Trauerſpielen,“ „zur Romanſchriftſtellerin“ rc. rc., ſo würde man doch wiſſen, daß ſie dazu geboren ſind, wenn man es auch aus ihren Schriften nicht erſieht.

Warum hängt das Triumphkleid der Freude nur leicht und locker um unſ're Schulter, und das feingewebte, thränennaſſe Neſſeltuch des Schmerzes legt und ſchmiegt und wickelt ſich an und um uns an, feſt und unherabreißbar, wie das Neſſuskleid der Dejanira?! Ach! jede helle Lebenserſcheinung wirft einen dunklen Schatten hinter ſich! So wird das Segelſchiff unſerer Gefühle zugleich von dem Segelhauch der Freude und von dem Haarſeile der Wehmuth fortgezogen, und eben mitten in den ſtrotzenden Macbethtafeln der Luſt ruft's plötzlich in uns: dorthin ſchau! und zeigt auf die geſtaltloſe Geiſternähe einer traurigen Empfindung! Aber hat das Geſchick nicht dem brennendſten Schmerze wie dem Salamander kühlende Tropfen gegeben? Blüht nicht in jedem Erdenleiden, wie auf der perſiſchen Seeneſſel, die himmelblaue Blüte, die Thräne, dieſe ſchmerzſtillenden Tropfen des himmliſchen Vaters? der höchſte Grad von Schmerz bleibt auf dem Siedpunkte der Unerträglichkeit nur einen Augenblick ſtehen; nach der längſten kummerſchweren Erdennacht folgen immer kürzere und kürzere. Die hochgehenden Wogen des Unglücks tragen uns nur höher zum Himmel, und wenn wir alle Wünſche über Bord geworfen, wenn alle ausgeſetzten Hoffnungsboote umſchlagen, wenn das ganze Freudenſchiff zerſchellt, o! dann, ja dann nur drücken wir das rettende Brett deſto inniger an unſ're Bruſt, — die Liebe zu Gott!!

Kunſt! Künſtler! das ſind jetzt die Hutſchmännchen unſerer Zeit, und beſonders unſerer Theaterwelt! Künſtler! Künſtlerin! das ſind die falſchen Schaumünzen, die Recenſenten bei ihrer papiernen Krönung an dem Janhagel der Kunſt mit vollen Händen auswerfen. O! ſündiget nicht auf das geduldige Papier los! ſetzt eine katoptriſch-dioptriſche Linſe auf und ſeht, wie leer dieſe Hülſen ſind! Setzt die rechten Gehörtrichter an Euer Ohr und hört, wie hohl es klingt! Von den Dutzenden, die ihr mit dem Namen Künſtler belegt, iſt es oft kaum der Dreizehnte! die Toga macht den Römer nicht, das Schwert den Helden nicht, das Schreien und Lärmen den tragiſchen, Trivialitäten und Gemeinheit den komiſchen Künſtler nicht!

Erſt verſpricht man ſich zur Ehe, dann traut man ſich, das iſt ſchlecht; man muß ſich erſt trauen, dann verſprechen. Man verſpricht ſich, das iſt wieder ſchlecht, man ſollte nicht ſich, ſondern einer dem Andern frohe Tage verſprechen.

Das Weib liest Romane, um einen zu ſpielen, der Mann ſpielt Romane, um einen zu ſchreiben.

Schmollen und Brummen.

Er.

Der Eheſtand, das iſt ein ſüßer Stand,
Wenn nur das Schmollen gar nicht wäre.
Und wer das Schmollen einſt erfand,
Das war kein Ehemann, auf Ehre!
Iſt ſeinem Weibchen man auch noch ſo hold,
So ſitzt ſie dennoch oftmals da — und ſchmollt.

Sie.

Der Eheſtand, das iſt ein ſüßer Stand,
Wenn nur das Brummen gar nicht wäre.
Und wer das Brummen einſt erfand,
Das war kein Eheweib, auf Ehre!
Wenn man den Mann auch noch ſo ſanft umſummt,
So geht er dennoch oft herum — und brummt.

Er.

Wenn ſie des Morgens früh erwacht,
Sag' ich ihr zärtlich guten Morgen.
Da hab' ich's ſchon nicht recht gemacht,
So muß ich plötzlich wohl beſorgen,
Ich ſagt's nicht ſo, wie ich geſollt.
Sie trinket ſtill Kaffee — und ſchmollt, und ſchmollt.

Sie.

Wenn zeitlich ich im Negligée
Den Morgenkuß ihm bringe,
Da merk' ich es ſogleich, o weh!
Ihn ärgern früh ſchon alle Dinge,
Er geht herum, und „hum't“ und „hum't“,
Er ſtopft die Pfeiſe ſich — und brummt, und brummt.

Er.

Ein Glück iſt's, wenn das Weibchen weint,
Vorüber geht das wie ein Regen;
Das Schmollen aber, das erſcheint
Wie eine Dachtrauf' uns dagegen,
Das murmelt ſtets, als wär's für Lohn und Sold,
Sie trinket ſtets Kaffee — und ſchmollt, und ſchmollt.

Sie.

Wie freundlich nenn' das Schelten ich,
Ein Blitzſtrahl iſt es, der bald endet;
Nur Brummen nenn' ich fürchterlich,
Dem Donner gleicht's, der niemals endet;
Nicht laut iſt er, nicht ſtill und nicht verſtummt,
Er ſtopft die Pfeife ſtets — und brummt, und brummt.

Er.

Ich denke oft: Sei doch galant,
Und bild' dir ein, es ſei ein' Andere.
Ich kauf' ihr Schmuck und allerhand,
Daß es mit einem Verschen zu ihr wand're,
Vergebens ſpricht der Vers, und auch das Gold,
Sie ſchielt die Sachen an — und ſchmollt, und ſchmollt.

Sie.

Ich denke oft: es iſt ein Mann,
Die ſind ſo ſtark in ſchwachen Seiten,
Ich ſchmeichle dieſem, wo ich kann,
Ich red' ihm zu, doch auszureiten,
Ja, mit dem Pferde wird getrillert und geſummt,
Er ſteigt vom Pferde ab — und brummt, und brummt.

Er.

Sie iſt erpicht, ſtets einen Kreis
Von Beaux esprits um ſich zu ſchlingen.
Ich geb' mir Müh' in Angſt und Schweiß,
Ihr Dichter, Sänger in das Haus zu bringen,

Sie liest und ſingt, ſie tanzt und tollt,
Der Kreis geht fort — ſie ſchmollt, und ſchmollt.

Sie.

Redouten machen ihn oft froh,
Das weiß ich ſchon ſeit vielen Jahren,
Schnell bring' ich einen Domino,
Er muß mit mir zum Balle fahren:
Wie luſtig iſt er da, wenn er vermummt,
Er legt die Maske ab — und brummt, und brummt.

Er.

Wie gerne möchte ich das Brummen laſſen,
Laſſ' du das Schmollen ſein, mein Kind.

Sie.

Es ſei, ich will beim Wort dich faſſen,
Obſchon der Mann ſtets mehr dabei gewinnt!

Er.

So? mehr? hm! hm! hm! — — —

Sie.

— — — — da brummt er wiederum!

Er.

Verzeih'! es war gewiß der letzte Brumm!

Beide.

Wohlan, von jetzt ſoll Schmollen und auch Brummen,
Für — heute wenigſtens — verſtummen.

Abend-Viſion.

Die Königin unſeres Welttheaters, die Sonne, ſank hinter den Gebirgs-Couliſſen unter, und zog die lange, rothe, purpurne, mit goldenen Wolkenflitterchen beſäete Abendroth-Schleppe über den ganzen weſtlichen Himmel nach. Im Zwiſchenacte von Tag und Nacht erſcholl die Hofkapelle der Natur, der Geſang der Luftbewohner und der Oſthimmel ſteckte ſchon immer mehr und mehr die ſchimmernden argandiſchen Lampen an, über welchen die blaue Decke wie eine ſchützende Veilchenglocke hing. Der letzte verklingende Ton der Abendglocke bebte wie der Scheidegruß des dahin geſchwundenen Tages durch ſtillwehende Zweige. Ich öffnete das Fenſter und ſah hinaus in die Unendlichkeit, in den Raum, die Wiege und das Grab aller Weſen. — In dem Oberhauſe war die Pairskammer der Sterne ſchon verſammelt, — gerade über mir ſchimmerte das Siebengeſtirn, die Septemviraltafel dieſer leuchtenden Welten; die Natur hielt ihren Athem an, und die heilige Stille lag wie eine Sargdecke auf dem geſchloſſenen Auge der Welt, — ein warmer Hauch wie der leiſe Seufzer eines unausſprechbaren Bangens wehte durch die Luft, und zog mich hin in das ſüße Laubad der Sehnſucht, — namenloſe Empfindungen und Schmerzen legten ſich wie elaſtiſche Bruſthütchen warm und geſchmeidig an mich an, und die dünnen Schuppen ſielen ab von den Schnittwunden der Liebe, und rothe, glühende Tropfen quollen heiß aus ihnen heraus, und die Eismützen der kühlenden Zeit zerſchmolzen an dem Hauche einer glühenden Sehnſucht; und Lyſſa's Andenken tauchte wie eine neue, noch unbewohnte Inſel der Seligen aus meinem Herzen auf. — Ich glaube ſie zu ſehen, und die leiſeſten Conturen wurden mir anſichtig. Der Goldſchimmer ihrer Lockenfülle, das Aetherfeuer, das wie ein Freudenfeuer der jubelnden Natur aus der Augenkehlchen leuchtete; das Lächeln, das wie ein Engelkind mit den Lippenroſen ſpielte; das durchſichtige Sultanstuch überirdiſcher Reize, das ihr Geſicht umwehte; der Rhythmus ihrer Bewegungen; Alles das ſpielte wie ein Sonnewendefeuer vor meiner trunkenen Phantaſie. — Ich ſog mit langen gierigen Zügen wie ein Taubſtummer an der Süßigkeit der Täuſchung, und in mir ſprang der Springquell reiner Wonnen, und mein Herz ſchlug heftig; und Alles um mich zerrann in einen freundlichen Nebel, und in den Augen ſchwammen mir die zarten Waſſerpflänzchen des ſüßen Wonnemeeres, die Himmelsſchlüßlein der Empfindungen, und in dieſen lichten Waſſerwölkchen brachen ſich die Sternenſtrahlen, und alle Farben des Regenbogens glänzten und ſchimmerten in mein Inneres zurück. Ich war aufgelöſt in eine einzige Empfindung einer ſtummen, ſtillen und doch glücklichen Liebe; — alle Blutegel des Haſſes, der Feindlichkeit, des Neides, ſielen ab von mir, und aus ihren dreiſpitzigen Wundritzen floß aus das empörte Blut der Leidenſchaften, und das Gift der Liebloſigkeit. — Ich hätte meine Fühlhörner ausdehnen mögen, daß ſie die

Unendlichkeit umfaßten, und meine Gehör-Maſchinen legen mögen an alle Weſen der Natur, um zu wiſſen, ob auch ihre Pulſe in ſo klarer Seligkeit klopfen! Ich wollte mich hinbeugen auf Lyſſa's Hand, die wie die Hand der Ewigkeit mir aus lichten Wölkchen entgegenſtrahlte, und rufen: „O Lyſſa, laß in einem Kuſſe mein ganzes Leben verſiegen." Da ſtieß ich die Stirne an die Fenſterſcheibe; — ich erwachte aus der Täuſchung; die Geſtalt verſchwand. — Die Thränen-Aehre ſank von der eigenen Fülle ſchwer zu Boden, und mein Herz ſchloß ſich zu wie eine Auſterſchale. — Das Siebengeſtirn ſtand noch über mir, und ſchien mich mit ſeinen Vexir-Spiegeln hohnzunecken! — Alle Sterne ſchienen mit Spott auf mich herabzuſchauen, und die Luft dünkte mir ſchneidend und kalt, wie aus den Eisſpalten der Vernichtung hervorgequollen. Durch einen ſtehenden Nebel wogten die Umriſſe einer gigantiſchen Felſenmaſſe, und oben auf dem unerſteiglichen Gipfel ſtand Lyſſa, ſpielend mit den Sternen, nahm ſie wie Lettern aus dem runden Setzkaſten des Himmels, und ſetzte das Wort „Entſagen" zuſammen; ich ſank nieder im Schmerzkrampf der Gefühle, und die Goldader-Knoten der Hoffnung ſprangen in meinem Herzen auseinander, die Erſchütterung untergrub die Säulen der Standhaftigkeit; mein Auge erblindete bei dem Fackeltanz der Geſtirne, meine Bruſt zog ſich krampfhaft zuſammen, und in dem Buche meines Lebens war ein leeres Blatt eingeſchloſſen. Da fühlte ich mich von einem ſtehenden Dufte eingeſchloſſen, und eine Hand faßte mich, die Hand war nicht kalt anzufühlen, aber kein Pulsſchlag belebte ſie, keine

Blutader rollte in ihr, — der Duſt, der mich umgab, ſtand dicht wie eine Säule, und ich wurde von der unſichtbaren Hand ergriffen und mit ihm weggeführt.

Als ich mich von meiner Stelle wegbewegte, klang's hinter mir, als wenn ein Weltbeben das Univerſum zum Tode läutete — alle Körper fielen wie Sägeſpäne hinter mir weg, und die Hand leitete mich ſtarr und bewegungslos über die höchſten Bergrücken; und in der Tiefe unten rauchte die Schädelſtätte von Millionen Menſchengeſchlechtern, und darüber ſtand eine Bluteisdecke, und ein unendliches Gewinſel zertretener Jahrtauſende quoll zu mir herauf; und mir gerann das Blut in den Adern; und ein Schwindel ergriff mich, und ich ſtürzte hinab in das Gewinſel. — Da fühlte ich mich einen Augenblick ſchweben auf dem ſtockenden Blutdampfe, die unſichtbare Hand ergriff mich wieder und zog mich hinauf in die Luft; und unter mir hing an einem ſchwarzen Kloben das ganze Weltall, wie die gegerbte Haut einer Rieſenſchlange, ausgedorret und ſchwarzſcheußlich, und auf dem Bauche und Rücken waren die einzelnen Welten, wie falbe Punkte und Flecken ſichtbar, und der Wind ſpielte mit der hängenden Haut, und dorrte ſie immer mehr aus. — Da klang's dumpf, wie das Zuſchlagen eines Sargdeckels in mir, und der letzte Funke verglimmte in mir, — da ergriff ſie mich, die kalte unſichtbare Hand, und führte mich ſchnell, wie die Windsbraut, fort durch die wogende Luft, und ein heller Klang floß durch die Wolke, und der letzte Glockenſchlag der Zeit erſcholl, und zerriß den ſtehenden Duſt, der mich eingeſchloſſen hielt, — über —

unter — neben — und um mich ſah ich weiße und ſchimmernde Sonnenpunkte, und die Punkte wurden immer größer, floßen in ein großes Lichtmeer zuſammen, und in dieſem Lichtmeer ſchwammen, in ein ewiges Lächeln getaucht, die verklärten Geſichter aller meiner Freunde und Jugendbekannten wie Waſſer-Lilien; und in jedem ihrer Augen quoll eine zitternde Perle, und in dieſer zitternden Perle zitterte das große unendliche Licht und zog mich hinab, — und wie ich mich hinneigte zu den ſchimmernden Geſichtern, verzogen ſie ſich in Eines, und ihr Lächeln ſchwamm zuſammen, und ihre Thränen floßen in einander, und das ganze Lichtmeer legte und wickelte ſich um mich, und ſtürzte mit mir durch die Unendlichkeit bis an die Pforte der Ewigkeit. Weg flogen die Riegel, — hinter mir verſchwand die Fallbrücke der Zeit — das Thor flog auf, und ein Sonnenrad ſchwang ſich im unendlichen Raum — ein nie verſiegender Glanz ſtrömte davon aus, und im Mittelpunkte ſchimmerte der Brennpunkt und ich erkannte Lyſſa. — Aber es war keine Geſtalt; es waren keine Formen; es war nur ein wogender Duft, ein Schimmer, und doch erkannte ich Lyſſa — ich ſtürzte nieder neben ihr, — es ziſchte wie ein Waſſertropfen, der auf glühend Eiſen fällt, und ich war aufgelöst in einem lichten Aether, und ſpielte im Abglanz Lyſſa's; — das große Sonnenrad drehte ſich um uns, und wir ſtanden unter der Kaskade ewigen Lichtes in einem Lichttropfen zuſammengeſchmolzen, und zogen unſterbliche Vereinigung aus dem um uns in Funken zerſtäubenden Strahlenfalle. — Da wehte es mich kalt an; ich erwachte aus meiner Viſion —

noch ſtand ich am Fenſter, ein kalter Luftzug hat mich erweckt. — Noch hing die blaue Kuppel ſternenbeſäet über mir — die blaſſe Mondesſcheibe leuchtete wie eine ſtille Dulderin mir zu, — die Stille ſprach mich ſo wunderſam an, — mir ward ſo wehmüthig, wohl, — eine warme Thräne ſtieg wie die ſüße Vorahnung der ewigen Vereinigung mit Lyſſa, mir ins Auge, ich fühlte mich ſo leicht, und mein Herz ſo voll banger, ſüßer Empfindungen, — es drängte mich, einem lebenden Weſen an die Bruſt zu ſinken; mein Mund verzog lächelnd zu einem ſeligen Weinen ſich, und die ſalzloſen Waſſertropfen quollen aus dem umflorten Auge, durch welches das beſternte All mir Friede und Hoffnung ins Herz blinkte. Ich ſank auf die Knie, und liſpelte die leiſen Worte durch die zarte, fortbebende Luft: „O Lyſſa, wenn du mir auch fern biſt, wie dort der glänzende Sirius, und die Unendlichkeit ſich wie ein Rieſe zwiſchen uns legt, hörteſt du auch nie den leiſen Seufzer meiner Liebe, und muß ich dich, wie die freundlich leuchtende Welt dort oben, von ferne anſchauen, und kniend anbeten; doch einſt, wenn dies Leben, das Vorwort der Ewigkeit, zu Ende geht, wenn aus den Sargritzen lächelnd die Geſtorbenen ausſteigen, wenn alle Wellen wie Tropfen, und alle Menſchen wie Infuſions-Thierchen in dieſen Tropfen in die Hand des großen Vaters zuſammenrinnen, dann bin ich in deiner Nähe, und ein Element: unſterbliche Liebe, wird uns umſchließen, und zu was ſich hier die Seele geneigt, muß ſich nach ewigen Geſetzen dort feſthalten und in ewiger Seligkeit umarmen!“

Die ſtille Woche.

Allein mit Dir, mein wundes Herz,
Mit Dir nur ganz allein,
Will ich in Andacht und in Schmerz
Die ſtille Woche ſein.

Berathen will ich inniglich
Mit Dir mich im Gebet,
Wenn durch das Weltall feierlich
Die Auferſtehung weht;

Erkennen möcht' ich nun zur Stund',
Was innig Dich bewegt,
Was Dich bis auf den tiefſten Grund
Zu Luſt und Leid erregt;

Ob eitel Ding und weltlich Gut
An Deine Thüre pocht,
Ob Dir Gelüſt nach ird'ſcher Gluth
Des Blutes Welle kocht.

Ich will mit leiſem Vater-Wort
Beſprechen Dich allein,
Auf daß Du Dich zu Deinem Hort
Erhebeſt fromm und rein.

Zu Deinem Hort, der für Dein Heil
Den Kreuzestod erkannt,
Der für Dein ew'ges Seelenheil
Vom Tode auferſtand!

O ſehe betend Dich nur um,
Wie rings, im vollen Licht,
Natur, ein heilig Kirchenthum,
Von Auferſtehung ſpricht.

Wie ſich das Gräschen, neu belebt,
Dem ſtarren Tod entringt,
Und friſch und jung das Haupt erhebt,
Und in die Lüfte dringt.

Der Baum, der ſchon geſtorben war,
Verdorrt bis auf ſein Haupt,
Er wird nun wieder blütenbar,
An Zweig und Aſt belaubt.

Und Blumen ſtehen prieſterlich
Vom Opferduft beſchwert,
Und ſchau'n empor und neigen ſich
In Demuth ſtill zur Erd'.

Die Lilie als Sakriſtan,
Sie hat zu Gottes Preis
Das Meßgewand ſchon angethan,
So zart und rein und weiß.

Aus jedem Kelche ſteigt empor
Des Weihrauchs heil'ger Duft,
Aus Büſchen ſteigt der Andachts-Chor
Der Lerche in die Luft.

Und Alles auf dem großen Rund,
Vom Menſchen bis zur Blum',
Es thut die Auferſtehung kund,
Zu Gottes Preis und Ruhm.

D'rum wird auch hier mein Erdenſtaub,
Des Leibes Weſenſchaft,
Der Macht des Todes hier zum Raub,
Zur finſtern Grabeshaft.

So ſchwingt ſich doch zum ew'gen Licht
Die Seele allzumal,
Wenn einſt der große Tag anbricht
Mit ſeinem Gnadenſtrahl.

Wer hier den Schöpfer lobt und preiſt,
Und ſchaut zu Gott hinauf,
Als reine Blume ſteht ſein Geiſt
Am ew'gen Frühling auf.

Lebende Bilder aus meiner Selbſt-Biographie.

Wie ſüß iſt die Erinnerung an die Kindheit! Wie lieblich iſt der Gedanke an die Jugendjahre!

Kindheit! Maimorgendämmerung des Daſeins! Jugend! Frühlingsſonnenaufgang des langen Lebenstages! Kindheit, Jugend, reizende, ſüße Vignette und Titelblatt des Menſchenbuches, leichtgeſchürzte, flüchtige Vorläufer und Blumenſtreuer vor dem ſchweren Geſpann des nachrollenden Alters; ſelig, wer mit entzückender Erinnerung von Euch reden kann! Selig der, dem Ihr im Gedächtniß daſteht, reichgeſchmückt und lichtumfloſſen, und ihm die Arme öffnet jeglichen Augenblick, wenn er im Lebensſtrome aufwärtsſchwimmt zur Quelle der Jugend! Dreimal ſelig der, deſſen Erinnerung ſich das Gedächtniß an Kindheit und Jugend zurückgelegt hat als Nothpfennig für die alten Tage, der die goldnen Schau- und Krönungsmünzen, welche die tanzende Jugend auf ſeinen Weg geſtreut, in der Erinnerung eingeſammelt hat, um in ſpäterer Zeit von den einzelnen Stücken ganze Jahre zu vergolden!

Ich, ich hatte keine Kindheit! Ich hatte keine Jugend!

Dieſe zwei goldnen Einleitungsblätter fehlen in meinem Lebensbuche! Die Kindheit, dieſer farbige, buntgemalte Anfangsbuchſtabe, iſt weggeriſſen von der langen Zeile meines Daſeins!

Ich hatte keine Kindheit, keine Jugend! Nicht Gängelband und nicht Rollwägelchen lernten mich gehen, ſondern ich ſchlug mir ſo lange die Naſe blutig, bis ich gehen konnte! Ich hatte keinen Namenstag und keinen Geburtstag! Mir wurde kein Bindband, und mir leuchtete kein Kerzchen eines Weihnachtsbaumes! Ich hatte kein Spielzeug und keinen Spielgefährten! Ich hatte nie Ferien, und wurde nie ſpazieren geführt! Mir wurde nie eine Freude gemacht, ich erhielt nie eine Belohnung, ich wurde nie mit irgend einem Sächelchen überraſcht, ich erfuhr nie eine Liebkoſung! Kein ſchmeichelnder Ton führte mich zum Schlummer und kein freundlicher Laut rief mich zum Erwachen!

Die zwei leuchtenden Augen des Lebens: Kindheit und Jugend hat mein Schickſal mit einem ſchwarzen Pflaſter bedeckt! Sie exiſtirten nicht für mich mit ihrem Licht und mit ihren Strahlen, nur mit ihrem Brennen und Stechen und tiefen Weh!

Das Flügelkleid des Lebens war für mich eine Zwangsjacke! Ich wurde gefüttert mit Drangſal, großgezogen mit Schlägen, gebadet in ewigen Drohungen, unterrichtet in Entbehrungen, ich bekam Schwimm-Lectionen in Thränen und Turnunterricht mit dem nie raſtenden ſpaniſchen Rohr eines Hauslehrers!

Vergebens blättere ich zurück, und blättere ängſtlich und ſuche mit ſpähendem Auge in dem Kalender meiner Kindheit, da finde ich keinen Tag, der angeſtrichen wäre mit dem Roth eines Feſttags; da iſt keine Stunde, die bezeichnet wäre mit irgend einer winzigen Freude, da iſt keine Minute, die überdeckt wäre mit dem dünnſten Goldſchlägerblättchen eines kindlich-frohen Augenblickes!

Wenn ich in einſamen Stunden auf- und abſchreite und herumwandle in den Ruinen meiner früheſten Lebenstage, da begegnet mir nur eine traurige, weibliche Geſtalt, mit niedergedrücktem Gang, mit blaßblauen, in Thränen geübten Augen, mit leidenden, in Duldung ergebenen Zügen, gebückten Hauptes, kränklich und willenlos, mild und in Reſignation aufgelöst, und dieſe Geſtalt fuhr mit feuchtkalten, fleiſchloſen, zarten und weißen Händen über die brennenden, von Thränen überſchwemmten Wangen, und ſagte nichts, als faſt tonlos mit ſterbender Stimme: „Sei ſtill, Moriz, es wird ſchon wieder gut werden!“ Dieſe Geſtalt war meine Mutter! Ach, ſie hatte ein Herz voll Liebe, voll inniger, herzlicher Liebe für alle, alle Menſchen, und auch für ihre Peiniger, und nun gar für ihre Kinder! Aber dieſes Herz war gebrochen, in allen Adern grauſam höhniſch zerriſſen, an ſeinen zarteſten Fäden zerriſſen, und als ich eines Morgens erwachte, trugen ſie einen ſchwarzen Kaſten hinaus, und ich ſah die liebliche, leidende, zärtliche Geſtalt nicht wieder, und keine zarte Hand fuhr mehr über meine thränennaſſen Wangen, und kein ſüßer Laut ſprach mehr: „Sei ſtill, Moriz!“ Ich hatte keine Mutter mehr, ich ſah ſie nicht wieder!

Aber doch, doch! Ich ſah ſie wieder! Dreißig Jahre ſpäter! Man wird lächeln! Und doch! Und doch!

Noch ſteht ein Samstag vor mir, ich ſollte große Prüfung aus dem „Talmud“ machen! Die Rabbinen des

Ortes waren eingeladen! Es ging Alles vortrefflich! Die Rabbinen waren außer ſich über meine Capacität, und prophezeiten, ich werde ein großer Rabbiner werden! Mein Vater hatte den großen philoſophiſchen Grundſatz: „Man muß den Kindern nie zeigen, daß man ſie lieb hat!“ Ein Grundſatz, der hie und da noch gang und gebe iſt, und wie ein Gifthauch über die zarte Pflanzung der kindlichen Liebe im Herzen des Kindes hinfährt!

Ich war auf eine Belohnung gefaßt und weinte bitterlich. Da kam die blaſſe Geſtalt, die Leidensfrau, meine Mutter, mit einem kleinen, ſeidenen Tüchlein in der Hand und fuhr mir mit den zarten weißen Händen über das Antlitz und trocknete meine Thränen und ſagte: „Sei ſtill, Moriz, es wird ſchon wieder gut werden!“ und knüpfte mir das ſeidene Tüchlein um und weinte ſelbſt ſtill dabei.

Nach dreißig Jahren lag ich in München am Nervenfieber darnieder. Meine Collegen, die Journaliſten, hatten ſchon meinen Tod verkündet. Das Hirn glühte in meinem Kopfe, mein Blut floß wie Lava durch die Adern, es hämmerte an meinen Gehirnwänden, die Denkkraft flatterte wie ein vom Sturm zerfetzter Wimpel auf meinem Gedankenſchiffe hin und her, und meine Pulſe ſchlugen wie die Planken eines kecken Fahrzeugs auf erzürnten Wellen. Es war Nacht und öde Stille um mich herum, da öffnete ſich die Zimmerthüre und hereintrat oder ſchwebte vielmehr eine traurige weibliche Geſtalt, mit blaßblauen, in Thränen geübten Augen, mit leidenden Zügen, es war meine Mutter! In der Hand hatte ſie dasſelbe ſeidene Tüchlein, und ſie nahete ſich meinem Bette, und fuhr mit den zarten weißen Händen über mein glühendes Antlitz, und ſie band mir das ſeidene Tüchlein um den Hals, und neigte ſich nieder und flüſterte: „Sei ſtill, Moriz, es wird ſchon wieder gut werden!“ und ein Kuß hauchte meine Stirne an und ſie verſchwand!

War's ein Traum? Ein Fieberbild? War's mehr? Ich will es nicht entſcheiden.

Aber ich fühlte mich innerlich geneſen von dieſem wunderſamen Augenblicke an, und eine Beruhigung, die an Zuverſicht gränzte, ging durch mein Weſen, und die Ueberzeugung, daß ich geneſen werde, erfüllte mich unerſchütterlich. Am andern Morgen kam mein vortrefflicher Arzt, der unſchätzbare Herr Medicinalrath von Koch, fühlte mir den Puls, ſah mich an, und ſprach in ſeiner liebenswürdigen Weiſe: „Ei, ſchämen Sie ſich, iſt das ein Puls für einen Fieberkranken?“

Und von derſelben Stunde an war die Krankheit gehoben.

Es iſt höchſt wunderbar, wie lange oft gewiſſe Momente und Scenen aus unſeren Kinderjahren vergeſſen liegen in uns, und bei einer unvermutheten Veranlaſſung plötzlich wie auf den Druck einer geheimen Springfeder herausſpringen, und vor uns offen da liegen! Wie leicht aufgeritzt iſt das Reich der früheſten Erinnerungen!

Ach, darum kann der Menſch gar nicht wiſſen, welch' ein Heiligthum, welch' eine heilige, göttliche, wunderſame Mythe und Ueberlieferung die Kindheit iſt! Darum ſoll der Menſch daſtehen, vor jedem Kinde, wie vor einem Zauberſchreine, in deſſen Geſteine und Geſchnitze göttliche Offenbarungen liegen, aus deſſen Innern eine uns unbekannte, bedeutſame, göttliche Muſik ertönt, und der Schlüſſel zu dieſem Zauberſchreine iſt Liebe, nichts als Liebe!

Ach, bedenkt Ihr Alle, die Ihr auf der Claviatur des Kinderlebens, und auf der Taſtatur der Kinderherzen herumfährt, bald mit Thalberg'ſcher Nobleſſe, bald mit Liszt'ſcher Genialität, bald mit Meyer'ſchem Fauſtrecht, und bald mit Hummel'ſchen Improviſationen; bedenkt, daß die Töne, die Ihr jetzt anſchlagt, in dieſen Herzen fortvibriren bis ins ſpäte Alter, und daß jeder falſche Ton, jede harte Note einſt herausſteigen wird als ein Weſen für ſich und von Euch Rechenſchaft fordern wird für jeden falſchen Griff, für jede geriſſene Saite, für jedes Wiſchen und Schleifen auf dem Forte und Piano des jugendlichen Herzens!

Die Eltern denken nur daran, wie ſie jetzt den Kindern erſcheinen, und ſtrafen ſie jetzt und liebkoſen ſie ſpäter, und verwunden das zarte Herzchen in dieſem Augenblicke, und verbinden es im nächſten Augenblicke wieder mit der Wundſalbe von Zärtlichkeit und mit dem Giftpflaſter von Geſchenken und Spielereien; allein ſie vergeſſen, daß die Einſchnitte und Verletzungen, die man dem jungen Herzchen macht, tief gehen und tief bleiben, und das Giftpflaſter und die Wundſalbe nur auf der Oberfläche bleiben, und in ſpätern Jahren da zählt das erwachſene Herz ſeine Narben, und es erinnert ſich nur der Wunden und des Schmerzes, und des Inſtrumentes, das ſie machte, aber nicht auch der kühlenden Salbe und des abgefallenen Verbandes!

Die Eltern müſſen die Kinder nicht ſo behandeln, daß ſie dieſelben blos jetzt als Kinder lieben und ehren, denn ein Kind liebt leicht und ſchnell, und Alles, was ihm mit Liebe entgegenkommt, — nein, ſie müſſen ſie mit ſolcher Liebe lieben und umgeben und großziehen, daß dieſe Liebe als ein Einziges, Unverſehrtes, an und für ſich Beſtehendes mit hinübergehe in das Gedächtniß des kindlichen Herzens bis in ihr ſpäteſtes Alter; daß dieſe Liebe eine Mitgift werde für die Zukunft des Kindes, und daß die Kinder von der Erinnerung an ihre Kindheit nichts mit hinüber nehmen in ihr Alter, als die Liebe, die ſie erhielten!

Friedhofskind.

Wahres Ereigniß.

Es war am Allerſeelentage,
Als in gar traulich ſtiller Abendſtunde
Manch' Märlein und manche liebe Schauerſage
Ward ringsherum erzählt im engen Freundesbunde;
Und auch der Dichter dieſer heut'gen Gabe,
Erzählte, als die Reihe kam an ihn im Kreiſe,
Ein klein Ergebniß dann an einem Grabe,
Das er erlebt, erzählt's in einfach klarer Weiſe.
Der Dichter malte ſeine Friedhofs-Scene
Ganz ohne Schmuck, doch wahr und innig,
Ich ward gerührt und eine ſtille Thräne
Zollt' dem Ereigniß ich, ſo einfach, ſinnig;
Ich bat den Dichter aber, das Erzählte
In des Gedichtes Rahmen einzupaſſen,
Und wie er oft ſchon Kinderſagen wählte,
Mög' er doch dieſe auch in Verſe faſſen.
Der Dichter ſprach: „Und liegt denn nicht nach Gottes Plan,
Im Kindesleben höchſte Gottverklärung?
Ein Sternlein zog drei Königen voran
Zu eines Kindes göttlicher Verehrung!
Ein Kind, es iſt ein ungeöffnet Zauberbuch,
In welchem viel geheime Schätze liegen,
Noch unerklärt iſt jeder Zug,
Auf dem ſich ſtill des Lebens Räthſel wiegen.

Und wie die Blume blühet über Nacht,
Den Sternen heimgeſtellt ihr Sorgen;
Wie der Gedanke webt im Herzensſchacht,
Von ſtillen Geiſtern wohl geborgen;
Und wie das Herz mit froher Liebesfracht
Die Nacht durchſchifft bis früh am Morgen,
Und wie die Lilien ihres Kleides Pracht
Vom lieben Himmel kindlich borgen,
So wächst, gedeiht ein Kind, ganz wohlgemuth,
Beſchützt von Himmels unſichtbarer Huth!
Und immer wenn ein Kind tritt in die Welt,
Wird ihm ein Sternlein hoch am Himmelszelt,
Und wie alsdann das Kind gedeiht und blüht,
Ob ſeinem Haupt ſein Sternlein glüht,
Und alldieweil das Kind am Leben bleibt,
Sein Sternlein hoch den Kreis umſchreibt,
Doch wenn das Kindlein drunten ſterben muß,
Senkt ſich ſein Stern herab zum letzten Kuß,
Die Menſchen aber nennen's einen Sternenſchuß! —"
Und weil an nichts der Dichter in der Welt
Mit ſolcher Liebe, als an Kindern hält,
Glaubt er, es mög' ſein inniglich Empfinden
Wohl auch in ihrem Herzen Anklang finden,
Und ſo erzähl' ich's denn mit ſeinem Wort,
Wenn Sie's erlauben, Ihnen nun ſofort. — —

* * *

Es war am Allerſeelentag, in jener Stadt,
Die an dem Iſarſtrom ihr Bette hat,
Daß ich hinausging mit wehmuthsvollem Sinn,
Und leitete den Schritt zum Friedhof hin.
Ein ſchön'rer Gottesacker iſt zur Zeit
Auf Erden kaum, ſo weit und breit!

Ein wahrer Friedhof iſt's, ein Gartenraum,
Da grünt's und blüht's, und Schatten gibt der Baum,
Der Raſen breitet ſeinen Teppich allerweg,
Zu ſammtenen Decken aus auf Weg und Steg,
Und in den dunklen Zweigen hangen
So Sehnſucht, Thränen, als Verlangen,
Und aus dem Tiefgrün trauernder Cypreſſen
Scheint es zu flüſtern: nicht vergeſſen!
Und dichte Lauben, die von Kränzen ganz erfüllt,
Sie halten ſinnige Inſchrift in Düſter gehüllt,
Und Alles flüſtert in dieſen Räumen uns zu:
„Hier nur iſt Friede, und hier nur iſt Ruh'!“ —
Ich ging wohl lange, ſinnend, ſtumm,
Von Grab zu Grab im Friedhofe herum,
Gedrängt voll waren die Räume all,
An jedem Grab von Menſchen ein Schwall,
Wo man nur hinſah, allerwärts
Geputzte Gräber und geputzter Schmerz,
Und Lichter und Blumen an jeglichem Stein,
Und bunte Lampen und Kerzenſchein.
An jedem Stein, an jedem Kreuzlein, das erhöht,
Ein weinend Aug', ein Mund im Gebet,
Ein Herz, das gebrochen, ein Blick, der geſenkt,
Ein Haupt, das in Wehmuth zur Erde ſich ſenkt.
Ich wanderte ſtill an den Gräbern umher,
Kein einziges war von Blumen wohl leer,
Kein einz'ges, an dem nicht ein Lämpchen gebrannt,
Um das ſich nicht ein Grünzweiglein friſch wand.
Als ich ſo weiter ging, an die Wand hinſchreit',
Allwo die Armuth auch im Tod liegt bei Seit',
Gewahrt' ich ein Schauſpiel, das in's Herze mir ſchnitt,
Und weiter nicht wagt' ich den ſtockenden Schritt.
An einem ganz verfallenen Grabe, abſeits, allein,
Bezeichnet nicht von Hügel, von Stein,

Von einem kleinen Kreuzlein nur geſchmückt,
Da ſaß ein kleiner Knabe, einſam, zerknickt,
Geſtützt auf ſeine kleine, ſchwache Hand,
Und gräbt mit einem Meſſer in den Sand,
Und zieht aus der Bruſt, halb kaum bedeckt,
Ein Stückchen Zweig, das er in die Erde ſteckt,
Und ſteht dann auf und geht umher,
Und ſieht, ob kein Blümchen zu finden wär',
Und wie er fand ein Stückchen Grün, eine Roſ' ohne Stiel,
Lief er zurück zu ſeinem frommen Ziel,
Und ſteckt das Stückchen Roſe in die Erd',
Und wirft ſich nieder, und weint ungehört.
Dann geht er wieder fort, und ſucht auf jedem Schritt,
Und bringt ein Stückchen Grünes immer mit,
Das er ſtill wieder in die Erde ſetzt,
Und wieder es mit hellen Thränen benetzt!
Mir ward das Herz ſo voll, das Auge lief mir über;
Ich ſprach ihn an: „Was machſt Du da, mein Lieber?“
Der arme Knabe ſah mich an und ſprach im kindlichen Ton:
„Die Mutter liegt mir da wohl zwei Jahre ſchon,
Und alle Gräber ſind herausgeputzt und mächtig ſchön,
Und nur auf meiner Mutter Grab iſt nichts zu ſeh'n;
Wenn ich nur einen kleinen Kreuzer hätt',
Etwas zu kaufen draußen von dem Blumenbret,
Wo ſie da draußen verkaufen vor der Thür!“
Dabei quollen ihm die Thränen herfür.
Ich aber ſprach: „Da, lieber Junge, da haſt Du Geld,
Und kauf' Dir jetzund, was Dir gefällt!“
Der Knabe lief wie ein Blitz von mir fort,
Ich aber war geblieben an Stell' und Ort,
Und ſieh', bald kommt der Knabe zurück,
Aus ſeinen Aeuglein ſpricht ein traurig Glück,
Er brachte einen großen, grünen Kranz
Und einen Stern aus Holz, der ringsum ganz

Voll rother, grüner Lichter war und Kerzenglanz;
Und kauert ſich nieder und ſchmücket das Grab,
Und windet den Kranz um den hölzernen Stab,
Und wirft ſich auf die kleinen Knie nieder,
Und betet und weint und betet wieder,
Und liegt am kleinen Grab bis Abends ſpät.
Und als im Dunkeln er vom Friedhof geht,
Geb' ich von ferne ſtets ihm das Geleit,
Und merk' das Hüttchen mir, das ſteht abſeit,
Allwo der Knabe, kaum neun Jahre alt,
Verwaist bei Bettlern hat ſeinen Aufenthalt.
Und andern Tags, noch ganz vom Weh erfüllt,
Entwerf' ich dem Publikum ein kleines Bild
Der Friedhof-Scen', und der Himmel ſegnet meine Hand,
So daß mein einfach Wort auch weiche Herzen fand.
Denn was ein Dichterherz für Menſchenwohl erſann,
Das klingt im Menſchenherz ſtets dichterlohnend an.
Und eine hohe Königswittib, an Geiſt und Tugend reich,
Die jetzund oben thront im ewigen Himmelsreich,
Sie las, was ich beſchrieb, beſcheidet mich zu ſich,
Begehrt einen Bericht ganz huldiglich
Vom frommen, armen Kind, von ſeinem tiefen Leid.
Da wird die hohe Frau von Milde ganz verklärt,
Und ſprach: „Dem armen Kind ſei Hilfe ſchnell gewährt!“
Und in dem Augenblick gab ſie ſogleich Befehl,
Daß für den Knaben ſei geſorgt an Leib und Seel'.
Ich aber ging nach Haus, und ſprach zu Gott empor:
„Dem Dichter gibſt Du nicht des Lebens reichen Flor,
Dem Dichter gibſt Du nicht des Lebens ird'ſches Gut,
Dem Dichter gibſt Du nicht des Glückes hohe Fluth,
Dem Dichter gibſt Du nicht der Ehrenzeichen Tand,
Dem Dichter gibſt Du nicht den Kranz im eigenen Land,
Dem Dichter gibſt Du nicht der Erdengroßen Gunſt,
Doch gibſt dem Dichter Du die ſüße Herzenskunſt,

Zu rühren mit dem Wort der edlen Menſchen Herz,
Zu ſtimmen Menſchenſinn zum Mitleid für den Schmerz,
Zu ſingen hie und da ein tiefgemüthlich Lied,
Das in das trock'ne Aug' die ſüße Zähre zieht;
Zu ſchildern inniglich der Menſchheit Noth und Leid,
Daß in des Menſchen Bruſt das Mitleid ſei bereit!
Daß Du dem Dichter gibſt die Luſt und auch die Kraft,
Daß er, ein Armer ſelbſt, doch ſelbſt für Arme ſchafft,
Dafür, o Ewiger, wie klein auch mein Talent,
Dafür hab' Dank und Preis und Segen ohne End'!"

Warum gibt es kein Narrenhaus für verrückte Gedanken, kein Invalidenhaus für alte Gedanken, kein Zuchthaus für geſtohlene Gedanken, kein Thierſpital für kolleriſche Gedanken, keinen Actienverein auf ungeborne Gedanken?
u. ſ. w. u. ſ. w.

Humoriſtiſche Vorleſung.

Es iſt eine ausgemachte Sache, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, je weniger Geld der Menſch hat, deſto mehr Gedanken hat er; wer ſich kein Geld machen kann, der macht ſich allerlei Gedanken, auf die der Menſch, der Geld hat, mit keinem Gedanken denkt, und wenn Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, Jemanden *tief in Gedanken ſitzen* ſehen, ſo können Sie darauf rechnen, er ſitzt *nicht tief in Geld!*

Die ganze Welt ſagt laut, die halbe Welt hat kein Geld, und die halbe Welt weiß ſtill, daß die ganze Welt kein Geld hat!

Warum haben jetzt die Wiener kein Geld, weil ſie die *Börſe verlegt* haben!

Die Börſe iſt aus einer *Gaſſe* auf einen *Platz* gekommen, und auf dieſem Kampfplatz iſt eine große Merkwürdigkeit, nämlich: daß, je mehr Leute *gefordert* werden, je weniger *bleiben auf dem Platze.*

Früher, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, war das Unglück: kein Geld haben, eine Familientrauer, jetzt iſt dieſes Unglück eine Welt- und Landtrauer, mit dem Unterſchiede, bei einer wirklichen Landtrauer dürfen nur die Großen öffentlich ſchwarz gehen und die Kleinen nicht, bei dieſer Kleingeld-Landtrauer gehen die Kleinen öffentlich und die Großen insgeheim ſchwarz.

Den Punkt Geld, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ſollte zwar ein Schriftſteller ſtets ganz umgehen, denn der Punkt Geld umgeht den Schriftſteller auch ganz, das iſt ihr gegenſeitiger Umgang! Allein da die Gedanken da anfangen, wo das Geld aufhört, ſo iſt die Schriftſtellerei nichts anders, als eine zurückgetretene, und auf das Gehirn übergeſetzte Geldbeutelgicht!

Früher hat in den Taſchen blos Dämmerung geherrſcht, man hat doch manchmal einen „Schein“ gehabt, allein jetzt herrſcht vollkommene Finſterniß da, und zwar eine egyptiſche Finſterniß! Als die handelnde Welt einſt aus Egypten zog, ſagt die Weltgeſchichte, nahm ſie den Egyptiern ihr Silber und Gold mit. Man glaubte damals, ſie hätte ſich das unrechtmäßig zugeeignet, allein ſie hat Alles voraus geſehen, und nahm es blos als Entſchädigung für die Dividende, die ſie jetzt durch Egypten verliert!

Man macht unſerem Jahrhundert den ſchauderhaften Vorwurf, es gibt keine Gönner mehr, keine Fuggers, welche Gelehrte und Schriftſteller unterſtützen; wie ungerecht! Eben das, daß ſie ihnen nichts geben, geſchieht aus reinem Eifer für die ſchriftſtelleriſche Gedanken-Beförderung!

Zum Beweis für das Geſagte finden gewiſſe Künſtler, zum Beiſpiel Tänzer, Sänger und dergleichen noch große Gönner und Unterſtützer, weil dieſe keine Gedanken brauchen, und das Geld ihnen nicht ſchadet!

Indeſſen muß ich Sie, ~~meine freundlichen Hörer und Hörerinnen~~, nach allen dem doch darauf aufmerkſam machen, daß es nicht auch umgekehrt die Folge iſt, und daß nicht Jeder, der keine guten Gedanken hat, viel Geld haben muß, ſonſt laufe ich Gefahr, Sie ſagen nach dieſer Vorleſung von mir:

„Der Mann muß Geld haben!“

Wenn mich Jemand mit dieſem Gedanken beſuchen wollte, er würde bald von mir und dem Gedanken mit anderen Gedanken zurückkommen. Geld und Humor paſſen nicht zuſammen, denn Jean Paul ſagt:

„Humor iſt eine eigene Menſchenanſchauung!“

Wer aber Geld hat, ſchaut die Menſchen gar nicht an!

Da nun der Geldmangel jetzt ſo allgemein iſt, daß man nicht über den Graben gehen kann, ohne Gefahr zu laufen, von guten Gedanken niedergefahren zu werden, ſo wäre es an der Zeit, auch im Reiche der Gedanken und Ideen ſolche induſtrielle und wohlthätige Anſtalten zu errichten, wie es deren in der phyſiſchen Welt gibt.

Schlechte Menſchen, ſittenloſe Menſchen, zweideutige Menſchen ſind der Geſellſchaft nicht ſo ſchädlich, als ſchlechte Gedanken, ſittenloſe Gedanken, zweideutige Gedanken, und doch haben wir keine Corrections-Anſtalt für ſolche Gedanken.

Der Menſch beurtheilt den Menſchen nach ſeinen Handlungen, die ſind oft erzwungen; der Menſch muß den Menſchen nach ſeinen Gedanken beurtheilen. Eigentlich müßte der Menſch den Andern nur nach dem beurtheilen, was er aus dem Schlafe ſpricht.

Wenn wir von Cäſar und Napoleon, von Shakeſpeare und Goethe ein Verzeichniß aller ihrer Träume hätten, wir würden ihren Charakter aus dieſen Träumen richtiger erkennen, als aus ihren Thaten und Schriften!

Mit den Gedanken iſt ſchwer umzugehen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, und es geht den Schriftſtellern mit den Gedanken, wie den Männern mit ihren Frauen; es koſtet weniger, zehn Frauen zu ernähren, als eine zu kleiden, und ſo iſt's mit den Gedanken auch, die Schriftſteller faſſen eher zehn Gedanken, bis ſie einen ſtyliſtiſch kleiden können.

Worte ſind die Kleider der Gedanken, wie wenig Schriftſteller aber wiſſen ihre Gedanken zu kleiden; ſie kleiden einen brunetten Gedanken in ein rothes, und einen blonden Gedanken in ein gelbes Gewand! Kleider machen Leute und Gedanken. Bei dem Frauen-Anzug kann man ſagen: je weniger Kleid, deſto theurer der Anzug! und bei dem Schriftſteller: je unbedeutender der Gedanke, deſto koſtbarer der Aufputz.

Der ſogenannte blühende Styl der jetzigen Autoren iſt nichts, als ein Maskenball.

Man kann verſichert ſein, hinter der bunteſten Maske ſtecken die älteſten Gedanken.

Dieſe alten Gedanken kommen als Spanier, Orientalen, Tiroler u. ſ. w. Wenn man ihnen nur ein Bischen unter die Larve guckt, ſo ſagt man: „Ach, ich kenne Dich ſchon!“

Frankreichs Propaganda iſt mit Recht lächerlich, aber eine fürchterliche Propaganda beſitzt es, nämlich die Marchandes de Modes; ſo ein kleines Heer von Putzhändlerinnen minirt von Paris aus ganz Deutſchland, und ſprengt die älteſten Häuſer in die Luft. Ebenſo unterminirt der franzöſiſche Styl der jetzigen Schriftſteller die deutſche Literatur, ſo daß ſie jeden Gedanken mit einem Aufputz aus der rue Vivienne herausputzt.

Man ſagt, meine ~~freundlichen Hörer und Hörerinnen,~~ der Menſch nimmt nichts mit in den Himmel, als ſeine Werke. Wenn unſere Schriftſteller alle ihre Werke in den Himmel nehmen, ſo verdient der Himmel den Himmel. Aber wenn alle Autoren ihre Werke mit in den Himmel nehmen, wo kommen ums Himmelswillen all die „hinterlaſſenen“ Werke her? Man müßte ſo einem Schriftſteller nachrufen: „Sie haben noch was vergeſſen! Ihre Werke folgen Ihnen nach!“

Mit den Schriftſtellern iſt's wie mit den Menſchen: nach dem Tode ſagt man ihnen nichts Böſes nach! —

Unter den Frauen ſind die Schlafenden, unter den Narren die Eingeſperrten, und unter den Schriftſtellern die Geſtorbenen am beliebteſten.

Ueberhaupt, weil man von den Todten nur Gutes ſagen muß, wünſcht man ſeinem böſeſten Feind auch den

Tod nicht! — — „Der Menſch iſt ein Schauſpieler und das Leben eine Schaubühne.“

Dieſen Gedanken ſollte man auch ſchon wegen Entkräftung und Altersſchwäche in ein Gedanken-Invalidenhaus geben. Allein man kann dieſem Gedanken neue Seiten abgewinnen, zum Beiſpiel der Menſch betrachtet jeden Nebenmenſchen als Schauſpieler, und applaudirt ihn am liebſten — beim Abgang von der Lebensbühne.

Im wirklichen Theater iſt es ſo: wenn die Heldin unter die Haube kommt, iſt das Stück ein Luſtſpiel, wenn ſie unter die Erde kommt, iſt es ein Trauerſpiel; im Leben iſt es anders, wenn die Heldin unter die Haube kommt, da fängt das Trauerſpiel an. So iſt die Lebensbühne beſtellt. Die Liebe iſt die Oper; denn was heißt eine Oper? Wenn Sachen ſo dumm ſind, daß man ſich ſchämt, ſie zu ſprechen, ſo ſingt man ſie.

Die Liebe ſingt immer! Die Liebe hat auch das Schickſal wie unſere neuen Opern: bei der erſten Vorſtellung laufen alle Menſchen zuſammen und ſie fällt glücklich durch, die zweite Vorſtellung geht glücklich, aber es kümmert ſich kein Menſch mehr um ſie!

Bei der Liebe, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ſind wie bei einem Gedicht blos drei Sachen ſchwer: der Anfang, die Fortſetzung und das Ende!

Den Männern geht's mit ihrer Liebe auch wie den Theater-Directionen: die erſte Liebhaberin macht ihnen am meiſten zu ſchaffen, die zweite, dritte und vierte Liebhaberin, die findet ſich leicht!

Auch in der Liebe gibt es Gedanken und Ausdrücke,
ie man in ein Bürgerſpital für ſpießbürgerliche Gedanken
perren ſollte, zum Beiſpiel: „das weibliche Herz iſt eine
Feſtung, die mit Sturm eingenommen werden will,“ ein
iecher, matter, hinkender Gedanke und Vergleich!

Wenn man ein weibliches Herz eine Feſtung nennt,
o ſetzt man voraus, daß ſchon eine tüchtige Beſatzung in
emſelben liegt!

Eine Feſtung, je mehr gemauerte Redouten zum
Rückenfeuer ſie hat, deſto länger hält ſie ſich; unſere weib-
ichen Herzensfeſtungen hingegen werden durch die Redou-
en am meiſten überrumpelt. Man bedient ſich jetzt der
eiblichen Herzen nicht mehr als Feſtungen zur Verthei-
igung, ſondern zur Strafe, man ſchickt manche Män-
ner zur Strafe auf dieſe Feſtung.

Die Männer hingegen, wenn ſie ein Herz erobern
ollen, wollen es meiſtens im Sturm, allein ſie machen
los Wind, und nicht jeder Wind iſt ein Sturm. Wenn
ie Männer ein Herz erobert haben, ſo wollen ſie nicht
als Beſatzung drin bleiben, ſondern ſie wollen es wie eine
eindliche Feſtung ſchleifen und verlaſſen!

Wenn die Liebe eine Oper iſt, ſo iſt die Ehe ein
Trauerſpiel. Der Mann iſt ein tragiſcher Held, denn
Seneca ſagt: „es gibt keinen tragiſchern und erhabenern
Anblick, als den Mann im ewigen Kampf mit einem
Unglück!“

Die Freundſchaft iſt eine Lokalpoſſe, ſie erhält
ſich durch Bierhausſcenen, Weinlieder und Zweideutigkeiten.

Die meiſte Freundſchaft der Männer, die ſogenannte Jugend- und Schulfreundſchaft, gründet ſich auf nichts, als auf das Bewußtſein, daß man einſt die meiſten Prügel in Compagnie bekommen hat!

Sie ſehen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, wie lang ich dieſen Gedanken ausgeſponnen habe, und für ſolche Gedanken ſollte man wieder ein Gedanken-Spinnhaus haben.

Sehr erwünſcht wäre ein Verſorgungshaus für alleinſtehende, verwaiste Gedanken.

Man hat manchmal Gedanken, die nicht Vater, nicht Mutter, nicht Geſchwiſter haben; Gedanken, die Einen ſo auf der Straße anpacken und verſorgt ſein wollen.

Solche alleinſtehende Gedanken, die man nicht unterzubringen weiß, möchte ich alte Garçons nennen. So zum Beiſpiel ſtehen in meinem Gedanken-Album mehrere ſolche Gedanken, mit denen ich nicht weiß, wohin. Wenn Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, erlauben, ſo theile ich Ihnen einige ſolche iſolirte Gedanken mit.

1.

Alle Menſchen wären beſcheiden, wenn ſie in ihrem Leben nur ein einziges Mal geſtorben wären! dann würden ſie ſehen, wie leicht die Welt ohne ſie beſteht!

2.

Niemand ſchämt ſich zu ſagen: „mein Fuß iſt mir eingeſchlafen, mein Arm iſt mir eingeſchlafen u. ſ. w.," Jeder aber ſchämt ſich zu ſagen: „mein Verſtand iſt mir eingeſchlafen!“ oder „meine Nächſtenliebe iſt mir eingeſchlafen!“

3.

Wenn ſeinem Nachbar ein Unglück zukommt, ſo ſagt der Menſch: „das hat Gott gethan!“ Wenn ſein Nachbar aber ein Glück hat, ſo ſagt er: „das iſt der blinde Zufall!“ Bei ſich macht er's umgekehrt!

4.

Ein Gewitter in der Ehe iſt, wie ein Gewitter in der Natur, nicht unangenehm; das Unangenehme dabei iſt das oft darauf folgende naſſe Wetter!

5.

Ein jeder Menſch hat Druckfehler und Schreibfehler, man ſei in Gottesnamen gegen ſeine Schreibfehler ſo ſtreng, als man will, aber gegen die Druckfehler, die er im Drucke des Schickſals erhielt, gegen dieſe Druckfehler ſei man nachſichtig.

6.

Recenſenten und Schneider, wenn beide recht vornehm und modern ſind, ſo ſchneiden ſie blos zu und die Geſellen machen die Stich. Aber in einem Punkte ſind die Schneider honneter als die Recenſenten — es gibt nämlich keine anonymen Schneider.

7.

Gepreßte Seufzer in goldenen Salons klingen ſchmerzlicher, als Seufzer in bürgerlichen Stuben, und Thränen in ſeidene Foulards vergoſſen ſind rührender, als Thränen in Baumwolltücher geweint.

8.

Unſer Jahrhundert ſchreit immer um Licht! Es geht unſerm Jahrhundert wie manchen Menſchen, welche die ganze Nacht nicht ſchlafen können, ſobald man aber Licht anzündet, ſchlafen ſie gleich wieder ein!

9.

Die Frau nimmt in der Ehe den Namen des Mannes an, ſo wie ein Sieger den Namen der Schlacht annimmt, die er gewonnen hat!

10.

In den Trauerſpielen wird ſehr viel geweint, allein nur Wenige weinen die Thränen des Dichters, die Meiſten bringen ihre eigenen Thränen, ihren Hauswein mit. Wenn ich Theaterdirector wäre, ſolche, die ihre eigenen Thränen mitbringen, müßten mir mit dem Eintrittsgeld dafür auch noch — Pfropfengeld bezahlen!

11.

Warum findet man in kleinen Städten mehr Menſchenliebe, als in großen? Weil ſie weniger an Nächſtenliebe brauchen. In Wien muß man viermalhundert Tauſend Nächſte lieben, was kommt da auf Einen?! In Eipeldau braucht man blos vier Hundert zu lieben, das gibt aus!

12.

Ein Akademiegeber weiß jetzt wirklich nicht, was er ſich wünſchen ſoll: ſchönes Wetter und ſchlechte Gedanken, oder ſchlechtes Wetter und ſchöne Gedanken! Auf jeden Fall iſt beſſer, ein kaltes Wetter und ein warmes Publikum, als ein warmes Wetter und ein kaltes Publikum.

13.

Warum iſt es auf dem Lebensweg nicht wie auf dem Fahrweg? Auf dem Fahrweg müſſen die leeren Wagen den vollen ausweichen, auf dem Lebensweg weichen die vollen Köpfe den leeren aus.

14.

Die Wohnungen ſind ſo theuer geworden, daß das kleinſte Herz noch ein Zimmer mit ſeparirtem Eingang vermiethet!

15.

Einem großen Talente geht es wie einem papiernen Drachen; je höher er ſich erhebt, deſto mehr Straßenjungen laufen zuſammen, um ihn herunter zu ziehen.

16.

Wenn es zum Sterben kommt, ſind alle Menſchen wahr, und bei dem Ausgange aus dem Leben, bei der letzten Thür, iſt die Redensart gewiß ernſt: „Belieben Sie nur voraus zu ſpazieren!“

17.

Thränen erpreſſen iſt das Vorrecht des Schickſals und der Menſchen, Thränen vergießen das Vorrecht des Unglücks, Thränen trocknen das Vorrecht der Menſchlichkeit, Thränen verhehlen das Vorrecht der Größe!

18.

Ein Narr macht zehn Narren, eine Närrin aber macht fünfhundert Närrinnen.

19.

Ein Genie iſt wie ein Feuerſtein voller Ecken, aber gerade die Ecken geben Funken.

20.

Am Baume der Erkenntniß ſchüttelt der Weiſe und ſchüttelt der Narr! Der Weiſe ſchüttelt ihn, um die *Früchte* herunter zu bekommen; der Thor, um die *Maikäfer* zu bekommen!

Für ſolche alleinſtehende Gedanken ſollte ein Verſorgungshaus exiſtiren, in welchem ſie erzogen werden, bis Jemand kommt, der gar keine Gedanken hat, und ſich einen oder zwei auswählt und an Kindes Statt annimmt.

Man würde dadurch dem Stehlen der Gedanken vorbeugen!

Man ſagt, es iſt ſchwer zu ſtehlen, wo der Herr ſelbſt ein Dieb iſt. Warum? Darum: Wenn Jemand von einem ehrlichen Manne in Wien ſtiehlt, ſo kann er die Sache ruhig in Peſth verkaufen; wenn aber Jemand von einem Diebe ſtiehlt, ſo weiß er nicht, *wo* jener dieſe Sachen geſtohlen hat, und weiß auch nicht, *wo* er ſie ohne Gefahr verkaufen kann.

So iſt's auch mit dem Gedankenſtehlen; es iſt ſehr ſchwer, einem Schriftſteller einen Gedanken zu ſtehlen, der ſelbſt ein Dieb iſt, denn man weiß dann nicht, wo man dieſen Gedanken ruhig kann drucken laſſen. Deshalb beſtiehlt man nur die Alten; die jetzigen Schriftſteller untereinander beſtehlen ſich nicht, denn es könnte ihnen gerathen, daß ſie ſich gegenſeitig ſagten: „Dieſen Gedanken, den Sie geſtohlen haben, den hab' ja ich geſtohlen!“

Es gibt etwas auf der Welt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, welches einzeln viel theurer und koſtſpieliger iſt, als zu Zweien, zu Dreien, zu Sechſen. Was iſt das? Eine ſchöne, einzige Tochter! Die koſtet mehr, als wenn man ſechſe hat! So gibt es auch Menſchen, die all' ihr Lebtag nur eine einzige Idee, einen einzigen Gedanken gehabt haben, und ſo eine einzige Lebensidee kommt ungeheuer hoch! Man möchte die einzige Idee, wie die einzige Tochter gern an Mann bringen, allein man möchte ſich auch nicht von ihr trennen, bis die Tochter und die Idee alt geworden ſind!

Warum, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, gibt es keine Anſtalt für herumlaufende, herrenloſe Gedanken, namentlich für herrenloſe Witze? Manchmal läuft ein Witz in der ganzen Stadt herum, kein Menſch weiß, wem er angehört? Wäre es nicht billig, daß jeder herumlaufende Witz ein Halsband haben müßte, mit dem Namen ſeines Herrn und der Hausnummer, von welcher er ausging! Oder noch beſſer, jeder Menſch müßte ſeinen Witz an einem Stricke führen, und, ſo wie man manchmal nicht weiß, führt der Herr den Hund ſpazieren, oder führt der Hund den Herrn ſpazieren, ſo weiß man manchmal auch nicht, führt der Mann den Witz zu weit, oder führt der Witz den Mann zu weit!

Die Welt kann nicht ohne Plage ſein, graſſirt nicht Hungersnoth, ſo graſſirt Krieg, graſſirt kein Krieg, ſo graſſirt die Cholera, und graſſirt keine Cholera, ſo graſſirt der Humor!

Jeder Menſch iſt jetzt humoriſtiſch, und ſo wie zur Zeit der Cholera, wer die Cholera nicht hatte, doch wenigſtens an der Cholerine litt, ſo leidet jetzt Jeder, wenn auch nicht an einem Humor, doch an einer gelinden Humorine! Sogar die Gelehrten fangen ſchon an, ihre aſchfarbenen Theorien mit Humor auszuſchlagen. Es iſt wie mit den Criſpins und Burnus, wenn auch der Stoff grau, müſſen ſie doch eine humoriſtiſch-rothe Ceriſe-Kapuze haben!

Eine andere wohlthätige Anſtalt im Ideenreiche wäre ein Verein gegen „Gedanken-Quälerei“!

Mancher Autor ſchreibt ein Buch wie ein beladener Frachtwagen, und ſpannt einen einzigen Gedanken als Einſpänner vor; dieſer arme Einſpänner ſoll nun den ſchweren Packwagen in die Welt hineinziehen.

Ein Anderer nimmt einen ganz kleinwinzigen Gedanken, und ſtreckt ihn auf der Dehnleiter umbarmherzig aus, bis er ſo lang und dünn geworden iſt, daß er einen Stock nebenan braucht, um den Gedanken dran zu binden.

Wie gequält wird nicht die arme lyriſche Poeſie! Alle unſere Dichter glauben, ſie müſſen unglücklich lieben, um glücklich zu ſingen; im Grunde aber lieben ſie glücklich und ſingen unglücklich!

Wenn unſere jungen Dichter unglücklich lieben, ſo wollen ſie alle ins Waſſer ſpringen, allein ſie ſchreiben ſich erſt das Waſſer dazu.

Unſere jungen Autoren ſind alle Nachtigallen, allein die wahren Nachtigallen ſingen blos vom grünen Baum, ſie aber ſingen auch vom Purzelbaum. Was gibt ihnen nicht Alles Stoff zu Liebesklängen? Wenn ſie ein Mädchen zum erſten Male ſehen, dann dasſelbe beſuchen wollen, und der Vater ſie bei der Thüre hinauswirſt, nennen ſie das eine unglückliche Liebe, und ſingen ſogleich:

„Klage und Herzeleid."

Als mich der Vater der Holden die Treppe hinab fallen ließ.

Sehnſucht hat mit ſüßem Wahn
Mir das Herz umflogen,
Daß ich ihrer holden Bahn
Liebend nachgezogen.

Sehnſucht will mein Herz umfah'n,
Kann ihr nicht entrinnen,
Ihrem Leben unterthan
Iſt mein Sein und Sinnen!

Sehnſucht wiegt ſich gleich dem Schwan
Auf des Herzens Welle,
Und ich ſteh', bricht Tag heran,
Schon auf ihrer Schwelle.

Sehnſucht klopft ganz ſachte an;
Wie ich hin mich ſchleppe,
Da kommt Vater Grobian,
Wirft mich 'nab die Treppe.

Auch außer dieſem Verein gegen lyriſche Gedanken-Quälerei wäre noch eine ſehr wohlthätige Anſtalt:

„Eine Leih-Bibliothek für Geſellſchafts-Gedanken!"

wo man ſich auf Salon-Gedanken, Diner-Gedanken, Souper-Gedanken, Tanz-Gedanken u. ſ. w. abonniren könnte, ſehr zweckmäßig.

Es wird Jemand plötzlich eingeladen, er hat weder einen dunklen Frack, noch einen hellen Gedanken, er bekommt aber beim Schneider für ein Billiges einen ganzen Anzug ſammt Glacé-Handſchuhen auf 24 Stunden, warum ſollte er nicht auch einige Ideen und ein Paar Glacé-Gedanken zu leihen bekommen?

Man ſteckt die Gedanken in die Taſche und bei Gelegenheit gibt man ſie aus! Und man kann verſichert ſein, daß in der Geſellſchaft die Gedanken weniger ſtrapazirt werden, als die Kleider!

In der Geſellſchaft ſind die Menſchen lauter Buchbinder: ſie binden allen Menſchen ihren Titel hinter'm Rücken auf.

Unſere jetzigen Geſellſchaften, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, zeigen, welch ein ungeheures Mißtrauen unter den Menſchen gegenſeitig herrſcht. Beim Hineingehen bekommt man eine Nummer, damit der Bediente uns den Mantel nicht abläugne, den Hut muß man beſtändig in der Hand haben, damit Einem der Andere ihn nicht mit ſeinem ſchlechten vertauſche, und einen Stock haltet man in der Hand, damit man nicht wehrlos iſt, wenn uns Jemand räuberiſch anfallen ſollte! Wenn der Menſch vierhändig wäre, ſo würde er ſich mit der dritten Hand noch die Taſchen zuhalten, und in der vierten würde er ſein Teſtament halten, für den Fall, daß er nicht mit dem Leben davonkommt! Mit welcher Hand ſoll nun der Menſch, welcher vier Stunden lang in der einen Hand einen Hut, in der andern Hand einen Stock halten muß, noch einen Gedanken hernehmen? Wäre es alſo nicht eine Wohlthat, wenn ſich ein ſolcher Mann für den Abend zwei, drei Gedanken aus der Anſtalt bringen laſſen könnte?

Wie wohlthätig wäre eine „Kleinkinder-Bewahr-Anſtalt“ für ungezogene Gedanken, und endlich eine „Aſſekuranz-Geſellſchaft“ gegen humoriſtiſche Vorleſungen?

Wenn man bedenkt, daß eine gewiſſe Anzahl von Menſchen jährlich regelmäßig einmal im Jahre vom Vorleſungs-Unglück heimgeſucht wird, ſo dürfte eine ſolche „Verſicherungs-Anſtalt“ eine kleine Prämie werth ſein!

Indeſſen, was eine ſolche „Verſicherungs-Anſtalt“ erſchwert, iſt der Umſtand, daß man nicht weiß, ob eine humoriſtiſche Vorleſung zu einer Land-Aſſekuranz oder Waſſer-Aſſekuranz gehört. Auf jeden Fall hat Sie, ~~meine freundlichen Hörer und Hörerinnen~~, meine heutige Vorleſung aufs Glatteis geführt, ich ende alſo, um Sie ſo ſchnell als möglich wieder zurückzuführen! Bis eine ſolche Verſicherungs-Anſtalt ins Leben tritt, nehmen Sie, ~~meine freundlichen Hörer und Hörerinnen~~, die Verſicherung hin, daß ich ſo eben ende, um Sie in Sicherheit zu bringen!

Die Schöpfung des Traumes.

Wie entſtand das Feenreich der Träume?
Wer erſchuf die ſchöne Fabelwelt?
Wer ergriff die Aetherſchäume,
Hat zu Bildern ſie dann feſtgeſtellt?
Wer erſann die klingenden Gedichte,
Die der Schlaf improviſirt?
Wer bemalt die lieblichen Geſichte,
Die der Schlummer mit ſich führt?
Woher rauſchen dieſe Wogen,
Wo Delphine rauſchen d'rein?
Wer erbaute dieſen Bogen,
Von der Erd' in' Himmel 'nein?
Wohin ziehen dieſe Bilder,
Himmelhoch im Traumballon?
Weſſen ſind die bunten Schilder,
Wie entwandt vom Sternenthron?
Wer kredenzt die Zauberſchale,
Die ſo ſüßen Wahnſinn beut?
Wer durchflicht mit gold'nem Strahle
So des Schlummers ſchwarzes Kleid? — —

— Ich will's Euch erzählen. Hört mich freundlich an!
Gut erzählen? Nun, ſo gut, als ich es eben kann;
Gut was zu erzählen, dazu braucht man Zwei:
Den, der gut erzählt, und Den, der gut zuhören kann dabei. —

Prometheus, der von Göttern Hochgeehrte,
Des Oceans geprieſ'ner Tochterſohn,
Titanenkind und Jupiters Gefährte,
Ein Günſtling an des Blitzesſchleud'rers Thron;
Prometheus, dem ſchwillt im Uebermuth die Seele,
Er dünkt ſich Göttern gleich in dieſen Reih'n,
Und daß zum Gotte ihm auch gar nichts fehle,
Will er, geſchaffen, nun auch Schöpfer ſein!
Aus weichem Thon ein Bildniß er geſtaltet,
Den Göttern gleich an Bau und Angeſicht.
Doch liegt das Bildniß da, zum Stein erkaltet,
Gefühl hat es und auch Gedanken nicht;
Da ſtahl er kühn vom Himmel einen Funken,
Und ſtößt' ihn blitzgleich dem Bildniß ein;
Und als dies Bild die Gluth getrunken,
Wird es durchzuckt von lebensvollem Sein.
Geſprungen iſt die regungsloſe Schranke,
Das Bildniß lebt, es ſieht, es ſpricht, es geht,
Das große Götterzeichen, der Gedanke,
Am Thron der Sterne majeſtätiſch ſteht!
Prometheus jauchzt! O, jauchze nicht, Verbrecher!
Die Götter gehen ſchrecklich zu Gericht;
Zum Nektar laden ſie den ird'ſchen Zecher,
Zu ihrem Feuertrunke, wahrlich nicht!
Wohl glücklich iſt das hochbegabte Leben,
Das in der Bruſt den Himmelsfunken trug,
Wenn ihn der Himmel als Geſchenk gegeben;
Doch wer ihn ſtiehlt, dem wird er nur zum Fluch!
Und alſo rief aus Flammenblitzen,
Im Götterrathe Vater Zeus:
„Auf! Schmiedet ihn an Felſenſpitzen,
Entfernt ihn weit aus unſ'rem Kreis!

An heißen Ringen ſei er angekettet,
Und preisgegeben unſ'rem Sonnenbrand,
Und ewig auf den Gluthenfels gebettet,
Als auch vom Gluthenſtrahle wund gebrannt!
Und weil er dachte g'ring, verächtlich
Von unſ'rem tiefverhüllten Schöpferlauf,
D'rum zehr' ein wilder Adler nächtlich
Mit Hungergier das Eingeweid' ihm auf.
Denn nur dem Aar iſt Reue zu vergleichen,
Die nächtlich ihren Fittig nieder trägt,
Und in des Sünders Herz und Bruſt und Weichen
Die blutgeſchärften, wilden Klauen ſchlägt;
Denn Reue iſt die Tochter vom Gewiſſen,
Und das Gewiſſen hält Gerichtstag nur bei Nacht,
Wenn des Verbrechers angſtzerknülltes Kiſſen,
Von Thränen feucht, den ſtummen Zeugen macht.
So ſoll die Reue an Dir nagen,
Dem Adler gleich, der nimmer ſatt,
Der in dem Ton von Deinen Jammerklagen
Nur neuen Reiz zum wilden Hunger hat!
Doch das Geſchöpf, das Du geſchaffen
Durch Deinen Frevel ſündenhaft,
Ein Mittelding von Gott und Affen,
Sei nicht ſo hart, wie Du, beſtraft:
Denn dieſes kleine Fünkchen Himmelsfeuer,
Das Du für ihn geſtohlen haſt, ſo klein,
Bedecke ich mit einem dichten Schleier,
Auf daß es werd' zum Zweifelsdämmerſchein!
Und nur am Tage, wenn am Himmelsbogen
Die Sonne flammt, aus der ſein Funke kam,
Sei auch der Menſch vom Geiſt durchzogen,
Den aus dem Lebenslicht er nahm;

Allein des Nachts dann, wenn der Sonne Funkeln
Wird von der Dämm'rungs-Wimper eingehüllt,
Soll auch der Funke ſich verdunkeln,
Der Deinen Menſchen licht erfüllt. —
Er hab' Empfindung nicht, und nicht Gedanken,
Selbſt ſeine Sinne leg' er kraftlos ab!
So ſetz' der Schlaf ihm nächtlich Schranken,
Und jede Nacht ſei ihm ein off'nes Grab!" —
So ſprach Zeus. Und als die Dämm'rung ihre Hülle
Faltenreich, in weicher Liebesfülle,
Um die ſtrahlentrunk'ne Erde wand,
Sank der Menſch, der kaum belebte,
Dem ſein Denken und ſein Geiſt entſchwebte,
Wie ein Steinbild hin an Baches Rand.
Wo ihn dann im Gras, im feuchten,
Bei des Glühwurms mildem Leuchten
Bald der Chor der Grazien fand.
Froh erſtaunt ſah'n ſie am Boden,
Ohne Leben, doch mit Odem,
Die Geſtalt, die ſchlafgebannte,
Seltſam neue, unbekannte,
Zartgeformte, gottverwandte;
Auf den Wangen Jugendblüte,
Und der Mund wie Pfirſichblüte,
Auf dem Stirnenſchild, dem blanken,
Geiſter abgeſchiedener Gedanken,
Auf den hochgewölbten Augenbogen
Ruhten Pfeile, hochverwogen;
Und des Herzens leiſes Schlagen
Schien im Schlafe ſelbſt zu ſagen:
„Menſchenherz, in Luſt und Kummer,
Menſchenherz hat niemals Schlummer!

Menſchenherz, in Tag und Nächten,
Menſchenherz hat ſtets zu rechten!
Menſchenherz, wenn auch gebrochen,
Menſchenherz muß dennoch pochen!
Menſchenherz iſt nie im Hafen!
Menſchenherz kann niemals ſchlafen!
Menſchenherz, zu Luſt und Schmerz,
Menſchenherz ſucht — Menſchenherz!“ —

Und die Grazien knie'n wieder
Zu dem ſtillen Steinbild nieder,
Und mit leiſem Wohlgefallen
Sehen ſie des Herzens Wallen,
Und das Antlitz, wo die Blüte
Süßen Schlummers dunkel glühte,
Und ſie fühlen voller Mildniß
Mitleid mit dem ſtummen Bildniß,
Und beſchließen, in den Schlaf, vom Zeus gegeben,
Ein ſchön'res Leben einzuweben,
Eine Welt voll wunderſamer Träumen,
Eine Welt voll wunderſamer Märchen,
Voll von Elfenprinzen, Nixendamen,
Voll von ſchönen Sylphen-Pärchen,
Voll von Duft, wie Lindenblütenbäume,
Voll von Glanz, wie Abendwolkenſäume,
Kurz: die Welt der wunderſamen Träume! —
Und die Eine neigt ſich, wie zuvor,
Flüſtert leiſ' dem Schläfer in das Ohr:
„Melodieen,
Die aus dunklen Hainen ſchwellen,
Sollen, wie ein Bad von Wellen,
Deinen Schlaf umziehen!

Lerchenklänge, Liebesſänge
Sollen Dich umrauſchen!
Nachtigallen ſollen ihre Sehnſuchtsklänge
Vor dem off'nen Ohr Dir tauſchen!
Hören ſollſt Du, wenn die Roſe
Zu dem Dörnlein ſpricht: „Halte Wacht
Heute Nacht!
Daß der Schmetterling, der loſe,
Weg den Thau nicht ſchlürft,
Den mein Herzblatt ſelbſt bedürft'!"
Hören ſollſt Du, wenn dem Veilchen, thauverjüngt,
Das Vergißmeinnicht ſein Ständchen bringt,
Vor dem Gräſergitter alſo ſingt:
„Wer da liebt, kann der vergeſſen?
Wer vergißt, hat der geliebt?
Lieben heißt ja: Nie vergeſſen!
Und Vergeſſen: Nie geliebt!
Wer da liebt, und kann vergeſſen,
Hat vergeſſen, wie man liebt!
Hat geliebt, es zu vergeſſen:
„Wer vergißt, hat nie geliebt!"
Lieben heißt: Sich ſelbſt vergeſſen.
Und vergeſſen heißt: Sich ſelbſt geliebt!
Wer geliebt hat und vergeſſen,
Hat vergeſſen, wie man liebt!
Der beleidigt wahre Lieb', der ſpricht:
„Liebe Lieb', vergiß mein nicht!" —

D'rauf neigt ſich die Zweite nieder,
Küßt des Schläfers Augenlieder:
„Eine Welt ſoll Dir ſich zeigen,
Dem Geſetz des Irdiſchen nicht eigen;

Wo nichts wird, nichts keimt und nichts entſtehet,
Nichts zerfällt und nichts verblüht und nichts vergehet,
Wo die Frucht ſitzt ſchon im Blätterſchooße,
Und die Knoſpe ſchon iſt Roſe,
Wo ein Thau wird Meereswogen,
Und ein Strahl zum Regenbogen,
Wo ein Laut wird zum Chorale,
Wo ein Blatt wird Opferſchale,
Wo dem Worte folgt Erhörung,
Wo dem Blicke folgt Gewährung,
Wo der Sehnſucht folgt die Stillung,
Wo dem Hoffen folgt Erfüllung,
Wo die Thäler und die Gipfel,
Und die Wurzeln und die Wipfel,
Und die Klüfte, weit zerriſſen,
Sich umarmen und ſich küſſen,
Wo nicht Krankheit, nicht Geneſung,
Und nicht Tod und nicht Verweſung!“ —
Und die Jüngſte, wie mit leiſem Nippen,
Küßt des Schläfers Scharlachlippen:
„Deine Phantaſie entfeſſeln
Soll des Todes Bruder, Schlaf,
Der Dich auf des Lebens Feſſeln,
Auf des Daſeins Dornen traf.
Soll tauſend Welten Dir enthüllen
Gar fabelhaft und wunderbar,
Soll mit Gebilden ſie erfüllen,
Mit einer zaubervollen Bilderſchaar!
Bald ſind's Elfen, die im Reigen
Aus den Lilienkelchen ſteigen;
Bald ſind's Nixen, die aus Quellen
Reichgeſchmückt ſich Dir geſellen;

Bald ſind's Sylphen, die mit Flügeln
Tanzen auf den Frührothshügeln;
Bald ſind's Mädchen, die mit Roſen
Dich umflechten, Dich umkoſen;
Bald ſind's Maler, die mit Bildern
Dir des Himmels Reize ſchildern;
Bald ſind's Dichter, die mit Liedern
Deine Seufzer Dir erwiedern;
Bald ſind's Tänzer, die in Gruppen
Sich verkleiden und entpuppen;
Bald ſind's Kinder, die mit Lächeln
Und mit Küſſen Dich umfächeln!
Bald ſind's Schmetterlinge, Blumenſchaukler,
Colibri und Sonnengaukler,
Märchenſeelen, Wagenſpringer,
Räthſelgeiſter, Thyrſusſchwinger,
Bildermänner, Zitherſchläger,
Schattenſpieler, Falkenjäger!
Und noch and're Bilder tauſend,
Die im Reich der Geiſter hauſend,
Lachend, neckend, flüſternd, ſauſend,
Dir den Schlaf, den bleiern ſchweren
In ein Götterreich verkehren!" —

Und als die Grazien ſchwiegen,
Da malt auf des Schläfers Zügen
Ein Lächeln ſich voll Herzvergnügen,
Und auf den zarten Lilienwangen
War ein erhöhtes Roth ihm aufgegangen,
Es ſchwebt ein Kuß um ſeiner Lippen Saum;
Und ſo entſtand des Menſchen erſter Traum! — —

— Wenn Ihr mich nun fragt, wie ſo der Dichter dies erfahren?
Wer's ihm geſagt, ob's die Grazien ſelber waren?
Ob er in müßig ſtillen Morgenſtunden
Das Ding ſo in der Luft gefunden?
Ob er's in einem alten Buch geleſen?
Ob er gar ſelbſt ein Zauberweſen?
Ich weiß es nicht! — Er hat das Ding nun einmal ſo gereimt;
D'rum ſeid ſo gütig und denkt — er hat das Ding geträumt! —

Unter-Döblinger Novellen.

(1841.)

Auf's Land! Auf's Land!
In Sand! In Sand!
Iſt's auch ein Loch,
Natur iſt's doch!
Natur, Natur,
Du grüne Ruhr,
Die ſtets romantiſch iſt!
Sei's auch in Staub und Miſt!

1.

Jede Sache hat zwei Seiten, oder: Man ſoll mit allen Frauenzimmern artig ſein.

„Pulvis et umbra sumus!“ ſo lautet die Deviſe des Döblinger Stadt-Wappens. Man leſe ja nicht: „pulvis et ambra sumus!“ Mit der Ambra'ſer Sammlung hat's in Döbling nicht viel zu ſagen. So viel iſt gewiß, daß, wer in Döbling wohnt, in kurzer Zeit ein frommer Menſch wird! Denn die erſte Pflicht eines Frommen iſt, ſtets daran zu denken, daß der Menſch nur aus Staub kam, Staub iſt, und zum Staub zurückkehrt! Und man kann von Jedem, der Morgens von Döbling nach Wien, und Abends zurückgeht, ſagen, daß er „aus Staub kommt, Staub ißt, und zum Staub zurückkehrt!“ Der Weg nach Döbling iſt der Weg zur Erbauung und wehmüthigſten Betrachtung! Wenn man die Döblingerinnen Abends mit ihrem Strickzeug ſpazieren gehen ſieht, ſo erkennt man die weiblichen

Blumen an den Staub-Fäden! Unſtreitig wird Döbling durch ſeinen klaſſiſchen, echt antiken Staub noch der beſuchteſte Platz um Wien werden; denn wer viele Jahre hintereinander gewohnt iſt, Sommers in Döbling zu wohnen, der kehrt zuletzt gar nicht mehr nach Wien zurück, ſondern der bleibt gleich links vor der Linie, ein Mitbürger jener ſtillen Colonie, die ſich aus dem Staub in den Staub gemacht hat, und welcher der Staub nicht mehr ſchadet, weil ſie den Athem beſtändig an ſich hält, und jenen Staub nicht ſchluckt, den die humanen Quartiervermiether Döblings anſtatt des nöthigen Möbels in ihren „möblirten Quartieren“ ihren Parteien zur portofreien Verſchluckung mit verſchwenderiſcher Nächſtenliebe überlaſſen, und für welchen Staub ſie weder Chauſſée-Geld, noch Stiegen-Geld, noch Verzehrungs-Steuer eintreiben!

„Ach, auf's Land! auf's Land!“

Seit Stuwer die Erfindung ſeiner „Waſſerfeuerwerke“ gemacht hat, in welchem das Feuer unter dem Waſſer brennt, hat man in Döbling auch ein „Waſſerſtaubwerk“ entdeckt, und indem oben aufgeſpritzt wird, ſteigen aus dieſer ſublimen Waſſerdecke die ſchönſten Staub-Raketen, Staub-Räder, Staub-Schwärmer u. ſ. w. in die Höhe, und bereiten das entzückende Schauſpiel der Chauſſée-Verfinſterung am hellſten Tage, ſo daß vor lauter Kunſt-Staub das Natur-Waſſer ſich zurückzieht und verſchwindet!

„Ach, auf's Land! auf's Land!“

Staub vertritt auch in vielen Quartieren das Möbel, und die Worte: „Allhier iſt ein möblirtes Quartier“

heißt oft: „Allhier iſt ein beſtaubtes Quartier,“ und allerdings vertritt der Staub das Möbel, zum Beiſpiel den Schreibkaſten, denn man kann auf den Staub ſchreiben; oder auch die Vorhänge, denn es dringt durch dieſen Staub kein Sonnenſtrahl durch!

„Ach, aufs Land! aufs Land!“

Ja, „das Land“, mehr braucht man nicht! Da iſt ein möblirtes Quartier, der Tiſch hat drei Füße, „aber,“ ſo ſagt' ich, „der Tiſch hat ja nur drei Füße?“ — „Ja, aber „auf's Land“ nimmt man's nicht ſo genau!“ — „Aber das Bett hat ja keine Einlegbreter?“ — „Ach nein, aber „auf's Land“ nimmt man's nicht ſo genau!“ — „Aber in der Küche iſt ja der Herd gar nicht zu brauchen?“ — „Ach nein, aber „auf's Land“ thut er's ſchon!“ — „Aber hier ſind ja weder Vorhänge, noch Läden, noch Jalouſien?“ — „Ach nein, aber „auf's Land“ braucht man's nicht!“ — „Aber hier iſt ja auch kein Schloß an der Thüre?“ — „Ach nein, aber „auf's Land“ iſt's halt ſchon ſo!“

„Ach, aufs Land! aufs Land!“

„Auf's Land“ braucht der Tiſch nur drei Füße, und der Menſch vier Füße; „auf's Land“ braucht die Thüre kein Schloß, aber die Lunge, damit man ſie gegen den Döblinger möblirten Staub zuſchließe! Ich wohne in „Unter-Döbling“, hinter dem großen Staube! Wenn der geneigte Leſer mir die Ehre ſeines Beſuchs ſchenken will, ſo ſei er ſo gefällig, ſich gleich, wie er aus Wien kommt, an den „großen Staub“ zu halten, von da kommt er in den „dicken Staub", ſo halte er ſich gerade aus und paſſire den „trockenen Staub", ſo lange, bis er an den „naſſen Staub" kommt, dann geh' er links, oder auch rechts, oder auch gerade aus in den „echten Döblinger gerebelten Staub"; wenn er ſo eine Weile in dem „gerebelten Staub" fortgewandelt iſt, kommt der „Döblinger Lokalſtaub", welchen die Staub-Eingebornen mit den Staub-Eingewanderten auf gleiche Rationen verzehren, wenn die Staub-Eingewanderten erſt an die Staub-Eingebornen eine Gratification für die Verpflegung und Unterhaltung dieſes Lokalſtaubes entrichtet haben; dann kommt der Leſer bei dem „Nußwaldel" in den „vereinigten Staub" von Döbling, Heiligenſtadt und Unter-Döbling, und dann links, wo von beiden Seiten mehrere einzelne „Privat-Stäube" liegen, da findet er unter andern auch mich, da wo der Staub ein Eck hat! Der Leſer kann nicht fehlen!

„Ach, auf's Land! auf's Land!"

Es war an einem ſchönen Morgen, als ich von Wien nach Unter-Döbling fuhr, und meinen naſſen Schwamm, den ich auf dieſer Fahrt immer bei mir habe, mitnahm, und folgendes Vorgebet zum Himmel ſchickte: „Lieber Himmel, der Du mich erſt geſtern erretteteſt aus dem Döblinger Staub, bewahre mich bei meiner heutigen Fahrt vor einem dicken Herrn, der einſchläft und auf meine Schulter ſich bettet! Bewahre mich ferner vor einem Hund, der auf meinen Hühneraugen ein Clavierſtück à quatre mains ſpielt! Bewahre mich ferner vor einer Köchin, die zwei junge Ganſel, einen Gugelhupf und vier Bund Kohlrabi mitnimmt, und meinen Schooß für einen Speiſekaſten anſieht! Bewahre mich ferner vor einer zärtlichen Mutter mit drei Wickelkindern, die ihre Beinchen an meiner weißen Pantalon abzappeln u. ſ. w.“ Ich ſtieg ein, und meiner Maxime getreu, Niemanden zuerſt anzuſprechen, ſetzte ich mein Schweigen vom geſtrigen Stellwagen glücklich fort. Gegenüber ſaß ein Mann, der mehrere Büſchel Monatrettig in der Hand hielt, von welchen er nacheinander immer einen melancholiſch aufzehrte. Neben mir ſaß ein wohlgekleidetes Frauenzimmer, und da ich, wie geſagt, Niemanden anſpreche, ſo ſagte ich blos im Allgemeinen: „Guten Abend!“ Wenn ich in einem Geſellſchaftswagen „Guten Abend!“ ſage, ſo weiß der Zuhörer ſelten, was ich geſagt habe, welche Sprache ich geſprochen habe, und ob es überhaupt eine Sprache, ein Brummen, oder ein Summen, oder ein Näſeln u. ſ. w. war.

Ich ſah meine Nachbarin von der Seite an, und — ſah ſie nicht wieder an! Ein garſtiges Maal zog ſich vom Ohr bis ans Kinn, und eine mit Seiden-Beschen beſchattete Warze machte den Sockel zu dieſem Maal! Ich raffte mich in mich hinein, befahl meine Seele dem Staub, und war vollkommen geſellſchaftsdicht. Die Stille im Wagen wurde nur zuweilen von dem eintönigen Rettig-Zermalmen des unermüdlichen Rettig-Vertilgers unterbrochen, und nur zuweilen ſagte meine Nachbarin: „Ach, der Staub!“ Ich freute mich ordentlich, daß auch der Rettig-Vertilger zu beſchäftigt war, um etwas auf dieſe Staub-Apoſtrophe zu erwiedern. Nach einer Pauſe fragte meine Nachbarin: „Wohnen Sie auch in Döbling?“ Da die Frage ohne Adreſſe auf die Poſt kam, ſo konnte auch der Held von Rettigfeld gemeint ſein, und ich antwortete nicht; er war zu beſchäftigt, und noch einmal fragte meine Nachbarin: „Wohnen Sie auch in Döbling, Herr von Saphir?“ Da ich nicht glauben konnte, daß der Mann mit den unverſiegbaren Rettigen auch Saphir heiße, ſo mußte ich zu antworten mich entſchließen. „Ja, in Unter-Döbling!“ brummte ich barſch rechts, und ſah links zum Wagen hinaus. — Pauſe, von nichts unterbrochen, als von dem Zähnknarren des Rettigwürgers. — „Wohnen Sie ſchon lange da?“ fuhr die Unermüdliche fort; ich wurde faſt unwillig und ſagte kurz: „Na, ſo, ſo, nicht gar zu lange.“ — Pauſe, durchflochten vom Rettig-Knicker! — „Sie ſind ſehr einſilbig heute!“ tönte es mir wieder zu. — „Heute und immer!“ trotzte ich zurück. — Lange Pauſe, mit obligaten Magenſeufzern des abſolvirten Rettig-Ausrotters. — „Bleiben Sie Nachts in der Stadt?“ ſo fragte endlich meine neugierige und geſchwätzige Nachbarin wieder. Ich wurde erboßt und ſagte: „Entweder in der Stadt oder auf dem Lande.“ Da hielt der Wagen, ich ſprang halb wüthend vom Wagen, ſagte wieder ein verhallendes „Guten Abend!“ und verſchwand, ohne meine raſende Fragerin nur weiter angeſehen zu haben. Aber ich ſollte für dieſe Unartigkeit beſtraft werden! Es gibt eine Nemeſis! Sie wohnt im Stellwagen! Abends, um die Zeit, wo ſich in Döbling der Staub legt und die Frauenzimmer aufſtehen. Abends, um die Zeit, wo die „ſüße Stunde ſaure Milch im Munde“ hat, fuhr ich von Döbling zurück nach Wien.

Die Stunde ſchlug eben, der Lenker der Sonnenpferde hob eben das belebende Princip Peitſche, um ſie in Bewegung zu ſetzen, da ſprang ich noch auf den hintern Sitz im Wagen, auf welchem ich ein wunderhübſches Profil erblickte. Im Nu ſaß ich, und die Arche ſetzte ſich in Bewegung. Die Arche war wieder nicht überladen, „Paar und Paar“ waren ſie eingezogen, auf jedem Sitze ein Männlein und ein Weiblein, und auf dem Rückſitz ich und ein Fräulein, ſo ſchloß ich aus dem zarten, jugendlichen Profil und dem angehauchten Morgenroth auf der Lilienwange. Nun weiß der Leſer zwar, daß ich den Grundſatz habe, nie Jemanden zuerſt anzuſprechen, und meine Grundſätze ſind unerſchütterlich! Aber ein Geſellſchaftswagen erſchüttert die feſteſten Grundſätze; kaum war er hundert Schritte gefahren, ſo war mein Grundſatz ſo von Grund aus erſchüttert, daß er baufällig zuſammenſtürzte! Ich nahm mir vor, meine holde Nachbarin, welche jenſeits des Fenſters zum Wagen hinausſah, anzuſprechen. Sie hatte auf meinen „Guten Abend!“ kaum geantwortet, und ſich gleich abſeits gerückt. Ein ſchlimmes Zeichen? Wer weiß! Manche rückt fort, damit man nachrücke! Ich rückte nach!

Die Holde blieb unbeweglich, und legte ein Bündelchen, welches ſie in der Hand hatte, neben ſich, gleichſam als Naturgränze unſerer beiden Sitzreiche.

Ich war boshaft genug, das Bündel unvermerkt herunter zu ſtupfen. Es fiel ihr zu Füßen! ich ihm nach, hob den Gefallenen auf, ſie dankte mir kaum, ohne mich anzuſehen. Ich beſchloß alſo, die Schleuſen meiner Beredſamkeit aufzuziehen und ihr Schweigen auf ihr fortzuſchwemmen. „Wohnen Sie auch in Döbling?“ — Keine Antwort. „Der erſte Pfeil ſprang ab!“ ſagt Diana. — „Wohnen Sie auch in Döbling, mein Fräulein?“ wiederholte ich, und ohne nur das holde Häuptchen oder ein Aeuglein zu mir zu wenden, antwortete ſie kurz: „O ja, in Unter-Döbling!“ — Pauſe. Ich bedurfte neue Steinkohlen, um das Geſpräch zu heizen, und fuhr mit drei Grad Reaumur Wärme fort: „Wohnen Sie ſchon lange da?“ — „Na, ſo, ſo, nicht gar zu lang!“ war die Antwort, und ich war nicht um ein Haar breit weiter in meiner Liebesbewerbung! Allein ich faßte Muth, mich verdroß es gewaltig, auf meine Suade ſo wenig Gewicht legen zu ſehen, und ich ſagte etwas ironiſch: „Sie ſind ſehr einſeitig heute!“ — „Heute und immer!“ war die Antwort. Noch fiel es mir nicht auf, daß ich faſt dieſelben Antworten bekam, die ich heute Früh ausgab, denn es waren ſo ziemlich Gemeinplätze; aber wie vom Schickſal angeſpornt, trieb es mich an, ſie zu fragen: „Bleiben Sie Nachts in der Stadt?“ und ein Kichern kaum unterdrückend, erwiederte ſie: „Entweder in der Stadt oder auf dem Lande!“ Das kann kein Zufall ſein! Da ſteckt eine abgekartete Bosheit dahinter! Der Wagen war indeſſen auf der Freiung angelangt, ich ſtieg aus, und beſchloß um jeden Preis mir Aufklärung zu verſchaffen. Aber ſie ward mir gegeben, und zwar auf eine eben ſo ſeltſame als überraſchende Weiſe. Ich bezahlte nämlich den Kutſcher, und als ich mich umſah, ſtand meine Nachbarin von heute Morgen, die Nachbarin mit dem Feuermaal an meiner Seite. Ich ſtand verblüfft, und ſah mich nach meiner holden Nachbarin um, da wendete ſich das Mädchen um und — ſiehe da! — von der andern Seite war es das liebenswürdigſte, ſchönſte, anmuthigſte Weſen!

Sie ſah mir mit klarem, freundlichem Blick in die Augen und ſprach: „Ein Saphir ſollte auch gegen ein häßliches Frauenzimmer artig ſein, ſind wir doch auch recht artig mit ihm! Gute Nacht!“ Damit machte ſie einen ſchelmiſchen Kniks und verſchwand. Ich ſtand da, wie ein dummer Junge. Wenn der Leſer dazumal vorbeigegangen wäre, hätte er ſich davon überzeugen können.

Die Moral dieſer Geſchichte iſt: daß nicht nur jede Sache, ſondern auch jedes Geſicht zwei Seiten hat, und daß man auch mit unſchönen Frauenzimmern artig ſein ſoll! Ich aber habe meine Lection verdient, und beſtrafe mich ſelbſt dadurch, daß ich ſie Dir, lieber Leſer, ganz naiv mittheile.

2.

Der Menſch denkt, der Eſel lenkt.

Wenn Du, mein lieber Leſer, in Unter-Döbling wohnſt, ſo biſt Du nah am „Himmel“; nicht nur jenem „Himmel“, welcher jetzt bei Zinner & Comp. ausgeſpielt wird, und zu dem Du ſchon ein Loos in der Taſche haſt, ſondern zum wahren, wirklichen, blauen, hohen Himmel, zum Himmel, der Kinder, Narren und — Dichter beſchützt, die Lilien kleidet, die nicht ſpinnen, die Mädchen verheirathet, die kein Geld haben, und die Buchhändler reich macht, die kein ordentliches Buch verlegen. Ja, zu dieſem Himmel führt der Weg von Unter-Döbling. Welcher Weg? Alle Wege! Denn, lieber Leſer, Du wirſt geſtehen, daß man bei lebendigem Leibe nicht in den Himmel kommt, und wenn man ſo fromm iſt, wie unſere Kritik, und ſo unſchuldig wie ein Kochbuch! Erſt muß man ſterben, ſonſt kommt man ſein Leben nicht in den Himmel! Alſo, jeder Weg, der zum Tode führt, iſt eigentlich ein Weg zum Himmel; wenn Du aber von Unter-Döbling ſpazieren gehen willſt, ſeie es nach „Heiligenſtadt“ nach dem Berge Eriel, oder nach „Grinzing“ auf dem Berge Carmel, oder nach dem „Kahlenberg“ Gariſim, oder nach dem „Krapfenwaldel“ auf dem Berge Ararat, oder nach dem „Himmel“ auf dem Berge Sinai, oder nach „Sievring“ in dem Thale Hinom, oder nach „Salmonsdorf“ in dem Thale Jeſchurun, kurz, wohin Dich von Döbling die Stege und die Wege alle führen, ſie ſind alle mit mehr Lebensgefahr verbunden, als jetzt eine Reiſe von Döbling nach Rio Janeiro, als ein Ausflug von Döbling nach Damascus! Ein gebrochener Fuß iſt das kleinſte Souvenir, eine aufgeſchlagene blaue Naſe das unbedeutendſte Vergißmeinnicht, welches Du auf dieſen ungebahnten, kieſigen, ſteinigen, abſchüſſigen, holperigen, lehmigen, ſchrägen, vermaledeiten Fußwegen zwiſchen Klippen und Abhängen pflücken kannſt! Man ſoll ſeinen Nebenmenſchen keinen Stein in den Weg legen, iſt gewiß ein frommer, chriſtlicher Spruch, allein, nirgends ſteht geſchrieben, man ſoll ſeinen Nebenmenſchen die Steine aus dem Weg ſchaffen!! Im Gegentheile! Ein ſteiniger Weg, ſchmal, ſchief, mit Kieſel beſäet, an der Kante von Felſen, wo man gleich bei dem mindeſten Fehltritt auf ein Steingerölle ſtürzt, von dem kein „Proſit!“ mehr aufhilft, ſolch ein Pfad, wie alle die Fußpfade von Döbling in die Berge, durch die nicht genug zu bewundernde Kraft der wilden Natur, daliegen, iſt der nächſte Weg zum Himmel, denn nicht ſelten, faſt alle Jahre ereignet es ſich, daß ein paar Fußgänger da ſtürzen, Bein und Arm brechen, ja ganz todt bleiben! Wir haben aber in der Einleitung ſchon bewieſen, daß der Tod die erſte Bedingung iſt, um in den Himmel zu kommen! Es ſind alſo dieſe, aus purer Frömmigkeit und Nächſtenliebe zum freien, allgemeinen Halsbrechen eingerichtete, und zur öffentlichen Verunglückung großmüthig preisgegebene Fußpfade, eben ſo viele Stufen, Leitern und Vicinal-Wege zum Himmel! Dieſe Himmels-Wege ſind aber auch nur eine kurze Zeit dem willkürlichen Selbſtmord-Vergnügen der Spaziergänger freigeſtellt; denn kaum füllt ſich eine Beere von den Weingärten mit den erſten Elementen jener ſauren Lebensweisheit, die man auf Flaſchen gezogen, unter dem Namen „Grinzinger“ verkauft, und der in ſeiner *angewandten* Philoſophie dazu dient, daß der Magen ſaure Geſichter ſchneide, und das Capillar-Gefäßnetz ſich tiefdenkeriſch in ſich ſelbſt zuſammenziehe, ſo iſt die große „*Döblinger* Continental-Sperre“ fertig, kein Fußpfad thut ſich uns auf, in den Weinbergen muß der Wanderer alle Augenblick ein „*Pfänderſpiel*“ mit ſich ſpielen laſſen, wo das Pfand nicht durch einen *Kuß* ausgelöst wird, man muß auf dem großen Fahrweg gehen, wenn man Muth, Kraft, Ausdauer und Luſt genug hat, mit den Stellwägen um die Wette durch dieſen Staub oder Moraſt ſeine Carriere zu machen!

Indeſſen es gibt Augenblicke, in denen der Menſch doch ſpazieren gehen will, entweder weil er den Magen, oder das Herz oder den Kopf zu voll hat, oder weil er heute gerade ſein Mittagsbrot und ſeine eheliche Hälfte nicht gut verdauen kann, oder weil man zu Hauſe ſein Schreibzimmer und ſeine Geduld aufreibt u. ſ. w., und in einer ſolchen Stunde entſchloß ich mich, nach Grinzing zu gehen und von da auf den Kahlenberg zu reiten.

Es war an einem ſchönen Freitag Nachmittag! — Hier bitte ich zu bemerken, wie vorurtheilsfrei ich bin! Denn es gibt viele Leute, welche an einem Freitage *gar nichts* unternehmen, zum Beiſpiel keinem armen Mann einen Kreuzer ſchenken, Niemanden auf eine „Bäuſchelſuppe“ einladen u. ſ. w., blos aus Grundſatz! — Alſo es war an einem Freitag Nachmittag, am Himmel war kein Wölkchen und auf Erden kein Sonntags-Ellenreiter zu ſehen, rechts lagen die Häuſer von Heiligenſtadt im Grünen wie geſetzte Eier im Spinat, und links ſah der Thurm von Grinzing aus dem Bergkeſſel wie der Reſpecttheil einer Eipeldauer Gans aus dem Topfe; Döbling aber lag hinter mir, wie das „haec mensa“ aus meinen Schuljahren, und ich ſtolperte auf einer der Himmelsleitern weiter vorwärts, indem ich über Mancherlei nachdachte, was lebensgefährlicher iſt: über eine Sängerin die Wahrheit zu ſchreiben, oder nach einem Grinzinger Fußſteig zu luſtwandeln; was undankbarer iſt: ein Operntext oder ein Künſtler; wer erhabener ſei: das Schweigen der Natur oder das Schweigen einer Frau Gemahlin u. ſ. w. u. ſ. w.

In Grinzing angelangt, dankte ich erſt den Göttern für die Errettung aus des Lebens „Fußpfaden“, die für einen Kurzſichtigen wahre Fußknacker und Knochenzermalmer ſind, und dann ſorgte ich um weiteres Fortkommen; und ich ſah, daß es nicht gut iſt, daß der Menſch allein ſei, und ich beſchloß, mir für dieſen Nachmittag einen Eſel als Reiſe- und Lebensgefährten beizulegen.

Ober dem Caſino, wo ſich die Grinzinger Vegetation in isländiſches Moos verwandelt, weiter oben da,

Als ich nun hinausgegangen,
Wo die letzten Häuſer ſind,
Sah ich mit gebräunten Wangen
Unter Eſeln ſteh'n ein ſchönes Kind.

Grüß Dich, Jungfrau! — Dank der Ehre! —
Bitte, komme gleich heraus. —
Und wer biſt Du? — Redacteure. —
Nun ſuch' Dir Deinen Eſel aus! —

Sie rührt ſich, den Sattel zum Eſel zu tragen,
Sie weiß auch ſo lieblich den Eſel zu ſchlagen,
Sie rührt ſich und biegt ſich und treibt ihn voraus!

Schmeichelnd zieht ſie ihn zur Schwelle,
Lebhaft in die Straß' hinein,
„Dummer Eſel! auf der Stelle,
Sollſt du luſtig, lebhaft ſein.

„Biſt du müd', brauchſt nur zu traben
Zwanzig Schritte weit von hier,
Leg' dann in den nächſten Graben
Ruhig dich, du frommes Thier!"

Sie lindert geſchäftig geheuchelte Leiden,
Der Eſel, er lächelt, er ſiehet mit Freuden
Schon unten im Graben ſein nächſtes Quartier!

Ich beſteig' den Eſel munter,
Immer fauler wird er nur,
Wie er geht den Berg herunter,
Wird er nach und nach Natur!

Und ſo ſtellet nach dem Traben
Nach und nach der Schritt ſich ein,
Iſt er erſt nur bei dem Graben,
Wird nicht fern der Abwurf ſein.

Aber um die Bahn noch beſſer zu prüfen,
Sieht der Eſel die Höhen und Tiefen,
Und legt ſich gleich lieber in' Graben hinein.

Engel können fallen, das iſt wahr, aber ſinken kann nur der Menſch! und nun gar in einen Graben ſinken, kann nur Menſch und Eſel! Indeſſen, Geſunkene können ſich aufrichten, und ſo richteten wir Beide uns auch auf, um unſere Laufbahn, das heißt unſere Schneckenbahn weiter fortzuſetzen. Ich habe immer gehört, daß man mit guten Worten mehr ausrichtet, als mit Schlägen, und ſo hielt ich denn folgende Rede an meinen Eſel.

„Mein theurer Freund, Eſel und Wandergefährte!

„Wie und auf welche Weiſe wir ſo von unſerer Lebensbahn abgewichen ſind, und in einem Graben zu liegen kamen, darüber, mein Allerwertheſter, wollen wir nicht weiter grübeln! „Quo sors vos trahet et retrahet etc. etc.“ Es ſind ſchon größere Helden, als wir Beide, im Graben gelegen, und an heißern Tagen, und die Weltgeſchichte iſt um den Graben herum gehangen, und die Biographien haben den Graben umgarnt!

„Ein Platz iſt an und für ſich weder ehrend noch entehrend, der Mann adelt den Platz! Ein Graben qua Graben iſt eine Lokalität, welche auf die Ehre eines Weſens keinen Einfluß ausüben kann; nur die Art, wie man Ehrenbürger eines Grabens wurde, Hinc illae Lacrymae, da liegt der Unterſchied im Graben!

„Man kann aus Wißbegierde in einen Graben gerathen, zum Beiſpiel, um am hellen Tag Aſtronomie zu ſtudiren; man kann auch aus weiſer Vorſicht in einen Graben kommen, zum Beiſpiel wie jetzt wir, mein werther Graben-Collega, um nicht erſt ſo viele Beſchwerden des Steigens zu erleben.

„Aber, mein grauer Freund, ein Weiſer bleibt da nicht ſtehen, wo ihn der Zufall hingeſtellt, und ein Dichter bleibt da nicht liegen, wo ihn ein Eſel abgeworfen! Der Menſch kann ſich erheben, und wär's auch aus einem Graben, und ein Eſel wie Du, ein ſolcher Menſchenkenner und Menſchenhändler, der ſchon ſo viele Menſchen abgeſetzt hat, ſollte ſich nicht erheben können?!

„Surge tandem! Ermanne Dich. „Sei mein ſtarkes Mädchen!“ Grade nach dem Fall lernt der Denker erſt recht auf eigenen Füßen ſtehen! Schau, dort oben iſt der Kahlenberg, dort warten befreundete Seelen Deiner, zeig einmal, was ein Eſel kann (hier ſchwang ich mich auf ſeinen Rücken), wenn der Genius über ihn kommt!“ —

Und der gute Eſel hebet
Aus dem Graben ſich empor,
Und auf ſeinem Rücken ſchwebet
Auch der Dichter ſtolz hervor!
Es verachtet der Dichter des Langohrs Gebläſel,
Unſterbliche peitſchen gefallene Eſel
Mit dornigen Stecken zum Berge empor!

Ich ſaß wieder mit einer ſolchen Sicherheit auf meinem Eſel, als ob die Natur keinen Graben mehr habe, nie einen Graben gehabt hätte! und mein Eſel trabte ſo phlegmatiſch vorwärts, als ob ein Dichter grad ſo viel Gewicht hätte, wie eine Grinzinger Molkentrinkerin!

Mein Eſel ließ träumeriſch den Kopf hängen, er war in ſtilles Hinbrüten verſunken, ich hörte ihn denken, und will verſuchen, einige ſeiner Gedanken mitzutheilen. Der Leſer wird mir ſchon vergeben, wenn ich ſeine Gedanken nicht ganz in ſeinem Geiſte wiedergebe, ſondern ſo gut ein Ueberſetzer es vermag.

Stille Eſel-Gedanken.

— Beſtrebe Dich nie, Deine Dummheit zu verbergen. Die Menſchen werden Dir eher zehn Dummheiten, als eine Klugheit verzeihen. —

— Eigenlob ſtinkt, darum geh' nie ohne Köllnerwaſſer in eine Künſtlergeſellſchaft. —

— Man wird von allen Leuten vergeſſen! Von Verwandten, von Freunden, von der Geliebten, ſogar am Ende von ſeinen Feinden, nur nicht von ſeinen — Gläubigern! Darum ſuche ſo viel Schulden zu machen, als möglich, um im Andenken der Leute fort zu leben! —

— Hüte Dich vor allem Treppen-Witz! das heißt, mache nie Deinen Witz zurecht, wenn Du die Treppe hinauf, in die Geſellſchaft gehſt, denn dieſer wird ledern; und laſſe Dir, wenn Du die Treppe hinab gehſt, nie den Witz einfallen, den Du oben hätteſt brauchen können, und der Dir nicht einfiel, das macht Magenſäure! —

— Wenn Du in eine fremde Stadt kommſt, mach' gleich Bekanntſchaft, in vierzehn Tagen geht's oft nicht mehr! —

— Unſere Kritiker ſagen nicht wahr, und ſind doch Wahrſager, nämlich: aus der Hand! —

— Ein Schafsgeſicht iſt eine große Erbſünde! —

— Die Liebe iſt ein bewaffneter Friede, die Ehe ein entwaffneter Krieg. —

— Alle Frauen ſind Biographen, ſie ſchreiben zwar nicht, aber ſie reden beſtändig die Lebensgeſchichte einer andern Frau! —

— Zwar kann auch ein gutes Pferd ſtolpern, aber —

Hier, lieber Leſer, ſtolperte mein Eſel, und ich konnte dieſen Satz nicht zu Ende hören. Ich habe verſucht, ſeinen Gedanken zu Ende zu denken: „aber nicht ein ganzer Stall!“ das iſt ſchon da geweſen, und mein Eſel denkt nur Original-Artikel; „aber es fällt nicht zuſammen?“ Das iſt matt! — „aber es richtet ſich nach dem Stolpern deſto ſtolzer empor!“ Möglich; es iſt ſchwer, ſich in die Logik eines Eſels ſo ex abrupto hineinzudenken; wenn es der geneigte Leſer verſucht, wird er noch manche Schwierigkeit finden! Der Stolperer brachte meinen Eſel aus ſeinen Ideen- und Eſel-Gang, und er ſtutzte.

Wenn ein kluger Menſch ſtutzt, dann, mein lieber Leſer, iſt noch auf Etwas zu hoffen; man kann ihn mit einem Ton, mit einem Wink, mit einem Hieb, mit einem Sporn wieder ins Gleis bringen; aber wenn ein Eſel ſtutzt, da ſei der Himmel gnädig, da hilft nichts, nicht Worte, nicht Gründe, nicht Spornſtiche!

Nach langen Verſuchen gelang es mir, meinen langohrigen Denker wieder in Schritt zu bringen, und ich ritt, wie Bileam auf ſeiner Eſelin, zwiſchen den Weingärten ſachte fort, bis wir an jenen Punkt kamen, wo eine ſchmale Brücke zum Kamm des Kahlenberges in eine kleine Thalumbuchtung einſchneidet.

Das war immer ein gefährlicher Punkt für mein Reitertalent! Man wird zugeben, daß man ein guter Dichter und ein ſchlechter Reiter ſein kann; ohne gerade etwas von mir zu behaupten, ſchäme ich mich nicht, zu geſtehen, daß ich doch mit dem Pegaſus beſſer umzugehen weiß, als mit dem erſten beſten Miethgaul!

Ach, zur Zeit, als ich jung war, und in jenen Jahren, wo andere Leute Erziehung erhalten, hatte die Cultur und die Aufklärung noch nicht ſo um ſich gegriffen, daß man ſeinen größten Ehrgeiz darein ſetzte, ſeinen glänzenden Beruf zum — Reitknecht zu entfalten! Dazumal, als Kunſt und Wiſſen noch nicht ſo ſtrotzend in die Société hineinwucherten, gab es noch andere Liebhabereien, als Meklenburger und Holſteiner, als Engländer und Hannoveraner u. ſ. w. Die Blüte der Chevalerie blühte nicht aus dem Hufeiſen der Wettrenner heraus, die geſellige Haltung wurde nicht an einem Barrierſprung abgewogen, und nicht Jener war der liebenswürdigſte Sterbliche, deſſen Fuchs oder Schimmel, oder Rappe die halsbrecheriſchſten Courbetten macht!

Ach, großes neunzehntes Jahrhundert! deine Pferdezucht verdrängt die Menſchenzucht! Das geiſtige Thema der Zeit iſt: ob die Pferde nicht hintereinander zurückbleiben, ob aber die Menſchen zurückbleiben, da wettet kein Menſch einen Heller darauf!

Wir wachſen in die Centauren zurück! Wir können nur dann nach unſerm vollen Werth geſchätzt werden, wenn wir ſechsfüßig ſind! „le cheval c'est l'homme," ſo lautet unſere Deviſe! und um ein vollkommener Mann zu ſein, müſſen wir einen Jokei, zwei Handſchuhe und vier Hufeiſen haben!

Wie nichtig iſt jede andere Liebhaberei gegen die Roßliebhaberei! Es gibt zum Beiſpiel viele Reiche, die an Gemälden, an Büſten, an Büchern, an aſtronomiſchen Maſchinen, an phyſikaliſchen Experimenten Gefallen finden, Andere finden Vergnügen daran, Künſtler, Dichter, Genies zu beſchützen, zu unterſtützen, mit ihnen umzugehen u. ſ. w. Gottlob, ſolche Alltagsliebhabereien, ſolcher Geſchmack nimmt immer mehr ab! Ein Gemälde, eine Büſte, ein Buch, ein Inſtrument, iſt Todtes, und nur das „Lebende hat Recht!" Ein Roß, ein Wildfang, ein Renner, ha, das iſt ein höheres Weſen, das ganz allein all' unſere Aufmerkſamkeit, all' unſere Pflege, all' unſere Zärtlichkeit in Anſpruch nimmt.

Von unſern Männern bekommt den erſten „Guten Morgen" und den erſten zärtlichen Blick die Cigarrenbüchſe, dann der Hund, dann der Reitknecht, dann das Roß, und wenn dann noch ein Bischen Zärtlichkeit als Bodenſatz in ihnen blieb, dann erſt bekommt die Gemahlin, das Kind auch einen Reſt des guten Morgens!

Daß jetzt ſo viele Frauen reiten, geſchieht nur, damit ſie ſich ihren Männern bemerkbar machen! Die gute Frau lehnt Morgens über der Wiege des Säuglings, der Mann bemerkt das nicht! Sie räumt dann ſein Cabinet auf, vergebens, er hat keine Augen dafür! Sie ſetzt ſich ans Clavier, umſonſt, er hat keine Ohren dafür! Sie nahet ſich ihm mit feinen Wendungen und Liebkoſungen, lächerlich! Er hat keinen Sinn dafür! Da, da fällt ihr das letzte Mittel ein, ſie ſteigt zu *Roß*, und ein Blick von Theilnahme fällt von ihm auf das Pferd, und von dem Pferd auf die Reiterin! In das männliche Herz konnten die Frauen ſich früher hinein*ſchmeicheln*, dann hinein*ſtehlen*, jetzt müſſen ſie hinein*reiten*! Wir können uns in gar nichts mit Recht aufs *hohe Pferd ſetzen*, als eben auf dem *Pferd*!

Ja, leider bin ich nicht aus dieſer Epoche, wo der Stall das Studirzimmer verdrängt, und wo man nicht anders in guten Geruch kommt, als wenn man Stallgeruch di primo cartello an ſich trägt!

Ich bin alſo kein *Kunſtreiter*, ſondern *Natur-Reiter*, das heißt, ich glaube nicht, daß der Menſch geſchaffen wurde, um *Pferde zu ziehen*, ſondern daß die Pferde erſchaffen wurden, um die *Menſchen* zu ziehen! Ich glaube nicht, daß es *die höchſte Aufgabe des Ritterthums* iſt, von Früh bis Abend die Roßologie zu ſtudiren, die *Menſchen*liebe auf *Pferde*liebe, und die *Nächſten*liebe auf *Nächſtenpferd*liebe auszudehnen! Ich glaube, ein Pferd iſt ein edles Thier; aber ich glaube nicht, daß man über die „Araber“ ſeine eigene Familie vergeſſen ſoll!

Bei mir iſt ein gut aufgelegter Eſel ſchon ſo viel wie ein engliſcher Wettrenner, und wenn ich zu Eſel ſitze, ſo hab' ich das Bewußtſein, daß ich das Thier beherrſche, und nicht umgekehrt!

Alſo ich ſtand auf dem gefährlichen Punkt, bergab, vor einer ſchmalen Brücke, und nun ſagte ich zu meinem Eſel: hic Rhodus, hic salta! Allein der Eſel wußte wohl, daß es nicht Rhodus war, folglich ſprang er auch nicht. Im Gegentheile, er blieb wie angewurzelt ſtehen, und neigte ſein Haupt zu einem Seitenſtrauch, mit dem Ausdruck unwiderſtehbarer Begierde, ſich mit deſſen Blättern geſetzlich zu vereinen. Ich wollte abſteigen, allein mein Eſel proteſtirte gegen dieſe Deſertion von meinem Poſten mit den Hinterbeinen ſo kräftig, daß ich es vorzog, den status quo zu beobachten, und zwiſchen dem Eſel und dem grünen Strauch nicht zu interveniren. Ich verſuchte endlich umzukehren, allein ein zweiter Luftſprung des Hinter-Caſtells meiner Rozinante verleidete mir auch dieſen Verſuch, und ich beſchloß, das zu thun, was die Politik in allen ähnlichen Fällen gebietet, nämlich: zu temporiſiren!

Das Ding währte mir aber doch zu lange und — die Noth macht erfinderiſch! — ich zog ein Journal aus der Taſche, und fing an, meinem Eſel die „Theater-Recenſionen" vorzuleſen, dann die Antwort, welche die Redaction von „Oſt und Weſt" auf meine Erklärung, daß ich Notizen für kein literariſches Eigenthum halte, in Nummer 45 von ſich gab. Ich begann zu leſen:

„Blätter für Kunſt, Literatur und geſelliges Leben."

Er ſtutzte ein klein wenig, und nagte dann weiter an ſeinen Blättern. Ich las fort:

Antwort:

„Unſere Erklärung in Nummer 29 dieſer Blätter, worin wir dagegen proteſtirten, daß man unſere Artikel ſo häufig ohne Angabe der Quelle nachdruckt, hat Herrn Saphir zu einem überſchwenglichen Witzerguſſe veranlaßt, der bei der jetzigen Frühlingshitze und Dürre doppelt erfreulich iſt, und uns recht viel Spaß gemacht hat.“

Der Eſel ſah auf und ſah mich mit einem zwar nichtsſagenden Blicke an, aus dem man füglich eine polemiſche Erwiderung hätte machen können, allein fort ging er doch nicht! Ich las weiter:

„Nun, der „Humoriſt“ muß ex officio ſein Publikum mit Spaß unterhalten, und indem man ſo ins Blaue hinein witzelt, kann es Einem auch leicht geſchehen, daß man als Centrum der Zielſcheibe etwas angibt, was gar nicht vorhanden iſt.“

Hier verſpürte ich ein leiſes Zucken in den Vorderbeinen meiner Rozinante, und ich ſchöpfte Hoffnung, daß ſie dieſen Styl nicht aushalten werde, und davon laufen wird, dadurch ermuthigt las ich immer weiter und pathetiſcher:

„Wir haben nicht geäußert: „es ſei mehr Gewicht auf Notizen zu legen, als auf Original-Artikel,“ ſondern: „daß wir auch auf unſere Notizen Gewicht legen“ (ein großer Unterſchied!).“

Hier ſenkte ſich mein Eſel, ſpitzte die Ohren und ſprach: „Hör' auf, ich geh' ſchon!“

Wenn hier die Leſer ſtutzen wollten, daß ein Eſel ſpricht, ſo verweiſe ich ſie wieder auf Bileam's Eſel! und ein ſolcher Kerl wie Bileam bin ich doch wohl auch noch? Der Unterſchied iſt der, Bileam's Eſel ſprach, weil er einen Geiſt wahrnahm, mein Eſel ſprach, weil er keinen Geiſt wahrnahm!

Alſo ich kam glücklich vom Fleck und über die kleine Brücke hinüber. Da „ſtellte ſich ein ſonderbares Schauſpiel unſern Blicken dar!“ Vom Berge herab, mir gerade entgegen, kam eine Quäkerin, dito auf einem Eſel geritten. Wenn ich ſage, eine „Quäkerin“, ſo verſteh' ich darunter ein Stadt-Mädchen, welches auf dem Lande ſich ganz verquäkert, indem es ganz Natur wird, und die ſchlichten Haare mit einem unbändigen Rundkrämpenhut überquäkert. Die große Krämpe geißelt einer ſolchen Land-Phyllis Schultern und Nacken, und wenn man ihr ins Geſicht ſehen will, muß man ſich plattlings auf den Boden werfen und in die Höhe ſchauen. Als ich die Reiterin kommen ſah, hielt ich abſeits, um ihr ganz artig den Weg zum Vorbeiritt frei zu laſſen. Allein: „Der Dichter denkt, der Eſel lenkt!“

Als ſie ganz nahe bei mir war, wirbelte ein günſtiger Windſtoß die Krämpen ihres Hutes in die Höhe und ein allerliebſtes Antlitz ſah mir entgegen.

Ich könnte nun dieſes allerliebſte Antlitz ſchildern, allein ich bin zu faul; es ſei genug, wenn ich ſage: ein allerliebſtes Angeſicht, ein Angeſicht, welches im Stande geweſen wäre, ärgere Weiberfeinde, als ich einer bin, in einem Nu zu ſeinem Augen- und Wangen-Feuer-Anbeter zu machen.

Als ſie auf Grußweite nahe war, ſuchte ich meine liebenswürdigſte Miene heraus, jenes ſelbſtgefällige Lächeln, welches ich nur anziehe, wenn eine herzlich ſchlechte Rolle ungeheuer applaudirt wird, und mit dieſer irreſiſtiblen Miene, und mit dem Bewußtſein: „ich bin ich“ ausgerüſtet, ſagte ich: „Ergebenſter Diener, meine Gnädigſte! bergab iſt's ſchwer reiten.“

Sie nickte mit dem Kopf, wie eine Knospe vom Zephyr geſchaukelt; allein ſie antwortete nicht.

Als ſie ganz nahe an meiner Seite war, fiel die feindſelige Hutkrämpe wie ein Percuſſions-Kapſel über das Angeſicht herab, und ich hätte vielleicht „Eſel und Reiterin“ nie wieder geſehen, wenn Gott Amor nicht durch unſere Eſel ſein Spiel mit uns getrieben hätte!

Ihr Eſel wollte nämlich nicht an meinem vorbei! Beide Eſel drängten ſich aneinander, und obſchon wir beiderſeits alles Mögliche thaten, um die Allianz unſerer Eſel zu zerreißen, ſo gelang es uns doch nicht.

Hier werden ſuperkluge Leſer wieder lächeln und in ihrer Weisheit denken: „Nun, ſo ſehr wird er ſich auch nicht gekränkt haben über dieſe zufällige Zuſammenhänglichkeit!“

Darüber bin ich hinaus! Mein Gewiſſen ſagt mir, daß ich Alles anwendete, um unſere geenterten Eſel frei zu machen, und damit bin ich beruhigt!

Die ſchöne Unbekannte ſagte: „Das iſt doch ärgerlich!“ und ich antwortete: „Sehr ärgerlich!“ Unſere beiderſeitigen Verſuche, abzuſteigen, wurden von dem ganz uneſelhaften Bäumen unſerer Zelter verhindert, und ſo ſaßen wir, ſie den Kopf gegen Norden, ich nach Süden gerichtet, und feierten in dem freien Tempel der Natur ein doppeltes tête-à-tête.

„Es ſcheint,“ ſagte ich, „daß unſere Eſel Jugend- oder Schul-Freunde ſind, da ſie hier ein Wiederſehen feiern und ſich nicht ſo bald trennen wollen.“

„Sie haben Ihren Eſel gewiß auch im obern Hauſe genommen,“ ſprach ſie, „wo ich den Meinen nahm, und die ſind ſo aneinander gewohnt.“

„Ja,“ antwortete ich, indem ich ihrem kleinen Schwarzeſel freundlich den Hals kratzte, „es iſt doch ein rührender Anblick unter Weſen, die auf Bildung keinen Anſpruch machen, die weder den Bulwer noch den „Humoriſten“ leſen, eine ſolche ſchwärmeriſche Freundſchaft, wo nicht Liebe zu erblicken, und der Menſch, der geprieſene, der gebildete, ſollte nicht grauſam dazwiſchen und in die Sympathie zweier Herzen eingreifen.“

Während ich ſo ſprach, ſteckten die beiden Thiere ihre Köpfe noch feſter zuſammen, ſo daß das Geſicht der Reiterin gerade handweit von mir war. Sie ſah mich an und lächelte. Das ermuthigte mich fortzufahren: „Sehen Sie, meine Schöne, wer weiß, ob dieſe Eſel wirklich Eſel ſind, wer weiß, ob es nicht gewiſſe Geiſter der Natur ſind, die unter allerlei Geſtalten dem Gott der Liebe dienen müſſen, und ob dieſe Eſel nicht wahre Schickſal-Eſel ſind, um uns auf ſo ſonderbare Weiſe zuſammenzuführen!"

„Ei," ſagte ſie ſchnippiſch, und nahm zu meinem Entzücken den Krämpenhut ab, und der ſchöne, ovale Kopf, von üppigen, braunen Locken umflogen, trat frei in ſeiner ganzen Anmuth heraus, „ei, vielleicht aber auch ſind wir beſtimmt, die beiden Eſel zuſammenzubringen, und nun, da unſere Sendung erfüllt iſt, gehen Sie Ihre Wege und ich die Meinigen, und wir haben das Unſrige gethan!" — Dabei ſah ſie mich lachend an und wollte abſteigen, allein der Eſel ſchlug aus und über, und ſie mußte ſich ſchnell an meiner Hand feſthalten, um nicht zu ſtürzen.

„Sehen Sie," ſagte ich, „unſere Lage wird immer romantiſcher! Es mögen Ihnen auf Erden ſchon viele Liebeserklärungen gemacht worden ſein, o ja, auf Erden, aber ſo zwiſchen Himmel und Erde, wie ich ſie jetzt mache, gewiß nicht! Ich möchte gerne auf die Knie ſinken, Sie ſehen, ich kann nicht; Sie möchten gerne entfliehen, Sie ſehen, es geht nicht! Wir ſind für einander beſtimmt, und dieſe Eſel ſind nichts, als die Vollſtrecker höherer Mächte!"

„Sie ſind ein Haspel!" erwiederte ſie lachend, „wenn wir für einander beſtimmt wären, das wäre alſo eine Eſelei? Da, treiben Sie einmal meinen Eſel an, und ſomit Adieu!"

„Wohlan," rief ich, „Sie ſehen, daß ich Ihren Befehlen gehorche, auch gegen mein Intereſſe." Darauf hieb ich mit einer Art Wuth auf beide Eſel zugleich ein, und, ſieh da, Beide liefen ihren Weg fort, Meiner hinauf, und der Ihrige hinab; ſo dachte ich, allein: „Der Menſch denkt und der Eſel lenkt!“ Kaum hatte ich einige Schritte geritten, ſo hörte ich etwas hinter mir traben, ich ſah mich um, es war die ſchöne Reiterin, deren Eſel gewohnt war, dem meinigen nachzugehen, und der nun rüſtig mit ſeiner ſchönen Laſt hinter mir herkeuchte! Ich drehte mich lachend um und ſang der Holden zu:

„Und ſo finden wir uns wieder
In den heitern, bunten Reih'n?
Und die treuen Eſel-Brüder
Sollen uns geſegnet ſein!“

„Sie ſind durch und durch ein Narr und ein Böſewicht,“ ſagte die Holderröthende, halb lachend und halb zürnend, „was ſoll daraus werden? Ich bin in der größten Verlegenheit, ich kann nicht abſteigen und kann das Thier auch nicht umlenken, was ſoll daraus werden? Es iſt ſchon ſpät!“ — „Was daraus werden ſoll?“

„Wer reitet ſo ſpät durch Nacht und Wind?
Es iſt ein Eſel und ein ſchönes Kind!
Es hält der Dichter ſie in dem Arm,
Er hält ſie ſicher, er hält ſie warm.“

Indeſſen war ſie ganz nahe zu mir gekommen, ich reichte ihr die Hand und ſagte:

„Theures Weib, gebiete Deinen Thränen,
Hin nach Grinzing geht Dein feurig Sehnen,
Dieſer Eſel führt Dich nicht dahin!
Aber ich, mich hören jetzt die Götter,
Ich werde freudig heut' Dein Retter,
Sag', ob ich noch ein Böswicht bin?“

Sie reichte mir die Hand, und ein ſanfter Druck ſagte mir mehr als alle Worte, die ich hätte hören können. Ich nahm ihr die Zügel aus der Hand, zog ihren Eſel ganz nahe an den meinen, und mit einer kühnen Wendung hatte ich beide zurück gegen Grinzing gekehrt. Wir ritten nun friedlich neben einander, alle Viere in tiefes Stillſchweigen verſunken. Ich erfuhr jedoch in kleinen Doſen, daß ſie Arabella heiße, daß ſie noch nie geliebt hat. — Wir drei Andern, wir glaubten — das —, daß ſie oft allein Ausflüge mache, und daß wir uns — wieder finden werden! Indeſſen waren wir bei dem Eſel-Bureau angekommen, geſchäftige Hände haben uns von unſeren Eſeln entledigt, und mit einem bedenkenden Blick, in dem eine ganze geographiſche-ſtelldicheiniſche Landkarte lag, trennten wir uns. Sie ſah noch einmal nach mir zurück; und ich trennte mich von meinem Eſel, indem ich ihm die Hand aufs Haupt legte und ausrief:

„Das war ein kluger Streich von einem Eſel, der Himmel vermehre ſie!"

Das Lied vom Menſchenleben.

In dem Götterſaal, dem wunderbaren,
Blumenduft'gen, fernenklaren,
Wo im Kreis die Götterſitze funkeln,
Steht ein Spinnrad nur im Dunkeln,
In der Niſche tiefem Bogen,
Der vom Lichte nicht durchzogen.
— *Sieben Schickſalsſchweſtern* ſitzen
Unter Donnern, unter Blitzen
Um das Spinnrad, finſter ſinnend,
An dem Lebensfaden ſpinnend.

Sechs der Schweſtern, grämlich, tückiſch und verdroſſen,
Menſchenfeindlich, menſchenhaſſend, ſind entſchloſſen,
Mit der Hand, der knöcheldürren,
Dieſen Faden zu verwirren;
Kummer, Jammer, Zittern, Beben,
In den Faden einzuweben,
Ihn durch Knoten zu verwirren,
Die der *Tod nur* ſoll entwirren! —
— Doch die *Jüngſte* von den Spinnerinnen,
Jung und lieblich, wie des Tag's Beginnen,
Blühend wie auf Unſchuldswangen
Zartes Roth iſt aufgegangen,
Reizend wie des erſten Kuſſes Traum,
Der ſich wiegt auf rothem Lippenſaum,
Sitzt in milder Denkungsweiſe,
In der Schweſtern engem Kreiſe,

Ihren Dienſt da zu verrichten,
Und den Faden, den ſchon dichten,
Wenn er kommt zu ihren Händen,
Ab ihn ſchließend zu vollenden. —
Und wo die Schweſtern in den Faden
Allen ihren Grimm entladen,
Wo ſie eingewoben Weh und Schmerzen,
In das zarteſte Geflecht vom Herzen,
Läßt die jüngſte Schweſter, ſtill, bei Seiten,
Dann den Faden, den gefeiten,
Langſam durch die Finger gleiten,
Neigt das holde Haupt hernieder,
Webt hinein dann hin und wieder
Eine Schenkung, eine Gabe,
Die, als Troſt und Herzenslabe,
Fähig ſei, den Erdenkindern
Ihres Lebensfadens Leid zu lindern! —

Alle ſingen ſie, die Schickſalsſchweſtern:
„Schnurre, Spinnrad, ſchnurre!
Surre, Rädchen, ſurre!
Heut', wie morgen, heut', wie geſtern!
Rocken, drehe! Rocken, halte!
Daß ſich das Geſpinnſt geſtalte!
Wetterhexen! Koboldswindel!
Nebelgeiſter! Sumpfgeſindel!
Bringt herbei die ſchwarze Spindel,
Nehmt als Hanf dann aus dem Bündel,
Gebt als Hanf dann auf die Spindel:
Nebelflocken, Wolkenwolle,
Dürres Gras aus Kirchhofſcholle,
Welkes Laub von Grab-Cypreſſen,
Seufzerſchilf, am Sumpf geriſſen,

Einen Zweig der Trauerweide,
Schierlingswurzel von der Haide,
Eine abgelegte Haut der Schlange,
Etwas Werg vom Henkerſtrange,
Diſtelköpf' und Stachelbeere,
Igelhaar und Krebſesſchere,
Neſſelkraut mit ſpitz'gen Enden,
Feuchtes Moos von Kerkerwänden,
Haar vom Haupt, auf nächt'gem Kiſſen
Seelenverzweifelnd ſelbſt ſich ausgeriſſen,
Alles dieſes bringt vom Brocken,
Zerrt es aus zu langen Flocken,
Gebt's hinauf auf unſern Rocken,
Daß daraus, nach unſern Sinnen,
Jenen Faden wir gewinnen,
Menſchenleben d'raus zu ſpinnen!“ —

Doch die jüngſte Schweſter harrte,
Bis das Spinnrad lauter knarrte,
Nahm ſodann des Fadens Ende
In die weichen Blumenhände;
Als das Rad die Andern treten,
Fängt ſie leiſe an zu beten:
„Weltenſchöpfer, Weltenmeiſter!
Der Du ſchufſt die guten Geiſter,
Der Du ſagſt den Engeln allen,
Daß ſie mögen niederwallen
In die tauſend kleinen Welten,
Fern von Deinen Lichtgezelten,
Deinen Segen auszugießen,
Deine Gnade zu erſchließen!
Weltenherrſcher, Weltenmeiſter!
Sende Deine guten Geiſter

Auf den kleinen Erdenkloben,
Der da iſt aus dunklem, grobem,
Lichtverſagtem Stoff gewoben,
Der da hängt im niedern Raume,
Tief an Deines Strahlenmantels Saume,
Der da fiel in dieſe finſt're Scene
Von dem großen Bauriß Deiner Pläne,
Wie von der Wimper fällt die Thräne;
Sende ſie den Staubgebornen,
Sende ſie den Lichtverlornen,
Sende ſie den Schmerzerkornen,
Die mit Zittern und mit Beben
In dem kleinen Tropfen leben,
Der dem Welten-Eimer iſt entronnen,
Als Du zogſt aus Deinem Schöpfungsbronnen
Himmel, Sterne, Mond und Sonnen! —
Und mich allhier laſſ' Mittel finden,
In den Faden ihres Daſeins einzuwinden:
Stillen Zauber, der entkräftet
All' die Flüche, d'ran geheftet;
Lehr' mich ſüßen Balſam kennen,
Lehr' mich Zauberformel nennen,
Lehr' die Gaben mich, die rechten,
Dieſem Faden einzuflechten,
Was da kann dem Schmerze wehren,
Was da kann das Dunkel klären,
Was verſüßt die bittern Zähren,
Was da ſtillt das Herzverlangen,
Was da kühlt die Gluthenwangen,
Was beſchwichtigt in den Adern
Wilder Wünſche wildes Hadern;
Was beſchwichtigt im Gedanken
Wilden Wähnens wirres Schwanken;

Was beſchwichtigt in den Sinnen
Wilder Frevel wild' Beginnen;
Was beſchwichtigt in den Nerven
Wilder Widerhaken ſtetes Schärfen;
Was beſchwichtigt das Gewiſſen,
Das von blutigen Natterbiſſen
Zu den ſchwarzen Höllenflüſſen
Der Verzweiflung wird geriſſen!" —

Aber Jene ſangen wieder: „Schnurre, Mädchen, ſchnurre!
Surre, Mädchen, ſurre!
Heldenſeiden! Heldenſeilen zuſammen!
Laßt's uns ſpinnen und verdammen!
Heldenruhm, wie ſehr er glänze,
Heldenruhm und alle Siegestänze,
Heldenruhm und alle Strahlenkränze,
Kühle wie der Helden Herzbegehren!
Sänft'ge wie die wilde Sucht nach Ehren,
Lösche wie die Gluth: mit Flammenheeren
Gegen Völker-Recht ſich zu empören!
Ehrgeiz, dieſer Höllendrache, winde
Wild ſich um des Ruhmes Binde;
Und mit tauſend Rieſenzungen,
Und mit tauſend Natterzungen,
Spei' er Wuth vom Flammenrachen,
Um den Blutdurſt anzufachen!
Daß die Welt in Blut ſich tauche,
Daß ſein Stahl vom Blute rauche,
Bis der Held und Triumphator
Wird ein Tieger, Uſurpator,
Bis in vollen Ungewittern
Seine Kränze all' zerknittern,
Seine Säulen all' verwittern,
Seine Kronen all' zerſplittern,

Und ſein Bischen Aſche gibt die Lehre
Von des Heldenruhms Chimäre,
Daß er iſt, wenn Muth und Ehrgeiz bei ihm wohnen,
Fluch der Welt und Henker von Nationen!"

Doch es lächelt die jüngſte Schweſter wieder,
Neigt ſich lächelnd flüſternd nieder:
„Soll man fluchen denn das Licht der Sonnen,
Weil ſie ihre keuſchen Strahlen
Zündend für das Brennglas ſtehlen?
Soll man fluchen Mond und Sterne,
Weil ſie mißbraucht oft zur Diebslaterne?
Heldenleben, das für Gott und Ehre,
Und für Vaterlands Altäre,
Und für Unſchuld, Schutz und Wehre,
Und für Glaubens heil'ge Lehre,
Aufſchlägt ſeines Herzens Quelle,
Mit des Blutes Purpurwelle
Zu begießen große Thaten,
Daß ſie hoch, in üpp'gen Saaten,
Mögen goldgekrönt gerathen!
Heldenmuth und Heldenleben,
Löwenblut ſei Dir gegeben,
Löwenmuth, Gefahrverachten,
Löwenkraft in Kampf und Schlachten,
Löwenſinn im edlen Trachten,
Löwenherz und Sinn vom Leuen,
Um dem Feinde zu verzeihen!
Heldenmuth und Heldenleben!
Deinem Haupte ſei ein Kranz gegeben,
Deſſen Reis nur Den betheiligt,
Der dem Nachruhm iſt geheiligt!
Lorbeerreis, der Ruhmgeführte,
Lorbeerreis, der Lichtverklärte,

Lorbeerreis, von Sängerzungen
Durch Jahrtauſende beſungen,
Sei mit lauten Huldigungen
Um das Heldenhaupt geſchlungen!“

Wieder ſingen ſie die böſen Schweſtern:
„Surre, Rädchen, heut', wie geſtern,
Heiſa! Faden! läufſt ſo raſch!
Heiſa! Faden! Welch' Miſchmaſch!
Heiſa! Dichterleben fein und bunt!
Dichterleben kommt jetzund!
Dichterleben, dünn und zart,
Fluch ſei Dir nur aufbewahrt!
Mondesſtrahlen ſollſt Du ſchälen,
Sonnenſtäubchen ſollſt Du zählen,
Mit dem Traume Dich vermählen,
Und das Lebensglück verfehlen!
Lieder, die im Herz Dir ſitzen,
Sollen mit den ſchärfſten Ritzen
Deine eig'ne Bruſt zerſchlitzen!
Gelten ſollſt Du als Verräther,
Müßiggänger, Miſſethäter,
Weil Du wandeln willſt im Aether,
Nicht im Schlamm, wie Deine Väter!
Was Du Edles je wirſt leiſten,
Sei zermalmt von rauhen Fäuſten!
In den Knospen von Gefühlen,
Die an dornenvollen Stielen,
Selbſtgetäuſcht Du willſt erzielen,
Sollen freche Finger höhniſch wühlen!
Selbſt wenn Du ihr farblos Leben
Mit dem Lichtnetz willſt umweben,
Das die Götter Dir gegeben,

Sollen ſie's von Dir empfangen,
Nur geräuchert und auf Zangen,
Als ob Du wärſt peſtbefangen!
Selbſt der Kreis von Elfen, Feen,
Den Du Dir zur Welt erſehen,
Sei verkleinert von der Kleinheit,
Und verdächtigt von Gemeinheit!
In den Kranz, den blütenloſen,
Sollen Schlangen ziſchend toſen,
Bis Du ſelbſt ihn wirſt entblättern,
Bis Du fluchend ſelbſt und bitter
Deine gold'ne Himmelszither,
Dies Geſchenk von hohen Göttern,
Unter Jubelruf von Spöttern,
An dem Felſen wirſt zerſchmettern!“

Doch die jüngſte Schweſter flicht dagegen,
In das Dichterleben ein den Segen:
Selbſt ſollſt Du Dir ſchaffen die Geſtalten,
Wie ſie in der Bruſt Dir walten;
Wo Dein Sinnen hin Dich leitet,
Wird das Weltall zart beſaitet;
Blumenlenz und Nachtigallen
Werden Deine Reichs-Vaſallen!
Und der Klang aus Deinen Saiten
Bleibt Dein Freund für alle Zeiten,
Und das Lied, das Du geſungen,
Hält als Liebſte Dich umſchlungen,
Und die Märchen, die Du haſt erfunden,
Nennen Vater Dich in ſtillen Stunden,
Und Gefühle, die Du haſt in fremden Herzen
Aufgeregt in Wonne und in Schmerzen,
Kehren, wenn Du einſam biſt zur Stelle,
Zu Dir heim, wie Bienen in die Zelle!

Dichterleben, ſüßbetheiligt,
Biſt der edlen Bruſt geheiligt,
Denn es wird an ſchönen Seelen
Auf der Erde niemals fehlen,
Und es lebt im Menſchen-Buſen
Süße Luſt am Spiel der Muſen,
Und Du find'ſt in trüben Stunden,
Herzen, die wie Du empfunden!
Wie Dich auch das Leben höhne,
Bleibt Dir die Gewalt der Töne,
Und des Menſchen Liebe für das Schöne,
Frauengunſt und das Geſchenk der Thräne!

— Wiederum ſingen die böſen Schickſalsſchweſtern:
„Schnurre, Spinnrad, ſchnurre!
Surre, Rädchen, ſurre,
Heut' wie morgen, heut' wie geſtern!
Rocken ſtehe, Rocken halte,
Daß ſich das Geſpinnſt geſtalte;
Denn des Lebens dünnſtes Fädchen,
Denn des Lebens zart'ſtes Fädchen
Windet jetzt ſich auf das Rädchen!
Dreh' Dich, dreh' Dich ohne Gnaden!
Spinneſt feſt den Liebesfaden!
Spinnſt den feinſten Herzensfaden!
Rädchen, Rädchen, ſei recht thätig!
Liebesfaden, doppeldrähtig!
Herzen zwei ſind dazu nöthig!
Liebe wird wie Flachs gewonnen,
Liebe wird wie Flachs geſponnen:
Erſt geſä't in weiche Stelle,
Daß ſie wachſe bald und ſchnelle; —
Dann vom Boden ausgeriſſen,
Wenn die Blüte nah' wir wiſſen;

Dann geweicht in Thränenwaſſer,
Daß ſie werde blaß und blaſſer;
Durch des Schickſals Hechel dann gezogen,
Dann geknickt! zuſamm'gebogen;
Dann gezerrt zu bleichen Flocken,
Dann gefeſſelt an den Rocken,
Dann durch mitleidsloſe Hände
Ausgeſponnen ohne Ende!
Und zuletzt zuſamm'gebunden
Als ein Knäul von Schmerz und Wunden!
D'rum den Lebensfaden d'raus zu ſpinnen,
Nehmt Geweb' von Winkelſpinnen,
Nehmt den Schaum vom Meeresſtrande,
Den der Sturm gepeitſcht zum Lande,
Nehmt die Gluth der Irrwiſchflamme,
Nehmt den Zorn vom Hahnenkamme,
Nehmt den Druck von Ungewittern,
Nehmt vom Espenlaub das Zittern,
Nehmt von einem Erdſchatz-Drachen
Dieſes ew'ge Nachtdurchwachen,
Nehmt von Eiferſucht die tauſend Wehen,
All' ihr Lauſchen, Horchen, Lugen, Spähen,
Nehmt den Zahn der Zweifelsſchlange,
Nehmt des Argwohns heiße Zange,
Nehmt des Scheidens böſe Stunde,
Und der Trennung off'ne Wunde,
Nehmt Verrath und falſche Schwüre,
Und der Untreu' Herz-Vampyre,
Und des Treubruchs Peſtgeſchwüre,
Und der Falſchheit Doppellippe,
Und des Meineids Fluchgerippe,
Des Betrog'nen Schmerzerwachen,
Des Verrath'nen gräßlich Lachen,

Des Verlaſſ'nen ſtilles Brüten,
Des Verzweiflers Inſichwüthen,
Des Verzweiflers hölliſch Läſtern,
Alles das, ihr Schickſalsſchweſtern,
Sei dem Rocken friſch entladen
Zum Geſpinnſt vom Liebesfaden."

Und die jüngſte Schweſter harrte
Wieder, bis das Spinnrad knarrte,
Nahm des Liebesfadens Ende
In die lilienweißen Hände,
Um für alles Liebeleben
Glück und Wonne einzuweben,
Ja ſelbſt für den Schmerz der Minnen
Troſt und Labe einzuſpinnen,
Und begann nun, leiſ' und loſe,
All' die gold'nen Liebesslooſe
In den Faden einzuſpinnen:
Liebeswort und Liebgekoſe,
Ausgetauſcht in Sommernächten,
Das Geheimniß dann der Roſe,
Sich durch Dornen durchzufechten!
Flicht dazu die Seligkeiten,
Die aus tauſend Winzigkeiten
Sich die Liebe kann bereiten;
Wie ſie glücklich iſt im Sehnen,
Wie ſie ſelig iſt in Thränen,
Wie der Blick iſt ihr Geſandter,
Wie der Seufzer ihr Verwandter,
Wie die Träume ihr Gebäude,
Wie die Blumen ihre Eide,
Wie die Thränen ihre Feſttagsgäſte,
Wie die Sehnſucht ihre Sieſte,

Und wie ſelbſt ſo Leid als Qualen
Sie ſtets trägt als Klärungsſtrahlen!
Und die holde Spinnerin ſingt leiſe
Eine kleine, tändelnsloſe Weiſe,
Wie die Lieb' ſie ſendet auf die Reiſe:
„Liebe Lieb', Du holdes Weſen,
Liebe Lieb', biſt auserleſen,
Menſchenleben zu beglücken,
Menſchenleben zu erquicken!
Liebe Lieb', nun ſollſt Dich ſchmücken,
Bade Dich in Balſamdüften,
Trockne Dich an Maienlüften,
Auf die Wänglein, mein Kleinod,
Leg' Dir etwas Morgenroth,
In die Aeuglein, licht und klar,
Pflanz' von „Augentroſt“ ein Paar,
Um die Stirne, ſilberweiß,
Frauenhaar und Myrthenreis;
In die holden Ohren, klein,
Hänge Maienglöckchen ein,
Um den Hals die ſchönſte Schnur
Von dem Thau der Blumenflur,
Und ein Kleidchen, zart und weiß,
Aus Geſpinnſt vom Ehrenpreis,
Und ein Gürtelchen ſodann
Aus „Schau'! aber rühre mich nicht an!“
Und an einem Schlüſſelbund
Himmelſchlüßlein auch zur Stund';
Auch ein Schürzchen binde um
Aus dem Blatt der Sonnenblum';
Dann die Strümpfchen, transparent,
Stricke Dir aus Lilien-End',
Und das Füßchen ſchütz' vor Dorn
Frauenſchuh und Ritterſporn,

Dann als Fächer in die Hand
Ein Geflecht von „Himmelbrand“,
Schmetterling im vollen Trab
Führt im „Venuswagen“ Dich hinab;
Biſt Du bei dem Menſchen dann,
Herzchen wird gleich aufgethan,
Klopfeſt Du zuerſt von d'raus,
Klopfſt Du dann von d'rinn heraus!
Alſo geh', lieb' Liebe mein,
Kehre lieb beim Menſchen ein,
Daß ihm Leben lieb und Lieb' ſoll Leben ſein!“

Wieder ſingen die Schickſalsſchweſtern:
„Schnurre, Spinnrad, ſchnurre!
Surre, Rädchen, ſurre,
Heut' wie morgen, heut' wie geſtern!
Faden, Faden, voll von Leiden,
Sollſt von unſern Händen ſcheiden,
Parze kommt, Dich abzuſchneiden!
Nun, ihr Schweſtern, webt behende
An des Lebensfadens Ende,
Einen Fluch noch in die Ecken:
Todesfurcht und Todesſchrecken,
Todesangſt und Todesgrauen,
Daß der Menſch den Tod ſoll ſchauen,
Wie die Höllenlarve häßlich,
Zähnefletſchend, ekel, gräßlich,
Daß die letzte Stund' im Leben
Sei voll Schaudern, ſei voll Beben;
Daß in dieſer Schauerſtunde
Er noch mache ſeine Runde
In ſein Leben, das vergangen,
Und mit Schaudern, und mit Bangen

Bleib' er an den Stunden hangen,
Wo er Frevel hat begangen,
Wo die Sünde ihn umfangen!
Und in ſeines Bettes Decken,
Und in ſeines Bettes Falten,
Malen ſich zu ſeinem Schrecken
Alle ſeine Seelenflecken
Gräßlich ab in Blutgeſtalten!
Und an ſeines Hauptes Kiſſen
Zerr' in ſteten Finſterniſſen
Tückiſch grauſam ſein Gewiſſen!
All' ſein Leben ſei gerochen,
In den Gluthen, die da kochen
In Gebein und Mark und Knochen!
Und ſein Auge ſei gebrochen!
Und verklungen ſei'n die Worte
An der blaſſen Lippenpforte!
Und ſein Denken und ſein Sinnen
Soll verwirrt zuſammenrinnen,
Soll mit Irrſinn ihn umſpinnen,
Daß er ſeines Geiſt's nicht Meiſter,
Und ein Spiel der Zweifelgeiſter,
Ohne Tröſtung zu verſpüren,
Jene Brücke ſoll paſſiren,
Die von dieſem Uferſtrande
Führt zum finſtern Schattenſtrande!"

Doch die jüngſte Schweſter nimmt behende,
Schmerzlich lächelnd in die Hände
Dann des Lebensfadens Ende,
Wo er ſoll dem Tod verfallen,
Läßt darauf die Thräne fallen,

Neigt ſich ſegnend auf den Faden:
„Herr des Lebens, Herr der Gnaden,
Laſſ' mich bei des Fadens Enden
Jenen Fluch in Segen wenden!
Lehr' mich jene Mild'rung finden,
Dieſem Ende einzuwinden,
Was der Tod kann umgeſtalten
In ein höchſtes Liebewalten!
In ein ſanftes Heimwärtsleiten,
In ein Land voll Seligkeiten!
Gib ihm „Hoffnung“ an die Seite,
Gib ihm „Glauben“ zum Geleite,
Daß der Tod nicht komm' als Strafe,
Wie ein Bruder nur vom Schlafe,
Der anſtatt der hohlen Träume
Mit ſich bringt, wie Purpurſäume,
All' die ew'gen Lebensbäume!
Laſſ' ihn an das Bett der Frommen
Wie ein Vaterlächeln kommen!
Laſſe ſeinen Ruf erklingen
Wie ein einſt gekanntes Singen;
Laſſe ſeinen Kuß empfinden
Wie ein Kuß beim Wiederfinden;
Laſſe ſeinen Athem wehen
Wie ein Hauch beim Auferſtehen!
Laſſe aus des Auges dunklem Flore
Leuchten Deine Gnadenthore;
Laſſ' den reuigen Gedanken
Gleich Gebet vor Deine Schranken!
Kommt er dann auf dunklen Wogen
In Dein lichtes Reich gezogen,
Laſſ' auf jenen Wolken-Auen
Ihn den Regenbogen ſchauen,

Dieſen Eid, den Deine Milde
Hinſchrieb an dem Himmels-Schilde;
Bau' ihn auf als Triumphpforte,
Wenn durch Deine Himmelspforte
Einſt der Menſch, vom Tod geleitet,
Wenn die Glocke mahnend läutet,
Die des Herren Ruf bedeutet,
In das Land der Heimat ſchreitet!"

Phyſiognomiſche Schönheit der Frauen.

Nicht die in Wahrheit und eigentlich ſchönen Frauen ſind für ein weiches Gemüth und hoch feuerhaltige oder ſchnellkräftige Nerven die gefährlichen; denn gar zu oft ſind ſie — leider! — nichts weiter denn ſchöne Marmorgebilde ohne Lieben und Leben, und du ſuchſt in der ſchönen Geſtalt vergebens nach einer ſchönen Seele, dafür dir eine ſchale Alltagsſeele entgegengreint.

Wahrlich und gewißlich, iſt unſereinem ſchon ſolch ein Betrug hie und da widerfahren, da möchte man raſend werden über die tückiſche Grauſamkeit, wie Marktſchreier hinter ſo erhabenen Aushängzetteln und in ſo geheimnißvollen Büchſen nichts weiter zu verwahren, als etwas Mehlſtaub, der manchmal gar zum giftigen Mehlthau werden mag.

Ich komme zum Nachſatz:

Nicht dieſe leeren, bunten Puppenhüllen der gemeinen, grauen Nachtfalter ſind die gefährlichſten, ſondern die — um ein fremdes Wort zu gebrauchen — Phyſiognomiſch-Schönen, denen das gute, unbeſchreiblich treue und trauliche

Herz, die unbefleckte göttliche Weiberzucht und das deutſche Frauenthum ſo recht aus jedem Blick und Wink der Augen, aus jedem Zug des Antlitzes herausleuchten! Mag immerhin vor der beeisten Brille des aber- und aftergelehrten Kunſtrichters, der die Schönheit ausmeſſen und abreißen will, gleich einem Feldmeſſer — mag vor der auch nicht Gnade finden die breite Naſe, die flache Stirne, das ſpitze Kinn; ſchön bleiben ſie dennoch im wahrſten Sinne des Wortes, und die Regel, daß in einem ſchönen Körper auch eine ſchöne Seele wohne, geht nur umgekehrt in Erfüllung, indem die ſchöne Seele ihrem Körper eben dadurch, daß er ihr Körper iſt und ſie ausdrückt, ſchon die höchſtmögliche Schönheit verliehen hat. Sonſt gibt's denn freilich auch Fälle, wo höchſte Schönheit für Kunſt und Natur mit der ſchönſten Seele begabt erſcheint; aber von derlei Laternenträgern und Admiralen, die auf den glänzenden Flügeln ihr eigenes Schau- und Ehrendenkmal tragen und kaum noch mit den Nachtfaltern zu einem Geſchlecht gehören, von ſolchen Paradiesvögeln ſollte man eigentlich gar nicht reden, ſondern nur flöten — und auch da würde man noch vergeblich nach ſo ſchmelzenden, zitternden, leisgehauchten Zartklängen ſuchen, wie ſie ſelber im großen Allſpiel der Schöpfung ſind. Treibt das blinde Schickſal ſolch ein feinartig Wundervöglein in eines Philiſters Hand, ſo ſpießt er es erbärmiglich auf und läßt es vor der ganzen Welt prangen und prunken im bunten Glasſchrank ſeiner Kerbthierſammlung — während der ſinnige Jüngling ſich traut und geheim einſchließt mit dem zarten Wundervöglein, in einen ſüß duftigen, ſelbſt gepflanzten Blütengarten, ſich im ſtillen Schauen ergötzt an den Flittern und Flattern ſeines Kleinods von Blume zu Blume im Sonnengold und leislauſchend ehrfurchtsvoll beſcheiden die Flügel berührt, auf daß er nicht den blinkenden Himmelsthau von ihnen hauche.

Thränenlied.

Ein Kind war ich einſt, mit fliegendem Haar,
Am Tage die Aeuglein vor Fröhlichkeit klar,
Am Tag' unbewußt,
Voll Spiel und voll Luſt,
So wohlig die Bruſt;
Und Abends, und Abends, wie lieb und wie fein,
Da wiegte mit Märchen mich Mütterchen ein! —
Auf einmal da ſagten ſie: Mutter ſei todt!
Ich weinte die blinzelnden Aeuglein mir roth,
Da hab' ich voll Schmerz zu vergehen gemeint,
Die erſte, die bitterſte Thräne geweint!

Als Jüngling, da liebt' ich ein Mägdlein gar ſehr,
Sie war mir die Erde, der Himmel und mehr,
Welch' ſüßer Verband,
Durch Aug' und durch Hand,
Durch Brief und durch Band!
Da kam das Geſchick mit dem eiſernen Schritt,
Nahm Liebe und Erde und Himmel mir mit!
Da hab' ich, in Schmerz und in Sehnſucht vereint,
Die zweite, die heißeſte Thräne geweint!

Als Mann, da hatt' ich mein Hüttchen gebaut,
Auf heimiſchem Boden, ſo lieblich, ſo traut,
Wie klang da mein Lied
Von Ruh' und von Fried',
Durch Rain und durch Ried!

Da mußt' ich verlaſſen mein väterlich Land,
Vom Herd und vom Altar der Heimat verkannt,
Da hab' ich am Gränzſtein, von Dornen umzäunt,
Die dritte, die ſchmerzlichſte Thräne geweint!

Und jetzt geht das Leben an mir ſo vorbei,
Mir grünet kein Frühling, mir blühet kein Mai,
Der Tag hat nicht Pracht,
Nicht Troſt bringt die Nacht,
So einſam durchwacht!
Und taub iſt mein Ohr, und taub iſt mein Herz,
Und ſtumm iſt die Lippe, und ſtarr iſt der Schmerz,
Wie gerne, wie gerne hätt' oft ich geweint,
Doch leider dem Aug' iſt die Thräne verneint!

Abhandlung über die epidemiſche Verbreitung des Witzes und des Humors, oder: „Wenn die ganze Welt witzig iſt, wovon ſoll ich leben?"

Humoriſtiſche Vorleſung.

Witz, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt, wie Jean Paul ſagt, das Vermögen, den Verſtand anzuſchauen.

Jean Paul meint: der Witzige muß ſeinen eigenen Verſtand anſchauen; die Menſchen aber meinen, man muß den Verſtand des Andern anſchauen, und wenn jetzt Einer den Verſtand des Andern anſchaut, da muß er witzig werden, und wenn er noch ſo dumm iſt!

Ein Ding, welches feſt ſteht, iſt beſſer anzuſchauen, als ein Ding, welches geht und ſich bewegt; deshalb macht die ganze Welt Witze, daß Einem der Verſtand ſtill ſteht, und dann ſchauen ſie ihn an, das iſt der Witz.

Der Witz, ſagt Bouterweck, wagt ſich nicht aufs Feld der Speculation, da aber jetzt bei dem Zuſtand unſeres Mercantils kein Menſch eine Speculation zu machen wagt, ſo iſt jetzt eine gute Speculation für den Witz.

Kein Menſch iſt witziger, als ein herabgekommener Speculant, und auf der Börſe werden nur dann gute Witze gemacht, wenn ſchlechte Geſchäfte gemacht werden.

Wenn man auf der Nordbahn und auf der Südbahn verunglückt, ſo verſucht man's mit der humoriſtiſchen Bahn, und auf dieſer Bahn hat man den Vortheil, daß man Dampf und Waſſer ſelbſt bereitet.

So viel ſcheint gewiß, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß der Witz da anfängt, wo das Geld aufhört. Je mehr Geldmangel, deſto mehr Witzüberfluß. Glauben Sie nicht, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß ich mir da ein verſtecktes Compliment machen will, denn ich habe blos geſagt, daß der Witz da anfängt, wo das Geld aufhört; dieſe Bemerkung zerfällt aber dort, wo Geld gar nicht angefangen hat!

Beſtimmt iſt es, Geld in der Taſche iſt für alle Fälle gut, nur nicht für Einfälle.

Wenn ein Millionär in die Taſche greift, hat er die beſten Köpfe in der Hand, ſie ſtehen ihm alle zu Gebote, und er kann daher den eigenen ganz entbehren; ein armer Teufel aber, der in die Taſche greift, der findet nirgends einen Kopf, der trägt den Kopfſchmerz in der Taſche, und ihm bleibt keine Zuflucht, als zu ſeinem eigenen Kopfe! So ein armer, geiſtreicher Teufel, der lebt von ſeiner eigenen Kopfſteuer, und von dieſer Kopfſteuer muß er auch ſein Taſchengeld beſtreiten.

Wenn ein Millionär ſagt: „Mein Kopf ſteht mir auf hundert Gegenſtände,“ ſo hat er vollkommen Recht, denn bald ſteh'n ſeine Köpfe auf Gold, bald auf Silber, bald auf Kupfer u. ſ. w.; allein dem armen, geiſtreichen Teufel ſteht ſein Kopf nur auf einen Gegenſtand, auf ihn ſelbſt, und das iſt für die Welt kein Gegenſtand.

Darum aber hat der Arme wieder einen Vortheil über den Reichen, er kann nämlich nur Einmal ſeinen Kopf verlieren, entweder er redet ſich um den Kopf, oder er ſchreibt ſich um den Kopf, oder er rennt mit dem Kopf an die Wand an, oder er verliert ſich, das heißt, er ſetzt ſich einen andern Kopf in den Kopf, und der Einwohner wirft den Hausherrn bei der Thür 'naus, kurz, er kann vom Schickſal nur um einen Kopf gebracht werden; ein armer Reicher aber kann vom Schickſale alle Tage geköpft werden. Heute köpft man ihm die ſilbernen Köpfe, morgen köpft man ihm die goldenen Köpfe u. ſ. w., und bis er zu ſeinem eigenen kommt, iſt das Schickſal ſchon müde, und bemüht ſich wegen dieſes kleinen Geldes nicht weiter.

Wer kann aber leichter witzig ſein, als wer nichts mehr zu verlieren hat, nicht einmal mehr einen Kopf? Darin dürfte alſo die graſſirende Witzſucht jetzt liegen.

Man kann wirklich jetzt kein Kind ausſchicken, ohne ihm einzuſchärfen: „Gib Acht, daß Dich kein Witziger beißt!“ Man kann kein Journal leſen, ohne auf einen Humoriſten „au naturel“, oder auf einen Humoriſten „à la langue de boeuf“, oder auf einen „Humoriſten mit Semmelbröſel“ u. ſ. w. zu ſtoßen, und es ſind lauter geborne Humoriſten, denn erſtens, wenn ſie nicht geboren wären, ſo wären ſie keine Humoriſten, und wenn ſie keine Humoriſten wären, ſo wüßte man nicht, zu was ſie geboren ſind.

Die meiſten ſind aber wirkliche Humoriſten; denn der Humor beſteht aus einer zweifelhaften Miſchung von Weinerlichem und Lächerlichem, und wenn man dieſe Sachen liest, weiß man wirklich nicht, ſoll man weinen oder lachen!

Sieht man an einem öffentlichen Orte vier junge Leute beiſammen ſitzen, ſo kann man feſt überzeugt ſein, zwei ſind Recenſenten und drei Humoriſten, und alle zuſammen ziehen ſich die Röcke aus, und ſchürzen ſich die Aermel in die Höhe, um Witze zu machen! Mir ſagte letzthin Jemand ganz ſelig: „Meine Kinder haben Gottlob großes Talent, beſonders aber ſind ſie ſehr witzig.“ Ich fragte, wie alt ſie wären, und er ſagte mir: „Das Mädchen iſt bald drei Jahr' und der Bub' vier Monat!“

Ich bin überzeugt, wenn der Bub' fünf Monate alt wird, der Papa ſchickt ihn unter die Recenſenten, und viele unſerer Journale haben gerne eine kleine recenſirende Kleinkinderbewahranſtalt; ſie betrachten die Recenſenten wie die Gurken, und ſagen: wenn ſie ſcharf ſein und beißen ſollen, müſſen ſie unreif eingelegt werden. Unſere Recenſenten ſind von Kindsbeinen auf ſchon mit und unter Recenſenten groß geworden, und man kann von den meiſten ſagen: ſie ſind unter der Kritik aufgewachſen!

Die meiſten unſerer Recenſenten ſind wie die Wagenräder, ſie drehen ſich ſtets um ihre eigene Achſe, je geringer der Gegenſtand iſt, den ſie führen, deſto größeres Geklapper machen ſie, und wenn man ſie nicht oft ſchmiert, kommen ſie in Feuer!

Die Recenſenten ſind die Aerzte des Geiſtes, die wirklichen Aerzte werden eingetheilt in theoretiſche und praktiſche, die Recenſenten meiſt nur in praktiſche, das heißt ſie gehen alle vom Praktiziren aus!

Der wirkliche Arzt weiß die Mittel ausfindig zu machen, die er dem Patienten eingibt, bei dem recenſirenden Arzt muß der Patient die Mittel kennen, die er dem Doktor eingibt. Beide Aerzte ſind ſich nur zuweilen darin gleich, daß ſie lateiniſch conſultiren und verſchreiben, die Krankheit aber blos deutſch ſpricht, und die Patienten alſo blos an der lateiniſchen Grammatik ſterben!

So wie faſt jeder Arzt eine Lieblingskrankheit, die er überall zuerſt erblickt, und ein Lieblingsmittel, das er faſt überall anwendet, hat, ſo haben jetzt unſere Recenſenten auch ein Lieblingsmittel, das ſie allen ihren Recepten beimiſchen: Witz; und da ſie dieſes Mittel nicht ſelbſt fabriziren, ſo müſſen ſie es erſt immer ſich ſelbſt verſchreiben, und da gibt's denn Apotheken: beim Leſſing, beim Jean Paul, beim Hippel u. ſ. w., wo man dieſen Witz bekommt und ihn dann verdünnt und diluirt weiter verſchreibt.

Der Witz, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt ein Geſchenk der Natur. Es ſcheint: die Natur ſchenkt dieſe Gabe nur jenen Menſchen, denen ſie ſonſt gar nichts geſchenkt hat. Das iſt von der Natur eine ſchlechte Natur und ein guter Witz.

Ja, ſo wie ſich in einer Apotheke die Geiſter meiſt in kleinen Gefäßen vorfinden, ſo erſcheint Geiſt und Witz auch am öfterſten in Menſchen mit kleinem Format. Die Duodez-Menſchen ſind gewöhnlich inhaltsreicher, als die Folio-Menſchen. Ein Foliant hat gewöhnlich oben einen breiten Rand, auf dem nichts ſteht, und lange, hohe Menſchen ſind oft wie hohe Häuſer, oben, unter'm Dach ſteht Alles leer.

Das ganze Heer der berühmten Witz-Menſchen waren kleine Tröpfchen, die deshalb leicht überſprudelten. Swift, Pope, Voltaire, Leſſing, Mendelsſohn, Lichtenberg u. ſ. w.

Der Witz iſt gar vielerlei Art. Wir haben Mutterwitz und nicht Vaterwitz, man ſagt Mutterſprache und nicht Vaterſprache, denn man kann überzeugt ſein, wenn ein Kind witzig iſt, oder viel ſpricht, es hat dieſe Eigenſchaft eher von der Mutter, als vom Vater, denn daß der Vater ſchweigen muß, wenn die Mutter ſpricht, das iſt eben der allgemeine Mutterwitz!

Die Frauen ſind im Allgemeinen witziger, als die Männer, und lieben auch den Witz mehr. Die Nähnadeln, Stricknadeln und Stecknadeln haben ſie auf das Spitze und Stichelnde hingewieſen.

Es gibt drei Dinge, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, welche alle anderen Dinge in der Welt gleich zu machen ſuchen: Witz und Wein und Weiber. Dieſe drei Gewalten haben ſchon viel Unterſchiede und Klüfte aufgehoben. Den echten Witz und den echten Humor erkennt man wie den echten Wein daran, daß er im Alter beſſer wird und milder.

Das ſicherſte Zeichen eines flachen Witzlings iſt, wenn er im Alter ausraucht und fad wird. Im Witz wie im Weine liegt Wahrheit, drum ſtoßt man mit Beiden an! Allein beim Weine liegt die Wahrheit am Boden, man trinkt oben den Wein weg, und läßt unten die Wahrheit liegen; aber beim Witz liegt die Wahrheit oben auf. Die Weiber aber ſollten mit dem Witz auch ſo umgehen, wie mit dem Wein, ſie ſollten blos an ihm nippen, niemals trinken. Die Grazien ſind Frauenzimmer, und ſo wie in England die Frauenzimmer den Tiſch verlaſſen, wenn der Wein kommt, ſo verlaſſen die Grazien den weiblichen Putz-, Thee- und Geſellſchafts-Tiſch, wenn der Witz kommt!

Die Frauen ſollten den Witz und die Witzigen lieben, wie Waffen und Helden, die ſich mit Degen und Piſtolen tapfer halten, aber ſelbſt ſollen ſie dieſe Waffen nicht führen.

Witzmacher von Profeſſion wiſſen den Witz gar nicht einmal zu kleiden; denn alten Weibern und alten Witzen nützt das viele Herausputzen nichts, junge Weiber und junge Witze hingegen ſind ungeputzt am hübſcheſten. Ein ſchöner Witz iſt im Negligé am reizendſten.

Die Koketterie iſt die Mathematik der Gefallſucht, ſie findet ſich in jedem Winkel, und der Witz iſt die Koketterie des Geiſtes, ſie ſteht nur dem wirklich Schönen gut an.

Es gibt ganze Völker, die einen Grundton von Witz haben, ſo die Oeſterreicher, ſo die Berliner.

Allein der Unterſchied liegt ſowohl in der Form als in dem Weſen. Der Oeſterreicher iſt ſo ſehr witzig, daß er aus lauter Witz zuweilen boshaft wird; der Nordländer iſt ſo lange boshaft, bis er vor lauter Bosheit am Ende ſogar witzig wird; der Witz der Nordländer iſt ein harter Stein, er erhält ſeine Form blos durch ſchwere Hammerſchläge, der öſterreichiſche Witz beſteht aus weichen Tropfen, ſie erhalten ihre Form, ihre Rundung, durch den leichten Umſchwung um ſich ſelbſt.

Der nordländiſche Witz verzeiht nie, nicht dem Schmerze, nicht dem Unglücke, er wäſcht den Gegenſtand ſeines Witzes in ſeinen eigenen Thränen, er rädert blos mit dem Unglücksrade; der öſterreichiſche Witz macht nur über die Glücklichen einen Witz, er rädert blos mit dem Glücksrade, aber er verſtummt, wenn er dem Schmerze begegnet, und ſeine Spitze zerſplittert an dem leiſeſten Seufzer; der nordländiſche Witz iſt wie Schlachtgeſang, man muß dabei verwunden; der öſterreichiſche Witz iſt wie ein Strauß'ſcher Walzer, man ißt Backhendel dabei.

Es iſt ſonderbar mit dem Volkswitz! Wer macht ihn? Wie entſteht er?

Man erwacht früh Morgens, und findet einen Witz vor der Thüre liegen! Es iſt aber gerade verkehrt wie ſonſt mit ſolchem Funde. Gewöhnlich werden nur ſolche Menſchen, die ſelbſt keine Kinder haben, mit ſolchen Gaben beſchenkt, die elternloſen Witze aber werden leider gewöhnlich nur Jenen vor die Thüre gelegt, die ohnehin ſolche ungezogene Rangen haben.

Es gibt Witze, die wie Stroh von unten hinauf dienen, ſie werden am ebenen, flachen Boden des Volkes geſchnitten, und kommen zuletzt als Florentiner Hüte in die höchſten Geſellſchaften, und es gibt Witze, die wie Sammt von oben herunter dienen, die zuerſt neu als Galaputz in großen Zirkeln erſcheinen, und die nach und nach abgeſchoſſen, und zu Wirthskäppchen werden.

Gegen nichts ſträuben ſich Dichter und Künſtler, das heißt die mittelmäßigen, ſo ſehr, als gegen witzige Kritiken; ſie ſagen Alle: eine gründliche Kritik laſſe ich mir gefallen, nur keine witzige, das heißt: mit Brotrinden könnt ihr mir die Flecken putzen und reiben, nur nicht mit Köllnerwaſſer oder Spiritus!

Auf jeden Fall iſt eine gründliche Kritik, beſonders wenn ſie tadelt, dem Künſtler lieber, denn bis ſo eine gründliche Kritik ihr Feuerzeug zuſammenſucht: Stahl, Stein, Schwamm u. ſ. w., und immer klimpert, und alle fünf Minuten einen Funken herausſchlägt, iſt der Leſer ſchon eingeſchlafen, währenddem eine witzige Kritik mit ihrem chemiſchen Feuerzeug in einem Nu den ganzen Gegenſtand beleuchtet, und der Leſer auf einmal in vollem Lichte ſteht.

Der Witz, der wahre Witz, iſt wie der Sturmwind, nur die kleinen Lichter bläst er aus, die großen facht er an. Der wahre Witz iſt nur die Verkürzung des Ausdruckes, der falſche Witz iſt die Verkürzung des Gedankens!

Der Fluch an unſeren allgemeinen witzigen Recenſenten iſt, daß ſie vom witzigen Jupiter, welchen ſie nachahmen, blos den Donner gelernt haben, aber nicht den Blitz, und daß ſie vergeſſen, daß Jupiter, wenn er im Donnerwagen einherfährt, Donner-Pferde vorſpannt, aber nicht Donner-Eſel!

Aber nicht nur der Witz iſt jetzt ſchon ein Gemeingut der ganzen Welt, ſondern auch der Humor! Und obwohl es gegen mein Intereſſe iſt, ſo theile ich Ihnen doch Folgendes mit. Man kann alle Wochen hier in den Vorſtädten bei ſo und ſo eine „humoriſtiſche Vorleſung" um ſechs Kreuzer hören.

Sie ſehen, daß man dem Witz mit Unrecht den Vorwurf macht, er ſei ungerecht, Sie werden ſelbſt finden, daß hier der Witz vielleicht nicht ganz gerecht, aber doch gewiß gar billig iſt!

Faſt in jedem Hauſe, in jeder Familie hält man ſich jetzt eine Köchin, ein Stubenmädel, einen Lance-Tänzer und einen Privat-Humoriſten!

Wenn man den Haus-Humoriſten entläßt, ſo bekommt er ein Zeugniß: „Vorzeiger Dieſes, ſo und ſo, hat bei mir drei Monate als Haus-Humoriſt in Dienſten geſtanden, hat ſich während dieſer Zeit ſehr humoriſtiſch aufgeführt, und iſt ſtets zu meiner Zufriedenheit witzig geweſen. Derſelbe iſt von mir geſund entlaſſen, und wünſcht ſich zu verbeſſern.“

Die Alltagswitzmacher haben gewöhnlich blos ein Thema: „Frauen und Liebe.“

Dieſe Bonnmots-Jäger, die den Hirſchfänger nicht als Waffe, ſondern als Livrée tragen, glauben mit dem Windſpiel: Witz, dieſes edle Wild zu erlegen. Die Frauen haben in der Geſellſchaft das Schickſal, wie die Bilder in einer Kunſtausſtellung: es kommt viel darauf an, in welches Licht ſie gehängt werden. Leider gehen die Männer mit den Frauenbildern um, wie die Maler mit den wirklichen: ſie ſuchen jetzt ihre Kunſt in tiefen und ſtarken Schatten. In jeder Hinſicht, wie das weibliche Geſchlecht jetzt von unſeren jungen Männern in ihren Witz-Picknicks geſchildert wird, kann man wirklich ſagen: „Je größer der Pinſel, deſto greller das Bild!“

Sie machen ſich über Alles luſtig, über Frauenliebe, Frauentugend, Frauenehre und Frauenthränen. Der wahre Witz führt blos ſcheinbar Krieg gegen das Schöne, um das durch Waffen zu erhalten, was er durch

Unterhandlungen nicht bekommen kann. Der wahre Witz und der echte Humor wiſſen zwar, daß an einem Frauenzimmer und einem muſikaliſchen Inſtrumente immer etwas zu ſtimmen und aufzuziehen iſt; — allein der echte Witz ſtimmt ſie wie eine Flöte oder wie eine Aeolsharfe, indem er ſie ein Biſchen ſtärker oder ſeichter ſchraubt. Der falſche Witz will ſie wie eine Harfe ſtimmen — mit Fußtritten.

Der Humor ſagt: „Als der Himmel die Erde von ſich in die Tiefe ſinken ließ, erſchuf er die Frauen, damit er ſtets Anfaßpunkte habe, um die Erde wieder zu ſich emporzuziehen. Darum ſehen die Frauen in jedem Sterne ein goldenes Wägelchen, an dem ſie ſchon hier etwas für den Himmel hinhängen, eine Hoffnung, eine Sehnſucht, einen Wunſch, ein ſtilles Gebet, eine Thräne.“

Der wahre Humor ſieht in jeder Frauenthräne eine ſtumme Krankheitsgeſchichte, in jedem Frauenſeufzer einen Paragraph von ihrem zerriſſenen Herzblatte, und in jedem blaſſen Frauenangeſicht den thränengebleichten Vorhang vor dem heimlichen Trauerſpiel im Herzen.

In manchem einſamen Frauenherzen, welches wehrlos vom feigen Witz angefallen wird, ſieht der tiefe Humor die von der Fluth der Liebe einſam am Ufer zurückgelaſſene Muſchel, deren Perle kein Taucher fand, und die zur ewigen, ſteinernen Thräne wird.

Eben ſo wie ſich der falſche Witz über die vereinſamten Mädchen gerne luſtig macht, eben ſo macht es wahrer Witz gerne mit den älteren Frauen.

Der Mann findet ſeine eigenen Runzeln nie legitim, und in keinem Kampf iſt der Mann der Frau ſo überlegen, als im Kampf gegen die anrückenden Jahre!

Die Frauenzimmer ſehen alle jeden Morgen ihren Haushaltungsconto nach, und wenn ſie nur in einem Augen- oder Lippenwinkel eines jener kleinen Gedankenſtrichelchen finden, welches die Jahre dahinſetzen, um Zeit zum Nachdenken zu geben, ſo bauen ſie gleich vor, der Gedankenſtrich wird ausgefüllt oder wegradirt. Die Männer aber machen alle Jahre Einmal Kaſſe, und da finden ſie denn eine lange Leiter von Gedankenſtrichen und ſind in Verzweiflung.

Saturnus iſt ein Mann und ſchreibt, wie alle Männer, den Frauen mit doppelter Kreide an, auch die Zeit!

Die Frauen altern früher, als die Männer, denn die Zeit tödtet die Blumen früher, als die Himbeerſtauden. Aber die Männer ſind undankbar, ſie vergeſſen, daß die Frauen, wie die Natur, für die abgeſtreiften Blüten mit einer Frucht entſchädigen.

Der Witz verſpottet die Liebe, aber er iſt oft genöthigt, aus Amors Binde, die er zur Feldbinde machte, eine Wundbinde zu machen!

Wenn das Herz brennt, ſoll der Witz nicht im Kopfe herumarbeiten, denn wenn auf dem Herd Feuer iſt, kann man den Rauchfang nicht kehren.

Ein Kuß, ein Witz, eine Wahrheit und eine Ohrfeige haben ähnlich verſchiedene Schickſale. Ein Kuß und eine Wahrheit iſt nur unter vier Augen köſtlich, ein Witz und eine Ohrfeige hingegen haben nur unter vier Augen Werth.

Der gewaltſam Witzige zündet ein Haus an, um einen Erdapfel dabei zu kochen, der wahre Witzige zündet ein Bischen Spiritus an, und kann dabei den fetteſten Ochſen braten!

Es war von jeher das Loos der wahrhaft witzigen und humoriſtiſchen Menſchen, daß ſie ein Heer von Nachahmern nach ſich zogen, die alle mit ſchlechtem Witz über ihr Vorbild herziehen; wenn ein Läufer ſeine Fackel wegwirft, zünden hundert Gaſſenjungen ihr Stümpfchen Licht daran an, und verfolgen ihn dann mit dem, was er weggeworfen hat! Eine außerordentliche Geringſchätzung, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, affectiren unſere Gelehrten und Poeten gegen den Witz, ſie ſind, wie die vornehmen Köchinnen, die ſagen: „Salzen kann ſich Jeder ſein Eſſen ſelbſt!“

Die meiſten Gelehrten haben den Geiſt zu Hauſe liegen im Ganzen, wie ein Stück Tuch; der Witz aber ſchneidet ſich aus ſeinem Stücke Tuch einen Mantel für die Kälte, einen Gehrock für die Promenade, einen Frack für den Salon, und einen Kaput für den Herbſt, und behält noch immer ein paar Ellen Geiſt, um dem Witz nachzuhelfen.

Weh aber der geſammten Menſchheit, wenn es irgend einem Gelehrten arrivirt, daß ihm ein Witz entfährt:

Gefährlich iſt's, den Leu zu wecken,
Verderblich iſt der Strahl vom Blitz,
Jedoch das Schrecklichſte der Schrecken
Iſt ein Gelehrter mit einem Witz!

Er macht es dann mit dieſem Witz wie die armen Leute mit ihren Erdäpfeln! Am Montag machen ſie daraus Erdäpfelbrot, am Dinstag Erdäpfeltorte, am Mittwoch Erdäpfelreis, am Donnerstag Erdäpfelſchmarrn u. ſ. w. Derſelbe Witz kommt immer wieder zu Tiſch! Der Witz iſt ein Schaum, und weil der Witz ein Schaum iſt, ſo ſchlagen alle Menſchen jetzt alle Gegenſtände zu Schaum, allein ſie vergeſſen, daß aus dem ſonnenübergoldeten Meerſchaum und nicht aus dem widerlichen Seifenſchaum die Schönheit emporſtieg, und daß ein Menſch von Geſchmack nur den Champagnerſchaum mitſchlürft, den Bierſchaum aber abbläst.

Man wirft oft den witzigen Leuten vor, ihr Witz ſei ohne Nutzen und überladen, das heißt einen Blumengarten verwerfen, daß kein Paſtinak in ihm wächst, und eine Sommernacht ſchelten, daß man ihre Sterne nicht zählen kann. Ein ächter Schönheitskenner und ein wahrer Witzkenner weiß, daß die Schönheit der Frauen und die Schönheit der Witze dann erſt am beſten zu beurtheilen iſt, wenn viele beieinander ſind.

Eine ſehr ſonderbare Forderung iſt es, wenn man vom Witz verlangt, er ſoll durchaus gutmüthig ſein! Haben Sie ſchon ein witziges Lamm geſehen, oder ein pikantes Schaf, oder einen humoriſtiſchen Hammel?

Es geht jetzt ſchon mit dem Witz und mit dem Humor, wie es in Paris mit der Criſpine und der Burnus ging, weil ſchon jeder Dienſtbote Witz und Humor trägt, ſo wird bald gar kein Geſchäft mit ihm zu machen ſein. Der Platz iſt mit dieſem Artikel vielfach überführt worden, es macht ein Jeder in dieſem Artikel. Ich habe mich daher entſchloſſen, mein ganzes Waarenlager aufzuräumen. Ich habe noch einen kleinen Vorrath von Gedanken und Einfällen, den ich Ihnen jetzt anzubieten die Ehre habe! Großer Ausverkauf! Fort mit Schaden!

1.

Ein jeder Menſch iſt einmal im Jahre ein Genie, leider aber verſchlafen die meiſten Menſchen dieſen Augenblick oft.

2.

Das Schickſal iſt oft praktiſch zu unſerem Beſten; wenn uns etwas übers Quer kommt, gibt es uns zu unſerem Beſten einen Puff in den Rücken.

3.

Seitdem Waſſer ein Heilmittel iſt, weiß ich, woher ſich alle jungen Schriftſteller Doktor ſchreiben.

4.

Wenn unſere Mädchen im Schmerz um einen verlorenen Geliebten in Thränen ſchwimmen, ſo iſt dieſer Schmerz ein Tuch, er geht im Waſſer ganz ein!

5.

Der menſchliche Geiſt iſt wie eine Spinne, er hat nur einen Faden für den Weg, den er zurückgelegt hat, aber keinen vor ſich.

6.

Was iſt Hoffnung? Eine Vorrede zur Cultur des Faullenzens.

7.

Die menſchliche Seele hat viel Domänen: Die Tugend iſt ihr Majoratsgut, die Liebe ihr Frühlings- und Sommer-Palais, die Freundſchaft ihr sans souci, und die Religion ihr Witwenſitz.

8.

Es gibt viele Kinder, die ihrem Vater nicht gleichſehen; zum Beiſpiel das ſpaniſche Rohr iſt der Vater der türkiſchen Juſtiz, die hölliſche Ungeduld des Mannes iſt die Mutter der himmliſchen Geduld der Frau, und das römiſche Recht iſt zuweilen der Vater von manchem deutſchen Unrecht.

9.

Wer von einem Menſchen was haben will, muß nie ſein Herz allein oder ſeinen Kopf allein in Anſpruch nehmen, ſondern immer ſeinen Geiſt und ſein Gefühl, wie ein Bettler, der nichts bekommt, wenn er einen Alleingehenden anſpricht, aber wenn er Zwei zuſammen anbettelt, ſo ſchämt ſich Einer vor dem Andern.

10.

Der Unglückliche hat ein Glück: er hat keinen Schmarotzer, die Natur ſelbſt hat den Fingerzeig dazu gegeben: Die Cypreſſe hat keine Würmer.

11.

Die Ehe iſt, nach Plato, ein Wiederfinden, das mag wahr ſein, aber der redliche Finder wird ſelten belohnt.

12.

Jeder Schlaf iſt eine kleine Terminabzahlung der großen Schuld des Todes.

13.

Die beſten Jahre der Frauen ſind die ſchlechteſten Jahre für ihre Männer; denn wie eine Frau in die beſten Jahre kommt, kommt ſie auch in die beſten Kleider und in die beſten Schneider.

14.

Der Menſch macht dem Himmel nur Gegenbeſuche, das heißt, er denkt an ihn, wenn der Himmel ihn erſt heimſucht; allein eine Visite de reconnaissance, eine Dank- und Erkenntniß-Viſite, bekommt der Himmel ſelten.

15.

Man ſagt, das Strandrecht habe aufgehört, es iſt nicht wahr: Kaum ſtrandet ein Wunſch, eine Hoffnung, ſo kommen Tauſende ans Ufer, um aus dieſem Schiffbruche für ſich zu fiſchen.

16.

Viele Menſchen ſind beſſer, als ihr Ruf, und zwar blos darum, weil ihr Ruf noch ſchlechter iſt, als ſie.

17.

Auch der elendeſte Menſch erfährt erſt in der Todesſtunde, wie ſchön ſein Leben iſt, ſo wie der ärmſte Menſch, wenn er zu Georgi oder Michaeli auszieht, doch noch immer reicher iſt, als man Anfangs glaubte.

18.

Sollte man an Gott nicht glauben, weil man ihn nicht ſieht? Der Blinde ſieht auch die Sonne nicht, allein er fühlt ihre warmen Strahlen.

19.

Wollen Sie wiſſen, was ein verdorbener Frack, ein zerſpliſſener und fleckenvoller Pelzrock für eine Empfindung haben, wenn ſie ein ganzes Stück feines, engliſches Tuch ſehen? — Dieſelbe Empfindung, die ein fertiger, großer Menſch beim Anblick eines Kindes hat. Er ſieht, welch himmliſcher Stoff in ihm verdorben worden iſt! Die Kinderſtuben, das ſind die Tuchmagazine, die Geſellſchaftsſtuben ſind theils Kleider-, theils Trödler-Markt. Das Das Schickſal iſt der Männerſchneider, der Umgang iſt der Frauenſchneider; eine Frau wird das, was ihr Umgang aus ihr macht. Die Männer haben einen Schneider; die Frauen haben aber leider gewöhnlich fünf bis ſechs Schneider auf Einmal!

20.

Das weibliche Herz iſt ein Meer, tief, mit Perlen im Grunde und ſtürmiſch. Der Sturm auf dieſem Meere iſt gefährlich, aber er hat ſein Erhabenes, ſeinen ſüßen Schauer. Was aber entſetzlicher und unerträglicher auf dieſem Meere iſt, das iſt — die Windſtille.

21.

In dem Bau des Menſchen bewohnt das Talent nur einen Stock, oder einen Flügel. Muſiktalent wohnt im Ohr, Malertalent im Auge, Improviſationstalent im Gedächtniß u. ſ. w., nur das Genie bewohnt das ganze Haus.

22.

Die ſogenannten ſpröden und kalten Frauenzimmer legen nur darum in ihrem Herzen eine Eisgrube an, damit ſich dann ihre Liebhaber ſpäter deſto länger erhalten und friſch bleiben.

23.

Die Liebe iſt die Speiſeröhre des Herzens, die Ehe die Luftröhre; es iſt eine große Fatalität, wenn Einem etwas Unrechtes in die Luftröhre kommt.

24.

Wenn ich die Bücher leſe, die jetzt geſchrieben werden, erinnere ich mich immer daran, wie mir mein Jugendlehrer die Rechtſchreibung beibrachte. „Wo ein Comma iſt," ſagte er, „iſt der Verſtand halb aus, und wo ein Punkt iſt, iſt der Verſtand ganz aus."

25.

Ein fetter Gaul und ein fetter Dichter paradiren wohl, aber ſie ziehen ſelten ſtark.

26.

Ein Häring, eine Gaſſen-Neuigkeit und ein Witz haben nur drei Reſpecttage, am vierten Tage ſind ſie ſchon anrüchig. Die Frauen haben auch drei Reſpecttage, das heißt drei Tage, an welchen ſie ihren Männern Reſpect beweiſen, an ſeinem Hochzeitstag, an ſeinem Geburtstag und endlich an ſeinem Sterbetag.

(Improviſirter Schluß.)

Wenn Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, jetzt, am Ende der Vorleſung, die Bemerkung machen ſollten, daß nur die Hälfte derſelben geſunden Witz hatte, ſo werden Sie es natürlich finden, daß ich die andere Hälfte dem Spital widmete!

Wilde Meeres-Roſen.

Abendmeer.

Purpur-Roſen, flammenblätt'rig,
Feuerfüllig, funkenſprühend,
Pflückt die blaſſe Hand des Abends
Von dem Himmel, dunkelglühend;

Streut ſie auf das Bett des Meeres,
Wenn des Meeres Gluthverlangen
Schmachtet, ſeine Braut, die Sonne,
Liebedürſtend zu empfangen;

Mit des Spätroths Roſabändern
Bindet ſie die Flammenkiſſen,
Die der weiße Schaum der Wellen
Aufgebaut im Dämmerriſſen!

Ziehet dann aus Nacht den Vorhang
Um das Bett in weiten Falten,
Daß kein ſterblich Auge ſchaue,
Wie die Liebenden d'rin walten.

Doch der Mond, der eiferſücht'ge,
Kommt mit ſeiner Strahllaterne,
Sucht die Sonne, ruhlos wandelnd,
Platz ſich machend durch die Sterne;

Und ertappt ſie früh am Morgen,
Steigend aus dem Bett des Meeres,
Und erblaßt, und ſchleicht verſpottet
Durch das Reich des Sternenheeres!

Meeresgruß.

Wer je das große Aug' des Meers geſehen
In ſeinem wildbewegten, blauen Scheine,
Wer je an ſeinem Strand, bei Weſtwinds Wehen,
Im Schatten ruhte der Olivenhaine; —
Wer je mit off'ner Bruſt auf dem Verdecke
Am Schifferrand erquickt ſich überlehnte,
Wer je von dort ſich in die große Strecke
Der Waſſerwüſte glühend heiß ſich ſehnte; —
Wer je empor aus blauen Meereswogen
Des Mondes Silberblume ſah erblühen,
Wer je durch Meereswellen iſt gezogen,
Wenn weſtwärts Hesperus gold'ne Lichter blühen, —
Wer je auf einem Segler iſt geſtanden,
Der pfeilſchnell ſich auf hohen Wellen wiegte,
Wenn auch die fernſten Küſten ihm entſchwanden,
Und nur ein liebend Herz ſich an ihn ſchmiegte, —
Wer je geſehen, wie die Winde eilen,
Die Wolken; wie ein Bett zuſamm' zu rücken,
Auf dem die Sonne ruhend ſcheint zu weilen,
Der Chanin gleich auf Elephantenrücken? —
Wer je die laue Fluth der Meereswellen
Vom Bord ließ ſpielend durch die Finger rauſchen,
Wer je in einer Sommernacht, der hellen,
Den Schlaf der Waſſerwüſte konnt' belauſchen; —
Wer je das Meer erwachen ſah, das große,
Wie es die Augen aufſchlägt und ſich ſtrecket,
Und gold'ne Roſen pflückt vom Morgenſchooße,
Und ſich die weiße Bruſt damit bedecket; —
Wer je das Meer geſeh'n in ſeinem Schweigen,
Stillbrütend in Columbiſchen Gedanken,
Wer's je geſehen, wenn zum wilden Reigen
In Reih' und Glied ſich ſtellen ſeine Planken,

Wer je das Meer geſeh'n, das eben flache,
Aus ſeinem Schooß die Waſſerberge treiben,
Und ſchäumend, wie ein ſpeergetroff'ner Drache
Zum Himmel ſeinen Schuppenpanzer ſträuben, —
Wer je gehört die Waſſerorgel pfeifen
Aus allen ihren rieſigen Regiſtern,
Wer je gehört in Aeolsharfe greifen
Den Boreas mit ſeinen Sturmgeſchwiſtern,
Wer je das Meer geſeh'n in ſeinen Reizen,
Wer je das Meer geſeh'n in ſeinen Schrecken,
Wird ewig nach dem Meere wieder geizen,
Nach ihm die Sehnſuchtsarme ewig ſtrecken;
Der ſehnt ſich nach dem Meere immer wieder,
Wie man ſich ſehnt nach einem treuen Herzen,
In deſſen Tiefen einſt man legte nieder
Des eig'nen Herzens Wünſche, Wonnen, Schmerzen!

Ich als Beobachter.

Badner Novellette.

Nicht nur der Dieb ſchleicht im Dunkeln, ſondern auch der Wächter.

„Im Dunkeln iſt gut munkeln!“ Was heißt munkeln? Haben meine Leſer oder meine liebenswürdigen Leſerinnen ſchon einmal gemunkelt?

Das Wort „munkeln“ wartet noch auf ſeinen Erklärer! Munkeln iſt vor der Hand eine urbane Umſchreibung von Liebesgeziſchel, Liebesgeflüſter, Liebesgemurmel und Liebesgewinke, Liebeshandlangen und Liebesauskundſchaften. Munken heißt auch beobachten, ein „Munker“ iſt auch ein Späher, ein Verräther. Alſo, im Dunkeln iſt gut munkeln, heißt auch: im Dunkeln iſt gut beobachten.

Es war bei der letzten Palffy-Muſik im Badner Park. Da war ich ein „Munkler“, das heißt ein Beobachter; ich habe im Dunkeln mit mir allein gemunkelt.

Es gibt Menſchen, die, wenn kein Menſch mehr mit ihnen Karten ſpielt, entweder weil ſie zu arm ſind, oder weil ſie ſchlecht ſpielen, oder weil ſie zanken, ſich darauf reduciren, zuzuſehen, in die Karten zu ſchauen u. ſ. w., ſie intereſſiren ſich für das Spielglück Anderer, für die wunderbaren Chancen der launigen Spielgöttin. So geht es mir, ſeitdem Niemand mehr mit mir Liebe ſpielen will! Ich habe auf das ſelbſt lieben verzichtet, ich habe aus dieſer Noth eine Tugend und eine Schönheit gemacht, und bin dafür ein paſſionirter Liebes-Zuſeher! Mich intereſſirt es ungemein, ſo von rückwärts den Liebesſpielern in die Karten zu ſehen. Aber ich bin ein discreter Kerl, ich ſehe nicht in die Karten, um drein zu reden oder gar zu verrathen, o nein, ich denke mir meinen Theil und ſchweige, ſelbſt wenn ich ſehe, wie ſo ein ungeſchickter Spieler die ganze Partie verpatzt, ich ſage nichts, ich denke mir blos: „Du dummer Liebes-Kerl, wenn mir Gott Amor eine ſolche Partnerin am grünen Tiſch gegeben hätte, wo Coeur ſtets Trumpf und das „Schweigen" der Gott der Glücklichen iſt, ich würde ſicherer ſpielen und meine Partnerin müßte mir beſſere Farbe bekennen!"

Das denke ich blos, aber ich ſage es nicht, woraus meine lieben Leſer wieder ſehen können, daß der Menſch nie zu alt iſt, um Etwas zu lernen.

Alſo richtig, es war bei der letzten Palffy-Muſik im Badner Park.

Ich erinnere mich noch ſo gut, als ob's vor zwanzig Jahren geweſen wäre.

Es war Mondſchein, mein lieblicher Mondſchein, Couſin aller Dichter. Er ſchien ſo ſchön, er ſchien mich zu ſuchen und zu fragen: wo ſteckſt Du? Aber ich verſteckte mich wie Adam hinter den Bäumen, denn ich hatte was Anderes zu thun, als in den Mond zu ſchauen.

Bei dem Orcheſter der Palffy-Kapelle links kann der Leſer einen Baum bemerken. An dieſem Baum kann der Leſer an den Muſik-Abenden zwei merkwürdige Dinge bemerken: oben eine Laterne und unten mich; alſo zwei Lichter, ein hängendes und ein ſitzendes.

An dieſem Baume, unter dieſer Laterne ſetzte ich meinen Strohſeſſel hin und mich auf denſelben. Da begann ſchon der Cyklus von Fatalitäten, die mir das Schickſal für dieſen Abend an den Kopf warf.

Ich ſetze voraus, der Leſer weiß, was ein „Strohſeſſel“ iſt, dieſes vierfüßige Thier, welches die Natur für das zweifüßige erſchuf, rangirt in der Naturgeſchichte zwiſchen Kameel, auf welchem man ſelbſt an Abgründen ſicher ſitzt, und zwiſchen einer Speculation auf Actien, die auf ebener Erde unter Einem zuſammenbricht.

Ich ſetzte mir an dieſem Abend meinen Strohſeſſel an den Baum und mich drunter und drauf.

Da ſaß ich wie die Jungfrau von Orleans unter dem Druiden-Baum „und in des Baumes Schatten ſaß ich gern, die Heerde weidend, denn mich zog das Herz!“ Ich grub mit dem Stock „Zeichen in den Sand“, und

„Eines Abends, als ich einen langen Abend
Unter dieſem Baum geſeſſen, und
Dem Schlafe widerſtand —“

da rutſchte ich plötzlich in ein Loch! Mein Seſſel rutſchte mit den zwei Hinterbeinen in das Loch, welches um den Baum unten an der Erde gezogen war, und riß mich mit in ſeinem Fall, ich ſaß oder lag plötzlich wie ein eingefallenes Ausrufungszeichen!

Miniſter und Butterbröte, ſagt Börne, fallen ſtets auf die fette Seite, ein Schriftſteller fällt ſtets auf die magere Seite, weil er keine fette Seite hat. Ich wollte mich von meinem Falle ſchnell erheben, wie es großen Geiſtern und ſchönen Sünderinnen vorzüglich erlaubt iſt, faßte im Fallen noch einen vor mir ſtehenden Stuhl, erwiſchte ſtatt der Lehne die darauf hingelegte Mantille einer Dame, zog ſie mit in meinen Fall, die Mantille nämlich, und lag nun noch mit einer weiblichen Mantille bedeckt da!

Ich raffte mich empor, bemerkte zu meiner Freude, daß nur noch wenig Menſchen da waren, und ſtellte mich neben meinen Strohſeſſel, welches ſtets ſicherer iſt, als ſich auf ihn ſetzen. Aber indem ich aufſtand, ſtieß ich mit meinem lebenslänglichen Ich an die Laterne, die ihr Proviſorium an dem Baum abſolvirte; die Laterne, das Hangen noch nicht gewohnt, gab dem äußern Anſtoß nach, wurde verrückt, verloſch, und goß ihr Oel auf meine beiden Schultern herab! Ja, der Menſch weiß nicht, von was man fett wird!

Die Lampe mußte wieder corrigirt werden und indeſſen hatte ſich der Schauplatz gefüllt. Ein alter Herr kam mit einer jungen Dame, ſuchte einen Platz, ſah meinen Strohſeſſel, den Heuchler, der ſo unſchuldig daſtand, als ob er nie ein Weſen verlockt hätte! Der alte Herr bot der Dame den Seſſel an, ich aber, ein guter Narr, ſagte, indem ich den alten Herrn anſah: „Meine Gnädige, er wackelt!“

Unterdeſſen war der Gegenſtand meiner Beobachtung angekommen und ſaß inmitten des Meeres von Hauben, Hüten, Mützen u. ſ. w.

Das Geſchäft meiner Beobachtung begann. Es war ſchwer, wenn auch dieſer ſchöne, blonde Engelkopf leicht zu finden war, ſo war doch das Gewoge von den Damenköpfen hin und her ſo ſtark, ſo unaufhörlich, daß es faſt unmöglich war, die Blicke dieſer Damen in ihrer Richtung zu verfolgen, wenn man nicht auf einer Anhöhe ſtand. Ich wollte alſo meinen Druiden-Baum verlaſſen, und mich als Obſervations-Corps unbemerkt auf einen höher gelegenen Punkt poſtiren. Ich wollte leiſe fortſchleichen, trat bei dieſer Gelegenheit einem Herrn, der ſeitwärts vom Orcheſter ſtand, unverſehens auf den Fuß, welcher wahrſcheinlich auf dem Zeigefinger einen jener koſtbaren Solitäre trug, die unſchätzbar ſind; der Mann ſchrie jämmerlich auf und machte dabei den alten Witz: „Treten Sie auf Ihre eigenen Füße!“ Ich ſagte: „Entſchuldigen Sie, ich glaubte, es wären die meinigen, ſonſt wär' ich ſtärker aufgetreten!“

Es war keine kleine Aufgabe, durch den Damen-Cordon ins Freie zu bringen. Ich ſuchte lange um den Punkt, wo ich mich mit einiger Artigkeit durchſchlagen könnte, wählte endlich die Linie ſeitwärts vom Orcheſter, brach ein und durch und hörte nur hinter mir einige Schüſſe mir nachkommen: „Das iſt ſtark!“ — „Der hat's nöthig!“ u. ſ. w.

Ich hatte mich durch die Damen plötzlich durchgearbeitet, und hatte nur noch ein kleines Corps von Männern durchzubrechen, die dichtgedrängt in der Seiten-Allee ſtanden, und die „nächtliche Heerſchau“ über die weiblichen Truppen im Lager hielten. Ich wand mich wie ein Aal durch, wäre auch glücklich ohne weiteres Aufſehen durchgekommen; da will ich plötzlich ſeitwärts abſchwenken, ſtoße an einen herabhängenden Zweig, mein Hut fällt mir vom Kopf herab auf die Schultern von zwei anderen Herren, die ſehen ſich um, Alles ſieht ſich um; ich bitte um meinen Hut und entferne mich wieder, um nach einem andern Standpunkt zu ſehen. So gewann ich endlich die Anhöhe hinter dem Orcheſter, da ſteht gewöhnlich ein Häuflein Miſchlinge aller Claſſen, Männer, Weiber, Dienſtboten u. ſ. w. Ich miſchte mich mitten unter ſie, begünſtigt von dem Dunkel der Bäume, und fand, daß man von da aus das Schlachtfeld der Muſik vortrefflich überſieht; ich fand auch ſogleich, mit Hilfe eines kleinen Tubus, den Gegenſtand meiner Beobachtung, verfolgte jede Richtung ihres Hauptes und ihres Blickes, und hätte ganz gewiß auch den Punkt aufgefunden, wohin dieſe Blicke ihr Geſchoß richteten, da rief plötzlich ein kleiner Balg, eine Kinderſtimme neben mir: „Mutter! Mutter! Der Saphir ſteht auch da!“ Sogleich drehten ſich die Köpfe alle nach mir um! Das iſt der Fluch der Berühmtheit!!! Ich hätte den kleinen Balg gleich durchbalgen mögen! Es war an kein Bleiben mehr zu denken. Ich trat auch von da meinen Rückzug an, und der Himmel gab mir einen kühnen und glücklichen Gedanken ein! In der hölzernen Rotunde des Orcheſters der Mittags-Muſik, da muß es herrlich obſerviren ſein! Da iſt Dunkel, Deckung und ein hochgelegener Standpunkt. Ich kroch faſt auf allen Vieren dahin, gelangte in das Orcheſter, in welchem zwar auch einige Individuen der Küche und des Vorzimmers campirten, wo ich aber unter einer Holzſäule eine allerliebſte Anſtellung fand!

Ein ſuperber Platz! Ich ſah jeden Damenkopf einzeln, und jeden Blick aller Damen nach vor- und rückwärts, nach allen Seiten-Alleen; ich ſah jeden Blick, der zurückgeſendet wurde, kurz, es war nicht mit Geld zu bezahlen. Ich lehnte mich gebückt auf eines von den daſtehenden Notenpulten, und machte unbemerkt meine Beobachtung.

Aber mit des Schickſals Mächten
Iſt kein zweiter Bund zu flechten,
Und das Unglück ſchreitet ſchnell!

Die Damen und die Herren, die ich beobachtete, hatten eben einen vierundzwanzigpfündigen Blick gewechſelt, ich drückte ſtärker auf das Pult, ich fühlte es unter mir zuſammenbrechen, es krachte und knitterte; in der Furcht, durch das Geräuſch verrathen zu werden, wollte ich mich leiſe nach rückwärts zurückziehen, verfehle im Rückzuge eine Stufe, ſtolpere nach hinten über, will mich an die anderen Pulte anklammern, reiße ſie mit mir nieder, purzle auf den Boden hin, und ein Dutzend Notenpulte mit Donnergepolter über mich hin! Alles geräth in Aufruhr, die zunächſtſtehenden Zuhörer richten alle die Köpfe nach dieſer Seite, ich aber bleibe am Boden liegen, ich hätte mich um keinen Preis erhoben, ſonſt wäre ich gleich entdeckt worden. Ein paar gutmüthige Mitbewohner des Orcheſters wollten mich aufrichten, ich aber bat ſie, mich liegen zu laſſen, und ſagte: „Das wäre meine Unterhaltung.“ Das Alles aber hätte mir wahrſcheinlich nichts genutzt, die Aufmerkſamkeit wäre auf dieſen Punkt gerichtet geblieben, wenn nicht ein weiterer Zufall als Wetterableiter mich gerettet hätte.

Durch den Lärm nämlich, den die umſtürzenden Notenpulte erregten, wurden alle im Parke anweſenden muſikfeindlichen Hunde rebelliſch, und es fingen ein Dutzend Hunde an, von allen Seiten in Sopran, Tenor, Bariton und Falſett zu bellen, zu winſeln und zu heulen;

„— und dieſer Thiere Belligkeit rettete mich
von des Parkes verfolgenden Blicken!“

Während die Hunde an meiner Rettung arbeiteten, kroch ich auf dem Bauche aus dem Orcheſter bis in die finſtere Allee am obern Ende des Parkes, dort richtete ich mich in die Höhe, ſäuberte mich vom Erdenſtaube, umzingelte mich ſelbſt, beſchrieb einen Bogen, und komme von hinter dem rothen Kiosk die Seiten-Allee herauf, unbefangen und unverſchämt, als ob ich nie in ein Loch gefallen, als ob ich nie eine Laterne entwurzelt, als ob ich nie einem Sterblichen auf die Hühneraugen getreten, als ob ich nie den Hut verloren, als ob ich nie von einem Balg als lebender Saphir erkannt worden wäre, als ob ich nie in meiner Aufregung ein unſchuldiges Notenpult erwürgt hätte, und als ob ich nie auf dem Bauch aus dem Orcheſter entflohen wäre!

Mit einem Antlitz, klar wie ein Satz von Neſtroy, trat ich in den Kreis meiner bekannten Herren und Damen: „Hat die Muſik ſchon lang begonnen?“ — „Iſt viel ſchöne

Welt da?“ — „Die wievielte Piece iſt das, mein Fräulein?“ und ſolche unbefangene, geiſtreiche Fragen richtete ich an Alle. Hätte mir der Leſer eine ſolche Verſtellungskunſt zugetraut?

Aber der Abend war mir ſehr nützlich. Ich werde nie mehr „Beobachter“ ſein. Was gehen mich fremde Angelegenheiten an? Ein Jeder kehre vor ſeiner Herzensthür, und wenn man noch ſo oft da kehrt, es ſammelt ſich ſtets wieder etwas an, was wegzukehren iſt!

Die Muſik war zu Ende, Alles ging oder lief oder fuhr nach Hauſe. Nur ich und Luna wir blieben noch eine Zeitlang im Park.

Ich ſaß lange ſchweigend und ſehnſüchtig ſinnend da! Luna fragte mich endlich: „Lieber Saphir, an was, an wen denkſt Du?“

Ich erwiederte: „Liebe Luna, an was und an wen denkſt Du?“

„Das geht Dich nichts an.“

„Alſo geht das, an wen ich denke, auch Dich nichts an.“

Woraus der Leſer erſehen kann, daß es auch ihn nichts angeht, an wen ich gedacht habe. Auch gut!

Das Liedlein von der Roſe.

Von Allem, was die Erd' im ſüßen Triebe
   Für den erwachten Frühling aus dem Herzen treibt,
Iſt nur die Roſ' allein das Bild der Liebe;
   Und Amor mit des Liebespfeiles Spitze ſchreibt
Ihr auf die Blätter: „Mädchenblume, Schönheitsblume,
Empfindungsblume, bleibſt der Lieb' zum Eigenthume!“

Und wißt Ihr von der Blume ohne Mängel,
   Die wie ein kleiner Blätter-Colibri
Sich wiegt und flattert auf dem Blumenſtengel,
   Woher ſie ward, und wo ſie ward und wie?
Und wie entſtand die Mädchenblume, Liebesblume,
Empfindungsblume, die der Lieb' zum Eigenthume? —

Als aus des Meeres ſilberhellem Schaum
   Die junge Liebesgöttin ward gewoben,
Und aus der Wellen zartem Silberſaum
   In einer Muſchel in das Land gehoben,
Da rang ſie aus das lange, gold'ne Haar,
   An dem des Meeres Silbertropfen hingen.
Und in die Muſchel fiel ein Tropfen ſternenklar,
   Ward Perle da zur Zier von allen Dingen;
Ein Tropfen aber fiel auf's Ufer ſchon,
   Wo ſie den Fuß zuerſt geſetzt in's Grüne;
In dieſen Tropfen fiel vom Himmelsthron
   Der erſte Strahl aus Eos' gold'ner Bühne.

Und wo der grüne Strand mit heißem Kuß
   Den Silbertropfen durſtig hat getrunken,
Trieb aus dem Boden auf in vollem Schuß
   Die weiße Roſ', geſtickt mit Silberfunken;

Und weiß und ſchlank des Stengels zarter Bau,
Als hätt' ihn Cypris ſelber zeichnen wollen;
Die Blätterkrone trägt er d'rauf zur Schau,
Wie zarte Bruſt von Seufzern angeſchwollen;
Und als nun Venus ſieht die Roſ' mit Luſt,
Im weißen Glanze rein emporgeſchoſſen,
Wie Silberſpang' an friſcher Erdenbruſt,
Aus Meer und Erdenkuß und Licht entſproſſen,
Da ſprach ſie: „Mädchenblume, Lichtesblume,
Empfindungsblume, bleib' dem Herz zum Eigenthume!“

Und wie die weiße Roſe ſelbſt, ſo ruht
Der Gleichmuth Farb' ihr auf den weißen Wangen,
Sie kennt noch „Liebe“ nicht, die Herzensgluth
War noch im Antlitz ihr nicht aufgegangen;
Da tritt entgegen ihr von Waldes Rand
Der erſte Jüngling, den ſie je geſehen,
Sie hebt den Blick, und fühlt ihn feſt gebannt,
Sie hebt den Fuß und kann nicht fürder gehen,
Sie hebt die Hand, doch wirken kann ſie nicht,
Sie regt den Mund, doch kann ſie nimmer ſprechen,
Da ſenkt zur Roſe ſie ihr Angeſicht,
Aus dem der Liebe erſte Flammen brechen,
Und wie ihr glühend Angeſicht die Roſ' berührt,
Die nur mit Weiß bedacht die Blumengötter,
Ihr weißes Hermelin zum Scharlach wird,
Der Wangen Gluth ſchlägt ſich in ihre Blätter,
Und wie die Göttin ſelbſt, von Gluth erfüllt,
Das Antlitz wieder hebt vom Kelchesſchooße,
Da ſtand in Blut der Liebe eingehüllt
Erröthend da die — erſte rothe Roſe!
Sie neigt ſich ihr und ihm dem Winke gleich,
Sie ladet ſtumm ihn ein zum Herzerguſſe,

Und wie er nahet, bücken beide ſich zugleich
Zur Roſ', und finden ſich im erſten Kuſſe,
Und Amor ſprach: „Die Mädchenblume, Herzensblume,
Empfindungsblume, bleib' der Lieb' zum Eigenthume!“

Und alſo ward die Roſe eingeweiht
Vom Liebesgott zum Wappenbild der Liebe,
Er gab aus grünen Blättern ihr ein Kleid,
Daß ſie im Werden keuſch verhüllt noch bliebe;
Und daß ſie Waffe habe, Schild und Wehr,
Wenn ſie ein kecker Ritter je beleidigt,
Pflanzt er viel ſpitze Dörnlein um ſie her,
Mit welchen ſie die Blätterkron' vertheidigt;
Den Buſen füllt er ihr mit würz'gem Hauch,
Auf daß ihr Seufzen mag als Duft erſcheinen,
Mit Thau begießet er die Roſe auch,
Denn Roſe muß nicht lachen nur, auch weinen,
Und ewig blühend bleib' der Roſe Blatt,
Wie es dem Schooß der Knospe ſich entwunden,
Ihr Wangenroth werd' niemals blaß und matt,
Sie bleib' von ſteter Jugendgluth entzunden.

Doch eines Tags irrt Venus durch die Flur,
Sie ſucht den Jüngling auf, der lange weilet,
Der Argwohn führt ſie leicht auf ſeine Spur,
Sie ſieht — daß er ſein Herz getheilet —
Und plötzlich fühlt ſie jene Höllenpein,
Und jene Bitterniß und jene Qualen,
Die Eiferſucht in Herz und Mark und Bein
Der Menſchen gießt aus vollen Schalen;
Ihr Auge bricht, ihr Angeſicht wird fahl,
Sie theilt, betäubt von ihrem Schmerzenslooſe,
Die Eiferſucht der Roſe mit, die allzumal
Verwandelt ward zur — erſten gelben Roſe!

Und als die Liebe, ungeliebt, allein,
Mit ſich allein durch Feld und Fluren ſchreitet,
Als ſie nur Thränen hat zum Labewein,
Und wilder Schmerz in Wildniß ſie begleitet,
Da ſuchet ſie an Zaun und Hecken nur
Das Röslein auf, das niemals dornenloſe,
Und äzt es durch der bittern Thränen Spur,
Und ſo entſtand die erſte — wilde Roſe!

Und weil der Menſch die erſte Lieb' und Treu'
Im Angeſicht der Roſe hat gebrochen,
D'rum fühlt die Roſe ſelber tiefe Reu',
Daß ſeiner Liebe ſie das Wort geſprochen!
Sie ſenkt das Haupt mit einem leiſen „Ach!“
Sie ſchrumpft zuſamm', dem Blatt gleich der Mimoſe,
So, als der erſte Mann die Treue brach,
Entſtand aus Scham die — erſte welke Roſe!
Und ſelbſt die todte Roſ', und ſelbſt die todte Liebe,
Sie werden ſorgſam eingelegt in's Herzensbuch,
Damit doch roſenroth Erinn'rung bliebe,
Wenn man, im Herzen blätternd, einſt ſie ſuch';
Selbſt welke Roſen ſind noch Liebsvaſallen,
Und ſterbend ſpricht es nach der Liebe Wort,
Ein Roſenblatt, das ſeiner Kron' entfallen,
Man ſchickt es als ein Liebesbriefchen fort:
Denn jedem Herz, dem in Lieb' und Sehnen
Die Sprache fehlt, zu ſagen, was es litt,
Gibt Amor nur ein Roſenblatt und Thränen,
Und ſagt: „Du Herz, Du ſtummes, ſprich damit!“
Und wenn man preßt die Roſen, die vergangen,
Und wenn gepreßt ſich fühlt ein liebend Herz,
Wird man von Beiden edles Naß erlangen,
Dort duftend Oel, hier Thränen für den Schmerz!

Und weil die Roſe alſo ſich bewährte,
Und alſo theilt des Herzens Sympathie,
Wird ſie des Menſchen treueſter Gefährte,
Die ſich in Schmerz und Luſt ihm ſelbſt verlieh,
Weil ſie bei ihm ſchon war beim Feſt der Wiege,
Weil ſie mit ihm auch geht zur Taufe am Altar,
Und weil ſie mit ihm ſiegt die erſten Siege,
Die er erringt im Feld der Liebsgefahr,
Und weil ſie mit ihm geht zum Hochzeitsfeſte,
Beim frohen Lied und lauten Becherklang,
Und mit ihm iſt, wenn ſeine Ueberreſte
Man ſenkt in's Grab bei dumpfem Grabgeſang.
Und dennoch fallen auch die Blätter ab,
Die Roſen lieben doch uns Menſchen alle!
D'rum ſteigen ſie als Geiſter aus dem Grab,
Wenn's kalt und finſter wird in ihrer Halle,
Und kommen Nachts an's Fenſter, ſchau'n herein,
Und möchten gern bei Menſchen ſein und bleiben,
Und klammern ihre weißen Aermchen fein
Voll Sehnſucht an die hellen Fenſterſcheiben;
Doch kommt der Tag, da endet auch ihr Glück,
Sie müſſen fort, da nützt kein innig Sehnen,
Am Fenſterglas bleibt ihre Spur zurück,
Sie ſind zerfloſſen da in Thränen!
Und weil dem Menſchen immerdar gewogen
Die Roſe bleibt, ob weiß, ob gelb, ob roth,
Weil ſie zu ihm mit Sehnſucht kommt gezogen,
In Luſt und Leid, ja ſelbſt im bittern Tod,
D'rum iſt ſie Lebensblume, Todtenblume,
Empfindungsblume, die der Lieb' zum Eigenthume!

Bademantel-Gedanken in verſchiedenen Wärmegraden.

Ueber den Einfluß des Badelebens auf die Cultur der Menſchen, das heißt auf die Hautcultur.

Humoriſtiſche Vorleſung.

Es gibt keinen glänzendern Beweis dafür, „daß Mann und Weib ein Leib iſt,“ als das Badeleben überhaupt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen; denn kaum iſt zum Beiſpiel die Frau acht Tage in Baden, ſo ſpürt der Mann in Wien ſchon eine Erleichterung!

Während ſich die Frau in Baden zerſtreut, kann ſich der Mann in Wien ſammeln, und was der Mann in Wien ſammelt, kann die Frau in Baden zerſtreuen!

Das Badner Heilwaſſer, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, übt vorzüglich einen großen Reiz auf die Haut, deshalb geht vielleicht manche reizloſe Haut hieher, in der Meinung, ſie wird hier einen neuen Reiz bekommen; die Kraft aber, welche das Bad auf die aufſaugenden Gefäße ausübt, erſtreckt ſich wieder von der Frau auf den Mann, denn ihr Aufenthalt in einem Badeorte ſaugt oft ſeine Silber- und Goldgefäße in der Stadt auf!

Ueber die Entſtehung der warmen Quellen überhaupt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ſind die Naturforſcher noch nicht einig.

Die Naturforſcher ſagen, die warmen Quellen entſtehen durch einen Proceß, entweder durch einen vulkaniſchen Proceß, oder durch einen Lebensproceß der Erde, wodurch die Metalle zerſetzt werden. Ja, es geht in der Erde wie auf der Erde, ſo ein Proceß macht Alles zu Waſſer, indem alle Metalle dabei zer- und verſetzt werden! Alſo die Erde hat auch einen Proceß?

Nun ſo iſt bewieſen, daß ſie große Hilfsquellen haben muß, ſonſt wären ſie längſt zu Grunde gegangen.

Dieſer Proceß der Erde iſt der einzige Proceß, aus dem ein Glück für die Menſchheit entſteht, und hier hat endlich einmal ein Doktor der Rechte den Doktoren der Medicin eine wahre unerſchöpfliche Quelle geöffnet!

Man vergeſſe ja nicht, wenn man badet oder trinkt, dabei zu denken, daß dieſe Tropfen große Thränen ſind, welche die Erde über ihren ewigen Proceß vergießt!

Und wie oft im Leben, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, badet ſich der Menſch nicht in den Thränen der Andern?

Wie manche Thräne, die als Balſam aus dem Auge eines Menſchen quillt, ſchleift ſich der Neben-Menſch nicht um zum waſſerhellen Demant an ſeinem Ringfinger? Wie manche Zähre, welche die Schickſalspreſſe aus der geknickten Roſe eines Lebens preßt, tropft nicht als Balſam und Thau in die volle Knospe eines andern Lebens?

Wie mancher Dornenkranz, an dem noch die Bluttropfen eines zerrißten Menſchenherzens hängen, flicht nicht der Menſch als Feſtkranz um ſein glückliches Haupt? Das iſt ja eben das Schmerzliche im Leben, daß ſelten unſer Lebenswagen dahinrollt, ohne daß an ſeiner Deichſel neben unſerem Freudenpferd das Trauerroß unſeres Nächſten mitziehen muß, daß ſelten eine Freudenſaat für uns aufgeht, die nicht unter dem Dünger von fremdem Schmerz und Leid emporſchoß, und daß ſelten ein milder Regen unſere Herzensflur erquickt, der nicht aus dem zerriſſenen Himmel eines andern Herzens kommt! — So ſtürzen auch nur aus der zerriſſenen Bruſt der Erde die Quellen hervor, welche uns Heil und Segen ſpenden.

Ein jedes Studium, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, erfordert ſeine Quellen, und das Studium der Menſchenkenntniß hat keine beſſern Quellen, als eben alle Geſundheits-, Bade- und Trink-Quellen!

Nach dem Bade öffnen ſich nicht nur die Haut-Poren, ſondern auch die Herzensporen, der Menſch im Bademantel iſt wahrer, als der Menſch im vollen Anzuge, und beſonders die Frauenzimmer, je mehr ſie fremden Flitter anziehen, deſto mehr ziehen ſie von ihrem eigenen ſchönen „Ich“ aus; ſie ſind wie ein Magnet, je mehr ſie anziehen, deſto ſchwächer wird ihre innere Kraft; deshalb ſuche man die Frauenzimmer nie zu rühren oder zu verſöhnen, wenn ſie in Gala ſind: die Frauenzimmer und die Ungewitter ſind im Anzuge am fürchterlichſten!

Wenn die Frauen aufs Land gehen, nehmen ſie von der Stadt nichts mit, als Alles — das heißt Schneider, Schuſter, Marchandemodes, und laſſen gar nichts zurück, als Nichts, das heißt ihre Wirthſchaft und ihren Mann.

Die Wiener Ehen ſind, wie die Krebſe, am beſten in den Monaten Mai, Juni, Juli, Auguſt, da gehen die Frauen aufs Land, und die Männer genießen in der Stadt den allgemeinen Landfrieden. Die Wiener Frauen ſind im Sommer wie echter Malaga, ſie werden nicht eher gut, als bis ſie die Linie paſſirt haben! —

Indeſſen, wie ſieht's mit dem Land- und Badeleben der Männer aus?

Wie kommt's, daß unſere Männer nie trockener ſind, als im Bade? Daß ſie nie weniger Leben haben, als im Landleben, und daß ſich jeder von ihnen nie mehr langweilt, als wenn ſie gerade zuſammenkommen, um ſich zu unterhalten?

Unſere Männer glauben, wenn ſie in einem Badeorte herumlaufen, in einem leinenen quadrirten Kittel wie eine ſchottiſche Ballade, ſo haben ſie Alles gethan, was die Menſchheit für den Glanz eines Badeortes thun kann; aber es gibt ſchönere Talente, als einen gewürfelten Drillrock, und liebenswürdigere Eigenſchaften, als grüne Pantoffel!

Es iſt in einem Badeorte nicht genug, daß man ſich warm hält, man muß auch die Geſellſchaft warm halten, und es reicht nicht hin, alle Tage im Park von zwölf bis Ein Uhr hin und wieder zu gehen, ſich dann auf eine Bank beſcheiden ſelbſt in Schatten zu ſetzen, denn ſo iſt die Converſation durch die Bank dahin!

Wenn die Menſchen die Natur beſingen, ſo glauben ſie, ſie müſſen in den Naturzuſtand zurückkehren, und werden Naturmenſchen, das heißt Menſchen, zu denen man eine geſunde Natur braucht.

Die Natur, ~~meine freundlichen Hörer und Hörerinnen~~, iſt ein Gebäude mit drei Stockwerken und einem Bodenzimmer oder Ausſicht, nämlich: Waſſer, Erde, Luft und Himmel!

Der gütige Hausherr hat dem Menſchen die Erde, die bel étage zur Wohnung angewieſen, und dieſe Wohnung iſt unten mit einem geheimen Gemache verſehen, man nennt's: das Grab. Da geht der Einwohner zur Ruh, wenn er oben lang genug gewohnt hat, aber dieſes geheime Gemach hat auch einen Ausgang, und dieſer führt wieder auf die Ausſicht — in den Himmel; und der Hausherr verlangt keinen andern Zins, als daß man eine friedliche Partei ſei und gute Nachbarſchaft halte — aber der ſündige Menſch denkt nicht eher ans Bodenzimmer, als bis ihm das Waſſer bis an den Hals geht, und er Blicke, Wünſche und Gebete als Rettungsleiter anlegt, um hinaufzuklettern! Und der Hausherr iſt kein Hausherr vom Graben, er ſteigert ſeine Partei nicht, wenn irgend ein Haus abgeriſſen wird, und er kündigt nur alle ſiebzig Jahre einmal auf, da kommt der Hausmeiſter Tod mit ſeinen zwei gerichtlichen Zeugen: „Doktor und Apotheker,“ und ſagt: „Es iſt Ziehzeit!“ und der Menſch ſteigt von der bel étage in den Keller hinab, und da hat er wieder ſein Interimsquartier, bis der Hausherr ihn hinauf nimmt zu ſich ins Bodenzimmer: in den Himmel!

In einem Badeorte aber iſt der Menſch in allen Stockwerken der Natur heimiſch, ein wahres Amphibium; einen halben Tag lebt er im Waſſer, und einen halben

Tag in der Luft, im Park iſt er auf der Erde, und beim Eſſen iſt er in ſeinem Himmel!

Viele unſerer jungen Badeherren, **meine freundlichen Hörer und Hörerinnen**, ſind wie die Badekeſſel, ſie geben nicht eher einen Ton von ſich, bis ſie voll von Waſſer ſind, und man ihnen einheizt, daß ſie kochen. Wie ſie ſich dem ſchönen Geſchlechte nähern, und umgehen ſollen, lernen ſie weder im Frauenbad, noch im Dunſtbad, und ſprechen ſie Eine an, ſo glaubt ſie gewiß, er kommt aus dem Tropfbad! —

Anſtatt den Umgang mit dem ſchönen Geſchlecht praktiziren ſie den Herumgang um das ſchöne Geſchlecht!

Ueberhaupt ſind die Wirkungen der Schwefelbäder auf Liebe, Geſelligkeit, Umgang, Geiſt und Grazie ſehr verſchieden.

Zu einem Liebesgeſtändniß iſt ein Schwefelbad wie vorgeſchrieben, denn es macht bei dem galanten Ritter: erſt Angſtgefühl, dann Bruſtbeklemmung, dann geht's in einen Schwindel aus, und verweilt man zu lange, überfällt Einen ein kleiner Schauer. Gewiß wirken die Bäder nicht blos auf Milz und Leber, ſondern auch auf Herz und Hirn! Warum ſoll der Schwefel blos eine Leberverhärtung curiren, und nicht auch eine Herzverhärtung? —

Es iſt ſonderbar, ~~meine freundlichen Hörer und Hörerinnen,~~ daß die Natur es mit den unedlen Leidenſchaften beſſer gemeint hat, als mit den edlen; der Sitz des Haſſes, des Zornes, der Galle iſt groß und bequem in Milz und

Leber, und wie klein iſt das Herz, der Sitz der Liebe und der Großmuth? Wenn die Leber verdorben iſt, zeigt es die Natur gütig durch Leberflecken an, aber wenn das Herz noch ſo ſehr verdorben iſt, kommen keine Herzflecken hervor! — Das Herz, meine freundlichen ~~Hörer und Hörerinnen~~, hat zwei Kammern. Die Frauenzimmer haben eine zur Garderobe und die andere zur Kaffeeſtube gemacht. Die Männer machen aus der einen ein Spielzimmer und aus der andern ein Rauchzimmer. Zum Glück nehmen die Herzkrankheiten unſerer Männer einen ganz andern Verlauf, als ihre Leberkrankheiten. Die Leberkrankheiten endigen meiſtens mit Waſſerſucht, die Herzkrankheiten mit Weinſucht! Es geht den kranken Herzen unſerer Männer, wie es einem meiner Bekannten mit ſeiner kranken Leber ging. Dieſer litt nämlich lange an der Leber, er conſultirte alle Aerzte vergebens, endlich reiste er nach Berlin zu einem berühmten Arzte, der unterſuchte ihn, und rief endlich erſtaunt aus: „Es iſt unerhört! Sie haben gar keine Leber!“ Man kann ſich den Schrecken meines Freundes denken, der wegen plötzlichen Mangels an Leber ganz troſtlos war. Nachdem ihn auch dieſer Arzt lange erfolglos behandelte, reiste er nach Heidelberg zu einem renommirten Profeſſor der Medicin, dieſer unterſuchte ihn noch ſtrenger und länger, und rief endlich noch erſtaunter aus: „Es iſt unerhört! Sie haben zwei Lebern!“ So ſind die Herzkrankheiten unſerer Männer, entweder weil ſie gar keines, oder weil ſie mehrere haben. Wenn unſere Männer ihr Herz verſchenken, ſo machen ſie es, wie die guten Wirthe, wenn ſie Einem eine Flaſche Wein verehren, das leere Herz bitten ſie ſich wieder zurück aus! Der Mann ſchneidet gleich aus dem Sterbekleide einer alten Liebſchaft ſchon Windeln für eine neuzugebärende Liebſchaft. Die Frauen hingegen lieben blos einmal aus Spaß, und einmal aus Ernſt. Das erſte Mal meſſen ſie ihr Herz blos, um zu ſehen, wieviel hineingeht, und dann füllen ſie es aus mit dem rechten Inhalt.

Das weibliche Herz liegt leider da, wie ein Einſchreibbuch auf dem Brocken- oder Schneeberg. Wie wenig Männer zeichnen da etwas Erhabenes ein, und kommt auch einmal Jemand, der einen Göttergedanken in ein ſolches Herz einſchreibt, ſo ſchreibt gleich auf der Rückſeite Jemand eine Gemeinheit, einen rohen Scherz u. ſ. w., und da bleibt dem armen weiblichen Herzen nichts übrig, als das ganze Blatt mitſammt dem göttlichen Gedanken herauszureißen!

Die Wirkung des Schwefelbades auf die Kokettir-Organe iſt erſtaunlich!

Ich habe Frauenzimmer gekannt, die mit völliger Lähmung der Augenlieder hieherkamen, ich glaubte, ihre Augen hätten Eiſenbahnactien, ſo niedergeſchlagen waren ſie immer, ſie hatten von der Augenſprache ſo wenig gewußt, als ob ſie ihre Mutterſprache wäre.

Alſo, ſie kokettirte ſo ganz und gar nicht, daß ſie ihre Blicke beim Kopf nahm, und zu Boden ſchlug. Nach den erſten acht Tagen gingen die Blicke ſchon im Park herum, ohne Krücken, und nach abermals acht Tagen hatten ſie mit dem linken Aug' alle Männer umzingelt, mit dem rechten ſie zu Gefangenen gemacht, und noch mit einem dritten Aug', welches ich früher gar nicht geſehen habe, ſie auf Ehrenwort entlaſſen, daß ſie keiner andern Fahne dienen wollen. Ich habe mich erkundigt, was bei ihnen ſo gewirkt hätte, und man ſagte mir, ſie haben aus dem Urſprung geſchöpft!

Was die Bäder und die Quellen auf den Geiſt für Wirkung machen, werde ich die Ehre haben, Ihnen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, gleich zu beweiſen, indem ich Ihnen meine verſchiedenen Bademantel-Gedanken mittheile, wie ſie mir in verſchiedenen Bädern nach dem Wärmegrad einfielen, Sie werden ſchon vorlieb nehmen, es ſind wahre Fiſchgedanken, wie ſie eben aus dem Waſſer kommen. Geſchwind, ſonſt werden ſie trocken.

Kühle Gedanken im Leopoldbad.

Temperatur: 26 Grad.

1.

Niemand hat einen ſchlechteren Bedienten, als wer ſein eigener Herr iſt.

2.

Welches iſt die häuslichſte Perſon der Stadt Wien? — Der Geldmangel, man bemerkt ihn nie an einem öffentlichen Orte, aber ſtets und überall zu Hauſe.

3.

Nicht jeder Menſch kann ein Schriftſteller ſein, aber jeder Schriftſteller könnte ein Menſch ſein.

4.

Was nennt man jetzt die „goldene Mittelſtraße“? — Die Straße, die zu goldenen Mitteln führt.

5.

Für die Induſtrie geſchieht Alles, nichts für die Moral, Alles für den Handel, nichts für den Wandel. Darum ſind die Handelsartikel zu Glaubensartikeln geworden, und die Glaubensartikel zu Handelsartikeln.

6.

Vor Zeiten, da waren noch gute Zeiten, da gingen ſechzig auf ein Schock, dreißig auf ein Mandel, zwölf auf ein Dutzend und zwei auf ein Ehepaar!

Laue Gedanken im Antonibad.

Temperatur: 27 Grad.

1.

Nie iſt das Urtheil der Menſchen weniger werth geweſen, als ſeit Erfindung des Papiergeldes, denn ſie urtheilen Alle nach dem Schein.

2.

Menſchen und Kornähren ſind gleich, je leerer der Kopf, deſto leichter und tiefer bücken ſie ſich.

3.

Was iſt für ein Unterſchied zwiſchen einem Courmacher und einem Verliebten? — Der Courmacher hat immer reine, der Verliebte hat immer ſchmutzige Wäſche.

4.

Diogenes trug nicht nur eine Laterne, mit welcher er Menſchen ſuchte, ſondern für den Fall, daß er Menſchen finden ſollte, trug er auch einen — Knittel!

Gedanken im Frauenbad.

Temperatur: 26 Grad.

1.

Die Frauenzimmer wiſſen einen geſcheidten Menſchen nicht eher zu ſchätzen, bis ſie einen — dummen Kerl geheirathet haben.

2.

Was iſt der Unterſchied zwiſchen einem Frauenzimmer und einem brennenden Licht? — Ein brennendes Licht brennt für den, von dem es geputzt wird, ein Frauenzimmer hingegen wird oft von dieſem geputzt und brennt für einen Andern.

3.

Es gibt eine Claſſe Frauenzimmer, die machen's mit ihren Kleidern, wie gewiſſe Engros-Händler mit ihrem Waarenlager: wenn die Liebhaber nicht kommen, fangen ſie an — auszuſchneiden!

4.

Die Schönheit einer Frau und die Schönheit eines Witzes wird nur erkannt, wenn viele beiſammen ſind.

5.

Im Allgemeinen ſind die Frauen ganz andere Männer, als die Männer, und die Männer ganz tüchtigere Weiber, als die Weiber!

6.

Jede Frau iſt ein Buch, noch ſo ſchön und noch ſo gut, hinterdrein doch immer ein — kleines Fehlerverzeichniß.

Armſelige Gedanken im Bettlerbad.

1.

Die Großmuth iſt eine liederliche Perſon, wenn man ihr keine Schranken ſetzt, geht ſie durch!

2.

Geld und Credit! Zwei rare Sachen! Geld braucht man am meiſten, wenn man's nicht hat, und Credit hat man am meiſten, wenn man ihn nicht braucht!

3.

Eine der elendeſten Redensarten des Menſchen iſt, wenn er ſagt: „Dieſer Menſch verdient kein Mitleid!" Mitleid und verdienen! Mitleid muß man ſchenken, nur Taglohn muß verdient werden.

4.

Die Menſchen weinen viel über das Unglück anderer Menſchen, aber nur im Theater, ihre Augen ſind wie die Feuerſpritzen: wenn ſie probirt werden, gehen ſie Alle gut, wenn's aber wirklich brennt, geben ſie oft keinen Tropfen her!

Stunden-Bad-Gedanken, zu denen man allein ſein muß.

Temperatur: 29 Grad.

1.

Um Menſchen kennen zu lernen, muß man mit ihnen umgehen; um ſie zu lieben, muß man ihnen Gutes thun; aber um ſie achten zu können, muß man ſie — meiden.

2.

Die Menſchen beurtheilen den Menſchen liederlicher, als ein Theaterſtück, bei einem Theaterſtück warten ſie wenigſtens ſein Ende ab, bevor ſie aburtheilen, bei einem Menſchen aber nicht.

3.

Es iſt ein großes Glück, daß die Lüge noch nicht ganz ausgeſtorben iſt, ſonſt wüßte die Welt gar nicht mehr, was — Wahrheit iſt.

4.

Der Geiſt des Publikums wird ſatt vom Hunger des — Dichters, der Hunger des Dichters wird hingegen nicht ſatt vom — Geiſt des Publikums.

Urſprung-Gedanken mit Karlsbader Salz.

1.

Warum fallen den Männern die Haare früher aus, wie den Frauen? — Weil ſie ſich den Kopf mehr kratzen müſſen.

2.

Es gibt Leute, die alle geiſtreichen und ausgezeichneten Menſchen haſſen; ſie ſind wie die Lämmergeier, ſie fallen ihre Beute nur dann wüthend an, wenn ſie ſich erheben und hoch fliegen!

3.

Die Dummheit iſt eine ſolidere Eigenſchaft, als die Klugheit, der Geiſt leidet an Altersſchwäche, aber ein dummer Kerl nimmt im Alter an Dummheit immer zu.

4.

Die Frauenzimmer ſind und gleichen allen Getränken: Sie ſind wie der Kaffee: am Tage machen ſie Kopfweh und am Abend echauffiren ſie! Sie ſind wie Bier: wenn ſie einmal in der Jugend nicht einſchlagen, ſo iſt Malz und Hopfen verloren; ſie ſind wie der Wein: ſie berauſchen, und nachher kommt der Katzenjammer; und ſie ſind wie das Waſſer: die Stillen ſind betrüglich, die Lauten ſind ſtörend, die Tiefen ſind gefährlich, und nur bei den Seichten kann man bis auf den Grund ſchauen! Die Männer ſind wie Kaffee, aber die meiſten ſind eine Melange, und am unleidlichſten ſind ſie, wenn ſie Grundſätze haben wollen!

Der Auswanderer.

Ein Grab liegt da im dunklen Haine,
Und auf dem Grabe kniet ein Mann;
An ſeiner Seit' das Kind, das kleine,
Das ſieht betrübt den Grabſtein an.
Den Mann verzehrt ein tiefer Kummer,
Weil Gattin und geliebtes Kind
An einem Tag zum ew'gen Schlummer
Hier in das Grab gegangen ſind.
Er weint und betet, und ſpricht leiſe
In's Grab hinab ſein Abſchiedswort;
Er ſchickt ſich an zur weiten Reiſe,
Es treibt ihn fort von dieſem Ort;
Er ſpricht: „Leb' wohl, mein Weib, mein treues,
Mein ſüßes Kind, mein Herz, leb' wohl!
Ich ſuche mir ein Land, ein neues,
Am fernen, fernen Meerespol;
Mein lebend Kind führ' ich von hinnen,
Ich will's erzieh'n im beſſer'n Land,
Will beſſ're Zukunft ihm gewinnen,
Vom Joche frei und Sclavenband!
Lebt wohl darum, ihr theuren Todten,
Den Todten iſt die Erde leicht,
Doch ſchwerer wird ſie Dem geboten,
Der auf ihr in dem Joche keucht!" —

Dann wandert er hinweg entſchloſſen,
Sein Kind führt er an ſeiner Hand,
Und ſingt verſtimmt, und ſingt verdroſſen,
Zurück vom fernen Meeresſtrand:
— „Mich treibt es fort von meinem Volke,
Mein Vaterland iſt mir vergällt,
Es liegt wie eine Opferwolke
Vor mir die neue, zweite Welt.
Aus Deutſchlands düſtern Waldesräumen,
Wo Alles, Alles mich betrog,
Mein Hoffen, Wünſchen und mein Träumen,
Die Sehnſucht mich zur Meerfahrt zog.
Leb' wohl, du deutſche Erde,
Leb', deutſcher Boden, du denn wohl,
Der Himmel ſprech' ein neues „Werde“,
Für mich an einem neuen Pol!
Leb' wohl, du ſchönſtes Land der Länder,
Lebt Ströme wohl, wo deutſch man ſpricht,
Rhein, Elbe, Donau, gold'ne Bänder,
Die um den Leib ein Gott dir flicht;
Leb' wohl, du Land der Nixen, Elfen,
Des Rübezahl, der Lore-Lei,
Und könnten Märchen dir nur helfen,
So wärſt du groß und ſtark und frei! —
Leb' wohl, du Land der Herzenstreue,
Du ſchöne, blonde, deutſche Frau,
Du Auge, voll von Himmelsbläue,
Du Auge, voll von Himmelsthau!
Leb' wohl, du deutſche Liederwelle,
Die ſich mit Veilchen ſanft beſpricht,
Du gleichſt ſo ganz der Wieſenquelle,
Die murmeln kann, doch rauſchen nicht!

Leb' wohl, du deutſche Eichenkrone,
  Galläpfelvoller Eichenaſt!
Du wirſt dem deutſchen Geiſt zum Lohne,
  Weil du nicht Frucht, nicht Blüte haſt!
Leb' wohl, du Land, ſo traumbefangen,
  Vom Schlummer glücklich angeglüht,
Ich küſſe ſcheidend dir die Wange,
  Küſſ' ſcheidend dir das Augenlied!
Leb' wohl! Es ändert ſich die Scene!
  Mein Schickſal ruft, zu Meer! zu Meer!
Es pocht das Herz, es fällt die Thräne,
  Die Welle ſtreckt die Arme her!
Das Schiff liegt da, ein Sarg aus Brettern,
  Für Jeden, der von hinnen fährt,
Ich ſteig' hinein, nach Sturm und Wettern
  Verlaſſ' ich ſcheidend dieſe Erd',
Uns Beide tragen dunkle Wogen
  Zur Ruheſtätt' durch Meeresfeld,
Und dort ſteig' aus des Sarges Bogen
  Ich aus in einer beſſ'ren Welt!" —
Das Schiff zieht fort mit weißen Schwingen,
  Der Sänger in die Wellen ſieht,
Delphine tauchen auf und ſingen
  Dem Schiffenden ein Heimatslied:
„Die Heimat iſt, wo and're Herzen
  Mit unſ'rem Herzen Eins gemacht,
Mit uns gefühlt bei unſ'ren Schmerzen,
  Mit uns geweint, mit uns gelacht,
Mit uns geklagt dieſelbe Klage,
  Mit uns geſungen ſelbes Lied,
Gebetet in derſelben Sprache
  Und an demſelben Grab gekniet!

Die Heimat wird nicht da geboren,
  Wo unſrer Jugendleben lag,
Heimat iſt, wo man ſeine Todten
  Beſucht am Allerſeelen-Tag!“ —
So klang das Lied, der Sänger lauſchte,
  Im Arme ſein geliebtes Kind,
Das Meer ging hoch, die Welle rauſchte,
  Zum Sturme ward der günſt'ge Wind,
Und in den unermeſſ'nen Tiefen
  Erwachen Kräfte, wunderbar,
Und alle Schrecken, die da ſchliefen,
  Und alle Geiſter der Gefahr!

Erſt Geflüſter
Hohl und düſter
In den Wogen;
Dann kommt's lauter
Und vertrauter
Angezogen.

Kleine Wellen, grüne Zwerge,
Werden Rieſen, werden Berge,
Schreiten auf der Waſſerhalde
Geiſtergleich im weißen Kleide.
Schleppend rauſcht ihr Silbermantel,
Und die Windsbraut, die Tarantel,
Nicht im Zaume mehr zu halten,
Stürzt mit wüthenden Gewalten
Aus des Mantels weißen Falten,
Um das Schiff im Nu,
Sonder Raſt und Ruh',
Bei der Wimpel Haare zu ergreifen,
In dem wilden Tanz zu ſchleifen, —

Und des Meeres Rieſenorgel pfeifen
Wild und grell ihr Lied dazu!
Und der Tag verhüllt ſich Aug' und Brauen
Mit der dunklen Wolkenhand,
Aufgethürmte Wellen bauen
Sich den Weg zum Wolkenrand,
Doch zurück in's Meeres Becken,
Um mit ihren tauſend Schrecken
An das morſche Schiff zu lecken,
Schleudert ſie des Blitzes Brand!
Dieſes treibt, ein Spiel der Wellen,
Treibt auf Wogen wild herum,
Maſt und Segelbaum zerſchellen,
Und der Steuermann ſteht ſtumm,
Und das Kind in ſeinen Armen
Hält der Sänger dicht und feſt,
Und das Kind will nicht erwarmen,
Starr iſt es und ganz durchnäßt,
Und es weint und bebt und zittert,
Iſt ſich ſeiner kaum bewußt, —
Wie es ſtürmet und gewittert,
Wie der Blitz den Maſt zerſplittert,
Schmiegt ſich's an des Vaters Bruſt;
Seine gold'nen Löckchen tropfen
Auf des Vaters bitt'res Herz,
In dem kleinen Herzchen klopfen
Furcht und Angſt und Heimweh-Schmerz.
„Mutter, Mutter!“ flüſtert's leiſe,
„Möchte meine Mutter ſeh'n!
Bin ſchon müd' von weiter Reiſe,
Möchte zu der Mutter geh'n!“

Und die bleichen Lippen lallen
   Einmal noch: „Lieb' Mutter du!"
Und die kleinen Augen fallen
   Ihm alsdann auf ewig zu! — —
Und der Sturm iſt verflogen,
   Und das Meer iſt wieder blau,
Golden ſteigt der Regenbogen
   Durch des Himmels prächt'gen Bau;
Und die Schiffer zieh'n von hinnen,
   Betend laut ein Dankgebet,
Doch in Schweigen und in Sinnen
   Schmerzerſtarrt der Sänger ſteht.
Hält im Arm die kleine Leiche,
   Die hinab ſoll in das Meer, —
Aus dem dunklen Waſſerreiche
   Singen die Delphine her:
„Die Heimat wird nicht da geboren,
   Wo unſre Jugendwiege lag,
Heimat iſt, wo man ſeine Todten
   Beſucht am Allerſeelen-Tag!"
Und das Kind, nach wenig Stunden
   Nimmt man's von des Vaters Seit',
Auf ein Brett wird es gebunden,
   Und der Stein iſt ſchon bereit!
Nicht ein Grab wird ihm gegraben
   Im geweihten Erdenſchooß,
Nicht ein Kreuzchen ſoll es haben,
   Nicht den kleinſten Kranz aus Moos;
Schlafen ſoll es ganz alleine
   Auf des Meeres ödem Grund,
Elternauge auch nicht weine
   Auf ſein Grab zur frommen Stund'.

— Glücklich ſind noch die zu nennen,
Und ihr Schmerz iſt wohlgemuth,
Die den Ort, die Stelle kennen,
Wo ihr Kind im Tode ruht!
Denn ſie können zu ihm ziehen,
Noch ſo fern am Wanderſtab,
Können weinend, betend knien,
An dem liebgeword'nen Grab;
Können eine Blume brechen,
Als ob das Kind ſie begehr',
Können mit dem Kinde ſprechen,
Gleich als ob's am Leben wär';
Können beten, können klagen
An der kleinen Lebensgrott',
Können ſich's zum Troſte ſagen:
„Allhier ruht mein Kind in Gott!"
Dieſen Troſt ſollt' er nicht haben,
Unſer Sänger, ſchmerzdurchtränkt,
Denn ſein Kind wird nicht begraben,
Denn ſein Kind wird blos verſenkt!
Schmerzgebeugt, vom Gram zerriſſen,
Starr am Bord der Sänger hält,
Sieht ſchmerzerfüllt die Segel hiſſen,
Sieht ſchmerzerfüllt die neue Welt!
„Die neue Welt!" ihm engt's den Odem,
Die neue Welt, ſein Hoffnungsland,
Mit Schauer tritt er auf den Boden,
Erglüht in ſchönem Sonnenbrand;
Er wandert fort vom lauten Strande,
Er wandert in dem langerſehnten Lande,
Und alle Wünſche nimmt er mit!

Er zieht nach Süden, zieht nach Norden,
Er ſucht ſein Völker-Ideal! —
Da ſtößt er bald auf Sclavenhorden,
Die Füße wund, die Scheitel kahl,
Am langen Seil gekoppelt ihre Leiber,
Verkauft um eine Handvoll Geld,
Gehetzt vom wilden Troß der Treiber,
Im Sonnenbrand ohn' Dach und Zelt!
Dann ſetzt in jene Zuckermühlen
Er ſeinen Schritt, beſtürzt und ſtumm,
Ein Heer von ſchwarzen Menſchen wühlen
Geſpenſtern gleich die Keſſel um;
Die Peitſche herrſcht auch hier nicht minder,
Man jagt ſie peitſchend in die Fluth,
Mit rothem Blut der ſchwarzen Kinder
Gewinnt man weißen Zuckerhut!
Und fort treibt's ihn mit wilden Blicken,
Er geht, wo freie Stämme ſind,
Er ſieht den Schatz des Land's, Fabriken,
Mit Pferden eingeſpannt das Kind!
Da treibt der Habſucht wilde Hyder
Die Kinder an ſo Tag und Nacht,
Wie Spul und Rad ſind ihre Glieder
In's Triebwerk peinlich angebracht! —
Dann ſucht er heim die reichen Städte,
Wo hoch zu Thron der Mammon ſitzt,
Wo man regiert die gold'nen Drähte
Der freien Puppe, ſchöngeſchnitzt;
Und Allem, dem er wollt' entrinnen,
Begegnet er hier wieder neu,
Denn von den Giebeln, von den Zinnen
Spricht hier der Egoismus frei!

Und Zwietracht, Hader und Parteiung
   Im Leben auch in Kirch' und Staat,
Zerwürfniß hier und dort Parteiung,
   Und nur die Selbſtſucht ſitzt im Rath!
Und jener Stolz herrſcht hier unſäglich,
   Der widerlichſte Stolz der Welt,
Der Stolz ſo hohl, 'ſchal, unerträglich,
   Der leerſte Stolz — der Stolz auf Geld!
Da flieht der Sänger fort vom Lande,
   Im Herzen bitterlich zerfleiſcht,
Er kehrt zurück zum deutſchen Lande,
   Von neuer Welt gar ſehr getäuſcht!
Er ſagt ſich ſelbſt mit ſüßem Schrecken,
   Mit wehmuthsvoller Schauerluſt:
„Willſt du die beſſ're Welt entdecken,
   So ſuch' ſie in der eig'nen Bruſt;
Du ſiehſt ſie nicht, du mußt ſie ahnen,
   Sei wie Columbus überzeugt,
Dann find'ſt du ſchon die ſich'ren Bahnen,
   Daß ſie vor dir in's Leben ſteigt!“
Es treibt ihn fort vom Inſelvolke,
   Die neue Welt iſt ihm vergällt,
Er ſieht wie eine Opferwolke
   Vor ſich die deutſche alte Welt.
Die Küſte naht, ein ſüßer Schauer
   Durchrieſelt ſein erſtarrt Gemüth,
Der Heimatshimmel iſt ja blauer,
   Die Heimatsroſe ſchöner blüht,
Der Heimatsboden iſt viel weicher,
   Das Heimatsleid thut minder weh,
Die Heimatsarmuth iſt doch reicher,
   Als Reichthum über fernem See! —

Und die Delphine wieder ſcherzen,
Singend um das Schiff ganz ſacht:
„Die Heimat iſt, wo and're Herzen
Mit uns geweint, mit uns gelacht,
Die Heimat wird nicht da geboten,
Wo unſer Jugendleben lag,
Sie iſt, wo man die theuren Todten
Beſucht am Allerſeelen-Tag!“

Konditorei des Jokus.

1.

Oeffentlicher Verkauf kritiſcher Phraſen.

Jedes Handwerk hat ſeinen goldenen Boden; warum nicht auch die Kritik, da ſie doch ſchon einmal zum Handwerk geworden iſt? Vielleicht hat aber unſere Kritik deshalb keinen goldenen Boden, weil ſie bodenlos iſt.

Jedes andere ehrliche Handwerk will gelernt ſein, man wird nach und nach Lehrbub, Wandergeſelle, Meiſter; nur das kritiſche Handwerk wird nicht gelernt, da fallen Bube und Meiſter zuſammen.

Warum müßte nur ein Recenſent nicht wandern und fechten? In jedem Orte müßte eine Recenſenten-Herberge ſein für wandernde junge Kritiker. Wenn die Recenſenten fechten gingen, ſo würden ſie ihre Meinung wenigſtens verfechten und ausfechten lernen, und ſich nicht ſelbſt von tauſend Teufeleien anfechten laſſen.

Das kritiſche Handwerk braucht nicht gelernt zu werden, man lernt vom Zuſehen, man ſieht zu, wie's die Andern machen und macht es nach. Man ſchafft ſich das Geräthe an, das Handwerkszeug, die Farben und die Patronen, und man iſt ein Recenſent auf eigener Fauſt. Es gibt verſchiedene Arbeiten, in denen kein neuer

Ausdruck erfunden wird; der Bergbau behält ſeinen „Schwaden — einfahren — Grubenlicht — Glückauf! — Teufe“ u. ſ. w. Die Schifffahrt hat ihr „Bugſiren — Beilegen — Kielholen — Ankerlichten“ u. ſ. w. — und die Kritik hat ihre ſtehenden, unwandelnden Ausdrücke: „Wacker! — Platzausfüllen — glänzender Erfolg — ergötzliche Darſtellung — leiſtete Erfreuliches“ — und dann die ewigen, überall angebrachten Verzierungen und Arabesken: „übertraf ſich ſelbſt! — in ſich gerundete Darſtellung — entwickelte glühendes Feuer — entwickelte erhabenen Schwung — entwickelte eine Rundung der Idee“ und das ganze Heer der namenloſen „Entwicklungen“, in die ſich der Kritiker ſo gerne verwickelt.

Unlängſt ſtarb in einer kleinen deutſchen Provinzſtadt ein großer deutſcher Kritiker, der einen ganzen Apparat von ſolchen Farbentaſchen und Patronen, und einen ganzen Pack aufgehäufter Phraſen zum beliebigen Gebrauch für plötzliche Recenſenten und unvorhergeſehene Kritiker hinterließ.

Die Witwe des wackern Verblichenen, der jetzt „ſeinen Platz ausfüllt“, bietet folgende einzelne Sätze und Ausdrücke um den beigefügten Preis an kaufluſtige kritiſche Anfänger und Auslaſſer gegen gleich bare Bezahlung an. „Das Publikum verließ zufrieden das Haus“ 30 kr.

Das iſt ſehr billig. Man muß nur den Doppelſinn recht auffaſſen; wenn ein Publikum das Haus verläßt, iſt es immer zufrieden.

„Beurkundete ein Eindringen in ſeine Rolle" . . . . 1 fl. 12 kr.

Die Urkunde vertheuert das Ding ein wenig.

„Führte ſeinen Part mit angemeſſener Ruhe bis ans Ende durch" . . 2 fl. und eine Flaſche Bier.

Der Part will aparte honorirt ſein.

„Das künſtleriſche Streben dieſes aufſchwingenden Talentes verdient anerkennende Ermunterung" . . . . 3 fl. 36 kr.

Bitte aber, auch dieſen ſchönen Maccaroni-Satz zu betrachten. Eine wahre Freude!

„Die Auffaſſung des ſchwierigen Charakters wurde von dem durchdringenden Geiſte bis ans Ende glücklich gelöst" —

Iſt käuflich nicht an ſich zu bringen und blos gegen zehn geliehene Gulden als ein Pfand bei dem betreffenden Künſtler zu verſetzen.

„Eine anmuthige Erſcheinung" . . . . . . 15 kr.

„Kraft, Feuer, Gluth, Sicherheit, Delikateſſe, Schmelz, Begeiſterung und Liebreiz vereinen ſich im Vortrage dieſer geiſtvollen Künſtlerin zu einem durchaus ganz vollkommenen Ganzen" — 25 fl. baar, ein kleines Geſchenk und zwei Mahlzeiten mit Champagner non mousse.

Ich bin überzeugt, daß das Alles für obige ſchöne, runde, wattirte und geſtopfte Phraſe nicht zu viel iſt.

„Errang den Doppel-Lorbeer des Trauerſpiels und Luſtſpiels" —

Ueber dieſen lieblichen Satz muß man ſich mit Demjenigen, dem er beigebracht werden ſoll, auf Privatweg vergleichen. — Der Satz iſt unbezahlbar.

„Der Roſcius unſerer Zeit" . . . . . . 6 Dukaten.

u. ſ. w. u. ſ. w.

Wer drei dieſer Phraſen zuſammen erſteht, bekommt darauf eine Handvoll von: „Verwendbarkeit" — „wacker" — „genügende Anforderung" — „vielſeitig gebildet" — „erregte Theilnahme" — „effectuirte glücklich" — „führte glücklich zu Ende" — „Beweiſe von Theilnahme" ꝛc. ꝛc.

2.

Kritiſche Analekten.

Warum ſoll das kritiſche Auge nicht eben ſo gut auf die Iſopblättchen und Milbenprodukte der Schöngeiſtigkeit, als auf ihre Piſangblätter und Mammouthsknochen gerichtet ſein? Steckt nicht zuweilen in einem winzigen Fingerhute ein beſſerer Kopf, und wenn es auch nur ein Nagelkopf wäre, als in großen Plüſch-, Sturm- und Filzhüten? Wie kärglich iſt noch der Acker der Kritik bebaut! Brach liegen ſchöne Felder, und fette Gründe ſind nicht urbar gemacht! zum Beiſpiel die Kritik der Stammbücher! Welch ein Fund bietet ſich dem menſchlichen Geiſte nicht in ihnen dar! welch ein Schatz von Schlafrockgedanken und Cravatengefühlen! welche niederträchtige Zärtlichkeit bei der erhabenſten Hirnloſigkeit! welche infame Originalität bei der hinreißendſten Unwiſſenheit! welche zerſchmetternde Orthographie bei der correcteſten Albernheit! dieſe Fülle der Leerheit bei dieſem ſyſtematiſchen Nichts! dieſe beſcheidene Unverſchämtheit bei dieſer blödeſten Zudringlichkeit! dieſe Enthaltſamkeit des Witzes bei dieſem Ueberfluſſe an gänzlichem Mangel!

Dann die Neujahrs-, Namens- und Geburtstags-Billete! Welche Ausbeute! wie naiv und myſtiſch! wie kurz und unbändig! Dann die Weihnachtskuchen-Chreſtomathie! die Bauernkalender-Phraſeologie! ſodann die Blumenleſe auf den Wachsfiguren unter Sturzgläſern, die alle einen Verſegürtel haben! und zuletzt endlich die Bonbons-Literatur und die Konditorei-Deviſen! Welch ſüßer Kern ſteckt für den Forſcher unter dieſer poetiſchen Fülle! dieſe Einfalt bei dieſer Vielfältigkeit! dieſer auffallende Witz bei dieſer Hinfälligkeit der Gelegenheit! dieſe üppige Fülle des Reimes bei dieſer wollüſtigen Leere des Sinnes! dieſe orientaliſche Gluth des Ausdrucks bei dieſem grönländiſchen Froſt des Eindrucks! dieſe Schnelligkeit der Ueberraſchung bei dieſer Langweiligkeit der Vorbereitung! dieſe Einbildungskraft des Beſchauens bei dieſer Bildloſigkeit der Bilder! Doch genug! mir war der Ruhm vorbehalten, den erſten Fingerzeig zu dieſer Gattung der Kritik gegeben zu haben, und ich beginne dieſes ſüße Recenſirgeſchäft bei unſern Bonbons.

Ein Bratſpieß, an welchem vier Herzen ſtecken, mit der Unterſchrift: „Sie brennen und braten alle für Dich.“

Kann man ſich deutlicher und heißer ausdrücken? Iſt dieſer Styl nicht viel klarer, als unſere Journal-Gedichte? Ein Herz, das am Bratſpieße ſteckt! zärtliche Herzen, für die der ſentimentale Spieß ein Braten iſt! Bis jetzt glaubte man, ein Herz müſſe blos für den Gegenſtand ſeiner Liebe brennen, aber nein, es muß auch braten für die Geliebte, und ſo iſt ſie doch ſicher, daß ſie kein rohes Herz bekommt!

> Zwei Augen und ein Mund mit einem Schloſſe, und die Unterſchrift: „Sieh' und hör' die ärgſten Poſſen, doch Dein Mund ſei ſtets verſchloſſen!“

Das iſt erſtens eine ſtumme Klage gegen die Vorſehung, daß wir zwei Augen, um uns zu verlieben, und nur einen Mund zum Küſſen und zum Geſtändniß haben. Die Unterſchrift hat gewiß ein Vorſtadt-Dichter für einen Vorſtadt-Recenſenten ausgeſetzt, und der Konditor bezieht es auf die Liebe.

> Eine Roſe und eine Lilie, mit der Deviſe: „Nur die Roſe und Lielie ſei ſtets deine Tielie!“

Ich wette, das iſt irgend ein Operntext, vielleicht aus der „Euryanthe“, und als Operntext iſt er köſtlich. Zu was auch einen beſſern, man verſteht unſere Sängerinnen doch ohnehin nicht!

> Ein Gewölk, woraus ein Blaſebalg-Amor herunterhängt, mit den Worten: „In Deinen Schooß er fällt, weil's ihm ſo gefällt.“

Welch ein armer, reicher Reim! Aber wie groß iſt die Satyre! Wenn Amor jetzt unſere Art zu lieben ſieht, ſo muß er aus den Wolken fallen!

Dito ein ziegelfarbiger Amor auf einem Steckenpferde: „Ein Mädchen, das mir Geld beſchert, iſt mein liebſtes Steckenpferd!“

Welch ein offenherziger Amor! das iſt der alte Amor nicht mehr, ſondern ein ganz moderner! Unſern Jünglingen, wenn ſie auch ſonſt für gar keine Wiſſenſchaft Sinn haben, muß man es doch laſſen, daß ſie große Numismatiker oder Münzenliebhaber ſind; ſie ſehen immer mit einem Auge auf das Geſicht der Braut, und mit dem andern auf das Münzengeſicht.

Ein Mädchen, das einem Schafe einen grünen Kranz aufſetzt, mit den Worten: „Willſt Du ſchön und reizend ſein, ſo bewahre Deine Tugend!“

Wahrhaftig, ſo etwas läßt ſich nur ein completes Schaf ſagen! Es iſt gewiß ein Myrthenkranz, denn die Mädchen ſchenken dieſen am liebſten an einen Schafskopf! Aber wie ſoll ein Schaf die Tugend bewahren? Die Tugend eines Schafes iſt, daß es geſchoren wird; alſo meint die Schöne: „Geliebter, bewahre Deine Tugend, und laß Dich in Deiner Dummheit brav von mir ſcheren!“

Ein noch reiferes Feld bieten die „Traumbüchlein“ dar, zum Beiſpiel das „Augsburgiſche Traumbuch“ nebſt „Auslegung und beigeſetzten Nummern“, mit dem Motto: „Das Glück iſt immer kugelrund.“ Im Vorworte heißt es: „Träume ſind Bewegungen des Gemüthes und des Leibes, welche von innerlichen Feuchtigkeiten entſtehen; je mehr die eine oder die andere überflüßig iſt, redigirt ſie den andern Theil!“

Das A beginnt folgendermaßen:

„Affe, Glück in der Liebe.“

Das iſt ſehr ſinnig!

B.

„Blind ſein, iſt Unglück.“

Eine anerkannte Wahrheit!

„Bücher leſen, iſt Traurigkeit.“

Ach ja! leider gar zu oft!

C.

„Comödie ſpielen, iſt üble Nachrede.“

Das ſind die Recenſenten, die nach der Comödie übel reden.

D.

„Dinte brauchen, iſt Mühſeligkeit.“

Jeder Schriftſteller ſeufzt hier ſein: O ja!

F.

„Flöhe fangen }
„Frau nehmen } zeigt auf Unruh', iſt Zänkerei.“

Ein vertrackter Traumbuchdichter! Dieſe zwei F ſind wirklich Unruhe aus dem ff!

G.

„Gans ſehen, iſt Ehre.“

O, wie oft ſagt man zu einer Gans: „Es freut mich, die Ehre zu haben,“ u. ſ. w.

H.

„Hunde, kleine, die bellen, große Freude.“

Es gibt auch gar keine größere Freude, als ſich von kleinen Hunden angebellt zu ſehen.

L.

„Lumpen, ſind heimliche Feinde.“

Gewiß, denn heimliche Feinde ſind Lumpen.

N.

„Narren ſehen, iſt Freude.“

Ariſtipp hat alſo doch Recht, das Leben iſt voller Freude! Wie Wenige gibt es, die ſagen können: „Der Menſch iſt zur Freude nicht gemacht!“

P.

„Perlen, bedeuten Thränen.“

Aha, Fräulein Galotti, bin ich Ihnen auf die Spur gekommen? Zuweilen bedeuten umgekehrt die Thränen der Frau, daß ſie Perlen will.

„Pfeifen, bedeutet Trübſal.“

Iſt das wahr, ihr Lokalpoſſen-Fabrikanten?

R.

„Räuber ſind gute Freunde.“

Wie tief! denn ſind es nicht oft unſere guten Freunde, die unſere Ehrenräuber ſind?

S.

„Stehlen, bedeutet Gewinnſt mit geringer Mühe.“

Wie fein herauscalculirt! zum Beiſpiel ein Dichterlein ſtiehlt ein Stück und verkauft's unter ſeinem Namen an die Bühne, ſo iſt das ein Verdienſt mit geringer Mühe.

T.

„Taub ſein, zeigt gute Ehre an.“

In ſo fern gewiß, als der Mann nichts anhört und die Frau Niemanden erhört.

W.

„Wahrſagen iſt Unglück.“

Das heißt: Wahrheit ſagen.

Z.

„Zeche bezahlen, iſt Verdruß.“

O gewiß! das fühlt Niemand mehr, als der Satyriker. Die ganze Welt ergötzt ſich an ſeiner Tafel; doch muß er zu ſeinem Verdruß die Zeche bezahlen.

Der Prieſter und der Graf.

Der Graf von Poitiers, der Jägersmann,
Zieht täglich hinaus auf die Jagd,
Die Doggen trieb er d'rauf und d'ran,
Und ſprengt hinaus, bevor es noch tagt.
Am Sonntag ſelbſt, mit lautem Hörnerklang
Ritt er der Kirche vorbei, dem Dorf entlang,
Und als die Glocke ertönt zum Morgengebet,
Der Prieſter des Ortes in der Kirchthür' ſteht,
Und als der Graf heranſprengt, auf wildem Roß,
Und hinter ihm herſaust der Jäger Troß,
Der fromme Mann mit mildem Angeſicht
Alſo zum Grafen, dem wilden Jäger, ſpricht:
„Dich ladet der Herr in ſein offenes Haus,
Geh' an dem Sonntag nicht auf Waidwerk aus.
Der Herr, er ruft, er ladet Dich ein,
Tritt zum Gebet in's Heiligthum ein!“
Da lacht der Graf und ruft: „Hopp, hopp!“
Und jagt vorbei im wilden Galop,
Er letzt ſich mehr an Hörnerklang,
Als an Gebet und Meſſ' und Orgelſang!
Doch nicht ermüdet des Prieſters Geduld;
Am nächſten Sonntag ſteht der Prieſter wieder da,
Und ſpricht, als er den Grafen vorbeiziehen ſah:
„Dich ruft der Herr in Gnade und Huld,
Vergeben iſt Dir von letzthin die Schuld,
Dich ladet der Herr in ſein offenes Haus,
Geh' an dem Sonntag nicht auf Waidwerk aus!“

Da lacht der Graf und wirft den Kopf empor,
„Laſſ' ab von mir, Du beſchwerlicher Thor!
Mich reizt nicht Glocken- und nicht Orgelſchall,
Mich reizt der Rüden Gebell und der Peitſchen Knall!“
Der Prieſter bekreuzt ſich und ſchaut zum Himmel hinauf,
Doch gibt der fromme Mann den Grafen nicht auf,
Und wiederum ſteht er an der Kirchenthür',
Und wartet auf den Grafen mit Wehmuth ſchier.
Und das Glöcklein tönt, welches die fromme Gemein'
Ruft in die Kirche zur Andacht hinein,
Zum Gotteshaus, zur heiligen Stell'!
Da tönt's d'rein von Jagdhörnern hell,
Der Graf iſt's, der von wilder Luſt entbrannt,
Den Wurfſpieß wiegt in mächtiger Hand,
Und als er vorbeikommt auf bäumendem Thier,
Da ruft der Prieſter wiederum von der Kirchenthür':
„Dich ladet der Herr in ſein offenes Haus,
Geh' nicht am Sonntag auf Waidwerk aus!
Ich lade im Namen des Herrn Dich ein,
Du ſollſt an ſeinem Tiſche willkommen ihm ſein!“
Der Graf jedoch lacht laut und trotzt ihn an:
„Laſſ' das nur gut ſein, Du heiliger Mann!
Der Wald da draußen, das iſt mein Tiſch,
Mit grünem Tuch und Wildbret friſch,
So komm' Du mit mir, ich lade Dich ein,
Du ſollſt mir im Walde d'raus willkommen ſein!“
Und ſpricht's, und höhnt's, und ſpornt das Roß,
Und ſaust fort mit ſeinem Jägergeſchoß.
Der Diener Gottes ſeufzt und alſo zu ſich ſelber ſpricht:
„Der Herr verläßt, die ihn verlaſſen nicht,
Und kommt der Frevler nicht zum Kirchenaufenthalt,
So ſucht er ſelbſt ihn auf in Wüſt' und Wald!“

D'rauf eilt' er zum Altar, und nimmt mit frommer Hand
Das Allerheiligſte herunter von der Wand,
Und ſchreitet ſtill und betend aus dem Kirchlein fort,
Und ſchreitet ſtill und betend durch den Ort,
Und ſchreitet ſtill und betend durch Au und Flur
In' Wald hinaus nach des wilden Grafen Spur.
Und wie er immer betend ſchreitet, und blickt empor,
Da ſchlägt ein heller Hilfruf an ſein Ohr,
Der fromme Mann erſchrickt, doch zagt er nicht,
Er ſchreitet vorwärts, indem ein Gebet er ſpricht,
Und wiederum ſchlägt ein jammernd Hilfgeſchrei
Heraus aus tiefem Wald; und ohne Furcht und Scheu
Verdoppelt der Prieſter Gebet und Schritt,
Und als er in das tiefſte Dickicht tritt,
Da liegt der Graf am Boden, unbewehrt,
Zwei Mörder ſchwingen über ihn das Räuberſchwert.
Der Graf windet ſich und ruft mit Angſtgeſchrei:
„Mein Gott, mein Heiland ſteh' mir bei!“
Da tritt der Prieſter plötzlich aus dem dichten Wald:
„Im Namen des Drei-Einen! ſag' ich, Mörder! Halt!“
Und ſtreckt weit vor ſich hin die heilige Monſtranz,
Die wunderbar erglüht im lichten Sonnenglanz.
Und als der fromme Mann ſo vor ihnen ſtand,
Das Venerabile in hocherhab'ner Hand,
Da faßt's die Mörder an, ſie ſteh'n erſtarrt,
Sie fühlen in der Bruſt des Höchſten Gegenwart,
Sie ſinken in den Staub und fangen zu beten an,
Und ſtrecken ihre Hand zum frommen Gottesmann,
Und bieten ſelber ſich, in tiefer Sündenreu',
Der Gnade und dem Recht der frommen Cleriſei.
Den Grafen aber hat es mächtig übermannt,
Er ſtürzt auf die Knie und küßt des Prieſters Hand,

Benetzt mit Thränen ſie und ſenkt ſein Haupt zur Erd',
Doch ſprechen kann er nicht, ſein Herz iſt ihm beſchwert.
Der heilige Mann legt ihm die Hand auf's Haupt:
„Mein Sohn, ſo glaube jetzt, wenn Du nicht längſt geglaubt,
Der Herr, er lud Dich ein, Du kameſt zum Herrn nicht,
So kam der Herr zu Dir und ſucht Dein Geſicht,
Und ſieht Dich wieder an mit mildem Vaterblick,
Und ſpricht wie vor zu Dir: „Ich lad' Dich ein, komm' mit mir zurück,
Geh' fürbaß ferner nicht an Deines Heilands Haus,
Du ſchütteſt fürder erſt Dein Herz darinnen aus!“
Der Prieſter ſchweigt und kehrt zurück mit mildem Angeſicht,
Der wilde Graf fehlt ferner in der Kirche nicht!

Elephanten-Aphorismen, oder: Praktiſch-theoretiſche Kunſt, in drei Stunden ein Elephant zu werden.

Ein Handbüchlein für angehende Elephanten aus allen Ständen.

Einleitung.

> „Sie haben Augen und ſehen nicht,
> Sie haben Ohren und hören nicht!"

Das Elephantenthum überhaupt.

Ein jeder Menſch, und wenn auch nicht jeder Menſch, doch gewiß jede Verliebte und jeder Verliebte wird wiſſen, was ein „Elephant" iſt. Ich meine nicht jenen vierfüßigen Elephanten, deſſen Heimat das ſüdliche Aſien oder Afrika iſt, ich meine jenen Elephanten, der in allen Gegenden einheimiſch iſt, wo Herzen an und für einander ſchlagen, wo Rendezvous blühen, und wo die zu überliſtenden Männer, Väter, Tanten, Mütter, Bräutigame und Gouvernanten wachſen, ungefähr alſo die Gegend von Hütteldorf bis Otaheiti und von Rodaun bis Pernambuco.

Es liegt in der menſchlichen Natur, daß ſie ſich mittheilt, und in der Natur des Nils und der Verliebten, daß ſie ſich gerne ergießen! Zu einem liebenden Paar gehört ein Elephant männlicher Seits, und eine Elephantin weiblicher Seite.

Ein „Elephant" iſt ein Weſen, das in der franzöſiſchen Comödie „Confident" oder „Confidente", im deutſchen Luſtſpiel „Vertrauter“ oder „Vertraute“, und im gemeinen Styl die „Klepperpoſt“ genannt wird. Im Augenblick, da der Menſch anfängt zu lieben, befällt ihn eine Sehnſucht nach einem Elephanten.

„Da faßt ein namenloſes Sehnen
Des Jünglings Herz, er irrt allein,
Aus ſeinen Augen brechen Thränen,
Ein Elephant nur lindert ſeine Pein!“

Man hat ſchon Beiſpiele von „hoffnungsloſer Liebe“, o ja, beſonders wo der Liebende kein Geld hat, allein man hat noch kein Beiſpiel einer „elephantenloſen Liebe“! Noch nie gab es einen Liebenden, eine Liebende, welchen nicht die wohlthätige Natur ihren Elephanten beſchied! Ohne Elephanten keine Liebe, ohne Liebe keinen Elephanten!

In die Bruſt des Elephanten legen die Liebenden ihre ſtillſten Wünſche, ihre allererſten Seufzer nieder. Bevor der Gegenſtand noch ahnt, daß er ein Gegenſtand iſt, oder ein Gegenſtand wird, oder ein Gegenſtand ſein könnte, haben die Liebenden ſchon ihre Gefühle für den Gegenſtand an dem mitfühlenden Buſen des Elephanten ausgehaucht!

Warum man die Vertrauten, Rendezvous-Garden, Brief-Uebermittler, Schildwacht-Poſten der Liebe „Elephanten“ nennt? Warum? Wahrſcheinlich weil zu der Liebe ſelbſt eine Engelsgeduld gehört, der Vertraute aber von Liebenden zu ſein, dazu gehört eine Elephanten-Natur! Man muß eine ſolche Ausdauer und ſolche Geduld haben, wie ein Elephant, man muß ſo klug ſein, wie ein Elephant, man muß eine ſolche Alles riechende Naſe haben, wie ein Elephant, und man muß ſich ſo zu allen Kunſtſtückchen abrichten laſſen können, wie ein Elephant!

Früher hat man auf dieſe Elephanten auch, wie auf den wirklichen, ganze Thürme bauen können; jetzt aber, bei dem Raffinismus unſerer Zeit, wo die Civiliſation ihre Moralgrundſätze bis auf die Elephanten ausdehnt, würde es nicht rathſam ſein, zu viel auf dieſe Elephanten zu bauen, denn man hat Beiſpiele von Nachſpielen, wo der Elephant die Vertrautſchaft nur als Vorſpiel ſeiner eigenen Amourſchaft ſpielte. Ein „treuer Elephant" iſt alſo das, was ein weißer Elephant iſt, den man in Siam als eine Gottheit verehrt!

„Wer einen treuen Elephanten errungen, miſche ſeinen Jubel ein!"

„Ein treuer Elephant iſt das halbe Glück der Liebe! Gebt mir einen treuen und klugen Elephanten, und ich erob're jedes mir bezeichnete Herz!"

Was ſind alle Sinnbilder der Liebe gegen das eines Elephanten. Venus mag nur ihre Tauben ausſpannen, und Amor ſeinen gezähmten Löwen penſioniren. „Ein Elephant!" Voila la devise de l'amour!

Zum Glück liegt in jeder menſchlichen Bruſt eine Art Hinneigung zum Elephantenthum; man kann ſagen, jeder Menſch trägt in ſeinem Buſen einen kleinen Elephanten, der nach außen ſtrebt, und gerne in Activität geſetzt wird.

Es gibt „bewußte Elephanten" und „unbewußte Elephanten", das heißt ſolche, die es wiſſen, daß ſie Elephanten machen, und Andere, die es nicht ahnen, daß ſie zu dieſer Rolle auserkoren ſind, das nennt man „ein Elephant malgré lui même“ oder „die Tſchapperl-Elephanten“. So gibt es Elephanten mit und ohne Sattel, das heißt Elephanten, die gegenſeitig wiederum ſich ſelbſt lieben, zum Beiſpiel der Elephant des Liebenden und die Elephantin der Geliebten lieben ſich auch, und die zwei Paare machen abwechſelnd die Liebenden und die Elephanten, das iſt der reciproke Elephantismus, und rangirt wieder in eine andere Gattung.

Man ſieht, daß die Lehre von den Elephanten ſehr ausgezweigt und vielfach ſchattirt iſt, und daß ſie eine große, praktiſche und theoretiſche Gewandtheit und Erfahrung bedarf.

Wir werden die Lehre

„des gewandten Elephantismus“

als nothwendiges Supplement zu „Ovid's Kunſt zu lieben“ in einzelnen Bruchſtücken mittheilen, und uns, ſo wie wir hoffen, ein weſentliches Verdienſt um die liebende Menſchheit erwerben.

Um aber dieſes Werk ſo vollſtändig und ſo gemeinnützig zu machen, als möglich, werden wir auch Beiträge und Andeutungen, die uns von der Hand oder von dem Fuß achtbarer und erfahrener Elephanten und Elephantinnen zukommen, gerne annehmen und zum allgemeinen Beſten benützen.

Woher kommt die Benennung „Elephant“ für einen Vertrauten und Helfer in der Liebe, und warum heißt das Begünſtigen und Rendezvous-Veranſtalten der Liebe u. ſ. w. „einen Elephanten machen“?

Liebe iſt Diebſtahl, man ſtiehlt ein Herz, und auch bei dieſem Diebſtahl gibt's gewöhnlich einen „Stehler“ und einen „Hehler“, und auch da iſt oft der Hehler ärger, als der Stehler.

Woher kommt die Bezeichnung „Elephant“ für einen Vertrauten, Rendezvous-Verſchaffer, Begleiter und Begünſtiger zweier Liebenden?

Nicht in der Mythe, nicht in der Geſchichte finden wir den Quell dieſer Benennung, nur ein arabiſches Märchen gibt uns davon Kunde.

Schach Nadir Pitzon liebte Sherezade, nicht jene der „tauſend und eine Nacht“, ſondern eine dito eine. Sie liebte ihn wieder, denn er war ein Schach und die Schache werden ſtets geliebt, vom Volke in genere, und von den Sherezaden in specie. Allein man kann einen großen Schach lieben und nebenbei noch einen Andern lieben. Dieſes iſt ein Recht aller Sherezaden, ſie mögen nun Sherezade oder Zenobia, oder Marie oder **Katherl** heißen. Unſere Sherezade liebte den Khulu Khan, Sohn Huſſeins, den meine Leſer ſchwerlich perſönlich gekannt haben, der aber gewiß werth war, neben einem Schach geliebt zu werden.

Wenn man einen Schach liebt, iſt das „Auslieben“ mit einem Andern nicht ſo leicht, wie das „Austanzen“ mit einem Andern, wenn man auch auf einen ganzen Walzer engagirt iſt!

Jeder Liebende iſt eiferſüchtig, auch ein Schach, und wenn ein Liebender in der Stadt Wien eiferſüchtig iſt, und ſich aus Verzweiflung und Rache in das Waſſerglacis ſtürzt, wo er auch untergeht, wenn er nicht gut ſchwimmt, ſo iſt dieſe Eiferſucht ein wahrer Kindermeth gegen den Schierlingstrank der Eiferſucht bei einem Schach! Wenn Schach Nadir Pivon eiferſüchtig war, ſo hatte er die Gewohnheit, einen Maſtixbaum anzuzünden und den Gegenſtand ſeiner Rache an den Maſtixbaum feſtzubinden. Es iſt ein Glück, daß im Wiener Prater die Maſtixbäume ſo ſelten ſind!

Ich weiß nicht, ob meine Leſer je ſchon das Gefühl empfunden haben, auf einem Maſtixbaum zu einer „Carbonade à la Jalousie“ angerichtet zu werden; allein nach Allem, was man ſich davon denken kann, muß es ein unangenehmes Gefühl ſein!

Khulu Khan, Sohn Huſſeins, war auch kein Liebhaber von angezündeten Maſtixbäumen, und alſo ſehr vorſichtig, wenn er Sherezade beſuchte, damit Seine Hoheit, der Schach, nichts erfahre. Zu dieſem Behufe hatte er einen Vertrauten, dieſer war Hormisdad geheißen und war Aufſeher der Elephanten des Schachs.

Schach Nadir hatte mehrere Leidenſchaften, und da hatte er Recht; wenn wir, lieber Leſer, Schache oder Schäche wären, wir hätten auch mehrere Leidenſchaften, denn ich kenne Menſchen, die keine Schache oder Schäche ſind, und die auch mehrere Leidenſchaften haben; wenn alſo Menſchen, die nicht Schache oder Schäche ſind, mehrere Leidenſchaften haben, warum ſollen wirkliche Schache oder Schäche nicht mehrere Leidenſchaften haben?!

Alſo Schach Nadir hatte unter andern Leidenſchaften zwei vorzügliche Leidenſchaften: „Frauenzimmer“ und „Elephanten“. Wir, lieber Leſer, unſerer Seits, wir können zwar leicht begreifen, wie man ein leidenſchaftlicher Liebhaber von „Elephanten“ ſein kann, allein, wie man ein leidenſchaftlicher Liebhaber von „Frauenzimmern“ ſein kann, das iſt uns freilich unbegreiflich, und wir würden, wenn wir Schache oder Schäche wären, gewiß einer ſolchen, unſerm Klima und unſerm Finanzenſyſtem ſo zuwiderlaufenden Leidenſchaft nicht Raum geben! Allein, das iſt ja eben der Unterſchied zwiſchen uns lieben Leſern und einem Schach!

Alſo ſo unbegreiflich es iſt, wir müſſen's für wahr halten, er liebte nicht nur „Elephanten“, ſondern auch „Frauenzimmer“! Er hatte ſie in ſeinem Harem eingeſchloſſen, nicht die Elephanten, aber die Frauenzimmer, und hatte mehrere Wächter zu beiden. Er vertrieb ſich die Zeit bald im Harem bei Sherezade, und bald bei den Elephanten, unter denen er auch einen Favorit-Elephanten hatte, Babekan geheißen, Großahn des Hauſes Miß Baba et Compagnie.

Die Favorit-Sultanin und der Favorit-Elephant theilten ſich in Schach Nadir's Zärtlichkeit.

Obſchon wir, lieber Leſer, nie Elephanten geweſen ſind, ſo können wir uns doch die beneidenswerthe Lage dieſer Günſtlinge denken! Er hatte Wärter, welche ihm mit Dattelpalmen Luft zuwehten, andere, die ihm Seſan und Safranſaft verabreichten, andere, die ihm den Rüſſel mit Sennesſtauden und Galbanum umwickelten, und wieder andere, welche ihm vor dem Schlafengehen einige Nummern der Brockhaus'ſchen „Blätter für literariſche Unterhaltung“ vorlaſen!

Nur jene Stunden, welche Schach Nadir bei Babekan zubrachte und hörte, wie man dem Elephanten die Brockhaus'ſchen „Blätter für literariſche Unterhaltung“ vorlas, worauf gewöhnlich der Elephant ein großes Gebrüll anfing, — ſo drückt ſich nämlich das gutdeutſche „Gähnen“ in der oberelephantlichen Sprache aus — dann ſagte Schach Nadir:

„Kojor ferid Nadon Eddir bum bam!“

welches auf ſächſiſch ſo viel heißt, als: „Den Redacteur dieſer Blätter möchte ich unter meinen Elephanten haben!“ — Nur dieſe Zeit allein war die Schäferſtunde Khulu Khan's mit Sherezade, und immer, wenn Schach Nadir den Günſtling Babekan beſuchte, ſchrieb Hormisdad an Khulu Khan:

„Heute iſt Elephant! Die Liebe ruft!“

und während Schach Nadir ſich an Babekans Gegenwart labte, erluſtrirte ſich Khulu Khan im Guliſtan des Schachs an Sherezade's Seite.

Die Geſchichte ſagt nicht, mit was ſich Khulu Khan und Sherezade die Zeit vertrieben, während der Schach beim Elephanten war, und deshalb kann ich es meinen lieben Leſern auch nicht wieder erzählen, was ich doch ſo gerne gethan hätte, denn hiſtoriſche Wahrheit iſt die erſte Pflicht eines Geſchichtſchreibers. Jedoch bleibt es uns, liebe Leſer, unbenommen, Muthmaßungen darüber anzuſtellen. Ich, meinerſeits, glaube ganz gewiß, daß Khulu Khan ihr „Wenzel's Mann von Welt," oder „Dingler's Polytechniſches Journal für Induſtrie, Mechanik u. ſ. w." vorgeleſen hat. Indeſſen, wenn der liebe Leſer andere und gegründetere Muthmaßungen über die Weſenheit ihrer beiderſeitigen Unterhaltungen haben ſollte, ſo bin ich gern bereit, mich eines Beſſern belehren zu laſſen.

Für uns, in dieſem Augenblicke, iſt es hinreichend, zu wiſſen, daß Sherezade und Khulu Khan nur dann zuſammen kamen, wenn Schach Nadir beim Elephanten war. Man kann ſich denken, welche inbrünſtige Gebete für Babekans langes Leben alle Tage von den Liebenden zu den Göttern emporgeſchickt wurden! Allein, „die Jahre der Menſchen ſind ſiebzig, und wenn's hoch kommt, achtzig!" Patroklus mußte ſterben, und Jeruſalem iſt zerſtört worden, und der „Telegraph" hat zu erſcheinen aufgehört, und ein „Elephant" ſollte ewig leben?

An einem ſchönen Morgen, an welchem die erſten Strahlen der Sonne vom Gebirg Ararat in den majeſtätiſchen Tigris hinunterfloßen, und ihr langes Haar in demſelben badeten — („Schön geſagt! nicht wahr? Wenn auch nicht geographiſch richtig, allein doch poetiſch! Ich bin ein ganzer Kerl! Wer Anderer unterſteht ſich noch, das lange

Haar der Sonnenſtrahlen von dem nördlichen Ararat in dem öſtlichen Tigris baden zu laſſen? Ich thu's! Omne licet — !*) — Alſo an einem ſchönen Morgen, dem ein Abend folgen ſollte, an dem der Schach und der Elephant und Khulu Khan mit Sherezade zuſammen kommen ſollten, fand Hormisdad den Elephanten auf dem Sterbebette! Hormisdad ließ Schach's Leib-Homöopathen kommen, und dieſer verordnete dem hohen Kranken, daß man einen kleinen Zwirnfaden auf einer Seite mit einem kleinen Blättchen einer Sennesſtaude magnetiſire, dieſen Faden dann in einem hunderteimerigen Kübel von Krappwaſſer waſche, und dann einen Tropfen dieſes Waſſers auf ein glühendes Eiſen gieße, ein kleines Mohnkorn über den ſich daraus entwickelnden Dampf halte, und dann den Elephanten an dieſes Mohnkorn in einer Entfernung von zwei engliſchen Meilen riechen laſſe. Allein, mag es ſein, daß die Vorſchrift nicht pünktlich befolgt wurde, oder daß das Mohnkorn zu groß war, das Mittel half nicht! Vergebens bemühte ſich der Leib-Homöopath, dem Elephanten begreiflich zu machen, dieſes Mittel müſſe helfen; der Elephant that's nicht! Ich weiß nicht, ob meine lieben Leſer ſchon in der angenehmen Lage geweſen ſind, einem Elephanten u. ſ. w. etwas durch Vernunftgründe beibringen zu müſſen? Es iſt nicht die leichteſte Arbeit!

Lieber Leſer, wenn Du es durchaus nicht auf Brot brauchſt, ſo laſſe es Dir ja nicht einfallen, einem Elephanten u. ſ. w. etwas von Seite der Vernunft vorzuſtellen, es iſt eine undankbare Mühe! So war es auch mit unſerm

Elephanten! Vergebens ſuchte der Leib-Homöopath ihm zu beweiſen, er müſſe von dieſem Mittel geneſen, vergebens zeigte er dem Elephanten die Stelle in Hahnemann's:

„Fragmenta de viribus medicamentorum positivis, sive
in sano corpore humano observatis,“

wo es bewieſen iſt, daß die Krankheit ſo lange warten muß, bis das Mittel hilft, bei Lebensſtrafe; es nützte nichts! Was fragt ein Elephant nach den Geſetzen eines „sano corpore humano?“ und noch dazu ein Elephant, welcher ein Günſtling iſt, und noch dazu der Günſtling eines Schach's!

Vergebens ſehnte ſich der Elephant nach allopathiſchen vier Zentnern Heu und zwei Zentnern Tragant, um ſie nach ſeinen Anſichten ab usu in morbis zu bearbeiten! Indeſſen, da wir, liebe Leſer, nicht zum Conſilium gerufen worden ſind, ſo iſt es uns gleichgiltig, ob der Elephant mit Hilfe der Allopathie oder mit Hilfe der Homöopathie ſeinen Geiſt aufgab, uns iſt es genug, daß er ſeinen Geiſt aufgab, was man auch „ſterben“ oder „hinwerden“ nennt, je nachdem der Gegenſtand des Geſtorbenwerdens in ſeinen Lebzeiten rangirte. Babekan lag kalt da, maustodt, ſo todt, als das Kapital des Witzes bei rohen Menſchen.

Wenn ein Elephant todt iſt, was iſt er? — rathe lieber Leſer!

Ein todter Elephant!

Bravo! der Geiſt macht ungeheure Fortſchritte! alſo aus einem Elephanten, welcher ſtirbt, wird ein todter Elephant! Allein ein todter Elephant kann einen lebenden

Schach nicht unterhalten, und heute, grade heute, heute muß der Elephant leben, denn Khulu Khan muß zu Sherezade, um ſeine Vorleſungen fortzuſetzen.

Verzweiflung herrſchte allgemein! Hormisdad war in Verzweiflung, Sherezade war in Verzweiflung und Khulu Khan war in Verzweiflung! Blos der Elephant war der einzige ruhige Mann bei dem ganzen Vorfall, und das blos, weil er todt war. Der Tod iſt ein wahres calmirendes Mittel bei Menſchen, Völkern, Recenſenten und Elephanten!

Khulu Khan war in Verzweiflung. Nicht wahr, lieber Leſer, das gönnen wir ihm! wer ſo viel liebt, muß dann und wann verzweifeln. Die Verzweiflung iſt das Salz der Liebe, es erhält ſie.

In der Verzweiflung ſchrieb Khulu Khan an Hormisdad einen Brief voll Verzweiflung.

Die Liebenden ſchreiben nie beſſer, als wenn ſie verzweifeln, und ſie verzweifeln nie beſſer, als wenn ſie ſchreiben! Die Verzweiflung iſt die allegoriſche Madame Jaffé mit der amerikaniſchen Schreibmethode, ſie lernt in einer Minute ſchreiben!

Lieber Leſer, waren Sie ſchon einmal in Verzweiflung aus Liebe? Wie? Nur keine falſche Scham! Alſo Sie wiſſen, wie die Verzweiflung ſchreibt! Zum Verzweifeln! Ich habe einmal in meiner Verzweiflung einen ſolchen langen Brief an meine Geliebte geſchrieben, daß ich während ſeiner Verfaſſung ein ganzes Poulard, einen Erdäpfelſalat, und eine kleine Flaſche Champagner zu mir nehmen mußte, um die Verzweiflung auszuhalten!

Alſo einen ſolchen Brief ſchrieb Khulu Khan an Hormisdad. Hormisdad war ein Freund in der Noth! er unternahm alles Mögliche, um das Rendezvous zwiſchen Khulu Khan und Sherezade an demſelben Abend noch möglich zu machen. Er ſchrieb an Khulu Khan:

„Euch zu Liebe wage ich das Aeußerſte! der Schach weiß noch nichts von dem Tode des Elephanten, er wird alſo heute Abend kommen, und ich werde an der Stelle Babekans den Elephanten machen! Dieſes aus Freundſchaft für Dich. Bon jour!“

Wie ſich nun Hormisdad aus der Affaire zog, wie er es anſtellte, als „Elephant“ zu erſcheinen und dieſe Rolle täuſchend fortzuſpielen, weiß ich nicht, es geht uns auch gar nichts an. Schach Nadir wurde glücklich getäuſcht; man ſagt, er war nicht der erſte und nicht der letzte Schach, der getäuſcht wurde, das ſind politiſche Dinge, und gehen uns wieder nichts an. So viel iſt gewiß, daß, ſo oft nun Sherezade mit Khulu Khan zuſammen kommen wollte, ſchrieb ſie an Hormisdad:

„Heute machen Sie den „Elephanten“!“

Und ſo oft Hormisdad „einen Elephanten“ machte, ſo oft las Khulu Khan ſeiner Sherezade

„Wenzel's Mann von Welt“

vor.

Wie lange Hormisdad den Elephanten machte u.ſ.w., das gehört wieder nicht hieher. Es iſt genug, zu wiſſen, daß von dieſer Begebenheit her, jede Perſon, welche ein Liebesverhältniß begünſtigt, bei den Zuſammenkünften

Schildwacht ſteht, u. ſ. w. ein „Elephant“ heißt, und ein paar Liebende zuſammen bringen, „einen Elephanten machen“ heißt.

Woher ich die Geſchichte weiß, die faſt Niemand weiß? das iſt ein Redactions-Geheimniß. Da aber die lieben Leſer Alles wiſſen müſſen, ſo geſtehe ich, daß eine meiner Pränumerantinnen auf den „Humoriſten“, deren ich in Perſien, namentlich aber unter den „Seldſchuken“ und „Ghaznawiden“ eine ſchwere Menge habe, mir ſie neulich mitgetheilt hat.

Hieraus erſieht der Leſer, wie weitverbreitet mein Journal iſt, und kann nicht umhin, auch zu pränumeriren! denn er wird doch nicht weniger gebildet ſein wollen, als ein „Seldſchuk“ und ein „Ghaznawid“!

Wie muß ein „Elephant“ beſchaffen ſein, und welche Geiſtes- und Gemüths-Eigenſchaften muß ein „Elephant comme il faut“ beſitzen?

Eine gute Wahl bei den „Elephanten“ iſt die halbe Parthie der Liebe vor!

Aber wie ſoll man ſeinen Elephanten wählen? Viel Elephanten ſind berufen, wenige ſind auserwählt!

Das weibliche Geſchlecht im Allgemeinen neigt ſich entſchieden zum Elephantismus hin! Faſt jedes Frauenzimmer, welches ſo viele Sommer-Sproſſen auf der Jahres-Leiter des Lebens erſtiegen hat, als nöthig ſind, um lieb-bar und heiraths-bar zu ſein, iſt im Durchſchnitt ein Amphibion, halb Liebende, halb Elephant. Ein jedes Frauenzimmer hat etwas zu vertrauen und läßt ſich etwas vertrauen. Sie führen dieſe doppelte Buchhalterei bis zu ihrem älteſten und allgemeinen jüngſten Tag fort. Man kann verſichert ſein, bei jedem Frauenzimmer einen willigen Elephanten zu finden, wenn anders der Liebende ihr ſelbſt nicht gar zu ſehr gefällt, oder wenn anders die Liebende nicht gar zu ſchön im Verhältniß zu ihr ſelbſt, oder wenn wiederum anders die Liebende nicht etwa die Aufmerkſamkeit ihres eigenen Anbeters auf ſich zieht.

Die Frauenzimmer gönnen ſich gegenſeitig Alles, mit Ausnahme von ſchönen Kleidern, ſchönen Juwelen, ſchönen Equipagen, ſchönen Sommergärten, ſchönen Männern und ſchönen Kindern.

Die erſte Liebe iſt faſt immer eine unglückliche, die erſte Elephantie nicht minder: Wer zum erſten Male einen Elephanten macht, dem ſpielt das Schickſal oft grauſam mit, und nicht ſelten iſt eine ſchlecht angewandte Elephantie Urſache an dem tragiſchen Ausgang der Liebe! Erfahrung iſt die Mutter der Weisheit und die Großmutter des gediegenen Elephantismus! Elephanten, die noch kein Pulver gerochen haben, ſind nicht ſehr zu empfehlen. Zu einem „Elephanten comme il faut“ iſt durchaus nicht weniger nöthig, als ungefähr Folgendes:

1) Der Elephant muß ſchon in ſechs eigenen Liebeshändeln gefochten haben.

2) Der Elephant muß eine wachſame Mutter, zwei lauernde Brüder, vier Alles beſchnüffelnde Tanten, ſechs Alles aufſchnappende Nachbarinnen und fünf kläffende Pintſcher zu hintergehen und zum Schweigen zu bringen wiſſen.

3) Der Elephant muß ein Billet-doux in Gegenwart von einem Bräutigam und von zehn naſeweiſen Quadrilltänzern an ſeine Adreſſe bringen, ohne daß Jemand etwas bemerkt.

4) Der Elephant muß ein Roßgedächtniß haben, um all den Unſinn und all den heiligen Wahnſinn zu merken und wiederzugeben, den ſich die beiden Gegenſtände gegenſeitig mittheilen laſſen.

5) Der Elephant muß ſo klug ſein, um genug dumm zu ſcheinen, daß er die läppiſchen Streitigkeiten und Schmollgeſchichten alle für ſo wichtig hielte, als ob es ſich um eine Abdications-Acte eines Kaiſerthrons oder um die Angelegenheit des Orients handelte.

6) Der Elephant muß eine Viehnatur im Zufußgehen haben, denn man hat keine Idee, was man mit Liebenden auf und ab, und waldaus und waldein, und ſtraßauf und ſtraßab, und fenſterhin und fenſterher rennen muß!!

7) Ein Elephant muß auf Hunger und Durſt verzichten, auf alle Ausſicht, zu einer geregelten Zeit zu eſſen, er muß immer Schiffszwieback mit ſich führen, um bei gelegener Zeit ſeinen Hunger zu ſtillen.

8) Ein Elephant muß waſſerdicht ſein, Regengüſſe und Thränengüſſe müſſen an ſeiner Wachsleinwand-Natur, ohne zu ſchaden, vorübergehen.

9) Ein Elephant muß zu jeder Zeit ſchlafen können, und von dieſer Kunſt allſogleich Gebrauch machen, wenn die Liebenden beiſammen ſind. Ein Elephant muß alſo wachſam und ſchlafſam ſein!

10) Ein Elephant darf kein Nachtwandler ſein, denn da der Mondſchein eine große Rolle bei den Liebenden ſpielt, ſo wäre es traurig, wenn bei einem Rendezvous im Mondſchein der Elephant plötzlich anfinge, auf die Wand hinauf zu klettern, obwohl ein Liebhaber in der Hand beſſer iſt, als ein Elephant auf dem Dach!

11) Ein Elephant muß noch immer in den Jahren ſein, in denen er hoffen kann, der Gegenſtand, dem er einen Elephanten macht, kann ihm bei Gelegenheit einen Gegen-Elephanten machen.

12) Ein Elephant darf weder blind noch kurzſichtig ſein, muß ſehr gut hören und ſogar ein Witter-Gefühl haben, kurz, er muß etwas von der Natur des Vorſteh- und Spürhundes haben, und einen nahenden Verrath ſchon von hundert Schritt weit wittern.

Wer einen ſolchen Elephanten gefunden, iſt ein Glücklichliebender!

Wenn ein Mann einen weiblichen Elephanten hat, dann darf er ein Bischen ſtark auftragen, ſein Elephant verzeiht das! Er darf zum Beiſpiel im Uebermaße ſeiner Empfindung die Elephantin an ſein Herz drücken und ausrufen: „Ach, meine Theure!“ Die Elephantin weiß dann, daß er eigentlich ſeinen Gegenſtand ans Herz drückt, und ſie nur eigentlich als Modell ans Herz gedrückt wird.

Solche Irrungen der Phantaſie wiſſen erfahrene Elephantinnen mit Duldung zu ertragen.

Wenn ein Frauenzimmer einen männlichen Elephanten hat, ſo darf der Elephant gewöhnlich darauf rechnen, daß ſie im Enthuſiasmus der Liebe, wenn ſie von dem Geliebten zum Elephanten ſpricht, dieſem die Hand drückt, das Haupt auf ſeine Schultern lehnt, und mitunter einen Blick auf den Elephanten ruhen läßt, der von Rechtswegen ausſchließliches Eigenthum des Geliebten iſt. So ein Blick, den man auf Jemandem ruhen läßt, ruht gewöhnlich nicht, und der Elephant iſt in ſolchen Fällen nicht verpflichtet, dem Geliebten von dieſem in Ruheſtand verſetzten Blick etwas wieder zu ſagen.

Ueberhaupt, was an Vergeßlichkeiten, kleinen Irrungen, an Händedrücken, Blicken, mitunter auch an gegenſeitigen Bruſtbeklemmungen u. ſ. w. für die Elephanten nebenbei abfällt, ſind Accidenzien, und gehören in der Liebe und in dem Elephantismus zu den nicht befugten, aber tolerirten Unerlaubtheiten. Tolerirt heißt in dem Elephanten-Codex: „Etwas zugeben, was man nicht weiß, und was man nicht ändern kann!“

Die ſpaniſche Wand.

Der „Elephant“, meine holden Leſerinnen, iſt aber nicht das einzige Exemplar in der Raritäten-Kammer der Liebe und der Galanterie. Der „Elephant“ iſt an und für ſich ein harmloſes Thier, er iſt ein honnetes Thier, ein lieb- und ehrſames Thier. Wer in ſeinem Leben hat nicht ſchon einmal einen „Elephanten" gemacht, das heißt, welches Herz hat nicht ſchon die Liebe Anderer begünſtigt, das Abenteuer eines Freundes, die Abſichten einer Freundin befördert? Wer, der nur einigermaßen in der Geſellſchaft lebt, hat nicht ſchon hie und da einen Bruder beſchäftigt, um ſeiner Schweſter Gelegenheit zu geben, ihren Geliebten zu ſehen? Welches empfindſame Herz hat nicht ſchon einer Mutter ein Bischen den Hof gemacht, damit ſie ihr Töchterlein nicht ſo genau beobachte, wenn dieſer Freund ihr ſeine Seufzer mündlich commentirt?

Kurz, Keiner von uns ſchämt ſich, ein „Elephant" geweſen zu ſein, noch zu ſein, oder bei vorkommender Gelegenheit ein „Elephant" zu werden.

Ein „Elephant" muß Geiſt haben, muß liebenswürdig genug ſein, um im Nothfall auch ein holdes Frauenzimmer ſo zu beſchäftigen, daß ſie Auge und Ohr nur für ihn und nicht für ihre Schweſter, Freundin, Couſine oder ſonſtige Begleiterinnen habe; ein „Elephant" muß ſchlau ſein, verſchlagen, muß vor Allem: „présence d'esprit" haben, um bei allen Kreuz- und Querſtrichen des Schickſals und des boshaft-witzigen Zufalls gleich bereit zu ſein, dieſem Schickſal ein Paroli zu bringen, und den Zufall mit einem Einfall außer Concept bringen. Kurz, ein „Elephant" erfordert diplomatiſchen Geiſt! Ein guter Elephant" iſt die halbe Liebſchaft! Gebt mir einen tüchtigen Elephanten, und ich erobere das unüberwindlichſte

Herz-Comorn; gebt mir einen klaſſiſchen Elephanten, und ich nehme es mit acht Brüdern, mit neun Gouvernanten, mit zehn Couſinen und mit einem Duzend Freundinnen auf, wenn ſie auch mit Argus-Augen und mit Briareus-Armen den Gegenſtand meiner Wünſche überwachen!

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu ſein,
Treuen Elephant errungen,
Miſche ſeinen Jubel ein!

Aber es paſſirt oft im Leben, daß der „Elephant“ ſeinen Rüſſel zu tief in unſere Angelegenheit miſcht, ſeinen Zahn auf unſern Gegenſtand ſelbſt richtet, und aus einem Elephanten ein Fuchs wird! Das iſt das Gräßlichſte, was in der Praxis vorkommen kann!

Wohlthätig iſt der Elephant,
Wenn der Freund bewährt ihn fand,
Denn jedes ſüße Rendezvous
Genießt man nur durch ihn in Ruh'!
Doch furchtbar wird der Elephant,
Wenn er agirt für eig'ne Hand!
Wehe, wenn er losgelaſſen,
Liebe ſelbſt im Buſen fand,
Und wenn wir ihn allein gelaſſen,
Nur für ſich ſelbſten ſchürt den Brand,
Denn die Elephanten praſſen
Oft gar zu gerne Zuckerkand! —

Aber ganz anders iſt's mit der „ſpaniſchen Wand“! Einen Elephanten macht man mit Bewußtſein, aus freiem Willen, aus Güte, aus Freundſchaft, aus Privatvergnügen; man ſpielt keine traurige, keine lächerliche Rolle dabei!

Aber eine „ſpaniſche Wand“ machen, das iſt albern, das iſt lächerlich!

Und Sie wiſſen vielleicht noch nicht, was eine „ſpaniſche Wand“ in dem Fremdwörterbuch der Liebe und Galanterie bedeutet?

Sie haben noch keine „ſpaniſche Wand“ gemacht, keine „ſpaniſche Wand“ gebraucht? Preiſen Sie ſich glücklich, und möge Sie Gott Amor und Gott Hymen, dieſe zwei Schildwachen, die ſich immer nur ablöſen, aber nie zuſammen ihren Herzenspoſten beziehen — mögen Sie dieſe beiden Götter dafür bewahren, je eine „ſpaniſche Wand“ zu werden!

Sehen Sie hier eine junge, hübſche Frau, ihr Mann hat einen Freund, dieſer Freund iſt Hausfreund in der ausgedehnteſten Bedeutung dieſes Wortes! Er liebt Alles, was ſein Freund liebt, er möchte nichts, als das, was ſein Freund möchte; er iſt ſein Haus-Freund, Tiſch-Freund, Spiel-Freund, Spazier-Freund u. ſ. w., kurz, er iſt der Schatten des Mannes, und dieſer Schatten fällt in ſchwarzen Umriſſen auf die Frau, und dies Schattenſpiel braucht Dunkelheit, und man möchte gerne die Blicke und die Nachforſchungen des Mannes ablenken, dann, dann, ja dann ſchafft man ſich eine „ſpaniſche Wand“ an, das heißt, die Frau thut, als ob dieſer oder jener Mann ſie intereſſire. Der Freund macht den Mann aufmerkſam, daß Dieſer oder Jener ſeiner Frau nicht gleichgiltig zu ſein ſcheint. Der Mann richtet nun ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf Dieſen oder Jenen, er bittet den Freund, ſeine Frau und Dieſen oder

Jenen zu beobachten. Dieſer Dieſer oder jener Jener wird nun mit kleinen Agacerien bei der Naſe herumgeführt, er glaubt der Begünſtigte zu ſein, allein er iſt nur die — „ſpaniſche Wand“, hinter welcher das Schattenſpiel deſto unbemerkter vor ſich gehen kann.

Alle Wände haben Ohren, nur eine ſolche „ſpaniſche Wand“ hat keine Ohren; ſie ſieht, ſie hört nicht, was hinter ihr geſchieht, ſie iſt nur mit ſich beſchäftigt!

Eine ſolche „ſpaniſche Wand“ iſt ein tragi-komiſches Weſen! Dieſe „ſpaniſche Wand“ ſeufzt, damit ein Anderer nicht ſeufze, ſie träumt, damit ein Anderer ihre Träume auslege, ſie hofft, und ein Anderer frißt ihre Hoffnungen realiſirt auf! Dieſe „ſpaniſche Wand“ zittert, damit ein Anderer feſt auftrete, und eine ſolche „ſpaniſche Wand“ bekommt oft noch ein Duell, damit der Andere auf dem Platze bleibe!

Furchtbar muß die Empfindung ſein, wenn ſo eine „ſpaniſche Wand“ erwacht und einſieht, daß ſie nichts war, als eine — „ſpaniſche Wand“! Es muß ein demüthigendes, niederſchmetterndes Gefühl ſein, da, wo man geſchmachtet, geſeufzt, gehofft und verzweifelt hat, nichts als eine „ſpaniſche Wand“ geweſen zu ſein! Und wenn man vielleicht gar Gedichte gemacht hat an einen Gegenſtand, Elegien, Sonette, Canzonen u. ſ. w., oder man iſt ein Sänger, Muſiker, und hat Nächte lang unter ihrem Fenſter geſpielt, geſungen, und weiß immer, daß man nichts war, als eine — „ſpaniſche Wand“! Horribile dictu!

Und wer weiß, meine holden Leſerinnen, wer von uns beim Leſen dieſer Zeilen lächelt und — und —

„Man kann lächeln, und lächeln, und immer lächeln, und doch eine „ſpaniſche Wand“ ſein!“

Wer weiß, wie viele lebende Seufzerbälge unter uns herumwandeln, träumend, ſehnend, hoffend, dichtend, die Bruſt gefüllt mit ſüßen Erwartungen, und ſie ſind im Grunde nichts, als — „ſpaniſche Wände“!

In allen Gattungen der Liebe und der Galanterie gibt's „ſpaniſche Wände“! Kein Rang, kein Stand ſchützt davor, es gibt nur Eines, was uns ſichert, keine „ſpaniſche Wand“ zu ſein, und das iſt — die Häßlichkeit! Probatum est! Kein Ehemann, kein Geliebter, keine Ehefrau und keine Geliebte wird auf den Gedanken kommen, den Argwohn des Eiferſüchtigen von dem wahren Gegenſtand dadurch abzulenken, ihn glauben zu machen, daß ein häßlicher Gegenſtand der Begünſtigte ſein könnte!

Es lebe die Häßlichkeit! Sie bewahrt uns vor der Schmach, eine — „ſpaniſche Wand“ zu ſein.

Die alten Zeiger.

Des Menſchen Geiſt und Kraft wird täglich reicher,
Die Wiſſenſchaft hat keine Gränzen mehr,
Und zinsbar macht er ſeinem großen Speicher
Die Luft, das Feuer, die Erde und das Meer.
In electriſchen Funken, Raumdurchſtreicher,
Schickt er Gedanken in den Weltverkehr;
Vom Dampf begehrt er Weg durch Fels und Wildniß,
Und von dem Lichtſtrahl fordert er ſein Bildniß.

Ergründet hat er die geheimſten Kräfte,
Zur Rechenſchaft gezogen die Natur,
Belauſcht hat er der Pflanzen Urgeſchäfte,
Dem Licht folgt er auf ſeiner Strahlenſpur;
Er weiß, wie Blatt und Blüte miſcht die Säfte,
Und wann am Himmel aufgeht der Arctur,
Erkannt hat er der Sterne Gang und Säumniß,
Jedoch ſein eigen Herz bleibt ihm Geheimniß.

Des Baches Fluth belebt er mit Undine,
Den Hain bevölkert er mit Elf' und Fee,
Die holde Sage ſchenkt er der Ruine,
Orakel knüpft er an das Blatt vom Klee,
Aus Wirklichkeit und Dichtung, wie die Biene,
Saugt ſchwärmend er des Wiſſens Panacee;
Jedoch ſein Trunk aus jeder Wiſſensquelle
Wird Honig nicht in ſeiner Herzenszelle.

Des Menſchen Wiſſen treibt ihn zur Verneinung,
Zum Zweifel, der nimmermehr im Buſen ruht,
Erkenntniß wird zum heißen Kampf der Meinung,
Ein Schwert und ein ſich ſelbſt verwundend Gut,

Für Stoff und Weſen gilt ihm die Erſcheinung,
Phantome haben für ihn Fleiſch und Blut,
Sein Grübeln ſoll des Glaubens Lichtſtrahl ſpalten,
Und ſpaltet nur in ihm ſein eig'nes Walten.

Dann ſagt der Menſch: „Die Zeit iſt abgelaufen,
Die Stunden-Uhr zeigt nicht mit Sicherheit,
Verſchüttet unter neuen Stundenhaufen
Iſt jetzt das Zifferblatt der alten Zeit,
Auf! laßt uns neue Uhrenſchlüſſel kaufen,
Wie es das neue Räderwerk gebeut!
Laßt neue Glocken auf die Thürme tragen,
Die neuen Stunden mächtig anzuſchlagen!"

Jedoch ſoll eine Glocke wahr verkünden,
Die wahre Zeit auch zu der rechten Stund',
Muß unbewegt von Euch ſie ſich befinden,
Vom innern Rädergang gelöst ihr Mund,
Geſchwungen nicht von Sturm und Wirbelwinden,
Und nicht vom Strang gezerrt geb' ſie ſich kund,
Nicht Zeit und Stund' die Glocke niederzittert,
Wird von dem Erdbeben ſie allein erſchüttert.

D'rum ſchaut empor zum Himmelsdom, dem blauen,
Dort hängt die Pendeluhr der wahren Zeit,
Lazurnblau iſt das Zifferblatt zu ſchauen,
Als Ziffer ſteh'n die Stern' in Herrlichkeit,
Der Schlüſſel dieſer Sternuhr heißt „Vertrauen",
Und ihre Feder heißt „die Ewigkeit",
Und um dies Zifferblatt wie Lichtesreiger
Geh'n Sonn' und Mond, die gold'nen — **alten Zeiger!!**

Und dieſe Uhr, zu hoch für Menſchenzwerge,
Sie wird vom Erdenſtaub verdorben nicht,
Sie ſpannt ihr blau Gehäus aus über Berge,
An Strahlen hängt herab ihr Uhrgewicht;

Einſt ſprengt ihr Schlag Marmor-Grab und Särge,
Zur Stunde, die da rufet in's Gericht,
Beleuchtet nächtlich wird die Uhr im Dunkeln,
An der die alten Zeiger troſtreich funkeln.

Der Zeiger „Mond“ macht um die Uhr die Runde,
Zum Sternbild „Jungfrau“ rücket er heran,
Und zeigt des Herzens erſte ſchönſte Stunde,
Die Himmelsſtunde „Liebe“ zeigt er an;
Herunter von der ſaphirenen Rotunde
Ertönt ein ſüßes Sphärenlied ſodann,
Und wie aus einer Spieluhr, zart und leiſe,
Herniedertönt das Lied von Liebesweiſe:

„Eins“ iſt die Liebe,
Gegenlieb' „Zwei“,
Auf daß ſie ſtets bliebe,
Kommt auch die „Treu'“,
Dann waren's der Triebe
Zuſammen ſchon „drei“,
Doch lang' nicht regierte
Das Kleeblatt allein,
Es ſtellte als „Vierte“
Sich „Eiferſucht“ ein.
Die Drei dann hatten
Den Frieden mehr nicht,
Denn Liebe ſucht Schatten
Und Eiferſucht Licht;
Die Lieb' ſpielt Verſtecken,
Die Eiferſucht jagt,
Die Lieb' iſt voll Schrecken,
Die Eiferſucht wagt;
Die Liebe liebt Necken,
Die Eiferſucht nagt!

Die Liebe lebt eben
Vom Zwieſpalte faſt,
Das Schönſte im Leben
Wird nur durch Contraſt:
Die Wolke weint, die Sonne lacht,
Und Regenbogen iſt gemacht;
Das Herze lacht, das Auge weint,
Und Freudenthrän' erſcheint;
Die Unſchuld ſpricht, die Lippe ſchweigt,
Und das Erröthen wird erzeugt;
Ein Feuerſtrahl, ein Waſſerſtrahl,
Und Demant wird ſo wie Opal!
Was iſt der Liebe Paradies?
Ein Bischen Bitter, ein Bischen Süß,
Ein Bischen Luſt, ein Bischen Leid,
Ein Bischen Fried', ein Bischen Streit,
Ein Bischen bejaht, ein Bischen verneint,
Ein Bischen gelacht, ein Bischen geweint,
Ein Bischen Hitz', ein Bischen Froſt,
Ein Bischen Wermuth; ein Bischen Moſt,
Ein Bischen Zank, ein Bischen Ruh',
Ein Bischen Sie, ein Bischen Du,
Ein Bischen Jen's, ein Bischen Dies,
Ein Bischen Bitter, ein Bischen Süß,
Das iſt der Liebe Paradies! —

Und an der Uhr vom Sternenchor
Rückt ſchnell des Mondes Zeiger vor,
Am Sternbild „Zwilling“ zeiget er auf „Zwei“,
Die Stund' der Freundſchaft kommt herbei.
Was iſt der Menſch, der einſam iſt,
Der Auſter gleich, nach Sturmes Friſt,
Die an dem Strand die Fluth vergißt?

Was iſt die Blum', die einſam nickt,
Wenn Menſchenhand ſie niemals pflückt?
Was iſt die Lerch', die einſam ſingt,
Wenn Menſchenohr ihr Lied nicht trinkt?
Was iſt die Thrän', die ſich nur fließt,
Die nicht ein Menſchenleid verſüßt?
Was iſt der Stern, der einſam zieht,
Wenn Menſchenaug' nicht zu ihm ſieht?
Was iſt des Demants Glanz und Pracht,
Wenn er bei Menſchenfeſt' nicht zu uns lacht?
Ein einſam Herz in Luſt und Schmerz,
Iſt immer nur ein halbes Herz;
Zwei Herzen nur in Leid und Scherz,
Die bilden erſt ein ganzes Herz! —

Und wenn der gold'ne Zeiger ungehemmt
An's Sternbild „der Schütze“ kömmt,
Die Stund' des Krieg's geſchlagen hat;
Und „Mars“ mit gold'nem Degenblatt,
Als Feldherr, tritt aus blauem Zelt,
Und ruft die Krieger in das Feld!
Denn auch der Krieg, zur rechten Zeit und Friſt,
Ein Himmelszeichen dorten oben iſt.
Nicht auf des Silbers weißem Strahl
Zog Geiſt und Wiſſen über Berg und Thal,
Auch Gold nicht trug von Pol zu Pol
Des Glaubens heiliges Symbol.
Das Eiſen nur, ſo g'ring geſtellt,
Iſt Gut und Blut und Mark der Welt.
Das Eiſen nur, der ſchlichte Mann,
Iſt alles Segens erſter Ahn,
Das Eiſen nur, das Gold begehrt
Vom Gnom, gekocht am finſt'ren Herd,

Nur Eiſen, durch Magnet bewährt,
Dem Blitzſtrahl ſeine Wege lehrt.
Das Eiſen öffnet nur das Herz der Erd',
Das für ein Körnlein dankbar zehn beſchert,
Das Eiſen prüft des Mannes Werth —
Das Eiſen d'rum ſei hoch verehrt,
In Fried' und Krieg als Pflug und Schwert!

Der Krieg iſt der Sitz
Der keimenden Saat,
Der Krieg iſt der Blitz,
Der Krieg iſt die That.
Wie ſüß iſt die Luſt,
Wenn Bruſt an Bruſt,
Und d'rauf und d'ran,
Und Mann an Mann,
Und Muth an Muth,
Und Blut an Blut,
Und Schwert an Schwert
Die Kraft bewährt!

Dann, wenn der Sturm hat ausgewittert,
Des Krieges Donner nicht mehr kracht,
Vom Trommelſchlag die Luft nicht zittert,
Der Dampf ſich hebt vom Feld der Schlacht,
Wenn aus der Wolke, ſtrahlvergittert,
Die Friedensſonne wieder lacht,
Wenn das Unrecht liegt zerſplittert,
Und wenn geſiegt das Recht mit Macht,
Der Hader, der die Zeit verbittert,
Durch Sieg zur Eintracht wird gebracht,
Wenn ausgekämpft der blut'ge Kriegerſtrauß
Für Vaterland und Recht, Altar und Haus,
Dann, wenn das Schwert, der durſt'ge Zecher,
Hat ausgeleert den rothen Becher,

Soll man den Becher credenzen,
Und den Soldat, der ihn geleert,
Dann ſoll man ihm bekränzen
Den Helm, den Schild und das Schwert!
Dann iſt der Kranz zu reichen
Dem, der verſpritzt ſein Blut,
Der für uns über Leichen
Geſchritten iſt mit Muth.
Aus Lorbeer ſchlingt, aus Eichen
Den Kranz um ſeinen Hut,
Den Kranz, der ohne Gleichen,
Den Kranz, dem alle weichen,
Den Kranz als Sondergut,
Den Kranz, den tauſend Jahre
Für Helden man gepflückt,
Den Kranz, der die Cäſare
Von jeher hat entzückt,
Den Kranz, mit dem die Bahre
Des Helden man noch ſchmückt,
Den Kranz der alten Götter,
Den Kranz der Lorbeerblätter! —

Der Zeiger „Mond“ in ſtiller Ferne
Kommt nun zum Sternenbild, die „Leier“,
Die ſchöne Stunde zeigt ſie an,
In welcher auf der Erde hie
Das Menſchenherz iſt aufgethan
Dem Götterklang der „Poeſie“!
Die „Leier“ ihre Saite ſpannt
Vom Himmel über Meer und Land,
Der Leier Griff gediegen Gold,
Die Saiten ſind aus Licht gerollt,
Der Himmel iſt das Notenblatt,
Ein jeder Stern ſein Kreuzchen hat.

Und Engel gehen ſtill herum,
Und wenden ſtill die Blätter um,
Und von der „Leier“ niederklingt
In lieblichſüßer Melodie
Was uns für Sträußchen bringt
Das Blumenmädchen „Poeſie“:

„Ein Blümchen von der Halde,
Das ſich allein nur blüht,
Ein Zweig aus dunklem Walde,
Durch den ein Rauſchen zieht.
Ein Tropfen aus der Quelle,
Aus der die Thräne fließt,
Ein Ton aus der Kapelle,
Wo Andacht ſich ergießt.
Ein Klang der Philomele
Aus grünem Blätterdach,
Ein Hauch der Mädchenſeele
Beim erſten Liebesach!
Die Inbrunſt von dem Flehen
Der Mutter für das Kind,
Die Thräne, ungeſehen,
Die in den Sand verrinnt.
Das Licht der Frühlingstage,
Den Traum der Sommernacht,
Die Antwort auf die Frage:
„Wozu das Herz gemacht?“
Das Alles dann in Tönen,
Gemiſcht zur Harmonie,
Das Leben zu verſchönen
In tönender Magie,
Und tröſtend zu verſöhnen
Das Dorten und das Hie,
Des Herzens Wann und Wie! —
Das iſt das Sträußchen „Poeſie“!“ —

Und wenn die Leier ruht und ſchweigt,
Der „Mond“ ein and’res Sternbild zeigt,
Den „Becher“ oben, goldenblank,
Gefüllt mit klarem Aethertrank.
Der „Becher“ zeigt den „Frohſinn“ an,
Ruft herab dem Menſchen dann:
Zur „frohen Stunde“ ſtoßet an!
So lang’ hier dieſer „Becher“ kreist,
Iſt er für Euch gefüllt mit Lebensgeiſt,
So lange dieſer „Becher“ nicht verſank,
So lang’ ſchenkt Gott Euch ein den Gnadentrank! —
Und nach dem „Becher“, lichtgefüllt,
Zeigt Euch der „Mond“ ein and’res Bild,
Er zeigt das Sternenbild: „den Schwan“,
Die letzte Stunde zeigt er an,
Es tönt hernieder Schwanenſang,
Aus Lebensfluth ein Todesklang.
Er ſingt herab von ſeiner Höh’:
Der ſchönen Erde ſagt: Ade!
Der Geiſt ſtreift ab ſein Lichtgefieder,
Das er dem Staube läßt als Staubtribut,
Als „Schwan“ ſchifft er zu ſeiner Heimat wieder,
Zum klaren See der ew’gen Himmelsfluth,
Und ſeinen Schwanenſang ſingt er hernieder,
Zum Staub, wo ſeine weiße Hülle ruht,
Die Erde hört des Todes Mahnungslieder
Und ſchaut zur Sternenuhr dann wehgemuth,
Und auf Unſterblichkeit ſieht er mit Schweigen
Die alten Zeiger: „Mond“ und „Sonne“ zeigen!

Freipaſſirende humoriſtiſche Lamm-Gedanken und Schaf-Aphorismen, in diätetiſchen Portionen.

1.

Sprachkenntniß und Menſchenkenntniß.

Sprachkenntniß und Menſchenkenntniß ſind die zwei Poſtpferde durch das Leben, ſowohl für Luſtfahrer, als für Geſchäftsreiſende.

Sprachen und Menſchen haben viel Aehnliches. Die todten Sprachen und die todten Menſchen werden höher geſchätzt, als die lebenden Sprachen und die lebenden Menſchen; und von den Sprachen wie von den Menſchen iſt es vollkommen wahr: „Wem die Todten gleichgiltig werden, dem werden es am Ende die Lebendigen auch!“

Der Menſch lernt oft fremde Sprachen mit Eifer kennen, und ſeine eigene nicht; der Menſch ſtudirt auch oft fremde Menſchen mit Eifer, doch ſeinen innern, eigenen Menſchen ſucht er ſelten oder nie kennen zu lernen! —

Je mehr Sprachen man kennen lernt, deſto mehr Luſt bekommt man, noch mehr Sprachen kennen zu lernen; je mehr Menſchen aber man kennen lernt, deſto weniger Luſt bekommt man, noch mehr Menſchen kennen zu lernen.

Gott hat dem Menſchen die Sprache gegeben, damit er ſchweige; Gott hat dem Menſchen das Schweigen gegeben, daß er damit rede!

Wie zur Sprachenkenntniß eine Sprachlehre, ſo braucht man zur Menſchenkenntniß eine Menſchenlehre, eine Menſchen-Grammatik. Die Menſchen-Grammatik beſteht, wie jede andere Grammatik, in zwei Hälften. Zuerſt kommen die Männer, die liefern die trockenen Regeln, wie die Menſchheit conſtruirt ſein müßte oder ſollte, aber ſie liefern kein Beiſpiel dazu; dann kommen die Frauen als zweite, praktiſche Hälfte der Grammatik, ſie liefern die auserleſenſten Beiſpiele und Muſter der Menſchheit.

Es gibt Haupt- und Neben-Sprachen, ſo gibt es auch Haupt- und Neben-Menſchen. Die Haupt-Menſchen haben wie die Haupt-Sprachen ihre eigene Entſtehung, ſie verdanken Alles ſich ſelbſt, entſtehen aus ſich ſelbſt; die Neben-Menſchen verdanken wie die Neben-Sprachen ihre Exiſtenz blos Andern, ſie leiten ihre Weſenheit von fremden Menſchen ab. Man könnte jene auch Ur-Menſchen, dieſe abgeleitete Menſchen nennen.

Wer den Zuſammenhang der Menſchen und ihre Kunde ergründen will, muß, wie bei der Ergründung der Sprachkunde, dieſes durch die Vocale, durch die für ſich und allein klingenden Selbſtlaute der Menſchheit thun, und nicht durch die Menſchen-Conſonanten oder Mitlauter, die für ſich allein weder kurz noch lang, weder ſcharf noch ſchwer klingen, und blos durch andere Menſchen be- und ge-ſtimmt werden.

Wie unterſcheiden ſich die Männer von den Frauen in der Sprache?

Die Männer, wenn ſie ſprechen, ſind ſie wie Reiſende, die blos ankommen, aber nicht reiſen wollen; ſie haben das Ziel der Reiſe im Auge, nicht den Weg, ſie geben daher auf den Weg nicht Acht. Die Frauen hingegen, wenn ſie ſprechen, ſind wie Reiſende, die blos reiſen und nie ankommen wollen, das Ziel iſt ihnen gleichgiltig, der Weg: das Sprechen iſt der Zweck; ſie verlängern gerne den Weg, machen Umwege, ſind beſtändig auf der Reiſe und nie am Ende der Fahrt!

Wenn ich einen Mann reden höre, ſo will ich es ihm ſogleich abhören, ob er ledig oder verheirathet iſt. Ein lediger Mann ſpricht in einem Zuge fort, er ſieht ſich während der Rede nicht um. Wenn ein verheiratheter Mann lange ſpricht, ſo ſieht ſich jeder Satz verwundert und ängſtlich um, ob ihm die Frau noch nicht in die Rede gefallen iſt.

Der Mann betrachtet die Converſation wie einen Frachtwagen, er beladet ſie ſo ſehr mit ſchweren Dingen, daß ſie ſich nur langſam fortbewegt. Die Frauen betrachten die Converſation wie einen Luftballon, je weniger Gewicht ſie mitnehmen, deſto leichter geht's in die Höhe. Je höher ſie ſich verfliegen, deſto mehr Ballaſt werfen ſie aus!

2.

Dichter-Natur und Natur-Dichter.

Was heißt ein Natur-Menſch? Gibt es einen Menſchen ohne Natur? Einen Unnatur-Menſchen? Leider ja!

Aber was heißt ein Natur-Dichter? Kann es einen Dichter ohne Natur geben? Die Natur kann ſehr wohl ohne Dichter beſtehen, aber kein Dichter ohne Natur!

Die Naturgeſchichte der Natur-Dichter iſt ganz einfach: weil ſie in der Jugend nichts gelernt haben, und alſo natürlich im Alter nichts wiſſen, ſo werden ſie wiederum natürlich Natur-Dichter!

Zu unſern Natur-Dichtern gehört eine geſunde Natur!

Ein Natur-Dichter iſt eine auf den Kopf gefallene Dichter-Natur!

Eine Dichter-Natur ſchöpft ihre Dichtungen aus der Natur, ein Natur-Dichter ſchöpft ſeine Natur aus Dichtungen! Eine Dichter-Natur iſt ein Weſen, wo die Natur hinter dem Dichter bleibt, ein Natur-Dichter iſt ein Weſen, wo der Dichter hinter der Natur bleibt.

Blumentod.

Dem Orientaliſchen nachgebildet.

Wer da will mit Klang der Saiten
Rühren vieler Menſchen Herz,
Singe nicht von Fröhlichkeiten,
Singe nur von Leid und Schmerz!
Denn es gibt gar viele Herzen,
Die mit Freude unbekannt,
Keines gibt es, das nicht Schmerzen,
Das nicht Leiden ſchon empfand!
Singet man von Freudenthränen,
Wird uns Mancher nicht verſteh'n,
Singet man von Schmerzensthränen,
Die hat Jedermann geſeh'n!
Glück und Luſt ſind blos nur Gäſte
An dem langen Lebensmahl,
Rothe Tage, die als Feſte
Im Kalender ſteh'n zumal;
Leid und Schmerz ſind Tiſchgenoſſen,
Finden täglich ſich da ein,
Thränen, die dem Schmerz gefloſſen,
Wäſſern ſtets den Lebenswein!
Kränze, die des Lebens Boten,
Sie vergeh'n am Hauch der Zeit,
Dornenkranz und Kranz der Todten
Dauern für die Ewigkeit! —

Laßt an Euer Herz d'rum kommen
Einen Sang vom Todtenkranz,
Den die Muſe abgenommen
Einem Haupt im Frühlingsglanz.

In dem kleinen, ſtillen Zimmer
Saß ein Mädchen ganz allein,
Bei dem blaſſen Strahlenſchimmer
Von des Zwielichts Dämmerſchein.
Eine kleine, rothe Roſe
Glänzt wie ein Rubin im Haar,
Gold'ne Locken fielen loſe
Um das Antlitz, ſüß und klar.
Vor dem Sopha, auf dem Tiſche
Steht ein Strauß, ganz friſch gepflückt,
Steht der duft'ge, reiche, friſche,
Den der Theure ihr geſchickt. —

Allen Weſen, allen Reichen,
Jedem Fühlen, noch ſo zart,
Gab der Schöpfer Sprach' und Zeichen,
Ausdruck, Wort, nach eig'ner Art!
In den Wolken ſpricht der Himmel,
Wenn ſein Zorn im Blitz wird laut,
Und er ſpricht im Sterngewimmel,
Wenn verſöhnt er niederſchaut;
Und die Erde ſpricht in Fluthen,
Die ihr brechen aus der Bruſt,
Und das Feuer ſpricht in Gluthen
Und in Flammenſchrift mit Luſt,

Und die Luft, ſie ſpricht in Wettern,
Und in Donners Allgewalt,
Und der Zephyr ſpricht in Blättern,
Und der Sturm, er ſpricht im Wald!
Und der Berg, er ſpricht in Flammen,
Und das Waſſer ſpricht im Bach,
Und die Wellen all' zuſammen
Plaudern, was die Quelle ſprach.
Und der Stein, er ſpricht mit Funken,
Und mit Blitzen ſpricht der Stahl,
Und die Wolke, ſonnetrunken,
Spricht mit ſiebenfachem Strahl;
Unſchuld ſpricht im Roth der Wangen,
Im Erbleichen ſpricht die Schuld,
Und mit Zittern ſprechen Bangen,
Furcht, Entſetzen, Ungeduld!
Glaube ſpricht mit Händefalten,
Demuth mit gebeugtem Knie,
Lieb' allein und Liebewalten,
Liebe fand ſich Sprache nie!
Nicht im Reich der hohen Lüfte,
Nicht im tiefen Meeresſchooß,
Nicht im Reich der Erdengrüfte,
Nicht im Reich von Baum und Moos,
Nicht in Edelſteines Reichen,
Nicht in Süd und nicht in Nord,
Fand die Liebe Bild und Zeichen,
Das ſie ſenden könnt' als Wort!
Bis der Himmel aus der Ferne
Auf die Erde ſich geſenkt,
Bis ein Kuß der lichten Sterne
Hat die Erd' mit Lieb' getränkt;

Wo nun unter'm Sternenkuſſe
Schamroth unſ're Erde ward,
Sproßten ſchnell, im Farbenguſſe,
Roſen, Blumen, enggeſchart!
Als die Blumen dann am Morgen
Aufgewacht zur Tagesluſt,
Stand ein Sternlein halb verborgen
In der Blumen off'nen Bruſt;
In den zarten Blumenblättern
Sich der Liebe Schrift ergießt,
Die in ihren Farbenlettern
Nur das Aug' der Liebe lieſt!
Und Geſchlecht und Farb' und Zeile,
Blume, Stengel, Kelch und Dold',
Stehen nur als Redetheile
In der ſtummen Liebe Sold!
Nichts gab Gott der Liebe offen,
Als des Herzens kleinen Raum,
Und für jeden Tag ein Hoffen,
Und für jede Nacht den Traum,
Und die Thräne zu den Schmerzen,
Und die Blum' zum Freudenſchritt,
Sprach darauf zum Liebesherzen:
„Das nimm hin und ſprich damit!" —
— Und von Thränen reich begoſſen
Stand der Strauß von Blumen da,
Den das Mädchen, gramumfloſſen,
Als ein Abſchiedszeichen ſah!
Denn kein Strahl der Hoffnung glänzte
Ihrer dunklen Liebesnacht,
Nur den Grampokal credenzte
Ihr des Schickſals bitt're Macht!

Ewig muß ſie bald vermiſſen,
Was ihr ewig theuer war,
Folgen ſoll ſie, herzzerriſſen,
Einem Andern zum Altar!
Und die letzte Blumengabe
Aus der theuren, theuren Hand,
Stiller Liebe einz'ge Gabe,
Stiller Liebe einzig Pfand,
Netzet ſie mit heißen Thränen,
Alle Blätter ſind ſchon naß,
Küßet ſie mit heißem Sehnen,
Küßt ſie ohne Unterlaß!
Und vom Schmerze hingeriſſen,
Sinkt ſie ſtill und gramverletzt
Auf des Sopha's Seidenkiſſen,
Das mit Thränen ſie benetzt,
Und aus ihrem Herzensgrunde
Ringt ein Beten ſich empor:
„Komm', o Tod, zu dieſer Stunde,
Schließ' mir auf Dein ſchwarzes Thor,
Weil' nicht an des Glückes Schwelle,
Geh' am Freudenhaupt vorbei,
Kehr' nicht ein bei Kerzenhelle,
Weile nicht beim Feſtglanzſchein,
Löſe nicht das Kind vom Herzen
Seiner Mutter, die's gebar,
Wirf die Senſe voller Schmerzen
Nicht in ein beglücktes Paar!
Küß' erbleichend nicht die Lippe,
Die das Glück erſt roth geküßt,
Lange nicht mit Deiner Hippe
Hin, wo Lebensfreud' noch iſt! —

Dort erſcheine, wo entlaubet
  Steht des Lebens gold'ner Baum,
Wo der Gram den Schlaf beraubet,
  Und die Qual beraubt den Traum!
Dort erſcheine, wo das Hoffen
  In Verzweiflung ſich verkehrt,
Wo am Wurzelleben offen
  Jammer und Vernichtung zehrt;
Mir erſcheine, mir verkünde,
  Daß der Herr mich rufet ab,
Daß ich nicht durch Frevelſünde
  Selbſt mich rette in das Grab;
Mir erſchein', Du Gramverſcheucher,
  Mir erſcheine Du recht bald,
Mir erſchein', Du Friedensreicher,
  Doch in freundlicher Geſtalt!" —
So verklingend, ſchlafumfangen,
  Und den Blick emporgelenkt,
Hat auf Aug' und Purpurwangen
  Sich der Schlaf herabgeſenkt;
Tageslicht war ſchon verkommen,
  Dunkel hüllt das Zimmer ein,
Nur das Mondlicht, mild erglommen,
  Füllt den Raum mit mattem Schein;
Bange Stille liegt im Dunkeln,
  Ringsherum kein Lebenslaut,
Da — im Strauße — welch' ein Funkeln,
  In den Blumen wird es laut;
Erſt ein Flüſtern in den Zweigen, —
  Dann ein Rauſchen wunderbar, —
Dann ein Beben, dann ein Reigen,
  In der Blumen bunten Schar, —

Plötzlich aus des Straußes Fächer
Ringt's wie Wolken ſich heraus,
Und aus jedem Blumenbecher
Steigen ihre Geiſter aus!
Angethan mit Duftgewändern,
Nebelſchleier zum Talar,
Blumenſtaub zu Gürtelbändern,
Und als Kron' den Thau im Haar.
Aus der Roſe, weiß von Blättern,
Steigt ein Mädchen wunderzart,
Das vor liebeheißen Wettern
Sich das Herzblatt rein bewahrt.
Aus der Roſe, roth und blühend,
Ringet ſich ein üppig Weib,
Wünſche, Träume flattern glühend
Um den ſchlanken Götterleib.
Aus dem Kelch der ſtolzen „Aſter"
Steigt ein Bildniß, rein und mild,
Gegen jedes Erdenlaſter
Führt es ſeinen Sonnenſchild!
Aus des „Ritterſpornes" Mitte
Tritt ein Krieger voller Muth,
Und er trägt, nach alter Sitte,
Liebesſchleifen auf dem Hut.
Aus dem Kelch der „Immortelle"
Springt der reichſte Götterſohn,
Seiner Zither, goldenhelle,
Neigt ſich mild die „Kaiſerkron'!"
Von dem Zweig des „ſpan'ſchen Flieder",
Tanzt in ſeinem Sammtbaret
Ein Hidalgo ſtolz hernieder,
Schlägt dazu ſein Caſtagnett!

Aus des „Veilchens“ blauem Kleide
Huſcht ein goldgelocktes Kind,
Bringt ein Röslein von der Haide
Demuthsreich als Angebind.
Aus dem „Maaslieb“, zartverſchloſſen,
Steigt der blinde Gott heraus,
Leidensmaß, ganz voll gegoſſen,
Gießt er über Liebe aus!
Aus der „Todtenblume“ Becher
Schwebt der blaſſe Freund zuletzt,
Der dem durſt'gen Lebenszecher
Letzten Trunk an Lippen ſetzt! —
Und die Geiſter hauchen, wehen,
Schweben her, nach Geiſterſinn,
Wie ſie ſich im Kreiſe drehen,
Singen ſie zur Schläferin:
„Holdes Mädchen, ſüße Roſe,
Schöne Schweſter, gute Nacht!
Schlafe ein im Erdenſchooße,
Und im Himmel ſei erwacht!
Holdes Mädchen, ſüße Schweſter,
Schöne Blume, gute Nacht,
Nie ward einer Blume feſter
Todesſchlaf noch zugebracht!
Blaſſe Blume, Roſe, ſüße,
Bleiche Schweſter, gute Nacht!
Viele Grüße, Herzensgrüße
Von dem Fernen, habe Acht!
Weiße Roſe, thränbethaute,
Grameſchweſter, gute Nacht!
In dem Traume ſei der Traute
Dir noch ſelig zugedacht.

Holde Blume, farbenreiche,
Schmerzgebroch'ne, gute Nacht!
Schweſtern aus dem Blumenreiche
Halten bei Dir Todtenwacht!
Süßes Mädchen, Blumenleben,
Holde Schweſter, gute Nacht!
Blumentod ward Dir gegeben,
Blumenduft hat ihn gebracht!" —

Und der Morgenſtrahl bricht helle
In das Zimmer ſchon herein,
Und die Geiſter ſchlüpfen ſchnelle
In den Blumenkelch hinein;
Als das Licht zum Tag geſtaltet,
Hell darauf in's Zimmer ſah,
Lag, die Hände ſanft gefaltet,
Todtenblaß das Mädchen da;
Und die Augen, die einſt klaren,
Waren noch von Thränen naß,
Und die Roſe in den Haaren,
Wie ſie ſelber, welk und blaß;
Und ein Lächeln, das voll Mildniß
Selbſt den ſtillen Mund noch ziert,
Zeigt, welch' ein geliebtes Bildniß
Ihr der Tod hat zugeführt! —

Weil nur Liebe war ihr Leben,
Und ihr Tod nur „Blumenduft",
Werde ihr ein Grab gegeben
In der Dichtkunſt gold'nen Gruft.

Und ihr Sarg, er wird getragen
Von der Horen holdem Chor,
Auf den ſchwarzbehängten Wagen
Heben Muſen ſie empor;
Und in dem Cypreſſenhaine
Graben ihre Zelle ſie,
Und auf ihrem Leichenſteine
Steht von Hand der Poeſie:
„Lieb' und Roſe, früh begraben,
Hört, was Euer Engel ſpricht:
Einen Frühling ſollt Ihr haben,
Aber Herbſt und Winter nicht!“

Konditorei des Jokus.

1.

Der Schneeberg-Freſſer.

Wenn der Menſch nichts zu verſäumen hat, ſo kann er mit der Eiſenbahn fahren! Zum Beiſpiel von Wiener-Neuſtadt nach Wien. So fuhr ich denn auch an einem ſchönen Sonntage.

An einem Sonntage ſollte man auf unſern Fahrten eigene Waggons haben: „Für Betrunkene.“

Es iſt ausgemacht, daß Betrunkene, ſie mögen bezahlen wie viel ſie wollen, ſtets zur letzten Claſſe gehören, ja, auch aus der letzten Claſſe ſollten ſie ausgeſchloſſen ſein, und ein eigener Stall für ihre Beförderung eingerichtet ſein!

Und mit den „Bierhallen“ und mit den „Bier-Salons“ nimmt die edle Leidenſchaft der Trunkenheit ſehr über Hand! Und nun ein Bier-Rauſch! Ein Betrunkener iſt blos ein Thier, aber ein Thier iſt noch zuweilen erträglich: allein ein vom Bier Betrunkener iſt ein betrunkenes Thier!

Man fahre am Sonntag Abends zum Beiſpiel von Lieſing mit der Eiſenbahn weg, und man wird mit Schaudern ſehen, was aus dem Menſchen wird, wenn Gerſte und Hopfen den Verſtand und die Sprache überwältigen, und die beiden Vorzüge, welche der Menſch vor dem Thiere voraus hat, zur Thüre hinauswerfen, und ganz allein Meiſter vom Meiſterwerke der Schöpfung bleiben!!

Allein das war's nicht, worauf ich kommen will. Neben mir im Wagen, erſte Claſſe, ſaß ein Mann, der kam vom Schneeberg.

Es ſind ſchon viele Menſchen vom Schneeberg gekommen, allein dieſer brachte den Schneeberg mit! Er war durch und durch Schneeberg, er ſprach von nichts, als vom Schneeberg, er dachte an nichts, als an den Schneeberg!

„Ich komme vom Schneeberg!" ſagte er zu mir. „So?" war meine ganze Antwort.

Er: „Waren Sie ſchon einmal auf dem Schneeberg?"

Ich: „O ja."

Er: „Wann denn?"

Ich: „Nun, ich war einmal auf einem Berg, als Schnee auf ihm war, und das iſt doch ein Schneeberg."

Er ſah mich verächtlich an, und ich glaubte ſchon befreit zu ſein, allein nach einigen Secunden drehte er ſich um und fragte mich: „Sehen Sie ihn?" — „Wen denn?" — „Nun, den Schneeberg!" — und dabei zeigte er mir den Schneeberg, der im Abendſchimmer, ſo recht um mich zu ärgern, ganz deutlich und klar da lag.

Und nun lehnte er ſich zum Fenſter hinaus, zog ein mächtiges Perſpectiv heraus und ſagte: „Nein, der Schneeberg iſt doch heute herrlich!"

Auch kam es mir vor, als ſchürzte er ſich die Naſe wie einen Aermel in die Höhe, um den Schneeberg einzuathmen.

„Ich war zweimal auf dem Schneeberg,“ fuhr er wieder zu mir fort, „aber ich geh’ im nächſten Jahr wieder auf den Schneeberg!“

Ich nickte freundlich mit dem Kopf, und er fuhr ſelig fort: „Sie, Sie ſollen einmal auf den Schneeberg, das wär’ was für Ihre Phantaſie!“ Ich lächelte wieder. „Ja, auf dem Schneeberg, da muß Einem die Poeſie kommen!“ ſagte er, und rückte mehr an mich an, ich glaubte ſchon, es riße ſich eine Lawine los und ſtürzte auf mich herab. Mich fröſtelte. „Sehen Sie,“ ſagte er, und zog ein Papier aus der Taſche, „ich bin kein Poet.“ Ich lächelte wieder, als wollte ich ſagen: „Ja, das ſehe ich,“ und er fuhr wieder fort: „ich bin, auf Ehre, kein Poet, nein, nein, wahrhaftig nicht, aber auf dem Schneeberg bin ich ein Stück davon geworden!“ — „Ein Stück Poet, oder ein Stück Schneeberg!“ lächelte ich in mich hinein, und der Schneebergs-Enthuſiaſt fuhr fort, indem er ein Papier entfaltete, „auf der höchſten Spitze vom Schneeberg hab’ ich das gedichtet, und ich bin eigentlich gar kein Dichter, nein, nein, das iſt nicht nur geſagt, ich bin kein Dichter, ich hab’ mich nicht drauf verlegt, meine Geſchäfte leiden’s nicht, und ich bin auch kein ſo ein Narr, um einer ſein zu wollen, aber auf’m Schneeberg bin ich einer geworden! Hören Sie, und ſagen Sie mir Ihre Meinung.“

Ich fühlte einen ganzen Gletſcher auf der Bruſt, und ſprach mit jener Beſcheidenheit, die jedem großen Genie eigen iſt, und die ich mir im Umgange mit Bühnenkünſtlern eigen machte: „O ich bitte, mein Urtheil iſt unbedeutend!“

Der Schneeberg-Mann aber ſaß ſchon wie ein Gnome auf meiner Bruſt, und las:

„Gedanken auf dem Schneeberg*).

(Als ich den Schneeberg zum zweiten Mal beſtieg, dichtete ich oben auf dem Schneeberg folgende Gefühle, die mich ſchon damals überraſchten, als ich den Schneeberg zum erſten Mal beſtieg.

O Schneeberg, Schneeberg, da ſtehſt Du wie ein Berg von Schnee,
Rings herum nur Schnee, und Schnee auch allemal,
Wie ein weißer Berg ſchauſt Du in die Höh',
Und doch iſt unter Dir nur Thal!
Ich kam voll Gluth aus meiner Erdenhitze,
Mich fraß der Staub vor wenig Stunden auf,
Du Schneeberg kühlſt mein Haupt, wenn ich auch irdiſch ſchwitze,
Dein Eis kühlt ſeiner Bäche Lauf!

O Schneeberg, Schneeberg, ich komm' zum zweiten Male,
— Heut' Nacht war ich in Reichenau,
Du hebſt den Schnee zum blauen Sonnenſtrahle,
Dein Schnee dünkt mir wie ein Bad ſo lau!
Und auf des Schneebergs Spitze oben,
Denk' ich mit Hitz' an Albertine doch,
Den Schneeberg werd' ich ewig heiß doch loben,
Und Albertine heißer lieben noch!"

Er ſchwieg und ſah mich forſchend an, ich ſagte nichts als: „St! st!" — und that, als ob ich nachdachte; er ſah mich erwartungsvoll an, ich ſchüttelte das Haupt lange, ſah zum Himmel empor, und ſagte endlich: „Ich dachte eben darüber nach, wie es kommt, daß der Menſch manchmal ſolche Momente der reinſten Begeiſterung hat! und es macht mich traurig, wenn ich denke, daß nur der **Eindruck** den Dichter macht! Was meinen Sie, wenn ich es verſuchte, den Schneeberg zu beſteigen?“

---

*) Wörtlich getreu!

Er ſprang entzückt in die Höhe: „Ach, vielleicht morgen?“ — „Nein, leider iſt es mir morgen noch nicht möglich!“ — „Alſo übermorgen?“ — „Ach, auch da nicht!“ — „Die nächſte Woche?“ — „Kann ſein!“

Der Schneeberg-Mann drückte mir die Hand: „Mit Ihnen geh' ich noch einmal auf den Schneeberg! Gewiß, ich freu' mich, zu ſehen, was der Schneeberg aus Ihrem Talente Alles machen wird, denn ſehen Sie, der Schneeberg hat einen eigenen Charakter, der Schneeberg iſt nicht wie andere Berge, der Schneeberg —“

Hier pfiff es gellend, der Train hielt an, wir mußten ausſteigen; er gab mir eine Karte, und rief mir nach: „Wir reden noch wegen des Schneeberges!“

2.

Der Laſſingfall, oder: Die kleine Portion Romantik.

Wie ſchön iſt die Welt — auf den Globen; wie angenehm iſt das Reiſen — in der Stube; wie herrlich iſt das Gebirge — im Reiſewagen, und wie belohnend iſt eine Ausſicht — aus einem Eckfenſter!

Was braucht der Menſch jetzt zu reiſen, um die Welt zu ſehen? Die Welt kommt jetzt zu ihm! Ihr wollt Bajaderen, Beduinen? Um fünfzehn Kreuzer Entrée könnt Ihr ſie ſehen. Gelüſtet's Euch nach Türken, nach Griechen u. ſ. w.? Sie werden jetzt bei uns zu Türken und Griechen erzogen. Wollt Ihr Kameele, Leoparden, Lamas? Polito, Van Aken u. ſ. w., ſie bringen ſie Euch um zwei Gulden in die Soirée. Wollt Ihr einen Elephantenfang ſehen? Im Coloſſeum für ſechs Kreuzer. Das ſchöne Petersburg? Aus Holz, zum Sprechen, für zehn Kreuzer. Gelüſtet Euch nach der Cachucha? Scholz tanzt ſie zum Küſſen. Nach ſteieriſchen Nationaltänzen? Spaniſche Tänzer tanzen ſie Euch um vier Groſchen.

Kurz, für Geld kommt Euch die ganze, liebe, kleine und große Welt in Euer Zimmer, um fünf Groſchen könnt Ihr Sonnenaufgänge haben zu jeder Tagszeit, und um dreißig Kreuzer läßt man Euch den Veſuv Feuer ſpeien, bis Ihr Mitleid mit ihm habt!

Allein die Berge, die Berge! Nein, die Berge, die kommen nicht ins Zimmer, das heißt, die wahren Berge, von denen herab man nie etwas ſieht, nein, die ſind wie eingewurzelt, die kommen nicht in die Stadt! Und wer durchaus Berge ſehen will, der muß hinaus

In's feindliche Leben,
Muß Trinkgelder geben,
Muß rutſchen und klettern,
In Sturm und Wettern,
Muß hungern und faſten,
Muß keuchen ohn' Raſten,
Bis oben am Ziele,
Am Fuß eine Schwiele,
Entzückt er geſtehe,
Daß — gar nichts er ſähe!

Und nun gar die „Waſſerfälle“! die Waſſerfälle! Dieſe Buſchklepper und Strauchdiebe der Romantik! Die ſich ſeitwärts am Wege immer verſtecken, lauern, den Reiſenden verlocken, und wenn er hinkommt, gar nicht zu finden ſind!! Wenn ſo ein Waſſerfall ein honneter, ehrlicher Kerl wär', was braucht' er ſich zu verſtecken? Warum läßt ſich ſo ein Waſſerfall nicht wie jeder redliche Menſch frank und frei auf der offenen Landſtraße ſehen? Warum immer in einem Hohlwege, in einem Schlupfwinkel?

Mich erwiſchen ſie nicht mehr, die dummen Waſſerfälle, dieſe Land-Tröpfe, die in den „Hand- und Reiſebüchern“ ſich ſehr „breit“ machen, und dann ſchmal wie die blaue Seide aus dem grünen Jungfernkranz über ein Hügelchen herunterrieſeln! Unſere Reiſebeſchreiber alle, wenn ſie recht durſtig ſind, ſaugen ſie ſo einen Waſſerfall rein von den Brüſten der Natur weg!

Alle ſagen ſie: „wenn der Reiſende Zeit hat, mache er noch einen Abſtecher dahin oder dorthin, es iſt belohnend!“

Wenn der Reiſende Zeit hat! Wer keine Zeit hat, reist nicht! Dann macht man richtig ſeinen Abſtecher dahin oder dorthin, und iſt richtig wie abgeſtochen! Auch belohnend iſt es, für den Führer!

Lieber Leſer, wenn Du reiſeſt, ſo bitte ich Dich, nur keinen „kleinen Abſtecher“! Die kleinen Abſtecher ſind für Reiſende, welche die Reiſe beſchreiben wollen, die ſtechen bei dieſen kleinen Abſtechern immer noch ein kleines Honorar ab, das iſt belohnend! Aber wer zu ſeinem Vergnügen, das heißt zu ſeiner Strapaze, ins Gebirge reiſt, der mache nur keinen „kleinen Abſtecher“! Die großen Abſtecher ſtechen Einen ſchon genug, es bedarf gar keiner kleinen mehr!

Willſt Du aber durchaus bei Deiner Gebirgsreiſe einen „kleinen Abſtecher“ machen, ſo rathe ich Dir, lieber Leſer, mach' einen kleinen Abſtecher nach Wien, das iſt ſehr belohnend!

Alſo, nach dem Schneeberg! Nach dem Schneeberg!

Ja, nach dem Schneeberg iſt es ſehr angenehm, aber bei dem Schneeberg und auf dem Schneeberg, da rath' ich dem Leſer, einen „kleinen Abſtecher“ nach Wien zu machen.

Du weißt gar nicht, lieber Leſer, was ich für ein großer Dichter bin, das heißt, welche Phantaſie ich habe! Wenn ich bei Dehne Eis eſſe, ſehe ich im Geiſte alle Gletſcher, die Jungfrau, das Schreckhorn, die Alpen u. ſ. w.!

Wenn ich im Caſino Champagner trinke, ſpaziere ich im Geiſte in den geſegneten Hügeln der Champagne umher. Wenn ich eine Pomeranze eſſe, ſo ergehe ich mich in den Orangenwäldern von Ischia und Capri; wenn ich Schweizerkäſe eſſe, ſehe ich die Schweiz plaſtiſch vor mir, mit allen Mimilis und Lieslis, und allen naiven Luſtſpielkühen der dramatiſchen Schweiz; wenn ich einen „Schmarrn“ eſſe, ſo eſſe ich ganz Steiermark und die ganze deutſche Journaliſtik in effigie mit; und wenn ich eine Schale Crême au sucre genieße, ſo bilde ich mir ein, ich ſitze auf dem Schneeberg.

Lieber Leſer, willſt Du Dir das mit mir einbilden? Nichts leichter, als das!

„Reich' mir die Hand, mein Leben,
Komm' auf den Schneeberg mit mir!“

Ach, da ſind wir! Eine ſchöne Höhe! aber hölliſch kalt! „Aber ich ſehe ja gar nichts?“ — „Das thut nichts, wir kommen drei Wochen nacheinander, einmal wird's doch hell ſein!“ — „Ach, jetzt iſt's endlich hell!“ — „Ach!“ — „Himmliſch!“ — „Warum klappern Ihnen denn die Zähne, iſt das himmliſch?“ — „Ach, die Ausſicht!“ — „Was ſehen Sie denn?“ — „Kommen Sie einmal her. Sehen Sie dort?“ — „Dort? wo?“ — „Nun ja dort, wo ſo eine Art von blauem Streif —“ — „Ja, richtig, ich ſehe eine Art von einer Art von Streif, was iſt das?“ — „Das iſt der Montblanc!“ — „Der Montblanc? da zweifle ich doch.“ — „Sie zweifeln, ich ſeh' ihn genau, und rechts geht eben ein Salami-Mann hinauf und verliert eine lange Salami.“ — „Ach, wie herrlich!“ — „Sehen Sie dort ſo eine Art von Gebüſch?“ — „Eine Art Gebüſch? wo?“ — „Dort, rechts, eigentlich links, aber gegen rechts, ſo inzwiſchen.“ — „Ja, ja, ich ſehe, was iſt das?“ — „Das ſind die franzöſiſchen Staatswaldungen!“ — „Irren Sie ſich vielleicht nicht?“ — „Ich? ich ſehe jeden Baum! Dort ſitzen auf einer weißen Buche ſechs Kieferraupen, und berathſchlagen ſich, ob ſie die Waldung als Kriegsſteuer hergeben ſollen!“ — „O, zum Entzücken!“ — „Sehen Sie dort tief unten, ſo eine Art von Punkt, weißlich, eigentlich bläulich, aber ſo gewiß röthlich, ſehen Sie?“ — „Ja, ich ſehe da einen Punkt, wo eine Art von Punkt iſt — was iſt das?“ — „Das iſt der finniſche Meerbuſen.“ — „Ach, ſollte da nicht Kloſterneuburg dazwiſchen liegen, und es unmöglich machen?“ — „Ach nein, da ſteigt eben ein Finne aus dem Nachen, und bezahlt dem Schiffer zwei Silberrubel aus Papier. — Sehen Sie dort tief unten, in der Höhe, am Abhange, dort, wo die zwei Kuppen eine Gabel bilden, am Haken, bei dem weißen Streif, quer ab, ſchräg hinüber, gerade an der unterſten Kante, ſehen Sie?“ — „Ja, etwas undeutlich, aber ziemlich klar, was iſt das?“ — „Das iſt London.“ — „London? das iſt ja gar da drunten, da ganz am Eck, da, wo das Contingent ſich ins Meer ergießt?“ — „Richtig, ebendaſſelbe, da ſehen Sie, da fahren eben zwei Kohlenwägen in den Tumel unter der Themſe ein, und der eine Kutſcher ſagt zu einem Stutzer, der vorübergeht: „Fahren mer, Euer Gnaden?“ — „Ja, es iſt erſtaunlich!“ — u. ſ. w. — u. ſ. w. —

Siehſt Du, lieber Leſer, komm' nur immer mit mir, wir ſehen grad ſo viel in unſerm Zimmer, wie die Leute da oben auf dem Schneeberg.

Bis Lilienfeld ereignete ſich nichts, gar nichts, rein nichts. Der Leſer ſieht, daß ich keine „Reiſebeſchreibung“ ums Geld ſchreibe, ſonſt könnte ich von Wien bis Lilienfeld gar Manches bemerkt haben, zum Beiſpiel, daß es gar nichts zu bemerken gibt. Lilienfeld liegt ſehr ſchön, etwas düſter, aber romantiſch. Die Kirche iſt impoſant und herrlich. Wenn der Reiſende hier etwas Zeit gewinnen kann, ſo rathe ich ihm, einen kleinen Abſtecher nach Wien zu machen, das iſt ſehr belohnend.

Weil ich nun gerade in Lilienfeld bin, ſo mache ich jeden Forellen-Freund aufmerkſam, wenn er gute, ausgezeichnete Forellen eſſen will, ja nicht zu vergeſſen, wenn er je nach Steiermark geht, im „Caſino“ in Wien, am neuen Markt, ſich Forellen geben zu laſſen. Auf die Forellen während der Reiſe im Gebirge verlaſſe er ſich ja nicht, die Forellen ſind ſchlüpfrig. In Steiermark und im Converſations-Lexikon findet er von Forellen nichts!

O Leben, Leben, biſt du denn nichts, als eine fortgeſetzte Reiſe durch's Land der Illuſionen!?

Es war eine meiner letzten Täuſchungen: „nach Steiermark gehen und Forellen an der Quelle eſſen,“ ich habe mir dieſe Illuſion aufbewahrt bis in die ſpäteſten Tage meines Lebens, und nun, — und nun — Es iſt ſchauderhaft! — Ich fragte überall nach Forellen,

„Ich frug den Heerzug auf und ab!"

Ich möchte überhaupt wiſſen, was die guten Leute mit ihren Natur-Producten anfangen!? Man fährt an den Flüſſen vorüber, ſie wimmeln von Forellen, ſie glinzern ſilbern und goldgefleckt, wie geharniſchte Märleins, aus dem flüßigen Element, der Mund läuft Einem voll Waſſer mit Forellen, — man ſchwelgt in dem Gedanken, in dieſer Gegend, in dieſem Forellen-Eldorado werde man ſich ſo recht auf Zeitlebens durchforellen, allein,

„Eitler Wahn, betrog'nes Hoffen!"

Nirgends bekommt man eine Forelle, und bekommt man eine, ſo iſt es keine! Forellchen, klein, wie das Verdienſt der Seiltänzer um die Menſchheit, trocken und blaß wie ein Moralphiloſophem, und theuer — theuer — wie eine wirkliche, große, herrliche — Forelle im Caſino zu Wien! —

„Welche Luſt gewährt das Reiſen!"

Man fährt von Wien nach Maria-Zell, zurück durch's „Höllenthal" nach Guttenſtein u. ſ. w., man fährt, um mit unſern Reiſebeſchreibern zu reden, durch ein Paradies!

Nun ja, Jeder malt ſich ſo ſein eigenes Paradies; ich ſah die vollen, üppigen Gärten, voll Kraut und Kohl, voll gelber Rüben, weißer Rüben, rother Rüben, voll Spinat, Salat, Sellerie, Blaukohl, Artiſchoken, Blumenkohl u. ſ. w., kurz, ein ganzes Zugemüſe-Paradies, und ich freute mich auch auf das nächſte Gaſthaus, wo ich ein Stückchen gekochtes Paradies mit Butter werde zu eſſen bekommen, denn,

„Meine Schwachheit, ſüße Seele,
Ich Dir länger nicht verhehle:"

ich eſſe gerne Zugemüſe.

Ich weiß, meine Feinde werden dies wieder benützen und gegen mich ſchreiben, beſonders war da vor einiger Zeit wieder ein junger Literat bei mir, dem ich zehn Gulden und etwas Wäſche geliehen und einen Empfehlungsbrief nach Hamburg mitgegeben habe; der geht gewiß jetzt dahin und ſchreibt ein Pasquill über mich, in welchem er ſehr viel darüber ſchreibt, daß ich „Zugemüſe gerne eſſe" u. ſ. w., allein da draußen wird ſchon wieder ein ſolcher Lump über ihn kommen, wie er ſelber iſt, und wird ihm ſein Horn abſtoßen, denn Goethe ſagt vortrefflich:

„Ein jeder ſolcher Lumpenhunde
Wird von einem Zweiten abgethan!"

Alſo, ich freute mich in dieſen zauberiſchen Zugemüſegärten auf die Wirthshäuſer, allein,

„Eitler Wunſch, verlorne Klagen!
Ruhig in dem gleichen Gleis
Füllt in Steiern man den Magen,
„Sterz" und „Schmarrn" kriegt den Preis."

Nirgends, um keinen Preis ein grünes Zugemüſe zum Eſſen. Nie und nirgends eine Erdbeere, und bekommt man ein Biſchen, ſo ſind ſie theuer, als im Caſino zu Wien!

O Nikolai, Nikolai! Komm' einmal in unſer Gebirg! Was brauchſt du nach Welſchland zu gehen, um große Flöhe und ſchlechtes, theures Eſſen zu haben —

„Was willſt Du in die Weite ſchweifen,
Sieh', das Gute liegt ſo nah'!"

Gegen Mittag erreichten wir das Gaſthaus auf dem Annaberg.

Ein ſchöner, langer, gedehnter Berg, der die ſonderbare Eigenſchaft hat, daß man die äußerſte Höhe nicht eher erreicht, bis man völlig oben iſt, und wenn man oben iſt, kann man ſo tief hinabſchauen, als er hoch iſt!

Um aber den Reiſenden die Ausſicht ſo bequem als möglich zu machen, hat der Gaſthaus-Inhaber ſein Gaſthaus ſo geſtellt, daß die Fenſter desſelben gerade auf eine ſchwarze Mauer gegenüber gehen, und der Reiſende alſo nichts ſieht, wenn er nicht ums Wirthshaus herumgeht! Eine Einrichtung, die gewiß aus lauter Reſpect vor der Natur entſtanden iſt!

Alſo am Annaberg wurde Mittag gemacht. Ein herrlicher Punkt! Wenn der Reiſende ſich hier einige Zeit abmüßigen kann, ſo mache er einen kleinen Abſtecher nach Wien, das iſt ſehr belohnend! Beſonders um die Mittagszeit.

Meine verfluchte Schuldigkeit wäre es zwar, ein Schwärmer zu ſein, denn ich bin geborner Humoriſt, verehlichter Dichter! Natur, Berg, Thal, Wald, Duft, Wolken, Regenbogen, Schlucht u. ſ. w., das Alles kann man auf dem Annaberg Löffelvoll haben, — allein, ich glaube, der Hunger iſt ſtärker, als die Romantik!

Man mache einmal den Verſuch, und nehme das ausgezeichnetſte Exemplar von einem Naturdichter; zum Beiſpiel einen Natur-Matthiſſon, wenn er recht hungerig iſt, das heißt, wenn er erſt zwei Tage im Gebirge gereist hat, und „Forellen“ und „Zugemüſe“ liebt, und ſetze ihn dann zu Tiſch, man ſetze ihm rechts die Ausſicht ins Campaner Thal und links eine gute Grüne-Erbſen-Suppe, rechts einen Regenbogen mit drei Fractionen und links ein real rostbeaf, rechts eine Schlucht mit wilden zackichten Tannen und links eine Schüſſel große Forellen mit Aspik, rechts einen ſchäumenden Waſſerfall und links Cliquot non mousseux, und ſehe, wohin ſich der hungerige Natur-Matthiſſon wenden wird!

Ich weiß, empfindſame Leſer werden ſagen: Das iſt proſaiſch! Aber ich weiß auch, hungerige Leſer werden ſagen: Das iſt wahr! Und es iſt noch die Frage, ob ein Journaliſt mehr empfindſame oder mehr hungerige Leſer hat!

Ich war in dieſem Augenblicke, als ich auf dem Annaberg ankam, der hungerigſte Menſch auf der Erde, mit Ausnahme des ehrenwerthen Herrn —chl, welcher, da er nur Mitarbeiter und ich Redacteur des „Humoriſten“ bin, ex offo hungeriger ſein muß, als ich. Auf —chl's Antlitz, welcher noch nicht ſo viel Berge und Ausſichten verzehrt hat, als ich, malte ſich der Kampf zwiſchen Natur und Hunger, wie eine fata Morgana ab, — allein die Natur ſiegte, das heißt ſeine Natur: der Hunger.

Wir aßen. Wie wir aßen? Was wir aßen? Laßt mich davon ſchweigen, allein von Einem muß ich reden, von einem Schmarrn!

Schmarrn, Bergnymphe, Göttin der friedlichen Alpen! Goldgelockte Geſpielin der Wolken! Aufgeſängt an den Brüſten der Iſis! Schmarrn,

Wo ſind' ich dich,
Nach welcher ſich
Die Wand'rer alle ſehnen?

Auf dem Annaberg, wo der klaſſiſche Boden der Schmarrn iſt, die terra firma des Schmarrns, da, da koſtet ein magerer, ſchlechter, zuckerloſer, blaſſer, zerriſſener, tendenzloſer Schmarrn für drei Perſonen nicht weniger, als — zwei Gulden!!!!!!

Ich glaub' an gar keine Natur mehr! Es gibt und gab gar kein Arkadien! Die Schäfer ſind erlogene Beſtien und die liebe Einfalt in den Strohhütten iſt canaillöſe Spitzbüberei!

Ein „Schmarrn“ für drei Perſonen, roh — ungeſalzen, mager, blaß — das heißt nicht die Perſonen, ſondern der „Schmarrn“, inmitten der ſtrotzigen Brüſte und Euter der Natur, inmitten von Arkadien, inmitten von Kühen, und Schafen, und Hühnern, und Kälbern, die faſt miteſſen, um zwei Gulden!

„Schlechte Forellen hab' ich ertragen gelernt; ich kann dazu lächeln, wenn Zugemüſeliebe zur Chimäre wird, und anſtatt grüner Erbſen dürre Zwetſchken uns entgegen kommen, aber wenn Schmarrnliebe zur Megäre wird, dann fahre hin, Du lammbeſpannter Jautſchky, und jede Feder recke ſich auf zum Grimm und Verderben!“

Wir ſagten dem Annaberge Lebewohl und fuhren den Berg hinab.

Ich bin ein wahrer Eulenſpiegel, ich kann keinen Berg hinab fahren, ohne zu weinen und zu denken, du mußt wieder einen Berg hinauf!

Zwiſchen Annaberg und Maria-Zell liegen noch zwei Berge, ich glaube der Leopold- und der Joachim-Berg!! Am Fuße eines dieſer Berge liegt der —

Laſſinger Waſſerfall!

Meine Reiſegefährten waren durch und durch Entzücken, Entzücken von dem Gedanken, den „Laſſing-Fall“ zu ſehen.

Ich bin ein guter Kerl, der Niemanden in ſein Entzücken eingreift. Ich habe ſo viele Waſſerfälle verſchluckt, den Rheinfall, den ich nachher wunderſchön beſchrieben habe, ſo ſchön, daß ich ihn ſelbſt nicht mehr kannte, die Waſſerfälle zu Marly, zu St. Cloud, zu Loo und auf der Wilhelmshöhe, alle die Waldſtruppe und Gießfälle im Salzkammergut, im bairiſchen Gebirge, im Rieſengebirge, im Harzgebirge, in den Alpen u. ſ. w. nicht mitgerechnet, ich weiß alſo ſchon, wieviel man bei jeder „Waſſerfall-Beſchreibung“ an Emballage abrechnen muß, und wieviel „Netto-Waſſerfall“ dann von dem „Brutto-Waſſerfall“ bleibt.

Allein ich ſtöre Niemanden ſeine Freude, beſonders wenn ſie ohnehin bald von ſelbſt zerſtört wird!

Schon eine Stunde weit vom eigentlichen „Laſſing-Fall“ hört man — „den Laſſing-Fall?“ Nein, aber man hört ſchon von nichts reden, als vom „Laſſing-Fall“! Bald ſteht ein Wegweiſer, und weiſt zum Wirthshaus, von wo aus man zum „Laſſing-Fall“ kommen kann, bald ſteht eine Tafel mit der Anzeige, wo Eſel und Pferde zu haben ſind, um zum „Laſſing-Fall“ zu kommen, kurz, die Neugier wird bei jedem Schritte vorwärts immer mehr geſtachelt. Meine Reiſegefährten waren ſchon in einem aufgeregten, fieberähnlichen Zuſtande, endlich, endlich, waren wir am Fuße des Berges, von wo aus die Glücklichen, zu Fuß oder zu Eſel, zum „Laſſing-Fall“ kommen können!

Wenn der Reiſende Zeit hat, rathe ich ihm, einen kleinen Abſtecher nach Wien zu machen, das iſt ſehr belohnend!

Wir ſprangen aus dem Wagen wie die Gemſen.
„Zum Laſſing-Fall!“
jubelte Herr —chl mit einem Frohlocken, als ob er ins Joſephſtädter Theater zum „Hamlet“ gehen müßte, und
„zum Laſſing-Fall!“
hallten die Berge vom Echo wieder!

Allein, — O! Ach! — l'homme propose et dieu dispose!

Der Wirth kam, mehrere Eſel ſtanden mit klugem Angeſicht um ihn herum, und einige
„Laſſingfall-Götter“
in Geſtalt von Führern rißen die Mäuler ſchmarrnweit auf.

Wir drückten dem Wirth unſere brennende Ungeduld aus, den „Laſſing-Fall“ zu ſehen, allein wer malt unſer

Erſtaunen, als er mit aller Indocilität eines Bergbewohners erwiederte:

„Heut' iſt kein Waſſerfall!“

Ich zweifle nicht, daß der Leſer ſchon viel dumme Geſichter geſehen, denn das findet ſich zuweilen, allein ſolche dumme Geſichter, ſolche naturdumme Geſichter, als wir in dieſem Augenblicke machten, dürfte der Leſer noch nicht geſehen haben.

Nachdem wir uns von dieſen dummen Geſichtern etwas erholt hatten, fragten wir mit Erſtaunen:

„Wie? heute iſt kein Laſſing-Fall?“

„Nein,“ antwortete der

„Laſſingfall-Macher,“

„heute iſt kein Laſſing-Fall, bis Abends um ſechs Uhr.“

„Aber,“ ſagte ich, indem ich mich für die Sache zu intereſſiren anfing, „aber iſt der „Laſſing-Fall“ ein Fieber-Fall, der einen Tag ausſetzt und immer Abends ſich wieder einſtellt?“

„Was?“ fragte der Laſſingfall-Macher, „heute haben ſie den „Laſſing-Fall“ da drinnen in Maria-Zell beſtellt, ſie haben herausgeſchickt: punkt ſechs Uhr ſoll „Laſſing-Fall“ ſein, und wir dürfen ihn nicht früher fallen laſſen.“

Unſere dummen Geſichter gingen in ein homeriſches Gelächter über.

Ein Waſſerfall zum Aufziehen, der die Stunden repetirt, ein Waſſerfall, den man wie einen Schmarrn auf

Abends um Sechs für ſo und ſo viel Perſonen beſtellen kann! Das iſt der berühmte
„Laſſing-Fall!!!"

Der Wirth, welcher wohl einiges Mitleid mit uns haben mochte, meinte, wenn wir durchaus ſehr waſſerfallhungerig wären, ſo wollte er uns geſchwind einen „kleinen Laſſing-Fall" herausbacken laſſen.

Da erfuhren wir denn, daß man auch eine
„kleine Portion Laſſing-Fall"
bekommen kann! Gewiß ein beſonderer Fall bei einem Waſſerfall.

Wir wußten nicht, was wir antworten ſollten, wir ſahen die Eſel, die umherſtanden, mit fragenden Blicken an, allein nicht Einer unter ihnen ſchien unſer Erſtaunen zu begreifen!

Wir hielten großen Rath, — die Eſel nicht mitgerechnet — ſollten wir bis ſechs Uhr warten? wie? Wenn die in Maria-Zell gar nicht kommen, und den „Laſſing-Fall" über Nacht bei ſich drin behalten? und ſollten wir eine
„kleine Portion Laſſing-Fall"
eſſen? Das wär' gemein! Eine kleine Portion!!

Nachdem wir an dieſem Rütli getagt hatten, beſchloßen wir, lieber keinen „Laſſing-Fall", als eine kleine Portion, und zogen ab, ohne auch nur einen Löffel
„Laſſing-Fall"
genoſſen zu haben.

Wir zogen mit langen Naſen ab, die Eſel ſahen uns mit melancholiſchen Blicken nach. Was ſie ſich wohl von uns gedacht haben mögen? Vielleicht gerade dasſelbe, was wir von ihnen dachten! Wer kann's wiſſen? Unſer Kutſcher, ein Schwärmer, der, wie die alte Frau in Raimund's „Verſchwender“, den Grundſatz hatte:

„Ja, das Gebirg wär' ſchon ſchön, wenn nur die Berg'
nit wären!“

unſer Kutſcher meinte: „ah, es is ja nix mit dem Laſſing-Fall, i geh' ſchon funfzehn Jahr do eini, i hob' ihn no nit g'ſehen, es is ja nix, als wenn ſich ſo a bißl Flüßigkeit oben ſammelt, nachher laſſen ſie's obi rinnen!“

Alſo eine Art von Schnupfen, ein Bergſchnupfen!

Der liebe Wanderer, der in dieſe Gegend reist und den „Laſſing-Fall“ ſehen will, wird alſo ſehr wohl thun, ſich mit den dortigen

„Laſſingfall-Machern“

erſt in Berührung zu ſetzen, es ſind die Vormünder des „Laſſing-Falls“, ſie ſperren ihn ein, wie ein jungfräuliches Mündel! Werden denn auch die Waſſerfälle, wie die Holzfälle, vermiethet? Iſt eine Naturſchönheit auch ein Speculations-Artikel? Wenn Jemand in Maria-Zell einen

„Laſſing-Fall“

um ſechs Uhr Abends ſpeiſen will, kann und darf man dieſen

„Laſſing-Fall“

dann für alle Reiſenden einſperren oder rein aus der Natur wegraſiren?

Wäre es nicht eine Pflicht für Reiſende, dieſen Unfug abzuſchaffen?

Doch genug davon!

Nicht ohne einige Schadenfreude ſah ich meine Reiſegeſellſchaft nach einer Stunde Aufenthalt wieder zu Wagen ſteigen, und nach einigen Stunden erreichten wir Maria-Zell, das wunderherrliche, himmliſch gelegene, anmuthsvolle Maria-Zell.

Auf der Poſt, ich glaube bei Herrn Geraus, fanden wir alle Bequemlichkeit, die man wünſchen kann, und dieſer Gaſthof ließ uns alle Beſchwerden der Reiſe und die nicht gegeſſene „kleine Portion Laſſing-Fall“ verſchmerzen. Wir fanden freundliche Bedienung, ſchöne Zimmer, gute Betten, vortreffliches Eſſen und — billige Rechnung! Was braucht der Menſch mehr, um glücklich zu ſein?

Die weitern Fahrten vielleicht ſpäter, verſprechen aber will ich nichts!

3.

Ich geh' auf's Land, oder: Wo wohnt Herr Dommayer?

Man weiß, daß ein jeder Wiener ein Amphibium iſt, halb lebt er auf dem Lande, halb in der Stadt.

„Stadt“ und „Waſſer“ iſt ganz einerlei, der einzige Unterſchied iſt folgender: „Waſſer“ iſt naſſes Waſſer, „Stadt“ hingegen iſt trockenes Waſſer. In jenem Waſſer ſchwimmt man erſt, ſo gut es gehen will, und geht dann zu Grund, in dieſem Waſſer geht man erſt zu Grund, und ſchwimmt dann ſo gut es gehen will! In jenem Waſſer ſind die Verſchlagenen am unglücklichſten, in dieſem Waſſer ſind die

Verſchlagenſten oft am glücklichſten! Jenes Waſſer wird im Winter ſtockend, ſtehend, dieſes Waſſer wird im Winter erſt recht flüßig u. ſ. w. u. ſ. w. Alſo im Sommer geht der Wiener vom trockenen Waſſer auf's naſſe Land!

Im Frühling! Im Frühling!

Wenn die Lüfte ſanfter wehen
Und die Brünnlein auferſtehen,
Und die „Kräutelweiber“ plappern,
Und vor Kält' die Zähne klappern,
Und die „jungen Ganſel“ blühen,
Und die „Monat-Radi“ glühen,
Die „Geſellſchaftswagen“ kraxen,
Wenn auf dem Glacis die Kinder wachſen;
Wenn in Döbling's und in Meidling's Auen
Alle Auserwählten ſind zu ſchauen,
Wenn erſcheinen Frühlingsſchriften,
Wenn die „Wien“ und „Alſer“ düften,
Wenn die Wurſtel in den Prater reiſen,
Wenn die „Linienzeiſel“ um ſich greiſen,
Wenn auf dem ſchönen Roſenhügel
Uns umweh'n Millionen Gelſenflügel,
Wenn die Fröſche quacken, auch die „Sie—en“,
Wenn uns auf den Kahlenberg die Eſel ziehen — —

dann, dann laßt's mich auch nicht mehr in der Stadt! Dann reißt's mich hinaus und ich rufe ſehnſüchtig:

Eilende Eſel, fliegende Gelſen,
Wer mit euch wanderte auf Fluren und Felſen,
Dort ſchirrt ein Zeiſel ſeinen Schimmel an,
Dieſes elende Fahrzeug könnte mich retten.

Kurz, es laßt mich nicht mehr, ich muß auf's Land! Ich muß zwanzig Theaterſtücke ſchreiben!

Aber wohin? Hietzing? Das iſt Wien mit Land angeſtrichen! Penzing? Zu viel Staub für einen Lebendigen und zu wenig Staub für einen Todten! Hütteldorf? Zu naß für einen Biertrinker und zu trocken für einen Genußtrinker. Nußdorf? Das liegt mir jetzt ſchon zu nahe an Paſſau! Döbling? Da iſt mir der Weg hin und her zu belohnend, da wird zu viel aufgeſpritzt, wenn es regnet! Grinzing? Da kann man nicht allein ſein —! Heiligenſtadt? Wenn ich immer zwei Füße Vorſpann hätte!

Allein, trotz dem Allem muß ich auf's Land! Auf's Land! Das Erſte, wornach ich bei meinem Suchen frage, iſt: „Wächst kein Dommayer da?“ Die Natur iſt ſehr ſchön, aber ſie muß in einer ſchönen Gegend liegen, und die ſchönſte Gegend iſt: ein Dommayer! Nicht etwa blos ſeines guten Eſſens wegen, o nein, ſondern wegen ſeines beſonders guten Eſſens wegen!

Der Menſch weiß gar nicht, wie wohl es thut, wenn man ſich ſo den ganzen, lieben Tag mit der Natur herumgeplagt hat, und mit dieſer oder jener ſchönen Gegend ſeine liebe Noth gehabt hat, wie dann ein Dommayer ſchmeckt! Ein Berg iſt doch gewiß eine ſchöne Sache, ein Thal iſt auch nicht zu verachten, eine weite Ausſicht iſt allerdings ein romantiſch Ding und blühende Bäume ſind immerhin ein ſchöner Anblick, allein nach allem Dem ſehnt ſich doch ein gewiſſes Etwas im Menſchen, eine tiefere, von der Natur nicht ausgefüllte Sehnſucht in uns nach einem Dommayer!

Ich bin gewiß kein Schwärmer, wenn ich auch ein Poet bin, aber gewiß iſt's, daß ein Dommayer'ſches Diner

Seiten hat, von denen es ſich angenehmer darſtellt, als eine Luſtparthie in der Mittagshitze nach dem Dornbacher Kogel, mit dem Rock auf der Schulter und Schweiß und Staub in allen Poren!

Empfindſame Leſer werden hier heimlich lächeln, das iſt möglich, hier lächeln Sie heimlich, allein dort, bei Dommayer, dort würden ſie nicht heimlich lächeln, ſondern öffentlich eſſen!

Alſo: „wächst kein Dommayer da?“ iſt die erſte Examinationsfrage bei meinen Entdeckungsreiſen um eine Landwohnung. Ich habe aber indeſſen folgende Anſtalten und Vorſichts-Verfügungen zu meinem Landaufenthalte gemacht.

Erſtens habe ich drei eiſerne Oefen hinausgeſchickt; zweitens habe ich vier Klafter Holz im Hof aufklaftern laſſen; drittens habe ich einen eleganten Sommerſchlitten zurecht beſtellt; viertens habe ich meinen Pelz, meine Fußſocken und flanellene Unterbettdecken hinausgeſendet; fünftens hab' ich alle Fenſter und Thüren mit Doppelfenſtern und Doppelthüren verſehen laſſen.

Kurz, ich habe alle mögliche Vorſichtsmaßregeln getroffen, um während meines Sommeraufenthaltes einen ſtrengen Winter ertragen zu können.

Ja, ich habe die Vorſicht und zugleich die Liebe für das Landleben ſo weit getrieben, daß ich mir einen verläßlichen Fiaker beſtellt habe, der, wenn einmal ein ſchöner Land- und Sommer-Tag ſein ſollte, hinauskomme, um mich abzuholen und in die Stadt zu bringen.

Wolkenkönigs Brautring.

Es ſteht ein Luftpalaſt in hoher Zone,
Von blauer Himmelswölbung überdacht;
Dort ſitzt auf ſeinem buntgewirkten Throne
Der Wolkenkönig in ſeiner vollen Pracht.
Es funkelt erdenwärts aus ſeiner Krone,
Wie Sternenbilder funkeln aus der Nacht,
Karfunkel, Jaspis, Demant und Rubine
Sind ausgeſpannt zu ſeinem Baldachine.

Gebaut ſind des Palaſtes weite Hallen
Aus klarem Aether, den kein Blitz durchmißt,
Die Säulen ſind gemeißelt aus Korallen,
Die Giebel ſind Smaragd und Amethyſt;
Die hohen Fenſter ſind aus Lichtkryſtallen,
In welchen Feuer ſich mit Waſſer küßt,
Die Eſtrich ſind bedeckt in allen Räumen
Mit Teppichen aus Wolkenpurpurſäumen.

Sein ganzes Wolkenheer emporzurufen,
Schickt Wolkenkönig von der Aethersſpitz'
Des Reiches Boten aus, auf Aetherſtufen,
Vom Wolkenthron herab zum Erdenſitz.
Die Boten, leichtbeſchwingt, mit Flammenhufen,
Sie heißen: Zephyr, Weſtwind, Sturm und Blitz;
Sie eilen nieder mit den zarten Schwingen,
Der Erde ihre Botſchaft ſchnell zu bringen.

Der Zephyr flüſtert's zu den Blütenräumen,
Zum Thau, dem Wieſen-Morgenjuwelier,
Der Weſtwind ſäuſelt's zu den Wälderbäumen,
Dem Nebel in dem feuchten Erdrevier,

Der Sturmwind dröhnt es zu den Meeresſchäumen,
Der Blitz, er ſchreibt es auf ſein Gluthpanier:
„Ihr Wälder, Nebel, Seen, Teiche, Meere,
Dem Wolkenkönig ſchickt die Wolkenheere.

„Denn heute will er königlich begrüßen
Die Erde, ſeine frühlingsjunge Braut,
Die reizumfloſſen liegt zu ſeinen Füßen,
Die glühend, liebedurſtend nach ihm ſchaut;
Sie ſoll ihn ſeh'n vom Haupt bis zu den Füßen,
In Majeſtät, vom Glanze überbaut,
Auf daß von ſeiner Königsmacht geblendet,
Ihr Herz im Buſen ihm ſei zugewendet.“

Da ringt ſich das Völkchen
Der winzigen Wölkchen,
Wie Elfe und Sylphe
Aus Rohr und aus Schilfe,
Aus Kelch und aus Dolde
Wie kleine Kobolde,
Aus Erdritz' und Spalten
In allen Geſtalten
Sie bunt ſich entfalten.
Es ſchlüpfen aus Bergen
Gleich Gnomen und Zwergen,
Bei Mondenlichtſcheinen
Die Willis, die kleinen,
In weißen Gewändchen,
Und ſchlingen die Händchen,
Geſpenſtern gleich leiſe,
Durch neblige Kreiſe
Zur luftigen Reiſe.
Dann wachſen ſie höher,
Umfaſſen ſich näher,

Und huſchen ganz bleiche
Durch Buſch und Geſträuche.
Da ſieht man ſie hocken
Am Strauch, wie am Rocken,
Sie ſpinnen die Flocken
Zu wolkigen Locken;
Dann werden es Schleier,
Dann werden es Spitzen,
Umſchleiern der Bäume Wipfel und Spitzen,
Dann wachſen ſie mächtig,
Erheben ſich prächtig
Von Wäldern und Blättern,
Gefüllet mit Wettern,
Den Berg zu erklettern! —
Bald ſteh'n die Genoſſen,
Der Erde entſproſſen,
Im Luftelement;
Und feindlich getrennt,
Ihr Angeſicht brennt,
Sie jagen entſchloſſen
Mit Flammengeſchoſſen,
Beladen mit Schloſſen,
Zum Kampfe behend.
Erſt ſchwül und dumpf ſchweigend
Die Stürme ſich zeigend.
Dann hebt ſich ein Säuſeln,
Die Lüfte ſich kräuſeln,
Das Flüſtern wird Rauſchen wie Zeichen vom Thurme,
Es jagen Orcane die Wolken zum Sturme,
Sie ſtoßen zuſammen in klirrenden Maſſen,
Sie lüften die Helme, in's Aug' ſich zu faſſen,
Es raſſeln zuſammen die ſchwarzen Küraſſen,
Sie faſſen ſich an auf der dampfenden Haide,
Sie ziehen den Blitz aus der wolligen Scheide,

Und hauen in Stücken, mit flammender Schneide,
Vom Buſen ſich wüthend das Panzergeſchmeide,
Und bohren in's Herz ſich die blitzenden Waffen,
Aus Wunden der Wolken, die weithin aufklaffen,
Strömt ſchwarzes Blut herab auf Flur und Haide!
Die blitzenden Pfeile treffen nicht minder
Die Erd', ihre Mutter! — Entartete Kinder!
Gleich Weſen, die ſtammen aus ſchlichten Regionen,
Wenn Glück ſie getragen zu höheren Zonen,
Mit Strömen von Stolz und hochmüthigen Flammen
Den Boden verderben, dem ſie entſtammen! —

Und wie die Wolken abſeits fliegen,
Sieht Wolkenkönig durch den Wolkenriß
Mit trüb verſtörten Trauerzügen,
Den Blick umflort von Düſterniß,
Die Erdenbraut erſchrocken liegen,
Das Angeſicht bedeckt mit Kümmerniß!
Anſtatt zu ſein geblendet, unterthänig,
Spricht alſo ſie zum Wolkenkönig:
„Wer da will in Lieb' und Minnen
Frauenherzen ſich gewinnen,
Der muß trachten, der muß ſinnen,
Der muß dichten, der muß ſpinnen
Weiche, feine, zarte Fädchen
Von dem kleinen Spinnerädchen
In dem tiefen Herzen drinnen,
Daß die Frauen, daß die Mädchen,
Dieſe Lebenszauberinnen,
Ihrem Werben nicht entrinnen;
Müſſen, Demuth in den Blicken,
Sanftes Wort zu ihnen ſchicken,
Und mit Red' aus Seide ſie beſtricken!

Nicht dem Blitz, nicht Donnerſchlägen,
Die im Sturme fahren nieder,
Springt aus ihrem Knospenmieder
Liebesroſe je entgegen.
Doch dem Zephyr, der erſt leiſe,
Ganz nach alter Ritterweiſe,
Immer enger zieht die Kreiſe
Um das kleine Netz der Roſen,
Der mit Flüſterwort und Schmeichelkoſen
Bettelt um ihr Herzalmoſen,
Dieſem zarten Liebeswörtchen
Schließt die Knospe auf ihr Pförtchen,
Und dem Schmeichler ganz zum Eigenthume
Wird das rothe Herz der Blume!
Nicht mit Zorn und Furcht und Schrecken
Kann man Frauenherz erwecken;
Frauenherz zu ſich zu lenken,
Muß ſich Herz in Herz verſenken,
Frauenherz, ſeit Menſchgedenken,
Frauenherz will ſich verſchenken!“

Der Wolkenkönig hört im tiefen Schweigen,
Was ſeine Braut, die Erde, zagend ſpricht,
Sein Haupt ſieht man lächelnd ihr ſich neigen
Und Milde ſtrahlt aus ſeinem Angeſicht.
Er ſpricht: Ich werde dir den „Brautring“ zeigen,
Den „Brautring“, den nicht Zeit noch Unglück bricht;
Und dieſer „Brautring“ ſoll dir Bürgſchaft geben,
Daß unſ're Liebe ewig jung wird leben. —

Und mit dem Goldfinger auf den blauen Wogen
Des Himmels zeichnet er den großen Ring,
Der von der Erd' zum Himmelszelt gezogen,
Auf wolkendunklem Hintergrunde hing.

Als goldener „Brautring" ſtrahlt ein Regenbogen,
Der Erd' und Himmel als ein Paar umfing,
Als ſieben Zeugen, daß der Bund geſchloſſen,
Sind ſieben Farben in den Ring gegoſſen.

Erſt ſchwarz, als Hintergrund vom Erdenleben,
Orange, gemiſcht aus Licht und dunklem Grund,
Dann roth als Glück aus Nacht ſich zu erheben,
Dann blau als Treue bis zur letzten Stund',
Und violett als Prieſterkleid ſoll geben
Den frommen Kirchenſegen dieſem Bund,
Das Gelb als Wink des Welkens und Vergehens,
Und grün als Hoffnung des Wiederſehens.

Und als die Erde ſah den Ring ſich malen,
Da glaubt ſie an des Wolkenkönigs Schwur!
D'rum wenn der Himmel ſeine Zornesſtrahlen
Ausgießt zur Strafe auf die Erdenflur,
Schau' man hinauf zu dieſen ſieben Strahlen,
Der Himmel ſtellt ſie aus zur Bürgſchaft nur,
Zur Bürgſchaft, daß alljährlich ſeine Erde
Im Frühling „Braut", im Herbſte „Mutter" werde! —

Tanz, Wein und Gelag, ſind des Teufels Feiertag.

Faſten-Deviſe.

Und ſo wird denn manches Feſt, das man den Engeln veranſtaltet, ein Feiertag des Teufels!

„Man ſoll den Teufel nicht an die Wand malen,“ Tanz, Wein und Gelag aber ſind geſchäftige Maler, die den Teufel an jede Wand hinmalen, an die Zimmerwand, an die Saalwand, an die Gehirnwand! Der Teufel iſt nicht ſtolz, nicht hochmüthig, er kommt ſogleich, wenn man ihn einladet; es braucht nicht vierzehn Tage früher zu ſein, er braucht keine Einladungskarte mit Goldſchnitt; er kommt, wenn man ihn auch dann erſt ruft, wenn man ſich zu Tiſche ſetzt, er kommt in die Scheune ſo gut und ſo gern, wie in den Prachtſaal und in das Boudoir!

Wo Jemand den Fuß erhebt zum Tanz, hebt der Teufel den Bockfuß mit auf; wo Jemand den Becher füllt, ſchnalzt der Teufel mit der Zunge daneben! Ein Tanz in Ehren, ein Trunk in Ehren kann Niemand wehren; allein die Gränze von Ehren zu Unehren iſt ſchmal, kaum zu erkennen, ſie beſteht nicht in breiten Flüſſen und Gebirgsketten, es ſteht kein Gränzſtein auf ihr mit großen Lapidarbuchſtaben! Die Gränze iſt leicht übertanzt, leicht übertrunken, und drüben ſteht der Teufel als rother Gränzjäger!

Tanzen, tanzen, o ja! Tanze Du zu, Du fröhliche Unſchuld, tanze, Du heitere Jugend, tanze, Du züchtiges Mägdlein, wir ſind keine Grämler und Mucker, die ein unſchuldig Vergnügen mißgönnen; tanzet, aber raſet nicht; tanzet, um die Zeit, aber nicht, um die Geſundheit zu vertreiben! tanzt, wenn die Geige aufſpielt und die Lichter brennen, aber tanzt nicht ſchon acht Tage voraus, am Nähtiſch, am Herd, am Schreibtiſch, tanzt nicht ſchon acht Tage früher im Schlaf und Wachen, und laßt nicht alles Andere gehen wie's geht! Tanzt, denn nicht ein heiterer Tanz iſt des Teufels Feſttag, ſondern was an dem Tanz hängt, was mit dem Tanz kommt, was nach dem Tanz folgt, das ſind des Teufels Antheile! Die Eitelkeit, die mit dem Tanz kommt, die Putzſucht, die an dem Tanz hängt, die Gefallſucht, die bei dem Tanz ſteht, die Sinnlichkeit, die durch den Tanz erwacht, die Zerſtörung, die nach dem Tanz daherwackelt, das ſind die Glocken, mit denen der Teufel ſeine Feſttage einläutet!

Tanzen iſt recht, unſere ehrbaren Väter und Mütter haben auch getanzt; man hat im Tempel des Herrn getanzt, vor der Bundeslade iſt auch getanzt worden, tanzen iſt recht, aber ſich dem Tanze verſchreiben mit Leib und Seele, mit Geſundheit und Herzblut iſt Teufelsfeſt; ſich dem Tanz in die Arme werfen, wie eine Mänade, wie eine Bacchantin, tanzen, daß der Odem vergeht, daß die Sinne ſchwindeln, daß die Glieder beben, daß die Herzen pochen, daß die Augen rollen, daß die Haare fliegen, daß die Schweißtropfen ſtrömen; tanzen, tanzen, daß man ausſieht, wie eine zerſchlagene

Pappel im Sturm und Wolkenbruch; tanzen, daß man glüht wie eine Wilde, keucht wie eine Gehetzte, ausſieht wie eine Furie, wenn ſie vom Beſenritt kommt, ſo tanzen iſt des Teufels Feſttag, bei ſolchem Tanz ſteht der Teufel vor Euch, die Häßlichkeit neben Euch und der Tod hinter Euch!

Man hat früher auch getanzt und Tänzer gehabt, und der Tänzer iſt gekommen, fein ſittſamlich, und hat das Mägdlein fein artig zum Tanze aufgezogen, und die Jungfrau hat ehrſam zugeſagt, und er hat ſie in die Reihen geführt, und nach dem Tanze wurde das Mägdlein zur Mutter zurückgeführt und der Tänzer verneigte ſich tief und beſcheiden und ging ſeiner Wege. Das iſt nichts für den Teufel geweſen! Aber jetzt, da führt der Teufel Buch über ſeine Tänzer, mit Soll und Haben, und jedes Mägdlein iſt eine Buchhalterin, und leider ſteht nur das „Debet“ in dieſem Buche, ſie haben die Seele ſchon verſchrieben zum Galop, zum Redovak, zur Polka! Der Tänzer kommt nicht artig und ſittiglich, das Mädchen von den Eltern zu erbitten, er kommt, die ihm verſchriebene Seele zu holen, er hat ja den Pact ſchriftlich, er iſt nicht artig, nicht höflich, er ſchleppt das Mädchen zum Tanz! Zum Tanz? Nein, nicht zum Tanz, zum Hexenwirbel, zum Satanskreiſel! Er reißt ſie hin und her, er wirft ſie, er drillt ſie, er ſchleudert ſie, er dreht ſie rechts und links, er ſchiebt ſie wie einen Schiebkarren vor, er ſchiebt ſie wie einen Strohſack zurück, ſie iſt ein Ball, eine Schleuderpuppe in ſeiner Hand, er zerrt ſie, er drückt ſie, er legt ſein Haupt auf ihre Schultern, er ſchnaubt ihr ins Geſicht, er führt mit ihrer Hand hinüber, herüber, — das iſt des Teufels Feſtfigur! Und nach dem Tanze wird das Mädchen nicht der Mutter übergeben, nein, man macht die Promenade mit dem Tänzer, da geht der Teufel mit auf die Promenade! Man geht ans Buffet und nimmt Gefrornes oder Punſch, da ſchnalzt der Teufel mit der Zunge, und der Tod ſagt: „Morgen gibt's zu thun!“

Tanzen iſt recht, wir Alle haben getanzt, ja die Propheten haben auch getanzt, aber mit Maß, mit Beſinnung! Tanzt eine Stunde, zwei Stunden, drei Stunden, vier Stunden, aber tanzt nicht von neun Uhr bis ſechs Uhr Morgens, macht's dem Tod nicht gar zu leicht! Tanzt, aber arbeitet nicht im Tanze! Schwaches Geſchlecht mit zarten Nerven, mit hinfälligen Kräften, wie kommt's, daß Du gerade im Tanze arbeiten kannſt, was einen Schnitter und Taglöhner ermüden und ermatten würde?! Das kommt daher, weil der Teufel hilft, weil der böſe Feind die Füße Dir heben hilft!

Ach, ich höre ſie, die holden Mädchen, wenn ſie dieſes leſen, ſo rufen ſie Weh und Zeter über mich, und rufen wohl: „Der garſtige Mann! Der Wauwau! Der böſe Feind der unſchuldigen Freuden u. ſ. w.“ Ich muß mir das gefallen laſſen, Ihr lieben, holden Mädchen, allein es iſt nicht in dem, ich weiß, daß das Eſſen das Leben erhält, und nicht blos Eſſen, ſondern auch Freude, geſelliges Vergnügen, Tanz u. ſ. w. zum Leben gehört; aber eben ſo wenig als „eſſen“ verſchlingen, freſſen, Völlerei heißt, eben ſo wenig als „trinken“ ſchlemmen, ſaufen, ſich voll trinken heißt, eben ſo wenig heißt „tanzen“ raſen, toben, mit den eigenen Füßen die eigene Geſundheit zerſtampfen, dem offenen Grabe mit Muſik zugalopiren, in einem Athemzug außer Athem ſein, der Geſundheit beide Beine unterſtellen und mit Trompeten und Pauken ganze Nächte hindurch dem böſen Sinnengotte und ſeinem gleißenden Gefolge Herz, Bruſt und alle fünf Pforten der Sinne aufreißen!

Seht, Ihr holden Mädchen, ſo meint es der „garſtige Mann“, der „Wauwau“ und fragt nur Eure Väter, wenn ſie wirklich Männer ſind, fragt nur Eure Mütter, wenn ſie würdige Frauen ſind, ja, fragt nur Eure Freier, wenn ſie wirklich auf Freiersfüßen gehen und nicht blos auf Freiersfüßen tanzen, und ſie werden Euch beſtätigen, was der „Wauwau“ ſagt:

„Tanz und Gelag iſt des Teufels Feiertag!“

Ende des ſiebenten Bandes.

Inhalt
des ſiebenten Bandes.

	Seite.
Die innern Menſchen, oder: Der öffentliche Gerichtshof im Menſchen	7
Der Brautſchleier	17
Eheheiligkeit	23
Der ſchönſte Edelſtein	27
Frauenwürde	31
Der Liebe und des Ruhmes Kranz	33
Scherz und Ernſt über Leben und Kunſt	41
Schmollen und Brummen	46
Abend-Viſion	49
Die ſtille Woche	55
Lebende Bilder aus meiner Selbſt-Biographie	58
Friedhofskind	65
Warum gibt es kein Narrenhaus für verrückte Gedanken, kein Invalidenhaus für alte Gedanken, kein Zuchthaus für geſtohlene Gedanken, kein Thierſpital für kolleriſche Gedanken, keinen Actienverein auf ungeborne Gedanken? u. ſ. w. u. ſ. w.	71
Die Schöpfung des Traumes	88

Unter-Döblinger Novellen:

1. Jede Sache hat zwei Seiten, oder: Man ſoll mit allen Frauenzimmern artig ſein	97
2. Der Menſch denkt, der Eſel lenkt	106
Das Lied vom Menſchenleben	126
Phyſiognomiſche Schönheit der Frauen	142

Seite.

Thränenlied 145
Abhandlung über die epidemiſche Verbreitung des Witzes und des Humors, oder: „Wenn die ganze Welt witzig iſt, wovon ſoll ich leben?“ 147
Wilde Meeres-Roſen 166
Ich als Beobachter (Badner Novellette) 169
Das Liedlein von der Roſe 178
Bademantel-Gedanken in verſchiedenen Wärmegraden. Ueber den Einfluß des Badelebens auf die Cultur der Menſchen, das heißt auf die Hautcultur . . . 183
Der Auswanderer 197

Konditorei des Jokus:

1. Oeffentlicher Verkauf kritiſcher Phraſen 207
2. Kritiſche Analekten 210
Der Prieſter und der Graf 217
Elephanten-Aphorismen, oder: Praktiſch-theoretiſche Kunſt, in drei Stunden ein Elephant zu werden 221
Die alten Zeiger 244

Freipaſſirende humoriſtiſche Lamm-Gedanken und Schaf-Aphorismen, in diätetiſchen Portionen:

1. Sprachkenntniß und Menſchenkenntniß 253
2. Dichter-Natur und Natur-Dichter 256
Blumentod 257

Konditorei des Jokus:

1. Der Schneeberg-Freſſer 267
2. Der Laſſingfall, oder: Die kleine Portion Romantik 272
3. Ich geh' auf's Land, oder: Wo wohnt Herr Dommayer? 288
Wolkenkönigs Brautring 292
Tanz, Wein und Gelag, ſind des Teufels Feiertag . . . 298

Druck v. Karl Winternitz & Co. in Wien.

Humoriſtiſche

Damen-Bibliothek.

Von

M. G. Saphir.

Achter Band.

Wien und Leipzig.
A. Dorfmeiſter's Verlag.

Leipzig: H. Haeßel.
1863.

Ernſter und heiterer
Converſations-Saal.

Große, gewaltige Wohlthätigkeits-Akademie und Vorleſung von Menſchen und Thieren in der Arche Noa, zum Beſten der erſten großen Ueberſchwemmung.

Humoriſtiſche Vorleſung.

Es iſt nichts als billig, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß die Dichter zum Beſten der Ueberſchwemmten wirken, da ſie an der erſten Ueberſchwemmung, an der Sündfluth ſchuldig ſind; denn der Himmel, ſo heißt es, brachte die Sündfluth über die Menſchen, weil er ſah, daß ihr „Dichten ſchlecht war von Jugend auf!“

Es war eine homöopathiſche Cur, Waſſer wieder mit Waſſer behandelt!

Da die ſchlechten Dichter an Ueberſchwemmungen ſchuldig ſind, ſo werden Sie ſich nicht wundern, daß jetzt ganz Deutſchland überſchwemmt wird! Daß wir hier in Wien verſchont geblieben ſind, darauf, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ſollten ſich die Dichter nichts zu Gute thun, denn der Himmel hält bei ſolchen Gelegenheiten alle Wiener für vortreffliche Schriftſteller, da er nichts von ihnen ſieht, als gute Werke!

Aber auch für die Hungrigen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt es natürlich, daß die Dichter Etwas thun müſſen, denn ein deutſcher Dichter leidet nur deshalb keinen Hunger, weil ihm der Appetit vergeht. Beſonders müſſen ſatyriſche Schriftſteller für die Hungrigen Mitleid empfinden, denn ſie wiſſen am beſten, was das heißt: nichts zu beißen zu haben!

Die Sympathie für die Hungerleidenden iſt aus einer Urſache geringer: weil die reichen Leute es für ein Glück halten, wenn ſie einmal Hunger haben! Die reichen Menſchen gehen blos deshalb ſpazieren, um Hunger zu bekommen, ſie halten den Hunger für eine Gabe Gottes!

Aber nicht nur der Magen hat Hunger, alles Andere am Menſchen hat auch ſeinen Hunger; der Hunger der Augen heißt *Schauluſt*, der Hunger der Ohren heißt *Neugierde*, der Hunger der Naſe heißt *Naſenweisheit*, der Hunger der Seele heißt *Hoffnung*, der Hunger des Herzens heißt *Liebe*, der Hunger der Liebe heißt *Sehnſucht*, der Hunger des Geiſtes heißt *Einbildungskraft*, und der Hunger der fünf Finger heißt *Gerechtigkeit*, das iſt der ſogenannte „*Heißhunger*“, welcher ſich *dadurch* auszeichnet, daß man ſeine Forderungen gar nicht befriedigen kann.

Die erſte große Ueberſchwemmung, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, fiel auch in die *Faſten*, denn ſie fand Statt, als das „Ende alles Fleiſches“ herangekommen war!

Hundert zwanzig Jahre früher wurde die Sündfluth verkündigt, und Noa hatte alſo vollkommen Zeit, ſeine Vorſichtsmaßregeln zu ergreifen; jetzt iſt dazu freilich das menſchliche Leben zu kurz! Bis man jetzt die Vorſichtsmaßregeln ergreift, hat in der Regel die Vorſicht das Maß ſchon vollgeſchenkt!

Ja, das menſchliche Leben iſt für alle unſere Anſtalten und Maßregeln zu kurz! Was kann man in ſiebzig Jahren zu Stande bringen? Bis man dreimal mit ſich zu Rathe geht, dreimal mit Andern zu Rathe ſitzt, bis der Beſchluß endlich im Rathe ſteht, und dann durch alle Räthe läuft, indeſſen hat der Rathſchluß des Herrn den Menſchen ſchon ſelber geholfen.

Methuſalem, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, das wäre für unſere Zeiten ein Menſch geweſen, der hat neunhundert neunundſechzig Jahre gelebt!

Zu vierzig Jahren, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, wird der Menſch geſcheidt, von dem Augenblicke an taugt er ſchon zu keiner Bedienſtung mehr; die anderen dreißig Jahre, die der Menſch geſcheidt iſt, iſt er ein ſolcher Narr, ſich darüber zu grämen, daß er nicht früher geſcheidt geworden iſt! Und er ſollte froh ſein, daß er erſt zu vierzig Jahren geſcheidt wird, denn würde der Menſch zu zwanzig Jahren geſcheidt, ſo würde er zu fünfzig Jahren ſterben, denn länger als dreißig Jahre hält's kein geſcheidter Menſch auf der Welt aus!

Wiſſen Sie aber, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, wodurch Methuſalem ein Alter von neunhundert neunundſechzig Jahren erreicht hat? Ich weiß das probate Mittel, wodurch er das erreicht hat, und will es Ihnen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, aus beſonderer Verehrung mittheilen: Methuſalem wurde deshalb ſo alt, weil er erſt zu hundert ſechsundachtzig Jahren geheirathet hat! Wer dieſe Diät befolgt, dem verbürge ich ein ebenſo hohes Alter!

Es iſt ſonderbar, wir finden blos, wie alt Herr Methuſalem wurde, wie alt aber die Frau von Methuſalem wurde, davon wiſſen wir nichts! Ich ſchließe überhaupt aus dem Alter der damaligen Männer, daß die Frauen kein hohes Alter erreicht haben müſſen!

Alle Geſchöpfe, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hat der Himmel ganz allein hervorgebracht, nur bei dem Menſchen zog er alle Engel zu Rathe, und ſagte: „Wir wollen einen Menſchen ſchaffen.“ Blos deshalb, damit ſie nachher, als der Menſch nicht gerathen war, die Schuld Einer auf den Andern ſchieben könnten.

Sie ſchufen den Menſchen aus Erde, nicht aus dem Himmel, daß ſeine Plane nicht den ganzen Erdball umfaſſen ſollen; nicht aus der Luft, damit nicht Donner und Blitz ſeine Bruſt zerreiße; nicht aus Feuer, damit er nicht glühende Kohlen ſammle aufs Haupt des Nächſten; nicht aus dem Waſſer, damit ſein glattes Angeſicht nicht bedecke die Ungeheuer und Scheuſale in der Tiefe des Herzens, ſondern aus der Erde, damit er ſei wohlthätig wie die Erde, die ihre reichen Adern ergießt im Stillen und Verborgenen; damit er ſei dankbar wie die Erde, die für ein Körnchen, das man ihr ſchenkt, zehnfachen Dank wiedergibt; damit er ſei verzeihungsvoll wie die Erde, die ſelbſt Denjenigen, der ihre Bruſt durchbohrt, belohnt mit dem Brunnen der Gnade! Damit er ſei treu wie die Erde, die, wenn ſie ihr Geliebter, der Tag, verläßt, den Witwenſchleier über das Antlitz zieht, den Blumen die Lippen verſchließt, und wenn der Tag wiederkehrt, ihn empfängt mit den friſchen Thauthränen, die des Nachts ſie geweint! Und als der Menſch fertig war, nahmen die Engel zu ſeinen Augen ein Stückchen Himmel mit ſeinem Licht, zu ſeinen Ohren ein Bischen Luft mit ihrem Schall, und zu ſeinen Lippen einen Hauch des Feuers mit ſeiner Flamme, und das Herz befeuchteten ſie mit einem Tropfen aus der Tiefe des Meeres, und darum iſt im menſchlichen Herzen wunderſame Ebbe und Fluth, deshalb gibt das Herz ſodann den Tropfen als Thräne wieder zurück dem Himmel des Auges!

Und als der Menſch fertig war, war er König! Herrſcher über alle kleinen und großen Thiere!

Der erſte Menſch war der König der Schöpfung! Gehorſamer Diener! Damals hatte der Menſch noch keine Frau, da iſt's keine Kunſt, ein König zu ſein! Allein er bekam bald Langeweile, ſelbſt die kleinen und großen Thiere um ihn her langweilten ihn, und er verfiel in einen tiefen Schlaf!

Es war kein geſunder Schlaf! Als Garçon legte er ſich nieder und als Ehemann ſtand er auf! Daher kommt das Sprichwort: „Die Nacht iſt keines Menſchen Freund!“

Die Rippe, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, dient beim Menſchen hauptſächlich zum Schutz der Lunge, und darum iſt bei den Frauen, deren erſte ganz aus der Rippe gemacht wurde, die Lunge der geſundeſte Theil.

Wenn das Weib nicht geweſen wäre, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, wären wir Alle zwar noch im Paradieſe, aber blos als Vieh! Der Himmel hat blos den erſten Mann erſchaffen, die Frau hat aus dem erſten Mann den erſten Menſchen gemacht! Der Mann ginge noch heute um den Baum der Erkenntniß herum, wie um den heißen Brei; ohne Frau hätte der Mann nie erfahren, was der Unterſchied iſt zwiſchen Gut und Uebel, das heißt, zwiſchen ledig und verheirathet! Ohne Frau wären wir Alle noch im lieben Stande der Natur, das iſt der Stand der Dummheit ohne Unterſchied des Standes!

Adam und Eva, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, waren die erſten Mitglieder des Schutzvereines, ſie kleideten ſich nur in inländiſche Fabrikate!

Man muß zugeben, daß bei dem damaligen Mangel an inländiſchen Fabriken dieſes Unternehmen nichts Anderes war, als reiner — nackter Patriotismus!

Das ſchöne Geſchlecht war aber auch mit Schuld an der erſten Ueberſchwemmung, denn „die Söhne der Rieſen und Großen," heißt es, „ſahen die Töchter der Menſchen, daß ſie ſchön ſind," und davon kam das Unheil; ja, die Großen lieben das Schöne — darin ſind ſie ja eben groß. Alſo, weil die Menſchentöchter ſchön und die Tichter ſchlecht waren, kam die erſte große Ueberſchwemmung! Die ſchönen Böhminnen ſind alſo ſelbſt an dieſer Ueberſchwemmung Schuld.

Bei der erſten großen Ueberſchwemmung rettete ſich nur Noa in einem Gebäude, das der Himmel ihn bauen hieß. Von dieſem Gebäude könnten alle unſere Hausherren lernen, wie man eigentlich bauen ſoll; denn da wurde angegeben: ein großes Fenſter, die Thüre in der Mitte, mit Kammern und drei Böden. Jetzt bauen unſere Hausherren lauter Fenſter, die Thüren nicht in der Mitte, keine Kammer und ja keinen Boden!

Man ſagt, unſere Häuſer ſind nicht auf Solidität gebaut, da thut man ihnen Unrecht, die neuen Häuſer ſind nur für ſolide Leute gebaut, denn ſie haben nur lauter Fenſter und Thüren und gar keine Wand, und in einem Hauſe, wo keine Wand iſt, kann man gar nichts anſtellen!

Die Hausherren bauen alle nur auf den Zins; da haben ſie Recht, daß ſie das während des Bauens thun, denn wenn die Leute einmal d'rin wohnen, können ſie auf den Zins nicht mehr bauen!

Noa nahm in die Arche von jeder Gattung ein Paar; ein „Männlein“ und ein „Fräulein“, kein Ehepaar, damit ſie während der Zeit keine Langeweile haben ſollen. Dann kam die Ueberſchwemmung und richtete große Verheerung an!

Da beſchloßen die Menſchen und die Thiere, in der Arche ein großes Concert zum Beſten der Verunglückten zu veranſtalten!

Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, werden vielleicht nicht wiſſen, was das iſt, ein

„Wohlthätigkeits-Concert“,

denn es iſt eine gar große Seltenheit. Ein Wohlthätigkeits-Concert iſt gewöhnlich ein Concert, bei dem der Unternehmer ſich denkt: „Bei dieſem Unglücke kann ich mir wohlthun; da hab' ich eine ſchlechte Dichtung, eine ſchlechte Compoſition, ein ſchlechtes Werk, auf eine andere Weiſe kann ich's nicht ins Publikum bringen, jetzt iſt das Publikum an Unglück gewöhnt, ſoll es das auch noch genießen! Ich werde nächſtens eine Akademie veranſtalten „zum Beſten des Publikums, welches durch Zum-Beſten-Akademien zum Beſten gehalten wird.“

Alſo in der Arche verſammelte ſich auch ein Kreis von Künſtlern und Dilettanten, um eine große Akademie zu veranſtalten. Noa arrangirte das Concert, und zwar ohne alle Nebenzwecke; Noa brauchte nichts, denn Noa hatte drei Schwiegertöchter, wer aber drei Schwiegertöchter bei ſich wohnen hat, der hat gewiß genug! Das Lokal der Arche Noa war gerade wie unſer Muſikvereinsſaal von Innen und von Außen voll Pech, und die Stöcke auch zum Hinaufklettern eingerichtet. Da die Arche nicht groß war und die Großmuth nicht zu weit gehen konnte, ſo wurden der Großmuth keine Schranken geſetzt. Von der Großmuth ſollte der Menſch lernen, daß alle Schranken überflüßig ſind; gerade wenn Einem keine Schranken geſetzt werden, hält er ſich von ſelbſt in den Schranken!

Die „Klapperſchlange" ſchrieb eine eigene Ouverture zu der romantiſchen Oper: „Klappern gehört zum Handwerk," ſie war im italieniſchen Style gehalten, denn die Mehrzahl des Publikums in der Arche konnte die deutſche Muſik nicht leiden!

Darauf kam das „Pferd", das deklamirte nicht, ſang nicht, tanzte nicht, las nicht vor, ſondern ſagte: „Ich bin ein Roß, ich thue gar nichts, ich brauche keinen Geiſt, zu mir braucht man keinen Geiſt, ich zieh'!" Das iſt die Pferdekraft! Das Pferd iſt einen Tag früher, als der Menſch erſchaffen worden; denn wenn der Menſch einen Tag früher, als das Pferd erſchaffen worden wäre, er hätte den einen Tag ohne Pferd gar nicht leben können!

Die Natur, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ſorgt für Alles voraus, deshalb hat ſie in unſerer Prater-Allee nichts wachſen laſſen, als Roßkaſtanien!

Das Roß muß da die Pfote hergeben, um die Kaſtanien aus dem Feuer zu holen; zu Pferd die Cour machen, das iſt eine wahre Roßcur!

In unſerem Prater, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, gibt es eine Fahr-Allee, eine Reit-Allee und eine Geh-Allee. Die Frau fährt, der Mann geht, der Anbeter reitet; denn die Frau denkt: Wenn ich meinen Mann gehen laſſe und meinen Adorateur aufſitzen laſſe, dann fahr' ich am beſten!

Es iſt ſonderbar, Apollo macht gar kein Glück, es kümmert ſich Niemand um ihn, und er iſt ja auch ein engliſcher Reiter, der Pegaſus iſt ja auch ein Reitpferd!

Allein der Pegaſus taugt nicht zur engliſchen Reiterei, denn der Pegaſus iſt nie zügellos!

Nun kam Nr. 3, eine Geſangspiece von einer „Nachtigall", es war ein Stück, das man jetzt noch von vielen Sängerinnen hört, nämlich Variationen über das Thema: „mi manca la voce." Sie ſang ſo ausgezeichnet, daß man die Worte zwar nicht verſtand, aber doch begriff. Sie werden ſich wundern, daß die Sängerin ein italieniſches Geſangsſtück vortrug, da in der Arche doch ein deutſches Publikum war; denn daß es Deutſche waren, iſt ſchon daraus erſichtlich, daß der Himmel erſt zu Allerletzt an ſie gedacht hat! Wer liebt aber mehr italieniſche Muſik, als ein deutſches Publikum?

Das deutſche Volk, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt ein urweltliches Volk, ein Urvolk; zum Beweis, daß es ein Urvolk iſt, weiß es niemals, wieviel es geſchlagen hat!

Nr. 4 ſpielte der Vogel „Strauß" einen Walzer, und da Alles paarweiſe da war, ſo blieb keine Tänzerin ſitzen! Es war aber „Strauß Vater", denn dazumal war man noch ſo in der Bildung zurück, daß der Sohn tanzen mußte, wie der Vater geigt!

Bei dieſer Gelegenheit ſpielte der „Strauß" zum erſten Male den Walzer:

„Die Schwimmer."

Man weiß wirklich von unſeren Tänzern gar nicht recht, ob ſie tanzen oder ſchwimmen; denn Manche tanzen ſo lang, bis ſie zu Grunde gehen, und gar Viele tanzen an ihrem Stricke!

Nr. 5 kam der „Elephant“, der bekanntlich ein ſtarkes Gedächtniß hat, und las über Mnemotechnik, oder die Kunſt, nichts zu vergeſſen. „Die Kunſt der Mnemotechnik,“ ſo ſprach der Elephant, „beſteht in der Kunſt, dasjenige zu behalten, was man einmal begriffen hat.“ Dazu, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, haben alle Menſchen Talent: Alles zu behalten, was ſie einmal begriffen haben! Dieſe Kunſt iſt aber jetzt ganz überflüßig; denn die Welt beſteht jetzt aus zweierlei Menſchen, aus Gläubigern und aus Schuldnern. Die Gläubiger haben ohnehin ein offenes Gedächtniß, die Gläubiger ſind die Vergißmeinnichte der Menſchheit, ganz blau angelaufen! Die Gläubiger brauchen alſo dieſe Kunſt nicht, und die Schuldner auch nicht, denn die haben ja das Talent von der Natur, Alles zu behalten!

Dieſe Kunſt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, beſteht darin, daß man bei hiſtoriſchen Daten, wo man das Jahrtauſend nicht verfehlen kann, die Tauſende wegwirft, und bei den Dingen, wo man das Jahrhundert nicht verwechſeln kann, die Hunderte wegwirft. Ich kann alſo dieſe Kunſt gar nie erlernen, denn ich habe gar nichts wegzuwerfen.

Darauf kam Nr. 6, „das Ameiſenthier“, als Naturforſcher und Hiſtoriograph, und hielt einen Vortrag über die griechiſchen Weiſen, und ob ſie im Klima des neunzehnten Jahrhunderts gedeihen. Er fand es ſonderbar, daß die Sokrateſſe ſich nicht fortpflanzten, die Xantippen aber auch im jetzigen Klima gerathen!

Wieland, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hat es für einen ſchönen Zug der Xantippe gehalten, daß ſie ſo weinte und lamentirte, als Sokrates durch den Giftbecher umkommen ſollte; ich finde das natürlich, ſie hielt das für einen Eingriff in ihre Rechte.

Der Vorträger ſuchte aus den Deviſen und Sprüchen der griechiſchen Weiſen zu beweiſen, daß ſie eigentlich gar keine Griechen, ſondern moderne Menſchen des neunzehnten Jahrhunderts waren!

Thales ſagte: „Kenne Dich ſelbſt!“ Das war ein Berliner, die kennen Niemand, als ſich ſelbſt!

Anaximander ſagte: „Nur Der iſt verſtändig, der mit Allem zufrieden iſt!“ Das war ein Galleriebewohner des Joſephſtädter Theaters, die ſind mit Allem zufrieden!

Diagoras ſagte: „Alles, was die Natur erfunden, geht von uns aus!“ Das war ein Böhme, was erfunden wird, geht von den Böhmen aus!

Lyſander ſagte: „Der Menſch muß ſeine Anlagen der Natur überlaſſen!“ Das war ein Badner, die überlaſſen alle ihre Anlagen der Natur!

Anaxagoras ſagte: „Alles muß ſich in Urſtoff kleiden!“ Das war ein Mitglied des Schutzvereines!

Kleobulus ſagte: „Auf den Himmel ſollte man bauen,“ das war ein Sieveringer, die wollen nur haben, man ſoll auf den Himmel bauen!

Chryſoſthomus ſagt: „Die Anmuth iſt eine Frucht der Unbefangenheit!" Das iſt ein jetziger Journaliſt, ſie ſind ſo anmuthig, weil ſie ſo unbefangen ſind.

Der Philoſoph Bias endlich, der war ein Jude, der ſagte nur zwei Worte: „Handle recht!"

Nun kam Nr. 7: der „Wolf" als Improviſator. Der konnte doch ſagen: Reim' dich, oder ich freß' dich!" Sie können ſich denken, daß bei einem ſo gemiſchten Publikum, wie es in der Arche Noa zugegen war, die Themata, die dem Improviſator gegeben wurden, mitunter ganz ſonderbar waren. Wir wollen einige anführen:

1.

Unterſuchung eines reiſenden Naturforſchers, warum man niemals auf ſeinen Reiſen in irgend einem Wirthshauſe einen Stiefelknecht findet, der Einem zum Fuß paßt.

2.

Wenn der Engel der Auferſtehung die Grätzer aufwecken wird, werden die Gratzer liegen bleiben, oder nicht, und umgekehrt?

3.

Betrachtungen über das Ueberhandnehmen der Philiſter, und wo iſt Samſons anderer halber Eſelskinnbacken hingekommen?

4.

Akademiſche Abhandlung, ob man das Meer austrocknen könnte, wenn man ihm den Alſerbach abſchneidet!

5.

Warum wachſen die Menſchen von unten hinauf und nicht von oben herunter?

6.

Betrachtungen bei einer Barbierſtube, bei der Anzeige: „Billige Blutegel!“

7.

Aufgeblaſene Anmaßung einer Flaſche Eſſig, die früher Tokayer war.

8.

Das Verdienſt, der Coupon und der Stammbaum; ein Wettrennen mit Hinderniſſen.

9.

Beweis, daß die Deutſchen den Shakeſpeare ſchlecht überſetzen, daraus gezogen, daß die Deutſchen ſtatt Shakeſpeare's: „Jeder Zoll ein König“ überſetzen: „Jeder König ein Zoll!“

10.

Hinterlaſſene Schriften eines alten Spürhundes, aufgefunden an der Taborbrücke auf'm Spitz!

11.

Und endlich das bekannte Thema: Gedanken des Holofernes, als er des Morgens früh aufſtand und bemerkte, daß er keinen Kopf mehr hatte.

Dieſes letzte Thema, ~~meine freundlichen Hörer und Hörerinnen~~, iſt ſchon vor vielen Monaten einem Improviſator 'aufgegeben worden, und in dieſen paar Monaten habe ich mich auf dieſe Improviſation vorbereitet.

Daß Leute in der Früh ohne Kopf aufſtehen, iſt gar nichts ſo Sonderbares, das Wunder dabei iſt, daß es Jemand merkt! Es iſt bekannt, daß man am beſten ſchläft, wenn man ſich ohne Kopf niederlegt, denn Leute mit Kopf wiſſen oft nicht, wo ſie ihr Haupt hinlegen ſollen.

In der Hochzeitnacht hat Judith dem Herrn Gemahl den Kopf abgeſchnitten; das iſt nichts Neues, darum iſt ja im menſchlichen Leben jede Ehe ein Haupt-Abſchnitt!

Holofernes ſtand auf, bemerkte, daß er keinen Kopf hat, und fühlte ſich recht vergnügt, denn er hatte zwar keinen Kopf mehr, aber auch keine Frau!

Als Holofernes in der Früh aufſtand, bemerkte er gar nicht, daß er keinen Kopf hatte, bis ſein Barbier kam. Er ſetzte ſich nieder, und als der Barbier fragte: „Wo haben Euer Gnaden Ihren Kopf?“ da erſt merkte Holofernes, daß er keinen Kopf hat, welches ihn nach und nach ſehr überraſchte! Allein er ſagte zum Barbier: „Machen Sie ſich nichts daraus; gerade die Leute, die keinen Kopf haben, die ſind am leichteſten zu barbieren!“.

In der Stadt Wien, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ſtehen jetzt ſehr wenige Leute in der Früh ohne Kopf auf, denn es ſtehen wenig Leute früh auf.

Als der Barbier wegging, brachte man dem Herrn Holofernes die Journale, er ſagte: „Gebt ſie her, zu dieſer Lectüre braucht man auch keinen Kopf!“ Darauf ſetzte er ſich an ſeinen Schreibtiſch, um ein großes Referat auszuarbeiten, auch dabei genirte es ihn nicht, daß er keinen Kopf mehr hatte; nur als der Bediente ihm die Meerſchaumpfeife brachte, und ſie anbrannte, da zum erſten Male fehlte ihm der Kopf zu dieſem tête-à-tête. Es iſt wirklich gut, daß das Tabakrauchen erfunden worden iſt, ſonſt wüßten viele Männer gar nicht, zu was ſie einen Kopf haben. Der Kopf der Raucher und der Meerſchaumkopf, ſie rauchen ſich Beide gegenſeitig braun; jetzt raucht man blos deshalb Cigarren, weil man an keinen Kopf erinnert ſein will.

Abends im Theater vermißte Holofernes auch ſeinen Kopf nur Einmal, als er die Hände über den Kopf zuſammenſchlagen wollte; als er ſich Abends niederlegte und man ihm angenehme Ruhe wünſchte, ſagte er: „Ueberflüßig; ich hab' ja ohnehin keinen Kopf!“

Nach dieſer Nummer kam Nr. 8: Noa als humoriſtiſcher Vorleſer. Er las als Beſchluß des Ganzen einige aphoriſtiſche Körnlein und jokoſe Fragen aus ſeinem Gedanken-Magazin:

1.

Ein gutes Gewiſſen ſchläft auch auf einem Kieſelſteine ſanft, darum errichtet Niemand eine Handlung mit Kieſelſteinen, ſie würden ihm alle auf dem Halſe bleiben.

2.

Warum iſt der Tod der beſte Doktor? — Weil er nur eine Viſite macht.

3.

Man braucht nur alle unſere alten und neuen Theater-Vorhänge zu ſehen, ſo weiß man ſchon, was man zu erwarten hat —: überall die alte Leier!

4.

Warum ſehen unſere Männer nicht darauf, daß die Frauen ſich mehr in der Küche beſchäftigen?

Weil ſie wiſſen, daß ſie zu viel koſten!

5.

Alles geht jetzt ſchnell und kurz. Auch die Liebe geht raſcher. Lea und Rachel haben ſieben Jahre belagert werden müſſen, bis ſie capitulirt haben. Jetzt ſind die Herzen weicher. Amor, der Herrſcher im Reiche der Liebe, iſt ein gütiger und milder Regent, er hat zum Glücke ſeiner Unterthanen die Capitulationszeit bedeutend abgekürzt.

6.

Was iſt der Unterſchied zwiſchen einem dramatiſchen Dichter und einem Doktor der Medicin?

Bei dem dramatiſchen Dichter kommt erſt das Skelet und dann die Behandlung, bei dem Doktor kommt erſt die Behandlung, dann das Skelet.

7.

Was iſt der Unterſchied zwiſchen Glauben und Unglauben?

Wer glaubt, der fürchtet ſich im Leben vor ſeinem Tode und im Sterben vor ſeinem Leben nicht; wer nicht glaubt, zittert im Leben vor ſeinem Tode, und im Sterben vor ſeinem Leben!

8.

Viel zu wenig geſchrieben und geſprochen wird von Kindern und über Kinder. Gegen ein Buch über Kinder-Erziehung erſcheinen zwölfe über Pferde-Dreſſur! Und die

Kinder ſind doch das Heiligſte im Leben. Ein jedes Kind iſt ein Pfandſchein für den Antheil, den der Menſch im Himmel empfängt! Und die Kinder ſind ſo leicht glücklich zu machen. Ein Kind braucht nichts, als Liebe, und das menſchliche Herz iſt ſo reich an Liebe! Es iſt Alles Eins, ob man dem Kinde Milch oder Waſſer reicht, wenn es nur mit Liebe gereicht wird; es iſt Alles Eins, ob man deutſch oder franzöſiſch mit ihm ſpricht, wenn nur die Zunge der Liebe mit ihm ſpricht. Einem Kinde eine Freude machen, iſt die reinſte Freude des Lebens, Kindern Schmerz machen, das Herbſte im Leben!

Der traurigſte, niederdrückendſte Anblick iſt ein trauriges Kind. Die Seele eines traurigen Menſchen hat zwei Flügel, die ſie emporheben: die Erinnerung der Vergangenheit und die Hoffnung der Zukunft, allein das Herzchen eines traurigen Kindes hat nichts, als die Gegenwart, wer dieſes Herzchen betrübt, reißt dem Schmetterlinge die Flügel aus und wirft die Raupe in den Staub.

9.

Warum gibt's in der Medicin Doktoren und Chirurgen, und im Jus nur Doktoren der Gerechtigkeit und keine Chirurgen der Gerechtigkeit?

Weil die Doktoren der Gerechtigkeit ſelbſt Alles beſorgen: Aderlaſſen und Schröpfen.

10.

Der menſchliche Geiſt, ſagt man, trägt am Ende immer den Sieg davon! Das iſt wahr! Der menſchliche

Geiſt im Leben und im Schachſpiele ſiegen am Ende immer, das heißt: in den letzten Zügen!

11.

Die Ehe iſt eine Komödie! Am meiſten wird das Stück aufgeführt: „Der häusliche Zwiſt“; es wird alle Tage zum letzten Male gegeben, und wird am andern Tage auf allgemeines Verlangen wiederholt. Aber wenn die Ehe ein Trauerſpiel iſt, oder ein Luſtſpiel, wer bekommt die Tantième für die Vorſtellung, der Mann oder die Frau?

Der Mann, denn bei der Frau ſind alle Vorſtellungen umſonſt!

12.

Warum hat man Liszt eine militäriſche Auszeichnung, einen Ehrenſäbel gegeben?

Weil er der größte Flügelmann unſerer Zeit iſt.

13.

Die ſatyriſchen Schriftſteller ſcheinen gegen das ſchöne Geſchlecht am meiſten erboßt: ſie nennen die Frauenzimmer eine Geißel; allein ſie ſind wie die frommen Braminen, die ihre Geißel küſſen, und keinen Augenblick ohne ihrer Geißel leben können.

14.

Warum nennt man die vier Strichelchen („“), mit welchen man im Schreiben eine andere Stelle anführt: „Gänſefüße“?

Weil man überzeugt ſein kann, daß, je dummer eine Gans, deſto ſicherer iſt man angeführt!

15.

Was iſt die Liebe? Der Wald kann's nicht ſagen, er wird entblättert; das Morgenroth kann's nicht ſagen, es verglüht; die Roſe kann's nicht ſagen, ſie verduftet; die Sterne können's nicht ſagen, ſie verbleichen; der Quell kann's nicht ſagen, er verſiegt; das Herz kann's nicht ſagen, es bricht; die Geliebte kann's nicht ſagen, ſie ſtirbt darüber, die Religion allein kann ſagen, was Liebe iſt, denn ſie iſt die Liebe, und ihre Gegenliebe ſchenkt ſie uns mit dem Reiche der Ewigkeit auf Tod und Leben nach dem Tode.

16.

Warum ſind die Witwen gewöhnlich hübſch dick?

Weil ſie ihren Gram ſtets nähren, und was man gut nährt, wird dick.

17.

Das Herz mancher Frauen iſt ein Rebus, ohne Orthographie, auf den Kopf geſtellt u. ſ. w., man gibt ſich lange Mühe, es aufzulöſen, und dann, wenn man's aufgelöst hat, ſieht man gewöhnlich, was es für eine Dummheit iſt!

18.

Alte Frauen werden von Nichts ſo aufgeregt, als davon, wenn junge Mädchen lieben, ſo wie der alte Wein im Faß zu gähren anfängt, wenn der junge Weinſtock zu blühen beginnt.

19.

Warum gehen die Aerzte und Advokaten immer ſchwarz?

Sie tragen Beide Trauer um die Leute, die ſie begraben haben!

20.

Unſere Converſation beſteht aus Folgendem: Einer erzählt eine Sache, die er weiß, einem Andern, der die Sache auch ſchon weiß; ein Dritter hört zu, der die Sache ſchon längſt weiß, und erzählt einem Vierten, von dem er weiß, daß er das Ding auch ſchon lang weiß, daß dort etwas erzählt wird, was die ganze Welt weiß. Man ſieht alſo, daß in unſerer Converſation nichts betrieben wird, als reine Wiſſenſchaft.

21.

Wer von dem Himmel nur die Erde verlangt, für den hat die Erde keinen Himmel; wer unter den Menſchen nur einen Engel ſucht, der findet kaum einen Menſchen; wer aber unter Menſchen nur Menſchen ſucht, der findet gewiß ſeinen Engel!

22.

Wenn die Welt zu Grunde gehen wird, wohin wird die Spitze des Stephansthurmes fallen?

In die Grund'ſche Buchhandlung, da iſt ſchon einmal ein „Adler“ mit ſeinem Kreuze zu Grunde gegangen!

23.

Ehen werden im Himmel geſchloſſen; die Sonne und der Mond waren das erſte Ehepaar daſelbſt. Der Mond iſt wie jeder Ehemann: wenn er ſich von ſeiner Frau entfernt, nimmt er zu, wie er ſeiner Frau wieder nahe kommt, nimmt er ab!

24.

Warum darf man auf unſerer Börſe den Hut auf dem Kopfe behalten?

Weil es ſehr ungeſund iſt, mit bloßem Kopfe zu gehen, für Leute, die dem Schwindel unterworfen ſind!

25.

Die Wettergläſer und die Induſtriepapiere haben beſtändig ein Fallen und Steigen, mit dem Unterſchiede: wenn die Wettergläſer ſteigen, kommt vorher der Wind, wenn die Papiere ſteigen, kommt nachher der Wind.

26.

Warum verlieren die Frauen den Namen, wenn ſie heirathen?

Weil ſie ſonſt nichts dabei zu verlieren haben!

27.

Woher ſchreibt ſich der Gebrauch bei dem deutſchen Theater: vor dem Anfange dreimal zu läuten?

Das geſchieht zum Beſten des Publikums, das an die Eiſenbahnen gewohnt iſt, wenn's das dritte Mal läutet, iſt Zeit zum Abfahren.

28.

Wenn man zu der erſten Vorſtellung einer elenden Volksposſe kommt, wo die Leute nicht hineinkönnen, da kann man am beſten bemerken, wie die Leute zurückgehen. –

29.

Warum werden alle unſere Plätze noch immer mit Kaufmannsbuden bedeckt?

Weil man jetzt froh ſein muß, wenn die Kaufleute auf dem Platze bleiben.

30.

Warum geht es mit der Erweiterung der Stadt Wien ſo ſchwer?

Weil man von keiner Seite herausrücken will.

31.

Was iſt der Unterſchied zwiſchen einem Männer-Geſangsverein und einem Frauen-Geſangsverein?

Die Männer kommen zuſammen, um ſich auszuſchreien, die Frauen aber, um ſich einzuſchreien!

32.

Warum iſt bei einem Frauenverein kein Baß?

Weil der Baß der Grund aller Harmonie iſt, die Frauen ſchreien aber auch ohne Grund!

33.

Man nennt die Advokaten Diener der Gerechtigkeit; da ſieht man das wahre Sprichwort: „Man hat keinen ärgern Feind, als ſeine Diener!“

34.

Warum hat's am erſten Mai geregnet?

Weil der Himmel den Leuten die Köpfe recht waſchen will, daß ſie das ein Mai-Feſt nennen, wenn man Menſchen wie Thiere wettrennen läßt, bis ihnen das Blut zu Mund und Naſe herausſtrömt.

35.

Warum hat noch Niemand, der eine Reiſe um die Welt machte, ſeine Frau mitgenommen?

Weil die Menſchen ſagen: „Ich mit meiner Frau reiſen? Nicht um die Welt!“

36.

Man frühſtücke die Verſprechung eines Vornehmen, ſpeiſe Mittags die Gründlichkeit eines franzöſiſchen Sprachmeiſters, und ſoupire Abends den Geiſt eines Kalligraphen, und man kann verſichert ſein, daß man mit leerem Magen zu Bette geht.

Wenn dieſe meine heutige Vorleſung bedeutenden Mangel an Witz haben ſollte, ſo iſt auch die Ueberſchwemmung Schuld, ſie hat alle Witze weggeſchwemmt: Brano-witz, Lobo-witz, Waſſo-witz u. ſ. w.

Eine Ungarſage.

Ein jeglich Volk, ein jeglich Land
Hat ſeine Märchen, ſeine Sagen,
Die gleich wie Volkstracht und Gewand
Den Volks-Charakter an ſich tragen.
Oft hüllt die göttlichſte Moral
Sich tief in ſolches Volksgewebe,
Und geht durch Wald und Berg und Thal,
Daß es im Mund des Volkes lebe.
Die Sagen ſind vom Segen, Fluch
Die Kundengeber ſtets geweſen,
Die Sagen ſind der Völker Buch,
In dem ſie Recht und Weisheit leſen.

Im Lande, wo den Feuerſaft
Am Rebenſtock die Strahlen kochen,
Im Lande, wo aus Erdenſaft
Die gold'nen Quellen losgebrochen,
Wo dichte Halme wie zur Schlacht
Gedrängt im gold'nen Harniſch ſtehen,
Wo durch der Wälder Schauernacht
Gedanken wie die Träumer gehen;
Im Land, wo aus den Augen ſpringt
Ein weltgeſchichtlich Schweigen,
Im Lande, wo die Wehmuth ſingt
Aus Liedern und aus Geigen,

Dort geht die Sage durch das Land,
Von der wir heute zu Euch ſprechen,
Sie heißt: Wer ſeine Frevelhand
Hat ausgeſtrecket zum Verbrechen,
Wer mordet, wer zum Meuchelmord
Bereit als Helfer ſich läßt finden,
Der übernimmt vor Gott einſt dort
Von dem Gemordeten die Sünden,
Dieweil er ihn getödtet hat,
Bevor die Sünden er bereute,
D'rum büße er an ſeiner ſtatt
Für ihn ſie auch auf jener Seite! —
Die Sage geht von Mund zu Mund,
Erzählet Einer ſie dem Andern,
Man hört ſie bis zur jetz'gen Stund'
Durch Hütten und durch Schlöſſer wandern.

In einem Schloß, das ſchroff und wild
Hängt auf dem Rückgrath der Karpathen,
Dort lebt ein Greis, ein traurig Bild
Vergang'ner Kraft, vergang'ner Thaten;
Ein Edelherr, mit ſeinem Kind,
Lebt einſam er auf ſeinem Schloſſe,
Ein Diener, dem ſchon grau die Haar' auch ſind,
Iſt in dem Schloß der einzige Genoſſe.
Dies Kind, ſein Erbe ganz allein,
Er zieht es auf mit Müh'n und Sorgen,
Bewacht's wie ſeiner Augen Schein
Von Abend ſpät bis an den Morgen.
Doch ein Verwandter ferne her,
Nach Beider Leben frevelnd ſtrebte,
Denn Erbe dieſes Gut's wär' er,
Wenn Edelherr und Kind nicht lebte.

Und der Gedanke kam ſtets ihn wieder an,
Sie Beide aus dem Weg zu ſchaffen,
An dem Gedanken Tag und Nacht er ſpann,
Kann ſeiner ſich nicht mehr entraffen!
Es hüte der Menſch ſich vor Allem allein,
Mit böſen Gedanken zu ſpielen, zu dreh'n.
Erſt klopft an der Thür' der Gedanke ganz fein,
Läßt leiſe und ſchüchtern beſcheiden ſich ſeh'n,
Und hörſt Du ſein Klopfen und rufſt Du herein,
Dann iſt es um Dich auch ſchon leider geſcheh'n,
Er nahet ſich ſachte und bückt ſich ganz klein,
Und bleibt an der Thüre beſcheidentlich ſteh'n.
Und läd'ſt Du zum Platznehmen höflich ihn ein,
Dann biſt Du ſein eigen von Kopf bis zu Zeh'n.
Dann läßt er ſich nieder, in Trug und in Schein,
Beſchwatzt und bethöret ſchnell Deine Idee'n!
D'rum hüte der Menſch vor Allem ſich ſehr,
Zu ſpielen blos mit den böſen Gedanken,
Er kommt wie ein Gaſt zum Beſuch erſt einher,
Doch ſpäter will nimmer er weichen und wanken,
Er ſchleicht wie ein Schatten rings um Dich her,
Schnell aber bekommt er Fleiſch und Blut und ſpitzige Branken,
Erſt fliegt er Dich an wie ein Lüftchen vom Meer,
Dann ſetzt er ſich feſt Dir in Bruſt und in Flanken,
Und biſt Du erſt mit dem Gedanken vertraut,
Und haſt ihm erſt lange in's Auge geſchaut,
Und hat er ſich in Dir an erſt gebaut,
Und macht er ſich in Dir erſt heimiſch und laut,
Und hat er Dich gezogen erſt zu Zwieſprach' und Rath,
Und wandelſt Du erſt mit ihm den ſchlüpfrigen Pfad,
Dann ſchießt ſie empor auch die hölliſche Saat,
Und Du belebſt den Gedanken zur hölliſchen That! —

So der Verwandte auch ſann und ſann,
Wie er die Erbſchaft könnte erringen,
Und vom Gedanken ging bald er dann
Auch über zur That und zum Vollbringen.
Zwei Mörder nah' im tiefen Wald
Verſucht als Mörder er zu miethen,
Die ihm auch willig allſobald
Die Hand zur ſchnöden Unthat bieten.
Und ſie begannen in der nächſten Nacht
Das Felsſchloß kühnlich zu erſteigen,
Sie hüllen ſich in dunkle Tracht
Und lauſchen unter dichten Zweigen,
Bis Finſterniß das Schloß umgab,
Das einſam, menſchenleer, entlegen.
Es herrſchte Stille wie im Grab,
Kein Laut kam ringsum dem Paar entgegen,
Und wie Verbrecher zaghaft leiſ'
Erklimmen ſie die ſteilen Klippen,
Von Goldgier und von Mordſucht heiß,
Mit Sünderworten auf den Lippen,
Den Edelherrn und auch ſein Kind
Beſchloßen ſie im Schlaf zu tödten,
So ſchleichen ſie durch Baumgewind,
Des Schloſſes Vorhof ſie betreten,
Sie lauſchen mit geſpanntem Ohr,
Noch hört man keinen Laut erſchallen,
Sie zieh'n durch Portal und Corridor,
Durch gewölbte Ritterhallen,
Gelangen dann in ein Gemach,
Das an des Schloßherrn Schlafſaal gränzet,
Noch ſind Kind und Vater wach,
Ein Lichtſchein durch den Thürſpalt glänzet,

Die Mörder harren leiſe dann
Und wagen nicht ein Wort zu tauſchen,
Sie halten ihren Athem an,
Um an dem Thürſpalt ſtill zu lauſchen,
Und hören, wie der Edelmann
Am Bett des Kindes mit Behagen
Dem Kind erzählt vom Wurzelmann
Geſchichten, Fabeln, Märchen, Sagen:
„Mein Kind, noch eine Sage geht,
Wenn Jemand einen Mord begangen,
Und einſt vor Gottes Richtſtuhl ſteht,
Sein Urtheil zitternd zu empfangen,
Er nicht des Mordes nur allein
Wird angeklaget und beſchuldet,
Die Sünden auch ſind alle ſein,
Die der Ermordete verſchuldet.“
Da endlich ſchläft der Knabe ein,
Und auch der Greis entſchläft in Frieden,
Da ſchleicht das Mörderpaar herein,
Zur Mordthat freventlich entſchieden.
Ein jeder ſoll der Opfer eins
Mit Spitz und Stahl zur Grube ſchicken,
Die Gluth des Mord's, die Gluth des Wein's
Sieht man aus ihren Augen blicken,
Sie ſchleichen mit dem Dolch herbei,
Und Beide zu dem Bett vom Kinde,
Das Kind nur morden wollen alle zwei,
Dieweil das Kind iſt frei von Sünde!
Sie ſtehen ſtarr, ſie ſchau'n ſich an,
Es blitzt der Stahl in ihren Händen,
Ein jeder will, der andere Mann
Soll an dem Greis den Mord vollenden.

Es blitzt ihr Aug', es kocht ihr Blut,
Sie knirſchen leiſe mit den Zähnen,
Und mit einand in blinder Wuth
Sind bald im Streite die Hyänen,
Vergeſſen Zweck und Ort und Zeit
In ihrem wild entmenſchten Grimme,
Erheben in dem wilden Streit
Ganz laut die wutherfüllte Stimme!
Darob der Edelherr erwacht,
Er greift zu den Piſtolen leiſe,
Die er zur Seit' hat jede Nacht,
Und feuert ſie nach jenem Kreiſe.
Die Mörder, die im Kampfe faſt,
Woher die Kugel kommt, nicht wiſſen,
Sie ſtürzen fort in wilder Haſt,
Gejagt von Schrecken und Gewiſſen.
Der Greis erhebt ſich, machet Licht,
Eilt hin zu ſeinem Kind voll Sorgen,
Dasſelbe liegt mit holdem Angeſicht,
Ein Traum von einem Frühlingsmorgen,
Sein roſig Mündchen lächelt mild,
Um ſeine Lippen ſpielen Träume,
Nicht ſah's die Wolke, todgefüllt,
Es ſah im Traum nur Weihnachtsbäume.
Der Vater an des Kindes Bette kniet,
Die Hände zum Gebet gefaltet:
Die Gottesgnad', die ewig blüht,
Sie hat auch ſichtlich hier gewaltet,
Durch Sagen, die im Volk ſeit dunkler Zeit beſteh'n,
Die Niemand verfaßt hat und Niemand erfunden,
An Wiegen geſungen von Elfen und Fee'n,
Erzählt und geſungen in dämm'rigen Stunden,

Die Sagen, die durch Völker und Zeiten durchgeh'n,
Von Ahnen den Enkeln zu Kränzen gewunden,
Die Sagen des Volkes, wer machte ſie, wer?
Wo ſind ſie geboren, wo kommen ſie her? —
Die Sagen des Volks ſind geboren zur Stund',
Als ſelbſten die Völker ein Kind noch geweſen,
Da ſtand ihre Wiege am ſonnigen Grund,
Und Märchen erzählten gar luſtige Weſen,
Da ſang auch dem Volk manch geiſtiger Mund,
Der Wald hat die Märchen vom Blatt ihm geleſen,
Der Wald und die Quelle, der Mondſchein, die Nacht,
Die haben dem Volk ſeine Sagen gemacht!
Der Wald und die Quelle, der Mondſchein, die Nacht
Sind Sagenverfert'ger, ſind Märchenverfaſſer!
Wer Berge beſchwört und in Wäldern durchwacht,
Wer Sterne ſtudirt und horcht auf die Waſſer,
Wer weint mit den Wolken und mit dem Wiederhall lacht,
Iſt Dichter des Volkes, iſt Sagenverfaſſer,
D'rum liegt in der Sage ein Vielliebchen d'rin,
Aus Volk und Natur ein geläuterter Sinn!

Lebende Bilder aus meiner Selbſt-Biographie.

„Ein Dichter muß geboren werden!“ Wer muß denn nicht geboren werden? Nicht nur geboren überhaupt, ſondern zu etwas geboren? Der Schuſter muß geboren werden, zum Schuſter nämlich! Aber der Menſch bringt bei ſeiner Geburt kein Merkmal mit, ob er zum Dichter oder zum Schuſter geboren worden iſt, und Mancher, der zum Schuſter geboren worden iſt, wird zum Dichter erzogen und vice versa!

Geboren werden iſt noch nicht beſtimmt werden; man wird nur von einem Weſen geboren, aber von verſchiedenen beſtimmt! Zuerſt wird der Menſch vom Schickſal beſtimmt, dann wird der Menſch von den Aeltern beſtimmt, dann wird er von ſeiner Erziehung beſtimmt, dann wird er von den Verhältniſſen beſtimmt, dann wird er vom Zufall beſtimmt, nur ſelten, nur äußerſt ſelten wird der Menſch von ſeiner Beſtimmung beſtimmt, faſt niemals von ſeinem innern, angebornen Genius!

Ich wurde vom Schickſal zum Juden beſtimmt, von meinen Aeltern zum Handelsmann, von meiner Erziehung zum Dorfrabbiner, von den Verhältniſſen zum armen Teufel, von dem Zufall zu ſeinem Fangball, und trotz dieſen Beſtimmungen bin ich jetzt ſo ein ehrlicher und aufrichtiger

Chriſt, wie nur ein ehrlicher und aufrichtiger Chriſt ſein kann; Eigenthümer eines mittelloſen Intendanzrath-Titels, bürgerlich-befugter Redacteur der Stadt Wien und aller umliegenden Ortſchaften, lebenslänglicher Prätendent des Titels „deutſcher Humoriſt“, geiſtreicher Schriftſteller von Gnaden einiger befreundeter Blätter, Hof- und Leibvorleſer verſchiedener Wohlthätigkeits-Anſtalten, populärer Volks-Charakter ohne gefährliche Folgen, Beſitzer vieler Anhänger, die mir nichts ins Knopfloch hängen können, Inhaber eines ſteuerfreien Renommée's mit dem dazugehörigen Gottesacker und Ernten im weiten Feld, Anführer von einigen tauſend lebensaſſekurirten Pränumeranten, die für mich ins Waſſer des „Humoriſten“ gehen, Ordens-Mitglied mehrerer Kapitel aus dem Buche der Leiden der wahrheitsliebenden Familie, ungelehrtes Mitglied mehrerer gelehrten Geſellſchaftsſpiele, redlicher Patriot ohne Aushängſchild und freiheitsliebender Menſch ohne politiſche Lieder mit meſſingenen Schrauben, Lohnkutſcher-Adjunct des deutſchen, im Kothe ſteckenden Thespiskarren, vulgo Recenſent; hinterlaſſener Wittiber der nach langen Leiden an der Federlähmung verſtorbenen Bezirkskritik, luſtiger Ritter mehrerer traurigen, umherirrenden Wahrheiten u. ſ. w. u. ſ. w.

Und wer hat das Alles aus mir gemacht? Etwa mein Genie? Mein Glück? Meine Protection? O nein, Niemand, als das deutſche Klima und meine robuſte Roßnatur!

Meine Wiege zwar ſtand nicht im deutſchen Klima! Ich glaube, da, wo ich geboren wurde, iſt gar kein Klima, da war kein Klima, keine Luft, keine Witterung, da war blos Ausdünſtung!

Ich zweifle, daß die Grazien an meiner Wiege gelächelt haben, ich glaube überhaupt nicht, daß die Grazien lächeln, wenn ſie eine Wiege ſehen! So ein großer Kinderfreund ich auch bin, ſo muß ich doch geſtehen, daß ein Wiegenkind ſammt lebender und lebloſer Zubehör kein Gegenſtand für ein Grazienlächeln iſt!

Meine Wiege ſtand in einem ungariſchen Dorfe, unweit der Comitatsſtadt Stuhlweißenburg, Latein: Alba regia, ungariſch: Székes-Féjervar; da ſtand ehemals das römiſche „Floriana“, da fand Szwatopluk ſein Ende, auf dieſem Sumpfgebiete lagerte Arpad mit ſeinen bärtigen Helden; in der verfallenen Krönungskirche ſetzten ſich die ungariſchen Könige die Krone auf, und in den Grüften allda ruhten Stephanus, Colomanus, Mathias Corvinus u. A. m.!

Das war einſt! Zu meiner Zeit zeichnete ſich dieſe Stadt nur dadurch aus, daß ſie viel Corduan fabricirte und kein Jude über Nacht in ihr bleiben durfte. In der Nähe dieſer einſt ſo merkwürdigen Stadt liegt das Dorf „Lovas-Berény“, und in dieſem Dorfe ſtand meine Wiege. Lovas-Berény und ſeine Situation bietet gar nichts dar, um die Kindheit eines Dichters romantiſch auszuſchmücken. Da gab's keine „dunklen Wälder mit auf- und abwandelnden tiefen Gedanken, zwiſchen denen der Knabe ſein Gemüth nährte und umdüſterte“, da gab es keine „Schluchten und wunderſam geformte Felſenmaſſen, an denen die Phantaſie des Kindes groß und wild wurde,“ da gab es keinen „langgeſtreckten See, der Morgens die tiefblauen Augen aufſchlug, und das Kind anſah und ihm zuflüſterte aus den ſagenvollen Wogen u. ſ. w.“, nichts von Allem dem, in einer ſumpfigen Ebene, von keiner lebendigen Parthie unterbrochen oder ſchattirt, liegt dieſer Ort wie ein Eierfladen auf flacher Schüſſel. Und dieſer Ort mit ſeinen Lehmhütten und ſeinen ſtrohgedeckten Bauernfutteralen hatte dennoch ſein abgeſondertes Ghetto an dem einen Ende und ſein Zigeunerdörfchen am andern Ende. Die einzige Zierde dieſes Dorfes war ein ſehr ſchönes Schloß mit einem ſchönen, ausgedehnten Park, von der einen Seite umgeben mit einem tiefen Graben und von der andern Seite mit einem ſchweren, eiſernen Gitter. Ich erinnere mich kaum, das Innere dieſes Gartens je betreten zu haben, die Herrſchaft war höchſt ſelten gegenwärtig, und die Domeſtiken-Wirthſchaft beſtand, ſo viel ich mich erinnere, aus einer Schließerin, Caſtellanin, Gärtner u. ſ. w. Nur Einmal wagte ich mich, ich weiß nicht, ob durch den Graben oder über's Gitter, oder durch das offenſtehende Thor mit kindiſcher Neugier, in den Garten, und ſtaunte die Lauben, die Statuen, die Bosquets u. ſ. w. an, da kam ein Gartenhüther mit einer dicken Peitſche und hieb unbarmherzig auf mich los, das Blut ſtrömte über mein Antlitz, aber er verfolgte mich mit Hieben bis an die Thüre und unterbrach ſeine Amtsführung durch nichts, als durch den Ausruf: „Eredj te zsido! Eredj Pokolba!“ Das waren die erſten Spaziergänge eines Lovas-Berényer Poeten!

Ich muß bei meinem Großvater wieder anfangen, und damit verbindet ſich ſonderbarer Weiſe der Name: Kaiſer Joſeph.

Den Namen Saphir hat mein Großvater angenommen, als auf Befehl Kaiſer Joſephs die Israeliten Familiennamen annehmen mußten. Mein Großvater hieß Israel Isreel. Als die Verordnung der Familiennamen ins Werk geſetzt wurde, berief ihn zu dieſem Behufe der dazumalige Stuhlrichter, dem dieſes Geſchäft oblag, zu ſich und fragte ihn, wie er heißen wolle; mein Großvater wußte es Anfangs ſelbſt nicht, doch da er einen Siegelring als Erbſtück an ſeinem Zeigfinger trug, in welchem ein Saphir ſaß, ſo ſagte der Stuhlrichter: „Heißen Sie ſich Saphir!“ und ſo geſchah es.

Allein noch in intereſſanterer Beziehung verknüpft ſich das Andenken an meinen Großvater bei mir mit dem an Kaiſer Joſeph. Wenn ich auch in Einzelnheiten vielleicht nicht mehr ganz im Klaren bin, ſo kann ich doch für den weſentlichen Kern deſſen, was ich eben erzähle, bürgen, und es iſt mir im Gedächtniß treu aus den Erzählungen meines Großvaters verblieben.

Er war ein großer, ſtattlicher, anſehengebietender Mann. Noch ſteht er im Geiſte vor mir, ſchneeweißes Haar und ſchneeiger Bart gaben ihm ein ehrwürdiges, eine edle Naſe und zwei feurige, blitzende Augen gaben ihm ein patriarchaliſches Anſehen. Er trug einen großen, dreikrämpigen Hut und einen großen Stock mit ſilbernem Knopf, ſo daß er einem früheren franzöſiſchen Maire nicht ganz unähnlich war. Er lebte früher in Cſór, einem ganz kleinen Orte, wenn ich nicht irre, ebenfalls jenſeits Stuhlweißenburg. Er lebte wie die Iſraeliten-Lilien jener Zeit alle lebten, die nicht ſäeten, nicht ſpannen, und die der liebe Gott Mercur doch nährte.

Er war reich, ſehr reich, Urſache genug, daß ihn die Bauern ſeines Ortes haßten, denn heute kam Ferenz und hatte kein Geld, und ließ ſich von ihm Geld auf ſeine nächſte Weinfechſung geben; morgen kam Joſi, und ließ ſich von ihm Geld auf ſeine nächſte Schafwolle geben; übermorgen kam Miska, und ließ ſich von ihm Geld auf ſeine nächſte Kornernte geben u. ſ. w.

Wenn aber die Zeit kam, wo der Wein gekeltert, die Wolle geſchoren und das Korn eingeführt ward, da wollten Ferenz und Joſi und Miska kein Geld bezahlen, aber auch keinen Wein und keine Wolle und kein Korn an den „Zſido“ geben, ſondern dasſelbe an Andere für bares Geld verkaufen, und da wurde der „Zſido“ geflucht und beſchimpft und verläſtert! Und ſo kam's, daß in einer ſchönen Nacht das Haus meines Großvaters brannte, und Niemand löſchte und Niemand durfte löſchen! Und Ferenz und Joſi und Miska glaubten, das „Schuldenbuch des Zſido“ wäre auch verbrannt, es war es aber nicht.

Mein Großvater baute das Haus am Cſórer Bache wieder auf, und ſieh' da, es brannte wieder, zufällig, ganz zufällig, und Alle, die löſchen ſollten, lachten, zufällig, ganz zufällig, und meine Großmutter nahm ihre zwei Kinder auf den Rücken, und mein Großvater nahm etwas

Solideres, nämlich einen großen Sack voll Ducaten und Edelſteine, und warf ihn heimlich in einen tiefen, verfallenen Brunnen, der in ſeinem Garten war, und ſie ließen Haus und Hof brennen, — und ſie bekamen in ganz Cſór kein Obdach, und ſie wanderten in finſterer Nacht, nur ſchwach von der Helle ihres brennenden Häuschens beleuchtet, ſie wanderten die Nacht durch, abgebrannt, mit zwei kleinen Kindern, und ſie wanderten bis Stuhlweißenburg, und ſie pochten ans Thor, und jammerten, und die Kinder winſelten, und ſie erhielten zur Antwort: „Ein „Zſido“ darf in der Nacht nicht in dieſer königlichen Freiſtadt ſein!“

Da ließ mein Großvater ſein Weib und ſeine Kinder in dem Hauſe eines Fiſchers vor der Stadt, bei dem er ſtets Fiſche kaufte, und ſagte zu ihr: „Ich geh’ gen Wien.“ Sie fragte: „Zu wem willſt Du da gehen in Wien?“ Und er ſagte: „Ich weiß ſchon, zu wem ich werde gehen — ich werde gehen zu Kaiſer Joſeph!“

Und er ging nach Wien, und er kam bis zum Kaiſer Joſeph. Die Perſönlichkeit meines Großvaters war gewinnend und impoſant, ſein Weſen gerade und offen, und er mußte ſich doch Verdienſte erworben haben, denn Kaiſer Joſeph kannte ihn. Er hatte wohl bei Rekrutirungen, bei Militärſpitälern, bei Regulirung der ſogenannten Toleranzgelder (er war Steuereinnehmer im Comitate) ſich Verdienſte geſammelt, ich weiß es nicht mehr ſo genau, aber es genügt, daß er zurückkam, und vom Kaiſer Joſeph die dazumal kaum glaubliche gnädige Auszeichnung bekam, ſich in der königlichen Freiſtadt anſäßig zu machen.

Mein Großvater kehrte mit dieſem Gnadenbrieſe Kaiſer Joſephs zurück; allein jetzt, wo es ihm freiſtand, da zu wohnen, ſagte er: „Ich will nicht da wohnen,“ und er zog nach Lovas-Berény, nachdem er in einer günſtigen Nacht ſeine Ducaten holte, und in Lovak-Berény ein neues Haus zu gründen begann. Wo aber das denkwürdige Document Kaiſer Joſephs hinkam, wiſſen wir nicht. Mein ſeliger Vater gab ſich Mühe, es zu ergründen, ich ſelbſt fragte ſchon beim Comitate nach; vielleicht iſt's damals beſeitigt worden.

Dieſe kleine wahrhafte Epiſode aus jenen Zeiten — es mag wohl ſechzig bis ſiebzig Jahre ſein — mag den Geiſt ſchildern, der dazumal über den Sümpfen von Belentze und Sárrét und am Fluſſe Cſurgó ſchwebte! Ein lichterer Himmel lacht jetzt über jener Gegend, ein milderes Geſchlecht blüht auf jenen Fluren, eine geiſtigere, humanere, edlere Geſinnung lebt jetzt in den biedern Bewohnern jener ehemaligen Krönungsſtadt, und der Segen des vorwärts gehenden Zeitgeiſtes hat ſeine Hand auch über jenen Landſtrich ausgedehnt!

Das Kind und das Gebet.

Die Welt der Kinder auch hat ihre Weltgeſchichte,
Die Welt der Kinder auch iſt inhaltsreich,
Doch man verewigt nur die Thaten, die Gerichte,
Die roth von Blut und von Entſetzen bleich!
Die Weltgeſchichte, dieſe fortgeerbte Lüge
Aus Zeitungsblättern, Irrthum und Partei,
Verzeichnet Niederlagen nur, Triumph und Siege,
Des menſchlichen Geſchlechtes Raub und Meuterei;
Der wilden Triebe Streit, der Leidenſchaft Parteiung,
Der Völker und Nationen ewig blinde Wuth,
Der Secten Haß, des Lehrgebiets Entzweiung,
Den alten Sauerteig, der nie im Herzen ruht;
Die Weltgeſchichte iſt nur ewig Wiederholung
Von dem, was ewig war und ewig wiederkehrt,
Vom Krieg, der nie kommt zur Verkohlung,
Vom Frieden, der ſich hung'rig ſelbſt verzehrt,
Von großen Völkern, die die kleineren geſchlachtet,
Von kleinen Menſchen, die den Großen weh' gethan,
Von großen Thaten, die man klein nur hat geachtet,
Von kleinen Thaten, die man rieſengroß ſchrieb an.
Vom erſten Sündenfall, vom erſten Brudermorde,
Bis zu der letzten blutigen Rebellenſchar,
Reicht die Geſchicht' der Menſchen, dieſer Denkerhorde,
Dem Herzen Wermuth nur und Salz und Thränen dar!
Wie herrlich, wunderlieblich aber wär's zu leſen,
Wenn man die Weltgeſchichte auch der Kinder ſchrieb,
Wenn man verzeichnet hätte, wie in dieſen zarten Weſen
Sich bildet und entfaltet: Meinung, Wille, Trieb.

Fürwahr, die Kinder ſind des Zeitgeiſt's Morgen,
Die Kinder bringen nur den Tag der Zeit allein!
In jedem Kind liegt eine Nachwelt oft verborgen,
Und jedes Kind ſchließt eine ganze Zukunft ein.
Am gold'nen Rand des Menſchenlebensbechers
Wand Gott, in ſeiner hohen Gnade vollem Glanz,
Für Trinkerluſt und heißen Durſt des Zechers,
Der Kinderjahre holden Blumenkranz;
Wenn man den Kelch geleert hat bis zur Hefe,
Des Alters Wermuth findet dann als Bodenſatz,
Dann findet in dem Silberhaar der Schläfe
Der Blumenkranz der Kindheit ſeinen Platz.
Wenn man der Kindheit denkt, dann ſtellen als Spaliere
Erinnerungen in uns auf die gold'nen Reih'n;
Ein Heer von Geiſtern klopft an die Gedächtnißthüre,
Man horcht, man traut dem Ohre kaum, man ruft: herein!
Da geh'n geheime Thüren auf im Herzen wieder,
Von allen Seiten zieh'n die luſt'gen Gäſte her,
Es kommen Ammenmärchen, Kinderlieder,
Das Chriſtkind kommt, an güld'nen Nüſſen ſchwer,
Es kommt der Mutter Stimm', das Rufen der Geſchwiſter,
Das Kleidchen kommt von dem Geburtstag auch,
Es kommt vom Schlittſchuhlauf das Eisgekniſter,
Es kommt mit Meth und Kranz der holde Firmelbrauch,
Es kommt die erſte Uhr, die erſte Halskoralle,
Von Aelternhand, von Pathe oder Freund,
Es kommen auch die dicken, hellen Thränchen alle,
Für winzig Weh' ſo bitterlich geweint;
Es kommen die Erinnerungen aller Arten
Und tapezieren alle Herzenswände aus,
Es wird das Winterherz zu einem Frühlingsgarten,
Der dürre Krückenſtock, er wird zum Blumenſtrauß!

Wer nicht der Kindheit denkt in Freuden und in Schmerzen,
Wer nicht die Kinder liebt, wie traurig auch ſein Loos,
Wer nie ein kindlich Herz gehabt für Kinderherzen,
Wer nie ein Kind gewiegt auf ſeinem Schooß,
Wer nie ein Kind in Sorgen hat erzogen,
Wer für ein Kind ſich's nie vom Munde abgeſpart,
Wer nie mit Luſt am Kinderwägelchen gezogen,
Wer nie ein Kind vor Luft und Sturme hat verwahrt,
Wer einem Kinde nie gelehrt hat Schreiben, Leſen,
Wer einem Kinde nie war Lehrer, Leiter, Freund,
Wem nie ein Kind war krank, wem nie ein Kind geneſen,
Wer nie am Hals des Kinderarzt's geweint,
Wer nie ein Kind geführt zum Traualtare,
Wer nie im Kinde fand ein vielgeliebt Geſicht,
Wer nie ein Kind gelegt hat in die Bahre,
Der kennt das Süß' und Bittere des Lebens nicht!

D'rum will von einer Mutter ich Euch jetzt erzählen,
Von einer Mutter, die ein einzig Kind beſitzt,
Ein Mädchen, dem zum achten Jahr' nur wenig Monde fehlen,
Ein Kind, deſſ' Wange blüht, deſſ' blaues Aeuglein blitzt,
Es iſt das Kind vom Herzen und Gemüthe
Ein unvergleichlich holdes Engelsbild,
Gehorſam, wißbegierig, überreich an Güte,
Beſonnen, theilnahmsvoll, die Seele weich und mild,
Und dieſes Kind, an Leib und Herzen ohne Fehle,
Hält wunderbar ein ſchwarzer Dämon in der Haft,
Gehorchen ſieht man's freudig jeglichem Befehle,
Das Mutterwort, es hat ihm Götterkraft,
Nur Eines will es nicht, wie Mutterwort' auch flehten,
Nur Eines will es nicht, — das Kind, es will nicht beten!

Oft ruht ein Schleier, räthſelhaft geſponnen,
Auf eines Kindes Herz, durchdringlich keinem Licht;
Wie oft iſt nicht ein Kind gefügig, leicht gewonnen,
Nur „um Vergebung“ bitten will es durchaus nicht;
So ringelt ſich in ihrem unerforſchten Gange
In's Kinderparadies die alte Evaſchlange!
Es ſind Vernunft und Wiſſen, Sprechen, Denken,
Wohl Göttergaben, ſtammend aus dem ew'gen Licht,
Die Kunſt gehöret zu den göttlichſten Geſchenken,
Die eine ew'ge Vorſicht in das Leben flicht,
Sie können ihren Geiſterflug zum Himmel lenken,
Bis zu dem Himmel wohl, doch in den Himmel nicht;
Sie können für das Leben Wunder noch entdecken,
Doch nehmen ſie dem Tode nichts von ſeinem Schrecken!
Denn nur dem Beter iſt die Welt als Kirche zugemeſſen,
Mit off'nen Pforten vier, nach Oſt und Süd und Weſt und Nord,
Damit von keinem Volk die Kirche ſei vergeſſen,
Die Bergaltäre ſtehen rings als Wallfahrtsort,
Den weißen Lilien ward ihr Meßkleid angemeſſen,
Aus ihrem Kelche ſenden ſie den Weihrauch fort,
Die Wälderorgel ſtimmt die rieſigen Regiſter,
Und alle Weſen beten, freudig, oder düſter!
Und wenn ein Herz verblutet faſt an Wunden,
Dann betet man und leiſer rinnt das Blut,
Und wenn ein wilder Brand die Bruſt entzunden,
Dann betet man und milder wird die Gluth,
Und wenn ein einſam Herz kein zweites Herz gefunden,
Dann betet man und faſſet neuen Liebesmuth,
Und wenn das Aug' kann keine Tropfen mehr vergießen,
Dann betet man und neue Thränen lindernd fließen!
Und wenn in's Grab wir theure Weſen legen,
Da betet man und Wehmuth wird das Weh,

Und wenn man Gift uns ſchüttet ſelbſt in Gottesſegen,
Dann betet man und Gift wird Panacee,
Und wenn uns Unglück wächst auf allen Erdenwegen,
Dann betet man und ſind't ein viergeblättert Klee,
Für's Leidvergeſſen hat das Herz nur eine Lethe,
Den Strom der Frömmigkeit, und der heißt: Bete!

Doch „bete!“ ſprach die Mutter dieſes Kind's vergebens,
Es ſprach kein Wort, die kleinen Lippen zuckten blos,
Das kleine Antlitz ſprach vom Kampf des innern Strebens,
Es rangen ſchwere Tropfen ſich vom Aeuglein los,
Jedoch der Mund blieb ſchweigend ſtets und ſtarr verſchloſſen,
Der Mutter Thränen blieben wirkungslos vergoſſen!
Das Herz der Mutter ward erfüllt von Gram und Kummer;
Denn krank und leidend war die Herzbetrübte lang,
Und ſchreckhaft war ihr Wachen, Traum und Schlummer,
Um ihres Kindes Heil war ihre Seele bang,
Im Krankenbett und in des Siechthums Nöthen
Fand Troſt ſie nur allabendlich im Beten.
Und jede Nacht zum Heilandbilde an der Wand
Erhob mit frommer Andacht betend ſie die Hand,
Und ſprach ein einfach fromm und ſchlichtiglich Gebet,
Wie es in einem alten Betbuch aufgezeichnet ſteht:
„O Herr! wer gibt dann meinem Aug' den Thränenbach,
Wer gibt Gebet dann meinem Mund,
Wenn Gram und Krankheit meinen Leib zerbrach,
Wenn kommet meine letzte Stund',
Wer betet dann für mich in meinem Schmerz und Grame,
Mein letztes Betewort: Geheiligt ſei Dein Name!?“ —

Aus dem Gebetbuch alſo betete ſie täglich,
Wenn Nachtzeit kam, die jede Krankheit mehrt,

Das Kind ſtand ſtets dabei, es zitterte unſäglich,
Wenn „bete! bet'!“ die Mutter flehend dann begehrt,
Die Mutter fleht: „ſo ſag': geheiligt ſei Dein Name!“
Verſchloſſen bleibt ſein Mund, der zungenlahme!
Und kränker, immer kränker noch und ſchwächer
Die Mutter ward, das Kind pflegt treu und zärtlich ſie,
Sie reicht ihr Schale, neiget ihr den Labebecher,
Und weicht vom Krankenbett der Mutter nie,
Es wacht die Nacht hindurch bis zu dem Morgen,
Auf kleinem Schemel ſitzend voll von Angſt und Sorgen.
Und jeden Abend wird die Stimm' der Kranken leiſer,
Das Wort hat ſeinen Klang und ſeinen Ausdruck nicht,
Kaum hörbar iſt's, wenn ſie des Nachts noch heiſer
Die Hand zum Heiland hebt und leiſe flüſternd ſpricht:
„Wer betet dann für mich in meinem Schmerz und Grame
Mein letztes Betenswort: Geheiligt ſei Dein Name!?“
Und eines Abends winkt wie immer ſie dem Kinde,
Das an dem Bette kniet, verweint und matt und bleich,
Und das Gebetbuch holt ſodann es her geſchwinde,
Und reicht der Mutter hin es allſogleich;
Sie blättert d'rin, ſchlägt auf die Seit' wie immer,
Will beten ihr Gebet, doch ſprechen kann ſie nimmer!
Da faſſet ſie des Schattenreiches Schauerbeben,
Das Wort des Heils iſt ihrem Mund verſagt,
Zum Bild des Heilands ſieht man ihre Hand ſich heben
Und ihr gebroch'nes Auge weinend klagt:
„Ich ſeh' mein Lebensend', ich fühl' die Augen brechen,
Wer wird, mein Heiland, denn für mich zu Dir jetzt ſprechen?“
Das Kind kniet an dem Bett, ſein Herz gewaltig ſchlägt,
Aus ſeinem blauen Aug' ein Strom von Thränen quillt,
Es zittert und es bebt, im tiefſten Sein bewegt,
Und wie der Mutter Hand ſich hebt zum Heilandbild

Und auf's Gebetbuch zeigt im ſtummen Todesgrame,
Ruft plötzlich aus das Kind: „Geheiligt ſei Dein Name!"
Und als die Mutter hört dies Wort, vom Kind geſprochen,
Strömt Lebenskraft ihr neu durch ihre Leidensbruſt,
Ihr Auge hellt ſich auf, das faſt ſchon war gebrochen,
Erhebung fühlt' ihr Herz und ſüße Mutterluſt,
Die Sprach' bekommt ſie wieder, die Lippen flammen,
Und Mutter, Kind umarmen ſich und beten nun zuſammen.

Da füllt ein heller Schein das Krankenzimmer,
Die Krankenſtube leuchtet wie im Opferbrand,
Der Engel des Gebets fliegt durch das Zimmer,
Ein Vaterunſer ſtrahlt in ſeinem Stirnenband,
Er ſpricht: „Ich trage die Gebete heut', wie immer,
Zu Gott empor in's ew'ge Seelenland,
Doch Höh'res bracht' ich nie vom Erdplaneten,
Als Kind und Mutter, die zuſammen beten!"

Allerſeelen-Nacht.

Der Tag iſt für den Geiſt, die Nacht iſt für die Seele; ich mag keinen Allerſeelen-Tag, ſondern eine Allerſeelen-Nacht! Der Tag iſt für das Verlangen, die Nacht für die Erinnerung; der Tag iſt für die Klage, die Nacht iſt für die Thräne; der Tag iſt für das Leben, die Nacht iſt für den Tod; der Tag gehört der Zukunft, die Nacht gehört der Vergangenheit; der Tag des Glücklichen iſt ein Geſang, die Nacht des Glücklichen iſt ein Gebet; der Tag des Unglücklichen iſt eine Proteſtation gegen das Schickſal, die Nacht des Unglücklichen iſt eine Grablegung des Schmerzes und eine Reſignation in den Willen der Allmacht!

Die Freuden des Tages kreiſen wie bunte Falter in der Dämmerſtunde des Abends matt und matter in immer kleinern Ringen und ſinken in den ſchwarzen Kelch der Nacht ganz leblos hin; die Schmerzen des Tages ſind wie Rauchſäulen, des Nachts ſteigen ſie brennend und glühend als Flammen- und Feuerſäulen zum Himmel empor!

Allerſeelen-Nacht! Allerſeelen-Tag!

Jeder Tag iſt ein Todestag und jede Nacht eine Sterbefeier! In jeder Stunde ſteht der Menſch zwiſchen Leben und Tod, zwiſchen Erd' und Himmel, zwiſchen Grab und Auferſtehung! Der „Tod“ hat eine „Senſe“, aber das „Sterben“ gebraucht die Zeit als „Sichel“, um Minute nach Minute, Secunde nach Secunde das Leben abzumähen!

Allerſeelen-Nacht! In dieſer Nacht wandeln über den Gräbern der Frommen die Geiſter ihrer Lebenstage als glänzende Engel und ſtreuen unverwelkliche Blumen auf die ſchweigſame Stätte!

In dieſer Nacht beſuchen die Boten der Ewigkeit, die Engel des Menſchengeſchlechtes die Gräber Derjenigen, die von keiner überlebenden Liebe beſucht werden! Sie beſuchen das Grab der Verlaſſenen, denen der Allerſeelen-Tag keine Zurückgelaſſenen bringt; — ſie beſuchen das Grab der Unglücklichen, die ungeliebt aus der Welt gingen und welchen am Allerſeelen-Tage keine Hand ein Blümchen ſpendet; — ſie beſuchen die Gräber Derer, denen im Leben der Thau zum Aetzſtein, der Lotos zur Neſſel und die Liebe zum Haß verkehrt wurde, und die ſich weit von aller Heimat das beſte Bett gebettet haben, das Bett, an welches am Allerſeelen-Tage keine lebende Seele mit einer Erinnerung tritt; — ſie beſuchen die Gräber der Unglücklichen, die heimgegangen ſind in den unendlichen Schooß, ohne daß ſie vor dem Tode noch Jemanden ſagen konnten: „Ich hab' Dich gekränkt, aber ich hab' Dich doch geliebt, und der Tod nimmt die Kränkung von Dir, und nur die Liebe bleibt Dir zurück!“ — ſie beſuchen an den Rändern der Friedhöfe die unbezeichneten Ruheſtellen der Unglücklichen, die — dem Heimweh unterliegend — früher heimkehrten, als der Vater ſie rief, und die der barmherzige, allverzeihende Vater doch aufnimmt; wie den verlornen Sohn, und ſie pflanzen ein Blümchen, und flüſtern: „Auch Euch wird, beim ewigen Frühlingsrufe, der Vater der Blumen und der Seelen nicht vergeſſen!" — ſie beſuchen die grauenden unheimlichen Stellen, wo die Ueberreſte derer verſcharrt ſind, welche vor den Menſchen geſündigt haben, von den Menſchen gerichtet wurden und von den Menſchen verdammt wurden, und machen ein frommes Zeichen auf der Stätte und flüſtern: „Ihr habt geirrt und geſündigt, Ihr wurdet verurtheilt und gerichtet, Euer Tod war kein Ruf des Herrn und Euer Grab iſt nicht eingeſegnet; Eure Witwen werden auf Eurer Ruheſtätte nicht trauern und Eure Kinder kein Gebet drauf ſprechen —, aber wenn der vieltauſendjährige Krieg der Zeit mit der Ewigkeit zu Ende ſein wird, wenn der ewige Friede zwiſchen dem Irdiſchen und dem Himmliſchen abgeſchloſſen ſein wird, wenn das Daſein ſeine Gefangenen ausliefern wird an die Unſterblichkeit, wenn Gottes allmächtiger Wille ratificiren wird die Acte, welche die Endlichkeit mit der Unendlichkeit verbindet, dann wird Gott zu Gericht ſitzen über Sünder und Büßer, über Angeklagte und Kläger, über Verurtheilte und Verurtheiler, über Gerichtete und Richter, und die Geſchworenen aus der Mitte ſeiner Erzengel und Lichtträger werden mit ihm ſitzen zu Gericht, und die Pforten des himmliſchen Gerichtsſaales werden offen ſtehen nach Oſt und Weſt und Süd und Nord, und alle Sterne und alle frommen Himmelsſeelen werden zugegen ſein, und Euer Proceß wird revidirt werden vor dem unfehlbaren Appellationsgerichte der höchſten Inſtanz, und Ihr werdet Recht finden und Gnade, denn nur in der menſchlichen Natur ſind Recht und Gnade zwei, in der göttlichen Natur ſind ſie Eins; und wer von Euch dort oben freigeſprochen wird, den werden die lichtvollſten Engel vom Hochgerichte weg auf blühenden Armen in den Himmel tragen, und wer von Euch unſchuldig liegt in der ungeweihten Grube, den holen ſingende Cherubim aus ihr hervor und führen ihn unter Pſalterklang und Sphärenſang in den Schooß der Gnade!“ — ſie beſuchen die Gräber Derjenigen, die in Abgründen liegen, zu denen kein Menſchenfuß am Allerſeelen-Tage trägt; ſie beſuchen die Eingeſargten in verſchütteten Schachten und Stollen, wohin am Allerſeelen-Tage nicht Weib, nicht Kind ein Blümchen tragen kann; — ſie beſuchen die Gräber der ins Meer Verſenkten, deren Spur die Ueberlebenden nicht wiſſen; — alle dieſe Gräber beſuchen die Engel Gottes in der Allerſeelen-Nacht und legen einen Tropfen Thau auf ſie als eine Thräne des Himmels und einen Gruß der Vorangegangenen als ein Blümchen der Erinnerung, und ein Licht aus dem Sternenkranze als Grab- und Auferſtehungskerze des Jenſeits!

Sei mir gegrüßt, holde, ſchweigende, tiefſinnige, dunkeläugige, todtenerweckende Nacht! Du Einſamkeit biſt das hohe Lied, das die Nacht gedichtet hat, du heiliges Schweigen biſt das Siegel, das die Nacht auf den ſchwarzberänderten Brief der Erde drückt; du Sehnſucht biſt der Kuß, den der ſtille Mund der Nacht von der Lippe der

Wehmuth pflückt, und du Erinnerung biſt die ewige Grabesroſe, welche die geiſterbleiche Hand der Nacht auf den Friedhof unſerer Liebe, auf unſer mit theuren Todten volles Herz legt!

Jedes menſchliche Herz iſt ein Friedhof und Leichenacker, eine Familiengruft und ein Mauſoleum; und jede Nacht iſt dem Einſamen eine Allerſeelen-Nacht, in welcher er den Gottesacker in ſeinem Herzen beſucht, und Blumen legt auf das Grab eines Verlornen, und Gebete windet um die Urne einer Mutter, und Blumen ſtreut auf den Todtenhügel eines Kindes, eines Freundes, eines ſchmerzlich Vermißten, und brennende Thränen anzündet auf der Decke, unter welcher ein todtes gebrochenes Herz im lebendig gebrochenen Herzen ruht!

Iſt denn nicht das Leben des Menſchen ein ewiges Leichenbegängniß? Iſt nicht jeder Glockenſchall ein Ruf der Todtenuhr? Iſt nicht jeder kommende Augenblick ein Conductanſager und jede verſchwundene Secunde eine Trauerkutſche hinter unſerer Leiche?

Wozu braucht der Menſch alſo hinauszugehen in den Kirchhof, um ſeine Todten zu ehren? Wozu „Blumen“ und „Roſen“, dieſe Kinder der Liebe der Natur, falſch und allerweltgefällig, wie ihre Mutter Natur!

Ich mag ſie nicht, die Natur, dieſe ſeelenloſe Mutter der Dinge, ſie iſt theilnahmslos, ſchroff und ſelbſtiſch!

Ich ſah den Schmerz ſich um die Menſchen wickeln, wie der Epheu um den Baum, ich ſah das Weh durch das Leben geh'n, wie eine Seuche, ich ſah das Unglück ſich ſatt ſchwelgen an den Eingeweiden der Menſchheit — und die Natur lachte und blühte und prunkte mit roſigen Gewändern und blumigen Schürzen! — Ich ſah die Freiheit zertreten wie ein Märzveilchen unter dem Hufe der Gewalt; ich ſah den Genius des Rechts erdroſſelt von der Hand des Henkers; ich ſah die halbe Erde als ein Golgotha, als eine Schädelſtätte — und die Natur lachte und jauchzte, und ließ ihre Waldkapelle Lieder anſtimmen, und ihre Hofgaukler, die Schmetterlinge, vor ſich den fröhlichen Reigen tanzen und ſich ätheriſche Wohlgerüche zufächeln von den dienſtthuenden Kammerblumen und Blüten! — Ich ſah das Licht zurückſtürzen in den Schlund der Finſterniß; ich ſah Verrath ſich mäſten an den Thränen der Edlen, ich ſah die Schadenfreude ihren Cancan tanzen an den Kerkergittern der Unſchuldigen, ich ſah den Undank hohnlachend zerren an die zarteſten Nerven der Empfindung, ich ſah die Erde als ein Hackbret der Willkür und den Himmel harthörig wie Erz — und die Natur lachte, lachte und zog mit fliegenden Wolken und klingenden Bächlein über die Erde und ſtreute Sonnenſchein aus, und buhlte mit Lüften und Düften und noch mit dem letzten balſamiſchen Odemzug der ſterbenden Vegetation ſalbte ſie jauchzend ihr herbſtliches Haar!!

Jedoch was iſt die Natur? Iſt ſie ja ſelbſt nicht die Gottheit, iſt ſie ja ſelbſt nur der Schleier, in den die Gottheit ſich hüllt, daß das menſchliche Auge an ihrem Anblick nicht vergehe! Und dieſen Zauber-Schleier, der bald mit Sternen geſtickt am Himmel daherwallt, bald als Witwen-Schleier der Nacht trüb und dunkel herabhängt bis zur lichtverſagten Erde, hebt kein ſterblicher Finger, durchdringt kein ſterbliches Auge, zerreißt kein Schrei des Schmerzes, und nur das Wort der Hingebung, der Blick der Andacht, die Thräne der Hoffnung und das Gebet des Herzens dringt durch den Schleier und bringt unſere Klagen und Wünſche, unſer Sehnen und Hoffen vor das leuchtende Antlitz der Gottheit!

Aber zwiſchen der Gnade des Schöpfers und der Zuverſicht des Geſchöpfs iſt kein Schleier gezogen; zwiſchen dem Leben der Erde und dem Leben des Himmels iſt die fliegende Brücke des Glaubens nicht abgebrochen; in der Rechnung zwiſchen Gott und Menſchen bleibt kein Reſt und zwiſchen dem letzten Seufzer des Todes und dem erſten Rufe der Auferſtehung hält die ewige Gnade den Odem nicht an, ſondern ſie waltet ewig fort und wandelt die Herzen um, und die Schmerzen und die Klagen und das Sehnen in Hingebung und Hoffnung, in Troſt und innern Frieden! Amen!

Der Brotverächter.

Der Nordwind heult und tobt durch öde Gaſſen,
Der Boden rings iſt ſtarr bedeckt mit Eis,
Es wirbelt Schnee herab in dichten Maſſen,
Die Fenſter ſind von Froſtesblumen weiß,
Doch in dem Zimmer, in dem traulich hellen,
Sitzt ein gar reicher Mann am Abendtiſch,
Geſchäft'ge Diener, goldberändert, ſtellen
Gerichte auf im prunkenden Gemiſch.
Es laden, dichtgeſchaart, Getränk und Speiſe
Die Eßluſt ein zum ſchwelgeriſchen Schmaus,
Und für die Kinder, die herum im Kreiſe,
Sucht Mutterlieb' die beſten Speiſen aus.
Die Kinder doch, — wer hat's nicht ſelbſt erfahren?
Wer hat nicht ſelbſt mit ihnen ſeine Noth? —
Die Kinder laſſen Braten, Torten fahren,
Und greifen ſtets am liebſten nur nach Brot.
Der reiche Mann in ſeinem Uebermuthe
Sieht, daß die Kinder nur zum Brote Luſt,
Da ſiedet's ihm ſogleich im heißen Blute,
Denn Stolz und Hochmuth füllen ſeine Bruſt.
„Was habt Ihr doch," ruft er mit zorniger Geberde,
„Was habt Ihr doch für armer Leut' Manier!
Hab' ich darum den beſten Tiſch der Erde,
Daß Ihr nach dem verhaßten Brot habt Gier?"
Und rafft all' Brot zuſamm' in ſeinem Grimme,
Und reißt das Fenſter auf mit einem Stoß,
Und wirft's hinaus, und ruft mit lauter Stimme:
„So bin des trock'nen Bettels ich doch los!"

Und wie er fortgeſchleudert Krum' und Rinde,
Und jeden Abſchnitt, der ſich dar ihm bot,
Tönt leiſ' empor die Stimm' von einem Kinde:
„Ich bitte um ein kleines Bischen Brot!
Mich friert, die Mutter liegt im Grabe,
Ich habe nichts gegeſſen lange Zeit.
Ein Bischen Brot, des Himmels ſchönſte Gabe,
Ein Bischen Brot, Ihr lieben, reichen Leut'!“
Da läuft's dem Mann wohl eiſig über'n Rücken,
Doch Mitleid füllt die ſtolze Bruſt ihm nicht,
Aus Wohlthat nicht will er das Kind beglücken,
Des Goldes Dünkel einzig aus ihm ſpricht:
„So komm' herein, Du kleiner Hungerleider,
Und fütt're Dich von meinem Ueberfluß,
Von meinen Kindern trag' die alten Kleider,
Die haben Alles bis zum Ueberdruß!
Und eſſen kannſt Du Braten, Kuchen,
Nur bleib' mit Deinem „Brote“ mir vom Hals,
Und willſt Du Brot in meinem Hauſe ſuchen,
So ſuch's bei meinen Hunden allenfalls!“
Ein Diener bringt das Kind hinein in's Zimmer,
Ein kleiner Knabe iſt es, ſiech und blaß,
Wie bleich ſteht's da im vollen Kerzenſchimmer,
Wie ſind die Wänglein ihm von Thränen naß!
Und von des Hauſes allerjüngſtem Kinde
Wird ihm ein neues Kleidchen angethan,
Und von den beſten Speiſen ißt geſchwinde
Das arme Kind ſich überweidlich an.
„So ſollſt Du's haben morgen, übermorgen,“
Sagt ihm der Reiche, „Backwerk, weiß und roth,
Bei meinem Reichthum ſollſt Du ſein geborgen,
Daß Du vergeſſen ſollſt das dumme Brot!“

Tags d'rauf, als er das Kind erblicket wieder,
Iſt's bleich noch immer, hager, ſiech und matt,
Doch größer wurden plötzlich ſeine Glieder,
Daß es im Kleid von geſtern Raum nicht hat.
„Der Junge wächst!“ ſagt d'rauf der Mann mit Lachen,
„Mit einem Füttern iſt's nicht abgethan!
Man gebe ihm auch heut' die beſſ'ren Sachen,
Und zieh' vom größern Kind' ein Kleid ihm an!“
Und wieder ſättigt ſich der fremde Knabe
Mit Allem, was des Reichen Haus nur beut,
Und von des größern Kindes Kleiderhabe
Zieht es ſich an ein völlig paſſend Kleid.
Als Tags darauf der reiche Mann will ſchauen,
Wie's mit dem fremden Kinde iſt beſtellt,
Bemächtigt ſeiner ſich ein inn'res Grauen,
Als er das Kind ſo bei den Händen hält!
Noch länger iſt's, als geſtern, bleich wie Kreide,,
Der hag're Körper ein Geripp' aus Bein,
Und aus dem geſtern ihm ganz rechten Kleide
Ragt Hand und Fuß hervor, es iſt zu klein!
Unheimlich ſchaut's ihn an, mit gier'gen Blicken,
Und wimmert hohl und dumpf: „Ein Bischen Brot!“
Und wieder wird ihm vorgeſetzt in reichen Stücken,
Was nur das Haus an Leckerſpeiſen bot,
Und von ſich ſelbſt ein Kleid, ganz weit und lange,
Zieht er ihm an und paßt's ihm an genau,
Und harrt die ganze Nacht, geängſtigt, bange,
Bis an des andern Tages Morgengrau.
Und bei des Tages erſtem Morgengrauen
Erſcheint der Knabe ſelbſt vor ſeinem Bett,
Zu eng iſt ihm das Kleid, die Knochen ſchauen
Daraus hervor, wie Glieder vom Skelet;

„Ein Bischen Brot!“ er bittet, und von Neuem
Wird ihm im Ueberfluſſe Kleid und Speiſ' und Trank,
Doch nicht will Speiſ' und Trank an ihm gedeihen,
Stets gieriger verſchlingt er Alles, ohne Dank.
Des Reichthums Quell' muß bald verſiegen,
Und Gold und Silber ſind ſchon fortgebracht,
Verſchlungen hat er Alles, in den Zügen
Des Angeſichts geh'n Gier und Hunger auf die Jagd!
Da endlich faßt die Wuth, ganz wildgeſtaltig,
Den reichen Mann in ſeinem tiefſten Sein,
Er ſtürzt ſich auf den Knaben, zorngewaltig,
Schleppt ihn zum Fenſter hin dann ganz allein,
Und reißt es auf, und hebt den Knaben wieder
Zum Fenſterſturze hoch und wild empor!
Das Fenſter iſt zu klein! Des Knaben Glieder,
Sie dehnen rieſiger ſich noch, als je zuvor!
Da ſchleift er ihn zur Thür, mit Angſt und Pochen,
Die Flügel reißt er auf, und ſtoßt den Knaben hin,
— Entſetzen! — es wachſen rieſenhaft die Knochen
Zur Decke auf, die Thüre iſt zu klein für ihn!
Da ſtürzt der Mann zerknirſcht zu Boden,
Und klammert an des Unhold's Knie ſich an:
„Wer biſt Du, Dämon, Kobold, Hyder?
Biſt Du der ſchwarzen Hölle unterthan?
Was iſt denn Dein Begehr? Was iſt Dein Sinnen?
Was nagſt Du, Nimmerſatt, an Haus und Herd?
Laſſ' ab von mir und hebe Dich von hinnen,
Du haſt, ein Wolf, mir Hab und Gut verzehrt!“
Da ſtreckt ſich mächtig hoch empor der Knabe,
Und ſpricht mit höhniſch wildem Ton:
„Du riefſt ja ſelber mich, warſt ſelbſt Dein Rabe,
Als Du der Gottes-Gabe „Brot“ ſprachſt Hohn!

Ich bin „der Mangel“, komme unanſehnlich,
Wo man die kleinen Gottesgaben von ſich weist;
Dann wachſ' ich nach und nach ganz ungewöhnlich,
Und aus dem Kinde wird ein Rieſe meiſt!
Durch's Fenſter komm' ich kaum bemerkt geflogen,
Und durch die kleinſte Spalt' dring' ich in's Haus,
Doch werden Fenſter, Thür und Thoresbogen
Zu klein, wenn ich zum Hauſe ſoll hinaus!
Das „täglich Brot“ iſt eine Götterblume,
Die in dem heiligſten Gebote ſteht;
Trittſt Du mit Füßen nur die kleinſte Krume,
Trittſt Du mit Füßen auch Dein Tags-Gebet!“
Zerknirſcht fühlt ſich der Mann, die heißen Zähren
Entſtrömen ſeinem Aug', er faßt ſich kaum;
Da plötzlich naht ein Strahl, und bald verklären
Viel gold'ne Strahlen ſeines Zimmers Raum,
Es ſchwebt ein Weib herein im Lichtgewande,
Gewoben ſcheint aus Duft ſie und aus Licht,
Die Palme bringt ſie mit aus ſchönem Lande,
Gar lieblich blüht ihr holdes Angeſicht.
„Wohlthätigkeit bin ich,“ ſo ſpricht ſie leiſe,
„Den „Mangel“ zu bezwingen, bin ich ausgeſandt,
Denn „Geben“ blos iſt Wohlthat nicht, die Weiſe
Allein macht ſie, mit der ſie angewandt;
Das Brot, von Dir verſchmäht, in kleiner Gabe,
Bannt in der Wohlthat Hand den Mangel fort;
Jedoch nicht Hochmuth reich' ihm kalt die Gabe,
Die Güte reich' ſie dar mit mildem Wort!
Die kleine Gab', im Geben ſchon verachtet,
Rächt am Verächter ſich zur böſen Zeit,
Das Größte ſelbſt, ſorgſamlich betrachtet,
Iſt Kleines nur, das ſich an Kleines reiht.

Die kleinſten Freuden ſind's, die wiederkehren,
Die großen Freuden kehren zweimal nicht,
Die kleinen Strahlen ſind es, die verklären,
Die großen Strahlen geben grelles Licht!
Zum Segen wird der Gaben allerkleinſte,
Wenn man mit Luſt dem Armen hin ſie hält.
Die Thräne iſt auf Erden hier die reinſte,
Die auf die Gabe von dem Geber ſelber fällt!
Ein Engel ſtehet unſichtbar dazwiſchen,
Wo nur vor uns ein Bittender erſcheint,
Und lächelt mild, wenn ſich die Thränen miſchen,
Die der Empfänger mit dem Geber weint!
Dann trägt er fort gleich glänzenden Agraffen,
Die beiden Thränen hin zur Himmels-Huth,
Und freuet ſich, daß Gott die Welt erſchaffen,
Und ſegnet ſie und ſpricht: „Der Menſch iſt gut!"

Güldane, oder: Herztrieb und Weltlieb.

Brief-Fragmente aus einer gewöhnlichen Geſchichte.

Alfred an Theodor.

Baden.

Du magſt Recht haben! Aber laſſ' mich noch ein paar Wochen hier, gerade im Spätherbſte. Es kehrt Ruhe in das kleine Städtchen und in mein Herz zurück, wenn die Badegäſte von dannen ziehen und ich nicht auf allen Wegen und Stegen, auf jedem Bergrücken und an jedem Flußrand ſo ein Paar übernüchterne, naturbrandſchatzende, langweilige und gelangweilte Badegäſte herumkriechen ſehe, welche unſern Herrgott als einen Sommerwirthshaus-Inhaber betrachten, die Morgen- und Abendröthen als Kellnerinnen, und den Wieſenduft, den Blumenodem, die Wolkenzüge, die Wälderkühle und den geheimnißvollen Vogelſang als Medicin und Heiltränkchen taxiren, und ſie genießen, wie die Becher am Brunnen, mit flauem Angeſicht und flanellenen Empfindungen.

Laſſ' mich! Ich glaube, die Natur hier ringsum fängt eben jetzt erſt an, ſich von der Laſt ihrer Beſucher zu erholen, und ſich ſelbſt auch ein Bischen zu leben!

Und was ſeh' ich bei Dir in der Stadt? Du, freilich, Du magſt Recht haben, für Dich hat das Alles noch ſeinen

Werth und ſeinen Reiz, wenn Ende Octobers und im November die ſchwerbepackten Carroſſen von den Landgütern und Landwohnungen zurückkehren, wenn die armen Frauen, welche nach dem eiſernen Scepter der Sitte nun einmal durchaus ſechs Monate von der Reſidenz entfernt ſein müſſen, wieder kommen, und über den Stephansplatz, Graben und Kohlmarkt hin- und herfahren und gehen, und wenn die eleganten Boutiquen wieder ſich füllen mit dem ſuchenden, wählenden, ſich berathenden Geſchlechte der Mode- und Kleider-Puppen, „da iſt Herzog Alba an ſeinem Platz!“ Da biſt Du ganz in Deinem Elemente.

Ich beneide Deine gefrorene Gluth —, ich kann es nicht anders nennen —, mit welcher Du Alles und Jedes in der Welt eben mit einem eiſigen Eifer, mit einer ewig-thätigen Ruhe betreibſt. Die Parthie Deines Herzens und eine Parthie Billard ſpielſt Du mit gleicher Ruhe, mit gleichem Ernſt ab; die Angelegenheit einer Burnus, welche die ſchöne Baronin Wendthal kaufen will, beſchäftigt Dich ſo ernſtlich, als Dein Erbſchaftsproceß, auf den Deine Zukunft beruht, und auf der andern Seite anatomirſt und ſecirſt Du die Herzen und die Empfindungen Deiner Freunde, ja auch den Zuſtand Deiner Liebe ſelbſt ſo marmorn ruhig, als ob Du die Trüffelpaſteten bei einem großen Diner zerlegteſt. Und dennoch iſt Dein Herz edel, gut, weich und ſtark!

Ich kann dieſe Weiſe, das Kleine zu betreiben, als ob es wichtig wäre, und das Wichtige, als ob es ſich von einer Bagatelle handelte, nicht finden, mir nicht eigen machen. Ja, ich will es auch nicht! Ich will es den Menſchen geradezu zeigen: das intereſſirt mich und jenes iſt mir zuwider.

Glaube mir, lieber Theodor, ich habe es oft der Natur im Stillen herzlich gedankt, daß ſie mir ein ſchroffes, für den erſten Augenblick zurückſtoßendes Aeußeres gegeben hat! Ja, ich danke dem Himmel, daß ich eine Stachelnußhülle habe, da wird man doch nicht ſo von aller Welt gleich an- und abgegriffen, und dient nicht, wie eine glatte Kaſtanie oder wie eine runde, abgeſchliſſene Billardkugel zum Spielzeug von Kindern und Müßiggängern!

Weiß der liebe Himmel, wie froh ich bin, daß ich keine Almanachſeele und kein Stammbuchgeiſt bin, den die Schöpfung mit glattem, ſchönem Schuber und reizendem Goldſchnitt ausgeſtattet hat, damit ich nicht herumfahre auf Toiletten-Tiſchen und auf dem Schreibtiſch fader Elegants, und nicht zwiſchen allen Fingern durchglitſche und von Hand zu Hand gehe, wie ein Bijou-Kalenderchen!

Glaube mir, für Frauentugend und Männercharaktere kann es keine ſchützendere Leibgarde, kein beſſeres Conſervativmittel geben, als ein uneinladendes Aeußeres!

Wenn man nun beſonders das Unglück hat, wie ich, durch einige nicht mißlungene Trauerſpiele dem großen Publikum bekannt zu ſein, da iſt es nicht mit Geld aufzuwiegen, wenn man ſo eine Stachelbeerenhülle hat, welche die zutäppigen, indiscreten, Alles beſchnüffelnden Finger in gehöriger Entfernung hält!

Die öffentlichen Perſonen, wie Dichter, Sänger, Maler u. ſ. w. werden leider ohnehin wie ein Birkenbaum betrachtet, und jeder müßige, durſtige Wanderer glaubt ein Recht zu haben, ihn mir nichts dir nichts anzuzapfen, und ſeinen friſchen Saft herauszuholen, um ſeine trockene Zunge zu benetzen!

Wie gut iſt es in ſolchen Fällen, wenn unſere Phyſiognomie ſo ausſieht, wie eine Warnungstafel mit den Worten:

„Hier iſt kein Durchhaus!“

Wenn man ſo glatt und lieb, und herzig und windelweich, und einladend ſchön und reizend iſt, da iſt Jedermann ein Nußknacker, der uns ohne viel Federleſens aufknackt, und unſern innerſten Kern herausnimmt, ihn zehnmal auf der Hand umkehrt, und dann gleichgiltig liegen läßt.

Ich mag nun nicht von Jedermann aufgeknackt werden, aber ich glaube, daß, wenn ſich Jemand die Mühe nimmt, trotz Stacheln und rauher Schale den Kern in mir zu — ſuchen, die Mühe nicht ganz verloren ſein dürfte.

Deshalb, lieber Theodor, gehe ich nur dann erſt aufs Land, wenn die ſtädtiſchen Landbewohner zurückkommen! — Du ſchriebſt mir neulich, Güldane ſei in der Oper geweſen, beim „Robert“, und ſie ſähe blaß aus. — Bläſſe, mein Freund, iſt die Gala-Uniform der Liebe und des Geiſtes! Die ſtille geiſtige Mondnacht iſt blaß, der geſchwätzige Tag iſt roth! Sie war blaß, als ich ſie das erſte Mal ſah, aber es war nicht die Bläſſe bleichſüchtiger Wangen, welche in der Cur und Krankheit ſich wechſelſeitig verzehren; es war nicht die angekränkelte Bläſſe des romantiſchen Lüſtelns, es war jene Bläſſe, welche dem Beſchauer zu ſagen ſcheint:

„nein, der Menſch iſt zur Freude nicht gemacht, und das Herz iſt nichts, als ein klopfendes Heimweh nach einer ſchmerzloſen Heimat!“ — Blaß war ſie wie die liebliche Abenddämmerung, und ſtill, ſtill, wie der Gedanke der Sehnſucht, wenn er ſeinen leiſen Flug zu der Geliebten macht. — Sie ging an der Seite ihrer Mutter, einer rechten Mutter aus dem neunzehnten Jahrhundert, und ihr Auge ſenkte ſich zu Boden, als wollte es dem lieblichen Veilchen wiedergeben die liebliche Milde, die Bläue, das ſinnige Stillleben, voll Duft und Anmuth, welches in ihm wohnt!

Es war ein ſchöner Tag, ich machte ihren Führer auf die Anhöhe zu der Ruine von dem Schloſſe Theben, welche ſich in den Fluthen der Donau ſpiegelt. —

Ach ja! Sie iſt blaß! Jetzt wie damals! und welche Zeit von Bläſſen und Röthen, von Flammen und Gletſchern, von Wonnen und Wehen, von Göttertempeln und einſtürzenden Gräbern liegt dazwiſchen!

Ja, Theodor, ich will Deinem langen Drängen endlich nachgeben, und Dir die Geſchichte mittheilen. Es iſt eine gewöhnliche Geſchichte, ſo eine, von der Heine ſagt, ſie paſſirt alle Tag.

Das iſt es ja eben, mein Theodor, ſo entſetzlich gewöhnlich iſt die Geſchichte, ſo ungemein alltäglich, und doch können zwei Herzen darüber ihren Himmel verlieren! Es iſt ein ſpießbürgerliches Schauſpiel, unſere Recenſenten würden von ihm ſagen: „Die Situation iſt nicht neu, die Handlung alltäglich, die Kataſtrophe wie zu erwarten!“

Allein, Du biſt kein Recenſent, ſo höre oder ſo leſe dieſe Briefe, von mir, von ihr, von Andern, die alle in meinen Händen ſind. Ich werde Dir und Du mir inzwiſchen ſchreiben.

Leb' wohl.

Güldane an Aurelie.

Preßburg.

Da bin ich nun in dem geprieſenen Landleben, im Schooße der ewiggrünenden Natur. Ich habe mich hieher geſehnt, und nun bin ich hier und ſehne mich wieder — wohin? nach was? Ich weiß es nicht, liebe Aurelie, die Stadt ward mir endlich zuwider, die Soiréen, die Bälle, die Concerte, die Picknicks, obſchon ich ſie liebe, obſchon ich ihnen nachjage, ſie werden mir endlich läſtig, es kommt mir vor, wie eine lange, ewiglange Zauberoper, es ergötzt mich, aber am Ende frag' ich mich, ob ich mich denn wirklich recht innig unterhalten habe, und ich muß mir mit „Nein!“ antworten. Ich fühle eine Leere in mir, die ich immer wieder mit einer Leere auszufüllen ſuche!

Ich komme mir ſelbſt ſonderbar vor! Ich liebe die große Welt, ja, ich haſche nach ihr, und dabei kommt mir Alles doch ſo ſeelenlos vor, und — lächerlich, daß ich einen leiſen Spott über mich ſelbſt nicht erſparen kann!

Nun gut, aufs Land! Es iſt doch eine Abwechslung, und das iſt, für kurze Zeit, wenigſtens Etwas.

Wir bewohnen einen ſchönen großen Garten vor der Stadt, auf einer Anhöhe, welche die Donau, die ſogenannte Au, und die — Straße nach Wien beherrſcht.

Siehſt Du „die Straße nach Wien!“ da knüpft ſich denn aus meinen Blumenlauben und Einſiedlerhütten und ſtillen Teichgängen die Verbindung mit der Reſidenz ſo lebhaft in mir an, daß ich doch zuweilen wünſche, die Nymphe des Quells wäre die beliebte Marchande de mode: „Aimé,“ und die Dryaden und Hamadryaden wären Stutzer und Elegants, wenn's auch nur wäre, um mich an ihrer Poſſierlichkeit zu ergötzen, und die Binſenmattenhütte wäre der Redoutenſaal u. ſ. w.

Du lachſt, Aurelie? Du haſt Recht, Aurelie, ich lache über mich ſelbſt!

Sende mir doch Etwas zu leſen, nur verſchone mich mit mehrbändigen Romanen! Sie langweilen mich. Ich bin nicht fähig, ſo lange an einem einzigen Faden langweiliger Liebe fortzuſpinnen! Es muß eine ſehr langweilige Empfindung ſein, die ſogenannte Liebe, wenn man, um ſie zu ſchildern, drei oder vier Bände braucht!

Sende mir Taſchenbücher mit kleinen Erzählungen, Gedichtchen, mit denen man bald zu Ende iſt!

Iſt die ſentimentale, nelkenäugige Aliſe noch in der Stadt? Sie verſprach, auf einen Monat zu mir heraus zu kommen. Wenn ſie kommt, ſchicke mir ja die neueſten Modeblätter mit. Es küßt Dich Deine ꝛc. ꝛc.

Nachſchrift. Wenn wir Frauenzimmer nichts zur Nachrede haben, ſo haben wir doch immer Etwas zur

Nachſchrift. Lida, meine jüngere Schweſter, die, wie Du weißt, noch halb Kind iſt, grüßt Dich und bittet Dich, ihr mit Aliſe das Reiß- und Zeichenbret zu ſenden, ſie malt und zeichnet jetzt mit Leidenſchaft, keine Blume und kein Schmetterling iſt vor ihren Steckbriefen ſicher. Ach Himmel, wir haben ja keine andern Schmetterlinge, als die wirklichen! Kußhand.

Moriz an Alfred.

Wien.

Laſſ' mich, Alfred! Laſſ' mir meine Anſichten über Liebe und all den Schnickſchnack des Herzens, dieſe meine Anſichten ſind die Wetterableiter auf meinem rothen Herzdache. Jedes Männerherz hat ſo ſein Heu- und Wetterwinkel, und alle Liebesſchauer und Liebesgewitter ziehen daraus über dasſelbe her. Ich aber habe mein Heuwinkel ganz angeräumt und vollgepfropft mit präparirten Erfahrungen und ſecirten weiblichen Herzen, aus denen allen zu erſehen iſt — daß Liebe und Geſpenſter nur Denen erſcheinen, die daran glauben, und welche verſchwinden, wenn man muthig auf ſie losgeht und ſie faſſen will!

Alle Arten von Liebe, die unter Euch in ſo verſchiedenen Geſtalten curſiren, ſind nichts, als falſche Abſchriften eines Originals, welches ganz verloren gegangen iſt.

Wenn mir ſo Jemand erzählt: „ach, wie liebt ſie mich!“ — ſo möchte ich gleich in dem Märchentone einfallen und fortfahren: „— und aus der großen gold'nen Blume ſtieg ein Wunderknabe mit güld'nen Flügeln und Demantaugen und grünen, ſmaragdenen Locken, und ſo weiter, und ſo weiter.“

Der Himmel erhalte Dir, lieber Alfred, Deinen Köhlerglauben an Liebe und Treue, dieſer Glaube macht gewiß ſelig! Sag' mir, glaubſt Du nicht auch an Alräundchen und Kartenlegerinnen?

Ein Mädchenherz und ein Katzenfell, wenn man ſie ſtreichelt, geben ſie Funken, das iſt Electricität, weiter nichts!

Mit den ſogenannten gebildeten Mädchen laſſ' mich nun vollends gehen! Je mehr ein Mädchen weiß, deſto näher liegt ihm der Sündenapfel! Die geiſtreichen ſind mir nun einmal ganz und gar unerträglich, da muß der Geiſt die Nothlüge des Herzens machen, ihr Bischen Wiſſen ſetzen ſie wie eine Brütente auf die Hühnereier ihrer Empfindung, und die Ente watſchelt dann mit den ausgebrüteten Küchlein, mit einer fremdartigen Brut herum!

Wenn Du, lieber Alfred, auf Deinen Wanderungen ein recht hübſches, aber dummes, blödes Mädchen triffſt, ſo verſchreibe mich mit Extrapoſt. Der Sonderbarkeit willen möchte ich einmal einer rechten Gans den Hof machen. Da weiß man doch, wie man dran iſt, und braucht nicht immer mit Redensarten und poetiſchen Blumen zu bombardiren! Für ſo eine dumme Feſtung braucht man nichts, als ihr alle andere Zufuhr abzuſchneiden und ſie auszuhungern. Genug davon.

Aliſe geht morgen nach einem Landgute unweit Preßburg, um einige Sommermonate bei einer gewiſſen Familie von Trentheim zuzubringen. Ich habe die alte Trentheim im vorigen Winter in einer Soirée kennen gelernt; ſie iſt ein Weib, welches außer dem ſtehenden Heere von allgemeinen weiblichen Fehlern auch noch ein fliegendes Corps von unausſtehlichen Separat-Anſprüchen und eine liegende Garniſon von eingefleiſchten Vorurtheilen in ihrem winterquartierlichen Herzen einquartiert hat. Allein dieſe alte Trentheim ſoll eine Tochter: Güldane, haben, die ihr ſo wenig ähnlich ſein ſoll, wie ein Colibri einer Schopfente. Dieſe Tochter heißt Güldane und — si fabula vera — ſoll eine ganz beſondere Gattung von Paradiesvogel ſein. Ihr Herz ſoll ein Feen-Palaſt ſein, mit geflügelter Beſatzung, aus lauter Tugenden, und um hinein zu kommen, müßte man ebenfalls Flügel, Engelflügel, Seraphflügel haben, und einen Aetherleib, durch welchen eine Himmelsſeele wie eine Peri durch einen Spitzenſchleier herausguckt.

Ich habe mir leider meine Flügel ſchon verſengt, auch ſind ſie mir ſo oft geſtutzt worden, daß ich mich zu dem Flug in dieſes Herz nicht erheben kann! Du aber, Du, der Du noch immer den Meſſias erwarteſt, mache Dich auf, ſtärke Dich mit Mondſchein, bade Dich in Morgenthau, hülle Dich in einen Regenbogen-Paletot, und fahre auf poetiſchen Sonnenſtäubchen durch die Fenſterritzen in das Herz dieſer Fee Güldane!!

Gewiß, mein lieber Alfred, iſt es, daß die Mädchen uns lieber Thür und Thor des Herzens aufmachen, als

Fenſter und Schlüſſelloch, es iſt leichter, in das Herz eines Mädchens hineinzuſchleichen, hineinzuſpringen, hineinzuſtürmen, als hineinzulugen, hineinzuſchauen, hineinzublinzeln!

Ich bin neugierig, was mir Aliſe über Güldane ſagen wird. Aliſe iſt eine weitläufige Couſine von mir, und wird ſich die Erlaubniß erbitten, daß ich ſie bei Güldane in Schattenſee — ſo heißt der Landſitz der Frau von Trentheim — beſuchen darf. Siehſt Du, da habe ich eine lebende fliegende Brücke zu dem Zauberſchloß mit ſeiner ſchönen Inſaſſin!

Wann gehſt Du nach Tyrnau, um Freund Halden zu beſuchen? Er erwartet Dich ſchon ſeit einem Monat, und hat allen Tyrnauerinnen den Mund recht wäſſrig gemacht, nicht etwa mit Deinem letzten Trauerſpiel, nein, mit der Erwartung, Dich zu ſehen!

Fare well my dear poor — alas! — Adio!

Aliſe an Moriz.

Schattenſee.

Da bin ich! Wo? In Elyſium! im Reich der Schatten, in Schattenſee. So, mein Herr Philoſoph, heißt das Landgut der Frau von Trentheim, ungefähr eine Stunde von Preßburg, in einer anmuthigen Thalgegend. Unter Akazien halb verſteckt, wie ein lauſchendes Mädchen, welches ihren Freund neckiſch erwartet, guckt das rothe Dach des Schloſſes durch die hängenden Zweige, und ein großer Garten, welcher ſich bis an das Ufer der Donau erſtreckt, mit Blumenparthien, Lauben, Grotten, Teichen, Fiſcherhütten, Tempeln, Statuen, und all dem Gepränge, welches man in das geſellige Leben der Bäume und Blumen gebracht hat, ſtreckt ſeine grünen Arme aus, um — zwei einſam wallende Nymphen zu umarmen, und eine von dieſen zwei Nymphen iſt — die abgeſagte Naturfeindin Aliſe! — Die andere iſt Güldane! —

Sie fordern von mir, als Güldanens Freundin, eine Schilderung, eine getreue Schilderung Güldanens? Freundin? Freundſchaft unter Frauenzimmern iſt ſo ein Unſinn, wie Liebe unter Männern! Höchſtens nach unſerem fünfzigſten Lebensjahre, da, wenn wir aus dem großen Ocean der Eigenliebe und Eitelkeit in den ſtillen Sund der gänzlichen Lebens- und Liebesentſagung hineingeſegelt ſind, dann, ja dann, wenn beide ſogenannte Freundinnen zuſammen ein Jahrhundert theilen, dann kann ein Gefühl zwiſchen Beiden eintreten, welches an Freundſchaft gränzt!

Bin ich denn ſo gar nicht hübſch, daß Sie glauben, ich könnte Güldanens Freundin ſein? Hab' ich nicht auch ſo gut meine blauen Augen und blonden Locken, wie ſie nur irgend zur Anfertigung eines Sonetts erforderlich ſind?!

Was mich an Güldane feſſelt, iſt allein der Umſtand, daß ſie keine Kokette iſt. Nicht deshalb, weil ich die Koketterie haſſe, ſondern, weil ich gerne allein kokett bin! Glauben Sie mir, wir eifern gegen die Koketterie anderer Frauen, ſcheint mir, nur deshalb ſo ſehr, weil ſie uns in der unſrigen genirt. Güldane weiß nichts von Koketterie, aber glauben Sie nicht, daß ſie nicht gefallen will. Allein, ſie will nicht gefallen, um zu erobern, ſie will gefallen, weil es ſie amüſirt, weil es ſie unterhält. Es iſt ihr Alles Eins, wem ſie gefällt, ob einem Manne oder einer Frau, einem jungen oder alten, ſchönen oder häßlichen Mann. Am meiſten will ſie ſich ſelber gefallen und erobern, und dieſe Eroberung gönne ich ihr ſo ſehr vom ganzen Herzen, daß dieſer Umſtand allein ſchon hinreichend iſt, mich an ſie zu feſſeln.

Es gibt kein Frauenzimmer, kein ſchönes nämlich, welches im Laufe eines Tages ſo oft vergißt, daß es ſchön iſt, und ſich ſelbſt wieder ſo oft daran erinnert, als Güldane.

Geliebt hat ſie nie, ich bin überzeugt, auch glaube ich, Sie, mein gefährlicher Herr Philoſoph und Liebesfeind, dürften bald hieher kommen, Sie brauchen nicht zu fürchten, Güldanens Herz zu beunruhigen!

Sie kommen doch? Ich habe Sie ſchon als einen nahen Verwandten von mir angekündigt, und um eine freie Eintrittskarte zu allen idylliſchen Vorſtellungen in Schattenſee, ohne Ausnahme, für Sie gebeten.

Seien Sie auf Ihrer Huth! Es ſind nicht Alle frei, die ihrer Ketten ſpotten! Dieſe Güldane iſt gefährlich, eben weil ſie ſo ſorglos unter Euch Gewalthabern und

Eroberern herumwandelt, als ob ihr lauter Jasminſträuche und Taxuswände wäret, mit denen der liebe Herrgott ſo aus Liebhaberei den menſchlichen Thiergarten ausſpaliert hat! Sie ſpricht von dem ſchönſten Mann, wie von einer Aurikel, ſie verhehlt nichts, ſie übertreibt nichts, es iſt ihr eine Sache, nicht ein Mann! Und es iſt nicht Affectation, ſondern Gleichmuth. Ein Hut, eine Mantille kann ſie tagelang beſchäftigen, ein Mann, und wär' es ein Adonis, nicht länger, als jede andere Tags-Novität!

Wäre es nicht intereſſant, dieſe Schattuliöſe zu bekehren? dieſem gefrornen Rhythmus Wärme zu geben? dieſen blauen Augenhimmel, den kein Strahl von Liebe ätheriſirt, mit einigen Wölkchen aus dem Nebelſaum irdiſcher Liebe umzogen zu machen? Wäre es nicht intereſſant, die erſte Entdeckungsfahrt in dieſes Herzensland zu machen, und ihm vielleicht auch ſeinen — Namen zu verleihen?

Ich prophezeih' Ihnen wenig Erfolg!

Wir leben übrigens wie in La Trappe!

Von unſern Umgebungen zeichnet ſich beſonders ein Herr Schwarzdorn, oder von Schwarzdorn aus, man iſt wegen der Richtigkeit ſeines Selbſtadels noch nicht im Klaren. Er zeichnet ſich durch eine koloſſale Beſchränktheit und durch ein ewiges Lächeln aus. Als ein weitläufiger Anverwandter des Hauſes hat er das Privilegium, zu kommen, ſo oft er will. Dieſen ſeinen Willen ſetzt er auch regelmäßig in jeder Woche ein paarmal ins Werk, und beglückt uns abwechſelnd mit ſeiner Courmacherei. Mich langweilt das doch, wenn ich ihn nicht zum Beſten haben kann, und Güldane betrachtet ihn wie den Truthahn, der im Hofe herum geht, ſie nimmt gar keine Notiz von ihm, aber wenn er es zu arg macht, zu nahe kommt oder zu laut kollert, dann jagt ſie ihn mit eben ſolcher Ruhe fort, als den Truthahn.

Nächſte Woche beginnen wir unter Bedeckung dieſes langweiligen Ritters unſere Ausflüge in die fernere Umgebung von hier und Preßburg.

Kommen Sie doch bald!

Alfred an Moriz.

Baden.

Wenn Du morgen nach Preßburg gehen willſt, ſende mir heute noch zwei Zeilen, ſo komme ich nach Wien, und begleite Dich dahin, weil ich doch einmal nach Tyrnau muß. Du magſt dann in Gottesnamen nach Schattenſee gehen, um Aliſe zu beſuchen, eigentlich aber, um die einſame Fee Güldane in ihrer grünen Gartenſchale zu ſehen, zu bewundern, und — zu lieben!

Ihr Liebesläſterer, die Ihr Euch das Anſehen gebt, als prallten alle Pfeile des blinden Götterkönigs von Eurer Bruſt ab, Ihr ſeid die entzündlichſten, und das kleinſte Bischen Aufwand von Schönheit, Naivetät, Taubenfrommheit u. ſ. w. ſetzt alle Eure Grundſätze jämmerlich auf den Sand!

Ich habe von dieſer Güldane ſchon zu viel gehört, um zu wünſchen, ſie kennen zu lernen. Ich hege ein beſonderes Vorurtheil gegen berühmte Schönheiten! Sie ſind gewöhnlich geiſt- oder herzlos, oft beides zugleich!

Eine ſolche Schönheit iſt gewöhnlich ein Tempel ohne Altar, eine Kirche ohne inwohnenden Gott! Väter, Mütter, Freunde und alle Männer tragen ſtets das Ihrige dazu bei, einer ſolchen Schönheit glauben zu machen, die Blätterfarben ihrer leiblichen Blume wären hinreichend, und ſo wird denn auf nichts, als auf dieſe Blätterpracht gedacht, aber Duft und Süße der Blume, Sinn und liebliche Deutung geht verloren! Eine ſolche ſchöne Blume iſt immerwährend von perennirenden Balſamſträuchern umgeben, welche ſie beſtändig anräuchern, und an dieſes Zibet- und Moſchusgeſchlecht gewöhnt, weiß ein ſolches Mädchen nichts Anderes, als daß die Männer lebendige Weihrauchkeſſelchen ſind, von der Natur beſtimmt, ihre aus dem ſchönſten Marmor gemeißelte Bildſäule zu umräuchern!

Ich will wetten, dieſe Güldane ſchätzt die Männer nach den Huldigungen, die ſie ihr darbringen, und ſie wird einſt Den lieben, der darin Eminenz erreicht hat. So ſind ſie Alle!

Leb' wohl, auf Wiederſehen! Antworte ſogleich.

Aliſe an Moriz.

Schattenſee.

„Dieſe Heilige empfindet,“ ſagt die Eboli von der Königin, und „dieſer Gletſcher hat einige Wärme,“ ſage ich von Güldane.

Ja, denken Sie ſich, ſie fühlt! Ein Mann hat einmal mehr Eindruck auf ſie gemacht, als ein Glacé-Handſchuh, als ein Blondenſchleier, ſie hat gelächelt, als ich ſie mit ihm neckte, und iſt — roth geworden!

Die Welt wird aus ihren Angeln gehen!

Und welch' ein Mann! Du wirſt lachen! So ſind ſie, die Sonderlings-Mädchen, alle! Glauben Sie etwa, ein Mann wie ein Adonis, ein Mann wie — Sie habe dies Marmorherz aus ſeiner Starrheit zur erſten, wenn auch nur leiſen Regung gebracht? Etwa ein vornehmer Cavalier, mit der Perſpective in künftige Herrlichkeit? Nein, nichts von Allem dem!

Ihr Freund Alfred iſt der Magier, dem es vorbehalten zu ſein ſcheint, ein Herz unter das leere Herz Güldanens zu zaubern. Ja, Ihr Freund, der unleidliche Alfred, der Tragödien-Vater, der häßliche Menſch! Sie wiſſen, daß ich einen entſchiedenen Widerwillen gegen ihn habe, obſchon ich ihn nie geſprochen habe.

Wenn er ein Frauenzimmer anſchaut, ſo liegt um ſeinen Mund ein Zug, der auf gut mephiſtopheliſch zu ſagen ſcheint: „Schwachheit, dein Name iſt Weib!“ und ſein Blick ſcheint heuchleriſch über dieſe Wahrheit in

Wehmuth zu zerfließen. Auch ſollen ſeine Sarkasmen in Geſellſchaft unausſtehlich ſein, kurz, ich habe mich immer gehüthet, in ſeine Nähe zu kommen, obwohl andere Frauen und Mädchen ihn äußerſt intereſſant finden, und ihre Eitelkeit mäſten, wenn ſie von den Strahlen ſeines Geiſtes wie hohle Nüſſe übergoldet werden.

Und mit dieſem Alfred komme ich nun zuſammen, und wenn mich nicht Alles trügt, ſo wird dieſer Dramengott ein kleines Haus- und Familien-Drama in Schattenſee aufführen!

O, wir Mädchen! wir Mädchen! Iſt nicht eine Dichterſeele einem Mädchenverſtande ſo fremd, wie eine Tambourirnadel einem Profeſſor der Theologie, und dennoch, dennoch hat dieſe Güldane, ſo ſcheint es, dieſe Dichterſeele in zwölf Stunden ſo kennen gelernt, wie ein Uhrmacher ſeine Uhr, mit allen ſeinen Räderchen und Zängelchen, mit all ſeinem Klippklapp und mit dem großen Perpendikel: „Dichter-Eitelkeit!“

Es ſind doch alberne Menſchen, dieſe Dichter! Um ſie zu gewinnen, braucht man nichts, als zwei große blaue Augen, die das Maul weit aufſperren, wenn ſie etwas ſagen, und ein Antlitz, welches ſie gläubig und bewundernd anſchaut, wenn ſie die bunten Bänder und Feuerfunken aus dem poetiſchen Munde ziehen!

Ueber die Dichter! Mit einem feinen Filet wollen ſie nicht gefangen werden, aber mit dem großen, weiten Maſchennetz der hanfblaſſen und geſchmeidigen Demuth und Anbetung! O, die Dichter! die Dichter! Sie wollen keine Antwort von einem weiblichen Herzen, ſondern blos ein Echo, das heißt den Rückhall ihrer eigenen Worte! Es iſt ein heilloſes Volk!

Jedoch, ich muß Ihnen erzählen.

Am verfloſſenen Dienstag traten wir wieder einen Ausflug in die Umgebung Preßburgs an.

„Wir hatten ſechzehn Fähnlein aufgebracht, lothringiſch Volk!“

Die alte Trentheim, Güldane, ihre Geſellſchafterin Amſelberg, die kleine Lida, Herr von Schwarzdorn, genannt der Ritter von der langweiligen Geſtalt, Onkel Dreſen, mit ſeinem Sohn, dem hoffnungsvollen Candidaten der Medicin, und meine Wenigkeit.

Wir hatten einen Diener und ein Mädchen vorausgeſchickt, um in den Ruinen vom Schloſſe Theben, wohin die Reiſe ging, ein Mittagsmahl zu bereiten, und folgten, am Ufer der Donau langſam im Wälderſaume fortziehend, bald nach. Güldane war ſehr muthwillig. Sie ließ alle Augenblicke etwas fallen, bald den Handſchuh, bald den Fächer u. ſ. w., und der langweilige Ritter Schwarzdorn hob jedes Stücklein mit heiligem Eifer auf, und übergab es ſeiner Behörde mit einem Tricolorblicke, in welchem geſchrieben ſtand: Der redliche Finder wartet auf ſein Douceur! Der Onkel Dreſen, von dem Du weißt, daß er den Herrſcher auf und zu Schattenſee ſpielt, und ſeine Schweſter, die Trentheim, unter feſtem Commando hält, führte den Zug an, und wir gelangten gegen zehn Uhr Morgens in Theben an.

Schwarzdorn, bei dem ſich Magen und Herz gleich in der ausübenden Gewalt theilen, beſchäftigte ſich mit einem Frühſtück, und ſo beſchloßen wir: Onkel Dreſen, die alte Trentheim, Güldane, ich und der junge Candidat, indeſſen zu der Spitze der Ruinen hinauf zu gehen, und die Nachkommenden dort zu erwarten.

Wir hatten uns ſehr ländlich gemacht, und wir Mädchen ſahen gar nicht übel aus! Sie wiſſen, wir putzen uns gerne ein Bischen, ſelbſt wenn es dem Beſuch alter Ruinen gilt, es kann ja Geiſter geben, Gnomen u. ſ. w., und denen will doch ein Mädchen auch nicht mißfallen!

Güldane ſah wirklich reizend aus! Sehen Sie, lieber Moriz, ich bin doch auch ein Mädchen und ein Bischen neidiſch, wie alle Evatöchter, und Sie ſelbſt haben mir oft geſagt, daß ich ein ſchönes Mädchen bin, beſonders weil ich ſchwarzes Haar und blaue Augen hätte, eine wahre, wie nannten Sie es? eine wahre Contradictio in re! Und ich fühle, wenn ich mir meine langen Locken ſo durch die Finger würfle, mein „anch' io son Pittore“ eben ſo gut, wie nur ein Weſen, welches nicht Urſache hat, zu erſchrecken, wenn es in den Spiegel ſieht; aber heute ſchien mir Güldane unendlich liebreizend, und ich hätte ſie küſſen mögen! Solche tugendhafte Empfindungen kann man aber auch nur in alten Ruinen einathmen!

Wir ſchlenderten ſingend, ſchäkernd, trillernd vorwärts, da, als wir um eine Felſenecke bogen, welche uns den Weg abzuſchneiden ſchien, da

„Bot ſich uns ein Schauſpiel ſonder Gleichen dar!“

Auf einem Felsblock lehnte, mit dem Rücken gegen uns, ein langer, ſchlanker Mann, den Strohhut auf einem Strauch vor ſich hängend, ein Buch neben ſich und ein Blatt Papier vor ſich!

Ein Maler! Ein Maler! ſo dachten wir Alle! Wir konnten nicht vorwärts, denn die Figur lehnte wie ein Querbalken über dem ſchmalen Steg, der ſich am Rande einer ziemlichen Tiefe fortzog. Onkel Dreſen rief mit ſeinem kräftigen Baß: „Mit Erlaubniß!“ Der Mann ſprang auf, war überraſcht, machte eine leichte Verbeugung und ſchien eine Entſchuldigung vorbringen zu wollen, da rief der Onkel:

„Ei der Tauſend! Alfred, Freund Alfred, wie kommen Sie unter dieſe Ruinen? Studiren Sie Trauerſpiele nach der Natur?“ Dieſen ſeinen Einfall belachend, ſtellte er uns Alfred vor mit dem Beiſatze: „mein intimer, ehrlicher Freund!“ Alfred lächelte etwas maliziös zu dieſer Formel, neigte faſt kalt das Haupt, ſagte einige unbedeutende Worte und wollte ſich entfernen.

„Nichts da!“ rief Onkel Dreſen, „nichts da, Herr Berggeiſt, jetzt bleiben Sie bei uns und machen den Wegweiſer. Sie haben ohnehin nicht Wort gehalten, Sie verſprachen mir ſchon ſo oft, mich zu beſuchen! Jetzt haben wir Sie in den Ruinen gefunden, wie einen Waldmenſchen, heute gehören Sie zu uns! Nicht wahr, Schweſter?“ Die Frau von Trentheim fügte einige artige Worte hinzu. Ich beobachtete Alfred genau, denn obſchon es mir höchſt unangenehm war, mit ihm zuſammen zu ſein, ſo intereſſirte es mich doch, ſein Weſen und ſein Benehmen zu beobachten. Er ſchien unſchlüßig, ſein Blick verweilte lange und ſinnend auf Güldanen, welche daſtand wie eine Oreade, dann fuhr er mit der Hand, welche, beiläufig geſagt, ſehr ſchön iſt, über die Stirn, und ſagte höſlich, artig, aber trocken: „Wenn Sie erlauben, wird es mir ſehr angenehm ſein.“ Nun bitte ich Sie! Kann man ſich alltäglicher ausdrücken? So reden die Dichter?!

„Alſo, raſch vorwärts!“ commandirte der Onkel, und nahm die Frau von Trentheim unter den Arm. Der Weg war ſo ſteil, daß ein Frauenzimmer allein ihn nicht machen konnte. Güldane und ich bewegten uns vorwärts. Alfred trat näher, ſah Güldane an, und reichte den Arm — Ihrer unterthänigſten Dienerin Aliſe!

Ich war überraſcht, und, ſoll ich es Ihnen geſtehen? ich war einige Augenblicke verlegen! Das kommt, glaub' ich, immer ſo, wenn man durch einen Zufall genöthigt wird, mit Menſchen, die uns antipathiſch ſind, zuſammen zu ſein! Wir gingen voraus, Güldane und der junge Dreſen hinter uns. Alfred ſprach wenig, und was er ſprach, war ſo ganz und gar gewöhnlich, von der ſchönen Gegend, von dem Laubſchlag, von der eigenthümlichen Geſtalt der Felſen u. ſ. w.

Wo eine beſchwerliche Stelle kam, hielt er an und ſah ſich nach Güldane um, um ſie darauf aufmerkſam zu machen. Der Onkel drehte zuweilen den Kopf herüber und ſagte: „Mädchen, laßt uns den Berggeiſt nicht los!“ — „Ja,“ rief ich, all meinen Gleichmuth zuſammenraffend,

„wenn wir nur erſt wüßten, ob er ein guter Berggeiſt, ein Rübezahl, oder ein böſer, ein Demiurg, iſt!“

Meinen Sie nicht, Moriz, dieſe Worte hätten eine geiſtreiche Antwort verdient? Alfred aber lächelte ſäuerlich und ſchwieg! Und ich weiß doch, der Mann kann reden, ſehr geiſtreich, ſehr anziehend reden; ſehen Sie, daß er ein böſer Menſch iſt!

Wir gelangten endlich oben an einer Art Platte an, die von zwei Steinbänken eingefaßt iſt, und machten Halt, um allhier den Nachtrab zu erwarten. Wir ſetzten uns auf die Bänke, Onkel Dreſen und die alte Trentheim nahmen eine Bank ein, der Candidat warf ſich auf einen Moosſtein nieder, und die andere Bank blieb für uns drei: Güldane, mir und Alfred. Alfred ſetzte ſich an meine Seite, und fing an, mir die Fernpunkte alle zu erklären und zu nennen.

Güldane war in einer ganz eigenen Stimmung, ihr Muthwille war verſchwunden, ſie war in ſich gekehrt und ſtill.

„Aber,“ begann Onkel Dreſen, „Sie haben ja eben gedichtet, als wir kamen, heraus damit! Wird er eben erſtochen? oder bringt ſie ſich eben ſelbſt um? Gewiß iſt's der letzte Act von einem Trauerſpiel, denn wenn ihr beim Todtmachen ſeid, da ſucht ihr immer Einſamkeit, Wildniß, Wäldernacht und alle die kataſtrophtreibenden Mittel, nicht wahr? Nur heraus damit!“

Alfred lehnte es ab, indem er ſagte, es ſei blos der Entwurf zu einem unbedeutenden Gedicht.

„Deſto beſſer!“ erwiederte Dreſen, „ſo iſt's bald überſtanden! Liebſter Alfred, geniren Sie ſich nur nicht!

Am Ende ſeid ihr Dichter wie die ſchönen Mädchen, wenn man ſie im häuslichen Kreiſe auffordert, eine Mazurka zu tanzen, da iſt's ein Geſträube, ein Geziere, und wie gerne wollen ſie genöthigt ſein, ihre ſchönen Formen, den harmoniſchen Bau, die Anmuth der Bewegung zu zeigen! Nur her da mit der gedichteten Mazurka, Herr Dichter!"

Alfred bat um Entſchuldigung und lehnte es ab. Ich konnte nicht umhin, ihn aus purer Bosheit auch zu quälen, das Gedicht zu leſen, es nützte nichts. „Nun," rief Onkel Dreſen, „ſo probire Du Deine Gewalt, Tünchen (ſo nennt er Güldane ſtets), die Dichter ſollen ja ſonſt gegen die Wünſche von Feen und Elfen ganz wachsweich ſein, und beſonders ſo auf dem Gipfel einer Ruine!"

Güldane erröthete, ſchwieg einige Secunden, und ſagte leiſe: „Ich bitte Sie, leſen Sie, was Sie eben gedichtet haben."

Alfred ließ ſeinen Blick lange auf ihr ruhen, ſagte kein Wort, nahm die Brieftafel heraus, aus ihr ein Papier und las:

„Herbſt im Frühling.

Nennet nur nicht Frühling
Dieſes ſchöne Angeſicht,
Iſt nicht Liebe in dem Herzen,
Iſt im Antlitz Frühling nicht!

Nennt ihr Sterne dieſe Augen,
Dieſen blauen Lichtkryſtall?
Ohne Liebe ſind es Steine,
Seelenloſer Aetherball!

Nennt ihr Roſen dieſe Wangen,
Dieſen zarten Blumenkreis?
Ohne Liebe ſind's Tapeten,
Schön geſtickt mit Roth und Weiß!

Nennt ihr Anmuth dieſes Lächeln,
Dieſer Lippen Wunderſpiel?
Ohne Liebe iſt's Mechanik,
Todter Linien leeres Spiel!

Nennt ihr Wohllaut dieſe Worte,
Dieſer Töne Zauberluſt?
Ohne Liebe iſt's ein Echo
Aus der hohlen Felſenbruſt!

Wo nicht Lieb' iſt, iſt nicht Frühling,
Schönheit nicht und Seele nicht,
Körper iſt es, Bein und Adern,
Hand und Fuß und Angeſicht,

Augenapfel, Augenlieder,
Ohne Luſt und ohne Schmerz,
Doch im Bildniß wohnt kein Leben,
Und im Grunde liegt kein Herz!“

Nachdem Alfred dies geleſen, faltete er ſein Papier zuſammen, warf einen Blick auf Güldane, und erwiederte gar nichts auf alle die Complimente, die wir Alle, mit Ausnahme von Güldane, ihm machten. Güldane war aufgeſtanden, um eine ſchöne Glockenblume, welche ſich am Felſenblocke ſchaukelte, zu pflücken, und bog ſich abwärts.

Ich bitte Sie, lieber Moriz, kann der Zufall glücklicher wählen? War das nicht auf Güldane? und wie kam Alfred dazu, ſo ein Gedicht zu ſchreiben?

Sehen Sie, da ſitz' ich mitten in einem Roman! Allein für heute iſt's ſpät, morgen erzähle ich Ihnen weiter.

Aliſe an Moriz.

Schattenſee.

Ich fahre heute in meiner Erzählung von unſerer Ruinen-Parthie weiter fort.

Alfred widmete faſt alle ſeine Aufmerkſamkeit nur mir. Ich weiß nicht, wie ich dazu kam, denn Sie wiſſen, lieber Couſin, daß ich einen tiefen Widerwillen gegen ihn hege, und das ſchon, ſeitdem ich ſeinen Namen nennen hörte! Er richtete faſt alle Worte ausſchließlich an mich, und bot mir auch den ganzen Tag, bei allen fernern Promenaden, ſeinen Arm.

Wir mochten kaum eine Viertelſtunde auf der Platte geſeſſen haben, als der andere Theil der Geſellſchaft nachkam. Herr von Schwarzdorn ſchien nicht ſehr erfreut über den poetiſchen Zuwachs unſerer Geſellſchaft. Der alberne Tropf iſt eiferſüchtig, und ſo abgeſchmackt dieſes Gefühl bei einem Individuum iſt, das uns in jeder Beziehung eben ſo gleichgiltig als lächerlich iſt, ſo findet Güldane dieſe ſeine Eiferſucht ſtets ſo komiſch, daß ihr die ſonſt langweilige

Geſellſchaft dieſes Schwarzdorn dadurch zu einem ſtehenden Amuſement geworden iſt.

Es gibt auch nichts Lächerlicheres, als wenn ein Mann, der einem Frauenzimmer nicht nur gleichgiltig, ſondern ſogar zuwider iſt, der weder durch Geſtalt, noch durch Rang, noch durch Geiſt und Bildung die leiſeſte Aufmerkſamkeit eines Frauenzimmers auf ſich ziehen kann, den Eiferſüchtigen ſpielt, und ſich gekränkt fühlt, wenn Männer, die ein lebhaftes Intereſſe zu entzünden berechtigt ſind, in die Nähe ihres eingebildeten Gegenſtandes kommen!

Alfred ſchien übrigens dieſen Mann gar nicht zu bemerken, und war überhaupt ſehr ſchweigſam. Sehen Sie, das iſt eben der unbändige Hochmuth dieſes Menſchen! Er findet uns Alltagsgeſchöpfe nicht würdig, um uns mit dem Thau ſeines Geiſtes zu erquicken. Ich glaube, er that ſich Mühe an, ſich zu unſerm Hausmannsverſtand herabzulaſſen! Ja, wenn man von Poeſie, von Kunſt, von Tragödien u. ſ. w. ſprach, brach er kurz ab, und lenkte etwas barſch das Geſpräch auf ganz alltägliche Gegenſtände!

Gegen Mittag wollte Alfred ſich entfernen, allein Onkel Treſen ließ ihn nicht, und auch die alte Trentheim nöthigte ihn, dazubleiben, um unſer frugales, ländliches Mahl zu theilen. Wir ſtiegen wieder hinab, um in der beſcheidenen Hütte am Ufer der Donau zu ſpeiſen.

Als ich mit Güldane einen Augenblick allein war, neckte ſie mich und ſagte: „Es iſt doch grauſam vom Schickſal, daß es Dich ſo plötzlich mit einem Menſchen zuſammenbringt, den Du ſo unausſtehlich findeſt! Er aber ſcheint nicht von gleichen Geſinnungen beſeelt zu ſein, denn alle ſeine Aufmerkſamkeit iſt Dir allein gewidmet.“

Ich wußte nicht, was ich erwidern ſollte und ſchwieg. Nach Tiſche war die Hitze drückend, und wir waren genöthigt, einige ſiedheiße Stunden in der kleinen Hütte am Ufer zuzubringen.

Die alte Trentheim ſchickte ſich an, ihre Sieſte zu halten, Onkel Treſen ſtopfte ſeine Pfeife und ſagte: „Es iſt doch doppelt gut, daß wir da den dramatiſchen Blutſauger in dem Geſtein fanden, es rücken drei oder vier Stündchen koloſſale Langeweile heran, denn vor ſechs Uhr iſt an ein Aufbrechen zur Rückkehr nicht zu denken, und da kann der Herr Alfred uns in dem Schatten dieſer Hütte ſo eine tragiſche Geſchichte zum Beſten geben. Sonſt ſchlafen mir die Mädchen da alle ein, und das wäre doch eine wahre Schande in Geſellſchaft eines Dichters! Das geſchieht gewöhnlich in Geſellſchaft der Dichtungen, aber nicht der Dichter!“

Alfred lächelte und ſprach: „In dieſer Beziehung bin ich mit meinen Dichtungen ganz ein und derſelbe Gegenſtand, und ich gebe gerne vollkommene Schlaffreiheit, ſelbſt in Gegenwart der Dichter.“

Indeſſen war ein Gewölk, welches ſchon lange unheildrohend an dem fernen Saum des Horizontes herumzog, ganz nahe gekommen, Blitze und leiſes Donnern verkündeten den nahen Ausbruch eines ſtarken Sturmes, in den Bäumen vor der Hütte begann es zu rauſchen, und die Wipfel neigten wie ahnungsvoll ihre Häupter unheimlich hernieder.

Güldane begann ganz ängſtlich zu werden, denn ſie fürchtet ſich kindiſch vor einem Ungewitter, und gewiß, wenn ſie Alfred's Gegenwart nicht genirt hätte, ſie würde ſich wie gewöhnlich verſteckt und den Kopf unter die Bettkiſſen eingewickelt haben.

Der Herr von Schwarzborn, der ſchon den ganzen Tag vergeblich auf eine Gelegenheit wartete, auch ein Wörtchen zum Geſpräch beiſteuern zu können, war froh, daß er ſeine Weisheit leuchten laſſen könnte, und ſagte mit ſeinem ſteifleinenen Gelächter: „Fräulein Güldane, man muß ein Ungewitter ſein, um Ihr Herz zu erſchüttern!“ — „Ja,“ platzte Onkel Dreſen, der ihn auch nicht mag, heraus, „ein Ungewitter, aber nicht blitzdumm!“

Güldane war faſt zu bedauern, denn die Blitze und heftigen Donnerſchläge verdoppelten ſich, und ſie ſchwankte zwiſchen Furcht und Verlegenheit, vor Alfred ſo kindiſch zu erſcheinen. Nun aber ſchien es doch, daß er fühlte, er müßte etwas thun, um ſie zu beruhigen, oder von der Furcht abzuziehen. Er ſetzte ſich zu ihr, und fragte, ob ſie „Werthers Leiden“ geleſen habe. Als ſie hierauf mit „nein“ erwiederte, ſchien er gleichſam freudig überraſcht und ſagte, wie ſich vergeſſend: „Das freut mich, je weniger Sie Aehnliches geleſen haben, deſto erfreuter bin ich, und —“ hier fühlte er, daß er etwas Sonderbares ſagte, hielt eine Secunde lang inne und fuhr fort, indem er einen Scherz draus machte: „Denn ich möchte, daß alle Welt nur Trauerſpiele leſen ſollte.“ Nach dieſer Wendung erzählte er ihr nun, wie in „Werthers Leiden“, als Lotte und Werner zum erſten

Male beiſammen waren, auch ein Ungewitter losbrach, wie Lotte, die zarte Lotte, die Nöthigſte in der Geſellſchaft war, wie ſie „Zählens“ zu ſpielen vorſchlug, wie dann Jeder, der im Zählen: „eins, zwei, drei u. ſ. w.“ fehlte, eine Ohrfeige von Lotte bekam, und wie Werther ſagt: „ich bekam zwei Ohrfeigen und bemerkte mit Vergnügen, daß ſie ſtärker ſeien, als ſie die Uebrigen bekamen.“

Er erzählte ſehr gut, und miſchte ſo viel Sarkaſtiſches und zugleich auch Sentimentales in dieſe unbedeutende Wiedererzählung, daß ich, meinen Widerwillen gegen ihn vergeſſend, ihm ganz vergnügt zuhörte. Auch Güldane vergaß auf Blitz und Donner, und ich weiß die leiſe Röthe zu deuten, welche ſie wie Flugfeuer überdeckte, als Alfred die freilich unbeſonnenen Worte ſagte: „Bei Lottens und Werthers erſter Zuſammenkunft brach auch ein Ungewitter aus.“ Obwohl Alfred dies „auch“ gewiß nur in Beziehung auf das Ungewitter gebrauchte, ſo legen wir Frauenzimmer doch faſt inſtinktmäßig eine ganze Reihe von Schlüſſen in ein ſolches Sylbchen.

Alfred ließ, als er von Lotte ſprach, eine ſo warme und beredſame Lobrede über die „Einfachheit des weiblichen Herzens, welche die Krone aller Anmuth wäre,“ mit einfließen, daß, lachen Sie nicht, Sie Gefühlsläugner, daß Ihre ungläubige Aliſe gerne in aller Schnelligkeit einige Ellen Einfachheit gekauft hätte, wenn man ſie gleich in der Nähe in einer Bandhandlung bekommen hätte.

Von Schwarzborn, welchem gelblichgrüne Schatten über das bläuliche Antlitz liefen, als er ſah, wie wir mit lauſchenden Blicken an Alfred's Lippen hingen, ſchlug mit einem, wie er meinte, treffenden Spaß drein und rief: „Fräulein Güldane, ſpielen wir auch „Zählens“, ich werde mich gleich irren und —“ — „Und,“ fiel Onkel Dreſen ein, „ich theile die Ohrfeigen aus, dann bemerken Sie vielleicht mit Vergnügen, daß die Ihrigen ſtärker ſein, als die von allen Uebrigen!“

Güldane war ganz in eine Art Vergeſſenheit verſunken, und war, als ich ſie aus dieſem Stillſein zu ziehen verſuchte, etwas verwirrt.

Indeſſen war das Ungewitter vorübergegangen; Alfred ſprach viel und — gut. Ich that ihm früher unrecht. Er ſprach ſich gegen das Sprechen überhaupt aus.

Die Thiere, ſagte er, ſind glücklich, weil ſie keine Sprache haben! Die Thiere verleumden ſich nicht gegenſeitig, lügen nicht, fluchen nicht, ſchwören nicht falſch u. ſ. w.

Lüge, Bosheit, Verleumdung, falſche Eide, Zweideutigkeiten, Gotteslaſterungen, das ſind die Segenskinder der Sprache, dieſes Vorzugs des Menſchen vor dem Thiere! Die Götter, fuhr er fort, gaben dem Menſchen das Himmelsgeſchenk: Vernunft; da trat der böſe Dämon der Menſchheit dazu, und ſchenkte ihm auch: die Sprache, denn er wußte, daß der Menſch durch Sprechen alles das in Fluch verwandeln wird, was durch Denken Segen bringen könnte.

Ich muß geſtehen, ſo gut ſich das alles anhört, ſo langweilig dünkt es mich doch, nicht zu ſprechen. Und ſprechen denn die Thiere nicht? Wer weiß, was die Uhu's in ihren Soiréen mit einander abmachen, was die Schakals discuriren, wenn ſie eine Waldparthie machen, was die Gänſe und die Nachtigallen, die Lerchen und die Elſtern für Mediſance treiben, und welche Perſiflage die Katzen auf dem Dache alle Nacht loslaſſen!

Doch genug davon, Alfred ſprach immer mehr, je mehr er ſich ſelbſt von der Vortrefflichkeit des Schweigens überzeugte.

Als die Schatten etwas länger wurden, traten wir den Rückzug an. Wenn es ſich um ein ſchönes Mädchen handelt, ſind doch die Herren der Herren der Schöpfung, nämlich: die Dichter, um kein Haar anders, das heißt beſſer, als die andern proſaiſchen Erdenkinder, denen der Himmel keinen Reim und die Schöpfung kein Sylbenmaß beſchieden hat. Alfred, welcher in ſeinen Dramen wohl oft mit den Herzen der Töchter auch die der Mütter mitſtudirte, und gut zu wiſſen ſcheint, daß der Weg zum Herzen der Töchter das lange Durchhaus der mütterlichen Eitelkeit und den finſtern Gang der mütterlichen Laune durchſchweifen muß, fing, ſo wie mir ſchien, ſeinen Operationsplan bei der alten Frau von Trentheim an. Er nahm ihr, wie jeder andere proſaiſche Menſch, den Sonnenſchirm ab, als wir im Schatten des Fichtengehölzes fortzogen, wandte ſich im Geſpräch oft an ſie, und ſtimmte einen Ton an, den er als den bei ihr beliebten gewiß gleich erkannte. Es iſt nämlich ihr Lieblings-Thema, von der Unartigkeit der Jugend gegen das Alter zu deklamiren, und von dem Untergang aller ſittſamen Ritterlichkeit, mit welcher man früher die ältern

Damen in allen geſelligen Beziehungen behandelte. Alfred zog nun ganz unbarmherzig über das Sodom und Gomorrha unſerer Jugend los, und ließ aus ſeinen Lippen heiligen Feuereifer und gottesfürchtigen Schwefel und Pech regnen, auf die Häupter Derjenigen, die den Himmel damit erzürnen, daß ſie jung ſind!

Sein Zweck wurde auch bald erreicht, die alte Trentheim lud ihn ganz dringend ein, ſie bald, oft und auf lange in Schattenſee zu beſuchen. Onkel Dreſen, der ſich viel darauf in die Bruſt warf, daß er Alfred immer nur „Freund Alfred“ nannte, drückte das heiße Siegel auf dieſe neue Gönnerſchaft der alten Trentheim, und ſagte nachher zu ihr, als Alfred mit Güldane ſprach: „Na, Schweſterchen, nicht wahr, das iſt ein anderes Kaliber, als die faden Schopf- und Kropftauber, die ſo um die Mädchen herumgirren, und die Halsfedern auffächern, und einherſtolziren, wie Sultan Wiedehopf, wenn er ſein Schattenſpiel im Waſſer ſieht! Das iſt echtes Schrot und Korn, und kein Mädchenjäger! Hat er Güldanen auch nur das unbedeutendſte Compliment gemacht? Hat er wie ein anderer Maikäferfänger und Herzenſtehler ihr auch nur eine einzige Schönheit geſagt? Ja, das iſt ein Mann!“

Es wurde alſo im Rathe der Alten beſchloſſen, den Herrn Alfred recht oft in Schattenſee zu ſehen, und ſo die dortige Abgeſchiedenheit einigermaßen zu beleben.

Ob ich, lieber Moriz, wenn Alfred wirklich oft kommen ſollte, lange in Schattenſee aushalten werde, das bezweifle ich. Mein Widerwille gegen dieſen ſchroffen, ſtolzen

Charakter iſt zu tief; wenn Sie wollen, iſt's ein Vorurtheil, allein das iſt ja unſer Privilegium, wir Frauenzimmer dürfen Vorurtheile als Grundſätze adoptiren.

Güldane war nach und nach zutraulicher geworden, ſie erzählte Alfred von Schattenſee, von ihren Blumen, von ihrer Langeweile, von ihrer Sehnſucht nach dem Stadtleben u. ſ. w. mit all jener natürlichen Offenheit, ich möchte es Voreiligkeit nennen, die ihr eigen iſt. Sie fügte aber kein Wort der Einladung zu, als Dreſen und ihre Mutter Alfred ſo dringend baten, recht viel in Schattenſee zuzubringen. Er ſchien das auch gar nicht zu erwarten, und als er zuſagte, fragte er mich ſehr artig, ob ich auch noch lange in Schattenſee bleibe. Ich war albern genug, zu ſagen: „das wird Sie doch nicht zurückſchrecken?“ Denn das heißt Jemanden eine geladene Redensart auf die Bruſt ſetzen und ſagen:

„Ein Compliment oder das Leben!“

Allein dieſer Alfred iſt nun einmal ein ganz anderer Mann, als die ganz andern Männer — ein Böſewicht in jeder Beziehung! — er erwiederte gar nichts, ſondern bückte ſich, pflückte ein Vergißmeinnicht, welches am Wieſenrain ſtand, hielt es mir hin und fragte:

„Wird Sie das abhalten, je wieder nach Theben zu kommen?“

Ich fühlte, daß ich roth wurde, gewiß blos aus Aerger, lieber Moriz, daß man mit dieſen Muſenſöhnleins nicht ſprechen kann, wie mit andern lieben Hausmannsſeelen, und ſie ihre Antworten ſtets allegoriſch, metaphoriſch, ſymboliſch einrichten, und uns in die Enge treiben. Güldane flüſterte mir leiſe neckiſch ins Ohr: „Du bleibſt doch bei Deiner Freundin in Schattenſee?“ Ich war verwirrt und wußte nichts zu ſagen. In ſolchen Augenblicken haben wir Mädchen einen Inſtinkt, einen Rettungs-Inſtinkt; ich ließ alſo zufällig meinen Strohhut, den ich in der Hand trug, und der mit gepflückten Feldblumen voll war, fallen, und nun gab es Beſchäftigung genug, welche die Aufmerkſamkeit von mir abzog.

Unter dieſen Feldblumen war eine recht niedliche Cyane; Güldane betrachtete ſie, nahm ſie an die Lippen und legte ſie wieder in den Hut. Alfred, welcher auch die zerſtreuten Feldblumen aufleſen half, beging nun ganz geſchickt einen Diebſtahl. Er escamotirte nämlich die von Güldane berührte Cyane heimlich fort und praktizirte ſie in ſeine Bruſttaſche. Mädchenaugen ſehen Alles, ich und Güldane ſahen das auch. Eine Purpurröthe ergoß ſich über Güldanens Antlitz, und ich flüſterte ihr nun wieder neckiſch ins Ohr:

„Du bleibſt doch aber auch noch ein Weilchen in Schattenſee?!“

Unterdeſſen waren wir am Ende unſerer Spazierparthie. Alfred trennte ſich von uns, nachdem er der alten Trentheim und dem Onkel Treſen feierlich verſprach, recht bald zu kommen. Er verbeugte ſich recht artig gegen uns und verſchwand in dem Ufergehölz, wohin er ſeinen Weg nahm.

Ich glaubte immer, Güldane würde noch einmal das Lockenköpfchen drehen, um ihm nachzuſehen. Sie glaubte gewiß dasſelbe von mir. Ach, wir Mädchen, wir Mädchen!

Sie hat ſich auch umgeſehen, und rief: „Ach, die Sonne iſt ſchon ganz hinter den Berg hinab." — Die Falſche!

Als wir in Schattenſee ankamen, wurde von Allen noch viel Rühmenswerthes über Alfred geſprochen, wir Mädchen ſagten kein Wort. Von Schwarzdorn ſchnitt ein Geſicht, wie eine Amſel, welche Heimweh hat, wiegte das blaue Antlitz hin und her, und drückte endlich los: „aber häßlich iſt er!"

„Ja," polterte Onkel Dreſen heraus, der dieſen albernen Schleicher auch nicht mag, „ja ſehen Sie, zu zwei Sachen muß man geboren ſein, zur Häßlichkeit und zur Klugheit, wer nicht dazu geboren iſt, der bleibt ſein Lebtag ſchön und dumm!" Von Schwarzdorn, der eben auch näher zur Häßlichkeit, als zur Schönheit hat, verſchluckte die Pille mit einem bemitleidenswerthen Antlitz, und Güldane hatte die Bosheit, zu ſagen: „Ich finde ihn recht hübſch,' Du nicht auch, Aliſe?" Ich ſtimmte mit ein, um Schwarzdorn zu ärgern.

Sie ſehen, lieber Moriz, ich ſitze mitten in einem Romanfrühling. Es keimt und ſproßt, und guckt aus den Herzensritzen hervor. Wenn das Bäumchen ein Bischen größer iſt, ſchreib' ich Ihnen wieder, oder beſſer iſt's, kommen Sie und ſpielen Sie Romanmachen mit. Adieu.

Alfred an Saldern.

Brühl.

Ich muß viel nachholen, lieber Saldern, es ſind einige Wochen verfloſſen, daß ich Dir nicht ſchrieb. Es iſt indeſſen eine ſchöne Reſtauration in meinem Herzen vorgegangen, es iſt ein Wogen und Sehnen und eine Unruhe in dies Herz eingezogen, das ich für immer todt glaubte!

Sieh', ich bedurfte einer Anregung; je mehr und je grauſamer die wirkliche Welt, das rauhe Leben den Schmetterlingsſtaub, den Blütenſchmelz der Phantaſie von mir abſtreifte, je kühler der Froſt des Seins durch den Hain der Liebe wehte, je durchſichtiger die entblätterten Laubgänge in dieſem Haine wurden, je mehr ſehnte ich mich darnach, meinem Fühlen eine Elaſticität geben zu können!

Ich ſah mich um, wie der Patriarch ſagt, unter den Töchtern des Landes, ſie ſind Alle ſo, wie ſie Alle ſind! In dem ſchönſten Mädchenherzen fand ich immer noch, wie in dem ſchönſten Bernſteine oder in gewiſſen lautern Edelſteinen, ein Moosgeflecht, eine Mücke oder dergleichen inwohnen. Sie haben mich lange Zeit flatterhaft genannt, aber ich flatterte nur von einer Blume zur andern, um eine Blume zu ſuchen, die nicht blos den Schmetterlingen zu Liebe Blume ſein will; eine Blume, die auch Blume bliebe, wenn ſie nicht in der Schweſtern bunter Schaar ſich ſchaukele, und mit den Lüften buhle, und mit den Faltern kokettire.

Ich habe im vorigen Winter viel Redens und Erzählens gehört von einer gewiſſen Güldane von Trentheim; einige Freunde wollten mich ins Haus der alten Trentheim einführen, allein ich lehnte es ab. Du weißt, Saldern, ich hege großes Mißtrauen gegen Mädchen, von denen viel geſprochen wird, gleichviel, ob Gutes oder Schlechtes.

In Mädchenherzen, die viel belagert werden, wenn ſie ſich auch tapfer halten und dem Feinde widerſtehen, möchte ich nicht einziehen, denn wer weiß, wie ſie unterminirt worden ſind, von zündbarem Pulver, das nur auf den Funken wartet, von gleißenden Grundſätzen, welche die Mauern untergraben und unterhöhlt haben.

Ich hörte, ſie ſoll einige Mal in Geſellſchaft ſehr viel Gutes über mich geſprochen haben. Es galt mir gleich. Die Frauen reden Gutes von uns, wenn wir ſchöne Knöpfe zur Livree geben, und ſie reden Schlechtes von uns, wenn ihnen unſer Spazierſtock nicht gefällt!

Bei Baron Schilcher war im vorigen Carneval ein déjeuner dinatoire, da ſah ich Güldane einen Augenblick im Boudoir der Baroneſſe. Ich geſtand mir, daß ſie ſchön, ſehr ſchön ſei, wir wechſelten einige unbedeutende Worte mit einander. Sie ließ mich ganz kalt, das mag wohl von dem Mißtrauen kommen, mit welchem ich alle ausgezeichneten Schönheiten betrachte. Sie war ſehr geputzt: „ſo viel Hüllen zeigen auf Verhülltes.“

Darüber ſind mehrere Monate vergangen; der epicuräiſche Liebesheld und Liebesläſterer Moriz brachte den Namen Güldane wieder in meine Erinnerung; ſeine Couſine

Aliſe lebt bei ihr auf ihrem Landhauſe Schattenſee, und da will er denn hin, er will, wie er ſagt, ſich in den offenen Rachen der Gefahr köpflings hineinſtürzen und mit einem Salto mortale unbeſchädigt wieder herauskommen! Glück auf!

So kam es, daß von dieſer Güldane wieder die Rede war, und einige Briefe Aliſens an Moriz, welche mir Letzterer mittheilte, nannten dieſen Namen unter einem ſolchen Gemiſch von ſonderbaren Erwähnungen, daß ich faſt Neugier bekam, dieſes Amphibion, welches beidlebig iſt, und gleichzeitig eine edlere, beſſere Natur und eine frivole Welteitelkeit in ſich nährt und herumträgt, kennen zu lernen.

Können ſolche zwei Elemente lange Zeit in der Bruſt eines weiblichen Weſens zuſammen regieren, ohne daß eines derſelben am Ende ſchimpflich reſignirt und das andere eine tyranniſche Alleinherrſchaft ausübt? Und welches Element ſiegt dann ob? O, die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht! Doch höre weiter.

An einem der heiterſten Junitage machte ich einen kleinen Ausflug in die Ruinen Thebens, unweit Preßburg.

Es war ein rechter milder Liebesmorgen! In den Zweigen hingen luſtige Träume auf güldnen Sonnenſtäubchen, die laue Luft ſpielte mit einem herunterregnenden Blütenmeer, aus den Blumen und Kelchen zogen Seelen und Geſtalten und Lieder berauſcht und berauſchend auf, und flogen in den Aether, und an dem Balſamhauch der paradieſiſchen Natur öffnete ſich mein Herz der ſeligen Selbſtvergeſſenheit und den Träumen von Vergangenheit und Zukunft. Da wurde ich von einer Gruppe Spaziergänger aufgeſchreckt, es war eine Gruppe Naturtrinker und dabei — Güldane.

Ich weiß nicht, ob ich Dir ſchon einmal von einem gewiſſen Dreſen geſprochen habe? Er iſt ein alter Haudegen, ehemals Kapitän, eine gute, ehrliche Haut, denn das ſind die meiſten Menſchen, die Haut iſt immer ehrlich, was aber tiefer iſt, unter der Haut, das iſt freilich oft anders. Kurz, der alte Dreſen, den ich von Karlsbad aus kenne, hat mich ſehr in Schutz genommen; ein fideles luſtiges Blut, paſſirt er ſo mit unter die Beſſern, und mag es leicht auch ſein. Denke Dir, dieſer Dreſen iſt Güldanens Onkel, ſo zu ſagen Herr und Gebieter auf Schattenſee, und iſt das unſchuldige Waiſenkind, welches einſt das große Loos für Güldanens Herzglück ziehen ſoll!

Ich geſtehe Dir offen, lieber Saldern, daß ich ſehr überraſcht war, und alle meine Faſſung zuſammennehmen mußte, damit ſie an Dreſens Einladung, den Tag mit ihnen zuſammen zuzubringen, nicht ganz in Trümmern ging.

Wir mußten vor einem ausbrechenden Ungewitter in der Uferhütte Schutz ſuchen. Güldane fürchtete ſich kindiſch vor Blitz und Donner, und ich überwältigte meine gewöhnliche Schweigſeligkeit, um die Geſellſchaft durch verſchiedene Dinge und Bemerkungen zu zerſtreuen, und Güldane von dem Gedanken an das Ungewitter abzubringen.

Glaubſt Du nicht, lieber Saldern, daß es Liebes-Ableiter geben kann, wie Blitz-Ableiter? Ich meine nicht jene Liebes-Ableiter, die man in dem Verſtande zu finden hofft, denn wenn in einem menſchlichen Herzen Liebe und

Verſtand, dieſes unzuſammenpaſſende Ehepaar, zanken, ſo geht es wie bei jedem Eheſtreit, die Frau hat das letzte Wort und behält immer Recht. Wer eine Liebesgluth mit Vernunftgründen löſchen will, der wird ſo lange zu löſchen haben, bis die Gluth von ſelbſt erliſcht, und dann kann er ſich einreden, die Vernunft habe es bewerkſtelligt! Allein es gibt einen andern Liebes-Ableiter, wenn man ſich nämlich feſt einbildet, man liebt einen andern Gegenſtand, und glaube mir, man kann das!

Ich fürchtete, Güldane könnte mir gefährlich werden, ich fürchtete es, denn da der Ruf ſie für eben ſo welteitel als ſchön hält, ſo wäre es mir, nach meinen Begriffen von dem allein beglückenden Stillhimmel des weiblichen Gemüthes, ein Entſetzen, ein Frauenzimmer zu lieben, welches zuerſt die Welt, dann ſich, dann die Welt in ſich und dann ſich in der Welt liebt, und dann erſt vielleicht mit ihrem Herzen einen Pact abſchließt, wie hoch und wie tief, und wie ſtark oder ſchwach es lieben darf, um all die Sichliebe und Weltliebe nicht zu verkürzen.

Eine Freundin Güldanens, Aliſe, Couſine des humoriſtiſchen Liebesläſterers Moriz, war mit ihr. Eines jener Weſen, welche durch zurückgezogenes, inſichzurückkehrendes Gefühlsleben immer von großem Intereſſe für mich waren. Dieſe Aliſe ernannte ich ſogleich in meinen Gedanken zu dem Liebes-Ableiter, wenn etwa Güldane mehr Eindruck auf mich machen ſollte, als mir wünſchenswerth ſchien. Was mich aber am meiſten bewog, meine Aufmerkſamkeit der allerdings liebenswürdigen Aliſe zuzuwenden, war der Gedanke, daß Güldane gewiß gewohnt iſt, in allen Geſellſchaften vorzugsweiſe nur ſich gehuldigt zu ſehen, eine Thatſache, die bei der Oberflächlichkeit unſerer jungen Männer und bei ihrer frivolen Anbetung jeder ſchönen Aeußerlichkeit mich nicht Wunder nimmt. Der Gedanke, Güldane könnte ihrer Eitelkeit einen neuen Feſtſchmaus geben, wenn auch ich, wie jene Thoren, welche mit fadem Geſumſe die Honigſcheibe: Schönheit, umkreiſen und umſchwirren, um ſie ſchwärmte, ſtieß mich von ihr ab, und ich widmete meine Zeit lieber der einfachern, gemüthvollern Aliſe.

Ein Herr von Schwarzdorn gehört auch zur nähern Umgebung Güldanens, er war mit und zeichnete ſich durch nichts, als durch ſeine koloſſale Fadheit und klaſſiſche Abgeſchmacktheit aus. Aus den controllirenden Blicken, die er abwechſelnd auf mir und auf Güldanen herumſpazieren ließ, glaubte ich den Schluß ziehen zu können, daß dieſes Murmelthier, zu welchem die Schöpfung ſagte: „Verſuche und ſei ein Menſch!“ eiferſüchtig war! Ob auf Güldane oder Aliſe, weiß ich nicht, denn er hatte nicht die entfernte Veranlaſſung zu Beiden.

Da, lieber Saldern, hatte ich wieder Gelegenheit, eine Bemerkung zu machen, welche die geiſtige Ueberlegenheit des weiblichen Geſchlechtes über die Männer beurkundet.

Wenn ein Frauenzimmer Urſache zu haben glaubt, eine Rivalin neben ſich in der Geſellſchaft, wo auch ihr Geliebter ſich befindet, zu haben, ſo tritt es augenblicklich in offenen Kampf mit dieſer vermeinten Nebenbuhlerin.

Alle Reize werden aufgeboten, alle Liebenswürdigkeit ins Vordertreffen geſtellt, jede Gabe des Geiſtes, der Beredſamkeit, des Witzes wird in Eilmärſchen zu Hilfe gerufen, offener Angriff, Hinterliſt, alle Kriegsmittel werden in Bewegung geſetzt, um zu ſiegen, um in den Augen des Geliebten als Siegerin über körperliche und geiſtige Vorzüge der bekämpften Rivalin dazuſtehen!

Wie benehmen wir Männer uns dagegen, wenn wir in Geſellſchaft unſeres geliebten Gegenſtandes eine Anwandlung von Eiferſucht verſpüren? Anſtatt in einen Kampf mit Demjenigen einzugehen, von dem wir glauben, er entwende uns das Herz unſerer Geliebten, anſtatt die blanken, blitzenden Waffen der Liebenswürdigkeit, der bezaubernden Unterhaltungsgabe, des blendenden Witzes und das ganze Arſenal der Liebe in Bewegung zu ſetzen, um den Nebenbuhler zu verdunkeln, um ihn ins Gedränge zu bringen, um ihn vor den Augen der Geliebten entwaffnet, beſiegt und überwunden erſcheinen zu laſſen, anſtatt deſſen benehmen wir uns in dieſen Momenten der Eiferſucht gerade ſo, um unſerm Gegner ſeinen Sieg zu erleichtern, ja oft ihn erſt zu dem ganzen Siegesplan anzuſpornen. In ſolchen Momenten ziehen wir uns wie ein Knäul in uns zurück, ballen uns zuſammen wie ein Stacheligel, runzeln die Stirne, rollen mit den Augen, zucken mit den Lippen, ſind ſtumm und brummig, kauern uns in einen Winkel und geberden uns auf eine höchſt alberne Weiſe. Ein Eiferſüchtiger, welcher tobt und rast, kann noch Intereſſe erregen, aber ein Eiferſüchtiger, welcher brummt und Geſichter ſchneidet, der wird in den Augen der Geliebten abgeſchmackt!

Wie abgeſchmackt nun ein Menſch, wie dieſer Schwarzdorn, dieſes Modell der Abgeſchmacktheit, iſt, wenn er den „eiferſüchtigen Brummbären“ ſpielt, kannſt Du Dir denken. Güldane behandelt ihn auch ſo, wie man ein ſchwächliches Kind behandelt, ſie hat Nachſicht mit ihm, obſchon ſie ſich heimlich über ihn beluſtigt.

Es iſt allen Frauenzimmern recht, angebetet zu werden, von wem, das gilt ihnen im Grunde nicht gleich, allein es iſt ihnen von Niemand unangenehm, und ſo ergötzt dieſer Ritter von der zuſammengeknickten Geſtalt ſie dennoch, und ſie duldet ihn, glaub' ich, als ein lebendiges Porte-manteaux und Porte-Umſchlagtuch.

Onkel Dreſen und die alte Trentheim luden mich auf das Dringendſte ein, bald und oft nach Schattenſee zu kommen, und wenn mich Güldane auch dazu aufgefordert hätte, ſo wäre ich gewiß — nicht gekommen. Allein ſie ſagte kein Wort, und als Onkel Dreſen ſagte: „Nicht wahr, Nichtchen, es iſt allerliebſt in Schattenſee?“ und ſie ohne Anſtand ein einladendes Wort hätte hinzufügen können, erwiederte ſie nichts, als: „Wir finden es wenigſtens ſo.“

Dieſer Stolz, oder dieſe Kälte, oder dieſe Berechnung pikirte mich, und ſo verſprach ich, oft und bald zu kommen.

Ich ſehe Dich lächeln, Saldern, Du meinſt gewiß, ich würde da für mein Herz Beſchäftigung finden. Ich wollte, es wäre ſo. Allein, ich zweifle, da ich von je mehr die beſcheidenen, duftigen Blümchen im Thalgrunde ſuchte und liebte, als die Prachtblumen und Farbenköniginnen auf der in die weite offene Welt hinausleuchtenden Bergterraſſe.

Leb' wohl, in acht oder zehn Tagen mache ich meinen Ausflug nach Schattenſee; Bücher, Album, Fragmenttaſche u. ſ. w. gehen mit, da ich Onkel Dreſen verſprach, einige Tage dort zu bleiben, und ich meine Arbeiten nicht gerne unterbreche.

Bete ein inbrünſtiges Stoßgebet für mein Herz, welches ſich offenen Auges dem leibhaften Amorſeibeiuns in den Rachen ſtürzt. Adieu. Bald ein Ferneres!

Alfred an Saldern.

Schattenſee.

„Die Nachtigall treibt von Buſch zu Buſch ein Sehnen,
Bis endlich ſie die ſchönſte Roſe bricht,
So ſuchte auch ich einſt zwiſchen tauſend Schönen,
Doch meine Roſe fand ich immer nicht!“

Der Kopf hat ein Echo, lieber Saldern, aber das Herz hat keines! Die Erinnerungen des Verſtandes klingen ſtets wie die Urtöne aus der Vergangenheit zu uns, aber die Erinnerungen der Empfindung verhallen nach und nach ganz! So erzeugen ſich hier in Schattenſee alle Gedanken meiner frühern Tage wieder, aber die Entſchlüſſe, welche mein Herz faßte, verklingen ganz.

Laſſ' mich es Dir geſtehen, ich liebe Güldane!

Du fragſt, wie das kam? Weiß ich es doch ſelber kaum! Es kam nicht, aber es war plötzlich da! Glaube nicht, daß die Herzen wie die Menſchen nur bis zum einundzwanzigſten oder bis zum vierundzwanzigſten Jahre wachſen und dann Halt machen. Nur die engen und ſtumpfen Herzen macht die Zeit ſtehen oder zuſammengehen, die weiten und großen Herzen dehnt die Zeit aus und gibt ihnen größere Empfänglichkeit.

Wie oft verſinkt nicht ein reicher Schatz von Liebe in die Bruſt eines Menſchen, und liegt lange da, unentdeckt, ungeahnt, bis eine plötzliche Erſcheinung, ein augenblickliches Aufleuchten ihn hebt, und dem Menſchen ſeinen alten in ſich ruhenden Reichthum entdeckt?

So ging es mir. Güldane hat mit einer Zaubermacht den Schatz gehoben, und ich bin wieder reich, unermeßlich reich an Liebe, an Empfindung, an Seligkeit.

Man erkaltet nie, mein Freund, aber man erwärmt und entzündet ſich in ſpätern Jahren nur für reinere, höhere Gegenſtände, als in den frühen und Frühjahren des Lebens.

Da bin ich nun ſeit ſechs Wochen in Schattenſee, oder bei oder um Schattenſee. Ich ſchreite um dieſen Zauberort wie ein Geiſt um die Ruheſtätte ſeiner Hülle.

Wie das Alles ſo plötzlich geſchah? Ich könnte Dir das Alles nicht erzählen. Es ſetzte ſich ſo nach und nach wie Traum und Wunſch und Hoffnung an mein Herz an, und bildete nachher die ſchöne Wunderblume Liebe.

Laſſ' mich nichts erzählen; das Erzählen und Wiedergeben, wie eine Empfindung uns überkam und überflog, iſt matt und ſchal. Nichts davon. Nur Einzelnes.

Wir ſaßen am Wieſenrain in einem Gewinde von Blumen und Sträuchern, die niedergehende Sonne ließ ihre Strahlen in den lockigen Bäumen zerfließen, und ſüßer und wärmer ſchlug in dieſem ſtillen Ineinanderleben mein aufgegangenes Herz. Aliſe und Schwarzdorn haſchten einen Abendfalter, ich aber ſtand auf, pflückte ein „Vergißmeinnicht“, welches im Graſe ſtand, und reichte es Güldane, ohne ein Wort zu ſagen, hin. Sie nahm es nicht, ſie neigte den Kopf ſchweigend, leiſe verneinend. Ich warf das Vergißmeinnicht wieder ins Gras neben der Raſenbank hin.

Aliſe und Schwarzdorn kamen zurück, ſie hatten den loſen Flatterer gefangen. Aliſe zog mich zu ſich hin, ich ſollte den böſen Gaukler näher betrachten und ſagen, zu welcher Gattung er gehörte.

So verließen wir Alle den Wieſenrain und die Frauenzimmer holten, in Begleitung des Herrn von Schwarzdorn, die alte Trentheim zu einer Abend-Promenade.

Ich ging zurück, um das Vergißmeinnicht wieder aus dem Graſe zu holen und aufzubewahren. Warum? Wozu? Ich weiß es nicht. Das ſind ſo die kleinen Zuthaten an Süßigkeiten und Würzigkeiten dieſer Empfindung; die beglückenden und beſeligenden Tändeleien und Spielereien der Liebe, die ihre unausſprechlichen Reize haben.

Als ich zurückkam, und das kleine Blümchen ſuchte, war es verſchwunden. Es konnte es niemand Anderer genommen haben, als Güldane! Warum? Wozu? Und warum nahm ſie es nicht von mir?

Dieſe kleine Scene gab mir die erſte Hoffnung, geliebt zu ſein.

Und ſo ſpannen ſich denn die Sonnenfäden um unſere Herzen und vergoldeten ſie in einem Lichte, in einer Flamme.

Und ſo wagte ich es geſtern, ihr folgende Zeilen in den Almanach zu legen, den ſie eben lieſt.

Von dem Sehen kommt das Sehnen,
Immer wieder ſie zu ſehen;
Von dem Sehen kommt das Suchen,
Ihrer Nähe nachzugehen;
Von dem Suchen kommt das Lieben,
Liebe ſieht den Himmel offen;
Von dem Lieben kommt das Wünſchen,
Von dem Wünſchen kommt das Hoffen,
Von dem Hoffen kommt das Wagen,
Von dem Wagen kommt das Schreiben,
Und das Schreiben ſoll Dich fragen,
Ob dem Wunſch darf Hoffnung bleiben?
Liebe, die erfindungsreiche,
Iſt verlegen nicht um Wort und Zeichen,
Meinem Lieben, Sehnen, Hoffen,
Troſt und Antwort mild zu reichen.

Was wird Sie thun? — Leb' wohl!

Aliſe an Moriz.

Schattenſee.

Ich habe die Ehre, Dir in meiner Perſon eine abgeſetzte Dichterflamme zu präſentiren! Ich war acht Tage lang der alleinige Gegenſtand von Alfred's Aufmerkſamkeit, allein ich verhehlte mir keinen Augenblick, daß mir Alfred blos die Auszeichnung zudachte, mich zur Palette ſeiner poetiſchen Farben zu machen, um ſie von da auf Güldane überzutragen.

Der Roman iſt im vollen Gange, ich möchte dieſe Herzensangelegenheit zwiſchen Alfred und Güldane gerne mit einem andern Namen benennen, allein da ich Güldane kenne, ſo weiß ich, daß nichts ihr Herz beſchäftigt, und daß blos ihre Phantaſie und ihre Eitelkeit beſchäftigt ſein will!

Der Herr Poet iſt zu uns eingezogen, wollte acht Tage bleiben, indeß ſind Seine Parnaßgeboren ſchon einige Wochen hier. Mit ihm iſt Blütenſtaub und Sonnenſtrahl, und Nachtigallenſchlag und Blumenſage und Quellgemurmel in Güldanens Phantaſie eingezogen, kurz, ſie gefällt ſich nun ganz vorzüglich in der Tracht einer Dichter-Geliebten.

Es iſt für einige Zeit kein übles Koſtüm! So mit Sonetten in den fliegenden Locken, mit Madrigals vor dem Buſen, in einer Mantille von Canzonen und Liedern herum zu wandeln, mag für den Moment einer Amour-Maskerade nicht übel ſtehen!

Auch bin ich überzeugt, Güldane iſt jetzt durch und durch überzeugt, ſie liebe Alfred. Allein es iſt nichts, als die Nothwendigkeit, angenehm beſchäftigt zu ſein, die ſie in dieſe Empfindung hineinſtrickt. Sie iſt weit entfernt, aus Eitelkeit oder aus Koketterie Alfred in ihre Feſſeln zu legen, dazu iſt bei all ihrem oberflächlichem Weltſinn ihr Herz zu lauter, zu rein. Allein die Neuheit des Verhältniſſes, die Heimlichkeit deſſelben, die unausgeſprochene bildliche Duft- und Blüten-Correſpondenz zwiſchen ihnen, die immerwährende Bewegung, welche ihr Geiſt und ihre Einbildung in den poetiſchen Zeichendeutereien und halbentknospten Räthſeln in Alfred's Sein und Weſen erhält, alles das vollendet die Art von Bezauberung, welche der Umgang mit Alfred auf ſie ausübt.

Allein in dieſem Stillhimmel ſteigen ſchon nach und nach kleine Wölkchen auf, die freilich jetzt noch als weiße, unſchuldige Lämmchen herumſpazieren, die aber, wenn mich nicht Alles trügt, bald zu Drachen mit Rachen ſich verwandeln könnten, um alle Blumen aus Armidens Zaubergarten, und ihren Rinald dazu, zu verſchlingen.

Herr von Schwarzdorn iſt der Krampus, welcher mit ſeinen dürren Proſa-Klauen in den mit goldenen Bäumen bepflanzten Weihnachtstiſch der kindiſchſpielenden Güldane eingreift.

Schwarzdorn, der zu ſeiner koloſſalen Dummheit und Abgeſchmacktheit die lächerliche Prätenſion hat, als eine Art von Courmacher zu figuriren, iſt — eiferſüchtig! Es iſt komiſch, allein es iſt ſo! Er macht, ſeitdem Alfred hier iſt, Verſuche, amuſant und geiſtreich zu ſein! Es iſt zum Todtlachen!

Da Alles nichts nützt und keine Seele von ihm Notiz nimmt, ſo ſpielt er den Robert im „Fridolin“ beim alten Dreſen.

— „Und ſtreuet ihm in's Herz des Argwohns Samen.“

Es iſt gut, daß kein Eiſenhammer in der Nähe iſt, ſonſt würde ich anfangen, für den poetiſchen Fridolin zu zittern.

Der alte Dreſen hat, wie ich Dir ſchon einmal bemerkte, große Pläne mit Güldane! Es iſt ſo ein Onkel, wie die Onkel und Väter größtentheils ſind! Er zählt zu ſeinen Vermögens-Umſtänden auch Güldane, und ſpekulirt auf ſie, wieviel Einfluß ſie, ihre Schönheit, ihre Anmuth, wohl auf die ökonomiſche Verbeſſerung der Dreſen'ſchen und Trentheim'ſchen Familiengüter haben könnte oder dürfte. Güldane dürfte nicht die erſte ſchöne Tochter ſein, welche mit ihrer Perſon die ſchlechten Güter-Wirthſchafts-Rechnungen von fünfzig Jahren ausgleichen müßte!

Daß zu einer ſolchen Ausgleichung ein Poet, und wenn er die ſchönſten Majoratsgüter auf dem Parnaß beſäße, nicht der erwartete Meſſias iſt, weiß auch Güldane ſehr gut, eben ſo gut, als ſie weiß, daß die Herren Poeten alle lange Mode-Rechnungen, Schneider-Conto's, Ball-Anzüge und andere Dinge, welche bei ihr als die unentbehrlichſten Dinge der Welt erſcheinen, nicht mit jenem Golde bezahlen können, welches ihre Aurora im Munde führt!

Dreſen hat zuweilen Launen gegen Alfred, und dieſer wird gewiß bald Schattenſee verlaſſen.

Wir waren dieſer Tage einmal Alle auf eine längere Spazierparthie, die den ganzen Tag dauerte, bei einer benachbarten adeligen Familie eingeladen. Alfred war ſehr heiter und geſprächig, und es machte einen ſehr auffallenden Contraſt, ihn neben Schwarzdorn zu hören, der immer alte Geſchichten erzählte und immer anfing: „ich habe gehört,“ oder: „ich hab’ mir ſagen laſſen,“ oder: „ich habe geleſen.“ Dagegen hieß es bei Alfred immer: „als ich in B. oder F. oder L. war,“ oder: „einmal begegnete mir,“ oder: „ich ſagte einmal“ u. ſ. w. Dieſe Lebendigkeit der Erzählung, in welche die Handlung immer von ihm ſelbſt ausging, hat einen beſondern Reiz.

Güldane war auch inniger, gemüthlicher geſtimmt, denn je, und ſie war immer um zehn Schritte mit Alfred vor der Geſellſchaft voraus, und Schwarzdorn ſegelte mit einer Miene hinterher, als ob er Sodbrennen hätte.

Ein herabhängender Baumzweig entführte Güldane eine kleine Bandſchleife, die ſie oben im Haare hatte, Alfred machte ſie vom Zweig los, und anſtatt ſie Güldane zurückzugeben, warf er ſie in ſeinen Hut, den er in der Hand trug, und nach einiger Zeit ſchob er ſie in ſeine Bruſttaſche. Güldane ließ es gewähren. Allein Schwarzdorn hatte den alten Dreſen auf dieſes Manöver aufmerkſam gemacht, und dieſer ließ nun den ganzen Tag ſeine üble Laune an Güldane aus, und als wir Abends in Schattenſee zurück waren, ſagte er ganz pikirt: „Du haſt Dich heute beſonders gut unterhalten, ſo daß Du noch gar nicht merkſt, daß Herr Alfred Deine Schleife noch hat;“ damit ging er, nachdem er noch einen ſonderbaren Blick auf Alfred warf. Dieſer ſagte nichts, und Güldane wurde über und über roth. Am andern Morgen ſah ich die Schleife wieder in Güldanens Haar, und in ihrer Toilette-Schatulle fand ich Nachmittags einen kleinen Vers von Alfred's Hand, mit den Worten:

„Süßer Morgen, bitt'rer Abend,
Schmerzbewegt und dennoch labend!"

Alfred warf heute bei Tiſch hin, daß er morgen Schattenſee verlaſſe. Dreſen, der ſich an ſeine Geſellſchaft gewöhnte, und bei dem der Eindruck von jenem Abend ſchon verlöſcht war, wollte ihn zurückhalten. Ich ſah in dem Spiegel, der ſeitwärts vom Tiſche hing, wie Güldane Alfred's Entſchluß, abzureiſen, leiſe mit einem Kopfneigen bejahte.

So wird denn eine kleine Pauſe eintreten, eine kleine nur, denn Alfred mußte Dreſen ſein Wort geben, bald wieder zu kommen.

Ob ihre Liebe ſchon zu „Worten" gediehen iſt? Zu ſchriftlichen gewiß. Ich muß Alles wiſſen, dann ſchreib' ich Dir wieder. Adieu!

Alfred an Saldern.

Vier Monate ſpäter.

Wien.

Ich ſtehe vor einem bezauberten Wunderbaum, welcher goldene Früchte trägt, ſilberne Blüten, ſmaragdene Blätter, auf deſſen Aeſten ſich liebliche Märchen ſchaukeln und durch deſſen Laubgitter ſüße, liebefüllige Augen winken und glühen, der aber von einem böſen Zauberer in Haft gehalten wird, daß er ſeine Blätter, Blüten, Früchte, ſeine Aeſte und Zweige nur beim oberflächlichen Blick eitler Gaffer, dem buhlenden Naſchen flatternder Zephyre, dem Geſumme der ihn umgaukelnden, hüpfenden Strahlen und Schmetterlinge entwickle, entfalten, ſpielen und glänzen laſſe, daß er aber keinen labenden Schatten werfe Dem, der in ſeinem Laubdache ſich niederlaſſen will, und daß er keine Labung, keine Kühlung ſpende Dem, der dieſen Baum einzäunen möchte in ſeinen Garten und einhegen in friedlicher Umhägung.

Güldane iſt dieſes bezauberte Weſen, alle Blüten und Farben und Gaben, mit denen Natur und eine reine Stimmung des urſprünglichen Charakters ſie beſchenkten, liegen, von einem böſen Weltſinne gefeit und gebannt, brach in dieſem wunderſamen Geſchöpfe.

Was habe ich nicht ſchon Alles verſucht, um ihr den Sinn für des Lebens innerſten Kern, für des Daſeins ſchönen Inhalt, für des Herzens wahre Güter aufzuſchließen; ſie iſt empfänglich dafür, ihr ſchönes, empfängliches Herz nimmt Theil an den erkannten Wahrheiten, ſie tadelt ſich ſelbſt, nimmt ſich feſt vor, dem Haſchen und Drängen nach Zerſtreuung, nach eitlem Spielzeug, nach Tändelſucht und Huldigungsgier zu entſagen. Allein, wenn der Augenblick da iſt, in dem ſich ihr eine der Lockungen des frivolen geſelligen Strudels zeigt, wo eine glänzende Blume der großen

Welt ſie anlacht und anſchaut, da verliert ſie die Kraft, zu widerſtehen, ſie wird von einer unwiderſtehlichen Gewalt mit hineingezogen und dreht ſich wie beſinnungslos darin herum!

Sie iſt wie eine Kranke, welche die gemalten Blumen auf ihrem Bettvorhange für wirkliche nimmt, ſie nimmt alle Scheingenüſſe, alle leeren Freuden, alle ſeelenloſen, werthloſen, inhaltloſen, nichtigen Hülſen und Hüllen des Lebens für des Lebens höchſte Güter, für des Lebens Frucht und für des Lebens Zweck! Ob ſie mich liebt? Es gibt Augenblicke, in welchen ich es glaube, andere, in denen ich davon überzeugt bin, und wieder andere, in welchen ich mit mir grolle, daß ich das nur einen Augenblick lange glauben konnte.

Sie iſt ein ganz eigenes Charakter-Geſchöpf! Sie liebt die Blumen, aber mehr ihrer *Farben*, als ihres *Duftes* wegen; ſie liebt die *Natur*, aber mehr ihrer *Mannigfaltigkeit*, als ihrer erhebenden *Ruhe* wegen; ſie liebt ſelbſt ein Kleid mehr ſeines *Schnittes* wegen, als ſeines *Stoffes*; ſie liebt den Tanz nicht, weil er ein *Tanz* iſt, ſondern weil es nicht der gewöhnliche *Schritt* und *Gang* iſt; ſie liebt auch in den Büchern mehr den *Styl*, als den *Gedanken*, und ſo, glaub' ich, liebt ſie in mir mehr den beſondern Schnitt meines Charakters, die ausgezeichnete Verzierung meines Geſpräches, den ganz eigenen Faltenwurf meines Benehmens, das ſeltene Stick- und Tupf-Muſter meiner Unterhaltung und Rede, und überhaupt den ganzen, neuen und gewählten Anzug einer

Dichterliebe mehr, als mich ſelbſt, als meine Perſon, als mein Herz, als mein Gefühl, als meine Liebe.

Ich habe Briefe von ihr, welche wahre chineſiſche Theeblätter, voll vom duftigſten Aroma des erſten Liebes-Aufguſſes ſind. Allein ein Frauenzimmer, wenn es ſchreibt, dichtet es immer mit dabei! Wie die Frauenzimmer die Feder in die Hand nehmen, ſetzen ſie ſich in lauter Selbſttäuſchungen; ſie ſchreiben ſich nach und nach glühend heiß, ſie ſchreiben ſich in Liebe und Verzweiflung hinein, ſie rühren ſich ſelbſt, ſie ergreifen ſich, ſie erſchüttern ſich, ſie vergießen Thränen über ſich, und am Ende, wenn ſie den Brief überleſen, haben ſie ſich ſo in dieſe Situation hineingeſchrieben, daß ſie den Brief mit gutem Gewiſſen für den Ausdruck ihrer Herzen, ihrer wahren Empfindung halten, und es iſt doch nichts, als Täuſchung, ohne jedoch Lüge zu ſein!

Ich bin überzeugt, Güldane liebt mich nicht, und dennoch ſind ihre Liebesbetheuerungen wahr, und ſie glaubt in dem Augenblicke ſelbſt am aufrichtigſten daran. Wenn ich bei ihr bin, liebt ſie mich, wenn ich bei ihr bin, hat kein böſer Zauber der Weltſucht über ſie Gewalt. Allein wenn ich nicht bei ihr bin, da fängt der Jynx ſeine Gewalt auszuüben an!

Güldane iſt, glaube ich, auch nicht dazu geſchaffen, in einem längern Beiſammenſein mit mir noch an ihrer Empfindung feſtzuhalten. Denn in einem längern, engern Zuſammenſein der Menſchen geben Witz, Geiſt, Verſtand, Phantaſie, Beredſamkeit ihr Geſchäft auf, theils erſchöpfen ſie ſich, theils liegen ſie feiernd und neue Kräfte ſammelnd ſtill und abgeſchloſſen; nur das Gefühl, das Herz, dieſer ewige, ſtets rieſelnde Quell der Liebe, der Hingebung, der Zuneigung, dieſer erſchöpft ſich nie, er feiert nie und fördert ſeine Gaben immerfort im Stillen. Allein eben für dieſe Förderungen des Glückes, für dieſe innigen, einfachen Ausſtrömungen von Zuneigung und Empfindung ſcheint Güldane wenig oder gar keinen Sinn zu haben.

Du ſiehſt, ich täuſche mich über mich nicht, ich täuſche mich über Güldane nicht.

Es muß anders werden, ich fühle es. Aber wie?

Ich fürchte, aus der Symphonie meiner neuen Liebe werden nach und nach alle Singſtimmen auswandern, und alle zartern Inſtrumente verſtummen, und ein Concertiſt nach dem andern wird von dannen gehen und nur eine lange, große Diſſonanz wird zurückbleiben und lange, lange nachhallen in dem Reſonanzboden meines Herzens!

Komm', Saldern, ich brauche eine reine Seele! Komm'! Adieu!

Aliſe an Moriz.

Acht Monate ſpäter.

Wien.

Du beſtürmſt mich, Dir weiter zu erzählen, wie es mit Alfred und Güldane geworden iſt. Daß Du jetzt in Deinem kalten Berlin noch Theil an unſern ſüdlichen Liebes-Intriguen nimmſt, wundert mich.

So ſind die Männer, um andere Herzen bekümmern ſie ſich in der weiteſten Ferne, um die nächſten Herzen, um die eigenen bekümmern ſie ſich blutwenig!

Seit der Zeit, als ich Dir vor acht Monaten den letzten Brief aus Schattenſee ſchrieb, iſt eine Welt von Begebenheiten zwiſchen Alfred und Güldane vorgegangen! „Eine Welt!“ ſo nennen die Liebenden ein „gewöhnliches, fades Gewirr mit alltäglichem Ausgang“, ſo nennen es alle andern vernünftigen Menſchen. Alfred liebte Aliſe, das heißt, er glaubte ſie zu lieben, denn ſeine poetiſche kalte Küche reichte nicht mehr aus, er mußte einen Rechaud haben, einen romantiſchen Sparofen! Es iſt nicht immer thunlich, ſeine Seufzer an Sonnenſtäubchen aufzuhängen, ſeine Verſe an Strahlenfäden anzureihen und ſeine poetiſchen Gebilde wie Alterweiber-Sommerfäden ohne Anhaltspunkt in den Lüften herumziehen zu laſſen! Und ſo ſcheint mir, hat Alfred die Nothwendigkeit empfunden, eine Gold- und Silber-Gaze zu haben, um ſeine dichteriſchen Blumen und Bilder darauf aufzuſticken.

Güldane ihrerſeits gefiel ſich auch in der poetiſchen Toilette, aber nur als Negligé, als Hauskleid, aber nicht, um damit in die Welt zu treten! Denn bei all ihrer Mondſcheinduftigkeit, bei all ihrer blaßthümlichen Romantik iſt das, was man „Welt“ im allerproſaiſchſten Sinne des Wortes nennt, ihr höchſtes Ideal! Sie liebt die Poeſie ungemein, aber à la camera, eine Marchande de Mode aber ſteht ihr auf der Weſenleiter auf der oberſten Sproſſe!

Nie wird ſich dieſer Widerſtreit eines ſchönen edlen Naturells mit der faſt dämoniſchen Gewalt, welche der Flitter und Flatter, der leere Flimmer des Weltlebens und des großen Geräuſches über ſie ausüben, auf eine freundliche Weiſe löſen, und ich fürchte, ſie wird erwachen, gräßlich erwachen, aber — zu ſpät!

Die „große Welt“ iſt undankbar, ſie geht am grauſamſten mit Denen um, die ſich ihr opfern, die „Geſellſchaft“ iſt wie eine Harpye, ſie genießt ihre Beute am liebſten, wenn ſie erſt mit Schmutz und Geifer bedeckt hat!

Wie oft, wie eindringend, wie glühend und begeiſternd ſprach nicht Alfred in ihrer Gegenwart davon, daß nur die Zurückgezogenheit die Würde und den Reiz des weiblichen Weſens ausmachen, daß jungfräuliche Tugend und Anmuth nur unter dem Glasſturze der häuslichen Laren gedeihen können u. ſ. w. Nach ſolchen Momenten war Güldane im Stande, zwei Tage nicht in Geſellſchaft zu gehen, und ſogar einen Hausball auszuſchlagen! Allein weiter reichte ihr Heroismus nicht! Sie muß in der Gewalt eines böſen Zauberers liegen, denn obwohl ihre ſchöne Empfindung, ja ihr Bewußtſein ihr die Leerheit und Nichtigkeit dieſes Treibens klar macht, wird ſie dennoch faſt auf eine unheimliche Weiſe davon erfaßt, und wie von einem böſen Hexenwirbel hineingezogen und herumgekräuſelt in den Windkreiſen der Luftgeiſter, Coterien und Societäten.

Alfred erkennt es nach und nach, daß es eine Unmöglichkeit iſt, dieſe ſchöne Individualität, dieſes an und für ſich reine und zarte Herz aus dieſem Zauber zu erlöſen!

Es macht ihn ſehr betrübt, und oft hat er, in Augenblicken, wo ſein Herz zu voll war, ſich in den wehmüthigſten Worten darüber zu mir ausgeſprochen.

Er kam ſeit dieſem kleinen Zerwürfniſſe wenig mehr nach Schattenſee, allein er bleibt mit Güldane in Verbindung.

Wenn Güldane wollte, wenn ſie einer dauernden, tiefen, wahrhaften Empfindung fähig wäre, ſie könnte mit Ausdauer alle Schwierigkeiten überwinden und an Alfred's Seite glücklich ſein. Allein dazu fehlt ihr — das Vertrauen zu ſich ſelbſt! Glanz und Schimmer, Geräuſch und Aufſehen üben eine ſolche verführeriſche Gewalt über ſie aus, daß ſie ſich den böſen Gewalten verſchreibt, wenn ſie auch weiß, daß ſie mit ihrer Perſon dafür bezahlen muß.

Ich bin überzeugt, ſie wird in ſpätern Tagen mit einer entſetzlichen Herz- und Gemüthsleere in die Scene ihrer Jugend zurückſehen, und auf den eingefallenen Hoffnungen und Regenbögen mit nagenden Gedanken herumwandeln.

In dieſen acht Monaten hat Alfred alle möglichen Verſuche gemacht, den beſſern Genius in ihr wach zu reden, wach zu ſchreiben, wach zu ſingen. Vergebens! Der Gedanke, ein Stillleben führen zu müſſen, ohne Flitter, ohne Prunk, ohne allgemeine Huldigung u. ſ. w. dünkt ihr ſo gräßlich, daß ſie lieber ihr Herz opfert, ihre Liebe aufgibt, und dennoch fühlt ſie das Schmerzliche davon, allein ſie kann nicht anders! Es iſt eine Fatums-Liebe. Es iſt ihr

Schickſal! Welttrieb heißt der Fluch, der über ihr ſchönes Haupt in den Lüften hängt.

Ich höre, Alfred geht nach Paris. Er ſoll ſehr ſchmerzlich angeregt ſein, und will durch Entfernung ſein Gefühl beſchwichtigen.

Glückliche Reiſe!

Wenn Du wieder kommſt, ſo findeſt Du eine Didone abandonnata, aber in Blumen und Ballkränzen und idealen Koſtümen, ſo was tröſtet uns arme Mädchen! Wir ſind doch die Zierden der Schöpfung! Leb' wohl!

Güldane an Aurelia.

Wien.

Mein Herz blutet! Alles iſt aus!

Alfred iſt fort!

Nun erſt empfinde ich, was er mir war! Wie öde und traurig iſt Alles um mich herum, ſeit ich ihn hier nicht weiß! Obſchon ich ihn faſt nie ſprach, ſo war es mir doch die angenehmſte Empfindung, von ſeiner Nähe zu träumen! Jetzt erſt ſteigen alle ſchönen Minuten, die mir ſeine Gegenwart verſchaffte, aus dem Boden der Erinnerung, und umgaukeln mich mit ihren goldenen Schwingen, und mitten durch tönt ein trauriges „Lebewohl!“ welches er mir mit einigen kalten Worten zuſendete.

Glaube mir, Aurelia, für mich blüht keine Freude mehr, er war der Einzige, welcher mein Herz anzuregen wußte, er lernte es zuerſt athmen, lallen, ſprechen, empfinden, glücklich — und unglücklich ſein.

Nichts hat mehr Reiz für mich, farblos und ohne Inhalt liegt das Leben vor mir; farblos und ohne Inhalt liegt die Welt um mich; die Vergangenheit allein iſt roſig, die Gegenwart grau und die Zukunft düſter und ſchwarz! Nichts hat Intereſſe für mich, bedeutungslos liegt das Schickſal vor mir, es kann mir nichts mehr geben, es kann mir nichts mehr nehmen.

O komme zu mir, liebe Aurelia, an Deiner Bruſt will ich meine heißen Thränen ausweinen!!

Apropos. Wenn Du zu meinem Schneider kommſt, ſo ſage ihm ja, daß er die Aermel an meinem Roſakleid eng anliegend mache, und mir Goldſchnüre an den Bournus ſetze, Goldſchnüre mit Roſa-Chenillen, ſo eine hat die Flinderndorf, ſo eine muß ich auch haben.

Leb' wohl, Deine unglückliche

Güldane.

Alfred an Saldern.

Zwei Jahre ſpäter.

Paris.

Zwei Jahre ſind es, daß ich mich — ertränkt habe! Ja ertränkt! Mit einer tiefen Empfindung im Herzen nach Paris gehen, iſt ein Selbſtmord, heißt ſich ertränken, heißt ſich hineinſtürzen in die leere, brauſende, rauſchende, ſchäumende Fluth — und untergehen!

Allein ſo wie die Fluth keinen Leichnam duldet, und ihn zurückſchlägt und auswirft ans Ufer, ſo duldet der Strudel Paris nur jene Menſchen in ſich, die leben, die ſchwimmen oder rudern, mit oder gegen ſeine Wogen treiben, einen todten Körper hingegen, todt gegen ihr eigentliches Element, den wirft dieſe hochgehende See verächtlich und zurückſtoßend aus.

Mich ſchleudert der Pariſer große Weltſtrudel ſtets wieder zurück ans Ufer einer traurigen Einſamkeit. Die Welt und alle Intereſſen des hieſigen Lebens ſind wie flüchtige Eſſenzen, ſie ſind ſo künſtlich zuſammengeſetzt und verbunden, daß ſie uns bei jedem Verſuche, ſie zu zerſetzen, entſchlüpfen und ſich ganz verflüchtigen.

Die Zeit, ſagt man, iſt die Tröſterin des Herzens, es iſt nicht wahr, ſie iſt blos der Schlaftrunk des Herzens, aber bei dem leiſeſten Geräuſch, bei der leiſeſten Erinnerung, erwacht es, und liebt und leidet wie zuvor!

Denke Dir! Vorgeſtern beſuchte ich die große Oper, und langweilte mich entſetzlich. Gedankenlos-gedankenvoll laſſe ich meine Blicke umherirren, und erblickte in einer Loge mir gegenüber — Güldane! Neben ihr der alte Treſen und eine ältliche Frau, nicht ihre Mutter, wahrſcheinlich eine Begleiterin. Wo wa.en in dieſem Augenblicke die zwei Jahre hingekommen, in welchen ich ſie nicht ſah?! Sie ſchrumpften in dieſen Augenblick hinein, als ob ſie nie geweſen wären, und dieſer eine Augenblick ging wie ein Auferſtehungs-Engel über den Friedhof in meinem Herzen, und aus den Gräbern der Erinnerung ſtiegen alle Minuten, alle Scenen, alle Süßigkeiten und alle Innigkeiten der Vergangenheit, und hielten einen jubelnden, ſingenden, blütenreichen Feſt-Umzug in meiner Bruſt!

Der erſte Moment, in dem ich ſie ſah, das ganze Werden und Keimen der Liebe, die Innigkeit der Begegnung, die Träumereien der Hoffnung, die Angſt des Fürchtens, die Bitterkeiten der Zerwürfniſſe, die Pein des Scheidens, das unnennbare Weh des Fernſeins, die Entzückung des Wiederanblicks, Alles das war in namenloſem Reiz durcheinander geſchlungen, und verdeckte mit ſeinem Zauberteppich die Scheidewand von zwei Jahren!

Ich empfand, daß ich nie aufgehört hatte, ſie zu lieben!

O, man glaube ja nicht, daß die echte, wahre Liebe je ſterben könne im menſchlichen Herzen. Sie liegt oft ſcheintodt da, bedeckt von Cypreſſenzweigen und Todtenblumen und Weidenblättern, aber ein Hauch, ein Strahl, ein Lispeln aus der Zeit der glücklichen Liebe, aus den Augenblicken der Treue und Zärtlichkeit, und die Scheintodte ſteht auf und umfaßt uns mit tieferer Innigkeit, mit geiſtigerer Allgewalt.

Ich empfand Alles das in dieſem Augenblicke! Mein Auge ruhte lange auf ihrer ſchönen Geſtalt. Sie ſah etwas leidender aus und ſchmächtiger. Ihr ſüßes Antlitz ſchien von einem Gedanken überflogen, welcher Wolkentheile mit ſich führt!

Man iſt und bleibt all ſein Lebtag ein Kind! Kannſt Du glauben, daß ich nach einem kleinen Angedenken von mir forſchte, welches ſie ſonſt gewöhnlich bei allem andern

Schmuck ſtets trug, und daß ich recht innig böſe war, daß ſie es jetzt nicht um hatte, daran vergeſſend, daß zwei Jahre und eine lange Trennung zwiſchen uns lag.

Nach einigen Minuten erhob ſie ihr ſanftes geſenktes Auge, und — ſie erblickte mich! Offenbar erſchüttert, ließ ſie ihren ſeelenvollen Blick — auch er war ein Erinnerungsſtrahl aus dem verlornen Paradieſe unſerer Liebe — auf mir ruhen, und neigte dann das ſchöne Haupt abſeits.

Mich aber trieb es fort, und ich irrte die ganze Nacht in den Straßen von Paris umher!

Was ſoll daraus werden, Saldern? Ich entfliehe nach England! —

Güldane an Aurelia.

Paris.

Er iſt hier!

Wer? Kannſt Du noch fragen!

Alfred iſt hier!

Nein, Alfred, nie hab' ich aufgehört, Dich zu lieben, nie, nie! Allein ich mußte entſagen!

Zu dem Schmerz, ihm entſagen zu müſſen, liebſte Aurelia, eint ſich der Schmerz, mich von ihm verkannt, unrecht beurtheilt, vielleicht — verdammt zu wiſſen!

Er ſchilt mich eitel, weltliebend, befangen vom Zauber des großen, geräuſchvollen Lebens. Es iſt wahr, der Schein iſt gegen mich, allein Du kennſt mein Inneres! Wie gerne würde ich an der Seite eines Mannes, den ich lieben und ſchätzen kann, ein ſtilles Leben führen! Wenn es mir gegönnt geweſen wäre, dem Gefühle meines Herzens nach, mich zu verbinden, wie gerne würde ich der großen Welt Adieu geſagt, und ihr alle nichtigen Freuden nachgeworfen haben.

Allein, ich mußte mein Herz opfern, mein Glück hingeben, den rothen, friſchen, blühenden Liebes- und Lebenskranz von der beglückten Schläfe nehmen, und ihn weihen den finſtern Mächten, den dürren, blutloſen, farbloſen Armen der — Verhältniſſe. —

Ich wollte mich betäuben! In eine Umgebung gebannt, die ich lieben muß, ohne ſie achten zu können; von früheſter Jugend auf an einen Umgang gefeſſelt, in dem kein Funke von Erhebung, keine Ahnung von des Lebens Weihe und Werth, von dem Werth höherer und edlerer Empfindungen rege iſt, noch war, hat blos ein gütiger Schutzgeiſt, der Segen des Himmels mich bewahrt, daß ich nicht auch wurde eine Menſchenmaſchine, ein Ding ohne Erkenntniß der beſſern Lebensgüter, ohne Glaube an Liebe, an Treue, an Größe und an jede höhere Regung der Seele und des Geiſtes!

So, mit klarem Bewußtſein die Oede um mich herum erkennend, machte die Bekanntſchaft mit Alfred einen deſto größern Eindruck auf mich, als er der Einzige und Erſte war, welcher die ſtillen Einwohner an Innigkeit und Liebe in meinem Weſen erkannte, und welcher es zuerſt verſtand, dieſe, durch eine gehaltloſe Umgebung, in die letzte Halle meines Herzens zurückgeſchreckten Gefühle und Erkenntniſſe hervorzurufen aus ihrer Einſchüchterung, und ſie ans volle Licht zu befördern.

Ich will die ganze Leidensgeſchichte meiner Kämpfe gegen Gemeinheit, Rohheit, Unwürdigkeit und Zutäppigkeit übergehen, Du weißt, ich entſagte, ich riß das Einzige, was mir bis jetzt wünſchenswerth und theuer im Leben war, aus dem Herzen, und wofür?!!

Laſſ' mich ſchweigen! Es iſt das Gräßlichſte im Leben, Menſchen verehren zu müſſen, gegen welche ſich unſere edelſten Erkenntniſſe, unſere zarteſte Empfindung auf das Entſchiedenſte ſträuben! —

Genug davon! Die Erinnerung daran brennt einen rothen Fleck in mein Gehirn!

Ich gab das Höchſte meines Lebens hin und fand zunächſt bei mir und um mich nichts, ſo ganz und gar nichts, was mir Entſchädigung, Troſt, Erſatz leiſten konnte; in dieſer fürchterlichen Leere griff ich nach dem geſelligen Taumel, der ſich mir anbot, nicht um mich zu zerſtreuen, nicht um zu vergeſſen, nicht um Erſatz für Liebe, ſondern als Rettung von dem Gedanken, für was ich dieſes Opfer brachte!

Niemand erkennt die Hohlheit und Nichtigkeit dieſer Geſellſchaften und Freuden inniger und lauterer, als ich, und oft im größten Strudel überfällt es mich plötzlich, wie Oede und Finſterniß!

Und er, er verkennt mich, und glaubt, daß mein Herz ſich wirklich laben und ergötzen könnte an dieſem jämmerlichen Flitter, an dieſen ſeelenloſen Alltagsgeſtalten!

Doch nein, liebe Aurelia, laſſ' mich hoffen, daß er ſelbſt das nicht glaubt, daß er es ſich jedoch gerne glauben macht, um ſeinem Schmerz einige Linderung zu geben, es iſt auch eine Selbſttäuſchung von ihm, und iſt ſie im Grunde nicht unedler und grauſamer gegen mich, als meine weltliche Selbſttäuſchung gegen ihn?

Denke Dir, er iſt hier, ich glaubte ihn in London, und ſah ihn geſtern in der Oper! Was ich empfand? Laſſ' mich Dir nichts ſagen, als daß ich die ganze Nacht weinend auf meinem Sopha ſaß, und an ihn dachte.

Wie ſoll das enden? Leb' wohl.

Gänſe-Blumen.

1.

Lange war ich Siegwart, Werther,
Voll von Sehnſucht, voll vom Leide,
Lange, blanke Seufzer-Schwerter
Zog ich aus der Buſen-Scheide;

Scharfe, ſpitze Lieder-Dolche
Setzt' ich ſelbſt mir auf den Buſen,
Thränen weint' ich, wahrlich, ſolche
Weinten nur Petrarca's Muſen!

Und ſo ſeufzt' ich, und ſo ſang ich
Morgens, Mittags, Abends, nächtlich,
Und mein Antlitz, kreidewangig,
Magerte ſich ganz beträchtlich!

Um zum Weh mich anzuſpornen,
Ward die „wilde Roſ'“ mein Futter,
Und aus ihren ſchärfſten Dornen
Zog ich meine Maien-Butter.

Und ſo trieb ich's lange Jahre
Mit dem Seufzen, mit dem Weinen,
Plötzlich ward's im Geiſt mir klare:
„Ewig kann das Herz nicht greinen!“

Und ich ſchwang das Freuden-Banner,
Und mein Geiſt ward immer heller,
Und ich ging zu Strauß, zu Lanner,
Und in Lieſing's Felſenkeller!

Bin nun wieder junger Flitzer,
Mach' die Cour, daß Alles wettert!
Hab' erſt jüngſt beim Zögernitzer
Eine hübſche Gans vergöttert!

Und ich liebe Töchter, Baſen,
Sammt den Müttern, ſammt den Muhmen,
Und ſo will ich wieder graſen
Unter Kuh- und Gänſe-Blumen!

2.

Schöne, fette, breite Blume,
Biſt auf dem Glacis geboren?
Oder haſt zum Heiligthume
Du es ſinnig auserkoren?

Auf derſelben Bank, der grünen,
Wo im Herbſt Du Eis gegeſſen,
Biſt Du wieder mir erſchienen!
Biſt im Schnee auch hier geſeſſen?!

Dieſe Treu' iſt nicht zu tadeln,
Und ſie dient Dir zum Triumphe!
Ja, es ſind dieſelben Nadeln
In demſelben ſchmutz'gen Strumpfe!

Und ich ſeh' aus Deinen Blicken,
Daß Du eines Strumpf's gewärtig,
Und Du hörſt nie auf zu ſtricken,
Und der Strumpf wird niemals fertig!

3.

Eine Schere in dem Beutel,
Eine Schere in den Blicken,
Nähterin, — ich bin nicht eitel, —
Nähterin kann auch beglücken!

Nähterin mit blanker Schere,
Nähterin, was willſt Du ſäumen?
Draußen in dem Belvedere
Fehlt es nicht an Schattenräumen!

Trägſt ein Büchlein in den Händen?
Biſt romantiſch und beleſen?
Laſſ' es d'rum bei mir bewenden,
Bin ja ſelbſt ein Dichter-Weſen!

Nähterin, Du blickſt zur Seiten,
Nähterin, Du ſchreiteſt weiter?
Weh mir! Weh mir! Keck zu ſchreiten
Kommt einher ein Ellen-Reiter!

Und in meine Liebes-Flammen
Stürzt ein voller Waſſereimer,
„Scher'" und „Elle" paßt zuſammen,
Doch nicht „Scher'" und „Verſe-Reimer!"

4.

Fährt ſie auch in Equipage,
So riskir' ich doch den Gruß,
Denn die Liebe hat Courage,
Geht die Liebe auch zu Fuß!

Und ſie dankt mit ihrem Stecher,
Wie man vornehm dankt, ſo ſo,
Und das macht die Liebe frecher,
Und ſie trabt bis zum Rondeau.

Ach, es rührt ſie, wie ich ſchmachte,
Ich bin ein beglückter Mann!
Denn zurück fährt ſie ganz ſachte,
Dann hält gar der Wagen an!

Und der Diener ſteigt herunter,
Oeffnet ſchnell die Kutſchenthür,
Und vom Wagen, raſch und munter,
Springt ein Mops herab zu mir!

Und die Schöne fährt dann heiter
Ganz hinab in die Allee,
Mops und ich, wir ſchleichen weiter,
In dem tiefen Sehnſuchtsweh!

Und ich fand den Mops traitable,
Selbſt wenn Gnäd'ge mit ihm bricht!
Ja, die Möpſe ſind aimable,
Doch die Dichter ſind es nicht!

5.

Aber ha! wenn ich ihr ſchriebe,
Und zwar gleich durch dieſen Hund?
Denn es gibt der Gott der Liebe
Sich gar oft in Möpſen kund!

Und ich nahm ein Blatt, ein kleines,
Schrieb darauf mit feinem Blei:
„Auge Du, des Sternenſcheines
Wunderzartes Conterfei,

Lippe Du, der friſchen Roſe
Lieblichduftend Ebenbild,
Goldhaar Du, das leicht und loſe
In die lauen Lüſte quillt,

Holde Du, der Schöpfungsgötter
Allerliebſtes Sinngedicht,
Leſe hier die kleinen Blätter,
Die ein liebend Herz Dir flicht!

Wenn Dein Mops wird aufgenommen
Wieder in Dein Reich voll Huld,
Wird dies Blatt auch zu Dir kommen,
Mit dem Blatt auch meine Schuld!“ —

Und dem Hunde ſteckt' ich ſchnelle
In ſein Halsband das Papier,
Und er bracht' an Ort und Stelle,
Bracht' es glücklich hin zu ihr!

— Und Ihr fragt: was dann geſchehen?
Hier wird meine Feder ſtumm!
Solltet Ihr den Mops einſt ſehen,
Seid ſo gut, und fragt ihn d'rum!

6.

Glocke, Veilchen, Malve, Primel,
Roſe, Lilie, Tulipan,
Und der Nelken bunt' Getümmel
Zünden ihre Kerzen an;

Iſt ſchon Alles da geweſen
Auf der Au, in Flur und Trift,
Sind ſtets die gezierten Weſen,
Wie man ſie in Büchern trifft;

Flinkern, flunkern, hinten, vorne,
Kokettiren leicht und g'ring,
Mit dem Junker „Ritterſporne",
Mit dem Gecken „Schmetterling"!

Schaukeln buhlend mit dem Haupte,
Wenn die Biene ſie umſchnarrt,
Wie ein Mädchen, wenn es glaubte,
Daß ſich wer in ihm vernarrt!

Oeffnen ihre Honigherzen
Jedem Flatt'rer, der nur naſcht,
Welken dann in blaſſen Schmerzen,
Wenn der Gaukler abgepaſcht!

Und im ganzen Blumenthume
Stehen ſie entblättert — ſtumm, —
Nur allein die Gänſe-Blume
Steht noch friſch und keuſch und — dumm! —

7.

Glück der Lieb' verdirbt den Magen,
Denn ſie reizt den Appetit,
Schmerz der Lieb' mit ſeinen Klagen
Nimmt durch Durſt die Lunge mit!

Eiferſucht von allen Mächten
Bringt die meiſten Lump' hervor,
Schlaf und Ruh' raubt ſie den Nächten,
Legt ſolid man ſich auf's Ohr!

Hoffnung, ach! macht dick und ledern,
Denn wer hofft, liegt auf der Haut,
Dehnt ſich faul auf weichen Federn,
Weil er auf den Himmel baut!

Dichten macht gar viel Beſchwerden,
Greift den Unterleib ſo an,
Weil man dichtend ſich auf Erden
Nicht gar frei bewegen kann!

Redigiren macht ganz gelbe,
Und man wird ganz grün und wüſt',
Denn der Neid bewirkt dasſelbe,
Als wenn Galle überfließt!

Spekuliren? Ach, mein Lieber,
Das iſt Krankheit, ſchwarz auf weiß!
Das verurſacht Wechſel-Fieber
Und der dritte Tag bringt Schweiß!

Weil ich unter dieſen Uebeln
Aber dennoch wählen muß,
Wähl' ich, ohne lang' zu grübeln,
„Liebe“ ohne viel Verdruß!

Denn ich hab' geſunden Magen,
Und verdaue wie ein Pferd,
Hab' ich doch in ſieben Tagen
Zweimal „Waſtl“ angehört!

8.

Schwermuth liest ſie in den Wolken,
Schwermuth liest ſie aus dem Bulwer,
Morgens trinkt ſie ſüße Molken,
Abends trinkt ſie Brauſepulver!

Wenn es dunkelt, ſpielt ſie Harfe,
Daß es rühret einen Kieſel,
Und ſie hat zum Zeitbedarfe
Weiße Mäuſe und ein Wieſel!

Und in einem Wetterglaſe
Sitzt ein Laubfroſch, geiſtig ſtille,
Und in einem Pfühl vom Graſe
Hegt ſie ſinnig eine Grille,

Einen Stieglitz und ein Käutzchen
Pfleget ſie mit zarten Sorgen,
Und ein Kätzchen, deſſen Schnäutzchen
Länger wird mit jedem Morgen;

Vier gefleckte Turteltauben,
Goldfiſch' auch mit ſchwarzen Flecken,
Wenn's ihr Zimmer nur erlaubte,
Wär' auch da ein Stall mit Schecken!

Ach, ſie liebt ſo viele Thiere, —
Hab' noch alle nicht beſchrieben, —
Daß ich ſchmerzlich tief es ſpüre,
Sie kann mich nicht auch noch lieben!!

9.

Meine Lieb' iſt ausgeflogen
Aus dem warmen Herzens-Neſte,
Viel gelind're Seufzer-Wogen
Treibt das Herz an meine Weſte!

Wieder tritt des Herzens Nachbar:
„Magen“ ein in ſeine Rechte,
Und die Milz iſt wieder lachbar,
Und voll Schlaf ſind meine Nächte.

Und ich fall' nicht auf die Naſe,
Weil ich in das Blau ſtets gucke,
Und ich komm' nicht in Ekſtaſe,
Wenn ich ein Sonettchen drucke!

Bin nicht mehr durch Schmerzanſchauung
Ein Fragment nur von mir ſelber,
Werde nicht durch Unverdauung
Int'reſſanter ſtets und gelber!

Bin nicht mehr ein Auserkorner
Für des Schickſals Schmerzensruthe,
Bin auch kein zu ſpät Geborner
Für das frühverſchwund'ne Gute!

Bin nun wieder ſo recht grade,
Immer dreimal hungrig täglich,
Bin nicht Gott und nicht Mänade,
Und im Ganzen recht erträglich!

10.

Mädchen lernt' ich viele kennen,
Bücher hab' ich viel geleſen,
Soll ich Euch das Facit nennen?
Beide ſind ganz gleiche Weſen!

Immer ſucht man noch nach neuen,
Iſt man mit dem einen fertig.
Glaubt es jetzt nicht zu bereuen,
Daß man Beſſ'res war gewärtig;

Und im Anfang iſt's ganz prächtig,
Ganz pikant und unterhaltend,
Neue Reize ſieht man mächtig,
Ihre ganze Kraft entfaltend;

Neue Formen und Figuren,
Neuer Styl und neue Wendung,
Und man ſieht oft manche Spuren
Einer friſchen Göttersendung;

Aber liest man immer weiter,
Sieht man ſich ſtets mehr betrogen,
Denn die ganze Stufenleiter
Alter Dinge kommt gezogen.

Sind nicht ſchlimmer, ſind nicht beſſer,
Sind, wie man es längst erfahren,
Eſſen nur mit anderm Meſſer
Speiſen, die dasſelbe waren.

Und es ſind dieſelben Köpfe,
Und es ſind dieſelben Döckchen,
Nur der Kopf hat and're Zöpfe,
Und hat and're Seidenlöckchen!

Und man überſchlägt dann Vieles,
Um nur raſch das Buch zu enden,
Und am Ende ſeines Zieles
Legt man's gähnend aus den Händen!

11.

Leute gibt's, die ſelbſt an Blumen
Auf Gewicht und Umfang ſehen,
Weil ſie ſtets nur auf's Volumen
Und auf tücht'ge Maſſe gehen!

Leute gibt's, die ganz zerfloſſen
Schwimmen ſtets im Ideale,
Die auch ihr „Cot'lett mit Sproßen"
Braten an dem Sehnſuchts-Strahle!

Leute gibt's, die wie die Strunken
Kunſt und Poeſie betreiben,
Rechnen bei dem Götterfunken,
Was noch für den Herd kann bleiben!

Leute gibt's, die jede Dichtung
Halten für die Dichtkunſt ſelber,
Und für Götter ihrer Richtung
Halten ſie die gold'nen Kälber!

Leute gibt's, die Alles buchen
Nach dem Buche ihrer Dummheit,
Die Bedeutung immer ſuchen
Selbſt in ausdruckloſer Stummheit!

Weil ich habe einſt geſchrieben
Tiefgefühlte Liebeslieder,
Fühlen ſie ſich aufgerieben
Jetzt die windelweichen Glieder.

Da ich „Gänſe-Blumen" dichte,
Wollen ſie gleich d'raus gloſſiren,
Daß ich freventlich vernichte,
Was ich einſt that adoriren!

Sagt mir nur, ihr Wieſel-Fänger,
Trübet das die Meereswelle,
Daß Delphin, der Meeres-Sänger,
Schwimmt gleich neben der Sardelle?

Sagt mir nur, ihr Zeitſchrifts-Melker,
Sagt mir nur, ihr Geiſt-Zerſtampfer,
Blüht darum die Roſe welker,
Weil ſie ſteht beim Sauerampfer?

Urtheilt doch nicht gar ſo thieriſch,
Macht nur nicht ſo viel Rumor,
Amor ſelbſt iſt Shakeſpeariſch,
Scherz im Schmerz, das gibt Humor!

12.

Kopf und Herz ſind Glock' und Weiſer
In dem Werk der Menſchen-Uhr,
Geht das Herz auch immer leiſer,
Tönt der Kopf geſchwinder nur!

Und vom Kopf tönt's laut wie Glocken:
„Meiner Liebe bin ich frei!"
Wie der Herzſchlag auch in Stocken
Und in Schmerz gerathen ſei.

Hab' nach langen, langen Tagen
Geſtern plötzlich ſie erblickt,
Und mein Herz fing an zu ſchlagen,
Und zu pochen wie zerſtückt;

„Iſt's nun wahr, was Du geſprochen?"
Fragt das Herz zum Kopf hinauf,
„Ich regier', und d'rauf zu pochen
Hör' ich liebend niemals auf!"

13.

Tulla liebt mich, liebt mich wüthend,
Liebt mich hoch und liebt mich tief,
Ueber ihre Liebe brütend,
Schreibt ſie täglich einen Brief!

Schreibt mir Morgens ſchon um Sechſe,
Und post scriptum „Abends Bier".
Kleine, große, lange Kleckſe
Steh'n herum als Klag-Spalier.

Ach, ich frage, iſt's nicht ſündlich,
Daß man liebt ſo ſchwarz auf weiß,
Wenn man ſich die Liebe mündlich
Kann verſichern glühend heiß?

Muß ich leſen ſieben Seiten,
Daß ich kommen ſoll geſchwind,
Wenn zu ihr ſchnell hinzuſchreiten,
Es nur dreißig Schritte ſind!

Wenn ich einſt ſollt' wieder lieben,
Klopfe ich bei Einer an,
Die nicht leſen, was geſchrieben,
Und die ſelbſt nicht ſchreiben kann!

14.

Blumen blühen, wachſen, ſprießen
Auf der freien Sonnenflur,
Wie ſie öffnen ſich und ſchließen,
Werden ſie zur „Blumenuhr".

Meine Blumenuhr hienieden
Iſt ihr Herz nur ganz allein,
Was für Stunde mir beſchieden,
Zeiget dieſe Uhr, ſo klein.

Wenn es offen mich begrüßet,
Zeigt's die ſchönſte Stunde hier,
Wenn's die Blätter grauſam ſchließet,
Schlägt die letzte Stunde mir!

15.

Auf des Wagens Hinterſitze
Mutter, Tochter und die Tante,
Auf dem Schooß, — in dieſer Hitze! —
Noch ein Kind als Variante!

Auf dem Vorſitz ſchöne Kinder,
Mädchen, munter wie die Hummel,
In der Mitt' ein armer Sünder,
Jüngling mit Cigarren-Stummel!

Ich dazu! Nun wird's vollkommen!
Strecke aus mich gegenüber,
Und es iſt, als wär' gekommen
Zwiſchen Friſchlinge ein Biber!

„Sprechen Sie nun nicht mehr länger?
Liegt an Ihrem Mund ein Siegel?
Bin ich doch ein Lieder-Sänger,
Bin ich doch kein Stachel-Igel!"

Alſo ſprach ich, lieblich, höflich,
Wie ein junger Seufzer-Haucher,
„Finden Sie's denn auch nicht ſträflich,
Edelſter Cigarren-Raucher?"

Sprach's, und ſchwieg, und eine Pauſe
Herrſchte im Geſellſchaftswagen,
Gleich als wenn im Unterhauſe
Lange Lords die Bill vertagen.

Endlich ſprach ein hold Brünettchen,
Spielend mit dem kleinen Fächer,
Und vom gold'nen Buſenbettchen
Leiſ' erhebend ihren Stecher:

„Ja, wir ſind in großen Sorgen,
Was wir ſprechen, ohn' Bedeutung,
Setzen Sie vielleicht ſchon morgen
In die „Humoriſten-Zeitung“!

Ihr den Beifall zuzuſichern,
Fingen dann die Mädchen alle
Schadenfroh gleich an zu kichern,
Daß die Maus iſt in der Falle!

Und auch die Cigarren-Ratte
Lächelte gewiß parteilich,
Durch den Druck der Hals-Cravate
Schien er plötzlich mir ganz bläulich.

Albern' Volk! ſo voll von Dünkel!
Flach und fad und dumm und nichtig!
Jede Gans vom Krähewinkel
Glaubt, ſie ſei genung und wichtig!

Glauben gleich, Satyren-Dichter
Hätten ſonſt gar nichts zu zeichnen,
Als alltägliche Geſichter
Aus dem Leben ſich aneignen!

Seid nur ruhig, ſchöne Gänschen,
Seid nur ruhig, junge Laffen,
Solche Truden, ſolche Hänschen,
Solche blanke Alltags-Affen,

Solche Alltags-Dummheitsklepper
Taugen nicht zum Schriftgebrauche,
Denn des echten Witzes Schnepper
Sucht nach Blut und nicht nach — Jauche!

Das „ff" des Lebens: „Frühling" und „Frauen".

„Frauen."

Die Frauen ſind die beglückenden Gnadenbriefe der Schöpfung an die Männerwelt. Die Verheiratheten ſind ſchon an ihre Beſtimmung gebracht, die Ledigen haben noch keine Adreſſe, und die, welche gar nicht heirathen, das ſind die unbeſtellbaren Briefe, die auf der Poſt liegen bleiben.

Die Ehemänner zahlen das Poſtporto oft ſehr theuer. Aber es macht uns Männern ſehr wenig Ehre, daß wir mehr auf die Kalligraphie der Briefe ſehen, das heißt, ob ſie ſchöne Züge haben, als auf den Sinn und reellen Werth derſelben. In dieſer Hinſicht ſtehen wir Männer wieder tief unter dem weiblichen Geſchlechte.

Der gebildetſte Mann liebt in dem Frauenzimmer nur die Form, das Frauenzimmer liebt aber an den Männern den Gehalt, den Werth, den Charakter, den Geiſt, den Grad der Achtung, den ſie im Leben genießen, und nicht blos die Form.

Es gibt zwar eine Form, der ſie vorzüglich zugethan ſind, die Uniform; man würde ihnen aber Unrecht thun, wenn man ſpöttiſcher Weiſe ſagen wollte, ſie lieben das Port-épée oder die Aufſchläge; ſie lieben den Muth, den

Heroismus und den Gedanken von Schutz, weil ſie ganz richtig wiſſen, daß der wahre Muth nur bei Biederkeit, bei hohem Charakter und bei einer freien und ungeſchwächten Seele wohnt. Sie lieben Den, der kühn ſein Herzblut für das Vaterland hergibt, weil ſie glauben, dasſelbe Herz würde auch ſein Blut für ſeine Liebe hergeben.

Das liebe, ſchöne Geſchlecht iſt oft ſehr verkannt worden, und warum? weil wir Männer die Sittenbüchlein und Erfahrungsregeln ſchreiben und nicht die Frauen. Wir ſchreiben über ſie, was uns eben einfällt, und da man viel pikanter ſein kann, wenn man Schwächen enthüllt, als wenn man ſie verhüllt, ſo haben wir blos die Schattenſeiten des weiblichen Herzens hervorgehoben. Wenn einmal aber die Frauenzimmer alle zu ſchreiben anfingen, wofür uns übrigens der liebe Herrgott behüten möge, da würden wir Männer bald um unſer Bischen Vorzug kommen, welches wir nach dem „car tel est notre plaisir“ uns ſelbſt beilegen.

Leider aber ſitzen Frauen, die das Muſenroß beſteigen, auf demſelben auch wie auf dem Reitpferde, nur einſeitig. Ich mag aber den Pegaſus als Damenpferd nicht ſehen. Ich will hiemit nicht ſagen, daß ein Frauenzimmer nicht auch hie und da in den Stunden der Muſe den gefälligen Muſen einen freundlichen Sonnenblick ablauſchen dürfe. Warum ſollte das weibliche Geſchlecht den ſüßen Beſuch der Muſe nicht empfangen dürfen? Ich kann nur einzig und allein das ſogenannte Bücherkochen der Frauen nicht leiden und ihr Heißabſieden der Schriftſtellerei.

Wir Männer, wenn wir ſchriftſtellern, ſo warten wir, bis wir einen herzlich günſtigen Blick von unſerer Parnaß-Dame bekommen; die Schriftſtellerinnen aber überlaufen den Parnaß. Sie müſſen alle Tage ein paar Bogen ſieden oder braten.

Das Schriftſtellern iſt bei vielen Frauen blos eine verfehlte Putzſucht, denn die Federn zieren ſie nur auf dem Kopfe, aber nicht in der Hand. Es iſt auch ein großer Unterſchied in der Art und Weiſe, wie die Frauen die Schriften der Männer leſen, und der, wie die Männer ein Buch von einem Frauenzimmer leſen.

Die Frauenzimmer betrachten das Buch als Staturpaß des Autors, ſie wollen aus dem Buche gleich Alles herausfinden, was den Verfaſſer betrifft, ob er klein oder ſchlank, dick oder dünn, ſchwarz oder blond iſt, ob er liebt, ob er gerne Kaffee trinkt ꝛc. Wenn wir aber ein Buch von einem Frauenzimmer leſen, ſo denken wir gar nichts dabei, als höchſtens: „das iſt gar nicht übel geſtrickt.“

Die Frauen ſchreiben wie ſie reden, mit aller möglichen Bequemlichkeit und Ausführlichkeit. Sie ſchreiben einen Roman in drei dicken Bänden, im erſten erfährt der Leſer: Anton und Sophie haben ſich geſehen; im zweiten: Anton und Sophie haben ſich geliebt, und im dritten: Anton und Sophie haben ſich geheirathet.

Ich kenne Schriftſtellerinnen, die, wenn ſie erzählen wollen: Louiſe trank ein Glas Waſſer, dieſes ungefähr in folgenden Worten ausdrücken:

„Horch! dort, wo im düſtern Schatten der finſtern Buchen der bemooste Felſen ſein Haupt in das Gezweige hüllt, rieſelt ein muntres Bächlein durch ſchaukelndes Schilf. Am Ufer, auf Blumen hingeſtreckt, ruhte Louiſe, ſchmachtend in drückender Hitze der glühenden Strahlen der brennenden Sonne. Unfern ſtand Robert und lauſchte den Lüften, die blühende Blüten auf Louiſens wallendes Leben herabſchütteten; da hob Louiſe den ſehnenden Blick, in welchem die tiefere Sehnſucht nach des Baches ſprudelnder Labung hoch aufleuchtete, zu ihm und lispelte leiſe erröthend: „Robert, bring' mir ein Glas Waſſer!“

Die meiſten Schriftſtellerinnen ſchreiben ihre Romane in Briefen, weil ſie ſich da immer ſelbſt mit ſchreiben laſſen, und gewöhnlich hängt noch ein Roman als Poſtſcriptum daran.

Wagner, Oken, Walter und alle Anhänger der Identitäts-Philoſophie ſtellen das Weib niedrig; allein Schiller, Goethe, Humboldt u. ſ. w. geben ihnen die Rechte zurück, welche der herzloſe Verſtand ihnen rauben will. Die Philoſophen haben ſogar ſchon Unterſuchungen geſchrieben, ob die Frauenzimmer wirklich zu dem Menſchengeſchlecht gehören. Allein, was haben unſere Philoſophen nicht ſchon Alles unterſucht! nur das haben ſie noch nicht unterſucht, ob ſie ſelbſt zum Menſchengeſchlechte gehören und ob nicht bei ihnen der Menſch da aufhört, wo der Philoſoph anfängt.

Andere Schriftſteller erheben die Frauenzimmer weit über die Männer. Bocaccio erhebt ſie zu den Engeln. Plutarch ſagt, ſie können ſich ſchwerer berauſchen; Agrippa ſagt, ſie können länger ſchwimmen; dieſe Erfahrung beſtätigt ſich täglich, ſie ſchwimmen länger, als die Männer gegen — den Strom. Plinius erzählt, ſie werden weniger von den Löwen angefallen. Leider ſind wenige Löwen unter unſern Jünglingen, wir können alſo dieſe Wahrheit nicht ergründen.

Die Geſchichte der Achtung, welche die Frauen von jeher genoſſen, gleicht einem Schichtengebirge, aus deſſen verſchütteten Lagen und Anſchwemmungen, durch Zeit und Völkerumwälzung, man ſeinen Charakter erkennt.

In den ältern Zeiten iſt der Charakter der Frauen wenig hervorgetreten, ſie ſtanden nicht als ſittliche Grazien, als Bildnerinnen des Schönen im Leben da; Staatsverfaſſung und Erziehung wieſen ihnen eine rohe Stellung an.

Die Griechen haben ihnen gefröhnt, aber ſie nicht geachtet. Homers Frauen ſind groß, edel, aber höchſt einfältig. Die griechiſchen Tragöden geben ihnen eine heroiſche Geſtaltung, eine reſignirende Tugend, aber die Blume der weiblichen Grazie erblühte ihrer Muſe nicht, ihre Frauen ſind duftloſe Roſen, marmorne Geſtalten, kalt ohne Seele. Mit den Römern begann die edlere Stellung der Frauen, und ihr Eintritt in das geſellige Leben. Aber es war doch eine profane Verehrung, eine Gnadenſache, und manche erlaubten Genüſſe waren ihnen unterſagt. Wenige Frauen aber wiſſen es, daß es eine der vielen Segnungen des Chriſtenthums iſt, welcher den ſchönen Morgen auch über das weibliche Geſchlecht heraufführte.

Mit dem Chriſtianismus begann das Reich der allwaltenden Liebe, der Sieg des allgemeinen Menſchenrechtes. Jedes Frauenzimmer wurde auch als eine Erlöste angeſehen, und ſtand in geiſtiger und heiliger Beziehung mit der Unendlichkeit.

Eben ſo viele Märtyrerinnen errangen mit der Palme der Religion die hohe Würdigung des ganzen Geſchlechtes und die Verehrung der Muttergottes warf einen Licht- und Gnadenſtrahl auf alle Weiblichkeit zurück.

Späterhin kam die goldene Zeit der Frauen, die Zeit des Ritterthums der Chevalerie; dieſe Zeit war eine Zeit des Taumels, die Frauen wurden abgöttiſch verehrt, Ritter und Sänger, Leier und Schwert, Kronen und Schäferſtäbe waren nur dem Tempel der Galanterie geweiht. Man möchte dieſe ganze Epoche einen großen Liebesſeufzer nennen, von Provençalen und Troubadours an den ſüßen Klang der Saiten geknüpft. Nach dieſem Champagnerrauſch kam die franzöſiſche Küche: die Galanterie, mit den feinſten Sinnlichkeitsgewürzen gewürzt, brach aus Frankreich über Deutſchland und das übrige Europa ein. Der allgemeine Ton wurde frivol und kokett, bis die Namen einer Sévigné, einer S'eſpinaſſé, der ſchönen Literatur und dem Tone eine feinere, geiſtigere Richtung gaben.

Mit dem jungen Lichte der deutſchen Literatur begann auch der ſchönere Morgen der deutſchen Frauen, denn Schulen bilden nur die Männer, die Dichter aber bilden die Frauen. Der deutſche Bär fing endlich an, nach den Tönen der Liebe in edlerer Bedeutung des Wortes zu tanzen, der zarten, weiblichen Anmuth den Sieg über die wilde und rohe Kraft der Männer einzuräumen, und in die angenehme Dienſt- und Zinsbarkeit der Frauen ſich zu begeben: denn

Was wär' das Leben immer
Wohl ohne Frauenzimmer?
Ein Demant ohne Schimmer,
Ein Himmel ohne Blau,
Ein Morgen ohne Thau,
Ein Garten ohne Duft,
Ein Athem ohne Luft,
Ein Aermel ohn' Gigot,
Ein Stutzer ohn' Jabot,
Ein Mädchen ohne Herz,
Ein Daſein ohne Scherz,
Ein Nachtſtück ohne Licht,
Ein Wechſel ohne Sicht,
Ein Feldzug ohne Feld,
Ein Freier ohne Geld,
Jedoch, wo ſie ſind, ſie,
Da fehlt die Sonne nie,
Da herrſcht des Seins Magie,
Harmonie,
Poeſie,
Symmetrie,
Wenn auch nicht immer Orthographie!

Wir Männer machen uns über das Uebergewicht, welches die Frauen über uns haben, gerne luſtig, aber es iſt nicht Jeder frei, der ſeiner Feſſeln ſpottet. In jeder Gemüths-, Empfindungs- und Herzensſache ſteht das Frauenzimmer um einige Stufen höher auf der reizenden Schicklichkeitsleiter. Die Frauenzimmer haben mehr Schwächen, die Männer mehr Gebrechen; die Frauenzimmer haben mehr Untugenden, die Männer mehr Laſter; die Frauenzimmer verwunden mehr mit der Zunge, aber ſie verbinden die Wunden mit dem Herzen und heilen ſie mit den Augen; der Mann hingegen verwundet nicht, er zermalmt und geht von dannen. Man betrachte die Liebe des Frauenzimmers und die des Mannes. Sie verhalten ſich zuſammen, wie Morgenroth zu Kornmehl. Das Mädchen iſt ganz Liebe, die ganze Weſenheit exiſtirt ihr nur in Beziehung auf ihre Liebe. Aurora und Hesper ſprechen ihr nur von ihrer Liebe; all ihr Thun, Streben, Wirken und Treiben bewegt ſich nur um den Gegenſtand ihrer Liebe. Der Mann aber liebt nur ſo „unter andern"; er ſteht des Morgens auf, geht an ſein Geſchäft, ſpeist Mittag, trinkt Kaffee, reitet ſpazieren, geht aufs Comptoir, endlich ſchaut er auf die Uhr, ob er ſchon lieben ſoll, nein, ſagt er: ich hab' noch eine halbe Stunde Zeit, ich fange erſt um Dreiviertel auf vier Uhr an zu lieben. An hohen Feſt- und Feiertagen legt er eine halbe Stunde Liebe zu.

Selbſt in der Mittheilung der Liebe zeigt es ſich, daß das weibliche Geſchlecht liebt, das männliche aber blos ſo gnädig iſt, ſich lieben zu laſſen. Das Mädchen ſucht eine Vertraute, um ihr zu ſagen, wie ſie liebt. Der Mann ſucht einen Vertrauten, um ihm zu erzählen, wie er geliebt wird. In der Ehe ſucht das Mädchen ihre erſte Liebe. Der Mann ſucht gewöhnlich eine Frau als ſeine letzte Liebe; wenn er ſchon genug geliebt hat, ſo ſchließt er ſeine Rechnung durch eine Ehe.

Die Männer machen es mit dem Heirathen wie die Weintrinker, ſie verſuchen erſt alle Sorten, dann ſagen ſie: „Nun aber bleib' ich ſchon bei dem Château Margaut."

Deshalb ſind unſere Ehen auch ſo farblos wie ein angelaufenes Doppelſenſter, und wir haben viererlei Frauen: Weiber, Gattinnen, Frauen und Gemahlinnen.

Man nimmt das Weib, man heirathet eine Gattin, man freit eine Frau, und man vermählt ſich mit der Gemahlin. Man iſt glücklich mit dem Weibe, zufrieden mit der Gattin, man lebt ſo ſo mit der Frau, und arrangirt ſich mit der Gemahlin; man wird geliebt von dem Weibe, gut behandelt von der Gattin, äſtimirt von der Frau und geduldet von der Gemahlin. Man macht einen Leib und eine Seele mit dem Weibe, ein Paar mit der Gattin, eine Familie mit der Frau und ein Haus mit der Gemahlin.

Wenn der Mann krank iſt, ſo iſt ſeine zärtlichſte Pflegerin das Weib, Theilnehmerin die Gattin, nahe geht es der Frau, und nach ſeinem Befinden erkundigt ſich die Gemahlin; ſtirbt der Mann, ſo iſt untröſtlich das Weib, es trauert die Gattin, in einem Jahre heirathet die Frau und in ſechs Wochen die Gemahlin. Denn mit den Witwen iſt es eine ganz eigene Sache; ſie gleichen dem grünen, friſchen Holze, je mehr ſie auf der einen Seite brennen, deſto mehr weinen ſie auf der andern Seite. Wer Witwen freien will, darf die Geiſter nicht fürchten; denn kaum haben ſie den zweiten Mann, ſo citiren ſie alle Augenblick den Geiſt des erſten aus dem Grabe; ſie haben dann gewöhnlich zwei Männer, einen todten und einen lebenden, der todte möchte aber für ſein Leben nicht wieder lebendig werden. Wenn eine ſolche Witwe zu dem Manne ſagt: „mein Schatz!“ ſo muß ihn ein kleiner Zweifel anwandeln, ob ſie nicht jeden Schatz in die Erde vergräbt.

Die Witwen leſen in dem Buche der Liebe oft noch eifriger fort, als die Mädchen; den Mann, den ſie hatten, betrachten ſie als ein Einlegezeichen, um zu wiſſen, wo ſie in dem Buche geblieben ſind, das Einlegezeichen iſt fort, und ſie leſen weiter.

Jedoch ſind alle dieſe kleinen Schwächen des weiblichen Geſchlechtes nur Erhöhungsmittel ſeiner Liebenswürdigkeit, ſo wie kleine Wölkchen das heitere Blau des Himmels erhöhen und ſeine Klarheit anſchaulicher machen.

Die vier Genien, die gemeinſchaftlich die Bundeslade des weiblichen Lebens heiligen und überflügeln, heißen:

Schönheit, Anmuth, Gefühl und Geſchmack.

Die Schönheit aber verhält ſich zur Anmuth wie ein Schlüſſel zu einem Dietrich, die Schönheit erſchließt ein Herz, die Anmuth erſchließt alle Herzen, ſie iſt ein passe par tout zu allen Seelen. In Hinſicht des Geſchmackes ſind ſie die competenteſten Richterinnen über Alles, was Anſtand, Grazie, Lieblichkeit, Symmetrie und Harmonie betrifft, über Alles, was ſchicklich und zuläſſig, was angenehm und wohlgefällig iſt.

Nur in Beziehung ihrer gegenſeitigen Schönheit haben ſie kein Urtheil. Zwei ausgezeichnet ſchöne Frauenzimmer werden ſich nie lieben, nie anerkennen, daß die andere ſchön iſt. Es geht ihnen wie den römiſchen Zeichendeutern, alle Welt glaubte ihre Wunder, nur ſie ſelbſt machten ſie ſich wechſelweiſe ſtreitig.

In Hinſicht des Gefühles ſind ſie die ſüßen Geſandtinnen der troſtreichen Götter. Liebe und Freundſchaft haben keinen ſchöneren Tempel, als das weibliche Herz: die Tugend und die Unſchuld keine geheiligteren Farben, als das Morgenroth der Frauen-Wangen, das Mitleid und der Troſt hat keine ſüßern Töne, als die Roſenglocke eines weiblichen Mundes; der Schmerz und der Jammer haben keine linderndere Tröſtung, als die Süßigkeit weiblicher Thränen; das Leidenshaupt des Dulders hat kein ſanfteres Lager, als das Herz des Weibes, und der verwaiſte, verwitwete Solitär-Menſch hat keine ſüßere Einfaſſung, als die Silberſpangen weiblicher Arme. Leider aber artet dieſes Gefühl oft in Kränkelei aus, ſeitdem irgend ein guter Weiberdoctor die Nerven erfunden hat. Wenn ich heirathen würde, würde meine erſte Frage ſein: „Hat ſie Nerven? Was für Nerven? Wie viel Nerven?“ Wie oft heirathet man nichts, als ein Nervenſyſtem mit zweitauſend Thaler Einkünfte. Die Einkünfte gehen ſogleich als Auskünfte für die Marchande de modes davon, das Nervenſyſtem fällt in Ohnmacht, wo bleibt dann das Weſen, das man geheirathet hat?

Auch am Verſtande ſind die Frauen uns überlegen, denn nie liebt ein Frauenzimmer einen dummen Mann, oft aber liebt der Mann die dümmſten Frauenzimmer. Es iſt nur Schade, daß der Verſtand der Frauenzimmer auch ſo oft in Ohnmacht fällt und Krämpfe bekommt, wie ſie ſelbſt.

Eine Haupttugend der Damen, die eben ſo wohl aus ihrem Verſtande, als aus ihrer Sanftmuth entſpringt, iſt ihre Geduld, die ihnen in allen Fällen des menſchlichen Lebens eigen iſt; um dieſe ſchöne Tugend aber nicht gar zu lange auf eine peinliche Probe zu ſetzen, will ich meine Variationen auf ein Thema beenden, welches wie ſein Gegenſtand zu hinreißend iſt, um ſich leicht davon trennen zu können.

Der Text, den ich zum Grunde gelegt habe, findet ſich aufgezeichnet in dem großen Buche der Natur und in dem goldenen Buche Cythereas:

„Frühling und Frauen.“

Beide beginnen mit dem weichſten Buchſtaben des ABC, mit einem zuſammenſtoßenden Lippenlaut und, ſo zu ſagen, mit einem leiſen Kuſſe an und für ſich ſelbſt. Zu dieſem weichen Lippenlaut kommt ſogleich das R als Zungenbuchſtabe, welcher nicht nur die Frauen charakteriſirt, ſondern auch den Frühling, denn im Frühlinge werden alle Zungen der Natur wach.

Die beſiederten Sänger auf den Bäumen, die vor unſern Sängern das voraus haben, daß ſie vom Blatte ſingen, werden wach; die Bäche, des eiſigen Mundſchloſſes entfeſſelt, ſchwätzen und plaudern unaufhörlich, und aus Zweigen, Büſchen, Blumen und Gräſern ruft uns die Stimme der verjüngten Schöpfung zu.

„Frühling“ und „Frauen“ ſind die Vielliebchen des Daſeins. Der Frühling erſcheint uns roſiger und blühender, wenn wir an der Hand der Frauen ſein großes

Blüten-Belvedere beſuchen, und die Frauen ſind wonniger und milder, inniger und traulicher, wenn der Frühling ſie anweht mit dem unſichtbaren Kuſſe der Verjüngung.

Die erſte Frau erſtand im Schlafe; Adams erſter ruhiger Schlaf iſt auch ſein letzter ruhiger Schlaf geweſen; ſeine Ruhe hatte während ſeines Schlafes einen gewaltigen Rippenſtoß erhalten; aber auch der Frühling, möchte ich ſagen, entſtand in dem Schlummer der ermüdeten Schöpfung, als reizender Traum ihrer raſchen Jugend, und die gütige Gottheit hielt den Traum feſt und führt ihn als Frühling alle Jahre auf kurze Zeit der ſchmachtenden Schöpfung wieder vor.

Der Frühling iſt ein freundlicher Wirth, er fragt nicht nach Paß oder Aufenthaltskarte, nach Wanderbuch und Kundſchaft; er öffnet ſein blaues Gezelt allen Weſen, die athmen und fühlen; und der Frühling iſt ein heiliger Prieſter, und ſein großer Tempel ſteht offen Allen, die belaſteten Herzens ſind, und er fragt nicht nach Taufſchein und Katechismus, und gibt beſeligenden Ablaß Allen, die in der Ohrenbeichte der Natur ihre geheimſten Leiden aushauchen und ausweinen; und der Frühling iſt ein großer Arzt, ein Wunderdoctor, und er fragt nicht nach Geld, Stand und Rang ſeiner Kranken, ſondern er nimmt Alle auf, die kranken Herzens ſind und ſiechen Gemüthes, in ſeiner großen Heilanſtalt, und in dem Bade der heilgewürzten Luft.

Leider wiſſen wir in unſern Städten gar ſelten, wann der gute Frühling vor dem Thore ſteht, und nicht ſo ſehr um Einlaß bittet, als um Auslaß, das heißt, daß die Menſchen hinaus zu ihm kommen und ſich ſeiner freuen und kindlich und kindiſch mit ſeinen Gaben ſpielen ſollen.

Bis die Nachricht, daß der Frühling da iſt, durch das Thor kommt, vom Thore durch die Straßen, durch die Hausthüre, durch die Flur, durch das Vorzimmer, bis zur gnädigen Herrſchaft, indeſſen iſt der Frühling ſchon weg. Der Bediente meldet ordentlich: „Der Herr Frühling iſt im Vorzimmer!“ Die gnädige Frau ſagt darauf: „Der Frühling? ein andermal, ich habe jetzt nicht Zeit.“ Der Mops bellt und die gnädige Frau hält ihn zurück, damit der Mops dem Frühling nicht in die Waden falle. Höchſtens ſchickt der Frühling unſern Damen ein paar Blumentöpfe als Viſitenkarten ins Zimmer, die unter den Spiegel geſtellt werden.

Zuweilen fällt es auch den Damen ein, dem Frühling eine Gegenviſite zu machen, oder etwa Visite de reconnaissance. Sie laſſen anſpannen, fahren in wohlverſchloſſenen Kaſten bei dem Frühling vor, aber nur der Kutſcher und der Lakai ſprechen den Frühling mündlich. Steigt ja einmal eine Dame aus, um dem Frühlinge perſönlich ihre Aufwartung zu machen, ſo geſchieht es mit aller Delikateſſe und Aengſtlichkeit, daß ſie nur ja nirgends mit ihren langen Aermeln oder mit der Garnirung in der lieben Natur hängen bleibe, oder vielmehr, daß nur ja nicht von der Natur an ihr hängen bleibe. Sie ſchauen die Natur durch ihre Lorgnetten an wie einen Schauſpieler, fahren nach Hauſe und ſagen: „Ce Monsieur Frühling est un joli garçon, il jouait bien!" und ſie nehmen ſich vor, wenn der Frühling noch einmal ſpielt, wieder hin zu gehen.

Da ſind wir Männer anders, wie freuen wir uns Monate lang auf den Frühling, wie ſehnen wir uns nach ihm, wie jauchzen wir ihm entgegen! Nicht etwa ſeiner Roſen, oder Nachtigallen, oder ſeiner milden Lüfte wegen, o nein, wir freuen uns blos, daß wir ſo ſchön und frei, ſo unter Gottes ſchönem, blauem, weit hingeſtrecktem, freiem Himmel — — Tabak rauchen können. Denn wir Männer lieben Natur und Schinken *geräuchert*. Wir ſchwärmen mit Morgenroth und Knaſter, mit Abendroth und Cabanos. Wir ſagen: „Morgenſtunde hat Cigarren im Munde." Wie lieben wir Männer die herzliche Natur, wenn ſie über unſerm rauchenden Munde ſo ſchön im Schornſtein hängt und allmälig hübſch braun wird.

Sollte es dem Scharfſinne, dem erfinderiſchen Geiſte des ſchönen Geſchlechts nicht möglich ſein, es den Männern abzugewöhnen, daß ſie nicht wie lebende Rauchhöhlen herumwandeln? Es iſt mit unſern Männern wie mit Küchenöfen, je weniger Feuer in ihnen iſt, deſto ſtärker rauchen ſie. Ich habe letzthin das Geſpräch zwei ſolcher lebender Rauchöfen mit angehört, als ſie von einer Pfeife ſprachen, *ich* glaubte aber, ſie ſprächen von einem Frauenzimmer. „Iſt das nicht ein wunderſchöner Kopf?" fragte der Eine. „Wunderſchön!" erwiederte der Andere. „Wie ſchön rund und proportionirt!" ſagte wieder der Erſte. „Ja," war die Antwort, „und zart braun, wie ich es gerade liebe." „Ach!" rief der Erſte mit ſteigendem Feuer aus, „und dieſer göttliche, langgebogene Hals!“ Es wurde mir ordentlich ſchwül bei dem Geſpräche, aber plötzlich fragte der Eine: „Ich bitte Dich, haſt Du den Kopf in Wachs eingeſotten?“ Da fiel es mir erſt ein, daß es wohl ein Cigarrenkopf ſein müſſe.

So wie nun der Frühling jedes Rendezvous begünſtigt, ſo begünſtigt er auch jedes tête-à-tête unſerer Männer mit ihren Cigarrenköpfen, mit dem Unterſchiede, daß bei dem Rendezvous oft beide Köpfe leer ſind, bei dieſem tête-à-tête aber immer ein Kopf wenigſtens voll iſt.

Wo gibt es aber ein reizenderes tête-à-tête, als das mit der ewig ſchönen, ewig jungen Morgenröthe eines ſchönen Frühlingstages?

Die Nacht, dieſes Ruhebett aller Tagesſorgen, und der herrliche Friedensfürſt: der Schlaf, dieſer kurze Polſterſitz von der langen Bank des Todes, ſie nehmen alle Menſchen verſöhnend auf, und jede Morgenauferſtehung iſt eine wahre Auferſtehung.

Hinter uns liegt die Nacht wie das leere Grab, aus dem wir entkörpert ausſteigen, ein reineres Daſein zu athmen, und nur die Träume ſchweben noch wie die Geiſter theurer Abgeſchiedenen, aus dem ſtillen Kirchhofe des Schlafes zu uns herüber. O, ſo eilt denn hinaus, und begrüßt die Natur in ihrem lachenden Erwachen. Eilt hinaus, wenn die Morgenröthe die ſchlummernde Erde wach küßt, wenn ſie die dunklen Vorgehänge von ihrem Schlafgezelte zurückſchlägt, und der erſte Lichtſtrahl auf das ſchamerröthete Antlitz der bräutlichen Erde fällt; eilt hinaus, wenn Aurora ihre Purpurlippe an das Blau des Himmels legt, eilt hinaus, meine freundlichen Leſerinnen, bewundert und betet an das Morgen-Negligée der Frühlingsnatur!

Hier iſt jede Schönheit wahr, und jeder Reiz eigenthümlich! Wie Morgenroſen-Gardinen hängen die Guirlanden um das hohe Himmelsbett, die Sevigné des Morgenſterns iſt bereits nicht mehr zu ſehen und blos die echten Blonden des Lichts hat Aurora über das blaue nouêt de matin des Himmels hingeweht; die erſten Lichtſtrahlen flattern wie aufgelöste Roſenbändchen von dieſem Häubchen tief herab. Blüten, Reiß und Zweig ſchlagen nun die freundlichen Augen auf, und beſehen ſich lächelnd in dem Spiegel der freundlichen Wellen, die Bäume geben ihr freiflatterndes Lockenſpiel hin dem haarkräuſelnden Zephyr; die Kräuter, die Knospen und die Blütenkelche eilen wie Kammermädchen mit ihrem parfum und eau de mille fleurs herbei, und die bethauten Blätter und Gräſer legen ihre Thauperlen und ihre Juwelenwaſſer um den Hals und um den Buſen der ſchönen Natur, und die blauen, entfeſſelten Ströme laufen wie eine hochwallende Ceinture um ihre üppige Form.

Kommt mit mir hinaus, meine freundlichen Leſerinnen, in den klar gewölbten Dom des Morgentempels, wenn die heilige Hofkapelle Gottes, die ſingenden Prieſter des Hains, aus tauſend Kehlen zur anbetenden Hora rufen! Eilt hinaus Alle, die ihr kranken Gemüths ſeid, in das große Erfriſchungs-Comptoir der Schöpfung! Reißt herab von euch die Zugpflaſter des Schmerzes und legt die wunde

Schmerzſtelle an den kühlenden, heitern Odem der allgemeinen Verjüngung!

Eilt hinaus Alle, die ihr kaum noch athmen könnt, die ihr in der Stick- und Kellerluft der großen Welt lebt, und trinkt mit langen, tiefen Zügen in euch hinein den Bruſttrank der Luft, den himmelabthauenden Aether!

Ihr Eingeſchachtelten Alle, in Zirkeln, Muſeen, Kunſtſälen und Vereinen, eilt heraus aus den Spannriemen und aus den Quetſchformen eurer Zirkel, Kreiſe, in die große Menſchengleiche der göttlichen Sendung und in das große Freiheits-Haus der Schöpfung.

Oder eilt mit mir hinaus in die Abendunterhaltung eines Mai-Abends, ſeht, wie der enteilende Tag mit dem Lichttritt nur noch auf den Bergſpitzen zu ſehen iſt, wie der weſtliche Himmel ſeine goldenen Locken tief in den milchweißen Horizont hineinflattern läßt; wie die Gipfel der Bäume wie Weihe-Räucherkerzen an den Spitzen erglühen und duften, wie das Theater de Variété der Abendwelt vor uns aufgeht, und der Compoſiteur dieſes Theaters: die Nachtigall, ihre Weiſe anfängt; wie die überhandnehmende Dunkelheit ihre Schatten-Couliſſen um uns herzieht und herſtellt, wie das Licht von Millionen Sternen wie ein Staubbach durch den dichten Nonnenſchleier der Nacht herabſtäubt; eilt mit mir hinaus in einem ſolchen Augenblick, in dem die Schöpfung den Athem anzuhalten ſcheint, um das leiſe Klopfen des menſchlichen Herzens wie ein Gebet zu vernehmen, und laßt ſodann das eingeſogene Gefühl zu einer reichen Perle werden in eurer geöffneten

Herzensmuſchel. Ja, der Frühling gibt Allen Alles, er iſt der Garten Gottes, die Idylle der Natur, das Sorgenfrei des Daſeins, die Freiredoute der Weſen, die Kunſtausſtellung der Pflanzen, der Freiſtaat der Gefühle, die Rennbahn der Glücklichen, das Thränenkiſſen der Unglücklichen, der Schmollwinkel der Verliebten, die Eremitage der Denker, der Paradeplatz der Dichter und das letzte Mittel der Müßiggänger!

Man hat in neuerer Zeit die Beobachtung gemacht, daß jetzt die Frühlinge viel kälter und die Frauen viel heißer ſind, als früher.

Das Eine ſoll daher kommen, daß ſich große Eismaſſen vom Nordpol losgeriſſen haben ſollen, für das Zweite aber haben wir noch keine Muthmaßung, da wir nicht ahnen können, wo ſich bei unſerer froſtigen Welt Feuerbrände losgeriſſen haben ſollen.

Weil aber der Frühling jetzt kalt iſt, ſo bringen ihn unſere Frauen mit in die heiße Luft der Bälle und Geſellſchaften. Zuweilen hat eine ſolche Dame alle vier Jahreszeiten beiſammen, den Frühling auf dem Kopfe, den Sommer in den Augen, den Herbſt auf den Wangen und den Winter im Taufſchein. Sie haben ſo viel Blumen in den Haaren, daß man faſt die Blume „Frauenhaar“ gar nicht ſieht, und man muß geſtehen, daß ſie den Frühling bei den Haaren herziehen. Aber die Frauen ſind ſehr unzufrieden mit der Natur, ſie hat ihnen noch viel zu wenig Blumen hervorgebracht, ſie müſſen noch „Phantaſie-Blumen“ haben. Es iſt ein wahres Glück für die liebe Schöpfung, daß unſere

Marchandes de modes die Natur in einer verbeſſerten Auflage herausgeben.

Der Frühling hat nicht Blumen genug, ſie machen Phantaſie-Blumen, und wer die jetzigen Marchandes de modes kennt, wird nicht zweifeln, daß ihre Phantaſie die der Natur bei weitem überflügelt. Unſere Damen ſtecken dieſe zweite verbeſſerte Natur triumphirend auf, und manche hat ſo viel Phantaſie auf dem Kopfe, daß ſie ſelbſt nur wie eine Titelvignette zu einem Phantaſieſtück erſcheint.

Noch ſchlimmere Natur- und Frühlingsverbeſſerer, als unſere Marchandes de modes, ſind die Frühlingsdichter, die wie die Schwalben im ganzen Winter im Sumpfe liegen, und mit dem Frühlinge heranrücken. Man leſe nur bei jedem neuen Frühlinge unſere Zeitſchriften, und man wird geſtehen, daß der gute Frühling viel zu thun hat, ſo viel friſche, ſchöne Blätter hervorzubringen, als Blätter durch ihn auf eine traurige Weiſe ausgedörrt werden. Den ganzen Winter über liegt ein ſolcher Frühlings-Phantaſie-Blumen-Poet auf der Lauer und ſtellt ſich die Gerüſte zuſammen, durch welche er ſodann ſeine Frühlingsbauten vollenden will.

Einige ſolche Gerüſte liegen mir ordentlich vor den Augen, ſo zum Beiſpiel:

Gerüſte zu einer Frühlings-Huldigung.

. . . . Traum
. . . . halbe,
. . . . Saum,
. . . . Schwalbe.

. . . . lind,
. . . . gewoben,
. . . . ſind,
. . . . geſchnoben.
. . . . Eis,
. . . . glühen,
. . . . weiß,
. . . . blühen.
. . . . O!
. . . . Wonne,
. . . . ſo,
. . . . Sonne!

Gerüſte zu einem Sonette:

„Mai Morgen Minne Manna.“

. . . . freuen,
. . . . geſtoſſen,
. . . . umgoſſen,
. . . . Maien,
. . . . neuen,
. . . . genoſſen,
. . . . entſchloſſen.
. . . . zweien.
. . . . geboren,
. . . . Weiland,
. . . . horen.
. . . . Eiland,
. . . . geſchworen,
. . . . Mailand.

Iſt nun der Frühling da, werden die Gerüſte ſchnell aufgeſchlagen, Jamben, Trochäen und Daktylen werden durch

---

rhythmiſch
herumgeſch
paſtetchen
zergehen.
dichte als
Schafgar
auch aus
den ich mi
vor den
mit ihnen

hes Seegras zuſammengekittet, das Gerüſte darum
hlagen und die neugebornen, friſchen Frühlings-
ſind fertig, ſo mürbe, daß ſie Einem im Munde
Ich glaube auch feſt, daß der Frühling dieſe Ge-
Molkencur gebraucht, und daß ſie bei ihm die
ben und die Sauerampfer heraustreiben. Ich will
Mitleid mit ihm den Theil meines „ſt“ beſchließen,
it dem Frühling anfing, weil ich zu viel Ehrfurcht
rauen habe, um mit ihnen anzufangen, ich will
enden, damit man ſagen könne:

„Ende gut, Alles gut.“

Des Invaliden Gang nach Baden.

Dort, wo die Erd' ſo ſchön, der Himmel klar und heiter,
Der Strom ſo ſilbern und wie Gold das Feld,
Die Luft ſo mild, ſo duftvoll Strauch und Kräuter,
Der Tag ſo licht, die Nacht ſo klar erhellt,
Steh'n unter Mandelbäumen Oeſt'reichs Streiter,
Orangenwälder wölben ſich zum Kriegsgezelt;
Der Oelbaum ſelbſt mit ſeinen Friedenszweigen,
Er muß zum Waffendach die grünen Aeſte neigen.

Ein greiſer Held hat dort in gold'nen Zonen
Den heißen Sieg erkämpft mit kaltem Blut;
Er kämpft für ſeines Lebens alte Kronen,
Für altes Recht kämpft er mit junger Gluth!
Ein Geiſt beſeelt die um den Helden wohnen,
Ein Streben, ein Gedanke und ein Muth;
„Wir ſind ein Leib und eine Seel', wie Alle!
Wer ſiegt, lebt fort, er ſtehe oder falle!“ —

Ja, ewig lebt, wer für's Ew'ge gefochten,
Wenn ſeinen Namen Fama auch nicht ſpricht,
Stets hat die Nachwelt ihren Kranz geflochten
Für Jene, denen Mitwelt keinen flicht;
Wer Rang und Ritterkreuz nicht hat erfochten,
Den ſchlägt zum Ritter jubelnd ein Gedicht;
Und mehr als auf der Bruſt das Band voll Farben,
Schmückt in der Bruſt das Ehrenkreuz der Narben!

So denkend und voll ungedrückten Muthes,
Mit einem Bein — das andere blieb dort
Zieht langſam, von dem Gaſtmahl heißen Blutes,
Ein Wiener Freiwill'ger zum Heimatsport;
„Ein hölzern Bein,“ denkt er, „hat auch ſein Gutes,
Man bleibt dann doch ſolid an einem Ort;
Und läßt das Land den Invaliden frieren,
So hat dies Bein gelernt — in's Feuer zu marſchiren!“

So pilgert er nach Haus von Welſchlands Fluren,
Erreicht im Abendlicht die Spinnerin am Kreuz;
Da liegt mit ſeinen Thürmen, Kuppeln, Uhren,
Die Stadt vor ihm in wunderbarem Reiz,
Ein Rieſenſchild voll Runen und Figuren,
Maſſiv vom Licht vergoldet allerſeits;
Der Donau blaues Band, im Silberſtrahle,
Schmiegt ſanft um ihren Fuß ſich als Sandale!

Und alſo grüßt im Tone des Propheten
Jeremias er dieſe ſtolze Stadt:
Wie liegeſt Du ſo einſam da, ſo ſpar betreten,
Du Landesfürſtin! ein vergilbtes Blatt!
Einſt Sonne einem Heere von Planeten,
Und Kohle nun, die ausgeflackert hat!
Ein Gottweib einſt, genießend und gewährend,
Und Witib jetzt, der Liebe ganz entbehrend!

Du Stadt, einſt Stadt der Gunſt und Gnaden,
Des Fleißes Herd und des Beſitzthums Quell,
Domäne des Erwerbs, durchkreuzt von Künſtlerpfaden,
Kalender froher Tage, gaukelnde Libell';

Du Circus ſüßer Tänz' und Serenaden,
Aſyl des Gaſtrechts, des Gemüths Hofkapell',
Du ew'ges Ringelſpiel voll froher Stunden,
Ach, wie verließ ich Dich, und wie hab' ich Dich gefunden!

Ein ſchönes Weib, das ſelber ſich getödtet,
Ein düſter Steinbild an dem eig'nen Sarkophag,
Ein Blumengarten, nicht gepflegt und nicht gejätet,
Ein überſchlafen Aug' nach wüthendem Gelag,
Ein Bußetag, an dem kein Menſch doch betet,
Ein großes Meer, doch ohne Wellenſchlag,
Pompei, von der eignen Gluth begraben,
Beſchäftigt jetzt, ſich ſelber auszugraben!

Wohl manches Deiner Kinder hat den Freiheitsbecher,
Den lang entbehrten, allzu raſch geſtürzt,
Ein Tropfen mehr vom feur'gen Kettenbrecher,
Und um das Aug' wie Blitz und Funken ſchwirrt's,
Er kannte ja den Trank noch nicht, der durſt'ge Zecher,
Sein Lebenstiſch ward nie von ihm gewürzt!
Ach, wär' der Trank als Tiſchwein nur geblieben,
Beſonnen ſchlürften wir: „Auf Alles, was wir lieben!“

So ſinnend, denkend zieht der Invalide weiter,
Er will nicht in die öde Weltſtadt 'nein,
Die Nacht iſt mild, die Sterne blinzeln heiter,
Sie laden lockend zum Spaziergang ein,
Der Mond iſt auch ein freundlicher Begleiter,
Wer mit ihm wandelt, wandelt nie allein;
Und froh und leicht im klaren Silberſcheine
Zieht an den Bergen hin der Mann mit einem Beine.

r wandert hin zu jener Stadt der Quellen,
Wo heiße Adern kochen in der Erde Schooß;
o aus geheim gekochten Wunderwellen
Die Göttin der Geſundheit ſich ringt los.
nd als der Tag begann den Raum zu hellen,
Sah er das holde Städtchen zwiſchen Laub und Moos,
leich einem jungen Mädchen zwiſchen Schlaf und Wachen
chlug es die Augen auf mit holdem Lachen.

Sei mir gegrüßt, Wiens junge Zwillingsſchweſter,
Die Du bewahrt noch Deinen reinen Kinderſinn;
atur ſchlug um Dich ihre Arme feſter,
Sie wurde Deines Herzens weiſe Hütherin,
u bauſt Paläſte nicht, die Luftverpeſter,
Durch Dich zieht frei der Berge Athem hin,
ich hält, wie den Solitär in Smaragdenſpangen,
atur mit grünen Armen mütterlich umfangen!

O Natur, Du gold'ne Himmelsleiter,
ie den Gedanken hoch zum Himmel trägt,
ie trübe Seele machſt Du froh und heiter,
enn Leid und Weh ſie lang' gehegt,
en engen Buſen machſt Du weiter,
enn er ſüße Zwieſprach mit Dir pflegt,
n Deinem Bad von Luft und Duft und Kräuter,
rgeht ſich Denker, Prieſter, Streiter,
nd Jeder fühlt ſich inniglich bewegt;
n Deinem Reich die Roſ' und ihr Begleiter,
er Schmetterling, die Sehnſucht uns erregt,
rinnerung der Liebe, ſtets erneuter,
ie ſüßen Schwingen um uns ſchlägt!

Natur, Du biſt allein die Einzigtreue!
Geſpielin, Schweſter, Freundin, Braut und Weib!
Du ewig Junge und Du ewig Neue,
Schmückſt dennoch mit Keuſchheit und mit Weihe
Den Gürtel Dir um Deinen Götterleib!
An Deinem Halſe weint der Schmerz, der menſchenſcheue,
Zu Deinen Beichtſtuhl flüchtet ſich die Reue,
Wenn ſie nach ird'ſcher Sünd' und Zeitvertreib
Zum Himmel hoch in ſeiner Bläue
Mit ſtummer Lippe ruft: „Verzeihe!“
Natur, Natur! wer wird nicht frömmer,
Wenn er aus des Tages Gehämmer
Des Abends weilt in Deinem Bilderſaal?
Wenn dann nach kurzem Abenddämmer
Die Sterne zieh'n wie fromme Lämmer
Zur Himmelswieſe ohne Zahl?
Wenn ſich die Wipfel betend beugen,
Wenn Roſ' und Blume fromm ſich neigen,
Wenn von den Bäumen tauſend Träume ſteigen,
Wenn in dem Dom, gewölbt von Zweigen,
Wohnt ein geheiligt Kirchenſchweigen.

„Natur, bei Dir iſt Friede, bei Dir iſt Ruh',
Wir ſind die Beter und Du hörſt uns zu,
Wir ſind die Kranken und der Balſam biſt Du!

„D'rum, krankt ein Herz an Liebesleid,
    So flieh's zu der Natur,
Und iſt ein Herz mit dem Leben entzweit,
    So ſuch' es die Natur;
Und iſt ein Herz mit Pflicht im Streit,
    So frag' es die Natur;

Iſt einem Herzen zu eng die Zeit,
  So flieh' es zur Natur;
Und zuckt ein Herz in Bitterkeit,
  So klag's in die Natur;
Und wenn das Herz uns Haß gebeut,
  Verſöhnt es die Natur;
Und wenn das Herz gar nichts mehr freut,
  So freut's doch die Natur;
Und thut kein Herz dem Herz Beſcheid,
  So thut Beſcheid ihm die Natur;
Und wohnt dem Herzen Gott zu weit,
Weil es zerſtört durch Bosheit, Undank, Neid,
  So geh's in die Natur,
Da findet es zu jeder Friſt,
  Wo Gott iſt in Natur,
Daß Gott in jedem Pulsſchlag iſt,
  Das ſagt ihm die Natur.
Wenn man ſo Erd' und Himmel mißt,
  Und ſchaut in die Natur,
Und ſieht des Himmels Baugerüſt,
  Den Grundriß der Natur,
Des Lichtes großen Amethyſt,
  Den Wunderſtein Natur,
Dann ſchweigt im Herzen Zweifel, Zwiſt,
  Und in uns betet dann die Gottnatur,
Ein heilig „Vater unſer, der Du biſt!“ —

Und als er ſo gegrüßt von Bergeszinnen,
  Schaut er mit thränenfeuchtem Aug' ſich um;
Er ſieht Ruinen ſteh'n im finſtern Sinnen,
  Allwo der Geiſt der Vorzeit wandelt ſtumm;

Die Sagen, die um das Geſtein ſich ſpinnen,
Zieh'n in den Trümmern märchenhaft herum:
Die Geiſter Derer, die gehauſ't auf dieſen Bergen,
Sie ſeh'n herab auf dieſe Zeit von Zwergen!

Und an dem Berg', auf dem Ruinen dauern,
Gelehnt an eine dunkle Wälderwand,
Liegt da ein Schloß mit Marmormauern,
Halb eingehüllt im grünen Laubgewand,
Des finſtern Forſtes Rieſenſchatten trauern,
Mit dumpfem Schweigen an des Schloſſes Rand,
Das Schloß liegt da gleich einem Sarkophage,
Vom Geiſt bewacht der eig'nen Heldenſage!

Wenn Nachts im Blau die blaſſen Sterne kreiſen,
Belebt ſich dieſes Heldenlied aus Stein,
Den Helden ſiehet man alsdann, den greiſen,
Umſtrahlt von ſeines Lebens Thatenſchein,
Er ſchwingt mit junger Kraft ſein Schwert aus Eiſen,
Geſchliffen an des Feindes Bruſtgebein,
Und als ſich naht der Geiſter Erdenſtunde,
Ergreift ſein Schild, er hält's empor und macht die Runde;

Und ruft hinab aus ſeinen Marmorſteinen,
Er ruft hinab in ſeiner Ahnen mächtig Reich,
Er ruft zum Kampf und Sieg die Seinen,
Und ruft ſein altes Heer zu Schlacht und Streich,
Und ruft die Sonnen an, die er ſah ſcheinen,
Bei Aspern und Caldiero ſtrahlenreich,
Und ruft die Sieger an in Welſchlands Feldern,
Und ruft die Krieger an in Magyar Wäldern;

Er ruft ſie hin in ſeine Heldenhalle,
Und muſtert ſie, zieht blank das Schwert und ſpricht:
„Wohlan! ſo ſchließt Euch feſt zu einem Rieſenwalle
Um Vaterland und Thron und Volk und Licht.
Der Tod find't Wenige, der Ruhm find't Alle,
Den Sieg gewinnt, wer ihm g'rad ſchauet in's Geſicht;
Wohlan, die Trommel tönt, die Flinte knattert,
Die Fahne fliegt und hoch der Adler flattert!

Und wem der Sieg den Kranz um's Haupt gewunden,
Dem wurd' des Waffengottes ſchönſter Preis,
Und wer im Purpurbett den Tod gefunden,
Der lebt in der Geſchichte Heldenkreis,
Doch wer da heimkehrt blutbedeckt von Wunden,
Geſchoſſen Bein und Glied im Kampfe heiß,
Wer wankend wiederkehrt an Stock und Krücken,
Der ſoll des Dankes ſchönſte Blume pflücken!

Empfangen werde er auf jeder Schwelle
Mit Ehr' und Lieb' und dankendem Gemüth,
Weil er für's Volk vergoß des Lebens rothe Welle,
Das Volk auch freudig ſeinen Kranz ihm biet',
Und wie ſich ihm erſchließt die heiße Quelle,
Aus der Geſundheit ihm und Stärkung zieht,
So öffne jedes Herz den Urſprung ſeiner Wogen,
Wenn blutig wiederkehrt, der muthig ausgezogen!"

Der Schickſals-Hecht, oder: Ein Paſſagier der dritten Klaſſe.

Die Griechen und Türken haben ein Fatum, die andern europäiſchen Völker haben ein Schickſal; die Deutſchen haben auch ein Schickſal, man nennt's Malheur!

Das Schickſal ſpielt in den deutſchen Tragödien eine große Rolle, aber bei den deutſchen Dichtern ſpielt das „Malheur“ eine große Rolle. Ein Deutſcher zu ſein, iſt ſchon ein „Malheur“, ein „deutſcher Dichter“ zu ſein, aber iſt: „Malheur mit Nachguß!“ Ein „deutſcher ſatyriſcher Dichter“ iſt ein „Malheur mit Nachguß und Extrakipfel“ dazu! Seinem Malheur kann kein Dichter entgehen; wird er nicht aus Leipzig ausgewieſen, wird er aus Berlin ausgewieſen; wird er nicht aus Berlin ausgewieſen, ſo bekommt er die Erlaubniß, in Hannover bleiben zu dürfen, und ſo kommt ein Unglück nach dem andern. Das Unglück eines deutſchen Dichters erſtreckt ſich von dem Schreibtiſch bis zum Omnibus!

Wie oft bin ich in einem Omnibus gefahren, nie habe ich ein ſchönes vis-à-vis oder ein intereſſantes Seitenſtück gehabt! Aber immer, wenn ich mir einen Fiaker bis zur Eiſenbahn nehme, ſitzen die ſchönſten Geſichter in den Omnibuſſen! Aber ſeinem Malheur kann man nicht entgehen, es gibt Augenblicke, in denen man keinen Gulden

Münze wegzuwerfen hat, und ein ſolcher Augenblick war es, als ich an einem Abend, der der Lützner Action voranging, hinausfuhr mit einem Omnibus, um nach Gloggnitz und Reichenau zu fahren.

Wir waren ſchon unſer Eilf und warteten auf den Duzend-Paſſagier; da kam ein Mann mit einem verdeckten Korbe und ſetzte ſich neben mich hin. Der Mann nahm ſeinen Korb auf den Schooß, und ich hielt mich halb in der Schwebe, um ſo viel als möglich jeden Contact mit demſelben zu vermeiden. Der Omnibus war mit der Zeit und mit Geduld in jene Gegend an dem Raſchmarkte angekommen, die in jedem Jahre dreizehn Monate lang gepflaſtert wird, blos, weil dort die größte Wagen-Frequenz iſt, als durch die aufgeriſſene Straße der Omnibus einen gewaltigen Stoß bekam, dieſer Stoß theilte ſich vom Omnibus meinem Nachbar, und von meinem Nachbar ſeinem Korbe, und von dieſem ſeinem Inwohner mit. Dieſer Inwohner war zum Unglück ein lebendes und fühlendes Weſen, das zwar mit kaltem Blute begabt war, aber in einem Omnibus kann man mit dem kälteſten Blute ein Choleriker werden. Der Inwohner dieſes Korbes war nichts weniger, als ein Hecht, ein lebendiger Hecht, der durch die Erſchütterung des Wagens aus ſeinem dumpfen Hinbrüten erwachte, und ſeinen vollen Verſtand wieder erhielt. Der erſte Gebrauch, den er von ſeinem Verſtande machte, war, in die Höhe zu ſchnellen,

„Und ſchlägt mit dem Schweif
Einen furchtbaren Reif,“

und zwar gerade auf mich und meine weißen Pantalons, auf denen ſich ſogleich die Contouren dieſes Hecht-Endes in feuchten Linien abzeichneten. „Ah, das iſt g'ſpaſſig,“ ſagte der Hecht-Patron, und verſuchte, den Korbdeckel auf den ſich entfeſſelnden Fiſch zu drücken; allein, das war vergebens, der liebe, vielleicht zehnpfündige Hecht entwickelte ſeine ganze Electricität, und entlud dieſelbe abwechſelnd auf meine Pantalons und auf meinen Sommer-Leibrock. Der Herr Hecht aber war nicht der einzige ſtille Bewohner des unheilſchwangern Korbes, es war Donnerstag Abend, alſo Vorabend des Fiſcheſſens, und in den Tiefen des Korbes,

„Schwarz wimmelten da, im grauſen Gemiſch,
Zu ſcheußlichen Klumpen geballt,
Die Grundeln, die Weißling, der Schadenfiſch,
Und auch der Krebſe gräßliche Ungeſtalt!“

Und durch die immer ſich wiederholenden eleckriſchen Schläge des Hechtes ſchleuderte er auch die Krebſe in die Höhe, die auch auf mein unſchuldiges Haupt niederfielen, vielleicht als rächende Schatten aller jener Krebſe, die ich auf das Haupt unſchuldiger Verleger geſammelt.

In einer ganz kurzen Zeit war ich von den wiederholten Angriffen des Hechtes ganz feucht punktirt,

„Da ſaß ich und war mir's mit Grauſen bewußt,
Unter Larven die einzige fühlende Bruſt!“

Wie dankte ich, als ich am Bahnhofe anlangte, und in einem Nu war ich aus der Schußlinie des fatalen Hechtſchwanzes, und dankte den Göttern, nun nicht mehr in ſeine Nähe zu kommen. Allein mit des Ungeſchickes Mächten iſt kein vernünftiger Bund zu flechten. Ein kleines Felleiſen mit etwas Wäſche nöthigte mich, in die Expeditions-Stube zu treten und daſſelbe wiegen zu laſſen; als ich an den Tiſch trat, um das Gebührende zu bezahlen, drehte ſich gerade Jemand um, und ich bekam urplötzlich einen naſſen Schlag auf die Hand, es war mein Omnibus-Nachbar mit dem Hechtkorb! „Willſt Du denn ewig leben, Beſtie?“ ſprach ich, und floh vor dem unglückſeligen Manne davon, war mit einem Nu in dem Waggon erſter Klaſſe und ſteckte den Kopf zum Fenſter hinaus, und athmete erſt ganz froh und frei, als ich den Mann, den Korb und den Hecht in einen Waggon dritter Klaſſe ſich verſenken ſah. Thal und Berg und erſte und dritte Klaſſe, dachte ich, kommen nicht zuſammen.

Nach und nach wurde es dunkel, wir fuhren ab, — krack, — ein Stoß, es wird angehalten, eine kleine Pauſe entſteht, man weiß nicht, was geſchehen iſt, da wird die Thüre unſeres Waggons aufgemacht,

„Und herein mit betrunkenem Schritt
Der Mann mit dem Hechte tritt!“

Entſetzen! Schickſal! Es war nämlich das Rad des Waggons dritter Klaſſe gebrochen, die Paſſagiere deſſelben in die andern Waggons vertheilt worden, ohne Unterſchied der Klaſſe, und mir führte mein Schickſal wieder meinen Hecht zu! Wir ſtanden gepreßt wie die Häringe, und der Hecht hatte volle Muße und Muſe, mich mit Gründlichkeit und ausführlich mit ſeinem Schwanze zu tätowiren. Ich war in einem verzweiflungevollen Zuſtande! Ich wurde auf einmal von meiner Verehrung für die Dritte-Klaſſe-Bewohner herabgeſtürzt! Es war ja auch ein Tertianer, ein Mann mit einem Korbe, in dem Korbe der Hecht, der Mann ſelbſt in dem Zuſtande der nobelſten Hemd-Aermlichkeit! Alſo, dachte ich, in dieſer dritten Klaſſe, in welcher ſonſt nur und ausſchließlich die „gewählteſte Geſellſchaft“ fährt, gibt es auch „Weſen aus dem Fabellande“? Neben mir ſtand noch ein Paſſagier, der von dem Conducteur aus dem Paradieſe der Waggons, wo man im Zuſtande der lieben, toujours noblen Natur fahren kann, entführt war, und ſchimpfte gewaltig über die Eiſenbahn, über die Direction, über die Bahnwächter, über die Dampfmaſchinen, über „unſere Einrichtung“, über „unſere Anſtalten“, über „unſere Eiſenbahnen“ u. ſ. w. Ich lugte mit Ehrfurcht an dieſem „Tyrann der dritten Klaſſe mit Vorzug“ hinauf, und ſagte mit tiefer Demuth: „Euer Wohlgelloßter ſind wohl ein berühmter Reiſender, ein weitgereiſter Mann, der die Eiſenbahnen von ganz Deutſchland, Frankreich und England genau und in allen Einzelnheiten kennt, und das berechtigt Sie wahrſcheinlich, mit ſolcher Anmaßung über „unſere Eiſenbahnen“, über „unſere Directoren“, über „unſere Anſtalten“ zu ſchimpfen?“ — Der Mann aus der dritten Klaſſe ſah mich verdutzt an und ſagte: „I bin mein Lebtag nit außa Wien außakema, i fahr' nur manigsmal nach Vöslau außi, und i hab' mein Lebtag kan' andere Eiſenbahn g'ſehen, aber i ſchimpf' halt doch, geht's Ihna was an?“ Ich verſuchte Einiges zur Vertheidigung der Eiſenbahn zu ſagen, und den Tyrann mit ſüßen Worten zu beruhigen, er aber ſagte: „Se bezahlen epper nix? Da können's leicht loben, i aber, i bezahl', und weil i bezahl', will i ſchimpfen!“

Ich verneigte mich und ſagte: „Cicero der dritten Klaſſe mit Eichenlaub, heimlicher Ironiker und unangehörter Anwalt aller regenſchirmloſen Cavaliere der dritten Klaſſe, ſo geht's! Die Tugend wird nicht belohnt, das Verdienſt wird nicht anerkannt! Leute meines Gleichen, die gar nichts bedeuten, die gar nichts ſchreiben können, auf die das Publikum gar nichts gibt, bekommen „Gratisfahrten bis Gloggnitz“ und „können daher leicht loben“, aber die größten Genies, die Ciceröne der Zeit, die berühmteſten Volksvertreter, die, welche die meiſte Popularität beſitzen, bekommen nicht einmal „ein Dritte-Klaſſe-Freibillet bis Vöslau!“ O undankbares Eiſenbahn-Vaterland! Du mißhandelſt Deine größten Männer! Und dieſe großen Männer ſind doch ſo naiv, um ſich öffentlich zu ärgern, daß andere Leute einmal ein Gratis-Billet bis Gloggnitz bekommen, ein Beweis, daß auch Napoleon eine Dummheit hat begehen können, und daß die geiſtreichſten Klaſſiker oft Bêtiſen für die Ewigkeit niederſchreiben!“

Während ich mich ſo an den Expectorationen des Gentleman of the most third classe ergötzt hatte, waren wir in Gloggnitz angekommen, ich ſprang aus dem Wagen, um dem fatalen Hechte nur ſo ſchnell als möglich zu entkommen. Ich rief laut um einen Wagen „nach Reichenau“, den ich auch beim Bahnhofe allſogleich fand. Ich warf mich raſch in den Wagen, ſchlug die Thüre zu und ſagte dem

Kutſcher: „Zu Oberndorfer!“ — Wie glücklich fühlte ich mich im Wagen, allein, entfernt von jeder Gefahr, mit irgend Jemand in Berührung zu kommen.

So gelangte ich glücklich bei dem Gaſthauſe „Oberndorfer“ an, recht herzlich froh, einmal mein Haupt zur Ruhe bringen zu können. Eh' ich mich noch recht von meinem Sitze erheben konnte, wurde von einem dienſtfertigen Geiſte die Wagenthüre aufgeriſſen, ich ſtürzte mich hinaus, und — Entſetzen! — vor mir ſtand der Mann mit dem Korbe und der Schwanz des fatalen Hechtes ſtach mich gerade ins Geſicht, als ich aus dem Wagen ſprang!

Ich war ganz erſtaunt, und doch war die Geſchichte ganz einfach. Der Mann mit dem Schickſals-Hecht war nämlich der Hausknecht vom Oberndorfer, welcher in die Stadt geſchickt wurde und für den Freitag auch einen Hecht mitbrachte. Als ich in Gloggnitz einen Wagen zum Oberndorfer nahm, hörte er es mit an, ſprang rückwärts auf den Wagen, fuhr mit, und bei Oberndorfer angekommen, ſprang er ſchnell ab und öffnete mir den Wagenſchlag!

Iſt das nicht ein Schickſalsſtück? Gäbe das nicht Stoff zu einem Luſtſpiele, das heißt, zu einem franzöſiſchen, das man dann überſetzen müßte, um es in Deutſchland auf die Bühne zu bringen? Daß ich am andern Tage meinem Schickſals-Hechte arg zuſetzte, nachdem er erſt recht in die Sauce kam, verſteht ſich von ſelbſt.

Die beiden Roſen.

Ein Frühlingsmärchen.

Wer den Menſchen will erzählen,
Was das Menſchenherz begehrt,
Muß zum Stoff des Liedes wählen,
Was das Menſchenherz entbehrt;
Und er ſing' von Dieſem, Jenem,
Was dem Menſchenherzen fehlt,
Was von Wünſchen, was von Sehnen
Unerfüllt das Herz beſeelt;
Denn was Herz beſitzt als eigen,
Das verlangt's vom Liede nicht,
Im Gedichte ſoll ſich zeigen,
Was der Wirklichkeit gebricht.
Dem Gefang'nen ſing' man Lieder
Von der gold'nen Freiheit vor,
Von der Vögel Flug-Gefieder,
Von der Wolken Wander-Chor,
Von den Sternen, frei im Raume,
Von dem Lichtſtrahl, frei im Kreis,
Von den Blättern, frei vom Baume,
Von dem Strome, frei vom Eis,
Von dem Blitzſtrahl, frei in Wettern,
Von dem freien Kugelblei,
Vom Gedanken, der in Lettern
Durch das Weltall wandert frei!

Wie von Freiheit dem Gefang'nen,
  So dem Blinden ſing' vom Licht,
Von der Sonn', der aufgegang'nen,
  Von der Schönheit Angeſicht,
Von dem Schmelz der Flur und Auen,
  Von des Himmels Azurblau,
Von dem Wunderaug' der Frauen,
  Von der Tanne ſchlankem Bau,
Von des Regenbogens Farben,
  Wie das Auge es erfriſcht,
Wenn in's Silber reifer Garben
  Das Kornblümchen blau ſich miſcht!
Wie dem Blinden von dem Lichte,
  Sing' von Jugend man dem Greis,
Sing' dem Greis man im Gedichte
  Von der Kindheit gold'nem Preis,
Von den Märchen, die wir ſogen
  Von der Mutter theurem Mund,
Von dem erſten Pfeil und Bogen,
  Von dem erſten Kinderbund,
Von der Chriſtnacht gold'nen Wonnen,
  Von dem lichtervollen Baum,
Von dem erſten Preis, gewonnen
  In der Kinderſchule Raum!
So auch ſing' man den Verbannten
  Von dem theuren Heimatsland,
Von des Hügels grünen Kanten,
  Wo ſein Vaterhäuschen ſtand!
Von dem Bächlein, das ſo ſonnig
  Sich durch's Heimatsdörfchen ſchlang,
Von der Sprache, die ſo wonnig
  Aus verwandten Lippen klang.

Von Geburts- und Feſttagskränzen,
  Für die Aeltern froh gepflückt,
Von den Liedern, von den Tänzen,
  Die daheim ihn oft entzückt.
Und in Herbſt- und Winterſtunden
  Singe man ein Frühlinglied,
Von den Blüten, die verſchwunden,
  Von den Blumen, die verblüht,
Von dem erſten Märzen-Veilchen,
  Das, im blauen Herolds-Kleid,
Kündet, daß in einem Weilchen
  Alle Blumen ſteh'n bereit!
Von dem erſten blauen Flieder,
  Der am Heckenwege hängt,
Von dem erſten grünen Mieder,
  Das die rothe Roſe ſprengt!
D'rum weil jetzt, in Silberhärchen,
  Winter kommt mit grauem Haupt,
Sei mir heut' ein Frühlingsmärchen
  Zu erzählen Euch erlaubt.
Kleines Märchen, ausgeſonnen
  In der Dämm'rung, am Kamin,
Aus den Funken nur geſponnen,
  Die in's dunkle Zimmer ſprüh'n!
Wollt Ihr hören wohl mein Märchen,
  Deſſen Kleid iſt Licht und Schaum,
Deſſen Stoff ein Roſenpärchen,
  Deſſen Sinn iſt Duft und Traum?
Geb' ich's Euch zum Eigenthume,
  Bis der wahre Frühling glüht,
Nehmt es an als Winterblume,
  Die aus Eis am Fenſter blüht,

Kann die Blume Euch nicht bleiben,
Und verzehrt der Tag ihr Blatt,
Sagen doch die naſſen Scheiben,
Daß auch Täuſchung Thränen hat! —

— In des Gartens lichten Räumen
Steht ein voller Roſenſtrauch,
Knospen, die von Roſen träumen,
Schimmern bei des Weſtes Hauch;

Nur zwei Knospen ſich entfalten,
Oeffnen halb die grüne Thür,
Aus den kleinen Blätterſpalten
Schlüpft ein Roſenpaar herfür;

Von dem Geſtern bis zum Heute
Wurden ſie zum Leben wach,
Schlüpfen, wie die jungen Bräute,
Aus ſmaragdenem Gemach!

Weil ſie ihre Knospen offen
Fanden in derſelben Nacht,
Weil von einem Strahl getroffen,
Sie zuſammen ſind erwacht;

Weil des einen Stengels Schwanken
Beide Roſen gleich bewegt,
Sind von einem Liebgedanken
Beide Roſen angeregt.

Und ſie ſchwören Lieb' und Treue
Sich beim jungen Morgenroth,
Wie ſie Schickſal auch entzweie,
Lieb' und Treue bis in' Tod!

Und den Dichter, der im Schweigen
Sinnend wandelt g'rad vorbei,
Rufen ſie dann an zum Zeugen,
Daß ihr Bund auch heilig ſei!

Und der Dichter wandelt weiter,
Sinnend ob dem Wunderfall,
Und die Roſen plaudern heiter
Mit der Freundin Nachtigall! —

Höher ſteigt des Tages Wagen,
Leben wird im Garten laut,
Wie vom Weſtwind ſanft getragen,
Naht ſich eine ſchöne Braut.

Und ſie ſieht die Roſen prangen,
Erſtlingsroſen, ſüß an Licht,
Und mit lüſternem Verlangen
Sie die eine Roſe bricht;

Denn beim heut'gen Abendballe,
Zu der Frühlingsfeier Luſt,
Soll ſie, in der Lichterhalle,
Duftend ſchmücken ihre Bruſt. —

Einſam an dem Stengel, ſchweigend,
Bleibt die zweite Roſ' allein,
Und ihr Haupt zur Erde neigend,
Hüllt ſie ſich in Wehmuth ein.

Bald darauf, zur Mittagsſtunde,
Kommt der Gärtner ſelbſt herbei,
Sucht nach Roſen in der Runde,
Die ihm zum Verkaufe frei.

Und er bricht die zweite Roſe,
Die ein Jüngling an ſich nimmt,
Der ſie zu demſelben Looſe,
Doch für ſich, zum Ball beſtimmt.

Haus und Saal und Feſteshalle
Prangen in der Lampen Schein,
Schmetternd laut im Paukenſchalle
Tönt Muſik berauſchend d'rein.

Holde Frauen, Prachtgewänder,
Gruß und Blick und Schmeichelwort,
Kränze, Blumen, Fächer, Bänder
Flüſtern, rauſchen hier und dort;

In den Saal, mit ſüßem Scherzen,
Führt der Bräutigam die Braut,
Halbverblüht an ihrem Herzen
Man die eine Roſe ſchaut.

Und ein Suchen und ein Irren,
Und ein Sehnen ohne Ziel,
Ein Vergeſſen, ein Verwirren
Treibt mit ihr ein ſeltſam Spiel!

Ihre Blicke ſuchen, fragen,
Doch ihr Aug' weiß ſelbſt nicht was,
Und ſie fühlt's im Buſen ſchlagen,
Doch ihr Herz fragt: „Was iſt das?“

In der nämlichen Minute
Tritt ein Jüngling in den Saal,
Und an ſeinem Herzen ruhte
Jene Roſe ſeiner Wahl.

Und ein Suchen und ein Irren,
Und ein Sehnen ohne Ziel,
Ein Vergeſſen, ein Verwirren
Treibt mit ihm ein ſeltſam Spiel;

Denn die beiden Roſen halten
Jenen Schwur, den ſie gethan,
Ziehen durch ein magiſch Walten
Wunderſam ſich ewig an.

Alle Freuden, alle Schmerzen,
Liebesmacht und Leidenſchaft,
Theilen ſie den beiden Herzen
Zaub'riſch mit in Wunderkraft!

Und geführt von höhern Mächten,
Von des Roſenbund's Magie,
Finden Beide ſich und flechten
Schnell das Band der Sympathie.

Unter Flüſtern, unter Koſen,
Zwiſchen lärmendem Gebraus,
Tauſchen ſie die beiden Roſen
Zwiſchen ſüßen Worten aus!

Und die Braut ſpricht: „Einem Andern
Bin ich ſchuldig Treu' und Pflicht,
Und in dieſem Erdenwandern
Brech' ich mein Verſprechen nicht.

„Doch für Jenſeits, frei der Bande,
Bin ich Dein ſchon erdenwärts,
Und zum treuen Unterpfande
Nimm die Roſe, nimm das Herz!"

Noch beim Scheiden ſie geloben,
Auf dem Sarg, nach ihrem Tod,
Lieg' die theure Roſe oben,
Noch im Tode ihr Kleinod!

Wie ſie leiſe flüſternd gingen,
Trennten ſie auch leiſe ſich,
Doch des Argwohns Augen hingen
Feſt an ihnen, fürchterlich.

Eiferſucht hat tauſend Ohren,
Tauſend Augen, ſcharf und fein,
Und zu tauſend Thüren, Thoren,
Geht ſie raſtlos aus und ein.

Sie iſt hier und ſie iſt dorten,
Dem Verdachte folgt ſie knapp,
Selbſt dem Wiederhall von Worten
Preßt ſie ein Geſtändniß ab!

Als der Jüngling kaum verlaſſen
Hat den Saal in ſpäter Nacht,
Fühlt er plötzlich ſich erfaſſen,
Sich ergreifen voller Macht.

Ihm gefolgt, mit wildem Wüthen,
War der Bräutigam ſofort,
Einen Kampf ihm anzubieten,
Am entleg'nen fernen Ort!

Wuthentbrannt und wild verwegen
Stachelt er des Jünglings Muth,
Bis er zieht den blanken Degen,
Bis er theilt den Durſt nach Blut;

Bis er hinſinkt, ſchwergetroffen,
Tödtlich war der Streich und ſchnell,
Aus der Wunde, klaffend offen,
Schießt hervor ein rother Quell.

Daß es iſt die letzte Stunde,
Fühlt im Herzen er die Spur;
Doch er greift nicht nach der Wunde,
Nach der Roſe greift er nur!

„Blut'ger Zeuge meinem Ende,
Sei ein Schattenbote Du,
Roſe, Deinen Geiſt jetzt ſende
Ihr, der Vielgeliebten, zu;

„Sag' ihr, daß im Tode, muthig
Ich das Liebgeheimniß barg,
Daß die Roſe ſelber, blutig,
Bald nun liegt auf meinem Sarg;

„Daß ich ihrer werde warten,
Wo zu lieben mir vergönnt,
Wo in Edens großem Garten,
Roſen, Herzen Niemand trennt!“ —

Nacht entflieht und Nacht kehrt wieder,
Und die Braut mit holder Hand
Hüllt die zartgeformten Glieder
In ein weißes Schlafgewand;

Doch, wie ſie in Sehnſuchtstrauer
Von der Bruſt die Roſe nimmt,
Fühlt ſie plötzlich einen Schauer,
Und ein Ahnen unbeſtimmt;

Kann ſich von der Roſ' nicht trennen,
Drückt ſie feſt an Herz und Mund,
Und die Roſe ſcheint zu brennen,
Daß die Lippen ihr faſt wund.

Aus des Kelches Blättertiefe
Scheint's zu klingen, dumpf und hohl;
Gleich als ob's im Sterben riefe:
„Vielgeliebte, lebe wohl!“

Und es faßt ein banges Ahnen
Sie im Herzen innig tief,
Und die Roſe ſcheint's zu ahnen,
Daß ihr Eid ſie mahnend rief!

Und gewaltſam fortgezogen,
Ihre Roſe in der Hand,
Zieht die Holde, leicht umflogen
Von dem luftigen Gewand,

Durch des Hauſes ſtille Räume,
Durch die Straßen, durch den Ort,
Durch die Thore, durch die Bäume,
Durch die Fluren zieht ſie fort;

In der Hand die Roſe immer,
Zieht ſie fort geheime Macht,
Bis ein ferner Fackelſchimmer
Funkelt durch die ſchwarze Nacht;

Denn mit leiſen Trauerſchritten
Naht ein langer Leichenzug;
Und ein Sarg in ſeiner Mitten,
Den die Hand der Freunde trug.

In dem Friedhof angekommen,
Setzen ſie den Sarg dann ab,
Beim Gebet, beim herzensfrommen,
Oeffnen ſie das tiefe Grab.

Plötzlich durch die fromme Menge
Dränget an des Grabes Rand
Sich das Mädchen durch's Gedränge,
Ihre Roſe in der Hand.

Bis ſie ſieht das Grab erhoben,
Und den Sarg daran gerückt,
Bis ſie auf dem Sarge oben
Jene Roſe auch erblickt!

Ohne einen Laut zu ſprechen,
Sinkt ſie auf den Sarg, voll Schmerz,
Leid und Weh und Kummer brechen
Todtlich da ihr treues Herz!

Herzen, Roſen, alle beide,
Hatten ſo im Tod erprobt,
Was ſie im geheimen Eide
Sympathetiſch ſich gelobt.

Und die Freunde, die da bleiben,
Wählten einen Grabſtein d'rauf,
Und die Grabſchrift hinzuſchreiben,
Suchen ſie den Dichter auf.

Er, der Zeuge einſt geweſen
Von des Roſenbund's Magie,
Wird durch Zufall auserleſen
Zu der Grabſchrift-Poeſie;

Und der Stein zeigt einen Stengel,
Und gebroch'ne Roſen, zwei,
Und ein Auferſtehungs-Engel
Führt ein liebend Paar herbei;

Und als Grabſchrift ſteh'n die Worte,
Die der Himmelsengel ſpricht:
„Weiter, als zur Todespforte,
Dringt das Leid der Herzen nicht!

„Roſ' und Herz zuſammen, haben
Einen Engel auf der Welt,
Der mit liebeſüßen Gaben
Beider Kelche zärtlich ſchwellt;

„Roſe iſt des Frühlings Liebe,
Seine Gegenlieb' heißt Mai,
Und ein Herz nie Roſen triebe,
Wäre Liebe nicht dabei!

„Darum, was die Roſ' verſprochen,
Iſt dem Herzen Heiligkeit,
Und das Herz iſt blos gebrochen,
Daß gebrochen nicht der Eid!

„Herz und Roſ' und Lieb' hienieden,
Sind ein „Frühlings-Märchen“ blos,
Menſchenkindern hier beſchieden,
Auf der Täuſchung Mutterſchooß!

„Aber droben, wo zur Klarheit
Alle Kinder gehen ein,
Wird das Märchen eine Wahrheit,
Und die Lieb' unſterblich ſein!“

Die Emancipation der Frauen als Converſations- und Rede-Stoff, oder: So lang man lebt, darf man nicht reden, wenn man ſchläft, ſoll man nicht reden, wenn man todt iſt, kann man nicht reden, alſo wann ſoll man reden?

Humoriſtiſche Vorleſung.

Der Himmel, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hat dem Menſchen zwei Gaben geſchenkt, um ihn über die Thierwelt zu erheben: das „Denken“ und das „Sprechen“. Da der Mann zuerſt erſchaffen wurde, ſo hat er für ſich das Beſte genommen: das Denken, die Frau kam ſpäter, und bekam das Sprechen; darum iſt „der Gedanke“ männlich, „die Sprache“ weiblich; drum heißt's „Mutterſprache“, und nicht „Vaterſprache“. Wenn ſich der Mann „Gedanke“ mit der Frau „Sprache“ vermählt, ſo ſteht der Gedanke gar oft unter dem Pantoffel der Sprache, und hat nichts mehr zu ſagen!

Der erſte Menſch hatte ein ſonderbares Schickſal mit der Gabe des Sprechens: als er noch allein war, hatte er Niemand, mit dem er ſprechen konnte, und als die erſte Frau erſchaffen wurde, kam er nicht mehr zum Sprechen!

Darum ſind bei jeder Vermählung drei Epochen: die Bedenkzeit, das Verſprechen, die Trauung. In der „Bedenkzeit“ denkt ſie: es iſt doch ſchon Zeit; nach dem „Verſprechen“ verſpricht er ſich, er hat doch noch zu ſprechen; und nach der „Trauung“ traut er ſich nicht mehr zu ſprechen.

Wer macht den beſten Gebrauch vom Denken? Der ſich zur rechten Zeit dumm ſtellt! Und wer macht den beſten Gebrauch vom Sprechen? Wer ſich zur rechten Zeit ſtumm ſtellt.

Wenn Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hier mich vielleicht fragen ſollten, warum ich in dieſem Augenblicke nicht den beſten Gebrauch von der Sprache mache und mich ſtumm ſtelle, ſo iſt es bei der Antwort dieſer Frage gerade die rechte Zeit, daß ich mich ſtumm ſtelle.

Man muß, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, eigentlich ſo ſagen: Um die Frauen von den anderen Weſen zu unterſcheiden, gab ihnen der Himmel das Denken und das Sprechen, und um die Männer von den Frauen zu unterſcheiden, gab ihnen der Himmel das Denken und Schweigen!

Bei der Trauung ſind beide Theile ſehr einſylbig, ſie ſagen Beide nämlich nichts, als die eine Sylbe: „Ja!“ Der Mann wird zuerſt gefragt, denn wenn ſie einmal Ja geſagt hat, ſo hat er nichts mehr zu ſagen. Er ſagt zuerſt gedehnt: „Ja!“ dann ſagt ſie raſch: „Ja!“ Alſo eine lange und eine kurze Sylbe. Er denkt noch lange an dies „Ja“, ſie hat's raſch vergeſſen. Die Trauung iſt alſo ein Trauerſpiel in Trochäen, in einem Aufzug, mit anderthalb Perſonen und zwei Sylben. Nach der Hochzeit traut er ſich gar keine Sylbe zu ſagen, dafür aber ſpricht ſie ohne Zeit- und Sylbenmaß! —

Im Theater-Leben und Lieben, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt es ſo: wenn ſie unter die Haube kommt, iſt es ein Luſtſpiel, wenn ſie unter die Erde kommt, iſt's ein Trauerſpiel; im Drama der Ehe aber, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt es anders: wenn ſie unter die Haube kommt, fängt das Trauerſpiel an, wenn ſie unter die Erde kommt, iſt's ein Luſtſpiel!

Was iſt die Liebe? Zwei Herzen und ein Schlag! Was iſt die Ehe? Zwei Herzen und ein fürchterlicher Schlag!

Die Frauen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, wollen jetzt dasſelbe Recht haben, das die Männer haben! Dafür wollen unſere Männer dasſelbe Unrecht haben, wie die Frauen! Es gibt gar keine ſchlimmeren Männer, als unſere Weiber, und es gibt gar keine ſchlimmeren Weiber, als unſere Männer!

Den egoiſtiſchen Männern aber genügt es nicht, die Frauen zu quälen, die gönnen ihnen auch den magnetiſchen Ableiter des Schmerzes, das Reden nicht!

Es iſt wahr, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, der Menſch kann mit ſeinem Schmerze reden, er kann ſich mit ſeinem Schmerze bereden, ihn überreden. Wenn man ein Weh beſpricht, ausſpricht, durchſpricht, ſo mildert man es; deshalb reden die Weiber ſo viel und ſo gern von ihren Männern!

Der Mann nur hat nicht mehr, als fünf Sprachwerkzeuge: es ſind lauter Mitlauter, aber die Frauen haben mehr, als fünf Sprachwerkzeuge, ſie haben auch Vocale, mit denen ſie ſprechen: Die zwei Augen, das Lächeln, der Seufzer und die Thräne ſind die fünf Selbſtlauter der Frauenſprache. An den Frauen ſpricht Alles, die Fußſpitze und die Fingerſpitze, ja, um die Naſe eines Frauenzimmers zu verſtehen, muß man bei Sanct Anna ſechs Klaſſen mit Vorzug durchgemacht haben. Jede Frauenzimmer-Naſe iſt ein geborner Cicero! Was kann ein Mann mit ſeiner Naſe machen? Nichts! Und wenn er alle Tage zehn Naſen bekommt, er benützt ſie nicht! Allein die Naſe eines Frauenzimmers ſpricht, plaudert, deklamirt! Im häuslichen Leben iſt die Naſe der Weiber ein ganzer Barometer, ſie ſteigt auf den Siedpunkt, fällt auf den Gefrierpunkt, ſie zeigt Regen, Wind, trübes Wetter, Sonnenſchein und Sturm an. Wenn die Frau ſchmollt, ſo redet ſie blos mit der Naſe, und der Uebergang vom ſchwülen, ſchweigenden Schmollen zum ſtürmiſchen Reden geſchicht dadurch, daß die Frau zu nieſen anfängt; wenn die Frau niest, muß man zum Manne ſagen: „Helf' Gott!“

Ein Mann niest aus dem Stegreife, ſeine Naſe niest im Negligé. Bevor aber eine Frau niest, macht ihre Naſe fünf Minuten lang Toilette.

Man ſagt, die Frauenzimmer können kein Geheimniß verſchweigen, Unſinn! Man frage Männer, die zwanzig bis dreißig Jahre verheirathet ſind, ob ihnen ihre Frau je ihr Geheimniß verrathen hat?

Die Männer wollen, daß die Frauen blos ſchweigen, aber nichts verſchweigen, daß ſie nichts reden und Alles verreden ſollen. Das iſt wieder eines der Vorrechte der Männer!

Wenn man von der Emancipation der Frauen ſpricht, wenn man ſagt: „Es wäre Zeit, daß unſere Frauen etwas mehr Rechte bekämen," ſo verſtehe ich darunter: „Es wäre Zeit, daß unſere Männer etwas Rechtes lernten!"

Es iſt leider ſo weit gekommen mit unſerer Männerwelt, daß man die Emancipation der Frauen nicht ſo deuten muß, als wäre es zu wünſchen, die Männer ſollten den Frauen gleiche Rechte wie allen Männern angedeihen laſſen, nein, es wäre blos zu wünſchen, daß die Männer jetzt ihren Frauen gleiche Rechte wie ihren Pferden einräumten!

Für wen leben jetzt die Männer? Für ihre Frauen, für ihre Kinder, für ihre Familie? Nein, für ihre Pferde, für ihre Kutſcher, für ihre Bereiter!

Wem gilt der erſte Morgenbeſuch? Dem Boudoir der Frau? Nein, dem Boudoir ſeines Pferdes! Weilt er ſtundenlang bei der Toilette ſeiner Geliebten? Nein, er ergötzt ſich ſtundenlang an der Toilette ſeines geſattelten Schimmels! Bekümmert er ſich täglich um die Pflege und Erziehung ſeiner Kinder? Nein, er bekümmert ſich täglich um das Daſein und die Erziehung ſeiner Fohlen! Es mag in ſüßes Gefühl ſein, Genie zum Reitknecht zu beſitzen, s mag eine erhabene Empfindung ſein, ein großer Kutſcher zu ſein, aber der Menſch war früher Menſch, und dann erſt Reitknecht, früher Weltbürger, und dann erſt Kutſcher!

Als der Himmel ſprach: „Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei,“ hat er ihm kein Pferd zum Geſellſchafter gegeben, er ſagte: „Du ſollſt über die Thiere herrſchen,“ und nicht: „Das Thier ſoll Dich beherrſchen!“ Das Roß iſt dazu da, um den Menſchen zu ziehen, aber der Menſch iſt nicht dazu da, um das Roß zu ziehen!

Und wenn es ſchon einen unwiderſtehlichen Reiz hat, einen Wildfang zu zügeln, warum fangen ſie nicht bei ſich ſelbſt an?

Man kann jetzt die Männer eintheilen in zweifüßige, in vierfüßige und in ſechsfüßige! Es erſcheinen überhaupt wieder mythologiſche Figuren in der Welt, zum Beiſpiel die Weſen, die halb Menſch und halb Fiſch ſind, die Hydropathen; hie und da taucht auch ein Ochs auf, der Europa auf die Schulter nehmen und verführen will; ein ſchönes Frauenzimmer, das Jupiter als eine Kuh herumgehen läßt, findet man auch zuweilen; Narciſſe, die in ſich ſelbſt verliebt ſind, gibt's auch genug, und manche Männer ſind jetzt die Centauren, wie ſie Pindar ſchildert: „Die ſtruppigbärtigen, roßleibigen Weſen, einherſtürmend auf ſechs Füßen!“

Ach, auch das Geſchlecht der Rieſen iſt nicht ausgeſtorben, und auch das Geſchlecht der Zwerge nicht. Es gibt noch Zwerge: die Ohnmacht, die Furcht, die Armuth, die Dienſtbarkeit, und es gibt noch Rieſen: die Gewalt, die Willkür, die Unduldſamkeit, der

Hochmuth, der Aberglaube, das Vorurtheil, das iſt das Geſchlecht der Rieſen auf der Erde, welche ſich Söhne der Götter dünken, und die von der Sündfluth leider nicht vertilgt wurden!

Aber die Menſchheit ſelbſt, die Menſchen, die wahren Menſchen ſind Titanen, jeder Menſch iſt ein Titan, die Erde iſt nur ſeine Mutter, der Himmel aber iſt ſein Vater!

Die Mutter Erde ſäugt ihn, nährt ihn, zieht ihn groß, verzärtelt ihn, aber der Vater Himmel unterrichtet ihn, und ſchickt ihn in die Schickſalsſchule, und ſtraft ihn, weil er ihn liebt!

Wenn der Vater, der Himmel, zürnt, da verbirgt der Menſch ſein Angeſicht an dem Buſen der Mutter, und ſchmiegt und hält ſich feſt an die Mutter Erde an, aber wenn der Himmel freundlich iſt, da erhebt der Menſch das Haupt zum Vater empor! Wenn der Menſch ſtirbt, ſo ſenkt die Mutter Erde ſein Erdentheil in ihre große Familiengruft, aber ſein Himmelstheil nimmt der Vater hinauf zu ſich, und die Thränen dieſes Himmelstheils fallen allnächtlich wieder auf das blaße Antlitz der Mutter, und der Menſch nennt dieſe Thränen Morgenthau!

Das Herz der edlen Menſchen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hat alle Tugenden vom Vater Himmel und von der Mutter Erde! Es trägt wie die Erde die Blüten und Blumen der Empfindung, der Liebe, der Poeſie außen zum Ergötzen der Andern, und die Wurzeln, Knollen und Fäulniſſe und Unholde des Unglücks, des

Kummers verdeckt und tief vergraben, und hat wie der Himmel ſelbſt in den Nächten des Unglücks den Mond der Hoffnung als Bürgen der wiederkehrenden, ewigen Sonne!

So iſt das Herz der edlen, veredelten Menſchen!

Wie ſonderbar alſo iſt es, daß ſelbſt unſere veredelten Frauen wünſchen können, gleiche Rechte mit unſern veredelten Männern zu haben!

Rechte! Gleiche Rechte! Wahnſinn! Es gibt keine gleichen Rechte, man bekommt nie gleich Recht, man bekommt blos gleich Unrecht; gleiche Rechte! Kein Recht ſieht dem Andern gleich; aber ein Unrecht ſieht dem Andern gleich; alſo „Emancipation der Frauen“ heißt: Die Frauen wollen wie die Männer ſpät Recht und gleich Unrecht haben! Eine jede Frau ſtudirt zuerſt darauf, wie ſie ihr Recht behaupte, dann ſtudirt ſie darauf, daß ſie auch das Recht ihres Mannes für ſich behaupte, und ſo iſt jede Frau ausſtudirter Doctor beider Rechte!

Die Jurisprudenz der Frauen in der Ehe iſt, wie jede Jurisprudenz, rational und hiſtoriſch; rational: ſie wendet das Geſetz der Vernunft auf das häusliche Verhältniß an; die menſchliche Vernunft hat ein Geſetz: „In einer guten Ehe muß nur ein Wille herrſchen!“ Das wendet ſie auf ihr häusliches Verhältniß an, ſie hat einen Willen, den erſten Willen, und er hat auch einen Willen, den letzten Willen; nach dieſer rationalen Baſis kommt die hiſtoriſche Baſis. Die Frau geht zurück in die Blätter der Geſchichte: mein Vater war ein Simandel, dein Vater war ein Simandel, ſein Vater war ein Simandel, unſere Väter waren Simandel, eure Väter waren Simandel, ihre Väter waren Simandel, und auf dieſe hiſtoriſche Baſis gründet ſie ihr poſitives Recht.

In einer Ehe werden drei Rechte praktizirt. Von Mann und Frau zuſammen das Kriegsrecht; von der Frau und dem Hausfreunde das Privatrecht, und von dem Manne mit dem ganzen weiblichen Volke das Völkerrecht.

Der Menſch im Allgemeinen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hat ſchöne, große, erhabene Rechte, Naturrechte und ſittliche Rechte, geiſtige Rechte und Tugendrechte, aber er iſt nicht ſtolz auf ſeine Rechte, er beſteht nur auf ſeine Anrechte, und iſt nur ſtolz auf ſeine Vorrechte!

Die Gerechtigkeit, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hat nur eine Gegnerin: die Ungerechtigkeit; das Recht aber hat zwei Gegner: das Unrecht und das Vorrecht!

Bei dem Zweikampf der Gerechtigkeit mit der Ungerechtigkeit ſind die Advokaten die Secundanten; die Ungerechtigkeit iſt die Perſon, welche fordert, die Gerechtigkeit, als geforderte, hat die Wahl der Waffen, ſie wählt zum Verdruße der Advokaten Piſtolen, denn Piſtolen machen kurzen Prozeß. Bevor die Beiden auf einander ſchießen, laſſen die Secundanten, die Advokaten, die Piſtolen beiderſeits probiren: beide Parteien müſſen ihnen vorſchießen.

Bei einem gewöhnlichen Duell, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt nur ein Doctor zugegen, hier bei dieſem Duell ſind zwei Doctoren da, und das iſt ganz natürlich, bei einem gewöhnlichen Duell pflegt ſich nur einer zu verbluten, bei einem Proceß verbluten ſich zwei. Nun geht die Geſchichte an, die Gerechtigkeit und die Ungerechtigkeit ſchießen auf einander los, und das Reſultat, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt auf jeden Fall traurig; denn ſiegt die Ungerechtigkeit, ſo iſt die Gerechtigkeit erſchoſſen, und ſelbſt beim Sieg der Gerechtigkeit bleibt die Ungerechtigkeit auf dem Platze, und die Gerechtigkeit muß ſich verſtecken. Das iſt ſo die Natur der Gerechtigkeit!

Die Frauen im Allgemeinen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, machen auch weniger Gebrauch von ihren Rechten, nämlich vom Rechte der Gattin, der Mutter, der Hausfrau, als von ihrem Vorrechte: zu reden. Das Schweigen iſt der Gott der Glücklichen, darum ſchweigen die Mädchen, und fangen zu reden an, ſobald ſie heirathen. Warum heirathen unſere jungen Männer jetzt gar nicht? Weil ſie den ewigen Frieden nicht unterbrechen wollen; denn ſelbſt die beſte Ehe iſt blos ein bewaffneter Friede. Ein Ehepaar feiert jede Woche den ſiebentägigen Krieg, und nur Sonntag geht der Mann aus, denn es heißt: am ſiebenten Tag ſollſt Du ruhen!

Es iſt ein Unglück in dem Krieg der Ehe: der Mann zieht mit bewaffneten Augen gegen die kleinen Fehler der Frau ins Feld, und die Frauen betrachten ihre Männer als Kriegsgefangene, und ſind froh, wenn ſie ſie auswechſeln können. Die Frauenherzen ſind die Feſtungen, da aber unſere Männer nicht kräftig genug ſind, um die Feſtung zu erobern, und nicht liebenswürdig genug, um die Feſtung einzunehmen, ſo geben unſere Männer den Frauen weder Nahrung für den Geiſt, noch Nahrung für das Herz, um ſo die Feſtung auszuhungern!

Was iſt der Unterſchied zwiſchen ledigen Männern und verheiratheten Männern? Die ledigen ſind auf ihrer Feſtung in Garniſon, die verheiratheten ſind auf ihrer Feſtung — verurtheilt!

Die Frauen ſind die Phantaſie-Blumen der Schöpfung, aber die Männer ſind keine Phantaſie-Schmetterlinge der Schöpfung. Es gehört viel Phantaſie dazu, ſie für Schmetterlinge zu halten; ſie flattern nicht mehr, ſie gaukeln nicht mehr, und ſie kreiſen überhaupt um keine Roſe mehr, da man nicht gut um die Roſe zu Pferde herumreiten kann, und flattern und gaukeln muß man zu Fuß!

Wenn die Frauen jetzt ganz ſo wie die Männer ſein wollen, ſo müſſen ſie in Geſellſchaften ſich um keine andere Dame bekümmern, als um coeur-dame, für Niemand einiges Feuer entwickeln, als für ihre Cigarren, keinen Kopf ſo ſchön finden, als ihren Pfeifenkopf und ihren eigenen, jenen ſtets voll und dieſen hübſch leer erhalten, und mit Niemanden reden, als mit ſich ſelber, weil unſere Männer, wenn ſie mit ſich ſelbſt reden, keine pikante Antwort zu befürchten haben!

Unſere jungen Männer ſind ſehr ſchweigſam, und ſie laſſen ſich deshalb ſolche große Bärte wachſen, damit man wenigſtens glaube, ſie ſprechen etwas in den Bart hinein!

Reden, ~~meine freundlichen Hörer und Hörerinnen~~, ſo ſagen die neueren Aerzte, reden ſäuert das Blut, man athmet beim Reden Lebensluft ein und athmet Stickſtoff aus. Ja wohl, reden ſäuert das Blut, wenn das Weib ſpricht, wird dem Manne das Leben blutſauer! Beim Reden athmen die Frauen Lebensluft ein und Stickſtoff aus; drum reden ſie ſo viel in freier Luft, da gibt's ſaures Blut bei ſaurer Milch, und da athmen ſie den Stoff aus, an dem ſie ſonſt erſticken!

Noch eine Sprache haben die Frauenzimmer: Thränen; wenn die Frauen blos weinen und nicht reden, dann ſind die Thränen Selbſtlauter, ſie quillen aus dem Herzen; wenn ſie aber weinen und dabei reden, ſo ſind die Thränen Mitlauter, ſie bedeuten an und für ſich nichts, denn Thränen mit langen Reden und Köllnerwaſſer mit langer Empfehlung ſind niemals echt; wenn die Frauen beim Weinen reden, ſo ſind ſie Wolken, die zugleich regnen und donnern, die ſchaden nicht.

Allein, was haben die armen Frauen für andere Ableiter gegen ſo viele Gewitter und Ungewitter im Leben in der Ehe, als das Bischen Reden, als das Wort, dieſes Ventil für die Ueberfüllung des weiblichen Herzens an Kummer, an Kränkung, an heimlichem Weh!

Das Sprechen iſt das Fontanell in dem krankhaften Zuſtande der heimlichen Leiden des Weibes!

Es gibt Wunden, die man ſtets offen halten muß, wenn ſie nicht tödtlich werden ſollen, und die verwundete Seele ſo manchen gekränkten Weibes wird nur dadurch nicht getödtet, daß ſie durch Reden offen gehalten wird! Der wehmüthigſte, der zerreißendſte Anblick im Leben iſt ein ſchweigender Mund unter einem weinenden Auge! Und wer mehr, als die Frauen, trägt den ſtummen Schmerz dem ſchreiendſten Unrecht entgegen! Das Trauerſiegel des ſtummen Schmerzes vor der Lippe ſpricht lauter, als der aufgebrochene Brief des lautklagenden Herzens, und das verhehlende Taſchentuch vor dem Auge iſt rührender, als die offene Thräne in dem Auge! Es iſt leider nur zu oft der Fall im Leben, daß die unglückliche Frau keinen andern Ort hat, um ſich frei durch das fromme Wort zu erleichtern, als die Kirche, und keinen andern Ort, um frei zu weinen, als das Theater! Das edle Frauenherz iſt wie die edle Muſchel, es verſchließt die Wunde, die ihm gebohrt wird, mit einer Perle, mit einer Thräne!

Der Menſch ſieht nur die Roſe, die der Mann offen an die Bruſt der Frauen ſteckt, und ahnt nicht, daß eben dieſe Roſe auf ihrer Bruſt zum Dolche in ihrer Bruſt wird! Nicht die großen Leiden ſind's, welche das Unglück der Frauen ausmachen, nein, das unermeßliche Heer der kleinen Leiden, der ſich wiederholenden, winzigen Kränkungen, der ſtets wiederkehrende Tropfenfall von prikelnden Anläſſen, die feinen Nadelſtichelchen und die aufeinanderfolgenden, herzloſen Vernachläſſigungen und Neckereien ſind es, die nach und nach das geduldigſte, ſanfteſte und edelſte Herz auswaſchen, untergraben, miniren und durchbohren! Die größten Märtyrerinnen ſind Die, welche mit den kleinſten Folterwerkzeugen gequält werden!

Und das iſt wieder nicht das Recht, ſondern das Vorrecht und Unrecht der Männer, und von einer Emancipation in dieſem Sinne könnte das gefühlvolle, weibliche Herz nicht einmal Gebrauch machen!

Jeder Menſch, ~~meine freundlichen Hörer und Hörerinnen~~, ſei zufrieden mit ſeinen Rechten und Vorrechten, nicht nur der Menſch, ſondern auch der Geiſt ſoll zufrieden ſein mit ſeinen Vorrechten! Alles hat ſein Vorrecht, der Ernſt und der Scherz, der Witz, das Genie und die Dummheit! Der Ernſt hat das Vorrecht, mitten in den Scherz hineinzugreifen, und mitten in den Becher des Lachens eine helle Thräne zu werfen; der Scherz hat das Recht, wie die italieniſchen Masken, gerade die er liebt, mit ſeinen Kügelchen zu treffen; der Scherz iſt der äußere Ueberzug der Sache, er muß rein ſein und immer ſein und glänzend, denn er will gefallen; aber der Ernſt iſt das Unterfutter der Sache, das muß ſolid ſein, dichter Stoff, denn es muß warm machen und halten; und dieſer Ueberzug und dieſes Unterfutter zuſammen macht das beliebte Kleidungsſtück: Humor!

Wir haben jetzt viele ſolche Kleidungsſtücke ohne Ueberzug, zu dem das Unterfutter fehlt, man nennt ſie „humoriſtiſche Vorleſungen“. Es gibt jetzt viele Menſchen, die humoriſtiſch ſein müſſen, ohne je einen guten Einfall zu haben. Daß ſich ſolche Menſchen noch nicht eine Kugel durch den Kopf geſchoſſen haben, kommt eben daher, weil ſie keinen guten Einfall haben! Das Genie hat auch ſein Vorrecht, zum Beiſpiel, ein Genie darf häßlich ſein, das

Genie muß nur von dieſem Vorrechte keinen Mißbrauch machen! Die Schönheit hat auch ihr Vorrecht, ſie darf dumm ſein, und die ſchönen Frauenzimmer können in dem Spiegel ſehen, wie dumm ſie ſein dürfen! Die ſehr ſchönen Mädchen warten den ganzen Tag auf einen Mann, der eben ſo ſchön und ſo dumm iſt, ſie warten tagtäglich darauf, wie die Juden auf den Meſſias und auf die Poſt!

Die Dummheit hat auch ihre Vorrechte; wenn ein dummer Kerl ſchweigt, ſo iſt er ſo geſcheidt, wie der klügſte Mann! Die ſchönen Frauen lieben einen geiſtreichen Mann, verlieben ſich in einen ſchönen Mann, und heirathen einen dummen Mann!

Das thun ſie blos aus Wirthſchaftlichkeit; der Geiſt eines Mannes nützt ſich ab, ſchießt ab, das iſt keine Wirthſchaft, die Dummheit eines Mannes iſt ein Zeug, das ſich ewig hält.

Wenn man von den Talenten eines Mannes ſpricht, ſo ſagt man: „Und was hat er für eine ſchöne Frau!“ und wenn man von den Schönheiten einer Frau ſpricht, ſo ſagt man: „Und was hat ſie für einen dummen Mann!“

Ein geſcheidter Mann ſchämt ſich, wenn er eine dumme Frau hat, die geſcheidteſten Frauen prunken mit ihren dummen Männern, ſie nehmen ihn überall mit, als wollten ſie ſagen: „Seht Ihr, wie geſcheidt ich bin, ich hab' den Dümmſten erwiſcht!“

Ein anderes Vorrecht der Dummheit iſt, je unwiſſender ein dummer Menſch iſt, deſto beſſer für ihn, denn wenn ein Dummer keine fremde Sprache ſpricht, ſo wiſſen nur ſeine Landsleute, daß er dumm iſt; wenn er franzöſiſch und engliſch ſpricht, ſo erfahren es auch die Franzoſen und Engländer! Wenn ein Dummer in Wien nicht ſchreiben kann, ſo weiß man es nur in Wien; wenn er ſchreiben kann, ſo ſchreibt er Briefe, und man weiß es auch in Paris u. ſ. w., daß er ein dummer Kerl iſt!

Der Witz, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hat auch ſein Vorrecht; er darf Hazard-Spiele ſpielen, er ſpielt nämlich mit dem Verſtande, und das iſt ein gewagtes Spiel!

Der Witz kann nicht ſtudirt werden, das iſt ein Glück, ſonſt würden wir ſechs Jahre in den Schulen Vorleſungen über den Witz hören, die Einen mit Witz umbringen!

Warum lieben die Frauen den Witz? Weil der Witz ſich aus Hunderten ſeinen Mann herausſucht und ihn mitnimmt!

Hier aber muß ich ſchließen, ſonſt könnten Sie den Entſchluß faſſen, keine Vorleſung mehr anzuhören. Daß man in den Vorleſungen gewitzigt wird, verſteht ſich jetzt am Ende!

Frauenſchönheit.

Unſer Leben zu beſchwingen,
Daß es hier im Erdenſaal
Sich die Wonnen kann erringen
Aus dem hellen Himmelsſaal,
Unſer Daſein zu vergolden,
Haben uns die hohen, holden,
Unſichtbaren, guten Götter
Aufgeſchloſſen Herz und Augen,
Daß wir leicht, wie leichte Bienen,
Süße Koſt und Labe ſaugen
Aus dem Schmelz der Roſenblätter,
Daß die Schöpfung uns kann dienen,
Mit den tauſend Freudenquellen,
Die in ihren Pulſen ſpringen;
Daß wir mit den Schmetterlingen
Durch die Blumenfelder gaukeln,
Wo die vollen Knospen ſchwellen,
Daß wir uns erquicklich ſchaukeln
Auf dem Meer der ſüßen Düfte,
Daß wir an dem Kuß des Maien
Das gekühlte Haupt erfreuen,
Daß der ſanfte Klang der Saiten,
Und des Tanzes munt're Welle,
Und der Sterne gold'ne Helle,
Und des Sanges Wechſelſtreiten
Uns das volle Herz erweiten,
Und was mehr, als Zaubertöne,

Mehr, als alle Roſendüfte,
Mehr, als laue Lenzeslüfte,
Mehr, als Schmeichelwort und Scherz,
Süß erheitert Geiſt und Herz,
Daß das Daſein uns bekröne
Stiller Reiz der Frauenſchöne!

Wunderbar iſt Schönheitswirken!
Wunderhold iſt Schönheitswalten!
Mag in tauſend Luſtgeſtalten
In den ewigen Bezirken
Sie dem Auge ſich entfalten;
Mag ſie in dem Netz der Mooſe
Als Geflechte ſich verſchlingen,
Oder aus dem Schaft der Roſe
Als ein Kelch ſich ſchlank entringen;
Mag von des Colibri Schwingen
In's geblendet' Aug' ſie dringen,
Oder aus den Edelſteinen
Wie ein Strahl in's Leben ſpringen,
Mag ſie in Millionen kleinen
Meeresmuſcheln uns erſcheinen,
Oder in dem Bau der Säule
Stolz in hohe Luft ſich ſchwingen,
Wo ſie immer magiſch weile
In dem Reich der Luft und Wellen,
In beſonnten Künſtlerſälen,
Oder in den finſtern Höhlen,
Wo ſie unſer Aug' ereile,
Kann das kurze, dunkle Leben
Zauberſtrahlend ſie erhellen;
Doch zur Wonne uns erheben

Und den Gram vom Herzen löſen,
Daß wir liebend hier geneſen,
Das vermag der Schönheit Licht
Nur im Frauen-Angeſicht!

Leben heißt nur: holden Frauen
In das klare Antlitz ſchauen,
An den ſüßen, heitern Zügen
Tiefverloren ſich vergnügen,
Für den Tanz der leichten Horen,
Für das Aeuß're ganz verloren,
Nur vom Schönheitsſtrahl befangen,
An dem holden Antlitz hangen.

Friſch wird man und leicht beweglich,
Das beengte Herz wird weit,
Und das Schwerſte wird erträglich,
Wo die Grazie uns erfreut.
Wie nach Krankheit neu geboren,
Wie im leichten Schwimmerkleid,
Durch der Fluthen milde Wogen,
Herzerfriſchend hingezogen,
Leicht und freudenvoll und eben
Macht die Schönheit unſer Leben.

Ewig klar ſie anzublicken,
Mit der Charis ſich beglücken,
Wer erfaßt dies Hochentzücken?
Regellos iſt das Begehren,
Sprachlos zeigen ſtille Zähren
Von des Herzens Wonnefülle,
Alle Sinne ſchweigen ſtille,

Nur die durſt'gen Blicke hangen
An den mondenhellen Wangen,
Schauen ohne Unterlaſſen
In den Ring der klaren Augen,
Die den tiefen Himmel faſſen,
Wollen dort Erquickung ſaugen
Für das namenloſe Sehnen
Halbverſtand'ner Wonnethränen.
Und ein ſeliges Vergeſſen,
Das ſie glücklich uns erpreſſen,
Führt uns fort vom Erdenthal,
Führt uns in den Götterſaal,
Wo die Schönheit unermeſſen
Uns umkränzt die gold'ne Schale.
„Schenket uns die leichten Schwingen,
Die uns ſanft zum Himmel bringen!“

Die wahrhaften und lügenhaften Erſcheinungen unſerer Gegenwart und Zukunft, als: Induſtrie, Rebus, Tantième, Rinderpeſt, Akademien, Illuſtrationen, Roßfleiſcheſſer, politiſche Lieder und die nächſte Erſcheinung der deutſchen Flotte auf dem Alſerbache.

Humoriſtiſche Vorleſung.

Zwei Ochſen und neun Ochſen ſind eilf Ochſen, eilf Ochſen und ſiebzehn Ochſen ſind achtundzwanzig Ochſen, achtundzwanzig Ochſen und ſechsunddreißig Ochſen ſind vierundſechzig Ochſen, vierundſechzig Ochſen und ſechsunddreißig Ochſen machen hundert Ochſen!! Das, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, war die erſte Kopfrechnung, die mir mein Lehrer aufgegeben hatte; dann fragte er weiter: „Wenn ich von hundert Ochſen neunundneunzig Ochſen wegnehme, wie viel bleiben?" — „Bleibt ein Ochs, Herr Lehrer!" — „Richtig, ein Ochs, Du haſt einen guten Kopf, Junge!"

So hat ſich mein Scharfſinn in der früheſten Jugend an Ochſen geübt! Seit jener Zeit, wenn ich etwas rechnen ſoll, iſt mir gerade, als ob ich hundert Ochſen im Kopf hätte! Hundert Ochſen! Ein Ehrfurcht gebietender Verein! Hundert Ochſen hat Pythagoras geopfert, als er ſeinen großen, wahren Lehrſatz erfunden! Seit dieſer Zeit ſind die Ochſen gegen die Wahrheit eingenommen! Wenn man jetzt bei jeder Erfindung hundert Ochſen opfern wollte, es würde bald keiner mehr da ſein zu einer neuen Erfindung! Pythagoras hatte der Wahrheit hundert Ochſen geopfert, jetzt werden oft hundert Wahrheiten einem Ochſen geopfert! Pythagoras hatte Recht, die Ochſen zu opfern, er und ſeine Schule haben kein Fleiſch gegeſſen!

Wir aber leben in einer fleiſchfreſſenden Zeit, wo die Preiſe des Schlachtvieh's immer ſteigen, und die Theuerung des Fleiſches hat ihren Grund blos in der *Hochſchätzung der Ochſen*!

Pythagoras aß kein Thierfleiſch, weil er an die Seelenwanderung glaubte, und meinte, in jedem Thiere könnte eine menſchliche Seele ſtecken; ich glaube, wenn die Thiere einen Pythagoras hätten, ſie würden auch kein Menſchenfleiſch eſſen, weil in jedem Menſchen ein Thier ſtecken könnte! -

Ja, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, in jeder menſchlichen Seele ſteckt irgend ein Thier. Eine jede Leidenſchaft im Menſchen iſt ein Thier, denn die Leidenſchaften ſind nur auf dem Theater höflich, nur unſere Bühnendichter richten die wildeſten Leidenſchaften wie die zahmen Gimpel ab, und die Raſerei der Liebe erſticht ſich vor dem Souffleur mit aller Grazie eines Gorsky'ſchen Tänzers — im Leben aber, im wirklichen Leben, ſind die Leidenſchaften im Menſchen bedeutend grob, ſo grob, daß ſie alle Augenblick Recenſenten werden könnten!

In jedem Menſchen ſteckt eine ganze Menagerie: in dem Magen der Wolf, im Herzen der Tiger, im Auge der Nimmerſatt, in den Gedanken das Chamäleon, in den Sinnen das Stachelthier, in der Zunge die Klapperſchlange, in den Nerven der Zitteraal, in den Händen der Vogel Greif, im Gewiſſen das Nagethier, und in den Beinen die Tarantel!

In der wirklichen Menagerie iſt nur einmal im Tag Fütterungszeit, in der Menagerie im Menſchen aber iſt jeden Augenblick Fütterungsſtunde: die Augen, die Ohren, die Sinne, das Herz, Alles will den ganzen Tag gefüttert werden, und alle dieſe Thiere in uns ſind gefährlicher zu füttern, als die wirklichen, denn ſie eſſen blos — Menſchenfleiſch! Alle Leidenſchaften ſind Menſchenfreſſer! Das iſt die pythagoräiſche Seelenwanderung!

Pythagoras ſagt: „Die Seele der Welt beſteht in Zahlen,“ jetzt aber beſteht die Seele der Welt in Nicht-Zahlen! Pythagoras hat Alles in Zahlen eingetheilt: „Die Gerechtigkeit,“ ſagt er, „beſteht in Vervielfältigung der Zahlen,“ dieſer dunkle Satz wird uns bei unſern Advokaten klar, denn ſo oft man von ihnen Gerechtigkeit will, muß man immer die Zahlen vervielfältigen!

Pythagoras, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, war der Erſte, der eine „Akademie“ veranſtaltet hat; dieſe Akademie zeichnete ſich von den jetzt veranſtalteten Akademien beſonders dadurch vortheilhaft aus, daß die Beſucher, wenn ſie in derſelben nichts Neues gehört hatten, ihr Geld an der Kaſſe zurück bekommen haben.

Ich, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, kann mich darauf nicht einlaſſen, denn wenn ich Ihnen das Geld zurückgeben wollte, ſo hätten Sie gewiß was Neues gelernt, und ich brauchte Ihnen das Geld nicht zurück zu geben!

Pythagoras hatte auch „Muſikpiecen“ in ſeinen Akademien, aber da Alle, die zu dieſer Akademie Zutritt hatten, wenigſtens achtzehn Jahre alt ſein mußten, ſo hat kein kleines Kind Clavier geſpielt. Pythagoras ſetzte die Muſik mit der Mathematik in Einklang, er bezog die Muſik auf rechte, ſtumpfe und ſpitze Winkel, wahrſcheinlich hatte er ſchon von unſerer jetzigen Zeit eine Idee, denn jetzt kann man mathematiſch ausrechnen, wo jetzt keine Muſik gemacht wird, das iſt ſchon ein — rechter Winkel!

Pythagoras hatte gut Akademien geben, damals war Alles neu! Was müßte jetzt geboten werden, das neu iſt! Was ſeit der Erfindung der Windmühlen bis zur Erfindung der Tantièmen Neues erfunden, gedacht und geſagt worden iſt, das haben wir Schriftſteller dem Publikum ſchon Alles als neu wieder erzählt! Nach der Erfindung der Tantièmen iſt der menſchliche Geiſt erſchöpft, er iſt rein kaput, todt! Er iſt aber in großer Armuth geſtorben, er hat gar nichts hinterlaſſen, als Rebus, die er nach ſeinem letzten Willen den Mäßigkeits-Vereinen vermachte, welche ſich alles Geiſtigen enthalten, worauf die Rebus denn auch richtig unter uns Journaliſten ausgetheilt wurden!

Zwei Liebende, wenn ſie beiſammen ſind, werden gewiß die Zeit nicht damit zubringen, Rebus aufzulöſen; Rebus ſind eine Unterhaltung für Eheleute, die geben einander

Rebus aufzulöſen, und jeder Mann muß ſich den Kopf zerbrechen über das, was ſein Weib für „Manderln macht“! Ein Rebus iſt ein ehrlicher Menſch, ein Menſch, der ſo dumm iſt, wie er ausſchaut!

Ich hoffe, man wird auch für die Rebus eine Tantième ausſetzen: wer den Rebus löst, erhält zehn Procent von dem Geiſte Desjenigen, der den Rebus gemacht hat!

Es iſt intereſſant, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, man hat lange geglaubt, die Tantième würde Bühnendichter hervorbringen, allein die Bühne hat blos Tantièmen-Dichter hervorgebracht! So lange keine Tantième war, haben die Theaterdichter das Intereſſe ihrer Stücke im Auge gehabt, jetzt ſehen ſie blos auf die Procenten des Stückes und nicht auf ſeine Intereſſen! Es iſt mit dem geiſtigen Baum der Erkenntniß wie mit jedem Baum, der Baum im Ganzen iſt friſch und ſtark, und ſteht gerade, aber alle Späne, die wir von ihm herunter hauen, werden krumm! Alle die einzelnen Späne, die wir von unſerem Zeiterkenntnißbaume abhauen: Vereine, politiſche Lieder, Tantième, Sprachenkampf, deutſche Flotte, alle dieſe abgehauenen Stücke werfen ſich gleich krumm und ſind nicht zu gebrauchen, eben weil ſie zu ſcharf und zu raſch vom Zaun gebrochen und vom Baum gehauen ſind!

Unſer Zeitgeiſt iſt derjenige Gaul, den der Jude nicht kaufen wollte, weil der Gaul zehn Meilen weit läuft, er aber nur zwei Meilen weit wohnt!

Schon mit dem Baume der Erkenntniß im Paradieſe war dies derſelbe Fall; hätte die erſte Frau den Apfel nur nicht zu früh und halbreif gepflückt! Von daher ſchreiben ſich die Eva's und die Aepfel im Schlafrocke! Gleich nach dem Apfelgriff fing der Hader an, und Eva begann zu zanken, was Wunder? war ſie doch das erſte Aepfelweib!

Sie, die erſte Frau, ſie verſchlang ihren halben Apfel ganz geſchwind, aber der Mann hatte dran zu würgen, daß er ihm noch heutiges Tags im Halſe ſteckt!

Adam war im Paradieſe! Seine Frau hat keinen Schneider und keinen Schuſter gebraucht, und wenn die Frauen keine Schneider und Schuſter brauchten, ſo glaubten alle Männer noch, ſie wären im Paradieſe. Die Schlange hat ſich an Eva gewendet, und nicht an Adam, ſie hat Adam die Hälfte gegeben; wenn Adam den Apfel bekommen hätte, er hätte ihr keinen Biſſen davon gegeben, denn die Männer genießen die verbotenen Früchte gerne ganz allein!

Das erſte Menſchenpaar, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hatte eine große Aufgabe, tugendhaft zu ſein, weil es gleich mit allen Zähnen auf die Welt gekommen iſt! Die Zähne und die Tugend ſind perſönliche Feinde; darum iſt der Menſch nur tugendhaft als Kind, wenn er noch keine Zähne hat, und im Alter, wenn er ſchon keine mehr hat! Die Zahnärzte ſind die Tugendverbreiter der Welt, mit jedem Zahne reißen ſie ein Laſter aus, es iſt nur ſchade, daß ſie wieder ſo viele falſche Laſter einſetzen!

Ein jeder hohle Zahn iſt ein Meilenzeiger in die Tugend! Darum werden die hohlen Zähne mit Gold plombirt, weil Gold ein bewährtes Mittel gegen die Tugend iſt!

Bei dieſer Gelegenheit, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, will ich die Frage erörtern: Warum läßt ſich Niemand ſo oft in die Zeitung ſetzen, als die Zahnärzte?

Weil ſie ſo denken: Wenn wir uns ſo oft in die Journale ſetzen, daß das Publikum glaubt, wir ſind Mitarbeiter, ſo wird es gleich wiſſen, daß wir gut reißen können!

Die Frauenzimmer haben ganz extra Zahnärzte, die Schneider nämlich: wenn einem Frauenzimmer der „Zahn der Zeit“ wehe thut, ſchickt es um den Schneider! Wenn ſo ein Frauenſchneider den Zahn der Zeit bei der Frau putzt, bekommt der Mann Zähnklappern!

Es iſt eine praktiſche Bemerkung, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, je ſchlechter ein Arzt iſt, deſto größer iſt er als Zahnarzt, denn wenn ein ganz ſchlechter Arzt Jemand behandelt, ſo thut dieſem bald kein Zahn mehr weh!

Die vielen Aerzte, die man jetzt alle Augenblicke ſieht, ſind auch blos der Tugend wegen auf der Welt, denn die erſte Tugend iſt: „Du ſollſt den Tod ſtets vor Augen haben!“

Wiſſen Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, warum unſere jetzigen jungen Männer, die viel Haar auf den Zähnen, aber wenig auf dem Kopfe haben, ſchon in der Jugend den Tod ſo fürchten? — Weil die Haare auf ihrem Haupte gezählt ſind!!

Die vielen und neuen Heilarten, die wir vom Baume der Erkenntniß hauen, werfen ſich auch alle krumm; alle dieſe neuen Syſteme ſind blos Mittel gegen die Uebervölkerung der Erde! —

Man ſagt, Europa iſt mit Menſchen überfüllt, darum müſſen ſie auswandern. Wahnſinn! Wenn Europa mit Menſchen überfüllt iſt, warum ſind unſere Concerte leer, unſere Theater leer? Geht man an einem Schneider vorbei, ſo fehlen noch alle Menſchen, die in die Kleider hineingehen ſollen; gehen wir an einer Marchandes de modes vorbei, ſo fehlen noch alle Köpfchen und Schädel, welche die Hüte und Hauben aufſetzen ſollen; gehen wir an einer Uhrenhandlung vorüber, ſo fehlen die Menſchen, die ſie brauchen; fragt man die Aerzte, fehlen ihnen die Kranken; fragt man die Gaſthäuſer, fehlen ihnen die Geſunden; fragt man die Sargtiſchler, ſo fehlen ihnen die Todten. Geht man an unſern Journalen vorbei, ſo fehlen ihnen die Pränumeranten; geht man an unſeren Mädchen vorüber, fehlen ihnen die Freier; fragt man die Ehefrauen, ſo fehlen ihnen oft die eigenen Männer! Wie kann bei dieſen Umſtänden Europa mit Menſchen überfüllt ſein?

Ach, wir wollen nicht klagen über zu viel Menſchen, denn der Menſch kann Alles entbehren, nur den Menſchen nicht.

Was heißt geboren werden? — Den Platz zu ſeinem Grabe belegen!

Der Menſch iſt nichts, als ein Gränzjäger auf der Gränze von Diesſeits und Jenſeits; der Tod iſt nichts, als ein Retourbillet aus dem Leben in den Himmel, und nur der Selbſtmörder geht ohne Retourbillet aus dem Leben!

Es iſt eine traurige Beobachtung um die Exiſtenz des Menſchen: er kommt aus Staub, kämpft ſiebzig Jahre *gegen* Staub, und macht ſich endlich aus dem Staube, um ſich ſelbſt zu Staub zu machen!

Der Menſch fürchtet den *Tod* nicht ſo ſehr, als das *Sterben*, und auch das würde man viel weniger fürchten, wenn man bedächte, daß das Sterben nicht nur ein *Todeskampf* iſt, ſondern ein *Gottesgericht!*

Ja, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, es gibt noch Gottesgerichte, Ordalien im Leben; man gehe nur in die Theeſtunden unſerer Frauen, da müſſen alle Abweſenden ſtundenlange in dieſem Theewaſſer aushalten, mit allen glühenden Kohlen, die ihnen aufs Haupt geſammelt werden; das ſind wahre Waſſer- und Feuerproben!

In den Geſellſchaften unſerer Frauen werden auch die *Zeitaufgaben* abgehandelt: *Mündlichkeit* und *Oeffentlichkeit*, und vor Allem der *Sprachenkampf*; Jede will allein ſprechen.

Worin, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, unterſcheidet ſich unſere Zeit von der einſtigen patriarchaliſchen?

Dazumal iſt Babel und ſein Thurm nicht fertig geworden wegen des Sprachenkampfes, jetzt wurde gerade durch den Sprachenkampf der Thurm von Babel fertig!

Wenn Zwei ſtreiten, wer iſt am erbittertſten? Der gar keine Worte hat und findet; ſo iſt es in unſerem Sprachenkampfe; am erbittertſten iſt *die Sprache*, die *keine Worte hat!*

So iſt unſere Zeit! Wir haben Sänger ohne Stimme, Lieder ohne Worte, Worte ohne Sinn, Sinn ohne Zweck, Tantièmen ohne Dichter, deutſche Flotten ohne Waſſer und Humoriſten ohne Humor!

Andere Schranken, andere Gedanken! Darum iſt die deutſche Nation ſo gedankenreich, weil ſie ſo viel Schranken hat! Ich habe im vorigen Jahre von Frankfurt am Main bis Homburg an der Höhe — eine Stunde Weges — fünf oder ſechs verſchiedene Gedanken haben müſſen!

Gedanken, Pflanzen und Menſchen haben dreierlei Beſtimmungen: ſättigende Menſchen, Pflanzen und Gedanken für die Lebensküche, heilſame und erquickende Gedanken für die Lebensapotheke, verſchönernde, duftende, blühende Menſchen, Pflanzen und Gedanken für den Lebens-Zier- und Blumengarten!

Wie erheiternd und erfriſchend ſind blühende Blumen und Gedanken in den engen Zimmern unſeres Daſeins! Ach, der Menſch gönnt leider dem Menſchen die Blumen nicht, ſo lange ſie friſch ſind und ihren Blütenduft ausathmen, er gönnt dem Menſchen nur die getrockneten Blumen als Thee, und rectificirt in Apothekengeiſt!

Die Frauenzimmer ſind für den Blumengarten des Lebens, und auch ihre Gedanken ſind Blüten, Blumen, fliegende Sommerfäden, flatternde Blumenſeelen; jedes Frauenzimmer iſt eine inwendige dramatiſche Dichterin, ihre Phantaſie erfindet Perſonen, ihr Gefühl Situationen, ihr Herz ſoufflirt, ihre Empfindungen ſpielen die Hauptrollen, und ihre Eitelkeit ruft Bravo!

Die Frauen haben gezeigt, daß ſie zu Allem Talent und Geiſt haben, und doch haben die Frauen noch nie etwas erfunden! — nur daß ſie das „ſchwache Geſchlecht“ ſind, haben ſie rein erfunden!

Die deutſchen Frauen und die deutſchen Philoſophen ſind nicht durch Denken ſo grundgeſcheidt worden, ſondern durch Sitzen!

Wenn man ſitzt, wächſt Einem der Verſtand über den Kopf! Die ganze deutſche Philoſophie beruht auf Sitzen. Hegel ſagt, das Ich ſetzt ſich, und Schelling ſagt, das Nichtich ſetzt ſich. Geſetzt aber, das Ich ſetzt ſich, und das Nichtich ſetzt ſich nicht, ſo ſitzt der Menſch zwiſchen zwei Gedankenſtühlen auf dem Boden! Man ſagt, die Gedanken kommen aus dem Kopfe; nicht wahr, die Gedanken kommen aus dem Magen! Wer paſtetenfähig iſt, hat noblere Gedanken, als wer blos erdäpfelfähig iſt! Einem jeden Buche kann man abmerken, ob der Verfaſſer eben ſo viel Champagner getrunken, als ſeine Helden!

Unſeren jetzigen Volksſtücken riecht man das Märzenbier auf jeder Zeile heraus!

Zu allen Zeiten bringt die Zeit ihr Bedürfniß hervor an großen Männern, an großen Thaten, nur die Zeit der Volksbühne iſt ganz vorüber. Unſere Volksdichter ſind in einem großen Irrthume befangen; ſie glauben im Bierhauſe das Volk kennen zu lernen, allein ſie lernen blos das Bier kennen; dafür aber lernt das Volk ſie kennen, daher kennt das Volk die Dichter viel beſſer, als die Dichter das Volk.

Viele von dieſen Volksdichtern ſchildern nicht das Volk, ſondern einzelne Perſönlichkeiten, und nur auf dem Volks-Theaterzettel ganz allein iſt die Bezeichnung „Perſonen“ richtig!

Ich, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, kann hier nicht umhin, eine harte Anklage zu erheben, aber eine wahre. Ein großer Theil des Publikums iſt Miturſache an dieſem Unfuge! Das Publikum applaudirt, wenn eine Privatperſon aus ihrer Mitte herausgeriſſen und der Lachluſt vorgeworfen wird; das Publikum vergißt, daß jeder Einzelne denken ſollte: heute Dir, morgen mir!

Keine menſchliche Ueberwachung, ſo ſagte ich ſchon einmal, kann die perſönlichen und unziemlichen Beziehungen eines böswilligen Autors überwachen: das Publikum iſt die letzte Inſtanz über Tod und Leben alles Deſſen, was öffentliche Sittlichkeit und Sicherheit betrifft, das Publikum iſt der Caſſationshof alles Unwürdigen. Das beſſere und gebildetere Publikum muß ſich ſelbſt gegen die ſtrotzende, umſichfreſſende Trivialität und gegen die perſönlichen Angriffe ſchützen, es muß das Gemeine entſchieden zurückweiſen, das iſt es ſeiner eigenen Würde, der Achtung für das geſellige Leben, der Achtung ſeiner eigenen Bildung ſchuldig.

Bei ſolchen Fällen wäre ein Schutzverein nöthig, um ſich in ſeinem Nächſten, und ſeinen Nächſten in ſich vor ſolchen Unbilden zu ſchützen und zu ſichern! Allein auf dem großen Speiſezettel der Liebe ſteht die „Nächſtenliebe“ unter den kalten Speiſen; die Nächſtenliebe iſt die

Homöopathie unter den Leidenſchaften, ſie behandelt die Leute mit Decilliontheilchen. Es ſind ſchon viel Menſchen aus Liebe närriſch geworden, aber noch Niemand aus Nächſtenliebe! Die Nächſtenliebe dehnt ſich auch über's Meer aus; Frankreich dringt Algier den Schutz auf, den Algier nicht braucht, und nimmt Marokko dafür den Schirm, den Marokko braucht!

Die Nächſtenliebe dehnt ſich auch auf die Rinderpeſt aus; man ſagt, die Rinderpeſt iſt ein Typhus, warum ſagt der Menſch nicht: der Typhus iſt eine Rinderpeſt?

Die Nächſtenliebe fängt bei ſich ſelbſt an; haben Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ſchon ſchriftlich mit ſich ſelbſt geſprochen? Belauſchen Sie ſich einmal, wenn Sie mit ſich ſelber ſprechen, ſo werden Sie hören, daß Sie das Du und Ich mit großen Anfangsbuchſtaben reden! Eine winzige Regel der Beſcheidenheit iſt daran Schuld, daß die Menſchen ſo viel Böſes von dem Nächſten reden! „Man ſoll ſich nicht ſelbſt loben!“ Dieſer Satz iſt an allen böſen Nachreden Schuld; da der Menſch ſich nicht ſelbſt loben kann, ſo kann er ſich nicht anders hervorthun, als wenn er die Andern herabſetzt!

Wenn jeder Menſch ſich ſo recht nach Luſt loben könnte, Jeder würde blos ſich loben, und gar keine Zeit finden, von Andern Böſes zu reden. Daß ſich die Schriftſteller gegenſeitig ſo heruntermachen, kommt auch daher, daß ſie ſich nicht ſelbſt loben dürfen! Wenn wir Schriftſteller uns ſo recht nach Herzensluſt ſelbſt loben könnten, wir würden unſere Journale nur mit unſerm Lobe anfüllen und Niemand herunterreißen, und das Gute dabei wäre, daß wir aus innerer Ueberzeugung ſchreiben würden, und Wahrheit zu ſagen glaubten!

Die Liebe des Nächſten fängt beim Tode des Nächſten an, gar oft iſt die letzte Ehre auch die erſte Ehre, die man ihm erweiſt! Man ſoll von den Todten nichts, als Gutes ſagen, aber man muß ſehr vorſichtig ſein, und nicht gleich nach ſeinem Tode Gutes von ihm reden, man kann nicht wiſſen, ob er nicht blos ſcheintodt iſt.

Der Tod wird ſehr paſſend mit einer Senſe abgebildet, weil alles Fleiſch Heu iſt, und in dieſer Beziehung wird man auch in unſern Gaſthäuſern daran erinnert: „Alles Fleiſch iſt Heu!“ —

Die Frauen ſollten die Liebe ihrer Männer nicht eher beurtheilen, bis ſie geleſen haben, was ihnen der Mann für eine Grabſchrift geſetzt hat! Ich habe in M. das Vertrauen einer Frau beſeſſen, die ihren Hausgebrauch bei mir nahm, das heißt, ſie ließ ſich die Grabſchriften für drei Männer bei mir machen. Auf jeden Grabſtein ſetzte ſie: „Ich folge Dir bald nach!“

Als ſie die Grabſchrift für den dritten Mann beſtellte, mit dem Anhange: „Ich folge Dir bald nach!“ fragte ich ſie: „Spielen Sie, gnädige Frau, Whiſt?“ — „Warum?“ fragte ſie. „Nun,“ erwiederte ich, „ich glaube, Sie ſuchen den vierten Mann!“

Charon, der die Todten über den Acheron ſetzt, iſt gerade, wie alle unſere Ueberſetzer, was er bringt, iſt begraben, und Beide liefern von ihren Stücken nur den Schatten!

Unſere Ueberſetzer gehen an dem Sprachenkampf zu Grunde. Ein Originaldichter hat nur mit einer Sprache zu kämpfen, die Ueberſetzer mit zwei Sprachen, und da erliegen ſie der Uebermacht! Charon überſetzt in einem Kahn; wenn alle unſere Ueberſetzer auch einen Kahn haben müßten, ſo hätten wir bald eine große Flotte beiſammen!

Ich, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, denke mir die deutſche Flotte, vermittelſt welcher wir Deutſchland in Amerika entdecken wollen, folgendermaßen: Ein Schiff iſt an und für ſich ein Sinnbild unſerer europäiſchen Zuſtände, ein Ding, das nicht Hand noch Fuß hat, und dennoch geht, und das über'n Bauch in Waſſer ſteckt! Die europäiſchen Freiheitsredner bilden den Schnabel, die Schriftſteller den Kiel, und die politiſchen Zeitungen machen den Wind!

Die Natur ſelbſt hat Deutſchland auf eine große Handels- und Kriegsflotte angewieſen; dazu hat die Natur die Donau ſich in Sümpfen und den Rhein in Sand verlieren laſſen, dazu hat ſie die Lüneburger Haide bereits regulirt, den Schiffbauerdamm an der Berliner Spree und das Wiener Schanzel zu Häfen eigens angewieſen, den Alſerbach zum Canal grande beſtimmt. Daß wir zu einer Seemacht geboren und beſtimmt ſind, und ſchon einmal große Schifffahrt hatten, iſt bekannt, da die Arche Noah ſchon einſt aus Deutſchland auslief; denn daß die Arche eine deutſche Unternehmung war, geht daraus hervor, daß ſchon vom lieben Himmel beſtimmt war, ſie ſoll inwendig und auswendig Pech haben!

In der Arche war auch die erſte Naturforſcher-Geſellſchaft, von allen Gattungen ein Paar, und deshalb wurde ihr auch geſagt: „Ihr ſollt allerlei Speiſen mitnehmen, was man nur eſſen kann."

Unſere Naturforſcher unterſuchen nicht ſowohl, wie die Sache iſt, als wie man die Sache ißt! Eſſen und Trinken ſind deutſche Tugenden, und da ich nicht gerne Jemanden von einer Tugend lange zurückhalte, ſo ſchließe ich dieſe Vorleſung, damit ſie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, gleich recht tugendhaft ſein können!

Zinka Panna.

Am Felſenhang hoch ſteht ein altes Caſtell,
Die Maros wälzt unten die ſchäumende Well';
Am hohen Balcone der Edelmann ſitzt,
Es zuckt ſeine Lippe, ſein Augenpaar blitzt;
Er ſitzet verlaſſen, er ſitzet allein,
Sein einzig Genoſſe der Becher voll Wein;
Er hat ſeine Jugend im Leichtſinn verpaßt,
Er hat ſeine Mannheit im Taumel verpraßt,
Er hat ſeine Stunden mit Wildheit verhetzt,
Er hat ſeine Jahre mit Gierden zerſetzt,
Er hat ſeine Tage im Sturme durchjagt,
Er hat ſeine Nächte beim Becher verlagt,
Er hat ſeine Sinne geſpornet zu Tod,
Er hat ſeiner Seele entzogen ihr Brot,
Er hat für die ſpätere künftige Zeit
Für Herz und Gemüth nichts geleget bei Seit';
Er ſitzt nun alleine, iſt halb ſchon ein Greis,
Mit Schnee auf dem Haupte, die Begierde noch heiß!
Er trinket und trinket den glühenden Wein,
Und ſchlürfet das Feuer, das künſtliche, ein.
Da meldet ein Diener, und bücket ſich ſehr:
Es fleht ein Zigeunerweib drauß' um Gehör.
„Iſt's Zinka Panna?“ — fragt der Herr und fährt auf —
„So führe ſie ſchleunigſt zum Söller herauf!“

Die Thüre geht auf und herein tritt ein Zigeunerweib,
Wie ein braunes Reh ſchlank iſt ihr Leib,
Die goldene Zither an üppiger Seit',
Im dunklen Geſicht wohnen Wehmuth und Leid;
Im leuchtenden Auge wohnt der Zukunft Kund',
Und ſüßer Geſang wohnt am lieblichen Mund,
Mit farbigem Gurt hat das Kleid ſie geſchürzt,
Mit farbigem Band die Sandale verkürzt,
Es fließet herab, wie ein Seidentalar,
Auf üppige Schultern das nächtige Haar.
So tritt ſie herein, und neigt zierlich das Haupt,
Und ſpricht lieblich: „Wenn Ihr es, Herr Ritter, erlaubt,
Daß auf meiner Sängerfahrt jetzt mit Vergunſt
Ich einſprech' bei Euch mit beſcheidener Kunſt,
So ſing' ich ein Liedchen Euch oder auch zwei,
Für gaſtliches Brot, das gegönnet mir ſei." —
Da blitzt's ihm im Blicke wie finſtere Gluth,
Es rollt mit den Augen und herrſchet: „Nun gut!
So fülle den Becher, den ſchäumenden, ein,
Kredenz' mir den Becher und ſinge darein,
Und ſing' mir vom Becher und ſing' mir vom Wein!"
Sie löſet die Zither vom farbigen Band,
Sie greift in die Saiten mit zierlicher Hand,
Sie nippt erſt am Becher mit Lippen ſo roth,
Dann ſingt ſie vom Wein, wie's der Ritter gebot: —

„Drei Becher ſieht man winken,
Mit Lebenswein gefüllt;
Drei Thränen darein ſinken,
So helle und ſo mild;
Drei Thränen und drei Becher,
Für herzensreiche Zecher
Vom Himmel angefüllt.

„Der erſte Becher funkelt
Mit Freundesliebe d'rein,
Wenn Gram das Herz umdunkelt,
Dann weint man nicht allein;
Die Freundſchaft mit uns trinket,
Aus ihrem Auge ſinket
Die Thräne mit hinein.

„Der Becher winkt, der zweite,
Mit Gattenliebe d'rein,
Ein treues Weib zur Seite,
Ein einzig Doppelſein;
Und Herz am Herzen klopfet,
Und Aug' um Auge tropfet
Die warme Thräne d'rein.

„Der Becher winkt, der dritte,
Mit Kindesliebe d'rein;
Ein Kind in unſ'rer Mitte,
Ein Sein von unſ'rem Sein,
Von ihres Glücks Berather,
Von Mutter und von Vater
Fällt eine Thräne d'rein.

„Und wer da nie getrunken
Aus dieſen Bechern Wein,
Wem nie vom Aug' geſunken
Ein ſolcher Tropfen klein,
Der trinkt als alter Zecher
Allein den Todesbecher —
Fällt keine Thräne d'rein."

Der Edelmann blicket ganz finſter darein,
Im Auge erglüht ihm ein düſterer Schein,
Er zerrt an der Knöpfe demantenen Reih'n:
„Kredenz' mir noch einmal den Becher mit Wein,
Und ſing' mir vom Glanz und von Edelgeſtein!“
Sie nippt an dem Becher mit Lippen ſo roth,
Und ſinget das Lied, wie's der Ritter gebot: —

„Ich will die Zither ſchlagen,
Und aus dem Buch der Sagen
Sing' ich ein Märchen Dir: —
Als Gott den Regenbogen
Am Himmel hat gezogen
Mit ſeiner Farbenzier,

„Auf daß die ſtumme Erde
Getröſtet wieder werde
Durch Gottes Gnadenband,
Da ſtand auf hohem Berge
Der böſe Fürſt der Zwerge,
Als Erdenfeind bekannt.

„Er ſah mit ſcheelen Blicken
Die Erde ſich erquicken
An dieſem Wunderſchein;
Er rief zuſamm' die Seinen,
Die warfen dann mit Steinen
Den Regenbogen ein.

„D'rauf ſtürzte er in Trümmern,
Und fiel mit Glanz und Flimmern,
Und aller Farben Pracht,
Mit allen ſeinen Strahlen,
Die ſich auf Tropfen malen,
In des Gebirges Schacht.

„Und all' die Tropfen, kleine,
Sie wurden Edelſteine,
Gefärbt gar wunderlich.
Das Purpurroth, das hohe,
Mit ſeiner dunklen Lohe,
Verſteint ſich zum Rubin.
Das Grün wird augenblicklich
Zum Steine, augerquicklich,
Smaragd — ſo nennt man ihn.
Zu Türkis und Sapphiren
Sah man das Blau gefrieren,
Symbol der Treu' es iſt;
Der Tropfen dann, der nette,
Der ſanfte, violette,
Er ward zum Amethyſt.
Der Tropfen, der am Rande
Vom Regenbogenbande
Erſchien im blaſſen Strahl,
Der halb ein weißes Flimmern,
Und halb ein farbig Schimmern,
Ward lieblicher Opal.

„Zwei Tropfen, weiß und helle,
Sie fielen auch zur Stelle
In's irdiſche Aſyl;
In's Weltmeer fiel der eine, —
Der andere, der kleine,
In's Menſchenauge fiel.
Zur Perle wurde jener,
Der and're, reiner, ſchöner,
Zur Thräne ward geſchwind;
D'rum Perlen Thränen deuten,
Weil ſie aus alten Zeiten
Geſchwiſterkinder ſind."

Im Auge des Ritters glüht unheimlicher Schein,
Ein fiebriſches Zittern durchzuckt ſein Gebein;
„Kredenz' mir noch einmal den Becher mit Wein,
Und ſing' mir von Minne und Liebe darein!“
Sie nippt an dem Becher mit Lippen ſo roth,
Und ſinget das Lied, wie's der Ritter gebot: —

„Als Gott aus ſeinem ſchönen Paradies
Im Zorn das erſte Menſchenpaar verſtieß,
Erlaubte gnädig er dem erſten Weibe,
Daß es noch einen Augenblick verbleibe,
Um einen Strauß zu pflücken noch in Edens Land,
Als die Erinnerung zur Zeit, wo ſie verbannt.
Und Eva ſann, was denn das Herz im Innern
Gerad' an's Paradies vermöchte zu erinnern.
Sie ſann nicht lang, — es kann nur Liebe ſein,
An's Paradies erinnert Lieb' allein.
D'rauf pflückte den Strauß ſie im göttlichen Raume:
Ein Knöspchen nimmt ſie vom verbotenen Baume,
Vom Baume des Lebens ein grünendes Blatt,
Ein Röslein roth, das keine Dornen noch hat;
Vom Riedgras die Thräne, von der Weide die Wehmuth,
Von Lilie die Reinheit, vom Veilchen die Demuth,
Die Scham der Mimoſe, die berühren nicht läßt,
Vom Epheu den Arm, zu umſchlingen ſo feſt,
Die Gluth von der Nelke, das Flüſtern vom Schilfe,
Das Tauſendſchön, auf dem ſich wieget die Sylphe. —
Den Wunderſtrauß band bei des Morgenroths Flammen
Dann Eva mit „fliegendem Sommer“ zuſammen,
Verhehlte im Herzen ihn heimlich und tief,
Daß er wie ein Kind in der Wiege da ſchlief;
Ging in die Verbannung ohn' Klagen und Reden,
Sie trägt ja im Herzen den Auszug von Eden! —

Im weiblichen Herzen blüht ſeitdem der Strauß,
Er klopfet ſtets leiſe, er möchte heraus,
Und klopfet ein zweites Herz leiſe darein,
Da öffnet der Strauß ſich und rufet „Herein!“
D'rum findet der Mann, der um Frauenlieb' fleht,
Der Mann, der das Heimweh des Straußes verſteht,
In Liebe der Frauen, ſo wonnig und ſüß,
Was einſt er verloren — das Erdparadies!“

Sie ſchweigt und verneigt ſich, von hinnen zu geh'n,
Der Ritter hat lautlos gehört und geſeh'n,
Im düſtern Verlangen ſein Antlitz erglüht,
Der Dämon der Gier aus dem Auge ihm ſprüht,
Vom Wein und vom Saitenſpiel ſinnenberauſcht,
Hat er mit Begierde den Liedern gelauſcht;
Nun faßt ihn Verlangen, ſein Sinn iſt entbrannt,
Er ſtürzt auf ſie zu und ergreift ihre Hand:
„Nein, Zinka, Du kommſt von dem Schloſſe mir nicht,
Die Sängerin will ich mitſammt dem Gedicht!
Wovon Du geſungen, das werde nun Dein,
Hier Becher — hier Liebe — hier Edelgeſtein!“

Sie windet ſich los, ſie verſucht es mit Haſt,
Doch feſter und feſter er ſie nun umfaßt,
„Dir nützt hier kein Sträuben, kein O! und kein Ach!
Ich laſſe Dich nimmer aus Schloß und Gemach.
Vergebens iſt Rufen mit wildem Geſicht,
Dich hört nur die Maros, die helfet Dir nicht.“
D'rauf greift er ſie an mit der knöchernen Hand,
Und zieht ſie vom Söller, vom ſteinernen Rand. —
Da ſpricht ſie mit Anmuth: „Ich bin ja bereit,
So laſſ' nur mich legen die Zither zur Seit',
Und erſt Dir noch ſingen aus ſchwellender Bruſt
Der Liebe Erhörung, Gewährung und Luſt!“ —

Und als er ſie losläßt, ihr Blick ſich verklärt,
Sie hat ſich dem Rande des Söllers genäh'rt.
Sie hebt die gebeugte Geſtalt hoch empor,
Ihr Antlitz umflattert des Abendroths Flor,
Sie greift dann zur Zither, die hoch ſie erhebt,
Und ruft dann gewaltig, daß der Ritter erbebt:
„Mich hört nur die Maros, doch Hilf' in ihr ruht!“
Sie ſpricht es und ſtürzt ſich hinab in die Fluth.

Der Ritter erbebt, er ſinket zurück,
Sein Auge verdunkelt, es bricht ihm ſein Blick,
Es bebt ſeine Lippe, es verzerrt ſich ſein Mund,
Er fühlet des Todes entſetzliche Stund'!
Er greift nach dem Becher und raffet ſich auf,
Da tönt's von der Maros wie mahnend herauf:

„Da trinkt der alte Zecher
Allein den Todesbecher, -
Fällt keine Thräne d'rein!“

Die deutſche Sprache und die deutſchen Frauen.

Wenn man ein Land oder eine Nation kennen lernen will, ſo mache man ſich vor Allem mit der Sprache und mit den Frauen dieſes Landes oder dieſer Nation bekannt. Mit Sprachkenntniß und Frauenkenntniß kommt man überall gut durch. Die Sprache und die Frauen erlernt man beide, wenn man alle Redetheile gut inne hat; beſonders muß man das „Zeitwort“ gut können, das heißt, man muß immer Zeit haben, Worte zu machen und Worte zu hören. Wer mit den Frauen gut und ſchön ſprechen kann, beſonders aber geläufig, dem ſind oder werden ſie hold, eben weil ſie ſelbſt das Herz auf der Zunge tragen und vorausſetzen, wer ſchön und gut ſpricht, müſſe auch ſchön und gut denken.

Ich glaube, wenn es nur ein einziges Frauenzimmer auf der Welt gäbe, und dieſes Frauenzimmer befände ſich in Männergeſellſchaften, wo gut geſprochen würde, ſie würde ſich nie nach einem weiblichen Weſen ſehnen, noch weniger würde es ihr einfallen, zu ſagen: „Schade, daß Dieſer oder Jener nicht ein Frauenzimmer geworden iſt!“ Gäbe es aber nur einen einzelnen Mann auf der Welt, und er befände ſich ſtets in Frauengeſellſchaft, ſo würde er ſelbſt von der

Gebildetſten, die am beſten und geiſtreichſten ſpricht, ſagen: „Schade, daß ſie kein Mann iſt!“ denn der Mann beſitzt mehr Gattungs-Egoismus, als die Frau.

Wenn Jemand nach England gehen will, ſo mache er ſich erſt mit der engliſchen Sprache und mit der Sitte der engliſchen Frauen bekannt; wenn Jemand nach Italien gehen will, ſo mache er ſich erſt mit der italieniſchen Sprache und mit den italieniſchen Frauenſitten bekannt. Wenn aber Jemand aus England und Italien, aus Polen und Rußland, aus Ungarn, aus der Türkei ꝛc. nach Deutſchland reiſen wollte, ſo müßte man ihm, ſonderbarer Weiſe genug, ſagen:

„Willſt Du nach Deutſchland gehen, ſo mache Dich erſt mit der franzöſiſchen Sprache und mit den Sitten der franzöſiſchen Frauen bekannt.“

Wir haben jetzt zwar keine franzöſiſchen Truppen unter uns, aber es ſteht dennoch eine franzöſiſche Armee in Deutſchland, eine furchtbare franzöſiſche Armee, eine Armee Gouvernanten.

Dieſe Armee iſt deſto gefährlicher, da ſie ſchon unſere Kindheit entdeutſcht und zu Franzoſen macht. Voyageurs und Gouvernanten haben kein Vaterland, ſie wollen blos ihren Wein und ihre Sprache an Mann und an Frau bringen.

Wird uns Deutſchen nun ein Kindlein geboren, ſo ziehen wir es beileibe nicht bei Muttermilch und Mutterſprache, ſondern bei Ammenmilch und Gouvernantenſprache auf. Das Kind ſoll nicht nur nicht deutſch ſprechen, ſondern auch nicht deutſch lallen.

Der deutſche Knabe ſoll dem deutſchen Vater ja nicht „Vater!“ entgegenlallen, ſondern „père!“ da kann er ſich noch nebenbei an das Spiel „pair ou non pair“ erinnern, und der Junge, der ſchon als Kind nicht „Vater!“ lallen mag, wird als Mann den Bruſtkaſten für das gewichtige Wort: „Vaterland“ nicht ſehr erweitern.

Die Mutter will von ihrem Töchterlein nicht Mutter genannt werden, ſondern „mère“. Die iſt aber wenig Mutter mehr und es iſt kein Wunder, daß das Töchterchen, wenn es größer wird, keine Mutterſprache, ſondern „une mère-langue“, auf gut deutſch blos mehr Zunge hat.

In dreißig Jahren werden ſich deutſche Frauenzimmer, die deutſch ſprechen können, und Männer, die Pockennarben haben, als Rarität für Geld ſehen laſſen können. Wer ſeine eigene Sprache vernachläſſigt, um eine fremde zu cultiviren, iſt ein Stiefvater, der ſeine eigenen Kinder darben läßt, während er die Kinder ſeiner zweiten Gemahlin in Gold und Seide kleidet.

Gute Gedanken, in ſeiner Mutterſprache geleſen, heißt gutes Obſt von ſelbſt gezogenen Bäumen pflücken; dieſe Gedanken in einer fremden Sprache leſen, heißt ſie von Vorkäufern erlangen müſſen.

Wenn man eine in ſeiner Mutterſprache gedachte kräftige und geniale Idee in einer fremden Sprache ausdrücken will, ſo kommen mir die dabei beſchäftigten Gedanken, die doch erſt bei der deutſchen Idee anfragen müſſen, immer vor, wie die Geſandten gewiſſer außereuropäiſcher Mächte, die bei jeder Verhandlung erſt von ihren Höfen

Inſtruction einholen müſſen; bis dieſe aber kommt, iſt die Sache bereits in Vergeſſenheit gerathen.

Sagen Sie mir gefälligſt, meine freundlichen Leſerinnen, drückt ſich die wahre Empfindung je in einer fremden Sprache innig und herzlich aus? Wenn einem durch und durch gouvernantirten Frauenzimmer plötzlich ſtark auf den Fuß getreten wird, wird es ausrufen: „Hélas!“ oder: „Ach!“? Ueberhaupt, wenn Sie überraſcht werden vom plötzlichen Schmerze oder von plötzlicher Freude, würde ſich Ihre Empfindung in deutſcher Sprache Luſt machen, oder überſetzten Sie dieſelbe erſt ins Franzöſiſche?

Einen Beweis des Gegentheils gibt die Erfahrung, daß Damen und Herren, die nie anders, als elegant franzöſiſch ſprechen, mit ihren Bedienten und ihren Stubenmädchen in einem kräftigen deutſchen Currentſtyl zanken. Ich habe mich, wenn ich deutſche Frauen mit franzöſiſchen Gebetbüchern in die Kirche wandern ſah, oft gefragt: Iſt es möglich, daß ein deutſches Herz auf franzöſiſch ſein Gebet zum Himmel ſchicke? Es kommt mir dann immer ſo vor, als ob ſie jedes Gebet mit „Monſieur“ anfingen, oder wenn's hoch kommt, mit „Sire“.

Wir Deutſche, wir haben einen „Gottesdienſt“, wir dienen Gott mit Lieb und Treue; welches Wort gibt uns die franzöſiſche Sprache für Gottesdienſt? „Le culte!“ Es iſt kein Gottesdienſt mehr, es iſt eine Cultur, man cultivirt unſern lieben Herrgott wie eine Bekanntſchaft, macht ihm alle Sonntage hübſch eine Viſite. Wir haben einen Hochaltar. Die franzöſiſche Sprache hat dafür einen

„Maitre Autel“, welcher an „Maitre d'hôtel“ erinnert. Sehen Sie, meine freundlichen Leſerinnen, unſere deutſche „Liebe“ an. Sie mögen nun eben in der Conjugation des Zeitwortes „lieben“ bei der gegenwärtigen, vergangenen oder zukünftigen Zeit ſein, ſo werden Sie doch geſtehen, daß das franzöſiſche „L'amour“ eine wahre Waſſerverdünnung gegen unſere Liebe iſt.

Der Deutſche ſagt: „er hat ſich verliebt.“ Die Partikel „ver“ zeigt einen gänzlichen Verbrauch durch das nachfolgende Zeitwort an, alſo ſein ganzes „Ich“ iſt in dieſe Liebe übergegangen; das iſt der Charakter wahrer Liebe, das eigene Selbſt hat ganz aufgehört, es iſt ganz Liebe geworden, es iſt eine heilige, göttliche Wandlung vorgegangen. Die franzöſiſche Sprache ſagt: „Prendre de l'amour.“ ſo wie man ſagt: „Prendre du tabac.“

Die franzöſiſche Sprache nimmt eine Priſe Liebe, ſo wie ſie eine Priſe Tabak nimmt, mit vieler Grazie, des Tages ungefähr dreimal.

Wenn mir auf deutſch geſagt wird: „Ich liebe Dich!“ da wird mir mein Glück in runder Münze, in echt deutſchem Gepräge, mit echt deutſcher Bündigkeit und Beſtimmtheit gereicht. Wie klingt aber das „ich liebe Dich“ aus einem franzöſiſchen Munde: „Ah, que je vous aime!“

Zuerſt ein hohler Donner: „Ah!“

So wie Seiltänzer ſich erſt durch einen Trompetenſtoß ankündigen, dann kommt das: „que je vous aime!“

Die zwei Vorreiter „Ah, que“ ſind der einfachen Liebe zu prunkvoll, und dieſem „Ah, que je vous aime!“

folgen dann einige Exclamationen und Phraſen, car. parc que u. ſ. w., welche dieſelben Worte noch einmal ins Detail ausſcheiden; das „Ah, que je vous aime!“ wird zuerſt als Braten ganz auf den Tiſch getragen, dann kommt es noch einmal tranchirt an die Reihe.

Sehen Sie, meine freundlichen Leſer, unſere zwe edelſten Männer, die in jeder echten deutſchen Biederbru leben und weben, hat die franzöſiſche Sprache zu Weiber gemacht.

„Der Stolz“ und „der Ruhm“, ſie haben Frauenkleide angelegt und ſtehen als „la fierté“ und „la gloire“ vor uns da

Sehen Sie einmal dieſe hektiſche „gloire“ an, ſieh ſie nicht gegen unſern aus einer kräftigen Stammwurze gebildeten „Ruhm“ aus, wie eine gute franzöſiſche „bonne“ gegen einen geſunden, derben Tiroler.

Die deutſche Sprache iſt wie der deutſche Mann, ſi ſpricht nicht viel, aber ſie ſchlagt drein, darum liefert de Deutſche eine einſylbige „Schlacht“; das iſt ein kleine Wörtchen, aber es ſchlachtet en gros. Die franzöſiſch Sprache liefert uns dafür eine dreiſylbige „Bataille“. Das Wort ſchlägt Lärm, aber man kann ſich der Bemerkung nicht verwehren, daß zwei Drittel von der „bataille“ an die „taille“ denken. Eben ſo ziſcht das deutſche „Schwert“ ſchon zweiſchneidig im Munde, der franzöſiſche „epée“ mit ſeinem zweiſtumpfigen E bittet um „paix“, Frieden. Darum muß die gute franzöſiſche Sprache ihre Helden mit dem ſcharfen Spiritus asper ausſprechen! „Les héros“, damit ja nicht mit „le zéros“ die Nullen ausgeſprochen werden.

Man muß aber geſtehen, daß die franzöſiſche Sprache conſequent iſt, da ſie aus unſerm Ruhm und aus unſerm Stolz zwei Frauenzimmer gemacht hat, hat ſie auch aus unſerm „Bart“ eine Dame gemacht: „la barbe,“ da man doch weiß, daß die weiſe Vorſehung deshalb den Frauenzimmern gar keinen Bart ſchenkte, weil nicht alle ſo lange ſchweigen können, bis ſie raſirt ſind.

Sehen Sie, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, gewiſſe deutſche Worte an, die ſich nicht ins Franzöſiſche überſetzen laſſen, und gewiſſe franzöſiſche Worte, die ſich nicht ins Deutſche überſetzen laſſen, und wir können auf Beides ſtolz ſein.

Ueberſetzen Sie mir einmal die franzöſiſche „suffisance“ ins Deutſche! Sie können „Selbſtgefälligkeit“, höchſtens „Eigendünkel“ ſetzen. Aber, o Himmel! der Eigendünkel iſt ein liebenswürdiger, beſcheidener, charmanter junger Mann gegen dieſe complicirte „suffisance“!

Madame la Suffisance iſt eine Perſon, die aus einem Crême von Dünkel, Stolz, Grobheit, Albernheit und Verſchmitztheit beſteht; der Deutſche kennt weder die Sache, noch den Namen.

Nicht wahr, Sie kennen kein abſcheulicheres, haſſenswürdigeres Wort, als das Wort „Treuloſigkeit“?

Die Treuloſigkeit, dieſes Labyrinth im freien Reiche der Empfindung, die Treuloſigkeit, dieſe Gottesläſterung aller Gefühle! und doch iſt dieſes Wort liebenswürdig, verehrungswürdig, wenn Sie es gegen die franzöſiſche „perfidie“ ſtellen.

„Perfidie“ iſt nicht allein Treuloſigkeit, nicht allein Falſchheit, nicht allein Abfall, o nein, „perfidie“ iſt Verrath mit Falſchheit, Hohn und Treubruch, Spott und Falſchheit, Schadenfreude und hölliſcher Abfall, frecher Treubruch und boshafte Luſt daran zugleich.

Betrachten wir unſern deutſchen „Spott“, er iſt gutmüthig wie der Teutſche überhaupt, und gottlob eben ſo ſchwerfällig wie er; der Teutſche ſchickt ſich zum Spotten an wie zur Bärenjagd, er verwahrt vor Allem ſich ſelbſt und dankt Gott, wenn er keinen Bären geſehen hat; da bietet ſich uns aber die franzöſiſche „persiflage“ dar, wie ein ſchön ausgewachſenes, ausgebildetes und gewandtes Weſen, es iſt gewiß in einem Fräuleinſtift erzogen worden! „Persiflage“ iſt eine Hyäne, ſie zerfleiſcht Namen und Menſchen, nicht aus Hunger, ſondern aus teufliſcher Luſt, ſie will blos die Ehre oder den Ruf zuckend verenden ſehen.

Das Spötteln unſerer deutſchen Frauen iſt ihnen gar nicht ernſt, ſie bringen es blos in Geſellſchaft mit wie den Strickſtrumpf, weil ſie ſonſt nicht wüßten, was ſie anfangen ſollten.

Betrachten wir unſern deutſchen „Witz“. Schon das Wort ſelbſt iſt ſpitzig; die franzöſiſche Sprache gibt uns „l'esprit“ dafür. Nun verhält ſich das Wort „Witz“ zu „l'esprit“ wie das Wort „Blitz“ zu „l'éclair“. „Blitz“ und „Witz“ ſieht man ordentlich ſchnell herniederzucken, Alles rings beleuchten und zündend niederfahren, während man bei „l'esprit“ und „l'éclair“ von beiden kaum ein Wetterleuchten ahnt.

Geiſt iſt nicht Witz; wir haben Kirſchengeiſt, Hirſchhorngeiſt u. ſ. w., aber wir haben keinen „Kirſchenwitz“ und keinen „Hirſchhornwitz“.

Ich wollte einmal in einem Geſpräch mit Franzoſen das Wort „Mutterwitz“ gebrauchen, und ſagte: „l'esprit de la mère.“ Keiner von ihnen wußte, was ich ſagen wollte, ich ſchlug den Dictionär nach und fand Mutterwitz „l'esprit naturel“. Da ſah ich gleich von den Speiſekarten den „Aal naturel“ vor mir mit Salzwaſſer und etwas Peterſilien!

Ich glaube durch dieſe kleinen Parallelen bewieſen zu haben, daß die deutſche Sprache vor der franzöſiſchen noch lange nicht Chamade zu ſchlagen braucht; ſelbſt zu den Calambours und Rebus der franzöſiſchen Sprache, an die wir einen wahren Narren gegeſſen haben, die doch nur ein glänzender Beweis ihrer Armuth ſind, ſelbſt auch dazu bietet die deutſche Sprache ein ergiebiges Feld, und zu ſogenannten jeux de mots iſt die deutſche Sprache viel günſtiger; wir Deutſche ſind nur keine Jongleurs, welche die Worte gern auf der Zunge balanciren laſſen, in die Höhe werfen und wieder auffangen.

Ich ſelbſt, der ich, wie Sie ſich bereits oft überzeugt haben, nur ſehr geringe Gewalt über die deutſche Sprache habe, will Ihnen doch zum Spaß ein paar ſolche Wort-Contra-Tänze und Sylbenverſetzungen vorführen, um Ihnen anſchaulich zu machen, wie ſie ſich wenden und drehen laſſen.

Zum Beiſpiel die Worte: „Nehmen“ und „Geben“, wie wandelbar ſind dieſe Worte!

In der Liebe zum Beiſpiel: der erſte Anblick nimmt uns ein, der Eindruck nimmt zu, die Blödigkeit nimmt ab, man nimmt ſich vor, ſich die Freiheit des Geſtändniſſes herauszunehmen. Nun kommt das Geben. Er bittet, ſie möchte ihm Gehör geben, denn er müſſe es von ſich geben; ſie gibt es erſt zu, bald gibt ſie nach, daraus wird eine Ergebung, aus dieſer eine Hingebung, und bald haben ſie ſich etwas zu vergeben. Er gibt das Verſprechen, ſie zu nehmen, und will ſie ihn beim Wort nehmen, ſo ſagt er: um Vergebung! Ein Soldat im Kriege darf ſich viel herausnehmen, aber er wird ſelten etwas herausgeben.

Man findet im Leben zwanzig Angeber, aber nicht einen Annehmer. Man nimmt ſich oft Vieles vor und gibt Alles nach. Man macht oft als Ausnahme eine Eingabe und hat den Kopf davon eingenommen, daß es nichts ausgegeben hat. Man ſchreit oft vernehmlich und zugleich vergeblich. Was ſich in der Ferne für ſchön ausgibt, wird ſich in der Nähe häßlich ausnehmen. Mancher will dem Andern einen Rock nehmen und gibt ſich eine Blöße, ein Anderer will Jemanden beim Kopf nehmen und gibt ſich einen Naſenſtüber. Was wir am übelſten nehmen, das wird uns gerade zum Beſten gegeben. Ein Geſchäft, worauf man zu viel aufnimmt, muß man bald aufgeben, und ich will dieſer Variation ein Ende geben, damit Ihre Ungeduld ein Ende nehme.

Nehmen wir die zwei einſylbigen Wörtchen „Kopf“ und „Haupt“. Sie bedeuten eins und dasſelbe, aber in welcher Abwechslung führt ſie die deutſche Sprache!

Nicht jeder Mann mit Kopf wird Hauptmann, Leute ohne Kopf machen oft ein Hauptglück, und oft führt Jemand kopflos Hauptſtreiche aus.

Wer nicht auf den Kopf gefallen iſt, wird oft auf das Haupt geſchlagen. Mancher Kaufmann lieſt ſein Hauptbuch und bekommt Kopfweh; der Geſcheidte, der gegrüßt wird, nickt mit dem Kopfe; der Dummſtolze neigt das Haupt. Der Mann iſt das Haupt des Hauſes, aber die Frau wächſt ihm über den Kopf. Gerade wo es ſich um das Haupt handelt, da verliert man am erſten den Kopf. Der Kopf iſt männlich, das Haupt iſt ſächlich. Das behaubte Haupt aber iſt weiblich, und gerade dieſes behaubte Haupt beſteht auf ſeinem Kopfe und behauptet die Regierung. Weil Kopf und Geld ſelten beiſammen ſind, ſo iſt auch das Kopfgeld abgeſchafft worden, aber es gibt Hauptſummen und wir ſagen auch Haupt- und Capital-Narren!

Der Kopfputz iſt den Damen ſehr heilig, und nur ein Hauptſturm darf ihn in Unordnung bringen. Die Stimmen der beſten Köpfe machen den Hauptton ſelten aus, und gerade die, welche Kopfüberfluß haben, leiden Hauptmangel.

So glaube ich, werden Sie nun auch überhaupt dieſer Spielerei genug haben, und ſchließe hiemit.

Senſitiven.

An Idenla.

„Que flor no es de amor un concepto feliz?" *)
Calderon.

I.

Auch die ſtummſte Liebe dichtet
Lieb' iſt ewig Poeſie.
Wehe, wer ſie lieblos richtet,
Er erkennt ſie ewig nie!

Weil ich Jahre, Tage, Wochen
Nicht von Liebe hab' geſungen,
Nicht von Liebe hab' geſprochen,
Glaubtet Ihr, daß ich bezwungen
Hab' die Liebe und vernichtet?
Doch hab' ich in Dämmerungen
Tauſend Lieder fein geſichtet,
Auch die ſtummſte Liebe dichtet!

Lieben, dichten iſt ja Eines,
Schweigſam ſind all' Beide ſie;
Schweigen Beide oder Keines,
Eines ſpricht ohn' And'res nie,
Schweigt auch Liebe ſpät und früh,
Iſt's ein Schweigen nur des Scheines,
Lieb' iſt ewig Poeſie!

---

*) „Welche Blume iſt nicht ein ſüßer Einfall der Liebe?"

Lieben! dichten! Zwillingstropfen,
Die auf's Herzblatt ſich ergießen,
Durch des Herzens leiſes Klopfen
Weinend ineinander fließen;
Wehe, wer ſie falſch bezichtet,
Wer auf ihren Tod will ſchließen,
Weil ſie auf das Lied verzichtet,
Wehe, wer ſie lieblos richtet!

Niemals red' von Lieben, Singen,
Wem kein Liedchen ſelbſt gedieh,
Wem der Liebe Sehnen, Ringen
Niemals einen Schmerz verlieh,
Dem ein lautes Liederſingen
Liebe niemals noch verzieh,
Er erkennt ſie ewig nie!

2.

Als Amphion ſchlug die Saiten
    Einſt durch Feld und Flur und Haine,
Da bewegt von Nah und Weiten
    Wurden Bäume, Felſen, Steine!

Darum ſinge ich die Klänge
    Vor Dir her auf allen Wegen,
Ob es etwa mir gelänge,
    Dir Dein Steinherz zu bewegen!

Ein Amphion bin ich nimmer,
    Säng' ich Dir auch ſtündlich, täglich,
Stein bleibt Stein, wie eh' und immer,
    Und Dein Herz bleibt unbeweglich!

3.

Kleine Hyacinthen-Glocken,
Die an Deinem Herzen blühten,
Und vom eig'nen Glück erſchrocken,
Liebetrunken d'rob erglühten,

Habe ich am andern Morgen
Angeblickt im Sehnſuchtsſchwelgen,
Und es lag ein Pfeil verborgen
In den zarten Purpurkelchen!

Jede Spitze von den Pfeilen
War von ſüßem Gift getränket,
Daß die Wunden niemals heilen,
Wenn ſie Amor hat gelenket!

Als aus ihrem kleinen Becher
Alle Pfeile auf mich flogen,
Die in dieſem Blumenköcher
Fühlten Deines Herzens Wogen,

Blaßten ab die Hyacinthen,
Und ihr Duften war verloren,
Und der Glocken Flammentinten
Welkten an der Bruſt der Horen!

Und ſie leiden jetzt unſäglich,
Sehnen ſich nach Dir zurücke,
Reden mir nun ſtündlich, täglich,
Von dem ſüßen, ſüßen Glücke,

Als ſie Dir am Herzen ruhten
In des Tanzes ſüßer Stunde,
Deines Herzens Ebb' und Fluthen
Spürten auf dem heil'gen Grunde;

Heimweh fühlen ſie voll Schmerzen,
Und ich fühl's mit ihnen eben,
Heim heißt leben Dir im Herzen,
Weh heißt ferne von Dir leben!

4.

Rothe Roſ' auf friſchen Wangen
Glüht und blüht ein Liebeleben,
Mit dem Leben aufgegangen,
Und vergangen mit dem Leben!

Weiße Roſ' auf blaſſen Wangen
Malt uns ſtets ein Seelenleben,
Und ein ſeliges Verlangen,
Herz in Herz nur zu verweben!

Treu iſt weißer Roſe Walten,
Ewig ihre Liebesgabe,
Denn die Liebe wird noch halten
Weiße Roſ' auf unſerm Grabe!

5.

Zu dem Hauſe, weit entlegen,
Vor dem Thore draußen, ferne,
Führt es mich von allen Wegen,
Führt es mich doch gar zu gerne!

Und mich treibt's, hinaus zu gehen,
Wenn ich ſie auch nicht erblicke,
Wand're raſtlos, bleibe ſtehen,
Gehe weiter, kehr' zurücke;

„Gute Nacht!" ſag' ich dem Hauſe,
„Gute Nacht!" ſag' ich den Gaſſen,
Wiederhol's nach einer Pauſe,
Kann vom Hauſe doch nicht laſſen!

„Lebe wohl!" ſag' ich dem Thore,
Das mir wie ihr Herz verſchloſſen,
„Lebe wohl!" ſag' ich dem Flore,
Der ihr Fenſter hält umfloſſen!

„Lebe wohl!" ſag' ich bis Morgen,
„Gaſſe, Fenſter, ſüße Liebe!"
Bis ich wiederum verborgen
Nachts darauf daſſelbe übe!

6.

Stern, von mir gewendet,
Hörſt Du, was die Liebe ſpricht?
Licht, mir fort geſendet,
Siehſt Du meine Thräne nicht?

Blick, zu ihr erhoben,
Dringet nicht an Ort und Stell'!
Gruß, aus Lied gewoben,
Dringet nicht in ihre Zell'!

Wunſch, für ſie geſprochen,
Machet ihr das Aug' nicht naß,
Herz, für ſie gebrochen,
Ach, vielleicht erfährt ſie das!

Welt-Narren-Büchlein.

Das Buch der Narrheit und der Narren iſt aus dem ABC-Büchlein der Narren hervorgegangen. Ach, welch ein Narren-ABC haben wir in der Welt!

Alte Narren. Amts-Narren. Allerwelts-Narren.
Bücher-Narren. Böſe Narren.
Ciceroniſche Narren. Cabbaliſtiſche Narren.
Duzend-Narren. Diplomatiſche, Demokratiſche Narren.
Erz-Narren. Ehrgeizige, Exemplariſche Narren.
Feder-Narren. Freiherrliche, Frömmelnde Narren.
Gottes-Narren. Gelegenheits-, Gewohnheits-Narren.
Halb-Narren. Haupt-Narren. Hof-Narren. Hochzeits-Narren.
Jagd-Narren. Jämmerliche, Juriſtiſche Narren.
Katheder-Narren. Kleider-Narren. Komödien-Narren.
Land-Narren. Leſe-Narren. Liberalitäts-Narren.
Muſik-Narren. Maul-Narren. Mutter-Narren.
National-Narren. Noth-Narren. Nachbetende Narren.
Octav-Narren. Ordens-Narren. Orts-Narren.
Papier-Narren. Politiſche Narren. Pöbel-Narren.
Quadrat-Narren. Quartett-Narren. Quodlibetariſche Narren.
Raths-Narren. Rechts-Narren. Reim-Narren.
Schrei-Narren. Süße Narren. Schießſtätte-Narren.
Tafel-Narren. Traum-Narren. Tugend-Narren.
Umſchweif-Narren. Univerſitäts-Narren. Urſprachs-Narren.
Vorzimmer-Narren. Virtuoſen-Narren. Volks-Narren.
Weiber-Narren. Wahrheits-Narren. Welt-Narren.
Zeit-Narren. Zeitungs-Narren. Zuſammengeſetzte Narren.

Es wird ſich ſelten ein Narr finden, der nicht zu dieſen Narren zu zählen wäre.

Wie ſieht es nun mit den

„Närrinnen“

aus?

Indem ich voraus erkläre, daß ich ſelbſt der größte Narr bin, indem ich nicht nur ſo ein Narr bin, mit allen Narren anzubinden, ſondern ſo ein närriſcher Narr, zu glauben, es gäbe Närrinnen auf dieſer Welt. Die größte Närrin iſt noch immer geſcheidter, als der kleinſte Narr!

Das ABC der Närrinnen iſt auch ziemlich ergiebig.

Ankleide-Närrinnen. Affen-Närrinnen.
Band-Närrinnen. Badreiſe-Närrinnen. Blumen-Närrinnen.
Caffee-Närrinnen. Clavier-Närrinnen.
Dichter-Närrinnen. Deputir-Närrinnen. Duft-Närrinnen.
Eckenfenſter-Närrinnen. Empfindſame Närrinnen.
Familien-Närrinnen. Flitter-Närrinnen.
Galanterie-Närrinnen. Geſellſchafts-Närrinnen.
Haarputz-Närrinnen. Hofdamen-Närrinnen.
Ideals-Närrinnen. Juwelen-Närrinnen.
Karten-Närrinnen. Katzen-Närrinnen.
Lach-Närrinnen. Liebes-Närrinnen. Lotterie-Närrinnen.
Männer-Närrinnen. Malerei-Närrinnen.
Nähzeug-Närrinnen. Nerven-Närrinnen.
Orangerie-Närrinnen. Opern-Närrinnen.
Putz-Närrinnen. Poetiſche Närrinnen.
Quackſalber-Närrinnen. Quartier-Närrinnen.
Rangs-Närrinnen. Reiſe-Närrinnen.
Schach-Närrinnen. Schreib-Närrinnen.
Tanz-Närrinnen. Tractir-Närrinnen.
Uebligkeits-Närrinnen. Unternehmende Närrinnen.

Vetterſchafts-Närrinnen. Vögel-Närrinnen.
Wäſch-Närrinnen. Wahrſager-Närrinnen.
Zank-Närrinnen.

Das Unglück im menſchlichen Leben iſt nicht, daß es viele Narren und Närrinnen gibt, ſondern daß jeder Narr und jede Närrin alle Andern, nur ſich ausgenommen, für Narren und Närrinnen halten.

Die Narren ſind auch gar keine Narren, daß ſie Narren ſind! ja ſie wären Narren, wenn ſie keine Narren wären. Der Staat hat an den Narren einen ordentlichen Narren gegeſſen, er geht deshalb auch mit ſeinen Narren zärtlicher um, als mit ſeinen Klugen. Hat einmal ein Narr das Glück, daß ſein Verdienſt anerkannt wird — und dem wahren Narren entgeht das nie — ſo baut man ihm ein Narrenhaus; wie viel Kluge aber laufen nicht herum, wie viel perfect Kluge, hat man ihnen je ein Klugenhaus gebaut?

Der Stein der Weiſen hat ſchon viele Leute zu Narren gemacht, aber der Narrenſtein (Lapis stultorum) oder die gebrannte Beifußkohle heilt und ſtillt Schmerzen. Wie viel muß ein Kluger reden, bis man ihm glaubt, er ſei klug, ein Narr braucht nur zu ſchweigen, und man hält ihn für klug!

Ich will lieber ein Narr werden, als ein Kluger, da man nur durch Schaden klug werden kann! Was gibt der Narr nicht Alles vor, der Kluge hingegen muß immer nachgeben! Wie glücklich ſind die Narren! Wir wollen einmal das Regiſter der Narren-Sprichwörter durchgehen, und wir werden daraus erſehen, welch ein glückliches Völklein die Narren ſind.

Regiſter der Narretei-Sprichwörter.

„Einem jeden Narren gefällt ſeine Kappe.“

Wie glücklich iſt ein jeder Narr! fragt einmal unſere Weiſen, ob ihnen ihre Kappe gefällt? Wer iſt alſo mehr Narr, der Narr oder der Kluge?

„Narren und Kinder reden die Wahrheit.“

Kinder gibt es in unſerer Zeit gar keine mehr; unſere Kinder ſind keine Narren und unſere Narren ſind keine Kinder. Es bleibt alſo für die Wahrheit Niemand, als die Narren. Ein Kluger wird ſich aber hüten, ſo ein Narr zu ſein und die Wahrheit zu reden. Deshalb weiß man nie, ob einer wirklich in Wahrheit ein Kluger iſt, von den Narren aber weiß man ſogleich, ſie ſind in Wahrheit Narren. Wenn keine Narren wären, ſo hörten wir keine Wahrheit; das iſt eine wahre Narrheit und eine närriſche Wahrheit.

„Ein Narr macht hundert Narren.“

Er macht hundert Narren ohne Katheder, ohne Vorleſung, ohne Anſtellung, ohne Exercitium, blos durch das lebendige Beiſpiel, durch reine, praktiſche Narrheit. Wie viel Kluge aber werden angeſtellt als Doctoren, Profeſſoren, Erzieher, Hofmeiſter u. ſ. w., ohne daß je Einer noch einen Klugen gemacht hätte. Ein Narr macht hundert Narren, aber aus hundert Klugen kann kein Menſch klug werden!

„Narren haben mehr Glück, als Recht.“

Da haben ſie grad Recht! ſie ſind keine ſolchen Narren, daß ſie Recht allein haben. Da kämen ſie unrecht! Es iſt ein wahres Glück, daß ſie Glück haben! Hätten ſie mehr Recht, als Glück, das wär' ein rechtes Unglück! Die Klugen haben immer Recht und nie Glück, da haben ſie was Rechtes! Sie ſind nicht recht klug, daß ſie Recht haben! Glück, das iſt das Rechte, aber das Recht iſt kein Glück!

„Wenn die Narren kein Brot äßen, ſo wäre das „Korn wohlfeil.“

Nun aber iſt das Korn wohlfeil; ein Beweis, daß die Narren kein Brot eſſen; was eſſen ſie denn? Gar nichts etwa? Ja, Kuchen, Kuchen eſſen ſie! Wer iſt alſo geſcheidter, ein Narr, der Kuchen ißt, oder ein Kluger, der Brot ißt? Die Klugen haben Brotwiſſenſchaften, die Narren aber beſitzen Kuchenwiſſenſchaften!

„Narren ſoll man nicht auf Eier ſetzen.“

Dieſes Sprichwort hängt mit dem vorigen zuſammen; da die Narren Kuchen haben, ſo haben ſie gewiß auch Küchlein; wenn ſie Küchlein haben, wozu wird man ſie erſt auf Eier ſetzen? Die Klugen aber ſitzen beſtändig wie auf Eiern, und dennoch brüten ſie nichts aus, als höchſtens ein „ei, ei!“ Kaum aber hat der Kluge ein Ei, ſo will es klüger ſein, als die Henne! Wo ein Kluger geht und ſteht, ſieht er immer aus, als ob er ſäße — auf Eiern; aber er ſitzt ſtets auf fremden Eiern; manchmal gackern ſie, daß man glaubt, ſie ſitzen auf Straußeneiern, und wenn ſie fertig ſind, haben ſie Ameiſeneier ausgebrütet.

„Narren wachſen ohne Begießen.“

Und wie ſchöngewachſene Narren gibt es; es gibt Narren, die ſo ſchön gewachſen, daß ihnen hundert Kluge nicht gewachſen ſind. Sie wachſen ohne Begießen, darum kommen ſie eher aufs Trockene. Die Klugen aber ſehen immer aus, wie begoſſen, und wachſen doch nicht von der Stelle. Die Klugen ſind immer ſchön trocken, obſchon ſie ſtets vom Regen in die Traufe kommen; ſie ſind trocken, und doch geht ihnen oft das Waſſer bis an den Hals!

„Hoffen und Harren macht Manchen zum Narren!“

Das ſind denn doch wenigſtens hoffnungsvolle Narren, an den Klugen aber iſt oft alle Hoffnung verloren. Unſere Klugen ſehen ſtets aus, als ob ſie in der Hoffnung wären, und ſie verharren darauf, bis zur Verzweiflung. Es iſt ſehr weiſe von den Narren, daß ſie hoffen und harren, denn wenn ſie blos hofften und nicht harrten, oder blos harrten und nicht hofften, ſo wären ſie in einer traurigen Lage. Die Klugen hoffen nicht, darum werden ſie oft unverhoffte Narren, ſie harren blos, das heißt, ſie verharren auf ihre Klugheit, und darum iſt eben alle Hoffnung bei ihnen verloren.

„Narren reden, was ihnen einfällt.“

Das ſind ehrliche Narren, die reden, was ihnen einfällt, unſere Klugen und Gelehrten reden, was Andern einfällt! Den Klugen aber fällt nie etwas ein, als höchſtens — ihr Syſtem.

„Weiber, Glück und Gold ſind allen Narren hold."

Welch ein Glück, ein Narr zu ſein! Die Weiber ſind deshalb den Narren hold, weil ſie wiſſen, daß man aus ihnen ſelbſt nicht klug werden kann. Vielleicht ſind ſie ihnen auch deshalb hold, weil ihnen das Gold auch hold iſt; ſo ein Goldnärrchen, das iſt ihr Mann! Oft geht von ſo einem Goldnärrchen die Vergoldung ab, dann geht die Frau auch ab, das iſt dann noch ſein Glück, dann geht ihm nichts ab! Die Weiber ſind den Narren hold, was aber die Weiber betrifft, da ſind die Klügſten die größten Narren, und der größte Narr wird oft plötzlich ſo geſcheidt, zu ſehen, daß ſie ihn zum Narren haben.

„Es ſind nicht Alle Narren, die nicht in Rath gehen."

Es ſind auch nicht Alle Narren, die in den Rath gehen, ſie ſind blos Alle Narren, wenn ſie aus dem Rath gehen, weil in dem Rath guter Rath am theuerſten iſt, und jeder Rath in ſeinen Rath vernarrt iſt.

„Er iſt ein Narr, ſo weit er warm iſt."

Es ſoll heißen, er ſitzt warm, ſo weit er ein Narr iſt; wo der Menſch anfängt, geſcheidt zu ſein, da ſitzt er nicht mehr warm.

„Es ſind nicht alle Narren geſchoren."

O nein, aber die Geſcheidten, die ſind ſchon Alle geſchoren, obwohl ſich kein Menſch um ſie ſchert. Wenn alle Narren geſchoren werden, das wär' eine ſchöne Beſcherung, da dürfte kein Menſch mehr den Hut abnehmen, ohne daß man ihm den Narren auf den Kopf zuſagte. Es ſind aber auch nicht Alle Narren, die geſchoren ſind. Die Schere der Selbſtſucht ſchert blos die geſcheidten Köpfe, und läßt die Narrenköpfe ungeſchoren. Man ſchert gewöhnlich nur jene Narren, die in der Wolle ſitzen, und im Gegentheil bleiben jene ungeſchoren, an denen kein gutes Haar iſt.

„Ein jeder Menſch muß ein Paar Narrenſchuhe zerreißen."

Davon ſind ſelbſt die nicht ausgenommen, die barfuß gehen. Mancher Menſch hat das Unglück, daß ſeine Narrenſchuhe ein Paar unzerreißbare Patentſohlen haben, und er muß ſie all ſein Lebtag tragen. Mancher Menſch hat aber ſeine Narrenſchuhe ſo gut beſchlagen, daß er eher den Nagel auf den Kopf trifft, als die Geſcheidten, die immer auf Socken und auf Eiern einherſteigen; und mancher Menſch, der, wie man ſagt, einen ganzen Stiefel Weisheit beſitzt, hat nicht Geſchick genug, dem Narren ſeinen Narrenſchuhriemen aufzulöſen.

„Wer mit Narren zu Bette geht, ſteht mit Narren auf.“

Das iſt doch natürlich; aber oft geht man mit Klugen zu Bette und ſteht mit Narren auf. Wie oft kommt es über Nacht an den Tag, daß der Kluge, beim Licht betrachtet, ein Narr iſt!

„Ein Narr lobt den andern.“

Das ſind löbliche Narren, das lob' ich mir! Aber die Geſcheidten, da lobt Keiner den Andern, der Eine und der Andere lobt nur ſich.

Aus allen dieſen Sprüchlein und ihrer Anwendung iſt zu erſehen, daß die Narren große Vorzüge vor den Klugen beſitzen. Wie ſelten findet ein *Kluger* ein weibliches Weſen, das ſeine *Klugin* ſein will, aber jeder Narr findet ſogleich ſeine Närrin! Der *Büchernarr* findet ſeine *Büchernärrin*, der *Kleidernarr* ſeine *Kleidernärrin*, der *Weibernarr* ſeine *Männernärrin*, der *gute Narr* ſeine *gute Närrin*, ja, der kleinſte Narr findet noch immer ſein liebes *Närrchen*. Es gibt eine *Narrenliebe*, aber keine *Weiſenliebe*, und ein *Narrenſeil* iſt mir doch immer noch lieber, als ein *kluger Strick*!

Von der Narrentracht iſt uns leider nichts übrig geblieben, wir haben keine *Narrentracht* mehr, aber blos eine *Tracht Narren*!

Die Narrenkappe oder Gugel iſt abgekommen, dafür haben wir **verkappte Narren** unter Hüten, Hauben und Mützen. Auch die **Eſelsohren,** dieſe Abzeichen der eigentlichen Narren, ſind abgekommen, obwohl wir noch Narren genug haben, die mit Freund Langohr ſich meſſen könnten. Auch der **Hahnenkamm** (Coxcomb) iſt verſchwunden, und doch ſieht man gelehrte Narren und Streithähne, denen der Kamm, wie der eines Truthahns ſchwillt; nicht minder verſchwand der **Narrenkolben** (Sceptrum morionis) und doch wimmelt es von Narren mit **Kolben** und Retorten; deshalb mangelt es uns auch an Kolben, die Narren gehörig zu lauſen. Nicht minder iſt der **Narrenkragen** ganz aus der Mode gekommen, obſchon man alle Augenblicke einen Narren beim Kragen erwiſchen könnte. Die **Schellen** ſind ganz verſchollen. Die Narren tragen leider keine Schellen mehr, man kann ſich nicht mehr hüten, ſie kündigen ſich nicht mehr an. Die Warnungsglocke fehlt jetzt bei den Narren, deshalb kann man ihnen gar nicht mehr ausweichen.

Man ſieht alſo, daß Kleider Leute machen, aber Kleider machen nicht Narren, und daß es Narren ohne Narrenkleider genug gibt.

Eine der größten Narrheiten der Neuzeit ſind Feſteſſen und Toaſte; der Großmeiſter aller Narren, der Hanswurſt, hält folgende Feſteſſen-Rede:

Meine Herren! Die Vorſehung hat uns Deutſchen einen Mund gegeben, zum Eſſen, zum Trinken und zum Reden! Lange haben wir leider denſelben nur zum Eſſen und zum Trinken gebraucht und haben nicht geredet; der Deutſche hat gedacht und nicht geredet, das muß aufhören, denken kann jeder Menſch, aber zum Redner muß man geboren ſein! Der Deutſche will von nun an reden und nichts denken, und wir wollen ihm mit unſerem Beiſpiel vorangehen! Wir haben uns hier verſammelt, meine Herren! Das iſt ſchon ein großer Schritt! Das iſt ein gewaltiger Schritt! Wenn man ſich nur einmal verſammelt hat, wozu man ſich verſammelt, das findet man dann ſchon leicht heraus! Alle Stände Europa's verſammeln ſich, warum ſoll der Narren-Stand, der älteſte, der ausgebreitetſte Stand der Welt, ſich nicht verſammeln?

Wir wollen uns beim Eſſen verſammeln! Zuerſt war das Wort, dann der Geiſt, dann das Fleiſch; bei uns ſoll es umgekehrt ſein: zuerſt das Fleiſch, dann das Wort, der Geiſt findet ſich hinterdrein, und findet ſich nicht gerade ein Geiſt, ſo nimmt man ein Geſpenſt! Alle großen Dinge werden durch und mit und bei Eſſen abgethan. Die Engel, die dem Vater Abraham erſchienen, thaten wenigſtens ſo, als ob ſie äßen, wahrſcheinlich, damit ſie Abraham für Deutſche halten ſollte. Die Verſammlungen der Naturforſcher kommen zuſammen, um zu eſſen und zu ſehen, wie viel ſie ertragen können; ſie bringen mehr in ſich hinein, als aus ſich heraus, und obwohl ſie vorgeben, gar keine politiſche Tendenz zu haben, ſo arbeiten ſie im Stillen doch nur für die Reſtauration Deutſchlands! Talleyrand iſt nie ein größerer Diplomat, als bei Tiſche geweſen, und er hatte durch den häufigen Teller-Wechſel gelernt, auch bei dem Regierungs-Wechſel von jeder Aſſiette etwas zu genießen. Gegenwärtig eſſen die lebenden Gelehrten die verſtorbenen Gelehrten. Ueberall leben ſie von dem Tod der Schriftſteller! Da wird immer gegeſſen! Den Todestag Goethe's, Schiller's, Jean Paul's, Gellert's, Leſſing's, Mendelsſohn's u. ſ. w., und ſo wie der verſtorbene Zelter vom Oratorium „Tode Jeſu“ lebte, ſo leben die Schriftſteller von den Seelen der abgeſchiedenen Dichter. Ein gewiſſer Traiteur ſoll alle todten Schriftſteller Deutſchlands für den Preis von ſechzigtauſend Thaler jährlich gepachtet haben, mit dem ausſchließlichen Privilegium, daß dieſe Todten nur bei ihm verzehrt werden dürfen.

Eſſen, meine Herren, iſt die Achſe aller deutſchen Großthaten und Empfindungen; wir haben den bedeutendſten Schritt ſchon gethan, wir eſſen; indem wir eſſen, werden wir ſchon ex ipso vielen Volksrednern gleich, da wir das Maul voll nehmen; und ſomit wäre der heiligſte, erſte und letzte Zweck unſerer Verſammlung erfüllt; nun wollen wir auch auf die wichtigen Intereſſen unſerer Völker eingehen.

Meine Herren! unſere Nation hat Jeden von uns mit dem Namen ſeines Lieblingsgerichtes beehrt; mich haben die Deutſchen mit dem Beinamen „Wurſt", die Holländer haben Sie mit dem Namen „Häring", „Pickel-Häring", oder „Pickel-Willibald-Alexis", die Engländer mit dem Namen „Lord Pudding", der Franzoſe mit „Jean Potage" und die Italiener mit „Signore Maccaroni" beehrt. Laſſen Sie uns bei dieſen Gerichten hier das Wohl unſerer Nationen beſprechen.

Jean Potage: Oui!

Lord Pudding: Yes!

Signore Maccaroni: Si!

Pickel-Häring: (Schläft ſchon.)

Ich glaube aber, man thäte beſſer, dieſe Jungfrau nicht unter einen Hut, ſondern unter die Haube zu bringen; denn ſie iſt ſchon eine alte Jungfer, eine Jungfer, die im Antlitz (Spanien und Portugal) Leberflecken, Sommerſproſſen und Hitzblattern hat; an den Beinen (Italien u. ſ. w.) voll von Elſteraugen und Leichdörnern; ihr Oberleib (Frankreich u. ſ. w.) iſt ausgeſtopft mit falſchen Ideen und wattirt mit aufgeblaſenen Phraſen, mit windaufgetriebenem Gigot, und der Bauch, mein liebes Deutſchland, hat auch nun die Trommelſucht und wird heimgeſucht von Zeitblähungen und Zeitgeiſt-Koliken. Wo iſt der Mann, der eine ſolche alte Jungfer unter die Haube bringen will? —

Die drei Wunderſeen.

1.

Der rothe See.

Es ſteht ein rother See im Feuergluthen,
In ihn ergießen ſich viel wilde Flammen,
Bald lacht der Spiegel ſeiner hellen Fluthen,
Bald rinnen wild und lodernd ſie zuſammen;
In ſeiner Tiefe wohnen beieinander
Delphin und Unhold, Nix' und Salamander.

Viel tauſend Klippen, Wirbel, Felſenriffe
Droh'n Dem, der dieſen See will kühn befahren,
Doch Muth und Hoffnung ſenden ihre Schiffe
Zur See, in Stille und in Sturm'sgefahren —
Und zu durchſchiffen ihn auf Abenteuer,
Erſteht doch ein Columbus ſtets, ein neuer.

Und auf des rothen See's tiefem Grunde,
Allwo entſpringt der Wogen Wunderquelle,
Sieht man, wenn klar der See, zur ſtillen Stunde,
Den Schatz von Perlen in der Muſchelzelle;
Und wer zum Grund des See's will niedertauchen,
Verſchließ' den Mund und wage kaum zu hauchen.

— Kennſt Du den „rothen See"? — Es iſt das Herz.
Mit ſeiner Ebb' und Fluth aus Luſt und Schmerz!

2.

Der weiße See.

Wie Elfenbein liegt da ein See, ein kleiner,
Geebnet wie ein Teich am Frühlingsmorgen,
So glatt, ſo rein, kein Lilienblatt iſt reiner;
Doch unter ſeiner Decke, ſtill verborgen,
Arbeiten ungeſehen ſtille Mächte,
Zum Glück und Weh der menſchlichen Geſchlechte!

Was unter dieſes See's Silberſpiegel
Geheime Kräfte wunderſam erſinnen,
Drückt auf dem See, ein unverkennbar Siegel,
Sich ab, mit ſeinem erſten Urbeginnen;
Was innen lebt an Stärke und an Schwäche,
Das malt er ab auf ſeiner Oberfläche:

Bald kräuſelt ſich der See, die weißen Wogen
Geh'n hoch, in Furchen falten ſich die Wellen;
Und bald, von düſtern Wolken überflogen,
Verdunkeln ſich die ſonſt ſo klaren Stellen,
Und wenn er ruhig ſcheint, als ob er ſchliefe,
Ringt eine Welt ſich oft aus ſeiner Tiefe!

— Kennſt Du den „weißen See“, den ſilberblanken? —
Die Stirne iſt's, das Weltmeer der Gedanken!

3.

Der blaue See.

Es ruht ein blauer See in engen Gränzen,
Doch weithin ſtrahlt ſein magiſches Gefunkel,
Wie Morgenhimmel bald erſcheint ſein Glänzen,
Und bald wie Abendhimmel, düſterdunkel:
Doch ſind in dieſem Himmel, in dem klaren,
So Tag als Nacht die Sterne zu gewahren!

Und was der „weiße See“ als ein Geheimniß
Verſchließt, wie Perlen in den Auſterzellen,
Das ſpricht der „blaue See“ aus ohne Säumniß,
Das plaudern aus die vielberedten Wellen;
Verrathen vorlaut vom Geſchwätz der Wogen,
Wird der Gedanke ſchon an's Licht gezogen!

Und wenn im „rothen See“ die Quellen bluten,
Von wilden Freuden und von wilden Wehen,
Da ſieht den „blauen See“ man überfluthen,
Weil beider Quellen ineinander gehen;
Wenn voll der „rothe See“ zum Ueberfließen,
Dann muß der blaue magiſch ſich ergießen!

— Kennſt Du den „blauen See“ und ſeine Kunde? —
Das Auge iſt's mit ſeinem Sternengrunde!

Aphorismen.

Wenn das Mädchen das Porträt ihres Geliebten von dem Iſisſchleier der Brieftaſche befreit und es von dem heiligen Dunkel des Schmuckkäſtchens weg auf das Herz hinhängt, ſo nenne ich dieſen Jüngling geſtorben in ihrer Liebe; ſie bringt den Todten nicht mit, oder unter, ſondern auf dem Herzensſchilde getragen, er macht hier ein Caſtrum-Doloris und liegt wie eine Schauleiche in Brillantlichter nicht im, ſondern auf dem Sarge. Ihr Herz iſt ein unechter Teppich, der das Bild nur auf der Außenſeite zeigt, die Rückſeite iſt leer. Das Bild der Geliebten hingegen auf dem Herzen des Jünglings iſt nur der Durchſchlag des innern Herzbildes; die Sonnen-Titelvignette an dem Portal des allerheiligſten Sonnentempels; das an einem Eiſenanker befeſtigte Schwimmholz, das auf der Oberfläche des Waſſers zeigt, wo der Anker tief ſteckt, und die Zauberflamme, die die Stelle des Schatzes andeutet. Sein Herz gleicht echten chineſiſchen Tapeten, wahren Gobelins, deren Bilder ſeitengleich ſind. Das Bild des Gemahls hängt auf dem Herzen der Gemahlin, wie an dem Thore einer geweſenen Feſtung die alten Waffen und Keulen überwundener Feinde. Es iſt gleichſam die Herzenslarve des Eheſtandballs und bittet um — — — Maskenfreiheit. Das Bild der Gattin auf dem Herzen des Herrn Gemahls hängt ſo da, wie die Namen verlorner Länder in dem Titel großer Potentaten. Das Bild gleicht der Livrée, ſie zeigt nicht an, daß man ſie beſitzt, ſondern daß man von ihrem Repräſentanten beſeſſen wird.

* * *

Es gibt Fälle, wo bei dem Falle der weiblichen Tugend der Genius der Menſchheit lächelt und auf ihrem Grabe die Engel ein Feſt feiern, die im Erliegen noch Siegerin iſt und beſiegt die Palme erringt. Der Sturz einer ſolchen Tugend iſt rühmlicher, als die Trophäen anderer ſiegreichen Tugenden; ſo wie die drei Schweſtern-Siege bei Salamis, Platäa und Mycale, mit ihrer vereinten Glorie, die Glorie der Niederlage des Königs **Leonidas bei den Thermophylen** nicht aufzuwiegen im Stande ſind.

* * *

Es iſt doch ein großer Vorzug, den die Thiere vor uns Menſchen haben, daß ſie ihre Ohren wie Klappenflöten gebrauchen, das heißt: ſie ſenken können. Sie hängen, wenn ſie etwas Trauriges hören, wie bei einem Leichenbegängniſſe, dem Trommelfell noch ein Trauertuch um, das die Töne wenigſtens dämpft; da hingegen die Tonkronhüter an unſern Trompetenſchnecken, wie die Steinſchildwachen an öffentlichen Gebäuden, doch Niemanden den Eingang verwehren.

* * *

Es gibt Augenblicke in unſerm Leben, in denen ſich die dünnen Blumenfäden der Sehnſucht, der Liebe, der Freundſchaft wie ſchneidende Schmerzensſeile und Ringelſchlangen um unſern Herzens-Laocon legen, wo dieſer dreiſpitzige Neptunszacken in die Tiefe unſerer Empfindung fährt, und ein Kreta namenloſer Schmerzen aus dem Meere der Gefühle auftaucht; wo die Noahs-Taube der Sehnſucht heimatlos zu unſerer Lebens-Arche zurückkehrt und das zerſtörte Jeruſalem unſerer Liebe, mit Riedgras und Nebeln überbaut, aus den Eisſpalten unſeres Herzens in formloſen Ruinenmaſſen hervorgrauet! O, welch anderes Moſchusmittel haben wir dann gegen den Schmerz-Krampf in jedem Nervenknoten, als den Granitkern eines Tropfens aus der Vauclüſen-Quelle der Thränen, oder die Schmerzens-Schattenſtimme Echo in dem hohlen koniſchen Herzmuskel, die als Seufzer-Paſſatwind in die Troſtſegel bläſt, oder das magiſch magnetiſche Handauflegen der Janusſeite unſers Lebens, der Rückerinnerung? —

Das Lied der Nacht.

Nicht ſtumm iſt ſie, blos ſtill, die Nacht,
Die Nacht iſt ſchweigſam, doch beredt,
Die Erde ſchläft, der Himmel wacht,
Der Vater dort geht nicht zu Bett!

Aus Nacht kommt Troſt, aus Nacht kommt Heil,
Aus Nacht kommt Morgenroth und Licht,
Die Nacht, ſie nimmt an Allem Theil,
Was Schmerz und Unglück zu ihr ſpricht!

Bei Nacht ertönt die Nachtigall,
Wenn and're Vögel ſchlafen ein,
Und Seufzerton und Liebesſchall
Sind ſüß und mild bei Nacht allein!

Die Nacht, das braune Götterweib,
Hat Augen voller Himmelsglanz,
Sie ſchlingt ſich um den ſüßen Leib
Aus gold'nen Sternen einen Kranz!

Die Nacht iſt eine fromme Frau,
Auf Erden liegt ihr Angeſicht,
Doch hoch empor zum Himmelsblau
Hebt ſie den Geiſt mit Zuverſicht!

Nun gar die Nacht, die Weihnachtsnacht,
Der Erdennächte Glück und Preis!
Die Heil und Glück und Licht gebracht,
Und Segen für den Erdenkreis!

In dieſer Nacht ſteht hoch im Raum,
Im großen blauen Himmelszelt,
Aus Sternenlicht ein Weihnachtsbaum,
Von gold'nen Strahlen rings erhellt;

Und Stamm und Zweig und jeder Aſt,
Die hoch an dieſem Baume ſind,
Sind reich beſchwert mit Segenslaſt,
Von Gott für jedes Menſchenkind!

Denn jedes Sternlein iſt beſchert
Für Menſchenkinder als Geſchenk,
Daß es in Leid und Weh der Erd'
Sein Herz zum Vater oben lenk';

Denn jener Baum aus Sternenſchein
Iſt milder Gaben reich und voll,
Von dem die Menſchheit, groß und klein,
Die ſüßen Früchte pflücken ſoll!

Denn jedem Menſchen, arm und reich,
Hat Gott ſein Sternlein dort beſchert,
Das ihn bewacht im Erdenreich,
Und ſeinen Erdenpfad verklärt!

D'rum ſei dies Lied der Nacht geweiht,
Die Gott geweiht mit Licht und Rath,
Ihr Kleid iſt Licht und Herrlichkeit,
Ihr Aug' iſt Troſt, ihr Geiſt iſt Gnad'!

Ende des achten Bandes.

Inhalt
des achten Bandes.

	Seite.
Große, gewaltige Wohlthätigkeits-Akademie und Vorleſung von Menſchen und Thieren in der Arche Noa, zum Beſten der erſten großen Ueberſchwemmung	7
Eine Ungarſage	31
Lebende Bilder aus meiner Selbſt-Biographie	38
Das Kind und das Gebet	46
Allerſeelen-Nacht	53
Der Brotverächter	60
Güldane, oder: Herztrieb und Weltlieb	66
Gänſe-Blumen	134
Das „ff“ des Lebens: „Frühling“ und „Frauen“	154
Des Invaliden Gang nach Baden	176
Der Schickſals-Hecht, oder: Ein Paſſagier der dritten Klaſſe	184
Die beiden Roſen	191
Die Emancipation der Frauen als Converſations- und Rede-Stoff, oder: So lang man lebt, darf man nicht reden, wenn man ſchläft, ſoll man nicht reden, wenn man todt iſt, kann man nicht reden, alſo wann ſoll man reden?	205
Frauenſchönheit	221

Seite.

Die wahrhaften und lügenhaften Erſcheinungen unſerer Gegenwart und Zukunft, als: Induſtrie, Rebus, Tantième, Rinderpeſt, Akademien, Illuſtrationen, Roßfleiſcheſſer, politiſche Lieder und die nächſte Erſcheinung der deutſchen Flotte auf dem Alſerbache 225
Zinka Panna 241
Die deutſche Sprache und die deutſchen Frauen 249
Senſitiven 260
Welt-Narren-Büchlein 265
Die drei Wunderſeen 278
Aphorismen. 281
Das Lied der Nacht 283

Druck von A. Dorfmeiſter.

M. G. Saphir's Schriften.

Cabinets-Ausgabe
in zehn Bänden.

Humoriſtiſche

Damen-Bibliothek.

Von

M. G. Saphir.

Neunter Band.

Wien und Leipzig.
A. Dorfmeiſter's Verlag.

Leipzig: H. Haeſſel.
1862.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von Keck & Comp. in Wien

Wilde Roſen.

An Hertha.

Erſter Band.

Widmung.

1.

Weil ich liebe Dich mit Liebe,
Wie kein And'rer ſonſt im Leben,
Sei genannt mit einem Namen,
Den kein And'rer Dir gegeben.

Weil an Deinem Namensklange
Tauſend And're Dich erkennen,
Soll das Lied der einz'gen Liebe
Dich mit andrem Laut benennen.

Denn ſo einzig iſt mein Fühlen,
Meine Lieb' ſo ohne Gleichen,
Daß ihr Vater, Bruder, Freundin,
Alle And're müſſen weichen.

Und ſo einzig und ſo ſelten,
Und ſo ohne alles Gleichen,
Sei der Ton, der Dich benenne,
Sei auch Deines Namens Zeichen.

Denn mit einem Andern theilen
Will ich ſelbſt nicht Deinen Namen,
Weil er iſt des ſüßen Bildes
Angewöhnter Kranz und Rahmen.

2.

Mit dem Kranz von wilden Roſen,
Abgepflückt in Lebens-Wildniß,
Send' ich Dir im Geiſt mein eig'nes,
Schlichtes, aber treues Bildniß.

Findeſt Du, daß Geiſt und Leben
Und des Herzens Schlagen fehle,
Werd' ihm, was Du mir geweſen,
Werde ſeines Daſeins Seele.

Findeſt Du, daß ſtumm die Lippe,
Sagt es Dir kein Wörtchen wieder,
Löſe ihm wie mir die Lippe,
Daß es ſinge Wehmuths-Lieder.

Wenn Du einſt haſt mein vergeſſen,
Wenn Du einſt wirſt mein nicht denken,
Bitt' ich Dich, als Sterbe-Bitte,
Dieſes Bildniß zu verſenken,

Einzugraben in die Erde,
Gleich als ob ich's ſelber wäre,
Und die Erde zu benetzen
Mit der letzten Mitleids-Zähre;

Und zu meines Bildes Grabe
Wird mein Herz den Weg mir zeigen,
Und ich will zu meinem Schatten,
Selbſt ein Schatten, niederſteigen.

3.

Nicht ganz arm ſind dieſe Lieder,
Sind aus reicher Bruſt gefloſſen,
Lieder ſind's, die leben werden
Mit gar ſchönen Sangs-Genoſſen!

Blut'ge Tropfen ſind's, aus denen
Wunderſame Töne ſchoſſen,
Wie aus Blut am Marterkreuze
Ew'ge Blumen ſind geſproſſen;

Blut'ge Tropfen, die ich flechte
In das Haar Dir, wie Korallen,
Daß ſie wie die reichſten Schnüre
In die gold'nen Locken fallen;

Blut'ge Tropfen wie Rubinen,
Die ich wein', Dich zu beglücken,
Daß ſie einſtens mögen glänzen,
Deinen Abend noch zu ſchmücken.

Und ſo nimm denn dieſe Tropfen
Aus des Herzens Demant-Schachten,
Denk', was ſie dem Herzen koſten,
Wenn Du gehſt, ſie zu betrachten.

1.

Ein Buch liegt tief begraben
In meiner Bruſt, auf ſeinen Blättern
Da ſtehen des Schickſals dunkle Gaben
Verzeichnet, mit verzog'nen Lettern;
Des Buches Inhalt zu entfalten,
Dazu treibt mich ein höh'res Walten.

Und wie ich blätt're in den Seiten,
Den ſtummen Inhalt ſeiner Zeilen
Im lauten Klang der Silber-Saiten
Dem Licht des Tages mitzutheilen,
Entſteigen den verworr'nen Zügen
So ſüßer Schmerz als wild Vergnügen!

Und wie die Blätter wieder rauſchen,
Und wie ſich um die Blätter ſchlagen,
Muß ich den Zeichen ſinnend lauſchen
Von Freud' und Luſt aus frühern Tagen;
Was ſie in Luſt und Schmerz gegeben,
Muß noch einmal ich dann erleben.

Doch auf dem Blatt' von jetz'gen Stunden
Iſt nur ein einzig Wort geſchrieben,
Mit Blut aus meines Herzens Wunden,
Ein einzig Wort, es heißet: lieben!
Doch dieſes kleine Wörtchen eben,
Es iſt ein Buch für's ganze Leben!

Und dieſes Buch und all' ſein Weſen
Iſt Dir gewidmet, ganz Dir eigen,
Willſt Du es auch nicht mit mir leſen,
So wirſt Du doch Dich lauſchend neigen,
Wenn ich die Lieder will erwählen,
Das Buch Dir ſingend zu erzählen!

2.

Wenn eine Perle wär' das Wort,
Und Perlenſchnur das Lied,
Dann reih'te ich Perlen immerfort,
Und würde nimmer müd',
Und ſchlänge ſo das ganze Jahr
Die Schnüre in ihr gold'nes Haar.

Wenn Silber wär' mein Sang,
Und Gold mein Saitenſpiel,
Ich ſänge fort mein Lebenlang,
Und hätt' es nie zu viel;
Und das Geſchmeid', ich hing es ihr
An Hals und Bruſt, zur ſüßen Zier.

Wenn all' mein Denken wär' Geſpinnſt,
D'rein ſie nur webt und lebt,
Ich hätt' ein Kleid ihr zum Gewinnſt
Aus Denken ſchon gewebt;
Und hätte dies Gedankenkleid
Der Holdeſten zum Putz geweiht.

◆

Wenn jeder Wunſch ein Engel wär',
Und jegliches Gebet,
Ich hätte ſchon ein Engelheer
Vom Himmel ihr erfleht,
Und all' die Engel hielten Wacht
Bei meinem Engel Tag und Nacht!

3.

Reichthum heißt nicht Gold erlangen,
Reichthum heißt nicht Silber graben,
Reichthum heißt als ſein umfangen,
Was wir lieb im Herzen haben.

Armuth heißt nicht Silber miſſen,
Armuth heißt nicht Gold verfehlen,
Armuth heißt nur ſein nicht wiſſen,
Was wir tief im Herzen hehlen!

Aermer ſo von Tag zu Tage
Tret' ich oft an ihre Schwelle,
Ohne Wunſch und ohne Klage
Sieht mich ſtets dieſelbe Stelle;
Denn mein Reichthum iſt's auf Erden:
Sie zu ſeh'n und — ärmer werden!

4.

Lieb' hat eine treue Schweſter:
Sehnſucht, die in Träumen ſinnt;
Lieb' hat eine ſchöne Tochter:
Hoffnung, ein verklärtes Kind.

Hat am Hals der treuen Schweſter
Sich die Liebe ausgeweint,
Kommt die Hoffnung mit dem Troſte
Der die Thräne mild beſcheint.

Meiner Liebe iſt geſtorben
Hoffnung, ihr alleinzig Kind,
Und die Schweſtern alle beide
Weinen, weinen ſich noch blind!

5.

Die Bäume ſtehen noch und ſüße Blüten
Bedecken duftend jeden Lebensaſt,
Es hänget noch, in weißgeſtickten Düten,
An jedem Zweig die friſche Blütenlaſt;
Es hat des rauhen Sturmes wildes Wüthen
Die heitern Gartenräume nicht erfaßt,
Nur meine todte Bruſt empfindet nimmer
Der Blumen Duft und aller Blüten Schimmer.

Das Herz verletzt, zerſchnitten und vernichtet,
Durchzieht mein ganzes Weſen ſtarrer Froſt;
Auf heit're Träume ſelbſt hab' ich verzichtet,
Auf ſanften Schlaf, des Auges ſüße Koſt;
Die Leier, die manch' warmes Lied gedichtet,
Verzehrt ſich ſelbſt im tiefgeätzten Roſt,
Und alle meine täuſchungsvollen Lieder
Sind in der Seele Tiefen mir zuwider.

Denn wehe, wer ſein herzallinnigſt Leben,
Wer Alles, was nur ſüß das Herz ihm letzt,
Wer ſein Gefühl und ſein geheimſtes Beben,
Wer Alles, was ſein Daſein theuer ſchätzt,

Wer alle Kräfte, aller Pulſe Streben,
Bis auf die Thräne, die ſein Auge netzt,
Wer ſelbſt das Lied, das ſchmeichelnd ſich umwindet,
Geſetzt hat an ein Herz, das Nichts empfindet.

Entblättert wird er dann im Leben ſtehen,
Von bitt'rer Täuſchung grauſam abgelaubt;
Mit Hohn wird er die Blüten um ſich ſehen,
Die ſeinem Herzen ewig ſind geraubt;
Um ſich allein wird er ſich freudlos drehen,
Weil ihn verſchmäht, woran er treu geglaubt;
Der Urne gleich, ein kaltes Bild des Schmerzens,
Trägt er in ſich die Aſche ſeines Herzens.

6.

Liebesglück hat tauſend Zungen,
Liebesglück ſpricht immer fort,
Blatt um Blatt, zum Kranz geſchlungen,
Und zum Liede Wort um Wort;
Nicht beglückter Lieb' iſt's eigen,
Schweigend lieben, liebend ſchweigen.

Liebesglück in tauſend Sprachen
Spricht mit ſeinem Gegenſtand,
Blättlein, die aus Knospen brachen,
Werden Wort in Liebeshand,
Liebesglück find't aller Orten
Treuen Dolmetſch ſeinen Worten!

Liebesglück kann nimmer zaudern,
Auszutönen ſeine Luſt,
Um von ſeinem Glück zu plaudern,
Nimmt die Welt es an die Bruſt;
Nicht beglückter Lieb' iſt's eigen,
Schweigend lieben, liebend ſchweigen.

Liebesglück, in tauſend loſen,
Heitern Scherzen ſpricht ſich's aus,
Putzt mit Lichtern und mit Roſen
Wie die Chriſtnacht ſich heraus,
Und es ſteh'n in ſeinem Solde
Ringe, Locken, Blum' und Dolde.

Liebesglück zieht immer wieder
Singend vor des Liebchens Haus,
Tauſend kleine nette Lieder
Flattern aus dem Herzen aus;
Nicht beglückter Lieb' iſt's eigen,
Schweigend lieben, liebend ſchweigen.

Schweigend lieben, liebend ſchweigen,
Stiller Mund bei ſtillem Schmerz!
Fremd der Luſt, dem Weh zu eigen,
Todter Liebe lebt das Herz,
Will, ſelbſt im finſtern Todesreigen,
Schweigend lieben, liebend ſchweigen.

7.

Sterne ſteh'n in ihren Augen,
Unſtern' ſind ſie mir allein;
Roſen blüh'n auf ihren Wangen,
Ihre Dornen nur ſind mein.

Anmuth wohnt um ihre Lippe,
Unmuth hat ſie nur für mich;
Liebevoll iſt all' ihr Weſen,
Lieblos zeigt es mir nur ſich.

8.

Lang' hatt' ich ſie nicht geſehen,
Und ſie fragte kalt: „warum?"
Und mir trat die Thrän' in's Auge,
Doch die Lippen blieben ſtumm.

Solche Antwort kann nur Liebe,
Liebe nur kann ſie verſteh'n,
Und ſo blieb denn meine Antwort
Unverſtanden, ungeſeh'n.

9.

Holde Nacht, du Mohrenfürſtin,
Haſt um Hals und Haar und Wangen
Tauſend Sterne, wie die Perlen,
Und wie Diamanten hangen.

Holde Nacht, du ſchwarze Roſe,
Trägſt auf deinen dunklen Blättern,
Gleich des Glühwurms mildem Leuchten,
Viele tauſend Sternenlettern!

Holde Nacht, du Tageswitwe,
Eingehüllt im ſchwarzen Schleier,
Haſt als Trauerkerzen brennen,
Sterne bei der Todtenfeier.

Glücklich dennoch, denn beim Scheiden
Küßte Tag doch deine Lippen,
Kommt er wieder, wirſt du fliegend,
Flüchtig ſeinen Kuß doch nippen.

Doch die Nacht in meinem Herzen
Wird von Sternen nicht durchglänzet,
Und kein Geſtern und kein Morgen
Hält mit Dämm'rung ſie umgränzet!

Nicht Erinn'rung liegt als Geſtern
Hinter ihr mit Tagesſtrahlen,
Und nicht Hoffnung kann als Morgen
Vor ihr einen Lichtkreis malen!

Nur ihr Bild zerreißt zuweilen
Wie ein Blitz die Nacht, die dichte,
Daß die Finſterniß, die tiefe,
Deſto greller ſich mir lichte.

10.

Hab' mit meiner Lieb' geſprochen
Wie mit einem zarten Kinde,
Bunte Träume, bunte Wünſche
Gab ich ihr zum Angebinde!

Hab' mit meiner Lieb' geſprochen
Wie mit einem theuren Kranken,
Gab ihr Hoffnung, gab ihr Tröſtung,
Um ſich d'ran empor zu ranken.

Hab' mit meiner Lieb' geſprochen
Wie mit einer armen Waiſe,
Sang vom Himmel und vom Jenſeits
Ihr ſo manche zarte Weiſe.

Hab' mit meiner Lieb' geſprochen
Wie mit einer Heimatloſen,
Gab die Dichtkunſt ihr zur Hütte,
Und zum Lager Kelch von Roſen.

Hab' mit meiner Lieb' geſprochen
Wie mit meiner letzten Stunde,
Gab ihr von dem beſſern Leben,
Und vom Wiederſehen Kunde.

Hab' mit meiner Lieb' geſprochen
Bis mir ſelbſt die Sprache fehlte,
Ich mich ſelbſt zum Kinde, Kranken,
Waiſen, Heimatloſen zählte.

II.

Ein Adonis möcht' ich ſein,
Daß mit innigem Vergnügen
Sich ihr blaues Auge füllte,
Wenn es weilt auf meinen Zügen!

Kröſus möcht' ich gerne ſein,
Daß mit meiner Lieb' ich mehre
Die Demanten aller Erde,
Und die Perlen aller Meere!

Cäſar möcht' ich gerne ſein,
Und die Welt für ſie erkriegen;
Feindesblut mit meinem miſchen,
Und damit ſie ſelbſt erſiegen!

Und Petrarka möcht' ich ſein,
Um durch meinen Sang der Saiten
Ihren Namen anzuknüpfen
An's Gedächtniß aller Zeiten!

Sanzio möcht' ich gerne ſein,
Um in heiliger Verklärung
Hoch ihr Bildniß aufzuſtellen,
Einem Weltall zur Verehrung!

Nichts beſitz' ich, nichts bin ich,
Nichts, ſie freundlich anzuregen;
Liebe iſt mein ganzer Werth,
Lieben iſt mein ganz' Vermögen!

Doch dies Lieben kann ich nie
Als Geſchenk ihr jemals zeigen,
Denn dies Lieben kam von ihr,
War ja immer ihr zu eigen!

12.

Im Garten, wo die Holde wohnt,
Steh'n viele Blumen dorten,
Die Blumen alle lieben ſie,
Die Blumen aller Sorten.

Die Bäume und die Sträuche auch
In Gruppen und Alleen,
Sie bücken ſich und neigen ſich,
Ihr liebend nachzuſehen.

Und weil ich ihnen anvertraut,
Wie ſie mein Herz erwählet,
So haben von der Holden ſie
Mir mancherlei erzählet.

— „Ich ſtand," erzählte der Jasmin,
Mit ſeinem Blatt aus Seide,
„Ich ſtand wohl geſtern Abend hier,
In meinem grünen Kleide;

Sie ging vorbei, berührte mich,
Als ich das Aug' geſchloſſen,
Und ich erwacht' im weißen Kleid,
Von Blüten übergoſſen.

Denn weil ein Engel mich berührt,
Als ich im Traumesbande, -
Da wurde ſchnell mein irdiſch Kleid
Zum himmliſchen Gewande!" —

— Die Nachtviole ſpricht: „Mein Duft
Will bis zum Abend warten,
Da wandelt ſie voll Reiz und Zier
Herum in dieſem Garten.

Da ſieht ſie uns zu Tauſend ſteh'n,
Und weilt, uns zu betrachten,
Wir duften: „Tauſend gute Nacht!"
Und duften und verſchmachten!" —

— Die Roſe ſpricht: „Als Knoſpe ſah
Ich erſt vom Strauch hernieder,
Doch als ſie kam in meine Näh',
Ward mir zu eng das Mieder;

Ich ſprengte es und ſchwoll hervor,
Mein Herz ihr zu enthüllen,
Und ſah ſie an und war beſchämt —
Und glüh' nun fort im Stillen!" —

— Das Maaslieb ſpricht: „Wenn ich ſie ſeh',
Bin ich wie ſelbſtvergeſſen,
Bei ihrem Anblick fühle ich,
Daß Lieb' iſt ungemeſſen." —

— Die Glocken ſagen: „Stellen wir
Uns auf zu beiden Seiten,
Um, wenn die Holde nahe kommt,
Sie feſtlich einzuläuten!" —

Von Blum' zu Blume alſo tönt
Der Sang von meiner Holden,
Es ſingt vom Blatt, es ſingt vom Kelch,
Es ſingt aus allen Dolden;

Die „wilde Roſe" nur allein,
Das Kind der freien Laune,
Sie ſteht, von ihr nicht angeblickt,
Ganz einſam an dem Zaune.

Sie wird vom Gärtner nicht gepflegt,
Und Niemand mag ſie pflücken,
So kann ſie, ſelbſt gebrochen, nicht
Die Bruſt der Theuren ſchmücken.

D'rum ſenkt ſie auf die Dornenbruſt
Das Haupt, das thränenſchwere,
Und blutet und verblutet ſich
Im eig'nen Dornenmeere!

13.

Wie man ſchreibt ein Liebgedicht,
Das ſo recht gelungen?
Ach, ich weiß es ſelber nicht,
Obſchon ich viel geſungen!

Wartet, bis von Liebesgram
Euch das Herz zerſprungen,
Bis die allertiefſte Nacht
In die Bruſt gedrungen.

Bis ihr auf die Hoffnung ſelbſt
Hoffnungslos verzichtet,
Bis des Lebens Reſonanz
Gänzlich iſt vernichtet!

Hüllt dann, wie die Nachtigall,
Euch in Finſterniſſen,
Taucht euch in den Stachelſtrauch,
Der die Bruſt zerriſſen.

Flößet dann aus wunder Bruſt
Blut in eure Lieder,
Gebt dem Lied aus dieſem Quell
Friſches Blut ſtets wieder!

Denn nur auf dem düſtern Grund
Strahlt der Regenbogen,
Und nur aus zerriſſ'nem Schacht
Stürzen klare Wogen.

14.

Ich nahm von ihr ein Röschen mit,
Weiß nicht, wie ich's bekommen,
Sie gab mir dieſes Röschen nicht,
Ich hab' es nicht genommen;

Und doch kam es aus ihrer Hand,
Und ich nahm's mit am Morgen,
Und that es in ein gülden Glas,
Um ſtets dafür zu ſorgen.

Und ſtand vielmal vom Schreiben auf,
Das Röschen zu befragen,
Auf welche Weiſ' ich meine Lieb'
Der Holden ſollte ſagen;

Da ſenkte traurig es ſein Haupt
Hinunter in das Waſſer,
Da ſah es d'rin ſein ſchönes Bild
Mit jeder Stunde blaſſer.

Es ſehnte nach der Holden ſich,
Ein Heimweh hat's ergriffen,
Ich habe ſeinen Sehnſuchtstod
Empfunden und begriffen.

So haucht' es aus den letzten Duft,
Die Blätter fielen nieder,
Der Geiſt des todten Röschens klagt
Noch lang durch meine Lieder!

15.

Wo ſüß're Schau'r mich überkamen,
Wenn vor ihr ſelbſt ich bebend ſtehe,
Wenn ich ihr Bild im gold'nen Rahmen,
So ſüß an Reizen vor mir ſehe?

Wenn nach ihr ſelbſt die Blicke ſchauen,
Die bittgefüllten, ſcheuverweg'nen,
Wird nie aus ihrem Aug', dem blauen,
Ein Blick den meinigen begegnen.

Doch ſüßer iſt es mit dem Bilde,
Wohin ich auch den Schritt mag wenden,
So ſcheint's den Blick, wie Frühling milde,
Mir ſuchend freundlich nachzuſenden.

D'rum hab' ich in des Sanges Golde,
Und in des Liedes gold'nen Rahmen,
Als Bild gefaßt die einzig Holde,
Sie eingefaßt in fremden Namen.

Damit als Bild ſie milder denke,
  Damit als Bild ſie freundlich ſchaue,
Wenn Lied um Lied ich ſtets verſchränke,
  Und einen Tempel ihr erbaue!

16.

Ich ſprach mit einer Knospe,
Die ich ihr wollte bringen;
Erzählte auch der Knospe
Von Lieb' und Herzensdingen,
Mein Herz und auch die Knospe,
Sie wollten ſchier zerſpringen.

Indeſſen war die Knospe
Zur Hälfte aufgegangen,
Bis ich ihr gab die Knospe,
War ſie ſchon faſt vergangen,
Erblichen war die Knospe,
Dahin das Roth der Wangen.

Jedoch ſie nahm die Knospe,
Um ſie an's Herz zu legen,
Und es begann die Knospe
Die Blätter friſch zu regen;
Es bebt das Herz der Knospe
Der neuen Sonn' entgegen.

Mein Leben gleicht der Knospe:
  Bis Hertha ich gefunden,
War von dem Haupt der Knospe
  Das Jugendroth verſchwunden,
Und duftlos ſtand die Knospe
  In Spätherbſt's heißen Stunden.

Doch möcht' ſie dieſe Knospe
  Sich an das Herz auch halten,
Es würde dann die Knospe
  Das Herz noch friſch entfalten,
Und ſich die Lebensknospe
  Zur Liebesroſ' geſtalten!

17.

Jn ihrem Garten, in der grünen Wiege
Des Frühlings, wieget ſich die Holde,
Um ihre Locken wiegen ſich die Blüten,
Um ihren Fuß wiegt ſich die Dolde.

Gleich einer Roſe in ſmaragd'ner Schale,
Gleich einer Blum' in Blattesräumen,
Gleich einer Blüte, halberſchloſſen,
Verſteckt in zweigenreichen Bäumen,

Gleich einer Knospe, die nur halbgeöffnet,
Dem grünen Netz ſich will entſtricken,
Gleich Erdbeerblüten aus dem Sammt der Mooſe
Erröthend und beſcheiden blicken,

Gleich Veſtaflamme, die aus Jaspisampel
Jm Tempel glüht, mit keuſchen Strahlen,
So wär', wenn ſie erſcheint in ihrem Garten,
Der Holden einzig Bild zu malen!

So ſing' ich, wenn ich von der Holden ſinge,
Zugleich vom Frühling und von Blume,
Und wenn vom Lenz und Roſ' ich ſinge,
So gilt es ihr zugleich zum Ruhme!

Der Lenz iſt kalt, doch muß er wärmer werden,
Die Roſ', noch zu, muß ſich entfalten,
Nur ſie allein bleibt kalt und bleibt verſchloſſen,
Trotz Liebesſonn' und Liebsgewalten.

18.

Gleich dem Ocean iſt meine Liebe,
Unermeßlich voll, zum Ueberfließen,
Dennoch immer neue Liebesſtröme
Täglich, ſtündlich ſich in ſie ergießen.

Gleich dem Schooß' der Erd' iſt meine Liebe,
Selber lichtlos, ohne Hoffnungs-Regen,
Dennoch ſchickt ſie ihrer Lebens-Sonne
Tauſend Blumen duftgefüllt entgegen.

Gleich dem Himmelszelt iſt meine Liebe,
Uebervoll von Sternen, kaum zu ahnen,
Dennoch tauchen immer neue Flammen
In ihr auf, zu neuen Liebesbahnen.

Gleich dem Denkergeiſt iſt meine Liebe,
In ſich ſelber weſenlos verſunken,
Dennoch aus dem eig'nen Kraftvermögen
Holt ſie ewig junge Lichtesfunken.

Gleich der Liebſten ſelbſt iſt meine Liebe,
Schenket nie mir einen Blick der Gnade,
Dennoch lenken ſich allein zu ihr nur
Meines Lebens, meiner Lieder Pfade!

19.

Ein Geſchäft hab' ich mir ausgeſonnen,
  Süß und tröſtend zu verrichten:
Schreibe tauſend Briefe an die Holde,
  Muß ich auch ſie dann vernichten.

Schreib' vertraulich ihr von tauſend Dingen,
  Nenne „Du“ ſie, „mir erkoren“,
Mahne ſie an niegeſagte Worte,
  Und an Schwüre, niegeſchworen.

Nehme dann die Briefe alle, alle,
  Nehme alle ſie zuſammen,
Und verdamme dieſe Selbſtbetrüger
  Zu dem Tod in Feuerflammen!

Wie ſo gierig dann die durſt'gen Flammen
  Durch die naſſen Worte eilen,
Und mit ihren heißen Glutenarmen
  Sie umarmen dieſe Zeilen,

So auch ſchlagen lichterlohe Flammen
Um den Brief in meinem Herzen,
Den mit blut'ger Schrift ich ihr geſchrieben,
Und beſiegelt hab' mit Schmerzen;

Den ich aber nicht an ſie geſendet,
Und von dem ſie nichts darf wiſſen,
Und er bleibe von ihr ungeleſen,
Sei auch Brief und Herz zerriſſen!

20.

Den Glanz nahm ich aus jenen Farbenſchwingen,
Die ich in früher Jugend froh getragen;
Das Gold nahm ich aus jener hellen Leier,
Die ich im Lebens Frühroth friſch geſchlagen;
Den Wahn aus meinem ſchönſten Jugendtraume;
Die Blüte, ſo die erſte Lieb' getragen,
Und Glanz und Gold und Wahn und Traumes-Wonnen,
Hab' ich zum Liedernetze ausgeſponnen.

Und in das Meer lebendiger Geſtalten
Warf ich das Netz der zarten Melodieen,
Ein Weſen aus den tauſend Alltagswellen
In Liederſchlingen mir emporzuziehen;
Jedoch das Netz ſchlug über mir zuſammen,
Ich ſelber kann dem Netze nicht entfliehen,
Undine tauchte aus des Lebens Wogen,
Hat Netz und Fiſcher zu der Fluth gezogen.

So rauſcht das Lebensmeer an mir vorüber,
Ich ſitz' am Ufer manche trübe Stunde,
Und ſchau' die Perle, himmelklar und lieblich,
Wie ſie erglänzet auf dem hellen Grunde;

Durch das kriſtall'ne Haus ſend' ich die Lieder,
  Daß ſie der Perle bringen Liebeskunde,
Die Lieder alle ſind nur Taucherglocken,
Die Perle an das Licht der Lieb' zu locken!

21.

Oben in dem blauen Bogen
Geht der Mond die ſtille Bahn,
Und die Venus ſteht von Ferne,
Und er ſieht ſie traurig an.

Sinnend in dem gold'nen Kahne
Zieht er durch die Aetherfluth,
Feucht und unverwandt ſein Auge
Auf dem ſchönen Sterne ruht.

Ewig bleibet ſie ihm ferne,
Ewig ſtrahlt ſein mildes Licht,
Wie der Blick der tiefen Sehnſucht
Aus dem blaſſen Angeſicht.

Und die Sterne haben Ehrfurcht
Vor der Liebe ſtillem Gram,
Und ſie weichen auf die Seite,
Wo der blaſſe Wandler kam. —

— Ich bin Mond und ſie iſt Venus,
Mich entzückt ihr ſüßes Licht,
Doch die Erde iſt kein Himmel,
Menſchen ſind wie Sterne nicht! —

Weichen ſchonend nicht zur Seite,
Wo der Schmerz geht ſeine Bahn,
Und verhöhnen laut in Schaaren,
Liebesſchmerz und Liebeswahn!

22.

Winter war in meinem Herzen,
Froſterſtarrt die rothen Wogen,
Ueber Lieb'- und Hoffnungs-Pflanzen
Hatte Zeit ihr Eis gezogen;
Selten konnt' ein Lied ich ſchreiben,
Matte Blüten karg zu treiben!

Spät in dieſem Herzenswinter,
Fiel ein Blick aus ihren Augen
In mein Herz, wie Frühlingsſtrahlen,
Um das Eis da aufzuſaugen,
Mit dem Aug', dem ätherblauen,
Froſt und Eis da aufzuthauen.

Und das Eis begann zu ſchmelzen,
Frühling regte ſeine Schwingen,
Nachtigallen, lang verſtummet,
Fingen wieder an zu ſingen,
Ihrem ſüßen Strahl entgegen,
Trieb es Blumen allerwegen.

Ach, es iſt der letzte Frühling,
   Der mich kühlt mit ſanftem Wehen,
Und zum letztmal fühl' ich Liebe
   In dem Herzen auferſtehen,
Liebe kommt in Sterbetagen
Ein „Lebewohl!“ mir noch zu ſagen!

D'rum ſind reiner ihre Wonnen,
   D'rum ſind heil'ger ihre Schmerzen,
Weil es iſt die letzte Oelung,
   So die Liebe gibt dem Herzen,
Weil ſie iſt — o Schmerzbenennung! —
Langer Kuß bei ew'ger Trennung!

B.

Zu ihren Füßen ſank herab ein Blatt,
Es war vom Glanz und Schein der Sonne ſatt;
Zu ihren Füßen ſank dahin mein Herz,
So ſatt von ihrem Glanz, ſo ſatt vom Schmerz.

Sie hebt das Blatt empor mit zarter Hand,
Sie legt es in ein Buch mit Blumen allerhand;
Doch nicht in's Buch, nicht in ihr Herz hinein,
Legt meine Liebe ſie als Zeichen ein.

24

Zwei Gäſte kamen ſpät mir, Abends,
Die Lebensſonne war im Niedergehen,
Da ließ im Herzen ſich die Liebe,
Die Thräne ließ ſich in dem Auge ſehen.

Empfangen hab' ich gaſtfrei Beide,
Im off'nen Auge und im off'nen Herzen;
Bewirthe Beide reichlich, fürſtlich,
Und nähre ſie mit Gram und Leid und Schmerzen!

25.

Die Roſe lag im Schlummer,
Im grünen Gemach,
Es klopfen Schmetterlinge,
Doch wird ſie nicht wach.

Es lockte der laue Abend,
Sie bleibet im Haus;
Es locken gold'ne Sterne,
Sie tritt nicht heraus.

Es rollt der Donner oben,
Sie ſpringt nicht empor;
Es zuckt der Blitz hernieder,
Sie hebt nicht den Flor.

Da tönt herab vom Zweige
Ein ſchmerzliches Lied,
Das aus der wunden Seele
Der Nachtigall zieht;

Und bringet ihr ein Ständchen
Vom Blätterbalkon,
Ein Ständchen voll von Liebe,
Im flötenden Ton.

Da ſchließt das Knospenfenſter
Die Roſe ſtill auf,
Und ſchauet zu dem Sänger
Erröthend hinauf;

Sie fühlt zum erſten Male
Ein Schwellen der Bruſt,
Sie iſt zum erſten Male
Sich Liebe bewußt!

D'rob freuet ſich der Himmel,
Der Roſen erſchuf,
Denn Liebe iſt vom Himmel
Der Roſe Beruf!

D'rum ziehet er ein Sternlein
Vom Haupt ſich entzückt,
Und hat damit den Buſen
Der Roſe geſchmückt;

D'rum nimmt er eine Perle
Vom Morgenthau rein,
Und leget ſie der Roſe
In's Herzblatt hinein.

D'rum zeugen Stern und Perle
Im Roſenkelch klar,
Daß Roſe iſt geſchaffen
Zum Liebesaltar! —

X.

Mit Eiſen muß man in die Felſen ſchreiben,
Mit Feuer in die Rinde edler Bäume,
Mit Nadelſpitz' auf Roſenblätter-Säume,
Mit Fingern auf die thaubenetzten Scheiben.

Mit was ſoll ich an ſie die Lieder ſchreiben,
Die Thau und Stein und Roſ' und Fels zuſammen?
Ach, unverſehrt von Eiſen und von Flammen
Wird Thau und Stein und Roſ' und Fels ſtets bleiben!

27.

Es glühet in dem dunklen Laube
Vor ihrem Fenſter die Citrone,
In kalten Lüſten bebt und zittert
Die Tochter glühendheißer Zone.

D'rob lacht vom nächſten Rebenhügel
Die kleingekörnte, junge Traube,
„Mir iſt heiß genug die Sonne,“
Spricht ſie, „in meinem zarten Laube.“ —

— „Dem Staube nah'“ ſpricht die Citrone,
„Geſchaffen ird'ſchen Durſt zu letzen,
Genügen dir auch matte Strahlen
In Fiebergluth dich zu verſetzen;

„Ich aber wohn' im höchſten Lichte;
Im klarſten Aether großgezogen,
Bedarf ich heißer Sonnenſtrahlen,
Und gluthdurchſtrömter Aetherwogen!“ —

Viel laue Herzen auch gedeihen
Im matten Strahl gleich von Opalen,
Ein Dichterherz will Azurfluthen,
Und Aethergluth, und Sonnenſtrahlen! —

B.

Drei Dinge laſſen ſchwer ſich bergen,
Ich hab's verſucht, doch konnt' ich's nicht!
Drei Dinge laſſen ſchwer ſich bergen,
So Liebe, Thräne, als Gedicht!

Wenn Liebe wohnet noch ſo heimlich
In unſers Herzens ſtillem Haus,
Lockt Poeſie mit ſüßen Klängen
Doch vor die Thüre ſie hinaus!

Wenn Poeſie in unſerm Buſen
Im tiefen Schlaf befangen ſteckt,
Wird ſie von Lieb' und Liebesregung
Zum lauten Leben froh erweckt!

Und wenn die Thräne, ſich verbergend,
In Winkel ſich des Auges drängt,
Der bitt're Tropfen deſto länger
Am ſeid'nen Wimper ſichtbar hängt!

D'rum laſſe frei man immer ſchalten
So Thräne, Liebe, als Gedicht;
Wer ſie erkennt, wird ſie nicht ſchelten,
Und wer ſie ſchilt, erkennt ſie nicht!

29.

Für Liebende gibt's einen Brief,
Nur Liebe kann ihn leſen,
Liegt er beſchrieben auch ganz tief,
Und offen allen Weſen.

Ich mein' den Himmel, blau und glatt,
Mit ſeinen ſchönen Lettern,
Der Morgenroth zum Goldſchnitt hat,
Und bunt' Gewölk zu Blättern.

Manch Bildlein deutſam niederſtrahlt,
Als Mädchen, Blum' und Garben,
Manch Wörtlein iſt darauf gemalt
Mit ſympathet'ſchen Farben.

Und juſt in jeder ſchwarzen Nacht,
Und g'rade recht im Dunkeln,
Da läßt des Himmels Wundermacht
Den Gnadenbrief erfunkeln.

Er iſt ſo hell, er iſt ſo klar,
Die Silben licht entbrennen,
Doch ſind die Menſchen gar ſo rar,
Die ſeinen Inhalt kennen!

Die Liebenden nur ganz allein,
Sie leſen in den Sternen,
Sie ſchreiben ſich mit Sternenſchein
Aus himmelweiten Fernen.

Dasſelbe Sternlein, hoch am Ort,
Mit ſeinem Sehnſuchtswandern,
Es bringt ein lieblich, tröſtend Wort
Dem Einen wie dem Andern.

Die Sternlein, über's Kreuz und Quer,
Sie wandern ohne Schranken,
Sie tragen raſtlos hin und her
Gefühle und Gedanken.

Iſt Lieb' von Lieb' auch noch ſo weit,
Iſt Lieb' von Lieb' auch ferne,
Und ſchaut man nur zur ſelben Zeit
Hinauf zum ſelben Sterne;

So iſt's, als ob die reinſte Luſt
Vom Sterne zu uns ſänke,
Dieweil man ſich's gewiß bewußt,
Daß unſ'rer man gedenke!

30.

Man erzählt von dem Polypen,
Daß, zerſtückt in Stücken eben,
Jedes Stück zum Ganzen werde,
Um allein noch fortzuleben.

Ach, mein Herz gleicht dem Polypen,
Iſt zerſtückt von tauſend Schmerzen,
Es wird jedes Stück alleine
Noch zum neuen Liebesherzen!

31.

Die Roſe, nicht die wilde, blaſſe,
Die ſich beſcheiden hält an Hecken,
Die Gartenroſe, die gezierte,
Begann die Lilie zu necken:

— „Du farblos blaſſes, ſchmächtig Ding,
Dich ließ Natur ganz ohne Waffen,
Kein Dörnlein wurde dir beſchert,
Den Feind vom Halſe dir zu ſchaffen;

„Mich ſchätzt viel edler die Natur,
Mit Waffen hat ſie mich umgeben,
Und wer mich brechen will vom Stamm',
Dem werden Dornen ſich erheben!“ —

D'rauf jene ſpricht: „Natur iſt weiſ',
Sie goß dir Gluth in deine Adern,
Die Waffe thut dir wahrlich Noth,
Denn Gluth macht Blut und Blut macht hadern;

„Mir gab ſie feuerloſen Schnee,
Nicht Gluth ließ ſie vom Blatt mir blitzen,
D'rum gab ſie mir auch Waffen nicht,
Mich wird die eig'ne Unſchuld ſchützen!“ —

32.

Im Graſe ſtand Vergißmeinnicht,
Ich wollt' mich nieder bücken,
Da ſiehet es mit blauem Aug',
Ich möcht' es doch nicht pflücken!

Ich aber ſprach: „Vergißmeinnicht,
Ich will dich ja beglücken,
Du ſollſt die lieblichſte Geſtalt
Mit deiner Anmuth ſchmücken!“ —

D'rauf brach ich das Vergißmeinnicht,
Und reichte ihr es ſchweigend,
Die Stolze aber nahm es nicht,
Sich froſtig abſeits neigend.

D'rauf warf ich das Vergißmeinnicht
In's Gras zurück gleich wieder,
Und ſah mit ſtillem, bitt'rem Schmerz
Auf's arme Blümchen nieder.

Und wie ich auf's Vergißmeinnicht
  Mit ſtillen Thränen ſchaue,
So ſpricht das Blümchen leiſ' empor,
  Das liebliche, das blaue:

— „Wer brechen will Vergißmeinnicht,
  Daß er's der Holden ſchenke,
Der ſei vorerſt auch ganz gewiß,
  Ob je ſie ſein gedenke!

„Nun habe ich Vergißmeinnicht
  Umſonſt zu ihr geſprochen,
Verſchmähet iſt Vergißmeinnicht,
  Mit Dir, der es gebrochen!" —

33.

Betrog'ne Lieb' ſchafft Höllenqualen,
Der Natterzahn am Herzen frißt;
Es iſt ein Leid, gar nicht zu malen;
Doch kenn' ich Leid ſo größer iſt!

Verhehlte Lieb' iſt ſchmerzlich Nagen,
Wie's auch verborgen, heimlich iſt;
Es iſt ein Leid kaum zu ertragen,
Doch kenn' ich Leid ſo größer iſt!

Verkannte Lieb' macht bitt're Stunden,
Erneuter Schmerz bringt neue Friſt;
Es iſt ein Leid nicht zu erkunden,
Doch kenn' ich Leid ſo größer iſt!

Verſchmähte Lieb' nagt wild am Herzen,
Ein Weh iſt's, das ſich nie vergißt,
Es iſt ein Leid voll ew'ger Schmerzen,
Doch kenn' ich Leid ſo größer iſt!

Das größte Leid, das uns verletzet,
Das Leid, das keine Bruſt vermißt,
Das Leid, das brennt und quält und ätzet,
Dies Leid: Gekränkte Liebe iſt!

Und was „gekränkte Lieb'“ zu nennen?
Und was darunter man wohl denkt?
Das kann allein nur der erkennen,
Nur der liebt und wird gekränkt!

31.

Wilde Roſe ſteht verſtoßen,
Tief in Hecken, unbeachtet,
Von dem Aug' der Einzigholden
Nicht geſehen, nicht betrachtet.

Ein Glühwürmchen ſchwebt in Lüften,
Schwebet leuchtend auf und nieder,
Läßt ſich, wie ein flatternd Sternlein,
In die Bruſt der Roſe nieder.

Angezogen von dem Sterne
In der Bruſt der wilden Roſe,
Neiget ſich die Einzigholde,
Pflückt ſie aus dem Hecken-Schooße. —

Herz, mein Herz, du wilde Roſe,
Bleibſt doch immer noch verachtet,
Nur das Lied, das aus dir lodert,
Wird mit Freundlichkeit beachtet!

X.

Die Liebe iſt dem Spiegel gleich,
Dem Spiegel auf dem klaren Teich.
Man ſchaut hinein, man ſieht ſich d'rin,
Das ſchmeichelt lieblich unſerm Sinn;
Dann zieht's uns an, dann lockt's uns an,
Wir baden in der Fluth ſodann,
Dann zieht es uns vollends hinab,
Und Lieb' und Fluth wird unſer Grab!
Die Liebe iſt dem Kinde gleich,
Weil immerfort ſie iſt um euch,
Weil ſie mit euch umher ſtets irrt,
So merkt ihr nicht, wie groß ſie wird;
Bis ſie auf einmal von dem Schooß
Herunterſpringt, und iſt ſo groß,
So wundergroß, daß ihr ganz klein,
Ein kleines Kind gedenkt zu ſein;
Und wie ein Kind ſeid ihr auch bald
In großer Liebe Allgewalt;
Das Knäblein wacht, das Kindlein weint,
Wie Lieb' bejaht, wie Lieb' verneint!

36.

Ein Mann geht durch die Wüſtenei,
Da trifft ihn an die ſchönſte Fei,
Verſchmachtend ſieht der arme Mann
Die ſchöne Fei um Labung an.
Sie führt ihn d'rauf in ihr Geſchloß,
Wo Silber in den Bächen floß.
Sie ſperrt ihm auf ihr Prunkgemach,
Da ſchimmert Gold in Schrein und Fach:
Sie führt ihn in des Gartens Raum,
Da trägt Demanten jeder Baum.
Sie führt in eine Laube ihn,
Da ſieht er grün Smaragden blüh'n.
Jedoch der Mann verſchmachtend ſpricht:
„Mir ſtillt den Durſt Dein Steinreich nicht,
Für Gold und Demant habe Dank,
Mich rettet nur ein Labetrank!“ —
Jedoch die ſchöne, ſchöne Fei
Bringt ſtets nur Edelſtein' herbei,
Bis bei dem Schimmer alſodann
Verſchmachtet lag der arme Mann! —

Der Mann bin ich, ſie iſt die Fee,
Ich ſchmachte ſtets nach ihrer Näh',
Ich fleh' um Labetrunk ſie an,
Sie aber zeigt zum Trunk mir an:
Die Achtung, dieſen Edelſtein,
Die Freundſchaft, ein Juwel ganz fein,
Bewunderung, gediegen Gold;
Sind lauter Schätze, lieb und hold! —
„Doch hab' für Gold und Demant Dank,
Mich rettet nur ein Labetrunk!"

N.

Es ſteht der Berg im grünen Kleid,
Mit Blüten iſt ſein Haupt beſchneit;
In ſeinem Innern volle Adern klingen,
Sie drängen ſich an's Tageslicht zu ſpringen.

Es reißt der Bergmann das Gewand,
Zerſprengt die grüne Frühlingswand;
Und ruft hervor die Lebensgeiſter alle,
Die wunderhellen, ſingenden Metalle!

Dem Berg fällt ab ſein grünes Kleid,
Die Blumenbruſt klafft auf, ganz weit,
Die Tiefe, wo ſo golden es geklungen,
Iſt wund und leer und öd' und weit zerſprungen!

Der grüne Berg iſt Jugendluſt,
Das Blumenkleid die Hoffnungsbruſt,
Und in dem Buſen die metall'nen Klänge,
Es waren ſüßer Liebe Hochgeſänge!

Der Berg zerriß, die Bruſt zerſprang,
Und ausgegraben jeder Klang,
Der Buſen, der die Lieder hat gegeben,
Steht wund und leer im liebeloſen Leben!

[illegible]

Wenn ſich die Wolke bricht mit Schauern,
  Der Blitz entladet ſich in Wettern,
Wenn Meere, aufgepeitſcht vom Sturme,
  Die Wogen an das Ufer ſchmettern,
Da faßt's den Menſchen an mit Grauen,
Entſetzt iſt er, dies Schauſpiel anzuſchauen.

Wenn ſich der Waldſtrom ſtürzt vom Gipfel,
  Den Schaum zerſchlägt an Felſenrippen,
Wenn Gletſcher durch die Lüfte donnern,
  Der Sturmwind heult um Wälderklippen,
Da faßt's den Menſchen an mit Grauen,
Entſetzt iſt er, dies Schauſpiel anzuſchauen.

Wenn durch die Nacht ein Haus in Flammen
  Das Giebelhaus läßt im Winde raſen,
Wenn ein Vulkan die Flammen ſchleudert,
  Als wollt' er Berge überglaſen,
Da faßt's den Menſchen an mit Grauen,
Entſetzt iſt er, dies Schauſpiel anzuſchauen.

Doch wenn ein Auge bricht in Thränen,
  Wenn Wogen in der Bruſt ſich ſtürmen,
Wenn Flammen ſchlagen aus dem Herzen,
  Wenn in der Bruſt Vulkane ſtürmen,
Das können kalt und ohne Grauen
Die Menſchen bei den Menſchen ſchauen!

39.

Soll ich fliehen? Soll ich weilen?
Von ihr eilen? Nach ihr ziehen? —
Tollkühn iſt's, Gefahr zu ſuchen,
Feigheit iſt's, Gefahr zu fliehen.

Soll ich reden? Schweigſam bleiben?
Fröhlich plaudern? Traurig ſchweigen? —
Falſchheit iſt es: ſich verſtellen,
Thorheit iſt es: wahr ſich zeigen.

Soll ich hoffen? Reſigniren?
Träume ſpinnen? Entſchluß faſſen? —
Wahnſinn iſt es: Hoffnung nähren,
Irrſinn iſt es: Hoffnung laſſen.

Soll ſie's wiſſen? Nicht erfahren?
Soll ich reden? Mich bezähmen? —
Weibiſch wär's, ſich nicht bemeiſtern,
Kindiſch wär's, der Lieb' ſich ſchämen!

Ob ich rede, ob ich ſchweige,
Ob ſie ſuche, ob ſie meide,
Mit mir geht der Schmerz der Liebe,
Und die Lieb' ſpricht ſtets vom Leide.

40.

Die Roſ' iſt ſchön, doch iſt ſie ſchöner,
Wenn eine Thrän' im Kelche glänzet; —
Die Hoffnung auch iſt ſüß, doch ſüßer,
Wenn ſie von Furcht wird rings begränzet.

Das Aug' iſt hold, doch iſt es holder,
Wenn Scham die Wimper drüber ſenket; —
Geſtändniß iſt ſo ſüß, doch ſüßer,
Wenn halb vom Zagen es beſchränket.

Das Morgenroth iſt mild, doch milder,
Wenn es durch Bläſſe zart entglommen; —
Ein Kuß iſt ſüß, doch iſt er ſüßer,
Wenn unter Sträuben er genommen.

Die Sonn' iſt hell, doch ſcheint ſie heller,
Seh'n wir durch Wolkenflor ſie ſchreiten; —
Die Lieb' iſt ſüß, doch iſt ſie ſüßer,
Wenn ſie vermiſcht mit Bitterkeiten!

41.

Wie lang der Menſch wohl leben könnte,
Wenn ohne Luft er müßte leben?
Wie lang der Menſch wohl leben könnte,
Wenn ihm zur Welt kein Licht gegeben?

Ich weiß es nicht, doch glaub' ich: lange,
Ja, lange kann's der Menſch ertragen,
Dieweil ich leb', und ſah ſie nicht
In langen, langen, langen Tagen!

42.

Wie in einer kleinen Knoſpe
Roſenblätter enggebettet liegen,
Im Gedränge unbeſchädigt,
Freundlich koſend, ſchweſterlich ſich ſchmiegen;

So in meinem tiefſten Herzen
Die Gedanken an die Holde wohnen,
Tauſend wohnen da zuſammen,
Schmiegſam gegenſeitig ſich zu ſchonen.

Soll der Strahl denn niemals kommen,
Der die Herzensknoſpe ſoll erſchließen,
Daß ſich die Gedankenblätter
Roſig glühend an das Tag'slicht gießen?

Soll denn keines dieſer Blätter
Aus dem vollen Herzenskelche ſchlagen?
Soll kein Zephir nur ein Blättchen
An die Bruſt der einzig Holden tragen?

Sollen die Gedanken ſterben,
Eh' ſie noch das Sonnenlicht erblicket?
Soll im grünen Knoſpenſarge
Junges Roſenleben ſein erſticket?!!

43.

Gerne möcht' ich Lieder ſingen,
So unſterblich wie die Liebe,
Daß der Name der Geliebten
Mit Lied und Lieb' unſterblich bliebe.

Möchte flechten lauter Lieder,
Und zur Kette ſie dann faſſen,
Und an ihr den holden Namen
In die Zukunft tauchen laſſen,

Daß ihr Name ſpäten Tagen
Diene als ein helles Zeichen,
Wenn man ſpricht von ſüßen Frauen,
Und von Anmuth ſonder gleichen;

Daß ihr Name dien' in Zukunft,
Um in einem Wort' zu ſagen,
Wie geliebt und wie verehret
Wir ein Bild im Herzen tragen;

Daß ihr Name ſei geprieſen
Von den ſpät'ſten Minne-Dichtern,
Daß ihr Name ſei gezählet
Zu der Vorzeit ſchönſten Lichtern;

Daß man ihren Namen nenne,
Wo man nennen wird den meinen,
Daß der Sarg der dunklen Zukunft
Unſ're Namen mög' vereinen!

44.

Schenkt der Himmel eine Thräne,
Iſt's, daß ſie zum Heil uns werde,
Denn ſie wird zum hellen Demant,
Fällt ſie in den Schooß der Erde.

Denn ſie wird zur hellen Perle,
Fällt ſie in des Weltmeers Schooße;
Denn ſie wird zum ſüßen Ambra,
Fällt ſie in den Kelch der Roſe.

Solche Thräne iſt die Liebe,
Die der Himmel uns geſchenket,
Und ſie wird zum hellen Demant,
Wo ſie in die Bruſt ſich ſenket.

Und ſie wird zur ſchönſten Perle,
Die der Schöpfung je entronnen,
Wenn ſie fällt vom klaren Himmel
In das Meer der Lebenswonnen.

Doch ſie wird zum reinſten Ambra,
Wenn ſie fällt in Dichterherzen,
Duft und Lied wird aus der Thräne,
Duft und Lied aus ihren Schmerzen!

6.

Der Tag verſchied, die gold'ne Bahre
  Ward hinter'm Berg zu Grab getragen,
Und Nacht, die blaſſe Königswittib,
  Kam hinterher im Trauerwagen.

Und eingeſponnen in den Fäden
  Von Dämmerlicht, ſaß ich im Garten,
Wo, mit gebeugtem Haupt, die Blumen
  Der dunklen Nacht entgegen harrten.

Des Mondes ſanfte Waſſerblume
  Schwamm bloß im blauen Azur-Reiche,
Wie gold'ne Fiſchlein trieben Sterne
  Herum im klaren Aether-Teiche.

Die Blumen all' gewannen Sprache,
  Ihr Knoſpenmund war aufgeſprungen,
Die Roſe mit den Purpurlippen,
  Die Lilie mit den Silberzungen.

Sie ſprachen wunderbare Worte,
Sie ſangen wunderbare Lieder,
Vom Schlehdorn, den ſie abgewieſen,
Und vom verliebten blauen Flieder;

Vom Mandelbaum, der gar zu zeitlich
Der Mailuft ſeine Gluth geſtanden,
Wie ſpäter ſie ihn deshalb grade
So leer an ſüßen Früchten fanden;

Vom Veilchen, das am hellen Tage
Verſchämt die Aeuglein thät' verſchließen,
Damit das Blümchen dann am Abend
Die Liebe ſüßer kann genießen;

Von Dornen, die man haben müßte,
Zu reizen, nicht um zu beleid'gen,
Denn es beſtänd' die Kunſt der Liebe
Nur in der Kunſt: ſich zu vertheid'gen.

So ſangen ſie gar viele Weiſen,
Und weil ſie glaubten, daß ich ſchliefe,
Verriethen ſie gar ſüße Laute
Aus ihres Herzens tiefſter Tiefe.

Und Ohr und Herz voll von Geſängen,
  Ging früh ich aus dem Liederthume,
Vorbei am Häuschen, wo darinnen
  Im Schlaf noch lag die ſchönſte Blume.

Da flogen plötzlich alle Weiſen,
  Die ſchönen, ſüßen Blumenlieder,
Sie flogen plötzlich zu der Holden,
  Sie ließen ſich am Fenſter nieder. —

Die Lieder bleiben, und zu gehen
  Muß ich allein mich dann entſchließen,
Wenn ſie das Fenſter öffnet, werden
  Die ſüßen Lieder ſie begrüßen.

46.

Geſchmücket mit dem reinſten Thau,
Prangſt ſüße Blume, du, im Blätterſchooße,
Und milder Glanz entſtrömt auf Wieſ' und Au,
Aus dir, du junge Roſe!

Mein Aug' auf deinem Blätterſcharlach ruht,
Er theilt mit meiner Hoffnung gleiche Looſe,
Er wird und ſtirbt an einer Sonne Gluth,
Du ſchnellverwelkte Roſe!

So geh' denn einer Lebensroſe zu,
So rein und zart wie du, doch dornenloſe,
An ihrer Bruſt legſt du dein Haupt zur Ruh',
Du todtbeglückte Roſe!

Da trinkſt den Odem du aus ihrem Mund,
Ihr Seufzer, mir verſagt, er ſtiehlt ſich leiſe
In deines Kelchs geheimnißvollen Grund,
Beneidenswerthe Roſe!

47.

In meinem ſchönen Vaterlande,
In Ungarn, herrſcht die ſchöne Sage,
Daß jedes Sternlein einen Engel
Von einem Mädchen in ſich trage.

Und wenn von ihm ſein guter Engel
Auf Erden weinend iſt gewichen,
Dann fällt herunter auch ſein Sternbild,
Und all' ſein Schimmer iſt verblichen.

D'rum wach' ich alle laue Nächte,
Und blick' empor zum Blatt der Sterne,
Den Stern der Einzigauserkornen,
Den ſchönſten Stern erblickt' ich gerne!

Und wo ich einen Stern erblicke,
Der ſo verklärt und lieblich funkelt,
Daß mit dem reinen, keuſchen Lichte
Die andern Sterne er verdunkelt,

Denk ich, das iſt der Stern der Holden,
Das iſt der Engel ihrer Tage,
Und ich vertrau' ihm Lieben, Hoffen,
Erwarten, Fürchten, Wunſch und Klage!

Allnächtlich, wenn er wiederkehret,
Läßt mich ein ſüßer Irrſinn denken,
Es würde nun von ihrem Sterne
Ein Hoffnungsſtrahl ſich zu mir ſenken!

48.

Wie eine ſchöne Braut, die plötzlich
Vor ihrer Hochzeitsnacht geſtorben,
Im Sarge ruht mit allen Kränzen,
Die ſie in Wonne hat erworben;

Mit dem Geſchmeid' am weißen Halſe,
Und mit den gold'nen Freuden-Spangen,
Mit der Erwartung rother Roſe,
Noch glühend auf den zarten Wangen;

So meine Hoffnung iſt geſtorben,
Die Hoffnung auf die Auserwählte,
Als g'rade ſie dem ſüßen Glauben
Auf Gegenliebe ſich vermählte.

Mit bunten Kränzen, gold'nen Spangen,
Mit Blumen in dem langen Haare,
Zum Feſt geſchmücket liegt die Hoffnung
Faſt athmend noch auf ihrer Bahre!

Und all' die tauſend Liederflammen,
Bereit zur Hochzeit anzuzünden,
Sie brennen jetzt als Leichenkerzen,
Den Heimgang meines Glücks zu künden!

49.

Von dem Zweige pflückſt Du Blätter,
Als Orakel, flüſterſt leiſe:
„Lieb: mich, liebet mich vom Herzen,“
Und ſo fort nach jener Weiſe;

Willſt Du denn an Blätter glauben,
Die von blinder Kraft getrieben?
Glaube lieber dieſen Blättern,
Die mit Herzblut ſind geſchrieben;

Dieſen Blättern, die: „vom Herzen,“
Und: „mit Schmerzen“ Dir nur ſagen,
Doch: „ein wenig, oder gar nicht,“
Nimmer in dem Buſen tragen.

Glaube lieber dieſen Blättern,
Die, voll zärtlichen Beſtrebens,
Ich gepflückt, als treue Boten,
Von dem Baume meines Lebens;

Dieſen Blättern, die ich ſtreue,
Süße Herrin! Dir zu Füßen —
Dich von Liebe, Dich „vom Herzen,“
Dich „mit Schmerzen“ zu begrüßen!

50.

Bevor ich liebte, war ich reich,
Doch Liebe bracht' Bedrängniß;
Bevor ich liebte, war ich frei,
Doch Liebe bracht' Gefängniß;

Bevor ich liebte, war ich ſtolz,
Doch Liebe brachte Demuth;
Bevor ich liebte, war ich froh,
Doch Liebe brachte Wehmuth;

Bevor ich liebte, war ich träg',
Doch Liebe brachte Schwingen;
Bevor ich liebte, war ich ſtumm,
Doch Liebe brachte Singen.

Bedrängniß macht mich mild,
Der Herrin mich zu ſchicken;
Gefängniß hält mich feſt
In meiner Herrin Blicken;

Und Demuth macht mich lieb
In meiner Herrin Augen,
Und Wehmuth macht mich ſanft,
Der Herrin mehr zu taugen;

Und Schwingen ſind mein Glück,
Sie immer zu umkreiſen;
Und Singen thut mir Noth,
In Liedern ſie zu preiſen;

So bringet Liebe ſelbſt,
Was Liebe braucht zum Lieben?
Wie kommt's, daß ich dennoch
Bin ungeliebt geblieben?

51.

Einen Strauß wand ich früh Morgens
Aus den Blumen auf dem Felde,
Daß er ſüßen guten Morgen
Heute noch der Theuren melde.

Wand ihn nicht aus Gartenroſen,
Nicht aus Nelk' und Tulipanen,
Wand ihn nur aus wilden Roſen
Und aus ſchmachtenden Cyanen.

Denn nicht kunſtgezog'ne Flammen
Sollten aus dem Strauße ſchlagen,
Schmucklos ſollt' er Liebe fühlen,
Wahr und ſchmucklos wieder ſagen.

Ich umſchlang ihn nicht mit Bändern,
War mit Bandgras nur umwunden,
Sollt' er doch nicht Wunſch und Hoffen,
Sollte Sehnſucht nur bekunden.

Herzte dann die lieben Blümlein,
Sprach mit ihnen leiſe, leiſe,
Küßte ſie mit naſſem Auge,
Wie beim Abſchied vor der Reiſe.

Und ſie gingen zu der Holden,
Eh' der Tag noch angeglommen,
Doch an dem erſehnten Ziele
Sind ſie niemals angekommen.

Und die Blümlein fand ich wieder,
Abgehärmet, halbvergangen,
Lichtlos die Cyanenaugen,
Bleich der wilden Roſe Wangen!

Und das Bandgras, ganz vertrocknet
Und verſchmachtet, ſchien zu ſagen:
„Haſt der Erde uns entriſſen,
Wollteſt uns in Himmel tragen,

„Zwiſchen Erd' und Himmel, einſam,
Ließ man ſterbend uns vergehen,
Kannſt daraus Dein eig'nes Schickſal,
Und Dein Ende auch erſehen!“

52.

Wenn ich geſtorben werde ſein,
Dann wird man mich in Liebe nennen,
Und Manche ſagen Gut's von mir,
Die mich im Leben arg verkennen;

Und Mancher, der den Stein erhob,
Um ſeinen Wurf nach mir zu richten,
Lobt mich, wenn ſie den letzten Stein
Auf meinem kleinen Grabmal richten.

Und Mancher wird den Blumenſtrauß
Zu meiner Aſchen-Urne bringen,
Der jetzt des Lebens Dornenkranz
Um meine Schläfe möchte ſchlingen.

Und Viele, die mein g'ring Talent
Bezeichnen ſchmähend als verdorben,
Die ſchenken mir Unſterblichkeit,
Wenn ich nur einmal bin geſtorben.

Eins möcht' ich wiſſen gar zu gern,
Ob mich die Einz'ge wird beklagen,
Ob ſich ihr Auge trüben wird,
Wenn ſie zum ſtillen Haus mich tragen;

Ob ſie ein Blümchen legen wird
Auf ihres Sängers Todtenbahre,
Ob ſie mein Grab beſuchen wird,
Ein einzigmal auch nur im Jahre;

Ob ſie dann leiſe ſprechen wird:
„Da liegt verkannt ein Herz voll Liebe!"
Dann möcht' ich, daß man dieſe Wort'
Als Grabſchrift auf den Stein mir ſchriebe!

53.

In das große, weite Meer
Fließen Ströme, täglich, ſtündlich,
Und das Meer nimmt alle auf,
Denn ſein Reich iſt unergründlich;

Neue Sterne ſchießen auf,
Viel Kometen unvergeßlich,
Und der Himmel faßt ſie all',
Denn ſein Plan iſt unermeßlich;

Neue Pflanzen treibt Natur,
Tauſend Blumen, buntgeſtaltig,
Und die Erd' ernährt ſie all',
Denn ihr Schooß iſt allgewaltig;

Neuer Lichtſtrahl fällt in's Aug',
Farb' und Schimmer, nie erblaſſend,
Und das Aug' wird doch nicht ſatt,
Denn ſein Kreis iſt allumfaſſend;

Neue Welten ſchimmern auf
In dem Geiſte, lichtumfloſſen,
Und der Geiſt belebt ſie all',
Denn ſein Hauch iſt Gott entſproſſen;

So ſtrömt neue Lieb' zu Lieb'
In das Meer von meinem Triebe;
So auch tauchen Sterne auf
An dem Himmel meiner Liebe;

So treibt neue Blumenwelt
Aus dem Grund von meinem Herzen,
So fällt neuer Lichtſtrahl ſtets
In den Kreis von meinen Schmerzen;

So ringt ſich aus meinem Geiſt
Welt um Welt von Liebesklagen,
Doch hat Lieb' nie Lieb' genug,
Um genug von Lieb' zu ſagen!

54.

Ich lieb' mein ſchönes Vaterland,
Dich, Ungarn, edle Sonnenblume!
Doch, daß ich's liebe ewiglich,
Es dient mir nicht einmal zum Ruhme;

Denn Lieb' zum Vaterland iſt Pflicht,
Und ſüße Pflicht, naturgeſetzlich,
Grönländer finden ſelbſt ihr Eis
Ganz ſtrahlenmilde und ergötzlich.

Doch hab' ich noch ein Vaterland,
Ein zweites, theueres gefunden,
Ihr Herz iſt jetzt mein Vaterland,
Woran ich wurzelnd bin gebunden.

Ich denk' daran zu jeder Stunde,
Wie Heimweh faßt's mich, hinzueilen,
Ich möcht' mein Herzblut darum geben,
In dieſem Vaterland zu weilen.

Grönländer bin ich ſelbſt geworden,
Das Eis in dieſem nord'ſchen Herzen,
Die Kälte und die froſt'gen Felſen,
Ich häng' daran mit Lieb' und Schmerzen!

55.

Das Kind iſt krank, dem Kind iſt weh,
Es thut kein Aeuglein zu;
Die Mutter ſitzt an ſeinem Bett,
Und weint und ſingt dazu.

Zum Sang iſt ſie wohl nicht geſtimmt,
Doch ſingt ſie Tag und Nacht,
Und ſinget, wenn das Kind voll Schmerz
Die Nächte krank durchwacht.

Und weint und ſingt die Nacht entlang
Mit blaſſem Angeſicht,
Bis unter lautem Lied und Sang
Das Aug' des Kindes bricht. —

Mein Herz iſt krank, ihm iſt ſo weh,
Es hat nicht Raſt noch Ruh',
Ich ſitz' am kranken Herzen nun,
Und wein' und ſing' dazu.

Zum Sang bin ich wohl nicht geſtimmt,
Doch ſing' ich Tag und Nacht,
Und ſinge, wenn mein Herz voll Weh
Des Lebens Tag durchwacht.

Und ſing' dem Herzen Lieder vor,
Mit Gram im Angeſicht,
Bis unter lautem Lied und Sang
Das kranke Herz mir bricht.

56.

Einen Ring trägt ſie im Auge,
Einen Ring auch auf der Hand,
In dem erſten ſeh' ich ſelber
Mich verklärt und feſtgebannt;

Und den andern möcht' ich ziehen
Von dem Meerſchaumfinger ihr,
Möcht' ihr gar zu gerne geben
Einen andern Ring dafür.

In dem erſten Ringe lieget
Himmels Himmel aufgethan,
An dem zweiten Ringe knüpfet
Sich mein Erdenhimmel an.

Süßes Auge, ſüßer Finger,
Habt ihr keinen Ring für mich?
Ei, ſo lehrt, wie man den Ringen
Unverletzt entringe ſich!

57.

Den Frühling ſucht' ich in dem Garten,
  Der Frühling war entflogen,
Die Nachtigall ſucht' ich im Laube,
  Sie war davon gezogen.

Die Blumen ſucht' ich an dem Fenſter,
  Die Blumen ſind verſchwunden,
D'rauf ſuch' ich, Holde, Dich von ferne,
  Ich hab' Dich nicht gefunden! —

D'rauf ſucht' ich in dem eig'nen Herzen,
  Da fand ich Frühling wieder;
Da fand ich alle Nachtigallen,
  Sie ſangen Liebeslieder;

Da fand ich alle Blumen wieder
  In Sehnſuchtsfarben blühen;
Da fand ich Dich, o Theure! wieder
  Im tiefſten Herzen ſtehn!

58.

Da ſtehen hohe Georginen
   Wie ſchlanke Mädchen aufgeſchoſſen;
Sie wiegen ihre ſchönen Köpfe,
   Als ob ſie ſinnend was beſchloſſen.

Die weißen ſanft, mit frommen Augen,
   Sie ſeh'n mich an mit klugen Blicken,
Wie Hertha ſelbſt die milden Blicke
   Aus klarem Auge pflegt zu ſchicken.

Die rothen, wo in dunklen Blättern
   Geheime Wünſche durſtend hängen,
Sie wollen mit den Gluthenlippen
   Sich aus des Kelchs Geheimniß drängen.

Und ich verweile denkend, ſinnend,
   Und lauſche auf die Geiſterſagen,
Die aus den großen, glatten Blättern
   In's aufgeſchloſſ'ne Herz mir ſchlagen;

Viel' kleine Minnemärchen glänzen
Auf Blätterpergament geſchrieben,
Doch leſen können dieſe Märchen
Diejenigen allein, die lieben.

Ich las die tauſend Liebesmärchen,
Und hab' ſie treulich abgeſchrieben;
Willſt Du ſie, Holde, wieder hören,
So lerne ſie verſtehen: — lieben.

10.

Einen Zaubertraum hab' ich geſehen,
Eine Wieſe, grün wie Sammt und Seide,
Und inmitten meinen eig'nen Namen,
Glänzend ſtrahlen wie ein Goldgeſchmeide.

Und von unſichtbaren Feenhänden
Durchgewebt eine gold'ne Krone,
Arabesken, Fabelblumen,
Rankenblätter fremder Zone.

Dann in einem reinen Schneegefilde
Einen Kranz aus Roſen, wilden,
Deinen ſüßen Namen ſanft umſchlingend,
Wie in reichen Wappenſchilden.

Zwiſchen dieſen Wunder-Arabesken
Blühten unſichtbare Bäume,
Zwiſchen dieſen ſchönen Fabelblumen
Flatterten verliebte Träume;

Zwiſchen dieſen buntgefärbten Blättern
Schlugen tauſend Nachtigallen,
Zwiſchen dieſen gluthgefüllten Knospen
Sah ich Liebesgötter wallen;

Zwiſchen dieſen blumenreichen Lettern,
Wie mit gold'nem Haar gezogen,
Bauten tanzend kleine Hoffnungsengel
Ihren reichen Farbenbogen;

Zwiſchen dieſen wilden, wilden Roſen
Sah Dein Antlitz ſo anmuthig,
Zwiſchen dem Gewind' aus ſeid'nen Dornen
Lag mein Herz, zerriſſen, blutig.

Zaubertraum, ob Wahnbild oder Wahrheit,
Sei mit beiden mir willkommen,
Bleibt uns doch bei jedem ſüßen Traume
Traumesdeutung unbenommen.

60.

Mein Herz iſt eine Glocke,
Gegoſſen aus gediegen Blut,
Die in der finſtern Wölbung
Des ſchwarzbehängten Buſens ruht.

Als ich die Lieb' geboren
In meinem Buſen, ſüß und bang,
Da tönte dieſe Glocke
Im hellen, feierlichen Klang.

Als ich die Liebe traute,
Vertraute dem geliebten Bild,
Da tönte dieſe Glocke
So lieblich, feierlich und mild.

Als ich die Lieb' begraben,
Beſtattete zur Schmerzensruh',
Da tönte dieſe Glocke
Den dumpfen Sterbeklang dazu.

Und ſeitdem tönt die Glocke
  Nur dieſen Sterbeklang allein,
In früher Morgenröthe
  Und ſpät in Abends Dämmerſchein.

So ſitze ich und lauſche
  Dem Sterbeklang, mit Weh und Luſt,
Der dumpfen Trauerglocke,
  In meiner ewig öden Bruſt;

Und immer weiter reißet
  Vom Klang die Glocke ſelbſt entzwei,
Bald iſt ſie durchgeriſſen,
  Und Klang und Ton iſt bald vorbei!

61.

Es wohnen in der Roſe
  Viel zärtliche Gedanken,
Die mit den vielen Dornen,
  Die ſie umgeben, zanken.

Die Roſe ſpricht mit Farben,
  Die Dornen blos mit Spitzen,
Die bald das Herz der Roſe,
  Das zarte Blatt, zerritzen.

Da ſinket in die Dornen
  Die Roſe matt hernieder,
Und ſchlingt die Dornenkrone
  Sich ſterbend um die Glieder.

62.

Wenn über ſtiller Erde
    Die Regenwolke hängt,
Da fühlt ſich jede Seele
    Gar wunderlich beengt;

Wenn über ſtiller Lippe
    Ein naſſes Auge wohnt,
Da wird vom tiefen Wehe
    Kein fühlend Herz verſchont;

Ich ſah den Mund, den ſtillen,
    Das naſſe Aug' der Liebe,
Iſt das nicht Schmerz genug ſchon,
    Auf daß er ewig bliebe?

61.

Wenn ich manchmal hab' getrunken
  Einen Becher Ungarwein,
Mußte ſtets der erſte Tropfen
  Auf ihr Wohl getrunken ſein;

Jetzt trink' ich den Thränenbecher
  Einſam ſtill in meinem Haus,
Bring' bei jedem bittern Tropfen
  Weinend auch ihr Wohlſein aus.

64.

Morgens ſteckt man eine Roſe,
Blühend, duftend, halbenthüllt,
An ſein Herz, das wie die Roſe
Iſt mit Gluth und Thau gefüllt.

Abends wird zum Dolch die Roſe,
Nicht ein farbig Blättchen blieb,
Und der Stengel ſeine Dornen
In den off'nen Buſen trieb.

An dem Morgen meiner Liebe
Pflückte „wilde Roſen“ ich,
Abends ſetzten mit den Dornen
In mein Herz ſie blutig ſich.

Und in meinem Herzen fühl' ich
Einen wilden Dornenſtrauch,
Weil ich liebte ſeine Roſen,
Lieb' ich ſeine Dornen auch!

61.

Wenn ich wollte ſingen,
   Wie das oft geſchieht,
Sah ich ihr in's Auge,
   Und es ward ein Lied!

Wenn die Bruſt ich fühlte
   Von Groll und Haß geſchwellt,
Da ſah ich ihr in's Auge,
   Und liebte alle Welt!

Wenn ich mit mir ſelber
   Zuweilen hab' gegrollt,
Da ſah ich ihr in's Auge,
   Und ward mir wieder hold!

Nun aber kann ich nimmer
   Ihr in das Auge ſeh'n,
Um Singen, Lieben, Glauben
   Iſt's nun auch ganz geſcheh'n!

66.

Der Frühling flog von dannen,
Und wie er fortgeflogen,
Hat er von meinem Buſen
Die ſchönſte Roſ' gezogen!

Nachtigall flog von dannen,
Und wie ſie fortgeflogen,
Hat ſie das Lied der Liebe
Mir aus der Bruſt gezogen!

Die Hoffnung flog von dannen,
Und wie ſie fortgeflogen,
Hat ſie den letzten Schimmer
Mir aus dem Sein geſogen!

O Leben flieh' von dannen,
Dein Inhalt iſt verflogen,
Du haſt um Roſe, Lied und
Um Myrthe mich betrogen!

67.

Das Schickſal iſt ein Arzt,
Ein großer Anatom,
Denn es zerſchnitt mein Herz
In vollem Lebensſtrom.

Zerſchnitt es blos darum,
Damit die Menſchheit ſeh'
Sein allertiefſtes Leid,
Sein allertiefſtes Weh,

Damit die Menſchheit lern',
Wie ſo ein Herz leicht bricht,
Wenn es mit Inbrunſt liebt,
Und findet Liebe nicht!

68.

Grub in Sand ich ihren Namen,
Ward verweht er bald vom Winde;
Schnitt in Baum ich ihren Namen,
Wuchs darüber neue Rinde.

Schrieb in Waſſer ihren Namen,
Welle litt nicht, daß er bleibe;
Schliff in's Fenſter ihren Namen,
Und ein Luftſtoß brach die Scheibe.

Schnitt in's Herz mir ihren Namen,
Wo die ſüßen Schläge pochen,
Und der Name wird nicht brechen,
Bis das Herz iſt mit gebrochen.

69.

Da oben wandern Sterne,
Sie wandern ohne Zaudern,
Da unten wandern Flüſſe,
Sie wandern und ſie plaudern;

Dazwiſchen wandern Wolken,
Sie wandern und ſie klingen,
Mit ihnen wandern Vögel,
Sie wandern und ſie ſingen.

Die Sterne und die Flüſſe,
Wie ſie ſo ſingend wandern,
Die Vögel und die Wolken,
Sie eilen hin zu andern.

Ich aber wand're einſam,
Und einſam iſt mein Singen,
Mein Singen und mein Wandern
Kann mich zu Niemand bringen.

Ich wand're und ich ſinge
Allein in meiner Stube,
Ich ſinge und ich wand're
Ganz einſam in die Grube.

70.

Ein Stern war mir mein Lied
Am Herzen aufgegangen,
Als ich zuerſt ſie ſah,
Vom ſüßen Reiz umfangen.

Zur Blume ward mein Lied,
Als ich ihr durfte nahen,
Mit ihrem zarten Duft
Die Liebſte zu umfahen.

Zur Perle ward mein Lied,
Ich durfte es in Reihen,
Zur Zier des ſchönen Haupt's,
Der Anmuthsvollen weihen.

Zur Waiſe ward mein Lied,
Es hatte ſie verloren,
Und ſuchte klagend nun,
Nur ſie, die es geboren.

Zum Echo ward mein Lied,
Nur ſerne, und mit Beben,
Kann es den Klageton
Der Holden wiedergeben.

Zum Seufzer ward mein Lied,
Der ſich der Bruſt entringet,
Und ſich zur Lotusblum',
Zu ſeiner Liebe ſchwinget.

Zum Schwane wird mein Lied,
Es ſchwimmt in eig'nen Thränen,
Und ſingt den Sterbeſang
Vom Abſchied und vom Sehnen!

71.

Heißt es leben, wenn im Herzen
Der Geliebten man nicht lebt?
Heißt es todt ſein, wenn im Herzen
Sie den Todten nur begräbt?

Heißt es nah' ſein, wenn ihr Denken
Fort von uns in's Weite eilt?
Heißt es fern ſein, wenn ihr Denken
Selbſt von ferne bei uns weilt?

Eh' ich lebe ſolches Leben,
Eh' ich nah' bin, ſolche Näh',
Bringt mir wahrlich ſolches Todtſein
Solche Ferne minder Weh!

72.

Schmerzlich iſt's an eines Menſchen
Krankenbett' und Sterbebette,
Doch ein Troſt iſt's, daß wir wiſſen,
Was der Kranke gerne hätte.

Doch zu ſitzen an dem Lager
Eines Kind's, in ſtiller Kammer,
Iſt ein größ'res Weh, denn ſagen
Kann es nichts von ſeinem Jammer.

Solch ein Kind iſt meine Liebe,
Trat erſt aus des Lebens Pforte,
Iſt nun krank und ſchmerzlich leidend,
Und ſein Jammer hat nicht Worte!

73.

Hohe Herrin! Dir zu dienen,
Bin ein Knecht ich und Serviler,
Dein Leibeig'ner, Untergeb'ner,
Bin Dein Sklav', Dein Zitherſpieler.

Holde Herrin! Dir gehorchen,
Dünkt mir ſüßer als Regieren,
Weil mich Deiner Liebe Ketten
Mehr als Kron' und Scepter zieren.

Schöne Herrin! Dir zu folgen
Als Dein Schatten allerwegen,
Dünkt mir edler, als nach eig'nem,
Freiem Willen mich bewegen.

Kluge Herrin! ſelbſt Dein Bannſtrahl,
Der mich weiſ't in weite Ferne,
Glänzt mir ſchöner als die Strahlen
Aller andern Frauenſterne.

Süße Herrin! auch die Sorge,
   Dein Begegnen auszuweichen,
Iſt ſo ſüß in ihren Mühen,
   Daß ſie nicht hat ihres Gleichen.

Einz'ge Herrin! auch Dein Wille,
   Daß ich Deiner ſoll vergeſſen,
Iſt ſo heilig, daß ich ſuche,
   In's Gedächtniß ihn zu preſſen;

Und dieweil ich Tag und Nächte
   Denke d'ran, Dein nicht zu denken,
Muß ich ja, nach Deinem Willen,
   Tag und Nacht nur Dein gedenken!

74.

Unter herbſtlich ſtillen Wolken
  Ziehen ſtille Nachtigallen,
Ziehen hin zu ſchönern Zonen,
  Wo die Lüfte milder wallen;

Doch in jenen ſchönen Zonen
  Denken ſie an Heimatsblüten,
Und ſie können in der Fremde
  Weder ſingen, weder brüten.

Unter gold'nen Frühlingswolken
  Kehren wieder Nachtigallen,
Und aus ihren kleinen Kehlen
  Tauſend zarte Lieder ſchallen.

Unter meines Lebens Wolken
  Zogen meine Nachtigallen
Fort aus meinem Liebesfrühling,
  Mit den jungen Liedern allen.

Würden ſie auch ſuchend ziehen
Zu den allerſchönſten Frauen,
Würden ſie doch ſo nicht ſingen,
Nicht in's Herz ſich Heimat bauen;

Denn ſie ſind gewohnt zu niſten
Nur in ihrer Schönheitsblume,
Denn ſie ſind gewohnt zu ſingen
Nur allein zu ihrem Ruhme.

Kehren gold'ne Frühlingswolken
Meiner Liebe einſtens wieder,
Kommen auch die Nachtigallen,
Und die hellen Siegeslieder!

75.

Hütet euch, die junge Knoſpe
Mit den Nägeln aufzukratzen,
Und das Blatt heraus zu zerren,
Eh' die Roſe ſie macht platzen.

Hütet euch, das Herz der Liebſten
Zu beſtürmen, zu bedrängen,
Eh' die Fülle ihrer Liebe
Selber macht die Knoſpe ſprengen.

Hütet euch, des Mundes Knoſpe
Um die Blume anzuſprechen,
Eh' ſie ſelbſt, in ſüßer Fülle,
Strebt im Kuſſe aufzubrechen.

Hütet euch, ihr ſcheues Schweigen
Allzu frühe zu erſchließen,
Eh' vom ſeligen Geſtändniß
Herz und Lippen überfließen.

76.

Ich pflückte ein Vergißmeinnicht
Für ſie, am ſchmalen Wieſenrand,
Doch als ich vor der Holden ſtand,
Vergaß ich das Vergißmeinnicht!

Das Blümchen ſprach: „Erinn're dich,
Wozu du liebend mich gepflückt!“ —
Ich aber ſchwieg und ſtand entzückt,
Vergaß Vergißmeinnicht und mich!

77.

Um das Haupt von theuern Todten,
  Auf der ſchwarzbehängten Bahre,
Flechten wir die ſchönſten Roſen,
  Um die Schläfe, in die Haare.

An die Bruſt, die nicht mehr athmet,
  Um die Wang', die nicht mehr glühet,
Legen wir die reichſte Roſe,
  Die im vollen Leben blühet. —

Meine Liebe iſt die Todte,
  Meine Liebe iſt die Leiche,
Der ich nun die letzten Roſen
  In das Grab hinunter reiche.

Lieblich liegt die ſchöne Leiche
  Mit geſchloſſ'nen Hoffnungsaugen,
Die von Glück- und Hoffnungs-Tagen
  Keinen Strahl mehr in ſich ſaugen.

Lieblich liegt die ſchöne Leiche,
Blühend ſchön, als ob ſie ſchliefe,
Und es dünket mich zuweilen,
Daß ſie meinen Namen riefe.

Lieblich liegt die ſchöne Leiche,
Mit gefaltet blaſſen Händen,
Die, ſchon blutlos, eine Bitte
Scheinen hoch emporzuſenden.

Und ich will nun Roſen flechten,
Um die ſchöne, theure Leiche,
Roſen um die Bruſt ihr flechten,
Um das Haupt, das lockenreiche;

Wilde Roſen, abgebrochen
Im gebroch'nen, wilden Herzen,
Wilde Roſen, blaß und leidend,
Aufgeſchoſſen unter Schmerzen;

Wilde Roſen, nicht verzärtelt
Unter prunkenden Genoſſen,
Wilde Roſen, wild gewachſen,
Und von Thränen nur begoſſen;

Will ſie meiner Liebes-Leiche
Flechten um die blaſſen Glieder,
Will ſie legen auf die holden
Und geſchloſſ'nen Augenlieder;

Will ſie legen auf den Buſen,
Auf das Herz, das ſchon erkaltet,
Will ſie drücken in die Hände,
Die im Tode ſich gefaltet.

Und die Leiche, ſo geſchmücket,
Und bedeckt mit wilden Roſen,
Will ich herzen, will ich küßen,
Wie mit meinem Leben koſen;

Bis zu Ende iſt mein Leben,
Und zu Ende iſt mein Lieben,
Und mein Herz die allerletzte
Wilde Roſe hat getrieben!

78.

Das Glas, aus dem Dein Wohl ich hab' getrunken,
Hab' ich zerbrochen dann auf immer;
Geweihet war's, und einer andern Lippe
Spend' einen Tropfen Wein es nimmer;

Mein Herz, aus dem Du Liebe haſt getrunken,
Haſt Du gebrochen auch auf immer,
Gebrochen bleib's, und einer andern Seele
Spend' einen Tropfen Lieb' es nimmer!

79.

Gibt es einen echten Maler,
Der nicht liebt das All der Farben,
Rothe, grüne, weiße Blätter,
Blaue Blümchen unter Garben? —

Gibt es einen echten Sänger,
Der nicht liebt das All der Klänge,
Schilfgeflüſter, Glockentöne,
Und die tauſend Waldgeſänge? —

Gibt es einen echten Bergmann,
Der nicht liebt das All der Erze,
Gold und Taubſtein, Licht und Schwaden,
Und der Gnomen düſt're Scherze? —

Gibt es einen echten Menſchen,
Der nicht liebt das All der Kinder,
Ihr Erſtaunen und ihr Lallen,
Und ihr ſüß Geſchwätz nicht minder? —

Gibt es eine echte Liebe,
Die nicht liebt das All vom Lieben,
Liebeleid und Liebeswonnen,
Und der Liebe böſe Sieben? —

Gibt es eine echte Liebe,
Die nicht liebt das All im Herzen,
Hoffen, Wähnen, Wünſchen, Fürchten,
Und das reiche Neſt der Schmerzen?

Weil ich liebe ſo mein Lieben,
Weil ich liebe meine Schmerzen,
Weiß ich's, daß die echte Liebe
Wohnt in meinem reichen Herzen.

80.

Wem die Kugel ſitzt im Körper,
  Der wird nimmermehr geſunden,
Schien es uns auch, als ob heilten
  Und vernarbten ſeine Wunden.

Bei dem kleinſten trüben Wölkchen
  Fühlt er ſeine Schmerzen wieder,
Bei der allerg'ringſten Mahnung
  Zieht ein Weh durch ſeine Glieder.

Bis an ſeines Lebens Ende
  Wird bei jedem Luftzugwehen
All ſein Leiden neu erwachen,
  All ſein Schmerz neu auferſtehen. —

Wem der Pfeil im Buſen ſitzt,
  Jener Pfeil mit gift'gen Spitzen,
Jener Pfeil mit Widerhaken,
  Die im Herz des Herzens ſitzen;

Jener Pfeil mit Flammenzacken,
  Jener Pfeil, ſo blank gegliedert,
Jener Pfeil der heißen Liebe,
  Unverſtanden, unerwiedert;

Wer ſein Alles an ein Weſen,
  An ein hochgeliebtes, ſetzte,
Minne, Treue, Herzergebung,
  Und die Lieb', die allerletzte;

Wer aus ſeinen Lebenskränzen
  Nahm die letzten, winz'gen Blüten,
Sie dem vielgeliebten Haupte
  Als ein Opfer darzubieten;

Wer aus ſeinen langen Schmerzen
  Wob die allerfeinſten Lieder,
Um ſie wie die Feſttagskleider
  Ihr zu hüllen um die Glieder;

Wer dies Weſen von dem Himmel
  Hat erfleht als höchſte Gnade,
Als Beweis, daß Gottes Auge
  Freundlich ſieht auf ſeine Pfade;

Wer wie Gras nach Thau und Regen,
   Nach der Einzigen geſchmachtet,
Und bleibt dennoch ungeliebet,
   Unbeweinet, unbeachtet;

Wer ſo wie ein Regentropfen
   Einſam fällt aus ſeinem Himmel,
Wird geſtürzt zur düſtern Erde
   Aus dem vollen Lichtgewimmel;

Der wird nimmermehr geſunden,
   Der bleibt krank und wund für immer,
Wird zuweilen Lind'rung finden,
   Doch geneſen wird er nimmer!

Ewig wird die Wurzelfaſer
   Jenes Schmerzes in ihm bleiben,
Ewig kleine Nebenwurzeln
   In dem dunklen Boden treiben;

Ewig wird ein bitt'res Mahnen
   Seine Freuden ſelbſt begleiten,
Wird ſelbſt ſeinen ſchönſten Stunden
   Wie ein Geiſt zur Seite ſchreiten;

Selbſt wenn er im Drang nach Liebe
An ein Herz ſich einſt wird neigen,
Wird der Schmerz, der ewig wache,
Friſch aus ſeinem Herzen ſteigen!

Selbſt wenn einſtens zum Altare
Er wird heiterſcheinend gehen,
Wird als blaſſer, ſtummer Zeuge
Jener Schmerz zur Seit' ihm ſtehen!

81.

Wenn ein Bildniß von der Mauer
  Ohne Anlaß fällt zur Erde,
Geht die Sage, daß ſein Urbild
  Schnell darauf auch ſterben werde.

Weil mein Bildniß dem Gedächtniß
  Der Geliebten iſt entfallen,
Hoff' ich, daß ſein traurig Urbild
  Bald auch wird zum Grabe wallen!

42.

Wenn ein Mädchen noch ſo heimlich
  In dem Buſen trägt ein Veilchen,
Es verräth ſich doch den Leuten,
  Weil es aushaucht duft'ge Theilchen.

Solch ein Veilchen iſt die Liebe,
  Tief verſteckt in Buſens Sehnen,
Sie verräth ſich doch den Leuten,
  Weil ſie ausſtrömt ſtille Thränen.

Solch ein Veilchen iſt die Wehmuth,
  Tief verſteckt im Sänger-Herzen,
Sie verräth ſich doch den Leuten,
  Weil ſie austönt ew'ge Schmerzen!

83.

Roſe wünſcht ihr Knoſpenleben
 Noch einmal zurück zu träumen,
Und die Frucht, ſie denkt ſich gerne
 Noch als Blüte an den Bäumen.

Perle ſelber, die ſo prächtig
 Schlummert in den Muſchelhallen,
Sieht ſich gern als Tropfen Thaues,
 Wie vom Himmel ſie gefallen.

Liebe auch, die off'ne Roſe,
 Träumt zurück ihr Knoſpenleben,
Wie ſie zagte, wie ſie wagte,
 Wie ſie aufbrach nur mit Beben.

Liebe auch, die Frucht des Herzens,
 Denket an ihr Blütenweſen,
Wie ſo duftig, wie ſo zaghaft,
 Wie ſo zitternd es geweſen.

Liebe auch, des Buſens Perle,
Sieht als Thräne ſich noch gerne,
Wie ſie fiel mir in die Seele
Aus dem holden Augenſterne!

84.

Hätt' ein Bildniß ich der Holden,
  Nur den Schatten ihrer Züge,
Hieße ich den tiefen Jammer,
  Selbſt mich täuſchend, oftmals Lüge!

Hätte ich aus ihrem Haare
  Eine Locke, eine kleine,
Dünkt' ich mich in meinem Schmerze
  Nicht ſo einſam und alleine!

Hätte ich von ihrer Arbeit
  Nur das kleinſte Angedenken,
Würde es doch ſüße Labung
  In das öde Herz mir ſenken.

Hätte ich von ihren Händen
  Eine Silbe nur geſchrieben,
Wär' ſie doch als Schmerzgefährte
  In dem Elend mir geblieben.

Hätte ſie in einem Buche
Nur ein Blättchen je vergeſſen,
Würde ich in ſtillen Stunden
Süßen Balſam aus ihm preſſen!

Weil ſie aber nichts von Allem,
Nichts von Allem mir gegeben,
Muß mein Lieben und mein Leiden
Einzig vom Gedächtniß leben!

85.

Wenn man den Magnet belaſtet
In dem magiſchen Geſchäfte,
Ziehen ſtärker ſeine Pole,
Steigen höher ſeine Kräfte.

Wenn die Liebe wird belaſtet
Vom Geſchick, mit Schmerz und Thränen,
Wird erhöhet nur ihr Lieben,
Wird geſteigert nur ihr Sehnen!

86.

Jn Wüſtenei ein Steinbild einſam ſteht,
Gefeſſelt, eingeſchnürt die ſtarren Glieder,
Doch, wenn der erſte Lichtſtrahl es berührt,
Da tönt es aus die allerſchönſten Lieder;
Und wenn der Lichtſtrahl wieder niedergeht,
Da tönt das Steinbild lieblich klingend wieder;
Mag ſeine Sonne kommen oder ſcheiden,
Sein Mund erſchließet ſich zum Lied bei Beiden.

Ein Steinbild ſteh' ich in der Wüſtenei,
Und theilnahmlos an allen Freudendingen,
Da ſtieg die Lebensſonne mir empor,
Jm Herzen fühlte ich ein ſüßes Klingen,
Nun ſank die Lebensſonne mir herab,
Und Klagelieder ſich der Bruſt entringen:
Mag meine Sonne kommen oder gehen,
Fühl' ich im Herzen Lieder auferſtehen.

87.

Die Sonne ſteigt von ihrem blauen Throne
    In's ferne Weltmeer, kühlend ſich zu baden,
Auf grünen Bergen hat der gold'nen Krone
    Sie, wie auf ſammt'nen Kiſſen ſich entladen;
Von Berg zu Berg zieht ſie die Purpurſchleppe
Voll Glut hinab die große Hügeltreppe. —

Die Roſe aber, voll vom Liebesdrange,
    Nach ihrer Tagesfürſtin ſtill gewendet,
Fühlt nichts von ihrem ſtillen Niedergange,
    Nicht daß ihr Tag- und Liebes-Traum ſich endet;
Dieweil in ihrem off'nen Kelch noch immer
Der Abglanz ruht von ihrer Sonne Schimmer!

So will mein Herz es nimmer ſich geſtehen,
    Daß meine Sonn' vom Himmel iſt geſunken,
Es fühlt den Strahl noch leuchtend in ſich ſtehen,
    Den es aus ihrem Antlitz hat getrunken;
Es ſteht die Nacht hindurch im Dämmerſchauer,
Und träumt im Dunklen von des Tages Dauer!

88.

Ein Roſenblatt und eine Thräne,
Die ſanft dem Aug' entglitt,
Gab Gott der ſtummen Liebe
Und ſagte: „ſprecht damit!“

Da nahm die Roſenblätter
Für Sich beglückte Lieb',
Der unbeglückten Liebe
Nichts als die Thräne blieb.

D'rum ſpricht ſie nur in Thränen,
Was ſie ſo denkt und meint,
D'rum hab' ich ganze Bücher
Im Stillen ſchon geweint!

89.

Ein Buch iſt jedes Mädchenherz
Mit gar geweihten Lettern,
Die meiſten Männer leſen's nicht,
Sie wollen blos d'rin blättern.

Sie ſchlagen wie der Wirbelwind
Die Blätter um in Reihe,
Verſtehen nicht ein Sprüchlein d'rin,
Nicht einen Vers voll Weihe.

Ich aber hab' ihr Herzensbuch
Mit Andacht ganz durchleſen,
Und bin nach jedem neuen Blatt
Noch zärtlicher geweſen.

Da ſchlägt das Schickſal mir das Buch
Urplötzlich aus den Händen, —
Den ſchönen Inhalt muß ich nun
Aus dem Gedächtniß enden!

90.

Luſtig nennen ſie mein Weſen,
Weil ich bunte Dinge ſchreibe,
Der Humor in meinem Herzen
Iſt nur eine bunte Scheibe.

Nach hinaus ſchaut es ganz helle
In des lichten bunten Farben,
Und es flattert durch einander
In dem Spiel der luſt'gen Farben.

Doch hinein ſchaut durch die Scheibe,
In des Herzens öde Hallen,
Da iſt's öd' und todt und finſter,
Und der Altar iſt zerfallen!

91.

Eine Aloe am Ufer
   Hat die Knoſpen ausgeſtreckt,
Wie ein großer Kronenleuchter,
   Der die Lichter aufgeſteckt.

Große weiße Blumen dringen
   Aus dem grünen Knoſpenſprung,
Leuchten wie die Zauberflammen
   Magiſch durch die Dämmerung.

Wenn uns dieſe ſeltne Pflanze
   Duft und Licht auf einmal bot,
Endet ſich ihr ſchönes Leben,
   Ihre Blüte iſt ihr Tod!

Ihres Lebens ſchönſte Stunde
   Nahet mit dem Tod heran,
Und ſie zündet ihre Blüten
   Nur an ihrem Grabe an.

So auch treibt mein Herz nur ſterbend
Lieder voll von Licht und Duft,
Die dann als geweihte Kerzen
Glühen an der Liebe Gruft!

92.

Eine Blume ſteht hoch oben
Auf dem ſteilen Felſenrücken,
Und mich faßt ein innig Sehnen,
Dieſe Blume mir zu pflücken: —

— „Schöne Blume, lichtumfloſſen,
Steig' von deiner Burg hernieder!
In dem Thale ruft die Liebe,
In dem Thale rufen Lieder.

Holde Blume, laß den Aether,
Einſam iſt's in hohen Zonen;
Menſchen wollen unter Blumen,
Blumen unter Menſchen wohnen!

Süße Blume, komm' herunter,
Deine Reize laß dir deuten,
Und vergönn' mir deiner Blätter
Süßes Räthſel auszudeuten." —

— „Theurer Sänger, kann nicht kommen,
Kann mein Haupt nur ſtill dir neigen,
Denn ein Fels hält mich gefangen
In den tiefſten Wurzelzweigen.

Theurer Sänger, kann nicht kommen,
Licht und Duft kann ich nur ſenden,
Freier Bote iſt der Aether
Ueber Berg und Felſenwänden.

Theurer Sänger, kann nicht kommen,
Doch mit Denken an dir hangen,
Denn mein Herz ſchwebt hoch im Freien,
Wie mein Fuß auch iſt gefangen!“ —

Und die Blume bleibt verwaiſet
Einſam auf dem Felſen ſtehen,
Und der Sänger bleibt im Thale,
Unverwandt empor zu ſehen.

Bis die Blume iſt verblichen,
Bis die Blätter ihr entfallen,
Bis ſie auf das Grab des Sängers,
Felsentfeſſelt, niederwallen!

VI.

Froſt iſt gar ein lieber Gärtner,
Freundliches hat er im Sinn',
Zaubert Blumen mir allnächtlich
An die Fenſterſcheiben hin!

Traum iſt gar ein ſüßer Gärtner,
Der es herzlich mit mir meint,
Weil mit meines Daſeins Blume
Jede Nacht er mir erſcheint!

Doch mit erſtem Morgenſtrahle
Laſſen beide ihren Ort,
Von den Fenſtern, von den Augen
Nehmen ſie die Roſen fort!

Ach, die Blume, die ich träume,
Iſt ja Blume ſelbſt aus Eis,
Eiſ'ger Froſt hält ſie gebannet,
Und mein Herz iſt liebeheiß!

Und die Blumen an dem Fenſter
Hat Natur ja nur geträumt,
Weil ſie ſchlafend daran denken,
Daß der Frühling lange ſäumt!

94.

Im gefärbten, bunten Glaſe
Steht der Strauß verblichen da,
Der mit ſeinen ſchönſten Farben
Unlängſt noch die Holde ſah.

In dem finſtern, dunklen Herzen
Steht noch friſch die Roſe da,
Die ich ſchmerzlich ſchon ſeit langen,
Langen Monden nicht mehr ſah.

Täglich wird mit friſchem Waſſer
Wohl das bunte Glas gefüllt,
Täglich wird mit friſchen Thränen
Auch benetzt das Herzensbild.

Doch die Blumen, ſie verwelken,
Nur das Bild bleibt ewig hell,
Weil der Thräne Wunderwaſſer
Iſt geſchöpft vom Lebensquell!

95.

Wilde Roſen ſtehen enge,
Dichtgedrängt in meinem Herzen,
Wohl gepflegt vom heißen Boden,
Friſch getränkt vom Thau der Schmerzen.

Wilde Roſen dir entgegen
Blühen, glühen und vergehen;
Wilde Lieder dir entgegen
Klingen, ſingen und verwehen.

Meine Lieder, meine Roſen,
Wenn du ſie gehört, geſehen,
Wollen beide gar nichts anders,
Als verklingen, als vergehen!

[illegible]

Klagend, weinend ſaß ich einſam
  An des alten Jahres Bahre,
Klagend, weinend ſitz' ich einſam
  An der Wiez' vom neuen Jahre.

Und das alte Jahr hat keine
  Meiner Schmerzen mitgenommen,
Mit dem neuen doch ſind neue,
  Neue Schmerzen mitgekommen.

Dank' euch vielmal, alte Schmerzen!
  Dank' euch vielmal auch, ihr neuen!
Daß ihr bliebet, daß ihr kamet,
  Soll euch wahrlich nicht gereuen!

Will euch pflegen, will euch warten,
  Wie im Orient die Gäſte;
Mit euch theilen und euch geben,
  Was ich hab', das Allerbeſte!

Will euch waſchen, will euch baden
Mit den Thränen, die mich letzen,
Will am Morgen und am Abend
Euch mein Herz zur Speiſe ſetzen!

Will mit Sang den Tiſch euch würzen,
Ganz nach morgenländ'ſcher Weiſe,
Will die Laute klagend ſpielen,
Daß euch munde jene Speiſe.

Eßt euch ſatt, ihr neuen Schmerzen,
Eßt euch ſatt nur auch ihr alten,
Weil nur Schmerzen treu mir blieben,
Will ich treu an Schmerzen halten.

97.

Wenn ich dir in's klare Auge
Manchmal ſinnend, ſehnend ſeh',
Finde ich darin geſchrieben
Einen Liebesbrief voll Weh'!

Wenn ich deine Lilienwange
Geiſtigblaß und leidend ſeh',
Seh' ich in den Lilien ſchlafen
Ein geduldig, heilig Weh'!

Wenn ich dann dein ſchmerzlich Lächeln
Um den Mund, den holden, ſeh',
Seh' ich d'rin ein Liebesmärchen
Voller Leid und voller Weh'!

Wenn ich dann in's Herz, das reine,
In das klare Herz dir ſeh',
Seh' ich d'rin die Weberſchiffchen,
Die ſtets weben voll dies Weh'!

Wenn ich dann voll Schmerz mir ſelber
In das Herz, das wunde, ſeh',
Find' ich Brief und Märchen wieder,
Und dich ſelbſt und all dein Weh'!

98.

Ein Zauberding iſt all dein Weſen,
Und ich verkünd' es weit und breit!
Ein Zauberbecher iſt dein Auge,
Es bietet Gift und Seligkeit;

Und Zauberroſen deine Lippen,
Bald offen, bald in Knospenſchaft,
Sie prangen reich im hellen Purpur,
Und ſind doch mild und ſchäferhaft.

Ein Zaubernetz von Elfenhänden,
Aus Licht geſponnen, iſt dein Haar,
Es flattert frei wie Frühlingslieder,
Doch feſſelt es und bringt Gefahr.

Ein Zauberkreis iſt auch dein Lächeln,
Gezogen in ein Lilienbeet,
Weil Jedermann bleibt feſtgebannet,
Der in dem Zauberkreiſe ſteht.

Ein Zauberton iſt deine Stimme,
So ſilberhell und doch ſo weich,
Weil ſie beſchwört mit leiſem Klange
Aus meiner Bruſt ein Geiſterreich!

Ein Zauberbuch iſt deine Seele,
Mit gar geheimnißvoller Schrift,
So ſinnvoll und ſo keuſch verſchleiert,
Daß nur Magie die Deutung trifft.

Ich aber kann die Zeichen deuten
In dieſem Buch der Sympathie,
Denn Liebe iſt des Zaubers Zauber,
Denn Liebe iſt allein Magie!

99.

Ein Meer kenn' ich, ein uferloſes,
Nicht Klippen hat's, nicht Felſenriffe,
Zum Ruhbett werden ſeine Wogen,
Und ſicher trägt's Millionen Schiffe.

Der Himmel iſt's, Millionen Sterne
Sind wie die Schiffe d'rin erſchienen,
Und um die Schiffe zieh'n Trabanten,
Gleich hellen, ſingenden Delphinen.

Und abwärts, an des Meeres Saume,
Da ſteigt an jedem Abend, prächtig,
Des Mondes Leuchtthurm aus den Fluten
Und flammet warnend da allnächtig.

Und über dieſes Meer zu flüchten,
Gibt Glaub' und Hoffnung ſich're Kähne,
Sie ſpannen aus die weißen Segel,
Und ziehen hin wie fromme Schwäne.

O Liebe komm'! die Kähne winken,
Sie tragen gern' betrübte Seelen;
Das Meer iſt klar! die Futhen lächeln!
Der Leuchtthurm läßt den Weg nicht fehlen!

In dieſen Kähnen laſſ' uns wohnen,
Auf dieſes Meer laſſ' uns vertrauen,
Wir wollen glauben, wollen hoffen,
Bis wir durch's Meer das Jenſeits ſchauen!

100.

Hundert wilde Roſen ſind geſproſſen
Aus den Ritzen meiner Herzenswunden,
Und ich band ſie ihr zum Liederkranze
In des Wundenfiebers heißen Stunden.

Jede dieſer hundert wilden Roſen
Treibt an ſeinem zarten Stengel wieder
Hundert and're kleine Roſenknospen,
Hundert and're Knospen kleiner Lieder.

Denn ſo tief ſind dieſe Herzenswunden,
Daß ihr Boden bleibet unergründlich,
Und ſo heiß das Blut in dieſen Wunden,
Daß es wilde Roſen treibet ſtündlich.

Doch die Liebe zählt nicht ihre Thränen,
Ihre Küſſe nicht, nicht ihre Lieder,
Und ich ſollte dieſe Roſen zählen,
Die aus Wunden ſproſſen zehnfach wieder?!

Ungezählt, wie ſüßes Liebeswünſchen,
Ungezählt, wie ſüßes Liebesträumen,
Pflück' ich ihr zum Kranze wilde Roſen
Aus des Herzens blumenvollen Räumen!

101.

Eiferſüchtig, eiferſüchtig
Iſt das braune Weib: die Nacht,
Weil der Tag, ihr Ehegatte,
Von ihr ging in ſeiner Pracht.

Eiferſüchtig, eiferſüchtig
Iſt das braune Weib, die Nacht,
Darum ſind die tauſend Flammen
Ihr im Buſen angefacht.

Eiferſüchtig, eiferſüchtig
Iſt das braune Weib, die Nacht,
Darum hält mit tauſend Augen
Sie um Erd' und Himmel Wacht!

Eiferſüchtig, eiferſüchtig
Iſt die Liebe, wie die Nacht,
Schlaflos, ruhlos, wie die Mutter,
Die ein krankes Kind bewacht.

Eiferſüchtig, eiferſüchtig
Iſt die Liebe, wie die Nacht,
Hat im Buſen tauſend Flammen,
Glühend, zehrend angefacht.

Eiferſüchtig, eiferſüchtig
Iſt die Liebe, wie die Nacht,
Ihre tauſend Augen halten
Ueber Erd' und Himmel Wacht.

Eiferſüchtig, eiferſüchtig
Iſt die Liebe, wie die Nacht,
Darum geht ſie lauſchend, ſpähend,
Eingehüllt in Trauertracht!

162.

Frühling kommt, mit gold'nen Strahlen
Klopft er an die Bäume an,
Und es wird dem Strahlen-Jüngling
Blatt und Blüte aufgethan.

Frühling kommt, mit gold'nen Strahlen
Klopft er an der Berge Thür,
Berg und Fels erſchließt die Thüren,
Quell und Bergſtrom ſtürzt herfür.

Frühling kommt, mit gold'nen Strahlen
Klopft er an die Herzen fein,
Und die Herzen alle jubeln,
Roſen jauchzend: „nur herein!"

Frühling kommt, mit gold'nen Strahlen
Klopft er an mein trauernd Herz,
Doch mein Herz, es ſagt dem Frühling:
„Wandle, Frühling, weiterwärts!"

Einen Frühling ſah ich blühen,
Der ſo hold zur Erde ſank,
Daß mein Herz aus jedem Gräschen
Seinen reinen Nektar trank.

Einen Frühling ſah ich blühen,
Jedes Blümchen ein Gedicht,
Jedes Roſenblatt ein Spiegel
Von der Holden Angeſicht!

Einen Frühling ſah ich blühen,
Jeder Kelch war ein Pokal,
Jede Blume eine Vaſe,
Und der Liebe Opferſchal';

Jedes Gras ein ſel'ger Trinker,
Süß das Haupt vom Thau beſchwert,
Jeder Strauch ein Minneſänger,
Jedes Blatt ein Opferherd!

Einen Frühling ſah ich blühen,
Und er zog in ſeinem Schooß
Einen zweiten milden Frühling,
Einen Liebesfrühling groß.

Jener Frühling iſt verſchwunden;
Und mit jenem Frühling ſchwand
Auch der ſchöne Liebesfrühling,
Der in ſeinem Herzen ſtand.

Viele Frühling' werden kommen
Für die ewige Natur,
Doch die Liebe und die Herzen
Haben einen Frühling nur!

Einen Frühling hat die Liebe,
Einen Frühling hat das Herz,
Darum ſagt mein Herz dem Frühling:
„Wandle, Frühling, weiterwärts!“

103.

In die Erd' kann ich nicht ſteigen,
Um zu holen gold'ne Stangen,
In das Meer kann ich nicht tauchen,
Edle Perlen zu erlangen.

Doch in's Herz der Auserkornen
Stieg ich, wie ein Bergmann, nieder,
Holte mir den Schatz, den gold'nen,
Singend meine Bergmanns-Lieder!

Doch ich tauchte in die Augen,
In die blauen, ſinnig tiefen,
Um die Perlen mir zu holen,
Die am klaren Boden ſchliefen.

Schatzgräber, Perlenfiſcher,
Und doch dürftig ohne gleichen,
Bei dem Schatze, bei den Perlen,
Muß ich darben und erbleichen!

104.

Ob die wilden Roſen alle
Hertha denn geleſen hat?
Ob ihr Auge freundlich weilte
Auf der wilden Roſen Blatt? —

Fragt der Thau denn, ob die Roſe
Seinen reinen Tropfen fühlt?
Fragt der Zephyr, ob die Wange
Wiſſe, daß ſein Hauch ſie kühlt?

Fragt der Frühling denn die Erde,
Ob ſie will ſein Blütenkleid?
Fragt das Licht den gold'nen Morgen,
Ob der ſüße Strahl ihn freut?

Fragt der Blütenbaum die Lüfte,
Ob ſein Duft ſie ſüß berauſcht?
Fragt die Nachtigall den Hörer,
Ob er auch ihr Lied belauſcht?

Fragt die Schönheit denn das Auge,
Ob ihr Zauber es erquickt?
Fragt die Liebe denn die Herzen,
Ob die Lieb' das Herz beglückt?

Fragt die Myrthe, ob zum Kranze
Je ein Brautpaar ſie denn flicht?
Und ſo fragen dieſe Lieder,
Ob ſie Hertha höret, nicht!

Und ſo fragen dieſe Lieder,
Ob ſie Hertha hört, nicht;
Wenn mein Herz auch jedes Liedchen
Nur allein für Hertha flicht!

165.

Viel Gedanken ſteh'n verworren,
Dicht in mir, gleich einer Wildniß,
Bauen ſich zum dunklen Tempel
Um ihr heilig Götterbildniß!

Jeder Zweig von den Gedanken,
Jedes Blatt an dieſen Zweigen,
Sie verſchlingen ſich in Demuth,
Zu dem Bildniß ſich zu neigen.

Leiſes Rauſchen, leiſes Flüſtern
Geht durch die Gedanken-Bäume,
Lieder ſind's begrab'ner Tage,
Lieder ſind's begrab'ner Träume!

Wie durch die Gedanken-Wildniß
Fällt in mich ein Strahl der Sonne,
All mein Licht empfang' ich einzig
Von dem Antlitz der Madonna!

Täglich werden die Gedanken
Immer dichter, immer wilder;
Täglich wird das Hertha-Bildniß
Immer ſanfter, immer milder!

Täglich werden meine Klagen
Immer lauter, ſchmerzensreicher;
Täglich macht des Bildes Zauber
Meine Lieder wehmuthsreicher.

Und ſo lieg' ich vor dem Bilde,
In der Wildniß von Gedanken,
Knieend, ſeufzend, betend, weinend,
Ohne Weichen, ohne Wanken!

106.

Frühling kommt, der holde Jüngling!
Kommt mit ſeinem Zauberſtabe,
Bringet Jedem eine Blume,
Bringet Jedem eine Gabe.

Bringet Jedem eine Blüte,
Bringet Jedem eine Wonne,
Dieſem einen Strahl des Lichtes,
Jenem eine ganze Sonne!

Mir nur bringt der böſe Frühling
Keine Blumen, keine Blüten,
Keine Strahlen, keine Sonnen,
Gar nichts bringt er mir zu bieten.

Doch die Roſe, die im Winter
Ich von Nahem konnte ſchauen,
Führt der Frühling fort von hinnen,
Führt ſie fort in ferne Auen.

Nur der Winter iſt mein Frühling,
Weil er meine Roſen bringet,
Und der Frühling iſt mein Winter,
Weil er mir die Roſ' entringet.

Holder Winter! gold'ner Jüngling!
Lieder ſing' ich dir zum Ruhme!
Komme, ſüßer Sonnenjüngling!
Komme mit der ſchönſten Blume!

Und ich wandle dir entgegen
Mit dem Klang von Feierglocken,
Denn du bringſt die wilde Roſe
In dem Tanz der weißen Flocken!

107.

Viele wandeln breite Straßen
Durch die Liebe, durch das Leben,
Zwiſchen freundlichen Alleen,
Weg und Pfad ſind glatt und eben;

Berge ſinken, Steine weichen,
Strom und Abgrund haben Brücken,
Und das Ziel, es ſcheint ſich ſelber
Ihnen fröhlich nah' zu rücken. —

Mir nur ſind in Leben, Liebe,
Angewieſen rauhe Pfade,
Keine Hand, die meine Wege
Eines Steinchens nur entlade!

Einſam, dunkel, ſteinbeſäet
Führt mein Weg mich durch das Leben,
Windet ſich durch Neſſel-Saaten,
Nicht ein Blümchen wächst daneben!

So auch geht mein Pfad der Liebe
Zwiſchen Dornen, zwiſchen Neſſeln,
Lichtlos, geh' ich, ohne Führer,
Schleppend wie in ſchweren Feſſeln!

Dennoch dring' ich qualvoll, raſtlos,
Ueber Stein und Fels und Mooſe,
Denn es blühet zwiſchen Dornen
Eine holde wilde Roſe;

Eine Roſe, wunderlieblich,
Wie der Mond in Sommernächten,
Rings umzäunt von rauhen Hecken,
Die mit Stacheln ſie umflechten.

Und ich ſinke, herzzerriſſen,
Blutend bei der Roſe nieder,
Hauche durch die Roſenblätter
Selig aus die letzten Lieder.

Wilde Roſe neigt ſich nieder,
Mit dem Haupt, dem ſehnſuchtsblaſſen,
Denn die Roſen wollen lieben,
Wenn auch Dornen wollen haſſen!

Wilde Roſe neigt ſich nieder,
  Auf mich fällt der Thau vom Blatte,
Und ich ſterb' im ſüßen Anblick,
  Daß ſie Thränen für mich hatte!

108.

Keinen Frühling hatte meine Liebe,
  Keinen Lenz mit zarten Blättern,
Plötzlich kam des Sommers Schwüle,
  Ueberreich an Blitzeswettern.

Keine Herbſtzeit hatte meine Hoffnung,
  Sah ſie langſam nicht erblaſſen;
Sie begrub der Winter plötzlich
  Unter Schnee und Eiſesmaſſen.

Liebes-Sommer nur und Hoffnungs-Winter
  Sind des Herzens Jahreszeiten,
Und ich muß durch Eis und Flammen
  Schweigend hin zum Grabe ſchreiten!

109.

„Wilde Roſe, eingezäunet,
Siehſt du Abends, hoch im Blauen
Gold'ne Lettern niederſchauen,
Und den Brief, den reich beſternten?
Briefe ſind's des Weitentfernten!“ —

— „Trauter Freund, du Weitgetrennter,
Siehſt du nicht auf Blumenblättern
Zartverzog'ne Farbenlettern,
Und die Schrift, ſo klar und ſinnig?
Briefe ſind's von mir, ganz innig.“ —

„Schöne Roſe, reizumfloſſen,
Hörſt du nicht in Morgenröthen
Nachtigallen ſchmerzlich flöten
Durch die grünen Blätterwände?
Grüße ſind's, die ich dir ſende!“ —

— „Trauter Freund, du Fernverbannter,
Hörſt du's Abends leiſe rauſchen,
Wenn die Lüfte alle lauſchen,
Und in Blüten ſtill ſich freuen?
Grüße ſind's des Vielgetreuen!" —

„Holde Roſe, leidensreiche,
Fühlſt du nicht ein Ahnen, leiſe,
Wenn der Schwan die Todeskreiſe
Singend durch die Wellen ziehet?
Sterblied iſt's, das zu dir fliehet!" —

— „Trauter Freund, du Todesſänger,
Fühlſt du dich nicht wehbefangen,
Weht um deine naſſen Wangen
Oft ein Hauch wie Geiſterſchauer?
Iſt mein Sterbegeiſt voll Trauer!" —

„Blaſſe Roſe! blaſſe Roſe!
Warum wird vom Thränenwaſſer
Deine Wange täglich blaſſer?
Sind's dieſelben Lichtesfarben,
Die in Thränen ſo erſtarben?" —

— „Trauter Freund, du Wehmuthſänger,
Wenn mein Blatt wird ſein verblichen,
Und mein Leben mir entwichen,
Wird es mir zum ſüßen Looſe,
Dir zu werden Grabesroſe!“ —

„Nun ſo komm', du Grabesroſe,
Weiße Roſen ſeh' ich prangen,
Weiße Roſen auf den Wangen,
Weiße Roſen in dem Haare,
Komm' zum Leichenſtein-Altare!“ —

110.

Ein Bäumchen, das ſtehet am Gitter
Und ſtrecket den Blütenarm aus,
Als möchte das Bäumchen hinüber,
Als möchte das Bäumchen in's Haus!

Ich legte mich unter das Bäumchen,
Ich wünſchte dies Plätzchen zum Grab,
Da weinte das Bäumchen viel Blüten
Als Thränen auf's Haupt mir herab.

Die Thränen des Bäumchens, ſie fallen
Der Holden wohl oft auf die Hand,
Die Thränen jedoch, die ich weine,
Sie fallen nur ewig in Sand!

III.

Eine weiße, eine rothe
   Roſenknospe prangten Beide,
Eng gebettet in ein Sträußchen,
   Auf dem Ball, an ihrem Kleide,

Neigten an den holden Buſen
   Süß verſchämt das Haupt hernieder,
Hörten, was ihr Herz geſprochen,
   Und erzählten mir es wieder.

Weiße Knosp' mit Silberzungen
   Sagte mir, wie ſie geſehen,
In dem unſchuldvollen Herzen
   Selber ſich als Abbild ſtehen.

Rothe Knosp' mit Purpurlippen
   Sagte mir, wie ſie vernommen
An den hohen Herzensſchlägen,
   Daß in Lieb' ſie ſei entglommen.

Und Reſeda, die inmitten
Beider Knoſpen war gegeben,
Sagte mir, wie ſtill in Sehnſucht
Stillem Gram ſie ſei ergeben!

Beide Knoſpen und Reſeda
Müſſen mir das oft noch ſagen,
Wenn ich komme, täglich, ſtündlich,
Stets von Neuem ſie zu fragen.

Wiederholen ſtets daſſelbe,
Welk und blaß und im Entfärben,
Und ich muß es endlich glauben,
Weil ſie's ſagen noch im Sterben!

112.

Wie an Blumen Schmetterlinge
Schlafend hängen nach dem Regen,
Duftbetäubt, gewittertrunken,
Träumen, und ſich nicht bewegen;

So auch hingen lang die Lieder
Träumend mir am vollen Herzen,
Duftbetäubt von ſüßer Liebe,
Lebensmüd' von bittern Schmerzen;

Hingen wie geſtorb'ne Wünſche,
Lautlos, mit gebund'nen Schwingen,
Tranken ſtill doch aus dem Herzen
Luſt und Leid zum Liebeſingen.

Nun mein Herz iſt neu ergriffen,
Nun mein Herz iſt neu erſchüttert,
Nun mein Herz iſt neu durchſtürmet,
Daß ſein Kelch erbebt und zittert;

Sind erwacht die tauſend Wünſche
Und die Lieder aus den Träumen,
Und ſie flattern durch die Lüfte,
Kreiſe ziehend in den Räumen.

Tragen wieder auf dem Fittig
Gold'nen Schmelz von Liebeswähnen,
Tragen wieder auf dem Fittig
Eine gold'ne Welt in Thränen.

113.

Frühling kam, und wilde Roſen
  Wandelten auf grünen Wegen,
Frühling kam, und wilde Roſen
  Schoßen fragend mir entgegen.

Neckten mich mit grünen Fingern,
  Neckten mich mit rothen Lippen,
Steckten wie die Wurzelmännchen
  Ihren Kopf aus Strauch und Klippen.

Sah'n mich an mit klugen Augen,
  Und begehrten Wort und Rede,
Und die Dörnchen alle zupſten
  Mich am Wege, wie zur Fehde: —

— „Hat in deinen off'nen Buſen
  Sich kein Frühling denn ergoſſen?
Sind in deinem Herzensgarten,
  Wilde Roſen nicht geſproſſen?“ —

— „Wilde Roſen, eurem Herzen
Kommt ein neuer Frühling immer,
Neuer Thau von Heſpers Lippen,
Und vom Himmel neuer Schimmer;

„Meinem Herzen kam ein Frühling
Ohne Thau und ohne Schimmer,
Darum bracht' er wilde Dornen,
Aber wilde Roſen nimmer!“

114.

Abends ſtand ich wie ein Steinbild,
Eingeſchnürt in Dämmerungen,
Die der Abend und die Bäume
Schleierhaft um mich geſchlungen.

Sah die Holde, in dem Garten,
Sich zu Blumen lieblich neigen,
Und wie Gold in Jaspisblättern
Flog ihr Haar in grünen Zweigen.

Und ſie ſchwebte leicht vorüber,
Ahnte gar nicht meine Nähe,
Und mir ſchien's im Abenddunkel,
Als ob Morgenroth ich ſähe.

Bei dem Licht der kleinen Lampe
Konnt' ich in das Zimmer ſehen,
Sah ſie in das Zimmer treten,
Sah ſie hin und wieder gehen.

Wie die ſehnſuchtsvollen Arme
Legten um die Fenſterwände,
Sich vom Boden aufwärts ringend,
Bäumchen ihre grünen Hände.

Um das Fenſter ſchwebten Blumen,
Gleich wie Lieder ohne Worte,
Wie die Geiſter meiner Lieder
Feſtgebannt am Liebesorte.

Und ſo ſtand ich, zwiſchen Träumen,
Zwiſchen Sinnen ſchmerzlich ringend,
Bis der Morgen war erſchienen,
Seine friſchen Roſen bringend.

Dann trat ich mit ſüßer Sehnſucht
Aus der baumumhüllten Tiefe,
Pflückte von erwachten Zweigen
Eine Handvoll grüner Briefe,

Warf ſie an das Fenſter, wo ſie
Bei'm Erwachen ſie wird ſehen; —
Doch ſie wird ſie nicht begreifen,
Doch ſie wird ſie nicht verſtehen!

115.

In dem Teiche wachſen Blumen,
Silbern wie verwunſch'ne Schwäne,
Schwimmen mit dem blaſſen Antlitz
Sehnſuchtsvoll um Schifferkähne.

Wurzeln nicht im feſten Boden,
Wurzeln blos in feuchten Wellen,
Wie ſie auch das Haupt, das klare,
Gerne zu dem Strand geſellen.

Und ſo ſollſt du meine Lieder
Nur als Waſſerblumen wähnen,
Weil ſie leben nur in Zähren,
Weil ſie wurzeln nur in Thränen!

116.

Dornenwunden, ſpricht die Sage,
Die man von der Roſ' empfangen,
Schmerzen, bluten nur ſo lange,
Bis die Sonn' iſt heimgegangen;

Meines Lebens einz'ge Sonne
Iſt für mich in Nacht entſchwunden,
Dennoch bluten, brennen, ſchmerzen
Immer meine Dornenwunden!

117.

Jn dem Berge kochen Flammen,
Gluth in ſeinem Eingeweide,
Außen ſcheint er fröhlich, lachend,
Angethan mit grünem Kleide,

Glühend gährt's in ſeinem Jnnern,
Mark und Knochen zu verglaſen,
Außen ſprießen tauſend Blumen
Jn dem Schmelz vom friſchen Raſen.

Wird das Feuer dann ſo mächtig,
Daß es ausbricht hell in Flammen,
Sammeln ſich zum ſchönen Schauſpiel
Tauſend Menſchen bald zuſammen;

Denken nicht an all' die Qualen,
Die der Berg in ſich empfindet,
Wie er unter Kreißen, Aechzen,
Unter Schmerz und Gluth ſich windet.

Und vom Nervenſaft des Lebens,
Von dem Mark der Eingeweide,
Aus der Lava, machen tändelnd
Sie ſich köſtliches Geſchmeide. —

— In mir wühlen ew'ge Flammen,
In mir ſieden rothe Quellen,
Sprießen auch in meinem Leben
Manche luſtig-bunte Stellen.

Wird die Gluth mir gar zu mächtig,
Schlägt ſie aus mit wildem Toſen,
Brechen wild die rothen Flammen
Sprühend aus in wilden Roſen.

Und der Leſer pflückt die Roſen,
Freut ſich ihres Farbenſpieles,
Ihrer Blätter zarten Glätte,
Und des ſchlankgebauten Stieles.

Denkt nicht, daß die Roſen alle
Sind gefärbt im Blut vom Herzen,
Daß ihr Duft iſt nur ein Seufzer,
Ausgepreßt von ew'gen Schmerzen!

118.

Nacht iſt duftſchwül angebrochen,
Zauberiſch, mit blaſſen Wangen,
Eingehüllt im Silberſchleier,
Und geſchmückt mit Sternenſpangen.

Stolz, mit dunkelgrünen Kronen,
Stehen Bäume in der Runde,
Sprechen heimlich viel von Liebe,
Von der Dichtkunſt gold'nen Kunde.

Blumen ſtehen wie die Kinder
Ihnen lauſchend ſtill zu Füßen,
Zweige neigen ſich zuweilen,
Sie zu küßen, ſie zu grüßen.

Und ich ſitze in der Mitte,
Zwiſchen Träumen, zwiſchen Wachen,
Höre Trauerlieder weinen,
Höre Brautgeſänge lachen.

Denn verzaubert iſt der Garten,
  In den Blättern wohnen Feen,
Lieder wohnen in den Blumen,
  Märchen wohnen in den Seen.

Doch ein Wunder, ſchön und reizend,
  Wohnt im weißen Hauſe drinnen,
Ueber dieſes Wunder muß ich
  Ewig denken, dichten, ſinnen.

119.

Poeſie ſucht' ich im Leben,
Leben gab davon nicht Kunde;
Poeſie ſucht' ich in Büchern,
Blätter waren's, leer im Grunde;

Poeſie ſucht' ich in Sternen,
Fand nichts als vergold'te Lettern;
Poeſie ſucht' ich in Blumen,
Sah von Proſa ſie entblättern.

Poeſie ſucht' ich im Sange
Tiefbetrübter Philomele,
Hörte nichts als die Regiſter
Ird'ſcher Lockung in der Kehle.

Plötzlich kam aus dunklen Tannen
Mir ein Frauenbild entgegen,
Wie ein Morgentraum, der lebend
Wandelt über Blütenregen;

Poeſie war's und doch Leben,
Menſchenkind und Engelsglieder,
Von den Wangen floß ein Loblied
Auf den ſchönen Leib hernieder;

Und ſo iſt ſie mir erſchienen:
Poeſie mit Zauberſchwingen,
Poeſie iſt nur im Lieben,
Und nur Lieben lehrt uns Singen!

120.

Oben ſtand ich auf dem Berge,
Unter mir das Thal, das kleine,
Das wie eine grüne Muſchel
Meine Perle birgt, die reine.

Sah ſie wandeln in dem Garten,
Unter duftig-ſchwülen Bäumen,
Bald im Schatten dunkler Gänge,
Bald in freibeſonnten Räumen.

Vielmal rief ich ihren Namen,
Doch die Lüfte, die hier wallten,
Fanden gar ſo ſüß den Namen,
Daß ſie ſich den Schall behalten.

Pflückte Blätter von den Bäumen
Und beſchwerte ſie mit Grüßen,
Hoffend, daß ein Zephyr kräusle
Glücklich ſie zu ihren Füßen.

Doch kein einz'ges von den Blättern
  Sah bei ihr ich angelangen,
Blieben hier und dort in Dornen,
  An Geſträuch und Klippen hangen.

So gelangt auch nie zur Holden
  Lied und Klage meiner Lippen,
Bleiben hängen auf dem Wege,
  An den Dornen, an den Klippen! — —

121.

Habt ihr einen Baum betrachtet,
Durch ſein ganzes Sein und Leben?
Von dem erſten Keimen, Sproſſen,
Bis zu ſeinem Gipfelſtreben?

Wie er aufſchlägt erſt das Auge,
Schamhaft aus der grünen Rinde;
Wie er mit den Flatterlocken
Aufſchießt gleich dem ſüßen Kinde?

Wie er als ein ſchöner Jüngling
Ausſtreckt ſeine jungen Glieder?
Wie er treibet duft'ge Blüten,
Wie ein Dichterherz treibt Lieder?

Wie er dann, als Mann, von Früchten
Alle Aeſte ſich läßt beugen?
Menſchen labt in ſeinem Schatten,
Sänger birgt in ſeinen Zweigen?

Wie als Greis dann iſt ſein Scheitel
  Blätterlos und ohne Säfte,
Und die Zweige niederhängen,
  Wie die Arme ohne Kräfte?

Wie, wenn auch der Stamm verdorrte,
  Doch die Wurzel friſch geblieben,
Die den Baum mit ſeinen Zweigen,
  Blatt und Blüten hat getrieben;

Wie ſie zeugt, von euch berühret,
  Ewig noch ein friſches Leben,
Wie ſie, von dem Beil getroffen,
  Friſche Thränen euch wird geben? —

— Solch ein Baum iſt meine Liebe,
  Die gegrünt im Hoffnungsgrunde,
Die gewachſen iſt in Sonnen,
  Die geblüht in ſchöner Stunde;

Die gepflegt in ihren Zweigen
  Hat ein Heer von Nachtigallen,
Der nun jetzund alle Blätter,
  Alle Blüten ſind entfallen;

Die entlaubt von jeder Hoffnung,
Die, — vom Blitzſtrahl nicht zerſplittert, —
Dennoch ſtehet, ſchmucklos, leblos,
Abgeſtorben und verwittert!

Doch die Wurzel dieſer Liebe,
Arm an Freuden, reich an Schmerzen,
Lebt noch, tauſendfach verſchlungen,
Ewig friſch in meinem Herzen;

Fühlet, noch ſo zart berühret,
Wehmuth, Leid und Liebes-Sehnen,
Und vergießt, wenn ihr ſie ritzet,
Immer noch den Strom von Thränen!

122.

Wer den Blitzſtein bei ſich führet, —
  Heißt es in den Wunderſagen, —
Den ſchon einſt der Blitz geſchleudert,
  Wird vom Blitz nicht mehr erſchlagen;

Er darf wandern unter Wettern,
  Unter tauſend wilden Blitzen,
Keiner wird ein Haar ihm ſengen,
  Keiner wird die Haut ihm ritzen.

Weil ich trage ſtets im Herzen
  Jenen Blitz, der mich getroffen
Aus dem Himmel ihrer Augen,
  Darf ich wohl dasſelbe hoffen:

Ich darf wandeln unter Blitzen,
  Die auf tauſend Augen flammen,
Keiner wird in's Herz mir ſchlagen
  Von den tauſend Blitzen allen!

123.

Herbſt, dich hab' ich einſt beſungen,
Weil du Frühling mir geworden,
Weil du brachteſt meine Roſe,
Meines Frühlings Blumenorden.

Brachteſt ſie auch diesmal wieder
In die Stadt, voll Frühlingsſchimmer,
Doch iſt's nicht mehr meine Roſe
Und du biſt mein Frühling nimmer!

Heißt's uns Frühling, wenn ſein Wehen
Unſ're Wang' nicht lieblich fächelt?
Heißt's uns Roſe, wenn ihr Antlitz
Uns nicht roſig Liebe lächelt?

Roſe iſt die Gegenliebe
Zu des Frühlings Liebe-Leben,
Darum kann es ohne Roſe
Keinen wahren Frühling geben.

Ohne Frühling, ohne Roſe
Bleibt mir Lieb' und Leben wieder,
Kalt und farblos iſt's im Herzen,
Kalt und farblos ſind die Lieder.

124.

Sah ſie ſitzen in der Oper,
Und ſie ſchien mir blaß und leidend,
Sinnend ſenkte ſie das Auge,
Meinen Anblick ſchmerzlich meidend.

Töne rauſchten, Töne ſchollen,
Und ſie ſangen gold'ne Lieder,
Doch aus meinem heißen Auge
Fielen Thränen leiſe nieder.

Und ich mußte mir die Augen
Mit der hohlen Hand verhüllen,
Denn ich fühlte, daß von Neuem
Sie ſich ſtets mit Thränen füllen.

Still ſaß ich und unbeweglich,
Durfte kaum das Haupt bewegen,
Denn es tropfte auf die Brüſtung
Leiſ' herab der Thränenregen.

Als die Thräne war verſieget,
Komnt' ich einmal nach ihr ſchauen.
Und ſie hob den Wimpervorhang
Von dem Aug', dem ätherblauen.

Als ich dieſen Wimpervorhang
In die Höh' ſah langſam gehen,
War ein Trauerſpiel, ein großes,
In dem Auge ihr zu ſehen.

125.

Nimm mich auf, du öder Garten,
Und ihr Bäume, ganz entblättert;
Nimm mich auf, verlaſſ'ne Hütte,
Und du Laube, jetzt entgöttert!

Steht ihr ſinnend, trauernd, klagend,
Weil die Holde euch verlaſſen?
So auch ſinnend, trauernd, klagend,
Will ich ſchmerzlich euch umfaſſen!

Dieſer Boden iſt geheiligt,
Und geweiht ſind dieſe Bäume,
Denn hier lebte meine Liebe,
Und hier weilten meine Träume.

Und hier wiegten meine Wünſche
Alle ſich in grüner Wiege,
Und hier übten meine Lieder
Alle ſich zum Sängerſiege!

Und hier klang die Aeolsharfe,
Die ich trage in dem Buſen,
Angeweht und zart durchſchüttert
Von dem Götterhauch der Muſen.

Und hier liegen auch begraben,
In der blätterloſen Halle,
Meine Liebe, meine Träume,
Meine Wünſche, alle, alle!

Und die Bäume und die Büſche,
Und die Sträuche und Geſtrippe,
Und der Tannen und der Erlen
Bleiche, knöcherne Gerippe,

Stehen wie die Trauer-Urnen,
Stehen wie die Leichenſteine,
Kalt und ſchweigend an dem Grabe,
Wo ich heiß und innig weine!

Nur am Haus, am Teich, im Garten,
An der Laube auf und nieder,
Wandeln wie die düſtern Schatten
Alle Geiſter meiner Lieder;

Denn ſie wollen mit der Liebe
Lautlos in das Grab nicht gehen,
Wollen um das Grab ſtets wandern,
Bis die Lieb' wird auferſtehen!

126.

Wenn ein Baum will nicht mehr blühen,
Wenn die Blätter von ihm ſcheiden,
Muß man in ſein Mark ihm Wunden,
Wunden in das Herz ihm ſchneiden.

Und der Baum erwacht durch Wunden
Aus der Stumpfheit ſeiner Kräfte,
Und durch Schmerz erſteht er wieder
Zu dem blühenden Geſchäfte.

Weil ich ohne alle Blüten
Stehe in des Lebens Mitte,
Schnitt das Schickſal in mein Leben
Tiefe Wunden, tiefe Schnitte.

Darum treiben meine Blüten
Aus dem Schmerz, dem namenloſen,
Und die Wunden ſind die Beete
Aller meiner wilden Roſen!

127.

Redet laut nicht, wo die Liebe
   Liegt in ihrem leiſen Schlummer,
Tretet ſachte auf das Grabmal.
   Das bedecket Liebeskummer!

Denn die Liebe hört im Schlafe,
   Und erwacht vom Lüftebeben,
Und die Liebe fühlt im Tode
   Jede Mahnung an ihr Leben!

Hat ſie auch das Aug' geſchloſſen,
   Sieht ſie durch die Augenlieder,
Habt ihr ſie in Sarg geleget,
   Hebt ſie ſtill den Deckel wieder,

Wenn ein Ahnen, wenn ein Mahnen
   Ihrer Wonnen ſie erreichet,
Wenn ein Luftbild, wenn ein Schatten
   Ihrer Schmerzen ſie umſchleichet.

Glaubte ſelbſt, daß mir im Herzen
Leiſe ſchliefe meine Liebe,
Ging um dieſes Herz ganz ſachte,
Wie um einen Schatz die Diebe.

Bat im Stillen die Gedanken,
Ihren Odem anzuhalten,
Bat im Stillen meine Muſe,
Keine Lieder zu entfalten.

Saß an meinem Herzen leiſe,
Und bewachte ihren Schlummer,
Sprach nicht mit vergang'nen Wonnen,
Sprach nicht mit dem jetz'gen Kummer.

Plötzlich floß der Name „Hertha“
Durch der Lüfte klare Welle,
Und erwacht war ſchnell die Liebe
Und ihr Aug' war Falkenhelle,

Und ſie ſprach mir ſo wie früher
Viel von ihrem Grame wieder,
Und ſie ſprach mir ſo wie früher
In das Ohr viel Klagelieder!

128.

Wenn die Sonne iſt am Abend
Lächelnd ſterbend hingeſunken,
Sieht ihr Luna nach mit Blicken,
Die von Schmerz und Liebe trunken;

Und der Stern der Liebe funkelt
Ihr noch nach mit reinem Glanze,
Und er harret, lieblich leuchtend,
Bis ſie kommt im Morgenglanze.

Meine Sonne auch ging unter,
Lächelnd noch im Abwärtsſinken,
Meine Liebe ſteht am Himmel,
Ihren Abglanz noch zu trinken;

Und der Stern der ew'gen Liebe,
Hoffnung, mit dem ſüßen Schimmer,
Strahlt allein an meinem Himmel,
Harret ihres Aufgangs immer.

129.

Liebe, ja, du biſt die Sonne!
Kamſt mir aus dem Meer von Thränen,
Weilteſt einen Tag voll Stürme,
Und verſankſt in's Meer von Thränen.

Liebe, ja, du biſt die Sonne!
Wirſt bedeckt ſo mannigfaltig,
Von Nacht und Mond und von der Erde,
Und von Wolken, vielgeſtaltig;

Dennoch ſtrahlſt du jeden Morgen
Wie ein Held nach Siegesſchlachten,
Und ich blicke auf zum Himmel,
Um zu beten, zu betrachten!

130.

Liebesſchmerzen ſind wie Bienen,
Flattern ſummend um die Herzen,
Flattern, ſchweben, kommen wieder
Mit dem Stich voll heißer Schmerzen.

Während ſie ſo ſtechend flattern
In des Herzens off'ne Zelle,
Legen ſie den Liederhonig
In des Stachels Wundenſtelle.

131.

Weiß denn nicht voraus die Roſe,
Schlummernd in dem Schooß der Erde,
Daß im Leben ſie von Dornen
Stachelreich empfangen werde? —

Weiß denn nicht voraus die Roſe,
Eh' ſie noch der Erd' entſproſſen,
Daß im Leben ihrer harren
Reif und Nebel, Blitz und Schloſſen? —

Weiß denn nicht voraus die Roſe,
Daß ſie muß am Strauche ſterben,
Oder daß ſie rauhe Hände
Fühllos brechen und verderben? —

Weiß denn nicht voraus die Roſe,
Die an ſchöner Bruſt uns blendet,
Daß ſie wird hinweggeworfen,
Wenn der Ball und Tanz geendet? —

Dennoch dringt ſie aus der Erde,
  Dennoch eilt ſie in das Leben,
Dennoch drängt ſie's, Duft und Farbe
  Allen Stürmen preis zu geben;

Dennoch ſchwillt's in ihren Adern,
  Und ſie ſprengt die Knospen-Spangen,
Dennoch aus der grünen Kammer
  Treibet ſie ein ſüß Verlangen.

So auch weiß voraus die Liebe,
  Eh' ſie treibt aus tiefem Herzen,
Daß im Leben ihrer warte
  Nur ein Dornenkranz von Schmerzen;

So auch weiß voraus die Liebe,
  Eh' den ſtummen Mund ſie ſprenget,
Daß die Zukunft voller Schloſſen
  Ueber ihrem Haupte hänget;

So auch weiß voraus die Liebe,
  Eh' ſie ſpricht in lauten Klagen,
Daß die Lüfte ſie an Klippen
  Und an taube Ohren tragen.

So auch weiß voraus die Liebe,
Wenn ſie auch wird jetzt beglücket,
Daß ſie bald wird weggeworfen
Wie ein Kranz, der nicht mehr ſchmücket;

Dennoch treibt ſie aus dem Herzen
Ihre ungetheilten Flammen,
Und ſie ſchlagen unauslöſchlich
Ueber Glück und Leid zuſammen;

Dennoch bricht ſie aus dem Herzen,
Ohne Zagen, ohne Zittern,
Eilt entgegen, unbeſchirmet,
All' den Stürmen und Gewittern!

Dennoch hat ſie ihre Kränze
Nur der Einz'gen ausgebreitet,
Wie ſie auch mit ſtolzem Schritte,
Sie zertretend d'rüberſchreitet!

132.

Tauſend Schmerzen fühl' ich ſtündlich
   Ungeſtüm an's Herz mir ſchlagen:
„Laſſ' hinaus uns in das Leben,
   Gib uns Wort zur lauten Klage!“ —

Und ich kleide ſie in Töne,
   Hülle ſie in weiche Worte,
Und ſie ziehen, weinend, klagend,
   Aus des Herzens off'ner Pforte.

Denn ein Schmerz erträgt ſich leichter,
   Gibt im Wort er von ſich Kunde,
Und die Luft, ſie kann nicht heilen,
   Aber kühlt die heiße Wunde!

Nur ein einz'ger Schmerz, ein großer,
   Bleibt im Herzen mir verſchloſſen,
Er begehrt nicht Luft und Worte
   Wie die andern Schmerzgenoſſen;

Sitzt allein, von Krampf gefeſſelt,
Und zum Knäul zuſamm'gezogen,
Hat ſich an den Herzenswänden
Stumm und durſtend feſtgeſogen.

Wie ein Krebs, mit ſcharfen Scheren,
Sitzt er in des Herzens Krone,
Schneidet ein mit kaltem Blute,
Schneidet ein mit kaltem Hohne.

Und ich möchte ſeinen Namen
Meinem Schatten ſelbſt nicht nennen,
Und den eigenen Gedanken
Es verwehren, ihn zu kennen!

Wie der Mann mit Eiſen-Maske,
Seinen eig'nen Laut behütend,
Sitzt er in dem Herzgefängniß,
An ſich nagend, lautlos wüthend!

133.

Nur die Wolken, die ganz niedrig,
Wandern ſchnelle und vergehen,
Doch je höher ſchwebt die Wolke,
Deſto länger bleibt ſie ſtehen! —

Nur die niedern Erdenſchmerzen
Ziehen fort nach kurzer Dauer,
Ewig ſchwebt an unſ'rem Himmel
Höchſter Schmerz und höchſte Trauer!

134.

Auf ſaphirner, blauer Woge
Schifft der Schwan des Mondes ſachte,
Sanft erröthet dann die Wolke,
Denkend, daß er übernachte.

Doch der Schwan muß weiter ziehen,
Und mit ſchmerzlichem Behagen
Weicht die Wolke ſtill zur Seite,
Und vergeht in leiſen Klagen.

Und dem Monde ſtets zur Seite,
Der die Ruhe nimmer findet,
Schifft die blaſſe Liebeswolke,
Bis er weſtwärts ganz verſchwindet.

Dann ergießt ſie ihre Thränen
Auf die dunkle Erdenaue,
Daß der Tag, der Thränenſpötter,
Ihr verweintes Aug' nicht ſchaue.

135.

Lieb' hat eine wilde Tochter,
Selbſtgezeugt und ſelbſtgeboren,
Selbſtgeſäugt und großgezogen,
Sich zur Kränkung ſelbſtbeſchworen.

Lieb' hat eine wilde Tochter,
Die ihr folgt auf jedem Schritte,
Die in Dornenſaat verwandelt
Ihrer Mutter Blumentritte.

Lieb' hat eine wilde Tochter,
Wehe, wen ſie hat umfangen,
Eiferſucht, mit Geierkrallen!
Eiferſucht, mit Natterzangen!

Gift wird ihm aus Wein und Schlummer,
Und ſein Zucker ſchmeckt ihm ſauer,
Seine Erde hat nicht Blumen,
Und ſein Himmel iſt kein blauer!

Seine Nacht hat keine Sterne,
Und kein Frühroth ſeine Tage,
Seine Thränen keine Kühlung,
Keinen Anklang ſeine Klage.

Seine Ruhe kein' Erquickung,
Keine Täuſchung ſeine Träume,
Seine Hoffnung, ſeine Wünſche
Keine hellen Purpurſäume!

An der Kette, auf der Lauer
Lebt er ewig, unter Zittern,
Rüttelt ewig an den Worten,
Küſſen, Schwüren, wie an Gittern!

Lieb' hat eine wilde Tochter!
Wer der Mutter ſich ergeben,
Der verſchreibt der wilden Tochter
Schlaf und Traum und Blut und Leben!

136.

Zum Geburts- und Namenstage
Des geliebten holden Kindes,
Iſt es ſüß, ſich auszuſinnen
Neuen Reiz des Angebindes;

Sei's ein Bildchen, ſei's ein Blümchen,
Sei's ein Kreuzchen, klein und golden,
Sei's ein Blättchen, das beſchrieben
Mit dem Namenszug der Holden;

Sei's ein Buch, das zart gebunden,
Und die Stelle, die ſich eignet,
Durch ein kleines Roſenblättchen
Eingeleget und bezeichnet! —

Solches ſüßes Liebeſinnen
Raubten mir die Unglücksſterne,
Steh' an ſolchen gold'nen Tagen
Weit von ihr und einſam ferne!

Nur des Nachts ſteh' ich am Fenſter,
Wo die Holde liegt im Schlummer,
Bet' empor mit heißen Thränen:
„Gott behüte dich vor Kummer!“

137.

Heiß vom Wandern, matt und durſtend
Kam der Zephyr, müd' am Abend,
Bat die Blumen in dem Garten
Um ein Tröpfchen Thau, ſo labend.

Bat die Roſe, ihm zu neigen
Ihren Thaukelch an die Lippen,
Sie ſagt: „Schmetterlinge kamen
Schon am Morgen, ihn zu nippen.“ —

Ging zur ſtolzen Tulipane,
Ihren Thau hinwegzuſchlürfen,
Tulpe ſprach: „Die eig'nen Gluthen
Allen Thau wohl ſelbſt bedürfen.“ —

Kam zur Lilie, rein und ſilbern,
Aus dem Kelche Thau zu trinken,
Lilie frömmelt: „Meine Blätter
Ließen kalt zur Erd' ihn ſinken.“ —

Kam zum Strauch, dem langgelockten,
Den der Morgen reich begoſſen,
Dieſer lächelt: „Alle Tropfen
Sind im eig'nen Haar zerfloſſen.“ —

Und zum Veilchen, das am Boden,
Tief im Graſe ſtand verborgen,
Trat der Zephyr, ſpät, ſie bittend,
Ihm ein Tröpfchen Thau zu borgen.

Und das Veilchen ſprach in Demuth:
„Hoher Herr, ich kann dir dienen,
Denn an meinem Blatte naſchten
Schmetterlinge nicht und Bienen,

„Und ein Tröpfchen Thau, ein kleines,
Das ſich in mein Blatt gebettet,
Hab' ich einſam und verborgen
Vor dem durſt'gen Strahl gerettet;

„Willſt du's trinken, iſt's gegönnet,
Sei's genommen, wie gegeben,
Was ein Veilchen kann gewähren,
Das gewährt's vom Herzen eben!“ —

Und der Zephyr bin ich ſelber,
   Muß von einer Blum' zur andern,
Liebedurſtend, liebeſuchend,
   Um den Thau der Liebe wandern!

Lilien, Roſen, Tulipanen,
   Kalte, Eitle und Koketten,
Ihnen dienen Thau und Liebe
   Nur als Prunk und Schling' und Ketten.

Wo werd' ich das Veilchen finden,
   Das erblühend, ſtill verborgen,
In ſich trägt den Thau der Liebe
   Aus des Herzens gold'nem Morgen;

Das beſcheiden, ſanften Sinnes,
   In ſich trägt den Friedensbogen,
Das von jedem Fant der Winde
   Nicht zum Tanz wird aufgezogen;

Das gehüllt in Scham und Demuth,
   Duft ergießt im kleinen Kreiſe,
Das dem Liebedurſt'gen neiget
   Seinen Kelch, und liſpelt leiſe:

„Willſt du's trinken, iſt's gegönnet,
Sei's genommen, wie gegeben,
Was ein Veilchen kann gewähren,
Das gewährt's vom Herzen eben."

138.

Winter bringt ihr Tanz und Freuden,
  Winter bringt mir Weh und Kummer,
Kurze Tage, lange Sehnſucht,
  Lange Nächte, kurzen Schlummer!

Lange Nächte wie die Rieſen,
  Lange Nächte wie Geſpenſter,
Jagen mich aus Bett und Schlummer,
  Zerren mich an alle Fenſter.

Wagen rollen, Wagen raſſeln,
  Jagen hin und her zum Balle,
Und ich ſeh' im Geiſt ſie prangen,
  Reizgeſchmückt, in hoher Halle.

Seh' umgeben ſie von Gecken,
  Von der hirnverſagten Rotte,
Die ſie macht zu ihrer Göttin,
  Und den Tanz zu ihrem Gotte.

Seh' ſie fliegen durch die Kreiſe,
Bald mit Jenen, bald mit Dieſen,
Seh' ſie durſtig in ſich ſchlürfen
Huldigungen, fad' erwieſen!

Friſche Roſen auf den Wangen,
Blumen in dem Haar, dem loſen,
Scheinen wehmuthsvoll zu fragen:
„Denkſt du nicht der wilden Roſen?“

Und ſie ſenken ihre Blätter,
Grämen ſich für meine Sorgen,
Beide ſind ſie d'rum verblichen,
Und verwelkt am andern Morgen!

139.

Ich beſitz' ein Blatt der Holden,
Wie hab' ich das Blatt bekommen?
Sie hat mir es nicht gegeben,
Ich hab' ihr es nicht genommen.

Auf dem Blatte ſteht ihr Name,
Hat für mich ſie ihn geſchrieben?
Iſt das Blättchen mit dem Namen
Ungefähr im Buch geblieben?

Nein, fällt doch kein Blatt vom Baume,
Wenn's dem Himmel nicht beliebe,
Und ſo fiel dies Blatt mir ſicher
Aus dem Himmel ihrer Liebe!

140.

Abends treiben weiß und eiſig
  Wilde Roſen aus den Scheiben,
Die aus Fenſtern und aus Herzen
  Gluth und Froſt verbunden treiben!

Schlingen um das Glas die Stengel,
  Wie die ſehnſuchtsvollen Arme;
Legen an das Glas das bleiche
  Antlitz, wie im Liebesharme.

Und ich gehe, ſie zu pflegen,
  Sie mit Thränen zu begießen,
Bis, von meinem Schmerz gerühret,
  Sie in Thränen ſelbſt zerfließen!

141.

Wie der Buſch einſt ſtand in Flammen,
Und ſich dennoch nie verzehrte,
Weil er brannte für ein Weſen,
Als das Einz'ge, Hochverehrte;

So auch ſteht mein Herz in Flammen,
Unverzehrt in Gluth und Feuer,
Weil's entbrannt iſt für ein Weſen,
Einzig, heilig, hoch und theuer!

142.

Zarte Früchte, Roſenknoſpen,
Will man lange friſch ſie hegen,
Muß in Eſſig und in Säure
Und in Salze man ſie legen.

Zarte Neigung, Liebesknoſpe,
Bleiben friſch für's ganze Leben,
Werden ſie mit Hohn und Kränkung
Und mit Stachelwort umgeben!

143.

Wie ich Gott verehre innig,
Nicht nur wenn er Glück mir ſendet,
Wie ich liebend zu ihm ſchaue,
Wenn er Weh und Schmerz mir ſendet;

Wie ich aus dem Staub ihn liebe,
Und vergeh' in ſtiller Demuth,
Wenn er zürnet, und mich heimſucht
Mit des Lebens tiefſter Wehmuth;

Wie ich dennoch vor ihm kniee,
Und in Thränen zu ihm bete,
Wie er auch, in weiſer Fügung,
Meine Erdenſaat zertrete;

Wie ich ſtets, geſtärkt im Glauben,
Seinen Namen halt' geheiligt,
Wie er auch mit Leid und Trübſal
Mich zur Stunde hat betheiligt;

So verehr' ich ſie, die Hohe,
Nicht nur wenn ſie mir gewogen,
So verehr' ich ſie, die Reine,
Selbſt wenn Zorn ihr Aug' umzogen.

So auch lieb' ich ſie mit Inbrunſt,
Nicht nur wenn ſie Lieb' mir ſpendet,
Selbſt wenn ſie das Haupt, das fromme,
Grollend, zürnend von mir wendet.

So mein Beten und mein Singen
Iſt geweiht der Engelgleichen,
Mag ſie auch von Gunſt und Hoffnung
Nicht den kleinſten Strahl mir reichen.

So auch weinend, auf den Knieen,
Lieg' ich ſtets, an ſie zu denken,
Mag ſie auch ſo Herz als Auge
Unerbittlich von mir lenken!

144.

Reich an Schmerzen iſt die Liebe,
Und an Leiden, die uns quälen;
Wer vermag es, ſie zu nennen?
Wer vermag es, ſie zu zählen?

Schmerzlich iſt es, heiß zu lieben
Und nicht finden Gegenliebe;
Schmerzlich iſt's, geliebt zu werden,
Wenn man ohne Hoffnung bliebe!

Schmerzlich iſt es, von der Theuren
In die Ferne fort zu gehen,
Schmerzlich iſt's, in ihrer Nähe
Weilen, und ſie doch nicht ſehen!

Schmerzlich iſt es, von der Holden
Bitterlich verkannt ſich wiſſen,
Schmerzlich iſt es, jedes Mittel
Zur Erklärung ſtets vermiſſen!

Schmerzlich iſt es, zu erfahren,
Daß man unſerthalb ſie kränket;
Schmerzlich iſt's, wenn Haß und Bosheit
Unſerthalb mit Gift ſie tränket!

Schmerzlich iſt's, wenn ſie aus Kummer
Luſtbarkeit und Feſte meidet,
Schmerzlich iſt's, wenn ſie als Opfer
Sich zu Feſt und Balle kleidet!

Doch das Schmerzlichſte der Schmerzen,
Tief in's Herz und Leben ſchneidend,
Iſt: die Theure krank zu wiſſen,
An Gefühl und Körper leidend,

Und bei ihr nicht weilen können,
Sorgſam, pflegſam, wachſam immer,
Horchend auf des Odems Wehen,
Spähend nach des Blickes Schimmer!

Fragend alle Augenblicke:
„Herz, mein Herz, willſt etwas haben?“
Stets beſchäftigt, ſie zu warten,
Sie zu pflegen, ſie zu laben;

Ihren Schlummer zu bewachen,
  Ihren Pulsſchlag abzuzählen,
Ihren Seufzern abzulauſchen,
  Was im Traume ſie mag quälen;

Ihr den Labtrunk ſelbſt zu reichen,
  Selbſt das Kiſſen recht zu legen;
Denn ſo ſanft, wie Hand der Liebe,
  Kann Verwandten-Hand nicht pflegen!

Ferne ſein, wenn krank die Theure,
  Ferne zittern, ferne beben,
Iſt der höchſte Schmerz der Liebe,
  Iſt der höchſte Schmerz im Leben!

145.

Krank am Körper, krank am Herzen,
Bin im Hauſe ich verſchloſſen;
Schmerz und Klage, Leid und Sehnſucht
Meine einzigen Genoſſen!

Schmerz und Klage, Leid und Sehnſucht
Gehen mit mir auf und nieder;
Schlafen eng mit mir im Bette,
Und erwachen mit mir wieder.

Schmerz und Klage, Leid und Sehnſucht
Nehmen ſich zu jeder Stunde
Träume, Märchen und Gedichte
Von der Holden aus dem Munde!

Schmerz und Klage, Leid und Sehnſucht
Weilet ſtets in meiner Nähe,
Daß die Theure, Vielgeliebte,
Euch bei ſich nur niemals ſähe!

146.

Glockenblumen in dem Garten
Heben aufwärts blaue Becher,
Angefüllt mit ſüßem Thaue,
Morgenwein für frühe Zecher!

Erſter Becher! Nektarreicher!
Will auf einen Zug dich leeren,
Meiner Holden, meiner Süßen,
Meiner Hertha hoch zu Ehren!

Wie dein Thau, ſo rein und helle,
In dem Kelch und auf den Dolden,
Iſt das Herz der Vielgeliebten,
In dem Leib, dem lieblichholden!

Zweiter Becher! Tropfenvoller!
Sei auf Hertha's Gunſt getrunken,
Die, wie Thau in deine Blätter,
Iſt vom Himmel mir geſunken!

Dritter Becher! Friſchgefüllter!
Sei geleert auf Hertha's Treue,
Weil du öffneſt deine Blätter
Einmal nur und nicht auf's Neue!

Vierter Becher! Funkelheller!
Laſſ' auf Hertha's Gruß dich nippen,
Weil dein Herz tönt wie die Glocke,
Und doch ſchweigſam deine Lippen!

Fünfter Becher! Zu den Vieren
Sei gefügt, der allerletzte,
Sei gebracht der letzten Thräne,
Die um mich ihr Auge netzte!

Wie die Strahlen ſchöner Tage,
Die den Thau vom Blatte ſaugen,
Mögen Strahlen ſchöner Tage
Trocknen ihre naſſen Augen!

Wie du, thauberaubt, den Becher
Leer und welk dann ſenkſt zur Erde,
Umgeſtürzt und ohne Inhalt,
Wünſchend, daß es Abend werde;

Senk' ich auch mein Haupt zur Erde,
  Da mir Thau und Sonn' genommen; —
Morgen, Mittag ſind vorüber,
  Abend iſt's, und Nacht wird kommen!

147.

Wenn der wilden Roſe Blätter
Abgefallen und verblichen,
Steht die Hagebutte trauernd
Um den Reiz, der ihr entwichen.

Sehnſuchtsglühend, tieferglommen,
Dunkelflammend iſt ihr Weſen,
Denn ſie denkt voll Gluth der Stunde,
Wo ſie Roſe iſt geweſen! —

Wenn der Lieb' in meinem Herzen
Auch die Blätter ſind entfallen,
Steht ſie dennoch, dunkelglühend,
In des Herzens tiefſten Hallen.

Sehnſuchtsglühend, tieferglommen,
Dunkelflammend iſt ihr Weſen,
Denn ſie denkt voll Gluth der Stunde,
Wo die Blätter friſch geweſen!

148.

Glaubt ihr, weil ſie mein nicht achtet,
Weil ſie mein gedenkt nicht wieder,
Sei verſiegt auch meine Liebe,
Sei verſiegt der Quell der Lieder?

Iſt denn Lieb' ein thöricht Mädchen,
Das zur Gegenlieb' will gehen,
Wie zum Spiegel, um ſich ſelber
Rückgeſtrahlt aus ihr zu ſehen?

Liebe iſt ein ſinnig Mädchen,
Blumen in die Fluthen ſtreuend!
Zwiſchen Träumen, zwiſchen Wachen
Dieſes Spiel nur ſtets erneuend!

Ob die Fluth ihr lieblich Bildniß
Liebempfänglich wiederſtrahle,
Ob kein Zug von ihrem Weſen
Auf der kalten Fluth ſich male,

Streut ſie ihre Blumen alle
Dennoch in die Fluthen nieder,
Singet ſie den blauen Wogen
Dennoch ihre ſchönſten Lieder,

Weil ein Zauber ſie befangen,
Sehnend in die Fluth zu ſchauen,
Weil ein Reiz, ganz unbegriffen,
Wohnet in den Waſſerauen!

Meine Lieb' iſt ſolch ein Mädchen
An dem Strome der Gefühle,
Lugend in die Zaubertiefe,
Schmachtend nach der friſchen Kühle;

Und ſo ſtreut ſie ihre Blumen
Alle in die Fluthen nieder,
Und ſie ſingt den kühlen Wogen
Alle ihre ſchönſten Lieder!

149.

Schmeichelwort und friſche Klänge,
Lob und Preis und Huldigungen,
Süße Brieſchen, goldberändert,
Zierlich ineinandgeſchlungen,

Sinn'ge Gaben und Deviſen,
Und Gedichtchen, zart empfunden,
Kühlen wohl, doch heilen nimmer
Meines Herzens tiefe Wunden.

Schmeichelwort war einſt mir theuer,
Weil ich's ihr konnt' wiederbringen,
Friſche Kränze nahm ich gerne,
Ihr ſie in das Haar zu ſchlingen;

Süße Brieſchen las ich gerne,
Weil an ſie dabei ich dachte,
Und Gedichtchen nahm ich gerne,
Weil ich ihr ſie neckend brachte!

Lob und Preis und Huldigungen
  Waren mir willkommen immer,
Weil auf ſie von ihrem Lichte
  Fiel zurück der ſchönſte Schimmer

Nun mein Garten iſt verwüſtet,
  Und geſtürzt die Blumenhallen,
Nun mein Lieben iſt zerſchnitten,
  Nun mein Leben iſt zerfallen,

Nun was ſollen Huldigungen
  Einem Daſein, das getödtet?
Nun was ſoll der bleichen Wange
  Friſcher Kranz vom Licht geröthet?!

Nun was ſollen Schmeichelworte
  Einem todten, tauben Herzen?
Nun was ſollen ſüße Briefchen
  Einer Bruſt voll bitt'rer Schmerzen?

Wartet mit den friſchen Kränzen,
  Bis die Todtengräber harren,
Wartet mit dem Schmeichelworte,
  Bis ſie Erde auf mich ſcharren!

150.

Alles todt! Natur und Schöpfung,
Und des Tod's gedacht' ich eben,
Da begegnet mir im Gehen,
Lebensfriſch, mein eig'nes Leben!

Meines Weſens einzig Leben
Kam entgegen mir gegangen,
Lebenslichter in den Augen,
Lebensroſen auf den Wangen.

Meines Lebens einzig Weſen
Ging vorüber mir zur Seite,
Lebenshimmel, Lebensengel
Gaben ihr ein frei Geleite!

Meines Weſens einzig Leben,
Und mein Leben der Gedanken,
Ging vorbei und ſah hinüber,
Will nicht grüßen, will nicht danken.

Meines Weſens einzig Leben,
Recht haſt Du, den Gruß zu meiden,
Todte ſollen nicht mehr grüßen,
Wenn ſie von dem Leben ſcheiden!

151.

Als ich reiste fort von hinnen,
Vorwärts aus den Heimatsſchranken,
Flogen rückwärts Wunſch und Sehnſucht,
Flogen rückwärts die Gedanken.

Als ich weilte in der Fremde,
Zogen mich zu Heimatsſchranken,
Unabläſſig, unermüdlich,
Wunſch und Sehnſucht und Gedanken.

Als ich ſehnend wiederkehrte
Rückwärts zu den Heimatsſchranken,
Flogen vorwärts Wunſch und Sehnſucht,
Flogen vorwärts die Gedanken!

Geht nicht von mir, Wunſch und Sehnſucht!
Geht nicht von mir, ihr Gedanken!
Wo ihr hinwollt, wo ihr hineilt,
Sind verſperrt die Herzensſchranken!

152.

Schmerz und Lieb' ſind ſelt'ne Freunde,
Nähren beide ſich vom Herzen,
Süßer Schmerz nährt bitt're Liebe,
Süße Lieb' nährt bitt're Schmerzen.

Schmerzenslieb' iſt darum wonnig,
Weil ſie ihrem Liebeszecher
Wehmuthſüßen Gram kredenzet
Selbſt im vollen Wermuthsbecher.

Liebesſchmerz iſt darum wonnig,
Weil er hält, im Satz der Thränen,
Ewig friſch das Liebeleben,
Liebeluſt und Liebeſehnen!

153.

Auf den Zweigen, die ſich traulich
Um der Holden Fenſter ſchmiegen,
Seh' ich grüne Knoſpenköpfchen
Schalkhaft ſich zum Fenſter wiegen.

Grüne Blättchen, wie die Händchen,
Ringsbeſetzt mit Demant-Tropfen,
Scheinen ſich herauszuringen,
Um an's Fenſter anzuklopfen.

Früh am Morgen eilt der Flieder,
Weiße Blätter friſch zu treiben,
Gleich als wollt' er auf den Blättern
Süßes Wort an's Liebchen ſchreiben.

Blumen mit verliebten Augen,
Und Citron' mit Gluthenblicken,
Wollen durch die Fenſterſcheiben
Gruß und Huldigung ihr ſchicken.

In den Zweigen, die den Himmel
Ihres Fenſters mir verdüſtern,
Hör' ich tauſend off'ne Blüten,
Still von ihrer Schönheit flüſtern.

Und ich eile, Liederblätter
An die Fenſter ihr zu ſtreuen,
Mögen ſie wie Blumenblätter
Ihres Lichtes ſich erfreuen!

154.

Auch der Haß iſt eine Speiſe,
Die ein Herz kann reich ernähren,
Will ihr Gott die Lieb' nicht laſſen,
Mög' er ihr den Haß gewähren.

Möge ſie im tiefſten Herzen
Mich ſo tödtlich, feindlich haſſen,
Gleich als ob ihr Haß an Größe
Meine Lieb' zurück wollt' laſſen!

Mög' ſie alle tiefen Qualen,
Die um's Herz ſich ſtets mir winden,
Als die ſüßeſten Gefühle
In der tiefſten Bruſt empfinden!

Mög' ſie alle meine Thränen,
Heiß geweint in öden Nächten.
Sich als lebensfrohe Perlen
In die gold'nen Locken flechten!

Mög' ſie alle Schmerzenslieder,
Aus der Seele mir geſchnitten,
Lächelnd hören, wie ein Märchen
In der luſt'gen Kinder Mitten!

Dann erſt ſind mir Schmerz und Thränen
Und die Lieder hochwillkommen,
Weil ſie meiner ewig Theuern
Doch zu Luſt und Kurzweil frommen!

155.

„Liebe, haſt Du denn geſchlafen?
Liebe, lagſt Du denn im Schlummer?
Daß Du ſchwiegſt von Liebeswonne,
Daß Du ſchwiegſt von Liebeskummer?“ —

Nein, nicht Schlaf hat meine Augen,
Noch der Schlummer je umfloſſen,
Wach war ich und ſah und hörte,
Wenn die Wimper auch geſchloſſen!

Zwiſchen Wachen, zwiſchen Träumen
Fühlte ich ein peinlich Drücken,
Auf dem Herzen lag's mir tödtend
Wie ein Alp und Bergesrücken;

Unhold kam und böſer Zauber,
Vampyr kam, mein Blut zu ſaugen,
Aengſtlich lag's auf meinem Buſen,
Gräßlich ſchwamm's vor meinen Augen.

Wollte dieſem Alp entfliehen,
Konnte nicht ein Glied bewegen,
Wollte weinen, wollte ſingen,
Konnte nicht die Lippen regen.

Bis ich wieder ſie geſehen,
Bis ich ihren Laut vernommen,
Da bin ich aus Alp und Starrſucht
Wieder zu mir ſelbſt gekommen;

Nicht *erwacht* und nicht *ermuntert*,
Nur dem wachen Alp' entronnen,
Wein' ich wieder, ſing' ich wieder
Liebesſchmerz und Liebeswonnen!

156.

Auf dem Lilienblatt der Wangen
Stehen Züge, holdverſchlungen,
Wunderſame Hieroglyphen,
Von dem tiefſten Sinn durchdrungen;

Runen ſind es, mag'ſche Zeichen,
Von dem blinden Gott geſchrieben,
Vom Geheimniß ſtiller Sehnſucht,
Und vom Gram und Leid im Lieben.

Und der Hieroglyphen-Schlüſſel,
Der ſie löst zur off'nen Kunde,
Liegt im See von ihren Augen,
In dem tiefen, blauen Grunde!

Thränen ſind die Runenſchlüſſel,
So die Wunderſchrift erſchließen,
Doch ſie brauchen kann nur Jener,
Dem die Thränen liebend fließen!

Weil ſie fließen mir die Thränen,
Weil ihr Aug' mein eig'nes Weſen,
Kann ich in den Wunderzügen
Wie im off'nen Bache leſen!

157.

Wilde Roſen, wilde Roſen
Stehen üppig am Gehege,
Kommen ſicher, mich zu grüßen,
Rechts und links auf meinem Wege.

Kommen weiß und roth gekleidet,
Wie die Kinder hergegangen,
Mich als ihren Liederfürſten
Unterthänig zu empfangen.

Wie ſie grüßen, wie ſie nicken!
Wie ſie ſich ſo lieblich neigen!
Und mich treibt es, aus dem Wagen
Zu den Kindern auszuſteigen.

Grüß' euch vielmal, wilde Roſen,
Grüß' euch vielmal, liebe Kinder;
War euch immer hold gewogen,
Bin es jetzo auch nicht minder.

Hab' euch in der Bruſt getragen,
Als ich Liebesglück geſungen,
Hab' euch in der Bruſt getragen,
Als mein Lied von Weh erklungen.

Eure Blätter wurden einſtens
Freundlich mir zum Sängerorden
Und der Stich von euren Dornen
Iſt zum Liederquell geworden.

Seht mich nicht mehr an ſo fragend,
Und begehrt mehr keine Lieder;
Nur den Roſen kommt ein Frühling,
Doch den Dornen keiner wieder.

Weil nun von den wilden Roſen
Nur die Dornen mir geblieben,
Hat der Frühling keine Lieder
Aus dem Dornenſtrauch getrieben!

158.

An dem ſtillen Feſt der Gräber,
Ferne von dem Grab der Meinen,
Konnt' ich nur ein Grab beſuchen,
Nur an einem Grabe weinen!

Auf dem Grabe meiner Liebe
Lag ich, voll von bittern Schmerzen,
Auf den heißen Wangen brannten
Tief entglomm'ne Trauerkerzen!

Einen Kranz von wilden Roſen,
Einen Todtenkranz voll Lieder,
Einen Kranz voll Thränenperlen
Legt' ich auf das Grab dann nieder!

In mir liegt das Grab der Thränen,
Dieſer ew'ge Schmerzengeber,
Und ich fei're all mein Leben,
Gramerfüllt, ein Feſt der Gräber!

159.

An dieſem Bache will ich ruh'n,
An dieſem Bache ſteht ein Baum;
Denn ein Lied wohnt in dem Bach,
Und im Laubzelt wohnt ein Traum.

Das Lied ſingt aus dem Bach,
Von Hertha ein Gedicht;
Der Traum malt aus dem Laub
Mir magiſch ihr Geſicht.

Und wer den Bach verſtehen will,
Muß lieben ſo wie ich,
Und wer den Baum verſtehen will,
Muß träumen ſo wie ich!

160.

Wolke, Wolke, vielgeſtaltig,
Siehſt aus wie ein Kahn!
Land' bei Liebchen an,
Bring' ihr Gruß, ſüßen Gruß!

Wolke, Wolke, vielgeſtaltig,
Siehſt aus wie ein Pfeil!
Bitte dich ſehr, eil',
Bring' ihr Gruß, ſüßen Gruß!

Wolke, Wolke, vielgeſtaltig,
Siehſt aus wie ein Fiſch!
Schwimm' hinunter, friſch!
Bring' ihr Gruß, ſüßen Gruß!

Wolke, Wolke, vielgeſtaltig,
Siehſt aus wie ein Strauch!
Duft'ger Bote, Hauch'
Ihr hin den Gruß, ſüßen Gruß!

Wolke, Wolke, vielgeſtaltig,
Das iſt gar zu arg!
Siehſt aus wie ein Sarg!
Bring' vom Sarg ihr den Gruß!

161.

Um mich ſchlagen Nachtigallen
Unter Blätterhallen;
Um mich ziehen Schmetterlinge
Ihre Blumen-Ringe;
Um mich murmeln kühle Bäche
Ihre Schlaf-Geſpräche;
Nur ich ſitze ohne Worte
An dem Zauberorte,
Denn die Knospe, lichtumfloſſen,
Friſch vom Thau begoſſen,
Will nicht hören meinen Jammer
In der grünen Kammer,
Will mir nicht entgegenblühen,
Nicht dem Netz entfliehen,
Will nicht Liebesblume werden,
Mir nicht Blume werden!

162.

Baum fragt nicht, ob ſeine Früchte
Je gewinnen Lieb' und Dank!
Roſe fragt nicht, ob die Bienen
Loben ihren Düftetrank!
Demant fragt nicht, ob ſein Funkeln
Anerkennt die finſt're Welt!

Sonne fragt nicht, ob ihr Strahlen
Wird erkannt vom Himmelszelt!
Und mein Herz mit ſeiner Liebe,
Und mein Lied mit ſeinem Sang,
Fragen keines, ob von Beiden
Eines ſich ihr Herz errang!

163.

Hallſtädter See.

Der See!
Der See!
Im Herzen ſteht ein See,
Und ruht der See, zur guten Stund',
Sieht man hinab bis auf den Grund,
Der See iſt klar, der See iſt rein,
Der Himmel ſcheint ſo hell hinein,
Und wer dem See ſich anvertraut
Sein eig'nes Bildniß in ihm ſchaut,
Denn „Liebe“ wohnt, die holde Fee,
Im See,
Im See!

Der See!
Der See!
Im Herzen ſteht ein See,
Und wenn der See iſt ſanft bewegt,
Von Wunſch und Sehnſucht angeregt,

Dann dunkelt ſich die Fluth gemach,
Die Wellen murmeln leiſe: ach!
Das Bild, das man den Wellen gab,
Das gleitet bebend auf und ab,
Wie hoch und tief die Well' auch geh'
Vom See,
Vom See!

Der See!
Der See!
Im Herzen ſteht ein See,
Und wenn ein Sturm den See zerſchäumt,
Wenn jede Welle hoch ſich bäumt,
Wenn wild die Fluth an's Ufer ſchlägt,
Die todte Lieb' an's Ufer trägt,
Und aus des Herzens off'nem Spalt,
Die Tiefe gähnet, öd' und kalt,
Dann wohnt der Schmerz, dann wohnt das Weh
Im See,
Im todten See!

Goſauthal.

Natur, ich ſah Dich mit dem Aug' der Freude,
Du lachteſt mir und Deine Wangen glühten;
Natur, ich ſah Dich mit dem Aug' der Liebe,
Du lachteſt mir und Deine Blumen blühten;
Natur, ich ſah Dich mit dem Aug' der Wehmuth,
Du lachteſt mir und Deine Vögel ſangen;
Natur, ich ſah Dich mit dem Aug' des Kummers,
Du lachteſt mir und Deine Bäche klangen!
Um Dich geht Schmerz und Weh und Peſt und Tod,
Das macht nicht blaß Dein Früh- und Abendroth,
Wer ohne Mitgefühl durch's Leben ſo kann gehen,
Kann leicht wie Du ſtets friſch und jung beſtehen!

Dachſtein.

Sei gegrüßt, Du Greis und Jüngling!
Greis mit ſchneebedecktem Haupte,
Jüngling mit der Bruſt, die junge,
Die von Wäldern grünbelaubte!
Wenn ich mit dem Jüngling rede,

Von der Liebe gold'nen Tagen,
Wenn an ſeiner Bruſt ich ſinge
Liebesglück und Liebesklagen,
Schüttelſt Du die greiſen Locken,
Und Dein Gletſcher ſcheint zu hadern,
Denn es rollet kalt und eiſig
Schon durch Deine Lebensadern.
Aber eine Alpenroſe,
Lieberoth und liebeglühend,
Hoch auf Deinem Silberſcheitel,
Sagt mir deutlich, funkenſprühend
„Hohen Menſchen, hohen Bergen
Iſt es eigen, immerdar,
Daß der Liebe Alpenblume
Blüht in ihrem Silberhaar!“

164.

Wenn du willſt den Schatz der Liebe
Heben dir zur ſüßen Stunde,
Mußt du ſchweigen, mußt die Zunge
Feſt vermauern in dem Munde;

Keine Seele darf dir helfen,
Keine Seel' den Weg dir bahnen,
Keine Seele dich ermuntern,
Keine Seel' den Schatz nur ahnen!

Keine Flamme darf dir leuchten,
Als die beiden Augenſterne,
Die da brennen, äthergeiſtig,
Ob dem Schatz im Herzenskerne!

Darfſt nicht horchen, darfſt nicht lauſchen,
Wenn du hörſt ein' hämiſch Flüſtern,
Denn es hauſen die Dämonen,
Wo ein Schatz iſt, bös und lüſtern!

Wie du hörſt auf fremde Worte,
Wie ein Wort dir flieht vom Munde,
Iſt der Schatz ſogleich verſunken,
Und verſchwunden in dem Grunde;

Und die ſchwarzen Erdengeiſter
Schlagen auf ein Hohngelächter,
Denn es ſind die böſen Geiſter
Jedes Erdenſchatzes Wächter!

165.

Eine Götterſtadt der Liebe,
Aufgebaut von Amor's Händen,
Ausgeſchmückt mit Tempelhallen,
Götterbilder an den Wänden,

Ein Pompeji voller Wunder,
Voll von Tempeln und Altären,
Stand in meinem vollen Herzen,
Wogend, wie ein Feld voll Aehren,

Unter ausgebrannter Lava,
Unter Aſche, feſt verkittet,
Liegt ſie jetzt, mit all' den Göttern
Und den Tempeln tief verſchüttet!

Und der Schmerz, der forſchbegier'ge,
Gräbt nun nach zu jeder Stunde,
Wühlet nach verſunk'nen Göttern
In dem aſch'bedeckten Grunde!

Deckt ſie auf die Arabesken,
Mit den Blumen, mit den Kränzen,
Friſcht ſie auf die Wandgemälde,
Mit den luſt'gen Horentänzen,

Gräbt herum in den Ruinen,
Nach zerſtückten Götterreſten,
Nach den Trümmern von Gefäßen,
Einſt beſtimmt zu Götterfeſten!

Schmerz iſt ſo mein Todtengräber,
Der, anſtatt ſie einzugraben,
Iſt beſchäftigt, all' die Bilder
Aus dem Tode auszugraben!

166.

Weiter geh' ich, immer weiter,
Bin dir dennoch ewig nah',
Wo den Himmel ich erblicke,
Da biſt du auch wieder da!

Welt iſt groß für and're Leute,
Dem, der liebt, dem iſt ſie klein,
Denn nur da, wo ſeine Liebe,
Da iſt ſeine Welt allein!

167.

Wilde Roſe, wilde Roſe,
Du allein Gebenedeite,
Du nur biſt von all' den Blumen,
Du allein die Unentweihte!

Durch die falſche Gluth getrieben,
Sah ich alle Blumen prangen,
Sind in Falſchheit auferzogen,
Sind in Falſchheit aufgegangen!

Falſche Hitze, die ſie färbte,
Falſche Farben, die ſie ſchmücken,
Falſche Düfte, die ſie buhlend
In die gold'nen Säle ſchicken!

Sah ſie prangen, Roſ' und Nelke,
Und die Blumen aller Sorten,
Auf den Bällen, auf den Sälen,
Und auf allen off'nen Orten,

In den Haaren, an dem Buſen,
Gleißen, prunken, kokettiren,
Eine Stunde blenden, locken,
Duft und Farbe dann verlieren!

Du nur, fromme, wilde Roſe,
Biſt kein Kind der Treibhausdünſte,
Und die Röthe deiner Wangen,
Iſt nicht Gluth der Gläſerkünſte!

Sah dich nicht an allen Orten
Deine Krone buhlend tragen,
Deine Blätter nicht für Gaffer
Eitel auseinander ſchlagen!

Weil du ſittlich, rein, beſcheiden,
All' den Winter bliebſt am Stengel,
Wecket dich mit ſüßem Kuſſe
Frühling nun, der Blumenengel!

Weil du weilteſt, unbetaſtet,
Züchtiglich an fernen Hecken,
Kommt der keuſche Gott des Tages,
Aus dem Schlummer dich zu wecken;

Und er gießt die reinſten Strahlen
  Dir in's Herz und auf die Wangen,
Und er ſchickt die reinſten Weſte,
  Dich mit Grüßen zu empfangen,

Und er ſchickt die ſchärfſten Dornen,
  Schützend ſtets dich zu umſchließen,
Und er läßt die ſchönſten Lieder
  Seiner Sänger dich genießen!

Ende des neunten Bandes.

M. G. Saphir's Schriften.

Cabinets-Ausgabe
in zehn Bänden.

Humoriſtiſche
Damen-Bibliothek.

Von

M. G. Saphir.

Zehnter Band.

Wien und Leipzig.
A. Dorfmeiſter's Verlag.

Leipzig: H. Haeſſel.
1863.

Goldfiſchleins Roman,

oder:

Die Zeit der wilden Roſen.

Ein Märchen.

Es ſteht die Nacht hindurch der Baum,
Befangen in dem wachen Traum
   Von Wolken, Nebeln und Gewittern;
Er murmelt wie im Schlafe faſt
Von Sturmwind und von Regen-Laſt,
   Und alle ſeine Blätter zittern.

Es hat der Baum die lange Nacht,
Voll Finſterniß und Sturm durchwacht,
   Voll Angſt, voll Schauern und voll Bangen;
In ſeinem Innern, ſchwarz umhüllt,
Da tobt der Sturmwind ſchmerzlich wild,
   Und Tropfen an den Blättern hangen.

Doch unten hin, am Stammes Rand,
In Schlummers Haft die Roſe ſtand,
   Geſchützt von ſeinem Blätterdache;
Es hält den Regen von ihr ab,
Es läßt den Blitzſtrahl nicht herab,
   Auf daß die Holde nicht erwache.

Wenn Sturm und Nacht iſt all' zu End',
Wenn Frührothblum' im Blau entbrennt,
   Vom Schlaf erwachen alle Roſen;
Wenn aus des Aethers klarem Blau
Herniederfließt der Silberthau,
   Der Blumen himmliſches Almoſen.

Dann neigt der Baum ſein Sorgenhaupt,
Weil er erwacht die Roſe glaubt,
Und eilt ſie freundlich zu begrüßen;
Und alle Tropfen, die am Blatt
Die Sturmesnacht geſchenkt ihm hat,
Als Thränen in den Kelch ihr fließen.

Der Regen, der den Baum zerwühlt,
Als Perlenthau die Roſe kühlt,
Er funkelt hell in ihrem Kleide,
Der Tropfen, den der Schmerz gemiſcht,
Als reine Thrän' die Roſ' erfriſcht,
Und wird ihr herzlichſtes Geſchmeide.

Der Baum bin ich, und mein Geſchick die Nacht,
Gewölk ringsum, kein einzig Sternlein lacht;
Die Roſ' biſt du, es ſtrömen meine Lieder,
Als Schmerzensthränen vor dem Blatt dir nieder;
Der Schmerz hat ſie gemiſcht, erpreßt hat ſie das Leid,
Doch ſie verklären dich, d'rum ſind ſie meine Freud'!

1.

Goldfiſchleins Still-Leben.

Wie kühl iſt das Waſſer, wie ſonnig der Grund,
Wie ſchwimmt ſich's durch Fluthen, ſo friſch und geſund.

Wie wohnt ſich's ſo hell im kryſtallenen Haus,
Wie ſchaut man vergnüglich durch Wogen hinaus.

Mein Kleid iſt von Gold, das von Kindheit ich trug,
Ich brauch' nur zu athmen, ſo hab' ich genug.

Ich ſchiffe voll Luſt auf der ſilbernen Bahn,
Bin ſelber der Schiffer, bin ſelber der Kahn;

Bin ſelber das Ruder, bin ſelber Pilot,
Ganz nah' iſt der Hafen, wenn Sturmwind mir droht.

Doch ruht auf den Fluthen die Sonne zumal,
So ſonn' ich mich fröhlich im güldenen Strahl.

So leb' ich, ſo web' ich am Tage geſund,
Und ſchlafe am Abend im wohligen Grund.

2.

Zeiſigs Liebeswort.

Die Weide ſteht am Teich,
In ihrem Zweigenreich
Ein Zeiſig wohnt im Dunkeln;
Er ſchaut in Liebesgluth,
Tief unten in der Fluth
Goldfiſchlein lieblich funkeln.

Der Zeiſig ſang und rief:
„Goldfiſchlein unten tief,
Tief unten in den Wogen,
Ich fühl' mich alſo bald,
Ich fühl' mich mit Gewalt
Zu dir hinab gezogen.

„O komm' an's Land heraus,
Verlaſſ' dein feuchtes Haus;
Komm' aus dem naſſen Raume,
Wie warm iſt hier die Luft,
Wie würzig iſt der Duft,
Wie traulich iſt's im Baume.

„Hier iſt Geſang und Schall,
Und ſüßer Wiederhall,
Und Blätterneſt für Zweie,
Am Tage Sonnenblick,
Und Abends Liebesglück,
Daß ſich das Herz erfreue!“

3.

Goldfiſchleins Gegenrede.

Du Buhle in Lüſten hör' auf, o hör' auf,
Ich komm' ja doch nimmer zu dir dort hinauf!

Dein Sang, er beſchleichet ſo ſüß mir das Ohr
Wie nie ein Gefliſter vom Schilfe zuvor.

Doch fängſt du auch liebend in Ewigkeit fort,
Ich hab' ja nicht Stimme zu Rede und Wort.

Und fängſt du voll Sehnſucht auch bis an dein End',
So trennt uns doch grauſam das fremd' Element.

4.

Zeiſigs Duplik.

Laſſ fremd auch Elemente ſein,
Der Himmel ſchließt ſie alle ein;
Die Lieb' wird unſer Himmel ſein.

Was braucht die Liebe Red' und Wort?
Zeigt der Magnet nicht ſtumm nach Nord?
Ein ſtummer Blick iſt mehr als Wort!

So hör' doch, was die Welle ſpricht,
Wenn murmelnd ſie am Strand' ſich bricht,
„Ich möcht' an's Land“ die Welle ſpricht!

So komme mit, verlaß' die Fluth,
Denn hier iſt Licht und hier iſt Gluth,
Und hoher Liebe Widerfluth.

5.

Schlängleins Intrigue.

Baut Liebe ſich ein Paradies,
   Stellt ſich auch gleich die *Schlange* ein;
Beim erſten Paare ſoll ſchon dies
   Der ſchlimme Fall geweſen ſein.

Auch hier belauſcht im Graſe tief
   Ein Schlängelchen das Liebespaar,
Voll Giſt es gleich zum Teiche lief,
   Ziſcht in die Fluth hinab ſo klar:

„Goldfiſchlein, was der Zeiſig ſpricht,
   Iſt Trug und Lug und leerer Schall,
Denn *ganz allein* liebt er dich nicht,
   Er flattert liebelnd überall.

Weißt du, warum er um dich frei't?
   Warum er wirbt um deine Hand?
Ihn lockt dein glänzend Schuppenkleid,
   Dein gülden ſtrahlendes Gewand!

Hat er einmal mit ſeinem Sang,
   Goldfiſchlein, ſchmeichelnd dich beſtrickt,
So wird ſogleich derſelbe Klang
   Zu andern Liebchen ausgeſchickt.

Der Zeiſig iſt ein loſer Wicht,
  Den Flügel feſſelt ihm kein Band;
Goldfiſchlein, trau' dem Zeiſig nicht,
  Goldfiſchlein, ſchwimme nicht zum Strand!“

6.

Zeiſigs Ehrenrettung.

Der Zeiſig ſpricht vom Baume herab:
„Goldfiſchlein, leg' den Reichthum nur ab;

Das Kleid leg' ab, mit Flitter geſtickt,
Denn Gold und Glanz die Liebe erſtickt.

Laſſ' in der Fluth dein eitles Gewand,
Laſſ' in der Fluth den nichtigen Tand.

Dein Herzchen bring' zum Brautſchatz mir nur,
Denn g'nügſam iſt der Liebe Natur.

Ich will dir ſchaffen ſelbſt ſchon ein Kleid,
Aus Roſenblatt, mit Blüten beſchneit.

Ich will dich hüllen, reichlich geſchmückt,
In güldene Stern', vom Himmel gepflückt.

Dann will ich bleiben ewig bei dir,
Im grünen Palaſt, im Blätter-Revier.

Die Flügel bindeſt du mir allein,
Das Flattern laſſ' auf ewig ich ſein.

Hab' ich geſungen bis jetzt gar viel,
War's, weil mein Singen hatte kein Ziel.

Jetzt aber weiß es fröhlich mein Lied,
Daß es zu dir allein nur ſtets zieht.

7.

Die Roſen=Poſt.

Am Ufer ſteht ein Roſenſtrauch,
Auf dem ſchon manche Roſ' verglühte,
Nur eine Knospe in dem Hauch
Des Frühroths eben erſt erblühte.

Es ſpielt mit ihr der milde Weſt,
Und wiegt den Stengel hin und wieder,
Daß ſie das Haupt hoch ſehen läßt,
Und bald zum Waſſer ſenket nieder.

So zwiſchen Baum und Teichesfluth
Kann ſie mit beiden gleich verkehren,
Denn Roſen ſind der Liebe Guth,
Weil Liebe Roſen hält in Ehren.

Die Knospe fühlet ſich gerührt,
Sie dient dem Leidenspaare gerne,
Mit Innigkeit das Wort ſie führt
Für Lieb' ſo nah ſich und ſo ferne

Ein Blatt nimmt ſie aus eig'ner Bruſt,
Der Liebſte ſoll ein Wort d'rauf ſchreiben,
Das wirft ſie in die Fluth mit Luſt,
Daß es zum Fiſchlein möge treiben.

Umſonſt der Weſt gebeten hat,
Sie mög' die Bruſt ſich nicht zerreißen;
„Gäb' ich der Liebe nicht mein Blatt,
Verdient' ich Roſe dann zu heißen?“

Spricht ſie, und ſpricht zum Fiſchlein dann:
„Willſt du denn Liebe dir verſagen?
Die Blumen ſchau', die Sterne an,
Und was von Liebesglück ſie ſagen:

„Dem Herzen nicht, das glatt und heil
Sich aus dem Leben hat gerettet,
Wird oben in dem Lichtestheil
Des Lohnes weichſter Platz gebettet.

„Der Himmel liebt ein wundes Herz,
Das viel geblutet und gelitten,
Das in des Lebens Luſt und Schmerz
Beglückt, geliebet und gelitten.“

8.

Goldfiſchleins Schattenglück.

Goldfiſchlein ſpricht: „Mir iſt beſchieden
Ein kaltes Reich, ein kaltes Blut,
Nicht jedes Liebesglück hienieden
Wird nur geweiht in heißer Gluth.
Und ruhig, wie die Fluth im Abendſchimmer,
Wohnt Liebe ruhig in der Bruſt mir immer.

Nicht mein kann der Geliebte werden,
Nur deſto reiner lieb' ich ihn,
Es zieht ihn ewig nur zur Erden,
Mich wird's zur Welle ewig zieh'n;
In ird'ſcher Gluth wird er mich ſtets begehren,
Aus laut'rer Bruſt werd' ich ihn ſtets verehren!

Mir g'nügt's, wenn ſpät im Abendſcheine
Die Sonne, die ſchon abwärts ſtrahlt,
In meine Fluth, die ſpiegelreine,
Den Schatten des Geliebten malt;
Wenn weſenlos ſein Bild, das ideale,
An meine Bruſt ſich wirft im Geiſterſtrahle.

9.

Zeiſigs Liebestod.

Der Winter kam in ſeinem Grolle,
In Nebel wie in weicher Wolle
Hüllt er den Teich wie Demant ein;
Es lichtet ſich im kahlen Baume,
Und in dem blätterloſen Raume
Weilt nur der Zeiſig noch allein.

Wie Kälte ihn auch mag erfaſſen,
Er kann nicht von dem Baume laſſen,
Der an dem Haus der Liebſten ſteht;
Und mit den weichſten Melodien,
Die ſeiner wunden Bruſt entblühen,
Zum Fiſchlein tief er niederfleht.

„O laſſ' uns ziehen, ohn' Ermüden,
O laſſ' uns ziehen nach dem Süden,
Nach heißen Zonen, lau und mild,
Wo Bäume ſteh'n mit ew'gen Locken,
Wo Fluthen nicht zu Eis geſtocken,
Wo ewig jung das Leben quillt.

„Ich nehm' dich mit auf meinen Flügeln,
Ich bringe dich zu jenen Hügeln,
Wo nie ein Winter uns bedroht;
O komm', bevor des Winters Schrecken
Mit hellen Quadern dich bedecken,
Dein Leben weih'n dem kalten Tod!“

Nicht hört das Fiſchlein auf ſein Flehen,
Die Lüfte immer kälter wehen,
Den Zeiſig friert's im nackten Baum;
Doch wie auch Schauer ihn erſtarren,
Bei der Geliebten will er harren
Und weilen an des Teiches Saum.

Da ſetzt das Eis ſich feſt am Strande,
Zieht ſeine ſtarren Riegelbande
Bis tief hinein in Teich und Fluth;
Und als Geſtöber d'rein noch ſchauert,
Da liegt das Fiſchlein eingemauert,
Erblaßt es auf dem Grunde ruht.

Der Zeiſig fliegt vom Baum hernieder,
Von Eis erſtarrt iſt ſein Gefieder,
Er ſchleppt ſich auf das kalte Grab:
So ſoll dein Haus ich nur betreten,
Auf deinem Grabe ſtill zu beten,
Zu flehen: „Nimm mich mit hinab!“ —

Und fromm ſingt er die letzte Weiſe,
Und bleibt gebannt auf dieſem Eiſe,
Bis ihm entflohen Sang und Sein!
Und wie zu einem Sterbekleide
Fällt Schnee hernieder auf ſie beide,
Und hüllt die treuen Leichen ein.

10.

Dichters Grabrede.

Eine Luſt iſt nicht beglückter Lieb' nur eigen,
Reich an Treue, ſelbſt verſtoßen, ſich zu zeigen,
Nie zu einer Andern freundlich ſich zu neigen,
Ewig an ihr hängen, ſelbſt an Todes Schranken,
Sterbend ihr für unſer Lebensglück noch danken,
Treu ihr ſein, wie Herz dem eigenen Gedanken,
Jenſeits noch ihr Angedenken fromm zu ſegnen,
Noch am Todesthor, dem grauenvoll entleg'nen,
Einſam betend ihrem Bilde nur begegnen.

Ernſter und humoriſtiſcher
Deklamations-Saal.

Das Solo-Luſtſpiel.

Ich habe auf des Dichters dringendes Verlangen,
Mich einer großen Aufgab' unterfangen:
Ich ſoll ein Luſtſpiel ſpielen, ganz allein,
Soll Theaterzettel, Perſonen und Publikum auch ſein!
Was kümmert's mich? Gefällt der Spaß dem Publikum,
So hat mein Spiel und mein Talent Verdienſt darum,
Gefällt es nicht, und erringt es gar nicht Ihre Huld,
So iſt es ganz allein des Herrn Verfaſſers Schuld!
Darauf hin will ich das Ding nun ſchon riskiren,
Zum Schluſſe ſollen Sie ſchon applaudiren,
Da hat der Dichter ſchon ſo einen Schluß gemacht,
So einen Puffer, der ſo recht in die Ohren kracht,
So eine ſüße, zuckerſüße Bonbon-Düte,
So eine Bombe, gefüllt mit „Kunſt“ und „Gunſt“ und „Güte“,
Die ſchleudert man zuletzt hinein in's Publikum,
Sie platzt, und reißt die faulſten Applaudirer um!
Man klatſcht, man ruft: brava! bravi und bravissimo!
Man rufet mich heraus, und ich erſchein' zitissimo,
Der Dichter aber, dem ſchon die Sohle brannte,
Er wird gerufen nicht, und bleibet — poste restante.
Alſo zuerſt ſoll ich mich, um Sie zu orientiren,
Als „Theaterzettel!“ präſentiren:
Wir haben die Ehre aufzuführen, heut' um halb zwei,
Ein Luſtſpiel, welches hat der Acte drei,
Es heißt — es heißt — wenn mich mein Gedächtniß nicht betrog:
„Guten Morgen, wie geht's? Schön Dank,“ oder:
„Nichts als Dialog!“

„Handlung?“ ja, bei den jetzigen merkantiliſchen Zeiten,
Iſt bei der Handlung nicht viel zu erbeuten!
Perſonen ſind — doch genug, das Andere werden Sie ſchon ſehen,
Der Act beginnt, das Ding ſoll vor ſich gehen.

(Klingelt.)

Erſter Act.

Bedienter kommt, der Herr fragt: „Wie ſpät?“ „Gleich Zehne!“
Das iſt die Handlung von der erſten Scene.
Zweite Scene kommt ein doppelt' Liebespaar,
Die lieben über's Quer, o, die Geſchicht' iſt rar!
Der Eine liebt die, ſo ihn eigentlich nicht liebt,
Wie ſich das aus der dritten Scen' ergibt,
Dafür iſt eine And're in ihn entbrannt,
Für die ſein Herz gar nie etwas empfand,
Und ſo geht es auch den andern Beiden,
Sie haben über Kreuz und Quer ihr Liebesleiden,
So tanzen beide Paare um die Wett'
Im erſten Act den Menuett.
Sie nahen ſich, bunt' über Eck',
Sie ſchauen ſich an, ſie drehen ſich weg,
Sie nähern ſich, als wollten ſie ſich beglücken,
Und kehren plötzlich ſich den Rücken,
Sie tänzeln hin und her ein Stündchen ſo
Bald face en face, bald dos à dos,
Der Eine ſeufzt: „Ach Himmel!“ der And're ſeufzt: „Ach Gott!“
Die Eine ſeufzt Sopran, die And're ſeufzt Fagott,
Es iſt zwar alle Augenblick Zeit, ſich zu erklären,
Allein dann würde ja das Luſtſpiel nicht ſo lange währen, —
Da will doch endlich Einer ſprechen, gar nicht blöde,
Doch Actus wird, der Vorhang fällt ihm in die Rede! —

(Zwiſchenact.)

Nun iſt der erſte Zwiſchenact. Ich bitt', ſich gar nicht zu geniren,
Sie können auf nun ſtehen, Sie können discuriren.
Der Eine ſagt: „Ich weiß ſchon, was jetzund wird geſcheh'n
Die Eine ſo und ſo, die heirath't den und den!“
Der And're ſagt: „Die Sprache iſt nicht ſchlecht!“
Der Dritte ſagt, und dünkt ſich weiſe recht:
„Ja, ich will Ihnen ſagen — man könnte glauben — allein —
Denn ſehen Sie — obſchon — um wahr zu ſein —
Der Stoff — ich meine nur — des Luſtſpiels — ich —
Die Situation — die Grundidee — Sie verſtehen mich! —“
Und ſo geht's Witz auf Witz, da klingt das Zeichen in das Ohr
Man ſetzt ſich raſch, der Vorhang geht empor.

(Klingelt.)

Zweiter Act.

Wir ſind nicht um ein Haar im Ganzen weiter,
Der Dialog wird immer länger, breiter;
Da ſpielt man den Salon, da ſpielt man Soirée,
Da trinkt man Limonad', da trinkt man grünen Thee;
Sardellen mit Bonmots, und Butter mit Amants
Biscuit mit Perſifflage, und Käſ' mit Sentiments,
Ein Whiſt mit Calembourgs, Tarok mit Bräutigam,
Gewinnſt mit Herzensdrang, und bête mit Liebesgram,
Ein Pfänderſpiel iſt hier, ein Kartenſpiel iſt dort,
Das Luſtſpiel kommt darum gar niemals an das Wort;
Die beiden Paare geh'n noch eben ſo herum,
Sie ſprechen viel, und ſind im Grund doch ſtumm! —
Das Parterr' weiß Alles ſchon, die Gallerie,
Wir ahnen nichts, und wiſſen weder wo noch wie?
Was wir wollen, weiß ſchon das ganze Publikum:
Wir ſelbſt, wir wiſſen's nicht, wir ſind: „verliebt und dumm!“

Da endlich — der Himmel leiht uns ſeine Hand! —
Da endlich legt in's Mittel ſich — die ſpan'ſche Wand!
„Wohin ſoll ich mich verbergen?" — „Ach Gott, hier hinein!" —
— „Ach Himmel, das iſt nicht möglich, nein, nein, nein!" —
— „So rett' ich mich hinüber durch den großen Saal!" —
— „Ach Himmel, nein, von dort kommt mein Gemahl!" —
— „So will ich aus dem Fenſter auf die Steine —"
— „Geliebteſter, da brichſt du ja die Beine!" —
— „Wohin denn? — Ach, welche Lage!" — „Ah, charmant!
Ich ſtelle mich hinter dieſe ſpan'ſche Wand!" —
Nun ſteckt er da, ihm geht kein Wort verloren,
Denn man weiß es ja, die „Wände haben Ohren!"
So eine ſpan'ſche Wand iſt des Dichters Glück,
Denn ohne ſolche Wand zerfällt ſein ganzes Stück!
Ohn' dieſe Wand zerfiel' das ganze Haus,
Und man ginge noch um Zwölfe nicht nach Haus!
Da hört er, daß er im Lieben ſich geirrt,
Daß er im Lieben g'rade ſich verwirrt,
Daß er in großem Irrthum ſich befand,
Da ſchlägt er ſeinen Kopf verzweifelnd an die Wand, —
Sie ſtürzt — ein allgemeiner Schreckensſchrei:
„Ha Treuloſe!" oder: „So, Madame? Ei, ei!"
„Hinweg, die Falſche!" — „So hören Sie mich an!"
„Nein," ruft er, fängt an die Hand zu ballen,
„Mein Herr! Ja, Einer von uns muß fallen!"
Das hört der Vorhang und fällt nun ganz exact,
Beſchließt alſo allein den zweiten Act.

(Zweiter Zwiſchenact.)

In dieſem Zwiſchenact, da iſt ſchon großes Wandern.
„Ich weiß das Ende ſchon," ſagt Einer zu dem Andern.
„Die kriegen ſich, g'rad ſo wie bei den meiſten,
Die Luſtſpiel' ſind jetzt alle ſo auf einen Leiſten!"

Der Dritte ſagt: „Den dritten Act, den geb' ich d'rein,
Den ſpiel' ich mir zur Noth allein!"
Der Vierte ſagt: „Iſt das das Stück, das neue?
Das iſt ja g'rad, wie in Goethe's „Menſchenhaß und Reue!"
Im Winkel nur, da ſitzt ein Schwärmer, bleich.
Und ſagt: „Die Diction; die iſt gar blumenreich!" —

(Klingelt.)

Dritter Act.

Und wie das Zeichen zum dritten Male ſchallt,
Der Vorhang wieder in die Höhe wallt,
Und da ſteh'n die Liebespaar' noch immer, ganz nett,
Und tanzen auch noch immer ihren Menuett,
Jedoch ſind ſie ſchon etwas müd' und matt,
Sie haben das Lieben ſchon herzlich ſatt! —
Und kämen ſchon, ſo wie ich glaube,
Ach, gar zu gerne unter die Haube!
Sie wiſſen gar nicht, meine verehrteſten Zuſchauer,
Wie der Geliebten bei uns das Leben wird ſauer!
Wenn ſie längſt ſchon Frau könnte ſein,
Und wenn der Dichter immer noch ſagt: „Nein!
Noch nicht! Noch eine Garnverwicklung!
Noch eine Knotenzerſtücklung!"
Wenn die Geliebte im dritten Act
Vom Dichter noch einmal wird angepackt,
Und wird zurückgeſchleudert in den erſten Act!
Und warum? Weil der Onkel aus Amerika
Mit ſeinem Geld' iſt immer noch nicht da!
Ich hoff', daß durch die Dampfſchiff' und Eiſenbahn
Kommen jetzt die Onkel im erſten Act ſchon an!
Da kommt der Onkel, ein Schiffsmann, ein fetter,
Der ſpricht: „Topp Mädchen, ſtürmiſches Wetter?
Potz Bomben und Karthaunen! Haſt hohe See?
Bramſegel aufgezogen, Fockmaſt in die Höh'!

Mußt kielhohlen, leewärts legen,
Mein Schiffszwieback bringt Heirathsſegen!“ —
Ja, ſo ein Schiffsonkel aus Surinam
Zerhaut den Knoten ganz ſtramm:
Das iſt das Ende auch von meinem Stück!
Geſteh'n Sie nur, es iſt ein wahres Glück,
Der Onkel, der kam eben zur rechten Zeit,
Schon hatte der Dichter einen vierten Act bereit,
So iſt das Ding jetzt ſchon zu End',
Die zwei Paare reichen ſich zärtlich die Händ':
„Mein Karl!“ — „Meine Johanne!“ —
— „Mein Franz!“ — „Meine Suſanne!“ —
— „Welch' Wonnegefühl!“ — „Welche Seligkeit!“ —
Dazwiſchen der Onkel mit Heiterkeit:
„Na, Schiffspatron, gefällt ihm die Takelage
Geh' er zur See mit ſeiner Herzbagage!“
Wir bilden eine Gruppe noch zum Beſchluß,
Der Vorhang fällt und vermehrt den Genuß,
Und blieb Jemand bis an's Ende im Haus,
Ruft er allein uns Alle heraus!

(Nach dem Hervorrufen. Kommt mit mehreren Journalen in der Hand.)

Geſchwindeſte und allerſchnellſte Recenſion,
Auf das ſoeben aufgeführte Luſtſpiel ſchon,
Das neu'ſte Urtheil, was wir erſt kriegt haben,
Und wie die ſchwarzen Recenſentenraben
Die Luft verfinſtern, ſchwarz und dicht,
Wie Todtenvögel flattern um's Gericht,
Eine ſchauderhafte Mordthat mit der Feder,
Sie ziehen jetzt ſchon grimmiglich vom Leder:
Der Eine zuckt ganz vornehm mit der Schulter
Und ſpricht gedehnt, als wie ein Eingelullter:
„Das Ganze iſt ſo Etwas, ſo gewiß,
So quasi, ſo changeant, ſo „reim' dich oder friß,“

Es ließe ſich im Grunde gar nichts d'rüber ſagen.
Es ſättigt nicht, doch liegt es uns im Magen!"
Den Zweiten ſieht im Parterr' man wandern,
Und hören von dem Einen und dem Andern,
Was ſie ſo meinen, das ſetzt er zu Papier
Und ſagt d'rum immer nur: „So meinen Wir!"
Der Dritte geht in's Gaſthaus, und zwiſchen Braten und Salat
Schreibt er zu Papier: „Das ganze Ding iſt fad,
Kein Silbenmaß, zerriſſen und zerſpliſſen,
Der Vortrag hat's herausgeriſſen!"
Der Vierte ſagt: „Man liebt jetzt witzige Kritik,
Und Witz und Wortſpiel beſitz' ich ja ganz fingerdick!"
Und ſchreibt: „Ein Luſtſpiel allein," die Luſt zu ſpielen
Macht nur das Spiel zur Luſt allein bei Vielen,
Allein wenn bei dem Luſtſpiel iſt nur Spiel allein,
So bleibt die Luſt am Dichter nur Spiel und Schein!" —
Zuletzt kommt vielleicht ein Schalk und Humoriſt,
Der ſogar ſelbſt der Verfaſſer iſt,
Und tadelt ſich und mich und Sie noch obend'rein,
Weil Sie gelacht bei ſeinen Schelmerei'n!
Was iſt nun wahr? was nicht? ich frage Sie darum,
Geniren Sie ſich nicht, verehrtes Publikum,
Ein Lächeln, ein Bravo, ein fröhlicher Blick,
Das iſt wahrhaftig die allerbeſte Kritik!

Die Tonleiter eines Männernamens.

Ein contrapunktiſtiſcher Liebesſcherz.

Der Name eines Mannes, ſo hört man ringsum ſagen,
Iſt blos ein Hauch, ein Nichts, ein leerer Schall,
Ein Zeichen, welches Dieſe, Jene an ſich tragen,
Zu unterſcheiden ſie vom leeren Schwall;
Der Name hat ſo gar nichts zu bedeuten,
In ſeinem Inhalt wohnt weder Sing noch Sang,
Er nennt blos Einen Euch aus tauſend Leuten,
Es knüpft ſich kein Gefühl an ſeinen Klang,
Zum Beiſpiel: Anton, Joſeph, Ignaz, Adolph, Peter,
Gregor, Auguſt, Vincenz, Robert und Theodor,
So heißen Fürſten, Dichter, Kellner und Trompeter,
Ihr Klang berührt mechaniſch nur des Hörers Ohr,
Enfin, im Namenslaut liegt weder Herz noch Seele,
Nicht Geiſt noch Sinn, ſo urtheilt herriſch der Verſtand!
Reſpect vor dem Verſtand, der ſitzt nicht in der Kehle,
Den hat die Stimme nicht gleich bei der Hand!
Verſtand, der wohnt im erſten Stock, im Kopfe,
Bekümmert wenig ſich um's And're in dem Haus,
Wie es zu eb'ner Erd' an's Herz auch klopfe,
Zum Augenfenſter ſchaut phlegmatiſch er heraus!
Ja, der Verſtand wird niemals Seele legen
In eines Namens leeren, weſenloſen Klang,
Doch das Gefühl bringt glänzend oft zuwegen,
Was dem Verſtande niemals noch gelang!

So will ich denn, zum Spaß, gleichſam zur Ehrenrettung,
Verſuchen, wie ein Name unſer Ohr belohnt,
Wenn das Gefühl, in Luſt- und Schmerzverkettung,
In Scherz und Ernſt, in Lieb' und Sehnſucht es betont.
Geſetzt, ein Mädchen liebte ſo vom ganzen Herzen
Den Mann, der wegen meiner „Adolph“ heißt;
Sie ſitzt betrübt bei ihm, voll Trennungsſchmerzen,
Weil er ſchon morgen, morgen Frühe ſchon verreist.
„Ach, Adolph!“ lispelt ſie, und eine Zähre
Stiehlt ſich in's Aug', das zärtlich nach ihm ſchaut,
„Mein Adolph!“ Adolph tröſtend ſpricht: „Ich kehre
In wenig Wochen wieder heim, Du ſüße Braut.“
„O, Adolph!“ klaget ſie, „in wenig Wochen?
In wenig Wochen iſt zu vielen Schmerzen Raum!
Ein Augenblick hat oft das ſchönſte Glück gebrochen,
Ein Augenblick zerſtört den ſchönſten Lebenstraum!“
Sie ſchweigt, und er ſpricht lächelnd: „Manche Treue
Bricht oft ein Augenblick, wenn man entfernet iſt!“ —
— „Was, Adolph? was ſagſt Du? Den Augenblick bereue,
Jetzt Adolph, jetzt ſogleich die Hand geküßt!“ —
Er aber will den Scherz noch weiter treiben,
Er ſtellt ſich ernſt und ſpricht im dumpfen Ton:
„Will man ſein Mädchen treu, ſo muß man bei ihm bleiben,
Die Weltgeſchichte liefert manches Beiſpiel ſchon!“ —
Sie ruft befremdet: „Adolph!“ und in einem Tone,
In dem Erſtaunen ſich mit Vorwurf miſcht;
Doch fährt er fort und ſagt ſo recht im Hohne:
„Ein Bild im Frauenſinn iſt bald verwiſcht!“ —
Sie ſpringt empor, nur „Adolph!“ kann ſie ſagen,
Und wiederholt dies „Adolph! Adolph!“ noch einmal,
Da fängt ihm an das Sünderherz voll Reu' zu ſchlagen,
Und um Vergebung fleht ſein Wort, ſein Augenſtrahl.

Doch nicht ſo ſchnell kann ſie das Wort vergeben,
Und ſtrenge ſpricht ſie: „Adolph, Adolph, was war das?“
— „Mein ſüßes Kind,“ erwiedert er, „mein einzig Leben,
Es war nur ſo ein Scherz, ein gutgemeinter Spaß.“ —
Doch ſie iſt ſchwer verletzt, er ſoll es fühlbar büßen!
Sie zieht die Hand zurück und grollt: „Laſſ', Adolph, laſſ'!“—
Er ſinkt nun bittend, flehend ihr zu Füßen,
Die ſchöne Hand, ſie wird von Thränen naß,
Und halb verſöhnt, und halb in Unmuth ſagt ſie wieder:
„Nun, ſchon gut, Adolph, ſchon gut, Adolph, nun ſchon gut!“
Er aber ſinkt auf's Neue vor ihr nieder,
Ihr ſanfter Ton gibt ihm ſchon neuen Muth:
„Ich wollt' Dich böſe ſeh'n, ich ſag' es unverholen,
Du ſchmollſt ſo lieb, das ſeh' ich gerne zu!“
Da blickt ſie ihn ſchon freundlich an, doch halb verſtohlen:
„Du böſer Adolph! Du — Du, ja Du — Adolph Du!“
Er jauchzt empor, und dreht ſich jubelnd durch das Zimmer,
Und fliegt dann liebevoll an ihre ſchöne Seit',
Sie hält ſich kaum und lacht: „Adolph, ich ſagt' es immer,
Wahrhaftig, Adolph, Du biſt oft nicht recht geſcheidt!“ —
— „Ich, nicht geſcheidt? Kannſt Du mir's ſchriftlich geben?
Das iſt der wahren Liebe beſtes Atteſtat!
Das iſt der Liebe erſtes Zeugniß eben,
Daß ſie noch nie etwas Geſcheidtes that!“
Sie ſieht ihn an mit wahren, liebevollen Blicken,
„Mein Adolph!“ ruft ſie, und zieht ihn ſanft an ſich.
Die ſchönen Arme liebreich ihn umſtricken,
„Adolph, Adolph! wie unendlich lieb' ich Dich!“ —
„Das iſt der Ton nun wieder, der Herzbezwinger!“
Ruft er, „ſo heiß' ich „Adolph“ gern in Ewigkeit!“
Sie aber droht ihm ſchelmiſch mit dem Finger:
„Adolphchen, Du, Adolphchen! mach', daß mich's nicht reu't!“

— Sie ſehen alſo, meine Herren und Damen,
Die beſte Tonkunſt lehrt ein liebend Herz,
Es legt Muſik in des Geliebten Namen,
Das „Dur“, das „Moll“, das gibt die Luſt, der Schmerz.
Die Namen, die der Mund der Liebe nannte,
Sie ſind Muſik in ihrem kleinſten Schall,
Doch nicht bei Adolph ich das nur erkannte,
Bei jedem Namen iſt's derſelbe Fall.
D'rum lernet erſt nur lieben, dann geht ſpäter
Vom Namensklang Gefühl ſchon ſelbſt hervor,
Dann tönt voll Inhalt: Moriz, Joſeph, Peter,
Gregor, Auguſt, Robert, Max und Theodor!

Die grauen und die heiteren Schweſtern.

Prolog.

Sechs Himmels-Schweſtern hat den Erdenſöhnen
Der Ewige im Leben zugeſellt;
Sie ſollen hier ſie an das Licht gewöhnen,
Das ſie erwartet über'm Sternenzelt,
Sie ſind geſandt, ihr Daſein zu verſchönen,
Mit Duft und Blüten einer beſſern Welt;
Vergangenheit und Zukunft, heut' und geſtern
Sind reich bekränzt von dieſen Himmels-Schweſtern.

Doch drei von dieſen Schweſtern ſind die grauen,
Sie meiden gerne Prunk und Glanz und Licht,
Nicht in dem hellen Saal ſind ſie zu ſchauen,
Sie kleiden ſich in bunte Farben nicht,
Im Dunkeln lieben ſie ſich einzubauen,
Ein zücht'ger Schleier birgt ihr Angeſicht;
Die „Andacht“ iſt's! die „Demuth“, und inmitten
Sie, die „Barmherzigkeit“ mit Engelsſchritten!

Die andern Schweſtern ſind die heiter'n immer,
Sie weben in des Lichtes gold'nem Strahl,
Sie ſind gehüllt in einen Feuerſchimmer,
Der Farben wirft, doch mild wie der Opal,
Ihr himmliſch Leuchten iſt wie Sternenſchimmer,
Sie ſenden Strahlen ſonder Maß und Zahl,
Die Liebe iſt's, die Hoffnung, und mit ihnen
Die Dankbarkeit, vom Freudenlicht beſchienen!

Hier zeigt ſich in des Daſeins enger Zelle
Die erſte Schweſter mit dem dunklen Flor,
Zum Glauben, zu des Heiles Gnadenquelle
Schickt ſie den Blick, den gläubigen, empor;
Ihr ſtrahlt das Licht, das überirdiſch helle,
Schon jetzt in's Herz, aus Gottes Morgenthor,
Sie kniet verklärt im ſtillen Heiligthume,
Die „Andacht“ iſt's! des Daſeins reinſte Blume!

Dann wallt mit züchtiglich geſenkten Blicken,
Im wunderſamen Reiz, ein zart Gebild!
Das Haupt geneigt, wie Blumenhäupter nicken,
Wenn Aetherthau auf ſie herniederquillt;
Und wo ſie weilt, die Herzen zu umſtricken,
Ein Wunderöl des Herzens Stürme ſtillt,
An ihrer Hand erſcheint der Friedensengel,
Die „Demuth“ iſt's, mit ihrem Lotosſtengel!

Mit einem Kranz von goldgekörnten Aehren
Erſcheinet nun die rührendſte Geſtalt,
Ihr Thränenkrug iſt voll von Freudenzähren,
Ihr Lächeln iſt voll magiſcher Gewalt;
Wie in der Kranken Ohr der Klang der Sphären,
Das Wort des Troſt's von ihren Lippen ſchallt;
Sie iſt's, die Botin aus dem Götterſaale,
„Barmherzigkeit“ mit ihrer Balſamſchale!

Dem Silberſchaum der ſüßerſchreckten Wogen
Entſteigt ein Bild im höchſten Schönheitsglanz,
Hoch über ihm baut ſich ein Farbenbogen,
Und um ihn ſchließen Blumen ſich zum Kranz,
Und wo dies Bild kommt magiſch hingezogen,
Umfaſſen Horen jubelnd ſich zum Tanz,
Die Erde jauchzt, die Himmel tönen wieder,
Die „Liebe“ iſt's, die Königin der Lieder!

Verklärt, geſchmückt mit einer Sternenkrone,
Mit Immortellen um das gold'ne Haar,
Erſcheint uns aus des Aethers reinſter Zone
Ein Weſen, ſanft und fromm und wunderbar;
An ihrem Buſen blüht die Anemone,
Aus ihrem Auge ſtrahlt es azurklar,
Sie lächelt — und geheilt ſind alle Schmerzen,
Die „Hoffnung“ iſt's, die Prieſterin der Herzen!

Mit frohem Blick kommt nun der Schweſtern letzte,
Die jüngſte und die reichſte an Gemüth,
Die Wimper birgt die Thräne, die ſie netzte,
Das Aug' iſt von Empfindung angeglüht,
Und was ihr Herz in ſüße Wallung ſetzte,
Iſt auf dem Antlitz roſig aufgeblüht;
Sie ſpricht am beſten, wenn ihr Worte fehlen,
Die „Dankbarkeit“, die heilige der Seelen!

Und dieſe Schweſter hat mich hergeſendet,
An ihrer Statt, in dieſen edlen Kreis,
Ihr iſt von Zähren noch das Aug' geblendet,
Ihr Antlitz von Empfindung noch zu heiß,
Ihr volles Herz hat ſie Euch zugewendet,
Und ihres Dankes Lob und Ruhm und Preis!
Doch — ſoll ich würdig mich der Sendung zeigen —
Erlaubet mir, zu fühlen und zu — ſchweigen!

O, o! Ho, ho! So, ſo! Rococo!

Eine zwangloſe Drolerie.

Fragt man die Welt: was iſt modern? was iſt antik?
So weiß es Jeder und ſagt mit weiſem Blick „O, o!“
Hört man jedoch, wie ſie's erklären, an,
So ſagt ein Jeder von dem Andern dann: „Ho, ho!“
Ein Jeder weiß das beſſer auf ein Haar,
Beweist es auch dem Andern licht und klar: „So, ſo!“
Doch findet ſich ein Ding, das ſo iſt von Geſtalt,
Nicht häßlich und nicht ſchön, nicht neu und auch nicht alt,
Ein Ding, das man auch leicht zum Unding zählt,
Ein Ding, dem eigentlich der Name fehlt,
So iſt's modern und ſchön, und heißt, wie heißt's? „O, o!
Ho, ho! So, ſo! Es heißet — Rococo!“

Das „Alter ſoll man ehren!“ das iſt ſchön, „O, o!“
Man thut's jetzt allgemein, bei — Porzellän, „Ho, ho!“
Die alten Männer aber ehrt man nicht,
Die jungen lachen ihnen in's Geſicht, „So, ſo!“
Und kommt ein Mädchen in die Zwanzig tief,
Gab's keinen Enthuſiaſten noch, der rief:
Die muß ich haben, die, „O, o!
Ho, ho! Die iſt modern, die iſt — Rococo!“

Das „Alter ſoll man ehren!“ wir thun's auch fein, „O, o!“
Wir ehren's alle Tag, das heißt — beim Wein, „Ho, ho!“
Jedoch Geſetz und Glaube, Regiment der Welt,
Sind alt auch, wie iſt's mit der Ehrfurcht da beſtellt? „So, ſo!“

Die Liebestreu' iſt wie die Welt ſo alt,
Doch findet ſich kein Mann ſo bald,
Der ſagt: treu muß ich ſein, „O, o!
Ho, ho! Denn Treue iſt ja Rococo!“

Die alten Deutſchen waren fromm und mild und treu, „O, o!“
Wird dieſes Alterthum als Mode neu? „Ho, ho!“
Das alte Deutſche, das wird nicht modern,
Das alt Chineſiſche, das hat man gern, „So, ſo!“
Ich rath' es jedem Gatten jetzund an,
Er ziehe ſtets ſich als Pagode an,
Dann liebt ihn ſeine Frau und ſagt: „O, o!
Ho, ho! Mein Mann iſt lieb wie Rococo!“

Sein Kind erziehen iſt ein alter Brauch, „O, o!“
Wird dies vielleicht modern jetzt auch? „Ho, ho!“
Man nimmt nun ſechs Erzieher ſich geſchwind,
Und die erziehen per procura dann das Kind „So, ſo!“
Nur wenig Müttern fällt es einmal ein,
Sie wollen auch modern jetzt ſein,
Und von ſich ſagen: „O, o!
Ho, ho! Bin ſelbſt die Mutter à la Rococo!“

„Der Mann ſoll dein Gebieter ſein!“ ein altes Lied, „O, o!“
Jedoch, was ſagt die Frau im Herrſchgebiet? „Ho, ho!“
„Daß du gebieten ſollſt, das ſaget man von dir,
Allein, daß ich dir folgen ſoll, wo ſteht das hier?“ „So, ſo!“
Der Mann regier', das iſt ein alter Spruch,
Doch iſt jetzt eine Frau modern genug,
Und ſagt: Mein Mann iſt Herr „O, o!
Ho, ho! Mein Mann regiert mich Rococo!?“

Blos für die Dichter iſt es jetzt ein Glück, „O, o!“
Zwar ſind ſie weder klaſſiſch noch antik, „Ho, ho!“
Zuſammen ſcharrt aus alt und neu
Ihr Pegaſus ſich Gras und Heu „So, ſo!“
Sie plündern alle Alten aus,
Und kommt ſodann was Gut's heraus,
So kann man ſagen wohl: „O, o!
Ho, ho! Das iſt ſehr neu — und — Rococo!“

Am ſchwerſten wird dem Dichter wohl das End', „O, o!“
Gewöhnlich wird's ein ſüßes Compliment „Ho, ho!“
An's Publikum, von „Kunſt und Gunſt und Huld“ — gerührt —
Das Publikum gerührt, das applaudirt „So, ſo!“
„Wo Alles liebt, haßt Carlos nicht!“
D'rum ſchließt auch unſer Dichter dies Gedicht
Jetzt damit nun: „Verehrtes Publikum, „O, o!“
Es handelt ſich um Kränze nicht! „Ho, ho!“
Wenn Sie nur freundlich ſagen: „Es iſt ſo, ſo!“
So iſt's genug für „Rococo!“

Des Kindes Zuverſicht.

Ballade.

Es ſtehet ein Kindlein beim Strome, am Strand,
Wo geſtern die Hütte der Mutter noch ſtand,
Es riſſen die Fluthen vom kieſigen Ort
Die Hütte, die Mutter im Eisgang mit fort.
Das Kindlein, es ſtehet gerettet, allein,
Es ſtehet am Strome und ſchauet hinein!

„Lieb' Mütterchen,“ ſpricht es hinab in die Fluth,
„Biſt böſe, lieb' Mütterchen, bin ja ſchon gut,
Lieb' Mütterchen, komme, ach, komme geſchwind,
Laſſ' nicht ſo alleine dein einziges Kind,
Die Aeuglein hab' ich mir geweinet ſchon roth,
Ich fürcht' mich und durſte und habe kein Brot!“

Es rauſchen die Fluthen, ſie rauſchen hinab,
Sie geben nichts wieder aus ſchäumigem Grab,
Sie geben dem Kinde die Mutter nicht los,
Sie waſchen mit Wellen die Füßchen ihm blos,
Das Kindlein, es bleibet wie feſtgebannt ſteh'n,
Mit ſuchendem Blick in das Waſſer zu ſeh'n.

Da rollt eine Frau in dem Wagen einher,
Erblicket das Kindlein, das Herz wird ihr ſchwer,

Sie knieet in Thränen zu ihm in den Sand,
Sie herzt es und küßt es und nimmt's bei der Hand:
„Komm' mit mir, mein Engel, will Mutter dir ſein,
Ich führ' dich als eigen in's Schloß dort hinein!" —

Das Kindlein erwiedert: „Ich geh' nicht mit dir,
Die Mutter erwart' ich am Ufer allhier,
Gewiß wird ſie kommen und lächelt und winkt,
Errathen ſoll ich dann, was ſie mir wohl bringt."
D'rauf windet das Kind ſich ihr ſanft von der Hand
Und ſetzt ſich mit ſuchenden Augen zum Strand.

Doch wieder voll Rührung die Frau es erfaßt,
„Komm' mit mir, mein Engel, in meinen Palaſt,
Da ſollſt du bekommen manch' gülden' Gewand,
Und Zucker und Mandeln und Säbel mit Band,
Und vielerlei Spielzeug im Tage entlang,
Und Abends viel Lichter und Liedergeſang." —

Das Kind aber ſchüttelt das Köpfchen und ſpricht:
„Dann find't, wenn ſie heimkehrt, die Mutter mich nicht,
Sie bringt mir wohl ſelber ein Säbelchen mit,
Sie ſingt mir dann ſelber ein liebliches Lied,
Sie trägt dann am Abend in's Haus mich hinein,
Und herzet und wieget und ſinget mich ein!" —

D'rauf ſenkt es das Köpfchen hinab zu der Well',
Und weichet dann nimmermehr weg von der Stell',
Und wartet und wartet von Stunde zu Stund',
Und luget hinab in den ſonnigen Grund,
Die Löckchen verworren, die Wängelein blaß,
Das liebliche Antlitz von Thränen gar naß!

Spät Abends da ſinken die Aeuglein ihm zu,
Es ſucht einen Stein und legt d'rauf ſich zur Ruh',
Und ſchläft, mit dem Antlitz zum Waſſer gekehrt,
Im Schlafe die Mutter es träumend begehrt,
Es regt ſich das Mündchen, es lallet ganz ſacht:
„Lieb' Mütterchen, gute Nacht, ſchön' gute Nacht!" —

Die Mutter jedoch hat nicht Tag und nicht Nacht,
Sie treibt auf dem Dache, das trümmert und kracht,
Das geſtern die Fluth vom Gemäuer getrennt,
Hinein hat geriſſen in's Schreck-Element,
Sie ſchwimmt in den Wogen auf ſchwachem Gebälk,
In Fluthen und Schollen und Sturmesgewölk!

Und von dem Gebälk löst ſich's immer mehr ab,
Ein Bret nach dem andern ſtürzt krachend hinab,
Die Pfoſten zertrümmert das toſende Eis,
Und immer wird ſchmaler der tragende Kreis,
Nur einige Balken, ſie trotzen mehr kaum
Dem Eis und den Wogen im furchtbaren Raum!

Da ringt ſie zum Himmel die Hände empor,
Es ſchwebt in Gedanken ihr Kindlein ihr vor,
Sie betet mit Inbrunſt: „Du Hort in der Noth,
Dein Wort macht das Baumblatt zum rettenden Boot,
Dein Wort macht zur Blume den dornigen Strauch,
Dein Wort macht die Flamme zum kühlenden Hauch,

„Dein Wort macht zum Zephyr den heulenden Wind,
Dein Wort macht den Tiger zum freundlichen Kind,
Dein Wort hält den Gletſcher in ſeinem Fall,
Dein Wort hält den Waſſerſturz in ſeinem Schwall,

Dein Wort hält den Blitzſtrahl, wenn er niederſtrebt,
Dein Wort hält den Erdball feſt, wenn er erbebt,
O, ſende dies Wort der Erbarmung auch mir,
Erhöre, erhöre, erhöre mich hier!“ —

Da ſtürzt eine Welle heran, rieſengroß,
Die reißet vom Dache den Giebeltrumm los,
Daß ein, ein Gebälk nur, zum Sparren gefügt,
Als hölzernes Kreuz in den Wogen noch liegt;
D'rauf ſtürzt ſie ſich hin und umklammert es feſt:
„Dies Zeichen iſt dein, das uns niemals verläßt!“

Und eine vereinzelte Scholle treibt her,
Und ſchiebt ſacht' das Holzkreuz, wie ſichere Fähr',
Von Mitten den Fluthen bis nah' an das Land,
Und drängt es dann feſt in's Geſträuch an dem Strand,
Sie eilt aus dem Waſſer, ſie küßet die Erd':
„Gelobt ſei der Vater, dem Beides gehört!“

Und eilet, gejagt, mit geflügelter Haſt,
Sie ſuchet ihr Kind ja, da hat ſie nicht Raſt,
Sie dringt durch das Dickicht ſtets weiter hervor,
Sie dringet durch Schilf, durch Geſtripp' und durch Moor,
Sie dringet durch Sumpf über Felſen und Kies,
Sie ſucht ja ihr Kindlein, was kümmert ſie dies!

Mit fliegendem Haare, vom Winde gejagt,
Mit keuchendem Odem, von Aengſten zernagt,
Mit blutenden Händen, vom Dornengeſtripp',
Mit blutenden Füßen, vom Felſengeklipp',
Mit Angſtruf und Klagen durch Nacht und durch Wind
Erreicht ſie die Stelle — da ſchlummert ihr Kind!

Sie ſinket in Thränen dem Kind an die Bruſt,
Sie lauſcht ſeinem Odem mit himmliſcher Luſt,
Es ſchläft mit dem Antlitz zum Waſſer gekehrt,
Im Schlafe die Mutter es träumend begehrt,
Es regt ſich das Mündchen, es lallet ganz ſacht:
„Lieb' Mütterchen, gute Nacht, ſchön' gute Nacht!“

Das Wettrennen des Lebens.

Für alle Menſchen hier im Erdenleben
Hat das Geſchick gleich abgeſteckt die Bahn,
Die Wiege iſt zum Auslaufspunkt gegeben,
Am Sarge weht des Zieles weiße Fahn';
Nur in der Art, wie ſie die Bahn durchwandern,
D'rin unterſcheidet Einer ſich vom Andern.

Der geht, der And're fährt, der Dritte reitet,
Der Vierte ſchleicht, der Fünfte keucht und rennt,
Der Sechſte kriecht, wie von der Schneck' geleitet,
Der Sieb'nte läuft, daß ihm die Sohle brennt,
Der Achte wälzt im Fette ſich zu Grabe,
Der Neunte hinkt hinein am Hungerſtabe.

Mit Vieren rollet Der in's Grab ganz wacker,
Und im Bedientenrock ſteigt hinten auf das Glück,
Der And're fährt hinab beſcheiden im Fiaker,
Und der kutſchirt ſich ſelbſt hinab im Gik;
Doch ſchneller wird faſt ſtets an's Ziel getragen
Die Equipage, als der Leiterwagen.

Contraſte zeigt die Bahn uns ohne Gleichen,
Wer raſchen Fortſchritt macht, der bleibt zurück;
Wer vorwärts ſtrebt, wird nie ſein Ziel erreichen,
Wer immer kriecht, der rennet in ſein Glück.
Wer ſchleichen kann, der fliegt an's Ziel ganz heiter —
Wer rückwärts geht, der kommt am ſchnellſten weiter.

Der Eine will auf's hohe Roß ſich ſetzen,
Der And're reitet nur ſein Steckenpferd,
Der Eine hält ſich Reitpferd, nicht zu ſchätzen,
Dem Andern iſt ein Miethgaul blos beſchert,
Und Viele, die wir immer reiten ſehen,
Sie reiten blos, weil's gar nicht mehr will gehen.

Der Eine will den Pegaſus beſteigen
Und trägt den lieben Sporn in ſeinem Kopf;
Den Weg will Dieſer allen Reitern zeigen
Und hält den Zaunpfahl für den Kirchenknopf;
Ganz And're, die in Kutſchen ſtolz ſich ſchwingen,
Die würden beſſer fahren, wenn ſie gingen.

Der Mann iſt auf der Rennbahn ſtets der Renner,
Die Frauen aber ſind am Ziel der Preis;
Wie rennen ſie, wie laufen ſie, die Männer,
Von ihrer Stirne rinnt der helle Schweiß:
Und wer am Erſten kommt vom Reiterhauſen —
Der iſt zuerſt auch oft recht angelaufen.

Die Frauen laſſen mit dem Preis nicht ſcherzen,
In ihrem Herzen iſt der Richterſtand;
Sie wollen Vollblut von den Männerherzen,
Als Renngeld ſei die Treue blos genannt;
In Trab, Galop und Paß ſoll ſie nicht weichen,
Nur ew'ge Treu' ſei das Vereines-Zeichen.

Und ein Wettrennen ſehen wir zur Stunde,
Es rennen edle Menſchen hier herein,
Weil ihrem ſchönen Herzen ward die Kunde,
Daß der Gewinnſt ſoll für die Menſchheit ſein:
Und weil der Preis beſteht in Gottes Segen,
D'rum eilt ein edles Volk ihm ſchnell entgegen.

Ein Wort jedoch ich noch zu ſagen hätte,
Ich weiß zwar nicht, ob ich's recht ſagen kann;
Es iſt wohl Mancher hier, der ſagt: „ich wette,
Die rennt beim Deklamiren auch recht an —“
Ich bitt' um Nachſicht, meine milden Richter:
Die ganze Schuld trägt einzig nur — der Dichter.

Der Gang ins Blindenhaus.

Laſſ' dich begrüßen zuerſt, du Sonnenlicht,
Das mit gold'nem Netz das Weltall umflicht;
Du Purpurſaum von Gottesgewand,
Weit über die Erde und Himmel geſpannt!
Laſſ' dich begrüßen ſodann, du Augenlicht,
Du Gottesgedanke, du Engelgedicht!
Du Himmel des Aug's, du Quelle der Wonne!
Du Stern im Kleinen, du Abbild der Sonne!
Du Blume des Sehens, du Blüte des Scheins,
Du Demant der Schöpfung, du Perle des Seins!
Du Saat aller Freuden, du Keim aller Triebe,
Du Bronnen der Sehnſucht, du Wiege der Liebe,
Du Muſchel der Thränen, du Spiegel der Bruſt!
Du Abglanz der Herzen, du Spender der Luſt!
Du Siegel der Seele, du Probſtein der Wahrheit,
Du Maler im Kleinen, du Zeichner voll Klarheit!
Du Augenlicht, des Himmels beglückendſte Gunſt,
Gefährte der Schönheit, Erzieher der Kunſt,
Der Anmuth Genoſſ' und des Wohlklangs Geſelle!
Du größeſter Schatz in der winzigſten Zelle!
Sei jetzt mir ſchmerzlich gegrüßt! denn in deinem Meer von Licht,
Da ſchreitet ſtill ein Mann, der ſieht dich nicht;
Kein Morgen iſt je ihm aufgegangen,
Kein Stern will am Himmel für ihn prangen,
Ihm blüht keine Blume auf dem Feld',
Ihm lacht kein Auge auf dieſer Welt.
Er weiß es nicht, was das iſt, ein Liebesblick,
Er kennt es nicht, des Sehens ſüßgewohntes Glück,

Er wandelt finſter an ſeines Kindes Hand,
Stets lichtlos, von Ort zu Ort, von Land zu Land,
Und kommt in eine Stadt, gar ſchön und groß,
Am ſtolzen Strom, im Berges-Schooß,
Bewohnt von einem biederen Geſchlecht,
So ſchlicht als gut, herzlich, mild, gerecht.
Und wie er ſchreitet, entkräftet ſchon und matt,
An Kindeshand, durch dieſe Rieſenſtadt,
Bleibt ſteh'n er und fragt: „Wo ſind wir jetzt, mein Kind?"
Und dies erwiedert: „Mein Vater, wir ſind
Auf einem großen Platz, und inmitten ſteht
'Ne Kirche, die in's Blaue geht,
Sie raget ſchier zum Himmel an
Mit Spitzen aus Stein ſcheint ſie angethan."
Da ſinkt der blinde Mann ſogleich auf's Knie
Und ſpricht: „Das iſt St. Stephans Dom, ich ſah ihn nie,
Allein, ich weiß, daß er allhier iſt aufgebaut,
Daß er wie ein Ahn auf ſeine Kinder ſchaut,
Daß er mit ſeinem Haupte, altergrau,
Die Menſchen ſegnet, Mann und Frau,
Daß er mit ſeiner Zunge ehr'nem Klang
Die Kinder ruft zum heil'gen Gang,
Daß er mit ſeinem Sterbeton
Die Pilger ruft zum Gottesthron,
Ich weiß, daß, wer ſich blind allhier im Staub'
Zu Boden wirft, und bringt Gebet und Glaub',
Daß dem ein Aug' genädig wacht,
Ein Gottesaug' durch Erdennacht."
Darauf verrichtet er ſtill noch ein Gebet,
Und durch die Straße er nun weiter geht,
Bis er zum zweiten Mal das Kind befragt:
„Wo ſind wir jetzt, mein Kind?" Das Kind d'rauf ſagt:
„Wir ſind in einem großen, großen Haus,
Im weiten Hofe ſteht die Wacht heraus,

Und nebenan gewölbt ein Thor
Und tauſend Wagen rollen d'raus hervor,"
Da entblößt der blinde Mann ſein Haupt und rufet aus:
„Steh' ſtill, mein Kind, das iſt das Kaiſerhaus!
Steh' ſtill, mein Kind, und beug' dein Haupt,
Das Schönſte, was ein Volk geglaubt,
Iſt, daß in dieſem Hauſe Tag und Nacht
Ein Herrſcheraug' hat ſtets gewacht!"
Spricht's und wandelt, von dem Kind geführt,
Den Weg hinaus, der ſeitwärts führt,
Und wandelt fort geraume Zeit,
Bis er zum dritten Mal die Frag' erneu't:
„Sag' an, mein Kind, wo ſind wir jetzt?" der Knabe ſpricht:
„Ach, mein guter Vater, ich weiß es ſelber nicht,
Da ſteht ein einfach' Haus, und aus der Thür,
Da ſchreiten gar viele Kinder ſacht herfür,
Sie gehen Paar und Paar, und Hand in Hand,
Bei Allen iſt ganz gleich auch das Gewand!"
Da faltet der blinde Mann die Hand und rufet aus:
„Mein gutes Kind, das iſt das Waiſenhaus!
Auch hier in dieſem Hauſe wacht
Ein Vateraug', ſo Tag als Nacht!"
Dann wandern ſie weiter die Kreuz und die Quer',
Durch Gaſſen und Straßen bald hin und bald her;
Und wieder fragt der blinde Mann ſein Kind:
„Sag' an, mein Sohn, wo wir denn jetzt wohl ſind?"
Und dieſes ſagt: „Da ſteht ein ſchönes Gebäu',
Ein großer und ſchöner Garten nebenbei,
Und in dem Garten geh'n behutſam viele Leut'
Und ſpielen und machen Muſik von Zeit zu Zeit,
Und And're flechten Körbe und ander Geräth,
Und Jeder ſtreckt die Hand von ſich aus, wenn er geht."
Da ſinkt der Mann nieder und ruft wehmüthig aus:
„Mein theures Kind, das iſt das Blindenhaus!

In dieſem Hauſe hält ſo Tag und Nacht,
Das Aug' der Milde über die Blinden Wacht."
Da kniet er ſchluchzend an des Hauſes Schwell'
Und ſpricht: „Bevor ich eingeh' in dieſe Ruheſtell',
Streck' ich flehend aus die Beterhand,
Empor zum höchſten Gnadenland,
Zu danken ihm in ſeiner Engel Rath:
Daß er gelegt in Menſchenbruſt die Götterſaat,
Daß er geſenket hat von himmelwärts
Den Mitleidsſtrahl in's Menſchenherz,
Daß er die Milde ſchickt vom Gnadenthron,
In's Herz vom edlen Kaiſerſohn,
Daß er des Wohlthuns ſüßempfund'ne Luſt
Gelegt in eines ganzen Volkes edle Bruſt,
Daß er geöffnet hier, bei Arm und Reich,
Das Aug', das Herz, die Hand zugleich!
Daß er auch ietzt umſtrahlt mit ſeinem Licht
Der Blinden leidend Angeſicht,
Daß ihnen, denen Tag und Licht verſagt,
In Ihrer Bruſt ein lichter Morgen tagt;
Ein Morgen, reich an Lichtern, mild und lau,
Ein Morgen, reich an Mitleidsthränen-Thau,
Ein Morgen, reich an frommem Glockenklang,
Ein Morgen, reich an Troſtes Lerchenſang,
Ein Morgen, reich an Schatten, die entflieh'n;
Ein Morgen, reich an Blumen, die erblüh'n,
Ein Morgen, der des Blinden Pfad erhellt,
Bis Licht ihm wird in Gottes Sternenzelt!"

Der Himmelsrath und die Lebens-Engel.

Der Schöpfer ſaß im Mittelpunkt der Sphären,
Den Himmel weit als Teppich ausgeſpannt,
Die Sterne waren wie ein Feld voll Aehren,
In heil'ger Weihe feierlich entbraunt.
Die junge Erde lag, dem Nichts entſproſſen,
Von Morgenröthen bräutlich übergoſſen.

Und um den Thron aus gold'nen Sonnenflammen
Berief, in ihrem lichten Feierſtaat,
Der Herr die Lebensengel all' zuſammen,
Zu pflegen milden, ſegensvollen Rath,
Was er dem neugeſchaff'nen Menſchenleben
Für Engel zu der Erdenbahn ſoll geben.

Ein Engel ſprach: „Den Engel gib der „Liebe“
Dem Menſchen mit auf ſeine Lebensbahn,
Die Erſtgebor'ne aller edlen Triebe,
Die Zauberin mit ihrem Himmelswahn,
Die Hirtin, die das ſchöne Haupt umwunden
Mit einem Blumenkranz aus Schäferſtunden.“

Der Herr jedoch d'rauf ſpricht: „Der Lieb' zur Seite
Geht ungeſehen ein weitverbreitend Heer,
Die bitt're Trennung mit dem Dorngeleite,
Die ſtille Sehnſucht mit dem Haupt ſo ſchwer,
Das Weh' der Liebe, ſo da unerwiedert,
Und Eiferſucht, die tauſendfach gegliedert!“

Und wiederum ein Engel ſprach: „So ſende
„Gerechtigkeit" ihm als des Lebens Stern,
Sie iſt des Himmels allerhöchſte Spende,
Sie iſt der Erdentugend Mark und Kern,
Gerechtigkeit mit ihrer Thaſenwage
Geleit' ihn bis an's Ende ſeiner Tage."

Der Allerbarmer ſpricht: „Gerechtigkeit auf Erden
Führt im Gefolg ein Heer von Uebeln auch,
Dem Menſchenaug' kann ſie nicht ſichtbar werden,
Vom Licht geblendet und geätzt vom Rauch,
Ihr blankes Schwert macht er zur Geißelgerte
Und dicht bei ihr geh'n Grauſamkeit und Härte!"

„So gib die „Wahrheit," ſprach ein Engel wieder,
„Daß ſie den Menſchen leit' im Lebenslauf,
Sie lockt den Himmel zu der Erde nieder,
Sie hebt zum Himmel hoch die Erd' hinauf,
Sie führt ihn ſtets, in ſeinen finſter'n Wegen,
Dem Reich des Licht's unmittelbar entgegen."

„Die Wahrheit," ſprach der Herr im ſanften Tone,
„Iſt nur für fleckenloſe Engelſchaar,
Jedoch, wo ſie ſich zeigt dem Erdenſohne,
Den Staub und Finſterniß nicht rein gebar,
Entſpringt aus ihrer lichtumfloſſ'nen Lende
Verfolgung, Haß und Hader ohne Ende!"

„So gib „Talent", „Genie," ſprach d'rauf ein Engel,
Als Schweſterpaar dem Erdenpilger hin,
Talent mit ſeinem ew'gen Blütenſtengel,
Genie mit ſeinem Sonnenflammenſinn,
Daß ſie des Lebens ſchwerbeſpannten Wagen
Auf buntem Fittig durch das Daſein tragen!"

„Talent, Genie,“ ſo ſpricht der Herr entgegen,
„Es ſitzt ein böſer Saum am Aetherkleid,
Geſtrüpp' und Stein und Dorn auf ihren Wegen
Und ſeitwärts läuft Verkennung mit und Neid;
Von Wenigen erkannt, von Vielen mißverſtanden,
So geh'n Talent, Genie durch alle Erdenlanden!

„Doch einen andern Engel will ich ſchicken,
In Erdenwallens nachtumzog'nes Thal,
„Barmherzigkeit“ mit milden, ſanften Blicken,
Mit ihrem unverſiegten Himmelsſtrahl,
Die liebſte mir von allen Himmelskerzen,
Die Götterperle in dem Menſchenherzen!

„Sie, die das heiligſte der Seelenbande:
Die Dankbarkeit in's Erdenleben wob,
Sie, die den Blick des Leidenden vom Rande
Des Abgrund's auf zum hohen Himmel hob,
Sie, die mit ihrem leuchtenden Exempel
Das Menſchenherz erhebt zum Göttertempel!

„Denn wenn ſie ſchlägt, die allerletzte Stunde
Der Uhr, zu der nur ich den Schlüſſel hab',
Und wenn ſich ſchließt das Auge mit dem Munde
Und auf ſich thut die Bahre und das Grab,
Und wenn der letzte Sand vom Glas der Jahre,
Zum erſten Sande wird auf Sarg und Bahre,

„Dann bleiben alle Lebensengel ferne,
Und keiner geht in's Leben dort mit ein,
Die Lieb' geleitet bis zum Grab ihn gerne,
Doch in das Grab geht Liebe nicht hinein,
Gerechtigkeit, Talent, Genie und Wahrheit,
Sie geh'n nicht mit hinein in's Reich der Klarheit!

„Barmherzigkeit allein, die lichtumfloſſ'ne,
Sie tritt mit hin vor meinen Richterthron,
Zur Seite ſteht ſie ihm, die Huldumfloſſ'ne,
Und fordert lächelnd ſeinen Himmelslohn,
Und führt ihn hin ſodann, den Erdenſatten,
Zum frommen Geiſterchor in Edens Schatten!“ —

— Und dieſer Engel mit dem Sternenſcheine,
Vom Ewigen geſchickt dem Erdenlauf,
Er gehet jetzt dem herrlichen Vereine
Aus vielen mitleidsreichen Herzen auf,
Barmherzigkeit, ſie ſieht mit ſüßen Zügen
Wie Stein an Stein zum Armenhaus ſich fügen!

Das kleine Steinchen, das wir jetzund legen
Zu eines neuen Segenhauſes Grund,
Ihr nehmt's, wie immer, freundlich wohl entgegen,
Wie's guter Wille bringt, zur guten Stund',
Wenn nur der Grund gelegt zur guten Sache,
Die Götter bringen's ſelbſt dann unter Dache.

Und wenn der grüne Baum wird niederwehen
Von jener Anſtalt hoher Giebelwand,
Dann werdet, fromm gerührt, davor ihr ſtehen
Und ſagen ſtill, den Blick empor gewandt:
„Barmherzigkeit hat dieſes Haus erhoben,
Der ew'ge Hausherr wird die Bauleut' loben!“

Das Gewand der Erde.

Paramythe.

Zum dritten Male aus dem Morgenthore
Zog, mit dem goldbehuften Lichtgeſpann,
Die junge Königin des Tag's, Aurore;
Die Fäden dunkler Dämmerungen ſpann
Ihr gold'ner Finger ein zum Roſen-Flore,
Der Strom der feuchten Strahlenlocken rann
Zur Erd' herab, die, wie ein dunkler Kloben,
Von keinem Kleid bedeckt war und umwoben!

Da ſprach die Göttin mit der Strahlenkrone:
„Ihr Schöpfungsgeiſter alle, kommt herbei,
Die Erde iſt beſtimmt dem Erdenſohne,
Daß ſie ſein Reich und ſeine Wohnung ſei,
Doch daß er nicht auf nacktem Boden throne,
Gebt ihr ein Kleid um ihre Glieder neu,
Gebt ihr ein Kleid, auf daß ſie nicht erröthe,
Daß ſchnell der Tag vor ihre Augen trete.“

Da trat hervor in ſeiner Strahlenbinde,
Der Geiſt des „Demants“ mit dem Feuerſchein,
Berührt mit ſeinem Fuß die Erdenrinde
Und ſprach: „So ſoll das Kleid der Erde ſein,

Sein Feuer und ſein Waſſerſtrahl verkünde,
Daß ſein Gewand der erſte Edelſtein,
Ein Strahlenſtrom entſpringe ihrem Kleide,
Daß Tag und Nacht in ſeinem Glanz ſich weide!“

Da bat der Erde Schutzgeiſt, ſchüchtern, leiſe:
„Aus „Demant“ webe nimmer ihr Gewand,
Die Erd' wird nicht bewohnt vom Götterkreiſe,
Der in dem Lichte hat ſein Vaterland,
Des Menſchen Aug' iſt ſchwach, des Lichtes Gleiſe,
Sie fließen blendend ihm zum Wimperrand,
Aus Demant ſchaffe nicht das Kleid der Erde,
Auf daß der Menſch nicht blind im Glanze werde!“

Da trat heran, vom Morgenlicht umgoſſen,
Der Geiſt nun des „Rubins“, im rothen Kleid,
Und ſpricht: „So ſei die Erd' denn eingeſchloſſen
Im Roth, in dem ſich jeder Tag erneu't,
Wenn er, vom reinen, hellen Licht umfloſſen,
Erſcheint in Morgenrothes Herrlichkeit,
Im Kleide von Rubinen ſoll ſie prangen,
Das Licht des Morgens geben und empfangen!“

Allein der Erde Schutzgeiſt bat nun wieder:
„Nicht aus Rubinen ſei ihr Kleid voll Pracht,
Das Licht der Menſchen ſtrahl' von oben nieder,
Und nicht vom Staub, aus dem er ſelbſt gemacht,
Ihn grüße nur des Morgenlicht's Gefieder,
Wenn er des Morgens aus dem Schlaf erwacht,
Damit ihn jeder Tag mag unterweiſen,
Den Quell des Lichtes dankend lobzupreiſen.“

Da trat heran im Kleid, dem äthergleichen,
Der Geiſt des „Sapphirs", blau und weich und mild,
Und ſprach: „Ich will ein Kleid der Erde reichen
Nach meines Azurſtrahles Ebenbild,
Mit jenem Glanz, dem freundlich ſanften, weichen,
Wie er vom Himmel lieblich niederquillt,
Damit ein zweiter Himmel ſie, im Kleinen,
Im blauen Kleide ſtrahlend mag erſcheinen!"

Und wied'rum trat heran, mit leiſem Zagen,
Der Erde Schutzgeiſt dann: „Nicht ätherblau
Will ein Gewand der jungen Erd' behagen,
Nicht azurgleich ſei Feld und Wald und Au',
Nicht gleiches Kleid ſoll Erd' und Himmel tragen,
Der Aether glänze nur am Himmelsblau,
Damit empor man ſeinen Blick entfalte,
Und nicht die Erde für den Himmel halte!"

Darauf verfinſtern ſich Aurorens Wangen,
Das Roth entflieht aus ihrem Angeſicht,
Und finſt're Ungewitterwolken hangen
In' Tag hinein, mit ihrer ſchwarzen Schicht,
Die Schatten dichter Finſterniſſe fangen
Den Strahl aus dem zerriſſ'nen Netz von Licht,
Und aus dem Bett vom Lichte und vom Dunkeln
Sprang der „Smaragd" heraus im grünen Funkeln.

Und alſo ſprach Smaragd: „Aus Licht und Schatten
Entſpringt das Grün im bunten Farbenbund,
So wie ſich Licht und Finſterniß auch gatten
In dem Geſchöpf auf jenem Erdenrund,

So web' ich zum Gewand von Flur und Matten
Ein Kleid, das Licht und Schatten hat zu Grund,
Ein grünes Kleid, ganz feenhaft gewoben
Aus Erdendunkel und aus Licht von oben!"

Darauf berührt mit ſeinem Strahlenkuſſe
Smaragd der Erde farbenloſen Saum,
Und plötzlich ſtand im grünen Feuerguſſe
Gebüſch und Strauch und Feld und Flur und Baum,
Es ſpiegelt ſich der Schmelz im Wieſenfluſſe,
Es ſpiegelt ſich der Schmelz im Meeresſchaum,
Es ſpiegeln ſich des Schmelzes grüne Wellen
In Gras und Halmen, die zum Teppich ſchwellen!

Und all' die Edelſteine dann zuſammen,
Sie wirkten Blumen in das grüne Kleid,
Der Demant ſtickte reine Lilienflammen,
Rubin ſtickt Roſen ein zur Blütenzeit,
Und Veilchen, die dem zarten Blau entſtammen,
Hat Sapphir an des Kleides Saum geſtreut,
Und für den Herbſt auch ſtickten tief're Tinten
Opal, Topas, Granat und Hyacinthen.

Und lächelnd ſah der Erde Schutzgeiſt nieder,
Und ſegnete die Erd' im neuen Kleid,
Und ſprach: „Es walle ſtolz um deine Glieder,
Doch daur' es immer nur auf kurze Zeit,
Es welke jährlich in dem Herbſte wieder,
Und werd' im Frühling jugendlich erneu't,
Auf daß du denkſt bei jedem neuen Kleide
Der Macht, die es geſtickt zum Feſtgeſchmeide,

„Und daß der Menſch den Frühling ſoll empfangen,
Wie einen Boten aus dem Himmelsland,
Auf Gottes Segensworte ausgegangen,
An die verzagte Menſchheit ausgeſandt,
Daß ſie nicht zitt're, wenn des Lebens Spangen
Nicht halten mehr an irdiſchem Gewand,
Denn wenn der Erd' ihr Kleid zurück wir geben,
Wird ew'ger Frühling neues Kleid uns weben!“

Selbſtſtudien und Deklamationsprobe.

Eine ſceniſche Drolerie.

Seraphine, Luſtſpielkünſtlerin.
Wellen, Dichter.
Hegenau, Kritiker.
Puff, Kunſtreiſender.

(Zimmer zu einer Probe. Ein großer Spiegel zur Seite. Tiſche mit Büchern u. ſ. w.)

Seraphine (geht mit einer Rolle in der Hand auf und ab).

„Bin ich denn noch Medea?“ — Nein, ſo geht es nicht:
Der Ton iſt noch viel zu ſanft, zu ſchlicht;
„Bin ich denn noch Medea?“ — Das iſt beſſer ſchon,
Allein doch immer noch im Luſtſpielton!
Es iſt fatal! Ich will nun, koſt' es, was es wolle,
Verſuchen mich in einer tragiſch großen Rolle.
Soll ich beim Luſtſpiel bleiben? Jetzt, da nichts ſo ſelten iſt,
Als gute Luſtſpiel' und ein guter Tenoriſt!!
Was kann am End' die Luſtſpielkunſt mir nützen?
Die Luſtſpiel' gehen aus, die Künſtler bleiben ſitzen!
Es gibt nur noch einen Luſtſpieldichter mehr,
Nur einen Einzigen, es iſt der — Dictionär!
D'rum werf' ich mich bei Zeiten auf ein and'res Fach,
Auf's Fach der Thränen, auf „O,“ auf „Ach!“
Gelacht hat man ſchon über mich, das will ich meinen,
Nun ſollen ſie auch einmal über mich recht weinen,
Die Thränen ſollen ſtrömen von der Gallerie,
Daß im Parterre man braucht ein Parapluie;

Ja, wenn's in einem Stück nur recht zu weinen gibt,
Zu ſchluchzen, das iſt gar zu ſehr beliebt;
Ein Jeder denket an ſein Trauerſpiel zu Haus,
Ergreift die Gelegenheit und weint ſich im Theater aus!
Im Luſtſpiel hat man manchmal mich gelobt,
Fand mein Talent gar mannigfach erprobt,
Da aber alle Künſtler die Marotte haben,
G'rad' das zu ſpielen, womit ſie ſich begraben,
So ſchlend're ich mich auf das Trauerſpiel,
Ich ſpiel' die „Medea“, das allein nun iſt mein Ziel.
Im Trauerſpiel, da iſt ja jedes Wort ein Trumpf —
„Und Jaſons Hand ſchwingt das Vließ dann mit Triumph!“
Da zeiget ſich die Allmacht der Actrice,
Den „Jaſon“ wirft ſie rechts in die Couliſſe,
Die „Hand“ in das Parterre, in' dritten Stock das „Vließ“,
Und den Triumph ſetzt ſie auf's Paradies,
Und während vom Beifall ſtöhnt das ganze Haus,
Da knixt die Künſtlerin und ſchnaubt ſich aus!
Bei der „Medea“ bleibt's, ja ſo ſoll es ſein!
„Aeſon, mein Liebling, komm'!“ dies rührt den Ziegelſtein,
„Höre die Mutter, komm', komm'!“ das iſt ſchwer,
So vielmal, „Komm'!“ das erinnert an „Komm' her!“
So! „Komm', komm', komm'!“ da wird der Ton ſo lang geſteigert,
Bis uns zum Glück die Stimme ganz verweigert,
Und kriegen wir gar keinen Ton mehr heraus,
So iſt das der beſte Ton für den Applaus!
So: „Höre die Mutter, komm', komm', komm'! Er kommt nicht!“
„O Ebenbild des Vaters!“ hier macht man ein Geſicht,
Um nur wo möglich das Ebenbild herauszubringen.
„Zu mir komm', zu mir!“ hier iſt es Zeit zu ſingen,

Denn jetzt ſind wir in der Kunſt ſo weit ſchon reducirt,
Daß der Schauſpieler blos ſingt, und der Sänger blos agirt,
„Siehe, deine Mutter liegt hier knieend“ — aber wie?
Werf' ich mich auf das rechte oder auf das linke Knie?
Nein, mit dem einen knie ich, mit dem andern ſpiel' ich fort
Und mit dem dritten ſchreit' ich zu dem Mord.
„Ha, wer gibt mir einen Dolch!?“
(Sie nimmt einen Dolch vom Tiſch und fährt damit gegen die Thür.)

Wellen (tritt ein).

Für mich einen Dolch? das iſt ja fürchterlich!

Seraphine (fährt in Ekſtaſe fort).

„O du mein Schmerzensſohn, kennſt du die Mutter nicht?“

Wellen.

Ich? ihr Schmerzensſohn? Sie weiß nicht, was ſie ſpricht.

Seraphine.

„Du mein Aelteſter, und mir verhaßt wie er!“

Wellen.

Das iſt zu arg, ſo ſehen Sie doch her!

Seraphine.

Verzeihen Sie, ich hab' blos eine Prob' gemacht.

Wellen.

Zur Prob' hätten Sie mich bald umgebracht.
Jedoch zu was Anderm; wie ſieht's aus mit dem Gedicht?
Gefällt es Ihnen, meine Holde, oder nicht?
Sie müſſen's heut' im Concert noch deklamiren,
Ich komme her, um es mit Ihnen zu probiren.

Seraphine.

Probiren? Ich? ein launiges Gedicht?
Ein ſolches Ding, das ſich von ſelbſten ſpricht?
Ich ſtudire mir eben die „Medea“ ein,
Da, lieber Wellen, ſollen Sie mir behilflich ſein.

Wellen (lacht).

Sie? Sie wollen nun im Trauerſpiel agiren,
Und können noch nicht tragiſch buchſtabiren!

Seraphine.

Wie? Was? nicht buchſtabiren?

Wellen.

Wenn Sie's können, ſo ſagen Sie,
Wie viel Selbſtlauter gibt's in der Tragödie?

Seraphine.

Ich glaube fünf.

Wellen.

Ja, das war vor Zeiten,
Da hatte der Pathos noch nichts zu bedeuten,
Bei unſerm Luxus jetzt braucht man mehr.

Seraphine.

Mehr? das iſt einzig.
Nun, wie viel Selbſtlauter hat man jetzt?

Wellen.

Hundert neunzig!
Siebzehn O ſpitzig und ſiebzehn O ganz ſtumpf,
Neunzehn A ganz hell, und neunzehn A ganz dumpf,
Sechzehn U ganz traurig, ſechzehn U ganz heiter,
Hinauf und herab, wie eine Hühnerleiter,
Dann ſiebzehn I Falſett, und ſiebzehn I im Baß,
Bald dünn wie Haberrohr, bald dick wie aus dem Faß.
Und endlich zwei und fünfzig Mal das einz'ge E,
Vom Wörtchen „He“ bis zum ſchauerlichen: „Steh, Geh, Weh!“
Nun nehmen Sie die hundert neunzig Vocale
Und miſchen ſie zuſamm' in einer Schale,
Und nehmen täglich alle halbe Stund'
Zwei Vorleglöffel voll davon in' Mund,

Und geh'n damit an einen großen Waſſerfall,
Dort, wo der Sturz erregt den größten Schall,
Wenn er hinunterſchäumt in' tiefen Waſſerſchooß,
Dort laſſen die Vocal' Sie nach einander los,
Und hören dann ſich ſelbſt mit Ihren Ohren,
Dann ſind Sie zur Tragödie geboren!

Seraphine.

Ich muß geſtehen, das würde mich gar ſehr geniren,
Ich möchte Sie ſehen ſo etwas probiren;
Verſuchten Sie nie ſich in der Schauſpielkunſt?

Wellen.

Zuweilen und nicht ganz ohne des Publikums Gunſt.

Seraphine.

So will ich denn bei Ihren ſechzehn U Sie packen,
Geb' Ihnen eine kleine Nuß zum Knacken,
Das Wörtchen „Du“ zum Beiſpiel, wer von uns Beiden
Kann es im Laut am mannigfachſten unterſcheiden?
Wie ſagen Sie das „Du“, wenn mit Unruh' und mit Zagen
Sie die Geliebte um etwas fragen?

Wellen.

— „Du?!“
Allein wie ſagen Sie das Du zumal,
Wenn Ihr Geliebter raſch ein Küßchen ſtahl?

Seraphine.

„Du!“
Wie ſagen Sie's, wenn mit geſenktem Haupt
Das erſte Du die theu're Braut erlaubt?

Wellen.

„Du!“
Doch wenn der Geliebte ſtets nur ſchmollt und ſchmält,
Da ſagt ſie endlich, gar zu arg gequält: —

Seraphine.

„Du!!"
Jetzt, wenn die Mask' ihm gibt ein Stelldichein,
Er kommt und es findet — ſeine Frau ſich ein?

Wellen.

„Du?!!"
Wie ſagt ſie Du, halb höhniſch, halb im Scherz,
Wenn er ſich rühmt, er rühre *jedes* Frauenherz?

Seraphine.

„Du??"
Und wenn ſie nach dem Schmollen immerfort
Ihn fragt: „Nun Männchen, wer hat das letzte Wort?"

Wellen.

„Du!"
Und wenn ſie ihn ertappt auf einer Lüge in der Noth,
Zwar diesmal ihm verzeiht, doch mit dem Finger droht —

Seraphine.

„Du! Du!
Ich ſag' dir's Du, trau' mir nicht, Du, — Du!"

Wellen.

Charmant, Sie ſehen ſelbſt es nun ganz klar,
Daß mein Buchſtabiren richtig iſt und wahr!
Doch nun probiren Sie geſchwind nur mein Gedicht,
Bevor Hegenau noch kommt, das fatale Geſicht.

Seraphine.

Wie? haben Sie den eitlen Geck hieher beſtellt?
Der dumme Menſch, der für ein Genie ſich hält!
Den abgeſchmackten Menſchen haſſ' ich wie die Nacht!

Wellen.

Der Kerl hat mir ſchon Gall' genug gemacht!

Seraphine.

Da kommt er.

(**Hegenau** tritt ein, hinter ihm **Puff.**)

Wellen (läuft ihm entgegen und umarmt ihn).

Willkommen, theurer Herzensfreund!

Seraphine (geht ihm freundlich entgegen).

Ach, das iſt ſchön, daß uns der Zufall hier vereint!

Hegenau (zu Seraphinen).

Der Grazie gebührt zuerſt mein Herzensgruß.
(Zu Wellen.)
Die Muſen folgen gleich dann auf den Fuß!
(Puff vorſtellend.)
Hier hab' die Ehre vorzuſtellen einen Gönner —

Puff.

Ein Kenner, ein Gönner, aber allermeiſt ein Renner.
Bitt' recht ſehr, ſtelle mich ſchon ſelber vor,
So ſtellen Sie ſich vor, ich heiße Puff und reiſe hin und her,
Für ein Theater im Ausland als Commis voyageur,
Ich engagir' Alles, Alles, was da ſpricht und ſchreit und ſingt,
Auch Alles, was da reitet, voltigirt und hüpft und ſpringt;
Bratſchiſten, Violiniſten, Klarinettiſten, Fagottiſten,
Ich engagir' erſte Helden, blos auf's Gewicht,
Auch Primadonnen, ob mit Stimme oder nicht,
Ich engagir' Soubretten, dreie für ein Paar,
Ich engagir' Affen, Automaten und Bären,
Ausländiſche und inländiſche Bajaderen,
Ich engagir' Sängerinnen — das iſt gefährlich!
Und geb' ihnen dreizehn Monat Urlaub jährlich!
Ich engagir' Leut', die nicht deutſch und nicht franzöſiſch wiſſen,
Die mir die meiſten Vaudevilles überſetzen müſſen;
Ich engagir' Souffleure, Regiſſeure und Decorateure,
Requiſiteure und überhaupt alle lebende „eure“,

Ich engagir' Tänzer aus Spanien exprès,
Damit ich den Stey'riſchen gut tanzen ſeh'!
Ich engagir' ohne Unterſchied des Talents und Genie,
Mit Reſpect zu melden, Menſchen, Dichter und Vieh.
Ich engagir' Taſchenſpieler, Flöh' und Elephanten,
Tikilitakili, Reiter, Zwerg' und Giganten,
Ich engagir' einen Poſtzug von vier Enthuſiaſten,
Die ſich vorſpannen vor den Theaterkaſten,
Und mit einem Vivat- und Hurrahgeplärre
Mit Kunſt und Künſtler galopiren ventre à terre!
Genug, ich engagir' Alles (zu Seraphine) und ich gratulir' mir ſchon
Zu Ihrer einzig auserleſenen Acquiſition!

Hegenau.

Erlauben Sie, ich laſſ' mir nicht in's Handwerk gehen,
Wie können Sie was loben, bevor Sie es geſehen?

Puff.

Der Puff braucht das nicht, der Puff hat gar nichts erſt probirt.
Der Puff kommt, der Puff ſieht, der Puff engagirt!

Seraphine.

Alſo, wenn's gefällig iſt, zur Deklamation.

Wellen (zu Hegenau).

Wir bitten höflichſt um gar keine Recenſion!

Hegenau.

Sie ſcheinen heute der Kritik beſonders feind,
Ja ſo, heut' iſt der Tag, an dem mein Journal erſcheint!

Wellen.

So? Ihr Journal? der Courier? Erſcheint der heut'?
Ich leſe kein Journal ſchon ſeit langer Zeit,
Kritik gar, die leſe ich ſeit Jahren ſchon nicht mehr,
Und wenn ſie von Tieck und Leſſing ſelber wär'!

(Zu Seraphinen, indem er ſein Taſchentuch herausnimmt, und unverſehens ein Blatt herausſchleudert)

Ich hab' um die Kritik niemals mich geſchoren!

Hegenau (hebt das Blatt auf).

Pardon! Sie haben hier etwas verloren!
Allein, was ſeh' ich, das iſt ja mein Blatt von heut',
Sie leſen ja gar kein Journal ſeit langer Zeit!?

Wellen.

Ich weiß nicht, wie das in meine Taſche kam,
Vielleicht, als ich vom Tiſch das Sacktuch nahm.

Hegenau (der das Blatt entfaltet).

Doch wie? Bei der Recenſion über Sie, da, an dem Rand,
Da ſind ja Noten von Ihrer eig'nen Hand?!!

Wellen.

Ein Spaß, — ein Hauptſpaß.

Puff.

Ein Spaß? Ein Hauptſpaß? Den engagir' ich gleich,
So laſſen Sie doch ſehen.

(Er lieſt das Blatt.)

Ha, da ein Artikel „die Sängerin Wellenreich
Weiß nicht, was die Muſik im Grund bedingt,
Sie ſingt, wenn ſie ſpricht, und ſpricht, wenn ſie ſingt!“
So? Von wem iſt dieſe ſaubere Recenſion?

Seraphine.

Da hier von unſerm unparteiiſchen Leſſingsſohn!

Puff.

Von Ihnen, da ſoll Sie der Guckguck holen,
Sie haben die Wellenreich mir ja anempfohlen.
Da Schwarz auf Weiß

(er nimmt einen Brief heraus)

— „Die Wellenreich iſt ganz charmant,
Gewinnen Sie für Ihre Bühne ſie zu eigen,
Sie würden großes Vergnügen mir erzeugen.“

Wellen (zu Seraphinen).
Warum verfolgt er alſo dieſe Nachtigall?

Seraphine.
Ja, ihre Stimme verlor wahrſcheinlich das Metall!

Puff.
Mein Herr! Auf einem Blatte haben Sie gelogen!

Hegenau.
Beileibe! Beides iſt ganz wahr, Brief und Zeitungsbogen,
Das Blatt ſagt, die Wellenreich ſingt ſchlecht,
Und dieſes Blatt hat einmal immer Recht.
Der Brief ſagt, Sie würden Freude mir erzeugen,
Wenn Sie die Wellenreich gewinnen ſich zu eigen,
Auch das iſt wahr, wie es aus meiner Feder floß,
Denn wenn Sie ſie engagiren, ſind endlich wir ſie los.

Wellen.
Genug davon, ich bitte, ſtören Sie uns weiter nicht,
Die holde Künſtlerin probirt jetzt mein Gedicht.
So nehmen Sie gefälligſt Platz.

Seraphine.
Ich wage viel! Hier der Dichter,
Da gar der Böſewicht, der ſtrenge Richter,
Da fehlt nur noch ein großes Publikum,
Das macht mich ordentlich ganz ſtumm;
Jedoch wenn ich, wenn auch nur ſo in der Idee,
Ein hochverehrtes Publikum ſo vor mir ſeh',
Da fühl' ich mich erſt angeregt, begeiſtert!
Ach, Herr von Puff, ich bitte höflichſt d'rum,
O machen Sie ein Bischen hier das Publikum.

Puff.
Ich? Ich? Ein Publikum? Eine einſchichtige Perſon?
Ja, Ihnen zu Lieb will ich mich dazu bequemen,
Allein, wird's das wahre Publikum nicht übel nehmen?

Seraphine.

Bewahre! In der ganzen Welt weiß jetzund Jedermann,
Das Publikum fängt ſtets nur bei dem Nachbar an!
Verſuchen Sie es nur einmal, das macht ſich ſchon;
(Sie bringt einen Seſſel.)
Da ſetzen Sie ſich, breit, bequem, mit Wohlbehagen,
So, und nun werden Sie zum Publikum geſchlagen;
(Sie ſchlägt ihn mit dem Fächer auf die Wange.)
Sei gut, ſei mild, ſei freundlich uns in jeder Chance,
Applaudir' und ruf' heraus: Hony soit qui mal y pense!

Puff.

Aha, ich ſpür' ſchon ſo was, wenn ich's auch nicht faſſe,
Das weiß ich ſchon, ich bin eine gewichtige Maſſe.

Wellen (legt ihm die Hand auf's Haupt).

Verehrter Puff, bewahre ſtets Dir einen guten Magen,
Du wirſt als Publikum gar manchen Puff ertragen!

Puff.

Curios, ich empfinde ſchon, ich weiß zwar nicht wie,
Allein ich fühl' in mir ſchon die vox populi.

Hegenau (legt ihm die Hand auf's Haupt).

Als Publikum ſei mir vergönnt,
Zu machen Dir mein Compliment,
Bewahr' Dein gutes Temperament,
Dicht und feſt wie Pergament,
Führ' ein mildes Regiment,
Wo Dir ſich zeigt ein klein' Talent,
Sei niemals doch gar zu behend,
Komm' nach dem Anfang und geh' vor dem End'.
Doch naht ſich Dir ein Recenſent,
Mit „Kunſt" und „Dunſt" und „Argument",
So mache ſchnell Dein Teſtament!

Puff.

Bin ich's? Ja! Wie das tobt und kocht und braust,
(Er applaudirt für ſich.)
Ich bin ein Publikum, ich fühl' 'ne Armee in meiner Fauſt.

Seraphine.

Zum Küſſen, das iſt die wahre Kennergluth,
Ein Mann wie Sie, ſpielt alle Rollen gut.

Hegenau.

Zur Sache; ein Gedicht? (zu Wellen) von Ihnen? Ich bin ganz Ohr!

Wellen.

Ein ziemlich langes, welches ſeinen Herrn verlor!

Seraphine (ſtellt ſich halb und halb gegen Puff und macht einen Knix, Puff empfängt ſie mit Applaus).
„Die menſchlichen Redensarten und ihre Bedeutung.
Gedicht von Wellen.“

Puff.

Superb! ganz meine Idee!

Wellen.

Pardon! ich muß Sie unterbrechen,
Ich glaub', Sie ſollten dieſen Titel alſo ſprechen:
„Die menſchlichen Redensarten und ihre Bedeutung.“

Puff.

Charmant, ganz meine Idee!

Hegenau.

Pardon! der Titel iſt noch kein Gedicht,
Die Regel vom Fall und Schwung will, daß man ſpricht:
„Die menſchlichen Redensarten und ihre Bedeutung.“

Puff.

Bravo! ganz meine Idee! Sie hat Recht, der hat Recht,
Der hat auch Recht, kurz, Sie haben Alle Recht.

Seraphine.

Ich bitte, allen Reſpect vor Dichter und Aeſthetikerfreßer,
Allein kommt's auf's Ausführen an, ſo machen wir's doch
immer beſſer.
Alſo ich bitt'!

(Sie deklamirt weiter.)

„Die menſchlichen Redensarten und ihre Bedeutung,
von Wellen!“
Was nennt gewöhnlich man im Leben
Und im Geſpräch ſo: eine „Redensart?“
Das heißt, wenn man die Art zu ſagen eben,
Was eigentlich man denkt und fühlt, erſpart,
Dafür ſich drechſelt eine leere Phraſe
Und ſie dem Andern ſchleudert an die Naſe!

(Puff applaudirt.)

„Ihr ganz gehorſamer Diener!“ Ja, das hören
In jeder Stunde wir von Jedermann,
Doch wollten wir den kleinſten Dienſt begehren,
So kämen Alle wir recht ſchön wohl an.
„Ihr Diener“ heißt nichts, überſetzt in Gedanken,
Als „für 'nen ſolchen Herrn, da müßt' ich danken.“

(Puff applaudirt.)

Es kommt Beſuch, es leidet keinen Zweifel,
Man ſagt: „das Vergnügen iſt doch gar zu rar,“
Man wünſcht wohl: das Vergnügen wär' beim Teufel,
Allein die Redensart, die will fürwahr,
Man ſage: „Setzen Sie ſich doch nur nieder!“
Das heißt: „Marſchir', und komm' ſo bald nicht wieder!“

(Puff applaudirt.)

Begegnet Jemand ſo man im Spazierengehen,
Um auszuweichen iſt es nicht mehr Zeit,
So ruft man aus und bleibt ganz fröhlich ſtehen,
„Ich ſah Sie ja nicht in einer Ewigkeit!“

Das heißt: „man kann nicht zwanzig Schritte machen,
So läuft man dieſem Schafskopf in den Rachen!“
(Puff applaudirt.)
Zwei Frauen treffen auf dem Platz ſich eben,
Sie küßen ſich und drücken ſich die Hand,
Die Eine ſagt: „Sie ſehen aus wie's Leben!
Der Himmel weiß, Sie machen ſich brillant!“
Dabei denkt ſie und küßt ſie auf die Wangen,
„Ach! die Perſon iſt zuſamm'gegangen!“
(Puff applaudirt.)
Man ſitzt bei Tiſch, es wechſeln Glas und Teller,
Ein Jeder ſchenkt dem Nachbar fleißig ein;
Der Hausherr ſagt: „Wie ſteht's mit meinem Keller?
Nicht wahr, das iſt ein delikater Wein?“
Man ſagt: „O, o, der Wein iſt wirklich auserleſen!“
Das heißt: „Der Krätzer kratzt uns wie ein Beſen!“
(Puff applaudirt und ziſcht zugleich.)
Sie applaudiren und Sie ziſchen auch? Warum?

Puff.
Es ſind getheilte Stimmen in dem Publikum!

Wellen.
Ich halte mich am Beifall ganz allein!

Hegenau.
Das Ziſchen ſoll mir recht willkommen ſein.

Seraphine (fährt fort).
Man ſpielt jetzt Whiſt, die Dame gegenüber
Mit einem finſtern Geſicht von Bronce,
Sagt regelmäßig: „Ach Pardon, mein Lieber!“
Und regelmäßig macht ſie dann Renonce.
Man ſagt dann: „Ach, das trifft ſich wohl zuweilen!“
Und denkt ſich: „Man verliert ſein Geld mit dieſen Eulen!“
(Puff applaudirt.)

Man trinkt den Thee, es kommen alle Baſen,
Und auch die Kindlein alle ſind dabei,
Sie quicken, zirpen, räuspern ſich die Naſen,
Sie quälen uns mit Heulen und Geſchrei,
Man ſagt: „Ach, wie ſind ſie lieb, die Kleinen!"
Und denkt: „Die Brut hört gar nicht auf zu greinen."
(Puff applaudirt.)
Ein neues Stück erſcheint, es kommt der Dichter
Und fragt, wie es der Geſellſchaft denn gefiel,
Da kriegt er lauter freundliche Geſichter,
Das Lob hat weder Maß noch Ziel,
Man ſagt: „So ſehr amüſirt hat mich noch kein Theater!"
Das heißt ſo viel, als: „Ich gähnte wie ein Kater!"
(Puff ruft immer: „bis, bis, bis!")

Wellen.

Charmant, Sie geben meinem kleinen Gedicht,
Das an ſich werthlos, Leben, Farbe und Licht!

Hegenau.

Gewiß, das wird gehen, wir reichen uns die Hände,
Die Prob' iſt, Gott ſei Dank, zu Ende.

Puff (hat immer applaudirt und „bis, bis!" gerufen).

O, bis! fuora! Ich will wie das Publikum mich amüſiren,
Am End' laſſ' ich den Zwiſchenact auch noch repetiren!

Seraphine, Wellen, Hegenau
(reichen ſich die Hände, zu Puff gewendet).

Seraphine.

Verehrtes Publikum, vereint in einer Perſon allhie,
Parterr', Sperrſitz, Logen und Gallerie,
Wir beugen vor Dir Alle unſer Knie;
O geh' zu hart in's Gericht gar nie,
Wenn ich zu leiſe ſprach oder gar ſchrie,
Und wenn's auch nicht zum Beſten gedieh,
So denk', es war ja nur eine Drolerie!

Und mißfiel Dir was, ſo ſchieb' es nicht auf mich,
Ich geh', halte an den Dichter Dich!
(Geht ab.)

Wellen (ruft ihr nach).

So nehmen Sie mich mit — Sie geht, das iſt nicht fein,
Und läßt mit dem Publikum mich hier allein,
Nun nimm dich zuſammen, mein Bischen Latein!
(Zu Puff.)
Verehrtes Publikum — ich bin zu ſehr verlegen —
Verehrtes Publikum — ich bring' kein Wort zuwegen —
Verehrtes Publikum — wie ſoll die Wort' ich wagen —
Verehrtes Publikum — da ſtets Sie Milde pflegen —
So — ſo — ſo — ſo bitt' ich um Ihren Segen!
(Stürzt ab.)

Hegenau.

Verehrtes Publikum (für ſich) das Ding wird gar zu arg! —
Ich bitte, applaudiren Sie nicht zu ſtark,
Mit dem Beifall ſei man lieber karg,
Das Lob iſt der Nagel zu dem Künſtlerſarg,
Ueberhaupt, mein hochverehrtes Publikum,
Du ſei ganz ſtill und verhalte Dich ganz ſtumm,
Wir Recenſenten, wir prätendiren,
Daß ſich das Publikum gar nicht laſſe rühren,
Nicht zum Ziſchen, nicht zum Applaudiren,
Daß es ſich ſoll unſerhalb geniren,
Beim Trauerſpiel Thränen zu verlieren,
Und bei dem Luſtſpiel Lachluſt zu verſpüren,
Bis wir nach drei Tagen gedruckt in unſern Spalten
Es Ihnen ſagen, was es davon zu halten,
Und ob es ſich gelangweilt hat oder unterhalten!
Und wenn es gegen der Recenſenten Willen
Gelacht hat oder geweint, laut oder im Stillen,
So muß es hineingehen dann, wenn die Kritik erſcheint,
Und weinen, wo es gelacht, und lachen, wo es geweint,

Und bis die Kritik ſagt: „das iſt gut, das iſt dumm,"
Geht das große Weltall ohne Urtheil herum!
(Ab.)

Puff (bleibt ſitzen).
Wie? Was? der Kerl will mich verblüffen?
Das iſt einer von ihren Kniffen und Pfiffen,
Jetzt will ich erſt applaudiren,
Daß mir die Seiten weh thun und die Nieren!
(Applaudirt ungeheuer.)
Da ſehen Sie einmal, mein aufgeblaſener Herr,
So applaudir' ich als Sperrſitz und als Parterr',
(Applaudirt zart mit den Fingern.)
Und ſo als die Logen, zart wie Melodie.
(Mit Hand und Fuß.)
Und ſo applaudir' ich als die Gallerie,
Und ſo applaudir' ich als das ganze Haus;
Bis, fuora, brava, bis! brava! 'raus!
(Der Vorhang fällt. Puff applaudirt fort.)

Prolog.

Er ſprach: „Es werde Licht!“ und ausgegoſſen
Durch alle Räume ward das ew'ge Licht,
Die junge Erde lag, von Glanz umfloſſen,
Hochglühend wie ein Mädchen-Angeſicht,
Es ſchwollen Bäume, Blätter, Blüten, Sproſſen
Dem Strahl entgegen, der vom Himmel bricht,
Das Weltmeer eilt, mit ſeinen Silber-Spangen,
Die Erdenbraut erröthend zu umfangen.

In Lüften hängt, gar wunderſam getrieben,
Ein Gnadenbrief aus blauem Pergament,
Mit Sternenſchrift von Gottes Hand geſchrieben,
Und ausgeſpannt am ganzen Firmament;
Die Hand jedoch, die unſichtbar geblieben,
Man an der heil'gen Schrift ſogleich erkennt,
Und an dem Brief, als eigenhändig Siegel,
Erglänzen Sonn' und Mond, die Allmachtsſpiegel!

Und als die Schöpfung, in der ſchönſten Schöne,
Vollendet, ſo dem Chaos ſich entrang,
Der Engel Chor und ihre Jubeltöne
Anbetend durch den Kreis der Sphären klang,
Und um den Erſten aller Erdenſöhne
Die laute Welt ihr Halleluja ſang,
War blind ſein Aug', er konnt' in Flur und Auen
Das Werk des Herrn und ſeine Pracht nicht ſchauen.

Da ſchickte Gott ſein reinſtes Sternlein nieder
Von ſeinem ſternbeſäten Gnadenzelt,
Auf daß es ſinke in die Augenlieder
Des Menſchen in der dunklen Erdenwelt,
Daß es nicht kehre in den Himmel wieder,
Bis einſt im Tod des Auges Vorhang fällt,
Daß es dem Aug' als Sonne ſei zu eigen,
Sich Tag und Nacht von ſelber zu erzeugen.

Und dieſer Stern, den leicht die Hand, die hohle,
Bedeckt in ſeinem kleinen Zauberſchrein,
Umfaßt die Welt vom Pole bis zum Pole,
Schließt, märchenhaft, ſo Erd' als Himmel ein,
Das Licht der tauſend Sonnengirandole,
Es ſtrahlt zurück aus ſeinem Wunderſchein,
Doch ſchöner als das Licht, das er empfangen,
Erblüht das Licht, das von ihm ausgegangen.

Und glücklich iſt der Kreis der Millionen,
Dem dieſer Augenſtern beſchieden war,
Voll Bildern ſchwimmt die Welt, in der ſie wohnen,
Ihr Pfad iſt hell, ihr Horizont iſt klar,
Geſtickt mit Licht ſind ihre Lebenszonen,
Geſtickt mit Licht der Blumen bunte Schaar,
Und um ſie, auf der Lüfte blauen Wogen,
Baut reizend ſich der bunte Farbenbogen.

Dem Sehenden allein gehört das Leben,
Das Sehen macht allein ſchon den Beſitz,
Dem Blicke iſt die Schöpfung preisgegeben;
Der Blume Licht, des Edelſteines Blitz,

Der Ceder Bau, der Säule Aufwärtsſtreben,
Des Nordlichts Spiel, der Farben ſtummer Witz,
Die Schönheit und der Anmuth ſüße Blume,
Das Aug' macht ſie zu unſerm Eigenthume.

Ein kleiner Kreis nur ſteht am Lichtesbronnen,
Dem auch der kleinſte Tropfen iſt verſagt,
Kein Stern im Aug', im Himmel keine Sonnen,
Kein Morgen, der ihm dämmerfreundlich tagt,
Kein Funken, der dem Stein wird, abgewonnen,
Kein Lichtſtreif, der im Blitze niederjagt,
Kein Sternenſchein und keiner Dämm'rung Funken
Erhellt die Nacht, in die er iſt verſunken.

Dem Blinden iſt der Faden abgeriſſen,
Der um Geſchöpf und Schöpfung feſt ſich wand,
Er tappt von Finſterniß zu Finſterniſſen,
Die Augen tragend in der hohlen Hand,
Geſtalt und Form der Dinge muß er miſſen
Und Menſchenbild wird nie von ihm erkannt,
Er weiß es nicht, wie Lieb' und Mitleidswalten
Im Menſchenantlitz himmliſch ſich geſtalten!

Doch auch für dieſen Kreis der ewig Blinden
Blüh'n eig'ne Sterne auf in ihrer Nacht,
Die Mitleidsſterne, die zum Kranz ſich winden,
Zum Kranze, den die Gottheit angelacht;
Im Himmel edler Bruſt ſind ſie zu finden,
Die Sterne, von der Menſchheit angefacht,
Und wie von Sternen kommt das Licht der Gnade,
Erhellet göttlich ſie der Blinden Pfade.

So mög't im milden Licht Ihr jetzt empfangen,
Was Euch der Mitleidskranz der Menſchheit beut,
Wir bieten ſchüchtern es, doch ohne Bangen,
Weil es dem heil'gen Unglück iſt geweiht,
Nicht Ruhm, noch Beifall wollen wir erlangen,
Wo ſich das Herz am Zwecke blos erfreut,
Nur Eurer Großmuth haben wir gehuldigt,
Jedoch das „Wie?“ wird durch „Wozu?“ entſchuldigt.

Perle und Demant.

Es tönt die Muſik, es erglänzet der Saal,
Auf purpurnem Thron ſitzt das Bräutpaar zumal,
Die fürſtliche Braut, wie die Blume im Thal,
Erblühend und glühend im ſonnigen Strahl;
Der fürſtliche Bräut'gam, ein ſtrahlender Held,
Wie Phöbus hervorgeht vom blauen Gezelt.
Sie ſitzen zuſammen, ſie ſitzen zur Seit',
Sie ſitzen zuſammen in Lieb' und in Freud',
Sie ſitzen zuſammen, in Sehnſucht erglüht,
Das Auge im Auge, und haben's nicht müd'.

Und aus der Kron' im dunklen Haar der Braut
Die ſchönſte Perle ſchaut;
Sie ſtrahlt aus dem dunklen Haar, mit Pracht,
Dem Monde gleich am Negerhaupt der Nacht,
Sie glänzt ſo wunderſam, ſo milde iſt ihr Schein,
Als ſollt's ein Blick, ein wehmuthsvoller ſein!
So matt iſt ihr Glanz, ſo bleich iſt ihr Licht,
Als wär's ein leidend Angeſicht!
Und räthſelhaft zieht ſie das Auge an,
Der Bräutigam nicht von ihr ſchauen kann,
Ihm dünkt, als läg' in der Perle d'rin
Ein tief verborg'ner Schmerzensſinn. —

Und aus der Kron' im Fürſtenhaar
Ein Demant funkelt, ſonnenklar;
Sein Feuer iſt ſo wild und mild zumal,
Wie Frauenaug' in Liebesqual;
Sein Waſſer iſt ſo rein, und quillt doch her,
Als ob es eine große Thräne wär';
Er funkelt wunderſam; die ſchöne Braut
Mit magiſcher Gewalt zum Demant ſchaut,
Ihr dünkt, ſie hörte, wie der Demant ſpricht:
„In mir liegt ſchmerzlich ein Klaggedicht.“

Und plötzlich nimmt der Schlaf, mit ſtiller Kraft,
Magnetiſch nun das Brautpaar in die Haft. —
— Zwei Brüder hat Gott in das Leben geſendet,
Den traumreichen Schlaf und den traumloſen Tod!
Den Schlaf, der das Leben des Tages beendet,
Der Märchen-Erzähler in Kummer und Noth,
Der Qualen-Entwirrer, der Arzt aller Sorgen,
Der Hirt aller Träume an jeglichem Morgen,
Der Balſam-Verkäufer auf irdiſcher Flur!
Der Bilderbeſcherer, der Herzenserquicker,
Der Hüter der Sterne im Augenlied-Schacht,
Der Kummerverſcheucher, der Liebesbeglücker,
Der Freund und Berather in jeglicher Nacht,
Der Wangenvergolder, der Lächelnverbreiter
Auf gramvollem Antlitz, um gramvollen Mund,
Der Schmetterlingsmaler, der Schmerzenableiter;
Der Sternbildſticker auf wolkigem Grund!

Der liebliche Schlaf, der das Brautpaar umfließt,
Die Lippen der Perle, des Demants erſchließt,
Und alſo ſpricht die Perle zu der Braut:
„Ich war ein kleines Tröpſchen Thau, gethaut

Vom Himmel in den großen Ocean.
Ich ſah das große Weltmeer an,
Und ſprach in Demuth: Ach, ich Tröpfchen klein,
Was kann ich gegen dieſes Weltmeer ſein?
Und eine Muſchel taucht vom Grund herauf,
Nimmt freundlich mich in ihrem Buſen auf,
Und ſprach: „Weil ſo viel Demuth wohnt in dir
So werde nun zur Perle und zur Kronenzier!"
Und ſprach's und ſchloß auf ewig ihren Mund,
Und ſank hinab zum Meeresgrund.
Und in dem Waſſerbecken, tief,
Wo rings umher das Leben ſchlief,
Lag ich gefeſſelt, um mich, rieſengroß,
Der öde Waſſerſchooß!
Der Muſchel aber, die mich pflegt mit Luſt,
Ward ich zur Krankheit in der Bruſt,
Als Thau erhielt das Leben mild ſie mir,
Als Perle gab ich ihr den Tod dafür!

„Da kam ein Sturm und peitſcht das Meer,
Er rauſcht auf ſchwerem Fittig her,
Und kommt geflogen,
Und peitſcht die Wogen,
Und peitſcht die Wellen,
Daß bäumend ſie zum Himmel ſchwellen! —
Von ſchäumenden Mähnen bedeckt,
Das Meer empor ſich reckt,
Und thürmt ſich auf in die Luft,
Und gähnt hinab in die Kluft
Mit offenem Rachen,
Gleich einem Drachen!
Und an dem off'nen Spalt'
Der Blitz ſich krallt,

Erhellt den Schlund
Bis auf den Grund,
Jagt Roch' und Klippfiſch und den Wallfiſchwurm
Hinauf in den Sturm!

„Und wied'rum ſtürmt der Ocean,
Und fletſcht mit weißem Zahn
Den Himmel an!
Und wirft, von blinder Wuth entbrannt,
Sich weit hinaus in's Land,
Und ſpringt, voll Grimm und Tück',
In's Meer zurück.

„Doch eine Welle warf mein kleines Haus,
Die Muſchel, auch auf's Land heraus;
So fanden erſt die Menſchen mich,
Und quälten mich dann fürchterlich,
Und riſſen mich gewaltſam los
Aus meinem treuen Mutterſchooß,
Und griffen mich mit Meſſern an,
Durchbohrten mich mit Dolchen dann.“ —
— D'rum ſehen Perlen krank und bleich,
Weil ſie gekränkt vom Schickſalsſtreich!
D'rum ſehen Perlen Thränen gleich,
Weil ſie gelebt ſo ſchmerzensreich!
D'rum weinen Perlen ſelbſt ſich blind,
Weil ſie der Tod der Mutter ſind!
D'rum ſehen Perlen leidend aus,
Weil ſie geriſſen ſind vom Mutterhaus! —

D'rum Ihr Frauen, wenn Ihr Perlen trägt,
Sei Euch in Wehmuth tief das Herz bewegt,
Gedenkt des Tropfens, der ſich klein geglaubt,
Und nun als Perle glänzt am Fürſtenhaupt. —

— Die Perle ſchwieg, der Demant ſprach:
„Nicht ſteh' ich dir an Schmerzen nach,
Ich bin gebor'n im finſtern Schacht,
In todter Still' und ew'ger Nacht,
Zu meinem öden Daſein ſpricht
Kein Lebensſtrahl, kein Traum von Licht,
Kein Puls, kein Athem, Alles leer,
Nur Froſt und Starrniß rings umher.
Da gräbt ſich's 'runter in mein Reich,
Es kommen Menſchen, den Geſpenſtern gleich.
Sie nah'n mit Eiſen, groß und klein,
Sie hauen grauſam auf mich ein,
Sie hau'n die Axt mit roher Luſt
Mir ſchneidend in die off'ne Bruſt.
Geſtalten ſind's, wie Menſchen zwar,
Doch hohl das Aug', zerrauſt das Haar,
Die Wange bleich, die Lippen ſtumm,
Der Mund verdorrt, der Rücken krumm,
Die Haut verbrannt, die Augen heiß,
Die Hand zerfetzt, die Stirn voll Schweiß,
Der Leib voll Blut, die Knochen blos,
So fördern ſie mich aus dem Erdenſchooß!
Geſpeist bin ich von Menſchenblut,
Getränkt bin ich von Thränenfluth;
In Thränen, Aechzen, Jammerſchrei,
So machen mich die Menſchen frei;
Mit Aechzen, Thränen, Qual und Pein,
Werd' ich erweckt vom Taubgeſtein;
Mit Aechzen, Thränen, Angſt und Qual,
Trink' ich zuerſt des Lichtes Strahl;
Mit Aechzen, Thränen, Schweiß und Blut,
Werd' ich geläutert in der Gluth;
Mit Aechzen, Thränen, Seufzern tief,
Man meinen Glanz an's Tageslicht rief!

D'rum iſt mein Feuer Menſchenblut,
Das in mir flammt als Schmerzensgluth!
D'rum iſt mein Waſſer, wie es klar auch ſcheint,
Die Thräne, die in mir verſteint!

„D'rum iſt der Demant felſenhart,
Weil ihn die Habſucht ausgeſcharrt!
D'rum Demant nur den Demant ſchleift,
Weil Weh allein das Weh begreift!
Darum, wenn Menſchenhaupt und Bruſt
Ein Demant ſchmückt zu ihrer Luſt,
Denk' man bei ſeinem Glanz und Schein,
Was er gekoſtet Schmerz und Pein,
Man denk', daß jedes Glück, ſo hoch geſtellt,
Dem Demant gleicht auf dieſer Welt,
Und daß kein Glück bei uns erſcheint,
Worüber nicht ein Mitmenſch weint,
Daß unſer Aug' kein Strahl ergötzt,
Der and'res Aug' nicht ſchwer verletzt;
Daß jeder Laut, der ſüß uns klingt,
Als Schmerzenslaut zum Andern dringt! —
Und weil der Demant in dem Wunderſchrein,
Die goldene Lehr' ſchließt in ſich ein:
Im Glück des Unglücks eingedenk zu ſein! —
Sei er der Krone höchſter Stein!“ —

Als Perle und Demant geſchloſſen das Wort,
Da ziehet der Schlaf ſeinen Vorhang auch fort,
Das fürſtliche Brautpaar, es weiß es wohl kaum,
Ob wach es geweſen, ob's Schlaf oder Traum!
Sie ſehen ſich an, ſie umfaſſen ſich zart,
Und Perle und Demant, ſie ſcheinen gepaart,

Sie küßt ihm das Auge mit lieblichem Mund:
„Des Demants gedenke zu jeglicher Stund'!"
Er küßt ihr die Wange, von Unſchuld geweiht,
„Der Perle gedenke zu jeglicher Zeit!"

D'rum nehmet im Leben und Lieben fortan,
Nur Demant und Perle als Sinnbild Euch an:
Um glücklich zu bleiben, bedarf unſer Herz:
Im Becher der Freude den Tropfen von Schmerz!

Allegoriſcher Prolog.

(Zu der Benefice-Vorſtellung für einen alten, unglücklichen Volksdichter.)

Der Geiſtesfrühling. — Der Geiſteswinter. — Die Muſe der Volksbühne.

Die Muſe der Volksbühne.

Ich tret' heraus, um Euch vorzubereiten
Auf ein gar wunderſam und buntes Ding,
Ihr kennt mich, Freunde, noch aus ſchönen Zeiten,
Wo Euer Ohr mit Freuden an mir hing;
Ihr kennt mich noch aus jenen gold'nen Stunden,
Wo ich mit Euch gejubelt und gelacht,
Ihr habt mit mir gefühlt, mit mir empfunden,
Wenn ich zu Scherz und Ernſt Euch angefacht.
Ihr träumtet gerne mit mir gold'ne Träume,
Ihr flogt mit mir in's gold'ne Fabelland,
Wo in dem Schatten zauberhafter Bäume
Die Phantaſie Geſtalten ſich erfand. —
Ihr flogt mit mir zum hohen Himmelsbogen,
Wenn ich vom Himmel meine Bilder nahm,
Ihr ſeid in' Erdenſchooß mit mir gezogen,
Wenn aus der Tiefe mir mein Urbild kam.
Ihr halft mir ſelber meine Bänder weben,
Wenn ſinnig ihr den Webſtuhl angeſchaut,
Dem ein gar vielfach angeregtes Leben
Die Dichtkunſt ihre Fäden anvertraut.

Die Zeit iſt hin, die ſchönen Flittertage,
Sie ſind verrauſcht, wir ſeh'n uns traurig an,
Mißtrauend, mit des Zweifels ſcharfer Wage,
Naht meinem Dienſte jetzt ſich Jedermann!
Feindſelig hat die Zeit ſich uns geſtaltet,
Und Euch wie mir klingt's anders in der Bruſt,
Das Leben hat ſich peinlicher geſtaltet,
Ein ſteifer Ernſt verdrängt die frohe Luſt;
Und ſind wir froh, wir möchten's gerne leugnen,
So arg iſt uns der Muſe Ziel verrückt;
Beim Scherz ſoll ſich Erhab'nes noch ereignen,
Beim Lachen ſei das Herz uns noch zerſtückt.
Ein neu' Geſchlecht, es will ein neu' Gepränge,
Die neuen Jünger wollen neue Lehr',
Sie treiben Euch, ſich — mich ſelbſt in die Enge,
Und was geſchehen ſoll, weiß Keiner mehr! —
Der letzte Prieſter, den der Tempel hatte,
Er ſchloß den Tempel ſtill verſcheidend ab,
Der Schlüſſel, der gedieg'ne, ſpiegelglatte —
Er nahm ihn mit in's feſtverſchloſſ'ne Grab.
Und mit ihm in dem finſtern, kalten Grabe
Liegt ſie gefeſſelt auch, die „Phantaſie“,
Und mit des Geiſtes üppig friſcher Gabe
Erſcheint uns jetzund ein „Verſchwender“ nie!
So ſind dem ſtillen Loſe heimgefallen
Gar Viele, die für mich gezeuget laut,
Und Manchem ſind die Blüten abgefallen,
Den einſt wir jung und blütenvoll geſchaut; —
Denn auch dem Geiſte hat Natur gegeben
Den Frühling erſt, und ſeinen Winter d'rauf:
Den Geiſtesfrühling, reich an Blütenleben,
Den Geiſteswinter, wo die Blüt' hört auf.

Geiſtesfrühling.

Geiſtesfrühling! — Frühling der Geiſter,
Du nur macheſt den Meiſter!
Frühling kommt! Frühling kommt!
Zauberſchall,
Nachtigall
Tönt überall!
Jeder Baum gibt Lieder kund,
Jedes Blatt wird Liedesmund,
Jede Roſe iſt ein Licht,
Jede Blume ein Gedicht,
Jeder Quell, jeder Bach
Macht Geſänge wach!
Jedes Morgenroth,
Liebesaufgebot!
Jede Abenddämmerung
Liebeshuldigung!
Wälderduft,
Maienluft,
Alles uns zur Liebe ruft!
Frühling, Frühling ganz allein
Tritt auch in die Geiſter ein
Mit dem zaubervollen Schein!
Da regt ſich ein Walten,
Ein Schaffen, Geſtalten,
Ein Wirken und Schalten,
Das ohne Erkalten
An tauſend Geſtalten
Die Kraft will entfalten!
Aus dem Herzen ſtrömt Empfindung,
Aus dem Geiſte ſtrömt Erfindung.

Und wie die Bienen aus der kleinen Zelle
Sich dicht ergießen in der Lüfte Welle,
Und eilen, Blumen zu naſchen,
Und eilen, Blüten zu haſchen,
Und kehren mit dem Honig jeder Blume
Zurück zum Eigenthume,
Um dann im ſtillen, wundervollen Walten
Die ſüße Beute ſchaffend zu geſtalten,
So flattern im Geiſtesfrühling eben
Gedanken und Gefühle in das Leben,
Und ſaugen an allen Blüten,
Die ihnen Honig bieten,
Und nippen an jedem Blumenrand,
Wo nur ein Tröpfchen Thau ſich fand,
Und kehren dann zurück in's Herz,
Bereiten da, zu Luſt und Schmerz,
Die ſüße Gabe,
Zu Herzenskoſt und Geiſteslabe!

Geiſteswinter.

Ich folge traurig dieſem frohen Bilde,
Das Euch der Geiſtesfrühling lächelnd gab!
Denn hinter mir liegt alle Frühlingsmilde
Und vor mir liegt das off'ne große Grab!
Ja, Wehe! wenn der volle Baum des Geiſtes
Entblättert wird von ſeines Winters Hand,
Weh'! wenn Decemberkälte ihr beeiſtes
Gewind' um alle ſeine Zweige wand!
Ja, Weh', wenn dem gebietenden Geſetze
Sich auch der Geiſt, der freigewähnte, beugt,
Wenn ſtrenger Winter abſtreift ſeine Schätze,
Die einſt ſein holder Frühling Euch gezeigt!

Ja, Wehe, wenn des Geiſtes Sonnengipfel
  Nun blätterlos im rauhen Winter ſteht,
Wenn durch die einſt ſo liederreichen Wipfel
  Ein ödes, lebenloſes Schweigen geht!
Ja, Wehe, wenn in dichten Blütenzweigen,
  Wo Zephyr ſich ſein Neſt aus Blüten trug,
Die Nachtigall in wunderzarten Reigen,
  Ihr Sehnſuchtslied mit ſüßer Stimme ſchlug,
Nun weder Blüte, Zephyr oder Düfte
  In dem Geſtrüpp' der nackten Aeſte wohnt,
Kein Vogel ſingt und keine lauen Lüfte
  Da wehen, wo die Nachtigall gethront!
Dann flieh'n die Muſen auch, denn ſie ſind Frauen,
  Sie ſind allein der Jugend zugethan,
Beim Geiſtesfrühling ſind ſie ſtets zu ſchauen,
  Das Morgenroth des Lebens zieht ſie an!
Der gold'ne Glanz der friſchen Jugendlocken,
  Des jungen Herzens hocherregter Schlag,
Der Wange Gluth, entbrannt aus Lilienflocken,
  Des Flammenauges ſtrahlenvoller Tag,
Des heiter'n Geiſtes ſüße Morgengabe,
  Die friſche Gluth der hohen Phantaſie,
Der Liebe immergrünes Gut und Habe,
  Und des Gemüths verſtohlene Magie,
Das iſt es, was die Muſen an uns kettet,
  Das iſt es, was die Kraft der Dichtkunſt hält;
Jedoch, wo ſich der Schnee auf's Haar gebettet,
  Und wo der Herzensſchlag ſich träger ſtellt,
Wo von der Jugend Regenbogenſcheine
  Der Schmelz der Farben immer mehr erbleicht,
Wo aus der Garben lieblichem Vereine
  Die Kraft des Schaffens immer mehr entweicht,

Da bleiben auch die Muſen nicht mehr länger,
Verlaſſen ihn, den ſie ſo lang beglückt;
Verwaiſet ſteht, verlaſſen da der Sänger,
Sein Herz iſt ihm, und auch ſein Geiſt zerſtückt.
Gewohnt an ihren Reiz, an ihre Lieder,
Gewohnt an ihre holde Zärtlichkeit,
Gewohnt an ſüßen Rhythmus ihrer Glieder,
Gewohnt an ihres Umgangs Herrlichkeit,
Gewohnt an Wechſelſpiel von Licht und Schatten,
Gewohnt an allerſchönſten Lebenstraum,
Gewohnt, die Welt zu ſeh'n im Lichtesſchleier,
Gewohnt, zu ſprechen mit dem Sternenzug,
Gewohnt, zu ſchlagen ſeine gold'ne Leier,
Gewohnt, zu fliegen mit dem Adlerflug,
Gewohnt, der Minne großes Reich zu meiſtern,
Gewohnt, zu reden mit der Nachtigall,
Gewohnt, zu kräftigen und zu begeiſtern,
Gewohnt, zu rühren mit dem Saitenſchall,
Steht plötzlich hilflos er, allein, verlaſſen,
Verſiegt auf einmal iſt ſein Lebensquell,
Die Farbe flieht, im Dunkeln ſteh'n die Maſſen,
Die ſelbſtgeſchaff'nen Bilder fliehen ſchnell!
Vergeſſen ſind die Töne früher Stunden,
Vergeſſen ſeines Frühlings Blütenzeit,
Vergeſſen jeder Kranz, den er gewunden,
Vergeſſen jedes Blatt, mit dem er uns erfreut!
Vergeſſen, daß er einſt zu Luſt und Wehen,
Das Herz im Buſen mächtig uns bewegt,
Vergeſſen, daß wir froh auf ihn geſehen,
Wenn er mit ſeinem Geiſt uns angeregt!
Vergeſſen, daß um jenes Haupt, das greiſe,
Sich einſt ein Kranz von Immortellen zog,

Vergeſſen, daß das Blut, geſtarrt zu Eiſe,
An Gluthen reich, durch Flammenpulſe zog!
Vergeſſen, daß der Mann, gebückt von Sorgen,
Den Jugend, Dichtkunſt, Kraft und Muth verließ,
In jenes Schaffens roſenrothem Morgen
Uns aufgethan ein Geiſtesparadies!
(Zur Muſe.)
Iſt das das gold'ne Loos, das du beſchieden
Dem Haupte, das ſich ewig dir geweiht?
Iſt das die ſüße Frucht der Hesperiden,
Am Baume der Erkenntniß angereiht?
Sind das der Dichter-Zukunft gold'ne Thore,
Die deinen Jüngern du haſt aufgethan?
Sind das die Klänge aus dem Sterbechore
Vom lebensmüden, edlen Sängerſchwan?
Iſt das der Bodenſatz aus dem Pokale,
Den du den Lippen deiner Diener reichſt?
Iſt das der Eingang von dem Götterſaale,
Den du im Hintergrund den Deinen zeigſt? —
Die Muſe.
Mit Lächeln hör' ich deine Vorwurfsworte,
Doch ſie verletzen meine Seele nicht;
Wer einging in des wahren Tempels Pforte,
Dem ſchimmert ewig fort ein Frühlingslicht.
Mit eig'nen Kränzen ſchmückt er ſeine Locken,
Nicht brauchet er der Menge eitlen Kranz,
Ihm huldigen des Herzens Blumenglocken,
Er braucht nicht fremder Huldigungen Tanz.
Ihm iſt ein ewig grüner Lenz erſchienen,
Von keinem Winter höhnend überſchneit;
Ihm müſſen jene Frühlingsgeiſter dienen,
Nicht unterthan der immer ſchwanken Zeit.

Ein Kreis umgibt ihn ſtets von Wundertagen,
 Aus ſeinem Geiſtesfrühling reich geſchmückt,
Sie reihen ſich um ihn wie gold'ne Sagen,
 Gleich Frauenbild, entzückend und entzückt!
Es hängen duftgefüllte, würz'ge Blüten
 In ſeinen ſpäten Winter noch herein,
Und farbenreiche, off'ne Blumen-Düten
 Umbauen ihn mit ihrem Jugendſchein.
Und nicht vergeſſen iſt dem Menſchenſinne
 Was einſt ſich freundlich ihm hat eingeprägt;
Wer ernſtlich nur das Menſchenherz gewinne,
 Dem bleibt es meiſt geneigt und mild bewegt.
Denn gerne läßt der beſſ're Menſch ſich rühren,
 Zur rechten Zeit und an dem rechten Ort;
Es läßt ſich gerne zu dem Herzen führen
 Ein gutes Wollen durch ein gutes Wort.
 (Die Muſe tritt mit den Andern an der Hand zum Publikum vor.)
Mit edlem Sinn habt Ihr Euch eingefunden,
 Ihr kommt voll Edelmuth von hier und dort,
Auch haben viele Jünger ſich verbunden
 Mit gutem Willen und mit gutem Wort.
Und wie nach einem milden Sommerregen
 Die Blumen treiben aus der Erde Schooß,
So rang nach Rührungswort ſtets reicher Segen
 Aus Eurem Herzen liebevoll ſich los! —
So wollen wir den Schüchternen es ſagen,
 Daß Eure Milde ſitzt nur zu Gericht;
Sie mögen dann herauszutreten wagen,
 Weil ſchon die Nachſicht aus dem Aug' Euch ſpricht!

Die langen und die kurzen A und O.

Eine deklamatoriſche Etude.

Das kurz und lang, das ſpielt gar große Rollen,
Gar viel kommt oft auf dieſe beiden an,
Wenn Mädchen einen Gatten wählen ſollen,
Es kommt ein langer und ein kurzer Mann,
Den langen Mann, den wählen ſie für's Leben,
Dem kurzen Mann wird kurz ein Korb gegeben.

Ja, kurz und lang, das ſind zwei wicht'ge Sachen,
Bei Zeit und Weile zeigt es ſich recht klar;
Wie ſelt'ne Kunſt, die Zeit uns kurz zu machen,
Sie lang zu machen, iſt nicht ſchwer, fürwahr!
Wie Mancher kommt zu uns auf kurze Weile,
Und macht uns, kurz und gut, nur Langeweile.

Es contraſtiren kurz und lang im Leben,
Bei Menſchen und bei Dingen nicht allein;
Bei Worten auch, in die ein Sinn gegeben,
Beim Buchſtab' ſelbſt wird dies der Fall auch ſein;
Ein A, ein O, bald kurz, bald lang im Reden
Gibt oft Gelegenheit zu Streit und Fehden!

Sie ſagen: „O! das möchten wir wohl hören!“
Und denken ſich: „Ah! das iſt doch curios!“
Ich glaube gar, Sie wollen mich verhören?
Ah, mit Vergnügen! Schön iſt ja mein Loos!
Wenn laut Sie laſſen dann erſchallen
Ein langes: „Ah, das laſſ' ich mir gefallen!“

Das Wort, das hat faſt gar nichts zu bedeuten,
Der Ton macht Alles aus, in dem man ſpricht;
Dasſelbe Wort ſagt man zu vielen Leuten,
Und dennoch iſt's derſelbe Ausdruck nicht;
Wie freundlich klingt's: „Ah! die wird deklamiren;“
Wie boshaft klingt's: „Ah! die wird deklamiren!“

Man ſitzt zu Hauſe, fröhlich, ohne Sorgen,
Da kommt ein guter Freund uns zum Beſuch,
Wir ſpringen munter auf: „Ah, guten Morgen!“
Bei Seite fliegen Zeitungen und Buch;
Ein and'rer Freund kommt, will von uns was borgen,
Wie anders klingt es da: „Ah, guten Morgen!“

Dem Bräutigam bringt die Braut ein Angedenken,
Entzücket jauchzt er: „O! das iſt charmant!“
Als Frau will ſie dem Manne auch was ſchenken,
Gezwungen ſagt er: „O! das iſt charmant!“
Da ſieht bei ihm ſie fremde Liebesſplitter,
Und: „O! das iſt charmant!“ lacht ſie ganz bitter.

Ein Künſtler jauchzt zu ſeinem Herrn Collegen: „Triumph!
Triumph!“ und überraſcht ruft jener: „Ah!
Ich bin nun Regiſſeur von Amtes wegen!“
Der And're ſtammelt nichts hervor, als — „Ah?“
„Ich will,“ ſpricht Jener, „Dich ſtets protegiren!“
„Ah!“ ſagt er ſpitz, „das wird mich obligiren!“

Der Liebende ſeufzt: „O!“ das muß ſie packen!
Das iſt ein O! das ſich gewaſchen hat,
„O!“ ſagt ſie kalt, und wirft den Kopf in den Nacken,
„Ein O! das macht das Herz mir noch nicht ſatt!“

„O!“ ruft unwillig er und barſch und ſpitzig!
„O! O!“ verſetzt ſie, „nur nicht gar ſo hitzig!“

„Ah! gehen Sie!“ ruft das Erſtaunen eben,
„Da ſtehet Einem der Verſtand ganz ſtill!“
„Ah! gehen Sie!“ ruft man auch oft im Leben,
Wenn man das Ding noch einmal hören will,
Und manche Schöne ſagt, als wollt' ſie uns vertreiben:
„Ah! gehen Sie!“ das heißt: „nicht wahr, Sie bleiben?“

Ein Mädchen ſingt, der Jüngling an der Kette,
„O! welche Stimme!“ ruft er ſelig aus,
Als Braut ſingt ſie mit Anderen Duette,
„O! welche Stimme!“ preßt er kaum heraus;
Als Frau auch ſingt und ſchreit ſie oft im Grimme!
Wie anders ruft er aus: „O! welche Stimme!“

„Ah, Sie ſind ſchlimm!“ wer kennt nicht dieſe Rede?
„Ah, Sie ſind ſchlimm!“ ſagt Jede, die ſonſt ſtumm,
Betonen aber wird es anders Jede;
„Ah! Sie ſind ſchlimm!“ ſagt Eine, geiſtlos, dumm;
„Ah, Sie ſind ſchlimm!“ ſagt blinzelnd die Kokette,
Wenn ſie das ſchlimm noch ſchlimmer gerne hätte!

(Zum Publikum.)

Nun hört' ich gerne Sie auch recitiren,
Das „Ah!“ und „O!“ verſchieden im Accent,
Zum Beiſpiel! „Ah! das heiß' ich deklamiren!“
Und: „O! O! Schade, daß es ſchon zu End'!“
Doch fürcht' ich, daß Sie kurz das „Ah!“ nur faſſen,
Und ſagen: „Ah! das ſoll ſie bleiben laſſen!“

Man trägt's jetzt ſo! — Man macht's jetzt ſo! — Man will's jetzt ſo! — So laſſen wir's auch ſo!

Eine Zeitbagatelle.

Wie heißt der Spruch, dem alle Leute huld'gen,
So Jung als Alt, der Weiſe und der Thor;
Womit man Alles kann entſchuld'gen,
Und ſträubt der beſſ're Sinn ſich auch davor;
Was man gehaßt, bekommt man plötzlich gerne,
Zur feinen Sitte wird, was ſonſt hieß roh,
Der Ausdruck wird zum einz'gen Lebensſterne?
Der Spruch, er heißt: „Man trägt's jetzt ſo!“

Wann ſah man früher wohl, wie heut' zu Tage,
Daß im Concert ſo viel wird deklamirt?
Das iſt die nagelneue Künſtlerplage,
Was wird man mit Gedichten maltraitirt!
Muſik wird eingepacket in Gedichten
Wie Porzellän man packt in Heu und Stroh.
Und fragt man: was ſind denn das für Geſchichten?
So heißt es: „Ja, man macht's jetzt ſo!“

Mein Gott! wie iſt jetzt Alles ſo äſthetiſch!
Die Dichtkunſt ſteht jetzt Jedem zu Geſicht,
Das Feuer gibt die Flamme an dem Theetiſch,
Der Dampf, der treibt von ſelber das Gedicht.

In dem Theater gibt's nur zwei Parteien:
Poeten, ach! und Recenſenten, o!
Für wen ſoll nachher man da ſpielen, ſchreien?
Allein, was iſt zu thun: „Es iſt jetzt ſo!“

Freigebig iſt man jetzt, wie's nie geweſen!
Mit Geld? hm! mit Hilf? hm! mit was denn? mit Applaus,
Man ruft jetzt ſchon, wie ſag' ich's doch — ein jedes Weſen
Am Ende vierundzwanzig Mal heraus!
Ein Jubel wie bei der Königin von Saba,
Bouquets und Kränze, allerhand Halloh!
Und theilt man's auch mit der berühmten Baba,
Was thut das wohl? „Man hat's jetzt ſo!“

Einſt, einſt, ja, da hielt die Frau den Mann am Zügel,
Jetzt hält ſie nichts am Zügel, als das Roß!
Einſt bügelt' ſie, jetzt kennt ſie nur den Bügel,
Den Sporn am Fuß und auch im erſten Stockgeſchoß!
Die Federn, die ſie früher auf dem Hute,
Die trägt ſie in der Hand, und ſchreibt! o, o!
Dem Mann iſt's federleicht wohl nicht zu Muthe,
Was will er thun? „Sie ſind jetzt ſo!“

Die Männer wiſſen gut jetzt, was ſie taugen,
D'rum nehmen Alle ſtets ſich ſelbſt beim Schopf —
(Mit der Hand den Schopf ſtreichend.)
Sie haben noch die aufmerkſamſten Augen,
Aber nur für Pferd und Gick und Pfeifenkopf!
Zu Roß ſind ſie voll Leben und gymnaſtiſch,
Zu Haus, da ſind es Männer nur aus Stroh,
Sie ſelbſt ſind zäh, ihr Stock nur iſt elaſtiſch,
Allein st! st! „Man trägt's nun einmal ſo!“

Vor Jahren hat man doch noch Wein getrunken,
Im Weine lag zuweilen Wahrheit doch,
Jetzt ſind wir lauter Waſſerfröſch' und Unken,
Und Wein und Wahrheit bleibt im Kellerloch!
D'rum läßt man jetzt die Leute gar nicht leben!
Doch ſtoßt man überall ſtark an: ho, ho!
Und nüchtern iſt man, furchtbar nüchtern eben,
Es iſt zwar matt, jedoch: „Man trägt's jetzt ſo!"

Gebildet hat man früher ſich auf Reiſen,
Man lernte Länder kennen, Menſchen auch,
Jetzt lernt ſchnell man kennen nichts als Eiſen,
Waggons und Schienen, Funken, Dampf und Rauch;
Den rohen Sohn ſchickt nach Paris man munter,
Er kommt zurück und weiß nicht wie und was und wo?
Ein Grobian ſtieg hinauf, ein Grobian ſtieg herunter,
Heißt das gereist? Allein: „Man reist jetzt ſo!"

Die Dichter waren einſt, ſo viel wir wiſſen,
Zerriſſen außen, doch inwendig ganz;
Jetzt ſind inwendig alle ſie zerriſſen,
Von Außen aber ſtets in Pracht und Glanz!
Beim Tintenfaß ſind ſie voll Gram der Liebe,
Beim Bierfaß ſind ſie ſtets in jubilo!
Ihr Magen findet immer Gegenliebe:
Sind Dichter das? Allein: „Man ſchreibt jetzt ſo!"

Einſt mußte man um Hand und Herzen werben,
Weil beide liebend ſtets das Paar verband,
Jetzt freit die Firma man, die „ſel'gen Erben",
Das Herz ſchweigt links, und rechts ſpricht nur die Hand!

„Ich bitt' um Ihre Hand," ſo fängt er an zu minnen,
Und bückt ſich tief auf ihre Hand ganz froh,
Dabei ſieht er, wie viel in ihrer Hand darinnen!
Heißt das geliebt? Allein: „Man macht's jetzt ſo!"

Einſt, einſt, ja einſt, da war man recht geduldig,
Wenn man ein lang Gedicht hat deklamirt;
Verzeihen Sie — ich, ich bin ganz unſchuldig,
Wenn das Gedicht ſie jetzt ſchon ennuyirt;
Den Dichter bitt' ich, recht zu maltraitiren,
Er ſitzt gewiß im Haus hier irgendwo;
Allein für mich bitt' ich um's Applaudiren,
Das iſt zwar fad, allein: „Man trägt's jetzt ſo! Man will's jetzt ſo! So laſſen wir's ſchon ſo!"

Conjugations-Examen des Zeitwortes: „Lieben."

Ein Grammatikal-Schwank.[1]

Lehrerin.

Geliebte Schüler, ihr habt mit Luſt und Fleißigkeit
Pronomen und Artikel euch zu Herz genommen,
Ich denke, es wäre wahrlich einmal Zeit,
Daß wir nun auch einmal an's Zeitwort kommen;
Was heißt ein Zeitwort, und, exempli gratias,
Das „Lieben", welch ein Zeitwort iſt wohl das?

Erſte Schülerin.

Das Zeitwort „lieben" iſt ein Wort, das mit der Zeit
Von ſelbſt ſich lernt, nach und nach, und mäßig,
Beſtimmt war's ehedem, doch unbeſtimmt iſt's heut',
Doch immer iſt und bleibt es regelmäßig;
Zwei Hilfszeitwörter hat's: „haben" und auch „ſein",
Doch Viele conjungiren es mit „haben" ganz allein.

Zweite Schülerin.

Das Zeitwort „lieben" weiß ich zwar noch nicht perfect,
Ich kenn' es jetzt erſt aus dem Buche,
Es iſt „perſönlich", wenn ich hab' ſchon mein Subject,
Und „unperſönlich", wenn ich mein Subject noch ſuche,
Doch hör' ich und glaub's auch, in der That,
Man liebet im Subject oft nur ſein — Prädicat!

Lehrerin.

Ah! valde bene! welche Freude, wenn Genie
Sich beim Schüler frühe ſchon entfaltet! –
Jedoch, was wißt ihr von dem „Modus"? Wie
Das Zeitwort „lieben" dreifach ſich geſtaltet,
Befehlsweiſ', unbeſtimmt, beſtimmt, ich mein',
Ihr müßt damit auch ſchon im Klaren ſein!

Erſte Schülerin.

Quomodo? Wie? ego credo, wie man's nimmt,
„Ich liebe,“ erſte Perſon der beſtimmten Weiſe;
„Du liebſt,“ das iſt noch etwas unbeſtimmt,
„Man liebt“ vom Jüngling bis zum Greiſe,
„Er liebte,“ das iſt conjunctiv, bedingt,
„Er liebte,“ wenn? Wenn man ihm viel Mitgift bringt!

Zweite Schülerin.

Ich, ich geſteh', Herr Lehrer, ganz naiv,
Von „unbeſtimmt“, „beſtimmt“, da will ich gar nichts wiſſen,
Ich lieb' im „Lieben“ nur den Imperativ,
Ich will's, daß ſie mich lieben müſſen!
Befehlen will ich immer: „Liebe Du!“
Wer's Zeitwort kann, der liebt im Nu!

Lehrerin.

Cum summa laude! ihr verdient ein Prämium!
Ihr braucht nicht mehr zu repetiren,
Allein, nun frag' ich euch — Silentium! —
Das „Tempus“ mir zu declariren,
Wie viele Zeiten es im Zeitwort „lieben“ gibt,
Und ob in allen Zeiten ihr ſeid eingeübt?

Erſte Schülerin.

Tempora sunt tria! Zeiten gibt es drei
Im Zeitwort „lieben“ abzuwandern,
„Ich hab' geliebt!“ praeteritum! vorbei!
Nun kommt das Präſens d'rauf: „ich liebe“ einen Andern,
Und was man liebt in der „gegenwärtigen Zeit“,
Geht morgen ſchon aus der „längſtvergang'nen Zeit.“

Zweite Schülerin.

Das Zeitwort „lieben“ hat noch Silben zwei,
Die, vor das Wort geſetzt, es ſehr changiren,
Verlieben, da riskirt man nichts dabei,
Belieben, da muß man tüchtig erſt ſondiren,

Verliebt? Geweſen? Jetzt? In Zukunft? Nein,
Mein Streben iſt, vorerſt beliebt zu ſein.

Lehrerin.

Tempora mutantur et nos! das heißt überſetzt:
„Schon gut, mein Kind, wir werden uns noch ſprechen!“
Allein, weiter in dem Verbum „lieben“ jetzt,
Ihr habet manche Nuß noch aufzubrechen,
Es iſt noch mancherlei euch aufbewahrt,
Die fragende, verneinende, bedingte Art!

Erſte Schülerin.

Was gibt's da viel zu fragen in der Lieb'?
Und wenn man fragt, wird's eine lange Kette!
Die bedingende Art iſt, wenn Eine ſpröde blieb,
So conjungirt ſie ſpäter: „O daß ich geliebet hätte!“
Auch fragend und verneinend, ſieht ſie ſich je allein:
Zum Beiſpiel: „werd' ich nie geliebt denn ſein?“

Zweite Schülerin.

Zuweilen braucht man ſtatt der Vergangenheit
Die Gegenwart; zum Beiſpiel: „ich gehe geſtern und finde,“
Anſtatt „ich ging und fand“; ſo braucht die gegenwärtige Zeit
Im „lieben“ man auch ganz geſchwinde,
Zum Beiſpiel: „Ich nehm' und liebe meinen Herrn Gemahl,“
Anſtatt: „Ich nahm und liebte ihn einmal!“

Lehrerin.

Vortrefflich, meine Kinder, und nun zum Beſchluß,
Ertheil' ich euch noch einige Lehren,
Denn wir Lateiner ſagen: „docendo discimus!“
Wir lernen ſelbſt, indem wir Andere lehren!

Vor Allem, ehe ihr an das Zeitwort „lieben“ geht,
Müßt ihr das „Hauptwort“ erſt recht kennen,
Ihr wißt, was unter „Hauptwort“ man verſteht,
Das Hauptwort muß die Perſon erſt nennen;
Das Beiwort auch ſtudiret ihr ſodann,
Das zeiget euch des Hauptwort's Eigenſchaften;
Was iſt dabei noch bei dem Hauptwort „Mann“
Und was für Güter an dem Hauptwort haften.
Das Fürwort nimmt des Hauptwort's Stelle ein,
Das müßt im Lieben ihr vermeiden,
Nur „ich“ und „du“, die Fürwörter allein,
Die dritte Perſon kann das Hauptwort oft nicht leiden,
Das Zahlwort müßt ihr auch dann ganz genau
Im „Lieben“ aus dem Fundament ſtudiren,
Die Grundzahlen heißen: „Eins, zwei, ſechs, neun“
Sind auf die Frag': „Wieviel?“ zu reſpondiren.
Doch wenn: „Der Wievielte?“ man fragend ſpricht,
Dann kommt „die Ordnungszahl“: „der Achte!“
Allein die Zahl iſt in der Ordnung nicht,
Daß man im „Lieben“ nach ihr trachte.
Das Schwerſte nach dem Zeitwort „lieben“ iſt
Das Bindewort, das Wort, das bindet;
Das Bindewort, wie ihr ſchon lange wißt,
Regiert das Zeitwort, wo es ſolches findet;
Ihr müßt das „daß“ mit dem Eß-Zet
Vom „das“ mit bloßem Eß genau ſtets unterſcheiden,
Denn gar viel Liebesunglück liegt, ich wett',
In der Verwechslung dieſer Beiden!
Und nun noch das „Empfindungswort“,
Die „Interjection“ in dem Zeitwort „lieben“!
Am Anfang hier gebraucht, am Ende dort,
Sind ſtets von großer Wichtigkeit geblieben!

Zum Beiſpiel! „Ach!“ wenn man das Leben erſt beginnt,
Ein O dazu: „Ach und O!“ iſt man im Lieben d'rinnen,
„O weh!“ wenn der Geliebte auf 'ne And're ſinnt,
Und dann: „O Himmel, ach!“ will er uns ganz entrinnen,
Und damit iſt nun das Examen aus,
Ihr werdet Alles wohl euch memoriren!

Erſte Schülerin.

Ich lern' auswendig fleißig auch zu Haus!

Zweite Schülerin.

Ich will inwendig mir es erſt ſtudiren!

Lehrerin.

Sum contentissimus! (Zum Publikum.) Sind Sie's ein Bischen nur!

Erſte Schülerin.

So bitten höflich wir um erſte Claſſe!

Lehrerin.

Doch ſind Sie ſtreng, ganz gegen Ihre Natur.

Zweite Schülerin.

Was iſt zu thun? Das Geld, das liegt ſchon in der Kaſſe!

Das Weihnachtsfeſt der Todten.

Der Tag verſchließt die reiche Farbenquelle
Und Dämm'rung macht dem heil'gen Abend Raum,
Ein milder Streif aus roſenrother Helle
Faßt fern die Berge ein mit Purpurſaum.
Die Nacht, ſie breitet ihren weichen Schleier
Rings um die Erd', wie um ein ſchlafend Kind;
Und wie ein Prieſter geht zur hohen Tempelfeier,
So ſchreitet ſtill der Mond durch Nacht und Wind,
Und tauſend Sterne, kleine Morgenröthen, wallen
Still Himmel ab in ihrer Wunderpracht,
Wie Roſen, die vom Throne Gottes fallen,
Wie an des Himmels Thor die gold'ne Ehrenwacht,
Wie Edelſteine in dem Azurkleide,
Wie ſtolze Schwäne in dem ſtillen See,
Wie gold'ne Lämmer auf der Sapphir-Weide,
Wie Elfenkinder im Palaſt der Fee!
Auf Erden auch, da glühen tauſend Kerzen,
Und bunte Lichter brennen überall,
Es ſtrömet Liebe aus dem off'nen Herzen,
Aus jedem Mund ertönt ein Liebesſchall;
Aus jedem Aug' ſchaut Andacht und Verklärung,
Das Alter wird in Kindern wieder jung,
Den Kindern wird die rührende Beſcherung,
Die Eltern leeren aus den Freudentrunk,

In dieſer Nacht mit ihrem Gnadenſcheine,
Wo jedes Herz wird durch ein Herz erfreut,
Sitzt traurig nur ein blaſſer Mann alleine,
In öder, menſchenleerer Einſamkeit.
Sein Aug' iſt matt und bleich ſind ſeine Wangen,
Um ſeine Lippen wohnt ein tiefer Schmerz,
Auf ſeiner Stirn' ſteht ein herbes Bangen,
Und ſeine Blicke gehen himmelwärts!
Denn abgepflückt iſt ſeine Lebensroſe,
Und abgepflückt iſt auch ſein Lebensblatt,
Denn eingeſenkt im tiefen Erdenſchooße,
Und eingeſenkt in ſtiller Ruheſtatt,
Hat er ſein Weib in dieſem Schmerzensjahre,
Sein treues Weib, den Himmel ſeiner Bruſt,
Und zu ihr, auf der kranzumzog'nen Bahre,
Sein Kind gebettet auch, ſein' Herzensluſt!
Sein treues Weib hat er hinausgetragen,
Gegraben hat er ſelbſt ihr kaltes Grab,
Und unter Weinen, unter tiefen Klagen,
Senkt' er ſein Kind zur Mutter auch hinab!
Und als er heimkehrt von der ſtillen Grube,
Am Abend vor dem ſüßen Weihnachtsfeſt,
Da fehlet in der ausgeſtorb'nen Stube
Zur Liebesfeier ihm das Allerbeſt'!
Der Stuhl iſt leer, auf dem ſein Weib geſeſſen,
Das Bettlein leer von ſeinem lieben Kind,
Es iſt, als hätten ſie zu kommen nur vergeſſen,
Und ſeine Gaben richtet er geſchwind!
Denn es entwöhnt der Menſch ſich gar zu bitter
Von all der Liebeszeichen kind'ſchem Tand,
Viel ſüße Lieb' hängt oft am kleinſten Flitter,
Viel Herzensluſt am kleinen, güld'nen Band,

Ein Blatt, gepflückt in ſüßen Dämmerungen,
Zum Namenstag ein kleines Blumenlied,
Ein Buchſtab' fein, aus Zuckerwerk geſchlungen,
Am erſten Mai ein Röschen, früherblüht,
Ein gülden Kreuzlein zu den Weihnachtskerzen,
Ein zartes Schleifchen in das gold'ne Haar,
Sie bilden wunderſam das Spiel der Herzen,
Denn Liebesherz hat Kinderſinn fürwahr!
D'rum faßt es in der ſtillen Weihnachtskammer
Den öden Mann mit tiefem Kummer an,
In ſtilles Brüten übergeht ſein Jammer,
Er fängt zu ſinnen und zu lächeln an.
Und wie in jedem Jahre er die Räume
Für Weib und Kind hat zärtlich ausgeſchmückt,
Nimmt er auch jetzt zwei große Weihnachtsbäume,
Von Lichtern und von Gaben ſchwergedrückt,
Und ſtellt zwei Tiſche ſachte ſich zuſammen,
Und ſetzt auf jeden Tiſch den Baum ſodann,
Und zündet nach und nach die bunten Flammen
An allen Zweiglein tiefgeſchäftig an,
Dazwiſchen rinnen von den blaſſen Wangen
Die heißen Thränen ihm auf ſeine Bruſt,
Er aber mit geſchäftigem Verlangen,
Er baut die Tiſche auf, faſt unbewußt,
Bewegt die Lippen, flüſtert, kaum zu hören:
„Da, liebes Weib, das iſt dein Weihnachtsbaum,
Was Liebe kann der Liebe nur beſcheren,
Es finden alle Sachen ſchwerlich Raum;
Hier buntes Zeug, und die vergold'ten Nüſſe,
An ein durchwürfelt gülden Seidenband,
Die, trautes Weib, bedeuten lauter Küſſe
Auf meines Herzensweibchens treue Hand!"

Dann geht er ſachte zu dem andern Tiſche:
„Da, ſüßes Kind, das hab' ich Dir beſchert,
Die Aepfel und der Marzipan, der friſche,
Und dann dies prächt'ge, große Steckenpferd!
Mußt brav ſein, holdes Püppchen, Mutter
Hübſch folgſam ſein auf jeden Schritt und Tritt,
Dann aber nimmt auch Mütterchen da drüben,
Auf ihren Wegen überall dich mit!“
So ſpricht er leiſe und begränzte Gluthen
Entbrennen auf dem Antlitz, geiſterlicht,
Und ſelbſt der Thränen nieverſiegte Fluthen,
Sie löſchen dieſe Fieberröthe nicht.
Dann ſetzt er wieder an den Tiſch ſich nieder,
Als ob er ſäße zwiſchen Weib und Kind,
Und ſingt nun leiſe fromme Weihnachtslieder
Und weint die heißen Augen faſt ſich blind.
So naht heran die mitternächt'ge Stunde,
Die Lichtlein ſind ſchon faſt herabgebrannt,
Da tönt es zwölf vom nahen Glockenmunde,
Der beiden Tage ernſte Scheidewand!
Und es ertönt ein wunderbares Klingen,
Ein Geiſterton durchſchifft die ſtille Luft,
Es rauſcht als wie mit unſichtbaren Schwingen,
Wie Schatten huſchen aus der nächt'gen Gruft,
Und es ergießt ein nebelgleicher Schimmer
Sich durch die Fenſter, und ein bleicher Schein,
Die Thür geht leiſe auf, und in das Zimmer
Schwebt es wie Schatten ohne Laut herein!
Die Gattin iſt's, die mit dem Kind gekommen,
Und flüſternd haucht ſie hin das Geiſterwort:
„Wir haben deinen Weihnachtsgruß vernommen
An jenem finſtern, ſchauervollen Ort!

Denn wahrer Liebe Wirken und Gedanken,
Sie reichen weiter noch, als Grab und Tod,
Sie dringen durch des Grabes finſt're Schranken
Hinüber in das ew'ge Morgenroth!"
Dann nahen ſie und legen ihre Wangen
An ſeine Wangen zärtlich an und dicht,
Und halten mit den Armen ihn umfangen,
Und küſſen ihm die Thrän' vom Angeſicht,
Bis er, von geiſterhafter Macht umſtricket,
Entſchlummert unter ſeinem Weihnachtsbaum! —
Als er erwacht und ſelig um ſich blicket,
Da findet er ſich in des Himmels Raum,
Und unter einem Weihnachtsbaum von Sonnen,
Da iſt er ſchmerzenthoben aufgewacht,
Und um ihn Weib und Kind in Lichtesbronnen,
Und um ihn blüht der Gottesgarben-Pracht!
Und Engelsſtimmen werden aufgeboten,
Sie tönen aus dem Baume durch die Luft,
Sie laden zu dem Weihnachtsfeſt der Todten
Die ſtillen Leichen alle aus der Gruft!
Und unter dieſes Sternenbaumes Aeſte,
Da ladet Gott der Vater, mild geſinnt,
Zum lichtumfloſſ'nen, großen Weihnachtsfeſte
Genädig ein ein jedes Menſchenkind!
Und was ſich einſt im großen Lebenstraume
Hat wahr und treu geliebt auf dieſer Erd',
Dem wird an jenem großen Weihnachtsbaume
Das Herz, das er hier treu geliebt, beſchert.
Darum, ihr Herzen, alle hier hienieden,
Die ihr geliebt in Thränen, Gram und Schmerz,
Getrennt, entfernt, vom Schickſal hart geſchieden,
Zerriſſen Glück und Hoffnung, Bruſt und Herz,

Ihr Herzen alle, die ihr ſeid zerbrochen,
Ihr Herzen alle, die ihr ſeid zerdrückt,
Ihr Herzen, die von Dornen wild zerſtochen,
Ihr Herzen, ſo der Kummer hat zerſtückt,
Ihr Herzen, die von Sehnſucht angeglommen,
Ihr Herzen, die von rauher Hand erfaßt,
Ihr Herzen, die den Todesruf vernommen,
Ihr Herzen alle, die verzweifelt faſt,
Ihr zarten Herzen alle, die zerſplittert,
Ihr weichen Herzen alle, die verblüht,
Ihr frommen Herzen alle, die zerknittert,
Ihr warmen Herzen alle, die verglüht,
Wenn ihr am Weihnachtsabend ſucht vergebens
Ein treues, liebend Herz, das ihr entbehrt,
Gedenkt des Weihnachtsfeſtes jenes Lebens,
An dem der güt'ge Vater Herz zu Herz beſchert.

Der ſtille Gang.

(Nach einer wahren Begebenheit.)

Empfangen wird ein jeder Menſch in dieſem Erdenthal
Zum mindeſten von einem einz'gen Freudenſtrahl,
Und eine Thräne mindeſtens doch rinnt
Vom Aug' der Mutter auf das holde Kind!
So arm iſt doch nicht eine Mutterbruſt,
Daß ſie das Kind begrüße nicht mit ſüßer Luſt,
Und ſo beſchränkt iſt wohl kein Vaterherz,
Daß es das Kind begrüße nicht mit Freud' im Schmerz,
Und ſo verwaiſet geht kein Menſch in's Leben ein,
Daß ihm zwei Hände nicht doch Liebe weih'n!
Allein wie Viele gehen aus dem Leben fort,
Ohn' Thräne, ohne Lieb', ohn' Troſt, ohn' ſüßes Wort!
Wie Viele ſchlafen in der Kammer ein
Im Finſtern, ſeufzend, ſchmachtend, ganz allein;
Wie Viele kehren ſterbend ſich noch an die Wand,
Weil gar kein Menſch an ihrem Sterbebette ſtand,
Weil Mutter nicht, nicht Gattin, Kind und Freund
Im Endgebet ſich ſtill mit ihm vereint,
Wie Viele wandern, in dem kleinen Reiſeſchrein,
Zur letzten Reiſe, unbegleitet, ganz allein! —
Wer ſolchem Sarg' begegnet je, dem hinterher
Nicht folgt ein Herz, von Schmerz und Thränen ſchwer,
Kein Aug', den Blick gerichtet hoch empor,
Kein Haupt, gehüllt in ſchwarzen Trauerflor,

Kein Mund, der ein Gebet dem Todten ſpricht,
Kein Arm, der ihm den Kranz zum Sarge flicht,
Nicht eine Hand, die trüb' hinab in's Grab
Ein Bischen Erde wirft, als letzte Liebesgab'!
Wer ſolchem Sarg' begegnet, denke fromm und ſtill
An einen „ſtillen Gang", den ich erzählen will: —
Ein's Tages geht der Kaiſer aus, und ihm zur Seit'
Ein einz'ger Mann nur, als ſein ganz Geleit',
Den Kaiſer ſchmücken Orden nicht, nicht Stern und Band,
Ganz einfach und ganz ſchlicht iſt ſein Gewand,
Und kenntlich nur iſt er dem ganzen Volk', allein
Am frommem Antlitz, an des Auges mildem Schein!
Sein Haupthaar iſt ganz weiß, die Wange bleich,
Denn Glück und Unglück, ſie erprobten ihn zugleich;
Denn Glück und Unglück, ſie erprobten ihm das Herz,
Und fanden edel es, in Freude wie in Schmerz;
Denn Glück und Unglück, ſie erprobten ihm das Haupt,
Es hat in Beiden an den Göttlichen geglaubt;
Denn Glück und Unglück, ſie erprobten ihm ſein Land,
Es hielt in Lieb' und Treu' in Beiden Stand;
Denn Glück und Unglück, ſie erprobten ihm ſein Haus,
Es ging wie Gold nur aus der Gluth heraus;
D'rum war ſein Haupt voll Silber, ſein Herz voll Gold,
Weil läuternd das Schickſal darüber gerollt;
D'rum, wenn er ging durch ſeine Kinder, ſanft und ſchlicht,
Neigt Jeder das Haupt, und „Gott erhalte!" ſpricht. —
Und als er einſt ging in dem Städtchen zumal,
Als ſich hernieder ſenkte g'rad der Abendſtrahl,
Da kommt entgegen ihm ein Sarg, ganz ohn' Geleit',
Ein Bretlein oben, ein Bretlein zur Seit',
Und mit dem Sarge geht gar Niemand mit,
Der ihm erwieſe doch den letzten Liebesſchritt.
Und da ergreift es den Kaiſer tief im Gemüth,
Daß eines ſeiner Kinder ganz ſo einſam zieht,

Auf ſeinem letzten, allerletzten Erdengang,
Und eine Thräne rollt auf ſeine blaſſe Wang',
Und Wehmuth ſpielt um ſeinen frommen Mund,
Er zieht den Hut ab zu derſelben Stund',
Und zum Geleitsmann milden Ton's er ſpricht:
„Laßt uns erfüllen nun die frömmſte Pflicht,
Weil Niemand gehet nach dem Todten hinterher,
Erzeuge ihm ſein Kaiſer nun die letzte Ehr'!"
Und wie der Kaiſer, fromm und mild, ſo wie er war,
Die Gaſſe entlang ſchreitet nach der Bahr',
Und wie das Volk dann ſeinen Kaiſer ſieht,
Der mit des armen Mannes Leiche zieht,
Entblößt es das Haupt, und faltet die Händ',
Und ſegnet ſeinen Kaiſer ohne End'.
Und ſchließet ſich in frommer Wehmuth dann
Zu zwei und zwei dem Leichenzuge an!
Und Männer, Frauen, Kinder, Jung und Alt,
Nun mit hinaus zum fernen Kirchhof wallt;
Und angelangt auf dem Kirchhof, iſt's ein Leichenzug,
Als ob ein Fürſt es wär', den man zu Grabe trug!
Der Kaiſer harrt, bis man die ſchwarze Truh'
Hinab geſenkt zur allerletzten Ruh',
Und ſpricht ein ſtill Gebet noch eine Weil',
Für des Entſchlafenen Seelenheil,
Und ſchreitet dann, der ſchönen That bewußt,
Zurück, bewegt in ſeiner tiefſten Bruſt.
Da fließt das Abendroth g'rad durch des Himmels Raum,
Legt um die Berge ſich als wie ein Purpurſaum,
Und ſtreuet in des Aethers blauem Meer
Die Flammen-Roſen ſpielend hin und her,
Und kämmt herab das lange Flatterhaar
Mit gold'nem Kamm, um's Haupt ſo klar,
Und leget dann ſein gülden Tagsgewand
Im Walde ab, der an dem Berge ſtand,

An Blumen und an Sträuchern hing Geſchmeide
Und Perlen und Demant von ſeinem Kleide!
Und aus dem dunklen, tiefen Himmelsſchooß
Rang ſich der Abendſtern lieblich los,
Dem Bräut'gam gleich, der von Lieb' umhellt,
Erröthend tritt in's Brautgezelt;
Dem Auge gleich, das mit Liebesmacht
Den Strahl ergießt aus ſchwarzer Wimper-Nacht,
Und von dem Stern ergießt ein magiſch Licht
Sich um des Kaiſers frommes Angeſicht.
Als wie verklärt erſcheint ſein heilig Haupt,
Mit Strahlen-Kronen ſcheint ſein Haar umlaubt,
In ſeines ſanften Auges mildem Blau
Erglänzt der höchſten Gnade reinſter Thau!
Und um das Haar des Greiſes, ſilberrein,
Da bildet ſich ein lichter Kreis und Schein,
Und von den Sphären tönt es hell und laut:
„Den ſtillen Gang“ hat Gott, der Herr, geſchaut,
Dafür ſei auch dein ganzer Lebensgang
Umbaut von Engelgruß und Sphärenſang,
D'rum ſei der Gang von deinem ganzen Haus,
Ein Segengang mit ew'gem Blumenſtrauß,
D'rum ſei dein letzter Gang auf Erden auch
Ein Engelsgruß, ein Seraphruf, ein Friedenshauch;
D'rum ſei dein Gang zu Gottes Thron,
Ein Siegeszug nach Palmenkron';
D'rum jedem Gang erblühe Heil und Recht,
Den fürder geht dein Glanzgeſchlecht. —

Das Lied vom Frauenherzen.

„Singt ein Lied, ihr hohen Muſen,
Singt ein Lied vom Frauenherzen,
Wie es lebt im Frauenbuſen,
Voll von Wonne, voll von Schmerzen,
Wie es kam aus Gottes Händen,
Um die Schöpfung zu vollenden,
Wie ſo tief in ſeinen Quellen,
Wie ſo hoch in ſeinen Wellen,
Wie ſo klein in ſeinem Raume,
Wie ſo groß in ſeinem Traume,
Wie ſo eng im Lebenskreiſe,
Wie ſo weit in Denkungsweiſe,
Wie ſo heiß in ſeiner Fülle,
Wie ſo kalt in ſeiner Hülle,
Wie ſo immer, täglich, ſtündlich,
Ewig neu und unergründlich;
Singt ein Lied, ihr hohen Muſen,
Von dem Herz im Frauenbuſen!“ —

— Fertig lag, im Feierkleide,
Als der Schöpfer niederſah,
In dem jungen Brautgeſchmeide,
Reizgeſchmückt, die Erde da;
Um die üppig vollen Glieder
Schloß ſich weich das grüne Mieder,
Und von Blumen ein Talar
Floß, vom blütenreichen Haar
Bis zum Rand des Meers hernieder.

In der Bäume Locken brannten
Feierlich die Thau-Demanten,
Feſt-Juwelen hingen
In den off'nen Blumenringen,
Und die Opferflammen blitzten
Auf den Bergen, den geſpitzten,
Laute Feſttagslieder quollen
Aus dem Wald, dem ſängervollen,
Und die Weihrauch-Düfte zogen,
Aus der Blumen Kelch geſogen,
Auf der Lüfte klaren Wogen
Hoch empor zum Himmelsbogen!
Und in ihrem erſten Schlafe
Lag, auf einem Beet von Roſen,
Damals noch die dornenloſen,
Sanft das Weib, das Erſte, da,
Wie ſie vor der erſten Sünd' und Strafe
Lächelnd noch der Chor der Engel ſah!
Blumen wurden zum Gemache
Um die ſchöne Schläferin,
Gern zum ſchattenreichen Dache
Neigt der Baum die Zweige hin,
Und zum Kleid für dieſes Wunder
Flechten Flieder und Hollunder
Ihre Blüten, weich und mild,
Um das keuſche Frauenbild;
Auch ein Heer von Schmetterlingen
Bringt als Fächer ſeine Schwingen,
Und ein Schlummerlied, mit ſüßem Schall,
Singt, ihr huldigend, die Nachtigall! —

— „Und ein Schlummerlied, mit ſüßem Schall,
Singt, ihr huldigend, die Nachtigall!

Nachtigall, was haſt du denn geſungen,
Ihr, der ſchönen Schläferin,
Als ihr Traum noch nicht durchdrungen
Von der Menſchen Thun und ihrem Sinn?
Nachtigall, ſo ſag', was du geſungen,
Eh' das erſte Weib erwacht;
Welches Lied iſt dir erklungen
Aus des Lebens Dämmernacht? —"

— Alſo ſang die Nachtigall,
Mit dem allerſchönſten Schall,
Mit der ſchönſten Liederweiſ',
Von der Schönheit Ruhm und Preis:
„Wunderbar iſt Schönheitswirken,
Wunderbar iſt Schönheitswalten,
Mag in tauſend Glanzgeſtalten
In den ewigen Bezirken
Sie dem Auge ſich entfalten,
Mag ſie im Geflecht der Mooſe
Als ein buntes Netz ſich ſchlingen,
Mag ſie aus dem Schaft der Roſe
Als ein ſchlanker Kelch ſich ringen,
Mag ſie aus Colibri-Schwingen
Farbenreich in's Auge dringen,
Mag ſie aus den Edelſteinen
Wie ein Strahl in's Leben ſpringen,
Mag ſie in dem Bau der Säule
Stolz ſich in den Aether ſchwingen;
Wo die Schönheit ſich uns zeiget,
Wo ſie uns ihr Antlitz neiget,
Von dem Kies am Meeresſaume,
Von den Muſcheln in den Tiefen,
Wo die ſchönſten Perlen ſchliefen,
Bis zum großen Sternenbaume,

Der im Schleier
Dunkler Nacht,
Seine Feuer
Voller Pracht
Zu der Feier
Stiller Herzen angefacht,
Kann die Schönheit ſtets das Leben
Mit dem Zauberſtab erhellen,
Kann ſie an die lichten, hellen,
Paradieſiſch gold'nen Stellen,
Unſer Daſein immer ſtellen;
Doch zur Wonne uns erheben,
Und den Gram vom Herzen löſen,
Um das Sein uns zu vergolden
Mit dem Strahl des Göttlichholden,
Daß der ſanfte Klang der Saiten
Und des Sanges Wechſelſtreiten,
Und des Tanzes munt're Welle,
Und der Sterne gold'ne Helle,
Und des Sehnens ſüße Wehmuth,
Und der Liebe Dienſt und Demuth,
Und das Netz der Schmeichelrede,
Und des Witzes Zauberfehde
Uns ergötzen und erquicken,
Unſer Herz uns ſanft umſtricken,
Daß wir aus dem Kranz der Stunden,
Von dem Einerlei gewunden,
Friſche Blüten, friſche Blume
Pflücken uns zum Eigenthume,
Das vermag der Schönheit Licht
Nur im Schöpfungspreisgedicht,
Nur im Frauenangeſicht!“ —

— Alſo ſang die Nachtigall
Mit dem allerſchönſten Schall,
Mit der ſchönſten Liederweiſ'
Von der Schönheit Ruhm und Preis!
Und die Schläferin, die holde,
Eingewiegt auf Blum' und Dolde,
Hörte ſie, das Lied, das ſüße?
Hörte ſie die Schmeichelgrüße?
Regte ſie die Schlummerglieder?
Regte ſie die Augenlieder?
Fühlt' im Auge ſie den Tropfen?
Fühlt' im Buſen ſie ein Klopfen?
Fühlte ſie in dunkler Zelle
Nicht des Herzens rothe Quelle
Leiſ' erwachen, pochen, ſchlagen,
Flüſtern, lauſchen, rauſchen, fragen,
Mit den Blumen ſich beſprechen,
Aus dem Kerker auszubrechen?

— Alſo gibt die Roſe Kunde
Von dem erſten Frauenherzen,
Wie es ſo zu Luſt und Schmerzen
Ward gefügt in heil'ger Stunde:
„Um das Haupt, vom Schlaf umfloſſen,
Stand ein Engelkreis geſchloſſen,
Und berieth ſich leiſ' und mild,
Wie man dieſem Frauenbild
Könnt' ein Herz in Buſen legen,
Reich an Weh und reich an Segen,
Stets daſſelbe, anders täglich,
Felſenfeſt und leicht beweglich,
Immer froh und ſtets in Thränen,
Schwer im Sinn und leicht im Wähnen,

Wie zu einen in dem Herzen
Tag des Glücks und Nacht der Schmerzen,
Lieben, haſſen,
Heiß erfaſſen,
Kalt es laſſen,
Opfer fordern, Opfer bringen,
Erdwärts ſtreben, auf ſich ſchwingen,
Trotzen, wagen,
Zittern, zagen,
Lachen und weinen,
Haſchen und beben,
Glauben, verneinen,
Zürnen, vergeben!
Und ſie nahmen einen Tropfen Thau,
Der gefallen von dem Himmelsblau,
Und ein Veilchen aus dem Thal,
Und vom Morgenroth den erſten Strahl,
Und Vergißmeinnicht, ſo klein,
Abgepflückt in Luna's Schein,
Gaben Alles dann hinein
In den Kelch der Lilie, rein,
Stellten's dann mit frohem Muth
An der Liebe ſanfte Gluth,
Und die Schmetterlinge mußten wachen,
Um die Gluth mit den Flügeln anzufachen;
Als Gewürz noch kamen Zitterpappelblätter,
Maienſonne und Aprilenwetter,
Darauf goßen ſie hinein das Seufzen und das Sehnen,
Einen Wunſch, 'ne halbe Hoffnung und zwei Thränen,
Deckten es zu mit Geduld, mit Demuth,—
Ließen es bewachen von Milde und von Wehmuth,
Von Gemüth im Glück, von Frömmigkeit im Schmerz,
Und aus dieſem Ganzen ward das Frauenherz!"

— Und alſo ward das Frauenherz!
Schlaf und Traum floh himmelwärts;
Als die Schläferin erwacht,
Stand in Licht, in voller Pracht,
Welt und Schöpfung rings umher,
Schwimmend in dem Farbenmeer,
Eingetaucht im Sonnenlichte,
Baum und Blüte, Blatt und Früchte,
Und des Haines Jubellieder,
Und der Vögel bunt Gefieder
Schifften
In den Lüften,
Und die blauen Ströme lachten,
Und zur Seit' der kaum Erwachten
Stand der Mann, der Lichtgebor'ne,
Der zum Herrſchen Auserkor'ne,
Und ſie ſieht ihr eig'nes Leben,
Aber höher, in dem Manne wieder,
Und ſie fühlt ein ſüßes Beben,
Und ſie ſchlägt die Augen nieder,
Und die erſte Röthe blühte
Auf der Wange, die erglühte,
Und die erſte Thräne tropfte
Auf das Herz, das leiſe klopfte,
Und das erſte, ſüße „Ach!"
Ward auf rother Lippe wach,
Und der erſten Liebe Luſt und Schmerz
Zogen ein in's Frauenherz! —

— Und der erſten Liebe Luſt und Schmerz
Zogen ein in's Frauenherz!
Frauenherz iſt wie die See,
Wie die See iſt Frauenbruſt,

In den Tiefen Freud' und Weh,
In den Tiefen Schmerz und Luſt!
Nur der Taucher, der hinab ſich wagt,
Unverzagt,
Dem allein nur wird es kund,
Daß die Perle wohnt am Grund!
Aber wer die Wellen blos, die klaren,
Oberflächlich will befahren,
Wenn den leichten Gauklernachen
Gold'ne Wellen blos umlachen,
Und der Weſte lindes Säuſeln
Buhlend leicht die Fluthen kräuſeln
Bei dem ſteten Sonnenlicht,
Kennt das Herz der Frauen nicht!
Wenn der Liebe Luſt und Wonne
Wird beſtrahlt von Glückesſonne,
Und der Lüfte ſanftes Koſen
Gaukelt um der Minne Roſen,
Iſt ihr Herz ſo ſanft, ſo eben,
    Hingegeben
    Jeder Windung
    Der Empfindung,
    Wie die See,
    Die am Abend,
    Still und labend,
Jedes Sternlein wiederſtrahlt,
Das der hohe Himmel auf ihr malt!

  — Süß iſt Liebe und beglückend,
Herzerquicklich und entzückend,
Wenn der Gegenliebe Luſt
Waltet in der Frauenbruſt;
Doch auch furchtbar wie die See,
Iſt die Lieb', wenn Schmerz und Weh,

Wenn der Liebe Leid und Qual
Schwarz verhüllt den Sonnenſtrahl!
Wenn von naher Bucht
Aus der wilden Schlucht
Sturm ſeinen Fittig tragt!
Wehe, wenn der Liebe Flucht
Frauenherz hat angenagt,
Wehe, wenn die Eiferſucht
Frauenherz hat aufgejagt!
Eiferſucht, die wilde Hyder,
Erſt getödtet, lebend wieder!
Eiferſucht, die ihre rauhen,
Wilden, ſcharfen, ſpitzen Klauen
Höhnend in das Herz der Frauen,
Wo es ſich am Zart'ſten regt,
In die tiefſten Saiten ſchlägt!
Eiferſucht, die unruhvolle,
Eiferſucht, die argwohnstolle,
Eiferſucht, die ewigwache,
Eiferſucht, voll Gift und Rache,
Eiferſucht, die nimmer faſtet,
Eiferſucht, die niemals raſtet,
Eiferſucht, die ſcheintodt eben
Stets erwacht zum neuen Leben,
Eiferſucht, die Zwieſpaltſtift'rin,
Eiferſucht, die Schlafvergift'rin,
Eiferſucht, den Traum verpeſtend,
Eiferſucht, den Wahnſinn mäſtend,
Eiferſucht, mit allen Grauen,
Eiferſucht, mit allen Schrecken,
Iſt allein im Herz der Frauen
Schrecklich, gräßlich anzuſchauen!

— „Iſt allein im Herz der Frauen
Eiferſucht ſo anzuſchauen,
Weil mit ihrer reinſten Macht
Liebe es hat angefacht,
Weil der Liebe höchſte Wellen
Bis zum Himmel hoch es ſchwellen,
Leuchten doch im Frauenherzen
Alle andern Himmelskerzen,
Und in ihrem Herzenskerne
Scheinen tauſend Liebesſterne,
Werfen ihren Götterſchein
In dies Leben hell hinein!“ —

— Sterne, die in's Leben ganz allein
Werfen ihren Zauberſchein,
Stehen mit den Himmelsflammen
Eingeſcharrt in Frauenbruſt zuſammen.
Denn von der Liebe gold'nem Baum
Bauen ſich viel Blütenäſte
Blühend auf zum Lebensfeſte,
Die des Lebens kurzen Raum
Wandeln um zum Göttertraum!
Liebe iſt der große Sonnenball,
Und aus ihrem Feuerſchwall
Sprühen Sterne namenlos
In des Lebens dunklen Schooß.
Gattinliebe,
Aller Triebe
Reinſte Krone,
Keuſch entflammt,
Die vom Throne
Gottes ſtammt!
Gattinliebe, vielgeſtalt'ge,
Demuthsreiche, kraftgewalt'ge,

Gattinliebe, Tempelblume
In des Herzens Heiligthume,
Heilig Band, vom Himmel oben
In das Daſein eingewoben,
Um im keuſchen Bund der Seelen
Das Verwandte zu vermählen,
Um das Scepter milder Sitte
Auf dem Thron und in der Hütte
In dem Leben zu begründen,
Um der Keuſchheit Prieſterfeuer
In dem Daſein anzuzünden,
Um der Tugend Sternenſchleier
Um der Liebe Bild zu winden,
Um die Scham, die tieferglühte,
Dieſe reine Himmelsblüte,
An der Sinne Frucht zu binden,
Um den Mann, den ewig ſchwanken,
Um den Mann, den ewig wirren,
An dem Band, dem frommen, milden,
Aus dem Kampfe der Gedanken,
Mit dem frommen Taubengirren
In die zärtlich engen Schranken,
In die Gleiſe
Stiller Weiſe
Rückzuführen,
Wo in freundlichen Bezirken,
Häuslich Lieben, Sinnen, Schaffen, Wirken,
Und der zarten Treue Thun und Laſſen
Mit den tauſend Armen ihn umfaſſen.

Mutterliebe dann, die einzig wahre,
Felſenfeſte, demantklare!
Was das Herz an Fühlen kennt,
Was der Menſch Empfindung nennt,

Jeder Schmerz und jede Wonne
Unter dieſer Weltenſonne,
Reichen nicht in Schmerz und Luſt
An Gefühl in Mutterbruſt!
Mutterthränen, Mutterſorgen
Wachen an des Kindes Morgen,
Mutterthränen, Mutterbruſt
Tränkt das Kind in erſter Luſt,
Mutterthränen, Mutterharm
Wiegt das Kind auf weichem Arm,
Mutterthräne, Mutterhand
Führt das Kind am Gängelband,
Mutterthräne, Mutterſchooß
Zieht das Kind allmälig groß,
Mutterthräne, Mutter-Ach
Iſt des Nachts beim Kinde wach,
Mutterthräne, Mutterpein
Sitzt beim kranken Kind allein!
Schwerzgeſtützt auf ihrer Rechten,
Sitzt ſie in den Kummernächten,
Alles Schlummers dann beraubt,
Bei des kranken Kindes Haupt;
Neigt ſich auf das kleine Köpfchen,
Wiſcht hinweg des Schweißes Tröpfchen,
Legt ihr Haupt an ſeine Wangen,
Um die Gluthen aufzufangen,
Lauſcht auf ſeinen Odem wieder,
Kniet in heißen Thränen nieder
An des kleinen Bettleins Ende,
Faltet betend ihre Hände:
„Mutter du der höchſten Gnaden,
Laſſ' mich meinen Schmerz entladen.
Loſſ' die Thränen dir gefallen,
Die aus heißem Aug' mir fallen,

Laſſ' mein Beten dir gefallen,
Nimm es für des Kindes Lallen,
Laſſ' zu meines Kindes Frommen
All mein Flehen zu dir kommen,
Selber kann es noch nicht beten,
Kann nicht ſelber vor dich treten,
Kann nicht ſelbſt die Händchen falten,
Darum laſſe Gnade walten,
Schaue mild vom Himmel nieder,
Gib das Kind der Mutter wieder,
Gib das Kind, das holde, kleine,
Unſchuldvolle, ſündenreine,
Gib mein Kind, das unentweihte,
Gib es mir, Gebenedeite!
Hat doch ſelbſt der Himmel oben,
Den die Engel-Chöre loben,
Hat der Himmel doch, der große,
Größ'res nicht im Gnadenſchooße,
Höh'res nicht, was er verkünde,
Um zu tilgen Buß' und Sünde,
Als die Mutter mit dem Kinde!" —

Aber Frömmigkeit und Glaubensfrieden
Iſt dem Frauenherz beſchieden,
Wenn nach unerforſchtem Willen
Wunſch, Gebet ſich nicht erfüllen,
Zieht des Glaubens Troſterhebung
Und die Wehmuth der Ergebung
In des Himmels ew'ge Macht,
Wie ein Morgenroth nach finſt'rer Nacht,
Wie der neuerwachten Sonne Thau
Wieder ein in's Herz der Frau! —

— Und ihr Herz, erſt wild erſchüttert,
Demuthsvoll und leiſe zittert,
Weil's, in Luſt und Schmerz erregt,
Stets den Himmel in ſich trägt,
Weil es iſt im Leben rein,
Wie der Strahl im Demantſchein;
Weil es iſt im Lieben wahr,
Wie Gebet am Hochaltar;
Weil es iſt in Treu erkannt,
Wie im Meer die Felſenwand;
Weil es iſt an Sittigkeit,
Wie der Saum am Lilienkleid;
Weil es iſt an Mitleid reich,
Wie an Sternen iſt das Nachtbereich;
Weil es iſt im Glück ſo mild,
Wie im Morgenſchein ein Heil'genbild;
Weil es iſt im Leid ſo ſanft,
Wie das Moos am Quellenranft;
Weil es iſt im Hoffen ſtark,
Wie Prieſterwort am Todtenſarg;
Weil es iſt im Glauben klar,
Wie im Sonnenlicht der Aar;
Darum bleibt in jeder Sänger-Weiſ'
Auf dem ganzen Erdenkreis
Nur dem Frauenherzen Ruhm und Preis!

Das Gnadenbildniß.

Am Bett des Kindes, das nach Krankheitsleiden
 Genas, und kaum entriſſen der Gefahr:
Sitzt ſeine Mutter mit dem Aug' voll Freuden,
 Das ſchon ſo viele Nächte ſchlaflos war;
Es ſinkt ihr ſchönes Haupt ermüdet nieder
 Zu ihrem Kinde, kaum dem Tod entrafft;
Es nimmt der Schlummer ihre Augenlieder
 Nach langentbehrtem Schlaf in ſeine Haft.
So Kind als Mutter ſind vom Schlaf umfangen,
 Der nur zu lange ihnen war geraubt,
Es ruhet an der Mutter ſchlaferglühten Wangen
 Des ſüßen Kindes kleines blaſſes Haupt.
Da tönt es durch die Straßen: „Feuer! Feuer!“
 Und, ach! ein dumpf Geſchrei durcheilt die Stadt,
Die ſchon der Brand, dies freßend Ungeheuer,
 Mit tauſend Armen angezündet hat;
Der Wind ſpielt mit den freien Flammenlocken,
 Daß wild und ſchnell ſie flattern hin und her;
Es tönt hernieder von den Feuerglocken
 Wie von dem Leuchtthurm ob dem Gluthenmeer,
Von Dach zu Dach in wilderglühten Flammen
 Tanzt wüthend hin die wilde Feuersbraut,
Von ihren Feuerküſſen ſtürzt zuſammen,
 Was jahrelange Menſchenkraft erbaut.
Verſpottend immer alle Rettungskräfte,
 Umſpannt ihr Gluthennetz ein jedes Haus;
Sie gießet wie zum gräßlichen Geſchäfte
 Das Füllhorn ihrer Feuerroſen aus;

Und Hab und Gut und Menſchen ſind verloren,
In Trümmer liegen tauſend Häuſer ſchon,
Da dringt auch an der Mutter off'nen Ohren
Der wildverworr'ne dumpfe Jammerton.
Sie ſpringt empor, und greller Feuerſchimmer,
Der durch die Straßen lüſteglühend quillt,
Hat ſchon des Kindes kleines Krankenzimmer
Mit ſeinem graſſen Lichte rings erfüllt.
Ergriffen von dem tödtlich bangen Schrecken,
Ermannt zuerſt ſich doch das Mutterherz,
Die angſtgelähmten Mutterarme ſtrecken
Nach ihrem Kinde ſich, mit Angſt und Schmerz;
Sie reißt das Kind im gräßlichen Erbleichen
An ihre Bruſt, und ſtürzet fort im wilden Lauf,
Und eilt mit ihrer Laſt den Ausweg zu erreichen,
Und reißt die Thüre wüthig kräftig auf;
Da wälzt ſich ſchon des Feuers Purpurſchleppe
Wie eine Gluthendecke von Rubin,
Auf alle Stufen von des Hauſes Treppe
Mit ihrer fürchterlichen Lohe hin.
Entſetzt von dieſem Anblick flieht geſchwinde
Zurück die Mutter mit der theuren Laſt,
Und eilet mit dem kaum geneſ'nen Kinde
Dem Fenſter zu mit Angſt und Rettungshaſt, —
Da iſt das Glas geſchmolzen und geſprungen,
Erglüht iſt ringsum Mauer und Geſtein,
Es züngeln lüſtern rothe Flammenzungen
Durch's Fenſter in das Zimmer ſchon herein.
Es klettern auch des Brandes Ringelſchlangen
Herauf ſchon an des Zimmers dünner Wand,
Und ohne Rettung ſieht ſie ſich umfangen,
Ihr einzig Kind geweiht dem Todesbrand!

Kein Ausweg aus den Gluthen ſteht ihr offen,
Verzweiflung wüthet ihr durch Bruſt und Herz,
Auf Erden iſt nicht Rettung mehr zu hoffen,
Ihr einzig Hoffen geht nun himmelwärts.
Und vor ein Gnadenbildniß, eingemauert
In dieſes kleinen Zimmers Seitenwand,
Wirft ſie ſich hin, von Schmerz und Weh durchſchauert,
Und ſtreckt empor die fromme Beterhand:
„Du heil'ge Mutter auf dem Gnadenthrone,
Die ſelber du in gotterfüllter Bruſt,
Empfunden haſt mit deinem Himmelsſohne,
Der Mutter Schmerzen und der Mutter Luſt;
Die du verklärt in dieſem ſüßen Bildniß,
Das Götterkindlein wiegſt auf deinem Schooß;
O ſchau' hernieder jetzt voll Gnad' und Mildniß,
Auf deine Magd, die aller Hilfe bloß.
O holde Mutter du des Benedeiten,
Dir zünd' ich dieſe tauſend Flammen an,
Als heil'ge Lichter, als die dir geweihten,
Entbrennen ſie auf dieſes Hauſes Plan;
O rette mir das Kind, das ſüße, kleine,
Das ich mit tauſend Schmerzen einſt gebar —
O ſchütze es, das unſchuldsvolle, reine,
O rette, rette, rett' es von Gefahr!" —
So fleht ſie heiß und voll von Angſt und Jammern
Ringt zu dem Gnadenbildniß ſie die Hand,
Und tödtlich ängſtlich, voll Verzweiflung, klammern
Sich ihre Hände an des Bildes gold'nen Rand;
Da ſcheint das Gnadenbild ihr nachzugeben,
Und plötzlich ſinkt es aus der Wand hinaus,
Und ſie erblickt, mit freudigem Erbeben,
Nun durch die Wand den off'nen Weg durch's Haus!

Dieſelbe heil'ge Wölbung, die ſo lange
Die Himmelsmutter mit dem Kind umfaßt',
Sie dienet nun zum ſichern Rettungsgange
Der ird'ſchen Mutter mit des Kindes Laſt;
Und von den hellen Flammen in dem Zimmer
Iſt nun das Gnadenbildniß angeſtrahlt,
Es iſt, als ob ſich nun ein heil'ger Schimmer
Um der Gebenedeiten Antlitz malt;
Und ihr verklärter Blick, er ſcheint zu ſagen:
„Wer ſich in Noth zum Himmel hat gewandt,
Den rettet, wenn die Menſchen auch verzagen,
Aus höchſter Erdennoth doch Gotteshand.“

Die Roſe vom Grabe.

Wer kennt das Band, von Geiſterhand gewoben,
Das magiſch unſer Sein gefeſſelt hält?
Wer ſchaut die Schwindelbrücke, die nach oben
Der Seele Ahnung führt aus dieſer Welt?
Wer findet das Geheimniß leiſer Mahnung,
Die oft die Bruſt der Menſchen ſtill beſchleicht?
Wer weiß die Urſach', daß oft Todesahnung
Beim frohen Feſt die kalte Hand uns reicht?
Wer ſieht das Netz aus dunklen Sympathien,
Das ſich um beide Welten magiſch ſchlingt?
Wer hört den Cyklus jener Melodien,
In dem der Seele Gruß zur Seele klingt?

Kein Menſch kennt ſie, doch ahnet er das Grauen,
Das uns bei Geiſtermärchen ſüß umflicht;
Wir ahnen ſie, wenn wir zum Himmel ſchauen
Um Mitternacht, wenn Mond und Stern nur ſpricht;
Wir ahnen ſie, wenn plötzlich kühler Schauer
In einſam ſtiller Stund' die Wang' uns ſtreift,
Wir ahnen ſie, wenn plötzlich tiefe Trauer
Ganz urſachlos das bange Herz ergreift;
Wir ahnen ſie in nächtlich ſtiller Stätte,
Wenn im Gemäuer Todtenwürmchen zirpt;
Wir ahnen ſie am düſt'ren Sterbebette,
Wenn in dem Arme uns ein Liebes ſtirbt!

Und ſolch ein wunderſam Ergebniß, deſſen Ende
Sich ganz verliert in's unbegriff'ne Reich,
Und wahr iſt, und doch nie Erklärung fände,
Wenn ihr es mir erlaubt, erzähl' ich Euch.

In Augsburg war's, am Tage Allerſeelen,
Ein Fremder kam, zu bleiben über Nacht,
Die Sonn' begann aus Nebel ſich zu ſchälen,
Es war ein Nachmittag in Herbſtespracht.
Er geht hinaus, die Stadt ſich zu beſchauen,
Da ſtrömt das ganze Volk zum Thor hinaus,
Und Jung und Alt, und Kinder, Männer, Frauen,
Jedwedes kommt mit einem Blumenſtrauß,
Er folgt dem Zug, er miſcht ſich in's Gedränge,
Und zieht mit allen Andern ruhig fort,
Zum Friedhof wallt die frommgeſtimmte Menge,
Nur beten hört man ſie, und ſonſt kein Wort.

Es iſt ein ſchönes Feſt, ein Feſt voll Sehnen,
Das Gräberfeſt am Allerſeelentag!
Wo gibt's ein Antlitz, das nicht naß von Thränen,
Auf einem theuren Grab ſchon betend lag?
Wo gibt's ein Herz, das nicht mit leiſem Pochen
Schon niederſank an einem Leichenſtein?
Wo iſt ein Mund, der nicht ſchon einſt geſprochen
Ein ſtill Gebet am Leichenhügel klein?
Wo iſt ein Aug', das nicht ſchon einſt begoſſen
Das Kreuz, das einem theuren Todten gilt?
Wo iſt die Hand, die nicht mit Blumenſproſſen
Schon eine Grabesurne hat umhüllt? —

Wie viele Herzen gibt's, die einſam brechen?
Wie viele Thränen gibt's, die Niemand ſchaut?
Wie viele, die des Jahrs nur einmal ſprechen
Mit ihren Todten einen Herzenslaut?
Wie viele Schmerzen gibt's, wie viel Beſchwerden,
Wie vielen Jammer, der am Menſchen nagt,
Den Niemand hört, als nur in tiefer Erden
Ein Todter, dem man's in die Erde klagt?
Wie viel verborg'ne, blut'ge Herzensſtunden,
Wie viel verfehlte, bitt're Seelenqual
Erſchließen ihre tiefzerſchlitzten Wunden
Im Leben nur an einem Grabesmal?
Wie Viele ſind, die ungeliebet gehen
Mit einer Bruſt voll Liebe durch die Welt,
Die eine Todte nur zum Wiederſehen
Am Allerſeelentag hinausbeſtellt?
Wie viele Mütter ſtillen hier mit Zähren
Durch dürren Sand ihr frühverblich'nes Kind?
Wie viele Waiſen kommen und begehren
Vom Grab ein Herz, das mütterlich geſinnt? —
Und alle dieſe Schmerzen, Thränen, Klagen
Schmückt ſich der Menſch mit bunten Blumen aus,
Und Blumenkränze, Roſenſträuße tragen
Die Lebenden den Todten ſtets hinaus.
Geſchmückt wird jedes Grab, an jedem Steine
Glänzt ein Gewind von Blumen, Band und Laub,
Und von der Grabeslampen düſt'rem Scheine
Erhellt ſich rings der Todtenhügel Staub.
Und Jeder eilt, ein theures Grab zu zieren,
Allüberall wind't ſich um Kreuz und Stein
Ein Kranz, ein Namenszug aus Blumenſchnüren,
Ein Herz aus Grabmoos und Vergißnichtmein!

Der fremde Mann allein, er geht herauf, hernieder,
Von Grab zu Grab, und Wehmuth füllt ſein Herz,
Da hört er plötzlich Klang der Todtenlieder,
Er wendet ſich und ſpähet allerwärts;
Und ſieh', am Saum der weißen Kirchhofmauer
Gräbt man ein friſches Grab im Wieſengrund,
Gebracht wird dann ein Sarg, voll tiefer Trauer
Iſt Alles, was da ſteht im Kirchhofsrund.
Ein Mädchen iſt's, im Frühling ihrer Jahre
Gemäht aus ihres Lebens Blumenbeet,
Ein Brautkranz ruhet auf der Todtenbahre,
Der Bräutigam gebeugt und ſchluchzend ſteht!
Ein heißes Weinen und ein bitt'res Klagen
Zerreißt ringsum die ſtille Abendluft,
Und Alle weinen, die die Bahre tragen,
Ein fromm Gebet folgt nach ihr in die Gruft;
Und als geſchloſſen ward die ſtille Grube,
Schmückt ſchluchzend der Geliebte dann das Grab,
Mit Roſen und mit Blumen wie die Stube
Der Lebenden, mit ſeiner Liebe Gab'!

Und nach und nach verlieret ſich die Menge,
Und ſtille wird's, der Kirchhof wird ſchon leer;
Dem fremden Manne wird das Herz ſo enge,
Ein bang Gefühl ergreift die Bruſt ihm ſchwer!
Er hat wohl auch da unten was verborgen,
Wohl auch ſo ſeines Daſeins höchſtes Gut? —
Der Tod, er kommt gar gerne früh am Morgen,
Die Knoſpe bricht er gern in Jugendglut,
Die *grünen* Scheitel liebt er, nicht die *grauen*,
Die rothen Wangen, nicht die alterbleich;

Bei Lebensſatten läßt er ſich nicht ſchauen,
Bei Lebensfrohen, da erſcheint er gleich;
Das Jammerhaupt, auf hohle Bruſt geſunken,
Das trägt er nicht in's letzte Schlummerbett,
Das Haupt, umſtrahlt von gold'nen Glückesfunken,
Das führt er gern in's grüne Cabinet!
Das Herz nicht bricht er ſich, das nicht gebunden
An dieſe Erd' durch ſüßer Liebe Band,
Doch wo ein Herz zum zweiten ſich gefunden,
Da reißt ſie auseinander ſeine Hand!
Und wo ein Leben ſtehet ungeborgen,
Läßt einſam er's, der Ufermuſchel gleich,
Doch wo ein Leben für ein zweit's muß ſorgen,
Das führt er fort in ſein umdunkelt Reich;
Und was der Menſch der Liebe gibt im Leben,
Das gibt der Menſch der Liebe auch im Tod:
Ein Blumenblatt, ein Aug', wo Thränen beben,
Und ein Gebet im ſtillen Abendroth. —

Dies denkend, bücket ſich der Fremde nieder,
Und pflückt vom friſch geſchmückten Grab der Braut
Sich eine Roſe ab und geht dann wieder
Zum Kirchhof 'naus, weil ſchon der Abend graut;
Und als er durch die Kirchhofthür will ſchreiten,
Da fällt ihm plötzlich eine Tafel auf,
Die der Pforte ſtehet rechts zur Seiten,
Und deutlich groß zu leſen iſt darauf:
„Ihr Wand'rer, ehrt das Eigenthum der Todten,
Die Blumen ſind der Todten Eigenthum!“
Er liest mit Schreck, was Frömmigkeit geboten,
Verletzt hat er der Todten Heiligthum;

Zwar falſche Scham läßt ihn zurück nicht kehren,
Die Roſe hinzulegen auf das Grab,
Doch kann er einem Wehgefühl nicht wehren,
Das ihm der Tafel Inſchrift peinlich gab;
Und ſinnend kehrt er heim, in ſeinen Händen
Die Grabesroſ' beſchaut er unverwandt,
Will bald zurück an ihren Platz ſie ſenden,
Bald nennt das Aberglaube ſein Verſtand;
Doch iſt's ein Etwas, das mit ſchwerem Bangen
Die Bruſt ihm füllt, als er allein;
Er ſetzt die Grabesroſe ſchmerzbefangen
Vor'm Schlafengeh'n in eine Vaſe ein.
Er ſchließt die Thür und iſt zu Bett gegangen,
Die Roſe vor ſich auf dem Leſetiſch;
Sein Blick bleibt magiſch an der Roſe hangen,
Die aufgeblüht iſt in dem Waſſer friſch.
Und alſo ſinnend, trachtend, voll Gedanken
Thut er die Lichter aus und ſchlummert ein;
Zerfloſſen iſt die Welt, ein loſes Schwanken
Von Bildern ſchwirrt um ihn in buntem Schein;
Doch bald verrinnt die Fluth, die aufgeregte,
Der Schlaf beruhigt das Gedankenmeer,
Da plötzlich iſt's, als ob ſich etwas regte,
Es rauſcht unheimlich von der Straße her;
Er hört beim Namen leiſe ſich gerufen,
Er richtet ſich im Bette ſitzend auf,
Da naht's mit leiſen Tritten auf den Stufen
Stets nah' und näher geiſterhaft herauf;
Die Thür geht auf und in das off'ne Zimmer
Tritt ein' Jungfrau, blaß, im weißen Kleid,
Vor ihr her geht ein ungewiſſer Schimmer,
Ein friſcher Brautkranz iſt ihr ganz Geſchmeid;

Und immer näher jetzt ſieht er ſie ſchweben
Dem Tiſch, auf dem die Roſe ſteht,
Entſetzen faßt ihn an, ein tief Erbeben
Durch alle ſeine Lebenspulſe geht;
Und immer näher ſchwebt ſie und ſie deutet
Mit einem Finger auf die Roſe hin,
Indeß die and're Hand ſie ausgeſpreitet,
Mit der ſie rufet ihr zu folgen ihn:
„Du haſt mein Eigenthum mir heut' genommen,
Mein Todten-Eigenthum aus Liebeshand;
D'rum ſollſt ſogleich Du Frevler mit mir kommen,
Und ſetz' die Roſe ein an Grabesrand!" —

Und willenlos folgt er dem Blick, dem ſtieren,
Die Roſe in der Hand, folgt er ihr nach;
Die Schlöſſer öffnen ſich, des Hauſes Thüren,
Und auf die Straße kommen ſie gemach;
Die Todte ſtets voran, mit weißem Finger
Ihm nach ſich winkend durch die öde Stadt,
So folgt er ihr hinaus vor Thor und Zwinger,
Zum Kirchhof hin, der ſich geöffnet hat;
Sie ſchwebt hinein, er auch, die Pfortenflügel
Sie ſchlagen hinter ihnen dröhnend zu,
Sie winkt ihm hin zum friſchen Grabeshügel,
Das Grab, es öffnet willig ſich im Nu.

„Hier!" ruft ſie dumpf und zeiget auf die Stelle,
An der die Roſe fehlt, die er geraubt,
Und ſteigt in's Grab und an der Grabesſchwelle,
Da wend't noch einmal ſie das blaſſe Haupt,

Und wie er mit der Roſ' ſich bückt herunter,
Und wieder gibt der Todten Eigenthum,
Da faßt ſie ihn und zieht ihn mit hinunter,
Und zieht in fort in's ſtille Gräberthum;
Da faßt's ihn an mit Grauſen und Entſetzen,
Der Bruſt entwindet ſich ein Schreckensſchrei —
Und er erwacht, und Schweißestropfen netzen
Sein Angeſicht, auf ſeiner Bruſt liegt Blei; —
Er ſpringt empor, ſchon dämmern Morgenſtunden,
Sein erſter Blick, er ſucht die Roſ' vom Grab, — —
Die Roſ' vom Grabe aber war verſchwunden,
Und keine Spur mehr Kunde von ihr gab!

⁂

— — Wieſo das kam? Wer hat denn je gefunden
Noch die Parole zu der Wundermacht,
Die oft von Welt zu Welt die leiſen Runden
In ahnungsvollen Schauerſtunden macht?
Denn jeder Menſch in ſeinem eig'nen Herzen
Trägt einen Kirchhof ſtill mit ſich herum,
Da drinnen brennen dunkle Trauerkerzen,
Und theure Todte liegen bleich und ſtumm!
Und eingeſenket in der Herzenskammer
Steht Sarg an Sarg, ein theures Schattenreich,
Und wir beſuchen oft im tiefen Jammer
Die Gräber in dem eig'nen Herzbereich!
Und mitternächtlich, wenn entflieht der Schlummer,
Der Menſch beim eigenen Gedanken wacht,
Beſucht den Herzenskirchhof er voll Kummer
Und feiert ſo die Allerſeelennacht!

Und windet Kränze aus verfloſſ'nen Stunden
Und pflücket Roſen der Erinnerung,
Und Blumen, der Vergangenheit entwunden,
Sie werden auf den Gräbern friſch und jung;
Und er begießt mit Todtenopferthränen
Die Leichenhügel in der eig'nen Bruſt,
Und ſpricht ſie an mit heißem Liebesſehnen,
Ihr Angedenken iſt ihm tief bewußt! —
D'rum ſoll der Menſch nur ſtets mit Liebe ſprechen
Von allen Todten, ſo Freund als Feind,
Soll nicht den Stab dem Angedenken brechen,
Er bricht das Herz von dem, der ſie beweint!
Den Abgeſchied'nen ſei nur Lieb' geboten,
Erinn'rung ſei uns ſtets ein Heiligthum,
Denn: Menſchen, ehrt das Eigenthum der Todten,
Erinn'rung iſt der Todten Eigenthum!

Die Oſterblume.

Ein Märchen.

Wollt Ihr folgen mir in's Reich der Sagen?
In der Sagen wunderbares Land,
Wo die Blüten gold'ne Früchte tragen,
Wo auf Aeſten blüht der Diamant;
Wo auf rieſenhaften Fabelbäumen
Wohnen Vögel, wunderſam von Klang,
Wo aus buntgefärbten, ſüßen Träumen
Sich entringen Lieder und Geſang?
Wo's in Wäldern rauſchet von Geſchichten,
Wo ein jedes Veilchen was erzählt,
Wo zu Flüſterſtändchen und Gedichten
Schilf und Rohr den Klang vermählt?
Wo die Blätter, Gräſer, Blumen, Blüten
Sprechen, lieben, weinen in den Sand,
Wo, die gold'nen Lämmer froh zu hüten,
Schäfer und Prinzeſſ' geh'n Hand in Hand,
Wo die Waſſernix' die gold'nen Haare
Badet in dem Aetherblau der Fluth,
Wo die Nix' im goldenen Talare
Singend unter Mandelbäumen ruht? —
Wollt Ihr das? So reichet mir die Hände,
Dichtkunſt breitet ihren Mantel aus,
Faßt mit mir des Saumes Purpur-Ende,
Raſch im Wolkenfluge geht's hinaus. —

Da iſt's! Wie die Zauberblumen nicken!
Jede will gehört, verſtanden ſein;
„Oſterblume“ winkt, ich ſoll ſie pflücken,
Und mich lockt ihr wunderſamer Schein!
Lauſchend bück' ich mich zu ihr hernieder,
Und was ſie erzählt, erzähl' ich wieder! —

— Jung, in ihres Lebens Morgenſtunden,
Geh'n zwei Freunde innig Hand in Hand,
Beide haben noch nicht aufgefunden
Lebensplan und Lebens Feſtbeſtand,
Schwankend irren ſie auf Lebenswogen,
Zaghaft bald und bald verwegen, keck,
Fühlen da und dort ſich angezogen,
Nirgends feſten Grund und feſten Zweck;
Sie ergehen ſich im Land der Träume,
In der Märchen goldgefülltem Land;
Bau'n ſich an im Reich der bunten Schäume,
Wandern in der Sage Zauberland.
Und ſie hören von der Blume ſprechen,
Von der „Oſterblume“, die zur Geiſterſtund',
Oſternacht, am Kreuzweg man muß brechen,
Wenn im Mondenlicht der Waldesgrund.
Die, gepflückt ganz ſtumm zur zwölften Stunde,
Ihren Finder ewig glücklich macht,
Willenlos ihn leitet, ihm gibt Kunde,
Wo im Erdenſchooß ſein Glück ihm lacht.
Und gebunden an die Blum' hienieden
Wird ſein Glück, ſein Leben und ſein Tod,
Denn, bevor der Tod ihm wird beſchieden,
Welkt die Blume und verſchließt ihr Roth.

Und ſie ziehen feſt vereint von dannen
In der Oſternacht zum dunklen Wald;
Dringend durch's Geſtrüpp, durch Reis und Tannen,
Dringen vorwärts ohne Aufenthalt,
Bis ein ſchmaler Kreuzweg, tief im Dunkeln,
Und betreten kaum von Menſchenſpur,
Sichtbar wird, und auch des Mondes Funkeln
Tritt hervor aus ſchwarzer Wolkenflur,
Und es ſteht allda im Wunderſchimmer
Eine „Oſterblume“ am Geſtein,
Und ſie trauen ihren Augen nimmer,
Blendend fließt um ſie ein Zauberſchein;
Und, die holde Blume nun zu brechen,
Knien ſie im Geiſterſtrahl,
Bebend, ohne nur ein Wort zu ſprechen,
Pflücken beide Freunde ſie zumal. —
Lachend, weinend, jubelnd zieht's dann Beide
Machtlos fort, wohin die Blume will;
Beide halten feſt ihr Glücksgeſchmeide,
Wandern ſinnend weiter, ahnungsſtill,
Bis zur Bergſchlucht, wo am Schauerorte
Sich die Felswand ſenket, jäh' und ſchräg',
Und der Blume öffnet eine Pforte
In der Wand ſich und ein ſich'rer Steg,
Und ſie ſchmiegen durch die Felſenwände
Sich hinunter bis zum Abgrund faſt;
Doch, da ſchimmert's an des Ganges Ende,
Und ſie ſteh'n im goldenen Palaſt!
Silberlicht durchfließt die hohen Hallen,
Götterbilder ſchauen von der Wand,
Wunderbar Geſtein und Gluthkorallen
Funkeln aus dem gold'nen Eſtrichſand;

Und im großen, glanzdurchſtrömten Saale
Sitzen, links ein Mann, rechts eine Frau,
Edelſtein', Geſchmeid' und Goldpokale
Liegen in der Mitte reich zur Schau.
Und der Mann theilt aus mit vollen Händen
Gold und Silber, Demant und Rubin,
Und den Einen locken ſie, die Spenden,
Zu den Schätzen zieht's gewaltſam ihn.
Angeglüht vom gierigen Verlangen,
Läßt die Blume er dem Freund allein,
Greift geſchwind nach Gold und Silberſtangen,
Greift nach Demant und nach Edelſtein.
Doch der And're ſteht vertieft im Schauen,
Schaut verwundert auf das Wunderweib,
Die in den Talar, den himmelblauen,
Sittig hüllt den ſüßen Lilienleib;
Und er hängt an ihren klaren Zügen
Zagend, wagend, fremd, und doch vertraut,
Süßen Schmerz und bitteres Vergnügen
Fühlt er tief, je mehr er ſteht und ſchaut,
Und ihm iſt's, als hätt' in Kindertagen
Er das ſchöne Weib ſchon einſt geſeh'n,
Ob als Engel zu der Wieg' von ihr getragen,
Ob als Fee durch ſeine Kindheit geh'n,
Ob als Lichtgeſtalt im Morgentraume,
Ob als Geſpielin, ſelbſt ein Kind,
Ob als Chriſtkind bei dem Weihnachtsbaume,
Ob — er weiß nicht, wie er auch ſteht und ſinnt! —
Und die Blume, ihm allein gelaſſen,
Als ſein Freund den blanken Mammon fand,
Sieht er von der ſchönen Frau erfaſſen,
Küſſen und zurückgelegt in ſeine Hand,

Und der And're, der mit ſchweren Schätzen
Sich beladen übervoll und ſchwer,
Reißt ihn aus dem ſeligen Ergötzen,
Zieht ihn fort, der noch an Reichthum leer.
Jener bringt zum Lebenseigenthume
Schätze, die kein ſterblich' Auge mißt,
Dieſer bringt nichts mit, als eine Blume,
Die ein ſchönes Sternenweib geküßt!
Beide treten in das Tagslicht wieder,
Doch verſchieden durch die Blum' beglückt.
Jenen zieht es ſchwer zur Erde nieder,
Dieſer fühlt zum Himmel ſich entrückt;
Jener ließ die Oſterblume fahren,
Sah nur Gold, den „Gott der Induſtrie“;
Dieſer wollte ſeine Blume wahren,
Und er ſah die Göttin „Poeſie“!
Jener wird nun reich und groß und mächtig,
Und ſein Mammon herrſchet weit und breit, —
Baut Paläſte, wunderbar und prächtig,
Wird zum großen Gott der kleinen Zeit;
Dieſer baut ſich an in tiefer Demuth,
Wo die Nachtigall im Flieder thront,
An den Weiden, die da ſteh'n in Wehmuth,
An dem Schilf, wo leiſes Seufzen wohnt!
Jener kennt „Beſitz“ nur, „Geld“ und „Güter“,
Magnetiſch zieht er die Metalle an,
Iſt des reichen Schatzes armer Hüter,
Für die Zwergwelt der Papiere ein Titan!
„Beſitz!“ „Gewinn!“ Ihr Doppellauf der Flinte
Auf des Reichthums wilder Menſchenjagd,
Jedes Farbenſpiel und zarte Tinte
Habt aus Zeit und Daſein Ihr gejagt.

Reichthum, Reichthum heißt der gold'ne Rabe,
Der den Glanz der höh'ren Kräfte ſtiehlt,
Kunſt, Begeiſt'rung, Lied und Geiſteslabe,
Der Empfindung Reiz iſt's nicht, wornach er zielt;
Abgeſtreift wird jede Seelenblüte,
Kühle Proſa gähnt uns lichtlos an,
Ausgebrannt wie eine Pulverdüte
Iſt des Daſeins lieblicher Roman;
Ausgeſpielt das Schauſpiel aller Herzen,
Ausgelöſcht die Lichter in dem Schauſpielhauſ';
Nicht die Freuden theilt man, nicht die Schmerzen,
Theilnahmlos und ſtarr geht man nach Hauſ';
Alles, was in liebliche Bewegung
Sonſt das Erdenleben hat geſetzt,
Des Gemüthes Duft, des Geiſt's Erregung,
Scherz und Witz, und was die Seele letzt,
Liebe, dieſer Pfandſchein höh'rer Wonnen,
Freundſchaft, der Geleitſchein treuer Bruſt,
Ruhm, ein Stern, der Ritterzeit entronnen,
Ehre, Götterweib, ſich ſtolz bewußt,
Alles, Alles hat der Selbſtſucht Kralle
Und des Stoffes adelloſe Wucht,
Fortgejagt im Dienſte der Metalle,
Und das Geld lacht Hohn ob ihrer Flucht! —
Aber Dieſer mit der Wunderblume
Nimmt ſie auf, die vor dem Andern floh'n;
Im Geſang baut er der Lieb', dem Ruhme
Und dem Spiel der Muſen ihren Thron; —
In den Saal, den hohlen, freudenleeren,
Bringt er Luſt und Lieb' und Märchenwahn,
Und die Augen, die ſonſt leer an Zähren,
Füllt er ſanft mit ſüßen Tropfen an;

Nach des Tages langverwirrtem Toſen,
Nach der Stunden mühevollem Schwung
Bringt er wieder friſche Morgenroſen,
Sehnſucht, Träume und Erinnerung.
Und die Herzen geben ſich gefangen,
Haß und Gram und jeder Wermuth weicht,
Roſen blühen auf des Weibes Wangen,
Und des Mannes Aug' wird thränenfeucht;
Kindern wird das holde Antlitz bläſſer,
Greiſen kommt zurück ihr Jugendreich;
Böſe Menſchen macht die Dichtkunſt beſſer,
Und die Guten macht ſie Göttern gleich! —
So durch's Leben ziehen Beide weiter,
Beide durch die Oſterblum' beglückt,
Jener reich und ſtolz, doch niemals heiter,
Dieſer arm, doch fröhlich und entzückt;
Jener wohnt im prunkenden Palaſte,
Dieſer wohnt im Stübchen unter'm Dach;
Jener bittet Fürſten ſich zu Gaſte,
Dieſer theilt mit Liebchen ſein Gemach;
Jener muß, ſein Feſtmahl zu verſchönen,
Buhlen um den Sänger in dem Saal,
Dieſem flattern luſtig die Camönen
In ſein Sorgenſtübchen, klein und ſchmal;
Jener wirft den nothbedrängten Armen
Eine Münze hin und dünkt ſich quitt,
Dieſer ſingt für Mitleid und Erbarmen,
Herz und Seel' und Thräne gibt er mit!
Jener zittert bei der Flucht der Stunden,
Zittert beim Gedanken an die Bahr';
Dieſer hat dem Tod ein Lied gewunden,
Und er lächelt ſeinem weißen Haar.

Denn die Oſterblume, ihm gelaſſen
Ganz allein in jener Zauberſtund',
Sieht er welken, immer mehr erblaſſen,
Alſo wird ſein naher Tod ihm kund.
Magiſch und mit leiſen Ahnungsſchauern
Zieht die Blume ihn zu jenem Freund,
Dem der Tod auch naht in gold'nen Mauern,
Dem er ſchrecklich, fürchterlich erſcheint!
Denn er klammert feſt an Geld, Juwelen
Seine dürre, abgelebte Hand,
Scheiden ſoll vom Gott er ſeiner Seelen,
Und ſein Aug' iſt glanzlos ausgebrannt.
Doch der Sänger neigt ſich, milde lächelnd,
Ueber ſeines Freundes wild verzerrtes Haupt,
Tröſtung ſpendend, Lieder fächelnd,
Singend, betend, was er hofft und glaubt.
Und herab, im blauen Glanztalare,
Schwebt das wunderſame Götterweib,
Wie ſie ſtand, umwallt vom gold'nen Haare,
Anmuth floß um ihren ſüßen Leib;
Ihr vom Haupte wallt hernieder
Schleierhaft ein ſterndurchwirktes Band,
Und ſie nimmt die Oſterblume wieder
Ihrem Sänger aus der geiſterblaſſen Hand —
Und ſingt: „Jedem wohl zum Eigenthume,
Blüht auf ſeines Lebens Kreuzweg hier
Eine ſchickſalsvolle Oſterblume,
Die ihn leitet als ſein Glückspanier;
Doch vom Herzen wird's beſtimmt dann immer:
Ob den Wink der Blume er begreift,
Ob er greift nach Glanz und leerem Schimmer,
Oder ob er nach dem Höchſten greift.

Wer für Tand die Herzensblum' läßt fahren,
Findet Herzen nicht im Lebenslauf,
Doch wer ſie ſtets heilig will bewahren,
Dem ſchließt jedes Herz die Blume auf.
Blumen knüpfen ſich an Sterne d'roben,
Sterne ſich an Blumen auf der Erd';
Jedem Herzen wird ſein Sternlein oben,
Und ſein Blümchen d'runten ſchon beſchert."

Inhalt
des zehnten Bandes.

Seite.

Goldfiſchleins Roman,
oder:
Die Zeit der wilden Roſen.
Ein Märchen.

1. Goldfiſchleins Still-Leben 9
2. Zeiſigs Liebeswort 10
3. Goldfiſchleins Gegenrede 12
4. Zeiſigs Duplik 13
5. Schlängleins Intrigue 14
6. Zeiſigs Ehrenrettung 16
7. Die Roſen-Poſt 18
8. Goldfiſchleins Schattenglück 20
9. Zeiſigs Liebestod 21
10. Dichters Grabrede 23

Ernſter und humoriſtiſcher Deklamations-Saal.

Das Solo-Luſtſpiel 27
Die Tonleiter eines Männernamens 34
Die grauen und die heitern Schweſtern 38
O, o! Ho, ho! So, ſo! Rococo! 41
Des Kindes Zuverſicht 44
Das Wettrennen des Lebens 49
Der Gang ins Blindenhaus 52

Seite.
Der Himmelsrath und die Lebens-Engel 56
Das Gewand der Erde 60
Selbſtſtudien und Deklamationsprobe 65
Prolog 82
Perle und Demant 86
Allegoriſcher Prolog 93
Die langen und die kurzen A und O 101
Man trägt's jetzt ſo! — Man macht's jetzt ſo! — Man will's jetzt ſo! — So laſſen wir's auch ſo! . . . 104
Conjugations-Examen des Zeitwortes: „Lieben“ 108
Das Weihnachtsfeſt der Todten 113
Der ſtille Gang 119
Das Lied vom Frauenherzen 123
Das Gnadenbildniß 137
Die Roſe vom Grabe 141
Die Oſterblume 150

Druck von Keck & Comp. in Wien.

Ausgewählte Schriften

von

M. G. Saphir.

Zweite Serie.

als Fortſetzung zur erſten Serie, 6 Bände auf feinem Velinpapier 7 fl. 50 kr. oder 4 Thlr. 5 Sgr.

Saphir's Schriften ſind ein ſprudelnder Born voll Geiſt, Witz und Humor und eine geſunde Nahrung für Herz und Verſtand.

Was wir in dieſer von Saphir ſelbſt getroffenen und von kundiger Hand erweiterten Auswahl bieten, iſt das Beſte, was Saphir's brillante Feder zu Papier gebracht.

Das Geſammtbild des Dichters zu vollenden, haben wir die in den bisherigen vier Auflagen verbreitete Auswahl der Schriften in 10 Bänden ergänzen laſſen. Das Material, das uns dabei zu Gebote ſtand, theils gedrucktes, doch wenig bekanntes, theils noch nicht veröffentlichtes Manuſcript, wofür Saphir den zu breiten Stift der Cenſoren fürchten mußte, bot des höchſten Intereſſes und allgemeiner Anerkennung Würdiges ſo viel, daß wir uns freuen, den Verehrern des Dichters eine reiche Gabe bieten zu können.

Wie auch Saphir's Muſe in ihrer Thätigkeit in den Metropolen Deutſchlands, Berlin, München und Wien, durch den Cenſur-Röthel gepeinigt wurde, ſie hat ſich ſtets in ſchlagendem Witz, köſtlichem Humor, beißender Satyre, aber auch in tiefſinniger Lyrik unverwüſtlich erhalten und das Genie Saphir's ermangelte nie, dem geſchriebenen Worte dasjenige einzuprägen, was es uns für alle Zeiten werth und theuer erhält.

M. G. Saphir's Schriften.

Cabinets-Ausgabe.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Ausgewählte Schriften.

Von

M. G. Saphir.

Zweite Serie.

Erſter Band.

◆

Brünn, Wien & Leipzig.
Verlag von Fr. Karafiat.
1871.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von Přeja, Winiker u. Co. in Brünn.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Die vier W des menſchlichen Lebens.

Eine Vorleſung, gehalten im Odeon-Saale zu München im Jahre 1831.
Zum Beſten der verwundeten Polen.

Meine freundlichen Hörer und Hörerinnen!

Die Freiheit iſt ein Magnet, und ſie zieht jetzt wie jeder Magnet bei den Polen am ſtärkſten; die Kraft der Freiheit iſt wie die Kraft der Magnete deſto ſtärker, je armirter ſie iſt. Die Freiheit iſt wie die Luft, welches das Weltall umfließt, ſie iſt ein Gemeingut und ihre Verletzung iſt peſtartig, miasmatiſch anſteckend, und wenn die Freiheit an irgend einem Theile der Menſchheit ſchmerzlich berührt wird, ſo leidet die ganze Menſchheit als conſenſueller Theil. Die Freiheit iſt eine welthiſtoriſche Perſon, während ſie von vielen Regierungen für eine mythologiſche gehalten wird, ſie betrachten die Weltgeſchichte als eine Weltfabel, aber ohne anhängende Moralfolge.

Lange Zeit waren viele Länder nicht anders anzuſchauen als Theaterzettel, da ſpielten nur wenige Perſonen eine Rolle. Da las man: „der Fürſt, die Fürſtin, der Miniſter, eine Vertraute, ein Beichtvater, ein Hofintriguant, ein Spaßmacher“ u. ſ. w., ganz zuletzt, mit kleinen Lettern ſtand noch: „Wachen, Diener, Sklaven, Volk“ u. ſ. w. Das Volk kam wie ein Figurant in einer gewiſſen Nationaltracht coſtümirt, aus den Couliſſen links, verweilte als ſtumme Perſon, und ging in die Couliſſe links wieder ab. Jetzt aber will das Volk auch eine kleine Rolle ſpielen und zwar ohne Souffleur. Das edle polniſche Volk wurde von der politiſchen Dramaturgie in drei Theile getheilt, in eine tragiſche Trilogie; der eine Theil wurde preußiſch brochurt, der zweite Theil öſterreichiſch geheftet, aber der dritte Theil von den Ruſſen gebunden, ſteif, in Juftenleder, mit eiſernen Spangen. Allein Wälder und Völker haben zwei gleich erhabene Momente, wenn ihre Sonne aufgeht und wenn ihre Sonne untergeht, in beiden Momenten entwickeln ſie ihre ganze Kraft und Heiligkeit. Die verlängerten Schatten ſind die furchtbarſten, und wenn die Sonne ganz niedergeſunken iſt, bricht das Bedürfniß nach Licht erſt lebendig hervor. Nationen und Nachtigallen ſchweigen nur im Halblichte, fangen aber zu ſchlagen an, wenn man ihnen den Käfig ganz verdunkelt. Die Schickſalstragödie der Polen, ſo draſtiſch dramatiſch, voll Erhabenheit und Begeiſterung, erfüllt die Weltbühne mit freudiger Bewunderung; die Sympathie aller Völker geht wie der griechiſche Chor durch das ganze Stück, Scene um Scene mit. Aber die polniſchen Helden ſind keine Breterhelden, und wir haben keine Freibillete bei dieſem Stücke, es genügt nicht, daß wir Zuſchauer im Parterre, Logen und Galerie, in leeren Beifall ausbrechen, in die Hände klatſchen und Bravo rufen. Wenn wir ſelbſt auch nicht mitſpielen wollen, ſo wollen wir unſere Zuſchauerplätze wenigſtens bezahlen. Die Franzoſen haben den ganzen Winter zum Beſten der Polen getanzt, ſie konnten nicht mit den Armen für ſie arbeiten, ſo haben ſie mit den Füßen für ſie gearbeitet, ſie haben kein Blut aber Schweiß für die Polen vergoſſen. Selbſt in Deutſchland dürfen wir für die Polen Charpie zupfen, das iſt ſehr politiſch, denn Charpie zupfen beruhigt den Geiſt, und man weiß, daß man Geiſteskranken auch Charpie zu zupfen gibt. Polen iſt ja ſelbſt auch zu Charpie gezupft worden. Wenn alſo die liebenswürdigen Franzöſinnen zum Beſten der Polen die Füßchen in Bewegung ſetzen, die ſchönen Deutſchen die Fingerſpitzen für ſie beſchäftigen, warum ſollte ſich nicht auch ein Kreis biederer Polenfreunde entſchließen können, zum Beſten der Polen ein Stündchen Langeweile zu leiden? Es iſt doch wenigſtens eine wohlthätige Langeweile in Geſellſchaft, und eine Langeweile in Geſellſchaft iſt doch immer beſſer als eine Geſellſchaft in Langeweile. Ja, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! Langeweile machen iſt jetzt auch ein verdienſtliches Werk, denn wenn man Langeweile hat, ſo gähnt man, ſo lange man gähnt, ſagt Haller, hört man nicht, und da man jetzt nichts Gutes hört, ſo iſt es eine wahre Freude nichts zu hören. Iſt es alſo nicht angenehm, daß Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! durch ein Stündchen Langeweile den Polen und ſich einen angenehmen Dienſt erweiſen? Da nun ſo viele Unterhaltungen im menſchlichen Leben zum Weh dienen, ſo veranlaßt uns heute ein Weh zu einer ſogenannten Unterhaltung, aber nicht nur ein Weh (W), ſondern vier Weh, nämlich:

Wein, Weiber, Witz, Wahrheit.

Dieſe vier Weh ſind eben ſo angenehm, wenn man ſie mäßig verehrt, als verderblich, wenn man ſie leidenſchaftlich liebt. So reizend als gefährlich, eben ſo anziehend als abſtoßend, eben ſo heilſam und troſtreich, als tödtlich und verzweiflunggebend.

Wein, Weiber, Witz und Wahrheit ſind in ſo vielen Puncten ſich gleich, in ſo verſchiedenen ſich entgegengeſetzt, daß ihre nähere Beleuchtung uns in ein dädaliſches Labyrinth führen muß.

Wir lieben alten Wein und junge Weiber, jungen Witz und alte Wahrheiten. Manche lieben ſchweren Wein und leichte Weiber, leichten Witz und ſchwere Wahrheiten. Manchmal liebt man rothen Wein, weiße Weiber, grünen Witz und ſchwarze Wahrheiten; ſtrengen Wein und milde Weiber, milden Witz und ſtrenge Wahrheiten.

Wein nimmt den Kopf ein, das Weib das Herz, der Witz den Geiſt und Wahrheit nimmt die Seele ein. Leider geht zuweilen der Wein mit dem Weibe durch, d. h. der Kopf mit dem Herzen, und die Seele mit dem Geiſt, d. h. die Wahrheit mit dem Witze. Mancher

Ehemann verläßt ſein Weib dem Weine zu liebe, mancher Schriftſteller verläßt die Wahrheit dem Witz zu liebe, und gar mancher verläßt Wahrheit, Wein und Witz dem Weib zu liebe.

Es gibt echten und gefärbten Wein, ſo wie echte und gefärbte Weiber, echten und gefärbten Witz und echte und gefärbte Wahrheiten; wäſſrige Weine, wäſſrige Weiber, wäſſrige Witze und wäſſrige Wahrheiten. Franzöſiſcher Wein und franzöſiſche Weiber machen leichtſinnig, deutſcher Wein und deutſche Weiber machen ſchwerſinnig. Franzöſiſcher Witz und franzöſiſche Wahrheiten machen lachen, deutſcher Witz und deutſche Wahrheiten machen weinen.

Die Ruſſen behandeln die Weiber wie den Wein, ſie ſagen, beide müſſen am Stocke groß gezogen werden, und ſie behandeln den Witz und die Wahrheit wie die Weiber, mit der Knute. Die Türken verbieten den Wein und erlauben viel Weiber, weil ſie wiſſen, daß ſich nüchtern niemand viel Weiber nehmen wird. In Deutſchland verbietet man den Witz und erlaubt die Wahrheit, weil man weiß, daß die erlaubten Wahrheiten ſchlechte Witze ſind. Wir wollen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! dieſe vier Weh einzeln die Revue paſſiren laſſen, doch nicht ohne vorher unterſucht zu haben, welches Weh (W) älter iſt, d. h. ob Wein, Weiber, Witz oder Wahrheit früher auf der Welt waren.

Von Wein wiſſen wir, daß er ſpäter als das Weib erſchaffen wurde. Unſer Herrgott hatte lange zugeſehen, wie die Welt zu Grunde geht, wie die Freiheit vernichtet wird, wie die Menſchenbrüder ſich gegenſeitig todtſchlagen. Aber unſer Herrgott beobachtete das Princip der Non-Intervention. Der Engel mit dem flammenden Schwerte ſtand wie die Nationalgarde vor dem Paradieſe, um die Ruhe des Landes zu ſichern, um das was Außen vorging, bekümmerte ſich die himmliſche Politik nicht. Nur als der Himmel ſah, was viele Miniſter nicht ſehen, daß das Verderbniß endlich den Himmel ſelbſt ergreifen wird, als er ſah, daß die Söhne des Himmels von den Töchtern der Erde verderbt werden, da gab endlich der Himmel ſein Princip der Non-Intervention auf, und machte im buchſtäblichen Sinne des Wortes alle dieſe irdiſchen Umtriebe zu Waſſer. Ein Volk erſäufen iſt ein probates Mittel es zu beruhigen, denn Tod iſt Ruhe, und Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht. Die Franzoſen waren alſo nicht die erſten, die einen Tumult durch Waſſerſpritzen endigten. Der Himmel war der erſte Pompier dieſer Gattung.

Die paar Menſchen, die noch übrig blieben, Noa und ſeine Familie, ſchrieen um Brot und Arbeit (wie die Franzoſen im Palais-Royal), und der Himmel, um ſie zu beſchäftigen, ließ eine Arche bauen. Der Regen nöthigte Noa in die Arche zu gehen, allein Noa kam vom Regen in die Traufe. Der Himmel befahl, daß Noa zwei Kammern in ihr anbringen ſollte. Die Kammern ſollten mit Pech bedeckt werden, damit kein Waſſer eindringe. Warum verſucht man das nicht mit andern deutſchen

Kammern, in welchen den Leuten das Waſſer ſchon bis an den Hals geht, und die doch in allen Dingen Pech haben?

Das waren alſo die erſten Kammern der Schöpfung. Ein Muſter aller Kammern, denn von jeder Partei war ein Paar da; es war alſo eine chambre de pairs. Was in dieſen Kammern das beſte war, iſt der Umſtand, daß es außer der lebenden Schöpfung keine Pflanzenwelt in ihr gab, weder Gras, noch Strauch, noch Baum, folglich gab es auch keine Blätter da, weder ultra-miniſterielle, noch ultra-liberale. Denn leider ſind die miniſteriellen Blätter oft nur Blätter für die Feigen, wahre Feigenblätter, die Blößen verhüllen ſollen, ohne ſie zu verbeſſern. Die ſogenannten liberalen Blätter ſind wieder oft nur Neſſelblätter, die ſtatt zu kühlen und zu beruhigen, aufreizen und brennen und die nicht die Freiheit, ſondern die Freiheiten wollen.

Da es für die Arche und ihre Kammern kein Ausland gab, ſo hatten ſie blos ein „Inland," und das ein recht trockenes. Späterhin wurde ein Rabe als Bote ausgeſchickt, um Land zu entdecken. Ein Rabe war alſo der erſte „Landbote," allein es war kein Redacteur, denn er konnte kein Blatt erwiſchen und kam unverrichteter Dinge in die Kammern zurück. Nach andern ſieben Tagen wurde die Taube ausgeſchickt, und dieſe brachte ein Oelblatt in die Kammern zurück. Das erſte Blatt war alſo ein friedliches: ein Oelblatt, und die erſte Redactrice eine friedliche: eine Taube. Wie ſehr haben wir uns ſeitdem verändert!

In noch einem Umſtande haben ſich dieſe erſten Kammern in der Arche von den unſrigen unterſchieden, und dieſer Umſtand beſtand darin, daß auch die Frauen zugelaſſen wurden. Es wurde alſo gewiß viel mehr geſprochen als bei uns. Das war aber in der Arche auch nöthig, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! denn öffentliche Blätter waren nicht da, es mußten alſo Frauenzimmer zugelaſſen werden, damit die ganze Welt ſogleich erfahre, was vorgegangen iſt. Ueberhaupt ſollten die verheiratheten Herren ihre Frauen mit in die Kammern bringen, denn oft müſſen ſie abſtimmen, und noch öfter aber hat ein Ehemann gar keine Stimme, wenn ſeine Frau nicht dabei iſt; wie ſoll er nun thun? er kann doch nicht ſagen: „warten Sie, ich will mir meine Stimme von zu Hauſe holen.“ Ueberhaupt ſollte es geſetzlich ſein, daß jeder Abgeordnete ſeine Frau mitbringen muß, denn dann weiß man ſogleich ſeine Oppoſition. Die ledigen Herren Abgeordneten ſollen ſich für die Dauer der Kammern proviſoriſch verehelichen, um wenigſtens für dieſe Zeit den Widerſpruch ertragen zu lernen.

Doch ich komme von dieſer kleinen Abſchweifung zu Noa und ſeiner Arche zurück.

Nachdem Noa aus der Arche ſtieg, nach dieſer Waſſerpartie malgré lui, pflanzte Noa den erſten Weinſtock und trank ſich auch ſogleich einen Rauſch. Aus dieſer Geſchichte des Weins geht hervor, daß dieſes Weh nicht das älteſte der Welt iſt, denn das andere W.: Weib, war ſchon im Paradieſe vorhanden. Sie und die Sonne waren die zwei erſten Frauen. Es iſt bezeichnend, daß „Sonne“ und „Mond“ in den meiſten Sprachen Mann und Frau ſind, und es iſt ein Ehepaar, welches ſehr glücklich zuſammen lebt, denn wenn die Sonne Abends nach Hauſe kommt, geht der Mann: Mond aus, ſie ſind alſo nie zuſammen.

In Deutſchland iſt die Sonne blos deshalb weiblich, weil da kein Mann ſich getraut, ſein Licht leuchten zu laſſen, der Mond iſt der wahre Mann für Deutſchland, er begnügt ſich mit einem Viertelchen. Die deutſche Sprache hat alſo recht, daß ſie die Sonne zum ſchönen Geſchlechte zählt. Das ſchöne Geſchlecht iſt das einzige ſchönſte Vermächtniß des alten Teſtamentes; es iſt das reizendſte Codicill der Schöpfung, es iſt entſtanden aus einem Lächeln der Freude, aus einem Seufzer der Liebe und aus einer Thräne der Milde. Es iſt ein Manu-propria der Gottheit! das lebendige Bindezeichen des Himmels und der Erde, und das Velin-Probeblatt des jenſeitigen Lebens.

Warum nennt man die Frauenzimmer das ſchwache Geſchlecht? Ja, wenn Rohheit, Stärke und Knochenbau Kraft genannt wird, ja dann ſind die Frauen das ſchwache Geſchlecht; aber wenn Geduld, Stärke und Gemüthsausdauer Kraft genannt wird, dann ſind die Männer das ſchwache und die Frauen das ſtarke Geſchlecht.

Die Männer ergreifen tauſend Gegenſtände mit gleicher Kraft und laſſen ſie alle wieder fahren, die Frauen ergreifen einen Gegenſtand mit inniger, ausdauernder Gluth und dieſen einen Gegenſtand tragen ſie als Glanzgold auf dem Fittich ihrer Seele; wer iſt nun das ſchwache Geſchlecht?

Der Mann jagt ſich eine Bouteille Champagner durch die Gurgel, wenn er glücklich iſt, und eine Kugel durch den Kopf, wenn er unglücklich iſt; die Frauen haben eine Thräne im Glücke und ein Gebet im Unglücke; welches iſt nun das ſchwache Geſchlecht?

Der Mann verliert ſeine Ehre und glaubt ſie wie ein Taſchenſpieler, durch einen Piſtolenſchuß wieder zu bekommen; wenn ein Frauenzimmer ihrer Ehre ſchadet, verdammen ſie beide Geſchlechter; welches iſt nun das ſchwache Geſchlecht?

Der Mann liebt aus Inſtinct und iſt eiferſüchtig aus Eitelkeit, die Frau liebt aus Sympathie und iſt eiferſüchtig aus Liebe; welches iſt nun das ſchwache Geſchlecht?

Der Mann verzeiht ſchwer und vergißt leicht, die Frau verzeiht leicht und vergißt ſchwer; welches iſt nun das ſchwache Geſchlecht?

Wenn der Mann mit ſeiner Geliebten zürnt, ſo iſt die Quelle ſeines Zornes Egoismus und ſein Zorn ſelbſt iſt die Eſſigmutter des Haſſes; wenn das Mädchen mit dem Geliebten zürnt, ſo iſt die Quelle ihres Zornes nicht die Liebe zu ſich, ſondern die Liebe zu ihm, und ihr Zorn ſelbſt iſt nicht Zorn mit dem Geliebten, ſondern Trauer um und über den Geliebten; welches iſt nun das ſchwache Geſchlecht?

Wenn ein großer Schmerz den Mann trifft, ein plötzlich hereinbrechendes Unglück, ſo ſtürzt ſeine Verzweiflung alle Säulen der Hoffnungs- und der Glaubenswelt über ſich zuſammen; wenn die Seele der Frauen von einem großen Jammer ergriffen wird, wenn ſie alle Hoffnungen über Bord geworfen, ſo trägt die ſtürmende Woge ſie nur höher empor. Der Gewitterſchlag des Unglückes erſchüttert nur ihre Erde — aber nicht ihren Himmel; welches iſt nun das ſchwache Geſchlecht?

Der Mann iſt ein Despot beim Weibe und ein Weib bei dem Despoten, die Frau iſt demüthig gegen den Mann und oft ein Mann gegen Despoten; welches iſt alſo das ſchwache Geſchlecht?

Der Mann poltert, wo die Frau weint; er tobt, wo ſie ſchmollt; er flucht, wo ſie mault, er iſt feig, wo ſie zagt; und iſt tollkühn, wo ſie muthig iſt. Der Mann liebelt, die Frau liebt; er iſt flau, ſie zärtlich; wenn ſie unſchuldig iſt, da iſt er höchſtens ohne Schuld; wo ſie in Thränen zerfließt, thaut er kaum auf; wo ſie ſchwärmt, da rechnet er; und wenn ſie träumt, ſchnarcht er. Welches iſt nun das ſtärkere Geſchlecht?

Wo ſind denn die Männer ſtark als gegen ein ſchwaches Frauenzimmer, und wo ſind ſie ſchwächer, als gegen die Starken? Ach, ſeht ſie doch an, die Starken, die Herren der Schöpfung, die Könige der Natur, die Nimrode des Weltalls, dieſe Allerweltverſchlucker, dieſe Rieſenprojectirer und Weltgürtelhelden, ſeht ſie an, wie jammervoll ſie ausſehen, wenn die Schwächſte der Schwachen die Grauſame ſpielt! Wie ſie ſich krümmen und wie ein Theaterperſpertiv groß und klein werden, um einen einzigen Blick dieſer Schwachen; ſeht das alles an und laßt die Satyriker in Gottes Namen euch ein ſchwaches Geſchlecht ſchelten.

Letzthin ſagte mir ein ſolcher Satyriker, das weibliche Geſchlecht wäre mit nichts ſo gut als mit Büchern und Journalen zu vergleichen. Das Mädchen, nämlich ſo meinte er, wäre eine Idylle, die Jungfrau eine Ode, die Frau ein Lehrgedicht und die Matrone ein Adreßkalender. Die Spröden gehören unter die Märchen und Erzählungen, die Cocetten zu den periodiſchen Unterhaltungsblättern, die Eitlen zu den Modejournalen, die Scherzhaften unter die allgemeinen Repertoirs, die Stillen zu den Raritäten und Curioſa, die Treuen zu den Anecdotenleſen, die Verſchwiegenen zu den Wundern im Gebiete der Natur, und die Zänkiſchen zu den Andachtsübungen frommer Kaſten. Ein Haus, in dem viele Töchter ſind, iſt wie eine Buchhandlung; die Leute kommen hin, ſehen ſich die Bücher an, leſen das Titelblatt, blättern auch wohl ein bischen in ihnen, ſelten aber kauft einer ein Buch, ſelten nimmt einer eines nach Hauſe mit. Die Bücher haben noch das vor dem Mädchen voraus, daß derjenige, welcher ſie kauft, ſie nur einmal binden zu laſſen braucht, wer aber ein Mädchen an ſich bringt, der muß faſt alle Tage für einen andern Einband ſorgen. Wenn man ein Buch kauft, ſo findet man in zehn Jahren noch denſelben Sinn darin als im Augenblick des Kaufens;

wer heute aber ein Mädchen kauft, in deren Augen er ein Schäfergedicht liest, in vier Wochen liest er eine Kriegserklärung in denſelben. So wie in gewiſſen Ländern Bücher unter 24 Bogen einer ſtrengen Cenſur unterliegen*), weil ſie mehr geleſen werden, ſo müſſen Mädchen unter 24 Jahren auch einer ſtrengern Aufſicht unterliegen. Bücher über 24 Bogen und Mädchen über 24 Jahre ſind weniger gefährlich, denn ſie werden weniger geleſen. Dieſer Satyre wollen wir ein Bild unſerer Jünglinge gegenüber halten, und geſtehen wir nur, daß ſie in Herzens- und Geiſtesbildung noch größtentheils weit unter dem weiblichen Geſchlecht ſtehen. Sie fangen alles an und enden nichts; ſie ſind überall zu Hauſe und nur bei, in und mit ſich fremd. Sie ſtudiren die Namen aller lebenden Mädchen und Frauen und ſind doch namenlos unſtudirt; ſie wiſſen alle geheimen Liebſchaften und öffentlichen Scandale, ſonſt aber wiſſen ſie öffentlich wenig und geheim gar nichts. Sie wiſſen ihr Reitpferd, aber nicht ſich ſelbſt im Zügel zu halten; ſie lernen fechten, aber wenn ſie der Teufel anficht, ſind ſie verloren; ſie lernen ſchwimmen, deshalb bleiben ſie ſtets oberflächlich und kommen keiner Sache auf den Grund; ſie lernen tanzen und machen doch nie einen Schritt vorwärts; ſie ſpielen Domino und wiſſen doch gar nichts anzuſetzen; ſie ſpielen Clavier und phantaſiren und haben doch keinen Tact und keine Phantaſie. Aber die Satyriker laſſen dieſe

---

*) War beiſpielsweiſe früher in Sachſen der Fall.

Jünglinge gehen und es ſcheint ihnen intereſſanter, an intereſſanten Gegenſtänden ihren Witz und ihre Satyre zu üben. Der Satyriker iſt der natürliche Antipode des Sentimentalen, und weil der Sentimentale das weibliche Geſchlecht andächtig verehrt, glaubt der Satyriker es um ſo eher necken zu müſſen. — Jedoch ich komme von Wein und Weiber auf die andern zwei W., Witz und Wahrheit zurück. Wir wollen ſehen, ob wir in der Schöpfungsgeſchichte nichts von dieſen zwei W finden. Zuerſt wurde das Licht erſchaffen, dann Bäume, Vieh, kurz die ganze Schöpfung und zuletzt der Fürſt der Schöpfung, der Menſch. Das iſt ſchon ein Witz, denn wenn der Menſch zuerſt erſchaffen worden wäre, er als Fürſt hätte nicht zugegeben, daß das Licht erſchaffen werde, die Fürſten ſagen, ihre Unterthanen brauchen kein Licht, ſie brauchen blos Kerzen, um am fürſtlichen Geburtstage zu illuminiren. Das war alſo der erſte gute Witz. Das Licht wurde Tag genannt und die Finſterniß Nacht. Wie konnte Gott das Licht Tag nennen, da er doch wußte, daß die Zeit käme, wo die Fknſterniß an den Tag iſt? Das war alſo der erſte ſchlechte Witz. Gott erſchuf zwei große Lichter. Ein großes Licht zur Regierung des Tages und ein kleines zur Regierung der Nacht, das iſt ſehr witzig ſatyriſch. Die Regierung der großen Lichter liegt immer am Tage, und bei Nacht können kleine Lichter auch regieren. Die Völker wollen zuweilen die kleinen Lichter putzen, aber das Lichtputzen iſt ein undankbares Geſchäft, macht man's gut, dankt einem Niemand, macht man's ſchlecht, wird man recht ausgelacht; oft will man ſo ein Licht putzen und löſcht's ganz aus. Die Franzoſen hatten einmal einen großen Tag, an welchem ein großes Licht regierte, ſie putzten es nicht, ſie löſchten's nicht aus — ſie ließen's blos ausgehen. Das Licht ging ihnen aus, um nie wieder zurückzukommen, und mit dem Ausgehen dieſes Lichtes ging ihnen ſo Vieles aus, daß ſie noch gar nicht wiſſen, wie Alles ausgehen wird.

Dieſes witzige W. iſt alſo älter als die Menſchheit und die Viehheit, beide haſſen deshalb Licht und Witz, ſie wollen nicht, daß das Licht ſie bewitzle und daß der Witz ſie beleuchte. Ich denke mir, es muß ein großes Unglück ſein mit Witz auf die Welt zu kommen. Ein ſolcher Menſch iſt eine wahre Mißgeburt! Der Staat hat wohlthätige Anſtalten für jegliches Elend, warum hat der Staat keine barmherzige orthopädiſche Anſtalt für jene Unglücklichen, die mit Witz auf die Welt kommen? Wenn ich das Unglück gehabt hätte, je einen Funken Witz bei mir zu verſpüren, ich hätte mich todtgeſchoſſen oder ich hätte geheirathet oder ich hätte mir ſonſt irgend ein Leides angethan. Der Staat ſollte aber wenigſtens nicht leiden, daß witzige Menſchen heirathen, damit ſich dieſe Race nicht fortpflanze.

Kein Menſch kann den Witz leiden, aber blos aus Eigenſucht. Der Soldat kann ihn nicht leiden, weil er tiefer verwundet und den Feind beſſer ſchlägt als er; der Maler kann ihn nicht leiden, weil er frapanter trifft. Die Advocaten können ihn nicht leiden, weil er vergleicht. Die Kaufleute können ihn nicht leiden, weil er nicht ſpeculativ iſt. Die Zahnärzte nicht, weil er allen Leuten auf den Zahn fühlt. Die Augenärzte nicht, weil er vielen Leuten den Staar ſticht u. ſ. w. Blos das ſchöne Geſchlecht hat eine Vorliebe für den Witz, die oft eine Liebe für den Vorwitz iſt. Man glaubt aber gar nicht, wie viel Menſchen jetzt witzig ſind! Manche ſind inwendig witzig und man erfährt es nur nicht; o, wenn die reden wollten! Andere träumen die ganze Nacht die beſten Witze, beim Erwachen ſehen ſie auf's Fenſter und die Witze ſind vergeſſen. Andere haben alle Tage Augenblicke, in denen ſie witzig ſind, aber es ſind zum Unglücke gerade die Augenblicke, in welchen ſie ſich raſiren laſſen, da können ſie nicht reden. Ich habe einmal einen ſtockdummen Menſchen gekannt, der viele köſtliche Einfälle hatte, aber leider immer in dem Moment, in dem er ſich einen Stockzahn ausreißen ließ. Ich habe einen Schriftſteller gekannt, der, wenn er zu ſchreiben anfing, immer drei Seiten leer ließ, auf dieſen drei Seiten hätte ich witzig ſein können, ſagte er gewöhnlich, allein ich laſſe mir dünken, die Cenſur hat ſie geſtrichen.

Wir Deutſchen, wir halten es mit dem Witz wie mit dem Heirathen. Die armen Teufel heirathen alle, die reichen Käutze bleiben Hageſtolzen, die armen am Geiſte wollen alle witzig ſein und Witze machen, der aber wirklich Geiſt hat, der affectirt eine Vornehmthuerei gegen den Witz. Unſere deutſchen Gelehrten, wenn ihnen ein witziger Gedanke entfährt, ſo gehen ſie zur Beichte, und wenn ſie einen heitern Gedanken in ihr Werk einfließen laſſen, ſo bitten ſie ihren Buchhändler und ihre Haushälterin tauſendmal um Entſchuldigung. Ja, ein guter, ehrlicher, deutſcher Beamter, der lacht gar nicht, bevor er ſich umſieht, ob es ſeine Behörde etwa bemerkt; in deutſchen Reſidenzen hat niemand einen guten Einfall ohne allerhöchſte, allergnädigſte Bewilligung, und in freien Reichsſtädten darf im Umfange von zwei Stunden kein Witz und kein Hazardſpiel getrieben werden. Wenn in den deutſchen Kammern ein Redner witzig iſt, ſo rümpfen viele pedantiſch die Naſe. In Frankreich und England hat ein witziger Ausdruck des Redners oft mehr bewirkt, als die längſten Sermonen der Geſteiften. Was aber das Schlimmſte bei dem Witze iſt, iſt der Umſtand, daß er die Wahrheit mit ſich herumſchleppt. Die Wahrheit, dieſe Verderberin alles menſchlichen Glücks. Ich glaube, die Wahrheit iſt älter als Wein, Weiber und Witz. Die Wahrheit iſt älter als die Welt, denn die Wahrheit kann ſich mit Nichts vertragen und war alſo vor dem Beginn der Welt da. Das Nichts und die Wahrheit exiſtirten, da erſchuf Gott die Welt aus dem Nichts und nicht aus der Wahrheit, denn die Welt verträgt ſich nicht mit der Wahrheit. Die Wahrheit kömmt aus der Welt, aber die Welt nicht aus der Wahrheit. Es gibt nur eine einzige Wahrheit, aber das Reich der Lüge iſt tauſendgeſtaltig, die Wahrheit ernährt keinen Menſchen, die Lüge tauſend. Von der Wahrheit könnte kaum ein Journal beſtehen, von der Lüge beſtehen tauſend. Ueber eine einzige Wahrheit werden oft tauſend

Lügen verbreitet, aber über tauſend Lügen hört man kein einziges wahres Wort. Die Wahrheit, ſagt Schiller, lebt nur im Gedichte, ein ſchönes Leben, es wäre beſſer, ſie lebte gar nicht. Die Wahrheit hat ihre Anweiſung bekommen auf Kinder und Narren. Die Narren reſpectiren dieſe Anweiſung nicht, und Kinder gibt es leider keine mehr.

Im Wein liegt Wahrheit, aber ſie liegt gewiß ganz unten am Boden, die Leute trinken oben den Wein weg und laſſen unten die Wahrheit liegen. Wenn der Wein hinein kömmt, kömmt die Wahrheit heraus, ich habe mich an ſtarke Weintrinker angemacht, nie ſah ich eine andere Wahrheit herauskommen, als eine wahre Beſoffenheit. Die Lüge kommt überall gut heraus. Die Wahrheit kommt nie heraus. Der Wein und die Wahrheit ſind ſich nur inſofern ähnlich, als man mit beiden anſtoßt, aber mit dem Wein läßt man die Leute leben, und mit der Wahrheit läßt man die Leute ſterben.

Sie ſehen alſo, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! daß die vier W: Wein, Weiber, Witz und Wahrheit, uns das Leben ſehr erſchweren. Der wahre Witz iſt verderblich und die witzige Wahrheit noch verderblicher. Eine bittere Wahrheit iſt oft eben ſo geſund als ein bitterer Wein und ein unſchuldiger Witz ſo himmliſch, wie ein unſchuldiges Weib. Leider hält man oft den Witz für eine Wahrheit und die Wahrheit für einen Witz. Wein und Weiber machen trunken. Witz und Wahrheit machen nüchtern.

Doch ich habe mich in dieſe vier Weh etwas verſtrickt, ich glaube Ihnen den Wein in Wahrheit ſo ziemlich gewäſſert zu haben; was den Witz und die Weiber betrifft, ſo werden Sie bemerken, daß der Witz mich viel eher verläßt, als ich die Weiber, denn ich werde dieſes reizende Thema in der zweiten Hälfte meiner heutigen Vorleſung mehr variiren. Sie werden ſich indeſſen von den vier Wehen halb und halb erholen, und halb und halb iſt ja ganz.

Vielfältige Variationen eines einfältigen Thema auf einer Saite (Seite) à la Paganini.

Paganini, den Sie alle kennen, hat die Kunſt erfunden, auf einer Saite zu ſpielen, ſeit dieſer Zeit ſind wir noch einſeitiger geworden, als wir je waren. Nur mit dem Unterſchiede, Paganini ſpielt auf der G (geh) Seite, wir mit unſerer Einſeitigkeit ſpielen auf einer Saite, wo es nicht mehr geht.

Wir leben jetzt in einer ſonderbaren Epoche! In der Kunſt ſpannt man die Erwartung und in der Politik die Anforderungen ſo hoch, daß alle Saiten reißen und ein einſeitiges Spiel Kunſt und Politik verzückt und verdirbt. Nicht nur die Politik der Kunſt liegt in Doppeltgängen, ſondern noch mehr beſteht die Kunſt der Politik in lauter Doppeltgängen auf aller Seiten! Denn jeder Politiker iſt ein Doppeltgänger, mit dem Unterſchiede, daß ſich beim Politiker die zwei Doppeltgänger gar nicht ähnlich ſehen. Ein Politiker iſt unſtreitig ein größerer Künſtler als Paganini, denn Paganini hat es vorderhand noch nicht dahin gebracht, auf gar keiner Saite zu ſpielen. Ich wundere mich, oder vielmehr ich ehre es an Paganini über alle Maßen, daß er es noch nicht verſucht hat, auf gar keiner Saite zu ſpielen! Ich bin überzeugt, wenn heute angekündigt würde:

„*München*, Dienſtag u. ſ. w.
wird Paganini ein H-moll-Concert auf gar keiner Saite
vorzutragen die Ehre haben.

dann ſind alle Plätze im Nu vergriffen. Das Theater iſt geſteckt voll, Paganini erſcheint, ſpielt ſein H-moll-Concert auf gar keiner Saite, alles iſt entzückt, Enthuſiaſten ſtöhnen, Enragées ſchluchzen, Frauen fallen in decente Ohnmachten, alte Jünglinge lächeln ſelig und junge Greiſe weinen angenehm, vom Bravo erſchallt das Haus, Paganini wird hervorgerufen und muß ſein H-moll-Concert auf keiner Saite noch einmal ſpielen.

Tags darauf leſen wir in den Zeitungen Folgendes:

„Vorgeſtern ſpielte Hr. Paganini ſein H-moll-Concert auf gar keiner Saite. Wir ſind in Verlegenheit, was wir über dieſes außerordentliche Phänomen ſagen ſollen. So etwas muß man *hören*, wer es nicht gehört hat, der glaubt es nicht; aber wir alle, die wir es hörten, die wir dieſe Töne hörten, die er aus *gar keiner Saite entlockte*, die wir dieſe Harmonien nicht nur hörten, ſondern fühlten, nicht nur fühlten, ſondern ſahen, nicht nur ſahen, ſondern ſchmeckten. Wir alle können nichts ſagen als: „Dieſes H-moll-Concert auf gar keiner Saite iſt das grauenhafteſte und bizarrſte, das erhabendſte und vertiefendſte, das harmoniſchſte und heterogenſte, das reorganiſchſte und organiſchſte, das allereinendſte und das allerallſte Spiel! Sein Spiel iſt die electromagnetiſche Pamaphraſirung der Pendulſchwingungen einer congrevischen Rakete in dem phantasmagoriſchen Prisma des Jeanpaulſchen Campanerthales. Eine Reſurrection der Hoffmannſchen Stammgeiſter in der Reſpiration der Decimaltheile des transcendentalen Sauerſtoffes, und die perſonificirte Reſignation der Wehmuth unſeres weiblichen Hexentheils in einem Mondſcheinregenbogen, den wir nur mit den Ohren ſehen. Bei allem dem göttlichen Spiel auf gar keiner Saite bewundern wir, oder vielmehr beten wir an, den ganz eigenen Bezug ſeiner Violine, der mit anderen Erdenkünſtlern in gar keinem Bezug ſteht. Schade nur, daß dieſe keine Saite etwas unmerklich zu hoch war, welches aber unter der Hand dieſes Erdengottes ganz verſchwand; kurz, wir können Paganini's Violinſpiel nicht anders bezeichnen als: ein göttliches Seitenſtechen!"

Einen ſolchen Erfolg könnte ich Hrn. Paganini verbürgen, wenn es ihm einmal einfiele, auf gar keiner Saite zu ſpielen, er thut es nicht; unſere Politiker aber ſind oft darin groß, daß ſie eben wirklich ankündigen laſſen, ſie werden auf gar keiner Seite mehr ſpielen, und wenn ein Politiker einmal ſo thut, als ſpielte er auf gar keiner Seite mehr mit, ſo hat er entweder ſeine Einnahme für dieſes Concert auf keiner Seite ſchon in der Taſche, oder er hat heimlich alle Seiten in der Taſche und ſpielt ein Taſchenpizzicato, daß einem Hören und Sehen vergeht.

Ja, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! Der Menſch, das Leben, die Kunſt, die Politik, die Geſelligkeit, die Liebe, alles iſt jetzt einſeitig. Der Menſch ſelbſt iſt einſeitig, das einſeitigſte Geſchöpf. Adam ſelbſt war einſeitig; er hatte nur eine gute Seite, die andere Seite, aus welcher das Weib erſchaffen wurde, war nicht die beſte. Eva hatte auch nur eine gute Seite: „die Genäſchigkeit,“ denn, wenn ſie nicht von dem lieben Apfel gegeſſen hätte, wären wir noch alle in dem lieben Stande der Natur, in dem lieben Viehſtande. Adams Ehehälfte, denn im Paradieſe war die Frau wirklich noch des Mannes Ehehälfte, unſere jetzigen Weiber ſind kaum Eheachtel und Eheſechzehntel, gab ihm einen halben Apfel, und der erſte exiſtirende Reichsapfel war auch ſogleich ein Zankapfel. Ach, es iſt kein guter Biſſen daran, ein Fürſt zu ſein! und ſelbſt Adam, der noch nichts zu regieren hatte als Vieh, der ſich alſo gut einen „Selbſtherrſcher“ hätte nennen können, auch Adam der erſte wirkliche Fürſt von „Gottesgnaden“ war ein unglücklicher Regent, und ſeine Civilliſte war doch ſehr bedeutend, denn alles in ſeinem Reiche gehörte ihm, bis auf einen einzigen Apfelbaum.

Wie glücklich hätte Adam ſein können, wenn er dieſe eine Seite nicht gehabt hätte! er hätte ſeine Schafe ſcheeren können bis an's jüngſte Gericht. Schafe aber ſind ſuperbe Unterthanen, wenn man ſie auch bis auf die Haut ſcheert, die Wolle wächst wieder! ach, und die Schafköpfe ſind die Glücklichſten, denn ſie ſitzen immer in der Wolle!

Das Muſter aber aller beſten Unterthanen, das Ideal eines Unterthans iſt das Kameel, denn das Kameel iſt das einzige Thier, das noch niederkniet, wenn man ihm friſche Laſten auflegen will. Welche herrliche Unterthanen ſind nicht die Fiſche? ſie gehen ewig in's Netz, ja ſie verbluten oft an der Angel, und doch fallen ihnen nie die Schuppen von den Augen. Die Vögel ſind auch herrliche Unterthanen, man kann ſie mit Dunſt betäuben und erwiſchen. Und ſolch ein Volk mußte Adam verlieren, eines Weibes halber. Iſt das nicht eine unglückliche Einſeitigkeit?

Der Menſch, der Mann, die Frau mit allen ihren Thaten und Gefühlen, wie einſeitig iſt das Alles. Man ſagt zwar: „jedes Ding hat zwei Seiten;“ der Menſch iſt aber kein Ding, der Menſch iſt ein Unding, mit Ausnahme meiner freundlichen Hörer und Hörerinnen, das verſteht ſich.

Das Herz ſelbſt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! iſt einſeitig. Das Herz des Menſchen iſt das einſeitigſte Ding der Welt; es pocht immer laut auf, wenn es von einer gerechten Sache durchdrungen iſt, und es ſollte doch wiſſen, daß, je gerechter man iſt, deſto weniger ſollte man darauf pochen. Wo es ſich um Gut und Blut handelt, da pocht das Herz, wie einſeitig! wenn das Herz vielſeitig wäre, ſo wüßte es, Gut macht Blut, Blut macht Muth, Muth macht Uebermuth, und wo Uebermuth iſt, da klopft kein Herz im Buſen. Für was ſchlägt das Herz im Buſen? Für das Schmählichſte im Leben. Denn das Leben opfert man der Freundſchaft, die Freundſchaft opfert man der Liebe, die Liebe opfert man der Ehre, die Ehre opfert man der Eigenliebe, die Eigenliebe aber opfert der Menſch nur dem — Hunger —, und dafür ſchlägt am Ende jedes menſchliche Herz, wie jammervoll einſeitig!

Sehen wir alle Regenten der Welt an, ſie ſpielen im Grunde alle auf einer Seite, wenn ſie ganz allein aufgeigen können, und auf der andern Seite ſpielt das Volk. Die Regenten ſpielen maestoso und die Völker doloroso, aber nicht auf einer Seite wird moderato assai geſpielt. Wie nun die Regenten auf der einen Seite ſtehen und die Völker auf der andern, ſo ſagen die Regenten: unſer Intereſſe läuft mit dem Intereſſe der Völker parallel, und da haben ſie vollkommen recht, denn man weiß, daß zwei Linien, die parallel laufen, ſich gegenſeitig nie berühren.

Selbſt mit dem beſten Herzen ſtößt man bei jedem Stande auf eine Seite, wo man anſtößt, auf eine Saite, die nicht antönt, und wenn man auf der einen Seite ſich beliebt macht, macht man ſich auf der andern verhaßt. Wünſcht man auf der einen Seite allen Menſchen gute Geſundheit, ſo ſagen auf der andern Seite die Aerzte: das iſt ein Böſewicht; man müßte alſo den Aerzten andere Krankheiten übergeben, z. B. die Starrſucht des Miniſteriums, die Choleramorbus der Renten, die kranke Phantaſie der neueſten Romantiker, den Fieberparoxismus der Enthuſiaſten, die Abzehrung des deutſchen Theaters, die Gallſucht der Recenſenten u. ſ. w.

Wünſcht man auf der einen Seite den Leuten Ruhe, ſo ſchreien die Leute auf der andern Seite: Arbeit; will man auf einer Seite Eintracht herſtellen, ſo kommen auf der andern Seite die Advocaten und klagen auf Entſchädigung. Es nützt nichts, wenn man ſie anweist auf:

Müllers „Zwieſpalt der Natur,“ auf den „Scheidungsproceß“ von Kalk und Alkohol, auf Schiller's „Klage der Ceres,“ auf Kotzebue's „häuslichen Zwiſt,“ auf den „Streit der Elemente“ und auf den ewigen Hader zwiſchen Dummheit und Vernunft. — Bei dieſer Gelegenheit theile ich Ihnen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! einen kurzen aber intereſſanten Eheſcheidungsproceß aus dem Gerichts-Saale des Olymps mit.

Im Olymp gibt es eben ſo gut Eheſcheidungen, als auf Erden, ich aber bin ſchon lange gegen die Art und Weiſe, wie die Menſchen mit ihrem Verſprechen, Trauen und Scheiden zu Werke gehen, unzufrieden geweſen.

Zuerſt verſpricht man ſich, dann folgt das Trauen, das iſt die verkehrte Welt, was nützt ein Verſprechen, bevor man ſich traut? Zuerſt muß man trauen und dann verſprechen. Man verſpricht ſich, das eben iſt das Uebel, anſtatt das ein jedes dem andern goldene Tage verſprechen ſollte, verſpricht jeder nur ſich goldene Tage. Man vermählt ſich erſt, dann läßt man ſich ſcheiden, das iſt eben ſo unrecht, man ſollte ſich erſt ſcheiden, dann vermählen. So lang ſie Braut und Bräutigam ſind, da ſind ſie in einander verliebt, kaum ſind ſie verheirathet, ſo lieben ſie ſich erſt recht, d. h. ein jedes liebt ſich. Als Verlobte hängt der Himmel voll Geigen, als Vermählte werden aus den Geigen lauter Contrabäſſe. Als Verlobte leben ſie unter Amors Flügel, als Vermählte wohnt er auf dem rechten Flügel und ſie auf dem linken Flügel, ſie hat ſogleich einen anderen Flügelmann, und nur in ihrem Flügel aber nicht in ihrer Ehe findet ſie einige Harmonie; ſie ſpielt ihre Noten ganz allein und nur wenn ſie Banknoten und Pfundnoten haben will, wird der Mann zu einem vierhändigen Stück eingeladen. Iſt alſo eine ſolche Vermählung nicht eine wahre Scheidung und die Eheſcheidung einer ſolchen Ehe muß eine wahre Vermählung werden.

Demnach trug auch das Wort „Zeitgeiſt“ im Olymp auf Eheſcheidung an.

Der Mann „Geiſt“ trug auf förmliche Scheidung von ſeiner Frau „Zeit“ an. Er begründete ſeine Klage folgendermaßen:

„Erſtlich hat meine Frau, die Zeit, nur einen Zahn, welcher für den Geiſt, der den Leuten auf die Zähne fühlen muß, ein Unglück iſt. Zweitens iſt meine Frau, die Zeit, eine leichtſinnige Thörin, die mir entflieht, bevor ich mich ihrer recht freuen konnte; eine Boshafte, die dem Glücklichen im Nu entrinnt, und bei dem Unglücklichen in boshafter Schadenfreude mit bleierner Geduld ausharrt; und eine Leichtſinnige, die mit Kronen, Völkerglück und Menſchenrecht wie mit leichten

Marken ſpielt. Ueberdem iſt aus unſerer Ehe kein geſundes Kind hervorgegangen; man mag fragen wen man will, ſo wird jeder ſagen: die Kinder unſeres Zeitgeiſtes ſind entweder lächerliche, alberne Thoren, oder verkrüppelte, engherzige Geſtalten.“

Nachdem der Mann, Geiſt, ſo geſprochen, trat die Beklagte, die Zeit, hervor und vertheidigte ſich folgendermaßen:

„Als mein Mann, der Geiſt, mich ehelichte, wußte er, daß ich nur einen Zahn habe, aber das ſchadet ihm nichts, dem wahren Geiſte thut der Zahn der Zeit keinen Abbruch. Er ſagt, ich fliehe, bevor er ſich meiner freuen kann, das iſt ſeine Schuld. Er iſt mein abgeſagteſter Feind; wenn man mich in einer Geſellſchaft nicht haben will, ſo ruft man den Geiſt zu Hilfe, um die Zeit zu vertreiben. Iſt das zum Aushalten? Sehen Sie einmal, in unſern Theatern und Akademien, wo ſich mein Mann ſelten ſehen läßt, da weile ich ſtets geduldig, und Sie ſagen: wir haben hier Zeit lang. Kurz, mein Mann, der Geiſt, iſt immer darauf bedacht, mich zu verkürzen. Daß unſere Kinder nichts taugen, da iſt mein Mann ſchuld, der Vater muß die Kinder bilden. Im Geiſte liegt die Urſache aller Verderbtheit und nicht in der Zeit. Was aber wäre mein Mann ohne mich? was wäre ein Geiſt ohne Zeit? Eine Zeit aber ohne Geiſt hat zu allen Zeiten gut beſtanden. Was der Geiſt unternehmen will, braucht er Zeit dazu, aber die Zeit ſetzt alles ohne Geiſt durch. Der ſchönſte Geiſt macht nichts, wenn er zur unrechten Zeit kömmt. Die ſchlechteſte Zeit aber findet noch immer einen Geiſt, dem ſie erwünſcht kömmt. Bei den Vorleſungen bemerkt man oft, daß der Geiſt und die Lichter immer kürzer werden, dagegen die Zeit und die Geſichter immer länger werden. Mich ſucht man ſtets zu verkürzen und doch komm ich noch lang gut genug. Den Geiſt ſucht man immer zu vermehren, und doch kömmt er immer zu kurz. Sie ſehen alſo, daß mein Mann keine Urſache hat, auf Scheidung anzutragen."

Die Richter des Olymps entſchieden ſehr bald, und das konnten ſie auch eher als unſere Juſtiz, weil ſie den Geiſt ſogleich bei der Hand hatten. Sie entſchieden, daß der Geiſt mit der Zeit fortlebe, da er im Grunde ein armer Teufel iſt, und blos von der Gnade ſeiner Frau Zeit lebt.

Wie einſeitig, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! iſt der Menſch in der Liebe zu ſeinem Mitmenſchen! Er fängt an den Menſchen zu lieben, wenn derſelbe aufgehört hat zu leben. Der Menſch kann dem Menſchen und der Sonne nur, wenn ſie untergehen und von ihm ſcheiden, freundlich und offen in's Antlitz ſchauen und nachſehen; am Tage und wenn ſie bei ihm weilen, ſieht er in beiden nur — die Flecken. Der Menſch und die Sonne erſcheinen uns gerade in der Mitte ihres Laufes, wenn ſie im vollſten, reichſten Lichte ſtehen, an allerkleinſten! Nur wenn unſer Nebenmenſch beide Augen zudrückt, drücken wir ein Auge zu;

nur wenn ihm die letzte Grube gegraben wird, graben wir ihm keine Grube mehr; und unſer Herz ſchlägt nicht eher für ihn, bis ſein Herz gar nicht mehr ſchlägt!

Man ſagt, der Menſch lebt ſiebzig Jahre, das iſt ein ſchlechter Ausdruck, der Menſch ſtirbt ſiebzig Jahre! Wie er geboren wird, fängt er an zu ſterben, und wenn er ſtirbt, ſo iſt er blos zu Ende geſtorben. Wenn wir uns gegenſeitig zum Geburtstage gratuliren, ſo iſt es nicht darum, weil wir ein Jahr mehr gelebt haben, ſondern daß wir ein Jahr weniger zu ſterben haben. Iſt es alſo nicht unrecht, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! daß wir uns gegenſeitig nicht nur das Leben, ſondern auch das Sterben ſo ſauer machen? Laſſen wir doch die Menſchen ihre ſiebzig Jahre ruhig durchſterben. Ach, wenn wir alle unſere Mitmenſchen als Sterbende betrachten, wie milde, wie gütig, wie nachſichtig, kurz, wie reinmenſchlich würden wir nicht alleſammt ſein?

Wie einſeitig iſt nicht ſelbſt das einſeitigſte Ding der Welt: die Mode? Auf vielen Seiten zieht man alle Tage ein neues Kleid, alſo einen neuen Menſchen an, aber nie zieht man den alten aus. Auf der andern Seite trägt man noch alles gerade, ſo wie man es vor fünfzig Jahren getragen hat. Die Geldſtolzen tragen noch immer die Naſe hoch, die Jeſuiten tragen noch immer den Rücken krumm, die Narren trägt man noch immer auf den Händen, die Heuchelei auf der Zunge und die Falſchheit im Herzen. Die Bitten trägt man vor, den

Haß und die Rache trägt man nach, die Unſchuld trägt man an, die Verleumdung trägt man zu, die Lügen trägt man aus und den Mantel trägt man auf beiden Schultern. Aber nicht nur in dem, was man trägt, iſt's die alte einſeitige Mode, ſondern auch in dem, was man nicht trägt. Man trägt noch immer kein Bedenken, die Unglücklichen gar nicht zu bedenken, man trägt noch immer kein Herz im Leibe und kein Gewiſſen im Buſen, man trägt noch immer kein kleines Geld bei ſich, wenn man einem Armen etwas ſchenken ſoll, man trägt noch immer keine Schulden ab und die Redlichkeit trägt noch immer keine Freuden ein, iſt das nicht dieſelbe alte Mode-Einſeitigkeit?

In der jungen Welt iſt die Mode auch noch mit ihrer alten Einſeitigkeit. Die allumfaſſenden Mädchen knüpfen noch das Band des Kleides feſter als das Band der Liebe, ſie tragen häufiger die vielfärbige Scherpe der Mode als den einfachen Gürtel der Anmuth, ſie verſchleiern mehr das Geſicht als die Geſinnung und ſie kommen oft unter den Hut, aber ſelten unter die Haube.

Unſere Männer machen auf der einen Seite eine vielfältige Toilette und auf der andern Seite ein einfältiges Geſicht, ſie ſehen darauf, daß die Cravatte, aber nicht das Herz auf dem rechten Flecke ſitze; ſie ſehen mehr auf einen feinen Rock als auf feine Sitten, und ſie glauben, wenn ihr Kleid nur gut geſchnitten iſt, ſo brauchen ſie ſelbſt weder gehauen noch geſtoßen zu ſein.

Hier haben Sie wieder Gelegenheit zu bemerken, daß die Satyre und der Witz, *dieſe* wenigſtens auch einſeitig ſind. Aber daß der Witz ſich ſo viel mit dem weiblichen Geſchlechte beſchäftigt, characteriſirt ihn, er iſt der Bergbohrer des Lebens, der eben das edelſte Mittel aus den Tiefen hervorholt, und es abſondert aus dem Taubgeſtein der alltäglichen Dinge, an denen nichts Mangelhaftes und auch nichts Glänzendes zu ſehen iſt. Der Witz iſt eine diebiſche Elſter, er ſteckt ſeinen Schnabel gerade nach dem Glänzenden aus. Der Mann mit ſeinen guten Seiten iſt kein Stoff der Begeiſterung, und mit ſeinen ſchwachen Seiten kein Stoff für den Witz, das Weib mit ſeinen Tugenden iſt ein Thema für Engelszungen und mit ſeinen Schwächen ein liebliches Feld für den Witz. Der Mann, wenn er fällt, fällt er auf die ſchwache Seite, die Frau, der Banquier und das Butterbrot, ſie fallen alle auf die gute Seite. Der Dolch, mit dem der Witz das weibliche Geſchlecht anfällt, iſt ein Theaterdolch, die Spitze fährt in den Griff zurück, er trifft, aber er verletzt nicht: der Witz geht mit dem ſchönen Geſchlechte um wie die ältern Maler mit den Päpſten, ſie liegen vor ihnen auf den Knien, um ſie zu zeichnen. Der Witzige nennt die Frau ſeine Geißel, aber er iſt eine Bramine, der ſeine Geißel liebt, küßt und ſich nie von ihnen trennt.

Ueberhaupt iſt der Witz im Allgemeinen einſeitig, nur der Humor iſt vielſeitig, oder vielmehr allſeitig. Der Witz iſt ein Saturn, er verſchlingt ſeine liebſten Kinder,

der Humor aber iſt der Urältervater, der Pentateuch aller Witzſpielarten. Der Humor iſt der erſtgeborene Kronprinz der Phantaſie, bei ſeiner Geburt ertönen alle Geiſtesglocken und tauſend Kanonendonner verkünden ſeine Geburt, bei der Geburt des Witzes hingegen verkünden es blos einige Böller.

Ich möchte den Humor den Witzherkules am Spinnrocken nennen. Er überwindet die Welt, aber er gibt Pardon, er verzehrt die Gefangenen nicht kannibaliſch wie die bloße Satyre. Er iſt ein lebensfroher, genialer, kräftiger Greis, der ſich liebevoll mit uns wie mit Kindern neckt und balgt, und gutmüthig mit uns am Boden herumkrabbelt. Es ſcheint, als hätte der Humor ewig gelebt und müßte ewig leben. Er wird, wie ein Dennebecker Metamorphoſe bald ſo groß, daß er das Haupt mit Sternen umflicht, und mit ſeinen Rieſenarmen hinausgreift in's jenſeitige Leben, daß ihm die Wolken und Planeten wie Waſſertropfen an den Fingern hängen. Bald wieder läßt er ſich auf den Fallſchirm der Phantaſie hernieder, ſpielt kindlich mit Blumen und Steinchen, taucht in die Tiefen des Meeres, in die Schachten der Erde, ſtreift in Urgebirge und Wälder, iſt in Werkſtätten und Laboratorien und überall holt er ſeine Nahrung und alle Reiche der Natur müſſen ihm Brandſchatzung geben. Die Laune, der Witz, ſie buhlen mit dem Leſer, ſie wollen, daß der Leſer gnädig auf ſie herablächle, der Humor aber will, daß man mit Schauer an ihn hinaufſehe, wie zu einer grollenden Wolke, wie zu einen donnernden Gletſcher. Der Witz iſt ein Seiltänzer, er iſt geſchmeidig, er bückt ſich, wenn es ſein muß und beugt das Knie. Der Humor aber hat eiſerne Schienen um die Gelenke, er kann ſich nicht bücken, nicht beugen, er ſteht über dem Leſer, über dem Hörer, er ergreift ſie und ſtellt ſie hinauf auf das Schreckhorn des Lebens zur weitblickenden An- und Ausſicht der tiefliegenden Welt. Er zuckt wie ein Nordlicht tauſendgeſtaltig über unſere Häupter hin. Wie Schwert und Lanze, wie Blutfackeln und Blumenkränze, wie Gluthdolche und Senſen, daß man glaube, es deute auf Krieg und Verwüſtung und es iſt nichts als das unnachahmliche Schauſpiel der Natur, das Geheimniß und Farbenſpiel ſeines unbegreiflichen Geiſtes; ein unſchuldiger Abglanz der geiſtigen Urſonne; ein in das Herz hineinfunkelndes Lichtmeteor in den langen, kalten, öden Nordnächten unſeres Lebens.

In Hinſicht der Einſeitigkeit, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! haben meine Vorleſungen ſehr viel von Witz und Humor, denn ſie ſehen, daß ſie nur auf einer Seite geſchrieben ſind, und die andere leere Seite iſt ihnen gewiß die liebſte Seite, ja Sie ſehen, daß wunderbarer Weiſe die Seite, auf der gar nicht geſchrieben wurde, doch nicht ſo trocken iſt, als die beſchriebene Seite; dieſe trockene Wahrheit möge Ihnen beweiſen, wie ſehr ich bemüht bin, meine beſten Seiten dem Publikum zuzuwenden. Die trockenen Schriftſteller, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! ſind die glücklichſten, ſie erſparen den Sand, weil ſie ihre Sachen gleich trocken niederſchreiben, und können dieſen Sand den Leſern in die Augen ſtreuen.

Ich ſollte Ihnen eigentlich zum Schluße meiner Vorleſungen eine kleine Nachleſung halten, allein wo die Vorleſung ſelbſt ſo unbedeutend war, läßt ſich von der Nachleſe gar nichts erwarten, im Gegentheil, ich bin froh, daß Sie meine Vorleſungen nicht nachleſen können, ſonſt wären ſie verleſen. Ich ſchließe meine Vorleſung, weil ich Ihnen nicht aus den kurzen Sommerabenden lange Winternächte machen will.

Der himmliſche Theater-Intendant.*)

(Aus dem Nachlaſſe.)

Die Welt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! iſt ein Theater. Die Erde iſt das Podium, die Himmel ſind die Soffitten, Bäume und Berge machen die Couliſſen, das Leben iſt das Drama und der Menſch der Schauſpieler. Wenn der Vorhang des Lebens niederfällt, hat der Schauſpieler nicht nur ſeine Rolle, ſondern auch ſich ſelbſt begraben. Hat er nun gut geſpielt, ſo wird er dort drüben herausgerufen zu einem Applaus der Seligen, hat er ſchlecht geſpielt, ſo bleibt er liegen; und da es dort drüben keine Freibillets gibt, ſo iſt dieſes Herausrufen eine große Sache und Entſcheidung darüber, wie der Menſch ſeine Rolle geſpielt hat. Unſer Herrgott iſt der Intendant dieſes großen Welt Theaters, und er hat vor allen andern Intendanten das voraus, daß er nicht proviſoriſch, ſondern definitiv angeſtellt iſt. Dieſer Intendant hat mit nichts angefangen, aus nichts hat er ſein Theater gemacht, während andere Intendanten ihr Theater zu Nichts machen.

---

*) Eine Satyre auf den damaligen Münchener Theater-Intendanten.

Betrachten wir alſo, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! dieſes Theater und ſeinen Intendanten kritiſch. Wir Kritiker ſind jetzt übel daran! Die höchſten Gewalten dehnen ſich auf die Intendanzen aus, die Intendanzen auf die Künſtlerinnen, die Künſtlerinnen auf die Kritiker und doch ſind ſie oft ſammt und ſonders unter der Kritik! Wenn die Kritik tadelt, ſo läuft ſie Gefahr, und wenn ſie nicht läuft, ſo wird ſie gelaufen, und will ſie nicht laufen, man ſagt ihr „Fahren Sie ſo fort!“ Nun fährt man aber mit einem Rath nicht gut und wenn es auch ein Intendanz-Rath*) wäre!

Auf Erden will kein Menſch und keine Kunſt mehr kritiſirt ſein; es bleibt nichts übrig als unſern Herrgott recht zu recenſiren. Unſer Herrgott iſt der beſte Menſch auf der Welt; er nimmt nichts übel, weil er ein geſcheidter Intendant iſt. Was kann er mir im Grunde auch thun? Wenn er mir meinen Parterreſitz auf der Erde nimmt, ſo muß er mir einen Logenplatz in der Erde geben, und wenn er mich auch da nicht mehr haben will, ſo muß er mich hinaufſpazieren laſſen auf den letzten Platz, in's Paradies.

Alſo unſer Herrgott iſt ein guter Biſſen für einen Recenſenten. Alſo ich will einmal ſeine Theater-Intendanz und ſeine Verwaltung näher beleuchten.

---

*) Saphir wurde während ſeines Aufenthaltes in München von dem verſtorbenen König Ludwig von Baiern zum Theater-Intendanz-Rath ernannt.

Alſo das Erſte Geſchäft, welches Gott, der Intendant, auf ſeinem Theater vornahm, war, daß er ſagte: „Es werde Licht!“ Das iſt noch ein Intendant! der ſorgt doch wenigſtens für die Beleuchtung, andere Intendanten ſagen: es werde Finſterniß! Sie leiden gar nicht, daß man ihr Theater beleuchtet! Gott ſah das Licht und ſprach: es iſt gut! Das glaub' ich. Er hatte keinen Theater Oekonom! Als Gott das Podium und die Soffitten fertig hatte, ließ er Bäume und Wälder als Decorationen entſtehen und ſagte: „es entſtehen Bäume, die Früchte tragen nach ihrer Art.“ Was iſt das für eine Intendanz, wenn alle Theaterbäume und Kunſtzweige Früchte trügen nach ihrer Art, ſo bekäme die Welt ſaubere Früchte! Gott machte zwei Lichter, ein großes Licht zur Regierung des Tags, und ein kleines Licht zur Regierung der Nacht. Das war ein ſeiner Hecht, dieſer Intendant! Bei jedem Theater muß wenigſtens ein großes Licht ſein. Dieſe großen Lichter regieren am Tag, indeſſen regieren die kleinen Lichtlein bei Nacht, und man weiß, daß oft ſo ein kleines Lichtlein in einer Nacht oder durch eine Nacht die ganze Tagesregierung des großen Lichtes umgeſtürzt hat.

Am fünften Theatertag hat Gott das kriechende Gewürm erſchaffen, dieß ſind diejenigen armen Würmer, die auf der Intendanz herumkriechen, und ohne welche kein Intendant ſein kann. Am ſechsten Tag erſchuf der Intendant das liebe Vieh. Das war der erſte kluge Streich, den er bis jetzt gethan hat. Da hat er ſich eine große

Partei gemacht und eine Anzahl künftige Subjecte dazu, als da ſind, der Hund des Aubry, der Schimmel von Carl Stuart, der Elephant des Palmira, die Schlange der Eirianthe, die diebiſche Elſter, der Löwe des Androkles, die Wölfin Jutta und Affen ohne Zahl.

Als es ſich aber darum handelte, ſich einen wirklich guten Schauſpieler zu verſchaffen, als er den Menſchen erſchaffen ſollte, da wurde dem Herrn Intendanten Angſt und Bang, er berief in Eile das Theater-Comité und ſagte: „wir wollen einen Menſchen machen!“ Wir wiſſen nicht, ob unter dieſem „Wir“ die Intendanzräthe gemeint, aber es ſcheint ſo, denn da von ihrer Wirkſamkeit nichts verlautet und ſie alſo nichts drein zu reden hatten, ſo waren es gewiß Intendanzräthe. Der Herr Intendant ſagte noch obendrein, er wolle einen Menſchen machen, der ihm gleich ſieht, nun bitte ich Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! wenn jetzt alle Intendanten nur ſolche Menſchen machen und auf's Theater bringen wollten, die ihnen gleich ſehen, welch' ein Liebhaberperſonal hätten wir da! Der Herr Intendant ſchuf alſo ſeinen erſten Schauſpieler aus Erde und blies ihm Geiſt ein, der erſte Schauſpieler war alſo ſchon aufgeblaſen und der erſte Intendant war Souffleur, der ſeinen Künſtler ſelbſt eingeblaſen hat! Adam, der erſte Künſtler des Welt-Theaters, muß nun bald eine ſchlechte Rolle zu ſpielen bekommen haben, denn er ſchlief ſogleich ein. Ein rechter Intendant aber peinigt ſeine Schauſpieler nicht nur wenn ſie wachen, ſondern auch wenn ſie ſchlafen. So zwickte auch unſer

Herrgott Adam während ſeines Schlafes in die Rippen und zwickte ihm glücklich die erſte Liebhaberin heraus, die er ihm ſogleich als erſte Zulage bewilligte. Mit dieſer erſten Liebhaberin war unſer Herrgott ſehr zufrieden, denn ſie brauchte keine Garderobe. Ich kann mir auch denken, daß Eva die Gurli ſehr gut geſpielt hat, allein ſie wollte auch von dem erhabenen tropiſchen Baum mit ſeinen Zankäpfeln naſchen, den ihr der Intendant verboten hat. Und kaum hat ſie den erſten Verſuch gemacht, ſo gingen ihr die Augen auf und ſie ſah, was die jetzigen Gurlis nicht einſehen, daß ſie ſich ihres Debuts zu ſchämen habe. Ein einziger Umſtand aber läßt mich glauben, daß Eva als erſte Liebhaberin nicht auf ihrem Platze war, denn als Gott ſie ſuchte, verſteckte ſie ſich; welche erſte Liebhaberin aber wird ſich verſtecken, wenn der Intendant ſie beſucht?

Von dem Augenblicke an aber, als Adam und Eva die tropiſchen Aepfel gekoſtet hatten, fingen die Leute des Intendanten an, ſie wollten alle Coſtum haben, und der Herr Intendant machte ihnen Röcke aus Thierfellen, er war alſo auch Theaterſchneider. O welch' ein Gewinn wäre es, wenn alle Theater-Intendanten zugleich Theaterſchneider wären, erſtens würde ihnen der Faden nicht ſo oft ausgehen als jetzt, zweitens würden ſie es verſtehen, an ihren Künſtlern das rechte Maß anzulegen, drittens würde die Geſchichte länger Stich halten.

Die jetzigen Intendanten ſind aber blos Flickſchneider, denn Neues bringen ſie nie zu Stande. Wie glücklich war aber Gott mit ſeiner Schneiderſchaft, er durfte ſeine Künſtler blos in Thierfellen kleiden, die jetzigen Künſtler müſſen in allen Fällen anders gekleidet werden.

Auf einmal fürchtete Gott, Adam und Eva könnte vom Baum des ewigen Lebens eſſen; er erſchrak, denn das wäre für den Penſions-Fond erſchrecklich geweſen! Denn denke man ſich, wenn Eva fünfzehnhundert Jahre alt geworden wäre und die Mad. Schröder, die Johanna von Montfaucon geſpielt hätte! Unſer Herrgott ſchickte ſie deshalb aus ſeinem Garten-Theater Eden fort und ſofort begannen die erſten Gaſt-Rollen Adam und Eva; und wer je ſelbſt Gaſtrollen gab, weiß, daß unſer Herrgott das rechte Mittel ergriff, denn Gaſtrollenſpielen iſt dazu geeignet, das Leben der Künſtler zu verkürzen! Sie müſſen auch gleich bei den erſten Gaſtrollen aus Verdruß umgekommen ſein, denn man hört weiter nichts erwähnen.

Das zweite Stück, welches unſer Herr Intendant auf die Bühne brachte, war eine Schiller'ſche Tragödie: „Die feindlichen Brüder." Kain und Abel als Don Cäsar und Don Manuel treten auf. Da war ſchon der Rollen-Neid da, beide wollten den Intendanten beſtechen, Don Kain brachte dem Intendanten Früchte; das mögen ſaubere Früchtchen geweſen ſein! auch Don Abel brachte dem Intendanten Viehſtücke; nun weiß man, unſer Herrgott iſt auch nur ein Intendant, wie ein anderer Intendant und er gab dem lieben Vieh den Vorzug. Don Abel hat aber ſeinem Intendanten blos kleines Vieh gebracht, das waren noch gute Zeiten, jetzt ſind die Intendanten ſo genügſam nicht, es muß großes Vieh ſein, wenn es ſie gewinnen ſoll.

Darauf ſchlug Don Kain den Don Abel todt, Gott ſprach einen derben Fluch und die Tragödie war aus.

Kain begann nun ein herumreiſendes Künſtlerleben, und muß ſich viel Geld gemacht haben, denn er baute eine ganze Stadt! Er errichtete hierauf ein Provinztheater und war der erſte, der die Oper auf die Bühne brachte, er engagirte den Tonkünſtler Juval und die Sängerinnen Ada und Zilla. Das waren Sopranſängerinnen, denn ſie ſangen ſo hoch, daß Gott ſprach: „Euer Geſchrei iſt zu mir heraufgedrungen!“ Daß Gott den Nachtigallenton ſeiner Sängerinnen Geſchrei nennt, daraus erkennt man wieder den Intendanten.

Nach dieſen General-Anſichten, die es Ihnen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! darthun, daß unſer Herrgott auch kein Intendant comme il faut iſt, gehe ich noch auf einige Specialitäten ſeiner Bühnenleitung über. Erſtens iſt es ein Fehler, daß er alle ſeine Schauſpieler lebenslänglich engagirt. Zweitens iſt es ſchlecht eingerichtet, daß der Menſch jung auf die Welt kömmt und alt wird, das ſchadet dem Welttheater; wenn der Menſch mit ſiebzig Jahren auf die Welt käme und immer jünger würde, das wäre für das Theater ein großer Gewinn; die Künſtler und Künſtlerinnen würden viel lieber erſt in Väter- und Mütter-Rollen auftreten und dann nach und nach in's Fach der jugendlichen Liebhaberinnen übergehen. Wie ſchön würde es klingen, wenn man von einer Schauſpielerin ſagt: auch die kann ja die Sappho nicht mehr ſpielen, die muß ſchon die kleine Infantin (Clara in Don Carlos) nehmen. Wie lieb wäre es, wenn dann eine Künſtlerin, die wir als Großmama, als Mama und als Liebhaberin geſehen haben, zuletzt eine kleine Kinder-Rolle vor uns ſpielte. Welch' eine angenehme Erſcheinung wäre es, wenn eine ſolche 3jährige Großmutter uns ihr 54jähriges Kind in ſeinem erſten Debut vorführte.

Welche ſchlechte Einrichtung iſt es ferner von dem großen Welt-Intendanten, daß er dem Menſchen eine rechte und eine linke Hand, einen rechten und einen linken Fuß gegeben hat! Das genirt ja unſere Anfänger entſetzlich; ja zwei rechte Hände und zwei rechte Füße, dies ließe ich mir gefallen. Mit den linken weiß aber ſelten jemand was rechtes anzufangen, und bei den meiſten Künſtlern geht der chriſtliche Spruch in Erfüllung: „Die Linke ſoll nicht wiſſen, was die rechte thut!“ Eine capital-ſchlechte Einrichtung von dem ſchöpferiſchen Intendanten iſt es, daß er die Ohren ſeiner Schauſpieler ſo klein gemacht hat, ein jedes Ohr ſollte wenigſtens ſo groß ſein, wie ein Souffleurkaſten, damit ein Souffleur gleich drin ſitzen kann. Noch ein größerer Fehler iſt es, daß die Menſchen die Augen im Kopfe und nicht auf den Füßen haben, um den Schauſpielern mehr Rückſicht angedeihen zu laſſen.

Was mich aber mit unſerm Herrgott als Intendanten ausſöhnt, iſt der Umſtand, daß er es mit den Redacteurs gut meint. Alle Blätter der ganzen Welt erhält er und alle kommen durch ihn auf einen grünen Zweig, und wenn ich ein Mal bei dieſem Intendanten Intendanzrath werden ſollte, ſo bin ich überzeugt, daß ich für mein Leben lang gedeckt ſein werde, denn es heißt: Der Kelch des Herrn iſt gut und dauert in Ewigkeit. Amen.

Aus dem Leben eines Theeabends.

Der Herr Oberpupillenrath Wachsbein iſt ein Mann comme il faut, d. h. er hält einen guten Tiſch, auch guten Rheinwein und ſchöne Trüffeln. Die Frau Oberpupillenräthin Wachsbein iſt eine Frau comme il faut, d. h. ſie hat Locken aus Wien, Strümpfe aus Grennoble, Taille aus Paris, Sentiments aus Schilling, und Soirées aus Thee und guten Namen. Das Fräulein Theodore, Seraphine, Angelica, Anaſtaſia Wachsbein iſt ein Mädchen comme il faut, d. h. ſie hat Augen wie Zündmaſchinen, Wangen wie Scharlachpolſterchen, Lippen wie Schwarzkirſchen, Bildung wie Zuckerteig, Geiſt wie ein Handſchuh und ein Herz-wie eine Real-Encyklopädie.

Das Haus des Herrn Oberpupillenrath Wachsbein war alſo ein Haus comme il faut, d. h. ein Haus mit Theeabenden und Dilettanten, ein Haus, das Equipage und Gelegenheitsdichter hielt; kurz, ein Haus, das alle Woche ſeine zehn gute Namen zu verzehren hatte und das gerne ſolche Namen in Geſellſchaft verzehrte.

Eine Geſellſchaft iſt aber ein Zirkel; ein Zirkel muß aber einen Mittelpunct haben und bei den Mittelpunct einer Geſellſchaft iſt es der Hauptpunct, daß er Mittel habe, den Geiſt eines Zirkels in Zirkulation zu ſetzen. Zu dieſen Mitteln gehört das Talent des Kent im Lear:

„mar a curious tale in telling it,“

eine Anekdote gut erzählen, eine Neuigkeit ausgeſchmückt vorzubringen, alle zwei Stunden ein poſſirlicher Einfall, Notenumwenden, Pfänderſpiele arrangiren, eine Geſundheit in Reimen ausbringen u. ſ. w. So habe ich einen Menſchen gekannt, der bellen konnte wie ein Mops, wie ein Spitz, wie eine Dogge u. ſ. w.; dieſer Mann wurde oft eingeladen und mußte ſtets ſeine Hunde durchbellen, zum größten Vergnügen der Geſellſchaft. Ein Anderer konnte auf einem Beine ſtehen und dabei mit Händen und Fingern einen Schatten an der Wand bilden, der ausſah wie die Bildſäule eines öffentlichen Platzes, der mußte in Geſellſchaften ſtets auf einem Beine ſtehen.

Ein Dritter konnte die Serviette um die Hand wickeln, die, mit Schnupftabak auf den Fingerknöcheln, ſo ausſah wie ein altes Weib. Ein Vierter konnte aus Aepfeln ein Profil und mit den Aepfelkernen die Augen täuſchend, in verſchiedenen Formen bilden. Ein Fünfter konnte aus den Krebsſchaalen einen Schulmeiſter im rothen Rock zuſammenſtellen. Ein Sechster konnte mit den Augen- und Lippenwinkeln durch Zuckungen Wetterleuchten, Blitzen und Einſchlagen nachmachen. Ein Siebenter konnte mit dem Munde ſägen, hobeln, den Knall einer entpfropften Bierflaſche und das Drehen eines Schnupftabackdeckels hören laſſen. Ein Achter konnte ſich die Haare ſo ziehen, daß man glaubte, er trage eine Perrücke. Ein Neunter konnte den Tabaksrauch aus den beiden Naſenflügeln und aus den beiden Ohren zugleich heraus blaſen. Ein Zehnter konnte ſich ein brennendes Licht in den Mund ſtecken, ohne ſich zu verbrennen. Ein Eilfter konnte aus den zwei Zeigefingern und den zwei Zipfeln der Serviette zwei Marktfrauen darſtellen. Ein Zwölfter konnte mit der Naſe zittern, ſie hinaufziehen und herablaſſen, wie einen Regenſchirm. Ein Dreizehnter konnte aus ſeinen beiden Mittelfingern ein „Karnickel“ bilden und aus den andern einen Hund, welcher es fangen will. Ein Vierzehnter konnte mit den Fingern ſo in der Luft zuſammen klappen, daß es wie ein Becken klang. Ein Fünfzehnter konnte die Converſation einer Bierkneipe nachahmen, indem er alle eigenthümlichen Bewegungen der Schuſter, Schneider, Raſirer und Haarkräusler täuſchend abwechſeln ließ. Ein Sechszehnter konnte mit ſeiner Stirne eine Haſelnuß aufknacken. Ein Siebenzehnter konnte ſich die beiden Augenlider wie die Rockaufſchläge aufſchlagen. Alle dieſe Künſtler eſſen ſich glücklich durch ihre Geſellſchaften durch. Ohne aber auch nur eines dieſer ſchätzbaren Talente zu beſitzen, meinte die Frau Oberpupillenräthin Wachsbein doch, ich wäre ein höchſt amüſanter Geſellſchafter, und wie ſie ſich auszudrücken beliebte: ich hätte oft pudelnärriſche Einfälle. Ich war einmal in Geſellſchaft ihr Partner bei einer Whiſtpartie, und gab ihr einen verſtohlenen Wink, daß ſie nicht die Zehn ſondern die Acht legen ſolle, mit den Worten: „geben Sie acht, meine liebenswürdige Partnerin!“ Dieſer Witz, mit dieſem Complimente geſpielt, konnte ſeine Wirkung nicht verfehlen. Sie blieb dabei, ich wäre ein höchſt amüſanter Geſellſchafter mit pudelnärriſchen Einfällen, und ein ſolches Geſchöpf habe ſie längſt für ihre Theeabende geſucht. Ich gehöre unglücklicher oder vielmehr glücklicher Weiſe zu denjenigen Menſchen, denen der Tiſch, wie die Speiſen für nichts gelten und ich nahm daher lange Zeit die Einladung der Oberpupillenräthin Wachsbein nicht an, bis endlich Fräulein Theodore, Seraphine, Angelika, Anaſtaſia Wachsbein mich im Theater mit ihren feuerſpeienden Aeuglein aufgriff und mit den allerliebſten Glühweinlippen mir zuflüſterte: „Lieber S., nicht wahr, Sie kommen nächſten Dienſtag zu uns auf den Theeabend? können Sie mir das verſagen? Die Verſagung verſagte mir; denn zwei ſchöne Augen und zwei ſchöne Lippen ſind vier Perſonen, denen ich nie widerſtehen konnte. Ich ſagte zu; der Dienſtag erſchien. Ich rüſtete mich mit Geduld, Hunger und Whiſtmarken aus, ſteckte zwei Thaler, dritthalb Witze und zwei nagelneue Anekdoten zu mir, befahl meine Seele Gott und trat in das Vorzimmer der Frau Oberpupillenräthin Wachsbein. Ich hing meinen Mantel und meine Ungeduld an den Nagel und ſchritt in das Verſammlungszimmer.

Ein großes, elegantes, hellerleuchtetes Zimmer umfaßte einen ſchon ſitzenden Cirkel von Herren und Damen, Auf dem Sopha ſaß Madam Wachsbein, einen runden Tiſch vor ſich, nickte freundlich mit ihrem Converſationsgeſicht, wies, wie Macbeth, auf einen leeren Platz und ſagte: „nehmen Sie Platz, wir haben blos auf Sie gewartet; nun kann der Thee kommen, Taſ'chen! (ſo verkürzte ſie den Namen Anaſtaſia). Taſ'chen ſtrich an mir vorüber und lispelte: „es iſt ſchön, daß die Muſen Wort halten!“ — „Den Grazien immer!“ erwiderte ich. Taſ'chen ſchwamm ab, ſchwamm mit einem Bedienten, Thee, Kuchen, u. ſ. w. wieder zurück und der Theeabend begann.

Der Thee.

„Befehlen Sie Rum oder Sahne?“ ſagte Taſ'chen. — „Ohne Ruhm zu melden: Sahne!“ erwiderte ich und hätte dabei gern ihren weißen Nacken mit meinen Lippen abgeſahnt. „Befehlen Sie Rum oder Sahne?“ ſagte ich zu meiner Nachbarin, Fräulein Fliedermuhs; „keines von beiden,“ näſelte ſie, und goß ſich einen Strom Rum in die Taſſe. „Befehlen Sie Rum oder Sahne?“ ſo ging es nun die Reihe herum. — „Wünſchen Sie Butterbemmchen oder Theekuchen?“ fragte Taſ'chen wieder, „keines von beiden,“ erwiderte ich und nahm Butterbemme und Theekuchen. — „Befehlen ſie Butterbemmchen oder Theekuchen?“ — ſagte ich weiter zu Fräulein Fliedermuhs. — „Ich ziehe Butterbemme vor,“ näſelte ſie mir entgegen, und zog eine honorable Butterſchnitte von den Unterſten hervor. Durch dieſe Erſchütterung fiel eine wohlgeborne Butterbemme auf meine neuen ſeidenen Strümpfe, und von da auf den Boden; ich wollte mich bücken, ſie aufzuheben, allein Mlle. Fliedermuhs ſagte: „machen Sie doch kein Aufhebens davon!“ Da kicherte Mad. Fliedermuhs, die gegenüber ſaß, und ſagte zu ihrem Gemale, Herrn Fliedermuhs: „Sieh doch mon drès chèr (es klang wie: mon Dreſcher!) wie unſer Pinchen mit Herrn S. Witze macht!“ „Ja, ma drès chère, Pinchen macht Witze.“ Mamſell Fliedermuhs war alſo Witzmacherin und mir zugetheilt. Schön war ſie nicht, denn Schönheit und Witz ſind Feinde, wie Schiller ſagt:

Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen.“

Ihr Kinn, die Naſe und ihr Mund waren geborne Witzlinge, denn ſie waren ſpitz und ſtachelten, wenn man ſie berührte. Sie näſelte etwas und dabei hatte ſie die Gewohnheit, wenn ſie ſprach, den Rockknopf desjenigen zu ergreifen, mit dem ſie ſprach. Madame Fliedermuhs repetirte jedes Wort, das Pinchen ſprach, und Herr Fliedermuhs jedes Wort, das Madame Fliedermuhs ſprach: man hörte alſo jeden Fliedermuhswitz dreimal, wie das Echo im Lauterthal. Neben Pinchen Fliedermuhs ſaß ein junger Stutzer, Namens Eisbock, ein geſchmeidiges Männchen, ſteif wie ein Blankſcheit, glatt wie eine Pomadenbüchſe, und dünn wie die Butter auf Berliner Butterbemmen.

Er war ein Lächler, er lächelte ſtets, wenn man fragte, wenn er antwortete, wenn er nieste, wenn er gähnte, er lächelte. Neben dieſem ſaß Fräulein von

Zipfel, ein Mädchen, das bis ſechszehn Jahre ſchön und ſtolz, bis fünfundzwanzig ſchön und liebenswürdig und ſtolz, bis fünfuuddreißig blos ſtolz und jetzt weder ſtolz, noch liebenswürdig, noch ſchön mehr war, und doch erſt im nächſten Monate am fünfundzwanzigſten zweiundzwanzig Jahre alt wurde. Sie betrachtete jede Geſellſchaft als ein Heirathsbureau, in das man geht, um einen Heirather zu erfragen. Sie ſchien dem glatten Lächler hold, meiner Wenigkeit aber hatte ſie noch nicht freierſelig gelächelt. Neben Fräulein von Zipfel ſaß Herr Spatz, ein Schöngeiſt, Charadenmacher, privilegirter Muſterzeichner zu Stickſachen, und General-Anekdotenerzähler. Er war ſtets mit drei Anekdoten beſchäftigt, eine hatte er auf der Zunge, die andere auf den Lippen und die dritte in der Kehle. Die andern Mitglieder ſollte ich ſpäter kennen lernen. Der Thee gab die Veranlaſſung zu Witzen. — Ma drès chère Pinchen,“ ſagte Mad. Fliedermuhs, erzähle doch Herrn S. die Witze mit den Thee'n! Ja, ma drès chère Pinchen,“ wiederholte Herr F., erzähle Herrn S. die Witze mit den Thee'n. — „Ach ja,“ bat Mad. Wachsbein, Herr S. und Mlle. Fliedermuhs werden ein Stündchen lang Witze machen.“ Ich glaubte, die Butterbemme im Munde erſchrak ob dieſer Bitte. „O! Madame Wachsbein,“ ſprach ich beſchämt, „ich bin enrhumirt!“ — „Wir werden ſchon im Zuge kommen!“ ſagte Mlle. Fliedermuhs und ſetzte ſich in Poſitur. — „Wir ſind ſchon im Zuge,“ erwiderte ich, denn eben wurden die beiden entgegengeſetzten Thüren geöffnet und ein Luftzug fuhr über den Buſen der Mlle. Fliedermuhs hin, wie ein Geiſt über eingeſunkene Gräber. — „Bravo! mon drès chère!“ ſchrie Mad. Fliedermuhs. — „Ja, Bravo! mon drès chère! wiederholte Herr Fliedermuhs.

Da faßte Pinchen meinen Rockknopf und ſagte: — eine Todtenſtille herrſchte im Zimmer und nur Taſ'chens Handdruck neben mir gab mir Kraft und Muth. —

„Wiſſen Sie, wer's beſſer hat, der Kaffee oder der Thee?“

Ja wohl, dachte ich mir, der Thee, denn der ſitzt nicht bei Mlle. Fliedermuhs und hat keinen Knopf zu verlieren; aber ich dachte nach und geſtand: nein — Wiſſen Sie es, Herr Aſſeſſor Eisbock? Der Eisbock lächelte: nein — „Der Kaffee!“ platzte Pinchen heraus, „denn der ſetzt ſich und der Thee muß ziehen!“ Einzig, ma drès chère!“ ſchrie Mad. Fliedermuhs; „ja, einzig, ma drès chère!“ wiederholte Herr Fliedermuhs. Ich aber neigte mein Haupt und ſprach zu Pinchen: „Weil Sie, wie der Thee, ziehen, habe ich, wie der Kaffee, mich zu Ihnen geſetzt.“

„Unique!“ ſagte Mad. Wachsbein, „habe ich's nicht geſagt, Herr S. wird Witz mitbringen!“

Der Eisbock lächelte, die Zipfel ſchmunzelte, der Spatz nickte mit dem Kopfe und ſprach ſchnell, damit ihm niemand zuvorkomme: „Wenn man aber andeuten will, daß man ſchnell Thee bringe, welchen Männernamen nennen Sie?“

Pinchen hatte im Augenblick Spatzens Rockknopf in der Hand und ſchrie: „Theobald! Thee o bald!“ — „Charmant“ — ſagte Mad. Fliedermuhs. — „Ja, charmant!“ erwiederte Herr Fliedermuhs. — Da war Pinchen ſchon wieder bei mir und meinem Rockknopf: „Welche Göttin nennt man, wenn man in England von einer Mamſell Thee begehrt? „Themis! Thee, Miß!“ lächelte der Aſſeſſor Eisbock aus den ſteifen Vatermördern heraus. — „Wie drückt man,“ fragte ich, „in einem zweiſylbigen Worte aus, daß der Thee nicht dünne iſt?“ eine lange Pauſe. „Sagen Sie's,“ ſchrieen einige: — „nein,“ proteſtirte Pinchen, „ich werde es rathen!“ — „das finde ich räthlich!“ meinte ich. Endlich, da mein Rockknopf nichts geſtehen wollte, ſagte ich: „Theedick (thätig)!“ — „Ach,“ ſchrie Pinchen, „das gilt nicht, Sie haben nicht geſagt: „daß es ein deutſches Wort iſt! — „aber,“ fuhr ſie fort, „wie drückten Sie ſich aus auf franzöſiſch, daß Sie Thee vorziehen?“

Das war meiner Weisheit zu viel, ich konnte es nicht rathen. Liberté! lieber Thee!“ klatſchte ſie in die Hände, während ich und mein Rockknopf Athem ſchöpften. „Ei,“ ſagte ich, Mademoiſelle quand on est chez vous, on perd la liberté pour toujours.“

„Charmant!“ ſchrie Mad. Fliedermuhs! „überſetze es, Pinchen!“ — „Ja charmant,“ erwiderte Herr Fliedermuhs, überſetze es, Pinchen.“

„Herr S. meint,“ überſetzte Pinchen, „nur ein Narr von einem Vater gibt einem nicht alle Tage Freiheit!“ — „Sie ſollten für die Bühne überſetzen!“ ſagte ich zu Pinchen. Da erhob der Spatz ſeine Stimme: „weil man eben von der Bühne ſpricht, muß ich Ihnen eine Anekdote erzählen.“

Der Spatz ließ eine Anekdote los, der Angſtſchweiß ſtand mir auf der Stirne! auf der einen Seite Taſ'chen mit der ewigen Frage: „Rum oder Sahne?“ — „Theekuchen oder Butterbemmen?“ — auf der andern Seite Mlle. Fliedermuhs, die meinen Knopf ewig in Gefangenſchaft hielt und alle Augenblicke mit einem Witze loszugehen drohte, und gegenüber der Anekdoten-Spatz! er begann: „Ein untergeordneter Schauſpieler wurde ausgepocht; er trat vor und ſagte, meine Herren, ich kann für ſechshundert Thaler nicht ſo ſpielen, wie für zweitauſend Thaler!“ hier lachte der Spatz furchtbar; alle Fliedermuhſe lachten, die Wachsbeine lachten, die Zipfel lachte, ſelbſt der Eisbock lachte lächelnd, und ich — ich? lachte als ob ich den Lachkrampf hätte! Spatz zog ſeine Brieftaſche heraus, um ſich ſeine eigene Anekdote aufzuſchreiben; er lachte ſelbſtgefällig: da „fällt mir eine Anekdote von einem Oeſterreicher ein!“ — Ein Seitenſtechen bemeiſterte ſich bei dieſer Ausſicht auf ein von den Todten auferſtandenes Vademecum, meiner beiden Seiten.

„Ein Oeſterreicher und ein Preuße aßen Krebſe mit einander: die großen Krebſe lagen alle bei dem Preußen, da drehte der Oeſterreicher die Schüſſel und ſagte: „mein Kaiſer dreht alles herum!“ — darauf erwiderte der Preuße, indem er die Schüſſel zurückdrehte: „Aber mein König bringt alles wieder auf's Alte!“ Hier lachte der Spatz furchtbar! Die Fliedermuhſe lachten, die Wachsbeine lachten, der Eisbock lachte, die Zipfel lachte. Spatz zog ſeine Brieftaſche heraus und notirte ſich ſeine Anekdote. Da fuhr, wie eine Haubitze Mlle. Fliedermuhs auf den Eisbock los, erſchütterte ſeinen Rockknopf, daß ihm die Vatermörder in die Naſenflügel ſtießen und ſchrie: was iſt das? es ſieht aus wie ein Krebs, es ſchmeckt wie ein Krebs und iſt doch kein Krebs?“ ich wünſchte, Mlle. Fliedermuhs hätte einen ſoliden Magenkrebs! — „eine Krebſin! eine Krebſin! näſelte die Fliedermuhs wie eine wahnſinnige Clarinette und krebste zu mir zurück. „C'est joli, mon drès chèr!“ wiederholte Herr Fliedermuhs. — „Die Anekdote iſt ſehr gut,“ begann der nimmer ruhende Spatz, „wie Jemand einem Juden den herrlichen Vollmond zeigt, und dieſer darauf ſagte: „Eppes rar's von'r Vezgüldung!“ — Hier lachte der Spatz furchtbar, die Fliedermuhſe lachten, die Wachsbeine lachten, der Eisbock lachte. Spatz zog ſeine Brieftaſche heraus und notirte ſich ſeine Anekdote. Da faßte mich Mamſell Fliedermuhs mit beiden Händen bei zwei Rockknöpfen und ſchrie: „Wie viel wiegt der Mond, wie viel wiegt der Mond?“ — Ich erfuhr eben, welche Laſt ein Mondkalb iſt! „Ein Pfund! Ein Pfund!“ — ſchrie ſie, „denn er hat vier Viertel!“ Dabei klaſchte ſie in die Hände, und in der hinreißendſten Begeiſterung hatte ſie meine zwei Rockknöpfe mit hingeriſſen und dieſe rollten, als zwei rührende Opfer des geſelligen Tons, zu meinen Füßen nieder.

„Das iſt himmliſch! mon drès chèr!“ ſagte Mad. Fliedermuhs. Taſ'chen aber lispelte mir in's Ohr, ſo nahe, daß ihr Odem wie ein warmer Frühlingshauch meine Wangen berührte: Lieber S., noch nie hab' ich mir ſo geiſterartig unterhalten, als eben jetzt in Ihrer penetrablen Geſellſchaft!“ Schwärmerin!“ flüſterte ich zurück, „wiſſen Sie nicht?“ — „O ja,“ — erwiderte Taſ'chen, „ich weiß recht gut, was Leſſing in Goethe's Geiſterſeher ſagt; ich hab' ihn auf's Theater geſehen, Sein oder nichts Sein? —“ „So heißt es nicht,“ ſagte ich, „ſondern: mein oder nicht mein?“ „ich weiß, verſetzte ſie, der Komiker hat damals das nur ſo extemporirt!“ —

„Voyez!“ — ſagte Madame Wachsbein; voyez! Taſ'chen et Msr. S. se parlent dans leur oreilles“ — Ja! voyez! — ſagte Herr Fliedermuhs, der in Gedanken ſaß und glaubte, ſeine Frau ſpräche: — „Ja, voyez! Taſ'chen et Msr. S. se parlent dans leur oreilles“ Madame Fliedermuhs warf einen grimmigen Blick auf ihren ehelichen Fliedermuhs. „Da fällt mir eine Anekdote ein!“ ſchrie Spatz, allein mein Flüſtern mit Taſ'chen hatte ein ander Geſpräch flott gemacht, nämlich die Liebeleien, Brautſchaften, zurückgegangene Partien und Heirathsgeſchichten der ganzen Stadt, und hier glänzte Mlle. Zipfel als lebendiger Adreßkalender aller Heirathsfähigen. Obwohl nun Mlle. Zipfel ihre Aufmerkſamkeit auf den Eisbock richtete, ich auch ganz neidlos ihr vom Herzen alle Eisböcke der Welt gegönnt hätte, ſo ſchien ſie doch pikirt, daß ich dem kleinen Zipfel ihres reſtirenden Frühlings keine Huldigung darbrachte, und da Mlle. Zipfel vielleicht hundert Zipfel unter ihren Ahnen zählte, Mlle. Wachsbein aber von Ahnen gar keine Ahnung hatte, ſo ſchien es ihr eine ariſtokratiſche Sünde, in Gegenwart eines adeligen Spätherbſtes einem bürgerlichen Frühlinge ſchön zu thun. —

„Da ſpinnt ſich wohl eine kleine Amour an?“ fragte ſie Spatz. Taſ'chen fuhr zurück; ich aber war boshaft genug zu fragen: Fräulein von Zipfel *ſpinnen* wohl nicht? Die Ritterfräulein im *hohen Mittelalter* haben ſonſt alle geſponnen!“ — Da hob Aſſeſſor Eisbock ſein hausbackenes Geſicht aus den zwei *Papier*-Vatermördern heraus, ſchickte ein Lächeln voran und ſagte: „Es iſt nichts ſo klar geſponnen, es kommt ans Licht der Sonnen.“ Nachdem er dieſe große Wahrheit geſagt, lächelte er, kroch wie eine Schnecke in ſein Papiervatermörderhaus zurück, lächelte noch einmal und ſprach dieſen Tag (Theetag) nicht wieder.

Neben mir und um mich aber ſchallte und klang und lobte es, denn die Zipfel und der Spatz, und alle Fliedermuhſe und ſämmtliche Wachsbeine ſprachen auf einmal: „Sechs Jahre waren ſie verlobt und“ — „die ſind ſchon längſt geſchieden!“ — „Der kann ſie gar nicht ernähren!“ — Mlle. X. iſt aufgeboten“ — „Herr Z. hat die Mlle. N. ſitzen laſſen“ — „hat einen Brief aufgefangen." — „Die bildet ſich's ein, aber es wird nichts d'raus." — „Sie hat ja gar nichts," — „nein, das iſt längſt aus." — „Die Schweſter meiner Mamſell iſt Kammerjungfer bei der Schweſter der Mademoiſelle die erzählt" — „ſie hat d'rauf gerechnet, aber" — und inzwiſchen tönte der Spatz: „ach, da weiß ich eine herrliche Anekdote!" und Pinchen ſtreckte abwechſelnd die Hand nach allen lebenden Rockknöpfen aus und gackerte um einen Witz zu legen. Ich ſah ſchmerzlich nach der großen Spieluhr, die alle Stunden eine andere Melodie und eben jetzt die Melodie ſpielte:

„Wer nur meine Leiden kennte,
Schenkte gern ſein Mitleid mir!"

Ich erſchrak, denn ich glaubte, die Uhr ſpielte aus meinem Innern heraus.

Taſ'chen liſpelte aber: „ich habe ſchon längſt eine Sympathie gegen Sie gehabt; blos weil ich die Naturgeſchichte über Alles liebe und Ihre Blätter immer das Schönſte daraus haben!" Da brach Mad. Wachsbein vom Tiſche auf und ſagte:

„Meine Verehrteſten, wir wollen nun ein bischen Dilettanten genießen!"

Und es ward Abend, und es ward Morgen, Ein Tag.

Natürliche Betrachtungen über Thierwelt, Pflanzenwelt, Steinwelt, als drei Reiche der Natur, und über Schriftſteller, Verliebte und Ehemänner, als drei Arme der Natur,

oder:

Wo kömmt alle unſere Natur hin, und wo kommen alle unſere Naturforſcher her?

(Humoriſtiſche Vorleſung. Gehalten im Joſephſtädter Theater zum Beſten einer wohlthätigen Anſtalt.)

Die Natur, meine hochverehrten Hörer und Hörerinnen! hat ihre Geſetze und ihre Rechte, Naturrecht, und die Natur kann bei ihren Geſetzen und ihren Rechten gut beſtehen, denn die Natur „hilft ſich ſelbſt.“

Das hat die Natur vor dem Menſchen voraus, der Menſch darf ſich nicht ſelbſt helfen, dem Menſchen iſt Selbſthilfe nicht erlaubt; das iſt traurig! Die andern Menſchen helfen Einem nicht, ſelbſt darf man ſich nicht helfen, und nur wenn der Menſch nieſ't, bekömmt er eine Anweiſung: „Helf Gott!“ Der Himmel hilft dem Menſchen aber nur, wenn er ſich ſelbſt hilft, das darf er aber nicht, und ſo iſt alſo dem Menſchen nicht zu helfen, und das von Rechtswegen!

Was heißt ein Rechtsweg? Wenn das Geſetz links liegt, ſo geht man rechts weg!

Da die Natur ihre Geſetze hat, ſo hat die Natur auch ihre Advocaten: Naturforſcher, mit dem Unterſchiede: Die Naturforſcher eſſen mehr, die Advocaten verſchlingen mehr.

Im Frühlinge erwacht die Natur, folglich ſchläft ſie im Winter wie ein Dachs; wenn Sie, m. f. H. u. H.! in dieſem Winter unſere „Geſellſchaften und unſere Theatern“ beſucht haben, werden Sie unſere ſchläfrige Natur ſelbſt bemerkt haben!

Es iſt ſonderbar auf dem Lande, ſagt man: „Die Natur erwacht jetzt zu ſpät,“ und in der Stadt erwacht die Natur leider zu früh, wir haben viel früh erwachte Naturen, und doch ſelten eine aufgeweckte Natur!

Wenn man bedenkt, daß die Natur im Winter alle unſere Concerte und Akademien verſchläft, ſo muß man geſtehen, daß die Natur einen geſunden Schlaf haben muß! Wer nur auch eine ſolche geſunde Natur hätte!

Die Natur, m. f. H. u. H.! iſt ein Frauenzimmer, und ſie kleidet ſich beim Erwachen und beim Einſchlafen weiß. Derſelbe Baum, der im Frühlinge weiß mit Blüthen übergoſſen gekleidet iſt, ſteht im Winter weiß, im Schnee-Sterbehemd gehüllt. Auch der Menſch hüllt den Menſchen zweimal in weiße Unſchuld, wenn er geboren und wenn er geſtorben wird.

Vor nichts hat der Menſch einen ſolchen Reſpect, als vor einem Todten! Der Menſch tritt den Menſchen nur dann nicht mit Füßen, wenn er ihn mit Füßen treten kann, ſo wie überhaupt der Menſch nur für das Reſpect hat, was über ſeinem Horizonte, oder was unter ſeinem Horizonte liegt. Der Tod, m. ſ. H. u. H.! verſöhnt nicht nur mit der Welt, ſondern auch mit ſich. Es iſt mit dem Verlaſſen des Lebens, wie wenn man eine Wohnung verläßt, in welcher man lange wohnte; auch der ärmſte Menſch findet beim Ausziehen, daß er reicher iſt, als er glaubte, daß er hie und da was hat, woran er nicht dachte; auch beim Ausziehen aus dem Leben findet ſelbſt der Unglückliche eine Menge kleiner Dinge, die er im Leben beſaß, die ihm theuer und werth waren, eine Menge winziger Sächelchen, die ihm Freude machten.

Auch von der Natur des Todes hat der Menſch ſonderbare Anſichten; wenn Jemand vom dritten Stock auf das Steinpflaſter fällt und das Genick bricht, da findet er es nicht natürlich, daß er ſtirbt, und nennt's einen unnatürlichen Tod, wenn ſich aber Jemand mit dem Schnupfen in's Bett legt, ſechs Aerzte holen läßt und ſtirbt, das findet er natürlich und nennt's einen natürlichen Tod!

Die Natur iſt eine große Maske, ſie iſt gerade wie die Masken auf unſerer Redoute, ſie brauchte ſich gar nicht zu maskiren, es kennt ſie ohnehin Niemand, und die Naturforſcher ſind die geiſtreichen Intriguants, welche zu dieſer Maske den urweltlichen Witz ſagen: „Ich kenne dich ſchon!“ Wenn die Natur aber die Maske lüftet, ſo ſehen ſie, daß es richtig eine ganz unbekannte Perſon für ſie iſt!

Die Natur neckt uns unter tauſend Masken, und wenn ſie ſich in der Seufzer-Allee des Lebens demaskirt, ſo haben wir in tauſend Fällen Urſache, mit einem Seufzer auszurufen: „Allez!“

Die Natur muß ſchwer zu finden ſein; die Naturforſcher reiſen das ganze Jahr herum, und nirgends haben ſie noch die Natur gefunden, ſonſt würden ſie ſie nicht immer von Neuem wieder aufſuchen.

Die Natur iſt eine Schriftſtellerin, eine ſchlechte, denn ihr vorzüglichſtes Werk iſt: der Menſch! Dieſes Werk hat ſie in zwei Ausgaben erſcheinen laſſen, auf grobem Kanzleipapier: Mann, auf feinem Velin: Frauenzimmer! Aber die Natur hat mehr feine Exemplare herausgegeben, als ordinäre; es ſind im vorigen Jahre in Deutſchland allein 64,000 mehr Mädchen als Knaben geboren worden!

Die Natur iſt kein Kind, ſie läßt ſich nicht ausforſchen! Und trotzdem ſie eine alte, recht alte Frau iſt, plaudert ſie ihre Geheimniſſe doch nicht aus!

Wir laſen vor drei Jahren in allen Zeitungen die Ankündigung der Naturforſcher, daß es mit nächſtem Mai viel Maikäfer geben wird; die Natur wollte die Forſcher nicht beſchämen, und ihnen recht geben wollte ſie auch nicht, was that ſie? Sie ließ im nächſten Jahre gar keinen Mai wachſen, bloß im Juli ſchickte ſie einige Maikäfer in die Welt.

Von den Maikäfern im Frühlinge der Natur, m. f. H. u. H.! ſollte der Menſch lernen, mit den Kindern im Frühlinge des Lebens umzugehen; wenn der Menſch den Blüthenbaum ſchüttelt, um die Maikäfer herunter zu ſchütteln, ſo ſchüttelt er mehr Blüthen als Käfer herab; ſo ſoll der Menſch auch an den Kindern nicht zu ſehr rütteln, um ein paar ſummende Maikäfer von kleinen Unarten herunter zu ſchütteln, er ſchüttelt vom jungen Blüthenbäumchen für einen Maikäfer zwanzig Blüthenflocken herunter!

Ueberhaupt wäre es mehr Wohlthat, die Natur der Kinder, als die Natur der zu Grunde gegangenen Urwelt zu erforſchen!

Das allgemeine große Kinderſpital des Lebens iſt noch nicht gehörig erforſcht, und welche Natur ſollte uns intereſſanter, wichtiger, heiliger ſein, als die der Kinder?

Aus uns großen Menſchen wird nichts mehr, wir ſind fertig, wir ſind gezogene Nummern aus dem Glücksrade des Lebens, unſer Werth oder Unwerth iſt entſchieden, aber jedes Kind kann noch ein Haupttreffer ſein; in jedem Kinde kann das Glück oder Unglück einer ganzen Zukunft liegen!

Wie Wenige verſtehen es, die eingemauerte Seele des Kindes nach und nach zu befreien, kleine Fenſterchen in den Augen, in den Ohren, im kleinen Herzchen anzutragen, um dieſes eingemauerte Seelchen mit Glück aus ſeinen engen Wänden zu befreien!

Man ſagt: „Man muß die Kinder ſtrafen,“ es iſt nicht wahr, ſtrafen muß man nur die Schuldigen, kein Kind aber iſt ſchuldig!

„Wer nicht liebt Wein, Weiber und Geſang, bleibt ein Narr ſein Lebelang;“ wer nicht lieb' Natur, Blumen und Kinder, der bleibt auf ewig ein armer Sünder!

Die Blumen ſind die Kinder der Pflanzenwelt, die Kinder ſind die Blumen der Menſchenwelt!

Der Himmel hat die Blumen an die Bruſt der Erde geſteckt, damit die Erde nie vergeſſe, daß ſie Mutter aller Pflanzen iſt. Wenn die Blume blüht, ſo neigt ſie ihre Krone zur Mutter Erde, wenn ihr ein Ungewitter das Haupt umzieht, ſo neigt ſie es zum Buſen der Mutter Erde, wenn ihre Blätter abfallen, ſtreut ſie ſie in den Schooß der Mutter Erde, wenn die Blume ſtirbt, ſo ſtirbt ſie am Herzen der Mutter Erde; und wie die Blume am Herzen der Erde, ſo das Kind am Herzen der Mutter! Jean Paul ſagt: „Eine Frau, die Kinder hat, und über Langeweile klagt, iſt nicht werth, daß ſie lebt!“ Ich ſage noch mehr: „Ein Mann, der Kinder hat, und über Langeweile klagt, iſt nicht werth, ſelbſt ein Kind geweſen zu ſein!

Was wird jetzt gethan für die Natur der Kinder? Für die Entwicklung ihrer Natur nichts, für die Entwickelung ihrer Unnatur viel: Kinderbälle!

Was heißt ein Kinderball? Die Mutter ſteckt ſich hinter's Kind, um auf einen Ball zu kommen! Die thörichten Mütter können bei den zarten Kindern den Gang der Natur nicht abwarten, und laſſen die Natur lieber ſpringen! Es heißt zwar: „Die Natur macht keinen Sprung," ja wohl, die Natur iſt auch keine Tanzmeiſterin, die Natur ſteckt ihre zarten Kinder nicht wie die exercirten Regenwürmer in Ballkleider, um ſie zu acht und zehn Jahren den Tanz tanzen zu laſſen, den ſie zu achtzehn Jahren noch Zeit genug zu tanzen hätten!

Anſtatt nun, daß die Naturforſcher mit dieſen Mißbräuchen der Natur in unſerer jetzigen Welt ſich beſchäftigen, und wie die Welt jetzt zu Grunde geht, beſchäftigen ſie ſich damit, wie die Urwelt zu Grunde gegangen iſt, und unterſuchen die Beine der großen vorweltlichen Thiere, die ganz zu Grunde gegangen ſind!

Sonderbar! Jetzt geht alle Jahr die Welt zwei, drei Mal zu Grunde, die Naturforſcher bekümmern ſich nicht darum, und da gehen gewöhnlich auch nur große Thiere zu Grunde: aber wenn ſo ein großes Thier zu Grunde geht, ſind ſeine Gebeine gar nicht mehr zu erforſchen!

Um nichts bekümmert ſich die Welt ſo ſehr, als um die zu Grunde gegangene Welt!

Die ganze Welt, m. ſ. H. u. H.! geht an drei Dingen zu Grunde: die politiſirende an der Reverenz, die merkantiliſche an der Differenz, und die geiſtige an der Indifferenz!

Die geiſtige Welt erhält ſich durch eine ganz eigene Natur: durch die Schriftſtellernatur, dazu gehört eine ſtarke Natur!

Der Dichter ſoll nur aus der Natur ſchöpfen, die Natur aber iſt ſelbſt ein Buch, und da denken die Dichter, wenn ſie ſchon aus einem Buche ſchöpfen ſollen, ſo iſt's Alles eins, aus welchem Buche ſie ſchöpfen, und ſchöpfen lieber gleich — aus andern Büchern, das iſt ſo ihre andere Natur — und ſo entſtehen die Originaldichter!

Die deutſche Originalität wird am Beſten durch Folgendes bewieſen: Die beſte deutſche Komödie iſt die franzöſiſche Komödie, die beſte deutſche Oper iſt die italieniſche, die beſten deutſchen Gouvernanten ſind die franzöſiſchen, die beſten deutſchen Tücher ſind die engliſchen, der beſte deutſche Pfeffer iſt der ſpaniſche, die beſten deutſchen Tabaksröhre ſind die türkiſchen, und die beſten deutſchen Bäder ſind die ruſſiſchen! So iſt unſere deutſche Originalität in Sachen und in Büchern!

Die Dichter ſollen empfänglich ſein für die Gaben der Natur, allein die Wenigſten können empfänglich für die Gaben der Natur ſein, weil ihnen die Natur nichts gegeben hat! Es ſcheint, die Natur und die Menſchen glauben, die Dichter ſind wie die Singvögel, die durch Hunger am Beſten abgerichtet werden!

Ein Schriftſteller iſt eigentlich ein Naturgewächs! Es gibt vier Schriftſtellernaturen, eine ſtarke und eine ſchwache, eine trockene und eine feuchte.

Die feuchte Natur der Schriftſteller heißt „Humor!“ Der Humoriſt kann alſo ſeiner Natur nach nie auf's Trockene kommen!

Die Schriftſtellerei iſt ein Naturſtand, der Humor eine Naturgabe, die Satyre ein Naturſpiel, und der Witz eine Naturwaffe.

So wie jedes Volk eine andere Art Waffe hat, ſo hat auch jedes Volk eine andere Art Witz. Es gibt Reſidenzen, die einen Grundton von Witz haben, z. B. Berlin und Wien. In Berlin werden nur Vormittags Witze gemacht, in Wien nur Nachmittags, denn die Berliner ſind nur witzig, wenn ſie hungrig ſind, und die Wiener ſind nur witzig, wenn ſie ſatt ſind! Der Wiener Witz kommt aus einem vollen Magen, der Berliner Witz aus einem hungrigen Magen, deshalb iſt er auch beißender!

Man ſagt Mutterwitz, warum ſagt man nicht Vaterwitz? Weil man verſichert ſein kann, wenn ein Mann witzig iſt, ſo iſt er nur durch die Frau gewitzigt worden!

Gegen Witz und Satyre gibt es nur zwei Zufluchtsörter: das Grab und das Narrenhaus.

Die Satyre ſagt ſo: „Wer ſich ſelbſt geißelt, iſt ein Frommer, wer ſeinen Nächſten geißelt, iſt ein Böſewicht,“ ich aber liebe meinen Nächſten wie mich ſelbſt, wenn ich ihn alſo geißle, bin ich ein Frommer!

Die Satyre und der Witz führen Krieg mit Aerzten, Advocaten und Frauen, aber man thäte der Satyre und dem Witze Unrecht, wenn man daraus ſchließen wollte, ſie verkennen das Gute und das Schöne an Aerzten, Advocaten und Frauen; läugnet man denn die Wohlthaten des Regens und der Sonne damit, wenn man einen Regenſchirm und einen Sonnenſchirm trägt?

Die Natur der Ehe, m. f. H. u. H.! iſt auch nur ein Witz, denn die Kunſt einer guten Ehe, wie die eines guten Witzes beſteht darin, zwei ſich *widerſprechende Dinge zu vergleichen*!

Woher wiſſen wir, daß die Ehe ein Krieg iſt? Weil die Männer, die heirathen wollen, „*Werber*“ heißen!

Das Unglück bei den Frauen iſt, daß ſie von Jugend auf nur die *Männer* ſtudiren, und nicht die *Menſchen*. Wenn ſie dann einen Mann heirathen, ſo ſehen ſie bald nicht mehr den Mann, ſondern bloß den Menſchen in ihm, und der iſt ihnen fremd!

Die Frauen, die Frauenherzen wollen errathen ſein; im Errathen ſind aber nur zwei Weſen große Meiſter: die Liebe und der Satan, die errathen Alles; ſo lange *der Mann liebt, erräth er das Herz der Frau aus Liebe*, wenn er ſie heirathet, hört die Liebe auf, und er kann ſie nur errathen, wenn er ein Satan wird!

Es iſt ein Unterſchied zwiſchen der Liebe der Männer und der Liebe der Frauen; die Liebe der Frauen iſt Sonnenlicht, geht die Sonne hinter der Gebirgskette der Ehe auch unter, ſie bildet noch lange ſüße Dämmerung und milden *Schein*; das Herz des liebenden Mannes iſt eine glühende Kohle, wenn ſie ausgebrannt iſt, ſo wird ſie nicht nur kalt und lichtlos, ſondern auch — ſchwarz!

Eben weil bei den Frauen die Liebe Licht iſt, Sonnenlicht, lieben ſie gewiß immer nur einen Gegenſtand, wenigſtens auf einmal; ihre Liebesſonne hat nicht einmal eine Nebenſonne! Bei den Männern aber iſt die Liebe bloß Kerzenlicht, darum zünden ſie aus Vorſicht ſtets zwei Kerzen an, man kann nicht wiſſen, wie Eins ausliſcht!

Mit der Liebe iſt's wie mit dem Lateiniſchen, ſie iſt eine todte Sprache, und wird nur noch geſchrieben!

Man hat der Natur gemäß dreierlei Freunde: den Schulfreund, den Jugendfreund und den Hausfreund. Mit dem Schulfreunde theilt man ſeine Prügel, mit dem Jugendfreunde ſeine dummen Streiche, und mit dem Hausfreunde ſeine ehelichen Donnerwetter, mit dem Unterſchiede, über dem Haupte des Mannes donnert's und bei dem Hausfreunde ſchlägt's ein!

Die Männer bitten gewöhnlich in der Ehe den Hausfreund um ſein Urtheil, die Hausfreunde aber ſind redlich und denken philoſophiſch: um Jemanden zu beurtheilen, muß man ſich zuerſt auch an ſeine Stelle verſetzen!

Niemand aber, m. ſ. H. u. H.! verſetzt ſich im Leben in die Lage des Andern, wenn er ihn beurtheilt und verurtheilt.

Es liegt in der Natur des Menſchen, daß er eher Mitleid bezeigt, als Beileid, deshalb er auch immer das Beileid verbittet. Mitleid kann man wie ein Geſchäft abmachen, Beileid aber will mit Liebe gegeben werden! Mitleid iſt eine Gabe der Natur, Beileid eine Gabe Gottes!

Warum, m. f. H. u. H.! ſind die Gaben Gottes die wohlthätigſten? Weil ſich der Geber gar nicht ſehen läßt! Weil der Geber nicht nur da gibt, wo er glaubt, daß man's in die Zeitung ſetzen wird; weil der Geber nicht erſt fragt um die Conduitenliſte und die Schulzeugniſſe des Unglücklichen, weil der Geber: Gott, gibt wie die Sonne ihr Licht, wie die Luft ihrem Odem, wie die Natur ihren Segen, wie die Natur ihr Füllhorn ausſchüttet auf Bös und Gut!

Man thue Gutes, wie die Natur,
Die niemals frägt und hält Gericht,
Nicht forſcht nach des Empfängers Spur,
Ob er's verdient, ob nicht:
Sie nährt aus ihrem Hausgebrauch'
Das Fruchtfeld und die Wüſte auch!

Der Thau, der aus Aurora's Schooß
Zur Erde mild herunterquillt,
Und Wäldern, Bäumen, Strauch und Moos
Den Durſt der Sehnſucht ſtillt:
Er gießt nicht nur die Roſ' am Strauch,
Er gießt die Dornen auch!

Die Thräne, die in's Auge ſteigt,
Die Wimper tröſtend netzt,

Das Herz erleichtert, das gebeugt,
Mit ſüßem Troſt' es letzt,
Sie labt nicht nur des Fürſten Aug',
Sie labt den Bettler auch!

Der Strahl, den aus dem Sonnenball'
Der Himmel uns beſcheert,
Der mit dem gold'nen Strahlenfall'
Das Weltall rings verklärt,
Verklärt nicht nur den Lebenshauch,
Verklärt das Grabmal auch! —

Die Natur des Menſchen hat ſich weit von der Natur der Menſchheit entfernt.

Wiſſen Sie, m. f. H. u. H.! wenn jetzt Diogenes mit einer Laterne herumginge, um einen Menſchen zu ſuchen, weswegen er die Stadt verlaſſen müßte? — Wegen unnützen Lebenswandels!

Der Menſch hat eine kurioſe Natur, nicht nur der glückliche, ſondern auch der unglückliche!

Wenn dem Menſchen aus Zufall ein Glück zukömmt, ſo ſchreibt er ſich's zu: ich habe ein Glück gemacht! Wenn ihm aus Dummheit ein Unglück zukömmt, ſo ſagt er: „Das hat der Himmel ſo gefügt!" Jede Dummheit, die der Menſch macht, ſchreibt er den Sternen zu, immer iſt es ſein Geſtirn, ſein Unſtern, ſein Stern, der das gethan hat!

Zum Beweiſe, man leſe unſere politiſchen Zeitungen, wo nur immer ein dummer Artikel iſt, geht er von einem, zwei oder drei Sternen aus!

Dieſer Umſtand, m. f. H. u. H.! liegt wieder in der Natur unſerer Zeitungen, unſere Zeitungen ſind wie die Kalender, man findet alle Sterne, alle Himmelszeichen in ihnen, nur keinen Heiligen! Die Natur der Zeitungen iſt, daß ſie ihre Stimme für die Stimme der Natur halten, allein, die Natur hat jetzt gar keine Stimme mehr, darum kann ſie auch wegen plötzlicher Heiſerkeit nicht erſcheinen; die Stimmen in den politiſchen Zeitungen ſind blos Kunſtſtimmen. In unſeren Zeitungen kann jeder ſeine Stimme einrücken laſſen, aber die Natur der politiſchen Zeitung erheiſcht: Vor dem Einrücken muß man ausrücken!

Die deutſchen Schriftſteller haben die unglückliche Idee, politiſche Schriftſteller ſein zu wollen, und haben gar kein Talent dazu, denn wenn ſie nur ein Bischen politiſch wären, wären ſie gar keine Schriftſteller! Sie haben auch die unglückſelige Marotte, zu wünſchen, ganz Deutſchland möge ein Vaterland ſein, und es iſt doch ein Glück für ſie, daß Deutſchland mehrere Länder hat, denn der Prophet ſagt: Man gilt nichts im Vaterlande, ſo ein Dichter und Prophet, wenn er in Bremen kein Prophet iſt, kann er einer in Lübeck werden, iſt er Vormittag in Reuß-Greitz kein Prophet, kann er Nachmittag in Reuß-Schleitz einer ſein. Wenn ganz Deutſchland ein Vaterland wäre, wie wollte ein deutſcher Schriftſteller je ein Prophet werden?

Nun haben wir ſchließlich noch eine Natur zu erforſchen, die Natur der „humoriſtiſchen Vorleſungen;“ die Natur des Humors beſteht aus einer unbewußten Miſchung von Weinen und Lachen, und wir haben jetzt eine Menge von Humoriſtiſchem, bei dem man nicht weiß, ſoll man lachen oder weinen!

Um aber Sie, m. f. H. u. H.! zu überzeugen, wie ſehr ich Ihren geiſtigen Beruf als Naturforſcher zu würdigen weiß, ſchließe ich, damit Sie zum wichtigſten Geſchäfte der Naturforſcher, zum Eſſen, kommen können!

Schiller's „Mädchen aus der Fremde" vor der Polizei.

Der Polizeipräſident zu X. hatte das Pulver nicht erfunden, weder das Schieß-, noch das Zahn-, auch nicht einmal das Rattenpulver. Es iſt auch nicht nöthig, daß ein Polizeipräſident etwas erfinde, er ſoll blos auffinden. Der Polizeipräſident zu X. war auch kein Liebhaber und kein Kenner von Poeten und Poeſien, er kannte nur die in ſeiner Stadt lebenden Dichter, die auf der Polizei zuweilen Cenſurvergehen halber eingeſperrt wurden. Poeſie und Polizei lieben ſich gegenſeitig nicht ſonderlich, indeſſen hatte der Polizeipräſident zu X. doch einen Secretär, dem der Böſe es angethan hatte, daß er einen Hang zu poetiſchen Erzeugniſſen bekam, und er hatte unter den Acten immer einen Dichter liegen, d. h. einen gedruckten.

Eines Tages war dieſer poetiſche Polizeiſecretär eben beſchäftigt, bei ſeinen Acten heimlicher Weiſe Schiller's „Mädchen aus der Fremde" für ſeine Geliebte auszuſchreiben, als der Präſident plötzlich eintrat. Der Secretär ſchob das abgeſchriebene Gedicht ſchnell in die Acten hinein und machte ſich an ein anderes, ihm eben vom Präſidenten aufgetragenes Geſchäft. Indeſſen nahm der Präſident die Acten des Secretärs, die das Referat für ihn enthielten und ging in ſein Bureau.

Hier fand er das Schiller'ſche Gedicht, welches der Secretär auf einen Actenbogen hingeſchrieben hatte. Er las und las, und ſtaunte immer mehr, er glaubte, es ſei ein Polizeibericht aus einem der umliegenden Dörfer.

„Sehr verdächtig!" ſagte er, und legte die Hand an die Stirn; „mit jedem jungen Jahr erſcheint das Mädchen!" — „Ein Mädchen ſchön und wunderbar!" — „Da ſteckt etwas dahinter!" Er klingelte heftig, und ſein Secretär kam herein: „Eine ſchöne Beſcherung!" rief er ihm entgegen, „da iſt wieder ſo ein Einlauf von einem jungen liederlichen Mädchen oder was ſie ſonſt ſein mag, ſehen Sie!" Er hielt ihm den Actenbogen hin, der Secretär gerieth in eine jämmerliche Verlegenheit und der Präſident fuhr fort:

„Sie war nicht in dem Thal geboren,
Man wußte nicht woher ſie kam."

„Zum Teufel auch, hat man ſie denn nicht nach ihrem Paß gefragt, ſie muß doch irgendwo herkommen! und gar die Dummheit:

„Doch ſchnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abſchied nahm."

Wie iſt das möglich, ein berittener Gend'arme wird doch wohl ſo ein dummes Ding von Mädchen einholen können, wenn er ihr gleich nachgeritten wäre. Aber auf dem Lande thun die Gend'armes gar nichts."

Der Secretär wollte ſprechen, allein der Präſident war ſo in Eifer gerathen, daß er mit aller ſeiner Amtsmiene fortfuhr, und plötzlich rief er, wie von einem Blitz durchzuckt, aus: „Ha! mir fällt was ein, wie?"

„— Eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit."

„Alſo eine vornehme Perſon als Blumenmädchen? Sie Herr Secretär, das iſt entweder die Gräfin Wrisberg aus Braunſchweig, die aus dem Gefängniß entſprang, oder vielleicht gar die Herzogin von Berry, wer kann's wiſſen! Die Indicien häufen ſich immer mehr:

„Sie theilte Jedem eine Gabe" u. ſ. w.

Sie will das Volk beſtechen; das merk ich ſchon, und das

„Willkommen waren alle Gäſte;"

das ſoll ſo einen Schein von Popularität auf ſie werfen, ſie ſucht einen Anhang. Herr Secretär, da nehmen Sie den Polizeibericht wieder mit, begeben ſich ſogleich mit zwei verkleideten Polizeicommiſſären an Ort und Stelle, und ſchaffen mir dieſes verdächtige „Mädchen aus der Fremde", dieſes landläuferiſche Blumenmädchen ſogleich hieher, aber unter ſtrenger Bedeckung, und machen Sie kein Aufſehen."

Der geängſtigte Secretär krümmte ſich verlegen wie ein Spulwurm, bat demüthig um Verzeihung, und referirte unterthänigſt, wie ſothanes „Mädchen aus der Fremde" blos ein Gebilde der Einbildungskraft, eine bloße Fictio ſei, von einem wunderſamen Kauz, Schiller geheißen, in ſo abſonderliche Verſe gebracht, zu Kurzweil und eitel Zeitvertreib; daß aber an der ganzen Fabula kein wahres Wörtchen ſei.

Da ſchimpfte der Präſident gewaltig auf den albernen Scribler, der ſeine pudelnärriſchen Einfälle ſo einkleide wie ein Polizeibericht, und der Secretär wurde mit dem Verweis entlaſſen, ſich mit ſolchem Schnickſchnack nicht weiter zu befaſſen.

Humoralbriefe.

An J. von W. in B.

München.

Nein, ſo haben wir nicht gewettet, meine Holde! Ich habe Ihnen meinen kleinen Schreibefinger verſprochen und Sie wollen die ganze Autorhand!

Sie ſitzen in Ihrem Boudoir, Sie halten ſich das niedliche Füßchen hübſch warm, und das fröhliche Herzchen hübſch kühl; der Poſtträger bringt Ihnen meinen Brief, die Grazien leſen mit Ihnen, ſie legen ihn auf Ihre Toilette, zu Ihren Waſchwaſſern und zum Freimüthigen, lächeln, und damit bin ich und Brief vergeſſen. Ja, wenn ich dieſes Lächeln ſehen könnte! —

Ich aber ſoll Ihnen, ſo wollen Sie es durchaus, meine Anſichten über Süd und Nord, über Wien, Berlin und München, über Literatur, Kunſt, Geſelligkeit — und was jetzt noch zur lieben Hausmannskoſt gehört, mittheilen.

> „Ich! eine arme Magd! unkundig des verderblichen Geſchäfts!"

Auch über Politik? Ach Gott! was will eine Dame, eine reizende, ſchöne, junge Dame von Politik? Wenn

Sie wiſſen, daß der König von Frankreich wirklich König von Frankreich iſt, ſo wiſſen Sie genug, und mehr als ich ſelbſt mit Beſtimmtheit weiß. Was brauchen Damen Politik? Wenn ſie nur ihr monarchiſches Herz mit conſtitutionellen Inſtitutionen umgeben, wenn ſie das Oberhaus des Verſtandes immer in Einigkeit mit der Herzenskammer der Empfindungen einig haben!

Die Berliner Literatur? „gäb' es anders dergleichen!“ ach, um die bekümmere ich mich nicht, das würden Sie gleich ſehen an meinen vollen, friſchen Wangen, an meinem heitern Blick, an meiner Eßluſt.

Aber da kam mir heute ein Blatt des Holzliteraten Gubitz, dieſes Blatt von dem Profeſſor der Langweiligkeit, in die Hand, und ich ſehe mit Erſtaunen, daß die Bühnendichter ſich wieder regen, und daß „unſer lieber Gubitz,“ wie ihn alle Juden in Berlin heißen, vergaß, wie er ſich mit ſeinem Häring-Timpe auf die Strümpfe machte, daß er wieder mein Freund genug iſt, um in ſeinem Blatte gegen mich losziehen zu laſſen! Ich ſehe, er hat einen „Zimmermann“ gefunden, er bleibt doch hübſch bei ſeinem Metier, Holzſchneider und Zimmermann.

Ach, meine Schöne, leſen Sie doch die äſthetiſche Diarrhöe dieſes jungen Doctors; o junger, hoffnungsvoller Zimmermann, fahre ſo fort, Du kannſt noch einmal eben ſo berühmt werden, wie Herr Gubitz und ſein Geſellſchafter im Holzſchneiden, und bei den Berliner Banquiers für Geiſt und Herz zu Tiſche gebeten werden.

Sehen Sie, meine verehrte Freundin, die Berliner Bühnendichter und die Bourbons, ſie haben in ihrem Unglücke nichts gelernt, ſie haben nichts vergeſſen. Nach der erſten Reſtauration, d. h. als ich Berlin verließ, und Gubitz, Häring und Förſter allein ſich wieder breit machten auf dem papiernen Journalthron, haben ſie nicht, doch nicht gelernt zu ſchweigen, in Demuth zu ſchweigen über mich, der ich ihnen ſchon einmal in conspectu populi einen Schilling gegeben, daß ſie geflennt haben wie die Schulknäblein, und hübſch artig wurden, und mir ein Patſchhändchen gaben und verſprachen, ſie wollen es nimmer thun, ich möchte nur die Ruthe verſtecken. Aber trau' einer einmal ungezogenen Kindern! Sie ſagen jetzt wie die Ruſſen: „Gott wohnt hoch, und der Saphir wohnt weit.“ Ruhig Kinderchen, der Witz hat noch einen längern Arm, als die Dummheit; ich ſage euch noch einmal: „ruhig Kinderchen!“

Ich glaube, daß es wahr iſt, meine ſchöne Freundin! was Sie mir ſchreiben, daß die Berliner ausrufen:

„Iſt denn kein Saphir unter uns!“

wenn ſie ſehen, wie die knorrige und knurrige Krüppelholzliteratur im Sande wieder wuchert und ſich breit macht. Gelaſſen, meine lieben Freunde! euch kann geholfen werden! Ich will dieſe Pharaos wieder heimſuchen, welche die Kinder meines Geiſtes nicht in Frieden wollen ihres Weges ziehen laſſen. Kömmt ſo ein lederner Bemerker Zimmermanns-Lehrjung, und beſchimpft mich, und ſagt, er wolle zugeben, ich habe Witz! Wie viel ſolche Zimmermänner und Gubitze muß man den zuſammenſtoßen, bis ſie begreifen, was Witz iſt?

O, daß euch der Börne hole!

Sie wiſſen ja ſelbſt, meine geiſtreiche Freundin! wie ſie Alle vor Börne und Heine auf den Knien lagen, wie ihn der Gubitz angeſellſchaftet, der Häring angehöringt, und der Förſter angehofräthelt hat, wie ſie mit den Blähungen dieſer Männer aus dem humoriſtiſchen Feuerofen, wie mit Weihrauch, vergötternd in ihren Blättern herumräucherten, wie ſie um Börnes Geiſt wedelten, wie die Möpſe um die edle Dogge, und dann, als Börne und Heine in ihrem politiſchen Schnupfen, den ſie ſich in der Pariſer Zugluft holten, gegen das heilige, deutſche, römiſche Reich bluthüſtelten, und gefährliche Gedanken ausnießten, da, o glückliches Deutſchland, da bewies Häring im Brock-Narren-Haus-Blatte, Börne ſei ein Jude; darauf lächelte er, und Preußen war gerettet! Er bewies, Börne ſei ein dummer Kerl, und Deutſchlands Ruhe war hergeſtellt, und ein Berliner Geheimrath lud ihn zum Thee, klopfte ihm auf die Achſel, und ſagte mit dreifärbigem Ton: „Sie ſind ein Patriot!“ und Häring bat ſich den Patrioten ſchriftlich aus, um ihn ſeinen Kindern zu hinterlaſſen, die vielleicht einmal dadurch Hofräthe werden können!

O, daß euch der Börne hole!

Habt ihr ihn geleſen, den Häringſalat?“ Wie ſchmeckt er? —

Rathen Sie, meine Freundin! doch dem Herrn von Holtei, da er doch für die Armenſpeiſeanſtalt lieſ't, er möchte dieſen Häringſalat leſen. Der wohlthätige Mann! Wenn auch die Armen nicht durch dieſe Vorleſungen geſpeiſ't werden, ſo können ſie doch hineingehen, und den Appetit verlieren, das kömmt dann auf Eins heraus!

Sehen Sie, meine edle Freundin! die Satyre iſt ſtärker als die Freundſchaft; jetzt erſt habe ich Luſt, ein wenig nach Berlin zu kommen; ich muß ſie wiederſehen, ich muß zu Gubitz ſagen:

„da mihi Basia mille!“

Meine Seele lechzt nach dem Anblicke von Bühnendichtern!

Wahrlich, ich will ſie von nun an wieder in die Zucht nehmen, die wieder auf Tiſch und Bänke ſpringen; ich will es der Reſidenz erzählen, wie man Berliner Literat wird. Doch zuerſt eine kleine Antwort auf Ihr Begehren in Hinſicht der Städte Wien, Berlin und München.

An J. von W. in B.

München.

Ich ſoll Ihnen, meine geiſtreiche Freundin! meine Anſichten über die Städte Wien, Berlin und München mittheilen, und zwar, ſo ſagen Sie, in jenem leichten, ungenirten Tone, wie ich mit Ihnen Abends ſtets zu plaudern pflegte. O! man plaudert viel angenehmer und leichter, wenn man in Ihre zwei plauderhaften blauen Augen ſchaut, und die geiſtreiche Regung Ihres Angeſichtes mich anregt! Geben Sie mir vor Allem den Archimedespunct außer dieſen drei Städten, denn ach, in Wien will man keinen Humor, in München verſteht man keinen Humor und in Berlin will und verſteht man den Humor, um ihn — zu haſſen.

Wien iſt eine große Stadt, Berlin iſt eine Stadt, die groß iſt, und München iſt groß wie eine Stadt. Das Leben in Wien iſt ein flottes, frohbewimpeltes Schiff auf der ſchwellenden und friſchſtrömenden, blaulachenden Donau; das Leben in Berlin iſt ein gefirnißter, trockener, aber äſthetiſcher „Aeppelkahn“ auf der philoſophiſch dünnen Spree, und das Leben in München iſt ein bequemer, behaglicher, wohlverproviantirter, aber flacher Floß auf der gutmüthig fortſchmollenden Iſar.

Die Stadt **Berlin** hat die fixe Idee, eine Stadt ſein zu wollen, ſo wie die Mittwochsgeſellſchaft glaubt, eine Geſellſchaft zu ſein. Berlin aber iſt blos ein Geſellſchaftsſpiel von Häuſern. Die Häuſer ſind zuſammengekommen, um Thee zu trinken, und haben neben einander Platz genommen, ſie ſtehen neben einander, große und kleine, wie Miniſter und Referendare, ſteif, lächelnd und leblos. Die große Friedrichsſtraße iſt die Leibbinde Berlins, aber nicht ihr Anmuthsgürtel; mir ward immer in ihr zu Muthe wie in Goethes weſtöſtlichem Divan. Da iſt alles hübſch glatt und fein und geſchniegelt und zierlich, aber kalt und ſchroff, Blumen ohne Duft, Nachtigallen ohne

Stimme. Wenn man in der Mitte dieſer Straße ſteht, hat man keine andere Empfindung, als daß dieſe Straße zu dem einen Thore hereinſpaziert, um zu dem andern gegenüber wieder herauszuſpazieren. Ein jedes Berliner Haus iſt, wie ein jeder Berliner Menſch, ein freier gebildeter Egoiſt, es ſchließt ſich blos aus Convenienz und weil es ſich ſo ſchickt an die andern Häuſer an, aber nicht aus Herzensdrang, aus Neigung zur Geſelligkeit.

Ich bin überzeugt, meine verehrte Freundin! wenn die Berliner Häuſer in eine Conditorei gingen, jedes Haus würde ſich an einen andern Tiſch ſetzen, und das Haus von der Jeruſalemsſtraße würde bei ſich von dem Hauſe in der Königsſtraße ſagen: Der Racker! Der Geiſt der Civiliſation, ein Commandoſtock, hat den Berliner Häuſern anbefohlen, ſich in Reih' und Glied zu ſtellen, Bruſt heraus! Sie bilden Straßen, blos um die Menſchen höflich durchzulaſſen, und ein Haus ſteht neben dem andern da, damit ſich des Nachbars Haus ja beileibe nicht auf ſeinen Platz ſtelle! Die Stadt, wie ihre Literatur hat keine Höhen, keine Thürme, keine Glocken, blos Knarren. Der große Opernplatz allein iſt ein gebautes Feenmärchen, ein ſteinernes Epos mit lyriſchen Epiſoden, und das anſpruchloſe beſcheidene Haus mit ſeinem anſpruchloſen, liebenswürdigen, herzens- und gemüthsklaren König, mit ſeiner Bruſt voll reiner Menſchenliebe und Gerechtigkeit, dieſes Häuschen iſt der Zauberſtab dieſes Feengemäldes! Alle andern Plätze ſcheinen blos zur Schildwach auf ihre Stelle beordert zu ſein, und warten mit Langeweile auf die Ablöſungsſtunde. Die Straßen nehmen ſich eine die andere nicht in den Arm, oder wie man in Berlin ſagt: ſie faſſen ſich nicht unter, um durch die Stadt zu laufen.

Da iſt es in Wien ganz anders, meine ſchöne Freundin! da laufen alle Straßen Arm in Arm, oder wie man in Wien ſagt: mit verſchlenkertem Arm wie herzensliebe Freunde durch die ganze Stadt; kommt ihnen eine andere Straße in den Weg, ei, da wird ein bischen angehalten und freundlich die Köpfe zuſammengeſteckt. Die Häuſer ſtehen da und rufen ſich gemüthlich „guten Morgen“ oder „guten Abend“ zu, und plaudern hinüber, mit den Häuſern gegenüber, und es ſcheint immer, als wenn ſie noch nicht aus einander könnten, weil ſie ſich noch immer etwas ins Ohr zu flüſtern haben. Ein Wiener Haus iſt auch wie ein Wiener Menſch; ſieht er irgendwo ein anderes Haus ſtehen, da ſtellt es ſich gleich freundlich und gutmüthig und geſellig zu ihm hin und macht ſeine Bekanntſchaft, und wenn wir die Sprache der Häuſer verſtänden, ſo würden wir hören, wie ein Haus zum andern ſagt: „wollen wir heute Abends zum Sperl gehen? da gibt's a delikat's Schnitzl, kommen's mit mir!“

Jedes Haus in Wien iſt eine liebliche, freundliche, ſchalkhafte Donaunixe, und ſingt den Vorübergehenden zu:

„In meinem Schlößlein iſt's gar fein u. ſ. w.
Komm Ritter kehre bei mir ein,“

Den Wiener Häuſern ſieht man es an, daß Menſchen darin wohnen; den Berliner Häuſern ſieht man es an, daß Berliner in ihnen wohnen.

Es iſt in Deutſchland Gewohnheit geworden zu ſagen: „In Berlin athmet und denkt man frei, in Wien athmet und denkt man ängſtlich.“ Ich weiß es nicht, mein Bruſtkaſten hat kein Gedächtniß, aber ſo viel weiß ich, daß man in Berlin nicht mit der Bruſt, ſondern mit dem Gehirn athmet und fühlt, und daß man in Wien mit dem Herzen denkt. In Wien drückt man ſich gegenſeitig an das Herz; in Berlin drückt man ſich an den Kopf.

Doch ich wollte ja vorerſt bloß von der Stadt qua Stadt ſprechen; von den Menſchen, Schriftſtellern in meinen ſpäteren Briefen.

Der Stephansthurm! Dieß eine Wort ſchlägt tauſend Berlins todt! Er ſteht da wie ein ernſt freundlicher Großvater unter den zahlreichen Häuſer-Enkeln, die um ſeine Knie herumſpielen und die Händchen zu ihm emporſtrecken. Ich bin oft in Wien den ganzen Tag über ein wüſter Menſch geweſen, und die halbe Nacht dazu; mein Kopf hatte von all' dem Treiben und Toben oft Sodbrennen, und mein Herz den Katzenjammer; da ſetzte ich mich noch um zwölf Uhr hin vor Benko's Caffeehaus, und ſah hinauf an Sanct Stephan, der da ſtand wie ein erhabener Mahner, wie ein aufgehobener Zeigefinger des Gewiſſens, wie ein ewiger, unbekannter Warner, gehüllt in ſeinen Schattenmantel, der in Rieſenfalten über die coloſſalen Glieder niederfloß: da ebneten ſich die wild bewegten Wogen meiner Bruſt vor dem ſtillen Segensanblick dieſes frommen, altergrauen Greiſes. Friede und Ruhe zog in meine Seele ein, ich ging als ein guter Menſch wieder nach Hauſe, wenn es auch die Wiener Polizei mir nicht immer glauben wollte?

Jedoch, ich höre Sie ſchon ungeduldig ausrufen: München, München, kommen Sie doch einmal zu München!

Hier, meine Schöne, kratze ich mich, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, ein Bedeutendes hinter dem Ohre, hüſtle, nehme eine Priſe, trinke ein Glas Pichlbräubier, ſeh' mich um und beginn ſchüchtern: München, meine Holde, iſt ein Häuſerſtiefel, ein antiker Ballen, neu modern vorgeſchuht mit gothiſchem Abſatz. München wird in zwei Theile eingetheilt, in die Münchener Stadt und in die Stadt München. Ich will Ihnen das in meinem nächſten Briefe erklären.

An J. von W. in B.

München.

Sie haben mir alſo gezürnt, meine ſchöne Freundin! gezürnt über meine Anſicht der Berliner Straßen? Das hätte ich ſehen mögen, es hätte mich gar zu ſehr gefreut! Das blaue Koller-Aederchen hätte ich ſehen mögen, wie es auf dem Elfenbeinthrone der Gedanken auf Ihrer Stirne anſchwoll, und wie aus Ihrem klaren

Augenhimmel kleine Zornblitze fuhren; ich hätte keinen Blitzableiter auf mein Herz geſetzt, ſondern ich hätte ſie alle einſchlagen laſſen! Sie haben gezürnt! Wenn das iſt, ſo wird noch aus der Taube ein Lämmergeier, und aus Gubitz ein Schriftſteller!

Sie zürnen, und bitten dennoch um die Fortſetzung meiner Briefe? Wie? wenn ich nun auch zürnte? Wenn ich nun meine Briefe, eben da, wo ſie anfangen, himmliſch intereſſant und göttlich geiſtreich zu ſein, abbräche, und Sie Ihren Freundinnen beim nächſten Thee nicht Wort halten könnten, und Ihnen die verſprochene Schilderung Münchens von Saphir nicht vorleſen könnten?! Es wäre gräßlich! Sie müßten dann vielleicht noch ein Gedicht: „Den Tod des Trompeters,“ aus der Mittwochsgeſellſchaft anhören! Nein, ein Böſewicht bin ich zwar, aber ein Barbar bin ich nicht! Den „Tod des Trompeters“ ſollen Sie, meine geiſtreiche Freundin, nicht ſterben!

Sie glauben gar nicht, was wir hier über „den Tod“ gelacht haben! Die Mittwochsgeſellſchafter ſind doch komiſche Leutchen! Sie ſetzen einen Preis aus auf das beſte Gedicht; Chamiſſo gewann den Preis; das hätte ein Blinder vorausgeſehen! Einen Dichter haben ſie in der Geſellſchaft, und ſetzen einen Preis aus, ob er über ſich ſelbſt den Sieg davon tragen wird. Aber es iſt nichts ſo übel, es hat doch ſeine gute Folgen; hier iſt eine ſeit zwölf Jahren an Melancholie leidende Frau durch das Gedicht curirt worden, welches der

Schau-Dichterſpieler von Holtei bei dieſem Hohl-Bein-Todtentanz nach Raimunds-Aſchenlied ſang, und im Junggeſellſchafter abdrucken ließ.

Schon bei den erſten Zeilen:

„Wer trägt ſein graues Haar
So ſtolz (?) ſo wunderbar?
Kein Jüngling trägt es ſo,
Das iſt der Chamiſſo! (!!!)
Er lebe!"

fing die Melancholiſche an bedeutend zu lachen. Aber als wir die zweite Strophe laſen, da war ſie complet geneſen:

„Der die geſchälte Frucht
des Cocus aufgeſucht,
Trinkt lieber unſern Wein, (Grünberger?)
Läßt Wilde Wilde ſein,
Und ſteigt als Muſenmann (Muſelmann?)
Kühn zum Parnaß hinan,
So mög er rüſtig ſtehen,
Mög' herrlich weiter gehen,
Er lebe!"

Der gute, biedere, geiſtreiche Chamiſſo! womit hat er das verdient?! Chamiſſo wird ſich nun nicht zu rathen wiſſen; er ſoll „rüſtig ſteh'n" und „weiter geh'n"; „det jienge wohl, aber es jeht nich!"

Und Sie klagen über Langeweile? Sie verſtehen es nur nicht, die unendliche Komik der Berliner Literatur ſo heraus zu finden! Darin will ich Sie doch in meinen ſpätern Briefen unterrichten, und jetzt in meiner begonnenen Eintheilung Münchens in die „Stadt München“ und in die „Münchner Stadt“ fortfahren.

Sehen Sie, meine ſchöne Freundin! der Unterſchied, den ein Wort vor- oder nach-geſetzt, bewirkt, werden Sie aus dem franzöſiſchen „femme-sage“ und „sage-femme“ am beſten beurtheilen können.

Die „Münchner Stadt“ iſt eine gute, ehrliche, treuherzige, gutzuleidende, hübſche deutſche Frau von altem Schrot und Korn; die „Stadt München“ iſt eine vornehme, neumodiſche, ſchöne ſteife und gezierte Dame. In der „Münchner Stadt“ wohnen Männer, und Weiber und Kinder, in der „Stadt München“ wohnen Herren und Damen und junge Herrſchaften. Die „Münchner Stadt“ (beiläufig geſagt derjenige Theil der Stadt, in welchem ich wohne) erſtreckt ſich vom Sendlingerthore bis zu der Theatinerkirche, vom Carlsthore bis zum Iſarthore. In dieſem Umkreiſe liegt die gute, freundliche, ehrliche Haut, die „Münchner Stadt!“ Jedes Haus ſieht aus wie ein Münchner Bürger, ſchlicht, einfach, ehrlich, treuherzig und geradezu. Da iſt kein Zwang, keine Verſtellung, wie ſich jeder Münchner von Angeſicht ſo gibt, wie es in ſeinem Herzen iſt, ſo ſchaut hier gerade jedes Haus ſo aus, wie es inwendig beſchaffen iſt. Die Häuſer in der „Münchner Stadt“ haben keinen äußern Prunk, keinen leeren Schein, aber ſie ſtehen ſo freundlich, ſo bekannt und ſo fidel da, daß es eine Freude iſt. Die Häuſer ſtehen neben einander, als wären ſie plötzlich alle herausgelaufen, um etwas zu ſchauen, was auf der

Gaſſe vorgehet: ſie ſind gar nicht recht angezogen. Ein Haus ſteht da in Hemdärmeln, das andere hat eine kurze, blaue Jacke an; ein drittes lehnt ſich ſeinem Nachbar ganz bequem auf die Schulter; ein viertes ſteckt ſeine Erker-Naſe ganz ſchnippiſch in die Straße hinein; ein fünftes hat ein Bein in die Höhe gezogen, und balancirt auf einem Fuße; ein ſechstes hat den erſten Stock herausgebogen, und ſieht damit bei ſich ſelbſt zu ebener Erde ins Fenſter hinein; ein ſiebentes hat ſein Dach, wie eine Mütze, tief in die Augen geſetzt, damit die Sonne es nicht blende; ein achtes zog das Dach bis über die Naſe herab; ein neuntes ſetzt ſein Dach ſchräg und hochverwegen auf's linke Ohr u. ſ. w. Hier macht ein Haus ganz kleine, verliebte Fenſteraugen, und reißt dabei den Thor-Mund gewaltig auf; daneben hingegen macht ein Hausgang große, gewaltige Fenſteraugen, und ein kleines Thür-Mäulchen, wie eine ſchnippiſche Kammerzofe, wenn ſie gerne küſſen mögte, und doch nicht möchte! Bald ſcheint ein Haus das andere auf den Rücken zu nehmen, und ein anderes ſteckt ſeinen Kopf dazwiſchen, und ſagt: „Was hobt's es denn mit einander?“ Da ſteht ein Haus, dem die Strümpfe über die Beine des erſten Stockes hinunter ſchlottern, und dicht dabei ein anderes, das eben ſein neues, gelbes Kamiſol angezogen hat. Kurz, die Münchner Stadt iſt was eigenthümlich Freundliches, und ſo etwas, was einem wohl thut und wohl gefällt, eben weil Alles ſo ungenirt und doch ſo kommod und herzig iſt. Die Straßen in der Münchner Stadt ſind Volkslieder, und jedes Haus darin iſt ein naives und liebes Schnaderhüpferl. Zwiſchen dieſen Schnaderhüpferln gibt es auch einzelne Steinclaſſiker, „Bräuhäuſer" genannt. In dieſen Steinclaſſikern iſt Malz und Hopfen nicht ſo verloren, wie in andern großen Steinclaſſikern der modernen Zeit. Bairiſch Bier! Ach, meine Schöne, davon haben Sie keine Idee! Was iſt Ihr Berliner Weißbier gegen unſer Bairiſch Bier! Ungefähr eben das, was eine kühle Blonde in Berlin gegen eine heiße Brünette in München iſt. Die hieſigen Bräuhäuſer ſind die erſten und tüchtigſten Stützen des Staates, und die Eigenthümer thun dem allgemeinen Beſten mehr Nutzen, als die Mittwochsgeſellſchaft in Berlin.

Da habe ich das Converſations-Lexikon nachgeſchlagen; im Buchſtaben P. Da fand ich:

„Pauline, Prinzeſſin von Wolfenbüttel"

eine Seite voll, über:

„Periode"

drei Seiten in unendlichen Perioden; aber nirgends fand ich „Pſchoor."

Pſchorr iſt aber ein Mann, der für die Mitwelt mehr reelles Verdienſt hat, als die hochſelige Prinzeſſin und als alle Perioden. Er beſitzt das erſte und größte Bräuhaus unſerer Zeit, und bezahlt dem Staate an 100,000 fl. jährl. Malzaufſchlag.

Nun frag ich Sie, meine holde Freundin! verdient der Mann, den noch überdem bürgerliche Tugenden ſchmücken, nicht eben ſo gut eine Stelle im Converſations-Lexikon, als Papſt Alexander und das deutſche „Poſtweſen?“ Allein der Weg, den das Converſations-Lexikon zum Nachruhme anweiſet, führt durch ein Durch-Haus, durch Brock-haus. Das Converſations-Lexikon fabricirt Nachruhm von Brock-hausgnade, und wir werden bald darin leſen: „Mad. Brockhaus, geweſene Komödiantin Wagner, unſterblich durch ihr Talent, mit dem ſie Mars, Schröder, Crelinger u. ſ. w. überſtrahlte.“

Die „Münchener Stadt“ hat noch ein Prädicat: „Au“ genannt, eine Vorſtadt, mit welcher ſie durch die Copula der neuen Iſarbrücke zuſammenhängt. Sehen Sie, meine ſchöne Freundin! dieſe herrliche Brücke, die kühn und frei, wie der Sprung der Iris, von einem Ufer an's andere ſpringt, ſehen Sie, dieſe edle Symplicität, dieſe zweckmäßige Gediegenheit, und doch beſchwingte Leichtigkeit. Der Baumeiſter dieſer Brücke hat ſich damit ein unſterbliches Verdienſt um die Stadt München erworben. Er war der ſtädtiſche Bau- (nicht Geheim-) Rath Herr Probſt, der nun ſelbſt ſchon die lange Brücke zwiſchen Zeit und Ewigkeit paſſirt hat und mit dem Segen und theueren Andenken ſeiner Mitbürger einging in eine Welt, wo das wirkliche Verdienſt belohnt wird, und wo kein anderer für uns den Lohn einſtreicht für das, was wir auf Erden gebaut haben. Die Brücke iſt herrlich, aber kein danbarer Stein nennt den Namen des Erbauers; kein Lohn ſchmückte die ſorgenumzogene Schläfe des würdigen Meiſters. Nur der edle biedere

Magiſtrat Münchens belohnte aus eigenem gerechten Antriebe ſein Verdienſt, und ehrt auch in der Familie des Verſtorbenen ſeinen Werth und Character.

Doch genug von der „Münchner Stadt“; ich komme zu der „Stadt München“; bis dahin leben Sie wohl, meine ſchöne, liebreizende Freundin!

Die „Theatinerkirche ſteht majeſtätiſch und erhaben am Ende der Theatiner-Schwabingerſtraße, und ruft der Münchner Stadt ein „Halt“ zu. Hier beginnt die Stadt München, das neue Athen; da hören die Häuſer auf, und die Gehäuſe beginnen. Die Wohnungen ſind zu Ende, und die Logements fangen an. Sie treten da meine holde Freundin! aus der Prä-Klenze'ſchen in die Poſt-Klenze'ſche Bauwelt; hier fangendie Häuſer an, die eingegraben werden, bevor ſie geboren ſind, und ausgegraben, wenn ſie ihr ſeliges Ende erreicht haben.

Die „Ludwigsſtraße“ gewährt einen impoſanten, großartigen Anblick; die Häuſerreihen rechts und links ſtehen wie ein Phalanx da, und der Totaleindruck dieſer Steinſchöpfung iſt wahrhaft erhaben, den weitausſehenden und geiſtig großen Intentionen König Ludwig's angemeſſen. Wie auf das ſchöpferiſche „Werde“ entſprang durch König Ludwigs Geiſt dieſe rieſige Straße und eine neue Welt von Bauten im edelſten Syle dieſem ſonſt verödeten Theile Münchens.

Wer von dieſer Seite in München einfährt, wird von dem Anblicke dieſer prachtvollen Straße und den ſie umgränzenden, theils fertigen, theils noch unvollendeten Prachtgebäuden freudig überraſcht werden.

Mit der Schönheit dieſer Stadt München geht es aber, wie mit jeder Schönheit, wie mit den ſchönſten Frauen, ſie ſind im Ganzen ſchön, in's Einzelne aber darf man nicht eingehen; der Zergliederer der Schönheit iſt zugleich ihr Mörder.

So wie Jean Paul ſagt: „Architectur iſt gefrorne Muſik,“ ſo paßt dieſer Ausdruck wohl in ſoferne als die Baukunſt, wie Poeſie und Muſik im Ausdruck des geiſtigen eine Kunſt der Zeit iſt, an und für ſich aber iſt ſie eine Kunſt des Raumes, das äſthetiſche Wohlgefallen iſt bei ihm der untergeordnete Theil, und die nützliche Zweckdienlichkeit iſt ihre Baſis und Grundbedingung. Ich möchte die Architectur den „Styl der Steine“ und die Häuſer und Gebäude „gebaute Briefe und Aufſätze“ nennen.

Die architectoniſche Schönheit der Form eines Hauſes iſt ſeine Kalligraphie, ſeine innere Structur aber die grammatiſche und ſyntaxiſche Richtigkeit, die richtige Eintheilung der Verhältniſſe der innern Theile zu einander die Orthographie, nnd die gehörige Eintheilung der Gänge, Corridors, Treppen u. ſ. w. die Interpunctionszeichen.

Nun kann ein Brief kalligraphiſch ein Meiſterwerk ſein, und von grammatiſchen und orthographiſchen Böcken wimmeln, eben ſo die Steinbriefe, Häuſer genannt. Dieſes iſt auch bei einzelnen Bauten in der Stadt München der Fall; da ſcheint einem manches Haus wie ein

Argus mit unzähligen Augen an; aber es thäte Noth, daß ſeine Bewohner, wie jener Beſatzung des Schloſſes der verzauberten Prinzeſſin Sinelinde, Flügel beſäße, um hinein zu gelangen, da Thüre und Thor ſo ſchmal ſind, daß kaum ein Seufzer der ſchmachtenden Ritter durchdringt.

In dieſem Theile der Stadt, meine theuern Freundinnen! finden Sie hingegen wieder Schöpfungen, die den Ruhm ihres königlichen Gründers auf die Nachwelt übertragen werden.

Der „Bazar“ mit ſeinen wunderherrlichen Arkaden und geſchichtlichen Fresken, die gewiß von unſern Enkeln gerechtere Würdigung erhalten werden, als von den Vätern der Väter unſerer Enkel. Da iſt auch die „Glypthotek“, dieſes neue, ſteinerne Nibelungenlied, voll Duft und Poeſie, in welchem der Hort der Antiquitäten königlich aufbewahrt iſt. Auch dieſes unvergleichliche Gebäude, welches auf dem Continente ſeines Gleichen nicht hat, hat das Schickſal gehabt, nach ſeiner Vollendung noch ringsum abgegraben werden zu müſſen, welches einem Witzbolde zu der Bemerkung Anlaß gab: Dieß Gebäude entſpricht doch dem größten Theile ſeines Inhaltes, es iſt auch ganz und gar wie eine Antique ausgegraben worden.

Auch die „Pinakothek“ wird ein feenartiges, impoſantes Gebäude, entſprechend dem hohen Zwecke des kunſtſinnigen Regenten.

Ich bedaure, meine ſchöne Freundin! daß Sie nicht der letzten Ständeverſammlung beigewohnt haben; unſere

Redner nahmen alle Steine dieſer Bauten in den Mund, um dadurch Demoſtheneſſe zu werden! Gar Mancher verwechſelte die unbairiſchen Namen Glypthotek mit Hypothek, und Pinakothek mit Apothek. Für die Kunſt ſollte gar nichts gethan werden; ſo will es das Völkerglück! O, meine edle Freundin! wenn wir es einmal erleben, daß Deutſchland ein einziger, conſtitutioneller Staat wird, dann laſſen wir unſere Kinder nicht mehr leſen und ſchreiben lehren!

Doch ich komme zu meiner Stadt München zurück; ich trete nie aus der Münchener Stadt in die Stadt München, ohne daß mich ein Haute-volée — Fröſteln überfällt; die Häuſer haben da eine ſolche vornehme Education, daß meine Seele immer Glacéhandſchuh anzieht, wenn ſie dieſelbe anſchaut.

Aber ſchon ſehe ich Sie, meine Theuere, ungeduldig die halbaufgeworfene Purpurlippe zucken, und ausrufen: Genug von den Stein-Futteralen, nun auch etwas von den Bewohnern.

Sachte, ſachte, meine ſchöne Verſucherin! das iſt ein delicates Pünctchen! Ich will mich aber ſchon ſo aus der Affaire ziehen, daß ich nicht ungezogen ſein, und doch ſo ziemlich hart an der Wahrheit vorbeiſchiffen werde.

Man könnte im Kurzen ſagen: „Das Beſte an den Münchnern das ſind die Münchnerinnen, und das Schlimmſte an den Münchnerinnen das ſind die Münchner.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Es intereſſirt ſie als Frauenzimmer gewiß am allererſten, von unſerm ſchönen Geſchlechte zu hören, und ich will, wenn ſie es den ſchönen Münchnerinnen nicht wieder ſagen wollen, Ihnen reines Bier einſchenken.

Als ich nach München kam, überraſchten mich drei Dinge vorzüglich: Die Schnelligkeit der Waſſer, die Zahmheit der Vögel, und die Geſprächigkeit der Frauenzimmeraugen.

Wenn Sie in den engliſchen Garten gehen, in dieſe unvergleichliche, humoriſtiſch-gemüthliche Schöpfung, in dieſen botaniſchen Heſperus, da laufen Ihnen die Waſſer mit einer kühlungsaushauchenden Friſche und Lebendigkeit vor und neben Ihnen her, als liefen ſie vor ſchäkernden, nachlaufenden Najaden davon; es iſt ordentlich, als ob der Strom ein Weiberbrieflein wäre, das ſtets „in Eile" geſchrieben wird. Es iſt unbeſchreiblich, welche eigene, anmuthige Lebendigkeit dieſe Rapidität der Waſſer dem ganzen Garten verleiht. Wenn ſie ſich darauf in dem Hofgarten unter einem Baum ſetzen, hüpfen die Vögelchen von Zweig zu Zweig herunter, ſetzen ſich Ihnen auf die Schulter, gucken Ihnen klug und helle in's Auge, und picken den Broſamen aus Ihrer Hand.

Und nun die Augen der Münchnerinnen! Ich habe ſchon ſo viele Augen geſehen, in viele Augen zu tief geſehen, ich habe die Augen der Wienerinnen in niederöſterreichiſcher Mundart reden geſehen; ich habe die Augen der Berlinerinnen ſprechen geſehen, Augen, die immer den Dativ, wo andere den Accuſativ ſetzen, Augen, die mir und mich auf einmal blinzeln; ich habe die Augen der Pariſerinnen plaudern geſehen, Augen, welche conſtitutionelle Monarchien mit republikaniſchen Inſtitutionen proclamiren, Augen mit Tricolorblicken, die einem weiß machen, ſie könnten noch roth werden, wenn man ſie blau anlaufen läßt; ich habe die Augen der Engländerinnen flüſtern gehört, Augen, die wenn ſie noch ſo softy ſind, doch einen Lord vom Wollſack aus dem Concept bringen können; aber alle dieſe Augen ſind Stotterer und Stammler gegen die Augen der Münchnerinnen! Ein Münchner Frauenauge iſt ein geborner Volksredner! Es liegt ein ganz eigenthümliches Leben, eine eigene Anmuth in der Beweglichkeit dieſer Augen, und ich habe einmal einem Fremden, der mir ſagte, er ſei verlegen, wie er die Art des Blickens der Münchner Frauenzimmer nennen ſollte, geantwortet: „Man kann ſich nicht anders ausdrücken, als: ihre Augen trällern fröhlich, und ihre Blicke ſummen die Melodie: „Freut euch des Lebens“ durch die lieblich beſchatteten Wimper.“

Es gibt machmal Schönheiten, die einem groß anſehen, und dennoch kann man davon nichts anderes ſagen, als: „Sie hat mich mit ihren ſchönen Augen angegähnt!“ Andere werfen einem einen Blinzler zu, daß man glaubt, ihre Augen haben genießt, und ich denke mir immer bei einem ſolchen Blicke: „zur Geneſung! Aber in dem Blicke der Münchnerinnen liegt eine freundliche Offenheit, ein unbefangenes Frag-Amt: „Wo iſt der Herr her? was will der Herr? wo geht der Herr hin? was iſt's mit dem Herrn? der Herr kann mir geſtohlen werden u. ſ. w.

Es iſt eine wahre Freude, in dieſe Augen zu ſehen, die anſpruchlos, ohne Abſichtlichkeit, ſo freundlich und liebreizend in die Welt hineinſchauen, und das ſchöne Licht, das ſie einſaugen, mit doppeltem Glanze wiedergeben.

Im Verhältniſſe zu den Augen ſind die Münchnerinnen größtentheils ſchön, edelgefärbt, im Bau harmoniſch, eher etwas voll als ſchmächtig, und im Gange ungezwungen, leicht und graziös. Blos ihre Füße würden ſich etwas betreten fühlen, wenn ich große Dinge von ihnen ſagen wollte; eine Tugend, in welcher ſie mit dem ganzen Norden auf gemeinſchaftlichem Fuße leben.

Die Riegelhauben und die Riegellocken ſtreiten ſchon lange um den Vorrang der Schönheit, d. h. die bürgerlichen Schönheiten und die characteriſirten Schönheiten. Indeſſen hebt ſich das wieder; wir haben hier bürgerliche Schönheiten mit adeligen Phyſiognomien und adelige Schönheiten mit bürgerlichen Phyſiognomien.

Im Umgange, in Bildung, in Geiſt und Gemüth ſteht das Münchner ſchöne Geſchlecht zwiſchen den Berlinerinnen und Wienerinnen mitten inne; es beſitzt nicht die Prüderie und Affecterie mancher Berlinerinnen. Dafür hat es aber auch nicht jene ſociale Converſations-Claſſicität der Wienerinnen. Sowohl in moraliſcher als geiſtiger Ausbildung ſteht das Münchner ſchöne Geſchlecht höher, als das männliche.

Geburts-Schein, Impfungs-Schein, Schul-Schein, Wander-Schein, Heimaths-Schein, Geleits-Schein, Schuld-Schein, Poſt-Schein, Empfang-Schein, Trau-Schein, Todten-Schein,

oder:

Wie ſoll der Menſch auch nur zu einem Bischen Wahrheit kommen, wenn er ſein ganzes Leben lang nichts zu thun hat, als „Schein“ zu ſammeln?!

Jeder Menſch, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! muß einen Geburtsſchein haben, ſonſt glauben ihm die anerden Menſchen gar nicht, daß er geboren worden iſt. — Wenn ein Menſch ſeinen Geburtsſchein verliert, ſo iſt er verloren; dann muß er erſt ſuchen, einen Schein über den verlorenen Schein zu bekommen! —

Es iſt überhaupt eine Güte vom lieben Himmel, daß der Menſch gar geboren werden darf, ohne früher erſt einen Geburtsſchein zu haben. So ein Geburts-Schein oder Tauf-Schein iſt der größte Grobian auf der Erde, er iſt nicht nur grob, ſondern er verbittert uns das Leben. Wie glücklich ſind die Türken, m. f. H. u. H.! kein Türk weiß wie alt er iſt, deshalb lebt die Türkei in ewig glücklicher Kindheit. — Vielleicht daß ihr jetzt das Schickſal bei ihrer Wiedergeburt auch einen Schein ausſtellt.

Ich fürchte nur, der Mond wird bei Neulicht noch weniger Schein haben! Die Türken ſind reell und vorſichtig, ſie haben keinen Trau-Schein, ſie vermeiden ſelbſt den böſen Schein. Auch in der Liebe ſind ſie reell und ſolid, noch nie hat man von einem Türken gehört, den der Gram der Liebe getödtet hat.

Zwei Weſen gibt es, die von den Frauenzimmern gründlich gehaßt werden; der Geburts-Schein und der Tauf-Schein! Wie gerne würden ſie oft dieſe Scheine auswechſeln.

In dem Geburts-Schein des Menſchen wird angegeben, wo er geboren worden iſt, wann er geboren worden iſt, nur nicht wozu er geboren worden iſt, und es wäre doch ſo leicht, denn man weiß ja, der Menſch iſt geboren worden zu leiden oder zu heirathen, alſo auf jeden Fall zu leiden. — Bei jeder Heirath, m. f. H. u. H.! ſteht der Menſch als Staatsbürger zwiſchen zwei Pflichten: die eine Pflicht gebietet ihm zu heirathen, denn es ſoll ſich kein Staatsbürger einer allgemeinen Calamität entziehen! — auf der andern Seite gebietet ihm ſeine Pflicht als Bürger, nicht zu heirathen, denn „Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht.“

Ein jeder Witwer, m. f. H. u. H.! iſt nichts, als ein mit erhöhtem Character in Ruheſtand verſetzter Kriegs-Beamter! — Zu allen Angelegenheiten des Lebens braucht, ſucht und bekömmt der Menſch einen Rath, Schulrath, Poſtrath, Commerzienrath, nur keinen Heiraths-Rath. — In dieſer Beziehung hat der Deutſche das gröbſte Sprichwort, welches exiſtirt, nämlich:

„Zum Hängen und zum Freien
Soll Niemand Rath verleihen!“

Ich erlaube mir in die Feinheit dieſer Grobheit einzugehen: „Heirathen heißt hängen — denn es heißt: der Mann ſoll an ſeinem Weibe hängen! —

Wenn nun „Heirathen“ — Hängen heißt, ſo heißt „Freien“ — Anbandeln! — Aber die Männer ſind gar hartnäckig und halsſtarrig; wenn ſie ſich an ihr Weib gehängt haben und ſie ſehen, es ſchadet ihnen nichts, hängen ſie ſich ſo lang' an Andere, bis alle Stricke reißen. In jedem Geburts-Schein ſollte alſo angegeben werden: „Geboren um ſich zu hängen!“ —

Der Geburts-Schein des Menſchen, m. f. H. u. H.! iſt bei vielen Menſchen eine wohlthätige Lebens-Aſſecuranz, die ihm oft in Gefahren als Ausweis das Leben retten kann; z. B. bei einer Vieh-Seuche.

Es gibt verſchiedene Lebens-Berufe, zu welchen der Menſch geboren ſein muß; z. B. zum Dichter muß der Menſch geboren ſein, der Dichter verdient alſo gewiß Mitleid, denn der Dichter iſt nichts als ein Geburtsfehler. —

Vier Dinge, m. f. H. u. H.! gibt es, die ganz unſchuldig für andere Leute büßen müſſen, in ihrer Benennung nämlich: Ein Druckfehler, ein natürlicher Tod, eine ſelige Witwe und ein Geburtsfehler.

Man ſagt: ein Druckfehler.

Zu einem Druckfehler gehören aber vier Perſonen: der Verfaſſer, der Abſchreiber, der Setzer und der Corrector; der Druck kann gar nichts dafür und doch muß er die Schuld tragen!

Ein natürlicher Tod!

Zu einem natürlichen Tod gehören auch vier Perſonen: der Doctor, der Apotheker, der Notar und der Todtengräber; die Natur kann gar nichts dafür, aber ſie muß die Schuld tragen.

Eine ſelige Witwe!

Zu einer ſeligen Witwe gehören auch vier Perſonen: der Teſtaments-Executor, der Witwengehalt, der Todten-Schein und der zukünftige unſelige Tröſter; der Selige kann gar nichts dafür — aber er muß die Schuld tragen.

Ein Geburtsfehler!

Zu einem Geburtsfehler gehören auch vier Perſonen: der Vater, die Mutter, das Kind und die Hebamme; die Geburt kann gar nichts dafür, aber ſie muß die Schuld tragen.

Jeder Menſch hat, wie er geboren wird, ſchon ſeine Freunde und Feinde; die Freunde wünſchen, er ſoll ein Millionär werden, die Feinde wünſchen, er ſoll ein Dichter werden! Nun kömmts darauf an: Wird das Kind bei Milch erzogen, bei Kuhmilch oder Schafmilch, ſo wird's ein Millionär; wird's beim Waſſer erzogen, ſo wird's ein Dichter! Der Dichter aber wie der Millionär, beide haben ihre Freude am Leben, beide ſingen Schillers Lied: „An die Freude," mit abwechſelnden Strophen; der Millionär ſingt Allegro: „Seid umſchlungen Millionen!“ und der Dichter ſingt piano: „Dem Verdienſte ſeine Kronen!“ Der Millionär ſingt tremolando: „Richtet Gott, wie wir gerichtet?!“ und der Dichter ſingt wieder con brio: „Unſer Schuldbuch ſei vernichtet!“ — Aber nicht nur zur Dichtkunſt und zum Glück muß man geboren ſein, auch zur Dummheit.

Die Liebe und der Rauſch, m. ſ. H. u. H.! ſind ein momentanes Glück; die Dummheit iſt ein angebornes Glück und der Wahnſinn iſt ein unheilbares Glück; aber die Liebe, m. ſ. H. u. H.! iſt kein Rauſch, die Liebe iſt blos der Götterwein, wer zu viel und immer davon genießt, bekommt einen Rauſch! Bei vier Dingen iſt „nie“ und „immer“ gleich fürchterlich!

Ein Menſch, der immer lächelt, iſt ebenſo unerträglich, als ein Menſch, der nie lächelt! —

Ein Himmel, der immer wolkenlos iſt, iſt ebenſo langweilig, als ein Himmel, der nie wolkenlos iſt! —

Ein Auge, das immer weint, iſt eben ſo zu bedauern, als ein Auge, das nie weint! —

Und ein Herz, das immerfort liebt, kennt die wahre Liebe eben ſo wenig, als ein Herz, das nie liebt!

Das Herz iſt ein Muskel im Menſchen wie jeder andere, es darf ſo wenig ermüdet werden wie der Arm. Ein unermüdet Herz bleibt ewig jung.

Der Genius der Liebe ſelbſt aber ermüdet nie! er überfliegt die Welt, immer und überall gießt er einen Liebes-Tropfen in den Kelch des Haſſes, und miſcht einen tröſtenden Laut in die Glocke des Todes und legt ein Stück Regenbogen auf das Gewölbe des Unglücks und ſchlingt eine Blume in den Kranz der Verzweiflung und haucht ein Stück Morgenroth in die finſtern Leidens-Tage des Lebens und legt ein Stückchen Himmel in das brechende Auge und ein Stückchen Himmel in das brechende Herz, und bedeckt die Wunden des Herzens mit Frühlingen, und die Täuſchungen mit Abendröthen, und ſo wird durch die wahre Liebe das ganze Leben zu einem heiligen Tempel, in welchem ſtets zwei Arme zur Umarmung, zwei Hände zum Ineinander-Legen, zwei Augen zum Ineinander-Fließen, zwei Lippen zum Zuſammen-Beten und zwei Herzen zum Zuſammen-Schlagen ſich finden! —

Zwiſchen Liebe und Ehe liegt der Brautſtand, das iſt die Friſt, die beiden Parteien gegönnt iſt, um *mobil* zu machen. Der Liebesgott trägt eine Fackel und der Gott der Ehe trägt auch eine Fackel. Der Gott der Liebe trägt eine Wachsfackel, der Gott der Ehe eine *Pech*fackel! — Ein Jüngling und ein Mädchen, die ſich lieben und heirathen, müſſen Schillers ſämmtliche Werke ſtudirt haben, ſowohl Dramen als Gedichte: Er beginnt mit der „Jungfrau,“ dann kommt die „Erwartung“ und die „Begegnung,“ dann „die Gunſt des Augenblicks“ und der „Spaziergang;“ hierauf feiert er „den Triumph der Liebe“ und ſie „das Sieges-Feſt!“ — Dann kommt „Kabale und Liebe,“ ſie heirathen ſich, und zu dieſem Behufe ſtudirt ſie die „Reſignation“ und er den „Kampf mit dem Drachen!“ —

Mann und Weib, m. f. H. u. H.! behandeln ſich in der Ehe gegenſeitig wie ihr gegenſeitiges Lieblings-Getränk; er behandelt ſie wie Kaffee:

Erſt ſüß und heiß,
Dann macht er ihr was weiß!
Dann, ſo gehts auf Erden,
Läßt er ganz kalt ſie werden!
Und zu Haus der Kaffee in ſeiner Glorie
Schmeckt ihm nicht ſo gut wie anderwärts der — Cichorie.

Sie aber, ſie behandelt den Mann wie Wein:

Um den alten
Gut zu erhalten
Füllt ſie allgemach
Immer einen jungen nach,
Und wird der alte kamig doch,
So kriegt er ſeinen Einſchlag noch! —

Man heirathet ſich auf Leben und Tod, deshalb ſollte man beim Trau-Schein gleich auch den Todten-Schein mit verlangen.

Ein Todtenſchein! — Ein Todter muß auch ſeinen Schein haben, ſo ein Todter riskirt ſonſt, daß er bei ſeinem Eintritt in das Reich der Todten gleich gefragt wird: „Von was leben Sie?“ — Ein Todten-Schein iſt ein Beweis, daß der Menſch nicht „ſcheintodt“ iſt, aber warum hat denn der Menſch keinen „Lebens-Schein,“ da doch ſo viele Menſchen nur ein Schein-Leben führen?! —

Der Menſch, m. f. H. u. H.! mit ſeinen Gliedmaſſen kann verſchiedene Gegenſtände vorſtellen; mit matt herabhängenden Armen iſt er die Trauerweide über ſein eigenes verwaiſtes Herz; mit ſehnſüchtig ſuchenden, wie zur Umarmung vor ſich hinausgeſtreckten Armen iſt er ein halber Liebes-Reif, der die andere Hälfte zum ganzen Ring ſucht; mit über dem Haupt emporgeſtreckten Armen iſt er die Stimmgabel, die den Himmel für ſich zu ſtimmen ſucht; mit beiden, rechts und links von ſich geſtreckten Armen, die Bruſt wie ein Märtyrer frei und unerſchrocken dem Schickſal dargeboten, bildet er das heiligſte Zeichen des Lebens!

Das ganze menſchliche Leben, m. ſ. H. u. H.! iſt nichts als ein Proceß, das Leben und der Tod führen um einen Menſchen Proceß, und das dauert gewöhnlich 70 Jahre! — Der Menſch läßt um ſich ſelbſt Proceß führen und er erlebt das Ende erſt, wenn er geſtorben iſt!

Das Leben hat ſeine Advocaten und der Tod hat auch ſeine Advocaten! die Advocaten für das Leben heißen: eine ſtarke Natur, ein heiteres Herz, ein gutes Gewiſſen, ein guter Magen; die Advocaten für den Tod aber ſind alle ſeine Freunde und Pathen: Alleopathen, Homöopathen und Hydropathen! Außerdem hat der Tod noch einen Sollicitator: den Apotheker und eine Maſſe Winkel-Advocaten, als da ſind: Neid, Geiz, Habſucht, Wucher u. ſ. w., welche alle miteinander den Lebensproceß verbittern und vertheuern!

Vor Zeiten haben die Menſchen 8- bis 900 Jahre gelebt; — damals hat der Proceß noch länger gedauert; warum? Damals haben die Advocaten des Lebens immer gleich eine Erſtreckung von 100 Jahren begehrt; jetzt muß der Menſch froh ſein, wenn ſein Lebens-Advocat eine Erſtreckung von 6 Wochen herauskriegt! — Wie der Menſch geboren wird, d. h. wie er nur den Lebens-Proceß antritt, ſieht er ſchon im Geiſte die Expenſe-Noten vor ſich und fängt ein jämmerliches Geſchrei an; dann natürlich kriegt er im Verlaufe des Proceſſes Fleck, Röthel, Maſern und muß endlich tüchtig blattern; bei dieſer Gelegenheit wird er von ſeinen Advocaten nicht eher außer Gefahr erklärt, bis nicht die „Abſchuppung" gänzlich vorbei iſt!

Die ſiebzig Lebensjahre des Menſchen ſind nichts als ſieben verſchiedene Erſtreckungen von zehn zu zehn Jahren, das Kind bittet um eine Erſtreckung von zehn Jahren, dafür muß es ſeine erſten Kinderfreuden hergeben; der Knabe bittet um eine Erſtreckung bis zu zwanzig Jahren, dafür muß er die erſten Jugendfreuden bezahlen; der Jüngling wünſcht eine Erſtreckung bis dreißig Jahren, dafür muß er ſeine Luftſchlöſſer und ſeine blauen Berge bezahlen; der Mann wünſcht eine Erſtreckung bis zu vierzig Jahren, dafür muß er ſeine erſte Liebe, ſein erſtes Vertrauen, ſeine erſte Hingebung bezahlen; und was noch mehr, er muß ſein ganzes Glück d'raufgeben — nämlich die Dummheit — denn mit vierzig Jahren wird der Menſch und der Schwab geſcheidt. Dann bittet der kluge, neugeborne Schwab gleich um eine Erſtreckung bis fünfzig, dafür muß er Alles bezahlen: Liebſchaften, Jugendfreunde, Practikanten-Hoffnungen; dann mit fünzig Jahren verlangt er noch eine zehnjährige Erſtreckung bis ſechzig! — Dieſe Erſtreckung iſt gar koſtſpielig!

Dafür muß der Magen hergeben fünfzig Procent von ſeiner Thätigkeit, das Herz fünfzig Procent von ſeiner Wärme, das Auge fünfzig Procent von dem heiligen ihm anvertrauten Gut ſeiner „Pupillen,“ das Ohr fünfzig Procent von ſeinem armen zuſammengetrommelten Felle, der Geiſt fünfzig Procent von ſeinen friſchen Blüthen, von ſeinem ſauer erworbenen Gut, der Witz fünfzig Procent von ſeinem mütterlich vererbten Mutter-Witz und der Humor fünfzig Procent von ſeinem Lachen, aber nicht ein Procent von ſeinen Thränen!

Nach meinem ſechzigjährigen Scheinleben und Leben ohne Schein hat mir der Himmel zum ſechzigſten Geburtstag eine beſondere Auszeichnung zugedacht: es kamen nämlich an meinem ſechzigſten Geburtstag am 8. Februar drei Sterne am Himmel zuſammen, die ſeit hundert und hundert von Jahren nicht beiſammen waren. Drei große Himmelslichter: Merkur, Mars und Venus! — Sie kamen blos zuſammen, um mir zu gratuliren und über mein künftiges Schickſal zu berathen! — Merkur hat unter den Göttern eine curioſe aber ſchöne Carrière gemacht! Erſt war er blos Practikant und Amtsbote der Götter, dann wurde er Gott der Reiſenden und Lenker der Menſchen, dann wurde er Gott der Kaufleute und dann Gott der Diebe! Seine Kennzeichen ſind ein Paar Flügel, ein Friedensſtab und ein Beutel.

Merkur eröffnete meine Geburtstagsfeier und ſprach:

„Es iſt billig, daß, nachdem ich ihn jetzt ſo lange gelenkt habe, daß ich nun auf einer guten Station auch einmal für ihn ſorge! — Er treibt ſich da unten in der Lebens-Krim ſo lang ſchon herum, er ſegelt ſechzig Jahre im ſchwarzen Tinten-Meer und hat nicht das kleinſte Sebaſtopolchen bei Seite gelegt, ſo daß es einmal Zeit wäre, daß ich ihm einen vollen Beutel mit dem Friedensſtab ſchicke, damit wir da oben einmal ſagen können:

„Hier unten ruht er endlich!“

Aber Mars ſagte: „Der Friedensſtab iſt doch nur dann erſt eine ſichere Stütze, wenn er durch Kriegsmacht auf beiden Seiten gut beſchlagen iſt, der Mann kann ohne Krieg nicht leben, ſchicken wir ihm nur Kriegskoſten!“ — Aber die Frau Venus, die als Frau immer am beſten weiß, was den Männern fehlt und als meine alte Be-annte ſagte: der braucht in ſeiner Lebens- und Liebes-Krim zu ſeinem ſechzigſten Geburtstage nichts als eine eue Flotte mit entſprechender Verſtärkung! — Sie ſehen alſo, daß die großen Himmelslichter für die einen Erdenlichter und Dichter freundlich ſorgen!

Unſern literariſchen Lichtern geht es bei den jetzigen, Gottlob! freiern Preß-Verhältniſſen, wie es den wirklichen Kerzen und Lichtern ergangen iſt und noch geht: zuerſt at man die Lichter mit den Fingern geputzt, da hat an dabei noch ſehr gut geſehen; dann hat man die chtputzen erfunden, da hat man auch noch dabei geſehen, dlich hat man die Lichter erfunden, die gar nicht ge-ʒt werden, bei denen ſiet man gar nichts! — Grade ſo geht es mit unſeren ſchriftſtelleriſchen Lichtern auch; früher wurden ſie mit den Fingern geputzt, da haben ſie ihr Licht doch leuchten laſſen; dann hat man ſie mit der Scheere geputzt, trotzdem haben ſie doch noch einen hellen Schein von ſich gegeben; jetzt werden die geiſtigen Lichter gar nicht geputzt und jetzt erſt ſieht man, daß bei ihnen nichts zu ſehen iſt! — Sie geben nicht nur kein Licht, ſie geben auch keinen Schein von ſich!

Es iſt traurig, daß es unſern Dichtern heutzutage gerade ſo geht, wie den Menſchen überhaupt: die alten leiden an Jugendſünden und die jungen ſterben an Alters-Schwäche.

Es hat einmal Jemand die Wiener Zeitung geleſen; da ſtand d'rin: Liſte der Verſtorbenen: Peter Zapſl, alt 78 Jahre, geſtorben am Zahnfieber; Sebaſtian Stöpſel, alt 81 Jahre geſtorben an Liebesgram; Joſeph Tappel, alt 17 Jahre, geſtorben am Podagra; und Anton Stanzinger, alt 16 Jahre, geſtorben an Lebens-Ueberdruß! — Dann las er: Liſte der Neugebornen: Im Monat Jänner wurden geboren 362 Kinder! — Da rief der Mann aus: „Bei Verſtorbenen ſteht immer wie alt ſie ſind, bei Neugeborenen niemals!“ So könnte man wirklich auch ſich wundern, daß nicht gleich in dem Geburts-Schein ſteht, wie alt jetzt der Neugeborne ſchon iſt!

Es eilt Alles jetzt ſchon in früheſter Jugend ſo ſchnell wie möglich, um eine gute Gelegenheit zum Tod zu erwiſchen, und da gibt es vielerlei Fuhrwerke! — Die Medicin iſt der alte Landkutſcher, die Krankheiten ſind

Fiakers und Zeiſelwägen, der Schlagfluß iſt der Schnellzug zum Grab! — Der Weg zum Grab iſt holprig, voll Geſtrüpp und Löcher, und der Menſch ſammt Heimaths-, Poſt- und Geleit-Schein fällt aus einem Loch in das andere. Um aus dieſen Löchern glücklich herauszukommen, muß man entweder ein großer Philoſoph oder ein verſchlagener Speculant ſein! — Sagen Sie mir, m. f. H. u. H.! wenn ein Philoſoph und ein Geld-Speculant in ein Loch fallen, wie helfen ſie ſich aus dem Loche heraus! —

Das machen ſie ſo: — der Philoſoph ſtellt ſich auf die eine Seite und philoſophirt alſo: „Das iſt ein Loch! Was ſchad't das?! Die ganze Welt iſt ein Loch, die Erde iſt auch ein Loch!“ — So macht der Philoſoph auf der einen Seite philoſophiſch Loch auf und Loch zu, auf der anderen Seite ſteht der Geldſpeculant und macht auch Loch auf, Loch zu, und ſo durch das beiderſeitig philoſophiſch-ſpeculative Loch auf- und Loch zumachen, iſt aus dem anfänglichen Loch eine große Höhle geworden und ſo haben ſich der Philoſoph und der Geld-Speculant mit Glanz aus dem Loch herausgezogen!

Bei dieſer Gelegenheit, m. f. H. u. H.! erlaube ich mir, Ihnen zu erzählen, wie ſich ein Humoriſt aus einem Loch herauszieht! — Ich wurde einmal in Ungarn eingeladen, vor dem Comitats-Stuhlrichter zu erſcheinen. Wenn man in jener Zeit, vor 30 Jahren, zu einem Comitats-Stuhlrichter eingeladen wurde, mußte man ſich vorher den Rücken gut decken! — Der Stuhl-Richter ſaß auf dem Stuhl, und für den Eingeladenen ſtand die

Bank da, um ſich niederzulaſſen! — Der Stuhl-Richter ſagte zu mir: „Saphir! — Sind Sie angeklagt von Herrn Edelmann ſo und ſo, — daß haben ſich in der Zeitung luſtig gemacht über Löcher in ſeiner Livree; Livree iſt Edelmann — ſind't ſich Edelmann in Livree beleidigt!“ — Ich machte ein vortreffliches Schafsgeſicht und antwortete in meinem flanellenen Tenor: „Gnädiger Herr! — Bitt ich um Verzeihung, ſind Sie nicht gut unterrichtet; hab' ich mich nicht luſtig gemacht über Livree von Edelmann, hab' ich mich blos luſtig gemacht über Löcher in der Livree — wo aber iſt Loch — iſt nicht Livree — und wo nicht iſt Livree, kann nicht ſein Edelmann! — Und ſo hab' ich mich glücklich wie ein Philoſoph aus dem Loch herausgezogen! —

Und ſo iſt das ganze Leben nichts, als daß ſich der Menſch aus einer Fatalität heraus und in die andere hinein zieht, daß er von Schein zu Schein in die Finſterniß geht, von Geburts-Schein bis Todten-Schein! Jeder für ſich, nur beim Schuld-Schein begegnen ſie ſich, da ſind alle Menſchen Brüder!

Zu jedem Schuld-Schein ſollte man eigentlich einen Trau-Schein und einen Geburts-Schein ausſtellen, einen Trau-Schein für den Gläubiger, ob er trauen kann und einen Geburts-Schein für den Schuldner, damit er nicht vergeſſe, wie alt die Schuld iſt!

Die Schulden des Menſchen ſind wie die Kinder, ſo lange ſie im Wachſen ſind, verzehren ſie ungeheuer.

Auch in anderer Hinſicht ſind die Schulden wie die

inder, nur ſo lange man kleine hat, machen ſie Einem
Sorgen, wenn man ſie glücklich groß gezogen hat, dann
t man durch, dann ernähren ſie ſich von ſelbſt, ja ſie
rheirathen ſich untereinander und zeugen Enkel und
renkel.

Ja Schulden ſind wie die Menſchenkinder, nur die
einen Schulden, wenn ſie fallen, ſchlagen ſich ein Loch
den Kopf, die großen Schulden, wenn ſie fallen, die
un ſich gar nichts, ſie ſtehen, mir nichts dir nichts
ieder auf, und ich ſtehe Ihnen gut dafür, ſie ſtehen
ſſer als früher.

Die Humanität hat in jeder Vorſtadt Kleinkinder-
ewahranſtalten, wie human wäre es, Kleinſchulden-
ewahr-Anſtalten zu errichten, wie würden da die Eltern
re Kleinen hereinſchleppen! Nur beim Abholen würde
ancher ſich verſpäten.

Wenn irgend ein Humoriſt eine Vorleſung zum
eſten einer Kleinſchulden-Bewahranſtalt gäbe, ſo hätte
doch etwas davon!!

Verſchiedene Vorſchläge zu Eiſenbahnen; Erörterung der Frage, wie viel Pferdekraft braucht jetzt ein weibliches Herz, um eine männliche Roßnatur davon zu ſchleppen, wie kommen jetzt die Menſchen über alle Semmeringe des Lebens, oder: da ſtehen die Ochſen am Berge.

(Humoriſtiſche Vorleſung, gehalten in Baden, zum Beſten der unter dem Allerhöchſten Schutze Ihrer Majeſtät der Kaiſerin Mutter ſtehenden Kinderbewahr-Anſtalt.)

Unſer Zeitalter, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! iſt das eiſerne Zeitalter: zum Beſten der Menſchheit braucht man das Eiſen nicht zu Schwertern, ſondern zu Schienen, anſtatt Pulverdampf hat man Kohlendampf, anſtatt Feldzüge hat man Bahnzüge, anſtatt Heerführer hat man Locomotivführer, Fechten würde man ganz verlernen, wenn man nicht manchmal vom Satan angefochten würde, auch das Schießen würde man ganz vergeſſen, wenn man ſich nicht vorſchießen laſſen müßte, und von Patrontaſchen wüßte man gar nichts, wenn jetzt nicht der Patron wäre, der in der Taſche hat!

Es herrſcht jetzt ein ewiger Friede, der Krieg iſt nicht mehr Mode, und zwar aus dem vernünftigen Grunde, weil die Menſchen jetzt keinen Schuß Pulver werth ſind. Wenn ſich jetzt Jemand erſchießt, ſo iſt das ein Beweis, daß er ſich ſelbſt überſchätzt hat!

Ein ewiger Friede iſt von großem Einfluße auf das ſchöne Geſchlecht, denn der ewige Krieg hat viel Männer hingerafft, die der ewige Frieden wieder hergerafft; dieſe durch den ewigen Frieden hergerafften Männer müſſen die Frauen durch den ewigen Krieg in der Ehe wieder hinraffen — das iſt das Geſetz der Natur!

Es herrſcht ein ewiger Friede! Sogar in der Ehe iſt jetzt mehr Friede als früherhin, vielleicht aus ben dem Grunde, wie bei den Staaten. Nicht etwa darum iſt unter den Eheleuten und unter den Staaten ein Krieg, weil ſie keine Urſache dazu hätten, ſondern Keiner traut ſich anzufangen, weil in der Ehe und in den Staaten Alle ſchuldig ſind!

Es gibt viel Männer, die mit viel mehr Muth n den wirklichen Krieg gehen, als in den Krieg der Ehe, und das iſt natürlich: Im wirklichen Kriege wird er Feind geſchlagen, wenn man ihn überrumpelt, im Kriege der Ehe fühlt man ſich ſelbſt erſt dann recht eſchlagen, wenn man die Frau überrumpelt; im wirklichen Kriege ficht Mann gegen Mann, im Kriege er Ehe ficht oft der Mann gegen die Frau und noch inen Mann!

Nur einen Vortheil hat der Krieg der Ehe vor em weltlichen Kriege: den Vortheil der Auszeichnung; m Letzteren bekömmt nicht Jeder eine Decoration, im Kriege der Ehe bekömmt jeder Mann ſogleich das

„eiſerne Kreuz!" Ueberhaupt iſt in der Kriegskunſt zwiſchen Mann und Frau zwar die Stärke auf der Seite der Männer, aber die Frauen ſind beſſere Anführerinnen!

Von den früheren und älteren Kriegstruppen findet man jetzt nur noch zwei Gattungen aus den Zeiten der Römer: unter den Müſſiggängern die Legionen, und unter den Kaufleuten die — Schleuderer!

Das Eiſen, m. f. H. u. H.! iſt dazu gemacht, ſich Weg zu bahnen, im Kriege durch die Bruſt der Menſchen, im Frieden durch die Bruſt der Erde. Das Eiſen muß man zu allen Laufbahnen im menſchlichen Leben haben; will man in der großen Welt fortkommen, ſo braucht man eine eiſerne Maske; will man in der kleinen Welt fortkommen, ſo braucht man eine eiſerne Stirne; will man in der Zukunft fortkommen, braucht man ein eiſernes Capital; will man in einem Proceſſe fortkommen, ſo braucht man eine eiſerne Hand; will man in der Liebe fortkommen, braucht man eine eiſerne Ausdauer, und will man in der Ehe fortkommen, braucht man eine eiſerne Geduld! Da das Eiſen alſo im Leben eine ſo große Rolle ſpielt, würde ich einige neue Eiſenbahnen vorſchlagen, z. B. zuerſt eine „Eiſenbahn auf dem Proceßwege, vom Bahnhofe der erſten Klage bis zur letzten Station!"

An Feuerung würde es auf dieſer Proceß-Eiſenbahn nicht fehlen, denn erſtens iſt die Gerechtigkeit immer auf dem Holzwege, die Advocaten heizen ein, und beide Parteien ſammeln auch ſtets Jeder Kohlen auf das Haupt der Andern! Welche Vortheile hätte eine Eiſenbahn auf dem Proceßwege! Erſtens brauchte man keinen Omnibus, um hin zu kommen, denn bei einem Proceſſe ſitzt man vom Hauſe aus auf. Auch auf der Proceß-Eiſenbahn hätte man drei Claſſen Wagen: grüne, gelbe, graue. Die erſten und zweiten Wagen ſind Klage und Gegenrede; da wird Einem ſchon grün und gelb vor den Augen, und bis man in den letzten Wagen der Entſcheidung kommt, iſt man ſchon ganz grau! Die Proceßführer und die Locomotivführer ſind ſich gleich; wenn man ihren Pfiff hört, muß man aus dem Wege geh'n!

Die Proceſſe, m. ſ. H. u. H.! ſind vom Himmel ſelbſt eingeführt worden; die Natur bringt alle Weſen nur durch einen Proceß hervor: durch den Proceß der Natur! Die Natur hat aber leicht Proceſſe führen, die Natur dauert ewig, das iſt keine Kunſt, aber die Gerechtigkeit thut gerade das Entgegengeſetzte von der Natur; die Natur in ihrem Proceſſe verbindet Gegenſtände, um neue hervorzubringen, die Gerechtigkeit zerſetzt Gegenſtände, um ſie verſchwinden zu machen. Die Natur iſt ein großes Ganzes, welches ſich aus der Vereinigung aller verſchiedenen Materien ergibt; die Natur iſt alſo eine vermiſchte Material-Waarenhandlung! Die Eigenthümlichkeit eines Dinges iſt ſeine beſondere Natur; ein Menſch alſo, der kein Eigenthum hat, hat gar keine Natur!

In der Natur gibt es eine Kraft, die der „Niſus“ heißt, das iſt das Beſtreben aller Körper, einer den anderen aus der Ruhe zu bringen. Das iſt gerade wie die Natur der Ehe, das iſt das Beſtreben, Einer dem Andern Unruhe zu machen, das iſt der Niſus, und dann wieder ein Beſtreben, ſelbſt gar keine Ruhe zu geben, das iſt der Caſus. Die Natur erhält ſich aus den Elementen. Das Feuer iſt das Princip der Thätigkeit, der bildenden und ſchaffenden Kraft. Darum ſind unſere Jünglinge, die gewöhnlich kein Feuer haben, ſolche Müſſiggänger und ohne Bildung, und darum machen die Frauen, die ſo viel Feuer haben, uns ſo viel zu ſchaffen. Das Waſſer iſt das Princip der Zuſammenſetzung und Verbindung der Körper, darum verbinden es die Gaſtwirthe mit Wein, darum behandeln die Aerzte viele Kranke mit Waſſer, weil ſie ſich dadurch die Erben verbinden. Die Luft iſt das Princip der Platzmachung, ſie verſchafft allen Dingen Raum, um ihre Verbindung zu vollbringen; darum ſind alle unſere Verbindungen ſo luftig, darum ſind unſere Courmacher ſolche Windbeutel, damit der Mann ihnen Platz machen ſoll. Die Erde endlich iſt das Princip der Solidität, vermöge der feſten Verbindung, die ihre Theile mit einander haben; und deshalb weil die Verbindungen auf Erden feſt gemacht ſind, werden die Ehen im Himmel geſchloſſen. Der gute Buffon, der die Erde als Princip der Solidität bezeichnet, meint gewiß unter der Erde. Die Erde iſt ſolid, und deshalb ſind wahrſcheinlich die

Männer ſo ſolid, weil ſie aus der Erde: aus ſolidem Stoffe gemacht ſind; die armen Frauen aber ſind aus keinem ſolchen ſoliden Stoffe gemacht, ſie ſind aus dem Manne gemacht, wie ſollen ſie da ſolid ſein?

Alle Reiche der Natur, m. ſ. H. u. H.! geben der Natur die Elemente zurück, die ſie von ihr empfangen haben, nur der Menſch gibt nichts zurück, das iſt ſein Element!

Die Natur, m. ſ. H. u. H.! iſt eine Schriftſtellerin und noch dazu eine ſchlechte Schriftſtellerin, denn ihr beſtes Werk, ihr allerbeſtes Werk iſt — der Menſch!

Dieſes Werk der Natur, voll Druck- und Sinn-Fehler, erſchien zuerſt in Crudo, dann wurde es brochirt in ein Feigenblatt, dann als die Bildung weiter überhand nahm, wurde es in Thierfelle geheftet, erſt als die Civiliſation die höchſte Blüthe erreichte, wurde dieſes Werk ſteif gebunden mit eiſernen Spangen.

Die ganze Erde, m. ſ. H. u. H.! wird jetzt in eiſerne Spangen gelegt! Um dieſes große, runde Stückfaß der Erde legt der Menſch eiſerne Reife, weil er fürchtet, daß ſie auseinander fällt!

Der Menſch zapft die Erde auf allen Seiten ab, er glaubt, ſie habe die Waſſerſucht! Der Menſch zapft die Erde aus, er bohrt ſie aus, er höhlt ſie aus, um ſie zuletzt — mit ſich ſelbſt auszufüllen!

Das ganze Leben des Menſchen iſt nichts als eine Eiſenbahn! Die Wiege iſt der Bahnhof, das Grab iſt die letzte Station! Das ganze menſchliche Daſein iſt durch eiſerne Gewalt gebunden! Glauben Sie, m. f. H. u. H.! der Menſch wird gern geboren? Keine Idee! Er ſträubt ſich genug dagegen, mit Händen und Füßen, und ſtellt ſich auf den Kopf, und will nicht in die Welt, aber es nützt ihm nichts, er muß hinaus! Wie der Menſch auf die Welt kömmt, ſchreit er, das Klima iſt ihm noch ganz fremd! Früher ſagte man: Er erblickt das Licht der Welt, jetzt ſagt man: Er erblickt die Finſterniß der Welt, und der Schmerz macht ihn ganz ſprachlos! Und ſo lebt der Menſch ſiebzig Jahre! Denn glauben Sie mir, m. f. H. u. H.! die Beſtimmung des Menſchen war von jeher, nicht mehr als ſiebzig Jahre zu leben, auch im Paradieſe war die Beſtimmung des Menſchen, nur ſiebzig Jahre zu leben, allein wegen Mangel an ärztlicher Hilfe konnten ſie im Paradieſe ihre Beſtimmung nicht erfüllen, und ſo vermehrt jeder Neugeborne die Perſonen-Frequenz auf der Eiſenbahn des Lebens!

Auf der Eiſenbahn des Lebens iſt es, wie auf der wirklichen Eiſenbahn, je flacher das Leben, deſto ſchneller geht die Fahrt, die Höhen und die Erhabenheiten des Weges machen die Schwierigkeiten! Es gibt im menſchlichen Leben viele Semmeringe, die ſchwer zu überſteigen ſind, viele finſtere Tunnels müſſen durchbrochen werden, und viele Ein- und Abſchnitte hindern und verdunkeln den Weg!

Auf der Eiſenbahn des Lebens iſt das Schickſal

Director, das Glück der Ingenieur, der Zufall der Conducteur, die fünf Sinne die Locomotivführer, die Leidenſchaften die Heizer, Vernunft und Geiſt die Bahnwärter, allein trotz Allem dem iſt Unglück und Schaden nicht ſtets zu vermeiden, und dennoch muß man im Waggon des Lebens bleiben, wenn Unglück droht und Gefahr, und wer früher aus dem Wagen ſpringt, bevor an der Station gerufen wird: „Jetzt ſteig' aus!“ dem wird Leib und Seele völlig vernichtet!

Der Tod, m. f. H. u. H.! iſt nichts als der Ausweichungsplatz auf der Eiſenbahn des Lebens. Aber nur während der Fahrt, m. f. H. u. H.! ſind die Paſſagiere verſchieden, und es gibt eine erſte, zweite und dritte Claſſe, wenn man aber auf der letzten Ausſteig-Station angelangt iſt, ſind alle Claſſen gleich, da werden Grüne, Gelbe und Graue eine Farbe bekommen, denn im Himmel und in der Hölle ſind alle Menſchen gleich, im Himmel hat jeder ſeinen Stern und in der Hölle geben alle Bäume gleiches Brennholz!

Darum ſoll der Menſch Eiſenbahnen bauen für die Erde und für den Himmel, denn auf Erden iſt nur der Unterbau, im Himmel aber iſt der Oberbau!

Wie wohlthätig, m. f. H. u. H.! wäre wieder eine Eiſenbahn von der Wohlthätigkeit bis zur Dankbarkeit!

Dieſe Straße muß ſo ſchlecht ſein, daß ſie jetzt gar nicht befahren wird! Es gibt zur Ehre der Menſchheit noch mehr wohlthätige Menſchen als dankbare Menſchen in der Welt!

Die Freundſchaft iſt die Geſchichte des Herzens, die Liebe iſt die Fabel des Herzens, der Ruhm iſt das Prunkzimmer des Herzens, die Hoffnung iſt die Bildergallerie des Herzens, die Poeſie iſt die Begeiſterung des Herzens, die Dankbarkeit aber iſt die Religion des Herzens!

Aus Dankbarkeit gegen das Licht rang ſich die Erde aus dem Chaos, aus Dankbarkeit gegen den Frühling treiben die Blumen aus der Erde, aus Dankbarkeit gegen die Sonne baut auf den Wolken ſich ein Regenbogen, und aus Dankbarkeit gegen die Wohlthäter Schlaf wimmeln die bunten Träume aus dem Mantel der Nacht! Jeder Traum, m. f. H. u. H.! iſt ein Dankgebet an den Retter in der Noth, an den Schlaf! Der Traum iſt der Turnierplatz der Hoffnungen, der Wünſche und der kühnſten, verwegenſten Plane!

In jedem Menſchen, m. f. H. u. H.! iſt eine Niederlage von verſchiedenen Werkzeugen für die andern Menſchen; der Verſtand iſt der Bohrer, mit dem er ihn anbohrt; die Klugheit iſt der Hammer, der den Nagel auf den Kopf trifft, der Scharfſinn iſt der Pfropfenzieher, er bringt Alles auf gewiſſem Wege heraus; die Ausdauer iſt das Stemmeiſen, ſie ſetzt Alles durch, wenn ſie ſich anſtemmt; die Wohlthätigkeit iſt der Schlüſſel zu allen Herzen, und die Dankbarkeit iſt der Nachſchlüſſel, der da hinein paßt, wo die Wohlthat ein Herz geöffnet hat!

Von dem Herzen zu den Herzen führen verſchiedene Eiſenbahnen: die Liebe, die Ehe u. ſ. w. Auf der Eiſenbahn der Liebe muß man ſehr Acht geben beim „Wechſel,“ und auf den Eiſenbahn der Ehe geht Einem leider oft das Feuer aus! Wenn auf der Eiſenbahn der Ehe das Zeichen mit dem Horne gegeben wird, iſt Zeit zum Abfahren!

In einem Puncte ſteht dieſe Eiſenbahn der Ehe der wirklichen ſehr nah, man weiß nämlich nicht, bei welcher Direction man ſeine gegründeten Beſchwerden anbringt!

Auf der Bahn von einem Männerherzen zu einem Frauenherzen wäre auch eine atmoſphäriſche Luftbahn ſehr zweckmäßig, da die Männer ſo viel Wind machen und ihre Liebe bloß in der Luftröhre wohnt!

Es iſt ſonderbar, m. ſ. H. u. H.! die erſte Ehehälfte des Mannes Eva, hieß nicht Frau, nicht Weib, nicht Gattin, nicht Gemahlin, nicht Geſponſin, ſie hieß Gehilfin! Der Himmel ſah, daß der erſte Menſch ohne weibliches Weſen ein unglückliches, unbehilfliches Geſchöpf bliebe, und er ſagte zu dem erſten weiblichen Weſen: „Geh' hilf ihm!“ Jetzt heißt die Frau nicht „Gehilfin“, denn dem Manne iſt nur geholfen, wenn ſie geht!

Die Frauen ſchätzen die Männer gerade ſo wie jeden andern Modeartikel: Eva hat etwas auf ihren Mann gehalten, weil er modern war, eine neue Mode, ſie hat den erſten Mann gehabt, den man getragen hat, allein jetzt iſt ein Mann ſchon eine alte Mode, da hat ſchon jedes gemeine Weib einen Mann, da ſchätzen ſie ihn nicht mehr!

Warum war Adam der glücklichſte Ehemann der Welt? Weil er keine Schwiegermutter hatte, er war ſelbſt ſein eigener Schwiegervater und ſeine eigene Schwiegermutter!

Kein Theater-Director ſoll eine Künſtlerin engagiren, die eine Mutter hat, und kein Jüngling ſoll Tochter und Mutter heirathen. Vor der Hochzeit ſoll der Bräutigam der Mutter die Cour machen, als ob ſie ſeine Frau werden ſollte, und nach der Hochzeit ſekirt ſie ihn, als ob er ihr Mann wäre!

In der Ehe herrſchen drei Rechte; die Frau und der Mann gegeneinander üben das Kriegsrecht, die Frau mit dem Hausfreunde das Privatrecht, und der Mann mit dem ſonſtigen ganzen Frauenvolke das allgemeine Völkerrecht!

Daß die Ehe ein Krieg iſt, geht ſchon daraus hervor, daß ſchon bei der Hochzeit beide Theile ſich um einen Beiſtand umſehen! Die Flitterwochen haben bei den Männern ganz abgenommen, allein was ſie an den Flitterwochen abſchneiden, das erſetzen ſie an den — Flegeljahren!

Zu 25 Jahren feiert man die ſilberne und zu 50 Jahren die goldene Hochzeit; die Männer betrachten die Jahre der Ehe wie Stockſtreiche und da ſind ſie nur glücklich, wenn ſie 25 oder 50 glücklich überſtanden haben.

Ich freue mich auf nichts als auf die „Luftbahnen,“ denn da alle meine Beſitzungen in Luftſchlöſſern beſtehen, ſo wird mir eine Bahn dahin ſehr willkommen ſein!

Wir Schriftſteller reden ſo viel in die Luft hinein, daß es Zeit wäre, unſere Reden einmal in die Luft hinein wegzuführen!

Wie wohlthätig und nothwendig, m. ſ. H. u. H.! wäre in einem Badeorte nicht eine Eiſenbahn auf dem Wege der Geſelligkeit, von einem Curgaſte zum andern!? Da ſie gar kein Motiv zuſammenbringen kann, vielleicht brächte ſie ein Locomotiv zuſammen! In unſern Badeorten ſtudirt man die Fadheit am „Urſprung“ und die Langeweile an der Quelle!

Wie, m. ſ. H. u. H.! unterſcheidet man die Curgäſte, die trinken von den Curgäſten, die baden? Die Curgäſte, die trinken, ſind inwendig naß und auswendig trocken, und die Curgäſte, die baden, ſind auswendig naß und inwendig trocken.

Wer iſt ſchuld an den vielen Regen und an der naſſen Witterung in dieſem Jahre? Die Curgäſte! Unſer Herrgott läßt immer regnen, und da ſie doch immer trocken bleiben, ſo waſcht er ihnen den Kopf.

Wenn man die Leute ſo im Parke herumgehen ſieht, muß man geſtehen, daß ſie ſehr dankbar für die Heilkraft der Badner Quellen ſind, denn der wahre Dank iſt ſtumm!

Wenn man Mittags im Parke geht, ſo weiß man wirklich nicht, werden die Leute ſo melancholiſch von der Muſik, oder wird die Muſik ſo melancholiſch von den Leuten!

Im Parke gibt es wie auf der Eiſenbahn drei Claſſen: die erſte Claſſe ſind die Banquiers, die eine Bank ſuchen, die kommen um halb Zwölf, nehmen alle Bänke ſchweigend in Beſitz, die haben Sitz und keine Stimme; die zweite Claſſe kömmt nach Zwölf, die ſagen nur: „Es iſt keine Bank mehr leer!“ Die haben Stimme und keinen Sitz; dann gegen Eins kommt die dritte Claſſe, die ſchweigen und gerne zuhören, wie die Andern ſchweigen, die haben keinen Sitz und keine Stimme; die gehen wie die Ahnfrau „tonlos nach Hauſe.“ Es gibt überhaupt in jeder weiblichen Badegeſellſchaft drei Claſſen, wie bei den Eiſenbahn-Billeten: grüne, gelbe, graue. Die „grünen,“ das ſind die unzeitigen Frauenzimmer, die entweder noch am Mutterzweige hängen oder frühzeitig abgefallen ſind, und die gerne haben möchten, daß man Aufhebens von ihnen macht; dieſe erſte Claſſe verbietet den Männern manchmal das Rauchen; dann die „gelbe,“ das ſind die herbſtlichen Frauen auf dem Baume des Lebens; bei dieſer zweiten Claſſe darf man rauchen, ſo viel man will, und die grauen gehören gewiß in die letzte Claſſe!

Im Parke macht Niemand das Maul auf, nur der einzige Aeskulap oben im Tempel reißt das Maul gewaltig auf, als wollte er ſagen: „Die Langeweile im Parke iſt geſund, das iſt parkettirte Langeweile!

Unſere Frauen nehmen von Wien gern Alles mit heraus, alle ihre Manieren und Unmanieren; ich muß nur lachen, wenn ich in Baden Frauen begegne, die ihren Bedienten hinter ſich her gehen laſſen, wie auf dem Graben in Wien. Da denk' ich mir immer, die laſſen einen Bedienten nach ſich gehen, damit ſie doch ſagen können: da geht mir immer Einer nach!

Ueberhaupt kann man ſehen, wie ſehr Luxus und Hoffart ſelbſt in den unterſten Ständen um ſich gegriffen haben, manche Bediente gehen gar nicht aus, ohne aus Hoffart eine elegant gekleidete Frau vor ſich her gehen zu laſſen!

Die Bedienten haben aber Recht, daß ſie in Baden eine Frau zuerſt gehen laſſen, ſie laſſen probiren, ob ſie es auf dem Pflaſter aushalten, dann wagen ſie es ſelbſt auch.

Es iſt eine bekannte Sache, daß ein ſchlechtes Pflaſter die Füße verdirbt, und darum iſt's in Baden natürlich, daß die Geſellſchaft auf ſo ſchlechtem Fuße miteinander ſteht. Jedoch ich will mit dem Badner Pflaſter nichts anfangen, das iſt ſelbſt mir zu ſpitzig! Die Eiſenbahn-Direction hätte gewiß ſchon längſt eine Eiſenbahn über dieſes Pflaſter angelegt, allein der Boden iſt zu ungleich, bald hoch, bald niedrig, Berg und Thal!

Für den Deutſchen, m. ſ. H. u. H.! iſt die Eiſenbahn eine gute Erfindung, eine Erfindung der Kunſt, nicht zu ſpät zu kommen, denn fünf Dinge kommen in der Welt zu ſpät: die Reue, die Feuerſpritzen, die guten Gedanken, die Belohnung der wahren Verdienſte und der Deutſche ſelbſt. Der Deutſche kömmt immer zu ſpät! Der Deutſche überhaupt, m. ſ. H. u. H.! iſt in wenig Worten characteriſirt: das deutſche Volk iſt ein Volk, von dem die Männer Schmidt oder Müller heißen, die Frauen Kathi oder Nani, das deutſche Volk iſt gründlich gelehrt und gründlich durſtig, es lebt von Philoſophie und Sauerkraut, es glaubt an den Kölner Dom und an die „allgemeine Zeitung!“ Der Deutſche hat großen Reſpect vor Todten, auf die Lebendigen wirft er Steine, auf die Todten ſetzt er Steine und Monumente, und in hundert Jahren wird Deutſchland ausſehen wie ein Stachelſchwein.

Der Deutſche hat drei große Dinge erfunden! Aber auch zu ſpät! Er hat das Pulver erfunden, man ſchießt nicht mehr, er hat die Uhren erfunden, und man weiß nicht, wie viel es geſchlagen hat, er hat die Buchdruckerkunſt erfunden, und es wird nichts mehr gedruckt! Deutſchland hat dreißig Millionen Einwohner, ohne franzöſiſche Gouvernanten, falſche Engländer und Salamimänner; für die Bildung der Deutſchen ſorgen dreißig Univerſitäten, 361 Gymnaſien, 884 Profeſſoren, das Zuchthaus in Dresden, das runde Haus in Wien, die Eſelanſtalt im Taunusgebirge, und die allgemeine Verordnung der Maulkörbe für herrenloſe Hunde!

Der Deutſche iſt nur grob im Reden, in der

Schriftſprache iſt er höflich und beſcheiden, er ſchreibt „ich" und „wir" mit kleinen Anfangsbuchſtaben, „Ochs" und „Eſel" mit großen Buchſtaben. Der Deutſche iſt ein Muſter im Hinauswerfen, er wirft jetzt auch alle „ph" aus der Sprache hinaus, und wenn er eine Sache nicht verſteht, ſo erfindet er ein neues Wort dafür. So hat er auch das Wort „Bewußtſein" erfunden! Keine Sprache der Welt hat eine ſolche genaue Bezeichnung für jenes Gefühl, als die deutſche in dem Worte „Bewußtſein," d. h. das Verdienſt iſt ſich bewußt, daß es, ſo lange es ſein wird, nichts haben wird!

Es iſt eine traurige und vielleicht auch kitzliche Bemerkung im Leben, m. f. H. u. H.! die Strafe folgt dem Verbrechen auf dem Fuße, die Belohnung aber folgt dem Verdienſte zu Fuß oder gar nicht! Es iſt höchſt ſonderbar, das Verdienſt kömmt gar nicht von der Stelle, und doch holt ſie die Belohnung nicht oder ſelten ein!

Es wäre alſo auch eine ſchöne Unternehmung, eine Eiſenbahn zwiſchen dem Verdienſte und der Belohnung anzulegen; das wäre ein ſehr glorreicher Bau!

Eine Eiſenbahn muß gut gebaut ſein, auch ich muß gut gebaut haben, denn mir fällt nun nichts mehr ein!

Converſations-Lexikon der Ohnmacht.

Wenn die Diebsſprache ihre Grammatik, das Kauderwelſch ſein Wörterbuch, das Snadahüpfel-Deutſch ſeinen Adelung hat, warum ſollen die „Ohnmacht“ und die „Mittelmäßigkeit“ nicht auch ihr „Converſations-Lexikon“ haben? In unſerer Kunſt, in unſerer Geſelligkeit, in unſerer Converſation iſt es ja die „Mittelmäßigkeit,“ die ſich an die Spitze ſtellt, die „Ohnmacht,“ die ſich als Präſidentin gerirt.

Aber die Schriftgelehrten unſerer Zeit, die Weiſen der Kritik, die Cornaks der Journale haben ein eigenes Lexikon, ſie haben eigene Wortformulare, beſonders arrogante Ausdrücke, abſonders geſchnitzte Redensarten, welche ganz ſonderbar klingen und lauten, und die dem Uneingeweihten in der Sprache der „Ohnmacht“ und „Mittelmäßigkeit“ ganz unverſtändlich und myſteriös vorkommen.

Durch langjährige Uebung und Bekanntſchaft mit den deutſchen Journalen und Kritikern, dieſen Advocaten der „Mittelmäßigkeit“ und der „Ohnmacht“ iſt es mir gelungen, einige der gangbarſten „Worte und Ausdrücke“ aus den Sprach- und Schreib-Feldern der Mittelmäßigkeit zu ſammeln und dem Leſer mitzutheilen. Für angehende Recenſenten, d. h. für dumme Jungen, die nichts gelernt haben, die aus der Schule gejagt, von der Pudel entlaſſen oder von dem Handwerke ausgeſtoßen worden ſind, dürfte ein ſolches „Converſations-Lexikon" vom größten Nutzen ſein, da dadurch ihnen das Metier bedeutend erleichtert wird.

Wir werden dieſe „Ausdrücke" und „Sprachformeln" mehr nach der allgemeinen Begriffsbeſtimmung, Brauch- und Verwendbarkeit als nach ihrem Wortbau und ſprachlehriger Eigenſchaft mittheilen, denn wir wiſſen ja, daß man „25 Jahre lang recenſiren" kann, ohne von der „Sprachlehre" eine Idee zu haben, und daß man ein Vierteljahrhundert lang in Journalen ſalbadern und abgeſchmacktes, elendes Zeug als Referat-Melange ausſieden kann, ohne den Dativ vom Accuſativ unterſcheiden zu können. Bloß für dumme Recenſenten, die gerne mit d'rein reden, die aber aus angebornem Talente nichts verſtehen oder die aus Berufsgeſchäften nicht Zeit haben, ihre Dummheit auszubilden, die alſo bloß aus glücklicher Naturdummheit Kritiker und Journaliſt geworden ſind, für dieſe mögen hier einige der am meiſten anwendbarſten Nenn-Formen und Satz-Bildungen der Ohnmacht und Mittelmäßigkeit angeführt werden, die für ſie zu Nutzen und Erleichterung dienen können.

„Achtbares Talent, höchſt achtbares Talent."

Dieſes Ausdruckes bedient man ſich, wenn man ſelbſt nicht weiß, wie man ſeine eigene Armuth des Ausdruckes oder die Armuth des Ausdruckes der Perſon, von der man ſpricht, ausdrucken ſoll. Ein „achtbares Talent" war vor zwanzig, dreißig Jahren ein Ehrentitel, es war eine Seltenheit, jetzt heißt der Ausdruck: „Ein achtbares Talent" gerade ſo viel als: „Ein Alltagsmenſch, ein ganz talentloſer Kerl." „Achtbares Talent" iſt der wohlfeilſte Ausdruck, man bekömmt ihn um eine Mundſemmel a prix fix; ja, ich habe auch ſchon bei ganz elenden Individuen den Ausdruck „höchſtachtbares Talent" mit Glück anwenden ſehen.

„Allumfaſſendes Talent"

nennt man ein Talent, welches in gar kein Fach paßt, folglich für alle Fächer ein gleich umfaſſendes, ergo all-umfaſſendes Talent beſitzt. Man bedient ſich dieſes Ausdruckes auch der Kürze halber, wenn man ſagen will: Dieſer oder Dieſe haben in dieſer Rolle oder in dieſer Schrift ſo überall hin- und hergetappt, haben bald dies, bald jenes erfaßt und angefaßt, ohne eigentlich von einem eine rechte Idee zu haben, da er oder ſie, wie es ſcheint, nirgends heimiſch iſt und zu nichts einen entſchiedenen Beruf hat, ſondern überall und in allen Fächern fremd und bodenlos ſcheint u. ſ. w. — Da dieſes all' zu lang iſt, ſo bezeichnet man es viel kürzer und bequemer: „Ein allumfaſſendes Talent."

„Blühende Diction."

Wird gewöhnlich von einem Drama geſchrieben und geſagt, welches keine Handlung hat, keine Situationen bringt und keine Charactere malt. „Blühende Diction" iſt die rothe Wange der dramatiſchen Schwindſucht. „Blühende Diction" iſt die Ausrede ſich entſchuldigen laſſender dramatiſcher Wirkſamkeit; blühende Diction iſt der Paſſirſchein der durchgegangenen Stoffhaltigkeit, das Stück hat eine „blühende Diction," ſagt der Parterriſt und erſpart ſonſt was zu ſagen; das Stück hat eine „blühende Diction," ſagt die Dame in der Loge, und braucht ſonſt nichts zu ſagen; der Autor beſitzt eine „blühende Diction," ſagt der Recenſent, und braucht ſonſt nichts zu ſagen; da weiß man ſchon, das „Stück" iſt durchgefallen, die „Diction" hat ſich für ihre Perſon aber gerettet und auf den Bretern im Niveau des Souffleurlochs erhalten.

„Begabter Darſteller"

ſagt der Recenſent, wenn er vom „Darſteller" begabt worden iſt; er trägt die Begabung von ſich dankbar wieder auf den Darſteller zurück. Da Alles, was der Menſch beſitzt: Hand, Fuß, Naſe, Sprachwerkzeuge u. ſ. w. eine Gabe des Himmels iſt, und jeder Schauſpieler in gewiſſer Beziehung auch ein Menſch iſt, ſo iſt gewiſſermaßen jeder Schauſpieler ein „begabter Darſteller;" da aber nicht jeder „begabter Darſteller" aus jedem Recenſenten einen „begabten Recenſenten" macht, ſo gehört zum „begabten Darſteller" allerdings auch eine eigene Begabung: die Begabung der eine zweite Perſon begebenden Begabung.

„Brauchbares Mitglied."

Wenn man etwas Bares braucht, und es beim Mitglied findet, dann iſt dieſes Mitglied ein „brauchbares Mitglied."

„Coloratur-Nachtigall.

Eine der älteſten Schablonen der ſogenannten Concert-Marköre, wenn ſie einmal eine geiſtreiche Abwechslung an Ausdruck bieten wollen. Wenn ein ſolcher Veteran-Concert-Markör ſich Jahre lang in den geiſtreichen Ausdrücken bewegt hat: „Ihr Vortrag ließ nichts zu wünſchen übrig.“ oder: „Was ſollen wir noch von ihrem Vortrage wünſchen?“ oder, um die Sache noch pikanter zu machen: „Könnte man denn einen beſſeren Vortrag wünſchen?“ Dann, dann wenn dieſer große Concert-Herodes einmal eben ſo geiſtreich als graziös, eben ſo neu als pikant ſein will, wenn er einmal das Neſtroy'ſche „Verfluchte-Kerl-Gefühl“ loben will, ſchreibt er den Ausdruck nieder:

„Coloratur-Nachtigall!“

gibt ſich ſelbſt beim Niederſchreiben einen Kuß, fragt dann am andern Tage die Freunde beim Schwarzen: „Haben Sie geleſen: „Coloratur-Nachtigall?“ Nicht wahr, gut? Sehr gut; Ja, ich hab' ſelbſt ſo lachen müſſen, wie ich's niedergeſchrieben hab'!“

„Charcteriſtiſche Compoſition.“

Dieſe Phraſe iſt eine der beliebteſten Schnupftücher, in welche ſich die Unwiſſenheit der muſikaliſchen Referenten hineinräuſpert. Der Ausdruck: „Das iſt eine „characteriſtiſche Compoſiton“ iſt unantaſtbar; hinter dieſer Allgemeinheit ſteckt die Urtheilsloſigkeit ſicher, man kann ihr nichts anhaben. In dieſer Beziehung ſind die muſikaliſchen Referenten glücklich! Die können fünfundzwanzig Jahre lang dieſelbe abgeſchmackte, lederne, ſtehende Patronen-Schmiererei bringen! Ich habe einen Concert-Referenten gekannt, der ſo lächerlich dumm war, über mehrere zu gleicher Stunde ſtattgefundene Concerte ſelbſt zu referiren! Er ſchickte nämlich einige Handlanger in die andern Concerte, die brachten ihm den Mörtel, er goß ſie in ſeine Schablone, in ſeine hölzerne Ziegelform und ſchrieb ſeinen Namen d'runter. Zu ſolcher albernen und widerſinnigen Höhe der Kunſt hat's doch ein anderer, als ein Concert-Referent noch nicht gebracht, das iſt auch eine „characteriſtiſche Compoſition.“

„Dramatiſcher Geſang.“

Wenn einer Nachtigall, oder einer Lerche, oder einer Dohle die Stimme ausgegangen iſt, wenn ſie keinen Ton mehr im Halſe hat, aber doch genug „Metall“ für die den Recenſenten vorzuſingende Cavatine: „Geld, ich hab' Talent?“ Dann lieſ't man die Phraſe: Das iſt eine Künſtlerin mit „dramatiſchem Geſang!“

„Durchdrungenheit.“

Wenn der Darſteller bei der Declamation ſo agirt, daß das Haar auf ſeinem Kopfe ſich ſträubt und die Zehen des Fußes mitzittern, dann iſt er gewiß von ſeiner Rolle ganz erfüllt, und das nennt man: Durchdrungenheit.

„Geſinnung.“

Wenn ein Autor weder Styl noch Geiſt hat, weder

Form noch Gedanken, weder Witz noch Gründlichkeit, und man ihn doch als einen großen Mann auf den Schild heben will, ſo hat er:

„Geſinnung.“

Dieſe „Geſinnung“ wurde zuerſt auf der Leipziger Meſſe ausgeboten, ging als warmhaltender Renommée-Flanell in den Norden über, ſcheint aber nicht mehr lang gäng' und gebe zu bleiben.

„Innerlichkeit.“

Wo einer Darſtellerin alle und jede Aeußerlichkeit fehlt, wenn ſie in der Kunſt keinen großartigen Geiſt entwickelt, im geſelligen Leben roh, grob und ungeſchlacht iſt, und weder Herz noch Gefühl für Armuth und Wohlthätigkeit hat, dann hat dieſes Individuum:

„Innerlichkeit,“

und da „in's Innere der Natur“ kein menſchlicher Geiſt dringt, ſo iſt dieſe „Innerlichkeit“ ein ſammtener Ueberwurf über die kotzengrobe „Aeußerlichkeit“ des Individuums.

„Ruhiger Recenſent.“

Ein Schaf, das bis in's hohe Alter ein Lamm bleibt. Ein „ruhiger Recenſent“ wird derjenige genannt, der allſeinlebtag noch nicht Anlaß gegeben hat, daß man ihn für geiſtreich, oder ſein Urtheil für gründlich, oder ſeinen Styl für bemerkenswerth gehalten hätte. Ein „ruhiger Recenſent“ iſt ein Recenſent, der fünfundzwanzig Jahre lang eine und dieſelbe Miſere mit dem Aufwande von zwanzig, dreißig ſtehenden, friedlichen, engzugeſchnittenen

Camiſol-Redensarten beſpricht, und noch nie Veranlaſſung gegeben hat, daß Mozart und Gluck ihm widerſprochen hätten. Ein „ruhiger Recenſent“ iſt ein Löwe in Geſtalt eines Müller-Pegaſus, ein Herkules mit einer Fliegenklatſche, ein Geſchicht-Schreiber mit einer Piquet-Kreide, ein grundfriedlicher Menſch, der ſich ſeine Recenſionen mager ausſtaffirt, und ſie aſchfarb anröthelt. Vive!

„Tendenz.“

Iſt die Eſſigflaſche, die man dem ohnmachtgewordenen Talente unter die Naſe hält! Tendenz iſt die „Krücke“ für lahmgewordene Bühnendichter. „Tendenz“ iſt die „geſchwollene Bauchwaſſerſucht,“ die ſich für einen „intereſſanten Zuſtand ausgeben will.

„Wacker!“

„Wacker! Wacker! Das iſt ein wackerer Künſtler! Eine wackere Künſtlerin! Ein wackerer Schriftſteller! Ein wackerer Kritiker!“ Das ſind ſchon die Haderlumpen der Kritik! Den Fetzen „Wacker“ wirft man jeder armſeligen Erſcheinung um die Blöße, für die man in der Geſchwindigkeit kein barmherziges Kleidungsſtück findet. Im Artikel „Wacker“ wird wacker gearbeitet!

„Ziemlich.“

Die kleinſte Scheidemünze des Ungeſchickes im Ausdrucke, auf welche der arme Leſer gar nichts mehr herausgeben kann!

„N. N. hat ziemlich gut geſpielt!“

Elender Rothpfennig der ſchreibenden Armuth!

„Zur Zufriedenheit."

Heißt gewöhnlich „zur Zufriedenheit des Spielers," wodurch der Darſteller den Spieler zufrieden ſtellte, bleibt in bianco!

Die Emancipation der Strohhüte.

Enigme.
„On me porte sur la tête,
On me nomme: chapeau
Devine grosse tête!“

O ſchöne gold'ne Zeit, o verlornes Paradies, in welchem man zur Glückſeligkeit nichts brauchte, als eine Strohhütte und ein liebendes Herz! Und doch gab es dazumal keine Feuer-Aſſecuranzen, wo man ſich die Strohhütte, und keine Lebens-Aſſecuranzen, wo man ſich das liebende Herz hätte verſichern laſſen können!

Nicht einmal auf dem Theater ſieht man eine Strohhütte, nicht einmal in der Komödie ſehen wir mehr ein liebendes Herz!

Nur auf den Köpfen des ſchönen Geſchlechts ſieht man im Sommer die ſchäferlichen Strohhütten, aber von dem liebenden Herzen weiß man nichts Officielles, und da nur der liebe Himmel in's Innere der Menſchen ſchaut, ſo können wir nicht ſagen, ob das ſchöne Geſchlecht zu dieſen Strohhütten auch noch liebende Herzen trage!

Wir halten uns an das, was wir ſehen, an die ſchäferlichen Strohhütten und Strohhüte auf den Häuptern unſerer Schönen, und ſchließen vermöge der Regula de tri von dem Daſein der gegebenen Schönen und der gegebenen Strohhütte auf die Exiſtenz des unſichtbaren Dritten: des liebenden Herzens.

Ein Frauenzimmer in einem Sammthut macht einen Eindruck auf mich, wie eine Winterlandſchaft; ein Frauenzimmer in einem Seidenhut iſt ein Frucht- und Sommer-Stück; und nur ein Frauenzimmer in einem Strohhut iſt ein Frühlingsgemälde. Ein Mädchen in einem Strohhut beſiegt den Feind in zwei Stunden ſchneller, als eines in einem Seidenhut, und ein Mädchen in einem Sammthut braucht zweimal ſo viel Augenpulver und Liebesgeſchütz zu ihren Eroberungen, als eines in einem Seidenhut.

Der magnetiſche Rapport des Stroh's mit dem Herzen der Männer beruht zwar auf eine dunkle Kraft der Natur, allein ſie iſt ſo wahr, und ſo begründet, wie nur irgend etwas in der Kraft des Magnetismus. Schon daß das Stroh eben ſo ſchnell Feuer fängt als das Männerherz, ſpricht für die geheime Affinität ihres Urweſens; ſchon das, daß ein Mädchen, wenn es Gefahr läuft, ganz in dem Meer der Vergeſſenheit zu ertrinken, nach dem erſten beſten Männerherzen greift, beweist die Strohhalm-Natur dieſes Männer-Herzens!

Und nun von dem Stroh im Herzen auf das Stroh im Kopf zu kommen.

Die weiſe Natur hat einmal jedem Menſchen eine Portion Stroh in den Kopf gelegt; aber bloß um die geſammelten Früchte und Kenntniſſe darin weich zu betten und einzuſchlagen. Wenn nun manche Menſchen weder ſolche Früchte brocken, noch ſie ſammeln, auch ſonſt nichts an Erfahrungen und Beobachtungen in dieſem Stroh aufbewahren, ſo bleiben ſie im Zuſtande der ſchöpferiſchen Natur: reine Strohköpfe, Natur-Strohköpfe; diejenigen hingegen, die dieſes Stroh zu jener Emballage verwenden, zu welcher es beſtimmt iſt, das ſind die angewandten Strohköpfe.

Wir ſind alſo Alle mehr oder minder Strohköpfe, mit dem Unterſchiede, daß nicht alle Weizen- und Korn-Stroh, ſondern bloß Dünkelſtroh im Kopfe haben, und den Dünkel ſelbſt außen zeigen.

Da wir alſo Stroh im Kopfe haben, warum geniren wir uns, Stroh auf dem Kopfe zu haben? Iſt äußeres Stroh verwerflicher als inneres Stroh?

Im Gegentheil, die geſunde Vernunft gebietet, im Sommer Strohhüte zu tragen; denn durch den Strohhut, durch dieſe obere Strohſchichte ſchützen wir die untere vor Brand und Sonnenſtich.

Wir laſſen den Damen ſonſt ſo ungerne einen Vorzug vor uns, warum laſſen wir ihnen die kühlenden, ſchützenden, ſchattenden Strohhüte? Warum ſind wir ihnen vis-à-vis bloß filzig?

Laßt uns von uns werfen dieſe grauſame Feſſel des gewöhnlichen Schlendrians, laßt uns im Sommer wegwerfen dieſe aufgeſtülpten Brutöfen, dieſe geleimten ſchweißtreibenden Mittel, dieſe drückenden, ſchweren Brennhüte:

„Laßt uns Strohhüte tragen!

„Strohhut oder nicht Strohhut?“ das iſt die Frage! Iſt es beſſer zu braten, zu ſchwitzen, zu glühen, wie ein geſottener Krebs, und die Stirne gepreßt zu haben von den ledernen Rändern, oder Waffen zu ergreifen gegen die alberne Sitte des Tages, Strohhüte zu tragen, leicht, ſchattengebend, kühl, uns zu beſchützen vor Kopfweh!? Kopf? Stroh? Vielleicht Beides? Da liegt der Hund begraben!“

Laßt uns ſtark ſein, ſchämen wir uns des Strohes nicht!

Oder ſollte es wirklich ſein, daß wir ſo engherzig ſind, ſo engbrüſtig, und wir wollten auf Bequemlichkeit, Comfort, Geſundheit u. ſ. w. verzichten, weil Fiaker's auch Strohhüte tragen! Ich, meinerſeits, ich ſchäme mich nicht, auch von einem Fiaker etwas zu lernen, wenn es klug, anſtändig und bequem iſt. Und trägt denn kein Fiaker einen Filzhut?

Und mit dieſem Kniff, womit man Kinder ſchreckt, ſollte man uns abſchrecken, zu unſerem Wohlbehagen, zu unſerem Vergnügen, zu unſerer Geſundheit Strohhüte zu tragen?

Nein, damit fängt man Gimpel, nicht kluge Vögel! Alſo

Laßt uns Strohhüte tragen!

Die erſte allgemeine Stände-Verſammlung in der Arche Noa,

oder:

Wenn ein Reichstag keine Hand und keinen Fuß hat, wie kann er eine Rechte und eine Linke haben?

(Humoriſtiſche Vorleſung, gehalten zu Baden am 16. Juli 1848.)

Die ganze Welt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! hat Gott ganz allein für ſich ſelbſt erſchaffen: Erde, Himmel, Bäume, Meer u. ſ. w., nur als er den Menſchen erſchaffen wollte, hat er ſeine verantwortlichen Miniſter, die Engel, zu Hilfe genommen und geſagt: „Wir wollen einen Menſchen machen.“ Warum? Weil er gewußt hat, der Menſch wird nichts nutz werden, und er kann dann die Schuld auf's Miniſterium ſchieben. Und der Menſch iſt wirklich ſo unzweckmäßig, wie nur irgend ein Miniſterial-Beſchluß, aber leider haben damals die Miniſter ihre Beſchlüße nicht ſo geſchwind zurückgenommen wie jetzt, und der Menſch iſt geblieben wie ein Miniſterial-Beſchluß; eine ſiebzigjährige Calamität, die am Anfange nicht gehen kann und am Ende aus Altersſchwäche begraben wird.

Alle Miniſterien waren mit der Ausfertigung des Menſchen beſchäftigt: der Miniſter des „Aeußern“ war mit der Vertheilung der Schönheit beauftragt; wenn ich dazumal gelebt hätte, würde ich ihm eine claſſiſche Katzenmuſik gebracht haben; der Miniſter des „Innern“ hat dem Menſchen den Geiſt eingeblaſen, und zwar durch die Naſe, weil da wenig hineingeht; der Miniſter des „öffentlichen Unterrichts“ war ſchon damals auch, wie ſie jetzt ſind, denn er hat dem Menſchen geſagt: „Vom Baume der Erkenntniß ſollſt Du Dich nicht unterſtehen zu eſſen;“ der „Kriegsminiſter“ war der genialſte, er hat dem erſten Menſchen Kriegsmaterial aus dem Leibe geſchnitten; er hat nämlich aus ſeiner Rippe das Weib gemacht. Nur der „Finanzminiſter“ hatte bei der Bildung des erſten Menſchen nichts zu thun, denn der erſte Menſch war nackt, und ſolche Unterthanen kann der Finanzminiſter nicht ausziehen!

Damals, m. ſ. H. u. H.! muß es der Finanzminiſter eben ſo ſchwer gehabt haben wie jetzt: damals gab's noch kein Geld, jetzt gibt's ſchon kein Geld!

„Geld regiert die Welt,“ ja wohl, darum haben wir jetzt gar keine Regierung, weil gar kein Menſch Geld hat.

Geld regiert die Welt; alſo haben wir dreierlei Regierungen: Gold- und Silbergeld regiert die Welt, Kupfergeld regiert die Welt und Papiergeld regiert die Welt! Darum war es bis jetzt immer auch natürlich: wer

Geld in der Taſche gehabt hat, der konnte ſagen: „Ich hab' die Regierung in der Taſche."

Silber und Gold, m. ſ. H. u. H.! das ſind unverwüſtliche Regierungen, die werden von der Taſche nicht verdorben, ſondern ſie verderben die Taſche; aber Papier iſt gleich hin, und ſeit Papier regiert, wird die Regierung von der Taſche verdorben!

Nachdem alſo, m. ſ. H. u. H.! Gott den Menſchen ausgeſtattet hatte, ſetzte er ihn ein, daß „er herrſche über die Fiſche, über die Vögel, über das Vieh und über das Gewürm."

Alſo von Gottes Gnaden kann der Menſch über nichts Anders herrſchen, als über „Fiſche, Vögel, Vieh und Gewürm," aber nicht wieder über den Menſchen. Was aber hat der Menſch erfunden, m. ſ. H. u. H.! damit er ſich ſelbſt weiß machen kann, er könne über Menſchen regieren? Ach! er hat was Pfiffiges auserſonnen! Er hat die Menſchen ſo erziehen laſſen, daß ſie „Stockfiſche," „Galgenvögel," „kriechendes Gewürm" und „dummes Vieh" wurden, und glaubte, nun könne er von „Gottes Gnaden" über ſie herrſchen.

Der erſte Menſch war alſo der erſte König der Welt, er verfiel auch richtig ſogleich in einen tiefen Schlaf! Glauben Sie mir, m. ſ. H. u. H.! der Schlaf iſt noch eine der ſchönſten Tugenden vieler Herrſcher, darum beginnen auch die meiſten Erlaſſe: „Wir haben geruht!" Man könnte keine paſſendere Grabſchrift für viele Regenten finden als die:

„Ich wünſche, wohl geruht zu haben."

Man ſollte glauben, wenn ſo ein Regent lange geruht hat, ſteht er endlich auf zur Arbeit; es iſt aber nicht wahr: wenn die Fürſten gar zu lange geruht haben, ſtehen die Völker auf!

Allein dem Schlafe Adams verdanken wir unſere Freiheit; denn wenn Adam nicht geſchlafen hätte, hätte man ihm die Rippe nicht genommen. Aus der Rippe wäre keine Eva geworden, Eva hätte vom Baum der Erkenntniß nicht genaſcht, wir wüßten noch nicht zu unterſcheiden zwiſchen „Bös" und „Gut," d. h. zwiſchen Sedlnitzky und Conſtitution.

Alſo wir verdanken alle unſere Bildung, unſere Weisheit, unſere Conſtitution blos dem Umſtande, daß Eva von der verbotenen Frucht genoſſen hat! Dafür iſt ſie auch beſtraft worden, denn Gott ſprach: „Der Mann ſoll ihr Herr ſein!" Der Mann ſoll ihr Herr ſein; die Frauen lieben aber die Männer wie ſie ſind und nicht wie ſie ſein ſollen! In Hinſicht der Herrſchaft führen die Eheleute ein einfaches Buch: er das „Soll" und ſie das „Haben."

Als Adam von dem Baume der Erkenntniß gegeſſen hatte, gingen ihm die Augen auf, und da jagte ihn der Himmel fort: g'rad ſo ging es mir; wie mir vor 25 Jahren anfingen die Augen aufzugehen, wurde ich von Wien weggewieſen.

Der Anfang meiner literariſchen Laufbahn fällt in Ungarn, in Peſt, als ich ganz ſchüchtern wagte, etwas witzig zu ſein, wurde ich auf den Magiſtrat vor den Ausſchuß der „Hundert“ citirt; da wurde mir bedeutet: „Witz iſt magiſtratswidrig,“ und überhaupt ſagte Herr Magiſtratsrath Weidinger: „Die Stadt Peſt braucht keinen Witz, und wenn wir einmal Witz brauchen werden, ſo werden wir ſchon hieſige finden, Sie aber ſind ein Stuhlweißenburger und haben hier keinen Witz zu machen.“ Der Magiſtrat verbot mir, witzig zu ſchreiben, und es hieß in der Verordnung: „Derſelbe hat ſich in ſeinen Scripturen des Witzes zu enthalten!“

Als ich herunterging, fragte mich ein Freund: „Aber hat denn gar kein „Hunderter“ für Sie geſprochen?“ worauf ich antwortete: Ja, wenn ich über einen „Hunderter“ zu disponiren gehabt hätte, wäre der Spruch anders ausgefallen.“

Ich wurde alſo von Peſt nach Wien gegangen! Da gingen die Conflicte mit Polizei und Cenſur los! Die Cenſur wollte haben, ich ſollte mich nicht über Alles in Wien aufhalten, die Polizei wollte haben, ich ſollte mich gar nicht aufhalten! Ich war einige Jahre in Wien geweſen, ohne das monatliche Fremden-Karten-Geld zu bezahlen; an einem ſchönen Morgen wurde mir angezeigt, ich müßte die Strafe, die bei jedem Uebertretungsfalle progreſſiv geſteigert worden iſt, bezahlen, es war eine Kleinigkeit, z. B.: entweder 108 Jahre Arreſt, oder ich ſollte 100.000 Gulden bezahlen. Ich erwiderte dem Herrn Hofrath Perſa, daß ich das Letzte vorziehe, er möchte nur morgen ſchicken, das Geld einzucaſſieren.

Am andern Tage hatte ich Audienz bei Sr. Excell. dem Grafen S., dieſer ſagte mir ganz naiv: „Sie müſſen fort, weil Sie Talent haben, wenn Sie kein Talent hätten, ſo wäre an ihrer Richtung nichts gelegen.“ Ich erbot mich, die ehrenvollſten Zeugniſſe zu bringen, daß ich kein Talent habe, es half nichts: „Sie müſſen fort, zurück nach Ungarn!“ Da ſagte ich: „Euer Excellenz waren bis jetzt mit meiner Richtung nicht zufrieden, jetzt bin ich mit Ihrer Richtung nicht zufrieden, ich will meine Richtung nicht nach Ungarn, ſondern nach Deutſchland nehmen!“ Er erwiderte: „In's Ausland dürfen Sie nicht, da geb' ich Ihnen keinen Paß.“

Ich hatte alſo kein Geld und keinen Paß; auf meinen Namen konnte ich beides nicht bekommen, ich ging alſo, wie der Prophet Elias, ohne Geld und ohne Paß, und kam glücklich und unbeſtohlen in Berlin an.

In Berlin lebte ich lange unbehelligt von der Polizei, wahrſcheinlich weil ſie ſah, daß ich kein Talent hatte; aber es gibt keinen ewigen Frieden! Ich hatte eine Schrift herausgegeben: „über das Wirken eines Juſtizrathes,“ in welcher ich über ihn und die Juſtiz ein ſcharfes Urtheil ausſprach; allein darauf ſprach die Juſtiz über dieſe Schrift ein noch ſchärferes Urtheil aus, ich wurde drei Monate auf die Feſtung Spandau und in 200 Rchsth. Koſten verurtheilt, das berührte mich etwas unangenehm. Ich appellirte an den jetzt verſtorbenen König, der ein Freund meiner Journale war. Ich ſchrieb ihm: „es iſt wahr, ich habe gefehlt, allein wenn ich drei Monate nach Spandau ſoll, ſo fehle ich wieder in Berlin, ich ziehe es vor, in Berlin zu bleiben, um in Spandau zu fehlen; und überhaupt wüßte ich nicht, was ich auf einer Feſtung machen ſollte, da im Belagerungsfalle ein hungriger Poet die Lebensmittel bald aufzehren dürfte; auch würden mich die 200 Rchsthl. ſehr niedergeſchlagen machen und Se. Majeſtät werden geruhen einzuſehen, daß es beſſer iſt, wenn die Unkoſten niedergeſchlagen würden u. ſ. w.“

Es währte einige Wochen, bis ich Antwort erhielt. Am Tage vor Oſtern erhielt ich eine Zuſtellung, auf der Polizei zu erſcheinen! Wenn ich auf die Polizei gerufen wurde, hatte ich immer die Vorſorge, auf vierzehn Tage oder drei Wochen Wäſche mitzunehmen. Es war ein regneriſcher Tag, ich kam auf's Polizei-Bureau, da wurde mir mitgetheilt, Se. Majeſtät haben geruht, die drei Monate Feſtungsſtrafe in drei Tage Hausvogtei-Arreſt umzuwandeln, und die Unkoſten niederzuſchlagen. Der Polizeidirector fragte mich, wann ich den Arreſt antreten wolle, und ich ſagte: „Die Witterung iſt dem Unternehmen günſtig; ſogleich in dem Augenblicke!“ und ich bezog meinen Schriftſtellerſitz als geopfertes Oſterlamm. Seine Majeſtät ſchickten mir täglich Torten und Champagner, ſo daß ich dann Seine Majeſtät um die Erlaubniß bat, mich auf dieſen Sperrſitz zu abonniren! Späterhin hatte ich noch Neckereien mit der Polizei, denn „was ſich liebt, neckt ſich!“ Ich hatte nämlich in einer Schrift über die Berliner Polizei geſagt: „Ich zweifle nicht an ihrem Geiſte, ihrer Humanität und ihrer Freiſinnigkeit!" Dieſes nahm die Polizei hartnäckig für „Ironie!" Und ich wurde dafür, daß ich einer Polizei Geiſt, Humanität und Freiſinnigkeit zutraute, auf drei Wochen Arreſt verurtheilt! Ich ſchrieb an Seine Majeſtät und ſtellte ihm vor, daß ich zu folgender öffentlicher Abbitte erbötig bin: „Ich habe der Polizei „Geiſt, Humanität und Freiſinn" zugetraut, das verdient allerdings die gerechte Strafe von ſechs Wochen Arreſt; allein, ich bitte der Polizei hiemit öffentlich ab, und erkläre, ich trau' ihr weder Geiſt, noch Humanität, noch Freiſinnigkeit zu; ich werde nie wieder die Berliner Polizei durch eine ſolche falſche Zumuthung bei den andern europäiſchen Polizeien in Mißcredit bringen."

Ehe noch dieſer Proceß entſchieden war, hat mich die dazumal proclamirte Preßfreiheit des Königs Ludwig von Baiern veranlaßt, nach München überzuſiedeln. Als ich hinkam, fand ich, daß die Preſſe frei war, aber die Schriftſteller waren eingeſperrt. Man durfte über Alles ſchreiben, nur nichts über die äußere Politik und nichts über die innere Politik, nichts über die heiligen Bundesſtaaten, nichts über die Religion, nichts über den Staat, nichts über die Finanzen, nichts über's Militär und nichts über's Theater, ſonſt aber war unumſchränkte Preßfreiheit. Man hatte in Baiern damals keine Cenſoren, aber „Geſandte," die Geſandten jedes Staates überwachten die Blätter, und ſo hatte jedes Blatt ſiebenunddreißig Cenſoren des lieben heiligen deutſchen römiſchen Reiches.

Da ewiger Frieden war, und der Frankfurter Bundſalat aus 38 Häupteln nichts zu thun hatte als Ferien auszudichten, ſo war das Geſchäft aller anderen Geſandten das: den herrſchenden Geiſt aller Länder zu cenſiren und ihn in Muſik zu ſetzen, d. h. ihn durch geheime Noten an ihren Höfen abzuleiern.

In Frankfurt a. M., m. f. H. u. H.! war in dieſer Beziehung die große deutſche Muſikſchule; da componirten die Geſandten ihre Noten; da ſollte die große deutſche Nationaloper componirt werden, allein das war ſchwierig, eine Oper zu ſchreiben für 38 Soloſtimmen, und noch dazu für 38 Künſtler, die ihr Inſtrument immer per Courier ſtimmen laſſen mußten; und wenn's zur Generalprobe kam, hatte Jeder ſeinen Stimmſchlüſſel zu Hauſe vergeſſen, und da hieß es immer: „Wegen plötzlich eingetretener Ferien kann die neue National-Oper noch nicht aufgeführt werden.“

Ich ſollte aber, wie geſagt, ſelbſt bald „baieriſcher Abgeſandter“ werden, denn bald darauf bekam ich von der Münchener Sanitäts-Polizei die Verſicherung, daß eine Veränderung des Klimas mir ſehr geſund wäre.

Ich übergehe hier die Zeit meines Aufenthaltes in Paris, meine Rückkehr nach München und komme gleich nach Wien.

Es iſt traurig! Die aufgehende Sonne des Freiheitstages fällt in den Spätabend meines Lebens!

Vierzehn Jahre lang hat mein Bischen Geiſt gezuckt unter den täglich wiederkehrenden Nadelſtichen der

Gewalt; vierzehn Jahre lang wurde mir von der Hebamme Cenſur jeder Gedanke verſtümmelt, kaum er die Geburtsſtätte verließ; vierzehn Jahre lang wurde mir jeder Witz, jeder Einfall, jede Satyre durch vier oder fünf Filtrir-Säcke gezogen, bis nichts blieb als das Phlegma und der Spiritus zum Sedlnitzky ging!

Vierzehn Jahre lang mußte ich alle Tage Zehent und Robot meines Geiſtes abgeben; vierzehn Jahre lang zog die Klaue geiſtiger Willkür ein Blatt nach dem andern aus der Blume meiner Schriftſteller-Thätigkeit, zerdrückte ſie eine Perle nach der anderen in der Zitternadel meines Talentes; vierzehn Jahre confiscirte ſie täglich $^9/_{10}$ Theile meines Eigenthumes, und nach dieſen vierzehn Jahren ſpringt die Freiheit wie die Minerva mit der Aegis gerüſtet aus dem Haupte eines ſtark-erwachten Volkes; der Becher der freien, geiſtigen Regung ſchäumt an meinen Lippen, aber es iſt zu ſpät, nur wenige Züge ſind mir noch zu ſchlürfen gegönnt, und die vierzehn Jahre, die mein Talent auf dem Spielberg des Geiſtes in Feſſeln lag, gibt die untergehende Dämmerſtunde meines Lebens mir doch nicht wieder zurück!! —

Ja, wenn wir jetzt, nachdem wir frei vom Baume der Erkenntniß eſſen dürfen, auch, wie Adam, 930 Jahre leben könnten, das wär' ein Anderes! 930 Jahre! Ich begreif' es gar nicht! Wenn man ſchon ſo lang gelebt hat, iſt's ja gar nicht der Mühe mehr werth zu ſterben! Wenn ſich jetzt ein Menſch unterſtände, 930 Jahre zu leben, die Polizei würde es gar nicht leiden, das wäre eine Ueberſchreitung ſeines Befugniſſes! Und doch wird's jetzt nöthig werden, 900 Jahre zu leben, denn ſonſt zweifle ich, daß ein Menſch das Ende unſerer jetzigen Zuſtände erlebt!

Als Adam ſtarb, m. f. H. u. H.! haben ſich die Menſchen vermehrt, und es wurden die erſten Ariſtokraten; denn es heißt: „die Kinder der Großen haben die Töchter der Menſchen geſehen, daß ſie ſchön ſind," — das ſind ſie ſchon, die Ariſtokraten, daran erkennt man ſie: wo ſchöne Töchter ſind, da ſind ſie gleich da, da ſind ſie die wahren Reactionärs!

Der Himmel hat geſehen, daß „Tyrannen wurden" auf Erden und „gewaltige Leute," ja, er hat auch geſehen, daß ſchlechte Poeten entſtanden, nämlich, wie es heißt, „Menſchen, deren Dichten ſchlecht war von Jugend auf," und er hat beſchloſſen, eine Revolution hervorzurufen, und zwar eine Waſſer-Revolution! Ein Volk macht ohnehin nicht eher eine Revolution, bis ihm das Waſſer bis an's Maul geht! Nur wenn ihm alle Wünſche, alle Hoffnungen zu Waſſer werden, da ſucht ſich das Volk ſelbſt flott zu machen, und iſt ſo quaſi genöthigt, ſelbſt das Steuerruder zu ergreifen!

Vor der Revolution war es ſo, m. f. H. u. H.! da hatte das Staatsſchiff auch ein Steuerruder, d. h. das Volk bezahlte die Steuer und die Regierung hat gerudert; nach der Revolution will gar Niemand ſteuern und Jeder will rudern; vor der Revolution ſteuerte die Regierung das Schiff gegen den Strom, nach der Revolution ſteuert man den Strom gegen das Schiff; vor der Revolution war das Schiff ein Segelſchiff; ein paar Schiffsherren haben ſich windig aufgebläht und das Schiff fuhr immer langſam voran; nach der Revolution iſt es ein Dampfſchiff, und wird bloß mit den Kohlen geheizt, die eine Partei auf das Haupt der andern ſammelt! Ja, der Strom der Freiheit, m. f. H. u. H.! iſt nach der langen Wintereisfeſſel auch über ſein Ufer getreten, er hat die Dämme zerriſſen, die Ufer überſchritten, es iſt wahr, aber das iſt nicht die Schuld des Stromes, nicht die Schuld des Freiheits-Elementes, ſondern die Grundurſache, warum der Strom die Ufer überſchritten, liegt in dem Stabilitäts-Principe des Winters, welcher früher den Strom ſtocken machte und in Eisfeſſeln ſchlug!!!

Alſo der Himmel hatte die Sündfluth über die Menſchen gebracht und ſie alle erſäuft. Nur eine einzige Familie blieb übrig: Noa. Warum? Weil er ein „frommer Mann“ war und ein „göttliches Leben“ führte! Vielleicht war er ein Domherr, denn die führten immer ein „göttliches Leben!“

Noa aber erhob ein gewaltiges Geſchrei, ſchon der Tafelfreuden halber, denn er hieß: das Ende alles „Fleiſches“ war gekommen! Alſo um die paar übrig gebliebenen Menſchen noch zu beſchäftigen, ließ der Himmel bauen, und zwar eine Arche. Und in dieſer Arche, ſagte Gott, ſoll er von allen Gattungen Geſchöpfen eine große Ständeverſammlung einberufen, von jeder Partei ein Paar, alſo eine „Chambre de pairs!“ Aber damit die Verſammlung ganz unparteiiſch ſei, ſo müſſe er einberufen die Vögel von *allen Farben*, die hoch fliegen, und auch verſchiedenes Gewürm, das im Staube kriecht!

Gott ſprach: „In dieſer Arche ſollſt Du Dir *Kammern* machen, eine obere und eine untere,“ alſo ein Zwei-Kammer-Syſtem; darum aber hatte die Arche auch, wie es heißt, von *außen und innen viel Pech!*

Als Noa, der Miniſterpräſident, in der Arche war, und die Deputirten aus allen Geſchöpfen mit, *ſchloß unſer Herrgott hinter ihnen zu.*

Man ſieht ſchon, daß dieß eine wahre deutſche Ständeverſammlung war, ſie ſchließen nie ab, und verlaſſen ſich darauf, Gott wird ſchon abſchließen! In dieſer erſten Reichsverſammlung kamen alle paarweiſe und jeder Deputirte hat ſeine Frau mitgebracht! Warum? Wegen der *Oppoſition!* Auch deshalb mußten in jener Reichsverſammlung Frauen eingelaſſen werden, weil es damals noch keine *Zeitungen* gab, und die Verhandlungen doch allgemein publik werden mußten!

Dazumal, m. ſ. H. u. H.! hatten die Thiere, die Vögel u. ſ. w., noch ihre Sprache gehabt; und es entſtand eine große Debatte, in welcher Sprache die Verhandlungen ſtattfinden ſollten. Noa war für die deutſche Sprache, denn daß Noa ein Deutſcher war, wird daraus erſichtlich, daß er ſich zuerſt einen Rauſch getrunken hat.

Die anderen Geſchöpfe waren alle für ihre Zunge; die Abſtimmung darüber wurde immer vertagt, am Ende kam man überein: Jeder ſpreche ſeine Sprache, und wenn am Ende Einer nicht weiß, was der Andere will, wird abgeſtimmt, und zwar durch Aufſtehen und Sitzenbleiben; und zwar ſo: die ſchon müd' ſind, bleiben ſitzen, und die noch was ausſtehen können, ſtehen auf. Wie die Parteien beſchaffen waren, weiß man aus der Tradition!

Die Schnecken ſaßen am Miniſtertiſche; die Krebſe bildeten die Reactionärs; der Maulwurf und der Erdmolch die Wühler; das Faulthier die Fortſchrittspartei; die Störche waren die Redner, ſie ſtehen lange auf einen Fuß und klappern immer fort; der Dompfaff vertrat den Clerus und die Raben und Canarienvögel ſprachen für die Schwarzgelben.

Von der Linken und Rechten in der Arche kann ich Ihnen nichts mittheilen; es iſt überhaupt von einem Reichstage ſchwer zu unterſcheiden zwiſchen den Linken und den Rechten, wenn die Rechten wenig da ſind! Die Rechte ſoll nicht wiſſen, was die Linke thut, das iſt das Rechte, die Linke aber möchte wiſſen, was die Rechte thut, die Rechte thut aber nichts! —

Endlich, nach hundertfünzig Tagen, hat Gott nachgeſehen, wie es der Ständeverſammlung geht, es ging ein ganz anderer Wind, der trocknete aus, und die ganze Kammer ließ ſich auf den Berg Ararat nieder.

Da ſchickte Noa den Raben aus und die Taube, und die brachte ein „Blatt“ mit, und aus dieſem „officiellen Blatte“ hat Noa erſehen, daß die Welt ſehr trocken iſt.

Alſo ging Alles aus der Kammer, und das Erſte, was Noa als Dank auf den Altar des Vaterlandes niederlegte, war das, daß er mehrere Mitglieder opferte, und zwar bloß die Reinen!

Das muß man aber Noa nachſagen, er beſchäftigte ſich ſogleich mit der Preſſe, mit der „Weinpreſſe“ nämlich! Noa war der erſte Cenſor, bei der Preſſe drückte er den Geiſt aus, und die Hülſen gab er frei!

Bei dieſer Preßfreiheit aber hat ſich Noa, wie viele unſerer jetzigen Journaliſten, ſelbſt berauſcht und fürchterliche Blößen gegeben!

Noa hat ſich aber deshalb einen Haarbeutel angetrunken, weil er als Miniſter ſelbſt nach der Preßfreiheit nicht ganz ohne Zopf ſein konnte. Berauſchen kann man ſich aber an den Ergebniſſen unſerer Preſſe nicht, dazu fehlt ihr der Geiſt! Unſere jetzige Preſſe erregt blos Durſt, aber ſie löſcht den Durſt mit Salz, ſtatt mit Labung.

Unſere meiſten Journale ſind noch größtentheils wie die jungen Erdäpfel, wäſſerig und die Erde klebt noch allſeits an ihnen. Die meiſten unſerer Journale beſchäftigen ſich damit, die Todten zu ſeciren, anſtatt die Lebendigen zu zergliedern; die Revolution iſt ihnen kein Volksſtück, ſondern ein Converſationsſtück; ihre

Experimental-Politik zeigt, wie man die Elemente zerſetzt und wie die Miſchung der Verhältniſſe rüttelnd und ſchüttelnd vor ſich geht, aber ſie belehrt nicht und zeigt nicht, wie man die Natur der Verhältniſſe und Dinge ändert! Sie wiſſen nicht, daß die Freiheit nicht improviſirt werden kann, ſondern daß ſie ein Lehrgedicht iſt, und daß die Zeit die körperliche Hülle der Freiheit iſt, ohne die ſie nicht erſcheinen kann.

Unſere Ultra-Demokraten begreifen nicht, daß ein größerer Unterſchied iſt zwiſchen Nichts und Eins, als zwiſchen Eins und Tauſend; ſie wollen den Wein der Freiheit gleich alt keltern! Unſere meiſten Journale erheben ſich nicht über ihr Publikum, ſie ſind die Leibſchneider ihres Publikums, ſie legen ihr Maß an daſſelbe an, ſie coquettiren nur mit dem Schlagworte von geſtern, buhlen mit dem Gedanken von heute, aber ſie haben keinen Blick für die Idee von morgen! Sie hängen ihre Anſicht, bevor ſie ſie drucken laſſen, zum Fenſter hinaus, wie ein Barometer, um zu ſehen, wie der Dunſtkreis für ſie beſchaffen iſt. Sie glauben Schlüſſel und Schloß der Zeit zu ſein, ſind aber nur die Angeln, auf welchen ſie beim Herumdrehen knarrt und ächzt!

Nicht mit Licht und Leuchte wollen ſie die Dunkelheit erhellen, ſondern mit Blitzen ſie zerreißen; der Staub des Gefechtes macht unſere Fechter blind; anſtatt von Entwicklung zu Entwicklung zu gehen, gehen ſie von Zerſtücklung zu Zerſtück-

lung! Alle Kräfte ſind um- und überſtürzt, der Fluß befruchtet nicht mehr, er verwüſtet; das Licht leuchtet nicht mehr, es verzehrt; die Freiheit beſeligt nicht mehr, ſie betäubt; der Gedanke wirkt nicht mehr, er wüthet; der Geiſt herrſcht nicht mehr, er tyranniſirt!

Kurz, in einem großen Theile unſerer Preſſe fraterniſirt ein viehiſches Gelüſte mit einer verbitterten Vegetation; der Kampf als Mittel wird Kampf als Zweck; die Polizei und die Denuncianten haben ſie aus dem Leben vertilgt, um ihnen in den Zeitungen eine Freiſtätte zu errichten; ſie bauen für ganz winzige Ideen große Triumphthore, und kleiden ihre kleinen Umtriebe wie Zwerge bei einem Königszug in leeren Redeprunk und Flitter. Noch Andere brauchen die *Freiheit* blos zur *Brücke zu andern Zwecken*, und indem ſie ſie brauchen, *treten ſie ſie mit Füßen*; die noch Andern läuten mit allen Sturmglocken, nicht um die Wolken zu zertheilen, ſondern um das Ungewitter anzuziehen! — Der Eine trägt die Freiheit wie eine Jakobinermütze, der Andere wie eine Schellenkappe, der Dritte wie eine Schlafmütze, der Eine wie ein Geck, der Andere wie eine Livrée!

Um die Früchte vom Baume der Zukunft zu pflücken, hauen ſie den ganzen Baum ſchon jetzt um, da er kaum zu blühen beginnt.

Im Sturme glauben ſie das Schiff zu erleichtern, wenn ſie alle Güter über Bord werfen: Religion, Sitte, Treue, Achtung vor Geſetz u. ſ. w.; in dem Sturme greifen ſie zu dem gefährlichen Mittel: die Schiffsgefangenen zu befreien, ſie entfeſſeln alle Leidenſchaften, und vergeſſen, daß am Ende das Schiff aus dem Sturme kommt, aber dann von den nicht mehr zu zügelnden Leidenſchaften überwältigt und der Zerrüttung preisgegeben wird. Sie räumen aus unſern Herzen alle Dinge weg, nichts ſoll uns heilig ſein, Alles, was irgend eine Höhe hat, durch Geburt, Geſetz, Geiſt, Ruf, Militär-Ruhm u. ſ. w., Alles ſoll wie ein Diſtelkopf abgeſchlagen werden. Allein die neuen Möbel, mit welchen ſie unſer Herz möbliren wollen, ſind nicht beſſer, und die Tugenden und Höhen, die ſie uns anbieten, betrachten wir zagend, weil das Gefäß, in welchen ſie uns credenzt werden, oft ein zweideutiges, ein unreines, ein von der öffentlichen Meinung gebrandmarktes, ein von ſeinen Antecendentien infamirtes iſt. — Allein auch dieſe Zeit des Wundfiebers unſeres Umſturzes wird vorübergehen; nicht nur der ruhige Himmel der Freiheit hat ſeinen Segen, ſondern auch der Orkan der Freiheit iſt ſegenvoll, er ſchüttelt die Raupen und die faulen Früchte ab vom Baume der Zukunft. Die unberufenen Apoſtel der Freiheit werden untergehen, das Evangelium der Freiheit wird bleiben; die falſchen Propheten avant la lettre werden aus dem rothen Weltkalender verſchwinden, und in dem genealogiſchen Staatskalender wird auch Brutus ein Heiliger ſein! Aus dem Kampfe blinder Intereſſen wird der Einklang der ewigen, brüderlichen Eintracht hervorgehen, aus allen Ständen, aus allen Claſſen, aus allen Regionen der Menſchheit und der Geſellſchaft wird eine Gemeinde hervorgehen, welche die Offenbarung des Weltgeſchickes verſöhnt und umſchlungen verſtehen und genießen wird, und bis dahin, m. f. H. u. H.! bleibt uns nichts übrig, als die Tugend: Geduld, und zu dieſer Tugend ſchmeichle ich mir, Ihnen durch dieſe Vorleſung eine ausführliche Lection gegeben zu haben.

Der Genius der Liebe im Gumpoldskirchner Tunnel,

oder:

Der Steeple-Kuß mit Hinderniſſen.

Er war ein „Hofmeiſteriſcher“ und ſie war eine „verſtorbene Güter-Controlors-Tochter.“ Er war von Geburt ein Männchen, durch Verhältniſſe iſt er aber Hofmeiſter geworden; ſie war von Geburt ein Weibchen, durch Umſtände aber, die Alles waren, nur nicht geſegnet, iſt ſie ſchwarze Silhouetten-Schneiderin geworden. Er zählte zweiunddreißig Sommer, ſie zählte ihre Sommer nicht mehr, ein Beweis, daß ſie ſchon über den einundzwanzigſten Sommer hinausgekommen ſein mußte. Er war eine Blondine, ſie war ein ſchwarzer Käfer, er war ein Schwärmer und ſie war mager; für Schwärmer hat die Natur die magern Frauenzimmer hervorgebracht,. je magerer ſie iſt, deſto ſchwärmeriſcher iſt er, für einen rechten Schwärmer muß die Geliebte wie ein Faſtentiſch ſein: gar kein Fleiſch!

Wie unſererſeits, wir leiſten auch ein Bedeutendes in dem Artikel: „Schwärmerei,“ aber bis zur Anbetung der concreten Magerkeit haben wir's noch nicht gebracht; wir wiſſen zwar: „alles Fleiſch iſt Heu,“ allein in dieſer Beziehung haben wir eine wahre Roßnatur, ein

Bündel friſches, junges Heu iſt auf den mühſeligen Stationen des Lebens nicht zu verachten. Wir ſind und waren nie ein Freund von zu mageren Ideen und zu magern Frauenzimmern. Ein ganz magerer Mann kann ſich bei der Welt für ſeine Magerkeit entſchuldigen, ein Mann hat nicht immer Zeit, fett zu werden: bald muß er nachdenken, bald wird er ein Deutſcher, dabei kann man nicht zunehmen; aber ein ganz mageres Frauenzimmer hat vor der Weltgeſchichte gar keine Entſchuldigung dafür! Ein ganz mageres Frauenzimmer iſt noch gar kein Frauenzimmer, ſie hat blos den Platz beſteckt für ein auf dieſen Platz kommendes Frauenzimmer. Bei einem Frauenzimmer will ich alles Denken vergeſſen; bei einem ganz magern Frauenzimmer muß ich Alles dazu denken, das ſtrengt meinen Kopf zu ſehr an.

Der Held unſerer Novelle aber dachte nicht ſo; er liebte das abſolut Magere, die Magerkeit in ihrer Vollendung, und ſie, die Heldin unſerer Novelle, war ſo, ſo war ſie, mager bis zum Sublimen, und er liebte ſie; er aber hieß Franz, und ſie aber hieß Theodora, und dennoch liebten ſie ſich; ſo berühren ſich die Extreme.

Franz aber wohnte in „Dörfel“ und Theodora wohnte in „Alland;“ aber was ſind Meere und Wüſten für zwei Weſen, die ſich lieben, beſonders wenn das eine Weſen eine „verſtorbene Controlors-Tochter“ und unendlich mager iſt?!

Hero iſt über den Leander geſchwommen, — nein, Leander iſt über den Bosphor geſchwommen und hat

Hero umarmt, ohne die Kleider zu wechſeln, denn wir wiſſen nicht, ob ſie für ihn trockene Wäſche bereit hielt; von Aſien zu Europa iſt für die Liebe ein Katzenſprung, was iſt alſo der Liebe die Entfernung von „Dörfel" nach Alland?!"

Bei der Milchmariandel No. 9967 begegneten ſie ſich zuerſt. Er begehrte ſaure Milch, ſie begehrte ſüße Milch; er ſchickte ihr von der ſauren Milch einen ſüßen Blick, ſie machte ihm von der ſüßen Milch ein ſaures Geſicht.

O Franz, geliebter Franz, laſſe dich nicht einſchüchtern! Saure Geſichter ſind aller Liebe Anfang! Es gibt gar kein ſüßeres Geſchäft, als ſolche ſaure Geſichter zu überwinden, ſie nach und nach nur weniger ſäuerlich und endlich ſüß werden zu ſehen. Ein Geſicht, welches ich gleich ſüß bekomme, mundet mir gar nicht; ich muß es ſauer bekommen und ſelbſt ſüß machen, darin liegt Bewußtſein und Satisfaction!

Die Liebe hat *ein* Wort vorzüglich zur Palaſtdame ernannt: das Wort „ſüß;" ſie bezeichnet Alles am liebſten mit dem Epitheton „*ſüß*;" die Liebe iſt aber auch ein ſüßes Wort, denn dieſes Wort iſt das *einzige*, welches zwei *Gegenſätze* hat: *ſauer* und *bitter*. Die Geliebte kann nur ein *ſaures Geſicht* machen und ein *bitteres Geſicht*.

Wir ſind doch ſelbſt im Beſitze eines ſauren Geſichts, allein weibliche ſaure Geſichter überwindet man nicht durch ein ſüßes Geſicht und nicht durch ſüße

Blicke, und nicht durch andere gewöhnliche Süßigkeiten der aus dem Süßholz der Fadheit geſchnitzten Alltagsmänner.

Ich bin im Beſitze des großen Geheimniſſes, wie man das ſauerſte Geſicht am Ende in ein ſüßes umwandeln kann; nach meinem Tode wird man's unter meinen Paſſiven finden und veröffentlichen.

Franz aber, unſer Franz, beſaß dieſes Geheimniß nicht und Theodora machte immerfort ein ſaures Geſicht!

O Franz, kannſt du verlangen, daß Theodora, Theodora, die ſchwarze Silhouetten-Schneiderin, ſie, die vielleicht geſtern politiſche Geſichter geſchnitten hat, gleich darauf ein ſüßes Geſicht ſchneiden ſoll?

Franz kam zu mir, um Rath und Hilfe zu ſuchen. Wer in Baden in den Monaten ohne R unglücklich liebt, kömmt zu mir, gerade als ob ich eine Officin für unglücklich Liebende in Baden errichtet hätte, als wär' ich Wundarzt. Ich ſage aber meinen Patienten gleich, ich bin blos Naturaliſt, ich kenne die Theorie gar nicht, blos lange Praxis.

Franz kam zu mir um Rath. Das Erſte, was ich bei ſolchen Ordinationen verlange, iſt: Den Gegenſtand zu ſehen! Franz zeigte ſie mir und ich rief aus: „Gott, wie mager!“ — „Nicht wahr?“ rief er mit Entzücken.

Ich gab ihm den ganz einfachen Rath, ſich von ihr ſchneiden zu laſſen, d. h. in der Silhouette; aber er muß gleich ſagen, er braucht fünfhundert Stücke. Gefallen iſt Sache der Gewohnheit; wenn man das häßlichſte Geſicht fünfhundertmal lange anſieht, findet man ein Etwas, was Einem wohlgefällt; man laſſe von einer Malerin einen Therſites fünfhundertmal malen und ſie wird am Ende ſagen: „Das iſt ein ſchöner Mann!“

Probatum est!

Als ich nach vierzehn Tagen durch's Helenenthal ging, traf ich ſie zweibeide; er war noch ſchwärmeriſcher und ſie noch magerer, woraus ich ſogleich auf ein fait accompli ſchloß!

Franz kam nach vier Wochen wieder zu mir und fragte mich wieder um Rath.

Sie liebe ihn zwar, aber er könne es nie bis zu einem Kuß bringen! Armer Franz!

„Ja,“ ſagte ich, „ſehr verehrter Herr und Liebender, was kann ich dazu thun? Wenn ich Ihnen mit einem Kuſſe dienen kann—?“

Es fehlte ihm die Gelegenheit, meinte er. Ich hätte ihm gerne geſagt: „Sie wollen lieben und wollen geliebt ſein und keine „Gelegenheit?“ Keine Gelegenheit zu einem Kuß?! Laſſen Sie ſich bei dieſer Gelegenheit gleich todtſchlagen — Sie Capitalrind!“

Er wollte nichts als einen Kuß! Blos einen Kuß, ſonſt nichts dazu, kein Compot und keinen Salat. O Franz, o frugaler Franz! O frommer, o friſcher, frugaler Freund Franz!

Ich begreife nicht, daß die Männer auf einen Kuß ſo große Stücke halten. Was iſt ein Kuß? Zu viel für nichts, zu wenig für Etwas. Was iſt ein Kuß gegen einen Blick?! Einen Kuß kann man rauben, ſtehlen, ein Blick muß uns gegeben, geſchenkt werden! Ein Kuß iſt ſtumm, leblos, ein Blick ſpricht, klagt, verſichert, tröſtet, heiligt! Ein Kuß läßt in der Erinnerung nichts zurück, ein Blick lebt ewig vor unſerer Erinnerung, er begleitet uns über's Meer, er ſchwebt vor uns in der Wüſte wie die Feuerſäule, er erleuchtet unſer Gefängniß und ſtellt Blumen auf den Tiſch! Ein Kuß kann bewacht, verhindert werden, ein Blick nicht, ein Blick iſt wie die Pfeile, die nach Jeruſalem flogen, er ſcheint nach Norden geſchickt und fällt im Süden nieder. Eine Blick iſt eine Lichtgabe, die man mitnehmen, an der man Monate lang zehren kann!

Kein Menſch kann ſich einen Kuß im Gedanken zurückrufen und ihn neu vor ſich ablegen laſſen, aber einen ſeelenvollen Blick, einen langen gemüthsreichen, liebetiefen Blick, den kann man ſich wie ein Weſentliches zurückrufen, ihn vor die Seele führen und ſich an ihm erquicken, wie an den Quelle des Augenlichtes.

So denke ich, aber Franz dachte anders; ein „Kuß" war der Kern aller ſeiner Wünſche — ſeine Seligkeit! Ein Kuß von Theodora! Eine höchſt magere Seligkeit!

Ich dachte lange nach und endlich kam mir das Hilfsmittel!

„Fährt Theodora oft nach Wien?“

„Jede Woche zweimal.“

„Sind Sie da immer mitgefahren?“

„Niemals.“

„Schafskopf!“ dachte ich mir ſtill und fragte laut: „Aber warum nicht?“

Daran hatte er nicht gedacht.

Solche Leute läßt unſer Gott auch noch leben und ſie ſind ſogar Hofmeiſter, das wird eine ſchöne Erziehung werden, die unſchuldigen Kinder werden nicht einmal wiſſen, daß man, wenn die Geliebte in einem Waggon ſitzt, im zweiten an der Glasthüre ſtehen und beſtändig hinüberſehen muß! So vernachläſſigt wird die Jugend!

„Mein lieber Franz,“ ſagte ich, „wenn Sie denn ſo gewaltig kußwüthig ſind, ſo müſſen Sie zu dem Genius der ſchnellen Dampf-Küſſe Ihre Zuflucht nehmen, welcher auf der Eiſenbahn zwiſchen hier und Wien im Gumpoldskirchner Tunnel wohnt. Aber Sie müſſen genau Zeit und Raum bemeſſen. Sehen Sie, es war eigentlich gar keine Nothwendigkeit da, hier einen Tunnel anzulegen, allein blos aus Rückſicht für alle jene Liebende, welche die Saiſon in Baden zubringen und die ſo dumm ſind, keine „Gelegenheit“ zu einem Kuß zu finden, hat die Direction dieſen Tunnel erbaut, ſein eigentlicher Name iſt „passage des amoureux honteux“ und er iſt der umgeſtürzte „Ponte dei sospiri“. In dieſem Tunnel muß man mit einer Dampfesſchnelle von 24 Pferdekraft küſſen. Ich will Sie mit den nähern Details bekannt machen. Dieſer Tunnel dauert bei mäßiger Geſchwindigkeit der Maſchine ſo lange, als man 38—42 zählt; bei der ſchnellſten Schnelligkeit kann man 28 zählen. Von 18 bis 24 iſt der finſterte Punct im Tunnel; das ſind die Augenblicke der totalen Finſterniß und wo der Genius des Kuſſes ſeine ſchützenden Schwingen über das kühne Unternehmen ausbreitet. Sie müſſen ſich nicht gegenüber, ſondern an die Seite der Perſon ſetzen, die in Kußzuſtand erklärt werden ſoll; wenn Sie 14 gezählt haben, fangen Sie an die Präparative der Operation zu machen, Sie haben vier Secunden Zeit zum Nachrücken, den Kopf in die rechte Richtung zu bringen und die Hand zu erfaſſen. Von 18 bis 24 ſind ſechs Momente, in welchen man bei mäßigem Widerſtand einmal, bei gar keinem aber dreimal küſſen kann und bei 25 wieder ſo daſitzen, als wär' die Welt durch gar keine große Begebenheit erſchüttert worden. Bei dieſem ganzen Ereigniß kömmt auch viel darauf an, ob die Dame in einer Haube oder in einem Hute iſt, ob dieſer Hut tief in's Geſicht geſetzt iſt, ob er eine ſchmale oder breite Krempe hat. Dabei muß der Moment die nöthigen Dispoſitionen vorausſetzen und darnach handeln. Ein gar nicht übler Kunſtgriff iſt es, vor dem Tunnel zu bemerken, daß im Tunnel die Funken in den Waggon fliegen und daß es deshalb gerathen ſei, die Fenſter zuzumachen; das gibt Gelegenheit, ſich um die Dame herumzuneigen und das Fenſter aufzuziehen, während die Tunnel-Dunkelheit beginnt."

Franz fragte mich, woher ich dies Alles ſo genau wiſſe, und ich ſagte ihm, der Genius des Gumpoldskirchner Tunnels wäre ein langjähriger Abonnent des „Humoriſten“ und habe mir das Alles mitgetheilt.

Franz war glücklich! Er wird ſie küſſen! Sie, die Theodora! Sie, die ſchwarze Silhouetten-Schneiderin! Er wird ſie küſſen, ſie, die unendlich Magere, ſie, die nichts iſt als ein Geſtell zu einem Kuß! Im Tunnel wird er ſie küſſen, in dieſem gemauerten Spritzkrapfen zwiſchen Himmel und Erde à l'usage de deux amans! Vorne wird die Locomotive pfeifen, hinten wird die Sonne ſcheinen und inzwiſchen wird er ſie küſſen! O glückliche Ausſicht! O glücklicher Franz! —

Aber „mit des Geſchickes Mächten iſt kein ewiger Bund zu flechten, und das Unglück ſchreitet ſchnell!“

Juble nicht zu früh, frommer, frugaler Freund Franz! Die Götter ſind neidiſch, die Menſchen ſind boshaft und der Zufall iſt grimmig! Zwiſchen Tunnel und Lippenraum liegt noch ein großer Raum! Die Dämone ſind geſchäftig und die böſen Kobolde haben neben jedem Luſt-Train einen Separat-Train voll böſer Tücke!

Und du, meine Feder, gewohnt nur Luſt und Freude zu ſchildern, du ſollſt erzählen traurige Dinge, ſollſt reden von zerzupften Hoffnungen und abgewaſchenen Regenbogen; arma virumque cano!

Es war der Halbneunuhr-Train. Ich ging auch nach Wien. In der Allee kam Franz mit einem kleinen Handſack, auf ſeinem Antlitz brannte ein zukünftiger Kuß im bengaliſchen Feuer; ſein Gang war zitternd und ſiebernd; ich beneidete und bemitleidete ihn. Ich ſprach ihn an, aber er konnte kaum antworten, er ſpitzte nur immer den Mund und ich bin überzeugt, er hatte ſich die Nacht über das Küſſen einſtudirt. Auf der andern Seite der Baumgruppe kam ſie, ſie, ſeine „ſie,“ Theodora, die „verſtorbene Controlors-Tochter,“ in dem ganzen Umfang ihrer Magerkeit. Als Beweis ihrer Exiſtenz trug ſie ein weißes Kleid und eine Roſa-Mantille darüber; ein kleiner „Bibi“ — ſo glaub' ich, heißen jene Hütchen, die erfunden worden ſind, um den Sonnenſchirmmachern das Brot nicht zu nehmen — ſaß wie ein Lichtlöſcher auf dem nach hinten geneſtelten Zopf; der Handſack war dazu da, um Theodoren eine gewiſſe ſpecifiſche Wichtigkeit zu geben gegen den wehenden Südwind, und ein Mops, der dazu da zu ſein ſchien, um mit ſeinem Embonpoint eine Satyre auf die Magerkeit ſeiner Gebieterin zu bilden, feſſelte ſich an ihren Schritt wie die Reue an das Vergehen.

Als Franz und Theodora ſich gegenſeitig anſichtig wurden, grüßten ſie ſich ſelig ſchweigend, wie zwei Schatten im Elyſium, wenn ſie Fiſche eſſen. Die beiden Handſäcke bekamen Herzklopfen, der obligate Mops, der Vertraute ſtiller Leiden und Freuden, warf einen vielſagenden Blick auf Franz und ſein mit Anſtand wedelnder Schweif ſchien zu ſagen: Der Mann muß hinaus in's feindliche Leben, muß im Tunnel mit Waffen den Kuß ſich erraffen!

Ich fahre gewöhnlich in der erſten Claſſe, blos darum, damit die andern Leute, die in der erſten Claſſe fahren, ſich nichts darauf einbilden ſollen; diesmal aber fuhr ich in der zweiten Claſſe, ich mußte Zeuge ſein, wie der Genius des Dampfkuſſes ſeine Schützlinge behandelt.

Da ſaß ſie, Theodora, die Fleiſchverneinte, die Durchausverbeinte; ich ſah ſie an, wie ſie da ſaß, die im Verlauf der Begebenheit nächſtens im Tunnel abgeküßt zu werdende Geſichterſchneiderin! Ich ſah mir ihre dünnen Lippen an und rief ihr zu: „Ich ſei, gewähr' mir die Bitte, an deinem Munde nie der Dritte!“

Franz ſaß neben ihr, als ob er bei einer mathematiſchen Linie Schildwache ſäße! Rechts die Idee und links die Materie und zwiſchen Beiden der erfahrene Mops!

Ich ſaß von Ferne und ergötzte mich an dem Anblick der zwei Liebenden! Es gibt nichts Amüſanteres als den Anblick von zwei Liebenden, die ſteif und feſt überzeugt ſind, wie vorſichtig ſie ihr Geheimniß bewahrt haben, wenn doch die ganze Welt ſich über ſie moquirt. Als ich das dachte, zupfte mich Jemand an der Naſe. Daß muß keine gewöhnliche Perſon ſein, ſagte ich zu mir ſelbſt, denn mich bei meiner Naſe zupfen, iſt eine ſchwierige Aufgabe: zupfen kann man nur einen Zipfel, meine Naſe iſt aber eine Zipfel-loſe.

Wer das beſondere Vergnügen hat, mich vom Sehen zu kennen, wird mir zugeben, daß meine Naſe durchaus nichts Spitzes an ſich hat — ein Umſtand, den ich für eine große Schönheit halte, und deshalb mag es wohl vielleicht in der Welt ſchon ein Weſen gegeben haben, welches über dieſen zu ſtark punctirten Mittelpunct meines, ſonſt ziemlich in die menſchliche Gemeinde zuſtändigen Geſichtes ſich hinausſetzte. Meine Naſe iſt aber keineswegs eine ſogenannte Platſch- und Quatſch-Naſe, wie ſie meine literariſchen Gegner zu ihrem Troſte nennen; ſondern ſie iſt ein allerliebſtes, reizendes, ſchalkhaftes Stumpfnäschen im claſſiſchen Style, mit grandioſen Inſtitutionen. Daß meine Naſe ſo beſchaffen iſt, wie ſie iſt, das kömmt daher, weil ſie nicht nur eine gutgeſinnte Naſe iſt, ſondern auch eine kluge Naſe, die ſchon im Mutterleibe eine feine Naſe hatte. Sie ſah nämlich voraus, daß aus dem Nationalitätenkampf nichts Geſcheidtes entſtehen kann. Es ſtritten ſich nämlich verſchiedene Nationen um ihre Geſtaltung; ſie ſollte eine griechiſche Naſe werden, eine ſpaniſche, eine römiſche u. ſ. w. Da fürchtete ich, am Ende dadurch gar kein Geſicht und lauter Naſen zu bekommen, oder eine Naſe, in welcher man aus lauter Nationalverſchiedenheit nicht wüßte, wie ich Athem holen oder ein verſtändiges Wort reden wollte, da legte ich mich auf's Angeſicht und meine Naſe wurde dadurch ſo wie ſie iſt und wie ich mit ihr vollkommen zufrieden bin. —

Alſo es zupfte mich Jemand bei dieſer meiner Naſe, es war die Erfahrung und ſie ſagte: Du ergötzeſt dich an dem Anblick von einem Liebenden, der glaubt unbemerkt zu ſein und von der Welt ausgelacht wird? Faß' dich ſelbſt bei der Naſe an!

Ich hörte ſogleich zu lachen auf. Indeſſen nahte der Tunnel; auf Franzens Angeſicht arbeiteten Furcht und Entſchluß wie zwei dämoniſche Kräfte. Er rutſchte auf dem Sitze hin und her wie ein Schulknabe, bevor die Frage an ihn kömmt. Da wurde es dunkel, immer dunkler, dann finſter. Einen Augenblick lang Stille, auf einmal: „Wau, wau, wau!“ Mopsgebell und Weibergeſchrei! Der arme Franz hatte bei ſeiner kühnen Schwenkung dem Mops auf den Bauch getreten, der Mops ſchrie gewaltig, Theodora ſchrie mit dem Mops, da wurde es wieder hell — die Expedition auf Kußfang war verunglückt und Franz ſaß da ein Bild des Mitleids!

Und man ſagt noch, die Möpſe ſollen keine Steuer bezahlen! Nicht mehr als ſechs Secunden für ſich zu haben und dieſe ſechs Secunden durch die Empfindlichkeit der Epidermis eines Mopſes zu Grunde gerichtet zu ſehen!

Franz warf ſich voll Verzweiflung in meine Arme, als wir in Wien anlangten. Ich vertröſtete ihn auf die Rückreiſe und machte ihn darauf aufmerkſam, den Conducteur darauf aufmerkſam zu machen, daß kein Hund, der mehr Umfang hat als ſein Beſitzer, in dem Waggon bleiben darf. Ich ſprach ihm Muth ein, erzählte ihm, wie Columbus auch nicht gleich auf der erſten Fahrt Amerika entdeckt hat, und wie gar keine große Operation ohne frühere, fehlgeſchlagene Verſuche vor ſich ging. Ich brachte ſeinen innern Menſchen wieder zu Küſſen, und in dem Halbſechsuhr-Train ſaß Franz wieder neben ſeinem geliebten Cölnerfläſchchen, das Mops-Hinderniß ſaß im Hundekotter, die Götter donnerten rechts, alle Zeichen waren günſtig. Franz ſaß neben Theodora, nur zum Losſchießen, gegenüber ein harmloſer Cigarrenraucher und ich wieder in der Ferne, mich an dem herrlichen Schauſpiel labend und erwartend, wie Franz avant und après ausſehen wird, aber leider blieb das pendant im Dunkeln.

Da kam der Tunnel, es wird dunkel, immer dunkler, dann finſter, — jetzt! dachte ich. Auf einmal wird's ganz licht im Waggon; der anſcheinend ſo harmloſe Cigarrenraucher zündete zwei Zündhölzchen an und Franzens geſpitzter Mund war eben in dem Augenblicke beleuchtet, als er die Reiſe nach dem Kuß der Magerkeit antreten wollte!

Ein ausdrucksvolleres Schafsgeſicht hab' ich nie geſehen! Theodora ſah gar nicht aus, und es kam mir faſt vor, als ob ſie von ſeinen kühnen Unternehmungen gar nicht unterrichtet wäre, oder war's vielleicht der abweſende Mops, der ſie beſchäftigte?

Es waren heiße Thränen, die Franz Abends bei mir weinte. Ich richtete ſeine gebeugte Seele wieder auf! Ein zweimaliger Hagelſchlag iſt noch gar nichts! Es fällt kein Kuß auf den erſten Hieb! Je größer die Mühe, deſto ſüßer die Frucht! Er ſoll nicht verzweifeln! Sie geht jeden Donnerſtag wieder nach Wien! Rom und die Wienbrücke ſind nicht in einem Tage gebaut worden! Steuere nur zu, muthiger Segler, es muß ſich das Küſſen dir zeigen u. ſ. w.

Donnerſtag um halb Neun trug der Waggon wieder in ſeinem Eingeweide Franz und Theodora, er in einem Ueberrocke, weil's kühl war, und ſie in einem Burnuß; er ſaß ihr nun gegenüber am Fenſter und aus allen Poren ſtrahlte ihm die Erwartung. Ich ſaß wieder in der Ferne, da kam wieder der Tunnel, es wurde dunkel, immer dunkler, endlich ganz finſter. — „Verzeihen Sie!“ brummte eine Baßſtimme; es wurde hell und licht, und Franz ſah aus wie die abgebrühte Sehnſucht!

Er hatte nämlich einen Ueberrock an (ſo erzählte er mir nachher), beim Niederſetzen ſetzte ſich ſein Nebenmann, ein ältlicher dicker Herr, auf deſſen Rockſchößel; als ſich nun Franz zum beabſichtigten Kuß erheben wollte, konnte er nicht, ſein Rockſchoß war im Gefängniß, er riß ihn gewaltſam los, aber die ſechs Sekunden waren vorbei!!!

In Wien ging ich lange mit Franz auf und ab, und brachte ihm Beiſpiele aus der Geſchichte von Cäſar bis Saphir, daß alle Heldenentſchlüße und Charactere nicht ohne Hinderniſſe und ohne Zwiſchenfälle durch die Welt gingen, aber der Geiſt muß ſtärker ſein als die Zwiſchenfälle, Ausdauer iſt der Talisman, mit dem man Alles, auch einen Kuß erringt! Courage, Bajazzo!

Um halb ſechs Uhr ſaßen wir wieder im Waggon, Franz vis-à-vis von Theodora. Der Tunnel kam, es wurde dunkel, immer dunkler, endlich ganz finſter, — eine ſekundenlange Stille — dann — patſch, klatſch! — der Ton einer Ohrfeige!

Es wurde hell, immer heller, endlich ganz licht, — ich ſuchte Franz, ich erkannte ihn kaum, die Wange war ihm dick angeſchwollen; die magere Theodora hatte dem kühnen Kußforſcher eine ſo fette Maulſchelle gegeben, daß es auf der linken Geſichtsſeite einen erhabenen Anblick gewährte!

Im Waggon herrſchte lautloſes Erſtaunen, und der arme Franz ſenkte das halbgezeichnete Antlitz in den verſchämten Schooß.

Theodorens magere Liebe war alſo noch nicht Tunnel-reif! Trau' Einer den magern Frauenzimmern!

Franz begleitete mich nach Hauſe. „Thut Ihnen die Geſchichte weh?“ fragte ich ihn. „O“, erwiderte er, „die Ohrfeige thut mir nicht weh, aber daß ich ſie doch noch liebe, thut mir weh!“ — „O,“ rief ich, „Sie ſind incurabel! Quos Ohrfeigen non sanant!“

Und noch heutigen Tages liebt Franz Theodora und noch heutigen Tages träumt er von Theodora, aber nach einem Kuß gelüſtet ihn nicht mehr!

⁂

Auch dieſe Novellette, mein lieber Leſer, iſt, wie die erſte Novellette, reich an Moral! Erſtens kann man aus ihr lernen, daß ein Frauenzimmer bis zum Subtilen mager ſein und doch in der rechten Hand eine

Kraft beſitzen kann, welche auf die rechte Seite applicirt, mehr ſagt als der dickſte Korb der üppigſten Huldgeſtalt; zweitens kann man daraus lernen, daß man keinen Kuß ſtehlen ſoll, als bis man früher den ſicherſten Beweis hat, daß der Gegenſtand darauf eingerichtet iſt, beſtohlen zu werden; drittens kann man daraus lernen, daß, um im Finſtern ſicher zu küſſen, man erſt bei Licht die Probe gemacht haben muß; viertens kann man daraus lernen, daß das Schickſal für den Menſchen Ohrfeigen bereitet hat, wo er ſie am allerwenigſten vermuthet; fünftens kann man daraus lernen, wie albern der Menſch iſt, wenn er liebt, und wie er liebt, wenn er albern iſt; ſechstens endlich kann man daraus lernen, daß nicht alle Menſchen ſich in der Liebe von Dichtern rathen laſſen ſollen; quit licet jovi non licet bovi! Die Dichter haben einen Extra-Liebesgott: wenn ſie Küſſe ſtehlen, ſo bindet dieſer Gott den Beſtohlenen die Hände; wenn ſie Dummheiten in der Liebe machen, reden und ſchreiben, ſo gießt dieſer Gott einen eigenen naiven Reiz darüber aus, daß die Liebe es lächelnd verzeiht; und wenn die Dichter ja Ohrfeigen bekommen, ſo ſind es nur ſolche, die ſie ſich ſelbſt geben; quod erat demonstrandum!

Höchſt vorſichtige Gedanken und frugale Witze des armen Propheten Jonas während ſeines Ausnahmszuſtandes im Wallfiſchbauche.

(Humoriſtiſche Vorleſung. Gehalten im Theater an der Wien am [illegible] Mai [illegible])

Die Propheten, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! werden eingetheilt in große Propheten und in kleine Propheten. Der Himmel behandelte die Propheten wie die Diebe; die kleinen beſtrafte er, die großen ließ er laufen! Jeremias war ein großer Prophet, er wollte auch der aufrühreriſchen Stadt nicht predigen, den ließ der Himmel laufen; unſer arme Jonas aber, der auch dem ſündigen Ninive nicht predigen wollte, war ein kleiner Prophet; er wurde zwar nicht gehängt, aber er wurde zu drei Tagen Wallfiſchbauch-Arreſt begnadigt! Der gute Jonas, m. f. H. u. H.! iſt gewiß kein großer Prophet geweſen; was iſt das für ein Prophet, der in dem Meere der Zukunft nicht einmal ſo eine Kleinigkeit wie einen Wallfiſch voraus ſieht? Wenn der Jonas ein rechter Prophet geweſen wäre, ſo hätte er nicht gewartet, bis der Wallfiſch ihn verſchlingt, ſondern er hätte früher den Wallfiſch verſchlungen!

Da ſind unſere jetzigen politiſchen Propheten ganz andere Propheten! die haben ein ſo großes Maul, daß ſie nicht nur den Wallfiſch verſchlingen, ſondern das ganze Meer mitſammt der ruſſiſchen, engliſchen, franzöſiſchen und deutſchen Flotte!

Unſere Propheten verſprechen uns von der „Zukunft" die vollſte Freiheit; darum bleibt die ſchöne Braut „Freiheit" ſtets blos unſere „Zukünftige," aber zur wirklichen Hochzeit kann es deshalb nicht kommen, weil von beiden Seiten nicht getraut wird!

Zur Zeit des alten Teſtamentes weinten die Propheten über die Juden, die nicht an's goldene Zeitalter glauben wollten, jetzt weinen die Juden über die Propheten, die nicht an's papierene Zeitalter glauben wollen. Unſer Herr Gott hat überhaupt mit den Juden viel Scheererei! Gar kein Papier iſt ihnen jetzt recht, auf das alte Teſtament wollen ſie nicht mehr ſpeculiren, und auf das neue Teſtament haben ſie auch kein Vertrauen; was will der liebe Himmel thun, er macht zum alten Teſtamente eine Art von neuem „Codicill:" die Emancipation!

Die Emancipation iſt die fliegende Brücke zwiſchen dem Chriſtenthume und Judenthume; wenn der rauſchende Strom der Zeit wieder gefroren ſein wird, dann kann man die Brücke immer wieder ausheben! —

Leider, m. f. H. u. H.! ſtehen an dem wilden, alle

Dämme zerreißenden Strome der Zeit die beiden Parteien an den entgegengeſetzten Ufern, jede möchte eine ſichere Brücke, um über den empörten Strom ſicher fortzuſchreiten, allein die eine Partei ſpeculirt blos auf eine Kettenbrücke, und das geht nicht mehr —, und die andere Partei möchte einen Tunnel, ſie möchte unter dem wilden Strom noch immer fort und fort wühlen, das zügelloſe Element über ihren Kopf hinziehen laſſen, und bedenkt nicht, daß der Druck der ſtürmiſchen Fluth endlich durchbricht und ſie und den Tunnel überfluthet und Alles in den Abgrund fortreißt!

Dieſe nie genug habende Partei möchte gerne zugleich eine hohe Bogenbrücke über den Strom und einen Tunnel unter dem Strome, denn das iſt ihnen gerade recht, wenn ſo Alles d'runter und d'rüber geht! —

Es iſt ein ſchlechtes Sprichwort, m. f. H. u. H.! das Sprichwort: „Man muß nicht gegen den Strom ſchwimmen,“ es ſoll heißen: „man muß nicht mit dem Strome ſchwimmen,“ das eben iſt der Fluch unſerer falſchen Propheten, daß ſie mit dem Strome ſchwimmen, ſie laſſen ſich vom Strome fortreißen; ſie glauben zu ſchwimmen, aber ſie werden blos geſchwemmt, und die Willkür des Stromes treibt ſie, wie Schwemmholz, bald in's Geſtrüpp, auf eine Sandfläche, wo ſie jämmerlich hängen bleiben.

Unſer Prophet Jonas wollte in der ſündigen Stadt Ninive nicht mit und nicht gegen den Strom ſchwimmen, und lief davon. Er war alſo ein gutgeſinnter Prophet! Der Himmel wollte haben, er ſoll in Ninive Geſetz, Vernunft und Moral predigen! Das iſt aber eine ſchwere Aufgabe, m. ſ. H. u. H.! in einer revolutioniſten Stadt zu predigen, und nun gar Geſetz, Vernunft, Moral!

Das war in Ninive dazumal ſehr gefährlich; hätte er Geſetz gepredigt, hätten ihn die Demokraten aufgehängt; hätte er Vernunft gepredigt, hätte ihn die Univerſität aufgehängt, und hätte er Moral gepredigt, hätten ihn die freien Frauen aufgehängt!

Er verließ alſo Ninive Anfangs October, und ſchiffte ſich ein, wahrſcheinlich wollte er nach England, wohin alle jene gehen, die Propheten genug waren, wie ſie noch auf der Miniſterbank ſaßen, ſich auch in der engliſchen Bank ſicher zu ſtellen!

Alſo Jonas ſchiffte ſich ein, da kam ein Sturm, die Schiffsleute umringten ihn und fragten: „Wer biſt Du?" Und er antwortete: „Ich bin ein Ebräer, und die ſagen, das Waſſer hat keinen Balken!" Da warfen ſie ihn über Bord in's Meer, was ihn etwas überraſchte, da er nur Land-Prophet war; aber der Himmel verläßt ſeine Propheten nicht, beſcheert er ihnen kein Fleiſch, ſo beſcheert er ihnen doch Fiſch; Neptun ſchickte aus ſeinem Reiche den Wallfiſch als Reichs-Commiſſär zu Jonas ab; der Reichs-Commiſſär verſtand darunter, daß der Prophet in ihm ganz aufgehen ſollte, und er verſchluckte den Propheten! der arme Schlucker!

Der Prophet Jonas ſchien nicht einmal ein guter „Wetterprophet“ geweſen zu ſein, denn er hat den Sturm nicht vorausgeſehen, der im Anzuge war.

Er war kein rechter Wetter-Prophet, ſondern weit mehr ein Linker; ſolche Claſſe Wetter-Propheten finden wir auf der Linken in Frankfurt, die haben auch ſich in dem Schiff der Paulskirche eingeſchifft, haben den feſten Boden verlaſſen, und haben den Sturm auch nicht vorausgeſehen, der ihre Häupter in dieſem Augenblick ergreift und den ſie über das unſchuldige Schiffsvolk heraufbeſchworen haben. Dieſe falſchen Propheten im Schiffe der Paulskirche haben nicht, wie jener Held, das Schiff verbrannt und ſich auf's Land geworfen, ſie haben ſich in's Schiff geworfen und haben das Land dem Brande und der flammenden Fackel preisgegeben!

Dieſes Frankfurter Schiff ſollte erſt ein „Dreidecker“ ſein, dann ein kaiſerlicher „Einmaſt,“ jetzt iſt es bloß zu einem „Brander“ geworden.

Wenn man all' die Reden hört, die in dieſem Paulskirchenſchiffe losgelaſſen werden, ſo überzeugt man ſich, daß dieſes Schiff ein Dampfſchiff iſt.

Die Einrichtung in dieſem Parlamentsſchiffe iſt ganz wie in einem Dampfſchiffe. Im Centrum iſt der Keſſel, dem wird von beiden Seiten eingeheizt. Links iſt das Schwungrad und rechts der — Cylinder! Der Miniſtertiſch iſt die Pumpe, die immer Waſſer ſchöpft und den Dampf abkühlt. Dann ſind Heizer da, die ſich damit beſchäftigen, das Feuer anzuſchüren und unterzuzünden, und das Brennmaterial geht in dieſem Schiffe nie aus, da die verſchiedenen Parteien ſich gegenſeitig ſtets die Kohlen auf's Haupt ſammeln!

Ach, m. f. H. u. H.! wie ſoll aber im Ernſte ein Schiff ſicher ſeinem Ziele zuſteuern, durch Sturm und Wind, wenn die Lenker nur die falſchen Wogen zu Rathe ziehen und nicht den wahren, unveränderlichen Himmel! Wenn der Stern oben fehlt, m. f. H. u. H.! dann nützt der Tubus unten nichts! Wer die Lichter Gottes am Himmel verſchmäht, der folgt am erſten den Irrlichtern der Erde!

Leider, m. f. H. u. H.! behandeln gewiſſe Demokraten die Völker wie die Aſtronomen die Sterne, ſie beobachten und beurtheilen blos ihre Bewegung und nicht ihre Natur; auf der andern Seite glauben wieder manche Ariſtokraten: der Stern der Völker ſei trüb, weil ſie ihn durch einen trüben Operngucker anſchauen!

Der Menſch, m. f. H. u. H.! hat eine große Schuld dem Zeitgeiſte zu bezahlen, allein er deckt, nach der Mode, das Deficit ſtets durch neue Schulden; der Zeitgeiſt aber hat auch ſeine Schuld an die Menſchheit zu bezahlen, und er bezahlt dieſe Schuld in „Raten," d. h. in Demokraten und Ariſtokraten, und man muß geſtehen, die Ariſtokraten zahlen zwar die Menſchheit gut aus, aber die Demokraten geben ihr den letzten Reſt!

Unſere Zeit, m. f. H. u. H.! iſt wie die Prinzeſſin Eboli, eine ſehr hübſche Perſon, aber auf einem Auge blind; die Demokraten ſind die Schmeichler, ſie malen dem Volke die Zeit nur von der Seite, wo ſie ein Auge hat und rufen: „Welch' ein ſchönes Auge hat die Zeit!“ Die Gegner aber malen die Zeit von ihrer blinden Seite und ſagen: „Wenn wir ſie nicht langſam leiteten, ſo fällt ſie auf die Naſe.“

Unſer Volksgeiſt aber hat wieder ein anderes Gebrechen: auf dem linken Ohre hat er ein feines Gehör, und auf dem rechten iſt er taub! Dazu kommt die Verkehrtheit, daß gerade die Leute, die auf ſeiner linken Seite gehen, ungeheure Lungen haben und unbändig ſchreien, die auf ſeiner rechten und tauben Seite gehen, aber eine ſehr ſchwache Stimme beſitzen und nur ganz leiſe ſprechen!

Zuletzt, m. f. H. u. H.! wird ſich der Volksgeiſt umkehren, dann werden die von der linken Seite tauben Ohren predigen, und das Wort der Rechten wird in das geſunde Ohr dringen!

Sie ſehen, m. f. H. u. H.! ich ſpiele auch den kleinen Propheten; dafür hab' ich auch ſchon zuweilen drei Tag' in einem Sicherheits-Wallfiſchbauch logirt! — Vielleicht iſt ein Wallfiſchbauch das einzige Vaterland des Propheten; denn: „Wo iſt des Propheten Vaterland?“ — „Der Prophet gilt nichts im Vaterlande!“ Der Menſch aber weiß nur mit Gewißheit, wo ſein Mutterland und nicht wo ſein Vaterland iſt, und ſelbſt der Prophet weiß es nicht, denn er ſieht nur das, was geſchehen wird, und nicht, was geſcheden iſt! Alſo, wo ſoll der arme Menſch Prophet werden?"

Bisher gab's in Deutſchland achtunddreißigerlei Propheten; wenn ein Sigmaringener Prophet in ſeinem Vaterlande nichts gegolten hat, ſo ſagte er zum Reuß-Greiz-Schleizer Propheten: „Tauſchen wir Vaterland!" Jetzt ſollen alle deutſchen Propheten und Prophetlein nichts als preußiſche Propheten ſein; die kleinen Propheten ſind damit zufrieden, ſie geben ſich für Preußen auf, das iſt ihre „Preisaufgabe," die großen Propheten aber ſagen:

Um keinen Preis!"

Unſer Prophet Jonas war alſo in Zweifel, welches ſein Vaterland ſei, verließ zur größeren Gewißheit lieber alles Land und begab ſich auf's Meer, welches das eigentliche Vaterland Aller iſt, die im Lande ihrer Väter mehr Stürme zu befürchten haben, als auf dem Waſſer.

Kaum war Jonas in ſeinem ſchwimmenden Hausarreſte, als er zu beten anfing, und Gott anrief und ſagte: „Er wolle ſeine Vergangenheit durch die Zukunft wieder gut machen." Der Menſch, m. ſ. H. u. H.! hat nur eine Vergangenheit; das Leben, nur eine Gegenwart: die Gottheit, und nur eine Zukunft: den Himmel. Und jeder Menſch, der in dieſe Zukunft: in den Himmel ſieht, iſt ein Prophet; aber jetzt, m. ſ. H. u. H.! will man der Welt Alles rauben! Der Erde ihre Blumen, dem Himmel ſeine Sonnen, der

Luſt ihren Regenbogen, dem Schiffer ſeinen Stern, dem Gewiſſen ſeinen Glauben, dem Herzen ſeine Liebe, dem Volke ſeine Treue, der Freiheit ihre Grenzen, dem Kinde ſeine Unbefangenheit, der Blume ihren Duft, dem Gebete ſeine Kraft, der Seele ihre Zukunft und dem Unglücklichen ſeinen Gott.

Nicht nur die Erde ſoll keine Herren mehr haben, auch der Himmel nicht! Die Menſchen ſagen: „Der liebe Herrgott hat auch einen Zopf!“ und ſie machen ſich Jeder einen Gott nach Belieben. Nur in dieſem einen Puncte ſind die Menſchen dankbar gegen Gott! Weil Gott die Menſchen in ſeinem Ebenbilde gemacht hat, macht jeder Menſch ſich einen Gott nach ſeinem Ebenbilde!

Unſere Ultra-Liberalen glauben, weil Gott ſich Welten durch ein zerſtörendes Princip erſchaffen kann, ſo könnten ſie auch die Welt neugeſtalten, wenn ſie nur erſt Alles zerſtören; allein unſer Herrgott hat ſich Zeit gelaſſen, er hat die Welt in ſechs Tagen gemacht, wir wollten im vorigen Jahre eine neue Welt in drei Tagen machen! Unſer Herrgott hat einen Tag geruht, wir geben gar keine Ruhe!

Die Freiheit kommt von Gott, ſie iſt ein Kind des Himmels, eine Gabe der Vorſehung, wie die Sprache, wie das Glück, wie die Religion, wie die Hoffnung, aber eben weil ſie von Gott kömmt, und nicht vom Satan, ſo ſoll man ſie wie einen Engel empfangen mit einem engliſchen Gruße, und nicht wie einen Dämon mit dunkeln

Beſchwörungsformeln; weil ſie kömmt vom Himmel und nicht von der Hölle, ſoll ſie uns voranleuchten wie ein Stern und nicht wie eine Brandfackel!

Manche Fanatiker, die am Bau der Freiheit bauen und die den tollwilden Freiheitsſchwindlern jede Conceſſion machen, ſind wie unvermögende Bauherren, die das Haus verkaufen, um die Arbeiter zu bezahlen!

Leider aber hat ſich die Trunkenheit des edlen Getränkes der Freiheit bemächtigt; die Begeiſterung iſt zum delirium tremens geworden; Geifer wird für Lava gehalten, ſaure Milch für fließendes Gold, und weil manche in die Zukunft hinein nießen, hält man ſie für Propheten! Aber die wahren Propheten ſchweigen leider, denn nie iſt's gefährlicher, wahr zu ſagen, als wenn der Glaube fehlt und nur die Lüge prophetiſch durch die Menge zieht.

Das wußte der arme Prophet Jonas; und darum wollte er der Stadt Ninive nichts mehr ſagen! Aber ſeinem Schickſale kann kein Menſch entgehen, nicht einmal ein Prophet!

Es iſt mit dem Schickſale der Völker wie mit dem Schickſale der Fleckenputzer, ſie putzen und reiben ewig an den Flecken, aber ſie — bringen nichts heraus! Die Weiber halten jeden Courmacher für ihr Schickſal und die Männer halten jedes Schickſal für ihren Courmacher. Die großen Männer, Helden, Geiſter u. ſ. w. und ihre Statuen haben ein entgegengeſetztes Schickſal! Die großen Männer ſchätzt die Welt nur, wenn ſie eingegraben werden, und ihre Statuen nur, wenn ſie ausgegraben werden!

Die Propheten haben das Schickſal, entweder ausgeſperrt oder eingeſperrt zu werden; und verſchlingt ſie auch kein Wallfiſch, ſo verfolgen ſie dafür die Stockfiſche!

Jonas im Wallfiſchbauche hatte gewiß Langeweile, aber er muß doch Journale gehabt haben, denn er ſagte: Schilf und Blätter bedecken mein Haupt!“

Wir wiſſen nicht, ob Jonas die Blätter bei ſich hatte oder ob der Wallfiſch Abonnent auf verſchiedene Blätter war. Vielleicht ſind die Wallfiſche ſelbſt Redacteure, es iſt wahrſcheinlich, denn ſie haben ein ſo großes Maul, daß ſie die Wahrheit mit Haut und Haar verſchlucken: Ja, gewiß ſind die Wallfiſche Redacteure, darum wetteifern alle Regierungen ſo ſehr mit dem — Wallfiſchfange! Was mögen das für Zeitungen geweſen ſein, auf die ein Wallfiſch pränumerirt iſt? Gewiß conſervative, ſonſt könnte er nicht tauſend Jahre alt und ſo fett werden!

Der Prophet Jonas aber las nur „officielle Zeitungen,“ denn, um aus unſern officiellen Zeitungen Etwas zu erfahren, muß man wirklich ſelbſt ein Prophet ſein!

Wir haben dreierlei Blätter: „officielle Blätter,“ „Oppoſitions-Blätter“ und „gutgeſinnte Blätter.“ Die „officiellen Blätter“ ſind wie die Trommeln, durch Anderer Trauer kommen ſie in Flor, und wie ſie in Flor kommen, wird ihre Stimme immer gedämpfter! Die „Oppoſitions-Blätter“ ſind wie die ſchlechten Aerzte, ſie halten die Waſſerſucht der geſchwollenen Zeit für gute Hoffnung! Sie curiren die Krankheit nicht und curiren blos den Puls; und für die Fieberhitze und das Delirium des Kranken verſchreiben ſie einen Rauſch und einen Haarbeutel! Manche dieſer „Oppoſitions-Blätter,“ welche ſich mit der Oppoſition morganatiſch, auf der Linken trauen laſſen, gehen dann eine andere Heirath auf der rechten ein, dann machen ſie es, wie alle Frauen, wenn ſie heirathen, ſie nehmen einen andern Namen an!

Die ſogenannten „gutgeſinnten Blätter“ aber ſind leider wenigſtens in einem Puncte die edelſten unter allen Blättern! Denn man macht den meiſten Blättern den Vorwurf, daß ſie ihre Quellen nicht angeben, unſere gutgeſinnten Blätter ſind in dieſer Hinſicht ſehr gewiſſenhaft, ſie geben Alles an!

Solche Blätter nageln die Freiheit an's Kreuz und bringen dem Pranger einen Lorbeerkranz, wenn an ihm eine redliche Freiheitsbeſtrebung ausgeſtellt wird. Dem ſchon gefangenen Wilde hetzen und bellen ſie nach, verdächtigen Jeden, der auf dem ſchmalen Seile zwiſchen Ultra-Freiheit und Servilität mit feſtem Schritte die Mitte hält, und beſtätigen die alte Erfahrung, daß immer nur die Hunde den Löwen hetzen, aber niemals hetzen verkehrt die Löwen einen Hund!

Wir haben Gottlob uns überzeugt, daß von der umſichtigen und gradgeſinnten Behörde ſolche Organe ſelbſt desavouirt worden ſind; denn von einem Baume mit ſolchen Blättern läßt ſich keine ſaubere Blüthe erwarten, geſchweige denn eine gute Frucht!

Der Prophet Jonas muß ein ſolches elendes Blatt geleſen haben, denn ſelbſt der Wallfiſch konnte das nicht mehr dulden, es wurde ihm zu Ekel und er ſpie ihn aus! —

Und der Prophet kam wieder nach Ninive, und fing wieder zu predigen an, und er ſprach zu den Einwohnern von Ninive: „Es ſind ſo manche unter Euch, die da geſündigt haben, aber es ſind noch mehr unter Euch, die dem Herrn anhängen und dem göttlichen Geſetze!

Man hat den Boden aufgeriſſen, jetzt iſt Zeit, gute Saat in ihn zu ſtreuen! Ihr habt drei Säetage gehabt, aber man hat Euch viel Unkraut in den Weizen geſäet, jetzt iſt Zeit, Unkraut auszujäten und die edle Saat zu fördern; nach der Furche kommt der Halm, dann die Aehre, dann die Ernte, der Himmel mag ſie ſchützen vor Brand und vor Janhagelſchlag! Die animaliſche Blindheit hat aufgehört, die geſellſchaftliche Vorſicht iſt mißthätig worden! Eine junge Sonne iſt Euch aufgegangen, die geſegnete Verkünderin eines ſchönen Morgenroths, der erſehnte Vorbote eines gewitterloſen Tages, an dem Licht ſtatt Blitz, Eintracht anſtatt Kampf, Verſöhnung anſtatt Verfolgung herrſchen wird!

Der junge gekrönte, liebliche Tag naht nicht als ein Verhängniß, ſondern als eine Vorſehung, nicht als eine Ahndung, ſondern als eine Sendung, nicht als eine Sonne allein, ſondern als ein Regenbogen, der gerade auf dem dunkeln Hintergrunde und auf den noch fallenden Thränentropfen die ſtrahlende Friedenspforte aufbaut, als Gnadenbund und göttliches Zeichen der Verſöhnung!

So geht denn einig und friedlich dem neuen Tag entgegen; Sonn' im Auge, Liebe im Herzen, Glaub' in der Seele, Licht im Buſen, Vertrauen im Gemüthe, wahre Freiheit im Gedanken, Treue und Ausdauer im Wollen und die Offenbarung einer ſonnigen Zukunft wird wahr und klar werden!

So ungefähr ſprach der Prophet und Gott vergab Allen, die gefehlt hatten in der Stadt Ninive, denn das Alphabet göttlicher Tugend beginnt beim himmliſchen Worte: Amneſtie!

Jonas aber verdroß es, daß Gott Verzeihung angedeihen ließ, ja, es gibt ſolche Heilige auch, die der Verſöhnung grollend entgegentreten, und Jonas wandelte aus der Stadt und lagerte ſich unter einem Kürbiß ein; als aber der Kürbiß verdorrte, weinte der Prophet und Gott ſprach: „Dich dauert ein zu Grunde gegangener Kürbiß, und mich ſoll nicht erbarmen eine Stadt, die tauſend und tauſend Einwohner hat?!“ Das, m. f. H. u. H.! heißt geſprochen wie ein Gott!

Kleine hiſtoriſche Studien,

oder:

Welche Geſchichte iſt jetzt eine curioſere Geſchichte: die Weltgeſchichte oder die Geldgeſchichte?

Die ganze Welt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! reimt ſich auf Geld! Das iſt eine alte Geſchichte, aber unſere alten Geſchichten ſind doch noch immer angenehmer als unſere neue Geſchichte; das iſt auch ſchon eine alte Geſchichte!

Ueberhaupt ſind alle unſere jetzigen neuen Geſchichten lauter alte Geſchichten, z. B. die allerneueſte orientaliſche Frage, wenn man den Taufſchein nachſieht, iſt ſie auch ſchon eine alte Geſchichte.

Es geht mit der orientaliſchen Frage wie mit jenem Pferde. Ein Bauer wollte nämlich ſeinem Pferd das Eſſen abgewöhnen, er entzog ihm erſt die Gewalt über Heu und Gras, dann entzog er ihm alle orthodoxen Erdäpfel. Drei Tage lang hielt das Pferd dieſen hiſtoriſchen status quo aus, am vierten Tag nahm es ſich die Freiheit, ſeine frühere Selbſtſtändigkeit zu behaupten und in's Gras zu beißen. Der Bauer hätte das Roß gerne wieder auf den status quo ante gebracht, und rief verwundert aus: „Es iſt merkwürdig, es war ſo ſchön an den Hunger gewöhnt, da iſt es unvorſichtigerweiſe an einer Eventualität geſtorben!“

Die alte orientaliſche Frage war ſchon ſo ſchön an Altersſchwäche gewöhnt, ſie hätte mit dieſer Altersſchwäche ſo ſchön fortzittern können, da ſtirbt ſie an der Jugendfreundſchaft.

Ich habe geſagt, m. ſ. H. u. H.! die ganze Welt reimt ſich auf Geld! Jetzt werden ſie begreifen, warum die ganze Welt jetzt ungereimt iſt! Die ganze Welt geht jetzt herum wie ein unglücklich geliebter Dichter und ſucht ihren Reim Geld! Sie ſucht in allen Taſchen, aber es reimt ſich nichts.

Die reiche Welt ſagte zum Geld: „Reim Dich oder ich freß' Dich!“ und die reiche Welt hat das Geld ganz allein gefreſſen, und die andere Welt ſagt: „Ich wünſche wohl geſpeiſ't zu haben.“

Es iſt ſonderbar, m. ſ. H. u. H.! die reichen Leute eſſen das Geld und den armen Leuten thut davon der Magen weh! Die reichen Leute ſpeiſen das Geld und die armen haben das Verdauungsfieber.

Die Weltgeſchichte, m. ſ. H. u. H.! iſt ganz wie die Geldgeſchichte! — Wenn man in der Weltgeſchichte ganz weit zurückgeht, kömmt man zum Fabelreich; wir ſind jetzt in der Geldgeſchichte ſo weit zurückgegangen, daß es in's Fabelhafte geht!

Jeder Fabel aber muß eine Moral zu Grunde liegen, welche Moral liegt nun der Fabel „Kein Geld“ zu Grund?

Ich bitte Sie, m. ſ. H. u. H.! das von mir zu erfahren; in dieſer Beziehung bin ich der moraliſchſte unter Ihnen, wenn Sie es erlauben!

Die Moral von der Fabel „Kein Geld“ iſt der große Grundſatz alles Fleißes und aller Induſtrie, nämlich: „Der Menſch ſoll ſeine Hände nicht in die Taſche ſtecken!“ Der Menſch muß nicht in's Leere hineinſpeculiren!

Wenn man in der Weltgeſchichte ganz zurückgeht, gelangt man zum erſten Menſchen, wenn man in der Geldgeſchichte ſoweit zurückgeht als man kann, kommt man zum letzten Menſchen!

Adam, m. ſ. H. u. H.! war der erſte Menſch, der kein Geld hatte, deshalb hat er ſo gut geſchlafen! Er hat ſich gedacht, was kann man mir nehmen?

Aber wenn der Menſch Unglück hat,
Da findet ein Wunder ſtatt,
Er legt ſich nieder im Paradies,
Und ſchlummert ſanft und ſchlummert ſüß,
Und ſchläft geſund an Seel und Leib,
Und ſteht dann auf und hat ein Weib!

Aber glauben Sie nicht, m. ſ. H. u. H.! daß Adam und Eva ihr Paradies fühlten, für Adam und Eva gab es kein Paradies, denn ſie hatten keine Kindheit, ſie waren nie Kinder! Wer nie ein Kind geweſen iſt, dem fehlt das wahre Paradies der Seelen: die Erinnerung!

Können ſie ſich ein Paradies denken, in welchem für den Menſchen kein Baum der Rückerinnerung blüht?

Wie kann es ein Paradies für ein Herz geben, das ſich an keinen Vater zu erinnern hat, an kein Wiegenlied, an kein Kindermärchen, an kein Weihnachtsbäumchen, an keine Seifenblaſen?

Ein Menſch ohne Kindheit iſt ein Buch ohne Vorrede und Einleitung, ein Tag, der keine Morgenröthe hatte, ein Baum, der nie geblüht hat.

Das Paradies ſteht nicht um uns, es ſteht in uns. Es iſt falſch zu ſagen, der Menſch kommt ins Paradies oder in die Hölle! Man muß ſagen: „das Paradies oder die Hölle kommt in dieſen Menſchen!

Im Herzen des Menſchen ſteht ein Eden, ein Garten Gottes, und inmitten des Gartens, im Herzen, ſteht der Baum des Lebens und der Baum des Erkenntniſſes, und im Herzen des Menſchen d'rin lebt die Schlange, die ihn reizt, die Zankäpfel und Schlafäpfel zu pflücken und im Herzen des Menſchen d'rinnen wandelt die Stimme Gottes warnend und fragend: wo biſt Du? Und der Gott im Herzen ſelbſt iſt es, der nicht den Menſchen aus dem Paradies jagt, ſondern der das Paradies aus dem Herzen verjagt, und das Herz hinter dem Paradies abſchließt.

Alle Kriegs- und Friedensſtimmen im menſchlichen Herzen, m. ſ. D. u. H.! erſchallen als Fragen und Fragezeichen; eine jede Frage im Leben, in der Weltgeſchichte, in der Geldgeſchichte, in der Herzgeſchichte iſt nichts als eine Lockangel, eine Schlinge. Ein jedes Fragezeichen iſt ein Ding, das an beiden Seiten einen Haken hat und woran man alſo auf jeden Fall hängen bleibt. Eine jede Frage iſt der Anfang einer Kriegserklärung! Der Himmel hat Adam gefragt: „Wo biſt Du!“ um ihn aus den Paradies zu vertreiben. Er hat Kain gefragt: „Wo iſt dein Bruder Abel?“ um Kain flüchtig und unſtät zu machen. Bei jeder Hochzeit gehen zwei Fragen voraus: „Willſt Du ihn?“ — „Willſt Du ſie?“ und dann geht der Krieg los! Eine jede Frage iſt ein casus belli. Ich habe alle Fragen der Welt- und Geldgeſchichte durchſtudirt und bin dadurch zu der Erfahrung gelangt, daß, wenn mich Jemand fragt: „Wie befinden ſie ſich?“ ich mich auf den Kriegsfuß ſetze und ein Anlehen ausſchreibe. Wenn man mit den Frauenzimmern Krieg führen will, hat man nichts als eine Frage dazu nöthig: „Mein Fräulein, wie alt ſind ſie?“

Die Verfaſſerin der Weltgeſchichte ſelbſt, wenn ſie wiſſen will, wie die Weltgeſchichte ſteht, gebraucht eine Frage dazu, ſie geht auf die Börſe und fragt: Wie ſteh’n die Actien? Stehen ſie, ſo ſteht die Weltgeſchichte, gehen ſie, ſo geht die Weltgeſchichte, ſteigen ſie, ſo ſteigt die Weltgeſchichte, und fallen ſie, ſo fällt die Weltgeſchichte! Und wenn einmal Rothſchild alle Actien aufkauft, ſo wird die Weltgeſchichte in Ruheſtand verſetzt mit erhöhtem Character als „Waiſe aus Lowood!“

Welches war die erſte brennende Frage?

Die erſte brennende Frage fand zwiſchen Abraham und Iſaak ſtatt. Abraham ſollte ſeinen eigenen Sohn als

Brandopfer darbringen. Er ſtand ſehr früh auf, ſattelte einen Eſel und ſeinen Sohn, und er ſpaltete Holz und machte ein großes Feuer an; da fragte Iſaak: „Da iſt Holz und Feuer und Alles brennt ſchon, aber wo iſt das Opfer, wo iſt das Schaf?“ Das war die erſte brennende Frage; denn bei ſolchen brennenden Fragen iſt immer der Kern der Frage: „Wo iſt das Schaf, das geopfert werden ſoll?“

Alle Fragen ſind brennende Fragen, einige ſagen, das Feuer iſt zufällig entſtanden, die andern ſagen, es wäre gelegt, beides iſt nicht wahr, es geht natürlich zu, daß die Fragen brennen, es geht ihnen wie Heu, ſie ſind ſo lang auf einem Haufen gelegen, bis ſie aus Fäulniß zu brennen anfangen.

Wenn ſo eine Frage irgendwo in der Weltgeſchichte brennt, da kommen die Diplomaten, das ſind die Löſchanſtalten; denn warum nennt man Löſchanſtalten Löſchanſtalten, ſie machen immer nur Anſtalten! Bei dieſen Fragen, die brennen, iſt mir immer ein verſchiedener Sprachgebrauch klar geworden. Man ſagt nämlich von den Löſchanſtalten: „da kommen die Feuerſpritzen!“ — man ſagt aber nicht: „da kommen die Waſſerſpritzen!“ Das iſt bei einer politiſchen brennenden Frage ganz in der Ordnung: wie ſo eine Frage brennt, kommt gleich ganz Europa mit den Stadtſpritzen zu Hilfe, aber die Einen kommen mit Waſſerſpritzen und helfen löſchen, die andern kommen mit Feuerſpritzen und helfen brennen.

Bei ſo einem Feuer muß man ſich in Acht nehmen, daß ſich unter die, welche löſchen, keine Diebe einſchleichen, welche die Gelegenheit benützen!

Der brennende Orient mit ſeinen Feinden erinnert mich an ein Schulexamen, dem ich einmal beiwohnte. Der Schullehrer fragte: „Wenn mich Jemand von rückwärts in den Bach ſtößt, was iſt dieſer Mann?“ Der Knabe erwiderte: „Das iſt mein Feind?“ — „Bravo, mein Sohn,“ erwiderte der Schullehrer, „und wer iſt Dein Freund, mein Sohn?“ — „Mein Freund iſt, der mich von vorne hinein ſtößt!“

In der brennenden Frage der Weltgeſchichte ſind die Diplomaten die Löſchanſtalten! Aber in der Geldgeſchichte gibt es auch brennende Fragen! — Die erſte brennende Geldfrage war folgende: Als Abrahams Frau ſtarb, kaufte er einen Begräbnißplatz von Ephron, und als er bezahlen wollte, ſagte Ephron: „Was ſind 400 Sekel Silbergeld zwiſchen dir und mir?“

Ephron hat nicht gefragt: „Was iſt die Bagatelle?“ um ihn das Geld zu ſchenken! Gott bewahr! er hat ſich blos erſt erkundigt, wie das Silber ſteht!

Abraham, der ſeine Frau in dem gekauften Grundſtück begrub, ſagte, ich bezahle das Geld mit Vergnügen, für 400 Silberſekel mache ich ein glänzendes Geſchäft.

Die brennendſte Geldfrage iſt, wie ich ſchon einmal ſagte, die Frage: „Wo nimmt man Geld her?“

Schon vor einem Jahre habe ich das Vergnügen gehabt, Ihnen dieſe Frage vorzulegen, aber ich habe nicht das Vergnügen gehabt, daß Sie mir darauf eine befriedigende Antwort gegeben hätten.

Ich wiederhole Ihnen alſo die Frage und ſage mit König Philipp: „Ich gebe Ihnen zehn Jahre Zeit, fern von Madrid darüber nachzudenken!“

Die Frage, wo nimmt man Geld her, iſt auch dieſelbe Frage, die der Menſch frei hat an das Schickſal und dem Weltgeiſt näher ſteht als ſonſt; aber glauben Sie, das Schickſal gibt eine Antwort? So wenig wie Sie, m. ſ. H. u. H.! Vierzig Jahre nacheinander frage ich das Schickſal ſchon: „Verehrtes Schickſal, ich bin ſo frei, die große Frage, die man an Sie frei hat, zu fragen: „Wo nimmt man Geld her?“ Aber das Schickſal macht das Maul nicht auf, nicht das Maul und nicht die Taſche; das iſt eine empfindliche Maultaſche! Wenn man dieſe Frage: „Wo nimmt man Geld her?“ an das Schickſal ſtellt, ſo iſt's wohl möglich, daß man dem Weltgeiſt nahe ſteht, aber man ſteht dadurch nicht näher dem Geldgeiſt!

Vom Himmel wird einmal jedem Menſchen Geiſt gegeben; er hat den Menſchen den Geiſt durch die Naſe eingeblaſen! Wenn der Menſch nieſ't, ſo iſt das nichts als ein Zeichen, daß der Geiſt gerne heraus möchte, darum wenn Jemand nieſ't, glaubt man, er will etwas Geiſtreiches unternehmen und ſagt mitleidig: „Helf Gott!“ Darum bekommen die geiſtreichen Menſchen die meiſten Naſen. Jene Naſe, die ein Mann von Geiſt bekommt, iſt nichts als die Bedeutung: „Du haſt von der Natur eine Naſe, durch die Dir der Geiſt eingeblaſen wurde, hier haſt Du eine, durch die Dir der Geiſt ausgeblaſen wird."

Wenn der Menſch geboren wird, m. f. H. u. H.! läuft die Natur in die Apotheke und ſucht unter den Geiſtern, die ſie ihm in die Naſe blaſen ſoll; da ſteht Weltgeiſt, Geldgeiſt, Lebensgeiſt, Flattergeiſt, Schwindelgeiſt, politiſcher Geiſt u. ſ. w. Darauf geht die Blaſerei an! Nun kömmt's auf die Bauart der Naſe an, wie viel Geiſt durch ſie durchgeblaſen werden kann! Wenn ich nicht ein lebendiges Beiſpiel vom Gegentheil wäre, würde ich ſagen: je breiter die Naſe, deſto mehr Geiſt wird ihr eingeblaſen.

Weil dem Menſchen der Geiſt durch die Naſe eingeblaſen wird, muß durch die Naſe auch erkannt werden, ob er wirklich todt iſt oder den Geiſt aufgegeben hat, man legt ihm nämlich eine Feder unter die Naſe, ob er ſie wegbläſ't oder nicht!

Einem Gelehrten, dem der Geiſt der Wiſſenſchaft eingeblaſen wurde, m. f. H. u. H.! fehlt immer etwas, entweder die friſche Geſichtsfarbe, oder der Athem, oder eine ordentliche Köchin, oder ein Dictionär, oder ein Rockknopf, und wenn ihm auch gar nichts fehlt, ſo fehlt ihm mindeſtens der geſunde Menſchenverſtand.

Wie weiß man, m. f. H. u. H.! was ein geſunder Menſchenverſtand iſt oder ein kranker Menſchenverſtand?

Was iſt überhaupt Geſundheit? Geſundheit iſt Unbewußtheit der Körperlichkeit, man muß von ſich gar nichts ſpüren, dann iſt man geſund; wenn man ſpürt, daß man einen Fuß hat, dann thut Einem der Fuß weh, wenn man ſpürt, daß man einen Magen hat, dann thut Einem der Magen weh, wenn man ſpürt, daß man einen Kopf hat, dann thut Einem der Kopf weh, wenn man ſpürt, daß man eine Frau hat, dann thut Einem die Frau weh u. ſ. w. So iſt's auch mit dem Verſtand, ſobald man ſpürt, daß man Verſtand hat, ſo thut Einem der Verſtand weh; ja ſobald nur die Andern ſpüren, daß wir Verſtand haben, ſo thut er uns ſchon weh! Alſo ein geſunder Menſchenverſtand iſt, wenn der Menſch gar nicht erinnert wird, daß er Verſtand hat.

Ich verſichere Sie, m. ſ. H. u. H.! jedem geſcheidten Menſchen thut ſein geſunder Verſtand weh, wenn er ſich in der Welt umſieht und alle die kranken Verſtände anſieht, die Alles bekommen und denen man Alles nachgibt, wie man allen Kranken viel nachgibt, während der geſunde Verſtand gar nichts bekömmt.

Die Welt iſt in Beziehung des Verſtandes ein allgemeines Krankenhaus, viel geſunde Menſchenverſtände ſtellen ſich krank, weil ſie als geſund gar nichts mehr zu leben haben! Für einen kranken Verſtand gibt es auch Doctoren, ſie heißen Irrenärzte, d. h. Aerzte, die ſich immer irren! Sie ſtehen vor dem Kopf, wenn etwas drinnen geſprungen iſt, wie Jemand vor der Thüre eines verſchloſſenen Zimmers, in welchem er etwas klirren hörte, ſie ſchauen durch's Schlüſſelloch, durch die Augen, durch den Puls u. ſ. w., in den verſchloſſenen Kopf, und nun rathen ſie, was kann da drin zerbrochen oder geſprungen, und richtig irren ſie ſich faſt immer. Aber die Irrenärzte ſind doch glücklich in ihren Curen, wie ſie anfangen ſo einen bettlägrigen Kranken zu behandeln, wird er gleich geſund, d. h. geht er gleich aus! —

Man ſagt, ein Doctor darf kein Herz haben, nichts lieben, nichts haſſen, es iſt nicht wahr, ein jeder Doctor liebt wenigſtens ein Mal in ſeinem Leben leidenſchaftlich, mit aller Jugendgluth, mit Schwärmerei: ſeinen erſten Patienten!

Dieſe ſeine erſte Liebe iſt die ſchönſte Zeit ſeines Lebens! Wie liebt er ſeinen Gegenſtand, den einzigen Gegenſtand ſeiner Liebe, Alles verſchreibt er ihm, und er heuchelt nicht, wenn er ſagt: ich liebe Dich bis zum Tod!

Die Liebe, m. f. H. u. H.! ſpielt in der Weltgeſchichte und Geldgeſchichte eine große Rolle!

Für einen Weltmann, der die Welt, den Weltlauf kennt, iſt es eine große Weltweisheit, ſo oft und ſo viel zu lieben als es möglich iſt. Je öfter der Mann geliebt hat, ein deſto größerer Philoſoph wird er, ich habe die Ehre, Ihnen zu verſichern, m. f. H. u. H.! wenn der Menſch ſo dreißig bis vierzig Jahre lang in jedem Jahr ſo ein paar Liebſchaften aufgearbeitet hat, dann iſt er ein Philoſoph, er iſt nämlich darauf vorbereitet und daran gewöhnt, bei jeder Gelegenheit — vergeſſen zu werden!

Was iſt die echte Liebe? Der Menſch ſucht ſchon in der erſten Kindheit ein zweites Herz, ſein Herz ſucht nach einem andern Herz, es ſchickt des Nachts ſeine Träume, des Morgens ſeine Lerchen, des Abends ſeine Glockentöne und zu jeder Zeit ſeine weichen Stunden und lieblichen Gedanken ihm zu, und die zwei Herzen ſtehen wie zwei Flammen auf getrennten Bergen und dazwiſchen Wieſen, Sturzbäche und Abgründe; über ihnen ziehen Sterne auf und nieder, Nachtigallenklänge, Echotöne, Gedanken ſchiffen hinüber und herüber, und plötzlich rückt ein lächelnder Engel die Berge nahe, die Flammen ſpielen.

Flammen ſpielen ineinander, die Herzen umfaſſen ſich, aber ſprechen können ſie nicht, aber die zwei Herzen ſind unter vier Augen allein, und die vier Augen weinen eine Thräne, und die vier Augenſterne ziehen durch einen Himmel und dieſer Himmel iſt ein Himmel in zwei Herzen und das iſt die Liebe!

Das iſt die echte, reine Liebe; aber es gibt auch eine gemiſchte Liebe, wie es eine gemiſchte Ehe gibt.

Manche Frauenherzen ſind wie die Zeitungen, ſie leben nur immer von Neuigkeiten! Wenn ſie gar nichts Neues haben, ſo machen ſie ſich eine falſche telegraphiſche Depeſche!

Jetzt, m. f. H. u. H.! iſt bei den Männern die Liebe aus der Weltgeſchichte in die Geldgeſchichte übergegangen.

Heirathen muß jeder Mann, man darf ſich nicht ſelbſtſüchtig einer allgemeinen Calamität entziehen.

Die Liebe iſt jetzt eine Zigeunerin, ſie wahrſagt nur aus der Hand und nur wenn man Geld darauf legt. Der Beweis, daß ein Mädchen jetzt geliebt wird, liegt auf der Hand!

Geld! Geld! Die Männer wollen jetzt beim Austauſch der Herzen noch etwas darauf haben!

Man ſollte eine Mädchen-Börſe errichten, wo man auf Mädchen wie Nordbahn auf Zeit abſchließt! Das Heirathen iſt bei den jetzigen Männern ein Börſengeſchäft geworden!

Es wäre für die verheiratheten Männer ſehr gut, wenn auch die Frauen auf der Börſe als Nordbahn betrachtet würden, wenn ſie ihre Frauen auf eine Zeit lang in die Koſt geben könnten!

Unſere Jünglinge, wenn ſie lieben, ſie fordern keine Gegenliebe, ſie begnügen ſich mit Gegengeld! —

Geld iſt die Weltſeele!

Dem Jüngling iſt ſeine Geliebte die Welt, aber er ſieht nur auf die Seele, auf's Geld! Sie muß ihm die Seele verſchreiben und, in der Ehe liebt er ſie aufrichtig und treu ſo lange, bis ihr die Seele ausgegangen iſt.

Leſers Leiden durch politiſche Sprichwörter.

Es gab einmal eine Zeit, über welche ſich ſchon Jean Paul beklagte, und in welcher man nicht zwei Seiten leſen konnte, ohne auf ein literariſches Sprichwort zu ſtoßen. Die deutſchen Schriftſteller benagten die Wolfszähne dieſer Sprichwörter, um die eigenen Autorzähnlein zum Durchbruch zu bringen. Alle Augenblicke laſen und hörten wir die fetten Sprichwortsweiden:

„Man ſieht den Wald vor lauter Bäumen nicht!“

oder: „Nicht allen Bäumen verlang' ich eine Rinde gewachſen!“

oder: „Es gibt mehr Dinge zwiſchen Himmel und Erde, wovon ſich unſere Philoſophie nichts träumen läßt!“

oder: „Es will der Topf von Eiſen mit einer gold'nen Zange aus dem Feuer gehoben werden!“

oder: „Der Menſch iſt dem Menſchen immer lieber noch als ein Engel!“

Die deutſche Schriftſtellerei hörte nicht auf, dieſe Sentenzen-Eier unaufhörlich zu begackern.

Ebenſo geht es jetzt in unſerer journaliſtiſch-politiſchen Welt mit den politiſchen Sprichwörtern. Hat irgend ein ausgezeichneter Mann ein bedeutungsſchweres Wort ausgeſprochen, huſch, da kommen die Journaliſten, Freiheitsmänner, und ſchnappen dieſe Apropos-Geburt auf, und wiederkäuen ſie aus einem Leſemagen in den andern, und werfen ſich dieſen Fangball immer und ewig wieder zu, und zerbeißen dieſes politiſche Sprichwort, bis es ganz zerfaſert, zerfetzt und unkenntlich geworden. Sie nehmen es Morgens zum Frühſtück, tragen es als Kräuterſäckchen auf der Bruſt, brocken es in die Mittagsſuppe, genießen es zum Abendbutterbrot und legen ſich darauf zu Bette.

Lafayette hat von einem

> „monarchiſchen Thron mit republikaniſchen Inſtitutionen“

geſprochen. Wie vielmal haben uns ſeitdem deutſche, franzöſiſche und engliſche Blätter und Redner dieſen monarchiſchen Cotillon mit republikaniſchen Figuren vorgetanzt? Wie die Fröſche nach dem Regen ſprangen in allen Blättern dieſe Lafayettiſchen monarchiſchen Halbſtiefel herum. Man hörte ſechs Monate lang nichts als den ewig fortrollenden Widerhall des monarchiſchen Throns mit republikaniſchen Inſtitutionen. Sprachen unſere Journaliſten vom Malzaufſchlag oder Freiheit, von Cenſur oder Lederfabriken, immer hing ihnen dabei die ſchlank gewachſene Redensart:

> „ein monarchiſcher Thron, von republikaniſchen Geſinnungen umgeben,“

wie Maccaroni und Parmeſan über die Lippen herunter.

Späterhin hatte Ludwig Philipp den unglücklichen Gedanken, einen guten Gedanken zu haben! er zog dieſem Gedanken ein einfaches Redekleid an und ſagte:

„Die Karte wird eine Wahrheit ſein!“

Welch' ein königlicher Braten für die Küche der journaliſtiſchen Literatur! Kalt und warm, trocken und mit Brühen, im Ganzen und kleingehackt, mit Fricaſſee und Bonbons ſchnitt man den Leſern und Hörern dieſe Wahrheitskarte oder Kartenwahrheit vor. Alle deutſchen Redner begannen ihre Reden mit dieſem conſtitutionellen Vater-Unſer, endeten damit und ſtreueten es zum Ueberfluß noch in die Rede ſelbſt hie und da ein, wie eine verliebte Köchin das Salz in die Suppe. Es legt ſchon keine Karten-Aufſchlägerin in Deutſchland die Karte mehr, ohne dabei pathetiſch auszurufen:

„Die Karte wird eine Wahrheit ſein!“

Ich kaufte dieſe Woche eine Karte von Polen, wie es noch ein Königreich war, und eine innere Stimme rief mir zu:

„Die Karte wird eine Wahrheit ſein!“

Es wundert mich, daß Hr. Carl in Wien, der ewige Staberl, noch kein Stück geſchrieben hat:

Staberl als „die Karte wird eine Wahrheit ſein!“

Späterhin hatte Ludwig Philipp noch einmal den unglücklichen Einfall, einen ganz geſunden und geſcheidten Ausdruck:

„**la juste milieu**"

zu gebrauchen.

Himmel, wie oft iſt dieſe „**juste-milieu**" im Ernſt und im Hohn nachgeſprochen worden! Man konnte keine Buchſtabengaſſe paſſiren, ohne auf einen **juste-milieu**-kranken Witz zu ſtoßen! Man mochte vom Kaiſer von China oder von Borsdorfer Aepfeln, von Alexander Humboldt oder von Nürnberger Lebkuchen ſprechen, man mußte immer eine fade Anſpielung auf die **juste-milieu** hören!

Nach dieſer „**juste-milieu**-Seuche" kam die unausſtehliche Epidemie des

„Princips der Nichteinmiſchung!"

Ich glaube, es gibt in ganz Europa kein Journal und keinen Weinreiſenden, keinen Satyriker und keinen Friſeur, der nicht einige hundert ſchlechte und gute Witze über dieſes Princip der Nichteinmiſchung machte. In Liebes- und Geldangelegenheiten, beim Spiel, in den Kammern, in Spitälern, kurz überall wird bei der geringſten Veranlaſſung der aus- und abgekochte Spaß: „Ich miſche mich nicht ein!" noch einmal bei den Haaren herbeigeſchleppt und zu einem neuen Witz ausgepeinigt.

So fiel einem Manne ein, ein kleines Büchlein zu ſchreiben:

„Was uns noth thut."

Das war ein Signal zu tauſend ſchwere Noth! Nun hat man ſeine Noth mit der lieben Noth! Nun leſen wir in allen Journalen General- und Special-Nöthen!

„Was thut Deutſchland noth?“
„Was thut unſerer Zeit noth?“
„Was thut Oeſterreich noth?“
„Was thut dem Bundestag noth?“
„Was thut Baiern noth?“

Aber unſerer Zeit und Deutſchland und dem Bundestag und Oeſterreich und Baiern thäte nichts anders noth, als daß man nicht frage, was thut ihnen noth! Den Journalen thut es noth, daß den Staaten etwas noth thue, denn thäte den Staaten gar nichts noth, ſo geriethen die Journale in Noth! Die Staaten aber würden niemals fragen:

„Was thut den Journalen noth?“

ſondern ſie fragen:

„Was thut die Noth der Journale?“

Wenn man dieſen papiernen Nothhelfern folgen wollte, ſo müßte man aufhören, Menſch zu ſein, um ein Thier zu werden, denn das thut den Menſchen noth!

So zum Beiſpiel leſen wir in einer ſolchen Nothgeburt:

> „Es thäte den Baiern noth, daß ſie aufhörten, Baiern zu ſein, um Deutſche zu ſein!“

Ich zweiſle, ob einer patriotiſchen Seele dieſe Noth klar geworden iſt! Man ſoll am Ende kein Oeſterreicher, kein Baier, kein Preuße, kein Württemberger u. ſ. w. ſein, um ein Deutſcher zu ſein. Das iſt der gerade Weg, alle Nationalität mit Kolben todtzuſchlagen. Die verſchiedenen abgeſonderten Farben des Regenbogens machen den Regenbogen aus. Nun würde man fragen:

„Was thut dem Regenbogen noth?“

und würde vielleicht hören müſſen: Dem Regenbogen thut noth, daß alle ſeine Farben ineinander fließen, daß alles eine Farbe ſei! — Am Ende könnte man dieſe Univerſalität ſo weit treiben und ſagen: Der Menſch muß aufhören, ein Vater, oder ein Bruder, oder ein Sohn, oder ein Gatte zu ſein, um ein Stadtbürger zu werden. Dann muß er aufhören, Stadtbürger zu werden, um Vaterlands-Mann zu heißen; dann muß er aufhören, Vaterlands-Mann zu ſein, um Deutſcher zu heißen; dann muß er aufhören, Deutſcher zu heißen, um ein Europäer zu ſein! Ein Europäer aber iſt auch nur ein Theil des Ganzen, er muß auch aufhören Europäer zu ſein, um ein Cosmopolit zu ſein, ein Amerikaner, ein Aſiat u. ſ. w.

Nach dieſem Syſtem thäte es alſo Baiern noth, daß der gute ehrliche Hausvater in der Kaufingerſtraße zu München aufhörte, ein Münchner Bürger, ein Vater ſeiner Kinder, ein Gatte ſeiner Frau, endlich ein guter biederer Baier zu ſein, um — ein Afrikaner zu werden!!!

Das ewige Gefaſel, Deutſchland unter einen Hut zu bringen, kann nur zu der wahren Bemerkung Anlaß geben, daß nur grade Deutſchlands Inſichgetrenntſein es bis jetzt vor völliger Unterjochung durch Feind und Krieg gerettet und geſchützt hat. Wäre Deutſchland ein Staat, ſo wäre es längſt den Invaſionen zu Raub und fremder Zwingherrſchaft Beute geworden.

Sprichwörter-Philoſophie, Gedanken und Meinungen des Herrn von Holofernes, als er des Morgens aufſtand und bemerkte, daß er keinen Kopf mehr hat.

(Fragment aus meiner Vorleſung in meinem Salon, an meinem Geburtstage den 8. Februar 1852.)

Es gibt viele Menſchen, meine hochverehrten Hörer und Hörerinnen! die des Morgens Früh aufſtehen und keinen Kopf haben, allein ſie bemerken's gar nicht; ſie gehen wie immer auf das Amt, in's Bureau, und bemerken gar nicht, daß ſie keinen Kopf haben, er fehlt ihnen bei ihrer Arbeit gar nicht, und doch gehen ſie eine Stunde früher vom Bureau nach Hauſe und ſagen, der Kopf thut ihnen weh. Es iſt aber nicht wahr, m. f. H. u. H.! der Kopf iſt ein guter Kerl, wer ihm nicht weh thut, dem thut er auch nicht weh.

Als Holofernes aufſtand, bemerkte er nicht ſogleich, daß er keinen Kopf habe, er bemerkte es nicht früher, als bis ſein Barbier kam, da ſetzte er ſich nieder und ſein Barbier ſagte: „Verzeihen Euer Gnaden, Sie haben heute ja keinen Kopf.“

Im gewöhnlichen Leben, m. f. H. u. H.! werden die Menſchen ohne Kopf am meiſten barbirt, und gerade die Leute vom Kopf, die ſich ſelbſt raſiren, die ſchneiden ſich am meiſten.

Mit gar nichts auf der Welt, m. f. H. u. H.! iſt eine ſolche Revolution vorgegangen, als mit den Haaren, kein Boden iſt ſo umgewühlt und umgekehrt worden, als der Haarboden, früher haben die Männer ihren geſetzlichen Haarboden oben auf dem Kopf gehabt, und im Geſicht bloß einen proviſoriſchen Haarboden, jetzt haben ſie die Sache umgekehrt: oben auf dem Kopf gar nichts, im Kopf ditto gar nichts, und bloß im Geſicht einen geſetzlichen Waldboden, auf der obern Halbkugel gar keine Vegetation, wenn unſer Herrgott von oben herab auf unſere Männer ſieht, bemerkt er kein gutes Haar an ihnen.

Warum gehen jetzt gerade den geſcheidteſten Männern die Haare aus? Weil die Haare auch geſcheidt ſind und denken ſich, wenn wir lang zu Hauſe ſind, geht's uns ſchlecht, da gehen wir lieber aus. Warum, m. f. H. u. H.! dürfen die Frauen lange Haare haben und die Männer nicht? Weil die Frauen ſagen: unſere Haare ſind gutgeſinnte Haare, da werden lauter Zöpfe daraus; ein Männerzopf aber wird nicht eher ein rechter Zopf, bis er recht gewichst und gebunden wird, und wenn er recht lang Zopf iſt, wächst er bis zum Kreuz.

Als Holofernes erwachte und hörte, daß er keinen Kopf hat, ſagte er: „Was Teufel, wo hab' ich meinen

Kopf hingelegt? Das wird vielleicht meine Frau wiſſen," und er rief: „Judith, Judith! Haſt Du meinen Kopf nicht geſehen?" Allein eben Judith hat ihm den Kopf abgeſchnitten.

Was Judith wohl mit dem geſtohlenen Kopfe des Holofernes machen wollte? Sie wollte ihn wahrſcheinlich verkaufen, denn ſie hat ihn ſogleich zu den Juden getragen. Holofernes war gegen andere Männer noch glücklich daran; andere Männer verlieren nach der Hochzeit blos den Kopf und behalten die Frau. Holofernes hat wenigſtens beide auf einmal verloren.

Das Erſte, m. ſ. H. u. H.! was man in der Liebe verliert, iſt der Kopf. Zwei Verliebte könnten jahrelange leben, ohne Kopfſteuer zu bezahlen, aber wie ſie heirathen, finden ſie die Köpfe plötzlich wieder, aber meiſtens vertauſchen ſie ſie in der Geſchwindigkeit: ſie ſetzt ſeinen Kopf auf und er ſetzt ihren Kopf auf, und wenn er Kopfweh hat, muß er eigentlich zu der Frau ſagen: „Mein Kind, Dein Kopf thut mir weh;" und kratzt ſich ihren Kopf hinter ſeinen Ohren.

Als Holofernes erwachte, ſagte er: „Jetzt hab' ich keinen Kopf und keine Frau, jetzt kann ich ein ruhiges Leben führen; ich penſionire mich ſelbſt. Ich ergreife die Gelegenheit, daß ich keinen Kopf habe, und werde ein Philoſoph."

Wahrſcheinlich, m. ſ. H. u. H.! war Holofernes im Jahre 1848 im Frankfurter Reichstag, und da hörte er, wie gerade die Profeſſoren der Philoſophie am kopfloſeſten geſprochen haben, und da dachte er: „Iſt das die deutſche Philoſophie? Das kann ich auch; ich werde ein deutſcher Philoſoph."

Dieſe deutſchen Philoſophen ſaßen in Frankfurt und Erfurt in der Peterskirche und Paulskirche, und machten überall eine halbe Portion Reichstag, und wenn er je zu Stande gekommen wäre, ſo hätte er ſeinen Geburtstag an Portiuncula gefeiert und ſeinen Namenstag an Peter und Paul.

In Frankfurt iſt der Sitz der Weisheit, dort lebt Salomon der Weiſe, Salomon Rothſchild nämlich. Schon Ariſtoteles ſagte: „Die höchſte Blüthe der Weisheit iſt die Speculation," alſo ein Speculant iſt nichts als ein Philoſoph in Blüthe.

Früher, m. f. H. u. H.! hat es drei Natur-Reiche gegeben: Das Thierreich, das Pflanzenreich und das Steinreich; jetzt gibt es nur zwei Reiche in der Natur: Rothſchild und Sina, die ſind zugleich ſteinreich; die andern Menſchen ſind die Arme der Natur, aber ohne die Arme der Armen könnten die armen Reichen nicht ausreichen!

Als Holofernes den Kopf verloren, m. f. H. u. H.! wollte er auch ein Philoſoph werden, und die deutſche Philoſophie ſtudiren. Wie fing er das an? Er ſtudirte die deutſchen Sprichwörter. In den Sprichwörtern eines Volkes liegt ſeine Weisheit, ſeine Politik, ſein Character. Ich habe ſchon einmal bemerkt, daß der Deutſche lauter knechtiſche, demüthige, niederbeugende, hungerleideriſche, Leib und Seel' zuſammenzwickende Sprichwörter hat. Zum Beiſpiel: „Beſſer ein Spatz in der Hand, als eine Taube auf dem Dache." — „Es gehen viel fromme Schafe in einen engen Stall." — „Beſſer einäugig als blind." — „Nichts iſt für die Augen gut." — „Hunger iſt der beſte Koch." — „Der Gerechte muß viel leiden." — „Man muß ſich ſtrecken nach der Decken." — „Herrendienſt geht vor Gottesdienſt." — „Eile mit Weile." — „Man muß des Guten nicht zu viel thun." „Wer's Kleine nicht ehrt, iſt's Große nicht werth." — „Beſſer iſt den Arm brechen, als den Hals." — „Armuth iſt für's Podagra gut" u. ſ. w., lauter diätetiſche, nüchterne und höchſt gutgeſinnte Sprichwörter, jedes einzelne davon könnte Gemeinderath werden.

Ein deutſches Sprichwort ſagt: „Wen Gott lieb hat, den ſtraft er!" Gott, wie lieb hat uns Gott! — Ein Mann hat einmal ſeine Frau ungemein geliebt. Wenn ſie ausgehen wollte, litt er es nicht, aus Liebe, ſie könnte ſich verkühlen; wenn ſie auf den Ball gehen wollte, gab er's nicht zu, aus Liebe, ſie könnte eine Bekanntſchaft machen; wenn ſie ein neues Kleid haben wollte, machte er ihr keines, aus Liebe, um ihr zu beweiſen, daß ſie ihm auch in einem alten Kleide gefalle, endlich ſagte die Frau zu ihm: „Ich bitte Dich, lieber Mann, wenn Du mich wirklich liebſt, ſo liebe mich mir zu Liebe weniger!" Wir Deutſchen werden zum lieben Herrgott auch ſagen: „Lieber Gott! wenn Du uns wirklich liebſt, liebe uns weniger!"

Mit dieſem ſteht ein anderes Sprichwort in Verbindung: „Wen Gott lieb hat, ſchickt er in die Welt!“ — man meint nicht in die neue Welt damit, — ſondern bloß die Welt! In welche Welt ſchickt er ihn dann: in die gelehrte Welt! Denn da er ihn liebt, ſtraft er ihn, und Jemanden in die gelehrte Welt ſchicken, iſt ſo gut, wie Jemand auf die Feſtung ſchicken!

Die Welt! die Welt! m. f. H. u. H.! Wir haben eine große Welt, eine ſchöne Welt, eine gelehrte Welt, die Frauenwelt und die Geiſterwelt!

Die große Welt und die kleine Welt verhält ſich wie das große Geld und das kleine Geld; Alles Große iſt verſchwunden, nur das Kleine circulirt noch!

„Die ſchöne Welt!“ Sieht man, wer ſich Alles zur ſchönen Welt rechnet, ſo muß man von der Schönheit einen häßlichen Begriff bekommen!

Die ſchöne Welt beſteht eigentlich nur aus der Frauen-Welt! Wenn's keine Frauen gäbe, das wäre eine ſchöne Welt! Frauen und Geld, regieren die Welt! Geld gibt's jetzt keines mehr, darum wird die Welt jetzt nur halb regiert, und die andere Hälfte regieren die Frauen, eine ſchöne Regierung! Der Mann, der über vierzig Jahre alt iſt, wird bei der Regierung nicht mehr angeſtellt! Die Regierung der Frau hat curioſe Miniſter: der Mann iſt für den Krieg da, und dabei hat er das Portefeuille der Finanzen, der Hausfreund iſt Miniſter des Cultus und beſorgt dabei das Auswärtige; die Frauen regieren aber ganz anders, wie alle

Regenten, bei allen Regenten iſt der herkömmliche Styl, zu ſagen: „Wir haben geruht!“ Die Frauen ruhen niemals, und der Mann hat auf Erde nicht eher Ruh’, bis ſie unter der Erde Ruh’ hat! Eigentlich ſollte der Mann auf das Grab ſeiner Frau nicht die Worte ſetzen:

„Hier ruht ſie!“

ſondern lieber:

„Hier ruh’ ich!“

Und doch wär’ die Welt ohne Frau nicht die Welt, wär’ die Liebe nicht Liebe!

Das hat unſer Herrgott auch erfahren, und iſt durch Erfahrung klug geworden. Er hat erſt probirt, und hat bloß einen Mann erſchaffen, und hat zu ihm geſagt: „Du ſollſt Herr ſein und herrſchen über das liebe Vieh!“ und er hat ſich gleich ſchlafen gelegt! „Na,“ ſagte der Himmel, „den Schlaf werd’ ich den Kerl vertreiben!“ und gab ihm eine Frau! Es geht doch nichts über einen ruhigen Schlaf! Die erſte Frau hatte alſo die Regierung unternommen und nach dem Reichsapfel gegriffen.

Warum hat Eva für Adam grade einen Apfel und keine andere Frucht gepflückt? Weil ſie ſich gedacht hat, die Schlafmütze wird einen Apfel im Schlafrocke am liebſten haben! Ja, m. ſ. H. u. H.! ein Stückchen von jenem Apfel ſteckt noch jetzt jedem Manne im Kröpfel!

Aber was war Adam, bevor die Frau erſchaffen wurde? Ein bloßer Bazenlippel! Durch die Frau iſt er erſt ein fühlendes, denkendes Weſen geworden; durch ſie lernte er den Himmel kennen, die Erde ſchätzen, die Blumen bewundern, die Nachtigallen belauſchen, die Sterne mit Sehnſucht betrachten. Durch ſie wurde er erſt ein Menſch, ein fühlender, ein liebender, ein lachender, ein weinender, ja, durch ſie wurde er nicht nur ein Menſch, ſondern, was für die Frau noch mehr iſt —, ein Schneider!

Er hat ſich gleich Kleider gemacht, und als er dem Himmel die Schneider-Rechnung brachte, ſagte Gott: „à conto wirſt Du das Paradies verlaſſen!“

Aber Gott iſt immer milde, die Frau durfte mit ihm gehen! Eva nahm ſchnell aus dem Paradieſe ein Stückchen blauen Himmel im Auge, einen Stern im Blicke, ein Blümchen auf den Wangen und einen lautern Thautropfen im Herzen mit, und ſeit dazumal bringen die Frauen überall ein Stückchen Paradies mit!

Gott wollte den Menſchen als ſein Ebenbild machen, und ſchuf den Mann, das war aber eine noch nicht gelungene Gypsfigur; nachdem Gott an dem Gyps ſich verſucht, ſchuf er ſein gelungenes Ebenbild in Alabaſter: das Weib; ſie iſt das Bild Gottes: Ein Engel als Kind, eine Grazie als Mädchen, ein Genius als Frau, eine Gottheit als Mutter und ein Orakel als Matrone!

Ein anderes Sprichwort ſagt: „Was Gott zuſammengefügt, ſoll der Menſch nicht ſcheiden!" Nun aber hat Gott Deutſchland und Schleswig zuſammengefügt, und die Menſchen ſcheiden es doch. Das Sprichwort ſagt auch: „Ehen werden im Himmel geſchloſſen," alſo werden Mann und Frau von Gott zuſammengefügt, und die Menſchen ſcheiden ſie doch zuweilen!

Aber wie Vieles wird getrennt im Leben, und blos durch die Zeit! Die Zeit iſt das zertrennende Element! Liebe und Treue waren vor der Zeit unzertrennlich! Die Zeit hat zwei verſchiedene Dinge aus ihnen gemacht. Liebe und Treue ſind wie Beinkleid und Strumpf, vor Zeiten waren beide nur Eines, mit der Zeit hat man ſie getrennt! Die Liebe iſt eine Pantalon für ſich, und die Treue ein Strumpf für ſich.

Ein Frauenherz, m. ſ. H. u. H.! braucht, um recht glücklich zu ſein: drei Männer:

Zum Geliebten, den ſie lieben ſoll: einen ſchönen Mann;

zum Anbeter, der ſie lieben und amüſiren ſoll: einen geiſtreichen Mann,

und zum Heirathen: einen dummen Mann!

Was iſt das Unglück unſerer jetzigen Ehen? Daß die Männer ſich ſelbſt nicht angehören! Denn um eine Frau glücklich zu machen, muß man ſich ihr ganz geben, um ſich aber einem Anderen ganz geben zu können, muß man ſich erſt ganz ſelbſt angehören! Darum, m. ſ. H. u. H.! eine ſchlechte Ehe iſt kein Unglück, ſondern blos ein Rechnungsfehler!

Ein anderes Sprichwort ſagt: „Jugend hat nicht Tugend,“ blos wir haben keine Jugend mehr! Und der Weg zur Tugend iſt ſo weit, ſo weit! So weit, wie von Juſtinian zur Entſcheidung eines Proceſſes in letzter Inſtanz! — Tugenden ſind die Berge des Lebens!

Mit den großen Tugenden, m. f. H. u. H.! geht der Menſch um wie mit den großen Bergen! Der Menſch ſtaunt ſie an, bewundert ſie, ſchaut zu ihnen andächtig empor, dann geht er bequem um ſie herum und läßt ſie links liegen.

Endlich ſagt noch ein Sprichwort:

„Die Liebe und das Glück ſind blind!“

Das iſt lieb, daß das Glück blind iſt und es iſt ein Glück, daß die Liebe blind iſt, ſonſt käme Unſereins gar um jeden guten Biſſen! Es iſt unbegreiflich! Die Liebenden ſind alſo blind, und ſo lange ſie blind ſind, ſehen ſie ſich gegenſeitig ſtets an, wenn ſie heirathen, gehen ihnen die Augen auf und ſie ſehen ſich gar nicht mehr an!

Das Glück, m. f. H. u. H.! geht meiſtens mit ſeinen Reichthümern und Schätzen um wie der Bauer mit ſeinem Geld! Wenn ein Bauer Geld hat, wohin gibt's er? Gibt er's in eine Mahagony-Schatoulle? Gibt er's in ein Maroquin-Portefeuille? Nein, wohin gibt er's denn? Er vergrabt's im Miſt, in den Düngerhaufen, an den allerſchlechteſten Orten; ſo macht's das Glück mit ſeinen Schätzen!

Glück! Man ſagt: „Manche Männer machen bei Frauen Glück!“ Worin liegt das Geheimniß dieſes Glückes? In dem Glück des Geheimniſſes!

Durch drei Wege zieht das Glück der Liebe in ein Frauenherz ein: durch die Geheimtreppe der Verſchwiegenheit, durch den langen Corridor der Ausdauer und durch den Waffenſaal ewig blanker Aufmerkſamkeiten. Es ſind nicht immer große Opfer, Blut, Leben oder Heldenthaten, durch die man Frauenherzen gewinnt; treue, ſtets fortanhaltende Aufmerkſamkeiten, fortwährendes Belauſchen der kleinen und winzigen Wünſche, ein flüchtiger Gedanke, im Entſtehen errathen, eine Caprice, im Auftauchen verwirklicht, entſcheiden oft über eine Zukunft, über das Schickſal eines Herzens!

Das Glück iſt blind, das blinde Glück hat mir heute einen ſo liebenswürdigen Cirkel zugeführt. Sie wünſchen mir Glück! Glück, daß ich 57 Jahre alt geworden bin! Ich küß die Hand! Weniger Glück wär' mehr Glück! Indeſſen was iſt zu thun? Geboren werden, das iſt der Menſchen allgemeiner Geburtsfehler! An den hat man all' ſein Lebtag zu curiren und laboriren! Die Phraſe: „Ich gratulire zum 57. Geburtstag,“ iſt nur eine höfliche noble Umſchreibung und heißt eigentlich: „Jetzt werden's aber doch a Ruh' geben vom Leben und Lieben?“

Seien Sie ruhig, m. f. H. u. H.! die Liebe iſt blind; und ich werde ſchon dafür ſorgen, daß meine Geliebte zu keiner guten Brille kömmt und zu keinem

Augenarzt geht! Doch hab' ich mir die Freiheit genommen, heute ein kleines Glücksſpiel hier zu errichten, eine kleine Lotterie; für Damen; lauter Gewinnſte; nehmen Sie Ihre Loſe ruhig hin, fürchten Sie nichts, ich bin nicht unter den Gewinnſten, ſonſt könnte die Dame, die dieſes Los trifft, mit Thekla ausrufen:

„Iſt daß das Los des Schönen auf der Erde? u. ſ. w.“

Von den „Deviſen,“ welche den Damen-Gewinnſten beigefügt waren, theilen wir Folgende mit:

1.

Ein Souvenir aus Elfenbein.

Aus weißem feinen Elfenbein,
Ein „Souvenir,“ ein „Denkemein,“
Dazu aus Blei ein Federlein,
Einzuſchreiben in dem Büchelein,
An wen man denket groß und klein,
Von „lundi“ wohl bis zu „dimanche“
Für Männernamen jeder Branche;
Und wenn es voll beſchrieben iſt — —
Man Alle auf einmal vergißt.

2.

Mit einer Schreibtiſch-Glocke.

Wie eine Glocke ſei das Frauenherz,
Sie klinge an bei Luſt und Schmerz;
Und brennt ein Herzchen irgendwo,
So ſchlag' es an, und ſage wo.
In einem Punct nur ſei das Frauenherz
Nicht wie die Glocken allerwärts,
Es hüte ſich nämlich vor dem Geſchick:
Gerührt zu werden von einem — Strick!

3.

Eine Figur als Flacon.

Zum Anbeter bietet in der Maſke
Sich Dir an ein junger, zarter Baſke.
Greif' nur zu, Du kannſt Dir gratuliren,
Er iſt unter Jünglingen ein ſeltenes Geſtirn!
Denn ſieh! Er hat — Geiſt im Gehirn.

4.

Mit einem Fächer.

Wird einſt die Flamme ſchwächer,
In Deinem Herzvulkan,
Dann fach' mit dieſem Fächer,
Amor, ausgeglühter Liebe Rächer,
Zur hellen Gluth ſie wieder an.

5.

Mit einem Toiletten-Carton.

Seife, Wohlgeruch, Pomade,
Auch der Oelflaconchen zwei,
Gar nicht übel, aber ſchade!
Ein Gedicht iſt auch dabei. —

6.

Mit einem Pantoffel als Bonbonniere.

Wer Du auch ſei'ſt, vermählt oder ledig,
Regier' mit dieſem Pantoffel gnädig.
Regier' genädig, regier' allein,
Nur ſchone die Finanzen ſein!

7.

Ein Fauteuil und Kanone als Zündmaſchine.

Kann Dein Herz gar nichts entzünden,
So — Gott verzeih' mir meine Sünden! —
Wirſt Du auf dieſen Stuhl zuletzt
In den Belagerungszuſtand hingeſetzt.

8.

Mit einem Schreibzeug.

Empfange hier und nimm's nicht ſchief
Ein Schreibezeug für Liebesbrief'!
Die Federn bunt mit Schnörkeln viel,
Wie's Brauch iſt im verliebten Styl,
Die Tinte ſchwarz wie Rabenzucht,
Für Untreu', Verrath und Eiferſucht,
Und dabei für den Sand ein Schälchen klein,
Ihn dem Geliebten in das Aug' zu ſtreu'n.

9.

Mit dem Gyps-Medaillon des Humoriſten.

Zweifach zu verwenden iſt dieſes Bild ſammt Rand,
Auf den Tiſch zu ſetzen, zu hängen an die Wand;
Sollt' es rebelliſch in Dein Herz ſich drängen,
Kannſt Du's nach Belieben „ſetzen“ oder „hängen!“

10.

Mit meiner Büſte aus Porzellan unter Glasſturz.

Unglückliche, das iſt Gottesgericht!
Den Dichter auch noch zum Gedicht!
Stell' ihn unter'n Glasſturz, daß er nicht bricht,
Gib' Obacht auf Feuer und auf das Licht,
Daß dem holden Bildniß kein Schaden geſchicht,
Und höre, was der Glasſturz ſpricht:
„Auch Saphir entgeht dem „Sturze“ nicht.“

Eine Eroberung.

Aus meinem Tagebuche.

Es war in Nürnberg, im Jahre 184—. Ich kam früh Morgens an und legte mich gleich ſchlafen. Es iſt für Reiſende nicht genug zu empfehlen, wenn ſie an einem fremden Orte ankommen, ſich ſogleich ſchlafen zu legen; das gibt der Polizei eine Art Garantie für die Unſchädlichkeit dieſer Reiſenden, und ſo lange man ſchläft, wird man gewiß nicht beunruhigt werden. Nachdem ich ausgeſchlafen hatte, präſentirte ſich der Wirth des „bairiſchen Hofes," Herr Auernheimer, bei mir, um einen ſolchen vornehmen Gaſt zu bewillkommen und mich zu fragen, welche von den Nürnberger Merkwürdigkeiten ich zu allererſt zu ſehen wünſchte, worauf ich mich für ein Beefſteak und einen Schoppen Rothwein entſchied.

Ich kannte Nürnberg und ſeine Merkwürdigkeiten ſchon von früher und war blos einer Einladung meines Freundes, des Grafen D . . . . n nachgekommen, um mit ihm auf ſeinem nahe bei Nürnberg gelegenen Landſitze einige Tage zu verleben. Ich wollte ſogleich hinausfahren, allein ich hörte, Abends ſei Sommerball auf dem „Dutzend-Teich" — ſo heißt ein Beluſtigungsort in Nürnberg — wo ſich die ſchöne Welt verſammelt, und ich beſchloß, die ſchöne Welt um ein Exemplar zu vermehren! Mein Gott, es läuft ſo Manches unter der Bezeichnung „ſchöne Welt" mit, was eben nicht dazu beiträgt, dieſe Welt zu verſchönern, daß ich ohne Gewiſſensbiſſe obenerwähnten Beſchluß faſſen konnte, bis zum Abend, allwo die „ſchöne Welt Saphir et Compagnie" ſich verſammeln ſollte.

Den Tag über ging ich nach „Fürth," dieſem bairiſchen Jeruſalem; es war gerade an einem Sabbath und ich beſuchte die Synagoge, in welcher eben eine Predigt über das „Capitel von der Kuh" ſtattfand, von der „rothen Kuh," die Moſes zu verbrennen befahl. Der Rabbi ſprach von dieſer rothen Kuh, als ob er mit ihr in einem Penſionat geweſen wäre; er wußte, wie viel Haare ſie hatte und welche Erziehung ſie genoß, und er bemühte ſich, eine Stunde lang zu erörtern, warum die „rothe Kuh" verbrannt werden mußte, und ich hätte ihm ſchon gerne zugerufen: Die Kuh iſt roth, alſo eine demokratiſche Kuh, alſo wird ſie verbrannt. Er ließ ſich noch ein Weiteres über dieſe rothe Kuh aus, die „ohne Fehler ſein mußte," eine Forderung, die von irdiſchen Kühen zu viel verlangt iſt! Ich erwartete immer, der Rabbi würde die Frage abhandeln, ob die „rothe Kuh" „weiße Milch" geben darf.

Nachmittag kehrte ich nach Nürnberg zurück. Der

Abend kam und ich fuhr in einer Hofequipage nach dem „Dutzend-Teich," das heißt in der Equipage des „bairiſchen Hofes."

Ich hatte früher ſorgfältig Toilette gemacht, ich zog meinen Spiegel zu Rathe, und der Spiegel iſt wie jeder andere Rath, er iſt mit dem Referenten einverſtanden! War ſchon jemals Jemand mit ſeinem Spiegel unzufrieden? Ich war ſehr zufrieden mit meinem Spiegelbild; denn der Weiſe iſt mit Wenigem zufrieden, ich war überzeugt, heute eine Eroberung machen zu müſſen und fuhr mit angenehmen Hoffnungen nach dem „Dutzend-Teich". Der „Dutzend-Teich" iſt ein liebliches Plätzchen; eine Menge kleiner Teiche ſind da auf grüner Heide zerſtreut, dazwiſchen Wald-, Laub- und Schattengänge, und ein Sommertanz- und Converſations-Local.

Die ſchöne Welt war größtentheils ſchon da, und ich complettirte dieſelbe vollſtändig. Die Nürnbergerinnen ſind wie die Nürnberger: ſie hängen Keinen an ihr Herz, bis ſie ihn haben. Sie ſind aber ſchön und liebenswürdig, und ich dachte in mir: „Sie ſollen ihn haben," den „Humoriſten" nämlich.

Ich ſtieg an allen Teichen, in allen Zimmern, in allen Alleen und Baumgruppen herum; die Muſik, die Kühle des Abends, der balſamiſche Duft der kronenreichen Bäume, die wogende Menge, der Kranz junger, lebensfriſcher hübſcher Frauen verſetzte mich in jene Stimmung, in welcher man durchaus lieben oder doch wenigſtens die Cour machen will. Ich war ſo lange liebedürftig, daß ich mir auch ſchon von ſchwarzen Augen hätte was weiß machen laſſen!

Ich ſchickte meine Blicke ringsumher und bemerkte ein junges Frauenzimmer, welches mich mit forſchendem Blicke anſah. „Ha! die iſt in mich verliebt!“ dachte ich, „die hab' ich erobert!“ Man weiß ja, Liebe iſt das Werk eines Augenblicks! „Wie kömmt die Liebe und wie geht ſie?“ — Sie kömmt, wie Einem etwas ins Aug' fliegt! Ich bin dieſem Mädchen ins Aug' geflogen, vom Aug' ins Herz, es ſucht vergebens, mich aus dem Aug' und dem Herzen zu treiben!

Von nun an war ich ſelig! Ich war geliebt! Ich ſtieg um das Bosquet, in welchem das Mädchen ſaß, herum, wie ein raſtloſer Geiſt; da ſah ſie mich noch einmal an — und wieder einmal! — Es that mir ordentlich leid, daß ich ſo liebenswürdig bin. — Die Arme! — Ich ging in eine Seitenallee, um darüber nachzudenken, wie ich ſie von Verzweiflung retten könnte! —

In dieſer Seitenallee belauſchte ich folgendes Geſpräch, welches verſchiedene Perſonen, die ich an der Stimme erkannte, in meinem Innern hielten. Die „Eigenliebe,“ eine geſunde, ſtarke Perſon, mit durchdringender Stimme, ſagte: „Es iſt ganz natürlich, dieſes plötzliche Liebesfangen! Du haſt eine ſchöne Geſtalt, — der Wuchs iſt bei einem Mann Alles, nach dem Geld natürlich! — Du haſt eine Phyſiognomie, die höchſt geiſtreich iſt, kurz, Du beſitzeſt ein „je ne sais quoi“, das Dir

Eroberungen leicht macht!“ — Eine charmante Perſon, die Eigenliebe! Man kann ihr ſtundenlang zuhören! Aber da miſchte ſich eine tiefe Baßſtimme drein, es war der „Verſtand,“ ein toller Kerl, der nie geliebt hat. Der ſagte wieder: „Aber er wird doch nicht ſo dumm ſein, ſich für ſo gefährlich zu halten, daß ein Mädchen ihn blos vom Sehen ſchon liebt! Hat er ſich denn gar nie im Spiegel geſehen?“ — Ich hätte den groben Kerl gleich umbringen können! Darauf antwortete die nicht ſo bald ſchweigenzumachende Eigenliebe: „Na, worum denn? Weil er keine römiſche Naſe hat, aber doch eine italieniſche, mit einem flachen Dach; aber hat er nicht einen Mund, der für ihn ſpricht, d. h. einen Zug um den Mund, der lieb und gemüthlich und doch wieder pikant iſt? Hat er nicht eine kühngewölbte Stirne, auch einen edlen Gang u. ſ. w.?“ — Ich ſtimmte der Perſon ganz bei. „Das iſt eine ſo geſcheidte Perſon,“ dachte ich bei mir, „die ſoll's gut bei mir haben.“ — Jedoch plötzlich hörte ich wieder eine kreiſchende Stimme, wie von einer bejahrten Frau, es war die „Erfahrung,“ die mußte auch ihren Senf dazu geben und näſelte: „Aber biſt Du denn nicht ſchon ſo oft getäuſcht worden? Wirſt Du denn nie von der Vergangenheit was lernen? Wie oft biſt Du ſchon ſo aufgeſeſſen!?“ — Ich hätte berſten mögen und dachte: „Altes Weibergeſchwätz, laßt die nur reden, die können von Liebe nichts mehr hören, das iſt purer Neid!“ — Da flüſtert eine Flötenſtimme, ſüß wie Lautenklang, eine ganz allerliebſte Stimme, voll Wohllaut, und dieſe Stimme gehörte der „Eitelkeit,“ und ſprach: „Laß dich nicht einſchüchtern! Haſt Du aber nicht auch oft ſchon Glück gemacht? Und iſt es nicht möglich, daß dieſes Mädchen deinen Namen gehört hat, Du biſt eine „Celebrität!“ Die Frauen ſind auf Celebritäten ſo erpicht, wie auf Brüſſeler Spitzen! Sie liebt Dich als berühmten Mann!“ — „O,“ ſagte ich, als ich das hörte, „es gibt noch tiefdenkende und wahrheitsliebende Seelen! Die hat's getroffen!“ — Da liſpelte wieder ein zartes Stimmchen, es war „die Vorſicht,“ ſie liſpelte: „Aber mach' Dich nicht lächerlich! Gib Acht, daß Du nicht Stoff zur Beluſtigung gibſt!“ — „Was doch dieſe zimperlichen Geſchöpfe für Störfreuden ſind!“ murmelte ich für mich, als eine laute, muntere Stimme in mir erſcholl; es war der „Humor,“ der ſagte: „Ei was, die Stunde will beim Flügel genommen ſein, wer wird ſo viel philoſophiren, wenn's nur ein Abenteuer gibt! Und wenn Du zum Beſten gehalten wirſt, Du haſt dich zwei Stunden amüſirt, das iſt genug! Wie oft haben ſich ſchon ganze Völker ein paar Stunden lang amüſirt und ſind nachher auch gefoppt worden, und ſind auch nicht d'ran geſtorben!“ — Das iſt ein Mordkerl, der „Humor!“ Ein alter Practicus!

Kurz, der „Humor,“ die „Eigenliebe“ und die „Eitelkeit“ trugen den Sieg davon.

In dieſem Augenblick kam das holde Mädchen an der Hand einer Freundin; als es mich erblickte, ſtieß es ihre Freundin ſanft an, um ſie auf mich aufmerkſam zu machen, ich bemerkte es und wurde nun meiner Sache immer gewiſſer. Ich folgte den beiden Mädchen in einiger Ferne, ſie gingen in den Erfriſchungsſaal.

Auf dem Wege begegnete mir Freund H . . . . . e, Redacteur des „N. K.“ Ich hing mich an ſeinen Arm. „Freund, ich habe eine Eroberung gemacht, Du mußt mir helfen.“ — „Was denn? Wie denn?“ — „Ja, wenn ich das wüßte! Aber komm’, ich werde ſie Dir zeigen, Du mußt ſie kennen, eine ſolche Schönheit! und dann mußt Du mich vorſtellen!“

Wir traten in den Saal ein, während ich ihm Alles erzählte; nach einigem Suchen ſah ich die Holde an einem Tiſchchen mit ihrer Freundin und einer ältlichen Dame. Als ſie mich ſah, flüſterte ſie der Dame einige Worte ins Ohr und dieſe ſah mich dann mit großer Aufmerkſamkeit an. — „Siehſt Du?“ ſagte ich zu H., „ſie hat eben mit der alten Dame von mir geſprochen, es iſt richtig!“

Dr. H. ſah die Gruppe an und ſagte mir: „Ei freilich kenn’ ich ſie, das iſt die ſchöne Julie, Tochter des reichen Kaufherrn N. N., ich kenne die Familie recht gut, die Alte iſt ihre Großmutter, und ich kann Dich vorſtellen.“

Ich war glücklich! Wir nahten uns dem Tiſche, an welchem ſie ſaßen. Ich ſah nun J . . in der Nähe. Es war eines der reizendſten Geſichter, friſch, lieblich, roſig, muntere ſchwarze Augen, Lippen wie die Apfelblüthe, Zähne wie die Heerde Salomons, dichte ſchwarze Locken fielen auf blendende Schultern herab, die einem marmornen Genius Ehre gemacht hätten.

Wir nahten uns dem Tiſche und nach einer leichten Begrüßung nahmen wir auf zwei noch leeren Stühlen an demſelben Tiſche Platz. Ich warf Blicke wie feurige Bomben auf Julie und knüpfte ein Geſpräch mit ihr an, und zwar mit den geiſtreichen Worten: „Hier d'rinnen iſt's doch kühler wie dort draußen.“ Dr. H. nahm nun das Wort: „Ich ſtelle Ihnen hier meinen Freund, Herrn Saphir, vor; Sie werden den Namen wohl kennen.“ Julie ſah mich an und ſagte: „Ich hab' nicht die Ehre.“ — „Da haſt Du's,“ ſagte der „Verſtand“ in mir zur „Eitelkeit,“ „Du haſt ja geſagt, ſie liebt ihn, weil er eine „Celebrität“ iſt!“ — Aber die „Eigenliebe“ nahm ſchnell das Wort und ſagte: „Das iſt mir um deſto ſchmeichelhafter, ſie liebt alſo blos meine „Perſönlichkeit!“ — Ich aber fuhr fort, Julien den Hof zu machen, ſagte ihr viel dummes und geſcheidtes Zeug durcheinander, wie das bei verliebten Gecken und Philoſophen ſtets der Fall zu ſein pflegt, und ich ſah bald, wie ſie immer weniger fremd und immer zutraulicher wurde. Ich ſagte ihr endlich, während Freund H. die andern beiden Damen unterhielt, wie ſie ſchon den ganzen Abend meine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen habe, wie ich mich unwiderſtehlich ihr nachgezogen fühlte. Sie lächelte und ſagte: „Ja, ich hab' Sie auch ſchon lang bemerkt und immer angeſehen.“ Ich erbebte vor

Freude, ich rückte ein Bischen näher und fragte verſchämt: „Und wodurch hab' ich dieſe ſchmeichelhafte Aufmerkſamkeit auf mich gezogen?“ — Sie ſah mich unbefangen an und ſagte mit naiver Unſchuld: „O, Sie ſehen meinem verſtorbenen Großvater ſo ähnlich!“ — Ich ſah nun das Mädchen genauer an! Es war grundhäßlich! So täuſcht man ſich!

Die Zigeunerin.

Aus dem Portefeuille meiner Liebe und Liebeleien.

An Freund Caſtelli.

Du haſt letzthin zurückgeblättert in deinem Gedächtniſſe und dem Leſer einige Blättchen aus dem Kraut- und Gemüſegarten deines Jugendherzens mitgetheilt; den Blumengarten haſt Du, wie es ſich geziemt, reſpectirt und unter dem Schleier Deines Gedächtniſſes ungelüftet gelaſſen.

Auch ich, mein edler Nimrod, war einſt ein „Schütz“, in Ungarns Gauen liegt das Ahnenſchloß meiner einſt wilden Jagden; und es haben mehr Liebesabenteuer zwiſchen meinem erſten Handel, den ich mit zweiſchuriger Wolle im Somogyer Comitate trieb, und meinem letzten Wochenkrebs ſtattgefunden, als man ſich von meiner breiten Naſe träumen läßt!

Es fällt kein Gelehrter vom Himmel, auch nicht in der Liebe, mein Freund! Die Liebe will gelernt ſein von der Pique auf! Ovid nannte die Liebe eine „**Kunſt**,“ Künſtler müſſen gebildet werden, müſſen viele Verſuche machen, müſſen viel verpfuſchen und verſtümpern, bis ſie eine Meiſterliebe hervorbringen.

Du erinnerſt Dich noch, wie ich in die „Ludlam“ eintrat, als „das Mädchen aus der Fremde;“ es ſind dreißig Jahre darüber vergangen und ſchon damals wußte ſich Dein Sarkasmus viel mit meinen Herzensangelegenheiten zu beſchäftigen, und wenn Du wirklich eine Geſchichte der „Ludlam“ ſchreibſt — was gewiß ſehr intereſſant wäre — ſo wirſt Du im „Archiv“ auf Erinnerungen ſtoßen, die meinen Lehrjahren keine Unehre machen.

Dir alſo vor Allem ſei ein kleines, halbkomiſches Abenteuer aus der Lehrbubenzeit meiner Liebesſchule erzählt, einer Schule, in welcher man am meiſten lernt, wenn man bei der Prüfung durchfällt und aus der man deſto klüger hervorgeht, je mehr man ochs't!

Alſo, Freund Caſtelli, nimm eine Deiner exotiſchen Doſen in die Hand, ſetze Dich auf Deine Chaise-longue, rüttle die Jugendjahre in Dir ein bischen auf und höre zu; kurz, ſei — Anacreon!

Möge der Leſer mir die Hand reichen und mit mir in einen Marktflecken gehen, der am Saume des Bakonyer Waldes liegt, anmuthig gelehnt an einen dichtbewälderten Berg, Csakaberg genannt. Dieſer Ort heißt Moor, iſt früher wegen ſeiner häufigen Erdbeben, — die drei Jahre hintereinander anhielten, täglich oft 12- bis 20mal ſich wiederholend, — und in der neuen Zeit durch die Moorer Schlacht bekannt geworden. Weniger haben ſich die Annalen der Zeit damit beſchäftigt, zu erzählen, daß der „Humoriſt" dort im Schatten des Bakonyer Waldes Knoppern ſammelte und ſeine erſten Verſuche zu Papier warf.

In Moor entſtanden meine erſten Gedichte, die als „poetiſche Erſtlinge" erſchienen und einem der Moorer Grundherrſchaften gewidmet waren, dem edlen, hochherzigen und liebenswürdigen Grafen Lamberg, demſelben, der auf der Ofner-Peſther Brücke unter den die Nation und die Zeit ſchändenden Streichen von verruchten Mördern fiel, und der als Rachegeiſt noch lange auf dieſem Flecke die wüthende Nemeſis heraufzubeſchwören vom Geſchicke der Völker und Menſchen beſtimmt zu ſein ſchien.

Ich will gut machen, was die Annalen der Zeit ſo gottlos vernachläſſigt haben und meinem künftigen Biographen einen kleinen Fingerzeig in mein Jugendleben geben.

Ich lebte in dem Hauſe meiner Stiefmutter, welche einen Salzverſchleiß hatte. Vor einigen Jahren hat ein hieſiger Künſtler das Haus, in dem ich lebte, in einem niedlichen Bilde auf der Kunſtausſtellung ausgeſtellt. Es war vortrefflich gemacht und ich glaube immer, der Maler war ein Satyriker, denn gerade vor dem Thore meines Hauſes brachte er einen Wagen mit zwei Ochſen an. In dem erſten Stockwerke dieſes Hauſes war ein Zimmer, welches ich mir in eine ganze Reihe von Zimmern eintheilte. Vermittelſt ſchwarzer Striche, die ich auf dem rothen Ziegelboden dieſes Zimmers zog, theilte ich es in ein Schlafzimmer, in ein Schreibzimmer, in ein Beſuchszimmer, in ein Speiſezimmer, in ein Bibliothekszimmer und in ein Vorzimmer. Ich bewohnte alſo nicht nur eine ganze Reihe von Zimmern, ſondern ich konnte ſogar nach Belieben jeden Augenblick in einem andern „Erdſtrich“ wohnen.

Das „Schlafzimmer“ allein fühlte ſeinen Beruf vollkommen aus; das „Schreibzimmer“ weniger, am allerwenigſten aber das „Speiſezimmer.“ Meine Stiefmutter, eine ſonſt würdige und kreuzbrave Frau, war eine „Natur-Homöopathin,“ ihr Syſtem war: das was den Hunger hergebracht hat, muß ihn auch heilen: nichts im Magen haben. „Fleiſch“ iſt Gift, macht Blut, Blut macht Wallung, Wallung führt zur Sünde, Sünde führt zum Faſten: alſo faſte man gleich bevor man Fleiſch ißt, ſo erſpart man den Umweg. Das war die „Lehre vom Fleiſch.“ Die „Lehre vom Geflügel“ hieß: Kälbernes, junge Hühner, Ganſerl u. ſ. w. iſt das „unreife Obſt“ unter dem Thierfleiſch und bläht mehr als es ſättigt; „der Menſch aber ſoll ſich nicht aufblähen.“ Die „Lehre von den Fiſchen“ lautete ſo: „Ein Fiſch lebt vom Waſſer, er wird im Magen wieder zu Waſſer, alſo trinke man gleich Waſſer.“ Die „Lehre von den Gemüſen“ lautete ſo: „Spargel iſt ein liederliches Eſſen! Das Dicke und Große wirft man weg! Da lernt man in der Jugend Alles wegwerfen!“ Bloß drei Großmächte aus dem Pflanzenreiche fanden Platz in unſerer Küchenapotheke: „Erdäpfel, die präſidirende Macht; „Salat“ und „Spinat“ die mitberathenden Mächte; „Fiſolen, Erbſen und Linſen“ waren die Mittelſtaaten. Die drei Mächte kamen aber nie zuſammen! Nie ſahen ſich „Erdäpfel,“ „Salat“ und „Spinat“ vereinigt; in dieſer Beziehung hieß es: divide et impera! Aber die Natur iſt reich an Erſatzmitteln, im Laufe der Menſchheit waltet ein weiſes Geſetz der aufrechthaltenden Naturgeſetze. So warf die weiſe Vorſehung zu meiner Schadloshaltung eine allopathiſche Köchin als paſſiven Widerſtand gegen die homöopathiſche Geſetzgebung in den Haushalt des Humoriſten, damit er ſeiner unſterblichen Beſtimmung nicht durch einen blos botaniſirenden Appetit entzogen werde.

Dieſe Köchin, welcher meine jetzigen Leſer einen großen Theil ihres Leſevergnügens verdanken, verdient von meinen Leſern gekannt zu ſein und ich muß ſie, ſo will es mein Dankgefühl, dem Publikum vorführen, wie ſie mir erſchien zur Zeit, als ich noch gar nichts war, nichts als — hungerig, und wie ſie in der Wüſte von Salat und Spinat mir Wachteln regnen ließ, und wenn auch keine Wachteln, doch Brathühner und Bratgänschen, die, nach Ausſage aller Hungerigen, auch nicht zu verachten ſind.

Dieſe Köchin hieß „Ziperl“ und war „eines Hirten niedere Tochter aus dem Flecken Martonváſár.“ Sie war nicht äſthetiſch gebildet, aber „mollet;“ ſie ſprach nicht franzöſiſch, aber wenn ſie ſich Samſtag Nachmittags unter den Fenſtern meines Sansſouci ſchlafen legte, ging ſelbſt der Rabbiner nicht vorüber, ohne zu denken: „Was der Himmel erſchaffen hat, ſoll der ſündige Menſch nicht verſchmähen.“

Ziperl war eine primitive Seele, ein Urweſen; ſie dachte nicht gerne viel, aber kochte deſto lieber mehr, ſie ſeufzte weniger, aber ſie umarmte deſto leſerlicher, ſie verſtand die Augenſprache nicht, aber wenn man noch ſo leiſe flüſterte: „Ziperl!“ erwiderte ſie: „Schreien ſe doch nit eſo gar! Ich bin jo nit tab!“

Es war im Monat Mai. Noch findet ſich in meinen geſammelten Schriften ein Gedicht: „Mondſcheinluſt,“ aus jenem Mai! Ich war bleich und ſeufzte und magerte ſichtlich ab. Und warum? Aus Liebe? Nein! Aus Ziperl-Liebe? O nein! Ein anderer Kummer nagte an meinem Herzen!

Mai! Mai! Wonnebringer! Blumenſpender! Jüngling mit den goldenen Locken! Mir brachteſt Du nur Weh und Herzleid! Wenn ich in Moor herumſchwärmte im Monat Mai, was ſah ich? Nichts als große Salatgärten, große Spinatfelder, unendliche Erdäpfeläcker! Und der Gedanke erwachte in mir: All' dieſer Salat wächst für Dich! Dieſes Weltmeer von Spinat ſoll durch Deinen elenden Leib gehen! — Ich ſah wie ein Somnambule in die Zukunft meiner Eingeweide, und ſah ſie ganz grün, hellgrün, paperlgrün!

Ich glaube, Schiller ſagt: „Der Menſch braucht wenig, und an Spinat reich iſt die Natur!“ Dieſe Spinat- und Salatfelder verbitterten mir die Spaziergänge am Tage, und ich ging blos Nachts im Mondſchein ſpazieren und ſchrieb das Gedicht: „Mondſcheinluſt!“ Im Mondſchein ſahen die Salatköpfe aus wie Rephühner und die Erdäpfelfelder wie kälbernes Ragout!

Ich wäre gewiß zu Grunde gegangen und läge am Saume des Bakonyer Waldes begraben mit der einfachen Inſchrift:

„Hier liegt er in der That;
Er lebte vom Salat,
Und ſtarb dann am Spinat!“

wenn nicht Ziperl, die primitive Ziperl, gewußt hätte poetiſche Blöße, Muſen-Magerkeit von Hungerblöße und Magen-Melancholie zu unterſcheiden. Eines Abends kam ſie in mein Zimmer, ſchritt über das „Vorzimmer“ in das „Speiſezimmer,“ drang bis in mein „Schreibzimmer“ und ſagte barſch: „Aber, junger Herr, Se verhungern ja!“ Da war's ausgeſprochen! O göttliche Einfalt heiliger Natur! Was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht, das gibt er dem Genius ein!

Ich ſah ſie lange an, lang und mit Anmerkungen und ſprach, indem ich die Hand auf ihr Haupt legte: „Ziperl, woher kommt Dir dieſe Wiſſenſchaft? und kannſt Du mir Fleiſch in meine Lage bringen?“ Ziperl aber antwortete: „Eine reine Magd vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden!“ und von dieſem Tage an empfing

Ziperl jeden Morgen von mir einen blanken Zwanziger, — o damals gab's noch blanke Ziperls und blanke Zwanziger — und brockte mir heimlich das „unreife Fleiſch," wie in der homöopathiſchen Küche junge Gänſe u. ſ. w. heißen.

Wenn ich dem Leſer nun auch betheuern wollte, daß zwiſchen Dichter und Ziperl nie andere Empfindungen hin- und hergingen als platoniſche, daß ihr Küchenfeuer mit dem Feuer der Veſta hätte wetteifern können, und daß Baucis, ihre letzte Gans ſchlachtend, nicht tugendhafter war als Ziperl, würde der Leſer, der den Poeten alles Ueble zumuthet, es doch nicht glauben. Ich ſage alſo darüber weiter nichts und komme zu meiner Erzählung wieder zurück.

Eines Morgens zog mich der erwachende Tag mit ſeiner lieblichen Friſche, mit ſeinem jungfräulichen, würzigen Athem, auf meinen gewöhnlichen Spaziergängen in den ſonnigen Säumen des Bakonyer Waldes, etwas tiefer in den dichten Wald hinein, auf dem Wege nach Kis-bér zu. Die vielen Wege, die ſich im Sande nach der Willkür und Laune der Wald- und Holzbauern da kreuzten, verloren ſich nach und nach in weitern Ausmündungen. Meinen Gedanken nachhängend, in der erquicklichen Kühle der Waldesfriſche, wanderte ich immer weiter auf ſchmalen Fußpfaden, die hie und da ein Reiſigſammler betreten haben mochte, und nun, als ſich der Pfad ganz verlor und ich im dichten Walde faſt nicht mehr weiter vordringen konnte, erwachte ich aus meinen Träumereien! Ich blickte um mich her und fand, daß ich jede beſtimmte Richtung verloren hatte. Die Gegend des Waldes war mir ganz fremd, kaum wußte ich, von welcher Seite ich herkam, noch weniger wohin ich mich zu wenden habe, um aus dem Walde herauszukommen. Es war aber dazumal kein Spaß, in dem berüchtigten, endloſen, ſchauerlichen Bakonyer Walde ſich zu verirren. Nach meiner Uhr konnte ich mich ungefähr anderthalb Stunden weit von Moor entfernt haben; ich ſchlug, das wußte ich, den Weg in die Gegend nach Kis-bér ein; konnte aber ebenſogut, da ich einmal vom Wege abkam, rechts oder links Tage lang wandern, wieder auf denſelben Platz zurückkehren und keinen Ausweg finden. Dabei fielen mir alle ſchauerlichen Begebenheiten ein, zu deren Wiege und Sarg man die grauenhaften Schatten und die ſchauerliche Stille dieſes Walddunkels machte, und ich geſtand mir, nicht in der angenehmſten Spaziergängerlage zu ſein.

Es wurde mir klar, ich mußte ſuchen, nach einer beſtimmten Richtung fortzuwandern; und obwohl die Begegnung irgend eines Czikós oder Kanas in dieſen Räumen nicht zu den reizendſten Stelldichein gehörte, ſo hoffte ich doch einen dergleichen Obmann der Pferde- und Schweinhorden zu finden, im beruhigenden Bewußtſein, nichts in der Taſche zu haben als einen Band von Rouſſeau, ein Taſchenmeſſer und ein Sacktuch.

Mein erſter Gedanke war, eine Anhöhe zu gewinnen, um die Gegend zu überblicken, — der Gedanke war da, aber keine Anhöhe. Die ganze Strecke des Waldes von Moor bis Raab und Wesprim u. ſ. w. iſt nichts als eine Fläche. Ich wanderte alſo dem Gange der Sonne nach. So wanderte ich wieder zwei Stunden durch Geſtrüppe und Geſchlinge, zwiſchen den tauſendjährigen Baumſäulen mit ihren grünen Dächern.

Endlich fiel mir ein, einen dieſer vielarmigen Rieſen zu beſteigen, um vielleicht von ſeinem Wipfel aus etwas zu erblicken, wornach ich mich orientiren könnte.

Dazumal, verehrter Leſer, war der Humoriſt von jener Taille, die zu einem „Baumkraxler“ wie geſchaffen iſt. Er kletterte auf einem Baume ſo flink herauf und herab, wie jetzt eine Demiſſion eingegeben und angenommen wird. Der „Humoriſt“ hatte ſo wenig Fleiſch wie ein Faſtentiſch und war ſo elaſtiſch wie ein Preßgeſetz.

Ich ſchwang mich in die Höhe, und das nicht durch Kriechen, ſondern durch mühſames Emporſtreben; von Zweig zu Zweig kam ich bis in den Wipfel des hohen Baumes.

Aber es war nichts zu ſehen als Himmel und Waldung; ein Meer von Baumgipfeln wogte unter mir, bis an den fernſten Horizont. Schon wollte ich troſtlos herabſteigen, als ich ungefähr eine Viertelſtunde weit über den Bäumen kleine blaue, dünne Rauchwölkchen aufſteigen ſah, die wie Nebelflocken ſich leiſe in die Höhe wirbelten, und unbezweifelt aus einer der Baumgruppen ſich entwickelten. Wo Rauch iſt, ſagte ich mir ganz erfreut, iſt auch Feuer, und wo Feuer angemacht wird, ſind Menſchen, und ſollten dieſe Menſchen auch Räuber ſein, ſie ſind doch nicht ſo furchtbar, als die Ausſicht auf tagelange Herumirrung im Bakonyer Wald mit der Endausſicht auf Hungertod.

Ich ſtieg herab, nachdem ich die Richtung herum merkte, und wand mich mühſam, behutſam und faſt kriechend von Baum zu Baum. Da ſchien der Wald etwas heller zu werden und ich urtheilte ganz richtig, daß ich einer ſogenannten „Waldlichtung“ nahe ſei. Ich drückte mich, von dicken Baumſtämmen geborgen, immer weiter vor, und ſah endlich durch das dünner werdende Dickicht auf die Lichtung hin, die in dieſem Augenblicke einen ſonderbaren Anblick darbot.

Die Waldlichtung, eine kleine Fläche mit grünem Raſen bedeckt, war von einer kleinen Sandgrube unterbrochen, die aber auch von einzeln hervorſpringenden Baumſtumpfen durchſchnitten war. Auf dem niedrigen Gebüſch am Rande der Sandgrube und des Waldes waren Linnenſtücke, Hemden, Tücher, u. ſ. w. zum Trocknen ausgebreitet, und um ein praſſelndes Feuer in der Mitte zeigte ſich eine Gruppe jenes braunen, räthſelhaften Nomadenvolkes, das wie eine lebende Tradition durch die Welt geht, und deſſen Exiſtenz und Geſchichte nicht zu den kleinſten Wundern gehört, welche eine höhere Weltordnung unzerſtörbar durch die Wandlung der Stände, Völker und Nationen gehen läßt.

Es war eine oder zwei Zigeunerfamilien, die hier Wanderruhe hielten. Zwei Männer in dunklen Wämmſen, mit bunten Halstüchern, trugen am dunkelgebräunten Antlitze die Spuren ſowohl von Wind und Wetter, als auch von den harten Wanderungen durch Drangſal, Bitterkeit und Verfolgung. Mahagony-Züge lagen dunkel auf dieſen Geſichtern, und in den Furchen der harten Stirn ſtanden die Anklagen eines ewigen Leids gegen die Unerbittlichkeit des verfolgenden Geſchicks. Drei bis vier alte Weiber, mit bunten Tüchern um den Kopf, runzlich, gelb und mit dem Ausdrucke verwilderter Weiblichkeit, lagen im Sande und beſchäftigten ſich mit Ausbeſſern alter Kleidungsſtücke, während zwei Kinder ſich im Graſe balgten, auf deren braungefärbten Wangen doch die Roſen der Geſundheit blühten.

Als ich aus dem Dickicht hervortrat, waren es die Kinder, die mich zuerſt ſahen und mir entgegenſprangen. Sogleich war Alles in dem kleinen Lager in Bewegung. Männer und Frauen umringten mich und der Eine fragte barſch: wer ich ſei, woher ich komme und was ich ſuche.

Ein Narr kann mehr fragen, als zehn Weiſe beantworten können, aber ein Zigeuner, und dazu im Bakonyer Walde, kann gewiß mehr fragen, als zehn Poeten beantworten können.

Ich war aber vorbereitet und erwiderte: ich wäre aus Moor und wir wären hier im Walde unſerer Dreißig, die von der Herrſchaft ausgeſchickt worden ſind, den Wald zu durchſtreichen, um zu ſehen, welche Knoppern-Ausbeute die Bäume verſprechen, da Raaber Kaufleute den Wald darauf pachten wollten. Wir haben auch, — fuhr ich fort — herrſchaftliche Haiduken bei uns; ich habe mich in dieſe Gegend gewendet, und da ich hier Feuerſchein ſah, kam ich hieher und bitte, mir die Pfeife anzünden zu können.

Nach dieſer Rede, die an Diplomatie und Klarheit ſelbſt im Achtundvierzigerjahre ihr Glück gemacht hätte, zog ich in angemeſſener Ruhe meine Pfeife aus dem Sack, und indem ich ſie geſtopft hatte, reichte ich dem Zigeuner ruhig den Koſtik hin und ſagte: Tessék (beliebt's?) Darauf ſchritt ich auf das Feuer zu, und ſagte zu einer der Sibyllen, indem ich mit den Fingern in der Weſtentaſche zu ſuchen begann: „Wenn ich einen Zwanziger bei mir habe, ſo will ich mir, weil's ſich g'rade ſo trifft, auch wahrſagen laſſen.“ Dabei ließ ich die zwei Männer nicht aus den Augen, die ihre Pfeifen ſtopften und mit einander ihr Kauderwelſch ſprachen. Die Debatte ſchien zu meinen Gunſten auszufallen. Der Eine trat heran und ſagte: „Wenn Du Dir wahrſagen laſſen willſt, ſo ſoll Dir Zinka wahrſagen.“ Darauf pfiff er auf ſeine Weiſe und aus der andern Seite des Waldes kam einigen Minuten aus dem Gehölz ein junges Mädchen gerannt, flüchtig wie ein Reh, daß ſich die Grasſpitzen kaum unter ihrem Tritte beugten, und fragte, was es gäbe. Es war Zinka, die Preciosa dieſer kleinen Zigeunerhorde. Ihre Geſtalt zeigte ein Ideal des ſchönen Völkerſtammes, welcher in Bau, Wuchs und Gliedmaßen das Ebenmaß der Vollendung an ſich trägt und dem ſelbſt eine vieltauſendjährige Flucht und Hetze das Gepräge ſeines urſprünglichen Geſtaltadels nicht ganz verwiſchen konnte. In langen Flechten fiel ein rabenſchwarzes Haar über Schultern und Buſen herab, die trotzig auf ihre naturgeſetzliche Berechtigung und Vollendung ihrer Fülle in das darauffallende Licht zurückwarfen. Zwei Augen glänzten wie zwei vom dunkeln Lichte durchtränkte Edelſteine aus dieſem nachtgebräunten Antlitz, und zwei feingeſchnittene, ſinnvolle Purpurlippen öffneten ſich wie triumphirend, um zwei Reihen Zähne ſehen zu laſſen, die den unzerſtörbaren Penſionsfond dieſer Stammesſchönheit bilden.

„Zinka,“ ſagte der Zigeuner, „der Herr iſt aus Moor, wohin wir gehen, und will ſich wahrſagen laſſen. Thu' das.“ — Zinka ſah mich mit hellen Augen an, wie eine Gazelle, ließ ſich meine Hand reichen, auf die ich einen Zwanziger legte. Während ſie die Linien meiner Hand erforſchte und mir in dem gewöhnlichen Zigeuner-Orakel prophezeihte, hatte ich nun mehr und mehr Gelegenheit, den beſonderen Reiz dieſes wilden Geſchöpfes zu bewundern, und ſo zu ſagen mich in ihn zu vernarren. Als ſie zu Ende war, zog ich meine Börſe heraus, die gerade nicht an Ueberladung litt, und ſchüttelte den ganzen Inhalt in die Hand Zinka's, indem ich ihr lächelnd ſagte, ich hoffte, ſie würde mir dafür ein Stück Brod geben, da ſchon Mittag iſt, und mir dann dem Weg zurück nach Moor zeigen. Das Manöver des Geldausleerens war von meiner Seite nicht ganz unberechnet, und überzeugte die Zigeuner, daß ich nichts mehr beſaß. Zinka ſah fragend auf den Zigeuner; dieſer nahm mir die Börſe aus der Hand, während der Andere ganz behaglich allen Tabak aus meinem Koſtuk in den ſeinigen leerte und ſagte: „So geh', Zinka, und zeig' dem Herrn den nächſten Weg!“

Froh ſo daraus zu kommen, überglücklich in dem Gedanken an die Ariadne, die mich aus dieſem Labyrinthe bringen ſollte, ſchenkte ich meinen Koſtuk noch dem andern Zigeuner, und einem der ſchwarzen Bälge mein Taſchenmeſſer.

Zinka ſagte: „ſo komm'!“ — Ich habe ſeitdem von den erſten und reizendſten Künſtlerinnen wohl einige hundert Male die Worte gehört: „komm' her!“ aber ſo lieblich, wie jenes „ſo komm'!“ der Zigeunerin Zinka klang mir noch keines.

Zinka ging bald vor, bald neben mir, wie es die Waldwildniß zuließ, und ich hatte Gelegenheit, die Symmetrie, die Elaſticität dieſes reizenden Körpers in allen Biegungen und Wendungen zu bewundern, indem ſie zugleich im Geſpräche alle liebliche Wildheit ihrer Natur und alle ſchwankenden Moralgeſetze ihres Stammes und ihres Geſetzes entwickelte. Ich ſah wie Goethes Mahöda: „Zwiſchen tiefem Verderben ein menſchliches Herz.“ Doch ich will kurz ſein; ich nahm beim Abſchied mein buntſeidenes Halstuch ab, ſchlang es ihr um's Haupt, und ſie verſprach mir, wenn ſie nach Cſóka kommen, eine Viertelſtunde von Moor, wo ſie längere Zeit zu bleiben gedenken, ſo würde ſie mich gleich aufſuchen.

Und ſo kam es auch. Die kleine Horde kam nach Cſóka, blieb Monate lang da, und ich beſuchte dieſe fromme Gemeinde zuweilen in den Stunden der Buße und menſchlichen Kaſteiung.

Um dieſe Zeit begab ſich in meinem Hauſe ein kleiner Umſtand, der aber dies ſchwere Abenteuer, welches ich zu erzählen im Begriffe bin, hervorrief.

Meine Stiefmutter trieb neben dem Salzhandel noch ein Weingeſchäft. Sie hatte ein paar hundert Eimer Wein liegen in verſchiedenen Gebünden. Der Keller lag am Ende des Ortes, nahe an dem Weingarten, und meine Stiefmutter begab ſich alle vierzehn Tage in der Nacht dahin, um die Weine zu reinigen, zu putzen, nachzufüllen, u. ſ. w. In dieſem Geſchäfte begleitete ſie Ziperl mit einer großen Laterne.

Nun begab es ſich, daß meine Stiefmutter von einem ſolchen Unwohlſein ergriffen wurde, daß ſie nicht ausgehen konnte, und eines Abends beauftragte ſie mich, an ihrer Stelle die Weine zu putzen, zu füllen, u. ſ. w. da ſie ſonſt zu Grunde gehen.

Ich wendete zwar ein, daß ich ein Ignorant bin, daß ich von dieſen vinocolen Angelegenheiten gar nichts verſtehe, allein ſie antwortete: „Du haſt einen guten Kopf, Du kannſt Alles!“ Ich wurde alſo feierlichſt mit dem Kellerſchlüſſel belehnt: Weinbürſte, ein Beil, Leinwand, Schwamm wurde mit ex officio anvertraut, und als die ſilberne Sichel des Mondes durch die goldenen Aehren der Sterne ging, wanderte in den dunklen Straßen Moors ein langer Mann, in einen Mantel gehüllt, in ſeiner Hand blitzte ein Mordgewehr, ein Beil, und vor ihm ſchritt wie die Feuerſäule der Israeliten eine „Ziperl“ mit einer großmächtigen Laterne!

Wer wandelt ſo ſpät durch die Straßen von Moor?
Es iſt ein Poet und Ziperl zuvor!

Wir kamen glücklich in dem Keller an. Wir waren unſerer Drei, ich und Ziperl und der Genius, der die Unſchuld beſchützt. Ich wußte aber, daß der Genius gerne ein Glas Wein trinkt, beſonders wenn man den Genius einmal im Keller hat.

Ich muß dem Leſer bei dieſer Gelegenheit ſagen, daß ich den Wein nach allen Kennerregeln putzte: zum Beweis, weiß ich es noch. Ich nahm das Beil und ſchlug oben den Zapfen vom Spundloch auf, dann ſteckte ich den Zeigefinger hinein, um nachzuſehen, wie viel nachgefüllt werden muß. Dann füllte ich das Faß mit jungem Wein nach, bis am Rande, blies die „kamichte“ Decke ab, fuhr mit der Bürſte in's Faß, rieb an die Seitenwände, füllte wieder nach, blies ab u. ſ. w. Zuweilen klopft man mit dem Knie an die vordere flache Faßſeite, dadurch geht alles „Kamichte“ in die Höhe, da füllt man wieder nach, bläſt wieder ab, und das ſo lange, bis der Wein im Faß und das Gewiſſen in uns rein iſt; dann wäſcht man den Zapfen ab, trocknet ihm, ſchlägt ein reines weißes Läppchen herum und keilt das Faß zu; iſt das geſchehen, dann iſt's ein fait accompli, und man hat ſeinen Platz ausgefüllt.

Als wir zu Ende waren, verließen wir den Keller; beim Ausgang bemerkten wir, daß wir jetzt nur Zwei ſind, und daß der Genius der Unſchuld nicht mit uns zurückgegangen iſt. Ziperl wollte haben, wir ſollten nochmal zurückkehren, um zu ſehen, wo der Genius geblieben iſt, allein ich ſagte: „Ziperl, laß den Genius gehen, er verträgt nicht viel, wenn er den Rauſch ausgeſchlafen haben wird, wird er wieder kommen!“

Als wir nach Hauſe kamen und ich als Berichterſtatter meinen Vortrag geendet hatte, war meine Stiefmutter ganz vergnügt, und in einer Laune von Großmuth zog ſie ein Stück geblümten Kattun aus dem Schranke und ſagte: „Dafür haſt Du da auf einen neuen Schlafrock!“

Ein neuer Schlafrock war in Moor eine Begebenheit und im Hauſe meiner Stiefmutter ein Ereigniß.

Aber dieſer Schlafrock war ein Schickſal! dieſer Schlafrock war ein kattunenes Drama, eine Kataſtrophe in Baumwolle! In dieſen Schlafrock hüllte ſich nicht mein Ich, ſondern eine Nemeſis, ein Strafgericht, eine furchtbare Enthüllung!

Die hiſtoriſche Wichtigkeit, welche der Kattun-Schlafrockſtoff in dieſer Erzählung hat, entſchuldigt es, wenn wir ihn einer genaueren Beſchreibung unterziehen.

Dieſer Schlafrockſtoff wurde mir mit den Worten dargereicht: „Das iſt ein Kattun! Wer's nicht weiß, glaubt, es iſt pure Seide!“ Ich nahm ihn mit jenem Ausdrucke von Dank an, von dem Jeder, der's nicht weiß, glaubt er wäre aufrichtig.

Dieſer Seidenſtoff für Unwiſſende, für die Eingeweihten aber „purer Kattun“, war von breiterer Verfaſſung, die aber ſeit Jahren mehrere Reviſionen erlebt hat, ſo daß die Paragraphe, d. h. die Bug-Lagen, verſchiedene Abſchabungen und Abſtoßungen erlitten hatten; durch jenen Zahn, den ſelbſt Dr. Pfeffermann ſeiner Beſitzerin nicht ohne Schmerzen herauszieht, durch den Zahn der Zeit hatte die Verfaſſung dieſes Stoffes eine ſolche Mürbheit erhalten, daß man ſie auseinanderblaſen konnte. Die Farbe dieſes ſeidenen Kattunſtoffes war ein freches Grün mit ultragelben Punctirungen. Einige ſechzig Frühlinge hatten dieſem Ultragelb einen Anflug von Mehlſackgrau gegeben, ſo daß das Ganze für den, der's nicht wußte, blos die Bauchhaut einer Blindſchleiche dargeſtellt hätte. Wenn ſich meine glühende Phantaſie mein Ich in dieſem Schlafrock vorſtellte, ſo glaubte ſie ein Thier aus der Apokalypſe vor ſich zu haben, ein Kanarienvogelkopf auf dem Rumpfe eines proviſoriſchen Laubfroſches.

Da ich dieſes Geſchenk meiner Kellerwanderung zu verdanken hatte, ich dieſe aber nicht allein, ſondern in Begleitung Ziperls und des Genius der Unſchuld unternahm, ſo war ich ernſt entſchloſſen, den Stoff an Ziperl abzutreten; allein das wäre eine empfindliche Rohheit vis-à-vis der Geſchenkgeberin geweſen. Dann dachte ich daran, dieſen Kattun dem Genius der Unſchuld auf einen Schlafrock zu ſchenken. Endlich aber entſchied ich mich dafür, dieſen Stoff meiner reizenden Zigeunerin zu geben. Vom Entſchluß zur That war nur ein Schritt, d. h. ungefähr ein paar tauſend Schritte, bis zum ambulanten Zigeunerdörfchen, welches die Zigeuner nahe bei Csáka aufgeſchlagen hatten. Um die gewöhnliche Stunde, wenn die eherne Zunge der Stunde achtmal an die metallene Lippe der Zeit ſchlägt, wanderte ich hinaus, unter den Buchen, unter den Linden ſie zu ſuchen, ſie zu finden. Zinka, welche die Stunde wußte, wenn das blonde Kind des beflügelten Gottes zu dem braunen Kinde der liebegünſtigen Haide ſchleicht, erwartete mich, ich flog ihr entzückt entgegen.

„Zinka, hier haſt Du ein Geſchenk! Pure Seide, und wer's nicht weiß, hält's für puren Sammt!" — ich wickelte den Kattun um ihren ſchlanken Körper und rief den am Abhange weidenden Ochſen und Kühen zu: „Honni soit qui mal y pense!"

Nach der Wonne, einen kattunen Schlafrock geſchenkt zu bekommen, kommt gleich die Wonne, ihn wieder an eine Zigeunerin geſchenkt zu haben. Ich verließ bald darauf Zinka, ohne ihr, wie Ritter Delorges, zugerufen zu haben: „Den Dank, Dame, begehr' ich nicht."

So verſtrichen einige Tage in ſtiller Ruhe, Ordnung und Sicherheit. Kein Wölkchen trübte den heitern Horizont unſerer patriarchaliſchen Hütte; Erdäpfel, Spinat und Salat wechſelten in ihrer regelmäßigen Bahn ab, Ziperl griff manchal mit einem Stück Kalbfleiſch oder Huhn dem Rädergange des Schickſals in die Speichen und nichts ließ mir das Ungewitter ahnen, welches ſich über meinem Haupte zuſammenzog!

Vor einigen Jahren hatte eine Frau Rentmeiſterin in Moor den berühmten Kattun, den Unwiſſende für pure Seide hielten, bei meiner Stiefmutter geſehen, und, wie ſich von ſelbſt verſteht, bewundert.

Dieſer unglückſeligen Rentmeiſterin kömmt plötzlich zur unglückſeligen Stunde der unglückſelige Gedanke, ihrem Herrn Rentmeiſter zum Geburtstage einen Schlafrock zu ſchenken, und in ihrem Gedächtniſſe lebt jenes freche Grün des bewußten Kattuns als ein Ideal alles Reizenden, und ſie kömmt, um den Stoff zu bitten, um in Stuhlweißenburg einen ähnlichen kaufen zu laſſen. Meine Stiefmutter, nicht wenig in ihrem Kattun geſchmeichelt, ſagt: „Ich hab' ihn meinem Moriz auf'n Schlafrock geſchenkt! Ich werd' ihn gleich holen laſſen."

„Mein Moriz" wird geholt, „mein Moriz" erſcheint; „mein Moriz" kommt und hört und glaubt, der Schlag rührt ihn. Er ſoll den kattunenen Schlafrock oder den Kattun ſehen laſſen, die geiſtreiche Frau Rentmeiſterin will juſtament einen ganz ähnlichen grünen Kattun mit gelben Puncten!

Don Carlos ſtand vor ſeiner Schwiegermutter und vor dem Groß-Inquiſitor mit keinem ſolchen Schafsgeſicht da, wie ich vor meiner Stiefmutter und der geſtrengen Frau Rentmeiſterin!

Mein erſter Gedanke war, die Frau Rentmeiſterin zu erdroſſeln, meine Stiefmutter in den Keller zu ſperren, zwei Gulden aus ihrer Caſſe zu nehmen und mit Zinka nach Amerika zu entfliehen. Die Frau Rentmeiſterin hatte aber einen ſolchen Blähhals, daß ſie mir unerdroſſelbar vorkam, und ich mußte dieſen glücklichen Plan aufgeben. Mein zweiter Gedanke war, geſchwind zu Zinka zu laufen und ihn auf einen Augenblick zurückzuverlangen; allein mir fiel ein, daß ſie mir erſt geſtern ſagte, ſie hätte aus dem Kattun ſich ſchon einen Faltenrock für den Kirchengang zum nächſten Sonntag gemacht!

Ich ſtand da wie ein Schullehrer, der zum erſten Male Schnee ſchaufeln ſoll. Ich ſagte endlich: „Ich will ihn ſogleich holen!“ ging in mein Zimmer und kam mit der Nothlüge zurück: „Ich kann den Stoff nicht finden!“

„Den Seidenſtoff hat man geſtohlen!“ ſchrie meine Stiefmutter, und ſo mußte Juno ausgeſehen haben, als ſie den Merkur einen „Rinderdieb“ nannte. „Geſtohlen! Geſtohlen!“ Ich zuckte die Achſel. Zweimal vierundzwanzig Stunden wurde das ganze Haus in Unterſuchungsſtand geſetzt. Ziperl wurde inquirirt. Ganz Moor wurde in Ausnahmszuſtand erklärt, und meine Stiefmutter ſchwur, ein Beiſpiel ſondergleichen zu geben — vorausgeſetzt, daß ſie den Dieb erſt habe.

Ich zog mich in mich ſelbſt zurück und überließ leichtſinniger Weiſe die Sache ihrem Lauf in der Ueberzeugung, daß ſie ohne Folgen ſein würde.

Aber anders hatten es die Götter, die unerbittlichen, beſchloſſen!

Am Sonntag war eine Art Kirchenparade in Moor. Der Bruder meiner Mutter wohnte der Kirche gerade vis-à-vis und die Fenſter ſeiner Wohnung gingen auf die Kirche, welche auf einer kleinen Anhöhe vor dem Hauſe lag.

Ganz Moor, mit Ausnahme meiner Wenigkeit, ſtrömte zu dieſem außerordentlichen Spectakel, und auch meine Frau Stiefmutter verfügte ſich an ein Fenſter in dieſem Hauſe auf dem Moorer Kohlmarkt, um das Schauſpiel zu genießen.

Nach und nach kam die Moorer Bevölkerung, Honoratioren, Notabilitäten, Militär, Volk, aus allen Richtungen.

Auch das reizende Zigeunerkind Zinka, ſtrahlend in dem Geſchenk der Zärtlichkeit, in dem grünen Ueberrock aus Kattun, den Unwiſſende für Seidenſtoff hielten, näherte ſich unbefangen, um die Kirche zu beſuchen. Unglückſeliger Weiſe fiel das Auge meiner Stiefmutter auf ſie, ſie erkannte den Kattun; es konnte kein anderer ſein, einen ähnlichen brachte die Schöpfung nicht noch einmal hervor! Sie fuhr vom Fenſter weg: „Nun hab' ich den Dieb!“ Augenblicklich requirirte ſie die heilige Gerechtigkeit in Geſtalt eines Kis biró und Haiduken, und indem ſie „die Zigeunerin in dem grünen Kattun-Kittel“ als eine Diebin bezeichnete, wurde dieſe bei ihrem Herausgehen aus der Kirche von den Handhabern der blinden Göttin angefaßt und ſogleich vor die Moorer Aſſiſen geſtellt!

Dieſer Auftritt konnte nicht ohne Aufſehen geſchehen; es verſammelte ſich ein hochanſehnliches Publikümchen um ſämmtliche Mitglieder dieſes Zigeuner-Dramas. Zinka wurde mit ihrer Gefährtin in die Gerichtsſtube abgeführt, der Richter wurde gerufen, Haiduken mit, meine Stiefmutter folgte mit dem reſpectvollen Gefolge von Neugierigen aller Claſſen.

In der Gerichtsſtube eröffnete ſich das öffentliche und mündliche Verfahren, welches der Kis biró, als Staatsanwalt, mit der üblichen Formel: „Na ebbata kutya, etc.“ eröffnete, indem er Zinka fragte, wie und wann ſie dieſen Kattun geſtohlen habe. Zinka, mit jener Ruhe, welche das Bewußtſein der Unſchuld verleiht, lächelte und ſagte unbefangen: „Der Sohn der Salzgewölbfrau hat mir den Kattun geſchenkt!“ —

Entſetzen! — Stillſtand des Verſtandes ſämmtlicher Magiſtratsperſonen. — Gewaltige Maulaufſperrung des reſpectablen Auditoriums! —

Nur meine Stiefmutter, außer aller Atmoſphäre geſetzt durch den Anblick des corpus delicti, vulgo: grüner Kattun, nicht berechnend die Wechſelfälle des menſchlichen Lebens und die Verirrung ſterblicher Schlafröcke, blieb unerſchüttert und rief: „Wie, du freche Zigeunerin, wagſt, meinen tugendhaften Sohn öffentlich als Mitverbrecher anzugeben?“ Aber Zinka blieb dabei feſt und verlangte, man ſollte mich rufen laſſen. Die etwas verblüffte Jury beſann ſich, aber meine Stiefmutter ſelbſt ſagte: „ja, man ſolle ihren tugendhaften Sohn nur holen!“

Dieſer tugendhafte Sohn ſaß indeſſen zu Hauſe und ſah mit Erſtaunen, daß die Mittagsſtunde vorüber iſt, die Stunde, in welcher er beſtimmt war, Salat und Spinat zu Ehren des Vegetabilitäten-Schöpfers zu verzehren, und in dieſer Erwartung durchſchritt er mit acht Schritten ſein Schlaf-, Schreib-, Speiſe- und Bibliothekzimmer, als auf einmal die Moorer Hermandad eintrat mit dem Bedeuten, meine Stiefmutter läßt mir ſagen, ich möchte ſogleich zum Kis biró kommen. Ich hatte nicht die blaſſe Ahnung von dem, was mir da entgegentreten ſollte, und folgte mit dem feſten Tritte eines Gerechten dem Diener der Moorer Executive.

Allein wer ſchildert meine Ueberraſchung, als ich in dem vollen Gerichtsſaale Zinka in dem grünen Kattunrock wie eine aufblühende Salatſtaude ſtehen ſah, und „rings am hohen Balcone die Damen im ſchönen Kranz!“

Augenblicklich wurde mir Alles klar; mit dem Tact und Scharfblick eines Napoleon überſah ich das Schlachtfeld, alle Poſitionen, die Stellung der feindlichen Armeen, Päſſe und Wege zum Rückzug, und der Plan des Feldzuges war augenblicklich gefaßt.

Meine Stiefmutter ſchrie mir gleich beim Eintritt entgegen: „Da ſtell' Dir die Niederträchtigkeit vor, dieſe u. ſ. w. hat den Kattun geſtohlen und ſagt, Du haſt ihn ihr geſchenkt!“ — Zinka ſagte ganz ruhig: „So rede und ſag', haſt Du mir den Kattun nicht geſchenkt?“ und auch die Juſtitia ſelbſt mit Schnurrbart und Cſakan fragte mich: „Na, Ebbata, haben Sie Kattun geſchenkt?“

Ich trat vor, legte die Hand feierlich auf Zinka's Haupt und ſagte hohl und dumpf: „Ich habe ihr den Kattun geſchenkt!“ Ein Schrei der allgemeinen Ueberraſchung, dann lebloſe Stille und Erwartung. — Meine Stiefmutter ſchritt auf ihren tugendhaften Sohn zu und fragte: „Aber ſag' mir nur, wofür haſt Du ihr den Kattun geſchenkt?“ Ich antwortete mit dumpfer Stimme: „Und haben Sie gar keine Ahnung, wofür ich ihr den Kattun geſchenkt haben könnte?“ — Meine Stiefmutter erwiderte: „Nein, ich kann mir gar nicht denken, warum Du einer fremden Perſon, die Dich gar nichts angeht, dieſen prachtvollen Kattun ſchenken ſollſt!“ — Ich ſchritt ernſt und pathetiſch auf den Richter zu und fragte: „Was denken Sie?“ Er antwortete: „Ebbata, was ſoll ich denken; bin ich Richter, denk' ich gar nix, et cætera!“ Ich hob meine Augen gen Himmel, ſchritt auf meine Stiefmutter zu und fragte mit unheimlicher Weiſe: „Sind Sie abergläubiſch?“ — Sie trat einen Schritt zurück: „Warum fragſt Du?“ — Ich frage noch einmal: „Glauben Sie an Prophezeiungen?“ — Sie war erſchüttert, das verehrte Publikum war in ſichtbarer Spannung, ich trat vor wie ein Inſpirirter, faßte Zinka bei der Hand und begann mit Klarheit:

„Dieſes reizende Kind iſt Zeuge, daß ich einſt im Bakonyer Walde mich verging, das will ſagen, mich verirrte. Dieſes Mädchen, ohne welches ich vielleicht hilflos verſchmachtet wäre, brachte mich auf dem kürzeſten Wege wieder auf den rechten Weg zurück. Ich ließ mir von ihr wahrſagen; ſie ſah die Linien meiner Hand lange und aufmerkſam an und ſagte dann: „Ein Ding, das lange, lange verborgen lag, kommt durch ein Werk der Finſterniß und durch Dich an's Tageslicht; wenn Du dieſes Ding erhältſt und es nicht verſchenkſt, ohne daß die Perſon, die es Dir gab, etwas davon erfährt, ſo wird binnen jetzt und Weihnachten dieſe Perſon ein tiefes Leid und einen herben Verluſt erleiden.“

„Als dieſes liebe Kind ſo geſprochen, verließ ſie mich; und ſinnend und grübelnd über den dunklen Sinn dieſer Prophezeiung kam ich nach Hauſe; da forderte mich meine Stiefmutter auf, da ſie unwohl iſt, in der Nacht den Wein zu putzen. Das war alſo ſchon „das Werk der Finſterniß,“ von welchem die Wahrſagerin ſprach. Des andern Tags holte meine Stiefmutter den Kattun, der jahrelang im Schranke lag, um ihn mir zu ſchenken; da war alſo auch „das Ding, das jahrelang verborgen lag,“ welches durch das „Werk der Finſterniß“ an's Tagelicht kam. Mich ergriff nun ein Grauen, die Ahnung von dem Eintreffen auch des andern Theiles der Prophezeiung überkam mich, mich beunruhigte es, das Heil meiner Stiefmutter bewog mich alſo, „das Ding zu verſchenken,“ ohne „daß die Perſon, die es mir gab, etwas davon erfahre;“ ſo wollte die Prophezeiung. Ich konnte es alſo in Moor ſelbſt keiner Perſon ſchenken, und ich ſchenkte es dieſer unſchuldigen Sibylle, von welcher ich nicht wiſſen konnte, daß das Ding ſo kommen ſollte! Es iſt anders gekommen! Ich fürchte die dunkle Fügung der unheimlichen Himmelsmächte! Sie haben ſelbſt das Orakel herausgefordert! Mögen die gerechten Götter Alles zum Guten lenken und möge die Vorſehung, die oft auf die Erfüllung ihrer Orakel beſteht, es Ihnen verzeihen, daß Sie ſie herausgefordert haben, indem Sie ein unſchuldiges Kind der Natur und einen tugendhaften Sohn vor den Augen eines ſo ehrenvollen und geiſtreichen Publikums einen Augenblick lang unreinen Gedanken ausſetzen konnten. Gott im Himmel kann vergeben wie ich! Ich entfernte mich mit Ruhe, Bewußtſein, Wehmuth und Zinka! — Darauf verneigte ich mich tief und ehrerbietig nach allen Seiten, ergriff Zinka bei der Hand und ſchwenkte mit ihr wie ein ſiegender Gott durch die erſtaunte Moorer Bevölkerung.

Zinka ſagte, ihre Horde gehe morgen fort; ich nahm Abſchied und beſchloß auch zugleich, zu meinem Bruder nach Lovasbereny zu gehen.

Ich eilte nach Hauſe, packte meine Wäſche und Kleider in einen Mantelſack, ſteckte ihn in die rechte

Rocktaſche und meinen Rouſſeau in die linke und verließ Moor. Ich nahm von Ziperl Abſchied und ſagte ihr: „Ich danke Dir für Alles, was Du mir heimlich Gutes an Rindfleiſch und Kalbfleiſch gegeben; möge es Dir der Himmel an Mann und Kindern wieder vergelten!“ ſegnete ſie und ging per pedes apostolorum zu meinem Bruder.

Meine Stiefmutter kam nach Hauſe, erwartete mich lange und fragte endlich wie Königin Eliſabeth: „Wo iſt Lord Leiceſter?“ — Ziperl antwortete ſtill weinend: „Der Lord iſt fort, zu Fuß nach Lovasberény!“

Gedanken auf der eben in Bau begriffenen Badner Wandelbahn,

oder:

Einige humoriſtiſche und philanthropiſche Bemerkungen über die Reunions in Baden mit ihren tanzenden Bevölkerungen, und wie die traurige Lage dieſer arbeitenden Claſſe zu verbeſſern iſt.

(Humoriſtiſche Vorleſung. Gehalten in Baden am 31. Auguſt 1845.)

Es iſt Ihnen nicht unbekannt, meine freundliche Hörer und Hörerinnen! daß Baden ſchon den Römern bekannt war, daß hier eine römiſche Colonie war u. ſ. w., wir wandeln hier auf claſſiſchem Boden, zum Beweiſe: es iſt claſſiſch langweilig! Einen andern Beweis dafür liefern die ausgegrabenen Münzen aus den Zeiten der Römer! Sehen Sie, m. f. H. u. H.! das iſt der Segen des Silbergeldes! Wenn man in tauſend Jahren einmal wieder in Baden nachgraben wird, wird man ſchwerlich die Banknoten wieder wohlerhalten finden, welche die Wiener hier eingegraben haben!

Die Zeiten ändern ſich! Einſt waren die Römer hier, jetzt ſind die Wiener hier! Das iſt ganz daſſelbe!

Die Römer vertheidigten ſich wie die Helden, wenn man ihr Capitol angreifen wollte, die Wiener vertheidigen ſich wie die Helden, wenn man ihnen ihr Capital angreifen will! Früher kamen Legionen Römer, jetzt kommen Legionen Wiener. Es haben ſich faſt noch alle römiſchen Inſtitute erhalten; das römiſche Colonialrecht das Jus coloniarum, heißt jetzt „Curtax," und auch für die ſogenannten Rechte der Socii ſpricht noch adato hier und da ein Socius! Was Pompejus für Rom war, war Pokorny für Baden, beide haben eine Arena gebaut; in die Arena zu Baden gehen die Wiener nicht hinein, und ſie ſind auch in die römiſche Arena nicht gegangen.

So wie man in Baden römiſche Spuren findet, ſo fand man in Rom Spuren von Badner Sitten; z. B. die Wölfin, welche Remus und Romulus ſängte, war die römiſche Milchmariandel, die römiſche Jammerpeppi! *)

Ich habe letzthin, m. ſ. H. u. H.! eine höchſt intereſſante Entdeckung gemacht; ich ging nämlich des Morgens durch den Park in den Anlagen hinauf bis zu dem Puncte, wo die Anlagen aufhören und das Talent anfängt, das Talent der Natur nämlich; da grub ich mit dem Stocke in den Boden, ich ſtieß auf eine klingende Maſſe, und Sie wiſſen, wenn ein Schriftſteller auf eine klingende Maſſe ſtößt, da hört er nicht

---

*) Unter dieſem Namen iſt in Baden die Inhaberin einer Kaffeewirthſchaft, Namens Joſephine Jammer allgemein bekannt, deren Locale von den Badner Curgäſten ſehr ſtark beſucht wird. Der Herausg.

auf; ich grub weiter und zog eine goldene Rolle hervor; ohne ein Schauſpieler zu ſein, faßte ich die Rolle ſchnell auf, entwickelte ſie, und in ihr lag eine Papyrusrolle mit den ſonderbaren Buchſtaben:

„B. L. d. Rom. B. G.“

Nach langem Entziffern fand ich die Bedeutung dieſer Buchſtaben: „B. L. d. Rom. B. G.“ nämlich:

„Badeliſte der römiſchen Badegäſte.“

Welch' ein Fund für die Geſchichte der Römer! Ich fand ganz ſonderbare Namens- und Characterverzeichnete; z. B.:

„Fabianus Claudius, bürgerlich römiſchen landesbefugten Seidenzeugfabrikantens-Witwe-Prokuraführer.

Sempronius Cajus, jubilirter römiſcher Hof-Aquaducts-Commiſſion Vice-Conſulent.

Frau von Carnelia, geborne Freiin von Caracala, verwitwete alte Ruineninhaberin außerhalb des peneiſchen Hügels, ſammt zwei Fräulein Töchter Stiftsdamen im großen Circus des Hercules.

Hadrians Tarquin Moſes Löbel, tolerirter Hausisraelit im Tempel der Juno moneta“ u. ſ. w.

Eine einzige Zeile machte mir viel Mühe, ſie zu dechiffriren, nämlich die Buchſtaben:

„An. Mor. chor. Pro. han. au. Röm-Matt.“

Endlich buchſtabirte ich zuſammen: „Anselmus Mordchei choriner, Productenhänder aus Römiſch-Mattersdorf.“

Wodurch bewieſen iſt, daß ſchon dazumal Römer und Mattersdorfer zugleich in Baden wohnten.

Die Römer haben ſich ſelbſt ihre Bahn durch die Welt gebrochen, die Wiener, die nach Baden kommen, die müſſen fremde Bahnen befolgen, zuerſt die Eiſenbahn, und nun wird ihnen eine „*Wandelbahn*“ gebaut, die ihnen den Weg anzeigen wird, den ſie zu wandeln haben.

Ein jeder Menſch, m. f. H. u. H.! hat ſeine *Laufbahn*, aber nur der Menſch, der badet oder trinkt, hat auch ſeine *Wandelbahn*!

Bevor der Menſch noch *gehen* kann, beſtimmt man ihm meiſt ſchon ſeine *Laufbahn*, deshalb iſt es natürlich, ſobald er gehen kann, ſtolpert er auf der Laufbahn ſo lange, bis er von ſeiner Laufbahn davonlauft, um ſich ſelbſt Bahn zu machen. Auf ſeiner Laufbahn braucht der Menſch *zwei* Sachen, um vorwärts zu kommen: entweder *Dummheit* oder *Protection*! Dummheit iſt der beſte Vorſpann, Dummheit iſt der *Naturrelais*, mit welchem man über alle Berge und raſch durch's Leben fährt; wer aber Geiſt beſitzt, muß *Protection* haben, Protection muß ein geiſtreicher Menſch ſchon deshalb haben, damit ihm die Leute verzeihen, daß er geiſtreich iſt.

Auf der *Laufbahn* des Lebens, m. f. H. u. H.! gehen die menſchlichen Wege aus einander, je nachdem was die Menſchen trinken; ein Menſch, der Champagner trinkt, hat eine andere Laufbahn als der Menſch, der Grinzinger trinkt, und ein Menſch, der ſchwarzen Kaffee trinkt, eine andere als der, welcher Schnaps trinkt; das Getränk macht auch den Unterſchied der Stände aus, darum weil der Wein ein viel adeligeres Getränk iſt als Waſſer.

Im Weine liegt Wahrheit; darum haben die Ritter im Mittelalter allen Wein allein ausgetrunken, damit nur eine Wahrheit unter's Volk komme! Wein iſt ein adelig Getränk, auf den Bergen hochgeboren, und je älter er iſt, deſto hochgeſchätzter! Waſſer hingegen iſt ein demokratiſches Getränk! Im Waſſer und in der Erde ſind alle Menſchen gleich!

Sie werden zugeben, m. f. H. u. H.! daß das Getränk des Menſchen großen Einfluß auf ſeine Gedanken hat, und daß man bei Champagner andere Gedanken hat, als wenn man Molken trinkt!

Das iſt der Fall auf der Laufbahn des menſchlichen Lebens, allein auf der Badner Laufbahn iſt es anders, da trinkt man ſaure Milch — das iſt ein ſehr tugendhaftes Getränk! Ich bin überzeugt, Nero und Caligula haben keine ſaure Milch getrunken, darum waren es Tyrannen. „Die ſaure Milch,“ ſagt Hufeland, „wirkt ſanft und ſtill wie die Natur,“ darum gehen die Badner Frauen ſo ſanft und ſtill herum wie die liebe Natur!

Wenn ſaure Milch ſtill und ſanft wirkt, ſollten beſonders Eheleute bedeutend ſaure Milch trinken! ſie, damit ſie ſanft und ſtill werde, und er, damit ſeine Verdauung geſtärkt werde, und er mehr vertragen kann!

Der Menſch iſt das undankbarſte Geſchöpf, nicht nur gegen ſeine Mitmenſchen, ſondern auch gegen ſeine Mitkühe und Mitochſen! Was hat der Menſch nicht Alles einer Kuh zu verdanken, ich möchte ſagen, ſeinen ganzen innern Menſchen, mit Ausnahme der deutſchen Rechtſchreibung!

Die Kindheit ernährt der Menſch durch Milch, das Alter durch Butter und Käſe, und das Mittelalter durch Molken!

Wenn der Menſch dankbar wäre, ſo würde er gar nie vor einer Kuh vorüber gehen, ohne den Hut herunterzunehmen! Beſonders aber das ſchöne Geſchlecht! Kein Schneider, keine Marchandes des Modes, keine Putzmacherin, kein Schönheitsmittel hat ſo viel für die Schönheit der Menſchen gethan, als die Kühe, welche durch die Kuhpocken die Menſchheit verſchönert haben!

Dafür ſollten eigentlich die Frauenzimmer recht dankbar ſein, bei welchen die Schönheit Hauptſache iſt, ein Mann hingegen braucht nicht ſchön zu ſein, wenn er nur dumm iſt! Bei unſern Männern jetzt hätten auch Blatternarben nichts zu ſagen, denn man kann von ihrem bärtigen Geſichte ſagen: „Sie laſſen Gras d'rüber wachſen.“

Man könnte bei unſern jungen Männern gar nicht bemerken, ob ſie Blatternarben haben oder nicht! Unſere jetzigen Jünglinge machen es den Romanſchreibern ſehr ſchwer! Früher konnte ſo ein Romanſchreiber das Antlitz eines Jünglings nach Belieben ſchildern; entweder: „auf ſeinem Antlitze lagen die Roſen der Jugend, oder: „auf ſeinen Wangen blüthen und glühten die Blumen der Unſchuld,“ oder: „auf ſeinen Antlitze ruhte die bleiche Liebe der Schwermuth“ u. ſ. w., von dem Antlitze unſerer Jünglinge könnte der Romanſchreiber nichts ſagen als: „auf ſeinem Antlitze lag der Bakonyer Wald!“

Unſere Jünglinge ſind alſo der Kuhpocken-Erfindung keinen Dank ſchuldig, und das iſt nichts als reine Sympathie von ihnen, wenn ſie hie und da eine Kuh anbeten!

Auch noch andere Menſchen, m. ſ. H. u. H.! ſollten dankbar gegen die Kühe ſein, z. B. die Advokaten, denn das eigentliche Syſtem des „Melkens“ verdankt man doch nur dem Umgange mit Kühen!

Aber, m. ſ. H. u. H.! es knüpfen ſich noch tiefere, geiſtigere Beziehungen zwiſchen Menſch, Herz und ſaure Milch an! — Können Sie es glauben, daß Hufeland ſagt, von weſentlichem Einfluße auf die ſaure Milch und Molken iſt die Gemüthsbeſchaffenheit der Kuh! Er ſagt ferner: die moraliſche Einwirkung auf die Kuh iſt von Wichtigkeit für die Milch, und die ſanfte Behandlung, die ſie von den Almendirnen erhalten, bewirkt die Güte der Molke!

Er ſagt: die Freiheit iſt das weſentliche Element der Kuh, wenn ſie gute Milch geben ſoll; in der Freiheit, da geht die Kuh hoch auf die Berge um aromatiſche Kräuter, da pflückt ſie romantiſche Blumen und duftige Blüthen!

Alſo die Freiheit iſt ein nöthiges Element zu guten Molken! die Menſchen alſo können ſchon an und für ſich unmöglich gute Molken geben! Die Kuh weiß demnach auch von dem Sprichwort: „Auf den Bergen wohnt die Freiheit!“ Ja wohl, auf den Bergen wohnt die Freiheit, bis der Menſch aber hinauf kommt, braucht er einen Eſel, ein Maulthier, oder eine Roßnatur, und wenn er oben iſt auf dem Berg, wo die Freiheit wohnen ſoll, ſieht er: Die Freiheit iſt über alle Berge!

Die Freiheit hat Recht, daß ſie auf den Bergen wohnt, da hat ſie wenigſtens eine ſchöne Ausſicht!

Der Menſch, m. ſ. H. u. H.! iſt wie ein kleines Kind, er ſteigt von Berg zu Berg, und glaubt, dem Himmel näher zu ſein, und doch iſt der Menſch dem Himmel nur dann am nächſten, wenn er am kleinſten Hügel ſteht: am Grabeshügel!“

Es iſt mit großen Bergen wie mit großen Männern, wenn man ſie hochverehren will, muß man ſie nicht näher kennen lernen, man wird getäuſcht! Wenn man unten am Berge ſteht, wünſcht man ſich hinauf, in dieſer Hinſicht iſt jeder Menſch ein Liberaler, er ſagt: „Da oben iſt Freiheit, da muß ich hinauf; iſt er aber einmal oben, iſt er einmal ſelbſt ſo hoch geſtiegen, oben zu ſein, da freut ihn nur das, was tief unter ihm bleibt und ihm zu Füßen liegt!

An den Bergen zeigt ſich der Lebenslauf und die Wandelbahn des Lebens am deutlichſten, die Eſel ſteigen am ſicherſten, ihnen ſchadet kein Abgrund, ihnen droht kein Sturz! Es iſt naturhiſtoriſch, die Eſel bekommen keinen Schwindel, das zeigt ſich auch im Kaufmannsſtand, die Schwindler ſind keine Eſel!

Auf den Bergen wohnt die Freiheit, d. h. wer Einen auf einen Berg hinaufführt, nimmt ſich die Freiheit, dem Andern tauſend Lügen vorzureden. Man ſieht Alles, was der Andere will! „Sehen Sie dort den weißen Punct im Nebel, halb links, rechts hinüber?“ — „Ja, ja, mir ſcheint!“ — „Das iſt das mittelländiſche Meer!“ — „Sehen Sie dort, bläulich, bei dem grünen Streif, neben dem röthlichen Hügel, ganz nahe an der gelblichen Wolke?“ — „Ja, ja, mir ſcheint!“ — „Das iſt die Spitze von der Peterskirche in Rom!“ — „Richtig!“ — „Sehen Sie dort den glänzenden Streif wie ein Teller, violett, wo die Spitze rechts iſt, wo das Gewölk hängt, man kann's nicht ſehen! Sehen Sie's?“ — „Ja, ja, mir ſcheint!“ — „Das iſt der Comerſee!“ — „Richtig, richtig!“ — Kurz, wenn man nur ein Bischen gutmüthig iſt, ſo kann man von einem ſolchen Berge Alles ſehen, ſogar ein paar Inſeln, die noch gar nicht entdeckt ſind!

Jeder Menſch, beſonders der Wiener, muß, wenn er auf dem Lande lebt, alle Tage ein paar Berge ablaufen, ohne Berge iſt für ihn kein Paradies!

Es iſt mit den Paradieſen ſonderbar, m. ſ. H. u. H.! ich bereiſe alle Jahre einige Paradieſe, dieſe großen Berg- und Alpenketten, die man paradieſiſch nennt, und habe die Bemerkung gemacht, daß in allen Gegenden, wo Paradieſe wachſen, wie im erſten Paradies der Baum der Erkenntniß fehlt!

Warum, m. ſ. H. u. H.! war das Paradies überhaupt ein Paradies? Weil daſelbſt auch die Thiere geredet haben, die großen Thiere mit den kleinen Thieren, die zweifüßigen mit den vierfüßigen u. ſ. w.! Ein Paradies, in welchem geſchwiegen wird, kann ich mir nicht denken, es müßte denn ein pennſylvaniſches Paradies für abgeſonderte ſtrafbare Engel ſein!

Es gibt kein Paradies ohne Frauen, und keine Frauen ohne Sprechen! Der Himmel ſprach: „Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei,“ und er ſchuf eine Frau, er hätte ja eben ſo gut noch einen Mann erſchaffen können, damit der Menſch nicht allein ſei; allein, er fürchtete, der Mann hätte nicht geſprochen, und da wäre Adam wieder ſo gut als allein geweſen, darum erſchuf er die Frau, da war das Schweigen nicht zu befürchten. Nur durch die Frauen haben die Menſchen reden gelernt; ohne Frauen hätten die Männer bloß unartikulirte Töne, durch die Frauen haben ſie eine Sprache bekommen!

Ohne Frauen gäbe es wohl Männer auf der

Welt, aber keine Menſchen; wir beſäßen alle Thier-Tugenden: Stärke, die Tugend des Elephanten; Muth, die Tugend des Bären; Ausdauer, die Tugend der Schildkröte; Arbeitſamkeit, die Tugend der Dachſe und Geduld die Tugend der Schafe; allein, wir beſäßen keine menſchlichen Tugenden. Ohne Frauen würde unſer Herz hämmern und klappern, durch die Frauen lernt es ſchlagen und pochen, unſere Lippen würden zanken und fluchen, durch die Frauen lernen ſie küſſen und beten; unſere Augen würden blitzen und rollen, durch die Frauen lernen ſie flehen und weinen, wir würden die Hand ſchütteln, durch die Frauen lernen wir die Hand drücken; wir würden eſſen und trinken, durch die Frauen lernen wir genießen und ſchlürfen; wir würden denken und arbeiten: die Frauen lehren uns fühlen und handeln; wir würden ſchlafen und ſchnarchen, die Frauen lehren uns ſchlummern und träumen. Ohne Frauenzimmer würden wir die Natur beherrſchen, durch die Frauen lernen wir ſie bewundern.

Ja, wir lernen durch die Frauen ſogar unſere eigene Natur bewundern, denn wie viele Eheleute denken ſich: „Wenn ich das erdulde, dazu gehört eine geſunde Natur!“

Man ſagt, die Frauen widerſprechen gerne, wer iſt Schuld daran? Der Mann, wenn er nichts ſpräche, ſo könnte ſie nicht widerſprechen!

Was iſt der Unterſchied zwiſchen einer böſen Frau und einer guten Frau?

Wenn die böſe Frau dem Manne widerſpricht, ſo ſagt ſie „nein!“ Eine gute Frau ſagt nie „nein“ — ſie bringt das Wörtchen „nein“ nie über ihre Lippen, allein ſie ſpricht andere zwei Wörtchen, die gerade dasſelbe ſagen: die gute Frau ſagt ſtatt „nein“ blos „ja, aber;“ und wenn eine gute Frau ganz zärtlich ſagt: „ja, aber,“ iſt das gerade ſo viel, wie wenn eine böſe Frau „nein“ ſagt!

Ich werde Ihnen, m. ſ. H. u. H.! bei dieſer Gelegenheit eine goldene Hausregel mittheilen: Wenn die Frau mit dem Mann disputirt, oder ſo was man nennt: „zuſammenrechnet,“ ſo ſoll der Mann ſich nie darauf einlaſſen, die Rechnung nachzurechnen oder um Erklärung zu bitten, denn bei dieſem Zuſammenrechnen ſind die Frauen wie die Kellner: wenn ſie Einem manchmal ſagen, was man ſchuldig iſt, und man ſagt: „Specificiren Sie mir dieſe Rechnung einmal,“ ſo bringen ſie dann immer noch mehr heraus als früher!

Unſere jetzigen jungen Männer ſagen gar nichts, nicht nur wenn ſie reden, ſondern überhaupt auch wenn ſie ſchweigen! Unſere jetzigen jungen Männer ſind von ihrer Liebenswürdigkeit ſo ſehr überzeugt, daß ſie gar nichts thun, um ſich von einer guten Seite zu zeigen, ſie reden nicht, ſie tanzen nicht, ſie machen keine Cour, ſie ſind nicht artig, ſie pflegen blos ihre Pflanzungen im Geſichte, und rauchen Cigarren. Wenn man von Ferne ſo einen rauchenden bärtigen Jüngling ſieht, ſo glaubt man, es iſt ein Waldbrand! Je mehr unſere Männer rauchen, je weniger ſprechen ſie — das iſt natürlich, denn man hat kein Beiſpiel, daß „geräucherte Zungen“ ſprechen!

Ueberhaupt, m. ſ. H. u. H.! ſollte auf das Schweigen eine Steuer ausgeſetzt ſein! Man ſagt, „der Kluge ſchweigt,“ wenn alſo ein dummer Kerl ſchweigt, ſo iſt das Selbſtüberſchätzung; bevor ein Menſch ſchweigen darf, müßte er ſich geſetzlich ausgewieſen haben, daß das kein Betrug iſt, oder er müßte 10 Gulden in ein Armeninſtitut bezahlen!

Früher in einer Reunion da haben die jungen Männer gearbeitet wie die Nachtlöhner! Sie haben den Hof gemacht, ſie haben die Damen unterhalten im Schweiße ihres Angeſichtes, ſie haben geſprochen, ſie haben getanzt, kurz, ſie haben in ihrem Berufe practicirt, jetzt auf einem Ball, auf einer Reunion ſind unſere Jünglinge alle in Ruheſtand verſetzt, und zwar aus Jugendſchwäche!

Die Männer denken ſich: „Wir gehen an einen Curort um die Cur zu brauchen, und nicht um die Cour zu machen!“ Sie fürchten eine doppelte Curtax; deshalb machen ſie wenig den Hof! Ueberhaupt ſind in dieſer Beziehung unſere jungen Männer gar nicht hoffähig; ſie machen nur da den Hof, wo ſie auf Haus und Hof rechnen können!

Aber im Grunde, m. ſ. H. u. H.! ſind alle Menichen hoffähig, mit jedem Tage wird jeder Menſch mehr hoffähig, nämlich friedhof-fähig!

Hier an dieſem Friedhofe iſt der Todtengräber dienſtthuender Kammerherr, das Grab iſt die große Antichambre, wo es auch an kriechenden Würmern nicht fehlt, und der Himmel iſt der große Audienzſaal, in welchem der gütige Herrſcher vor ſich läßt Groß und Klein mit Bitt' und Klage.

Und welch' einen kleinen Schritt hat der Menſch zu machen von der Wiege bis zum Grab! Es iſt eine wehmüthige Betrachtung: die kleinſte Muſchel hat das ganze Meer zum Eigenthum, die kleinſte Roſe die ganze Erde, der kleinſte Vogel den ganzen Wald, der kleinſte Stern den ganzen Himmel, und der Menſch, der Herr über Muſchel und Roſe und Wald und Vogel, hat kaum eimen kleinen Schritt und iſt am Ende ſeiner Lauf- und Wandelbahn!

Und auch auf dieſer Wandelbahn des Lebens iſt der Menſch von allen Seiten den Stürmen, dem Regen, den Windſtößen ausgeſetzt, und hat nur von oben Schutz zu erwarten; der Himmel allein iſt der große, blaue Regenſchirm, von der Hand der Vorſehung ausgeſpannt — wer den Regenſchirm in „Gedanken vergißt," der iſt verloren!

Der Himmel, m. f. H. u. H.! iſt allein der Vater, Alles andere in der Welt iſt Kind; die Frucht iſt ein Kind der Blüthe, die Blüthe iſt ein Kind des Baumes, der Baum iſt ein Kind der Erde, und die Erde iſt das

Kind des Himmels, und der Menſch iſt das Kind der Erde und Kindeskind des Himmels! Und wie heilig ſind nun gar die Kinder unter den Menſchenkindern! „In einem Kinde liegt die ganze Schöpfung und zu einem Kinde braucht man die ganze Schöpfung; zu der kleinſten Roſe braucht's alle Kräfte der Natur, zum winzigſten Gedanken gehören alle Kräfte des Geiſterreichs, und zur Erhaltung eines Kindes gehören alle Conſequenzen des ganzen Menſchengeſchlechts bis zum erſten Tag hinauf! Die heiligen drei Könige ſind einem Stern nachgereiſ't, und dieſer Stern iſt einem Kinde nachgereiſ't; das Herzchen eines kleinen Kindes iſt ein zugemachtes Zauberbuch, in ſeinen geheimen Seiten ruhen die Schätze und Geſetze der Zukunft, das Verſtändniß und Verhängniß und die Erlöſung einer kommenden Welt und die ganze inhaltvolle Zukunft iſt nichts als der Kindertiſch, für den wir leider ſchon zu alt ſind! Und wenn der Menſch ſtirbt, wird er wieder ein Kind, und man ſagt: Er geht heim zu ſeinen Vätern!"

Was die Menſchen dem Menſchen wünſchen, und wie redlich ſie es meinen, zeigt ſich im Tode wie im Leben! Wenn Einer geſtorben iſt, wünſchen ſie ihm: „Die Erde ſei ihm leicht!" und damit ſie ihm recht leicht ſei, ſetzen ſie ihm einen ſchweren Stein auf ſeine Erde!

Aus Hochachtung für ſeine großen Männer ſetzt der Menſch ihnen gleich Monumente und Denkmäler, um ihnen zu beweiſen, daß man ſonſt bald nicht an ſie denken würde!

Die Deutſchen ſind etwas unglücklich mit ihren Monumenten! Sie ſetzen dem deutſchen Herrmann ein Denkmal, wenn alle Deutſchen franzöſiſch ſprechen, und ſie ſetzen dem Beethoven ein Denkmal, wenn er in Wien von Strauß und Lanner verdrängt worden iſt!

Ich habe eine Idee, m. f. H. u. H.! eine Subſcription zu einem Denkmal in Baden zu eröffnen, zu einem Monumente nämlich für den Hund, der die Quelle von Baden zuerſt entdeckt hat! Die Monumentenſucht iſt ohnehin ſchon ganz auf den Hund gekommen!

Welchen reichen Stoff gäbe ein ſolches Monument, eine ſolche Feier, welche Reden müßten gehalten, ja, ſozuſagen, claſſiſche Reden müßten da gebellt werden! Und dann nachher, welche Speculation für einen Buchhändler, ein

„Hunds-Album“

herauszugeben, in das alle Theilnehmer ihre Gedanken und Beiträge niederlegten! Die Recenſenten müßten Alles loben, ſchon aus collegialiſcher Hinſicht!

Ich habe mir ſchon im Voraus einige kleine Aphorismen für dieſes „Hunds-Album“ ausgedacht, die ich Ihnen, wenn Sie erlauben, mittheilen werde.

1.

Was iſt der Unterſchied zwiſchen einem Recenſenten und einem Hahn?

Der Hahn ſcharrt in einem Miſthaufen und kräht, wenn er ein gutes Körnlein findet; ein Recenſent ſcharrt in einem Berge von guten Körnern, und fängt zu krähen an, wenn er ein Körnchen Miſt findet!

2.

Was iſt ein Theaterarzt?

Ein Theaterarzt iſt ein Menſch, der die Leute auf den Bretern von den Bretern in die Breter bringt.

3.

Der Menſch beſteht aus der Vermählung des Leibes mit der Seele, darum iſt der Menſch auch ein unglückliches Geſchöpf, weil das immer eine unglückliche Ehe iſt, wo das Weib — die Seele — klüger iſt, als der Mann!

4.

Die glücklichſte Zeit der Liebe iſt die, ſo lange man unglücklich liebt; liebt man einmal glücklich, ſo iſt's mit dem Glücke der Liebe vorbei.

5.

Welche Antwort würden Sie, m. f. H. u. H.! Jemanden geben, der Sie fragt: wollen Sie lieber einem Doctor der Medicin oder einem Doctor der Rechte in die Hände fallen?

Dieſelbe Antwort, die Sie Jenem geben, der ſie anfällt mit den Worten: „La bourse ou la vie!

6.

Warum ſagt man von einem Geſtorbenen: er iſt heimgegangen zu ſeinen Vätern?

Weil er dort d'rüben erſt ſichere Auskunft bekömmt, wo er deshalb hinzugehen hat!

7.

Liebe, Glaube, Hoffnung, m. f. H. u. H.! ſind die drei Grazien des Lebens nicht nur, ſondern die drei Fackelträger, mit welchen der Menſch in der Nacht des Daſeins über die ſchwindelnden Alpen, an Abgründen und Teufelsbrücken ſicher und im Lichte wandelt; die Hoffnung iſt eine Roſe im Haare, ſie flattert in alle Winde; die Liebe iſt eine Roſe vor der Bruſt, ſie fällt am Abend ab; der Glaube aber iſt eine Roſe nicht *vor*, ſondern *in* der Bruſt, und ſie gibt die unverduftende letzte Roſenölung des jenſeitigen Lebens! Wenn das Herz alle ſeine Liebe und Hoffnung auf Erden verloren hat, ſo iſt der Glaube der redliche Finder, der ſie im Himmel wiederfindet und zurückbringt!

8.

Inſchrift eines Waſſerfalles.

Oben brauſ't der Strom in wildem Stolze
Ueber Stein und Stock, über dürrem Knüppelholze,
Und tobt und ſchäumt mit ſeinem übermüth'gen Schwall!
Doch nahe d'ran iſt ſchon des Abgrunds Rachen,
Er ſtürzt hinab mit Donnern und mit Krachen,
Denn „Hochmuth kommt vor dem Fall!"

9.

Die Aerzte thun zwei Sachen auf einmal: ſie erfüllen ihren Beruf und die Erde!

10.

Das Leben, ſelbſt die Tugend iſt zweideutig; wenn Einer öffentlich den Armen etwas ſchenkt, ſo ſagt der Eine: er thut's Ehren halber; der Andere ſagt: er thut's Schanden halber!

11.

Wenn die Recenſenten bezahlt werden, ſind ſie am deutlichſten, denn das liegt auf der Hand!

12.

Inwiefern ſind der Neid, die Liebe und die Flamme ſich ähnlich?

Alle drei wachſen und verzehren zugleich!

13.

Man findet viele Frauenzimmer, die nie eine Liebe hatten, aber ſelten ein Frauenzimmer, das nur eine Liebſchaft hatte.

14.

Die Nachtigallen, wenn ſie zu lieben aufhören, hören ſie auch zu ſingen auf; die Ehefrauen ſind alle Nachtigallen, wenn ſie nicht mehr lieben, hören ſie zu ſingen auf und fangen zu ſchreien an.

15.

Das Leben iſt eine Täuſchung, der Traum iſt auch nur eine Täuſchung, aber das Leben iſt eine namhafte Täuſchung, der Traum aber iſt eine anonyme Täuſchung.

16.

Durch was wird das Fleiſch immer theurer?

Durch die immer mehr überhandnehmende Hochſchätzung der Ochſen!

17.

Ich und Sokrates haben Beide die Manier, unſere Gedanken in Fragen einzukleiden; wer aber iſt geſcheidter, ich oder Sokrates?

Sokrates ließ ſich nichts dafür bezahlen, und ich laſſe mir dafür bezahlen. Wer iſt nun geſcheidter?

Ende des erſten Bandes.

Inhalt des erſten Bandes.

Seite
Die vier W des menſchlichen Lebens. Humoriſtiſche Vorleſung 1
Vielfältige Variationen eines einfältigen Thema auf einer Saite (Seite) à la Paganini. Humor. Vorleſung. . 20
Der himmliſche Theater-Intendant 36
Aus dem Leben eines Theeabends 45
Natürliche Betrachtungen über Thierwelt, Pflanzenwelt, Steinwelt, als drei Reiche der Natur, und über Schriftſteller, Verliebte und Ehemänner als drei Arme der Natur, oder: wo kömmt alle unſere Natur hin und wo kommen alle unſere Naturforſcher her. Humor. Vorleſung 59
Schiller's „Mädchen aus der Fremde“ vor der Polizei . 74
Humoralbriefe 78
Geburts-Schein, Impfungs-Schein, Schul-Schein, Wander-Schein, Heimaths-Schein, Geleits-Schein, Schuld-Schein, Poſt-Schein, Empfang-Schein, Trau-Schein, Todten-Schein, oder: wie ſoll der Menſch auch nur zu einem Bischen Wahrheit kommen, wenn er ſein ganzes Leben lang nichts zu thun hat, als „Schein zu ſammeln.“ Humor. Vorleſung 101
Verſchiedene Vorſchläge zu Eiſenbahnen; Erörterung der Frage, wie viel Pferdekraft braucht jetzt ein weibliches Herz, um eine männliche Roßnatur davon zu ſchleppen, wie kommen jetzt die Menſchen über alle Semmeringe des Lebens, oder: da ſtehen die Ochſen am Berge. Humor. Vorleſung. 116

Seite
Converſations-Lexikon der Ohnmacht 132
Die Emancipation der Strohhüte 141
Die erſte allgemeine Stände-Verſammlung in der Arche Noa, oder: wenn ein Reichstag keine Hand und keinen Fuß hat, wie kann er eine Rechte und eine Linke haben. Humor. Vorleſung. 145
Der Genius der Liebe im Gumpoldskirchner Tunnel, oder: der Steeple-Kuß mit Hinderniſſen 161
Höchſt verdächtige Gedanken und frugale Witze des armen Propheten Jonas während ſeines Ausnahmzuſtandes im Wallfiſchbauche. Humor. Vorleſung. 181
Kleine hiſtoriſche Studien, oder: welche Geſchichte iſt jetzt eine curioſere Geſchichte: die Weltgeſchichte oder die Geldgeſchichte. Humor. Vorleſung. 195
Neues Leiden durch politiſche Sprichwörter 208
Sprichwörter-Philoſophie, Gedanken und Meinungen des Herrn von Holofernes, als er des Morgens aufſtand und bemerkte, daß er keinen Kopf mehr hat. Humor. Vorleſung. 215
Eine Eroberung 229
Die Zigeunerin 238
Gedanken auf der eben im Bau begriffenen Wandelbahn, oder: einige humoriſtiſche und philantropiſche Bemerkungen über die Reunions in Baden mit ihren tanzenden Bevölkerungen und wie die traurige Lage dieſer arbeitenden Claſſe zu verbeſſern iſt. Humor. Vorleſung . 267

M. G. Saphir's Schriften.

Cabinets-Ausgabe.

Ausgewählte Schriften.

Von

M. G. Saphir.

Zweite Serie.

Zweiter Band.

Brünn, Wien & Leipzig
Verlag von Fr. Karafiat.
1871.

Druck von [illegible] [illegible] u. Co. in [illegible]

Lips Käutzlein's Heerſchau ſeiner Stammbuchblätter.

Erſtes Capitel.

Wer von Dir, o geneigter Leſer, oder geneigte Leſerin, hatte nicht einmal eine abſonderliche Wuth, ſich ein Stammbuch anzulegen, und die mannigfaltigen Blättlein vollſchreiben zu laſſen von Bekannten und Freunden, mit Verslein und Sprüchlein aller Art?

Wer von Dir, geneigter Leſer, oder geneigte Leſerin, nimmt nicht noch in einer einſamen Abendſtunde, oder ſonſt in den Stunden, wo die Geiſter abgeſchiedener Minuten ſich mit Deinem Gedächtniſſe beſprechen, ein ſolches Stammbuch aus dem Papierſtaubmantel hervor, und nimmt ein Blättlein nach dem andern, lieſt es, und manches Lächeln fliegt wie ein Schatten der Erinnerung über Dein Antlitz? Nicht minder auch ſteigt eine Wolke auf die glatte Stirne, wenn ein kleines ſchwarzes Kreuz unter dem Namen uns erinnert, daß der Schreiber des luſtigen, lebensfrohen Trinkſprüchleins nicht mehr trinkt aus dem großen vollen Kelchglaſe des

Lebens, ſondern im tiefen Schlummer noch immer auf die Poſaunen-Ouverture des beſeligenden Gerichts wartet; oder, daß das heitere Mägdlein, welches mit zierlichen Hand einen ſeidenen, bunten Blumenfrühling einnähte und einſtickte auf das zarte Papier: daß ſie ſelbſt in ihrem Frühlinge, und ſo zu ſagen, noch in den Präludien ihrer Lebensmelodie herausgehoben wurde aus dem Blumenbette ihrer Geſpielinnen, und eingeſenkt in das tiefe, dunkle Kämmerlein des Grabes!

Wie wird Dir nun aber gar zu Muthe, mein guter Leſer, wenn Dir in einem ſolchen Stammbuchs-Auferſtehungs-Momente ein Blättlein in die Hand fällt, worauf manch' ſüßes Wörtlein der Liebe ſteht, und jedes dieſer Wörtlein gleicht dem grünen Flechthäubchen der Roſe, aus dem das Knöspchen der Hoffnung, ſchamhaft erröthet, in abſonderlich ſüßer Anmuth hervorguckt! Wenn dann in der Erinnerung alle jene Momente herausſteigen aus den eingeſunkenen Gräbern der Vergangenheit, und ſich vor Dich hinſtellen, wie italiſche Blumenthäler, wie Maiabend-Himmel voll Regenbogen, wie ein Weihnachts-Abend voll Chriſtbäume und Beſcheerungen, wie eine Spielgruppe roſiger Kindlein, und die Seligkeit, die dazumal Deine Bruſt füllte, Dich übergießt von mal zu mal mit ſüßen Schauern; und da kam der Hohn des Schickſals und verſchüttete die Blumenthäler und zerriß die Regenbogen und entblätterte die Chriſtbäume und verjagte die roſigen Kindlein, und Du ſtehſt nun allein mit Deiner hoffnungsloſen, einſt ſo reichen

Liebe, ein geſtürzter Gott auf dem Helena Deines öden Herzens! Dann, o mein wehmüthiger Leſer, legſt Du ſtill und ſeufzend das Blättchen zwiſchen die andern hin, legſt Dein Stammbuch hin in das unterſte Behältniß Deines Schreibtiſches, und ſchließeſt es ein, wie man ein geheimes Weh tief in das Herz verſenkt, und den ſchweigenden Mund darüber verſchließt.

Wieder auf der andern Seite, lieber Leſer und liebe Leſerin, wie oft biſt Du nicht angegangen worden, Dich in dieß oder jenes Stammbuch einzuſchreiben? Wie oft kamſt Du nicht in Verlegenheit, hundertmal dasſelbe ſchreiben zu müſſen? Wie oft kamen Dir nicht immer dieſelben Kraftſprüchelchen und Witzverſe in die Hand, z. B. auf dem allerletzten Blättchen die Worte:

„Wer Dich mehr noch liebt, als ich,
Der ſchreib' ſich hinter mich" —

welches ich einmal einem reiſenden Stammbuch-Requiſiteur auf das erſte Blatt ſchrieb; oder:

„Wenn's auch über's Kreuz ſollt' ſein,
Mein Name muß in's Stammbuch 'nein!"

oder:

„Dein Stammbuch iſt ein grüner Baum,
Gib mir darauf ein Blatt auch Raum."

oder:

„Höre, was Dein Freund Dir ſpricht:
Wandle auf Roſen und vergiß mein nicht."

oder:

„Die Liebe vergeht,
Die Freundſchaft beſteht!"

Und dennoch hat jeder Menſch einmal eine ſolche Periode, in welcher er ein Stammbuch anlegt, und nicht eher Ruhe noch Raſt hat, bis er ſeine kleine Papiercolonie bevölkert hat, eine Colonie, die wenigſtens das eine Gute hat, daß Toleranz und Freiheit in ihr herrſchen.

Ein ſolches papiernes nordamerikaniſches Freiſtaatchen hatte ſich der Held unſerer Erzählung, Lips Käuzlein, auch angelegt.

Zweites Capitel.

Lips Käuzlein's Vater, Emanuel Käuzlein, war ein Banquier außer Dienſten, mit dem Titel: „Millionär,“ in Ruheſtand verſetzt. Emanuel Käuzlein gehörte zu den vorſichtigſten Menſchen ſeiner Zeit; er trieb die Vorſicht ſo weit, daß er aus Beſorgniß, er könnte einmal einen Louisd'or ſtatt eines Kupferpfennigs verſchenken, nie einen Kupferpfennig verſchenkte. Nach einem Amte ſtrebte er nie, nur ein Amt hatte Reiz für ihn: der Bettlervogt. Denn wenn ihn ein Bettler um ein Almoſen anſprach, ſo konnte er dann gleich ausrufen: marſch, ich ſchicke gleich zum Bettlervogte. Alle Weihnachten verreiſte er aus wichtigen Gründen, und Nachbarn wollteu bemerkt haben, daß er um dieſe Zeit in dem Dachſtübchen ſeines eigenen Hauſes wohnte. Von ſeinem achtzehnten bis zu ſeinem vierzigſten Jahre hatte er auf der Börſe von Differenzien gelebt, und dabei einen Indifferentismus für Alles, was unprocentig iſt, bekommen. Die Freundſchaft war ihm ein widriges portugieſiſches Papier, mit welchem er durchaus keine Geſchäfte machte, weil ſeine Courſe gar zu ſchwankend ſind. Er glich dem Monde der Börſe; im Anfange des Monats ſchien er blos ein Viertelchen zu machen, ultimo aber waren ſeine Taſchen Vollmonde, um die ſich ein Hof Makler bildete, die ihm Differenzien einſackten. Allein Amor iſt ein Schalk, und ſelbſt die Börſe iſt vor ſeinen Ränken nicht ſicher. Noch hatte er wegen ſeines Herzens Amors Schlußzettel nicht in der Taſche, und es war den Trois pour Cent oder den Grazien einer Maklertochter vorbehalten, in die Bücher Emanuel Käutzleins das Folio: „Haushaltungs-Conto" einzuſchalten. Der Makler Otrep war ein Makler in der currenteſten Bedeutung des Wortes, d. h. einer jener ſeltenen edlen Menſchen, die nie für ſich, und ſtets blos für Andere leben. Dieſer Makler hatte eine Tochter, Joſephine genannt, aufgezogen an den Brüſten der Natur und der Fernbach'ſchen Leihbibliothek. In ſteter Einſamkeit widmete ſie ihre Zeit der Ausbildung ihres Haarwuchſes und ihres Geiſtes, durch Rindermark und Lectüre. Sie ſtrickte täglich eine Erzählung von Mad. *** herunter, und träumte jede Nacht von den ſchönen Gewändern und Möbelverzierungen der Walter Scott'ſchen Coſtüm-Anleitungen, bei uns Romane genannt. Dabei war ſie ein wahrhaft graciöſes Weſen, in jenem Alter, in welchem die Blume der Jungfräulichkeit aus der Kinderknospe bricht, und der reizende Streit der beiden

Alter dem ganzen Weſen einen eigenthümlichen Reiz verleiht. Wer betrachtete nicht ſchon mit innigem Wohlgefallen ein zartes weibliches Kind in dem Alter von vierzehn bis ſechszehn Jahren, wenn in dem Uebergange zur lockenden Reiſe das Band der entzweiten Naturen ſich löſ't, und der holde Reiz der Kindheit entfliehend ringt mit der räthſelhaften Ahnung der Jungfrau? Gleich einem Doppelmonde ſcheint ein ſolches Weſen dann am Dämmerhimmel dieſes Alters; die Anmuth des Kindes ſpielt hinüber in die Fülle der ſchwellenden Glieder, und der Reiz des aufwachenden Geſchlechts hält die ſüße ſcheidende Kindheit küſſend, doppelt ſchön in den zarten, ſich ſträubenden Armen.

In dieſem Zwielichtalter war Joſephine, als ihr Vater ſie mit einem Anftrage auf Emanuel Käutzlein's Comptoir ſchickte. Emanuel Käutzlein's Herz war ein Opfer dieſer Minute. Was am grünen Holze nicht geſchah, das begab ſich am dürren; Käutzlein verliebte ſich in Joſephine Otrep. Es iſt hier der Ort nicht, den Kampf ſeines Herzens mit ſeinem Hauptbuche zu beſchreiben, wie jenes für, dieſes gegen Joſephine ballotirte; die Bilanz war traurig, allein Amor hielt die Wage; hoch hinauf flog das Haupt- und Caſſenbuch, und Joſephinens Schaale ſank tief herunter. Es war geſchehen! Joſephine wurde wie ein Papiergeſchäft zwiſchen Otrep und Emanuel abgeſchloſſen; zur Zeit wurde ſie abgeliefert und wurde Madame Käutzlein, als ſie eben aus einer Novelle ſich einen recht roſenfarbenen

Pallaſt aufgebaut, und mit ganz andern Figuren, als Kauzleins bevölkert hatte.

Drittes Capitel.

Nach einem Flitterjährchen, in welchem Emanuels Ehehimmel voll glücklicher Tratten und Rimeſſen hing, ſah er in unſerem Lips ſich einen Stamm- und Millionenhalter geſchenkt. Am Tage ſeiner Geburt quittirte er den Börſendienſt, und zog ſich auf ſeine Renten zurück, um in privatiſirender Stille den Erziehungsplan zu entwerfen, nach welchem Lips einſt als leuchtender Sirius an dem Horizonte der Börſe glänzen, und zu den beſten in Staatspapieren liegenden Verdienſten ſeines Vaters noch die eigenen fügen ſollte. Ganz verſchieden waren aber Joſephinens Empfindungen, als ſie den ſchreienden Beweis, daß ſie Mutter ſei, erblickte. Vergebens würde ich es verſuchen, Dir, lieber Leſer, dieß Gefühl zu ſchildern, denn Du warſt nie Mutter! aber, Du holde Leſerin, die Du das Glück kennſt, ein geliebtes Kind an den zärtlichen Buſen zu drücken, Du holde Leſerin, ſage mir, war es Dir nicht, als ob alles um Dich herum in einem Meere freundlicher Farben ſchwimme, als Du zuerſt mit dem Namen Mutter begrüßt wurdeſt? War es Dir nicht, holde Leſerin, als hätte die Schöpfung ihr Gallakleid angelegt, und träte an Dein Bett mit einem Blumenſtrauße von Sternen und Morgenrothroſen, und ſteckte ihn Dir vor die, in mütterlicher Seligkeit hochſchwellende Bruſt? War es Dir nicht, holde Leſerin, als habe Dein tiefinnerſtes Weſen bis jetzt vor Dir gelegen, wie ein eingeſchachteltes Räthſel, und nun läge die Löſung plötzlich vor Dir da, als Deviſe der heiligſten, unendlichſten, einfachſten und ſüßeſten Mutterliebe? War es Dir da nicht, holde Leſerin, als wäre in dieſem Augenblicke von dem ganzen Weltall abgefallen das drückende Heer der Schmerzen und Leiden, die Quetſch- und Schienbänder des Elends und Unglücks, und als ſtände die Schöpfung da, wie nach einem Zaubertrunke aus verjüngenden Quellen? War es Dir nicht da, holde Leſerin, als müßteſt Du den Säugling an Deine und an die Bruſt der ganzen Schöpfung legen, damit er genährt werde mit aller Liebe, mit aller überſchwenglichen Liebe, die in der ganzen Schöpfung ihre Millionen und Millionen Lebensbronnen und Liebesziſternen aufſchließt, für alles, was Leben hat? War es Dir da nicht, holde Leſerin, als müßteſt Du mit Deinem Kinde alle Menſchen, alle Weſen, alles Leben mit an Dein weiches, matt, aber ſüßwallendes Herz legen, und Deine ſchwachen Arme, wie zarte Bindbänder um ſie legen, um ſie alle zu vereinen und einzuſchließen in Deine namenloſe Zärtlichkeit? Du, holde Leſerin, wirſt Joſephinens Gefühle mitfühlen. Stumm und unverwandt ſah das mütterliche Auge nach dem kleinen Schreier hin; ſchon überbaute ihre, in der Zeit vorauseilende Sorgfalt, das Leben ihres Söhnleins mit allen Schäfereien und Palläſten ihrer Romanenwelt; ſchon ſtickte ſie den Glücksmantel ſeiner Zukunft ängſtlich und peinlich aus, wie ihr Walter Scott die Säume und Aufſchläge ſeiner Rittermäntel und die Schnitzeleien der Ritterſtühle und Ofenlochbreter; ſchon füllte ſie ſein jugendliches Herz mit Romanzen und Aſſonanzen aus, wie nur irgend ein neueſter Tiekianer ſeine Novellen füllt mit ſingenden Bächen und klingenden Felſen, mit duftenden Farben, mit ſeufzenden Blättern und hochaufathmenden Morgenröthen; ſchon umzäunte ſie ſein Jünglingsalter mit lebendigen Hecken aus Abenteuern, Ritterthaten und Irrfahrten, wie nur irgend ein Fouqué'ſcher Held ausgeſtattet iſt mit weithinſchattenden Roßſchweifen und Adlerſchwingen, mit hochaufdröhnenden Heldenſporen, mit ſchwergeſtreckter Tartſche, mit reckenhafter Säbeltaſche, mit blauflämmiger Minne und lillablaſer Ritterthümlichkeit.

O Du, mein guter Lips! wie wirſt Du Deinen Lebensnachen durchſteuern durch die Doppelbrandung des Merkantiliſchen und Romantiſchen, ohne dort zu ſtranden auf den Sandbänken unglücklicher Speculationen, oder ohne hier unterzugehen in dem Strudel der abenteuerlichen Charybdis?

Viertes Capitel.

Wir übergehen die erſten Jugendjahre unſeres Helden, und finden ihn als achtzehnjährigen Jüngling auf der Univerſität einer der erſten Reſidenzſtädte Deutſchlandes, die wir Friedberg nennen wollen. Unſer Lips war ein ſtattlicher Jüngling, geſund, wie die Bäume ſeiner blühenden Heimat, friſch, wie die kußgeröthete Lippe der Liebe, und offen, wie das Auge der Unſchuld. Sein Wiſſen war weder überladen, noch beſchränkt; ſein Herz neigte ſich dem romantiſchen Anſtriche ſeiner Mutter, wenn auch ſein Kopf von einem gewiſſen Speculationsgeiſt ſeines Vaters nicht ganz frei war.

Als Lips Käutzlein die Univerſität bezog, wußte man es in ganz Friedberg bald, daß er der einzige Sohn einer Million iſt. Man kann ſich alſo denken, daß er bald der einzige Gegenſtand einziger Töchter, und überhaupt nur: „der Einzige!" genannt wurde. Wenn man mir die Wahl ließe, ein Millionär oder der Sohn eines Millionärs zu ſein, ich wählte unbedingt das Zweite. Ein Millionär iſt ein fertiger Mann; keine reizende, dunkle Ahnung der Zukunft legt ſich um ſein Haupt.

„Das iſt ein reicher Kautz!" ſagen die Menſchen, und damit Punctum. Aber der Sohn eines Millionärs zu ſein, der einzige Erbe einer Million, iſt unbedingt der intereſſanteſte Gegenſtand der Welt. Die Morgendämmerung der Million, die um ſein Haupt ſpielt; dieſe buhleriſche Million, die deſto lockender iſt, weil ſie noch in einem halbgelüfteten Schleier der Zukunft ſich hüllt, machen ihn zum reizendſten Weſen der Schöpfung, gegen welches Giraffen, Oſagen, Sontag's und Paganini's das ſind, was die ſechs Nullen der Million gegen ihre Eins iſt. „Es iſt ein prächtiger Kerl!“ ſagen Zecher und luſtige Brüder von ihm: „das wird ein Soloſänger werden, wenn erſt der alte Drache zum T..... fährt!“

„Es iſt ein aimabler Jüngling!“ ſagen Mütter, die es für keine Mesalliance halten, die vergangenen Schönheiten ihrer gegenwärtigen Töchter an eine zukünftige Million zu verheirathen. Die jungen Friedberger Mädchen liſpelten: „Er hat etwas Anziehendes in ſeinem Weſen!“ und die Liebe zu dieſem anziehenden Weſen, in ſterblichen Worten: „Million“ genannt, ließen ſie ſchon darauf hoffen, daß ſie dieſelbe zu beſitzen glaubten. Lips allein ſchien nicht zu wiſſen, daß alle Herzen für ihn ſchlugen, denn die jetzigen Mädchenherzen ſind Repetiruhren, die auf Gold ſchlagen. Er ſtudirte Medicin, trieb Jagd, machte, aus Gehorſam gegen ſeine Mutter, Lieder und Romanzen, beſuchte das Theater, und zog ſich immer zurück, wenn ein Jünger der Univerſität ſagte: „bemoostes Haupt, heute wollen wir ſchwitiſiren!“ Er war nicht unempfindlich gegen die Kunſt des ſich „Anpumpen laſſen's“ ſo weit es ihm möglich war, doch auf Mehreres ließ er ſich nicht ein. Er wohnte in einer belebten Straße in dem zweiten Stockwerke eines anſehnlichen Hauſes, mit einem Bedienten ganz allein. Gegenüber ſtand ein großes Haus, welches über dem dritten Stockwerke eine Reihe ziemlich großer Dachfenſter hatte. Die eine Hälfte derſelben war beſetzt mit Blumentöpfen, mit Narziſſen, Hyazinthen und allerlei duftenden Gewächſen, zwiſchen denen hie und da ein Käfig mit gelbgefiederten Bewohnern ſtand, und zu dieſen goldgefiederten Bewohnern ſchlich ſich durch Blumen und Laub zuweilen eine Hand, eine Hand, die ich den Leſern ſich zu denken bitte, da ich ſie nicht beſchreiben kann. Denn ich müßte von Schnee und Lilien, von Roſen und Morgenroth ſprechen. Allein was wären Schnee und Lilien, Roſen und Morgenroth gegen dieſe Hand! Lieber Leſer, haſt Du Dich noch nie in eine Hand, ja, in einen Finger verliebt? Kennſt Du Petrarka's Sonett:

Oh bella man', che mi distringi il core,
Ed in poco spazio la mia vita chiudi,
Man, ov' ogni arte, e tutti loro studi,
Poser natura e l'ciel, per farsi onore!
Son cinque perle oriental colore etc. etc.

Iſt es Dir noch nicht zugekommen, daß Du irgend an einer Thür geklingelt haſt, und eine Hand kam durch die geöffnete Thüre, Dir den Brief oder die Karte abzunehmen, und dieſe Hand ſchwebte Dir dann eine Woche lang vor, wie dem Macbeth der Dolch, und wo Du ſtandeſt und ſaßeſt, war immer die Hand mit ihren Perlenfingern, mit ihrer weißen Fülle, mit ihrer harmoniſchen Rundung vor Dir? Nun denke Dir, lieber Leſer, unſern Lips hinter ſeinem Tubus, und gerade vor ihm eine ſolche Lilienhand, wie ſie durch grüne Blätter koſend wühlt, und ein Stückchen Zucker zwiſchen den in Purpur getauchten Fingerſpitzen; dann denke Dir zu dieſer Hand den reizenden Arm, den blendenden Nacken, das liebliche Haupt, die harmoniſche Geſtalt, den ätheriſchen Gang, und ſage mir nun noch, Lips ſollte ſich nicht in dieſe geſehene Hand mit dem ungeſehenen Mädchen verlieben? Zuweilen, aber nur, wenn die Abendſonne im letzten Schimmer auf den Blättern ihrer Blumen zitterte, ſchien es, als ſähe ein mildes Auge zwiſchen die goldbeſchneiten Blättern durch, und als hinge an einem feuchten Wimper eine blitzende Perle vom lauterſten Waſſer, und leiſe Liedchen, mehr geſummt als geſungen, zogen wie wehmüthige Grüße ferner Freunde durch die Dämmerung dahin.

Fünftes Capitel.

Neben dieſen Blumenfenſtern zogen drei andere Lips' Aufmerkſamkeit auf ſich, die wunderlich genug gegen dieſelben abſtachen. Die Fenſter ſtanden voll ſonderbarer Vögel, große und kleine; inzwiſchen ſtanden Kaninchen, Haſen, Möpſe und andere kleine Thiere mit gläſernen Augen, und glotzten in die Welt hinaus. Papageien und Kanarienvögel ſtanden und ſahen ſich mit verliebten Augen an. Eine große Nachteule hielt eine Nachtigall in der Pfote und drückte ſie an die Bruſt; ein ungeheurer Kater ſpielte mit einem niedlichen Mäuschen; ein Marder, ein Iltis, eine Henne und ein Stieglitz waren friedlich zu einer Partie Boſton gruppirt; ein ſchwarzköpfiger Dompfaff ſpielte Mariage mit einem Turteltäubchen; ein Hamſter, mit einer Cigarre im Maule, ſchien ſich von einem Maulwurf etwas vorleſen zu laſſen; eine Gans, mit einer Feder hinter den Ohren, ſaß vor einem Schreibtiſche u. ſ. w.

Kurz, es war ein abſonderliches, phantaſtiſches Gemiſch, und wenn die niedergehende Sonne allen dieſen Geſchöpfen in die Augen und Aeuglein ſah, ſo ſchien es, als winkten und blinzelten ſie zu unſerm Lips herüber, als ſchwämmen ſie in Feuer und Waſſer, und als ſähen ſie unſern Lips an mit unnennbaren Blicken, voll geheimer Gluth und Deutung, ſo daß ihm oft unheimlich zu Muthe wurde, wenn all' das Gethier und Geflügel mit den hunderterlei Augen ihn anſchillerten. Bald zärtlich, bald drohend, bald flehend, bald lockend, bald wehmüthig und bald hohnneckend. Dann trat Lips wohl abſeits oder wendete den Blick nach den Blumenfenſtern mit der Lilienhand; aber unwillkürlich richtete er ſeinen Blick wieder nach den Nebenfenſtern, und wieder blitzten und wetterleuchteten ihm die vielfachen, ganz beſonders ſchimmernden Augen an. Wie war ihm aber zu Muthe, als immer Abends zwiſchen dieſen Augen noch ein Paar andere, menſchliche, ebenſo ſchimmernde, erſchienen, und unter dieſen Augen eine edle Naſe einen Mund überſchattete, in deſſen Winkeln ſich der tiefſte Schmerz ausſprach; aber kein beweglicher, ſondern ein ſtehender, ein permanenter, ein längſt eingeſargter, ja ein einbalſamirter, unverweslicher Schmerz; und doch lag in den Zügen um dieſe Lippenwinkel herum eine Gutmüthigkeit, die den blaſſen Wangen ein Intereſſe gab.

Aber oft flog ein flüchtiges Zucken von dem rechten Lippenwinkel, correſpondirend mit dem rechten Augenwinkel, über ſein Geſicht, welches daſſelbe ganz umgeſtaltete, und demſelben einen Ausdruck von bitterm Hohn verlieh, als habe er eben die Nichtigkeit dieſes und vielleicht auch eines andern Lebens tiefinnerſt erprobt. Derſelbe Mann kam alle Abende von Innen an die Fenſter mit einer Drehorgel, und leierte dieſen Gruppen regelmäßig eine Stunde lang ſonderbare Weiſen vor, die ſchrillend heraustönten aus dem Holzkaſten und in denen dennoch mitunter Töne waren, die ſchneidend mit zerreiſſendem Schmerz in die Seele fuhren; ſo recht, als wären ſie die letzten Schmerzklänge eines zuſammenzuckenden Lebens. Dann aber auch ſchien es, als ob der Orgler dieſe Töne beſchwichtigen wollte, und er zog ordentlich langgehaltene weichere Töne heraus, und dabei nickte er freundlich bald dieſem und bald jenem Vogel zu, aber immer endete er mit einer furchtbaren Diſſonanz, ſo recht, als wären in ihm alle Saiten ſeiner Gefühle auf einmal abgeriſſen, und er ſelbſt blieb nun ganz ohne Töne, ohne Klänge, ohne Reſonanz, ein unbeſaiteter Clavierkaſten.

Alle Abende wiederholte ſich das Schauſpiel, und wenn die letzte Diſſonanz krampfhaft verſcholl, fing es durch das Blumenfenſter an zu ſingen und ſingend zu ſummen, wie das Verbeben einer Melodie in ferner Abendbläue und folgte dieſen ſchmerzlichen Mißlauten wie eine harmoniſche Auflöſung, wie der erſte Troſtlaut nach klagendem Weh; und der Mann mit der Drehorgel ſchien aufzuhorchen, und mit dem Haupte den Tact zu dieſen leiſen, auf der milden und ſtillen Luft ſchwimmenden Melodien zu ſchlagen, bis der Schleier der Nacht ſich verhüllend über die ganze Scene ſenkte.

Lange widerſtand Lips dem ſehnlichen Wunſche, dieſe Dachcolonie kennen zu lernen; endlich aber faßte er Muth, nach dem Manne zu fragen, und erfuhr, daß er Julius Knöpflein heiße, und ehedem Pedell auf dem zoologiſchen Muſeum war, jetzt aber von dem Geſchäfte des Vögel- und Thierausſtopfens lebte.

Lips nahm einen todten Kanarienvogel und ſtieg die paar Treppen zu Julius Knöpflein's Atelier hinauf.

Sechſtes Capitel.

Leiſe klopfte Lips an die niedere Thüre, und dreimal mußte er dies Klopfen wiederholen, bis ein dumpfes „Herein!“ erſcholl. Er trat in ein Gemach, der Arche Noah nicht unähnlich, als ſie auf dem Gebirge Ararat ruhte. Thiergerippe, Vögel und Fiſchhäute ſtanden und lagen umher. Julius Knöpflein trat ihm entgegen in einem Schlafrocke, der ausſah, als habe er ein Jahrhundert lang den Zahn der Zeit ganz allein erhalten müſſen. Dieſen Schlafrock hielt eine Baßgeigenſaite ſo locker zuſammen, wie eine Verſchwägerung regierende Häupter zuſammenhält. Aber das Alles vergaß Lips über den Anblick Knöpfleins ſelbſt, der lang und hager, in gekrümmter Stellung ihm entgegentrat, und nichts, als das lebendige Fragezeichen (?) auf Kotzebue's Frage:

Was bin ich hier, was ſoll ich hier,
Unter Tigern oder Affen?
Welchen Plan hat Gott mit mir,
Wozu bin ich geſchaffen?

zu ſein ſchien.

Lips fuhr innerlich zuſammen, als er auf ihn zutrat und mit dürren Worten fragte:

„Was wollen Sie ausſtopfen laſſen?“ Lips zeigte mechaniſch ſeinen Kanarienvogel vor.

„Nächſten Dienſtag können Sie ihn abholen!“ mit dieſen Worten öffnete Knöpflein die Thüre; allein Lips ſtand unbeweglich; Knöpflein machte die Thüre wieder zu, beſah den todten Kanarienvogel und lächelte, indem er den Kopf ſinnend hin und her wiegte.

Lips gewann es endlich über ſich, zu ſagen: „Ich habe das Vergnügen, Ihr Nachbar zu ſein, und da ich hier ganz fremd bin und ich ein leidenſchaftlicher Verehrer der Drehorgel bin, ſo —“

Knöpflein warf ſchnell ein Tuch über die Drehorgel, als wollte er ſie vor Lips' Blicken ſchützen; und dieſer fuhr fort:

„So bin ich ſo frei, Sie in ihrer Wohnung aufzuſuchen, und —“ platzte er treuherzig heraus, „Ihnen meine Dienſte und meine Freundſchaft anzubieten.“

Knöpfleins Geſicht verzog ſich bei dieſen Worten zu einem Ausdrucke unverkennbarer Ironie. „Dienſte?“ „Freundſchaft?“ fragte er, „lebend oder ausgeſtopft?“

Lips ſtand verdutzt ob dieſer ſonderbaren Frage.

„Lebend oder ausgeſtopft?“ fragte Knöpflein noch einmal; „ſind Sie ſelbſt lebend oder ausgeſtopft?“ — Dabei trat er auf Lips zu, als wollte er ſich überzeugen, ob er nicht ausgeſtopft ſei. Lips trat zurück. „Lebend oder ausgeſtopft?“ wiederholte Knöpflein zum Drittenmale, und als wie zu ſeinen Vögeln ſprechend fuhr er fort:

„Weiß ich es denn, ob ich ſelbſt lebend lebe, oder ob ich nicht ſelbſt ausgeſtopft bin für das zoologiſche Cabinet des Schickſals als Wundervogel. Hab' ich doch mein ganzes Leben ausgelebt, und wie könnte ich noch leben, wenn ich nicht ausgeſtopft wäre, ſo recht als Paradeſtück unter einem Glasſturze? Und iſt denn mein Inneres nicht gefüllt mit mir ſelbſt entfremdeten Dingen? und ſind denn meine Augen andere als gläſerne, die hinausflimmern, ohne daß ſich das Außenleben durch ſie in mich hinein abſpiegle? und iſt denn das Leben ſelbſt nicht auch ein doppeltes? ein Leben-Leben und ein ausgeſtopftes Leben? für den einen ein Leben-Leben: friſch, kräftig, regſam und pulſirend; angethan mit allen Farben und Tinten des kräftigen Daſeins; umfluthet von dem Stahlbade der Elemente: Glück, Liebe, Geſundheit und Freundſchaft; und für den Andern ein ausgeſtopftes, mit gelähmtem Fittig, mit ſtarrem Auge, mit ſtockendem Herzen, mit geſchloſſenen Lippen, ausgelebt und ausgerungen der innere Odem, zerronnen das Herzblut, und an der Stelle des Sehquells ein ſchillerndes Glas!“

Hier ſchwieg er ſtill, fuhr mit der Hand über die Stirne als beſinne er ſich plötzlich, öffnete die Thüre, ſagte: „Nächſten Dienſtag können Sie ihn abholen!“ und ſchob Lips halb zur Thüre hinaus. Lips blieb noch eine Zeit lang auf dem dunklen Gange ſtehen, als er plötzlich den leiſen, ſummenden Geſang aus dem Zimmer mit dem Blumenfenſter vernahm, und raſch an die Thüre trat, aus welcher dieſer Ton heraus quoll.

Siebentes Capitel.

Das Stübchen, in welches ich Dich jetzt, mein lieber Leſer, mit Käutzlein hereintreten laſſe, iſt kaum ſo groß, um Tiſch und Bette in reſpectabler Entfernung auseinander zu halten, und kaum ſo hoch, um aufrecht ſtehen zu können; und das letztere iſt in ſolchen Zimmern ſehr gut, denn man ſollte eigentlich nicht aufrecht, ſondern in recht demüthiger, gebückter Stellung daſtehen, vor dem Anblicke der Armuth überhaupt, beſonders aber, wenn wir ſie finden bei einem jungen weiblichen Weſen, dem die Natur den Freibrief der Schönheit und den passe-par-tout der Armuth mitgegeben hat auf die große Lebensreiſe, und das dennoch, verlaſſen und ſchmerzlich kämpfend mit dem Unglücke, wie ein trauernder Genius auf dem Grabe des eigenen Lebens daſteht!

Ein ſolcher Genius war Elodie Lorzing, die Bewohnerin dieſes Stübchens, welches ſchon ihr Vater, Thomas Lorzing, bewohnte, und welches in ſeinem kleinen Raume doch ſchon der Wiege Elodiens, dem Sarge Thomas und dem Krankenbette der Mutter, Johanna Lorzing, Raum gab, und die beiden Endzipfel des Daſeins: Geburt und Tod, nachbarlich beherbergte.

Thomas Lorzing war Porzellänmaler in der Porzellänfabrik zu B...... Trotz ſeiner Geſchicklichkeit und Fähigkeit konnte er doch, aus Mangel an Protection, zu keinem beſſern Geſchäfte kommen, als die blauen Ränder um die weißen Taſſen zu ziehen.

Lieber Leſer! wenn Du je über die Einförmigkeit Deines Geſchäftes geklagt haſt; wenn Du je mißmuthig wurdeſt, ganze Bogen voll Zahlen ſchreiben zu müſſen; wenn Du je vom Schreibtiſche aufſprangeſt, an welchem Du nichtsſagende leere Acten durchſtöbern mußteſt, dann, lieber Leſer, denke an Thomas Lorzing, der fünfundzwanzig Jahre lang nichts anders that, als daſtand und den feinen Pinſel mit blauer Farbe unbewegt in der Hand hielt, während das Rad den Teller vor ihm in dem Kreiſe herumtrieb. Denke Dir dabei einen Geiſt für das Beſſere geſchaffen, ein Herz voll Liebe und Schmerz, und dennoch vom Schickſale an das Triebrad einer Porzellänfabrik geſchmiedet, um all ſein Lebelang blaue Ränder um weiße Teller zu ziehen!

Als ſein letztes Stündlein ihn abrief von ſeinen weißen Tellern, winkte er Elodie, die ungefähr vierzehn

Jahre alt war, an ſein Bett, und ſagte, indem er mechaniſch mit ſeiner Hand um das weiße Porzelläntellerchen ihres Engelsgeſichtes fuhr: „Geduld, meine liebe Elodie, iſt das einzige, was Dir Dein Vater als Erbtheil zurückläßt. Geduld, liebe Elodie, iſt der erhaltende Firniß, der dauerhafte Lack am zerbrechlichen Thon des Lebens. Geduld, liebe Elodie, gebe ich Dir mit als Regen- und Sonnenſchirm auf die Reiſe Deines Lebens! Und ſollte Dein ganzes Leben nichts ſein, als ein leerer weißer Teller, auf deſſen äußern Rand nur der kleinſte Farbenſtrich zu ſehen iſt, ſo harre geduldig aus, bis das Rad abgelaufen iſt.“ Mit dieſen Worten verſchied er, hinauf zu ſchweben zu dem blauen Rande, welcher den großen Präſentirteller: „Welt“ rings um eingefaßt, und ließ Elodien allein da mit ihrer kranken Mutter. „Geduld!“ wiederholte ſich Elodie, als ſie vom Begräbniß zurück kam, und preßte die kleine weiße Hand auf das gepreßte Herz, gleichſam als ob ſie dieſem einprägen wollte die Worte: „Geduld! Geduld!“

Elodiens Tage waren nun auch wirklich Tage voll erprobter Geduld.

Der Vorſteher der Porzellänfabrik wollte zwar Elodien zu ſich nehmen; allein ſie verſchmähte es, ihre hilfloſe Mutter zu verlaſſen; mit Geduld hoffte ſie Alles zu überwinden. Sie hatte in dem kärglichen Malerapparate ihres Vaters einen Kaſten voll verſchiedener Farben, Tuſche und Pinſel vorgefunden, einige Kenntniſſe des Zeichnens beſaß ſie auch, und ſie wagte es endlich, einer Marchande des Modes und einem Galanteriehändler anzubieten, ihnen die Stick- und Tupfmuſter zu Stickereien und Tapiſſerien zu coloriren und zu illuminiren. Vergebens bot die ſpeculative Putzhändlerin ihr einen Platz in ihrer eleganten Boutique an; Elodie ſchlug auch dieſes aus, und ſo ernährte ſie ſchon ſeit Jahren ſich und ihre Mutter durch dieſes peinliche, einförmige und mühſame Geſchäft! Ganze Tage lang ſaß ſie und zählte die einzelnen Perlen und Felder der Muſter, und colorirte ängſtlich, um ihrem farbenloſen Daſein einen kleinen Lichtpunct zu geben. Manchmal wohl zerfloß mit der Farbenperle eine Thränenperle auf dem Muſter, und ſie mußte die Arbeit von Neuem beginnen, allein: „Geduld“ rief ſie ſich leiſe zu, und fuhr fort, die tauſend kleinen Felder mit einer Nadelſpitze auszuzählen und mit den kleinen, verſchiedenen Haarpinſeln zu illuminiren. So verſtrich ein Frühling nach dem andern und ein jeder legte eine neue Blüthe in Elodiens Schönheit, und jeder Sommer goß eine reichere Fülle in ihre harmoniſchen Glieder, und jede erwachende Lerche ſang ein neues unbekanntes Sehnen in Elodiens Herz, und jede aufblühende Roſe ſah eine ſchönere, heiligere auf ihren Wangen ſeh'n; und jeder blaue Frühlingshimmel ſah in ihren Augen einen blauern, tiefern mit reineren Sternen beſäeten Himmel, und ſo war Elodie achtzehn Jahre alt geworden; ihre Stickmuſter waren ihre Bekanntſchaften, ihre Blumen ihre Freunde und zwei Kanarienvögel ihre Vertraute.

Eben ſaß ſie wieder in einem Gewande, in welchem die Reinlichkeit über die Armuth triumphirte, und colorirte ein Stickmuſter voll chineſiſcher Figuren, und in dem geſenkten Wimper hing eine Thräne, als könnte ſie ſich nicht von ihnen trennen, und eine wehmüthige Melodie zog aus den halbgeöffneten friſchen Lippen, als Lips die Thür öffnete.

Achtes Capitel.

Als Lips Käutzlein in Elodiens Dachſtübchen trat, fluthete das Abendroth durch die kleinen Fenſter und Elodie ſaß, übergoldet von dem ſcheidenden Mattgolde an dem kleinen Arbeitstiſchchen und das geringelte dunkle Haar fiel in dichten Seitenlocken über den züchtig bedeckten Hals, auf den Tiſch und die Hand, die früher für Lips zwiſchen den Blumengefäßen ſo gefährlich war, eben mit Coloriren beſchäftigt.

Erſchrocken ſprang ſie auf, trat Käutzlein entgegen, die höhere Gluth der Wangen, mehr als die verſagenden Lippen, drückten die Frage aus, was er hier wolle, und ein leiſes Zittern verrieth nur allzuſehr, daß auch Elodie, durch Blättergrün und Roſengeflechte, den gegenüber lauſchenden Jüngling beobachtet, und daß das voltigirende Gottkind: „Amor“, den Sprung von einer Belle-Etage bis zum gegenüberſtehenden Dachfenſter nicht ſcheut.

Einige Minuten mochten beide ſo geſtanden haben in ſchweigender Beredtſamkeit, bevor es Lips vermochte, ein Wort hervorzubringen.

Wenn Du, mein gefühlvoller Leſer und meine gefühlvolle Leſerin, je dieſe ſelige Minute gelebt haſt, in welcher ſich Dir zuförderſt der Gegenſtand Deines ſtillen Sehnens nahte; wenn je die zarte Knospe der Hinneigung in Deinem Herzen plötzlich aufbrach und ihre blühenden, glühenden Blätter auf einmal durch Dein ganzes Weſen ſchlug; wenn je die erſte Liebe ihren Einzug in Dein Herz feierte, mit dem Freudenfeuer auf Deinen Wangen; mit dem Perlenſchmuck Deiner Thränen, mit dem Tedeumgeläute Deines pochenden Herzens, und mit dem dreimal „ſelig!“ welches jubilirend durch Deine Bruſt zog: dann, ja dann nur weißt Du, daß in ſolchen Augenblicken ein Papageno-Zauberſchloß Deinen Mund feſſelt; daß aber in einem Blicke Selam und Sanscritt und weſtöſtlicher Divan liegt!

Du aber, gebildeter Leſer und gebildete Leſerin! die ihr dieſe heilige Empfindung nur kennt aus Taſchenbüchern, geſchrieben für ein Taſchenherz; die ihr oft verliebt geweſen ſeid, ohne geliebt zu haben; die ihr Eure Liebe, wie Eure Kleider Euch anfertigen laßt, nach Bedarf, nach Bequemlichkeit, und wie es die Mode eben will; die ihr erſt zu Rathe geht mit Börſe und Baſe, ob ihr dieſe oder jene, dieſen oder jenen lieben ſollt; Du gebildeter Leſer und Du gebildete Leſerin, überſchlage dieſes Capitel, denn eine ſolche Scene iſt keine Theegeſellſchaft, keine Landparthie, keine Feſtoper, kein Pfänderſpiel und kein lebendes Bild. Dein mitleidiges, gebildetes Lächeln würde den Goldſchimmer von dem Pſycheſittig dieſer Scene herablächeln, und Dein feines, gebildetes Achſelzucken würde den verborgenen Glücksengel verſcheuchen, der an dem Eingange des kleinen Dachſtübchens Wache hält und die beredtſame Stille freundlich belauſcht. Nach einem Weilchen finden wir Lips und Elodie vor den Blumen ſtehen, Hand in Hand und in ihren Augen brennt das: Heilig! Heilig! der Liebe, und ſie ſehen hinaus in den unermeßlichen Himmel, unermeßlich, wie ihre Liebe, und da ziehen die Sterne, wie geputzte Ballgäſte herauf zum Feſte ihrer Liebe, und ſie werfen ihr glückwünſchendes Lilienlicht auf ſie herab, und ſie kreiſen herum, wie zum Brautfackeltanz, und Lune, wie eine Brautjungfrau, ſchwebte herauf mit einem milden Lichtkranze um das jungfräuliche Haupt, und die Liebenden ſtanden noch immer trunken, ſchweigend an dem Fenſterrahmen; da legte Lips ſeine Hand um Elodie und ſprach: „Ach! wie tief iſt die Bläue des Himmels, aber das Herz des Menſchen iſt tiefer und unendlicher! Die Sterne ſehen klar und milde, aber das Auge der Liebe ſieht klarer und milder; die Abendluft iſt kühl und labend, aber der Odem der Liebe iſt ſüßer und labender; die Nacht iſt verſchwiegen und troſtreich, aber der Mund der Liebe iſt verſchwiegener und troſtreicher; die Dämmerung iſt räthſelhaft und reizend, aber das Weſen der Liebe iſt noch räthſelhafter und reizender; das Schweigen des Lebens iſt lockend und beredt, aber das Schweigen der Liebe iſt lockender und beredter; ſiehe Elodie“ — da tönte plötzlich ein häßlicher Klang durch die Nacht, und es ſchien, als gellte die Luft kreiſchend auf, daß ſie ſo ſchmerzlich zerriſſen wurde. Es waren Julius Knöpfleins Drehorgeltöne, die von dem Nachbarfenſter herüberſchallten und durch die Stille nur noch gräßlicher tönten; die Worte, halb geſungen, halb krampfhaft geſchrien, hallten dazwiſchen:

Schuhu ſprech zu Lerche klein:
Lerche, willſt mein Liebchen ſein?
Lerche ſagt, jetzt gehe Du!
Hu hu! hu hu! hu hu!
Schuhu ausſtreckt ſeine Klau:
Lerche, mußt ſein meine Frau!
Lerche hat nun nimmer Ruh’,
Hu hu! hu hu! hu hu!
Schuhu todt die Lerche beißt,
Lerche weiß, was Liebe heißt;
Stopft die Lerche aus im Nu,
Hu hu! hu hu! hu hu!

Neuntes Capitel.

Nie dringen die Töne des Schmerzes und des Jammers tiefer in unſer Herz, als wenn dieſes eben geöffnet iſt der Freude, der Luſt oder ſonſt einem andern ſeligen Gefühle. Die offene Blume der Empfindung, die eben den Thautropfen der Freude aufnahm, iſt dem gleich darauf fallenden, verſengenden Mehlthau empfindlicher ausgeſetzt. Ja, der Contraſt der beiden Gefühle dringt ſchärfer und ſchmeichelnder in unſer Weſen ein, daher mußten die, wie im ſchmerzlichen Wahnſinn herausgeſtoßenen Jammertöne Knöpfleins die beiden Liebenden heftiger erſchüttern, als es ſonſt der Fall war.

Lips erzählte ihr ſeinen Beſuch bei ihm und ſeinen ſonderbaren Empfang, und wie er faſt mit einer unwiderſtehlichen Gewalt hingezogen wurde, die Schickſale dieſes ſonderbaren Menſchen zu erfahren.

Elodie war im Stande, ſeinen Wunſch ſo ziemlich zu erfüllen.

Julius Knöpflein kam als Studirender auf die Univerſität zu W.; ohne Mittel lebte er vom Unterrichte in der Muſik. Unter ſeinen Schülerinnen war Amalie, die Tochter des Profeſſors des zoologiſchen Cabinetes. Amalie war jung und Knöpflein nicht minder, und bei den Clavierſtunden zog Amor durch Aug und Ohr in die Herzen Beider ein, und aus dem Adagio der ſtillen Neigung wurde bald ein Preſtiſſimo der heftigſten Leidenſchaften. Es iſt nichts gefährlicher, als ein junges Mädchen mit einem jungen Manne à quatres mains ſpielen zu laſſen. Man wird bald mit der Idee bekannt, ſo à quatres mains durch das Forte und Piano des ganzen Lebens zu wandeln und ſo zuſammen auf der Taſtatur des Daſeins zu harmoniren.

Zu dem Stundenbillet fügte ſich bald nach jeder Stunde noch ein Billet, zahlbar aus der Univerſalbank der Liebe.

Da kam es, daß in einer Stunde die vier Hände ſich von den Taſten in einander verirrten und daß ſie den Notenſchlüſſel auf dem Notenblatte der Lippen ſuchten und daß eine lange Umarmung als Fermate eintrat; aber mit dieſer eintretenden Fermate trat auch der Profeſſor des Cabinets herein und unterbrach die ſtille Muſik mit dem Furioſo eines zürnenden Profeſſors, der die Menſchen nur in Haut, Nerven, Sehnen, Bein und Muskeln eintheilte, und dem das Herz nichts war, als ein hohler, koniſcher Cylinder, oder die Wärmflaſche der beweglichen Menſchenmaſchine.

Die Stunden hatten ein Ende, Amalie wurde an einen dito Profeſſor der Wetterkunde, der die Menſchen als Barometer und Thermometer betrachtete, gewaltſam verheirathet und Julius Knöpflein mußte, was kann nicht alles durch Einfluß möglich gemacht werden? die Univerſität verlaſſen.

Doch für Knöpflein war nun das Leben eine einzige Null, dem das Eine, welches den Werth deſſelben verzehnfachte, entriſſen wurde. Er war unfähig, den Faden des ernſtlichen Studiums wieder aufzunehmen, da der Reiz und der Preis, der ſeine Bemühungen krönen ſollte, auf ewig verloren war.

Er ließ ſich ſo fortgehen, wie man denn oft abgeſchlafft iſt, wenn die Farbe und der Blüthenſchmuck aller ſeiner Wünſche abgeblaßt iſt. Er brachte in Unthätigkeit ſeine Stunden hin; nur die Drehorgel hatte er als ſchmerzliche Parodie, der frühern Harmonie ſeiner Tage höhnend, ergriffen, und kümmerlich friſtete er ſein Leben durch das Ausſtopfen der Vögel und Thiere, welches er früher aus Scherz bei dem Profeſſor erlernt hatte.

So hatte ſich ſein ſtiller Schmerz nach und nach eine Geſellſchaft aus dieſen Weſen gebildet, und halb im Ernſte, halb im bittern Hohn und Verrücktheit bildete er ſich ein, ſie lebten alle um ihn herum, oder vielmehr, er glaubte, alles im Leben, alle Menſchen und Dinge ſeien nur da, um ausgeſtopft zu werden.

Zehntes Capitel.

Lips und Elodie zogen den unglücklichen Julius Knöpflein in den Zauberkreis ihrer Liebe, und Lips theilte ſeine Mußeſtunden ganz mit dieſen beiden Weſen. Elodie hatte ſein ganzes Herz erfüllt, und nicht nur ſein Herz, ſondern auch die Welt umher mit lauter Bildern des Glückes und der Wonne. Nach geendeten Studien wollte er die ſchöne, ſanfte und gütige Elodie an das Herz der Eltern führen; ſeine Mutter war ſchon längſt gewonnen, und auch ſeinen Vater hoffte er, trotz der Armuth Elodiens, ſowohl durch die beredtſame Schilderung ſeines Glückes als durch Elodiens perſönliche Liebenswürdigkeit zu gewinnen.

Allein anders geſtaltete Zufall und Schickſal die Wünſche und Hoffnungen der Liebenden!

Unglücksfälle, Stürme in den Reichen der Handlungswelt, Bankerotte, Feuersbrünſte, kurz, der ganze Confluxus Canaillorum des Geſchickes, welches ſeine

Dämonen nicht gerne einzeln Jemanden über den Kopf ſchickt, hatte aus dem in Ruheſtand verſetzten Millionär, Emanuel Käutzlein, einen in Unruheſtand verſetzten armen Teufel gemacht. Nach der Wonne, von einem armen Teufel zum Millionär zu avanciren, kömmt ſogleich die Wonne, nie ein Millionär geweſen zu ſein, um ſodann ein armer Teufel zu werden.

Emanuel überlebte ſeine Million nicht lange, ſein Weſen war ſo verſchmolzen mit ihr, daß er mit dem Entſchwinden ſeines Weltlichen das Zeitliche ſegnete und hinüberſchlummerte in das Land, wo Millionen Millionäre und Nichtmillionäre auf der langen Bank ſitzen und gleiche Renten der Seligkeit beziehen.

Die Witwe Käutzlein hatte kaum ſo viel aus dem Schiffbruche ihres Glückes gerettet, um in der Reſidenz zu ihrem Lips zu pilgern und weinend und leidend von ihm Hilfe zu erwarten. Mit ihr kamen noch zwei kleine Käutzleins, um unter den Flügeln des älteſten Bruders Schutz, Nahrung und Obdach zu ſuchen.

Mit zerriſſenem Herzen ſah Lips die bleierne Hand des Schickſals, die alle ſeine Glücksblüthen knickte. Er war von dem Zündgipfel ſeiner ſchönſten Hoffnung heruntergeſunken in die Oede einer troſtloſen Zukunft.

Allein das Unglück eben macht das Gemüth weicher und menſchlicher, und wir ſchließen uns im Unglücke näher, feſter und inniger aneinander, und halten feſter aneinander, als wollten wir eine Schutzwehr bauen gegen ſeine Anfälle.

So zog durch den Wolkenhimmel ſeiner Tage die Sonne der Liebe deſto wärmer und leuchtender herauf. Denn gibt es ſchönere Thränen, ſüßere, als die, welche das Unglück, ſich entlaſtend, ausweint an dem Buſen der Liebe? Iſt's nicht, als ob in dieſen Thränenfluthen ſich die Liebe erſt verſteine zum ewigen Demant? Elodiens Liebe war das lindernde Thränentuch ſeiner Zähren, und ſie gab ihm zugleich Kraft und Muth, dem Ziele entgegen zu ringen, in welchem Elodiens Beſitz als lohnender Preis glänzte.

Er hatte ſeit ſeiner Bekanntſchaft mit ihr ſich von dem großen Kreiſe ſeiner Freunde, Schul-, Jagd- und Spielgenoſſen zurückgezogen und beſchloß, um dem Bedürfniſſe des Augenblicks abzuhelfen, zu den wärmſten, ihm treueſten und wohlhabendſten Freunden ſeine Zuflucht zu nehmen, und zu dieſem Behuf zog er ſein Stammbuch hervor, in welches ſich alle ſeine Freunde eingeſchrieben hatten, und beſchloß nach der Wärme des Ausdrucks dieſer einzelnen Blätter die Auswahl zu treffen, an wen er ſich gewiß mit Zuverſicht wenden könnte!

Eilftes Capitel.

Lips hatte in den goldnen Tagen, als ihm noch ſeines Vaters volle Börſe, und ſeine allen ſeinen Freunden und Bekannten offen ſtand, auch ein Stammbuch angelegt, in welchem das ganze Heer von zärtlichen Sentenzen, Treuſprüchen und Ewigkeits-Eiden prangte.

Er betrachtete dieß Stammbuch als die ſicherſte Aſſecuranz für allen Feuer-, Hagel- und Sturmſchaden des Unglücks; und jetzt, da das eiſerne Geſchick heranſchritt mit ſeinem zermalmenden Tritt, jetzt zog er dieſe papierne Societätsinſel hervor aus ſeinem Schreibkaſten, um nach dem Ausdrucke der reinſten und ſchwärmeriſchſten Freundſchaft auf den einzelnen Blättern, die Jonathane und Pyladeſſe aufzuſuchen, um auf einmal gerettet zu ſein.

Das Maroquin-Stammbuch, ſauber in einen Papierumſchlag gewickelt, öffnete ſeine Pforten und die „Heerſchau" der einzelnen Blätter begann.

Gleich auf dem erſten Blatte las er folgende Zeilen:

> „O, wer erfand den Edelſtein der Sprache, die kurze Sylbe: Freund? er nennt mit ihr des Lebens Troſt, den Retter von Gefahren, von Furcht, von Gram, von Selbſtbetrug und Noth; der Wunden Balſam, unſerer Augen Salbe, des Herzens Arzt, von uns das beſſere Selbſt! Der kleinen Sylbe großer Inhalt bin ich Dir in Tod und Leben."
>
> Sigismund, Otto, Herbert, Graf
> von Baldernſtein.

„Mein guter Otto!" rief Lips Käutzlein mit Thränen der innigſten Rührung, „mein treuer, ſanfter, gemüthvoller Otto!" — Er griff ſchnell nach ſeinem Hute und in zehn Minuten ſtand er im Vorzimmer des Grafen von Baldernſtein.

„Mais, mon dieu!" rief ihm der Graf, eine hohe, durchſichtige Figur, mit kleinen, wetterleuchtenden Augen zu, — „welche Umſtände, mein liebſter Lips!“ Darauf eilte er ihm mit offenen Armen entgegen und drückte ihn mit vieler Vorſicht an das jabotreiche Herz. „Jean!“ rief der Graf darauf, und ließ Lips gar nicht zu Worte kommen. „Jean! Frühſtück! mais, mon cher!“ ſo wendete er ſich wieder an Lips, „was wünſcheſt Du? Chocolade? Champagner? à la fourchette? sans façon! mein Theurer! man ſieht Dich jetzt ſo ſelten!“ darauf drückte er ihn noch einmal an die hochaufwallenden Jabots.

Lips ſagte endlich ſchüchtern, aber zutraulich: „Ach, mein guter Otto, ich danke Dir!“

„Aha! oui! je comprens!“ rief der Graf, und belächelte ſich ſelbſt im Spiegel, „une petite tracasserie d'amour! un duel! willſt Du meine Piſtolen! das ſind Wetterdinger! ſprich, mein Leben gehört Dir!“

„Deine Theilnahme rührt mich!“ erwiderte Lips, „und faſt zage ich, Dir mein Unglück mitzutheilen, da ich Dein Herz kenne. Mein Vater iſt todt, und Unglücksfälle haben ſein ganzes Vermögen vernichtet!“

Hier rollten Thränen über Lips Wangen. Der Graf von Baldernſtein machte ein Geſicht, wie ein ausgepfiffener Schauſpieler. „Est-il possible!“ rief er endlich mit einem Tone aus, mit dem man gewöhnlich ein: „was kümmert's mich?“ belegt. — „O, wie bedaure ich Dich! — Jean! ich will mich ankleiden! pauvre Lips!“ Lips trat nun auf ihn zu:

„Nun iſt meine Mutter bei mir hier, meine kleinen

Geſchwiſter, wenn ich nur zu meinem Examen und zum vorläufigen Bedarf hundert Louisd'or hätte!“

Der Graf von Baldernſtein drehte ſich nach allen Gegenden der Windroſe, und ſein Geſicht nahm, wie ein Kamäleon, allerlei Farben an. — „Ich bin untröſtlich, lieber Lips! vraiment, je suis au désespoir! aber ich bin ſelbſt in dieſem Augenblicke in gräßlicher Verlegenheit! Du weißt, ich kaufte von Baron Butterfiſch den Goldfuchs für achthundert Thaler! a propos, lieber Lips, den muß Dir Jean zeigen! Jean!“

„Ich kenne ihn!“ antwortete Lips; „aber ich kann jetzt nicht an einen Goldfuchs denken, da meine Mutter in Noth und Kummer iſt!“ — Der Graf rief immer: „Je suis au désespoir! und gab dem Canarienvogel ein Stück Zucker: „nimm, Zöpfchen! nimm!“ und dabei pfiff er ihm den Deſſauer Marſch vor.

„Wenn Du nicht bei Geld biſt,“ ſprach Lips, „ſo gebrauche Deinen Credit, dem Grafen von Baldernſtein ſtehen alle Börſen offen!“

„Je suis au désespoir!“ rief der Graf; „mais mon cher! c'est impossible! Jean! raſir' er mich ſchnell!“ Jean kam und ſeifte den gräflichen Bart tüchtig ein.

Lips trat vor ihn hin und ſprach:

> „O, wer erfand den Edelſtein der Sprache, die kurze Silbe Freund? er nennt mit ihr des Lebens Troſt, den Retter von Gefahren u. ſ. w.“

Der eingeſeifte gräfliche Freund erwiderte nur mit einem „hm!“ denn er durfte ja den Mund nicht bewegen, und Jean mit dem Meſſer trat immer zwiſchen Oreſt und Pylades, wie ein Dämon mit dem Schwerte! Lips fuhr fort:

> „Der kleinen Sylbe großer Inhalt bin ich Dir in Tod und Leben.“

„Hm!“ war Alles, was der raſirt werdende Jonathan hervorbrachte. Lips wartete ruhig das Ende dieſes Geſchäftes ab. Der Graf trocknete ſich die Seife ab und rief: „vraiment, je suis inconsolable! Jean! Eau de cologne!“

„Nun, lieber Otto, ſagte Lips, und legte alle Herzlichkeit der Stimme in dieſes „lieber Otto!“ „nun, kannſt Du Deinem Freunde nicht helfen?“ —

„Mais, mon cher! das iſt jetzt unmöglich. Jean! mon surtout! ich muß ausgehen! entſchuldige, lieber Lips!“ — Hierauf trat der Graf noch einmal zum Kanarienvogel: adieu, cher pipi! adieu, lieber Lips, ich ſehe Dich bald wieder! je suis inconsolable!“ Damit war er ſchon zur Thüre hinaus.

Lips ging zernichtet zu Hauſe, nahm wehmüthig das hochgräfliche Blättlein mit den zierlichen Worten:

> „O, wer erfand den Edelſtein der Sprache, die kurze Sylbe Freund? u. ſ. w.“

zündete das Blatt an, ſah wehmüthig in die Flamme, welche mit Hohn an der kurzen Sylbe „Freund“ zu lecken ſchien.

Zwölftes Capitel.

Lips zog ein anderes Blättlein aus den mancherlei bunten, gemalten, geſchnitzelten und verzierten Papieren hervor. Es war eine kleine Zeichnung. Das Univerſum war in ſein erſtes Chaos zurückgeſunken. Der Genius der Freundſchaft trug die beiden Freunde über dieſe zertrümmerte Welt empor, zu einem ſtrahlenden Sonnenlichte. Das Ganze war von vier Zeilen begleitet:

„Ueber Weltenuntergang und Brand,
Ueber Zeitlichkeit und Tod,
Führet uns der Freundſchaft Götterhand,
Hin zum ewigen Morgenroth!
Dein
Eduard Moritz Lichtl.“

O, mein guter, guter Lichtl!“ rief Lips aus, „wie konnte ich Dich übergehen! Dein poetiſches Gemüth wird zuſammenbeben; aber ich kann Dir den Schmerz nicht erſparen! Ja, zarter Lichtl, deine weiche Seele wird in Wehmuth zerfließen; aber Du wirſt mich retten, Du wirſt!“

Lips eilte in die ***ſtraße, wo Lichtl wohnte. Eduard Moritz Lichtl war der einzige Sohn eines unbändig reichen Deſtillateurs, der ſo lange Geiſter zu citiren wußte, bis ihm der alles belebende Geiſt: Gold, in ſeinem ganzen Umfange erſchien. Sein kleiner Lichtl aber ſollte weder Danziger Goldwaſſer, noch Perſico oder ſonſtige Geiſter deſtilliren, ſondern auf der Univerſität den bittern Geiſt der Schulfuchſerei bis auf den

Grund leeren. Eduard Lichtl aber, überzeugt, daß der rectificirte Goldgeiſt ſeines Vaters ihm alle übrigen Geiſter leicht entbehrlich macht, hatte auf der Univerſität bloß ein wenig von dem ſüßen Liqueur der Poeſie genaſcht, als der alte Lichtl alle Geiſter und ſeinen dazu aufgab, und der junge Lichtl als Alleinherrſcher der väterlichen Geiſter, zurückblieb. Er ſetzte das Geſchäft ſeines Vaters poetiſch fort.

Er erfand poetiſche Namen für die verſchiedenen Branchen ſeiner Deſtillation, und die Etikette der Flaſchen und Gläſer waren mit ſinnigen Verſen und Sprüchen geziert.

Liequeur hieß er Idillenkraut; Kümmel: Oden-Subſtanz; Anies: Epigrammenſtoff; Perſico: Epopäen-Eſſenz; Fuſel: Journaliſten-Füße u. ſ. w.

Kurz, er war ein poetiſcher Deſtillateur. Zu ihm eilte Lips, denn Lichtl war ein Schwärmer, ſo in Freundſchaft, als in Deſtillation, und oft hatte er Lips umarmt und zugerufen:

„Zwei Seelen, die ſich innig vereinen! kann es einen Extract-Double von beſſerem Geiſte geben?“

Als Lips zu ihm kam, hatte er eben eine Etikette zu „Roſtopſchin“ geendet:

„Roſtopſchin nimmt keck zur Hand,
Wie Moskau ſetzt er Dich in Brand!“

Lips erzählte ihm in wenigen Worten ſein Unglück. Lichtl zog ein Geſicht, als ob er eben einen tüchtigen

Zug Engliſchbitter gethan hätte. Endlich begann er allmälig zu weinen:

> „Dein armer Vater! So hat auch er endlich trinken müſſen den herben Pommeranzengeiſt des Todes!"

Als er das geſagt hatte, ſtellte er das Weinen ein und deſtillirte weiter.

„Ach, helfe mir, guter Lichtl!" begann Lips, „nur mit fünfzig Louisd'or, daß ich die augenblickliche Noth der Meinen lindere!"

„Du glaubſt gar nicht, lieber Lips," entgegnete Lichtl, „wie wenig die Menſchen jetzt mehr Liqueure und ähnliche Dinge trinken. Es iſt gar keine Poeſie mehr in den Menſchen! Ich nehme kaum ſo viel ein, um meine Leute bezahlen zu können!"

„Wie?" fragte Lips, „Deine Deſtillation iſt doch die Erſte in der Stadt?"

„Ja," — meinte Lichtl, „daß iſt der Teufel! die Leute wollen nichts Süßes mehr! wie geſagt, das Minnethum der Branntweintrinker iſt dahin! man verkauft gar nichts Feines mehr! Schnaps! Schnaps! ſo heißt die Anforderung unſerer Zeitbildung! aber:

> „Warum kann der lebendige Geiſt dem Geiſte nicht erſcheinen?"

frag' ich mit Schiller. Und unter lebendigem Geiſte verſtehe ich: Danziger, huile des fleurs, Esprit de miel u. ſ. w."

„Bedenke aber," ſprach Lips dringender, „daß Du mich durch dieſe Kleinigkeit für immer retteſt."

„Du thuſt mir weh," ſagte Lichtl, „ſehr weh! dieſe Stunde iſt bitter, wie Kalmus: aber, wie geſagt, der Enthuſiasmus iſt von den Menſchen geflohen! Weißbier trinkt das verweichlichte Geſchlecht, höchſtens Fuſel, und alle meine poetiſchen Producte bleiben unbeachtet. Lieber Lips, nicht fünfzig halbe Thaler habe ich ſeit Wochen von dieſen gezogenen Geiſtern gezogen."

„Erinnere Dich," ſprach Lips wehmüthig:

„Ueber Weltenuntergang und Brand,
Ueber Zeitlichkeit und Tod u. ſ. w."

„Apropos!" fiel Lichtl ein, „für Deine liebe Mutter nimm hier ein Fläſchchen douceur d'oranges mit. Unſer Zeitgeiſt hat keinen Sinn dafür; die Nachwelt vielleicht —"

„Lebe wohl!" ſagte Lips, indem er eilig den poetiſchen Lichtl verließ. — Und abermals wurde ein Blatt als Brandopfer der Erfahrung den Flammen übergeben. Die Gluth ſpielte mit den Worten:

„Führt uns der Freundſchaft Hand
Hin zum ew'gen Morgenroth,"

und mit dieſer Gluth zog immer mehr Kälte ein in Lips' zernichtetes Herz.

Dreizehntes Capitel.

Ein zierliches Blatt mit bunter Seide geſtickt fiel jetzt in ſeine Hände. Es war ein Roſenſtrauch mit vieler Kunſt auf das Blatt geſtickt, und um dasſelbe von niedlicher Frauenzimmerſchrift die Verſe gekritzelt:

„Ich reiche Dir die Roſe,
Es iſt die Dornenloſe,
Und ſtellt auf deinen Wegen
Ein Dorn ſich Dir entgegen,
Dich ſollte er nicht ſtechen,
Ich ſelber will ihn brechen.“
Claudie Haldern, geborne
Freiin von Biſtritz.

Auf der Randſeite des Verſes ſtand noch:
„L'amitié et la probité.“
voilà ma dévise.“

Claudie Haldern galt für eine der ſchönſten, reichſten und ſentimentalſten Frauen der Reſidenz. Sie war aus einer adeligen Familie, die mehr Felder im Wappen als in der Wirklichkeit beſaß, und die mehr Ahnen als Renten zu verzehren hatte. Claudie war ſchön und empfindſam, eine wahre Blüthe ihres Stammbaumes, allein die Freier unſerer Zeit ſuchen ſelbſt auf den Stammbäumen mehr nach Früchten als nach Goldpommeranzen u. ſ. w. und da ſelbſt der ſtrengſte Ariſtokratismus nicht gebietet:

„Du ſollſt Mann und Ehe verlaſſen und an Deinem Stammbaum kleben,“

ſo mußte ſich Fräulein Claudie bequemen, von dem hochaufgeſchoſſenen Stammbaum herab in das Flachland des Bürgerſtandes zu ſteigen, um in deſſen reichen Gefilden den Acker der Ehe zu bebauen. Ein Herr Haldern, der zwar Eltern, aber keine Ahnen hatte, zählte dagegen einige hunderttauſend gekrönte Häupter, alle ſchön gelb in Gold geprägt, zu den Seinigen. Kraft der Beredtſamkeit dieſer hunderttauſend gekrönten Goldmänner, fiel Claudie, wie eine zitternde Akazienblüthe, von dem Stammbaume in die Arme des Haldern. Zwei Jahre war ſie Madame Haldern, und nur einmal konnte ihr Gemal ihr etwas ganz nach Wunſch thun, was ihm in ſeinem ganzen Leben nicht möglich war, nämlich ſterben. Das that er denn auch, und hatte bei ſeiner Leiche zum erſtenmale das Vergnügen, daß ihm ſeine adelige Frau folgte.

Claudie tröſtete ſich an dem Buſen der ererbten, noblen, gelben Männer über den bürgerlichen Verluſt. Die Trauer ließ ihr allerliebſt, ſo daß ſie in Trauer verfiel, als ſie daran dachte, daß die Trauer zu Ende ging. Sie öffnete ihre Salons dem Adel der Stadt, und aus Sentimentalität auch den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften, die ſie „platirten Adel“ zu nennen beliebte. Auch unſer Lips gehörte zu dieſem platirten Adel, und eine körperloſe Liebe, d. h. Freundſchaft ſpann ſich zwiſchen ihm und der ſchönen Witwe an, die gegenſeitig durch romantiſche Begeiſterung gehoben, zur Idealität gedieh.

Zu ihr alſo, zur „Roſe,“ zur „Dornenloſe,“ floh jetzt Lips mit dem zierlich geſtickten Blatte in den freudigen Händen.

Vierzehntes Capitel.

Suſi, Claudiens Stubenmädchen, die früher von Lips manchen harten Thaler in die weiche Hand gedrückt bekam, empfing ihn mit einem lauten Freudenruf: „Ah! verehrteſter Herr Käuzlein! das iſt einmal recht ſchön, daß Sie endlich kommen, die gnädige Frau hat ſchon tauſendmal nach Ihnen gefragt, ich werde Sie ſogleich anmelden.“

Nach einigen Secunden trat Lips ins Zimmer, und Claudie trat ihm entgegen:

„So hat meine Ahnung mich nicht getäuſcht! J'avois un préssentiment, daß Sie kommen werden; nun kommen Sie heute gar nicht von mir fort. Suſi!“ — das Stubenmädchen kam — „ich bin für Niemand zu Hauſe!“

Lips küßte der edlen Freundin die von Brillantringen bedeckte, ſchöne Hand.

Sie zog ihn auf die Ottomane zu ſich nieder.

Es haben ſich zwar der Herzog von *** und der Chevalier von *** auch heute bei mir anſagen laſſen; allein man wird Ihrer und der geiſtigen Freundſchaft ſo ſelten froh, daß ich heute nur für Sie zu Hauſe bin.“

Lips ſtand das Herz unter heimlichem Thränenwaſſer; er hatte ſich nicht getäuſcht; dennoch blätterte er verlegen in den Büchern auf dem Tiſche; er fand Pope's: „Essai of man.“

„O!“ rief Claudie aus, „welche Erhabenheit der Ideen! welche Wärme der Empfindung! das menſchliche Herz mit ſeinen Schwächen und Stärken liegt in klaren Zügen vor uns. Ich fühle mich ſeit der Leſung dieſes Buches beſſer, edler, erhabener, ich könnte das ganze Weltall umfaſſen in reiner menſchlicher Liebe!“

„Edle Seele!“ flüſterte Lips, und eine Thräne fiel auf den guten Pope; „wie beſeligt es mich, Sie in dieſer Stimmung zu treffen. Ich bedarf eines menſchlichen Herzens, eines Herzens wie das Ihrige!“

Darauf ſchilderte er ihr ſeine Liebe, ſeine Lage, ſein Unglück, den Schmerz der Seinigen, und ſchloß mit den begeiſternden Worten:

„Wie habe ich erſt zu Andern meine Zuflucht nehmen können, da hier ein Herz, von Gott und Natur geadelt, ein Herz, lauter wie Kryſtall, mir offen ſteht!“

Claudiens Antlitz wäre, im Verlauf ſeiner Erzählung, ein Studium für Maler und Pſychologen geweſen! Von Secunde zu Secunde wandelten ſich die hellen, freundlichen, ausdrucksvollen Züge in dunklere und ſchroffere um. Sie entzog ihre Hand ſachte dem Redner, der ſie im Eifer des Vortrages ergriff, und bei den Worten:

„Bei gänzlichem Verluſte meines Vermögens,“ rückte ſie allmälig bis an die Seitenpolſter der Ottomane zurück, und legte Pope's „Essai of man“ zwiſchen ſich und ihm.

Als er zu Ende war, fing Sie nach einigem Zögern an:

„Sie thun Ihren Freunden Unrecht, es gibt Augenblicke im menſchlichen Leben, man kann oft in der Lage ſein —“

„O!“ rief Lips, „ich beſchuldige ſie auch nicht, aber die Schimmerfarben des Ideals von Freundſchaft ſind in meinem Herzen abgeblaßt. Bloß in weiblichen Seelen wohnt ſie, unverſehrbar, wie ein Salamander in ſeinem Urelemente. Das weibliche Gemüth iſt der zarte Reſonanzboden jedes fremden Komets, und wie Pope ſagt:

„The nature of Women —“

„Ja!“ erwiderte Claudie, „anders geſtaltet in Pope's Kopf, und anders im Leben ſich die Sache. Aber — ich bekomme plötzlich meine Migräne. — Suſi!“ ſie klingelte, Suſi kam. — „Laß doch den einen Fenſtervorhang herab, das Licht hat meine Migräne erweckt!“ Suſi ließ den Vorhang herab und verließ das Zimmer.

„Wie geſagt, lieber Herr Käutzlein,“ — dabei legte ſie das ſchöne Haupt wieder auf das Roſakiſſen — „der Gedanke, daß ich ſelbſt Ihnen nicht helfen kann, hat mein ganzes Nervenſyſtems aufgeregt.“

„Ich glaube es,“ — erwiderte Lips — „ſagt nicht ſchon Pope:

„The sensibility of Women etc.“

„Aber Ihr Banquier wird nicht zögern.“

„Ja," ſagte Claudie, „wenn ich ſchon mündig wäre! — Ach, die fatale Migräne! Suſi!" — Suſi kam — „laß doch die andern Vorhänge auch herab, meine Migräne nimmt mit jeder Minute zu!"

Suſi verdunkelte nun das Zimmer ganz.

„Suſi! gib mir einmal meine Tropfen her, und lege Deinen Arm unter meinen Kopf!"

Suſi legte ihren Arm unter ihr Haupt, es war eine Scene zum küßen. Claudie und Suſi in einem Winkel der Ottomane, Lipz im andern und Pope's „Essai of man" dazwiſchen wie der Degen bei dem droit de cuissage.

Claudie ſtöhnte erſt lauter, dann leiſer und entſchief allmälig in Suſi's Arm. Lips ſtand auf, nahm den Pope und legte ihn in den andern Arm Suſi's, indem er ihr ſagte: „Der gute Pope hat ſoeben auch die Migräne bekommen!" Er eilte nach Hauſe, las noch einmal das Blatt:

„Ich reiche Dir die Roſe,
Es iſt die Dornenloſe u. ſ. w."

zündete es bitterlachend an und die „Amitie" ſammt der „Probité" auf der Deviſe der ſentimentalen „Claudie Haldern, geb. Freiin von Biſtritz", flackerten wie Stroh auf und zerfielen in Aſche.

„Friede ihrer Aſche!" ſeufzte Käuzlein und griff nach einem anderen Blatte.

Fünfzehntes Capitel.

Ein neues Blatt zeigte Lips die Worte:

„Wird einſt die Sonn' vom Himmel geriſſen,
Dann ſollſt Du meine Freundſchaft vermiſſen.
Julius Graf von Lobedan."

„Noch ſteht die Sonne am Himmel!" ſagte Lips und eilte in das Schloß des reichen Grafen von Lobedan.

Julius Graf von Lobedan galt für den edelſten, vortrefflichſten, geiſt- und herzreichſten Cavalier der Stadt, und in der That, er war es auch — wenn man ihn beobachtete. Er that Alles heimlich, wenn er wußte, daß es öffentlich bekannt wurde. Er ſchlich oft in einem ſchlechten Mantel in die Hütte eines Armen; allein er mußte ſtets das Unglück haben, daß ihn ein Freund ertappte, oder daß ihn die Hütte erkannte, und daß man Tags darauf in der Stadt davon ſprach. Dann ſchwor er, ſolches ferner zu unterlaſſen; allein ſein gutes Herz ließ ihn immer wieder heimlich Wohlthaten üben, die ſein böſer Dämon ſogar in den öffentlichen Blättern ausposaunen ließ. Er wußte ſelbſt nicht, wie es kam, daß gerade an öffentlichen Orten ihn zuweilen ein Mann erkannte, dem er geheim wohl gethan hatte, und ihn vor der ganzen Geſellſchaft ſchamroth machte. Dann knirſchte er mit den Zähnen, ſchalt ſich einen Thoren, gelobte ſich an, ein böſes Herz zu bekommen, und in den nächſten acht Tagen mußte es ſich leider wieder fügen, daß, gerade im Luſtgarten, wo alle Welt iſt, eine Frau mit Kindern ihn plötzlich erkannten, ihm zu Füßen fielen und ausriefen: „Das iſt er, unſer Retter!“ Der Graf hatte die köſtlichſten Diners, ſpeiste die Armen öffentlich und war dabei auf Geſundheit ſeiner eigenen Domeſtiken ſo bedacht, daß er ihnen eine vortreffliche Diät angedeihen ließ. Wenn er bei ſchlechtem Wetter ausfuhr, ſo mußte ſein Diener bei ihm im Wagen ſitzen, ſo ein guter Herr war er; freilich ſorgte er auch zu Hauſe dafür, daß ihn zu viel Nachſicht nicht verderbe, und ein paar gräfliche, geheime Ohrfeigen erinnerten ihn wohlthätig, daß er doch immer nur Diener bliebe.

Sah der Herr Graf auf der Straße einen Leidenden, ſo war er bei ihm, holte einen Wagen, ließ ihn nach Hauſe bringen, beſchenkte ihn u. ſ. w., und die Umſtehenden ſegneten den vornehmen, reichen und edlen Grafen; ja ſein Mitgefühl mit Kranken ging ſo weit, daß er ſeine Amme, die noch bei ihm war, nicht im Hauſe duldete, weil ſein weiches Herz dabei leiden könnte.

So war der Graf von Lobedan zu dem Rufe eines edlen Mannes gekommen, und zu ihm, der ihm auch noch ſeine Freundſchaft, ſein Herz und ſeine Liebe zuſagte, zu ihm eilte jetzt Lips. Der Graf von Lobedan war ſchon von Lips' Unglück unterrichtet; er mußte alſo im Vorzimmer etwas lange warten, bis er vorgelaſſen wurde.

Der Herr Graf war eben unter den Händen ſeines

Zahnarztes, als Lips hereintrat. Umarmung, Küße und ſonſtige Ausbrüche der Zärtlichkeit mußten alſo unterbleiben. Lips ſagte ihm in engliſcher Sprache ſein Anliegen und ſeine hochgräfliche Gnaden ſaßen da mit offenem Munde und ließen ſich bequem die Zähne putzen. Nur dann und wann ſpülte der Herr Graf den Mund ein wenig aus und gewann ein paar Worte, wie er eben jetzt alle ſeine Capitalien einem Manne, der ſein Feind iſt, und in's Unglück gerieth, gegeben habe, wie er ihn aber beſchwöre, nichts davon verlauten zu laſſen u. ſ. w. Wenn nun Lips wieder begann, ſeine Lage zu ſchildern, ſpreizte der Herr Graf den Mund auf und der Zahnarzt löſte den hochgräflichen Weinſtein von den hochgräflichen Zähnen.

„Mein Herz blutet," ſagte der Herr Graf wieder in einem Ausſpülungs-Momente, „allein ich unterdrücke meinen Schmerz, Ihnen nicht helfen zu können! — Sehen Sie nach," ſo wendete er ſich zu dem Zahnarzte, „hier iſt noch ein ſchwarzes Pünctchen!"

Er ſetzte ſich wieder nieder und ſpannte den Mund weit auf. Lips hatte dem Herrn Grafen nun genug auf den Zahn gefühlt und empfahl ſich. Der Graf wollte oder that, als wollte er etwas ſagen; allein das Eiſen klirrte an ſeinen Zähnen und Lips war ſchon auf der Straße. Die Sonne ſtand leuchtend und flammend am heitern Himmel und ſchickte ihre Lichtſtrahlen herab, und Lips nahm das Blatt:

„Wird einſt die Sonn' vom Himmel geriſſen!"

„Du leuchteſt ewig, göttliches Licht, aber hier auf Erden iſt's finſter und wandelbar!" Das Blatt war in Stücken zerriſſen, ein Luftſtoß trug die zerriſſene hochgräfliche Freundſchaft wie Spreu hinweg, und Lips ſah höhnend den kreiſelnden Papierſtückchen nach.

Sechzehntes Capitel.

Nachdem Lips noch mehrere ähnliche Verſuche mit den gefühl- und freundſchaftathmenden Verſen und Sentenzen ſeines Stammbuches gemacht hatte, und immer dasſelbe Reſultat, wie bei den erſten, fand, zog eine grimmige Ironie in ſein Herz ein; er lachte zuletzt ganz kalt, und er machte nur noch zuweilen aus bloßer wehmüthiger Luſt, ſeine Freundſchaft- und Blätterproben an dieſem und jenem. Endlich kam er von einem Mäcen, dem er früher eine kleine Broſchüre gewidmet, nach Hauſe. Dieſer ließ ihn gar nicht in's Zimmer, ſondern ſprach blos durch das Schlüſſelloch mit ihm, indem er ihn verſicherte, daß er keinen Augenblick Zeit habe.

Lips ſtürmte nach Hauſe, ergriff ſein Stammbuch, es ganz den Flammen zu übergeben, und riß den Papierumſchlag, in welchem der Maroquineinband eingeſchlagen war, ab. Da fiel ein beſtäubtes Blatt, welches zwiſchen dem Deckel und dem Umſchlage lag, zur Erde.

Lips hob das unanſehnliche Blatt auf und las die Worte:

„Ich habe keinen Freund und will auch keinen,
Will ſelber auch als Freund nicht mehr erſcheinen;
Bin ich mein Freund, ſo g'nügt mir das allein,
So wird kein Andrer mir es jemals ſein!"
Theodor Franz Kräutlein,
geborner Samiel.

Kräutlein war früher ein Schulcollege von Lips geweſen, und hatte allgemein den Namen Samiel. Brandrothes Haar ſchienen den Hut zu verſengen, der keck auf demſelben ſaß. Tiefliegende Augen ſahen ſtechend über eine krumme Spitznaſe weg, und ein von Blatternarben zerriſſenes Angeſicht ſchien ein Schlachtfeld wildbewegter Leidenſchaften zu ſein. Dazu kam eine verwachſene Geſtalt, die wie der Thurm zu Piſa ganz ſchief ſtand. Dieſe ſeine abſchreckende Geſtalt verſchaffte ihm gleich bei ſeinem Eintreten in die Schule den Namen „Samiel!"

Nur wenn Kräutlein ſprach, lag ein ſo weicher und ſeelenvoller Ton in dieſer Stimme, es tönte ſo elegiſch ſanft, daß man oft mit geſchloſſenen Augen dem Tone hätte lauſchen mögen.

Demungeachtet mieden ihn die Studirenden, und der Name „Samiel" war genug, um alles Böſe zu bezeichnen, was in ihrem Kreiſe geſchah. So hatte ſich Samiel ſelbſt von Allem zurückgezogen, war verſchloſſen und in ſich gekehrt, und berechtigte dadurch noch mehr zu ſeinem Namen.

Die Tochter eines Malers, ein einfaches, aber liebliches Mädchen, hatte ſeine erſte und heftigſte Leidenſchaft erweckt; allein ſeine Geſtalt konnte Gegenliebe ihm nicht gewinnen; ſeine Kameraden meinten, ob er ſeinem Schwiegervater als Modell zum Apollo vom Belvedere ſitzen wolle. Kräutlein riß das Bild der Geliebten aus dem Herzen, und mit dieſem ſein Herz und ſein Wünſchen und ſein Streben und ſein ganzes Lebensglück. Er kam ſich ſelbſt wie ein Epigramm auf die Menſchheit vor, und überzog die blühende Liebe und Menſchenliebe in ſeinem Herzen mit der Eisdecke eines kalten Hohns, mit der trock'nen Rinde einer ſtumpfen Gleichgiltigkeit. Sein ganzes Daſein ſchien ihm ein Sarkasmus des Schickſals, und ſo waren denn ſeine Worte alle getaucht in das Salzwaſſer des Spottes, und all' ſein öffentliches Thun war ein Ausbruch von Hohn und Bitterkeit. Er beluſtigte ſich über Liebe und Freundſchaft, über Mitleid und Tugend, mit einer hohnlachenden Miene, während ſein Herz zerging in Wehmuth und Schmerz. Er entzog ſich allen Collecten und ſonſtigen wohlthätigen Vereinen, indem er die härteſten, fühlloſeſten Ausdrücke dabei ausſtieß, und heimlich verwandte er einen Theil ſeines ungeheuren Vermögens zu Wohlthaten und milden Gaben. Die Worte ſelbſt, die er in Lips Stammbuch ſchrieb, ſtießen denſelben ſo ab, daß er das Blatt nicht unter den andern, edlen, ſentimentalen Freundſchaftsverſicherungen liegen laſſen wollte, und daſſelbe aus der Stiftshütte der Freundſchaft in den Vorhof verbannte, indem er daſſelbe zwiſchen Deckel und Umſchlag verächtlich hineinſchob. Jetzt, bei der Generalprobe ſeiner Freunde, vor dem auto da fé des Stammbuches, fiel ihm das längſt vergeſſene Blatt in die Hände, und mit Schaudern las er die Worte:

„Ich habe keinen Freund und will auch keinen,
Will ſelber auch als Freund nicht mehr erſcheinen;
Bin ich mein Freund, ſo g'nügt mit das allein,
So wird kein Andrer mir es jemals ſein!"

„Ja wohl, Samiel hat recht!" rief er aus. „Du Samiel, erſparſt mir wenigſtens den Weg zu Dir hin!"

Er nahm das Papier, um es in die Flamme zu werfen, da pochte es lärmend an ſeine Thür.

Siebenzehntes Capitel.

„Herein!" rief Lips, und wer malt ſein Erſtaunen, als Kräutlein Samiel in das Zimmer trat.

„Du biſt wohl ein Feuerwerker geworden?" ſprach Kräutlein, als er ihn unter brennenden Papieren fand. Lips fand keine Antwort.

„So?" fragte Kräutlein weiter, indem er ſah, daß die Blätter des Stammbuches nach und nach in die Flammen gewandert waren, und eben der letzte Transport denſelben Weg machen ſollte. „So? Du laſſeſt Deine Freunde in Effigie durch das Fegefeuer wandern? und ich? welches iſt mein Los? bin ich ſchon Aſche, oder ſollte ich erſt noch den Flammentod beſtehen? und wirſt Du Dich ſelbſt nicht auch, wie die indiſchen Witwen, mit auf dem Holzſtoße verbrennen?"

Lips ſchwieg noch immer. Kräutlein trat näher heran, und beſah das Blatt, welches ſo eben den Flammengang machen ſollte, und ſah, daß es ſein Blatt war!

„Es ſchmerzt nicht!“ rief er wie Arria aus, zündete das Papier an, und hielt es ſich unter die Naſe.

Lips war unwillig, und fragte kalt: „Herr Kräutlein, wie komm' ich zu der Ehre?“

„Ehre? ja wohl! Samiels Ehrenſprung! ſieh, Freund Lips, Du haſt in Deiner traurigen Lage zu allen Deinen Freunden Zuflucht genommen, und ſie thaten blos, als ob Du genieſet hätteſt, und ſagten: „Helf Gott!“ Hätteſt Du Dich einmal um Mitternacht auf dem Kreuzwege zwiſchen den zwei Straßen am *** Markte geſtellt, und ausgerufen: „Samiel hilf!“ wer weiß, ob nicht ein hilfreicher Dämon aus der Erde herausgeſprungen wäre.“

Lips ſah ihn verlegen mit einem Seitenblick an, und er fuhr fort:

„Freilich meint man, rothes Haar, und ein Höcker, und ein ſtechender Blick ſind Warnungstafeln, und ſagen ſo viel, als: „Hier klopfet nicht an, denn Euch wird nicht aufgethan.“ Aber es könnten doch Fälle geben, wo das rothe Haar der würdige Scharlach und Purpur iſt, den eine königliche Geſinnung trägt; wo ein Höcker nichts iſt, als das Spargelglas, über ein zu zartes und empfindſames Herz geſtürzt, und wo ein ſtechender Blick nichts iſt, als die Staarnadel, die Blindheit ungläubiger Herzen zu ſtechen und zu tilgen?“

Lips, den die elegiſche Stimme Kräutleins, welche mit ſeinen halb ironiſchen, halb wehmüthigen Worten ſeltſam contraſtirte, ergriff, blickte zu ihm auf, und Kräutlein faßte ſeine Hand, und ſagte:

„Samiel bietet Dir Hilfe und Rettung, Du brauchſt nicht einmal den linken Arm aufzuſchlitzen, und mit Deinem Herzblute Dich mir zu verſchreiben. Schlag ein! Schlag ein!“

Er hielt ſeine Hand hin.

Lips zögerte.

„Wer iſt nunmehr Samiel?“ rief Kräutlein, „Du blondgelockter, ſchlanker Jüngling, der Herz und Gut und Blut eines ehrlichen Kerls verſchmäht, und ihm kalt den Dolch der Verachtung in das Herz ſtößt, oder der rothhaarige und verwachſene Stiefſohn der Natur, der ſein Alles und ſein Ich mit dem Freunde theilen will zur Stunde der Noth. Sprich, ſprich Samiel!“

Lips faßte halb krampfhaft, halb erſchüttert Kräutleins Hand.

„So!“ ſagte Kräutlein, indem er ihn an ſeine Bruſt zog, „nun biſt Du mein; nun aber verlaſſe auch dieſe Stadt, in der Du unter allen Deinen Freunden kaum einen Samiel fandeſt. Komm' auf meine Beſitzungen in den geſegneten Gefilden der Steiermark, und lebe, unter welchem Titel Du willſt, als Dirigent, als Aufſeher, als was Du willſt, bei und mit mir.“

Achtzehntes Capitel.

Lips folgte mechaniſch dem ihn ſanft fortziehenden Kräutlein, und dieſer führte ihn hinauf in das Dachſtübchen, in welchem Elodie in ſtiller harrender Liebe hinter den Fenſterblumen ſaß, und mit der Welt der großen vollen Liebe in ſich die große Welt um ſich vergaß, und an weiter nichts dachte, als an ihren Lips, und in nichts weiter hinausſah, als in die Wüſte ihrer Hoffnungsloſigkeit, und ſich an nichts labte, als an dem ſüßen Salze ihrer ſtillfließenden Zähren.

O, wer kennt Dich nicht, ſüßes Weh des Weinens! wer hat nicht ſchon Deine Wolluſt gekoſtet, heimlich vergoſſene Thräne! Du biſt die Gefährtin der Liebe, die Geſpielin der höchſten Freude, die Tröſterin des Kummers, der Arzt des Schmerzes, die Dolmetſcherin des Mitleids, die Botin der Wehmuth und die geheime Ohrenbeichte ſtiller Entſagung!

Du biſt die Zwillingsſchweſter der Liebe, mit ihr geboren in der feuchten Perlmuſchel des Auges; darum, o ſüße Thräne, ſpiegelt die Flamme der Liebe ſich ſo gerne ab in dem reinen Thautropfen der Zähre. Darum trinket die rinnende Thräne ſo gern hinweg den Kummer der Liebe, darum wird die Liebe aufgezogen in und durch die bittere und ſüße Thräne, und darum erblüht die Thräne ſo gerne im Auge wie ein Schneeglöckchen, als Vorbote der ſchönen, erwachenden Liebe, und darum zittert ſie nach ihrem Tode als Trauerperle ihr nach.

Eine Thräne aber der ſanfteſten Duldung, der reſignirenden Hingebung in das unerbittliche Geſchick, ſtand in Elodiens ſanften Augen, als Kräutlein hereintrat und mit ihm Lips. „Da habt Ihr Euch!“ ſagte Kräutlein, und führte Lips zu Elodien, die erſtaunt und fragend die beiden Freunde anſah.

„Hier,“ ſagte Lips, „iſt ein Freund mir erſtanden, ein wahrhafter, wie ein Phönix aus der Aſche aller meiner anderen Freunde. Ich habe ihn verkannt, allein die Goldprobe der Freundſchaft: „der Augenblick der Noth“ hat ihn bewährt. Auf ſeinen Gütern will ich Dir, ihm und der Natur leben, und dieſem Trifolium mein ganzes Leben weihen!“

Mit hochaufſchlagendem Herzen hörte Elodie dieſe Worte, auf ihrem Antlitze erblühte und erglühte ein Morgenhimmel voll Hoffnungsroſen und Liebespurpur, und in ihren Augen leuchtete die Vorfeier heiliger Feſte, und ihr ganzes Weſen erbebte in einer ſüßen Ahnung. Sie ſank in Lips Arme, und die Engel der reinen Liebe, der Unſchuld und der Tugend ſahen mit Wohlgefallen auf den Bund zweier tugendhaften Weſen, durch das heiligſte Gefühl vereint.

Die Gaſtronomie der Juden,

oder:

Vogl's Garküche.

Eine Jugend-Erinnerung.

„Bei „Vogl" friß oder ſtirb!"

Wir Wiener Journaliſten reden über Alles viel und ſagen über nichts etwas. Die Wiener Journaliſten und die Enten ſagen: „Man kann nicht wiſſen, von was man fett wird!" Die Wiener Journaliſten, weil ſie eigentlich von nichts ſprechen, tratſchen ſie über Alles. Wie erhaben groß iſt es, wenn ſie im ſüßen Glückestaumel und in dem göttlichen Selbſtbewußtſein ihres Beſitzes und ihres Reichthums mit vollen Händen hineingreifen in ihre Schätze, und ſie dem armen Leſevolk in Hülle und Hülle auswerfen — wenn ſie mit verſchwenderiſcher Ausgabe ihren Leſern mittheilen von ihrem Segen, wenn ſie ihnen heute erzählen: „Vielczizky iſt angekommen," und morgen: „In Döbling blüht der Weizen," — wenn ſie jetzt mit der höchſten Begeiſterung ausrufen: „Wie ſteht's mit den Droſchken?" und dann der erſtaunten Welt erzählen: „Conſtanze ſpielt Clavier!“ — Wenn ſie unerſchöpflich ſind in der Nachricht: „Kuppelwiſer wird Regiſſeur in der Joſephſtadt,“ und wenn ſich ihre Suade erneut bei dem Ausrufe: „Strauß Sohn ſpielt beim Dommayer, wenn ſie in langen Nachtwachen ihren Nervenſaft verſchwenden, um dem ohrenſtutzenden Publikum tagtäglich mitzutheilen die menſchenbeglückende Kunde: „Hembſch baut auf dem Waſſerglacis“ — „Mad. Seeburg in Salzburg wurde von Kottaun in Oedenburg gewonnen“ —„ Herr Vincent ſtudirt den Jago im „Othello“ — „Die goldene Birn iſt wieder eröffnet“ — „Pomeißl ſchwimmt nach Preßburg u. ſ. w.“ — iſt ſich noch zu verwundern, wenn bei ſolchem aus lauter Ueberfluß entſtehenden Muthwillen der „Humoriſt“ ſeine ſchönſte Laune anzieht, und ſeinen Leſern mit eben ſo viel Humor als Grazie mittheilt: „Fräul. Tonner tritt als Adalgiſa auf“ — eine Ziege iſt gefallen und hat ein Bein gebrochen“ — „Theaterdirector Henſel iſt angekommen“ und andere Jean-Paul'ſche Humor-Wetterleuchtereien?! So gerade vom Hafer des Reichthums geſtochen kündigte ein Journal dieſer Tage auch das „israelitiſche Gaſthaus des Herrn Vogl“ an. Vogl's israelitiſches Speiſehaus am „Küß' den Pfennig“ wird ungemein gelobt und empfohlen, ſo daß man Luſt bekömmt, zu rufen: „Dahin, dahin möcht" ich zieh'n!“

Bei dieſer Gelegenheit erwachte die Jugend-Erinnerung meines Magens; denn der Magen des Menſchen hat mehr Gedächtniß als das Herz! Das Gedächtniß des Herzens heißt: „Dankbarkeit,“ das Gedächtniß des Magens heißt: „Gelüſte!“ Ich bekam ein Gelüſte nach den „Fleiſchtöpfen Egyptens,“ und in meinem Magen wurden Träume wach von „Schalet“ und „Kugel“ und die Sehnſucht nach „Ganef“ und „Belek“ und nach andern Delikateſſen, die mit babyloniſcher Harfenbegleitung und mit dem Dufte des Jeruſalemitiſchen Oleander genannt: Knoblauch, durchzogen, genoſſen, eine Idee geben, durch welche Zaubermittel König Salomon die ſchöne Königin Saba an ſich zog!

Lucullus hat's in der Gaſtronomie weit getrieben, Pompejus war auch kein Hund und bezahlte dem M. Aufidius Lucro, der das Mäſten der Pfauen erfand, 60,000 Seſterzien; Apicius erfand die Kunſt, Schweine mit Feigen zu mäſten; Vitellius war der Erſte, der Nachtigallenzungen zu Paſteten aß; er bezahlte eine einzige ſchwediſche Nachtigall mit 2000 Seſterzien; er hätte alle Tage eine Lind pachten können; allein alle dieſe Koch- und Freßvirtuoſen haben keine Idee von dem Hautgout, von der eigenthümlichen Pikanterie der „jüdiſchen Küche!“ Protector Cromwell ſpeiſ'te einſt bei dem berühmten „Manaſſe Ben Israel,“ und geſtand, daß er nie ſo „delightful“ gegeſſen habe! „Delightful“ gegeſſen! Da muß Knoblauch dabei geweſen ſein!

Wenn ich hier einige der beſten „jüdiſchen Leibgerichte“ beſchreibe, beſonders jene Gerichte, die am Schabbes jenen Gang der Tafel bilden, die man b den Römern „mensæ secundæ“ hieß, ſo werden mich freilich blos die „Stockjuden“ verſtehen, und für die iſt dieſer Artikel auch nur geſchrieben, denn ich, ich liebe ſie die „Stockjuden“. Man verſteh' mich aber recht, ich meine: wenn ich zu wählen haben würde zwiſchen den alten Juden und den modernen Juden, ſo wählte ich die alten Juden, denn das ſind die „Stockjuden,“ die modernen Juden aber ſind die „Staberljuden.“

Ein alter „Stockjude“ iſt ein ehrlicher Kerl, der ſagt ſteif und gerade: „Ich bin ein Jude!“ Man kann ſich im Nothfalle auf einen ſolchen „Stockjuden“ ſtützen; er iſt ein ſteifer, feſter Kerl! Allein die modernen Juden ſind „Staberljuden,“ die biegen und ſchmiegen ſich; wenn's ihnen auf dieſer Seite nicht behagt, ſo biegen ſie ſich auf die andere Seite; iſt ihnen da etwas unbequem, biegen ſie ſich wieder auf die andere Seite! Ich liebe Alles, was „Stock,“ das heißt „recht“ iſt. Stockjude, Stockchriſt, Stocktürke u. ſ. w., das heißt recht Jude, recht Chriſt, recht Türke; aber was man nicht Stock, ſondern nur „Staberl“ iſt, das iſt man nicht recht, folglich noch ſchlimmer als gar nicht! Alſo zurück zu meinem „Stockjuden“ und zu ihrer Stockküche.

Die neu aufgeklärte Zeit hat ſchon viele Conceſſionen gemacht; ſo findet man ſchon Speiſezettel, welche den Artikel führen:

„Braune Karpfen mit Juden-Sauce,“

oder geradezu: „Judenfiſche.“ Ja, dieſe „Judenfiſche“ wohnen ſogar in einer und derſelben Rubrik, wo „Forellen,“ „Lachs“ u. ſ. w. wohnen, ein großer Fortſchritt!

Allein dieſe „Judenfiſche" ſind nur „Formulare" der echten „Judenfiſche," es ſind falſche, nachgedruckte „Judenfiſche."

Die „ſauern Judenfiſche" ſind weltberühmt. Ich habe einmal in München ein
„ſaures Judenfiſch-Diner"
gegeben; da war Gutzkow dabei, Spindler, Lewald, Feldmann, Eßlair, Urban, Jerrmann, Oettinger u. ſ. w.; ich ſetzte ihnen eine Schüſſel „ſaure Judenfiſch-Köpfe" vor und hielt dabei ungefähr folgenden speech:

„Meine Herren! Ich habe Sie Alle auf einen „ſauern Judenfiſch-Kopf" zu mir gebeten, Sie haben ſich zu dieſem tête-à-tête eingefunden, und wir wollen uns über Kopf und Hals an die Arbeit machen. Allein vorerſt erlauben Sie mir, Ihnen eine kleine Rede zu halten, wie es bei Fiſchen üblich iſt. Die Juden und die Fiſche haben eine große Sympathie für einander. Die Juden eſſen gern Fiſche und die Fiſche eſſen gern Juden, wie wir von dem berühmten Fiſch wiſſen, der einen ganzen Juden mit Haut und Haar zum déjeuner à la fourchette genoſſen hat. Freilich hat er ihn wieder unbeſchädigt zurückerſtattet. Allein das war deshalb, weil's ein „Hantiger" war! Weil die Juden wiſſen, daß die Fiſche gern Juden eſſen, fürchten ſie auch das Waſſer ſo ſehr. Die Juden lieben aber die Fiſche deshalb ſo ſehr, weil, als ſie durch's rothe Meer wollten, die Fiſche plötzlich alle anfingen, ſo viel Waſſer zu ſchlucken, daß die Juden trocken durchgehen konnten, und als dann

Pharao kam, ſtrömten die Fiſche alle das Waſſer wieder ſämmtlich aus und erſäuften die Verfolgenden.

Darum laden die Juden aus Dankbarkeit an jedem Sabbath und Feiertag die Fiſche zu Gaſte. Die Juden ſind aber ſchon ſelbſt ſo oft blos deshalb zu Gaſte geladen worden, um „geſchuppt“ zu werden, daß ſie's mit ihren Gäſten, den Fiſchen, auch ſo machen, ſie ſchuppen, ihnen die Eingeweide herausnehmen und dann zum Freſſen lieb haben! Sehen Sie, meine Herren, das ſind ausgezeichnete gute „Judenfiſch-Köpfe!“ Denn was iſt das Kennzeichen eines „guten Kopfes?“ Sich das Leben ſüß machen, ſelbſt in einer „ſauern Sauce!“ Da muß man die ſaure Sauce ſüß machen durch Roſinen, Korinthen, ſüße Mandeln, Nüſſe, etwas Sellerie und Lebzelten; das heißt man: die „ſaure Sauce beſtechen, daß ſie nicht gar zu bitter iſt!“ Und dadurch befinden ſich die „Judenfiſch-Köpfe“ recht ſchmackhaft und einladend!

Hier alſo, meine Herren, greifen Sie zu, Kopf für Kopf; die eingemachten Köpfe ſehen die ausgemachten Köpfe an und Beide ſagen ſich gegenſeitig: „Wenn ſolche Köpfe feiern, welch' ein Verluſt für mein Jahrhundert!“

Wohlan, hier ſind Fiſch- und Juden-Sauce, hier ſind Juden mit Fiſch-Sauce; wer zaget noch? Ah! „you are a Fishmonger?“ ſagt Hamlet: Am Ende iſt ja jeder Menſch ein „Fishmonger,“ ein Fiſchhändler, er angelt das ganze Jahr und wirft Netze aus, und hat am Ende nichts feil als faule Fiſche. Alſo laßt uns fiſchen, laßt uns ſaure Fiſche fiſchen und laßt uns dabei daran denken: Wer Unglück haben ſoll, der ſchluckt in einer Gansleber eine Gräte und erſtickt; wer aber Glück hat, dem ſchadet ſelbſt ein guter Judenkopf nichts. Alſo auf an die Kopfarbeit!!"

Ad vocem „Fiſche," mag hier bemerkt werden, daß die Sage von dem Ringe und dem Fiſche („der Ring des Polykrates") ſchon im Talmud erwähnt wird und zwar im „Midrasch Tanchumin" unter dem Namen „Dogo demalche". Es iſt derſelbe Fall mit dem Stoffe zur „Bürgſchaft," die ſich in der Handſchrift von Midraſch von „Koheleth" fand, die der Rabbi Menachem Conſaro beſaß. Auch die alte Grundſage der „Weiber von Weinsberg" wird von „Midrasch Schir haschirim Raba's" erzählt. Ja noch mehr, die Proceßgeſchichte des geliehenen Geldes, das ſich in einem Sacke befand, in „Don Quixote" (ſiebenter Theil) ſteht im Talmud, in „Nedorim," wo dieſe Geſchichte unter dem Titel „Kanna debe Rabbe" zu finden iſt.

Die ſauern Judenfiſche ſind aber nur die Prolegomana einer jüdiſchen Tafel. Wir laſſen hier die aphoriſtiſche Beſchreibung einiger jüdiſchen Nationalſpeiſen folgen. Nationalſpeiſen! Jedoch um ſie zu begreifen, muß man ein Gelehrter ſein; um ſie zu beſchreiben, ein Genie; um ſie mit Weihe zu genießen, ein Jude; aber um ſie zu würdigen — ein Meſchumet!

Wo fangen wir an? Welche der Blumen, die meinem Gedächtniſſe entblühen, pflückte ich zuerſt für das „Paradeisgärtlein" der Beſchreibung? Du holdes Veilchen im Thale Jeſchurun, Du komm zuerſt, Du im Geheimen duftendes, Du

„Scholet-Ei."

Was iſt ein „Scholet-Ei?" Es iſt das Ei des Columbus; wenn man's weiß, iſt's nichts, aber bis es der menſchliche Geiſt wie einen Blitzſtrahl gebar!!

Ein „Scholet-Ei" iſt die Ouverture des „Schabbas-Eſſens," man nimmt einen Topf, einen Topf tout simple, in dieſen Topf thut man Aſche, Aſche tout simple, in dieſe Aſche ſteckt man nach Belieben eine Anzahl Eier. Dann gibt man auf den Topf einen Deckel und verſchließt dieſen Deckel hermetiſch; in Ermangelung des Hermetiſch nimmt man weichen Teig und verklebt die Lichtgänge zwiſchen Deckel und Topf, ſo daß die Eier eben ſo wenig Luft und Licht haben wie — wie — ein, z. B., nun es fällt mir gerade kein „zum Beiſpiel" ein, — beiſpiellos! — Wenn nun dieſe Eier in jener Aſche im beſagten Topfe ſich ſo wohl befinden, wie man in ähnlichen Umſtänden ſein kann, wird der Topf mit der Aſche Freitag Abends in den Backofen geſetzt und bleibt bis Samſtag Mittag; Samſtag Mittag, wenn der allgemeine Schabbasofen, in welchem alle Gerichte ſchon Freitag feſtgeſetzt werden, geöffnet wird, nimmt man den Topf aus dem Ofen, die Aſche aus dem Topf und das Ei aus der Aſche, und das iſt dann ein

„Scholet-Ei!"

Dieſes „Scholet-Ei" iſt nicht nur klüger, ſondern auch beſſer als die Henne! Es iſt ein Phönix aus der Aſche! Die äußere Hülle ſinnigbraun; wenn man die irdiſche Schale ablöſ't, ſo geht die Seele, das „Scholet-Ei,“ hervor, wie ein Bräutigam aus dem Brautgezelte „brillant et radieux!“ Das innere Ei iſt dann ein geläutertes, ein den ſchwereren Stoffen entledigtes Ei; es iſt gedankenbräunlich und weisheitsrunzlig; es iſt in ſich concentrirt, es hat für ſich eine lange und gute Erfahrung, es iſt ihm nur die Eſſenz ſeines Daſeins geblieben; es iſt das Ei des Eies, es iſt der Gedanke des Eies in ſeinem Huhnwerden erwiſcht, in flagranti gebraten und gegeſſen. Gewöhnlich wird das Ei ganz klein, wenigſtens um die Hälfte kleiner als es ſonſt geſotten iſt. Das Phlegma iſt beim Teufel und das reine Ei, ſchlichte Ei, das nur ſein Ich beſitzt, iſt geblieben. Dieſes „Scholet-Ei“ ſchmeckt gerade ſo wie ein Triller von Dlle. Lind, oder noch beſſer, wie eine Pirouette der Elßler; wer dieſen Triller und Pirouette gegeſſen hat, der weiß nun genau, was ein „Scholet-Ei“ für einen Geſchmack hat.

Wie gleich nach dem Ei die Henne kommt, ſo kömmt gleich nach dem „Scholet-Ei“ das eigentliche „Scholet.“

Heine und Börne ſchreiben „Schalet,“ ich weiß nicht, worauf ſie ihre Schreibart ſtützen, — ich ſchreibe „Scholet!“ Vielleicht haben Heine und Börne „Ah!“ ausgerufen, wenn ſie's gegeſſen haben, und ſchreiben deshalb „Schalet,“ ich rufe: „O!“ aus, wenn ich es eſſe, und ſchreibe „Scholet.“

Scholet iſt die Verbindung des Claſſiſchen mit dem Romantiſchen, man nimmt nämlich claſſiſche Graupen mit romantiſchen Erbſen, miſcht ſie unter einander, wie Tieck und Franz Horn Shakeſpeare und ſich miſchen; dann gibt man dem Ganzen einen realen Durchmeſſer aus „Darreflaſch“ (geſelchtes Rindfleiſch), gibt es Freitag ebenfalls in den „allgemeinen Oefen,“ natürlich mit Fett und etwas Odeur de Knoblauch darunter, und läßt bis Samſtag Mittag die Romantik und die Claſſik amalgamiren, von dem realen „Darreflaſch“ die Grundſätze einſaugen und ſo zu einem eigenen Syſteme werden, und dieſes Syſtem heißt „Scholet.“ Um es mit Erfolg zu genießen, muß man ſich befreit haben von allen Vorurtheilen, man muß den Magen emancipirt haben; die Zunge darf keinen Judenhaß beſitzen und der Gaumen muß auf der „Zinne der Zeit“ und „auf der Warte der Cultur“ ſtehen. Der Deutſche hat ſeinen Pumpernickl, der Engländer ſeinen Pudding, der Italiener ſeinen Makkaroni, der Jude hat ſein „Scholet.“ Es iſt wie das Schickſal des Juden, nicht gekocht und nicht gebraten, hat im Kochbuch nicht Bürgerrecht und iſt mit andern Speiſen nicht zünftig, vom Schickſale wie die „Graupen“ gerollt, wie die Erbſen von jedem Wurme angenagt, wie „Darreflaſch“ im Rauchfange des Zeitgeiſtes in die Luft gehängt, und im Ganzen doch nicht übel, doch fett und ausgiebig und rührend! Schiller hat vielleicht „Scholet“ gegeſſen, als er ſchrieb:

„Der Genius ruft Gutes aus Schlechtem hervor!“

Nach dem „Scholet“ kommt an Rang, Gehalt, Stand und Reichthum ſogleich

„die Kugel.“

Das iſt eine Mehlſpeiſe, die, weil der Sphäroide die vollkommenſte Geſtalt iſt, die runde Geſtalt, die Kugelgeſtalt angenommen. Man hat früher den Schlachtenmuth der Jakobskinder in Zweifel gezogen und geſagt, ſie fürchteten die Kugeln; deshalb üben ſie ſich jeden Sabbath darin, der Kugel mit Ruhe und Muth entgegen zu ſehen. Die Ingredienz einer ſolchen Kugel iſt „Mehl und Schmalz“ und ein „drittes“ ein unnennbares Etwas, welches wahrſcheinlich im „allgemeinen Ofen“ erzeugt wird und in die „Kugel“ eindringt, ein Natrum, ein Alkohol, ein phosphorſaures Salz oder dergleichen; ja, es wird wohl „phosphorſaures Salz“ ſein, denn phosphorſaures Salz iſt ökonomiſch, das iſt das Einzige, was die Menſchen in den Knochen noch mit in's Grab nehmen! Auf der „Kugel“ muß aber ein Stück beinloſes, fettes Fleiſch liegen, zum Beweiſe, daß kein phosphorſaurer Kalk entwickelt wird, denn wenn es gar keinen phosphorſauren Kalk gäbe, ſo hätten die Ochſen blos Fleiſch und gar keine Knochen, das wäre etwas für die Fleiſchhauer.

Man ſieht, daß ich die „Kugel“ vom naturhiſtoriſchen Geſichtspuncte aus betrachte, daher ein „Naturforſcher“ bin, wenn ich auch nicht in „Oedenburg“ war; in Oedenburg, wo bei der letzten Naturforſcherverſammlung ein verehrliches Mitglied die Schriftſteller Boz und

Saphir citirte, die ſich über den Appetit der Naturforſcher luſtig gemacht haben ſollen. Der verehrte Redner war aber ſelbſt humoriſtiſch und nahm's von der humoriſtiſchen Seite, und ſo war's auch gemeint, wenigſtens kann ich das von Boz verſichern, für den Saphir kann ich nicht gutſtehen! Alſo, die nächſte Naturforſcherunterſuchung wäre für die „Kugel," wenn ihnen anders das Ding nicht zu rund iſt!

Ein Baſtard von „Scholet" und „Kugel" iſt
„der Ganef!"

Ein Ganef!! Das iſt die veredelte „Kugel" mit dem Aroma des Scholets vereinigt! Die „Kugel" als Epos!

Die Wortbedeutung von „Ganef" iſt: „ein Dieb!" Dieſe Speiſe heißt „Ganef," weil ſie in Geſtalt einer rohen Teigmaſſe in die Mitte von Reis, Bohnen, Gansbruſt, Gansleber und andern Delicateſſen gelegt, mit ihnen vierundzwanzig Stunden bei verſchloſſenem Topfe eingeſperrt wird und dieſe Zeit dazu anwendet, all' das Fett, all' die Wohlgerüche, all' den Geſchmack der andern Dinge zu ſtehlen, ſich eigen zu machen, und dann als umgewandelter Menſch, mit all' den fremden Eigenſchaften begabt, als ein „Herz-Ganef" aus dem Topfe in das Leben zu treten. Um einen „Ganef" eſſen und verdauen zu können, dazu gehört der Magen eines Juden, der in der Jugend ein Ruſſe war, dann in der Türkei mit Roſenöl handelte, und der dann ſechs Wochen lang in Berlin eingeladen war, dieſer kann am ſiebenten Tage einen „Ganef" eſſen!

Gleich nach dem „Ganef“ kömmt das griechiſche Epigramm der jüdiſchen Küche, ein

„gefüllt Hälſel.“

Es iſt dies der Hals einer Gans, das heißt, die Halshaut derſelben mit Gries und Mehl und verſchiedenen andern Deliciöſen gefüllt, an beiden Seiten zugenäht und dann im eigenen Fett erſtickt. Als Lord Byron ſeine „Hebrew Melodies“ ſchrieb, aß er vierzehn Tage lang nichts als „gefülltes Hälſel,“ denn dabei hört man die Cypreſſen Babylons flüſtern, dabei rauſchen die klagenden Fluthen des Jordan, die Trauerharfen Zions ertönen von der Klage der Verbannten, deren Hals vom Joch nicht gelüftet iſt, und deren gries-„gefülltes Hälſel“ vom abſchlachtenden Meſſer noch wund iſt.

Dann als dritter Gang der Nationaltafel kommen die zuſammengeſetzten Speiſen, der „Dicht mit Reis,“ das „beſteckte Belek,“ „Gänſekreeß mit Penetzlich“ u. ſ. w., das ſind die Entreactes, die Inexpreſſibles, die Unüberſetzlichen, die Unerklärlichen, ihr Reiz liegt in ihrem Geheimniſſe, ihr Geheimniß liegt in einem Zauber, ihr Zauber liegt in einem „je ne sais quoi,“ ihr „je ne sais quoi“ aber beſteht in einem „je sais très bien quoi,“ dieſes „quoi“ heißt auf engliſch „garlic,“ auf italieniſch „aglio,“ auf franzöſiſch „ail,“ auf deutſch aber — o, auf deutſch! „Darf ich's der keuſchen Sonne nennen, und mich vernichtet nicht die Scham? Auf deutſch heißt es Knoblauch!“

Wie? Sagte ich: Knoblauch? O nein, it is not the nightingale! „Es iſt nicht Knoblauch,“ es iſt „Läuchel,“ „Ramthonwurzel,“ „Saftkraut,“ „Salſekraut,“ „Hermſel“ u. ſ. w., Alles, nur nicht „Knoblauch!“

O verleumdetes Geſchlecht der Lauche, wie wirſt Du verkannt! Jede Kunſt hat ihre ſinnliche Seite, auch die jüdiſche Kochkunſt, und dieſe ihre ſinnliche Seite heißt: „auch“ immer „auch,“ d. h. Aſchl-auch — Knobl-auch — Schnittl-auch — und iſt es mehr als Vorurtheil!? Der Laurus nobilis hat Schuſterlederblätter und man krönt Poeten damit, „Knoblauch“ aber hat Duft und Geſchmack und eine offene Blumenkrone, und David ſpeiſ'te ihn, ehe er die Harfe ſchlug, und Deborah ſpeiſ'te ihn, ehe ſie die begeiſterten Lieder ſang, und Homer reiſ'te nie ohne denſelben, und wir, und wir, o wir Blaſirten, wir ſtinken von Patſchouly und Moſchus, und den reinen Natur-Odeur verachten wir! Allein:

„Der Eine betracht't's,
Der Zweite verlacht's,
Der Dritte veracht's,
Der Vierte pacht's
Was macht's?!“

Der große Sänger, der viel Zwiebel und Knoblauch aß, ſagte doch: „Alles iſt eitel!“

Wenn Herr Vogl, der Gott, der die hungrigen Juden ſpeiſ't, der „restaurant du peuple élu,“ dieſe meine gaſtronomiſche Abhandlung lieſt, wird er hoffentlich gerührt ſein, er wird einmal bei Gelegenheit eine feurige „Kugel“ in das Bureau des „Humoriſten“ ſchleudern, und wird ſeinen Fiſchen ſagen: „Geht hin zu ihm und ſprecht für mich!“

Der Leſer wird dann einſehen, daß ein „Genie“ ein Weſen iſt, das ſich aus einem Vogl „Mehlſpeiſ“ und „Fiſch“ herausſchreiben kann! Sela!

Gratulations-Schreiben an meine Freundin Sara Levi zum Tode ihres einzigen 12jährigen Sohnes.

(1832.)

Der Gott Ihrer Väter, derſelbe Gott der Gnade und der ewigen Liebe, der das Kreuz und den Halbmond, die Synagoge, die Kirche, die Moſchee und die Götzentempel mit ſeiner allwaltenden Barmherzigkeit überſtrahlet; der Gott Ihrer Väter, welcher in ſeiner Göttlichkeit waltet in der Liebe der Mutter zum Sohne, ſo am Kreuze wie an der Bundeslade, ſo beim Koran wie beim Fetiſch; der Gott Ihrer Väter, der Gott unſerer Väter, der Gott aller Menſchen, die Licht trinken aus ſeiner Sonne, die Luft athmen aus ſeinem Odem, die Gnade ſaugen aus ſeiner Barmherzigkeit und die ein ewiges Leben hoffen von ſeiner Weisheit, der alleinige Gott hat den Friedensengel geſchickt in Ihre Stube und mit dem Kuße des Friedens abholen laſſen Ihren einzigen Sohn, um ihn zu ſeinen Vätern einſammeln zu laſſen, die ruhen im Schatten des Herrn! Der Name des Herrn ſei gelobt! Gewiß, meine theure, meine fromme Sara, Sie haben ſich der Freude dieſes Todes nicht zu ſehr hingegeben, nicht mit mehr Freude, als es dem Herzen einer Frommen geziemt. Freilich muß es einer jüdiſchen Mutter eine herzinnige Freude ſein, wenn der Tod ihren Sohn frühzeitig eines natürlichen Todes ſterben läßt, bevor er durch ſein Leben hindurch mehrere bürgerliche, ſtatiſtiſche, politiſche und conventionelle Tode ſterben muß! Ihr Sohn iſt auf einmal geſtorben, wie vielmal hätte er einmal ſterben müſſen, wenn Sie das Unglück gehabt hätten, ihn groß zu ziehen und zu einem brauchbaren Menſchen heranbilden zu wollen! Was hätten Sie, zärtliche Mutter, aus Ihrem Sohne machen können? Hätten Sie ihn zum Bürger erzogen, ſo hätte Ihnen der Geiſt der jetzigen Chriſtenliebe entgegen gerufen: Ein Jud darf kein Bürger ſein! Hätten Sie ihn zum Handwerk erzogen, ſo hätte derſelbe Geiſt entgegen gerufen: Ein Jud darf kein Handwerker ſein! Hätten Sie ihn zum Staatsmann erzogen, ſo hätte derſelbe Geiſt Ihnen entgegen gerufen: Ein Jude darf kein Staatsmann ſein! Hätten Sie ihn zum Advocaten erzogen, ſo hätte Ihnen derſelbe Geiſt entgegen gerufen: Ein Jude darf kein Advocat ſein! Hätten Sie ihn blos zum Menſchen erzogen, ſo hätte Ihnen derſelbe Geiſt entgegen gerufen: Ein Jude darf kein Menſch ſein! Hätten Sie ihn zum Juden erzogen, ſo hätte Ihnen derſelbe Geiſt entgegen gerufen: Ein Jude darf kein Jude ſein! Ja hätten Sie ihn ſogar zum Chriſten erzogen, ſo hätte Ihnen derſelbe Geiſt entgegen gerufen: Ein Jude ſoll kein Chriſt ſein!

Welchen Schmerz hätten Sie, meine fromme Sara, nicht gehabt, ein geliebtes Weſen groß erzogen zu haben, das weder Jud noch Chriſt, noch Menſch noch Bürger ſein dürfte. Sehen Sie, nun iſt er todt, und lebt in einem Reiche, wo weder Charte, noch Conſtitution, noch Monarchie iſt, und dennoch iſt er Bürger der allerbeſten Welt, und das Oberhaus der gütigen Vorſehung hat ihn emancipirt zum ewigen Lichte, und er ſitzt im Parlamente aller Verklärten, trotz dem, daß der Miniſter Peel befürchtet, Rothſchild könnte auf der Parlamentsbank ſitzen und „vabanque!“ rufen. Denn ſo wahr, daß kein Haar fällt vom Haupte des mächtigſten Kaiſers und kein Haar vom Haupte des allerletzten Hauſirerjudens, ohne daß es der Vater im Himmel ſo wolle, ſo wahr wird die erhabene Zeit einherrollen und ihr mächtiger Wagenlenker: der Zeitgeiſt, wird ihn vorwärts treiben und unter ſeinen umtreibenden Rädern werden zerkniſtern alle Peel-Motionen, alle Cenſur- und alle Juden-Edicte, alle Jeſuiten-Congregationen und ſelbſt die Juden-Bevölkerungs-Plombe der freien Reichsſtadt Frankfurt a. M.! Sie haben ein feines Ohr, die großen Aufklärungs-Häupter! die aber alle noch einen kleinen Hep-hep-Teufel im Buſen liebend hegen, und ſie hören den Wagen raſſeln auf den Höhen der Menſchheit, auf denen das Morgenroth der Zukunft ſchon leuchtet, und ſie bücken ſich geſchmeidig, nicht in Liebe, ſondern in Furcht. Aber bis der Wagen angelangt ſein wird, meine theure Freundin, hätte das Leben Ihres Sohnes tauſendfach geendet an den glatten Dolchſtichen unſerer Aufklärung, die wie eine eiſerne Jungfrau des Tyrannen Nabis, ihre Arme öffnet, um ihre Opfer zu erdolchen! Hätten Sie Ihren Sohn verheirathen wollen, ſo hätten Sie warten müſſen, bis Einer von Ihnen ſo gefällig iſt zu ſterben, und nur die Leichenfackel Ihres Glaubensgenoſſen hätte ihm zur Hochzeitsfackel dienen können! Nicht wahr, meine gute Sara, wir leben in einem erleuchteten Jahrhundert! Die Türken ſind bezwungen, die Algierer werden bekämpft von denen, die noch allgieriger ſind, als die Algierer; und vielleicht rüſten die nordamerikaniſchen Staaten bald eine Expedition aus, um gegen die europäiſche Aufklärung zu kreuzen!

Ihr glücklicher Sohn aber braucht dieſe zweifelhafte Expedition nicht abzuwarten, er iſt glücklich geſtorben, bevor er geſtorben wurde; Friede ſeiner Aſche, Friede dem Gemüthe ſeiner Mutter! Wollen Sie aber die große Leidensgeſchichte, die ihn im Leben erwartet hätte, auf ſeinen Leichenſtein ſetzen, ſo ſetzen Sie die gewichtigen Worte hin:

Er aß kein Schweinefleiſch!

Csákány und Tambura,

oder:

Die geiſtige Abendmuſik.

(Eine ungariſche Novelle.)

Die Wipfel der hohen Bäume des Moorer Waldes brannten und glühten an ihren Spitzen im Purpurrothe der Abendſonne, große Schatten lagerten ſich wie Rieſenſchlangen um die fortlaufenden Wurzelranken der hundertjährigen Stämme, und die Vögelſtimmen wurden immer ſeltener und einzelner, als ich aus dem Walde heraus in die Ebene trat, in welcher Moor, ein kleiner artiger Marktflecken, in feierlicher Abendruhe lag. Die Erde ſchien noch von dem Flammenkuße des Tages erglüht, ſich nach der Kühle des Abends zu ſehnen, und ſank, wie aus einer zärtlichen Umarmung, matt in die ſchattigen Arme des Abends.

Links lag der Csókaberg, auf den Bäumen am Gipfel des Berges eilte der Lichttritt des entſchwindenden Tages hin, daß ſie ſich ſchauerlich bückten, und wie geläutert in Goldſchimmer leiſe wogten.

Ich bog links ab, und ſchritt am Fuße des Berges, welcher von dem fruchtbaren Traubenmantel der Weingärten halb überdeckt war, raſch vorwärts; von ferne trieb der Schäfer ſeine Heerde heim, und eine Schaar Schnitterinnen, in lieblicher Landestracht zogen munter ſchäkernd vorüber.

Am Ende des Berges, dort wo bei dem Dorfe Csóka der Berg eine Schlucht bildet, und die Ruinen des Schloſſes Csókakeo mahnend an die verfallene Größe der Zeit, bedeutſam düſter in's Thal herunterſchaut, liegen einige kleine Häuschen in Tannen und Linden verſteckt.

An einem dieſer Häuschen war eine Stange ausgeſteckt mit grünen und rothen Bändern und einem Reiſerkranz, ein Zeichen, daß hier ein Gaſt- oder Wirthshaus ſei, und vor dem roth angeſtrichenen Häuschen tummelte ſich eine rüſtige Dirne herum, der Kleidung und den ſchlicht aufgewickelten Zöpfen nach zu ſchließen, die Fogádós Leáni (die Kellnerin).

Das Häuschen lag ſo freundlich da, man hatte zugleich die Anſicht des Berges und des Thales von der Hausflur, und ich beſchloß, da einzukehren.

Jutka, die flinke Kellnerin, mit zwei ſchwarzen Nationalaugen und jenem tiefrothen Teint, die die panoniſche Sonne ihren Töchtern gibt, ſprang mir mit einem freundlichen Gruße entgegen, nahm mir mein kleines Felleiſen ab, trug es ſammt Mantel und Stock hinein in's Zimmer, und ich ließ mir ein Glas guten Moorer-Wein auf einen Tiſch vor dem Hauſe hinſetzen.

Die Gegend war bereits ſtill und halbdunkel geworden. Auf dem einen Abhange des Csókaberges, der die Ausſicht auf Stuhlweißenburg hat, lagen zwei kleine, aber allem Anſcheine nach unbewohnte Häuschen, von einigen hohen Pappeln umfriedet. Die Fenſterläden waren zu, und auf den Sitzplätzen am Hauſe wuchs hohes Riedgras. Eine dichte Allee, welche die etwa fünfhundert Schritte auseinander liegenden Häuschen verband, ſchien ſchon lange von keinem menſchlichen Fuße betreten worden zu ſein, denn der Weg war ganz verwildert und von Unkraut überwuchert.

Es war etwas Freundliches und doch etwas Unheimliches in dem Anblicke dieſer zwei Häuschen, die ſich gegenſeitig wie wehmüthig zu betrachten ſchienen; man ſah, daß ſie zuſammengehörten und doch ſchmerzlich auseinander ſtanden. Ich war eben in Nachdenken darüber verſunken, als die Glocken der umliegenden Dörfer acht Uhr läuteten. Von Moor tönte es hell und rein herüber, auch von Csurgó und von Csikwár trug die ſtille Abendluft die lautern Glockentöne herüber, und der Pincés (der Kellner) des kleinen Wirthshäuschens kam heraus und zog die Glocke, die nach Landesgebrauch auf einer einfachen Stange vor dem Hauſe aufgerichtet war, nahm den runden langgekrempten Hut vom Haupte, faltete die Hände und kniete vor dem allda aufgerichteten Kreuze zur Andacht nieder. Bald darauf kamen aus allen naheliegenden Häuſern die Bauernmädchen heran und knieten auf den Raſen nieder und falteten andächtig ſchweigend die Hände. Die Glocken hatten längſt ausge tönt, nur der Nachhall zog leiſe verſummend, wie einſchlafende Gedanken, durch die unbewegte Abendluft hin, die Mädchen aber blieben kniend und mit gefalteten Händen liegen, und alle ſahen ſie unverwandt nach den beiden unbewohnten Häuschen hin, und ſchienen erwartend aufzuhorchen und hielten den Odem an und lauſchten hinüber. Da, als das letzte Echo der Glockentöne im Aether verbebte, da fing ein leiſer Ton an aus dem einen Häuschen herauszutönen, erſt kaum hörbar, dann immer lauter und lauter, und es war ein ganz eigener wehmüthiger Ton, wie eine Saite mit matter Hand ſchmerzlich entlockt, und ſehnſüchtig auffordernd und mahnend, und wieder hinſterbend und doch beglückt. Bald darauf, wie aufgeregt von dieſen Tönen, erklang aus dem andern Häuschen gegenüber ein wunderſamer, klagender Laut; es waren ſchmerzlich geſchliffene Töne, wie aus zuckendem Herzen ausgehaucht, gleichſam Antwortgebend auf die klagende Anfrage jenes Tons, ſo wie die italieniſchen Gondoliers ihre Wechſelgeſänge auf den ſtillen Fluthen aus dem Dunkel der Nacht erſchallen laſſen.

Immer weicher, immer vorwerfender, immer dringender erklang es nun aus dem einen Häuschen, und die antwortenden Töne verſchmolzen immer nachgiebiger, immer frommer, immer beſchwichtigender. Es war ein grauenhaft geiſterartiges Wechſeltönen, bald ſchienen ſich die Laute ſuchend zu nahen, ſich zu finden und beglückt in die Arme zu fallen und zu vermiſchen, bald riſſen ſie ſich, wie plötzlich erwachend, von einander los, entfernten ſich, indem ſie doch ſehnſüchtig ſich nach einander umblickten, ſtürzten wieder zuſammen, bis ein ſchmerzlicher, lebenslaſſender Accord einfiel, und die Töne ſchneidend abriß.

Die Mädchen hatten alle das Haupt geſenkt; als es ſtille war, kreuzten ſie ſich noch dreimal vor Stirne, Augen und Bruſt, und ſtanden faſt noch furchtſam und ſcheu auf.

Indeſſen war die Halbſichel des Mondes wie eine blaſſe Wange über den Berg hervorgetreten, und eine magiſche Beleuchtung füllte das Thalbecken mit weißlichem Schimmer.

Ich war von dem räthſelhaften Tonſpiele innig ergriffen, Neugierde und geheimer Schauer belebten mich, und ich fragte die wieder geſchäftige Jutká um die Bedeutung dieſer unbegreiflichen Abendmuſik.

Die ſchwarzäugige Kellnerin winkte ein Mädchen aus dem Kreiſe herbei, indem ſie ſagte, dieſe würde mir gerne den erwünſchten Aufſchluß geben, ſie ſei die Tochter des Notars von Moor, und war ſelbſt eine Freundin der gottſeligen Illana. Verſchämt, aber freundlich trat dieſe heran, ſetzte ſich zu mir nieder, und während der Halbmond gleichſam wie lauſchend heraufzog, und ſein mattes Silberlicht die Berge mit weißen Schleiern umwickelte, und die zwei Häuschen mit einem milden Schimmer übergoß, erzählte mir Palanka, die Notarstochter, folgendes:

„Es ſind noch nicht zwei Jahre, da wurden dieſe

Häuschen von zwei Familien bewohnt, welche, von der innigſten Eintracht und Liebe umſchlungen, nur eine einzige zu bilden ſchienen. Dugowich, ein wohlhabender Winzer, ſeit mehreren Jahren Witwer, bewohnte mit ſeinem Sohne Andor das eine Häuschen, und in dem andern lebte der Edelherr Barankay mit ſeiner Frau und ſeiner einzigen Tochter Illana.

Illana war ſchön und friſch wie das Morgenroth, wenn es hervortritt von dem Gipfel des Csókágebirges; ſie war ſchlank wie die Tanne des Bakonyer Waldes, ihre ſchwarzen großen Augen glühten wie die Traubenkörner in den Weingärten von Villany; ihre Lippen waren voll und roth wie die Kirſchen aus Vesprim, und wenn ſie ſprach, tönte es ſo klar und fromm, und drang in das Herz wie die Glöcklein der Mutter-Gottes-Capelle im Geſundbrunnen zu Budáik. Das ſchwarze Haar, in üppiger Fülle, wie das Banater Getreide, ſchlang ſich in zwei langen Flechten, mit rothen und weißen Bändern durchflochten, auf ihren beiden Schultern bis an das Knie herunter, und das ſchwarze Mieder mit rothem Latz und Saum ſaß wie angegoſſen um den ſchmucken Leib. Dabei war Illana ſanft wie ein Lamm des Thales, ihr Blick war mild wie Morgen-Erdbeer, und all' ihr Weſen fromm, fleißig und ſtill wie ein klöſterliches Mägdlein.

Aber auch Andor galt für einen der ſchönſten Burſchen im Comitat; hoch und ſtark, mit blitzendem Auge und aufgeworfenen friſchen Lippen, muthig und doch nachgiebig, munter und rüſtig; er war die Freude ſeiner Umgebung.

Dugowich und Barankay hatten von zarter Jugend an ihre Kinder für einander beſtimmt. Sie liebten ſich ſchon von Kindheit an, und man ſah ſie ſtets wie Schweſter und Bruder beiſammen. Wenn ſie des Sonntags früh nach Moor in die Kirche gingen, da hieß es ringsherum nur: das ſchöne Paar vom Csókáberg; war irgendwo in einem Dorfe der Umgegend Búcs (Jahrmarkt), ſo zogen Illana und Andor zuſammen dahin, und an Feiertagen Abends tanzten nur Illana und Andor zuſammen unter den großen Linden des Wirthshauſes in Csóka.

Oft noch ſpät am Abende ſaßen die zwei Familien beiſammen vor ihren Häuschen, Illana nahm die Tambura zur Hand, und ſang ein Nationallied, begleitete es mit den Saitentönen der einfachen Tambura, und Andor nahm ſeinen Csákány (den flötenartigen Kreuzſtock, „Tſchakan“ genannt), und begleitete den Geſang und das Spiel Illana's mit den einfachen, aber vollen Lauten dieſes unvollkommenen Inſtrumentes.

So wuchſen die beiden Liebenden heran, und als Illana 17 und Andor 23 Jahre alt waren, als Barankay ſah, daß Andor alle Abend kam, und dem in Ungarn ſo üblichen und beliebten Ablakazni (Fenſterln) nachging, d. h. daß er alle Abend vor das Fenſter Illana's kam, um durch Geſang und Muſik und Geſpräch ſie wach zu halten und an's Fenſter zu locken; da wurden

Illana und Andor verlobt, und die Hochzeit wurde auf das nächſte Oſterfeſt anberaumt.

Es war ein düſterer Novemberabend, der Regen ſtrömte in ſtarken Güßen hernieder, die Gipfel des Berges waren in ſchwarzes Gewölk gehüllt, der Sturm durchraſ'te das Thal und die Bergſchlucht, der Donner rollte faſt unaufhörlich zwiſchen flammenden Blitzen fort. Bei Barankay ſaßen beide Familien im wohlverwahrten Zimmer beiſammen, Illana ſchmiegte ſich an Andor an, und die beiden Alten ſchüttelten beſorglich das Haupt ob des in ſo ſpäter Jahreszeit ungewöhnlichen Ungewitters. Wie es bei ſolchen Fällen in Ungarn üblich iſt, wurde die Bibel auf den Tiſch gelegt, und das Capitel der Sündfluth aufgeſchlagen, und vor dem Muttergottesbilde kniete die fromme Frau v. Barankay.

Da klopfte es heftig an die Hausthüre. Barankay ging hinaus, um aufzumachen, und ein Fremder, ein Reiſender, der durch die Schönheit des Gebirges verlockt, von der Landſtraße abwich, und den das ſchreckbare Gewitter hier überfiel, forderte gaſtliche Nachtherberge.

Der Fremde wurde mit all' jener Herzlichkeit und jener Gaſtfreundſchaft aufgenommen, die in Ungarn vom Pallaſte bis in die Hütte einheimiſch iſt. Illana nahm ihm mit geſchäftiger Freundlichkeit den regenſchweren Mantel ab, während Andor ſeinen tropfenden Hut abſchüttelte und ihn bei Seite legte.

Der Fremde ſchien ein Mann zwiſchen vierzig und fünfzig zu ſein. Groß und hager, mit gebräunten Geſichtszügen, und langen, ſtark herabgezogenen, ſchwarzen Augenbraunen; hinter dieſen blitzten zwei große Augen hervor, deren Blick einen unheimlich funkelnden Glanz hatten und die unſtät herumirrten. Die rechte Hand hatte er feſt zuſammengeballt auf der Bruſt liegen, als ob er ſie gar nie von da wegnehmen könnte, und die linke fuhr zuweilen krampfartig über die beiden buſchigten Augen hin. Illana verſicherte ſpäter, daß ſie immer innerlich zuſammenſchreckte, wenn ſie ein blutiger Blick (wie ſie ſich ausdrückte) des Fremden traf.

Dieſer hatte indeſſen auf Einladung Barankay's am Tiſche Platz genommen, und auf die freundlichen Worte der Hausbewohner nur zerſtreut und einſylbig geantwortet. Das Gewitter war inzwiſchen vorüber gezogen, nur in den fernen Bergen grollte noch der verhallende Donner fort, als ob er im Entfernen noch zurückzürnte; die Bäume rauſchten wieder milder auf, wie dem Schöpfer dankend, daß ſein Zorn gnädig ob ihren Zweigen vorüberging. Illana's Furcht war verſchwunden, ſie tummelte wieder fröhlich um den Tiſch herum, und füllte dem ſonderbaren Gaſte das Glas mit dem edlen Safte des feurigen Bodotſchaner, kredenzte es ihm nach Landesweiſe, indem ſie es an die Lippen ſetzte, und es ihm mit einem „egeségre!“ (zum Wohlſein) zutrank.

Bald darauf nahm ſie ihre Tambura zur Hand, und begann eine nationale Weiſe anzuſtimmen. Der Character der ungariſchen Nationallieder, Nationalgeſänge und Nationalmuſik iſt faſt durchgehends eine tiefe Wehmuth, eine tiefe Klage, ein durchgehend ſchmerzliches Weh. Selbſt in den tollſten Tanzmuſiken ertönt zuweilen ein bitterer, herzzerreißender, oder ein tiefklagender Laut. Selbſt der Czigány (Zigeuner), der in Ungarn ausſchließlich Muſik treibt, und mit ſeiner Geige im Lande herumzieht, füllt ſeine improviſirte Aufſpielerei mit einer unerklärbar elegiſchen Weiſe; es ſind immer Töne eines heimlichen Weh's, einer ſehnſüchtigen Betrübniß, eines unnennbaren Weh's, welches ſie aus den Saiten wunderſam, langſam gedehnt herausziehen. Wer den ungariſchen Naturaliſten Biháry-Czigány auf ſeiner Violine ſpielen hörte, der wird ihn unwillkürlich mit Paganini vergleichen, und geſtehen, daß ſeine Eigenthümlichkeit, die ganz beſondere tiefſtraurige Weiſe, die ſchmelzenden und ſeelenerſchütternden Accorde ſeines Spiels, und dieſe jedem Tone innewohnende zauberhaftige Wehmuth von Paganini nie erreicht worden iſt. Wenn Biháry ſeinen Rákoczy aufgeigte, entlockte er ſeiner kleinen, unanſehnlichen, braunen Geige ein ganzes Geiſterreich von ſchauerlichen, tieferſchütternden Klängen. Eine Schattenwelt voll Trauergeſtalten entquoll ſeinen Saiten, das Herz wurde ſüßſchmerzlich ergriffen, und das auf eine wonnevolle Weiſe verletzte Ohr trank mit behaglichem Schauer die unheimlichen Gänge und Springe des kühnen und verwegenen Geigers. Zuweilen machte Biháry inzwiſchen einen tüchtigen Zug Wein aus ſeiner, ihm an der Seite hängenden Csutera (ein ſchlauchartiges Weingefäß), und die umſtehende Menge rief gewöhnlich „hármat danzunk!“ (tanzen wir ihn zum drittenmal), — ein Ausruf, den die ungariſchen Tanzpaare gewöhnlich im größten Enthuſiasmus ausrufen, wenn ſie, ohne abzuſetzen, einen Tanz zum drittenmal beginnen, — und Biháry variirte nun ſeinen Rákoczy mit neuen wehmüthigen und hinreißenden Weiſen.

Auch Illana's Spiel auf der Tambura trug den melancholiſchen Character der Nationalmuſik an ſich, und als Andor ſeinen Csákány (Flötenſtock) ergriffen und in ihre Töne begleitend einfiel, war es, als ob zwei Nachtigallen aus wundgeſungener Kehle einander ihre Klagen und Leiden zuſängen und zuflöteten.

Der Fremde ſchien heftig bewegt aufzulauſchen. Er drückte die linke Hand immer feſter an das Herz, und die rechte lag über den glühenden Augen. Zuweilen griff er haſtig nach dem Glaſe, als ob er den Inhalt desſelben ganz ausſtürzen wollte, und ſetzte es, nachdem er es an den Mund gebracht, ungeleert wieder nieder.

Plötzlich ſprang er auf, ſagte, er müſſe morgen frühe ſchon in Totis ſein, nahm ungeſtüm Mantel und Hut, dankte den Hauseigenthümern für die gewährte Gaſtfreundſchaft, und bat Illana, ein kleines Packet Muſikalien, welches er aus ſeinem Mantelſacke nahm, zum Danke für ihr ſchönes Saitenſpiel anzunehmen. Nur zögernd nahm Illana das Heft aus der Hand des ſeltſamen Gaſtes, der bereits aus der Thüre war, und raſch über den Wieſenplatz vor dem Hauſe hinſchritt;

nach einiger Zeit ſahen ſie ſeinen dahinwehenden Mantel noch auf dem Gipfel des Berges dahinflattern, und ſich in das Dunkel der hohen Bäume verlieren.

Am andern Abend ſaßen die beiden Familien wieder bei Barankay beiſammen. Es wurde des ſonderbaren Gaſtes von geſtern gedacht, und ſein Packet Muſikalien herbeigeholt. Es enthielt ein ganzes Bunterlei an Noten und Muſikalien: Tänze, Lieder, Abendmuſiken, Jägerweiſen, Märſche, ſpaniſche und italieniſche Volksarien, Schweizer-Kuhreigen, ſchottiſche Lieder; zu ihrer Freude ſah Illana, daß Alles für den Csákány und für die Tambura geſetzt war. Sie blätterte hin und her, und blieb endlich bei einem nationellen „Todtenmarſch,“ wie von einer heimlichen Kraft angezogen, ſtehen.

Sie und Andor nahmen nun die Blätter vor und fingen an zu ſpielen. Gleich bei den erſten Accorden überraſchte Illana der bizarre Reichthum und die phantaſtiſche Fülle der Compoſition. Andor hielt gleichſam erſchreckt inne, und folgte doch wieder wie unwiderſtehlich angetrieben dem Spiele Illana's. Die beiden Familien theilten das Grauen, welches die erſten Töne dieſes Stückes hervorbrachten. Illana war unheimlich bewegt; eine Melodie, die ſich ernſt, finſter, majeſtätiſch-entſetzlich aus den Saiten drängte, erſchütterte ſie, daß ſie erbleichte, und kalte Thränen rollten über ihre blaſſen Wangen herab, und ſie mußte einen Augenblick innehalten, um auszuruhen. Andors Csákány ertönte auch nur in unſichern, ſchwankenden und traurig bebenden

Tönen; und die Eltern lauſchten ſtill und bange dieſen dunkel ergreifenden Wechſeltönen. Jllana fuhr fort, und ihre Tambura erſcholl nun wieder in langgehaltenen, klagenden und ſchmerzlichen Accorden, wie die Aeolsharfe, wenn auf dem Gipfel entfernter Berge ein durchwehender Seufzer des Abendwindes ertönt; bald aber auch waren es wieder ſchnelle, wie im Fieberfroſte zitternde Saitenſchwingungen, und in einer gräßlichen Bizarrerie war es bald, als ob den Saiten ein dämoniſches Lachen entſchalle; bald als ob ein Schluchzen des tiefſten Wehes gehört würde; bald als ob eine Glocke zum letzten Gange riefe, und bald als ob ein Streit zerfallener Echo's in gellendem Spott und in langgeſchliffenen Schmerz-Refrains ringsum ertönte. Nur mit faſt übermenſchlicher Kraft konnte Jllana bis zu Ende ſpielen, während Andor, wie von einem wilden Gelüſte angetrieben, auf dem Csákány in ebenſo abſonderlichen Miſchklängen von toller Luſt und ſchneidendem Weh ihrem Spiele folgte; die Tambura entſank ihrer Hand, ſie war erſchöpft. Andor zitterte wie unter der Macht eines übermenſchlichen Schreckens. Die Alten ſegneten ihre Kinder, und der Abſchied der beiden Familien war ſtill, ſchauerlich, eiſig und finſter.

Dennoch kamen ſie alle Abend wieder zuſammen, und immer war es wieder dieſer „Todtenmarſch,“ den Jllana zur Hand nahm, um ihn zu ſpielen. Selbſt Andor ſchien ſich zwar zu entſetzen, aber dennoch liebte er ihn auf eine unbegreifliche Weiſe. Die Eltern ſuchten vergebens ihre Kinder von dieſer grauenhaften und geſpenſtiſchen Compoſition abzuleiten, es half nichts, und zuletzt horten ſie ſelbſt gerne dieſes Gemiſch von geiſtiger Wolluſt und Pein, dieſes grauenvolle, räthſelhafte Tongemälde voll Schauer und Luſt, voll Entſetzen und Süßigkeit.

So erklang jeden Abend in einem der beiden Häuschen dieſe unſelige Muſik, und eine unendliche, tiefe Traurigkeit niſtete ſich mit jedem Tage tiefer in beide Familien ein, und umnachtete ſie mit ihren ſchattenvollen Fittigen.

So war der Abend von St. Nikolas herangekommen; er wurde im Dorfe Csóka gefeiert. Im großen Gerichtszimmer des Kisbiro (Kleinrichter) wurde getanzt, und der Preis eines Németh-Tanzes (eines Walzers), war ein Lamm mit Bändern verziert. Das Paar, welches den Preis erhalten wollte, mußte zu walzen anfangen, wenn die kleinen St. Nikolas-Kerzen angezündet werden, und durfte nicht eher aufhören, bis ſie herabgebrannt waren. Man mußte ebenſo leicht und ſchlank als ſtark ſein, um zu ſiegen.

Illana und Andor errangen den Preis; das mit Bändern geſchmückte Lamm wurde unter Muſik und Tuſch vor ihnen her im Saale herumgeführt, und ſie von der ganzen Dorfjugend mit Muſik bis zu ihrem Häuschen nach Hauſe begleitet.

Acht Tage darauf bedeckte der kleine Kirchhof zu Csóka die jugendliche Hülle Illana's.

Illana's plötzlicher Tod erſchütterte beide Familien auf's Entſetzlichſte. Andor glich einer Bildſäule, ſtarr und regungslos ſaß er am andern Tage auf dem Raſenſitze vor ſeinem Hauſe, und ſah unbeweglich die Allee hinab, welche beide Häuſer verband, und durch die Illana alle Abend herunter kam. Vergebens waren alle Troſtworte der ſelbſt tiefbekümmerten Eltern; vergebens die heißen Thränen der zärtlichen Mutter. Er ſaß vor der Thüre und ſtarrte in die Allee hinab.

Nach und nach zog der Abend ſeine dunkeln Vorhänge wie Gardinen um die Bergſäulen, die Felſenglieder hüllten ſich immer mehr und mehr in den Mantel der Finſterniß, und alles Leben verſtummte ringsherum. Von der Thurmſpitze in Csóka tönte die Glocke acht Uhr. — Da tönte es von Illana's Schlafgemach herüber durch die Nacht und die Stille wie der wohlbekannte, ſchmerzliche Saitenton der Tambura, die dort an der Wand hing, und die ſonderbaren Klänge des Todtenmarſches zitterten herüber und ſchienen Andor heftig, klagend und vorwerfend aufzufordern, mit ſeinem Csákány die gewohnte Weiſe zu begleiten. Andor horchte mit wollüſtigem Grauen den geiſterartigen Tönen, und er erhob ſich mechaniſch und flüſterte wie heimlich beſchwichtigend: „ſogleich, meine Illana!“ und holte ſeinen Csákány und begleitete das ſchauerliche Spiel der Tambura, und der entſetzliche, geſpenſtiſche Todtenmarſch ertönte nun vollkommen, und Illana's Tambura ſetzte das unſichtbare Geiſterſpiel fort, und immer überirdiſcher, immer ätheriſcher wurden die leiſen Schwingungen der entkörperten Saiten. Andor hielt oft inne, ſeine Lippen regten ſich leiſe, und es war, als ob er ſagen wollte: „fahre fort, liebe Illana.“

Eilf Abende lang wiederholte ſich dasſelbe unheimliche grauenhafte Schauſpiel. Wenn der achte Glockenſchlag von der Dorfuhr ertönte, da begann die Tambura die dämoniſchen Weiſen des Todtenmarſches auszuhauchen, und in zerreißenden, flehenden, begehrenden, beſchwörenden und lockenden Accorden zu Andor hinüber zu klingen und zu ſingen, und Andor ergriff ſeinen Csákány und ſtürzte ſich mit ihrer Phantaſie in den Zug dieſer Töne, und ſeine eigenen Klänge ſchmiegten ſich bald ſehnſüchtig an ſie an, bald zerrten ſie wie irrſinnig an denſelben, und bald ſchlangen ſie ſich wie lebenlaſſend und unauflöslich um ſie und hauchten zuſammen die verendenden Laute des Schmerzes und des Jammers aus.

Am zwölften Tage waren Andors Kräfte erſchöpft, er lag im Bette, die Eltern ſaßen liebend an ſeiner Seite, man hatte alle Fenſterläden zugemacht, die Dorfuhr von Csóka konnte nicht bis zu ſeinen Ohren dringen. Er lag ſtille ſchlummernd da. Aber als die achte Stunde ſchlug, erhob er ſich, ſein Antlitz lächelte, er lispelte: „ich komme, Illana!“ Er ergriff ſeine Flöte und mit einer vorſchwebenden Sehnſucht ſpielte er den Todtenmarſch bis zu Ende; aber es ſchien, als wären es dieſelben Töne und dennoch ganz andere, ſie klangen friedlicher, beſchwichtigender, es war, als ob ein verſöhnender Genius mit der Engelslippe darauf ſpielte, es flötete wie das Jubiliren der ſtillbeglückten Philomele, und Andor lächelte, wie ein ſchlafendes Kind lächelt, wenn es von den lieben Englein Gottes träumt, die dasſelbe zu ſich emportragen auf güldenem Gewölk. Der Todtenmarſch war zu Ende, Andor blickte herum und ſagte „jetzt, Illana!“ und ſeine Seele war der irdiſchen Hülle frei.

Auf dem Kirchhofe zu Csóka wurden am folgenden Abend um acht Uhr neben Illana Andors ſterbliche Ueberreſte beigeſetzt. Als die letzte Schaufel Erde über den Sarg hinrollte, ertönte von dem Hügel herab der Todtenmarſch aus den leeren Häuschen, von Csákány und Tambura geiſterartig herabgeſendet; und hoch auf dem letzten Felſengipfel des Csókaberges ſah man den ſonderbaren Gaſt, von dem er herrührte, in einen dunkeln Mantel gehüllt, vorüberſchreiten, die Hand herunterſtrecken in das Thal und verſchwinden.

Seit dieſer Zeit werden die zwei Häuschen nicht mehr bewohnt; aber jeden Abend um acht Uhr ertönt aus Illana’s Zimmer die Tambura, und aus Andor’s Zimmer der Csákány und ſpielen den Todtenmarſch, und klingen herab in das friedliche Thal.

Und die Bauernmädchen nennen es die „geiſtige Abendmuſik,“ und verſammeln ſich alsdann vor dem heiligen Gnadenbilde, um für die Seelenruhe der Abgeſchiedenen ein frommes Gebet zu verrichten.

Leben, Heldenthaten, Abenteuer, Begebenheiten und ſonſtige merkwürdige Schickſale des Fähnrichs Espenbüſchel in einer Damengeſellſchaft.

Julie ſagte mir, ſie wolle Donnerſtag Abend zu der Frau Commerzienräthin Oberſtöpſel kommen. Ich war ein für allemal gebeten. Die Frau Commerzienräthin wohnt mir zu weit, um hinzugehen, und zu nahe, um hinzufahren, ſo ließ ich denn gewöhnlich die Einladung gehen und die Geſellſchaft fahren. Ueberdem war die Frau Commerzienräthin eine Schönheit vom zweiten, und ihr Thee eine Schönheit vom erſten Waſſer. Ich hatte ſchon früher einmal das Glück, das Schlachtopfer eines Abends zu ſein, an welchem Sprichwörter dramatiſch vorgeſtellt werden ſollten. Ich mußte Dramaturg, Director, Inſpicient, Garderobier, Souffleur und Acteur ſein. Eine zweiwöchentliche Heiſerkeit, mit obligatem Seitenſtechen, waren die Lorbeern, auf welchen ich zu Hauſe ausruhte. Als Gratification und Gnadengehalt bekam ich bei'm Abſchied einen gnädigen Blick und die Extrabitte, ja recht bald wieder zu kommen. So überſchwenglich ich belohnt für meine Bravour in den geſelligen Feldzügen der Frau Commerzienräthin Oberſtöpſel nun war, ſo wandelte mich doch nicht die Luſt an, einen zärtlichen Blick mit Seitenſtechen belegt, mit nach Hauſe zu nehmen. Aber jetzt ſagt Julie, ſie wird da ſein, und — was bringt man der Liebe nicht für Opfer? ich verſprach hin zu kommen. Ich machte mich noch ſchnell an Rabener, um einige Sprichwörter zu erhaſchen, und mit dem Schlage ſieben trat ich, die Locken in einer Miſchung von Kunſt und Natur gebrannt und gekräuſelt, die Jabot breit gefaltet und ſattſamlich parfümirt, in das Zimmer der Frau Obercommerzienräthin Oberſtöpſel.

„Ach! ſiehe da! unſer lieber S.!" ſagte die Frau Obercommerzienräthin und zeigte auf einen Seſſel, „Sie ſind ja ſo ſelten, wie ein weißer Rabe;" ich küßte ihr die Rabenhand und ſagte mit einer Verbeugung: „Auch ein weißer Rabe läßt das Zupfen nicht!" — „Unſer S. läßt ſich nicht aus der Faſſung bringen," replicirte ſie. Die Frau Commerzienräthin nämlich ſprach immer nur: „Unſer lieber N.! unſere gute X.! unſer geliebter Z.! unſere geliebte W.!" u. ſ. w. Ich weiß nicht, ob ſie früher bei einem . . . . ſchen Mauthamte angeſtellt war, welches auch Alles als „Unſer" betrachtet. Dieſes Unſer lieh ihr etwas Majeſtätiſches, und man gehörte alſo für dieſen Abend nicht ſich mehr an, indem ſie die Geſellſchaft verunſerte, und ſo war man gewiſſermaßen Oberſtöpſelich. Mit Entſetzen bemerkte ich, daß noch Alles leer war. „Stellen Sie ſich mein Unglück vor!"

— klagte die Commerzienräthin, „der größte Theil der Geſellſchaft hat abſagen laſſen. Es iſt wirklich ein Glück, daß Sie kommen; unſer Herr Doctor Leimtachtel hier, nebſt Frau und Schweſter, ſpielen raſend Boſton. Sie ſpielen wohl?“ — „Es wird mir ſehr angenehm ſein,“ erwiderte ich ſo ſüß wie möglich; aber mein Herz zuckte, als ob es in einer Schüſſel Himbeereſſig ſchwämme. Ich betrachtete mir meine Spielgeſellſchaft. Die drei Leimtachtels mußten mir im Spiel wenigſtens um die Erfahrung von einem Jahrhundert überlegen ſein. Ich machte eben die Betrachtung, daß es doch beſſer iſt, ein ſtilles Schlachtopfer am Spieltiſch, als ein ſchwitzendes und ſchreiendes beim Sprichwörterſpiel zu werden, als der Bediente meldete, Fräulein *** ließe um Entſchuldigung bitten, ihre Tante wäre plötzlich gekommen. Lieber Leſer, kannſt Du den Schmerz, ja die ſtille Wuth mitfühlen, die mich ergriff? Denke Dir einen auf Warte-Minne ſitzenden Liebhaber, getäuſcht und zernichtet, und vor ihm die reizende Ausſicht in die Lüneburger Haide einer Spielpartie, deren endloſe Wüſtenei einzig und allein durch drei Leimtachtels und vier Kartendamen belebt wird! Ich habe zwar einmal eine alte Tante gehabt, die ich pflichtmäßig alle Sonntage liebte und beſuchte; ſie ſtarb endlich an der jetzigen Jugendkrankheit, nämlich an Altersſchwäche, und hinterließ mir zwar kein bares Geld, aber ſonſt auch gar nichts an Geldeswerth. Ein einziges Pſalmbuch drückte ſie mir in die Hand, und trennte ſich von dem Pſalmbuche, von mir und ihrem Mops. In ihrem Teſtamente ſetzte ſie mich zum einzigen Erben ihres ſchuldenfreien Mopſes ein und ſchloß mit den frommen Worten: „Ich habe in dieſem Erdenleben nie etwas gehabt. Gott hat's gegeben, Gott hat's genommen, Amen!"

Ich habe noch andere Tanten, denen Gott auch eben ſo viel genommen, als gegeben hat; ich liebe ſie Alle, wie es einem chriſtlichen Menſchen geziemt; aber in dieſem Augenblicke wünſchte ich alle Tanten auf den Blocksberg. Was hat ſo eine Tante von D. nach B. zu reiſen, um einem armen Liebhaber ihre Nichte zu nichte zu machen und ſeine Wonne zu vernichten?

Jedoch, es hieß hier gute Miene zum böſen Spiele machen. Es kamen noch die drei Fräulein Z. und zwei Mamſellen X. Aber alle Herren hatten abſagen laſſen, blos der Fähndrich Espenbüſchel ſollte noch kommen.

„Ach!" jammerte die Frau Commerzienräthin, „wenn ich Sie doch vervielfachen könnte, lieber S.!"

Ich war aber leider zu einfach, um mich zu multipliciren; ich mußte mich alſo von den fünf lieben Schönen ſubtrahiren, um mich zu den drei Leimtachteln zu addiren.

Ich ſetzte mich an den Spieltiſch, Herr Leimtachtel mir gegenüber, Mad. Leimtachtel rechts, Mlle. Leimtachtel links. Ich hatte mich aber ſo eingeleimtachtelt, daß ich die übrige Damengeſellſchaft vor mir hatte und ſie beobachten konnte. Es entſpann ſich im ganzen Zimmer ungefähr folgendes Geſpräch:

Herr Leimtachtel: Wie hoch ſpielen wir?

Mlle. Z.: Sie hat ſchöne Augen.

Ich: Wie Sie befehlen.

Rechtes Leimtachtel: Das Point einen Silberpfennig.

Mad. Oberſtöpſel: Aber ſchlechte Zähne.

Linkes Leimtachtel: Mit allen Chicanen.

Mlle. Z. Nr. 3: Sie trägt ſich immer auffallend.

Herr Leimtachtel: Sie prämeliren.

Mlle. X.: Die möchte auch ſchon gerne einen Mann.

Ich: Ich paſſe.

Mad. Oberſtöpſel: Sie ſchminkt ſich entſetzlich.

Rechtes Leimtachtel: In der Oberfarbe.

Mlle. Z. Nr. 2. Der Referendarius *** hat ihr fünf Jahre die Cour gemacht.

Linkes Leimtachtel: Mit oder ohne Honneurs?

Mad. Oberſtöpſel: Sie hat gar kein Geld, und das Bischen Schönheit —

Herr Leimtachtel: Geht Niemand mit?

Mlle. Z. Nr. 1: Ponceau mit Weiß und Wienerlocken.

Rechtes Leimtachtel: Sieben Grandiſſimo!

Mlle. X.: Ob alles Natur iſt?

Ich: Was gedeckt iſt, iſt gedeckt!

Mad. Oberſtöpſel: Wollen wir etwas leſen?

Rechtes Leimtachtel: Sie ſind bête, u. ſ. w.

Nach dieſem Schema ging es ſo weiter. Der liebenswürdige Fähndrich Espenbüſchel kam noch immer nicht. Mad. Oberſtöpſel war in einer gelinden Verzweiflungstranspiration. Die drei Z. und die zwei X. hatten ſchon alle Liebſchaften und alle Kleider ihrer Bekannten durchgelüftet, und noch kam kein Espenbüſchel. Ich aber, mit dem unendlichen Himmel voll tiefer Langeweile in dem Buſen, mit zwei Taſſen zu Thee geadeltes Waſſer in mir, ein trauriges Boſtonade vor mir und drei Leimtachtels um mich ſaß da, ein Bild der ſanften Duldung, mit einem verklärten Heiligenſchein des Gähnens um das verlängerte Antlitz. Mlle. Leimtachtel, die ſchon fünfzehn Jahr auf den Ehemann Meſſias wartete, war, nachdem ſich weder ein Meſſias noch ein Eſel ſehen ließ, ſanft und mild wie ein getragener Damenhandſchuh geworden. Denn die Mädchen haben ihre eigenen Gemüths-Epochen. Vom fünfzehnten bis in's zwanzigſte Jahr iſt Sanftmuth und Milde der Vogelleim auf dem Freierfange. Wenn ſie einundzwanzig ſind und es iſt noch kein Goldammer oder Silberfink hängen geblieben, und die rothen Wangen-Beeren haben wohl Näſcher, aber keinen ewigen Tafeltheilnehmer angezogen, da werden ſie trotzig, ſchroff, auffahrend, ſie laſſen es uns entgelten, daß wir ſo blind waren, ſie werden hochmüthig und naſerümpfend. Das geht bis ins achtundzwanzigſte Jahr; hat ſich auch für dieſes Mittelalter kein Ritter gefunden, dann nehmen ſie die alte abgelegte Sanftmuth wieder um, und nicht ſelten mit ihnen die

Locken à l'enfant. Da ſind ſie wieder mild, wie eine Wintermispel, fügſam, wie Gummi-Elaſtikum und ſüßlich wie Schlageſahne. Mlle. Leimſchachtel practicirte ſchon einige Jahre in dieſer reſtaurirten Sanftmuth, und ich war ſo eben der glückliche Gegenſtand, den ſie anſanftete. Wenn ich ſpielte, war ſie immer Whiſt, und verdarb mir mein Spiel; ſie ließ mich ihre Karten ſehen, ſah in die meinigen, und ſagte auch wohl: wir paſſen! worauf ich dann einmal ganz ſpitz ſagte: „nein, wir paſſen nicht."

So hatte ich eine Stunde Leimtachtel-Boſton geſpielt, als ein Odeur ins Zimmer trat, und in dieſem Odeur ſäuſelte der Herr Fähndrich Espenbüſchel in's Zimmer.

Fähndrich Espenbüſchel war das Damen-Aeffchen der vornehmlangweiligen Geſellſchaften. „Fähndrich Espenbüſchel iſt niedlich!" ſchnarrte das gnädige Kammerkätzchen; „Fähndrich Espenbüſchel iſt niedlich!" liſpelte die gnädige Frau; „Fähndrich Espenbüſchel iſt niedlich!" ſummte das gnädige Fräulein. Es war mir lieb, den niedlichen Espenbüſchel einmal in ſeinem Luſtre zu ſehen. Er ſäuſelte herein und eine Syrupwolke umzog die Lippen der Sopha-Damen. Da war er! Er! Fähndrich Espenbüſchel! Im Hereinſäuſeln hatte er noch ſchnell mit der linken Hand das Stirnſchöpchen troſtreich aufgerichtet, daß es, wie ein geſpickter Truthahn, den Kopf ſteif gegen den Himmel erhob. Mit Blitzesſchnelle hatte er der Madame Oberſtöpſel die Hand geküßt, das Sopha hüpfend umzingelt, den drei Z's zugeflüſtert: Mars grüßt die Grazien!" die beiden X. angelächelt und ihnen geſagt: „Für jedes Auge eine Sonne!" dem Mops der Madame Oberſtöpſel den Kopf gekraut, mit den Worten: „O Du Goldthierchen du!" und ſich mit einem kühnen Manövre in die Mitte der Damen hineinmanövrirt. Das alles dauerte kaum ſo lange, als Madame Leimtachtel einmal ausſpielte. „Rathen Sie, meine ſchönen Damen, woher ich eben komme? es iſt zum todtſchießen! von der alten Generalin Bims! Die hat ordentlich eine Wuth auf mich!" Nun ging's über die arme Bims her. Herr Fähndrich Espenbüſchel zog ſeine Zunge aus der Scheide und hieb in den unſchuldigen guten Namen Bims ſo tapfer ein, daß ich ihm den Feldmarſchall prophezeite, wenn er mit ſeinem Säbel einſt ſo in den Feind einhauen würde. Die zarte Bims mußte ihm helfen eine halbe Stunde die Geſellſchaft unterhalten. Nicht nur ſie, ſondern ihre Braten, Saucen und Fiſche wurden mit Steckbrief getreuer Aehnlichkeit beſchrieben, ihre Servietten, Deſſertteller, mit typographiſcher Treue dargeſtellt, und immer rief er dazwiſchen: „Es iſt zum todtſchießen!" und Madame Oberſtöpſel rief: „Es iſt nicht möglich!" und die Z. und X. riefen: „Es iſt himmliſch!" Endlich war die Generalin Bims ſchon völlig zu Charpie gezupft, um in die Wunde der Zeit gelegt zu werden; Fähndrich Espenbüſchel aber ſchleppte mit Blitzesſchnelle ein neuen Namen herbei, und das Charpiezupfen begann vom Neuem. Nachdem dies eine

Zeitlang dauerte, begann Fähndrich Espenbüſchel Anekdoten zu erzählen, um die Damen zu erhalten. Zagend ſchielte er auf mich herüber, denn er mochte muthmaßen, daß mehrere ſeiner neueſten Anekdoten ſchon längſt aus Altersſchwäche ſelig aus der guten Geſellſchaft verſchieden; allein ich ſchien ganz eifrig im Spiel vertieft und ſchrie heftig: „grand misère!“ Er ſchöpfte frei Athem und knallte ſchnell noch eine Anekdote los, die Anno 1769 ſchon in Ruheſtand verſetzt wurde. Auch ſein Anekdoten-Magazin wurde endlich erſchöpft und mit einem leiſen Beben ſchien er noch den Raum einiger Stunden vor ſich zu ſehen. Aber ein Espenbüſchel erſchöpft ſich nie. „Haben Sie kein Spiel Karten, gnädige Frau?“ Ein Spiel Karten wurde herbeigeſchafft, und Fähndrich Espenbüſchel machte Karten-Kunſtſtücke. Dieſe würzte er immer mit ganz neuen Witzen und die Damen riefen immer: „Nein, das iſt himmliſch!“

Fähndrich: Sie ziehen Coeur! ach, Sie haben mein Coeur immer gezogen!“ —

Damen: Nein, das iſt himmliſch!

Espenbüſchel: Haben Sie die Achte?

Sie die Dame? nun geben Sie acht auf die Dame!

Damen: Nein, das iſt himmliſch!

Espenbüſchel: Ihre Sieben iſt verſchwunden? Sie ſind keine böſen Sieben!

Damen: Nein, das iſt himmliſch!

Espenbüſchel: Die Karte hat ſich in Ihrer

Hand in einen König verwandelt. Sie ſind ein königliches Weſen!

Damen: Nein, das iſt himmliſch!

Auch dieſes war erſchöpft, gelinde Anflüge von Schweißtropfen zeigten ſich an Espenbüſchel's Haarbüſchel. „Nun werde ich Ihnen die Karten legen!“ — „Nein, das iſt himmliſch! mir auch! mir auch!“

Espenbüſchel legt nun mit der Erudition einer privilegirten Kartenlegerin die Karten. Wieder eine Viertelſtunde. Auch das endete. „Soll ich Ihnen etwas auf dem Blatte pfeiffen?“ fragte der raſtloſe Espenbüſchel und höher ſchlug ſein Buſen. „Pfeifen? das iſt himmliſch! ja! goldener Herr Espenbüſchel!“ allein, welch' ein Unglück! die Karte, auf welcher er pfeifen will, fällt herab, er will ſie aufheben, ſeine Schnürbruſt verbietet ihm aber alles Bücken, er kann ſich unmöglich ſo weit herabbücken und muß ordentlich wie ein Schalthier, mit allen Vieren darnach krebſen. Roth, wie ein Truthahn, erhebt er ſich von dieſer Arbeit und pfeift mit ſtiller Wuth auf dem Kartenblatte los. „Nein, das iſt himmliſch!“ wieder eine Viertelſtunde. — Die Schweißtropfen auf Espenbüſchels Heldenſtirne nahmen zu an Fülle und Umfang. Aber ein Espenbüſchel ſcheut keine Schweißtropfen, wenn das Bett der Ehre winkt. „Haben Sie die neueſten Touren geſehen, die ich zum Cotillon erfand? „Nein! — das iſt himmliſch!“

Der raſtloſe Espenbüſchel erhebt ſich flugs, wie ein jugendliches Reh, ergreift mit hinreißender Begeiſterung eine Menge Stühle, ſtellt ſie als Tänzer hin, und nun paſſirt er mit einer Vehemenz durch dieſe Stühle, dreht ſich bald mit dieſem, bald mit dem andern, ſchreit: „Croisé! Moulinées! Ronde, Chasséz!“ Dabei blitzt ſein Heldenauge, ſein Hauptbüſchel bebt freudig in die Höhe, ſein Buſen pocht, mit Schlangenwindungen durchſegelt er die Stühle und ſinkt endlich wie ein umfallendes Ausrufungszeichen auf einen Seſſel. „Nein, das iſt himmliſch! Aber Sie haben ſich angegriffen.“ „Was? angegriffen?“ ſo etwas läßt ſich ein Espenbüſchel nicht bieten! „Ach! haben Sie ſchon die Frau Geheimeräthin Dritſch eine Ecoſſaiſe tanzen geſehen?“ Sogleich iſt der rüſtige Espenbüſchel auf den Beinen, um, wie die Geheimeräthin Dritſch, eine Ecoſſaiſe zu tanzen; er bindet ſich ein Tuch um das Haupt und tanzt wirklich. „Nein! es iſt himmliſch!“ wieder eine Viertelſtunde.

Fähndrich Espenbüſchel hatte auch die Ecoſſaiſe der Frau Geheimeräthin Dritſch glücklich nachgetanzt; aber noch ſtand eine Stunde, lang wie die Reue nach der Hochzeit, vor ihm und forderte ihre Ausfüllung. Ich ſchielte aus meinem Leimtachtel-Verhau neugierig herüber, verlor achte in der großen Farbe, weil ich Espenbüſchels Manövre nicht aus den Augen verlieren wollte. „Haben Sie eine kleine Scheere?“ lächelte Espenbüſchel; „ich werde Ihnen kleine Silhouetten ſchneiden.“ „Nein, das iſt himmliſch!“ zirpten die zwei X's: „Nein, das iſt himmliſch!“ piepten die Z's, und „Nein, das iſt himmliſch!“ glukste Madame Oberſtöpſel. Der glorreiche Herr

Espenbüſchel begann nun aus ſchmalen Papierſtreifen Profile zu ſchneiden, und alle abweſende Bekannte der Geſellſchaft zu ſilhouettiren. Es iſt wirklich ein Fortſchritt in der Kunſt der Mediſance, nicht nur gute Namen und guten Ruf mit dem Zungen-Meſſer in der Luft abzuſchneiden, ſondern Geſichter, Naſen, Kinn und dergleichen von ſeinen Bekannten in Wirklichkeit abzuſchneiden Die Geſichter der halben Stadt wurden von dem Proſector Espenbüſchel den Damen vorgeſchnitten, Naſen wurden tranchirt, Ohren türkiſch abgeſchnitten, Stirne nivellirt u. ſ. w. Dabei wurden menſchenfreundliche Bemerkungen gemacht. „Wer iſt das, mit der Naſe wie alle Regenbogen und mit dem Kinn wie ein Schuhſchnabel?“ — „Aha! das iſt Mad. ***! himmliſch!“ — „Kennen Sie dieſes Näschen, wie ein Sahnenbaiſers und dieſe Kinnladen wie zwei Klapperſtörche?“ — „O! das iſt Mlle. ***! das iſt himmliſch!“ — Wem gehört hier das Geſicht wie ein Zifferblatt mit der marinirten Häringsnaſe!“ — „J! das iſt Herr ***! das iſt himmliſch! zum Sprechen!“ u. ſ. w. Ein recognoscirender Siebenachtelprofilblick des ewig thätigen Helden Espenbüſchel nach unſerm Spieltiſche ſagte mir, daß nun unſere Geſichter auf die Tranchirſchüſſel kommen ſollten; ich that, als ob ich in einem Picoliſſimo ganz verſunken wäre, allein einige Blicke über meinen Brillenſattel weg ſagten mir, daß eben meine hoch- und breitgeborne Naſe das Modell der Espenbüſchel’ſchen Ausſchneidekunſt war. Die X’s und Z’s blinzelten alle nach meiner Naſe, wie die Gänſe nach dem Wetterleuchten. Ich fing mit meiner Naſe alle möglichen Vorkehrungen an, ich rümpfte ſie, ich blies ſie auf, ich zog ſie an, ich räuſperte ſie, alles vergebens; endlich ſprach ich wie ſo ganz vor mich hin: „kennen Sie dieſe Naſe, die wie ein ſich niederlaſſender Schmetterling mit zwei ausgebreiteten Fittigen daſitzt?“ Eine Schreckensſtille bemächtigte ſich Aller, ich aber als ganz unwiſſend, ſchrie ganz eifrig: „Entſchuldigen Sie, meine verehrte Mlle. Leimtachtel, ich ſpiele nicht aus.“

Auch die Aufſchneiderei war zu Ende, aber noch nicht die Stunde; o Espenbüſchel! Espenbüſchel! was wirſt Du nun beginnen?!

Aber Fähndrich Espenbüſchel faßte neuen Muth und begann die beliebteſten Schauſpieler zu imitiren. Mit einem ungeheuren Lungenflügelſchlag und mit einer Handwindmühlen-Vehemenz tobte er und zerſchnitt die Lüfte und faßte ſich beim Schopf, ſo daß ich glaubte: Er wollte ſich ſelbſt in meinen Boſtonkaſten ſchmeißen. Auch Schauſpielerinnen und Sängerinnen ahmte er nach und falſettirte und trippelte und watſchelte im Zimmer herum, und wieder wand ſich ein „Nein! das iſt himmliſch!“ um das andere belohnend um ſeine fettſchwitzende Stirne. Einen Augenblick gönnte ſich Espenbüſchel; aber es war die minutenlange Stille, die einem neuen Sturmwindſtoß vorangeht. Er zeigte ſich, daß er ſehr ſchlank gewachſen iſt, indem er ſeine beiden Ellenbogen hinter ſeinem Rücken aneinander bringen konnte. Er ſpielte ein Concert auf den auf dem Tiſche ſtehenden Zuckerwaſſer-Gläſern, indem er ſeine Finger benetzte und auf den Rändern derſelben wie ein wahnſinniger Drahtknopf herumfuhr. Er ließ ſich einen halben Silbergroſchen auf die Stirne legen und wußte ihn ſo geſchickt zu balanciren, daß er trotz allen Bewegungen nicht herabfiel. Er machte aus ſeinem Taſchentuche einen Knäuel, den die Damen nicht auflöſen konnten. Er bewies, daß er hundertmal nach einander: zwei, zwei, zwei, zwei, zwei, u. ſ. w. ſagen könne, ohne daß es wie; weitz, weitz, weitz, weitz, weitz, u. ſ. w. klang. Er ließ ſich mit einem Meſſer gerade unter die Augen fahren, ohne zu blinzeln. Er nahm ein langes Tiſchtuch über ſeinen Kopf, den er mit einem Hute bedeckte, ſtellte ſich an die Wand und machte die Judenſchule, indem er nun unter dem Tuche ganz klein ſich machte und bald den Hut mit den Händen unter dem Tuche ſo hoch hob, daß er wie ein Goliath-Geiſt ausſah.

Endlich, endlich ward der Abendtiſch ſervirt. Die Leimtachtelpartie war zu Ende; ich ließ zwei blanke Thaler und drei noch blankere Stunden im Stiche, und Mlle. Leimtachtel tröſtete mich: „Unglück im Spiel, Glück in der Liebe!“ dabei lächelte ſie ſarkaſtiſch, als ob ihr Jemand den linken großen Zeh bei dem rechten großen Naſenflügel herausgezogen hätte. Mad. Oberſtöpſel bat zu Tiſch und ſchob mich zwiſchen einer X. und einer Z. hinein, ſo daß ich mir wie ein Y. vorkam. Herr Espenbüſchel ſaß mir gegenüber, und ihm wurden die zwei

Leimtachtels zugetheilt. Ein Gericht braungeſottener Karpfen lachte mich mit allen ſeinen Reizen an. Meine Nachbarinnen waren nicht wenig erſtaunt, als ich ihnen mit glühender Beredtſamkeit den ſtillen Zauber von braunen Karpfen ſchilderte. Mamſell Z. beſonders fing ſogleich an, mich mit Beleſenheit anzuzupfen. „Finden Sie nicht auch, daß das Taſchenbuch: „die Roſen,“ in dieſem Jahre beſonders vortrefflich waren?“ — „Ich muß geſtehen,“ replicirte ich, mit einem langen, ſehnſüchtigen Blicke nach der Karpfenſchüſſel, in welcher eben Fähndrich Espenbüſchel eine troſtloſe Zukunft anrichtete: „ich muß geſtehen, daß ich die Roſen in dieſem Jahre noch nicht gekoſtet habe, aber das vortrefflichſte von dieſem Jahre war für mich ein Gericht ſaurer Kartoffeln bei —“ „Sie ſatyriſiren!“ ſagte Mlle. Z. — „Mit ſo wichtigen Dingen nie! finden Sie nicht, daß in ſauren Kartoffeln Lebens- und Liebeseſſenz und Stoff harmoniſch vereinigt iſt! Der Honig der Liebe einigt ſich mit dem Eſſig der Eiferſucht; die Allzuſüßlichkeit der Gefühle wird von einem angenehmen ſäuerlichen Princip pikant gemacht; die Farbe ſelbſt iſt ſo ſchwärmeriſch, wie verglimmerndes Abendroth! Es iſt kein Eſſen, kein Kauen, kein Schlingen, es iſt ein eigenes, feines Gemiſch von Allem dieſem, und —“ hier war die Karpfenſchüſſel bei mir und ich wurde ſtumm wie ſie. Espenbüſchel hatte aber ſchon mit ſeinen einfachen Kinnbacken anderthalb Köpfe überwältigt und ging wieder an die Arbeit, d. h. er wurde liebenswürdig. Er drehte aus der Serviette einen

Storch und machte das Klappern mit den Zähnen dazu nach. Er machte aus einem Apfelkern einen Grenadier. Er drehte aus Brotkügelchen Figuren. Er warf mit fünf Brotkügelchen prophetiſche Zeichen auf den Tiſch; er ließ einen Teller auf der Gabelſpitze tanzen; er machte aus Fiſchgräten ein Schilderhaus; er brachte Leberreime aus, z. B.:

„Die Leber iſt von keiner Wachtel,
Es lebe Mamſell Leimtachtel!"

oder:

„Die Leber iſt von keinem Stier,
Es lebe Herr Saphir!"

Und inzwiſchen tönte es immer: „Nein, das iſt himmliſch!"

Ich aber ſaß da, verſunken in beißenden Beſchäftigungen und ich ſah es meinen Nachbarinnen an, daß ſie ſich bemitleideten, nicht neben Espenbüſchel zu ſitzen, ſondern neben einem Barbar, neben einem Karpfenenthuſiaſten, neben einem Unmenſchen, der ſaure Kartoffeln mit Liebe und Leben vergleicht. Die Tafel war zu Ende. Espenbüſchel hatte wie eine Fegewolke im Nu allen Damen die Stühle bei Seite gerückt und allen die Hand geküßt. Er erbot ſich der ganzen Geſellſchaft zum Begleiter an, ſie nahmen es auch alle an; ich aber zog allein von dannen und hörte noch bei'm Empfehlen, wie Mamſell Z. zu Mamſell X. wiſpelte: „Wie doch der Ruf trügt; der S. iſt ein höchſt langweiliger Menſch, und nun gar gegen Espenbüſchel!"

Zerknirſcht ob dieſer Worte ging ich nach Hauſe und gelobte, meinen einſtigen Sohn zum Espenbüſchel zu erziehen.

Der Autokrat, die Kurländer Juden und die Cholera.

(Phantaſie.)

Auf dem glänzenden Throne zu Petershof ſaß der huldreichſte aller Czaaren, und um ihn die geadelten und beſternten Oberſklaven des Reichs. Und der oberſte Oberſklave mit dem größten Sterne fiel auf die Knie und ſprach mit zitternder Stimme: „Großmächtigſte, übergnädigſte Majeſtät! Aus dem Lande der verfluchten Rebellen, der Czaar und Gott möge ſie verdammen, kamen traurige Botſchaften! die Empörer beweiſen einen niederträchtigen Muth! Nicht nur das allein, ſondern ſelbſt die polniſchen Juden, der Czaar und Gott möge ſie verdammen! ſogar die Juden in Silnec geben alles Silber und Gold her, um ihrem Vaterlande, wie dieſe Judenhunde es nennen, nützlich zu ſein!

Der huldreichſte der Czaaren antwortete nichts und lächelte milde. Da nahte ſich ein zweiter beſternter Oberſklave und fiel auf die Knie, und ſprach: „Großmächtigſte, übergnädigſte Majeſtät! Schon wieder ſchlimme Nachrichten aus dem Lande der verfluchten Rebellen, von den Polen, der Czaar und Gott möge ſie verdammen! die Judenhunde in Warſchau, ſie arbeiten als Municipalgarden an den Wällen Warſchau's mit einem eben ſolchen hochherzigen Patriotismus, wie die polniſchen Bluthunde es nennen, gleich den andern Einwohnern!"

Der huldreichſte der Czaaren lächelte milde und ſprach: „Gott und die heilige Jungfrau werden auch hier meine Bruſt füllen mit himmliſcher Gnade. Ich liebe auch die polniſchen Juden, wie alle meine geliebten, aber leider irregeleiteten Unterthanen. Weil ich aber jetzt in meiner väterlichen Liebe nicht bis zu den polniſchen Juden reichen kann, ſo nehme man alle armen Juden in Kurland, und ſchicke ſie nach Sibirien; Männer, Weiber, Greiſe, Kinder, Säuglinge und Kranke! Gott und die heilige Jungfrau werden meinem väterlichen Herzen ferner alle Milde einflößen, die ich allen meinen geliebten Unterthanen ſo gerne angedeihen laſſe!"

Da beugten die Oberſklaven alle das Knie und ſegneten den huldreichen und väterlichen Herrn!

Und die Eilrenner brachten die huldreiche Sentenz nach Kurland, und die thätigen Verweſer des göttlichen Rechtes waren ſehr emſig! Aufgepackt wurden die Juden alle, die kein Geld haben, und hinausgeſtoßen nach Sibirien. Der Kranke wird vom Lager geriſſen; die Wöchnerin aus dem Bette, und das Kind vom Buſen der Mutter, damit die väterliche Huld ihnen kund werde. Sie werden geneckt, geſchimpft, geſtoßen, gehetzt, gepeitſcht, geknebelt, gepufft, gezwickt, gekneipt, man ſpeit ihnen in's

Angeſicht, und man reißt ihnen die grauen Bärte aus, damit die väterliche Huld ihnen kund werde.

Itzig Salomonowsky, ein armer, armer Jude, hat erſt geheirathet die junge, ſchöne Rebekka, die früher den Bitten des Podalnik kein Gehör gegeben hat. Der Podalnik bindet nun dem Itzig Salomonowsky und der Rebekka Hände und Füße, und wirft ſie auf einen Karren, und führt ſie ſelbſt aus der Stadt, und er höhnt die Gebundenen, und ſchlägt ihnen in's Geſicht, und er ſagt: „nun ſchöne Rebekka, Hundjüdin, iſt Dir der Podalnik noch nicht koſcher? möchteſt Du den Podalnik nicht küßen, ſchöne Rebekka?“ und er drückt ſeinen geifertriefenden Mund auf die Roſenlippen der gebundenen Jüdin, und ſchnalzt mit dem Mund und ſagt: „Nun, Itzig Salomonowsky, was rufſt Du nicht an den Gott Abraham? Ja, Itzig Salomonowsky, der Gott Abraham kann nichts machen gegen den Podalnik!“ Der ſchönen Rebekka ſtrömten die Thränen über die bleichen, reizgeformten Wangen, und ihr Buſen hob ſich unter ſchweren Seufzern, und ihre ſüßen Lippen bewegten ſich im ſtillen Gebete zum Gotte Abrahams, zum Gotte ihrer Väter. Aber die Hände falten konnte ſie nicht, denn ſie waren ihr feſt gebunden, und Füße und Körper ebenſo. Und der Podalnik riß ihr die fromme Haube vom Kopfe, daß ihr ſchwarzes Haar hervorquoll, und in nächtlichen dicken Wellen um den weißen Hals fiel.

„Schöne Rebekka,“ ſagte der Podalnik, und wühlte mit den Schlangenfingern in dem Reichthum der Haare; „ſchöne Rebekka, grauſame Jüdin, haſt Du doch Haare, ſchwarz wie Ebenholz, und weich wie Seide, was willſt Du machen in dem lebloſen Sibirien mit ſolchen Haaren? Gib es zum Andenken dem Podalnik, den Du verſchmähſt, daß er ſich mache daraus ein Kopfkiſſen. Willſt Du nicht, ſchöne Rebekka?“ und mit höhniſchem Lachen wickelt er die langen, langen Flechten um die Schergenhand und ſchneidet mit ſeinem Meſſer ſie hart am Kopfe weg, ſo daß die Schädelhaut mit abging!

Itzig Salomonowsky wand ſich in ohnmächtiger Wuth, und Rebekka weinte heftiger, und den großen Augen entquollen bittere Thränen, und ihre Roſenlippen bewegten ſich im ſchmerzlichen Gebet zu dem Gotte Abrahams, zum Gotte ihrer Väter!

„Schöne Rebekka,“ ſagte der Podalnik wieder, „haſt Du doch Zähne, weiß wie ſibiriſcher Schnee, und fein geformt wie die Perlen in der Krone der Czaarin. Gib mir, ſchöne Rebekka, zum Andenken ſechs Zähne, daß ich ſie meinen Kindern umhänge, wenn ſie ſelbſt Zähne bekommen. Willſt Du nicht, ſchöne Rebekka?“

Und mit teufliſchem Lachen brach der Podalnik der ſchönen, wehrloſen Jüdin ſechs Zähne aus dem blühenden Mund, daß das Blut herabquoll auf den weißen, halbentblößten Buſen.

Immer heißer rollten die Thränen der ſchönen Rebekka, ſie ſtöhnte ſchmerzlich auf, und aus den blutigen Lippen ſtieg ein inbrünſtig Gebet zum Gotte Abrahams, zum Gotte ihrer Väter, und die großen ſchwarzen Augen kehrten ſich ſtummklagend gegen den Himmel.

„Schöne Rebekka, grauſame Rebekka,“ ſagte der Podalnik wieder, „haſt Du doch Augen, klar wie das Rennthier, funkelnd wie der Abendſtern der Mitternacht; was willſt Du machen in Sibirien mit ſolchen großen Augen, ſchöne Rebekka? ſie werden doch geblendet von blinzendem Schnee, und getrübet vom bittern Weinen. Gib, ſchöne Rebekka, Deine Augen dem Podalnik, daß ich ſie als koſtbare Knöpfe kann befeſtigen an meine Knute, zum ewigen Andenken an Dich, willſt Du nicht, ſchöne Rebekka?“

Und er nimmt ſein Meſſer, und ſticht der ſchönen, gebundenen Jüdin heraus die zwei großen, ſchwarzen, thränengefüllten Augen, und er legt mit teufliſchem Gelächter die zwei Augen auf die Augen von dem gebundenen, wehklagenden Juden, und er ſagt: „Nun, Itzig Salomonowsky, da haſt Du die ſüßen Augen Deiner ſchönen Rebekka, nicht wahr, der Podalnik iſt ein gutherziger Mann, Du Bluthund?“

Die ſchöne Rebekka aber konnte nicht mehr beten, nicht mehr weinen, die ſchönen, zarten Glieder zuckten krampfhaft in den feſten Stricken, und ihr Herz zuckte und ſchlug hoch im letzten Todeskampf auf.

„Schöne Rebekka, grauſame Rebekka?“ ſagte der Podalnik wieder, „hat doch endlich der Podalnik gemacht ſchlagen Dein grauſames Herz? Was willſt Du machen mit dem Herzen in Sibirien, wo ſein rother Saft wird zuſammenlaufen und ſtocken wie geſtandene Milch? Schenke, ſchöne Rebekka, Dein Herz dem Podalnik, daß er es als Schlittengehänge umthue ſeinem Rennthiere am feſtlichen Tage!“

Und mit Lachen ſtößt der Podalnik ſein Meſſer in die Bruſt der ſchönen, gebundenen Jüdin, und mit einem: „Höre mich Gott meiner Väter!“ entflieht ihre Seele der ſchönen, gemarterten Hülle.

Und der Podalnik wendet das Meſſer um und wieder um in dem Herzen der entſeelten, ſchönen Rebekka, und er zieht es heraus, und wiſcht das bluttriefende Meſſer ab an dem greiſen Barte des gebundenen Itzig Salomonowsky, und ſpricht: „Einen ſchönen Gruß mein lieber Itzig, von der ſchönen Rebekka, ſie will nicht mit Euch gehen nach Sibirien, ſie will bleiben bei ihrem Podalnik, fragt ſie nur ſelbſt, mein lieber Itzig, und ſie wird's Euch ſagen!“ Und der Podalnik fletſcht lachend die Zähne, ſchneidet die Bande des Juden auseinander, wirft ihn hinunter von dem Karren, und ſagt: „Jetzt geh', Du jüdiſcher Hund, geh' hin zu Deinen Brüdern, dort ziehen ſie alle hin mit Heulen und Zähnklappern, nackt und brotlos, hungerig und froſtleidend, und die kleinen Kinder trinken aus der verſiegten Mutterbruſt Blut ſtatt Milch!“ Und der Podalnik zieht hohnlachend auf der einen Seite von dannen, und auf der andern Seite erſchallt das Winſeln und Klagen und das Jammergeſchrei von tauſend elenden, hilfloſen, ausgeſtoßenen Menſchengeſchöpfen.

Doch nicht das Hohnlachen des Podalnik dringt zu dem Throne des huldreichſten der Czaaren; nicht das Winſeln und nicht das Zettergeſchrei der gemißhandelten Menſchheit ſchlägt an die Himmelsdecke des Thronſaales zu Peterhof! Höher aber, als der Thron zu Peterhof, wohnt ein Weſen, Gott genannt; und höher gewölbt, als die Decke des Thronſaales zu Peterhof, iſt der Himmel, der Thronſaal Gottes; und an dieſe Wölbung ſchlugen an und brachen ſich das Hohnlachen des Podalnik und das Wehgeſchrei der gemißhandelten Juden, und der Wehruf der geſchlachteten Polen, und die Anklage der zertretenen Menſchheit.

Gott aber, der da iſt der einzige Selbſtherrſcher im Himmel und auf Erden; Gott aber, der iſt lauter Liebe und Gnade, Gott, der da hört mit gleichem Wohlgefallen das Gebet in der Kirche, wie in der Synagoge, im Tempel wie in der Moſchee, der das Haar im Barte des Bettlers eben ſo beachtet, als die geſalbten Locken des Herrſchers, Gott hörte das Hohnlachen und Winſeln und Weherufen, und ſein göttliches Auge zuckte zornig zuſammen, und tauſend Sonnenwelten zitterten in ihren ewigen Kreiſen, und er berief ſeine fürchterlichſte Rachegeißel vor ſeinen Thron, und ſie erſchien, angethan mit Entſetzen, und umgürtet wie Moderduft. Schrecken und Angſt gingen vor ihr her, Tod und Verweſung gingen ihr zur Seite, und Oede, Grabesſtille und ſchauerliche Verwüſtung folgten ihr nach, und Gott nannte ſie: „Cholera.“ Und Gott ſagte: „Fleuch hinab, ſtummer

Herold meines Grimmes, und ziehe ein in die Knochenhäuſer, Menſchen genannt, damit ſie inne werden, daß der Herr herannahe, in ſeinem Zorn ob der gemißhandelten Menſchheit, ob des geſchändeten Völkerglücks! damit ſie Einhalt thun dem Unterdrücken, dem Würgen, dem Schlachten; dem Freiheitsblutsausſaugen aus den angeſchwollenen Volksadern, und dem Einhauen des despotiſchen Eberzahnes in das geſunde Fleiſch des Lebens!

Da ſchlug die Geißel Gottes die ſchwarzen Fittige zuſammen, und rauſchte hernieder über das beglückte Rußland, und hauchte ihren Odem hin über die Sclaven bevölkerter Steppen, und Leichenhügel auf Leichenhügel thürmten ſich zu Zorn- und Warnungs-Pyramiden der ewigen Vorſehung auf.

Allein noch war dieſe Sprache der ewigen Rache nicht deutlich genug; man glaubte, die Cholera habe eine heilige Scheu vor Rang und Stand, und neue Polenwürger rückten aus. Da ſchlug die Geißel Gottes zum zweitenmale die ſchwarzen Fittige zuſammen, und nur achtmal rann ein bischen Sand vom Stundenglaſe ab, und der Türkenheld, der Bergbezwinger Sabalkansky — war geweſen! Die Weichſel war ſein Rubicon, und er wurde da begraben, wo er ſeinen Ruhm begraben.

Allein noch war dieſe Sprache der ewigen Rache nicht deutlich genug, man glaubte wenigſtens auf den höchſten Höhen ſicher zu ſein und neue Freiheitswürger zogen aus. Da ſchlug die Geißel Gottes zum drittenmale die ſchwarzen Fittige zuſammen und nur achtmal rann ein bischen Sand vom Stundenglaſe ab, und der Dionys von Warſchau war geweſen!

Und über Petersburg kreiſete nun die Geißel Gottes und ihr verzehrender Hauch verſengt noch einmal zur Warnung Europa's den Saum vieler Länder, und ſie ſchüttelt drohend hin nach dem Stephansthurm zu Wien, nach der Notre Dame zu Paris, nach der Weſtmünſterabtei zu London und nach dem Dom in Berlin und ſie ſpricht:

„Ihr Herrſcher der Erde, eingeſetzt vom ewigen Richter zu ſeinem geſalbten Statthalter hienieden, angethan mit göttlicher Macht! In euere Hand hat Gott gegeben das Wohl der Völker und das Glück der Nationen, auf eure Schulter gelegt die Wohlfahrt der Menſchheit und den Segen der Welt.

Wohlan, thut Einhalt dem ſyſtematiſchen Abſchlachten einer Heldennation, laßt das Geſchrei der unzähligen, unſterblichen Opfer der Freiheit von der großen Schädelſtätte Polens zu euern fürſtlichen Herzen dringen; laßt einmal die Blindſchleiche der Politik fahren und traut dem hellſehenden Falkenblick der Zeitanforderung.“

So ſpricht die Cholera. Die Antwort werden wir leſen, wenn die Zeit ein Blatt der Geſchichte umgewendet haben wird. Gott gebe, daß wir ſie nicht bei dem Scheine einer allgemeinen Leichenfackel, ſondern an den Strahlen eines heitern Morgenroths leſen mögen, Amen.

Liebesſchliſſeleien des Poeten Piperl.

Erſtes Capitel.

Sebaldus Piperl erblickte nicht das Licht der Welt, ſondern das einer kleinen Nachtlampe, auf den Höhen der Menſchheit, d. h. in dem Dachſtübchen des Schulmeiſters Bartholomäus Piperl, in dem Dörfchen Blitzhauſen. Bartholomäus Piperl hatte früher auf einer deutſchen Univerſität ſich ſo viele Kenntniſſe und ſo wenig edles Metall erworben, daß ſeine Hoffnungen auf eine gute Anſtellung wie Nebelgebilde zerrannen. Bartholomäus konnte keinen platten Einfall eines hohen Gönners pflichtmäßig mit einem Refraingelächter begleiten; Bartholomäus konnte keiner gnädigen Frau, deren Haar an die Schneekoppe erinnerte, betheuern, ſie ſchaukle mit dem Lebensnachen noch am jugendlichen Vorgebirge des Lebens; Bartholomäus konnte unmöglich etwas Langweiliges hören ohne zu gähnen, und das zarteſte Schooßhündchen der Zarteſten durfte ſich nicht unterfangen, auch nur die kleinſte Invaſion in das Gebiet ſeiner Waden zu machen ohne mit Heulen und Winſeln den Rückzug antreten zu müſſen. Bei dieſem unglücklichen Character blieb unſerm Bartholomäus nichts anderes übrig, als die eben erledigte Schulmeiſterſtelle in Blitzhauſen anzunehmen. Die Einwohner von Blitzhauſen hatten weder gute noch ſchlechte Einfälle; jede Frau wußte den Taufſchein aller andern Frauen auf ein Jota auswendig; Schooßkätzchen und Schooßhündchen waren noch nicht in dieſe Gegend gekommen; Langeweile hatte man auch nicht, denn in Blitzhauſen hatte man keine Diner's, keine Vorleſungen, keine Theater und keine Dilettanten, alſo durfte Bartholomäus hoffen, die Tage und Nächte ſeines Lebens hier in ſchulmeiſterlicher Ruhe beſchließen zu können. Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch eine Frau, nur bekömmt man leider oft ein kleines Aemtchen und dazu eine große Frau, oft ſogar ein Aemtchen, das faſt gar nichts abwirft, und dazu ein Weibchen, das alles mit vollen Händen hinauswirft. Zum Glück für Bartholomäus brachte ihm ſein ruhiges Aemtchen auch ein ruhiges Weibchen. Marie, die Tochter eines armen Flötenſpielers, legte ihre leere Hand in die ſeine, und füllte ſie, wenn auch nicht mit dem Mitgifte der Fortuna, doch mit dem Gegengifte der Liebe und mit dem Tauſendgüldenkraut der innigſten Zärtlichkeit. Sie brachte ihm nichts mit, als ſich und ihr Herz voll Treue, und ihre Bruſt voll Frömmigkeit, und ihr Weſen voll Milde und ihr Auge voll Unſchuld; aber mit ihrem Einzuge in ſeine Dachſtube zog die häusliche, glückbringende Schwalbe Zufriedenheit mit ein, und niſtete ſich ein in das einfache Zimmerchen. Mariens Herz war unter den Flötentönen ihres

Vaters ſelbſt zur Flötenuhr geworden, und flötete die reichſten und zarteſten Klänge hinaus in die Einförmigkeit ihres Lebens, und ward es nie müde, ſtets von neuem auszutönen die Melodien der Sanftmuth und der Liebe, wenn auch ein hartes Schickſal mit rauhem Finger auf der Taſtatur ihrer Gefühle herumſtürmte, und die Durklänge des Lebens löſ'ten ſich in wehmüthige Molltöne auf. Unſer Sebaldus Piperl war das erſte Pfand, das die Liebe in das Leihhaus des ehelichen Glückes ſetzte, und worauf ihr auch die größte Summe häuslicher Freuden ausbezahlt wurde. Sebaldus war der Augapfel des Vaters und das Herzblatt der Mutter. Wir überſpringen die früheren Kinderjahre, in denen der Menſch nichts iſt, als ſein eigener Aushängebogen, oder die Charta bianca ſeines künftigen Weſens, und gehen zu ſeinem Jünglingsalter, zu der Propädeutik ſeiner Liebesſchliffeleien über.

Zweites Capitel.

Blitzhauſen lag in einem Thalkeſſel, den ein Berggürtel in reizenden, bald jähen, bald ſchroffen und bald ſich ſanft erhebenden Abſtufungen umſchloß. Eine geſunde Vegetation trieb aus dem Schafte hoher Eichen die blätterreiche Krone aus, wucherte in dem friſchen Grün der Triften über den Rücken der Berge hinweg, und ſchoß ſegenvoll empor in dem kornbelaſteten Haupte der Aehren. Die Luft floß rein und klar wie ſtärkende Mineralquellen von den Berggipfeln nieder, und der blaue Himmel lachte wie das liebende blaue Auge des blauäugigen Landmädchens über das ſchmale Thal hin, in dem das Dörfchen Blitzhauſen, wie eine ruhende Nymphe halb hingelehnt lag. Hier in der Vorſchule der Aeſthetik, in der Natur, hier wuchs Sebaldus auf, die Bruſt vollgeſogen von den Reizen ihres Negligées, ſein offenes Herz hingegeben dem freien Spiele aller Empfindungen, ſich hingebend den leiſeſten Wünſchen ſeiner Seele, da kein Wunſch in ihr entſtand, der den Zirkelkreis dieſer Berge überflog und der nicht unſchuldig genug war, um ihn augenblicklich in Ausführung zu bringen. Früh entwickelte ſich der Geiſt des Knaben, der bald mit Heißgier alle Fächer des Unterrichtes umfaßte, den ihm ſein Vater ertheilte. Frühzeitig entfaltete ſich in Sebaldus Gemüthe jenes poetiſche Weſen, das alle Erſcheinungen des Lebens einzäunt mit dem Mondſcheinregenbogen des Ueberirdiſchen, und ſie nur anfaßt mit den Blumenfäden der Begeiſterung. Seine Mutter, die nun für die ganze Spielzeit ihres Lebens das große Thema Mutterliebe zu variiren hatte, und es mit allen Mutationen unabläſſig vortrug, führte ihn zu den Blumen des Feldes, lehrte ihm ihre Sprache und ſinnige Bedeutung, ſie führte ihn zu den Feſten der Schäfer und den Spielen der Jugend, und ſo füllte ſie ſeinen Geiſt mit reichen ſüßen Empfindungen. Sie legte in ſein Herz eine elegiſche Sanftmuth, ein unbegreifliches Vorbeben namenloſer Gefühle,. ein Seelenhinneigen zu dem noch verſchleierten Saisbilde künftiger Liebe. Ach, iſt denn nicht die Natur die Mutter, die Amme, die Wiege, die Geſpielin und die Vertraute zugleich der Poeſie? Nur in dieſer großen Sennhütte, unter der großen Taucherglocke, vermag der Menſch anzuſtimmen die reinen Saiten, die, angeweht vom Odem der Göttlichkeit, erklingen in hoher Reinheit. Hier vernahm Sebaldus den erſten Flügelſchlag ſeiner keuſchen Muſe, reiche Lieder zogen aus ſeiner Bruſt und ein Quell Melodien rauſchte in ſeinem Innern; er ſang den Reiz der Natur, das Lob der Einſamkeit, und in dieſe Töne miſchten ſich die Sehnſuchtsklänge eines namenloſen Wollens, die ſchwankenden Laute eines zielloſen Suchens, die ſchmerzlichen Accorde eines unerfüllten Herzens, das Herumirren auf dem Urelemente Liebe, das keinen Ruhepunct findet. Oft waren ſeine Geſänge gerichtet an ein geſtalt- und formloſes Weſen, das wie die Ferne ihn anzog und anlockte, das, ungeſehn und ungekannt wie die ſüßen, kaum geahnten Reize des verſchleierten Jenſeits, ſich ſeiner bemächtigte, das ſich an ihn anſchmiegte wie elaſtiſche Bruſthütchen und aus jedem Ton ſeiner Lieder verſtändlich mit ihm ſprach.

Bartholomäus Piperl wußte ſich die poetiſchen Erzeugniſſe ſeines Sohnes bald zu verſchaffen und dieſelben einem Univerſitätsfreunde in die Stadt zu ſchicken, der nicht ermangelte, ſie in Journalen und Almanachen abdrucken zu laſſen. Bald war die leſende Welt auf dieſe Lieder voll Liebe und Sehnſucht, voll reiner Gluth und reiner Phantaſie aufmerkſam; beſonders fand ſich die Frauenwelt durch die Zartheit der Gedanken, durch die weichen Klänge eines ungeſtillten, liebebedürftigen Herzens angezogen, und bevor noch Sebaldus ahnen konnte, daß die geheimen Präludien ſeiner Muſe ein lauſchendes Ohr trafen, hatte ihn die leſende Welt zu ihrem Lieblings-Troubadour erkoren, und Sebaldus Piperls Lieder floßen in paſſenden Melodien von tauſend Honig- und Korallenlippen der Reſidenz und wurden mit Gluth und Wuth an Toiletten und Ottomanen, bei Serenaden und Cavalcaden, den ſtädtiſchen Donzellen vorgeſungen und vorcitirt.

Drittes Capitel.

Sebaldus hatte bereits ſein zweiundzwanzigſtes Jahr zurückgelegt, ohne aus dem Dörfchen Blitzhauſen zu kommen. Alle Gebräuche, Sitten, Convenienzen und wie die Societätskinder der großen Welt noch heißen mögen, waren ihm ſo fremd geblieben, wie Menſchlichkeit dem Herzen eines Wucherers, wie die Höflichkeit dem Millionär, wie die Wahrheitsliebe dem Lügner. Einfach war ſein Betragen, ſein Herz offen wie ſein Wort, und ſein Wort frei wie ſein Sinn. Da gefiel es einer weitläufigen Muhme des Bartholomäus Piperl, die in der Reſidenz W. ſchon ſeit dreißig Jahren fromme Gebete und runde Sümmchen zuſammen ſcharrte, jene im Himmel und dieſe auf Erden auf gute Zinſen unterzubringen ſuchte, die Augen zu- und die Käſten aufzuſchließen. Die gute Frau war ſehr fromm; ſie legte daher alle Schlöſſer vor Kiſten und Kaſten und gar keines an den Mund. Sie bat den Himmel beſtändig, daß ſie Niemand um etwas bitten möge, und da der Himmel nicht ſo verſchloſſen als ihr Goldkaſten war, bat ſie auch in kurzer Zeit kein Menſch mehr um etwas, und ſie lebte in ruhiger Betrachtung ihrer Summen, zurückgezogen von den Ausgaben dieſer Welt, unangefochten von fechtenden Bettlern, nur ſich und ihren hohen aber geheimen Intereſſen lebend. Lange ſtand ſie mit einem Fuß im Grabe und mit dem andern vor der Geldtruhe; lange ſchon hatte ſie ein Teſtament gemacht, aber immer wieder wurde das alte Teſtament umgeworfen und ein neues eingeführt; da kam Freund Hain, der Herausgeber des großen Vergißmeinnichts: „Tod!“ und reichte ihr den kleinen Finger. Zwar beſtätigte ſich hier das Sprichwort nicht, wenn man einem den kleinen Finger reicht, ſo will man die ganze Hand; jedoch verſtand die gute Muhme den ſoliden Fingerzeig genau, ſegnete ihr geſegnetes Zeitliche, legte die Brille in ihr Gebetbuch, machte ein Eſelsohr in das Buch des Lebens, und entſchlief den erſten Schlummer, in welchem ſie ohne Furcht vor Dieben und vor Einbruch bis zum Anbruch eines großen Tages fortſchlummert. In ihrem allerneueſten Teſtamente hatte ſie unſern Sebaldus zum alleinigen Erben ihrer hinterlaſſenen Reize ernannt. Dieſe Reize beſtanden in hundert und fünfzig Tauſend Thälerchen, die abgeſchieden von den verführeriſchen Antaſtungen dieſer Welt in Sack gehüllt lebten, und die nicht eher das Licht der Welt erblickten, bis es ihrer Herrin hienieden erloſch.

Sebaldus poetiſches Gemüth konnte lange nicht begreifen, wie denn die hochſelige, wunderliche Muhme auf den wunderlichen Gedanken gekommen, gerade ihm dieſe Thaler zuzumuthen; doch der etwas proſaiſchere Bartholomäus meinte, hundert fünfzig tauſend Thälerchen könnten auch einem poetiſchen Aederchen nichts verſchlagen, ſintemalen es ſich zwar ſehr ſchön hören ließe: „O du gold'ne Leier!“ „O ihr Silber-Saiten!“ Allein zum Unglück wird dieſes Gold und Silber aus den Bergwerken der Poeſie in den Schmelzhütten des proſaiſchen Lebens nicht ſchmelz- und prägbar befunden werden. Bartholomäus meinte ferner: wenn einmal eine ſolche Muhme zwei Augen zudrückt, dürfte die Muſe ſchon ein Auge zudrücken, da überdem die reichſte Muſe noch nie einem ihrer Vettern hundert fünfzig tauſend Thaler vermachte. Dabei ließe ſich auch für Unſterblichkeit mehr leiſten, wenn man für die Hungerſterblichkeit nicht zu ſorgen hat, nicht minder rege der Geiſt ſeinen Fittich ſtärker, wenn der Körper hübſch Schwungfedern hat; das Schäferleben und Lieben ſänge ſich viel beſſer, wenn man ſein Schäfchen im Trocknen hat, und was dergleichen loſe Redensarten mehr ſind.

Sebaldus ſollte alſo ſeine poetiſchen Füße aufmachen, hinpilgern und eine Schmerzensthräne weinen an dem Grabe, und eine Freudenthräne an der Geldkiſte der Verblichenen. Er ſollte ihr Andenken in und ihr Geld auf ſeiner Bruſt wohl verwahren, und dabei für einen Theil ihrer hinterlaſſenen Werke, die Reſidenz, ihre Merk- und Liebenswürdigkeiten, ihre Gebräuche und Mißbräuche u. ſ. w. kennen lernen.

Sebaldus verließ mit ſchwerem Herzen und leichter Taſche das gute Blitzhauſen, nicht bevor er von jeder Oreade, Dryade und Hamadryade zärtlich Abſchied genommen, um nach der Reſidenz zu eilen, die er ſich längſt als einen Zaubergarten und Feentempel dachte. Die Mutter band ihm ihr beſtes Halstuch um, und der Vater die beſten Ermahnungen ein, und ſo ſtieg er hinab von ſeinen Bergen und ſang ſein Wanderlied hinaus in die Thäler, die wie ſmaragdne Schaalen, mit Blumen und Früchten gefüllt, ihn umlachten.

Wie eilt das leichte Wolkenheer,
Dort hoch am Sternenreich,
Wenn ich nur eine Wolke wär'
Und zöge fort mit euch!

Wie dort der Vögel munt'rer Chor
Durchſchifft die blaue Fluth,
O könnt' ich doch zu euch empor,
Wie wohl wär' mir zu Muth!

Das Bächlein eilt mit munterm Schritt
Stets fort den heitern Lauf,
O könnt' ich mit dem Bächlein fort,
O Bächlein nimm mich auf!

Doch alle drei, ſie eilen fort
Und laſſen mich zurück:

Ach, ihnen folgt nach fernem Ort,
Voll Sehnſucht nach mein Blick.

So zieh' ich ſingend hinterdrein,
Mit Saitenklang und Spiel,
Erreiche ſpät im Abendſchein
Das längſt erſehnte Ziel.

Viertes Capitel.

Es war Abend geworden, als Piperl die große Thurmſpitze der Reſidenz W. wie einen in die Höhe geſtreckten Zeigefinger erblickte. An der Barrière bat ihn der Aufſeher um die Eröffnung ſeines zarteſten Geheimniſſes, welches dieſesmal in einem kleinen Felleiſen beſtand. Piperl hatte weder ungariſchen Tabak noch engliſche Tücher, und entkam bald den wißbegierigen Nachforſchungen der Zolldiener. Mit leiſer ſchüchterner Stimme fragte er nach einem Gaſthofe; man wies ihn an die „Stadt London,“ und Piperl hielt gegen neun Uhr Abends ſeinen anſpruchloſen Einzug in die „Stadt London.“ Wer die Reſidenz W. und die Stadt London kennt, kann ſich denken, wie ein Paſſagier, der nicht wenigſtens mit zehn Füßen ankommt, hier aufgenommen wird. Der Lord-Major, id est der Gaſtwirth der Stadt London ſtand in der Thüre und ſah unſern Poeten herauſchreiten, und da es ſelbſt von einem Lord-Major nicht zu verlangen iſt, daß er es einem ſtaubbedeckten Fußgänger anſehen ſoll, daß eine gottſelige Tante ihre hinterlaſſenen Werke von nicht weniger als hundert fünfzig tauſend Thalern ihm vererbte, ſo lüftete er kaum die weiße Nachtmütze, die wie ein Schwan auf dem rothen Meere ſeiner Haare ſchwamm. Piperl machte eine tiefe Verbeugung, und mußte lange warten, bis ihm Antwort wurde. Endlich kam der Lord-Kanzler, der hier nur Ober-Zimmerkellner genannt wurde. Piperl machte wieder eine ſehr tiefe Verbeugung, und — wer ſich erniedrigt, wird erhöht, der Lord-Kanzler wies ihm eine der erſten Stellen im Oberhauſe, das heißt drei Treppen hoch, an. Ein anderer Kellner wurde angewieſen, Piperl's Felleiſen nachzutragen. Dieſer Kellner, der das Portefeuille der Auswärtigen beſorgte, lächelte ironiſch, als er den ſpeciſiſchen Leichtſinn des Felleiſens gewahrte. So gelangte Piperl in das für ihn beſtimmte Zimmerchen, in welchem er ſich bald mit ſeinem Felleiſen in ungeſtörter Vertraulichkeit befand. Er öffnete das Fenſter und ſah hinaus in das rege Leben der Stadt, und in den geſtirnten Himmel, und die Sternchen ſchienen mit Spott herabzublinzeln auf die tauſend und aber tauſend Lampen, mit denen die Erde ihre Kahlheit beleuchtet, und der breite Strom floß wie ein Gnadenband durch die Stadt, und das Rauſchen ſeiner Wellen ſchien ein leiſes Necken über das nichtige Treiben an ſeinen Ufern; und jenſeits der großen Vorſtadt ragten die Wipfel hoher Bäume herüber und in ihren Zweigen ſchien es ſchalkhaft zu flüſtern, und die Blätter lispelten ſich ſchelmiſche Lieder zu über das Toſen der Stadt und über das Koſen der Pärchen, die unter ihnen wandelten; und auf den Baumſpitzen wiegte ſich der Mondſchein und zitterte ſein blaſſes Champagnerſchaum-Licht herab in das Grün der bewegten Aeſte, und auf der entgegengeſetzten Seite ſtand der ....berg ſchweigend und erhaben feierlich, wie ein Hoheprieſter der Schöpfung und ſah mit ſinnigem Haupte hinunter in das Häuſermeer, das an ſeinen Füßen brandete; und auf ſeinem Gipfel ſtand ein Häuschen, aus deſſen Fenſtern ein einſames aber freundliches Licht hinunterfloß in die Stadt, wie ein Gruß aus der Ferne, wie ein Wink der Liebe, wie das flatternde Bandzeichen der harrenden Sehnſucht, und dieſes Licht leuchtete und funkelte hinein in die Seele Piperls und ſein Auge hing unverwandt an dieſem Lichte. Er glaubte durch die Ferne zu ſehen das Weſen, das dort oben ſehnend herausſchaut in die leere Dunkelheit; er glaubte durch die Ferne zu hören die Töne eines ſtillen Verlangens, die das Weſen dort oben hinaushaucht in die aufhorchende Nachtluft, und durch ſeine Bruſt zog der Vortraum der Liebe und er feierte das erſte Ahnen jener Empfindung, die aufhört zu ſein, wenn ſie mehr als Ahnung wird. Da klopfte es an die Thüre, und herein trat der weibliche Colonialminiſter der Stadt London, das Stubenmädchen, und fragte: „Befehlen Sie zu ſpeiſen?“ In dieſem „befehlen Sie zu ſpeiſen?“ lag eine Accentuation von noch einigen bedeutſamen et caetera's. Piperl ſah ſich um und vor ihm ſtand das ſchönſte Exemplar eines W...r Stubenmädchens; und das will viel ſagen, wenn man die Exemplare der W...r Stubenmädchen kennt.

Fünftes Capitel.

Meine Leſer werden es mir nicht übel nehmen, wenn ich ihnen hier eine kleine Characteriſtik der W...r Stubenmädchen entwerfe. Ein W...r Stubenmädchen iſt ein Geſchöpf, das die Natur in einem Anfall von Bauluſt, als ſie Frauenzimmer und Kammerherren ſchuf, ſozuſagen als einen verknüpfenden Corridor zwiſchen beiden anlegte. Ein W...r Stubenmädchen iſt das Verbindungszeichen der verſchiedenen Artikel. Ein ſolches Stubenmädchen iſt die Finanzräthin der Hausfrau, ihr Chargé d'affaires, ihre Poſttaube und ihr Hausſprachrohr; ſie iſt die Confidente des Hausherrn, ſeine Fürſprecherin bei der Frau Gemalin, ſein Bureau des renseignemens und ſein Rechnungsfaullenzer. Dabei lehrt ſie dem Hausſohne die Humaniora der Liebe, der Tochter die Anfangsgründe der Coquetterie; nebenbei iſt ſie Aufpaſſerin des männlichen und Tugendwächterin des weiblichen Hausgeſindes, und die Erholungsſtunden wendet ſie zur Bereicherung ihrer eigenen Menſchenkenntniß an. Dabei beſitzt ſie eine ciceroniſche Beredtſamkeit, eine jeſuitiſche Schlauheit, einen diplomatiſchen Ueberblick aller Stadtintriguen und eine militäriſche Feldherrntugend, die den Angriff wie den Rückzug mit gleichgeübtem Auge zu leiten und zu decken weiß. Dieſe Stubenmädchenaugen ſind aber auch ganz eigene Augen, wahre Vorpoſten- und Wachtfeueraugen, und mancher Schmetterling, der unverſehrt den Augen der gnädigen

Frau im Audienzzimmer entkam, verſengte ſich die Fittige an den Stubenmädchen-Augen der Antichambre. Aus dieſer hohen Schule kam die Colonialminiſterin, die eben vor unſerm Piperl ſtand und ihn mit ihrem „befehlen Sie zu ſpeiſen?“ von dem verſchleierten Bilde eines ungekannten Ideals zu ihrem eben nicht zu ſehr verſchleierten Lindenblüthenhals herabzog. Piperl zuckte zuſammen und konnte kein Wort hervorbringen; alle ſeine Träume glaubte er verwirklicht, ſein ſtilles Sehnen hatte plötzlich einen Gegenſtand gefunden. Zitternd verbeugte er ſich demüthig und ein Blick fiel verſtohlen auf ſie hin, den zu deuten die hübſche Antonie nur gar zu gut verſtand. Ja hübſch war ſie, die Antonie, das geſtand ſelbſt das andere Stubenmädchen der Stadt London. Nach W...r Art hatte ſie ein kleines niedliches weißes Häubchen auf, von dem üppigen Haar guckten auf beiden Seiten einige Locken ſpitzbübiſch hervor, als lauſchten ſie, was die klaren braunen Feueräuglein ſagen wollten; ein kleines Näschen ſchien eben etwas zu ſtutzen über die hellen Perlchen, die aus den kirſchrothen Lippen herausleuchteten. Ein kleines Tüchlein, das ſie ihrem Buſen zur Bedeckung mitgegeben, erfüllte ſeine Pflicht nur halb, und die Fingerſpitzen der zwei zierlich geformten Händchen ſaßen in den Täſchchen der Schürze, die wie eine falſche Freundin das Geheimniß der üppigen Formen, wenn auch nicht durch Worte, doch durch Winke und Fingerzeige verräth. So ausgerüſtet war ſie, die das tragikomiſche Schickſal unſerm Piperl zuerſt unter allen weiblichen Weſen, die er ſich alle als gleich engliſche Weſen dachte, zuführte. Noch kniete er, und Antonie fragte noch einmal: „Was befehlen Sie zu ſpeiſen?" Piperl wagte keinen Blick auf ſie zu werfen. „Was machen Sie denn?" fragte Antonie, trat hinzu, und half ihm, ſich aufzurichten. „Cidli!" liſpelte Piperl und ſein Auge ſchloß ſich in ſanfter Begeiſterung. „Cidli?" fragte Antonie, „ſteht das auf der Karte? Ich will einmal nachſehen, und gleich wiederkommen." Damit ſchlüpfte ſie zur Thüre hinaus, und ließ unſern Piperl ſich und ſeiner Seligkeit überlaſſen. Ein neues Leben ſchien ihm aufzugehen; er glaubte nun das Loos ſeines Schickſals geworfen, eine Begeiſterung der Liebe durchſchauerte ihn und er ſang aus voller Bruſt hinaus die Luſt, daß ſeinen Wünſchen, ſeinem namenloſen Lieben endlich ein Gegenſtand geworden, und in immer neuen Weiſen tönte ſeine Muſe dieſes Glück aus.

Wenn ich tauſend Lieder ſänge,
Stets erneut ſich das Organ,
Welches mir voll ſüßer Klänge
Innen tief ward aufgethan.
Schwimmend leb' ich in Accorden,
Unbewußt wie es geworden.

Sonſt war ich wie blind geboren
Und der Sonne goldnes Licht,
Und der Farbentanz der Horen,
Und des Frühlings Angeſicht,
Blüthenkeime, Blätterſproſſen,
Hat mein Auge nicht genoſſen.

Sterne kamen ſtill gezogen,
Mich erquickte nicht ihr Schein;
Nicht liebt' ich den Regenbogen,
Nicht des Mondes Lilienſchein,
Nicht im bunten Roſenkleide
Die beblümte Jaspishaide.

Da kam ſie, mein Herzverlangen!
Und mir ſprang des Sehens Quell,
Welten ſind mir aufgegangen,
Roſenroth und licht und hell.
Wo jetzt hin die Augen blicken,
Wird ein Schein ſie froh erquicken.

Mich ergriff ein ſüßer Schrecken,
Als ſie glanzvoll vor mir ſtand,
Liebend ſich nach ihr zu ſtrecken
Wagt' es nicht die ſcheue Hand.
Später erſt als ſie entſchwunden,
Hab' ich Wort und Ton gefunden.

Wie ich ſinge, ſpringt die Rinde
Jedes Zweifels von mir los,
Wie der Liebe Glück ich künde,
Nahet es vom Götterſchooß,
Und ſo lang die Lieder rauſchen,
Weilt es gerne mir zu lauſchen.

Sechſtes Capitel.

Das Stubenmädchen unterließ nicht, die Sadt London davon in Kenntniß zu ſetzen, wie der Mann im Oberhauſe im Oberſtübchen nicht ganz richtig ſei; der Lordmajor legte ſich mit dem Ohre an das Schlüſſelloch und eröffnete endlich ſeinen ſämmtlichen John Bull, der Mann im Oberhauſe müſſe ein Scribent oder Dichter, oder Zeitungsſchreiber, oder ſo was ſein, denn er ſpreche mit ſich ſelbſt und noch dazu in Reimen. Man müſſe deshalb gleich Morgen frühe die Tageszeche fordern, denn ſolche Leute wollten gewöhnlich mit ihrem Klingkling aus dem Schatzkäſtlein der Poeſie bezahlen.

Piperl war unter den ſüßeſten Hoffnungen zu Bette gegangen, und der Traumgott, der einzige freigebige Gott gegen Dichter, führte ihm das Stubenmädchen in tauſenderlei Geſtalten vor, bis der ſpäte Morgen durch die Fenſter ſchien, und Piperl mit einem Sprunge aus dem Arm des ſchönſten Traumes, und aus dem Bette ſprang. Die Morgenſtunde, die Gold im Munde hat, war ſchon längſt vorüber, und da die geſtrige Abendſtunde nicht einmal Abendbrot im Munde hatte, ſo verſpürte Piperl ein Flüſtern ſeines Magens, das ihm zurief: „Morgenſtunde hat Frühſtück im Munde!“ Er dachte eben darüber nach, wie dieſe verwegene Sentenz in Ausübung zu bringen wäre, als Antonie ihr Köpfchen zur Thüre hereinſtreckte und „guten Morgen“ hereinrief. Mädchenwangen und Monatsroſen blühen und glühen nie lieblicher und einladender, als am Morgen, wenn ſich das Licht eben noch freuet, dieſes Terrain gewonnen zu haben; Kirchenglocken und Frauenworte fallen nie freundlicher, wohlklingender in's Ohr, als am Morgen, und Männerherzen ſind nie empfänglicher als am Morgen. Wer nie beim erſten Erwachen einen „guten

Morgen“ von den Korallen geliebter Lippen pflückte, weiß nicht, was ein „guter Morgen“ iſt. Auf Piperls Weſen wirkte dieſer gute Morgen wie ein electriſcher Schlag; er ſprang ihr entgegen und Antonie, die nicht gerne zwiſchen Thür und Angel ſteckte, beſonders wo es etwas zu angeln gab, hüpfte ganz in das Zimmer und in das Herz Piperls hinein. „Guten Morgen!“ ſagte ſie zum zweitenmale, und ein leiſes „guten Morgen“ ſchlich wie Geiſterhauch über Piperls Lippen. Er ſtürzte auf ſie zu und angelte nach ihrer Hand, um ſie an ſeine Lippen zu führen. Es war nicht die erſte Stubenmädchenhand in der Geſchichte der Stubenmädchen, die Poeten an die Lippen geführt haben; allein in dem Realkatalog von Antoniens Eroberungen ſchien gerade die Dichterrubrik zu fehlen, und ſie beſchloß, zur Completirung derſelben unſern Piperl in Gnaden aufzunehmen. Sie drückte ihm leiſe die Hand, und in Piperls Augen traten die Thränen des höchſten Entzückens. Vorderhand ſchien es Antonien gerathen, es dabei bewenden zu laſſen; ihrem geübten Blick entging es nicht, daß ihr Zögling der Liebe noch nie im Buche der Liebe geleſen, und einer ſolchen Anlockung widerſteht kein Stubenmädchenherz. Sie beſchloß, ihm das Buchſtabiren der Liebe nach und nach beizubringen, und das Zuſammenleſen ſo lange als möglich hinauszurücken. „Befehlen Sie zu frühſtücken?“ ſo unterbrach ſie den ſtummen Elementarunterricht der erſten Liebeslection. Piperl nickte ſchweigend, Antonie entfernte ſich, und kam mit dem edlen Moccaſafte wieder. Ihr auf dem Fuße folgte der Oberkellner mit der ſchwarzen Tafel, und forderte die Tageszeche. Piperl zog eine Börſe heraus, über deren Stoff und muthmaßliche Grundfarbe Chemiker von Profeſſion ungewiß hätten ſein müſſen, und aus dem entfernten Winkel dieſer Sackgaßbörſe kitzelte ſein Finger einen einſiedliſchen Ducaten hervor, und ließ ihn verſchämt in die offenherzige Hand des Oberkellners fallen. Der Kellner und der Ducaten entfernten ſich, Piperl blieb mit dem Moccaſafte und Antonien allein, das Herz zog ihn zu letzterer, der Magen ſchleppte ihn zu erſtem; „Antonie!“ liſpelte das Herz; „Caffee!“ ſchrie der Magen. Wer weiß, wie lange dieſer Streit gedauert hätte, wenn nicht Antonie den Caffee eingegoſſen und ſo beide verglich. „Geliebtes Weſen!“ ſtammelte Piperl, und die Obertaſſe zitterte in ſeiner Hand, ſo daß der dampfende Inhalt, wie er ſelbſt, heiß überfloß. Antonien, die ſtets gewohnt war, ſich „ſchelmiſches Kätzchen!“ „loſes Püppchen,“ oder wenn es weit kam „Herzensäffchen!“ nennen zu hören, that es ordentlich wohl, ſich „Weſen“ nennen zu hören; es ſchmeichelte ihr, den poetiſchen Weſenadel erhalten zu haben. Dieſes „geliebtes Weſen!“ gab ihrem Weſen eine Hingebung zu Piperls Weſen. Sie beugte ſich über das Haupt des ſeligen Piperl hin, er glaubte die Harmonie der Sphären zu vernehmen; das Sonnenwendfeuer der Liebe flimmerte von ſeinem Auge, alle Freudenfarben des Glücks loderten vor ſeinem Herzen auf, — „Polyhymnia!“ rief er aus und drückte einen Kuß auf Antoniens

Wangen. „Polyhymnia“ Antonie hatte den köſtlichen Grundſatz: „Wenn Dir Jemand die eine Wange berührt, ſo reich' ihm auch die andere hin“ ſtets, und auch jetzt befolgt. Da klopfte es an die Thüre, und herein trat der Bediente des Commerzienrathes Wanſiedel. Piperl ließ Polyhymnia und die Obertaſſe fahren, und der Bediente fragte: „Hab' ich die Ehre mit Herrn Sebaldus Piperl aus Blitzhauſen zu ſprechen?“ Auf die Bejahung dieſer Frage lud der Bediente im Namen ſeines Herrn Piperl ein, ihn heute noch zu beſuchen und ſein Quartier bei ihm zu nehmen. Piperl verſprach zu kommen, und erfuhr von Polyhymnia, wie der Commerzienrath Wanſiedel einer der reichſten Männer der Stadt W. . . wäre, und drei Töchter habe. In der Stadt London machte es nicht wenig Aufſehen, den zu Fuß Angekommenen bei dem reichen Wanſiedel eingeladen zu wiſſen, und als Piperl ſich die drei Treppen aus dem Oberhauſe herabließ, um zu Wanſiedel zu gehen, machte der Lord-Major eine viel tiefere Verbeugung, als geſtern bei ſeinem Einzuge.

Siebentes Capitel.

Der Commerzienrath Wanſiedel war ein bedeutender Mann der Stadt W. . ., das heißt, ſeine Wechſel wurden auf der Börſe und ſeine Weine bei Tiſche gut befunden. Aus den Keſſeln einer blühenden Zuckerraffinerie ſtiegen er und ſeine Fabrikate immer höher empor. Er hatte ein Privilegium erhalten, aus Knochen

Zucker zu bereiten. So hatte er nun, wie ein kleiner Fürſt, ſo lange aus den Knochen ſeiner Unterthanen Zucker geſogen, bis er ein fürſtliches Vermögen hatte. Mit jedem Tage mehrte ſich ſein Geld, folglich auch ſein Anſehen; dabei war er ſehr ordnungsliebend und genau. Er hatte noch nie einem Bettler je ſtatt eines Pfennings, aus Verſehen einen Ducaten geſchenkt, denn er ſchenkte nie einem Bettler einen Pfennig. Nie hatte ihn ſein mitleidiges Herz betrogen, und nie kam er in die traurige Lage, eine Wohlthat ſchlecht angewendet zu haben. Er betrachtete alle Menſchen wie Knochen; hatten ſie Mark, ließ ſich Zucker aus ihnen ſieden, dann waren ſie ihm willkommen; wo nicht, ſo hatte er nichts mit ihnen zu ſchaffen. Gewiß wird er in ſeiner letzten Stunde noch den Knochenmann recht fabrikantenmäßig in Augenſchein nehmen. In ſeiner Jugendzeit, als neben dem Knochenſyſtem noch fleiſchliche Gedanken in Wahnſiedels Buſen wohnten, war es die Tochter einer armen Eſſighändlerin, bei der er ſich und ſeinen Vortheil ſo ſehr vergaß, daß er in einen ſauern Apfel beißen, und das ſaure Liebchen von der Eſſigmutter weg, in den Zuckerhut der ehelichen Verbindung nehmen mußte. Aus dieſem chemiſchen Proceß, aus der Verbindung des Sauer- und des Zuckerſtoffes entwickelten ſich drei Töchter, die von den Eltern mit ſauerſüßem Geſichte empfangen wurden. Dieſe drei Töchter waren herangewachſen, und hatten jenes Mittelalter erreicht, in welchem es an Rittern zu mangeln anfängt.

Die Mutter Natur hatte bei der Ausſtattnng dieſer drei Töchter nicht tief in die Taſche gegriffen, und dieſes Kleeblatt ohne den großen Wanderbrief: „Schönheit,“ hinausgeſchickt in die Lehrzeit des Lebens. Louiſe, Marie und Amalie hätten zuſammen kaum ein einziges undefectes Exemplar einer Schönheit abgegeben; jeder Band einzeln war nichts weniger als complet. Louiſe, die älteſte, ſchien aus Liebe zu dem Gewerbe ihres Vaters ein wandelndes Beinhaus zu ſein. Dieſe lebendige Oſteologie hätte ſelbſt ein katholiſcher Geiſtlicher an den höchſten Faſttagen genießen können, ohne gegen das Geſetz, kein Fleiſch zu berühren, geſündigt zu haben. Etwas mehr Embonpoint hatte Marie; ja ſie ſchien den Fehler ihrer Schweſter verſchwenderiſch gut machen zu wollen, und ihr Minus durch ein überſchwengliches Plus zu erſetzen. Wer bei Louiſen das Kanten- und Kryſtalliſations-Syſtem ausſtudirt hatte, konnte bei Marie das Geſetz der Sphäroide oder der Rundgemälde beginnen, und wenn er mit beiden zu Stande war, ſo konnte er bei Amalie die Geologie oder die Kenntniß der Gebirge ſich aneignen. Amalie beſaß faſt gar keine Naſe, nur ein Zipfelchen ſchien neugierig in das Tageslicht heraus zu gucken; doch dafür ſchien es, als ob Amalie ihre Naſe in das ſteckte, was hinter ihrem Rücken geſchah, und dieſe Rückennaſe trat in ſcharfen Kanten, wie eine Adlernaſe, hinter Amalie lebensluſtig in die Welt hinaus. Mit wahrer Philoſophie bekümmerte ſie ſich um Dinge nicht, die hinter ihrem Rücken geſchahen. Die weiſe Natur, die auf der einen Seite ſpart, was ſie auf der andern verſchwendet, hatte Amalien alle Ausgaben für Buſenflor und ſonſtige Buſenverhüller vom Hauſe aus erſparen wollen. Allein Amalie wußte ihrem Feinde, der ſie von rückwärts niederzuziehen drohte, ein bedeutſames Gegengewicht entgegen zu ſetzen, und durch einen interimiſtiſchen Buſen ſich ſtets in einem balancirenden Gleichgewicht zu erhalten. Dieſe drei Eſſig-Zucker-Grazien lebten in ſchweſterlicher Zwietracht, und obſchon ſie ſich keine Eroberung ſtreitig zu machen hatten, war doch ſtets eine auf die Schönheit der andern eiferſüchtig, und nur in einem Puncte harmonirten ſie und machten förmlich einen Contract darüber, daß eine Woche um die andere immer abwechſelnd eine von ihnen die jüngſte war.

Mit ſolchen Reizen gewaffnet, trat das Kleeblatt unſerm Piperl entgegen, der, ein zweiter Paris, der Schönſten den Apfel reichen ſollte.

Der Commerzienrath Wanſiedel war Executor des Teſtamentes der ſeligen Tante, und den größten Theil ihres Capitals hatte er in ſeine Zuckerraffinerie hinein raffinirt. Er erfuhr Piperls Ankunft und beſchloß ſogleich, ſein Herz von drei Angriffspuncten zugleich zu beſtürmen, und es koſte was es wolle, aus unſerm Piperl Fleiſch von ſeinem Fleiſch, und Bein von ſeinem Bein zu machen, immer gleich, ob es durch Louiſens Bein, oder durch Marien, oder durch Amaliens Ueberfluß zu bewerkſtelligen war. Dabei mußten alle geiſtigen Reize der drei Schönen unter Gewehr treten. Louiſens Guitarre, Mariens Harfe und Amaliens Geſang. Piperl hatte keine Ahnung von den Gefahren, denen er entgegen ging; ſeine Polyhymnia aus der Stadt London umſchwebte ihn, er trat in das Haus des Commerzienrathes, und lispelte dem groben Portier, auf die Frage: „Wer iſt er?“ erſchrocken zu: „Sebaldus Piperl aus Blitzhauſen!“

Achtes Capitel.

Piperl trat verlegen in das Zimmer, in welchem der Commerzienrath und ſeine Frau den poetiſchen Erben des proſaiſchen Reichthums erwarteten.

Der Commerzienrath kündigte ihm an, wie es mit dem Teſtamente ſeine Richtigkeit habe, und er nun Beſitzer eines großen Vermögens ſei. Die Frau Commerzienräthin überhäufte ihn mit Artigkeiten, und bot ihm ein paar ſchöne Zimmern in ihrem Hauſe an. „Wir wollen, ſo lange Sie hier ſind, nur ein Haus ausmachen,“ ſagte ſie; „meine Töchter, die ich Ihnen gleich vorzuſtellen die Ehre haben werde, ſollen Ihnen die Merkwürdigkeiten unſerer Stadt nach und nach zeigen, und Ihnen Ihren Aufenthalt hier ſo angenehm als möglich machen.“ Piperl wußte nicht, was er darauf antworten ſollte; bloß eine Verbeugung nach der andern waren die pantomimiſchen Repliken, die eben ſo gut für ja, als für nein gelten konnten. Der Commerzienrath und ſeine Gattin merkten wohl, daß der Dichter Piperl mehr unter Göttern, Nymphen und Heroen, als unter

Menſchen gelebt hatte, und um deſto leichter ſchien ihnen der Sieg über ſein Herz und ſeine Erbſchaft. Die Frau Commerzienräthin faßte ihn bei der Hand und ſagte: „Ich will Sie in das Arbeitszimmer meiner Töchter führen; zwar ſind ſie nicht ſo gekleidet, um Beſuche anzunehmen, allein mit einem ſo lieben Freunde nimmt man es nicht ſo genau;“ Piperl ließ ſich mechaniſch in das beſprochene Zimmer führen, in welchem die drei Nymphen des Hauſes in einem anſcheinenden Negligee ſaßen und dilettirten. Beim Eintritt Piperl's ſprangen ſie, wie die Korkpfropſen in die Höhe, duckten in einem Knicks wieder nieder, und drückten die freiwillige Verlegenheit auf früheren allerhöchſten mütterlichen Befehl in Blick und Geberden aus. „Meine Töchter,“ ſagte die Commerzienräthin, und ſtellte ſie ihm der Reihe nach vor: Louiſe, Marie, Amalie. Piperl wurde roth und blaß, er hatte noch nie vor einem ſolchen Weiberſenate geſtanden. „Ich danke Ihnen!“ ſtotterte er endlich verlegen heraus, machte eine Verbeugung und ſtotterte verlegen fort: „Wollen Sie nicht Platz nehmen?“ Die Commerzienräthin lächelte heimlich: „Nun wohlan, ich laſſe Sie bei meinen Töchtern, aber Sie werden doch nicht loſe ſein?“ „Wie Sie befehlen!“ antwortete Piperl und die Commerzienräthin überließ ihn den ſechs Händen ihrer Töchter. „Wollen Sie mich nicht mitnehmen?“ fragte Piperl ängſtlich, allein ſie war ſchon weg, und die dünne mathematiſche Linie Louiſe raffte alle ihre muthmaßliche Grazie zuſammen, und fragte lächelnd:

„Sie fürchten uns doch nicht?“ und dabei zog ſie ihn neben ſich auf das Sopha hin. Piperl erſchrak heftig, als er ſich niederſetzte und eine Spanne tief in die weichen Polſter des Sophas niederſank; er wollte aufſpringen, allein Louiſens Hand hatte die ſeinige bereits umknöchelt und zog ihn wieder nieder. Marie und Amalie ſetzten ſich ihm gegenüber, und ließen ihre Augen auf den Armen losſpielen. „Ich habe eben Ihr herrliches Gedicht geleſen,“ fing Louiſe an, und zeigte auf einen Almanach. „Mein Gedicht?“ rief Piperl erſtaunt aus; Louiſe blätterte im Almanache das Gedicht: „Lieb' und Gegenliebe,“ auf, und las:

Wenn ich lieb' ſo rechtes Lieben
So das Lieben Leben iſt,
Wär' mein Leben ausgeblieben,
Wenn ich Liebe hätt' vermißt.
Liebe kann nur Athem holen
In der Gegenliebe Luft,
Wird ihr dieſe weggeſtohlen,
Fährt die Liebe in die Gruft;
Und da Liebe Athem war vom Leben,
Iſt dem Leben auch der Tod gegeben.

Lieben heißt ſein Herz beſchauen,
In dem Spiegel Gegenlieb',
Wie auf klaren Fluthenauen
Sich der Sonne Antlitz ſchrieb.
Wird denn nicht mein Sein erlahmen,
Wenn der Spiegel iſt enthüllt,
Und es ſchaute aus dem Rahmen
Nicht heraus mein Spiegelbild?
Leben ſo und Lieb' erblindet,
Wo nicht Gegenliebe Liebe findet!

„Sehen Sie? hier drunter ſteht: Sebaldus Piperl.“ „Ach, wie zart!“ liſpelte Marie, „wie gefühlvoll!“ zirpte Amalie. Piperl ſaß verblüfft da. „Hat Ihr Herz den Gegenſtand ſeiner zarten Liebe ſchon gefunden?“ frug Louiſe, und knöchelte ihre Hand mit ſanftem Feuer in Piperl's Hand. „Polyhymnia!“ rief Piperl aus, ſeine Phantaſie war bei dem Stubenmädchen der Stadt London, und er drückte Louiſens Hand, daß ſie knackte, und Louiſens Herz pochte, daß man es ordentlich an die dürren Seitenwände klappern hörte. „Polyhymnia!“ rief Piperl aus, fiel vor Louiſen auf die Knie und ſtürzte aus dem Zimmer. Louiſe glaubte, dieſer Act der Begeiſterung wäre ganz einem Dichtergemüthe gemäß, und ſah ſich ſchon im Voraus als: „Louiſe-Polyhymnia Piperl,“ in Piperl's Armen, und was noch mehr ſagen wollte, im Beſitz ſeiner hundert fünfzig tauſend Thaler, und ein Entzücken raſſelte durch ihre lockern Glieder. Piperl aber finden wir auf dem Wege nach der Stadt London, um ſeine Sehnſucht durch den Anblick der Colonialminiſterin zu ſtillen.

Neuntes Capitel.

Sebaldus bog um die Ecke der ****ſtraße nach dem ****markte ein, und ſah an den hohen Häuſern hinauf, als plötzlich aus einem Erkerfenſter ein Mops ihm auf den Arm fiel. Es war der Leib- und Lieblingsmops des Fräuleins Calpurnia von Himmelblau, Tochter des Herrn Alphons Edlen von Himmelblau, in der Stadt unter dem Namen die „Römerin“ bekannt. Alphons von Himmelblau war ehedem Agent eines Fürſten in Spanien, Italien und ſodann zu Smyrna geweſen, und ſeine Tochter Calpurnia und ſein Sohn Remus hatte er immer ſeine Claſſiker genannt, weil ſie auf römiſchem Gebiete die Weltluft begrüßten. Es gerieth ihm, auch Calpurnia zu einer claſſiſchen Närrin zu erziehen. Römerſinn, Römerſitte, Römertugend waren die Worte, die ſie ſtets im Munde führte. Bei allen dem kleidete ſie ſich nach der neueſten Mode. In ihrem Zimmer hing auf dem Porticus Argonautarum ein Bonnet de cendrillon; neben der Lucretia prangte die Tänzerin als Schweizer Milchmädchen, in einer antiken vasa funeraria ſtand eine Flaſche veritable eau de Cologne de Carl Maria Farina; der ehrwürdige Kopf des Hiſtorikers- Claudius Quadrigarius war von echten Wiener Seidenlocken umkrönt, und in den Baſreliefs der Trojaniſchen Ehrenſäulen ſteckten Karten: „Fräulein Calpurnia ladet zu Thee und Spiel u. ſ. w.“ Den Mops dieſer Römerin zu retten, war das Los des glücklichen Piperl; er nahm ihn mechaniſch und nicht zu ſanft beim Schopf, ſtieg die Treppe hinauf, auf der ihm ſchon eine Kammerjungfer entgegen kam und ihn in das Zimmer ihrer Gebieterin Calpurnia führte. Mit aufgelöſten Locken flog dieſe ihm entgegen. „Livia!“ rief ſie mit einem elegiſchen Tone, und warf ſich Piperl und dem Mops entgegen. „Livia!“ rief ſie weicher, und preßte den Kopf des armen Schooßhundes, der noch immer auf Piperls Armen ruhte, an ihren Buſen. Livia knurrte mit halber Stimme und ſuchte ſich von Piperl loszumachen. Dieſer ſtand erſtaunt und geblendet da von Calpurnia's Schönheit; die edlen, wahrhaft kühnen und kecken Formen ſchienen der Kleiderhaft muthwillig zu entſtreben. Ihr Geſicht hatte einen ſcharfen, beſtimmten Character, einen Ernſt der Schönheit, in dem ſich der Ausdruck der höchſten Heftigkeit mit den zarten Uebergängen zu einer ganz weichen Gemüthsſtimmung ſonderbar vermiſchte. Das große ſchwarze Auge wurde von den ſchmalen ſchwarzen Augenbrauen gewiſſermaßen heroiſch überbaut, und die rabenſchwarzen Locken ſchienen den Schnee des junoniſchen Nackens in ihrer dichten Nacht neidiſch verhüllen zu wollen. Man kann ſich denken, welch' einen Eindruck eine ſolche Erſcheinung auf Piperl machen mußte! Er ließ den guten Mops los, und dieſer wäre ſchonungslos zur Erde geſtürzt, hätte ihn nicht Calpurnia in ihre reizende Arme geflüchtet. Nachdem ſich die erſte Freude über die wiedergefundene Livia gemäßigt hatte, ging das Gefühl auf den Retter über. Mit einer heftigen Leidenſchaftlichkeit warf ſie ſich ihm um den Hals: „Retter meiner Livia!“ Dabei drückte ſie ihren römiſchen Mund unter den heißeſten deutſchen Küßen auf Piperls Lippen, der regungslos dieſes traurige Verhältniß ertrug. „Lucilia!“ rief ſie, und ihr Kammermädchen erſchien. „Lucilia! hat er nicht die herrlichſte römiſche Naſe?“ Piperl griff ſich maſchinenmäßig an die Naſe, die nichts weniger als römiſch war, vielmehr ſchien ſie weder poetiſche Höhe, noch epigrammatiſche Pointe, ſondern eine gemächliche proſaiſche Breitheit ſich zueigen gemacht zu haben. Allein mit welchen Augen ſieht nicht die Dankbarkeit! Calpurnia blieb nun feſt dabei, Piperl habe eine römiſche Naſe, und Lucilia beſtätigte dieſe Hypotheſe. Calpurnia überhäufte ihn nun mit Fragen, woher er wäre, was er ſei, und wie er heiße. Ein wahrer Fieberfroſt befiel ſie, als er den Namen „Piperl“ ſtotternd vorbrachte. „Piperl!“ rief ſie mit einem wehmüthig erſchrockenen Tone aus, „Piperl!“ Doch tröſtete ſie ſich noch damit, daß ein lyriſcher Dichter in dem neueſten Almanach: „Süß und Gegenſüß der Liebe,“ auch Piperl, und ſogar Sebaldus Piperl heiße. „So heiße ich, Sebaldus Piperl,“ ſagte der Süßerſchrockene, nachdem er ſich von dem Lippenüberfall ein wenig erholt hatte. „Aus Blitzhauſen?“ fragte Calpurnia. „Aus Blitzhauſen.“ „Ach, wie kann man Sebaldus Piperl aus Blitzhauſen heißen?“ fragte die Römerin, und ihr Mund verzog ſich bei dieſem Namen, als ob er nur mit Unwillen aus der Korallentriumphpforte der Latinität dieſe barbariſche Namen ſchlüpfen ließe. „Ich bitte um Verzeihung,“ ſagte Piperl, „ich kann nicht dafür.“ Da trat Remus ins Zimmer: „Schweſter,“ ſagte er, und machte eine leichte Verbeugung gegen Piperl, „willſt Du mit ins Theater? Ich habe eine Loge genommen; es wird heute die Jungfrau von Orleans gegeben, und die göttliche Seraphine gibt die Johanna.“ „Recht gerne, lieber Remus,“ ſagte Calpurnia; „aber Du mußt hier unſerm Liederdichter Piperl, dem ich meinen Mops, und meinem Mops, dem ich unſern Liederdichter verdanke, erlauben mit uns in die Loge zu gehen.“ Remus war es zufrieden. Piperl willigte willenlos ein; nur wollte er noch in die Stadt London zurück. Remus verſprach ihn abzuholen, und Piperl eilte mit glühenden Lippen zurück, um ſeiner Polyhymnia die Abenteuer des Tages zu erzählen.

Zehntes Capitel.

Auf den Patentſohlen der Sehnſucht flog Piperl in die Stadt London zurück; er flog die Stiege hinauf, als er die Stimme ſeiner Polyhymnia ſeitwärts aus dem Seitengange herausſchallen hörte. Er eilte ihr nach, und ſah — o Sebaldus Piperl aus Blitzhauſen! was ſahſt Du? Du ſahſt ſie, aber wie ſahſt Du ſie? Du ſahſt Polyhymnia in den Armen eines Zimmerkellners! O armer Sebaldus Piperl! Zwar haben viel Poeten ſchon ihre Muſe dem Keller zu verdanken, aber noch nie hat ein Muſenſohn ſein Ideal aus den Armen eines Kellners geholt! Piperl ſtand einige Augenblicke wie eingewurzelt, dann ſchlich er auf ſein Zimmer und warf ſich halb beſchämt und halb verletzt auf das Sopha. In dieſer Stimmung traf ihn Remus, der ihn in das Theater abholen ſollte. Piperl ſchüttete ſogleich ſein ganzes Herz vor ihm aus, erzählte ihm ſeine Liebe zu Antonien, ihre Untreue und ſeinen Schmerz.

Remus, dem die Colonialminiſterin der Stadt London vielleicht eine nicht ganz unbekannte diplomatiſche Perſon war, wollte ſich ausſchütten über den erſten romantiſchen Anlauf des Landdichters in der Stadt London. Er ſuchte alle Troſtgründe, die man bei ſolchen Anläſſen zu geben ſtets in Bereitſchaft hat, hervor, richtete den Niedergeſunkenen auf, und brachte ihn glücklich in die Loge, in welcher die ſtolze Römerin den Retter ihres Mopſes erwartete.

Das Theater war ein ganz neuer, überraſchender Anblick für unſern Piperl. Er hatte wohl viel von Schauſpiel u. ſ. w. gehört, aber noch nie hatte er dieſe Welt der Täuſchung, auf welcher oft die bedeutungsloſeſten Weſen die bedeutungsſchwerſten Dinge darſtellen ſollen, geſehen. Calpurnia zog ihn an ihre Seite nieder, und hielt ſeine Hand feſt in der ihrigen. Piperl war wie in einer Feenwelt, die herrliche Beleuchtung, die vollen Logen, in denen reiche Uniformen, glänzende Sterne und noch glänzendere Augenſterne blitzten, die Muſik, welche der Darſtellung vorausging, alles das ſetzte ſeine Seele in einen aufgeregten Zuſtand, in welchem man empfänglicher für alle Eindrücke des Moments in einer ſüßen Selbſttäuſchung lebt. Der Vorhang ging in die Höhe; Thibaut d'Arc mit ſeinen drei Töchtern trat auf, die ſchöne Seraphine gab die Johanna. Die ſchöne Seraphine war eine Schauſpielerin im vollſten

Sinne des Wortes, geiſtreich ohne Bildung, leidenſchaftlich ohne Gemüth, luſtig ohne Frohſinn, empfindlich ohne Zartgefühl, hochmüthig ohne Würde, ſinnlich ohne Liebe, wurde ſie frühe ſchon das Opfer der Verführung. Zu empfindſam, ſich das Urtheil der Welt nicht kümmern zu laſſen, und zu ſchwach, ſich darüber hinauszuſetzen, war ſie mit ſich ſelbſt in Zwieſpalt gerathen, und dieſer Zwieſpalt führte ſie bald zu einer Erbitterung, in der ſie bald ſich den Zerſtreuungen ohne Wahl überließ, oder dieſe Erbitterung auf alle ihre Umgebungen übertrug. Ein ſolcher Character mußte unbedingt eine große Schauſpielerin aus ihr bilden, und ſie war in wenigen Jahren der Liebling des W...r Publikums. Heute trat ſie nach einer Unpäßlichkeit zum Erſtenmale wieder auf, und das volle Haus begrüßte ſie mit einem ſtürmiſchen Bravoruf. Piperl war ſeit dem Erſcheinen der Johanna ganz in einer andern Welt; alles um ihn her war verſchwunden, er ſah nur Seraphine. Vergebens lispelte ihm Remus ſo Manches aus der Abenteuer-Chronik der Jungfrau in's Ohr, vergebens drückte ihm Calpurnia bei den Worten Carls:

— — Da wohnen die Geſänge
Und ſchöner blüht das Leben und die Liebe. —

zärtlich die Hand. Vergebens rollte endlich zuletzt der Vorhang nieder. Piperl ſtarrte noch immer nach der beweglichen Wand, als müßte ſie wieder erſcheinen, und mit ihrer tief eindringenden Stimme die Gefühle ſeines Herzens erwecken. Remus mußte ihn gewaltſam nach dem

Wagen ziehen, und brachte ihn träumend zurück in die Stadt London.

Hier faßte ein tiefes, aber ſüßes Weh Pipeel's Herz, er ſang hinaus in die ſäuſelnde Abendluft:

Was iſt's, was ich empfinde?
Was iſt's, was mich umſchwebt?
Was in dem Abendwinde
Wie Geiſterſäuſeln bebt?

Was hat mir in das Herz
Dies Sehnen eingeprägt?
Dies Meer von ſtillem Schmerz
Und ſüßer Luſt erregt?

Was rollt durch meine Adern
So ſtürmiſch wild mein Blut?
Was ſoll dies ew'ge Hadern
Von Zagheit und von Muth?

Es iſt das Bild der Süßen,
Das durch die Zweige wallt,
Das liebend mich zu grüßen
Im Abendliſpel hallt;

Das mich in dieſer Stunde
An Seligkeiten mahnt,
Wie auf dem Erdenrunde
Kein Sterblicher ſie ahnt.

O ſüßes, ſüßes Sehnen,
Und Du, o Zauberquell
Der freudenreichen Thränen,
Entſchwindet nicht ſo ſchnell!

Noch ferner mich betrüge
O Laut der mich umhallt,
O bleibe treu mir, Lüge,
Die mir ihr Bild vormalt!

Eilftes Capitel.

Der Traum, dieſer große Schauſpieler, Gaukler und Phantasmagoriker, hatte Piperl mit einer fortgeſetzten Scenenreihe, in denen Seraphine ſtets die Hauptfigur war, die Nacht über bewirthet. Er ſchlug ſpät die Augen auf, und die Erfüllung ſeines Gebetes: „Gib uns heute unſern täglichen Caffee“ ging kaum in Erfüllung, als der Commerzienrath Wanſiedel hereintrat und ihn zu einer Landpartie nach M. einlud, wo er ein kleines Landhaus hatte. Seine drei Töchter ſaßen in einem ſogenannten Wiener Schwimmer, der vor der Thüre hielt, und Piperl wurde nun flugs zwiſchen die mathematiſche Linie Louiſe und den Punct Marie hineingeſchoben, während der Commerzienrath und die ſiebenhügliche Amalie ſich gegenüber ſetzten, und der Wagen fortrollte. M. lag nicht in der reizendſten aber lebhaften Umgebung, etwa eine halbe Stunde von W. entfernt. Der Erzähler kennt dieſes liebliche Dörfchen und kann nicht umhin, der ſeligen Stunden zu gedenken, die er hier, entfernt vom Getümmel der Stadt, im Kreiſe liebenswürdiger Familien, in der Mitte edler Freunde und mehr als eines vortrefflichen Biedermann's zugebracht hat. Wenn Ihr dieſe Zeilen leſet, Ihr edlen, guten vielgeliebten Freunde und Freundinnen, ſo gedenket eines Menſchen, der nie ohne ein ſtilles Sehnen, ohne wehmüthige Thränen, ohne ein Herz voll Rührung an Euch, an Eure Liebe zu ihm, an Eure theilnehmende Sorge zurückdenkt. Euch allein ſind hier dieſe paar Zeilen geweiht; mögen ſie aus der Ferne zu Euch tragen den Grußeslaut und den Saitenton deſſen, mit dem ihr die Freuden liebend theilet, und den Ihr in den Tagen des Weh's, als die ſchwere Hand des Schickſals zerſtörend in die Tiefen ſeines Weſens eingriff, getröſtet, aufgerichtet, und in die Brandſtellen ſeines Herzens den Wunderbalſam der Theilnahme geträufelt. Ihr biedern B....s! Ihr edlen W...s! Ihr doppelt edlen von W...s! Ihr guten herzlichen L...s! Du mein guter, herzlicher, gemüthvoller L. v. M., und Du mein fröhlicher und tieffühlender G...t, Du mein trefflicher O...r, und Du Doppel S-Paar! Euch allen gelten dieſe Zeilen, die ich nach langen Jahren der Trennung noch mit friſcher Liebe hinſchreibe. Der Leſer möge ſie überſchlagen; meinem Herzen war es Bedürfniß, bei der Erinnerung an jenen Ort, der Unvergeßlichen, dort Zurückgebliebenen zu gedenken.

Als Piperl mit ſeinen Seitenwänden in M. ankamen, empfing ſie die Frau Commerzienräthin, die alle Tage auf das Land fuhr, um alle Tage in die Stadt fahren zu können. Das Land, der Garten, die milde Abendluft, die ſäuſelnden Bäume, das Dunkel der Lauben, das Zwitſchern der Vögel, alle dieſe Natur-Kleingewehrfeuer der Liebe ſollten auf Piperl losgelaſſen werden, und ihn an die älteſte Tochter Louiſe, die dem Uebereinkommen nach dieſe Woche die jüngſte war, feſſeln. Louiſe wandelte den ganzen Tag wie ein Ausrufungszeichen an ſeiner Seite. In Piperls Seele lebte nur Seraphine als Johanna. Bald ſah er ſie ſitzen unter dem Druidenbaume, und ſich als Schäfer neben ihr; bald ſah er ſie im Getümmel der Schlacht, bald folgte er ihr in die Ardennen; dann hörte er, wie ſie ſterbend die Worte ſagte: „Nicht ohne meine Fahne darf ich kommen!“ Er umfaßte Louiſe, als wenn das die Fahne wäre, und ihre Taille widerſprach dem nicht. Sie lehnte ſich ſanft auf ſeine Schulter und er erwachte aus ſeinen Träumen. Vergebens verſuchte Piperl allein zu ſein; Louiſe und ihr Schatten, welches ziemlich auf eins hinausging, verfolgten ihn, wie ſein Schatten. Sie citirte ihm bei jeder Blume eine Stelle aus ſeinen Gedichten vor, und es fiel kein Blatt von den bewegten Zweigen, ohne daß ſie in eine poetiſche Verzückung gerieth. So war es Abend geworden; und in Piperl's Seele trat durch das Dunkel Johanna's Bild nur deſto leuchtender hervor; ſo war er mit Louiſe bis an die Taxuswand gekommen, die Wanſiedels Garten von einem nebenangelegenen trennte; er ſah hinüber, und eine Blumenfülle wogte auf reizend verſchlungenen Beeten in tauſendfach vermiſchten Tinten, und ſchickte den ſüßen Duft auf den leichten Flügeln des Abendwindes in die heitern Räume der ſtillen Abendluft. Piperl ſah gedankenlos hinüber; da bewegte ſich eine weiße Geſtalt durch die mäandriſchen Blumenpfade. Sie bewegte ſich näher: regungslos ſtarrte Piperl hin, — es war Johanna, die in einer Laube verſchwand. Wie ein Blitz entfloh Piperl den umrankenden Armen der erſtaunten Louiſe, mit einem Sprunge war er über die Taxuswand, und über Blumen und Pflanzen flog er der heiligen Laube zu, die ſie umfaßte, welche „nicht eines Mannes Bild in ihrem reinen Buſen tragen darf!“ Leiſe umſchlich er die Laube, kletterte wie ein Vogel hinauf, und wollte durch die offene Krone der Laube, die „gottgeweihte Seherin“ belauſchen, wie ſie mit dem Geiſte ſich beſpricht; da brach das dünne Laubengerüſte unter dem poetiſchen Horcher, und er fiel mitten in die Laube hinab, gerade vor die „reine Jungfrau“ hin, die ſich erſchrocken und verwirrt aus — Remus Armen loswand.

Zwölftes Capitel.

Man kann ſich leicht denken, wie überraſcht Seraphine und Remus waren, als aus dem Dach der Laube Sebaldus Piperl zu ihren Füßen herabſchneite. Dieſer vergaß ſeinen Fall aus dem Dache, ſo war er aus den Wolken gefallen. Sie, die in Reine, Gottgeſendete, ſollte Männerliebe in ihrem Buſen fühlen? Remus merkte was in ſeinem Innern vorging; er hob den gefallenen Poeten, der noch immer im ſtillen Erſtaunen am Boden lag, auf, zog ihn aus der Laube, und überhäufte ihn, etwas unwillig durch die unwillkommene Epiſode in ſeiner Schäferſtunde, mit Vorwürfen über ſein Betragen. Sebaldus konnte kein Wort hervorbringen; ſtumm ging er neben Remus her, der ihn ermahnend und ſorglich nach und nach zur Gartenthüre hinaus moraliſirte, und dieſe hinter ihm mit kaltem Blute verſchloß.

Louiſe Wanſiedel war, als Sebaldus von ihrer Seite weg den gymnaſtiſchen Sprung über den Zaun machte, in ihrer ganzen Länge ſtarr wie ein Fläſchchen Kölnerwaſſer ſtehen geblieben, und ſah dem entſprungenen Vogel über Zaun und Hecken nach. Lange ſtand ſie und harrte ſeiner Wiederkehr, denn ſie glaubte lange, er habe in dem benachbarten Garten eine ſchöne Blume erblickt, und wollte dieſe ritterlich und romantiſch, begleitet von einem improviſirten Sonnette, ihr zu Füßen legen. Allein, als es nach und nach immer dunkler wurde, und weder Sebaldus noch eine Blume, vielweniger noch ein Sonnett über den Zaun zurückſprang, kehrte Louiſe in das Gartenhaus zurück, in dem die Familie aus dem langen Ausbleiben der beiden Spaziergänger auf die richtigen Präliminarartikel des ewigen langweiligen Ehefriedens ſchloß. Als Louiſe allein zurückkehrte, wurde ſie mit Fragen beſtürmt, und in den ſchweſterlichen Mienen las man nicht undeutlich eine ahnende Schadenfreude. Louiſe erzählte nun, wie ſie gleich Anfangs an Sebaldus eine Abweſenheit des Geiſtes bemerkt, wie dieſe immer mehr überhand genommen, und wie er plötzlich ſich mit der Hand vor die Stirne geſchlagen habe, über die Gartenmauer geſprungen, und mit ſchnellen Schritten dem breiten Strome zugerannt ſei, der hinter dem Garten ſeine breiten Fluthen fortwälzte. Wanſiedel's Haus gerieth in Alarm, alle Domeſtiken mußten hinaus, doch

Nicht im Walde, nicht in der Flur
Fanden ſie von Sebaldus Spur.

Noch ſpät in der Nacht kehrten ſie in die Stadt zurück, und ließen in der Stadt London nachfragen, ob Sebaldus ſchon nach Hauſe gekommen wäre. Doch auch hier wartete die Polyhymnia auf ihren poetiſchen Eintagsgeliebten vergebens; und Wanſiedel glaubte ſchier, Sebaldus habe ſich in den Fluthen ein Kühlbad für dichteriſche Hitze bereitet, und nur in Louiſens Bruſt war die Ahnung, daß er zu der Fahne der Jungfrau von Orleans geſchworen haben konnte. Während unſer Poet ſolche Unruhe in der Stadt W. und in der Stadt London machte, wanderte er ſelbſt in ſtillen Gedanken verloren hinaus in die Fluren, die M...s ländliche Wohnungen umgaben. Die laue Abendluft kühlte ſeine heißen Wangen; von ferne wogten die rauſchenden Fluthen wie das Grollen eines Schlafenden; in den Bäumen war das Leben der befiederten Bewohner wach; die Sterne zogen herauf zu dem Fackeltanz des feierlichen Abends; und der Mond hing wie eine gelbe Blume in der blauen umgeſtürzten Himmelsſchale, und der Duft der Triften zog wie ein Abendopfer in die heitere Höhe, und das Schlagen der

Nachtigall unterbrach, wie das Pulſiren der Sehnſucht, die wehmüthige Ruhe, und Sebaldus Herz zerfloß in ein namenloſes, bitterſüßes Gefühl, und er klagte den nickenden Halmen ſein Liebeslied.

Huldgeſtalt!
Schwebſt mir vor in Abendröthen,
Rufeſt mich aus fernen Flöten,
Klagſt mit mir im Abendwald,
Huldgeſtalt!

Nachtigall!
Laß — ach laß Dein zärtlich Klagen,
Meiner Seele bangend Zagen
Tröſtet nicht Dein ſüßer Schall,
Nachtigall!

Thränenquell!
Willſt Du ewig, ewig fließen?
Kann denn gar nichts Dir verſüßen
Deine bitt're Wehmuthswell',
Thränenquell?

Dämmerſchein!
Hält nun Berg und Thal umdüſtert,
Geiſterhauch durch Zweige flüſtert,
Träume webend hüllt mich ein
Dämmerſchein!

Traum ſo mild!
Halte meinen Sinn umfangen,
Bringe meinem Gluthverlangen
Noch einmal ihr Zauberbild,
Traum ſo mild!

Er zerfließt!
So entflieht mit ſchnellem Fuße
Luna, wenn erwacht vom Kuße
Sie Endymion begrüßt.
Er zerfließt!

Dreizehntes Capitel.

So war Piperl durch die dunkle Nacht fortgezogen, als er vor ſich die nahen Klänge einer Harfe hörte, die von einer weicher Stimme mit Geſang begleitet wurden. Er eilte den Tönen nach und erreichte bald zwei weibliche Weſen, die unter einem Baume im Mondlicht ſaßen, zu ihren Harfen muntere Lieder ſingend. Man weiß, daß es keinen größeren Betrüger gibt, als den Mondſchein! Wie ganz anders ſind die Sachen bei'm Licht beſehen, als in dem Milchglasſchein der Mondeshelle! Aurora fand den Endymion nicht halb ſo hübſch, als Luna, und Diana würde uns nicht ſo reizend geſchildert worden ſein, wenn ſie nicht ſtets in dem magiſchen Helldunkel des Mondes einherginge. Landſchaften und Frauengeſichter ſind nie angenehmer, als wenn der weiße weiche Gazeſchleier des ſanftwogenden blaſſen Lichtes der klaren Mondesſcheibe ſie umwallt. Die große Pharaoſpielerin Phantaſie hat an dem Mondlichte einen getreuen fleißigen Croupier. Piperl glaubte daher nichts weniger, als nach Arkadien verſetzt zu ſein, und zwei reizende Schäferinnen dieſer beſſeren Zauberwelt vor ſich zu ſehen. Es waren zwei herumziehende Harfenmädchen, die eben auch von M. nach W. zurückkehrten, und hier einmal ausruhten, und nun ſo recht ſich ſelbſt Eins aufſangen und aufſpielten, nachdem ſie wahrſcheinlich den ganzen Nachmittag und Abend blos ihrem Erwerbe zu Liebe die Kunſt des Minneſingens trieben. Die reiſenden Sängerinnen, die hier einmal in dem großen Freitheater der Natur Gaſtrollen ſangen, gewahrten kaum, daß ſie ein Publikum hatten, (denn ein Mann iſt doch gegen gar keinen Mann ein ganzes Publikum), als ſie auch alle jene Künſte aufboten, die alle große Sängerinnen auf großen Theatern aufbieten, um ihr Publikum zu gewinnen. Die beiden Mondſcheinſängerinnen waren zwar nicht ſchön genug, um von den Gebrüdern Schuman in Zwickau einem Walter Scott'ſchen Roman als Schwimmkiſſen vorgebunden zu werden; doch mit Hilfe der phantasmagoriſchen Mondſcheintheaterſchminke waren ſie eben lockend genug für ein enthuſiaſtiſches Publikum, beſonders wenn dieſes durch die Lorgnette einer dichteriſchen Phantaſie guckt. Piperl war endlich ſo nahe gekommen, daß ihm die Künſtlerinnen lachend und freundlich einen guten Abend boten, und ihn mit der ganzen Ungebundenheit eines genialen Künſtlerweſens einluden, ihren weichen Graspfühl mit ihnen zu theilen.

Kaum wußte Piperl noch, wie er dazu kam, als er ſchon zwiſchen den beiden Mondſchein-Elfen ſaß. Sie ſangen und ſpielten ihm die gemüthlichen Volksklänge des Landes, jene zarten, in die Seele klingenden Töne in der eigentlichen Volksſprache, die ſo mild, offen, heiter und herzeröffnend ſind, wie das Volk, das ſie ſpricht:

*) I bin goar ſpad ins Learna ganga,
Deswegen will's nimma furi geh'n,
Da ſitz'n Buabn und Madln gnua:
Bald gaſſa's weg, bald loſ'n's zua; —
Bleib'a nöd muaſſi ſteh'n.
I woas nöd, ſaind dö Madln ſchuld
Oda ha i nuar koan Geduld
I learn nix. — Ha hald z'ſpad ang'fanga.

Und ſag' i: Z'ſpad bin i hald ganga
In's Learna — „wan da Leara greind,
Deswegen kimmts hald a goar nöd voar“ —
Da ſagt da Leara: s' is nit woar;
S'is ganz was andas, Freind!
Du und dö Gredl ſeid's d'ran Schuld,
Koan Ell'n g'angd a nöd dein Geduld —
Valiabt biſt: Haſt hald z' frua ang'fanga!

Zwiſchen jeder Strophe ſchäkerten ſie, und improviſirten jene munteren Zwiſchenſätze, die in ſchalkhafter Ungebundenheit dieſen Volksliedern von den herumziehenden Harfenſpielern nach eigner Laune und Willkür eingeſchaltet werden, und eben da abbrechen, wo die Phantaſie das Fernere lebhafter errathen kann, als die Worte es ſagen können. Piperl überließ ſich ganz dem vermeintlichen arkadiſchen Leben. Die milde Abendluft, die im Mondſchein hinbebenden Harfenklänge, der warme Odem

---

*) Aus einem Volksliede.

der Sängerinnen und die Regſamkeit ſeines Gemüthes führten ihn zu einem ſeligen Halbſchlummer, dem er ſich in den Armen der einen Künſtlerin überließ, und der bald in einen ganzen tüchtigen Schlaf überging.

Als er erwachte, war es heller Morgen. Arkadien und ſeine Bewohnerinnen waren verſchwunden; auf der nahen Landſtraße karrte eben ein Mann ſeinen Milchkarren nach der Stadt. Lange wußte Piperl nicht, wie ihm geſchehen war. Er wollte nach der Uhr ſehen, allein Uhr, Börſe und Halstuch hatten die reiſenden Sängerinnen als Honorar ihrer Lieder auf ihre weitere künſtleriſche Erdenbahn mitgenommen. Die Morgenlerche ſchlug jauchzend ihren langgehaltenen Triller, als Piperl ſeinen Rückzug in die Mauern W . . 's antrat.

Vierzehntes Capitel.

Als Sebaldus mit ſchwerem Herzen und leichter Taſche in die gaſtlichen Mauern der Stadt London einzog, fand er ſeinen Vater Bartholomeo vor, der mit Händeringen das Außenbleiben ſeines Sohnes vernahm. Bartholomeo hatte in Blitzhauſen nicht Ruhe noch Raſt, von dem Augenblicke an, als Piperl in die Stadt W. zog, bemächtigte ſich eine Unruhe ſeines ganzen Weſens. Das Bild der hunderttauſend Thaler, dieſe ſeine Kindeskinder ſchwebten beſtändig vor ſeinen großväterlichen Augen; er ſah ſie durch die Unerfahrenheit Piperl's in die größte Lebensgefahr verſetzt, und eilte in die Stadt, um ſie zu retten. Nur allzubald erfuhr er, daß Wanſiedel ſchon mit ſolcher väterlichen Liebe an einem Theil dieſer Enkel hing, daß ohne ein bedeutendes Opfer der Ueberreſt nicht zu retten ſein würde. Als Piperl zurückkehrte, war es die erſte Frage ſeines Vaters, ob und wie er ſich mit Wanſiedel auseinandergeſetzt habe. Allein Piperl hatte noch ſeit ſeinem Aufenthalte an nichts, als an Polyhymnia, Johanna u. ſ. w. gedacht, und konnte ſeinem beſtürzten Vater nichts darauf erwidern. Wanſiedel hatte bei Bartholomeo ein Wörtchen davon fallen laſſen, daß ſeine Louiſe das Verbindungsmittel ſein könnte, welches beide Großväter zu den Thaler-Enkeln verbinden könnte; allein Sebaldus ſehnte ſich nach allen dieſen verunglückten Expeditionen in die Regionen einer poetiſchen Liebe weit weg von der Stadt W. und ihren Bewohnerinnen. Die hunderttauſend Thaler waren in Wanſiedels Zuckerſiederei bis zur Hälfte eingekocht, und Bartholomeo raffte die zweite Hälfte und ſeinen Sebaldus zuſammen, um ihnen in Blitzhauſens friedlichen Fluren, wo es keine Zuckerraffinerien und keine nächtlichen Sängerinnen gab, die ſtille Herzensruhe und Sicherheit wiederzugeben. Noch einen Händedruck gab Sebaldus der ſchlauen Antonie, als er von ſeinem Vater in den Wagen geſchoben wurde; bei Calpurniens Fenſter dachte er wehmüthig an den Mops und an Johanna, die, eine Zwillingsſchweſter des Remus, doch eben nicht die Milch einer Wölfin getrunken zu haben ſchien. Auf der Landſtraße warf er einen Seitenblick nach dem Baum der

Erkenntniß, in deſſen Schatten ihm die Erkenntniß wurde, daß die Poeſie auf Gemeinſchaft der Güter hinausgeht, und als er in M. an Wanſiedel's Beſitzung vorüber fuhr, ſchwebte Louiſens Geſtalt wie ein fliegender Sommer vor ſeiner Seele.

Endlich waren ſie auf den Bergen angelangt, in deren Keſſel Blitzhauſen wie ein Huhn im Topfe ſteckte, und ihr freundliches Haus lachte ihnen wie neckiſch durch die Zweige der zwei großen Nußbäume entgegen. Die zärtliche Mutter nahm den langentbehrten Sohn in die mütterlichen Arme und Bartholomeo trug die geretteten Hold Enkel in das neueſte Heiligthum ſeines Schreibſtübchens.

In kurzer Zeit hatte unſer Sebaldus ſeine mühſeligen Verſuche auf dem Gebiete der Liebe vergeſſen, die Natur und die Muſe nahmen ihn liebend wieder in die Arme, und der ungetrübte Himmel ſeines Herzens leuchtete und lachte wieder wie vor aus den reinen keuſchen Klängen ſeiner jungfräulich othmenden Leier.

Gedanken eines Sterns am Himmel bei einem Feuerwerke auf Erden.

Raketen und Feuerräder praſſelten in die Luft, blaues, rothes und grünes Feuer flammte in leuchtenden Kugeln auf, Schwärmer platzten und ſchneiten Lichtflocken durch den Nachtſchleier herunter; Alles um mich ſchrie; „ach!“ und „o!“ und „bravo!“ tönte es ringsherum und Alles freute ſich ob dieſer Lichtmaſſen und Feuerwolken, und ich ſtand am Fenſter und ſah hinaus in die Ferne, die grenzenlos wie unſere Wünſche, und dunkel wie unſere Zukunft vor mir lag, und nach jedem aufgeflammten Lichtmomente und nach jedem „ach!“ trat eine deſto dichtere Finſterniß ein, ſowie nach einer erloſchenen Hoffnung die Troſtloſigkeit ſich feſter und fühlbarer um uns herlegt, und ich ſah hinauf zum Himmel, der wie eine Veilchenglocke über mich geſtürzt war, und am fernen Horizonte ſtand der Abendſtern mit ſeinem freundlichen Schimmer und ſchien der hinabgeſunkenen Sonne ſehnſüchtig nachzuſehen wie ein kleines

Kinderköpfchen der forteilenden Mutter, und noch im Forteilen warf er den milden, weißen, weichen Lichtblick zurück auf den verdunkelten Nachtigallen-Bauer der Erde, der zu ſeinen Füßen tief unten lag wie eine ſchlafende Frau, die mit der Schlummerdecke neben ſich alle ihre ſchlummernden Kinder bedeckt hat, und auch mir leuchtete er in das wehmüthige Antlitz, und ſchien mich anzulächeln und zu fragen: „Nun, und Du, kleines Kind, ſchläfſt Du noch nicht? biſt Du noch nicht eingelullt mit den tauſend und tauſend Schlafliedlein des Lebens, um am andern Morgen wieder zu neuen Klaggeſängen und Trauerliedern zu erwachen?“ — „Nein,“ erwiderte ich, „mein wehmüthig freundlicher Abendſtern, denn es iſt hier ein Feuerwerk, und die Menſchen ergötzen ſich an dieſem Lichtmeere, an dieſen Feuerwelten und an dieſen Gluthflammen.“

Da ſah der Abendſtern nieder zur Erde, und ſuchte, und ſuchte lange, und ſuchte ängſtlich, endlich fand er im Graſe etwas, das ihm dünkte, als ob es Licht ſein könnte, und er ſagte: „Wie? ſeh' ich dort nicht im Graſe einige Johanniswürmchen glimmen? Dort laufen unanſehnliche Lichtpünktchen wie die Lichtfäden im ausgebrannten Zunder untereinander, und eine Menge Kinder ſtehen herum und gaffen und freuen ſich, was iſt das?“ — „Das,“ erwiderte ich, „das nennt man hier auf der Erde ein Feuerwerk.“ — „Ein Feuerwerk?“ lächelte der Abendſtern und blickte um ſich her; „dahier ſchwimmen Millionen und abermal Millionen Sonnen in dem ewigblauen, nie verſiegenden, griechiſchen Aetherfeuer, und Myriaden Lichtwelten ſchimmerten wie Myriaden goldene Nägel am blauen Baldachine, und keines dieſer unendlichen, ewigen Feuerwerke erloſch, und keine dieſer Feuerkugeln brannte aus, und keine dieſer Sternenraketen ließ eine Rußdüte auf ſeiner Bahn, und alle dieſe Gluthen dauern ewig, und dieſe Sternen-Pyrotechnik ſteht ſeit urewigen Zeiten, und der unſichtbare Feuerwerkmeiſter hoch über der den blauen Soffiten erhält kein „bravo!“ von euch, und kein „ach!“ entfährt eurem Munde, und dieſe unendliche Feuer- und Lichtwerkfronte baut ſich alle Abend auf vor euch und ſteigt mit flammenden Inſchriften in die unermeſſene Höh, und ihr klatſcht dieſem Schauſpiele nicht ein einziges Mal ein „fuora!“ oder „da capo!“ zu!“ ſo ſprach der Abendſtern und verbarg ſich wehmüthig hinter dem Rande des fernen Horizonts, wo er das nachſchleppende Purpurkleid der hinuntergeſunkenen Sonne erfaßte und mit ihr verſchwand.

Ich aber ſtand da allein, das Feuerwerk war ab- und ausgebrannt, und eine namenloſe Wehmuth leuchtete in meinem Herzen wie die ewige Lampe in einem Todtenhauſe, und ich wickelte mich in die Finſterniß ein wie ein weinendes Kind in die Schürze ſeiner Wärterin, und alle ausgebrannten und ausgeflammten Feuerwerke meines Lebens lagen um mich: die Jugend mit ihrem goldenen Scheine, die Freundſchaft mit ihrem blauen, kraftvollen Lichte, die Hoffnung mit ihren grünen Frühlingslichtern und die Liebe mit ihrer Roſaflamme, mit ihrer hochaufleuchtenden Gluth, mit ihrem großen Sonnenwendfeuer und mit ihrer heiligen Lohe; Alles, Alles, Alles war ausgebrannt, und nur das nackte Gerüſt ſtand kahl da, an welchem die Täuſchung dieſes Feuerwerk anzündete. Ich warf mich nieder in das Gras und kühlte im Thaue die thränenheiße Wange.

Das Feſt der Gräber zu München am Allerheiligentage.

Es kann kein ſchöneres, kein wehmüthigeres und kein heiligeres Feſt geben, als wenn der Menſch hinausgeht, um die Gräber ſeiner Theuern zu beſuchen, ihren Leichenhügel zu ſchmücken, ihren Denkſtein zu bekränzen und ihrem Andenken eine ſtille Thräne, einen geweihten Augenblick der Erinnerung zu ſchenken. Es iſt zugleich ein Feſt der Auferſtehung, denn aus jedem Grabe ſteigt das Andenken an ein geliebtes Weſen heraus und füllt die Bruſt mit ſüßem Weh, das Auge mit köſtlichen Thränen, und wickelt ſich um unſer Weſen mit einer namenlos wehmüthigen Empfindung, und erweckt in unſerm Herzen die ſtille Sehnſucht nach Ruhe, nach dem ewigen Frieden, das Heimweh nach einer höhern, reinen, beſſern, ſeligern Heimath! Wenn wir in inniger Rührung knien am Grabe einer zärtlichen Mutter, mit welcher wir das Kleinod der höchſten Erdenliebe eingeſargt haben; wenn wir die Urne eines milden Vaters in ſchweigendem Weh umfaſſen; wenn wir den kalten Stein mit Thränen benetzen, der uns liebende Geſchwiſter bedeckt; wenn wir den Hügel umklammern, der wonnige Kinder bedeckt, heimgegangen in den erſten Stunden des Frühroths; wenn wir das Grab mit heißen Thränen waſchen, welches die theuere Hälfte unſeres Lebens umſchließt, uns entrückt auf der Hälfte des Pfades; wenn wir aufgelöſ't in unendlichem Weh, die handvoll Erde mit glühenden Lippen berühren, die zwei Augen umhüllen, welche unſere Sterne im Leben, unſer Himmel im Daſein waren; dann, o dann in ſolchen Augenblicken dünkt uns doch der herbſte Schmerz nichts als ein Nachgeſchmack der Vergangenheit, und eine innere Tröſtung dringt als Vorgeſchmack einer ewig heitern Zukunft in unſer Weſen; alles Weh geht abendmatt in den Thränenwogen unter, und ſteigt an derſelben Stelle, wie die Sommerſonne im nördlichen Meere, in des Hoffnungsroths jüngſter Klarheit als ein neuer, lichtvoller Seelentag empor. In dem Momente, wo unſere Seele aus der Nebelnachtſeite des Lebens durch das ſchwarzgefärbte Glas des Todes zur Sonne des ewigen Lebens aufblickt, ſind alle Gräber nichts als der lichtloſe Fußtritt dort wandelnder Freunde, nichts als die kurze Nachleſe eines irdiſchen Weh's, nichts als eine Liebesleiter, die uns im Fortgefühl des höchſten Liebens an die Unendlichkeit, an die Ewigkeit knüpft!

Nur wenige Gottesacker in Europa können ſich an erhabener Schönheit mit dem Münchner meſſen, und es iſt ein großer und erhebender Anblick, zugleich oft auch ein ſcharf contraſtirender, den bunten Markt des Lebens in den Garten der ſtillen Colonie ſich bewegen zu ſehen!

Alle Gräber ſind mit Blumen geſchmückt, mit Lampen erhellt, und mit Kränzen umgeben. Einfache Grabmäler großer Männer ſtehen prunklos neben üppiggeſchmückten und herausgeputzten Mauſoleen reicher Banquiere, die ihren nichtigen Geldprunk noch in das Reich der Todten übertragen. Aber unter allen Monumenten der Zeit, unter allen Denkmälern, ſowohl unter denen, welche menſchliche Eitelkeit, als unter denen, die menſchliche Verehrung und Dankbarkeit unſterblicher Tugenden und Verdienſten errichtete, ehrt keines den Errichter in einem ſolchen Grade als der Grabſtein, welcher ſich im hieſigen Kirchhofe auf dem Grabe zweier Braſilianer befindet, Bruder und Schweſter, die hier ihren Tod fanden. Nach den Namen befinden ſich die einfachen Worte:

> „Der Heimath entrückt, fanden ſie Sorgfalt und Liebe im fernen Welttheile, doch unerbittlich des Nordens rauher Winter.“ „Errichtet von Caroline, Königin von Baiern.“

Geſegnet ſei die fromme Königin, deren gemüthreicher Sinn die Menſchlichkeit in ihren zarteſten Rechten erfaßt, und ihnen, poetiſch-religiös, auf ſo edle Weiſe huldigt. Einſt, wenn die gnädige Hand des Allerbarmers einſammeln wird die Aſche aller ſeiner Kinder aus der Grabesbüchſe dieſer Erde, wird der einſammelnde Engel an dieſer Stelle ſtehen bleiben, und mit einem himmliſchen Lächeln den Namen der erhabenen Errichterin dieſes Steines leſen!

Ich legte in ſtiller Rührung ein paar Blumen auf das Grab dieſer fremden Wilden. Ach, wie viel tauſend Herzen ſind ſchon ſtille geſtanden in heimathloſer Ferne, deren Pulsſchlag kein lebendes Ohr belauſcht? wie viel tauſend Augen haben ſich geſchloſſen, die noch im letzten Brechen vergebens den Blick der Liebe, den Troſt des Mitleids, den Zuſpruch der Freundſchaft ſuchten? wie viel Hände haben ſich zum Letztenmale gefaltet, die nicht Mutterliebe gepflegt, nicht Vaterliebe gedrückt, nicht Verwandten- und Freundestreue in die ihrigen genommen haben? wie viel tauſend Gräber zählt die Welt, die kein Andenken aufbewahrt, kein todter Buchſtabe bezeichnet, keine Erinnerung weiht, die heute von keinem Gedächtniß beſucht, von keiner Blume geſchmückt, von keinem Gebete geheiliget werden? Aber auch an dieſen Gräbern weht der Athem der allwaltenden Liebe vorüber, und dem ewigen Aufſeher des großen Erdengrabes iſt kein Grab unbekannt, und er hat ſie alle eingezeichnet in ſeinem Buche der Liebe, und er ſendet heute auch unſichtbare Engel und tröſtende Geiſterſtimmen an die Gräber der tauſend und tauſend in der Fremde Geſtorbenen, und ſie wehen ihnen zu die Grüße der fernen Getreuen, und ſie träufeln in Thautropfen auf ihre einſamen Gräber die bittern Thränen der von ihnen getrennten Lieben, und ſie zünden ihnen an das Seelenlicht der ewigen Hoffnung, daß ſie alle einſt eingeſammelt werden in den Schooß der Ihrigen und in den Schooß der unerſchöpflichen Gnade, Amen!

Reiſe-Blätter, in Briefen an Lyſſa.

Erſter Brief.

Wiſperthal.

Die Liebe trägt ein Muttermal ihrer göttlichen Abſtammung an ſich, das iſt: ihr freudiges, doppeltes Erwachen in unſerer Bruſt, wenn die Natur uns ihr Myorama erſchließt, wenn die Schöpfung ſich vor uns aufthut wie eine Feenoper, und Erde und Himmel wie in einem langen warmen Brautkuß ſich umſchloſſen halten. In dieſen Augenblicken tritt die Liebe zu uns, und faßt uns mit ſehnſüchtiger Hand und fordert das Prieſterzehend unſerer Empfindung für den Gegenſtand unſerer Liebe; aber wir geben nicht nur das Zehend, wir empfinden Alles in und mit ihr. Der Gegenſtand der Liebe iſt uns in dieſem Paradieſe immer nahe, wie die Gottesſtimme im erſten, und berührt von den Blumenfingern dieſer geiſtigen Erſcheinung, erklingt das Harmonikaglas unſeres Herzens in leiſen, weichen und zartgeſchliffenen Tönen, und eben die Liebe iſt uns der Hieroglyphenſchlüſſel zu den großen, wundervollen und ſinnig verſchlungenen Characteren der Natur, ſie enträthſelt die Blumenſprache in uns, ſie entwirrt die

Keilſchrift der in Duft zerfließenden Gebirgsconturen, und deutet das hohe Nibelungenlied, das in tauſend Tönen aus Wald und Thal, aus rieſelnden Quellen und aus leiſe liſpelnden Blättern erſchallt. So, theure Lyſſa, biſt Du mir auch hier nahe, Du wandelſt hier mit mir in dem großen Laubhüttenfeſt der blüthentreibenden Natur, Dich umfließt mit mir das wonnevolle Luftbad, und Du hörſt hier, wie ich, die große Kammermuſik des Waldes in ihren unerſchöpflichen Variationen auf das große Thema: die Schöpfung! Der wahren Liebe iſt Entfernung nichts als das gegenſeitige Betrachten aus der Fernſeite eines Perſpectivs; man ſieht ſich immer, nur nicht in Lebensgröße, aber dafür heller, freundlicher, getaucht in ein reineres Licht, von einem freundlich ſtrahlenden Hintergrunde zu einem freundlicheren Bilde erhoben. Siehe, ich hatte ſchon früher, als ich das Thal betrat, mich leicht gemacht, ſowohl vom Gepäcke, als von Menſchen. Eine ſchlechte Geſellſchaft iſt zuweilen für einen Reiſenden, wie ich bin, eine gute Geſellſchaft, da man dieſe wie einen unbequemen Stock oder Hut ablegen, und ſich von ihr trennen kann. Der Fluch einer guten Reiſegeſellſchaft iſt eben der, daß man ihr verfallen iſt mit allen ſeinen Gedanken und Empfindungen, daß man bei ihr abzollen muß, daß ſie den Schlußzettel verlangt von unſerer Empfindung, und daß man ſein Reiſevergnügen und ſeine Betrachtungen wie in einer Kaſerne zur allgemeinen Menage hergeben ſoll, um ſie dann aus der Geſammtſchüſſel heraus zu ſuchen, oder auch einen fremden Theil dafür einzulöffeln. Es gehört aber gewiß zu den Aergerniſſen des menſchlichen Lebens, wenn man ſo recht tief im Innerſten ergriffen iſt von einer Empfindung, oder von einem Gedanken, ſo recht herzinniglich damit beſchäftigt iſt, und nun kommt unſer Nachbar mit dem Klingelbeutel und will das Gold unſerer ſtummen Gefühle einſtreichen in Geſprächgroſchen und Wortdreiern; ſolche Störungen fahren wie eine Trepanirnadel durch das Herz und bleichen wie Schwefeldampf die Phantaſieroſe ab.

In Mainz empfahl ich mich und mein Heil dem „heiligen Georg“, der mich auf der nicht ſehr einladenden Waſſerdiligence anblickte und der mich auf dem Spiegelrücken des Rhein-Neptuns hinabtragen ſollte. Da Jupiter pluvius ſein Thränentuch ob unſerm Haupte ausdrückte, mußte ich von dem Verdeckſattel in den Bauch dieſes trojaniſchen Waſſerroſſes flüchten, und mich als Mitruderſclave an die Galeere der Langenweile ketten. Ich überflog mit einem geübten Generalblick die Mannſchaft oder vielmehr die Frauen- oder Mädchenſchaft, um zu der einſamen Zeile meines Daſeins einen weiblichen Reim aufzufinden. Gleich am Eingange documentirte ſich mir ein Geſicht, das eben die Reiſe von der heißen Zone der Jugend in die gemäßigte eintrat, als das Geſicht eines Kammerkätzchens, das mir früher ſchon in den Taunusbädern als Anhang einer antiquariſchen Frauengeſtalt in den Weg kam. Ein Päckchen auf dem Schooße enthielt wahrſcheinlich die Hilfstruppen, die ihrer retirirenden Schönheit Succurs bringen ſollten, und ein Lächeln ſagte deutlicher, als unſere gothiſche Schrift, daß ihr Herz ſich aus dem gar zu lange dauernden Waffenſtillſtand der conföderirten Anbeter wieder in den Freiheitskrieg hinausſehne; aber nicht, wie die deutſchen Helden, um ihre Freiheit zu gewinnen, ſondern ſie zu verlieren. Ich fühlte nicht Luſt, ein Ritter dieſes Mittelalters zu werden, blickte weiter umher, und neben dieſem Bild der Fröhlichkeit und Ueberſchalkheit ſaß eine Frau, deren Furchen nicht der Finger der Zeit, wohl aber das Grabeiſen des Kummers gegraben zu haben ſchien. Ihr Schmerz ſchien ein alter und doch auch ein friſcher zu ſein, denn noch immer ſuchte ihr Auge die Thräne wegzuläugnen, als ſchämte es ſich der alten Schmerzesliebe zu dieſen tröſtenden und lindernden Beſuchern. Ach, gibt es nicht einen Kummer, der ewig jung iſt, der wiedergeboren wird mit jeder Sonne, und im Schlafe nur zu neuem Wachen Kraft erhält? Gibt es nicht einen Jammer im menſchlichen Leben, der wie die Krokodille immer ſtärker wird, je älter er wird? Gibt es nicht einen Verluſt, der uns wie ein Riß in die Bruſt fährt und unſer ganzes Leben lang alle Tage weiter aufreißt, bis die Herzensglocke, ganz zerriſſen, den letzten Grabton austönt? Wird das ungeheure Weh, das ein reines jungfräuliches Herz tödtlich faßt, wenn die glatte, gleißneriſche Giftſchlange Betrug, es gelockt, umklammert und — betrogen hat, wird dieſer dumpfe Laokoonsſchmerz nicht wie ein Anteus neu, ſo oft er den Boden ihrer Erinnerung berührt? Brennt nicht eben durch das Dunkel der dazwiſchen liegenden Zeit dieſe Flammenqual glühender in die Gegenwart herein? und bettet ſich denn nicht eben oft unter dem großen Schiffe des Himmels, wie hier in dem kleinen, Jammer und Freude dicht nebeneinander? Tritt nicht das Leben oft vor uns mit ſeinem Janusgeſicht, lachend und weinend, Demokrit und Heraklit, oft auch in greller Vermiſchung von Beiden? Wird unſer inneres Sein nicht oft zerſpaltet in räthſelhafte Doppelgängerei, wenn das Schickſal voll draſtiſchen Hohns die Luſt- und Schmerzens-Pole zuſammenkrümmt, und blicken ſich dieſe zwei Hälften nicht ſchroff, fremd und doch tief verwandt an? — Etwas entfernt von dieſer Gruppe hatten ſich zwei weibliche, außerordentlich ſchmale Weſen, ſehr breit gemacht; Farbe, Haltung und Phyſiognomie ließen mich Bürgerinnen aus dem Lande erkennen, wo Herr John Bull die Leiche der Freiheit, wie der Held aus Houwald's Leuchtthurm ſeine ertrunkene Geliebte, jubelnd mit ſich herumſchleppt, ſie für lebend hält und ausgibt, indeſſen aber doch die Taxe für das bischen Fenſterlicht bezahlt. Zwiſchen dieſe beide ſchob ſich eine unbeſchriebene Mannsphyſiognomie, wie ein Einlegeblatt zwiſchen zwei Kupferſtiche ein. Dieſem Kleeblatte gegenüber ſaß der Sohn eines öſterreichiſchen Majors, dem man das Gelüſte anſah, mit ſeinem Wortſchiffe auf der Societätsinſel dieſer intereſſanten Inſulanerinnen zu landen; allein die hohle Brandung der engliſchen Sprache trieb ſein Schifflein wieder zurück in den ſtillen Ocean, und er begnügte ſich zuletzt damit, dann und wann einige Nothſchüße aus ſeiner Herzenslavette loszubrennen und mit den Blicken um ſich herum zu laviren. Außer dieſer Hauptgruppe war das Schiff an hervorſtehenden Nebenfiguren arm. Ich ſetzte mich ſtill an das Fenſter des Schiffes und ſah hinaus in den Staubregen, der die Berge am Ufer umhüllte und in dem Spiegel des Rheins kleine Kreiſe ſchuf, um den lorgnettirenden Damen Zeit zu gönnen, ſich ihre Muthmaßungen über den neuen Gaſt mitzutheilen. Ich war eitel genug, meine Reiſebibliotheke, die aus Ackermann's „for get me not," Guarin's „Pastor fido," einer Rheinreiſe von Rheineck ſammt Karten u. ſ. w. auf den Tiſch zu legen, wohl vorausſehend, daß auch Engländerinnen Töchter Eva's ſind; und wirklich ſah ich bald halbſeits, wie ſie nach und nach mit den ſchönen Fingerchen nach dem Titel der ſaubergebundenen Büchlein losſteuerten.

Zweiter Brief.

Mein engliſches Buch verſchaffte mir bald einen engliſchen Gruß von den ſchönen Britinnen, und in ein paar Augenblicken ward es mir klar, daß auch dieſe Pilgerinnen zu jenen Reiſenden gehörten, welche die grüne Stube der Natur wie die grüne Stube zu Dresden durchwandern, um eine Rubrik in ihrem Tagebuche auszufüllen, um, ſowie ſie einſchreiben: „Heute am u. ſ. w. habe ich drei Stunden lang in dieſem Kunſtwunder-Tempel zugebracht,“ auch einzuſchreiben: „heute am u. ſ. w. habe ich ſechs und eine halbe Meile Natur zurückgelegt.“ Ich kenne viele Reiſende, die eigentlich nur als Legationsſecretäre ihres Taſchenbuches reiſen, welche die Naturgegenden in Commiſſion nehmen, und wenn ſie auch für ihren künftigen Verleger ſchon zehn Exemplare bei Seite gebracht, doch kein Gratis-Exemplar für ſich behalten haben. Solche reiſende Gefühls-Eunuchen in dem herrlichen Serail der Schöpfung machen eigentlich wahre Brandſchatzungs-Expeditionen; jedes Haupt, es ſei nun eines Felſens oder eines bedeutenden Mannes, wird controlirt, in ihre Bemerkungen eingetragen und dann in der Hauptmauth eines Verlegers geſchätzt, gekauft und auf dem Druckſtock ausgeboten. Es wäre eine neue und glückliche Finanzoperation, wenn man ein Natur- und Phyſiognomie-Zollamt errichtete, an welchem jeder Reiſende von der Feder viſitirt wird, nicht nach Tabak und weſtphäler Schinken, aber nach Naturſkizzen und Bemerkungen über die ausgezeichneten Männergeſichter und Phyſiognomien, die er aus dem Lande geholt hat. Dann würde alles taxirt und verhältnißmäßig abgezollt, je nachdem es Druckſeiten abgibt, z. B. ein Hügel als Duodez-, ein Felſen als Quart- und ein großer Berg als Folioſeite, ein Schauſpielergeſicht zwei Seiten, ein Schriftſtellergeſicht gibt ein Capitel, eine Maitreſſe aber und ein ausgezeichneter politiſcher Kopf werfen eine beſondere Brochure ab. Eine ſolche Finanzoperation würde das Gleichgewicht in Europa dadurch herſtellen, daß eben die kleinen Staaten im Durchſchnitt ein viel ergiebigeres Einkommen an Naturzoll, beſonders aber an Steuer ausgezeichneter Köpfe, an wahrhafter Kopfſteuer, erhalten würden, als die ausgedehnten und weitläufigen. Freilich würde auch da, wie bei jedem Zollamte, viel Unterſchleif getrieben werden, es würden die Waaren, die unbedeutend Accise geben, gewiſſenhaft angegeben werden, und daneben die, welche große Accise heiſchen, verläugnet werden; ſo würde man z. B. den kleinen Berg bei Weimar und Herrn Mayer als Ueberſetzer des Shakespeare bei der Douane gewiß vorzeigen, den Brocken aber und Goethe würde man durchſchmuggeln! Doch ich komme von meinem Finanzplan zu dem Plan zurück, den meine beiden Engländerinnen hatten, alle Berge, die wie wachthabende Giganten den Cordon an den Ufern des Rheins hinzogen, ab- und einzuzeichnen in ihr blau- und grünſammtnes Zeichenbüchlein, in welchem ſchon mehrere Dutzend wohlconditionirter Berge und Ruinen mit ihren Benennungen ſtanden; man konnte aber weder durch den Gegenſtand die Schrift, noch durch die Schrift den Gegenſtand enträthſeln, ſowie man in den jetzigen Xenien zwar die gemeinten Perſonen nicht ſieht, dafür aber auch nicht weiß, wo die Xenien ſind. Ich ſollte nun immer die eine Seite ausfindig machen, die ſich am Beſten in der Zeichnung ausnimmt, mir war aber das Geſchäft zu einſeitig, und überhaupt ärgerte es mich, daß es gerade ein weibliches Weſen war, die das große

Heiligthum dieſer Umgegend durch einen Götzenbilderdienſt verunheiligen wollte, und in dies Schönſehrohr hineinſah, wie in ein jedes Schönſehrohr, blos um vielleicht einige Zeichnungen und Deſſeins zu Brieftaſchen und Neujahrsgeſchenken zu gewinnen. Schon wollte ich ihnen ſagen: „Meine Damen! wenn Sie dieſe Zeichnungen etwa als Steckbriefe aufbewahren, um dieſer Gegenden und Berge, wenn ſie Ihrem Gedächtniſſe entlaufen ſind, wieder durch ſelbe habhaft zu werden, ſo bedaure ich Ihre vergebliche Mühe, denn nach dieſer Perſon- und Naturbeſchreibung können dieſe Berge ſtets durch ganz Europa reiſen, ohne erkannt zu werden.“ Doch war ich zu ſehr froh geſtimmt, um ſatyriſch zu ſein, ich überließ ſie ihrer heiligen Abzeichnungswuth und eilte auf das Verdeck. Der herabſäuſelnde Regen hatte aufgehört, einige Wölkchen zogen wie ferne Wanderer am heitern Himmel abwärts, die halm- und blüthenreichen Ufer miſchten ihren friſchgewürzten Athem in die abgekühlte Abendluft, die Berge, nackt und erquickt, ſtiegen aus dem Regenbad heraus, und ſahen bald heiter und bald ernſt in den tiefen Himmel der Fluth, der ihr Spiegelbild in gemilderten Tinten auf ſeiner flachen Wölbung trug. Hie und da an beiden Ufern lagen kleine Dörfer, Häuſer und Hütten, wie huldigende Vaſallen zu den Füßen dieſer Felſenfürſten; die aus Gebüſchen hervorcoquettirenden Thurmſpitzen liebäugelten ſich von einem Ufer zum andern an, ihre Grüße zogen in leiſen Glockentönen, wie kreiſende Möven über die Fluthen hin, und vermiſchten ſich ſehnſüchtig in der reinen Atmoſphäre. Der Himmel ſchien in behaglicher Nachläſſigkeit ſich hinzulehnen auf die erhabenen Säulen dieſer Gebirgsrotunde; der Abend zog allmälig heran, und ein angenehmes Halbdunkel wickelte ſich wie ein naſſes Gewand um die herrlichen Conturen der Gegend, die eben dadurch den höchſten Reiz ihrer Schönheit der geiſtigeren Wolluſt zu errathen übrig ließ. So iſt jeder Abend ein ſtiller Augenblick, in dem wir den Pulsſchlag des Univerſums deutlicher ſpüren, jedes Athemholen der Empfindung belauſchen und das leiſe Hämmern und Pochen in allen Getrieben der Natur vernehmen. Jeder Abend iſt ein Sylveſterabend und ein heiliges Abendmahl, er erhebt, beſchwichtigt uns und flößt die Zuverſicht ein, daß dem Abendblatte des Lebens ein Morgenblatt der Seligkeit folgen werde. Zu dieſem Abendfeſte erſchienen die leuchtenden Balldamen: die Sterne in ewiger Jugend, und begannen den großen Fackeltanz, der ſiebenarmige Plejasleuchter ſchimmerte mit ſeinem reinen Lichte nieder, die himmliſchen Inſeparables: Caſtor und Pollux, blickten freundlich durch das milde Blau des Himmels, das große Balletcorps der andern Sterne kreiſete auf den Gebirgsſpitzen flimmernd durcheinander, der Mond ſah freundlich, wie ein ſchönes Mädchenantlitz über die Schulter eines finſtern Onkels, über die dunklen Berge hervor, ſchwamm bald wie eine Waſſerlilie durch die blaue Himmelsfluth, und es war, als ob eine Lichtblume ſich aufthäte und aus ihrem Buſen herabthauete die weißen

Strahlen, und den Funkenſchnee herabſchneite in den nachtumſchleierten Iſistempel, und die alten Häupter der anbetenden Felſen bekränze mit einem Heiligenſchein, und die Weihebecken der Thäler füllte mit dem Lichtbade der Geiſter, und die Wogen des Rheins überdeckte mit dem Muſivgolde eines ewigen Morgenroths! Mir war es, als ſchaueten durch den Gazeſchleier der Nacht liebende Weſen aus höheren Gefilden mit klaren verlangenden Augen auf mich herab, und funkelten und flimmerten mir ins tiefe Herz, und winkten lockend mit den hellen Blicken und als lehnten in dem Architrav der herabhangenden Berge Geiſter abgeſchiedener Freunde und zögen an den weißen Fäden des Mondſcheins mich an ihre Bruſt, und als ſtreckten aus allen Zweigen wehmüthige Rückerinnerungen ihre Arme nach mir aus, und als riefen aus den Fluthen die Stimmen ſeliger Minuten ihr Wiederauferſtehungslied, und als liſpelte und ſpielte eine geiſtige Lippe auf der großen Zauberflöte der Schöpfung, deren Ton alle Sinnenthiere bändigt, und der das Leben, den Probeſaal des ewigen Lebens, durchzieht mit der kaum verſtandenen, aber tiefgeahnten harmoniſchen Introduction des jenſeitigen Lebens.

Dritter Brief.

Wenn der Menſch einmal eine Nacht ſein Haupt nicht überbaut mit einer Schlafmütze und einer Stubendecke und einem Dachſtuhl, ſondern es frei ruhen läßt unter der geſtickten Nachthaube des geſtirnten Himmels, wenn er die Erhabenheit, die ſtille Feierlichkeit, ja die Religioſität eines ſternenhellen Sommernachtshimmels, nicht nur aus dem Bürſtenabzuge einer romantiſchen Beſchreibung oder aus ſeiner Effigien-Ausſtellung auf dem Theater kennen lernt, ſondern ſie erkennt und lieſt in dem großen Originale, in der aufgerollten Aetherpergamentrolle, geſetzt aus der Phosphorſchrift des ewigen Lichts, durchſchoſſen von unendlichen Räumen, und von beiden Seiten eingeſchlagen von den zwei goldnen Buchbinderblättern des Abend- und des Morgenroths, wenn er die Nacht aus dieſem Prachtexemplar ſelbſt kennen lernt, dann, ja dann fühlt er, daß das menſchliche Herz von höheren Ahnungen gefüllt iſt, daß das Räthſel unſeres Lebensalmanachs erſt in dem des künftigen Lebens eine befriedigende Löſung erhält, und daß eine Sehnſucht in unſerem Daſein eingeſargt iſt, die oft aufſteigt, unkenntlich an uns vorüberſtreift, daß wir aufſchauern in einem unbegreiflichen Wollen und Wünſchen, und die erſt am großen Feſte der Gräber auferſtehen wird zur verklärten Erfüllung! Und nun gar hier, theure Lyſſa, am Rhein, dieſem großen Waſſerfolianten mit ſeinem geiſtreichen Weingloſſarium, an deſſen Ufern die üppige Natur ihr Belvedere aufſchlug, hier im Wisperthale, dieſer Frucht- und Opferſchaale und Friedensklauſe zugleich! Hier ließ ich die Nacht über mir vorüberziehen, hingeſtreckt auf einem Felſenſtücke, welches im Entrollen aus ſeinem Standpuncte, überraſcht von dem Anblick des Gartens zu ſeinen Füßen, plötzlich inne zu halten ſcheint. Aus der Tiefe zog die aromatiſche Fluth herauf und ſchlug über mir, wie über einer Taucherglocke zuſammen, und umgeben von den phantaſtiſchen Formen der Berge, kam es mir vor, als ſäße ich in dem künſtleriſchen Dunkel eines Phidias-Ateliers, und um mich ſtänden die Berg-Jupiter und die Giganten alle, und ein heiliger Schauer der Bewunderung und der Anbetung wehte mich an. Da fiel der erſte bleiche Morgenſtreif in das finſtere Thal, wie ein ferner Hoffnungsſtrahl in eine kummervolle Bruſt, nach und nach flog ein Roſenſchein über das erbleichende Blau, die Formen der Thäler und Berge ſchwankten und ſchwammen in einem reizenden Helldunkel, die Felſen, die Bäume warfen wie erwachende, muntere Mädchen ihren Kopfflor weg, und ſtanden in friſcher Schöne da; die verkappten Bergmänner ſtreiften ihr Schlafkleid ab, und ſtreckten, wie aus einem Bade, erſt das Haupt, dann den Arm an's Licht hervor, und traten endlich neu verjüngt ganz an das Licht heraus. Das reizende Thal ſträubte ſich noch gegen den Kuß des Morgenroths, aber endlich unterlag es ſeiner Roſenlippe und erröthete bräutlich, und lag übergoſſen von jungfräulicher Schamröthe da. Die Gegend trat wie eine junge Schöne an die Morgentoilette; die Berge und Hügel boten wie Putztiſche den friſchen Carmin der Wangen dar; Blumen und Blüthen goſſen wie Kammermädchen den Parfum aus vollen Kelch-Flacons über ſie aus, und rings an Bäumen und Büſchen hingen wie an einer Toiletten = Servante die Perlenſchnüre und die Buſennadeln des waſſer= und feuerſpielenden Thauſchmuckes. So ſei mir gegrüßt, Natur! bei deinem Hervortreten aus dem Schlafgemache der Nacht! Der Friedensfürſt: Schlaf, dieſer kurze Polſterſitz von der langen Bank des Todes nimmt die Menſchen verſöhnend auf, und zwiſchen dem Heut und Geſtern liegt die Nacht wie ein leerer Sarkophag, aus dem wir zu einer heitern Morgen=Auferſtehung ausgeſtiegen ſind. O wie entzückend iſt die ewig junge Natur in der lieblichen Kindheit des Tages, am Morgen! wie feiert jeder Seelenſchmerz ſein Geneſungsfeſt in dem Luftbade der lichtüberſtrömten Schöpfung! O ihr Alle, die ihr ſiechen Gemüthes ſeid, eilt hinaus in das Troſt= und Erfriſchungs=Palais der Natur, legt die Brandſtellen Eurer Seele an den lindernden Balſam, den die reiche Vegetation uns darbietet! O nur die Natur iſt die Mutter der Geſundheit, die Amme der Heiterkeit, die Stiftsdame der Tugend, die Kammerfrau der Liebe und die Geheimeräthin der Poeſie! O, wenn ihr noch den letzten Gluthhauch eures poetiſchen Innern nicht zum Süßwerk werden laſſen wollet, oder zum kriſtalliſirenden flachen Treibeis auf den Fluthen der Alltäglichkeit, ſo rettet euch hinaus aus den dumpfen engen Gaſſen, aus dem gemiederten Engleben der Stadt, aus den engbrüſtigen Geſpenſtern ihrer Geſpräche, aus der flachen Schimmer= und Spiegelglätte ihrer leeren Aeußerlichkeit, rettet euch hinaus in die große Rettungsanſtalt der Natur! nur in dieſer humoriſtiſchen Vorſchule der Poeſie, nur in dieſer Rüſtkammer der Wahrheit und nur in dieſem Zeug- und Bilderhauſe alles Großen, Schönen und Herrlichen, werden eurem Weſen alle Sonn- und Wendefeuer der heiligen Dichtung aufgehen; denn Natur und Poeſie ſind die Milchbrüder der Empfindung, und die Schweſter-Radien in dem Zirkel der Begeiſterung.

Vierter Brief.

Teufelsleiter.

Ich war mit dem erſten Vorboten der Dämmerung hingezogen durch das Thal; der hier ſtets wehende Bisperwind umfloß mich mit ſeinem lauen Hauche, der kleine Bisperbach, der die Fußwaſchung der Felſenmonarchen hier verrichtet, bog und zog ſich wie ein Schäfer, der, um zurückzukehren, nur entflieht in verſchlungenen Krümmungen hin, verſchwindet hier in einem Gebüſche, um dort wieder plötzlich zu erſcheinen, hüpft über einen im Wege liegenden Stein, ſpielt dort ruhig um einen Strauch; hier wirft ſich ein Baumaſt, als wollte er ihn liebend feſthalten, über ihn hin, doch er entſchlüpft ſeinen Armen, um ſeinen Thalgang fortzuſetzen. Das feierliche Schweigen ringsum wurde von dem frühen Horaruf der Luftbewohner unterbrochen, welche die Ouverture des Tages anſtimmten; die Kräuter und Gebüſche hauchten ihre Morgengabe der bräutlichen Natur entgegen, Reis und Zweig ſchlug die erwachenden Augen auf, und ich ging wie auf Springfedern durch dieſes große Pfingſtleben, überbaut von dem tiefblauen Dom, benetzt von der milden Thauthräne, die dem Wimper der Nacht entquollen, und die ganze Welt kam mir vor, wie ein einziges großes Barmherzigenhaus und ich ſelbſt als ein Geneſener, der aus dem Gardinenbette ſeines Krankenlagers und von ſeinem Siechkiſſen zum erſtenmale hinaustritt unter das unendliche klargewölbte Himmelsbett und auf das Krönungskiſſen der üppigen Erde. Als wären plötzlich von mir abgefallen alle Spannriemen und Aderlaßbinden und Quetſchformen eines krankhaften Weſens, und als würde der enge Bruſtkaſten plötzlich elaſtiſch und dehnte ſich frei und weitathmend aus, ſo zog ich den Bruſttrank der Luft in mich, ſo entſtrickte mich ein unnennbares Etwas der beengenden Haft der Sorge, ſo flog ich über den großen Streckteppich des ſammtenen Raſens hin, und eilte in Gedanken, mit gelösten Gliedern, an den Stämmen himmelanregender Bäume empor. So hatte ich den ſteilen Kederich, oder die Teufelsleiter, beſtiegen, um noch vor Sonnenaufgang, wie ein zweiter Moſes, hineinzuſehen in das heilige Rheinland, in dieſes Kanaan Deutſchlands. Die Teufelsleiter hat Stoff zu mehrern Sagen und Märchen gegeben. Große Berge theilen auch darin das Schickſal großer Männer, daß die Menſchen ihre einfache Größe und Erhabenheit mit Fabeln und Wundern ausſchmücken, eben weil ihnen ſelbſt die Entſtehung einer ſolchen Erhabenheit fremd iſt, weil ſie ebenſowenig in die große Werkſtätte der Natur als in den Rädergang großer Geiſtesfähigkeiten zu ſehen vermögen. Um nicht ſich ſelbſt geringſchätzen zu müſſen, wenn ſie ſich wie Wurzelblümler unbemerkt am Boden hinziehen neben den hochprangenden Cedergeſchöpfen, laſſen ſie bei dieſen überirdiſchen Mächten und Wunderzeichen ihr Wachsthum befördern. So hat das Volk in der Schweiz, am Rhein und in allen Berggegenden eine eigene Schöpfungsgeſchichte derſelben, einen Bergbau voll Märchen und Wunder, zwiſchen deſſen Taubſtein oft ein reicher Gang poetiſchen Metalls verdeckt liegt, und das oft als ſchönes Gold ausgeädert wird. Eine ſolche Geneſis läßt wie die erſte, heilige im Gemiſche von Wahrheit und Dichtung, ihre Geſchöpfe die Revue paſſiren, um ſie mit neuen Namen zu benennen, z. B. die Teufelsleiter, die Brüder, die Wolkenburg, die Lurleifelſen u. ſ. w. und mit dieſem Pathennamen, den ſie von dem Gevatter Volksglauben noch neben ihrem eigenen tragen, wird ihnen zugleich ein eigener Zauber beigelegt, der den Reiſenden doppelt anzieht und feſthält. Die kalte Bewunderung erwärmt ſich an der Phantaſie, und der Menſch belebt ſo gerne das Lebloſe, er iſt ſo gerne ein Pygmalion, jede Bildſäule zu beſeelen, daß er die todten Maſſen bevölkert, indem er ſeine Gedanken, wie Deukalionsſteine, hinter ſich in die Vergangenheit wirft, und ſich aus ihnen Weſen hervorzaubert. Darum iſt's ſo reizend, ſich im Wisperthal die holden Mädchen mit ihrem Liebewispern zu denken; mit einem wollüſtigen Schauer hören wir in dem vielfachen Echo des Lurleifelſens - die klagenden Töne eines Felſen durchſuchenden, verlaſſenen Weſens, das in ewiger Wiederholung eines einzigen ſehnſüchtigen Tones ſelbſt zum Refrain wurde, der aus tiefen Gründen in klagenden Tönen widerhallt. So klomm ich über die ſteilen Rippen des Teufelsbergs in einer Art von ſüßer Selbſttäuſchung weg, weil ich auf jedem Felszack den Tritt des liebenden Helden-Jünglings erblickte, der ſein Mägdlein herabgeholt von der Burg, und den der Genius der Liebe beglückt herabtrug über den Wolkenſteg! Endlich war ich oben! Die Nebelkortine war von dem Welttheater weggeflogen. Tief im Oſten ſtieg die flammende Montgolfiere langſam und majeſtätiſch an Feuerſäulen empor, und warf den gaffenden Wellen ihre Sonnenblumen und Strahlenküße herab, und zog vom Zujauchzen aller Morgenhymnen und vom Bravoruf aller Sänger des Hains begleitet, immer höher und höher. Vor ihr her rollte ſich am Himmel die Lufttapete aus, und wie ſie heraufſchwebte, leuchtete das ganze Proſcenium auf in Roſafeuer, und die Tiefe mit ihren Hügeln, Thälern, Formen und Geſtalten rollte ſich wie ein farbenbunter Gobelin zu meinen Füßen auf. Tief unten am Saume der hellen Berge ſchwebte noch ein elfenartiger Nebel wie eine Spitzenguirlande um das Carmoiſinkleid einer Schönen. Die Ortſchaften lagen tief unten in magiſcher Beleuchtung, die Thurmkuppeln warfen wie Brennſpiegel ihre Strahlen umher, der Rhein wälzte ſich wie ein Lavaſtrom vorüber und in den Schluchten der Berge miſchte das Sonnenlicht ſein Farbenſpiel, vom Gipfel herab bis auf das rothangelaufene Waſſerbaſſin, maleriſch und verwirrt von der Blitzeshelle bis zum dunklen Schatten. Wie hinreißend iſt dieſe Naturſcene! wie grenzen das Schöne, das Fruchtbare und das Erhabene ſo nahe aneinander! Wie groß, wie frei, wie göttlich fühlt der Menſch hier ſich! Die göttliche Menſchheit und die menſchliche Gottheit! alles vereint zu einer heiligſten Frühmeſſe und in ſchweigender Andacht ſinkt der Menſch auf die Knie nieder, und der eingeſogene Opferduft aller Pflanzen, der laue und inbrünſtige Odem, der wie ein Lebensgruß in den Lüften bebt, wird in unſerer weitgeöffneten Bruſtmuſchel zur reinen Perle der Andacht, die als allumfaſſende Liebe unſer Leben verſchönt. Wir weihen dieſe Stelle zur Gethſemane der Frömmigkeit und die ſtumme Thräne wird zum „Vaterunſer,“ das den Schöpfer in ſeinen Welten anſtaunt, in ſeinen Werken anbetet und in ſeinen Geſchöpfen liebt.

Leere Betrachtungen über den vor mir liegenden leeren Bogen Papier.

Freundlich lächelt mich der leere Bogen Papier an, wie das Geſicht einer Tänzerin bei einem ronde de jambe, wie die Augen einer Dame auf den Subſcriptionsbällen, und wie das Repertoir eines Theaters. Weiß wie Rußlands Ebenen liegt das Papier vor mir, und ruft der napoleoniſch-wüthenden Feder zu: „Bis hierher und weiter nicht! rein ſind die Fluren! unſchuldig dieſe Hütten! ſchwärze ſie nicht an bei der beſonnten Mitwelt.“ — Ein Schauer ergreift mich, aber mein Schickſal reißt mich hin; das ſchwarze Verhängniß bricht über das weiße Gefilde herein, und bereits trägt die blendendweiße Velinhaut die Solennarben des nicht verſchonenden Kiels .Wenn ich bedenke, was aus dieſem weißen Bogen hätte werden können, ſo erbebt mein Inneres! — Ein Rothſchild hätte mit einem einzigen Federzug ihm einen Werth von Millionen gegeben, es hätte ein herrlicher Wechſel daraus werden können, und nun, was iſt daraus geworden? — Eine Schöne hätte darauf die zärtlichſten Ergüße ihres Herzens ſchreiben können, er hätte das Glück eines Liebhabers durch ein einziges „Ja" und das Glück eines Bewerbers durch ein einziges „Nein" machen können! — und nun iſt er nichts geworden. Kein Ja, kein Nein, bedeutungslos wie das Blinzeln einer Sängerin geht er vorüber! — Unter der Hand eines Reſtaurateurs hätte er zum einladendſten Speiſezettel werden können; die feinſten Gerichte, das delicateſte Wildpret, und die ſeltenſten Fiſche hätten den Leſer angelächelt, und jetzt, was iſt aus ihm geworden? ein nichtsſagendes Ding, ein gewöhnlicher Brei; ein mageres Gericht, ein fauler Fiſch, und höchſtens ein Braten für Spötter! — In der Hand eines Weinhändlers hätten Champagner, Burgunder, Rhein- und Capwein von ſeinem Antlitz uns angelächelt, und jetzt, was iſt aus ihm geworden? — Eine Wadzeks-Büchſe, leer und inhaltslos, voll Grüneberger, oder höchſtens ein Ausbruch fader Laune. — Unter der Hand eines Schneiders, was hätte aus ihm werden können? — Ein Maß?! das die reizendſte Taille umfaßte — in der Hand eines Schuſters ein Maß, das das reizendſte Füßchen umſchließt, und nun, was iſt aus ihm geworden? eine Langeweile ohne Maß, etwas, das nichts umfaßt und nichts umſchließt! Wohl haſt Du Recht, geliebter leerer Bogen Papier, der ich Dich nach und nach um all' Deine Weisheit bringe, was Du wohlweislich verſchweigſt, plaudert die ſchwarzkünſtleriſche Feder aus! — Aber bedenke, was Du auf eine andere Art hätteſt werden können! — Unter der Hand eines — ⏑ ⏑ wäreſt Du zum Schwefelhölzchen für zotenliebende Zuſchauer geworden! — Unter der Hand eines — ⏑ wäreſt Du zum Stiefelknecht eines Gelegenheitgedichtes geworden! — In der Hand eines Arztes zum Waiſen- und Witwenfabrikanten! — In der Hand eines Rechtsgelehrten zum Amputations-Inſtrument der Gerechtigkeit! — In der Hand eines Jeſuiten — zur Inoculir-Nadel der Heuchelei und des Myſticismus! — In der Hand einer Buhlerin zur Venus-Fliegenklappe der Unſchuld! — Dann, o Du weißer, leerer Bogen Papier, dann freilich iſt Dein jetziges Los beſſer, und Du biſt nun halb weiß, halb ſchwarz, ein ſogenannter Mulatte, aber Du biſt unſchuldig wie der Liebeskuß einer zahnloſen Coquette; friedlich wie ein Mädchen am Hochzeittage, und ohne Conſequenz wie des Herrn von Ottenfels Intervention.

Wenn ich auf Dich zurückblicke und nun betrachte, daß Deine beſchriebenen Seiten ebenſo leer ſind, als Deine unbeſchriebenen, freue ich mich, ſo viel gute Seiten an Dir zu entdecken; ich will aber nun abbrechen, um Dir noch Weisheit genug übrig zu laſſen, da es meinen Hörern doch ſchon ſchwarz vor den Augen wird. Denn meine leeren Betrachtungen ſind zu leer, wenn man ihnen alles nachſagt, ſo kann man ſie doch der Völlerei nicht beſchuldigen. Ich ſegle mit meinem Federſchiff immer mehr aus dem ſtillen Ocean des Papiers heraus, der Tiſch rückt wie Land mir immer näher;

es iſt für Euch das gelobte Land; denn ich muß nun ſchweigen, das Schweigen aber iſt der Gott der Glücklichen. Dem Glücklichen ſchlägt keine Uhr. Ohne Uhr iſt keine Feder, ohne Feder iſt nicht nur kein Schreiben, ſondern auch kein Leſer, alſo ſchweig ich ohne viel Federleſens!

Magiſter Bickzack,

oder:

die Kunſt, in allen Fällen des menſchlichen Lebens ein Schafsgeſicht zu machen.

(Ein humoriſtiſcher Holzſchnitt.)

Leſer, die mich kennen, wiſſen, und die mich nicht kennen, erfahren es jetzt, daß mich die Schreibeluſt immer wie ein Sanct-Veits-Tanz, wie eine Kriebelkrankheit befällt; ſo daß ich nie mit graden Schritten auf meinen Schreibegegenſtand zuſchreite, ſondern mit Federzuckungen, in tauſend Seitenkrümmungen, Abweichungen und Luftſprüngen auf ihn zufahre.

So fange ich dieſen Aufſatz auch nicht ſogleich bei Schafsköpfen, ſondern erſt bei dem Meinigen an.

(Hier habe ich dem Leſer Raum gelaſſen, um einen eigenen Witz auf Koſten meines Kopfes, den ich ſelbſt aus gerechter Eigenliebe nicht mache, einzuſchalten.)

Alſo ich fange erſt bei meinem Kopfe an, in den es gar nicht hinein will, daß man ein dummes Geſicht ein Schafsgeſicht nennt. Ich habe daher auf einem literariſchen Maskenſaal der Muſen mich zu einem Schafe gemacht. Ich hoffe, daß meine Geliebte nichts dagegen haben wird, daß ich mich ſelbſt ein wenig zu der großen Geduldzeit der Eheoſterlämmer präparire. In meiner Schafsepoche ſchreibe ich folgendes Circular an die Menſchheit:

„Liebe Menſchen und Brüder!

Da wir im Paradieſe um einen Tag früher als ihr das Licht der Welt erblickten, ſo ſind wir eigentlich die Majorats-Herren der Schöpfung, und uns gebührt die Herrſchaft über Euch, folglich müßten wir Euch, und nicht ihr uns ſcheeren! Allein durch Euren Sündenfall ſind wir mit Euch um unſer Majoratsgut, um unſer Erb- und Stammſchloß Eden gekommen, und wir müſſen Eure Schuld mitbüßen. Warum ſeid ihr aber ſo undankbar, einen dummen Menſchen mit dem Titel „Schafsgeſicht“ zu belehnen? Nennt ihr die Geduld der Wollträger Dummheit? Nennt ihr unſere Sanftmuth, unſere Geduld: Dummheit? Was würdet ihr ſagen, wenn wir ein Schaf, auf deſſen Antlitz ſich Neid, Bosheit, Verleumdung, Geiz, Trunkenheit u. ſ. w. abmalte, ein „Menſchengeſicht“ hießen? Vergleicht die Geſchichte der Menſchheit mit der Geſchichte der Schafheit, zieht das Facit ihrer Tugenden und ihrer Laſter, und urtheilt ſelbſt, wer der beſſere Theil iſt! Deshalb wollen wir gebeten haben, den Ausdruck „Schafsgeſicht“ aus Euren Wörterbüchern zu ſtreichen.

Mit Wohlwollen u. ſ. w.

M. G. Saphir, zeitweiliges Schaf,
im Namen der geſammten Schafheit.“

„Einſchiebſel.“

Ich habe mit Fleiß überſchrieben „Einſchiebſel,“ damit ungeduldige Leſer, die es gerne haben, daß ein Aufſatz, wie ein zubereiteter Häring, den Schwanz im Munde ſtecken habe, daß eine Erzählung wie ein Gaukler den Fußdaumen gleich Nonnereh an die Lippen bringe, es überſpringen können, beſonders aber habe ich es den Leſerinnen zu Liebe gethan, die Leſen und Reiſen gerne gleich bequem haben, und bei Abgründen ſich wenigſtens die Augen verbinden, ſtets die Land- und Heerſtraße der Geſchichte lieben, und die Seiten-, Hohl- und Schlupfwinkelwege und Stege des ſich ſchlängelnden Räſonnements nicht leiden können. Leſer jedoch, die wie die Todtenſchädel in den Geſpenſtergeſchichten ſich wie Schröpfköpfe an den Nacken des Autors ſetzen, und nicht von ihm laſſen, er mag über Hecken ſpringen und ſich im Fieberfroſt beuteln, ſolche eingefleiſchte Buchteufel und Leſe-Vampyre, ſolche unzertrennliche Schlagſchatten ſind ſeine Freude und Luſt, ſeine Augäpfel und Herzblättchen. Solche Leſer werden es auch gar nicht ungerne hören, wenn ich ihnen einen Spaß erzähle, den ich in der Zeit meiner Entſchafung und Wiedervermenſchung hatte.

Ich hatte nämlich, bevor ich in den literariſchen Maskenſaal der Muſen trat, mir, wie der Leſer weiß, bei dem Maskenſchneider Momus einen Schafshabit für die heutige Autoren-Redouten ausgeſucht. „Morizchen! Morizchen!" ſagt der olympiſche Lucian, als ich ganz gemach mein Menſchenfell, meinen Saphir-Domino mit der gelben Haarmütze im Ganzen abzog: „Morizchen," ſagte der Spötter, „Du biſt der erſte, der, bevor er ſeinen Leſern die Geduldhaut über die Ohren herabzieht, es erſt mit ſeiner eigenen probirte. Aber ich fürchte, man wird Dir etwas ſtark auf den Zahn fühlen und unter dem frommen Schafmund den biſſigen Leumund und den ſarkaſtiſchen Wolfs- und den ſatyriſchen Löwenzahn hervorſtehen ſehen, und dann iſt's um deine Maskenfreiheit geſchehen." — „Fürchte nichts, Freund Momus!" ſagte ich, „darin unterſcheidet ſich ja eben der Humor von der Satyre, daß ihm die ſcharfen, ſchneidenden Hau- und Fangzähne nicht wie bei den letztern von der Natur an- und ausgewachſen ſind, ſondern er hat, wie eine Coquette, die ſarkaſtiſchen und ſatyriſchen Vorderzähne blos künſtlich aus polirtem Elfenbein in den Zahnkaſten eingeſetzt, nicht um damit zu beißen, ſondern um zu brilliren, um der humoriſtiſchen Zunge zum Anſtoßpuncte zu dienen, darum kann er ſie füglich ausſchrauben, und zuweilen in Schminkbüchſen zu den Auxiliartruppen der Schriftſteller-Toilette legen."

Momus lächelte zweideutig, und während ich meinen Menſcheneinband mit blondem Goldſchnitte zu anderen, an der Mauer hängenden fügte, fielen mir beſonders zwei ausgezeichnete Häute auf. Momus wendete ſie, wie Trödler ihre alten Kleider, bald hinüber, bald herüber, und eine derſelben ließ mich keinen Augenblick zweifeln, daß es die armſelige Tunica eines Recenſenten ſei. An der ganzen eigentlichen Oberhaut (Cutis) waren die Blut- und Waſſergefäße, Nervendrüſen und Poren deutlich, wie ein feines Gewebe zu unterſcheiden, welches ſonſt bei keiner Menſchenhaut der Fall iſt, es ſei denn, ſie werde wie die eines Hirſchkalbs fleißig weichgegerbt; auch machten es mir verſchiedene blau und rothſchattirte Erhöhungen der Haut, die ich ihrer Größe halber unmöglich für die gewöhnlichen Hauthügelchen (Granula) halten konnte, gewiß, daß dies die Leidenstunica eines biſſigen Kritikers iſt, welche auf dem Gerbeſtocke der handgreiflichen Antikritik und in dem Stockhauſe der Gegenrecenſionen dieſe Filigran-Appretur und Auferſtehungshügel erhielt, und auf dieſe Art oder Unart zum tätowirten Recenſionsblatte geſtempelt wurde. Da es um Neujahr herum war und ich an den Schreibefingern dieſer Hauthandſchuhe eine Schwiele (Callus) bemerkte, die ſich gewöhnlich durch Abnützung der Epidermis oder der Oberhaut erzeugt, und da auch an ſeinen Thränenkarunkeln eine Petrification zu bemerken war, ſchloß ich auch ganz richtig, daß er die Gelegenheits-Poeterei nebenbei getrieben haben müſſe.

So erkannte ich auch auf den erſten Anblick die Haut-Toga einer Romanen-Schriftſtellerin ſowohl an den abgenutzten Nervenwärzchen (Papillæ Nervæ) ihrer Zunge und Schreibefinger, als auch an den Schmierhöhlen der Haut, die alle ihren Ausführungsgang nach den Fingerſpitzen nehmen, ohne ſie jedoch, ihrer Beſtimmung gemäß, vor Trockenheit zu ſchützen. Daß ſie blos Romane ſchrieb, ſah ich an der Durchſichtigkeit der Schädelhaut, die durch Anhäufung des Kopfwaſſers und dadurch bewirkter Auseinandertreibung der Schädelknochen entſtehet. Daß ſie oft und viel ſchrieb, ließ mich die geſchwollne Haut der Beckengegend vermuthen, welches Anzeichen der Gebärmutter-Waſſer-Frauen gern für eine leicht mit ihr zu verwechſelnde Schwangerſchaft halten. — Inzwiſchen war mein Schafshabit fertig, in welchem ich, wie der Leſer weiß, als Schaf vernünftig und idylliſch genug räſonnirte.

Als ich aus der poetiſchen Freiredoute in das Maskenzimmer, welches zugleich Garderobe war, zurückkehrte, war ein ſolches Treiben und Drängen, daß ich in der Eile meinen Schafspelz auf den Nagel hing, und ſtatt meines eigenen weißblonden Staub- und Pudermantels ein ſchwarzgelocktes Titus-Triumphkleid mit römiſcher Naſe und Knebelbart erwiſchte und überwarf. Dieſes Prachtfutteral gehörte — wie ich nach der Hand erfuhr — dem erſten Stadt-Adon und Stutzer an, der nebenbei anakreontiſche Lieder ſchrieb, id est abſchrieb, durch eine eigene Sichtungs- und Reutungsmaſchine alle anakreontiſchen Lieder ſichtete und reutete, und ſich auf dieſe Weiſe aus den Excerpten und Extracten einen erträglichen anakreontiſchen Fünftelſaft aus dem Federkiel preßte, ſo daß ihm als Taſchen-, Hand- und Auszug-Anakreon, und ſeinen Liedern als filtrirter und rectificirter Anakreonsgeiſt, als zuſammengeſottene, abgeſchaumte und verdichtete Reiſe-Subſtanz zu verdünnenden Gleim- und Ramler'ſchen Kraftſuppen, ein innerer In- und Unwerth nicht abzuſprechen war. Er nannte ſich daher mit ebenſoviel Recht einen Liederdichter, mit dem ſich Alchymiſten, die edle Metalle zer- und verſetzen, rein kochen und läutern, Goldmacher heißen. Die Spiegel des Garderobezimmers waren alle von Schöngeiſterinnen, die noch obendrein immer gerne Schönkörperinnen ſind, ſo belagert, daß ich keinen Blick in dieſelbe werfen konnte, und ohne Selbſtbeſchauung blos, nachdem ich mit meinem Diogenes-Friſirkamm, mit meinen fünf Fingern, mein Haar aufwirbelte, ohne meinen Hautvertauſch zu merken, zu meiner Geliebten rannte, und in der Freude wieder Menſch zu ſein, mich vor ihr auf die Knie warf; wie überhaupt jeder Mann bei ſeiner Auserkornen nur ein Knieſtück formirt, und die Füße, an denen zuweilen der Pferdehuf zu ſehen iſt, einzieht, um für einen Paradiesvogel zu gelten.

Bei dem Mädchen aber, das in dem unerklärbaren Magnetismus der Liebe den beſeligenden Grad der Clairvoyance erreichte, concentriren ſich alle Fühl- und Denkorgane in der klopfenden Herzgrube, und ſie legt den, von der heiligen Scham keuſcher Liebe verſiegelten Mund des knienden Jünglings an die wunderthätige Herzgrube, um in innerer Anſchauung ſein Weſen zu entziffern, um ſein von den Sphärennoten der Sehnſucht beſchriebenes Herzblatt mit den von innen ausgehenden Fühlfäden laut abzuleſen. Ja Knien, wo es nicht Knorpelgelenkigkeit der Kriecherei iſt, iſt der ſtumme Eid des Gefühls und das loco sigill der Empfindung. Ein gläubiges, wahrhaft ergriffenes Gemüth kann ſich der heiligen Tiara der Andacht, der Liebe und des Schmerzes nur kniend nähern, und eine geheime Macht zieht uns auf die Knie nieder an dem Golgatha der Frömmigkeit, an der Thränenurne der Trauer und an dem Hochaltare der opfernden Liebe! Wahrlich, Knien iſt nicht blos Gliederroutine, nicht Angewohnheit einer ſeelenloſen Obſervanz. Es iſt die ideale Form innigerer Demuth, unerklärbare Magie tiefer Empfindungen und Sanſcrittſprache des Herzens. Der erſte Kniende war gewiß ein Heiliger, den das Herzblatt, gebrochen von der zitternden Tropfenfülle der Seligkeit, oder vom ſengenden Mehlthau des Schickſals erdrückt, zu Boden neigte, und der in ſehnender Anſchmiegung an der Erde-Mutterbruſt Troſt im Einklang ſuchte.

So ſtürzte ich auch jetzt in des Augenblickes ſüßer Allgewalt vor dem Madonnenbilde meiner Lyſſa nieder, die aber ſtatt ſich dem Knienden wie immer zum Gnadenbilde zu verklären, wie eine zürnende Veſta entflohen, und den unbekannten Bilderſtürmer mit den verkohlenden Strahlenſtichen des Zorn- und Scham-Doppelbrandſpiegels zernichtete.

Ich ſprang befremdet auf, und mein Blick fiel in einen großen Trumeauxſpiegel, aus dem ich mir als Nicht-ich oder Vexir-ich entgegenſprang. Wenn ich ſogleich des ſeltſamen Vertauſches inne ward, ärgerte es mich doch ebenſowohl, und ſei's auch nur auf kurze Zeit, in die geſchnörkelte und ſcheckigte Zebrahaut dieſes Gecken gerathen zu ſein, aus Furcht, ſein voriges ſpasmodiſches Lächeln, ſeine Complimenten- und Scharrfuß-Kriebelkrankheit, und den Speichelfluß ſeiner Faſelei zu erben. Denn Stutzerei iſt nicht nur wie Faulkrankheiten durch Berührung, ſondern zuweilen wie große Nervenübel miasmatiſch, ja oft auch wie das Gähnen und Nieſen ſympathetiſch anſteckend. Darum ſehen wir oft Leute mit ganz geſundem Menſchenverſtande, mitgeriſſen von der Windhoſe eines Stutzerzirkels, ſich wie närriſch um ein goldenes Kalb herumdrehen und es verabgöttern. Ja, ich würde vorſchlagen, einen militäriſchen Sanitätscordon gegen dieſe Seuche zu ziehen, wenn nicht eben dadurch dieſe eigentliche magnetiſche Krankheit noch dazu eine armirte würde, die deſto ſtärker zöge. Es iſt noch ein Glück, daß ſich die von dieſem Farbenfieber der Stutzerei Befallenen ſo oft ſalben und räuchern, ja ſelbſt ihre Brieſlein oft vielfältig durchſtechen, und mit dem vinaigre de quatre voleurs beſpritzen, welches den Empfänger einigermaßen vor der Contagion ſichert.

Doch ſo ſtark auch die Räucherung meines Anakreons zu ſein ſchien, verſpürte ich doch einige ſtark markirte Symptome des Stutzerfiebers in meinem Innern. Nicht nur das Pernardium meines Herzens oscillirte unaufhörlich, ſondern die es umgebende rothe Flüßigkeit, kochte wie das Blut des heiligen Januarius oftmal auf. Die Glandula Pinealis meines Gehirns, die nach Carteſius der Sitz der Seele iſt, ſchien ſich zu Spiegelſcheiben zuſammen zu kochen, wo die Seele in ſteter Selbſtbeſchauung leben konnte; meine Stirnhaut fing an bein- und hornartig zu werden, und alle Elaſticität und Receptivität zum Runzeln und Erröthen zu verlieren. Dieſe Vorläufer der Anſteckung erhielten noch einen peinigenden Zuſatz durch die Gedanken, daß indeſſen andererſeits ein ſolcher ſchwänzelnder karteſianiſcher Teufel in meine Haut gefahren, und daß die Leute glauben werden, ich ſei es, der um den ſchönen Irrwiſch haſcht und gaukelt, da es doch ein Anderer iſt, ſowie Taſchenſpieler, die in ausgeblaſenen Eiſchalen gebrachte Blutegel nach dem Scheine eines Lichtes drehen und wenden laſſen, indeſſen die Zuſchauer meinen, das eigentliche Ei tanze dem Lichte nach. Ich lief alſo was ich konnte zu dem Garderobiſten Momus zurück, wo ich den anakreontiſchen Leimſieder ſchon traf, der mit kläglichen Geberden meinen Real- und Elephantenpapier-Schuber auszog, und dafür ſeinen Velin- und Seidenumſchlag forderte.

Momus, der eigentlich dieſen Wirrwarr anzettelte, tauſchte unſere Wechſelbälge wieder aus, und kaum hatte ich meinen weißblonden Staub- und Pudermantel wieder um, als ich wieder zurück zu Lyſſa eilte, vor ſie hinkniete; und jetzt wurde mir das Madonnenbild, wie immer, zum Gnadenbilde, und ſie nahm mich auf in den Himmel ihrer Liebe, der voll Cremoneſer-Geigen hing, und der mich mit ſeinen zehntauſend Engelein und Himmelsſchlüßlein umblühete und umklang.

Nachdem ich ihr meine tragikomiſchen Abenteuer als Schaf und Stutzer, mit poetiſchen Münchauſiaden verziert, erzählte, legte ich ihr mein Schaf-Promemoria an die Menſchheit zur Beurtheilung vor; denn was man auch ſagen mag, einen Richterſtuhl gibt es, vor welchem Recht und Unrecht ſich enthüllen, der alles Sittliche wägt und mißt, und kein Sandkörnchen und kein Waſſerfallſtäubchen abbricht, und dieſer Richterſtuhl iſt das weibliche Herz! Das Gefühl eines weiblichen unbefleckten Weſens iſt das Orakel der Gerechtigkeit, ihre Thräne iſt die einzige Waſſerprobe, und ihr Erröthen die einzige Feuerprobe der Tugend, wo ſonſt alle Codices und Folianten ſchweigen. Eine immer angeborne, zarte, duftige, hellſehende und unausſprechliche Empfindung iſt ihre magna Charta, und ein ewiges, unbegriffenes, in den zarteſten Geheimniſſen der Natur verſiegeltes, heliotropenartiges Hinneigen nach der hellleuchtenden Urſonne des wahrhaft ſittſamen, keuſchen, frommen und lautern Wirkens und Strebens iſt das Domes-Day's-Buch ihrer Handlungen und Urtheile. Wo der Mann der ſchwankenden Wage nur durch ein Brennus-ſchwert den Ausſchlag zu geben vermag, dort bannt das Weib durch den magnetiſchen Zug ihres Geſichtes die zitternde Nadel feſt. Darum legte ich erſt obigen Rechtsfall der klaren, blüthen- und glanzreichen Seele meiner zartfühlenden Lyſſa vor. Erſt nachdem alle meine Gefühlskelche und Empfindungsdolden in dem friſchſprudelnden Springquell ihres warmen Herzens, wie aus Gaſteins verjüngenden Mineralquellen neues Leben und Wachsthum ſogen, verfügte ich mich als Generaladvocat wieder in's Oberhaus der Menſchheit zurück.

(Ende des Einſchiebſels.)

Damit meine Leſer nicht ſagen, daß ich ebenſo ungerecht, wie ein revolutionäres Volk als Kläger, Angeklagter und Richter auftrete, will ich, ob ich gleich weiß, daß ich ein zweiter Ariſtides meinen eigenen Namen, d. h. den Namen Menſch, auf die Oſtracirſcheibe geſchrieben hätte, jetzt weder als Schaf die Anklage weiter fortſetzen, noch als Menſch mich vertheidigen, viel weniger noch als Schriftſteller vor dem Forum meines Schreibetiſches den ſchwarzen Federſtab über die eine oder die andere Partei brechen, ſondern ich commentire und ſchreibe blos meinen Magiſter Zickzack, oder meine Bemerkungen hier ab, die ich als reiſender Handwerksburſche der Satyriker-Gilde über Schafsgeſichter in mein Wanderbüchlein in Holzſchnittmanier ab- und einzeichnete. Wenn man weiß, daß ein Handwerksburſche ein deſto flotteres Leben führt, auf je mehr Werkſtätten ſeiner Profeſſion er ſtößt, der wird es auch wiſſen, daß der wandernde Satyrenmachergeſell ein ſchlechtes Leben führt. Die Schmelzhütten und die Satyrenſchriften, in denen bare Münze geprägt wird, werden heutzutage immer ſeltener. Alle literariſchen Geſellen, der dramatiſche Grobſchmiedgeſell und der lyriſche Drechslergeſell können ſich prächtig durchfechten, nach Art aller Wandergeſellen faſt in jedem Dorfe einen Gruß von der letzten Werkſtatt, die ſie trafen, ausrichten. Sie können von Gibraltar nach Kamtſchatka und von da nach Wien reiſen und noch da einen ſchönen Gruß vom Eipeldauer ausrichten. Ein ſatyriſcher Büchſenſpanner-Geſell aber trifft jetzt ſelten einen Meiſter ſeiner Profeſſion. Geſetzt, er fange bei dem Nimrod und Zechmeiſter Johannes Paul an, richte bei dem handfeſten Lichtenberg ſeinen ſchönen Gruß von Baireuth aus, klopfe an der Klein- gewehr- und Sackpiſtolen-Werkſtatt Friedrichs und Haugs an; wo trifft er dann noch im Reiche der Todten und Lebenden einen tüchtigen Meiſter, der ſeinen Lehrbrief unterſchreibe. Es iſt aber auch eine üble Sache um die Satyre, dieſer eiſernen Jungfrau des Tyrannen Nabis, die uns erſt ihre Arme öffnet und an den Buſen drückt, um uns deſto inniger mit ihren Springdolchen und Scheermeſſern zu durchbohren.

Ein Satyriker iſt ein wahrer Todtengräber, der ſein Liedlein ſingt, wenn er andern eine Grube gräbt und zuletzt oft ſelbſt hineinfällt. Und auf die Satyre kann man, wie auf den Sarg, das Räthſel anwenden:

> „Wer's braucht, der hat es nicht beſtellt,
> Wer's kriegt, zahlt dafür kein Geld.“

Sie iſt wohl beliebt, aber blos als Nächſtenliebe, die nicht bei uns ſelbſt anfängt. Das Aergſte aber iſt, daß, wenn ein Satyriker, wie jener Zauberer in den Feenmärchen, in die Luft einen Hieb führt, ſich doch gleich alle Anweſende die Zahnbacken halten und ſchreien, als ob er jedem insbeſondere die Weisheitszähne ausgeſchlagen hätte. Läßt man ſich's nun gar gelüſten, einen fingirten, ſelbſt zuſammengeſtoppelten Namen, wie einen hölzernen Türkenkopf, in ſeine ſatyriſche Reitbahn aufzupflanzen, um ſeine Hiebe und Stiche nach dieſem zuführen, gleich ſetzt der Leſer ſeine engliſche Sattelbrille auf, zerſetzt die Buchſtaben dieſes Namens, wie die Hölzlein des faden Chineſenſpiels, ſo lange, bis er durch die Verſchiebungen eine Aehnlichkeit mit einem wahren Namen heraus findet, und dann wird der Satyriker zum Pasquillanten. Darum bitte ich im Voraus, unter meinem Magiſter Zickzack nichts zu ſuchen! denn es ſteckt wie unter tauſend Magiſtern, unter denen man etwas ſucht, nichts hinter ihm. Dieſer mein Magiſter Zickzack iſt nichts als das Ideal eines reinen Schafgeſichtes, ein Geſchöpf meiner abſtrahirenden und combinirenden Phantaſie. Ich habe nämlich in meinen Wanderjahren ein phyſiognomiſches Excerptenblatt gehalten, auf welchem ich von allen eben ſtudirten claſſiſchen

Schafsgeſichtern den claſſiſchen Zug mit der Bleifeder abzeichnete; wenn ich z. B. auf einen Homer, Pindar, oder Sophokles der Schafsgeſichter traf. Ich bin wie die ganze jetzige vor- und aburtheilende Leſewelt, die wie die Juden ihren Kranken in der Kriſis als Heilmittel noch den Namen eines ihrer Stammväter Abraham's, Iſaak's und Jakob's beilegen, auch faſt jedem, der in dem Schreibeparoxismus ein Werkchen herausſchwitzt, den Namen eines der Herren des Parnaſſes beilegen; da heißt es gleich: „der Pindar ſeiner Zeit,“ „der Oſſian ſeiner Sprache, „der ruſſiſche Schiller ꝛc.,“ welches mich immer an Kryſtallen und Corallen, und böhmiſche Kryſtallen und Corallen erinnert. Alſo, wie geſagt, wenn ich auf ein ſolches claſſiſches Schafsgeſicht unſerer Zeit ſtieß, ſtudirte ich es, wie man eigentlich alle alten Claſſiker ſtudiren ſollte, ſo lange, bis ich den originellen und individuellen Schafszug, der jeden zu einer beſonderen Claſſicität ſtempelte, herausfand und denſelben als mathematiſche Linie oder Figur auf mein Excerptenblatt brachte. Bald lag bei einem das ganze Manupropria des Schafsgeſichtes in einem geheimen Zuge auf dem Rücken der dachartig ablaufenden Naſe; ich mußte alſo dieſen Zug als ſchiefe Linie, als Hypothenuſe dieſes Naſentriangels abzeichnen /; bei andern war ein ſchafartiges Hineinſchauen in die weite Welt, welches mit offenem Munde die gebratenen Tauben erwartete; da war es wieder dieſer characteriſirende offene Munddeckel, den ich als länglichen Zirkel ⬭ auf's Excerptenblatt trug; zuweilen war es ein uns oft unterkommendes, ſtets zufriedenes, dummes Lachen unter dem Specke, das von beiden erweiterten Naſenflügeln die zwei Zirkelausſchnitte in die fetten Augen und die verlängerten ſpitzigen Lippenwinkel hinunterlief, und die ich in dieſer Figur (< >) abriß; bei einem vierten war es ein Glotz- und Gaffzug, der von der Naſenwurzel aus rechts und links die Augen überflügelte und beim Kinn wieder ſpitzig zuſammenlief, der als Herzfigur in meinem Grundbuche der Schafszüge paradirte. Nachdem ich auf dieſe Weiſe zu einer vollſtändigen Sammlung der eminenteſten Züge und Formen eines Schafsgeſichtes gelangte, bildete ich aus allen dieſen Excerpten und Extracten ein einziges, verſchmolz in meiner Einbildung alle dieſe verſchiedenen Züge zu einer Einheit des Ganzen, und erhielt durch dieſe moſaikartige Zuſammenſetzung einer inneren Anſchauung ein höchſt vollkommenes Schafsgeſicht, welches ich mit vieler Mühe in meinem Holzſchnitt zu verſinnlichen ſuchte, dem ich nachher den Namen „Magiſter Zickzack“ beilegte. Ich zer-, ver- und überſchnitzte dieſen hölzernen Magiſter Zickzack ſo lange, bis er und ſein Leinabdruck endlich ſo rein und deutlich, wie ein Gubitziſcher vor mir da lag, und die Zufriedenheit, die in allen Theilen ausgedrückte unaufſtörbare Ruhe, die auf dieſem Holzſchnitt-Schafsgeſicht ſchwamm, brachte mich zu folgendem Verſuche.

Ich habe nämlich, wie mir ſcheint, nicht ganz mit Unrecht von einem Phyſiognomiker behaupten hören, daß, wenn es einem gelänge, die Mienen und Geberden eines Andern anzunehmen und nachzuahmen, man dadurch zu einer kleinen Kenntniß ſeiner Gedanken und ſeiner Gemüthsbewegung komme, da die Muskelbewegung, von den inneren Leidenſchaften hervorgebracht, zum Theil auch reciprocirend wirken. Nun dachte ich, wenn es mir gelänge, mich in dieſen Magiſter Zickzack ſo einzuſtudiren, mir ſeine Miene ſo anzueignen, daß ich im Stande wäre, mein Angeſicht wie durch eine Verſchiebung oder durch eine Couliſſen-Verſetzung plötzlich mit dieſem Schafsgeſicht zu vertauſchen, müßte ich hiedurch zu der, jedem Schafsgeſicht überhaupt und dieſem insbeſondere eigenen Seelenapathie, zu dieſer beglückenden Gedankenfaulheit, zu dieſer Unempfänglichkeit gegen alle Antaſtungen, kurz zu dieſer ſchalthierähnlichen harten Herzenshaut gelangen, die allen Schafsgeſichtern ſchon auf Erden das Himmelreich bereitet. Durch dieſe reizende Ausſicht angeſpornt, verwendete ich alle Tage ein paar Stunden auf das Studium dieſes Magiſter Zickzack, und wie tragiſche Künſtler den Faltenwurf und die Draperie ihrer Gewänder an den Antiken der Griechen und Römer einprobiren, ſuchte ich meine Geſichtshaut in den Faltenwurf Licht- und Schatten-Draperie meines Zickzack-Modells zu bringen. In kurzer Zeit brachte ich es durch Fleiß und Uebung, durch ein anhaltendes Bewegen und Verdrehen des Geſichtes zu einer ſolchen Mienenappretur und Routine, zu einer ſolchen Elaſticität, Geſchmeidigkeit und Biegſamkeit der Geſichtsmuskeln, daß ich in jedem Augenblicke, wie auf den Druck einer Springfeder das Schafsgeſicht vorſchieben konnte, und dem lobeſamen Magiſter Zickzack wie aus den Augen geſchnitten ſah. Da nun dieſes Schafsgeſicht ſeine rückwirkende, narkotiſche, krampf- und ſchmerzſtillende Kraft auf Geiſt und Herz bei mir bewährte, ſo kann ich meinen Magiſter Zickzack Holzſchnitt mit ebenſovieler Ueberzeugung, wie Mannlich ſeinen undurchdringlichen Filzharniſch, zu einem Gemüthsharniſch und zu einer Seelenägide für alle Fälle des menſchlichen Lebens empfehlen. Ich habe in dem Pfeilenregen der geſchliffenſten Stachelreden, deren Spitzen in das Gift der tödtlichen Bosheit getaucht waren, geſtanden; unter der aushöhlenden Dachtraufe der Neckerei; unter den herabſchauenden Blitzblicken der Großen; unter dem triumphirenden Wetterleuchten vergebens angebeteter Augen; unter dem Schneegeſtöber des Pöbelgewäſches u. ſ. w. und in allen dieſen Fällen nahm ich geſchwinde mein Zickzackgeſicht vor, und ſogleich fühlte ich die glückliche Schafsnatur und Unempfindlichkeit der Dummen in mir, und an meinem ſtets nichtsſagenden, Taubſtummen ähnlichen Schafsgeſicht, glitten alle rohen Umgriffe wie am Ringeröl ab, und meine anſcheinende Rhinoceroshaut ermüdete die Verletzer, indem ſie ihnen zugleich den Triumph, als ſchmerze es mich, vereitelte. Die Kunſt, in allen Theilen des menſchlichen Lebens ein Schafsgeſicht zu machen, iſt ſo wohlfeil, ſo gemeinnützig, ſo einfach und ſo leicht ſelbſt zu bereiten, daß ich mit Recht auf den Dank meiner Mitmenſchen

Anſpruch mache. Mein eigenes Zickzack Modell iſt bereits in Abdrücken an verſchiedene Freunde von mir vertheilt worden, die ſich deſſen mit dem beſten Erfolge bedienen. Nur Einer hatte das Unglück, daß er wie jener Künſtler, der den Titus ſo brav einſtudirte, daß er aus ſeiner Rolle nicht mehr herauskam, das Zickzackgeſicht nicht mehr ablegen konnte. Allein dieſem ſcheint in früher Jugend ſein angebornes Schafsgeſicht vielleicht durch Erkältung zurückgetreten zu ſein, welches nunmehr durch das Auflegen dieſes Zickzacks, wie durch ein Antimoniale erregt, wieder herausſchlug, ſich mit dieſem amalgamirte, und ſeine Stelle mit doppelter Beſetzung behauptete. Sonſt kann ich mit Leib und Seele für den beſten Erfolg meines Magiſter Zickzack-Geſichtes haften. Fiat applicatio!

Papillotten.

Ein zahnender Dichter, — das heißt, einer, dem die poetiſchen Zahnknospen eben aus den Kiefern brechen, — verdient, wie zahnende Kinder, die größte Sorgfalt. Um dieſe Zeit bemerkt man an ihm eine innere Unruhe, ein beſtändiges Saugen an den Fingern, ein Abkiefeln aller Gegenſtände, ein untermiſchtes Fröſteln, anfliegende Röthe u. dgl. In dieſer Epoche ſind ſie am zarteſten, da ſtelle man ſie, wie April-Spargel und Frühpflanzen, unter ſchützende Glasglocken, damit kein unzeitiger Recenſentenreif und Krittlerfroſt ſie anhauche und verſenge. Sobald ihnen die erſten Vorderzähnchen herausgeſproſſen, beißen ſie in die Mutterbruſt der Claſſiker, die ihnen doch die erſte Milch reichte, und wenn ſie Stockzähne machen, fangen ſie ſchon das Zermalmen an. Eben da ich dieſes niederſchreibe, zerarbeite ich in den lauernden Anſchlagspauſen der Gedanken-Treibjagd, den Wolfszahn des linken Daumens mit meinen Vorderzähnen, und fühle, ſozuſagen, mir ſelbſt auf den Zahn, und ſo oft ich dieſes Experiment mache, ſtürzt durch einen Gehirnſchuß ein Gedankenwildpret auf's Papier nieder; dies wiederhole ich dann ſo oft, bis ich genug Wildpret habe, um wenigſtens meine Faſtenleſer zu befriedigen, und nenne dieſe Ideenaufläufe: (wie man ſagt Reisauflauf) „Drachenzähne;“ wie ich eigentlich alle ins Typenfeld geſäete Schriften, an deren Stelle eine Armee von Kriegern aus den Setzkäſten hervorwimmelt, nennen möchte. Beſonders ſollte das ein Anfänger thun, als wirklicher Kadmus in philologiſcher Bedeutung des Wortes; da hat er noch den Vortheil, daß man nicht weiß, ob auch Drachen Weisheitszähne bekommen, und ob recenſirende Dentiſten ihren Pelikan auch an Drachenzähne zu legen wagen. Ueberhaupt verſprechen poetiſche Drachenzähne mehr, als poetiſche Menſchenzähne, da ſie keine hohlen mit Pleonasmen-Blei und Rauſchgold plombirten haben, und in die Lücken ihrer Zahnladen keinen fremden, verſtorbenen oder noch lebenden Dichtern ausgehobenen, geſunden Zahn einſetzen. Aber ich komme, um doch auch ein Nachklang der Shakespeariſchen „ich ſeh' den Wald vor lauter Bäumen nicht“ zu ſein, vor lauter Zahnen zu den Zähnen nicht, ſo wie die meiſten Menſchen durch die Vorjagd des Lebens das Grenzwildpret verſcheuchen und zur eigentlichen Luſtjagd nicht kommen; und ich muß ſchon, wie jener Läufer in den Ammenmärchen, meinen ſchnellen Vergleichungsfüßen Sperrketten anlegen, damit ſie den Gegenſtand, den ſie erhaſchen wollen, nicht weit hinter ſich zurück laſſen. Dieſer mein Gegenſtand biſt Du, mein lieber Leſer! der Du mich nicht leſeſt; denn das Unglück des Dichters, der nur Handlanger des Verlegers iſt, macht nur der

Nicht-Leſer, ſo wie das Schrecklichſte iſt, gar keinen Schatten zu haben. Der Leſer, der mich nicht lieſt, will, wie ein Zollviſitator, eben darum beſtochen ſein, daß er nicht viſitirt, und ſchimpft am meiſten auf das Buch, wie gewöhnlich Menſchen, die nicht ins Paradies kommen, es auch läugnen; der Leſer aber, der mich lieſt, iſt freundlicher; ſchon das, daß er mich lieſt, ſchlägt eine Lettern-Brücke zwiſchen uns, und jede Zeile wird uns zum Knüpffaden, und da es ſo viele Leſer gibt, als Phyſiognomien, und jeder anders lieſt, ſowie jeder anders nieſt, ſo muß der Verfaſſer ſein Buch wie ein Polymorphoskop einrichten, mit vielen klaren Spiegelflächen in verſchiedenen Hüllen, in denen jeder Leſer ſein Herzensantlitz hineinpaſſen kann, dieſem jener Schmuck, und jenem ein anderer beſſer anſteht; er muß die Phantaſie, wie den großen Taſchenſpieler Philadelphia auf Einmal durch alle Lebens- und Gefühls-Thore auswandern laſſen, damit ſie allen leſenden Spaziergängern begegne. Meine Leſerinnen, die mich leſen, hoffe ich gewiß zu gefallen: die nehmen, wo es darauf ankommt zu gefallen, den Willen ſchon für die That; ſie gehen, ſozuſagen, nur tranſito durch das Buch; behandeln es wie das Schauſpiel, halten ſich in der Vorhalle, Vorrede oder Einleitung gar nicht auf! hören flüchtig zu, machen einige Bemerkungen über den Kleiderſchnitt der Helden und Heldin, bleiben ſelten bis zu Ende, und fragen oft hinterher, wie heißt eigentlich dieſes Stück, und von wem iſt es? Eine Eigenſchaft aller Leſerinnen iſt es, daß ſie das Buch als den Staturpaß und die Kundſchaft des Verfaſſers betrachten, da wollen ſie gleich aus dem Buche herausfinden, ob wohl der Verfaſſer einen ſtolzen Blick, ein ſatyriſches Lächeln, oder ſo was habe? ob er ſchwärmeriſch lieben könnte? wie er wohl in der Ehe ſein mag? ob ſeine Frau viel auf den Putz verwenden darf? welches ſein Lieblingsgericht iſt? ꝛc. Sogar Leſerinnen, die ſelbſt das Muſenroß beſteigen, (welches ich von ihnen eben ſo wenig, als das Beſteigen jedes Reitroſſes, das die Weiblichkeit verflüchtigt und entwürdigt, leiden kann, da ſie auch auf dem Muſenroß, wie auf dem Reitpferde nur einſeitig ſitzen, ſind, wenn ſie nicht Franzöſinnen ſind, nachſichtsvolle Leſerinnen. Nachdem ich alſo Dir, lieber Leſer! der Du mich nicht leſeſt, ein Vorwortsſchlachtopfer gebracht habe, wende ich mich zu Euch, ihr lieben Leſer und liebenswürdigen Leſerinnen, und will euch einſchläfern, Denn wahrlich, das Einſchläfern iſt es nicht, das man mit Recht an den Dichtern tadelt, ſondern das, daß ſie nur einſchläfern, ſie ſollten den Leſer erſt einſchläfern dann durch den poetiſchen Magnetismus ihn zur Clairvoyançe führen, daß er mit dem innern Ohre vernehme die Harmonie des Lebens, dieſer Ouverture der Ewigkeit, und mit dem Herzauge ableſe das Notenblatt der Natur und den verſiegelten Brief des Daſeins.

Wer behauptet, die Nacht ſei des Menſchen Feind, der hat wahrlich ein böſes Gewiſſen. Die Nacht war von jeher der Gebärſtuhl außerordentlicher Begebenheiten;

ſie iſt der Medeenkeſſel des Geiſtes bei den Dichtern, der Hekla heroiſcher Thaten der Helden, das lindernde Thränenkiſſen der Bedrängten, die heimliche Je-länger-je-lieber-Laube der Verliebten, das heimliche Faulbettchen der ermüdeten Natur, und das blinde Kuhſpiel der kreiſenden Geſtirne. Nur dem Böſen iſt ſie ein Reibeiſen des Gewiſſens und das ſchwarze Schaffottuch am Blocke des Hochgerichts. Nur Herzen, in denen es nie Tag wird, haſſen die Nacht. Lichtvollen Seelen iſt ſie der Dämmerſchein eines glanzvollen Tages, dem keine Nacht mehr folgt.

Glückliche Eheleute ſind untrennbare Mitlauter in Hymens Orthographie.

Witz iſt ein Gnadenband des Geiſtes, das er nur ſeinen Auserkornen umhängt, wahrer Witz ſpeist an der Table d'hôte des ganzen Univerſums; Scheinwitz hat Gaſthäuſer, wo er zu Borge ſpeist.

Das Gewiſſen gleicht bei vielen Menſchen einer geheimen Winkeltreppe, die man nur bei höchſter Feuer- und Waſſernoth betritt.

Angehende Dichter ſind meiſtens beißend, Satyre iſt ihnen der Wolfszahn, den ſie ſtets zerarbeiten, um das Hervorbrechen der poetiſchen Zähne zu befördern.

Der Nachtſchlaf iſt ein Reſtaurateur, von dem Körper und Seele geſättigt und erquickt werden; der Morgenſchlaf ein köſtliches Deſſert auf dem goldenen Präſentirteller der Morgenröthe, von dem man nur naſchen muß; der Schlaf am Tage iſt ein ſchwülſtiger Nachtrag zum Texte.

Nicht nur gegen wirkliche, ſondern auch gegen häusliche Donnerwetter leiſtet Seide gute Dienſte; ſo ſind Shawls, ſeidene Kleider, Bänder u. ſ. w. vortrefflich, — auch Gold- und Stahlketten ſind mit Nutzen als Wetterableiter gebraucht worden.

Wenn die Thiere eine Sprache hätten, ſo ſagten ſie gewiß von vielen Laſtern: „das iſt recht menſchlich,“ ſo wie der Menſch ſagt: „das iſt recht viehiſch.“ Dahin gehört das Laſter der Trunkenheit, des Spiels, der Verleumdung, des Lügens, ꝛc.

Das Bewußtſein einer böſen That iſt ein Anteus, das man vergebens zu erwürgen ſtrebt; es erhält neue Kräfte, ſo oft es den Boden unſeres Gewiſſens berührt.

Man könnte die Romane füglich das ſchöne Geſchlecht der Bücherwelt nennen; einigen Anſtrich von Werth und etwas Coquetterie, Elegants und flache Köpfe machen ihnen die Cour, ſie tändeln in ihrer Roſenzeit auf ein paar Leipziger Bücherballen herum, um nur, etwas veraltet und von Niemandem geſtört, den ewigen Schlaf zu ſchlafen.

Freundſchaft zwiſchen Weibern iſt ebenſo unmöglich, als Liebe zwiſchen Männern.

Wohlthaten heimlich gethan, ſind großmüthige Fürſten, die zur Erleichterung des Empfangs incognito reiſen, die dem Empfänger das Glockengeläute der Erkenntlichkeit und die Dankthränen-Illumination erſparen wollen. —

Es gibt Menſchen, bei denen erſt der erſchütternde Donnerſchlag des Unglücks die Thatkraft aufſchreckt, und deren Geiſt ſich nur im Thränenwaſſer zur Männlichkeit verſteinert, ſowie die Schlehdorn-Blüthe nur im Ungewitter hervorbricht.

Schwärmerei iſt eine Sinnenpflanze, ein Noli-me-tangere, eine Venus-Fliegenklappe, die, wenn man ſie berührt, ſchnell ihre Krampfblätter zuſchließt, und uns für das echte Leben erſtickt.

Wein bei Tiſche iſt Variation, Erläuterung des Genußes und Folie der Tafelfreuden; Wein außer der Mahlzeit iſt ein Commentar ohne Text, ein Feuer, das ſengt, aber nicht wärmt.

Der Stutzer und ſeine Augengläſer haben etwas Aehnliches; beide ſind nur obenhin abgeſchliffen, an innerem Gehalt aber ziemlich gebrechlich; beide ſind, wie es eben die Mode will, in Gold, Silber oder engliſchen Stahl gefaßt. Je höher der Stutzer die Naſe trägt, deſto höher trägt ſich auch das Augenglas. Bei dem männlichen Geſchlecht ſind die Augengläſer jetzt das ſtete Obſervations-Corps, das ſich immer auf dem Naſenhügel verſchanzt hält; die Damen haben es zu einem fliegenden Corps umgeſchaffen, und bedienen ſich deſſen ſtreifzugsweiſe. Nur im Schauſpielhauſe werden die Wandel-Lorgnetten zu Fix-Lorgnetten, da ſind die Logen gegen die Erde gekehrte Sternwarten, die Aſtronominnen richten ihre Tubuſſe ſtatt gegen den Himmel par terre, beobachten da den Lauf der Irrwiſche, entdecken zuweilen neue Kometen, d. h. Hüte mit Federſchweifen und muſtern beſonders die Milchſtraße der Damenſitze, um ihre bunten Beſtandtheile heraus zu bringen.

Dummheit iſt Starrſucht des Denkens, Narrheit iſt Convulſion des Verſtandes, und Wahnſinn tödtliche Fraiſen der Vernunft. Dummheit iſt ewige Unmündigkeit des Denkens; Narrheit iſt Stutzerei und Geckheit des Verſtandes; Wahnſinn aber iſt Caricatur der Vernunft. Der Dumme iſt blos eine A-B-C-Tafel; der Narr iſt Pleonasmus, und der Wahnſinnige ein durch einander geworfener Setzkaſten. Der Dumme iſt eine Laterne ohne Licht; der Narr iſt eine Gasbeleuchtung des Gehirns, und der Wahnſinnige iſt der Reflex eines Regenbogens, in dem die Farben in umgekehrter Ordnung erſcheinen.

O Liebe! Liebe! heiliger Feuerbuſch, der ſtets flammt, und ſich nie verzehrt; Amme der Tugend! Erzieherin der heitern Künſte! Süße Geſpielin der Muſe! Du lebſt im Säuſeln der Weſte und im eichenknickenden Sturme; in Philomelens flötender Klage und im leiſen Geſchwirre des Käfers, in der Aeolsharfe Schauererbeben und in des Haberrohrs liſpelnden Hauche; du wölbſt des Mädchens jungfräulichen Buſen und den ſchwellenden Becher der Hyazinthe; du funkelſt in der Sterne diamantnen Chiffern und in des Colibri farbigen Tinten; Du bezähmſt der Leidenſchaft Wölfin, und kühleſt den Samum der Gierde; Du ebneſt die Wogen der Zwietracht, und dämpfeſt der Regungen Toſen. Du Liebe! Liebe! biſt der allerzeugende Schooß, aus dem Friede und Ruhe geſprungen, und das letzte und liebſte Deiner Kinder iſt die Poeſie, die im traulichen Arme Dir liegt.

Das weibliche Geſchlecht iſt das Ceylon der Witzköpfe, wo die ergiebigſte Witzperlenfiſcherei ſtattfindet. — Weibliche Herzen ſind Schönſehröhre, in denen man mit jedem Blick eine neue Farbenmiſchung, ein neues Deſſin erblickt. Die Romanſchreiber und erotiſchen Dichter ſind die Maler, die dieſe unzähligen Metamorphoſen und

Schattenbilder im Fluge abcopiren. Doch reicht vielleicht ein Menſchenalter nicht hin, um die zahlloſen Verwandlungen und Farbengruppirungen zu erſchöpfen, welche die leiſeſte Erſchütterung dieſer Schönſehröhre hervorbringt. —

Weiber und Uhren haben viel Aehnliches: bei beiden wird oft die Façon theurer bezahlt als der innere Gehalt — beide wird der, welcher ſie hat, gerne los — an beiden iſt immer etwas verdorben — beide haben ein immerwährend ſich bewegendes Perpendickel oder Zünglein — beide werden von denen, die ſie beſitzen, gelobt, wenn ſie gleich wiſſen, daß ſie nichts taugen, — von beiden finden ſich ſelten zwei, die gleich gehen — an beiden iſt nur das Zifferblatt manchmal verſchieden, die innere Machination iſt bei Allen dieſelbe. Nach allen dieſen Aehnlichkeiten ſind ſie nur darin verſchieden, daß man bei den Uhren noch immer ziemlich gut weiß: wie viel es an der Zeit ſei — bei Weibern hingegen nie, wie viel es geſchlagen habe.

Der Umgang mit gebildeten Frauen iſt die Schleifmühle des männlichen Characters, der Schmelztiegel ſeiner Sitten, und die Retorte ſeiner Leidenſchaften. Die Weiber ſind das Treibhaus ſchöner Talente, die engliſche Schule, aus der die Männer als Künſtler in's Leben hervorgehen.

Wahrlich wenn die Weiber die Sprachgeſetzgeber geweſen wären, wir Männer hießen mit mehr Recht das ſchwache, das unbeſtändige Geſchlecht als ſie. Das Weib liebt, der Mann liebelt; das Weib iſt beſtändig, der Mann nur ſtandhaft; das Weib gemüthlich, der Mann nur muthig; das Weib unſchuldig, der Mann höchſtens ohne Schuld; wo das Weib ſchmollt, da trotzt der Mann; wo ſie weint, ſchimpft er; wo ſie in Mitleid verfließt, thaut er kaum auf; wo ſie launiſch iſt, iſt er capriciös. Der Mann handhabt die Liebe, das Mitleiden, die Wohlthätigkeit als ein Geſchäft, er rubricirt ſie, er beſtimmt ſich Stunden zu ihnen; dem Weibe ſind aber dieſe Gefühle Element, Lebensluft und nothwendig wie das Athemholen. Der Mann iſt neben dem Menſchen noch Aſiat, Europäer, Geometer, Soldat ꝛc. ꝛc. In Italien ſteht er voll Selbſtheit auf dem erwachſenen Cothurn, und verachtet, was nicht italiſche Sonne gekeltert; in Frankreich dreht er ſich am Tarantelſtich der Freiheit, in England erſtarret er an dem Gorgonenhaupt Spleen; aber das Weib iſt das abgezogene Ideal klarer Menſchlichkeit, in jeder Zone, in jedem Klima ein blühendes Geiſtes-Tempe; die Verſchiedenheit der Nationalität iſt ihnen nur Draperie, verſchieden gefaltet, geworfen, aber durch dieſen Nimbus ſchimmert ſtets das gleich ſanfte Gemüth.

Wenn ich anfange, das weibliche Geſchlecht zu vergleichen, kann ich ſo bald nicht aufhören. Da nenne ich ſie erſtens: überhaupt die Prachtausgabe der vernünftigen Thiere auf Velin, die ſich gut unter Glasſchränken, unter ſeidenen Vorhängen ausnehmen, die aber auf der großen Lebensreiſe nichts taugen. Ich nenne ferner ihre Herzen das Eldorado, von dem man glaubt, die Gaſſenſteine wären dort aus Demanten, von dem aber Abenteurer und Glücksritter erzählen, daß es auch nur gewöhnliche Steinarten enthielte. Ich fahre fort, und vergleiche ihre Herzen mit Vexirbüchſen, aus denen, wenn man ſie öffnet, irgend ein Teufelchen herausſchnellt; mit dem Titelkupfer mancher Bücher, auf die der Herausgeber nur ſein eigenes Bild hinmalen läßt; mit dem Faſſe der Danaiden, das niemals voll wurde; mit einer Gegend, die jedem, der hineinruft, ein Echo zurückgibt; und mit einem Polypen, der in tauſend Stücke zerſtückelt; zu eben ſo viel Ganze wird. Ich nenne ferner die Falſchheit ihren ſechsten Sinn, und ihre Art zu lieben, das künſtliche Volteſchlagen ihrer Verſtellungskunſt. Ich gehe weiter und heiße die Mode den Bandwurm des ſchönen Geſchlechts, und die Schneider und Marchand de modes ihre Hilfstruppen. Da bleibe ich noch nicht ſtehen und nenne ihren Mund das Perpetuum mobile der Künſtlerin Natur, ihr ganzes Daſein ein periodiſches Mauſen und Häuten, wie der Sumpf-Salamander; dann vergleiche ich ihre angeblichen Schwächen und Hinfälligkeiten mit einer ſtehenden Armee in Friedenszeiten; ihre Migräns und Vapeurs mit Supernumerärs und Beurlaubten, die in Kriegszeiten einberufen werden, und ihre Convulſionen und Ohmachten nenne ich den Landſturm und das allgemeine Aufgebot bei dringenden Fällen.

Ich vergleiche ihr Lächeln mit dem Kräuſeln einer Waſſerfläche, wenn ein Molch im Grunde wühlt; ihre Kinngrübchen mit Wolfsgruben der Falſchheit; ihre Augen mit künſtlichen Springbrunnen; ihre Blicke mit Lettres de Cachet; ihre Thränen mit wohl dreſſirten Zofen, die bei fingirten Herzensohnmachten gleich mit dem Eau de Cologne da ſind; ihren Händedruck mit einem Vorpoſten, der mit dem feindlichen Vorpoſten friedlich ſeine Flaſche leert, indeſſen der Anführer im Herzenszelte Krieg und Liſt ſinnt. Ich heiße die Toilette das Buchbinder-Arſenal der Weiber, aus der ſie im Sommer als Brochure, im Winter aber ſteif gebunden und in Schuber hervorgehen. Wenn ſie ſagen: „Ich liebe Dich“, ſo nenne ich das den Hebraismus ihrer Herzensſprache, der den Singular ſetzt, wo er die ganze Gattung ausdrücken will. Ich heiße ferner die Mühe eine treue Geliebte zu finden, die Expedition nach dem Nordpol, die bis jetzt noch ſtets mißlungen iſt. Dann vergleiche ich den getäuſchten Jüngling, der eine Treue gefunden zu haben glaubt, mit einem unkundigen Seefahrer, der einen ruhenden Haifiſch für eine Inſel hält. Ja ich vergleiche denjenigen, den die erfahrne Untreue ſchmerzt, mit einer Scheinleiche, die erwacht, und über ihren eigenen Zuſtand wieder in Ohnmacht fällt. Hiermit noch nicht zufrieden, vergleiche ich mich ſelbſt und meine Vergleichungen des andern Geſchlechts mit denjenigen italieniſchen Carnevalsmasken, die mit weißgefärbten Zuckerpaſtillen ihre Bekannten bewerfen, ſo daß diejenigen, die ihnen am theuerſten und liebſten ſind, auch die größte Ladung erhalten und am geſprenkeltſten ſind; oder mit einem auf dem Meere ergrauten Schiffer, der, die Beweglichkeit und Untreue dieſes Elements kennend, noch auf feſtem Boden zittert. Dieſe letzte Vergleichung gilt als Ohrenbeichte und sub rosa nur meinen Leſern, erſtere aber brauchte ich als Wetterableiter und Sicherheitsgeleitbrief für meine liebenswürdigen Leſerinnen.

Der Schlaf iſt das sans souci der geſammten Menſchheit.

Die Gewohnheit iſt unſere Amme. Wir ſind es gewohnt, den bildlichen Zeichen Leben unterzuſchieben; ſo geht es uns mit den Interpunctionen:

Das Fragezeichen (?) kommt uns ſo vor, als ob es den Mund aufſpannte, etwas zu fragen, und in der gekrümmten Stellung unſere Antwort erwartete. Das Ausrufungszeichen (!) iſt ein unten zugeſpitzter Empfindungsbolzen, der gerade nach unſerm Herzen zielt. Der Schlußpunct (.) iſt ein Feldbett, das man auf dem Ideenmarſche mitnimmt, und es manchmal aufſchlägt, um friſch Athem zu ſchöpfen. Die Pauſe (—) iſt das Gedankencanapée, auf dem wir, uns dehnend, das Gedachte digeriren können. Dieſer Gedankenſtrich wird jetzt ſo gemißbraucht, daß er oft einen Strich durch die Gedanken macht. Zum Beiſpiel: —

Der Fünftelſaft jeder Leidenſchaft iſt Selbſtliebe.

Wie oft verſchlingt nicht die erſte Eheſtandswoche die Liebe vieler vorhergegangenen Jahre. Dieſe böſen Sieben, dieſe ſieben Hymenstage verzehren manchmal ebenſoviele Amorsjahre, ſo wie die mageren Kühe Pharaos die fetten verſchlangen, ohne daß man es bemerkte, daß ſie in ihren Leib gekommen.

Der ganze menſchliche Lebenstag wird, wie jeder Tag, von zwei Dämmerungen umſchloſſen. Beim Beginnen von der Morgendämmerung der Kindheit und beim Ende von der Abenddämmerung des Greiſenalters.

Wenn ich einen Elegant die Geburtsörter ſeiner Kleidungsſtücke angeben höre; wenn er z. B. ſagt: dieſer Nanquin iſt aus Oſtindien, dieſe Manſchetten ſind aus Lyon, dieſe Handſchuhe aus Grenoble, dies Leder kommt aus Braſilien, dieſe Leinwand aus Geldern u. ſ. w., ſo kann ich, ohne ihn erſt zu fragen, auch angeben, woher er ſich die Vernunft verſchrieben habe — aus Abbera.

Religion! Religion! Lieblingstochter der Gottheit! Paradiesblume! Himmelsſchlüßlein! Medeenbad des Kummers! Nepenthe des Lebens! Zendaveſta der Natur! Du biſt der Odem Gottes, der die Menſchheit beſeelt. Du biſt der heilige Salamander, den kein irdiſches Feuer verzehrt. Dich lallt der Erdenſohn und der Seraph ſtammelt nur Dich. Du wärmſt des Grönländers eiſigen Buſen, und helleſt des Troglogyten finſtere Seele. Du ſchlingeſt der Eintracht adamantene Ketten um entmenſchte Kannibalen, und legſt an der Verzweiflung rauchenden Krater die Lotuszweige des Friedens. Du härteſt zum Demant der Hoffnung des Leidenden weiches Gemüth, und ſchmelzeſt des Menſchenfeinds kieſigen Sinn im Schmelztiegel geläuterter Thränen. Du biſt die flammende Feuerſäule, die die Lade des Lebens umglänzt, und die ſtrahlende Inful, die ſelbſt dem Tode den Heiligenſchein gibt; Dein Friedenskuß trägt zum Himmel die ſcheidende Seele des Frommen, malt Elyſium auf die Kerkerwände des Daſeins, und wandelt des Henkers blutiges Beil zur grünen Myrthe des Friedens. O Religion, Du warſt die Oriflamme des Jünglings, ſei auch das Panier des Mannes, der ſtützende Stab des Greiſes. Mal' auf das gebrochene Auge mir die Bilder des Lebens, und trage auf Deinem Taubenfittig meine Seele hinüber über die Schwindelbrücke, welche die Zeit von der Ewigkeit trennt.

Nicht wie viel, ſondern wie man den Wein trinkt, das macht ihn zum edlen Götternaß, oder zum gemeinen Trunkenheitsſchlamme. Ein Glas, übervoll, hochangeſtoßen, und auf einen Zug geleert, iſt Poeſie des Trinkens; mehrere Gläſer, halbgefüllt, theilweiſe geleert, heißt mit dem Pegaſus ackern. Bei außerordentlichen Gelegenheiten iſt ein Rhythmus von Gläſern und ein Räuſchchen, als Impromptu dem poetiſchen Weintrinker erlaubt.

Zwei Gegenſtände zugleich mit gleicher Stärke lieben iſt eine poetica licentia, deren ſich nur ein genialiſches Herz bedienen kann.

Wer eine fremde Sprache gut ſpricht, der malt die Töne, es ſchmeichelt dem Ohr, aber die Bilder zerfließen im Trommelfell, ohne in die Seele zu gelangen. Wer ſeine Mutterſprache gut ſpricht, der ſpricht in Farben, jedes Wort iſt ein Bild, ſeine Lippen ſind das Paſtell, von denen er die Farben lebendig auf's Herz trägt. Gute Gedanken in ſeiner Mutterſprache geleſen, heißt gutes Obſt von ſelbſt gezogenen Bäumen pflücken; in fremder Sprache geleſen, heißt von Obſthändlern kaufen müſſen. Wer ſeine Sprache vernachläſſigt, und eine fremde cultivirt, (wie der größte Theil des ſchönen Geſchlechts thut) iſt ein Stiefvater, der die Kinder ſeiner zweiten Gattin in Purpur kleidet, und ſeine eigenen entblößt läßt. Die Empfindung drückt ſich nie in einer fremden Sprache aus; ein jäher Schmerz, eine ſchnelle Freude, äußert ſich gewiß nur in der Mutterſprache. Zanken und befehlen möchte ich nur in einer fremden Sprache, denn bis der Ausdruck in dieſe Form gegoſſen wird, verfliegt ein großer Theil ſeiner Schärfe: mit meiner Geliebten aber würde ich nur meine Mutterſprache reden, jedes Wort in einer andern Sprache wäre ein Diebſtahl an den geheiligten Geſprächen der wahren Liebe.

Die verehelichten Frauen führen zuweilen den Familiennamen ihres Mannes mit eben dem Rechte, als die neue Welt den Namen Amerika. Wenn ſie nach demjenigen hießen, der die erſte Entdeckungsreiſe in ihr Herzensländchen machte, würden ſie oft viel andere Namen führen.

Eiferſucht iſt eine verkappte Selbſtliebe, und das Salz in dem Ocean der Liebe.

Jeder Menſch hat eine ahnende, weiſſagende Stimme im Buſen; nur gleicht ſie der Caſſandra, der Fluch laſtet auf ihr, daß ihr die Vernunft nie Glauben beimißt.

Das Erröthen iſt bei vielen Frauenzimmern die Viſitkarte, bei vielen die Abſchiedskarte der Unſchuld.

Der Mann ſucht in der Liebe einen Vertrauten, dem er erzählt, wie er liebt; das Weib eine Vertraute, um zu erzählen, wie ſie geliebt wird.

Es geht vielen Jünglingen mit dem Gegenſtande ihrer Liebe, wie es vielen Leſern mit dem Homer geht, ſie finden Schönheiten, die Niemand ſieht, und überſehen die, die wirklich da ſind.

Wer die Qualität einer Geſellſchaft erproben will, der muß ſich auf eine halbe Stunde die Augen zudrücken; was er dann hört, iſt das Wahre der Geſellſchaft.

Wenn auch die ganze moraliſche Diligence eines Menſchen mit lauter Tugenden beſetzt iſt, ſo ſitzt doch die Eigenliebe als blinder Paſſagier vorne auf dem Bock, und langt auf jeder Reiſeſtation wenigſtens um einige Augenblicke früher an, als ihre Hintermänner.

Wenn ich zur Geſellſchaft gehe, ſo ſage ich voraus: Du, mein liebes Ich! ſei ſo gut, und warte hier ein Bischen auf der Treppe, ich muß auf ein ganzes und halbes Stündchen in das Ich dieſer Geſellſchaft, wie in die Leiblivrée dieſes Hauſes kriechen; wenn ich dieſen Converſations-Frohndienſt verſehen habe, dann ziehe ich dich wieder an.

Neben der ſchwierigen Frage, ob ein Frauenzimmer auch im Dunkeln erröthen könne, verdient auf folgende Frage einen Platz: Was macht nämlich einem Weibe mehr Vergnügen, der Anblick eines ſchönen Mannes, oder der eines häßlichen Weibes? —

In der ganzen Bolden-Menagerie iſt der Witzbold das gefährlichſte Thier. Sauf-, Rauf-, Lehr-, Wehr-, Lach- und Ach-Bolde haben ihre Ruhemomente, ihre Sabbathe, aber der Witzbold iſt der wahre ewige Jude, der nie raſtet; er iſt ein aus einer neuern Tragödie losgekommener Schickſalsdolch, der weder Eltern noch Freunde, noch Geliebte verſchonet, der mit ſeinen häckeligen Trochäen ſich überall anhäkelt; er iſt ein Hypolitus-Ungeheuer auf den friedlichen Societätsinſeln des menſchlichen Lebens, eine wahre Land- und Stadtplage, für deren Abwendung man allgemeine Buß-, Faſt- und Bet-Tage einführen ſollte. Was der Witzbold aus Mahagony iſt, das iſt ſein Abart, der Witzling aus Nußholz, fährt ſtatt auf dem Phaeton des Witzes auf dem Schnellläufer-Torſo einer faden Bonmotsjägerei ohne Kopf und Schwanz, und zerſetzt den eigenen abgetretenen Soccus. Noch eine andere Raçe ſind die Sylbendrechsler und Namenverdreher, die an dem Krönungsmantel eines eigenen Namens ſo lange zerren und zupfen, bis ſie durch dieſen Buchſtaben-Veitstanz und dieſe Sylbencouliſſen-Verſetzung irgend eine ominöſe und obſcöne Draperie oder Gruppirung hervorgebracht haben; dieſe ſind die eigentlicher Karrenſchieber und Lazzaroni der Witzwelt.

Der Bräutigamsſtand iſt die Expoſition der großen Eheſtandstragödie.

Es gibt Fälle, wo bei dem Falle der weiblichen

Tugend der Genius der Menſchheit lächelt, und auf ihrem Grabe die Engel ein Feſt feiern, die im Erliegen noch Siegerin iſt, und beſiegt die Palme erringt. Der Sturz einer ſolchen Tugend iſt rühmlicher, als die Trophäen anderer ſiegreicher Tugenden, ſo wie die drei Schweſternſiege bei Salamis, Platäa und Mycale, mit ihrer vereinten Glorie, die Glorie der Niederlage des Königs Leonidas bei den Termopylen nicht aufzuwiegen im Stande ſind.

Es iſt noch ein großer Vorzug, den die Thiere vor uns Menſchen haben: daß ſie ihre Ohren, wie Klappenflöten in umgekehrter Abſicht gebrauchen, das heißt: ſie ſenken können. Sie hängen, wenn ſie etwas Trauriges hören, wie bei einem Leichenbegängniſſe, dem Trommelfell noch ein Trauertuch um, das die Töne wenigſtens dämpft; da hingegen die Tonkronhüter an unſern Trompetenſchnecken, wie die Steinſchildwachen an öffentlichen Gebäuden doch Niemanden Eingang verwehren.

Es gibt Augenblicke in unſerm Leben, in denen ſich die dünnen Blumenfäden der Sehnſucht, der Liebe, der Freundſchaft, wie ſchneidende Schmerzensſeile und Ringelſchlangen um unſern Herzenslaocoon legen, wo dieſer dreiſpitzige Neptunszacken in die Tiefe unſerer Empfindungen fährt, und eine Kreta namenloſer Schmerzen aus dem Meere der Gefühle auftaucht; wo die

Noahs-Taube der Sehnſucht heimathslos zu unſerer Lebensarche zurückkehrt, und das zerſtörte Jeruſalem unſerer Liebe mit Riedgras und Nebeln überbaut, aus den Eisſpalten unſers Herzens in formloſen Ruinenmaſſen hervorgraut! O, welch' anderes Moſchusmittel haben wir dann gegen den Schmerzkrampf in jedem Nervenknoten, als den Granitkern eines Tropfen aus der Vauclüſenquelle der Thränen; oder die Schmerzens-Schattenſtimmen Echo in dem hohlen koniſchen Herzmuskel, die als Seufzerpaſſatwind in die Troſtſegel bläst; oder das magiſch-magnetiſche Handauflegen der Janusſeite unſeres Lebens, der Rückerinnerung?

Jedem tiefen Schmerz entlockt, wie der Memnonsſäule, die auf- und niedergehende Sonne einen wehmüthigen Ton.

Die erſte Erfindung und Ausübung der Belle-Lancaſter'ſchen Methode kann man dem weiblichen Geſchlechte unmöglich ſtreitig machen. Das Mädchen, das eben erſt einen Satz aus dem Gefühls-A-B-C Büchlein begriffen, demonſtrirt denſelben ſchon als Künſtlerin ihren Geſpielinnen, geht zur Grammatik der Liebe über, trägt ſie ſogleich als Meiſterin vor, geht als Schülerin in die Verſtellungskunſt, erlangt ſogleich die Profeſſur, tritt in die Falſchheit als Lehrling ein, beſteigt ſogleich da den Katheder, und iſt immerfort in einer Kunſt Schülerin, in der andern Lehrerin. Das Weib, das in der

Frühe von ihrem Friſeur ein warmes Stadtanekdötchen hört, trägt es als Lehrerin dem Theekränzchen in pleno, mit Erläuterungen verſehen vor, hört wieder als Schülerin mehrere Neuigkeiten, die ſie bald wieder ausgeziert von ihrem Rednerſeſſel vorträgt, und ſo in's Unendliche.

Ein jedes Geniewerk findet ſogleich ſeinen Nachahmer, der ſich, wie der Schildknappe beim Leichenzuge des Helden, in deſſen Rüſtung ſteckt, und wie ein lebendiger Schatten des todten Körpers, der Bahre folgt. Wie ſelten iſt aber die edle und koſtbare Spottdroſſel (Turdus Polyglottus), die die Stimmen aller befiederten Sänger vom Condor bis zum Colibri auf's Täuſchendſte und Melodienreichſte nachzuahmen, und dennoch mit ihren Füßen ſich einen eigenen Tact zu ſchlagen weiß, und wie erbärmlich iſt der gemeine betäubende Trompetenvogel (Psophia), der mit ſeiner Zwergſtimme den Herosklang einer Trompete nachahmen will, von der aber der Zuhörer glaubt, daß ſie nicht aus dem Munde, ſondern aus dem After hervorklänge.

Wenn das Mädchen das Portrait ihres Geliebten von dem Iſisſchleier der Brieftaſche befreiet, und es von dem heiligen Dunkel des Schmuckkäſtchens weg auf das Herz hinhängt, ſo nenne ich dieſen Jüngling geſtorben in ihrer Liebe; ſie bringt den Todten nicht mit, oder unter, ſondern auf dem Herzensſchilde getragen, er macht hier ein Caſtrum = Doloris, und liegt wie eine Schauleiche in Brillantlichter nicht im, ſondern auf dem Sarge. Ihr Herz iſt ein unechter Teppich, der das Bild nur auf der Außenſeite zeigt, die Rückſeite iſt leer. Das Bild der Geliebten hingegen auf dem Herzen des Jünglings iſt nur der Durchſchlag des inneren Herzbildes; die Sonnentitelvignette an dem Portal des allerheiligſten Sonnentempels; das an einem Eiſenanker befeſtigte Schwimmholz, das auf der Oberfläche des Waſſers zeigt, wo der Anker tief ſteckt, und die Zauberflamme, die die Stelle des Schatzes anzeigt. Sein Herz gleicht echten chineſiſchen Tapeten, wahren Gobelins, deren Bilder ſeitengleich ſind. Das Bild des Gemals hängt auf dem Herzen der Gemalin, wie an dem Thor einer geweſenen Feſtung die alten Waffen und Keulen überwundener Feinde. Es iſt gleichſam die Herzenslarve des Eheſtandsballs, und bittet um — — Maskenfreiheit: das Bild der Gattin auf dem Herzen des Herrn Gemals hängt ſo da, wie die Namen verlorner Länder in dem Titel großer Potentaten. Dies Bild gleicht der Livrée, ſie zeigt nicht an, daß man ſie beſitzt, ſondern daß man von ihrem Repräſentanten beſeſſen wird.

Die größte Beſcheidenheit des Menſchen äußert ſich dann, wenn er ſagt: Ich bin ein guter Narr! Nicht die Beſcheidenheit, daß er ſich als Narr dargibt, ſondern daß er meint, man werde nur die Hälfte glauben. Noch nie ſagte Jemand: Ich bin ein kluger Schurke. Wir ſind alſo bei uns ſelbſt überzeugt, daß ein guter Narr mehr Liebe verdiene, als ein kluger Böſewicht, und dennoch verzeihen wir es unſern Nebenmenſchen eher, wenn ſie unſere Moralität, als wenn ſie unſere Geiſteskräfte antaſten, und laſſen uns lieber ein ſchlechtes Herz als einen ſchlechten Kopf vorwerfen! Die Urſache liegt vielleicht in der erſten Erziehung des Menſchen, wo nur die Arbeiten ſeines Geiſtes, und nicht die des Herzens belohnt werden.

Jedes Mädchen muß ihren Geliebten, wenn ſie ihn behalten will, wie einer Mumie, erſt das Gehirn, das heißt den Verſtand herausnehmen, und die leere Höhlung mit dem Specerei-Geiſt der Leidenſchaft ausreiben, damit er ſich erhalte.

Die Damen auf den antilliſchen Inſeln ſtecken als Schmuck lebende Colibris in die Haare, und laſſen ſich von der Kammerfrau Natur täglich friſche aus ihrem reichen Juwelenkäſtchen reichen. Unſern Damen würde dieſe Mode ſehr willkommen ſein, wenn ſie nicht ſo wohlfeil wäre, daß ſie jedes Bürgerweib nachäffen könnte. Für die Männer wäre es der größte Vortheil: der Character der Frauen würde ſich durch die Wahl der Vögel offenbaren. Die Eitle trüge eine Bachſtelze, die Stolze einen Wiedehopf, die Spröde eine Droſſel, die Zärtliche ein Zeischen, die Dumme einen Guckguck die Kluge einen Falken, die Fromme eine Schwalbe, die Wilde einen Stieglitz, die Beſcheidene ein Rothkehlchen, die Vorwitzige eine Grasmücke, die Stille einen Finken, die Plauderhafte eine Elſter, die Geizige einen Geier, die Neidiſchen Fledermäuſe, die Matronen Papageien und endlich die Freudenmädchen Nachteulen; ſo hätten wir eine characteriſirende Vögelchronik. Doch die Damen haben allen Federſchmuck von ihrem Kopf verbannt, bis auf die Federn des Vogels Strauß, der es, wie bekanntlich, auch mit Hörnerthieren aufnimmt. Hingegen ſchmücken ſowohl Männer als Frauen ſich auf eine andere Art mit Federweſen. Viele hängen ihre Goldgänschen als Ridiküls an den Arm. Andere ſpazieren mit einer Löffelgans, das heißt, die das Geld mit Löffeln hat, wie mit Zuckerröhren herum. Andere verdunkeln das Banner ihres ganzen Lebens, um eine hexameterſchlagende Wachtel zu haben, und noch andere graben emſig nach den goldgekörnten Ameiſeneiern des Glücks, einer zarten Nachtigall halber. Die Frauen tragen Gimpel und Goldfinken-Armbänder, Truthahn und Storchenſchleppen. Goldammern und Nupfzeiſige ſtehen unter ihrem Feudalſyſtem, und ins Herz ſtecken ſie loſe Colibris, Zaunkönige, das heißt, Könige vom oder hinterm Zaun. Das Schmücken mit fremden Federn iſt den Frauen von Alters her erlaubt, die Neuern wollen es auch auf ſchriftſtelleriſirende Frauen anwenden.

Kopf und Herz ſind Glocke und Zeiger an dem Menſchenthurm. Bei den Thoren iſt das Herz der Zeiger, und der Kopf die Glocke, die nach dem Befehle des Zeigers anklingt, bei Klugen umgekehrt.

Die Unabhängigkeit kennen wir nur durch ihre Schweſter die Abhängigkeit, ſie ſelbſt hat noch Niemand geſchaut. So lange der Menſch ſich nicht wie die Schnecke ein eigenes Steinhaus aus der Haut herausſchwitzen, und wie die Kröte ohne Nahrung und Luft wird leben können, ſo lange wird er ſie nicht erreichen. Die Unabhängigkeit und das Jenſeits ſind zwei Anagramme, deren Auflöſung erſt in dem Blatte Nr. 1 post mortem erſcheinen wird.

Pläne und Wünſche haben das Los der Billardkugeln, wenn ſie auch manchmal aus- oder abſpringen, ſplittern oder mangelhaft werden, man gibt ſie noch nicht verloren, man läßt ſie abziehen, abdrehen, friſch runden, ſo werden ſie kleiner und kleiner; wenn ſie nicht mehr zu großen Lebenspartien taugen, nimmt man ſie zum Pyramidenſpiel, und ſind ſie endlich ganz abgedrechſelt und verkleinert, ſo nimmt man ſie wenigſtens als Stocknöpfe auf die Steckenpferde unſeres Daſeins; ſelten gibt ſie der Menſch ganz auf, und emigriren ſie auch hilflos aus allen vier Welttheilen, ſo ſiedeln ſie ſich doch als Coloniſten in dem Neuholland der Hoffnung wieder an.

Eine Voltaiſche Säule aus Gold- und Silberplatten hat die galvaniſche Kraft, daß ſie das dümmſte Gehirn zur Vernunft entzückt.

Das Herz gleicht einer Nadel, die, wenn man ſie nur einmal mit dem Magnet der Liebe beſtreicht, ewig nach dem Norden eines unbekannten und unentdeckten Sehnens hinzittert.

Die ſüßeſten Augenblicke der Liebe ſind die Schmoll- und Maulmomente, die, wie einige Tropfen Wermuth im ſüßen Bundwein der Liebe, dem Genuße nur noch was Anziehenderes geben. Ich kenne nichts Reizenderes als einem Mädchen, das den ſüßen Herzenskern der Liebe mit der Kokosſchale des Zürnens überzieht, gegenüber zu ſitzen und zu ſehen, wie allmälig dieſe Schale locker wird und nur eines kleinen Berührens bedarf, um völlig abzuſpringen.

Es gibt zweierlei Witz, den aber der Selbſtwitzige leicht unterſcheidet; der Eine hat erſt die Bilder, dann ſucht er die witzigen Gedanken dazu; welches zahm gemachtes, und in Gärten eingefangenes Wild zum Spaß aufſäbeln heißt; der andere echte Witz hat auf jeden, eben auf der Gehirn-Zündpfanne aufgegebenen Gedankenſchuß, ſein Bilder-Gefieder ſchon in den Augen, und holt ſich augenblicklich die glücklichſte Beute aus der höchſten Höhe herunter. Bei dieſem zweiten rechten Witz iſt jeder Schuß ein Königsſchuß und überall trifft er ins Schwarze, ſo holt z. B. Jean Paul mit dem kleinſten Fingerdruck an dem Federhahn einen Paradiesvogel aus dem Witzhimmel, und macht ſein Papier zum ſchönſten Cabinete natürlich ausgeſtopfter Luftbewohner, wo Bild an Bild gedrängt ohne bedeutende Zwiſchenräume ſteht; der erſte unechte Art Witz hingegen ballirt ihren ſeltenen Witz wie chineſiſches Porzellain in große Maſſen Kleien, Häckerling ꝛc. ein, ſo daß man erſt mühſam einen Haufen leeres Stroh durchſuchen muß, ehe man auf ein Stück Witz-Porzellain oder Humor-Fayence trifft. —

Ein Kartenſpieler iſt der verſtoßene Sohn Saturns der Zeit, der auf der wüſten Kreta-Inſel des Spiels verſchleudert iſt, und deſſen Stimme der Vernunft und des Herzens, durch den Korybanten-Tanz der Würfel, und dem Schildergeklapper der Kartenblätter betäubt wird, daß ſie nicht aufdringe zum fürchterlichen Richtſtuhl des Gewiſſens. Seine Blicke ſind Meilenzeiger zur Hölle, ſein Geſicht Calotts verzerrte Blätter, ſein Herz mit Schlüter'ſchen Todeslarven geſchmückt. Er iſt der Profector der Verzweiflung, und der Candidat des ſchrecklichen Selbſtmordes.

Wo kann wohl die Liebe und die Freundſchaft einen ſchönern und befriedigenderern Troſt finden, als in einem weiblichen Herzen? Wo ſchimmert das holde Bild der Tugend, der Unſchuld und des Wohlwollens freundlicher, als in den Raphaelsfarben der weiblichen Wangen? Wo ſind die Anklänge des Troſtes, des Mitleids und der Ermunterung ſo rein, ſo ſilbertönend, als an der Roſenglocke eines weiblichen Mundes? Was ſetzt ſo alle Säulen des Mißmuths und des Kummers unter das lindernde Waſſer des Vergeſſens als die Lethe weiblicher Thränen? Wo winket dem Leidenhaupte des Dulders ein weicheres, ſanfteres Lager, als das weibliche liebgeſchwellte Herzkiſſen? Was berühret ſo ſanft die Schmerzſtellen und Brandſtätten des Unglücks, als die ſammtnen Blumenfäden weiblicher Finger? Wo findet der verſtoßene, verwaiſte, verwitwete Solitaire-Menſch eine weichere Einfaſſung, als die Silberſpangen liebender Weiberarme? O ihr ſanften Huldinnen der Liebe und des Lebens! Verklärte Prieſterinnen in den Eleuſiniſchen Myſterien des Daſeins, o warum ſeid ihr ſo zart, daß ein Tropfen des fallenden Thau's eure Blumen zu Boden beugt? Warum gibt euch die Sonne der Sehnſucht, nach der Ihr wie die Sonnenblume das Antlitz wendet, wie jener, den hinwelkenden Tod? Warum muß euer Herz wie die Auſter erkranken, wenn ſich der Perlenſtoff der Liebe darin anſetzt? Und warum, o warum ſeid ihr nicht Alle, und nicht immer die Genien der Liebe und der Duldung? Warum verfehlt ihr ſo oft den Zweck der goldenen Bulle eurer Beſtimmung? Warum mißbraucht ihr ſo oft das Sendſchreiben eurer Liebenswürdigkeit und die Inful eurer Reize? O wenn ihr wüßtet, was ihr über uns vermögt, wenn ihr nichts über uns vermögen wollt; daß wir euch Triumph-Pforten der Anbetung bauen, wenn ihr nur nicht triumphirt; daß wir eure Sklaven ſind, wenn ihr nur nicht Herrinnen ſeid; daß euch eine Blume mehr Reize gibt, als das Gold des Paktols; daß das Thema der Natur aus eurem Munde ſchöner klingt, als die Variationen und Schnörkeleien der Kunſt; daß euch Einfachheit und Heiterkeit mehr ziert, als die Schröpfköpfe der Affectation und die Daumſchrauben der Ziererei; o dann würdet ihr an dem Dogenmantel eurer Herrlichkeit nicht ſo lange zerren und zupfen, bis er ſammt der Fürſtin in das Meer der Hyperfeinerung ſinkt.

Knigge ſchrieb ein Buch über die Kunſt mit Menſchen umzugehen; dieß ſcheint ganz überflüßig; mit Menſchen umzugehen, bedarf's keiner Kunſt. Man ſchreibe ein Buch über die Kunſt, mit Unmenſchen umzugehen, für alle Ab-, Schlag- und Nebenarten der großen Zunft der Unmenſchen, als da ſind: dienende Unmenſchen, befehlende Unmenſchen, reiche Unmenſchen, ſchweigende und redende Unmenſchen, ſchreibende Unmenſchen, recenſirende Unmenſchen, Kunſt-Unmenſchen, beſonders dramatiſche und theatraliſche, und, zum Heil und Nutzen aller Autoren, auch etwas über den Umgang mit leſenden Unmenſchen, die in unbeſchreiblichen Variationen, in tauſenden Auflagen und Geſtaltungen, die Bücherwelt verheeren und abfreſſen! Wer nennt die Unzahl der leſenden Unmenſchen! Da iſt der Orang-Utang, der langarmige

Leſer, der mit einem Mal Alles umfaſſen will, der gerne hätte, daß der Verfaſſer die Füße ſeiner Erzählung über die Schulter nähme, damit er gleich im Anfang wiſſe, was an der Geſchichte ſei; dann kommt der Süßleſer, Gutſchmecker und Wohldüftler, der immer ein Bischen Lectüre auf's Jabot ſpritzt oder auf's Schnupftuch, damit er in Geſellſchaft ausdufte und aromatiſire; der ſich ein Buch, wie ein Fläſchchen Eeau de Cologne anſchafft, um ſich zu parfümiren. Dann kommt der Cannibal, d. h. der menſchenfreſſende Leſer, dem es nur dann wohl iſt, wenn der Autor ſeine Leſer niederſäbelt, wenn er ganze Schlachtfelder gebrochener Herzen und invalider Seelen vor ſich hat, und der, ſozuſagen, aus der blutigen wahnſinnigen Hirnſchaale des Buchhelden die eigene Lectürgeſundheit trinkt. Nun kommen die Affen, d. h. die nachahmenden Leſer, dieſe nehmen ſogleich den Character, der ihnen im Buche am beſten gefällt, in Beſchlag, probiren ihn wie eine neue Seelen- und Geiſtestracht an, ſehen, wie er ihnen läßt und verwechſeln ihn in drei Tagen wieder mit einer neuer Charactermode, die eben heiß von ihrem Autor und Maskenſchneider ankam u. ſ. w. Die holden Leſerinnen kann man nicht füglich Unmenſchen nennen, es müßten denn Hermaphroditen oder ſchreiende Leſerinnen ſein. Die meiſten könnte man Leſerinnen „à la Meidinger“ nennen; ſie lernen aus den Büchern nur die Geſpräche, ſelten aber die Regeln.

Es herrſcht die Gewohnheit, daß Schriftſtellerinnen ihrem eigenen Tauf- und angeehelichten Namen, noch das Wörtchen „von,“ „geborne von,“ hinzu fügen; nun ſollten aber alle Schriftſteller und -ſtellerinnen alle gleichhoch (d. h. am Parnaß) geboren ſein, ja man ſoll nicht: „geboren von,“ ſondern „geboren zu“ ſein, z. B. geboren zu Trauerſpielen, geboren zum Romanenſchreiber u. ſ. w.

Die Entfernung iſt das Opiat der Liebe und der Phosphor der Freundſchaft. Wenn Liebende lange entfernt ſind, zerfließen die Conturen der Körperrinde und die moraliſchen Holzknorpeln und Aſtſtöpſel ſteigen dürre heraus und klaffen auf, und es ſind keine marmorirten Kreiſe und Sammetknöpfchen mehr, ſondern dürre Hornſpitzen und fatale Aſtlöcher, die unſer Leben aufzuritzen und wund zu kneipen drohen. Eine kleine Beleidigung, in der Nähe als warmer elaſtiſcher Druck kaum empfindbar, iſt in der Ferne, wie durch den Luftdruck vermehrt, ſtark genug, uns von unſerm Gegenſtande ganz los zu reißen. Der ferne Freund hingegen zieht, wie alles Ferne, einen Nimbus um ſich. Man ſieht auf der Fernſeite des Freundſchafts-Perſpectivs den weitſtehenden Freund nur um ſo Vieles kleiner, um die Sommer-, Leber- und Muttermale nicht zu ſehen, aber er erſcheint deſto reiner, in ein friſches durchſichtiges Klar getaucht und von einem verklärenden Farbenſtreif umgrenzt.

Es gibt Kunſtkenner und Nicht-Kunſtkenner, mit Beiden läßt ſich mehr oder weniger gut leben; aber es gibt noch eine dritte fürchterliche Gattung: Kunſt-Unkenner, das ſind ſozuſagen Dick-Geiſter, die zwar die Theorie-Mixtur innehaben, aber eine ſolche verpechte und harte Geſchmacksnatur beſitzen, daß alle Elexire verkehrt bei ihnen operiren. Wehe dem Kunſtproducenten, der in die Hand eines Kunſtunkenners fällt.

Das Leben opfert man der Freundſchaft, die Freundſchaft der Liebe, die Liebe dem Stolze, den Stolz der Eitelkeit, und nur die Eitelkeit opfert der Menſch für nichts als für den — Hunger!

Das weibliche Geſchlecht ſchließt alle Gattungen der Poeſie in ſich. Die Verliebte iſt der Roman; die Amazone das Epos; die Rechthabende das didactiſche Gedicht; die Wilde eine Dithyrambe; die Häusliche das Idyll; die Neckiſche das Epigramm; die Loſe das Madrigal; die Geſchraubte das Sonnett; die Coquette das Gelegenheitsgedicht; die Spröde eine Xenie u. ſ. w. Aber immer bleibt es Poeſie, und ſelbſt die kleinen Mängel des ſchönen Geſchlechtes haben einen poetiſchen Nimbus, es ſind die Thalſchatten, welche nur dazu dienen, den Lichtblick auf den Höhen ihrer Vorzüge lieblicher und reizender zu machen. Es ſind die bittern Mandeln, welche die Schöpferin Natur in dieſen ſüßen Stoff miſchte, um denſelben noch etwas pikanter zu machen.

Es kann keinen heiligeren Tempel geben für ein empfängliches Gemüth, als das Herz ſchöner edlen Frauen, keinen erhebenderen Himmel, als ihr klares Auge, keine reinere Blume, als die Blume ihrer Schönheit, keinen ſüßeren Klang, als aus den Glocken ihrer Lippen, und keine größere Harmonie, als den Rhythmus ihrer Glieder. Aus ihren Augen quellen die lindernden, ſchmerzſtillenden Tropfen jedes Leidens; von ihrem Antlitz leuchtet der milde Vorſchein der Seligen in die Nacht unſeres Herzens; von ihren Lippen tönt es wie der Troſt der Kirche, erhebend und beſchwichtigend, in die Seele des Dulders, an ihrem keuſchen Buſen iſt die erleichterndſte Beichtſtätte des gedrückten Gemüthes und in ihren liebenden Armen iſt das einzige sans-souci des ſorgenſchweren Hauptes.

Sehnſucht und Beſitz.

Ein Schmetterling trug auf ſeinen Flügeln den zarteſten Schmelz der Farben. Zauberhaft ſchwirrte er im Strahl der Sonne und flog von Blume zu Blume, und hob und ſenkte ſich koſend und kreiſend in der beblümten Flur. Mirthill ſah ihn und ſehnte ſich, den buntfarbigen Gaukler zu fangen. Allein er gaukelte tändelnd vor ihm her, ließ ſich zwei Schritte vor ihm nieder und hob ſich wieder und flatterte weiter. Mirthill folgte immer nach. Mit jedem vergeblichen Verſuch, den flatternden und ſchimmernden Glanzfalter zu erhaſchen, ſteigerte ſich ſeine Begierde, und er folgte mit immer raſcheren Schritten dem vor ihm Herhüpfenden. Von der beblümten Flur lockte ihn der Schmetterling über eine dornenvolle Wüſte, und raſtlos folgte Mirthill, haſchte nach dem ſich Senkenden und zog dem Entfliehenden immer weiter nach. So war Mirthill durch Feld und Wald, über Sümpfe und Hecken dem glänzenden Flüchtling gefolgt. Eine unüberwindliche Sehnſucht, ein unnennbares Etwas, welches durch das Entweichen des lichtſpielenden Farbenträgers zur höchſten

Leidenſchaft heranzog, trieb ihn athemlos dem leichten Glanzbilde nach. Der Schmetterling ſetzte ſich wie neckend immer drei Schritte vor ihm nieder, ſchien auf ihn zu warten und ihn anzulocken mit dem Spiel der reizenden Farben, die immer milder und immer ſtrahlender den Verfolger anlachten und reizten. So waren Tage und Nächte raſtlos vergangen, Mirthill konnte nicht Ruhe finden, matt und müde fühlte er ſich, wie im Wahnſinne getrieben, dem Schmetterling, der ſtets vor ihm leicht und lichtbeſchwingt voranflatterte, haſchend nachzuziehen.

So flog der Schmetterling eine kleine Anhöhe hinan. Kaum konnte Mirthill folgen, aber das Auge ſehnſüchtig nach dem Schmetterling ausgeſpannt, keuchte er den Berg hinauf, und ſank auf deſſen Spitze erſchöpft und odemlos nieder. Der Schmetterling umkreiſete ſein Haupt in leiſen Zügen, und all ſeine Farben ſchimmerten und ſtrahlten näher, reizender und verlockender als je, in Mirthills brechende Augen; aber er hatte keine Kraft mehr, den Arm zu gebrauchen und ihn zu haſchen. Immer ſchwächer wurde Mirthill; da kreiſete der Schmetterling in immer engeren Kreiſen um ſein Haupt, immer niederer zog er ſein buntes Farbenrad, und ſenkte ſich endlich leiſe und ſtill auf Mirthills Stirne nieder. Mirthill hob mit Anſtrengung der letzten Kraft die Hand, führte ſie ſchwach nach der Stirne, und indem er den Schmetterling ſchon in den Fingern hat, zerfließt dieſer in einen leeren Schimmer. Mirthills Hand ſinkt ſchwach und kalt nieder, und ſein letzter Odemzug durchzieht die ſchweigende Gegend.

So folge nur, mein Herz, der raſtloſen Sehnſucht nach dem Ideale, folge immer und ewig, haſche mit unendlichem Sehnen nach dem farbentragenden Phantome; es zerfließt, wenn Du es wirklich berührſt, und mit ihm bricht Herz und Auge und Hoffnung und Leben und — Alles.

Dreiköpfiges.

Die Natur ſcheint ein wenig das Gleichgewicht herſtellen zu wollen. Es werden ſo viele Menſchen ohne Kopf geboren, jetzt werden, wie die Zeitungen melden, Kinder mit drei Köpfen geboren. Die Natur wird es noch ſo einrichten, daß in jeder Familie eine Perſon mit ſo vielen Köpfen geboren wird, als ſie Mitglieder hat, die andern aber haben gar keinen Kopf. Dieſer, der für die ganze Familie Köpfe hat, muß eben nicht der Majoratherr ſein; der hat Güter, zu was braucht er Köpfe?

So ein dreiköpfiger Menſch kann dem Staate ſehr nützlich werden, indem man ihn in drei Aemtern beſchäftigen kann, braucht ihm aber nur für einen Magen zu eſſen zu geben und nur auf einer Bruſt zu bebändern. Ja, wenn ein ſolcher Mann auch zuweilen den Kopf verliert, wie das bei Staatsdienern zuweilen der Fall iſt, ſo hat er doch noch zwei Köpfe in Reſerve.

Es könnten aber zuweilen komiſche Scenen entſtehen. Zum Beiſpiel ein ſolcher Kleekopf iſt Finanzrath mit einem Kopfe, Medicinalrath mit dem Andern und Forſtrath mit dem Dritten. Eines Tages verliert er ſeine Köpfe, will ſie ſchnell wieder aufſetzen und vertauſcht ſie. Der Forſtrath ſetzt den Finanzkopf auf, der

Finanzrath den Medicinalkopf und der Medicinalrath den Forſtkopf. Man denke ſich nun die Verwirrung. Der Medicinalrath läßt den Finanzen ſo lange zur Ader, verſchreibt ſo viel Blutigel, daß ſie aus Schwäche Waſſer im Gehirn abſetzen und dahin ſind. Der Finanzkopf macht in dem Forſte ungeheuere Operationen, Reductionen, läßt den Bäumen die Rinde über den Kopf abziehen, bis der Forſt ganz geſichtet und gelichtet iſt. Der Forſtkopf endlich läßt die Medicin ganz ausholzen! — Ein anderes Beiſpiel könnte noch traurigere Confuſionen veranlaſſen. Ein ſolcher Kleekopf könnte mit einem Kopfe ein geborner Edelmann, mit dem Andern ein Bürgerlicher und mit dem Dritten ein Jude ſein. Der Jude iſt aber reich, der Bürgerliche ein geſcheidter Kerl und der Edelmann ein Simplex. Nun will der Edelmannkopf mit dem Bürgerkopf nicht in Geſellſchaft gehen und der Bürgerkopf will mit dem Judenkopf nicht zuſammenwohnen. Allein der Edelmannkopf muß den Bürgerkopf haben, weil er klug iſt, und der Bürgerkopf kann ohne Judenkopf nicht ſein, weil er Geld hat. Bei dem Goldkopf vereinigen ſich endlich alle Extreme. Nun ſtelle man ſich dieſe ſich kreuzenden Intereſſen und Köpfe vor. Ein dritter Fall könnte noch drolliger ſein; man ſtelle ſich einen Dreikopf vor, von denen der eine Kopf verheirathet iſt, der Andere ein Weiberfeind und der Dritte ein Mädchenjäger u. ſ. w. u. ſ. w.

Ende des zweiten Bandes

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt des zweiten Bandes

Seite

Lips Käuzlein's Heerſchau ſeiner Stammbuchblätter . . 1
Die Gaſtronomie der Juden, oder Vogl's Garküche. Eine Jugenderinnerung 57
Gratulationsſchreiben an meine Freundin Sara Levi zum Tode ihres 12jährigen Sohnes 72
Cſákeny und Tambura, oder die geiſtige Abendmuſik . . 76
Leben, Heldenthaten, Abenteuer, Begebenheiten und ſonſtige merkwürdige Schickſale des Fähndrichs Eſpenbüſchel in einer Damengeſellſchaft 93
Der Autokrat, die Curländer Juden und die Cholera . . 109
Liebesſchliffeleien des Poeten Piperl . . . . , 118
Gedanken eines Stern am Himmel in einem Feuerwerke auf Erden 165
Das Feſt der Gräber zu München am Allerheiligentage . 169
Reiſeblätter, in Briefen an Luſſa 173
Leere Betrachtungen über den vor mir liegenden leeren Bogen Papier 192
Magiſter Zickzack, oder die Kunſt in allen Fällen des menſchlichen Lebens ein Schafsgeſicht zu machen . . . 196
Papillotten 215
Sehnſucht und Beſitz 250
Dreiköpfiges 253

Ausgewählte Schriften

von

M. G. Saphir.

Zweite Serie.

([illegible] zur erſten Serie.) 6 Bände auf feinem Velin-papier 7 fl. 50 kr. oder 4 Thlr. [illegible] Sgr.

Saphir's Schriften [illegible] [illegible] [illegible] und eine geſunde Nahrung für Herz und [illegible].

Was [illegible] dieſer von Saphir ſelbſt getroffenen und von [illegible] [illegible] Auswahl bieten, iſt das Beſte, was Saphir's brillante Feder zu Papier gebracht hat.

Das Geſammtbild des Dichters zu vollenden, haben wir die in den bisherigen vier Auflagen verbreitete Auswahl der Schriften in 10 Bänden ergänzen laſſen. Das Material, das uns dabei zu Gebote ſtand, theils gedrucktes, doch wenig bekanntes, theils noch nicht veröffentlichtes Manuſcript, wofür [illegible] den harten Stift der Cenſoren fürchten mußte, iſt von [illegible] Intereſſes und allgemeiner Anerkennung würdigen ſo viel, daß wir uns freuen, den Verehrern des Dichters eine reiche Gabe bieten zu können.

Wie auch Saphir's Muſe in ihrer Thätigkeit in den Metropolen Deutſchlands, Berlin, München und Wien, durch den Cenſur-Kübel gepeinigt wurde, ſie hat ſich ſtets in ſchlagendem Witz, köſtlichem Humor, beißender Satyre, aber auch in ſinniger Lyrik unverwüſtlich erhalten und das Genie Saphir's vermochte es, dem geſchriebenen Worte dasjenige einzuprägen, was es uns für alle Zeiten werth und theuer erhält.

M. G. Saphir's Schriften.

Cabinets-Ausgabe.

Ausgewählte Schriften.

Von

M. G. Saphir.

Zweite Serie.

Dritter Band.

Brünn, Wien & Leipzig.
Verlag von Fr. Karafiat.
1871.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von Breza, Winiker u. Co. in Brünn.

Pariſer Briefe.

(Auswahl.)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorbrief zu meinen Briefen
über die
Pariſer-Welt-Induſtrie-Ausſtellung.

An Frau von D—n. in Paris.

Ihr liebes, liebes Schreiben athmet die Gemüthlichkeit einer Deutſchen, die Liebenswürdigkeit einer Franzöſin und die Herzlichkeit einer Freundin!

Beim Leſen ihres Briefes ſtand Mainz, der Rhein und Ihre beiden graziöſen Genien wieder vor mir wie im vorigen Jahre, und die Erinnerung ſetzte noch einige Flügel an meine Sehnſucht, Sie und die Ihrigen wieder zu ſehen!

Ihr Brief, ſo voll Güte und Wohlwollen er iſt, birgt eine Natter unter Roſen, eine giftige Schlange im Paradieſe: die Stelle, die mir anzeigt, daß Sie mir ein hübſches Quartier in Ihrer Nähe ausgewittert haben! Das Quartier iſt die Roſe, Ihre Nähe das Paradies, die Schlange aber iſt der Preis, die Natter iſt der Monatszins!

Dreihundert Francs monatlich! Plagt Sie der

Nuſſe, Sie böſe Freundin? Wie hoch ſchätzen Sie denn Ihre Nähe? Iſt dieſe nicht mit der Gegennähe eines deutſchen „Humoriſten“, eines „primo-Humoriſten-assoluto“ genug bezahlt? Das Herzklopfen, welches Ihre Nähe erregt, gar nicht mitgerechnet!

Aber wenn ich einmal dort bin, ſo wollen wir uns à l'amiable arrangiren. Ich dictire Ihnen meine „Briefe aus der Pariſer Induſtrie-Ausſtellung,“ und dafür, daß ſie dieſe köſtlichen Früchte zuerſt von meinen Lippen pflücken, dafür, daß Sie ſie zuerſt leſen dieſe brieflichen Abſpiegelungen von Paris, der Induſtrie-Ausſtellung, der Pariſer Kunſt- und geſelligen Zuſtände, der Moden, Converſation mit ſo vielen politiſchen Reverbères dazwiſchen als nöthig iſt, um die ganze Pariſer Saiſon in einer papiernen Fata morgana meinen einigen Millionen Leſern anſchaulich zu machen; für dieſe Dictir-Wonne oder für dieſe Dictatur werden Sie mir ſchon einige Francs herabhandeln! nicht wahr? Wo nicht, ſo beſtrafe ich Sie exemplariſch! — ich nenne Ihren vollen Namen und wie Sie mir im vorigen Jahre von heiler Haut um den Hals gefallen ſind und mich — geküßt haben! —

„Darf ich's der keuſchen Sonne nennen und mich vernichtet nicht die Scham?“

Und wenn Sie die Verwirrung Ihres geſunden Menſchenverſtandes vor der Welt läugnen wollten, dann habe ich zwei Zeugen: den alten Vater Rhein und die etwas jüngere Lorelei!

Ja, meine edle Freundin, ich folge dieſem Brief faſt auf dem Fuß nach. Wie könnte auch eine
„Welt-Induſtrie-Ausſtellung"
ohne mich „Welt-Induſtrie-Ausſtellung genannt werden!

Die Pariſer Ausſtellung hat ſchon den Vortheil für ſich, daß die Londoner ihr vorausging! Die Mängel, die ſich in London fühlbar machten, werden hier vermieden werden; aus den Erfahrungen und Anregungen der Londoner Ausſtellung wird die Pariſer den Character der ihrigen deſtilliren, reiner, practiſcher und ausgreifender klären und geſtalten.

So viel weiß ich, und ich habe, als zur Miſſion in dieſe Ausſtellung beſtimmt, mich auch ſchon überzeugt, daß auch die Vorarbeiten viel umfaſſender waren und ſind, nicht blos die techniſchen, ſondern daß auch die ſcientifiſchen für Claſſification, Contraſtirung, Tabellirung u. ſ. w. weit zweckmäßiger in Angriff genommen worden ſind.

Wie Michel Angelo in ſeinem Siegel drei Ringe führte, für Baukunſt, Malerei und Bildhauerkunſt, ſo werde ich in meinem Miſſions-Siegel drei Ringe führen als Sinnbild meiner Auffaſſung der Pariſer Ausſtellung: die welthiſtoriſche Bedeutung derſelben in „induſtrieller, intellectueller" und „politiſch-ſocial-civiliſatoriſcher" Beziehung. Drei Zweige, die wie die drei Grazien nur in ſchweſterlicher Eintracht ein vollkommenes Bild gewähren.

In induſtrieller Beziehung wird die Leiſtungsfähigkeit eines jeden Landes der Concurrenz aller civiliſirten

Welt gegenüber ihren Beruf und ihre Werkthätigkeit zu beweiſen haben.

Es liegt daher im Intereſſe eines jeden Landes, ihre induſtrielle Capacität dort zur Anſchauung zu bringen; und das nicht nur in einzelnen Firmen, ſondern noch mehr in der Darlegung eines ganzen Complexes von induſtriellen Hervorbringungen, um die allgemeine Weltmarktfähigkeit der Induſtrie des Landes zu bekunden. —

Oeſterreich hat dieſe induſtrielle Seite auch als nationale Ehrenſache beanſchaut, davon gab London und nachdrücklichſt München den glänzenden Beweis. Wenn aber der induſtrielle Zweck in dieſer Weiſe zur Nationalſache erhöht wird, dann fängt die politiſche und civiliſatoriſche Bedeutung der Ausſtellung an. Die Ausſtellung wird zu einem Rendez-vous der Mäkler! Die verſchiedenen Induſtrie-Capacitäten mit ihren Eigenthümlichkeiten, die Erfinder und Verbeſſerer aller Induſtriezweige mit ihren ſpecifiſchen Vorzügen, mit ihren bezugsweiſen Fortſchritten geben ſich ein „Stelldichein,“ um ſich gegenſeitig kennen zu lernen, ſich mitzutheilen, im vertraulichen Austauſch ſich zu erfreuen und zu belehren.

Auch für die Kunſt im idealen Sinn, für die Genien, welche die Sitten veredeln, das Leben verſchönern, und den Gürtel der Anmuth um den üppigen, vollen Leib des Gewerbs- und Induſtrie-Fleißes ſchlingen, wird ſich in der Kunſthalle dieſer Ausſtellung ein hoher, ein univerſeller Standpunct gewinnen laſſen. Verſchiedene

Kunſtzweige werden da in Bild, Form, Farbe, Ton zu einer Welt von Vergleichungen anregen, zu einem Fond von Andeutungen führen, und eine Entwicklungs-Reihe von Anſchauungen und Ideen aufſchließen.

Sie ſehen nun, meine holde Freundin, daß in meinen „Briefen“ Abwechslung genug ſein wird, genug um daß Sie nicht über die Einförmigkeit des Inhalts beim Dictandoſchreiben zu beſchweren haben werden.

Ich werde in allen angedeuteten drei Reichen dieſer Ausſtellung flibuſtiren und Stoffleſe halten.

Sie werden wohl ſelbſt wiſſen, daß der Sänger der „wilden Roſen“ nicht nach Paris geht, um z. B. über Leder zu berichten, dafür ſind lederne Berichte genug in der Welt, auch nicht um über Oel, Thran, u. ſ. w. ſeinen Geiſt auszugießen, dazu werden Schmierer aller Länder genug da ſein. Aber ich werde jeder hervorragenden Erſcheinung auch in jedem Specialfache der Induſtrie eine Aufmerkſamkeit, eine Würdigung angedeihen laſſen, und beſonders mit inniger Vorliebe an die Darlegung alles Vorzüglichen gehen, womit die Induſtriellen Oeſterreichs dieſe Ausſtellung bereichern werden. Ich werde in dieſer Beziehung auch mit dem beſten Willen Winke und Andeutungen von den in Paris ſich befindlichen Induſtriellen entgegennehmen.

Sie wiſſen es, meine verehrte Freundin, daß ich mit Paris, mit der Pariſer Journaliſtik, mit den Pariſer Schriftſtellern und Künſtlern in mancher Verbindung ſtehe, und auch nach dieſer Seite hin den Induſtriellen Oeſterreichs dort angenehm zu ſein im Stande bin.

Uebrigens werden Sie die Feder nicht unwillig wegwerfen, wenn ich Ihnen kunterbunter dictire, ohne pedantiſchen Zuſammenhang, heute ein Stückchen Induſtrie, morgen ein Stückchen Theater, dann wieder ein Bischen „rues de Paris," dann wieder Silhouetten von intereſſanten Perſönlichkeiten, dann Skizzen über Volksleben, Mode, und beſonders über das ſchöne, ſchwache, ſchönſchwache und ſchwachſchöne Geſchlecht, u. ſ. w. Alles gerade eben friſch, wie ich den Eindruck aufgenommen habe.

Meine Leſer ſind dieſe meine Flankenzüge und Katzenſprünge ſchon gewöhnt, und haben ſich bon gré mal gré ſo daran gewöhnt, daß ſie ordentlich darauf verwöhnt ſind.

Und nun leben Sie wohl, meine kunſtſinnige Freundin, leben Sie wohl, bis ich komme, dann leben ſie noch wohler, und wenn ich abreiſe, wohl am wohleſten!

Bereiten Sie Paris auf meine Ankunft vor, beſonders die Familie Gl—t mit der hölliſchen Himmelsbeſcheerung von fünf ſchönen Töchtern! Bereiten Sie ſie vor auf meine Erſcheinung langſam, vorſichtig, mit einer Gradation der Wahrheit ſich nähernden Perſonalſchilderung des „lebendigen deutſchen Humoriſten," ſagen Sie Ihnen aber auch, daß meine Deviſe iſt:

„Les esprits comme nous ne sont pas fait pour tenir la chandelle." (Voltaire.)

Und nun Adieu! Der Himmel ſegne Sie, breite meine Fittige über Sie aus und laſſe mein Antlitz auf Sie leuchten!

Wenn ſie meine Schrift nicht leſen können ſollten, ſo gedulden Sie ſich, bis ich ſelbſt komme, ich bringe Ihnen zu dieſem Behuf meinen „Setzer“ mit, der einzige Menſch auf Erden, der meine Schrift leſen kann.

Ich vertraue Ihnen in Folgendem ein Staatsgeheimniß an: Ich und mein Setzer wir werden, als ſeit 19 Jahren wunderſam zuſammengewachſen, in die „Induſtrie-Ausſtellung“ geſchickt als ein Wunderfabrikat! Ich kann ohne ihn nicht leben, denn Niemand ſonſt kann meine Schrift ſetzen; aber auch er kann ohne mich nicht leben, denn der gute Mann kann gar keine andere, ordentliche Schrift mehr leſen oder ſetzen! So laufen wir vierfüßig wie Katzenbergs Haſe herum. Wir müſſen miteinand ſterben und auf unſerem Grabſtein wird zu leſen ſein:

„Hier liegt ein Paar, ganz wunderlieb,
Der Eine ſetzte was der Andere ſchrieb;
O Himmel! rechne es ihnen nicht böſe an,
Sie haben's Beide nicht gern gethan!“

Doch nun genug! Vale et fave! — Sprechen Sie Latein? — nicht? — dann, holde Frau, ſind Sie mein Mann!

A propos! ſeien Sie ſo liebenswürdig und ſagen Sie dem Concierge in meinem Logis, er möchte mir Dlle. Rachel um keinen Preis früher nach Amerika gehen laſſen, bis ich dort, d. h. in Paris, bin! Ich hoffe, meine edle Tragödin wird mir entgegen kommen mit den Worten Phädras:

Le dessein en est pris, cher „Humoriſt“!
Je ne quitte les lieux wo Du jetzund biſt!“

Noch einmal: à propos! Leben Sie wohl!

300 Francs! und doch: „Leben Sie wohl!“ Ich bin ein Engel an Großmuth und Güte und zwar ihr ganz Ergebenſter.

Dresden, Hotel de Saxe.

An B. D—n.

Hier bin ich nun wieder in dem ſchönen Elb-Florenz!

Gottlob, wir Deutſche haben Alles, Alles! Ein Florenz an der Elbe, ein Athen an der Iſar (München), ein Rom am Rhein (Köln), ein „Paris“ an der Pleiſſe u. ſ. w. — Bei ſo viel magerer Phantaſie und ſo viel realer Forſchung als die Deutſchen haben, iſt das gewiß bemerkenswerth.

Da ſitze ich wieder in dem comfortablen, freundlich gelegenen, allen Fremden beſtzuempfehlenden Hotel de Saxe, mit der hellen, freien, lebendigen-Ausſicht auf den „Neuen Markt.“ Aber mir fehlen zwei Dinge: Sie und der Sommer.

Ich glaubte, wie ich Bodenbach, den toskaniſchen Boden, id est Sachſen, betreten werde, wird Waldesgrüne, Wieſenſchmelz, ſonniges Laubgewinde ſich über mir zum ſchattenden Dach wölben.

Aber es kömmt anders. Wie man den toskaniſchen Boden betritt, betritt man die beſonnenſte aller Eiſenbahnen! Die ſächſiſchen Locomotive ſcheinen nicht mit Pferdekraft zu fahren, ſondern mit ſächſiſcher — Kaffeekraft. —

Nirgends ſind die Perſonenzüge der Eiſenbahn ſo unregelmäßig, ſo zeitverſchlepperiſch, ſo ordnungslos als in Sachſen. Drei Jahre hintereinander bin ich etwa 12- bis 15mal abwechſelnd von Berlin nach Dresden, von Dresden nach Leipzig, von Leipzig nach Berlin gegangen und niemals ohne daß ich vom Conducteur die angenehme Antwort erhielt: „Heute wird wohl noch ein halbes Stündchen d'raufgehen!“ — ein halbes Stündchen, das ſich bis dreiviertel Stündchen ausdehnt.

Dafür aber ſind die Waggons ſuperb!

Nicht nur der „Sommer“ fehlt mir jetzt hier in Dresden, ſondern auch Sie, mein Dresdner „Sommervogel,“ mit Ihren ewigbewegten Kunſtfittigen, durch welche Sie in die heitere Region des Lebens fliegen und mit ſich fliegen laſſen.

Das „romantiſche Dresden,“ wie es im Sommer genannt werden kann, liegt jetzt in erſtorbenen Farben vor mir; das „grüne Gewölbe“ des Frühlings und Sommers iſt fahl und ſonnenſcheinlos. Ganz und gar von der Natur zurück- und auf Kunſt- und Geſellſchaft hingewieſen, erſcheint mir Dresden jetzt wie eine Schöne nach abgelegter Toilette, manche Illuſion ſchwindet und die eigentliche Körperlichkeit tritt nackter und ſchmuckloſer hervor.

Wer ſo öſtlich her nach Dresden kömmt, namentlich wer aus dem gehäbigen, großartigen und doch ungenirten Wien über die böhmiſchen Berge herab den ſächſiſchen Boden betritt, Dresden, welches mit den beiden Fühlhörnern den deutſchen Süden und den deutſchen Norden betaſtet oder vielmehr von denſelben betaſtet wird, der fühlt ſich hier zum erſtenmale genirt von dem „Maulkorb des Anſtandes“, von den „ſteifleinernen“ Kitteln der Etiquette des Vornehmthums, in welchen hier Kunſt, Literatur und Geſellſchaft herumſpaziert, und man wird aus der Atmoſphäre der Behaglichkeit und des bequemen Sichgehenlaſſens ſo aufeinmal in das Schniegeln und Bügeln des Wortes und des Ausdrucks, in das Bürſten und Glätten des innern Menſchen, bevor man ſie in die Converſation losläßt, hineingeworfen, daß derjenige, welcher nicht darüber ſteht, ganz verſchüchtert und eingeſchüchtert nur ſein Selbſtbelauſcher und Aufhorcher ſeines eigenen Wortes wird.

Es iſt ſonderbar, wie ſich alles ſteigert und wie alles gradatim geht, ſogar mit der Scala des Converſations-Tons. In Italien ſchreit man, in Oeſterreich ſpricht man, hier in Dresden fängt ſchon das Flüſtern an. Man hört hier kein lautes Wort, an öffentlichen Orten iſt bloß eine Liſpelei hörbar.

Wer nicht für unanſtändig gehalten werden will, muß dem Kellner als ein Geheimniß zuflüſtern: „Ein Schnitzel mit Erdäpfel!“

Es iſt alles kühl, aber höflich, es riecht ſchon nach Berliner Verſtand, aber es iſt noch ein Nachgeſchmack öſterreichiſcher Gemüthlichkeit.

Das Naturell der Dresdner iſt allerliebſt, freundlich, zuthunlich und das Bischen Singen in ihrer Ausſprache hör' ich gerne, es iſt ſtets ein Mollton, es klingt nach Gemüth.

Im Sommer liegt die Stadt Dresden, mit ſeinen durch den Kohlendampf geſchwärzten Häuſern in grünen Wickelbändern, in blumigem Umſchlag, und der Contraſt der dunkeln Gemäuer mit den flatternden grünen Lichtern und ſonnigen Lichtſtreifen bietet einen romantiſchen Eindruck.

Auf Dresden iſt Schillers Ausſpruch in Beziehung deutſcher Kunſt:

„Kein Auguſtiſch Alter blühte“

nicht anzuwenden.

Zwei Auguſte haben Dresden zum Tempel der Kunſt gemacht.

Da ſteht ſie, aus Erz gegoſſen, die Reiterſtatue Auguſts des Starken, des Zweiten, im römiſchen Imperatoren-Gewand, das Antlitz der Neuſtadt und ſeine wie des ſtarken Roſſes Nachtſeite der Altſtadt, der Brücke, der Terraſſe zugewendet —! Und doch verdankt ja Dresden dieſem Auguſt ſeine Pracht, ſeine Kunſt und ſein monumentales Leben. Zu allem, was die nachfolgenden

Auguſte in dieſer Beziehung gethan, hat Auguſt der Starke, dieſer Typus der Kraft, der Friſche, der Kühnheit und der Verſchwendung den Grund gelegt.

Das ganze ſpätere ſo wie jetzige architectoniſche Dresden iſt eine Schöpfung von Sprößlingen und Schößlingen und Setzlingen aus der Zeit des gekrönten Hercules von Sachſen, der die zum Cultus erhobene Ueppigkeit der Kraft und der phyſiſchen Begier auch in genialer Uebermüthigkeit auf Kühnheit der Entwürfe in Bauten und monumentalen Schöpfungen ausdehnte.

Troja iſt durch eine Helena zu Grunde gegangen, das war ein Troja, aber es gibt mehr Troja's, die durch ſchöne Helenen erbaut worden ſind! Wie viele Verſailles und St. Clouds u. ſ. w. ſind nicht durch ſchöne Helenen erſtanden?! Und jene Länder befinden ſich noch immer glücklicher, deren Fürſten durch Maintenons geleitet wurden als die deren Herrſcher durch Mazarins regierten.

Auguſt der Starke hat viel geliebt! Aber er war die Natur darnach! Er ſchwelgte in Frauen wie in mächtigen Plänen, wie in den ſchwelgeriſchen Entwürfen, ſeine Reiche an die Großmachtſeite der Zukunft zu nageln.

Das gemauerte Dresden erinnert noch immer an die Helenen jener Zeit! Iſt doch das Gartenſchloß in Form eines „H“ gebaut — Anfangsbuchſtabe der Frau von „Hoymb“ und der Palaſttheil an der Elbſeite wird nach der Gräfin Coſel benannt.

Dieſe Gräfin Coſel, mein Freund, wurde im Schloß

Stolpen eingeſperrt; das iſt nichts, aber ſie ſaß 43 Jahre! — von 1716 bis 1759, — dreiundvierzig Jahre! Ein junges, ſchönes Weib dreiundvierzig Jahre gefangen! Und für was büßte ſie? Für eigene oder für fremde Sünden?!

Mir träumte heute Nacht von der Gräfin Coſel! woher kam das? ſollte es die Folge der Aufregung ſein, in welche mich geſtern Abend „die falſche Pepita“ brachte?

Ja, mein Freund, Sie ſind fort von Dresden, Emil Devrient auch; alſo der Bayard und der Alcibiades der Bühne abweſend, die Ney auch, die hausbackene Nachtigall, — zum Teufel iſt der Spiritus, der „Räder“ iſt geblieben.

Ja ich werde gerädert! Abends von 6 bis 9 Uhr ge-Rädert!

Da hat, glaub' ich, Herr Taglioni in Berlin ein Ballet componirt: „Alladin“ und zu dieſem Ballet horribile dictu hat Herr Räder Worte gemacht, und das Dings, welches riecht nach Ballet, ſtinkt nach Poſſe und räuchelt nach „Gſing-Gſang,“ dauert drei Stunden.

Es iſt kaum glaublich, ein Hoftheater, ein Hoftheater, welches nach 10 Tagen wieder eröffnet wird, gibt „Alladin!“ und Tags darauf „Pietſch in Madrid“ und die „falſche Pepita“, und als ich nach vier Tagen wieder kam, wieder „Pietſch und wieder „Sennora Pepita, meine Name iſt Meier!“ und ein Elend in der Darſtellung!

Ach, lieber Freund, ich fürchte, wenn ich zurückkomme, iſt mein Geſchmack ſo ledern geworden, daß ich das Burgtheater vortrefflich finde!

Sollten Sie, lieber D., ſo was hören, dann kommen Sie ja gleich und ſchießen mir eine Kugel durch den Kopf, ich werde Ihnen nachher für dieſen Liebesdienſt ſo lang ich lebe dankbar ſein.

Heute, indem ich dieſes ſchreibe, bringt man mir den Theaterzettel: „Chonchon!“

„Chonchon!“ die „Grazie der Butterbrotfreſſerei!“ Und das im Dresdner Hoftheater, in Dresden, wo Shakeſpeares „Hamlet“ auf der „Terraſſe“ heimiſch iſt!

Zum Teufel hinein, Herr D — n! Hab' ich Ihnen Urlaub gegeben? Wo ſtecken Sie? War ich ſo tactlos, Ihnen Urlaub zu geben, und dem Emil und der Rey auf einmal, ſo daß nichts übrig bleibt als „Pietſch,“ „Sennora Pepita“ und „Alladin?“

„Alladin!“ In dieſem Stück hat Herr Räder alle Wiener Poſſen klein gehackt und als Dresdner Thürſteher ausgeboten! Welcher unſinnige Gebrauch des Unſinns!

Ich kann's entſchuldigen, wenn Jemand Mißgeburten auf die Welt ſetzt, es verdient Mitleid, wenn Jemand „Selbſterzeuger von Trotteln“ iſt, aber Mißgeburten und Trottel an ſein Schreibzeug anſtellen, wie Jakob die bunten Stäbe an die Schaftränke, damit die Phantaſie ſolche Trottel werfe, das verdient kein Mitleid! Trottelmacher ſein iſt ein Unglück, aber Trottel aus Geſchmack und Neigung an Kindesſtatt annehmen und ihnen ſeinen Namen geben, dazu gehört, — dazu gehört, — dazu gehört — der Verfall des Theaters wie er iſt!

Und nun noch Eines, lieber D., mir paſſiren jetzt in Dresden lauter Satyren, lauter Pasquille! An einer Straßenecke ſteht angeſchlagen:

„Wiener-Affen-Theater“

in der „Schuſter-Innung.“ Heißt das nun „Wiener-affen-Theater“ oder „Wiener-Affentheater?“ und in einer „Schuſter-Innung?“ Müſſen den die Wiener überall Pech haben?

Nicht minder ſonderſam und bedenklich iſt der Maueranſchlag über die „Hundeſteuer,“ die hier eingeführt worden iſt. In dieſem Maueranſchlag heißt es: „Da nach Paragraph ſo und ſo des Geſetzes verboten iſt, Hunde ohne Maulkorb herum laufen zu laſſen, werden alle Durchreiſenden und Fremden auf dieſen Umſtand aufmerkſam gemacht u. ſ. w.“ — Heißt das alle durchreiſende und fremde Hunde?“

Aber das Luſtigſte iſt folgende Annonce:

„Im Thiene Salon“
„Humoriſtiſche Vorleſung von M. G. Saphir.“
„Cercle-Sitz 12 Neugroſchen.“

Da muß ich doch hingehen! Ich habe mir ſchon längſt gewünſcht, mich einmal leſen zu hören! Wenn ich mir nicht gefalle, ſo pfeiff' ich mich aus!

Morgen ſchreib' ich Ihnen als ausgepfiffener Selbſtauspfeiffer.

Dresden, Hotel de Saxe.

An L...g K...t in Wien.

Alſo geſtern hab' ich mich gehört!

Haben Sie je einen „Rhetor“ genoßen! Einen „Rhetor“ mit Eſſig und Oel?

Sie wiſſen vielleicht gar nicht, was ein „Rhetor“ iſt? Wo kann ein „Rhetor“ anders wachſen als in Berlin? Zwiſchen Pankow und Stralow in der ſpecifiſchen indo-germaniſchen Latinität? Herr Schramm war „Rhetor der Erſte,“ Vater: der Geiſt der alten Römer; Mutter: „Neue preußiſche Zeitung.“

Hugo Wauer iſt „Rhetor der Zweite“ aus dem Stamme der Rhetoriden.

Alſo ein „Rhetor“ iſt ein ſpecifiſch preußiſcher Schreihals, welcher die Hegemonie über fremde Geiſtesproducte antritt und dieſe für acht Silbergroſchen den deutſchen Stämmen aller Zungen, die da eſſen „Gänſe-Sauer“ oder „Humer,“ die da trinken „kühle Blonde“ oder „Mumme,“ in Hotels oder Wirthshäuſern, in den Abendſtunden zwiſchen 5 und halb 12 Uhr vorſchreit, id est vorlieſ't.

Die ſtaatliche Nothwendigkeit eines ſolchen „Rhetors“ für die Gauen Teutoniens, ohne Unterſchied der Wein-, Bier- oder Schnapps-Stämme, iſt nachgewieſen Seite ſo und ſo in der Culturfibel der Weiſen, die da ſind ſo viel wie Sand an der Spree.

Herr Hugo Wauer iſt nun aufgegangen als „Rhetor“ von Berlin und zog gen Dresden, um allda zu lehren Literatur-Furcht, Poeſie-Furcht und Furcht vor Rhetorik im Allgemeinen und Speciellen.

Herr Hugo, der „Rhetor von Lungens-Gnaden“ rhertorirte an einem Abende für 10—15 Silbergroſchen drei diverſe Spiritualitäten: Louiſe v. Plönnies“ — „Herr Schanz“ — „M. G. Saphir.“

M. G. Saphir mußte der ärgſte Verbrecher geweſen ſein: er wurde zuletzt gehängt!

Ueber „Louiſe von Plönnies“ brauche ich Ihnen wohl nichts zu ſagen. Die deutſche Literatur erſchuf ſie und — allen Reſpect vor der deutſchen Literatur!

Herr Schanz aber iſt ein homo novus, ein Neugroſchen! Ich kenn' ihn nicht, relata refero. Seine Entſtehungsgeſchichte fällt in die Zeit, wo die Profeſſoren und Proletarier die Kurzſichtigkeit des lieben Herrgotts curiren wollten! Um jene Zeit ſoll Herr Schanz die erſten Körnlein ſeiner Brechbohnen-Poeſie in die Furchen gelegt haben, welche der demagogiſche Pflug in die harten Schädel des Volkes zog, welches die Eiche zu ſeinem Stammbaum erkieſ'te, weil ihre Frucht den Geiſt fett und die Nationalität ſtark macht. Für dieſe erſten melodiſchen und rhythmiſchen Tyrannenſcheuchen ſeiner Poeſei erhielt Herr Schanz nach der Hand Gelegenheit, einige Zeit „fern von allem Getriebe der Menſchen“ darüber nachzudenken, wie das gemeinſame Deutſchland ſich zu erhalten vermag, wenn ſeine größten Integral-Capacitäten unter Schloß und Riegel der practiſchen Weisheit von demſelben abgeſchnitten iſt.

Nach überſtandener Epoche der abgeſchiedenen Selbſtbeſchauung ging das beſſere Licht, man möchte ſagen: das allerbeſte „Zodiakallicht“ in Herrn Schanz auf, er verurtheilte ſich ſelbſt zu lyriſcher „Schanz-Arbeit“ und ſingt nun au contraire im Gegentheil und juſtament Lieder zu Ehren „Kaiſer Nicolaus,“ als welche und ſolche Lieder hat Rhetor Wauer vorgetragen um zehn Silbergroſchen im Hotel Thiene zu Dresden, am Abende zwiſchen 8 und halb 12 Uhr, am 17. April des Jahres 1855!

Und dieſes iſt die Schöpfungsgeſchichte Waueri und Schanzi aus dem Geſchlechte der Schreiber und Lungenpfeiffer im heiligen römiſchen Reich, als welches iſt nicht arm an Exemplaren ähnlicher Gattung und literariſcher Umſchläger und Radicalbelehrten im Norden und Süden!

Nachdem alſo Herr Hugo Wauer die Louiſe und die „matte Limonade“ ausgeſchenkt hatte und auch dem Herrn Schanz ſein Zeitliches anthat, gürtete Herr Hugo Wauer die Schädelhaut einer Saphir’ſchen Vorleſung um ſeine Linden-Lenden und ſegnete ſie zu Tode.

Wenn Sie wiſſen wollen, was die Weiſen des Morgenlandes über dieſe rhetoriſche Vorleſungs-Finſterniß ſagten, ſo hören Sie folgende Stelle, die ein hieſiger Referent darüber in der hieſigen Zeitung losließ:

„Was demſelben an der ſchneidenden Ironie Saphirs fehlte, ging dem guten Geſchmack durch ſeinen decenten Vortrag zu Gutem!“ —

Ich bitte Sie, lieber L., laſſen Sie doch gleich in alle Zeitungen folgenden Aufruf ſetzen:

„Alle löblichen Sicherheits-Organe werden höflichſt erſucht, auf Schreiber obenangeführter Zeilen zu invigiliren, denſelben im Betretungsfalle zu inhaftiren und ihn mittelſt Zwangpaſſes an die nächſtgelegene Irrenanſtalt abzuſchieben.“

Dresden.

An L.. P—n.

Heute iſt einmal der Frühling mit dem rechten Fuß aus dem Bette geſtiegen!

Sonnenaufgang und Morgenroth!

Ach! wenn nur der „Kaffee-Aufgang“ und das Morgenſchwarz auch ſo vortrefflich wäre!

Morgenſtunde hat Kaffee im Munde! Aber welchen Kaffee! Was iſt das Leben ohne Liebesglanz und ohne echten, guten, duftigen Moccaſaft?!

Wer nicht liebt, Kinder, Blumen und Kaffee, der kennt nicht des Lebens Luſt und Weh!

Aber die Dresdner Blumen verſöhnen mich mit den Dresdner Kaffee! Es iſt hier ein wahrer Blumen-Cultus! Ueberall au den Häuſern Narziſſen, Camelien und allerlei Blumen und grüne Gewinde! Ich ſehe aus meinem Fenſter hinaus, und der Markt iſt mit gequadertem

Sonnenſchein gepflaſtert, und aus allen Fenſten ringsherum ſchauen mich Blumen an, und die Dolden und Glocken nicken freundlich hinüber und herüber, und das Frühlingslicht wiegt ſich auf den lieblichen Wangen der Kinder Floras.

Auf dem Markte ſitzen die Blumenweiber in langen Reihen und winden Kränze. In Wien hat man „Bouquets“, „Sträußchen“, hier windet man blos Kränze, üppige ſtrotzende Blumenkränze!

Bei dieſer Gelegenheit muß ich Ihnen ſagen, daß ich ein rechtes Glückskind bin! Der „Fechter von Ravenna“ iſt mir bis Weimar nachgelaufen, und hat ſich mir in den Weg geſtellt und ſah mich triumphirend an, daß ich ihm nun doch nicht entgehen kann! „Je nun — ſodann!“ Ich ſagte zum „Fechter“ in Wien:

„Treff' ich Dich draußen im Freien.“

Alſo über den „Fechter“ ſpäter.

Die Dresdner Leciskas beſchäftigen mich noch!

Wir wiſſen aus dem römiſchen Satyriker, daß der Bei- oder Spitz Name für die „Meſſalinen“ „Lyciska“ war. —

Doch davon zu ſeiner Zeit.

Wenn man in Dresden auf der Brühl'ſchen Terraſſe die ſilberne Elbe ſieht, wie ſie leiſe und lieblich murmelt, geheimnißvoll und anſtändig, als wären ihre Wellen ſächſiſche oder preußiſche Oberpoſt- oder Oberbau Räthe, und wenn man im Café real ſitzt und die ſchweigſame Atmoſphäre athmet, und wenn man den holden Dresdnerinnen in die Augen ſieht, welche dem großen Weltverkehr und dem Freihandel der Blicke nicht huldigen, ſondern wahrhafte Protectioniſten ſind, und wenn man auf öffentlichen Spaziergängen die mit Höflichkeitsſchleier überzogene Ruhe des geliſpelten Austauſches der Gedanken hört, und wenn man die Friedlichkeit, Milde und freundliche Harmloſigkeit des ſächſiſchen National-Characters im Allgemeinen erkennt, dann wird man ſich nicht wundern, daß Sachſen nicht gar zu raſch — mobil machen will!

Wenn die einigedreißig deutſche Nationalitäten-Clios zuſammen kommen und ſich bei einer Taſſe Linden-Blüthenthee — die „Linde" iſt ja jetzt wieder zum Statthalter der „deutſchen Eiche" ernannt worden — über Gegenwart und Vergangenheit unterhalten, ſo müſſen ſie ſich ſelbſt gegenſeitig unter die Naſe lachen!

Doch liebſter L., ich will keine Politik machen! Sie wiſſen, ich bin ein Mann des Friedens, ein Elihu Burrit an der Donau!

Heute Nacht hatte ich einen Traum, der mir die Friedenshoffnungen beſtätigte.

Ich war nämlich etwas aufgeregt zu Bett gegangen. Ich war in den „Hugenotten" und Herr Lindemann als Marcell brüllte ſo undeutſch büffelwüchſig, daß ich die Hoffnung hegte, ſein „Piff—paff—puff" ſei bis Sebaſtopol gedrungen und dieſes dadurch gefallen. Dieſer Gedanke führte mich zum Nachdenken über Krieg und Frieden —

„— und alſo bei mir denkend ſchlief ich ein!"

Ich mochte ungefähr eine Stunde geſchlafen haben, da weckte mich ein ſonderbar Geräuſch, ich ſchlug die Augen auf,

„und mein Geldbeutel ſtand vor mir!"

Mit nachdenklicher Miene ſprach mein Geldbeutel:

„Montecuculi! Montecuculi!"

Ich ſprach zu meinem nachdenklichen Geldbeutel: „Ich heiße Moriz und nicht Montecuculi! Was willſt Du von mir?

Da ſagte mein Geldbeutel: „Zum Reiſen braucht man dieſelben drei Dinge, die man nach Montecuculi zum Krieg braucht:

„Geld! Geld! Geld!"

Dieſe Geiſtererſcheinung meines Geldbeutels hat meine Friedensnerven neuerdings geſtärkt!

Friedrich der Große hat aus keinem andern Grund den Krieg begonnen, als weil ihm ſein Vorfahr einen gefüllten Staatsſchatz hinterließ! Aus dieſem Grund beginnt jetzt Niemand Krieg!

Ich habe meinen Geldbeutel beruhigt! Ich ſagte ihm, daß England die Größe ſeiner Macht nach der Größe ſeiner Staatsſchuld berechnet: denn England denkt ſo: je größer die Staatsſchuld eines Staates iſt, deſto größer iſt die Pflicht der Selbſterhaltung im Volke, durch Treue und Ruhe und Gewerbfleiß im Frieden und durch Tapferkeit, Hingebung und Aufopferung im Krieg den Staatscredit aufrecht zu erhalten, um die Intereſſen richtig zu bekommen!

Wenn Englang nun wieder eine neue Zahl an ſeine Staatsſchuld anſetzt, ſo iſt das nur eine Stärkung des Patriotismus für die Männer in Guildhall und in der Krim!

Ach, die Engländer in der Krim, da hab' ich im Waggon in meinem Shakeſpeare geleſen, und finde in „König Heinrich der Fünfte“ eine Stelle in der Beſchreibung des engliſchen Lagers, welche ich Ihnen als Curioſität mittheile, weil ſie wie für das engliſche Lager in der Krim geſchrieben iſt.

„-- — the poor condemned English,
Like sacrifices, by their watchful fires
Sit patiently, and inly ruminate
The mourning danger, and their gesture sad,
Investing lank-lean cheeks, and war-worn coats,
Presenteth them unto the gazing moon
To many horrid ghosts!“

Doch wohin verirre ich mich?

Sie wollen Reiſebriefe und Sie ſollen ſie haben. Aber Dresden iſt jetzt ſtofflos, mager; die Galerie-Schwalben, die Sächſiſche-Schweiz-Pilger ſind noch nicht da; die Hotels ſind noch der Wallfahrer gewärtig, ſind noch ſalop und nonchalant, die Stammhalter der claſſiſchen Breter: Dawiſon und Devrient ſind in das einige Deutſchland auf Gaſtrollen ausgezogen, und ſo iſt der Dresdner status quo ein status zwiſchen „Wintermärchen“ und „Sommernachtstraum“, und blos „Pietſch in Madrid“ und „Sennora Pepita, mein Name iſt

Mayer" ſind die Alliirten, welche das Theater-Balaklawa beſetzt halten.

In den Hotels ſind ſtatt Gäſte „Vorleſer." Im „Hotel Thiene" der Rhetor Wau-Wauer und im „Hotel de Pologne" Dr. Wolfsſohn, der über Leſing lieſ't. Dieſe Vorleſungen ſollen ſehr intereſſant und Herr Dr. Wolfsſohn eine intellectuelle und bedeutende Perſönlichkeit ſein.

Gutzkow fand ich nicht hier, aber Berthold Auerbach, den gemüthlichen, liebenswürdigen, erfahrenen und doch ſinnigen Auerbach.

Sie wiſſen, er hat eine liebenswürdige Wienerin zur Frau; ſie verſprach mir zum Sonntag ein „Wiener Mittagsbrot!" Das „Verſprechen hinterm Wiener Herd" war ſchön, aber ich wurde treulos! Ich wurde ein Abtrünniger! Ich ließ mich nämlich nach Halle zu einer Vorleſung preſſen!

Ich kam Sonntag nach Halle und fand, daß der Theater-Director die Vorleſung für Sonnabend annoncirt hatte! Das ſind die Folgen einer leſerlichen und kalligraphiſchen Handſchrift!

Alſo in Dresden kein „Wiener Mittagsbrot" und in Halle keine „Wiener Abend-Einnahme!"

In Halle ging's mir curios.

Ich ſuchte meinen alten Bekannten, den Major v. Rohr, da hieß es: vor einem Monat geſtorben! Ich ſuchte die Generalin von Werder, da hieß es: iſt vor acht Tagen nach Merſeburg gezogen. Ich ſuchte den

Forſtrath von Rauchhaupt, da hieß es: iſt vor drei Tagen nach Berlin gegangen. Ich ſuchte das Fräulein Schulze, da ſagte die Schweſter: grade heut' iſt ſie abgereiſ't; ich fragte ſie ferner um Fräulein Louiſe von Werder, da erwiderte Fräulein Schulze: die wird wahrſcheinlich ſoeben ſterben!"

So hat ſich Halle zu meinem Empfang vorbereitet; wer nicht fortgezogen und abgereiſ't iſt, iſt geſtorben oder ſtarb ſo eben!

Auerbach ſchreibt ſoeben ein Drama: „Die Wahlbrüder," den Titel aber wird er wohl noch ändern.

Ich bin begierig, wie dieſes Kerntalent der Erzählung und Novelle ſich in der dramatiſchen Rüſtung bewegen wird!

Bei Auerbach fand ich Herrn Andree, den berühmten National-Oekonom und fruchtbaren Schriftſteller, der aus Bremen hieher überſiedelte. Wir kennen uns nun ſchon an dreißig Jahre und Herr Andree iſt noch immer derſelbe! Dieſelbe ſtrotzende Fülle der Vitalität und der geiſtigen Thätigkeit und dieſelbe joviale, kerndeutſche, ehrliche, zuthunliche, angenehme Individualität.

Auerbach ſagte mir ganz richtig von ihm: „Andree hat nur einen Fehler: er weiß gar zu viel!"

Und das iſt richtig! Wenn man mit ihm ſpricht, treibt er aus allen Poren Wiſſen und Kenntniß aus! Er iſt ein Räthſel: ſo vollgeſtopft mit vielem Wiſſen, mit Gelehrſamkeit und doch ſo ein lieber Menſch, ſellte er kein Deutſcher ſein?

Paris, 28. April 1855.

An Herrn Dr. T. . . l in Wien.

Uf!

Vor drei Wochen war ich noch in Wien, vor 14 Tagen noch in Deutſchland, vor acht Tagen noch in Frankreich und heute bin ich ſchon in Paris! Die Todten reiten ſchnell!

Hiermit überſende ich Ihnen den Schlüſſel zu meinem Gehirnkaſten, und wenn Sie gefälligſt da hineinſehen wollen, werden ſie eine kleine Idee bekommen, wie es hier im Induſtrie-Palaſt ausſieht! Links Hobelſpäne, rechts Heu und Stroh, noch rechtſer Gebröckel, Trümmer, in der Mitte Chaos in Naturzuſtand, das Licht ringt mit der Finſterniß, die Thiere haben noch keinen Namen, die Bäume mit den Induſtrie-Zweigen ſind noch im Wachſen, die Erzeuger harren noch auf den Spruch: „Seid fruchtbar und vermehret Euch!“ die verſchiedenen Nationen liegen noch in Säcken und Kiſten mit der Aufſchrift „fragile“ — „très fragile“ — „à poser avec soin“ in allen Winkeln herum, die „Künſte“, die „Wiſſenſchaften,“ die „Agricultur“ wälzen ſich mit dem „Bergbau“ und dem Manufacturweſen“ in der unanſtändigſten Weiſe auf dem Boden herum, die „Häute“ ſuchen ihre urſprünglichen Träger, kurz: acht Gruppen und dreißig Claſſen ſehen noch in tauſend und tauſend Colli, Leiſten, Ballen, Kiſten und Kaſten ihrer Entbindung und Taufe entgegen, und hie und da ſchleichen Väter, Mütter, Großpapas um ihre eingenähten und verſchlagenen Kinder umher und ſehen deren großen Kaiſerſchnitt entgegen; dieſer Kaiſerſchnitt hat die Geburt noch um 14 Tage aufgeſchoben und die leeren Induſtriepalaſt-Wände ſchauen die Ausſteller an und ſcheinen zu ſagen:

„Was hat man Dir, Du armes Kind, gethan?“

Der liebe Himmel hat eine große „Weltausſtellung“ in ſechs Tagen erſchaffen, aber freilich hat er ein fügbares Material gehabt: „Nichts.“ Das Nichts legt keine Hemmniſſe in den Weg, es iſt leicht aus Nichts etwas zu machen, ein Nichts widerſtrebt nicht, ein Nichts iſt nicht ſpröde, wiederhaarig, man hat nicht dagegen zu kämpfen.

Wenn der liebe Himmel, anſtatt aus „Nichts,“ aus „Klein- und Groß-Deutſchland“ die Welt hätte erſchaffen wollen, er wäre heute noch nicht am Ruhetag angelangt.

Aufſchieben! Das iſt die Deviſe der Zeit. Die Conferenzen ſind aufgeſchoben, Krim-Reiſe aufgeſchoben, die „Eröffnung der Expoſition“ aufgeſchoben.

Es wird ein Neubau dazu angelegt, großartig, impoſant, unbegreiflich.

Ja „unbegreiflich,“ das iſt das rechte Wort; wenn ich ſage „unbegreiflich,“ ſo werden Sie mich am leichteſten begreifen.

Laſſen Sie ſich von all' den Beſchreibungen, die Sie über den „Induſtrie-Palaſt“ leſen, nichts begreiflich machen. Es iſt nicht möglich, jetzt ſchon aus der Anſchauung etwas darüber zu ſagen, und alle Schilderungen, die jetzt ſchon „nach dem Plan“ oder „nach dem Programm“ des Palaſtes erſchienen ſind, können nur todte Abklatſche ſein. Ich liebe die lebendige Anſchauung, lebendig vom Baume der Gegenwart gepflückt, dem Leſer anzubieten, und es wird noch 14 Tage dauern, bis die nominelle Eröffnung ſtattfinden wird, und, glauben Sie mir, vor Anfang Juni wird von einer vollen Zuſtandebringung keine Rede ſein, und dennoch iſt's fabelhaft, was geſchieht, welche rieſige Thätigkeit, welche coloſſale Kraft und Mittel-Entwicklung ſich ergibt.

Paris iſt in dieſem Augenblick ein großer ſummender, ſchwirrender, ſchwärmender Bienenkorb, es ſummt und flattert und ſurt auf allen Seiten, Zelle an Zelle wird geklebt, wir Fremde ſind die Bienen, welche den Honig in die Quartier-Zellen tragen ſollen, den Stachel können wir an unſeren Geldbeutel anſetzen.

Ganz Paris muß bis zum 15. Mai neu angeſtrichen ſein. Ganz Paris iſt alſo zum Empfang der Fremden gerüſtet, jedes Haus hat ein Gerüſt und Hals und Kragen, alle Fenſter ausgehoben, um neu mit Geſtank gefirnißt zu werden, alle Quartiere liegen mit aufgeſchlitzten Bäuchen da und man ſieht bis in die Eingeweide der „chambres“ und „apartements à louer“ hinein. Wenn man geht, tritt man unten in einen Kalkeimer, in einen Farbentopf, oben tropft einem Ocker oder Mörtel auf den Kopf, zur Seite ſtößt einen ein Arbeiter in die Rippen, von rückwärts ſchreit jemand „gare la tête“ — zu deutſch „aufg'ſchaut!“ — und vor einem hüpft eine Pariſerin mit der verführeriſchſten chaussure der Welt über den Schmutz und über die Proſa der Welt, wie die bewußtloſeſte Unſchuld über eine Zweideutigkeit in der Localpoſſe hinwegt, und dabei ſoll der Menſch ruhig und unangefochten durch's Leben gehen und neutral bleiben wie ein preußiſcher Deutſcher und deutſchiger Preuß!

Da nun die Pariſer ihre Häuſer anſtreichen müſſen, ſo ſind ſie auch genöthigt ihre Gäſte anzuſchmieren, und ſo hält eine höhere Weltweisheit das europäiſche Gleichgewicht ſtets in gutem Geruch!

Ich bin Mittags um halb zwölf in der „Rue notre dame de Laurette“ in meiner „maison meublée“ abgeſtiegen, ſuchte ſogleich eine zweite, zog Abends um ſechs wieder aus und mußte für dieſe 7 Stunden 11 Fr. und 15 Cent. bezahlen; darunter „zwei Betten: 6 Fr. 50 Cent.“

„Aber ich ſchlafe ja nicht hier?“

„Ja wohl, aber wir hätten indeſſen die Betten vermiethen können!“

Ich recitirte mit deutſcher Gewiegtheit dieſer Wirthin eine Stelle aus der Rede des Prinzen Napoleon vor, die er bei der erſten Sitzung der kaiſerlichen Commiſſion hielt.

„Die Gaſtfreundſchaft in ihrem weiteſten Sinne (une large et bienveillante hospitalité) wollen wir uns den Ausländern gegenüber vorbehalten.

Aber ſie ſchien mich wegen meines rein lerchenfelderiſchen Franzöſiſchen für keinen „Ausländer“ zu halten!

Ich wohne nun, mein edler Freund, der Sonne ganz nah' und wenn ich in den Himmel kommen ſollte, ſo brauch' ich nur noch ein paar Stufen hinaufzuſteigen!

Wenn Sie mir ſchreiben wollen, ſchreiben Sie nur: A Monsieur Saphir, rue du Helder, Nr. 27, neben dem Thor des heil. Petrus.

Ich bezahle 300 Francs monatlich, dafür hab' ich erſtens: die Ausſicht auf alle Dächer des Boulevard-italien, und wenn ich einmal Laune habe, den „Diable boiteux“ zu ſpielen, decke ich alle Dächer ab, und entdecke alle „Mystères de Paris“ und beſonders das große Pariſer Geheimniß, auf welche Weiſe hier ſo viele arme Teufel und dumme Teufel wie die reichſten Teufel leben, ich könnte mir dieſes Geheimniß in doppelter Weiſe zu Geld machen!

Ja, mein Liebſter, das „Arme-Teufel-Gefühl“ überfällt den Menſchen hier mehr wie irgendwo. Alles was hier in die Augen und in die Ohren fällt, ruft uns zu: „armer Teufel!“ Jeder „Bijouterieladen“ ruft dem Geldbeutel zu: „armer Teufel!“ Jeder Reſtaurant ruft dem Magen zu: „armer Teufel!“ Jede Dame, die ſich mit halbherausgeſtelltem Fuß in ihrem Wagen in den „Champs-Elysées“ hinſtreckt, ruft den Sinnen zu: „arme Teufel!“ Jeder Schriftſteller, der für ein Pamphlet 60,000 Francs bekömmt, ruft dem ausländiſchen Geiſt zu: „armer Teufel!“

Und wenn man ein Engel iſt, möchte man bei dieſen Dingen des Teufels werden!

Da hat mich der Teufel gleich am Tage nach meiner Ankunft dabei gehabt, in die Champs elysées zu fahren und die Cruvelli zu beſuchen, die — nicht dort wohnt, weil ſie dort ausgezogen iſt, weshalb ich ſie dort am liebſten beſucht hätte.

Plötzlich wird ein Tumult, mein Kutſcher hält an und ruft: „une detonation!“ — ich ſpringe aus dem Cabriolet, was iſt's!

Vor mir hundert Schritte ritt der Kaiſer und ein Tollhäusler hat auf ihn geſchoſſen!

Es war ganz nahe am „Chateau aux fleurs,“ ich miſchte mich unter die Umſtehenden, Se. Majeſtät der Kaiſer war mit einer römiſchen Ruhe weiter geritten, ohne weiter um ſich zu ſehen, um die Kaiſerin, die voraus war, einzuholen.

Mir war alles Blut in den Adern erſtarrt, ich eilte nach Hauſe in der bangen Erwartung eines großen Eindrucks, den dieſes verabſcheuungswürdige Attentat hervorbringen würde, aber es gab ſich wohl das Gefühl des allgemeinen Abſcheues der That, aber ſonſt kein großer Eindruck kund.

Am Abend erſchienen der Kaiſer und die Kaiſerin in der Opera Comique, der Kaiſer mit der Ruhe der Intelligenz in der Phyſiognomie, als ob gar nichts geſchehen wäre, und das eben imponirt den Franzoſen, er wurde mit Acclamation empfangen.

Ein Mann, der neben mir ſaß, erzählte mir, daß man einſt ſchon den Kaiſer gewarnt habe, nicht an jenem Abend in's Theater zu gehen, indem ein Complot allda im Werke ſein ſoll, der Kaiſer aber erwiderte ganz ruhig: „Das geht mich nichts an, das iſt die Sache des Polizei-Präfecten!“ Iſt das nicht echt claſſiſch? Und „das iſt die Manier mit Frankreich umzugehen!“

Und nun leben Sie wohl, verlangen Sie noch keine ſyſtematiſchen Berichte, ich bin noch ein dreitägiges Kind in Paris, und doch und doch,

„O Fluch der Berühmtheit!“

Hier eine Einladung zu „le demi-monde“ von Dumas fils, hier ſoll ich die „Cruvelli“ als „Jüdin“ hören und ſehen, da ein Tedeum von Berlioz in St. Euſtache mit 900 Sängern, worunter 600 Kinder! — („Hier ſchick' ich Ihnen ein halbdutzend Rephühner, worunter vier Tauben.“ Vademecum.) — dann eine Einladung zu Halévy, dann eine Invitation zu den „grands eaux“ am 1. Mai in Verſailles u. ſ. w. — u. ſ. w. „und man beneidet uns noch!“

Ich muß mit einer Anekdote ſchließen. Ich ſchlenderte geſtern in der Rue Montmartre, da kommt ein ſolcher Deutſchling auf mich zu: „Ah, ich bin Ihr Compatriot. „Ich hätte ihm gern geantwortet: „Sie mein „Komm'-Patriot?“ Sie ſind mein „Marſch!-Patriot!“

— Er ſetzte ſich wie ein Schrepfkopf an meine Seite und fanfaronnirte von ſeinem Glanz in Paris, er braucht und verdient ungeheuere Summen, er kommt ſoeben vom Frühſtück zu ſechs Francs u. ſ. w. Ich ſah ihn an, er ſah aus wie der „Hunger mit du pain à discretion.“ Auch ſah ich ſehr gut, daß die beaux restes eines frugalen Abendbrotes auf ſeinem Hemd Nachtlager hielten. Ich ſagte ihm: „Ich muß hier im „Café Montmartre“ eine „demi-tasse“ nehmen, wollen Sie nicht auch auf eine „demi-tasse“ mein Gaſt ſein?“ Der ehrliche deutſche Magen behielt bei ihm die Oberhand über den Pariſer Aufſchneider. „J'accepte!“ rief dieſer Altdeutſche aus meinem Gaſt heraus.

Ich ließ „deux demi-tasses“ hergeben, und der gute Mann, der eben von einem Frühſtück zu ſechs Francs kam, brockte fünf Weißbrote in dieſe Taſſe Caffee und verſchlang ſie ſo hungrig und haſtig und geſchwind wie ein Kriegsminiſter einen Finanzminiſter verſchlingt!

Und dieſes Mannes Thätigkeit bei dieſem Geſchäfte war mir genug, um ſeine Lebensgeſchichte ſchreiben zu können:

So hungrig iſt ein Genie, wenn es in der Phantaſie um ſechs Francs gefrühſtückt hat!

Paris, 5. Mai 1855.

An E. J......n in Berlin.

Kennſt Du das ſchöne Wörtchen „Mai?“ Das Wörtchen, welches nur noch im Wörterbuch ſteht? Und kennſt Du die vier Wörtchen: „un panier de bois?“ zu deutſch: „ſechs Zahnſtocher Holz,“ welche zwei Francs und fünfzig Centimes koſten?! O ja! wir haben oft unſere „panier de bois“ zuſammen verzehrt! Alſo es iſt der ſtets vorwärtsſchreitenden Natur gelungen, den „Mai“ und den „panier de bois“ in Zuſammenhang zu bringen!

Mai iſt da! „Mabille“ und „le jardin de plantes“ und „les Champs-Elysées“ liegen Arm in Arm mit dem „panier de bois;“ en attendant iſt der „Kamin“ unſere Sonne und das Kniſtern der Späne erſetzt die Nachtigallen und die Maikäfer!

Wie man aber ſich an einem Pariſer Kamin erwärmt, das iſt eine orientaliſche Frage, denn iſt vorne der Orient am Menſchen durchgewärmt, ſo friert hinten der Occident am Menſchen, man müßte ſich an einen Spieß ſtecken und vom Garçon am Kamin herumdrehen laſſen, bis man hübſch durch und durch warm iſt und gebräunt wie ein Brathuhn!

Ach, wer doch jetzt ein Krim-oneſer wäre! Die Krim-oneſer haben alle feſtländiſchen Pelze abſorbirt! Wo ein menſchenfreundlicher Pelz in Europa athmete, wurde er nach der Krim verwieſen, und nun ſitzt der

Menſch in Paris im Monat Mai am Kamin vor einem brennenden Zahnſtocher-Scheiterhaufen um 2 Francs 50 Centimes und vermißt das, was die Natur dem Bären mitgab und den Menſchen vorenthält: den Pelz!

Ein Induſtrie-Palaſt für einen Pelz!

Die Elemente verſchwören ſich gegen die deutſche Literatur! Jeden Tag zehn Francs für die partielle Erwärmung eines Futterals, in welchem ein Stückchen deutſcher Geiſt ſteckt; das iſt gegen alle Geſetze deutſcher Buchhändler-Honorare!

Iſt denn wirklich die Verſchmelzung Deutſchlands mit Frankreich ſchon ein ſolches fait accompli, daß das Klima vom Schwarzwalde heranrückt auf das Schloß des Louvre! Ich will's, ich kann's nicht glauben, und doch und doch! Mir klappern die Zähne vor Froſt bei dieſer Alliance der öſtlichen und weſtlichen Temperatur, und der Kamin bleibt neutral, nicht warm und nicht kalt, und das nennt man: Gegenwart!

Geſtern, liebſter Freund, hüllte ich mich in drei Hemden — drei Hemden machen einen Pelz — und ſtreifte ein wenig durch das

„neue Paris.“

Ich ſuchte die Plätze auf aller unſerer „ſtillen Freuden,“ den Platz, wo Louis Philipp uns die Hand drückte mit ſeinen volksthümlichen Handſchuhen, die er „à l'usage du peuple“ bei ſeinen Spazierfahrten anzog in den Flitterwochen ſeines Bürgerkönigthums; ich ſuchte die Stelle auf, wo — wir ſchwach waren, ich ſuchte alle die Plätze auf, die man uns als hiſtoriſche Monumente zeigte, aber Hammer und Kelle haben keine Ehrfurcht vor hiſtoriſchen Erinnerungen, ein Maurer hat kein Erbarmen mit den Manen, welche um die Stelle ſchweben, wo Voltaire ſang, wo Coligny ſeine edle Seele unter Mörderhänden aushauchte: ein Maurer ſieht die Schatten nicht, welche unter ſeinem Hammer aus den niedergeriſſenen Steinen emporwimmeln, in welchen Rouſſeau, Scarron, Racine u. ſ. w. die glorie jenes Frankreich gründeten, welches ſie jetzt aus ihren einſtigen Ruheſtätten verjagt!

Aber, ſagt Theophile Gautier nicht mit Unrecht, haben die Todten mehr Recht an das Leben als die Lebenden?

In und um die Stellen, welche der Erinnerung geweiht waren, dem Andenken großer Menſchen, großer Thaten, wohnten mit dieſen großen und heiligen Erinnerungen das Laſter, begünſtigt durch Dunkelheit und Winkelwerk; das Fieber und die Cholera, begünſtigt durch Fäulniß und dumpfe Atmoſphäre; der Diebſtahl und der Mond, begünſtigt durch Unzugänglichkeit und Verwirrung der Gäßchen und Sackſtraßen!

Die großen Geiſter, die großen Thaten eines Volkes leben in der Geſchichte fort, die Denkwürdigkeiten der Vergangenheit ſind ſchlecht aufbewahrt in Stein und Mauerwerk, an welchen Zeit und Elemente noch grauſamer rütteln als Verſchönerungen und Neuerungen, ihr Pantheon iſt die Zukunft, die Geſchichte!

Die Gegenwart hat ihren Egoismus, aber dieſer Egoismus iſt ein nöthiger, ein wohlthuender, dieſer Egoismus iſt eine Wohlthat. Es iſt ein großer Egoismus, das „alte Paris“ zum Paris hinauszuwerfen, ohne Ehrfurcht vor ſeinen grauen Steinhaaren, ohne heilige Scheu vor ſeinen tauſend Straßen-Falten und Gaſſen-Runzeln, ohne Zurückſchreckung vor ſeiner dicken Allongeperrücke von Ueberlieferungen und verknöcherten Erinnerungen, die ſich an morſche Thüren, an baufällige Wände, an ſchimmelbedeckte Dächer anklammern wie alterſchwache Greiſe an wurmſtichige Krücken, ja es iſt ein Egoismus, aber nicht der Egoismus eines Einzelnen, nicht der Egoismus der Eitelkeit, es iſt der Egoismus des alles verſchönernden Geiſtes der Illuſtration, der ſeinen Geiſt aushaucht und ausgießt auf Holz und Stein; es iſt der Egoismus der Majeſtät der Menſchennatur, die als Ebenbild des ewigen Geiſtes ihr „Werde!“ ausruft und auszurufen berufen iſt über jedem Chaos, das ſich der ordnenden Gewalt des Schönen und Großen in den Weg ſtellt.

Es iſt merkwürdig, dieſes Paris anzuſehen, wie es ſich aus den um ihn eingeſtürzten Ruinen erhebt wie ein Rieſe aus einer durch Erdbeben erſchütterten Welt, zuerſt Schultern und Bruſt coloſſal freimachend, dann die ſchönen coloſſalen Glieder immer mehr emporringend aus den Schuttwellen und Trümmerwogen, bis Paris daſtehen wird, ein glorreicher, herrlicher Redivivus, ein Paris bis-cuit in coloſſaler Schöne und fleckenloſer Formung.

Paris, die alte Stadt, ſchüttelt nach und nach die alten Lappen und Fetzen von ſich ab, wirft ein Stück Häßlichkeit nach dem andern von ſich und ſteht bald als die „neue Stadt Paris" da!

Die finſtern Erinnerungen haben den Lichtſtrahlen Platz gemacht, die eingeſchnürten Gäßchen mit ihren athemloſen Häuſern ſind aufgeſchnürt und decrottirt worden, um den geſegneten, freien, geſunden Luftſtrom um Hals und Buſen ſpielen zu laſſen!

Es iſt Wahnſinn, was einige Mäkler und Grübler ſagen: „Dieſe Neuerung geſchieht auf Koſten der Geſchichte (aux dépens de l'histoire)."

Nie iſt in tönender Hoffart ein leererer Unſinn ausgeſprochen worden!

Alles geſchieht auf Koſten der Geſchichte! Das Leben lebt auf Koſten der Geſchichte! Keine Stunde kann anders ablaufen als auf Koſten der vergangenen Stunde! Kein Jahrhundert tritt in die Geſchichte anders ein als auf Koſten des vergangenen Jahrhunderts; der Menſch lebt auf Koſten ſeines Vormenſchen, die Kunſt und die Wiſſenſchaften leben auf Koſten der Kunſt und Wiſſenſchaften der früheren Epochen! Um zu ergründen, woran die Vergangenheit zu Grunde ging, um aus dieſer Ergründung die Gegenwart zu machen, muß man die Gebeine der Vergangenheit ausgraben, muß man den Grabſtein von der Geſchichte abheben, muß man den Staub der Erinnerung fortkehren!

Es gibt gewiſſe Peſſimiſten, die alles von der ſchwarzen Seite darſtellen — und welche Sache hat keine ſchwarze Seite? — und dieſe Achſelzucker und in den Topf der ſchwarzen Looſe Gucker halten allen dieſen Segnungen und Vortheilen des „neuen Paris“ nichts entgegen als die „Geldcaſſen-Frage!“

„Ziffern reden!“ Ich will dieſen Ziffern das Wort nicht abſchneiden, ich will nur dieſe Ziffern redend anführen, wie ſie mir ungefähr bekannt geworden ſind. Ich ſchreibe folgende Ziffern blos ab: Zur Vollendung der Rue de Rivoli und des Boulevord du Centre und zur Herſtellung des Boulevard de Straßbourg, des Boulevard du Centre, beſtimmt den Boulevard de Straßbourg bis zum Chatelet-Platz zu führen, ſind nach Rechnung des Präfectes der Seine folgende Summen nöthig: die Beendigung der Rue de Rivoli, ſowie die Freimachung des Hotels de Ville und der Kaſerne Napoleon 27,643.798, des Boulevard du Centre 73,744.397, macht zuſammen 101,388.195. Die Rivoliſtraße nebſt den Umgebungen des Hotels de Ville ſollen 1856 beendet ſein, in demſelben Jahre ſoll die Section zwiſchen der Rue des Lombards und der Rue Rambuteau fertig werden, 1857 die Section zwiſchen der Rue Rambuteau und der Rue Greneta, 1858 die complete Eröffnung bis zum Boulevard, 1859 die Erweiterung und Verbeſſerung der Nebenſtraßen. Nach ungefährer Berechnung hält nun der Seine-Präfect hiezu eine fernere Summe von 56,304.024 Frcs. für ausreichend; etwaige kleine Irrthümer vorbehaltend, ſchlägt er die Realiſirung einer Anleihe von 60 Millionen vor.

Die Ziffern reden, ja ſie ſchreien; aber wer ſchreit, der hat Unrecht! Es mag ſein, daß die Stadt Paris etwas Schulden machen wird, aber an Schulden iſt noch nie ein Staat, nie eine Stadt zu Grunde gegangen, eher an einer Schuld, aber nie an Schulden!

Unſere Vorfahren haben ſo wenig für uns gethan und wir thun ſo viel für unſere Nachfolger! Unſere Vorfahren waren lauter Trottel, Cretins! Der Dampf lag vor ihnen offen da wie ein Element, lag hundert Jahre vor ihnen und ſprach zu ihnen aus jedem Küchentopf, und predigte ihnen aus jedem Waſchkeſſel und ſie waren taubdumm und hörten ihn nicht! Die Electricität, dieſe Schnellpoſt der Gedanken, lag vor ihnen in Blitz und Donner u. ſ. w., und ſie ſtolperten darüber weg, ohne Notiz davon zu nehmen; unſere Vorfahren haben gar nichts für uns gethan, ſie haben uns auf den Hals geladen die Erfindungen, dem Leben Hand und Fuß anzuſchrauben, dem Verkehr Flügel zu verleihen, dem Gedanken ein electriſches Stelldichein zu erfinden, das Meer mit unterirdiſchen Briefmarken zu bereichern u. ſ. w., und wir ſollten unſern Enkeln gar nichts zu thun übrig laſſen? Nicht einmal die lumpige Miſſion, unſere Schulden zu bezahlen? Wie? das neunzehnte Jahrhundert, welches die Eiſenbahnen erfand, die Dampfſchiffe, den electriſchen Telegraphen, congreviſche Raketen, Gasbeleuchtung, Kapſelpiſtolen, Percuſſionsgewehre, Dramaturgen, Conferenzen, Tantième, Galvanoplaſtik, Pepitas, Induſtrie-Paläſte, künſtliche Mineralwäſſer, Stetoſkope, Seidlitzpulver, Daguerrotypies, griechiſches Bier, türkiſche Civiliſation, morganatiſche Ehen, orientaliſche Fragen, Revalenta, dieſes neunzehnte Jahrhundert ſollte nicht ein Recht haben, in Geldangelegenheit eine Anweiſung an das 2000ſte oder 3000ſte Jahrhundert auszuſtellen? Es wäre doch ſchwarzer Undank vom 2000ſten oder 3000ſten Jahrhundert, wenn es die Lapalie von einigen Millionen Milliarden nicht bezahlen wollte!

Was ſind alſo 60 Millionen Anlehen gegen ein neues Paris, ein Paris, aus welchem die verpeſteten Gaſſen, die finſtern Schlupfwinkel von Eugen Sues Romanhelden, die Laſterlöcher der Loretten, die Diebshöllen und Fäulniß-Reſervoirs der Sitte und der Moral verſchwunden oder doch wenigſtens beſeitigt ſind, um dem Licht, der Luft, der Sonne, dem Athem, der Circulation, der Eleganz, der Mode, dem Leben Raum und Platz zu machen?

Iſt da zu wählen? Ein ſtinkendes, ein mephitiſches, ein rachitiſches, krummbeiniges, verkrüppeltes, Moder und Seuche ausathmendes, Fäulniß und Schimmel aufbewahrendes, alle Finſterniß und Dunkel ſuchenden Laſter und Gebrechen begünſtigendes, ekelhaftes, ruſſiges und verſtümmeltes Paris mit etwas weniger Schulden, oder ein Paris voll Licht und Lufterſtröme, ein Paris, wie eine Venus in jugendlicher Schöne aus dem Meer der Gegenwart geſtiegen, Paris geſund und friſch und hell und lachend in brillanten Dimenſionen, in vollem Schmuck wie die Königin der Städte, wie die Königin Saba, als ſie den weiſeſten König verführte, mit etwas wenigen Schulden?

Die Wahl iſt wahrlich nicht ſchwer!

Ich ſtimme nur dafür: „Die Schulden für uns, das Bezahlen für die Nachwelt!“

Und dieſe Lehre, Freund, beherzige, und es wird an Dir erfüllt werden, was ich Dir wünſche: „Leb' wohl!“

Paris, 8. Mai 1855.

Pianori iſt zum Tod verurtheilt worden. Wer geſtern in den Saal wollte, mußt queu machen wie beim Theater. Um 9 Uhr wurden die Thore geöffnet, nur wenige Karten wurden an Private wie ich bin vertheilt. Die Räume waren von der Elite der Pariſer Welt beſetzt, Frauen wurden gar nicht eingelaſſen; warum?

Nach 10 Uhr wurde der Angeklagte hereingeführt. Die allgemeine Neugierde gab ſich durch eine Bewegung wie das leiſe Rauſchen des Meeres kund.

Pianori's Perſönlichkeit iſt ganz unbedeutend; weder Romantik noch Schwärmerei, weder Heldenthum noch Fanatismus, weder Reſignation noch Trotz ſpricht aus dieſen ſtagnirenden Zügen, aus dieſer mittelgroßen Geſtalt, die ſich ohne Energie trägt, aus dieſem Mißwachs von Schnurrbart, der ſich mit dem braunen Rundbart vereinigt; nur ſein Auge iſt kühn und ſein Blick frech. —

Ruhig, ich möchte ſagen mit Apathie, läßt er ſeine Blicke auf das Publikum ſchweifen, gleichgiltig, gleichſam als fände er es nicht des Anſehens werth, kehrt er ſeine Blicke davon wieder weg und die Verhandlung beginnt. Der Anklageact wird verleſen, er enthält die bekannten Daten über das von Pianori am 28. April begangene Attentat. Aus dem Ganzen theile ich hier ſummariſch die Biographie dieſes demokratiſchen Schuſters mit.

Eine Depeſche der franzöſiſchen Legation aus Rom vom 2. Mai gibt Folgendes an: Pianori iſt 32 Jahre alt, Schuſter, verheirathet, Väter von zwei Kindern. Ein polniſches Aſſaſſinat bewog ihn zu emigriren, ſpäter brach er aus den Gefängniſſen von Servia aus. Im Jahre 1849 diente er in den revolutionären Banden, welche gegen die Franzoſen kämpften. Nach mehreren Aſſaſſinaten und Verbrechen, die Pianori beging, kam er doch von Zeit zu Zeit von Genua, wohin er ſich flüchtete, zurück, um neue Verbrechen zu begehen.

Eine zweite Depeſche vom 5. Mai trägt nach, daß Pianori zu zwölf Jahren Galeere verurtheilt wurde wegen eines Aſſaſſinats.

Das ſind alſo die Antecedentien des Angeklagten.

Im Jahre 1854 begab ſich Pianori nach Marſeille, von da ging er unter dem Namen Liverani nach Lyon, von da nach Chalons ſur Saone, und von da nach Paris, wo er bis zum December blieb, dann nach London ging, wo er bis zu Ende März 1855 blieb, und um dieſe Zeit nach Paris zurückkehrte. Von dieſer Zeit an wohnte Pianori bei einer gewiſſen Michelet, Boulevard Pigale Nr. 40. Den ganzen Monat April verlebte Pianori ohne Geſchäft, ohne Arbeit, getheilt zwiſchen brütender Einſamkeit und liederlicher Schwelgerei. Der Morgen des Tages, an welchem er ſein fluchwürdiges Unternehmen ausübte, ſah in ſeinem Logis noch eine Orgie feiern.

Zwiſchen 5—6 Uhr geſchah, was wir Alle ſchon wiſſen.

Pianori läugnet nicht, doch findet ſich ein Widerſpruch, einmal will er den Kaiſer morden, weil er ihn und ſeine Familie brotlos machte, alſo ein perſönliches Motiv, das anderemal will er den Kaiſer ermorden, weil er ſein Vaterland unglücklich, Rom unglücklich gemacht hat.

Pianori läugnet feſt und beharrlich jede Conſpirations-Idee, er will durchaus als Einzelner und nicht auf Antrieb gehandelt haben. Alle Daten aber ſprechen dagegen. Seit 1849 treu der blutigen Fahne der Inſurrection, fand ihn der 28. April 1855 nur treu dem Syſteme des Mordes und der italieniſchen Demokratie, welchem er ſechs Jahre lang huldigte. In London, wo dieſer Herd der politiſchen Verbrecher den Meuchelmord nach allen Seiten des Feſtlandes ausſendet, in London weilte Pianori mehrere Monate, in London kaufte er die Piſtole, mit welcher er das Verbrechen beging. Von London bringt er auch die zwei anderen Piſtolen mit, welche man bei ihm fand, von London bringt Pianori auch das Geld mit, welches ihn in Stand ſetzte, ohne Arbeit ein Wohlleben mit Debauche zu führen, ſich luxuriöſe Kleider und ein Dolchmeſſer anzuſchaffen.

„Pianori," ſo ſchloß die Anklage-Acte, „handelte nicht unter dem Einfluß einer perſönlichen Feindſchaft, entſchloſſener und bezahlter Mörder, war er nur der Arm jener Partei, die ihn mit Dolch und Piſtolen verſah, und die ihn auch mit Geld verſah."

Nach einem langen, aber unweſentlichen Zeugenverhör nimmt der General-Procurator Herr Roulland das Wort und ſagt: „Der Angeklagte Pianori hat dem Kaiſer nach dem Leben getrachtet, er ſelbſt bekennt das Verbrechen, er wollte, wie er ſelbſt ſagte, die Expedition nach Rom rächen, das heißt: „die römiſche Demagogie beſiegt und verjagt durch die franzöſiſchen Waffen."

In dem Geſtändniß dieſes Verbrechers, ſo fährt der Generalprocurator ungefähr fort, hätte man, den Termes der Conſtitution zufolge, den Verbrecher an die haute-cour weiſen können, allein bei ſo einem gemeinen Verbrecher, der ſeine Doctrinen in Piſtolenſchüße überſetzt, bedarf's einer ſchnellen Juſtiz. Man wird vielleicht fragen, ſo fährt der Generalprocurator noch fort — und die Worte ſind inhaltsſchwer! — warum dieſes Verbrechen ſo ſchnell abgethan wird, ohne ſich erſt die Zeit mit Ergründung der Mitſchuldigen zu nehmen? Man beruhige ſich, die wachſame Staatspolizei berührt mit ihrem Finger ſchon alle Jene, welche ſie im Intereſſe hat u. ſ. w.

Darauf nimmt der Advocat des Verbrechers das Wort, was er vorbringt, ſind Worte, die er an die Nachſicht der Jury, an die Gnade des höchſten Vollſtreckers richte.

Der Präſident fragt hierauf: „Pianori, ſtehen Sie auf, haben Sie noch etwas zu Ihrer Vertheidigung hinzuzufügen?“

Pianori: „Non Monsieur.“

Die Jury zieht ſich zurück; nach 10 Minuten kommt ſie zurück und ſagt: „Auf Ehre und Gewiſſen, vor Gott und Menſchen, die Erklärung der Majorität der Jury lautet: Ja, der Angeklagte iſt ſchuldig.“

Darauf verlieſ't der Greffier das Verdict, welches auf Todesſtrafe lautet.

Der Präſident ſagt: „Angeklagter, es ſtehen Ihnen drei Tage zum Caſſationsgeſuch frei.“

Pianori hört dieſe Worte mit jenem Phlegma an, mit welchem er eintrat, mit welchem er die ganze Verhandlung anhörte und verläßt feſten Schrittes den Saal. Die Ruhe dieſes gemeinen Verbrechers, — denn ein ſolcher iſt Pianori, — ein alter, inveterirter Verbrecher, eine ſchlemmeriſche Beſtie dieſe faſt frappirende Ruhe biegt ſo zu ſagen der Geſchichte und der pſychologiſchen Moralgeſchichte eine Paroli!

Dieſe Stoa, dieſe erhabene Ruhe, welche die Geſchichte dem Tod großer Individualitäten vindicirt, dieſe Ruhe, mit welcher Sokrates den Tod trank, mit welcher Johanna d'Arc den Feuertod ertrug, mit welcher die Märtyrer ihrem Tod entgegenſahen, dieſe Ruhe und ſtoiſche Todesverachtung, welche man für die Kennzeichnungen eines großen Bewußtſeins, eines unbefleckten Gewiſſens hält, ſie zeigt ſich uns auch oft bei den verruchteſten Böſewichtern, bei den von allen Laſtern angefreſſenen Verbrechern, welche dem Galgen und Rad mit einer Philoſophie, mit der frappirenden Freudigkeit eines Märtyrertodes entgegen geh'n! — Was iſt die menſchliche Natur?!

Ein ganz gemeiner verruchter Mörder, dem die Sünde ein Gelüſte iſt und das Verbrechen ein Spielzeug, der ſich für Geld zur Blutthat vermiethet, der Gott und die Bibel und die Geſetze der Natur mit Füßen tritt, dieſer Menſch hält ſich vielleicht verpflichtet, einen verbrecheriſchen Eid zu halten, den er einer Rotte von Mitmördern leiſtete, ihre Namen zu verſchweigen?!

Dieſe Todesverachtung könnte eine Art von Glorie, von politiſcher Glorie um das Haupt eines ſolchen Königsmörders werfen, wenn ſie nicht auch bei Räubern und Mordbrennern und Vatermördern wohnte, welche wir mit einer Art von Seelenheiterkeit und Verklärung die Stufen der Leiter betreten ſehen, welche ſie über ihre Mitmenſchen erhebt.

Das Intereſſanteſte in der Verhandlung war für mich das Argument, mit welcher London und England als der Mittel- und Ausgangspunct dieſes und aller ähnlichen Attentate bezeichnet wurde, und mit welchen glühenden Redezangen der Redner feurige Kohlen auf die Situation des Landes ſammelte, welches geſtattet oder geſtatten muß, daß in ihm der Hexenkeſſel ſich einbürgert, in welchem Mord und Todtſchlag und Meuterei für alle Länder und Regierungen gebaut und verſendet werden.

Ich bin neugierig, welchen Nachklang dieſes Zuwälzen der Revolutionsbegünſtigung in den Londoner Blättern finden wird.

Ich glaube, dieſe Flocke Feuer, geworfen in das Coblenz der Revolutionsmacher, dürfte dort drüben nicht ohne Folgen bleiben.

Orleans, 9. Mai 1855.

„An alle deutſchen „Jungfrauen von Orleans“ ledigen, verheiratheten und neutralen Geſchlechtes.“

Meine hoch- und niedergebornen Jungfrauen!
Hoch- und übergeſchätzte Johannen, Hannen und Hannchen!

Ich bin in Orleans, in der Stadt, die Euch in den Stand ſetzte, Euch „Jungfrauen von Orleans“ zu nennen, in der Stadt, in welcher geſtern am 8. Mai, als am Jahrestage der Einnahme von Orleans durch Johanna d'Arc, (8. Mai 1429) die Enthüllung ihrer Statue gefeiert wurde, ein Feſt, welchem das Volk aus allen Gegenden Frankreichs zuſtrömte.

Ihr undankbaren deutſchen „Jungfrauen“ von Temesvar bis Poſen, die Ihr alle Eure dramatiſchen Siegeszeichen auf Orleans aufpflanzet; Ihr deutſchen Dramaturgen alle, die Ihr die große Heerde der Jungfrauen ſeit fünfzig Jahren weidet auf allen Bühnen Deutſchlands, nicht eine Seele von Euch iſt nach „Orleans“ gekommen, um ihren Dank zu der ehernen Statue niederzulegen! Wieder bin ich es ganz allein, der die deutſche Intelligenz, die deutſche Dramatik, die deutſche Schiller-Anbetung und die deutſche theatraliſche Jungfrauenſchaft in Frankreich vertreten muß, und ich bin von Paris nach Orleans gegangen aus Ehrfurcht vor den Manen Schillers und um zu den Füßen der bronzenen Hirtentochter den Dank niederzulegen, daß ich ſo viel „Johannen“ überlebt habe in meinem an Johannen ſo reichgeſegneten Vaterland!

Ach Ihr „Jungfrauen“ alle aus Wien, Berlin, Reußgreitz, Reußſchleitz u. ſ. w., die Ihr mir ſicherlich mehr Vergnügen gemacht hättet, wenn Ihr „Eure Glieder nicht in Erz“ und die Directoren gar nicht „geſchnürt“ hättet, wenn Ihr Eure „Bruſt nicht mit Stahl“ und Eure Rolle nicht mit Unſinn bedeckt hättet! Ihr Jungfrauen alle, die Ihr Eure Heerden und Euren Herd verließet, um die Theater zu weiden, und die ich auf dieſer Weide oft weidlich durchweidete, wo wart Ihr, als man in „Orleans“ die Statue Eurer unſterblichen theatraliſchen „Gelegenheitsmacherin“ enthüllte?

Ich habe wieder die Ehre der deutſchen Intelligenz gerettet, ich gab mich für den Abgeſandten aller „deutſchen Theater-Jungfrauen“ aus, um in ihrem Namen an der Feſtivität theilzunehmen.

Einem Poeten ſtehen zwei Wege von Paris nach Orleans frei, die „Phantaſie“ und der „Expreß-Train,“

man braucht aber keine gar zu lebhafte Phantaſie, um mit ihr ſchneller als mit dem „Expreß-Train" zu fahren, welcher in „zwei Stunden" nach Orleans gehen ſoll, aber in Wahrheit vier Stunden hingeht!

Meine Phantaſie iſt alſo in jedem Falle geſchwinder und — wohlfeiler.

Das Feſt zu Orleans dauerte drei Tage.

Das Feſt zu Orleans war kein „Provinzialfeſt," es war ein „Nationalfeſt." Johanna d'Arc iſt eine Heldin der Nation, ſie iſt ein Blatt Geſchichte, ein Lorbeerzweig, ein Triumphgeſang von ganz Frankreich. Die Geſchichte und die Legende, die Lorbeerkrone und die Märtyrerkrone, das Epos, das Drama und das Lied, die Bühne und die Kanzel, die Begeiſterung und der Glaube, die Poeſie und die Religion haben ſich ihrer bemächtigt, um ſie unſterblich, ewig lebendig im Volke zu erhalten.

Orleans war daher bei dieſem Feſte ein Mittelpunct des romantiſchen und geſchichtlichen Frankreichs. Nach Orleans kamen zu dieſem Feſte die Einwohner der Ufer der „prächtig dahinſtrömenden Loire," die Bewohner von „Rouen," dem Theater ihres Flammentodes, und die Bewohner der Gegenden alle, welche ſie mit ihrer Fahne auf dem Befreiungszug nach Orleans durchzog, die Bewohner von „Vaucouleurs" — „Troyes" — „Reims" — „Poitiers" — „Tours" u. ſ. w.

Sonderbare Laune des Zufalls, dieſes größten Ironikers der Geſchichte! Im Jahre 1855, wo in Paris die „Welt-Induſtrie-Ausſtellung“ gefeiert wird, dieſes jüngſte Kind der Laune der franzöſiſch-engliſchen Allianz, wird vier Stunden davon in Orleans ein Feſt gefeiert, das die Heldin illuſtrirt, welche die Engländer in Frankreich beſiegte, ſo daß nie wieder ein „engländiſch Roß aus den Quellen der Loire trinken ſollte!“

Das Feſt dauerte eigentlich drei Tage, aber ich rede nicht von dem Sonntag, an welchem ein „Feſt-Concert-Monſtre“ ſtattfand! Ein Concert, in welchem die Zwiſchenpiecen ſchon aus „Cantaten“ und „Symphonien“ beſtanden! Und welche Cantaten! Und welche Symphonien! Und welche Execution!

„Ha, dieſe Töne! wie zerreißen ſie mein Ohr!“

Und der Concertſaal in der „Halle au blé!“ wo der Wind von vier Seiten und aus allen Löchern pfiff und der Regen an die Linnen und „Plachen“ ſchlug, welche den Ton, der an ſie kam, wie naſſes Geplätſcher wiedergaben, und die „Cercleſitze,“ wo man zu der Muſik mit Zähnklappern accompagnirte! Und in dieſer Halle umarmten ſich diſſonanzenſelig „Moſes“ und „Lucretia,“ „die Somnambula“ wandelte Mitternacht, und um $2^1/_2$ Uhr ging der Morgen über der „Schreiberwieſe“ auf, und noch daneben das Concert, welches um 8 Uhr Abends begann, und in welchem man blos zur Erhaltung mehrere „Becherl Cantaten“ und „Symphonie-Hohlehippen“ herumreichte!

Wenn ich mich je an einer deutſchen „Jungfrau von Orleans“ kritiſch verſündigte, wenn ich je einer deutſchen Johanna den Küraß etwas heruntergeriſſen habe, ſie iſt gerächt!

Von 8 Uhr bis halb 3 Concert!

Von dieſen Leiden ſchweige ich, denn ich wurde vollkommen am anderen Abend entſchädigt. Da fand der Glanzpunct des Feſtes ſtatt: Die „Fackel-Cavalcade,“ welche den Einzug von Johanna d'Arc in Orleans und die Befreiung von Orleans durch dieſelbe darſtellte.

Dieſer hiſtoriſche Zug wurde von den vorzüglichſten Künſtlern Frankreichs organiſirt und der Eindruck desſelben war impoſant, unvergeßlich. Zwei Stunden lang bewegte ſich dieſes prachtvolle, lebendige, wandelnde, geſchichtliche Tableaux, übergoſſen von Fackel- und Flammenlicht, durch eine dichtgedrängte Volksmaſſe, unter Glockengeläute und Kanonendonner, begleitet von dem Enthuſiasmusruf der Menge.

Ein Stück Geſchichte ſtieg aus dem fünfzehnten Jahrhundert heraus, um mit ſeinen Helden, mit ſeinen Erinnerungen, mit ſeiner Romantik in dem goldenen Rahmen der Perſonification an der Gegenwart vorüberzuſchreiten, um in ihre Proſa, in ihre Blaſirtheit, in ihre Materialität einen Traum voll Poeſie, eine Hand voll Begeiſterung, einen Athemzug von alter Ritterlichkeit und Minne zu bringen. Die Täuſchung war complet, die Illuſion wurde Wahrheit.

Welcher Enthuſiasmus! „Vive la Pucelle!“ Da kömmt ſie, die Heldin, die Hirtin, die Befreierin, die

Märtyrerin! — Da kommt „Dunois“ der Held und der „Baſtard,“ der Sohn der Liebe und „der ſich nach ihr nennt!“ — Da kommt „La Hire,“ da „le Sire de Beaugency,“ da „Baudricourt,“ der „fünfzehn Fähnlein aufbrachte, lothringiſch Volk;“ dann „Jean de Broſſes“ und „Armagnac“ und „Chabannes“ und die ganze Ritterſchaft, deren Namen Clio vom Schlachtfeld pflückte und in ihre ehernen Tafeln einſchrieb!

Und nach dieſem Stück Weltgeſchichte, von Kunſt, Glaube und Pietät in die Gegenwart hineingetragen, kam das intereſſante „postscriptum“ jenes romantiſchen Heldenzuges; einige Abkömmlinge jener Familien, die ſich bei der Belagerung von Orleans auszeichneten, wohnten dieſer Cavalcade bei und mit tumultuariſchem Enthuſiasmus begrüßten die Orleaneſer die Wappenſchilde jener Ritternamen, welche ganz allein zehn Generationen überlebt haben.

Die Enthüllung der Statue ging glücklich von Statten. Es hatte faſt den ganzen Tag geregnet, allein der Himmel iſt ein gnädiger Herr, derſelbe Himmel, der ſo gefällig iſt, faſt immer zu lächeln, wenn ein Einzug u. ſ. w. iſt. Der Himmel, welcher ſich ſtets in blau und weiß kleidet, wenn das Münchner Octoberfeſt gefeiert wird, damit die Journaliſten ſagen können, der Himmel ſelbſt zog in dieſem Augenblick die bairiſche Farbe an; der Himmel, der ſo gütig iſt, die Wolken vom Himmel zu fegen, wenn auf der Erde ein Volksſpectakel ſtattfindet, der Himmel ſendete auch heute einen

Sonnenſtrahl durch die plötzlich zerriſſenen Wolken auf die enthüllte Erzſtatue der Jungfrau von Foyatier.

Der große Platz von Orleans war ſuperb für dieſe Ceremonie hergerichtet, und die Journale von Orleans haben heute auch nicht verfehlt zu erzählen, daß ein Sonnenſtrahl — „comme par miracle“ — kam, um die Inauguration mit zu feiern.

Die Statue ſelbſt macht einen ſchönen, doch keinen impoſanten Eindruck!

Der Éveque Mgr. Dupanloup hielt eine Dankrede der Johanna d'Arc, die den Stempel der Nicht-Improviſation an der Stirne trug, ſo geziert war das Wort, ſo parfumirt war die Salbung des Vortrages. Er vindicirte die Jungfrau von der Geſchichte für die Legende, als eine Heilige, und das iſt nichts als billig, denn die Kirche hat ſie gleichgiltig dem Flammentod überlaſſen, um ſie des Märtyrerthums würdig zu machen.

Dem Feſte im Hotel de Ville konnte ich nicht beiwohnen. Ich verließ Orleans, doch ging ich noch einmal, um von der bronzenen Johanna d'Arc Abſchied zu nehmen, von ihr, welche ihr Vaterland dem Scheiterhaufen überlieferte, von ihr, welcher der geiſtreiche Dichter Frankreichs, Voltaire, die Dulderkrone vom Haupte riß, um dasſelbe mit dem Schmutz einer unkeuſchen und unfrommen Dichterphantaſie zu umgeben, von ihr endlich, die nur von dem edelſten deutſchen Dichter, von Schiller mit feurigen poetiſchen Armen aus den Flammen des Scheiterhaufens emporgetragen wurde, verklärt, im Strahlenkranz der Poeſie und der heiligen Sendung, zu den Sternen, die hereinleuchten in die Zukunft und in die ſpäteſte Nachwelt!

Johanna d'Arc iſt für Frankreich geſtorben, Frankreichs Staat hat ſie verbrennen laſſen, Frankreichs Poeſie hat ihre Manen geſchändet, dem Genius der deutſchen Poeſie war es vorbehalten, ihr den Heiligenſchein der himmliſchen, unbefleckten Sendung um die leuchtende Stirn zu flechten.

Die Statue der Jungfrau von Orleans ſteht in Orleans, die Glorie, die Unſterblichkeit, die poetiſche Erſcheinung der „Jungfrau von Orleans“ ſteht in der deutſchen Literatur ſtrahlend, glänzend, rührend, ſittlich fromm und menſchlich mild, und dieſes Denkmal in der deutſchen Literatur wird alle Bronzeſtatuen in Orleans und Rouen u. ſ. w. überdauern, und der Statuaire dieſer deutſchen Statue der „Jungfrau von Orleans“ heißt:

„Schiller!“

Paris, 16. Mai 1855.

Geſtern wurde der Janustempel des neunzehnten Jahrhunderts, der Friedenstempel der Völker, der Induſtriepalaſt eröffnet, und ein „Friedenstempel“ muß es ſein, trotz Kriegsgetöſe und Schlachtendonner, denn der Kaiſer antwortete auf die Eröffnungsrede des Prinzen Napoleon die inhaltklingenden Worte:

„J'ouvre avec bonheur ce temple de la paix qui convie tous les peuples à la concorde!“

Alſo wir begrüßen dieſe Inauguration mit den Schlußworten der Schiller'ſchen „Glocke“:

„Friede dieſer Stadt bedeute,
Friede ſei ihr erſt Geläute!“

Geſtern um 10 Uhr Morgens öffneten ſich die Thore und Eingänge dieſes trojaniſchen Roſſes, in deſſen Bauch Frieden, Eintracht, Brüderlichkeit aller Völker, Länder und Menſchen ruhig liegen wie Drillinge im Mutterleib; ganz Paris erinnerte an Goethe's „Hermann und Dorothea“:

„Iſt doch die Stadt wie ausgeſtorben!“

Alles zog, ging, lief, ritt, fuhr nach dem Induſtriepalaſt. Die „Sonne von Auſterlitz,“ welche noch immer mit dem Aufgehen vor Sebaſtopol beſchäftigt iſt, ließ ihre Strahlen nicht auf die gläſerne Kuppel dieſes Wunderbaues fallen; der Regengott ſchien ſich beſonders für die einſtige große tragiſche Künſtlerin zu intereſſiren, welche unter ihrer Lorbeerkrone einen Regenſchirm-Tempel für alle begoſſenen Nationen der Welt errichtete.

Um 10 Uhr wurden die Räume dem Publikum, welches mit Adminiſtrationskarten verſehen wurde, geöffnet und um halb 11 Uhr waren alle Galerien, alle Tribünen, alle Eſtraden überfüllt; eine Füllung, die nicht ohne deutſche Rippenſtöße in entente cordiale mit engliſchen „Goddams!“ und in intimer Allianz mit franzöſiſcher Ellenbogenſprache abging.

Der Anblick des Transſepts in dieſem Augenblick war großartig, ein Eindruck, den zu beſchreiben unmöglich iſt!

Doch wir haben Zeit, die Dinge zu beſchreiben, wenn es auch der farbenreichſten Feder nicht möglich wäre, den Eindruck zu ſchildern, das Feenhafte dieſes lebendigen Dramas mit Tableaux, Gruppirungen, Decorationen und Zauber-Ausſtattungen wiederzugeben. Von 10 bis 1 Uhr, um welche Zeit der Kaiſer kommen ſoll, ſind drei Stunden, wir wollen unſere Feder ſpazieren führen.

Reichen Sie mir die Hand, ein Spaziergang durch dieſen Palaſt iſt ein Spaziergang durch die Welt, eine Promenade durch das Univerſum, ein Handlanger mit allen Völkern der Erde; ſogar die „Menſchenfreſſer" fehlen nicht, denn es ſind Augen da, die Einen lebendig zu verſchlingen drohen.

Hier im rez de chaussée, gerade dem Haupteingange des Central-Pavillons gegenüber, in jenem Raum, welchen die „vereinigten Staaten" ſo gütig waren bis zu dieſem Tage unausgefüllt zu laſſen, erhebt ſich der Thron und Thronhimmel aus rothem Sammt mit der kaiſerlichen Krone, unter welchem drei Fauteuils bereit ſtehen.

Rechts und links und vor dem Thron ſind die Plätze für die Hofdamen, des Senats, des geſetzgebenden Körpers, des Stadtraths, der kaiſerlichen Commiſſions-Mitglieder, der Jury, der fremden Commiſſäre u. ſ. w.

Zu beiden Seiten dieſes reſervirten Raumes bauen ſich die Ausſtellungs-Wunder aus, inſoweit ſie bis jetzt enthüllt und ſichtbar ſind.

Am Schiffe des ganzen Gebäudes läuft eine Namens-Tabelle herum, welche die Nationen benennt —

„Die Namen der Menſchen und Gäſte,
Die ſtrömend wallen zu dem Völker-Feſte!"

Hier ſehen wir den Namen England 10mal, Frankreich 22mal, Oeſterreich 4mal, Hannover, Preußen, Sachſen u. ſ. w. einmal.

Sie wundern ſich, den Namen Rußland nicht zu finden? Ich theile dieſe Verwunderung mit Ihnen, und das umſomehr, als Prinz Napoleon in ſeiner eloquenten Anrede an Se. Maj. den Kaiſer die intereſſanten Worte ſprach:

„Wenn die Induſtriellen Rußlands, den allgemeinen Regeln ſich unterwerfend, ſich eingefunden hätten, wir hätten ſie ebenfalls zugelaſſen, um die Demarcation genau zu beſtimmen, welche zu etabliren iſt zwiſchen den ſlaviſchen Völkern, die gar nicht unſere Feinde ſind, und dieſem Gouvernement, deſſen civiliſirte Nationen das Uebergewicht erkämpfen ſollen."

Es wäre gewiß intereſſant geweſen, wenn wir hier zwiſchen „Hannover" und „Preußen" auch „Rußland" hätten prangen ſehen mit ſeinen Induſtrie-Erzeugniſſen, als da ſind: „Dampf-Circular-Depeſchen" — „Ultimatums aus Juchten" — „Ukaſe aus Bull" — „Puncte aus Caviar" u. ſ. w.

Die Capitäler ringsumher waren mit den Wappen und Fahnen aller Städte Frankreichs und der anderen Nationen mit ihren Landesfarben geſchmückt.

Doch das Transſept füllt ſich mit Uniformen, mit Galagewändern, mit Großwürdenträgern, mit Magiſtraturen, es iſt Zeit, zurück auf ſeine beſtimmte Galerie zu gehen, wenn das noch möglich iſt.

Ich habe glücklich meinen Platz wieder erreicht, ſetze mich an der Baluſtrade zwiſchen meinen beiden Damen nieder, dem Himmel dankend, nach dieſem Kreuzzug einen Ruhepunct gefunden zu haben, allein „l'homme propose et l'inspecteur dispose!“ — auf einmal kömmt ein Inſpector und zeigt an, daß alle Herren ſich entfernen müſſen, ganz in den Hintergrund! Horreur!

Anfangs Gemurmel, dann Murren, dann lauter Ausbruch des Unwillens! Die Damen beſtehen auf ihre Ritter, die Ritter beſtehen auf ihre Damen und auf ihre Plätze, blos eine näſelnde Engländerin ſagte in beefſteaksblutigem Franzöſiſch: „Je vouuus rémerciames o nomme de wfemmes,“ — worauf ihr eine neben mir ſitzende Dame erwiderte: „Oui Madame, vous remerciez au nom des femmes, mais pas au nom des dames!“

Ein Deutſcher aber, es iſt wahr, er kömmt ſelten zu einem guten Platz, hat er aber einmal einen bekommen, ſo bringt ihn kein Inſpector, kein Commiſſär, nicht einmal die Unzufriedenheit ſeiner Regierung mehr von ſeinem Platz ohne halbe Penſion und einen Orden oder Titel zum Zeichen der Zufriedenheit! Alſo wir Deutſche, wir waren nicht geſonnen, Platz zu machen, wir ließen den Inſpector ſchreien, ſchrieen wieder, und es blieb — beim Alten!

Indeſſen unterbricht der Donner der Kanonen den Lärm der ſich Niederſetzenden, es wird ein Uhr, der Prinz Jerome Napoleon, umgeben von ſeinem General-Secretär, begibt ſich nach dem großen Eingange, die Tambours treten in Thätigkeit, die Muſik ſpielt die Arie: „de la reine Hortense.“

Der Hof erſcheint. Die Majeſtäten werden mit großem Zuruf empfangen; nachdem ſich der Kaiſer ſetzte, die Kaiſerin zur Linken, die Prinzeß Mathilde zur Rechten, hält Prinz Napoleon die ſchöne und inhaltsreiche Eröffnungsrede. Dieſe Rede kann, wie der „Moniteur“ ſich ausdrückte, als Vorrede zur Geſchichte dieſer Induſtrie-Ausſtellung von 1855 gelten.

Obwohl Vorreden, wenn ſie gut ſein ſollen, gewöhnlich erſt nach Vollendung des ganzen Werkes von dem Autor geſchrieben zu werden pflegen, ſo trägt dieſe Vorrede doch den Stempel eines vollendeten Gedankens in ſich, und der Gedanke iſt eigentlich das Werk und nicht die Worte, nicht die Capitel, nicht die Seitenzahl, nicht der Styl und die Färbung. Die Pariſer Induſtrie-Ausſtellung vom Jahre 1855 iſt ein Gedanke, ein Gedanke, welcher in dieſer Geſtaltung, in dieſer Ausdehnung, in dieſer welthiſtoriſchen Bedeutung, wie die Minerva gepanzert mit Schild und Schwert, aus dem Haupt des Kaiſers Ludwig Napoleon entſprungen iſt.

Es iſt ein Weltgürtelgedanke, er umfliegt den Erdball, er ſchifft durch Meere, er umrennt die Pole, er verbrüdert Nationen und vereinigt den Genius der Induſtrie, den Genius der Intelligenz mit dem Genius der Vervollkommnung, der Glückſeligkeit der menſchlichen Geſellſchaft im Allgemeinen.

Der Gedanke dieſer Welt-Induſtrie-Ausſtellung iſt die Verſchwiſterung der Theorie mit der Praxis, die Vermählung des Geiſtes mit der Materie, die Gleichberechtigung des Verſtandes mit der Arbeit, das Verſchmelzen der Akademie mit dem Atelier, das Handinhandgehen der abſtracten Wiſſenſchaft mit der Application des Handwerkes, das Secundiren der ſchönen Künſte bei dem Duell der Erfindungen und Entdeckungen auf dem Felde der Gewerbe und Production, endlich iſt dieſer Gedanke des Kaiſers Napoleon die geniale Initiative einer intimen Reunion aller Kräfte, Bewegungen, Fortſchritte, Sympathien, Beſtrebungen und Forſchungen des Geiſtes und der geiſtigen Thätigkeit mit den Ergebniſſen und Erinnerungen der materiellen und induſtriellen Kräfte in dem Gebiete der Concurrenz und edler Rivalität, in dem Reich der Vervollkommnung alles deſſen, was die menſchliche Thätigkeit mit Hilfe von Arbeit, Fleiß, Nachdenken, Ausdauer, Verbeſſern und Erfinden zu leiſten im Stande iſt, um daraus das Facit der Vergangenheit zu ziehen und die Perſpective zu eröffnen, was die Zukunft für große Segnungen, für Kunſt, Geiſt, Wiſſen und Induſtrie zum Behufe der menſchlichen Glückſeligkeit in ſich trägt, wenn man dieſer Zukunft mit Vertrauen, mit Eintracht, mit Zuſammenwirkung aller geiſtigen und phyſiſchen Kräfte der Menſchheit überhaupt entgegenſieht, und von dieſem Gedanken ausgehend, hat auch der Kaiſer heute geſagt: „Ich eröffne den Friedenstempel!“

Dieſen Kaiſergedanken hat der Prinz Jerome Napoleon in ſeiner Inaugurationsrede mit Geiſt und Eloquenz reſumirt und wiedergegeben.

Daß dieſer Gedanke in dieſem Augenblick von der Maſſe anderer Gedanken durchkreuzt und durchſchnitten wird, iſt natürlich!

Jeder Gedanke an und für ſich iſt ſchon ein Proteſt! Der Menſch kann nicht denken ohne zu proteſtiren, denn denken heißt etwas Neues ſchaffen, und Neues iſt immer eine Proteſtation gegen das Alte und findet alſo immer wieder Proteſte in den Leuten und Gedanken, die mit dem Alten alt geworden ſind, oder die glauben, ſich in dem Alten durch das Alte jung zu erhalten! Ein Irrthum, der ſchon großes Unglück über Völker und Individuen hervorgebracht hat.

Dieſer große Kaiſergedanke, welcher im Grunde allen Nationalitätunterſchied aufhebt und das Band der allgemeinen Humanität proclamirt, dieſer Gedanke, welcher alle Völker als ein Individuum betrachtet, welches unter dem Horizont von Eintracht, Frieden, Induſtrie und materieller Vollkommenheit und geiſtiger Behaglichkeit einer glücklichen Completation entgegenreifen ſoll, wird gerade in dieſem Augenblick hie und da von Gedanken durchkreuzt, die in brennender Oppoſition mit denſelben ſtehen, von Gedanken an die Integrität der verſchiedenen Nationalitäten, von Gedanken und Principien, welche die ſtrengſte Abſonderung der Nationalitäten predigen, die Wiederbelebung von Nationalitäten, von welchen die Geſchichte beweist, daß ſie nicht im Stande waren, eine Nationalität für ſich zu behaupten, von Nationalitäten, die keine Wiederbelebungselemente in ſich tragen.

Welcher auffallende aber durchaus nicht unbegreifliche Contraſt der Gedanken in dem Moment der Eröffnung des Induſtrie-Palaſtes, wo der prononcirte und illuſtrirte Gedanke der Einheit aller Völker g'rade von den ſchreiendſten Gedanken der Nationalitäten-Diſtinction unterbrochen wird!

Ich will die Erörterung dieſes Zwieſpaltes der Natur in dem Hauſe Oerindurs auf eine meiner ſpäteren Betrachtungen aufſparen und heute mich blos auf das Feſt der Eröffnung beſchränken.

Nachdem der Kaiſer geſprochen, bewegte ſich der ganze Hof in den Räumen des Induſtriepalaſtes umher, um die ſchon enthüllten Gegenſtände in Augenſchein zu nehmen. Auf dem ganzen Rundgang wurden der Kaiſer und die Kaiſerin von den lebhafteſten Zurufen des Enthuſiasmus begrüßt, und waren der Gegenſtand des höchſten Intereſſes, beſonders für uns Fremde.

Meine holden Leſerinnen ſehen mir gewiß ſchon auf die Finger, und erwarten mit Begierde die Schilderung, die ich ihnen von der Kaiſerin der Franzoſen machen werde, von dieſer ſchönen, geiſtreichen, reizgegürteten Kronenträgerin, von welcher ſo viel mit Begeiſterung geſprochen, geſchrieben und geſungen wird, allein damit will ich noch warten, ich will keinen flüchtigen Eindruck ſchildern, ich will nicht einen vorüberfliegenden Lichtſtrahl rekrutiren, um aus ihm ein Bild der Sonne zu entwerfen; ich werde mir Mühe geben, die Kaiſerin ſo oft zu ſehen als möglich, um ihre Phyſiognomie mit der Tiefe eines Lavaters, mit der Forſchung eines Philoſophen, mit der Freude eines Blumenfreundes und mit der Anſchauung eines Poeten zu ſtudiren und dann meinen Leſern ein Bild von ihr, d. h. den Eindruck dieſes Bildes zu ſchildern. Ich bin recht unglücklich! Man hat mir geſagt, das „Gymnase dramatique“ ſei ihr Lieblingstheater, ich habe deshalb dreimal „le demi-monde“ beſucht, dieſe „halbe Welt,“ die gottlob bei uns in Wien fehlt und gottlob auch die Poeten, die ſo intim mit ihr ſind, um ſie ſo in Lebenswahrheit zu ſchildern, aber niemals war ich ſo glücklich, die Kaiſerin zu ſehen. Aber ich hoffe, die Götter des Zufalls werden mir noch günſtiger geſtimmt werden.

Um aber meine Leſerinnen nicht ganz mit ungeſtillter Neugierde zu entlaſſen, theile ich ihnen mit, daß die Kaiſerin grün gekleidet war; ein ſeidener Frühling um einen lebenden Frühling; eine Roſe, aus der grünen Knospe hervorbrechend. Die Prinzeſſin Mathilde war weiß gekleidet.

Iſt dieſe Detailbeſchreibung nicht ein Wunder aus dem Munde eines deutſchen — Gelehrten? Doch nein, gottlob, ich bin kein Gelehrter, ich bin ein Poet, für mich ſind Sonnenſchein, Frauenſchönheit, Blumenglanz, Grazie, Anmuth und Würde die intereſſanteſten Gegenſtände in der Weltausſtellung der Natur und deshalb ſprach ich von der Kaiſerin Eugenie und ihrer Toilette.

Um 3 Uhr war Alles zu Ende, und die Rückfahrt des Hofes war eben ſo brillant und bruyanter wie die Ankunft.

Während der ganzen Ceremonie war das Transſept von allen Arbeitern geleert, blos in dem Raum der öſterreichiſchen Expoſans waren Wächter und Aufſeher geblieben, und dieſe beſondere Exception hat man der Thätigkeit, der unermüdlichen Sorgfalt, der Energie des Herrn Dr. Schwarz, welcher die öſterreichiſchen Ausſtellungsgeſchäfte dirigirt, zu verdanken. Herr Schwarz iſt die Vorſehung für uns Oeſterreicher! Aber eine Vorſehung ohne alle Laune und Verdrießlichkeit! Eine ewig wahre, ewig dienſtfertige, ewig umherwandelnde, ewig in Anſpruch genommene und ewig liebenswürdige, zuthunliche, alle Wünſche berückſichtigende, allen Anforderungen genügende Vorſehung! Herr Schwarz iſt das primum movens des öſterreichiſchen Expoſitions-Körpers! Tag und Nacht wirkſam, zu jeder Stunde für Jedermann bereitwillig, mit aller Aufopferung das Ganze organiſirend, das Intereſſe jedes Einzelnen wahrend, aufrechthaltend, ja oft auch erkämpfend, das iſt die Aufgabe dieſes unſeres Genius! O du armer Genius, Genius, von Deutſchen zu ſein iſt ein undankbares Geſchäft!

Concert Fradel im Salon Herz.

Ein Concert in Paris! Vox clamantis in deserto! Ein Concert in Paris! Ahasver, der nie ſtirbt und nie lebt! Künſtler ohne Publikum! Töne, die keine Ohren finden; Pianos ohne Echo, Lieder ohne Worte und ohne Lauſcher; Violoncellos für die Einſamkeit; Harfen-Davids, die ihren Saul ſuchen; Gasflammen, die in das Leere hinausflackern!

Concertbillete! Mit dieſen Anweiſungen auf vier verlorne Stunden in irgend einem salle des pas perdus entledigen ſich die hierwohnenden Deutſchen ihrer „dévoirs“ gegen die Fremden, die ihnen empfohlen ſind! Dieſe Hoſpitalité, vor welcher jeden ehrlichen Deutſchen der Himmel bewahren möge, hat ihren Grund darin: Gewiſſe Familien müſſen „Concertbillete“ nehmen, c'est de rigueur! Die Künſtler kommen in ihre Salons, id est: Holzkammerl mit rothem Sammt ausgeſchlagen, — und arbeiten da an jenen Abenden, an welchen die Frau „empfängt.“ Inſtrumente! Der Eine arbeitet Piano, der Andere arbeitet Violon, der dritte arbeitet „du chant,“ d. h. er thut, als ob er eine Stimme hätte, und die Gäſte, die thun, als ob ſie was gegeſſen hätten, thun nun auch als ob ſie was gehört hätten und finden es „charmant!“

Dieſe ſechs Concertbillete alſo, welche in eine ſolche deutſch-pariſer Familie hineinfallen wie eine Einquartierung, dieſe werden wieder von dieſer Familie, die um keinen Preis ſelbſt in's Concert geht, den Herren étrangers verſetzt, die dieſer Familie empfohlen ſind! Anſtatt Gaſtfreundſchaft Concertbillete! Ich habe gleich zwei Tage nach meiner Ankunft in Paris der Seelenwanderung ſolcher zwei Concertbillete beigewohnt!

Zuerſt wurden ſie mir zugeſendet von einer Familie, an die ich mit den enthuſiaſtiſchſten Worten empfohlen war!

Ich dachte an das Tableau in dem Induſtriepalaſt:

„L'équité préside à l'accroissement des échanges!"

Die Gleichheit präſidirt beim Austauſch von deutſcher, biederer, herzlicher „Gaſtfreundſchaft" gegen „Concertbillete!"

Ich dankte avec une portion großer Rührung! Mittags beſuchte ich eine andere angekommene deutſche Familie, da kamen dieſelben von mir bekorbten zwei „Concertbillete," um dasſelbe Tauſchgeſchäft mit dieſer Familie abzuſchließen; dieſe Familie refüſirte ebenfalls. Nachmittags um 6 Uhr bin ich bei zwei Wienern, die auch vor ein paar Tagen ankamen, um ſie zu Tiſch abzuholen, da kamen dieſelben zwei armen wandernden „Concertbillete," um zu verſuchen, ob ſich bei dieſen beiden unſchuldigen Fremden das Tauſchgeſchäft machen ließe, aber auch da wurden dieſe „Concertbillete" mit derſelben Hochachtung refüſirt, die man in Paris den „Concertbilleten" überhaupt angedeihen läßt!

Die zwei Concertbillete dauerten mich in tiefſter Seele! „Sie „wanderten raſtlos hin und her!“ Die arme Familie, für welche ſie eigentlich gewachſen waren, mußte ſie vielleicht doch ſelbſt verbrauchen, wenn ſich nicht doch noch ſpäter Abends ein „Empfohlener“ fand, den man mit denſelben anſchmieren konnte!

Wenn ich alſo bei dieſen Concertverhältniſſen dennoch von einem „Concert“ ſpreche, ſo können ſich meine Leſer denken, daß es kein gewöhnliches Concert iſt, daß es ein „concert exceptionnel,“ ein „concert exquis,“ ein „concert primeur“ iſt. „Concert donné par M. Charles Fradel.“

Fradel iſt ein Deutſcher, Fradel iſt ein deutſcher Deutſcher, ein Wiener! Er iſt als Menſch, als Freund, als Geſellſchafter, als Künſtler — ein Wiener; lieb, freundlich, unermüdlich, gemüthlich, ſolid, tüchtig, beſcheiden und verdienſtvoll.

Fradel componirt allerliebſt, ſpielt mit Grazie und Leichtigkeit, trägt die Sache mit Anmuth und warm vor. Er iſt der Gerngeſehene im Fauxbourg St. Germain, d. h. unter der crême de la crême, und in der „cité financière,“ d. h. in den Salons, wo die Männer in der Taſche und die Weiber in den Saiten klimpern.

Alſo Fradel's Concert war eine „avis rara,“ eine „rose verte“ eine „chose inconnue,“ das Concert nämlich war voll! Voll und nicht nur voll von leeren Plätzen, nicht nur voll von „Zuhörern ohne Portefeuilles,“ von unbezahlenden Publikümern, ſondern von unbezahlbaren, exquiſen Publikümern, von der Elite der Geſellſchaft, von dem Parfüm der Société.

Dieſes fait accompli ſagt mehr als alle Kritik ſagen könnte. Ich bin auch gar nicht kritiklich geſtimmt, ich ſchreibe dieſes nur, weil das Concert ein „deutſches" war, nämlich der Anführer, der Canrobert dieſes muſikaliſchen Feldzuges in die Krim der Concertgegend war ein Deutſcher, und unter den Mitwirkenden waren es auch Deutſche, die ſich um dieſes gewagte aber glückliche Unternehmen verdient machten.

Eine Harfe! Mon dieu! bon dieu! eine Harfe! — Eine Harfe an und für ſich iſt eine echte Deutſche! Sie gibt nicht eher einen Ton von ſich, bis ſie mit Füßen getreten wird! Die Treterin aber war heute auch eine Deutſche: Mlle. Marie Moesner. Sollten mir meine Wiener Freunde die Harfe nach Paris nachgeſchickt haben? Nein, ſo herzlos iſt in Wien nicht einmal der blutigſte Feind! Jemand von einer Harfe verfolgen laſſen! von einer Pedalharfe! Nein, das thut kein Wiener.

Und eine Harfe, die nicht von zwei Händen geſpielt wird, deren jede im Beſitz iſt von fünf Fingern, wie ſie Laura hatte, wenn Petrarca kein Maulmacher iſt:

„Son cinque perle oriental colore."

Und eine Harfe, die nicht von zwei Füßchen getreten wird, die wie der zweite Petrarca, M. G. Saphir, von einer ſeiner Lauren ſagt:

„Sie iſt ein griechiſches Epigramm und ihr Fuß die
reizende, kleine Pointe daran!"

Und eine Harfe, die ſich nicht an eine Schulter anlehnt, die eine Schulter von denen iſt, von welchen ein großer Improviſator ſang:

„Nacken, Schultern, Hals und Arm,
Alabaſter, aber ſchwellend, üppig warm.“

Und eine Harfe, die nicht von dieſen drei Dingen geſpielt wird, iſt nicht werth, daß ſie einmal vor einem tollen König geſpielt wurde.

Aber nun wieder eine Deutſche: Fräulein Jenny de Treſſz. Sie können ſich denken, mit welchem Intereſſe ich Fräulein Treſſz hörte, die ich ſo lange nicht gehört habe. Sie ſang allerliebſt und unter ungetheiltem Beifall ein Lied von Mendelsſohn und das niedliche „Trab trab!“ von Kücken; ebenſo gefiel ſie in der Romanze „lui seul“ von Coen, die ſie mit Wärme und Zartheit ſang.

Auch ich wirkte mit! Wie? Ganz einfach, aber wunderbar!

„Chansonette allemande, paroles de M. G. Saphir.
chantée par Mlle. Treffz.“

Und was war's?

„Das Morgenfenſterln,“ welches ich für Dlle. Liebhardt ſchrieb und welches von Proch und Suppé in Muſik geſetzt wurde.

Mit dieſer Muſik hat Dlle. Treſſz das meiſte Glück gemacht, ſie wurde ſtürmiſch applaudirt und oft gerufen, und ich?

„Ich bin nichts als ein gefeſſelt Weib!“

Auch ein Dlle. Binochi ſang mit vielem Erfolg eine recht ſinnige Compoſition vom Prinzen Ponyatowsky; es iſt aber unglaublich, wie miſerabel accompagnirt wurde! Ich hätte dem jungen, unbekannten Begleiter einige zarte kritiſche Rippenſtöße verſetzen mögen!

Sehr intereſſant und anmuthig iſt eine Compoſition von Fradel: „Hortense.“ Valse dedicé à sa Majeste l'Imperatrice, die er auch mit vielem Geſchick executirte.

Gegen Mitternacht war das Concert zu Ende, das iſt hier die rechte Stunde!

Der Saal Herz oder „Salle Herz“ iſt ein herrlicher, impoſanter Saal, der größte und beſte in Paris; voll Pracht und Zweckmäßigkeit, die Räume vortrefflich und akutiſch höchſt vollkommen. Er gewährt einen ſehr angenehmen Eindruck und entſpricht allen Anforderungen der Kunſt, der Künſtler und des Auditoriums. Es that meinem Deutſchthum in mir recht wohl, gleich beim erſten Aufblick den Köpfen Mozart's und Beethoven's zu begegnen! Ein Deutſcher fühlt ſich dadurch in dieſem Saal ein berechtigter, ein nationaliſirter Saalmitbürger!

Paris, 15. Juni 1855.

Faſt jeder Artikel in den hieſigen Journalen über die Induſtrieausſtellung führt das Motto: „Paris c'est le centre de la civilisation et de l'industrie.“ Es gibt in der ganzen Welt keine Journale, welche ſchlechteren

Druck, ſchlechtere Lettern und abſcheulichere Abzüge hätten als die Pariſer. Daher kam es, daß ich einmal ſtatt: „Paris c'est le centre de la civilisation" las: „Paris c'est le ventre de la civilisation."

Faſt aus allen Journalen, die ſich hier mit dem „Induſtriepalaſt" beſchäftigen, athmet ein Grundhauch, ein vorwiegender Gedanke: der Unterſchied der Londoner Induſtrie-Ausſtellung im Jahre 1850 und der Pariſer im Jahre 1855. Eben der Gedanke, daß Paris die Muttererde für alle geiſtige Thätigkeit iſt, daß jede geiſtige Strömung von Paris aus über die beiden Hemiſphären hinſtrömt, dieſe Tradition von Poeſie, die noch in Frankreich nicht verklungen iſt, obwohl die Proſa und die Materie ſchon ſeit Jahren alle Poeſie getödtet hat, dieſes Anklammern an die Tradition der geiſtigen Suprematie macht es der Pariſer Journaliſtik ſchwer, ihre „Welt-Induſtrie-Ausſtellung" blos mit dem ſoliden Hausrock: „Induſtrie-Ausſtellung" zu bekleiden, und ſie beſtrebt ſich, den „Induſtriepalaſt" mehr als einen Turnierplatz des Geiſtes der Nationen, als ein olympiſches Spiel für Kunſt und Poeſie auszugeben.

Dieſen Journalen nach gebührte der Londoner Ausſtellung von 1850 der Name: „Exposition industrielle," der Pariſer Ausſtellung aber von 1855 der Name: „Exposition artistique." Ein Namensgefecht!

Die hieſigen Blätter ſind unerſchöpflich in Beweiſen, daß der unnachahmliche franzöſiſche Geſchmack, daß der angeborne Inſtinct der Franzoſen für alles Schöne und

Poetiſche, daß der geiſtige Sinn der Franzoſen für die Form, für die Grazie, für die Schönheit u. ſ. w. ſelbſt den gewöhnlichſten Erzeugniſſen der Induſtrie, ja des unbedeutendſten Handwerks, ein Siegel von künſtleriſcher Belebung, einen Athem von poetiſcher Durchgeiſtigung auf- und einpräge. Sie behaupten, es wäre ungerecht, blos „induſtriell“ und nicht „künſtlich“ zu nennen dieſe „Divans,“ dieſe „Möbel,“ dieſe „Stiefel,“ dieſe „Bronzeleuchter,“ dieſe „Taſchenmeſſer“ u. ſ. w., welchen die franzöſiſche Phantaſie zu der Schönheit des Aeußern eine gewiſſe Seele des Liebenswürdigen, des inneren Gemüthes gegeben hat.

Das „Palais de l'industrie“ ſelbſt aber wird am geeignetſten ſein, Jedem das Seinige zu geben, jedem Urtheil die freie Geltung zu laſſen, England zu bewundern in dem Volumen ſeiner Induſtrie, Frankreich in dem Augenmaß ſeines genialen Geſchmackes für Formen, Proportionen und Verhältniſſe; Deutſchland in ſeinem bewundernswerthen, unermüdlichen Ringen nach dem wahren Vollkommenen, nach der Idee des Allerreelſten, in ſeinem Vorwärtsdringen nach einem Allerzweckmäßigſten, welches wie Amerika vor Columbus, vor dem denkenden, tiefgehenden Geiſt der Deutſchen, ſelbſt in ihrer Induſtrie, in ihrer Gewerbsthätigkeit liegt, ſich kundgibt, Deutſchland und deutſche Induſtrie, welche, in vielleicht minder ingeniöſen Formen, eine Urwüchſigkeit, Unabhängigkeit und Energie entwickelt, welche ahnen läßt, daß ſie den Weg zum Uebergewicht mit zuverſichtlichen Schritten betritt. Und ſo wird ſich aus dem „Palais de l'industrie“ das „Jedem das Seine“ am Ende doch glücklich herausſtellen.

Vorderhand wird in dieſen Tagen in dem „Cercle de l'exposition“ eine Frage verhandelt werden, welche, nach meiner Anſicht, eine der wichtigſten iſt: „die Preis-Frage.“ Die Frage nämlich, wie es zu bewerkſtelligen iſt, daß alle exposans die Preiſe ihrer ausgeſtellten Sachen mit affichiren und anſchlagen, wie es einige Wenige gethan haben. Vom practiſchen Geſichtspunct aus, und dieſer Geſichtspunct iſt Körper und Seele und Kleid und Schmuck der Ausſtellung und Alles in Allem, alſo von dieſem Geſichtspunct aus ſteht Kunſt und Induſtrie unter dem gleichen Maßſtab.

Die Fabrik und das Atelier, der Fabrikant und der Künſtler, der Hammer und die Leier, der Marmor und das Leder, die Erfindung und die Imitation, das Genie und der Werksmann produciren, wollen das Product verallgemeinen, ſie wollen alle ſoviel als möglich verkaufen, ſo viel als möglich gewinnen, ſo viel als möglich anerkannt ſein, ſo viel als möglich ihre Erzeugniſſe populär machen. In dieſer Beziehung iſt der Poet ein Induſtrieller und der Induſtrielle ein Poet, der Handwerker ein Künſtler und der Künſtler ein Taglöhner.

Das iſt die practiſche Seite der Medaille und von dieſer Seite aus frage ich: was nützt dem Beſucher des Palaſtes, ſei er reich oder arm, Banquier oder Proletarier, Ducheſſe oder Gaſtwirthin, wenn ſie alle dieſe Sachen ſehen, all' dieſes Chaos von ſtupenden Dingen, voll Glanz, voll Ueberraſchung, voll Blendung, und ſie wiſſen nicht was ein ſolches Ding koſtet? denn nur aus dem Vergleich des Preiſes mit dem Product kann die Nützlichkeit, der Fortſchritt, die Concurrenz beurtheilt werden!

Als Napoleon im Jahre 1806 den Miniſter Fox in der Induſtrieausſtellung herumführte und ihn fragte, was er am meiſten bewunderte, antwortete Fox: „Sire! das Meſſer um einen Sou, welches hier ausgeſtellt iſt.“

Die ganze Commiſſion zur Vertheilung der Preiſe und Medaillen liegt in dieſer Antwort des großen Staatsmannes!“

Das Urtheil einer Ausſtellung, d. h. einer Unternehmung, die international, vergleichungsweiſe, das Analoge zum Analogen u. ſ. w. darbieten ſoll, kann nur nützlich, kann nur erſchöpfend ſein, wenn man die Gegenſtände von dem Standpuncte ihrer allgemeinen Nützlichkeit, ihrer Verbreitung, ihrer verhältnißmäßigen Wohlfeilheit aus beurtheilt!

Der Preis des Gegenſtandes iſt die Moral desſelben!

Uebrigens iſt die Ausſtellung noch nicht complet und die Commiſſion ſah ſich genöthigt, die ſaumſeligen exposans mit Strenge einzuberufen.

Auch der Beſuch iſt mager und frugal, vom 16. Mai bis geſtern ſind 180,000 bezahlende Perſonen im Palaſt geweſen, in London haben im erſten Monat 700,000 Perſonen den Glaspalaſt beſucht.

Eine nicht unintereſſante Ausſtellung fand unter dem großen Glaspalaſt, „Himmel“ genannt, ſtatt; die „Vieh-Ausſtellung“ mit Reſpect zu melden.

Im Champ de Mars fand die „Verſammlung der vereinigten Thierſtaaten“ ſtatt. Die Nationalität der verſchiedenen Ochſen, Kühe, Schafe, Schweine, bis zum Hahn, bis zur Henne, alle ſind da mit ihren Erziehern, mit ihren Telemaques, und alle dieſe Nationalitäten kann ein vernünftiger Menſch doch nur unter dem kosmopolitiſchen Geſichtspunct anſchauen und beurtheilen.

Auch Deutſche ſind da, Engländer, Holländer und Schweizer.

Ich bin zwar nicht ungeübt in der Kunſt, Ochſen beurtheilen zu müſſen, aber in ſolchen Maſſen, in ſolcher Munificenz, in ſolcher Superlativität habe ich ſie nie beiſammen geſehen.

Frankreich hat zu dieſer Ausſtellung 888 und die Fremden 557 Häupter geſtellt.

„Wer zählt die Häupter, wer die Namen,
Die zu dem Feſte alle kamen?“

Aus England haben der Prinz Albert, der Marquis Tolhant, Lord Feversham die ausgezeichnetſten Exemplare geliefert.

Die Concurrenz aber iſt groß unter Menſchen und unter Vieh! Der Racenkampf, dieſer thieriſchſte aller Kämpfe, iſt auf dem champ de Mars martialiſch geworden!

Es ſind Individualitäten da, Individualitäten von ſtupender Originalität!

Hier ſehen Sie eine „Kuh," — ach, die Sprache hat keine andere Bezeichnung für die allerſchönſte wie für die allergarſtigſte Kuh! —

Dieſe „Kuh," welche Io nicht ſchöner wünſchen könnte, wenn ſie je wieder aus einer unnützen Göttin in ein nützliches Weſen verwandelt werden ſollte, dieſe Kuh zieht die Augen von Tauſenden auf ſich! Nicht die ſchöne „Sauris" im „Salle mabille" kann mit ſolchen lüſternen Blicken betrachtet werden als dieſe Kuh von den Cultivateurs und Eleveurs betrachtet wird. Dieſe Kuh (Nr. 56) repräſentirt die Erziehung aus den Ställen des Vicomte de Curzay und vereinigt alle Schönheiten: das Horn von Suſſex, die Haut von Dévon und die Geſtalt von Durham!

Und wie ſittſam ſteht ſie da dieſe Kuh! Weiß ſie, daß ſie die Medaille bekömmt? Ahnt ihr ſtrotzender Buſen den erſten Preis?

Wenn ich, par courtoisie, der Kuh den Vorrang gelaſſen habe, ſo bitte ich den Herrn Stier, (Nr. 92, Walter Forthing), darin keine Zurückſetzung zu finden, es iſt nichts als Rückſicht, die ein Mann, Menſch und Poet dem Geſchlechte ſchuldig iſt.

A tout seigneur grand honneur! Welch' ein Stier. Der „Stier von Uri" im „Tell" iſt ein Colibri dagegen!

Willkommen, edler Vertreter von Somerſet! Willkommen, Sieger über Herfort, willkommen, Sieger Durham! Die Lorbeern von Devonshire vergehen am Ruhm dieſes Helden von Devon!

Seid gegrüßt auch, ihr Schweizer Damen! Du Kuh aus Bern, Du Kuh aus Schwitz und du aus Fribourg!

Ach, ſehen Sie da das „Porträt“ der allerſchönſten Kuh aus der Schweiz! – (So drückt ſich der Commiſſionsbericht aus: „Voici le portrait du plus beau de la bande.“)

„Kopf ſtark und behaart, kurze Hörner, hervorſtehende Schultern, Haut dicht und hart, Wampen (Fanon) wie eine Schürze, dicke, ſtarke Gliedmaſſen, Croupe hervorhängend, breite Füße.“

Man wird aus dieſem Bild kein Ganzes bekommen, aber ſchon der Maler Conti ſagt: „Wir malen mit Augen der Liebe, und Augen der Liebe müſſen uns auch beurtheilen!“

Sie ſah ganz traurig aus dieſe arme Perſon! Ich weiß nicht, ob die Schweizer Kühe auch „Heimweh“ haben?

Es hat mich einmal in Dornbach eine ſolche Schweizerin lange, lange angeſehen, es war ein Blick nicht wiederzugeben, es lag ein Etwas in dieſem Blick, das wie Heimweh ausſah! Gewiß, dieſe Berner Kuh im Champ de Mars hatte Heimweh!

Ich komme nun zu dem Schafgeſchlecht! Auch hier iſt England obenan. Da ſehen Sie einen Merino-Widder; aber es iſt kein gewöhnlicher Merino-Widder, er holte ſich ſein goldenes Vließ g'rade aus der Heerde, welche Georg der Dritte nach England einführte! Ein legitimer Merino! Er hat ſeine edle **Abkunft**, ſeine ſpaniſche Grandezza, ſeinen ſpaniſchen **Halskragen** beibehalten!

Aber neben den Mitgliedern der zum Scheeren beſtimmten und der zum Melken beſtimmten Individuen ſind hier auch jene Thiere zu ſehen, die in blindem Zuſtand manchmal eine Eichel finden, und die fett werden von der Frucht jenes Baumes, deſſen Zweige ein Futter für die deutſche Symbolik abgeben.

Hier iſt die „Ahn-Sau," — in der Geſchichte gibt's Umſchreibung, Yorkſhire weiß, da Cumberland ſchwarz u. ſ. w.

Die Preiſe ſind bereits vertheilt und England hat das Uebergewicht, auch ſind ſie meiſt ſchon verkauft.

So geht jedes Vaterland mit dem Weſen um, die ihm im Auslande Ehre machen und da hochgeſchätzt werden! England hat hier jene Weſen verkauft, für die es Preiſe, ſilberne und goldene Medaillen bekommen. Ein ſolcher Ochs kann wirklich ſagen: „Ingrata patria, nec mea ossa habebis!" Undankbares Vaterland, nicht einmal meine Beine ſollſt Du haben!

Ein Ehepaar aus Donking iſt um einen enormen Preis von 750 Francs verkauft worden! Ein Ehepaar ſage ich, ein Hahn und eine Henne aus Donking! Man hat für einen Hahn vom Prinzen Albert 1800 Francs geboten, aber der Prinz ließ ihn nicht verkaufen.

Zu einem jeden ſolchen Hahn werden aber zwei Hennen mitgegeben. Avis au Coc-queur!

Paris, 16. Juni 1855.

Ich habe geſtern von der „Vieh-Ausſtellung“ im champ de Mars geſprochen, habe aber eine Gattung von „reproductiven animaux“ vergeſſen, ich trage ſie heute nach.

Es ſind gewiſſe Correſpondenten für die „Augsburger Allgemeine“ und „Kölner Zeitung.“ Eine Viehgattung, die, wenn man ſie nach ihren Correſpondenz-Artikeln in jenen Zeitungen beurtheilen wollte, zwiſchen „bovine“ und „porcine“ zu rangiren wäre.

Es iſt ein bejammernswerthes Viehgeſchlecht dieſe „Correſpondenten für die „Allgemeine Zeitung.“ Heine hat doch wenigſtens Geiſt gehabt, mit welchem er die Falſchheit der Anſicht, Beredtſamkeit, mit welcher er die Bosheit, Laune, mit welcher er die Gehäſſigkeit, Spaß, mit welchem er den perſönlichen Neid bedecken und einen Anſtrich von Lebendigkeit geben konnte.

Aber die Miſerabilität der meiſten Correſpondenten der „Augsburger allgemeinen Zeitung,“ die Miſerabilität ihrer geiſtigen Excremente, die ſie in den Spalten ihrer „Zeitung für Alle“ niederlegt, wird nur von der Miſerabilität ihrer Exiſtenz in Paris überboten. Es gibt kein elenderes Friſten einer elenden Exiſtenz als ein ſolcher Correſpondent hat, und das Mitleid mit dem Jammer, den der Anblick eines ſolchen bejammernswerthen Berufs darbietet, überwiegt bei weitem die Verachtung, welche die Lügenhaftigkeit ihres aufgeſchnappten Bettelſacks und die ſchäbige, perſönliche Neidhämmelei ihrer Elucubrationen in dem Leſer jener Auswüchſe erregen.

Welche traurige, jämmerliche Exiſtenz! Ein ſolcher Correſpondenzler iſt von Tagesanbruch bis Mitternacht auf der Rattenjagd nach Notizen, auf der Angelfiſcherei nach Neuigkeiten in den Gaſſen und Rinnen der Straßen von Paris!

Von den Thüren der Telegraphen-Bureaux bis zu den Concierges der Financiers auf- und abjagend, den Bedienten eines Kammerdieners, eines Secretärs, eines Redacteurs mit Liebkoſungen bedeckend, um ein Gerücht, ein „l'on dit" zu erfahren, von allen Leiten dupirt, zum Beſten gehabt, auf der Lauer liegend, von der Lauer zum Tintfaß keuchend, die Minute abnagend, die Secunde mit den Nägeln ſo lange zu Blut kratzend, bis ſie eine Lüge, ein „ſagt man," ein „wie man hört," von ſich gibt, jeden Fremden um- und anſchnüffelnd, aus der Liſte der angekommenen Fremden eine armſelige Combination zuſammenſchmeißen, aus den Feuilletons-Knöchelu der „petit journaux" einen Brei für ihr Journal zuſammenkochend, bei den Lakaien der Gérants antichambrirend, um durch das Schlüſſelloch zur Redaction ein Wort zu erſchnappen, die Schwellen des Hotels ableckend, um die Spur eines angekommenen Couriers zu entdecken; ein Spott der hieſigen Leſer, ein Augenmerk der Regierung, welche die Corruptheit und Fäulniß dieſer Menſchengattung kennt, haßt und mit Recht ſtets unter dem Schwert des Damokles hält, unter einander ſich mit Neid und Gewerbshaß anfallend, ſich an Erfindung von Lügen und picanten Skandalen überbietend, das iſt das Brot und Salz, welches die meiſten – ich ſage nicht: Alle — dieſer Correſpondenten für die „Augsb. allg. Zeitung“ hier in Paris, mit Schmutz und Ordinarität gewürzt, täglich und ſtündlich eſſen.

Ein Wort aus der Luft im Widerhall erhaſcht, ein Börſenklatſch aus der Menge, lauernd und ſchleichend erforſcht, reicht hin, um ihnen zum Canevas einer ſeitenlangen Correſpondenz voll abſurder Nachrichten und erfundener Dinge zu dienen.

Hier nur ein Beiſpiel. Es hat hier vor einigen Tagen im Telegraphenamte die Entdeckung eines Mißbrauches ſtattgefunden. Es gingen verſchiedene Gerüchte darüber umher. Ein Correſpondent für ein „Münchner Blatt“ ſtoppelte aus dieſem abgemähten Feld der Gerüchte eine Nachricht, nein, eine Denunciation zuſammen, ein Gewebe von alberner Lüge und dummer Erfindung. In dem „Münchner Blatt“ nämlich hieß es ungefähr: „Ein hoher, dem Hofe naheſtehender, ſogar anverwandtſchaftlich nahe, habe ſich eines Mißbrauchs des Privat-Telegraphen zu ſchuld kommen laſſen und ſei deshalb ſeiner hohen Stellung enthoben worden; der Correſpondent theile das dem „Münchner Blatt“ beſonders mit, weil jene hohe Perſon eine in München bekannte Perſönlichkeit ſei u. ſ. w.

Zufällig war ich in der Lage, den Hergang jener Angelegenheit genau, aus den beſten Quellen zu wiſſen, und die elende Lügenhaftigkeit jener Nachricht hat mich mit Empörung erfüllt. Die Sache iſt unbedeutend und einzig alſo: Ein junger talentvoller Creole hier, der ſich einer fernen Anverwandtſchaft mit der Kaiſerin Joſephine rühmte, wurde nach langem vergeblichen Sollicitiren im Telegraphenbureau angeſtellt. Nach einiger Zeit bemerkte man, daß der junge Creole, der ſonſt nicht bemittelt iſt, einen Aufwand mache, der ſeinen Gehalt weit überſteigt, daß er ſich ein Cabriolet anſchaffe u. ſ. w. Man beobachtete ihn ſogleich, man ſah, daß er zu verſchiedenen Tageszeiten das Bureau verließ und einige Banquiers beſuchte. Kurz, der junge Mann wurde ſogleich entlaſſen, Beweiſe zur Beſtrafung lagen keine vor, natürlich kein Banquier wollte etwas von einer Mittheilung wiſſen.

Jene Perſon, von welcher das Münchner Blatt ſpricht, eine Perſönlichkeit durch Rang, Character und Lauterkeit des Herzens und des Geiſtes über jeden Schatten von Verdacht erhaben, und natürlich ganz außer dem Complex dieſer Angelegenheit, hat über dieſe ganze Mache gelacht, die auch lächerlich war, wenn ſie nicht ein Beweis wäre, welcher Gemeinheit, Bosheit und Lächerlichkeit gewiſſe Berichterſtatter fähig ſind, um nur ihren Lohn zu verdienen! Es iſt auch natürlich; da ſie liefern müſſen, Neuigkeiten, Pikantes liefern müſſen, ſo iſt ihnen alles willkommen, Lüge, Bosheit, Gemeinheit, Erfindung, Verleumdung, Widerruf u. ſ. w.

Die „Augsb. allgemeine Zeitung“ iſt darin die am meiſt und am beſt verſehene, und das auch darum, weil ſie ihre Correſpondenten ſpärlich honorirt und dieſe alſo, wie eine Meute magere Jagdhunde, ſich gegenſeitig die Knochen abnagen. Sie iſt hier allgemein als das perfideſte deutſche Blatt bekannt und ſtigmatiſirt.

Da hat mich ein ſolcher Correſpondent ſehr unterhalten! Er ſagte nämlich in der „Augsb. allg. Ztg.“: auch Saphir iſt in Paris angelangt u. ſ. w. „Derſelbe hat von unſeren Mitgliedern des kaiſ. Hofes ein Reiſeſtipendium (!) von 2000 fl. erhalten, allein das reicht noch lange nicht aus, um in Paris mit Comfort zu leben und häufig Theater und Soiréen zu beſuchen!“

Ein liebes Buberl! Zum Küſſen! Aber dumm, ſtockdumm! Neidiſch iſt recht, mißgünſtig ſein iſt auch recht, aber nur nicht dumm! Schlechtigkeit vergeht, Dummheit beſteht! Die 2000 fl. ſcheinen den Mann gewaltig zu jucken, aber wie kann der gute Mann ſo dumm ſein und das glauben? Wie kömmt es, daß er nicht weiß, daß ich 24,000 fl. C. M. für drei Monate bekommen habe! Ach Gott, wenn der Mann erſt das wüßte, wie hätte er mich bearbeitet!

Glaubt der gute Mann, Saphir wird in Paris keine Theater und keine Soiréen beſuchen? oder ich werde mit 24,000 fl. C. M. in Uncomfort leben? Es iſt ſonderbar, ein Mann, der von allem ſo gut, ſo richtig, ſo wahr unterrichtet iſt, ſollte nicht wiſſen, daß meine Sendung blos iſt, den „Comfort“ zu ſtudiren?! O kurzſichtiger Sterblicher der „Augsb. allg. Zeitung“!

Ich kenne das gute Männchen, aber zur Beruhigung der „Augsb. allg. Zeitung“ muß ich bekennen, daß ich ihn noch nie in einem Theater, noch nie in einer Soirée, noch nie in einem „Comfort“ geſehen habe, Beweis genug, daß er ſeine Reiſeſtipendien edler verwendet!

Wenn der Leſer den Namen jenes Correſpondenten errathen will, ſo ſetze er an die beliebte Namens-Endung der Prager Juden „eles“ — als z. B. Gersteles, Scheſteles, Jeiteles, Davideles, Karpeles, Itzeles u. ſ. w. irgend eine oder zwei Sylben vor und er iſt auf der Fährte.

Jener Correſpondent hat mich ſehr amüſirt! Er meint, „ich ſtehe auch bei der Familie der Napoleoniden in großer Gunſt;“ iſt das alles was der gute Mann „anzugeben“ vermeint?! Ich, ſo heißt es weiter, „ſtreue den Franzoſen dicken Weihrauch, wie Börne ſelig!“

Verzeihe, lieber Börne, verzeihe, edler Schatten, dieſem erbärmlichen Geſchmeiß, welches hirnlos, geiſtlos, und ehrlos mit Namen, Sachen, Celebritäten, Characteren und Intelligenzen ſpielt, wie Gaſſenjungen, welche Edelſteine finden, ſie für Kieſel halten und mit ihnen „Grübelwerfens“ ſpielen. Fort mit dieſem zweihändigen Nichts! Es iſt ſchon viel, daß ich dieſe paar Worte darüber verſchwendete. Da dieſer Brief ſchon unbedeutende Dinge erwähnt, ſo mag er mit einer kleinen Claſſification der „Pariſer Kaffeehäuſer“ ſchließen.

Alles vergeht, der Kaffee beſteht! Reiche ſinken, Völker wandeln, Kaffeehäuſer ſind unveränderlich! Kaffeehäuſer wird es geben, ſo lang es Kaffee gibt, Kaffee wird es geben, ſo lang es Frauen gibt, und Frauen wird es geben, ſo lang es Marchandes de modes gibt und Marchandes de modes wird es ewig geben!

Unter allen Chancen der Stadt Paris haben ſich die Namen der Kaffeehäuſer erhalten. Paris iſt der claſſiſche Boden der „cafés“.

Das älteſte „café“ in Paris iſt das „café Procop“. In dieſem „café“ haben ſich ein halbes Jahrhundert lang die größten Künſtler von Paris zuſammengefunden. Jetzt iſt das „café Procop“ der Verſammlungsort der Ariſtokratie unter den Studenten. Hier wird aber jetzt mehr kein Witz, kein Geiſt gemacht, hier iſt der Tempel des Domino-Spieles!

Wer Domino ſpielt, kündigt an, daß er ſeinen Verſtand in Ruheſtand verſetzen will, mit erhöhtem Character: „Domino-Spieler!“

Dominoſpielen iſt die Wiſſenſchaft der „doppelten Sechſer“ und des „double blanc“. Wer Domino ſpielt, hat manches Mal 4, oder 8, oder 12 Steine im Bret des blöden Zeitvertreibes vor. Dominoſpielen heißt zur Zeit ſagen: „Schau wie eine elende Creatur Du biſt! Dich zu vertreiben, nehm' ich mir nicht einmal die Mühe, vom Gottesgeſchenk „Denken“ Gebrauch zu machen. Ich ſteinige Dich! Ich mach' aus meinem Gehirn einen Haſpel und haſpele Dich ab!“ Aber es gibt

Weiſe über Weiſe! Es gibt Denker über Denker! Der Dominoſpieler iſt ein großer Denker, aber ein noch größerer Denker iſt der Domino-Zuſchauer! Dominoſpielen heißt die Gedanken mit Kleiſter verpappen, aber Dominoſpielen zuſehen iſt die Blume dieſer Gedankenverpappung! Langeweile haben mag eine Unterhaltung ſein, aber Langeweile zuſchauen iſt der Preis der Tugend!

Ein anderes berühmtes, altes „café“ iſt das „café Foy“ im Palais royal. Im „café Foy“ wird nicht geſpielt, bloß geleſen und geſprochen, leiſe geſprochen, laut geleſen! Aber am Plafond iſt eine Schwalbe gemalt. Was will dieſe Schwalbe ſagen? Dieſe Schwalbe iſt jene „eine Schwalbe,“ die in dieſem café Sommer machte. Das café Foy war wenig beſucht. Eines Morgens kömmt ein Mann in's café, trinkt café, nimmt noch mehrere Erfriſchungen und will bezahlen. Er hat ſeine Börſe vergeſſen. Der garçon will dem unbekannten Gaſt nicht borgen, dieſer ſagt, man ſoll den Wirth rufen. Der Wirth kömmt, der Gaſt erzählte ihm ſeine Verlegenheit. Der Wirth iſt liebenswürdig und ſagt: „Bezahlen Sie, wenn Sie wieder vorübergehen.“ In dieſem Augenblick erblickt der Gaſt einen Farbentopf mit einem Pinſel, der zufällig in einem Winkel ſtand. Er ſagt zum Wirth: „Ich werde Sie gleich bezahlen,“ nimmt Topf und Pinſel, ſteigt auf einen Seſſel, den er auf's Billard ſtellt, malt eine Schwalbe an den Plafond, und den Namen „Horace Vernet.“ Dieſe Schwalbe brachte dem café Foy den ewigen Sommer voll Gäſte. Die Schwalbe iſt das Palladium, der Genius des café Foy. Hier kommen auch die Künſtler des Théâtre français zuſammen.

Im „café de la regence“ wird blos Schach geſpielt! Hier iſt das Pantheon Philidors, das Mauſoleum Palamedes! Hier wird ewig Krieg geführt und die blutigſten Schlachten enden nicht einmal mit einem Todten. Hier war auch das „café Valois!“ Gehen wir weinend an dieſem Namen vorüber, wie er ſelbſt und das café vorübergegangen iſt. Das „café d'Orleans“ kämpft noch immer, aber ſichtlich unterliegend mit den Waffen allen Glanzes gegen den Verfall des „Palais royal“ und der Galerie vitrée.

„Café Tortoni“ iſt rococo, alter Name und leere Anſprüche. Das „café Napolitain“ hat ein Eis erfunden, „tranche channelle,“ ein Eis, in welchem ein Eisbär ein Frühlingsdichter wird, und „Tortoni“ iſt geneſen!

Das „café Lamblin“ war einmal à la hauteur des Mocca, an der Spitze des Java-Parfums, heute iſt es — ein estaminet zweiten Ranges. Was hat dieſes brillante „café“ geſtürzt? die Politik! In der Reſtauration war es Zuſammenkunftsplatz der Maurer, in der Juli-Revolution ein Ablager vom Clubb „amis du peuple“ u. ſ. w.; aber ein Kaffeehaus ſoll keine Meinung haben! Große Lehre für die Welt- und Kaffeehäuſer-Geſchichte! Die größten Kaffeehäuſer von Paris

„café Valois“ und „café Lamblin“ ſind durch ihre politiſche Gaſtführung zu Kneipen herabgeſunken!

Im quartier latin fanden wir die claſſiſchen Kaffeehäuſer „café Voltaire“ — „café Molière“ — im „café Tabourey“ wohnt „Jules Janin,“ der Oberprieſter der Pariſer Kritik, der ewig junge Templer für Kunſt, Geiſt und Wahrheit.

Das „café“ oder „maison do'r“ iſt der goldene Anfangsbuchſtabe der Boulevard-Kaffeehäuſer Temple des „Landsknecht,“ Aſyl der „Grecs'“ Ausgangspunct aller Erzählungen von Loretten u. ſ. w.

Genug und genug, wozu noch einen „café turc,“ — „café Frascati“ u. ſ. w.

Ich ſchließe mit einem Spaß aus dem „café du grand balcon,“ wo man das beſte baieriſche Bier bekömmt. Ich ſitze geſtern oben, leſe eine Zeitung und trinke eine demi tasse', da hörte ich Deutſche unter mir ſprechen. Ein Herr und eine Dame, der Herr ſchreit: „Garrrçon!“ Der Garçon kömmt: „Monsieur!“ — „Donnez-ma un bierre bavoroise!“ Der Kellner ſchaut ihn an, er ſchreit lauter: „Un bierre bavoroise dis-je!“ Der Kellner ſchaut mich an, ich komm' ihm zu Hilfe: „de la Bavière“ will der Herr. Bavoroise iſt nämlich hier ein Getränk, das bei uns „Barbaras“ heißt. Der gute Mann forderte alſo ein „Barbaras-Bier!“

Paris, 17. Juni 1855.

Rachel—Riſtori—Verdi—Meyerbeer—Scribe.

Ich komme aus jenem „Tempel der Kunſt,“ der ein „Induſtriepalaſt“ iſt! aus dem Hauſe Rachels in der rue Trudhon Nr. 4.

Ich war bei Dlle. Rachel, um ſie zu erinnern, daß ſie mir zweimal hintereinander verſprach, eine Vorſtellung für die Armen in Wien zu geben.

Dlle. Rachel kam nach Wien wie die Rachel in der Geneſis: Rachel und Lia, Vater und Bruder und die ganze Heerde, die Truppe franzöſiſcher Künſtler und wie haben wir ſie empfangen! Wie haben wir ihr den Weg mit Blumenkränzen, mit Lobgeſängen gepflaſtert, wie haben wir ihr entgegengejubelt! Wie haben wir ihr die Chatouille gefüllt, und in einer Anwandlung menſchlicher Regung verſprach ſie, am Ende der Gaſtrollen eine „Vorſtellung für die Armen“ zu geben.

Die letzte Vorſtellung war vorüber, ich und die Armen waren ſchon in ſüßer Hoffnung, — aber „l'uomo propone e papa Felix dispone!“ Ein Briefchen gab kund, daß Dlle. Rachel ſogleich nach Italien abreiſen müßte, aber wenn ſie wieder nach Wien kommt, dann, dann! u. ſ. w.

Dlle. Rachel ging nach Trieſt, nach Venedig, was weiß ich, nach Venedig, wo die dummen Dogen goldene Ringe in den Buſen der Amphitrite warfen, anſtatt ſie zu den Füßen großer Tragödinnen niederzulegen, wo aus den Bleikammern noch etwas Gold zu münzen war; ſie ging mit der Einnahme meiner Armen „vogue a galère!“ Und ich ſtand auf dem Semmering und harrte der Wiederkehr, aber der Sommer ging, der Winter kam und keine Rachel!

Und wieder kam die große Tragödin und entzückte auf der Halbinſel, wie ſie im Burgtheater entzückte! Neue Kränze! Neue Einnahmen! Neue Lorbeern! Neue Huldigung! Neue Bitten Saphirs für die Armen! Neue, ſichere Verſprechung und Zuſage der Dlle. Rachel!

Die letzte Vorſtellung war vorüber — und neues Brieflein vom Papa Felix, „Felix Austria!“ Dlle. Rachel müßte augenblicklich nach Peſt, aber nach drei Vorſtellungen ſchwimmt die Arche beſtimmt wieder donauaufwärts und Dlle. Rachel wird eigens verweilen, um den Armen und mir ihr Verſprechen zu halten.

Ich ließ mir eine Hütte am Ufer der Donau bauen, ich lugte in die Wellen wie Goethe's „Fiſcher,“ Welle kam und Welle ging, aber keine Rachel und kein Felix! Ich irrte an den Wellen der Donau umher, ich wurde ganz Lorelei, ich kämmte mein goldenes Haar mit einem goldenen Kamm und ſeufzte: „Rachel, Rachel!“ aber die Wellen murmelten und ich murmelte mit, aber keine Rachel, und kein Felix und keine Vorſtellung für die Armen!

Aber „laſſ' Dich von Saphir einmal bei einem Haare faſſen und Du biſt ſein auf ewig! Ich ziehe der Rachel nach wie der Bettler in Raimunds „Verſchwender" mit der Bitte für meine Armen! Dlle. Rachel geht nach Amerika, ich zieh' ihr wie Raimunds Bettler in einem Schinackel nach und ſinge von Ferne:

„Für meine Armen!"

Und geht die Rachel wirklich nach Amerika? Wer weiß das! Ich fragte den Miniſter Fould: „Werden wir bei der großen „Welt-Induſtrie-Ausſtellung" nicht den erſten Sänger Frankreichs Herrn Roger hören und nicht die erſte Künſtlerin Frankreichs: Dlle. Rachel ſehen? Der Miniſter lächelte. Die Miniſter ſagen, wenn ſie gefragt werden, nie „ja!" und nie „nein!" Sie lächeln blos, und aus dieſem Lächeln kann der Frager wie aus einer Circulardepeſche entnehmen, was er will! Ein ſolches Lächeln iſt wie die Wolke Hamlets, es hat einen Rücken, der ſieht aus wie ein „ja!" und es hat einen Bauch, der ſieht aus wie ein „nein!" Geht die Rachel nach Amerika? Orientaliſche Frage mit Nachguß!

Kein Menſch wußte es! Nicht Paris und nicht die Journaliſtik! Nicht die Napoleons und nicht die Feuilletons, nicht der geſetzgebende Körper und nicht die Synagogen! Das waren die „Mystères de la rue Trudhon Nr. 2!" Es war eine Kunſt- und Geld-Frage! Die Familie Felix hat ſich untereinander vercontractirte! Ein jeder wollte „Nr. Sicher" gehen. Dlle. Rachel machte einen Contract mit Bruder Raphael, der das Ganze führen ſollte; Bruder Felix machte einen Contract mit Papa Felix, der das Geld vorſtrecken ſollte, Papa Felix machte einen Contract mit den Kameelen und Cornaks, welche die Truppe begleiten ſollten. Die Unternehmung hat ihre Chancen, ihre Schwierigkeiten! „Ein Schiff,“ ſagt Shylock, „beſteht aus Bretern, Breter ſind Holz, es gibt Landratten, es gibt Seeratten! Paris war alſo über die „neue Entdeckung Amerikas“ der Dlle. Rachel in Ungewißheit! Da erwacht an einem ſchönen Morgen Paris und das erwachende Paris findet an ſeinen Mauern angeſchlagen:

„Heute Abend im Theâtre français: „Horace“
„La rentrée de Dlle. Rachel.“

Paris reibt ſich die Augen! Paris glaubt zu träumen! Rachel in Paris! Felix nicht in den Plantagen? Iſt Amerika untergegangen? Man zieht ſich an, man ſtaunt, man begreift nicht!

Aber die Sache iſt einfach! Große Wirkungen, kleine Urſachen! Dlle. Rachel ſchmollte mit Paris, mit Frankreich, ſie ſchmollte mit dem Empire wie ſie mit der Republik geſchmollt hat, mit der Republik wie ſie mit der Reſtauration geſchmollt hat! Und ſie ſagte: Ihr ſollt' keine Rachel haben, und alſo keine Tragödin!

Da ließ der liebe Himmel ein Lüftchen wehen, dasſelbe Lüftchen, welches einmal die Wachteln herwehte, als in der Wüſte kein Fleiſch war, und dieſes Lüftchen wehte ein Schiffchen her und aus dem Schiffchen ſtieg ein zartes, ſchmächtiges, blaſſes Weſen, und dieſes Weſen kam aus den goldenen Auen Toscana's, aus den Orangenwäldern Sardiniens, aus den geſegneten Sonnengebieten

Italiens, und dies Weſen hieß: „Riſtori," „Mad. Riſtori," und mit ſich brachte ſie an der zarten, lieblichen kunſtleriſch feinen Hand „Francesca di Rimini" von Silvio Pellier und „Myrrha" von Alfieri.

Wer iſt Mad. Riſtori? Woher kömmt ſie? Was will ſie? Wer kennt ſie? Eine halbvergeſſene Tragödin eines Stückchens von Italien!

Wer iſt ſie? — Die Muſe! Melpomene! Die Göttin mit dem Dolch! Die Göttin mit der Gottgewalt über Herzen und Thränen!

Woher kömmt ſie? — Aus den Landen Dante's, aus dem Himmel und der Hölle Dante's, aus dem Sonnenſtrahl Taſſo's, aus dem Tempel Arioſto's, aus den Hallen Michel Angelo's und Lenardo da Vincis! Aus dem Anſchauen Raphaels und der ſixtiniſchen Madonnen!

Was will ſie! — Sie will euch bringen den Dante, ſie will euch in die Scene ſetzen Himmel, Hölle, Purgatorium, ſie will euch bringen Seufzer und Thränen, Liebe, Haß, Verzweiflung, Schmerz, Sehnſucht und alle großen Bewegungen der Seele und alle Vibrationen des Herzens!

Wer kennt ſie? — Jeder, der das menſchliche Herz kennt in ſeinen Träumen, in ſeiner Pulſation, in ſeinen Wonnen und ſeinen Bitterniſſen! Jeder, der die Wahrheit kennt in ihrer Erhabenheit, in ihrer Einfachheit, in ihrer Anmuth und in ihrer Häßlichkeit! Jeder, der das Erhabene kennt in ſeiner Fülle, in ſeiner Macht, in ſeiner dynamiſchen Größe, in ſeiner vollen Unendlichkeit!

Madame Riſtori?

Geſtern eine kaum gekannte, kaum genannte Perſönlichkeit, ein Atom, geworfen in die Welt Paris, und heute ein gekröntes Haupt, eine Berühmtheit, das Echo von Paris!

Geſtern ein Gaſt, heute eine Macht, geſtern eine Bittende, heute eine Herrſchende.

Und der Ruhm der Riſtori, und die Huldigungen der Riſtori, und die Lobgeſänge der Riſtori, und der Enthuſiasmus der Pariſer für die Riſtori drang bis in die Stiftshütte der franzöſiſchen Tragödin, bis in das Cabinet der Dlle. Rachel, in die rue Trudhon! Und bei dem erſten Trompetenſtoß der Kritik für die Riſtori lächelte Dlle. Rachel mitleidig, bei dem zweiten Trompetenſtoß lächelte ſie verächtlich, beim dritten Trompetenſtoß lächelte ſie bitter, als aber alle Journale in einen einzigen Trompetenſtoß, in einen uniſonen Lobgeſang der Mad. Riſtori ausbrachen, da lächelte Dlle. Rachel ſataniſch, und als Paris wiederhallte von den Triumphen der Riſtori, als Ariſtokratie, Finanzen, Literatur, Kunſt, Hof und Bürger wallfahrteten zu den Vorſtellungen der Riſtori, da lächelte Dlle. Rachel das ſardoniſche Lächeln und ſie ſagte: „Ich muß doch auch ſehen, was an dieſem Schemen iſt!“ Und ſie hüllte ſich in eine alte Toga und verſteckte ſich in eine Loge, in ein „baignoir,“ wo ſie Niemand ſehen ſollte, und ſie ſah die „Myrrha“ der

Mad. Riſtori. Und als ſie die Riſtori ſah in all' ihrer Herrlichkeit, in all' ihrer Wahrheit und Tiefe, da erfaßte ſie das „verfluchte-Kerl-Gefühl," das „Anch'io"-Gefühl! Sie bäumte ſich in ſich auf und ſagte: „Anch'io sono Ristori!" Und ſie ging nach Hauſe und trug mit ſich fort im Buſen das Eiferſuchts-Gefühl der Götter ihrer Väter: „Du ſollſt keine andern Götter neben Dir dulden!"

Und ſie ſchrieb an den Director Cronier: „Ich bin Rachel, die da iſt, war und ſein wird! Und ich ſehe, mein Publikum iſt abgehalten von mir und betet zu anderen Göttern. Auf Cronier! Mache auf die Bundeslade des Théâtre français, nehme heraus die Geſetzestafeln Racine und Corneille, und verſammle mein Volk von Paris und ſage zu ihm alſo: Dlle. Rachel hat erfahren, daß Ihr werdet abtrünnig und betet zu andern Göttern, weil Ihr ihr Antlitz nicht geſehen habt ſchon ſo lange! Nun will ſie zu Euch kommen, gehüllt in Feuer und Flammen, und will ſich niederlaſſen über dem Tempel der Tragödie, auf daß ihr zurückkehrt und erkennt: Es iſt nur eine Rachel und neben ihr nichts im Himmel und auf Erden!"

Und es war g'rade der Sterbetag Corneilles, und Rachel ſprach: „Dieſer Corneille ſtarb mir heute ſehr gelegen!" Und ſie ſpielte „pour l'anniversaire de Corneille" die „Camille."

Ich ſaß da und bewunderte ſie, und neben mir die Riſtori, welche in Bewunderung und laute Brava! ausbrach.

Wer ſpielte beſſer? Dlle. Rachel, als ſie bei der Vorſtellung der Riſtori im Dunklen verborgen ſaß und ungeſehen zwickte und zuſammenfuhr, oder Mad. Riſtori, als ſie bei der Vorſtellung der Dlle. Rachel vor Allen da ſaß und laut applaudirte?! —

Ich glaube dort war mehr Natur und hier mehr Kunſt!

Aber welche unendliche Größe, welche unendliche Wahrheit lag im entzückenden Spiele der Dlle. Rachel!

Ich habe die Rachel nie größer, nie wahrer, nie intelligenter, nie vollkommener geſehen! Ich fühlte alle meine Nerven zittern! Da iſt ein Stück Römerthum lebendig geworden, da iſt der gedehnte, claſſiſche, ſteife Styl der franzöſiſchen Tragödie flüßig geworden, flüßiges Gold, flüßige Leidenſchaft, ſtrömende Erhabenheit, klare, durchſichtige Seele!

Welche Einfachheit im Erhabenen, welche Erhabenheit im Einfachen! Welches Wirken und Schaffen im Pathos! Wie leuchtet die Intelligenz aus dieſen ſinnigen Zügen, wie ſtrahlt die Seele aus dieſem geiſtigen Blicke! Welches Leben in jeder Bewegung, und welcher furchtbare Inhalt in ihrem Schweigen! Ihr Schweigen auch iſt ein ſtillſtehendes Gewitter! Welche Gluth und welche Innigkeit! Welche Weichheit und welcher Schmelz! Welch' ein ewiges Schaffen und Bilden in Mienen und Geberden. Da wo andere Darſtellerinnen nur ein Leeres finden, ein Leeres laſſen, da findet das Genie Stoff zu Schaffen, da findet Dlle. Rachel Inhalt, Bedeutung, Zukünftiges!

Als die Vorſtellung zu Ende war, dünkte es mir, als ob ich aus einem ſchauerlichen Traum erwachte, aus einem Traum voll Luſt, Süßigkeit und Grauen! Das Haus brach in ſtürmiſchen Beifall aus, es war erdrückend!

Der Vorhang fiel. „Camille“ iſt verſchwunden und in die rue Trudhon Nr. 12 kehrt nichts zurück als Dlle. Rachel die Komödiantin, Dlle. Rachel die eiferſüchtige Nebenbuhlerin, Dlle. Rachel die Tochter von Felix, des Sohnes von Simeon aus dem Stamme Abrahams, Dlle. Rachel „Commis-voyageur en affaires tragiques,“ Dlle. Rachel, die „in „Corneille“ und „Racine“ macht,“ Dlle. Rachel, die ausgezogen iſt, um in Mad. Riſtori Moab und Amalek zu vertilgen, Dlle. Rachel, die noch immer nicht weiß, ob Melpomene in Amerika nicht beſſere Geſchäfte machen kann, als in Paris!

Und Dlle. Rachel erwachte am andern Tag und alle Journale waren voll ihres Lobes, und alle Journale bedeckten „Rachel-Camille“ mit wohlverdienten Lorbeern, aber alle Journale, wie verabredet, dankten laut und herzlich — Madame Riſtori, daß ſie die Rachel dem „Théâtre français“ zurückgegeben hat!

Es iſt doch ein boshaftes Volk, dieſes Journaliſtenvolk! Und mit erneuerter Unermüdlichkeit ſingen ſie das Lob der Mad. Riſtori, und die meiſten gehen ſo weit, zu ſagen: „Die Zeit iſt vorüber, wo Paris ſich mit der rentrée oder nonrentrée der Dlle. Rachel beſchäftigt!

Wir ſehen, es gibt noch größere Tragödinnen! Dlle. Rachel iſt ein „passé“ u. ſ. w.“

Unter allen Kritikern hier iſt Jules Janin der geiſtreichſte, der liebenswürdigſte, aber auch der prophetiſchſte!

Als noch von der „rentrée“ der Rachel keine Rede war, ſaß ich mit Jules Janin bei Madame Orfila (Witwe des berühmten Orfila). Wir ſprachen von der Rachel, und Jules Janin ſagte: „Wenn die Riſtori einen großen Succeß hat, dann wird Dlle. Rachel gewiß einmal wenigſtens wieder auftreten!“

Und er hat's getroffen. Mad. Riſtori, die italieniſche Geſellſchaft, hat Dlle. Rachel dem Theater wiedergegeben, die engliſche Geſellſchaft, Mad. Wallake, hätte das nicht vermocht!

Ja, Paris hat auch eine engliſche Truppe! Dieſe engliſche Truppe hat „Macbeth“ gegeben, aber den engliſchen „Macbeth,“ den „real Shakeſpeare,“ keinen Ducis-Shakeſpeare. Es ſind drollige Engländer dieſe Engländer! Vor „Macbeth“ geben ſie eine „Poſſe,“ eine „Poſſe mit Tanz,“ eine Zauberpoſſe!

Die engliſchen Tänzerinnen ſind ſchauderhaft! Und nach dieſer gräulichen Ballet-Poſſen-Farce „Macbeth!“

Von dieſer Truppe, von dem hieſigen Urtheil über Shakeſpeare, von Madame Wallake als Lady Macbeth in einem ſpäteren Briefe.

Paris hat alſo ein italieniſches und ein engliſches Theater ſowie ein ſpaniſches Ballet als „Expoſition“

und gar kein deutſches Theater? Nicht ein Stückchen deutſche Theater-Einheit, wie ſie Dingelſtedt zuwegebrachte! Nicht eine halbe kleine Portion Schiller, Goethe, oder Kotzebue!

Glaube man mir nur, unſere Rettich, unſere Seebach könnten kühn und keck mit Mad. Riſtori um die Palme ſtreiten! Aber es gibt in Deutſchland keine „Wandertruppe“ in der Tragödie. Wozu auch? Dingelſtedt wollte ſeine „Muſtervorſtellungen“ hieher bringen, aber er konnte ſich mit dem Miniſter Fould nicht einigen, und gewagt bliebe ſonſt die Entrepriſe ſehr.

Der Erfolg einer „deutſchen Schauſpielergeſellſchaft“ hier würde rein von den politiſchen Beziehungen Frankreichs zu Deutſchland abhängen! Wenn Oeſterreich neu bewaffnete, wäre „Don Carlos“ ein gutes Stück und die „Eliſabeth“ vortrefflich dargeſtellt; wenn Oeſterreich wirklich 140,000 Mann entläßt, würde „Don Carlos“ allen Angriffen einer feindlichen Armee ausgeſetzt ſein!

Ich glaube, die deutſche Schauſpielkunſt, da wo ſie wirklich Kunſt, innige, wahre Kunſtgröße iſt, würde hier wie die deutſche Philoſophie — nicht verſtanden werden. Doch genug für heute über dieſen Gegenſtand, welcher einen großen Raum verlangt.

Eine bedeutende Angelegenheit iſt jetzt die Vorſtellung der „Vêpres siciliennes“ von Verdi in der großen Oper. Darüber morgen.

Paris, 17. Juni 1855.

Meyerbeer — Verdi — Scribe.

Die große Oper in tauſend Aengſten! Cruvelli! Cruvelli! Eine Schwalbe macht keinen Sommer und eine Nachtigall macht keine Oper, die Cruvelli iſt die Rachel der großen Oper, die Rachel iſt die Cruvelli des Théâtre français. Die Rachel hat Racine und Corneille, die Cruvelli hat Halévy und Meyerbeer; aber Corneille und Racine ſind todt, Halévy und Meyerbeer leben, und das iſt immer ein Nachtheil.

Wer morgen unſterblich ſein will, muß heute ſterben, wer morgen anerkannt werden ſoll, muß geſtern begraben worden ſein.

Halévy hat weniger mit der Welt, mit dem Publikum, mit der Kritik, mit den Künſtlern zu kämpfen, denn ſeine Erfolge ſind ſolid, aber nicht mirobol! Seine Opern gefallen, aber ſie furoriſiren nicht, ſie ſchließen ſich andern großen Opern an, aber ſie ſchließen ſie nicht aus! Meyerbeer aber iſt ſtets in Emotion, ſeine großen Succeſſe ſind fruchtbar an Gegnern, der Zulauf zu ſeinen Werken wird ihm als Verbrechen angerechnet, jeder brillante Erfolg wird von ſeinem Genie abgezogen, der Enthuſiasmus des Publikums wird ihm als Sünde angeſchrieben; wenn eine andere Oper nicht gefällt, ſo iſt die „chute“ ein Werk Meyerbeer's, wenn eine andere Oper nicht in die Scene geht, hat Meyerbeer die Hinderniſſe componirt u. ſ. w. Und es iſt wahr, ſehr wahr, an dem Nichtdurchgreifen, an dem Mißerfolg anderer Opern iſt Meyerbeer ſchuld, aber nicht das Individuum Meyerbeer, ſondern das Genie Meyerbeer; nicht der Menſch Meyerbeer, ſondern der Compoſiteur Meyerbeer; nicht der Meyerbeer mit ſeinen Bekanntſchaften, mit ſeinem Einfluße, ſondern der Meyerbeer mit ſeinen Opern, mit ſeinen brillanten Erfolgen. Er intriguirt nicht gegen die Erfolge anderer Opern, aber ſeine Kinder, d. h. ſeine Werke, ſeine Tonſchöpfungen! Daß ſein „Robert der Teufel" tauſend andere Opern holt und ſie in die Hölle der Vergeſſenheit ſchickt, iſt nicht ſeine Schuld! Daß die „Hugenotten" an einem Abende eine ganze Schaar mittelmäßiger Opern niedermetzeln, iſt nicht ſein Verbrechen! Daß ſein „Prophet" länger in die Zukunft hineinlebt, iſt ein Vergehen, das natürlich iſt! Daß ſein „Nordſtern" fortleuchtet, wenn tauſend Sternſchnuppen neben ihm ſich ſchneutzen und fallen, das iſt ein Geſchick des Himmels!

Meyerbeer iſt das Fatum vieler franzöſiſchen Opern! Meyerbeer ſollte kommen, er ſollte, er wollte ſchon längſt hier ſein, aber er kömmt nicht; oder wenn er gekommen ſein ſollte, ſo ging er blos über Paris nach London. Und warum kam Meyerbeer nicht? Weil er nicht nur ein genialer, ein unübertrefflicher Compoſiteur iſt, nicht nur eines jener ſeltenen Menſchen-Exemplare, welchen das Schickſal zu einer coloſſalen Begabung auch „Glück" gab, — denn Talent allein thut's in der Welt nicht und Glück allein auch nicht, beide müſſen vereint ſein! —

ſondern weil Meyerbeer auch eine feine Naſe hat! Eine feine Naſe iſt eine Gabe Gottes, eine ganz eigene Gabe; welch' ein ſeltener Verein: Genie, Glück und eine feine Naſe! —

Es wurden zwei neue Opern gegeben: „Jenny Bell“ von Auber und „les vêpres siciliennes“ von Verdi und die Libretti Beider von dem großen Libretto-Mann im Süden, in „deſſen Reich das Couplet nicht untergeht,“ von Scribe.

Ich wollte die Cruvelli fragen, die mir „deutſche Mehlſpeiſe“ kochen ließ, — Gott und Saphir werden ihr's bezahlen! — warum ſie keinen Appetit hat, aber ich begriff's, ſie ſtudirte ſchon an den „Vêpres!“

Meyerbeer's „feine Naſe“ mußte wahrſcheinlich ſo gedacht haben: „Wenn dieſe Opern keinen Erfolg haben und ich bin in Paris, ſo ſagen gewiſſe Leute: „c'est Meyerbeer!“ Denn wenn eine Oper wegen Mangels an Werth durchfällt, ſo ſagen die Compoſiteurs: „Das hat Meyerbeer gethan! Meyerbeer iſt der Opernknacker!“

Alſo Meyerbeer blieb weg, der „Opernknacker“ hat nicht gearbeitet und die beiden Opern ſind doch geknackt worden und es gab viel Schale und wenige Kern!

„Jenny Bell,“ „la Jenny Lind empaillée“ iſt ohne viel Sang und Klang, ohne viel Saus und Braus dahingegangen, wo viele Opern hingehen, den Weg aller Strauße und Muſards! Die „Vêpres siciliennes“ aber, die letzte Heldenthat der großen Oper, das jüngſte Kind des Verdi'ſchen guten Gedächtniſſes ſeiner eigenen Opern, iſt nicht durchgefallen, ſondern ſie ſinkt nach und nach durch! Wenn man hie und da in dieſer fünf Stunden langen Oper ein ſchönes Motiv hört, ſo ſagt man: „Passez votre chemin! Je vous connais beau masque!

Neu iſt nicht eine Nummer dieſer Oper, damit will ich ſagen, einen neuen Weg hat Verdi in nicht einem Bolero, in nicht einer Cavatine, in nicht einer Romanze u. ſ. w. eingeſchlagen, es iſt in jeder Nummer dasſelbe Künſtlerzeichen eingewebt, alle Einzelnheiten tragen denſelben Stempel, es ſind die Deſſeins von „Ernani,“ die ſteten Cadenzen und die ewige Leerheit des muſikaliſchen Inhalts; es ſind einige recht hübſche, melodiöſe Sachen, die Inſtrumentirung iſt, was man ſagt, „ſauber,“ einige Sanglichkeiten recht mouſſirend und ſprudelnd, aber die Muſik dieſer fünfſtündigen Oper hat keinen Character, es fehlt ihr alles, was grade eine „ſicilianiſche Vesper“ nicht entbehren kann: der muſikaliſche Heimathsſchein! Da iſt nicht Italien, nicht Sicilien, da iſt der locale Ton, nicht die locale Farbe, nicht das ſiedende Blut, nicht die fiebernde Leidenſchaft, nicht die üppige Hitze der muſikaliſchen Vegetation! Der zweite Act iſt pompös, hat herrliche Stellen, aber auch da wieder dieſe Heerſchau gekannter, gewöhnlicher Effecte, nirgends Intenſivität der Conception. Die Cruvelli im „Doppel-Chor“ hat ganz allein mit Recht Furore gemacht! Die Verſchwornen auf der Scene und die Schiffenden in Barken im Hintergrunde, das iſt von herrlichem Effect.

Im fünften Act aber ſinkt das Ganze in eine Art von Mattigkeit und Erſchlaffung, in eine Fadheit und Unbedeutendheit des Styles, die unbegreiflich iſt!

Da in dieſem Act muß Verdi den Herrn Scribe bei der Hand nehmen und ihm zurufen:

„Einen Theil der Schuld mußt Du vor dem großen Dichter tragen!"

Ueberhaupt iſt dieſes Buch ein monstre! Es wird dem großen und herrlichen Talente Scribe's keinen Eintrag thun, wenn man ihm endlich ſagt: Genug! Du haſt lange genug das Scepter des Libretti geſchwungen, du warſt lange genug Alleinherrſcher Meyerbeer's, Verdi's, Auber's, Halévy's u. ſ. w. Deine Muſe will etwas Erholung, es kann ſelbſt dem größten Genie nicht immer und alles gelingen! Laſſ' einmal jüngeren Talenten auch einen kleinen Weg offen, ſtell' Dich nicht querüber, um der Jugend, den Ankommenden, den Weg abzuſperren!

Dieſe „Vêpres" iſt mehr als ein ſchlechtes Buch, es iſt eine Albernheit!

Scribe fühlte wohl alles Säuerliche und Widerhaarige, was in dem Sujet für Paris, für die Franzoſen liegt! Er wollte ſich decken und hat die „Geſchichte" als „Elephant" benützt, er hat geglaubt, den Bodengeruch dieſer unpaſſenden Erinnerung zu verſcheuchen, wenn er an der Spitze ſeines Libretto ſagte: „Die ſicilianiſche Veſper iſt gar nicht hiſtoriſch! Es iſt eine Erfindung!"

Aber das mag wahr ſein oder nicht, ich glaube, Scribe hat ſich durch dieſe Bemerkung ſelbſt in Anklageſtand geſetzt. Denn wenn ihn die Ehrfurcht vor der Geſchichte nicht gezwungen hat, eine Erfindung zu haben, wer iſt Schuld an dieſem vollkommenen Mangel an Erfindung, ja an dieſer Verſtümmlung einer Handlung, die man nach Belieben fortſpinnen und enden laſſen kann?

Es bleibt immer etwas gewagt, in Paris einen Chor mit den Worten beginnen zu laſſen:

„Sois maudite o France!“

Und am Ende die ganze blutige Veſper ſo ſchmachtend und matt zu Ende zu führen und zwei oder drei Franzoſen von einer Rotte Sicilianer abgeſchlachtet zu ſehen. Kann Verdi hoffen, dieſe Oper in dieſem Gewande je in Italien aufführen zu können? Nicht möglich!

Soll ich nun erzählen, was wir, wir, die wir in den Couliſſen ſtehen, ich, der ich im Mittelpunct der Quellen ſchöpfe, über den Text dieſer Oper zu wiſſen glauben? Sollte Verdi es nicht wiſſen, daß, — ſo ſagt die böſe Welt! — daß dieſes Libretto ſchon ein graues Haupt hat! daß es ſchon allen franzöſiſchen und italieniſchen Maeſtri angeboten wurde? den ſeligen Donizetti nicht ausgenommen? Sollten dieſe Vêpres einſt „le duc d'Albe“ geheißen haben?! Sollten die folgenden Verſe der „Vêpres“:

„Frappez les tous! que vous importe?
Français ou bien Siciliens,
Frappez toujours! Dieu choisira les siens!“

nicht wörtlich in jenem Buche geſtanden haben? Hat ſie dort nicht der „Legat“ geſprochen? Ich weiß es nicht, aber man murmelt's!!

Und nun das unſelige Ende! Dieſe Prinzeſſin, welche im Anfang Blut und Liebe iſt, Liebe und Blut, die mit Dolchen ſpielt, dieſes blutige Mannweib wird am Ende ein Lamm, ein Fiſch an Blut, eine Schäferin an Empfindung, eine barmherzige Schweſter an Worten! Und mit dieſem Traveſtiſſement ſeiner Heldin iſt auch Signor Verdi ganz einverſtanden, er führt ſie mit Triller und Couplets zu Ende. Die Franzoſen und Italiener erwürgen ſich unter lieblichen Couplets, die Liebenden ſinken dem Tod bei Tanztacten in den Arm! Das nennt man „die ſicilianiſche Veſper,“ aber nicht die hiſtoriſche ſondern die erfundene, die ausgeſetzte und von Scribe et Verdi an Kindesſtatt angenommene „ſicilianiſche Veſper!“

Auch ein Ballet iſt in dieſer Oper, ein Ballet und auch Tänzerinnen, aber ſo häßlich und ſo alt, — die „Couqui“ ausgenommen! Wie kann man „Couqui“ heißen, wenn man reizend iſt wie das Vergehen, jung wie der Frühling, ſchön wie ein Maimorgen und wenn man tanzt wie ein Roſenblatt auf den Lippen des Zephyrs.

Noch etwas bleibt mir zu bemerken: „Das Coſtume!“ — Liegt Sicilien in Rußland? Iſt Palermo die Hauptſtadt von Sicilien? Welche Pelze! Welche Muff's! Welche Pelzverbrämungen! Auch gut!

Aber die Cruvelli! Welche herrliche Sängerin! Welche Stimme! Welcher Schmelz! Welche Seele! Und welche Innigkeit des Geſangs und welcher wahre ergreifende

Pathos! Mit welcher Leidenſchaft ſingt ſie die große Arie, mit welcher Süßigkeit die Romanze, und wie iſt alles klar und ſeelenvoll und voll Paſſion und Innerlichkeit! Sie wurde mit Jubel überdeckt; wenn dieſe „Veſper“ ſich auf der Bühne erhält, ſo iſt Dlle. Cruvelli das tägliche „Veſper-Brot,“ welches ſie am Leben erhält, welches ſie ernährt, Blut und Seele gibt.

Gueymard hat eine hübſche Stimme, ſein Spiel aber iſt nicht dramatiſch, weil es zu ſehr dramatiſch ſein ſoll, er hat übrigens hier eine Partie, die nicht für ihn iſt, ſie iſt zu zart, zu ſanft für ihn.

Paris, 21. Juli 1855.

Die Strömung der Zeit. — Die Halle der Neutralität. — Ueberblick.

Wer lange und Vieles geſehen hat, iſt deshalb noch nicht zu dem gekommen, was die gewöhnliche Welt mit dem Namen „Erfahrung“ belegt. Nur wer lange und Vieles beobachtet hat, dem gibt ſich jenes Reſultat kund.

Zum Sehen hat der Menſch zwei Augen, zum Beobachten aber hat er das Auge und das Ohr, den Geiſt und den Verſtand, die Geduld und die Ausdauer, die Auffaſſung und die Beurtheilung. Denn einen geſetzlichen Zuſammenhang aller Erfahrungen zu ergründen, das iſt die Aufgabe des Beobachters.

Die Phyſiker, die Aſtronomen haben zu dieſer Beobachtung noch zwei Augen; ein drittes Auge, das den Himmel erforſcht: das Teleskop, und das vierte Auge, welches die Erde erforſcht: das Mikroſkop.

Den Zuſammenhang der „Welt-Induſtrie-Ausſtellung“ mit der „Strömung der Zeit“ zu beobachten, ſcheint an und für ſich wenig fruchtbringend zu ſein, aber der geiſtige Beobachter kann ſich deſſen nicht ganz enthalten.

Wenn ich den „Annex“ beſuche, in welchem 6000 Metres Mechanik und 6000 Metres Chemie rechts und links ihre gewaltige Concurrenz eröffnen, kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, welche welt- und zeitenumgeſtaltende Erſcheinungen aus dem Beobachten kleiner, anſcheinend unwichtiger Dinge hervorgegangen ſind.

Wer die Erſte kleine Ablenkung der Magnetnadel durch den galvaniſchen Strom beobachtete, konnte gewiß nicht vermuthen, daß dadurch einſt der Telegraph den Verſtand und das Wort von Balaklawa nach Paris tragen wird.

Als Papinian aus ſeinem Topfe zuerſt den Waſſerdampf beobachtete, ahnte Niemand, daß dieſe Kraft berufen iſt, das Verbrüderungsfeſt der Länder und Völker vorzubereiten. Wer den erſten kleinen „Jahrmarkt“ einführte, dachte gewiß nicht bei der Beobachtung der winzigen Krämerconcurrenz, daß dieſer Jahrmarkt der Samenkorn zu der großen Pariſer „Welt-Induſtrie-Ausſtellung“ iſt!

Die Zeit hat ihre Strömung, die Geſchichte hat ihre Strömung, der Geiſt hat ſeine Strömung.

Die jetzige Zeit hat eine doppelte Strömung; die erſte iſt: die Bändigung der Maſſenkraft, die zweite iſt: die Erweckung der materiellen Intereſſen.

Der geiſtige Hochmuth, welcher die Revolution und die Leidenſchaft in ſeinem Gefolge hatte, brachte das Förderniß des Zuſammenſtoßes der Maſſen mit der Ordnung hervor. Dieſen Zuſammenſtoß zu verhindern durch das Abſorbiren der Maſſen iſt die Miſſion der jetzigen Zeit und beſonders des jetzigen Frankreichs, dieſe Miſſion hängt mit der zweiten Strömung der Zeit, mit der Erweckung der materiellen Intereſſen innigſt zuſammen. Der geiſtige Hochmuth wird durch die unabweisbare Brutalität der materiellen Intereſſen gedemüthigt. Durch den eröffneten Springbrunnen der Arbeit, der Erzeugung, der Induſtrie, des Gewinnes, des Fleißes, des mühevollen Erwerbs, welcher in tauſend und tauſend Strahlen niederwirkt, wird die Maſſenkraft zerbröckelt, die Maſſe geht im Individuum auf, der geiſtige Hochmuth erlahmt an der Geltendmachung der phyſiſchen Kraft und der mechaniſchen Fertigkeit; die Gemeinſamkeit der geiſtigen Bewegung und Schwungkraft parzellirt ſich durch die Beſtrebungen perſönlicher und materieller Zwecke und Intereſſen.

Weit davon entfernt, dieſe allgemeine Zeitbetrachtung hier weiter auszudehnen und auszuſpinnen, habe ich ſie hier nur ausgeſprochen, weil ſie ſich mir beim Anblick dieſes „Annexes“ wie von ſelbſt und gewaltſam aufdrang.

Als ich dieſe Annexes durchwanderte, als dieſe Bewältigung des Anblicks dieſer coloſſalen Maſchinerien und Dampfſchöpfungen mich zur Beſinnung kommen ließ, mußte ich fragen: „Iſt dieſe materielle Zeitſtrömung, welche die „Maſſenkraft der Maſchinen“ zum Cultus des Zeitgeiſtes macht, iſt ſie nicht geſchaffen, um die „Maſſenkraft der Menſchen“ von der Arbeit, von der materiellen Beſchäftigung abzuziehen, und ſie wegen Mangels an phyſiſcher Verwendbarkeit dem geiſtigen Hochmuth, der geiſtigen Bewegung wieder in die Arme zu jagen?! —

Dieſe „Annexes“ iſt der Brennpunct der „Welt-Induſtrie-Ausſtellung.“ Der „Induſtriepalaſt“ ſelbſt, das ſogenannte „Tranſept,“ iſt prachtvoll, glänzend, romantiſch, poetiſch; die „Exposition des beaux arts“ iſt intereſſant, ſinnig, kunſtvoll, ergötzlich, ohne überraſchend zu ſein, aber dieſe 1200 Metres lange Glasgalerie mit ihren Maſchinen, Rohproducten und Erzeugniſſen aller Welttheile iſt überwältigend, iſt coloſſal, iſt erhaben, iſt turbulent!

Hier die Dampf- und Maſchinenſchöpfungen! Als Gott den Menſchen Waſſer und Feuer zu ihren Dienern gab, gab er ihnen gebundene Diener, gefeſſelte Sclaven. Da umarmten ſich Feuer und Waſſer, und aus dieſer Umarmung ging der Dampf hervor, aber Jahrtauſende gingen vorüber, der Dampf rief ihnen aus jedem Topf zu: „da bin ich, ich bin die Kraft und ich bin die Macht!“ Aber die Jahrtauſende waren taub für das Brodeln des Dampfes, bis in Amerika ein Prophet erſtand, der die Zukunft des Dampfes prophezeite, und

Amerika, das Europa die Kartoffel gab, gab ihm auch die Dampfkraft, und der Menſch hat einen neuen Diener bekommen: den Dampf! „Sei mein Sclave!“ ſagt der Menſch zum Dampf, „treib meine Mühle, pflüge meine Aecker, furche meine Meere, durchſchneide meine Straßen, beſeele meine Fabriken, trepanire die Hirnſchale der Erde, zapfe den Bauch der Erde an, zerſtampfe die Berge, kaue die Erze klein und zerſäge die ſtämmigen Wälder zu Zündhölzchen!“ Und Knecht Ruprecht: der Dampf, gehorcht! Dieſer Knecht hat keinen Magen, der eſſen will; dieſer Knecht hat kein Auge, das ſchlafen will; dieſer Knecht hat keinen Fuß, der müde wird, keinen Arm, der erlahmt; dieſer Knecht wird nicht krank, dieſer Knecht will keine Raſtſtunde; dieſer Knecht hat Siebenmeilenſtiefel an; ſein Athemzug iſt ein Tag und ſein Pulsſchlag eine Meile!

Aber dieſer Knecht wird euer Herr werden! Die Maſchine wird Seele und die Menſchheit wird entſeelt.

Seht ſie daſtehen in langen, unabſehbaren Maſſen, dieſe Rieſenkinder des Dampfes, dieſe Enockgeſchlechter des Maſchinenweſens! Seht und hört ſie, dieſe unheimlichen Geburten der Siedkraft, dieſe hundertarmigen Söhne der Maſchinenwelt, aus rieſiger, eiſerner Lunge mit eiſernen Lungenflügeln bricht ihr gewaltiger Odem! Mit hundert Rohrarmen wie Briareus arbeitet ein keuchender Keſſel! Kolben und Cylinder ſteigen und ſinken in ſtummer, geheimnißvoller Thätigkeit! Gabel und Stangen vollbringen in apathiſchem Gehorſam die

Befehle ihres Meiſters! Keſſel und Pumpen ſetzen brummend und murrend den Kreislauf ihres Lebens fort! Ofen und Ventil gehorchen kochend und ziſchend den ewigen Geſetzen der Siedhitze! Und in den beiden Herzkammern aller dieſer Kinder des Dampfes und der Mechanik gehen nur zwei Pulsſchläge: die Kraft und die Schnelligkeit! Und eine Maſchine erzeugt die andere, wie der Stoß eines Körpers immer einen andern in Bewegung ſetzt.

Und weiter frage ich: Wer iſt der Knecht und wer der Herr? Der Dampf oder der Menſch?

Und weiter frage ich: Wenn der Knecht der Wohlthäter des Herrn geworden iſt, wenn der Knecht unentbehrlich geworden iſt? was gilt der Herr?

Aber in der Wirthſchaft der großen Natur gibt's keinen Knecht und keinen Herrn! Eine jede Kraft dient der andern, eine jede Kraft beherrſcht die andere!

Eine jede Thätigkeit des Geiſtes, der Natur, der phyſiſchen Kraft wird durch die andere veredelt, erhöht und in ihren Grenzen erhalten.

Eine Dampfmaſchine iſt Menſch und Dampf; der Menſch gab den Gedanken, der Dampf die Kraft; der Gedanke ſagt zur Kraft: hilf! und die Kraft gibt ihre tauſend Arme, ihre eiſernen Muskeln, ihre gegoſſenen Nerven, ihre erzenen Sehnen her, und der Gedanke wird Werk, wird Geſchöpf, wird ein Lebendiges, ein Thätiges!

Die Kraft hat dem Gedanken lebendige Körper gegeben, der Gedanke iſt dankbar, er gibt der Kraft ihre eigenen Kinder veredelt, verfeint, erzogen, geiſtig ausgebildet zurück! Die Kinder der Kraft, die Enkel des Gedankens, werden Weſen mit Geiſt und Kraft, und das iſt das Geſchlecht der Induſtrie, das ſind die Wunder des Induſtriegeiſtes, der Gedanke wird Nutzen und die Kraft wird Segen.

In dieſer Hälfte des Annexes ſtehen die Monumente unſerer Zeit in ſinnender Ruhe, und im ſtolzen, gleichmäßigen Selbſtbewußtſein reihen ſich dieſe eiſernen Tempel des Dampfes, dieſe kochenden Mittelpuncte der concentrirten Kraft aus allen Ländern aneinander an.

Aber noch fehlt ihnen der Athem! Noch ſtehen ſie ſtumm und lautlos! Kein Athem bewegt die eiſerne Lunge, kein Pulsſchlag rollt durch dieſe eiſigen Adern, denn noch ſind die Röhren, die alle gehen machen ſollen, nicht vollends gelegt. Wenn dieſen Giganten der Geiſt durch die eiſerne Naſe eingeblaſen ſein wird, werde ich über die Capacität der Einzelnheiten ein Weiteres denken und laut denken.

Die zweite Hälfte des Annexes, welche den Rohproducten, den chemiſchen Producten, den Natur- und Stofferzeugungen der ganzen Welt gewidmet iſt, dieſe Hälfte ſteht noch in der grauſamſten Negligé da und dürfte ihre Toilette erſt am Ende Juli vollkommen beendet haben. Da ſah ich auch noch mein liebes Oeſterreich nur mit einem Fuß aus dem Bette, und das aus der einzigen Urſache, weil die Unordnung in der Toilette der Andern nicht räthlich macht, ſich zu putzen und anzuziehen, um ſich mit Staub und Schmutz, mit Mörtel und Kalk bedecken zu laſſen! Da ſteht noch die Pyramide der Miesbacher Wunderziegel in einer geſchämigverhüllenden Morgenblouſe, da ſteht die ſchöne Pyramide der herrlichen Apollokerzen, die ihr Licht auch unter Scheffel ſetzen muß, da alles ringsumher noch im Finſtern und Chaos liegt, und ſo faſt die meiſten Gegenſtände dieſes Theils des Annexes.

Wir verlaſſen nun dieſen Theil und betreten die „Halle der Neutralität,“ die große Mittelhalle, welche alle Luxus- und Prachtgegenſtände aller Völker in ſtricter Neutralität verſammelt.

„Dich begrüß' ich in Ehrfurcht, prangende Halle,
Säulengetrag'nes, herrliches Dach!“

Paris, 23. Juni 1855.

Der Wiener Menſch und die Pariſer Uhr.

Der Himmel nahm einen Batzen Erde und ſchuf daraus einen Menſchen. Einen Menſchen, ja wohl! Aber das war noch lang kein „Wiener!“

Das wird wohl ein „Schwechater“ geweſen ſein, oder ein „Leutomiſchler,“ aber kein wahrer Wiener!

Der Wiener iſt aus einer ganz eigenen Erde gemacht! Aus einer „terracotta,“ wie ſie uns Miesbach producirt; aus einer Erde, die erſt in „Obers“ gekocht, dann in „Semmelbröſerl“ ein bischen herumgewälzt, dann in friſcher Butter geröſtet und dann mit Zucker und Zimmt beſtreut wird.

Eva kann ſchon eher eine „Wienerin“ geweſen ſein, wenigſtens war ſie das erſte „Schnitzel,“ welches dem erſten Menſchen aus dem Leib herausgeſchnitten wurde.

Erſt als ſich der erſte Menſch gut ausgeſchlafen und vom Baume der Erkenntniß gut gefrühſtückt hatte, als er neben ſeiner grad auch eine hübſche Schlange zum Umgange hatte, als nachher Ada und Zilla Sängerinnen wurden und Jubal einen Walzer ſpielte, wurde er ein Wiener!

Ein Wiener kann ſchon alſo getroſt nach Paris gehen, denn er findet ſich nicht beleidigt, daß ſich die Pariſer für die „erſten Menſchen“ halten. Wir Wiener ſagen gemüthlich: „Gut, ſeid ihr in Gottes Namen die erſten Menſchen, wir ſind die zweite und verbeſſerte Auflage.“

Aber die Pariſer beſtreben ſich, die Fremden wenigſtens in einer Beziehung in den Zuſtand der erſten Menſchen, in den Naturzuſtand zu ſetzen: ſie ziehen ſie aus! —

Die Wiener klagen: es iſt theuer! Sie werden ſich verſündigen! Geſtern ſpeiste ich bei einer allerliebſten Pariſerin und ſie erzählte mir, ein Pfund „Filou“ oder ein „Filet de boeuf“ koſten $2^1/_2$ Frcs., alſo einen Gulden Silbergeld! Ein Tag in Paris koſtet ſo viel wie eine Woche in Wien!

Aber was iſt in Paris „ein Tag?“ und „es wird Abend und es wird Morgen, ein Tag!“ In Paris iſt wirklich nur die Zeit von „Abend bis Morgen“ der Tag! Der Wiener Menſch, der ſich nach der Pariſer Uhr richten will, der wird bald zu früh, bald zu ſpät gehen, bald wird er ganz ſtehen bleiben!

Die Tageszeiten Morgen, Mittag, Abend, Nacht findet der Wiener hier ganz auf den Kopf geſtellt.

In jedem Menſchen ſteckt eine Wanduhr: „Magen“ genannt. Im Wiener iſt dieſe Uhr eine „Repetir-Uhr.“ —

Der Wiener, der dieſe ſeine mitgebrachte Uhr nach den hieſigen Speiſeſtunden richten will, wird lange zu thun haben und wird die Uhr ganz verderben!

Der Wiener zieht dieſe Uhr viermal des Tages auf, der Pariſer eigentlich nur einmal!

Ich bin recht unglücklich, ich habe den Schlüſſel zu meinem Magen ſchon ganz verloren, ich weiß ſchon gar nicht mehr, wie viel Uhr auf meinem Magen iſt!

Ich bin gewohnt, Morgens um 6 Uhr aufzuſtehen! Ich bin gewohnt, den Tag wie Spargel zu genießen, oben den Kopf, den Morgen, und das Andere wegzuwerfen.

Morgens um 6 Uhr da weckt mich meine Wiener Weckuhr: der Magen! Er ſchlägt: „Ein Glas friſches Obers!“

Sechs Uhr Morgens! Wenn ich hier um 6 Uhr Früh ausgehe und der Portier macht mir die Thüre auf, ſagt er: „Monſieur kommen ſpät nach Haus!“

Ach, ein Morgen in Baden! Wo biſt Du, goldener Anfangsbuchſtabe des Badner Tages?!

Eine Morgenſtunde in Baden! Poetiſche Erſtlinge der lieblichen Hore! Morgenſtunde in Baden! Reizende Präludien der langen Tagesoper! Wie ſehn' ich mich nach Dir! Morgenſtunde im reizenden, lieblichen, herzigen Baden! Süße ſinnige, innige Wiegenmärchen an der Wiege des Tages! Wie ſehne ich mich nach euch!

Der Morgen fehlt in Paris ganz! Dieſe liebliche Vorrede des Tages iſt aus dem Pariſer Leben ganz herausgeriſſen! Um 9 Uhr fängt hier der Tag an die Augen aufzuſchlagen, bis 10 Uhr reibt er ſich den Schlaf aus den Augen, bis 12 Uhr geht er im Schlafrock herum, und erſt um 3 bis 4 Uhr iſt der Tag ein gemachter Menſch, der ausgehen und ſich ſehen laſſen kann. —

Aber um 6 Uhr Morgens ſieht der Wiener Menſch ſchon auf den Magen und will „Caffee“ und „Obers“ und wenn der Menſch in Baden iſt, will er auch „an Baunzerl“ wie mein Freund S. Mayer, aber auf dem Pariſer Magen iſt erſt um 10 Uhr die Caffeeſtunde! Um 10 Uhr aber iſt auf dem Wiener Magen ſchon die „Bäuſchel-“ oder „Guliasfleiſch-Stunde!“ Um 1 Uhr Mittags aber da läutet der Wiener Magen Mittag! Da wird im Menſchen der Wiener Magen wach und ſtellt ſich auf die Hinterbeine, und alle Wiener Magenerinnerungen ſteigen empor, und die deutſche Gründlichkeit des Eſſens und die Wiener Gemüthlichkeit des Eſſens beſteht auf ihre Grundrechte, und der Wiener Magen als Mittagswächter ruft:

„Alle meine Wiener und laſſet euch ſagen,
Der Hammer hat Mittag geſchlagen,
Gebt Obacht auf die Pariſer Gericht,
Daß eurem Magen kein Schaden geſchicht!“

Die dummſte Dummheit aller dummen Dummheiten iſt die Dummheit, wenn man ſagt: „Eſſen iſt Nebenſache! Eſſen iſt ordinär! Geiſtreiche Menſchen, gebildete Menſchen, halten nicht viel auf's Eſſen!“ u. ſ. w.

Der Teufel auch! Gut eſſen iſt ein geiſtreiches Ding! Ganz gut eſſen iſt ein ſinniges Ding! Ausgezeichnet gut eſſen iſt eine Poeſie, iſt die Lyrik des Magens!

Lucullus war auch kein Eſel! Talleyrand war auch kein Trottel und Herr von Saphir iſt auch kein Hans Jörgel von Speiſing!

Iſt es zu glauben, daß die Natur ein „junges gewickeltes Indianchen“ mit einem „Salat aus Ananasſpalten“ für die Dummköpfe hervorgebracht hat und „Rindfleiſch mit Fiſolenſalat“ für die geiſtreichen Menſchen? Sollte die Schöpfung wirklich ihre „Trüffelpaſteten,“ ihre „Faſane,“ ihre „Gansleberpaſteten“ für die Schafsköpfe und „Dämlakels“ producirt haben und für die Dichter, Künſtler, Philoſophen, guten Politiker nichts als „Carotten,“ „Erbſen,“ „Bohnen,“ „Plunzen,“ „Quargel“ und „Sauerkraut!?“

Hat die Vorſehung dem Menſchen Geiſt und Witz und Genie gegeben, um „Knödel“ und „rothe Rüben“ zu verdauen und Magendrücken zu bekommen; und hat ſie dem Menſchen Dummheit, Bornirtheit und Geiſtloſigkeit gegeben, um „junge Hendel,“ „grüne Erbſen“ u. ſ. w. in gedankenloſer Gemüthlichkeit zu verdauen?!

Wenn dies wirklich im Haushalt der Schöpfung ſo eingerichtet ſein ſollte, geh' ich gleich zu einer neuen Tagesordnung über: am Schreibtiſch ein geiſtreicher Menſch, am Speiſetiſch ein dummer Kerl! Aber ſo dumm, daß mir die Schöpfung Caviar, Auſtern, Schnepfen u. ſ. w. als Handgeld der Dummheit in Ueberfluß geben muß!

Alſo um „ein Uhr“ wird die Dummheit im Wiener Magen wach und will ihr Honorar haben!

Da iſt guter Rath theuer! Ein Mittelding zwiſchen Gabelfrühſtück und Diner!

Der Wiener Magen ſchreit: „Kellner, a Suppen!“ O holde Naivetät eines Wiener Magens! Das iſt leicht geſagt: „a Suppen!“ Aber um ein Uhr, wo das Rindfleiſch noch in Morgenpantoffeln herumgeht und die Hühner noch das „Journal du matin“ leſen! — Oder „a guts Stückel mürbes Rindfleiſch!“

„Ha, dieſe Töne! Wie verführen ſie mein Ohr!“ Rindfleiſch? „veau?“ wo? gigot? mouton? Ach Gott der Ochs, das Kalb, das Schaf, die gehen um ein Uhr alle noch auf dem Boulevard auf und ab! Es bleibt nichts übrig als, „du thé" avec „deux oeufs à la coque!" Thee mit Eier!

Wenn man aber einem Wiener Magen um 1 Uhr „Thee mit weichen Eiern" antragt, glaubt er, man ſpricht böhmiſch mit ihm. Der Wiener Magen ſagt: „das iſt ja eine entſetzliche Begriffsverwirrung! Iſt's denn jetzt 8 Uhr Früh auf der Pariſer Uhr?" Da thut einem der Wiener Magen weh! Aber es liegt etwas Rührendes, etwas Naives, etwas ungemein Liebevolles in dieſem Magenweh! Es iſt das Heimweh des Appetits, die unergründliche Sehnſucht nach den Mehlſpeisbergen der Heimat, nach dem Kuhreigen der Wiener Köchinnen!

Von ein Uhr bis ſechs Uhr geht ein „halbgegeſſener Wiener" in Paris herum, d. h. ein Menſch, der nur halb gegeſſen hat und deſſen andere Hälfte noch den Gegenſtand ſeiner Liebe ſucht!

Um ſechs Uhr ſchlägt's auf dem Wiener Magen „Jauſen!" Aber die Pariſer Uhr ſchlägt Mittag! Nun aber verliert der Wiener Magen die Geduld, es wird ihm zu weh! Alle Organe altdeutſcher Verdauung und alle Sprachwerkzeuge des Wiener Appetits erheben ihre Stimme, ſie lärmen und toben und ſchreien durcheinander wie in der Paulskirche und man geht an die Befriedigung des inneren Menſchen, des primitiven Menſchen!

Aber wie und wo und was und wie theuer?! Da liegt der Recenſent begraben!

Wie? Wie ein Menſch oder wie eine Beſtie? Entweder eſſen oder ſich füttern!

Wo? Entweder bei Very oder Wefour, d. h. im „Lampel" oder bei „Munſch" oder bei einem marchand de vin d. h. in einem „Beiſel!"

Was? Entweder etwas zur Erheiterung des Magens, zur Ergötzung des Gaumens, zum Privatvergnügen der Zungennerven, oder eine Vorſtellung zum Beſten eines halbausgehungerten Individuums, ein Benefice für den bellenden Hunger, eine Einnahme für die folgenden Unterleibsbeſchwerden, Bauchweh und Anſchoppungen!

Wie theuer? Entweder bei „Philipp" in „Montorgueil" zu zwanzig Francs oder um 32 Sous dem Appetit in ſeinem erſten Stadium die Zähne ausgeriſſen an Rattenfleiſch von vorgeſtern und an jungem Kalbsfleiſch von alten Katzen.

Die meiſten Wiener, wenn ſie herkommen, eſſen „à prix fix!" „à prix fix!" „das heißt nix!" zu zwei Francs, das halt der Wiener einen Tag aus, am zweiten ſagt ſein Magen ſchon: „Mir wird völli entri!" am dritten Tag iſt ſein Magen wie mit Asphalt gepflaſtert, und jeder Biſſen im Magen ſchreit: „außa möcht' i!"

Wenn der Menſch hier wie ein Wiener eſſen will, und wenn der Wiener hier wie ein Menſch eſſen will, ſo muß er — am beſcheidenſten — Folgendes eſſen:

Suppe: „Bisque!" — 2 Fr.
(„Bisque" iſt eine Krebsſchweifelſuppe.)
„Un quart de chapon aux petits pois" 3 Fr.
(d. h. ein Viertel Capaun mit jungen Erbſen.)
„Une Plombière" oder eine andere Mehlſpeiſe 2 Fr.

Das ſind ſchon ſieben Francs, ohne Brot, ohne Wein, ohne Deſſert, ohne Käs u. ſ. w.

Bei einem ſolchen Mittagseſſen bemächtigen ſich des Wieners vier Paroxismen!

Der erſte Paroxismus iſt „der Paroxismus der Grandigkeit!" Der Wiener iſt grandig über dieſen Speiszettel, in dem er ſich nicht auskennt über dieſe lange Brotſtange, die er nicht zu placiren weiß.

Der zweite Paroxismus iſt der „Paroxismus der Ungeduld!" Nach der Suppe muß er warten, da hilft nichts, kein: „Jetzt machen Sie's aber einmal!"

Der dritte Paroxismus iſt der „Paroxismus der Rückerinnerung!" Beim „boeuf," beim „mouton" u. ſ. w. erinnert er ſich an ſeine „Schweinsknöchel mit Sauerkraut," an ſeine „Backhendel," an alle dieſe gekochten und gebratenen „Lieder ohne Worte," an alle dieſe „études" und „rêveries" der Wiener Küche und eine Thräne ſchleicht ſich aus ſeinem Magen und rinnt über ſeinen innern Menſchen herab! Dann kommt der vierte Paroxismus, der „Paroxismus des nervus rerum": das Bezahlen! Acht Francs! 4 fl. C. M. Für 4 fl. C. M.

gibt mir der „Hauptmann“ im „Lamm“ eine ganze gekochte Naturgeſchichte! Aber Alle dieſe vier Paroxismen werden von dem letzten, von dem fünften Paroxismus überflügelt: von dem Paroxismus des Nichtſattgewordenſeins! Der Wiener hat in Paris von Morgens 6 bis Abends 6 Uhr gegeſſen, d. h. er hat geglaubt zu eſſen und iſt — hungrig! Hungrig, denn er verſteht weder den Styl der Pariſer Küche noch die Behandlung des Speiſezettels, nicht die Verſtändigung der Speiſen, nicht die Leerheit all' dieſer dreihundert Gerichte und nicht das Phraſenthum dieſer „Carte du jour,“ welche imponirt, aber nicht befriedigt:

Dann nach dieſem Tagewerk iſt 10 Uhr, da iſt im Wiener Menſchen Nacht und in Paris beginnt der Tag.

Da geht man erſt in die Theater!

Der Franzoſe geht vom Tiſch, ſatt, mit vollem Leib in's Theater — um zu verdauen; der Wiener geht vor dem Eſſen, hungrig, mit leerem Magen in's Theater — um zu denken! Darin liegt der Grund, daß in Paris jeder „Schmarn“ gefällt; das Publikum verdaut, im Stadium der guten Verdauung iſt der Menſch ein Lamm, ein ſanftes Lamm, ein milder Richter, ein Kind! Aber der hungrige Menſch, ein hungriges Publikum iſt ſtreng, iſt nüchtern, ein hungriges Publikum denkt, es iſt krittlich; das iſt der Unterſchied. Doch nächſtens mehr!

Paris, 25. Juni 1855.

Der Saal der Neutralität. — Deutſche Zündhölzchen. Geruchloſe Freikarten.

Endlich gewährt der Anblick des Transſeptes einen befriedigenden, einen herrlichen, einen großartigen Anblick.

Endlich liegen alle Wunder, alle Fabeln und alle Wirklichkeiten der Induſtrie in voller Toilette vor uns da!

Mögen meine Leſer und holden Leſerinnen mir ihren holden Arm — dieſes hold bezieht ſich auf die Leſerinnen — reichen, um mit mir Spaziergänge durch dieſe tauſend und einen Zaubergarten der Induſtrie, des Luxus, der Kunſt und des Erfindungsgeiſtes zu machen.

Ich werde meine Leſer nicht ermüden, wir werden nur bei dem Schönſten, dem Merkwürdigſten, dem Intereſſanteſten länger verweilen, wir werden unſerem Oeſterreich die galanteſte und urbanſte Aufmerkſamkeit ſchenken, und wir werden inzwiſchen, um Abwechslung zu bieten, wie die Ausſtellung ſelbſt, die ernſten Dinge durch Phantaſiegeſtalten, die großen Gegenſtände durch kleine Spielereien, die Stein- und Erzmaſſen durch Blumen und Vaſen, die ſchweren und verblüffenden Thürme und Pyramiden durch Waſſerkünſte und Springbrunnen unterbrechen. Wir werden dem Leſer dann und wann einen Fauteuil zum Ausruhen, eine Lorgnette zum Ueberblick hinſetzen. Endlich, meine lieben Leſer, können wir hier im Transſept herumgehen, ohne von Ballen angehalten zu werden, ohne daß da eine Kiſte uns zuruft: „Bis hieher und nicht weiter!“ ohne daß die Colli uns zwiſchen die Beine heranrollen.

Wir gehen zum Mittelthor herein, hier in der Mitte begrüßen wir die erquickenden Tritone, welche ihre friſchen Waſſerſtrahlen in ein herrliches Baſſin ſtürzen, in welchem Blumen in wunderlieblicher Miſchung unter dem tropfenden Silber zittern und ihren Duft auch als Induſtrieartikel in die Räume umher ausſenden.

Um dieſen blumigen, lachenden, reizenden Mittelpunct hat man einen Halbzirkel in Geſtalt eines offenen Salons angebracht und ringsumher Stühle, Seſſel, Fauteuils, Banquettes von Sammt und Seide und Ebenholz u. ſ. w. Wenn ſich eine meiner entzückten Leſerinnen auf dieſen Fauteuil von dunkelrothem Sammt ſetzen will, von hier aus kann ſie das Transſept in ſeinem ganzen impoſanten Enſemble am allerbeſten überblicken.

Die Leſerin, die Geiſt für das Ebenmaß hat, wird von hier aus am beſten ſehen, daß dieſer Saal zu der Importanz ſeiner Größe und Ausdehnung die vollkommenſte Harmonie der Zeichnung und Linien, das untadelhafteſte Gleichgewicht der Formen beſitzt. Von hier aus bietet ſich die graciöſe Seite dieſes Saales am reizendſten dar, während der Anblick von der Galerie des erſten Stockes den überraſchendſten, den verblüffendſten Eindruck hervorbringt. Der Anblick aller dieſer Nationalfarben auf den verſchiedenen Fahnen und Pavillons ſoll uns eine Einheit in der Mannigfaltigkeit zeigen; eine Neutralität in der Induſtrie, die mit nichts bewaffnet als mit Geſchmack, Luxus, Fleiß und Erfindung, und die beſtimmt iſt, aus allen Lebenden nur eine Nation zu machen.

In dieſem Theile der Ausſtellung, welcher hauptſächlich den Anblick der vereinigten Induſtrieſtaaten darſtellen ſoll, bilden die Fahnen der Nationen, welche am mehrſten zu dem Grundgedanken dieſer Induſtrieeinheit beigetragen haben, die Hauptpuncte. Hier flattern vorzugsweiſe die Fahnen Englands, Belgiens, der vereinigten Staaten, Oeſterreichs und des Zollvereins.

Ohne in die Unterſuchung einzugehen, ob die „Ausſtellung" einen beſſern Ueberblick gewährt hätte, wenn ſie nach der induſtriellen Ordnung, ſozuſagen wie ein Fach-Catalog, nach den Gegenſtänden gereiht geweſen wäre, muß zugegeben werden, daß dieſe Anordnung: die Nationen und ihre Producte jede beſonders zu rangiren, einen originellen und maleriſchen Anblick gewährt.

Wir werden in den andern Räumen, in den Galerien und Annexen auch Gegenſtände der Induſtrie und der Kunſt aller Länder finden, aber in dieſem Raume finden wir die Blüthen der Induſtrie, die ſich in Form, Luxus, Stoffe u. ſ. w. am meiſten dem Kunſtgebiete nähern. Die Gegenſtände in dieſem Transſept bieten neben dem Ausdruck ihrer Nützlichkeit und practiſchen Exiſtenz auch den Ausdruck des Schönen, des Anmuthigen, des Geſchmackvollen in Formen, Farben, Verhältniſſen und Conſtructionen.

Es iſt wahr, die Kunſt geht für ſich allein, ſie hat ihr Reich für ſich, und ſie allein, mit allen ihren Reizen und Strahlen, würde ſie doch nicht ausreichen, um die „Induſtrie" zu beſeelen, aber die Induſtrie allein, das Geſchick der phyſiſchen und mechaniſchen Kraft allein, ſelbſt die Wiſſenſchaft der Arbeit allein würde nicht ausreichen, um der Induſtrie den vollen Aufſchwung zu geben, ohne den Genius der Schönheit, ohne den Genius des Comforts, ohne den Genius der ſymmetriſchen Form zu Hilfe zu rufen.

Nur Induſtrie und Kunſt Hand in Hand ſind Körper und Seele, ſie müſſen zuſammengehen, ſich gegenſeitig halten. Eben aus dieſem Geſichtspuncte genommen bietet dieſer Saal das Gretna-Green, in welchem ſich Induſtrie und Kunſt aller Völker ohne viel Ceremonie vermälen, die beſte Gelegenheit, den Gewerbefleiß, den Geiſt der Induſtrie, der Erfindung, der Verbeſſerung, ſo wie den Geſchmack und die Kunſtidee in den verſchiedenen Gegenſtänden der verſchiedenen Völker zu beurtheilen und aus denſelben kennen zu lernen.

Im Mittelpunct ſtehen die großen Anfangsbuchſtaben, die Maibäume, die exceptionellen Prachtſtücke, und um dieſen Mittelpunct reihen ſich nach den Ländern mit ihren Trophäen die andern Pavillone der Induſtrie und Kunſt.

Der erſte Gegenſtand, der am aufdringlichſten in die Augen ſpringt, ſind die „Leuchtthürme“ (Phares). Nun, es iſt ja ihr Zweck, ſchon von ferne geſehen zu werden!

Wie ſoll man dieſe Gegenſtände und wer ſoll ſie beurtheilen? Leuchtthürme, Tubuſſe, Himmelfernröhre ſind nicht nach ihrem Anblick, nach ihrer Schönheit zu beurtheilen! Man müßte ſie verſuchen! Man müßte die Diviſionen, die Dimenſionen, die Präciſionen kennen, verſuchen, man müßte Schiffbruch leiden oder einen Kometen eben auf der friſchen That der Erſcheinung ertappen!

Die Pariſer Blätter ſagen über dieſe Gegenſtände: „La seule garantie qu'ait le public de la valeur d'un tel instrument vient du nom de la maison que l'a construit.“

Wenn aber der Name des Verfertigers die einzige Bürgſchaft für die Vollkommenheit des Verfertigten iſt, zu was eine „Jury,“ zu was eine Beurtheilung der Sache, wenn das Verdict im Namen des Erzeugers bedingt iſt?!

Ganz ſonderbar unter dieſen Inſtrumenten, welche das „Kameel des Meeres,“ das Schiff, in den ſicheren Hafen leiten, welche den Himmel der Erde näher bringen und die Sterne wie ſchöne Damen unter der Lorgnette der Aſtronomie erröthen machen, nimmt ſich eine „Equipage aus Brüſſel“ aus! Ein Wagen, eine Kaleſche, eine Caroſſe, ich weiß nicht, wie ich ſie nennen ſoll. Iſt es ein „Landauer,“ eine „Berline,“ ein Schwimmer?? Ich weiß es nicht; es iſt eine Prachtkutſche von „Jones Fréres“ aus Brüſſel.

Dieſer Wagen hat nur meine Betrachtung in Anſpruch genommen, daß er im großen Saal ſteht, zwiſchen der „Aſtronomie,“ und der „Religion“ zwiſchen den Coupolen, Altären und Kirchengewändern Belgiens, weil Belgien iſt „la Belge, soeur aimée de la France,“ während der Prachtwagen unſeres Wiener Bürgermeiſters in die Annexes verwieſen wurde, unter die anderen unbedeutenden Wagenfabrikaturen. Aber es gibt eine Nemeſis auch für Wagenbauer! Während dieſer Wagen im großen Saal gar nicht angeſehen wird, zieht der Wiener Wagen im Annexe alle Aufmerkſamkeit auf ſich.

Nun nähern wir uns mehr der Frontſeite, und da ſind wir auf heimiſchem Boden. Da ſind die böhmiſchen Glaswaaren und die Pyramiden der Terra-Cotta, der Springbrunnen aus Miesbachs Schöpfungen, um welche ſich die Maſſe beſonders drängt. Dieſe Gegenſtände alle werden wir, liebe Leſer, ſpäter im Einzelnen in Augenſchein nehmen und würdigen, und von da aus tiefer in die öſterreichiſche Zone eindringen.

Für heute genug des Ernſtes und nun auch etwas Amuſantes! Die ſchwache Seite der Pariſer Induſtrie iſt bekanntlich die „Zündhölzel-Fabrikation“! Sonderbar, ein Volk, das aus lauter „Zündhölzel“ beſteht, fabricirt Zündhölzel, zu welchen man Feuer anmachen muß, wenn man ſie anzünden will. Ein Pariſer Zündhölzchen beſteht aus einem Holzprügel, der vor einem Gedanken von Schwefel vorbeigegangen iſt, und den man fünf Minuten lang an die Wand anreiben muß, bis er in Feuer geräth, dann wie Mephiſtopheles einen peſtilenzialiſchen Schwefelgeruch hinter ſich zurückläßt. Ich habe dieſe meine Schwefelhölzchennoth in der deutſchen Abtheilung der Annexes laut werden laſſen, und ſiehe da: am andern Morgen erhalte ich ein Dutzend Zündhölzchen-Pakete aus der k. k. Phospor- und Zündhölzchenfabrik des „Bernard Fürth zu Schüttenhofen und Goldenkron in Böhmen.“

Ja, es gibt noch ſchöne Seelen! Böhmiſche ſchöne Seelen!

Und ſeit dieſer Zeit habe ich ruhige Nächte! Denn das ſind Zündhölzchen, denen man nur zu ſagen braucht: „Zünd dich an!“ huſch! und man hat Licht!“

Die Pariſer ſind auch von unſern Zündhölzchen ganz entzückt! Es ſind auch Zündhölzchen, wie ſie der kühnſte Gedanke nicht herrlicher erfinden kann! Ein jedes Zündhölzchen ein Blitz! Und gar kein Schwefelparfum! Ich amuſire mich, wenn ſchlechtes Wetter iſt und zünde die Hölzchen nach und nach an.

Der Leſer ſieht, daß ich nicht undankbar bin! Wenn nur kein ſo großer Unterſchied zwiſchen den „Californiern“ und den „Böhmen“ wäre! Ich habe mich auch über die Goldklumpen aus Californien ſehr lobend ausgeſprochen, aber glaubt der Leſer, es hat mir irgend ein Califonier auch nur einen Viertelcentner Gold geſchickt? Schmutzerei!

Weil wir eben von „Schmutzerei“ ſprechen, ein Artikel, welcher in der „Welt-Induſtrieausſtellung“ nicht fehlen darf, und in dem alle Völker ſo ziemlich mit demſelben Vorwärtsſchritte und mit demſelben induſtriellen Fleiß arbeiten, will ich meinen lieben Leſern eine Schmutzerei der Ausſtellung erzählen, die ich aber nicht recht anzufangen weiß!

Es iſt ein delicater Gegenſtand, d. h. nicht delicat, im Gegentheil undelicat, aber weil er undelicat iſt, iſt es ſehr delicat, denſelben mitzutheilen. Wie ſoll ich die Sache beginnen? der Sache „ein Mäntelchen“ umhängen? Aber es handelt ſich nicht um eine Undelicateſſe fürs Auge, ſondern für die Naſe! Die Sache umſchreiben? Ein Gegenſtand läßt ſich umſchreiben, eine Sache, ein Gedanke, aber nicht ein Geruch, wenn ich ſage „Geruch,“ ſo nenn' ich grad das Gegentheil! — Aha! das iſt ſchon eine Umſchreibung! Es wird mir vielleicht gelingen, dem Leſer die Sache begreiflich zu machen, ohne ihn gerade mit der Naſe darauf zu ſtoßen. Eine geſchickte Feder kann um den Brei herumgehen und ihn beſchreiben, ohne gerade den Brei zu berühren. Wenn ich ſage „Brei,“ ſo iſt das blos wieder eine Umſchreibung, ein Specialausdruck für die Gattung „Brei.“

Alſo zur Sache, d. h. nicht zur Sache ſelbſt, denn ich habe ja ſchon geſagt, daß ich die Leſer nicht bei der Naſe herumführen will, am allerwenigſten zu der Sache, von welcher ich in verblümter Symbolik zu ſprechen habe. —

Wie werde ich die Sache ganz fein beginnen? Ich werde grade vom andern Ende, vom Gegenſtück, anfangen, oder eigentlich von der erſten Grundurſache der eigentlichen Sache, von welcher ich reden will. Alſo im „Induſtriepalaſt" findet man auch „Buffets" und „Reſtaurations," zu trinken und zu eſſen.

Wenn der Leſer nur ein bischen ſcharfſinnig iſt, ſo wird er dieſe Anſtalten als Grundurſache in ihren Wirkungen für andere Anſtalten hervorriechen müſſen.

Wenn der Leſer das errathen hat, ohne daß ich ſo undelicat war, es ihm zu ſagen, dann ſind wir dem Dinge ſchon ein wenig näher, aber doch nicht ſo nahe, um eine Priſe zu nehmen, wenn wir zum häßlichen Geſchlecht gehören, aber ein Flacon, wenn wir zum ſchönen Geſchlecht gehören.

Alſo in Hinſicht des Locals weiß der errathende Leſer nun ſchon, daß es die „Antitheſe der Reſtauration" iſt, und in Hinſicht des Zweckes, daß es die logiſche Folge des Eſſens und Trinkens iſt. Wir ſind alſo ſchon um einen bedeutenden Schritt weiter und waren ſo glücklich, die Delicateſſe der Leſer noch nicht verletzt zu haben, obwohl wir ſie ſchon über den kitzlichſten Punct weggeführt haben.

Der Beſuch der „Reſtauration" hat keinen „prix fix," die Thätigkeit des Magens iſt unbeſchränkt. Man kann die „Reſtauration" beſuchen zu 2 Francs, zu 10 Francs u. ſ. w., je nachdem man Appetit hat und Durſt. Der Beſuch aber der Antitheſen, die Frequenz jener Räume, die der Exportation jener Producte gewidmet ſind, die in den „Reſtaurations“ importirt worden ſind, dieſer Beſuch iſt vier Sous prix fix! Da wird nicht nur auf Rang und Stand keine Rückſicht genommen, ſondern auch keine Rückſicht, ob der Beſucher Speiſen um zwanzig Francs eingeführt hat oder Speiſen um einen Franc! Das iſt die „équité,“ die „Gleichheit,“ welche „préside aux échanges“ die Gleichheit, welche beim Austauſch der Dinge herrſcht.

Nun aber kömmt die Hauptangelegenheit. Der Inhaber dieſer „Reſtaurants“ und ihrer „Gegenſätze“ iſt Herr Cardailhac, früher Mitdirector des Vaudevilletheaters. Dieſer Exdirector begehrt nun von allen Wächtern und Arbeitern, die im „Induſtriepalaſt“ beſchäftigt ſind, für jeden Beſuch dieſer unausſprechlichen Conſequenzen der Reſtaurations vier Sous!

Dieſe armen Wächter und Arbeiter haben zwei Francs täglich, das machen zehn Entrées in die Gemächer des Unausſprechlichen! So oft ein ſolcher armer Arbeiter einen gewiſſen Rädergang in dem natürlichen Mechanismus ſeines innern Individuums verſpürt, muß er vier Sous auf den Altar der menſchlichen Begegniſſe niederlegen! Wenn nun ein ſolches innere Individuum durch ſchlechtes Wetter, durch Temperaturwechſel u. ſ. w. zu einer öfteren Repetition der Nothwendigkeit gezwungen wird, was bleibt ihm über, um zu der Grundurſache dieſer Nothwendigkeit, zur „Reſtauration“ gehen zu können?

Iſt es nicht ebenſo gerecht und witzig, wenn man hier dem Exdirector des Theaters zuruft: „Wie, Herr Theater- und actueller geheimer Cabinets-Director, die Angeſtellten beim Theater haben „freien Eintritt“ in's Theater, und den Angeſtellten im Induſtriepalaſt wollen Sie keine Freikarte zu dem Schauplatz geben, wo die Kataſtrophen der Reſtaurationsſtücke vor ſich gehen?“

Dieſe Angelegenheit zu beſprechen, würde die deutſche Journaliſtik für undelicat halten, die hieſige Journaliſtik iſt aber practiſch! Sie reibt den Leuten die ungerechten Dinge unter die Naſe, und wenn dieſe Dinge noch ſo antinaſal wären! Dieſe Sache iſt für 200—300 arme Arbeiter eine Lebensfrage!

Ich bin aber jetzt ein deutſcher und franzöſiſcher Journaliſt, ich verbinde die franzöſiſche practiſche Auffaſſung mit der deutſchen Schamhaftigkeit und Zartheit, und ſo bin ich ein wahres Weltwunder! Ich bin überzeugt, die Wiener haben ihre Herzensfreud an mir, i laß' grüßen und d'Hand küßen, i wär' halt ſo gern ſchon wieder bei ihnen!

Paris, 27. Juni 1855.

Ein kleines Ehe-Drama. — Friedrich der Große und Dlle. Dejazet.

Ich werde heute dem Leſer zwei kleine Dramolets vorführen. Das erſte iſt ein „Aſſiſen-Drama“ und ſpielt im Gebiete der ehelichen Treue, ein Gebiet, das ſo oft feindliche Invaſionen erduldet, ein Gebiet, das leider nicht immer vom Princip der Nichteinmiſchung reſpectirt wird. Es iſt dieſes kleine Drama komiſch-tragiſch.

Die Handlung ſpielt im Quartier St. Honore. Der Held der Begebenheit iſt kein Held, im Gegentheil, es iſt ein Ehemann, Herr X., die Heldin des Stückes iſt ſeine Frau. Herr X. glaubt Urſache zur Eiferſucht zu haben. Ein anonymer Brief focht dieſen Argwohn noch mehr an. Dieſer anonyme Schutzengel ehelicher Pflicht ſagt dem Herrn X., wenn er ſich überzeugen will, ſo ſoll er ſich Abends nur am Eck der Straße Montmartre poſtiren, in Nr. ſo und ſo hätten Frau und Hausfreund ein Privatcabinetchen für die Abendſtunden genommen.

Ein eiferſüchtiger Ehemann iſt ein Pulverfaß, wenn ein anonymer Brief in es fällt, ſpringt es in die Luft! Anonyme Briefe ſind gewöhnlich Ausbrüche verſchmähter Liebe, Erzeugniſſe elender Erbärmlichkeit! Aber diesmal ſollte die Ausnahme der Regel ſtattfinden. Herr X. beſchloß, ſich auf die Lauer zu ſtellen. Aber er iſt nicht nur eiferſüchtig, er iſt auch vorſichtig. Sein Waſſerträger iſt zugleich Holz- und Kohlenhändler. Herr X. ſagt zu ſeiner Frau, daß er heute Abends nicht nach Hauſe komme, dann geht er zu ſeinem Waſſerträger, und unter dem Vorwand eines Scherzes, den er Jemand machen wolle, leiht er ſich deſſen Kohlenhändlerkleider aus, ſchwärzt ſich das Angeſicht und die Hände, krämpt ſich zum Ueberfluß den Hut tief in's Geſicht und poſtirt ſich in dieſem Eiferſuchtscoſtum vor das Haus ſeiner ehelichen Seligkeit.

Aber die Verſtellung iſt eine weibliche Perſon und eine weibliche Handarbeit; die Männer verſtellen ſich auch zuweilen, aber ſie verſtellen ſich, wie ſie Strümpfe ſtricken, es thut's doch nicht! Madame X. merkt etwas, ſie riecht Lunte, ſie traut der Promenade des Herrn Gemals nicht. Sie beſchließt, nicht zum Rendez-vous zu gehen, aber dem Geliebten zu ſchreiben, daß er ſie heute nicht erwarte, ſondern morgen um dieſelbe Zeit. Sie geht aus, um den Brief durch einen Commiſſionär zu überſenden. Vor ihrem Hauſe ſieht ſie einen Kohlenbrenner, ſie läßt ein Fünffrankenſtück in ſeine Hand gleiten und ſagt: „Mein Freund! tragt den Brief hier da und da hin und übergebt ihn dem und dem Herrn, nachdem Ihr ihn gefragt habt, ob er Herr B. heiße!"

Der Herr Kohlenbrenner und Ehegemal erbrach den Brief und las, daß das Rendez-vous morgen ſtattfinden wird. Darauf ging er zu Herrn B. und ſagte ihm im Jargon eines Kohlenbrenners, daß eine Dame ſo und ſo, von dieſer und dieſer Geſtalt ihm aufgetragen habe, ihm zu ſagen, daß es heute mit der bewußten Sache um die beſtimmte Stunde nichts iſt, ſondern morgen. Herr B. ermangelt nicht, dem Kohlenbrenner dito 5 Francs zu ſchenken! O Glück der Ehe! Zehn Francs verdient für nichts!

Am andern Abend placirt ſich der Kohlenbrenner vor die Thüre des Rendez-vous-Ortes, die Dame kömmt, der Kohlenbrenner holt die Polizei, das Pärchen iſt gerade in der ſüßeſten Converſation, es ſpinnt ſich der zärtlichſte Liebesfaden. Da erſcheinen die drei Parzen: Ehrmann, Kohlenbrenner und Polizei, und ſchneiden den Faden ab und der Faden wird nun vor den Aſſiſen fortgeſponnen!

Iſt das nicht ein allerliebſtes Dramolet? Einige Couplets dazu und die Poſſe iſt fertig!

Nun bitte ich meine Leſer, mich zu einem drolligen Drama zu begleiten, einem Drama zum todtlachen.

Hier gehen wir auf den „Boulevard der Verbrechen," auf den Boulevard, wo jeden Abend die ſcheußlichſten Räuber- und Mordthaten vorgehen! Auf den Boulevard, wo das „Théâtre de l'Ambigu," das „Théâtre Porte St. Martin," das „Théâtre de la Gaité" u. ſ. w. einer jeden Mitternacht die Pforten der ſchwärzeſten Verbrechen aufſchließen, wo Kindermord, Brandlegung, Blutſchande, Meuchelmord u. ſ. w. in vollen Colonnen über die Breter gehen; wo das Melodrama mit blutigem Haupt, mit triefendem Dolch, mit Schlangenhaar und Giftbecher thront; auf dieſem „Boulevard der Verbrechen" iſt heute große Bewegung! Aber das Verbrechen hat heute dem hiſtoriſchen Theil Platz gemacht! Im „Théâtre de la Gaité" läßt heute Herr Dumanoir „Friedrich den Großen" los! Friedrich der Große als „Gamin de Berlin!"

Das Stück heißt: „Le sergeant Fréderic," und Dlle. Dejazet iſt Friedrich der Große.

Ich ſaß im Jahre 1831 im Vaudeville-Theater und Dlle. Dejazet gab den „Duc de Reichsstadt" in Barthelemy's „le fils de l'homme." Ich vergoß die deutſcheſte, die öſterreichiſchſte, die wieneriſchſte, das heißt die gemüthlichſte Thräne bei dem Spiele der Dejazet! Mein Freund De la Trouche, damals Redacteur vom „Figaro", führte mich zu ihr; ſie war reizend, friſch, verführeriſch, verführt und verführend, ſie war damals 39—40 Jahre alt!

Wenn mich mein Rechnungstalent nicht trügt, ſo iſt demnach Dlle. Dejazet heute 63—64 Jahre alt, und doch ſpielt ſie noch den jungen Sergeant Friedrich, und dennoch hüpft ſie noch als „gamin royal" und dennoch ſingt ſie noch Couplets wie die jüngſte der Nachtigallen!

Aber das Stück iſt, wie geſagt, zum todtlachen. Man nehme nur die Perſonen: Der gute Katt heißt „Guſtav de Keik," dann kömmt ein „Baron de Koppen Niken," (?) dann ein Baron „de Stolbak" (Stolberg?), dann ein Monſieur „de Chekeldoff," dann ein Baron „de Fanferlüche!!!"

Man nehme das alte Stück „Der Müller von Sans-ſouci," „Zopf und Schwert" und andere deutſche Dramen aus jener Zeit und zerhacke ſie, und man hat noch keine Idee von dem Durcheinander dieſes Machwerkes. Das Stück beginnt in einem Dorfe unweit Berlin; ein Bauer hält Kindstaufe, hat aber keinen

Pathen. Da kömmt der Kronprinz Friedrich als Sergeant und übernimmt die Pathenſtelle; in demſelben Augenblick kömmt auch die Prinzeſſin von „Wolfenbüttel," welche den Prinzen heiraten ſoll, ſie kommt incognito und übernimmt mit Friedrich die Pathenſtelle. Friedrich verliebt ſich ſterblich in ſeine unbekannte Mitpathin. Er ſtellt ſich auf ein Faß, ſpielt die Flöte, die Bauern tanzen, die Prinzeſſin tanzt mit, alles iſt in dulci jubilo, da kommt Friedrich Wilhelm, der Vater Friedrichs; natürlich mit einem großen Stock, mit rothen Hoſen und in einem großen, blanken Küraß; ein Mephiſtopheles im Harniſch! Die Prinzeſſin verſteckt ſich hinter dem Faß, der König prügelt die Bauern, die Bauern ſchreien „Vivat!" Prügel mit Vivat! Der König will den Kronprinzen auch prügeln, der foppt ihn um Tiſch und Bänke herum und ſchneidet dem Herrn Vater Geſichter. Der König, der ſchon alle Lebenden durchgeprügelt hat, fängt an Sachen zu prügeln! Er prügelt den Tiſch, er prügelt die Bänke, er prügelt das kronprinzliche Faß, endlich will er auch die Mühle prügeln, die ihm im Wege ſteht. Die Mühle muß fort, der Müller ſagt: Nein! Der König prügelt wieder, da ſagt der Müller: „Il y a des juges à Berlin." „Es gibt in Berlin ein Gericht!" Die königlichen Prügel werden von dieſem Müllerglauben ganz niedergeprügelt! Die Mühle wird pardonnirt, Friedrich Wilhelm wird ein guter Kerl, er prügelt nur aus Gemüthlichkeit! Der Act geht unter einem allgemeinen Tanz zu Ende, Friedrich und die Prinzeſſin von Wolfenbüttel ſingen noch ein Couplet:

„Mi — mi — mi —
Le roi va aux bois mi—mi—mi.“

Im zweiten Acte wird Friedrich zum Lieutenant erhoben, denn er ſoll die Prinzeſſin von Wolfenbüttel, die Nichte von Carl V. (!!) heiraten, und da er nicht will, weil er in ſeine Müllerpathin verliebt iſt, wird er mit dem Lieutenantspatent beſtochen! Aber Friedrich will doch nicht! Er ſagt zum Papa, „er will lieber in einer Hütte mit einer Geliebten wohnen, als in einem Palaſt mit einer Nichtgeliebten, und wäre ſie die Enkelin Carls des Großen!“ Allgemeiner Beifall vom Publikum, aber nicht vom Papa, deſſen Stock recidiv wird und der ſeinen Sohn abſchimpft, weil er mit dem ſchmählichen Voltaire im Briefwechſel ſteht und ſogar — Verſe macht! Friedrich entflieht, er will nach Frankreich zu Voltaire, er nimmt ſeinen Freund „Keik“ mit. Aber er will auch ſeine liebe Mitpathin entführen, er will ſie auch zu Voltaire bringen.

Keik aber will früher noch Abſchied von der Generalin „Stolbak“ nehmen, in die er lieutenantlich verliebt iſt! Friedrich belauſcht die Liebenden, die in der Laube ſitzen, und angeregt vom Geflüſter und Liebesgelüſte ſpielt der Kronprinz Friedrich im Garten eine „Solo-Poſſe“ mit Geſang und Tanz! Er bildet ſich eine ideale Geliebte, ſpricht mit ihr, ſinkt vor ihr auf ſein Knie, tanzt vor ihr, ſingt ihr Liedlein vor, kurz, er macht alle Lazzi und Mäzchen eines Buffo.

Aber der General Stolbak läßt die Liebenden überfallen, Keik rettet ſich in's Schloß, die Gurgelabſchneider ihm nach, da ruft Friedrich die Wache und ſagt: „da drin iſt ein Deſerteur!“ Mit dieſem Staatsſtreich rettet er ſeinen Freund, der aber als Deſerteur eingeſteckt wird.

Aber Friedrich Wilhelm verſteht keinen „G'ſpaß“, er will „Keik“ erſchießen laſſen; da gibt ſich Friedrich als Mitdeſerteur an! Keik iſt zum Tod verurtheilt! Friedrich, um ihn zu retten, tauſcht ſeine Kleider mit ihm. —

Aber Keik will von dieſer Großmuth keinen Gebrauch machen und ſtellt ſich dem König. Friedrich aber iſt fröhlich und wohlgemuth, er denkt an Voltaire, an Frankreich und ſagt:

„Wenn ich König von Frankreich wäre, in ganz Europa dürfte keine Kanone ohne meine Erlaubniß losgehen!“

Dieſe Worte wurden vom Publikum mit ſtürmiſchem Beifall aufgenommen, aber nicht ſo vom König Friedrich Wilhelm, deſſen Stock wieder bereit iſt loszugehen! Aber der König iſt im Grund ein guter Junge. Die ganze Geſchichte geht gut aus! Keik wird pardonnirt und anſtatt erſchoſſen zu werden, wird er avancirt! Friedrich liegt am Buſen des Vaters, der in den heißeſten Thränen zerfließt, die Prinzeſſin von „Wolfenbüttel“ tanzt mit

Friedrich dem Großen und Friedrich Guillaume, einem Handlanger, die Königin tanzt mit „Koppen Riken," die Prinzeſſin Louiſe tanzt mit „Chekeldoff" und alle beſchließen mit einem jubelnden Galopp und Coupletgeſang dieſes große hiſtoriſche Tableau aus der deutſchen Geſchichte!

Geſpielt wird dieſes Stück wie in der Affenkomödie, mit Ausnahme der Dlle. Dejazet, die mir nicht gefallen, die mich nicht entzückt hat, die mich aber in Verwunderung ſetzte! 64 Jahre und ſie ſieht noch aus wie eine Frau von 36 Jahren, wie ein Page Cherubin! Sie ſingt noch allerliebſt, ſie hüpft und tanzt noch wie eine Ballettänzerin!

Ich ſage und führe dieſes an zum Troſt und zur Herzerquickung unſerer alten-jungen Liebhaberinnen in Deutſchland, welche den dummen Deutſchen ſchon zu alt ſind, wenn ſie erſt noch ſchon um die 40 herum ſich befinden, und ich bin der dümmſte Deutſche unter dieſen, und ich bin auch ſo dumm und will keine Gurli au naturel von vierzig Jahren; ich kann dieſe zähen Gurlis nicht mehr beißen! Und die „Ninon de Lenclos" wachſen ſelten und die Dejazets ſind auch ſpärlich zu finden.

Aber die Pariſer ſind galanter, vielleicht auch gerechter! Sie haben einen „Adreßkalender," einen „Hofkalender," aber keinen „Künſtlerkalender," ſie zählen die Jahre der Künſtler nicht, die Künſtlerinnen haben für ſie keinen Geburtstag!

Die Dejazet mit 64 Jahren als Sergeant Friedrich — hüpfend, zwitſchernd, lazzimachend, — es thut's es thut's! und das Stück iſt bis zum Herbſt auf's Repertoir feſtgeſetzt!

Die „Georges!" die „Georges!" Vielleicht 70 Jahre! Ihr glaubt wirklich, ſie hat „Regenſchirme" in Pacht beim „Palais de l'industrie?" Unſinn! Sie wird in nächſter Woche die „Rodogune" im Odeontheater ſpielen. Vive la France! Wenn ich 70 Jahre alt werde, geh' ich nach Paris und werde erſte Liebhaberin!

Paris, 1. Juli 1855.

Die Frauentoilette vom Scheitel bis zur Zehe in der Ausſtellung

In den Zwiſchenacten des ernſten Induſtriedramas werden wir mit unſeren holden Leſerinnen manchmal einen Gang durch die Foyers des Luxus und der Toilette machen.

Der „Wein" für die Männer! „Der Wein erfreut das männliche Herz!" — Der „Putz" für die Frauen! „Der Putz erfreut das weibliche Herz!" — Die „Cigarren" für die Männer, die „Spitzen" für die Frauen! Der „Meerſchaum" für die Männer, der „Seiden-Cocon" für die Frauen! Der „Kautſchuk" für die Männer, die „Stickerei" für die Frauen! Der „Comfort" für die Männer, der „Luxus" für die Frauen! Für die Männer die „Induſtrie," für die Frauen die „ſchönen Künſte," für die Frauen die „Poeſie!" Luxus iſt Poeſie! Ohne Frauen wäre die Menſchheit ein Thiergarten, ohne Poeſie die Frauen Naturproducte, ohne den Luxus wären Induſtrie, Gewerbsfleiß, Fabrikation, armſelige Taglöhner!

Es gibt hier einige Journale, wir wollen ſie umſchreibend Quäkerblätter nennen. Dieſe ſind ſehr grimmig über diejenigen Journale, welche gottesläſtrig genug ſind, über Luxusartikel zu ſchreiben, ſie zu empfehlen! Als ob der Fall der Menſchen nicht vor der Erfindung der Spitzen und Seidenſtoffe ſtattgefunden hätte, als ob die Sünde nicht früher in die Welt gekommen wäre als die Modeſchneider! Die Schlange hat keine Juwelen getragen und das erſte Weib trug keine Mantille, um den erſten Sünder zu locken!

Von dem Augenblick an, in welchem alle Frauen anfingen, ſich zu kleiden wie die Quäker, würde alle Induſtrie auf halben Sold geſetzt werden!

Machen wir alſo einen kleinen Rundgang kreuz und quer um die Gegenſtände der Frauentoilette.

Den „Spitzen" gebührt der erſte Blick! „Spitzen! Brüſſeler Spitzen!" „Auguſte Lefebure" hat den Wettkampf mit Belgien und Brüſſel kühn unternommen! Vor dieſem Glaskaſten ſtehen die Frauen und werfen die zärtlichſten, glühendſten Blicke auf dieſe Gewebe, die Oberon nicht duftiger um Titania ſchlingen könnte!

Acht Tage hintereinander traf ich eine und dieſelbe

Frau, welche mit Wehmuth und tiefer Sehnſucht vor dieſem Glastempel ſtand und eine „robe-tunique“ aus points d'Alençon anſtarrte! Es iſt aber auch eine Robe, oder vielmehr der Traum einer Robe! Welche Zartheit! Welches Gewebe! Ein Silberwölkchen in fliegende Silberfäden zu einem idealen Syſtem ineinandergewebt! Und neben dieſer Robe ein Shawl aus ſchwarzen Spitzen! Aber welch' ein Shawl und welche Spitzen! Gebt mir ſechs ſolche gewebte Verführer und ich vertilge ebenſo viel Lucretien mit ihnen!! Was meinen meine holden Leſerinnen von dieſen „ſpaniſchen Mantillen“ aus ſchwarzen und weißen Blonden, fremdartig und anlockend, zauberhaft feſthaltend und die geheimſten Wünſche aufſtachelnd! Ach, gütige Götter! Nur eine ſolche Mantille, aber eine Andaluſierin dazu!

Dieſer Leſebure iſt ein Zauberer, er verrückt mir noch dem ganzen weiblichen Geſchlecht den einen Kopf, den es hat! Wer hat ihm geholfen, dieſe „Toilette-Pompadour“ erfinden! Dieſer „Leib“ aus weißen Spitzen, von Elfenhänden gewoben, und zu dieſem Leib die Seele, die Sinne, die Gliedmaßen aus zitternden Blumen, aus bebenden Thautropfen, aus Zweiglein und Blüthen von „points d'Alençon!“ Und nun hier dieſe „Toilette-Pſyche!“ Eine transparente Verklärung aus weißen und roſigen Spitzen, eine durchſichtige Zurückweiſung des Naturzuſtandes! O Pſyche, Pſyche! Wo biſt Du?!

Es iſt jetzt ein Kampf auf Leben und Tod zwiſchen den Brüſſeler Spitzen, den „points d'Alençon“

und den „points Valenciennes!" Und die Zeitungen nehmen Theil an dieſem Kampf!

Bei den Spitzen iſt Ihnen heiß geworden, holde Leſerin, nicht wahr?

Da wollen wir gleich Kühlung und milde Lüftchen herzaubern. Sehen Sie da dieſe „Fächer," dieſe phantaſie- und grazienvollen Windmacherchen? dieſe Schmetterlingsflügel? Es iſt allerliebſt! Wollen Sie ein leiſes Erröthen verbergen? Hier haben Sie einen Elfenbeinfächer, durch welchen Ihr Erröthen durchſtrahlt wie ein Sonnenblick durch ein Schneewölkchen! Wollen Sie verbergen, daß Sie nicht erröthen? Da iſt ein goldener Fächer in Purpur, der ſtrahlt Sie mit einem künſtlichen Erröthen wundervoll an!

Gibt es einen discretern Freund als einen Fächer? Gibt es einen herzlichern Freund in der Noth als einen Fächer? Gibt es einen zärtlichern Vertrauten als einen Fächer? Hier ſind dieſe ſeltenen Exemplare aus Gold, Elfenbein, Silber, Seide, Papier, Perlmutter u. ſ. w. in den reizendſten, in den lieblichſten, in den glücklichſten, in den bizarrſten Formen!

Und nun hier dasjenige, was der Phantaſie den meiſten Spielraum läßt, Schuhe und Pantöffelchen, dieſe ſüßen Dinge, die von der Form auf den Inhalt, und von dieſem in aufſteigender Linie auf das ganze Meiſterwerk der Schöpfung ſchließen laſſen!

O ihr Aſchenbrödel, die ihr zu dieſen graciöſen Schuhen noch fehlt, o kommt, kommt!

Ach, welche ſtumme, lebloſe Coquetterie liegt in dem Anblick eines kleinen, lieblichen Frauenſchuhs! Dieſe lieblichen Mignonerien aus Seide, Maroquin, Gold aus Schwanenfedern, aus geſticktem Fiſchbein u. ſ. w., lauter kleine Liebeslieder, die von Fuß auf dienen!

Ein Berliner ſtand neben mir und fragte mich: „Glauben Sie, daß es Frauenfüße gibt, die da hineingehen?“ All' meine Verehrung des weiblichen Geſchlechtes empörte ſich in mir über dieſe Berliner breitfüßige Frauenketzerei! Ich ſchwieg, und ſagte ihm inwendig nichts als: „O Trampelthier!“

Paris, 1. Juli 1855.

Platz da! Aufg'ſchaut! Ihr Werke der Induſtrie, gebt Raum! Tretet in den Hintergrund, ihr Werkzeuge des Luxus, Flonflon und Tamtam u. ſ. w.

Eine Gaſſe für Gutenberg.

Wäre eine „Welt-Induſtrieausſtellung“ auch nur im Gedanken möglich, wenn Gutenberg nicht gelebt hätte? Eine Annäherung der Völker durch Gedanken, Werke, Correſpondenzen wäre ſtets ein Zauber- und Hauderwerk geblieben ohne Gutenberg!

Gutenberg, der Räuberhauptmann! Gutenberg, der Anführer einer Bande von vierundzwanzig bleiernen Banditen, welche der Welt die Finſterniß aus der Taſche ſtahlen, welche die Dummheit knebelten, den Aberglauben auf der Landſtraße anfielen und niedermetzelten, welche bei der Unwiſſenheit einbrachen und ihr Haus in Brand ſteckten!

Gutenberg, deſſen Mitſchuldige wir Schriftſteller ſind; Gutenberg, deſſen Helfershelfer wir Journaliſten ſind; Gutenberg, deſſen Hehler und Verkäufer die Buchdrucker ſind; Gutenberg, der Ahnvater aller jener Bandwürmer an den Eingeweiden der Schriftſteller: Verleger genannt; Gutenberg, der Miſſionär des Lichtes, der den Glauben des ewigen Heils in Millionen kleinen Bibeln nach dem fernen Heidenthum trägt; Gutenberg, der auch zu den Armen am Geiſte ſagt: „Kommt zu mir Ihr auch ſollt durch mich leben in der „Annonce," in der „Ankündigung"; du Blinder und Lahmer an ſchriftſtelleriſcher Geiſtigkeit, auch dich will ich ernähren durch den „Reiz der Ankündigung", auch dir ſoll mein Licht leuchten auf dem Weg des journaliſtiſchen Charlatanismus.

Kurz, Gutenberg, die geiſtige Sonne, welche das Licht brachte und die Wärme und den Regenbogen und die Zeitigung edler Früchte, aber auch ausbrütete das Gewürme der Revolution, die Hyder der Sceptik, die lernäiſche Schlange der Unzucht u. ſ. w., Gutenberg kömmt, und wem anders als ihm zollte die Feder des Schriftſtellers am liebſten ſeinen Tribut?!

Aber indem wir uns in dem Gebiete Gutenberg's bewegen, müſſen wir zwei Abtheilungen machen, die „Druckerei" überhaupt, die Buchdruckerei in ihrem immenſen Glanze und in allen ihren Fächern, und die „Buchdruckerei" als Werke der Buchhändler und Verleger.

Die Franzoſen betrachten den „Monſieur Gutenberg" als einen Franzoſen von Straßburgs halber. Wir aber ſagen: „Sie ſollen ihn nicht haben, den alten, guten Mann!"

Die Buchdruckerei überhaupt bietet zwei Ausgangspuncte dar, auf der einen Seite „ihre geiſtige Bewegung," auf der andern Seite „ihre materielle Bewegung", d. h. das mechaniſche Volumen ihrer Wirkſamkeit, die Zahl der Arme, die ſie in Bewegung ſetzt, die Maſſe, die ſie umtreibt, die Capitalien, die ſie in Verkehr bringt u. ſ. w.

Es kann einem Menſchen, der denkt und vergleicht, nicht entgehen, daß „Fulton" der zweite Theil von „Gutenberg" iſt, Fulton war beſtimmt zum Nachfolger Gutenberg's, der „Dampf" iſt das Siegel auf die Erfindung der Buchdruckerei. Ohne den „Dampf" wäre die Druckerpreſſe eine „Fackel," durch den Dampf iſt ſie ein „Blitz", in unbegreiflicher Schnelligkeit ihre Strahlen weithin verbreitend.

Auch bei der Druckerei theilt der Menſch jetzt mit der Maſchine, der Gedanke mit der Kraft, der Geiſt mit dem Dampf!

Ich halte die Frage für nicht entſchieden: „Hat denn „der Buchhandel" ein Recht, im „Induſtriepalaſt" zu figuriren? Hat denn der „Buchhandel" irgend etwas mit der Erfindung zu thun? Hat der „Buchhandel" als ſolcher eine neue Conception, eine neue Schöpfung u. ſ. w hervorgebracht, und mit was Anderm will der „bloße Buchhandel“ glänzen, als mit den Erfindungen der Andern, der Buchdruckerei, der Schriftgießerei, des Farbendrucks, des Buchbinders u. ſ. w.

Der Herausgeber eines Buches iſt faſt für gar nichts in der Sache! Die Buchdruckerei iſt Alles! Die Lettern, die Typen, das Papier, die Ornamente, der Druck u. ſ. w.

Die kaiſerliche Commiſſion hat geglaubt, die „Librairie,“ den bloßen „Buchhandel“ auch zuzulaſſen.

Die kaiſerliche Commiſſion iſt, wie ich aus meiner Forſchung näher erfahren habe, von einem Geſichtspunct ausgegangen, der auch ſein Recht für ſich hat, z. B.:

Der Autor eines Werkes allein kömmt nicht mit einer vollkommenen Ausgabe zu Stande; der Buchdrucker allein hat auch nicht immer Zeit und Hilfsquellen genug, die aber ein Herausgeber, ein Verleger hat! Es gibt Werke, Ausgaben, Encyklopädien, Prachtexemplare, Dictionäre, Werke mit Zeichnungen, Porträts u. ſ. w., welche ohne den Verleger, der mit der Idee der Herausgabe auch die Capacität der Realiſirung verbindet, nicht das Licht der Welt erblickt hätte, und in dieſer Beziehung hat der Verleger daſſelbe Recht wie ein Erfinder, wie der Schöpfer eines Gegenſtandes, welcher ohne ihn nicht geſchaffen worden wäre.

Ein ſolches Prachtwerk oder große Werk iſt nicht nur das Werk der Buchdruckerei und des Autors, ſondern in ſeinem Ganzen auch noch eine perſönliche Idee des Verlegers, des Herausgebers, ein Werk, welches ſein Verdienſt in Circulation ſetzte.

Die kaiſerliche Commiſſion hat alſo mit vollem Recht die Herausgeber und Verleger als induſtrielle Selbſtſchöpfer declarirt und acceptirt.

Kommen wir auf die Pariſer Buchdruckerei zurück, die ſich in achtzig Druckereien vertheilt. Im Jahre 1854 beſchäftigte Paris 562 Preſſen, die durch Menſchenarme getrieben werden, und 276 Maſchinenpreſſen, welche jährlich fünf Millionen Kilogramm Papier blos für Bücher verarbeiten, die Journale nicht mitgerechnet.

Die Geſchäftsſummen, welche dieſe „Druckereien“ verbrauchen, — ohne Schriftgießerei, Papier, Druckerſchwärze, Brochir- und Buchbinderwerk u. ſ. w., beträgt jährlich an ſechszehn Millionen Francs.

Trotz allen Maſchinen beträgt die Summe der typographiſchen Preßarbeiter 4000 Menſchen.

Der Dampf ſpielt in der Buchdruckerei jetzt eine eben ſolche Heldenrolle als in den Garn- und Wollfabriken.

Aber ich glaube, der Dampf hat in der Buchdruckerei noch nicht ſein letztes Wort geſprochen, die Maſchine hat hier noch nicht den letzten Willen und die vollſte Kraft entwickelt!

Es gibt noch widerſpenſtige, ſchwer zu bekämpfende

Arbeitspartien in dieſem Gebiet, welche der Dampf und der Gedanke noch bewältigen und ſich unterwerfen müſſen.

Aber wird der „Dampf“ je „Setzer“ hervorbringen? Wird der Dampf die Menſchheit von jenen bemitleidenswerthen Menſchen befreien, die man „Corrector“ nennt? Wird der Dampf, dieſer moderne Hercules, die Leſewelt je von jenen Ungeheuern reinigen, die man „Druckfehler“ nennt?! Wird der Dampf den Journaliſten zu Hilfe kommen gegen dieſes Monſtres und Unholde, die man „metteur en pages“ heißt?“

Dies iſt die Frage!

Paris, 2. Juli 1855.

Schiller und „Maria Stuart“ in Paris. — Pariſer Kritik.

Unſer gute Schiller auf italieniſch in Paris.

Es war eine ungeheure Erwartung und Spannung auf dieſe Vorſtellung in der hieſigen Kunſt- und Kritikwelt.

Denn in „Maria Stuart“ betrat Mad. Riſtori zum erſtenmal den Boden, den Dlle. Rachel betrat, ſie ſpielte dieſelbe Rolle, ſie nahm den Kampf mit der Nebenbuhlerin in ihrem Reiche ſelbſt auf:

Dumas hat mich gebeten, ihm einige Worte über „Maria Stuart“ vor der Vorſtellung zu geben, welches ich auch that, und ich citire hier einige Stellen aus meinem franzöſiſchen Bericht:

LE STATU QUO — ANTE — DE MARIA STUART.

Par Schiller.

„Mon cher Dumas,

„Voilà l'exposition universelle pour les artistes, les comédiens et les drames de toutes les langues, de tous les peuples, des Anglais, des Italiens, des Allemands etc.; voilà la devise du Palais de l'Industrie: „L'équité préside à l'accroissement des échanges!“ échange des artistes, échange des drames, échange de Mme. Ristori et de Mlle. Rachel, échange de Racine et de Maffei, échange de Maria Stuart et Médée. Mais la traduction n'est pas un véritable échange de l'original, voici Maffëi en échange de Schiller; hélas! Patrocle pouvait très bien porter la lance d'Achille, mais il était incapable de la lancer.

Habent sua fata libelli. Quel sort étrange de drame! quelle métempsychose: la reine d'Ecosse immortalisée par un poète allemand, interprétée par une tragédienne sarde au public français!“

In der ferneren Auseinanderſetzung ſagte ich:

„Dans Jeanne d'Arc et dans Maria Stuart, Schiller le poète, ou Schiller le protestant, anima et entoura ses héroïnes avec toutes les poésies, avec toute la hauteur, avec toute la splendeur du catholicisme. Dans Jeanne d'Arc, Schiller changea la martyre en héroïne militaire; dans Maria Stuart il changea la femme enivrée de philtres, la femme à la couronne sanglante, en martyre.“

Es iſt ſonderbar! Erſt in dieſer Mißhandlung des Schiller'ſchen Dramas durch Herrn Scipio Maffei, erſt durch die Darſtellung in einer fremden Sprache ſind mir neue Anſichten über dieſe Tragödie geworden! Vielleicht eben deshalb, weil der Bearbeiter allen Schmuck der Poeſie, alle Maſchinerie der Perſonen und Staffagen unbarmherzig und unſinnig wegſchnitt und weil der Darſtellerin alles das fehlte, was die deutſche Gemüthswelt in dieſer Rolle zu ſehen gewohnt iſt, eben deshalb blieb meiner Beobachtung nur das rein Dramatiſche, die Aufgabe der Tragödie an und für ſich übrig! — Es iſt mir klar geworden, daß Maria Stuart eine der poetiſchſten Schöpfungen unſeres großen Dichters iſt, daß er hier mit allem Zauber der Sprache, mit aller Süßigkeit der Wehmuth, mit allem Glanz des Verſes, mit aller Heiligkeit des Chriſtenthums, mit aller Weihe der Verklärung das Kleid wob, welches er um die Schulter jener unglücklichen, rührenden, erhebenden und verſöhnenden „Maria-Magdalena-Stuart“ hüllte; daß aber „Maria Stuart“ als Tragödie nicht exiſtirt, daß „Maria Stuart,“ wie ſie in Schillers Drama vor uns lebt, keine Heldin einer Tragödie iſt und ſein kann. Die Handlung, die innere Handlung des Stückes iſt zu Ende, wie das Stück anfängt. Die Heldin iſt todt, wie ſie auftritt; wie der Vorhang zum erſtenmal in die Höhe geht, ſehen wir das Schaffot! Maria Stuart trägt fünf Acte hindurch ihr Haupt zum Schaffot! Fünf Acte lang geht Maria Stuart unter dem Beil des Henkers, bis ſie durch dasſelbe dieſen Leidensgang beendet.

Eine Gefangene, jeder Handlung unfähige Gefangene, fünf Acte lang im Kerker, die im Kerker hingerichtet wird, entbehrt jeder epiſchen, jeder dramatiſchen Handlung, und kann nur durch die ethiſche Größe, durch die moraliſche und ſittliche Durchſicht des Ganzen auf der Höhe der Theilnahme erhalten werden.

Aber mit welcher Schönheit, mit welcher Grazie, mit welcher Klarheit und Lieblichkeit, mit welcher Süßigkeit und Innigkeit der Empfindung, mit welcher Rührung, mit welchem Zauber der Reue, der Hingebung, der allesverklärenden Endlöſung hat Schiller dieſe Maria Magdalena ausgeſtattet! Die Wehmuth mit ihrem Reiz, die Liebe mit ihrem Nachſommer, die verlorne Königskrone mit ihrem nicht zu verblaſſenden Schimmer, die ſchmerzliche Sehnſucht der Gefangenſchaft, das menſchliche Erwachen und Aufraffen der Weiblichkeit in der Gefangenen und Königin der heuchleriſchen Eliſabeth gegenüber, der Blitz des Triumphes in Gegenwart ihres Geliebten, Grafen Leiceſter, die fromme und rührende Einkehr in ſich ſelbſt, die geläuterte Reſignation und Ergebung in das erkannte Strafgericht Gottes und endlich dieſes Einwickeln und Einhüllen in das Himmelsgewand der Religion wie ein weinendes Kind in die

Falten des Mutterkleides, Alles das rührt, reißt hin, erſchließt das Herz und die Thränenquelle, und macht das Werk zu einem der reizendſten, wirkſamſten des Dramas überhaupt.

Wie aber hat Herr Maffei dieſes Drama verunſtaltet!

An und für ſich komiſch iſt dieſe Namens-Umgeſtaltung! die hiſtoriſchen Namen italieniſirt: „Maria Stuarda!“ Talbot heißt: „Tabot,“ Mortimer heißt: „Mortimero,“ Cecil heißt: „Cecilio“ und ſo weiter. Alle Scenen des zweiten Actes, die des franzöſiſchen Geſandten u. a. hat Herr Maffei weggelaſſen. Daviſon iſt vom Bearbeiter ganz aus der Reihe der lebendigen geſtrichen worden, wodurch alſo die ſchönſte Scene, welche Eliſabeths Tartüffismus ſo recht enthüllt, ganz wegfällt. Endlich hat Herr Maffei auch den ganzen Schluß des Stückes fortgelaſſen und das Stück endet mit Leiceſter's Monolog.

Ich weiß, auch deutſche Dramaturgen haben dieſe faſt alberne Amputation dieſes Stückes verſucht, und das zeigt nur, daß der Unverſtand kein Vaterland hat, daß die Bornirtheit eine kosmopolitiſche Perſon iſt!

Die Originalſchlußſcene, in welcher Eliſabeth allein bleibt, in welcher Talbot ſein Amt ihr zu Füßen legt, in welcher Leiceſter „zu Schiff nach Frankreich“ geht, das iſt die Scene, in welcher die Nemeſis ihre Waltung antritt, in welcher dem Hörer und Beſchauer die Gewährleiſtung wird, daß jede ſchnöde Miſſethat im

Buſen des Thäters eine Saat voll Dornen legt, die früher oder ſpäter als rächende Geiſter ſich nach ſeinem Innern kehren!

Eliſabeth, allein gelaſſen, verlaſſen von Treue und Liebe, die Eumeniden im falſchen Buſen, ſteht am Ende da wie das lebendige Ausrufungszeichen nach dieſem Schlußſatz der ewigen Vergeltung! —

Es war ein ſchöner Anblick, dieſes „Theâtre italien“ an dieſem Abend! Alles, was Paris an Glanz, an Schönheit, an Glorie, an Reputation, an Intelligenzen hat, Alles war da! Und die Literatur! Und die Kritik!

„Pfeifen für uns!“ ſagt Peter in „Menſchenhaß und Reue,“ und ich ſagte wie Peter: „Ein Abend für uns!“ Wir waren alle beiſammen da: Lamartine, Dumas, Theophile, Gauthier, Jules Janin, Girardin, Philarete Chasles und — Saphir.

Die erſten zwei Acte gingen la la! Ich kam nach dem zweiten Acte im Foyer mit der franzöſiſchen Kritik zuſammen, da war der Erfolg des Stückes ſowohl als der Riſtori noch unentſchieden! Und warum?! Sonderbare Menſchen! Weil das gedruckte Stück noch nicht da war! Das Publikum wußte ſich nicht aus! Erſt vor Beginn des dritten Actes brachte Herr Michel Levy das gedruckte Buch in italieniſcher und franzöſiſcher Sprache, und von da an war der Erfolg entſchieden, brillant!

Dumas war im Foyer ganz untröſtlich, daß die

Riſtori in dieſem Stück kein „Furore“ machen kann! Ich tröſtete ihn und die Andern, und ſagte: „Geduld! Ich verbürge den Erfolg des Stückes und der Riſtori im dritten und letzten Act!“

Und ſo war's! Vom dritten Act an hatte Jeder ſein Buch, dieſen verſtümmelten Schiller, in der Hand, und Schiller und Maria und Riſtori gingen höher und höher, und ein unerhörter Succès begleitete die ganze Darſtellung.

Ich war früher auf der Bühne bei der Riſtori, und legte ihr meinen unſterblichen deutſchen Dichter an's Herz, ich verſprach, nach der Vorſtellung wieder zu kommen, — aber ich kam nicht. —

Ich möchte nicht ungerecht ſein, ich glaube, uns Deutſchen fehlt vielleicht das Verſtändniß dieſer Art italieniſcher Darſtellungskunſt! Und nun beſonders in dieſer Rolle, die ſich in uns ſo hineingedeutſcht hat, und in die wir uns ſo hineingedeutſcht haben! In dieſer Maria, mit welcher wir groß gewachſen ſind, iſt es uns vielleicht nicht möglich, ganz unparteiiſch zu ſein.

Ich habe die Rachel (in Wien) als Maria Stuart (von Lebrun) geſehen und die Riſtori hier; wenn ich nun ſage, die Maria unſerer deutſchen Künſtlerinnen iſt edler, iſt inniger, iſt wahrer, iſt gemüthtiefer u. ſ. w., ſo iſt das vielleicht das Urtheil der „ſüßen Gewohnheit!?“ —

Ich ſage daher nur als individuellen Eindruck und nicht als Urtheil: Mir hat die Riſtori im Ganzen als

Maria weniger zugeſagt. Einzelne Momente waren unbeſchreiblich ſchön, z. B. wenn ſie vor Eliſabeth niederkniet und die Worte ausruft: „il nume adoro!“ („die Gottheit bet' ich an, die Euch erhöhte!“) ſpricht ſie mit einer Heiligung, mit einer Reſignation, mit einer De- und Wehmuth, welche unbeſchreiblich iſt. Der Moment, in welchem Maria Stuart trunken von Rache und Sieg der Rache, und im Triumph, die Nebenbuhlerin der Krone und die Nebenbuhlerin der Liebe vor den Augen Leiceſter's gedemüthigt zu haben, ausruft:

„Io l'abbassai agli occhi di Ruberto alfine!“
(„Vor Leiceſter's Augen habe ich ſie erniedrigt!“)

war von ungeheurer Wahrheit und Wirkung! Da war das Weib, das entköniginte Weib, das leidenſchaftliche Weib, das eiferſüchtige Weib, das eitle Weib, das racheſättigte Weib in dem höchſten Aufſchrei ſeiner tigerhaften Sättigung.

Die Kritik hier bot einen beſonderen Anblick bei der Beurtheilung dar.

Ich rede zuerſt von „Jules Janin“. Jules Janin iſt der Großmeiſter der hieſigen Kritik. Seit langen, langen Jahren ſtets friſch, ſtets geiſtreich, ſtets voll Kraft und Grazie, ſtets voll Scharfſinn und Eloquenz, iſt er noch immer der Alleinherrſcher im Reiche der wahren Kritik. Er iſt unerſchöpflich, er bietet jeden Montag dem Leſer ein Gabelfrühſtück, mit Blumen und Grazien, heute ein gründliches Urtheil, morgen eine beredtſame Auseinanderſetzung, bald ein Bouquet, bald eine Geißel u.ſ.w.

Jules Janin alſo hat unſerem Schiller am meiſten Gerechtigkeit widerfahren laſſen, obſchon ich mit ihm darin nicht einverſtanden bin, daß er den zweiten Act als ganz überflüßig, als einen hiſtoriſchen Auswuchs dieſes Stückes betrachtet.

Er ſagt vom dritten Act:

„Oui! et je ne crois pas que, même dans un drame de Sophocle, au pied du Cythéron, quand la nature entière est de moitié dans la douleur du poëte, aux souffles vivifians du Pinde, aux murmures de la claire fontaine, rien se puisse comparer à ce hasard arrangé, à cette rencontre, au milieu des bois, entre le trône et l'échafaud, de ces deux femmes si cruellement ennemies, parce qu'elles devaient s'aimer comme deux soeurs, Elisabeth et Marie Stuart! Lui-même, Schiller, s'il n'eût arrangé que cette rencontre en ce moment, dans cet espace, au feu de ces rayons et de ce clair soleil sur lequel la prison jette une ombre funeste, s'il n'eût fait que le troisième acte de Marie Stuart, qu'il serait encore au premier rang des poëtes dramatiques!"

Ganz im Gegenſatz findet der Kritiker im „Siècle" den „zweiten Act" meiſterhaft, „plein d'intérêt, quoique Marie n'y apparaisse pas."

Theophile Gauthier, der Schwätzer, der Jules Janin abgeſehen hat, „wie er ſich räuſpert und wie er ſpuckt," aber nichts von ſeinem Geiſte, nichts von ſeiner Eloquenz u. ſ. w., Theophile Gauthier ſagt im „Moniteur“:

„La traduction de Maffei est excellente!“

Seine Verſe, ſagt er, ſind „dans un bon ton de drame!“ Paff!

Einen Jux will er ſich machen. — Ein Wiener „Weinberl“ in Paris.

Es gibt Augenblicke im Pariſer Leben, in welchen man aus Paris und aus der Haut fahren möchte. Da der Menſch aber nicht ſobald ein zweites Paris und eine zweite Haut findet, von welcher er ſicher weiß, er würde ſich beſſer in ihnen befinden, ſo fährt der Menſch nicht aus Paris und nicht aus der Haut, aber ſein innerer Menſch iſt ein „kranker Mann,“ in dem ſich Ueberdruß, Langeweile, Ermüdung, Heimweh u. ſ. w. zu theilen ſuchen.

In ſolchen Augenblicken des Pariſer Lebens hat der Engländer ein gutes Mittel, ein unfehlbares Mittel: er geht ins „bois de Boulogne“ und hängt ſich auf! Die Engländer ſind immer practiſch! Gibt e gegen die Langweile ein beſſeres Mittel als ſich aufhängen? Andere Leute ſpielen Domino, wenn ſie ſich langweilen oder gehen in's Theater! Wie lange dauer das? Aufhängen, das hält für die Ewigkeit!

Was muß alles einem andern Menſchen vorkommen, bis er dieſes einfache Hilfsmittel ergreift! Er muß unglücklich lieben, eine böſe Frau haben, falſche Wechſel oder Veruntreuungen gemacht haben u. ſ. w. bis er zu dem „concierge“ des Lebens, „zum Tod,“ wenn er vom Leben herausgehen will, ſagt: „la corde! si'l vousplait!“ Aber der Engländer ſucht nicht lange um ein Mittel, er ſagt: „Was willſt Du in die Weite ſchweifen, ſieh, das Gute liegt ſo nah!“ Das „Gute“ iſt ein ellenlanger Strick und ein drei ellenhoher Baum! Welche einfache Maſchinerie!

Man hat zwar Beiſpiele, daß ſich Nicht-Engländer auch in Paris aufgehängt haben, aber es iſt ein großer Unterſchied! Der Engländer, bevor er ſich aufhängt, bezahlt er ſein Quartier auf einen Monat voraus! Er berichtiget alle ſeine Rechnungen und legt in ſeinem Zimmer die Adreſſe des Baumes hin, an welchem er ſich aufhängen wird, ob im erſten Stock der Zweige oder im zweiten Stock u. ſ. w.; während die andern Nationalitäten, wenn ſie einmal den Entſchluß gefaßt haben, ſich vermittelſt eines Strickes mit „erhöhtem Character“ in den ewigen „Ruheſtand“ zu verſetzen, auf ſolche irdiſche Dinge nicht viel Rückſicht nehmen! Der arme Sterbliche nimmt ja ſo nichts mit in die Ewigkeit als ſeine Paſſiva!

Solche Betrachtungen anſtellen, lieber Leſer, iſt ſchon ein Beweis von Langeweile, und Langeweile in der Fremde iſt noch langweiliger als Langeweile zu Hauſe, wo alles darauf eingerichtet iſt!

Alſo ein ſolcher langweiliger Tag war vor einigen Tagen. Ich ſollte am Tage darauf bei Lamartine eine

Vorleſung hören! Der große Dichter, der merkwürdige Staatsmann, der liebenswürdigſte und tugendhafteſte aller Menſchen, der hinreißendſte Redner hatte uns zu einer „Vorleſung“ eingeladen, in ſeinem kleinen aber reizenden Häuschen der „rue ville l'Evêque,“ er wollte einem Kreis von Schriftſtellern ein ungedrucktes Werk von M. Sarrans über das erſte Kaiſerreich leſen.

Das war morgen! Aber deſto ſchlimmer die Zeit bis morgen! Ich war des Geſurres in der Induſtrieausſtellung müde, ich hatte den Nachmittag über geſchrieben und ging ganz ſchachmatt in die elyſéeiſchen Felder.

Alſo ein ſolcher Augenblick der Pariſer Langeweile war es, als ich wie Wallenſtein „gedankenlos an einem Baume ſtand und hinausſah in die weite Ebene!“

Es rollte und wogte um mich her, Seide und Atlas rauſchten, Equipagen und Damen mit ganzen Poſtzügen in den Augen fuhren auf und ab, Geſtalten ſchwachen Geſchlechtes huſchten an mir vorüber, heiße Blicke, heiße Worte und heiße Athemzüge ſtreiften meine Wangen, da überkam mich das Neſtroy'ſche „Verfluchtekerlgefühl“ und mein innerer Menſch ſagte: „Einen Jux will er ſich machen!“ Wenn vor 20 Jahren mein innerer Menſch beſchloß, ſich einen Jux zu machen, ſo ſagte mein äußerer Menſch gleich: „Halb Part, Schütze! ſo will ich ſchweigen!“ allein ein innerer Menſch von 30 Jahren, der in einem äußern Menſchen von 60

Jahren logirt, der ſtoßt bei der Entrepriſe des Juxmachens auf einige Difficultäten!

Indeſſen mein äußerer 60jähriger Menſch iſt ein guter Menſch, er gibt dem innern 30jährigen nach! Der Kluge gibt nach!

Mein äußerer Menſch arrangirte ſich alſo zum Juxabend!

Ein junger Menſch und ein Hund brauchen ſich nur zu ſchütteln und ſie ſind in voller Toilette, aber ein ſechszigjähriger Juxcandidat, da braucht's viel Hilfstruppen und friedliche Kriegskünſte!

Aber mein Talisman heißt: „la cravatte blanche!“ In der weißen Halsbinde bin ich jung! friſch gewaſchen und geſtärkt!

Und alſo ausgerüſtet und mit vierzig Francs Nachtkoſten beſchloß ich nach „Mabille“ zu gehen, zu lieben, zu ſchwärmen und — zu tanzen, wenn's ſein muß!!! Gott erbarm'!

Ich ſah mich an und war mit mir zufrieden, ich ſagte von mir wie von Don Baleros!

„Ein Mann, der ein alter Löwe zwar,
Aber dennoch immer Löwe war!“

Im „Bal Mabille“ war beaujour, d. h. Sonnabendball; die andern Montag- und Mittwoch-Mabille-Bälle ſind ordinär.

Dieſe Sonnabendbälle im Mabille ſind die hohen Feſte der „Loretten,“ der „Griſetten,“ der „Arthurs“ u. ſ. w.

In dieſer Welt herrſcht eine ganz eigene Sprache! Die „Lorette“ ſagt nicht: „Heute wird die „élite“ da ſein,“ oder „heute wird es „fashion“ ſein, ſondern ſie ſagt: „Heute iſt „réunion de l'élite de la fashion!“

„Mabille“ iſt „Sperl“ mit „Dommayer“ multiplicirt, mit dem „grünen Thor,“ dem „großen Zeiſig“ und der „Bierhalle“ noch einmal multiplicirt, mit „Stuwer“ und „Strauß“ und „Fahrbach“ ausgeſtopft. Es iſt ein brennender Garten, ein flammender Wald, eine tanzende Orangerie, ein taumelnder Park, ein beleuchtetes Märchen, ein Tempel der Odaliſken, eine „Verlornekinder-Bewahranſtalt!“

Dieſer hängende Garten liegt ironiſcher Weiſe des Zufalls in der „Witwen-Allee,“ und man findet deshalb auch in dieſem walzenden Wald faſt lauter „Witwen!“ Dieſer Luxus an Witwen in Paris iſt enorm: Lauter künſtliche Witwen! Es iſt vielleicht die witzigſte Stelle in „demi-monde“ vom jungen Dumas, wo er eine Jungfrau ausrufen läßt: „Es iſt zwar ſehr ſchwer, einen lebendigen Mann zu bekommen, aber es iſt noch ſchwerer, ſich einen todten Mann zu verſchaffen!“

Mir ſelbſt wurde von meinem franzöſiſchen Freund L. P. im Mabille eine Witwe vorgeſtellt: „La comtesse de Soubise.“ Das iſt doch wenigſtens der Mühe werth! Wenn man ſchon Witwe iſt, ſo ſei man eine vornehme Witwe! Der todte Mann proteſtirt nicht!

Es war halb 11 Uhr, als ich durch die farbenflammenden Arcaden Mabille's eintrat. Der Thurm, um welchen ſich die „cavaliers à cinq francs“ mit ihren „freien Damen“ nach dem Directorialbogen des Walzer-Orpheus in Spirallinien drehten, war in voller tönender Thätigkeit!

Ich betrachtete noch einmal dieſe phrygiſchen Tänze, dieſe carrikirten Poſituren, dieſe lasciven Stellungen, dieſe Flankenbewegungen, dieſe Kittelwerferei, dieſe bizarren Luftſprünge, dieſe Gliederkrämpfe nach Tanztacten, alle dieſe Variationen des „Cancans,“ die mit kleinen Umſchreibungen der „police correctionnelle“ zu entgehen ſuchen.

Als ich ſo daſtand und zuſah, ſtreifte eine „Rose-pompon“ an mir vorüber. Eine Rose-pompon bezeichnet in der ganz eigenen Sprache dieſer Bälle und Loretten eine aufgeputzte Schülerin Epicurs, die von der Schönheit nichts als die Erinnerung, von der Jugend nichts als das Heimweh übrig behielt, und die gehend, kommend, die Menge durchſchneidend, die Zuſchauer zertheilend, hie und da Jemand ein Wort ins Ohr flüſtert; ſie flüſterte auch mir etwas in’s Ohr, allein mein deutſches Trommelfell tönte von dieſen Schlägeln nicht wieder.

Ich verließ dieſen babyloniſchen Thurm, um mich in die grünen, halbbeleuchteten Räume und Laubgezelte der Erfriſchungen zu begeben. Da im Mittelpuncte des Gewühls hör’ ich rufen: „Herr von Saphir!“ In meiner bekannten Blindheit geh’ ich dem Tone nach, trete einigen Damen auf die verwitweten Hühneraugen, ſtolpere über die chineſiſchen kleinen Tiſche und nahe mich dem Orte, wo der „irdiſche Ruf an mich erging!“

Ich erblickte ein „Wiener Weinberl!“ Es war ein Herr von „Plempel“ — ich will ihn ſo nennen und den Leſer bitten, kein Original dazu zu ſuchen. — Ich hatte in Wien nicht das Vergnügen, den Herrn von Plempel näher zu kennen. Er iſt ein guter Mann, ein „beau!“ Sein Kopf riecht hübſch, und wenn es ſich um Haare handelt, ſo war ſein Kopf, um gerecht zu ſein, dem meinigen bei weitem überlegen! Die Naturgeſchichte rangirt den Herrn von Plempel in das Geſchlecht der „in Sortiments-Macher.“ Aber wenn er Tuch, Seide, Leinen, Wolle, Leder u. ſ. w. aſſortirt hat, ſo iſt er auch Schöngeiſt! Er macht in Komödiantinnen und Tänzerinnen, er ſortirt Entréebillets und kennt verſchiedene Kritiker; ſeine Cravatte iſt das, was man nicht immer von ſeinem ſonſtigen Weſen ſagen kann: tadellos, ſein Gilet bildet den Uebergang von der „Pudel“ in den „Salon“ und ſeine Converſation trägt er in kleinen und großen Packeten unter dem Arm! Er iſt Dilettant auf dem Dominoſpiel, liebt die ſchönen Künſte, wenn ſie etwas einbringen, iſt Vortänzer in den ſchönſten viereckigen Cirkeln und ſpricht franzöſiſch wie gefrornes Waſſer. Er hat ſich vom Geſchäft zurückgezogen, obſchon Andere ſagen, das Geſchäft hätte ſich von ihm zurückgezogen, und in einem Moment, wo der Rentier zuweilen von großen Inſpirationen befallen wird, fiel es ihm ein, die „Pariſer Welt-Induſtrie-Ausſtellung“ zu beſuchen.

Er kam und ſah und ging in Mabille! Weinberl le second! Weinberl à Paris! Weinberl à Mabille! Weinberl in der Lorettengrube! Weinberl ſtrahlend wie ein braungebratener Faſan!

Wie geſagt, ich hatte Weinberl-Plempel in Wien nicht die Ehre näher zu kennen. Allein in Paris glaubte ſich das Wiener Weinberl berechtigt, mit dem Wiener Saphir Mabillenſchaft zu trinken! Vielleicht hatte er eine Ahnung, daß ich mir heute „einen Jux“ machen wollte nnd ſeine Weinberl-Ahnung gab ihm Muth.

Mein Wiener Weinberl ſaß zwiſchen zwei — Damen, wovon die eine ein „Weibsbild“ und die andere eine „verwitwete Mamſell“ war.

Weinberl ſtellte mich den Damen vor: „Monsieur de Saphir! Vous ne connaitre pas? Grand Musje dans Wien!“ Die Damen nickten lachend und die eine ſagte: „J'vois bien“ Weinberl fuhr fort: „Poèt! o! poèt grand! très grand! homme public!“

Ich machte mich nun an die Aufgabe, dieſen Damen zu erklären, was Weinberl unter „homme public“ verſteht. Die Damen lachten, aber ich ſah, daß die Damen noch ganz „trocken“ ſaßen. Mein Weinberl nämlich hat ſich von Wien auch vielleicht nur zwei Gulden mitgenommen, und ich erwartete jeden Augenblick, er würde, um ſeine Damen zu fetiren, ausrufen: „Garçon! un Beuſchel!“

Weinberl, obſchon vom Geſchäft zurückgezogen, hat doch den Geſchäftsgrundſatz beibehalten: „Flauſen mit Luſt gefüllt!“ Er machte gerne den „plattirten Cavalier,“

den „Tauſendſappermenter,“ aber wohlfeil! ſpottwohlfeil! Die Damen wollten „Erfriſchungen;“ Weinberl ſah in ſeinem kaufmänniſchen Geiſt die ganze Ausdehnung dieſes Wortes ein, aber er erſchrack noch mehr, als eine von dieſen beiden Grazien ſagte: „Aussi nous voulons bien accepter une consommation!“

Weinberl war am Ende mit ſeinem Lateiniſch! Er fragte mich, was eine „consommation“ iſt, ich rechnete ihm ein Souper für 100 Francs zu drei Perſonen vor. Aber Weinberl bleibt bei „Erfriſchungen,“ und da Weinberl auch in Witz macht, ſo ſagte er auf gut Weinberliſch zu den Erfriſchungsliebhabern: „Comme je n'étais non pas si bonheur de vous faire chauffer je veux vous faire froid!“

Weinberl wollte nämlich ſagen, „da er nicht ſo glücklich war, ihnen heiß zu machen, ſo will er ſie doch abkühlen,“ und er ſagte ungefähr: „Da ich nicht ſo glücklich war, ſie zu heizen, ſo will ich ſie kalt machen.“

Nach dieſer losgelaſſenen Dummheit warfen die lieblichen Griſetten ihre Damen-Masken ab, und die Eine, ein Stück „filet de mouton“ in einen roſenrothen Luftballon geſteckt, ſagte in ihrem Naturlaut: „Pouah! que c'est fade! Garçon! du rhum! — „Et moi,“ ſagte die Andere, „je prendrai du champagne frappré et de l'absinthe!“ (Die Loretten und Griſetten können ſelbſt bei Champagner nicht ohne „Rhum“ und „Abſinthe“ ſein.)

Weinberl wurde blaß und ſtotterte: „Ah! Champagnervin et absinthe, ce n'est pas santé!“

Die Lorette. „Extrêmément drôle!“ und indem ſie ſich an mich wendet „qu'en ditez-vous Monsieur l'homme public“?

Ich fühlte Mitleid mit den 40 Francs in mir, und hatte nicht Luſt, Herrn Weinberl aus der Tinte zu ziehen. Ich ſagte nichts als: „Mon ami a accepte la douce mission dont vou avez eu la bonté de le charger, vous pouvez-vous-y fier!“

Die andere Lorette fragte mich: „Ah ça! d'où sort-il, ce cantaloup?“ (Wo kömmt denn dieſe Wurzelmelone her?) Man muß den Dictionär dieſer Perſonen kennen, um zu wiſſen, daß „Cantaloup“ ein „Dämlakel,“ ein „Knaſterbart,“ ein „Strunk“ u. ſ. w. heißt.

Weinberl roch Lunte und ſagte: „Herr von Saphir, wollen Sie nicht einen Augenblick da bleiben, ich komme ſogleich wieder!“

Ich ſah Weinberl an, mein Blick tauchte in ſeine innerſten Gedanken, und in dieſen ſah ich mit Fracturbuchſtaben geſchrieben: „Ich mach' mich auf die Strümpfe!“

Ein raſcher Entſchluß ward von mir raſch gefaßt und raſch ausgeführt: „Bon soir, Mesdames!“ Und mit einer kühnen Mittelſchwenkung war ich aus dem Reich Weinberls und ſeiner „Erfriſchungs-Theorien.“

Als ich wieder zu den tanzenden Gliedermännern zurückkam, ſah ich mehrere Wiener „Expoſans“ mit Lorgnetten und Lorgnons die Runde machen.

Da erblick' ich im Halbdunkel eine weibliche Geſtalt mit einem Mann auf einer Gartenbank ſitzen. Die Lichtfunken, die durch das Blattlaub auf dies roſige Antlitz fielen, machten es noch roſiger, ihr Auge leuchtete vom ſüßen flüßigen Feuer, die Lippen wie zwei Roſenknoſpen, auf welchen die Liebesgötter Küße träumen. Es war das einzige ſchöne Weib in dieſem Wirrwar von welken Schönheiten und verblaßten Sünderinnen, ſie fiel mir auf; es fiel mir ein: „Ich wollte mir heute einen Jux machen!“ Ich gehe auf die „türkiſche Poſt,“ um einen Brief, einen Telegraph an dieſe Mabille-Schönheit zu ſchicken; ich gehe nämlich zu der „Bouquets-Hütte“ und kaufe ein Bouquet, einen „Selam,“ einen Blumentelegraph, und ſende ihn mit der ambulanten Blumenpoſt, mit Madame Margot la bouquetière, an die Adreſſe: „Das iſt ſo Herrenrecht zu Mabille!“ Ich ſetze mich von weitem, um zu ſehen, welchen Eindruck meine Liebesworte in Camelien, meine Seufzer in Reſeda, meine Wünſche in glühenden Nelken u. ſ. w. hervorbringen werden.

Die kleine Poſt kam an, — die Dame lächelt und zögert, aber ihr Begleiter, ein unerwarteter Othello, ſpringt auf, fragt Mad. Margot, wer dieſe Sendung gemacht hat? — Mad. Margot denuncirt mich, der Mann ſtürzt auf mich zu, ſieht mich an und ruft aus: „Ach Herr von Saphir, das freut mich! Ach das iſt ſchön von Ihnen! Kommen Sie, der Spaß iſt wieder ganz Saphir!“ Er nimmt mich beim Arm, zieht mich zu der Schönen hin und ſagt: „Sieh' da, das iſt Herr von Saphir, von dem ich Dir ſo viel erzählt hab'! Das iſt ein guter Spaß, wie er hier unſere Bekanntſchaft erneut!“ Die Frau war höchſt zuvorkommend. Ich konnte nicht fragen „wer ſind Sie?“ da der Mann ſo ſehr bekannt that! Ich wendete das Geſpräch hin und her, aber ich konnte nichts erfahren. Aber ich habe ſie auf Dienſtag zu einem Mittagseſſen eingeladen, da werde ich wohl das Ding erfahren.

So endet meine Juxmacherei mit einem Bouquet für 8 Frcs. an eine Dame, die ich nicht für ſo viel Dame hielt, als ſie leider zu ſein ſcheint!

Weinberl aber wird mir wohl noch unterkommen!

Paris, 7. Juli 1855.

„Nordſtern“ — „Prophet“ — Der Elephant, der eine Nachtigall geſchluckt hat, d. h. die Alboni. Der franzöſiſche Sänger, der deutſches Gemüth geſchluckt hat, d. h. Roger.

Es waren zwei heiße Nächte! Erſt der „Nordſtern“ mit Dlle. Ugalde, dann der „Prophet,“ die Alboni als Fides, und Roger feierte ſeine Rentrée als Jean oder Johann von Leyden. Es iſt ganz richtig, die „Hugenotten“ ſind eine Epopöe, ein muſikaliſches Heldengedicht;

„Robert“ iſt eine romantiſche Höllenfahrt; der „Prophet“ aber iſt eine Kathedrale, ein gothiſcher Muſiktempel, erhaben und romantiſch, coloſſal in der Conception und im Grundbau, und wunderſam pittoresk in Verzierungen, Haut- und Bas-reliefs.

Der „Nordſtern“ Meyerbeer's iſt das, was die „luſtigen Weiber von Windſor“ Shakeſpeare's ſind: ein Capriccio, ein genialer muſikaliſcher Muthwille.

Wir hätten in Wien den „Nordſtern“ hören ſollen, ungünſtige Götter vereitelten es. Ich habe jetzt den Nordſtern hier gehört; die Ugalde ſang die Katherine höchſt mittelmäßig! Sie erhebt ſich weder im Geſang noch im Spiel zu einer bedeutenden Höhe, im dritten Acte iſt ihre Conception ſowohl wie ihr Geſang matt, geiſt- und farblos. Es fehlt der Madame oder Demoiſelle Ugalde alle und jede künſtleriſche Auffaſſung, ſie vergoldet auch nicht einen Ton, nicht einen Moment mit dem Strahl geiſtiger Conception.

Die Rückerinnerung iſt ein Unglück! Die „Jenny Lind“ und die „Ugalde“ — die „Flöte“ und die „Clarinette“ — der „Nachtigall“ und die „Spottdroſſel!“

Der darauffolgende Abend war ein Feſtabend! Roger trat wieder zum erſtenmale in der großen Oper auf, die Gefahr lief, ihn ganz zu verlieren! Mit ihm kam die Alboni.

Ich will erſt von der Alboni ſprechen.

Es ſind einige Jahre, daß ich die Alboni nicht hörte und die Zeit hat die Alboni auch nicht unberückſichtigt gelaſſen. Die Zeit kümmert ſich nicht um „Feuilletons und „Claque," und beſonders an der menſchlichen Stimme geht ſie ſelten vorbei, ohne eine Blüthe, ein Bischen Schmelz, ein Bischen Wohlklang abzuſtreifen. Die Stimme der Alboni hat ſeit einigen Jahren ihren Tribut redlich an die Zeit bezahlt. Es ſcheint, daß ſie dieſes auch fühlte und ſehr befangen war, denn die erſten Acte gingen nicht ohne einige Schwankungen, ohne einige Distonirungen vorüber.

Die hieſige Kritik, die ſehr galant iſt, ſagt von dieſer hörbaren Einbuße an Stimme: die Alboni „hat ihre Stimme geſchont!" (un peu menagé ses moyens!)

Im dritten und vierten Act war ſie kalt; wunderbares Scaliſiren in Fioriturformen, kühn und vollendet, von unerreichbarer Schönheit, lieblich und ſüßtönig dieſe Marmorruhe der dramatiſchen Geſtaltung. Aber im fünften Act zog ſie alle Schleuſen ihrer epiſchen Geſangskraft auf und alle Regiſter ihrer immer noch wunderbaren Stimme, und aus der tiefen Menſchenbruſt ſang ſie heraus die gewaltige Wehmuth und den dämoniſchen Schmerz, und ein Blüthenregen von weichen, ſchmelzenden, in die Seele tropfenden Tönen entſtrömte dem Zauberſchacht dieſer innigen heißflüßigen Stimme! Ich kann von dieſem ihren Geſang im letzten Act nichts ſagen: ſie ſang nicht zu Liebe Meyerbeer's, nicht zu Liebe des Publikums, nein, ſie ſang zur Ehre Gottes, der eine ſolche Stimme ſchuf, zu Luſt und Leid', zu

Süßigkeit und Wehmuth, zur Vergeſſenheit des Irdiſchen auf Erden! —

Ich erſpare es, von dem enormen Erfolg dieſes Schlußactes zu ſprechen. So iſt die Alboni: der Elephant, der eine Nachtigall geſchluckt hat!

Roger aber iſt ein franzöſiſcher Sänger, der einen Deutſchen geſchluckt hat! d. h. nicht den Deutſchen mit ſeinem Phlegma, nicht den Deutſchen mit ſeiner künſtleriſchen Trägheit, ſondern den Deutſchen mit ſeiner intenſiven Auffaſſung, den Deutſchen mit ſeiner Gemüthstiefe, den Deutſchen mit ſeiner hohen Redlichkeit der muſikaliſchen Characterzeichnung.

Roger beſitzt an Geſang die franzöſiſche Eleganz, die ſinnliche Schönheit, und die deutſche Redlichkeit nie das künſtleriſche Ebenmaß zu ſprengen oder zu verletzen. Vom erſten Laut ſeiner Darſtellung bis zum letzten iſt er muſikaliſche Dramatik und dramatiſche Muſik.

Wie ſicher und wie ruhig, wie impoſant beherrſcht Roger im „Propheten“ dieſe Maſſengruppirungen der Töne, wie treu und gewiſſenhaft, wie ausdrucksvoll und mächtig malt er den muſikaliſch-hiſtoriſchen Gedanken!

Seine ganze Darſtellung iſt ein geſchloſſener Organismus, und bei aller Fülle ſeiner Innerlichkeit, bei aller Mächtigkeit ſeiner Empfindung läßt er ſich doch nie zu einem dramatiſchen Mißbrauch ſeiner Kraft verleiten.

Es iſt wahr, es gibt mächtigere, coloſſalere Stimmen als die Roger's, — ich nenne hier beſonders unſern unübertrefflichen Steger, — es gibt Stimmen von einer blendenden äußern Kunſt des Geſanges.

Aber Roger iſt mehr als Sänger, er verſchmäht es oft, ſeine herrliche Stimme in ungebändigter Willkür walten zu laſſen. Roger weiß, daß die Oper, die Rolle, der Character nicht geſchaffen ſind, um die Stimme daraufzuhängen und auszulüften, ſondern daß die Stimme da iſt, um die Rolle, um die Oper zum Verſtändniß zu bringen.

Wenn wir die großen Schauſpieler, Tragiker u. ſ. w. ſtudiren, wenn wir einer Rachel, einer Riſtori, einer Rettich mit tiefer Beobachtung folgen, wenn wir einen Talma, einen Kean, einen Seydelmann u. ſ. w. mit Aufmerkſamkeit ſtudirt haben, ſo finden wir, daß auch die tragiſchen Menſchendarſteller oft mehr durch ein Zurückhalten der Stimme wirken, als durch ein ungezügeltes Aufſchreien, daß jene Muſter des hohen Drama's oft durch eine Senkung des Tons, durch ein Fallenlaſſen der Stimme eine größere dramatiſche Wirkung, einen ergreifenderen Eindruck hervorbrachten, als durch den ſteten Ausverkauf der Stimme in ihrer ganzen Naturkraft.

Wenn wir Herrn Joſeph Wagner und Herrn Ludwig Löwe in tragiſchen Rollen ſehen, ſo wird keinem Kritiker von Gewiſſen und Erkenntniß, keinem Publikum von Intelligenz einfallen, den Werth, die Innerlichkeit ihrer Leiſtungen nach dem Gewicht der Stimme zu taxiren! Der hohle Verbrauch, den Herr Wagner mit ſeiner Stimme betreibt, das materielle, ungeregelte Aufarbeiten dieſes Materials benimmt den Leiſtungen Wagner's alles Künſtleriſche, alles Dramatiſch-Richtige, wirft die Rolle und den Character als Block, als geſtaltloſen Klumpen in das Publikum. Ludwig Löwe aber, der Zunft der Lufterſchütterer entronnen, gibt die Rolle, den Character oder die Geſtalt entwickelt, in allen Theilen harmoniſch geformt und durch den Künſtlerſchlag des Meiſters zum Leben berufen. Man trompetet weder in dem Drama noch in der Oper eine Rolle von Anfang bis zu Ende, man reitet weder im Drama noch in der Oper blos auf völlig und immer aufgeriſſenen Stimmregiſtern in die Bahn des wahrhaft guten Erfolges hinein. Mit wie anſcheinend wenig Mitteln, mit welchen kleinen Nuancen bringt Ludwig Löwe oft die echten, die wahren Eindrücke und Wirkungen hervor, denn bei ihm iſt die Intelligenz die Herrſcherin der Stimmmaſſe; er weiß, daß nicht im Aufſchrei des Tons, ſondern im Colorit des Tons, in der Beſeelung des Tons ſeine Gewalt, ſein Zauber liegt; und darum ſind die Leiſtungen Löwe's immer Kunſtſchöpfungen, während die Wagner's ſtets den Bodengeſchmack des Gewerkes an ſich tragen.

So iſt es auch mit Roger. Roger iſt die Intelligenz des Geſanges ſelbſt; er überſetzt den Ideengang dieſer Noten, die oft kaum zuſammenhängende, oft durchriſſene Reihe von Recitativen, Arien, Chören, Dialogen u. ſ. w. in ein zuſammenhängendes, innig harmoniſches, verſchmolzenes und logiſchbedingtes Ganze, in eine vollkommene, durchaus runde und geiſtdurchglühte Geſtaltung.

Parlando und Arien, Motiv und Harmonie, kurz alle klaffenden Gegenſätze einer Oper löst das Genie und die mächtige, geiſtige Potenz Roger's in ein harmoniſches Enſemble von Stimme und Spiel, von Licht und Schatten, von Form und Kern auf, und bringt den wahren, verborgenen, muſikaliſchen und dramatiſchen Inhalt ſeiner Rolle in einem glänzenden Gußbild an's Tageslicht.

Ich habe ſchon geſagt, Roger iſt Franzoſe und Deutſcher! Er ſingt als Franzoſe, aber die Leichtfertigkeit, die Oberflächlichkeit der franzöſiſchen Geſangs-Manier hat er mit der declamatoriſchen Würde des deutſchen Styls vertauſcht.

Die franzöſiſchen Sänger und Sängerinnen ſind größtentheils techniſche Sclaven der Compoſiteurs, von künſtleriſcher Selbſtſtändigkeit neben dem Compoſiteur iſt ſelten die Rede. Die Cruvelli ſelbſt, Geymard (der ganz ſchwach iſt) u. ſ. w., es ſind nichts als weiße ſingende Sclaven in den Notenpflanzungen ihrer Compoſiteurs. Da iſt von ſelbſtſchaffender Mitwirkung keine Spur; ſie gehorchen notenſtäblich den Muſikſtücken; von einem Auflöſen der muſikaliſchen Richtung in eine unmittelbare Natureingebung iſt bei ihnen keine Spur.

Roger iſt der Einzige, welcher in voller Selbſtſtändigkeit ſeines Talentes, im vollen Bewußtſein ſeiner

Kraft der vorgezeichneten Rolle, dem vorgezeichneten muſikaliſchen Charctergang, die Wahrheit und die Geſtalt einer Selbſtſchöpfung, einer eben improviſirten, heißen, friſchen und dramatiſchen Creation verleiht.

Paris, 10. Juli 1855.

Freiconcerte in der Induſtrieausſtellung. — Muſikaliſche Inſtrumente.

Die Concerte in der Ausſtellung haben begonnen! Rieſenconcerte! Weltconcerte! Allgemeine Menſchheitsconcerte! Jetzt iſt die Ausſtellung eine Inſtrumental-Folter! Eine Ohren-Robot! 600 Claviere tönen auf einmal, 500 Trompeten, 800 Bäſſe, Geigen, Violons, vom Geigelchen bis zum Baß-Coloß; Flöten, Clarinette, Piccoli, Serpents, Melophons, Harfen blaſen, tönen, klimpern, ſchrillen, ächzen auf einmal und es iſt ein Heidenſpectakel, denn Muſik iſt die lieblichſte, aber auch die aufdringlichſte, die unverſchämteſte Kunſt! Alſo:

Töne, wem ein Ton gegeben
In dem Inſtrumentenwald,
Das iſt ja ein L—rleben,
Wenn's von allen Saiten ſchallt!

Und die „muſikaliſche Jury," dieſes jüngſte Gericht, geht umher und klopft auf alle Piano's und blaſ't in alle Trompeten, und ſtreicht in alle Geigen, und paukt in alle Pauken, und zupft auf allen Harfen und ruft: „Steht auf, ihr todten Töne, die ihr in dieſen Holzſärgen ſchlummert und in dieſen Blechgräbern, und gebt einen Ton von euch, damit wir mit euch zu Gerichte gehen nach eurem Wirken und Streben!“

Die 27. Section iſt die „muſikaliſche Jury.“ Für Oeſterreich iſt unſerem lieben und liebenswürdigen jungen Hellmesberger (Joſeph) die Auszeichnung geworden, Präſident dieſer Section zu ſein! Der Prinz Napoleon ſelbſt hat ihn dazu ernannt. In Frankreich iſt „Talent,“ „Ruf“ Alles! Herr Hellmesberger hat als Künſtler einen bedeutenden Ruf, er trägt den Namen „Director des Conſervatoires,“ das war für Napoleon Beweggrund, ihn trotz ſeiner Jugend und Nichtbetiteltheit zum Präſidenten zu ernennen. Ich freute mich, daß dieſem ebenſo liebenswürdigen als talentvollen Freund und Landsmann dieſe Freude zu Theil wurde! Wie iſt er aber auch hinterher, hinter allen dieſen Inſtrumenten, kein Gläubiger verfolgt einen blaſſen Schuldner mit ſolcher Sorgfalt und Ausdauer, als Herr Hellmesberger und die Jury überhaupt jedes Inſtrument verfolgt und ſeine Seele begehrt!

Aber ich glaube, es iſt nicht möglich, in der Ausſtellung ſelbſt eine wahre Prüfung vorzunehmen! Da ſind dieſe Claviere überbaut von Fahnen und Flattern, umpflanzt von Teppichen und Franſen, nebenan hämmert ein Handwerker, plätſchert ein Brunnen, ſurrt ein Räderwerk, kurz es iſt ein Heidenlärm.

Ich glaube, die „Muſik-Jury“ oder die „Inſtrumental-Recenſenten" werden, wenn ſie prüfen wollen, die Inſtrumente in ein anderes Local transportiren laſſen müſſen, um ungeſtört hören zu können; das wird noch lange Zeit koſten, allein dieſe Jury iſt ja erſt gekommen und hat Zeit, wir aber, die wir, von der „Erſten-Mai-Eröffnung" angelockt, ſchon Ende April hier waren, wir ſchicken uns nun zur Abreiſe an, die „Ausſtellungs-Eröffnung" hat viel ſpäter angefangen, aber unſere „Geldbeuteleröffnung" hat mit dem erſten Tag der Ankunft hier angefangen und die Prüfung unſeres Inſtrumentes „Börſe" ergibt das Reſultat, daß es bald keinen Metall-Klang mehr haben wird!

Die Vervollkommnung der muſikaliſchen Inſtrumente in Frankreich iſt nach zwei Richtungen hin bemerkenswerth. Zuerſt nach der Richtung der Blasinſtrumente von Meſſing, auf deren Vervollkommnung nicht nur, ſondern auch auf deren Erfindung der Maeſtro Meyerbeer großen Einfluß genommen hat. Dieſes Verſtärkungscorps der Meyerbeer'ſchen Compoſitionsarmee, welches an den gewonnenen Schlachten von „Robert" und den „Hugenotten," an den ſiegreichen Völkerſchlachten des „Propheten" und „Nordſtern" ſolchen glorreichen Theil nahm, dieſe meſſingenen Paix-Hänſe des Orcheſters hat Herr Sax in Frankreich perfectionirt und iſt der Mann des blaſenden Tags, die Poſaune des jüngſten Gerichts wird aus Sax Atelier hervorgehen.

Der alte Feldherr und kleine Corporal der Claviere iſt für Frankreich Herr Erard, für die großen

Claviere, und Herr Pape iſt Diviſionscommandant der Wiener Flügel, „Conſolclaviere“ genannt.

Dieſe letzteren Claviere, in „Taſchenformat,“ ſozuſagen, ſind in Paris, wo die Quartiere ſo klein ſind und ein „Salon“ nichts als ein in Ruheſtand verſetztes Cabinet mit erhöhtem Character iſt, ein wahres Bedürfniß, und Herr Pape hat das Problem gelöſ't, in kleineres Volumen einen großen und ſtarken Ton zu legen.

Die zwei erſten Meiſter größerer Claviere ſind Erard und Pleyel. Pleyel für die Zartheit und Sanftheit des Tons, Erard für die Rieſenmechanik der größten Gewalt, das geiſtreichſte Medium mit der ausgedehnteſten Möglichkeit verbunden, den leichteſtanſprechenden, ſchwachen Ton oder auch den vollſten und ſtärkſten Ton hervorzubringen.

Als das erſte und non plus ultra aller Claviere hat Erard einen Flügel in Mitte des Transſepts ausgeſtellt, welcher der König der klingenden Wälder, der Lion der Pianos zu nennen iſt. Er iſt ein wahres Pracht- und Wunderſtück.

Was indeſſen allen dieſen Clavieren fehlt und nach ihrer Weſenheit fehlen muß, iſt die Innigkeit des Geſangs, da die Möglichkeit fehlt, wie die menſchliche Stimme den Ton an- und abzuſchwellen. Alles aber leiſtet die „Orgue expressive“ von Alexandre. In Weimar hat mich Liszt zum erſtenmal mit der wunderſamen Gewalt dieſes Inſtrumentes bekannt gemacht. Ich habe

Liszt mit dämoniſcher und auch mit ſchmelzender Gewalt auf dieſem Inſtrument ſpielen hören. Dieſes Inſtrument iſt es, welches zu der „Physharmonika“ ihren Mann gefunden hat: den Baß! die Begleitung des Baſſes nämlich. Herr Alexandre hat der Orgel-Claviatur noch eine Clavier-Claviatur angehängt, durch welche Combination man ein Duo beider Inſtrumente hervorbringen kann.

Paris, 13. Juli 1855.

Empfehlungsbriefe. — Salons. — Napoleoniden.

Zu einem Empfehlungsbrief iſt es nicht genug, daß der Brief den Mann empfiehlt, ſondern der Mann muß viceversa wieder den Brief empfehlen.

Die Natur hat eine eigene Art, die Menſchen zu empfehlen; ſie gibt ihnen Schönheit mit; Gott empfiehlt manche Menſchen dadurch beſonders, daß er ihnen beſonderen Geiſt gibt; die Weltſeele empfiehlt die Menſchen durch Geld, und die Menſchen empfehlen die Menſchen durch Briefe.

Es gibt kein dümmeres Geſicht als das, welches der Menſch in dem Augenblick macht, in welchem er ſeinen Empfehlungsbrief abgibt. Jeder vernünftige Geſichtsausdruck ſcheint ſich in das Empfehlungsſchreiben hineingezogen zu haben. Da es ſich bei den meiſten dieſer Briefe blos um ein „Diner“ handelt, ſo thut der

Menſch beſſer, wenn er gleich ſechs Francs begehrt, welches auch dem Empfänger oft lieber ſein mag.

Empfehlungsbriefe an große Sommitäten der Geldwelt, z. B. an welthiſtoriſche Häuſer, an die Fuggers des Jahrhunderts, Rothſchild, Foulds, Pereira u. ſ. w. in und bei dieſen Männern, Häuſern und Diners lernt man ein Stück Zeitgeſchichte kennen, man ſpeiſ't ein Gericht Weltſeele, man hört ein Stückchen Pendelſchlag der großen Uhr, deren Weiſer und Zeiger „Anlehen" und „Rieſen-Unternehmungen" u. ſ. w. ausſagen, welche Stunde auch die Politik und Europa geſchlagen hat. Auch iſt ein „Diner" bei einem ſolchen modernen Plutus ein „Ereigniß". Dieſe Karte iſt eine Wahrheit, eine akademiſche Wiſſenſchaft!

Ich war geſtern „membre de l'académie;" ich habe geſtern wieder ein Diner bei Herrn Baron (James) von Rothſchild mitgemacht. Ich theile meinen Leſern die Karte dieſes Diners mit:

2 Potages. De Potage prietanier. De Potage à la Reine.

2 Hors-d'Oeuvre de Potage. Des Bouchées à la Monglas.

2 Bouts. De Turbot Sauce Hollandaise. Des Filets de Boeuf Jardinière.

2 Flancs. Des Poulardes à la Périgueux. La Croustade de Riz à la Dolmant.

12 Entrées. 2 De Filets de Volaille aux petits Pois. 2 De Filets de Canneton à la Bigarade.

2 Timbales de Macaroni à la Parisienne. 2 Pâtés chauds de Foies Gras Financière. 2 Galantine en Chauds-Froids. 2 Salades de Homard en Bellevue.

2 Rôts. Des Cannetons de Rouen. Les Chapons garnis de Cailles.

2 Hors-d'Oeuvre de Rôt. Les petits Soufflés au Marasquin.

2 Grosses Pièces de Pâtisserie. Le Gâteau de Compiègne Sauce Abricots. Des Meringues garnies d'une Mousse aux Fraises.

8 Entremets. Les Pois fins à l'Anglaise. Les Artichauts à la lyonnaise. Les Fèves de Marais à la Crême. Les Haricots verts Maître d'Hôtel. La Macédoine au Champagne. Le Bavarois à la Cardinal. Le Napolitain garni d'une Plombière à l'Ananas. La Charlotte glacée à la Pompadour.

Wenn man zu dieſen Gerichten noch die verſchiedenen Gaben aus den Weinbergen des Herrn rechnet, ſo wird man ſelbſt ermeſſen, wie viel nüchterne Kritik noch übrig bleibt, um nachher noch in dieſem prachtvollen und eleganten Salon die auserleſenen Gemälde von van Eyk, Rembrandt, Carlo Dolce, Paul de la Roche u. ſ. w. zu bewundern. Wir waren zwiſchen 30 bis 40, darunter Männer mit Sternen, Kometen und allerlei Zodiak auf dem Frack, wieder Andere von den Tauſenden und Tauſenden, die hier „am Bandel" herumgeführt werden, unter dieſen Gäſten hatten wir auch „ſechszehn Fähnlein aufgebracht, öſterreichiſche Welt,“ die Humoriſtik zwiſchen der Induſtrie.

Ich für meine Perſon ich bin nicht gerne da, wo ich eingeladen werde, deshalb, weil ich zu der „Induſtrie-Ausſtellung komme, weil ich ein Stückchen „Expoſitions-Artikel, ſondern da, wo ich eingeladen und gerne geſehen werde, weil ich ich bin!

Ich ſage daher nichts von den Salons des Miniſters Grafen Walewsky, bei welchem beſonders die feenhaften, magiſch beleuchteten Gartenräume wundervoll ſind; nichts von den Empfangsabenden des Präfecten der Seine u. ſ. w. Die „Empfangsabende“ überall ſind die „öffentlichen Audienzen,“ die „offenen Tafeln,“ welche die großen Herren den „Welt-Fremden“ geben.

Ich liebe, mir ſchmeicheln nur die „Privataudienzen,“ die kleinen „amicalen Diners,“ wozu ich blos durch mein Bischen Talent, durch meinem Namen komme.

Es war mir doch ein Bischen deutſch zu Muth, d. h. ein Bischen blöde, als ich zum erſtenmal die Salons Ihrer kaiſ. Hoheit der Prinzeſſin Mathilde betrat, als ich dieſe Treppenteppiche betrat, die ſo unheimlich ſind, weil ſie ſelbſt den Tritt eines Elephanten nicht laut werden laſſen, und als alle dieſe Marmorſtatuen und Bilder in den Galerien auf mich herabſahen, und mir alle vorkamen, als wären es Paßbeamte, und fragten: „Wer ſind Sie? Was wollen Sie hier? Wie lange gedenken Sie hier zu bleiben?“ Und als der annoncirende Diener in den Saal hineinrief: „Mr. Saphir,“ und gar keine Sauce zu dieſem Namen, keinen Titel, ein ungeſattelter Name, da ſagte ich zu mir ſelbſt à la Wallenſtein: „Jetzt wird ſich's zeigen, was ein einzelner Name kann werth ſein zur wichtigen Stunde.“

Aber ich war nicht fünf Minuten im Salon, als ich mich ſo wohl fühlte wie in einem aromatiſchen Bade, ich fühlte mich einheimiſch, ich fühlte mich berechtigt da zu ſein „par droit de l'esprit et par droit de la célébrité!“ Nach den erſten Worten der Prinzeſſin war ich wieder ganz ich. Das iſt der Zauber des Geiſtes, der Anmuth und der Liebenswürdigkeit, daß ſie nach fünf Minuten den Alp der Verlegenheit, der Fremdheit von der Bruſt des Menſchen löſ't, daß ſie dem Geiſt des andern die Binde lüftet, daß ſie ihm die Atmoſphäre heimiſch, leicht athembar macht.

Die Prinzeſſin Mathilde iſt einfach, lebhaft, munter, geiſtreich und herzlich gut. Schön, wenn auch nicht mehr im friſcheſten Morgenroth des Lebens, die üppigen Formen der Geſtalt werden durch die wunderſam liebliche Weiſe, dieſe Geſtalt zu tragen, zu bewegen, durch den anmuthigen Gang der Prinzeſſin gemildert und poetiſirt. Ihr Lächeln iſt ganz Napoleoniſch, ihr Auge eilt ihren Worten mit lebendigem Commentar voraus, ſie ſpricht etwas raſch und unterbrochen, aber wohltönend und intereſſant. Die Prinzeſſin hat beſonders die ausgezeichnete Tugend und Liebenswürdigkeit: ſie hört vortrefflich zu! Sie hört nicht nur mit dem Gehör, ſie hört mit dem ganzen Antlitz, ihr Auge trinkt das Wort des Sprechenden, ihr Lächeln interpunctirt die an ſie gerichtete Rede, man ſieht, wie ihre ausdrucksvollen Züge das Gehörte in ihre Seele übertragen.

Der Salon, in welchem ſie mich empfing, iſt nicht groß, — es war, wie geſagt: eine Privataudienz, — rothe Sammttapeten, über Thüren, Kamin und Spiegel große herabfallende grüne Sammtdraperien, auf zwei Seitentiſchen die Büſten Napoleons I. und der Kaiſerin Joſephine, einige Gemälde von großen Meiſtern. Am Kamin eine Cauſeuſe aus rothem Sammt, gegenüber ein Divan und ringsherum kleine Tabourets. Es mögen ungefähr zwölf Perſonen dageweſen ſein. Der Galerie- und Muſeendirector Baron von Nieukerke, ein Admiral, ein Abbé u. ſ. w. Ich ſaß neben der Prinzeſſin auf einem kleinen Tabouret und hinter der Cauſeuſe ſaß und kniete halb Alexander Dumas, dieſe Seele aller Salons, dieſer unbegreifliche Geiſt voll reicher Regſamkeit und Schaffung.

Als ich einige Tage ſpäter im Salon des Prinzen Napoleon war und in den Saal trat, in welchem „im runden Balcon die Damen im ſchönen Kranz“ ſitzen, neigte eine Dame, eine blendende Dame, mir ihren Fächer freundlich zu. Ich in meiner Blindheit ſah nicht wer es iſt, ich verneigte mich blos ganz tief; die Dame wiederholt dieſe Fächergrüße, ich verneigte mich wieder, endlich ſteht die Dame auf, kommt auf mich zu: „Comment, Mr. Saphir, vous ne voulez pas Me reconnaître?“ Es war die Prinzeſſin Mathilde. Ich war ganz aufgelöſt in deutſcher Sentimentalität und Lyrik! Sie ſah brillant aus! Ein weißes Seidenkleid, — Kleid? ein Silbergewölk! Und in dieſem Silbergewölk Guirlanden von grünen Blattgehängen mit rothen Korallchen und Demanttropfen. Um die Stirne einen runden breiten Goldreif mit rieſigen Smaragden.

In den prachtvollen Salons des Prinzen Napoleon iſt der Prinz ſelbſt wohl die merkwürdigſte Individualität. Schon die erſchreckende Aehnlichkeit mit dem großen Napoleon iſt höchſt intereſſant. Jeder Zug, jede Bewegung! Nur iſt der Prinz etwas ſtärker, aber trotz dieſes Embonpoints ſieht man doch den Mann der hohen Intelligenz, der geiſtigſchaffenden Thätigkeit. Die Prinzeſſin Mathilde macht die Honneurs des Salons. Der Prinz und zuweilen König Jérome empfängt die Gäſte im zweiten Saal. Welch' ein Zuſammenfluß von den verſchiedenartigſten Individualitäten, Perſönlichkeiten, Celebritäten und — Curioſitäten!

Eine Stunde lang vielleicht verfolgte mich eine lange weiße Binde, in welcher ein langer weißer Mann eingeknöpft war. Ich erinnerte mich, dieſen Telegraph ſchon einmal geſehen zu haben, er trug auf dem Rock eine Auszeichnung und ging ſteif und aufrecht wie ein preußiſcher Grenadier. Endlich faßte er mich: „Ergebenſter Diener, Herr Saphir!“ — Er war ein Elberfelder Induſtrieller, glaub' ich, er ſah mich mit der Prinzeſſin ſprechen und wollte haben, ich ſollte ihn vorſtellen!! Ich ſtellte ihm vor: „Stellen Sie ſich vor, ich bin ja ſelbſt nur ein Vorgeſtellter, nicht einmal ein Angeſtellter! Es wäre lächerlich, wenn ich, und noch dazu ohne vorher eingeholte Erlaubniß, mich erdreiſten wollte, der Prinzeſſin Jemand vorzuſtellen!“ Ich hatte Mühe, die weiße Induſtriebinde los zu werden. Im dritten Saale ſah ich einen alten, grauen, hohen Mann, der mich aufmerkſam betrachtete. Dann ſah ich, wie er ſich an Prinz Charles Napoleon (Lucian) wendete, worauf der Prinz ſich mit ihm mir nahte und mir denſelben vorſtellte. Es war der Herzog von Schleswig-Holſtein, meerumſchlungenen Andenkens! Als darauf die Prinzeſſin Mathilde auf uns zukam, ſagte ihr der Prinz: „Ich war ſo glücklich, den Herzog von Schleswig-Holſtein dem Herrn Saphir vorſtellen zu können.“ So liebenswürdig kann nur ein Franzoſe ſein.

Ein paar Tage früher war ich beim Prinzen Charles Napoleon zum Diner und Salon gebeten! Als der Diener in den Salon hineinrief: „Mr. Saphir!“ kam mir der Prinz entgegen! Ein freundliches, gehäbiges, lächelndes, joviales Angeſicht, in welchem das Vergnügen der Welt und die Kühnheit des Geiſtes ſich umarmen, ein Auge, in welchem Fragmente weltgeſchichtlicher Erinnerungen aufblitzen. Der Prinz kam mir entgegen und — man ſtelle ſich mein Erſtaunen vor! — er betaſtet mich, fühlt mir Hand und Arm an und ruft aus: „Vraiment, Mr. Saphir! comment? vous existes donc pourtant?" (Wie? Herr Saphir? Sie exiſtiren alſo doch wirklich?) Ich erwiderte: „Mon prince, à l'heure qu'il est j'existe!" Er nahm mich bei der Hand, führte mich in den Damenſalon, ſtellte mich ſeiner Tochter, der Prinzeſſin Marie, mit den Worten vor: „Voilà Princesse, voilà Mr. Saphir! vous voyez bien qu'il existe!" Die Prinzeſſin freute ſich, daß ich auf der Welt bin! Ich war ſo frei, mich mit zu freuen!

Die Sache aber iſt ganz einfach. Die Franzoſen, beſonders aber die Prinzeſſin Mathilde, Prinz Charles, wo Alexander Dumas Hausfreund iſt, glaubten immer, die Schriften, die Dumas von mir überſetzte, meine Aufſätze jetzt hier im „Mousquetaire" u. ſ. w. wären alle von Dumas, er hätte den Namen Saphir blos angenommen, ich aber wäre längſt kein Lebendiger mehr!

Da ich zu den Wenigen gehörte, die vor dem Abendempfang auch zum Diner eingeladen waren, ſo ſaß ich bei Tiſch, der ungefähr zehn Gäſte zählte, zwiſchen der Prinzeſſin und Dumas, die mich beide in eine curioſe Verlegenheit brachten. Es kam nämlich eine Schüſſel „Trüffel," aber nicht geſchälte, nicht zugerichtete Trüffel, ſondern Trüffel im Naturzuſtande, ungefähr ſo wie man bei uns Erdäpfel in der Schale aufträgt. In dieſer Geſtalt wußte ich mit Trüffeln nicht umzugehen. Ich wartete alſo ab, um zu ſehen, wie meine Nachbarn ſich benehmen werden. Aber ſie verfolgten verſchiedene Syſteme! Die Prinzeſſin zerſchnitt ihre Trüffel und nahm Butter auf jede Scheibe. Dumas aber, der einen kühnen Griff that, ſchälte ſie wie unſere Erdäpfel und nahm Eſſig und Oel dazu! Dieſer letzteren Methode ſchloß ich mich endlich an.

Bei Tiſche hätte ich Dumas küßen mögen! Das Geſpräch drehte ſich auf „Victor Hugo,“ der in der Verbannung lebt. Ein Gaſt, Herr Jaubert, glaubte den Napoleons gefällig zu ſein, wenn er von Victor Hugo übel ſprach. Da bäumte ſich die edle Natur Dumas' gewaltig und ſtolz empor und er donnerte den Mann mit aller Kraft des Geiſtes und der Beredtſamkeit nieder, indem er dabei den in dieſen Räumen kühnen Ausſpruch that: „Das glänzendſte Zeugniß ſeiner hohen Tugend ſei eben ſeine Verbannung!“

Nach dem Diner wurden die Salons und der Garten geöffnet, die Gäſte kamen nach und nach; Herren und Damen.

Unter Andern trat eine ſonderbare Erſcheinung ein. Ein Mann aus Brillanten! Ein kleiner ſchwarzer Mann, deſſen Haar nicht naturſchwarz war. Der Mann war wie geſagt, ein Mann aus Brillanten! Vier große Brillant-Hemdknöpfe, ſechs große doppelte Gilet-Brillantknöpfe, vier doppelte große Manſchetten - Brillantknöpfe, eine Brillantenkette unter dem Gilet herabbaumeln, große Brillantorden und Sterne auf dem Frack, ich glaubte das Gilet von „Monte-Chriſto“ zu ſehen. Der Prinz Napoleon ſtellte ihn mir vor: — „Der Herzog Carl von Braunſchweig!“ Er erinnerte ſich, mich einſt in

Braunſchweig empfangen zu haben. Was hat dieſer Herzog aber aus Braunſchweig mitgenommen? Ich frage das mit den Worten der römiſchen Elegie von Goethe: „Saget's „ihr Steine" mir an!"

Ein komiſches Intermezzo muß ich noch erzählen. Der oben erwähnte Herr Jaubert, — ein Schriftſteller und Induſtrieller, der, wie er mir ſagte, zweihundert Werke ſchrieb, — trat auf mich zu und bat mich, ihm in den Garten zu folgen. Im Garten führt er mich in die entlegenſten Gänge, ich folge. Er führt mich in einen ungebahnten Weg. Ich folge. Endlich am Ende des Gartens ſteht er ſtill, greift in die Taſche, nimmt etwas heraus, das in ein Papier gewickelt iſt, und ſagte: „Das hab' ich erfunden! Sie ſind ein berühmter Schriftſteller, Sie ſollen dieſe Erfindung zu allererſt hören!!" Darauf enthüllt er die „Erfindung!" Es iſt ein kleines Trichterchen aus Kautſchuk! Wenn man dieſes Kautſchuk-Trichterchen in den Mund nimmt wie eine Cigarrenſpitze, dann kann man die Stimme aller Vögel und Thiere nachmachen, man braucht zum Einſtudiren nur ſechs Monate!

Darauf nimmt Herr Jaubert das Kautſchuk-Trichterchen in den Mund und fängt ein Concert zu blaſen an! Es war rührend! Nachdem er eine Viertelſtunde blus und beſonders die menſchliche Stimme einer Katze auf's Täuſchendſte nachahmte, wollte er mir Privatunterricht auf dieſem Inſtrumente ertheilen! Er ſteckte mir den Trichter gewaltſam in den Mund und ſagte: „Travaillez!" Ich blus hinein, es war ein Ton zum krepiren, aber Herr Jaubert ſagte: „voyez-vous! ça va bien!“ Und ſo wurde ich in meinen alten Tagen in Paris ein Muſikant!

Wenn ich nach Wien zurückkomme, gebe ich ſogleich eine:

„Franzöſiſch-deutſche Akademie und Vorleſung“ und dabei laſſ' ich mich als „dreimonatlicher Kautſchuk-Flötiſt“ hören!

Als ich in den Salon des Prinzen zurückkam, waren alle Säle voll.

Der Herzog von Braunſchweig ſpielte Schach. Ich ſah einen Augenblick zu, er hatte ſeine Bauern gleich zu Grunde gerichtet. Aber kaum ſah ich fünf Minuten zu, holte mich der Prinz ab, um mich einer Dame vorzuſtellen, die „von meinen Schriften entzückt iſt.“ Ich verſtand den Namen nicht recht, Comteſſe Biſarna oder dgl. Der Prinz ſtellte mich ihr vor, es war eine wunderſchöne, herrliche Frau! Sie ſprach deutſch, „aber ſchwach.“ Sie ſagte mir viel Artiges und engagirte mich auf eine Partie — — — Whiſt! — Sie hatte einen Partner, dem ſie beſondere Aufmerkſamkeit ſchenkte, ich patzte furchtbar! Ich ſah ihr in die Augen und — in die Karten! und ich fuhr fort zu patzen, bis ein anderer Herr kam, mich abzulöſen!

Paris, 20. Juli 1855.

U. A. W. G.! — Erſte Viſite in der Seidenwaaren-Welt.

U. A. W. G.! — „Unſer armes Wiener Geld!“ — „Und alletag weniger Geld!“ — „Und alſo wird gereiſ't!“

Bepackt mit Notizen und Betrachtungen, mit Skizzen und Aufzeichnungen, mit Anmerkungen und Entwürfen u. ſ. w. kehre ich jeden Tag vom Induſtriepalaſt zurück, um noch zu Hauſe in Wien von tauſend und tauſend Sachen zu berichten, um noch Monate lang aus dieſem Notizenbuche die vorzüglichſten Dinge der öſterreichiſchen Abtheilung dieſer Ausſtellung zu beſprechen.

Ich wiederhole meinen Weltſchmerz, id est Geldſchmerz, d. h. ſechs Wochen zu früh hiehergekommen zu ſein! Sollte mir nicht eigentlich die franzöſiſche Regierung ein „Dedommagement“ dafür geben, daß ſie mich mit ihrer „Erſten-Mai-Eröffnung“ früher nach Paris lockte?!

Ich athme nun in den wenigen Tagen, die ich noch hier weile, große Stücke „Induſtrie-Ausſtellung“ täglich ein.

Heute hab' ich im Tranſept eine kleine Satisfaction genoſſen. Der Schild von Preleitner, über deſſen Nichtaufnahme in der „Kunſtausſtellung“ ich nicht nur im „Humoriſten,“ ſondern auch ſonſt noch großen Lärm ſchlug, iſt nun aus dem Transſept in die „beaux arts“ gekommen, und hat, chemin faisant, noch einige ähnliche Producte mit ſich aus dem Reich der Induſtrie in das der Künſte nachgezogen.

Ich betrat heute die Region, wo die „Glorie“, Frankreichs iſt, wo man eigentlich ſagen muß: „voilà la France,“ nämlich die Galerie des Transſepts, wo in ſechzig Metres Façade die Wunder und Märchen, die Regenbogen und Luftſpiegelungen der „Seidenſachen“ (Soierien) wie ein glänzendes Heer Front machen.

Mit großem Luxus und großen Buchſtaben ſteht da in langen Reihen: Lyon! — Lyon! — Lyon! — Lyon! u. ſ. w.

Lyon iſt Frankreich in Atlas und Seide. Lyon iſt die franzöſiſche Grazie, der franzöſiſche Geſchmack, die franzöſiſche Eleganz, der franzöſiſche Egoismus und die franzöſiſche Eitelkeit aus Seidenwürmern, Maulbeerblättern, Farben, Zeichnungen und Maſchinen!

In dieſer Lyoner Seidenfabrikation iſt die unverwundbare Achillesferſe der franzöſiſchen Induſtrie, ſo wie in ſeinen Gobelins und Sèvres.

„Hier iſt der Ruhm Frankreichs“ — ſagte Carl Dupin am 25. September 1851 bei der Preisvertheilung — „und ſein Sieg iſt im Kryſtallpalaſt ſo geſichert, wie er es in jedem andern Palaſt der Welt (?) ſein würde.“

In dieſen Seidenſachen, ſo wie in den Gobelins iſt der feine Sinn und die inſtinctive Handführung der Farben ſichtbar, durch welche ſich der Franzoſe beſonders bei der Wahl der Farben auszeichnet.

Aus dieſem Geſichtspunct genommen, iſt es begreiflich, daß Paris, daß die Herrſchaft des franzöſiſchen Geſchmackes ſo groß iſt, daß Frankreich jährlich einigemal von den Hauptfirmen aller Städte und Reſidenzen bedeutende Subſidien für die Einſendung neuer gedruckter und gefärbter Muſter bezieht.

Aber dabei kann nicht geläugnet werden, daß dieſe Herrſchaft des franzöſiſchen Geſchmackes oft grundlos, ja gerade widerſinnig iſt. Es iſt oft eine Exageration der Beſtrebung, eine Geilheit der Phantaſie in dieſen Zeichnungen und Farbenmiſchungen, die an's Grelle, an's Abgeſchmackte grenzen. Die Bizarrerie der Deſſins geht oft mit der ſchreienden Diſſonanz des Colorits Hand in Hand.

Das iſt es, was den Seidenproducten der öſterreichiſchen Ausſteller einen beſonderen Werth verleiht: ſie wollen nicht durch „tours de force“ blenden, ſie wollen nicht durch das Schreiende und in die Augen Peitſchende glänzen, ſie veranſtalten unter ſich ſelbſt nicht ein Wettrennen mit Hinderniſſen.

Die öſterreichiſche Seidenfabrikation kann ohne Beſchämung an der Seite der Lyoner ſich darſtellen; ſie kann mit deutſcher Stille und Ruhe den Vergleich ausdauern, und die Menge, welche in dieſen Galerien circulirt, bleibt, nachdem ſie die Region der Lyoner

Etalagen verlaſſen hat, in der Seidenregion „Autriche“ lange weilend, und mit Bewunderung und Anerkennung nehmen ſie zu ihrem Erſtaunen wahr, daß „lá-bas“ die Induſtrie und die Kunſt, der Geſchmack und die Eleganz in vollem Flore ſind.

Dieſe Zone, ein wahres Tropenland an Farben, Blättern und Formen, iſt ſehr geſchmackvoll arrangirt und in ſinniger Ordnung entfaltet. Ein Arrangement, welches durch ſeine Zweckmäßigkeit und ſymmetriſche Ordnung nicht wenig zu dem günſtigen Eindruck des Ganzen beiträgt. Nebſt dieſem Verdienſt muß von uns Berichterſtattern beſonders anerkennend erwähnt werden, mit welcher Zuvorkommenheit und Mühegebung man zu jedem Augenblicke Auskunft gibt, erklärt und bedeutet. Die Lyoner Seidenfabrikation bringt Phänomene und löſ't Probleme, aber die wahre Würdigung von Induſtrie und Fabrikation liegt nicht in Phänomen, ſondern in den ſteten Erſcheinungen, nicht in Meiſterſtücken und einzelnen Blendwerken, ſondern in der Totalität des Geſchaffenen, in der Realität der Erzeugung. Nicht das Gegenſtändliche des überſchwenglichen Luxus haben mitzureden in der Akademie ſelbſt der Luxusgegenſtände; nicht den Kraftſtücken der Fabrikations-Athletik und Zauberbüchſen gebührt das große Wort, wenn von dem Einfluß auf das ganze Genre, wenn von dem allgemein-induſtriellen, populären und ökonomiſchen Standpunct ausgegangen wird.

Die Wahrheit, die Realität, die wahrhafte Verbeſſerung der Induſtrie, der unbeſtreitbare Fortſchritt der Weltfabrikation liegt darin, das Producirte durch Inhalt und Form, durch Preis und Vervielfachung zur Höhe eines nationalen Bedürfniſſes emporzuheben und populär zu machen.

Die Phänomene der Induſtrie ſind bewundernswerth, aber ſie ſind den Maſſen vollkommen unzugänglich.

Die Nützlichkeitstheorie, welche das Schöne, Elegante und Comfortable durch weniger Geldopfer der Menge genießbar macht, das iſt die richtige.

In dieſer Beziehung hat Oeſterreich einen rieſigen Vorrang in dieſer „Welt-Induſtrie-Ausſtellung.“ Zu ſeinen unvergleichlichen Tüchern, Glasſachen, Leinenwaaren u. ſ. w. (auf die wir noch ſpeciell kommen werden) verbindet ſich die innere Vortrefflichkeit und die Formſchönheit in Zeichnung und Farbe mit jenen Preiſen, welche allein Zeugniß von dem Weltenfluß Fabrikation geben. Auch ſind faſt nirgends ſo viel Zettel: „vendu“ — „verkauft“ zu leſen, als bei den öſterreichiſchen Vitrinen, Pyramiden und Etalagen.

In der Seidenfabrikation ſteht Wien herrlich und glänzend da.

Paris, 25. Juli 1855.

Ein Abend bei Lamartine.

Soeben ſchickt mir Lamartine ſein Porträt, von ein paar liebenswürdigen Zeilen begleitet.

Lamartine! Der Gott einer Stunde! Der Genius eines Tages! Der Schöpfer einer Epoche! Das Schwert im Munde und die Krone in der Hand! Das Schickſal der Völker auf der Lippe und die Thräne der Menſchheit im Buſen! Dichter und Redner! Prieſter und Opfer! Hammer und Ambos der Zeit und des Schickſals! Zorniger Poet auf der Tribune und poetiſcher Zorn im Griffel Clio's! Auferſtehungsengel der Vergangenheit, trauerndes Ausrufungszeichen der Gegenwart und Wallfahrtsname der Zukunft!

Lamartine!

Es war nach den Flitterwochen der Reſtauration! Frankreich hatte geſiegt, (!) geblutet, Frankreich wußte zu tödten und zu ſterben, Frankreich hatte gelebt und geliebt, Frankreich war — ruhig!

Aber Frankreich hatte keine Begeiſterung, keine Liebe, keine Freundſchaft, kein Nationalgefühl, keine Poeſie! Frankreich aß, trank, tanzte, es war aufgegangen in der Materie! in der reſtaurirten Materie!

Da kam Lamartine „der Dichter!“ Er brachte die Geſänge der Hoffnung, der Sehnſucht, des gewiſſen Unkennbaren, Unnennbaren! Den Geſang der Begeiſterung für ein Etwas, das nicht da iſt, den Geſang der Unruh im menſchlichen Buſen, den Geſang des menſchlichen Gedankens, der wie die Taub aus der Arche keinen feſten Boden in der Gegenwart findet! Lamartine gab Frankreich das verlorne Paradies der Dichtkunſt wieder zur Zeit der Dürre der Herzen, zur Zeit der Proſa des Geiſtes, zur Zeit der Vertrocknung des Volkes!

Und zu jener Zeit war und lebte Frankreich mit Lamartine und Lamartine mit Frankreich — bis zum Tage, der noch nicht zu Ende iſt.

Bis zum neuen Kaiſerreich war Lamartine mit und im Volke Frankreichs! Man fühlte mit ſeinen Verſen, man athmete in ſeiner Atmoſphäre, das Echo gab ſeine Geſänge wieder, er gab den Seelen Troſt, Erholung, Hoffnung und den Blick in die Ewigkeit!

Dann Lamartine — der Deputirte! Der Gedanke ſollte Wort, der Vers ſollte Rede, die Idee ſollte That werden!

Mit ironiſchem Lächeln begrüßten die Abonnenten der Tribune den Dichter Lamartine! Sollten Träume und Bilder in der Kammer mitreden?! Als ob man da nur von Credit und Budgets zu reden hätte, und nicht auch von Dingen, die mit der Idee der Menſchheit, mit den Gedanken der Reformen zuſammenhängen!

Aber auch da ſiegte Lamartine's Genie! Er hätte vielleicht Miniſter, Geſandter werden können, allein ſein Ehrgeiz trug ihn höher, er verlangte „eine Gaſſe für die Idee!“ Aber die Zeit war ſtarr, die Epoche war regungslos, der Moment war ſtumpf, der Leichnam Frankreichs lag fühllos auf der Bahre der Gegenwart und Lamartine ſchlug an die Pforte der Zukunft mit dem Schlüſſelhammer der Vergangenheit, er ſchrieb: „l'histoire des Girondins!“ Er citirte den Geiſt der „Girondiſten“ und das iſt die tragiſche Schuld Lamartine's! Das iſt die tragiſche Schuld, die an der Kataſtrophe ſeines ruhmvollen Lebens die ewige Gerechtigkeit ausübt! Indem Lamartine in dieſen Girondiſten die Demokratie mit einer Auréole umgeben und doch auch den Terrorismus verdammen und entehren wollte, kam er in eine falſche Poſition, er unternahm das Unmögliche! Die Poeſie ſchreibt ſchlecht Geſchichte, und das Antlitz der Geſchichte nimmt weder das Roth noch das Weiß, noch die Schminkpfläſterchen der Poeſie an, um ihre Züge der Schönheit und Häßlichkeit, der Menſchlichkeit und der Verthierung zu beſchönigen oder zu verdecken!

Lamartine hat die „Girondiſten“ geſchrieben, er hat als Zauberlehrling der Poeſie einen Theil jener Geiſter heraufbeſchworen, aber als ſie kamen und da waren, und das Hotel de Ville mit verderblichen Fluthen bedeckten, als Lamartine Präſident war, da fehlte dem Meiſter die Zauberformel, welche ſagen konnte: „Beſen, Beſen, ſeid geweſen!“ Einen Augenblick lang war die Bruſt Lamartine's der alleinige Sitz der franzöſiſchen Regierung; aber ſeine tragiſche Schuld vertrieb ſie von da, und Lamartine der Dichter, der Redner, der Deputirte, der Präſident, Lamartine war ſchüchtern vis-à-vis ſeiner Geiſter, die er aufgerufen, und er trat zurück vor der Erſcheinung, die er beſchworen!

Das Alles ungefähr dachte ich auf dem Wege Abends zu Lamartine, um bei ihm zu ſpeiſen und den Abend zuzubringen. Und als ich dieſe beſcheidenen Zimmer betrat, einfach, elegant, poetiſch und künſtleriſch, und als mir Lamartine entgegenkam und ich ſeine Hand in die meinige fügte, dieſe zarte, feine Hand, welche die „Méditations“ ſchrieb und die „Girondins“, „les Harmonies“ und die „Restauration,“ die Hand, welche das berühmte „Manifeſt an Europa“ ſchrieb, dieſe Hand, die einen Augenblick lang das Jahrhundert und die Zukunft in ihrer Höhlung hielt und die nun in aller Stille Artikel für den „Siècle“ ſchreibt, in dieſem Augenblicke dachte ich, welche traurige hiſtoriſche Figur „Cincinnatus“ gegen Lamartine ſpielt! Cincinnatus fand ſeinen Acker wieder, Cincinnatus fand ſeinen Pflug, ſeine Erde, ſeine reiche Ernte, ſeine belohnte Mühe wieder! Er hatte eine Dictatur abgeworfen, die keinen Reiz für ihn hatte.

Aber wie anders kehrt Lamartine zu ſeiner Scholle zurück! Cincinnatus nimmt den Dank Roms, die Glorification des Volkes mit zu Pflug und Egge, Lamartine wird zu ſeiner Scholle begleitet von Neid, Mißgunſt, Verkennung und Verleumdung! Cincinnatus betreibt die Agricultur aus Liebhaberei, er iſt ein reicher Proprietaire, er findet ſein Vergnügen. Lamartine geht von der höchſten Macht blutarm in ſeine Einſamkeit zurück; Lamartine iſt zu ewiger Zwangs-Intelligenzarbeit verurtheilt! — Und mit welcher frommen Ergebung, mit welcher rührenden Einfalt, mit welcher heiligen Poeſie iſt Lamartine's Weſen dennoch erfüllt!

Nicht ein Tropfen Bitterkeit miſcht ſich in die ſüße Schale ſeiner Poeſie, nicht ein leiſes Wölkchen umdüſtert dieſes Auge, in welchem ein ſanftes Blau meditirt und fühlt und ein mildes Leuchten verbreitet! Stets lächelnd, ſtets gütig, ſtets bereit, Liebe und Freundſchaft zu geben, Liebe und Freundſchaft zu empfangen; den Mund ſtets mit dem Zug der Güte bekränzt, die Stirne ſtets mit dem Stempel des Gedankens gekrönt! Das Herz und die Hand und das kleine Häuschen ſtets offen für Gäſte, Fremde, für Mitleid, Wohlthat und unbegrenzte Menſchenliebe. Das iſt Lamartine!

Im Aeußern hat Lamartine eine frappante Aehnlichkeit mit Metternich. Dieſelbe Grazie des Benehmens, dieſelbe Feinheit der Lippe und des Lächelns, derſelbe tiefe und ſeelenvolle Blick, derſelbe Schnitt der Naſe, nur etwas kleiner, ſowie Lamartine's Statur auch etwas kleiner als die des Fürſten Metternich iſt.

Lamartine, welcher am 21. October 1791 zu Mazon geboren wurde, hat alſo jetzt 64 Jahre. Metternich hat zu 64 Jahre auch noch mit aller Friſche des Geiſtes, mit aller Elaſticität der urwüchſigen geiſtigen Begabung gearbeitet. Die wahrhafte Gottbegabung wird nicht alt; der wirkliche Geiſt, der vom Himmel ſtammt, zählt die Jahre nicht im Erdenkalender.

Lamartine iſt 64 Jahre alt, ſein Haupthaar iſt weiß, ſein Angeſicht iſt blaß, aber er arbeitet unausgeſetzt, er ſchreibt Tag und Nacht. Lamartine Cincinnatus pflügt das Papier, er zieht ſchwarze kleine Furchen, er legt den Samen des Gedankens hinein, und die Ernte?! — Die Ernte für die Nachwelt, den Taglohn für den Dichter!

Lamartine's höchſter Ruhm, das was ſeinem Character, ſeiner Perſon zur Apotheoſe, zur Unſterblichkeit dient, iſt: ſeine Armuth! Er iſt von der höchſten Stufe Frankreichs arm herabgeſtiegen in ſeine einfache Hütte! Lamartine arbeitet mit der Unverdroſſenheit eines Jünglings, eines Practikanten, mit dem Eifer eines Preisbewerbers, mit der Ausdauer eines Mathematikers! Neben ihm ſitzt der Ruin, vor ihm ſteht die begehrende Minute, hinter ihm ein Rudel Gläubiger, die ſeine Beſitzungen Stein für Stein, Scholle um Scholle ihm abreißen; er arbeitet unverdroſſen, er jagt die böſen Stunden durch die Muſe fort, er kämpft ſchreibend, arbeitend, dichtend, lächelnd, er iſt doch ſtets liebenswürdig, gaſtfrei, großmüthig! Ja, großmüthig! Als ob man wirklich ein Dichter ſein könnte, ohne Großmuth im Herzen! Als ob man wirklich ſingen könnte, ohne in der Bruſt ein Echo für alle Töne der Menſchheit zu haben! Als ob man wirklich den Kuß der Muſe empfangen könnte, ohne geheiligt zu ſein durch Milde und Thränen, durch

Hingebung und Aufopferung für Leid und Mitleid, für Wohlthun und Wegſchenkung ſeines innerſten Menſchen an die Menſchheit!

Ich kann nicht umhin, einen Zug aus dem Leben dieſes unſterblichen Dichters mitzutheilen.

Die Frau Lamartine's, eine der ausgezeichnetſten Malerinnen, iſt der Troſt ſeines Herzens, der Engel ſeines Hauſes, der Schutzgeiſt ſeiner Mußeſtunden. Sie hat ſein Herz, ſein Gemüth, ſie theilt ſeine Güte, ſeine Gutmüthigkeit, ſeinen Hang zum Wohlthun.

Eine Freundin des Hauſes, Mad. Dargaud, welche ſieht, daß dieſe Art zu leben nicht fort beſtehen kann, bemächtigt ſich der Wirthſchaftsführung, der Hausökonomie Lamartine's. Man gibt ihr die Schlüſſel zu Haus und Keller und Caſſe.

Eines Tages kömmt eine barmherzige Schweſter von der „Madelaine“ für eine arme Familie Unterſtützung zu ſuchen. Mad. Dargaud iſt nicht da, ſie hat den Schlüſſel zur Geld-Chatouille mitgenommen. Was iſt zu thun? Mad. Lamartine läßt einen Schloſſer kommen, die Chatouille wird aufgebrochen, es finden ſich einige hundert Francs. Mad. Lamartine nimmt ſie und drückt ſie der barmherzigen Schweſter in die Hand. Lamartine ſteht dabei, lächelt und küßt ſeiner Frau die wohlthätige Hand.

Es wird gewiß eine Menge Leſer geben, welche hier denken: „Das iſt doch zu viel!“ — Sie mögen Recht haben! Aber Dichterherzen müſſen nur von Dichterherzen, oder wieder von edlen Herzen beurtheilt werden, denn der Edelmuth iſt auch Poeſie!

Während des Diners ſaß ich an Lamartine's Seite, ſeine Frau mir gegenüber, an meiner anderen Seite ein alter Deputirter, Mr. Denis, der Bruder des berühmten Geſchichtſchreibers. Neben Mad. Lamartine ſaß Alex. Dumas, dann der Admiral Soisboule u. ſ. w. Das Geſpräch kam auf die Tage der Präſidentenſchaft Lamartine's. Dumas erzählte, aber was er auch ſagen mochte, Mr. Denis widerſprach und wollte es beſſer wiſſen. Lamartine lächelte, und ſprach nur, nachdem ich ihn bat, mir als Fremder zu ſagen, wer von Beiden Recht hatte, und Dumas hatte recht erzählt.

Nicht unintereſſant ſind folgende zwei Momente. Eines Tages meldet man der Verſammlung und dem Präſidenten die Deputation vom „grand orient“ (die Central-Freimaurerloge) 200 Mann!

Zu jenem Augenblick befanden ſich blos 4 Mitglieder der proviſoriſchen Regierung da: Lamartine, Ledru-Rollin, Armand Marraſt und Cremieux. „Ich bin kein Maurer,“ ſagte Ledru-Rollin, ebenſo ſagten Cremieux und Marraſt. „Ich auch nicht! ſprach Lamartine. Die Andern gingen und ließen ihn allein. Er empfing die 200 Freimaurer. Er wußte nicht was er ſagen ſollte. Da erblickt er die Fahne der Maurer: „Freiheit, Brüderlichkeit, Gleichheit!“ Er improviſirt eine Dichtung über dieſe drei Worte, drei Viertelſtunden lang. Die

Deputation ſchrie „Vive Lamartine!" und das Schauſpiel war vorüber.

Nicht ſo leicht wurde es ihm bei einer Deputation der „Wollkrämplerinnen," welche ihm vorgeſtellt wurden! Wie er ſagt, waren es lauter alte Hexen, er konnte nicht von blauen Augen, weißen Händen, blonden Locken ſprechen! Er kehrte die Farbe um! Er ſagte: „Ihr ſeid Männer, Männer des Vaterlandes u. ſ. w." und unter großen Schweißtropfen beendete der Verfaſſer „Jocelyns" ſeine Rede an die Wollkrämplerinnen.

Ich konnte nicht umhin, des Liedes „Sie ſollen ihn nicht haben!" zu gedenken. Becker hatte, wie bekannt, ſeine Gedichte Lamartine gewidmet. Lamartine nicht faul, in dem guten Glauben, Becker ſei wirklich ein „deutſcher Dichter" und das „Sie ſollen ihn nicht haben" ſei wirklich ein „Nationalgedicht," ſchreibt ein Gedicht: „La Marseillaise de la paix," und widmet ſie wieder an Becker. (In der „Revue des deux mondes".) Und ich fragte ihn, ob er nicht auch jetzt noch eine „Friedens-Hymne" ſchreiben möchte, und ich betrachte mich als einen Derjenigen, die er in der „Marseillaise" leben ließ:

„Vivent les nobles fils de la grande Allemagne!"

Während dieſer Zeit fing der Admiral an, vom „Wallfiſchfang" zu erzählen. Dumas erzählte nun vom Wallfiſchfang, von den Seelands-Inſeln, von der dreifachen Art des Fanges, von der Eigenthümlichkeit der Wallfiſchfänger, von allen Einzelnheiten der Wallfiſche

u. ſ. w. „Ach!“ ſagte der Admiral, „Sie haben alſo lange Zeit auf jenen Inſeln gelebt?“ Dumas lachte und ſagte: „Niemals!“ Der Admiral konnte nicht glauben, daß ein Menſch alle dieſe Details wiſſen könnte, ohne ſie augenzeuglich mitgemacht zu haben. Dieſer Zug von Dumas erklärt zum Theil ſeine Fruchtbarkeit und ſeine Phantaſiethätigkeit!

Nach dem Diner blieben wir noch lange zuſammen im kleinen Garten Lamartine's und verließen erſt gegen Mitternacht die Laren dieſes Hauſes, welche das Haupt eines der erſten Geiſter des Jahrhunderts bewachen.

Ich ging mit Dumas im Mondſchein entlang, wir ſprachen von Lamartine und ſeiner politiſchen Miſſion, und Dumas ſagte die ebenſo geiſtreichen als hiſtoriſch-wichtigen Worte: „Die ganze Sache iſt die, Lamartine war als Präſident lyriſcher Dichter, wäre er dramatiſcher Dichter geweſen, die Sache hätte anders geendet!“ — Es liegt eine erſchreckende Wahrheit in dieſen Worten. Ich war ſo frei, dann zu fragen: „War Changarnier alſo dramatiſcher Dichter?“ —

Wir trennten uns an der Madelaine, die Erinnerung aber an dieſen Abend wird mir für ſtets eine unendlich intereſſante und koſtbare ſein.

Paris, 28. Juli 1855.

Ein Grab und ein Bett in Paris; oder: ein Beſuch bei Borne und bei Heine.

Es iſt jetzt ein Vierteljahrhundert, daß ich hier in Paris mit Börne zuſammenwohnte, rue de Provence 24.

Faſt jeden Morgen oder Abend kam Börne, in ſeinen braunen Pelzſchlafrock gehüllt, in mein Zimmer, ſetzte ſich an den Camin, ſchürte das Feuer an und ſagte: „Nun, Saphir, helfen Sie mir, an nichts denken.“ Er behauptete nämlich, er befinde ſich nur dann wohl, wenn er an gar nichts denkt, das könne er aber nicht allein, dazu müſſe ihm immer Jemand helfen. Namentlich aber, ſagte er, gelänge es ihm ganz und gar an nichts zu denken, wenn ein deutſcher Profeſſor mit ihm discurirt.

„Aber,“ erwiderte ich, „ich bin ja kein Profeſſor, im Gegentheil, ich leide an Diarrhöe.“

„Thut nichts,“ ſagte Börne, „Sie ſind erſt aus Deutſchland gekommen, ich weiß, Sie waren ein Freund von Hegel, Sie müſſen mir helfen, an nichts denken.“ — Darauf ſchürte er das Feuer an, legte Holz nach und ſah in die Flammen.

Er litt immer an Kälte. Wenn ich bei ihm war, ſchrieb er zuweilen, zwiſchen jeder Zeile ſtand er auf, um ſich am Camin zu wärmen. Er arbeitete ſehr langſam, ging inzwiſchen oft fünf Minuten lang auf und ab und ſchrieb wieder zwei Zeilen. Wenn ich ihn verlaſſen wollte, um ihn nicht zu ſtören, ſagte er: „Au contraire, bleiben Sie hier, da ſtören Sie mich nicht, aber wenn Sie oben in Ihrem Zimmer auf- und abgehen *), da geben Sie meinen Gedanken lauter Fußtritte.“ — Ich arbeite ſehr ſchnell; eines Tages kam Börne gegen 12 Uhr Mittags zu mir hinauf und ſagte: „Heute haben Sie Ihre Vorleſung im Salon Boſſange, über was werden Sie leſen?“ —

„Heute?“ rief ich erſchrocken aus; „heute? Schwerenoth, daran hab’ ich ganz vergeſſen! Nun muß ich mich gleich darüber machen.“

„Sie haben gewiß über den „Boeuf gras“ geſtern, über den Zug des Faſchingsochſen, daran vergeſſen.“

„Gewiß! aber der Ochs muß mir das vergüten! Einer hilft dem Andern! Ich werde über „den Zug des Faſchingsochſen durch Paris“ leſen.“

„Gut,“ ſagte Börne, „ich will Euch nicht ſtören, thut, als ob ich hier gar nicht wäre.“

Er ſetzte ſich an den Camin, ich an den Schreibtiſch, und mein Ochs hatte in einer Stunde ſolche Fortſchritte gemacht, daß wir Beide ein bischen ruhen konnten.

„Wie ſind Sie glücklich,“ ſagte Börne, „ſo geſchwind zu arbeiten, ich kann das nicht!“

*) Er erzählt das ſelbſt in ſeinen „Pariſer Briefen“.

„Ja," entgegnete ich, „daher hält Ihre Arbeit für die Ewigkeit, meine aber iſt bald zerbrochen und unbrauchbar!"

Als ich eines Abends zu Louis Philipp in's palais royal geladen ward, ſagte Börne: „Grüßen Sie mir Alle und bringen Sie mir ein Stückchen bürgerliches Königthum mit, weil es noch friſch iſt."

Der Menſch, jeder Menſch iſt ein Talleyrand! Es ſind 25 Jahre und ich ſtieg in den gelben Handſchuhen, der weißen Cravatte und im ſchwarzen Frack die Treppe im palais royal hinauf und machte dem bürgerlichen Königthume tiefe Bücklinge und nach 25 Jahren ziehe ich wieder gelbe Handſchuhe, weiße Cravatte, ſchwarzen Frack an, ſteige dieſelbe Treppe im palais royal hinauf und machte dieſelben tiefen Bücklinge dem Kaiſerthum, und ich bin doch kein Talleyrand und kein Höfling und auch kein politiſcher Wetterhahn und auch kein Protectionsjäger, ich bin nichts als ein außer allen Beziehungen ſtehender reiſender Schriftſteller, der Alles ſehen und kennen lernen will, um darüber manches in ſein Blatt und wieder hinter's Ohr zu ſchreiben.

Es thut mir nur herzlich leid, daß ich nicht hoffen kann, zu erleben, für wen ich mir in noch 25 Jahren hier wieder die gelben Handſchuhe, die weiße Cravatte und den ſchwarzen Frack anziehen werde — ?

25 Jahre und das Königthum iſt todt und Börne auch. Börne! auch ein König! Er trug die Geiſteskrone und die Dornenkrone! Er führte die Feder wie ein

Scepter; ſein Reich war die Phantaſie, ſein Thron der Schreibtiſch! Als ich dazumal Paris verließ und Abſchied von ihm nahm, ſagte er: „Auf Wiederſehen! oben oder unten!“ Und ich drückte ſeine ſchmächtige Hand und erwiderte: „Oder in der juste milieu zwiſchen oben und unten noch hier auf der Erde!“

Ich ſollte Börne auf der Erde nicht wieder ſehen! Alſo „oben“ oder „unten!“ Jedoch wo iſt „oben“ und wo iſt „unten?“ In einer Zeit und in einem Lande, wo heute oben iſt, was geſtern unten war, und morgen vielleicht unten, was heute oben iſt, in einer ſolchen Zeit iſt das Rendezvous: „oben“ oder „unten“ ein ſehr unbeſtimmtes.

Börne iſt jetzt gewiß oben! Er war ſchon im Leben oben, hoch oben über dem Leben, über dem Schmutz der Erde. Er liegt unten, aber er lebt oben!

Börne liegt in fremder Erde! in fremdem Boden! Paris wurde ſein St. Helena, père la chaise ſein Longwood, der Buchhändler Campe ſein Sir Hudſon Lowe.

Frankreich hat Napoleons Aſche wieder verlangt, Deutſchland ſollte Börne's Aſche aus dem fremden Boden zurückverlangen. Deutſchland ſollte zu Frankreich ſagen: „Gebt mir heraus dieſen Todten! Wollt ihr wiſſen, für wen er geſtorben! Für mich iſt er geſtorben!“

Ja Börne iſt an und für Deutſchland geſtorben! Er hat Deutſchland geliebt, und weil er es geliebt hat,

hat er es verlaſſen, wie ein edler Mann ſich von der Geliebten losreißt, die mit ihm und mit der er nicht glücklich ſein kann! Er hat Deutſchland geliebt, er hat die Deutſchen geliebt, ſowie jeder ehrliche Deutſche ſein Vaterland liebt, wenn er auch über Vieles in ſeinem Vaterlande weint oder lacht! Börne hat ſich nach Deutſchland geſehnt, ſein geſchriebener Zorn über Deutſchland iſt nichts als ſein deutſches Heimweh, welches er in Salz und Säuren friſch erhielt, welches er mit Witz und Spott zu betäuben, fortzujagen trachtete.

Die deutſchen Correſpondenten in Paris ſagten in der „Allg. Augsb. Zeitg.“: „Börne ſchmeichelt den Franzoſen,“ ſo wie ſie jetzt ſagen: „Saphir ſchmeichelt den Franzoſen.“

Dieſe deutſchen Läuſe in dem Wallfiſch „Paris“ haben in der „Augsb. Allg. Ztg.“ den würdigen Kopfgrind gefunden, darinnen zu wimmeln. Dieſe allgemeine Gemeine für alle, dieſe politiſche femme entretenue der verſchiedenſten Parteien, dieſe Maria Stuart, die noch ärger iſt als ihr Ruf — o Himmel — die nur eine politiſche Geſinnung hat: „den Débit in alle Länder und keine Poſtporto-Erhöhung,“ die iſt von der Nemeſis ereilt worden! Ihre Abonnenten vermindern ſich mit jeder Runzel, welche ihr altes Angeſicht heimſucht, ihr Credit iſt ſo tief geſunken, daß er bald den Geiſt, der ſie beſeelt, erreicht haben wird. — O Himmel! —

Zu jenem Ungeziefer, welches die Pariſer Correſpondenten der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ in

Paris ſich gegenſeitig abjagen, um es in den Spalten jener Zeitung loskriechen zu laſſen, gehörte auch die Anſchuldigung: „Börne ſchmeichelte den Franzoſen!“

Börne und Schmeicheln! Ein Löwe, dem man nachſagt, er macht einen Katzenbuckel!

Er ſchmeichelte den Franzoſen, das meinten die Franzoſen, und die deutſchen Correſpondenten in Paris, welche als das Nektar ſchlürfen, was ſie einem Franzoſen abhorchen, um es ſeitelweiſe in deutſchen Journalen auszuſchenken, ſagten es den Franzoſen nach!

Die Franzoſen waren nicht im Stande, aus der Bitterkeit und aus den ſalzigen Worten Börne's über Deutſchland die Liebe Börne's zu Deutſchland, den Schmerz Börne's über Deutſchland, die Mühe Börne's dieſe Liebe und dieſen Schmerz aus ſich wegätzen zu wollen, aufzufaſſen, herauszufinden und zu verſtehen.

Börne liegt in franzöſiſcher Erde! Er liegt allein! Er liegt fern von dem Volk, das er geliebt, für das er geweint, gelitten und geſtritten hat. Am Tage Allerſeelen tönt kein deutſcher Laut, blüht kein deutſches Blümchen auf ſeinem Grab.

Dann und wann kömmt ein deutſcher Weinreiſender, ein Handelsbefliſſener aus ſeiner Vaterſtadt Frankfurt am Main, ein jüdiſches Banquierſöhnchen aus der Vaterſtadt Nantes, und ſie haben in ihrem Notizenbuch angemerkt, was ſie in Paris für „Curioſitäten“ beſuchen müſſen, und da ſteht: „Thiergarten“ — „Bal Mabille“ — „Grisetten“ — „Börne's Grab“ u. ſ. w.!

Aber Frankfurt am Main ſollte Börne's Leiche reclamiren! Nicht Goethe und nicht Börne haben ihrer Vaterſtadt die Ehre erzeigt, in ihr zu ſterben, und doch iſt Frankfurt am Main die Stadt dazu, wo jeder große Mann gleich begraben iſt! Frankfurt am Main hat Goethe ein Denkmal geſetzt, weil er ihm das Vergnügen gemacht hat, Miniſter zu werden. Aber ſeine Statue in Frankfurt am Main haben ſie mit großem Scharfſinn aufgeſtellt, Goethe kehrt nämlich der Kunſtanſtalt, dem Theater, den Rücken zu!

Frankfurt am Main ſetzt Börne deshalb kein Denkmal, weil es nicht weiß, wie es ſeine Statue ſetzen wollte, d. h. welcher Seite in Frankfurt er nicht den Rücken zukehren ſollte.

Börne's Grab in Paris iſt mehr als einfach. Eine erbärmliche Büſte ſteht in einer kleinen, dunklen Niſche und die paar Zeilen auf dem Steine ſind nicht mehr zu leſen! Nicht ein Blümchen ſteht auf dem Grab, zwei halbverdorrte gelbe Kränze hängen an den Eiſenſtäben, die das Grab umgittern!

Guter Börne! Auch im Tode noch von Eiſenſtäben umgittert! Ich legte einen vollen friſchen Kranz auf das Grab.

Edler Schatten! Freund, Landsmann, Bruder im Apoll und Mitpilgerer auf der Wallfahrt des Geiſtes! leb' wohl! Leb' wohl, Du edler Todter! und rufe mir zur Vergeltung dieſer Worte von oben zu: „Sterbe wohl, Du guter Lebender!“

Von Börne's Grab zu Heine's Krankenbett!

Sollte es vielleicht im Buch des Schickſals ſtehen, die deutſchen Humoriſten ſollen in franzöſiſcher Erde ruhen! Ich muß machen, daß ich fortkomme, das Schickſal könnte mich für einen Humoriſten halten!

Heine war lange nicht im Stande, Beſuche anzunehmen; er war ſehr leidend. Seit einigen Tagen iſt er etwas beſſer.

Herr Steinitzer, mit dem ich zu Heine gehen wollte, brachte mir dieſer Tage ein Briefchen, welches Heine an ihn richtete und in welchem er ſagt: „Es wird mir viel Vergnügen machen, wenn mir Herr Saphir die Ehre ſeines Beſuches erzeugt, ich werde das Beſte, was man mir in meiner kummervollen Lage anbieten kann, nämlich einige erheiternde Augenblicke, mit Dank annehmen. Herr Saphir iſt einer der geiſtreichſten Männer Deutſchlands, und wir haben ſehr viele gemeinſchaftliche Feinde; dabei ſoll er ſehr gutmüthig ſein, was doch auch eine gute Eigenſchaft iſt.“ —

Herr Heine erzeugt mir zu viel Ehre, wenn er glaubt, ich habe ſo viele Feinde wie er, ſo geiſtreich bin ich nicht, und ſolch' einen Ruhm hab' ich auch nicht, um ſo viele Feinde zu haben wie er. Ich war einen Augenblick lang Heine's Feind, als er Börne nach dem Tode ſo hart behandelte. Ich habe Heine darüber recht bitterböſe angelaſſen. Ich habe ihm das, bevor ich ihn beſuchte, ganz offen ſagen laſſen, da alle Unwahrheit und jede zweideutige Lebensweiſe meiner Natur verhaßt und unmöglich iſt! Ich war Heine dazumal bitterböſe, ich habe mich darüber ausgeſchrieben. Das war ich den Manen meines edlen Freundes Börne ſchuldig.

Darüber ſind fünfzehn Jahre vergangen! Ich habe Heine ſtets als herrlichen Dichter, als einen der geiſtreichſten Schriftſteller und als eine der witzigſten, oder was ebenſoviel iſt, als eine der kratzendſten Federn des Jahrhunderts anerkannt. Verſchiedenheit der Anſichten und Geſinnungen iſt unter geiſtreichen Menſchen kein Grundrecht zur Verlängnung des gegenſeitigen Talentes und Genies.

Nachdem ich mich alſo Heine darüber offen erklärte, beſuchte ich ihn.

Heine wohnt jetzt Nr. 3, avenue Matignon, in den champs élysées im fünften Stock.

Ein weiblicher Domeſtique meldete mich an. Ich trat in ein ſehr verdunkeltes Cabinet. Das Cabinet war durch einen Schirm in zwei Theile getheilt. Selbſt halb blind, tappte ich mich vorwärts, da tönte es von hinter dem Schirm hervor: „Iſt's der wirkliche Saphir?“ Ich erkannte Heine's Stimme nicht wieder, welches auch ſchwer geweſen wäre, da ich ihn ſeit 1827 nicht ſprach.

Ich trat hinter den Schirm, das Dunkle des Zimmers war mir nach und nach nicht mehr ſo dunkel, ich trat näher an Heine's Bett an das Leidensbett, an welchem dieſer Prometheus, der vielleicht zu viel Feuer getrunken, himmliſches und irdiſches, ſeit vier Jahren gefeſſelt liegt. Aber kein Geier nagt an ſeiner Leber, denn er ſchreibt und ſpricht noch friſch von der Leber weg; auch nagt kein Geier an ſeinem Herzen, denn er hat ſein Herz gefeit vor den Krallen der ätheriſchen Liebe, und auch an ſeinem Gewiſſen nagt kein Geier, denn Heine weiß dieſes Gewiſſen ſo zu verſtecken, daß kein Geier weiß, wo es anzupacken ſei.

Seit vier Jahren ringt Heine's Körper mit dem Tod! Aber ſein Körper hat einen Verbündeten gefunden, mächtiger als eine Allianz, einen Verbündeten, der dem Körper ſeine Exiſtenz garantirt, nämlich: Heine's Geiſt! Alle Körper, beſonders fleiſchliche, werden in Spiritus gelegt, um von außen her conſervirt zu werden; Heine's Körper wird von innen conſervirt, der Spiritus in Heine erhält das irdiſche Futteral dieſes Geiſtes.

Als A. T. E. Hoffmann das Rückenmark gebrannt bekommen hatte, ſagte er zu Chamiſſo, der ihn gleich darauf beſuchte: „Riechen Sie den Teufelsbraten? Ich bin geſchmort worden!“

Das iſt ein gräßlicher Humor, aber er flößt Reſpect ein; der Humor, der mit dem Teufel ein Wettrennen beginnt, der muß, wenn er verliert, mit Humor zum Teufel gehen!

Der Weiſe kennt keinen Schmerz, der Stoiker läugnet ihn, das iſt kein Verdienſt! Aber dem Schmerz in die Augen ſehen, den wüthendſten Schmerz in ſeinen Gliedern auf- und abgehen fühlen, den Kuß des Todes in Jahresraten auf ſeinem Angeſicht fühlen, die Auflöſung jahrelang löffelweiſe einnehmen, die Verweſung aus dem Grabe ſich entgegenkommen ſehen, in kleinen

Portionen verweſen, und da noch ſeinen Humor haben, da noch dem ſteten Schmerz mit ſteter Laune in's Geſicht lachen, da noch mit innerer Luſtigkeit, mit unverwüſtlichem Geiſt dem körperlichen Elend zurufen: „Du vermagſt nichts über meinen innern „Menſchen," das iſt ein denkwürdiges, ein pſychologiſch intereſſantes, ein geiſtig erhebendes, ein moraliſch tröſtendes Schauſpiel!

Heinrich Heine in ſeinem Bette iſt ungefähr ganz und gar ſo groß wie ein Jean Piccolo, es iſt vom Menſchen grade noch ſo viel dageblieben, als nöthig iſt, um dieſer Fülle von Poeſie, Laune, Humor, blendendem Witz und — ſataniſcher Bosheit zum Aufbewahrungsgefäß zu dienen.

Heine ſtreckte mir ſeine Hand entgegen: eine Hand? ein Händchen von einer Mumie! Und dieſes Knochenmodell einer Hand ſchreibt noch „Lutèce," „Salon," „Romancero," und all' die wunderſam duftigen, wunderſam witzigen, wunderſam poetiſchen und wunderſam abſcheulichen Dinge durcheinand!

Heine muß, wie bekannt, mit der einen Hand ſein Augenlid in die Höhe heben, wenn er Jemand ſehen will. Aber in dieſem Augenblick, wenn er den Vorhang von ſeinem Auge aufzieht, bietet dieſes ein Theater mit griechiſchem Feuer beleuchtet dar, dieſer Blick iſt noch Licht, dieſes Licht iſt noch ein Strahl, und dieſer Strahl bringt noch ein Prisma voll farbiger Geſtaltungen und Eindrücke.

Heine iſt ganz und gar der alte Heine, um 30

Jahre älter, um 50 Pfund leichter und viele Zoll kürzer, um ein Auge ärmer, um zwei Füße von der Gicht betrogen, von Amor in Stich gelaſſen und von Eros beſtraft, aber es iſt doch der alte Heine an Geiſt und Gedanken, an Wort, Ausdruck, Gefühl und Empfindungsweiſe.

Die irdiſche Vaſe iſt zertrümmert, der Henkel abgebrochen, der Sockel zermürbt, die Farben abgeblaßt, aber das Potpourri der poetiſchen Blumen, die Blätter und Blüthen in dieſer Vaſe ſind geblieben, die Roſen — und die Dornen.

Ach, es iſt ſchade, daß dieſes Genie an nichts glaubt, nicht einmal an ſich, und das iſt der ſchlimmſte Unglaube! Wer an ſich ſelbſt nicht glaubt, glaubt nicht an Gott, denn jeder Menſch muß ein Stück Gottheit in ſich glauben. Heine's wundervolle, ſinnige, blendende Poeſie hebt die Erde zum Himmel empor, aber leider verpflanzt ſie auch den Himmel auf die Erde! Heine weiß aus allen Materien Geiſt zu ziehen, er vergeiſtigt die Materie, aber dafür iſt ihm aller Geiſt, der Geiſt der Natur, der höchſte Geiſt auch nur Materie; Heine's geiſtiger Athem iſt unendlich, aber es iſt ein Samum, er verſengt! Dieſer Athem ſtreift die Blume, die Blume öffnet dieſem ſonnigen Athem den lieblichen Buſen, der Athem fährt über ſie hin, ſie iſt verbrannt, welk geſunken. Dieſer würzige Athem berührt die Lotosblume Poeſie, die Lotos erſchließt dieſem Athem das Räthſel ihres Duftes, die Geheimſchrift ihrer Blätter, den Zauder ihres Daſeins, aber der Athem, der ſie öffnet, tödtet ſie, der Hauch, der ihr die Seele entwickelt, vergiftet ſie! *)

Aber welche Friſchheit der Ideen, welche Triebkraft der Phantaſie, welche Farbenmiſchung, welcher gehämmerte Styl und welcher Wechſel der Perſpective in Schilderung und Staffage!

Die Franzoſen begreifen nicht recht, wie Geiſt und Witz und Lyrik an und für ſich Berechtigungen der Literatur, des Genius ſind. Amédée de Ceſena fragte: „Aber was will Heine? Welchen Zweck haben ſeine Genialitäten? Was iſt das Ziel dieſer Gedanken-Wettrennen? Wohin gehen dieſe Strahlen, welche ſich von den Sternen losmachten?“ (détaché des étoiles) Amédée de Ceſena könnte ebenſogut fragen: „Was will die Roſe? Welchen Zweck haben die Töne der Nachtigall? Was iſt das Ziel aller dieſer Blumendüfte und wohin gehen alle die Wolkenzüge und Zephirlüfte?“

Ein Ziegelſtein muß einen Zweck haben, der Demant iſt ſein eigener Zweck. Der Reiſende ſteckt ſich ein Ziel vor, der Spaziergänger nicht, der Wegweiſer muß uns ein „wohin?“ zeigen, aber die Blume, die Quelle, das Echo, der Wälderduft, die lachende Landſchaft, welche den Reiz und den Schmuck des Weges bilden,

---

*) Ich werde in ſpäteren „Pariſer Briefen“ das nachholen, was zur Vervollſtändigung meines Urtheils über den jetzigen Heine nöthig iſt.

ſagen nie: wohin! — Heine's Bosheiten ſelbſt, glaub' ich, haben auch keinen Zweck, ſie ſind bei ihm eben auch eine Formation ſeines Geiſtes. Er fragt ſie auch nicht: wohin? Er bekümmert ſich nicht um ihre Wirkung. —

Ich ſprach mit ihm davon, von den vielen Verletzungen, welche er ſelbſt Freunden anthut. „Ach," ſagte er, „über wen ſoll man denn Witze machen als über ſeine Freunde? Die Feinde nehmen es einem gleich übel! Die Freunde eben ſollen uns die Freundſchaft erzeugen, unſere Witze nicht übel zu nehmen." — Ich muß geſtehen, da iſt doch Methode d'rin!

„Mit meinen Finanzen," ſagte Heine, „bin ich immer brouillirt, ich habe immer weniger als ich brauche."

„O," erwiderte ich, „das kenn' ich, wir ſagen immer: „ich habe weniger als ich brauche," aber wir ſollten eigentlich ſagen: „ich brauche mehr als ich habe."

„Ich habe," fuhr Heine fort, „6000 Francs jährlich von meiner Familie und 6000 Francs von Champe in Hamburg, das ſind jährlich 12,000 Francs Renten, ich brauche aber wenigſtens 20,000 Francs! Wie viel brauchen Sie?"

„Mein lieber Heine," erwiderte ich, „die Berechnung iſt leicht. Sie haben mehr als 12,000 Frcs. Renten und brauchen dennoch 20,000 Frcs. Stellen Sie ſich vor, wie viel ich erſt brauche, der ich gar keine Renten habe."

In dieſem Augenblicke brachte die Dienerin einen Brief, er ließ die Fenſtervorhänge zurückſchlagen und ich ſah Heine's Angeſicht deutlich. Ein wahres leidendes Lazarus-Angeſicht, hohle, bleiche Wangen, ſpärliches Haar, der Bart weiß und ſtruppicht, die Stirne weit hervortretend und die Augen tief in ihre Höhlen zurückgezogen und zugedeckt. Heine iſt ſchlaflos und braucht die Nacht hindurch unzähligemal die Bedienung zu hundert Dingen, und doch darf kein Licht im Zimmer ſein und auch kein lebendes Weſen kann er des Nachts um ſich dulden, er muß allein ſein! Allein wach mit ſeinen Schmerzen, mit ſeinen Leiden, aber auch mit ſeinen Gedanken und wachen Träumen.

Er iſt verheirathet, ſeine Frau hab' ich nicht geſehen, hab' auch den Wunſch nicht geäußert; ſie ſoll eine ſtattliche, ſtarke Perſon ſein. Das iſt Alles, was ihre Biographen von ihr wiſſen — oder ausſagen. Daß der Sänger des „Buches der Lieder" nach Loreley und ſo weiter an einer „ſtattlichen ſtarken Perſon" ehegeſponslich hängen blieb, iſt ein Heine'ſcher Witz des Schickſals. Völker und Frauen, von welchen die Blätter der Geſchichte nichts ſagen als: „eine ſtattliche, ſtarke Perſon!" mögen höchſt reſpectabel ſein, aber nicht — intereſſant. Heine liebt noch immer vorzüglich jüdiſche Witze.

Ich fragte Heine, ob ſeine Frau deutſch ſpreche; „nur zwei Worte" war ſeine Antwort; „Nebbech" und „Jofe." (Das erſte Wort iſt ein Klageausruf und das zweite heißt „ſchön".) „So?" ſagte ich, „das ſind blos zwei eigene Namen, der erſte iſt Ihr eigener Name und der zweite der Ihrer Frau."

Heine iſt jetzt wieder doch ſo weit, daß er manches ſelbſt ſchreiben kann. Er dictirt ſonſt, aber er hat alle acht Tage einen andern Schreiber, es kann ihm nicht ſo bald Jemand zurecht ſein.

Obſchon zur Zeit, als wir uns das letztemal in Frankfurt ſahen, Börne ſtets mit mir war, vermied es heute ſowohl Heine als ich, den Namen „Börne" auszuſprechen.

Ich bin von Heine's Krankenbett noch verdüſterter weggegangen als von Börne's Grab. Drei Humoriſten der deutſchen Gegenwart, zwei große und ein kleiner, davon iſt einer todt in Frankreich begraben, einer lebendig in Deutſchland begraben, und einer, der in Deutſchland nicht leben und in Frankreich nicht ſterben kann!

Paris, 29. Juli 1855.

Ein Morgen bei Alexander Dumas.

Der Diener Dumas hatte den Auftrag, mich ausnahmsweiſe jederzeit eintreten zu laſſen. Ich kam geſtern um 9 Uhr Morgens.

In der rue d'Amsterdam 77 bewohnt Dumas ein Häuschen und Garten ganz für ſich allein.

Im erſten Stock iſt das Arbeitszimmer ſeiner Tochter Marie. Sie iſt ein ausgezeichnetes Malertalent.

Ihr Zimmer iſt ein Atelier, ein Muſeum, ein exotiſcher Blumengarten, eine Bildergalerie, ein Raritätencabinet, ein orientaliſcher Tempel zugleich, Zeichnungen, Croquis, Statuetten, Blumenvaſen, ausgeſtopfte Vögel, Lampen, Münzen, Stickereien, Teppiche, Schirme; alles durcheinander, übereinander, nebeneinander! Methode in der Unordnung, Syſtem im Durcheinander, ſtudirter Geſchmack in anſcheinender Zufälligkeit.

Eine Treppe höher iſt das Arbeitszimmer Dumas'. Hier iſt zuerſt nichts und dann Chaos, und aus dieſem Nichts und Chaos ſchafft Dumas eine Welt, ſeine Welt. Zu dieſem Chaos von Tinte, Papierſtreifen, Federn, Büchern und Brochuren ſagt Dumas: „Dieſes Papier ſoll erzeugen allerlei Leben, Meer und Erde, Himmel, Sonne, Sterne, Menſchen und ſonſtiges lebendes Weſen," und alſo geſchiehts.

An den Wänden des Zimmers ſind türkiſche Divans, auf Camin und Geſimſe ein pêle-mêle von cadeaux und souvenirs: „Donné par le Prince etc." — „Hommage à Alexandre Dumas par le Princess etc." u. ſ. w. An den Wänden hängen allerlei Bilder, auf Seſſel und Fauteuils Bücher, Cartons, Dictionnärs, Damascener Säbel, Piſtolen, Albums u. ſ. w.

In der Mitte des Zimmers ſteht ein breiter, langer, flacher Tiſch, ein Schreibzeug in der Mitte, und auf dieſem Tiſch unzählige große blaue Papierbogen, in lauter einzelnen halbgeſchnittenen Bogen; und auf dieſe Streifen, ſtets auf einer Seite, ſchreibt Dumas zugleich die „Histoire de ma vie,“ die „Mohicans de Paris,“ die „Mémoires de Mad. Dorval,“ die Urtheile über Mad. Riſtori und noch hundert andere Dinge.

Es iſt unglaublich, mit welcher Schnelligkeit, mit welcher Vielfachheit Dumas ſchreibt. Dumas hat vier Hände, zwanzig Finger, aber ſelbſt die reichen nicht hin, um ſeinen ſchaffenden Geiſt und ſeiner beflügelten Phantaſie, um ſeiner quellenden Erfindungsgabe und dem Sprudeln ſeines Styls nachzukommen. Nur wer Dumas arbeiten geſehen hat, kann es glauben, wenn auch nicht begreifen, daß er über tauſend Bände verfaßt hat! Während er arbeitet, ſpricht er mit ſeinen Beſuchern, ordnet er ſeine Diener an, arrangirt er ſein Blatt, ertheilt er Rath und hört zehn Menſchen an, von welchen ihn jeder in einer andern Angelegenheit ſpricht.

Er arbeitet in einem tropiſchen Negligé, wie es ſeine tropiſche Natur, ſeine tropiſche Phantaſie erheiſcht. In Pantoffeln und Nankinpantalon, im bunten Hemd, ohne Gilet, ohne Halsbinde; ſtark und groß, von muskulöſer Structur, mit dichtem, emporgeſträubtem Haar, dröhnt der Boden unter ihm. Sein Auge iſt gedankenvoll, ſein Blick dennoch mild, ſtark ausgeprägte Züge drücken eine frohe und herzensgute Stimmung aus. Er lächelt vortrefflich, ſpricht ſchnell, laut, mit Feuer, und belebt ſich im Geſpräch immer mehr. Sein Geſicht trägt eine innere Gutmüthigkeit im Ausdruck.

Nur wenn Dumas in Dumas angegriffen wird, nur wenn man ſeine geiſtige Individualität verletzt, fliegt der Creole über dieſes Angeſicht! Da wird das Uebermeer-Blut in der Geſichtsfarbe ſichtbar, da nehmen ſeine Blicke die Geſtalt von Tigerpfeilen an, und der Panther trägt auf einen Augenblick ſeinen Ausdruck auf die Geſichtszüge des Menſchen über. Aber dieſer Moment geht bald vorüber und Dumas iſt wieder der alte, frohe, joviale, liebenswürdige, herzlich-gute Menſch.

Dumas iſt von einer kindlichen Herzensgüte, der edelſten Aufopferung fähig. Er gibt alles hin an die Menſchheit, er iſt für jeden mit Rath und That bereit. Dumas hat viele Feinde, namentlich unter den jüngern Schriftſtellern und Feuilletoniſten! Wie kann es auch anders ſein? Ein ſolches Genie und keine Feinde?! Eine ſolche coloſſale Reputation und keinen Neid?! Dieſe kleinen Geiſter nergeln an dieſer großen Individualität, an dieſem Weltrenommée. Er läßt ſie nergeln und geht ſeiner Wege. Er iſt der Freund, der intime Freund von Lamartine, Victor Hugo, Berenger, Emilie Girardin, St. Beuve u. ſ. w., u. ſ. w., er iſt der Augapfel der höhern Geſellſchaft, er iſt die Seele dieſer Cirkel. Ich habe ihn in den Salons der Napoleoniden geſehen, wo man ihn mit Herzlichkeit bedeckt.

Ich habe ſchon erwähnt, daß ich ihn auch bei der Prinzeſſin Mathilde ſah.

Die Prinzeſſin Mathilde beſitzt keine Handſchrift von Napoleon I. Dumas beſitzt einen Brief von ihm. Dumas wollte ſich von dieſem Brief nicht trennen, den die Prinzeſſin ſo ſehnlich wünſchte. Ich war der glückliche Mittler, daß Dumas der Prinzeſſin den Brief gibt. Sie läßt die Unterſchrift, den Namenszug Napoleons herabſchneiden und unter Demanten in ein Armband faſſen.

Es war 9 Uhr Morgens, als ich letztlich zu Dumas kam. Er lag auf dem Boden auf einem Teppich, ſtreckte mir die Hand entgegen: „Ah, mon cher Saphir!“ ſprang auf und ſetzte ſich zu mir auf den Divan. „A présent je suis tout à vous!“ Aber kaum hatten wir zehn Worte gewechſelt, da fing die Wallfahrt der Beſucher an. Zuerſt der junge Herzog von Schleswig-Holſtein, den wir am Vorabend beim Prinzen Napoleon ſprachen, und der ſich bei Dumas die Gunſt erbat, ihn beſuchen zu dürfen. Kaum ſind ſechs Minuten verfloſſen, kömmt ein Präſident, deſſen Namen ich vergaß, „rien que deux mots, cher Dumas!“ Die zwei Worte werden 200. Ich will gehen, Dumas ſagte: „Non, mon cher Saphir, à présent je suis tout à vous!“ Nach einigen Augenblicken kömmt Mad. Daſch, eine Schriftſtellerin, und bittet nur um zwei Worte. Während dem kömmt der Verleger der „Histoire de ma vie“ und verlangt für's Feuilleton die Fortſetzung! „À l'instant!“ ſagt Dumas, ſetzt ſich nieder und füllt ſchnell einen langen halben Bogen und gibt ihn mit. Nun aber will ich wirklich gehen. „Non, nous causerons encore!“ Da kommt wieder Jemand, wer iſt's? der Maler B. aus Brüſſel hat mit dem Brüſſeler Expoſitions-Commiſſär Worms de Romilly einen Ehrenhandel, Dumas ſoll ſecundiren. Dumas acceptirt, ſchreibt an den Secundanten des Gegners und ſetzt ſich wieder zu mir. Wir beginnen unſer Geſpräch kaum, kömmt Méry und wünſcht, Dumas möchte Abends der Probe ſeines Stückes beiwohnen, da er der Sache ſo ungeheurer Meiſter iſt. Méry's Ambaſſade geht, nun hoffen wir allein zu ſein, umſonſt! Die Erben der Mad. Dorval (eine der erſten Tragödinnen Frankreichs) ſchicken ihm eine Bibel, welche einen Theil ihrer Lebensgeſchichte ausmacht, er ſoll ſie in Augenſchein nehmen und in der Biographie ſchildern!

So wird's eilf Uhr, ich will nun endlich im Ernſt gehen, „O non, vous dejeûnerez avec moi!“

Wir ſteigen hinab in den Gartenſalon zum Frühſtück. Aber Dumas iſt ſelbſt Koch. Er macht ſich ſein „Filet aux pommes“ ſelbſt; indeſſen beſah' ich die Tapeten u. ſ. w. Nun kömmt Dumas mit ſeinem neueſten Werk, welches der Bediente hinter ihm her dampfend nachbringt.

Wir ſetzen uns zu Tiſche, da ſteht Schinken, Kälbernes, Roßbeufs, Melonen, Filet, Omelette, Bordeaux, Thee, Caffee und Liqueure. Wir wollen uns an's Geſchäft machen, aber noch nicht! Man bringt eine Ladung köſtlicher Blumen- und Pflanzengeſchirre, die eine nicht genannt ſein wollende Dame Dumas für ſeinen Garten ſchickt. Dumas ſpringt auf, ruft ſeinen Gärtner, aber voll Ungeduld ſtreift er die Hemdärmeln auf und fängt an die Blumentöpfe ſelbſt in die lockere Erde ſeines Gartens zu ſetzen. Ich nicht faul helfe ihm und wir kehren mit Händen voll Gartenerde in den Speiſeſaal zurück.

Wir beginnen das Frühſtück, aber ich ſehe, Dumas iſt voller Unruhe, er ſchaut hin und her, ihm fehlt etwas! „Qu'avez-vous donc!“ frug ich. Er ruft den Bedienten, ihm fehlen ſeine Miteſſer. Der Bediente öffnete eine kleine Gartenthüre und es hüpfen und flattern herein kleine Perlhühnchen, Wildenten, Schopftauben u. ſ. w., und ſie umringen den Seſſel Dumas und Dumas iſt ſeelenvergnügt, er kann nicht frühſtücken ohne dieſen ſeinen Gartenbewohnern, Brot und Futter von ſeinem Tiſch geſtreut zu haben. Es fehlt ein kleines Entchen! „Wo iſt das kleine Entchen?“ — Der Diener ſagt, es ſei ihm was Menſchliches begegnet. Dumas iſt untröſtlich, das Frühſtück ſchmeckt ihm nicht mehr.

Von welcher Herzensgüte Dumas iſt, mögen folgende zwei Züge ſprechen.

Dumas hat 800 Francs zu bezahlen. Dumas iſt nicht zu jeder Minute Herr über 800 bare Francs. Aber nun hat er ſie, er wirft ſich in ſein Cabriolet, welches er immer hat, um die 800 Francs zu bezahlen.

Während er fährt, ſieht er, daß der Cabriolet-kutſcher traurig iſt und weint!

„Was iſt's Jean?“

„Nichts!“ ſagte der Kutſcher. Aber Dumas dringt in ihn und der Kutſcher erzählt, daß ihm geſtern ein Unglück zukam, er ſtürzte, Pferd und Cabriolet ſind zu

Grunde gegangen. Dies Cabriolet habe ihm ein anderer Cabrioletkutſcher für heute geliehen; er hat fünf Kinder und iſt nun ein Bettler!

„Wie viel brauchſt Du zu Pferd und Cabriolet?“

„Wenigſtens 600 Francs.“

„Halt!“

Der Kutſcher hält; Dumas gibt ihm 600 Francs. „Hier, mein Freund, wenn Du's haſt, wirſt Du mir's bezahlen, erziehe deine Kinder ordentlich!“ Damit gibt er ihm 600 Francs, geht zu Fuß fort, um ſich, Gott weiß wie, andere 600 Francs aufzutreiben.

Eines Tages kömmt ein Freund, ein junger Schriftſteller, zu ihm, und klagt ihm, er iſt verliebt, er hat eine engelsſchöne Braut, ſie könnten glücklich ſein, ewig glücklich, wenn er 30,000 Francs hätte!

„30,000 Francs!“ ſagt Dumas, „Sie ſehen wohl, daß ich nicht im Stande bin zu helfen!“

„Doch! doch! Sie können uns auf ewig glücklich machen! Sie allein haben das Weh' und Wohl zweier Herzen in Ihrer Hand!“

„Ich? Wie denn? Iſt das möglich?“

„Ja, ſo iſt es! Ich habe ein Buch in zwei Bänden unter dem Titel: „Die beiden Dianen“ geſchrieben. Der Verleger will mir 30,000 Francs Honorar geben, aber nur unter einer Bedingung!“

„Unter welcher, mein Liebſter?“

„Daß Sie Ihren Namen zu dieſem Werke hergeben!“

„Aber das iſt ja unerhört! Das iſt ja nicht ſchriftſtelleriſch!“

„Das iſt wahr! Aber es iſt das einzige Mittel, mich und meine theure Geliebte vor Verzweiflung zu retten!“

Und Dumas, gerührt von dem Schmerz des jungen Mannes, von der Wahrheit und Innigkeit dieſes Schmerzes, wirft den Rock um, geht mit ihm zum Verleger, gibt ſeinen Namen her, der Verleger zählt 30,000 Frcs. auf's Bret hin! Nach acht Tagen iſt das ſelige Paar vermält; in einem Jahr iſt der junge Dichter Vater eines herrlichen Jungen und Dumas Vater von zwei Bänden, die er nicht gemacht hat!

Es iſt vielleicht nicht ganz in der Ordnung, aber zwei glücklich gemachte Herzen! Die Zukunft einer ganzen Familie.

Das Herz Dumas hat über alle andern Rückſichten den Sieg davon getragen.

Gottlob in eine ſolche Verſuchung kann ein deutſcher Schriftſteller gar nicht kommen, und Gott geklagt, auf ſolche Weiſe kann in Deutſchland kein liebendes Paar glücklich gemacht werden!

Ich glaube nicht, daß ein Wiener Mausberger einem Wiener Novelliſten dreißigtauſend Francs für ſeinen Namen gibt, und wenn es drei Bände wären!

Der Kaiſer Ludwig Napoleon. — Wer kann ſagen: „Das iſt die letzte Stunde“ — „das iſt die erſte Stunde?“

Es iſt an ein Vierteljahrhundert, daß ich ein Büchlein ſchrieb:

„Die Napoleoniden,“
ein
„Trauerkleeblatt.“

Es waren drei Gedichte: „Die Wiege des Königs von Rom,“ — „Des Hauſes letzte Stunde,“ — „Lätitia die neue Hecuba.“ — Das Büchlein, kaum Finger dick, erlebte unzählige Auflagen, ich kann ſagen unzählige, denn dieſe Gedichte ſind einzeln und zuſammen in tauſend Formen, Formaten, Muſiken, Bildniſſen, Ueberſetzungen ab- und nachgedruckt, immer wieder neu aufgelegt worden. „Des Hauſes letzte Stunde“ iſt vom Thron in die Hütte und von dem Notenpult der großen Sänger und Sängerinnen bis zum Bänkelſänger, zum Leierkaſten gedrungen.

Wann habe ich dieſe Lieder geſungen? Als Napoleon der Große auf dem Throne ſaß? Als der König von Rom Erbe des ſchönen Frankreichs war? Als Lätitia die ſtrahlende Urſonne des Hauſes war? Als dieſe begeiſterte Wehmuth mir einen Orden, eine Stellung, eine Penſion, ein Gnadengeſchenk von dem mächtigen Beherrſcher der Erde erzwecken konnte?

Nein! Ich ſang jene Lieder, als der Titan geſtürzt, als ſeine Sonne erloſchen, als ſeine Krone geſunken, als ſeine Blumen geknickt, als ſeine Macht gebrochen war! —

Ich ſang jene Lieder des Schmerzes über den Untergang einer erhabenen Erſcheinung, als es höchſt unrathſam war, eine ſolche dichteriſche Begeiſterung für den vom Himmel geſtürzten Halbgott zu manifeſtiren! Ich war jung, ich war feurig, mich erfüllte der Glanz dieſes Meteors mit Poeſie und Begeiſterung! Ich hatte keine politiſche Abſicht, es war keine Geſinnungs-Manifeſtation, es war Gefühlsſache, es war ſchwärmeriſche Verehrung und ſchwärmeriſche Wehmuth für und über den Untergang eines erhabenen Schauſpiels.

Die Poeſie iſt keine Zeitungsſchreiberei, die Poeſie iſt keine Staatskanzlei, die Poeſie iſt keine politiſche Kannengießerei. Napoleons Heldenleben, ſeine Pilgerfahrt am Schwert und Scepter durch's Leben und am meiſten ſein erhaben tragiſches Ende war Poeſie, und die Poeſie hatte ſich bei der Poeſie bemeiſtert.

Ich dachte nichts als ich jene Gedichte ſchrieb, ich fühlte blos! Ich konnte ſie Niemand vom Hauſe Napoleon widmen, ich ſagte ja ſelbſt: „Des Hauſes letzte Stunde!“

Aber der Menſch ſoll nie ſagen: „die letzte Stunde,“

nie: „die erſte Stunde,“ denn er kennt den Räderlauf der Weltenuhr nicht, nur der, welcher die Weltuhr aufzieht und den Schlüſſel zu ihr hat, der allein weiß, wann für Menſchen, Völker, Welten die „letzte Stunde“ ſchlägt.

Mir war Napoleon durch ſeinen Tod auf St. Helena erſt recht ein poetiſcher Gegenſtand geworden! Der ſterbende Napoleon in den Kaiſergemächern der Tuilerien iſt nichts als ein todter Kaiſer mehr, der Paradeſarg im Louvre, die Gruft von St. Denis oder ſonſt wo wären eine zu proſaiſche Endlöſung einer ſolchen lebendigen Epopöe geweſen.

Napoleon auf den Felſen St. Helena ſterbend, ein verblutender Adler auf der Felſenſpitze, von den über ſein Schickſal empörten Wogen des Weltmeers zu Grabe geſungen, aus der großen Völkerorgel alle Regiſter der Klage und Anklage austönend, von Ferne untergehend wie die niederſinkende Sonne, ſo mußte Napoleon ſterben!

Eine Kerze geht aus, ein Meteor verſchwindet, ein Phönomen verſinkt.

Dieſes verſunkene Phänomen hab' ich beſungen, dem untergegangenen Meteor hab' ich nachgeklagt.

Ebenſowenig als ich damals den Napoleoniden ſchmeicheln wollte und ſchmeichelte, ebenſowenig hab' ich es jetzt gethan. Zum Schmeichler muß man geboren ſein! Der Tanzmeiſter lernt Verbeugungen machen, der

Inſtinct allein unterrichtet in Bücklingen! Die Erziehung lernt ein Compliment machen. Die Natur des Menſchen allein lehrt ihn den Katzenbuckel machen.

Ein Brief der Lätitia Buonaparte iſt alles, was mir jenes Trauergedicht brachte, aber ein Brief von Lätitia Buonaparte war auch viel!

Meine Muſe hat nie geſchmeichelt; wo ſie ein fürſtlich, ein gekröntes Haupt ſang, war es immer eine edle That, ein Zug der Hochherzigkeit, ein völker- und menſchenbeglückendes Ereigniß, ein göttliches Moment in dem Fürſtenleben, welches meine Bruſt erhob und aus den Saiten meiner Leier wiedertönte! wenn ſich die Göttlichkeit der Menſchennatur mir auf den Höhen der Throne zeigte, da erſchien ſie mir göttlicher und himmliſcher auf dieſen, wie die Alpenblume ſonniger ſtrahlt, wie ſie uns ſtrahlender anblickt, weil ſie auf der ſchwindelnden Höhe erblühte.

Ich kam jetzt nach Paris, ich war einige Schritte hinter dem Kaiſer Napoleon, als das ſcheußliche Attentat Pianori's auf ihn gerichtet war. Ich war doppelt durchſchüttert und die Ruchloſigkeit dieſes Frevlers erhöhte mein Intereſſe an dem Erben des Namens „Napoleon.“

Die Erbſchaft eines großen Namens iſt Fluch und Segen zugleich, Kette und Flügel, Zügel und Sporn, Einſchüchterung und Ermuthigung, Warnung und Aufruf, Auréole und Dornenkrone, Zufall und — Miſſion!

Napoleon III. ſelbſt betrachtet ſein Ich als Metempſychoſe Napoleons, als Miſſion!

Dem Erben des Namens Napoleons, des Namens, dem ich jene Lieder ſang, galt die Ueberreichung jenes „Trauerkleeblattes". Dieſe Ueberreichung an Napoleon III. iſt ebenſowenig Schmeichelei, als ſeine Entſtehung es war. Eben weil den Dichter jener Trauergeſänge nicht der entfernteſte Verdacht von Schmeichelei treffen konnte, eben deßhalb habe ich ſie Napoleon III. beſtimmt und ihn in dem begleitenden Gedicht gebeten, „dieſe Ueberreichung auch aus dieſem Geſichtspuncte betrachten zu wollen: —

„Ein Gaſt iſt meine Muſe in dies Land gekommen,
Als Gott Dich hat geſchützt vor Frevlerhand,
Da hat gerührt den Kranz ſie ſchnell genommen,
Den einſt ſie Deinem großen Hauſe wand,
Sie legt ihn wehmuthsvoll Dir jetzt zu Füßen,
Als Glückwunſch und als tiefe Huldigung.
Er ſoll in jener Sprache Dich begrüßen,
Die Dir bekannt, verwandt an Geiſt und hohem Schwung.
Er ſoll Dir ſagen, daß vor langen, langen Zeiten
Der Dichter Deinem Hauſe rühmlich ſchlug die Saiten.

Und weil es iſt ein Viertel vom Jahrhundert,
Daß dieſes Kleeblatt weinend ich gepflückt,
Womit das Grab des Helden, weltbewundert,
Mit wehmuthsvollem Herzen ich geſchmückt,
Weil's an der Stirne trägt das edle Zeichen,
Daß es ein ungekünſtelt Blümchen ſei,

Darf es der Dichter ſelbſtbewußt Dir reichen.
Es wuchs nicht auf dem Feld der Schmeichelei!
Denn dieſe Stunde nicht hat es geboren:
Es iſt ein Kind längſtverſchwund'ner Horen.

Es war auch gewiß nicht Schmeichelei, welche mich zur Zeit Ludwig Philipps in Paris Anno 1832 folgende Betrachtung über das Mädchen niederſchreiben ließ, welches in dem Auge die Worte: „Napoleon Empereur“ eingeſchrieben trug:

„Die Erſcheinung an und für ſich ſelbſt iſt eine wunderbare, ein Spiel des Zufalls, der Natur. Den Namen eines der erſten Geiſter der Welt in das zarte Gewebe eines Mädchenauges einzuſchreiben, das iſt eine muthwillige Spielerei der in ihren Hervorbringungen unerſchöpflichen Natur. Man könnte faſt ſagen, es ſei ſüße Schwermuth der Natur, die, wie die Zerſtreuung der Melancholie einen theuern Namenszug in den Sand ſchreibt, dieſen geliebten Namen in das Auge eines Mädchens ſchrieb. Kann man einen Namen auch inniger, theuerer, ſicherer und heiliger bewahren, als in einem Auge? Namen in Kirchen und Tempeln ſind nicht ſo treu, ſo ſchutzreich verwahrt; es gibt Tempelräuber und Kirchendiebe, aber in das Auge des Menſchen bringt nichts als der Strahl des Lichts, und einen geliebten Namen in ein Auge zu ſchreiben und die Augenlider wie die Tempelwächter über ein Heiligthum darüber zur Hut zuzuſchließen, iſt gewiß die ſinnigſte und geiſtreichſte Idee des Schickſals!

Napoléon Empereur unter dem heißen Sande Helena's, Napoléon Empereur unter der ſeidenen Wimper eines zarten Mädchens, welches Grab iſt das würdigere? Wenn die Nacht herniederſinkt und die zwei Augenlider wie Sargdeckel niederſinken über das Grab mit der großen einfachen Aufſchrift:

„Napoléon Empereur!“

dann leuchten dem ſchlummernden Todten doch immer noch zwei Augenſterne und er ruht auf ſeinem Augapfel wie auf ſeinem Reichsapfel. Einſt, wenn ſich dieſe zwei Augen ganz geſchloſſen haben werden und noch einige Tauſend Zwei-Augen, dann wird die Nachwelt hergehen und den lebendig begrabenen Napoléon Empereur ausgraben aus den Augen des Mädchens und aus dem Sande Helena's und wird ihn beiſetzen in die große Gruft der Unſterblichkeit und in dem ewighellen Auge der Jungfrau Weltgeſchichte werden ſie wieder glänzen und leuchten die Worte:

„Napoléon Empereur!“

— Es wäre alſo nicht ſehr zu verwundern, wenn die Napoleoniden der Gegenwart einen Dichter freundlich aufnehmen, einen Dichter, dem die franzöſiſche Literatur ſo ſchmeichelhafte Anerkennung zollt und der zur Zeit, als jede Leier über Napoleon ſchwieg, den großen Helden beweinte und beſang. Die Napoleoniden ſind alle, alle ausgezeichnete Geiſter, ungewöhnliche Menſchen, welthiſtoriſche, bedeutſame, intenſiv-intereſſante Perſönlichkeiten; das iſt wahr und das wird Niemand in Abrede ſtellen, den politiſchen Standpunct ganz außer Acht laſſend. Ich habe ſonſt nichts von den Napoleons gewünſcht, nichts gewollt, nichts wünſchen gewollt. Deutſche Gerüchts- und Neuigkeits-Falſchmünzer haben drucken oder ſchreiben laſſen, ich hätte von Napoleon 20,000 Francs erhalten. So dumm kann nur ein deutſcher Zeitungscorreſpondent ſein!

Ich wollte, Napoleon hätte mir 20,000 Francs gegeben, damit ich in der Lage geweſen wäre, ſie ihm demüthigſt zurückzuſtellen. Ich hätte 20,000 Francs ebenſowenig angenommen als 1000, als 10 Francs. Ich hatte dieſes auch gleich dem Grand Chambellan, Grafen Tacher de la Pagerie, in Ausſicht geſtellt! Auch ſonſt hatte ich gar keinen Zweck! Ein Kopf, eine Taſche und ein Knopfloch, die ſechzig Jahre leer ausgingen, machen ſich nichts mehr daraus, gefüllt zu werden!

Es war mir intereſſant, jene Lieder dem Neffen deſſen, der mich zu ihnen begeiſterte, überreichen zu können. Es iſt ein hiſtoriſches Factum, ein hiſtoriſches Curioſum, ein hiſtoriſches Unicum. Es iſt für mich, für mein Leben, für meine Memoiren, für das Geſchick meiner Dichtung ein intereſſanter Moment.

Nach dieſem Präludium will ich meinen Leſern nun noch eine kleine Schilderung Ludwig Napoleons geben, wie ſie ſich mir darſtellte.

Das Aeußere des Mannes, welcher jetzt die gezähmte Tigerin la France Europa ſehen läßt, hat nichts Imponirendes, allein auch van Aken war kein Athlet und der große Philoſoph Hegel hatte eine ganz einfache Phyſiognomie.

Die Geſtalt und das Antlitz Ludwig Napoleons erinnert an Baron Braun von Braunthal, als in dieſem der Dichter noch den Baron nicht ausgetrieben, der Menſch den Ariſtokraten noch gelten ließ und der Zahn der Zeit noch nicht an ſeiner äußern Rinde alle Spuren adeligen Gebäcks abgenagt hatte.

Ludwig Napoleon iſt von mittlerer Statur, ſein erſter Anblick, ſeine Haltung militäriſch. Sein Geſicht, dieſe Maske einer ewig arbeitenden Seele, iſt ſcheinbar unbewegt; ſeine Stirne, dieſes Frontiſpice eines großen Gedanken-Pantheons, iſt bedeutend, aber düſter; ſeine Geſichtszüge ſind unbewegt und ſeine Mienen ſind niemals die Anmelder oder vorlaute Verkünder deſſen, was in dieſer Bruſt ſtets ſchafft und arbeitet; ſein Mund iſt blaß und die feinen, ſchmalen Lippen werden ſelten geröthet von dem Feuer und von der Gluth der Worte, die oft über ſie hinſtrömen, aber ſie ſind geiſtreich geſchnitten und werden oft von einem liebenswürdigen Zug umſpielt, welcher nicht verkennen läßt, daß Gutmüthigkeit kein verbannter Gaſt in den Empfindungen Napoleons iſt; ſeine Augen ſind glanzlos, matte Spiegel, aber man irrt ſich, wenn man ſie „ausdruckslos“ nennt, ihr Ausdruck liegt nicht nur gleich auf der Netzhaut, nicht auf der Spitze des Blickes. Wenn man lange in dieſe Augen hineinſchaut, und nicht nur lange, ſondern tief hinein, ſo liegen weit, weit im Hintergrunde die lauernden Blicke zuſammengekollert wie ruhende Löwen im Hintergrunde ihrer Zelle, und nach und nach richten ſie ſich auf und kommen, im Kreiſe ſich bewegend, vorſichtig, langſam, vorwärts bis an das äußere Augengitter, und dann gewinnen ſie ein dunkles Glühen, eine um ſich ſchauernde Flamme, dann ſieht man die arbeitenden Gedanken in ihrem Kreiſe, dann belauſchen dieſe Blicke mit tiefdringender Gewalt und Starrheit ſich und Alles um ſich herum und beobachten aus ihrer Höhle heraus Alles, was in der Runde herum geſchieht und vorgeht: Menſchen, Dinge, Ereigniſſe, ſtets auf dem Anſchlag, ſtets ſich und die Welt beobachtend. Napoleon ſpricht langſam, er kehrt das Wort erſt erwägend um, bevor er es ausgibt, aber nicht aus Geiz und nicht weil ihm das Wort nicht zu Gebote ſteht, ſondern deshalb, glaub' ich, um dieſem Worte mehr Sicherheit zu geben, um dem Worte und dem Hörer zu zeigen, daß er ſich nicht leichtſinnig von ſeinen Worten trennt und daß er die Wichtigkeit der Worte kennt, indem er ſie nur langſam entläßt. Aber indem er ſpricht, entglimmt ſich die Rede und ſelbſt über ſein Angeſicht laufen Funken, wie ſie unter glühender Aſche oft das verborgene Feuer verrathen. Ein großer Meiſter iſt L. Napoleon im Zuhören; man ſieht wie er hört. Seine Geſichtszüge trinken das Gehörte, aber tropfenweiſe. Er ſchlürft das Gehörte langſam in das Verſtändniß, er ſtürzt es nicht in ſich hinein, aber wenn er das, was man ihm ſagt oder vorträgt, einmal bis zur Neige getrunken hat, dann weiß und kennt er das Getränke, das er gehört hat, durch und durch, dann hat er es erſchöpft, erprobt, verdaut, er weiß ſeinen Werth, ſowohl Geiſt als Schaum, ſowohl Echtheit als Verfälſchung vollkommen und mit großer Gedankentiefe zu würdigen. Ludwig Napoleon faßt nicht ſchnell, langſam aber erſchöpfend und für immer. Während der Andere ſpricht, ſchält er ordentlich langſam das Gehörte, wirft die Schale weg und behält den Kern. Er ſagt zuweilen ganz offen und ehrlich: „Dites-moi cela encore une fois, je ne peux pas vous suivre!" Eine große Tugend Ludwig Napoleons iſt, wie ich aus ſeiner Umgebung und von Andern weiß, er verträgt einen Widerſpruch! Er ſcheint ihn ſogar zu intereſſiren, er hört ihn ruhig an, ſchweigt und gibt nie was zu! Sein Wille iſt eiſern, ſein Ausſpruch ein Hammer, ſein Entſchluß ein Alt-Napoleoniſcher Tagesbefehl: er ſchneidet Alles durch!

Wenn man Ludwig Napoleon oft und lange beobachtet, in der Nähe, in der nächſten Nähe, von ferne u. ſ. w., ſo kann man, ohne ungerecht zu ſein, ſich nicht enthalten, all' die Schilderungen als flach und parteiiſch zu bezeichnen, welche dieſe Phyſiognomie als glatt „unbedeutend" bezeichnen. Sein Antlitz iſt nicht der Ausdruck dieſer gewaltigen Innerlichkeit, ſondern ihre Nebelkappe, von welcher begünſtigt ſie ſchafft und wirkt; es iſt ein geſchloſſener eiſerner Deckel auf dem kochenden Seelenkeſſel. Man ſieht es dieſer Phyſiognomie an, daß das Schickſal ſie an die Wetterſeite des Jahrhunderts hingebaut hat, und ſie daher auch mit einer ruhigen Decke verkleidet und verſchalt hat gegen Hagel, Donnerſchlag, Revolutionen, Republiken und Volkstribunen.

Etwas Corporalhaftes in ſeinem Aeußern vom kleinen Corporal, etwas Engliſchgeſchultes in ſeiner Haltung macht ſich bei ſeinem erſten Anblick geltend, aber in der Nähe wächſt nach und nach eine große, liebenswürdige Geſchmeidigkeit aus ihm heraus.

So iſt ungefähr der Kaiſer Ludwig Napoleon in ſeiner äußern Erſcheinung. Er ſpricht gut und gerne deutſch und mit wenig Fremdaccent. Zuweilen kann er ſich eines deutſchen Wortes nicht mehr erinnern, beſonders jener Worte, die durch Erfindungen und neue Inſtitutionen erſt in jüngerer Zeit geſchaffen wurden, dann lächelt er, ſetzt das franzöſiſche Wort dafür, oder fragt auch wohl: „Wie nennt man doch das?“

Der Kaiſer geht, fährt, reitet oft allein, ohne Bedeckung aus, alle die Angaben von als Blouſenmänner verkleideter Polizei, von ſchützenden Ouvriers, die ihn umgeben ſollen, ſind eben ſo viele müßige Erfindungen.

So viel über Kaiſer Ludwig Napoleons Perſon, als das, was ein beobachtender Blick ſich von ſeiner Hülle denkt. Ueber den Kaiſer als Kaiſer, als Politiker, als Staatenleiter u. ſ. w. zu ſprechen, iſt hier weder Zeit, noch Raum, noch iſt es die Aufgabe.

Auf jeden Fall muß der als ein blinder Feind Napoleons oder ein beſchränkter Parteigänger genannt werden, welcher läugnen wollte, daß Ludwig Napoleon eine der bedeutſamſten, merkwürdigſten Erſcheinungen der Zeit und der Geſchichte iſt, daß ſeine geiſtige Potenz eine gewaltig ſchaffende, ſeine Seelenkühnheit eine großartige, ſein Bewältigungstalent des Moments ein geniales, und daß die Energie ſeiner Elaſticität, ſo wie die Elaſticität ſeiner Energie in dem Feſthalten nach einem Ziel trotz allen Hinderniſſen einen außerordentlichen Character vorausſetzen.

Die Rechtfertigung, ſo wie die Beurtheilung alles deſſen, was Ludwig Napoleon bis jetzt that und wirkte, die Verherrlichung und Apotheoſe, oder das Verdammniß und die Schätzung ſeiner wunderbaren und denkwürdigen Laufbahn hängt von der Zukunft ab; die Nachwelt nur kann die Vorwelt wiegen, das Ende allein iſt das „Amen!“ oder das „Halloh!“ der Laufbahn, und der „Erfolg“ allein iſt, war und wird ewig ſein der Beichtvater der Weltgeſchichte: er abſolvirt oder verdammt, ſpricht ſelig oder verweigert ein ehrlich-ſterbliches Begräbniß!

Eine große, hiſtoriſche Erſcheinung wird Ludwig Napoleon ewig bleiben! Die Zeit, jede Zeit ſchafft ſich jene Männer, die ſie nöthig hat, jedes kranke Jahrhundert gebärt ſich ſeinen Arzt, den es nöthig hat. Jedes todesgefährliche Land erzeugt ſich ſeinen Leibdoctor. Ludwig

Napoleon iſt dieſer Arzt, den die Lage Frankreichs ſich erzeugt hat, es iſt ein Arzt, welcher ſagt: „Que medicamenta non sanant ferrum sanat!“

Er ſelbſt betrachtet ſich als ein Fatum, als Fatum Frankreichs und der Zeit. Er betrachtet ſich als die Incarnation einer Miſſion, ſein Leben iſt eine Sendung, ſeine Laufbahn eine Verfaſſung, ſein Schaffen ein Princip; dieſes Princip iſt das „imperialiſtiſche!“ Er betrachtet Frankreich als ein von ſeinem Onkel ihm vererbtes „Kaiſerthum.“ Selbſt in ſeinem früheren ſocialiſtiſchen Schaffen war das „Kaiſerthum“ der lauernde Hintergedanke!

In der Proclamation von Boulogne ſagte er: „Ich fühle hinter mir den Schatten des Kaiſers.“ Jetzt fühlt er den Schatten des Kaiſers neben ſich, auf dem aufgerichteten curruliſchen Kaiſerſtuhl. Wenn es die „Miſſion“ bedingt, würde er den Schatten auch vor ſich ſehen, der ihn zwar nicht nach Moskau, aber doch unter die Lagerzelte führte. Ludwig Napoleon iſt in ſeinem Namen, im Namen „Napoleon“ aufgegangen, er ſagt ſelbſt: „Ich gehöre nicht mir, ich gehöre meinem Namen an.“ Da könnte man aber auch ſagen: Frankreich gehört nicht ihm an, Frankreich gehört ſeinem Namen an.

Unſtreitig iſt Ludwig Napoleon von der Vorſehung berufen, durch dieſen Namendienſt Frankreich vom Verderben zu retten, auf lange Zeit die Ruhe, die Ordnung, die Wohlfahrt zu geben. Er iſt auch ein Stück Providenz für Europa. Aber er iſt weiſer als ſein Name, weiſer als ſein Onkel Napoleon! Sein Onkel hat den Canal für ein „Trennungszeichen“ zwiſchen Frankreich und England gehalten, der Neffe Ludwig hat entdeckt, daß der Canal ein „Bindezeichen“ beider Nationen iſt. Ludwig Napoleon ſagte einſt vor ſeinen Richtern: „Ich habe die Niederlage von Waterloo zu rächen.“ Er konnte ſie nicht beſſer rächen, als indem er die Sieger von Waterloo trennte und die Sterlings von den Rubels losriß! Es dauerte lange, bis Ludwig Napoleon den im weichen Meeresſchooß ruhenden großen Kraken Albion aus ſeinem Phlegma aufrüttelte, aber iſt dieſes engliſche Phlegma einmal in Bewegung, dann iſt es mächtig, dann peitſcht der Krake mit ſeinem Dampfſchiff-Schweif das Meer auf, daß es hineinſpringt in ferne Länder und ſie verſchlingt.

Das moderne ſiameſiſche Zwillingspaar England und Frankreich, welches am Kreuz von Europa, an der nordiſchen Macht zuſammengewachſen iſt, iſt mächtig — ſo lang es ein Zwillingspaar bleibt. Ob aber am Ende die engliſche Lady Politik den Pantoffel nicht ausſchließlich über den Heldengemahl Frankreich wird ſchwingen wollen, und dadurch die erſte Diſſonanz in dieſes „soyons amis, Cinna!“ bringen wird, iſt zu erwarten.

Frankreich, Paris betrachten Ludwig Napoleon als ihren Retter, als die Garantie ihres Beſtandes der geſicherten Exiſtenz. Die Franzoſen lieben den Abſolutismus, wenn er ſich imponirend, wenn er ſich gewaltig, kräftig zeigt, und jetzt lieben die Franzoſen das Geld, den Beſitz, den Gewinn, und zu dieſem Beſitzthum brauchen ſie einen eiſernen Wetterableiter gegen die Stürme und Donnerſchläge, die ſo lange Frankreich erſchütterten, und das iſt Napoleon, er zwingt ihnen Achtung, Bewunderung ab, und das iſt ihnen Gewähr und Bürgſchaft. Die Franzoſen ſind durchaus kein republikaniſches Volk! Es fehlen ihnen alle republikaniſchen Tugenden, alle republikaniſchen Laſter. Das ſouveräne franzöſiſche Volk iſt ein heldenmüthiges Volk, ein geiſtreiches Volk, ein liebenswürdiges Volk, aber kein nüchternes Volk, kein ſtoiſches Volk, kein einfaches Volk! Republikaner jagen nicht ſo nach Stellen, Titeln, Orden! Der liebſte Gebrauch, den das ſouveräne Volk von jeher von ſeiner ſouveränen Macht machte, beſtand darin, ſich ſobald als möglich einen ſouveränen Herrn zu geben.

In den Buchſtaben des Wortes (la) „France“ liegt eine kleine Geſchichts-Symbolik der franzöſiſchen Revolutionen und Napoleonen.

„France.“

In der erſten Revolution:

„**F**-ronde“ — „**R**-épublique“ — „**A**-narchie“ — „**N**-apoléon“ — „**C**-onsulat“ — „**E**-mpire!“

Dann ging die Buchſtaben-Symbolik von hinten zurück:

„**E**-mpire“ — „**C**-oalition“ — „**N**-égociation“ — „**A**-bdication“ — „**R**-estauration“ — „**F**-uite.“ (Die Flucht Ludwig Philipps.)

Jetzt iſt die Buchſtaben-Symbolik wieder in der geraden Ordnung:

„F-uite“ — „R-épublique“ — „A-narchie“ — „N-apoléon“ — „C-oup-d'état“ — „E-mpire!“

Möge es dabei bleiben!

Inhalt des dritten Bandes.

Seite
Vorbrief zu meinen Briefen über die Pariſer Welt-Induſtrie-Ausſtellung 3
An B. D—n. 10
An L—g K. t in Wien 18
An L. B—n 21
An Hrn. Dr. T—l in Wien 28
An C. J. . . n in Berlin 36
Paris 8. Mai 1855 44
Orleans 9. Mai 1855 50
Paris 16. Mai 1855 57
Concert Fradel im Salon Herz 68
Paris 15. Juni 73
Paris 16. Juni 82
Rachel—Riſtori—Verdi—Meyerbeer—Scribe 92
Meyerbeer—Verdi—Scribe 103
Die Srömung der Zeit — Die Halle der Neutralität — Ueberblick 110
Der Wiener Menſch und die Pariſer Uhr 117
Der Saal der Neutralität — Deutſche Zündhölzchen — Geruchloſe Freikarten 127
Ein kleines Ehedrama — Friedrich der Große und Frl. Dejazet 137
Die Frauentoilette vom Scheitel bis zur Zehe in der Ausſtellung 146
Die Typographie in der Ausſtellung 150
Schiller und Maria Stuart in Paris — Pariſer Kritik . 155

Seite
Einen Jux will er ſich machen. — Ein Wiener „Weinberl“ in Paris 154
Nordſtern. — Prophet. — Der Elephant, der eine Nachtigall geſchluckt hat, d. h. Alboni, der franzöſiſche Sänger, der deutſches Gemüth geſchluckt hat, d. h. Roger 175
Freiconcerte in der Induſtrie-Ausſtellung. — Muſikaliſche Inſtrumente 180
Empfehlungsbriefe. — Salons. — Napoleoniden . . . 186
U. A. W. G. — Erſte Viſite in der Seidenwaarenwelt . 198
Ein Abend bei Lamartine 203
Ein Grab und ein Bett in Paris oder ein Beſuch bei Heine und Börne 213
Ein Morgen bei Alexander Dumas 228
Der Kaiſer Ludwig Napoleon. — Wer kann ſagen: „Das iſt die letzte Stunde“ — „das iſt die erſte Stunde?“ 237

M. G. Saphir's Schriften.

Cabinets-Ausgabe.

Ausgewählte Schriften.

Von

M. G. Saphir.

Zweite Serie.

Vierter Band.

Brünn, Wien & Leipzig.
Verlag von Fr. Karafiat.
1871.

Druck von Bieja, Winiker u. Co. in Brünn.

M. G. Saphir.

Biographiſche Skizze.

Moriz Gottlieb Saphir, der Großmeiſter des Humors, der Erbe Jean Paul's, wurde am 8. Feb. 1795 in Lovas-Berény geboren. Es iſt dies ein ungariſches Städtchen, in der Stuhlweißenburger Geſpanſchaft gelegen, deſſen Bewohner ſich vorzugsweiſe dem Betriebe des Weinbaues zu widmen pflegen. Wer den Geiſt und die Blume des ungariſchen Rebenſaftes kennt und zu würdigen verſteht, der wird ſich bei der Lecture von Saphir's Dichtungen wohl oft unwillkürlich an die geheimen Geſetze der Wahlverwandtſchaft erinnert haben.

Der Großvater des Dichters hieß Israel Isreel. Als die Israeliten auf Befehl Kaiſer Joſephs II. Familiennamen annehmen mußten, berief der damalige Stuhlrichter den erwähnten Großvater zu ſich und befrug ihn, wie er in Zukunft heißen wolle. Israel Isreel wußte dies anfangs ſelbſt nicht, doch da er einen Siegelring als Erbſtück an ſeinem Zeigefinger trug, in welchem Ringe ein Saphir ſaß, ſo meinte der Stuhlrichter: „Nennen Sie ſich einfach Saphir!“ Und ſo geſchah es auch.

Nach dem Wunſche ſeiner Eltern ſollte ſich M. G. Saphir dem Kaufmannsſtande widmen. Nun folgte, wie zu erwarten ſtand, ein Seitenſtück zu der bekannten Fabel des großen Dichters Schiller, welche ihrer Zeit unter dem bezeichnenden Titel „Pegaſus im Joche" verdientermaßen ſo großes Aufſehen in allen gebildeten Kreiſen erregte. Auch Saphir konnte nicht dahin gebracht werden, die Gefilde des Parnaſſes mit der kaufmänniſchen Schreibſtube bleibend zu vertauſchen. Man ſuchte daher einen Mittelweg. Saphir ſollte dem Studium des Talmud obliegen. Er ſelbſt ſchrieb hierüber in ſeiner Selbſtbiographie „Humoriſt" 1845, wie folgt:

„Vom Schickſal zum Juden beſtimmt, von den Eltern zum Handelsmann, von der Erziehung zum Dorfrabbiner, von den Verhältniſſen zum armen Teufel, von dem Zufall zu ſeinem Fangball, bin ich jetzt trotz dieſen Beſtimmungen ſo ein ehrlicher und aufrichtiger Chriſt, wie nur ein ehrlicher und aufrichtiger Chriſt ſein kann; Eigenthümer eines mittelloſen Intendanzraths-Titels, bürgerlicher befugter Redacteur der Stadt Wien und aller umliegenden Ortſchaften, lebenslänglicher Prätendent des Titels „Deutſcher Humoriſt," geiſtreicher Schriftſteller von Gnaden einiger befreundeten Blätter, Hof- und Leibvorleſer verſchiedener Wohlthätigkeits-Anſtalten, populärer Volkscharacter ohne gefährliche Folgen, Beſitzer vieler Anhänger, die mir nichts in's Knopfloch ſtecken können, Inhaber eines ſteuerfreien Renommés mit dem dazu gehörigen Gottesacker, mit Ernten im weiten

Feld, Ordensmitglied mehrerer Capitel aus dem Buche der Leiden wahrheitsliebender Familien, ungelehrtes Mitglied mehrerer gelehrten Geſellſchaftsſpiele, redlicher Patriot ohne Aushängſchild und freiheitsliebender Menſch ohne politiſche Lieder mit meſſingenen Schrauben, Lohnkutſcher-Adjunct des deutſchen im Koth ſteckenden Thespiskarren, vulgo Recenſent, hinterlaſſener Wittiber der nach langem Leiden an der Federlähmung verſtorbenen Bezirkskritik, luſtiger Ritter mehrerer traurig umherliegenden Wahrheiten u. ſ. w.“

Kehren wir jedoch zu unſerer Biographie zurück! Saphir begab ſich nach Prag, um dort, wie bereits erwähnt, das Studium des Talmud zu betreiben. So verſtrich der lange Zeitraum von 1806 bis 1814, ſchöne Jugendjahre verfloſſen bei angeſtrengtem Fleiße auf dem Gebiete ernſter Wiſſenſchaft. Zum Glücke gibt es ein ewiges Naturgeſetz, kraft deſſen auch nicht das geringſte Samenkorn verloren geht und verloren gehen kann. Saphir hatte nicht Urſache, jenes Studium zu bereuen. Sein Geiſt, ſchon früher ein jugendlicher Rieſe, lernte die ſcharfen Waffen der Kritik und Dialectik handhaben und mancher ſpätere Gegner dankte es einzig den Lehren dieſer geiſtigen Fechtſchule, wenn er ſozuſagen bei dem erſten Anrennen aus dem Sattel geſchleudert wurde.

Eine wahrhaft geniale Natur läßt ſich übrigens auf die Dauer nicht feſſeln, nicht knebeln. Deshalb ſprengte auch Saphir die hemmenden Bande, feſt entſchloſſen, künftig einzig den Eingebungen ſeiner Muſe zu lauſchen. Die Erſtlinge dieſer Muſe erſchienen in der „Pannonia,“ einer Zeitſchrift, welche damals von dem Grafen Feſtetics herausgegeben wurde. Der junge Schriftſteller ward von der Leſewelt ſehr beifällig aufgenommen. Seine Poeſien fanden warme Theilnahme, namentlich erregte ſein ſatyriſches Talent ungewöhnliches Aufſehen. Die künftige Gottesgeißel ſchlechter Scribenten und Reimſchmiede wußte ſich ſchon damals durch die Wucht ihrer Hiebe vortheilhaft auszuzeichnen.

Saphir wollte ſich übrigens mit den Lorbeern nicht begnügen, welche eine Stadt zweiten Ranges zu bieten vermochte. Peſt war auch damals nicht geeignet, das Capua irgend eines großen Talentes zu werden. Unſer Humoriſt eilte daher nach der Kaiſerſtadt an der obern Donau, und wurde binnen wenigen Monaten der beliebteſte Mitarbeiter der vielgeleſenen Theaterzeitung. Die Künſtler von Wien beugten ſich in Kürze vor dem Geiſt, der zwar meiſt verneinte, deſſen Feder jedoch in Paris geſchnitten worden zu ſein ſchien. Auch wußte Saphir ſeine Tinte mit dem feinſten attiſchen Salze zu verſetzen. Die geniale Schauſpielerin Thereſe Krones war eine der Erſten, welche den Werth des jungen Kritikers zu würdigen verſtanden, und ſich deshalb beeilten, ſeinen Rathſchlägen ein willfähriges Ohr zu leihen.

Der Humoriſt verlebte in dieſer glänzenden Lage ein paar glückliche Jahre. Im Sommer pflegte er eine Stube in dem Gaſthauſe zur „Elſter“ im Prater zu miethen. Dieſe Art Villa glich mehr einem Vogelbauer, mitten im Grünen aufgehangen; geheimes Vorgefühl ſchien Saphir bei der Wahl dieſer Stube zu leiten. Dieſes Gemach ward ja zur Behauſung jener Nachtigall beſtimmt, welche in ſpäteren Tagen die vielgerühmten Lieder an die wilde Roſe ſingen ſollte. Witz und Satyre ſind jedoch leider ein Gegenſtück zu dem böſen Blicke, von welchem man in Wälſchland ſo viel trauriges zu erzählen weiß; auch ſie bereiten Mißgeſchick, nur liebt es gewöhnlich denjenigen heimzuſuchen, welche jene gefährlichen Geſchenke der Mutter Natur erblich und eigenthümlich überkommen. Unannehmlichkeiten, durch mehrere ſatyriſche Aufſätze heraufbeſchworen, veranlaßten Saphir, die Reichshauptſtadt Wien zu verlaſſen und nach dem Neuathen an der Spree, nach Berlin, zu überſiedeln.

Der reichbegabte Schriftſteller wurde daſelbſt keineswegs mit offenen Armen aufgenommen, namentlich herrſchte in der Couliſſenwelt jener froſtige Luftzug der Mißgunſt aus Norden, welcher faſt alle glänzenden Erſcheinungen aus Süddeutſchland kalt und unfreundlich anzuwehen pflegt. Schauſpieler und Poeten hielten Saphir für einen blinden Nachäffer des großen Dichters Jean Paul, ſchwatzten von Blumen-, Frucht- und Dornenſtücken im Geſchmacke des Armen-Advocaten Siebenkäs, und konnten nicht glauben, daß die Alba's der Kritik in Berlin gar bald um ihren erſchlichenen Purpur kommen dürften. Holtei hat dies in einem ſeiner Bücher mit lobenswerther Ehrlichkeit geſchildert, und offenherzig beigefügt, wie erſchrocken alle Welt geweſen ſei, als Saphir, Dank ſeiner „Schnellpoſt," die er 1826 herauszugeben begann, plötzlich zur kritiſchen Großmacht heranwuchs, und als Richter im Juſtizpalaſt künſtleriſchen Rufes die angeblichen Freibriefe auf Unſterblichkeit einer ſtrengeren Prüfung unterzog, als es in der Stadt an der Spree bisher Brauch und Sitte geweſen.

Sein Ruhm ſteigerte ſich noch mehr, als er im nächſten Jahre eine zweite Zeitſchrift, den „Berliner Courier" begründete. Aus jener Zeit ſtammt, nebenbei geſagt, Saphirs bekannte Chiffre „Dr. Debek," das iſt „der Redacteur des Berliner Couriers", mit der unſer Humoriſt auch ſpäter viele neuere Aufſätze, wie den „Plauderer am Caffeetiſche" unterzeichnete. An Gegnern konnte es nicht fehlen. Saphir kehrte jedoch aus derlei polemiſchen Scharmützeln mit neuen Lorbeern zurück. Er glich dem Rieſen Einheer, der im Dienſte Carl's des Großen bei der Heerfahrt gegen die Avaren ſieben bis acht Heiden auf einmal auf ſeine Lanze zu ſpießen pflegte.

Sein wackerſter Waffengang war der ſiegreiche Kampf gegen dreizehn Berliner Bühnendichter. Dieſe Erbfeinde des Humoriſten hießen: Louis Angely, Alexander Cosmar, C. Dielitz, F. Förſter, Friedrich Baron von L. M. Fouqué, F. W. Gubitz, W. Häring, Baron v. Lichtenſtein, Ludwig Rellſtab, Ludwig Robert, Fr. Tietz, Adalbert vom Thale und von Uechtritz. Saphir ſchrieb damals in Berlin, im Jahre 1828 nämlich, zwei Flugſchriften, welche als gedrucktes brillantes Feuerwerk des Spottes und der Satyre gerühmt werden konnten. Die eine Brochure führte den Titel „der getödtete und doch lebendige Saphir,“ die andere war „Kommt her!“ überſchrieben. Beide Flugſchriften erregten ungeheuere Senſation, und der Berliner Volkswitz bezeichnete ſie als das Todesurtheil der erwähnten Bühnendichter. Homeriſches Gelächter erweckte ferner nachſtehender köſtlicher Witz. Der Humoriſt erfreute ſich bekanntlich einer ſtattlichen Körperlänge, Dichter Angely war hingegen ein kleiner, unanſehnlicher Knirps. Als man daher Saphir eines Tages die Nachricht brachte, Angely habe ſich einen Dolch angeſchafft, um ſeinen Gegner auf tödtliche Weiſe zurechtzuweiſen, erwiderte unſer Humoriſt lakoniſch: „Sorgt Euch nicht um mich, ich habe mir bereits ein Paar Kappenſtiefel anfertigen laſſen!“

Bekannt iſt ſeine Fehde gegen die berühmte Sängerin Henriette Sonntag, nachherige Gräfin Roſſi. Saphir befolgte ſchon damals ſeine bekannte ebenſo ſchlaue als gerechte Tactik, er legte ſeine Lanze nie wie Don Quixotte gegen eine Windmühle, gegen Ephemeren des Tages ein; nein, es waren ewig nur gefeierte Notabilitäten, die er zu bekämpfen ſuchte, und ſo manche erſchwindelte Größe ſank bei ſeinem kritiſchen Speerſtoß in den Sand, um ſich nicht ſo bald wieder von ihrem Sturze zu erheben. Er haßte wie Heinrich Heine die „Plateniden,“ die geiſtigen Schuldenmacher.

Im Jahre 1828 erſchien die „Schnellpoſt“ in Altenburg, 1829 wurde ſie zwar wieder in Berlin herausgegeben, endete aber mit dem Jahresſchluße, da ſich Saphir entſchloſſen, München zum Schauplatze ſeines ſchriftſtelleriſchen Wirkens zu erwählen. Dort redigirte er 1830 den „Bazar für München und Baiern.“ Im nächſten Jahre unternahm er ſeine vielbeſprochene Fahrt nach Paris.

Es iſt hier der Ort, eine Lüge zu widerlegen, die ihrer Zeit in den Spalten vieler deutſchen Journale abgedruckt wurde. Ein böswilliger Witzbold hatte die Fabel ausgeheckt, Saphir ſei mit den Behörden in Conflict gerathen, und habe wegen einer Stelle, die man auf den König Ludwig von Baiern bezog, nach überſtandener zeitweiſer Haft vor dem Bilde jenes Souverains Abbitte leiſten müſſen. Man konnte kein alberneres Märchen erſinnen, und es gehörte die bekannte deutſche Leichtgläubigkeit dazu, um dieſe handgreifliche Myſtification gläubig nachzubeten. Saphir hatte einfach gegen das unſchöne Treiben in der Theaterwelt zu München geſchrieben, und dabei die Feder in Blauſäure ſtatt in Tinte getaucht. Deshalb erhielt er in einem gerichtlichen Erlaſſe eine ſcharfe Verwarnung und Rüge hinſichtlich ſeiner Schreibweiſe. Was weiter hierüber gefabelt wurde, gehörte, wie geſagt, in die Memoiren des ſeligen Freiherrn von Münchhauſen. Von einer Beleidigung des Königs war vollends nie die Rede geweſen.

In Paris lebte der geiſtvolle Humoriſt in innigem

Verkehr mit dem doppelten Großkreuz des Ordens der Ritter vom Geiſt, mit Heinrich Heine und Ludwig Börne, ja er wohnte in einer Chambre garnie, unmittelbar über der Wohnſtube des Letzteren gelegen, was nicht wenig beitrug, die Kameradſchaft dieſer Triarier des Witzes und der Satyre noch feſter zu knüpfen.

Noch im ſelben Jahre, nämlich 1831, wurde Saphir von dem König von Baiern nach München zurückberufen, um die Redaction des „Bairiſchen Beobachters“ zu übernehmen; auch gründete er nebſtbei ſeinen „Münchener Horizont,“ der in Kürze zu den geleſenſten Blättern von ganz Deutſchland zählte. Anfangs 1832 erfolgte ſein Uebertritt zum chriſtlichen Glaubensbekenntniſſe. Saphir ward im Hauſe des Decan Beck in München nach dem Gebrauche der proteſtantiſchen Kirche getauft. Um dieſe Zeit erhielt er ferner den Titel als Hoftheater-Intendanzrath. Zu erwähnen ſind hier noch ſeine Vorleſungen im Muſeum zu München, welche ſchon damals als das Stelldichein der eleganten und gebildeten Welt betrachtet wurden. Mit dem Jahre 1834 endete ſeine journaliſtiſche Thätigkeit in der Hauptſtadt an der Iſar.

Saphir kehrte nach Wien zurück. Der hohe Ruf, den er ſich als Schriftſteller erworben, diente als Seitenſtück zu der bezauberten Springwurzel; er verſchaffte dem Humoriſten unbeſtrittenen Zutritt zu Salons, deren Flügelthüren ſich bisher nur für die Crême de la crême zu öffnen pflegten. Die deutſche Muſe ward durch Saphir appartementfähig in den Prunkſälen der Großen der Erde, ein Verdienſt, das nur Scheelſucht und Unverſtand zu bemäkeln vermochten. Weiter unten ein Mehreres über dieſe Streitfrage.

Alte Liebe roſtet nicht. Dies gilt auch in der Journaliſtik. Saphir wurde abermals Hauptmitarbeiter der Theaterzeitung und galt ſeit dieſer Zeit als Haupt der Kritik in der Kaiſerſtadt. Drei Jahre ſpäter, 1837, begann er die Herausgabe ſeiner Zeitſchrift, „Der Humoriſt“ betitelt. Mehr als zwei Decennien ſind ſeit jener Zeit verſtrichen, und dieſes Journal verblieb noch immer die Lieblingslecture der gebildeten Welt; ſelbſt der wilde Märzſturm wie der Actienſtaub der Gegenwart vermochte die Stimme des „Humoriſten“ nicht zu erſticken; viele größere Journale gingen während dieſer langen Epoche den Weg alles Fleiſches, andere Blätter friſten zwar noch immer ihr Leben, aber vielleicht rührt dies blos daher, weil ihre Gründer eigentlich keinen Geiſt aufzugeben haben. Seit 1850 erſchien auch alljährlich Saphir's „Humoriſtiſch-ſatyriſcher Volkskalender,“ alſo beliebt, daß er trotz einer Auflage von ſechszehn- bis zwanzigtauſend Exemplaren binnen wenigen Wochen vergriffen zu werden pflegte. Ein weiteres hohes Verdienſt um Poeſie und Kunſt erwarb ſich Saphir durch die Begründung ſeiner muſikaliſch-declamatoriſchen Akademien. Der geiſtreiche Mann gedachte damit eine Sünde der modernen Zeit, wenn nicht zu beſeitigen, doch wenigſtens zu veredeln. Angelica Catalani und Nicolo Paganini glichen den Propheten des alten Teſtamentes, namentlich ſchien letzterer ein Elias, als er auf dem feurigen Wagen der Töne die Fahrt durch alle Länder unternahm. Ihre Nachfolger ſanken allmälig zu Krämern herab. Mit den Dreißiger-Jahren begann die neue Zeitrechnung des fahrenden Virtuoſenthums. Seit dieſer Epoche ſtand der abgöttiſche Cultus der Technik in voller Blüthe, die Virtuoſen wandelten auf Louisd'ors umher und ſchmückten ſich widerrechtlich mit den Lorbeern der Tondichter. Es war etwas faul geworden im Staate Muſik.

Saphir ſuchte, wie geſagt, dieſe Sünde der Gegenwart, wenn nicht zu beſeitigen, doch mindeſtens zu adeln. Nach ſeinem Glaubensbekenntniß ſollte und mußte der Geiſt auch bei dieſem Gebahren der Mode den Antheil des Löwen in der bekannten Fabel beanſpruchen und feſthalten. Deshalb fiel das Schwergewicht bei Saphir's Akademien auf ſeine Declamationsgedichte, namentlich auf ſeine humoriſtiſche Vorleſung. Das erſte Concert des Geiſtes, wenn wir uns ſo ausdrücken dürfen, fand bereits 1834 in Wien ſtatt und zwar zum Beſten der Verunglückten in Wiener-Neuſtadt, welcher Ort in jenem Jahre durch eine furchtbare Feuersbrunſt in Schutt und Aſche gelegt worden.

Nächſtenliebe wurde der Souffleur des Talentes. Deshalb verſammelte ſich nicht blos die Elite der Bildung bei Saphirs Akademie, es kamen auch Alle, welchen das Wort Mitleid als heilig gilt, oder welche doch dieſen ſchönen Glauben zu heucheln verſuchten; deshalb nahte Jeder, welcher im Reichthum das Elend nicht vergaß, oder doch wenigſtens nicht ſo vergeßlich ſcheinen wollte, und von derlei Gaben ward der Opferſtock der Nächſtenliebe gefüllt mit Silber und Gold. In den Mauern der Kaiſerſtadt lebt ſo mancher Cröſus, ſchaltet ſo mancher Nabob, aber wir glauben kaum, daß Einer von ihnen der Armuth ſo viel Mammon ſpendete als der Humoriſt im Laufe eines Vierteljahrhunderts auf den Altar der Wohlthätigkeit niederlegte. Die Eintrittskarten zu ſeinen Vorleſungen wurden zwar von dem Geiſte unterſchrieben, aber von dem Mitleid contraſignirt.

Sein Ruf als Vorleſer verbreitete ſich weit über die Grenzen des Kaiſerſtaates, auch unternahm er, um im Theaterdialect oder im Concertjargon zu ſprechen, mehrere Kunſtreiſen nach dem weiland römiſch-deutſchen Reiche. Es waren Triumphzüge des Geiſtes nach dem Siege über die muſikaliſche Technik. In der neueſten Zeit dehnte Saphir, wie wir weiter unten leſen werden, ſeine Eroberungen auch über den Rhein aus.

Das verhängnißvolle Jahr 1848 begann. In den Februartagen fiel der geſchichtlich denkwürdige Schuß vor dem Hotel Guizot in Paris, und eine Lawine von Gräuelſcenen wälzte ſich über halb Europa. Auch in Wien erdröhnte das Echo des unſeligen Schußes. Saphir, als freiſinniger Schriftſteller bekannt, wurde in der Bewegungszeit mit Acclamation zum Präſidenten des Schriftſtellervereines erwählt, ſein feiner Tact, das zweite Geſicht, jedem echten Poeten eigen, veranlaßte ihn jedoch, dieſer Würde bereits nach zwei Tagen zu entſagen und für die Dauer der politiſchen Stürme nach dem Curort Baden zu überſiedeln. Er iſt auch ſpäter der Reichs[illegible]oriograph der dortigen Thermen geworden. Dem Gebote der Nächſtenliebe getreu veranſtaltete er daſelbſt, als Seine Excellenz der Ban von Croatien mit ſeinem Heere anrückte, eine glänzende Akademie zum Beſten der verwundeten Krieger.

Die Ruhe ward hergeſtellt. Saphir ergriff auf's Neue ſeine gefürchtete Feder. Im Jahre 1853, im Monate Auguſt, ward er als Ablegat der Literatur und Journaliſtik zu den Feierlichkeiten geſendet, welche bei der Vermählung der Frau Erzherzogin Maria Henrika Anna mit dem Kronprinzen von Belgien, dem Herzog von Brabant, in Brüſſel ſtattfanden. In der Hauptſtadt von Belgien ſchloß Saphir enge Freundſchaft mit dem fruchtbaren Dichter Dumas Vater, der ſpäter in den Salons des Prinzen Napoleon und der Prinzeſſin Mathilde ſo viel Schönes von dem deutſchen Humoriſten erzählte, daß beide erlauchten Mitglieder des franzöſiſchen Kaiſerhauſes dem Glauben lebten, M. G. Saphir ſei eigentlich nur eine geiſtreiche Mythe, welche Dumas in ſeiner ſchöpferiſchen Phantaſie zum Ergötzen des Hoflagers zu Paris erſonnen.

Saphir ward daher auch in der franzöſiſchen Hauptſtadt mit offenen Armen empfangen, als er 1855 der Eröffnung der Induſtrieausſtellung in Paris beiwohnte. Der Humoriſt vertrat aber auch die Ehre und Nobleſſe der deutſchen Journaliſtik in glänzender Weiſe. Er war, um mit einem geiſtreichen Freunde zu ſprechen, in den Salons an der Seine dieſelbe gefeierte ſchriftſtelleriſche Größe, wie er ſie ſeit Jahren in den Theezirkeln an der Donau repräſentirte. Saphir ſpeiste, um ſeinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, als „Lucull bei Lucull," er war heimiſch in den Gemächern der Großen Frankreichs, und Prinzeſſin Mathilde freute ſich herzlich, als die neueſte Auflage ſeiner beliebten „wilden Roſen" an der Stelle der Dedication ihren Namen wies. Die deutſche Poeſie wie Journaliſtik konnte keinen größeren Triumph feiern, als jenen, den M. G. Saphir ſich ſelbſt in den erſten Cercles der vornehmen Welt in Paris bereitete. Auch wurde ihm die Auszeichnung zu Theil, in den Tuilerien eine humoriſtiſche Vorleſung halten zu dürfen. Stürmiſchen Beifall fand ferner ſein herrliches, noch in München geſchriebenes Gedicht:

Im Garten zu Schönbronnen
Da liegt der König von Rom!

Ein ſo großer Sieg im franzöſiſchen Salon konnte natürlich nicht ohne Rückwirkung in der deutſchen Leſewelt bleiben. Saphir legte zudem die Summe der Eindrücke, in der Fremde empfangen, in einem neuen Werke nieder, das er mit dem bezeichnenden Titel „Pariſer Briefe aus dem Glaspalaſte über Leben, Kunſt, Geſelligkeit und Induſtrie" überſchrieb.

Seit dem Beginne des Jahres 1856 widmete Saphir ſeiner Zeitſchrift „der Humoriſt" noch regeren Fleiß und Eifer; er bewahrte die alte Geiſtesfriſche, die bei vielen ſeiner Zeitgenoſſen ſeit Jahren erlahmte, während der kaſtaliſche Bronnen für unſern Humoriſten zur Quelle ewiger Jugend geworden zu ſein ſchien. Einen zahlreichen Leſekreis erwarb ſich ferner ſein ſatyriſch-politiſches Montagsblatt, „Der Wochenkrebs“ betitelt.

Schreiten wir nunmehr zu ſeiner Characteriſtik als Menſch, Poet und Kritiker! Saphir war hochgewachſen, von ſchlanker Statur, aus ſeinen blauen Augen ſprach Geiſt und Gutmüthigkeit, nur um die Lippen zuckte es zuweilen wie mühſam verhaltener Spott, auch ſchien ſich in Augenblicken ſatyriſcher Aufregung ein Stück Mephiſto unter den blonden Barthaaren zu bergen.

Trotz ſeiner vorgerückten Jahre verblieb M. G. Saphir ein Meiſter in der Kalobiotik, in der Kunſt, ein ſchönes Leben zu führen. Seine Toilette war tadellos, auch beſaß er die Manieren eines vollendeten Gentleman. Er iſt aber auch in der Wahrheit faſt die einzige literariſche Notabilität Deutſchlands, welcher wie unſere Collegen über dem Rhein allimmer gelebt hat als ein Rentier des Geiſtes, als eine Art Rothſchild des Talentes, mit einem Wort als deutſcher Alexander Dumas.

Saphir ſprach außer ſeiner Mutterſprache geläufig franzöſiſch, engliſch und italieniſch, auch etwas ungariſch. Seiner hebräiſchen Studien haben wir bereits erwähnt. Er beſaß außerdem alle jenen kleinen Kenntniſſe, die ſich ein Lebemann aneignen muß, falls er ſich anders mit

Erfolg in den Cercles der vornehmen- und eleganten Welt bewegen will. Auch dieſer Vorzug darf nicht mit poetiſchem Eigendünkel überſehen werden. Der Dichter wird jetzt nicht mehr auf dem Forum gekrönt, zum Weltruhme genügt jetzt eine friſch gepflückte Roſe, die uns für einen Band Liebesgedichte aus einem Boudoir zugeworfen wurde. Selbſt der Journaliſt, der nicht als Habitué eleganter Salons gilt, iſt nur ein Stiefkind der Preſſe. Wenigſtens findet er nirgends Gelegenheit, das mütterliche Erbe vollwichtig zu verwerthen.

Man betrachte unſere Tintengenoſſen in London und Paris. Was ſich an Talent daſelbſt auf jeglichem Gebiete des Parnaſſes entfaltet, findet allüberall die gebührende Anerkennung und Förderung. Beſagtes Talent gleicht einer Dollarnote von hohem Nennwerth, die natürlich ſchwer an den Mann zu bringen wäre. Die Salons vertreten jedoch die Wechſelſtuben, wo dieſe Note augenblicklich in gangbare klingende Münze umgeſetzt wird, auf daß letztere im ganzen Lande circulire. Das iſt jedoch nicht der einzige Vortheil, welcher dem Poeten und Journaliſten aus ſeinem Verweilen im high life erwuchs. Der feine Ton, das gewiſſe anmuthige savoir faire ward ihm daſelbſt allmälig zur zweiten Natur. Dies ſpiegelte ſich dann auch ſpäter in ſeinen Werken ab. Salon und Preſſe ergänzten ſich gegenſeitig. Saphir erfaßte dies frühzeitig mit richtigem Scharfblick; ſeine Muſe durfte daher auch nicht jahrelang als Aſchenbrödel auf die Stunde der Erlöſung harren.

Der geiſtreiche Humoriſt gab übrigens ſeit geraumer Zeit ſelbſt ſehr glänzende Soiréen. Sein „Salönchen Wochenkrebs", wie er ſeine Behauſung ſchalkhaft zu nennen liebte, war häufig der Sammelpunct, das Rendezvous, zu dem ſich alles dasjenige einzufinden eilte, was Wien jeweilig an gefeierten Bewohnern des Parnaſſes in ſeinen Mauern beherbergte. Der Hausherr verſtand es aber auch, in franzöſiſchem Geſchmacke die Honneurs zu machen, und es waren keine „Stunden der Täuſchung", die man bei ihm zu verleben pflegte.

So ſchaltete und waltete Saphir als Gentleman. Im Leben ſelbſt galt er mit Recht als zärtlicher Vater, als treuer Freund, als Schirmherr der Armuth und des Elends; ſeinen Feinden gegenüber trat er freilich geharniſcht in die Schranken, er zählte ja zu jenen gewaltigen Naturen, die ebenſo warm zu lieben als grimmig zu haſſen verſtehen. In ſeinen reiferen Jahren war er jedoch milder in ſeinem Urtheil geworden, mitunter lautete ſein Wahlſpruch: Soyons amis, Cinna!

Was Saphir als Dichter anbelangt, ſo muß man vor Allem die Vielſeitigkeit ſeines Talentes bewundern. Seine metriſchen Spenden zerfallen übrigens in zwei ſtreng geſchiedene Spielarten, in erotiſche Lieder, wie ſie die Zärtlichkeit ſingt, dann in Gedichte, welche ſich vorzugsweiſe zur Declamation eignen. Als Sänger der Liebe, als lyriſcher Dichter, wußte Saphir die Saiten des Herzens ſo rührend und ergreifend anzuſchlagen, daß man keinen Augenblick an der Wahrheit ſeines Grames zu zweifeln vermag. Seine Sammlung „Wilde Roſen“ darf daher auch als ein Schatzkäſtlein betrachtet werden, darein die lyriſche Poeſie ſo manchen köſtlichen Edelſtein verſchloſſen. Bei der Schnelligkeit, mit der unſer Humoriſt zu ſchreiben pflegte, wurden freilich im Laufe der Zeit auch hie und da ein paar erotiſche Lieder veröffentlicht, welche beſſer ungedruckt geblieben wären. Goethe hat ſich jedoch einen ähnlichen Fehler zu Schulden kommen laſſen.

Die Declamationsgedichte, welche Saphir's Namen in der Theaterwelt ſo populär machten, haben bereits die Runde durch ganz Deutſchland zurückgelegt, und zwar manche Gegner, aber weit mehr Bewunderer gefunden. Die Acten hierüber ſind bereits geſchloſſen. Ein Lied „Das Frauenherz“ ſchlägt hundert kritiſche Zeloten todt. Ein fait accompli läßt ſich zudem nicht abläugnen. Dies fait accompli aber beſteht in dem Umſtande, daß die Gedichte, welche Saphir für ſeine Akademien ſchrieb, noch überall ſtürmiſchen Anklang fanden, alſo einen eigenthümlichen Zauber beſitzen müſſen, derart bannend und mächtig, daß ihm die Zuhörer nicht zu widerſtehen vermochten. Volksſtimme, Gottesſtimme!

Saphir verſtand ferner auch im Gebiete der Romanze den rechten Ton anzuſchlagen. Sein Gedicht am Todestage des Herzogs von Reichſtadt wird ſo gut auf die ſpäte Nachwelt übergehen, als die Romanze „Die nächtliche Heerſchau“ von Zedlitz. Emil Titl, welcher dieſe Heerſchau ſo prachtvoll in Klänge überſetzte, hätte auch jene tiefrührende Todtenklage oder Elegie in die Weltſprache des Gefühles, in Muſik, übertragen ſollen.

Als Humoriſt war M. G. Saphir ein würdiger Nachfolger des großen Jean Paul Friedrich Richter. Auch aus den Schriften des Erſteren ſpricht überall ein höchſt origineller Geiſt und eine humoriſtiſche Darſtellungsgabe, wie ſie nur wenigen deutſchen Schriftſtellern eigen geweſen. Selbſt ſeine Novellen, wie das Prachtſtück „Güldane“ gleichen reizenden Phantaſieſtücken, wie ſie nur ein hochbegabter Autor zu ſchaffen vermag.

Saphir beſaß noch eine weitere Aehnlichkeit mit Jean Paul. Das Gepräge der reinſten Sittlichkeit, das ſeine Werke faſt ohne Ausnahme ſchmückt, gereichte auch unſerm Humoriſten zum beſonderen Ruhme. Die Sage geht, das homeriſche unauslöſchliche Gelächter ſei bei der Flucht der griechiſchen Götter aus dem Olymp verloren gegangen, und erſt ſpät wieder aufgefunden worden. Beruht dieſe Mähre anders auf Wahrheit, ſo darf Saphir getroſt als redlicher Finder bezeichnet werden. Man leſe ſeine Novellette „Don Carlos mit Butter.“

Die Kritik zählte Saphir gleichfalls zu ihren ſcharfſinnigſten Vertretern. Er beſaß alle Eigenſchaften, welche Ludwig Börne von einem Kritiker fordert, wie große Beleſenheit, vielſeitiges Wiſſen, feine Sitte, Gewandtheit, Anſtand, Muth und Gegenwart des Geiſtes. Hierzu kommt noch nebſt beißendem Witze ein überaus blumiger Styl. Viele deutſche Schriftſteller halten Letzteres zwar eher für einen Uebelſtand, als für einen Vorzug, wir aber ſtimmen hierin unſerm früheren Gewährsmann vollkommen bei, wenn er ſagt: „Wenn in Frankreich Bettlergedanken ſich immer ſchön und ſauber kleiden, und darum Zutritt in guter Geſellſchaft finden, hüllen ſich die reichſten deutſchen Geiſter in Lumpen ein, finden alle Thüren verſchloſſen, und werden von jedem unverſchämten Hofhund angebellt“. Auch Saphir pflegte elegante geiſtige Toilette zu machen, wenn er die Feder zu einem kritiſchen Aufſatze ergriff. Reich an Erfahrung erfocht er ferner ſeine ſchönſten kritiſchen Siege durch die Parallele, durch das Gleichniß. Dies gilt ſelbſt auf muſikaliſchem Gebiete. Ein bewährter Muſikkenner, ſelbſt ausübender Künſtler von großem Rufe, ſagte uns einſt, er habe nie eine ſo bündige Characteriſtik gefeierter Violinſpieler von Paganini bis zu Molique geleſen, als wie ſie einſt Saphir in ſeinem „Humoriſten“ niedergeſchrieben.

Als wahrer Schreck-ins-Land erwies ſich Saphir bei literariſchen Fehden. Faſt ſcheint es, als hätte ſeine Hauptſtärke in der Polemik beſtanden. Man möchte ihn, falls man einen Parlamentsredner mit einem Schriftſteller vergleichen darf, den Lord Brougham der Feder nennen. Wie dieſe Lordſchaft bei parlamentariſchen Kämpfen nach Heine's Schilderung anfangs einzelne Sätze kalt, faſt unſicher hinſchleudert, ſo daß der Redner weit ab vom Ziele zu ſchweifen ſcheint, ſo ſchob auch Saphir ſeine polemiſchen Truppen langſam, einzeln in das Gefecht, bis ſein ganzes Heer in Schlachtordnung ſtand, und dann verbrach wie die macedoniſche Phalanx, wie die

Hochländer, die ſich mit gefälltem Bajonnete zum Sturm anſchicken. Das war, wie bei Henry Brougham, nur Vorbereitung zur bataille rangée. Der Gegner glaubte bereits die geſammten Streitkräfte Saphir's zu überſehen, während die alte Garde des Witzes, des Spottes, der Ironie noch ruhig Gewehr bei Fuß hielt, und in einem Hinterhalt lauerte. Plötzlich aber, wenn der Augenblick der Entſcheidung kam, eilte dieſe Reſerve im Geſchwindſchritte vor, die letzten Schanzwerke des Gegners im Fluge erſtürmend. Die Tinte vertrat nunmehr die Stelle des ſchweren Geſchützes, ja man hätte ſie mit einem flüſſigen Folterwerkzeuge vergleichen können, nicht eher außer Gebrauch geſetzt, als „bis der unglückſelige Gegner bis auf die Knochen geſchunden und ſeine verſtümmelten Glieder durch alle Redefiguren durchgeſtampft worden."

Schließlich erwähnen wir noch einer Eigenthümlichkeit M. G. Saphir's, die ihm als Schriftſteller, namentlich als Journaliſten ſehr oft manche faſt komiſche Hinderniſſe bereitete. Wir meinen ſeine merkwürdig ſchlechte, kaum leſerliche Handſchrift. Er äußerte ſich hierüber in einem Schreiben an eine Dame, das im „Humoriſt" abgedruckt worden, wie folgt:

„Wenn Sie meine Schrift nicht leſen können ſollten, ſo gedulden Sie ſich bis ich ſelbſt komme, ich bringe Ihnen zu dieſem Behufe meinen Setzer aus der Leopold Grund'ſchen Buchdruckerei mit, den einzigen Menſchen auf Erden, der meine Schrift leſen kann. Ich vertraue

Ihnen in Folgendem ein Staatsgeheimniß an: Ich und mein Setzer wir werden, als ſeit vielen Jahren wunderſam zuſammengewachſen, in die „Induſtrie-Ausſtellung" geſchickt als ein Wunderfabrikat! Ich kann ohne ihn nicht leben, denn Niemand ſonſt kann meine Schrift ſetzen, aber auch er kann ohne mich nicht leben, denn der gute Mann kann gar keine andere, ordentliche Schrift mehr leſen oder ſetzen! So laufen wir vierfüßig wie Katzenberg's Haſe herum. Wir müſſen miteinander ſterben und auf unſerem Grabſtein wird zu leſen ſein:

„Hier liegt ein Paar ganz wunderlich,
Der Eine ſetzte, was der And're ſchrieb —
O Himmel, rechne es ihnen nicht böſe an,
Sie haben's Beide nicht gern gethan!"

Es war im December des vergangenen Jahres, daß wir dieſe biographiſche Skizze für das bei Pfautſch und Compagnie allhier in prachtvoller Ausſtattung erſcheinende „Album öſterreichiſcher Dichter" niedergeſchrieben. Saphir wurde damals von einer läſtigen Gaſtin, von der Grippe, in hartnäckiger Weiſe heimgeſucht; niemand aber ahnte, daß die finſtere Parze ſeinen Lebensfaden bereits im Herbſte des nächſten Jahres abzuſchneiden gedenke.

Auch der Winter und das Frühjahr verſtrichen unter häufigem Unwohlſein, ſo daß der Humoriſt den ſchon früher beabſichtigten Ausflug nach Preßburg, Temesvar und Arad, ſpäter nach Prag, erſt in der zweiten Hälfte April zu unternehmen vermochte. Saphir feierte abermals glänzende Triumphe.

Es war jedoch ſeine letzte Kunſtfahrt.

Nach Wien zurückgekehrt, begab ſich Saphir nach wenigen Tagen nach ſeinem Tusculum, nach den Thermen von Baden. Dort entwickelte ſich ſeine leider unheilbare Krankheit in unheilvoller Raſchheit. Er kam zwar noch einmal nach Wien zurück, um ſich mit ſeinen Aerzten zu berathen, aber ſeine Füße waren ſchon zu jener Zeit bedeutend angeſchwollen, und Schwarzſeher prophezeiten bereits damals, der Humoriſt werde die Kaiſerſtadt nie wiederſehen.

Berühmte Aerzte eilten ſpäter nach Baden, um dem ſchmerzgequälten Manne werkthätige Hilfe zu leiſten, das Uebel ſpottete jedoch allen Anſtrengungen der Heilkunſt. Saphir litt an der Bright'ſchen Krankheit, alſo nach dem engliſchen Arzte Bright (ſprich: Breit) genannt, welcher ſich um die Entdeckung derſelben vorzüglich verdient machte. Dies Uebel, das als eine acute Waſſerſucht mit Abſonderung eines eierweißſtoffhaltigen Harnes erſcheint, pflegt gewöhnlich zwei Drittheile der Kranken dahinzuraffen.

Der Kranke litt entſetzlich, er konnte viele Wochen über einzig in ſitzender Stellung verharren. Zahlloſe Gerüchte waren über ſeine Lage im Umlaufe, ja, man gab ihn ſchon anfangs Juli für todt aus. Wie Saphir hierüber dachte, möchte nachſtehendes Schreiben erzählen, das er am 21. Juli l. J. an den Eigenthümer des „Fremdenblattes" richtete.

Es lautete:

„Hier ſitze ich und liege krank; — ſtehe mit einem

Füße im Grabe, gehe mit dem andern dem Tode entgegen, und ſo habe ich alle meine Hände voll zu thun, um mein Leben an den „ſchwarzen Mann“ zu bringen.

„Sie waren ſo gütig, über meinen beiſpiellos ſchmerzvollen Leidzuſtand in Ihrem Blatte einige theilnehmende Worte zu ſagen. Ich danke Ihnen! — Sie wundern ſich, daß mein bischen Geiſt bei mir bis zum letzten Augenblick treu aushält; das beweist, daß er eben ein Geiſt und kein Menſch iſt!

„Ich habe am Krankenbette Ihres Bruders Heinrich Heine die Kunſt gelernt, den Geiſt als ſchmerzſtillende Tropfen zu gebrauchen.

„Sie ſprechen von einer Grabſchrift, die ich mir ſelbſt geſchrieben habe, — da die Zeitungen ſchon anfangen mich zu loben, muß ich wohl ſchon todt ſein; ſehen Sie nur gefälligſt unter den „Verſtorbenen“ nach.

„Ich überſende alſo dieſe Grabſchrift. Honorar verlange ich keines. Senden Sie mir im traurigen Falle ein Freiexemplar Ihres Blattes poste restante „Himmel.“

„Uebrigens hoffe ich von der Gnade meines Schöpfers und Allvaters noch eine kleine Erſtreckung meines Lebenstermines, nach Seinem Willen und Seiner Barmherzigkeit!“ —

Anbei folgte nachſtehende Grabſchrift, die ſich Saphir ſelbſt gedichtet:

„Eine Auſter, einſam in des Ufers Sand
Warf das Zeitmeer mich am Lebensſtrand,
Ein Tropfen Licht fiel vom Himmel hinein,
Wurde Perlchen darin, gering und klein;

Wurde Krankheit da, und doch auch Luſt,
Ich gab ſie der Welt aus off'ner Bruſt. —
Zeitmeer, hier nimm deine Schale zurück!
Perlchen, überleb' mich ein Weilchen mit Glück!
Tropfen Licht, der vom Himmel in die Schale ſank,
Schweb' empor zum Himmel jetzt und ſag' ihm Dank!"

Trotz dieſes qualvollen Zuſtandes blieb der Humoriſt bei heiterer Laune, ja, wir hörten ſelbſt aus ſeinem Munde ſo manches Witzwort, das bald darauf die Runde durch ganz Wien machte; die ernſte Stimmung, in der wir dieſe Zeilen zu Papier bringen, verſtattet uns jedoch nicht, hierüber ein Weiteres zu berichten.

Ein paar Wochen ſpäter trat merkliche Beſſerung in dem Leiden des Kranken ein; das Waſſer ſchien zu verſiegen, und Saphir konnte ſich wieder zu Bette begeben. Seine Freunde gaben ſich roſigen Hoffnungen hin, namentlich als nach der Geburt des kaiſerlichen Thronerben das „Wiegenalbum für den Kronprinzen Rudolph," an den Stufen des Thrones niedergelegt von M. G. Saphir, im Sonntagsblatt der Zeitſchrift „Humoriſt" im Druck erſchien. Zwei Auflagen dieſes Gedichtes wurden in raſcher Folge vergriffen. Dieſe loyale Dichtung war die letzte Gabe, welche Saphir's Muſe in die Oeffentlichkeit ſendete.

Sein Uebel verſchlimmerte ſich bald darauf wieder.

Der Todesengel erhielt den Auftrag, den Großmeiſter des Humors von dem Schauplatze ſeines irdiſchen Wirkens abzuberufen. Samſtag den 5. September begann der Kampf mit dem unerbittlichen Herrn der Gruft.

An dem Sterbebette Saphir's ſtanden ſeine Tochter, ſein Neffe, eine in Peſt verheirathete Nichte, die auf Beſuch gekommen, und der treffliche, menſchenfreundliche Arzt Dr. Eckſtein. Die Schwäche nahm Abends mit jeder Minute zu. Gegen halb ein Uhr Nachts erhob ſich der Kranke, die Hände krampfhaft gegen ſeinen Neffen ausſtreckend, flüſterte leiſe, doch deutlich die Worte: „Es iſt aus, ich muß fort,“ ſank zurück, und darauf entſchlummerte Saphir ſo ruhig und ſtill wie ein Kind, dem aus Schlaftrunkenheit die müden Augenlider zufallen.

Die Vertreter jeglicher Kunſt, jeglichen Wiſſens zerfallen in zwei Claſſen, in ſogenannte Handwerker und in wirkliche Künſtler. Aerzte von dem erſteren Schlage verkünden am Krankenlager den verzweifelnden Anverwandten den bevorſtehenden ſchmerzlichen Verluſt mit rauher Stimme, und verlaſſen dann das Gemach des Jammers ſo gleichgiltig und theilnahmlos wie der Profeſſioniſt, wie der Schreiner, der eben den Sarg gebracht und ſeine Bezahlung erhalten.

Der wirkliche Künſtler im Heilwerke kann zwar den Ausſpruch des Geſchickes gleichfalls nicht rückgängig machen, den Todesengel nicht hinwegbannen; er hat aber für die leidenden Angehörigen ein ſanftes Wort des Mitgefühles, er harrt am Sterbebette aus bis zur letzten Secunde des Lebens, nicht blos als Arzt, nein als Freund in der Noth, als Engel des Troſtes.

Und als ein ſolcher Engel des Troſtes erwies ſich Dr. Eckſtein!

Als die Leiche in der Nacht vom Sonntag auf den Montag von Baden nach Wien in Saphir's Wohnung in der Leopoldſtadt geſchafft worden, als dieſelbe am 6. September Vormittags behufs des ärztlichen Befundes geöffnet wurde, da bekundete dieſer wackere Mann abermals, daß er über den Büchern Aeskulaps nicht der Poeſie vergeſſen, da warf er einen Blick nach den Wänden des Gemaches, welche die Porträts und Handſchriften der größten Künſtler und Künſtlerinnen ſchmücken, und dachte im Stillen: „où peut-on finir mieux qu'au sein de sa famille!“

Erste Abtheilung.

Dichtungen
für
# ernſte Declamation.

Der Urſprung der Roſe.

Von Allem, was die Erd' im ſüßen Triebe
Für den erwachten Frühling aus dem Herzen treibt,
Iſt nur die Roſ' allein das Bild der Liebe,
Und Amor mit des Liebespfeiles Spitze ſchreibt
Ihr auf die Blätter: „Mädchenblume, Schönheitsblume,
Empfindungsblume, bleibſt der Lieb' zum Eigenthume!“ —

Und wißt Ihr von der Blume ohne Mängel,
Die wie ein kleiner Blätterkolibri
Sich wiegt und flattert auf dem Blumenſtengel,
Woher ſie ward und wo ſie ward und wie?
Und wie entſtand die Mädchenblume, Liebesblume,
Empfindungsblume, die der Lieb' zum Eigenthume? —

Als aus des Meeres ſilberhellem Schaum
Die junge Liebesgöttin ward gewoben
Und aus der Wellen zartem Silberſaum
In einer Muſchel an das Land gehoben,
Da rang ſie aus das lange, goldne Haar,
An dem des Meeres Silbertropfen hingen,
Und in die Muſchel fiel ein Tropfen ſternenklar,
Ward Perle da zur Zier von allen Dingen;
Ein Tropfen aber fiel auf's Ufer ſchon,
Wo ſie den Fuß zuerſt geſetzt ins Grüne,

In dieſen Tropfen fiel vom Himmelsthron'
Der erſte Strahl aus Eos gold'ner Bühne.
Da, wo der grüne Strand mit heißem Kuß
Den Silbertropfen durſtig hat getrunken,
Trieb aus dem Boden auf in vollem Schuß
Die weiße Roſ', geſtickt mit Silberfunken,
Und weiß und ſchlank des Stengels zarter Bau,
Als hätt' ihn Cypris ſelber zeichnen wollen;
Die Blätterkrone trägt er d'rauf zur Schau,
Wie zarte Bruſt von Seufzern angeſchwollen;
Und als nun Venus ſieht die Roſ' mit Luſt
Im weißen Glanze rein emporgeſchoſſen,
Wie Silberſpang an friſcher Erdenbruſt,
Aus Meer und Erdenkuß und Licht entſproſſen,
Da ſprach ſie: „Mädchenblume, Lichtesblume,
Empfindungsblume, bleib' dem Herz zum Eigenthume!"

Und wie die weiße Roſe ſelbſt, ſo ruht
Der Gleichmuth Farb' ihr auf den weißen Wangen,
Sie kennt noch „Liebe" nicht, die Herzensgluth
War noch im Antlitz ihr nicht aufgegangen.
Da tritt entgegen ihr von Waldes Rand
Der erſte Jüngling, den ſie je geſehen,
Sie hebt den Blick und fühlt ihn feſt gebannt,
Sie hebt den Fuß und kann nicht fürder gehen,
Sie hebt die Hand, doch winken kann ſie nicht,
Sie regt den Mund, doch kann ſie nimmer ſprechen;
Da ſenkt zur Roſe ſie das Angeſicht,
Aus dem der Liebe erſte Flammen brechen,
Und wie ihr glühend' Angeſicht die Roſ' berührt,
Die nur mit Weiß bedacht die Blumengötter,
Ihr weißes Hermelin zum Scharlach wird,
Der Wangen Gluth ſtrömt aus in ihre Blätter:

Und als die Göttin ſelbſt, von Gluth erfüllt,
Das Antlitz wieder hebt vom Kelchesſchooße,
Da ſtand, im Blut der Liebe eingehüllt,
Erröthend da die erſte rothe Roſe!

Sie neigt ſich ihr und ihm, dem Winke gleich,
Sie ladet ſtumm ihn ein zum Herzergusse,
Und wie er nahet, bücken beide ſich zugleich
Zur Roſ', und finden ſich im erſten Kuſſe,
Und Amor ſprach: „Die Mädchenblume, Herzensblume,
Empfindungsblume, bleib' der Lieb' zum Eigenthume!“

Und alſo ward die Roſe eingeweiht
Vom Liebesgott zum Wappenbild der Liebe,
Er gab aus grünen Blättern ihr ein Kleid,
Daß ſie im Werden keuſch verhüllt noch bliebe;
Und daß ſie Waffe habe, Schild und Wehr,
Wenn ſie ein kecker Ritter je beleidigt,
Pflanzt er viel ſpitze Dörnlein um ſie her,
Mit welchen ſie die Blätterkron' vertheidigt.
Den Buſen füllt er ihr mit würz'gem Hauch,
Auf daß ihr Seufzen mög' als Duft erſcheinen,
Mit Thau begießet er die Roſe auch,
Denn Roſe muß nicht lachen nur, auch weinen,
Und ewig blühend bleib' der Roſe Blatt,
Wie es dem Schooß' der Knospe ſich entwunden,
Ihr Wangenroth werd' niemals blaß und matt,
Sie bleib von ſteter Jugendgluth entzunden.

Doch eines Tag's irrt Irnaus durch die Flur,
Sie ſucht den Jüngling auf, der lange weilet,
Der Argwohn führet ſie bald auf ſeine Spur,
Sie ſieht — daß er ſein Herz getheilet —

Und plötzlich fühlt ſie jene Höllenpein
  Und jene Bitterniß und jene Qualen,
Die Eiferſucht in Herz und Mark und Bein
  Der Menſchen gießt aus vollen Schalen:
Ihr Auge bricht, ihr Angeſicht wird fahl,
  Sie theilt, betäubt von ihrem Schmerzenslooſe,
Die Eiferſucht der Roſe mit, die allzumal
  Verwandelt ward zur erſten gelben Roſe!

Und als die Liebe, ungeliebt, allein,
  Mit ſich allein durch Feld und Fluren ſchreitet,
Als ſie nur Thränen hat zum Labewein
  Und wilder Schmerz in Wildniß ſie begleitet,
Da ſuchet ſie an Zaun und Hecken nur
  Das Röslein auf, das niemals dornenloſe,
Und ätzt es durch der bittern Thränenſpur, —
  Und ſo entſtand die erſte wilde Roſe.
Und weil der Menſch die erſte Lieb' und Treu'
  Im Angeſicht der Roſe hat gebrochen,
D'rum fühlt die Roſe ſelber tiefe Reu',
  Daß ſeiner Liebe ſie das Wort geſprochen.
Sie ſenkt das Haupt mit einem leiſen „Ach!"
  Sie ſchrumpft zuſamm', dem Blatt gleich der Mimoſe.
So als der erſte Mann die Treue brach,
  Entſtand aus Scham die erſte welke Roſe.
Und ſelbſt die todte Roſ' und ſelbſt die todte Liebe,
  Sie werden ſorgſam eingelegt in's Herzensbuch,
Damit doch Roſenroth Erinn'rung bliebe,
  Wenn man, im Herzen blätternd, einſt ſie ſuch'.
Selbſt welke Roſen ſind noch Lieb'svaſallen;
  Und ſterbend ſpricht es noch der Liebe Wort,
Ein Roſenblatt, das ſeiner Kron' entfallen,
  Man ſchickt es als ein Liebesbriefchen fort;

Denn jedem Herzen, dem in Lieb' und Sehnen
Die Sprache fehlt, zu ſagen was es litt,
Gibt Amor nur ein Roſenblatt und Thränen,
Und ſagt: „Du Herz, Du ſtummes ſprich damit!"
Und wenn man preßt die Roſen, die vergangen,
Und wenn gepreßt ſich fühlt ein liebend Herz,
Wird man von beiden edles Naß erlangen,
Dort duftend Oel, hier Thränen für den Schmerz.
Und weil die Roſe alſo ſich bewährte
Und alſo theilt des Herzens Sympathie,
Weil ſie des Menſchen treueſter Gefährte,
Der ſich in Schmerz und Luſt ihm ſelbſt verlieh,
Weil ſie bei ihm ſchon war beim Feſt der Wiege,
Weil ſie mit ihm auch geht zur Tauf' und zum Altar,
Und weil ſie mit ihm ſingt die erſten Siege,
Die er erringt im Feld der Lieb'sgefahr,
Und weil ſie mit ihm geht zum Hochzeitsfeſte,
Zu frohem Lied und lautem Becherklang,
Und mit ihm iſt, wenn ſeine Ueberreſte
Man ſenkt in's Grab bei dumpfem Grabgeſang.
Und weil dem Menſchen immerdar gewogen
Die Roſe bleibt, ob weiß, ob gelb, ob roth,
Weil ſie zu ihm mit Sehnſucht kömmt gezogen
In Luſt und Leid, ja ſelbſt im bittern Tod,
D'rum iſt ſie Lebensblume, Todtenblume,
Empfindungsblume, und der Lieb zum Eigenthume!

Das innere Auge.

Der Schöpfer ſprach: „Es werde Licht!“ Da ſchoßen
Geſtirn' und Mond und Sonn' aus dunklen Tiefen,
Entriegelt ward und plötzlich aufgeſchloſſen
Das Reich der Strahlen, die im Chaos ſchliefen;
Die bunten Farben wurden ausgegoſſen,
Der Welt des Lichtes Daſein zu verbriefen,
Bis in den Mittelpunct vom Erdendunkel,
Zog ein das Licht als Demant und Karfunkel.
Und zu dem Quell des Lichtes kam gezogen,
Was Alles ſich bewegt auf dieſem Runde,
Um einen Tropfen nur aus dieſen Wogen
Zu ſchöpfen für die kurze Daſeinsſtunde.
Und Gott der Herr, der Jeglichen gewogen,
Der ſprach aus ewig liebevollem Munde:
„Ihr Menſchen, Steine, Wolken, Lüfte, Pflanzen,
Nehmt hin das Licht in Theilen und im Ganzen!“
Den erſten Tropfen aus des Lichtes Eimer
Nahm jubelnd hin für ſich die Morgenröthe,
Daß ſie das luſt'ge Reich der Morgenträumer,
Der Dichter, mit dem Farbenſtab betrete.
Der Abend kam ſodann, der Bergumſäumer,
Und holte Gold für ſeine Bergtapete.
Dann kam der Mond und ſchöpfte aus der Lichtciſterne
Das matte Licht für ſeine Blendlaterne.
Der Frühling kömmt und ſchöpft ſich grünes Feuer
Für ſeinen Erdenteppich ſchnell, und tauſend Farben,

Der Sommer kömmt um Licht wie Gold, zur Steuer
Für's unermeß'ne Reich der vollen Garben.
Der Herbſt auch holet ſich, als Kraftverleiher,
Den Balſam in der Trauben offne Narben.
Der Winter ſelbſt, er ſchöpſt ſich Silberblicke,
Daß er der Erde Sterbekleid mit ſticke.
Die Pflanzen holen Licht in ihren Düten,
Die Blumen Licht in ihrem Atlaskleide;
In Ihren Kelchen holen Licht die Blüthen,
Sein Becherchen füllt Röslein auf der Haide;
Ein Tröpflein Licht holt ſich in kleinen Hüten
So Fingerhut als Eiſenhut, voll Freude,
Das Veilchen ſelbſt beſcheidentlich im Graſe,
Füllt ſich mit blauem Licht die kleine Vaſe.
Dann kömmt das Reich der Edelſtein' gegangen,
Zu holen Licht in felſenfeſten Schalen.
Die Wolken eilen, Licht auch zu empfangen,
Damit ſie rund den Regenbogen malen.
Dann nahen ſich die ſchönen Feuerwangen
Und wählten aus des Lichtes zart'ſte Strahlen,
Zu Weihefarben zweier edlen Triebe:
Zum Roth der Scham und zu dem Roth der Liebe.
Zuletzt naht ſich ein kleines zartes Weſen,
Ein wunderſam' Geweb' der Zauberſchätze,
Das Aug', für das zum Guten und zum Böſen
Des Menſchen Sinn geſtrickt hat ſeine Netze.
Das kleine Ding, es ſoll das Reich verweſen
Des Lichts und alle ſeine Reichsgeſetze,
Daß es verwahre unter feſtem Siegel
Des Lichtreichs Apfel und ſein gold'nes Siegel.
Des Lichtes Reichsſtab auch, zum Ring gebogen,
Iſt aufbewahrt in ſeiner kleinen Zelle;
Das ganze Weltall und des Himmels Bogen
Zieh'n ein demüthig über ſeine Schwelle,

Der Strahl, den er als Tropfen eingeſogen,
Er ſtrömt als Meer zurück mit Sturmes-Schnelle,
Das Licht, das ihm die Sonne ſchickt hernieder,
Vergelten ſeine Sterne zehnfach wieder!

(Muſik)

D'rum preiſe vor Allen
Das Licht und die Sonne,
Wem immer gefallen
Das Loos und die Wonne:
Daß ihm das göttliche „Werde"
Das Auge gelichtet,
Daß froh er kann ſchauen
Den Himmel, den blauen,
Die blumige Erde,
Die bräutliche Erde,
Wenn ſich der Bräut'gam Frühling ihr nahet
Und ſie mit Liebe umfahet,
An Buſen ſie drücket,
Mit Blumen ſie ſchmücket,
Mit Strahlen umgürtet,
Mit Früchten bewirthet!

Drum preiſe vor Allen
Das Licht und die Sonne,
Wem immer gefallen
Das Loos und die Wonne,
Daß froh er kann ſehen
Die Tiefen, die Höhen,
Voll Schatten, voll Dunkel,
Voll Licht und Gefunkel,
Die Wolken, die eilenden,
Den Blitz, den zertheilenden,
Und all' das Farbengewimmel
Auf Erden, in Lüften, am Himmel!

(Muſik.)

Doch daß nimmer auch murrte und klagte
Der, dem der Himmel verſagte
Das Licht des Auges, das Sehen,
Den Quell der Sünde, den Quell der Wehen!
Nicht ſoll er bangen, nicht ſoll er zagen,
Nicht ſoll er zweifeln, nicht frevelnd fragen:
„Warum mir g'rade verriegelt die Pforte, die prächt'ge?
Warum mir g'rade verſiegelt der Brief, der allmächt'ge,
Mit ſeinen Bilderblättern, mit ſeinen Farbenlettern?
Warum mir g'rade die Rinde,
Die ſtarre, die nächt'ge,
Die eiſerne Binde,
Aus Nacht, um den Bronnen
Des Lichts und der Sonnen?“
Denn 's iſt eine gefährliche Gabe, die Gabe des Sehens,
Sie iſt der ſprudelnde Born des Uebelgeſchehens,
Der Quell der Verführung, die Amme der Sünde,
Der Wolluſt Gefährte, Erwecker der Sinne,
Erzieher der Habſucht, Vergifter der Minne,
Der Lehrer des Neids, der Begierden Verfechter,
Der Anwalt des Scheines und des Kernes Verächter!
Wem da iſt das Licht genommen,
Wem da iſt der Blick geblendet,
An das inn're Aug' ſich wendet;
Denn das inn're Auge malt
Eine Welt, die reiner ſtrahlt.
Blumen, die bei ſtillem Lieben
Innen ſtill das Herz getrieben,
Hat kein Strahl je aufgerieben;
Blüthen, die im Herzen hangen,
An dem Hauch der Seele aufgegangen,
Wird kein Sturm vom Zweige ſtreifen,
Eh' zu gold'ner Frucht ſie reifen;

Farben, Bilder, die inwendig
An den dunkeln Wänden malt lebendig
Phantaſie, ſie ganz allein nur ſind beſtändig.
Nur das Bild, das wir entwerfen,
Wenn das inn're Aug' wir ſchärfen,
Von den Weſen, die uns theuer,
Steht im Idealesſchleier,
Wie's kein ſterblich Aug' je ſah
In dem Schmelz und in dem Feuer
Makelloſer Schönheit da!
Und ein and'res Reich wird ausgegoſſen
Von den Augen, die dem Licht verſchloſſen,
Eine Welt voll Blumen und Geſtalten,
Die nie welken, nie veralten,
Dieſe Welt, ſie heißt: Muſik,
Und die ihr dienenden Geiſter
Sind des inn'ren Auges Sprach- und Zeichenmeiſter!

D'rum ſoll Muſik dem Worte ſich verbinden,
Euch vorzuführen aus der lichtverſagten Schaar
Ein Paar, voll Willens, ſelbſt Euch zu entzünden
Des Dankes Opfer auf der Milde Hochaltar.
Es wird das inn're Auge dieſer Blinden
In Euren Herzen einen reichen Schatz gewahr.
Es kann den Schatz mit Dankes Blick nicht heben,
Und wünſcht, den Blick im Ton Euch kund zu geben.

Ein ſtiller Gang.

Empfangen wird ein jeder Menſch in dieſem Erdenthal
Zum mindeſten von einem einz'gen Freudenſtrahl,
Und eine Thräne mindeſtens doch rinnt
Vom Aug' der Mutter auf das holde Kind.
So arm iſt doch nicht eine Mutterbruſt,
Daß ſie das Kind begrüße nicht mit ſüßer Luſt,
Und ſo beſchränkt iſt wohl kein Vaterherz,
Daß es das Kind begrüße nicht mit Freud' im Schmerz,
Daß ihm zwei Hände nicht doch Liebe weih'n?
Allein wie Viele gehen aus dem Leben fort
Ohn' Thräne, ohne Lieb', ohn' Troſt, ohn' ſüßes Wort!
Wie Viele ſchlafen in der Kammer ein
Im Finſtern, ſeufzend, ſchmachtend, ganz allein!
Wie Mancher kehret ſterbend ſich noch an die Wand,
Weil gar kein Menſch an ſeinem Sterbebette ſtand,
Weil Mutter nicht, nicht Gattin, Kind und Freund
Im Endgebet ſich ſtill mit ihm vereint!
Wie Viele wandern in den kleinen Reiſeſchrein
Zur letzten Reiſe unbegleitet, ganz allein! —
Wer ſolchem Sarg begegnet je, dem hinterher
Nicht folgt ein Herz, von Schmerz und Thränen ſchwer,
Kein Aug', den Blick gerichtet hoch empor,
Kein Haupt, gehüllt in ſchwarzen Trauerflor,
Kein Mund, der ein Gebet dem Todten ſpricht,
Kein Arm, der ihm den Kranz zum Sarge flicht,

Nicht eine Hand, die trüb' hinab in's Grab
Ein Häuflein Erde wirft als letzte Liebesgab',
Wer ſolchem Sarg' begegnet, denke fromm und ſtill
An einen „ſtillen Gang“, den ich erzählen will.

Ein's Tages geht der Kaiſer aus, und ihm zur Seit'
Ein einz'ger Mann nur als ſein ganz Geleit',
Den Kaiſer ſchmücken Orden nicht, nicht Stern und Band,
Ganz einfach und ganz ſchlicht iſt ſein Gewand.
Und kenntlich nur iſt er dem ganzen Volk' allein
Am frommen Antlitz, an des Auges mildem Schein.
Sein Haupthaar iſt ganz weiß, die Wange bleich,
Denn Glück und Unglück, ſie erprobten ihn zugleich;
Denn Glück und Unglück, ſie erprobten ihm das Herz,
Und fanden edel es, in Freude wie in Schmerz;
Denn Glück und Unglück, ſie erprobten ihm das Haupt,
Er hat in Beiden an den Göttlichen geglaubt;
Denn Glück und Unglück, ſie erprobteu ihm ſein Land,
Es hielt in Lieb' und Treu', in beiden, allzeit Stand;
Denn Glück und Unglück, ſie erprobten ihm ſein Haus,
Es ging wie Gold bewährt nur aus der Gluth heraus.
D'rum war ſein Haupt voll Silber, wie ſein Herz voll Gold,
Weil läuternd d'rüber oft das Schickſal hat gerollt;
D'rum, wenn er ging durch ſeine Kinder, ſanft und ſchlicht,
Neigt jeder ihm das Haupt, und „Gott erhalte“ ſpricht! —
Und als er einſtens in dem Städtchen ging zumal,
Als ſich hernieder ſenkte g'rad der Abendſtrahl,
Da kömmt entgegen ihm ein Sarg, ganz ohn' Geleit,
Ein Bretlein oben und ein Bretlein an der Seit',
Und mit dem Sarge geht gar Niemand mit,
Der ihm erwieſe noch den letzten Liebesſchritt,
Und da ergreift dem Kaiſer tief es im Gemüth,
Daß eines ſeiner Kinder ganz ſo einſam zieht

Auf ſeinem letzten, allerletzten Erdengang,
Und eine Thräne rollt auf ſeine blaſſe Wang'
Und Wehmuth ſpielt um ſeinen frommen Mund,
Er zieht den Hut ab zu derſelben Stund',
Und zum Geleitsmann milden Ton's er ſpricht:
„Laßt uns erfüllen nun die frömmſte Pflicht;
Weil Niemand gehet nach dem Todten hinterher,
Erzeig' ſein Kaiſer ihm die letzte Ehr'!“
Und wie der Kaiſer, fromm und mild, ſo wie er war,
Die Gaſſ' entlang hin ſchreitet nach der Bahr',
Und wie das Volk dann ſeinen Kaiſer ſieht,
Der mit des armen Mannes Leiche zieht,
Entblößt's das Haupt und faltet fromm die Händ',
Und ſegnet ſeinen Kaiſer ohne End'
Und ſchließet ſich in frommer Wehmuth dann
Zu zwei und zwei dem Leichenzuge an!
Und Männer, Frauen, Kinder, Jung und Alt
Nun mit hinaus zum fernen Kirchhof wallt;
Und angelangt am Kirchhof, iſt's ein Leichenzug,
Als ob ein Fürſt es wär', den man zu Grabe trug!
Der Kaiſer harrt, bis man die ſchwarze Truh'
Hinabgeſenkt zur allerletzten Ruh',
Und ſpricht ein ſtill Gebet noch eine Weil'
Für des Entſchlafnen Seelenheil,
Und ſchreitet dann, der ſchönen That bewußt,
Zurück, bewegt in ſeiner vollen Bruſt.
Da fließt das Abendroth g'rad durch des Himmels Raum,
Legt um die Berge ſich wie Purpurſaum
Und ſtreuet in des Aethers blauem Meer
Die Flammenroſen ſpielend hin und her,
Und kämmt herab das lange Flatterhaar
Mit gold'nem Kamme, um das Haupt ſo klar,
Und leget dann ſein gülden Tagsgewand
Im Walde ab, der an dem Berge ſtand;

An Blumen und an Sträuchen hing Geſchmeide,
Und Perlen und Demant von ſeinem Kleide,
Und aus dem tiefen, dunkeln Himmelsſchooß
Rang ſich des Abendſternes Lichtſtrahl los,
Dem Bräut'gam gleich, der von der Lieb' umhellt,
Erröthend eintritt in das Brautgezelt;
Dem Auge gleich, das mit der Liebe Macht
Den Strahl ergießt aus ſchwarzer Wimpernacht!
Und von dem Stern ergießt ein magiſch Licht
Sich um des Kaiſers frommes Angeſicht,
Als wie verklärt erſcheint ſein heilig Haupt,
Mit Strahlenkronen ſcheint ſein Haar umlaubt,
In ſeines ſanften Auges mildem Blau
Erglänzt der höchſten Gnade reinſter Thau
Und um das Haar des Greiſes, ſilberrein,
Da bildet ſich ein lichter Kreis und Schein,
Und von den Sphären tönt es hell und laut:
„Den ſtillen Gang“ hat Gott, der Herr, geſchaut:
Dafür ſei auch Dein ganzer Lebensgang
Umbaut von Engelsgruß und Sphärenſang.
D'rum ſei der Gang von Deinem ganzen Haus,
Ein Segensgang mit ew'gem Blumenſtrauß,
D'rum ſei Dein letzter Gang auf Erden auch
Ein Engelsgruß, ein Seraphsruf, ein Friedenshauch!
D'rum ſei Dein Gang zu Gottes Thron
Ein Siegeszug zur Palmenkron';
D'rum jedem Gang erblühe Heil und Recht,
Denn fürder gehen wird Dein Glanzgeſchlecht!

Der Erde und des Herzens Quellen.

Die zärtlichſte der Mütter hier im Leben
Iſt Muttererde, der der Menſch entſproß,
Nicht einer Amme hat ſie ihn gegeben,
Sie ſäugt an ihrer Bruſt ihn zärtlich groß,
Sie bettet ihn in grünen Wiegenſtäben,
Sie wiegt ihn ſelbſt auf ihrem weichen Schooß,
Und ſeine Kleider all', von Seid' und Linnen,
Sieht man ſie Tag und Nacht ſelbander ſpinnen.

Und all' das Spielzeug ihrem lieben Kinde
Schnitzt ſelber ſie mit kunſtgeübter Hand,
Und Mondſchein, Blätterſang und Abendwinde
Erzählen Märchen ihm, die ſie erfand;
Und daß ſein Aug' am Lichte nicht erblinde,
Zum grünen Schirme ſie das Laubdach wand,
Und wenn das Kind erkrankt, erzeugt geſchäftig
Sie all' die Kräuter ſelbſt, die wunderkräftig.

Dem Kind mit ihrem Herzblut dann zu nützen,
Reißt ſie des Herzens Adern mächtig auf,
Sie eilt, die Bruſt ſich liebend aufzuſchlitzen,
Beſchwört den heißen Wunderquell herauf;
Und aus den tiefſten Herzensadern ſpritzen
Die heißen Quellen ſegensreich hinauf,
Denn höher ſpringt kein Quell aus heißen Erzen
Als Segensquell aus heißem Mutterherzen!

Und wie die Mutter Erde tauſend Quellen
Im tiefen Buſen ſtill verborgen hegt,

Wie ſie auf heißen und auf kalten Wellen,
  Geſundheit in das Reich der Menſchen trägt,
Wie ſie in ihren dunklen Herzenszellen
  Die Segensfluth mit Wunderkraft belegt,
So ſpringen aus dem Menſchenherzen eben
Viel tauſend Quellen glühend in das Leben.

Der Quell der Andacht, der den Strahl, den reinen,
  Aus tiefer Bruſt zum hohen Himmel ſchickt;
Der Quell der Liebe, der im ſüßen Weinen
  Mit ſeinen reinſten Tropfen uns erquickt;
Der Quell der Tugend, der des Jenſeits Scheinen
  Mit Hoffnungslicht auf ſeine Wellen ſtickt;
Der Quell der Unſchuld, der die zart'ſten Fluthen
Dem Frauenantlitz ſchenkt in milden Gluthen.

Jedoch ein Quell entſpringt dem Herzensgrunde,
  Wie Gluth ſo heiß und wie der Thau ſo mild:
Derſelbe iſt's zu jeder Lebensſtunde,
  Wenn auch die Fluth verſchwenderiſch ſtets quillt:
Er ſpendet Balſam jeder Schickſalswunde,
  Mit Gotteskraft iſt ſeine Fluth gefüllt,
Der Mitleidsquell, der Urſprung aller Quellen
Die ſegensreich ſich ſeinem Lauf geſellen.

Aus dieſem Urſprung quillt die heiße Zähre,
  Die hellſte Perle jeder düſtern Welt,
Die ſalz'ge Thräne, die aus eig'ner Schwere
  Früh in den Kelch des Brunnentrinkers fällt;
Aus dieſem Urſprung tropft die reinſte Kläre,
  Der Salzkryſtall, der Troſt in ſich enthält,
Und dieſer Urſprung aller bittern Thränen
Soll mit dem Glück das Unglück ſtets verſöhnen.

Zu dieſes Urſprungs ſonnehellem Strahle
Kömmt heut' die Muſe als ein Badegaſt,
Für Kranke kömmt ſie mit dem Bittpokale,
Für Arme, die vom Siechthum angefaßt,
Für Kinder, die vom kargen Hungermahle
Die Augen matt, das Antlitz abgeblaßt,
Für ſie nur ſchöpfen heute Kunſt und Muſen
Vom reichen Quell aus mitleidsvollem Buſen.
Mit dieſem Wort im Voraus Euch zu grüßen,
Hab ich in Aller Namen jetzt gewagt;
Und was nun folgt, mögt freundlich ihr genießen,
Wenn auch nicht Alles Allen gleich behagt,
Nicht Blumen ſind es, die zum Schmucke ſprießen,
Nur Kräutlein ſind's, wornach der Kranke fragt,
Zum Prunke nicht, zum Heil ſind ſie gefunden,
D'rum nehmt vorlieb, wenn ich ſie ſchlicht gewunden!

Des Invaliden Rundgang.

Ein Invalid' mit greiſen Silberhaaren,
Das Angeſicht mit Narben dicht beſä't,
Zur Reſidenz nach vielen, vielen Jahren
Mit ſeinem einz'gen Sohne geht.
Der Alte hat von Siegen und von Schlachten
Dem Sohn erzählt, von Streit und Kampf,
Des Sohnes einzig Fühlen und ſein Trachten
Iſt Wehr und Waffe, Schwert und Pulverdampf.
„So komm', daß ich Dich ſelbſt zur Hochzeit ſchaffe“.
— So ſpricht der greiſe Veteran —

„Zur Hochzeit mit der ſchmucken Kriegerwaffe,
Zur Hochzeit mit der luſt'gen Fahn',
Zur Hochzeit, wo Trompetenklänge,
Kanonendonner, Bajonnet,
Und Hurrahruf und Schlachtgeſänge,
Begleiten Dich zum Ehrenbett!
Zur Hochzeit, wo die Braut, die hehre,
Mit nie entweihtem, keuſchem Leib
Dein harrt; die Braut heißt Kriegerehre,
Das unbefleckte Götterweib!
Zur Seit' des thatenreichen Kriegers
Zieht dieſe Braut in Schlachten mit,
Zur Seit' des blutbedeckten Kriegers
Bleibt dieſe Braut mit feſtem Schritt!
Sie lächelt ihm im heißen Kampfe,
Wenn auf ihn zu der Feind ſchon bricht,
Sie lächelt ihm im Pulverdampfe,
Und aus des Todes Angeſicht;
Und wenn er bändigt ſeine Tiger,
So ſtellt ſie ſtrahlend ſich ihm dar,
Und wenn er heimkehrt dann als Sieger,
Flicht ſie den Kranz ihm in das Haar.
Soldatenehre, zwiefach ſchöner,
Weil Du erſcheinſt, in Muth bewährt,
Blank wie die Kling' vom Damascener,
Wenn aus der Scheid' ſie blitzend fährt!
Soldatenehre, auserkor'ne,
Erhaben ſchöne, hochgeſinnt,
Du, aller Ehren erſtgebor'ne,
Der ält'ſten Zeiten ält'ſtes Kind!
Soldatenehre, Sonnenblume,
Die auch den wilden Krieger ſchmückt,
Wenn auf dem Weg zum Waffenruhme
Mit reinen Händen er ſie pflückt;

Soldatenehre, g'ring iſt keiner,
Der Deinem Dienſte ſich geweiht,
Und Fürſt und Feldherr und Gemeiner
Sind Brüder durch Dein Ehrenkleid!" —
Und als der Alte ſo geſprochen,
Gelangte er zur Kaiſerſtadt,
Allwo er oft ſchon eingeſprochen
In frühern Kriegerzeiten hat;
Doch nicht erkennt die Stadt er wieder,
Die er geſeh'n, jetzt fünfzig Jahr!
Ermattet ſind die ſchwachen Glieder,
In Schweiß getaucht das Silberhaar.
Sein Bein aus Holz will kaum mehr tragen
Des Kriegers, wenn auch leichte, Laſt,
Und zitternd, ſcheu, mit Angſt und Zagen,
Macht in den Straßen oft er Raſt.
Wohin er blickt, nichts mehr vom Alten,
Es iſt ihm Alles fremd und neu;
Die Straßen, Häuſer, die Geſtalten,
All' dies macht ihn verzagt und ſcheu.
Er ſtiert umher, erſtaunt, verwundert,
Er weiß es nicht, was jetzt ihm träumt,
Ein Bischen Zeit, ein halb' Jahrhundert
Hat ſonderbar hier aufgeräumt!
Er möchte geh'n auf allen Pfaden,
Ein Haus ſteht ihm im Weg mit Hohn.
Er ſucht ſie auf, die Kameraden,
Er find't ſie nicht, ſie ſchlafen ſchon!
Er ſchwankt hinaus nun zur Kaſerne,
Wo er gelebt in früh'rer Zeit,
Und ſteht verdutzt, denn ſchon von ferne
Erblickt er ſie im neuen Kleid.
Das Regiment nur möcht' er ſchauen,
In dem er ſelber einſtens ſtand;

Ihm iſt es fremd, ihm iſt's ein Grauen,
  Es trägt jetzt nicht mehr ſein Gewand!
Da faßt ſein Herz die tiefſte Wehmuth,
  Bis ihm ein Troſt die Seele ſchwellt:
Sct. Stephan will er ſeh'n, den Alten,
  Den greiſen Kirchenveteran;
Dem hat die Zeit und all' ihr Walten
  Doch ganz gewiß nichts angethan. —
Zum Stephansplatz mit ſeiner Krücke
  Geht er vorbei am Rieſenthor'
Und hebt die ſehnſuchtsvollen Blicke
  Zur Thurmesſpitze hoch empor.
„Ach!“ ruft er aus und ſinket nieder:
  „Auch dieſes Thurmes alt' Skelett
Hat einen neuen Küraß um die Glieder
  Und auf dem Haupt ein neu' Kasket!“ —
Nur einen Weg noch will er gehen,
  Er wendet raſch ſich ſtraßenwärts,
Den alten Kaiſer möcht' er ſehen,
  Ihn zieht ſein bied'res Oeſtreichherz.
Und ſtill führt ihn ein frommer Prieſter
  Hinunter zu dem Sarkophag,
Wo in dem Kreis der Särge, düſter,
  Der heil'ge Schläfer friedlich lag.
Da kann der Greis dem Schmerz nicht wehren,
  Dem tiefſten Weh wird er zum Raub,
Es fließen ihm die heißen Zähren
  Vom blaſſen Antlitz in den Staub!
Die Hände ſtreckt er durch das Gitter,
  Das ihm den Sargophag verbarg,
Durch ſtille Thränen, wermuthbitter
  Dringt ſein Gebet zum Kaiſerſarg:
    „Du mein Kaiſer, gut und weiſe!
    Hab' gemacht die weite Reiſe,

Dein geheiligt' Haupt zu ſeh'n,
Und mit Seufzern fromm und leiſe
Sagten mir die Prieſtergreiſe,
In die Kaiſergruft zu geh'n!
Laß, mein Kaiſer, laut mich klagen,
Daß Du gingſt, ohn' mir's zu ſagen,
Der Dein ält'ſtes Kind ich war!
Deinen Feind hab ich geſchlagen,
Deinen Rock hab' ich getragen,
Deinen Adler ſechzig Jahr!
Und Du gingſt voran, alleine,
Doch an Deinem Sarg von Steine
Spricht der Invalid: Gemach!
Komm Dir nach mit einem Beine
Hab' vorausgeſchickt das eine,
Komme deſto ſchneller nach!
D'rum, die Krücke friſch geſchwungen!
Denn iſt es zum Volk gedrungen,
Daß zu Dir ſich lenkt mein Schritt,
Geben Millionen Zungen
Herzlieb', Thränen, Huldigungen,
Segen und Gebet mir mit." —
D'rauf rafft der ſchwache Greis ſich auf vom Grabe,
Schwankt klagematt hinauf an's Tageslicht,
Er winkt dem Sohn mit ſeinem Krückenſtabe,
Es duldet in der Stadt ihn länger nicht;
Als Trümmer ſieht er ſich vergang'ner Zeiten,
Ein kahler Stein verfall'ner Welt,
Ein Grauen faßt ihn an, von dannen ſchreiten
Will durch die Stadt er gleich auf's Feld;
Und wie er ſchreitet durch die hohen Thore,
Die durch des Burghofs Räume geh'n,
Da dringt ein Kriegermarſch zu ſeinem Ohre,
Dem Schalle horchend bleibt er ſteh'n;

Es iſt die langentbehrte Feldfanfare,
  Es iſt das hohe Schlachtenlied,
Der Klang, der vor dem ſtolzen Doppelaare
  Voran zum Heldentanze zieht,
Beſeelt vom Klang der Inſtrumente,
  Dringt vorwärts er mit ſeinem Sohn,
Da ſteht von ſeinem Regimente
  Im Feierkleid ein Bataillon,
Und rechts und links Geklirr von Waffen,
  Und Kriegerſchaaren hoch zu Roß;
Es blitzt von funkelnden Agraffen,
  Es blitzt das ritterlich Geſchoß!
Da flammt es auf im ſchwachen Greiſe,
  Verklärt erſcheint ſein Angeſicht;
Mit ſeinem Krückenſtab' theilt er die Kreiſe
  Der Wachen und der Garden dicht.
Und als der Greis erſcheint den Blicken
  Mit Narben, die des Helden Reiz,
Mit weißem Haupt, auf morſchen Krücken,
  Am Rocke das Kanonenkreuz,
Und neben dem das ſelt'ne Ehrenzeichen
  Zwiefacher Capitulation,
Da macht man Raum, die Krieger weichen,
  Zum Ritterſaale kömmt er ſchon!
Hier wird ſein Aug' geblendet faſt vom Strahle
  Des Glanzes und der Herrlichkeit,
Es hat im prachtgeſchmückten Saale
  Sich Stern an Stern zur Schau gereiht,
Verſammelt vor dem Kaiſerthrone
  Erſcheint die volle Heldenſchaar,
Auf jedem Haupte deckt die Lorbeerkrone
  Hier eines Siegers Silberhaar.
Inmitten ſtrahlt die hohe Tafelrunde,
  Die Blum' der Ritterſchaft umher,

Als ſähe König Artus da zur Stunde,
  Als lebte Merlin's Zaubermähr;
Die Krieger ſitzen da, aus Kampf und Schlachten
  Errangen ſie den grünen Kranz,
Die Krieger, die dem Tod entgegenlachten,
  Als er ſie lud zum blut'gen Tanz,
Und obenan des Vaterlandes Retter,
  Des Sieges treugeliebter Sohn,
Der ſich des Lorbeers ewig grüne Blätter
  Geflochten um die Herzenskron';
Ein Blitz im Krieg, zermalmet er wie Halme
  Der Feinde dichte Drängerſchaar,
Dann windet er des Friedens grüne Palme
  Zum Siegeskranz ſich in das Haar.
Es ruht in dieſem edlen Angeſichte,
  In dieſem ſinnend tiefen Blick,
Des Vaterlandes glänzende Geſchichte,
  Sein einſtig' Leid, ſein jetzig Glück!
Der Invalid, der weiter vorgedrungen,
  Erkennt den Feldherrn auf einmal,
Er ſtürzt zur Erd', hält ſeine Knie umſchlungen,
  Und weint und ſchluchzt: „Mein General!
Mein Feldherr! Schau auf mich hernieder,
  Der ich gedienet viele Jahr',
Ich zähl' Dir alle Schlachten wieder,
  Wo ich im Feuer bei Dir war;
In Schwaben war's, wo wir den Jourdan ſchlugen,
  Im ſtrengen Winter dann bei Kehl,
Bei Stockach, denk', wo wir hinweg Dich trugen,
  Weil Du zu nah' dem Feind', mein' Carl'!
An Amberg's und an Würzburg's heiße Stunden,
  Mein General, denkſt Du daran?
Du erſt, und wir, nicht achtend Tod und Wunden,
  Wir hinterdrein mit Maus und Mann!

Bei Caldiero war es auch nicht bitter,
Den kühnen Feinden ging's da ſchlecht,
Da nahm vor Deinem Kriegsungewitter
Reißaus das feindliche Geſchlecht.
Und dann bei Aſpern, Tag der Veteranen!
Da kein Pardon und kein Quartier,
Du nahmſt zur Hand die erſte unſ'rer Fahnen,
Und riefſt: „Kinder, jetzt mit mir!"
An Dich allein knüpft ſich mein ganzes Leben,
Du biſt allein mir Land und Staat,
So will ich auch mein Letztes Dir nun geben,
Nimm meinen Sohn an als Soldat!
Dein wack'rer Sohn, der jüngſte Held auf Erden,
Braucht einſt vielleicht die muth'ge Schaar,
So möge denn mein Sohn dem Deinen werden
Das, was ich Dir, mein Feldherr, war!"
Da bückt der Feldherr ſich gerühret nieder,
Erfüllt von ſüßer Wehmuthsluſt,
Er hebt den Krieger auf und, hoch und bieder,
Zieht er den Greis an ſeine Bruſt.
Und eine Thräne netzt die Heldenwange,
Die auf des Greiſes Haupthaar rinnt,
Er ſpricht, nach ſeines Herzens edlem Drange:
„Dein Sohn, er ſei mein Waffenkind!"
Und bei dem Anblick dieſer Scene
Schlägt höher jedes Mannes Bruſt,
In jedem Aug' ſchwimmt eine Thräne,
Und jede Seele ſchwimmt in Luſt,
Und halb verklärt erhebt die Worte
Zum Segensſpruch der Invalid:
„Ich ſtehe an des Todes Pforte,
In's Jenſeits tritt mein nächſter Schritt,
Schon kann durch alle Himmelsthore
Mein Blick in's Reich der Engel ſehn!"

Da ſieht er in dem gottgeweihten Chore
  Den Genius von Oeſt'reich ſteh'n;
Und ſegnend hebt er ſein' Cherubsſchwingen
  Mit Liebe über Habsburg's Haus:
„Des Kaiſers heilig Haupt ſoll ſtets umſchlingen
  Des Himmelsſegens gold'ner Strauß!
Und wenn der Todesengel droht zu kommen
  In ſeines Hauſes theure Schaar,
Mag Volksgebet, mit Thränen, heißen, frommen,
  Verſcheuchen ihn auf immerdar!
Der Degen wird zur Sichel ſich geſtalten,
  Der Säbel wird zum Friedenspflug,
Und aus des Kriegesmantels droh'nden Falten
  Entwickelt ſich ein Taubenflug;
Die Erde blüht, der Segen reift im Volke,
  Der Thron iſt Friedens-Hochaltar,
Und nun verjüngt zur güld'nen Aetherwolke
  Schwingt hoch ſich auf der Kaiſeraar!

Eine Kronen-Schöpfung.

Zur Feier der glücklichen Rettung Sr. k. k. apoſt. Majeſtät
Franz Joſeph I. von Oeſterreich,
aus drohender Lebensgefahr.

Auf ſeinem hohen Thron', im Sternenſaale,
Der Herr der Schöpfung ſitzt im lichten Glanz,
Die Engel um ihn her, im reinen Strahle,
Anbetend bei dem Chor vom Sphärentanz;
Sie halten jeder eine Opferſchale,
Umkränzt von einem Himmelsſchlüſſel-Kranz,

Und leiſe, wunderſame Harmonien
Aus allen Sphären in die Lüfte ziehen.

Da ſpricht der Herr: „Zu einer hohen Sendung
Beruf' ich heute meine Engelſchaar,
Denn eine Kron' in herrlichſter Vollendung
Sollt Ihr jetzt ſchaffen rein und ſonnenklar;
Des Goldes Glanz, der Edelſteine Blendung,
Sei aug'- und ſinn-erquickend wunderbar,
Ihr ſollt aus Himmel-, Meer- und Erden-Reichen
Juwelen dazu ſuchen ſondergleichen.

Zerſtreuet Euch in meine Welten-Räume
Und ſtürzt Euch in der Erde dunkeln Schooß,
Senkt Euch in's Meer, wo rothe Purpur-Bäume
Und Perlen ſchimmern unter grünem Moos!
Das Morgenroth, die Abendwolken-Säume
Löſt von dem gold'nen Frühlingshimmel los,
Die reinſten holet mir der Edelſteine,
Daß ich im Reif der Krone ſie vereine!"

Die Engel neigen ſich und rauſchen nieder,
Zu thun nach Gottes mächtigem Geheiß,
Und ſeine Genien beruft der Herr dann wieder
Um ſich herum, in einem engen Kreis.
Im reinen Sonnenlicht ſtrahl't ihr Gefieder,
Die Fittige erglänzen ſilberweiß,
Sie ſind beſtimmt zur Schöpfung dieſer Krone
Vor Gottes Aug', an ſeinem Herrſcher-Throne.

Und ein Altar, dem Sonnenlicht entſproſſen,
Wenn es hervortritt aus dem Morgenthor,
Auf den das Gold der Krone ſei gegoſſen,
Steigt aus den Aetherſtrahlen hoch empor,

Zu Schmelzesflammen in einand' gefloſſen
Entbrennen Stern, Komet und Meteor,
Und Seraphime um den Altar ſchreiten,
Um mit Gebet die Schöpfung einzuleiten:

„Du Vater des Lichtes und Vater der Gnade,
Der Du entſendeſt von Deiner heiligen Lade,
Das Heil und den Segen auf irdiſche Pfade,
Der Du den Frommen beſchirmſt auf ſtürmiſcher Fähre,
Der Du den Böſewicht findeſt, wo er auch wäre,
Der Du mit Liebe bewachſt den Thau an der Aehre,
Wie in dem Aug' des Betrübten die ſalzige Zähre,
Der Du erhältſt den Baum in der ſteinigen Halde,
Der Du verſteheſt die Klage der trauernden Weide,
Der Du der Erde ſchickſt nach froſtigem Leide
Den tröſtenden Frühling im grünenden Kleide,
Der Du des Menſchengeſchlechtes ſterbliche Tage
Hältſt in Deiner mächtigen, göttlichen Hand,
Und auf der Gerechtigkeit ewiger Wage
Wiegſt Völkergeſchicke und Körnlein im Sand;
Ohn' deſſen Segen im blumigen Haage
Das kleinſte Blümchen nicht farbig erſtand;
Herr, dieſen Segen laß' auch walten
Bei dieſer Kron', die wir erzogen!
All' Deine Gnade laſſe ſchalten,
Daß dieſer Krone ſie zu eigen,
Laß' Ruhm und Ehre ſich entfalten,
Daß zu dem Weltenruhm, dem alten,
Sie neu verjüngt herniederſteigen!
Beſchenke ſie mit ſegenden Gewalten,
Auf daß der Krone Reif ſoll ewig halten;
Bei Siegesgeſang und Hymnen-Reigen,
Bei Palmenreis und Lorbeerzweigen,
Laß' dieſe Krone freudig uns geſtalten!"

Sie iſt geweiht zum Sternenbande
Für ein jung blühend Herrſcherhaupt,
Das an der Jugend grünem Strande
Mit ew'gem Kranz ſich hat umlaubt,
Das in dem wilden Zeitenbrande
An Gott und eig'ne Kraft geglaubt,
Das rückerſiegt für ſeine Lande
Sein Völkerglück, von blinder Wuth geraubt!
Ein Haupt, das Du in dunkler Stunde,
Als aus dem tiefen Schwefelgrunde
Ein Dämon aus dem Höllenſchlunde,
Mit ſchwarzen Geiſtern frech im Bunde,
Die Gräuel-Unthat, die verruchte,
Mit frechem Frevelmuth verſuchte,
In Deiner Weisheit, Vorſicht, Gnad und Milde
So ſichtlich haſt bedeckt mit Deinem Retterſchilde!" —

Und als die Engel kaum den Sang beendet,
Da kam die Engelſchaar, nach Steinen ausgeſendet,
Und brachte aus der Erde und des Meeres Tiefen
Die Edelſtein', des Lichtes Hieroglyphen,
Die räthſelhaft im tiefen Grunde ſchliefen.

Ein Engel, der im reinſten Sonnenlicht entbrannt,
Trug in der Schal' herbei den hellen „Diamant,"
Den Stein der Lauterkeit, den Stein der Klarheit,
Den Stein des hellen Recht's, der ungetrübten Wahrheit,
Den Stein der Liebe, der Verſöhnung ſüßen Stein;
Denn einer Thräne gleicht ſein milder Schein,
Als Bild der Völkertreue in der Kron' er ſteht,
Weil er erprobt durch Waſſer und durch Feuer geht:
Der Demant ſoll deshalb der erſte Stein
In dieſer hohen Kaiſerkrone ſein!

Und wieder kömmt ein Engel, im Kleid von Hermelin,
In ſeiner Schale flammet der herrliche „Rubin!"
Weil im Rubin verſchloſſen und verſteint
Liegt Gluth der Jugend und der Kraft vereint,
Und weil Rubin die Flamme hat getrunken,
Die Heldenkraft vom Himmel iſt geſunken,
Und weil Rubin mit ſeinem Licht noch muthig funkelt,
Wenn Aug' und Herz von düſt'rer Zeit verdunkelt.
D'rum ſei Rubin mit ſeinem Flammenſchein
In dieſer Krone nun der zweite Stein!

Ein dritter Engel kehrt von der Erde wieder;
Es glänzt wie Wieſenſchmelz ſein zart Gefieder,
In ſeiner goldbekränzten Opferſchale
Bringt den Smaragd er jetzt in grünem Strahle!
Weil grün iſt das Leben, die Jugend, die That,
Weil grün iſt die Hoffnung, der Lorbeer, die Saat,
Weil grün iſt der Lenz, der tanzende Knab',
Weil grün iſt des Friedens ſtets blühender Stab',
Weil grün iſt und ſchwellend das knüpfende Band
Um Herrſcherherz und ſein geſegnetes Land:
D'rum ſei Smaragd mit ſeinem lieblichen Schein
In dieſer Krone nun der dritte Stein!

Ein vierter Engel kömmt jetzt an die Reihe,
Sein Kleid iſt angethan mit Aetherbläue,
Und in der Schale wunderhell und klar,
Bringt her den Saphir-Stein er zum Altar!
Weil blau iſt des Weltmeeres unendliche Fluth,
In welcher geheimnißvoll die Perlenwelt ruht;
Weil blau iſt der Ferne verlockender Flor,
Aus welcher die Zukunft geht ſtrahlend hervor;
Weil blau iſt die Blume im Weizengefild
Als Bild, daß nach Ernte ein Kranz uns vergilt:

Weil blau iſt das Blümchen, das einfach und ſchlicht,
Nichts wünſcht und begehrt, als: „Vergiß mein nur nicht,“
Weil blau iſt die Treue, zur Liebe geſellt,
So blau wie da oben das ewige Zelt:
D'rum ſei der Saphir mit dem Aetherſchein
Im Reif der Krone nun der vierte Stein! —

Die andern Engel alle bringen
Herbei mit ihren leichten Schwingen
Juwelen viel im reinſten Strahle,
So Amethyſt', Topaſe und Opale. —

Und alſobald die Kron' wär' fertig;
Doch iſt ſie einer Zierde noch gewärtig,
Die oben in dem Gipfel von der Krone
Als herrlichſtes Juwel dann throne.

Und ſieh', da kömmt ein Engel an im ſchönſten Lichte,
Verklärte Freude wohnt in ſeinem Angeſichte;
Es rauſcht wie zarter Klang ſein Lichtgefieder,
Und einen Becher legt vor Gott er nieder
Und ſpricht: „Vollzogen, Herr, iſt Dein Befehl!
Ich bringe hier das köſtlichſte Juwel! —
Kein Edelſtein kömmt ihm am Werthe gleich,
Der ſchönſte iſt es in der Edelſteine Reich,
In ihm zu einer „Perle“ liegt verſteint
Die Thräne, die ein großes Volk geweint,
Die Thräne, die aus Millionen Augen floß,
Als eines alten Herrſcherhauſes junger Sproß
Durch Deine Huld, durch Deine Vaterhand
Gerettet ward für Volk und Vaterland!
Und dieſe Thräne, keine Perle iſt ſo klar,
Kein Stein ſo lauter und kein Stern ſo wahr,
Und kein Gebet ſo heiß, ſo ſüß kein Dankeswort,
Kein Lied ſo innig und ſo einig kein Accord,

Und dieſe Völkerthräne, klar und wahr und rein,
Soll dieſer Krone Perle aller Perlen ſein!

Gott lächelt mild und ſpricht: „So ſoll's geſchehen!"
Als Kron' der Krone ſoll ſie hoch nun oben ſtehen!
Und da die Krone glanzvoll iſt vollendet,
Sei ſie zur Erde ſegensreich geſendet;
Aus meinen gold'nen Himmelsthoren
Sei ſchonend ſie geſenkt zur Erde nieder,
Umgeben von dem Tanz der leichten Horen!
Im Flügelkleid und Glanzgefieder
Sei einem großen Reich ſie auserkoren,
Das nun erſtickt die gift'ge Hyder,
Vom Höllenſchooß heraufbeſchworen;
Das wie ein Baum, verjüngt und neugeboren,
Friſch wieder treibt die grünen Glieder!
Auf eines jungen Kaiſers Haupt zu ſitzen,
Sei in der Zukunft glänzend ſie erblickt!
Um zu behüten ſie und zu beſchützen,
Hab' meine Genien ich mit ihr geſchickt,
Die Stärke, die mit ihrer Waffen Spitzen
Den Zweig des Sieg's vom Kampfgefilde pflückt;
Den Muth, der mit viel tauſend Flammenblitzen
Sein Herzblut freudig eilt zu verſpritzen,
Nicht vor Gefahr und Kampf erſchrickt;
Den Frieden, der nach Kampfesſtreichen,
Bekränzt mit dem Gezweig der Eichen,
Des Siegers Krone doppelt herrlich ſchmückt;
Die Liebe dann, die als Verſöhnungszeichen,
Des Fürſten Herz erweitert und erquickt,
Wenn ihm aus allen ſeinen weiten Reichen
Mit Thränen und Gebeten ſondergleichen
Die Bruſt in ſüßer Rührung wird umſtrickt!

Und für den Einzug dieſer Strahlenkrone
Soll ſich eine hohe Pforte bauen,
Die von des Himmels hoher Sternenzone
Durch Aethersraum, den azurblauen,
Von des Oceans Palmen-Auen
Bis zu der Donau ſegensreichen Gauen
Als Friedensregenbogen ſei zu ſchauen;
Zum Zeichen, daß die ſchönſten Lebensſtrahlen
Sich nur auf dunklem Hintergrunde malen,
Und daß die Wolke, die von Thränen iſt befeuchtet,
Am ſchönſten wird vom Gnadenſtrahl beleuchtet,
Daß in dem großen, ſchönen Regenbogen,
Nach ſchweren Wettern und empörten Wogen
Durch Siegesſtrahlen in die Luft gezogen,
Die Farben all' verſöhnt zuſammen wogen!

Und ſo die heh're Sonne dieſer Krone walte,
Daß ſich der Bau, der glänzende, geſtalte,
In ſeiner Strahlen-Einheit ſich entfalte;
In ſeiner Farbenſchrift erſchein' der Sang, der alte,
Der in den Völkerherzen nie verhallte,
Vom Himmel bis zur Erde: Gott erhalte!“

Ein Myrthenblatt.

Der erſten Vereinigung von Altniederland mit Oeſterreich gewidmet.

Zur Vermählung
Ihrer kaiſerlichen Hoheit
Marie Henrika, Erzherzogin von Oeſterreich.

Dem Sterne nach aus Oeſt'reichs glanzgefüllter Zone
Zieht hin der König aus der Dichtkunſt Morgenland,
Er ſieht ein Blumenhaupt und eine Blumenkrone,
Und einen Brautkranz und ein zartgeſchlungen Band,
Er ſieht die Abſchiedsthrän' am Heimathsthrone,
Er hört den Jubelgruß am fernen Scheldeſtrand,
Er ſtimmt die Saiten an zum feſtlichen Gedichte,
Und in den Myrthenkranz flicht er ein Blatt Geſchichte.

Vor ihm taucht aus dem Weltenmeer der Zeiten
Empor die grüne Inſel der Vergangenheit,
Zwei Völker ſieht er Hand in Hand verſchlungen ſchreiten
Und Herz zu Herz geneigt in Lieb' und Einigkeit,
Und einen hohen Schatten ſieht er ſtrahlend gleiten,
Ein edles Frauenhaupt, geprüft in Freud und Leid,
Die Hohe lächelt mild, wie ſie zu lächeln pflegte,
Wenn lebend Ihr ein Hochgefühl das Herz bewegte.

Im Schaum des Wildbachs, auf gepeitſchten Wogen,
Treibt eine Roſe, die am Ufer hat geblüht,
Sie wird vom Wirbel ſtürmiſch hin und her gezogen,
Verſchwindet und erſcheint, wie ſie der Wirbel zieht;
Durch Steingeröll und unter Brückenbogen
Treibt es ſie fort im ungebändigten Gebiet:
Da ebnet ſich das Bett, die Fluth ſtrömt ruhig weiter,
Die Roſe taucht empor, wie einſt ſo friſch und heiter!

So treibt als Roſe in dem Wildbach der Geſchichte
„Erinnerung" durch Zeit und Stürme unzerſtört;
Durch das Gewölk bricht ſelten noch ein Strahl vom Lichte,
Die Wellen ſchäumen, brauſen wild empört,
Doch die Erinnerung mit ihrem Roſenlichte
Taucht nimmer unter, bleibt ſtets friſch und unverſehrt.
Und aus dem Strom und ſeinem ſtürmiſchen Getriebe
Fiſcht blühend ſie heraus die zarte Hand der Liebe!

Und ſo an eine Roſe, wie ſie holder nimmer
Der Frühling an die zarte Bruſt der Erde ſetzt,
Erblühend in des Morgenrothes zartem Schimmer,
Vom Thau der Abſchiedsthräne lieblich noch benetzt,
Knüpft ſich „Erinnerung" mit ihrem Zauberſchimmer
In zweier Völker Buſen, neu erwachend jetzt,
Das Band, das jetzt zwei Herzen hat umwunden,
Hat Millionen Herzen neu verbunden!

So zieh' denn hin, Du reizgeſchmückte Kaiſerblüthe,
Im Myrthenkranz ein weltgeſchichtlich Blatt!
Du bringſt mit Dir das Habsburg-Herz voll Güte,
Das Oeſt'reich-Herz, das Lieb' und Treu' und Glauben hat!
Und Dich empfängt ein Herz, das rein für Dich erglühte,
Ein edler Fürſt, ein edles Volk in edler Stadt,
Allüberall, in Bildern, Worten, Melodien,
Umringen Dich die Geiſter alter Sympathien!

Ein Land empfängt Dich wie ein Zaubergarten,
Ein Volk, geſegnet, friſch und ſtark, ein Baum am Quell!
Natur und Kunſt weiß es mit gleicher Lieb' zu warten,
Sein Herz iſt reich, ſein ſtolzer Sinn iſt frei und hell;
Die Fahnen ſich, die Banner und Standarten,
Der Fleiß iſt Meiſter und der Reichthum ſein Geſell!
Und jung erhalten in Paläſten und in Hütten
Sind alter Glaube, alte Lieder, alte Sitten!

Und Dich empfängt an ſeinem glanzumſtrahlten Throne
Ein Herrſcherhaupt, ſo ernſt und hehr, und doch ſo mild,
Von Pallas iſt geweiht der Reif in ſeiner Krone,
Der Buſen Ihm gedeckt von Palamedes Schild,
Du trittſt vor Ihn, vereint mit Seinem hohen Sohne,
An Herz und Sinn des hohen Vaters Ebenbild,
Und wie die Charis im Olymp einſt ward empfangen,
Sind Lieb' und Weisheit Dir entgegen hier gegangen!
Die deutſche Muſe zieht Dir nach, mit deutſchen Saiten,
Bis zu der neuen Lebensſchwelle folgt ſie Dir,
Bringt Liebeswort und Thrän' und Gruß aus fernen Weiten,
Dir ſchlagen tauſend edle Herzen dort wie hier;
Sie ſoll zur jungen Heimath ſingend Dich begleiten,
Als Nachruf von der Donau goldenem Revier;
D'rum in dem Glanz und Strom der allgemeinen Feier
Fühlt ſich, wie Du, bald heimiſch hier die deutſche Leier!

Der verkaufte Schlaf.

Wenn die Nacht mit prieſterlicher Feier
Durch die regungsloſe Schöpfung zieht,
Durch den faltenreichen Witwenſchleier
Auf die blaſſe Welt hernieder ſieht;
Wenn der Mond auch wandelt leiſe
Um die Erde ſeine Kreiſe,
Wie ein Vater, mildgeſinnt,
Um ſein nächtlich ruhend Kind:
Zieht der Schlaf, der blaſſe Knabe,
Mit dem weißen Friedensſtabe

Von dem Himmel ſacht' hernieder,
Eine Mohnblum' iſt ſein Wagen,
Den, mit zartem Sammtgefieder,
Abendfalter erdwärts tragen;
Auf dem kleinen Kutſchſitz vorne
Sitzt mit zartem Wunderhorne
Kleiner Prinz vom Elfenland;
In der winz'gen Lilienhand
Ruh'n die Zügel, feingeſchlungen
Aus den Fäden dunkler Dämmerungen;
Duft'ge Nachtviolen reichen
Ihre Blätterchen, die weichen,
Zu den Rädern, zu den Speichen;
Vor der Kutſch' als Fackelträger
Zieh'n Glühwürmchen ſacht' voran,
Hintenauf als ſchmucker Jäger
Iſt ein Heimchen angethan.
Iſt zu Ende nun die Reiſe,
Steigt der Schlaf dann nieder leiſe,
Schlummerkörner ringsher ſtreuend,
Und die Träume um ſich reihend,
Wandelt dann mit ſeinen Träumen,
Ruhlos, raſtlos, ohne Säumen
Durch der Erde weite Zonen,
Wo nur Menſchenkinder wohnen.
Und im Oſten und im Weſten
Und in Hütten und Paläſten,
Von dem Schauplatz feinſter Sitten
Bis zur Höhl' der Troglodyten
Trägt der Schlaf, der Gramverſüßer,
Seine heil'ge Herzensgabe.
Er, der Schlaf, der niemals müde,
Kummertödter, Augenſchließer,
Friedensbringer, Schmerzverſcheucher,

Kerkerſprenger, Freiheitsreicher,
Wehmuthstroſt und Herzberather,
Witwenfreund und Waiſenvater,
Kinderengel, Traumverwalter,
Wahnſinnsarzt und Geiſterhalter,
Liebesbote, Sehnſuchtsſtiller,
Hoffnungstaube, Wunſcherfüller,
Er, der Schlaf, der Traumgebieter,
Iſt des Lebens Kronenhüter. —

Doch er ſchickt die Himmelsgüter
Nur den Guten, nur den Frommen,
Die von Freveln nicht entglommen,
Deren Herz nicht ſchuldbeklommen,
Deren Bruſt nicht wild zerklüftet,
Deren Sinn nicht iſt vergiftet,
Deren Blut in allen Adern
Nicht gepeitſcht von Sinneshadern;
Denn drei Weſen, die vom Himmel kommen,
Kehren ein nur bei den Frommen,
Denn drei Dinge, die den Himmel einen,
Können bei dem Sünder nie erſcheinen,
Ihn zu führen in den Friedenshafen,
Die drei Dinge heißen: Weinen, Beten,
Schlafen!

Dieſe Wahrheit zu erfahren
Ward auch Erwin auserſehen,
Jener reiche Sünder, dem in Schaaren
Schmeicheldiener zu Gebote ſtehen.
Doch der Schlaf, er iſt kein Schmeichler,
Doch der Schlaf, er iſt kein Heuchler,
Läßt ſich nicht mit Gold umſpinnen,
Läßt ſich nicht durch Geld gewinnen,

Läßt ſich nicht vom Glanz bethören,
Rechnet ſich's nicht hoch zu Ehren,
Wenn er wird von Seiner Gnaden
Irgendwo zu Gaſt geladen!
G'rade zu den Eiderdunen
Schleppt man ihn nicht mit Harpunen,
G'rade, wo auf ſeid'nen Kiſſen
Nach ihm lechzt ein Steingewiſſen,
Geht vorbei er zu der Bank, der harten,
Wo die frommen Armen ihn erwarten.
Um den Erwin zu beſtrafen,
Läßt der Himmel nie ihn ſchlafen
Langgedehnte Leidensnächte
Sitzt der Böſe, Goldbeblechte,
Auf dem weichen Kiſſenlager
Abgezehrt und zahnlos, hager,
Und das Haupt, ſchon grau geſprenkt,
Auf die Sünderbruſt geſenkt,
Und das Auge, brennend, trocken,
Müht vergebens ſich, den Schlaf zu locken!
„Hölle!“ ſpricht Erwin im Grimme
Mit der hohlen Wuch'rerſtimme.
„Kann ich denn mit Goldeshaufen
Mir nicht auch den Schlaf erkaufen?
Hab' mit Geld, das muß ich wiſſen,
Eingeſchläfert manch' Gewiſſen!
Soll ich nun mit Gold, dem baren, blanken,
Nicht den Schlaf mit Liſt umranken?“
Sagt's, läßt heimlich und verſtohlen
Einen Armen aus dem Taglohn holen,
Ihm den Schlaf, des Armen einzig' Gut,
Abzuwuchern, wie er's oftmals thut.
Mit Erſtaunen hört der arme Mann,
Das Gebot des Sündenwuch'rers an;

Für den Schlaf, der ihm nichts nützt,
Gold ihm, rothes Gold ins Auge blitzt!
Gold für Schlaf! Für Schlaf nun Gold in Haufen!
Ach! Der Arme denkt an Weib und Kind, und muß den
Schlaf verkaufen!

Und der alte, ſündenmatte,
Wucherratte,
Graue Sünder, voll Entzücken,
Wieder eine Seele zu beſtricken,
Eilt nun fröhlich, halb nur wach,
In ſein prunkend Schlafgemach,
Das Erkaufte zu genießen.
An dem Himmelbette prangen
Schwere Stoffe, Seidenfrangen,
Und die Fenſter zu verſchließen,
Goldbrokate niederhangen;
Silberampeln, glasumſchloſſen,
Stehend hoch auf Silberſpangen,
Haben Dämm'rung ausgegoſſen
In des Schlafgemaches Räume;
Um die Kiſſen, reich an Bändern,
Feingeſtickt mit Spitzenrändern,
Schimmern bunte Purpurſäume;
Aus kryſtallenen Geſchirren
Steigen Düfte, wie von Myrrhen,
Um die Sinne verwirren,
Daß ſie immer matter, ſchwächer
Sinken in den Schlummerbecher!
Und Erwin im Bette, weichgedehnt,
In Gedanken noch den Armen höhnt,
Deſſen letztes Gut und einzig Habe
Ihm nun werden ſoll zur ſüßen Labe. —
Doch der Gott des Schlafes iſt entrüſtet,
Daß ein Sterblicher gelüſtet,

Für des Mammons irdiſch Rauſchen
Himmelsgüter einzutauſchen,
Und er läßt im Blumenwagen
Zu Erwin's Gemach ſich niedertragen,
Spricht dann ſtill am Bett der Sünde:
„Schwaches Rohr! Du Rohr von Binſen,
In dem Sturm der Leidenſchaften
Soll der Schlaf nun an Dir haften,
Wucherſchlaf mit Wucherzinſen!
Glaubſt Du, Gold, der Vampyrrüſſel,
Könnte als ein Zauberſchlüſſel,
Weil er öffnet Erdenthüren,
Auch den Himmelsrath verführen?
Gold iſt Blut von Staubatomen,
Gold iſt Blut von Erdengnomen,
Gold iſt Blut von Erdenlaunen,
Gold iſt Blut von Erdalraunen,
Gold, in dunkelm Erdenſchooß geboren,
Iſt der finſtern Macht verſchworen!
Unten tief im Gnomenreiche,
Wo der Unhold wohnt, der bleiche,
Wo Alraunen tückiſch walten,
Wurzelmännchen Sabbath halten,
Kröte glotzt in Stein gemauert,
Im Geklüft' der Molch ſich kauert,
Wo in aufgeflötzten Schichtenbetten
Grinſ't das Antlitz von Skeletten,
In Gemiſch von Stein und Knochen,
Da verſammeln ſich, das Gold zu kochen,
Alle Säfte, die das Tagslicht fliehen,
Alle Kräfte, die zum Abgrund ziehen,
Alle Zauber, die den Sinn bethören,
Alle Geiſter, die der Nacht gehören!

In den Schädel der Hyäne
Gießen ſie die Schmerzensthräne,
Miſchen d'rein den Schweiß der Armen,
Ausgepreßt ihm ohn' Erbarmen,
Tropfen dann vom Witwenblut,
Abgezapſt von Wucherbrut;
Nägel dann von gier'gen Raben,
Wundgeſcharrt beim Schatzvergraben;
Neidhart's Blicke, zum Entſetzen
Aufgefaßt beim Pfänderſchätzen;
Einen Finger, wund geſchunden
In des Einbruchs finſtern Stunden;
Wunde Bruſt, zerfleiſcht an Tiſchen,
Wo Betrüger Karten miſchen;
Schmeichelgift, Verleumdungsgeifer,
Großgeſäugt am Habſuchtsgeifer,
Falſchen Schwur bei kaltem Lächeln,
Nicht bereu't im Todesröcheln —
Alles das bei Schwadenfeuer
Dichtgebrannt durch Klau vom Geier;
Und den Odem von Vampyren,
Um die Gluth ſtets anzuſchüren!
Daß es würdig dann beſchloſſen,
Wird ein Fluch darauf gegoſſen,
Daß an dieſem Zauberſafte
Alles Erdenunheil hafte;
Und das Ganze dann, wenn kalt,
Aus dem Koboldsaufenthalt,
Flimmernd aufgetiſcht der Welt:
So entſtand der Dämon: Geld!" — —
„Und mit dieſer gold'nen Hyder,"
Sprach der Gott zu Erwin wieder,
„Weil der dunkle Schacht ſie zeigte,
Weil die Finſterniß ſie zeugte,

Weil die Finſterniß ſie ſäugte,
Weil ſie ſtammt von Erdengeiſtern,
Kannſt Du nur die Erde meiſtern,
Kannſt Du nur durch Geld erringen,
Was da klebt an Erdendingen:
Erdengüter, Erdenlüſte,
Erdenwünſche und Gelüſte,
Erdenglück und Erdenehren,
Was da kann der Menſch gewähren,
Der ja ſelbſt, ein Kind vom Staube,
Seinem Gelde dient zum Raube! —
Doch an Gütern aus dem Lichte
Wird des Geldes Kraft zunichte!
Güter, die der Himmel zu vergeben,
Fördert Geld nicht in das Leben!
Nicht die kleinſte aller Himmelsgaben
Kannſt Du für den Mammon haben:
Nicht ein Fünkchen Geiſt den Dummen,
Nicht den ſchwächſten Ton dem Stummen,
Nicht den kleinſten Strahl dem Blinden,
Nicht den dünnſten Faden finden,
Wenn die Denkkraft Dir will ſchwinden!
Kannſt für laut'res Gold in Körben
Roſiger Dein Blut nicht färben,
Kannſt mit tauſend Erdenſchätzen
Keinen Herzſchlag Dir erſetzen,
Kannſt für Edelſtein' in Haufen
Keine Thräne Dir erkaufen!
Und den Schlaf, den Friedenskönig,
Dem die Götter unterthänig,
Dieſen Kuß vom Himmelsmunde
An die Erd' in Liebesſtunde,
Und den Schlaf, den Fürſt der Fürſten,
Dem die Blumen Nachts entgegendürſten,

Willſt für Gold Du Dir gewinnen? —
Unverſtänd'ges, frevelndes Beginnen! —
Was Du kaufteſt, Dich zu laben und zu letzen,
Werde Dir zum peinlichen Entſetzen!
Nur des Armen Schlaf haſt Du errungen,
Aber weiter haſt Du nichts bedungen,
Und zu martervoller Strafe
Sollſt Du in dem fremden Schlafe
Unter Röcheln, Stöhnen, Schäumen
Deine eig'nen Träume träumen!“

Als der Schlaf das Wort geendet,
Schnell der Traumgott niederſendet
All' die gräßlichen Geſtalten,
Die in böſen Träumen walten,
Und das wilde Heer der Larven
Huſcht bei fahlem Geiſterſchimmer
Schwirrend, ſurrend durch das Zimmer,
Und mit kläglichem Gewimmer
Schlagen Fratzen ihre ſcharfen,
Spitzen Klauen tiefer immer
In die Bruſt vom tiefen Schläfer!
Kobold, Scheuſal, Molch und Käfer
Kriechen wimmelnd auf die Kiſſen,
Und mit gift'gen Natterbiſſen
Hackt das wüthende Gewiſſen,
Hackt und ſägt es ohne Ende
An des Träumers Herzenswände!
Seines Lebens Sündgeſchichte,
Als Geſpenſte, als Geſichte,
Als Gerippe und Skelette
Nahen dann dem Sterbebette!
Alle letzten Thränenreſte,
Die mit Wucher er erpreßte,

Fallen auf die Augenlider,
Feuertropfen, glühend nieder!
Alle Laſter, ihm zu eigen,
Tanzen grell den wilden Reigen,
Und er muß vom Bette ſteigen,
Muß mit tollen Geiſterweiſen
Sich mit ihnen drehen, kreiſen,
Bis die erſten Morgenſtrahlen
Enden ſeine Traumesqualen;
Und erwacht zum Tagesleben,
Kalte Tropfen auf der Stirne
Wüthend hämmern im Gehirne,
Siedend Blei in hohlen Augen,
Wilden Schmerz in Bruſt und Flanken,
Und am dürren Herzen ſaugen
Büßerqualen, Reu'gedanken. —
Doch es ſprach der Schlafgott wieder:
„Willſt den Schlaf Du wieder haben,
Soll Dich Schlummer wieder laben,
Mußt Du vor den Himmel treten,
Mußt Du weinen, mußt Du beten,
Mußt Du knien an Altarsſtufen,
Mußt des Schöpfers Milde rufen!
Nicht in einem gold'nen Wagen
Steigt Gebet zu Gott empor,
Schlichte Engelflügel tragen
Beterwort zum Himmelsthor,
Nicht zu kaufen iſt's für Preiſe,
Daß der Himmel an uns denket!
Das allein beglückt, macht weiſe,
Was wir bitten und er ſchenket!“

Die beiden Sänger.

Der Wald erwacht, das Frühroth legt die blaſſen Säume
Wie zartes Silber auf der Wipfel grünen Bau,
Die Zweige ſchütteln ſich vom Schlaf, erzählen ihre Träume,
Die Blättlein nehmen ſchon ihr Morgenbad im Thau,
Die Blüthen baden ſich in Duft, um ſchon bei Zeiten
Den jungen Tag mit ihren Glocken einzuläuten.

Die Staude haucht Gewürz, die Kräuter bringen Düfte,
Mit friſchem Balſam ſalbt ſich jeder Strauch,
So ſteigt des Tages Opfer in die Lüfte,
Und bei dem Opfer ſingen fromme Sänger auch,
Denn aus dem Dom der grünen Waldeszelle
Tönt laut heraus des Haines Frühcapelle.

Der Chor beginnt, die leiſen Lüfte zittern,
Dem frommen Chor lauſcht Alles rings herum,
Die Sänger ſitzen hinter grünen Gittern,
Der Zephir ſchlägt die Notenblätter um,
Und wie ſie wunderſam ſo muſiciren,
Hebt ſich die Lerch' empor, zu dirigiren.
Und alſo ſingt die Lerche hoch im Schwung
Dem jungen Tage ihre Huldigung:

„Sei gegrüßt, du lieblich lachender Knabe,
Sei gegrüßt, Du junger Beherrſcher der Welt;
Strahlend bekränzt, mit bebändertem Stabe,
Trittſt Du aus Phöbus entglommenem Zelt!

Blüthenſtaub ſtreuſt Du mit roſigem Finger
Von Deines Wogens erglühendem Rad,
Silberbekleidet als ſtrahlende Jünger
Eilen die Wolken voraus Deinem Pfad!

Goldene Münzen ſtreut freudig die Hore,
Wenn dann zur Krönung Dein Flammenſitz fährt,
Ob Deinem Haupt' glänzt als Krone Aurore,
Unten als Reichsapfel glühet die Erd'!

Dann auch als Mantel, als purpurnen, weichen,
Den hocherrötheten Scharlach des Meer's,
Und all' die Berge, die flammenden, gleichen
Glänzenden Kriegern des jubelnden Heer's!

Tag! Dir zu huldigen ganz unterthänig,
Hat mich zum Herold die Schöpfung beſtellt;
Ruhm denn und Preis Dir, geſetzlicher König,
Tag! Du geborener Herrſcher der Welt!"—

Die Lerche ſchwieg; es drang ein tiefer Schall
Her aus verſtecktem, grünem Blätterwall!

Iſt das nicht das holde Lied der Nachtigall? —
Ja, es iſt das Lied der holden Nachtigall!
Nicht dem Tage ſingt die Nachtigall,
Nicht der Tag iſt ihr Gebiet!
Nur der Nacht ſingt ſie ihr Feierlied:

— „Holde Nacht! Du Zauberfürſtin,
Fährſt daher in dunklem Wagen,
Angeſchirrt mit ſchwarzen Roſſen,
Die hinauf zum Himmel jagen!
Schwarze Zaub'rin, Deine Seſſel

Setzeſt Du am Himmel nieder,
Und den ſchwarzen Zauberſchleier
Hängſt Du auf die Welt hernieder,
Wenn Du dann den Stab, den dunklen,
Schwingeſt über Süd und Norden,
Iſt Dein Cabinet voll Wunder
Jedem Aug' enthüllet worden!
Mit dem ſternbeſetzten Gürtel
Gürteſt Du Dir Bruſt und Hüfte,
Und es bauen gold'ne Zeichen,
Räthſeln gleich, ſich in die Lüfte,
Und ein Heer von gold'nen Sonnen
Stehe um Dich mit blanken Schildern!
Auf dem dunklen Schickſalsvorhang
Flammt es auf in Wunderbildern:
Hier ein Kriegsgott mit dem Helme,
Mit der feuergleichen Lanze;
Ihm zur Seite eine Jungfrau
Mit dem ſüßen Strahlenkranze;
Dann ein Löwe, deſſen Mähnen
Wie die Flammen niederwallen,
Und ein Schütze, deſſen Pfeile
Wie die Strahlen erdwärts fallen;
Eine Leier, deren Saiten
Durch den Aether tönen leiſe;
Sieben Schweſtern, die im Lichte
Tanzen in dem ew'gen Kreiſe,
Und ein Schwan, der durch die Fluthen
Schifft mit ſilbernem Gefieder,
Und zur goldgekrönten Aehre
Taucht des Mondes Sichel nieder;
Und aus allen dieſen Bildern
In der großen Zauberſtube
Strömen Hoffnung, Troſt und Ahnung

In die dunkle Erdengrube!
Und der Menſch, der Tagesmatte,
Und der Menſch, der Tagesmüde,
Schöpft aus dieſem Bilderbuche
Seelenruh' und Seelenfriede!

D'rum, o Nacht, Du Zauberfürſtin,
Auf dem dunklen Wolkenthrone
Reicht die lichtverſengte Erde
Jeden Abend Dir die Krone!“ —

— Doch nicht beſiegt ſich noch die Lerche dünkt,
Sie ſteigt noch höher auf zum Licht, und ſingt
Ein zweites Loblied, das dem Tag ſie bringt:

„Sei mir gegrüßt, Du Vater der Kräfte!
Menſchenernährer und Menſchenverbinder,
Länderentdecker und Wundererſchaffer,
Künſteerzeuger und Liedererfinder,
Felſendurchborer und Meeredurchſchiffer,
Ackerdurchfurcher und Traubenverſüßer,
Wieſengrundmaler und Saatenvergolder,
Strömeverſilb'rer und Quellenverſchließer,
Erdenbekleider und Weſenerhalter,
Schätzeentdecker und Schätzebehüter,
Schönheitsverkünder und Augenlichtträger,
Du bleibſt des Erdballs Fürſt und ſein Gebieter!“ —
— Alſo ſang die Lerche; doch die Nachtigall
Singt darauf aus ihrem Blätterwall
Noch einmal das „Lob der Nacht“ mit wunderſüßem Schall:

„Sei gegrüßt, Du milde Nacht,
Wenn Du naheſt leiſe, leiſe

Mit dem feuchten Schlummerſchwamm
Auszulöſchen von der ſchwarzen Tafel
Des Gedächtniß's jede Qual des Tages;
Wenn Du naheſt mit dem Thränentuche
Und vom Auge nimmſt das Bitterſalz,
Das der Tag in ſeine Wimper ſetzte;
Wenn den Friedensfürſten Schlaf Du ſchickſt,
Den Milchbruder des verhängten Todes,
Daß er mach' zum Erdgeſchoß des Traums
All' die dornenvollen Schlummerkiſſen;
Wenn Du, einer guten Mutter gleich,
Einhüllſt in die Falten Deines Kleides
Jedes weinende Geſicht der Menſchenkinder;
Wenn Dein weiches Haar Du wickelſt um die Stirn,
Die der Tag mit ſeiner Gluth verbrannte;
Wenn den Saum Du Deines weichen Mantels deckſt
Auf das Auge, das der Tag durch Qual geröthet;
Wenn Du mit dem milden Tröſterkuß
Sanft berührſt den Mund des Schlummerloſen;
Wenn Du Deine lichten Hoffnungsſterne ſtickſt
Auf das Himmelsbett des Schwererkranken,
Dann ſei mir gegrüßt mit Deiner Sternenkrone,
Und Er, der Dich ſandte in des Leben Zone:
Gott der Herr auf ſeinem Gnadenthrone!" —

Und alſo ſang die holde Nachtigall
Zum Lob der Nacht mit wunderſüßem Schall! — —
Die Lerche ſchwieg, der Chor des Haines ſchwieg,
Der Wald lag ſtumm, ein leiſes Beten ſtieg,
Aus jedem Herzen zu dem Himmelsblatt!
Der Tag, er ſank bereits, des langen Glänzens ſatt,
Zum Rand des gold'nen Abendhimmels nieder,
Und hüllet ſelbſt die brennend müden Glieder
Ein in den Schooß der engelmilden Nacht,

Und ſchlummert ein; und als er früh erwacht,
Da weint er ſtill und ſcheidet ſchmerzlich von der milden Frau,
Und ſeine Thränen fallen leiſ' auf Flur und Au', —
Die Menſchen ſagen dann: „In dieſer Nacht fiel Thau!“

Erdenfluch und Himmelsſegen.

Der Himmel hört und ſiehet alles auf der Welt,
Er hört das Haar, wenn es vom greiſen Haupte fällt,
Er hört den Sprung der Roſe, die beengt
Das grüne Netz der kleinen Knoſpe ſprengt;
Er hört des kleinen Weizenhalmes Lied,
Wenn es zum erſten Mal' aus dunkler Erde ſieht;
Er hört der Lilie inniglich Gebet,
Wenn ſie im Frühling um ihr Silberkleidchen fleht;
Er hört das Fleh'n der kalten Wintererd',
Wenn ſie den Schnee, ihr wollig Kleid, begehrt;
Er hört die Schwalbe, die den Flügel ſenkt
Und Regen will, daß ſie die Jungen tränkt,
Er hört den Taucher, der auf Meeresgrund
Ihn anruft aus verſchloſſ'nem Glockenmund';
Er hört das Herz, das leiſ' im Schlummer klopft,
Er hört die Thräne, die ſtill niedertropft,
Er hört in tiefſter Bruſt auch das Gelüſt,
Er hört im Buſen der Begierden Zwiſt,
Er hört die Reue, das bekennende Gebet,

Das ſterbend wie ein Hauch vom Munde weht;
Er hört den Engel, der den Fittig regt,
Wenn er die Seel' empor zum Himmel trägt.

Das Alles hört der Himmel — Ein's nur hört er nicht:
Was in der Stund' des Jammers die Verzweiflung ſpricht,
Weß' ein gepeinigt Herz im Schmerze ſich entleert,
Was ein zerriſſ'nes Sein verzagend von ſich wehrt,
Was die zerwühlte Bruſt verblutend aus ſich ſchreit,
Was die verhöhnte Qual dem Schmerz für Worte leiht: —
Das hört der Himmel nicht, dafür hat er kein Buch,
Er hört nur auf den Segen, niemals auf den Fluch.

Schickt Unglücksſchmerz ein wildes Wort empor,
Das ſchreibt er gar nicht auf, dafür hat er kein Ohr;
Er nimmt das Wort des Fluchs und hüllt's in Gnade ein
Und ſendet's dann zurück, daß es ſoll Segen ſein!
Und ſolch ein Beiſpiel führet dies Gedicht Euch an,
Wenn Ihr vergönnt, daß ich es Euch erzählen kann.

Ein Ritter ſteht, gehüllt in blanken Stahl,
Auf einem Hügel, ſchaut hinab in's Thal,
Allwo im Grün ein kleines Kirchlein ſtand,
Zu dem auf Waldeswegen allerhand
Die Pilger wallen täglich früh und ſpät
Und Herz und Sinn erheben im Gebet.
Doch heute iſt das Kirchlein gar zu voll,
Weil eine Trauung hier geſchehen ſoll;
Von allen Seiten zieht heran
So jung als Alt, ſo Frau als Mann.
Mit Blumen reich geſchmückt naht ſich die Braut,
Und Freud' und Jubel wird von allen Seiten laut;
Die Bruſt des Ritters nur iſt ſchmerzbedrängt:
Die Braut, die am Altar den Eh'ring jetzt empfängt,

Iſt ſeine Herzensbraut, ſein höchſtes Erdengut,
Die Holde liebt ihn auch mit aller Herzensgluth,
Doch Zwang, Gewalt und kindlich fromme Pflicht
Vereinen ſich, daß ſie das Jawort einem Andern ſpricht!
D'rob füllet Gram und Grimm des Ritters Herz,
Und wechſelnd zerren wilder Schmerz
Und heft'ger Groll an ſeiner wunden Bruſt,
Er iſt des klaren Sinn's ſich kaum bewußt;
Und ſo wie er den Zug, den buntgeſchmückten, ſchaut,
Der zum Altare führt die wunderſüße Braut,
Und wie er hört das Zeichen, das in jetz'ger Stund'
Das ew'ge Jawort ſpricht ihr holder Mund,
Da faßt Verzweiflung ihn und Irrſinn's Groll,
Der bald in böſen Worten aus dem Herzen quoll,
Und er verwünſcht das Thal, den Tag, den Ort,
Wie den Altar, an dem erſchollen war das Wort,
Und ſchickt aus frevlem Mund den Fluch hinab:

„Verflucht ſei von nun an, Du blühendes Thal!
Dich wärme von nun an kein ſonniger Strahl,
Dir lache von nun an kein Himmel voll Blau,
Dich letze von nun an kein Regen, kein Thau,
Dein Grün ſei verdorrt, verwelkt ſei Dein Laub.
Dein Teppich verſchmachte in Sand und in Staub!
Es niſte kein Vogel in Deinem Revier,
Es rieſle kein Quell und kein Bächlein in Dir,
Verflucht ſei der Zephir, der zu Dir ſich verirrt,
Verflucht ſei der Adler, der über Dir ſchwirrt,
Verflucht ſei das Echo, das in Dir erwacht,
Verflucht ſei der Stern, der erhellt Deine Nacht!
Verflucht ſei das Kirchlein, das Pilger Dir bringt,
Verflucht ſei die Glocke, die in ihm erklingt;
Verflucht ſei der Beter, der fromm in ihm kniet,
Verflucht ſei das Wort, das zur Kuppel hinzieht,

Verflucht ſei der Beter an dieſem Altar,
Daß ſein Gebet nimmer der Himmel gewahr!
Es trage kein Engel zu Gott es empor,
Es öffne kein Himmel ihm gnädig das Thor;
Das Beten verhalle im endloſen Raum,
Die Thräne verſiege am Augenlid's Saum,
Der Seufzer des Herzens verſenge den Mund,
Die Hand, die ſich faltet, verknöch're zur Stund',
Es ringe nur Fluch ſich der Beterbruſt los,
Solch' Fluch ſei Dein Erbtheil, ſolch' Fluch ſei Dein Los!'"

Und als er erleichtert die brennende Pein,
Den wüthenden Schmerz in Mark und Gebein,
Dann ſtürmt er fort, verläßt ſein Ritterſchloß,
Greift zu dem Schwert, zu Lanz' und Geſchoß,
Stürzt ſich hinein in Schlacht, in Krieg und Kampf,
Betäubung ſuchend im Geräuſch und Pulverdampf. —

Allein vergebens ſucht Vergeſſenheit, wer je geliebt,
Wen Liebe je beglückt, wen Liebe je betrübt;
Wer von der Wunderblume Liebe je ein Blatt
In's eig'ne Herzblatt eingeſchaltet hat;
Wer je vom Wunderſterne Liebe einen Strahl
Aus einem andern treuen Gegenhimmel ſtahl;
Wer je vom Wundermärchen Liebe eine Kund'
Bekam aus ſüßem Aug' und wundgeküßtem Mund,
Und wer, vom Wundertraum der Lieb' in Haſt,
Erfuhr, was ſie für zaubervolles Leben ſchafft;
Wer je vom Wunderfrühling Liebe eine Blum'
Gepflanzt hat in ſein Herz als ewig Blüthenthum;
Wer je der Wunderdichtung Liebe hat gelauſcht,
Wem ihr verborg'ner Quell im tiefen Herzen rauſcht,
Wer je die Wunderſchrift der Lieb' geleſen hat,
Aus ſüßverſchlung'nen Zügen auf dem Herzensblatt,

Wem Liebe je ihr Wappen — Dichter oder Held —
Mit Blumenhand geſtickt ins off'ne Herzensfeld!
Den läßt die Lieb' nicht los, den gibt die Lieb' nicht frei,
Dem grünt im Herzen tief die Lieb' ſtets wieder neu,
Der findet Lieb' vor ſich, wenn er vor Liebe flieht;
In jeder Nachtigall hört er der Liebe Lied,
In jedem Morgenroth ſieht er der Liebe Kleid,
In jedem Blumenkranz ſieht er der Lieb' Geſchmeid',
In jedem Saitenton hört er der Liebe Klag',
Aus jedem Wiederhall tönt ihm der Liebe Frag',
Im Krieg und Kampf, wenn Schwerterklang erklingt,
Die Liebe auch durch Schlachtendonner dringt,
Denn Lieb' iſt von uns ſelbſt ein unzertrennlich Theil,
Sie löſ't von uns nicht ab nicht Säbel und nicht Beil;
Ob Schwerter uns bedroh'n, ob Donner um uns kracht,
Kanonenkugeln ſchwirren, blitzend in der Nacht,
Ob blutiges Gemetzel auch ſich rings hat angefacht:
Die Liebe weichet nicht, die Lieb' hält bei uns Wacht,
Und ewig bleibet Lieb' die höchſte Herzensmacht! —
Der Ritter alſo auch trägt in der Bruſt den Pfeil,
Ob Schlacht und Kampf er ſich gewählt hat auch zu Theil;
Und wenig Jahre d'rauf führt ihn des Krieges Well',
Die wildbewegt ſich wälzet fort von Stell' zu Stell',
Mit ſeiner Waffenſchaar in jenes ſtille Thal,
Verfolgt vom Türkenfeind' mit mordgeſchliff'nem Stahl;
Er kämpft mit Heldenkraft, er kämpft mit Heldengluth,
Doch gegen Uebermacht hilft hier nicht Löwenmuth!
Er wird zurückgedrängt, erſchlagen ſeine Schaar,
Von wilder Hand gepackt, der Waffen aller bar,
Und, endlich übermannt, ſchleppt ihn die rohe Brut
In eines Kirchleins Raum, entmenſcht in ihrer Wuth,
Sie ſtoßen ihn hinein, verrammeln drauf die Thür':
„Jetzt, tapf'rer Chriſtenheld, jetzt helfe Dir,
Wir zünden nun das Haus von allen Seiten an,

Jetzt rufe Deinen Gott, ruf' Deinen Schöpfer an!
Vielleicht fühlt er die Gluth, die Dich alsbald verzehrt,
Führt Dich durch alle Flammenlohen unverſehrt! —
Stürz' nieder auf die Knie', ſchon ſchlägt die Flamm' heraus!“
So höhnt dies rohe Volk und lacht und ziehet fort;
Schon kniſtert's im Gebälk, ſchon ziſchen hier und dort
Die rothen Feuerzungen um das Gotteshaus;
Den Ritter faßt mit Macht des Feuertodes Graus!
Er rüttelt an der Thür, ſie ſpottet ſeiner Kraft,
Die Fenſter ſind zu hoch, kein Ausgang ſeiner Haſt,
Da wendet er zu Gott das leiderfüllte Herz,
Am Altar kniet er hin und blicket himmelwärts,
Und zum Gebete faltet fromm er ſeine Hand —
Da faßt's ihn plötzlich an, ihm ſchwindet der Verſtand!
„Das iſt das Kirchlein ja, das ich verflucht im Grimm,
Daß nie in ihm erhöret ſei des Beters Stimm',
Daß niemals ein Gebet, von hier geſchickt empor,
Je Eingang finde in des Himmels off'nes Ohr!
Verflucht hab' ich die Stell', das Haus und den Altar;
Der Fluch fällt nun auf mich, er faßt mich ſelbſt beim Haar.
Schon zeigt die Flamme mir den gierig rothen Zahn,
Die wilden Schlangen nah'n, es iſt um mich gethan!“
Und in der Angſt des Leib's und in der Angſt der Seel'
Ringt er die Händ', weiß nicht, was er jetzund erwählt;
Schon dringt der Rauch herein, das Fenſterglas zerſpringt,
Es engt den Odem ihm, und halb verzweifelnd ſinkt
Am Fuß des Kreuzes er, das auf dem Altar ſteht,
An dem des Heilands Bild zur Andacht iſt erhöht,
Und klammert ſich daran, als er den Tod ſchon fühlt,
Die Bruſt von Reu' und Qual, von Angſt und Pein zerwühlt,
Und rüttelt an dem Kreuz und rufet laut empor:
„Erlöſer, Du am Kreuz, gedenk' des Fluches nicht,
In dieſer harten Stunde halt' nicht mit mir Gericht!

Laß Zeit zur Sühne mir, zeig' mir den Rettungspfad,
Denn Du biſt groß an Macht, doch größer noch an Gnad'!"
Spricht's, und wie er ſich klammert an des Kreuzes Schaft,
Und rüttelt mit Verzweiflung und mit Rieſenkraft,
Da ſtürzt das Kreuz, und ſeines Bildes ſchwere Laſt
Schlägt durch den Teppich, der den Boden rings umfaßt,
In eine Fallthür, die von grünem Tuch bedeckt,
Zu einem Ausgang führt, im Walde tief verſteckt.
Der Ritter folgt dem Wunder-Rettungsgang,
Den ihm der Himmel zeigt; ein leiſer Engelſang
Ertönt ihm nach, es war ein heiliger Accord,
Und aus dem Sang vernimmt er nur ein flüſternd' Wort:
„Wohl Alles hört der Himmel, Eins nur hört er nicht:
Was in der Stund' des Jammers die Verzweiflung ſpricht,
Weß ein gepeinigt Herz im Schmerze ſich entleert,
Was ein zerriſſ'nes Sein verzagend von ſich wehrt,
Was die zerwühlte Bruſt verblutend aus ſich ſchreit,
Was die verhöhnte Qual dem Schmerz für Worte leiht:
Das hört der Himmel nicht, dafür hat er kein Buch,
Er hört nur auf den Segen, niemals auf den Fluch!
Schickt Unglücksſchmerz ein wildes Wort empor,
Das ſchreibt er gar nicht auf, dafür hat er kein Ohr;
Er nimmt das Wort des Fluchs und hüllt's in Gnade ein,
Und ſendet's dann zurück, daß es ſoll Segen ſein!

Der alte Jüngling.

Ballade.

Seht ihr dort in Schwedens umnebelter Ferne
Den Schnee auf der Eiskoppe ruhn?
Dort lehnt ſich an Berge, begrüßend die Sterne,
Das fleißige Städtchen Fallun.
Dort ſteiget der Knapp'
In's Bergwerk hinab,
Nicht ſcheuend erſtickende Schwaden,
Das Kupfer an's Tag'slicht zu laden.

Nicht ſchrecket den Knappen die ſauere Müh',
Die ſüßen Gewinn ihm verkündet,
Nicht ſchreckt ihn des Felſengangs ſchroffeſtes Knie,
Das ſpitz um die Eck ſich hier windet,
Es lohnt ja den Fleiß
Ein goldener Preis;
D'rum arbeitet muthig ſich Jeder
Hinein in des Taubſteins Geäder.

Und wie ſie ſo graben im nächtlichen Reich,
Vom Lichte der Fackeln berathen,
Wird lock'rer die Erde, der Boden wird weich,
Viel leichter geht Hacke und Spaten,
Und Meiſter, Geſell,
Die fördern ſich ſchnell,
Da ſteigt eine Hand aus dem Boden,
Und Jedem erſtarret der Odem.

Und Alle entſetzet, ſteh'n bebend und blaß,
Gemeiſtert vom erſten Erſchrecken,
Ermannend fragt Jeder ſich bald: Was iſt das?
Welch' Wunder muß unten hier ſtecken?
Und männiglich ſpricht:
„Wir laſſen Dich nicht,
Geheimniß, tief unten vergraben,
Mußt 'raus, wir müſſen Dich haben!"

Ereifert ſie graben im kieſigen Schooß,
Und ſiehe, der finſteren Tiefe,
Der windet ein blühender Jüngling ſich los,
Süß lächelnd, als ob er nur ſchliefe!
Und ſtille und leiſ'
Wird's plötzlich im Kreis,
Als ſollte, den Schlaf zu verjagen,
Kein Lispeln die Luft zu ihm tragen.

Doch lange nicht dauert die trügliche Luſt,
Man wagt es, den Leib zu berühren,
Da klopft nicht das Herz und nicht hebt ſich die Bruſt,
Nicht Athem war mehr zu verſpüren,
Und ſteinfeſt und hart
Der Jüngling ſo zart,
Als hätte dies täuſchende Leben
Ein Künſtler dem Steine gegeben.

Doch dieſes Gebild' hat nicht menſchliche Macht,
Kein Künſtler zuſammen gekittet,
Ein Knappe war's, der in dem tiefeſten Schacht
Hier einſtens vom Felsgang verſchüttet!
Die junge Geſtalt
Iſt Siebzig ſchon alt,

So wurden, verſteinert, im Alten
Die Züge der Jugend erhalten.

Sie tragen die rührende Jünglingsgeſtalt
Hinauf in das ſonnige Leben,
Viel Männer und Frauen umringen ſie bald,
Durchdrungen von Schauererbeben.
Ergriffen tief ſind
So Greiſe, als Kind,
Und weilen mit wonnigem Grauen,
Noch länger das Wehbild zu ſchauen.

Da klimmet ein Weib auch auf Krücken empor,
Das Alter erſchwert ihr die Schritte,
Sie drängt ſich ſchwer hin durch den wallenden Chor
Und theilet die gaffende Mitte;
Und wie ſie es ſchaut,
Auf ſchreiet ſie laut,
Und ſtürzt, der Empfindungen Beute,
Dem lebloſen Bild hin zur Seite!

Umſchlingt es laut weinend, umſchlinget es ſtark
Mit jugendlich liebenden Kräften,
Als woll't ſie verjünget, mit feurigem Mark,
Auf ewig an's Liebſte ſich heften;
Als ob nun ihr Kuß
Ihn reißen auch muß
Aus Todes feſthaltenden Armen,
Als müßt' er zum Leben erwarmen.

„Geliebteſter!“ ruft ſie, „erkennſt Du die Braut,
Die alte im eisgrauen Haare?
Die treu Dir geblieben, als wär' ſie getraut
Dem lebenden Mann' am Altare?

Erkennſt Du das Thal,
Mein trauter Gemal?
Fallun, das ein halbes Jahrhundert
Die ledige Gattin bewundert?

Erwache, Geliebter, ſchon bringt man den Kranz
Der goldenen Hochzeit zum Feſte,
Erwache, Geliebter, erwache zum Tanz,
Schon nah'n die geladenen Gäſte!
Doch, Bräutigam kalt,
Iſt Braut Dir zu alt?
So ſchreckt Dich Geliebter, die Bahre,
Die meiner ſchon harrt am Altare?"

D'rauf drückt ſie ihn feſt an die klopfende Bruſt,
Und netzt ihm das Antlitz mit Zähren,
Und Alle, die 's ſehen mit Wehmuth und Luſt,
Der Thränen ſich nimmer erwehren;
Erfüllet mit Schmerz
Iſt jegliches Herz,
Und fühlet mit heiligem Schauer
Des Augenblicks Wonne und Trauer!

Und wie ſie ihn drückt an den Buſen ſo heiß,
Da fühlt ſie den Jüngling erweichen,
Ein Schauer ergreifet den bebenden Kreis,
Man ſiehet die Menge erbleichen.
Und Alles, erſtarrt,
Des Ausganges harrt,
Durchrieſelt von eiſigem Bangen.
Gefrieret die Thrän' auf den Wangen.

Und immer mehr ſchmieget am weichenden Stein
Sie feſter die liebenden Arme,

Und rufet im bitterſten Schmerz: „Du biſt mein,
Geliebter, erwarme, erwarme!“
Und wie ſie ihn preßt
Im Arme ſo feſt,
Zerfällt er zur Aſch' ihr am Herzen, —
Da ſinkt ſie entſeelt hin vor Schmerzen!

Die Sage vom Helenenthale.

Seht Ihr dort die altersgrauen
Schlöſſer Euch entgegenſchauen,
Leuchtend in der Sonne Gold?
Wo in wild zerfall'nen Trümmern,
Bei des Abendrothes Glimmern
Durch's Geklüft der Uhu grollt?
Wo in off'nen Mauerritzen
Bleiche Nachtgedanken ſitzen,
Wo in dunkeln Tannenkronen
Märchenhafte Stimmen wohnen? —

Seht Ihr dort die Ueberreſte
Jener hohen Wolken-Veſte,
Wo am Fuß des Berges Blüthen zittern,
Blumen glühen hinter gold'nen Gittern?
Seht Ihr an des Waldes Saume,
Wie aus einem Morgentraume,
Sich die Burg erhebt des ſiegesmüden
Ruhmgekrönten Neſtoriden,
Und des Ruhmes Glanzgeſtalten
Wandeln in des Waldes Falten?

Dorten hoch auf Felſenklippe
Ragt annoch das Burggerippe
Aus der Tannen ſchwarzer Nacht;
Dort auf hohen Felſenſpitzen
Sah man auch das Leben blitzen,
Sah man auch des Daſeins Pracht,
Sah man Rieſenritter ringen,
Sah man ſchwere Speere ſchwingen;
Durch den Schall von ihren Lanzen
Drang der Ton einſt von Romanzen,
Durch das Rauſchen dunkler Rüſtern
Zog der Liebe ſüßes Flüſtern!

Helena, des Schloſſes Perle,
Wandert unterm Dach der Erle,
In des Abends Dämmerſchein;
Denn ein Zeichen weht herüber
Von der Veſte gegenüber,
Von der Veſte Rauenſtein,
Ja, die Nacht, ſie iſt verſchwiegen,
Ihren leiſen Athemzügen
Mag ſich Liebe anvertrauen. —
Doch durch ihren Schleier ſchauen
Mond und Sterne aus dem Aether, —
Mond und Sterne, die Verräther.

Dunkle Nacht! Du mohrengleiches,
Lendenbraunes, lockenweiches,
Tiefverhülltes Zauberweib!
Schnürſt in Dämm'rung die Sandale,
Finſterniß zum weichen Shwale
Schlägſt Du um den ſchwarzen Leib!
Doch das Haupt ſchmückſt Du Dir gerne
Mit Juwelen lichter Sterne,

Und als Kron' im Haar, dem nächt'gen,
Trägſt Du hoch den Mond, den prächt'gen,
Und wie Perlen in dem Haar des Mohren,
Trägſt Du Stern' um Haupt und Ohren!

Doch der Mond, der bleiche Pilger,
Dieſer Finſternißvertilger,
Zeigt dem Späher lichte Bahn,
Wenn er durch die blauen Wellen
Schifft mit ſeinem geiſterhellen,
Lichtbeflaggten Silberkahn.
Bei der gold'nen Sichelſchimmer
Sah der Vater aus dem Zimmer,
Daß die Tochter gibt ein Zeichen,
Und er naht mit leiſem Schleichen,
Daß kein Blättlein möge rauſchen,
Sie im Stillen zu belauſchen.

Bei des Gartens Endgeländern
An des Felſens ſchroffen Rändern,
Hoch hinab ins tiefe Thal,
Steht Helene, horcht den Lauten,
Die vom Mund des Herzvertrauten
Halb der loſe Zephyr ſtahl.
Unten ſteht er kecken Muthes,
Liebeglühend, heißen Blutes!
Unterm Schild der grünen Reiſer
Klimmt er aufwärts, immer leiſer,
An den ſteilen Felſenwänden
Liebeswort emporzuſenden:

„Biſt Du es, Geliebte, und harreſt Du mein!
Schon ſchlafen die Bäume und wiegen ſich ein,
Schon ſchließen die Blumen die Aeuglein zu,

Schon ſuchet die Grille die nächtliche Ruh',
Schon löſchet der Glühwurm ſein Fackelchen aus,
Schon ziehen die Sternlein zur Heerſchau heraus,
Schon murmelt die Welle, als ſpräch' ſie im Traum,
Schon zittern die Blätter am athmenden Baum;
Die Liebe allein, ach, die Liebe ſchläft nicht,
Sie träumet im Wachen und ſieht ohne Licht;
Und ſchweiget erſt Alles, dann ſpricht ſie allein;
Biſt Du es, Geliebte, und harreſt Du mein?

„Ich bin es, Geliebter, ich harre ſchon Dein,
Laß ſchlafen die Bäume, die Lieb' ſchläft nicht ein!
Laß ſchließen die Blümlein ihr Aeugelein zu,
Mein Aug', meine Blume, biſt einzig nur Du!
Laß ſuchen die Grille die Ruhe der Nacht:
Die Grillen der Liebe ſind ewig zur Wacht!
Laß löſchen den Glühwurm ſein Fackelchen aus,
Die Fackel der Liebe löſcht Nachtthau nicht aus!
Laß ziehen die Sterne hinab und herauf,
Der Sehnſucht geh'n Sterne der Liebe nur auf!
Laß murmeln die Welle, als ſpräch' ſie im Traum:
Für Schäume und Träume hat Liebe ſtets Raum:
Laß zittern die Blätter, vom Schlummer ſo ſchwer,
Es zittert mein Herzblatt in Sehnſucht noch mehr!
So komm' denn, Geliebter, die Lieb' ſchläft nicht ein,
Es wacht die Geliebte und harret ſchon Dein!“ — —

Da plötzlich aus der Bäume Mitten
Tritt mit ſchnellen Tigerſchritten
Jetzt der Vater wild heran;
Seine hohlen Wangen glühen,
Aus den Flammenaugen ſprühen
Haß und Wuth und Rachewahn;

Blut und Mord und Wahnſinns Hadern
Schwellen ſeiner Stirne Adern,
Gräßliche Gedanken brütend,
Faſſet er die Tochter wüthend,
Schleppt ſie näher an's Geländer,
An des Felſens ſteile Ränder. –

— „Ich bin es, Geliebte, und harre ſchon Dein,
Laß ſchlafen die Bäume, doch ich ſchlaf nicht ein!
Laß ſchließen die Blumen ihr' Aeugelein zu,
Ein väterlich Auge hat ewig nicht Ruh'!
Laß ſuchen die Grille die Ruhe der Nacht,
Die Rache im Buſen hat Nächte durchwacht!
Laß löſchen den Glühwurm ſein Fackelchen aus,
Ich löſche im Blute die Schande heraus!
Laß murmeln die Welle, als ſpräch' ſie im Traum:
Ich träumte, ſie machte im Grunde Dir Raum!
Laß ſchweigen das Weltall, laß ſchlummern das Blatt,
Es ſchreitet die Rach' in der Bruſt ſich nicht ſatt!
Biſt unten, Geliebter, und harreſt Du ihr?
O, ſteig' nicht herauf, ich ſende ſie Dir!
Streck' aus nur die Arme, ſtreck' aus ſie mit Luſt,
Ich leg Dir die Liebſte ja ſelbſt an die Bruſt!“ —

Und mit Lachen und mit Höhnen,
Daß die Felſen rings erdröhnen,
Schleppt er mit gewalt'ger Hand
Und mit Flüchen, die zu hören,
Herz und Ohr zugleich empören,
Sie hinauf zur Felſenwand,
Wo dann ſenkrecht Felſenklippen
Senken ihre nackten Rippen,
Strecken ihre Zackenglieder
In das jähe Thal hernieder,

Daß Entſetzen faſſ't und Grauen
Alle, die hinunter ſchauen!

Und er ſchleiſt am ſeid'nen Haare,
Hinter ſich zur Felſenbahre
Helena dann mit ſich fort!
Ungerührt von ihrem Jammern,
Fühlt er nicht ſein Knie umklammern,
Hört er nicht ſein flehend Wort!

„Konnteſt meinen Feind erwählen?
Will Dich ſelbſt mit ihm vermählen,
Will ins Brautbett ſelbſt Dich bringen!
Hochzeit gibt's! Da muß man ſpringen!
Bräutchen, ſpring hinab jetzt munter!“ —
Spricht's — und ſtürzt ſie jäh hinunter.

Und im Sturze ſie den Mund noch regt,
Zu der Heiligen, von der ſie ihren Namen trägt:
„Dir befehl' ich meine Seele!
Sie iſt rein von Schuld und Fehle,
Lieb war meine Schuld allein,
Liebe kann nicht Sünde ſein!“ —

Plötzlich fühlet ſie den Sturz ſich hemmen; —
Wo zwei Felſen ſich zuſammen klemmen,
Raget eine Eiche, ſteinentſproſſen,
Aus Geklüft emporgeſchoſſen,
Streckt ſie ihre Zweige, voller Blätter,
In die Lüfte, wie ein Retter,
Fängt ſie auf! — Die Zweige knicken,
Doch die ſtarken grünen Aeſte ſtricken
Sich zum Netz um ihre Glieder,
Und entwurzelt ſenkt der Baum ſich nieder,
Lang'ſam rollend durch's Geklüfte!

Ihm geſellen ſich die Lüfte,
Dienſtbar blähend ſich die Gewänder,
Und des Schleiers Saum und Ränder;
Leiſer Lüfte leiſer Oden
Trägt die Stürzende zu Boden,
Legt die unverſehrten Glieder
Sanft vor dem Geliebten nieder! —

Solches Liebeswunder feiert
Jetzt das Thal rings, nachtumſchleiert;
Denn durch alle Felſenritzen
Zuckts von wunderbaren Blitzen;
Waſſerlilien ſprießen helle
Aus des Baches klarer Welle;
Zweige, die von Blüthen glänzen,
Flechten ſich zu Liebeskränzen;
In der Bäume grünen Hallen
Wachen auf die Nachtigallen,
Wohllaut tönt durch alle Lüfte,
Und im Thal, dem heimlich ſchmalen,
Dampfen wie aus Opferſchalen
Ambra rings und Myrrhendüfte!
Und ſeit jener Wunderſtunde
Erbte ſich's von Mund zu Munde,
Jenes Thal, das All' wir kennen,
Das Helenenthal zu nennen.

Die Mitleidsſterne.

(Ein Prolog.)

Gott ſprach: „Es werde Licht!“ und ausgegoſſen
Durch alle Räume ward das ew'ge Licht,
Die junge Erde lag, von Glanz umfloſſen,
Hochglühend wie ein Mädchenangeſicht;
Es ſchwollen Bäume, Blätter, Blüthen, Sproſſen
Dem Strahl entgegen, der vom Himmel bricht,
Das Weltmeer eilt', mit ſeinen Silberſpangen
Die Erdenbraut erröthend zu umfangen.

In Lüften hängt, gar wunderſam getrieben,
Ein Gnadenbrief, auf blauem Pergament,
Mit Sternenſchrift von Gottes Hand geſchrieben
Und ausgeſpannt am ganzen Firmament,
Die Hand jedoch, die unſichtbar geblieben,
Man an der heil'gen Schrift ſogleich erkennt,
Und an dem Brief, als eigenhändig Siegel,
Erglänzen Sonn' und Mond, die Allmachtsſpiegel!

Und als die Schöpfung in der ſchönſten Schöne
Vollendet ſo dem Chaos ſich entrang,
Der Engel Chor und ihre Jubeltöne
Anbetend durch den Kreis der Sphären klang,
Und um den erſten aller Erdenſöhne
Die laute Welt ihr Halleluja ſang,
War blind ſein Aug', er konnt' in Flur und Auen
Das Werk des Herrn und ſeine Pracht nicht ſchauen.

Da ſchickte Gott ſein reinſtes Sternlein nieder
Von ſeinem ſternbeſäten Gnadenzelt,
Auf daß es ſinke in die Augenlider
Des Menſchen in der dunklen Erdenwelt,
Daß es nicht kehre in den Himmel wieder,
Bis einſt im Tod des Auges Vorhang fällt,
Daß es dem Aug' als Sonne ſei zu eigen,
Sich Tag und Nacht von ſelber zu erzeugen.

Und dieſer Stern, den leicht die Hand, die hohle,
Bedeckt in ſeinem kleinen Zauberſchrein,
Umfaßt die Welt vom Pole bis zum Pole,
Schließt märchenhaft ſo Erd' als Himmel ein,
Das Licht der tauſend Sonnengirandole,
Es ſtrahlt zurück aus ſeinem Wunderſchein;
Doch ſchöner als das Licht, das er empfangen,
Erblüht das Licht, das von ihm ausgegangen!

Und glücklich iſt der Kreis der Millionen,
Dem dieſer Augenſtern beſchieden war,
Voll Bilder ſchwimmt die Welt, in der ſie wohnen,
Ihr Pfad iſt hell, ihr Horizont iſt klar,
Geſtickt mit Licht ſind ihre Lebenszonen,
Geſtickt mit Licht der Blumen bunte Schaar,
Und um ſie, auf der Lüfte blauen Wogen,
Baut reizend ſich der bunte Farbenbogen!

Dem Sehenden allein gehört das Leben,
Das Sehen gibt allein ſchon den Beſitz,
Dem Blicke iſt die Schöpfung preisgegeben:
Der Blume Licht, des Edelſteines Blitz,
Der Ceder Bau, der Säule Aufwärtsſtreben,
Des Nordlichts Spiel, der Farben ſtummer Witz,

Die Schönheit und der Anmuth ſüße Blume,
Das Aug' macht ſie zu unſerm Eigenthume.

Ein kleiner Kreis nur ſteht am Lichtesbronnen,
Dem auch der kleinſte Tropfen iſt verſagt,
Kein Stern im Aug', im Himmel keine Sonnen,
Kein Morgen, der ihm dämmerfreundlich tagt,
Kein Funken, der dem Stein wird abgenommen,
Kein Lichtſtreif, der im Blitze niederjagt,
Kein Sternenſchein und keiner Dämm'rung Funken
Erhellt die Nacht, in die er iſt verſunken!

Dem Blinden iſt der Faden abgeriſſen,
Der um Geſchöpf und Schöpfung feſt ſich wand,
Er tappt von Finſterniß zu Finſterniſſen,
Die Augen tragend in der hohlen Hand;
Geſtalt und Form der Dinge muß er miſſen,
Und Menſchenbild wird nie von ihm erkannt,
Er weiß es nicht, wie Lieb' und Mitleidsgewalten
Im Menſchenantlitz himmliſch ſich geſtalten.

Doch auch für dieſen Kreis der ewig Blinden
Blüh'n eig'ne Sterne auf in ihrer Nacht:
Die Mitleidsſterne, die zum Kranz ſich winden,
Zum Kranze, den die Gottheit angelacht;
Im Himmel edler Bruſt ſind ſie zu finden,
Die Sterne, von der Menſchheit angefacht,
Und wie von Sternen kömmt das Licht der Gnade,
Erhellet göttlich ſie der Blinden Pfade.

So mögt im milden Licht ihr jetzt empfangen,
Was Euch der Mitleidskranz der Menſchheit beut!
Wir bieten ſchüchtern es, doch ohne Bangen,
Weil es dem heil'gen Unglück iſt geweiht;

Nicht Ruhm noch Beifall wollen wir erlangen,
Wo ſich das Herz am Zwecke blos erfreut;
Nur Eurer Großmuth haben wir gehuldigt,
Jedoch das „Wie?“ wird durch's „Wozu?“ entſchuldigt.

Der Himmelsrath und die Lebensengel.

Der Schöpfer ſaß im Mittelpunct der Sphären,
Den Himmel weit als Teppich ausgeſpannt,
Die Sterne waren, wie ein Feld voll Aehren,
In heil'ger Weihe feierlich entbrannt,
Die junge Erde lag, dem Nichts entſproſſen,
Von Morgenröthen bräutlich übergoſſen;

Und um den Thron aus gold'nen Sonnenflammen
Berief, in ihrem lichten Feierſtaat,
Der Herr die Lebensengel all' zuſammen,
Zu pflegen milden, ſegensvollen Rath,
Was er dem neugeſchaff'nen Menſchenleben
Für Engel zum Geleit' ſollt' geben.

Ein Engel ſprach: „Den Engel treuer Liebe
Dem Menſchen gib auf ſeine Lebensbahn,
Die Erſtgebor'ne aller edlen Triebe,
Die Zauberin mit ihrem Himmelswahn;
Die Hirtin, die das ſchöne Haupt umwunden
Mit einem Blumenkranz aus Schäferſtunden!“

Der Herr jedoch d'rauf ſpricht: „Der Lieb' zur Seite
Geht ungeſeh'n ein weitverbreitet Heer:
Die bitt're Trennung mit dem Dorngeleite,
Die ſtille Sehnſucht mit dem Haupt ſo ſchwer,
Das Weh der Liebe, ſo da unerwidert,
Und Eiferſucht, die tauſendfach gegliedert.“

Und wiederum ein Engel ſprach: „So ſende
Gerechtigkeit ihm als des Lebens Stern!
Sie iſt des Himmels allerhöchſte Spende,
Sie iſt der Erdentugend Mark und Kern,
Gerechtigkeit mit ihrer Thatenwage
Geleit' ihn bis an's Ende ſeiner Tage!“

Der Allerbarmer ſpricht: „Gerechtigkeit auf Erden
Führt im Gefolg ein Heer von Uebeln auch,
Dem Menſchenaug' kann ſie nicht ſichtbar werden,
Vom Licht geblendet und geätzt vom Rauch,
Ihr blankes Schwert macht er zur Geiſelgerte
Und dicht bei ihr geh'n Grauſamkeit und Härte.“

„So gib die Wahrheit,“ ſprach ein Engel wieder,
„Daß ſie den Menſchen leit im Lebenslauf!
Sie lockt den Himmel zu der Erde nieder,
Sie hebt zum Himmel hoch die Erd' hinauf,
Sie führt ihn ſtets in ſeinen finſtern Wegen
Dem Reich des Lichts unmittelbar entgegen.“

„Die Wahrheit“, ſprach der Herr in ſanftem Tone,
„Iſt nur für eine fleckenloſe Schaar;
Wo ſie enthüllt ſich zeigt dem Erdenſohne,
Den Staub und Finſterniß nicht rein gebar,
Entſpringt aus ihrer lichtumfloſſ'nen Lende,
Verfolgung, Haß und Hader ohne Ende.“

„So gib Talent, Genie", ſprach d'rauf ein Engel,
„Als Schweſternpaar dem Erdenpilger hin:
Talent mit ſeinem ew'gen Blüthenſtengel,
Genie mit ſeinem Sonnenflammenſinn;
Daß ſie des Lebens ſchwerbeſpannten Wagen
Auf buntem Fittig durch das Daſein tragen!"

„Talent, Genie," ruft ihm der Herr entgegen,
„Es ſitzt ein böſer Saum im Aetherkleid,
Geſtrüpp und Stein und Dorn auf ihren Wegen
Und ſeitwärts läuft Verkennung mit und Neid;
Von Wenigen erkannt, von Vielen mißverſtanden,
So geh'n Talent, Genie durch alle Erdenlanden."

„Doch einen andern Engel will ich ſchicken
Zum Erdenwallens nachtumzog'nen Thal:
Barmherzigkeit mit milden, ſanften Blicken,
Mit ihrem unverſiegten Himmelsſtrahl;
Die liebſte mir von allen Himmelskerzen,
Die Gottheitsperle in dem Menſchenherzen!"

„Sie, die die heiligſte der Seelenbande,
Die Dankbarkeit, ins Erdenleben wob,
Sie, die den Blick des Leidenden vom Rande
Des Abgrunds auf zum Himmel hob,
Sie, die mit ihrem leuchtenden Exempel
Das Menſchenherz erhebt zum Gottestempel!"

„Denn, wenn dann ſchlägt die allerletzte Stunde
Der Uhr, zu der nur ich den Schlüſſel hab',
Und wenn ſich ſchließt das Auge mit dem Munde,
Und auf ſich thut die Bahre und das Grab,
Und wenn der letzte Sand vom Glas der Jahre
Zum erſten Sande wird auf Sarg und Bahre:

„Dann bleiben alle Lebensengel ferne,
Und keiner geht ins Leben dort mit ein,
Die Lieb' geleitet bis zum Grab ihn gerne,
Doch in das Grab geht Liebe nicht hinein;
Gerechtigkeit, Talent, Genie und Wahrheit,
Sie gehen nicht mit ein ins Reich der Klarheit."

„Barmherzigkeit allein, die lichtumfloſſ'ne,
Sie tritt mit hin vor meinen Richterthron,
Zur Seite ſteht ſie ihm, die huldumfloſſ'ne
Und fordert lächelnd ſeinen Himmelslohn,
Und führet ihn ſodann, den Erdenſatten,
Zum frommen Geiſterchor in Edens Schatten." —

Und dieſer Engel mit dem Sternenſcheine,
Vom Ewigen geſchickt dem Erdenlauf,
Er gehet jetzt dem herrlichen Vereine
Aus vielen mitleidsreichen Herzen auf,
Barmherzigkeit, ſie ſieht mit ſüßen Zügen,
Wie Stein an Stein zum Armenhaus ſich fügen.

Das kleine Steinchen, das wir jetzund legen
Zu eines neuen Segenshauſes Grund,
Ihr nehmt's, wie immer, freundlich wohl entgegen,
Wie's guter Wille bringt, zur guten Stund'!
Wenn nur erſt Grund gelegt zur guten Sache:
Gott ſelbſt birgt ſchirmend dann es unter'm Dache

Und wenn der grüne Baum wird niederwehen
Von jenes Hauſes hoher Giebelwand,
Dann werdet, fromm gerührt, davor ihr ſtehen

Und ſagen ſtill, den Blick emporgewandt:
„Barmherzigkeit hat dieſes Haus erhoben,
Der ew'ge Bauherr wird die Bauleut' loben!“

Wilde Herzblätter.

1.

Quellen murmeln, Flüße ſchwatzen,
Bäche plaudern, Ströme rauſchen;
Doch Gedanken ſind nicht d'rinnen,
Wenn wir ihren Tönen lauſchen.

Wellen kommen, Wellen gehen,
Eine haſcht ſich mit der andern;
Doch der Strom nur kann beſtehen,
Und die Wellen müſſen wandern.

Nur das Meer iſt ſinnig, ſchweigſam,
Ruhend in Gedankenſtille,
Wie die reuevollen Blätter
Aus dem Buche der Sybille.

Wenn an ſeiner Denkerſtirne
Sich die vollen Adern ſchwellten,
Rangen ſich aus ſeinem Buſen
Rieſige Gedankenwelten!

Wenn es dann ſein Zürnen, Grollen,
Hören läßt im Sturmesworte,
Trägt uns ſeiner Wogen Predigt
Hoch empor zur Himmelspforte!

2.

Eine Welle ſpringt an's Ufer,
Wirft die Muſchel an das Land,
Springt zurück dann in die Wogen,
Läßt die Muſchel an dem Strand.

Und die Muſchel weint im Stillen,
Schlürft die Thräne, die ſie weint,
Und zur hellen, ſchönen Perle
Wird die Thräne da verſteint!

Und es kömmt ein ſchmuckes Mägdlein,
Schlägt die Muſchel auseinand',
Schmückt ſich mit der hellen Thräne,
Die als Perle ſie hier fand.

So auch mit dem Lied des Sängers
Schmücket luſtig ſich das Land,
Mit der Thräne, die das Liebchen
Aus dem tiefſten Weh ſich wand.

Niemand denkt, daß Leid und Wehmuth
Hier zum Liede ſich gepaart
Und daß dieſe Liedesperle
Aus der Bruſt geriſſen ward!

3.

Wenn ein Herz in einem andern
Seine Heimat hat erkoren,

Gleich als wär es da erſchaffen,
Gleich als wär es da geboren;

Gleich als wär es da geweſen,
Seit es fühlen kann und denken,
Daß ſich ſeine Wurzeln alle
Nur in dieſes Herz verſenken;

Und das Herz muß dann urplötzlich
Dieſes Heimatherz verlaſſen:
Iſt's das bitt're, bitt're Heimweh,
Das ihn tödtlich wird umfaſſen;

Iſt's ein Heimweh nach dem Herzen
Und ein Sehnen und ein Bangen,
Nach den Höhen, nach den Tiefen
Dieſes Herzens zu gelangen!

Dieſes Herzens Heimatſprache
Dieſes Herzens Heimatſterne
Tönen, leuchten um uns ewig
In der heimatloſen Ferne!

Wenn dies Herz nun iſt gebrochen,
Eh' die Heimat es erworben,
Wißt, daß es am ſchwerſten Leide,
An dem Heimweh, iſt geſtorben!

4.

Abends, wenn im Meer des Herzens
Sich die Fluthen legen ſchlafen,
Ziehen die Gedankenſchiffe
Segelmatt zum Schlummerhafen.

All' die kleinen Kähne, Nachen,
Die bis in des Meeres Mitten
Bald mit Freuden, bald mit Leiden
Dieſe Fluth am Tag durchſchnitten.

Schaukeln ſtill ſich auf den Wellen,
Die im Herzen Nachts ſich glätten,
Liegen auf den Silberflaumen
Wie auf weißen Dunenbetten.

Ein Gedankenſchiff, ein einz'ges,
Eins nur, das in Schiffes Schilde
Iſt geſchmücket und geheiligt
Mit dem ewig theuern Bilde:

Dieſes Schiff geht nie zu Hafen,
Refft gar nie die Segelbänder,
Treibt umher ſtets in dem Herzen,
Gleich dem fliegenden Holländer.

Und auf dem Verdecke liegen
Viel verſtümmelt', blut'ge Leichen,
Die im Tod den ſüßen Stunden
Der erſchlag'nen Lieb' noch gleichen.

Dieſes Schiff geht nie zu Hafen,
Feiert Windſtill' nie im Schlummer;
Nacht iſt Nacht nur für die Freude,
Aber Tag für Liebeskummer!

5.

Habt Ihr je gehört im Leben,
Was ſie von dem „Herzwurm" ſagen,

Wie er in dem Herz des Herzens
Ringelt ſich, es durchzunagen?

Wie der Herzwurm lange ſtille
Liegt und plötzlich läßt ſich ſpüren,
Wie er bei dem kleinſten Anlaß
Anfängt emſig ſich zu rühren;

Nagend an dem Kelch des Herzens,
Wühlend in den Herzgrub-Wehen,
Wie er ſteigt empor zum Herzblatt,
Daß in Ohnmacht wir vergehen;

Wie er an des Herzens Wänden
Suchend kriecht herauf, hernieder,
Wieder ſtill liegt und urplötzlich
In dem Herzen regt ſich wieder? —

Wer den Herzwurm trägt im Herzen,
Wird im Leben nie geſunden,
Weil durch alle Herzensfalten
Bohrend er den Weg gefunden;

Weil er iſt polypenartig,
Habt Ihr ihn zerſtückt, erſchlagen,
Jedes Stück wird *als ein ganzer*
Neuer Herzwurm an Euch nagen!

6.

In verſchied'nen Lebenszeiten
Bin ich auf des Rheines Wogen
Sorglos — ſorglich — lachend — ſingend —
Trauernd — weinend hingezogen.

Und es ſang ſo Mancherlei
Mir ins Herz die Lorelei.

Wie des Schiffes Wimpeln flattern,
Wenn ſie friſche Lüfte ſchwellen,
Zog ich auf dem Schiff der Jugend
Durch die jaspisgrünen Wellen,
Und ich wußt' nicht, was es ſei,
Was mir ſang die Lorelei.

Wieder ſtand ich auf dem Decke,
Ein geliebtes Haupt zur Rechten,
Eine Roſe, die der Himmel
In mein Leben kam zu flechten;
Und wir fühlten ſüße Scheu
Bei dem Sang der Lorelei.

Jahr's darauf fuhr ich dann wieder
Auf dem Strom voll Weh alleine,
Weil ich eben ſchrieb die Grabſchrift
Ihr beſtimmt zum Leichenſteine,
Und es brach mein Herz entzwei
Bei dem Sang der Lorelei.

Jahre kamen, Jahre ſchwanden,
Und den Rhein befuhr ich wieder,
Von den Ufern kamen Grüße,
Blumen, Kränze, Beifallslieder,
Und verhallt im Jubelſchrei
War der Sang der Lorelei!

Wieder ſteh' ich auf dem Decke,
Neu erſcheint die alte Gegend,
Neu erſcheinen alte Schmerzen,

Alte Ahnung neu erregend,
Alte Zweifel werden neu
Bei dem Sang der Lorelei!

7.

Um des Ufers Berg und Thale
Steigen Morgens kleine Flocken,
Nebelſtreifen, dünne Fäden,
Wie der weiche Flachs vom Rocken;

Werden dann zu Flaum und Wolle,
Sickeln ſich um Fels und Hügel,
Steigen dann zur Felſenſpitze,
Spreiten aus die weißen Flügel;

Ziehen höher dann und höher,
Bis ſie ſich zu Wolken ballen
Und, gebrochen von der Schwere,
Dann als Regen niederfallen!

So auch ſteigt des Morgens immer
Trübes Denken, trübes Sinnen
Aus den Tiefen meines Herzens,
Um mit Flor es zu umſpinnen;

Und zu kleinen Nebelwölkchen,
Nicht erhellt durch Morgenlichter,
Werden dann ſo Gram und Schmerzen,
Und der Flor wird immer dichter.

Immer trüber wird das Denken
Und was Fühlen hat geſponnen,
Bis es ſich als Schmerzgewölke
Lagert vor das Licht der Sonnen;

Bis, was Gram und Leid geſponnen,
Steigt vom Herz dem Aug' entgegen,
Und der Schmerz dann, ſchwer gebrochen,
Niedergeht als Thränenregen!

8.

Sagt mir, wo die Sehnſucht wohnet,
Sagt mir, wo die Sehnſucht weilet,
Ob ſie wohnt allein im Herzen
Oder ob ihr Weh' ſie theilet?

Ob ſie in dem Auge wohnet,
Das ſich ſehnt, von andern Augen
Ihres Lichtes ſüßen Rückſtrahl
Als ſein Selbſtlicht einzuſaugen!

Ob ſie wohnet in dem Ohre,
Das ſich ſehnt, die ſüßen Laute
Wieder ſelig einzuſchlürfen,
Die der Mund ihm anvertraute?

Ob ſie wohnet auf der Lippe,
Die da möcht' die Hand berühren
Und ſie liebezärtlich küßen
Und zum Mund ſie weinend führen?

Ob ſie in der Hand wohl wohnet,
Die da fühlt ein innig Dringen,
Das geliebte, theure Weſen
Wie ein Goldreif zu umſchlingen?

Ob ſie wohnt in den Gedanken,
Die da tauſend Boten ſenden,

Sie zu fragen, ſie zu grüßen,
Und ihr Herz zu uns zu wenden?

Sagt mir, wo die Sehnſucht wohnet,
Sagt mir, wo die Sehnſucht weilet,
Die in Herz und Aug' und Ohren
Und Gedanken ſich zertheilet! —

Dem, bei dem die Sehnſucht wohnet,
Wird's die Sehnſucht ſelber ſagen,
Dennoch könnt' er's nicht erklären,
Würde Sehnſucht ſelbſt ihn fragen.

Herbſt im Frühling.

Nennet nur nicht Frühling
Dieſes ſchöne Angeſicht,
Iſt nicht Liebe in dem Herzen,
Iſt im Antlitz Frühling nicht!

Nennt Ihr Sterne dieſe Augen,
Dieſen blauen Lichtkryſtall?
Ohne Liebe ſind es Steine,
Seelenloſer Aetherball!

Nennt Ihr Roſen dieſe Wangen,
Dieſen zarten Blumenkreis?
Ohne Liebe ſind's Tapeten,
Schön geſtickt mit Roth und Weiß!

Nennt Ihr Anmuth dieſes Lächeln,
Dieſer Lippen Wunderſpiel?
Ohne Liebe iſt's Mechanik,
Todter Linien leeres Spiel!

Nennt Ihr Wohllaut dieſe Worte,
Dieſer Töne Zauberluſt?
Ohne Liebe iſt's ein Echo
Aus der hohlen Felſenbruſt!

Wo nicht Lieb' iſt, iſt nicht Frühling,
Schönheit nicht und Seele nicht,
Körper iſt es, Bein und Adern,
Hand und Fuß und Angeſicht;

Augenapfel, Augenlider,
Ohne Luſt und ohne Schmerz;
Doch im Bildniß wohnt kein Leben
Und im Grunde liegt kein Herz!

◆

Zweite Abtheilung.

Dichtungen
für
heitere Declamation.

Sanftes Eheſtands-Duettino.

(Für Trommel und Contrabaß ausgeſetzt.)

Er.

Im Himmel, ſagt man, werden alle Ehen
Geſchloſſen, und warum nicht auf der Erd'? —
Auf daß, wenn man ihn ruft in Leid und Wehen
Um's Himmelswillen uns der Himmel hört.
Allein, wenn ſie geſchloſſen ſind, ſo ſagt der Himmel Allen:
„Allez! Partez!“ — Man iſt aus ſeinem Himmel dann
gefallen!

Sie.

Ja wohl! Im Himmel werden ſie geſchloſſen,
Die Ehen! — Und warum nicht auf der Erd'? —
Weil dort die Männer leichter ſind entſchloſſen
Zum Ehſtandshändchen, das ſie uns beſcheert;
Im Himmel muß der Mann zum Ehſtand greifen,
Denn in dem Himmel gibt's nicht Wein, nicht Pferd',
nicht Pfeifen.

Er.

Geſchloſſen wird die Eh' von himmelswegen,
O ja! und krumm geſchloſſen noch dazu!
Man kann dabei ſich gar nicht mehr bewegen,
Geſchloſſen und beſchloſſen iſt die Ruh'!

Dann ſpricht ein Jeder von dem Eh'genoſſen:
„Beim Himmel! Ich hab' mit dem Himmel abgeſchloſſen!"

Sie.

Und weil ſie oben nur geſchloſſen werden
Im Himmel, unterm blauen Hochzeitsflor,
D'rum ſchlägt die arme Ehefrau auf Erden
Den trüben Blick zum Himmel ſtets empor,
Seufzt: „Was der Himmel hat geſchloſſen auf Verlangen,
Das iſt auf Erden wied'rum aufgegangen!"

Er.

Und wenn der Himmel Hochzeit ſchließt da oben,
Da hängt er immer voller Geigen auch;
Die Eh'ſait' iſt aus lauter Duft gewoben,
Sie klingt ſo ſanft wie Aeolsharfenhauch!
Doch auf der Erd', — im Reich der Papatatſchen —
Da werden's lauter Contrabaß und Bratſchen!
(Begleitung.)

Sie.

Der Contrabaß, er hat die Ehr' zu danken, —
Und auch die Bratſche macht ihr Compliment; —
Doch fordern ſie den Mann noch in die Schranken,
Er ſpielt das allergröbſte Inſtrument;
Gleich poltert er und tobt und ſchreit: „Sic volo!"
Und macht die Bratſche ſtill mit einem Paukenſolo!
(Begleitung.)

Er.

Viel haben wir von Griechenland erworben,
Doch Eins iſt wunderbar, bei meinem Wort,

Die Sokrates ſind alle ausgeſtorben,
Xantippen aber pflanzen gut ſich fort!
Zwar haben ſie nicht alle griech'ſche Naſen,
Allein ſie brummen grade wie Xantippen's Baſen.
(Begleitung.)

Sie.

Der Mann iſt wie ein Buch. Bevor man es gefunden,
Voll Neugier man auf ſeinen Inhalt brennt;
Doch hat man es und lieſt's in müß'gen Stunden,
So findet man die Fehler all' am End'!
Wenn man ein Schäferbuch gekauft mit leiſen Klagen,
In kurzer Zeit ſchon wird mit Pauken d'rein geſchlagen.
(Begleitung.)

Er.

Das Weib iſt wie ein Buch, ſo ein Kalender,
Ein hübſches Titelblatt — (auf das Geſicht zeigend) —
und Blumenkron',
Ein Biſchen Inhalt, und ganz breite Ränder,
An jedem Tag — ein anderer Patron.
Noch heute kündet's Sonn' und Heiterkeiten,
Und morgen brennt der Stern von allen Seiten.
(Begleitung.)

Sie.

Wie ein Gebirge iſt der Mann; an Ecken, ſteile,
Bricht ohne Anklang ſich der zart'ſte Laut,
Und er erwidert nur die kleinſten, letzten Theile
Von Schmerz und Luſt, die innig ihm vertraut.
Allein löſt ſich ein Stein von ſeinem Herzensſteinbruch,
Da rollt's und poltert's wie bei Donnerwetters Einbruch.
(Begleitung.)

Er.

Wie ein Gebirge iſt das Weib; im Widerſprechen
Pflanzt jedes Wort ſie zwanzigmal noch fort;
Ja ſie behält, wenn ſich auch tauſend Stimmen brechen,
Dem Echo gleich, doch ſtets das — letzte Wort.
Man darf nur einen Laut ihr noch ſo leiſe ſummen,
Sie wird im Widerhall die ganze Skala brummen.

Sie.

Wie eine Glocke iſt der Mann, er lärmt und läutet,
Und miſcht in jeden Lebensfall ſich ein!
Ihm iſt es gleich, ob Tod, ob Hochzeit es bedeutet,
Er ſchreit ſtets gleich mit vollem Hals darein,
Und in das Haus, vom kleinſten Schein geblendet,
Er gleich die große Feuertrommel ſendet.

Er.

Wie eine Glocke iſt die Frau, denn oft im Leben
Hängt frank und frei ſie da an einem — Strick.
Und geh'n die Glocken auch nach Rom zum Feſt ſo eben,
Stellt ſich das Ratſchen ein im Augenblick;
Doch in dem Haus, im lieben Eh'ſtandsrocke
Da brummt den ganzen Tag die Zügenglocke.

Sie.

Den Wolken gleich ſind Männer! In den Gelben
Und Blonden ſteckt doch nichts als Staub und Wind,
Die Schwarzen ſcheinen furchtbar, doch dieſelben
Entleeren ſich und platzen gar geſchwind,
Und aus der Eh'ſtandswolke, — ach, ihr guten Götter!
Platzt gleich ein Wolkenbruch mit einem Donnerwetter.

Er.

Wie Wolken in der Luft wohl ſind die Frauen,
Der Wind nur macht, der treibt ſie hin und her,
Die ſtolzen fliegen hoch empor zum Blauen,
Und ſind gewöhnlich alle hohl und leer;
Doch wenn zwei Wolken zur Viſite ſich begegnen,
Da geht das Brummen los, als wollt' es Bratſchen regnen.

Sie.

Den Eiſenbahnen gleich iſt's Männerleben,
Sie führen uns ſtets an — mit einem Pfiff!
Gar oft geht ihnen 's Feuer aus daneben,
Da hilft nun weder Pfiff noch Kniff;
Dann fährt aus ihrer Bruſt ein leer' Geraſſel,
Es ziſcht und giſcht wie leerer Donnerraſſel.

Er.

Den Eiſenbahnen gleich ſind auch die Frauen,
Durch Dampf macht man die glänzendſte Partie,
Und ſitzt man einmal auf, dann kann man ſchauen,
Heraus da hilft man ſich wohl ſelber nie;
Und liegt das kleinſte Steinchen in der Schiene,
Da knurrt und brummt die ganze Ehmaſchine.

Sie.

Doch wiederum ſind Männer wie die Bienen,
Sie ſummen zwar, jedoch aus Emſigkeit,
Zum Zellenleben folgen gern wir ihnen,
Denn da regiert das Weib zu jeder Zeit;
D'rum, wenn die Bien' auch poltert in der Zelle,
Beim Donner, ſagt man, wird der Honig helle.

Er.

Doch wiederum ſind Frauen auch wie Bienen,
Sie ſummen wohl, doch nur zur Süßigkeit,
Sie ſchwärmen wohl, allein wir danken's ihnen,
Ihr Schwärmen deutet auf die Honigzeit.
Mir wäſſert ſchon der Mund, — ich muß verſtummen!
Die Honigſammlerin, ſie mag ein Bischen brummen!
So liebſter Contrabaß —

Sie.

So liebſter Trommelkönig!

Er.

Ein Bischen Brummen —

Sie.

— ein Bischen Donnern, wie ich ſag' —

Beide (geben ſich die Hände).

So brummen wir und donnern wir ein Wenig,
Bis die Poſaun' ertönt am jüngſten Tag.

(Hier ertönt ein Poſaunenſtoß.)

Kein Malheur, jedoch fatal!

Ein jeder Menſch wird oft im Leben
Geneckt von einer Zufallsſchaar,
Die g'rad' kein Unglück ſind, doch geben
Zu ſchaffen ſie genug, fürwahr!
Es ſind ſo kleine Nadelſtiche,
Sie ritzen flüchtig uns die Haut,
Dabei iſt das das Aergerliche,
Daß man zu ſchrei'n ſich nicht getraut.
Es ſind ſo winz'ge Schickſalshieber,
Zwar nicht aus Stahl, ja kaum aus Blech,
Die Briten nennen's „Trick“, die Deutſchen „Stüber“
Jedoch die Römer nennen's „Pech“.
Es thut nicht weh, man kann nicht d'ran erſticken,
Es iſt ganz eigener Natur:
Poeten nennen's „Schickſalstücken“,
Der Grieche nennt's „A Sekatur“;
Kurz, Jedermann paſſirt manchmal,
Was g'rade kein Malheur, jedoch fatal.

Ein Schnupfen, der Katarrh der Naſe,
Iſt nicht gefährlich, thut nicht weh,
— „Gebrat'ne Zwiebel“, ſagt die Baſe,
Ein Weib iſt ſtets ein Arzt, per se! —
Jedoch verdirbt dem Redner er die Phraſe,
Wenn er hinausgeht ſo ins C.
Der „Himmelsſtrahl“ wird zu n'm „Hibbelſtahl“,
Das iſt zwar kein Malheur, jedoch fatal!

Ein junger Geck, ganz ſchlank geſtengelt,
Tritt Abends in den Cirkel ein,
Doch wie er nach dem Handkuß gängelt,
Tritt er dem Schooßhund auf das Bein,
Und als er ſchnell ſich ſeitwärts ſchlängelt,
Da ſtolpert er in Glasſchrank 'nein;
Fällt beim Umdreh'n über einen Shawl,
Das iſt zwar kein Malheur, jedoch fatal!

Franzöſiſch wird geſpielt, und alle Väter
Geh'n en famille ins Schauſpielhaus,
Es lacht der Kunz, es lacht der Peter,
's ſieht, als ob ſie's verſtänden, aus.
Da ſitzt ein Recenſent, kein Wort verſteht er,
Zieht doch gelehrt die Stirne kraus;
Beſprechen muß er's, welche Qual!
Das iſt zwar kein Malheur, jedoch fatal!

Ein Dichter ſitzt im Muſenkobel,
Dort unter'm Dachſtuhl hoch und ſchreibt,
Er träumt ſich in das Reich der Zobel,
Das ihm ein Bischen Wärme treibt,
Vergnügt legt er den letzten Hobel
An ſein Gedicht und feilt und reibt;
Da ſagt des Miethsherrn Prof': „Es iſt Quartal!“
Das iſt zwar kein Malheur, jedoch fatal!

Bei einer Landpartie von zwölf Perſonen
Hat man ſuperb ſich amüſirt,
Man macht den Ritter hungeriger Amazonen,
Man hat im Gaſthaus Alles arrangirt,
Caffee, Melange, ſaure Milch, Melonen!
Zuletzt, als er die Koſten repartirt,
Heißt es: „Bezahlen Sie, wir rechnen dann zumal!“
Das iſt zwar kein Malheur, jedoch fatal!

Ein Seladon ſinkt zärtlich girrend
Vor der Geliebten auf die Knie,
Er ſpricht ſo ſüß, ſo hirnverwirrend
Von der Gefühle Sympathie;
Sie iſt gerührt, und tändelnd, kirrend
Fährt in ſein üppig Haupthaar ſie,
Die Täuſchung flieht, die Wahrheit zeigt ſich kahl.
Das iſt zwar kein Malheur, jedoch fatal!

Bei dem Diner ſitzt man oft dritthalb Stunden,
Doch eſſen kann man kaum etwas;
Die Dame rechts hält uns gebunden,
Die Dame links will dies und das,
Indeſſen iſt der Teller ſtets verſchwunden,
Die Diener ſind ſchnell auf der Paß,
Mit Ruh' genießt man endlich nur die Waſſerſchaal',
Das iſt zwar kein Malheur, jedoch fatal!

Im Prunkſalon, im großen Kreiſe,
Lieſ't man ein Trauerſpiel uns vor;
Doch Einer — ich glaub', er allein that weiſe —
Den fernen Winkel ſich erkor,
Entſchläft, fängt an zu ſchnarchen leiſe,
Dann immer lauter im Tenor,
Zuletzt ſchnarcht er im Bruſtbaß durch den Saal,
Das iſt zwar kein Malheur, jedoch fatal!

Ein ſaures Brot iſt's Declamiren,
Jetzt leider faſt das täglich' Brot!
Wenn Sie es einmal nur probiren,
Erbarmen Sie ſich unſ'rer Noth.
Ach, welche Angſt! Wenn Sie nicht applaudiren,
Dann iſt der Dichter Schuld an meinem Tod;

Er ſelber ſchrieb nichts mehr ein ander Mal,
Für Sie zwar kein Malheur, für ihn jedoch fatal!

Beim Hervorruf.

Ich komme ſchnell, um Ihnen zu berichten,
Daß, weil Sie gar ſo gütig richten,
Beſchließt der Dichter, ferner noch zu dichten,
Das iſt zwar kein Malheur, jedoch fatal!
Ich auch, wenn Sie ſo mild regieren,
Und mich citiſſime citiren,
Ich werde ferner declamiren,
Doch wär's für mich Malheur, wenn's Ihnen wär'
fatal!

Tres faciunt Collegium,

oder:

Das Conſilium der kranken Liebe.

(Ein humoral-pathologiſcher Schmerz.)

Allopathie.
Homöopathie.
Hydropathie.

Allopathie.

Verehrte Collegen! Um ein Concil zu halten,
Beſchied man heut' uns allzumal hieher,
Es iſt darin auch g'rad' noch ſo beim Alten:
Wenn man drei Aerzte ruft, ſo nützt's nichts mehr;

Und überflüſſig ſind die beiden Andern,
Der Kranke war ja nahe ſchon am Wandern

Homöopathie.

So lange Leib und Seel' zuſammenhält noch, offen,
So lang' gibt man die Hoffnung noch nicht auf,
Denn iſt auch für den Kranken nichts zu hoffen,
Iſt Hoffnung für den Doctor doch vollauf,
Viel' Aerzte ſind ein Troſt doch für die Erben,
Weil ſie dem Kranken machen leicht das Sterben!

Hydropathie.

Drei Aerzte, ſo, das heißt: auf Tod und Leben!
Das iſt bewieſen mit Recepten-Schrift,
Denn können ſie die Krankheit auch nicht heben,
Sie machen ſie doch wenigſtens verblüfft!
Sie fährt vor Schrecken in die Erd', und in Gedanken
Nimmt ſie gar oft auch mit hinab den — Kranken!

Allopathie.

Die Kranke, die uns heute ruft, heißt „Liebe,“
Es fühlt ſich unſ're Liebe jetzt ſo ſchwach,
Ihr fehlt der Appetit zum edlen Triebe,
Sie lüſtert nur manchmal nach „O!“ und „Ach!“
Sie fühlet ſich ſo matt, ſo abgeſchlagen,
Ich glaub', es liegt der Lieb' etwas im Magen!

Homöopathie.

Iſt Liebe krank? Daher mag es wohl kommen,
Daß man ſie jetzt gar nirgends ſieht.
Doch ſagt, was hat ſie für Arz'nei genommen?
Nur nicht zu viel, wie das ſo oft geſchieht!
Für kranke Lieb' ſind keine Mittel nöthig,
Man heilt am beſten ſie durch — Dietätik.

Hydropathie.

Was wird's viel ſein? Was kann der Liebe fehlen?
Freund Hain iſt ferne noch mit ſeiner Hipp',
Sie geht zu leicht gekleid't in unſern Sälen,
Dann kömmt ſie oft in Zug — und hat die Gripp',
Nur Waſſer! Waſſer! Waſſer! Tauſend Flaſchen!
Mit kaltem Waſſer ihr den Kopf gewaſchen!

Allopathie.

Ich glaub', die kranke Liebe zu curiren,
Iſt's nöthig, daß man allopathiſch bleibt;
Die ſchwächſte Lieb' wird neue Kraft verſpüren,
Wenn man recht viel ihr nur — verſchreibt!
Und iſt die Liebe auch ſchon halb verkommen,
Durch viele Mittel wird ſie zu ſich kommen!

Homöopathie.

Der Liebe Uebel gar zu oft entſtehen
Aus einem „Nichts“, wie Jeder wiſſen muß;
D'rum muß man wieder ſie mit Nichts verſehen,
Nach dem Syſtem „Similia similibus!“
Will d'rum ein Mann zur Lieb' ein Herz entfachen,
Kann er mit Nichts ſuperb die Cur jetzt machen!

Hydropathie.

Der Zuſtand unſ'rer Liebe iſt gar kritiſch,
Ihr Alter kömmt dann leider auch dazu,
Quia senectus ipsa! Iſt arthritiſch!
Da drückt die Liebe eigentlich der Schuh!
Da wird das Sturzbad wohl mit Glück genoſſen,
Denn alte Lieb' iſt immer wie begoſſen!

Allopathie.

Ich glaube ſo nach meiner Diagnoſis,
Es hat die Liebe Splitter im Gehirn;
Da iſt es gleich, ob groß, ob klein die Doſis,
Da nützet gar nichts ſonſt als — trepaniren!
Denn ſicher iſt's, bei einem off'nen Kopfe
Wird Lieb' geheilet ſelbſt beim größten Tropfe!

Homöopathie.

Dasſelbe Mittel macht geſund die Kranken,
Das krank auch die geſunden Menſchen macht,
Die Liebe macht oft krank ſchon den Gedanken,
Hat ſie auf Nebenbuhler nur Verdacht;
D'rum muß man kranke Lieb' damit curiren,
Stets zwei Liebſchaften ſich zu reſerviren!

Hydropathie.

Daß man die Krankheit erſt ſo recht ergründe,
Dünkt mir ein überflüſſiger Verſuch,
Mir iſt das Alles Eins! Ich finde,
Die Kranken gleichen einem Stücke Tuch;
Man werf' ins Waſſer ſie, ſo wird man ſehen,
Ein Theil der Krankheit wird ſchon ein dann gehen!

Allopathie.

Die alte Heilart bleibt doch ſtets die beſte,
Sie heißt: „Contraria Contrariis!"
Nicht „Gleich mit Gleich" curirt Hygea's Gäſte,
Das Gegenmittel doch curirt gewiß!
Ich ſag', das letzte Mittel für die Liebe
Heißt: „Man behandle ſie mit Gegenliebe!"

Homöopathie.

Die Liebe hat den Ausſchlag uns gegeben,
Sie ſpricht für Homöopathie.

Man braucht nicht Unz' und Drachme ihr zu geben,
Der kleinſte Skrupel wirket ſchon auf ſie.
Noch ein Beweis, mit dem ich überraſche,
Die Liebesapothek' trägt man jetzt — in der Taſche.

Hydropathie.

Die Liebe, ihre Leiden, Qual und Sehnen
Behandelt glücklich nur Hydropathie!
Das Waſſer, das ſie heilt, es ſind — die Thränen,
Des Abends ſpät und auch des Morgens früh;
Denn Liebe lebt, das ſeh'n auch unſ're Haſſer,
Bei Tod und Trennung nur vom — Scheidewaſſer!

Allopathie.

Beſchließen wir das „multa" oder „multum",
Sonſt ſtirbt ſie ohne unſ're Hilfe noch!

Homöopathie.

Nun gut! Wir ſagen endlich: „Est consultum!"
Und mit der Kranken bleibt's beim Alten doch!

Hydropathie.

Ja! Ja! im Hauptpunct ſind wir Alle einig;
Stirbt ſie nicht langſam, nun, ſo ſtirbt ſie ſchleunig!

Alle drei (zum Publikum).

Und nun empfehlen ſich die Herr'n Doctoren,
Wenn ſie heut' Ihr Vertrauen nicht verloren.

Beim Herausrufen ſpricht die
Allopathie.

Wie, Sie verlangen nochmals ein Conſilium?
Fürwahr, wir kommen gern und ſagen's ehrlich,
Doch unſer Dank, er macht uns dennoch ſtumm,
Und wahrlich, dieſer Dank iſt ungefährlich!

Die gute Wirthin und die ſanfte Gattin.

Variationen

auf das beliebte Thema „Eheglück.“

Robert.

So ſei, mein Freund! mir herzlich denn willkommen!
Dir ging's wohl gut ſeit unſ'rer Trennungszeit?
Du haſt indeß ein Weibchen Dir genommen?
Nun, oft iſt auch der Klügſte nicht geſcheidt!
Sie iſt jedoch, wie ich gewiß vernommen,
Die Sanftmuth ſelbſt im ird'ſchen Frauenkleid,
So danke Gott, o Freund! für Dein Geſchick,
Denn eine ſanfte Gattin iſt ein Glück!

Eduard.

Dies Glück, mein Freund! läßt ziemlich ſich ertragen,
Vollkommen iſt ja Nichts auf dieſer Welt!
Du freilich kannſt vom Glücke ſagen
Und wandelſt ſorglos durch das Ehefeld,
Du läß'ſt die Ruhe weidlich Dir behagen;
Indeß das Weib auf Haus und Wirthſchaft hält;
So danke Gott, o Freund, für Dein Geſchick,
Denn eine gute Wirthin iſt ein Glück!

Robert.

So hat mein Vater früher auch geſprochen:
„Nur eine gute Wirthin nimm, mein Kind!“
Mein Weib braucht nun aus Wirthſchaft jede Wochen
Viel mehr, als die, die keine ſind.

„Wer kann“, ſpricht ſie, „ſo wohlfeil noch bekommen
Gemüſ' und Wildpret auf dem Wochenmarkt?
D'rum hab' von Allem doppelt ich genommen.
Nicht wahr, mein Kind! das heißt gekargt?“ —
„Ja, Schätzchen!“ ſage ich mit trübem Blick, —
Ja, eine gute Wirthin iſt ein Glück!

Eduard.

Mein Vater hat die Sanftmuth mir geprieſen:
„Nur eine ſanfte nimm zur Frau!“
Nun macht das Weib, das ich erkieſen,
Durch pure Sanftmuth mich ſchon grau.
Der Koch verſchenket Schmalz und Eier,
Die Kammerfrau ſtiehlt einen Hut,
Der Knecht hält ew'ge Sonntagsfeier,
Doch — meine Gattin iſt ſo gut;
Sie zanket nicht, ſie fordert Nichts zurück. —
Ja, eine ſanfte Gattin iſt ein Glück!

Robert.

Will ich mit meiner Frau ſpazieren fahren,
So ſpricht die gute Wirthin: „Nein!
Den Fiaker, den können wir erſparen,
'ne Equipage wird wohlfeiler ſein!“
Will ich mit ihr zu Ball und Maskenfeier,
Spricht ſie: „Mein Kind, das koſtet viel!
Redouten ſind für uns zu theuer;
Wir geben lieber häuslich Thee und Spiel.
Was koſtet denn ein Pickenick?“ —
Ja, eine gute Wirthin iſt ein Glück!

Eduard.

Hab' ich mein Weib als Hausfrau ſanft gefunden,
Iſt ſie als Gattin, ach! viel ſanfter noch!

Wenn ich aus Aerger wüthe manche Stunden,
Iſt ſie ſo gut und lächelt doch!
Und nun als Mutter — läßt ſich's glauben? —
Iſt ſie die wahre Zärtlichkeit:
Mein Kind zerbricht die Spiegel und zerreißt ihr Hauben,
Es lärmt, es tobt und rast und ſchreit,
Die Gute gibt ihm noch ein Groſchenſtück! —
Ja, eine ſanfte Gattin iſt ein Glück!

Robert.

Will ich einmal ein großes Tuch ihr bringen,
So nimmt ſie's nicht: „Es ſchießt am Sonnenſtrahl;
Verthu' das Geld ja nicht in ſolchen Dingen,
Die beſte Wirthſchaft iſt – ein echter Shawl!"
Ja öfter noch bekömmt ſie gar Geſchenke,
Und frag' ich: „Weibchen, ſage doch, wofür?"
Sagt ſie: „Ach, lieber Mann, bedenke,
Ich lade ſie zu Gaſt dafür,
Und geb' es ſo auf gute Art zurück." —
Ja, eine gute Wirthin iſt ein Glück!

Eduard.

Die Güte meines Weibes überſteigt den Glauben,
Denn ſie beſitzet wahren Chriſtenſinn!
Will Jemand ihr ein Küßchen rauben,
Sie reicht ihm noch die and're Wange hin;
Und ſag' ich: „Weibchen! der und der iſt zu verwegen,
Das ſtreitet ſchnurſtracks wider Ehr' und Pflicht!"
Sagt ſie: „Ach, Männchen! ich bin ſehr verlegen,
Denn zanken kann ich mit den Leuten nicht!
Viel lieber dulde ich ſo manches Stück!" —
Ja, eine ſanfte Gattin iſt ein Glück!

Robert.

Jetzt, da mich ſchwere Sorgen faſſen
Für Weib und Kind in ſchlechter Zeit,
Hat mich die Karge ganz verlaſſen,
Und das aus bloßer Sparſamkeit!
„Ein guter Freund will Wohnung geben,
Ich führ' die Wirthſchaft ihm dafür,
So kannſt wohlfeiler Du nun leben,
Erſparreſt Kleidung, Wirthſchaft, Koſt, Quartier;
Wenn's beſſer wird, komm' ich zu Dir zurück.“ —
Ja, eine gute Wirthin iſt ein Glück!

Eduard.

Mein Weibchen, ach! die gute Seele!
Verläßt mich ganz nun, wie es ſcheint,
Du weißt, wie ich mit Gicht mich quäle;
Da wird geſeufzt, geſtöhnt, geweint!
Ihr weich' Gemüth kann dieſes nicht ertragen,
Sie unterläge meinem Schmerz; —
D'rum ließ ſie ſich zu einem Freunde tragen,
Ihr bräche ſonſt das ſanfte Herz!
Sie ſchreibt mir: „Ich bedau're Dein Geſchick.“ —
Ja eine ſanfte Gattin iſt ein Glück!

Robert.

Was wird Dein guter Vater nun wohl ſagen,
Der Dir vor allen nur die ſanfte Gattin pries!

Eduard.

Er wird's vermuthlich Deinem Vater klagen,
Der eine gute Wirthin Dir zur Frau verhieß!

Robert (ihm die Hand reichend).

So laß' uns, Freund! denn jetzt beiſammen bleiben,
Wir ſind von einem Feuer doch gebrennt!

Eduard.

Und meinem Sohne will ich's deutlich ſchreiben
Als Motto in mein Teſtament:
„Der Frauen Sanſtmuth iſt oft nicht geheuer!“

Robert.

Und ich: „Was wohlfeil ſcheint, iſt immer theuer.“

— — — — — — — — — — — — —

„Kommen“ und „Gehen.“

(Etymologiſche Menuet dieſer beiden Wörtchen.)

Kommen.

Ich heiße „Kommen“, bin von gutem Haus,
Und mein Geſchlecht iſt ohne Tadel,
Zwei Sylben machen meine Ahnen aus,
Von echtem, unverfälſchtem Adel,
Und will man oft noch Sylben zu mir fügen,
Dann kann verletzen ich und auch vergnügen.

Gehen.

Ich heiße „Gehen“, bin ein gutes Blut:
Geſchwind und flink ſtets auf den Beinen,
Dem „Kommen“ iſt man oft nicht halb ſo gut,
Als eben mir und all' den Meinen
Und will man mir noch manche Sylben ſchenken,
Dann mach' ich viel zu ſchaffen und zu denken.

Kommen.

Ja, ohne mich, auf Treue und auf Ehr',
Wär' jetzt an Unterhaltung nicht zu denken;
Denn wenn kein Menſch gekommen wär',
Was ſprächen wir vor leeren Bänken?
D'rum hab' ich eine Sylbe vorgenommen,
Und trete freudig vor und heiß': „Willkommen!“

Gehen.

Auch ohne mich, auf Treue und auf Ehr',
Wär' vom Vergnügen heute nicht die Rede;
Wenn „Kunſtſinn“ hier nicht gangbar wär',
Es bliebe hier wohl leer und öde,
Und würd' ich das nicht freudig eingeſtehen,
Dann hieße man mit Recht mich ein „Vergehen!“

Kommen.

O gehe nur, du wetterwendiſch Wort,
Denn nimmer kannſt du Segen ſpenden.
Beliebter bleib' ich wahrlich immerfort,
Wie man mich drehen mag und wenden;
Das Wörtchen „unterkommen“ iſt ſtets gern geſehen,
Ein ſchrecklich Ding jedoch iſt: „untergehen!“

Gehen.

O komme nur, du heuchleriſches Wort!
Denn nimmer kannſt Du Segen ſpenden:
Beliebter bleib' ich wahrlich immerfort,
Wie man mich drehen mag und wenden;
Wer „umzugehen“ weiß, iſt herzlich aufgenommen,
Jedoch entſetzlich iſt es, „umzukommen!“

Kommen.

Wohl zu weit gehen können Manche oft,
Doch zu weit kommen kann man nicht im Leben,
Zum Zwecke gehen heißt oft falſch gehofft,
Zum Zwecke kommen kann das Herz erheben:
Fortgehen macht uns traurig oft, beklommen,
Vergnügt jedoch macht uns ein gut' Fortkommen.

Gehen.

Wie „geht's?“ das klingt zum Gruße traut und wahr,
Wie „kömmt's?“ verdrießlich klingt's und trüb;
Jemandem nahe kommen bringt Gefahr,
Jemandem nahe gehen zeigt von Liebe,
Um etwas kommen macht uns ſtets nur Wehen,
Viel angenehmer iſt's, um etwas gehen.

Kommen.

Durchkommen iſt ein Wort der Ehrlichkeit,
Durchgehen will dem Rufe nicht behagen,
Dahinterkommen, g'rad' iſt's und geſcheidt,
Doch Hintergehen will vom Böſen ſagen,
Ausgehen kann beim Gelde niemals frommen,
Ein Glück jedoch iſt's, damit auszukommen!

Gehen.

Was nützt uns das Einkommen doch fürwahr,
Wenn das Eingehen ſich nicht recht will zeigen?
Selbſt niedergehen kann die Sonne klar,
Doch niederkommen? davon laßt uns ſchweigen;
Loskommen kann aus Kerkern nur geſchehen,
Zum Jubel heißt's, nun ſoll es recht losgehen.

Kommen.

Ob dieſer Abend heut' Sie wird ergötzen,
Geſteh'n Sie ſelbſt: darauf kömmt's an?

Gehen.

Doch würden wir uns auch ſchon glücklich ſchätzen,
Würd' auch von Ihnen nur geſagt: 's geht an!

Kommen.

Muſik und Dichtkunſt klopft bei Ihrer Nachſicht an,
Sie ſollen heute ſie zuſammenkommen ſehen.

Gehen.

Wohlan, ſo thue denn ein Jeder, was er kann,
Dann hoffen wir, es ſoll auch ſchon zuſammengehen!

„Nehmen" und „Geben".

(Seitenſtück zu „Kommen" und „Gehen.")

Nehmen.

Ich heiße „Nehmen," zähle tauſend Ahnen,
Mehr als der größte Edelmann;
Im Paradieſe wehten meine Fahnen,
Schon Eva nahm den Apfel an;
D'rum habe ich die Freiheit mir genommen,
Und bin als Erſtes nun hervorgekommen.

Geben.

Mich nennt man „Geben“, ich bin Hochgeboren,
Mein Adel iſt mein eig'nes Ich:
Der Boden Deines Stammbaums geht verloren,
Der meine ſtützt auf Herzen ſich;
D'rum darf ich wohl an Deiner Seite leben,
Und habe keck mich auch hieher begeben.

Nehmen.

Du keckes Wort, kannſt Du mit mir Dich meſſen?
Wer gibt noch, wenn er nichts mehr hat?
Wo nichts iſt, wird das Geben bald vergeſſen,
Zu nehmen wird man niemals ſatt.
Wenn wir vernehmlich ſind, das wird beſtechen,
Doch traurig wär's, vergeblich hier zu ſprechen.

Geben.

Wie könnteſt „Nehmen!“ Du denn exiſtiren,
Wenn nicht vorerſt das Geben wär'?
Hinnehmen kann zur Freudigkeit nicht führen,
Hingeben zeigt vom Glücke ſehr.
Vernehmen, das verbittert oft das Leben,
Die ſchönſte That jedoch iſt: — das „Vergeben.“

Nehmen.

Vergib alſo, daß ich Dich böſe ſchelte,
Und nimm es wohlgemeint ſo hin,
Aufgeben zeigt von Wankelmuth und Kälte,
Aufnehmen zeigt von tapf'rem Sinn;
In dem Begeben liegt oft Spott zu Tadel,
Doch im Benehmen liegt der Seelenadel.

Geben.

Nun denn: abnehmen bei den Dingen allen,
Macht angenehm das Leben nicht;
Jedoch: abgeben laß ich mir gefallen,
Weil das vom Ueberfluße ſpricht;
Mitnehmen will nicht immer wohl behagen,
Mitgeben wird kein Bräutigam beklagen.

Nehmen.

So ſchweig', Du Wort voll Trug in jedem Stücke,
Du gleißneriſche Schlangenbruſt!
Angeben iſt ein Wort voll Heuchlertücke,
Annehmen ſchaffet Götterluſt;
Eingeben wird von Satan vorgenommen;
Doch nur von Engeln wird man eingenommen.

Geben.

So ſchweige Du, Du Wort voll Eigenliebe,
Du eingefleiſchter Egoiſt!
Das Herausnehmen ſpricht vom ſchlechten Triebe,
Das Herausgeben edler iſt;
Nachnehmen ſpricht von gierigem Gemüthe,
Nachgeben ſpricht von Kopf und Herzensgüte.

Nehmen.

Und nun, mein Freund, zugeben muß der Schwache,
Weil er der Letzte ſtets im Brett,
Jedoch zunehmen, das iſt meine Sache,
Dabei wird man doch dick und fett!
Ausgeben, wie fatal iſt die Geſchichte,
Ausnehmen, das bringt wahrlich beſſ're Früchte!

Geben.

O, o, mein Freund! nur nicht ſo aufgeblaſen,
Nur ohne alle Leidenſchaft!
Vornehmen können ſich auch alte Baſen,
Vorgeben zeigt von Männerkraft!
Wegnehmen, das kann auch der dumme Wilde.
Weggeben iſt die Frucht der Herzensmilde.

Nehmen.

Doch, Freund, wir wollen lieber uns vereinen,
Wir ſind ja beide nah' verwandt;
Man ſieht ja ſtets beiſammen uns erſcheinen,
Die rechte und die linke Hand;
Und heute g'rad' will ich mich gern bequemen,
Daß heute geben ſüßer iſt, als nehmen.

Geben.

Doch ſüß iſt's auch, zu nehmen ſonder Ende,
Wo rings das edle Mitleid ſpricht,
Annehmlich doppelt wird die milde Spende,
Bemüht man ſich vergebens nicht;
Wo Fürſt und Volk (jedes Herz) von Mildigkeit entglommen,
Wird ſtets bei ſolchem Werk Viel eingenommen.

Nehmen (zum Publikum).

D'rum nehm' ich mir ein Herz und ſprech mit Beben
Den Dank für Ihre Großmuth aus.

Geben (ebenſo).

Demſelben Hochgefühl bin ich ergeben,
Erblicke ich das volle Haus;

Beide
(indem ſie ſich die Hände geben).
So wollen wir zuſamm' uns nehmen alle,
Daß, was zuſamm' wir geben, auch gefalle.

Männlich und Weiblich.

(Mann und Frau ſitzen in zwei Winkeln des Zimmers.)

Der Mann.

Was weiblich iſt und Weibernamen trägt,
Iſt falſch und Falſches auch im Buſen hegt!
Das iſt ja klar und leicht beſchreiblich:
Die Falſchheit heißt's, denn ſie iſt weiblich.

Die Frau.

Was männlich iſt und Männernamen trägt,
Nur arges ſtets im rauhen Buſen hegt!
Das iſt ja klar, und unverkenntlich:
Der Argwohn heißt's, und der iſt männlich.

Der Mann.

Ein Weib, und wenn es zehn Mal ſchwört,
Hat immer doch den Mann bethört;
An Vielen hängt ſie, glaubet mir:
Die Untreu' heißt's, das ſpricht dafür!

Die Frau.

Ein Mann, und wenn er zehn Mal flucht,
Laßt doch kein Mädchen unverſucht,

Gewechſelt muß es immer ſein:
Der Wechſel heißt's; — wer ſpricht hier: Nein?

Der Mann.

Ein Weib, das bleibt ſich niemals gleich,
Iſt täuſchend wie das Wetterreich
Und lacht und weint zum Zeitvertreib:
Die Laune iſt wohl auch ein Weib?

Die Frau.

Verdrüßlich iſt der Mann im Haus
Und zieht die Stirne finſter kraus,
Er brummt, wo er nur immer kann:
Der Unmuth iſt wohl auch ein Mann?

Der Mann.

Iſt ein Geheimniß wo verſteckt,
Das Weibchen d'rein ihr Näschen ſteckt,
Sie horcht und ſpäh't und forſchet ſchlau:
Die Neugier heißt's, man kennt die Frau!

Die Frau.

Zu Allem, was man ſpricht und denkt,
Ganz naſeweis der Mann ſich drängt
Und ſchlägt ſich oft die Stirne an:
Der Vorwitz heißt's, man kennt den Mann!

Der Mann.

Und was das Weib nicht All's verthut,
Bald einen Shawl, bald einen Hut!
Was wendet ſie an Putz und Zier?
Die Mode iſt ein weiblich Thier!

Die Frau.

Und was der Mann nicht All's verpraßt
Und zecht und trinkt mit ſeinem Gaſt,
Trinkt Wein und Punſch und Bairiſchbier:
Der Trunk iſt ganz ein männlich Thier!

Der Mann.

Die Flittertage ſind verrauſcht,
Das Weibchen nun auf Zank nur lauſcht;
In Weibsgeſtalt ſieht dann der Mann
Die Hölle in der Nähe an!

Die Frau.

Die Flittertage ſind vorbei,
Das Männchen wird nun wild und ſcheu;
In Mannsgeſtalt geht dann dem Weib
Der Teufel ſelber auf den Leib!

Der Mann
(näher rückend und einlenkend).

Zwar wird beim Weib, man muß geſteh'n,
Und weiblich oft auch das geſeh'n,
Was zart und hold ins Leben ſcheint:
Die Schönheit ſagt, wie ich's gemeint.

Die Frau
(auch näher rückend).

Zwar ſtellt den Mann, ich läugne nicht,
So manches Ding in ſchönes Licht,
Oft ſpricht ſich Edles männlich aus:
Der Anſtand iſt beim Mann zu Haus.

Der Mann.

Das ſchönſte Pflänzchen in der Welt,
Das Weib es in den Händen hält.
Wie heißt das Pflänzchen zart gehegt?
Die Myrthe, die die Liebe pflegt!

Die Frau.

Das beſte Reis im ganzen Land
Gedeiht nur unter Männerhand;
Wie heißt das Reis, ſo fruchtbeſchwert?
Der Lorbeer, den der Ruhm genährt!

Der Mann
(aufſtehend und zu ihr hintretend).

Doch der Gefühle Hochgefühl
Dem Weiblichen zu Theile fiel,
(vor ihr hinknieend)
Zu Deinen Füßen zieht es mich:
An die Verſöhnung mahn' ich Dich!

Die Frau
(ihn aufhebend).

Du ſchließeſt mir den Mund recht ſchlau,
Das letzte Wort hat doch die Frau;
Und daß der Mann es dulden muß,
(indem ſie ihn küßt)
Beweiſet der Verſöhnungskuß.

Die Maus, die Ratte und des Nachbars Frau.

Am Weihnachtsabend ſaß, wie immer,
Im ſchön erhellten Feſttagszimmer
Herr Jobſt ſchon manche traute Stunde
Bei ſeinem ſchönen Weibchen Gunde.
Bereitet lag in allen Ehren,
Was Chriſt dem Söhnchen will beſcheeren,
Bei Scherz und Spiel — wer ſollt's nicht glauben,
Auch unter manchem Küſſerauben,
Beim Nüſſeſpiel und Pfänderholen
Entfloh die Zeit auf leichten Sohlen.
Da raſchelt etwas durch die Stube,
Und eine Maus ſchlüpft in die Grube.
„Ach, Weibchen, ſieh' die Maus nur an!“
„Nein, eine Ratte, lieber Mann!“
„Nein, eine Maus, da hilft kein Sträuben!“
„O, bei der Ratte muß es bleiben!“
Und „Maus“ und „Ratte“ hört man ſchreien.
„Ha!“ rief der Mann, „das ſoll Dich reuen!“
Er nimmt den Stock und zeigt ihr klar,
Daß eine Maus im Zimmer war.
Nun der Beweis bracht' es in's Reine,
Und, bald verſöhnt bei Spiel und Weine,
Verlebte zärtlich dann das Pärchen
Ein bald durchküßtes Ehejährchen,
Und ſaß nach Jahr und Tag, wie immer,
Am Weihnachtsabend traut im Zimmer.
Daneben wohnt' ein Ehepaar,
Das kurz vorher in dieſem Jahr

Von Moſes Jüngern weggegangen,
Die heil'ge Taufe hat empfangen,
Und, Neuling noch in Cer'monien,
Den heil'gen Abend will vollziehen.
Da ſpricht der Mann zum Weibelein:
„Beim Nachbar ſchau' ins Fenſter 'nein,
Und was Du ſiehſt, bericht' mir treu,
Damit ich weiß, was thunlich ſei."
Geſagt, gethan! und durch die Ritzen
Das Weib ſieht unſer Pärchen ſitzen,
Und in dem Pfänderſpiel, dem loſen,
Sieht man ſie wieder ſcherzen, koſen;
Und neckend fliegt von ſeinem Munde
Die Frage hin zum Weibchen Gunde:
„Und denkſt Du noch, doch denk's nicht ſchief,
Wie jetzt ein Jahr die Maus hier lief?"
„Was? eine Maus? Da ſeht mir doch!
'Ne Ratte war's, ich ſeh' ſie noch!"
„Nein, eine Maus, da hilft kein Sträuben!"
„Nein, bei der Ratte muß es bleiben!"
Und „Maus" und „Ratte" hört man ſchreien.
„Ha!" rief der Mann, „das ſoll dich reuen!"
Er nimmt den Stock und zeigt ihr klar,
Daß eine Maus lief jetzt ein Jahr.
Und wie den Stock juſt auf er blaut,
Des Nachbars Frau durch's Fenſter ſchaut,
Und denkt zu ihrer Herzenspein,
Das muß wohl ſo Gebrauch hier ſein!
Sie ſteigt betrübt vom Fenſter nieder,
Dem Manne ſagt kein Wort ſie wieder.
„Beim Nachbar, Weibchen! was geſchieht?"
Das Weibchen ſtumm zur Erde ſieht,
„Wie iſt, mein Kind, die Cer'monie?"
Stets ſtumm und ſprachlos bleibet ſie.

„So ſprich doch, Weib! was ficht Dich an?
Was thut denn jetzt mein Nachbarsmann?"
Das Weibchen trüb' auf's Mieder ſieht,
Er bittet, fleht, er droht, er ſprüht;
Doch gar nichts ſie zum Reden bringt,
Bis nach dem Stock er wüthend ſpringt
Und wie der Nachbar es begann
Da fragt ſie endlich: „Lieber Mann!
Wenn den Gebrauch Du ſchon gekannt,
Was haſt zum Fenſter mich geſandt?"

Die guten und die ſchlechten Freier.

Sophie.

Ach, leider muß man wohl einmal
Sich einen Mann doch nehmen!
Ihr Mädchen alle hier im Saal,
Braucht d'rob Euch nicht zu ſchämen!
Wer je ein Mädchen war,
Dem iſt es klar.

Louiſe.

Doch ſollt Ihr fortan nicht ſo blind
Mehr unter Männern wählen;
Denn wahrlich, heut zu Tage ſind
Die guten leicht zu zählen:
Dem jetzt den Stab mein Liebchen bricht,
Den nehmet nicht!

Sophie.

Gibt meine Schweſter Zeichen Euch,
Die Böſen zu vermeiden,
Lehr' ich die Guten alſogleich
Von ihnen unterſcheiden;
Rühm' ich Euch einen an,
Den nehmt zum Mann!

Louiſe.

Sieht Euch ein Mann zum erſten Mal
Und ſpricht ſchon von Gefühlen,
Von Himmelsluſt und Höllenqual,
Von Kopf- und Bruſtzerwühlen;
Dem 's Herz ſogleich zerbricht:
Den nehmet nicht!

Sophie.

Doch kann dem Jüngling, der Euch ſieht,
Kein Wort vom Munde rücken,
Wenn er voll Scheu zurück ſich zieht,
Und ſieht mit halben Blicken
Euch nur verſtohlen an:
Den nehmt zum Mann!

Louiſe.

Wer immer vor dem Spiegel ſteht,
Den Leib zuſammenſchnüret,
Wie in die Uniform genäht,
Ein Modenbild formiret,
Wer von Pomaden riecht:
Den nehmet nicht!

Sophie.

Doch der mit Putz die Zeit nicht füllt,
Geht nur in ſimplem Rocke,
Der nicht ein alt Familienbild
Und auch nicht eine Docke,
Stets hält die Mittelbahn:
Den nehmt zum Mann!

Louiſe.

Wer ſtets des Wortes ſüßen Brei
Will aus Romanen ſchneiden,
Wer Euch umſauſt mit Schwärmerei
Aus weiland Werthers Leiden,
Wer als Souffleur nur ſpricht:
Den nehmet nicht!

Sophie.

Doch der Euch heute nicht citirt,
Was geſtern er geleſen,
Wie er auch immer abonnirt
Auf Klaſſiker geweſen;
Der ſchweigt und doch was kann:
Den nehmt zum Mann!

Louiſe.

Der bei dem Eintritt ins Parquet
Gleich in den Logen ſuchet,
Das Schöpfchen ſtreicht ſich wundernett,
„Wie leer iſt's hier!“ (an die Stirne fahrend) —
dann fluchet,
Der mit Lorgnetten ficht:
Den nehmet nicht!

Sophie.

Doch wer blos auf die Bühne ſchaut,
Und nicht in die Couliſſe,
Der an dem Inhalt ſich erbaut,
Und nicht an der Actrice,
Der nie zu klatſchen erſt begann:
Den nehmt zum Mann!

Louise.

Wer das Concert blos frequentirt,
Um auf und ab zu wandern,
Die Damenfronte defilirt,
Von einer zu der andern,
Zu Jeder mit den Augen ſpricht:
Den nehmet nicht!

Sophie.

Doch wer blos ſingen hören will,
Nicht kommt der Säng'rin halber,
Kaum wiſſend, ob ihr Hut mit Tüll,
Ein lichter oder falber;
Der niemals im Applaus zerrann:
Den nehmt zum Mann!

Louise.

Der, wenn er wirbt um Eure Hand,
Ganz ſüßlich für Euch lebet
Und oft ſelbſt Euren Unverſtand
Zum Himmel hoch erhebet;
Der Saus und Braus verſpricht:
Den nehmet nicht!

Sophie.

Doch der nicht prahlt, wenn er Euch freit,
Nicht gold'ne Berg' Euch pinſelt,
Und wenn Ihr oft voll Launen ſeid,
Nicht duldſam vor Euch winſelt,
Der Euch ſtraft dann und wann:
Den nehmt zum Mann!

Louiſe.

Nun, Mädchen, könnt Ihr wohl einmal
Nach dieſem Lied Euch richten;
Doch alle Männer hier im Saal
Wird's ſchwerlich ſich verpflichten.
Der nicht klatſcht, weil's ihn ſticht:
Den nehmet nicht!

Sophie.

Doch jeder Mann, der nach dem Lied
Darf kühn um Mädchen freien,
Wird ungetroffen im Gemüth
Mir ſeinen Beifall weihen;
Wer jetzt brav klatſchen kann:
Den nehmt zum Mann!

Ehe-Whiſt und Liebe-Boſton.

Boston.

Das ganze Leben bis zum Grab
Hat Kartenſpielmanieren,
Das Schickſal hebt die Karten ab,
Der Zufall muß meliren;
Dem Glücklichen jed' Spiel geräth,
Wer Unglück hat, iſt immer — bête!

Whist.

Zum Einſatz nehmen wir die Zeit
Und können's kaum erwarten,
An unſ'rer Seite ſitzt der Neid,
Und ſchaut uns in die Karten;
Und immerfort legt Jedermann
Die Hoffnungen als Marken an!

Boston.

Die Liebe fängt wie Boſton an,
Nach meiner Ueberzeugung,
Da wählet und begleitet man
Nach bloßer Herzensneigung;
Wer uns recht nah' am Herzen iſt,
Dem ſind wir immer gerne Whiſt!

Whist.

Die Ehe iſt das Whiſtſpiel ganz,
Da kann man nicht mehr wählen:
Man muß nun ſchon den ganzen Tanz
Auf ſeinen Partner zählen;

Beſtimmt auch ſtets iſt die Partie,
Man ſpielt zuſamm' und paſſet nie!

Boston.

D'rum in der Ehe ſicherlich
Viel Spiele nicht geriethen,
Doch, wie bei Boſton, kann man ſich
In Liebe überbieten;
Bei beiden gibt es keinen Scherz,
Und jeder Stich geht an das Herz.

Whist.

Im Whiſt und in der Ehe oft
Verfolgt das Spiel der Dritte;
Ach, es entdeckt ſich unverhofft
Spät eine falſch' Invite,
Man invitirt oft ſelbſt auf Coeur,
Doch unſer Aid' hat keines mehr!

Boston.

Wie Boſton fängt die Liebe an,
Man muß ſogleich blockiren,
Wenn vis-à-vis die Tour begann,
Das Spiel ſein prämeliren;
Die Stiche gibt uns Cupido,
Man ſpielet keck — grandissimo!

Whist.

Man hat bei Whiſt und Ehe auch
Vom Gegenſpiel zu leiden;
Die Hinterhand — ſo iſt es Brauch —
Kann nie der Mann vermeiden,
Die Frau macht immer die à tout,
Der Mann jedoch gibt ſtets nur zu.

Boston.

In Lieb' und Boſton wird auch ſein
Nur auf den Rock geſehen,
Sind Bub' und Dame ganz allein,
So iſt's um ihn geſchehen;
Doch iſt die Dame Singleton,
So fällt ſie mit dem Aſſe ſchon.

Whist.

In Whiſt und auch im Eheſtand
Wird's Spiel maskirt getrieben;
Man glaubt, die Dame ſei zur Hand,
Und find't die — böſe Sieben;
Und fordert man nach ſeinem Sinn,
Iſt ſtets die Frau renonce d'rin!

Boston.

In Lieb' und Boſton ſoll man nicht
Vergebens ſich forciren,
Und wenn es uns an Trumpf gebricht,
So muß man's ſein couvriren;
Doch hat man die honneurs en main,
Gewinnt man ſeinen Souverain.

Whist.

Es iſt gewiß, daß ich mit Recht
Die Ehe Whiſtſpiel nenne;
Doch unſer jetziges Geſchlecht,
Das ſpielt es mit Cayenne;
Man weiß oft kaum noch, wenn und wie,
Gewinnt, verliert man die Partie!

Boston.

In Lieb' und Boſton, wie geſagt,
Muß man auf Pfiffe ſinnen,
Bei Lieb' und Karten friſch gewagt,
Macht immer es gewinnen;
Doch fehlt Figur, dann iſt es ſchwer,
Man ſpielt dann immer grand' misère!

Whist.

Ganz iſt Cayenne — Whiſt die Eh'
Das iſt ja leicht zu faſſen;
Der Frau muß man mit innerm Weh
Sein Spielchen überlaſſen,
Die macht dann oft ſehr ſchlecht Couleur,
Der Mann verliert d'rob die Honneur!

Boston.

Was ſüß bei Lieb' und Boſton iſt,
Der Wechſel iſt es eben.

Whist.

Die Ehe iſt ein feſtes Whiſt,
Der Robber für das Leben!

Boston.

Doch bleibt, wer nie ein Herz bezwang,
Misère-général' ſein Lebelang.

Whist.

Der Hageſtolz, der ſtets allein,
Wird endlich ganz groß Schlemm doch ſein.

Beide.

Wer Lieb' und Eh' vereinigt ſah,
Gewinnt das Spiel: Concordia!

„Na!"

(Ein einſylbiger Roman.)

Man glaubt gewöhnlich ſo im Leben,
Es käm' nur auf die Größe an;
Ich aber will ein Beiſpiel geben,
Daß oft das Kleinſte groß ſein kann.

Das Wörtchen „Na", man ſollte meinen,
Von keinerlei Bedeutung ſpricht's,
Mit einer Sylbe zu erſcheinen,
Das iſt ſo gut ja wie ein Nichts;
Da kann man größ're Worte haben:
Der „Federmeſſer-Fabrikant",
Der „Feſtungs-Mauer-Waſſergraben",
Der „Pulvermagazinen-Brand"
Und noch mehr Worte ſo dergleichen,
Die wie Gebirge ſtehen da;
Und doch ſind ſie nicht zu vergleichen
Mit dem ganz winz'gen Wörtchen „Na!"

„Na!" ſagen Sie ſchon ungeduldig,
„Kömmt aber der Beweis noch nicht?"
„Na! nur Geduld, ich bin nicht ſchuldig,
Der Dichter ſchrieb ſo dies Gedicht",

Im Wörtchen „Na“ liegt Lieb' und Schmollen,
Auch Vorwurf, Trotz und Schelmerei;
Verſöhnung, Neigung, Luſt und Grollen,
Coketterie und Neckerei.

Nanette und die Tante ſticken,
Nanette ſchaut durch's Fenſterglas;
„Na!“ brummt die Tante, „welche Blicke!
Du Ungezog'ne! ſchickt ſich das?“ —
„Na!“ ſagt das Nichtchen, „welch' Vergehen,
Als ob das eine Sünde wär'!“
Doch nicht umſonſt hat ſie geſehen,
Denn ihr Geliebter kömmt daher;
„Wie kömmt er ſpät! Das ſoll er büßen!“
Schon wetterleuchtet ihr Geſicht.
Er ſtürzt herein zu ihren Füßen;
„Na!“ ſchmält ſie, „ziere Dich nur nicht!
Wo Du geblieben, bleib' auch künftig,
Ich hab' Dich wahrlich nicht vermißt!“
„Na!“ fleht er, „Nettchen, ſei vernünftig,
Ich weiß nicht, wie Du heute biſt.“ —

„Na!“ ſchmollt ſie, „hat ſich was zu wiſſen,
Wenn der Patron bei Andern bleibt.“
„Na!“ ruft die Tant' vom Nähekiſſen,
„Wer weiß, wo der herum ſich treibt!“ —
„Na, na!“ ſagt er, „herumgetrieben?“
Wo ſie nicht iſt, hab' ich nicht Ruh'.“
Sie blinzelt: „Na! wo biſt geblieben?
So ſprich, ich höre Dir ja zu.“ —
— „Ich bring' Dir etwas, rath' Nanette!“ — —
„Du? na! das wird was Rares ſein;“
— „Na, ſchau! es ſind Concertbillete,
Ich führe morgen Dich hinein.“

Dergleichen, weiß man, muß verſöhnen,
Sie lächelt ſchlau: „Na! ſo gib her!
Mein gutes Herz wird Dich verwöhnen,
Das Schmollen wird mir gar zu ſchwer.“
Er will verſöhnt ſie nun umfaſſen,
„Na!“ ruft ſie aus und kehrt ſich weg.
„Na!“ ſchmeichelt er, will ſie nicht laſſen,
„Na, na!“ grollt ſie, „das iſt doch keck!“
Er will ſie dringender umfangen;
„Na! Süße!“ fleht ſein heißer Mund;
„Na denn!“ ſpricht ſie, und reicht die Wangen
Dem Glücklichen zum Liebesbund.
„Na na! was für ein Liebgekoſe?!“
Ruft nun die Tante brummend aus;
„Na! Tantchen! hier iſt eine Doſe,
Dieß Prischen iſt ein wahrer Schmaus.“
Sie bitten nun um ihren Segen
Und fleh'n: „Na, liebes Tantchen, na!“
Da ſchmunzelt ſie: „Na! meinetwegen,
Da habt Ihr Euch, ich ſage Ja!“ —
„Na endlich!“ rufen ſie voll Freude.
Das iſt doch noch ein Tantchen, na!“
„Schon gut!“ ſagt ſie, und wehret beide
Halblächelnd von ſich ab: „Na, na!“
Nun wend' ich mich an Euch hier Alle,
Und frage: „Na! hab' ich nicht Recht! —
Wenn's auch zum Beſten nicht gefalle,
Heißt's doch wohl: „Na! es iſt nicht ſchlecht:“

Der Tod und ſein Weib.

(Ein Schwank.)

Der Tod verklagte einſt vor Jovis Thron,
Wie folgt, den weiſen König Salomon:
„Herr! dieſer weiſe König ſprach,
Und Narren, Weiſe ſagen's nach:
„„Ein böſes Weib iſt ärger als der Tod!““
Wird irgend Jemand nun von mir bedroht,
So lacht er mich noch höhniſch aus,
Es heißet nur von Haus zu Haus:
„Was droht der arme Wicht denn noch?
Ein böſes Weib iſt ärger doch!“
  Als d'rauf der Tod voll Ingrimm ſchweigt,
Spricht Salomon, das Knie gebeugt:
„Befiehl o Herr! daß er im Menſchenleib
Auf Erden frei, ein Eheweib,
Und nennt er meinen Spruch noch dann bizarr,
Dann iſt der König Salomon ein Narr.“
Und Jupiter, dem manche Erdenmaid
In's Götterauge Sand geſtreut.
Sein „fiat“ ſpricht. — Der Tod auch alſobald
Zur Erde ſteigt in Mannsgeſtalt,
Schulmeiſter gleich friſirt den Kopf,
Im rothen Rock und langen Zopf,
Und holte gleich im erſten Ort
Der Wand'rung eine Witwe fort,
Die kürzlich erſt ins Paradies
Den ſechsten Mann ſpazieren ließ.
  Nachdem ſie ihrem Veit und Max,
Dem Hinz und Kunz, dem Pold und Stax

Die Leichenred' erbaulich hielt
Und ihn dabei recht angeſchielt,
Ging munter das verliebte Paar,
Zum Pfarrer hin und zum Altar.
Doch da erkannt der Gottesknecht
An dürrer Hand den ſchlauen Hecht,
Und rufet ihn in's Kämmerlein:
„Herr! wollt Ihr hier getraut nun ſein,
Verſprecht mir, daß, wenn einſt mein Stündlein ſchlagt,
Ihr die Geſtalt als Tod noch tragt:
Schulmeiſter gleich friſirt den Kopf,
Mit rothem Rock und langem Zopf!“

Der Tod verſpricht's und alſogleich
Steht unſer Paar in Hymens Reich.
Da leben ſie auch kurze Zeit
In Frieden und in Einigkeit;
Er würzet ihr die liebe Eh'
Mit wenig Zank und viel Caffee;
Doch, kann ein Weib ſtets freundlich ſein?
Die Weltgeſchichte ſpricht hier: Nein!

Bald hört er, wie bei ſtiller Nacht
Ein ſanft Gebet ſein Weib vollbracht:
„O komm, Du freundlich lieber Tod,
Befreie mich von meiner Noth!“
Daß ſolch' Gebet verdrießlich macht,
Wird keinem Manne je verdacht.

Bald ſtellte ſich nach Sonnenſchein
Ein Handgemeng', ein Plänkeln ein,
Vom Plänkeln kam's zum Fauſtgefecht,
Und Sieger blieb — das ſchwach' Geſchlecht.
Schulmeiſters ſchönen Lockenzopf
Begoß ein heißer Suppentopf,

Bald ward ſein rothes Feſttagskleid
Von Mehlgeſchirren überſchneit.
So, daß der Tod bald lendenlahm
Auf immer heilſam Reisaus nahm.
Er ließ auch dann der Jährchen zehn
Nichts hören von ſich und nichts ſeh'n.
Da wird vom Pfarrer ſie beſchickt,
Den ſchon das Sterbeſtündchen drückt,
Der ſchwach und leiſe ſpricht zu ihr:
„Ach, gute Marthe, bleibt bei mir,
Verſprecht mir, daß, bis ich erbleicht,
Ihr nimmermehr vom Bette weicht!
Dafür ſollt Ihr auch ganz allein
Nach meinem Tod' mein Erbe ſein.“
Die Marthe, willig und bereit,
Pflanzt ſich ans Bett commod' und breit,
Den Fliegenſcheucher in der Hand,
Wie auf dem Poſten ein Sergeant.
Da naht der Tod ſich alſobald,
Wie er verſprach, in Mannsgeſtalt:
Schulmeiſter gleich friſirt den Kopf,
Im rothen Rock und langen Zopf.
Und als er ſo in dieſer Tracht
Beim Pfarrer ſtill die Thür aufmacht,
Erkennt Frau Marthe ihren Mann
Und fängt zu lärmen wüthend an,
Indem ſie faßt ihn am Genick:
„Ha! hab' ich Dich, Du Galgenſtrick?“
Und „tauſend Wetter Element“
Begleiten dieſes Compliment.
Da huſcht der Tod zur Thür hinaus
Und denkt, ſie geht wohl bald nach Haus!
Und tritt nach einem Stündchen ſein
Beherzt bei ſeinem Opfer ein,

Da fliegt an Kopf ihm allzumal
Der Spucknapf und die Suppenſchaal'.
Der Tod entflieht zu Jovis Thron!
Und ruft: „O recht ſprach Salomon,
Ich trau mich nicht an Pfarrers Leib,
Denn an dem Bette ſitzt mein Weib!
Doch, daß ich bald das Ende ſchau,
Hol' ich als Tod erſt meine Frau!"
Wie man vernimmt, hat ſeit der Zeit
Der Tod auch nimmermehr gefreit;
Doch, daß er einſt ein Eh'mann war,
Zeigt ſein Gerippe hell und klar.

Frauenherz und Eiſenbahn.

Ein Frauenherz und eine Eiſenbahn, ſie gleichen
Sich alle beid' faſt auf das Haar;
Wer ſo mit beiden fährt, iſt gar nicht mehr ſein eigen
Der fremden Macht gehört er ganz und gar,
Den eig'nen Willen muß man ganz vergeſſen,
Iſt man auf beiden einmal — aufgeſeſſen

Bevor man ſo ein Frauenherz befahren,
Da geht's mit ſeinen Actien Halloh!
Doch fängt man endlich an, darauf zu fahren,
So fahr'n die Actien zurück: o ho!
Trotz Paſſagier und allem Larifari
Steh'n doch die Herzensactien niemals — pari!

Ein Frauenherz geht vorwärts, ungezügelt,
Es trotzt der Zeit, dem Elementenkampf,
Und die geheime Kraft, die ſeinen Lauf beflügelt,
Iſt, wie bei einer Eiſenbahn: — der Dampf,
Will es geſchwinder noch in ſeinem Lauf von dannen,
Braucht's einen Hansdampf nur noch vorzuſpannen.

Ja, mit dem Hansdampf iſt gar nicht zu ſcherzen,
Er ſchnaubt und pfeift in ſeiner Seele tief,
Und ſchleppt oft ſechzehn leere Frauenherzen
Gleich fort mit ſich, wie ein Locomotiv,
Und iſt das Frauenherz nicht weit geſcheidter,
So kommt mit lauter Pfiff er immer weiter.

Ein Frauenherz weiß ſeine Fahrt ſchon zu belohnen,
Macht bei dem Hauptziel manchen Nebenſchritt,
Es macht gar oft ſo — Zwiſchenſtationen —
Und nimmt noch nebenbei ſo Manchen mit,
Und mit der Zeit, ſo will's bisweilen uns gemahnen,
Baut ſich das Frauenherz auch — Flügelbahnen.

Die Billetdoux zur Fahrt bekömmt man durch die Caſſe,
Sie ſpielen alle Farben: gelb und grau und grün.
Wer mehr bezahlt, bekömmt die erſte Claſſe,
Doch deshalb fahren ſie nicht beſſer d'rin.
Und wollt Ihr in die Frauenherzen ſchauen,
So ſitzen in der dritten Claſſ' — die Grauen.

Hat man das Frauenherz verſäumt nur die Sekunde,
So geht es ab; da hilft kein Raſen, Schrei'n;
Doch laufe man nicht nach, man warte eine Stunde,
Dann kömmt's zurück und ladet ein:

Oft ſagt's: „Ich fahre ab!“ und wartet doch noch häufig,
Im Techniſchen heißt das: „Der Zug geht ſo beiläufig!“

Jedoch man muß geſteh'n, Sie werden ſchon erlauben,
Die Frauenherzen ſind ſehr frequentirt;
Man braucht ſich nach der Fahrt nicht abzuſtauben,
Beſonders ſchnell wird man da expedirt;
Im Gegentheil, man hat kaum Platz genommen,
So ruft man ſchon: „Ach Gott, wie bin ich angekommen!“

(Zum Publikum.)

Nicht wahr, jetzt lachen Sie wohl, meine Herren,
Weil es den Frauen gilt, ich ſelber ſag',
Ich bitte Sie, zu viel ſich nicht darauf zu ſperren,
Wer weiß, was von dem Mann zu ſagen ich vermag!
Ach! Sie erſchrecken? Gut! ich laſſe Gnad' ergehen,
Jedoch, geborgt iſt nicht geſchenkt — auf Wiederſehen! (Ab.)

(Beim Hervorrufen.)

Wie! Hör ich recht? Ich ſoll noch einmal kommen,
Sie fürchten meine letzten Worte nicht?
Wohlan! Zuerſt ſchön' Dank! (verneigt ſich) und nun hab' ich mir vorgenommen
— Und wie gerufen kömmt mir die Geſchicht' —
Ich rede jetzt, und drohte mir auch Köpfung,
Vom Mannesherzen, vom Wauwau der Schöpfung.

Ein Männerherz — darauf muß ich mich ſpreitzen,
Ein Männerherz iſt gleich der Eiſenbahn,
Man muß das Männerherz beſtändig heizen,
Und alle Augenblicke ſchnaubt es grob uns an,
Und nöthig ſind ihm oft die böſen Zangen,
Denn ſonſt iſt gleich ſein Feuer ausgegangen.

Ein Männerherz iſt ein Waggon, ein breiter,
Man rückt da dutzendweiſe nur heran,
Wahr iſt's, man kömmt damit wohl immer weiter,
Denn ſo ein Männerherz — das hält nicht an —!
Und mit dem Billetdoux geht's zu! ich wette,
Auch ohne Platz vergibt es noch Billete.

Ja, ſolch' ein Männerherz hat Vorzug, unverhohlen,
Noch vor der Eiſenbahn wohl irgendwo,
Man braucht kein Holz, braucht keine Kohlen,
Ein Männerherz, das heizt man auch mit — Stroh.
Kurzum, es gleicht der Eiſenbahn in allen Arten,
Denn, wenn man will, macht es auch — Extrafahrten.

(Zum Publikum.)

Iſt's wahr? Hab' ich nicht recht? Was ſagt mir Ihre Miene?
Ich weiß, Sie nehmen mir den Scherz nicht ſchief!
Ich, ich kann nichts dafür, ich bin blos die Maſchine,
Der Dichter, von dem's ſtammt, iſt die Locomotiv'!
Sind Sie, Verehrteſte, mit mir nicht gut gefahren,
Soll die Locomotiv' von mir es ſchon erfahren.

„Singe, wem Geſang gegeben!“

(Eine declam. Geſangs-Etude.)

„Singe, wem Geſang gegeben!“
Heißt ein deutſches Dichterwort,
Und ſo ſingt denn Alles eben
Auf Spektakel und auf Mord.
Denn es ſingen nicht nur jene,
Denen Sang gegeben war,
Nicht nur Nachtigallen, Schwäne,
Nicht allein der Lerchen Schaar;
Singen kann man Alles ſehen, —
Hören aber nicht, fürwahr —
Gänſe, Enten, Raben, Krähen,
Wiedehopf und Kaſuar.
Denn in unſern Singvereinen
Singen Kinder ſchon Tenor;
Wenn Papa hat die Valuta
Auf der Börſe zugeſetzt,
Wird die Tochter assoluta
Auf's Theater 'naufgeſetzt;
Wenn der Mann die Frau verlaſſen,
Weil er keine Stimm' im Haus,
Rächt er ſich an allen Claſſen,
Schreit ſich in der Oper aus.
Ach ja! Wahr iſt's! Das ſind Wonnen!
Wenn man bei der Oper iſt.
Ach ja! Zu den Primadonnen
Hatt' ich ſtets ein groß' Gelüſt.

Beifall hört man nur in Opern,
Und ſie ſtöhnen: „Ach!“ — „Charmant!“ —
Und die Männer ſchlagen Knoppern
Sich vor Jubel an der Hand;
Und die Frauen zucken, nicken
Mit den Köpfchen ohne Ruh';
Senken's, heben's mit Verzücken
Wie ein kranker Kakadu.
Iſt die Stimme ganz rebelliſch,
Kann man ſingen gar kein Stück,
Reiſ't man fort und macht ſich wälſch,
Kommt als Prima dann zurück.
Ach, ich brächte gern ein Opfer,
Gäb' das Schauſpiel gern in Kauf,
Nehmen mich die Notenſtopfer
Nur in ihre Gilde auf!
Kömmt man doch durch Goeth' und Schiller
Nicht zu Geld und Renommé;
Doch kauft man ſich für 'nen Triller
Bald ein Gut am Comer-See.
Ja, ich will's jetzt auch probiren,
Bin zu Haus ja, und allein,
Niemand kann mich recenſiren,
Ich verſuch' jetzt mein Latein.

Was ſing' ich geſchwind — von Hayden?
(Sie ſingt etwas aus der „Schöpfung“.)
Das iſt claſſiſch? — Fort damit!
Mozart? Gluck? — Von dieſen beiden?
(Sie ſingt wieder einige Noten.)
Damit macht man keinen Schnitt.
Sing' ich zum Pianoforte
Lieder, die kein Geiſt vermocht,

Man heißt's „Lieder ohne Worte“
Oder „Kerzen ohne Docht“.
Nein, ich will nicht viel riskiren,
Möglich, daß mich Jemand hört;
Will ein *Liedchen* blos probiren,
Nicht zu *ſeicht*, nicht zu gelehrt.
— Doch — ach — Gott, es iſt entſetzlich! —
Annonciren muß ich mich,
„Unwohl — heiſer — bin ich — plötzlich —“
Bitt' um Nachſicht inniglich.
(Setzt ſich und ſingt.)

(Beim Herausrufen.)
Wie? Sie haben mich gehört und applaudiren?
Ach, das muß mich freu'n, das muß mich rühren,
Und da Sie mich rufen, ſicherlich,
Hab' ich *alle Stimmen* hier für mich,
Gegen mich vielleicht nur *Eine*,
Welche? — *Meine*! —

Splitter und Balken.

(Gelegenheits-Spaß zur Declamation in halblocalem Dialect.)

Viel Richter gibt es auf der Welt,
Man nennt ſie Splitterrichter;
Wenn Jemand was ins Auge fällt,
So ſchneiden ſie Geſichter

Und ziehen gleich den Splitter aus
Und tragen ihn von Haus zu Haus,
Und fragt man ſo 'ne Fledermaus:
„Was ſind Splitter und was Balken?“
— „So ſtehen's da wie Dalken!

Ein Eh'paar ſchmollt ein Bischen g'rad',
Da kommt dazu ein Dritter,
Der trägt's dann aus, ſo früh als ſpat,
Und 's war doch nur ein Splitter.
Kommt er zu Haus zu ſeinem Weib,
Fährt ſie ihm hölliſch auf den Leib,
Daß er nit hinter'm Ofen bleib',
Und ſagen Sie auch zehn Mal: „Nein!“
Ich ſag': „Da muß ein kleiner Balken ſein!“

„Die Nachbarsleut'“, ſo ſagt zum Manne die
Frau Mahm:
„Die leben gar nit bitter,
In Wochentagen eſſen's Millirahm“;
Das iſt doch nur ein Splitter.
Ihr Mann, ein Wächter auf der Eiſenbahn,
Beacht't gar nit des Weibes Bahn,
Und ſie ißt täglich nur Faſan.
Und ſagen Sie mir zehn Mal: „Nein!“
Da d'runter maß ein Balken ſein.

„Mein Kind“, ſo ſagt das Weib zum Mann,
„Die, die da d'rüben hat an Ritter;
Denn er begleit't ſie wie 'n Galan“;
Das iſt doch nur ein Splitter.
Doch kommt er früh nach Haus, o weh!
Da ſitzen zwo auf'm Canapee,
Und diskurir'n von Wind und Schnee.

Und ſagen Sie mir zehn Mal: „Nein!“
Im Canapee da muß ein Balken ſein!

„Ich hab' kein Geld“, ſo ſagt der Mann,
„Für lauter Band und Flitter“,
Und fährt dabei die Frau recht an;
Das iſt doch nur ein Splitter.
Allein der hübſchen Gouvernant',
Der ſchenkt er oft ein Seideng'wand,
„Den Kindern z'Lieb'“, wie er's genannt.
Und ſagen Sie mir zehn Mal: „Nein!“
In dieſer Kind'slieb' muß ein Balken ſein.

Manch' Recenſent, der führt ſein Amt
So ſcharf als wie ein Schnitter,
Hat Manches ſchonungslos verdammt,
Und 's war doch nur ein Splitter.
Doch manchmal über ſchlechtes Zeug,
Da macht er einen mürben Teig
Mit Zuckerkant und Lorbeerzweig,
Und ſagen Sie mir zehn Mal: „Nein!“
Im Zucker muß ein Balken ſein.

Durch Unglück macht ein Mann Bank'rott,
Dann kommt ſogleich das G'witter;
„Er trank Champagner, lebte flott!“
Und 's war doch nur ein Splitter.
Doch ſein Caſſier, jetzt Millionär,
Ja, dem erzeugt man alle Ehr'
Und „Hochverehrter!“ hin und her;
Und ſagen Sie mir zehnmal: „Nein!“
Solch' Balken gibt es allgemein.

Das Menſchenleben anzuſchau'n,
Aus Schmerz und Luſt ein Zwitter;
Der Maibaum und der Diſtelzaun,
Sie haben Blüthen und auch Splitter.
Doch endlich kommt Freund Hain herauf,
Zieht alle Splitter aus in Hauf,
Und legt ein Bischen Erde d'rauf.
Und in dem kleinen, kleinen Schrein
Wird das der letzte Ballen ſein.

Schwimm-Lectionen auf dem Trocknen.

Das Waſſer iſt die Loſung jetzt zur Stunde,
Nur „Waſſer!“ ſchreit die ganze Welt,
In's Waſſer ſchickt man Kranke und Geſunde,
Das Waſſer koſtet jetzt das meiſte Geld;
Nicht zeitgemäß iſt es, mit Wein den Durſt zu löſchen.
Wer Zeitgeiſt hat, der trinkt jetzt mit den Fröſchen!

Der alten Heilkunſt ſchießt man eine Breſche,
Das neueſte Syſtem iſt pudelnaß,
Die Kranken werden jetzt tractirt wie Wäſche,
Die Medicin, das iſt das Waſſerfaß;
Man wird geſeift, gewalkt, geſtriegelt,
Getrocknet, eingeſchlagen und gebügelt.

Der Hoffnungsloſe ſtürzt nicht ſich ins Waſſer,
O nein, er ſtürzt das Waſſer jetzt in ſich!
Wie glücklich ſind jetzt Dichter und Verfaſſer,
Ein jeder ſagt: „Mein Gräfenberg bin ich!“

Die Heilkunſt bracht' es endlich ſchon zuwegen,
Die Leut' wie — *Waſſergurken einzulegen!*

Doch wäſſert man jetzt nicht nur Patienten,
Auch die Geſunden müſſen in das Waſſer 'nein,
Wir ſchwimmen um die Wette mit den Enten,
Wir holen ſchwimmend jeden Karpfen ein;
Geht's fort ſo und die Menſchheit wird noch älter,
So fängt man bald die Menſchen aus dem Kelter.

Ja ſchwimmen muß jetzt männlich, weiblich, ſächlich,
Der ganzen Welt geht's Waſſer ſchon zum Mund!
Es iſt curios, man iſt ſo *oberflächlich*,
Und geht trotz alledem ſo leicht zu Grund.
Ein jeder Stand in allen Erdenregionen
Nimmt jetzt in ſeinem Fach — *Schwimm-Lectionen.*

Wenn auf der Handelsbörſe wir jetzt gehen
Zur Geiſterſtunde — zwiſchen Zwölf und Ein —
Da kann man eine große Schwimmſchul' ſehen,
Da ſchwimmt und plätſchert, rudert Groß und Klein,
Und mancher kann gar nicht auf's Trockne kommen,
Das kommt daher, er hat ſich *feſtgeſchwommen!*

Sie machen Sprüng' in allerlei Geſtalten,
Und Mancher ſpringt ſo hoch faſt wie ein Haus,
Sie ſchwimmen ſtark — um oben ſich zu halten,
Doch Manchem geht gar bald der Athem aus,
Der ſpringt vom Trampolin — doch, trotz der Mühen,
Sinkt er hinab; wer wird *heraus ihn ziehen?*

Das Schauſpiel auch, man ſieht's all' Augenblicke,
Was wird es ſonſt als eine *Schwimmſchul'* ſein?

Der Herr Director hält die Kunſt am Stricke,
Doch plumpt er ſelber oft hinein,
Er rudert noch herum mit den Genoſſen,
Er kommt wohl noch heraus, doch wie begoſſen!

Die Liebe ſelbſt — es klingt faſt nicht geheuer —
Gleicht einer Schwimmſchul', das iſt ſonnenklar,
Doch die Lectionen, die ſind etwas theuer,
Und gute Schwimmer ſind unmenſchlich rar!
Die Meiſter muß man da beſonders honoriren,
Weil, ſtatt am Strick, ſie uns am Bandel führen!

Beim Lieben gibt es immer Schwimmerſcenen,
Das liebend' Herz ſchwimmt erſt in Trunkenheit,
Das liebend' Aug' ſchwimmt dann in lauter Thränen,
Das liebend' Paar, das ſchwimmt in Seligkeit;
Und iſt die Liebe bis zur Eh' gekommen,
Wird umgekehrt und gleich zurückgeſchwommen!

Das Declamiren auch iſt wie das Schwimmen,
Man fragt erſt, wie viel Grad die Dichtung hat?
In tiefer Dichtung, da läßt's gut ſich ſchwimmen,
Doch ſeichte Dichtung macht den Schwimmer matt;
Und iſt man fertig und betritt das Ufer —
So ſind die beſte Stärkung — Bravorufer. (Ab.)

Repetitions-Strophen.

Wie? Brauchen Sie noch Lectionen?
Sie lernen etwas hart, bei meiner Treu!
Die Männer wollt' ich heute ſchonen,
Allein ſie rufen mit Gewalt ihr Los herbei!

Wohlan! Verehrte Schüler! Hochgeſchätzte!
Gebt Acht auf meine Lection, es iſt die letzte!

Das erſte Tempo heißt: „Das Knie gebogen!"
Das zweite heißt: „Gefaltet fromm die Hand!"
Das dritte heißt: „In großen Bogen
Beſchreib' der Mann, was er empfand!"
Und mit dem größten Tempo wird beſchloſſen:
„Den Mund, den halte man ſtets fein geſchloſſen!"

Allein wie kurzathmig ſind doch die Liebesſchwimmer!
Es iſt, als hätte Jedermann den Dampf,
Sie ſchwimmen kaum in Lieb' ſo weit als wie ein Zimmer,
Ach, ſo bekommen ſie ſogleich den Krampf!
Die Liebes-Tempi auf der alten Amati,
Sind bei den Männern jetzt: tempi passati.

Das iſt da geweſen und das iſt noch nicht dageweſen.

Er.

Der Winter kömmt, Lawinen gehen nieder,
Im ſchweren Schlummer liegt Natur wie Blei,
„Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder",
Nur die Concerte blühen immer friſch und neu.
Die Akad'mien ſind jetzt unſre Winterroſen,
Es ſchneit Artiſten, regnet Virtuoſen,

Und Wunderkinder wiegen ſich in unſern Ohren
Von denen jetzt werden nur Trillinge geboren;
Man geht gelangweilt fort von all' dem Klimperweſen,
Und ſagt verdrüßlich: „Das iſt auch ſchon da geweſen!"

Sie.

Doch gibt's im Leben viel curioſe Dinge,
Die vormals noch nicht dageweſen ſind;
Daß ich ein Beiſpiel nur geſchwind jetzt bringe:
Die Waſſerheildoctoren, hochgeſinnt,
Die waren im Verein zuſamm'gekommen,
Ein Jeder hatt' ein Faß voll Waſſer mitgenommen,
Ganz Deutſchland horchte auf das Weltereigniß;
Ich aber ſah das große Weinverzeichniß,
Das ſie zum Waſſertrinken durchgeleſen,
Und muß geſtehen: „Das iſt noch nicht da geweſen!"

Er.

Ein neues Stück erſcheinet endlich noch nach Jahren,
Die Künſtler geben ſich die größte Müh',
Das Publikum, es ſtrömt herbei in ganzen Schaaren,
Gefüllt ſind Logen wohl, Parterr' und Galerie;
Man lacht, man hört nicht auf zu applaudiren,
Man glaubt, es müßt die Leute amüſiren,
Der Recenſent geht fort zu Wein und Schweizerkäſen,
Und ſagt nichts weiter, als: „Das iſt ſchon da geweſen!"

Sie.

Ein Stück fällt durch, und allgemeiner Tadel
Spricht laut ſich aus im Bühnenpublikum,
Die Sprache matt, der Inhalt ohne Adel,
Die Charactere flach, die Löſung dumm;

Glaubt Ihr, dem Dichter gingen endlich auf die Augen?
Er ſag' vielleicht: „Das Ding mag doch ſo viel nicht
taugen,“
Und: „Der Kritiker tadelt's nicht aus bloßem Böſen?“
Glaubt Ihr das wohl? „Nein, das iſt noch nicht da
geweſen!“

Er.

Mathilde ſitzt, wie eine Roſe blühend,
Im Abendkreiſe, ſpannend auf Ihr vis-à-vis,
Und ihr zur Seite Emil, ganz von Liebe glühend,
Und ſchwört, er lieb' allein nur ſie,
Und ſpricht: „O, wenn Sie wüßten, welch' ein ſüß' Behagen
Es iſt, ein liebend Bild im Herzen tragen!“
Doch ſie erwidert mit naivem Weſen:
„Ach! das iſt alles längſt ſchon da geweſen!“

Sie.

Sabine ſchmollt, er liegt zu ihren Füßen,
Ein Körbchen voll Geſchenke bringt er ihr;
„Vergib, mein Herz, ich will ja gerne büßen,
Aus dieſem wähl das Allerſchönſte Dir!
Denn ſolche Lieb', wie die zu Dir entbronnen,
War noch nicht da im Lauf der Weltenſonnen!“
„Ich glaub's,“ ſagt ſie, als ſie das Schönſte ausgeleſen,
„Ja, mein Geliebter, das iſt noch nicht da geweſen!“

Er.

Wenn man die Roſe einmal hat gerochen,
Wenn einmal uns entflammt die Gluth,
Wenn ein Gedicht man einmal hat geſprochen,
Wenn nur einmal man aufgehabt den Hut,
Wenn man nur einmal uns vergöttert,
Wird man auf einmal auch entblättert,

Da heißt's ſogleich von Wien bis zu den Irokeſen,
Mit einer Stimme nur: „Schon alles da geweſen!“

Sie.

Zwar Vieles war ſchon da, zum Beiſpiel Sängerinnen
Die ohne Stimme machten ſchrecklich viel Metall;
Zwar Vieles war ſchon da, zum Beiſpiel: Tänzerinnen,
An deren Wagen zog ein edler Menſchenſtall;
Jedoch, daß je ein Denker, ein Gelehrter,
Ein Dichter, war er auch ein vielbewährter,
Wär' ausgezeichnet wie die leeren Flitterweſen,
Beim Himmel! „Das iſt noch nicht da gewſen!

Er.

Es bildet, um was Großes zu vollführen,
Sich ein Verein mit Müh' und großem Fleiß
Die Sammelbögen alle circuliren,
Ein Jeder ſendet ſie in ſeinen Kreis.
Da ſitzt ein Filz, verſtehet ſich, ein reicher,
Gefüllt mit Armenſchweiß ſind ſeine Speicher,
Er nimmt den Bogen, und nachdem er ihn geleſen,
Sagt nichts er, als: „Das iſt ſchon da geweſen!“

Sie.

Man iſt jetzt wie verrückt faſt mit den Todten,
Auf Mozart und auf Haydn trinkt man Meere aus;
Von ihren Werken kauft man keine Noten,
Man kauft nur Lanner oder höchſtens Strauß.
Wir haben Steine nur für Monumente;
Daß man jedoch das kleinſte Steinchen gönnte
Zu einem Haus für den, der noch nicht iſt verweſen,
Für Einen, der da lebet — „das iſt noch nicht da geweſen!

Er.

In einer Kunſtausſtellung auf und ab zu wandern,
Iſt ein Genuß; das heißt: man thut, als ob es einer
wär';
Nur „Genreſtück!“ O Ochs und Kuh aus Flandern!
Und Beſenbinder, Bettlerkarren ſammt der Mähr',
O! hier iſt die Natur natürlicher noch, als natürlich,
So ungenirt, ſo sans façon, ſo geiſtreich unmanierlich,
Man ſchaut es an, das Mauvais genre-Weſen,
Und denkt: „Natur, du biſt zu oft ſchon da geweſen!“

Sie.

Ein Kranker liegt im Bett und weiß ſich nicht zu rathen,
Der Extrapoſten gibt's jetzt viel ins — Unterland,
Gevatter Tod hat jetzt gar viele Pathen,
Homöopathen, Hydropathen, Pathen allerhand;
Beſtimmt war ein Conſilium, ſchon kömmt der Eine,
Und fragt: „War das Conſilium nicht da um Neune?“
Der Kranke ſchöpft nun Hoffnung, zu geneſen,
Und ſagt: „Gott Lob! nein, das iſt noch nicht da
geweſen!“

(Beim Herausrufen.)

Sie ſind zufrieden, ſchlagen in die Hände,
Sag' ich: „Sie ſind zu mild.“ — Das iſt ja eben da
geweſen!“
Sie rufen uns heraus, wir kommen auch behende,
Und ſo mit Herzensluſt, als wären wir noch gar
nicht da geweſen!“

Man macht dann einen Knix, das iſt nicht zu vermeiden,
Man legt die Hand auf's Herz. Das iſt ſchon da geweſen!
Und iſt der Dichter da, zeigt man auf ihn beſcheiden;
Doch daß man's auch ſo meint, — iſt noch nie da geweſen!
Dann geben wir noch Zuwag ein'ge Zeilen,
Wie dieſe hier, und — das auch ſchon da geweſen!

Dann geh'n wir ab; doch ob wir aus dem Hauſe eilen,
Nicht noch einmal zu kommen? — Das iſt noch nicht da geweſen!

Das alte Lied von der neuen Zeit.

Mit einem Lied der Zeit ſoll ich die Worte würzen!
Die Zeit iſt gar kurios! Mir wird ganz bang!
Wenn ich verſuch', ſie jetzt hier zu verkürzen,
Wird ſie dadurch vielleicht erſt g'rad' recht lang!
Jedoch ich mach' es ſo wie and're Leut',
Wenn's nicht geräth, ſo that's der „Geiſt der Zeit“.

Der „Geiſt der Zeit!“ Ja, wer den Geiſt erfunden,
Der war gewiß ein grundgelehrter Mann;
Geht Alles ſchief, zu allen Lebensſtunden,
Man hängt die Schuld dem Geiſt der Zeit nur an;

Wenn Jemand eine Dummheit macht, vier Finger breit,
Wer hat die Dummheit dann gemacht? Der Geiſt der Zeit.

Der Geiſt der Zeit? Ei was! Es gibt gar keinen;
O, glauben Sie es mir, es iſt nicht wahr;
Die Zeit läßt keinen Geiſt erſcheinen,
Und dann der Geiſt hat keine Zeit fürwahr.
Ein Jeder denket: „Du biſt dumm und ich geſcheidt“,
Und nennet den Gedanken: „Geiſt der Zeit.“

Der Geiſt der Zeit, der iſt ein gar curioſer,
Sie malen ihn verſchieden, die Genies;
Im blauen Igel ſchildert ihn der Moſer,
Und Beranger beſchreibt ihn in Paris;
Der Holzhau'r ſelbſt, er ſpaltet keck ſein Scheit
Und ſchimpft: „So ſpaltet ſich der Geiſt der Zeit!“

Der Zeitgeiſt wirft in'n Zeitenſtrom die Kieſel,
Und glaubt, er hält den Strom der Zeit nun auf;
Allein dadurch wird laut nur ſein Gerieſel,
Er murmelt immer lauter nur in ſeinem Lauf;
Man ruft dem Strome zu: „Halt auf! Woher? Wie weit?“
Der Strom geht über; das iſt auch der Geiſt der Zeit!

Der Geiſt der Zeit hat lange ſtill gegohren,
Er lag in Schmerz, in Qual zuſamm'gekufft,
Er krümmte lange ſich, und hat geboren
Ein Zwillingspaar, ſie heißen: „Dampf und Luft“,
Der Geiſt der Zeit, das heißt: „Der Menſch im Kampf
Mit Actien auf Luft und Actien auf Dampf.“

„Die Zeit wird mir zu kurz“, ſagt bald wohl Einer,
Doch Niemand ſagt: „Zu kurz wird mir der Geiſt“;
„Der Geiſt bringt Roſen“, alſo ſagt wohl Keiner,
„Die Zeit bringt Roſen“, ſagen Alle meiſt,

Und wo der Zeit ein Geiſt die Roſen knickt,
Da hat der Geiſt der Zeit an ihnen ſich erquickt

Der ein'ge Geiſt der Zeit, das iſt die Mode,
Der Zeitgeiſt iſt nur das, was Jeder g'rade trägt,
Die Zeit allein macht Alles zur Methode,
Und Geiſt hat der, der ſich in ihr bewegt;
Der Zeitgeiſt ſagt: „Man fährt bei Jemand vor
Und ſchickt ſtatt ſich die Karte mit dem — Ohr.“

Der Geiſt verlangt, den Menſchen zu gefallen,
Die alten Häuſer einzureißen dort und hie,
Die Zeit ſagt: „Wartet, bis von ſelbſt ſie fallen,
Allein dazu ſchickt auf die Börſe ſie!“
Der Hausherr nebenan wird's wahrlich nicht verweigern,
Denn dann kann mit dem Zeitgeiſt er den Zins auch ſteigern.

Geht in das Gaſthaus man zum Mittagseſſen,
Iſt da der Zeitgeiſt als Homöopath;
Begehrt man Wein, ſo läuft der Zeitgeiſt unterdeſſen
Zum Keller ſchnell hinab als Hydropath,
Und wenn der Kellner dann die Rechnung zieht,
So iſt's der Zeitgeiſt auch, der Alles doppelt ſieht.

„Die ganze Welt ſoll ſchwimmen, auch die Frauen“,
So will's der Zeitgeiſt oder das Geſchick,
Und o, wie oft kann man ſie ſchwimmend ſchauen,
Sie kommen oftmals gar nicht los von ihrem — Strick.
Der Zeitgriſt ſpricht zum Mann: „Cigarren raucht!“
Weil zu Cigarren keinen Kopf man braucht.

Der Zeitgeiſt ſagt wohl auch: „Man declamire";
Allein mit Maß und raſch, und dann gleich fort!
Denn dauert's wiederum bis halber Viere,
So bleibt kein Hung'riger auf ſeinem Ort;
So ſpricht der Zeitgeiſt, und Sie ſchweigen? Gar kein Wort?
Verſtehe ſchon, das heißt: „Schreit' du auch mit dem Zeitgeiſt fort!"

Etuden.

„Etuden?" Ja, das Wort iſt jetzt modern, zwar nicht chineſiſch,
Nicht rococco, doch bei den Deutſchen eingeführt,
Denn erſtens iſt dies deutſche Wort — franzöſiſch,
Wir habens nicht entlehnt, gediebt, wir habens — adoptirt.
Der Deutſche hat ein Vaterherz, ein leichtgerührtes,
Hört er wo ein unglücklich Wort, er adoptirt es.

„Etuden!" Ja ein Wort, das man vor Jahren noch nicht kannte,
Ein Wort, für's Affectiren recht gemacht,
Doch „Studien!" Das Wort verſteht ja nicht die Gouvernante,
Da würden wir von ihr nur ausgelacht,
Studiren! Ach, das klingt ſo deutſch, ſo diesſeits rheiniſch,
Dann heißt es auch „geochst" auf gut Lateiniſch:

Etuden iſt das Steckenpferd jetzt aller „Iſten"
Die fühlen ſich jetzunder ganz charmirt,
Horniſten, Pianiſten, Harfeniſten, Geigeniſten
Und Alles, was das Hirn uns trepanirt;
Studiren iſt ſo ſchwer, daß man es gar nicht könnte,
Brächt' man's zu wege nicht durch Inſtrumente.

Und weil es jetzt ſo gäng' und gebe iſt im Leben,
Daß man ſtudirt im Angeſicht vom Publikum,
Genire ich mich heut' auch ganz und gar nicht eben,
Studire hier nur ein mein Künſtlerthum.
Geſchwind! 's iſt Zeit ſchon! Est periculum in mora!
Wir Frauen abſolviren blos die Humaniora!

Ich hab' ſtudirt Cothurnum, — ſo zu ſagen —
Die Stelzen von des hohen Stöckels Tragödie; —
Ich hab ſtudirt den Soccum, den ſie tragen,
Das heißt, die woll'nen Socken in der Komödie,
Die Bühnen ſind curioſe Dicaſterien,
Wer da gar nichts ſtudirt, bekommt die längſten Ferien!

Mit deutſchen Bühnen geht es wie mit alten Burgen,
Sie fallen ein, wie immer man ſie renovirt,
Tantièmen nützen nichts und Dramaturgen;
Die Dichter ſelbſt ſind ſchon zu ſtrapazirt,
Sie ſchreiben nicht für Thalien, nicht für Melpomenen,
Sie ſchreiben Rollen nur für Dieſen und für Jenen.

Ach, wär ich nicht ein Frauenzimmer und rangirte
Nach Herrn Linné zum ſchwächlichen Geſchlecht',
Ich würde Recenſent und ich tractirte
Die deutſchen Bühnen ſo, wie ich es gerne möcht' !
So aber, da die eine Bühne täglich nur wird ſchlimmer,
Probir' ich's mit „Local." — „Es thut's halt nimmer!"

„Local-Etuden!“ O wie oft ſtudirt nicht eine ſchöne Dame
So auf ein Hochdeutſch, ſieben Stockwerk hoch,
Daß mit Accent, dem reinſten ſie auskrame,
Was ſie aus Modebüchern in ſich ſog,
Doch wie ſie ſo ſchön deutſch ſpricht, wie aus einer Schachtel,
Verſetzet ihr das Wieneriſche plötzlich eine „Dachtel!“

„O Frühling“, ſchwärmet ſie, „ich muß hinaus nach Baden“,
Es hüllt Natur ſich ſchön in ihre Feiertracht,
Die Blüthen und die Blumenkelche laden
Mich dringend ein mit ihrer Zaubermacht,
Daß ich des Morgens munter in den Düften wandel’,
Und Abends geh’ ich zu der „Milli-Mariandell!“

Dann redet vom Theater ſie mit Mundverdrehen,
„Ach, geſtern war ich in dem Volksſtück d’raus,
Ach, das Jargon! Man kann ſie kaum verſtehen,
Man hält ja dieſen Dialect kaum aus!
Mein Mann zwar lachte über dieſe Sprache der Barbaren,
Ich aber ſagt’ ihm: „Ach, laß mi aus mit dem
Schmarren!“

Am Putztiſch ſitzt ſie und der Freund daneben,
Sie ſpricht von Poeſie und Lit’ratur:
„In Schiller nur allein iſt dichteriſches Leben,
Da iſt der Styl ſo klar, vom Fremden keine Spur,
Die Sprach’ ſo rein, ſo zart, ſo klar und edel“, —
Da ſticht die Zoſe ſie; ſie ſchreit: „Schlampete Gredel!“

Geſchmeidig iſt die Sprach’, genannt: die Wieneriſche,
Sie fügt ſich gleich dem Witz und dem Gemüth,
Sie kann auch edel ſein in ihres Kernes Friſche,
Sie kann auch zärtlich ſein in einem kleinen Lied.

Und duftig iſt ſie dem, der nur ſie weiß zu pflegen
Wie's erſte Veigerl auf den „Marzi-Regen!“

Auch zum Geſang iſt ſie, o lächeln Sie nicht höhniſch,
Auch im Geſange iſt ſie mild und ſanft und weich,
Zwar nicht für den Salon, nicht italieniſch,
Doch für ein Liebchen und ein Stübchen überreich,
Und ſollt' es Sie, Verehrte, nicht ermüden,
Studir' ich hier noch einige Etuden.

(Hier wird ein Geſangsſtück eingelegt.)

Doch ſtill! Jetzt iſt ja dieſe Saiſon, die Staggione,
Auch wälſche Oper, wie man lieber will,
Jetzt iſt Saiſon für Spargel und Canzone.
Du einfach' G'ſangl, du, ſei mäuschenſtill! —
D'rum leg' ich meine Stimme jetzund nieder;
Johanna geht; doch ruft man ſie — ſo kehrt ſie wieder.

Kalenderweisheit und Aprilnarren.

Der Lenz iſt da, der Lenz mit ſeinen erſten Blüthen,
Die Veilchen blüh'n im März, die Narren im April;
O, im April, da ſind die Narren gut zu miethen,
Da ſchickt man ſie, wohin man ſelbſt nur will.
Doch nur der Erſte iſt beſtimmt zum Narrenfeſte,
Denn nur bei Narren heißt's: „Der Erſte iſt der
Beſte!“

Ach, dem Kalender iſt jetzund nicht mehr zu trauen!
Die Zeit läuft raſch, Kalender hat den Fuß verſtaucht!
Neujahr! — da kann man jetzt an jeder Thüre ſchauen,
Daß keinem Menſchen man was Gut's zu wünſchen braucht!
Ja, im Kalender, ſteht wohl ſtets die alte Leier,
Doch, wenn ſie „Frühling“ ſchreiben, wird das Holz erſt theuer!

Und was für Aberglauben ſie verbreiten
Im Volk, das wird mit Worten kaum gemalt!
Im Februar heißt's: „Lichtmeß iſt!“ und gleich zur Seiten:
„Vom erſten Viertel wird der Zins bezahlt.“
Die Zeit iſt nie jetzt an der Zeit, wenn Sie erlauben,
Allein es gibt ſchon Hausherrn, die ſo was noch glauben.

Dann heißt es „Faſchings-Ende“, und dann wieder „Faſten!“
Ja, im Kalender ſteht es ſo, doch anders auf dem Tiſch!
Wir eſſen mit Parteigeiſt und dem Geiſt der Kaſten! —
Wir nehmen Theil mehr an dem Ochſen, als am Fiſch!
Und daß man für den Hausball ſeinen Schmuck verpfände,
Die Zeit fängt g'rade an am „Faſchings-Ende!“

Im März, ſo heißt's, erwacht der Lenz und ſeine Sänger,
Erwacht Natur aus ihrem Schlaf, wie Blei;
Allein jetzt ſchlummert die Natur ſchon etwas länger.
Und Herr von Lenz der ſchnarcht oft noch im Mai,
Des Lenzes Sänger ſind, wie alle jetzt — dramatiſch,
Ganz feſt auf'm Blatt, der Geſang iſt problematiſch.

Schön's Wetter gibt es, wenn an dieſem, jenem Tage,
Der Bär ein wenig aus der Höhle geht;

Allein, auch das iſt nur Kalenderſage,
Wie jede Eh'frau das von ſelbſt verſteht,
Da geht der Bär aus ſeiner Höhl' tagtäglich,
Und doch gibt's Donnerwetter ſtets nachträglich.

Und weil der März vergeht mit Hoffen und mit Harren
Auf einen Frühling, der nicht kommen will,
Und Hoffen, Harren gar ſo Manchen macht zum Narren,
D'rum ſind die Narren zeitig im April.
Man kann ſie foppen, necken, ſchicken da am ſchlimmſten,
Denn die geſchickten Narr'n, die ſind auch ſtets die dümmſten.

„Die Frauen ſind April", ſo ſagen doch die Männer,
„Bald trüb, bald heiter, kühl jetzund und gleich d'rauf heiß!"
Und weil ſie ſind April, ſo ſchicken ihre Gönner
Am Erſten ſie ein Bischen auf das Eis.
Aprilgeſchickt ſind ſtets die Hochgeſchätzten,
Vom erſten Jänner bis December dann den letzten.

Der Jüngling fragt und fragt es zehnmal wieder:
Ob er gewiß auch allererſte Liebe ſei?
„Der Liebe Mai blüht einmal und nicht wieder!
Erwidert ſie und ſenkt das naſſe Aug' dabei.
Auf dieſe Art kann man mit Wort und Blicken
Am lichten Mai in den April ſie ſchicken.

Nur keinen Narren ſoll man ſich zum Eh'mann wählen,
Die ſitzen überm Hals und ſtets zu Haus,
Man muß mit ihnen ſtets zu Haus ſich quälen,
Denn Narren gehen nur das ganze Jahr nicht aus!
Schickt man ſie nicht in den April zuweilen,
Sind ſie ſo ungeſchickt, uns langzuweilen.

Kein Menſch kann ja dem Weltenlos entgehen:
In den April wird jeder Menſch geſchickt,
Er mag nun fahren, reiten, kriechen, gehen,
Das kümmert den nicht, der ihn ſchickt.
Doch wunderbar! Ein Narr, der kriecht, kömmt oftmals weiter,
Als ſonſt ein Kluger kommt, und wär er auch ein Reiter.

Am allermeiſten doch, am allermehrſten
Schickt ſelber ſich der Menſch in den April,
In dieſer Hinſicht zählt er ſtets den erſten,
Da ſteht ihm der Kalendertag ſtets ſtill.
Von einer Hoffnung ſchickt er ſich zur andern,
Um bis zum Grabe ſtets April zu wandern.

Und — die Concerte jetzt und die Akademien,
Die ſchicken gar in den April bei Nacht.
Da ſieht man, was die Künſt' für Lichter ziehen,
Wenn man die Kunſt ſo recht beim Licht betracht.
Doch ſtill! Viel Lichter ſeh' hier an allen Ecken,
Da muß ſich ſo ein kleines Lichtlein gleich verſtecken!

Hinter-dem-Ofen-Lieder.

1.

Bringet Holz, doch nicht vom weichen,
Bringet Holz von harten Eichen,
Deutſches Holz vom deutſchen Stamme,
Daß da werde deutſche Flamme,
Daß da werde deutſche Lohe,
Weich zu kochen Deutſchlands Rohe;

Denn es kommt ein hart geſinnter,
Eisbelad'ner, deutſcher Winter;
Und es muß den Deutſchen locken,
Hinterm Ofen deutſch zu hocken,
Hinterm Ofen deutſch zu wohnen.
Bringt das Holz der Urteutonen,
Gehet deutſche Knüppel leſen,
In den Speſſart und Vogeſen. —
Hermann's Geiſt mit Rieſenſchenkel,
Suche Holz für Deine Enkel!
Rübezahl muß klein es hacken,
Däumling auf den Rücken packen,
Daß die Deutſchen deutſchberathen,
Deutſch ſich hinterm Ofen braten.
Deutſche Kachel, deutſche Breite
Deutſcher, derber Ofenſeite,
Mit dem dicken, runden Bauche,
Nimm' uns auf im deutſchen Rauche!
Laß beim Saft vom deutſchen Hopfen
Uns die Pfeife ſinnend ſtopfen;
Laßt uns denken, tief wie Hegel,
Wie man deutſch wird nach der Regel;
Wie man, ſingend deutſche Strophen,
Deutſchland frei macht hinterm Ofen;
Hinterm Ofen trachten, dichten!
Hinterm Ofen Lieder dichten!
Hinterm Ofen aufbegehren!
Hinterm Ofen weltbekehren!
Hinterm Ofen Weisheit greinen!
Hinterm Ofen Deutſchland einen!
Hinterm Ofen Dome thürmen!
Hinterm Ofen Zukunft ſtürmen!
Hinterm Ofen, hinterm Ofen,
Bäckt man Deutſchlands Kataſtrophen

2.

Nehmet von den dickſten Stöcken,
Schichtet einen Scheiterhauſen,
Und die Stadt von allen Ecken
Soll zu meinem Ofen lauſen!
Hoch auf ſoll die Flamme lodern!
Kommt herbei, Ihr Deutſchlands-Schätzer!
Zu Gerichte will ich fodern
Einen großen, deutſchen Ketzer
Führt ihn her, den feiſten Sünder,
Hand und Fuß müßt ihr ihm ſchnüren,
Weil er ſchon die kleinen Kinder
In der Schule will verführen.
Weil, ſo weit die deutſche Zunge
Auf der Erde iſt verbreitet,
Dieſer freche, dumme Junge
Deutſche auf den Abweg leitet. —
Baſtard Du aus Irmin's Lenden,
Nicht vom deutſchen Teut Entſtammter,
In den Flammen ſollſt Du enden,
Du aus Deutſchland fort Verdammter!
Räub'riſch „D!“ o Uſurpator,
Willſt Du ſteh'n an Deutſchlands Spitze?!
Schon naht, Deutſchland! dein Salvator,
Bringt Dein „T“ zum Ehrenſitze!
Werft das „D“ mir in die Flamme! —
Ha! wie's lodert, kniſtert, praſſelt!
Jetzund mit der deutſchen Amme
Kömmt das „T“ herangeraſſelt.
Vivat „T!“ im Lorbeerkranze!
Deutſchlands Wohl iſt weich gebettet,
Und ich hab's im vollen Glanze
Hinterm Ofen hier gerettet.

3.

Deutſche Frauen, Damen, Zoſen,
Mädchen, Witwen, Jungfern, Alte!
Kehrt vom Land zurück zum Oſen,
Er allein iſt ſtets der Alte!
Er allein iſt ſtets beſtändig,
Wie vor Jahren iſt er heuer,
Und in ſeiner Bruſt beſtändig
Wohnt das keuſche Herzensfeuer.
Müde ſeid Ihr wohl vom Schwärmen,
Satt habt ihr Romantik eben,
Sternlicht kann das Herz nicht wärmen,
Sehnſucht kann vom Thau nicht leben;
Tannendüfte will die Lunge,
Doch das Aug' will auch das Seine;
Mondſchein iſt ein lieber Junge,
Doch ihm fehlen Fleiſch und Beine.

Manchmal zwar kömmt angeritten
So ein Schwarm Studenten-Futter,
Schwärmen für die Semmelſchnitten,
Schwärmen für die gelbe Butter,
Tummeln ſich mit uns im Freien,
Schaukeln ſich mit uns im Nachen,
Doch zum Lieben, doch zum Freien,
Will nicht Einer Anſtalt machen.

Tauben girren, Hühner gackern,
Auf das Feld zieht raſch die Sichel,
Auf den Bergen ſieht man ackern
Und im Thal macht Heu der Michel;
Blumenſträuße, wie die Rieſen,
Gold'ne Fiſchlein im Behälter;
Doch das Herz hat nichts von dieſen
Und man wird auch immer älter.

Darum Frauen, Damen, Zoſen,
Witwen, Mädchen, Jungfern, Alte!
Kommt hierher nur hintern Oſen,
Daß Eu'r Herz nicht ganz erkalte!
Amor, ach! Ihr wißt's ja Alle,
Er gehöret zu den Blinden,
Blinde ſind im meiſten Falle
Hinterm Oſen nur zu finden.

4.

Auf den Straßen, auf dem Platze,
Iſt die Thorheit ſtets zu ſchauen,
Und man hört ſie, wie die Katze,
Von den Dächern laut miauen.
Hinterm Oſen ſitzt die Wahrheit
Und das Wiſſen hinterm Oſen;
Hinterm Oſen kam die Klarheit
Und das Licht den Philoſophen.
Falſchheit auf der Straße lauert,
Lärmend, toſend, ſtets auf's Neue,
Hinterm Oſen, ſtillgekauert,
Liegt des Hauſes Pudel: Treue!
Wer die Welt will ohne Schranken,
Braucht dazu die Welt voll Waffen;
Hinterm Oſen in Gedanken
Kann man ſie aus Nichts erſchaffen.

5.

Hinterm Oſen ſitzt manch' Einer,
Der da wär' ein Bonaparte,
Wenn er ſtatt dem Ziegenhainer
Schwänge Säbel und Standarte.
Hinterm Oſen lungern hundert
Weltgenies und Eiſenhelden,
Und das Weltgeſchick ſich wundert,
Daß ſie ſich ihm gar nicht melden.

Hinterm Ofen, Compaßregler!
Kann man Bahn durch's Meer erkunden,
Hinterm Ofen, Weltumſegler!
Ward Amerika gefunden.

6.

Hinterm Ofen redigiren
Will ich Muſen-Almanache!
Will von hier aus requiriren
Alle lyr'ſchen „O!“ und „Ache!“
Späne, Splitter — von Gedanken
Häckſel, Füllſel, Reibſel, Schnitzel,
Breite Proſa in den Flanken,
Und inmitten Versgebitzel.
Die Novellen à la Wachsmann,
Von den grünen Skribel-Junkern,
Und daneben ſoll von Flaxmann
Ein geſtoch'nes Bildniß flunkern.
Hier ein Weib, zur guten Stunde,
Flicht ein Lied zu breiten Schlupfen,
And're mühen ſich, vom Munde
Proſa wie Charpie zu zupfen.
Alles ſoll ſein Scherflein ſteuern,
Schwäbiſch, pomm'riſch, ſächſiſch, wendiſch,
Was man hinterm Ofen leiert,
Nennt der Ofen: — vaterländiſch!

7.

Hinterm Ofen, für die Deutſchen,
Muß der arme Autor dichten,
Muß die Muſen tüchtig peitſchen,
Deutſchlands Zukunft einzurichten.
Und Apoll' als Muſterreiter,
Ausſtaffirt mit Waaren-Ballen,

Handelnd, ſchachernd, ſo befreit er
Deutſchland in den Börſenhallen.
„Die Erlöſung zu beginnen,"
— Läßt der Gott ſich froh verlauten —
„Muß man Baumwoll', Garn und Linnen
Billig überall vermauthen!"

8.

Wenn wir uns zuſammenrotten,
Hinterm Ofen auszuſchnaufen,
Laſſen wir die größten Flotten
Von dem Ofen Stapel laufen.
Eine Seemacht zu begründen
Mit Fregatten und Gallionen,
Wird gar Niemand leichter finden,
Als die hinterm Ofen wohnen.
Denn der Ofen macht empiriſch,
Und Empirik macht uns ethiſch,
Und die Ethik macht uns lyriſch,
Und die Lyrik macht prophetiſch.
Von der Weſer über Danzig,
Durch den Ochſenberg von Kreide,
Gehen täglich über zwanzig
Kriegsſchiff' nach der Haſenhaide.
Wo der Sprea Fluthen ſtürmen,
An der breiten Pankow Mündung,
Wird ſich hoch ein Pharus thürmen,
Deutſcher Seemacht zur Begründung.

Nur hochdeutſch, oder: der G'nackſtreich.

Nach langer Mühe iſt es endlich mir gelungen,
Der deutſchen Sprache völlig Herr zu ſein,
Sie ſo zu ſprechen, wie die hochdeutſcheſten Zungen,
Zu ſprechen klar ſie und vom Dialect ganz rein;
Kein „Gangen's“, kein „I küß' d'Hand“,
Kein „Halt!“ — das bin ich gar nicht mehr im Stand;
Es iſt bekannt, daß ich ſo edel ſpreche,
Wie in dem Burgtheater nur die Rettich und eh'mals die Peche;
Aber g'rad', wenn ich ſo im erhabenſten Satz,
Gibt's mir ein'n G'nackſtreich, und pfutſch 's iſt die Katz'.

Es iſt ſo ſchön, das Deutſche rein zu ſprechen,
Beſonders wenn mit der Geliebten man ſo ſpricht,
Da kann man recht ſo nach dem Herzen ſtechen,
Wenn man um's Wort die ſchönſten Phraſen flicht.
Wenn Lieb' verſucht, ſein Lieben ihm zu ſchildern,
Spricht Lieb' ſo gern in ſüßen Blumenbildern,
Sie ſpricht mit Worten, die das Herz ſo rühren,
Daß ſich das Trutſcherl muß verſchameriren.

Wenn im Gewerbverein ich eine Rede halte,
Wie fließt Beredtſamkeit von meinem Mund;
Wenn ich das Deutſch ſo wunderrein entfalte,
Wie ſtaunt ringsum die ganze Tafelrund',
Und mit Begeiſterung erſtreckt ſich meine Suade
Auf Leder, Ziegel, Knoppern und Pomade,
Die Gluth, die mich ergreift, iſt nicht zu löſchen,
So daß ich ſuchli oft, in' Tiſch möcht' inne pleſchen.

Wenn ich als Hauptmann dann an einem Feiertage
Am Stock am Eiſen Bürger exercir' —
So iſt es allgemein nur eine Sage,
Daß ich die Truppe hochdeutſch commandir';
Ich laß mein Raçepferd auf hochdeutſch traben,
Ich reit hinauf, hinab, am Kohlmarkt und am Graben;
Sie ſtehen Alle ſchweigend da, als wie geknebelt,
Nit aner muxt ſi — ſonſt wern's glei verwebelt.

Beim Bier des Abends ſitzen Recenſenten, —
Denn die Kritik iſt eine durſt'ge Leidenſchaft, —
Ich ſpreche mit in lauter Argumenten,
Mein Wort iſt voller Blüthe, voller Kraft;
Ich falle ihrem Urtheil wüthend in die Speichen,
Sie halten mich für einen ihres Gleichen;
Ich ſchimpf' auf Schiller, Goethe, Mozart und Genevali —
Da halten's glei das Maul und werden ganz pomali.

Auf's Land geh' ich im Frühling gar ſo gerne,
Wie herrlich prangt das Götterweib „Natur!“
Ganz anders iſt der Himmel da, die Sterne,
Ganz anders iſt der grüne Schmelz der Flur!
Die Bäche murmeln und die Wälder rauſchen,
Die Nachtigallen ſüße Lieder tauſchen,
Ich ſeh' den Abendſtern gar mild erglänzen,
So, daß ich röhren muß und Thränen trenzen.

Ich declamire auch, doch nur äſthetiſch,
Erhaben iſt mein Ausdruck, rein iſt mein Accent.
Ich liebe Alles, was ſo recht pathetiſch,
Und Gluth und Blut und Muth in jeder Zeile brennt,
Wenn von des Dichters Bilderungewittern
Die Wangen glühen und die Herzen zittern,

Und wenn die Thränen ſo die Wangen überſchwemmen,
Daß ſie vor Flennen nit zum Paſchen kommen können.

Repetition.

Ich weiß, mein Deutſch, es muß mir Roſen bringen,
Die ſchönſten Roſen bringt's mir eben jetzt,
Denn Ihre Huld muß mich mit Glück durchdringen,
Ich hab' als Höchſtes immer ſie geſchätzt,
Es iſt ſo ſüß, den Kennern zu genügen,
Es iſt das höchſte irdiſche Vergnügen,
Die Kunſt ſitzt traurig ſtets im Lebenswinkel,
Das Außapaſchen is ihr anzig's Herzensbinkel. —

Der literariſch-geſellige Tàg- und Nachtwächter.

Redacteur Schuhu,

oder:

Die reiſenden Kunſtvögel.

„All' meine Herren, laßt Euch ſagen,
S'hat Concerte über Concerte geſchlagen!"

Schuhu ſitzt beim Redigiren,
Schuhu iſt ein Redacteur,
Schuhu ſitzt beim Kritiſiren,
Schuhu iſt ein Kritiſeur,
Schuhu ſitzt beim Compiliren
Aus „Gazette" und aus „Voleur",

Schuhu ſitzt beim Corrigiren,
Um ihn Blätter kreuz und quer,
Schuhu ſitzet in Papieren,
Man ſieht kaum den Schuhu mehr;
Schuhu ſitzt bei g'ſchloſſ'nen Thüren,
Iſt zu ſprechen gar ſo ſchwer;
Plötzlich kömmt es zu marſchiren,
Trab herauf die Treppe ſchwer;
Künſtler ſind's, die Zeit-Vampyren,
Schier ein Virtuoſen-Heer;
Kömmt mit Geigen und Clavieren
Und mit Baß und Flûte-Travers,
Mitten d'rin, auf allen Vieren,
Wunderkinder mit Geplärr!
Hilft kein Läugnen, hilft kein Zieren,
Ach, da hilft nicht Gegenwehr!
Will ſich Kein's von hinnen ſchieren,
Bis dem Schuhu ward die Ehr',
Daß ſie bei ihm ſich quartieren,
Bis ſie g'habt „die große Ehr!“
Und von allen Luftgethieren
Kömmt nnn an das große Heer!

Monsieur Rabe (tritt ein).

„Guten Morgen! Bin der weltbekannte
Große Rabe, bin beſcheiden, ſage blos,
Daß man keinen größern kannte,
Keinen größern Virtuos,
Daß man allgemein mich nannte:
Musje Rabe très famohs!
Hier ſind Briefe, ſechs und zwanzig,
Alle an den Redacteur,
Sechs von Pommern, acht von Danzig,
Zwölfe kommen über's Meer.

Und ich bitte ganz beſcheiden,
Künd'gen Sie den Wienern an,
Wie die Wiener zu beneiden,
Daß gekommen ſolch' ein Mann!
Können ſagen, daß ich einzig
Bin in meinem Fach,
Stimm' und Schule, Schönheit eint ſich
Unter dieſem Lockendach;
Können ſagen, daß ein Jeder,
Der mich hört', in Wonnen ſchwamm,
Und am End', als großen Köder,
Setzen Sie noch dies Programm!" (Rabe ab.)

Fräulein Dohle flattert herein.

„Ah! La vôtre! Fräulein Dohle!?"—
„Monſieur Schuhu? n'est-ce pas?" —
„Schuhu, ja, vom Kopf zur Sohle,
Zu Befehl bin ich jetzt da!"
„Vous savez, Monsieur, bin Altiſtin,
Magdeburg mein Vaterland,
Mais Monsieur, comme grande Artiſtin,
Ich ſchon lang' kein Deutſch verſtand!
Bin tout-à-fait nun contatrice,
Nix mehr Säng'rin allemand,
Hab' gemacht Furore in Fenice,
Wie's Theater abgebrannt!
Will mich nit laſſ' engagiren,
Non! Non! Deutſchland iſt nit meine Welt,
Weil ich g'rad thu' durchpaſſiren,
Will ich nehmen deutſches Geld!
Können ſagen: Meine Kehle
Sei jetzt ganz Olivenöl,
Und die deutſche Philomele
Gegen mich nur ein Kameel!

Werde ſingen im Montecchi,
Können mich recommandir',
Daß Tedeſchi die Orecchi
Und die Taſchen öffnen mir!“ (Dohle ab.)

Monsieur Kibitz.

„Juten Morj'n, erjeb'ner Diener!
Herzens-Männken! Redacteur!
Bin een Mime, een Berliner,
Bring' Empfehlungsſchreiben her.
Spiele Allens, trajiſch, komiſch,
Epiſodens mit Jefühl;
Aber Alles anatomiſch,
Wie es Tieckens haben will.
Recenſentens kenn ich keene,
Sind mir alle tout einjal!
Ihre Kritik nur alleene
Iſt für mir een Extra-Jnade,
Annoncir'n Sie, daß ich hier.
Was da ſteht in ihrem Blahde,
Ah, das ehret doppelt mir!
Wenn ich jebe achtzehn Rollen
Hier in kurzer Zeit, jeſchwind,
Redacteurchen! I! dann ſollen
Sie mit mir zufrieden ſind.“ (Kibitz ab.)

Lord Storch.

„Bin ein Künſtler, ſag' es trocken,
Denn beſcheiden Lump nur iſt,
Und ich trage meine Locken
Bald wie Thalberg bald wie Liszt;
Trag' wie Döhler die Cravatte,
Und bin blaß wie ein Genie,
Und wo einer Tadel hatte,

War ich grob auch wie ein Vieh.
Bitte gleich zu annonciren,
Daß ich gebe zwölf Concerts,
Weil ich bald muß abmarſchiren,
Denn man wünſcht mich allerwärts.
Können ſagen: Alle Sitze
Sind vergriffen ſchon voraus,
Daß aus jeder Fingerſpitze
Springt ein Dämon mir heraus;
Und daß oben im Orcheſter
Um die Sitz' iſt eine Hetz'.
Und nun guten Abend, Beſter,
Sie bekommen zwei Billets.“ (Storch 5)

Madame Wachtel.

„Prima Donna assoluta
War ich zwei und vierzig Jahr.
Noch nimmt Deutſchland die Valuta
Meiner Stimme an für bar.
Freilich eine alte Schachtel
Nennt mich mancher Böſewicht,
Aber eine Madam Wachtel
Altert wie die andern nicht.
Stimme hab' ich zwar verloren,
Aber Spiel hab' ich, ein claſſiſch Spiel!
Stimme dringt nur in die Ohren,
Doch das Herz, das iſt mein Ziel.
Geht kein Ton auch aus dem Munde,
Reiß ich weit auf doch das Maul,
Und ich ſterbe eine Stunde,
Denn ich bin im Spiel nicht faul.
Schreiben Sie mit großen Lettern:
Madam Wachtel iſt jetzt hier,

Und ſie wird darnieder ſchmettern
Jedes andre Säugethier;
Denn ſingt einmal Madam Wachtel
Den getreuen Geſang,
Wird für künſtige Fiasko-Dachtel
Allen Sängerinnen bang.“ (Madame Wachtel ab.)

Monsieur Wiedehopf und Mamsell Kranich.

„Monſieur Schuhu, wir ſind Weſen,
Wie die Welt noch niemals ſah,
Haben Sie denn nicht geleſen
Alle Blätter von Europa?
Elßler, Veſtris, Taglioni
Tanzten Alle nur ſo ſo!
Und wie Miſpeln zu Maroni
Steht zu uns die Cerito!
Wenn wir tanzen, ha! ma foi,
Stockt im Lauſe Vater Rhein,
Und das ſchönſte pas de trois
Tanzen ſtets wir Zwei allein.
Jüngſt bei einer Pirouette
Sah uns zu ein Papillon
Lange auf der Halblorgnette,
Sagte trunken dann: Très-bon!
Geſtern ich, mit ſtarken Hüften,
Wie ein Kreiſel um mich trieb,
Letztlich gar in freien Lüften
Mamſell Kranich ſtecken blieb,
Schreiben Sie alſo, mein Beſter,
Schnell in Ihrem Zeitungsblatt,
Daß man ſeit der ſchönen Eſther
Nichts ſo Schön's geſehen hat.“

(Beide ab.)

Signor Drossel.

„Bin der große Wunder-Geiger,
Droſſelino nenn' ich mich,
Und der große Weltenzeiger
Zeigt allein nur ſtets auf mich.
Spiele Fiedel, Geige, Violine,
Was nur Katzendärme hat,
Alles mit der leichten Miene,
Gleich als äß' ich Krautſalat.
Ja, aus meinem Inſtrumente
Mach' ich wahrlich, was ich will,
Mach' daraus mir eine Rente,
Wenn die liebe Dummheit will.
Und auf einer Saite ſpiel' ich
Pauken, Corno und Fagot,
Und mein Bogen reitet grillig
Paß, Galopp, wie Trab und Trott.
Wenn ich komme in Ekſtaſe,
Schneid' ich alle Saiten ab,
Und Ihr ſchwört bei Eurer Naſe,
Daß ich d'rauf geflötet hab'!
D'rum, mein Beſter, ſchnell zur Feder,
Die Trompete ſchnell zur Hand,
Schreiben Sie nur, daß ein Jeder
Um Billete ſchon geſandt;
Schreiben Sie nur viel und lange;
Schreiben Sie nur alle Tag,
Daß dem Schreiber ſchon wird bange,
Wie genug er loben mag.
Schreiben Sie zu jeder Stunde:
Meiſter Troſſelin' iſt hier!
Weil ich dann aus dieſem Grunde
Vierteljährig pränum'rir'.“

(Troſſel ab.)

Klein Päppchen.

„Päppchen bin ich, Wunderkindlein
Vom Papa, dem Papagei!
Redacteur! an dieſen Windlein
Sehen Sie das Wunder frei.
Bin Klein Päppchen! Wunderpäppchen!
Pa! pa! pa! pa! Papa-goy!
Trage Löckchen unterm Käppchen,
Bin ein little wonder-boy!
Trag' ein off'nes Kinder-Kragerl
Und auch 's Halſerl trag' ich blos,
Und das Weſtchen bis zum Magerl,
Mit der Hand eſſ' ich den Kloß.
Bin ſchon dreizehn, doch nur achte
Schreiben Sie, Herr Redacteur!
Weil ich dieſe Jahrzahl pachte
Für die ganze Kunſt-Carrièr',
Nennen Sie mich Amorettchen!
Kleiner Engel! — Herzensdieb!
Mignonkünſtler!—Kunſtkadettchen!
Taſchen-Mozart! — Tauſendlieb!
Elfenkindchen! und ſo weiter!
Schreiben Sie nur lang und viel,
Sonſten wird die Welt geſcheidter
Und für Wunderkinder kühl." (Päppchen ab.)

Lady Sperling.

„Bin die blonde, blaſſe Sperling,
Komm' direct von Albion,
Sang nur ſtets für lauter Sterling,
Niemals für ne halbe Kron'.
Sang in Brighton und in Windſor,
Wo man kömmt in Strumpf' und Schuh',

Singe nun dem deutſchen Rindsohr,
Das in Mänteln hört mir zu.
Miſter Schuhu ſein kein Schräper,
Miſter Schuhu ſeine polite,
Werden ſetzen in your paper,
Daß nur kommen viele Leut',
Sie könn' ſprech' von meiner beauty,
That attract die ſchöne Welt,
Will ſchon machen dann my duty,
You verſteh'n me! — Little Geld!“

(Sperling ab.)

Mamsell Grasmücke.

„Donna Seraphina heiß ich,
Tanze Seil und reite Kunſt,
Redacteure haben fleißig
Schon gebuhlt um meine Gunſt,
Herr von' Schuhu ſteh'n im Rufe,
Daß er zu das Aug' nicht ſchließt,
Wenn ihm mit dem Pferdehufe
Hübſches Satanlein begrüßt. — —
Herr von Schuhu, nicht von Eiſen
Iſt ein Engliſchreiter-Herz.
Künſtlerinnen, die auf Reiſen,
Laſſen lange nicht im Schmerz.
Schreiben Sie von Seraphinen,
Daß ſie tanzt wie ein Zephir,
Daß ſie iſt an Wuchs und Mienen
Eine zweite Venus ſchier;
Daß die Sprünge, toll, entſetzlich,
Wie vom Böſen einſtudirt,
Dennoch ſind ſo ſüß, ergötzlich,
Daß man faſt zum Narren wird.

Süßer Schuhu, wenn Sie ſchreiben
So viel Schönes ſtets von mir,
Dürfen Sie auch bei mir bleiben,
Wenn den Shawltanz ich probir' — !"

(Grasmücke ab.)

Don Sperber.

„Bin ein Mann, ein ganz ſuperber,
Musje Schuhu, j'ai l'honneur!
Bin der herrliche Don Sperber,
Bin Don Sperber, Esk'moteur.
Große Dinge ich vollbringe,
Ja, es ſcheint ganz paradox,
Denn ich mache ſolche Dinge,
Daß der Menſch ſteht wie ein Ochs.
Mache neunzig volle Häuſer,
Wenn Don Carlos keines macht;
Und kein Narr wird jemals weiſer,
Sieht er mich auch jede Nacht.
Manchmal nehme ich von Hundert
Im Parterr mir den Verſtand,
Und die Welt ſteht dann verwundert,
Ich hab' gar nichts in der Hand.
Manchmal nehm' ich Zeitungsblätter,
Wo man mich gelobt darin,
Laſſ' ſie ſeh'n, und, Donnerwetter!
Niemand findet Menſchenſinn.
Lieber Schuhu, ach trompeten
Sie mich täglich lobend aus,
Und ich zaub're gold'ne Gräten
Uns aus jedem Stockfiſch 'raus!
Dann will ich nach Peſt mich kehren,
Und im Zauberhute ſchwillt's,

Dorten wird man mir verehren
Eljen und auch Ehren-Filz.“
Don Sperber ab.

Magiſter Grünſpecht.

„Großer Schuhu! Großer Brama!
Kritiker, wie keiner mehr!
Hab' geſchrieben hier ein Drama,
Heißt: „Die Liebe und der Bär.“
Halb iſt's epiſch, halb iſt's lyriſch,
Und die dritte Hälft': Idyll,
Und der Held, der ſpricht algieriſch,
's iſt vom Fauſt ein Codicill!
's gibt zwar ſchon gar viele Fäuſte,
Auch am Fäuſtling fehlt es nicht,
Als der große Goethe neußte,
Nieſ't er aus dies Fauſt-Gezücht;
Alle dieſe Fäuſt' ſind ſchofel,
Nur mein Fauſt allein iſt groß,
Und mein guter Mephiſtophel
Iſt kein rother Schalksnarr blos.
Auch mein Hund, das iſt kein Pudel,
Denn ich bleib' originell, —
Iſt ein Windſpiel, und ein Rudel
Folgt ihm in des Doctors Zell';
Und mein Wagner iſt gezeichnet
Nach dem Leben, ein Pedell.
Was ſich mit der Gret' ereignet,
Iſt Romanze und Novell'.
Für die Bühne iſt es ſchwerlich,
Denn das Volk iſt gar zu zäh',
Findet Alles gleich beſchwerlich,
Wenn's nicht endet froh und jäh!
Und die Künſtler! Nicht kapabel
Iſt ihr Mund zu ſolcher Sprach',

Nur was flach iſt, geht vom Schnabel,
Das allein, das iſt ihr Fach!
Herr von Schuhu, Ihre Kritik
Hat am Weisheitsquell genippt,
Unter Ihren Geiſtesfittig
Steck' ich drum mein Manuſcript;
Fünf und ſechszig große Bogen,
Eng beſchrieben, aber klar;
Seien Sie ſo hochgewogen,
Legen Sie Ihr Urtheil dar!
Laſſ' es gerne hier bei Ihnen
Heut' und Morgen über Nacht,
Hat es Ihnen gut geſchienen,
Iſt ſein Glück auch ſchon gemacht,
Schreiben dann nach Prag und Leipzig,
Nach Berlin dem Directeur!
Wer den Fauſt bekommt, der preiſ' ſich
Glücklich dann wie keiner mehr!
Und in Ihrem Blatte preiſen
Sie das Stück gar wunderbar,
Meinen Dank werd' ich beweiſen
Dann mit einem Exemplar!"

(Grünſpecht ab.)

Reb Cardus Polyglottus.

„Scholem Lechem! Na, was chideſch?
Leben ſoll'n Sie, Redacteur!
Als Se kennen Deutſch wie Jüdeſch,
Kam ich geh'n zu Ihnen her.
Ja, man ſagt, daß von de Muſen
Sein der Oberſchte Se gar!
Gut! Wer mer a Bißel ſchmuſen,
Zwa g'ſchickte Leute ſen ja ein Paar.

Ich bin groß, denn ich bin einzig,
Meinesgleichen kenn' ich nicht.
Schat-Pollaken? Neun und neunzig
Hab' ich auf an Greiß *) derwiſcht.
Geld nur brauch' ich, ſchönes, friſches,
Doch wie komm' zu Geld ich hier?
Unter Se ſteckt emal Riſches **)
Und de Jüden kennen mir;
Doch ich hör', Sie hab'n ein Blättel,
Was von Groß und Klein beliebt,
Setzen Sie hinein ein Pſchettel ***)
Was es da für Wunder gibt!
Wunder! Wunder! Zu beſchreiben
Sein Sie gar nit All's im Stand,
Und das Maul wird offen bleiben
Und vergeh'n gar der Verſtand." —
(Reb Turdus Polyglottus ab.)
So vom Morgen bis zum Abend
Geht's beim Schuhn ein und aus,
Schlurrend, ſchleifend, ſtampfend, trabend
Rennen ſie ihm ein das Haus,
Jeder kömmt mit Zeitungsblättern
Und Recommandation,
Worin's ſteht mit Rieſenlettern,
Daß er iſt ein Götterſohn.
Einmal muß er annonciren,
Daß der Künſtler ſchon iſt nah',
Wieder muß er annonciren,
Daß der Künſtler ſchon iſt da.
Später muß er aviſiren,
Daß man wünſchet ſein Concert;

---

*) Greiß: Irrthum

**) Riſches: Schadenfreude.

***) Pſchettel: Abhandlung

Gleich dararauf dann denunciren,
Daß er wirklich gibt Concert;
Dann erſt muß er repetiren,
Wo und wann iſt das Concert,
Dann erſt muß er wieder ſchmieren,
Wer da wirkt in dem Concert;
Gleich d'rauf muß er recenſiren,
Wie er ſpielte im Concert;
Dann muß er ihn animiren,
Daß er gibt noch ein Concert!
Dann erſt muß er laut citiren:
Auf Verlang'n noch ein Concert;
Und zum Lohn für Müh' und Kummer
Holt der Künſtler, wenn er geht,
Ohne Geld ſich jede Nummer,
Wo im Blatt die Kritik ſteht;
Und zum Dank, aus Herzenstiefe,
Daß er raubet Müh' und Zeit,
Will er noch Empfehlungsbriefe
Für halb Deutſchland weit und breit! —
Schuhu, das ſind Deine Freuden,
Schuhu, das iſt Deine Luſt;
Schuhu, Du biſt zu beneiden,
Schuhu, wirf Dich in die Bruſt;
Und wenn dann in großen Kreiſen
Jemand mit dem Künſtler ſpricht,
Sagt er mit der Stirn' aus Eiſen:
„Ach, ich kümm're um Kritik mich nicht!“

Recipe zu einer modernen Poſſe.

Nimm etwas Mehl von grobem Korn
Und von der Mühl' auch das Geklapper,

Ein Hökerweib mit ihrem Zorn,
Ein Hökerweib mit ihr'm Geplapper;
Dann nimm ein Bischen Götterlehre,
Apollo, Wolken und Mythologie,
Dann einen Schneider mit der Scheere,
Den Bock dazu noch als Allegorie;
Nimm ferner Schwaben und Chineſen
Und einen Jodel ganz perfect,
Dann miſch' dazu noch Irokeſen
Und einen Böhm' im Dialect.
Dann nimm noch Witze, altgebacken,
Und Liederchen von Anno Zwei.
Nimm voll ſodann die beſten Backen
Von Jodeln, Schnalzen, Pfeiferei;
Dann nimm noch Flüche, Invective,
Als: „Rindvieh!“ „Eſel!“ „Ochs!“
und „Schuft!“
In jedem Acte excluſive
Werd' ein Bedienter durchgepufft;
Auch Zotennamen, derbe, dicke,
Dabei die Geſten recht pikant,
Und die „Geſetzlen“ alle ſpicke
Damit nur muthig bis zum Rand!
Laß die Muſik recht wüthend ſchmettern,
Beſonders in der Ouvertur,
Motive nimm aus allen Blättern
Von einer alten Partitur:
Und zu dem Liedlein Charivari,
Stets nur dieſelbe Dudelei
Von „Madeln“, „Wadeln“, Larifari,
Und von den „Buſſerln“ alt's Geſchrei,
Dann darf im Ganzen auch nicht fehlen
Ein ſtorchenbeinig Quodlibet,
Kannſt alle Opern ja beſtehlen,

Ausplündern ſie von A bis Z!
Und um die Schauluſt zu erhöhen,
Stell' auf ein „Mädchen-Regiment“,
Recht nett und niedlich anzuſehen
Vom Scheitel bis zum Sohlenend';
Von Pulver nimm den größten Haufen,
Und laß die Madeln ſchießen aus,
Ja, laß' ſie fechten, hopſen, laufen,
So was ergötzt das große Haus!
Und zum Beſchluß ein griechiſch' Feuer,
Ein goldverbrämter Prachtpalaſt,
Mitunter Tänzer, Jodler, Schreier,
Und Gruppen, wie ein Segelmaſt!
Das Alles miſche auf und unter,
Leg' rechten Unſinn nur hinein;
Und gehet Alles d'rauf und d'runter,
Muß plötzlich Jemand traurig ſein —
Sei's Jemand von der Wirthshausſtube
Und vom gemeinſten Harfnerlied; —
Hinaus dann zieh'n zur Todtengrube
Mit einem naſſen Jammerlied.
Dann wird Succeß Dir niemals fehlen,
Du biſt der Gott der Galerie,
Auf die Kritik auch kannſt Du zählen,
Denn nach dem Stück — tractirſt Du ſie!
Gleich in der Kneipe hart daneben
Wird die Kritik zurecht gebracht.
Che viva sempre! Welch' ein Leben! —
So wird ein Volksſtück jetzt gemacht!

Die Geldklemme und die Doctorenſchwemme.

(Vorgetragen von Herrn Carl Treumann.)

Ich behaupte und zweiſle, ob mir Jemand widerſpricht,
Der Menſch wird entweder geboren oder — nicht.
Wer nicht geboren wird, braucht der zu ſterben? Nein!
Alſo der kann das ganze Jahr ohne Doctor ſein!
Doch wer geboren wird, braucht den Doctor auf Erden,
Damit er auch bequem kann geſtorben werden.
D'rum iſt es auch für den Doctor ein wahres Feſt,
Wenn ſich irgendwo ein Menſch geboren werden läßt!
Da jubelt er und ruft: „ich gratulir'!
Wenn ihm Gott das Leben ſchenkt, dann gehört er mir!“ —
Da iſt es jetzt eine Zeit zu Doctoren und Teſtamenten,
Die ganze Natur iſt jetzt voller Patienten.
Die Kartoffeln ſind krank, wie man überall hört,
Die brauchen keinen Doctor, ſie liegen ſchon in der Erd'!
Und daß die Weintrauben krank ſind dann und wann,
Das ſieht man manchen Menſchen am Naſengewächs an!
Und die Papiere? denn ihr Zuſtand macht die Aerzte ganz
dumm,
Sie ſind nicht geſund und nicht krank, ſie ſchleppen ſich ſo herum,
Sie möchten immer was, ſie haben immer ein curios Gelüſt
Obwohl ihr Zuſtand kein geſegneter iſt.
Sie liegen nicht im Bett, o nein! ſie ſchleichen aus,
In der Renngaſſ', dort ſteht ihr „allgemeines Krankenhaus.“
Kurz, Alles kränkelt jetzt mit Anſtand auf der Welt,
Am meiſten aber kränkelt jetzt das liebe Geld!
Es iſt eine ganz eigene Krankheit, die ſich jetzt weiſt.
Und die der Patient vorderhand „die Geldklemme“ heißt.

Er fühlt ſich ſo beklemmt, es reißt ihm ſchier die Bruſt heraus,
Und manchmal geht ihm auf einmal der Athem aus.
Die Geldklemme hat es zuerſt mit Hausmitteln probirt,
Mit Thee aus Pfeffermünzen und Krauſemünzen melirt.
Aber darauf ward ihr gar erſt recht wind und weh,
Sie war bald ſelbſt heiß abgekocht, wie der Thee.
Mit den Hausmitteln hat es alſo nicht recht gethan,
Die Geldklemme fängt alſo zu „doctoren“ an.
Zuerſt kommt der „Kinderdoctor“, man weiß, wie „Kinderdoctoren“ ſind.
Sie beſuchen zwei: die Mutter und das Kind.
Aber ſie ſind nobel: Sie ſchreiben nur eine Viſite auf,
Für die Mama — das Kind aber geht d'rauf!
So iſt's mit dem Kinderdoctor und der Geldklemme beſtellt,
Die Klemm' bleibt leben, aber hin iſt das Geld!
Als der Kinderdoctor die Geldklemm' nicht hat curirt,
Wird's mit einem „alopathiſchen Doctor“ probirt,
Der verſchreibt ein langes Recept einzunehmen, ihr,
Aber ſtatt der Medicin verſchluckt ſie als Recept: „das Papier!“
Die Geldklemm' weiß ſich darauf keinen andern Rath,
Es kömmt ein anderer Doctor: „ein Homöopath!“
Der Homöopath ſchaut die Geldklemm' an, ganz genau,
Und fragt: „haben Sie Appetit gnädige Frau?
Die Geldklemm' ſagt: „Und was für Hunger! Hunger wie ein Deficit!
Der Homöopath aber ſagt ganz phlegmatiſch: „Das iſt nur Schein-Appetit!“
D'rauf zieht er den Kügerl-Naſchmarkt aus der Taſch'
Und ſagt zu der Geldklemm': „da, naſch!“
Da hab' ich ein Kügelchen, das hilft gewiß, Gottlob,
Das nimmt man ein nuter dem Mikroſkop.
Dann weiß ich ein gutes homöopathiſches Mittel noch,
Nehmen ſie eine Taſche — aber eine Taſche ohne Loch.

Dieſe Taſche ſetzen Sie, wenn Sonnenſchein iſt hier,
Dem Herrn Baron von Rothſchild gerade vor die Thür.
Wenn er dann ausgeht, gerade im Sonnenſchein,
Da fällt ſein Schatten in Ihre Taſche hinein.
Sie klappen ſie geſchwind zu, tunken's in vier Maß Wein,
Dann werden Sie gleich Millionenvoll ſein;
Doch da auch dieſes Mittel die Geldklemme nicht heilt,
Wird geſchwind zu einem „Waſſerdoctor“ geeilt.
Der ſagt: „Nur Waſſer! nur Waſſer! friſch vom Berg,
Gehen Sie auf die Börſe, das iſt ganz Gräfenberg.
Da wird zu Waſſer Alles was ihr wollt,
Es rinnt durch die Finger Silber wie Gold,
Da laſſen Sie ſich tuſchen, die große Tuſch auch,
Und lauter kalte Umſchläge um den Bauch,
Und ſtellen ſich unter die Pump' und pumpen hinaus,
So gehen Sie täglich zweimal begoſſen nach Haus!“ --
Aber der Geldklemm' nützt auch das nichts mehr,
Und ſie probirt's mit einem „Magnetiſeur.“
Der ſagt: „Frau Geldklemm', es paßt zu meinem magnetiſchen
Zweck,
Vorderhand nehme ich Ihnen alles Metall gleich weg!“
D'rauf führt er die Geldklemm' in eine finſtere Stub',
Und bläst ihr hinein in die Magengrub',
Und ſtreicht ſie an, die Kreuz und die Quer,
Und ſtreicht wieder hin, und ſtreicht wieder her,
Aber wie ſoll denn da der Geldklemm' beſſer ſein?!
Die Klemm' ſtreicht er nicht aus, nur's Geld ſtreicht er
ein!
Da aber auch nicht hilft der Magnetiſeur,
So ruft ſich die Geldklemm' ein'n „Semmeldoctor“ her.
Der Semmeldoctor ſagt: „Liebe Geldklemm', wie ich da ſeh',
Errath' ich ſogleich auch den ganzen Caffee!
Das Uebel iſt, daß Ihre Verdauungskraft ſtockt,
Sie haben in den Caffee gar zu viel eingebrockt.

Nicht nur Ihre Semmel, ſondern auch Ihr Brod,
Ein Brocken um den andern, das iſt der Tod!“
Die Geldklemm' verzweifelt und ſchreit entſetzt:
„Nun wohlan, ruft mir den „Hühneraugendoctor“ jetzt“
Der Hühneraugendoctor kömmt und ſchreit wie ein Bär:
„Frau Geldklemm', zeigen's einmal Ihren Zinsfuß her!“
Wie er den geſchwollenen Zinsfuß erblickt,
Ruft er: „Jetzt weiß ich, wo der Schuh Sie drückt!
Sie gehen halt auf der Börſe herum ganze Stund',
Für einen ſoliden Fuß iſt das Pflaſter nicht geſund;
Ein ſpitziges Pflaſter, und zum Ueberfluß
Tritt dort Einer dem Andern noch auf den Fuß.
Da find' ich nur ein Mittel für ihr Uebel heraus,
Bleiben Euer Gnaden halt hübſch zu Haus,
Das nimmt das Uebel mit der Wurzel heraus“
Die Geldklemm' ſagt: „das iſt gemein! fi done fi!
Jetzt ſchick' ich um einen „Doctor der Philoſophie!“
Die Philoſophen ſagen, das Geld iſt nur eine Idee!
Folglich iſt die Geldklemm' eine Kopfkrankheit: gar keine Idee!
Im Robert ſchreit der Teufel senior dem Teufel junior
Auch ſtets das Geld iſt nur Chimäre in's Ohr.
Dennoch unterliegt es gar keinem Zweifel,
Kein Geld oder keine Idee, das iſt ein Teufel.
Doch ein hochverehrtes Publikum wird ſchon neugierig ſein,
Ob der Doctor die Klemm' curirt oder nein,
Aber leider kann ich Ihnen in dieſem Moment eben,
Darüber noch keine ſichere Auskunft geben
Denn die Geldklemm' und der Doctor der Philoſophie ganz dicht,
Sie ſtecken eben beiſammen, beim Verfaſſer von dieſem Gedicht,
Was nun da für Cur vorgenommen wird, kann ich nicht ſagen,
Wenn ſie gütigſt erlauben, ſo geh' ich und will fragen.

Nach dem Hervorruf:

Nun weiß ich's und ſag' Ihnen ganz unverzagt,
Was mir vom Concilium der Dichter geſagt:

Die Philoſophie hat ſeiner Geldklemm', der lieben,
Nur zwei einfache Hausmittel verſchrieben.
Das erſte iſt zwei ſtarke Handvoll Applaus,
Von einem gütigen Publikum als Stärkung und Schmaus.
Das zweite Hausmitttel riß ihn gewiß heraus.
Nämlich für ſeine Mittel alle Tage ein ſolches Haus.

Sterngucker und Börſenſchlucker,

oder:

Wieder Einer, der ausgeblieben iſt.

(Geſprochen von Herrn Carl Treumann.)

Die Börſe, nicht die, welche Jeder in ſeiner Taſche bringt,
Die Hauptbörſe, welche alle andern Börſen verſchlingt,
Die Börſe iſt wie eine Sternwarte, wie ein Obſervatorium,
Man ſoll ſie bauen da, wo kein Dunſt gemacht wird ringsherum,
Nicht gar zu hoch darf man ſie bauen, leicht gedeckt durch Schindel,
Von wegen der Schwankungen, von wegen dem Schwindel!
Zur Börſe und zur Sternwart braucht man zwei Sachen nur,
Ein gutes Fernglas und eine Uhr.
Ein Fernrohr, um zu ſehen, wie die Sterne und Papiere ſteh'n,
Und eine Uhr, die zeigt wenn Zeit iſt — durchzugeh'n,
Die Börſe und die Börſianer, die ſind ein Liebespaar,
Sie verſprechen ſich gegenſeitig das ganze Jahr,

Allein wenn getraut werden ſoll, da ſtellt es ſich heraus,
Sie traut nicht, und der „Liebhaber“ bleibt auf einmal aus.
Und wie auf der Erde, ſo wird's auch im Himmel getrieben,
Den Aſtronomen iſt auch Einer ausgeblieben!
Der Komet, den die Aſtronomen in Süd, Weſt, Oſt,
Auf dreihundert Jahr gegeben haben in Koſt.
Sie haben abgeſchloſſen, ihn im September zu liefern her,
Aber er kömmt nicht, auch nicht auf die Börſe, wo er gleich geliefert wär'.
Und er kommt auch nicht auf die Sternwarte,
Wo die Aſtronomen ſteh'n und ſchreien: Stern! warte!
Der Komet kömmt nicht, aber er legt ſich Ihnen gehorſamſt zu Füßen,
Er hat mir geſchrieben, er läßt Sie gar vielmal, gar ſchönſtens grüßen,
Er läßt ſich entſchuldigen, aber es iſt nicht ſeine Schuld,
Die Aſtronomen haben Recht, ſie haben herausgebracht mit Geduld,
Daß er alle dreihundert Jahr kömmt, und jetzt wär' der Augenblick,
Aber der Komet ſagt: die Erd' wär' noch um hundert Jahr zurück;
Jedoch wird er Ihnen erſcheinen hell und licht und klar,
Wenn Sie gefälligſt nur warten wollen noch hundert Jahr.
Der Menſch muß zwar ſchon zu ſiebenzig ſterben,
Schad't nichts! das Warten werden unſ're Kinder noch erben!
An Warten fehlt's nicht, an Talent dazu nicht gebricht's,
Aber dreihundert Jahr warten, und nun kömmt erſt nichts!
Unter uns, der Komet hat mir ausführlich geſchrieben,
Warum er heuer den Wienern iſt ausgeblieben;
Wo hätte er denn gleich ein Quartier hergenommen,
Denn er hätt' ſollen g'rad' um Michaeli kommen,
Da iſt Ziehzeit, da zieht's in allen Gliedern,
Es iſt ein Knochenreißen bei Hohen und bei Niedern!

Man glaub', es zieh'n nur aus die Inwohner, welche wandern,
Nein! die Hausherr'n ſelbſt ziehen auch aus — die Andern!
Bis der Komet hätt' Quartier gefunden weit und breit,
Hätt' er grad' gebraucht ſeine dreihundert Jahr Umlaufszeit.
Und wo ſoll er ſich ſehen laſſen? Und für welchen Eintrittspreis?
Man läßt ſich jetzt Entree bezahlen auf enorme Weiſ'!
Fünf Gulden, eine Mumie abwickeln zu ſeh'n,
Wenn entwickelte Mumien in allen Straßen herumgeh'n!
Zwei Gulden für Azteken, im Muſikſaal geſetzt,
Da ſitzen die Muſikanten! So wird die Kunſt geſchätzt.
Ein Gulden zu Miß Beſſi, die Dame, welche ſehen läßt für Geld,
Daß's noch Leute gibt, die ſich ſcheinen auf der Welt.
Ein Orang-Utang um einen Gulden, als ob es nicht wie die Schwaben,
Affen genug gäbe, die lange Arme haben.
Drei Gulden ein Concertſitz, verſteht ſich im Cercle,
Für geſchlagene Clavier und geſungene Tuberkel!
Daraus ſieht man, daß in Wien zur jetzigen Friſt
Der Geldmangel das häuslichſte Weſen iſt.
Man bemerkt den Geldmangel nie an einem öffentlichen Ort,
Er bleibt ſchön bei jedem zu Hauſ' fort und fort!
Bei dieſen Verhältniſſen und bei dieſem veränderten Stand,
Meint der Komet, hätt' er Wien nicht wieder erkannt.
Ich hab' ihm zwar geſagt: Du find'ſt alte Bekannte im Ueberfluß,
Zum Beiſpiel den alten Speci, den „Heidenſchuß“,
Denn die Gegenwart reſpectirt noch immer en bloc,
Wenn olim die Heiden haben geſchoſſen einen Bock.
Ich hab' ihm geſagt: Du find'ſt auch noch wie dazumal
Den Holzweg auf der Brücke vom Wiener Canal;
Dieſe Brücke iſt wie eine deutſche Kammer conſtruirt,
Bald iſt die rechte Seite, bald iſt die linke ruinirt;

Die Seite, die verdorben iſt, iſt mir aber immer lieber,
Denn von der kann man ſagen: „da geht gar nichts drüber!“
Kurz der Komet wird finden, das Alte ſteht noch feſt und gut,
Nur die Abendbörſ' wandert ſtets, die iſt der ewige Jud'.
Die Erd' iſt ihr Teppich, der Himmel ihr Dach,
Nur Abends geht ihr ein Licht auf, aber — ſchwach.
Unter freiem Himmel ſie ſich unter einander ſchuppen,
Man glaubt, es ſind gefallene Sternſchnuppen!
Denn nur zwei Wiſſenſchaften ſind auf Gewißheit baſirt,
Die prophezeihen alle Abend, was nächſtens paſſirt;
Die „Aſtronomie“ und das „Börſenſpiel“, die, ſagen die Geſchichtsſpäher,
Die zwei ſind ſo alt, wie Chineſen und Hebräer.
Die Aſtronomie und die Börſe ſchwören zu gleichen Fahnen,
Sie berechnen beide ſtets nur ihre — Bahnen!
Die Aſtronomie die Bahn vom Merkur zum Jupiterſpitz,
Und die Börſe die Bahn von Reichenberg bis Pardubitz,
Auf jeden Fall wird mehr der Aſtronomie als der Börſe vertraut,
Weil jene auf den Himmel und dieſe blos auf Actien baut.
Beim Himmelsbau iſt alles ehrlich, auf mein Wort,
Denn der Himmel gibt den Bau nicht in Accord.
Bevor der Himmel die Conceſſion zum Oberbau gewährt,
Prüft er ganz gut den Unterbau auf der Erd'.
Die Aſtronomen haben auf ihren Bahnen, ſo wie wir,
Auch drei Claſſen für verſchiedene Paſſagier':
In der erſten die Fixſtern', die Gelben,
Das ſind vornehme Stern', geh'n nie vorwärts, immer dieſelben;
In der zweiten ſitzen auf Leder die Planeten,
Und in der dritten Claſſe die armen grauen Kometen.
Die Meteore, Nordlichter, Sternſchnuppen und Wolkenflug
Gehören zur Bagage, und gehen mit dem Frachtenzug.
Es iſt möglich, daß unſer Komet den Train verſäumt, der gemiſcht,

Wer weiß? Vielleicht hat er gar den Betteltrain erwiſcht.
Sie können ſich denken, wie vielmal der ſteh'n bleibt vom
Himmel bis zu unſrer Welt,
Wenn der Train von Wien nach Baden ſchon zehnmal hält!
Ich hoffe nur, das verehrte Publikum iſt mild geſinnt,
Und daß wir Beide, der Komet und ich, entſchuldigt ſind;
Der Komet, daß er nicht gekommen nach Ihrem Sinn,
Und ich? ich dafür, daß ich — ja gekommen bin.

Die Redefreiheit der Frauen.

Im Anfang erſchuf Gott Himmel, Erde und Licht,
Gewächſe, Bäume, Pflanzen und ſo weiter,
Den Ochs, den Eſel, dann erſt mit edlem Angeſicht
Den Menſchen als König über Thier, Fiſch und Kräuter,
Am ſechsten Tage ward er König und dachte ſich „gut“,
Und hat am ſiebenten Tag ſogleich — „geruht“.

Als Vorzug vor dem dummen, ſtummen Thier
Hat dann der Menſch das „Denken“ und „Sprechen“
bekommen;
Der Mann nahm das „Denken“: „das gehört mir“,
Die Frau hat geſchwind ſich das „Sprechen“ genommen;
Der Mann dachte, als wär' er ein Rathsherr brav,
Er dachte ganz tief, und fiel in einen tiefen Schlaf.

Adam dachte! Doch woran er gewiß nicht gedacht,
War: daß er im Schlaf ein Weib würd erhalten,

Sonſt wär' er lieber wach geblieben die ganze Nacht,
Und hätt' ſich eiſenfeſt die Rippe gehalten!
Doch weil der erſte Mann gedacht und geſchlafen hat,
Findet an allen Ehemännern die Strafe jetzt ſtatt.

Die erſte Frau aber nahm die Sprache geſchwind,
Doch was ſprach ſie zuerſt? das waren Geſchichten
Das erſte Wort zum Mann war: „Mein liebes Kind!
Laß uns doch eſſen von den verbot'nen Früchten.“
Durch dieſes Wort aßen ſie und wurden geſcheidt,
Das war die erſte Frucht der Mündlichkeit.

Drauf fragte der oberſte Richter: „Wer hat das erlaubt?“
Und Adam hat als Advocat die Frau erhoben;
Die Frau hat ſich zu entſchuldigen geglaubt,
Und hat die Anklag' auf die Schlange geſchoben,
Das Urtheil hieß: „Marſch von Eden und mucke nicht!“
Das war das allererſte „öffentliche Gericht.“

Und ſeit jener alten paradieſiſchen Zeit
Findet Denken und Sprechen ſich ſelten beiſammen,
Der Denker war zum Reden viel zu g ſcheidt,
Denn man ſah das Sprechen tyranniſch verdammen
Die Frauen allein in Süd und in Nord,
Die Frauen nur allein hatten das freie Wort!

Denn wo man Caffee oder Thee ſchenkte ein,
Im Cirkel, im Salon oder Sälchen,
Da machten wir gleich einen „Redeverein.“
Die Rede war groß und klein wie das Schälchen
Da ward geredet, debattirt, geſchrien, gezankt,
Und ſo hatten wir „politiſche Bildung“ erlangt!

Die Hausfrau ſah man, grad' wie im Parlament,
Auf ihrem Divan als „Lord vom Wollſacke“ ſitzen,
Da kam bald eine Bill über's Hausregiment,
Bald eine Reform der Hauben und Spitzen;
Am Ende kam ſogar eine „Monſtre-Petition“
Wegen „freier Hausfreund-Aſſociation.“

Da wurde gered't nicht nur, auch Urtheil gefällt,
Ob dieſer oder jener ein Aff' oder Adonis!
Wir haben uns zwar nicht zum Examen geſtellt,
Doch ſind ſie uns angeboren die partes orationis.
Denn jedes Subject bekommt in unſerem Rath,
Mit oder ohne Copula ſchon ſein Prädicat.

Wir reden über Staat, Politik, Militär und Putz,
Beſonders über die inneren Finanzen;
Ja, die geheimen Ausgaben nehmen wir in Schutz,
Es gibt ſo gewiſſe Fälle im Ganzen! —
Die „Wahlfragen“ beſprechen wir jetzt zur Friſt,
Wir wählen Jeden, der nicht wähleriſch iſt!

Wir ſprechen auch herzlich, mit Liebe und Luſt.
Für den Verein, der ſich bildet für's Reden.
Frei zu reden von freier männlicher Bruſt,
Ein ſolcher Verein begeiſtert wohl Jeden!
Die deutſche Sprache vor Allem iſt's werth,
Daß ſie geſchliffen werde zu Senſe und Schwert.

Die tendenzkranke Welt.

(Vorgetragen von der k. k. Hofſchauſpielerin Frl. Louiſe Neumann.)

Man ſagt „die Welt iſt kugelrund“, das war vor Zeiten,
Da war die Welt noch eine junge kugelrunde Frau,
Sie drehte ſich im Tanze luſtig mit den Leuten.
Sie nahm's bei einem kleinen Puff nicht ſo genau;
Zufrieden war mit ihrem Frühling, Winter, Herbſt und
Sommer
Chineſe, Ruſſe, Spanier, Türk' und Pommer!

Jetzt iſt die Welt ſchon alt! da wird ſie eckig!
Hat Runzeln auf der Stirn im Angeſicht;
Nun iſt die gute Haut ganz leberfleckig,
Und in den Gliedern ſitzt ihr tief die Gicht!
Die Welt, ſie leidet blos an Altersſchwäche,
Ein jeder Arzt curirt ſie anders, ſie doch zahlt die Zeche!

„Die Welt“, ſo ſagt ein Theil von den Doctoren,
„Sie leidet an der „Herzbeutelwaſſerſucht“,
Da heißt's „anzapfen“, nur anzapfen, dabei iſt nichts verloren,
Erfahrung bringt uns dieſe gold'ne Frucht!“
Und dieſe Curart, ſcheint's, gefällt den Leuten,
Die liebe Welt wird angezapft von allen Seiten!

Ein andrer Arzt meint und beweist es aus der Grundheit,
Die Welt wär' eigentlich „poſitiv“ nicht krank,
Sie weiche „relativ“ blos ab von der Geſundheit,
Und ſtört ſo irgend ein Organ, ganz blank.
Darum curiren all' Organe ſie ganz munter,
Da iſt das kranke dann gewiß auch d'runter.

Ein dritter glaubt — ich glaub', der hat's getroffen —
Die Welt ſie leide oben, (deutet auf die Stirne), da, im erſten
Stock!
Da laßt ſich freilich gar nicht viel mehr hoffen,
Und darin irrt ſich wohl der Aerzte ganzer Scheck!
Denn ſie vermehren deshalb blos die Univerſitäten,
Wo eigentlich mehr Narrenhäuſer vonnöthen!

So ſieht man an der Welt ſtets laboriren,
Ein jeder Doctor ſchreibt ſein Leib-Recept.
Die klugen Aerzte ſuchen blos zu trainiren
Daß ſich die Krankheit in die Länge ſchleppt.
Wenn aber die Aerzte gar — Concilium halten,
Da iſt's gewiß gleich ganz aus mit dem Alten!

Die Weltkrankheit graſſirt in drei Geſtalten,
Erſt die „Zerriſſenen", die waren leidlich noch,
An ihrer Seele wollte blos die Naht nicht halten,
Sein eigenes Selbſt erſchien jeglichem als Loch!
Wenn die Zerriſſenen ſich jenſeits erblicken,
Natürlich, daß ſie ſtets am Zeuge ſich was flicken!

Dann kam der „Weltſchmerz", das waren Patienten!
Sie konnten die Welt nicht ausſtehen, ſie that ihnen weh!
Denn weil die Hühner nicht ſchwimmen wie die Enten,
So nennen ſie unausſtehlich garſtig den See!
Der „Weltſchmerz" iſt ein „Nervenübel", o Jerum!
Er ſitzt in der Taſche und heißt „nichts nervus rerum."

Die dritten, das ſind die „Tendenzkranken!"
Das Theater iſt jetzt ein großes Tendenzen-Spital!
Ein Stück braucht nicht Handlung, nicht Gedanken,
Nicht Situation, Charactere, Moral,

Die „Tendenz“ iſt die Röhre in der Waſſerleitung,
Führt in's Theater Waſſer aus der „allgemeinen Zeitung.“

Wie Dichter kommen zuſammen, große Geiſter,
Und tiefe Stille herrſcht im grundgelehrten Kreis,
Die Jünger blicken ehrfurchtsvoll auf ihren Meiſter,
Ob denn noch Niemand was Geſcheidt's zu ſagen weiß;
Da endlich ſteht ein ſolider Geiſt auf, ein flanellner,
Erhebt die Stimm', entwickelt ſeine Tendenz und ruft:
„Kellner!“

Den ganzen Winter ſchmollt die Frau mit ihrem Gatten,
Doch kaum kömmt der Mantillengott, der „Lenz“,
So ſchmeichelt ſie und folgt ihm wie ſein Schatten,
Die, glauben Sie mir, die hat eine Tendenz!
Ich ſehe ſie ſchon in Baden draußen, bei Scheiner,
Da ſitzt ſie und die Tendenz und — noch Einer!

Man ſpricht ein Gedicht, und denkt ſich bei Allen,
Auf keinen Fall thut mir was das verehrte Publikum,
Iſt das Ding ſchlecht und will gar nicht gefallen,
So ſeh ich in meiner Tendenz nach dem Dichter mich um,
Gefällt es aber, wenn auch nur ein Bischen, am Ende,
O, dann leg' ich die ganze Tendenz in — Ihre Hände.

Beim Rufen:

Aha, meine Verehrten, Sie haben auch Ihre Tendenz?
Mit Freuden nehm' ich noch einmal Audienz,
Empfehle mich gehorſamſt, und mach höflichſt zu wiſſen,
Es wartet noch eine Tendenz dort bei den Couliſſen.

Dialect und Orthographie.

(Geſprochen von der k. k. Hofſchauſpielerin Frl. Louiſe Neumann.)

Es ſoll ein Deutſchland nur ſein, ein-einzig!
So heißt es jetzt in Oſt und Weſt und Süd und Nord,
Ein Deutſchland, doch Dialecte hat es neunzig,
Vom wahren Deutſch hört man kaum mehr ein Wort.
Wie nur am kleinſten Bach ſpricht irgend ein „Klachel“,
Gleich heißt's im Dialect „ob“ oder „unter dem Bachel!“

Weil Zwei oder Drei gemüthlich geſungen
Im weichen lieben öſterreich'ſchen Dialect,
So glaubt ein Jeder ſchon, es ſei ihm dasſelbe gelungen,
Wenn ſtatt: „Wie bin ich erſchrocken“, er ſchreibt: Wie bin i da ſchreckt!“
Es gibt nun Dialecte „ob der Wien“ und „unter der Alſer,“
Und wie ein Volkspoet ſchreibt Jeder „Hernalſer“.

Ein Jeder ſinge, wie ihm der Schnabel gewachſen,
Das iſt ſchon recht, allein jetzt ſingt manch' Wiener Poet
Mit einem wildfremden Schnabel aus Sachſen,
Und es gefällt, wenn man's nur nicht verſteht!
Die Art, wie ſie mit dem Mund die Worte zerreißen,
Wird heutzutag eine „Mundart“ geheißen.

Die „Blume“ heißt „Bleamerl“ die Roſe heißt „Reſerl“
Und „alloan“, heißt ſoviel als „allein“,
Der große „Eſel“ heißt nur ein „Eſerl“,
Das wird doch gewiß „gemüthlich“ ſein.

Man ſchreibt ein „z", ein „w", ein „o", ein „a", ein „r" und d'rüber einen Haken, (*)
Und ſpricht aus „zwoar", daß einem die Zähne knacken

Auch mit der Orthographie wird jetzt furchtbar verfahren!
Zuerſt ſieht man das „ph" faſt ſchon gar nie,
Da ſoll doch der liebe Himmel bewahren,
Man ſchreibt „Philoſoph" wie jedes andre „fi"!
Das überflüſſige „h" muß die Dichter auch ſchon verdrießen,
Daher ſie auch ſtatt „Ruhm" blos „Rum" genießen!

Das überflüſſige „e" wird auch nicht mehr geſchrieben,
Man wirft's aus allen Wörtern völlig nun hinaus,
Anſtatt des langgedehnten Zeitworts „lieben"
Spricht man ganz kurz „ich libe dich" jetzt aus.
Die Regel gefällt den Männern jetzt wohl allen
Denn „Liebe" ohne „Eh" (e) wird ſchon ſehr gefallen.

Und mit den Doppelbuchſtaben iſt's gar ein Gegrämel!
Kein Doppel-„m", kein Doppel-„n" ſoll mehr ſein,
Statt „Semmel" hat man blos „Semel",
Für zwei „m" iſt unſer Mund zu klein!
Hab' ich vor Jahren mir einen „Mann" mit zwei „n" erkoren,
Geht mir jetzt an ihm der vierte Theil verloren.

Bei „fühlen" und bei „ſehnen" fand man ſich bewogen,
Den „Hauchlaut" zu verwerfen, man ſchreibt ſie ohne „h",
Denn jetzt iſt bei „fühlen" und bei „ſehnen" jeder Hauch erlogen,
Das wiſſen die Orthographien-Macher ja!
Ein Andrer frißt mit Heißgier alle „Ach"-e,
Schreibt „Almanae" ſtatt „Almanache".

Ein großer Buchſtab wird ſelten jetzt genommen,
Bei „Hauptwörtern“ werden kleine blos geſetzt,
Die eignen Namen nur ſind ausgenommen,
Doch Ochs und Kuh ſchreibt man klein blos jetzt.
„Doch auch dieſe“, ſagt der Lehrer beim Examen,
„Schreibt man groß, ſind ſie Familien-Namen!“

Wir Frauen, wir haben ein Privilegium ausſchließlich,
Wir brauchen gar keine Orthographie!
Das iſt in gewiſſen Dingen ganz erſprießlich,
Zum Beiſpiel: das „Bindezeichen“ ſetzen wir gar nie!
Denn es iſt und bleibt die ſchwerſte Function
In einem „Liebesbrief“ die Interpunction!

Die Zeichen alle, Striche, Puncte und Colonnen
Sind für uns ein exotiſches Gewächs,
Wir Frauen machen nur zwei Interpunctionen:
Ein „Ausrufungszeichen“ und einen „Klecks“;
Doch ſind wir nicht immer in dieſem Punct dumm,
Wir wiſſen auch zu ſchließen, wie Figura zeigt: Punctum

Wir müſſen auf's Land.

Eine weibliche geheime Rathsſitzung.

Perſonen:

Sophie — Antonie. — Amalie.

Sophie.

Ich hab' Sie heute, meine Beſten, eingeladen
Zu wicht'ger Angelegenheit, Sie wiſſen ſchon,
Zu einer Sitzung, einer ungeraden,
Zu einer Art von weiblicher Seſſion.

Antonie.

So? Zur Seſſion? Ach Gott, das wird langweilig!
Da ſitzen wir und bringen nichts hervor, das weiß ich heilig!

Amalie.

Zu einer Sitzung und Berathung? Jetzt? Bei Dir?
Wie iſt das möglich, ich ſeh' ja keinen Schlafſtuhl hier?

Sophie.

O, durch den Schlaf wird die Berathung erſt gewichtig,
Im Schlaf iſt der Eindruck der Außenwelt ganz aus,
Ein Rath, der ſchläft, o deſſen Rath iſt wichtig,
Im Schlaf kehrt ſich der inn're Menſch heraus!

Antonie.

Und weil im Schlaf man beſſer räth, als wenn man wacht,
Deshalb ſagt man ja auch: Beſſerer Rath kömmt über Nacht!

Amalie.

Doch weil der Rath durch Schlafen gut wird in der That,
So ſollt' es eigentlich nur heißen: „Beſſ're Nacht kömmt über'n Rath.“

Sophie.

Zur Sache nun, mein Mann hält eben Sieſte,
Ein „inn'rer Menſch“ iſt er ſtets gleich nach Tiſch!
Alſo zur Sitzung, meine hochgelehrten Gäſte,
Und Jede ſage ihre Meinung friſch!
Der Caſus iſt fatal, der Winter iſt nun bald vorüber,
Der Sommer kommt, wie machen wir's gewandt,
Daß wir zur Reiſe bringen unſern Mann herüber,
Denn darin ſind wir einig wohl: „wir müſſen auf das Land!“

Antonie.

„Auf das Land müſſen“ verbum transitivum, man kann ihm vorſetzen
Das perſönliche Fürwort: „Ich, Du, Sie, wir müſſen auf das Land,
„Auf das Land müſſen“, auch als leidendes Zeitwort zu ſetzen,
Der Mann muß dabei leiden: verbum passivum genannt.

Amalie.

Ja, aber es handelt ſich hier um den „Modus“.
Die Art, wie man dem Mann dies Zeitwort ſtellt,
Ob „imperativ“, ob ſchmollend, bittend hic rhodus!
Und dazu braucht man das „Hilfszeitwort Geld“.

Sophie.

Alſo „wir müſſen auf das Land“, ſo heißt das Ultimatum!

Antonie.

Und das am zehnten Mai, prix fix, feſtes Datum!

Amalie.

Beſchloſſen und ausgefertigt in triplicatum!

Sophie.

Allein wie leiten wir es ein ſo fein und weiſe,
Wie ſädeln wir die Sache ſo brillant,
Daß unſer Mann uns bitten muß zur Reiſe,
Daß er drauf dringt und ſpricht: „Mein Kind, du mußt auf's Land!“

Antonie.

Gleich heute werd' ich krank dann alle Tage kränker.
Im Magen dahier drückt's, im Herzen dahier ſticht's!
Mein Mann iſt ein Gelehrter, ein ſelt'ner tieſer Denker,
Mit dieſem hab' ich's leicht, der Gute denkt auf nichts!

Amalie.

Soldat iſt mein Gemahl, den weiß ich weich zu ſieden,
Und rühm' ich ſeinen Muth, thut er, was mir gefällt,
Ich ſage ihm getroſt: Im dreißigjährigen Frieden
Biſt du, mein Tapfrer, Deutſchlands größter Held!

Sophie.

Mein Mann? was iſt er nur geſchwind? Allgemeiner befugter Feſteſſenmitglieder-Sammler.
Das iſt in jetziger Literatur ein gewichtiger Mann,
Dabei iſt er Ober-Ober-Toaſt- und Bratengedichte-Stammler,
Ich pack' beim Eſſen ihn, bei Tiſch, da — beißt er an!

Antonie.

Die Männer, liebe Kinderchen, ſie ſind ein chroniſch Uebel,
Sie überſchreiten oft den geſetzmäßigen Verlauf,
Das Uebel hinzuhalten nur, nehmt mir's nicht übel,
Daß iſt die Kunſt, da verſtehen ſich die Frauen drauf!

Amalie.

Ei was! Behandeln! man muß ſie gar nicht behandeln!
Dadurch werden ſie am draſtiiſchſten curirt!
Je aufmerkſamer man ſich zeigt, deſto mehr machen ſie Mandeln,
Behandelt man ſie kalt, das macht ſie inflammirt.

Sophie.

Den Hausarzt muß man zu gewinnen wiſſen,
Ein Hausarzt, der galant iſt, und hat Verſtand,
Der fühlt dem Mann den Puls, der ſchröpft ihm das Gewiſſen,
Und ſagt: Ich ſteh' für nichts, geht ſie nicht auf das Land!

Antonie.

Ich ſollte krank mich ſtellen? das iſt bedenklich,
Verſäumen Theater, Concerte, Soiréen und Ball?
Viel lieber rede meinem Mann ich ein, er ſei kränklich,
Er muß auf's Land, mit der erſten Nachtigall!

Amalie.

Was? der Mann ſoll mit auf's Land? Gehorſamer Diener!
Wo ſteckt die Erholung dann, ich dank' dafür!
Da frag' die Wienerinnen man, die Wiener,
Er in der Stadt, ſie auf'm Land, das iſt plaisir!

Sophie.

Ach, das verſtehſt Du nicht; iſt der Mann mit auf dem Lande,
So hält er's nicht aus, am zweiten Tag iſt er abgepaſcht,

Allein läßt Du ihn in der Stadt, ſo ſitz'ſt Du auf dem Lande
In ew'ger Angſt, daß er Dich überraſcht!

Antonie.

Ach was, man muß nur nicht nach Hietzing, Baden,
Da iſt's gleich ſo gut, man bleibt zu Haus,
So nach Gaſtein, nach Iſchl, Berchtesgaden,
Da iſt man aus der Ueberraſchungslinie 'naus!

Amalie.

Ja, Iſchl! köſtlich! man möchte mit der Zunge ſchnalzen,
Das Salz, die Sohle, die Haut volée!
Doch ſagt mein Mann ſtets: „Iſchl iſt geſalzen,
Und läuft man hin, ſo thut Einem die Sohle weh!“

Sophie.

Ich ſage meinem Mann, man muß viel mehr Geld ausgeben,
Bleibt man in der Stadt, fährt täglich man doch aus,
Denn „nulla dies sine linea“ heißt's im Wiener Leben,
Daß heißt: „Alle Tage muß man zur Linie 'naus“

Antonie.

Ich muß auf's Land, doch ſei's etwas entlegen,
Um Gottes Willen nur nicht an der Eiſenbahn,
Da kommen Gäſte an, in Sturm, Blitz und Regen,
Ganz Wien kommt dann mit Kind und Lehrer an!

Amalie.

Hier gibt's nur ein „auf's Land!“ die Brühl, da iſt's einzig!
„Kennſt du das Land, wo die zwei Raben blüh'n?“
Die Fichten, Ruinen, man trennt ſich, vereint ſich,
„Dorthin, Geſellſchaftswagen, laß mich mit dir zieh'n!“

Sophie.

Alſo, wir müſſen auf das Land, das iſt das End vom Liede;

Antonie.

Mein Mann iſt ein Gelehrter, er thut Alles! Bona fide!

Amalie.

Die Weiber wollen, die Männer müſſen, ſo hat die Seele Friede!

Sophie.

Die liebenswürdigen Frauen, wie ſie hier ſind Alle,
Ich weiß, ſie wollen nächſten Sommer alle auf das Land,
Da iſt's hohe Zeit, ſtellen Sie mir auf die Mäuſefalle,
Um den Mann zu fangen, reizend, ſchalkhaft und gewandt.

Antonie.

Ja, ja, die Frau, die im Sommer auf dem Land will ſein,
Die heize nur im Winter ihrem Mann recht ein!

Amalie.

Ach Gott, der Winter iſt lang genug, um mürb den Mann zu machen,
Zum heil'gen Abend ein Käppchen, ein Cigarren-Etui,
Zu Neujahr ein Schreibepult mit zwei Drachen,
Die ein Amor lenkt durch Sympathie!
Zum Namenstage eine Börſ' mit einem Schmetterlinge,
Das packt, er macht die Börſe auf, und läuft uns in die Schlinge.

Alle Drei.

Alſo, wir müſſen auf das Land, kein Mann iſt, der es änder',
Und alle Frauen, die hier ſind, ſie müſſen auf die Länder!

Beim Hervorruf:

Sophie.

Entſchuldigen Sie, ich hab' nicht Zeit, das iſt bekannt,
Ich kann nichts repetiren, „ich muß auf's Land.“

Antonie.

(Beim zweiten Ruf.)

Ihr ſchmeichelhafter Ruf ſo großen Werth mir hat,
Daß ich, dafür zu danken, kam wieder in die Stadt!

Amalie.

(Beim dritten Ruf.)

Ich war ſchon in der Brühl, und eile wieder her,
Und danke, ländlich, ſittlich, für die Ehr'!
Doch an der Linie traf ich den Dichter an,
Und bring ihn mit, vielleicht kömmt er daran.

Der Menſch als Staatsmaſchine.

Es iſt der Menſch mit ſeinen viel Gelenken,
Wie ihn der liebe Gott erſchaffen hat,
Mit ſeinem Kopf und Hirn zum Denken,
Mit ſeinem Antlitz ſchön, oval und glatt,
Mit ſeinem Fuß, die Schritte gut zu lenken,
Mit Hand und Bruſt und Herz und Schulterblatt,
Ganz wie gemacht, daß er als Vorbild diene
Zur allerbeſten reichen Staatsmaſchine.

Der „Kopf“ iſt der Regent bei jedem Erdenſohne,
Denn das Regieren nur in einer Hand,
Der Kopf allein, er trägt die Denkerkrone,
Denn Geiſt und Urtheil, Klarheit und Verſtand,
Sie wählen ſich den Kopf zum hohen Throne,
Gedanken blitzen in dem ſchönen Stirnenband,
Die oberſte Gewalt im Staatenleben,
Sie ſei in eines Menſchen Macht gegeben.

Die „Augen“, die den Blick in weite Fernen tragen,
Sie ſind von „Auswärts das Miniſterium,“
Sie ſenden Telegraph, Depeſchen, Fragen,
Weitſehend in die ganze Welt herum;
Sie wechſeln Noten, bitten, zürnen, klagen,
Sie blitzen und ſind freundlich wiederum,
Und will es ihnen auch nicht immer glücken,
So wiſſen ſie geſcheidt ein Auge zuzudrücken.

Die „Naſe“, dieſer Hauptpunct in dem Angeſichte,
Sie iſt das „Miniſterium der Polizei“,
Die Naſe riecht die ganze Weltgeſchichte,
Wo was zu ſehen iſt, da iſt die Naſ' dabei,
Daß ſie zum Wohl des Staates ſtets berichte,
Wo etwas faul, anrüchig ſo im Leben ſei,
Die Naſ' in Ehren! ſie iſt nöthig zu dem Weltbehelfe,
Und wenn ſie nieſ't, ſagt Jedermann: Gott helfe!

Der „Mund“, und was gehört zu ſeinem Ganzen,
Die Zähne, Gurgel, Kehle und auch Hals,
Er iſt das „Miniſterium der Finanzen“,
Er braucht zwar viel, doch er ernährt auch All's;
Er muß ſorgen ſtets für Magen, Wannſt und Ranzen,
Für Milz und Leber, für das Herz auch manchenfalls;

Und hat der Mund noch ſo viel Nahrung eingetrieben,
Iſt alles andr'e voll, nur er iſt leer geblieben!

Das „Herz“, das in dem Buſen iſt verborgen,
Das „Miniſterium des Innern“ präſentirt,
Ihm anvertraut ſind die innern Lebensſorgen,
Von ihm wird Ruh' und Wohlſein prätendirt.
Es iſt bewegt, erregt vom Abend bis zum Morgen,
Es ſei zu weit nicht und zu eng creirt,
Denn wenn das Herz an uns nur Recht geſprochen,
Kann es d'rauf ſtolz ſein, kann es d'rauf pochen!

Der „Magen“, dieſer bäuriſche Philiſter,
Der Magen iſt das „Proletariat“,
Gebt ihm zu eſſen, fleißig und zufrieden iſt er,
Der Hunger iſt ſein Tyrann und Potentat,
Er kümmert, ſatt, ſich den Kuckuk und ſein'n Küſter
Um Politik, Geſetz und Kirch' und Staat,
Der Magen iſt ein Faß, das kann man täglich hören,
Denn großen Lärm machen nur — die leeren!

Die „Hände“ und die Arme, eng verbunden,
Sind zum „Miniſter des Kriegs“ ernannt;
Gerüſtet ſeien ſie zu allen Stunden,
Doch nicht aus Luſt zum eitlen Kampf entbrannt;
Das Haupt zu ſchützen vor Gefahr und Wunden,
Sind ſie für Kaiſer, Ehr' und Vaterland,
So erbt ſich fort im menſchlichen Geſchlechte:
Die Rechte für die Waffen, Waffen für das Rechte!

Die „Füße“, Sie erlauben ſchon dies Wort, ich bitte,
Die Füße ſind die „Unterthanen“ nur,
Das Haupt ſoll weiſe lenken ihre Schritte,
Das iſt das Grundrecht im Geſetze der Natur,

Sie ſollen folgen, wenn es lenket ihre Schritte,
Denn von der Höhe nur ſieht man die rechte Spur,
Jedoch bleibt's wahr, beim Gang, beim Lauf, beim Tanze,
Die Füße unten tragen doch das Ganze!

Eine freie Conferenz.

Perſonen:

Ein Doctor der Rechte.
Ein Doctor der Medicin.
Ein Doctor der Weltweisheit und Magiſter der fünfprocentigen Künſte vulgo Banquier
Eine ſeufzende Hauptcaſſa.

(Zuerſt treten die drei Männer auf.)

Diplomat.

Stell' mich vor, bin Juriſt, und ein halber Diplomat,
Ich beende die Dinge alle politiſch, aber ſtaat!

Profeſſor.

Ich bin ein Profeſſor von Frankfurt am Main,
Ich wirke mit der großen Idee, aber klein.

Banquier.

Ich bin ein Banquier, ich ſteh' in der richtigen Mitt',
Ich hab' keine Politik, keine Idee, aber Credit!

Diplomat.

Zu einer Conferenz finden wir uns allhier ein,

Professor.

Zu einer Conferenz? da kann ich nicht dabei ſein!

Diplomat.

Nicht? Und warum denn nicht?

Professor.

Weil im Jahre 1860 und drei
Meine ſilberne Hochzeit iſt, und da wär ich auch gern dabei.

Banquier.

Ne ſilberne Hochzeit? Bleiben Sie nur hübſch ruhig dahier,
In zwölf Jahren begeht man die ſilberne Hochzeit auch in Papier.

Diplomat.

Wir ſind ſo eigentlich hier als ein Kranken-Concilium vereint;
Da iſt ſo eine Patientin, die ewig ſeufzt und ſeufzt und weint,
Eine charmante Perſon: „Haupt-Caſſa" genannt,
Die ſind jetzt alle unpäßlich in jeglichem Land.

Professor.

Das iſt die Gripp'! die circulirende Gripp' auf Ehr'!
Greift die Nerven an und rührt vom nervum rerum her!

Banquier.

Ich bitt' Sie, laſſen Sie uns aus mit Ihrem rerum und nervus!
Es ſind nichts als dreiprocentige vapeurs und damit: servus!

Professor.

Aber werden wir die Patientin denn nicht bald ſehn?

Banquier.

Ich glaube ſchon (man hört ſeufzen) da kommt ſie zu gehn!

Cassa.

(Leidend und ſchmachtend.)

Ach! — ach! — (Alle Drei beſchäftigen ſich mit ihr.)

Diplomat.

Wie befinden Sie ſich heut', gnädige Frau?

Cassa.

Ach! —

Professor.

Das Wetter iſt doch ſo freundlich, die Luſt ſo lau —

Cassa.

Ach! — O! —

Banquier.

Nehmen Sie Platz, Sie ſind ja geſund und friſch, aber ſchwach.

Cassa.

Sie glauben gar nicht, wie mir ſo unwohl iſt, — ach!

Diplomat.

Was fühlen Sie denn ſo eigentlich?

Cassa.

Ach! ſo eine Leere!

Professor.

Eine Leere? Ein vacuum? Davon iſt keine Spur,
Nicht möglich, es gibt keine Leere in der Natur.

Diplomat.

Keine Leere in der Natur? Greifen Sie nur in Ihre Taſche hinein,
Da finden Sie eine Leere, die kann Ihnen zur Lehre ſein.

Professor.

Eine leere Taſche iſt ein naturwidriger Status, alſo —

Banquier.

Dieſer Status, Freund, iſt jetzt in allen Hauptcaſſen der Status quo.

Diplomat.

Jedoch, meine Herr'n, nun friſch auf zur Conferenz,
Was ſpüren Sie denn eigentlich, Euer Excellenz?

Cassa.

Ach! Einſt! — O! Einſt! Damals! früher, als ich noch,
Aber jetzt, keine Spur mehr und doch!

Diplomat.

Dunkel iſt der Sinn und führet nicht zum Ziel,
Allein ich muß das verſtehen, es iſt juriſtiſcher Styl.

Professor.

Einſt — jetzt — doch — Spur — das klingt verwirrt, meine Verehrte,
Entſchuldigen Sie, waren Sie vielleicht einſt eine Gelehrte?

Banquier.

Einſt eine Gelehrte? Jetzt iſt ſie eine Geleerte und wie,
Und was geben ſich ihre Lehrer mit ihr für Müh'!
Sie hat Ober-Leerer und Unter-Leerer, lauter Genie!

Cassa.

Ach! und meine Stimme iſt ſo ſchwach, ſie hat gar keinen
Schall.

Professor.

In der Diagnoſe heißt das: ſie hat kein Metall.

Diplomat.

Es iſt eine Modification von einem Katarrh vorderhand,
Jedoch der Kehlkopf leiſtet noch paſſiven Widerſtand.

Banquier.

Die Haupt-Caſſa hat den Katarrh? So kommen Sie zu
mir,
Ich hab' Bonbons für Sie, lauter Bonbons, Zuckerplätzel in
Papier.

Cassa.

Ach, es haben ſchon ſo viel Aerzte an mir laborirt,
Sie haben das Uebel hingehalten, aber niemals curirt.

Diplomat.

Das iſt's, was man die mediciniſche Politik nennt,
Die Aerzte interveniren zwiſchen Krankheit und Patient,
Gibt die Krankheit nach, wird der Kranke geſund,
Gibt der Kranke nach, ſo geht er zu Grund,
Sind beide hartnäckig, ſo ſchreitet der Arzt bewaffnet ein,
Kommt mit Pulver und Kugeln und gräbt Beide ein.

Professor.

Est modus in rebus! Der Fall iſt klar wie ein Schluß.
Der Patientin fehlt nichts, als daß ſie mehr einnehmen
muß.

Banquier.

Einnehmen? Einnehmen! Kann ſie einnehmen den modus in rebus?
Einnehmen iſt der Modus, aber wer ſoll eingeben? das „iſt der Rebus.“

Cassa.

Ach, einnehmen! Ach, ich hab' ſchon ſo oft eingenommen,
Mit vielem Int'reſſe, die Mittel haben mir nicht bekommen.

Diplomat.

Zum Zweck führen nur die Mittel, hier ſind die Mittel der Zweck,
Darum kommen Zweck und Mittel nicht vom Fleck.

Professor.

Ich meine, man behandle die Kranke homöopathiſch nur,
Keine theure Apotheke, man überlaſſe ſie der Heilkraft der Natur.

Banquier.

Ja, homöopathiſch! Ich habe ſchon bei ſolchen Kranken prakticirt,
Das, was ſolchen Kranken hilft, hab' ich mit Glück auch an Geſunden probirt.
(Klimpert in der Taſche mit Silbermünze)

Cassa
(zuckt zuſammen).

Ach! (wie begeiſtert) Welche Töne! wie verführen ſie mein Ohr!
Ach! meine Herrn, der Mann kommt mir magnetiſch vor.

Banquier.

Ich bin pure magnetiſch! Ja, ich bin Ihnen im Stand
Und ſtröm' eine curioſe Kraft aus, und das blos aus der Hand.

Cassa.

Ach! und ich ſchlaf' ſo unruhig, hab' ſchwere Träume, und bin mir nicht bewußt;
Auch fühl' ich eine ſolche Beklemmung auf der Bruſt.

Profeſſor.

Bruſtbeklemmung? Das iſt Mangel an Blut.
Blut iſt Gold, das Blut vermehren, wär' ihr gut!

Diplomat.

Vielleicht kalte Bäder, Douche, kaltes Waſſer in Humpen.

Banquier.

Was hilft da die Tuſch'? Hier heißt es nur pumpen.

Cassa.

Ach, meine Herr'n, das iſt alles recht gut und charmant,
Aber während Sie conferiren, nimmt das Uebel überhand.

Profeſſor.

Ueberhand? wirklich? Das iſt erwünſcht! Das iſt gut!
Da lernen wir das Uebel kennen, ganz wohlgemuth.

Banquier.

Ihre Krankheit, Madame, iſt die curioſeſte von der Welt!
Man weiß, was einem fehlt, und kriegt's doch nicht. Gelt? (Geld).

Diplomat.

Nun, meine Herren, die Vorfragen ſind aus, Gott ſei Dank.
Wir ſind in der Hauptfrage einig: die Kranke iſt krank.

Professor.

Krank? Krank ſo eigentlich nicht, aber auch nicht geſund,
Die Wechſelwirkung der Organe iſt geſtört zur Stund'.

Banquier.

So? Dann verlaſſen Sie ſich nur auf mich, auf Ehr'!
Von wem als von mir kommt die ganze Wechſelwirkung her?

Caſſa.

Ach! welche Qual! — ach! wär' ich nur ſchon todt!

Diplomat.

Nur nichts übereilt, das kommt ſchon, damit hat's keine Noth,
Doch nicht eher, bis wir allſeitig gekommen zum Schluß,
Bis wir bewieſen, daß das, was ihr fehlt, fehlen muß.

Caſſa.

Ach! der Hunger! Ich möcht' Alles verſchlingen auf jeden Schritt!

Banquier.

Das iſt kein wahrer, barer Hunger, das iſt nur Schein-Appetit.

Caſſa.

Ach! iſt's auch kein Hunger, ſo iſt's doch ein Gelüſt.

Professor.

Das iſt curios — Gelüſt? da doch ihr Zuſtand nicht geſegnet iſt.

Diplomat.

Sie ſehen, meine Gnädige, wir hoffen das Beſte am End'.

Professor.

Das heißt, meine Gnädige, machen Sie Ihr Teſtament!

Diplomat.

O! ſeinen letzten Willen macht jeder Kluge geſund.

Banquier.

Ihren letzten Willen? Sie will das Letzte vom Mund!

Cassa.

Ach! ich hinterlaſſe meinen Erben meinen Segen allhier.

Banquier.

Ihren Segen? In Barem oder in Papier?

Diplomat.

Aber doch endlich zur Conferenz! Sehen Sie ſich nur um,
Wir ſind ja nicht allein, auf uns ſieht ein ganzes Publikum.

Professor.

Ein Publikum? So? Hat das hochverehrte Publikum bezahlt, mein Herz?

Diplomat.

Ei freilich, 2 Gulden für den Sitz, wie vor dem März!

Professor.

Ganz, wie vor dem März hat es bezahlt? Das iſt ſchlimm!
Denn dann hat es dafür nur einen Sitz, aber keine Stimm'!

Diplomat.

Aber der Dichter hat Sie zur Conferenz eingeladen und verſpricht's!

Banquier.

Nun das iſt nobel! Man wird jetzt überall eingeladen und kriegt nichts.

Cassa.

Ach! ich vergeh'!

Profeſſor.

Sie vergeh'n? Das vergeht!

Diplomat.

Aber nun zum Schluß.

(Tritt vor.)

Verehrtes Publikum, hochgeſchätzte vereinigte deutſche Damen und Herr'n,
Wenn Sie ein gutes Perſpectiv haben, ſo ſehen Sie den Schluß in der Fern'.
Wollen Sie ihn erwarten? Faſt wird uns bang',
Es wird Ihnen am Ende vielleicht dennoch zu lang'!

Banquier.

Aber wiſſen Sie was? Machen wir ein Geſchäft — ich bin bereit,
Sie wollen das Ende wiſſen? Schließen Sie mit mir ab, — aber auf Zeit!

Profeſſor.

Wollen Sie aber, verehrte Deutſche, indeſſen nach Hauſe geh'n,
Und kommen ſie gefälligſt über's Jahr, wir werden auf demſelben Felde ſteh'n.

Caſſa.

Und in der Hoffnung, Sie wieder zu ſeh'n in Lebensgeſtalt,
Will ich trachten, daß ich mich ſo lang' durch ein Anleh'n erhalt'.

(Lehnt ſich an den Banquier an und geht mit ihm ab.)

Beim Hervorrufen:

(Die drei Herren treten allein vor.)

Diplomat.

Was iſt das? Noch mehr Conferenzen will das deutſche Haus?

Profeſſor.

So? Deſto beſſer! Die Gerufenen kommen dabei heraus.

Banquier.

Wer hat mich gerufen? Gott, wie bin ich erſchreckt!
Wenn mich Jemand ruft, will er was vorgeſtreckt.

Diplomat (zum Profeſſor).

Was ſagen wir nur geſchwind? Ein Bonmot, einen Witz!

Profeſſor.

Ein Bonmot? Laſſen Sie mich machen — Verehrtes Publikum, das iſt eine Hitz'!

Banquier.

Das iſt wahr! die Hitz' im Publikum iſt kein Schnack.
Es iſt ihm vor Hitz' alles Geld geſchmolzen im Sack.

Diplomat.

Sei'n Sie doch ſtill! Was ſoll der alte Witz heißen.
Verehrtes Publikum! Verehrte Deutſche —

Profeſſor.

Verehrte Deutſche und Preußen!
Wir können nicht lange hier bleiben *per se*,
Die Kranke da d'rin gibt uns ein großes Diner!

Diplomat.

Eine Art von diplomatiſchem Diner, das will ſo viel ſagen,
Als: wir probiren, wie viel die andern vertragen.

Banquier.

Ein politiſch Diner, das will ſo viel heißen,
Wer politiſch iſt, hat immer zu beißen.

Profeſſor.

Ein Diner, das iſt die Schule der Diplomaten,
Ein Jeder meint, er allein riecht den Braten.

Banquier.

Und wer da iſt ein echt beſonnener Diplomat,
Der ißt gar keinen Braten ohne Bundſalat.

Diplomat.

Dann geht's auch tiefer in die Politik ſchon,
Es kommt der brennende Plumpuding, das iſt der Palmerſton.

Banquier.

Und nachher eine Delicateſſe, die iſt ganz rar,
So pikant und gut für den Magen: der ruſſiſche Caviar!

Profeſſor.

Und glaubt man ſchon, man iſt fertig, dem Hunger gemäß,
Da, ganz am End', da kommt auch noch der Schweizerkäſ'.

Alle drei.

Verehrteſte Deutſche, wir wiſſen nicht, wo die Köpf' uns ſteh'n,
Vergeben Sie alſo, daß wir an die Geſchäfte geh'n!

(Alle ab.)

Beim zweiten Hervorrufen:
(Treten mit Caſſa vor.)

Professor.

So treten Sie nur ein, da das verehrte Publikum gern wüßt',
Ob nach dem Eſſen von der Hauptcaſſa etwas übrig geblieben iſt.

Cassa.

Ich hatte drei Aerzte, bin alſo ſehr gefährlich geweſen,
Jedoch Sie riefen, das macht mich plötzlich geneſen.
Denn wo nur eine arme Caſſa Noth verſpürt,
Dort wird durch Ihre Güte ſie immer curirt.
Sie kamen als Aerzte, ſo oft man ſie rief,
Denn leider, wir Caſſen werden ſehr oft recidiv.

◆

Ende des vierten Bandes.

Inhalt.

Erſte Abtheilung.

Dichtungen für ernste Declamation.

	Seite
M. G. Saphir, biographiſche Skizze	1
Der Urſprung der Roſe	31
Das innere Auge	36
Ein ſtiller Gang	41
Die Erde und des Herzens Quellen	45
Des Invaliden Rundgang	47
Eine Kronen-Schöpfung	55
Ein Myrthenblatt	63
Der verkaufte Schlaf	65
Die beiden Sänger	75
Erdenfluch und Himmelsſegen	80
Der alte Jüngling	87
Die Sage vom Helenenthale	91
Die Mitleidsſterne	98

Seite
Der Himmelsrath und die Lebensengel 101
Wilde Herzblätter 105
Herbſt im Frühling 113

Zweite Abtheilung.

Dichtungen für heitere Declamation.

Sanftes Eheſtands-Duettino 117
Kein Malheur, jedoch fatal 123
Tres faciunt Collegium oder das Concilium der kranken Liebe 126
Die gute Wirthin und die ſanfte Gattin 131
Kommen und Gehen 135
Nehmen und Geben 138
Männlich und Weiblich 142
Die Maus, die Ratte und des Nachbars Frau . . . 146
Die guten und die ſchlechten Freier 148
Ehe-Whiſt und Liebe-Boſton 153
„Na" 157
Der Tod und ſein Weib 160
Frauenherz und Eiſenbahn 163
„Singe, wem Geſang gegeben" 167
Splitter und Balken 169
Schwimm-Lectionen auf dem Trockenen 172
Das iſt dageweſen und das iſt noch nicht dageweſen . 175
Das alte Lied von der neuen Zeit 180
Etuden 183
Kalenderweisheit und Aprilnarren 186
Hinter-dem-Ofen-Lieder 189
Nur hochdeutſch, oder der Gnackſtreich 196
Der literariſch-geſellige Tag- und Nachtwächter . . . 198

Seite
Recipe zu einer modernen Poſſe 211
Die Geldklemme und die Doctorenſchwemme 214
Sterngucker und Börſenſchlucker, oder: Wieder Einer, der ausgeblieben iſt 218
Die Redefreiheit der Frauen 222
Die tendenzkranke Welt 225
Dialect und Orthographie 228
Wir müſſen auf's Land 231
Der Menſch als Staatsmaſchine 237
Eine freie Conferenz 240

◆

Ausgewählte Schriften

von

M. G. Saphir.

Zweite Serie,

als Fortſetzung zur erſten Serie, 6 Bände auf feinem Velinpapier 7 fl. 50 kr. oder 4 Thlr. 5 Sgr.

Saphir's [illegible] [illegible] [illegible] Geiſt, Witz und Humor und [illegible] [illegible] [illegible] Herz [illegible] Gefühl.

Was wir in dieſer von Saphir ſelbſt [illegible] und von kundiger Hand erweiterten Auswahl bieten, iſt das Beſte, was Saphir's brillante Feder zu Papier gebracht.

Das [illegible] des Dichters zu [illegible], haben wir [illegible] [illegible] Auswahl [illegible] 70 [illegible] ſeiner [illegible] das Material [illegible] gebrochen, das wenig bekannte [illegible] unveröffentlichtes Manuſcript, welche Saphir [illegible] Geiſt die Cenſoren [illegible] mußte, hat [illegible] Intereſſes und allgemeiner Anerkennung Würdigen ſo viel, daß wir uns freuen, den Verehrern des Dichters eine [illegible] Gabe bieten zu können.

Wie [illegible] Saphir's Muſe in ihrer Thätigkeit in den Metropolen Deutſchlands, Berlin, München und Wien, durch den Cenſur-Röthel gepeinigt wurde, ſie hat ſich ſtets in ſchlagendem Witz, köſtlichem Humor, beißender Satyre, aber auch in tiefſinniger [illegible] unverwüſtlich erhalten und das Genie Saphir's [illegible], dem geſchriebenen Worte dasjenige einzuprägen, was es uns für alle Zeiten werth und theuer erhält.

M. G. Saphir's Schriften.

Cabinets-Ausgabe.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Ausgewählte Schriften.

Von

M. G. Saphir.

Zweite Serie.

Fünfter Band.

Brünn, Wien & Leipzig.
Verlag von Fr. Karafiat.
1871.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von Brčia, Winiker u. Co. in Brünn.

Humoriſtiſche Abende.

Ein Cyclus Vorleſungen

gehalten im

Muſeum zu München.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Vor-Vorleſung.

In dem gerechten Zweifel, ob meine Vorleſungen Sie anzuſprechen im Stande ſein werden, erlaube ich mir, Sie ſelbſt anzuſprechen, und zwar mit einem Vorworte, deſſen Kürze ſeine Empfehlung ſein ſoll. Wenn Bücher Vorreden haben, ſo gebührt es ſich, daß Vorleſungen eine kleine Vor-Vorleſung haben. Alle Vorreden aber ſind nichts als Empfehlungs-Briefe: gewöhnlich gibt man aber auf Empfehlungs-Briefe nicht viel, und beſonders das ſchöne Geſchlecht legt den Empfehlungs-Brief aus der Hand und beſieht ſich lieber ſogleich den Mann oder die Sache ſelbſt: ſo wie überhaupt das ſchöne Geſchlecht, welches ſo reich iſt im Ausreden, ſo geübt im Einreden, ſo nachgiebig im Zureden, ſo beharrlich im Widerreden, ſo geiſtreich im Hin- und Herreden, ſo gefaßt im Anreden, doch nichts ſo ſehr haßt, als eben alles Vorreden. Ich will aber in meiner kleinen Vorrede nur bemerken, daß es von vielen Vorleſern, zu denen ich mich ſelbſt auch zähle, überflüßig iſt, die Vorleſungen zu halten und daß ſie beſſer thäten, die Zuhörer zu halten, damit ſie nicht davon gehen; denn es tritt gar leicht der Fall ein, daß die Zuhörer dem Vorleſer die Mühe erſparen, ſie zerſtreuen zu wollen; da ſie ſich ſelbſt, nach und nach, nach allen Gegenden zerſtreuen, und daß ſie oft nicht ſo ſehr nach dem Ausgange des vorgetragenen Gegenſtandes, als nach dem Ausgange des Saales ſich ſehnen. Der Vorleſer müßte dann ganz gegen ſeine Gewohnheit handeln; anſtatt daß er ſich ſammeln ſollte, um die Hörer zu zerſtreuen, müßte er ſich zerſtreuen, um die Hörer zu ſammeln.

Die meiſten Vorleſer vergeſſen eine Hauptſache, nämlich eine Weckuhr mitzubringen, um am Ende der Vorleſung das Publikum aufzuwecken, dann könnten die Kritiker auch mit Recht erzählen: Das Publikum verließ ſehr aufgeweckt den Saal. Indem ich alſo durch dieſe Vor-Vorleſung mich vor jeder Erwartung, die Sie hegen könnten, verwahrt wiſſen will, gehe ich gefaßt zu meiner erſten Faſten-Deviſe über, da ſchon das Wort: „Faſten“ die diätätiſch geiſt'ge Nüchternheit der Deviſe gewiſſermaßen zur Pflicht macht.

Erste Fasten-Devise.

Die Scala des modernen Geſellſchaftstones.

Der Text, den wir unſerer heutigen Deviſe zum Grunde gelegt haben, ſindet ſich aufgezeichnet in allen Annalen der deutſchen Städte und Städtchen: es iſt das „ut-re-mi-fa-sol-la" des allgemeinen Geſellſchaftstons. Dieſer Text zerfällt in zwei Theile: in „Nichts" und in „Etwas." Ich bitte mir Ihre freundliche Aufmerkſamkeit zu dem erſten Theil meiner mein Deviſe, zu —

Nichts.

Nichts, meine freundlichen Zuhörer, iſt bei weitem keine ſolche Kleinigkeit, als man glaubt; nicht etwa, weil die ganze Welt aus dem Nichts entſtanden, denn das Nichts, welches vor der Erſchaffung der Welt da war, iſt ein wahres Nichts gegen das Nichts, das mit der Welt zur Welt kam. Man könnte ſagen: Im Anfange war Alles Nichts, und aus dieſem Nichts entſtanden mehrere Nichts, als da ſind:

Die Welt und das Licht; die Menſchen und die Türken; die Thiere und die Ultra's u. ſ. w.

Wenn das Licht z. B. mehr als ein Nichts wäre, ſo müßte es doch irgendwo ſein, nach dem es erſchaffen wurde; wo iſt aber nun das Licht? Beim Lichte betrachtet iſt nirgends Licht, ja man ſteht ſich im Lichte, wenn man nur vom Lichte ſpricht. Das bischen Licht, das etwa im Paradieſe geweſen ſein mag, war unſer erſtes Unglück; wäre kein Licht da geweſen, ſo hätte Adam Eva nicht geſehen, Eva hätte die Schlange nicht geſehen, die Schlange hätte den Apfel nicht geſehen, und wir wären Alle noch im Paradieſe, alſo mit dem Licht iſts auch nichts; wir haben Kerzen aber keine Lichter, und auch von dieſen nur ſo viel, als nöthig iſt, um zu ſehen, wie finſter es iſt. Sie ſehen alſo, daß aus dem präadamitiſchen Nichts ein ganzes Nichtsheer herausgeſchachtelt wurde, und eins von dieſem Nichtsheer iſt auch der Grundton oder die „Tonica“ unſerer modernen Geſellſchaften.

Die Tonart einer jeden Geſellſchaft bedeutet urſprünglich den Klang, oder den Gehalt derſelben in Beziehung des Verhältniſſes der Höhe und Tiefe; wir aber ſind darauf reducirt, die Grundbedeutung dieſer Tonart in Rückſicht des Verhältniſſes von Länge und Breite zu ſuchen.

Die Syſteme haben von jeher die Kunſt zu Grunde gerichtet. So wie man nun eine Bank ein Syſtem von Stühlen, eine Gaſſe ein Syſtem von Häuſern, und die Friſur unſerer Damen ein Syſtem von Lockungen nennen könnte, ſo kann man jede Geſellſchaft ein Syſtem, ein Tonſyſtem nämlich von einzelnen Tönen oder von einzelnen Menſchen nennen.

Die beſtimmte Abmeſſung dieſer Töne aber nennen wir *bon ton* — allein es gibt zwei *bon*, die oft ſich gegenſeitig fliehen, das iſt der „bon sens“ und der „bon ton,“ nur wo dieſe zwei bon zuſammen ſind, da findet man die Bonbon der geſelligen Conditorei.

Zur geſelligen Harmonie muß man eine ganze Octave in ſich faſſen, nämlich:

CDEFGAH.

Das C: Cultur, das D: Denken, das E: Einfälle, das F: Feinheit, das G: Geſchmack, das A: Anſtand und das H: Heiterkeit.

Alle dieſe Dinge und wohl noch mehrere gehören dazu, um im geſellſchaftlichen Geſpräche, in dieſem rüſtigen Zweikampfe der Ideen in der Geſellſchaft, in welcher man nicht nur durch den Strom der eigenen Rede, ſondern auch durch den des Gegners gedrängt und gehoben wird, glänzen und unterhalten zu können.

Das Leſen eines Buches, des beſten Buches, iſt eine ſchleppende Geiſtes-Bewegung gegen den lebendigen Buchſtaben des Geſpräches. Das Geſpräch läutert die Begriffe, ſchärft die Urtheilskraft, erzeugt eine Fülle von Gedanken, befördert den improviſatoriſchen Scharfſinn, regt den Witz und den Humor an, und legt die weichen Folien des anſtändigen Scherzes, der heitern und fröhlichen Laune um die ſcharfen Ecken und um die ſchneidenden Kanten des Lebens und des Ernſtes. Eben deshalb iſt das weibliche Geſchlecht im Allgemeinen weit ſcharfſinniger als das männliche, weil es viel ſpricht, weil es ohne ſprechen nicht leben kann, weil es ſpricht, um zu leben, und lebt, um zu ſprechen. — Legen wir heut zu Tage unſere geheimſten Gehörtrichter an die Thüren unſerer Geſellſchaftsſäle und Sälchen, Zimmer und Zimmerchen, Zirkel und Zirkelchen, ſo iſt es immer ein herabgeputztes Nichts, um welches wir, wie die Wilden um einen erſchlagenen Feind, herumtanzen und herumjubeln. Da ſitzt man auf der langen Bank eines Winterabends, um die Rieſin „Langeweile“ todtzuſchlagen; zuerſt wird die Rieſin mit Thee gebeizt und mürbe gemacht, ſodann marſchiren die Damen mit Stricknadeln und die Männer mit Spielkarten und Tabakspfeifen auf ſie los, aber es geht dieſer Rieſin, wie dem Geſpenſte in der Fabel, was man ihr unten abſchneidet, ſetzt ſie oben wieder an.

Das einzige Schwimmkiſſen, welches uns auf der Fluth der Converſation oben aufhält, iſt das Theater, alſo wieder ein Nichts, wir ſprechen alſo ein Nichts mit Nichts zu Nichts. Wirft einmal ein außerordentlicher Sturm der Zeit, oder ein Aufruhr der Ergebniſſe irgend einen Neuigkeits-Wallfiſch aus dem Strom der Ereigniſſe an unſern öden Strand, da läuft jung und alt zuſammen, mit Töpfen und Schüſſeln, mit Kannen und Schalen, und jeder zapft am Neuigkeits-Wallfiſch ſchnell ein bischen Thran ab, und läuft damit nach Hauſe. Sodann Morgen, und Uebermorgen und Ueberübermorgen und einen Monat lang hindurch laden wir uns und unſere Gevatterinnen, Nachbarinnen, Baſen und Vettern gegenſeitig ein, und ſetzen uns gegenſeitig denſelben

Thran vor, und ſinden ihn immer ſehr ſchmackhaft, und alle Baſen ſagen: der Thran, er iſt delicat. Früher hatten wir fünf Sprachwerkzeuge, wir haben aber zwei davon mit Napoleon auf St. Helena begraben, zwei davon ſind über den Balkon gegangen, und ſind nicht wieder zurückgekommen, und wovon wir jetzt zu reden haben, dafür iſt ein Sprachwerkzeug auch ſchon ein Luxusartikel.

Wenn der ewige Friede noch lange fortdauert, ſo werden wir dieſes Eine Sprachwerkzeug auch quiesciren und ſodann dürfte für die Ehemänner wenigſtens, nicht nur ein ewiger, ſondern auch ein zeitlicher Friede eintreten. Das Nichts unſerer Geſellſchaften iſt aber nicht etwa blos deshalb ſo leer, weil es ein Nichts iſt, ſondern weil wir es noch ſo emſig, und mit aller deutſchen Befliſſenheit ausädern und präpariren. Wir rädern ein und dasſelbe Nichts Kopf ab und Fuß auf, zerfaſern es, zupfen es zu Charpie und zermalmen es dann noch erſt mit den Zähnen. Dieſes Nichts geht mit dem Klingelbeutel herum, jeder wirft ſeinen Silberling hinein und dankt dann dem lieben Herrgott im Stillen, daß er ſeiner Pflicht ſich entledigt hat. Die geſellſchaftliche Rede ſoll eine leichte, faßliche und angenehme Proſa ſein, wir Deutſche können aber keine Proſa ſchreiben und unſere beſten Dichter ſind nicht im Stande, eine kleine Zeitungs-Annonce fehlerfrei aufzuſetzen. In England hat der Sprecher die Sprache, in Deutſchland die Sprache den Sprecher in der Gewalt, deshalb ſpricht in England in den Geſellſchaften ſtets nur Einer, wir aber ſprechen in Geſellſchaften Viere und Sechſe auf einmal, gleichſam als wollten wir eine Rede zuſammenſchießen, da wir einzeln zu arm dazu ſind.

In Frankreich ſieht man darauf, hübſch zu reden und ſchnell zu denken, wir ſehen darauf recht ſchwer zu denken, und recht langſam zu ſprechen. Darum rollt die franzöſiſche Converſation, wie ein raſch beſpanntes Cabriolet munter vorwärts, unſer Geſpräch aber bewegt ſich wie ein deutſcher Frachtwagen langſam vorwärts, und hält alle Augenblick hübſch ſtille, um ſich von ſeiner Pein zu erholen. Wenn der Franzoſe in Geſellſchaft geht, ſo legt er im Vorzimmer nicht nur ſeinen Mantel und ſeinen Hut ab, ſondern er hängt auch da ſeinen Miniſter, ſeinen Financier, ſeinen Conseiller, ſeinen Savant, ſeinen homme de lettres, ſeinen Deputé u. ſ. w. an den Nagel und tritt als bloßer Geſellſchafter in die Geſellſchaft. Bei uns aber gibt es keine Geſellſchaft; ein Jeder bringt ſein Amt und ſeinen Titel mit, und hängt ſich dieſelben als Serviette vor den Mund, daß ihm ja nur nichts Menſchliches entfalle. Es gibt bei uns blos geſellſchaftliche Menſchen-Repoſitorien, in verſchiedenen Fächern abgetheilt, als z. B.: ein Miniſter, ein Rath, ein General, ein Profeſſor, ein Banquier, eine Miniſterin, eine Räthin, eine Profeſſorin, eine Generalin, eine Banquierin, es ſind zuſammengefügte Sorten, aber es iſt keine Geſellſchaft. Der Reiche bringt ſeine Kiſten mit, und rangirt ſich nach ihrem Inhalte, als Ganzer-, Halber-, Drittel- und Viertel-Millionär; wir haben demnach nicht nur einen Kaſtengeiſt in der Geſellſchaft, ſondern auch einen Kiſtengeiſt. Das Geſpräch ſpielt alſo nicht, wie ein ſchönes Farbenſpiel, leicht und frei, in und durch einander, ſondern einzelne Geſprächstheile ſchwimmen, wie Eſſig und Oel neben einander, ohne ſich je zu verbinden.

Dieſes ſchroffe und vereinzelte Daſtehen in Geſellſchaften eben läßt uns ſo unbeholfen und ſteif; darum iſt unſer Converſationston ſchwerfällig und pedantiſch, gekünſtelt ohne Zierlichkeit, derb ohne Feinheit, kurz, wir ſind wie Goethe's Muſen in der Mark, nicht fein und manierlich, ſondern derb und natürlich. Einen Beweis aber, was ſelbſt unſere Dichter unter Converſation verſtehen, können uns unſere Converſations-Stücke, mit welchen man uns in neuerer Zeit auf den Bühnen martert, liefern. Meine freundlichen Hörer und Hörerinnen kennen diejenigen dramatiſchen Stücke, in welchen das gewöhnliche Leben ausgebalgt, und pfundweiſe mit Bein und Knochen ausgehackt wird. Der Verfaſſer nimmt drei Fingerſpitzen voll Natur, läßt ſie in einem Maß lauwarmes Geſprächwaſſer aufkochen, und die Tisane iſt fertig. Dazu kömmt ein großes Elend, oder ein großer Jammer, am meiſten aber eine große Armuth mit zwei oder drei Kriminal-Verbrechen belegt, wie Spinat mit Setz-Eiern.

Kotzebue und Iffland laſſen ihre Helden ſtehlen, einbrechen, ſilberne Löffel einſtecken, dem Manne entlaufen, Nachſchlüſſel haben, u. ſ. w. In England würden alle dieſe Helden aufgeknüpft werden; unſere Dichter beſtrafen ſie härter, ſie bringen ſie auf das deutſche Theater. Das Laſter wird belohnt. Die Einkleidung dieſer Stücke iſt alltäglich wie das Lächeln einer Tänzerin, ſchleppend wie ein unglücklicher Bräutigamsſtand und ausgedörrt wie das Gewiſſen eines Jeſuiten. Die Perſonen dieſer Stücke ſtampfen mit den Füßen, prügeln, ſtoßen Flüche aus, ſind alles Geiſtes und alles Anſtandes beraubt, und das nennen unſere Theaterdichter: Converſations Stücke.

Es iſt alſo nicht einmal ein allgemeines Nichts, ſondern ein zerſtückeltes Nichts, welches der Gegenſtand unſerer Geſpräche iſt. Aus dem großen Vorwelt-Nichts erſtand alſo nicht nur das allgemeine Weltnichts, ſondern aus dieſem allgemeinen Weltnichts entſtand das zerſtückelte Geſellſchafts Nichts, aus dieſem Geſellſchafts-Nichts entſtand das Nichts dieſes erſten Theiles meiner Vorleſung, und meine freundlichen und aufmerkſamen Zuhörer werden wenigſtens zugeben, daß ich dem Stoffe „Nichts“ ganz gewachſen bin, und werden mir daher ihre gefällige Theilnahme nicht verſagen, wenn ich ſie durch „Nichts“ auf „Etwas“ vorbereiten will.

Etwas.

Unläugbar muß es aber doch ein Etwas ſein, welches uns in unſere Geſellſchaften zieht, ein Etwas, welches uns an unſere Geſellſchaften feſſelt, es iſt: Das weibliche Geſchlecht. Der Geſellſchafston hat auch zweierlei

Tonarten, die Dur- und die Molltonart. Die Männer bilden die Durtonart, die Frauen die Molltonart. Die Durtonart trägt den Character einer großen Lebhaftigkeit, eines raſchen, beſtimmten, aber ſcharfmarkirten Gepräges; die Molltonart trägt den Ausdruck der Weichheit, des Zarten, des Elegiſchen und der feinen Empfindung an ſich. — Die Freude wie der Schmerz, ſie ſtören beide gleich die geiſtige Natur des Menſchen aus ihrem ruhigen Gleichgewichte auf; die geiſtige Natur muß alſo ſtreben, wieder Herr beider Empfindungen zu werden; dazu iſt ein Austönen, ein Ausſingen, ein Ausſchreien oder ein Austoben derjenigen Empfindung nöthig, die dem Herzen zu übergewaltig wird. Die Empfindungen in Muſik oder Geſang übergetragen, geben der geiſtigen Natur ihre gleichſchwebende Temperatur wieder. Jede Stimmung aber kündigt ſich durch eigene, ihr angehörige Töne an. Wie es in der Muſik iſt, ſo iſt es in der Rede, nur mit dem Unterſchiede, daß die Muſik auf das Nervenſyſtem und die Rede auf den Geiſt wirkt, daß die mathematiſche Meßbarkeit der Muſik ſie einſchränkt, die lebendige Rede aber die Freiheit ihrer Bewegung in Zeit und Raum unbeſchränkt beſitzt, daß die Muſik auf phyſiſchem Wege, und quantitativ operirt, während daß die Rede, das Geſpräch auf phyſiſchem Wege, qualitativ zu Werke geht.

Wie die Muſik, ſo hat die Rede, der geſellſchaftliche Ton, eine Dur- und eine Molltonart, jene geht von dem männlichen Theile der Geſellſchaft, dieſe von dem weiblichen aus. Die Männer kommen in die Geſellſchaft nach den Mühen des Tages, erſchöpft, geiſtig oder phyſiſch, ſie bringen nicht einmal den Willen mit, zu unterhalten, ſondern ſie wollen unterhalten ſein, ſie wollen ſich erholen, ſie betrachten den Abend oder die Geſelligkeit wie ein Sopha, auf das ſie ſich hinlehnen, in nichtsthuender Bequemlichkeit. Das weibliche Geſchlecht hingegen bringt alle ſeine Kräfte mit in die Geſellſchaft, der ganze Tag iſt ihm nur eine Vorſchule des Abends, das geſellige Leben iſt den Frauenzimmern Geſchäft und Inſtinct zugleich. Wir Männer bedürfen eines Impulſes, eines Anſtoßes, um zu ſprechen überhaupt, wir bedürfen einer Begeiſterung, eines Rauſches, oder einer fixen Idee, um eindringend und hinreißend zu ſprechen.

Die Frauen hingegen ſprechen aus freier Luſt, ſie improviſiren, ſie ſagen nichts langſam, nichts ängſtlich, es iſt ſtets eine angenehme, eine gefällige Form. Selbſt die geiſtreichſten Männer unter uns, wenn ſie eine kleine Rede vom Stapel laufen laſſen, ſuchen erſt alle Sinne und Sprachwerkzeuge zuſammen, man ſieht ihr Geſicht ſchon minutenlang früher wetterleuchten und blitzen, ehe der Donner der Rede folgt, welcher noch oft ein Waſſerſchlag iſt; die Frauen hingegen, ſelbſt die nur halbgebildeten, bereiten ſich auf das, was ſie ſagen wollen, gar nicht vor, ihre Unterredung fließt wie ein Bach aus heiterer Quelle hervor, und iſt der Bach auch nicht *tief*, ſo iſt er doch *hell*, und in ihm ſpiegeln ſich die gemüthliche Bläue des Himmels um die am Ufer blühenden Blümlein ab.

Wir Männer haben den Reichthum an Ideen, allein wir beſitzen denſelben in großen Münzen, die wir im geſelligen Leben nicht in Cours bringen können. Die Frauen aber wiſſen das Nadelgeld, welches ſie von Wiſſen und Bildung haben, rouliren zu laſſen, und in kleinen, klingenden und lieblichen Scheidemünzen in Umlauf zu ſetzen. Wir Männer vergeſſen uns im Geſpräche ſehr oft, die Frauen nie, es iſt immer die feine Linie des Zarten, Schicklichen und Graziöſen, auf welcher ſie ſich bewegen.

Wie in der phyſiſchen Natur ſich der Mann durch derben Bau, durch eckige Umriſſe von der Zartheit und von den runden und weichen Lineamenten des weiblichen Baues unterſcheidet, ſo äußern ſich auch im geſelligen Leben die Männer mehr durch die Idee der Kraft eckig und ſchroff, die Frauen hingegen mehr durch die Idee der Schönheit in der Form rund und zart, glatt und weich. Aber in gewiſſer Hinſicht tritt ein umgekehrtes Verhältniß ein; im gewöhnlichen Leben iſt der Mann das begeiſtigende, und die Frau das fortbildende Princip, in der Geſellſchaft hingegen ſind die Frauen das begeiſtigende Princip und wir Männer bilden den gegebenen Stoff fügſam fort. Es iſt eine Natur Erſcheinung, daß der kleine Mund der Frauen gerade die größten Worte liebt: Gottheit, Engel, Himmel, Triumph, Urtheil, Verdammung oder Vergötterung prudeln, mir nichts, dir nichts aus dieſer kleinen Zaubergrotte hervor. Selbſt in Hinſicht der Complimente zeichnet ſich der richtige Tact der Frauen vor dem der Männer auffallend aus, der geiſtreichſte Mann laßt ſich durch ein fades Compliment, durch eine plumpe Schmeichelei gewinnen. Die Frauen aber verlangen ein geiſtreiches Compliment, eine ſinnige, ungewöhnliche Schmeichelei.

Nicht nur unſere Schöngeiſter alle erſchließen ihre Liebenswüdigkeit und ihr Schatzkäſtlein von Grazie, Witz und Galanterie, in den Sonnenſtrahlen der weiblichen Geſellſchaft, ſondern auch der ernſtere Beſchauer des Lebens ſindet im geſelligen Umgange der Frauen die Polirmühle feiner Sitten, und das Maximenbuch des Schicklichen. Leider, gottlob ſind die Frauen auch ſelbſt von dem geringen geſellſchaftlichen Talente der Männer überzeugt, und rücken mit Waffen gegen die Langeweile in jede Geſellſchaft ein. Ein halber Strumpf, ein Knäul Zwirn und fünf Nadeln machen die Beſatzung aus, mit welcher ſie ſich defenſiv gegen die zu erwartende Langeweile decken. Ich bin weit entfernt, mit Jean Paul das weibliche Geſchlecht wegen ſeines „vernähten und verſtrickten Lebens,“ wie er es nennt, zu tadeln; ich ehre das Strickzeug und den Nähtiſch als die Reichs-Inſignien der häuslichen Tugend, ich liebe es, wenn das weibliche Geſchlecht verſtrickend ſtrickt, Schlingen ſchlingt, Häkchen häkelt, Netze netzt, und Stückchen ſtickt, aber wenn ich ein Frauenzimmer ſehe, wenn es in Geſellſchaft die Proſa aller Proſa: das Strickzeug aus dem Strickbeutel herauszieht, da bricht mir der helle Angſtſchweiß aus, da ſehe ich ordentlich den ganzen Abend wie einen zähen wollenen Strumpf vor mir liegen, wie die guten Frauen an dieſem ſich immer länger dehnenden Abend peinlich herunterſtricken, wie ſie den Abend abnehmen, hie und da eine Maſche fallen laſſen, und endlich am Ende den Abend feſt zuſammenſtricken, damit er nur ja nicht wieder aufgehe.

An dieſen Strumpf knüpft ſich auch ſogleich die nüchterne Alltäglichkeit des hausgebackenen Lebens mit an; mit ſammt dem Waſchzettel und dem Bügeleiſen. Faſt ſollte man glauben, die Frauen haben ihre Hände zu ewigem Arbeitszwang verurtheilt, entweder weil dieſelbe Hand ſchon eine Ruhe gemordet hat, oder noch morden will. Man weiß jetzt faſt gar nicht mehr, ob das Frauenzimmer den Strumpf, oder der Strumpf das Frauenzimmer mit in die Geſellſchaft bringt, und die Männer erzählen ſich gegenſeitig: Wir waren geſtern 15 Frauen, 15 Männer und 15 Strümpfe beiſammen.

Unläugbar iſt es, daß durch das Stricken die Frauen ſo mancher Verlegenheit entgehen, ſie können ſo manches überſehen und überhören, was ſie gerne überſehen und überhört haben möchten, die 5 Nadeln ſind eben ſo viele Ableiter von Erröthungen und Entfärbungen; die bequeme Gelegenheit, die Augen ſogleich ſenken zu können, iſt eine Gelegenheit, aus einer Verlegenheit zu kommen; man kann das Geſpräch mit der Maſche zugleich fallen laſſen, und mit der neuen Maſche ein neues Geſpräch aufnehmen. Wenn wir jedoch wüßten, wie viel Seufzer, Wünſche, Verlegenheiten, heiße Gebete und bittergeſalzene Thränen in manchen Strumpf mit eingeſtrickt werden, wir würden mit erfurchtsvollen Augen einen ſolchen Strumpf, den einzigen heimlichen Vertrauten ſtiller Luſt und ſtillen Weh's, betrachten. Wir Männer wiſſen aber mit unſern Händen gar nicht wo aus, wir ſpielen mit den Uhrketten, wir ſchreiben mit den Fingern auf den Tiſch oder auf die Knie, oder ſtreichen uns das Schöpfchen, oder wir zupfen an dem Halskragen, oder wir wickeln uns den Schnurrbart um den Finger, oder wir ſpielen mit der Doſe oder wir wenden und drehen ein Stückchen Papier zwiſchen den Fingern, anſtatt daß wir den Gegenſtand der Converſation drehen und wenden ſollen.

Um es uns aber ja nicht zu verhehlen, daß wir Langeweile haben, nehmen wir noch zwei oder drei Zeugen dazu, und ſpielen Karten. Denn eine Partie Whiſt oder L'Hombre oder Boſton iſt doch gar nichts anderes, als ein ſtillſchweigendes Geſtändniß, welches ſich vier Perſonen gegenſeitig machen, daß ſie nicht wiſſen, was ſie mit einander anfangen ſollen.

Wir könnten unſere 52 Wochen ohne die 52 Karten gar nicht mehr herumbringen. Den Damen verzeihe ich es noch, denn ſie finden, in der ihnen eigenen Scharfſinnigkeit, in den 13 Kartenblättern, ein ganzes Sitten- und Lebensbüchlein; bei der Eins denken ſie: einen Gegenſtand muß man lieben und keinen mehr; bei der Zwei, daß es doch beſſer iſt, ein Paar zu ſein; bei der Drei an die Gewalt der Grazien! bei der Vier an die weiſe Einrichtung der vier Temperamente; bei der Fünf an die Macht der fünf Sinne; bei der Sechs an die häuslichen

Geſchäfte der Sechs Wochentage; bei der Sieben und Acht, daß die Männer ſich in Acht nehmen, keine böſe Sieben zu heirathen; bei der Neun an die neun Muſen, ohne welche es doch keine Grazien gibt; bei der Zehn an die ſonderbare Einrichtung, daß eine Nulle durch eine hinzugefügte Einzelheit erſt zu hohem Werthe kommt, dieſe Einzelheit aber wieder durch dieſe Nulle zehnmal mehr werth wird. Bei den Buben denken ſie ſich, was ſie ſich bei allen Gecken und Laffen denken: ſie ſind gerade gut genug, um mit ihnen zu ſpielen. Mit den Damen gehen ſie wie mit den Damen im Leben um, machen ihnen anſcheinlich die Honneurs, können ſie ihnen aber bei guter Gelegenheit einen Stich verſetzen oder ſie tüchtig abtrumpfen, ſo unterlaſſen ſie es auch nicht; bei dem König endlich zeigen ſie ſich als gute Royaliſtinnen. Wenn die Frauen zum Spieltiſch eilen, ſo iſt das reine Satyre auf die Männer, wenn aber die Männer ſpielen, ſie machen ſie keine Satyre auf die Frauen, ſondern eine auf ſich ſelbſt. Die Frauen legen auch mit den Karten das Spiel ſelbſt aus der Hand, die Männer hingegen, die legen blos die Karten aus der Hand, aber nicht aus dem Sinne; ſie ſpielen in Gedanken noch nach, und oft kömmt der Mann nach Hauſe, und glaubt in ſeiner Frau Coeur- oder Carreau Dame zu ſehen. Doch nein, hier thue ich ihnen unrecht; wenn das wäre, ſo würden ſie ihre Frauen zärtlicher und aufmerkſamer behandeln, als es gewöhlich der Fall iſt. Denn in der Regel ziehen die Männer nur wenn ſie in Geſellſchaft gehen, den ſchwarzen Gala-

und Bratenrock und den roſenfarbenen Humor an, wenn ſie aber zu der armen lieben Frau nach Hauſe kommen, da nehmen ſie ſchnell wieder das aſchgraue Sorgengeſicht und die nußbraune häusliche Brumm-Schlafmütze hervor.

Sie gehen alſo mit Coeur- und Carreau-Damen gefälliger um, als mit ihren Frauen. Ueberhaupt ſind ſie in der Geſellſchaft ſchon glücklich, wenn ſie durch das Spiel der Qual des Redens überhoben werden. Aber nicht nur das nicht Reden iſt ein Uebel unſerer Geſellſchaften, ſondern auch und mehr noch das nicht gut *Hören*, das nicht gut Zuhören nämlich. Denn die Kunſt des Zuhörens iſt eines der erſten Bedürfniſſe einer guten Geſellſchaft. Wie oft haben wir zwei Stunden lange gar nichts geſprochen, ſondern blos einem Andern zugehört, und der Andere ſagte ſodann: das iſt ein recht charmanter, artiger, beredter Mann.

Ein großes Uebel unſerer Geſellſchaften ſind die *Schönſprecher* und die *Zierwörtler*, die Redecoquetten, die alle Welt anziehen, und keine Seele feſthalten. Ein ſolcher Schönſprecher ſucht in aller Stille erſt das ſchönſte Wortkleid für ſeine Gedanken zuſammen; während des Sprechens ſucht es immer noch den Flitterſtaat, den er ſeinen Worten umhängen will, die Mühe des Redens tödtet die Kraft ſeiner Meinung und der Gedanke erliegt unter dem Schwall des leeren Geklingels. Noch ein größeres Uebel ſind die Generalpächter der Unterhaltung, die jeden Gegenſtand allein verſchlingen wollen, und die Alleinherrſchaft des Zirkels gewaltſam behaupten.

Dieſe fallen jedem Andern in die Flanken, ſchneiden ihm das Geſprächs-Terrain ab, und behaupten das Schlachtfeld ganz allein: der natürliche König jeder Geſellſchaft hingegen iſt der Gelegenheitsmacher, das heißt, derjenige, der andern Gelegenheit gibt und macht, ihr Schäfchen auch in die Heerde der Sprecher zu treiben und die allgemeine Wieſe der Unterhaltung mit abweiden zu können, ein Senſal fremder Einfälle und Worte verdient und erntet auch am meiſten Dank. Zur Geſelligkeit iſt Talent allein nicht hinreichend, man muß ein Geſellſchafts-Genie ſein. Das Genie ſprudelt: es überlegt, es wählt, es ſucht nicht lange, es wirft den Gedanken hin, ſchnell wie es ihn empfing, ſchleppt im Nu Worte und Einkleidungen aus allen vier Welttheilen, aus allen Reichen der Natur zuſammen, drappirt ſeine Gedanken flüchtig mit denſelben, und alles paßt und kleidet wohl, ſieht wohl zuweilen phantaſtiſch aber nie bizarr aus. Zuweilen verfängt ſich ein ſolches Genie, verwickelt ſich, ja zuweilen wird es völlig beſiegt, allein es iſt ein Triumph in der Niederlage und er fällt wie Leonidas, ſein Fall vermehrt ſeinen Ruhm.

Der Satyriker, der witzige Kopf, iſt die Argand'ſche Lampe der Geſellſchaft, er überſtrahlt alles. Doch muß er pikant ſein und nicht beißend, ſein Witz ſei ein Schröpfkopf, der mehr kitzelt als ſticht, aber nicht eine Lanzette, welche in die Ader des Nächſten fährt und eine ſchmerzliche Verblutung nach ſich zieht. Der Witz muß leuchten aber nicht zünden, erhellen aber nicht blenden. Der Witz ſteige wie eine Rakete in die heitere Luft, er öffne ſein Luſtſpiel über den Köpfen der Zuſchauer, die ihr fröhliches „Ach!“ ausrufen; kein Funke falle zündend herunter und die ausgebrannte Rußdüte ſenke erſt weit von ihnen ſich hernieder.

Eine ganz eigene Erſcheinung in der Geſellſchaft bieten uns die Verliebten dar. Ein Verliebter, und wäre er das komiſchſte, das geiſtreichſte Genie, iſt zwar ein Gott, wenn der Gegenſtand ſeiner Liebe mit in der Geſellſchaft iſt, aber eine Null, eine bodenloſe Lyra, wenn er nicht da iſt. Hier gibt es aber noch viel zu unterſcheiden, ob es die wirklichen Blattern oder die Schafblattern ſind, das heißt, ob es Liebende oder blos Verliebte ſind; in welcher Periode der Krankheit ſie ſind, ob in der Entwickelungs-Periode, ob in dem Ausbruch, ob in der Kriſis derſelben, oder in der Reconvalescenz.

Auf jeden Fall bilden die Verliebten in der Geſellſchaft einen Staat im Staate und ſind deshalb zur Geſellſchaft nicht mitzurechnen.

Ganz unerträglich aber in geſelligen Zirkeln ſind die Vornehmthuer, die Geſpreizten, die petrificirten Geſichter, die nie lachen, und nur ſelten ſich hie und da ein Lächeln unter dem Fette zu Schulden kommen laſſen. Dieſe affectiren geläuterten Geſchmack, ihr Antlitz liegt wie gepreßter, falber, zweifarbiger Sammt da, und man iſt verſucht, ſich eine Weſte daraus machen zu wollen. Das ſind die geſelligen Holzäpfel, wenn man in die ſauern Geſichter hineinbeißt, bekommt man lange Zähne. Soll ich nun noch ein Wort über die ſogenannten privilegirten Geſellſchafts-, Spaß- und Luſtigmacher ſagen? Wer kennt nicht ein Heer ſolcher Fadriane, die einen und denſelben Spaß immer von neuem vornehmen, und ſich dadurch, ſo zu ſagen das Bürgerrecht in gewiſſen Zirkeln errungen haben? Der Eine kann 15 Minuten auf einem Fuße ſtehen; der Zweite kann mit der Stirne eine Haſelnuß aufknacken; der Dritte kann durch den Schatten ſeiner Finger einen Haſen und einen Hund an der Wand erſcheinen laſſen; der Vierte kann wie eine Katze miauen, und wie ein Hund bellen; der Fünfte kann mit dem Munde ſägen und hobeln; der Sechste kann ſich ein brennendes Licht in den Mund ſtecken; der Siebente kann ſich die Augenlider wie Aermelaufſchläge emporſchlitzen; der Achte kann drei Eierdotter auf einmal verſchlucken; der Neunte kann mit ſeinem Geſichte wetterleuchten, blitzen und einſchlagen; der Zehnte kann mittelſt Schnupftabak und einer Serviette einen Türken vorſtellen; der Eilfte kann mit dem Munde einen Groſchen vom Boden aufheben; der Zwölfte kann einen beliebten Schauſpieler nachahmen; der Dreizehnte kann ſeine Naſe nach Gefallen heben und ſenken wie einen Regenſchirm; der Vierzehnte kann Kartenkunſtſtücke machen; der Fünfzehnte kann aus Krebsſcheeren einen Hußaren zuſammenſtellen; der Sechszehnte kann aus Aepfelkörner einen Maikäfer ſchnitzen, und ſo gibt es ein Heer ſolcher Kraftkünſtler, die alle Tage in allen Geſellſchaften eben dieſelben Stückchen produciren.

Wenn man nun oft es mit anſieht, wie ſich Geſellſchaften dieſelben Späſſe zum hundertſtenmal vormachen laſſen, und immer wieder neuerdings davon erfreut ſind, ſo muß man mit jenem franzöſiſchen Derbdenker ausrufen: „Der Menſch iſt ein geſelliges Thier!“

Ich glaube nun, daß Sie, meine freundlichen Zuhörer, mit mir glauben, unſer geſelliges Etwas ſtehe nicht viel höher aus unſer geſelliges Nichts. Wir kommen, um uns zu ſagen, daß wir uns nichts zu ſagen haben, und davon zu ſprechen, daß man gar nicht weiß, wovon man ſprechen ſoll, und wir gehen auseinander, um zu gleichem Zwecke wieder zuſammen zu kommen.

Wenn Sie aber, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, heute zuſammengekommen ſind, um zu hören, wie man viel ſpricht und wenig ſagt, ſo werden Sie doch beim Auseinandergehen mit Recht ſagen können, daß ich mehr geleiſtet habe, als Sie erwarteten. Denn Sie erwarteten Etwas, ich habe aber nichts mehr geleiſtet.

Ich ſchließe hiermit meine erſte Vorleſung, denn es iſt nichts als gerecht, daß, wenn die Vorleſung Sie nicht feſſeln konnte, daß ſie ſelbſt geſchloſſen werde.

Ich bin überzeugt, daß Sie dies keinen voreiligen Schluß nennen werden.

Das Thema meiner nächſten Vorleſung ſoll das
„ABC=Büchlein und die Hageſtolzen vor dem jüngſten
Gericht“
ſein.

Zweite Vorleſung.

Das ABC-Büchlein und die Hageſtolzen vor dem jüngſten Gericht.

Das jüngſte Gericht, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt nicht etwa ein Gericht, bei dem die jüngſten Richter ſitzen, das wäre ein großes Unglück für unſere armen Seelen; denn junge Referenten, junge Richter und junge Rheinweine gehen gerne ins Blut. Die ganz jungen Prieſter der Juſtiz wollen der Gerechtigkeit nicht blos huldigen, ſondern opfern, ſowie junge Krieger weniger Pardon geben, als ergraute Helden. Ueberhaupt ſind die Männer wie Rheinweine, in der Jugend herbe, und im Alter milde; die Frauen aber ſind wie echter Ofner, in der Jugend milde, und werden im Alter herber; ſo daß, wenn Damen beiſammen ſitzen, um zu richten, nicht ſowohl um hinzurichten, als um auszurichten, da fürchte ich immer das älteſte Gericht mehr als das jüngſte Gericht. — Wir warten noch immer auf das jüngſte Gericht; was war aber unſer älteſtes Gericht? Unſer älteſtes Gericht war das Gericht Linſen, bei dem ſogleich der erſte Erbfolge und Erſtgeburtsproceß vorging.

Das jüngſte Gericht aber wird nichts ſein, als eine Kritik über Leben und Sein in dem erſten Blatte: post mortem. Wenn die Cortine der Zeit herunterfallen wird über Welt und Leben, dann werden die, ſo hier ſchlecht ihre Rollen ſpielten, liegen bleiben, die aber ſo gut und gottgefällig ſpielten, die werden herausgerufen werden aus ihrem Grabe, und ein himmliſches Bravo wird ihnen ertönen. Ueber die aber, ſo ihre Rolle verdorben, wird ein ſchwerer Proceß ergehen. Dieſe Proceſſe aber werden ſich von unſeren Proceſſen merklich unterſcheiden; denn da das jüngſte Gericht alle Parteien an einem Tage anhört und alles an einem Tage entſcheidet, nämlich am jüngſten Tage, ſo werden weder Termine noch Recurſe, noch Reviſionen ſtattfinden, und die Advocaten werden beim jüngſten Gerichte gar nichts verdienen.

An einem der letzten Tage, an welchem ich gerade Gelegenheit hatte, über die coquette Dame Gerechtigkeit, die mit Allen coquettirt, aber ſelten eine reele Gunſt gewährt, nachzudenken, wirkte dieſer Gedanke noch im Schlafe fort, ſchwere Träume hatten mich in ihre drückende Haft genommen, und gegen Morgen geſtalteten ſich die Bilder geregelter und logiſcher. Ein großer Poſaunenſtoß ſpaltete die Wand meines Zimmers, ein Richter des jüngſten Gerichtes trat durch dieſe Spaltung ein, ergriff meine Hand und ſprach:

„Steh' auf, kleide Dich an und folge mir, Du ſollſt Zeuge ſein, wie ich zu Gerichte gehen will mit den Todten!“

Vergebens erwiderte ich: „Wohlgeborner Herr Richter, ich bin ja erſt von einem Gerichte gekommen, ich bin auch gar nicht neugierig.“ — Meine Einwendungen fruchteten nichts; ich mußte mit. In einem Nu war ich meinem Orte entrückt, wir machten eine kleine Reiſe durch die Luft und gelangten in einer großen Bibliothek wieder zu Boden. Ein paarmal hunderttauſend Bände ſtanden rings herum in großen Schränken, und mehrere tauſend Handſchriften lagen am Boden.

„Hier,“ ſagte mein jüngſter Gerichtsrichter, „hier will ich eine kleine Heerſchau halten über die Seelen der tauſend und tauſend Abgeſchiedenen, die hier in ihrer großen Familiengruft: „Bibliothek“ genannt, eingeſargt ſind.“ —

Er ſetzte ſich in die Mitte des Zimmers, ich mich zu ſeinen Füßen, und er begann mit durchdringender, ungeheurer Stimme die Worte auszurufen:

„Zu Gericht, ihr Geiſter alle!“

Ein furchtbares Klappern ging durch alle Schränke; wie im Fieberfroſte ſchlugen die Bücher an einander und die Einbände alle kniſterten ſchwer ſeufzend auf —

Nach einer Pauſe ſprach der Richter wieder:

„Ihr Bücher alle, aller Sprachen, aller Nationen und aller Fächer, geb't Jedem das Seine zurück. Alle geſtohlnen Einfälle, alle erborgten Gedanken, alle den Alten ab- und nachgeſchriebenen Syſteme, alle umgemodelten Entdeckungen, kurz Alles, was ihr den Frühern entlehnt und nachgeſtaltet habt, liefert aus und gebet zurück an die erſten und rechtmäßigen Beſitzer.“

Da begann eine große Gährung unter den viermalhunderttauſend Bänden.

Die Bücher aber liefen heulend und zähnklappernd durcheinander, hinüber und herüber war es ein Abtragen und Abliefern; ganze Schränke liefen in andere Säle und legten ſich andern Schränken zu Füßen. — Große Folianten und dicke Quartanten ſchleppten ſich mühſelig zu alten Pandecten hinauf, und kehrten dünn und ſchmalleibig wie melancholiſche Forellen zurück. Aus unzähligen Büchern zogen ganze Seiten und Capitel mit Möbel und Hausrath aus, und ganze Syſteme wanderten aus den neueſten philoſophiſchen Werken mit geſchnürtem Bündel in ganz alte, kaum leſerliche Bücher über. Es war ein Lärmen und Toſen, ein Seufzen, Weinen und Schluchzen, und faſt alle viermalhunderttauſend Bände zogen händeringend hin und her. Nur ein kleines unanſehnliches Büchlein blieb ganz ruhig in ſeinem Winkel ſtehen, und ſah der allgemeinen Bücherwanderung phlegmatiſch zu. Es war das A B C - Büchlein. Während rings herum Alles in größter Verwirrung, im größten Tumulte war, ſtand es ruhig, unbefangen, im Bewußtſein ſeiner einfachen Würde da.

Unter den 400.000 Bänden aber gingen verſchiedene Scenen vor. Große Prachtausgaben und geſammelte Schriften der neuern und neueſten Dichter kehrten als reines, weißes Papier in ihren Schrank zurück. In andern Werken blieb nur hie und da eine Zeile, zuweilen nur ein Wort ſtehen, welches wirklich vom Verfaſſer war, und inzwiſchen lagen die leeren Blätter wie große Schneefelder; die meiſten Bücher aber brachten nichts zurück als den Titel und den Druckort, die ſie wirklich ſelbſt verfaßt hatten. Mit den alten Claſſikern gab es große Spectakel. Einem einzigen griechiſchen oder römiſchen Claſſiker brachten nun plötzlich 10.000 Deutſche, Engländer, Franzoſen, Italiener u. ſ. w. dieſelben geſtohlnen Sachen zurück; aber in welchem Zuſtande? gewendet, zerſtückelt, übernäht, ſchöngefärbt, plattirt, zuſammengeſchweißt und tauſendfach verunſtaltet. Vergebens ſchrieen die Claſſiker: „Mein Gott, das erkenne ich nicht wieder, das iſt nicht von mir!“ Die zehntauſend Bände mußten nun den Gedanken in ſeiner urſprünglichen Form herſtellen, damit ihn die Claſſiker als Eigenthum wieder annahmen.

Zuweilen lief ein Buch zu einem andern Buche, und brachte ihm eine Idee, die es ihm geſtohlen, „ach,“ ſagte das Buch verzweifelnd, „ich habe es ja ſelbſt von dem und dem Buche geſtohlen!“ es trug die Idee zu dem und dem Buche hin; „ach,“ ſagte auch dieſes Buch, „ich hab's ja auch nur von dem und dem Buche geſtohlen,“ und ſo machte oft ein Gedanke, ein Einfall, ein Ausdruck die Wanderung durch hundert Bücher, bis er zu ſeinem rechtmäßigen Beſitzer kam.

Große Auftritte gab es mit den Ueberſetzern und

Bearbeitern. Dieſen blieb auch nicht einmal der Titel übrig, und ſie durften ſich gar nicht mehr in die Schränke hineinſtellen. Andere Ueberſetzer lagen ſich mit dem Originale in den Haaren. Z. B. Horaz mit Dr. Nürnberger und Shakespeare mit dem Gothaer Meyer. „Das bin ich nicht," rief das Original. „Freilich ſind Sie es," riefen die Ueberſetzer, „das müſſen wir beſſer wiſſen!"

Horaz wehrte ſich mit Händen und Füßen, allein er mußte endlich doch die Nürnberger'ſche Ueberſetzung als ſein Eigenthum einſtecken. Der arme Shakespeare gerieth ſehr in die Klemme, auf der einen Seite die Meyer'ſche Ueberſetzung und auf der andern Tiek's dramaturgiſche Anſichten, die ſich ihm mit Gewalt aufdringen wollten. Shakespeare rief in Verzweiflung aus:

„O, das ſind meine Worte nicht, und das ſind meine Gedanken nicht!" Sie hingen ſich aber wie Kletten an ihn und ſchrien: „da haſt du dein Eigenthum!" Shakespeare lief durch alle Säle der Bibliothek, Meyer und Tiek immer hinterdrein; endlich rettete er ſich durch einen Genieſtreich, er ſchob die Meyer'ſchen Ueberſetzungen geſchickt den Tiek'ſchen Anſichten in die Arme, ſie hielten ſich beide für echt, und weinten deutſche Thränen aus dem Elbflorenz mit Engliſchbitter aus der Themſe. Aber dem guten Shakespeare ſollte es noch ſchlimmer ergehen.

Friedrich Förſter aus Berlin kam auch mit einer Be-, Zer- und Ver-Arbeitung von „Richard dem III.," „Julius Cäſar," „Luſt und Liebe," und ſagte auf derliniſch-engliſch „My dear Shakespeare, ich bringe Sie your Works hiermit zurück." Der gute Shakespeare bekam Krämpfe, wollte entfliehen, und rief in ſeiner Angſt:

„A horse, a horse, a whole kingdom for' a horse!"

Vergebens, dem guten Shakespeare wurden auch noch die Förſter'ſchen Bearbeitungen als ſein Eigenthum beigebracht.

Viel drolliger als mit den Büchern ging es mit den Componiſten. Die Partituren der neueſten und älteſten Componiſten lagen aufgeſchichtet, und der Richter des jüngſten Gerichtes, welcher vorausſah, daß in den neueren Operncompoſitionen der größte Theil fremdes Eigenthum iſt, wählte den kürzern Weg, ſchwang ſeinen Stab und rief:

„Aus allen neuern Compoſitionen ſoll blos das wirklich Neue herausfahren, das Alte, von gediegenen Meiſtern geſtohlene, ſowie alle Reminiscenzen hingegen ſollen drinnen bleiben."

Da lockerten ſich die aufgeſchichteten Partituren allmälig auf, nur die Opern von Mozart, Beethoven, Winter, Salieri, Gretry, Dalairac, Generali und Cimaroſa blieben ruhig liegen.

Aber aus unſern neuern, neueſten und beſonders aus den allerneueſten Compoſitionen fuhren nur hie und da einige Diſſonanzen, oder einige leere lärmende Bocksbeutel, die ſcheußliches Ohrenſauſen erregten, aus. Als man dieſe Partituren nachher beſah, fand ſich nichts in ihnen als ein Quodlibet aus allen claſſiſchen Compoſitionen, und zwiſchen ihnen Lücken, wo der Kitt des neuen Compoſiteurs zu ſehen war. Roſſini's 43 Opern lagen als eben ſo viele gleichgeſtaltige Facſimile, die ſich durch einander ſelbſt beſtehlen, da. Der Richter des jüngſten Gerichtes öffnete die Fenſter, damit die wirklichen eigenen Compoſitionen unſerer neueren Compoſiteure hinausfahren könnten, und nach und nach wurde es ruhig.

Die viermalhunderttauſend Bände waren ungefähr auf eine kleine Compagnie zuſammengeſchmolzen. Die dickſten und feiſteſten Bände ſtanden ſchmächtig und abgemagert da, und die ehemaligen Einbände ſchlotterten ihnen wie Schlafröcke nach einer Abzehrungskrankheit um den Leib. Nur das A B C-Büchlein ſtand ruhig in unveränderter Geſtalt da.

Ich ſelbſt hatte ſchon gleich beim Eintreten in richtiger Ahnung des Gerichts meine eigenen Schriften heimlich weggenommen und in die Taſche geſteckt. Mit Zittern griff ich jetzt nach ihnen, allein wer ſchildert mein Entſetzen, als ich ſie nicht mehr da fand; weiß der liebe Gott, wo ſie hin kamen.

Der Richter aber ſprach mit ernſter Stimme:

„Noch iſt das Gericht nicht zu Ende, ihr wenigen übrig gebliebenen und du A B C-Büchlein herbei zur letzten Richtung, zum letzten Durchgang durch limbos parentum et infantum."

Da ſtellten ſich die noch übrig gebliebenen Bücher zur Rechten und das A B C-Büchlein zur Linken des Richters, und der Richter ſprach: „Was haſt du gewirkt A B C = Büchlein, und warum biſt du allein nur beſtanden in der großen, ſchweren und letzten Prüfung?"

Da antwortete das A B C=Büchlein beſcheiden, aber mit dem edlen Bewußtſein ſeiner Würde:

„Weil ich auf zwei Seiten in mir vereine alles Wiſſen und alles das, was in dieſen Extracten der viermalhunderttauſend Bände noch geſchrieben iſt."

Da ſprach der Richter: „Wohlan ihr übrig Gebliebenen, heran zum Kampf mit dem A B C=Büchlein!"

Da kamen zuerſt die Reſte der theologiſchen Schriften des Cicero, Auguſtinus, Clemens, Euſebius, Petrus Abälardus, und alle die cabaliſtiſchen und rabbiniſchen Spitzfindigkeiten und ſtellen ſich dem A B C = Büchlein ſtolz gegenüber.

Das A B C = Büchlein aber ſagte: „Alles was in euch ſteht, lehre ich den Kindern, wenn ſie anfangen zuſammenzubuchſtabiren, nämlich:

„Die Furcht Got = tes iſt al = ler Din=ge End' und An = fang."

Da winkte der Richter, die theologiſchen Ueberreſte verſchwanden alle und das A B C = Büchlein nahm ruhig eine Priſe Tabak.

Da rückte das zuſammengeſchmolzene Häuflein der Philoſophen heran: Plato, Socrates, Thales, Pythagoras, Bias, Baco, Locke, Descartes, Spinoza, Leibnitz, Kant, Wolf, Schelling, Fichte, Hegel u. ſ. w. und ſahen das A B C = Büchlein ſcholaſtiſch=ſkeptiſch an. Aber das A B C = Büchlein ſagte: „Alles was in euch ſteht, lehre ich den Kindern, wenn ſie anfangen zuſammenzubuchſtabiren:

„Ken - ne dich ſelbſt.“

Der Richter winkte, die philoſophiſchen Ueberreſte verſchwanden, das A B C - Büchlein nahm eine Priſe Tabak. Und das Häuflein der Rechtsgelehrten zog mit klingendem Spiel heran.

Cujaccius und Hugo Grotius, Coccejus, Schurzfleiſch u. a. m., das römiſche Recht und das canoniſche Recht, das gemeine Recht, das longobardiſche Lehnrecht und die drei C.: Constitutio Criminalis Carolina, traten dem A B C-Büchlein rabuliſtiſch entgegen; allein das A B C-Büchlein ſprach: Alles, was in euch ſteht, lehre ich den Kindern, wenn ſie anfangen zuſammenzubuchſtabiren:

„Thu - e Recht, ſcheu - e Nie - mand.“

Der Richter winkte, die Rechtsgelehrten alle verſchwanden, und das A B C - Büchlein nahm ruhig eine Priſe Tavak. Da kamen die mediciniſchen Herren alle, von Galenus und Hippocrates bis zu den Homöopathen, die Nichts mit noch weniger als Nichts curiren, und forderten das A B C-Büchlein heraus. Dieſes aber ſagte: Alles, was in euch ſteht, lehre ich den Kindern, wenn ſie anfangen zuſammenzubuchſtabiren:

„Für den Tod iſt kein Kraut gewachſen.“

Der Richter winkte, die Mediciner verſchwanden, das A B C - Büchlein nahm eine kleine homöopatiſche Priſe, als die pädagogiſchen Schriften in Maſſen heranzogen: Baſedow, Rouſſeau und Peſtalozzi. Allein das

A B C-Büchlein ſagte: „Das Alles lehre ich den Kindern, wenn ſie anfangen zuſammenzubuchſtabiren, nämlich:

„Was Hännschen nicht lernt, holt Hanns nicht mehr ein.“

Der Richter winkte, die Pädagogen verſchwanden, das A B C-Büchlein nahm eine Priſe Tabak.

Da rückten die hiſtoriſchen Schriften an, die Univerſal- und Specialhiſtorie, allein das A B C-Büchlein ſagte: „Was man aus euch lernt, das lehre ich den Kindern, wenn ſie anfangen zuſammenzubuchſtabiren, nämlich:

„Friede ernährt, Unfriede verzehrt.“

Der Richter winkte, die hiſtoriſchen Bücher verſchwanden, und die politiſchen Schriften kamen ſchlau lächelnd, ihres Sieges gewiß, heran; aber das A B C-Büchlein ſagte: Eure Syſteme alle lehre ich den Kindern, wenn ſie anfangen leſen zu lernen:

„Ein Jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte.“

Der Richter winkte, die Politiker verſchwanden; da kamen die Arithmetiker alle und Algebraiſten, das A B C-Büchlein aber ſagte: Euer ganzes Wiſſen lehre ich den Kindern auswendig:

„Einmal eins iſt eins.“

Der Richter winkte, die Arithmetiker verſchwanden.

Da kamen die Finanzſyſteme alle und die Projectirer; aber das ABC-Büchlein ſagte: Alle eure Speculationen lehre ich den Kindern in einem einfachen Subtractions-Exempel:

„Neun von acht kann ich nicht ſagen, folglich muß ich borgen.“

Der Richter winkte, die Finanziers verſchwanden. Da rückten ſogar die Trümmer der Kochbücher heran; allein das A B C-Büchlein ſagte: Das Alles lehre ich den Kindern beſſer:

„Hunger iſt der beſte Koch.“

Der Richter winkte, die Kochbücher verſchwanden.

Da kamen die Reiſebeſchreibungen, ein kleines Heft, denn der größte Theil unſerer neueſten Reiſebeſchreiber ſind nichts als ſchlechte lebende Copirmaſchinen. Da ſprach das A B C-Büchlein: Alle eure Erfahrungen lehre ich den Kindern, nämlich:

„Es flog ein Gänſerich über'n Rhein und kam als Gick-Gack wieder heim!“

Der Richter winkte, die Reiſebeſchreibungen verſchwanden. Da kamen die übrig gebliebenen Zeitungen alle pausbackig heran; aber das A B C-Büchlein ſagte:

Was man aus Euch lernt, das lehre ich den Kindern in der Schule:

„Wer einmal gelogen ſehr, dem glaubt man nimmermehr.“

Der Richter winkte und auch die Zeitungen verſchwanden. Der Saal war ganz leer, alle 400.000 Bände waren hineingeſchrumpft in das A B C-Büchlein, welches ruhig lächelnd daſtand und eine Priſe Tabak nahm.

Der Richter ſah mich höhniſch an, ich ſchlug den Blick jungfräulich demüthig zu Boden. Mit klopfendem

Herzen wagt' ich es, das A B C-Büchlein zu fragen: Was iſt mit meinen Vorleſungen geſchehen? Da antwortete das A B C-Büchlein:

„Solche Vorleſungen zeige ich den Kindern in der Schule unter den Ziffern als Nulle."

Ich erſchrack ſo ſehr, daß ich jetzt einen Moment der Erholung nöthig habe, bis ich zu der zweiten Hälfte der Vorleſung komme.

Zweite Abtheilung.

„Nun," ſagte der Richter des jüngſten Gerichts, nachdem ich mich von meinem Schrecken erholt hatte „nun will ich die Hageſtolzen richten."

Ich muß geſtehen, daß ich bei dieſen Worten nicht ganz unbefangen blieb. „Erlauben Sie mir, Herr Richter," ſagte ich, „zu wie viel Jahren wird man denn ſo eigentlich Hageſtolz? Ich habe meine guten Urſachen, das wiſſen zu wollen, und muß Sie bitten, es in protokollariſche Eröffnung zu nehmen, damit Sie nicht etwa mich ſelbſt en passant auch mitrichten."

Der Richter lächelte und ſprach:

„Früher gab es wohl ein Geſetz, z. B. in Niederſachſen, wo ein Mann fünfzig Jahre, drei Monate und drei Tage alt ſein mußte, in den Ober- und Nieder-Rhein-Provinzen aber fünfundvierzig Jahre und ſechs

Monate, wenn er als Hageſtolz betrachtet, das Hageſtolzrecht bezahlen ſollte.“

Darauf athmete ich etwas freier und fragte weiter:

„Sind Sie, Herr Richter, verheirathet?“

„Nein,“ antwortete dieſer, „ein Richter darf nicht heirathen, denn ein verheiratheter Mann bekommt nie Recht.“

„Wir ſtudiren die Rechte, aber die Rechte finden wir nicht. Doch,“ fuhr er fort, „um wieder auf unſer Thema zurückzukommen, ſcheint mir, daß jetzt, wo die Männer die Kunſt erfunden haben, jung zu ſcheinen im ſechszigſten Jahre, und alt zu werden im zwanzigſten, der Mann ſchon zu dreißig Jahren ein Hageſtolz genannt werden kann.“

„Nein,“ fiel ich ſchnell ein, „da muß ich proteſtiren, machen Sie die Vierzig, da kann ich mich doch noch ein wenig beſinnen.“

„Wohlan,“ ſagte der Richter, „es ſei. Da man dem Sprichworte nach ohnehin erſt im vierzigſten Jahre klug wird, ſo ſollten die Männer früher heirathen, damit ſie, wie das Sprichwort ſagt, durch Schaden klug werden. Bekommt aber auch ein Frauenzimmer einen Mann von vierzig Jahren, ſo kann ſie ſich ſchmeicheln, daß ſie noch ein Kind iſt, da ſie noch eine Kinderkrankheit bekommt: den Vierziger.“

Nach dieſen Unterhandlungen war ich beruhigt, der Richter des jüngſten Gerichts ſetzte ſich nieder mitten in den Saal, ſchwang ſeinen ſchwarzen Stab und rief:

„Ihr Männer alle, die ihr euch allein gelebt, euch allein geliebt habt, euch allein abgelebt und euch allein abgeſtorben ſeid, ſteht auch allein jetzt wieder auf, und gebt Rechenſchaft darüber, wem euer Leben Freude und wem euer Tod Kummer gebracht hat. Erſcheint! erſcheint! erſcheint!

Alsbald ließ ſich ein Räuſpern, ein Huſten, ein Nieſen, ein Keuchen, ein Stöhnen und ein aſthmatiſches Athemholen hören, und in den leeren Fächern der Bibliothek ſtiegen ebenſo viele Fächer Hageſtolzen auf, und nahmen die ſteifgebundenen Einbände und die Lederrücken der entſchwundenen Bücher ein. Alle waren anzuſchauen wie die hundertjährigen Kalender mit dem perſonificirten Gliederreißen als nobler leibeigener Barometer, und die meiſten waren mit dem Ehrenkreuze der Galanterie, mit dem Podagra decorirt. Es war ein ganzes A B C Hageſtolzen.

Affectirte Hageſtolzen, die eigentlich keine Frau bekamen und das Hageſtolz'at affectiren, die aus der Noth eine Tugend machen. Bequeme Hageſtolzen, die blos deshalb nicht heiratheten, weil ſie zu faul waren, auf Freiers Füßen zu gehen. Capital-Hageſtolzen, die ſich mit ihrem Capital vermählt haben und gleich bei der Trauung die ſilberne und goldene Hochzeit feierten. — Dumme Hageſtolzen, die aus bloßer Dummheit nicht wußten, wie ſie den klügſten dummen Streich machen ſollen zu heirathen. Ehrliche Hageſtolzen. Dieſe Zahl iſt ſehr klein, das ſind die, welche wiſſen, ſie wären doch kein Mann für eine brave Frau.

Fette Hageſtolzen, die ihr eigenes Fett lieben und weiter nichts. Handelnde Hageſtolzen, die wie gewiſſe Käufer um alle Frauen handeln und keine an ſich bringen. Jüdiſche Hageſtolzen, die immer warten, bis ſie ſich auf beſſere Procente unterbringen, und am Ende ihr edles Selbſt unverzinslich liegen laſſen. Kindiſche Hageſtolzen. Das ſind die ewigen Unmündigen, die ſtets aus lauter Spielerei nicht zum Heirathen kommen, bald ſpielen ſie mit der Liebſchaft, bald mit einer Pfeife, bald mit einem Reitroſſe oder mit einem Münzencabinete, bald mit einer Schmetterlingsſammlung, das ſind die ewigen Kinder.

Kurz das ganze A B C der Hageſtolzen erſchien. Ein furchtbarer Ernſt umzog das düſtre Auge des Richters, er gebot mit ernſter Miene Stillſchweigen und begann zu den verſammelten Hageſtolzen:

„Liebe und Ehe ſind die zwei Herculesſäulen, auf denen der große Himmel aller Seligkeit ſich ſtützt. Aber nur die Liebe, die eingeht in das Himmelreich der Ehe, verdient den heiligen Namen Liebe, die wie ein Schöpfungshauch die Welt durchgeht, die den Wurm an den Menſchen, den Menſchen an die Engel kettet, und die das unſichtbare Band der Geiſter- und Körperwelt gewoben hat.

Der Hageſtolz aber iſt dem Staate, der Geſellſchaft, dem Leben ein Superfluß, ein Luxusartikel.

Jeder einzelne Menſch ſteht nur durch ſeine Generation mit der Mitwelt, und durch dieſe mit der geſammten Menſchheit in Verbindung. Die Bande, die ihn von vornhinein an dieſelbe ſchlangen, reißen oder löſen ſich ab, andere werden locker, die meiſten verſchwinden ganz. Vater und Mutter ſind nicht mehr, Geſchwiſter entfernen, trennen ſich, Verwandte verlaſſen uns, Freunde zerſtreuen ſich dahin und dorthin, werden erſt lau, dann kalt; was bindet dann noch den Vereinzelten, den Iſolirten an Staat und Pflicht, an Geſetz und Menſchlichkeit? das ſüße Band, das den Menſchen an ein ihm geheiligtes, weibliches Weſen bindet, erweitert ſich im Kreiſe geliebter Kinder, ſchlingt und verzweigt ſich von da um den Nachbar und Mitgenoſſen, ſchickt ſeine Ranken, Liebe und Mittheilung ſuchend, durch den Ort und die Stadt, von da durch's Land, und ſo in die Welt; er wird Gatte, Vater, Familienhaupt, Bürger, Staats-Mitglied, Kosmopolit. Was erſchütternd auf die Welt einwirkt, wirkt durch die ſich mannigfach durchkreuzenden Canäle auch auf ihn, denn er iſt Mitintereſſent; die Gefahr, die dem Vaterlande droht, droht auch ihm; das Wohl und Weh' des Ortes, in dem er lebt, iſt ſein Wohl und Weh; das Unglück ſeines Nachbars, ſeines Mitgenoſſen rührt und ergreift ihn, da er den nämlichen Unfällen preisgegeben iſt. Vaterlandsliebe, Erfüllung aller Staatspflichten, echter Bürgerſinn, Nächſtenliebe und reine Menſchlichkeit ſind die Springröhren, die aus der heilſamen und hellen Quelle der Ehe entſpringen. Wer durch kein liebendes, ihm ganz eignes, angetrautes Weſen an die Mitmenſchheit, an die bürgerliche Geſellſchaft gekettet iſt, iſt kein ſo eifriger Bürger, kein ſo eifriger Patriot, als der Verheirathete. Wer wie eine Schnecke ſein Alles in ſeiner, eigenen theuern Perſon herumträgt, wer bei dem Brande der Stadt, bei der Bedrohung des Vaterlandes nichts als ſeinen eignen, edlen Leib zu retten hat, wird ſchwerlich thätig zugreifen, den Brand zu löſchen, denn mit der Rettung ſeines ihm allein theuren Ichs hat er ſchon alles ihm Liebe und Theuere gerettet.

Wer die Seligkeit nicht kennt, ein Weib, mit keuſcher Scham umgürtet und mit veſtaliſcher Züchtigkeit im Buſen, ſein zu nennen, Alles, was er denkt und fühlt, Alles, was er iſt und hat, Alles, was er ſtrebt und ringt, ſeines Herzens leiſeſten Schlag und ſeiner Pulſe geheimſtes Beben, kurz, die Summen ſeiner Freuden alle, der Gattin als Opferkranz um das heitere Haupt zu flechten, wer dieſe Seligkeit nicht ahnt, wird der die eheliche Glückſeligkeit ſeines Nebenmenſchen befördern helfen? wird er mit heiliger Scheu vor dem Palladium alles irdiſchen Glück's „eheliche Treue“ ehrfurchtsvoll beſtehen? Wem die Wonne fremd iſt, ſeine Söhne zur Frömmigkeit, zur Unſchuld, zur Menſchenliebe, zu thätigen, rüſtigen und brauchbaren Männern zu erziehen, wird der etwas zur Beförderung der Erziehung thun, werden dem die gegenſeitigen ſüßen Pflichten anderer Eltern und Kinder unverletzlich dünken? Wer die Wonne nie gekoſtet und nie koſten will, auf den züchtig verſchämten Wangen ſeiner Töchter die Roſen ſeines Glückes aufglühen zu ſehen und in ihrem klaren unſchuldvollen Auge den heitern Tiefhimmel ſeiner eignen abgeblaßten Jugendzeit zu ſchauen, wird der ſich's zur Sünde rechnen, in die Saat der Frommen das Teufelskorn der Sinnlichkeit zu legen?

Die Scheingründe und Deckmäntel, mit denen ein Hageſtolz gewöhnlich ſeine Grundſätze beſchönigt, laufen immer entweder auf den Druck der Zeit, auf Verarmung ꝛc. oder auf die Verderbtheit der jetzigen weiblichen Jugend in moraliſcher und geiſtiger Hinſicht hinaus. Beide Entſchuldigungen näher zu beleuchten und ihre Nichtigkeit darzuthun, dürfte nicht ganz unnütz ſein.

Wenn wir uns umſehen im Reiche der Hageſtolzen, ſo werden wir gewahr, daß der größte Theil dieſer Eheloſen aus wohlhabenden, ſorg- und kummerloſen Menſchen beſteht, die blos aus lieber Bequemlichkeit im Cölibatus leben, um durch die ſüße Sorge für Gattin und Familie nicht zu einer ihnen läſtigen Activität gezwungen zu werden. Wie wenig Hageſtolzen finden wir unter den wahrhaft Armen und Bedrängten, überhaupt in der niedern und arbeitſamen Claſſe! Der potencirte Bedarf potencirt auch ihre raſtloſe Thätigkeit, ſpornt ſie zur Arbeit und würzt ihre ehelichen Freuden. Nur in den Wohnungen des Reichthums, dieſes Vaters aller Egoiſten, finden wir jene behaglichen Faullenzer, die voll Selbſtheit ſagen: Nun habe ich genug für *mich*, ich will die Laſt meiner Sorgen nicht vermehren, um nicht noch für ein fremdes oder für mehrere fremde Geſchöpfe arbeiten zu müſſen! — Schon daß ſie durch den Beſitz ihres Mammons alle Genußkelche des Lebens vollauf leeren können, daß ſie ihre Sinnlichkeit zu jeder Minute betäuben und ſich in erkauften Beſitzungen laben können, ſtumpft ſie für edlere Bedürfniſſe, für das Bedürfniß der Ehe, für das Bedürfniß züchtiger und keuſcher Umarmungen, für das Bedürfniß herzlicher Mittheilung und häuslicher Wonnen ab.

Mangel und Armuth ſind alſo ſehr ſelten die Beweggründe des Hageſtolzismus. Ebenſo halbbefriedigend iſt der andere Grund, Verbildung, ſchiefe Erziehung und übertriebene Luxurioſität der jetzigen weiblichen Jugend.

Ich wälze einen großen Theil dieſer Schuld auf das männliche Geſchlecht zurück, die in unſerm Zeitalter vorherrſchende Arroganz, Selbſtheit, Frivolität und Verflachung eines großen Theils der männlichen Jugend, ja ſo zu ſagen ihre geiſtige Entmannung, iſt die Urquelle der weiblichen Untugenden und Fehler.

Es gibt Männer, die ſich beifallen laſſen zu ſagen: das weibliche Geſchlecht bedürfe keiner weitern Erziehung und Ausbildung, als die in der Küche und Speiſekammer, am Waſchtroge und Nähtiſche. Zu dieſer Anſicht kann nur Mangel an Verſtand leiten. Seelenrohheit, Blödſinn ꝛc. ſind meiſtens die Urſachen, warum blos Eitelkeit, Modeſucht und Coquetterie einem Theile des ſchönen Geſchlechts mehr gilt, als Herzensgüte, Frömmigkeit und Beſcheidenheit. Dies fällt auch blos auf die männliche Jugend zurück, die in der Art, wie ſie ſich an Toiletten und Nähtiſchen benimmt, wie ſie um die Gunſt, um die Hand und um das Herz eines Mädchens wirbt, es deutlich genug zu erkennen gibt, daß ſie ſelbſt weder Achtung noch Sinn für den Werth höherer Weiblichkeit, für den Reiz ſtiller Tugend, für den Zauber geiſtiger Anmuth und für die ſüßen Vorzüge häuslicher Zurückgezogenheit beſitzt, noch dasſelbe von dem Ideale ihrer augenblicklichen Anbetung fordern könne oder wolle.

Lächerlich, thöricht und unconſequent iſt es, wenn ſich der Jüngling wie eine Miederpuppe bei ſeiner Lalage einfindet, gekräuſelt und geſalbt, ſie mit faden Schmeicheleien bethört, ihre korperliche Schönheit als ſeinen einzigen Götzen betrachtet, ſie mit Plattituden und Fanfaronaden unterhält, ihre Neigung durch Geſchenke, Spazierfahrten, Bonbons ꝛc. zu erhalten ſucht und hinterdrein verlangt, ſie ſollte auf alles das verzichten und blos für ſein ausgehülstes „Ich“ — welches ihr doch früher gar nicht zu Geſichte kam, leben und da ſein.

Aus was beſteht das Auxiliarcorps unſerer Jünglinge, wenn ſie im Sturmſchritt gegen ein weibliches Herz marſchiren?

Engliſche Fracks — goldene Uhrketten — weiße Strohhüte — Schnurr- und Backenbärte — Nachtmuſiken — Bälle — Cavalcaden — Walzer — Radmäntel — ſteife Halsbinden u. ſ. w. Wer kann es dann den Mädchen verdenken, wenn ſie ihrerſeits ein ebenſo bedeutendes Hilfscorps entgegenſtellen, als z. B.

echte Shawls — lange Leiber — ſchottiſche Mäntel — Eau de Cologne — Schmachtlocken — Lorgnetten — Gruppirungen — Drappirungen — Ecoſſaiſen u. ſ. w.

Die immer mehr überhand nehmende Bildung und Genialität, oder eigentlich: die edle Nachläſſigkeit und Zudringlichkeit eines Theiles unſerer Jünglinge, iſt das erſte Princip der Zerſtörung aller Frauenwürde. Dieſe peſtartige, alle Sittlichkeit zermalmende und vergiftende Rohheit und Nichtachtung gegen das ſchöne Geſchlecht, die jetzt unter vielen Zierbengeln, Tagesrittern und Modepoſtillions Ton iſt, muß und wird das Uebel noch ärger machen und allen Sinn für zarte Weiblichkeit verflüchtigen. Bei dem es Mode iſt, ein Weib unartig zu behandeln, bei dem herrſcht Unſittlichkeit und Rohheit, und wo es ſchon Ton iſt, ſelbſt die äußern Ehren- und Achtungsbezeugungen außer Acht zu ſetzen, da hat die Verderbtheit den höchſten Gipfel erreicht.

Die jetzigen Männer heirathen nicht, o nein, ſie wollen blos ihre Summen multipliciren. Ich kenne junge Männer, die mit ſchweren Sorgen herumgehen und ſagen: Ich weiß wahrhaftig nicht, ſoll ich die aus der Wechſelhandlung, oder die aus dem Eiſen-Magazin, oder die aus dem Juwelierladen herausnehmen, oder ſoll ich das Eckhaus dort, oder das Landgut da, oder das Brauhaus drüben heirathen.

„Und nun,“ hier wendete ſich der Richter zu mir, „will ich ein paar Exemplare dieſer trockenen Pflanzen aus dem Herbarium der Hageſtolzenwelt herunterſteigen laſſen und ſie näher beſchauen.“

„Bſt!“ winkte er einem Hageſtolzen zu, „komm herab.“

Ein Jüngling von ſechszig Jahren ſtieg herunter. Sein Geſicht ſah aus wie das Geſchlechtsregiſter der Familie Langeweile, und ein Neubau von Halstüchern hielt dasjenige, was man Kopf heißt, in die Höhe.

„Wie lebſt du den Tag über?“ fragte der Richter.

„Ich?“ hüſtelte der Jüngling, „um neun Uhr und ſieben Minuten ſchlag' ich die Aeuglein auf, dann ziehe ich die Pantöffelchen an, dann ſchlürf' ich ein Süppchen, dann ſchleich' ich ein Stündchen aus, dann eß' ich mein Mittagsbrötchen, dann mach' ich mein Schläfchen, Abends hab' ich ein Spielchen, Nachts trink' ich ein Schälchen Thee, und dann ſchnarch' ich an der Seite meines Möpschens ſelig ein.“ — Ein reizendes Bild ſtiller Seligkeit!

„Nun komm du herab, du eingeſottenes Marillen-Exemplar,“ ſprach der Richter wieder zu einem andern Hageſtolzen, und ein Männchen, ſchlank und dürr wie ein ausgedehntes Ausrufungszeichen, kroch wie eine Kreuzſpinne heran, der Tabakrauch hatte ihn ſchon lebend zu einer Mumie gemacht. — „Wie lebteſt du den Tag über?“ fragte der Richter.

„Ich!“ antwortete er und ſeine Stimme klang aus Naſe und Mund wie ein Clarinetten-Mundſtück, „ich? O, des Morgens habe ich Caffee getrunken und Tabak geraucht, gegen Zehne habe ich Tabak geraucht und Bier getrunken. Mittags habe ich gegeſſen und Tabak geraucht, Nachmittags habe ich Tabak geraucht und Caffee getrunken, Abends habe ich Bier getrunken und Tabak geraucht, und des Nachts hab' ich Tabak geraucht und geſchnarcht." — „Und warum," ſagte der Richter, „haſt du nicht auch Tabak geraucht und geheirathet?" — „Ach," antwortete der ausgerauchte Menſchenkopf, „darüber wäre mir das Feuer ausgegangen."

„Nun komm du herab, du marinirter Häring!" ſprach der Richter zu einem Dritten, welcher lang und gradherab wie ein Fläſchchen Cölner-Waſſer daſtand, und ſein ganzes Leben hindurch nichts anderes gethan hatte, als Anecdoten erzählt. „Wie haſt du gelebt?"

„Ich?" näſelte das Cölnerwaſſer-Fläſchchen, „darauf muß ich Ihnen eine Anecdote erzählen. Wiſſen Sie, warum der liebe Herrgott dem Herrn Hiob Alles genommen hatte, nur ſeine Frau nicht? Weil er ihm ſodann Alles doppelt erſetzte, er ihm auch ſodann zwei Frauen hätte geben müſſen und das wäre ein großes Unglück geweſen! denn da muß ich Ihnen eine Anecdote erzählen: Einmal fragte eine zweite Frau ihren Mann: Liebſt du mich auch ſo, wie deine erſte Frau? „O," erwiderte er, „ich wollte, du wärſt meine erſte Frau geweſen!" Da hatte er auch nicht Unrecht, denn da fällt mir eine Anecdote ein." — „Ho!" ſchrie der Richter, „genug! Hebe dich von mir weg, du Anecdoten-Satan, und du dort ſteig herab, du ausgeſeufzter Heiraths-Hauſirer, komm herab und ſag, wie du gelebt, und warum du nicht geheirathet haſt?"

Ein blaſſes Mondſcheingeſicht ließ ſich an einem wohlproportionirten Seufzer herab.

„Ach! warum ich nicht geheirathet habe? O! ich muß es ihnen bekennen, Herr Richter, ich hätte für mein Leben gerne geheirathet; ach! ich habe an diverſe Herzensladen angeklopft, o! allein wie haben ſie mich behandelt, ach! glauben Sie mir, Herr Richter! der größte Theil der Mädchen und ihre Mütter ſind ſelbſt Urſache, daß die Männer nicht heirathen und ſie nicht geheirathet werden. Keine will in ihrem Range heirathen. Sie wollen alle einen Rang und einen Stock höher heirathen, als ſie wohnen, und wenn es nur höher iſt, mag es immerhin ein Range oder Stock ſein. In ihrem Frühlinge wollen ſie Allen gefallen und Keinen heirathen, ſpäterhin aber ſich zu Gefallen Alle heirathen.

Die Mütter und Töchter fühlen ſich geſchmeichelt, wenn Anbeter von Stand, Rang ~~und Adel~~ ſie umflattern. Der ſolidere Bewerber wird eingeſchüchtert, zurückgeſchreckt und verſcheucht; jene bunten und in allen Farben ſchillernden Courmacher ziehen ſich, wenn die Glocke heirathen geſchlagen hat, zurück, und die Mädchen bereuen zu ſpät, durch leeres Gaukelſpiel ernſtere Bewerbungen verſcherzt zu haben.

Der edlere Sinn für ſtille häusliche Freuden iſt einem großen Theile unſerer Mädchen fremd, die Werthſchätzung eines Mannes nach dem Maßſtabe ſeines geiſtigen und ſittlichen Characters fehlt ihnen, der Reiz eines einfachen aber ruhig glücklichen Familienlebens iſt ihnen zu farblos. Sie wollen berauſchen und nicht beglücken, ſie wollen nicht nur heirathen, ſondern ſie wollen eine Partie machen, ſie ſuchen nicht einen treuen Führer, einen ſorgſamen Gehilfen, einen zärtlichen Genoſſen durch's Leben, ſondern einen Einführer in Cirkel, einen Hinführer ins Theater und einen Ausführer in Equipagen; ſie vermählen ſich nicht ſo innig mit dem Manne, als mit dem Titel, ſie heirathen nicht den Mann, um ein Weib zu werden, ſie heirathen den Major, um Majorin zu werden, den Hofrath, um Hofräthin zu werden, den Profeſſor, um Profeſſorin zu werden, und ich glaube, ſie heirathen auch einen Witwer, um Witwe zu werden.

„Genug," ſagte der Richter, „du haſt nicht ganz unrecht, indeſſen fällt die Schuld immer auf die Männer zurück, und ſomit kann ich euch Hageſtolzen der Strafe nicht entlaſſen. Macht euch auf das Schrecklichſte gefaßt!"

Er ſchwang ſeinen Stab und die Hageſtolzen zitterten wie Espenlaub, die Erde that ſich auf und die Gräber gaben eine Legion fünfzigjähriger Jungfrauen heraus. Sie zogen ein mit Möpſen und Caffeekannen, mit Canarienvögeln und Rieſenkatzen, mit Seidenwürmern und Kartenblättern, mit Gebetbüchern und Suppenſchalen, mit Zinsbüchern und Verſatzzetteln und ſtellten ſich vor den Richter hin. Dieſer aber ſprach:

„Ihr Hageſtolzen, ihr ſeid verurtheilt, euch mit dieſen Damen hier zu vermählen. Da hilft kein Sträuben!“ Ein Schrei des Entſetzens fuhr durch die Hageſtolzen hin, die fünfzigjährigen Jungfrauen aber lächelten ſelig und warfen von ſich Möpſe und Caffeekannen und Canarienvögel und Katzen, und Seidenwürmer, und die Hageſtolzen und die fünfzigjährigen Jungfrauen flogen ſich in die Arme wie die Klapperſtörche, und ihre Herzen ſchlugen an einander wie die Bretermühlen. — Es war ein großer, ein impoſanter, ein herzerhebender Anblick! allein, o Entſetzen! Eine einzige fünfzigjährige Jungfrau war überzählig! Für ſie war kein Hageſtolz mehr da! Sie ſah ſich unternehmend um, erblickte mich und krebste mit ausgeſtreckten Scheeren auf mich zu; eine tödtliche Angſt überfiel mich, ich ſchrie ängſtlich auf und — erwachte. Alles war ein Traum geweſen, ich war froh, daß ich nicht zum jüngſten Gericht kam, und daß auch das alte Gericht mir nicht beſcheert war, und wünſche, daß auch Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, mit dieſer Vorleſung freundlich zu Gericht gehen mögen.

Dritte Vorleſung.

Didaskalien über das deutſche Theaterwesen.

Wenn wir, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, eines Morgens erwachten, und es wäre **kein** Wetter, ſo gar kein Wetter, kein freundliches Wetter, kein unfreundliches Wetter, kein ſchönes, kein trockenes, kein naſſes Wetter, kurz das Wetter wäre ganz ausgeblieben, ſtellen Sie ſich unſere Verzweiflung vor! Wir wüßten dann gar nicht, wie wir es anfangen ſollten, ein Geſpräch anzuknüpfen; die Handhabe, das Mundſtück und das Entréebillet zu allen Unterhaltungen fehlte uns, wir wüßten kein geſcheidtes Wort zu ſprechen. Kein Menſch würde es wagen, einen andern anzureden, alle Cirkel und Geſellſchaften würden wegen plötzlichen, unvorhergeſehenen Ausbleibens des Wetters abgeſagt werden.

Ich habe mir eine ſolche Scene ſchon recht lebhaft ausgemalt, wie ich mir gerne einmal ebenſowie eine Luftpumpe auch eine Wetterpumpe anſchaffen und mit in Geſellſchaft nehmen möchte.

Jedem Eintretenden würde ich dann ſchnell und unbemerkt das Wetter aus dem Munde pumpen, mit welchem er ſeine Rede beginnen will. In welche Verlegenheit geriethe er, wenn er das Wetter, welches ihm ſchon auf der Zunge gelegen hat, auf einmal nicht finden und nun den Faden der Converſation nicht aufwinden könnte.

Höchſtens würde eine Genie ſich mit dem Einfalle retten: „Ach welch' ein ſchönes Keinwetter iſt heute!" Aber damit wär' es auch Alles, es könnte ſich auf keine Weiſe variiren, und man würde ſchweigen, bis einmal wieder Wetter wird.

Stellen Sie ſich aber, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, das noch ſchrecklichere, entſetzlichere, gräßlichere Unglück vor, wenn wir eines Morgens erwachten und — es gäbe gar kein Theater mehr. Weder Theater, noch Theater-Gebäude, noch Theaterleute, noch Theater-Zettel, noch Theater-Kritiken, noch Theater-Intendanten, noch Theater-Intriguen, noch Theater-Liebſchaften, ſtellen Sie ſich dieſe ſchauderhafte Idee vor! Würden wir dann noch leben können? Hätte das Daſein noch Reiz für uns?

Das Theater iſt ja unſer Alles! Wetter hin, Wetter her, wenn nur Theater iſt, ſo können wir in Gottes Namen das Wetter entbehren, das Theater iſt unſer Alles in Allem, unſer Alpha und Omega, unſer Augenſälbchen und unſer Bruſtſäftchen, unſer Roſenſäckchen, unſer Herzblatt und unſer Seelen-Amulet, unſere Gliederpuppe und Hutſchmännchen. Wir brocken das Theater Morgens in den Caffee, wir tauchen es in die Zehnerſuppe, wir ſalzen damit unſer Mittagsbrot, wir zuckern damit unſern Caffee, wir ſtreichen es auf das Butterbrot wir zünden mit ihm die Pfeife an, wir verſüßen damit den Abendthee, wir ſtricken es in alle Strümpfe ein, wir markiren damit, während wir die Karten zum Ecarté abheben und wir nehmen es noch als Schlafrock des Nachts um.

Wenn wir die Leerheit des jetzigen deutſchen Theaters betrachten, ſeine allgemeine Nichtigkeit, ſeine generelle Ohnmacht, ſeine innerſte Zerfallenheit, ſeine tiefeingefreſſene Nullität, und man hört das ewige Schwatzen und Faſeln, das ewige Raiſonniren und Kritiſiren, das ewige Vergöttern und Verdammen, das ewige Meinen und Richten, das ewige Debattiren und Demonſtriren in allen unſern Cirkeln, über, von und durch Theater, ſo wird man unwillkürlich an jene Schilderung erinnert, die ein Reiſebeſchreiber von einer kleinen Stadt machte: „Wenn ſich nicht einmal ein Todesfall ereignete, wäre gar kein Leben in der Stadt.“

Es iſt uns Deutſchen jedoch zu verzeihen, daß wir uns ſämmtlich um die Achſe des Theaters drehen, denn das Theater iſt das einzige öffentliche Leben, die einzige Oeffentlichkeit, die man uns noch ſo ziemlich gönnt.

Die öffentliche Meinung iſt nun einmal auf der Welt; dieſer öffentlichen Meinung wachſen ſcharfe Zähne, damit aber dieſe ſcharfen Zähne nicht etwa in delicate Dinge fahren, ſo beißen wir ſie an dem uns preisgegebenen Theater ſtumpf. Wir führen uns ſelbſt bei der Naſe herum, wir treiben uns in's Theater und wenn wir einen Schauſpieler herausrufen und den andern ausziſchen, ſo machen wir uns weiß, wir wären ſtimm- und wahlfähig, wir hätten öffentliche Gerichts-Verhandlungen. Wir betrachten unſern Theaterhelden als den Lord vom

Wollſacke und wir ſetzen uns ſelbſt das Theater als Fontanelle, um die Richtung unſerer öffentlichen Meinung auf eine unſchädliche Weiſe hübſch abzuleiten. Das Theater iſt unſer Tuſch- und Sturzbad, welches wir uns alle Augenblicke über den Kopf ſchütten müſſen, um die etwaigen Congeſtionen und Aufwallungen eines gewiſſen politiſchen Blutes, und des Blutes ſonſtiger höherer Intereſſen zum Niederſchlag zu bringen. Es gibt keine Nation, die ſich in neuerer Zeit ſo ſehr, ſo ausſchließlich, von den Thronen bis zu den Hütten herab, mit dem Theater beſchäftigte, als die deutſche, und wunderbar genug, es gibt doch keine Nation, die ſo gar kein National-Theater hat als eben die deutſche.

Paris beſitzt in ſeinem théatre français ein echtes National-Theater. Den Deutſchen fehlt aber zu einem National-Theater erſtens die Nation, das heißt die Einheit der Maſſe, in Form und Cultur der Nationalbildung und des National-Characters, hauptſächlich aber fehlt ihm die Einheit der Verfaſſung, die allein eine Nationalität ausmacht. Die deutſche Nation verhält ſich zur franzöſiſchen, engliſchen oder zu anderen Nationen wie Charpie zu Leinwand, wir ſind zerzupft, zerfaſert, und in einzelnen Fällen liegen wir ohne Zuſammenhang neben einander.

Wir ſind Oeſterreicher, Preußen, Baiern, Heſſen, Schwarzburg-Sondershauſener, Mecklenburg-Strelitzer, Lippe-Detmolder, Reuß-Greizer und Reuß-Schleizer, aber wir ſind keine Deutſche. Es iſt uns gegangen wie den Tulpen in Holland, man hat ſo viele Zwiebelgattungen aus uns gezogen, daß nicht einer von uns mehr weiß, was er eigentlich für eine Tulpe und ob er wirklich eine Tulpe iſt.

Napoleon, dieſer größte hiſtoriſch-tragiſche Schriftſteller, welcher Nationen zu Lettern nahm, welcher Gebirgsketten und Meere nur als Beiſtriche eines einzigen Länderſatzes betrachtete, und welcher an einem Schreibfehler, den er mit den Frauenzimmern gemein hatte, zu Grunde ging, nämlich an dem Fehler, daß er einen Schlußpunct machen konnte, Napoleon iſt wie ein verderbliches Erdbeben durch Deutſchland gegangen, hat das Gebäude zerrüttet und große Riſſe in die Bauten der deutſchen Nationen gebracht; das Erdbeben iſt Gottlob vorüber; aber die Riſſe ſind geblieben, der Kitt, den wir über dieſen Riſſen haben, gleicht die Oberfläche aus, aber die Wände ſind und bleiben immer bis in den tiefſten Grund geſpaltet. Dieſe Erſcheinung hat ſo viel fremdartiges an uns zurückgelaſſen, daß unſere Originalität verwiſcht iſt; ſelbſt der Franzöſismus eines großen Theils der deutſchen Höfe hat das Einſchleichen fremder Eigenthümlichkeit und die Inoculation ausländiſcher Elemente in das Leben des Volkes und der Nation begünſtiget. Es fehlt alſo zu einem deutſchen Nationaltheater vor Allem die Nation. Sodann aber auch die National-Dichter, denn National-Dichter heißen nicht etwa die, ſo in deutſcher Sprache ſchreiben, ſondern jene, ſo die Geſchichte der Nation, ihre geheiligte Vorwelt und ſchwergeprüfte Mittelwelt herausgeholt aus ihren Schlafgruben und ſie hinſtellten auf die Sonnenterraſſe der Poeſie, daß ſich das Volk an ihr ergötze, kräftige und labe und ſich und ſeine Vorfahren, und den Geiſt in ſeiner Nation wieder erkenne, und an dieſen Gebilden zu ähnlichen Thaten und Ergebniſſen der National-Tugend und des National-Heroismus angeglüht werde.

Schiller und Goethe ſind keine Nationaldichter in „Kabale und Liebe", in „Don Carlos", in „Stella", in „Taſſo" u. ſ. w., aber ſie ſind es in „Wallenſtein" und in „Götz von Berlichingen."

Daß uns zu einem deutſchen Nationaltheater aber nicht nur die Nation und die National-Dichter fehlen, ſondern auch die Nationalſchauſpieler, will ich ſpäterhin, wenn ich auf unſere Hiſtorienwelt zurückkommen werde, erwähnen, ſowie das, daß es keine deutſchen National-Directionen gibt.

Unſere Theater haben gewöhnlich nichts Nationelles als Nationalgeld und Nationalſchulden; das Geld, welches ſie vom Staate oder von der Nation bekommen, und welches ſie einzelnen aus der Nation wieder ſchuldig ſind.

Wien und Berlin leben in der Einbildung, ein Nationaltheater zu beſitzen, jenes in ſeinem Burgtheater, und dieſes in ſeinem Schauſpielhauſe. Würde man aber nun einen Wiener fragen: „Was iſt denn ſo eigentlich Nation?" ſo würde der gute, herzliche Wiener mit der liebenswürdigſten Bonhommie, die es nur geben kann, antworten: „Na, a Nation, das ſein halt mir Wiener, unſer gut's Völkl ſo durcheinander von Simmering bis Grünzing und Eipeldau, wie wir halt uns ſo durcheinander gern haben, und alle andre Leut a, und wie wir halt unſ're Schnitzel eſſen und a Monatratich dazu!" — Würde man den Berliner fragen: „Was verſtehen Sie denn ſo eigentlich unter Nation," ſo würde der gebildete und egoiſtiſche Berliner antworten:

„Nation, det is ſo eene Sache, die nur in Preußen wachſen dhut, eine Nation muß jebildet ſind, det iſt man das Erſte und det ſind wir aberſt alleene."

Das Wiener Hoftheater könnte ſeiner Kräfte und Leitung nach vielleicht noch den erſten Impuls zu einem wirklichen deutſchen Nationaltheater geben, wenn die Wiener Cenſur nicht aus allen Stücken den Character aus und das Nationelle einſtriche. Gerade das, was die National-Theaterdichtung begründet, das Vorführen vaterländiſcher Helden und Ergebniſſe in ihrer wahren Geſtaltung, mit ihren Licht- und Schattenſeiten, iſt da Todesſünde. Die dramatiſchen Dichter ſollen in Wien ihre Geſtalten verkleinert ausſteigen laſſen aus ihrer hiſtoriſchen Familiengruft, alle Makel und Sünden müſſen im cenſirenden Purgatorium abgeſtreift werden, und nur der durch das „Imprimatur" heilig geſprochene Schatten der hiſtoriſchen Figur darf von den Autoren daſelbſt auf die Breterwelt citirt werden. Schatten aber, namentlich die zu Schatten cenſirten Helden, ſind keine Gegenſtände für die Bühne, und ein durch die letzte Oelung der Cenſur gegangenes Stück iſt ein grundſchlechter Herold der Nationalität.

Wie man, der Sage nach, den Laufern Milz und Leber ausſchneidet, damit ſie leichter laufen, ſo ſchneidet die Wiener Cenſur auch ihren National-Dichtern die Leber aus, damit ſie nicht von der Leber weg reden können und laſſen ſie laufen. Es iſt demnach rein albern, wenn ſich das Wiener Burgtheater ein Nationaltheater ſchelten läßt.

Auch in Berlin, wo ein großer Grad von Bildung und eine geiſtige, freiere und liberale Cenſur herrſcht, iſt die Bildung doch nicht Nationalbildung, und die Preußen haben auch keine eigenthümliche dramatiſche Literatur, und keine in allen Theilen ausgebildete, vollſtändig ausgezeitigte Nationalſprache, und ohne dieſe gibt es kein Nationaltheater.

Ueberhaupt iſt die Benennung „Hof- und Nationaltheater“ ſchon Beweis genug, daß es kein Nationaltheater gibt. Ein Hoftheater iſt kein Nationaltheater und ein Nationaltheater iſt kein Hoftheater; man muß ſagen: „Ein Hof- und National-Theatergebäude“, das iſt möglich.

Berlin hat auch in letzterer Zeit ſich eingebildet, in ſeinem Königsſtädter Theater ein Volkstheater zu beſitzen ſowie Wien eins beſitzt.

Allein „Nation“ und „Volk“ ſind zweierlei. Die deutſche Nation faßt mehrere Völker in ſich, denn Volksthum iſt nichts als Menſchenthum, durch gemeinſchaftliche Sitten, gemeinſchaftliche Wohnplätze auf eine abſonderliche Weiſe characteriſirt. Blos Oeſterreich aber, eben weil es durch eine geiſtige Contumaz alle Volksporen gegen das Eindringen fremder Lüfte und Anſichten verſtopfte, hat durch das Iſoliren des Volkes ſeine Eigenthümlichkeit bewahrt.

Seitdem der kühne Röſſelſprung der Freiheit auf dem Schachbrete Deutſchlands geendet iſt und aus den Narben des bluterrungenen Bodens ſegensreiche Friedenshaine emporblühen, ſind die übrigen Völker weniger abgeſondert als früher, obſchon ihnen eine allgemeine Nationalität abgeht. Jedoch ganz im Norden von Deutſchland gibt es ebenſowenig ein Volksthum als eine Volksſprache oder einen Dialect. Es gibt dort nur ein hohes und gebildetes Publikum und einen Pöbel, aber kein eigentliches Volk, ſowie es nur ein hochgebildetes Deutſch dort gibt und einen corrupten Jargon, aber keinen Dialect. Wien aber hat ſein Volk mit tauſend naiven und reizenden, ſpaßigen, aber nie lächerlichen Eigenthümlichkeiten; mit allen jenen Individualitäten, die ein Lächeln über ſeine Bildung, aber ſtets auch eine Rührung über ſeine naive Gutmüthigkeit und ungeſchminkte Herzlichkeit hervorbringt. In dem Berliner Jargon liegt kein Character, keine Natur, er verräth nichts als Gemeinheit und Rohheit, in der Wiener Mundart hingegen ſpielt ſich die herzlich biedere Einfachheit und Biederkeit des Volkes ebenſo ab, wie in der ſchwäbiſchen und nürnbergiſchen die Einfalt und Treuherzigkeit.

Darum ſind dieſe Mundarten ſo gar poetiſch bildſam, denn wir haben vortreffliche Gedichte in Nürnberger Dialect, und wer kennt nicht Hebel's meiſterhafte Gedichte und in letzter Zeit Caſtelli's Gedichte in niederöſterreichiſcher Mundart?

In Baiern nähert ſich die Mundart ſchon ſehr der öſterreichiſchen, und deshalb mag auch der unglückliche Nachahmer der Wiener Volksbühne in München, Herr Carl, ſeine Rechnung gefunden haben.

Das einzige wahre deutſche Volkstheater aber iſt nur und blos das der Leopoldſtadt zu Wien, und ich glaube, daß es in gewiſſer Hinſicht für alle deutſchen Theaterfreunde nicht unintereſſant ſein wird, wenn ich ihnen in der zweiten Abtheilung meiner heutigen Vorleſung die kurzgefaßte Geſchichte und Characterſtücke dieſes Theaters ſammt ihren erſten Künſtlern und Dichtern liefern werde.

Zweite Abtheilung.

Zwei Genien überflügeln gemeinſchaftlich den Tempel der darſtellenden Muſen, der Genius des Erhabenen und der Genius der Laune, in das Reich des erſtern gehört die Tragödie, in das Reich des zweiten die Poſſe. Das Luſtſpiel hat urſprünglich kein eigenes Bereich, es neigt ſich, in ſo ferne es den Knoten aus den feinen Fäden ſich durchkreuzender und durchwirrender menſchlicher Leidenſchaften und Gemüths-Stimmungen ſchürzt, der Tragödie zu, es entwirrt und löst ſich aber durch äußere Umſtände, durch Zufälle des geſelligen Lebens bedungen, als ein analoger Theil der Poeſie auf, da es auf Popularität den gemeinſchaftlichen Pfeiler dieſer Gattung baſirt iſt.

Alſo nur Tragödie und Poſſe, als die zwei Gipfelpuncte des höchſten Seelen-Affects und der populären Lebensregſamkeit, wären der Zenith und Nadir des Schauſpielweſens. Die Affecte, die menſchlichen Leidenſchaften und der Seelenpathos, welche die Ur-Elemente des hohen Trauerſpieles ausmachen, variiren unter jedem Himmelsſtrich; klimatiſcher Einfluß, Ortseigenheiten, nationeller Character, ja auch oft politiſche Conjecturen, eignen faſt ein jedes Volk zu einer eigenthümlichen characteriſtiſchen Variation dieſer Affecte, und dieſe wird in ihrer Tragödie Norm, Urprincip; darum ſind die Tragödien vieler Völker verſchieden, und faſt jedes Land hat eine eigene Art Tragödien.

Das Volks- und Poſſenſpiel hingegen iſt der Spiegel der menſchlichen Natürlichkeit, das Secirmeſſer ſeiner Seelenſtructur, und die Veranſchaulichung ſeiner meiſtens materiellen Schwächen und Eigenheiten, dieſe, die rohe, unverdrechſelte Natur nämlich, und alle jene lächerlichen Mutationen und Vorſchiebungen, die ſie in ungekünſtelter Entäußerung ihrer komiſchen Subjectivität hervorbringt, iſt bei allen Nationen, unter allen Himmelsſtrichen bis auf kleine Abweichungen immer dieſelbe; daher iſt auch die Poſſe univerſeller, und die Local- und Volksſtücke, die nobilitirten Poſſen der neuern Zeit, ſpiegeln die komiſche Naturſeite des Menſchen überhaupt ab. Der komiſche Dichter, oder vielmehr der poetiſche Reflector der proſaiſchen Menſchenſchwächen und Thorheiten, hat das Verdienſt, ſtatt mit der Geißel, mit der Pritſche zu treffen, und ſtatt in der Toga der Erhabenheit auf Wenige zu wirken, in dem Staubmantel der Popularität das Allgemeine ſo zu treffen, daß der Getroffene zwar lacht, aber doch heimlich in ſeinen Buſen greift und die getroffenen Schwächen ein wenig muſtert. Was die Popularität des Stoffs für das Stück iſt, iſt die Popularität der Sprache für die Darſtellung, und bis jetzt iſt nur das Leopoldſtädter Theater das einzige in Europa, das ſo glücklich dahin gerungen hat und noch dahin ringt, den Geiſt und die Sprache, und den Sprachgeiſt des Volkes in einem glücklich in einander fließenden Farben-Verſchmelz, als ein Ganzes, als ein plaſtiſch-draſtiſches Sittentableau, als einen großen Trumeauxſpiegel, deſſen Veranſchaulichungs-Glas von dem Thorheitshimmel der höhern Welt bis in die Arena der gemeinſten Schwächen reicht, kurz als ein Volkstheater in der weiteſten und engſten Bedeutung des Wortes aufzuſtellen.

Die Tendenz durch die Lachmuskeln auf die Moralität der Menſchen einzuwirken, hat ſich vom Ariſtophan herab bis zu Hafner, dem eigentlichen Fundator der Wiener Volksſtücke, als wirkſam bewährt. — Urſprünglich war wohl alles Volksſtück, denn die Extemporirſtücke konnten und können nichts anders ſein. Die Mimen, Poſſenreißer und Spielleute (Joculatores) des eilften Jahrhunderts waren ſo zu ſagen improviſirende Volks-Dichter; dahin gehören auch die Faſtnachtsſpiele der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts.

In der zweiten Hälfte begann der öſterreichiſche Hans Sachs: Wolfgang Schmelzl, ordentliche Stücke mit Plan in deutſcher Sprache zu ſchreiben und aufzuführen; der Luſtigmacher ſeiner Komödien war oft ein Speismeiſter. Sein Stück: „Comedia des verlornen Sohnes (1545)“ war voll Localität; der Lugek, die Stephanskirche ꝛc. kommen vor. Wir machen einen großen Sprung, der uns der eigentlichen Volksbühne näher bringt, zu Joſef Stranitzky, dem eigentlichen Stifter des Hanswurſt. Es war eine Salzburger Bauern-Maske mit der italieniſchen Arlequinpritſche und dieſer Hanswurſt (1708) lebt noch und hat ſtets gelebt auf der Leopoldſtädter Bühne, und alle in- und ausländiſche Hanswürſte, ſie mögen nun heißen und geheißen haben wie immer, ſind urſprünglich Hanswurſt.

Folgendes wäre ungefähr die Stammtafel bis zum Thaddädl:

(Aus den ältern Zeiten:)
Hieſel. Riepel. Pickelhäring. Stockfiſch. Liperl.
Hanswurſt.
(In der Stadt:)
Bernardon. Poldel. Bürlin. Jackerl.
Affligio.

(In den Vorſtädten:)
Dummer Anton. Müller Tomerl.
Fuchsmundi.
Kaſperl.
Thaddädl.

Das jüngſte Kind der Hanswurſtiſchen Laune, der ſtift- und turnierfähige Thaddädl zählt alſo 15 Ahnen und vielleicht noch mehr, die uns entgingen. Die größte aller Hanswurſtiaden, die Verbrennung des Hanswurſt von der Neuberin, hat nur den Namen verbannt, der Character ſelbſt lebt noch in allen Volksſtücken.

Das Leopoldſtädter Theater, auf dem Hafner den erſten genialen Impuls zu allen nachherigen Productionen gegeben, reinigte der edlere Geſchmack der ſpätern Localdichter nachher immer mehr und mehr vom Hyperjovialen, welches gewöhnlich in Trivialitäten überging; und in der neueſten Zeit, die wir doch eigentlich in Augenſchein nehmen, haben die Localdichter dieſer Bühne A. Bäuerle, C. Meisl und J. Gleich, jene Zwitterbilder des ekelhaft Burlesken und der Extemporationen faſt gänzlich verbannt, und ſich bemüht, ſtatt aus den gemeinen Sümpfen der Trivalität, aus der Quelle der frohbeweglichen, ſittlichen Laune und aus der Ciſterne der anſtändigen Jovialität ihre Geiſteskinder zu ſchöpfen. Die Bahn, die ſie ſich vorgezeichnet zu haben ſcheinen, iſt ſehr groß, ja allumfaſſend. Der Grundfaden iſt ſtets das Lächerliche, das heißt: das Reinlächerliche in dem Hohlſpiegel der Satyre verzerrt und vergrößert erſcheinen zu laſſen, und durch eine Aus- und Uebertreibung aller Charactere das Komiſche als convexe Lebensmaſſa an ihren Stücken hervorſpringend zu machen; kurz eine theatraliſche Privat-Irrenanſtalt zu errichten, in welcher die Seelenkranken und geiſtig moraliſch Verrückten durch die Methode, daß ihre Dichterärzte die nämliche fixe Idee zu haben vorgeben und in die geheimſten Functionen des Kranken greifen, ſchonend geheilt werden. Das Unternehmen iſt kühn, der Zweck groß, die Folgen bei tactfeſtem Verharren auf der Bahn unendlich!

Ein Volksdichter, wenn er die Avers- und Reversſeite ſeines Berufs an die Sonne des leuchtenden Zweckes und Erfolges, und nicht an das Unſchlittlicht des Honorars und Erwerbs hält, iſt oder könnte wenigſtens der erſte Volkslehrer ſein. Groß und klein, männlich und weiblich, gering und vornehm kommt in ſeine Schule. Er unterrichtet nach der wahren Bellancaſtriſchen Methode; ſeine Lehren, in Sprichwörter, in Witzfunken, in Gaſſenlieder gehüllt, gehen vom Munde zu Munde, wer heute ſie gelernt, der lehrt ſie morgen ſchon weiter. Er hat ein gebackenes A B C, ein Bilderbuch aus Bonmots und Einfällen, welches ſeine Schüler gerne verzehren und leicht dabei lernen. Mit Unwillen muß man daher die einſeitigen Urtheile anhören, welche die Parfümgeiſtler und ſentimentale Schnörkelſeelen, an welchen unſer kritiſches Kinderſtift jetzt ſo reich iſt, mit einer gewiſſen literariſchen Patronanz, auf die Volksdichterei herabzudonnern belieben. Volksdichterei iſt ein Hebel zur Volksbildung, Volksbildung aber iſt die erſte Baſis des Völkerglückes. Wenn der Zweck nicht erreicht wird, wenn die Volksdichterei zuweilen nicht das iſt, ſo ſind nur die Volksdichter vielleicht oft die Urſache, von denen jetzt freilich eine Menge wie Pilze hervorwimmeln; und ihre Witzverrenkungen wie Guckgucke ihre Eier in das Straußenneſt der Volksbühne legen.

Die nothwendigſten Erforderniſſe eines Localdichters ſind: ein Naturtalent zum Lächerlichen und ſtoffhaltiger Kraftwitz, das erſte für die Handlung ſeines Subjects oder für die Leidenſchaft, die er zur Vorſtellung auffaßt, das zweite für den Ausdruck und den Gedanken. Zu dem erſten gehört Scharfſichtigkeit, zu dem zweiten Einbildungskraft. Das Talent für's Lächerliche operirt analytiſch, wo hingegen der Witz ſynthetiſch ſeine Functionen verrichtet. Wer einen Gegenſtand lächerlich macht, der vergleicht ihn, zergliedert ihn, er löst ihn in ſeine Beſtandtheile auf und macht dieſe, inſofern er ſie mit vielem Unterſcheidungsſinn mit dem Nichtlächerlichen parallelisirt und contraſtirt, lächerlich; Witz aber erfindet, er fügt hinzu, er verbindet ſeinen Gegenſtand mit Dingen, die gar kein natürliches Verhältniß gegen einander haben, er iſt ein Freibeuter, der die heterogenſten Bilder auffängt und an ſeinen Triumphwagen zuſammenkettet. — Mit Unrecht wollen einige Kritiker behaupten, daß Perſonen, die ein Talent zum Lächerlichen haben, ſelten Schönheitsſinn, noch ſeltener Geſchmacksurtheil beſitzen. Nach unſerer Meinung iſt ſowohl in den Ereigniſſen der

Natur als der Kunſt nichts lächerlich, was nicht von dem beſtimmten Verhältniſſe und von der gewöhnlichen Einrichtung ſeiner Art und Gattung abweicht; iſt aber nur der kleinſte Verſtoß gegen Symmetrie und Harmonie da, ein zu Viel oder zu Wenig, tritt ein Gegenſtand nur etwas aus den Limiten des Angemeſſenen, des Richtigen und Schönen, ſo betritt er ſchon das Reich des Lächerlichen; ein Menſch alſo, der einen Sinn für's Lächerliche hat, d. h. der augenblicklich von der Disproportion und dem Unverhältniſſe ſeines Gegenſtandes ergriffen wird, muß wenigſtens angebornen Schönheitsſinn oder ein beſonderes Unterſcheidungsvermögen in Hinſicht der Richtigkeit und Schönheit der Formen haben, welches Vermögen am Ende doch wieder auf angebornen Schönheitsſinn baſirt iſt.

Wenn das Talent zum Lächerlichen das Belachenswerthe als Multiplicandus mit dem Witz als Multiplicator multiplicirt, ſo iſt das Facit: das Burleske. Und nur die Burleske oder das zum Auf-Lachen Reizende iſt der Gegenſtand des Volksdichters. Ein ernſthaftes Subject aus dem Nimbus ſeiner Erhabenheit zu reißen und es niedrig gemein behandeln, erhält einen hohen Anſtrich vom Lächerlichen, es iſt Hohn des Erhabenen, an dem gar nichts Unſchickliches iſt; dahin gehören Traveſtien; Tassonis Secchia rapida etc. Auch Meisl's „Entführung der Prinzeſſin Europa“ oder früher Gewey's „Pygmalion“ oder: „die Muſen bei der Prüfung“ gehören zu dieſer glücklichen Gattung des Lächerlichen, zu der, wie uns dünkt, Wieland in ſeinem Ariſtipp den erſten Impuls gegeben haben mag. Die hohen griechiſchen Götter, den donnerſchlagenden Zeus, den fluthenbeſänftigenden Neptunus und den ſtygiſchen Pluto mit allen den mythologiſchen Erhabenheiten auf der Bühne wandeln zu ſehen, den platten Volksdialect aus ihrem Munde zu hören, und ſie überhaupt mit allen Lappalien und Kleinigkeiten des Lebens behaftet zu ſehen, war zu neu, zu drall, und der Contraſt des Subjects mit der Art es zu behandeln, zu burlesk, als daß dieſe Gattung olympiſcher Cabinetsſtücke nicht die Lachluſt gereizt haben ſollte. Aber bald folgte Ekel dem Ueberreiz, ähnliche Parodien wimmelten zu Tauſenden hervor, es war uns nichts Neues mehr, Götter und Heroen Tabak ſchnupfen und rauchen, ſich raſiren und friſiren ꝛc. zu ſehen, und es verlor an Picanterie und Intereſſe.

So erging es früher den Kaſperl'n und Rittern des Hensler'ſchen „Donauweibchen" ꝛc., die zu ihrer Zeit populäre Volks-Donquixotismen waren, und jenes polternde Ritterthum und Ritterſpuk glücklich und eigenthümlich in den Rahmen der Volksbühne faßten, und lange Zeit gefielen, bis ſie durch Uebervölkerung einer den andern und zuletzt ſich ſelbſt verzehrten. So erging es denn bald dem traveſtirten Jupiter wie es dem ſeligen Kaſperle erging.

Nun fingen die Volksdichter an, ſtatt von oben herab von unten herauf zu beſchwören, die Geiſterkomödien kamen an die Reihe. „Fauſt's Zaubermantel" von

A. Bäuerle und ſpäter das „Geſpenſt auf der Baſtei“ von C. Meisl eröffneten den Cyclus einer neuen Gattung. Geiſter und Feen, Zauberer und Schatten wurden mit dem Menſchen familiär gemacht, und das Geiſterreich mit ſeinen Talismanen und Zaubergaben bot ein weites Feld für die Phantaſie dar, da durch ſelbe das Barockſte einen Anſtrich von Wahrheit bekam, das Grellſte und Anſtoßendſte verwirklicht, das Entfernteſte nahe gerückt und das unmöglich Scheinende möglich gemacht worden. Dieſe Gattung iſt eigentlich der reichſte Schacht für die Situationskomik, aber auch dieſer wurde bald erſchöpft und die armen Geiſter ſo in Requiſition geſetzt, daß auch ſie nicht mehr recht einwirken wollen. Gleich's „Eheteufel“, „Idor“, „Berggeiſt“, „der alte Geiſt in der modernen Welt“, „der Hölle Zaubergaben“, Meisl's „luſtiger Fritz“, Fee aus Frankreich“, „Schutzgeiſt guter Frauen“ ꝛc., „Geſpenſt im Prater“ und hundert ähnliche Abarten dieſer Gattung ſtumpften auch ſchon die Zuſchauer für dies ewige in Contributionſetzen der Geiſterwelt ab.

A. Bäuerle, der an Kraft und Schlagfertigkeit eines zungekräftigen Springwitzes das erſetzt, was an Schnellfertigung der Stücke C. Meisl und A. Gleich vor ihm voraus haben, hat ſchon früher den wahren Punct der eigenthümlichen Volks-Komödie in Darſtellung von Volks-Charactern getroffen. „Der Leopoldstag“, „der Fiaker als Marquis“, „der Freund in der Noth“, „die Fremden in Wien“, „die moderne Wirthſchaft“ u. a. m.

ſind Zeitſpiegel und können nach langen Jahren als Sittengemälde dieſer Epoche betrachtet werden. Dies iſt der eigenthümliche Ariſtophanismus, ein Anſchmiegen der Zeitanforderungen und ein Geiſteszuſchnitt nach der Maske des Volkes. Bald darauf erſchien die „falſche Prima Donna,“ wenn auch nicht Original, doch originell behandelt, und brachte wieder eine Schleppe von Nachahmungen mit; „die Buſchmenſchen,“ „die Aloe“, „die Abenteuer in Strümpelbach“ u. ſ. w., zogen als Troß dieſer Donna nach.

In den „Bürgern in Wien“ hat A. Bäuerle durch ſein Talent einen neuen Character hervorgebracht, die deutſchen Blätter führten mit Recht an, daß er eine ſtehende ſüddeutſche Charactermaske geſchaffen habe. Kaſperl und Thaddädl erſtanden in Staberl als neuer drolliger Typus. Auch dies Stück pro- und reproducirte eine Menge Nach- und Aftergebilde, die alle ſammt und ſonders von den allerneueſten Formen verſchlungen wurden. Dieſe allerneueſte Form iſt die patriotiſche und begann mit Bäuerle's „Aline“ oder „Wien in einem andern Welttheile.“ Wien mit ſeinen Reizen und Genüßen, mit ſeinen nur ihm eigenen Ergötzungen und Unterhaltungen ſo quasi durch die Welt reiſen zu laſſen, in dem Reiſebündel eines Wiener Barbiers, und es nach Gefallen in Golkonda auspacken zu laſſen, und ſeine Herrlichkeiten darzuthun und das ſüße Heimweh in Volksmelodien in das Herz und in die Ohren der Zuhörer bringen zu laſſen, iſt ein Hebel, der zu wohl und zu glücklich berechnet war, als daß er nicht auch bei minderer Ausſtattung an Witz und Laune ſeine Wirkung machen müßte. Der Effect war auch unbeſchreiblich und alle Nach- und Nebenahmungen, mehr oder weniger gerathen, verfehlen des günſtigen Erfolges nicht, da die Kaiſerſtadt und nur die Kaiſerſtadt der ewige Refrain aller angeſchlagenen Melodien war.

Der Genius der Poſſen und Localſtücke iſt luſtig und macht kein Geheimniß daraus, daß er darauf ausgeht, uns lachen zu machen, und das haben beide vor dem Trauerſpiel voraus, in welchem wir die Darſtellung ſelbſt für Wirklichkeit halten müſſen. In allen Poſſen, Burlesken und Parodien macht der in uns aufkeimende Verdacht der Falſchheit den Gegenſtand nur noch jokoſer, der Dichter geht über die Wahrheit hinaus und beluſtigt ſich ſelbſt über ſein Luſtigmachen. Dieſe Freiheit geht natürlich auch auf den darſtellenden Schauſpieler über. Der Zuſchauer darf zuweilen bei komiſchen Schauſpielern daran erinnert werden, daß er blos Schauſpieler, darſtellende Copie iſt. Dieſes macht denn die Sache oft noch lächerlicher, ohne den Eindruck zu zerſtören. Die zwei Pole der darſtellenden vis comica ſind Ruhe und Beweglichkeit, die erſte kitzelt den Verſtand, ſie iſt anſtändig wahr, ſie gibt treue Schilderungen mit leichtem Zuſatze, die zweite iſt übertrieben, poſſenhaft, grotesk, kitzelt das Zwerchfell, überladet, zerrt das Wahre hinaus über die Grenzen. Beide Polhöhen ſind am komiſchen Himmel zuläſſig und ergötzend. Zwiſchen dieſen beiden Polen laufen unzählige Linien, nähern ſich bald dieſem, bald dem andern Pole. Der möglich vollkommenſte Grad der Komik müßte entweder als Aequator gerade inmitten dieſer beiden Pole, als gleichmäßige Fernhaltung beider Endpuncte liegen, oder in einer genialen Rundung der komiſchen Bühnenachſe beſtehen, ſo daß ſich beide Pole berühren, küſſen, umarmen und feſthalten. Dieſes wäre der Ring der geiſtigen Auffaſſung und Reflexion, Sinnbild ewiger Wahrheit, aber bei dieſen wie bei den wirklichen Polen ſtoßen ſich beide ab, und der Ring ſchnellt zum Stab zurück.

Dieſe Betrachtung führt uns zu der eigentlichen Benennung der zwei erſten und vortrefflichſten Komiker der Leopoldſtädter Bühne, alſo Deutſchlands.

Herr Ignaz Schuſter, Polarſtern der Ruhe, Herr F. Raimund, Polarſtern der Beweglichkeit. Herrn Ignaz Schuſter's Spiel iſt eine Schöne, die ſich's vorgeſetzt hat, uns zu verführen, und die, ihres Sieges ſich bewußt, es ſo fein anleget, daß wir es gar nicht merken. Sie geht in aufſteigender Linie alle Stufen mit uns durch, zieht uns mit unſichtbaren feinen Fäden durch Ovid's Kunſt zu lieben, ohne ein Comma zu vergeſſen, von der Grammatik der Augenſprache, der Syntax der Händedrücke, durch die Philoſophie der Küße bis zu dem Examen rigorosum der zärtlichſten Dahingebung, wir liegen in ihren Ketten, ohne zu wiſſen, wie es kam.

Herrn F. Raimund's Spiel iſt eine Schöne, die, von innerer Gluth getrieben, uns zum Opfer will, zu

Sclaven, und uns auch hinreißt; ſie coquettirt, macht Paraden, eine liebenswürdige Déſordre zeigt **à dessein** ein Deſſein, das eigentlich beſſer verborgen bliebe, aber dennoch eine Schönheit iſt, wir ſehen, die Schöne legt es darauf an, uns zu erobern, und können doch nicht entfliehen. Freilich dürfte aus dieſem Vergleich entſpringen, als ob Raimunds Spielſchöne eine Diotima wäre, die in einer gewiſſen vorgerückten Saiſon an Anbetern verlieren wird, während Schuſter's Spiel wie eine Ninon de L'enclos iſt, die noch im höchſten Alter Bewunderer findet; aber Herr Raimund beſitzt nach unſerer Ueberzeugung gewiß auch einen innern Genius, der ihn, wie Sokrates der Diotima, das Arkanum lehrt und lehren wird, die jugendliche Spielfriſche zu erhalten und auf den Wendepunct noch geſchickt auf jeder beliebten und beſuchten Bahn überzuſpringen.

Herr Schuſter paßt die Zeit ſich an, er folgt ihr.

Herr Raimund paßt ſich der Zeit an, er läuft ihr entgegen, und ſtößt daher oft hart mit ihr an.

Herr Schuſter iſt ein characteriſtiſcher Hiſtorienmaler, ſeine Figuren haben Wahrheits-Intereſſe, es iſt in ſeiner Characterzeichnung wie bei großen Gemälden der Geſchichte nichts vergeſſen, was zu ſagen ſcheint, da und da, und um dieſe und dieſe Stunde iſt dieſes wirklich ſo geſchehen; über dieſem beſitzt er noch das große Geheimniß, das nur wenigen Malern eigen iſt, ſeine Köpfe ernſthaft zu malen, und ihnen doch einen unſichtbaren, unauslöſchlichen, lächerlichen Zug zu geben, den man vergebens herauszuſuchen bemüht iſt, man weiß nur an ſeiner Wirkung, daß er da ſein muß. Sein claſſiſcher Staberl in den „Bürgern in Wien“, ſein Mehlſpeismacher Zweckerl in dem „Freund in der Noth“, die herrliche Zeichnung des Schieberl in der „Heirath durch die Güterlotterie“; ſeine meiſterliche Darſtellung des „Würfel im Leopoldstag“ u. a. m. ſind ebenſo viele große, runde, naturwahre, geſchichtliche Gemälde, die ſich durch mehrere Momente durchbewegen. Hr. Raimund iſt ein epigrammatiſcher Portraitdichter, er wirft mit Genialität einen Zug, eine Pointe hin, und ein Bild, ein Faunus- oder Komuskopf liegt da, er überflügelt, er umzingelt die Komik, er iſt überall und in jeder Rolle vortrefflich und treffend, ſo daß ſeine Individualität oft gänzlich verſchwindet. Vorzügliche Mimik iſt eine der vorherrſchendſten Gaben dieſes luſtigen Bühnenproteus, ſein Ydor, Geſpenſt auf der Baſtei, Sandelholz im „verwunſchenen Prinzen“, Bims in Bäuerle's „Aline“, Spindelbein u. a. m. ſind ebenſo viele Variationen auf das Thema ſeiner ewigen, heitern und ſchönen Beweglichkeit. Am Characteriſtiſchſten iſt es, daß man glaubt und mit Recht glaubt, dieſe Rolle muß man nur von Hrn. S. und jene nur von Hrn. R. ſehen; jeder dieſer beiden vortrefflichen Prieſter der Thalia hat eine eigene Sphäre, die er mit gleichem Erfolge durchreist.

Unter den deutſchen Volksbühnen-Dichtern ſteht, wie geſagt, Herr Bäuerle oben an. Er hat in letzter Zeit einen traurigen Nachahmer und einen bizarren Nebenbuhler gefunden. Dieſer Nachahmer iſt Herr Carl, welcher ausgeſtattet mit perſönlicher Komik, mit einer glücklichen Weiſe durch wirkſame Jokoſität des Spieles das Zwerchfell zu erſchüttern, eine trockene oder vielmehr gar keine Phantaſie hat, und aller Originalität beraubt, durch ſclaviſches Nachahmen und Nachmodeln, den geſunden Geſchmack bis zum Ekeltode martert. Seinen unzähligen, markloſen, windausgeklopften und geiſtausgeblaſenen Staberliaden liegt die Ohnmacht der Erfindung mit vollendetem Spiegel auf der Stirne. Da iſt kein Geiſt und keine Seele, keine Empfindung und keine durchgehende Idee. Es ſind einzelne Spaßlappen, die noch bei Weitem nicht Witz genannt werden können, Fetzen drolliger Einfälle, Flickſtücke von burlesken Ideen, die mühſam und in ſich ſelbſt mürbe und zerfallen, zu einem Ganzen mit großen Schneiderſtichen zuſammengenäht ſind. Es geht keine Idee durch das Ganze, keine Grundtendenz iſt da, man ſoll lachen, Punctum.

Man lacht und ärgert ſich hinterdrein, daß man gelacht hat.

Ein Nebenbuhler aber iſt Herrn Bäuerle entſtanden in Herrn Raimund, welcher durch ſeinen „Barometermacher“, durch ſeinen „Diamant des Geiſterkönigs“, durch ſeinen „Bauer als Millionär“ und ſeine „gefeſſelte Phantaſie“ die Wiener entzückt und ſich ſelbſt verzückte. Allein die guten Wiener ſind ebenſo leicht zu entzücken, als jeder Verfaſſer durch ſich ſelbſt. Die guten Wiener Zeitſchriften, die überhaupt nicht tadeln dürſen, haben den Raimund den öſterreichiſchen Shakeſpeare genannt, und Herr Raimund war ſo gütig, es zu glauben. Indeſſen ſind ſeine Stücke gar keine Volksſtücke, denn ſie athmen weder eine patriotiſche Idee noch eine Volks-Eigenthümlichkeit. Es iſt ihm eingeredet worden, er habe Phantaſie, nun ackert er beſtändig mit Phantaſie darauf los. Decorationen, Allegorien, Götter, Furien, Hexen, Sylphen, Gnomen, kurz die ganze Geiſterwelt muß die Schüſſeln zu ſeinen Tafeln zuſammenſchleppen. Ein obligater Blitz, welcher aus der rechten Couliſſe in die linke ſpaziert, endet oft die Verwickelung, und eine Schlußdecoration, die mit dem Zuſchauer zugleich aus den Wolken fällt, macht der Komödie bon gré mal gré ein Ende. Den „Bauer als Millionär" nannten die Wiener ein claſſiſches Stück. Was iſt daran? Die Allegorie wird darinnen zu Tode gehetzt. —

Der Haß, die Unzufriedenheit, das Glück und die Jugend und das Alter ſpielen die Hauptrollen, der Haß haßt, er haßt — die Unzufriedenheit, und die Unzufriedenheit iſt unzufrieden, und die Jugend iſt jung, und das Alter iſt alt, und der Neid iſt neidiſch, und das Glück iſt glücklich, iſt das ein Volksſtück?

Der Bauer zieht den Stiefel aus und ein Bedienter ſagt den Dienſt auf, ſind das Charactere? Hexen und Geiſter fliegen durch die Wolken, iſt das ein Dichterflug?

Man kann ſagen, Herr Raimund hat den Grund zum Ruin und zum Untergange der Volksdichtung gelegt, indem er den Geiſt dieſer Gattung verbannt, er hat das Publikum an leere Schauſpiele gewöhnt. Die beſten und wahren Volksdichter haben ſich deshalb auch zurückgezogen, und auch dieſe Bühne geht jetzt, da ſie noch dazu an Herrn Steinkeller einen eben ſo ſchlechten Director, als die meiſten deutſchen Theater hat, ihrem baldigen Untergange entgegen; ſowie der Verfall des ganzen deutſchen Theaters überhaupt ganz nahe iſt. Dieſer Verfall iſt in der Nichtigkeit und in der Anmaßung unſerer Schauſpieler, und in der Linkheit und Unbeholfenheit der deutſchen Directoren und Intendanzen gegründet. Dieſe zwei Themen werden der Gegenſtand meiner zwei nächſten Vorleſungen ſein, zu welchen ich mir die Aufmerkſamkeit desjenigen Theils meiner freundlichen Hörer und Hörerinnen erbitte, die neben meinen ſogenannten humoriſtiſchen Vorträgen auch eine ernſtere Stunde nicht verſchmähen wollen.

Vierte Vorleſung.

Schauſpielthum und Schauſpielerthum.

Sie haben, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, mir erlaubt, Ihnen meine Anſichten über einiges aus dem deutſchen Theaterweſen mitzutheilen. Ich ſage, Sie haben es mir erlaubt, das heißt, Sie haben es mir ſtillſchweigend erlaubt, welches ich daraus erſehe, daß Sie mir das Vergnügen machen, auch dieſe Vorleſung mit Ihrer Gegenwart zu erfreuen.

Indem Sie mir aber die ſchmeichelhafte Aufmerkſamkeit erzeigen, meine Anſichten geduldig anhören zu wollen, ſo können Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, unmöglich wünſchen, daß ich Ihnen dasſelbe mittheile, was Sie meinen.

Denn Ihre Meinungen und Ihre Anſichten können Sie ſich gewiß ſelbſt auf eine angenehmere und geiſtreichere Weiſe entwickeln, als ich es in dem kurzen Zeitraume einer Stunde, oder auch nur überhaupt zu thun im Stande bin.

Sie wollen alſo gewiß eine fremde Meinung hören, auch wenn dieſe nicht mit der Ihrigen übereinſtimmte, oder ihr auch geradezu entgegenliefe, nicht etwa um ſie zu beherzigen, von welcher Anmaßung ich weit entfernt bin, ſondern um ſie der Curioſität halber doch auch zu hören.

Es gibt aber vielerlei Gattungen Meinungen. Es gibt:

1. Muttermaal-Meinungen;
2. Windel-Meinungen;
3. angeſchaffte Garderobe-Meinungen, und
4. ſelbſtverfertigte Meinungen.

Die Muttermaal-Meinungen das ſind die, welche wir wie andere Gebrechen mit zur Welt bringen. Der Eine wird mit ariſtokratiſchen Sommerſproſſen geboren;

der Andere bringt Ultra-Leberflecken mit auf die Welt, der Dritte kommt mit liberalen Feuermaalen an das Weltlicht u. ſ. w.

Das ſind die Meinungen, die ſich in Geſchlechtern fortpflanzen, das ſind die wildgewachſenen Meinungen, die in ganzen Waldungen ohne Pflege und Obſorge fortgedeihen. Wir meinen dies oder jenes, weil unſer Vater dies und jenes meint, unſer Vater meint dies und jenes, weil Großmutter ſelige dies und jenes meinte, und Großmutter ſelige meinte dies und jenes, weil Urgroßvater ſeliger dies und jenes meinte. Von ſolchen Muttermaal-Meinungen kann hier aber die Rede nicht ſein.

Die Windel-Meinungen ſind ſolche, in welchen wir aufgezogen wurden. Sie ſind ſo windelweich und bequem, wir legen ſie ſo ungerne ab, bewahren ſie wenigſtens zum Andenken auf und betrachten ſie mit einer heil'gen Scheu. Nun haben wir dieſe Windel-Meinungen von einer Tante, von einem Pathen, von einer Baſe eingebunden bekommen und verehren ſie in Demuth, kommt nun Jemand und ſagt: ich will dir für dieſe Winkelgedanken, aus denen du doch eigentlich herausgewachſen ſein ſollteſt, andere bequemere, größere, deinem Wuchſe angemeſſenere Meinungen geben, ſo nehmen wir ſie nicht nur nicht an, ſondern wir verketzern dieſen Jemand, nennen ihn einen Böſewicht, der uns unſere Windel-Meinungen frevelhaft austauſchen will. Von dieſen Windel-Meinungen *könnte* wohl, aber *ſoll* auch nicht die Rede ſein.

Die angeſchafften Garderobe-Meinungen ſind ſolche Meinungen, die wir uns beſtellen und machen laſſen; die wir aufkaufen und aufleſen, aufgeſchafft, zu borgen nehmen, die wir uns anpaſſen oder von andern Menſchen für uns zuſchneiden und umnähen laſſen. Von ſolchen Meinungen haben wir gewöhnlich ganze Garderoben. Wochen-Meinungen und Sonntags-Meinungen, ordinäre Meinungen und Gala-Meinungen, populäre Meinungen und despotiſche Meinungen, romantiſche Meinungen, Kunſt-Meinungen u. ſ. w. Wir haben uns dieſe Meinungsgarderobe mit vielem Aufwande aus allen äſthetiſchen Schneidereien angeſchafft. Wir ziehen alle Tage das an, was wir brauchen. Gehen wir zu Hofe, ſo ſagen wir: „Jean, ich muß mich anziehen, gib' mir einmal meine damaſtene ariſtokratiſche Meinung her!" Gehen wir in's Theater, ſo heißt es: „Jean, gib' mir einmal meinen Sourtout der dramatiſchen Meinung her!" Gehen wir in ein diplomatiſches Dinée, ſo ſagen wir: „Jean, gib' mir meinen ſchwalbenſchweiffarbenen politiſchen Meinungs-Mantel her, den man ſo auf beiden Seiten tragen kann." Gehen wir blos zu Thee- und Abendgeſellſchaften, ſo ziehen wir den leichten caſimirnen politiſchen Meinungs-Frack an. Am andern Tage laſſen wir alle dieſe Meinungen hübſch ausklopfen und für die nächſte Gelegenheit wieder in den Schrank hängen. Auch von dieſen Garderobe-Meinungen iſt hier die Rede nicht, ſondern von der vierten Sorte Meinungen, von den

Selbſtverfertigten Meinungen.

Die ſelbſtverfertigten Meinungen ſind, wie Sie meine freundlichen Hörer und Hörerinnen wohl alle wiſſen, eine ſehr angenehme Sache, nämlich: Wenn man ſo eine eigene Meinung ſich macht, ohne Vorzeichnung, ohne Muſter, ohne Vordruck; man trägt eine ſolche Meinung mit einer Art von Wohlgefallen. Es ſind Meinungen, für die man keine Speditionskoſten, kein Leihbibliothekgeld und keinen Macherlohn bezahlt hat. Freilich ſind ſolche ſelbſtverfertigte Meinungen ſehr ſelten. Es gibt Ehen, in denen der Mann keine ſelbſtverfertigte Meinung tragen darf, er zieht immer die Meinungen aus der Garderobe ſeiner Frau an. Es gibt ganze Behörden, bei denen nur der Acceſſiſt ſich zuweilen eine ſelbſtverfertigte Meinung zu Schulden kommen läßt, welche ihm aber als ein Luxusartikel vom Etat geſtrichen wird; es gibt Familien, in denen nur der Majoratsherr eine ſelbſtverfertigte Meinung beſitzt, und es gibt Schriftſteller, die nur alle Schaltjahre eine ſelbſtverfertigte Meinung zu verzehren haben. Alſo bei den ſelbſtverfertigten Meinungen wollen wir ſtehen bleiben.

Iſt es gerecht, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ja iſt es auch nur billig, daß wir unſere ſelbſtverfertigten Meinungen auch Andern als die einzig guten aufdringen wollen? Wenn ſie ein magerer, ſchlanker Verſtand eine Meinung für ſich verfertigt, kann er verlangen, daß ein dicker, wohlgenährter Verſtand in dieſe Meinung hineinkriechen ſoll? Kann dann dieſe Meinung

Stich halten? Wenn eine lange Erfahrung ſich eine Meinung verfertigt, kann ſie fordern, daß eine kurze Anſicht ſie anziehen ſoll, ohne daß ſie ihr über die Beine herabſchlottere?

Man laſſe in Gottes Namen Jeden ſeine Meinung machen wie er will, man zwinge keinen Menſchen, ſeine Meinung anzuziehen, aber man verarge es auch Niemandem, wenn er ſeine ſelbſtverfertigte Meinung öffentlich anzieht und damit in Geſellſchaft geht, vorausgeſetzt, daß dieſe ſelbſtgefertigte Meinung das Sittlichkeitsgefühl nicht verletzt.

Den Blonden kleidet blau und ſchwarz, den Brünetten gelb und roſa ſehr gut, wer wird nun verlangen, die Blonde müſſe auch gelb tragen, weil die Brünette es trägt? Ebenſo iſt es mit Meinungen, und nun ſchon gar mit Theater-Meinungen.

Wir kaufen um einen Gulden und auch um achtzehn Kreuzer das Recht, eine Meinung über das Theaterweſen zu haben; nun glaubt freilich die Gulden-Meinung, ſie ſei wenigſtens dreimal mehr Meinung als die Achtzehn-Kreuzer-Meinung.

Meinungen und Begriffe aber verholzen, verſteinern ſich endlich bei uns Menſchen, und wenn man uns andere, wenn auch wahrere Begriffe beibringt, ſo finden wir ſie falſch, lächerlich und ketzeriſch.

Daß die Schauſpielerei eine Kunſt iſt, und daß die Schauſpieler Künſtler ſind, dieſe Meinung gehört zugleich zu unſern Muttermaal-Meinungen, zu unſern Windel-Meinungen und zu unſern Garderobe-Meinungen. Der Begriff Schauſpielerkunſt und Schauſpielkünſtler iſt mit uns zuſammengewachſen.

Ich habe es gewagt, mir ſchon längſt eine ſelbſt verfertigte Meinung anzuſchaffen, die ich Ihnen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, nicht anpreiſen, nicht anempfehlen, noch weniger aber aufdringen, ſondern blos mittheilen will.

Ich bin nämlich überzeugt, daß die Schauſpielerei im Allgemeinen nicht Kunſt genannt werden kann, und die Schauſpieler im Allgemeinen nicht Künſtler heißen können.

Poeſie, Tondichtung und Zeichnen nur ſind eigentliche, reine, abſolute Künſte; was man aber Schauſpiel-, Geſang-, Tanz- und Garten-Kunſt nennt, das ſind Gegenſtände der Geſchicklichkeit, der Fertigkeit, der Routine, der Mechanik.

Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen das näher auseinanderſetze:

Das erſte Kennzeichen der Kunſt iſt: Herrſchaft des Geiſtes über die Natur, und die Kraft, alle Umgebungen zu ſeinen idealen Forderungen zu erheben. Durch das innere Treiben und Drängen eines Menſchen, durch Um- und Ausbildung vorhandener Formen neue zu ſchaffen, durch die Erkenntniß der Natur und ihrer Geſetze, und durch das Bewußtſein, geſetzlich auf ſie wirken zu können, erzeugt ſich in ihm das Ab- oder Spiegelbild von etwas außer ihm liegenden, das als Motiv, als Entbindungswerkzeug ſeiner innern Welt, ſeiner Gedankenanforderungen, und zugleich als Ligatur und Verbindungsſehne mit eben dieſem Aeußern eintritt; er dichtet und erfindet.

Schaffen, Hervorbringen, mit Einem Worte Productivität iſt die unerläßliche Bedingung der Kunſt.

Die Baſis alſo alles Künſtleriſchen fehlt der Schauſpielkunſt ganz, wo iſt da Erfindung, wo Hervorbringen? Hier heißt es nachringen, nachbilden, Copie des Geſchaffenen; die glücklichſte Darſtellung im harmoniſchſten Zuſammenwirken ihrer drei Hofdamen: Mimik, Plaſtik und Declamation, iſt höchſtens Kunſtſtück, welches nur überraſchende Fertigkeit im Hervorbringen vorübergehender Wirkungen iſt, die durch Uebung eingelernt und durch Täuſchung und Sinnenſchein begründet worden; bei Weitem aber noch nicht Kunſtwerk, welches eine ſelbſtſtändige Aeußerung unvorgeſchriebener Wirkſamkeit, hervorgebracht durch das nach einem freien Zweck ſtrebende Wollen, übereinſtimmend in allen ſeinen Theilen, iſt. Das zweite ebenſo unerläßliche Forderniß der Kunſt oder des Künſtlers iſt: Freiheit, ſowohl Freiheit des Geiſtes: Phantaſie, als Freiheit des Raumes, des Kunſtraumes: Originalität d. h. eine nach unbeſchränkten Weiten operirende, eigenthümliche und nicht gegenſtändliche Veranſchaulichung.

Dieſe Freiheit kann aber der Schauſpieler nicht haben, ſeine Phantaſie kann die Ideale nicht ausbilden, da es nicht ihm zur Willkür heimgeſtellt wird, ſondern weil er blos wie ein Spiegel empfängt und das Bild, das hineinſchaut, wieder herausſchauen laſſen muß; dieſes hebt auch die Freiheit des Kunſtraums, die eigentliche Originalität, welche blos Organ einer alle Ufer überwogenden Phantaſie iſt, gänzlich auf. Der gänzliche Mangel an Productivität, verbunden mit der nothwendig bedungenen Entäußerung aller innern Freiheit iſt hinreichend, um darzuthun, daß die darſtellenden Perſonen nicht Künſtler genannt werden können.

Das Schauſpielweſen iſt Mittel, Uebergang zur Kunſt. Die Declamation Uebergang der Poeſie zur tönenden Kunſt. Mimik Uebergang der Poeſie zur zeichnenden Kunſt, Plaſtik endlich Uebergang der Poeſie zur plaſtiſchen Kunſt. Dieſe vereinigten Uebergänge zur Kunſt können ebenſo wenig ſelbſt Kunſt genannt werden, als die Schiffbrücken, die zu einem Brückenkopfe führen, ein Brückenkopf genannt werden können. Nun werden mich aber meine verehrteſten Hörer und Hörerinnen fragen, wie ſoll man Schauſpieler, die uns hinreißen zum Mitgefühl, die Wahrheit mit Kraft paaren, kurz diejenigen Schauſpieler erſter Gattung, die mit Recht bewundert und verehrt werden, nennen? Man nenne ſie große Schauſpieler, unübertreffliche Schauſpieler, herrliche, treffliche, einzige, kurz man erſchöpfe das Reich des Epithetons, um die wenigen Koryphäen beider Schweſter-Muſen würdigend und auszeichnend vor andern zu unterſcheiden, aber man nenne ſie nicht Künſtler. Handelt es ſich aber darum, eine Sophie Schröder zu bezeichnen, ſo nenne man ſie ein Genie, eine geniale, oder vielmehr die genialſte Schauſpielerin, oder noch kürzer eine Wunder-Schauſpielerin, ſie iſt die einzige, die ich kenne, die zur Schauſpielerin geboren iſt, die das „est deus in nobis“ verwirklichet, bei ihr ſcheint jener höchſte Grad von Kunſtbildung, das Ideale mit dem Wirklichen liebend verſöhnen, und das intenſive Gedankenleben im Einklange mit den äußern Geſtaltungen gleichmäßig anzuregen, Naturanlage zu ſein, und man wird verſucht, von manchen herrlichen Theilen ihrer Darſtellung zu denken, ſie ſelbſt wiſſe ſich keine Rechenſchaft davon zu geben, und ſie Kunſtſchwärmerei zu nennen.

Wie kann die Schauſpielerei Kunſt genannt werden, wenn die ſie Ausübenden auf ihre perſönliche Form, auf ihr materielles Sein angewieſen ſind? Wenn ihre Perſönlichkeit Alles in Allem iſt?

Von Raphael mag es gelten, daß er ein großer Maler geworden wäre, auch wenn er ohne Arme auf die Welt gekommen wäre; Schiller wäre ein großer Dichter geweſen, auch wenn er keine Worte gehabt hätte, und Mozart wäre ein Genie geworden, auch wenn es keine Noten gegeben hätte, aber können wir das auf Schauſpieler ausdehnen?

Ihre Körperlichkeit iſt ihr Hauptweſen. Wir können nicht ſagen, wenn Devrient, wenn Lemm, wenn Wolf, wenn Anſchütz als Zwerge geboren worden wären, ſie wären auch große Schauſpieler. Wenn wir dem Götz von Berlichingen einige Zoll von ſeiner Figur abſchneiden, ſo ſchneiden wir ſeine Kunſt mit ab; wenn wir der Eboli ein lahmes Bein geben, ſo ſinkt die ganze Kunſt; und wenn unſere Böſewichte keine rothen Haare und keine rothen Hoſen anziehen können, ſo bleibt vom Böſewicht nur ein armer Wicht übrig.

Die Kunſt gibt das Product aus der Kraft- und Naturfülle des Genie's, das Schauſpielweſen gibt ein Abgeleitetes, welches zwiſchen Kunſt und Natur ſich ſelbſt abkühlt.

Glauben Sie aber nicht, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß es am Ende leeres Stroh dreſchen heißt, wenn man ſich darum abmüht, ob die Schauſpielerei Kunſt heißen ſoll oder nicht; nein, der Wahn der Schauſpieler, daß ſie Künſtler ſind, hat unſer Schauſpielweſen ſo heruntergebracht. Seitdem ſo viel geſchwatzt worden iſt von Kunſtbildung, künſtliche Uebereinſtimmung der Darſtellung, künſtleriſche Auffaſſung, Kunſtſtyl und Kunſthaltung, ſeitdem hat das Phantom der Kunſt die wirkliche Natur erdrückt, und wir haben gar Nichts. Seitdem die Schauſpieler angefangen haben, zu denken, ſeitdem ſpielen ſie erbärmlich. Jeder Bediente, der einen Brief bringt, um die Worte zu ſagen:

„Das Burgfräulein ſchickt mich her!“

will das Burgfräulein dramatiſch aus der Kehle würgen.

Nichts hat der ganzen Schauſpielerei ſo ſehr geſchadet, als eben die künſtleriſche Affectation, der luſtgeſchwollene Pathos, der ausgeſpreizte Stelzenernſt, der hochtönende Sonntags-Bombaſt, die leere, hohle Declamation, der donnernde Lungenflügelſchlag und der fortrollende Pausbackenſchall, in dem ſich unſere jetzigen Schauſpieler ſo ſehr gefallen.

Ich rede hier im Allgemeinen, denn Ausnahmen ſind überall hie und da zu finden, alſo bevor unſere Schauſpieler die Kunſt-General-Uniform anziehen, ſollten ſie erſt die Bildungsexercitien der Sprache durchmachen, die ihnen abgeht; ſie ſollten erſt halb rechts und halb links marſchiren lernen; ſie ſollten den Provinzialismen-Rock ausziehen und die Dialectzunge ausſchneiden, ſie ſollten das Accentuiren hübſch lernen, und vor Allem aber den lieben Buchſtaben des A B C's Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

Wem von Ihnen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, brauche ich es noch zu ſagen, wie die jetzigen Künſtler agiren und accentuiren? Setzen ſie nicht auf jedes Wort einen Trumpf, und iſt es nicht, als ob jede Sylbe einen Blitzableiter hätte, in den es einſchlagen müſſe?

Wenn ein ſolcher Künſtler ſagt:

„Und Kopf und Herz und Leben weih' ich meinem Fürſten!“

ſo ſchleudert er die drei „und's“ in den Souffleurkaſten, den Kopf wirft er in die rechte Couliſſe, das Herz in die linke Couliſſe, das Leben in's Parterre und den Fürſten auf die letzte Galerie.

Eine der drolligſten Anecdoten vom falſchen Pathos, die ich von einem Ihnen wahrſcheinlich ſehr wohl bekannten Künſtler ſah, kann ich nicht umhin, Ihnen hier mitzutheilen. Er ſpielte in „Herzogs-Befehl“ den Officier, der nur einen Arm hat. In der Scene, wo er ſeiner Geliebten das Herz anbietet, ſagte er mit einer ungeheuern Declamation und Leidenſchaft: Es iſt ehrenvoll für's Vaterland, ein Glied zu opfern, ich habe nur eine Hand, denn dieſe fehlt mir!“

Dabei ſtreckte er die fehlende Hand hoch in die Luft.

Sind Sie nicht ſchon oft Zeuge geweſen, wie unſere Künſtler in Schwulität gerathen, wenn ſie das D vom T, B vom P unterſcheiden ſollen.

Wird nicht jede Dattel zu Tadel, machen ſie nicht aus dem Bein eine Pein, aus dem Backen ein Packen und geben ſie einmal dem größten Theil unſerer Künſtler ein Bouteille Porterbier nnd Sie bekommen dieſelbe als Pudelleſe Borterpier zurück.

Das alles hier Geſagte ſoll vom Allgemeinen gelten, daß es in jedem Stand, in jedem Fache Individuen gibt, die ſich über das Allgemeine erheben, und eine ehrenvolle Ausnahme von der Regel machen, verſteht ſich von ſelbſt. Meine Meinung geht die Sache überhaupt, nicht aber die Perſon im Einzelnen an. Dieſes bitte ich, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, auch bei der zweiten Abtheilung gefälligſt im Auge zu behalten.

Zweite Abtheilung.

Unſer Schauſpielweſen iſt durch fünf Dinge zu Grunde gegangen. Erſtens durch die Unbildung der Schauſpieler, zweitens durch ihre proſaiſche Verbürgerung, drittens durch die Schlechtigkeit unſerer Kritik, viertens durch die Frivolität des Publikums, fünftens endlich durch die grundlos ſchlechte Verwaltung und Leitung der Theatervorſtände.

Betrachten wir die Mehrzahl unſerer Schauſpieler, ſo finden wir, daß ſie aus Individuen beſteht, die keine andere Bildung haben als Einbildung, keine andere Weisheit als Naſeweisheit, und keinen andern Geiſt als den Geiſt des Dünkels.

Wie ſoll die Schauſpielerei zur Kunſt oder auch nur zu einem tüchtigen mechaniſchen Weſen gedeihen, wenn wir keine Schule, keine Bildungsſchule für dieſelbe haben? Der Schuſter lernt ſein Handwerk von Jugend auf, der Schneider, der Tiſchler u. ſ. w. Der Maler, der Bildhauer hat Schulen, er lernt zeichnen, Farben miſchen, behandeln, den Meiſel führen, Umriſſe machen u. ſ. w. Der Mediciner, der Advocat machen ihre Schulen durch, das Militär hat ſeine Exercitien, ſeine Grade, ſeine Tactik, kurz Alles, Alles hat ſeine Schule, ſeine Studien, Alles geht nach und nach von Jugend auf durch Unterricht ſeine Bahn zu einem Zwecke hin, blos der Schauſpieler legt ſich mir nichts dir nichts heute Abend als gewöhnlicher Menſch nieder und ſteht morgen früh als Künſtler auf. Er verwundert ſich ſelbſt, daß er ſo von heiler Haut ein Künſtler geworden iſt, allein er glaubt ſich's auf ſein Wort. Wenn Jemand auf den Schulen nicht mehr gut thut, wenn Papa dem Mutterſöhnlein eine Maulſchelle verſetzt, wenn Mama das Töchterlein nicht genug herumlanciren laſſen will, was thun ſie? ſie gehen unter die Schauſpieler, und werden Künſtler und Künſtlerinnen. Wer gibt ſich Mühe, ſie zu bilden, wer ſtudirt ihnen etwas ein? wer ſagt ihnen die Anſichten über dramatiſche Gegenſtände, über Kunſt, über Declamation, über Rhetorik, Mimik u. ſ. w.?

Keine Seele Sie wiſſen Nichts, ſie wollen auch Nichts wiſſen, ſie probiren es, und ſiehe da! ſie ſind wie die Lilien des Feldes, die nicht ſäen und nicht ſpinnen und doch exiſtiren.

Im vorigen Jahre kam ein junger Mann in Berlin zu mir, mit der Bitte, ich möchte ihn bei meiner ausgebreiteten Bekanntſchaft irgendwo empfehlen; auf die Frage, als was? erwiderte er: „Entweder als Jäger oder als Schauſpieler!“

Vier Monate ſpäter traf ich denſelben jungen Menſchen unter einem andern Namen in Celle beim Theater, und alle Celler und Cellerinnen betheuerten mir, er ſei der erſte Celler Künſtler.

Eben weil es keine Schauſpielerſchule gibt, gibt es kein Ganzes auf unſern Bühnen, bleibt es immer und ewig Stückwerk, Rhapſodiſtiſches. Wenn hie und da einzelne Erſcheinungen auftauchen, ſo ſtehen ſie iſolirt da, und es entſteht billig noch die Frage, ob ein ſolches Hervorragen dem Ganzen nicht mehr ſchade als nütze, da es nur als ein Lichtſtrahl die nebenanbefindlichen Flecken anſchaulicher macht?

Der Maler, der Compoſiteur, der Dichter macht ganz allein das ganze Werk, er führt die Nebenpartien, die Einzelnheiten eben ſo ſorgfältig, ſo künſtleriſch aus, als die Hauptfigur oder die Hauptſache, deshalb kann es ein Ganzes, ein Abgeſchloſſenes, ein in allen ſeinen Theilen harmoniſches Ganze ſein. Nehmen wir aber ein Meiſterwerk unſerer großen Dichter auf der Bühne in Augenſchein: was kann ein Einzelner; was können zwei und drei gute Schauſpieler viel dafür thun, wenn keine Geſammtheit des Spiels, keine Totalität der Darſtellung da iſt?

Mag z. B. der „Macbeth" noch ſo vortrefflich ſein, eine einzige Dummheit einer Hexe verwiſcht den ganzen Eindruck, das Gemälde hat einen Flecken, es iſt nichts mehr.

Laſſen wir den glorreichſten „Hamlet" auftreten und den Güldenſtern einen Schöps ſein, ſo iſt Alles verloren.

Alles das kommt daher, weil es keine Schule, keine Bildungsſchule für das Schauſpielweſen gibt. Hie und da läßt ſich einmal ein eminentes Talent ſehen, aber das Crethi und Plethi der handwerkstreibenden Hiſtrionen drückt es todt.

Ein zweiter Grund zum Zugrundegehen der Kunſt iſt das proſaiſche Einbürgern und Eingeſellſchaften der Schauſpieler mit der übrigen Welt.

Ich lobe zwar dieſes Zeichen der Toleranz, dieſes Merkmal der Aufklärung, und es wäre Rohheit, jene Zeit die beſſere zu nennen, in der die Schauſpieler vermieden wurden. Aber unläugbar iſt es und ausgeſprochen muß es werden, daß, ſeitdem die Schauſpieler mit uns eſſen, trinken und ſpielen, ſeitdem wir ſie ſo in ihrer ſplitternackten Menſchlichkeit unter uns herumwandeln ſehen, wir den Reſpect vor ihrer Kunſt ganz verloren haben. Früher vermieden wir die Schauſpieler, mehr aber noch vermieden die Schauſpieler uns, ſie ſchalten uns Philiſter, Phariſäer, proſaiſche Brotſeelen u. ſ. w., aber deſto inniger lebten ſie ihrem Fache. Sie hielten ſich eben deſto feſter und eifriger an ihre Kunſt, ſie war ihnen heilig; wir ſahen ſie nur im Cothurn, nur immer im Soccus, nur unter Lampen und Rampen, und wir ſchenkten ihren Gebilden gerne Glauben und Beifall. Jetzt aber, wo ſie im Schlafrocke und im Nachtcamiſol unter uns herumwandeln, haben wir die Illuſion verloren, wir bringen den Köhler-Glauben nicht mehr mit in's Theater.

Wenn Hamlet noch mit unſerm Bratenfett um den Mund „ſein oder nicht ſein“ declamirt, wenn die Sappho eben blinde Kuh mit uns ſpielte und nun die „goldenthronende Aphrodite“ herunter beſchwört, ſo iſt der ſchmale Raum vom Orcheſter nicht Kluft genug, um die

Viertelſtunde früher aus unſerm Gedächtniß weit zurückzuführen.

Kurz das Verbürgern hat den bunten Schmelz von dieſen Illuſions-Flügeln abgeſtreift, und der Sache geſchadet.

Die dritte Urſache des Verfalls der heutigen Schauſpielerei liegt in der grundſchlechten Kritik unſerer Blätter.

Wenn wir das Heer der Theaterkritiken betrachten, welche die Stimmen über das Theater und über das Theaterweſen angeben, ſo müſſen wir mit Schaudern zurückfahren.

Bald iſt es ein recenſirendes Kindesſtift, welches die erſten kritiſchen Zähnchen an dem Wolfszahn der Theaterkritiken hervorbrechen machen will; bald iſt es ein feiler Winkelſchreiber, welcher für den Brotabfall an dem Tiſche eines Schauſpielers den Lobſalm auslöffelt, in breiten Columnen; bald iſt es ein einfältiger Tropf, der aus Hunger unter die Recenſenten gegangen iſt, und ſein großes Schafsgeſicht in langen Spalten abſpiegeln läßt.

Bald iſt es nichts als ein gallverdorrtes Männchen, welches ſein körperliches Mißbehagen in gallſulzigen Zeilen verjammert und ſein Kopfweh und ſeine Kreuzſchmerzen den armen Schauſpielern entgelten läßt.

Bald iſt es nichts als ein bloßer Witzling, der ohne alle andere Fähigkeit ſich blos freut, wenn die Schauſpieler beim langſamen Feuer geprikelt werden.

Bald iſt es ein Generalausborger, der allen Künſtlern die papierne Piſtole auf die Bruſt ſetzt und ausruft:

„Borg mir oder ich reiß' dich!"

Jedoch Sie werden mir mit Wallenſtein zurufen:

„Erſpare mir aus dem Zeitungsblatt zu melden, was wir ſchaudernd ſelbſt erlebt."

Die meiſte Verdammniß trifft aber Redactoren, die albern oder gewiſſenlos genug ſind, ihre Blätter ſolchen Scriblern zu öffnen, die zur Schmach der Schauſpielkunſt ihren Lobhudelſaft in denſelben austrichtern.

Als wahres Lobhudelmagazin von ganz Deutſchland iſt die Dresdner Abendzeitung bekannt. Ich habe mir den Spaß gemacht und alle Individuen zuſammengezählt, die in der Abendzeitung vom erſten Januar 1829 bis erſten Januar 1830 mit dem Namen „Deutſche Künſtler" belegt wurden und es ergab ſich folgendes Facit:

Tragiſche Künſtler	8436
Tragiſche Künſtlerinnen	6917
Künſtleriſche Liebhaberinnen	9004
Künſtleriſche Liebhaber	8615
Böſewicht-Künſtler	2031
Künſtler-Mütter	1400
Künſtler-Väter	2692
Künſtler, die Alles ſpielen	6007

Summa ſummarum 45102 Stück Künſtler.

Rechne ich nun meine Anſicht dazu, ſo leben, wie ich die deutſchen Theater kenne,

in Wien	6
in Berlin	4
in München	1½
in Hamburg	1

in Frankfurt a/M., in Stuttgart, in Braunſchweig, in Caſſel, in Hannover, in Darmſtadt, in Magdeburg, in Dresden und in Leipzig, zuſammen auch 4¼

das gibt 16¾ Künſtler,

bleiben alſo 55085¼ Künſtler,

die mir leider entgangen ſind.

Wenn man der Abendzeitung glauben will, ſo befinden ſich in Sondershauſen zum Beiſpiel mehr Künſtler als Einwohner, und wenn das Theater dort aufhörte, ſo würde der Prinz von Sondershauſen ſo viel Künſtler verlieren, als der Kaiſer von Oeſterreich Soldaten in einer verlorenen Schlacht.

Die Lobhudel-Kritiken ſchaden der Sache auf eine furchtbare Weiſe; dieſes in Lobſalm Einpökeln aber erſtreckt ſich inſonders auf Künſtlerinnen, und ſelbſt der ſtrengſte Kritiker und ſozuſagen der kritiſirende Unmenſch hat in dieſer Hinſicht Augenblicke, „wo er dem Weltgeiſt näher ſteht als ſonſt.“

Ein einziges Beiſpiel von glücklichen unparteilichen Recenſenten hab' ich erlebt und es iſt zu drollig, als daß ich es Ihnen nicht mittheilen ſollte. Ich war in Hamburg bei einer ſehr liebenswürdigen Dame zu einer Soirée gebeten, in welchem dilettirt wurde. Ich ſelbſt mußte auch mein Scherflein dazu beitragen, und nach-

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

dem ich mich ein Erkleckliches nöthigen ließ, trug ich ein Gedicht von mir mit vielem innerlichen Beifall von meiner Seite vor; plötzlich ertönt ein Ziſchen. Sie können ſich meinen Schreck denken, die Hausfrau erblaßte, man wußte nicht, woher das Ziſchen kam, ich las weiter, das Ziſchen vermehrte ſich, die Hausfrau ſprang entſetzt auf, ſtellt die Unterſuchung an, und ſiehe da! es waren die gebratenen Aepfel in der Röhre, die ſo à tempo ziſchten! Die Aepfel ſind alſo eine ganz unparteiliche Art Recenſenten.

Die vierte und wahrlich nicht die kleinſte Urſache des Verfalls des Schauſpiels liegt in der Frivolität des Publikums.

„Ich hoffe, das nimmt Niemand krumm,
Denn einer iſt kein Publikum
Das Publikum, in jedem Falle,
Das Publikum, das ſind wir Alle.“

Wir ſind überreizt, wir haben uns ſo abgeſtumpft für alle ſolide und nahrhafte Koſt, daß wir nur die gewürzteſte franzöſiſche Küche haben müſſen, um Geſchmack daran zu finden. Das Einfache, das Wahre, das Stillleben der Kunſt, die Tiefe des Lebens, den Ernſt des Daſeins in allen ſeinen Geſtaltungen auf der Bühne zu ſehen, langweilt uns, wir müſſen ein Aufgebot von äußerlichen Zuthaten haben, das uns nicht nur rühren, ſondern auch kitzeln ſoll. Allen fünf Sinnen ſoll ein ſchwelgeriſches Mahl nicht blos aufgetragen, ſondern eingegoſſen werden. Ohrenſchmaus und Augenweide ſind die erſten Forderungen, die unſer verflachtes, frivoles und in Sinnenluſt befangenes Zeitalter an die Bühne macht, Herzensrührung und Geiſtesbildung, das überlaſſen wir den Handwerkern. Die raſende Opernwuth iſt das Ungeheuer, welches das Schauſpiel und mit ihm das ganze Theaterweſen zu Grunde richtet; dieſe unnatürliche Aufreizung zeigt von unſrer gänzlichen innern Erſchlaffung; der kräftige Nerv, das Mark unſeres Characters ſind weggezehrt, betäubende Staubbäche ſinnlicher Eindrücke ſollen unſer Inneres nach gewaltſam aufwecken, und momentan auf- und anſpannen.

Neben der Oper müſſen wir noch das Ballet haben; das Ballet aber iſt nichts als die Einladungs-Karte der ſtummen Wolluſt an die taube Sinnlichkeit.

Opern-Muſik, Tanz, Decorationen, Maſchinerien, Flugwerke, Feuerregen, Gruppirungen, alles Mögliche muß zuſammengequackſalbert werden, um unſerer empfindungsloſen Stumpfheit als àpropos-Zugpflaſter aufgelegt zu werden.

In einer ſolchen Taumel- und Kitzelepoche kann die wahre Kunſt keine Würdigung finden, und wo die Würdigung als Impuls fehlt, da muß alles beſſere Beſtreben der Kunſt an und in ſich zerfallen.

Die fünfte Urſache, die in der Theaterverwaltung liegt, ſoll der Gegenſtand meiner nächſten Vorleſung ſein. Schließlich theile ich Ihnen noch eine Parodie aus Wallenſtein's Lager mit, die den Inhalt meines heutigen Themas kurz in ſich faßt:

Heyja, juchheya, dudeldumdei!
Das geht ja hoch her! bin auch dabei!
Iſt das die Geſellſchaft der Schreiber?
Sind wir Recenſenten? Sind wir Höckerweiber?
Treibt man ſo mit der Kritik Spott,
Als hätt' der liebe Muſengott
Das Chiragra, könnt ſich nicht ſtrecken?
Iſt es jetzt Zeit zum Verſtecken?
Lob zu ſudeln, Speichel zu lecken?
Und die Kritik liegt auf der Naſe,
Lobt den Vetter, die Muhme, die Baſe,
Kümmert ſich mehr um's Geld, als ob's auch gält,
Hat lieber die Baarheit als die Wahrheit,
Kriecht herum um den warmen Brei,
Frißt den Schlegel, kennt nicht die Schlegelei.
Der Helikon trauert in Sack und Aſche,
Die Kritik füllt ſich nur die Taſche.
Es iſt eine Zeit der Thränen und der Noth,
Am Parnaß geht es kunder-bunter,
Und aus den Wolken ein zweiter Loth
Zieht Apoll auf das Sodom herunter,
Das literariſche Reich — das Gott erbarm!
Sollte jetzt heißen: literariſch arm!
Das Luſtſpiel iſt geworden zum Wurſtſpiel,
Die Tragödie ſollte heißen Drachödie.
Die Entwicklung iſt geworden zur Zerſtücklung
Die Einheit und das Fatum,
Sind nun Peinheit und Fad' dumm!
Und alle die geſegneten deutſchen Dramen,
Sind geworden ausgeſpindelte Rahmen!
Woher kommt das! das will ich verkünden:
Das kommt her von euern Laſtern und Sünden,
Von dem Klingling und Verſifexen
Mit dem auch die Kinder jetzt Verſe klexen,

Von dem ewigen Freundſchaftsgeſindel,
Vom Kriechen, Knixen und Lobgehudel,
Von der Partei-Wuth, von den Katzbalgereien,
Die den Ernſt der Sache entweihen.
Und wie die Kritik, ſo die Kunſt,
Iſt jene Rauch, wird dieſe Dunſt.
Ubi erit victoriæ spes
Si offenditur Deus? wie ſoll man ſiegen
Im dramatiſchen Feld, wenn, wie in Predigt und Meß,
Die Künſtler uns Vers und Sylben zuwiegen.
Das Weib auf dem Wochenmarkt
Spricht doch wenigſtens natürlich,
Marionetten drehen ſich zierlich,
Selbſt Dilettanten ſprechen öfters manierlich,
Aber wer auf dem Theater ſucht
Des Wortes Wohlklang, der Rede Frucht
Und Rede Fall, der wird nicht viel hören
Und käm er mit unzähligen Röhren.
Zu Leſſing und zu Goethen
Kamen einſt in ihren Röthen
Schauſpieler auf das Zimmer,
Holten Rath und Beiſtand immer.
Fragten ihn: Quid faciemus nos
Wie machen wir's, daß wir beſſer werden als der Troß?
Et ait illis: Und er ſagt:
Neminem concutiatis,
Wenn ihr die Directoren nicht plagt,
Neque calumniam faciatis
Wenn ihr dem Kunſtneid ob nicht liegt,
Contenti estote, ſondern euch begnügt
Stipendiis vestris, mit euern Rollen,
Wie die Dichter und Muſen es wollen.
Es iſt ein Gebot: du ſollſt deine Phraſen
Dir vom Souffleur nicht laſſen einblaſen:

Und wo hört man ſchlechter memoriren
Als in unſern deutſchen Muſenquartieren?
Wenn man für jede Sylbe und Laut,
Die ihr verſchluckt und niederkaut,
Einen Ueberſetzer wollt werfen in's Meer,
Es wäre bald keiner zu finden in Deutſchland mehr.
Und wenn für jedes B und D,
Das ihr vertauſcht mit P und T
Ein Recenſent kratzte ſich hinter das Ohr,
An einem Abend wär es weg,
Und, wär es ſo lang als ein Damenflor!
Iffland war auch ein Acteur und Fleck,
Döbelin, Schröder und Beck;
Doch wer ſah, daß ſie's bis zur Ohnmacht trieben,
Wenn ein Recenſent die Wahrheit geſchrieben?
Wieder ein Gebot; ihr ſollt mit den Händen nicht ſägen.
Ja, das befolgt ihr auch täglich,
Und agirt mit den Händen unſäglich!
Vor eurem Händ- und Füßeſchmeißen,
Vor eurem Hauen und Luftzerreißen,
Iſt die Couliſſe nicht geborgen an ihrem Ort,
Der Schnürmeiſter nicht ſicher in ſeinem Port,
Ihr reißt den Souffleur und den Kaſten fort!
Was ſagt der Regiſſeur: contenti estote:
Begnügt euch mit der Hand und macht keine Pfote!
Doch wie ſoll man die Acteurs loben,
Kommt das Aergerniß doch alles von oben,
Wie die Glieder ſo das Haupt,
Weiß doch Niemand was ein Director jetzt glaubt.
Comme Misericorde et Hallabarde
Sind ſie in jeden Brödel vernarrt.
Sie führen das Volk ab vom guten Geſchmacke,
In Sümpfe, Pfützen und Kloake;
Solche Bramarbaſſe und Muſenhetzer

Nehmen in Pacht alle Ueberſetzer
Solche Dichterbeſchneider und Kunſtbaſchkirs,
Verläugnen, wie Petrus, die herrlichen Meiſter,
Bringen Affen, Hunde und franzöſiſchen Kleiſter,
Solch ew'ge Allerwelt Engagirer,
Solche Kunſtgeſchmacksraſirer
Laſſen ſich nennen: ein Directeur!
Ja das Ende bringen ſie direct her!
So lange man die Kunſt alſo beherrſcht,
In der Kunſtwelt ein ewig Weh herrſcht.

Fünfte Vorleſung.

Intendanten, Regiſſeure u. ſ. w.

„Was habt Ihr Vormittag gemacht?“ fragte einſt eine Mutter ihre beiden Töchter, „Nichts!“ antwortete die Eine; „und Du?“ fragte ſie die Andere. „Ich habe ihr geholfen!“

In dieſer Anecdote läge ſo ziemlich die Characteriſtik unſerer deutſchen Intendanten und Regiſſeure, jene thun nichts und dieſe helfen ihnen dabei.

Es ſcheint im erſten Augenblicke unbegreiflich, daß gerade jetzt, wo der Paroxismus der Theaterſucht ſeine höchſte Höhe erreicht hat, wo alle Publikümer ſich faſt ausſchließlich dem Theater-Vergnügen überlaſſen, daß gerade jetzt die artiſtiſche und ökonomiſche Geſtaltung unſerer Theater ſo zerſtückt und ſo zu ſagen agoniſirend ſind.

Allein nicht die Mittel, die ein Menſch, eine Familie, eine Geſellſchaft oder ein Staat beſitzt, gründen die Wohlfahrt derſelben, ſondern der richtige, zweckmäßige und wohlberechnete Verbrauch dieſer Mittel und ihre richtige Vertheilung und Anwendung.

Wir haben zweierlei Gattungen Theater. Die erſte ſind die, welche ein einzelner, auf eigene Rechnung, auf eigenes Riſico führt, die ganz allein auf die Theilnahme und Unterſtützung des Publikums angewieſen ſind; und die zweite ſind die, welche vom Hofe, vom Staate als öffentliches Inſtitut errichtet werden, die einen großen Beitrag vom Staate genießen und als Bildungsſchulen betrachtet werden. An der Spitze der erſten Gattung ſteht ein Director oder General-Director, an der Spitze der zweiten ein Hof Intendant.

Der Director wird kraft ſeines Geldes, der Intendant kraft eines Decretes Chef einer Anſtalt, welche Veredlung des Geſchmackes, des Geiſtes und der Sitten bezweckt, welche die Bildungsſchule des Volkes, ein Moralhaus der Jugend, eine Culturpflanzung der Kunſt und des Wiſſens und zugleich der edelſte, anſtändigſte und unterhaltendſte Sammelplatz des Publikums aus den höchſten und niederſten Ständen ſein ſoll.

Das Geld gibt nun freilich die Mittel und das Decret gibt den Titel, aber beide geben nicht die Fähigkeit einer ſolchen complicirten Anſtalt mit Umſicht, Einſicht und Vorſicht, mit Haft, Saft und Kraft, mit Kenntniß der Sache und der Menſchen, mit Energie und Ausdauer, mit Geſchmack und Urtheil, mit Kunſtſinn und Kunſtgefühl, mit umfaſſender Kenntniß der Bühne und der Dramaturgie, mit inniger Bekanntſchaft, mit allen mechaniſchen, techniſchen und artiſtiſchen Verzweigungen dieſer tauſendfach durchäderten Maſchine, kurz mit derjenigen Ausrüſtung, die unumgänglich bei einem ſolchen Inſtitute nöthig iſt, vorzuſtehen.

Ein Generaliſſimus, dem die Führung der Armee anvertraut wird, hat ſich gewiß auf dem Felde des Ruhms ſeine Lorbeeren erworben, er hat in Schlachten gekämpft und in Schlachten geſiegt, es iſt ſein militäriſcher Geiſt, der ihn an die Spitze einer glorreichen Schaar ſtellt. Ein Biſchof erhält den Hirtenſtab durch ſein gottgefälliges Ackern im Weinberge des Herrn. Ein Miniſter wird durch ſeine Verdienſte und Leiſtungen im Cabinete, durch ſeine erprobten Talente Miniſter; blos der Theater-Director und der Theater-Intendant, die werden es, jener durch ſein Geld und dieſer durch ein Decret, ohne vorher auch nur die Sache, der ſie nun als einziges, belebendes Princip vorſtehen ſollen, mehr als dem Namen nach gekannt zu haben. Nun kann man ein ſehr reicher Mann ſein und ſehr viel Geld haben und doch ein ſchlechter Theaterdirector ſein; man kann als Menſch, als Edelmann, als Hofcavalier die achtungswertheſte und vortrefflichſte Perſon ſein und als Theater-Intendant auf einen Poſten kommen, dem man durchaus nicht gewachſen iſt. Ein ſolcher Theater-Intendant wird zwar ſtets als Haupt ſeine Stelle ausfüllen, aber als Kopf ſeine Stellung leer laſſen.

„Die Kunſt muß ſtudirt werden,“ hab' ich in einer Broſchüre geleſen, welche hier von einem hieſigen Hoftheater-Intendanten erſchien, „und das Decret als Intendant an den rechtlichſten und gebildetſten Manne aus einem andern Wirkungskreiſe ergeben, gibt dieſem Manne wohl die Stelle, aber nicht die dazu gehörigen Kenntniſſe und den Geſchmack. Erſtere müſſen durch Studium erworben, letzterer angebildet werden.“

Dieſe Worte eines Münchener Hoftheater-Intendanten ſind ſehr wahr, aber ſie haben noch nicht den tauſendſten Theil davon geſagt, daß nicht blos dieſer und jener Hofintendant in dieſer oder jener Reſidenz, ſondern daß die Intendanturen überhaupt das Unglück des deutſchen Theaters ausmachen. Es handelt ſich bei der Erörterung dieſer Sache um zwei Fragen: „Was ſoll eigentlich ein Hoftheater-Intendant ſein?“ und „was iſt eigentlich ein jetziger Hoftheater-Intendant?“ Der Hoftheater-Intendant ſoll nichts ſein als das würdige Organ, welches die Befehle und die Wünſche des Regenten an das Inſtitut, und die Wünſche und Bitten des Inſtitutes an den Regenten befördert. Er ſoll bei dem Theater den Regenten und bei dem Regenten das Theater repräſentiren, da der öftere Verkehr, den ein Hoftheater mit Regenten hat, natürlicher Weiſe einen hoffähigen Mann haben muß, der dieſe Wünſche hin und her bringt.

Ein Hoftheater-Intendant muß vor Allem auf die äußere Würde, auf den höchſten Anſtand des Inſtituts bedacht ſein, auf die höchſte Decenz in den Vorſtellungen, auf das ſittlichſte Betragen der Mitglieder, die durch den Umſtand, daß ſie einem Hoftheater angehören, eine gewiſſe Würde behaupten ſollten, die ſie aber blos in Wien und Berlin wirklich behaupten. Ein Hoftheater-Intendant muß nicht nur durch ſeinen perſönlichen Character, ſondern auch durch ſein Wiſſen dem lieben Muſenhäuflein imponiren; er muß ſie dirigiren, aber nicht mit ihnen en compagnie dirigiren. Ein Hoftheater-Intendant endlich ſollte ein Mann ſein, dem auch das Publikum eine gewiſſe Superiorität an Kenntniß und Erfahrung zugeſteht. Ein Hoftheater-Intendant endlich ſollte ein Mann ſein, der mit den dramatiſchen Erzeugungen der deutſchen Nation innig vertraut, und mit den vorzüglichſten lebenden Dramatikern in ſteter Verbindung ſteht, um mit eigenen Augen zu ſehen, mit eigenem Urtheil zu richten, mit eigenem Geſchmacke zu wählen und mit eigener Energie ſogleich das Neueſte und Beſte dem Publikum, gegen welches er die bündigſten Pflichten hat, zu bringen.

So ſollte, ſo müßte ein Hoftheater-Intendant beſchaffen ſein, wenn er den Wünſchen des Regenten, den Wünſchen des Publikums und den Intentionen eines wahrhaften Kunſtſinns entſprechen ſoll.

Werfen wir aber nun einen Blick auf die deutſchen Hoftheater-Intendanten überhaupt, wie ſie ſind, und wir werden wenig Züge aus dem eben entworfenen Gemälde finden.

Der größte Theil der Hoftheater-Intendanten mißbrauchen ihre Stellung, indem ſie die Wünſche des Regenten und die Wünſche des Publikums nicht nur nicht zu vereinigen ſich beſtreben, ſondern ſie geradezu als gegeneinanderlaufend darſtellen, und ſie ſo nach und nach wirklich in einen peinlichen Conflict bringen.

Soll nach den Selbſtwünſchen des Intendanten irgend ein Mitglied engagirt werden, ein anderer verabſchiedet, ſoll ein Zweig der Anſtalt vergrößert, der andere eingeſchränkt werden, ſo ſtellt der Intendant dem Regenten von der einen Seite vor: „das Publikum wünſcht es,“ der Regent, der ſo gerne den Wünſchen des Publikums entſpricht, willigt ein, die Neuerung geſchieht, das Publikum grollt mit dem Intendanten, allein dieſer weiß unter das Publikum zu bringen, es war der Wunſch des Regenten.

Oft ſchon iſt durch ein ſolches Verfahren eine Be- und Ent-Fremdung zwiſchen dem Regenten und dem Publikum eingetreten, die ganz allein durch entſtellte Vorſtellungen eines Intendanten beim Regenten und beim Publikum verurſacht wurde. Ich habe ſelbſt die Erfahrung gemacht, daß die Regenten gerne auf ſchon gefaßte Entſchlüße verzichten, wenn der Intendant Freimüthigkeit und Gewiſſenhaftigkeit genug hatte, demſelben die wahre Geſtaltung der Dinge und die Stimmung des Publikums vorzuführen. Denn es gibt keinen Regenten, der die Wünſche des Publikums nicht beachtete, nur die Trottoirs, die von der Stimme des Volkes zu den Ohren der Regenten führen, ſind größtentheils ſo ſchlecht gepflaſtert, wie alle unſere Trottoirs, und man bricht das Bein, ehe man an's Ziel gelangt.

Kann man aber von einem Hoftheater-Intendanten, der Intendant wurde, blos weil eben kein Oberſtallmeiſteramt oder kein Oberſtmundſchenkenamt offen war, und er doch etwas werden mußte, kann man mit Recht von ihm verlangen, er ſoll die Oekonomie des Theaters, das Techniſche, das Decorationsfach, das Dramatiſche, das Artiſtiſche und endlich das ſogenannte Handwerk der Schauſpieler ſelbſt noch wiſſen und erlernen?

Nein, aber man kann, man ſoll, man darf, ja man müßte von ihm verlangen, daß er es einſähe, daß er nichts einſehe, und ſich tüchtige Menſchen anſchaffe, die ihm tüchtig zur Seite ſtehen.

Wir haben ein ſolches vortreffliches Beiſpiel bei dem Burgtheater in Wien. Der Hoftheater-Intendant verwaltet das Theater der Form nach, aber er hat an dem Generalſecretär Schreyvogel, rühmlichſt bekannt unter dem Namen: Weſt, einen Mann bei ſich, der alles leitet, was in das Artiſtiſch-Literariſche, Dramatiſche und Wiſſenſchaftliche einſchlägt. Er lieſt die Stücke, er prüft ſie, er bearbeitet ſie, er arrangirt ſie, er ſtreicht weg, er ſetzt hinzu, kurz er iſt ein Mann, wie er durchaus einem Theater, welches ſich über die Gewöhnlichkeit einer wandernden Truppe erheben will, nöthig iſt.

Sehen wir aber den größten Theil unſerer Intendanten an, die Alles in Allem ſelbſt thun wollen, aber Nichts in Allem und Alles in Nichts thun.

Betrachten wir nur die Repertoirs und wir forſchen in ihnen vergebens nach, in wieferne ſie für die Wünſche der Regenten oder für die Anforderungen des Publikums, oder endlich für das Beſte der Kunſt ſo zuſammengeſtoppelt worden ſind. Betrachten wir die Darſtellungen ſelbſt und wir forſchen vergebens nach dem unſichtbaren, ſichtbaren Geiſt, der über und in ihnen waltet, nach dem Nimbus eines einſichtsvollen Genius, der Alles rundet und plättet; nach dem Maßſtabe einer reinen, geläuterten und erprobten Geſchmacksleitung. Betrachten wir die Auswahl der Novitäten, die uns geboten werden und wir forſchen vergebens nach den Motiven, die uns gerade das Aelteſte von dem Beſſern und das Schlechteſte von den neuern Erſcheinungen bringt. Wir fragen uns vergebens, wer muß dieſes Stück gekauft, wer muß es gewählt, und wer endlich muß es geleſen und als würdig befunden haben, auf einem Hoftheater einem gebildeten Publikum als Novität, als Bratenſtück vorzuführen?

Sehen wir endlich die verkehrte Beſetzung der Stücke, ſo forſchen wir wieder vergebens, wer mag die Rollen vertheilt, wer der Leſeprobe und der Bühnenprobe beigewohnt haben, und welchen Damenpatronanzen und Protectionswegen und Schleichwegen wir dieſe Beſetzung zu verdanken haben?

Und auf alle dieſe Fragen haben wir nur die eine Antwort: „der Intendant und der Regiſſeur!“ Man weiß aber oft nicht, ob der Intendant Regiſſeur oder der Regiſſeur Intendant iſt. Werfen Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, mit mir einen Blick auf den größten Theil unſerer deutſchen Regiſſeure; welch' ein reizendes Bild ſtellt ſich unſern Augen dar. Die meiſten wiſſen von Dramaturgie, von Aeſthetik, von Kunſt und Kunſtanſicht ſo viel, wie Don Miguel von reiner Menſchenliebe; ſie beſitzen kein Urtheil, keinen Geſchmack und keine Bildung, und ſie ſind es, die dem Publikum, welches einen großen Theil Perſonen in ſich ſchließt, die im Schlafe mehr Bildung beſitzen als ſie Alle, die Schule der Bildung und das Treibhaus der Kunſt in aller Glorie vorführen ſollen. Der Intendant iſt oft ein Spielzeug der Regiſſeure, die Regiſſeure ein Spielzeug ihrer Frauen oder Geliebten, dieſe ein Spielzeug ihrer Freunde, dieſe wieder das Spielzeug der erſten beſten Nähtermädchens; würde alſo Raupach in Berlin gefragt: „Warum wird Ihr Vormund und Mündel da und dort nicht gegeben?“ ſo müßte er antworten: „Dieſes oder jenes Nähtermädchen meint, es hielte nicht Stich!

Die Regiſſeure ſehen vor Allem darauf, daß ſolche Stücke gegeben werden, wo ſie ſelbſt zwölf eingelegte Abgänge haben, und fünfzehn obligate Couliſſen mit ſich fortreißen können. Sodann protegiren ſie ihre Damen und wählen für dieſe ſolche Stücke, wo das Coſtüm mitſpielt, und wo einige ſupernumeräre Ohnmachten ihre

Reize illuſtriren laſſen. Sind dieſe zwei wichtigſten Dinge beſorgt, dann haben unſere Regiſſeure das ihrige gethan.

Bei den Proben laſſen ſie jeden ſpielen und machen, wie und was er will, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ſie es ſelbſt nicht beſſer verſtehen.

Am meiſten offenbart ſich das artiſtiſche Unvermögen unſerer Theaterleitung in der verrückten Eintheilung, die ſie uns in den drei Zweigen als recitirendes Schauſpiel, Oper und Ballet vorführen. Bald werden wir in einer Woche mit Trauerſpielen abgefüttert, die zweite Woche mit Opern, die dritte mit Ballets, wir haben dieſes Kleeblatt nie im gleichen Grade vollkommen, nie zugleich ganz beſetzt, nie in gehöriger Abwechslung auf der Scene.

Unſere Intendanturen machen uns weiß, oder machen es ihrer vorgeſetzten Behörde weiß, durch die Verminderung der Ausgabe dem ökonomiſchen Zweig des Theaters auf die Beine zu helfen, das iſt aber reiner Unſinn, der ökonomiſche Zuſtand eines Theaters kann nur durch die Vermehrung der Erwerbsquellen, id est: der Einnahme verbeſſert werden, und in dieſer Hinſicht iſt der ſchlechte Zuſtand des Theaters wie ein Loch, je mehr man wegnimmt, deſto größer wird es. Nicht durch das Verabſchieden, ſondern durch das Engagiren gewinnt die Theatercaſſe. Aber nicht blos durch das Engagiren bloßer Theaterlarven, die bei den Proben und bei gewiſſen Vorſtellungen gefallen, aber bei den wirklichen

Vorſtellungen durchfallen, ſondern durch das Engagiren von tüchtigen Künſtlern und Künſtlerinnen, die nicht blos bei den Intendanten und Regiſſeuren, ſondern auch in ihren Rollen und auf den Bretern zu Hauſe ſind.

Unſere Regiſſeure und Intendanten haben die ſchlechte Maxime, mittelmäßige Sachen mit großem Pomp und gute Sachen kahl auf die Bühne zu bringen, das iſt eben ſo albern; die ſchlechte Sache geht dabei dennoch ohne Spur verloren, und die gute verliert dennoch an Erfolg und Anerkennung.

Einen Beweis aber, auf wie ſchlechten und ſchwankenden Füßen unſere Hoftheater ſtehen, liefert ihre kindiſche Furcht vor aller Concurrenz. In Berlin lebte das Hoftheater in ſteter Furcht, weil das Königsſtädter-Theater entſtand, und dennoch wurde das Hoftheater viel beſſer, ſeitdem das zweite Theater da war. Unſere Hof-Intendanten ſcheinen nicht zu wiſſen, daß Rivalität und Concurrenz zweierlei iſt. Rivalität führt zu Reibung, Concurrenz zu Emolument.

In Leipzig litt in der vorigen Herbſtmeſſe die Hoftheater-Intendanz nicht, daß die Affen auf dem Roßplatze während der Theaterzeit ſpielen ſollten, aus Furcht, die Rivalität könnt' ihnen ſchaden; und hier in München, in einer aufblühenden, volkreichen, emporſtrebenden, an Bildung, Bildungstrieb und Bildungsfähigkeit ſo begabten Reſidenz, bei einem für Kunſt und Kunſtpflanzungen ſo empfänglichen Publikum, bei einer Population von 90,000 Seelen, wo befremdend genug nicht alle

Abend Theater geſpielt wird, hier in München fürchtet die Hoftheater-Intendanz die Rivalität mit dem Lipperltheater! Dieſer letzte Ueberreſt eines Volkstheaters, dieſe unſchuldigen Trümmer der Lorenzoniſchen Wandelbühne müſſen fallen, weil man vorgibt, dieſe Breterbude thäte dem Theater jährlich 20.000 fl. Abbruch. Ungeheuere Ironie!

Wenn Sie mir, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, etwa ſtillſchweigend vorwerfen ſollten, ich wäre mit der Kunſtleitung, mit den Repertoirs und mit der Regie zu ſchonungslos umgegangen, ſo kann ich Ihnen zum Schluße der erſten Abtheilung als Erwiderung nur eine Anecdote erzählen.

Ein Cavalier verklagte einmal einen Bürger, weil dieſer ſich über die Löcher in der Livrée ſeiner Bedienten ſehr luſtig gemacht hatte; der Bürger wurde vor Gericht citirt und ſagte: „Ich habe mich nicht über die Livrée beluſtiget, ich habe mich über die Löcher beluſtiget, und wo Löcher ſind, dort iſt keine Livrée.“

Ich habe auch blos von den Lücken geſprochen, und wo Lücken ſind, da iſt keine Intendanz, kein Repertoir und keine Regie.

Dixi, et salvavi animam meam.

Zweite Abtheilung.

Einen großen Ruin des Theaters bewirken alle unſere Theaterverwaltungen durch das ewige Gaſtrollengeben und Gaſtrollenſpielenlaſſen. Dieſe Sommervölker-Wanderung der Schauſpiel-Welt verdirbt alle Theater. Wo iſt der Nutzen des Gaſtirens für die Anſtalt, wo für das Publikum? Iſt es ein ſchlechtes Subject, ſo nützt es der Caſſe nicht und das Publikum hat keinen Genuß. Iſt es gerade ſo gut, als die einheimiſchen Künſtler, nun ſo lernen und ſehen wir nichts Neues, nichts Außerordentliches, iſt es beſſer, ſo läuft das Publikum hinein, und läßt ſodann ſpäter das Theater leer, wird mit ſeinen Schauſpielern unzufrieden und verliert die Luſt, das Theater zu beſuchen.

Ueberdem entſteht durch das Gaſtiren ein ewiges *Zerreißen des Repertoirs*, ein Umſtudiren der Rollen, ein privilegirtes Durchgehen der Künſtler-Mitglieder und eine Buntſchreckigkeit der Darſtellung. Die Lücken, die in dem laufenden Cours der Stücke entſtehen, ſind unausfüllbar. Man laſſe höchſtens ſolche Subjecte ſpielen, die man wirklich engagiren will, aber dabei theile man aus eigner Protection keine 400 Freibillete aus, ſondern laſſe wirklich das urtheilfähige Publikum abſtimmen. Beſonders aber laſſe man keine Sängerin reiſen, denn bei den Sängerinnen habe ich die naturhiſtoriſche Bemerkung gemacht, daß bei ihnen die Heiſerkeiten wirklich zu Hauſe ſind, denn ſo lange eine Sängerin auf der Reiſe iſt, wird ſie nie heiſer, ſobald ſie zu Hauſe iſt, iſt ſie heiſer.

Ein Intendant müßte daher jede Sängerin mit einem jährlichen Contract von 500 fl. engagiren, und für jeden Abend, an dem ſie ſingt, ein ordentliches Honorar beſtimmen, da würden ſich die Heiſerkeiten ſchon vermindern und die Theaterärzte, welche den Sängerinnen zwar in den Hals, aber nicht in's Gewiſſen gucken können, würden nicht ſo oft in die Verlegenheit kommen, bei der Heiſerkeit der Sängerin ſelbſt die Stimme zu verlieren.

Wenn aber ſchon gegaſtrollt ſein müßte, ſo ſollten einmal auch in Gottes Namen unſere Intendanten Gaſtrollen intendantiren. Der Münchener Intendant müßte einmal in Berlin drei Monate eine Gaſtrollenintendanz geben, der Berliner in Wien, der Dresdner in Weimar u. ſ. w. Da könnte vielleicht etwas Erſprießliches herauskommen, denn ſie würden wenigſtens Novitäten kennen lernen, und ſie würden ein wenig aus ihren gewöhnlichen Einflüßen, die man auf ſie nimmt, herauskommen.

Wenn Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, das, was ich heute die Ehre hatte, Ihnen vorzutragen, mit den zwei vorhergegangenen Abenden, die über daſſelbe Thema handelten, zuſammenſtellen, ſo werden Sie gewiß die Grund-Elementen in ihnen angegeben finden, die den Verfall des deutſchen Theaters beſchleunigen. Die Behandlung war wie der Gegenſtand, — trocken — und Sie können wenigſtens nicht ſagen: daß Sie vom Regen in die Traufe kamen.

Ich will Ihnen zum Schluße des heutigen Abends eine Parodie der Schiller'ſchen Glocke mittheilen, die in ihren Abwechslungen einen Theil unſerer Theatergebrechen in ſich faßt.

Des Dichters Lied vom Theater.

Feſtgemauert in der Erde,
Steht das Haus, der Kunſt geweiht,
Daß ein Stück noch heute werde,
Friſch, ihr Finger, ſeid bereit!
  Von Geſchick und Fluch,
  Strotzen muß das Buch,
Soll das Volk den Dichter loben,
Doch der Beifall kommt von Oben.

Zu Stücken, die man jetzt ſoll geben,
Geziemt ſich wohl ein Brudermord,
Wenn jeden Act beſchließt ein Leben,
Dann fließt das Schauſpiel munter fort
So laſſet uns mit Fleiß jetzt zählen,
Wie viel ein Caſſa-Stück wohl bringt;
Den ſchlechten Dichter muß man ſchmähen,
In deſſen Werk kein Teufel hinkt;
Das iſt's ja, was ihn engagiret,
Und dazu ward ihm Holz und Licht,
Daß er in ſeinem Geiſte ſpüret,
Wenn doch der letzte Stock ſich bricht.

Nehmet Reime à la Hiller,
Doch Trochäen müſſen's ſein,
Daß es wie gepreßte Triller
Schlage ins Parquet hinein.

Sorget für Geſchrei,
Schnell den Dolch herbei!
Daß die flüß'ge Schickſalſpeiſe
Fließe nach der rechten Weiſe.

Was in des Daches höchſter Stube;
Mit ſtarrer Hand der Dichter baut,
Tief in des Souffleurs Glockenſtube,
Da wird es noch geſchrieen laut.
Hin zu den Logen wird es ziehen,
Und rühren vieler Menſchen Ohr!
Wird auch noch zu den Galerien
Vernehmlich ſchallen hoch empor.
Was unten tief dem Erdenſohne
Das Manuſcriptum deutlich ſagt:
Schlägt an des Komödianten Krone,
Der es erbaulich weiter klagt.

Ha! ich ſehe Melodramen,
Wohl! die Caſſa bleibt nicht leer.
Das iſt etwas für die Damen,
Das befördert den Fureur!
Kauft ein Dichterlein,
Sei es noch ſo klein,
Daß es verſeh' die fremden Brühen
Mit neuen deutſchen Melodien!

Denn mit des Hungers Schnabelwetzung
Begrüßt er das beliebte Stück,
Das zu ſo ſchlechter Ueberſetzung
Verdammt ein jämmerlich Geſchick.
Da ruhen noch in ſtillen Wogen,
Die ſchwarzen und die weißen Bogen!

Des guten Scribe zarte Wendung,
Bewachen ſeine Deutſchvollendung. —
Die Thaler fliehen unverdient!
Vom Originale reißt ſich ſtolz's Poetlein,
Er ziert's mit Eignem keck und friſch,
Begräbt es ſinnig noch mit Zötlein,
Stumm geht er nun vom Schreibetiſch!
Und herrlich in der Jugend Prangen
Wie ein Gebild aus Himmelshöh'n,
Mit züchtigen, verſchämten Wangen,
Sieht den Dictionär er vor ſich ſteh'n!
Da faßt ein namenloſes Sehnen
Das Dichterlein, es irrt allein;
Aus ſeinen Aeuglein brechen Thränen,
Es flieht der Komödianten Reih'n!
Erröthend ſucht es die Erklärung,
Und iſt, wenn es ſie fand, beglückt!
Das ſchönſte ſtiehlt es der Erklärung,
Womit es ſeine Stücke ſchmückt.
O zartes Wortbuch! ſüßes Hoffen!
O kleiner Dichter großes Buch!
Der Dichter hält die Taſchen offen,
Es ſchwelgt ein echter Weiſen Fluch.
O daß es ewig grün doch bliebe,
Das grüne Stück des jungen Scribe!

Wie ſie ſchon da draußen toben,
Durch den Vorhang ſchau ich 'naus,
Iſt es ſchon gefüllet oben,
Tritt nun der Acteur heraus.
Jetzt, Comparſen, ſchnell!
Prüft mir das Caſtell!
Ob die Zinnen und die Pforten,
Stehen an den rechten Orten.

Denn wo Comparſen und Decorationen,
Wo Soffitten noch in ganzen Himmeln thronen,
Da geht es einen guten Gang!
Drum prüfe, wen's Theater bindet,
Ob ſich Coſtüm zum Manne findet!
Der Held iſt kurz, das Kleid iſt lang.
Lieblich auf gemalten Schlampen,
Dünket euch der Wälder Kranz,
Wenn die hellen Seitenlampen
Scheinen d'rauf mit ihrem Glanz.
Ach! der Lampen letzter Schimmer
Endigt auch den friſchen Mai;
Mit dem Vorhang fällt's in Trümmer
Und kein Fetzchen iſt d'ran neu.

Das Publikum flieht!
Director muß bleiben,
Die Actrice glüht!
Der Held will bleiben.
Nun muß die Regie
Den Zettel noch ſchreiben,
Muß ſtoßen und treiben,
Muß fluchen und loben,
Und flehen und toben
Muß hacken und brocken
Die Leute zu locken.

Da ſtrömen herbei die weiblichen Blüthen,
Es ſchmückt ſich's Parquet mit rieſigen Hüten,
Die Glocken läuten, es klappert der Sitz.
Und drinnen dreht ſich
Das ſchmächtige Weibchen,
Die Kritik der Muſen,
Und ziſchelt leiſe,
Im weiblichen Kreiſe,

Und nimmt die Lorgnette
Von gold'ner Kette,
Und nimmt von dem Fächer
Den fleißigen Stecher,
Und muſtert ganz keck
Den kreiſenden Geck!

Und leget das Näschen an duftende Büchschen,
Und dreht ſich im Kreiſe mit artigen Knixchen
Und ruft als wär' ſie die mächtigſte Fee,
Der harrenden Nummer: Glace au café,
Und blicket herauf und herum und hernieder,
Und plaudert wieder,
Und die Männer mit frohem Blick
Von des Hauſes ablaufender Fläche
Ueberzählen ein jedes Stück,
Sehen der Hüte ragende Bäume,
Und der Bänke gefüllte Räume,
Und die Logen, wo mit den Rücken
Damen nach der Bühne blicken,
Drehen ſich um und um,
Und urtheilen: das iſt dumm!
Doch mit dieſen Klapperblechen
Iſt kein leiſes Wort zu ſprechen,
Und ihr Zünglein reitet ſcharf.

Wohl! nun kann die Prob' beginnen,
Die Actricen ſind ſchon hier.
Doch, welch' ein Lärmen iſt darinnen?
Iſt das hohe Kunſtmanier?

Donner und Malheur!
Ruft der Regiſſeur!

Glühend in den ſeid'nen Haaren,
Liegen ſich die Künſtler-Schaaren,

Wohlthätig iſt ein Regiſſeur,
Wenn er die Kunſt nur hält in Ehr',
Denn was man ſiehet, was man hört,
Das wird uns nur von ihm beſcheert.
Doch furchtbar wird der Regiſſeur,
Wenn er in dem Gehirne leer,
Behandelt wie das liebe Vieh,
Die freien Kinder der Regie.
Wehe, wenn er losgelaſſen,
Freiend, ohne Widerſtand.
Durch die ſchönſten Zeilengaſſen
Streicht mit der verweg'nen Hand!
Denn die Regiſſeure haſſen
Was der Dichter wohl erfand.

Auf der Probe.
Soll man Rolle
Lernen wollen,
Auf der Probe herrſcht ein Tropf
Ohne Kopf!
Hört ihr Krächzen fein und grob?
Das iſt Prob'!
Roth wie Blut
Iſt Regiſſeur,
Das iſt nicht die Künſtlerglut?
Welch Geplapper
Hin und her,
Kreuz und quer!

Brüllend fliegen Regiſſeure
Durch Statiſten ſtolze Heere,
Durch die Wälder langer Speere,
Kochend wie aus Ofens Rachen,
Glüh'n die Helden, Worte krachen,

Väter heulen, Mädchen ſchnattern,
Chöre winſeln, Haare flattern,
Breter zittern
Unter Rittern,
Alles taumelt, trippelt, trappelt,
Rollen werden abgezappelt.
Durch der Dichtung Verſen-Kette.
Um die Wette
Heult der Pathos, hoch im Bogen
Schäumen Helden Waſſerwogen,
Fechtend kommt die Hand geflogen,
Die in Luſt den Ausdruck ſucht,
Zweifelnd in der Rede Frucht
Fällt ſie, in des Dichters Träume,
In der Zeilen ſchöne Räume
Und als wollt er in gewalt'gen Wehen,
Mit ſich fort des Hauſes Wucht
Reißen, in gewalt'ger Flucht
Stöhnt er auf zu Himmelshöhen
Wie ein Roß!
„Ach! wie groß!“
Sagen dann die Intendanten,
„Mit Bewunderung werdens alle Tanten
Heute Abend ſpielen ſehen!“
Leer gemacht
Iſt die Stätte
Roher Proben wildes Bette.
In den öden Künſtlerſälen
Wohnt das Grauen,
Doch die Regiſſeure wählen
Sie zum Rendez-vous!

Einen Blick
Nach der Haube

Seiner Taube
Schickt Regiſſeur zurück.
Greift fröhlich zu der ſchönſten Rolle,
Wenn ſie auch das Stück verdirbt,
Ein ſüßer Troſt iſt ihm geblieben,
Er zählt die Rollen ſeiner Lieben,
Und ſieh' es iſt ein Kuß, den er erwirbt.

Im Repertoir iſt's eingeſchaltet,
Glücklich iſt das Stück vertheilt,
Wirds auch Abends ſo entfaltet,
Daß der Held nicht ſtockt, nicht eilt?
Wenn er nicht ſtudirt?
Wenn nicht memorirt?
Ach! vielleicht beim Wein geſeſſen,
Hat die Rolle er vergeſſen.

Dem dunklen Schooß der heil'gen Erde,
Vertrauen dem Souffleur wir dort,
Vertraut der Künſtler jedes Wort
Und hofft, daß er's ihm blaſen werde
Hinauf ganz laut an Stell' und Ort!
Noch köſtlicheren Samen bergen
Die Dichter in des Helden Roll',
Und hoffen, daß ſie nicht wie Schergen
Es treiben auf den Bretern toll.
Von dem Hauen,
Kreuz und quer,
Seufzt die Bühne
Hohl und ſchwer.
Einſt ſchon haben zehn Couliſſen,
Gaſte auf der Letzt zerriſſen.

Ach! der Carl war es, der Räuber,
Ach! es war der Eichen Jar'mir,

Wo er auf der Todesbahre,
Ausgeriſſen ſich die Haare,
Aus dem vollen Künſtlerkopf,
Den er ſtets gefaßt beim Schopf,
Den er mit der eignen Hand
Selbſt geſchleudert an die Wand!
Ach! des Hauſes zarte Wände
Sind geſtürzet hin und her,
Denn es ſägen ſeine Hände
In die Luft die Kreuz und Quer,
Und wenn er in den Tod ſich windet,
Stampft er mit den Füßen noch;
An der Todtenſtätte findet
Man gewiß im Bret ein Loch!

Bis die Oper wird gegeben,
Muß das Schauſpiel zehnmal d'ran,
Wie im Laub die Vögel leben,
Lebt ſich jetzt der Sängermann,
  Wenns ihn nicht mehr freut
  Eine Heiſerkeit
Und die Oper wird vertaget;
Schauſpieler doch ſich immer plaget.

Munter holt die letzten Dreier
Aus tiefer Taſch ein Dilettant,
Für's Billet zur Operfeier,
Lärmend ziehet hin die Horde,
Und der Gecken,
Schlankgeſchnürte, junge Schaaren,
Kommen ſummend,
Nehmen ihre Sitze brummend.
Schwer herein
Schwankt die Dame,

Schmuckbeladen,
Bunt von Räthen
Schwer in Nöthen
Iſt der Platz,
Und das junge Volk der Stutzer
Sucht den Schatz!
Log' und Stehplatz werden voller,
In Parquets geſell'ger Mitte
Sammeln ſich die Enthuſiaſten,
Und der Sperrſitz ſchließt ſich knarrend.
Zart entfaltet ſind die Töne;
Doch in der Bruſt der Menge waltet
Nicht die Luſt,
Die die Kunſt hier hold geſtaltet,
Denn ihr Aug' ſucht äußre Luſt.

Heil'ges Mieder! Segensreiche
Schneiderstochter! die in's Gleiche
Ripp' und Kreuz und Lende bindet.
Die der Hüften Bau gegründet,
Das herein von ſeinen Höhen
Rief des Höckers ſtolzes Blähen,
Hintrat zu den dicken Frauen,
Sie geſchnürt zu dünnen Pfauen,
Und das herrlichſte des Weibes
Macht, die Taille ihres Leibes!

Tauſend fleiß'ge Hände regen
Helfend ſich im Beifallsbund,
Wie die Herzen ſich bewegen
Thut ein ſüßes Stöhnen kund.
Mäuler regen ſich und Hände,
In des Klatſchens Harmonie,
Jeder glaubt für ſeine Spende

Zahle eine Gunſt wohl ſie.
Klatſchen ſchlägt die Liebesbrücke,
Hände machen Hände wett;
Klatſchet der für ſüße Blicke,
Klatſchet der für's Freibillet!
Holdes Klatſchen,
Süßes Bravo,
Weilet, weilet,
Freundlich über dieſem Haus!
Möge nie die Nacht erſcheinen,
Wo der hellen Pfeifen Töne
Dieſes ſtille Haus durchgellen,
Die Galerie,
Wo vom Freiſitz immer friſcher
Beifall ſchallt,
Von der Pocher, von der Ziſcher
Wildem Lärmen widerhallt.

Recenſirt mir nur den Dichter
Seine Abſicht iſt erfüllt,
Aergerts euch, ihr Kritiklichter,
Daß die Caſſe ſich gefüllt?
Schwingt die Feder ſchwingt!
Eh' die Galle ſpringt,
Wenn ſein Fuß ſoll geh'n in Strümpfen,
Muß der Krit'ker weidlich ſchimpfen.

Der Kenner kann ein Stück beſprechen,
Mit zartem Sinn zur Kunſt beſtimmt,
Doch wehe! wenn in Tintenbächen
Ein großer Stockfiſch ſchreibend ſchwimmt.
Blindwüthend mit der Kritik Geiſel,
Verſchreit er ein verdienſtvoll Werk,
Und mit dem kleinen Zwergenmeiſel

Verſucht er ſich am höchſten Berg.
Wo Journaliſten partei'ſch walten,
Kann Kritik ſich nicht frei entfalten,
Wo Kritiker Actricen lieben,
Da wird kein wahres Wort geſchrieben!
Wehe, wenn wir in der Bruſt der Schreiber
Die Eiferſucht ſich angehäuft,
Und gröber noch als Maulthiertreiber
Die Rache nun zur Feder greift!

Da ſenden ſie in ihre Zeitung
Correſpondenz, daß ſie verwundert glotzt,
Daß, einſt geweiht zur Lobverbreitung,
Sie nun von Schimpf und Tadel ſtrotzt
Journal und Zeitung! welche Zeiten!
Das kleinſte Kindchen greift zum Kiel,
Die Blätter füllen ſich, die Seiten,
Und fad und ſchwülſtig wird der Styl;
Da drechſeln Weiber Logogryphe,
Und reimen zum Entſetzen ſie,

Noch ringend mit dem Schulbegriffe
Zerreißen ſie die Poeſie.
Nichts heiliges iſt mehr, es löſen
Charaden ſich vom Sehen blos,
Der gute Reim macht Platz dem Böſen,
Und jeder Schulbub ſchreibt d'rauf los.
Langweilig iſt den Spieß zu leſen,
Und Kotzebue iſt wahrlich matt;
Doch das Schläfrigſte was je geweſen
Das iſt ein jetz'ges Zeitungsblatt
Weh dem, der an die Redactoren
Das kleinſte Wörtchen Wahrheit ſchickt,
Sie druckens nicht, es iſt verloren,
Und wird in lauter Lug erſtickt.

Freude hat mir Gott gegeben,
Schaut die neue Oper an,
Ganz für neu hält man ſie eben,
Bin ich nicht ein Wettermann?
Herein! herein!
Choriſten alle, ſchließt den Rhein,
Daß wir die Oper tauſend weih'n,
Concordia ſoll ihr Name ſein,
Weil ſie in zwanglos wallenden Licenzen,
Vereint die ſchönſten der Reminiscenzen.

Und das iſt jetzt auch der Beruf,
Wozu man ein Theater ſchuf,
Zwiſchen uns und höherem Leben,
Schwebt des Vorhangs bunt Gezelt,
Zeige bei dem Aufwärtsſchweben
Alltäglich uns die Alltagswelt.
Soll blos Gerede ſein, wer Oben,
In der ganzen Spielerinnen Schaar,
In weißen und in bunten Roben,
Die Aller-Allerſchönſte war.
Und wenn nach Luſt und Grauſen
Der kurze Zwiſchenact beginnt,
Benützt die vielgeliebten Pauſen
Hübſch plappernd manches ſchöne Kind.
Es leihet dem Souffleur die Zunge.
Selbſt herzlos, ohne Mitgefühl
Begleitet ſie mit ihrem Schwunge,
Das unterbrochene Liebesſpiel;
Und wie der Vorhang iſt im Falle,
Der herunterrauſchet von der Höh',
So winket ſie, daß in der Halle
Der ſtattliche Begleiter ſteh.

Jetzo nun ihr lieben Leute,
Bringt der Dichter euch das Stück,
Für einen Gulden kriegt ihrs heute,
Morgen für ein Groſchenſtück.
Kaufet, reich und arm,
Stück iſt friſch noch, warm,
Schlaflos gings aus meiner Rechten,
Schlaf nun bring' es euren Nächten.

Sechste Vorleſung.*)

Erſte Abtheilung.

Etwas über die Kunſt mit Unmenſchen umzugehen.

Knigge ſchrieb, wie Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, alle wiſſen, ein Buch über die Kunſt mit Menſchen umzugehen. Ich glaube aber für den wirklichen Menſchen bedarf es keiner Kunſt, wieder mit einem wirklichen Menſchen umzugehen, denn das Menſchliche im Menſchen bedarf keiner Kunſt, um ſich gegenſeitig anzuziehen und zu verſtändigen. Der Menſch im Kaiſer und der Menſch im Bettler können ſich ſehr wohl begegnen, ohne ein Ceremonienbuch nöthig zu haben.

Wir brauchen faſt eher ein Buch über die Kunſt mit ſolchen Menſchen umzugehen, die nach Knigge's Kunſt oder überhaupt nach einer Kunſt mit uns umgehen. — Leider haben wir die Kunſt, mit Menſchen umzugehen, ſo weit getrieben, daß aus ihr eine Kunſt geworden iſt, die Menſchen zu umgehen, welches oft unumgänglich nothwendig iſt.

---

*) Zum Beſten der durch den Handelsſturz Verunglückten. D. H.

Man ſchreibe aber lieber ein Buch: „Ueber die Kunſt mit Unmenſchen umzugehen.“

Denn es gibt mehr Unmenſchen als Menſchen und jeder Menſch iſt nur einen kleinen Theil ſeines Lebens ein wirklicher Menſch.

Um Ihnen dieſes anſchaulicher zu machen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, will ich Ihnen die Art und Weiſe, wie der Menſch zu ſeinen Lebensjahren und zu ihrer Art und Beſtimmung gekommen iſt, aus einer zu mir gelangten Tradition mittheilen.

Im Anfange war, nach unſerm Ausdruck, Himmel und Erde, freilich eine ſonderbare Zuſammenſtellung! Himmel und Erde! eine Million und ein Pfennig! Ein Chimboraſſo und ein Maulwurfshügel! allein da wir Menſchen dieſen Maulwurfshügel bewohnen, ſo haben wir ihn keck dem Himmel gleichgeſtellt. Alſo erſt war Himmel und Erde und dann wurde alle Weſenheit und zuletzt erſt der Menſch erſchaffen, damit er nicht zuſehe, etwas ablerne und nachahme. Denn der Menſch, der König der Schöpfung, iſt ein nachahmendes Thier, er ſah, daß die Schöpfung ſogleich nach ſeiner Erſchaffung ruhete, ſogleich hat er auch geruht, er war alſo der erſte König, der geruht hat zu ruhen.

Darauf rief der gütige Schöpfer alle lebenden Weſen vor ſich, um allen Gattungen ihre Lebensweiſe, Lebensjahre und Namen zu beſtimmen. Die Reihe begann mit dem Menſchen und der gütige Schöpfer ſprach:

„Du ſollſt ſein der Herr der Schöpfung, alles iſt dir freigegeben, du biſt begabt mit den zwei edelſten Dingen: Vernunft und Sprache; du ſollſt aufrecht gehend das Antlitz des Himmels ſchauen und anbeten, — dein Name iſt Menſch und deiner Lebensjahre ſind dreißig.“ —

Der lebensgierige Menſch aber weinte vor dem Schöpfer und ſprach: Wenn ich ſoll ſein der König der Schöpfung und begabt mit ſolchen Vorzügen, warum ſind meiner Lebensjahre ſo wenige?

Der Schöpfer aber lächelte milde und hieß ihn zur Seite treten, bis er auch andern Geſchöpfen Namen und Jahre ertheilt habe. Da kam die Reihe auch an den Eſel und der Schöpfer ſprach:

„Du ſollſt Laſten tragen und Laſten führen, im Schweiße deines Angeſichts ſollſt du die Säcke in das Haus ſchleppen, Dornen und Diſteln ſollſt du eſſen, an nichts anderes denken als an deine Laſt, dein Name iſt Eſel und deiner Lebensjahre ſind vierzig!“ Da weinte der arme Eſel bitterlich und ſprach:

„Soll ich führen ſo elendes Leben, ſo leidensvolle Tage, wozu mir noch die Laſt der Jahre? nimm, o nimm' mir die Hälfte derſelben!“

Da trat der Menſch heran, der lebensgierige und bat um die zwanzig Jahre des Eſels, und der Schöpfer lächelte milde und gab ſie ihm.

Da kam die Reihe an den Hund, und der Schöpfer ſprach:

„Du ſollſt auf dem Schatze liegen und das Haus ängſtlich bewachen, du ſollſt jeden Schatten anbellen und anknurren, und Beine und Knochen eſſen, dein Name iſt Hund und deiner Lebensjahre ſind dreißig.“

Da weinte der arme Hund bitterlich und ſprach:

„Soll ich führen ſo elendes Leben und hinſchleppen ſo kummervolle Jahre, wozu mir noch die Laſt der Jahre? nimm, o nimm mir zwanzig von ihnen ab.“

Da trat der Menſch heran, der lebensgierige und bat um die zwanzig Jahre des Hundes und der Schöpfer lächelte milde und gab ſie ihm.

Zuletzt kam auch die Reihe an den Affen, und der Schöpfer ſprach:

„Du ſollſt Geſtalt und Ausſehen haben wie ein Menſch, aber du ſollſt nur ſein lächerlicher Schatten ſein, du ſollſt ſein ein Spiel und Spott der Kinder, du ſollſt an dem Stabe tanzen, dein Name iſt Affe, und deiner Lebensjahre ſind achtzig.“

Da weinte der arme Affe bitterlich und ſprach:

„Soll ich führen ſo elendes Leben, ein lächerlicher Schatten des Menſchen, wozu die Laſt der Jahre? nimm, o nimm dreißig von ihnen ab!“

Da trat der Menſch heran, der lebensgierige und bat um die dreißig Jahre des Affen und der Schöpfer lächelte milde und gab ſie ihm.

Dieſes, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ſind auch die Lebensjahre der Menſchen. Bis zum dreißigſten Jahre iſt er glücklich, in der ſchönſten reizendſten Bedeutung des Wortes.

Vom Frühroth der Jugend umfluthet, ſchaut er hinein in die blumenüberbaute, blaugemalte Zukunft, ſchwimmt er kräftig und froh hinein in den üppigen Strom des Lebens, und ſein Lebensſchiff, von den fünf offenen Sinnen fröhlich bewimpelt, ſegelt raſch über die lachende Fluth, die Hoffnung führt das Steuer, Geſundheit das Ruder, und Muth und Kraft ſpannen die vollgeſchwellten Segel. Das ſind die eigentlichen wahren Menſchenjahre.

Von dreißig bis fünfzig Jahren ſpannt ihn die drückende Sorge an den knarrenden Pflug. Er muß heranſchleppen die ſauer erworbene Laſt, und die Säcke mühſam karren nach dem harrenden Hauſe, er denkt an nichts als an das Hineinbringen der Laſt, im Schweiße des Angeſichtes labt ihn kaum das Waſſer des Quells, das ſind nun die Eſelsjahre, die er dem Eſel abgebettelt.

Von fünfzig bis ſiebenzig da liegt der Menſch wie ein Drache auf ſeinem Schatze, ängſtlich bewacht er das Haus, bellt jeden mißtrauiſch an, hält den Mond für eine Diebslaterne, gönnt ſich auf ſeinen Schätzen kaum Beine und Knochen, das ſind die Hundsjahre, die er dem Hunde abgebettelt.

Von Siebzig bis Hundert da lebt der Menſch das unleſerliche Poſtſcriptum des Lebens, er iſt nur noch der Schatten eines Menſchen, er iſt oft das Spiel der Kinder, das endlich ſind die Affenjahre, die er dem Affen abgebettelt hat. Das ſind alſo unſere Lebensjahre!

Und nun, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, von dieſen dreißig Jahren geht die Hälfte als Kindheit unbemerkt vorüber, von dieſen fünfzehn Jahren verſchlafen wir ein Drittheil, bleiben zehn Jahre, von dieſen zehn Jahren gehen wieder fünfe in animaliſchen Beſchäftigungen und Leidenſchaften dahin, wir ſind alſo, wenn wir wirklich Menſchen ſind, durch's ganze Leben nur fünf Jahre Menſchen, in dieſen fünf Jahren ſtoßen wir höchſtens alle Jahre eine Stunde wieder auf einen Menſchen, und zu dieſen fünf Stunden, die wir all' unſer Leben lang mit Menſchen umzugehen haben, müſſen wir eine Kunſt lernen, und dieſe Kunſt aus einem Buche lernen, welches man in 48 Stunden kaum durchlieſt!

Ungeheuere Ironie!

Aber eine Kunſt, eine Tiefe, eine unendliche, eine nie auszulernende, eine Kunſt aller Künſte iſt die, mit Unmenſchen umzugehen!

Es gibt nur einerlei Menſchen, ſowie es nur einerlei Wahrheit gibt, aber es gibt tauſenderlei Unmenſchen, ſowie die Lüge tauſendgeſtaltig iſt. Es gibt regierende Unmenſchen, ſclaviſche Unmenſchen, fanatiſche Unmenſchen, atheiſtiſche Unmenſchen, miniſterielle Unmenſchen, liberale Unmenſchen und Ultra-Unmenſchen, reiche Unmenſchen und arme Unmenſchen, verliebte Unmenſchen und verheirathete Unmenſchen, ja es gibt ſogar zärtliche Unmenſchen, ſchweigende Unmenſchen, ſprechende Unmenſchen, ſchreibende Unmenſchen und recenſirende Unmenſchen; und nun nehmen wir noch die große Anzahl von Kunſt-Unmenſchen, lyriſche Unmenſchen, dramatiſche Unmenſchen, witzige Unmenſchen, theatraliſche Unmenſchen und endlich noch leſende und vorleſende Unmenſchen.

Welche Kunſt lehrt uns mit allen dieſen Unmenſchen umzugehen?

Mit regierenden, miniſteriellen und fanatiſchen Unmenſchen gibt es Gottlob keinen eigentlichen Umgang, iſt man nicht ſo glücklich ſie umgehen zu können, ſo lerne man die Kunſt, ſie zu umkriechen. Die Kunſt, mit reichen Unmenſchen umzugehen, beſteht darin, ſelbſt ein reicher Unmenſch zu ſein, und hat man die Kunſt reich zu ſein ſo gelernt, daß man zweimal ſo reich iſt als die reichen Unmenſchen, ſo verzeihen ſie es ſogar, wenn man ein reicher Menſch iſt.

Die reichen Unmenſchen verlangen keine poſitive Tugend; um mit ihnen gut auszukommen, braucht man blos negative Tugenden:

Nichts wünſchen, Nichts wollen, Nichts borgen, Nichts begehren und Nichts fordern.

Die Kunſt, mit verliebten Unmenſchen umzugehen, beſteht in einem fortdauernden Zuhören und in einem mechaniſchen „Ja“ auf alle Fragen.

Ich habe oft in dem Umgange mit verliebten Unmenſchen ganze Bücher geſchrieben, während ſie mir das ſchon tauſendmal Erzählte wieder erzählten, und nur alle ſechs Minuten einmal „Ja“ geantwortet.

„Haſt du geſehen, wie ſie ſich umſah?“ Ja! — „Heute ſah ſie himmliſch aus!“ Ja! — „Hat ſie geſtern im Theater nicht ſtets herunter geſehen?“ Ja! — „Glaubſt du, ſie wird mir ſchreiben?“ Ja! — „Ob ſie wohl oft an mich denkt?“ Ja! u. ſ. w.

Die Kunſt, mit verheiratheten Unmenſchen umzugehen, beſteht darin, nicht mit ihnen umzugehen, denn man mag es mit den Verheiratheten machen, wie man will, ſo geht es einem wie der Sache, die zwiſchen die beiden Theile einer Scheere kommt; die Sache wird zerſchnitten, die beiden Theile aber ſind es gewohnt, ſich gegenſeitig zu ſcheeren, ſie fahren ewig auf einander los, und trennen ſich, um von Neuem aufeinander loszufahren.

Die Kunſt, mit zärtlichen Unmenſchen umzugehen, beſteht darin, daß man ſtets ein Reiſebeſteck bei ſich führe, in dem ein zugeſpitzter Seufzer, ein halber Blick gegen den Himmel, eine Gabel aus O und Ach, und ein Fläſchchen Thränenwaſſer ſich befindet. Es gibt männliche zärtliche Unmenſchen, das ſind ſolche, die ihre Reitpferde und Jagdhunde zärtlicher behandeln als ihre Frauen, Freunde und Domeſtiken, und es gibt weibliche zärtliche Unmenſchen, die mit ihren Möpſen und Canarienvögeln zärtlicher umgehen als mit ihren Männern, Freundinnen und Stubenmädchen. Ich ſelbſt wohnte einmal einer drolligen zärtlichen Scene einer zärtlichen Unmenſchin bei.

Eine engagementloſe Mücke nämlich hatte ſich die Freiheit genommen, in ihrem Zimmer zu privatiſiren; die zärtlichen Nerven aber der Allerzärtlichſten konnten ihr Sumſen nicht ertragen, Jean und Jaques und Liſette wurden aufgeboten, die Mücke zu fangen. Jean war ſo glücklich, die Mücke zu bekommen, und die Allerzärtlichſte ſagte beſorgt: „Es iſt dem Thierchen doch nichts geſchehen? Trag er es hinaus und geb er ihm die goldene Freiheit wieder!“

Jean ſpazierte mit der kleinen Freiheits-Candidatin ab, kam nach einigen Augenblicken mit ſammt der Mücke wieder zurück, ließ ſie der gnädigen Frau unter der Naſe wieder los, indem er ſagte:

„Gnädige Frau es regnet draußen!“ Dieſe Zärtlichkeit Jeans machte einen ſolchen zärtlichen Eindruck auf ſie, daß ſie ihm die zärtlichſte Maulſchelle gab, die je aus zärtlichen Händen verabreicht wurde. Hätte Jean ein Buch geleſen über die Kunſt, mit zärtlichen Unmenſchen umzugehen, ſo hätte dieſe Zärtlichkeit weniger Eindruck auf ihn gemacht. — Die Kunſt, mit dramatiſchen Unmenſchen umzugehen, beſteht darin, ſo gar keinen Character zu haben, alle ihre Charactere vortrefflich zu finden, und von allen ihren Stücken zu glauben, es wären Juden, das heißt ſie hätten eine Handlung.

Die Kunſt, mit witzigen Unmenſchen umzugehen, zerfällt in zwei Arten. Es handelt ſich darum, ob der Mann blos unmenſchlich witzig oder witzig unmenſchlich iſt; iſt er witzig unmenſchlich, ſo beſteht die Kunſt, mit ihm umzugehen, in der Kunſt: nicht mit ihm umzugehen, wo ſich dann das unmenſchliche abſtreift und blos das witzige bleibt. Die Kunſt, mit Theater-Unmenſchen umzugehen, beſteht darin, daß man ſo thue, als glaube man, es gibt nichts Höheres im Leben als das Theater, keine heiligere Perſon als einen Theatermenſchen, keine wichtigere Angelegenheit als das Theater, und keine Seligkeit ohne Theater.

Die Kunſt, mit leſenden Unmenſchen umzugehen, iſt ſchwer zu ermitteln. Es gibt unzählige Sorten leſender Unmenſchen. Die geſchichtsfreſſenden Leſer, d. h. die, ſo nur die Geſchichte wiſſen wollen, und bei dem Kopf der Erzählung ſogleich nach dem Ende greifen. Die Stückleſer und Buchdüftler das ſind die, welche ein bischen Lecture, wie eau de Cologne auf das Jabot ſpritzen, oder auf's Taſchentuch, damit es in Geſellſchaft ausdüfte und die Leute ſagen:

Wo kaufen ſie dieſen Lectur-Parfum?

Dann ſind die menſchenfreſſenden Leſer, denen nicht eher wohl iſt, als bis der Autor ein paar Dutzend Liebhaber erſäuft oder erſchießt.

Dann kommen die Leſer, die ſich gleich jeden Character, den ſie eben leſen, anprobiren, wie er ihnen anſteht, ihn drei oder vier Tage tragen, und dann wieder einen neuen anziehen. Die weiblichen leſenden Unmenſchen ſind die Leſerinnen à la Meidinger, denn ein großer Theil des ſchönen Geſchlechts lernt aus den Büchern nur die Wörter und Geſprächsformeln, ſelten aber die Regeln und Grundſätze.

Die Kunſt, mit vorleſenden Unmenſchen umzugehen, beſteht darinnen, zu thun als ob man hörte, und an andere Dinge zu denken, als ob man nichts hörte; das Verhören iſt ihnen alſo nicht zu verdenken und in dieſer leichten Kunſt des nicht Zuhörens will ich Ihre ſtillen Wünſche erhören und mit der erſten Abtheilung aufhören.

Zweite Abtheilung.

Das Geſellſchaftsſpiel in der Arche Noah.

Wenn Sie mich, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, fragen würden, woher ſich meine Nachrichten aus der Arche Noah ſchreiben, ſo könnte ich mit einer gewiſſen hiſtoriſchen Wichtigkeit das chaldeiſche Xeiſothras oder den indiſchen Man-Sotti-Wrata oder den Fohi der Chineſen, oder den griechiſchen Dionyſius citiren, von denen mir traditionelle Kunde kam; allein ich geſtehe aufrichtig, daß ich meine Nachrichten unmittelbar einer kleinen hebräiſchen Legendenſammlung verdanke, in welcher einer der erſten und gottgelehrteſten Rabbi's dieſer Nation erzählt: vor der Sündfluth wären alle Raben weiß geweſen, in der Arche Noah aber ſollten alle lebenden Geſchöpfe während der ganzen göttlichen Strafzeit nur die lauterſten Liebesgedanken hegen; der Rabe jedoch mit ſeiner Geliebten hegten irdiſche Liebesgedanken und wurden dafür mit der Farbe der Sünde, mit der Schwärze beſtraft.

Seitdem ich dieſes geleſen hatte, konnte ich keinen Raben ohne Gefühl des menſchlichen Mitleids ſehen, da er das erſte angeſchwärzte Weſen der Schöpfung war. Ich ſchaffte mir mit meiner ungemeinen Leidenſchaftlichkeit alle ausgeſtopften Raben an, deren ich nur habhaft werden konnte. Meine Rabenſammlung war ſchon anſehnlich angewachſen, als ich eines Abends nach Hauſe kam, und etwas in meinem Zimmer herumgehen hörte. Es war ein großer Rabe, der von den Geſtellen ſtieg, und ſich mir als wohl conſervirtes Original-Exemplar des Raben aus der Arche Noah präſentirte.

Nach der erſten freudigen Ueberraſchung ließ ich mir eine nähere Schilderung des geſelligen Lebens in der Arche Noah machen.

Im Anfange ſcheint es, ſagte mein Rabe, als ob in einem Schiffe die Geſelligkeit viel fröhlicher ſei als ſonſt irgendwo; denn erſtens iſt eine Waſſerpartie im Grunde nicht ſo trocken als eine Landpartie; zweitens wird man auf einem Schiffe viel eher flott; drittens ſehen auf einem Schiffe die Damen ein, daß eigentlich ein Mann das Steuerruder führen müſſe; viertens ſehen die Trotzigen und Spröden, daß man zuweilen die Segel ſtreichen muß; fünftens merken auch die am wenigſten Klugen ſogleich, woher der Wind bläſt, und letztens und hauptſächlich endlich wird auf einem Schiffe ſelbſt der dümmſte Menſch oft verſchlagen.

Wir gingen alſo ziemlich gefaßt in die Arche, lauter liebende Pärchen. Noah und Madame Noachida, Löwe und Löwin, Bär und Bärin, Eſel und Eſelin, Gimpel und Gimpelin, Gänſerich und Gans, Rabe und Rabin, kurz, immer zwei liebende Herzen zogen wir ein, und begannen unſer eingezogenes Leben.

Am erſten Tage hatten wir vollauf zu reden von dem außerordentlichen Wetter. Aber ſchon am zweiten Tage, da es nichts als regnete, wurde auch das Geſpräch über das Wetter zu Waſſer, und wir liebten und ſprachen von unſerer Liebe. Der Löwe lag zu den Füßen der Bärin, der Bär ſchmachtete mit der Löwin, der Eſel liebäugelte mit der Wölfin, der Dromedar ſeufzte mit der Leopardin, der Gimpel las der Schwalbe ein Sonett vor, der Wiedehopf ritt vor den Fenſtern der Gans auf und ab; kurz, in der ganzen Arche herrſchte eine platoniſche Liebe, ein allgemeines Herzklopfen ſchlug an die Seitenwände und die Seufzer wurden ſtatt Ballaſt in die Kajüte gepackt. Allein ſchon am dritten Tage langweilte dieſe allgemeine Liebe. Der Löwe ſchlummerte zu den Füßen der Bärin, die Löwin ſchnarchte bei den Zärtlichkeiten des Bären, die Eſelin gähnte und las Claurens Mimili; der verliebte Dromedar zählte die Fenſterſcheiben, die Gans naſenſtüberte aus Langeweile den Gimpel, der Wiedehopf und ich wir ſpielten langen Puff, und Noah ſammt Madame Noachida gingen in der Arche herum und ſammelten die Federn, die uns ausfielen, zu einer künftigen Federnhandlung.

Da kam der Bönhaſe auf den genialen Gedanken: „Laßt uns Geſellſchaftsſpiele ſpielen!“ Da war allgemeines Entzücken! „Oui!“ rief das Fräulein Gans aus. „Oui! des jeux innocents!“ „Einzig“ ſchrie der Gimpel, „Pfänderſpiel!“ „Yes!“ blöckte das Schaf, „some jesting pley!“ „Räthſel löſen und Witze machen!“ ſchrie der Eſel u. ſ. w.

Jeder wollte etwas Anderes.

Endlich vereinigten ſie ſich dahin, daß ſie Theater ſpielen wollten. Sogleich wurde das Theater erbaut; die Blindſchleichen und die Maulwürfe machten die Local-Baucommiſſion, General-Director wurde der Wallfiſch. Der Ochs, das Schaf, der Bär, der Stockfiſch und der Gimpel wurden Regiſſeurs. Der Ochs prüfte die neuen Stücke, das Schaf beſorgte die militäriſchen Märſche und Evolutionen, der Gimpel wohnte den Proben bei, der Bär beſorgte die Damengarderobe und der Stockfiſch endlich ſtrich die Stücke zuſammen. Zwei Caſſiere wurden angeſtellt, der Habicht und der Rabe, der Eſel wurde Secretär und Geheimſchreiber und die Klapperſchlange Souffleuſe.

Der Storch ſpielte erſte Helden, der Bock die Liebhaber, die Gans Liebhaberinnen, die Schwarzamſel komiſche Alte, der Schöps den Intriguant, der Elephant zärtliche Väter und das Murmelthier den ſpaniſchen Grazioſo. Der Froſch erſchien als erſter Tenoriſt, das Feldwieſel als Baßſänger, die Grille als Altſtimme, die Dohle als Prima donna, und der Schuhu als Comico Buffe. Als Theater-Compoſiteur wurde die diebiſche Elſter angeſtellt, und als Theater-Dichter das Faulthier.

Elendthiere, Kröten, Feldwieſel und Kameele bekamen Freibillete, dafür mußten ſie immer mit den Pfoten aneinander ſchlagen.

Nun wurden Stücke einſtudirt und Opern angeſagt, aber, o Himmel, die Grille wurde plötzlich heiſer, und der Froſch erkältete ſich; die Gans konnte ihre Rolle nicht, der Elephant fiel in Ohnmacht, der Storch konnte nicht auf die Beine kommen, der Gimpel und das Schaf bekamen Streit, der General-Director Wallſiſch ließ ſich von dem Strom fortreißen, und das Theater zerfiel.

Der Luchs ſchlug alſo ein anderes Geſellſchaftsſpiel vor:

„Lebende Bilder, mit Unterſchriften aus den beliebteſten neueſten Werken der Dichter und Autoren. Das ging ein Weilchen. Z. B. die Zibetkatze als „Eliſabeth“ und ein Kaninchen als „Poſa“ mit der Unterſchrift:

„Das Leben iſt doch ſchön!“

Oder das Schaf als „Carlos“ und der Eſel als „Poſa“ mit den Worten:

„Arm in Arm mit dir, ſo fordere ich mein Jahrhundert in die Schranken!“

Oder eine Scene aus „Corneille's Cinna."

Ein Gimpel als „Auguſtus" reicht einem Stockfiſch als „Cinna" die Hand mit den berühmten Worten: „Soyons ami Cinna!"

Oder eine Nachteule als „Julie auf dem Balcon" und ein Faulthier als „Romeo" mit dem Nachruf: O sweet Romeo!

Oder ein Hamſter als „Egmont" und eine Ente als „Klärchen" mit der Unterſchrift:

„Selig allein iſt die Seele, die liebt."

Oder eine Schnecke als „Prinzeſſin von Navarra," ein Krebs als „Page" mit dem Ausruf:

„Welche Luſt gewährt das Reiſen?"

Oder ein Biber, der eine Fledermaus zum Altar führt mit den Worten:

„Wer ein holdes Weib errungen, miſche ſeinen Jubel ein!"

Auch dieſes Spiel ermüdete die Geſellſchaft bald, man ſchlug Räthſel und jeux d'esprit vor; der Ochs war für die blinde Kuh, die Tauben waren für das Muſikmachen, der Fuchs für das: „ſtirbt der Fuchs, ſo gilt der Balg", der Haaſe wollte Soldaten ſpielen, der Maulwurf war für das Suchen und Verloren u. ſ. w.

Auch dieſes ging nicht recht von Statten, und die erſte liebe Langeweile und erſte langweilige Liebe kehrte wieder zurück.

Ein Spürhund, der als geheime Polizei in der Arche war, ſchwärzte mich an, indem er vorgab, ich hätte mich ſchon längſt in ſtiller Liebe mit meiner Geliebten entfernt. Noah ſtieß mich aus der Arche, unter dem Vorwande, ich ſollt ſehen, ob die Erde ſchon trocken wäre; da dies aber nicht der Fall war, und ich kein Blatt vor den Mund nahm, und es ihm trocken ſagte, daß es noch nicht trocken ſei, erklärte er mich für einen „unheiligen Vogel!“

Hier endete der Rabe ſeine Erzählung und ſah mich mitleidheiſchend an; ich aber ſagte: „mein lieber Rabe, es ſind ſeit deiner Zeit bis jetzt ſchon viel unſchuldigere und weißere Geſchöpfe als du biſt, gerade weil ſie zu viel Weisheit beſaßen, ſchwarz gemacht worden, und ſie konnten auch eben ſo wenig wie du auf's Trock'ne kommen.“ Darauf erzählte mir der Rabe noch ſo manches Intereſſante, welches ich Ihnen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, jetzt ſchon aus dem einfachen Grunde nicht mittheilen kann, weil es mir faſt ſcheint, als ſetzten Sie einigen Zweifel in die Wahrheit dieſer Begebenheit.

Ich gönne Ihnen daher ein paar Augenblicke Zeit darüber nachzudenken, bis ich Ihnen einen eben ſo wunderbaren Briefwechſel mittheile, der mir auf einen meiner Ausflüge in das Land der Phantaſie, in die Hände fiel.

Dritte Abtheilung.

Kleine Briefe großer Mächte.

Correſpondenzen aus der Band-Schachtel einer Seidenhandlung.

Erſter Brief.

Das Band der Freundſchaft an das Band der Liebe.

Theuerſtes, innigverwandtes Band!

Schon längſt wollte ich dich fragen, ob es dir auch ſo ſchlecht geht, wie mir. Ich bin faſt ganz außer Mode gekommen. Seit Jahren bin ich ein Artikel, nach welchem keine Nachfrage geſchieht, und ich befürchte faſt, man wird mich gar nicht mehr fabriciren. Ich muß weinen, wenn ich der guten alten Mode gedenke, wo faſt kein Menſch war, der mich nicht wenigſtens einmal eine Zeit lang getragen hätte, jetzt aber bin ich durch das Maſchinenweſen, bei dem man alle Menſchen entbehren kann, ganz aus der Mode gekommen. Wie geht es denn dir meine gute Couſine?

Antworte bald deinem unglücklichen

Bande der Freundſchaft.

Zweiter Brief.

Das Band der Liebe an das Band der Ehe.

Hochverehrter Vetter!

Beifolgendes Schreiben erhielt ich von dem Bande der Freundſchaft. Ich kann leider nichts für dasſelbe thun, denn ich ſelbſt werde auch nicht mehr ſtark getragen! Keine Feſtigkeit, keine Dauer, wenn man mich zwei Tage trägt, ſo reiße ich entzwei. Die Menſchen wollen mich als Schleifen und Schlupfen auf Bällen u. ſ. w. zum Putz, aber nicht als Bindband, nicht als Band, das ſie feſt umſchlingt.

Trotz dem allen bin ich doch bereit, für das arme Band der Freundſchaft etwas herzugeben, wenn wir alle etwas zuſammenſchießen.

Deine Couſine,
das Band der Liebe.

Dritter Brief.

Antwort des Bandes der Ehe an das Band der Liebe.

Leider kann ich dir nichts zuſammenſchießen, denn ich ſelbſt bin ſchon ſo abgeſchoſſen, daß ich meine Urfarbe nicht erkenne. Man geht ſo ſchlecht mit mir um, daß, wenn ich am Hochzeittage als Roſaband erſcheine, ich in acht Tagen ſchon aſchgrau oder Lila bin. Kommt ja einmal Jemand, der mich kauft, ſo darf ich aus keinem ſeidenen Stoff gewoben ſein; nur wenn ich aus Gold bin, da wollen ſie mich ſchon tragen, aber auch da ſoll ich nur zur Beſatzung dienen, aber nicht als Schärpe, die das Herz und die Bruſt umſchließt. Da ich alſo nur mit Noth meine eigene Selbſterhaltung beſtreite, ſo kann ich nichts für das Band der Freundſchaft thun. Ich verbleibe dein u. ſ. w.

Vierter Brief.

Das Band der Natur an das Band des Eigen-Nutzes.

Euer Hoch- und Wohlgeboren!

Ein abgetragenes Band, welches durch überhandnehmende Verfeinerung aller Dinge ganz locker geworden iſt, das fädenſcheinige Band der Natur bittet bei Euer Hochgeboren um eine kleine Unterſtützung als Unterfutter, damit es nicht ganz entzwei gehe. Ich liege in verſchiedenen Muſtern auf dem Lager fertig, aber Niemand läßt mich mehr an ſeinen Leib kommen, und Alle ſagen, das gewäſſerte Band der Natur paſſe nicht mehr für das blühende Antlitz der Aufklärung; auch wäre es zu altmodiſch gewebt und mit altfränkiſchen Deſſeins verunſtaltet. Erbarmen ſich

Euer Hochgeboren,

Ihres ganz demüthig ergebenen
Bandes der Natur.

Fünfter Brief.

Das Band des Eigennutzes an das Band der Wolluſt.

Da erhalte ich eben wieder ſo einen Bettelbrief von einem Bande der Natur. Ich habe gar nie mit irgend einem Bande der Natur im Verkehr geſtanden, und kenne dieſe Art Bänder aus Leinen und Schafwolle gar nicht. Halten Sie mir meine einzige Freundin, dieſes grobe Bortenvolk, vom Leibe, denn Ihnen habe ich alle meine Angelegenheiten anvertraut.

Ihr in Sehnſucht aufgelöstes
Band des Eigennutzes.

Anderweitige ſonderbare Correſpondenzen.

Sechster Brief.

Der Herbſt der Schönheit an den Zahn der Zeit.

Hochgebietender, geſtrenger Herr!

Ich ſehe ſchon, wie Euer Hochgeboren den Zahn auf mich ſpitzen, allein gehen Sie doch diesmal bei mir vorbei. Ueberhaupt ſeine Gebieterin, die Frau Zeit, ſollte ſich ſchämen, dieſe alte Coquette, die mit ihrem einzigen Zahne noch ſo auf Alles verbiſſen iſt. Sie ſoll ſich einmal ſelbſt auf den Zahn fühlen, ſie iſt ſchon ſo viele Tauſend Jahre alt, und thut noch immer ſo jung und macht die neueſte Mode mit; aber wenn ſie ſieht, daß eine andere Schönheit auch lange mitläuft, da will ſie ſich vor Neid gleich an ihr den Zahn ausbeißen. Es wäre wirklich Zeit, daß die Zeit mit ihrem Zahn einpackte.

Auf jeden Fall aber hoffe ich, daß Sie vorderhand noch viel Dringenderes zu thun haben, als ſich zu mir zu bemühen, ſie könnten ſonſt lange Zähne bekommen. In der Hoffnung, daß ich noch lange nicht das Vergnügen haben werde, Sie zu ſehen, bin ich u. ſ. w.

Siebenter Brief.

Der Münzfuß an die Hand der Gerechtigkeit.

An dieſem Händedruck, der ſich auf mehreren Münzen fußt, werden Sie erſehen, worauf es eigentlich gemünzt iſt. Ich gebe Ihnen hiemit unter den Fuß, wie Sie, meine theuerſte Hand der Gerechtigkeit, für mich handeln ſollen. Die Gerechtigkeit hat zwei Hände, eine linke und eine rechte; ſeien ſie mit der Rechten ſo link, als Sie immer wollen, aber die Linke iſt es gerade, die mir recht iſt und auf welche ich mich fuße. Nur wenn die Hand der Gerechtigkeit ſich durch den Münzfuß leiten läßt, hat die Sache Hand und Fuß, mit welchen ich die Ehre habe zu ſein u. ſ. w.

Achter Brief.

Das Pfand der Liebe an die Stimme des Blutes.

Mein geliebter Gönner!

Sie ſcheinen mir ſeit kurzem ſo heiſer, ſo belegt, daß ich beſorge, Sie werden bald keinen vernehmlichen Laut von ſich hören laſſen können. Das wäre für ein Pfand der Liebe, auf welches man in Leihhäuſern nichts bekömmt, ein großes Unglück. Sehen ſie alſo, daß Sie ja ihre Stimme nicht verlieren, halten Sie ſich hübſch warm, und trinken Sie einen Thee, der Ihnen die Bruſt vor Trockenheit ſchützt. Ich will Ihnen gerne Süßigkeiten ſchicken, die auflöſend wirken, damit nur Ihre Stimme ja nicht an Klang und Metall verliere.

Ihr zärtliches Pfand der Liebe ꝛc.

Neunter Brief.

Der Bau eines Mädchens an die Local-Bau- und Local-Schneider-Commiſſion.

Hochlöbliche Local-Bau- und Local-Schneider-Commiſſion!

Die Frauenzimmer und die Häuſer in München ſind größtentheils ſehr ſchön gebaut, allein bevor jene unter die Haube und dieſe unter das Dach kommen, fällt beiden nicht gar ſelten etwas ein, was auffallend für ihre Hinfälligkeit ſpricht, und ihren Bau verdirbt. Eine Local-Bau- und Local-Schneider-Commiſſion ſollten ſolche Vorfälle auf jeden Fall vorausſehen. Was hilft es, wenn man noch ſo ſchön gebaut iſt, wenn der Bau zu locker iſt? Eine Local-Bau- und Local-Schneider-Commiſſion wird alſo höflichſt erſucht, bei ſolchen Fällen nicht nur die eigenen Felle zu ſalviren, ſondern ſtatt des Splitterrichtens die wirklichen Balken und Dachſtühle in ihren Augen zu haben. Ich ſchließe in der Hoffnung, daß ich auf keinen Fall irgend eine Commiſſion für Sie haben werde.

E. u. ſ. w.

Zehnter Brief.

Die Langeweile des Publikums an das Ende der Vorleſung.

Vielgeliebtes hocherſehntes Ende!

Mit herzlicher Ungeduld harren wir ihrer erwünſchten Ankunft entgegen, wir hoffen, daß Sie kein Unfall verhindern wird, recht bald bei uns einzutreffen. Sie können ſehr bald anlangen, denn Sie haben einen ſehr trockenen Weg genommen, und wenn Sie ſehr bald bei uns ankämen, würden Sie ſehr gut ankommen.

In Entgegenharrung ihrer endlichen Ankunft verharre ich

Ihre ergebenſte Dienerin u. ſ. w.

Eilfter Brief.

Antwort.

Das Ende der Vorleſung an die Langeweile des Publikums.

Verehrteſtes Fräulein Langeweile!

Sie werden bei meiner Vorleſung zwei Dinge bemerkt haben, nämlich, daß verhältnißmäßig wie die Lichter immer kürzer wurden, die Zeit immer länger wurde. Sowie im gleichen Verhältniſſe die Seifenſieder immer deſto dicker werden, je dünner ihre Kerzen werden, ſo daß am Ende die Seifenſieder vor Dickheit und die Kerzen vor Dünnheit nicht mehr gehen können.

Beim Lichte betrachtet, meine hochgeehrteſte Langeweile, iſt es in unſerer Zeit ein Verdienſt, die Zeit lang zu machen. Denn die Länge iſt das einzige Maß unſerer Zeit, die weder Höhe noch Tiefe hat. Zuletzt jedoch würde man doch gerade durch die Länge der Zeit den Kürzern ziehen. Ich habe alſo die Ehre, meine hochverehrte Langeweile, Ihnen anzuzeigen, daß ſoeben im beſten Wohlſein angelangt iſt

Dero ganz ergebenſtes

Ende.

Siebente und achte Vorleſung.

(An einem Abend gehalten.)

Marinirte Redensarten und Sprichwörter, nebſt Betrachtungen über Dilettantismus und Stroh.

Die Sprachreiniger haben den Verſuch gemacht, die deutſche Sprache von allem Fremdartigen zu reinigen und alles auszuſcheiden, was uns ſo von fremder Zwingherrſchaft anhängt.

Opiz und Philipp von Zeſen begannen, die fruchtbringende Geſellſchaft in Weimar und die Pegnizritter in Nürnberg hatten denſelben Zweck; warum ſollten wir nicht einmal die Sprache reinigen von den beſtehenden „Sprichwörtern“ und „Redensarten“, die wohl ehedem Wahr-Wörter geweſen ſein mögen, aber es jetzt nicht mehr ſind, und von Redensarten, die blos Reden ſind, um Unarten für artig einzureden. Die frühern Sprichwörter müſſen wir eben ſo ablegen, wie die Reifröcke und die Allongen-Perrücken.

Ein großer Arzt behauptet, der Menſch ſei alle ſieben Jahre ein anderer, ſo ſehr verwandle ſich während dieſer Zeit ſein phyſiſches Weſen; wir müßten alſo auch alle ſieben Jahre andere Sprichwörter haben. Ueberhaupt liegt in dieſem Ausſpruch, daß der Menſch alle ſieben Jahre complett ein ganz anderer iſt, großer Stoff zum

Nachdenken. Wenn Einer ſieben Jahre verheirathet iſt, ſo hat er nach dieſem ſiebenjährigen Krieg plötzlich eine andere Frau, vielleicht heißt auch eine böſe Frau deshalb die böſe Sieben; denn im achten Jahre iſt ſie eine andere. Daher müſſen wir uns auch gar nicht wundern, wenn einer ſieben Jahre Theologie ſtudirt und dann Forſtmeiſter wird; wenn der Andere ſieben Jahre Medicin ſtudirt und dann Landwirth wird, oder wenn der Dritte, wie der Pater Veit in Wien, ſieben Jahre Director der Thierarzneiſchule iſt, und dann Prediger bei den Jeſuiten wird. Das iſt ja ſodann ganz ein anderer Menſch, und der gute Prediger, welcher die Angelegenheiten des Thierreichs mit denen des Himmelreichs vertauſchte, hat das Curiren der kranken Thierchen, die zu ihm kamen, ganz vergeſſen. Dieſe ſiebenjährige Verwechslung bringt uns auch dahin, daß wir uns gar nicht mehr wundern, wenn wir eine Liebſchaft ſehen, die ſieben Jahre gedauert hat und plötzlich aufhört, da es nun zwei ganz andere ſind; oder wenn man einem ehrlichen Kerl ſieben Jahre lang Hoffnung auf ein Amt machte, und es im achten an einen andern vergibt; oder wenn ein Regent ſeinen Günſtling plötzlich fallen läßt, das geht ganz natürlich zu, das ſind ja dieſelben Menſchen nicht mehr. Wie ſollen alſo Sprichwörter, die ſchon hundert und mehrere Jahre alt ſind, zu uns, die wir alle ſieben Jahre andere Menſchen ſind, paſſen?

Ich will Ihnen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ein paar Sprichwörter vorführen, und dann urtheilen Sie ſelbſt, ob wir ſie nicht aus unſern Sprichwortbüchern ausmerzen müſſen. Z. B.

„Nach Regen folgt Sonnenſchein."

Das Sprichwort taugt ſchon an und für ſich nichts, denn wenn es wahr iſt, daß nach Regen Sonnenſchein folgt, ſo geht natürlich daraus eben ſo wahr hervor, daß nach Sonnenſchein Regen folgt. Wo liegt ſodann unſer Troſt? Iſt es denn aber auch wahr, daß nach Regen Sonnenſchein folgt?

So lange man von einem Menſchen weiß, daß er glücklich iſt, daß, ſo wie man ſagt, die Sonne vor ſeiner Thüre ſcheint, da folgt lauter Sonnenſchein; wo er hinkommt, iſt Sonnenſchein für ihn, hier iſt es die heiße Sonne eines Vornehmen, dort die lieblich ſtrahlende und doch verzehrende Gluthſonne eines großen Auges, kurz er müßte eigentlich einen Sonnenſchirm ſtets bei ſich tragen. Wenn aber die Sonne von der Thüre desſelben weggeht, und Regen des Unglücks ſtürzt aus den ſchwarzen Wolken des Schickſals über ihn nieder, wo ſcheint ihm da noch eine Sonne? Dieſer Regen zieht für ihn alle Gattungen Regen mit, alle ſeine Hoffnungen zerſtäuben; ſo hat er einen Staubregen: worauf er gerechnet hat, da kommt ein Strich drein, es war alſo auch ein Strichregen, und wo er ſich zeigt, weicht man ihm aus und macht ihm Platz, da hat er auch den Platzregen! Die feiſte vornehme Sonne hat ſich ganz verhüllt, und das ſchöne Sommerauge hat den Wimpervorhang über ſich, und über die vergangenen Zeiten geſenkt.

Wenns hoch kommt, ſchenken ihm ſeine Freunde drei Regensburger, die einen Groſchen ausmachen. Iſt demnach das Sprichwort: „Nach Sonnenſchein folgt Regen" ein Wahrwort?

Nehmen wir ein zweites Sprichwort:

„Mann und Weib iſt ein Leib."

Ein ſchönes Sprüchlein, allein es muß auch ſchon quiescirt werden. Vor allem weiß man nicht, ob auf ein jetziges Ehepaar der Ausdruck: „Mann und Weib" auch paßt; bald weiß man nicht, welches der Mann iſt und welches die Frau, bald iſt ſie auch ein Mann, da müßte es heißen: „Mann und Mann iſt ein Leib."

Bald iſt er auch ein Weib, da müßte es heißen: „Weib und Weib iſt ein Leib."

Aber betrachten wir ferner ein Ehepar à la Mode, er wohnt im rechten Flügel, ſie wohnt im linken Flügel, wie iſt das nun ein Leib? Betrachten wir ein ſolches Ehepaar im Theater. Das Weib ſitzt im erſten Logenrang und hinter ihr ein charmanter Mann, der ihr im Zwiſchenact den Hof macht; der Mann iſt im zweiten oder dritten Logenrang und vor ihm eine Dame, welcher er den Hof macht; kann alſo ein Leib im erſten Logenrang ſich den Hof machen laſſen, und zu gleicher Zeit im dritten Rang ſelbſt den Hof machen?

Sehen wir ein ſolches Ehepaar auf Landparthien, ſie ſitzt zu Pferde und hinter ihr her galoppiren mehrere, welche die kühne Roßbändigerin bewundern, er ſetzt in einer Gondel ein paar waſſerluſtige Damen über die bläuliche Fluth, und hofft, daß ſeine Ueberſetzung mit dem Original belohnt werde; kann nun ein Leib zu gleicher Zeit Galoppreiten und Damen in einer Waſſer-Ueberſetzung liefern?

Das Sprichwort ſagt auch blos: „Mann und Weib iſt ein Leib“ aber nicht auch eine Seele. Nun kann aber an dieſem einen Leibe das Weib die rechte Hand und der Mann die linke Hand ſein, und es iſt ehelich-chriſtlich, daß die linke Hand nie wiſſe, was die rechte thut.

Wenn das Weib Frauenbeſuch bekommt, ſo ſagt er: „Mann und Weib iſt ein Leib,“ die beſuchen mich, ich geh' nicht von der Stelle; wenn der Mann ſich eine Summe zu einem Ueberrocke erſpart hat, ſo ſagt das Weib: „Mann und Weib iſt ein Leib,“ den Ueberrock werd' ich mir machen laſſen. Wenn die Frau eine zärtliche Freundin hat, und ſie oft umarmt, ſo ſagt der Mann: „Mann und Weib iſt ein Leib“ und umarmt ſie auch; wenn die Frau krank iſt und Freund Hain kommt, um ſie zu holen, ſo liſpelt ſie: „Mann und Weib iſt ein Leib,“ ſo nimm gefälligſt meinen Leib dort!

Wenn der Mann ein Dichter iſt, der die ganze Menſchheit liebt, ſo ſagt ſie: „Mann und Weib iſt ein Leib,“ ich muß nun auch gerade eine Hälfte der Menſchheit, die auf mich kommt, lieben. Dies Sprichwort hält alſo auch nicht Stich.

Betrachten wir, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, nun das Sprichwort:

„Geh' nicht viel in Nachbars Haus, du trägſt wenig Ehr' heraus."

Erſtens können wir jetzt gar nicht mit Beſtimmtheit ſagen „des Nachbars Haus"; denn wenn wir alle Ewiggelder und Hypothekengelder wüßten, die auf des Nachbars Haus laſten, ſo wüßten wir, daß des Nachbars Haus nicht das Haus des Nachbar iſt, es iſt das Haus nach borg, aber nicht nach Baar!

Vielleicht führt uns dieſe Betrachtung zu der Urſache, warum jetzt ſo viele Häuſer fallen.

Ein jeder Fall entſteht dadurch, daß alle Korper, vermöge ihrer Schwere, dem Mittelpuncte der Erde zuſtreben. Die Erde aber iſt nichts als ein Kaufmannsſtand, denn der Kaufmannsſtand iſt der einzige, der ſich ſtets um ſeine eigene Achſe dreht. Der Mittelpunct des Kaufmannsſtandes aber iſt der Credit, folglich beſteht der Mittelpunct der Erde aus Credit, es iſt alſo ſehr natürlich, daß die Häuſer deshalb fallen, weil ſie zu viel Beſtreben nach dieſem Mittelpuncte der Erde in ſich tragen.

Ich komme von dieſem Einfall, welcher auch vermöge ſeiner Schwere mich zu einem Abfall von meinem Sprichworte verleitete, wieder zu demſelben zurück. Es iſt nicht wahr, daß man wenig Ehre herausträgt, wenn man viel in's Nachbarhaus geht, wir tragen ſehr viel Ehre heraus, nicht etwa unſere, ſondern die Ehre, die wir nun dem Nachbarhauſe abzuſchneiden gedenken. Iſt zum Unglück die Nachbarhaus-Ehre zu kurz, um ihr noch etwas abſchneiden zu können, ſo ſchneiden wir im Nachbarhauſe andere Ehren von Unbekannten und Bekannten ab, und nehmen ſie mit, es muß alſo heißen: „Geh' viel in Nachbarhaus, ſo trägſt du viel Ehr' heraus!“

Was meinen Sie von dem Sprichworte:

„Ehrlich währt am längſten?“

Iſt Ehrlichkeit ein Kleid, welches lange währt, weil man es ſelten anzieht?

Jetzt ſollt es eigentlich heißen: „Ehrlich hat am längſten gewährt!“

Bis man ehrlich zu etwas kommt, da währt es am längſten, und da die Ehrlichkeit uns langweilt, ſo währt ſie wieder am längſten,

„Es fällt kein Gelehrter vom Himmel.“

Auch ein erlogenes Sprichwort; unſere Gelehrten fallen uns alle vom Himmel herunter, und die wenigen Gelehrten, die wirklich von den Schulen fallen, haben alle Augenblicke Urſache, wie aus dem Himmel gefallen zu ſein. Ueberhaupt der Himmel läßt Niemanden ſo fallen, als eben ſeine Gelehrten, daher ſehen wir ſo viele Gelehrte, die auf den Kopf gefallen ſind, und es iſt ein wahres Glück, daß die Gelehrten ſelten ſchwer ſind, und bei ihrer ſpecifiſchen Leichtigkeit ſanft auf die Naſe fallen.

„Müßiggang iſt aller Laſter Anfang.“

Das iſt auch nicht wahr! in unſerer Zeit, wo Trinken, Spielen, Fluchen, Verleumden, Verführen u. ſ. w. zum Geſchäfte geworden iſt, da muß es heißen:

„Müßiggang iſt aller Tugend Anfang."

„Wer's Glück hat, führt die Braut nach Haus!"

In dieſem Sprichworte liegt ſchon ausgedrückt, daß nur ein Menſch, der immer Glück hat, eine Braut nach Hauſe führen ſoll, ſo wie ein Menſch, der einmal Glück hat, auch in die Lotterie ſetzen ſoll, vielleicht macht er gerade einen Treffer. Sonſt müßte es heißen: „Wer das Glück hat, der führt die Braut nach Haus, d. h. nach Haus zurück, „woher er ſie geholt."

Das Sprichwort: „Ehen werden im Himmel geſchloſſen," hängt mit dem Sprichworte:

„Auf den Himmel muß man bauen, nur der Himmel fügt das Ende" und dieſes mit dem dritten Sprichworte: „Der Himmel hängt voll Geigen" genau zuſammen.

Im Himmel ſind gut Ehen zu ſchließen, denn der Himmel fügt auch das Ende. Weil im Himmel Ehen geſchloſſen werden, hängt der Himmel voll Geigen, denn die Geige iſt das Symbol der Ehe, weil bei ihr die Eh-(E)Saite die dünnſte iſt, und diejenige, die am leichteſten zerreißt. — Auf den Himmel iſt gut bauen, weil Ehen in ihm geſchloſſen werden; denn Ehen ſchließen iſt ſchon der letzte Einfall, ſodann läßt ſich ohne Gefahr bauen. Eben weil die Ehen im Himmel geſchloſſen werden, ſind unſere Eheleute nachher wie aus dem Himmel gefallen, und eben bis die Ehen vom Himmel auf die Erde kommen, ſind ſie wie der Hagel eiskalt geworden. Da nun die Ehen auf die Erde fielen, die Geigen aber im Himmel hängen geblieben ſind, ſo ſpielen wir für unſere Erden-Ehe blos den Contrabaß!

Die Ehen werden alſo im Himmel geſchloſſen und als Gefangene paarweiſe aneinander geſchloſſen auf die Erde geſchickt.

Nach dieſer kleinen Heerſchau der Sprichwörter wollen wir, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, noch eine winzige Reue über die Redensarten halten, die wir täglich und ſtündlich im Munde führen, um zu ſehen, was wir eigentlich mit ihnen ſo in Wahrheit meinen.

„Ihr gehorſamſter Diener!“ Das hören wir täglich hundertmal; nun aber erſtens, wer erlaubt ſogleich jedem mein Diener zu ſein?

Wenn ich einen Diener annehme, ſo muß er mir Atteſte und Zeugniſſe bringen, wenn alſo Jemand auf der Straße zu uns ſagt: „gehorſamer Diener!“ ſo ſollten wir ihm ſogleich ſeine Atteſte und Zeugniſſe abfordern, ob er ein ehelicher treuer Kerl iſt, den wir zum gehorſamſten Diener haben wollen. Fordern wir aber einmal von einem ſolchen „gehorſamſten Diener!“ den kleinſten Dienſt, ſo würden wir von ſeiner Dienerſchaft ſchöne Proben bekommen. Ein Miniſter ſagt uns:

„Ihr ganz gehorſamſter Diener!“

Eine Stunde darauf könnte er durch ein einziges Wörtchen, durch einen Federzug uns einen Dienſt leiſten, er thuts gewiß nicht.

Alſo das gewöhnliche „Ihr gehorſamſter Diener“ heißt nichts als: „Was ſcher' ich mich um den Kerl!“

Dabei nehmen wir den Hut ab, damit der Himmel unſere Gedanken ſehe, und bücken uns dazu, als wollten wir es mit dem Kreuze beſtätigen.

„Ach! ich freue mich unendlich, Sie endlich einmal wiederzuſehen!“

Das heißt nicht anders, als „Himmel Herrgott! iſt der Menſch denn ſchon wieder da!“

„Sie ſehen heute aus, wie das liebe Leben!“

Mit andern Worten geſagt: „Der ſchaut aus, daß einem Uebel werden möchte.“

„Ach, wie geht's denn ihren lieben kleinen Goldjungen!

Zu deutſch: „Lebt denn die Meerkatzenbrut auch noch?“

„Wollen Sie nicht gefälligſt Platz nehmen? oder richtig überſetzt: „Wären Sie ſchon dort, wo der Pfeffer wächſt!

„Erzeigen Sie mir die Ehre, nächſten Sonntag meinen Tiſch zu beglücken!“ das heißt: „Einmal muß ich die verfluchte Schuldigkeit doch vom Halſe bekommen!“

„Ach, welch glücklicher Zufall! ſeh' ich Sie ſchon wieder?“ ſoll heißen: „Hol' Dich der Kukuk, alle drei Spannweit ſieht man das confiſcirte Geſicht!“

„Das muß man geſtehen, Ihr Geſchmack ſich zu kleiden iſt unique!“ oder richtiger ausgedrückt: „Der Pavian kleidet ſich wie ein wahnſinniger Tuſchkaſten!“

„Mein Fräulein, mit Ihnen zu tanzen iſt ein Genuß!“ auf gut deutſch: „Mamſell, ich wollt, Sie wären ohne Beine auf die Welt gekommen!“

„Ach Freund, ich habe mich in ihrer Vorleſung göttlich unterhalten!“ will eben ſo viel ſagen als: „Ich habe mich gelangweilt wie ein Mops!“

„Sie haben den vortrefflichſten Keller in der ganzen Stadt;“ oder auch: „Der Teufel hol' Ihren Krätzer!“

So ungefähr, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt die eigentliche und richtige Auslegung unſerer gewöhnlichen Redensarten, mit welchen wir uns abſpeiſen und mit denen wir durchs ganze liebe Leben leeres Stroh dreſchen.

Selbſt die Redensart „leeres Stroh dreſchen“ bringt mich auf die Falſchheit des Ausdruckes „leeres Stroh dreſchen,“ ſo wie überhaupt auf das große Unrecht, welches wir Menſchen dem Stroh anthun.

Ich weiß nicht, wie es aber immer kommt, daß ich nie an leeres Stroh denken kann, ohne daß mir der Dilettantismus einfällt, ſo wie ich auch nie an Dilettantismus denken kann, ohne daß ich leeres Stroh vor mir ſehe.

Ich meine hier nicht jenes Dilettiren, wenn die Jugend den ſüßen Reizen der holden, lebenverſchönernden Künſte obliegt, ich rede hier nicht von den angenehmen Stunden, die uns in häuslichen Kreiſen durch den Zauber des Geſanges, durch den Reiz der Muſik, ſo herz- und geiſterhebend ausgefüllt werden; denn wer iſt ein ſolcher Barbar, dem ſegens- und gemüthsreichen Einfluße ſolcher geſelligen Stunden, in welcher die ſanftern Schweſterkünſte den Pendelſchlag der Zeit beflügeln, zu widerſtehen? Wer überläßt ſich nicht gerne den milden Eindrücken eines gut geſungenen Liedes, einer fertig geſpielten Compoſition auf irgend einem angenehmen Inſtrumente, oder den lieblichen Phantaſien einer gut vorgetragenen Dichtung.

Ich mag nur jenen Dilettantismus nicht leiden, der den Kindern ſeiltänzermäßig eingebläut wird, damit ſie ihn in Geſellſchaften ausſchwitzen ſollen; jenen Dilettantismus, der in Kunſtſtücken und Purzel-Bäumen uns vorgemacht wird; jenen Dilettantismus, der nicht zur Kunſt führt und auch dieſe göttliche Abſtammung nicht verräth, ſondern der eine krampfhafte Verzerrung des hohen Ideals iſt, jenes rachitiſche, engliſchgliedrige Geſpenſt, das uns aus Kinderſtuben entgegenkriecht und uns zum innigen Mitleid bewegt. Der Norden iſt der Brütoſen dieſer geſelligen Ungeheuer. Mir lag immer zwei Tage früher ein Alpengebirg auf der Bruſt, wenn ich zu Thee mit Bildung, und Pumpernikel mit Dilettantismus gebeten wurde. In Nord-Deutſchland iſt es eine wahre Dilettanten-Hatze, auf jeder Butterbemme kriecht ein Dilettant herum, und mit jedem Biſſen Schlagwurſt muß man einen Dilettanten oder wie ſie eigentlich heißen ſollten: einen Delinquenten hinunterſchlucken.

Zum Spaß, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, will ich Ihnen einen ſolchen äſthetiſchen Delinquenten-Thee-Abend mittheilen, den ich in einer nicht unbedeutenden norddeutſchen Stadt mitzumachen das horrende Glück hatte.

Die Frau Legationsräthin, bei welcher dieſe mörderiſche Dilettantenſchlacht vorging, war bekannt für eine Schönheit vom dritten Waſſer und ihr Thee für eine Schönheit vom erſten Waſſer, ihr Herr Gemahl für ſehr fett und ihr Butterbrot für ſehr mager; allein da ſie eine Nichte hatte, mit Augen ſchwarz wie die Nacht, Wangen friſch wie der Morgen, Lippen glühend wie der Mittag, und einem Herzen milde wie der Abend, nahm ich gewöhnlich die Einladung der Tante an, und machte mit Nichten den Tantalus.

Kaum ſaß ich ein paar Minuten, als angekündigt wurde, es ſei eine dilettirende muſikaliſch-declamatoriſche Abendunterhaltung arrangirt. Ich fühlte, wie ich blaß wurde, und ſagte zu einer neben mir ſitzenden Auscultator-Frau: „Die Erfindung der Dilettanten iſt doch ſehr heilſam!

Die Auscultator-Frau lächelte: „die Entdeckung wollen Sie ſagen!“ Die Schlacht begann.

Ein Hausvetter, ein Dilettant von Profeſſion, hatte einen Prolog gedichtet. Zwei Bogen Papier droheten wie zwei Jahrhunderte in ſeiner Hand. Ich empfahl meine Seele Gott und hörte zu. Der Vetter war ein Mordvetter! er ſtand da, wie die Zugſpitze, Bäche Schweiß rannen ihm von dem hohen Haupte, der Vetter mußte eine Lunge gehabt haben wie ein Rhinoceros, er war nicht zum Umbringen! endlich ſchleuderte er wie ein Vulkan das letzte Wort über unſere Häupter hin: „Bravo!“ „Bravo!“ ſchrie Alles, und die Auscultator-Frau ſagte zu mir:

„Die Idee dieſer Denkungsart hat Aehnlichkeit mit dem Marquis von Poaſert in Goethes Emilia Galotti!“ „Richtig! meine Gnädige!“ ſagte ich, „auch etwas mit Caroline Moor in Klopſtocks Rinaldo Rinaldini.“

Nun kam die Tochter des Hauſes und ſang „Mathiſſons Adelaide“ mit Muſik von Beethoven. Nun gehört gerade dieſes Lied mit dieſer Muſik zu den zarteſten Schätzen der Poeſie und der Muſik und ein Meſſerſtich durchfuhr meine Bruſt, als der erſte Ton wie aus einer geplatzten Fiſchblaſe aus ihrer Kehle kam. Bei dem Refrain „Adelaide“ legte ſie das Köpfchen immer wie eine Tiſchklappe auf die linke Schulter und tremulirte das Wort heraus, daß ich glaubte, die gute „Adelaide“ werde ganz zerbröckelt herausfallen.

„Süperbe!“ „Süperbe!“ ſchrie Alles. „O,“ ſagte die Auscultator-Frau, „wenn das nur Eiland Beethoven hören könnte, ich ſelbſt würde um dieſen Preis es nicht hören!“

„Da zertheile ich ihre Empfindſamkeiten!“ war meine Antwort.

Nun ſollte das zehnjährige Töchterchen etwas declamiren, blos eine Kleinigkeit; „Schillers Glocke!“

Ich hätte in dieſem Augenblick eine halbe Million für einen gelinden Nervenſchlag gegeben.

Die Kleine begann:

Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango!

„Wie nennt ſich das auf Deutſch?“ fragte mich die Auscultator-Frau.

„Es heißt, ſagte ich: „die Lebenden ennuyir ich, die Todten maltraitir ich, und das Donnerwetter parodir’ ich!“ — „Ach,“ ſagte ſie, „der Schiller war doch ein ſehr moraliſcher Menſch!“

Zum Unglück wußten Alle die Glocke auswendig, und jeder half ein; bei der Stelle:

„Der Wahn iſt kurz,“

ſah die Auscultator-Frau ihren Mann an, welcher wirklich etwas kürzlich war und bei den Worten:

„Die Reu iſt lang!“

ſtreckt ſie die Arme aus, als wollte ſie anzeigen, wie lang die Reue ſei.

Bei dem Schluße:

„Friede ſei ihr erſt Geläute!“ läutete die ganze Geſellſchaft mit: „Charmant!“ „Charmant!“ hieß es ringsum.

„Ja,“ ſagte die Auscultatorfrau zu mir, „die Glocke iſt doch ein ſchönes Epigramm, und man kann die ganze Naturgeſchichte aus ihr lernen!“ — „Ja! meine Gnädigſte!“ erwiderte ich, „und beſonders für die Feuer-Commiſſion und Schornſteinfeger iſt es ein wahres Lehrbuch!“

Nun declamirten zwei Damen den Dialog der Königinnen in „Maria Stuart“. Das Köſtlichſte dabei war, daß die Eine im Eifer ſagte: „Dort legt ein Schiffer ſeinen Nachen an!“ Dabei ſpreitzte ſie die Hand grad aus, und alles folgte unwillkürlich dieſer Bewegung, und die Frau Legationsräthin ſaß wirklich mit offenem Maul da.

Die Auscultatorfrau meinte wieder, die Eine hätte mehr Talent zum Gekünſtelten, die andere aber wäre blos neutral.

Noch waren meine Leiden nicht zu Ende. Die Frau Legationsräthin ſpielten Guitarre und ſangen die „Leonore“ mit Muſik von Zumſteeg dazu. Sie lag ganz über die Guitarre und ruderte mit dem Ellenbogen, als ob ſie ſchwimmen wollte; bei den Worten: „Die Todten reiten ſchnell“ gerieth ſie ſtets in Feuer, und ich glaubte alle Augenblicke, die Frau Legationsräthin würde auf der Guitarre zum Fenſter hinausreiten. „Göttlich!“ „Göttlich!“ ſchrie Alles.

Die Auscultatorfrau ſagte: „Man ſieht doch gleich wer bürgerlich iſt, der bringt ſeinen Rappen mit in's Gedicht!

„O,“ ſagte ich, „der Rappe iſt kein gewöhnlicher Rapp; der Rapp iſt von gutem Haus, blos ein Geiſt und aus der Familie des General Rapp.“

Zum Schluße tanzten noch zwei Kinder die Gavotte, wie ein paar exercirende Regenwürmer. Es war eine wahre Seelenangſt es anzuſchauen.

Die Auscultatorfrau drückte mir in Verzückung die Hand und liſpelte:

„Ach, was iſt die Jugend reizend, wenn ſie noch elaſtiſch iſt!“

„Tanzen Sie auch?“ fragte ich ſie, und warf einen Seitenblick auf ihre dubiöſe Elaſticität.

„Früher,“ ſagte ſie, „hab' ich es oft als eine gymnaſtiſche Uebung getrieben.“

Da trat die Frau Legationsräthin zu mir heran und ſprach:

„Der Herr Doctor müſſen ſchon heute mit dem Wenigen Vorlieb nehmen!“ Ach, ſagte ich, gnädige Frau, das muß man Ihnen laſſen, es verſteht es kein Menſch ſo wie Sie, eine Geſellſchaft zu amüſiren!

„Schmeichler!“ ſagte ſie, warf mir ein leeres Bonbon-Papier an den Kopf und ging von dannen.

Dieſes Bild eines nordiſchen Dilettanten-Thees, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt wahrlich nicht mit zu grellen Farben geſchildert, und der Ausdruck dafür: „leeres Strohdreſchen,“ iſt ein ſehr gelinder, denn das einförmige Klappern, welches durch dieſes Dreſchen entſteht, iſt bei weitem nicht ſo qualvoll, als jenes Angſt- und Peingeſchrei wüthiger Dilettanten.

Nun komme ich darauf zurück, daß es mir ſehr ſchmerzlich iſt, das gute liebe Stroh ſo gering geſchätzt, ſo verachtet zu wiſſen. Das Stroh iſt nichts anderes, als ein umgekehrter Parvenu, ein vom Unglück gebeugtes, um alle ſeine Glücksgüter gekommenes Weſen. Es ſtammt aus einer der erſten Familien des Landes, vom Getreide ab.

Wie blühend war der Zuſtand des unglücklichen Stroh's, als es noch Getreide war! Alles machte ihm den Hof, jung und alt wallfahrte zu ihm hinaus und freute ſich ſeines Wohlſtandes. Dichter beſangen ſeine goldenen Wogen, und ſchäckernde Mädchen ſpielten in ſeiner grünenden Saat.

Sehen Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, einen Strohhalm an; ſo lange er noch ungeſchnitten im Felde ſteht, iſt er das Bild der Menſchen; denn die Korn- und Weizenähre, die körnerreich iſt, die ſo zu ſagen, etwas im Kopfe hat, die neigt das gefüllte Haupt beſcheiden zu Boden, in demüthig gekrümmter Stellung ſteht ſie in der Reihe der andern da; ſehen Sie aber die leere Aehre an, die gar nichts in Kopfe hat, wie hoch und ſtolz emporgeſchoſſen ſie das Haupt erhebt, und anmaſſend um ſich blickt, gerade wie bei den Menſchen!

Alſo, ſo lange das Stroh etwas beſitzt, ſchätzen wir es, kaum iſt es durch unſere eigene Grauſamkeit um ſein Bischen Vermögen gekommen, ſo verachten wir es, ſo verfolgen wir es.

Wie ſoll aber das Stroh mehr ſein als Stroh, da es ſtets nur mit Flegeln umgeht? Aber betrachtet nur die Strohe untereinander, und geſtehet, daß die Strohe beſſer ſind und edler als die Menſchen.

Sehen Sie einmal die verſchiedenen Strohe an, Weizenſtroh, Kornſtroh, Haferſtroh, Roggenſtroh, Bohnenſtroh, Erbſenſtoh, Dünkelſtroh u. ſ. w.! gibt es Parteienhaß, Religions-Verfolgung, und Rangneid unter ihnen?

Hat je das hohe Weizenſtroh zu dem niedern Haferſtroh geſagt:

„Ich bin hochgebornes Stroh, und du biſt nur bürgerliches Stroh?“ Hat je Kornſtroh zu Dünkelſtroh geſagt: „mein Korn allein macht die Menſchheit ſelig, dein Dünkel iſt einfach, du haſt den unrechten Glauben, man muß dich ausrotten?“

Dreſchen die Strohe alſo nicht weniger leere Strohe, als wir Menſchen? — Wir hoffärtigen und nichtigen Menſchen reden uns doch ein, daß an dem Tage der Garben, nach der großen Ernte, wenn wir alle nichts ſein werden, als ausgedroſchenes Stroh, auch dann reden wir uns noch ein, daß ein Stroh ſeliger werden wird, als die andern!

Ihnen aber, meine freundlichen Hörerinnen, lege ich das Stroh beſonders an's Herz. Ihnen empfehl ich meinen gedemüthigten Clienten, an ihrer Milde ſoll ſich das Stroh wieder aufrichten. O, meine freundlichen Hörerinnen, gedenken ſie jener goldenen ſüßträumeriſchen Zeit, jener dichteriſchen Tage, wo ein liebend Herz und eine Strohhütte alle, alle ihre Wünſche umfaßte?

Ich weiß nicht, meine freundlichen Hörerinnen, ob Sie je eine Strohhütte und ein liebendes Herz in Natura geſehen haben, denn ſeitdem die Feuraſſecuranzen entſtanden, hat man ſie beide verbannt, weil ſie zu leicht Feuer fangen.

Aber es hat früher vielleicht dergleichen Dinge, als liebende Herzen und Strohhütten, gegeben und man ſagt ſogar, daß in dem neuen Muſeum zu Berlin ein dergleichen liebend Herz wirklich aufbewahrt wird.

Wundern Sie ſich nicht, meine freundlichen Hörerinnen, daß gerade ich mich der verbannten Strohdächer ſo annehme, denn wir Dichter ſind die nächſten Anverwandten aller Dächer, da wir zunächſt unter ihnen wohnen.

Mit den Strohdächern iſt die Regierung der Dichter verſchwunden, wir nur verſetzten die Liebe unter ein Strohdach. In früherer Zeit da kannte man auch die Wetterableiter noch nicht, da zuckte noch einmal der göttliche Funke vom Himmel und zündete ſein Opfer an; jetzt aber haben die Häuſer eiſerne und die Herzen goldene Blitzableiter und dennoch gab es nie ſo viel häusliche Donnerwetter, als eben jetzt. Ich glaube, liebende Herzen und Mispel halten ſich nur in Stroh am längſten. Es iſt daher ſchade, daß die Liebe im Herzen und nicht im Kopfe wohnt, ſonſt würde ſie ſich doch noch in manchen Strohköpfen erhalten haben.

Es wird Ihnen nicht entgangen ſein, meine freundlichen Hörerinnen, daß wir jetzt auch eine Art Liebe haben, die ſich eben jetzt im Monat Mai zu zeigen anfängt, und die wie die Krebſe in den Monaten ohne R, Mai, Juni, Juli und Auguſt ſo ziemlich gut ſchmeckt. Das kommt daher, meine freundlichen Hörerinnen, weil Sie in dieſen Monaten auch eine Art Strohdächer auf dem Kopfe tragen, Strohhüte. Liebe und Stroh ziehen ſich nun einmal ausgemacht gegenſeitig an.

Ein Frauenzimmer im Strohhut verliebt ſich um dreiachtel Zeit wenigſtens ſchneller, als ein Frauenzimmer im Sammt- oder Atlas- oder Plüſchhut. Von den Damen in Filzhütten red' ich gar nicht, denn ein Filz weiß nie was von Liebe. Es gibt kein Frauenzimmer, welches im Strohhute nicht ſchäferlicher geſinnt wäre, als ſonſt, trotz dem, daß die Strohhüte aus Stroh ohne Bart gemacht werden.

Gewiß ſteht Liebe und Stroh in geheimer magnetiſcher Verbindung, denn wann liebt der Mann ſeine Frau am zärtlichſten? wann iſt ſie ihm am liebſten? Wenn er Strohwitwer iſt.

O, das Wort „Stroh" iſt ein gewichtiges Wort und oft iſt bei einer Partie Whiſt der Strohmann der intereſſanteſte unter den andern drei alliirten Mächten! Ich bitte alſo, das Stroh nicht ſo ganz mit Füßen zu treten, und um Sie, meine freundlichen Hörerinnen, ganz mit dem Stroh zu verſöhnen, ſollen Sie ſo eben das letzte Wort darüber haben.

Zweite Abtheilung.

Das Deſiderienbuch des Schickſals.

Das Schickſal hat in neuerer Zeit ein ganz eigenes Schickſal gehabt! Unſere guten Vorältern haben gar kein Schickſal gehabt, jetzt hat jeder Lump ein Schickſal. Unſere Vorältern hatten eine Vorſehung, eine liebe, einfache, bequeme, heilſame Tracht, ſie befanden ſich dabei wohl an Leib und Seele. Jetzt haben wir einen Schickſals-Schneider, wir tragen Fatums! man trägt ſie verſchieden: Spinoziſtiſches Fatum, aſtrologiſches Fatum, vernünftiges Fatum, griechiſches Fatum und türkiſches Fatum.

Das türkiſche Fatum hat in neuerer Zeit ruſſiſche Bäder genommen, und iſt dadurch außer Mode gekommen, dafür wird das griechiſche Fatum durch engliſche Wichs (Whigs) in neuem Glanz erſcheinen.

Dieſes gutes Schickſal muß Alles gethan haben! wenn wir unſere Köchin fragen, warum iſt aber der Eierkuchen verbrannt, ſo ſagt ſie:

„Ich hab' doch ein eigenes Schickſal mit meinen Eierkuchen!"

Da läßt ſich nichts mehr ſagen! Das Schickſal hat die Eierkuchen verbrannt!

Letzthin ſtürzte mein Barbier, mit Thränen in den Augen, in mein Zimmer, ſtreckte das Meſſer in die Höhe, und rief mit allem Pathos des verzweifelnden Barbierthums:

„O Schickſal, das iſt ſchmutzig von dir!“

Er hatte nämlich ein Viertellos in vier Ziehungen durchgeſpielt, ohne daß es gewann, in der fünften ſpielte er es nicht mehr, und es gewann 12,000 Thaler. Noch einmal rief er:

„Schickſal, das iſt ſchmutzig!“ und ſtürzte aus dem Zimmer.

Ich lachte den Barbier aus.

Eine Stunde darauf bekam ich eine Zuſtellung von der Polizei, ich ſollte mich auf acht Tage zur Ruhe ſetzen, weil ich in Gegenwart des Publikums genieſ't hatte, und wenn ein Schriftſteller nieſ't, ſo ſagt jede Polizei: „Zur Geneſung!“ Die Geneſung aber bedarf vor Allem Ruhe und Abgeſchiedenheit. Dazu mußte ich noch im voraus 4 fl. 36 kr. bezahlen.

„O Barbier, Barbier, rief ich aus, o Schickſal, das iſt ſchmutzig von dir!“

Ich ſtürzte in den engliſchen Garten, und es kam mir vor, als ob auf jedem Blatte ein Schickſal ſäße, und mich auslachte. Plötzlich ſchlägt mir Jemand auf die Schulter: „Guten Abend!“ Ich ſah mich verdrießlich um, ein junger Menſch, den ich auf den erſten Augenblick für einen Seiltänzer hielt, ſtand vor mir.

„Mit wem hab' ich die Ehre zu ſprechen?“ fragt' ich.

„Ich,“ erwiderte er, „ich bin das Schickſal, und will dir beweiſen, daß ich nicht ſo ſchmutzig bin, wie du meinſt. Hier haſt du den Schlüſſel zu meinem Bureau, mache du das Schickſal, merk' auf, was alle Leute in ein Deſiderienbuch einſchreiben, und dann ſage mir, ob das Schickſal eines Schickſals zu beneiden iſt; ich aber geh' ndeſſen auf die Polizei und laß mich zur Ruhe ſetzen.“

Und ſo geſchah es auch.

„Donnerwetter!“ dacht' ich, wenn die Polizei wüßte, daß ſie das Schickſal eingeſperrt hat, der Kerl müßte bei Waſſer und Brot ſitzen.“

Ich ſetzte mich auf das Bureau des Schickſals, das Deſiderienbuch lag da, und daneben eine große Rieſenfeder, mit welcher ſich alle Menſchen in das Buch einſchrieben. Ich war noch nicht lange da, als ſchon das Heer der Einſchreibenden ankam.

Zuerſt kamen die Gärteninhaber um die Stadt München und baten dringend um ſchönes Wetter. Darauf kamen die Schuſter, die Fiaker und die Parapluiehändler und baten dringend um ſchlechtes Wetter. Dann kamen die armen Leute und baten um einen warmen Winter, und gleich darauf die Holzhändler, und baten um einen ſehr ſtrengen Winter. Jetzt kamen die Speiſewirthe, die Wildprethändler und Weinhändler und wünſchten Geſundheit und einen guten Magen für die ganze Menſchheit, und ſogleich hinterher die Aerzte, die Apotheker und die Todtengräber, und wünſchten allgemeine Magenverderbniß und tödtliche Langeweile. Nun zogen Bauern, Künſtler und Handwerker heran und flehten um Frieden, und eine Minute darauf kamen Soldaten, Advocaten, Speculanten und Lieferanten und baten um Krieg und Verheerung. Darauf kamen Theater-Directeure und baten um gute

Stücke, aber die Recenſenten erbaten ſich gleich hintendrein lauter ſchlechte Stücke. Darauf kamen ſämmtliche Mädchen und ſchrien: „O gutes Schickſal, nur Männer!“ aber die Männer folgten und ſchrien, und ſchrien:

„O, gutes Schickſal, nur keine Weiber!“

Nun kam eine ſchöne Actrice und bat um Applaus, aber ſogleich kam eine noch ſchönere und bat, dieſe möcht' ausgeziſcht werden.

Nun kamen mehrere Zeitungs-Blätter und wünſchten, die Abonnenten möchten zunehmen und die Abonnenten verlangten, die Blätter ſollten abnehmen.

Da kam auch die ſämmtliche getaufte Judenheit aus England, und bat, die Emancipation der Juden möchte nicht durchgehen, denn ſonſt hätten ſie ſich umſonſt taufen laſſen, aber auch der Genius der engliſchen Nation erſchien und ſprach:

„Da die engliſche Nation doch eigentlich aus lauter Juden beſteht, ſo wüßte man nicht, warum ein kleiner Theil dieſer Juden nicht emancipirt werden ſollte.“

Auch die Griechen kamen, und ſchrieben in das Deſiderienbuch ein, man hätte ſo lange mit ihnen „Ecarté“ geſpielt, aber ohne König, jetzt wollten ſie einen König haben, aber er ſollte nicht wie ein Kartenkönig in franzöſiſchen Karten zwei Köpfe haben, z. B. einen engliſchen und einen griechiſchen; denn dieſe zwei Kartenköpfe ſtehen gewöhnlich gegen einander gerichtet.

Die Völker kamen und baten um eine öffentliche

Gerichtsbarkeit und die Juriſten baten um eine geheime Gerichtsbarkeit.

Kurz die Wünſche Aller liefen ſich gerade entgegen, und ich überdachte eben, wie zu bedauern das Schickſal ſei, und wie unrecht wir demſelben thun, als das Schickſal ſelbſt hereinſtürzte und auch etwas in das Deſiderienbuch des Schickſals einſchrieb. Das Schickſal wünſchte nämlich ſelbſt wieder Schickſal zu werden, denn ſagte es, es iſt doch beſſer, wenn das Schickſal die Polizei in Händen hat, als wenn die Polizei das Schickſal in der Hand hat. Dagegen ließ ſich nichts einwenden, ich räumte dem Schickſal ſeinen Platz wieder ein, und es ſtellte mir frei, auch einen Wunſch in das Deſiderienbuch einzuſchreiben, er ſollte erfüllt werden. Einen Augenblick wurde mir ganz ſchwindlich, goldne Berge lagen vor meiner Phantaſie, Zauberſchlöſſer bauten ſich vor mir auf! Titel und Orden ſlammten vor meinen Augen, aus dem verfallenen Grabe meines Herzens ſtiegen ſelige Geſtalten heraus, Lorbeerbäume winkten mit ihrem tiefſinnigen Grün, pardieſiſche Tempe-Thäler lockten mit Farbenſpiel und duft'gen Blüthenſtrömen, aber an dem jungen Zweig einer grünen Weide hing eine einfache Leier und aus ihren Saiten klang es mir zu wie Freundesruf aus der Ferne, wie Muttergruß von Jenſeits, wie Kirchentroſt am Grabesrand, und aller Flitter zerſtob um mich, und ich ſchrieb blos folgende Zeilen ein:

Ich höre Harmonien in mir rauſchen,
Im Buſen ſchlägt ein Nachtigallenchor,
Es lockt die eig'ne Bruſt mir zu belauſchen,
Es ziehen weiche Klänge mir in's Ohr,
Doch ſoll mein Wünſchen ich in Worte tauſchen,
Zerrinnts um mich wie leichter Nebelflor,
Ich will des Regenbogensſchimmer faſſen,
Und ſind geſtaltenloſe Wolkenmaſſen!

Natur! Du biſt des Sängers höchſte Gabe,
Du bleibſt allein ſein angebetet Haupt,
Geſang zieht durch die Welt am Pilgerſtabe,
Der Heimath ſieht die Dichtkunſt ſich beraubt,
Der Lenz iſt ihre Welt, der Mai ihr Habe,
Nur Blätter ſind zum Obdach ihr gelaubt,
Kein Laut kommt freundlich ihr entgegen,
Als der, den ihre Silberſaiten regen.

Dennoch vor allen haſt du den erkoren,
Dem du geſchenkt des Liedes Zaubermacht,
Mit jedem Tag wird ihm ein Reich geboren,
Und eig'ne Sonnen ſchafft er ſeiner Nacht,
Er ruft den Reiz zurück verſchwund'ner Horen,
Daß das Vergang'ne weilend bei ihm lacht,
Und aus dem Reich der Fluren und der Auen,
Bringt Blumen er den Herren und den Frauen.

So will ich denn zum Abſchied eben,
Mir Blumen pflücken ohne Raſt,
Und jedem dann das Blümchen geben,
Das ſich ſo g'rade zu ihm paßt:

Für Frauenzimmer bring' in Schaaren,
Ich Blumen erſt in Liebe dar,

Für Bräute bring' ich „Braut in Haaren"
Für Frauen bring ich „Frauenhaar."

Die Mädchen müſſen „Lilien" haben,
Das „Röschen" und auch „Tauſendſchön"
Zuerſt ſoll „Augentroſt" ſie laben,
Dann iſt „brennende Lieb" zu ſeh'n.

Für Mädchen, die am Nähtiſch ſitzen,
Da bring ich freundlich „Fingerhut",
Und die am Herd beim Kochen ſchwitzen,
Die finden „Löffelkraut" auch gut.

Die Dumme, die mit Sprechen zaudert,
Kriegt „Gänſeblum" von mir,
Die andre, die in einem plaudert,
Die „Glockenblume" reich ich ihr.

Dem Manne, der zum Herzenslohne
Aus Liebe wirbt im Mädchenkreis,
Dem reiche ich die „Königskrone"
Und auch das Blümchen: „Ehrenpreis".

Doch dem, der nur auf volle Hände,
Und nicht auf volle Herzen ſchaut,
Dem reich ich „Goldlack" bis ans Ende,
Und auch das „Tauſendguldenkraut".

Für Ritter und für Kriegeshelden,
Iſt „Ritterſporn" und „Löwenzahn"
Doch will ſich mir ein Feiger melden,
Dem biete „Zittergras" ich an.

Den Dichtern wird die „Imortelle"
Mit tiefer Demuth auch verehrt,

Doch naht ein Scribler meiner Schwelle,
So werden „Neſſeln“ ihm beſcheert.

Für Advocaten und Geleite,
Hab' „Zankkraut“ ich und durſt'gen „Schwamm“,
Und für gewiſſe Eheleute
Bring' ich auch heimlich „Hahnenkamm“.

Mich ſelber würd' es ſehr beglücken,
Dürft' aus dem Kreis, der mich umflicht,
Ich heute mir das Kleeblatt pflücken:
„Nachſicht“, „Geduld“, „Vergißmeinnicht“

Die
deutſchen Frauen, wie ſie ſchwanken und ſchwenke

Ehret die Frauen, ſie ſchwanken und ſchwenken
Herzen und Tücher zum Fenſter hinaus;
Stehen auf Stühlen, ſtehen auf Bänken,
Schwenken die Fahnen, ſchwenken den Strauß;
Schwanken im Herzen von Einem zum Andern,
Schwenken im Fenſter Allen, die wandern!

Ehret die Frauen, ſie ſchwanken und ſchwenken,
Schwenken und ſchwanken mit Sinn und mit Hand;
Schwanken vom Manne zum Mann, ſeit Gedenken,
Schwenken für Jeden das Tuch und das Band;
Heute für Kaiſer und König, geſetzlich;
Morgen für's Volk, ſouverain, unverletzlich!

Schlägt heut' ihr Herz noch für Mann und Gebieter,
   Morgen ſchon ſchwankt es, es kriegt's der Student;
Heute für Krone urd Kronenbehüter,
   Morgen iſt „Aufruhr“ ihr Herzelement;
Singen heut': „Heil Dir im“ und „Gott erhalte!“
Morgen das „Fuchslied,“ ſo junge als alte!

Ehret die Frauen, ſie ſchwanken und ſchwenken
   Herzen und Tücher, wie's g'rade ſich trifft;
Heut' iſt für's Haus nur ihr Sinnen und Denken,
   Morgen iſt ihnen die Häuslichkeit Giſt!
Heute iſt „Stille“ ihr ſittig' Begehren,
Morgen kann man beim Cravalle ſie hören!

Heute für „Deutſchland“ nur tragen ſie Bänder,
   Sticken und ſchwärmen nur „Schwarz, Roth und Gold!“
Morgen als Ungarn für Bruſt und Gewänder,
   Sind ſie der grünlichen Farbe auch hold;
Wieder ein Morgen und eben dieſelben
Sind ſchnell die „Schwarzweißen“ und die „Schwarzgelben!“

Heut' für Studenten blos Schleifen, Kokarden,
   — Blos für die Studenten ihr Herzchen nur ſchlug; —
Schwanken ſie morgen nur wieder zu „Garden,“
   Schwenken ſie Fackeln beim wühlenden Zug;
Kommen dann an die Allerwelts-Deputirten,
Schwenken ſie wieder, die Bänder-Gezierten!

Heut' ſind ſie „Schweſtern“ für „unſere Brüder,“
   Für alle die Helden in jeder Fabrik;
Morgen im „Gleichheits-Klubb“ feurige Glieder;
   Dann wieder Jünger vom „Deutſchkatholik;“
Doch kaum das „Rothe“ ein Wenig ſich bleichte,
Gehen mit Roſenkranz fromm ſie zur Beichte!

Wollen heute von den „Soldaten“ nichts wiſſen!
„Feinde des Volkes! Die kommen uns nie!“
Morgen die Hand dem Croaten ſie küſſen,
Zupfen das Hemd des Gemals zu Charpie!
Kommen Soldaten, o Jubel ohn’ Ende!
Schwenken ſie Bänder und Fahnen behende!

Ehret die Frauen, ſie ſchwenken und ſchwanken
Herzen und Tücher im Zeitenverlauf;
Heut’ noch im „Klubb:“ Für „Volk ohne Schranken;“
„Treubund“ und „Frauenverein“ gleich morgen darauf;
Herzen und Meinung g’rad’ von Gummi-Gutte,
Weich und elaſtiſch, ja, „cosi fan tutte!“

Der Proletar.

Zerfetzt das Kleid, verwirrt das Haar,
Steht am Wegweiſer da ein Proletar;
Das Elend ſteht ihm im Angeſicht,
Der Hunger aus Aug’ und Miene ihm ſpricht;
Den Wegweiſer fragt er höhniſch, ſiech und matt:
„Gut’ Freund, ich bin verjagt dort unten aus der Stadt,
So weiſ’ mir den Weg, wohin ſoll ich geh’n?
Darf nirgends raſten, nicht ſitzen und ſteh’n,
Soll wandern, wandern zur Heimat die mich gebar,
Und ich hab’ keine Heimat, — ich bin ein Proletar!“ —

— Da kömmt ein Gensd’arm: „Was will er hier?
Wer iſt er? Wo hat er denn Paß und Papier?“

— Der Proletar ſchweigt. — „Nun, will er ſtörriſch ſein?
Wo kömmt er her? Wohin? Wo iſt ſein Heimatsſchein?“ —
„Ich? Ich gehör' in's Elend, hier die Schwielen an Hand
und Bein,
Sie ſind mein Ausweis und mein Heimatsſchein;
Mein dürrer Leib, mein Angeſicht blaß,
Iſt all' mein Papier und Reiſepaß;
Kann er das leſen? Dann wird er wohl gewahr
Wer und was ich bin, — ich bin ein Proletar!“ —

— Und weiter wandert er, den Knittel in der Hand,
Dem Schatten gleich ſchwankt er am Wegesrand,
Er hält ſich aufrecht auf den beiden Füßen kaum,
Die Zunge lechzt und klebt an ſeinem dürren Gaum;
Er aß nicht und er trank nicht ſchon an die dreißig Stund',
Die Glieder ſind ihm Blei, die Füße ſind ihm wund;
So ſchleppt er in ein Dorf ſich hin mit Müh und Noth,
Da kömmt der Richter: „Wer iſt man? Schwerenoth!
Schon wieder ſo ein Lump! Uns gehört er hier nicht zu!
Wer iſt er? Das ſag' er, dann pack' er ſich im Nu!“ —
„Ich bin ein Hungernder, reicht mir einen Biſſen Brot nur dar,
Euch ſagt es ja mein Elend: ich bin ein Proletar!“ —

— Der Richter jagt ihn aus dem Dorf' geſchwind,
Er ſchleppt ſich mühſam fort durch Schneegeſchlitz und Wind;
Der Sturm durchpfeift ſein löcherig Gewand,
Er ſtarrt vor Froſt, ſiecher wird ihm Fuß und Hand;
Ermüdung, Schlaf bewältigt ſeiner ſich alsbald,
Zum Graben an dem Weg' zieht's ihn mit Allgewalt,
Da ſchließt er 's Aug', ſein Haupt ſinkt auf den Stein,
Er fühlt den Tod, ſchon faßt er ſein Gebein;
„Zu beichten brauch' ich nicht, der Sünden bin ich baar,
Wie ſollt' ich ſünd'gen denn? — ich bin ein Proletar!“ —

— Erfroren, preisgegeben den Elementen wild,
Liegt todt im Graben er, auch Gottes Ebenbild!
Der Schnee allein erbarmt zum letzten Dienſt' ſich ſein,
Er hüllt ihn chriſtlich in ein weißes Linnen ein;
Und ſeine Seele, zu dem beſſern Sein erweckt,
Sie ſteigt vom Graben tief zum Himmel auf direct;
Und Petrus kömmt heraus zuerſt an's Himmelsthor,
Und fragt die arme Seele, wie der Richter g'rad zuvor:
„Wer iſt man? Was will man? Man habe nur Geduld;
Iſt man auch frei von Sünde, Fehl und Schuld?“ —
Die arme Seel' erſchrickt, und wie ſie's ſtets gehört, fürwahr,
Sagt ſie zu Petrus ſtillbeſchämt: „Ich bin ein Proletar!“

— Der liebe Hergott hört's, und ruft dem Petrus zu:
„Das Himmelsthor mach' freundlich auf im Nu,
Die Sterne ruf' heraus, und zünd' ſie alle an,
Die Engel ſollen kommen, mit Flügeln angethan,
Empfangen ſollen ſie, wie einen Bruder ganz,
Der tief auf Erden trug den Lebensdornenkranz!
Sein Erdengang voll Leid und Weih und Pein
Gilt für den Himmel als ſein Heimatſchein,
Denn oben hier im Himmel, in meiner Engel Schaar,
Heißt oftmals der ein „Fürſt,“ der d'runt hieß: Proletar!“

Simſon's Kapuziner-Predigt in der Paulskirche zu Frankfurt.

Heiſa, juchheiſa, dudeldumdei!
Da geht's ja hoch her, bin auch dabei!
Iſt das eine Armee von Deputirten?
Zählen wir zu Liberalen? Zu Rebellirten?
Treibt man ſo mit den Diäten-Spott,
Als hätt' der liebe deutſche Herrgott
Eine Preſſ' zu Koſſuth-Banknoten?
Iſt's jetzt Zeit zu Depeſchen und Noten,
Zu Jammer und Leid über Erſchlag'nen und Todten?
Quid hic statis otiosi?
Was fragt Ihr die Verfaſſung: „wann ſie?“ und „wo ſie?“
Was ſitzt Ihr hier und habt Profeſſoren feil,
Und kathedert ſtets: „ſintemalen und alldieweil?“
Die Kriegsfurie iſt an der Donau los,
In Preußen wird der alte Zopf wieder groß,
In Schleswig-Holſtein ſchlägt „Cain“ gegen ſeinen Bruder,
In Baiern kommt „Abel“ wieder an's Ruder,
Und der Reichstag ſitzt, ſitzt hier in Sanct Paul,
Beſchwört bald den Samuel, und bald den Saul,
Kümmert ſich mehr um das Mundwerk als um das Grundwerk,
Verliert eher die Faſſung, als er ſucht die Verfaſſung;
Hält ſich lieber daran, ob ein Journal keift oder bellt,
Als daß er ſich befeſtigt am Rhein und am Belt.
Das deutſche Reich ſeufzt und winſelt wie Tamino,
Der Reichstag lebt nur im „Weidenbuſch“ und „Caſino.“
Es iſt eine Zeit der Thränen und Noth,
In Deutſchland geſchehen Zeichen und Wunder:
Die Spree baut Schiffe mit Flagg' und Pilot,
Und die „öſt'reichiſche Zeitung,“ ſaperlot!

Reißt ſchon wieder die Regierung herunter!
Die Cholera kömmt, wie eine Ruthe,
Das Geld geht dem Rothſchild ſchon aus,
Die ganze Welt iſt ein Invalidenhaus,
Ein Meteor iſt erſchienen wie eine Knute,
Kein Nachtwächter weiß mehr, wie er tute,
Und der „römiſche Reich" — daß Gott erbarm',
Von „Hauſen-Sonders" bis „Stadt-Darm"
Iſt beſtändig jetzund in Allarm und All' arm!
Der Rhein und der Main
Weiß keiner d'rein was iſt mein oder ſein;
Den Iſter fragt man jetzt: wer iſt er?
An der Weſel und an der Oder
Schreit jeder Eſel: aber und oder!
Hannover liegt ganz an der „Leine,"
Die Hanſe hat Hänſe, gar kleine,
Und in all' den Landen der Einheit
Sagt der Andere: „morgen," ſagt der Eine: „heut!"
Woher kommt das? Das will ich Euch verkünden!
Das kömmt her von den Unterlaſſungs-Sünden,
Von dem Wirren, Schwanken und Schweben,
Dem ſich Verſammlung und Ausſchuß ergeben;
Denn das Zaudern und Plaudern iſt der Magnetenſtein,
Der den Verdruß zieht in ganz Deutſchland hinein.
Auf das Unrecht, da folgt das Uebel,
Wie die Langweil' folgt dem Gegrübel,
Hinter dem W kommt gleich das X,
Und Gelächter folgt gleich hinter dem Gix!
Ubi erit victoria spes
Si offenditur Deus? Wie ſoll man conſtituiren,
Wenn man in der Paulskirch' wie zur Meſſ'
Hört nur, wie Orgeln donnern und perorиren?
Der Strobach in Cremſicium
Fand die verlorne Linke wieder,

Der Schwarzer fand ſein „Schwarzblattel“ wieder,
Der Fröbel ſeine ſaubern Brüder,
Aber wer in einem deutſchen Reichstag ſucht
Die Furcht, daß die Zeit vergeht ohne Frucht,
Der wird wahrlich nicht viel finden,
Und thät er dem Teufel zehn Kerzen anzünden!
Zu den Wählern in Dörfern und Städten,
Wie wir leſen in allen Zeitungs-Pamphleten,
Kamen auch die Gewählten gelaufen,
Legten Beicht ab und ließen ſich taufen,
Fragten den Wähler: „Quid faciemus nos,
Was machen wir, wenn wir kommen in Reichstag-Schooß?
Et ait illis!“ und er ſagt:
„Neminem concutiatis,
Wenn Ihr Euch mit Winden nicht plagt,
Neeque calumniam faciatis,
Eure Wähler nicht mißverſteht, nicht belügt,
Contenti estote, Euch begnügt
Stipendiis vestris, mit Euern Diäten,
Ohne der Umſturzpartei ſtets nachzubeten.
Es iſt ein Gebot: Du ſollſt dem Himmel
Die Zeit nicht abſtehlen mit Bammel und Bimmel;
Allein, wo hört man mehr leeres Schwadroniren,
Als in Reichstagen an Adreſſen und Interpelliren?
Wenn man für jeden Puff und Pfiff,
Den Ihr loslaßt ohne rechten Begriff,
Einen Türken müßt' ſchaffen herbei,
Ganz Deutſchland würd' bald werden Türkei!
Und wenn für jedes Kräh'n und Kikeriki,
Das nur berechnet iſt für die Galerie,
Ein Journaliſt würde gehängt an den Baum,
Ueber Nacht fänd' man Einen mehr kaum
In Wien, Berlin, als wär's ein Traum!
Benjamin Conſtant war doch auch liberal,

Lamartine ſaß auch im Deputirtenſaal,
Allein, wo ſteht denn geſchrieben zu leſen,
Daß ſie ſtets und immer blos Schreier geweſen?
Man muß den Mund doch, ich ſollte meinen,
Nicht weiter aufmachen zu einem Proteſt,
Als zu einem Huhn beim Verbrüderungsfeſt!
Wieder ein Gebot iſt bei Chriſt und bei Jud:
„Die Rechte ſoll nicht wiſſen was die Linke thut!“
Ja, das befolgt Ihr aber auch buchſtäblich,
Bei der Linken ſind die Rechten vergeblich!
Aber wie ſoll man die Untern loben,
Kommt das Aergerniß doch von oben,
Jede Partei hat ihr eigenes Haupt,
Doch weiß Niemand, woran dieſes denn glaubt!
Heute dorten, morgen hier — —

Ein Trompeter.

Jetzt aber iſt's genug ſchon, Saphir!

Profeſſor Dannecker in Stuttgart.

In geiſt'ger Zeugungsqual, vertieft in Seelenfleiß,
Von wallendem Geblüt die Stirn, die Wangen heiß
Lag einſt der Künſtler ſpät, längſt war es Mitternacht,
In ſeinem Kämmerlein, auf ein Gebild bedacht;
Ein Bild, das weit von fern vor ſeiner Seele ſtand,
Und wenn er näher trat, in Licht zerfloß und ſchwand.
Nicht war's zum erſten Mal, daß Solches ihm geſchah,
Er lag ſchon Mondenlang in mancher Nacht ſo da;
Hinſchauend unverrückt, dort wo das hohe Bild
In gold'ner Ferne ſtand, in Purpurduft verhüllt.

Jetzt auch er trat hinzu, und wieder war es Wahn,
Da ſprach er zu ſich ſelbſt: „Iſt es auch recht gethan? —
Iſt es nicht Eitelkeit, vielleicht gar ſündhaftkühn,
Daß eine Creatur, mit thörichtem Bemüh'n,
Das fleiſchgeword'ne Wort, der ew'gen Liebe Sohn,
Der unerſchaffen iſt, erſchaffen will aus Thon? —
Daß ich in todte Erd' einbannen will den Geiſt,
Der mich aus Erd' und Tod, aus meinen Banden reißt?
Schau in mein Herz, o Herr! und ſende mir Bericht,
Ob ich in Unrecht bin, denn ſieh! ich weiß es nicht.
Zwar ſprech' ich mich nicht frei, das Lob und Ruhm und Ehr,
Wenn ich mein Werk vollbracht, mir große Freude wär',
Und wenn dies Schwachheit iſt und eitler Dünkelſinn,
Geſteh' ich, daß ich ſchwach, und daß ich eitel bin.
Doch ſagen darf ich auch, Dir, der mich jetzt befragt,
Dir, dem Allwiſſenden, dem Keiner Lügen ſagt,
Daß meiner Wünſche Ziel nicht Lob iſt Ehr' und Ruhm,
Nein! mein geliebtes Werk in Deinem Heiligthum,
In Deiner Kirche, ſieht mein Geiſt es aufgeſtellt;
Wie hier, o! höchſter Lohn! ein Büßer niederfällt,
Wer das zerknirſchte Herz zum Sühnungsopfer bringt;
Dort unverdiente Noth zu Deinen Füßen ſinkt;
Hier ſich der Gläub'ge ſtärkt, der Zweifler ſich bekehrt,
Der Greis als Richter Dich, das Kind als Vater ehrt,
Die alle ſeh' ich ſchon im Geiſt vor dieſem Bild,
Vor Deinem Bilde, Herr! von dem Du liebend mild,
Du ſelbſt barmherziglich auf ſie herniederblickſt,
Erquickend ſie mit Troſt, wie jetzt Du mich erquickſt.

Und nun, nachdem der Mond viermal ſeit jener Nacht,
Sich vom Gebirg' erhob in aller Silberpracht,
Der Winter ſchon entfloh'n, der Maitag blüthenweiß,
Da ſitzt der Künſtler noch mit angeſtrengtem Fleiß,
Und ändert, beſſert, formt mit kunſtgeübter Hand,

Am Fuß, am Haar, am Haupt, am wallenden Gewand,
Doch endlich ſteht er auf, und blickt empor und ſpricht:
„Es mag vollendet ſein, vollkommen wird es nicht!
Ja, ſündlich wär' es Herr, wenn ich begehren wollt',
Daß meiner Hände Werk dem Bilde gleichen ſollt',
Das Deine Gnade mir in jener Nacht gezeigt,
Als ich im tiefſten Geiſt mein Knie vor Dir gebeugt;
Ach! Da erſchien Er mir, in lieblicher Geſtalt,
Wie Er auf Erden einſt, als Menſch einhergewallt:
Als Lehrer, Tröſter, Freund, in demuthsvoller Kraft,
Als Troſt der Leidenden, als Licht der Wiſſenſchaft.
O! liebt! und glaubt! und hofft! und Leiden werden Luſt.
So ſprach der reine Blick die Rechte auf der Bruſt,
Die Linke rückgebeugt, und eben wendend ſich,
Schien Er zu ſagen: Kommt! der Weg zum Heil bin ich,
Armſelig thönern Bild, wie leblos ſtehſt Du da —
Wie gar nicht biſt Du Der, den ich in Wolken ſah,
Iſt das die reine Stirn, der Braunen heimlich Leid,
Des Auges feuchter Blick, des Mundes Mildigkeit?

Und haſtig ſetzt er ſich, und nimmt ſein Werkzeug für,
Da klopft ein Fingerlein beſcheiden an die Thür;
Des Nachbars Mägdlein tritt, ein zartes Kind, herein,
Neunjährig, klug und ſchön, ein kleines Engelein:
„Es grüßt Euch," ſpricht ſie hold, „der Vater tauſend Mal
Und ladet freundlichſt Euch, Nachbar, zum Mittagmal."

Und wie der Künſtler nun dem Kind in's Auge blickt,
Da denkt er bei ſich ſelbſt: Dich hat mein Gott geſchickt,
Ja, meine Unſchuld Du, auf Dir ſoll es beruh'n,
Ob ich mein Werk vollbracht, ob ferner was zu thun,
Kein Menſchen-Auge ſah, was ich ſeit jener Nacht,
Mit ſtillverborg'nem Fleiß in Einſamkeit vollbracht;

Nicht Haß verdamme mich, nicht ſchmeichle mir die Gunſt
Sei du, holdſelig Kind! der Richter meiner Kunſt!

Und freundlich bei der Hand nimmt er das Töchterlein,
Und ſtellt ſie vor das Bild, und fragt: „wer mag das ſein?“
„Ei! Nachbar!“ ſpricht das Kind, „der Heiland iſt's, der Chriſt!“
„Nun, woher weißt Du das?“ — „Ei! weil er einzig iſt!“

Da ſtand der Künſtler ſtumm in Thränen ſel'ger Luſt!
Er hob das Mägdlein auf, er drückt es an die Bruſt,
Und dankte freudig Gott, und wußte ſonnenklar,
Daß nun ſein Werk vollbracht, daß es gelungen war.

Amneſtie Gottes zum Oſter- und Frühlingsfeſte.

— Der Oſtermorgen grüßt die Welt,
Er tritt aus ſeinem Himmelszelt,
Ein Bräutigam, der lächelt;
Die Luft iſt ſtill, die Erde lauſcht,
Der Wald verſtummt, kein Blättchen rauſcht
Vom Frühlingshauch gefächelt;
In Blumen, Blättern, Bäumen, Zweigen
Herrſcht Andacht nur und Beterſchweigen!

In Kirchen nur, im Kirchlein klingt's,
Vom Altar tönt's, vom Chore ſingt's,
Von Allen, die da kommen,
Von überall ertönt's: „Er lebt!“
Die Thräne fließt, das Herz erhebt,
Die Frommen ſagen: „Amen!“

Ein Ruf ertönt in allen Landen:
„Befreier iſt da, Chriſt iſt erſtanden!“ —

— Und mild aus ſeiner Purpurwolke
Sieht Gott herab vom Himmelsthron’,
Er ſenkt ſein Aug’ zum frommen Volke,
Dem er geſendet ſeinen Sohn;
Sieht Erd’ und Wald gleich den Skeletten,
Sieht Fluß und Strom in Eiſesketten,
Sieht weit entfloh’n, zu fernen Zonen,
Die Sänger, die in Lüften wohnen,
Sieht Berg und Fels, zur Straf erkoren,
Vom Waldeshaupt ganz glatt geſchoren,
Sieht Menſchen beten, ſinken auf das Knie,
Und gibt in Gnad’ und Huld nun — — Amneſtie! — —

— Du Erde, vom Winter zum Tode verdammte,
Sei wiedergegeben dem Wachsthum, dem Licht,
Bekleide Dich wieder mit grünendem Sammte,
Erhebe zur Sonne Dein blaſſes Geſicht;
Den Frühling empfange im göttlichen Amte,
Der Blumen und Kränze in’s Haupthaar Dir flicht;
Das Wort der „Verzeihung!“ das himmelentflammte,
Im Namen des Schöpfers er laut zu Dir ſpricht!
Die Erde iſt irdiſch, voll Schwanken und Beben,
Der Himmel iſt himmliſch, ſein Wort heißt: Vergeben!

Ihr Quellen, Ihr Bäche, Ihr Ströme und Flüße,
Seid wieder befreit von den Ketten aus Eis!
Stürzt ſorglos in’s Weltmeer die hellen Ergüße
Der offenen Bruſt, im geregelten Gleis;
Empfangt und erwiedert die duftigen Küße,
Vom Blümlein am Ufer, vom Zweiglein und Reis;
Und plaudert und murmelt in grüner Couliſſe,
Bald lachend, bald klagend, nach Laune ngeheiß;

Die Wellen, ſie wandern, ſie wechſeln im Leben,
Der Himmel iſt ewig, ſei Wort heißt: Vergeben!

Ihr Körner, verurtheilt, wie arge Verbrecher,
Tief unter der Erde verſchloſſen zu ſein,
Die Strahlen, ſie kommen als Feſſelzerbrecher,
Entſteiget den Grüften zum roſigen Schein!
Als Halme, als Aehren, als Stengel und Becher
Schlürft freudig der Freiheit ſüßwürzigen Wein!
Die zehnfache Aehre ſei glänzender Sprecher,
Wie dankbar die Saaten der Gnade gedeih'n!
Das Korn in der Erde kann Mißwachs erleben,
Das Himmelskorn bringt Saat, die Saat heißt: Vergeben!

Bewohner der Lüfte mit leichtem Gefieder,
In mildere Zone verbannt jetzt ſo weit,
Ihr Jungen des Frühlings, zur Heimat kehrt wieder,
Die Bäume, die Büſche, der Wald ſteht bereit!
Zur blattgrünen Wiege laßt fröhlich euch nieder,
Die jung Euch umfangen, als Flaum Euer Kleid;
Der Hain ſoll erwachen, erwachen die Lieder,
Die Sängergenoſſen ſei'n nicht mehr zerſtreut!
Nach Süden und Weſten die Vögel hinſtreben,
Der Himmel ruft heim ſie, ſein Ruf heißt: Vergeben!

Ihr Blätter und Blüthen, Ihr glühenden Trauben,
Ihr Blumen, vom Sturme der Zeiten geknickt,
Seid zurückgerufen, ſchmückt wieder die Lauben,
Die Knoſp' ſei geſprengt, die mit Haſt Euch umſtrickt,
Seid Liebsboten wieder, die farbigen Tauben,
Mit Brieflein der Liebe zur Herrin geſchickt;
Seid wieder die Fahnen, mit welchen der Glauben
Die Gräber als Sinnbild des Auferſteh'ns ſchmückt;
So blühen die Blumen, verblühen auch eben,
Im Himmel blüht ewig das Blümchen: Vergeben! — —

— So, nachdem die Welt ihr Vergehen gebeichtet,
Erließ Gott die Auferſtehungs-„Amneſtie!“
So weit nur die Sonn', die allweckende, leuchtet,
So weit auch ertönet des Wortes Melodie!
Wie Morgenthau Fruchtfeld und Wüſte befeuchtet,
So Gott die Verzeihung allumfaſſend verlieh,
Und ſo wie der Bogen der Verſöhnung geleuchtet,
Nach Sündfluthſtraf' fragend nicht: Wer? und Wo? und Wie?
Empfängt auch zum Feſte der Wiederbelebung,
Die Erde von Gott den Act der „Vergebung!“

1.

Auf den Bergen wohnt die Freiheit.

Auf den Bergen wohnt die Freiheit, die klare,
Ja wohl! ja wohl! ja wohl!
In den Bergen wohnt die Knechtſchaft, die wahre,
Vide Tirol! Tirol! Tirol!

Auf den Bergen wird's Licht früh ſchon am Morgen,
Ja wohl! ja wohl! ja wohl!
In den Bergen iſt Finſterniß ſicher geborgen,
Vide Tirol! Tirol! Tirol!

Auf den Bergen leuchtet die Alpe mit Luſt,
Ja wohl! ja wohl! ja wohl!
In den Bergen drückt der Alp auf die Bruſt,
Vide Tirol! Tirol! Tirol!

Auf den Bergen glaubt man an Gott und an Himmel,
Ja wohl! ja wohl! ja wohl!

In den Bergen ſieht man Gott nicht vor Kuttengewimmel,
  Vide Tirol! Tirol! Tirol!

Auf den Bergen flammt jetzt Deutſchlands Aurore,
  Ja wohl! ja wohl! ja wohl!
In den Bergen ſperrt man vor Deutſchland die Thore
  Vide Tirol! Tirol! Tirol!

Auf den Bergen horſtet der Adler, der mächt'ge,
  Ja wohl! ja wohl! ja wohl!
In den Bergen niſtet die Eule, die nächt'ge,
  Vide Tirol! Tirol! Tirol!

Auf die Berge ſollſt, Oeſt'reichs Adler! Du eilen,
  Ja wohl! ja wohl! ja wohl!
In den Bergen, den finſtern nicht länger verweilen,
  In Tirol! Tirol! Tirol!

2.

Auf den Bergen wohnt die Freiheit.

Auf den Bergen wohnt der freie Mann!
  Du deutſches Land, ſag': Ja!
Und zweifelt noch ein Deutſcher d'ran,
  Steht „Spiel-“ und „Aſch-berg“ da!

Auf Spiel- und Aſch-berg wohnte lang
  Wer nur von Freiheit ſprach,
Wer von ihr ſchrieb, wer von ihr ſang,
  Der folgte hinten nach!

So freut denn, Ihr Berge, Euch,
  Euch wird nun Euer Recht,

Ihr ſtehet nun in Euerm Reich,
Ein frei und frank Geſchlecht!

Kein Schubert für die Fürſtengruft
In Eure Gruft jetzt ſinkt;
Ihr nährt nicht mehr mit Moderluft,
Der freie Luft beſingt!

O Berge, werdet völlig frei,
Den Rücken gebt nicht mehr
Zum Zellenbau der Cleriſei,
Zum Bau des Kerkers her!

Ihr Berge werdet völlig frei,
Erhebt das ſtolze Haupt,
Die deutſche Eiche grünt jetzt neu,
Als Lorbeer Euch um's Haupt!

Ludwig Börnes Geiſt an Erzherzog Johann in Frankfurt a. M.

Ein Grab liegt ferne, nicht in Deutſchlands Gauen,
Ein Grab liegt ferne, nicht in Deutſchlands Schooß;
Und auf dem Grab kein deutſcher Stein zu ſchauen,
Und auf dem Grab' kein Kranz aus deutſchem Moos;
Und auf dem Grab' kein Zweig der deutſchen Eiche,
Und auf dem Grab' kein Zweig von Enzian;
Doch in dem Grab' liegt eine deutſche Leiche,
Doch in dem Grabe ruht ein deutſcher Mann!
Doch in dem Grabe ruhet ein Verbannter,
Von ſeiner Väter Herd' vertrieben ſchnöd',

Doch in dem Grabe ruht ein Lichtgeſandter,
Doch in dem Grab' ruht Deutſchlands Volksprophet! —
— Habt Ihr gekannt den deutſchen Licht-Märtyrer,
Den kleinen Mann mit blaßem Angeſicht?
Habt Ihr gekannt den erſten Reigenführer
Für Deutſchlands freies Wort und Recht und Licht?
Ein Rieſengeiſt in einer kleinen Schale,
Ein Heldenſchwert in einer ſchwachen Scheid',
Das Aug' allein entbrannt vom Götterſtrahle,
Der Blitze ſchleudert durch die Nacht der Zeit.
Die Wiege ſtand ihm dort, wo nie gedämmert
Ein Lichtſtrahl hat für Menſchenrecht;
In Frankfurt, wo die Tyrannei gehämmert
Die Ketten für Teutoniens Geſchlecht!
An ſeiner Wiege haben grinſend ihn empfangen
Die Vorurtheile einer ſchmacherfüllten Zeit;
Im Ghetto eingepfercht, von Finſterniß umfangen,
Ward er getränkt mit Gall' und Bitterkeit!
Entweiht ſah er an ſich des Meiſters Stempel,
Verhöhnt an ſich des Schöpfers Ebenbild!
Da klang's herüber ihm aus Zions Tempel,
Wie Ruf zerbrochner Pſalter, klagend wild!
Da klang's zu ihm wie Harfenton im Leiden,
Der von dem Volke ſingt, ſo ſchwer verſucht;
Da klang es zu ihm her aus Babels Weiden,
Wie Mutterruf, die ihre Kinder ſucht!
Und vor ihm lag die Krone, die verkümmert
Von Davids Haupt in die Vernichtung fiel,
Und vor ihm lag die Lade, die zertrümmert,
Bei Prieſterſang und heil'gem Zietherſpiel;
Und vor ihm lag die hohe Feuerſäule,
Die aus der Knechtſchaft einſt ſein Volk entführt,
Und vor ihm lag die lange Dulder-Zeile,
Durch die Jehovah es bis jetzt geführt! —

Da zuckt der Stahl hernieder aus der Wolke,
Der Blitz entflammt die wetterſchwang're Bruſt;
Er ward Prophet, — doch nicht nur ſeinem Volke,
Des höheren Berufs iſt er ſich kühn bewußt;
Es reißt ihn hin im Grimme des Propheten,
Um mit dem Aaronsſtab', noch unverdorrt,
Vor Deutſchlands Volks-Tyrannen hinzutreten,
Bewaffnet mit dem ſcharfbezahnten Wort'!
Was er begehrt, es waren freie Stege
Von Mund zu Mund, von Ohr zu Ohr, von Herz zu Herz; —
Was er ermahnt, es waren Hammerſchläge
An achtunddreißig Fürſten, hart wie Erz!
Was er geſagt, es waren zugeſpitzte Pfeile,
In's Lager der verſtockten Drängerbrut,
Und was er ſprach, es waren blanke Beile,
Getaucht in's Herzens freiheitsrothe Blut!
Und was er ſang, es war die heil'ge Vehme,
Die gegen Druck und Sklaverei erſtand;
Und was er ſchrieb, es waren Lavaſtröme,
Die Gluten wälzend raſch von Land zu Land,
Und was er rieth, es waren gold'ne Blätter,
Vom Baum' der Wahrheit in die Luft geſtreut,
Und was er wahrgeſagt, das haben hohe Götter
Jetzt wahr gemacht zur freien deutſchen Zeit!!
— Was war ſein Lohn? Der Lohn der allgemeine!
Was war ſein Dank? Der Dank der ganzen Welt!
Wer warf auf ihn die erſten Martyrſteine?
Sein Vaterort war da der erſte Held!
Wer jagt ihn fort aus ſeiner Heimat Hütte?
Sein Vaterland, für das er Freiheit warb!
Wer ſchenkt ein Grab ihm dann in ſeiner Mitte?
Ein fremdes Land, in dem verbannt er ſtarb!
Im Grabe dort, in Frankreichs ſchönſtem Garten,
Von Hoffnungsgrün bedeckt im dunklen Raum.

Dort ruht er ſtill, als ſchien er zu erwarten,
Daß ſich im Tod erfüll' ſein Lebenstraum!
Kein Lichtſtrahl kam vom deutſchen Himmelsbogen,
Von ſeinem Volke kam kein Freiheits-Bot',
Viel Deutſche, die nach ſeinem Grab gezogen,
Sie weinten auf dem Grab die Augen roth!
Der Bundstag, der in Frankfurt angebrochen,
Der lange, deutſche Allerſeelentag,
An dem man fromme Meſſen hat geſprochen
Für's deutſche Volk, das tief im Staube lag;
Der Tag der Finſterniß, der Blüthenkahlen,
Der Tag des Morgen ohne gold'nen Kranz,
Der Tag des Mittag ohne Sonnenſtrahlen,
Der Tag des Abend ohne Dämmerglanz;
Der Tag, der mit den dürren Eingeweiden,
Viel deutſche Jahre wirkungslos verſchlang,
Der Tag, er mußte endlich dennoch ſcheiden,
Zu Grab getragen ohne Lied und Sang!
Und als der Ruf der Freiheit war erklungen
Durch's ganze, große, deutſche Vaterland,
Als Arndts Lied ward überall geſungen,
An Elb und Rhein, und an der Donau Strand;
Als frei durch Geiſt und Kraft der Muſenhüter
Geworden war: Gedanken, Schrift und Wort,
Als das Geheiligtſte der Erdengüter:
„Gewiſſensfreiheit“ öffnete den Port;
Und als des Volkes Garden zu Herolden
Des Völkerſiegs zuſammen ſich geſchaart,
Und als die Fahne: ſchwarz und roth und golden
Von Oeſterreichs Kaiſerhand geſchwungen ward,
Da ſchwang auf weit entflammtem Seraphs-Flügel
Sich Deutſchlands Genius zum Friedhof nach Paris,
Senkt nieder ſich auf Börnes Grabeshügel,
Und ruft: „Steh' auf und Deinen Lohn genieß!“

Die beiden Bettler.

Ich lad' euch ein, beſteigt die leichte Fähre,
Gezimmert von der Dichtkunſt leichter Hand,
Sie trägt euch auf dem Rücken blauer Meere
Gedankenſchnell zum weitentfernten Land.
Ihr braucht zu zagen nicht und nicht zu zittern,
Die Phantaſie lenkt Eure Barke leicht,
Von Stürmen nicht bedroht und Ungewittern
Habt ihr das Ziel der Reiſe ſchon erreicht. —
Wo landet ihr? An einem großen Hafen,
An deſſen ſteingewölbter Rieſenbruſt
Viel tauſend Wimpelſchiffe ruhig ſchlafen,
Des ſichern Fluthenlagers ſich bewußt;
Der Hudſon rauſcht, er ſpricht zu den Fregatten,
Die er in alle Welttheile ſchickt;
Die Halle glänzt, in der Waſhingtons Schatten
Auf ſeines Wirkens ferne Zukunft blickt!
Das iſt die Stadt, aus deren Rieſenlende
Der Gott des Handels in das Weltall ſprang,
Da ſchätzt an Menſchen man allein die Hände,
Die Kraft des Thiers ertheilt hier Glanz und Rang.
Allhier iſt weiß, wer ſich in Gold gebadet,
Und ſchwarz iſt, wen kein Silberlicht erhellt;
Unſterblich iſt, wer viele Schiffe ladet,
Und eine Kirche nur iſt da — das Geld!
Die Kirche füllt ein menſchenfeindlich Düſter,
Die Lampen brennen, aber leuchten nicht,
Der Neid verſieht den Dienſt als Oberprieſter,
Der ſchwarze Geiz die ſtille Meſſe ſpricht;
Der Altar iſt von Stein aus Felſenherzen,
Der Kelch iſt von erpreßten Thränen voll,

Als Altarlichter brennen wilde Schmerzen,
  Als Altarbild iſt Habſucht, Haß und Groll;
Nicht zu dem Himmel blickt das Aug' der Beter,
  Zur Erde blickt es, in des Goldes Schacht,
Den Reichthum nennen ſie den Gott der Väter,
  Den Schöpfer, der aus Goldſtaub ſie gemacht;
Das Gold, ſprach Gott, daß es geboren werde,
  Tief in dem Erdenſchooß, in dunkler Nacht,
D'rum zieht's den Reichthum immer nur zur Erde,
  Zum Vaterland, wo ſeine Wiege lacht.
Ein edler Gold hat Gott in's Sterngewimmel
  Als Troſt für Erdenelend ausgeſtreut,
D'rum zieht's die Armuth ſtets empor zum Himmel,
  D'rum iſt der Himmel ihre Erdenfreud'!
Als Gott zur Erde einſt herniederſchickte
  Das ungleich gleichgeborne Zwillingspaar,
Den Reichthum, der in Gold geſtickte,
  Die Armuth, jedes Erdenſchmuckes bar,
Gab er dem Reichthum einen gold'nen Degen
  Und einen goldnen Panzer um die Bruſt,
Damit er Raum ſich mach' auf allen Wegen,
  In's Herz jedoch nicht dringe Schmerz und Luſt;
Der Armuth aber gab zu Hab' und Lehne
  Drei kleine Gaben er vom Himmel mit:
Den Seufzer, das Gebet, die Thräne,
  Und ſprach: „Such' Menſchen auf, und ſprich damit!“
Sie geh'n durch's Leben feſter ſtets und feſter,
  Der Seufzer ſucht ein Echo auf der Erd'.
Die Thräne ſucht im andern Aug' die Schweſter,
  Und das Gebet, es ſucht ein Herz, das hört!
Und grade auf dem großen Markt der Welten
  Geh'n die Geſchwiſter fremd an ſich vorbei,
Die Armuth wohnt für ſich in groben Zelten,
  Der Reichthum wohnt für ſich im Prachtgebäu'.

Die Stadt des Mammons und der Weltenſchiffe,
In der ſich drängt der Abenteurer Schaar,
Die Glanzpaläſte mit dem gold'nen Griffe,
Es ſtellt daſſelbe Trauerſpiel euch dar!
In einer Straße, abſeits vom Gedräng' gelegen,
Zwei Bettler ſitzen, dürftig eingehüllt,
Ein Greis der Eine, ſtreckt die Hand entgegen,
Des Elends und des Irrſinns Ebenbild.
Der Andre iſt noch jung zumal an Jahren,
Jedoch noch ärmer als der Andere fürwahr,
Denn er iſt blind! Den Augenſtern, den klaren,
Hat er ſich ausgeweint im Leidensjahr,
Nicht heimiſch ſind ſie Beide hier im Lande,
Den Greis, den Jüngling trieb's von Ferne her;
Der Greis zerriß der Heimat ſüße Bande,
Der Kahn der Hoffnung trieb ihn über's Meer;
Er griff in Haſt zum harten Wanderſtabe,
Vom Wahn der Unzufriedenheit bethört,
Verläßt ſein Haus, ſein Gut, ſein letztes Habe,
Verläßt den väterlich geliebten Herd;
Die Welt, die neue, ſucht er in der Ferne,
Die alte ſtößt von ſich ſein toller Wahn,
Den ſchönern Himmel und die ſchönern Sterne
Zeigt ihm ſein Geiſt jenſeits vom Ocean!
Er kam — er ſah — er litt, er kämpfte bitter
Mit dem Geſchick um eine Handvoll Glück,
Vom Freiheitsbaum bat er um einen Splitter,
Der Vogel in dem Neſt wies ihn zurück!
Ein jeder Tag und jede Tagesſtunde,
Zog ſeinem Hoffnungskranz ein Blatt heraus,
Sein Herz ward eine große blut'ge Wunde,
Sein Hoffen und ſein Wünſchen war: „nach Haus!"
„Nach Haus! nach Haus!" ging all' ſein Thun und Sinnen,
„Nach Haus! nach Haus!" ſo lautete ſein Traum,

Er ſtrebt an Geld nur ſo viel zu gewinnen,
Zurückzulegen Land und Meeresraum.
Zuſammenbetteln will er ſich die Summe,
Beherrſcht wird er von dieſem Wunſch allein,
Es brütet in ihm dieſer Wunſch, der ſtumme,
Nimmt all' ſein Trachten und ſein Denken ein,
Zum fixen Brennpunct wird ihm der Gedanke:
Nur ſo viel Geld, daß er zu reiſen hat!
Doch niemals find't die Summe er, die blanke,
Vom Bettelpfennig ißt er kaum ſich ſatt!
So ſitzt und bettelt er an vierzig Jahre,
Vom einzigen Gedanken nur belebt,
Sein Leib wird krumm, und ſilberweiß die Haare,
Die Wange hohl, die Bettlerſtimme bebt;
Und immer ſitzt er noch und hütet
Die Pfennige und gibt ſie wieder aus,
Und immer ſitzt er noch und brütet:
„Nur ſo viel Geld“: Nach Haus! nach Haus! nach Haus!
Der junge Bettler ſitzt ihm gegenüber,
Er auch verließ ein theures Vaterland,
Auch an ihm ging gehofftes Glück vorüber,
Auch er ſehnt ſich zurück zum Heimatsſtrand,
Und wehmuthsvoll tönt ſeine leiſe Bitte,
Mit welcher er die Hand entgegenhält. —
Da rollt vorüber einſt ein reicher Brite,
Dem grad im Roſenlichte ſcheint die Welt,
Er kömmt jetzt grad vom Feſt des höchſten Glückes,
Sein ſelig Auge glänzt, die Wangen glüh'n,
Und in dem Rauſch des trunknen Augenblickes
Wirft er die Börſ' dem jungen Bettler hin,
Und in der Börſ', der ſtrotzend überrollen,
Nach der der blinde Bettler ſuchend greift,
Erblickt der Greis das Gold und Silberrollen,
Ja, Gold und Silber blitzend aufgehäuft;

Da faßt ſein fixer Wahn ihn an entſetzlich,
„Nach Haus! nach Haus! nach Haus! Da iſt das Geld!“
Und auf den jungen Bettler ſtürzt er plötzlich,
Sein blankes Meſſer in der Hand er hält,
Und wirft ihn hin und faßt ihn bei der Kehle,
Der, lichtverſagt, ſich wehren kaum noch kann.
Er ringt mit ihm, als gelt' es ſeine Seele,
Und um den jungen Bettler iſt's gethan.
Schon ſchwingt mit aller Wahnſinnskraft im Bunde
Der Greis das Meſſer hoch mit Wuthgeſchrei:
Da ruft in Noth und Angſt der Todesſtunde
Der junge Bettler: „Himmel ſteh' mir bei!“
Und als der Greis vernimmt die deutſchen Worte,
Dem jungen Bettler angſtvoll ausgepreßt,
Wirft er das Meſſer hin zum fernen Orte,
Fällt um den Hals ihm und umſchlingt ihn feſt:
„Du biſt in einem Land mit mir geboren,
Du ſprichſt die Sprach', die meine Mutter ſpricht,
Wo uns ein Landsmann lebt, wird neugeboren
Dem Blinden ſelbſt ſein ſüßes Augenlicht!“
Und weinend ſchließet er in Arm den Blinden.
Sein Sinn wird plötzlich hell und wunderklar,
Den kranken Geiſt fühlt plötzlich er geſunden,
Es wird ihm nun um's Herz ſo wunderbar!
Wer nie im fremden Lande ſtand alleine,
Vom ſüßen Land der Mutterſprach getrennt,
Wer nie am fernen Meer, im Palmenhaine,
So Lieb' als Haß mit fremden Worten nennt,
Wer nie im fremden Land vor einem Kinde
Gekniet und nicht verſtanden ſeine Bitt',
Wer nie umſonſt in fremden Baumes Rinde
Den Namen ſeiner Herzgeliebten ſchnitt,
Wer nie vor fremdem Ohr ſein Lied geſungen,
In fremdem Land bei Wein und Dämmerlicht,

Wer in der Fremd' das Heimweh nie bezwungen,
Der kennt das bittre Wort „Die Fremde“ nicht!
So tauſchten beide Bettler ihre Klagen,
In Sehnſucht nach der fernen Heimat aus.
Der Blinde gab das Geld hin ohne Zagen,
Der Alte dient zum Führer ihm nach Haus!
Sie ziehen fort, die Gunſt der Amphitrite
Trägt ſie auf blauen Wogen glücklich fort,
Das Ufer winkt, ſie ſetzen ihre Schritte
Beflügelt hin zum trauten Heimatsort;
Da lachen ferne her die deutſchen Wälder,
Die deutſchen Ströme rauſchen märchenhaft,
Es blinken hell die deutſchen Weizenfelder
Wie blanke Schilde in dem gold'nen Saft;
Und plötzlich ſind ſie da im Vaterorte,
Die Muttererd' betritt ihr müder Fuß,
Sie hören wieder ſüße, deutſche Worte,
Sie hören wieder biedern deutſchen Gruß;
Sie ſehen wieder deutſche Sonnen-Auen,
Sie ſehen wieder deutſche Jugendblüth',
Sie ſehen wieder holde deutſche Frauen,
Sie athmen wieder ein ein deutſch Gemüth,
Sie herzen wieder alte, deutſche Brüder,
Sie fühlen wieder deutſchen Händeſchlag,
Sie hören wieder helle deutſche Lieder,
Die alſo tönen bei dem Feſtgelag:
„Schön iſt die Heimat, wo ſchallen die Lieder,
Die wir als Kind von der Mutter begehrt,
Schön iſt die Heimat, wo zum Neſt ſtets wieder,
Der Storch und die Schlange im Frühlinge kehrt,
Schön iſt die Heimat, wo Laube und Flieder
Unſerer Kindheit Geſtändniß gehört:
Schön iſt die Heimat, wo auf allen Wegen
Vergißmeinnichte uns blühen entgegen!

Schöner noch lachen die Heimatsgefilde,
Wenn man verlaſſen im Irrthum ſie hat,
Wenn ſich gekühlt hat das Feuer, das wilde,
Wenn man zurückkehrt, des Suchens ſchon ſatt,
Wenn uns zurückführt die Liebe, die milde,
Wenn die Vergebung der Herzen ſind't ſtatt,
Aber am ſchönſten ſtrahlt die Heimatsſtelle,
Wenn die Verſöhnung grüßt an ihrer Schwelle!“

Ausrückungs-Lied der National-Garde.

1848.

Schwert aus der Scheid', aus dem Herzen das Lied!
Stimmt an das Lied der Lieder!
Jauchzend ertön' es durch Reihe und Glied!
Jauchzend durch jubelnde Brüder!
Blank wie die Waffe und hell wie der Stahl
Klinge das Lied von der Garde-National!

Männer zur Seit' mit geſchwungenem Hut,
Frauen am Fenſter mit Fahnen!
Kinder inmitten mit feurigem Blut,
Greiſe darunter gleich Schwanen!
Mitten hindurch zieht, geharniſcht in Stahl,
Klingend und ſingend die Garde-National!

Klang und Geſang und ein Vivat mit Luſt,
Ihm, unſerm Kaiſer und Vater,
Ihm unſer Herz und das Blut aus der Bruſt,
Treuer, als tauſend Berather!

Mauern von Eiſen, und Wälle von Stahl,
Steht liebend um ihn die Garde-National!

Freiheit und Vaterland, geiſtiges Licht,
Wollen wir freudig beſchützen!
Freies Gewiſſen und offen Gericht,
Dafür das Blut auch verſpritzen!
„Ketten für Knechte, für Freie der Stahl!“
Heißt die Parole der Garde-National!

Hoch den Studenten, und Jubel und Ehr',
Sie, die's vollbracht und begonnen!
Vivat den Bürgern, den Männern der Wehr,
Tapfer und ſtark und beſonnen!
Innig verſchmolzen zur Kette von Stahl:
Bürger, Studenten und Garde-National!

Zwangs-Verſe.

W. W.

Wir Wiener wir haben „lucida intervalla,“
Doch nur durch bittere Erſahrung erworben;
Wir ſchwuren ſinnlos einſt in Aula und Bierhalla,
Und bitten jetzt ſubmiß, uns zu bemaulkorben,
Wir ſchwärmten geſtern für Swantewit und Allah,
Und heute wird für Pater Jehovah geworben!
D'rum lebte in Wien ganz glücklich Carac alla,
Marc Aurel aber iſt in Wien gar ſchnelle geſtorben!

Rom.

Senatoren, Tribunen und Quiriten,
Es iſt ein und dasſelbe Geſchlecht!
Erſt Freiheitshelden, dann Republikaner, dann Banditen,
Das heißt jetzt: „Das heilige römiſche Recht!"

Blüthe deutſcher Geſinnung.

Heil Dir, mein Deutſchland! Ewig ſteht Dein Ruhm!
Du taufſt ja Deine Söhne: „Koſſuth" und „Blum!"
Heil Dir, mein Deutſchland! Himmliſch iſt Dein Witz!
Du nennſt ja Deine Söhne: „Vogt," „Brentano," „Zitz!"
Die Namen Solcher ſteh'n Dir als Modell da,
Seid Ihr wirklich Enkel von „Hermann und Thusnelda?"

Frankfurt.

Frankfurt iſt „neutral," nicht für, nicht wider Preußen;
Es war ja auch nicht für und nicht wider Goethe!
Zur Entſcheidung wird's der „Schwerpunct Deutſchlands" reißen,
Der „Bund'stag" aber iſt, um den's am liebſten bäte!

Lord Palmerſtone.

Der Herr Lord von Palmerſtone,
Der iſt ja wahrlich gar „nicht ohne!"
Der Herr Lord von Palmerſtone,
Iſt manchmal auch ein Magyarone;
Der Herr Lord von Palmerſtone,
Gönnte auch dem Sultan Stephans Krone,
Sieht Lord von Palmerſtone
Dabei Profit für Zucker und Caffeebohne!
Es ſchrieb Lord Palmerſtone
An Bremen in Perſone;
Es ſchrieb Lord Palmerſtone,
Daß die „Marin'" von Albione

— Mit Verlaub von Palmerſtone —
Die „deutſche Flagg'“ nicht ſchone,
Sondern — ſo ſchreibt Lord Palmerſtone —
Als „Seeräuberſchiff“ belohne!!
Man ſieht, Lord Palmerſtone
Iſt wahrlich gar „nicht ohne!“

Deshalb?!

Weil die Preſſe brachte Gauner, Schufte, Strolche,
Wollt die freie Preſſe „Fluch“ Ihr heißen? —
Weil die Freiheitsſchwindler hatten Gift und Dolche,
Wollt die Freiheit Ihr in Trümmer ſchmeißen? —
Weil zwiſchen Trüffeln wachſen Pilz' und Lorche,
Wollt Ihr niemals Trüffel beißen? —
Weil der Sonnenſtrahl brütet Schlang' und Molche,
Wollt die Sonne Ihr vom Himmel reißen? —
Weil es unter Menſchen gibt gar „Solche und Solche!“
Wollt Ihr deshalb „Menſch“ nicht heißen?!!

Der alte Herrgott!

Mir bleibt Gott ein Gott, ein legitimer,
Und ich bin ſein Knecht, ſein ganz ſerviler,
Bin „Beſitzer“ nicht, nicht „Eigenthümer,“
Aber dennoch bin ich auch kein Wühler!
Denk': der alte Gott regiert paſſabel.
Iſt mir lieber noch als ein Profeſſor,
„Gagern,“ „Koſſuth,“ „Frankfurt am Babel,“
Machen's wahrlich nicht viel beſſer!
Geh' ich durch die Welt ſo ſtill ſpazieren,
Denk' ich in mir deſto lauter:
Laßt den alten Gott allein regieren,
Seid Ihr doch nicht ſein Vertrauter.
Eichen pflanzte Gott und Bohnen,
Jedem gab er ſeinen eig'nen Engel,

Jener ſchützt der Eichen hohe Kronen,
Dieſer ſchützt den ſchlaffen Bohnenſtengel!
Um die Schultern hoher Berge
Hängt er hoch der Rebe Purpurmantel,
Tanzen grinſend Gnomen auch und Zwerge
Wüthend um ſie wie die Tarantel!
Roß und Honvéd wüthen ohne Trenſe,
Und zerſtörend hilft der deutſche Michel;
Aber Gott läßt wachſen für die Senſe
Und beſchäftigt ſegensvoll die Sichel!
Darum weil ich habe noch begegnet
Stets den alten Gott auf meinen Pfaden,
Wenn die Sonne ſchien, wenn es geregnet,
Wenn ſich Blitz und Donner wild entladen;
Weil der alte Gott, der Himmelskaiſer,
Bügelt aus der alten Welt die Falten,
Sing' am Volkslied ich mich heiſer:
Gott ſoll Gott uns lang erhalten!

Ausgleich.

Weil die Deutſchen erfanden den Druck und die Lettern,
Erfanden ſie auch das Pulver, ſie niederzuſchmettern!

Koſſuth's freie Preſſe.

Koſſuth's Preſſe, das nenn' ich eine Preſſe!
Das iſt eine Preſſe, eine grenzenlos freie!
Braucht er Banknoten, zu jeder Meſſe
Preßt er d'rauf los, ganz funkelnagelneue;
Braucht er Soldaten, er preßt ſie nicht minder,
Dafür gibt es bei ihm kein „Preßgeſetz;"
Braucht er Geld, ſo preßt er die Juden-Kinder
Mitſammt den Chriſten, das iſt ſein „Preßverein" jetzt:
Und iſt endlich Land und Volk ganz ausgepreßt,
So preßt er ſich durch, und — Land und Volk ſitzen feſt!

Peter und Paul.

In Rom vor Sanct Peter
Erſchien ein franzöſiſcher Trompeter
Und ſprach: „Oeſt'reich, wartet noch ein Biſſel,
Gib, Petrus, indeſſen mir den Schlüſſel!“ —
Die Peterskirche aufgeſperrt in Rom,
In Frankfurt zugeſperrt Sanct Paulus Dom,
So ſetzt ſich die Freiheit auf den hohen Gaul,
Und feiert ihr Portiuncula an „Peter und Paul!“

Schwarz, Roth und Gold,

oder:

Deutſchlands Farben!

1848.

So ſchwarz wie Nacht und Ungewitter-Wolke,
Lag Finſterniß auf Deutſchlands edlen Gauen,
Ein ſchwarz Geſpenſt lag drückend auf dem Volke,
Daß es das Sonnenlicht nicht konnte ſchauen!
Im ſchwarzen Rock das Heer der Jeſuiten,
Ging mähend durch die Saat des Guten,
Im ſchwarzen Fracke kamen ſie geſchritten,
Die uns verhandelten an's Reich der Knuten!
Als ſchwarz vermerkt im Polizei-Regiſter
Stand Jeder, der ein freies Wort geſprochen,
Der ſchwarze Staar der ſtörrigen Miniſter
Ward von Erfahrung ſelber nicht geſtochen;
Das ſchwarze Heer mit ausgelöſchter Kerze
Bekriegte Eines nur — die Druckerſchwärze!

Doch roth brach's an auf Deutſchlands ſchönen Bergen
Und flammenhufig kam ein Tag, ein neuer,
Die rothe Fahne kam, die Freiheits-Schergen
Erblaßten und es zitterten die Dräuer.
Das Roth des edlen Zürnens auf den Wangen,
Erſchien die Jugend aus den Weisheitsſälen,
Das Roth der Scham, daß ſie ſo lang gefangen,
Entflammt die Bürger, ihren Muth zu ſtählen,
Und roth empor, aus aufgeſchlitzten Herzen
Schoß hoch der Blutſtrahl der Märtyrer,
Und Roth ward Trumpf und ſtach die Pique aus Erzen,
In's falſche Spiel gemiſcht der Weltregierer,
Und aus dem Blutſtrahl, der den Muth erhöhte,
Stieg ſcharlachhell die deutſche Morgenröthe!

Und Gold, Gold brachte Deutſchlands Morgenſtunde
Das Gold der Freiheit, rein von jeden Schlacken,
Dies gold'ne Bließ bedeckt die tiefe Wunde
Vom langen Sklavenjoch um Bruſt und Nacken.
Die gold'ne Zahl im neuen Volkskalender,
Sie prangt in dieſes Jahres Frühlingsgleiche,
Die Namen der Beginner und Vollender,
Sie ſchmückt das Goldlaub unſ'rer deutſchen Eiche!
Und ſo aus Schwarz und Roth, gemiſcht in Reinheit,
Stieg goldenthronend Deutſchlands Völkerfahne,
Ein Zeichen, daß im Bund der deutſchen Einheit
Die Farben alle einigt der Germane;
Und Schwarz und Roth und Gold zu Eins geſponnen,
Iſt das Panier von allen Aufgangs-Sonnen!

Kaiſer Joſeph's Mitternachtsgang.

1848.

Die Sonne ſank, der Abend war verdunkelt,
Die Nacht enthüllt den gold'nen Sterntalar;
Der Mond an ihrer dunkeln Stirne funkelt
Wie gold'ner Ring in einer Mohrin Haar;
Die Stadt iſt ſtill, die hohen Häuſermaſſen
Steh'n, Geiſtern gleich, in weißes Licht gehüllt;
Und aufgeweckt vom Mondesſtrahl, dem blaſſen,
Erwacht zur Mitternacht ein Reiterbild!
Das Reiterbild ſtand da ein halb Jahrhundert,
Stand vor der Ahnenburg als Geiſterwacht,
Stand fünfzig lange Jahre da, verwundert,
Daß fünfzig Jahre dauert Eine Nacht!
Soll ich des Reiters Namen Euch noch nennen?
Wer kennt den erſten Schöpfer Oeſt'reichs nicht?
Er hieß vom Chaos Finſterniß ſich trennen,
Er ſprach: „Es werde!“ und es ward das Licht!
Er hat in Oeſt'reich Menſchen erſt erſchaffen,
Gepflanzet der Erkenntniß erſten Baum,
Dem Völkergeiſt gab er die erſten Waffen,
Dem freien Wort gab er den erſten Raum;
Zur Schlange, die mit ihrem Hauch, dem ſiechen,
Vergiftet unſer paradieſiſch Land,
Zum Pfaffenthum' ſprach er: „Im Staube kriechen
Sollſt Du, aus meinem Eden ſei verbannt!“
Brauch' ich den Namen nun Euch noch zu nennen,
Bezeichnet ſchon durch ſeinen Göttergeiſt?
So lang' Planeten rollen, Sonnen brennen,
Erräth man, daß er „Kaiſer Joſeph“ heißt! —

Und als im März der Freiheit Ruf erſchallte,
Da wurde flüßig gleich das kalte Erz,
Die Maſſe ſchmolz, im Kaiſerbuſen wallte
Wie Lavaglut das alte Freiheitsherz!
Er ſprang herab von ſeinem eh'rnen Roſſe,
Die deutſche Fahne nimmt er in die Hand;
Beſuchen will den Reichstag er im Schloſſe,
Und jeden Ort, wo Volk für Freiheit ſtand!
Er ſchreitet ſtille durch die hohe Pforte,
Die zum Aeropag der Länder führt,
Und wo im Einklang mit des Volkes Cohorte,
So Fürſt als Volk Geſetz und Recht regiert;
Den Kranz nimmt Joſeph ſich vom eig'nen Haupte,
Den der Verſammlung er mild lächelnd reicht:
„Vollbringet ihr, was ich zu können glaubte,
Reicht ganz dem Volk, was ich ihm halb gereicht;
Was ich in Bangen, Zagen, Kummer, Sorgen,
In Kampf und Hader ſäete in Geheim,
Das wächst durch Euch empor zum Frühlingsmorgen,
Das ward durch Euch zum reifen Zukunftskeim!
Denn wenn ein Haupt ſoll herrſchen über Alle,
Da bleibt es nur durch Aller Liebe ſtark;
Wenn Recht, Geſetz erſcheint in offener Halle,
Da ſteht der Thron in ungeſchwächtem Mark!
Wenn eingefallen ſind die ſchroffen Schranken,
Die zwiſchen Volk und Thron ſich aufgebaut,
Wenn Fürſt und Volk in Worten und Gedanken
Umarmen ſich wie Bräutigam und Braut,
Dann ſchreit umſonſt die wilde Schaar ſich heiſer,
Vergebens wüthet der Parteien Schaar,
Denn Vaterland und Völkerglück und Kaiſer
Sind Eins wie Gott und Glaube und Altar!" —
Als Kaiſer Joſeph ſo den ſchönſten Segen
Der Reichsverſammlung auf das Haupt gelegt,

Geht er vom Schloß der „Herrengaſſ'“ entgegen,
Am „Ständehaus“ das Herz ihm höher ſchlägt;
Da bleibt er ſtehn: „Hier brach die Morgenröthe
Zuerſt ſich Bahn durch tauſendjähr'ge Nacht,
Hier, wo ein Dach zur Kanzel ſich erhöhte,
Von der das Volk gepredigt ſeine Macht!
Hier ſchlug die Jugend ſelber ſich zum Ritter,
Und brach die erſte Lanze im Turnei,
Hier kämpftet ihr, ihr nervgeſtählten Schnitter,
Mit Geiſt und Willen gegen Rohr und Blei!
Geſchaart wie Vögel unter ſchwerem Wetter
Zogt gegen Blitz und Donner ihr dann dreiſt,
Hier ſchlangt Ihr Euch die erſten Eichenblätter
Um's Haupt, Ihr Ritter von dem freien Geiſt!
Hier wecktet Ihr die großen Siebenſchläfer
Aus ihrem tiefen Staats-Kalender Schlaf,
Hier zeigtet Ihr, daß Wolf und Hund und Schäfer
Nicht ungeſtraft ſich theilen Heerd' und Schaf!“ —
So ſieht des Kaiſers Geiſt das hier Gethane
Mit tiefem Sinnen und mit ſtiller Luſt,
Senkt grüßend dreimal dann die Freiheitsfahne
Und ſchreitet wieder fort mit voller Bruſt.
Und als am „Ballplatz“ er vorüberſchreitet,
Senkt er ſein Haupt, verhüllt ſein Angeſicht,
Und ſpricht: „Wen Gott gerichtet und bedeutet,
Den richte und bedeut' der Menſch mehr nicht!“ —
Dann ſetzt er fort den Weg zur ſtillen Stunde,
Begleitet nur vom bleichen Mondesſtrahl,
Den „Hof“ entlang, da ſtößt er auf die Runde,
Die Runde iſt's der Garde-National;
„Wer da?“ ruft ſie, und er erwidert leiſe:
„Nur Kaiſer Joſeph's Geiſt, alſo: „gut Freund!“ —
Da kniet die Runde hin im engen Kreiſe,
Senkt das Gewehr und neigt das Haupt und weint.

Ihr Herz iſt voll, als ging es zum Gebete,
Ihr Herz iſt heiß, als ging es in die Schlacht;
Und Kaiſer Joſephs Geiſt nimmt die Muskete
Der nächſten Garde aus der Hand ganz ſacht,
Und weihet ſie mit ſeinem Geiſterſegen,
Bekreuzt die Wehr, und gibt ſie dann zurück
Und ſpricht: „In Bürgerhand der blanke Degen,
Iſt blankes Pfand von Land und Völkerglück;
Denn ſoll der Geiſt der Freiheit bleiben Sieger,
So muß der Geiſt der Frechheit untergeh'n,
Und aus den Gräbern unſ'rer Märztags-Krieger,
Der Geiſt der Eintracht leuchtend auferſteh'n!
O, edle, wahre Freiheit, Dich zu ſchildern,
Wo nehm' ich Farb' und Wort und Klang und Luſt?
Aus Erd' und Meer, aus Stern- und Wolkenbildern,
Aus Zauberſagen und aus Märchenduft?
Nehmt Alles, was Euch herrlich mag erſcheinen,
Zur wahren Freiheit ſtrahlend Ebenbild,
Die Schattenluſt aus Goldorangen-Hainen,
Den Duft, der aus der off'nen Roſe quillt;
Das Gold nehmt von den ſüdlichſten Melonen,
Vom Griechenhimmel nehmt das zart'ſte Blau,
Die Blüthen nehmt aus Ebros gold'nen Zonen,
Vom Tageswimper nehmt den reinſten Thau:
Den Purpur nehmt vom jungen Regenbogen,
Vom Taubenhalſe nehmt die Farbenpracht;
Zum Weißen nehmt den Saum der Silberwogen,
Zum Dunkel nehmt die tiefe Tropen-Nacht;
Zum Lichte nehmt der hellen Sterne Flimmern,
Zum Ausdruck nehmt den Strahl der Poeſie,
Zum Firniß nehmt der Morgenſonne Schimmern,
Zum Pinſel nehmt den Pflaum vom Colibri,
Zum Gliederbau nehmt aus den Götterländern
Ein Vorbild Euch in ewig jungem Glanz,

Zum Schmelz von Faltenwurf und von Gewändern
Nehmt Euch den Saum vom Abendwolkenkranz.
Das Alles faßt zuſammen dann in Einheit,
Und gebt dem Ganzen Strahlenkrone, Schwert und Schild,
Und vor Euch ſteht in ihrer keuſchen Reinheit
Der wahren Freiheit göttlich Ebenbild!
Und dieſe Freiheit ſollt Ihr hüten, ſchützen,
Den Garden iſt ſie heilig anvertraut,
Ihr ſeid des Freiheitstempels Säul' und Stützen,
Bewacht den Tempel, den Ihr aufgebaut;
Laßt nicht an ſeinen grünen Wänden ſchütteln
Von zügelloſer, wild verwirrter Hand,
Will Anarchie an ſeinem Grundſtein rütteln,
Dann leiſtet löwenmuthig Widerſtand,
Denn wo die Freiheit immer noch erſchienen,
Zieht mit ein wildes Heer Verderber ein,
Den Bau der Ordnung ſucht es in Ruinen,
Sein letzter Feldruf heißt: „Kein Dein und Mein!“
D'rum ward dem Freiheitsbau zum Schutz gegeben
Die Rieſenmacht der Garde-National,
Daß ſie begeiſtert, mit Muth und Blut und Leben,
Das Volk beſchütz' mit Kraft und Schwert und Stahl!“ —
Und weiter ſchritt der ruhmgekrönte Schatten
Und ſchritt fort bis zur Univerſität,
Wo in der Aula Geiſt und Kraft ſich gatten,
Dem weiſen Rath die That zur Seite ſteht,
Da ſchwillt das edle Herz in ſeinem Buſen,
Er lächelt milde vor ſich hin und ſpricht:
„Ich grüße Dich, Du junges Volk der Muſen,
Zur Wahrheit machteſt Du ein ſchön Gedicht!
In dieſer Hallen heilig dunklem Düſter
Sprang der Gedanke aus Minervens Haupt,
Ging leiſe erſt herum wie Blattgeflüſter
Durch Eichenkronen, ſegenvoll belaubt.

Doch bald fing der Gedanke an zu rauſchen,
Wie Sturmeswehen durch die Wipfel ſchallt,
Die Deutung galt's dem Sturme abzulauſchen
Wie dem Orakel in Dodonens Wald;
Und von des Wiſſens ſonnenheller Warte,
Entſchaart im Sturme ſich das junge Heer,
Voran mit weißem Banner und Standarte,
Minervens Schild und Themis ſcharfer Speer!
Was in gemalten Lettern blos im Buche
Für Eingeweihte nur der Zeitgeiſt ſprach,
Was die Gelehrten zugedeckt mit woll'nem Tuche,
Daß es da liege bis zum letzten Tag,
Wovon die Weißheit lang nur hat geſtammelt,
Was langſam überdacht Philoſophie,
Was Rechtsgelehrtheit heimlich aufgeſammelt,
Was nur in Bildern ſchuf die Poeſie,
Das Alles hat aus halbvergilbten Blättern
Befreit der Studenten muthentflammte Schaar,
Das Alles haben ſie mit lautem Schmettern
Verkündet von dem offenen Altar!
So wurden ſie aus den Gedankenträgern
Die Träger auch der ruhmbekränzten That,
Den Geiſt, ihn ſchärſten ſie zu blanken Schlägern,
Das Wort zur Sichel für die reife Saat!
Heil ihnen, die zur Schnitterzeit erwarben
Für Volk und Land der Freiheit gold'nen Glanz,
Und Kaiſer Joſeph fügt zum Kranz der Garben
Für ſie noch zu des Ruhmes Erntekranz!“ —
Er ſenkt die Fahn' und ſchreitet fort zur Stelle,
Und vor St. Stephan bleibt er ſinnend ſteh'n,
Da ſieht er hoch in blauer Lüfte Welle
Die deutſche Fahne ſiegesprangend wehn;
Da ſieht er Wolken, dunkle, vielgeſtalt'ge,
Um dieſe Fahne, ſie verdunkelnd, zieh'n,

Die wie Gewitterheere, ſtarkgewalt'ge,
Zuſammenſtoßen, auseinander flieh'n;
Doch zu dem Aar, der hoch am Rieſendome
Seit Hunderten von Jahren ſicher wohnt,
Der trotz der Ebb' und Fluth im Zeitenſtrome
Auf ſeiner klaren Höhe ruhig thront,
Spricht Kaiſer Joſeph: „Sei gegrüßt mein Adler,
Du Sonnenfürſt in Deinem Wolkenneſt,
Laß um Dich toben Stürme, Wolken, Tadler,
An Oeſterreichs altem Dome halte feſt!
Noch ſtrahlen Oeſterreichs Sterne hoch am Aether
Noch ſtrahlt ein Stern in Oeſterreichs treuer Bruſt,
Noch fehlt dem Dome nicht der fromme Beter,
Noch fehlt's dem Volke nicht an Thatenluſt,
Noch fehlt's dem Lande nicht an Patrioten,
Noch fehlt's dem Lande nicht an Kraft und Schwung,
Noch fehlt's nicht ganz an tüchtigen Piloten,
Noch fehlt's der Bruſt nicht an Begeiſterung,
Noch fehlt's der Jugend nicht an Sinn für Treue,
Noch fehlt der Sinn für's Vaterland uns nicht,
Noch fehlt's in Oeſterreich nicht an Kraft und Weihe,
Noch fehlt's dem Bürger nicht an Bürgerpflicht,
Noch fehlt's den Saaten nicht an gold'nen Laſten,
Noch fehlt dem Berg nicht Eiſen und Metall,
Noch fehlt's der ſtolzen Donau nicht an Maſſen,
Noch fehlt's den Wäldern nicht an Vogelſchall,
Noch fehlt's dem Herzen nicht an Reiz der Triebe,
Noch fehlt dem Aug' die Mitleidsthräne nicht,
Noch fehlt der Maſſe nicht Gemüth und Liebe,
Noch fehlt es nicht an Glauben, Zuverſicht,
Noch fehlt es nicht an treuen Oeſterreichſchaaren,
Die um den Thron ſteh'n wie ein Manifeſt,
Die Freiheit und das Herrſcherhaus zu wahren,
Mit Muth und Blut für's große Zukunftsfeſt,

Ich ſah im Geiſte Deutſchlands, Oeſt'reichs Fahnen,
Umſchlungen weh'n als brüderlich Panier,
Und geh' getroſt zurück zu meinen Ahnen,
Und ſegne ſcheidend Dich: „Heil Oeſterreich Dir!“

Die gemiſchten und vermiſchten Ehen und Wehen des Lebens.

Im Anfang ſchuf Gott die Erde und den Himmel
Aus Nichts; dann Licht und Pflanz' und Wild zur Jagd;
Vom Ueberreſt des Nichts ſchuf er den erſten Lümmel,
Deß dumpfen Schlaf noch jetzt die Welt beklagt!
Die Erde aber war „finſter und vermiſcht und leer,“
G'rad als ob ein officiell' Journal ſie wär'!

Vermiſcht regierten an des Himmels blauer Tonne
Erſt Sonn' und Mond, bis ſie ſich getheilt ſodann,
Am Tag' regieret die Allerhöchſte Sonne,
D'rauf zünd't der Mann im Mond ſein Nachtlicht an;
Und weil des Nachts die Sonne geht wie die Zwanziger aus,
Gibt Gott den Einſerſchein Mond in Vierteln heraus!

Vermiſcht war Mann und Frau und Schlang' im Paradieſe,
Der Dummheit und Erkenntniß Bäume ſtanden durcheinand',
Freund Adam brach die Erkenntniß ſich als gute Priſe,
Er aß die Frucht und aus dem Blatt ward ſein Gewand;
Der Himmel ſah den Menſchen und ſein Blatt mit Hohn,
Und fragte wie ein Staatsanwalt: „He, Adam, wo iſt die Caution?“

Vermiſcht auch brachten ſpäter Kain und Abel
Ihr Opfer dar aus klein und großem Vieh,
Vermiſcht war alles Volk auch dann zu Babel,
Kein Menſch verſtand den andern aus lauter Diplomatie,
Den Sprachſtämmen allen ward ihr Recht, von Menſch bis Papagei,
Und wie wir jetzt hören, war auch ein — Ruthene dabei!

Vermiſcht war in der Arche Noah rein' und unrein Weſen,
Kein Wunder, da 's ein „Sicherheits-Ausſchuß“ war!
Ich glaub', die Arche iſt die „deutſche Flotte“ geweſen,
Wenn's nicht vierzig Tag regnet, iſt's Fahrwaſſer gar;
Dann ſticht die deutſche Flotte in's todte Meer der Idee!
Und holt uns Colonialwaaren vom Ufer der Spree!

Und ſo vermiſcht, gemiſcht war Alles anzuſehen,
Von einſt bis jetzt, ſo hier wie anderwärts,
Nur Eins war hoch verpönt: „Die gemiſchten Ehen!“
Und doch iſt's eine Miſchung nur von Hand und Herz,
Im Eh- und Kartenſpiel hängt's von der Miſchung ab am Rand',
Ob Herzen und Kreuz und Figuren bleiben beieinand!

Sobald die Frau kömmt unter die Haube,
Ertheilt dem Mann ſie Glaubensunterricht,
Damit er Alles, was ſie ſagt, ihr glaube,
Und was er ihr Alles glaubt, das glaubt der Zehnte nicht!
Und wenn der Arme auch proteſtirt, gebt nur Acht,
Der Proteſtant wird von ihr doch katholiſch gemacht!

Ein Mann ſetzt in die Zeitung: „Ein Mann in beſten Jahren,
Wohlhabend, conſervativ, wünſcht eine Gattin, ſo und ſo.“ —
Ein Weib ſetzt in die Zeitung: „Eine Frau, zu unerfahren,
Da und da, ſucht einen Mann, reich und alt und froh!“

Das wird unter die gemiſchten Nachrichten geſetzt
Und wird gewiß eine ſehr gemiſchte Ehe zuletzt.

Die Eh' iſt jetzt ein Miſchmaſch, wie Kraut und Rüben und
Kaula,
Der Mann iſt Nationalgardiſt, mit Hochgefühl!
Die Frau jedoch iſt Lieutenant auf der Aula,
Und ſpäter wird ſie gar „Garde mobile."
Er Gardiſt, ſie mobil, der Hausfreund Legionär',
Das iſt doch eine ſehr gemiſchte Eh', auf Ehr'!

Man würde wahrhaftig jetzt ganz melancholiſch,
Wenn alle Ehleut' von einem Glauben müßten ſein!
Es gibt jetzt ſo viele! deutſch- und jüdiſch-katholiſch!
So vielerlei Glauben faſt wie Banknoten und Caſſaſchein!
Ein emancipirter Jud' hat eine Chriſtin gefiſcht,
Sie feiern die Bußtag' zuſamm' und die Feiertag' gemiſcht!

In unſern Zeiten muß der Mann ſich ſelbſt verdammen,
Ein Hageſtolz zu bleiben trotz Moralgeſchwätz,
Denn bei der Eh' kommen wenigſtens Zwei zuſammen,
Und das iſt gegen das „Aſſociations-Geſetz!"
Da miſcht in die Eh' ſich vielleicht die Polizei,
Und fragt: „Zu was rotten ſie ſich zuſamm', dieſe Zwei?"

Und nun genug; der Dichter und die Declamatrice,
Die müſſen eine Art gemiſchter Eh' auch ſein!
Was er mir gibt — daß er's nur ja nicht wiſſe! —
Benütz' ich blos, um Andern zu gefallen ganz allein!
Gelingt mir das durch ſeine Gabe nicht, wohlan!
So geh' ich und trag' ſogleich auf — Scheidung an!

Mein Taſchen-Katechismus in Noth und Tod.

Ich glaube, daß ein Gott dort iſt im Himmel oben, der da iſt Gnade, Tröſtung, Heiligkeit und Licht;

Glaub' aber nicht, daß ihn ſeine „Heerſchaaren loben,“ denn Gott braucht das Lob der Recenſenten nicht! —

Ich glaub' an die göttliche chriſtliche Lehre, die da iſt Liebe, Tugend, Heil und Zuverſicht; —

Glaub' aber nicht, daß ihre ſtehenden Heere mit Mantel und Kragen ſind ſtark an Gewicht! —

Ich glaub', daß meine Seel' iſt unſterblich, und daß der Geiſt des Menſchen unvergänglich ſei; —

Glaub' aber nicht, daß dort drüben verderblich noch herrſchen Stockhaus, Straf' und Polizei!

Ich glaub' an meinen Kaiſer, als Herrſcher und Vater, daß er das Beſte will, fromm und gerecht; —

Glaub' aber nicht, daß all' ſeine Berather ſind ſchon der Freiheit ergeben wahr und echt! —

Ich glaub' an die Preßfreiheit, daß jegliche Feder darf ſchreiben, was ſie ſo fühlet und meint; —

Glaub' aber nicht, daß dadurch alſogleich ein Jeder, der ſchimpft und raiſonnirt, iſt des Volkes wirklicher Freund! —

Ich glaub' an die Freiheit, die wir erobert, an ſchönere Zukunft glücklich und frei; —

Glaub' aber nicht, daß der Teufel der Robert, der Widerſacher, ſchon ganz bezwungen ſei — ! —

Ich glaub' an die Wohlthat der Geſetze, daß Ordnung ſein muß, Fügſamkeit, geſetzliche Macht; —

Glaub' aber nicht, daß die Schlingen und Netze der Geſetzbücher gut ſind bedacht! —

Ich glaube, daß alle Glaubensparteien verdienen ein einziges, göttliches, rechtliches Los; —

Glaub' aber nicht, daß durch Drängen und Schreien die Schreier verbeſſern ihr jetzig's und künftig's Los! —

Ich glaub', daß jedes gedruckte papierne Schnitzel kann Gutes erwecken, wenn es erſcheint; —

Glaub' aber nicht, daß jedes geweſene „Spitzel,“ das jetzt liberal iſt, es wirklich ſo meint! —

Ich glaub', daß wir uns alle umarmen in dem Gedanken nach Freiheit und beſſ'rer Zeit; —

Glaub' aber nicht, daß wir die Arbeiter, die Armen, genugſam bedenken an unſ'rer Seit'! —

Ich glaub', daß in den jetzigen Wirren mit meiner ſchwachen Feder das Beſte ich möcht'; —

Glaub' aber nicht, daß ohne Fehlen und Irren je noch Einer geweſen im Menſchengeſchlecht! —

Das Orcheſter der menſchlichen Leidenſchaften.

Nur einer Oper gleicht das Leben,
Das heißt: ganz unverſtändlich iſt der Text.
Die Decoration nur ſoll es erheben,
Die uns der Maler: „Zufall“ hingekleckſt;
Ja von der Oper- und der Lebenshandlung
Und das Motiv ſtets im Geheimniß bleibt,
Oft überraſcht uns plötzlich die Verwandlung,
Wie's der Maſchinenmeiſter: „Glück“ betreibt;
Die Leidenſchaften lauern auf Momente
Und ſtimmen emſig ihre Inſtrumente.

Die Freundſchaft ſtimmt die allerfeinſten Herzen
Zum Einklang immer und zur Harmonie,

In Luſt und Leid, in Wonnen und in Schmerzen,
Berührt die allerzart'ſten Saiten ſie;
D'rum ſpielet ſie mit ſanft verklärter Miene
Im Leben auch die erſte Violine.

Die Liebe naht, das Daſein zu verſchönen,
Ihr huldigt Amor, Mars, Apoll;
Das Weltall ſcheint melodiſch zu ertönen
Und jeder Durklang löst ſich auf in Moll;
Wie Nachtigallenſang bei Abendröthe
Ertönt die Liebe uns als ſüße Flöte.

Nun kommt ein Inſtrument voll Diſſonanzen,
Die Ehe iſt's, wie man doch leicht begreift,
Man iſt nicht froh und muß dabei doch tanzen,
Wie uns ein andres Weſen dazu pfeift;
„Der Ehemann,“ ſprach Gott in ſeinem Zorne,
„Der blaſe immer zu auf ſeinem Horne.“

Die Ehe, ach! die hat gar ſchwere Noten,
Nur Banko-Noten geben ihr den Glanz,
Ein Kreuzchen nach dem andern wird geboten,
Von allen Seiten keine Reſonnanz;
Die Eheleute brummen ohne Unterlaſſe,
Sie als Viola, er im Contrabaſſe.

Der Neid, dies Ungeheuer der Empfindung,
Der nagend nur die eig'ne Bruſt zerfleiſcht;
Der ſtets mit tauſendfacher Schlangenwindung
Das Herz umſchlingt, in's Ohr uns ſchneidend kreiſcht,
Der Neid muß ſich zu allen auch geſellen,
Um als Hoboe uns in's Ohr zu gellen!

Die Eitelkeit, die findet ſich am Ende,
Doch übertönet das Orcheſter ſie,

Von ihrem Ton erſchallen alle Wände,
Und ſie zerreißet jede Harmonie
Ja, ja, die Eitelkeit mit vollen Backen
Bläſt als Trompete laut uns in den Nacken.

Die Dummheit will nur alles übertönen,
Sie platzt ſo in den guten Ton hinein;
Beleidigt wird das Ohr von ihrem Dröhnen,
Ihr hohles Lärmen wird zur wahren Pein;
Als Pauke nimmt die Dummheit ihre Stelle,
Sie ſpricht und lärmt vom eig'nen Eſelsfelle.

Doch unter allen dieſen bunten Tönen
Fehlt eines noch, das ſehr den Dichter reizt,
Was ganz allein kann ſein Beſtreben krönen,
Wonach er heut am allermeiſten geizt,
Wenn Händ' wie Teller aneinanderſchlagen,
Und güt'ge Nachſicht für den Autor ſagen.

Der Muth und ſeine Familie.

Wer kennet den Helden von hoher Geſtalt,
Mit flammenden, herrſchenden Blicken?
Für's Große das Herz in dem Buſen ihm wallt,
Er zeigt der Gefahr nie den Rücken.
Er wohnet im deutſchen hochherrlichen Land,
Iſt unter dem Namen der „Muth“ da bekannt.

Und dieſer ſo wack're und ſtolze Herr Muth
Hat viele Verwandte und Kinder;

Die Töchter ſind alle ſo herrlich und gut,
Die Söhne ſind wahrlich nur Sünder;
Und trefft ihr ein Töchterchen, ſo betet es an,
Die Söhne jedoch, o! die leget in Bann.

O, ſeht hier den älteſten trotzigen Sohn,
Wie er ſo geſpreizt nicht da ſtehet;
Er ſpricht jeder Art, jeder Höflichkeit Hohn,
Wenn Dünkel und Selbſtſucht ihn blähet;
Dies Söhnlein macht wohl ſeinem Väterchen Schand',
Dies traurige Söhnlein, der „Hochmuth" genannt.

Doch da iſt die Schweſter ein anderes Ding,
So lieblich wie Roſen zu ſchauen,
So heiter und freundlich, ſo loſe und g'ring,
Ein Vorbild der gütigen Frauen.
Sie feſſelt, doch iſt es ein ſammt'nes Band,
Wer kennt nicht die Holde, „Sanftmuth" genannt.

Da wieder ein Bruder, ein finſt'rer Hecht,
Dem Keiner zu Recht was kann machen;
Der brummet und zanket und hat doch nie Recht,
Den bringt auch kein Garrick zum Lachen,
Er ſtützet den Kopf in die ſorgende Hand,
Und wird von den Leuten der „Unmuth" genannt.

Doch da iſt die Schweſter, ein himmliſches Kind!
Der göttlichſte Reiz des Geſchlechtes;
Und ohne dies ſüße Geſchöpf, wahrlich! ſind
Die Schönheit und Jugend nichts Rechtes,
Denn Liebe noch niemals ein Mann wohl empfand,
Wo ſie mangelt, die Holde, die „Anmuth" genannt.

Da wieder ein Bruder, entartete Brut!
Der ſchauet ſtets rückwärts und zittert;

Es klopfet ſein Herzchen, es ſtocket ſein Blut,
Wenn er die Gefahr auch nur wittert.
Wer reicht wohl dem Feigen die männliche Hand,
Dem zitternden Buben, der „Kleinmuth“ genannt?

Doch da iſt die Schweſter, ein Heiligenbild!
Es ſchwimmet das Aug' ihr in Thränen;
Ihr Anblick mit höherer Ahnung uns füllt,
Wir fühlen ein himmliſches Sehnen,
O Fromme, Du ſchauſt in ein beſſeres Land,
Du duldende Prieſterin, „Demuth“ genannt.

Da wieder ein Bruder, der „Uebermuth“ heißt,
Ein toller, unbändiger Range.
Doch da auch die Schweſter, die Herzen zerreißt,
Die „Wehmuth“ mit bleichender Wange,
Und noch eine Schweſter — Ihr kennet ſie ſchon!
Die „Großmuth“ für ähnliche Declamation

Die Kennzeichen der Ehe.

Er.

Man ſieht ein Pärchen oftmals wohl im Leben,
Und möchte wiſſen, ob's ein Eh'paar iſt,
Dafür will ich Euch jetzt die Zeichen geben,
Damit Ihr es von nun an ſogleich wißt;
Ob es die Frau iſt, die Ihr mit ihm ſchaut,
Ob die Geliebte oder gar die Braut.

Sie.

Man ſieht ein Pärchen oftmals wohl im Leben,
Und möchte wiſſen, ob's ein Eh'paar iſt,
Dafür will ich Euch jetzt die Zeichen geben,
Damit Ihr es von nun an ſogleich wißt,
Ob es der Mann iſt, den man mit ihr ſieht,
Ob der Geliebte ihr zur Seite zieht.

Er.

Geſetzt, Ihr ſeht ein Pärchen herſpazieren,
Sie ſpricht vertraut mit ihm und läßt ſich führen,
So glaubt gewiß mir, es iſt nicht die Frau.
Doch wenn ſie ſchweigend neben ihm nur geht,
Bald rechts, bald links das ſchöne Köpſchen dreht,
So glaubt gewiß nur mir; es iſt ihr Mann.

Sie.

Geſetzt, Ihr ſeht ein Paar ſpazieren gehen,
Er iſt beſorgt, die Mücken abzuwehen,
So glaubt gewiß mir; es iſt nicht der Mann.
Doch wenn er ewig ſpielt nur mit dem Hunde,
Und die Cigarre dampft aus ſeinem Munde,
So glaubt gewiß nur mir; es iſt ihr Mann.

Er.

Wenn er am Schreibtiſch ſuchet in Papieren,
Und ſie tritt leiſe auf, ſchließt ſacht die Thüren,
So glaubt gewiß mir; es iſt nicht die Frau.
Doch wenn er ſich vertieft in Rechnungszahlen,
Sie aber klirrt mit Gläſern und mit Schalen,
So glaubt gewiß mir; es iſt ſeine Frau.

Sie.

Wenn ſie beſchäftigt iſt mit Kleid und Spitzen,
Und er kann ſanft dabei am Nähtiſch ſitzen,
So glaubt gewiß mir; es iſt nicht der Mann.
Doch wenn am Fenſter ſie ganz einſam ſtricket,
Und er halb ſchlafend auf dem Sopha nicket,
So glaubt gewiß nur mir; es iſt ihr Mann.

Er.

Wenn er genöthigt iſt, gleich zu verreiſen,
Und ſie verſucht den ſchnellſten Weg zu preiſen,
So glaubt gewiß mir; es iſt nicht die Frau.
Doch wenn ſie gern die Vorſicht will erheben,
Ihm von der Wäſche doppelt mitzugeben,
So glaubt gewiß mir; es iſt ſeine Frau.

Sie.

Wenn ſie in's Seebad muß, nichts kann mehr ſchützen,
Und er ſie fleht, die Jahreszeit zu benützen,
So glaubt gewiß mir; es iſt nicht der Mann.
Doch wenn er ſpricht: „es mangelt ſo an Pferden,"
Bald: „es will heuer gar nicht Sommer werden,"
So glaubt gewiß nur; es iſt ihr Mann.

Er.

Wenn ihn der Kopfſchmerz plagt, er kann kaum ſchreiben,
Und ſie ihn bittet, doch zu Haus zu bleiben,
So glaubt gewiß mir; es iſt nicht die Frau.
Doch wenn ſie ſagt: „das kommt vom dumpfen Zimmer,
Geh' doch ein wenig aus, das hilft ja immer,"
So glaubt gewiß mir; es iſt ſeine Frau.

Sie.

Wenn die Migrän ſich ſtets nur will erneuen,
Und er ihr räth, ſich mehr doch zu zerſtreuen,
So glaubt gewiß mir; es iſt nicht ihr Mann.
Doch wenn ſie klaget über Nervenſchwächen,
Und er ihr ſagt: „Du mußt nur ja nicht ſprechen,“
So glaubt gewiß nur mir; es iſt ihr Mann.

Er.

Wenn in der Loge, rückwärts, ſo im Düſtern,
Sie iſt bemüht, ihm ſtets in's Ohr zu flüſtern,
So glaubt gewiß mir; es iſt nicht die Frau.
Doch wenn ſie auf die Brüſtung hin ſich lehnet,
Und halb das Wörtchen ſpricht, und halb es gähnet,
So glaubt gewiß mir; es iſt ſeine Frau.

Sie.

Wenn er im Schauſpiel immer bis zum Schluße
Stets bei ihr bleibt, nicht ſpricht vom Ueberdruße,
So glaubt gewiß mir; er iſt nicht ihr Mann.
Doch wenn im Corridor, an Logenthüren,
Er in den Zwiſchenacten geht hauſiren,
So glaubt gewiß nur mir; es iſt ihr Mann.

Beide.

Wenn hier die Pärchen hören, was wir ſagen,
Und unbefangen in die Hände ſchlagen,
So glaubt gewiß; ſie ſind nicht Mann und Frau.
Doch wenn ſie ſich getroffen etwas ſpüren,
Und ihre Hände gar nicht wollen rühren,
So glaubt gewiß mir; ſie ſind Mann und Frau.

Mein encyklopädiſches Mädchen.

Hinweg mit Buch und Feder,
Mit Tintfaß und mit Sand,
Mit Logik und mit Feder,
Mit Hegel und mit Kant,
Mit Hörſaal und Katheder,
Mit Tubus und Dolland,
Mit Kolben und Retorten
Und Euler & Conſorten.

Ich hab' ein Mädchen funden,
Ein lebend Lehrgedicht,
In Lilienſammt gebunden,
Verziert mit Roſenlicht;
Die gibt in ſüßen Stunden
Privat mir Unterricht;
Mich lehret ihre Neigung
Der Wiſſenſchaft Verzweigung.

Ich lerne mit Verlangen
Das Leſen erſt der Schrift,
Die man auf ihren Wangen
Mit Roſentinte trifft;
Die Worte, die da hangen,
Sind ſinniger als Swift
Und alle die Autoren
Im Drucke je geboren.

Mir tönt aus ihrem Munde
Muſik und Harmonie;
Ihr Bau gibt mir die Kunde
Der höchſten Symmetrie;

Ihr Aug' lehrt jede Stunde
Mich ſchnell Aſtronomie;
Ihr Kuß iſt Magnetismus,
Ihr Handdruck Galvanismus.

Auch das Geſetz der Schwere
Lehrt ſie auf meinem Schooß;
Jedoch die höchſte Lehre,
Die ich von ihr genoß,
Die iſt, bei meiner Ehre,
Das höchſte Erdenlos;
Sie heißt: mach' Dir's zu eigen,
Von Deinem Glück zu ſchweigen.

Der Kinder Engel.

Es ſaß auf ſeinem Thron der Herr der Welten,
Und um ihn rings der Engel lichte Schaar,
Die Sterne ausgeſpannt, gleich goldnen Zelten,
Im blauen Himmelsfelde wunderklar,
Und jedem Engel aus dem hohen Kreiſe
Gab er Befehl zu ſeiner Erdenreiſe.
Denn jedem Menſchen einen eig'nen Engel
Der Schöpfer zum Geleit hienieden gab,
Der ſteht bei ihm mit ſeinem Lotos-Stengel
An Wiege, Gängelband, Altar und Grab,
Und wenn ſein Leib gelegt wird in die Bahre,
Trägt ſeinen Geiſt der Engel hin in's Klare.
Der Blinde, der am Quell des Lichts verſchmachtet,
Hat ſeinen Engel, der ihn führt und lenkt,
Die Außenwelt allein iſt ihm umnachtet,
Weil ihm ſein Engel inn're Lichter ſchenkt;
Der Engel küßt die hohlen Augenlider,
Und in der Bruſt ſieht Licht der Blinde wieder.

Und einen Engel haben auch die Kranken,
Die arm, allein, von keiner Hand gepflegt,
Der Engel labet ſie mit Troſtgedanken,
Geneſungsſchein in ihre Bruſt er legt,
Der Engel küßt die fieberheißen Wangen,
Und Träume halten kühlend ſie umfangen.
Und ihren Engel haben, die da ſchreiten,
Nachtwandelnd, ſchlafend, über Haus und Dach,
Ihr Engel wandelt unſichtbar zur Seiten,
Bis Aug' und Leib und Seel' iſt wieder wach;
Und wenn ein Schrei Gefahren könnte bringen,
Läßt ihn der Engel an ihr Ohr nicht dringen.
Den Engel hat auch der zum Tod Verdammte,
Der ſühnend zu der Richteſtätte geht,
Der Engel ſpricht in ſeinem Tröſteramte,
In's Herz ihm dann ein heiliges Gebet;
Er läßt ſein inn'res Aug' das Urlicht finden,
Wenn ſie das ird'ſche Auge ihm verbinden.
Jedoch aus allen Engeln iſt wohl keiner
Von Gott mit ſolcher Vollmacht ausgeſchickt,
Kein Engel iſt erhabener und reiner,
Kein Engel iſt mit ſolchem Licht geſtickt,
Als der, den Gott geſchickt hat auf die Erde,
Daß er des Lebens Kinderengel werde.
Der Himmel hat den Engel ausgerüſtet
Mit Allem, was ein Kinderherz begehrt,
Mit Allem, was ein Kinderherz gelüſtet,
Mit Allem, was dem Kinderleben werth:
Mit Weihnachtsbäumen, reich an Goldgefiedern,
Mit Sternen, Blumen und mit Wiegenliedern.
Der Engel kam herab an weißen Schwingen,
Und weilt, wo er ein Kind alleine ſieht,
Er lehrt die Kinder lallen, beten, ſingen,
An ihrem Kinderwägelchen er zieht,

Er miſcht ſich in ihr Spiel voll Gnad' und Güte,
Daß er im Fall vor Schaden ſie behüte.
Und wo ein Kind ſteht elternlos, alleine,
Und wo ein Kind nicht Vater, Mutter hat,
Und wo ein Kind nicht weiß, zu wem es weine,
Und wo ein Kind iſt bleich und ſiech und matt,
Und wo ein Kind verzehren will ganz einſam,
Vereint der Engel rettend ſie gemeinſam.
Dann wenn der Engel hat vereint die Kinder,
Sucht er die edlen Herzen auf zur Stund',
Wer Herzen ſucht, iſt auch ein Herzensfinder,
Des Menſchen Herz iſt gut im Herzensgrund;
Der Kinder Engel klopfet an mit Schmerzen,
Und „nur Herein!“ ertönt's aus allen Herzen.
An jeder Herzensthür der Engel ſammelt,
Wo eine Mutter je ein Kind gewiegt,
Wo nur ein Kind das Wörtchen „Mutter“ ſtammelt,
Wo nur ein Kind ſich an den Vater ſchmiegt,
Mit Gaben reich kehrt er zur Kinder-Scene,
Denn wer gar nichts hat, gab doch eine Thräne.
Die Kinder aber brauchen mehr als Gaben,
Sie brauchen Liebe, Liebe, Lieb' allein,
Sie wollen Sorgfalt, zarte Pflege haben,
Des Auges und des Herzens Sonnenſchein,
Sie wollen wie die Knospen zarter Roſen,
Gewieget ſein von Schmeichelwort und Koſen!
Und dankbar, ſo für Lieb' als für Geſchenke,
Weilt jetzt der Engel in dem Kinderreich,
Den Schöpfer bittend, daß er ſegnend lenke
Sein Götterauge huldvoll jetzt zu euch:
Er ſprach: „die Kleinen laſſet zu mir kommen!“
Doch ihr ſeid zu den Kleinen ſelbſt gekommen!

◆

(Ende des fünften Bandes.)

Inhalt

des fünften Bandes.

Seite

Vor-Vorleſung 3
Die Scala des modernen Geſellſchaftstones 5
Das ABC-Büchlein und die Hageſtolze vor dem jüngſten Gericht 25
Didaskalien über das deutſche Theaterweſen 52
Schauſpielthum und Schauſpielerthum 78
Intendanten, Regiſſeure 103
Etwas über die Kunſt mit Unmenſchen umzugehen . . 130
Das Geſellſchafts-Spiel in der Arche Noah 140
Kleine Briefe großer Mächte 147
Marinirte Redensarten und Sprichwörter nebſt Betrachtungen über Dilettantismus und Stroh . . . 156
Das Deſiderienbuch des Schickſals 176
Die deutſchen Frauen, wie ſie ſchwanken und ſchwenken . 183
Der Proletar 185
Simſons Kapuzinerpredigt in der Paulskirche zu Frankfurt 188
Profeſſor Danecker in Stuttgart 191
Amneſtie Gottes zum Oſter- und Frühlingsfeſte . . . 194

Seite
Auf den Bergen wohnt die Freiheit 197
Ludwig Börne's Geiſt an Erzherzog Johann in Frankfurt a. M. 199
Die beiden Bettler 203
Ausrückungs-Lied der Nationalgarde 209
Zwangs-Verſe. 210
Schwarz, Roth und Gold oder Deutſchlands Farben . 214
Kaiſer Joſeph's Mitternachtsgang 216
Die gemiſchten und verwiſchten Ehen und Wehen des Lebens 223
Mein Taſchen-Katechiſmus in Roth und Tod 226
Das Orcheſter der menſchlichen Leidenſchaften . . . 227
Der Muth und ſeine Familie 229
Die Kennzeichen der Ehe 231
Mein encyklopädiſches Mädchen 235
Der Kinder Engel 236

Wilde Roſen.

Zweiter Band.

An Mathilde.

Druck von Gerža, Winiker u. Co. in Brünn.

Ausgewählte Schriften.

Von

M. G. Saphir.

Zweite Serie.

Sechster Band.

Brünn, Wien & Leipzig.
Verlag von Fr. Karafiat.
1871.

Ihrer kaiſerlichen Hoheit

der durchlauchtigsten Prinzessin

Mathilde Napoleon

in tiefſter Ehrfurcht

gewidmet

Es kam ein deutſcher Dichter
Nach Frankreich's Kaiſerſtadt,
Der gar nichts zur Empfehlung
Als ſeine Leier hat.

Er trat mit dieſer Leier
Ganz ſchüchtern bei Dir ein;
Du ſprachſt voll Geiſt und Hulden:
„Sie ſoll willkommen ſein!“

In Dank und tiefſter Demuth
Der Dichter Dir jetzt bringt,
Das Beſte, was ſeit Jahren
Aus ſeiner Leier klingt.

Wien, im October 1855.

M. G. Saphir.

1.

Ihr, der holden Blume Gottes,
Will ich alle Lieder weihen,
Trotz des Hohnes, trotz des Spottes,
Des ſie ſich von ihr erfreuen!

Wie die Saaten, die da ſchliefen,
Werden wach beim Ruf der Sonnen,
Wie die Quellen aus den Tiefen
Schießen auf in Frühlingswonnen,

Wie der Sterne gold'ne Lettern
Tauchen aus des Himmels Bogen,
Wie der Duft aus Nelkenblättern
Lichtwärts zieht in vollen Wogen;

So, wenn ich die Holde ſehe,
So, wenn ich der Holden denke,
So, wenn in der Holden Nähe
Ich mich ganz in Lieb' verſenke,

Wird mein Fühlen zu Gedanken,
Und Gedanken werden Lieder,
Und der Lieder Wurzelranken
Werden zu Gedanken wieder!

Streuen möcht' ich Liederkränze,
Streuen möcht' ich ſüße Sänge,
Streuen möcht' ich ew'ge Lenze
Wo ich nur zu ihr gelänge!

Malen möcht' ich Freudenſprüche
Ueberall, wohin ſie blicket,
Säen möcht' ich Wohlgerüche,
Wo ſie hin den Athem ſchicket.

Mit der Linken, mit der Rechten,
Möcht' ich ſie auf Roſen betten,
Möcht' ihr Märchenſchnüre flechten,
Und aus Sternen Spang' und Ketten!

Möchte Scherz- und Räthſelſpiele
Tag und Nacht für ſie erſinnen,
Möchte ihres Zimmers Diele
Mit Gedichten überſpinnen.

Möchte, wenn ich von der Erden
Scheide, mich in's Grab verſenkend,
Selbſt ein kleines Klaglied werden,
Das ſie ſänge, mein gedenkend!

Grüßt mein Lied den Schwalben-Reigen,
Der den nahen Lenz verkündet,
Und es ſollte ſchüchtern ſchweigen,
Wenn den Frühling ſelbſt es findet?

Blume, Frühling, Morgenröthe,
Laß von meinem Lied Dich grüßen!
Grüßen? — Nein! wie zum Gebete
Will ich ſingen, Dir zu Füßen!

2.

Haſt Du den Flieder verſäumt,
So ſeh' die Roſe glüh'n.
Haſt Du die Roſe verträumt,
So ſeh' die Lilie blüh'n.

Kommſt Du zur Lilie zu ſpät,
So blüht der Mohn Dir doch.
Wird Dir der Mohn auch verweht,
Die Aſter bleibt Dir noch.

Haſt Du die Lerche verhört;
So lauſch' der Nachtigall;
Iſt nur das Ohr nicht zerſtört,
Geſang wohnt überall!

Hat Morgen Gold nicht im Mund,
Der Abend auch iſt hold,
Iſt nur Dein Herz recht geſund,
Bringt jede Stunde Gold!

Fandſt Du als Jüngling kein Herz,
Bringt Alter eins Dir geführt,
Rührt heute Sie nicht Dein Schmerz,
Wird morgen Sie gerührt.

Wenn Gluth das Herz nur durchweht,
Der Geiſt nur grünt und blüht,
Iſt keine Stunde zu ſpät
Für Liebe und für Lied!

3.

Wenn Ihr kein Freund von Roſen ſeid,
Der Frühling kommt dennoch,
Wenn Vogelſang Euch gar nicht freut,
Die Nachtigall ſingt doch!

Thut auch das Licht dem Auge weh,
Die Sonne ſcheint dennoch,
Schaut Ihr auch gar nicht in die Höh',
Der Himmel ſchaut Euch doch!

Und wenn Sie auch mein Lied nicht hört,
Mein Lied gilt Ihr dennoch,
Und wenn Sie auch den Tod mir gibt,
Mein Leben iſt Sie doch!

4.

Ich ſaß und ſann und lauſchte
Dem Blättergeiſt im Baum,
Ein Feenmärchen rauſchte,
Durch Zweig' und Blüthenſaum;

Ich hörte Kinder ſprechen,
Ich hörte Bräute fleh'n,
Ich hörte Jugendfreunde
Wie nahe Geiſter geh'n;

Ich hörte Schwäne ſingen,
Ich hörte Glockenſchall,
Ich hörte Nixen tanzen
Im Saale von Kriſtall;

Ich hörte Engel beten
  Bei Harf- und Pſalterſpiel,
Ich hörte Blumen läuten
  Auf ſilberweißem Stiel;

Ich ſaß und ſann und lauſchte
  Dem Blätterſpiel im Baum,
Als ich es faſſen wollte,
  Zerfloß es wie ein Traum!

5.

Gebirg' iſt ſtark, das Eiſen durchdringt's,
Das Eiſen iſt ſtark, das Feuer bezwingt's,
Das Feuer iſt ſtark, das Waſſer es hemmt,
Das Waſſer iſt ſtark, der Menſch es doch dämmt,
Der Menſch iſt ſtark, der Tod nieder ihn weht,
Der Tod iſt ſtark, die Lieb' ihm widerſteht,
Bin ich einſt todt und Aſche bereits,
Ich liebe, Holde, Dich noch jenſeits!

6.

Morgen bringt ein Heer von Mühen,
Doch der Abend rückt ſie ferne,
Tag bringt Gluth und wilde Flammen,
Doch die Nacht bringt milde Sterne!

Unmuth bringt ein Feld voll Dornen,
Frohſinn bringt uns Blumenbeete,
Zweifel bringt ein Heer voll Schlangen,
Doch der Glaube bringt Gebete!

Lüfte bringen Blitz und Geier,
Doch das Waſſer Perl' und Schwäne,
Erde bringet Sorg' und Schmerzen,
Doch der Himmel bringt die Thräne!

Schönheit bringt gemalte Blumen,
Liebreiz bringt den Himmel nieder,
Liebesglück bringt Rauſch und Taumel,
Liebesſchmerz bringt Sang und Lieder!

7.

Frühlingsſchein hab' ich getrunken
Und gebadet mich in Luſt,
Aus dem Herzen ſprangen Funken,
Flügel wuchſen meiner Bruſt;

Wie im Opferbrande rauchte,
Flammte hoch der Lüfte Flor,
Eine Götterinſel tauchte
Aus dem blauen Meer empor.

Lieder hat mein Ohr vernommen,
Doch die Sänger ſah ich nicht,
Rufe hört' ich zu mir kommen,
Ohne Ahnung, wer ſie ſpricht;

Und in dieſer Zauberſtunde
  Trat die Holde vor mich hin,
Wie aus heiliger Rotunde
  Einer Gottheit Prieſterin!

Wie in Prieſterbinde leuchtet
  Ihre Stirne hoch und rein,
Und ein hehres Naß befeuchtet
  Ihres Auges Sternenſchein.

In des Augenblickes Dauer,
  Als ſie kam und ging und ſchwand,
Lag Entzücken, Taumel, Trauer,
  Kälte, Schauer, Froſt und Brand!

Als ſie hinſchwand in die Ferne,
  Ward die Frühlingswelt zu Staub,
Und der Glanz geträumter Sterne
  Ward der Wirklichkeit zum Raub!

8.

Moſes ſah den Buſch in Flammen,
Und der Buſch blieb unverſehrt,
Und er hat die Wunderflamme
Tief im Staube dann verehrt.

Wenn ein Herz in Liebesflammen
Ihr entbrennen ſeht fortan,
Und das Herz lebt fort in Flammen,
Betet fromm und ſchweigend an.

Werft Euch nieder auf die Erde,
Und die Schuhe ziehet aus,
Denn der oberſte der Götter
Spricht aus dieſem Brand heraus.

9.

O Nacht, o Sommernacht,
O ſüßer Wunderbaum,
Der Schlaf iſt Deine Blüthe,
Und Deine Frucht der Traum!

Um Deine Wurzel lagern
Die Seelen ſich zur Ruh',
Durch Deine Wipfel ſchauen
Die Sterne ſchützend zu.

Als Stern durch Deine Zweige
Möcht' ich nur einmal geh'n,
Und ihr, im ſtillen Schlafe,
In's holde Antlitz ſeh'n.

Als Sternlein möcht' ich fallen
Vom Himmel durch die Nacht,
Und vor ihr dann verlöſchen,
Wenn ſie iſt aufgewacht!

10.

Ich hab' ſie geſehen am Morgen,
Als Baum und Blume erwacht,
Doch ſchöner als Tag und Aurore
Hat ſtrahlend ihr Antlitz gelacht.

Ich hab' ſie geſehen am Abend,
Als Sterne den Himmel bekränzt,
Doch heller als Sterne und Heſper
Hat lieblich ihr Auge geglänzt!

Ich hab' ſie geſehen im Garten,
Als Blumen und Roſen erglüht,
Doch holder als Kinder der Flora
Ihr roſiger Mund war erblüht!

Ich hab' ſie geſehen im Saale,
Umfluthet von Pracht und von Licht,
Doch reiner als Lichter und Flammen
Erſtrahlte ihr reizend Geſicht!

Ich hab' ſie geſehen beim Beten,
Als fromm auf den Knieen ſie lag,
Da erſt hat mein Herz es empfunden
Wie Schönheit das Höchſte vermag!

11.

Oft ſeh' ich Deinen ſüßen Blick
Sich in mein Aug' verſenken,
Wie Taucher in das tiefe Meer,
Wenn Perlen ſie d'rin denken.

O tauch' Dich in mein Auge nur,
Du wirſt den Schatz ergründen,
Du wirſt die ſchönſte Perle d'rin,
Du wirſt Dein Bildniß finden.

12.

Wie ein Zauberbuch, ein dunkles,
Liegt ihr Auge aufgeſchlagen,
Und mich treibt der Geiſt der Liebe,
Seine Zeichen zu befragen.

Zu befragen, zu beſchwören,
Die geheimnißvollen Zeilen,
Voll von unenthüllten Räthſeln,
Voll von Schlangen, Blitzen, Pfeilen.

Doch das Wort, dem ſie gehorchen,
Dieſe Geiſter in dem Buche,
Dieſes Wort kann ich nicht finden,
Wie ich ſinne auch und ſuche.

Iſt's ein Gott, der ſie geſchrieben,
Daß der Menſch ſie nicht enthülle?
Iſt's ein Dämon, der ſie malte,
Auf daß wilde Gluth uns fülle?

Nein, ein Gott hat dieſe Zeichen
In dem Buche ausgegoſſen,
D'rum, wenn ſie das Auge ſchließet,
Iſt mein Himmel mir verſchloſſen!

13.

Dein Haar iſt ſchwarz, Dein Auglid ſchwarz,
 Und weiß ſind Deine Wangen,
Da ſteht es ja ſchon ſchwarz auf weiß,
 Nach Dir geht mein Verlangen!

Dein Aug' iſt Gluth, Dein Blick iſt Gluth,
 Und kalt iſt Dein Betragen,
Wie kann doch ſolche Flammengluth
 Aus kaltem Innern ſchlagen?

Dein Mund iſt ſüß, Dein Laut iſt ſüß,
 Und bitter Deine Worte,
Wie fließt doch ſolche Bitterniß
 Aus holder Roſenpforte?

Mein Leid rührt Dich, mein Lied rührt Dich,
Ich ſelbſt kann Dich nicht rühren;
O Leid voll Lied, o Lied voll Leid,
Wohin ſoll das noch führen?!

14.

O Aug', ſo ſchwarz und doch ſo licht,
O Aug', ſo hell und doch ſo dunkel,
Du trägſt in Dir die Wunder all',
Die man erzählt von dem Karfunkel!

Denn wem Dein Schein in's Auge fällt,
Der Wunderſchein, zum erſten Male,
Der ſteht erſchreckt, er ſchließt das Aug',
Geblendet von dem Wunderſtrahle.

Und wen Dein Strahl zum zweiten Mal
Trifft, mit dem Glanz, dem freundlich feuchten,
Der fühlt durch all' ſein Weſen geh'n
Ein inneres Erglüh'n und Leuchten!

Und wem die Götter Dich geſchenkt
Zu eigen und ganz für immer,
Dem nahen ſich die Erdenſünd',
Der Erde finſt're Geiſter nimmer!

Und wer Dich nur betrachtet lang,
Und ſich verſenkt in Deine Fluthen,
Dem iſt's, als ob in Deinem Grund
Viel tauſend kleine Lieder ruhten.

Mit jedem Blick Dir in das Aug'
Lockt er ein Lied vom hellen Grunde,
D'rum kaum ich Dich nur hab' erſchaut,
So gibt ein Liedchen davon Kunde!

15.

Ja ſchön iſt ihre Locke,
  Doch ſchöner iſt das Haupt,
Dem ich die dunkle Locke
  Zur guten Stund' geraubt.

Ihr Brief iſt gar ſo lieblich,
  Doch lieblicher die Hand,
Die Hand, die ihn geſchrieben,
  Als Amor bei ihr ſtand!

Das Buſenband iſt reizend,
  Das ſie verlor im Geh'n,
Doch reizender die Stelle,
  Wo ich's zuerſt geſeh'n!

Ihr Bild iſt wie ein Engel,
Doch engelhafter ſie.
Ihr Bildniß iſt getroffen,
Sie ſelber treff' ich nie!

Ihr Herz iſt mir verſchloſſen,
Verſchloſſ'ner noch iſt ſie,
Zum Herzen wüßt' ich Schlüſſel,
Doch zu ihr ſelber nie!

16.

Schön iſt ſie, wenn ſie herzinnig
Grüßet und das Antlitz neigt,
Schön, wenn ſie verſtändniß-ſinnig
Und bedeutſam lächelnd ſchweigt;

Schön iſt ſie, wenn ſie in Ferne
Wandelt in des Waldes Grund,
Schön ſind ihre ſanften Augen,
Schön ihr ſüßgeformter Mund;

Schön iſt ſie, ſchön, wenn ſie weinet,
Schön, wenn Freude ſie verklärt,
Schön iſt ſie, wenn ſie verneinet,
Schöner noch, wenn ſie gewährt;

Doch am ſchönſten iſt ſie betend,
Sonntags in dem Gotteshaus;
Vor das Gnadenbildniß tretend
Zieht das Betbuch ſie heraus.

Schönheit, Fülle, Reiz des Leibes
Sah ich nimmer zu der Zeit,
Nur den höchſten Reiz des Weibes:
Ein Geſicht in Frömmigkeit.

Gott zum Preis und Gott zum Ruhme,
Prangt der Frauen volle Blüth',
Reiz des Leibes iſt die Blume,
Und der Duft: ein rein Gemüth!

17.

Es fiel auf grüne Matten
Ein Stern herab zur Nacht,
Er lag gehüllt in Schatten,
Bis daß die Erd' erwacht.

Und als der Tag jetzunder
Ließ ſeine Fahne weh'n,
Da ward das helle Wunder
Von aller Welt geſeh'n.

Die Lerche fragte ſtaunend:
Wo kommt dies Lichtbild her?
Die Roſe meint erröthend,
Sie ſei jetzt Roſ' nicht mehr!

Die Schmetterlinge wagten
An dieſen Glanz ſich nicht,
Die Nachtigallen zagten
Mit ihrem Liebgedicht.

Und aus dem Stern zur Stunde
Wird ſchnell ein roſig Weib,
Hat Perlen zart im Munde,
Und leuchtend iſt ihr Leib!

Ihr Haar iſt reich und prächtig,
Ihr Lächeln iſt wie Wein,
Ihr Auge tief und mächtig,
Es ſieht wie Nordlicht d'rein!

Ich ging an grünen Borden,
Da nahm ich plötzlich wahr,
Den Stern, der Frau g'worden,
Die Frau, die Stern erſt war.

Ein heiliger Liebeskönig
Dem Stern ſtets nach ich zieh',
Wohin? das frag' ich wenig,
Zum Heil führt ſicher ſie!

18.

Aus dem Leib nahmſt Du mir mein Herz,
  Was haſt Du mit dem Herzen gemacht?
Aus dem Herz nahmſt Du mir mein Lied,
  Wo haſt Du das Lied hingebracht?

Aus dem Kopf nahmſt Du das Denken mir,
  Und doch denkſt Du meiner nicht!
Aus dem Schlaf die Träume Du nahmſt,
  Weil ein jeder von Dir nur ſpricht.

Du nahmſt mir viel, Du nahmſt mir All's!
  Geſang und Lied, Gedanken, Traum;
Und gabſt dafür nur wenig mir,
  Und gabſt mir Hoffnung kaum:

Doch was Du gabſt, wie wenig auch,
Es iſt des Lebens gold'ner Baum,
Denn auf dem Zweig der Hoffnung blüht
Geſang und Lied, Gedanken, Traum.

19.

Sei gegrüßt, mein Edelfalke,
Mit dem Aug' ſo hell und klar,
Blickſt Du, Falke, mir in's Auge,
Blickſt Du mir in's Herz fürwahr!

Sei gegrüßt, mein Reh des Waldes,
Stolzen Schrittes, leicht bewegt;
Ebenmaß tritt mir entgegen,
Wenn Dein Schritt zu mir Dich trägt.

Sei gegrüßt mein Schilf am Strande,
Mit dem Leib' ſo ſchlank und fein,
Neigſt Dich, beugſt Dich, zartgeſchmeidig
Schließt mein treuer Arm Dich ein.

Sei gegrüßt, Du Hebronstaube,
  Mit dem Blicke ſanft und fromm,
Bring' im Mund ein Liebesblättchen,
  Süße Taube, komm' o komm'!

Sei gegrüßt, Juwel der Frauen,
  Demant mir und Edelſtein,
Schreibe in die Herzensſcheibe
  Deinen Namen mir hinein.

Und der Name wird da bleiben,
  Bis zur letzten Lebensfriſt,
Bis im Tode mit dem Namen
  Auch das Herz gebrochen iſt.

20.

O, Herz, mach' alle Thüren auf,
Es kömmt ein Gaſt, ein lieber;
O, Lieb', kehr' ein, eh's Abend wird,
O, Lieb', geh' nicht vorüber.

Ich will Dich kleiden in Seidenkleid,
Aus buntem Lied gewoben;
Will Dir bereiten Liebesmahl,
Den Trank auch ſollſt Du loben;

Will Dir bereiten Lagerſtätt'
Aus friſchen wilden Roſen;
Und will Dich ſingen in den Schlaf
Mit Schmeichelwort und Koſen.

O, Lieb', weil Du noch einmal kamſt,
Bevor mein Tag geht nieder,
D'rum ſei geſalbt mit Lieder-Oel
Dir Haupt und Bruſt und Glieder!

21.

Der Zephir, der des Morgens weht,
  Der hat die Roſe gepflegt,
Der Weſtwind, der des Tags dann geht,
  Der hat die Roſe bewegt.

Der Südwind, der des Mittags geht,
  Der hat die Roſe geneigt,
Der Oſtwind, der des Abends geht,
  Der hat die Roſe gebeugt.

Der Sturmwind, der zu Nachten geht,
  Der hat die Roſe geknickt;
So ward die Roſ' gebrochen wohl,
  Doch ward ſie nie gepflückt!

22.

Als ich betrübt und leidvoll war,
Und Weh im Herzen lag,
Hab' ich geweint und ſtets geweint,
Geweint bei Nacht und Tag.

Als ich beglückt und ſelig war,
Als ich mit Dir vereint,
Als ich an Deinem Anblick hing,
Hab' wieder ich geweint!

Wie iſt es doch ſo wunderbar
In einer Menſchenbruſt;
Wie gleich ſind oft im Leben doch
Der Schmerz und auch die Luſt!

23.

In ihrem Auge tief,
Da lag ein Stern und ſchlief,
Weil's Aug' ſie zugemacht;
Da küßt' ich ihr das Augenlid,
Sie ſchlägt es auf und ſieht,
Da war der Stern erwacht!

Und als nun wach der Stern war,
Da ſchaut er aus dem Aug' ſo klar,
So wundervoll mich an:
„Weil Du geſtört haſt meinen Schlaf,
So ſei's fortan zu Deiner Straf'
Um Deinen Schlaf gethan!“ —

Schließ' ich nun Nachts das Auge zu,
Der Stern erſcheint, gibt keine Ruh',
Bis Morgenroth erwacht!
Gewiß des Himmels Ausſpruch iſt:
„Wer jemals einen Stern geküßt,
Für den gibt's keine Nacht!“

24.

Eine blaue Himmelsdecke
Hat uns Gott hier für das Leben,
Eine grüne Erdendecke
Für den Tod uns auch gegeben.

In die blaue Lebensdecke
Stickt er ſeine lichten Steine,
Daß der Menſch hier auf der Erde,
Höh're Lichter kennen lerne;

In die grüne Todesdecke
Stickt er jährlich friſche Roſen,
Daß ſie von dem Auferſtehen
Sprechen zu den Glaubensloſen.

Sterne ſteh'n in Deinen Augen,
Blumen in dem Antlitz eben;
Biſt mir Himmel, biſt mir Erde,
Hier und dort mir Tod und Leben!

25.

Ich möchte Dir ſagen ſo gerne,
Daß ich Dich liebe!
Wie ſoll ich Dir ſagen von ferne,
Wie ich Dich liebe?
D'rum bitt' ich dort oben die Sterne:
Sprecht Ihr von Liebe!

Ich möchte Dir ſchreiben zwei Zeilen,
Voll nur von Liebe!
Ich möchte geh'n tauſend von Meilen,
Dir nur zu Liebe,
D'rum bitt' ich die Blumen zu eilen
Zu Dir hin in Liebe!

Ich möchte Dir küſſen die Wange,
Zärtlich in Liebe!
Ich möchte Dir Halsband und Spange
Schenken in Liebe!
D'rum bitt' ich den Blick, daß er hange
An Dir in Liebe!

Ich möchte viel Perlen Dir ſenden,
Rein wie die Liebe.
Ich möchte Dir dichten Legenden,
Heilig wie Liebe!
D'rum ſing' ich, das Herz Dir zu wenden,
Lieder der Liebe!

26.

Ich pflücke die Roſen, die prangend
Am Roſenſtrauch ſteh'n,
Die Roſen ſie fragen mich bangend:
Für wen, ach, für wen? —
Nicht weiß ich's für wen und nicht weiß ich wofür,
Doch alle die Roſen, die Roſen von mir,
Geh'n Alle, geh'n Alle, geh'n Alle zu ihr!

Ich denke und ſinne mit ſüßem Behagen
An dies und an das;
Da kommen die Leute und fragen:
An was denkſt? an was? —
Ich weiß es wohl ſelbſt nicht, kann's ſagen nicht Dir,
Jedoch die Gedanken, die Gedanken von mir,
Geh'n Alle, geh'n Alle, geh'n Alle zu ihr!

Ich ſchreibe viel Brieſchen herzinnig,
Bald groß und bald klein;
Da fragen dann Viele ſo ſinnig:
An wen ſoll das ſein? —
Ich ſchrieb' ſie nicht euch und ich ſchrieb' ſie nicht ihr,
Doch alle die Brieſchen, die Brieſchen von mir,
Geh'n Alle, geh'n Alle, geh'n Alle zu ihr!

Ich dichte und ſinge viel Lieder,
Bald froh und bald bang;
Da kommen und fragen ſie wieder:
Wem gilt Dein Geſang? —
Ich weiß nicht wohin wohl das Echo ſie führ',
Doch alle die Liedchen, die Liedchen von mir,
Geh'n Alle, geh'n Alle, geh'n Alle zu ihr!

O Roſen und Brieſchen und Lieder,
O hört' meine Bitt'!
Geht einſt zu der Holden ihr wieder:
So nehmt mich doch mit; —
Ihr Alle geht zu ihr bei offener Thür',
„Du Armer allein!“ ſo ſag' ich zu mir, —
„Geh'ſt niemals, geh'ſt niemals, geh'ſt niemals zu ihr!“

27.

Meine Lieb' iſt eine Biene,
Schwärmend um die wilde Roſe,
Süßen Liederhonig ſammelnd
Aus dem Antlitz, mackelloſe.

Eine Bien' iſt meine Liebe,
Und ihr Stachel fuhr mit Schmerzen
In die Bruſt mir, in die Seele,
Unter Singen, unter Scherzen.

Und ich fühle, daß nur ſterbend
Dieſer Schmerz vergehen werde,
Liebesſchmerz und Bienenſtiche
Heilt die Handvoll kühle Erde!

28.

Einen Tag nur in der Woche
Darf ich hoffen, ſie zu ſehen.
Dieſer Tag kömmt glanzvoll, ſtrahlend,
Alle Andern farblos gehen.

Eine Stund' in dieſem Tage
Iſt ſie mir nicht ganz ſo ferne:
Dieſer ſüßen Stund' zu Liebe
Harr' ich lange Tage gerne!

Zwei Minuten dieſer Stunde
Sind gegönnt mir, ihr zu ſagen
All' mein Denken, Fühlen, Sehnen,
Hoffen, Wünſchen, Bangen, Klagen!

Und in dieſen zwei Minuten
Hält Verſtummen mich gebunden,
Ihr mein Herz zu offenbaren,
Voll von Dornen, Blut und Wunden.

29.

Der Edelſtein liegt tief im Schacht,
In ihm kein Licht, kein Flimmern,
Er liegt gehüllt in dumpfer Nacht;
Wie kann er da auch ſchimmern?

Doch wenn der Lichtſtrahl auf ihn fällt,
Dann fängt er an zu ſtrahlen,
Daß Menſch und Erd' und Himmelszelt
In ſeinem Schein ſich malen.

Ich bin der Stein, Du biſt das Licht,
Das Licht, das mich getroffen.
Nun ſtrahlt und funkelt mein Gedicht
Von Liebe und von Hoffen!

III.

Ich möchte ſingen ein wildes Lied,
Ein Lied mit Helm und Sporn,
Ich möchte zieh'n ein Schwert, das glüht,
In Grimm, in Wuth und Zorn!

Ich möchte donnern ein Hochgedicht
Aus Gluth und Muth gereimt,
Ich möchte ſprechen wie Aetna ſpricht,
Wenn er von Lava ſchäumt.

Ich möchte weh'n ein brennend Wort
An vieler Menſchen Ohr,
Daß es auflodere alſo fort
In's off'ne Menſchenohr!

Ich möchte ſingen ein Ständchen toll
Der ſchlafbefang'nen Zeit,
So daß die Schläferin glauben ſoll,
Das Weltend' ſei nicht weit!

Da zeigt ſich die Geliebte mir,
Das wilde Lied wird zahm,
Es will zu ihr und es ſtrebt zu ihr
In Lieb und Leid und Gram.

Der Zorn verſtummt und der Groll wird mild,
Der Grimm wird Zärtlichkeit,
Was ich geſtrebt, was ich gewillt,
Liegt hinter mir ſo weit!

Die Welt erſcheint mir ſo wunderſchön,
Die Menſchen lieb und gut,
Ich möcht' mit Allen zuſammen geh'n
Und theilen Herz und Blut.

Ein Herz, das liebt, das hegt keinen Groll,
Denn Lieb' iſt all' ſein Schatz,
Ein Herz, das immer von Lieb' iſt voll,
Hat für nichts and'res Platz!

Du, ſüßes Weib, machſt zur Süßigkeit
Die Bitterniß in mir,
Das „wilde Lied," es wird jeder Zeit
Zur „wilden Roſe" Dir!

31.

Wilde Stunden, böſe Tage
Hab' zuweilen ich im Leben;
Wo ich bin den finſtern Mächten,
Den Dämonen Preis gegeben!

Bald des Haſſes Geierflügel
Um das Haupt mir nächtlich rauſchen,
Bald der Rache wilde Geiſter
Auf des Herzens Pfuhle lauſchen!

In meinem Denken fühl' ich Schlangen
Wie im weichen Mooſe wühlen,
Und mein Fühlen und Empfinden
Möcht' in Feindes Blut ich kühlen!

Mit dem Himmel möcht' ich rechten,
Zürnen an der Erde Stern,
Mit den Menſchen blutig ſtreiten,
Mit der Hölle höhniſch hadern!

Da erſcheint der Lichtesbote,
Die geliebte „milde Roſe,"
Und die böſen, finſtern Geiſter
Schwinden in das Weſenloſe!

Engelgruß, Freudengrüße,
Frühgebete um mich klingen,
Friedenstauben grüne Blätter
In das Herz mir freundlich bringen!

Wie der See wird oft im Sturme
Plötzlich ſtill und glatt und eben,
Wird, indem ich ſie erblicke,
Still und klar mein ſtürmiſch Leben!

32.

Geh' hin, Du blätterreicher Aſt,
Sag' ihr, ſo viel Du Blätter haſt,
So viel bringſt Du der Süßen
An Küſſen und an Grüßen!

Zieh' hin, Du Wolke, ſage ihr,
So viele Tropfen als in Dir,
So viel bringſt Du der Süßen
An Thränen und an Grüßen!

Geh', Abendhimmel! zu ihr hin,
Sag' ihr, ſo viel Sternlein in Dir glühn,
So viel bringſt Du der Süßen
An Wünſchen und an Grüßen!

Geh' hin, du Schwalbenzug dort weit,
Sag' ihr, ſo viel Ihr Schwalben ſeid,
So viel bringſt Du der Süßen
An „Lebewohl“ und Grüßen!

33.

Ein Roſenſtrauch ganz einſam ſteht,
Mit Duft er rings die Lüfte füllt,
Wenn Ihr zurück die Aeſte biegt,
Der Roſenſtrauch — ein Grab verhüllt!

Von wilden Roſen ſteht ein Strauch,
Man pflückt die Roſen heiter ab;
Wer durch die Zweige tiefer blickt,
Sieht ein verfallen Herzensgrab!

34.

Ich ging an ihrem Garten hin,
  Die Thür' zu dem Garten verſchloſſen;
Doch ſtanden blühend die Bäume da,
  Von Hermelin übergoſſen;
Und leiſe lispelte der Flieder:
    „Sie kommt nun bald wieder!“

Ich ſtieg über's Gitter leiſe hinein,
  Gleich einem nächtlichen Diebe;
Ich fragte die Bäume, ob es möglich kann ſein,
  Daß ſie, die Allerſchönſte, mich liebe?
Und leiſe lispelte der Hollunder:
    „Die Liebe thut Wunder!

Und traurig geh' ich ab und auf,
  Es rauſcht herab vom Wipfel,
Ich ſchau' in Sehnſucht weit hinweg
  Wohl über der Berge Gipfel,
Da flüſtert es ſtill durch die Buchen:
    „Du mußt ſie ſuchen!“

Ich lege mich ſinnend dann in's Gras,
Um an die Geliebte zu denken,
Die Aeſte der Bäume wie treue Freund'
Sich nieder auf's Haupt zu mir ſenken,
Und leiſe flüſtern die lieblichen Linden:
„Du wirſt ſie ſchon finden!“

Natur, Du biſt ein liebliches Buch
Für Herzen, die dichten und lieben,
Orakel und Wunder ſind hier und hier
Auf jegliches Blatt Dir geſchrieben!

35.

Die Roſe ſteht einſam zur Nacht
Mit offenen Augen im Garten,
Sie ſtehet ſo einſam und wachet und wacht,
Den Liebſten, den Tag zu erwarten;
Und als der Geliebte im Strahlenkleid kam,
Sie küſſend mit Thau und mit Flammen,
Erfaßt ſie die Wonne, erfaßt ſie die Scham,
Sie trinkt und bebt und ſinket zuſammen.

36.

Viele holde, wilde Roſen
Lieblich zart und geiſterblaß,
Zaubert mir die Nacht des Neujahrs
Zum Geſchenk an's Fenſterglas.

In den Stengel dieſer Roſen
Schreib' ich Deinen Namen ein,
Und in ſeine weißen Blätter
Liedchen und Vergißnichtmein!

Morgen kömmt und Strahl der Sonne,
Lied und Namen auch zergeht,
Und an Lied- und Namen-Stelle,
Eine helle Thräne ſteht!

37.

Einſt ging die Blumenkönigin
Durch ihre bunte Schöpfung hin,
Um jede Blume, groß und klein,
Zum Liebes-Sinnbild einzuweih'n.
Zur Roſe ſprach ſie: „ſei das Bild
Von „Liebesgluth," die nie geſtillt;"
Der Lilie ward ein höh'rer Preis,
Denn „Unſchuld" deutet an ihr Weiß;
Das Veilchen war am Beſten d'ran,
„Beſcheidenheit" nur zeigt es an;
Zur Sonnenwende ſagte ſie:
„Sei Du das Bild der Sympathie."
Tulpe, ſtolz auf Schmuck und Kleid,
Ward Symbol der Eitelkeit.
So ertheilt ſie gut und wohl
Jedem Blümchen ſein Symbol;

Nur ein Blümchen, blau und klein,
Stand im Gras verſteckt, allein,
Und von Flora ungeſeh'n,
Bleibt das arme Blümlein ſteh'n,
Bis es ſchüchtern, flüſternd ſpricht:
„Königin! vergiß mich nicht!“
Flora ſieht das Blümchen an,
Das mit Demuth angethan
Sanft und ſchmachtend zu ihr ſchaut;
Sagt dann zu dem Blümchen laut:
„Weil ich Dich im grünen Bett
Gar zu bald vergeſſen hätt',
Sage, Blümchen Du, ſofort
Für das Herz das höchſte Wort,
Was die Lieb' am liebſten ſpricht,
Sage nur: Vergißmeinnicht!“

38.

Wilde Roſe, thaubegoſſen,
Hat die Aeuglein noch geſchloſſen,
Steht im Grünen, früh am Tage,
Schlummernd in dem Knoſpen-Hage.
Kömmt der Weſtwind herzufliegen,
Kömmt der Weſtwind, ſie zu wiegen:
„Schlumm're, ſchlumm're, kleine, loſe
Waldestochter, wilde Roſe;
Schmetterling ſitzt auf der Lauer,
Ueberfliegt die Gartenmauer,
Wartet ſchon auf Dein Erwachen,
Um den Hof Dir gleich zu machen,
Wie Du kömmſt aus Deinem Schlummer,
Harret Deiner Liebeskummer!“

Wilde Roſe, halb im Schrecken,
Fängt die Blättlein an zu ſtrecken,
Reibt den Schlaf ſich aus den Augen,
Tagesſtrahlen einzuſaugen,
Spricht zum Weſtwind, halb im Lachen:
„G'rade d'rum will ich erwachen!
Schmetterlinge nur und Roſen
Sind geſchaffen, ſich zu koſen;
Schmetterling und Roſe, beiden
Fehlt die Zeit, ſich lang zu meiden,
Lang ſich ſchweigend zu betrachten,
Lang zu klagen, lang zu ſchmachten!
Schmetterling und Roſ' zuſammen,
Kurze Seufzer, kurze Flammen,
Kurzes Leben, kurze Sinne,
Kurzes Buhlen, kurze Minne,
Kurzes Wehren, kurzes Beben,
Kurz begehrt und kurz ergeben!“ — —

Alſo hat die Roſ' geſprochen,
Als ſie Schmetterling gebrochen;
Alſo ſteht die Kunſt zu lieben
Auf dem Roſenblatt geſchrieben!

39.

Unter allen Blumen mir zuwider,
Iſt „brennende Lieb'“ nur allein;
Laut und wild wie Gaſſenlieder,
Ihre Blätter „liebt mich!“ ſchrei'n!

Auf dem Fenſter, an der Hecke,
Auf der Treppe, vor dem Haus,
Steckt die ungenirte Kecke
Ihre rothe Fahne aus.

Nebenan die weiße Roſe,
Noch vom Thau des Morgens naß,
Wie ſie da ſteht! zierdenloſe!
Sinnig hold und reizend blaß.

Roth das iſt ein Ding, ein dreiſtes,
Das von Sinnenflammen ſchreit,
Bläſſe iſt die Farb' des Geiſtes,
Blaß iſt der Gedanken Kleid!

Dir im blaſſen Angeſichte,
Feenweib, von Gott geſchmückt!
Steh'n Gedanken und Gedichte,
Die mein Auge durſtig pflückt!

40.

Eine Kirche iſt die Erde,
Und die Berge ſind Altäre,
Finken, Lerchen, Nachtigallen
Sind die frommen Prieſter-Chöre!

Und die Blumen ſind die Knaben,
Die, im weiß und rothen Kleide,
Weihrauch ſenden in die Lüfte
Aus dem Kelch von Blätterſeide.

Blau' und weiße Glöcklein läuten,
Daß die Kirche man betrete,
Und die Himmelſchlüßlein öffnen
Uns den Himmel zum Gebete!

Und der Himmel iſt die Kanzel,
Allwo predigt laut der Glaube,
Von dem Lichte, von der Allmacht
Für die Hörer tief im Staube.

Und des Herzens reine Liebe
Iſt die fromme, ſtille Meſſe,
Und das Hoffen iſt der Segen,
Den das Herz gar nie vergeſſe!

41.

Den Wald nur kann ich lieben,
Der Wald iſt recht mein Ort,
Im Walde ſteht geſchrieben
Manch' grünes Räthſelwort.

Im Walde, ſo im düſtern,
Da wird's in mir erſt licht,
Ich hör' die Zweige flüſtern,
Ich hör' das Blatt, das ſpricht.

Ich liege, um zu lauſchen,
Wie durch der Bäume Weh'n,
Wie durch der Blätter Rauſchen
Verſchied'ne Stimmen geh'n.

Aus hohen Wipfelräumen
Tönt eine Stimme her,
Als ob's in ſchweren Träumen
Ein Herz voll Sorgen wär'.

Doch durch die tiefern Aeſte,
Da geht ein Klingen mild,
Wie aus dem Blätterneſte
Des Sproſſers Klage quillt;

Viel tauſend ſüße Lieder
Von Sehnſucht, Lieb' und Schmerz,
Sie ſinken dann hernieder,
Und ſinken in mein Herz!

Da pfleg' ich ſie in Wehmuth,
Tauch' ſie in Thränen ganz,
Und flechte ſie in Demuth
Der Lieblichen zum Kranz!

12.

Es ſteht ein *rother* See in Feuergluthen,
In ihn ergießen ſich viel wilde Flammen,
Bald lacht der Spiegel ſeiner hellen Fluthen,
Bald rinnen wild und lodernd ſie zuſammen;
In ſeiner Tiefe wohnen bei einander
Delphin und Unhold, Nix und Salamander.

Viel tauſend Klippen, Wirbel, Felſenriſſe
Droh'n dem, der dieſen See will kühn befahren,
Doch Muth und Hoffnung ſenden ihre Schiffe
Zur See, in Stille und in Sturm'sgefahren —
Und zu durchſchiffen ihn auf Abenteuer,
Erſteht doch ein Columbus ſtets, ein neuer.

Und auf des rothen See's tiefem Grunde,
Allwo entſpringt der Wogen Wunderquelle,
Sieht man, wenn klar der See, zur ſtillen Stunde,
Den Schatz von Perlen in der Muſchelzelle;
Und wer zum Grund des See's will niedertauchen,
Verſchließ' den Mund und wage kaum zu hauchen.

— Kennſt Du den „rothen See?“ — Es iſt das Herz,
Mit ſeiner Ebb' und Fluth aus Luſt und Schmerz!

43.

Wie Elfenbein liegt da ein See, ein kleiner,
    Geebnet wie ein Teich am Frühlingsmorgen,
So glatt, ſo rein, kein Lilienblatt iſt reiner;
    Doch unter ſeiner Decke, ſtill verborgen,
Arbeiten ungeſehen ſtille Mächte,
Zum Glück und Weh' der menſchlichen Geſchlechte!

Was unter dieſes See's Silberſpiegel
    Geheime Kräfte wunderſam erſinnen,
Drückt auf dem See, ein unverkennbar Siegel,
    Sich ab, mit ſeinem erſten Urbeginnen;
Was innen lebt an Stärke und an Schwäche,
Das malt er ab auf ſeiner Oberfläche:

Bald kräuſelt ſich der See, die weißen Wogen
  Geh'n hoch, in Furchen falten ſich die Wellen;
Und bald, von düſtern Wolken überflogen,
  Verdunkeln ſich die ſonſt ſo klaren Stellen,
Und wenn er ruhig ſcheint, als ob er ſchliefe,
Ringt eine Welt ſich oft aus ſeiner Tiefe!

  — Kennſt Du den „weißen See," den ſilberblanken? —
Die Stirne iſt's, das Weltmeer der Gedanken!

44.

Es ruht ein blauer See in engen Grenzen,
Doch weithin ſtrahlt ſein magiſches Gefunkel,
Wie Morgenhimmel bald erſcheint ſein Glänzen,
Und bald wie Abendhimmel, düſterdunkel;
Doch ſind in dieſem Himmel, in dem klaren,
So Tag als Nacht die Sterne zu gewahren!

Und was der „weiße See“ als ein Geheimniß
Verſchließt, wie Perlen in den Auſterzellen,
Das ſpricht der „blaue See“ aus ohne Säumniß,
Das plaudern aus die vielberedten Wellen;
Verrathen vorlaut vom Geſchwätz der Wogen,
Wird der Gedanke ſchon an's Licht gezogen!

Und wenn im „rothen See“ die Quellen bluten
Von wilden Freuden und von wilden Wehen,
Da ſieht den „blauen See“ man überfluthen,
Weil beider Quellen ineinander gehen:
Wenn voll der „rothe See“ zum Ueberfließen,
Dann muß der blaue magiſch ſich ergießen!

— Kennſt Du den „blauen See“ und ſeine Kunde? —
Das Auge iſt's, mit ſeinem Sternengrunde!

45.

Was ich zum Jahr' Dir bringen ſoll?
Ich bring' Dir einen Becher voll,
Den ſetz' an Deine Lippen;
Mein Herz, das ſoll der Becher ſein,
Mein Blut, das iſt der rothe Wein,
Trinkſt Du den Becher auch nicht rein,
Wirſt Du davon doch nippen!

Was bring' ich Dir zum Jahrsgebrauch?
Ich bring' Dir einen Roſenſtrauch,
Den ſtecke Dir an's Mieder;
Der Roſenſtrauch iſt meine Lieb',
Viel tauſend Roſen ſie ſchon trieb,
Die ich für Dich als Liedchen ſchrieb,
Und friſche bringt ſie wieder!

Was bring' ich Dir zur Huldigung?
Ich bring' Dir einen Jüngling jung,
  Der fünfzig Jahr geſchrieben!
Und mit dem Jüngling mein' ich mich,
Der jung geworden iſt durch Dich,
Sein Herz blüht wieder wunderlich;
  Dein Werk, das mußt Du lieben!

46.

Wie iſt ſo ſchnell ein Jahr verſchwunden?
Ich weiß es!
Ich hab' ein liebend Herz gefunden,
Ein heißes;
Ich ſah ſie an und ſah mich um,
Da war das Jahr herum!

Im Lenz hab' ich die Süße
Umgarnet,
Sie erſt durch Blick und Grüße
Verwarnet;
Ich ſang von Lieb', ich ſang vom Mai,
Da war der Lenz vorbei!

Den Sommer hab' ich im Suchen
Verſäumet,
Ihn unter Lindenbaum und Buchen
Verträumet:
Ich ſann und rieth, wo ſie denn ſei,
Der Sommer war vorbei!

Es zog der Herbſt die Schwalben
Von dannen,
Die Freuden allenthalben
Zerrannen;
Ich ſchrieb der Lieder mancherlei,
Da war der Herbſt vorbei!

So geh'n die Jahre ſchnelle
Hinüber,
Geh'n dunkel bald, bald helle
Vorüber;
Doch was da komm' und was da ſei,
Mit Lieb' iſt's nie vorbei!

47.

Herz, mein Herz hat keinen Winter,
Herz hat alle Fenſter offen!
Schaut hinaus in lauter Frühling,
Liebe blüht und Gruß und Hoffen!

Herz, mein Herz hat keinen Winter,
Herz fliegt leicht durch Berg und Thal,
Bäume blühen, Bäche klingen,
Ueberall iſt Duft und Strahl!

Herz, mein Herz hat keinen Winter,
Neue Roſen Herz ſchon bringt,
Neues Bangen, neues Wünſchen,
Und die Lerche: „Liebe“ ſingt!

Herz, mein Herz hat keinen Winter,
Herz hat Lenz und Sonnenſchein,
Neue Sehnſucht, neues Wandern,
Frühling, Frühling muß es ſein!

Herz, mein Herz hat keinen Winter,
Herz hat jetzt ſchon ſeinen Mai,
Sie ſprach freundlich, ſie ſprach zärtlich,
Schwalb' und Frühling flog herbei!

18.

Die Erde liegt im Winterſchlafe,
Träumt Sonnenlicht und Frühlings-Räume,
Träumt alte Zeiten, neue Wünſche,
Träumt Wieſengrün und Blüthenbäume.

Der Frühling kömmt, ihr Herzgeliebter!
Er weckt ſie mit dem Kuß der Wonne,
Was ſie geträumt, das tritt in's Leben,
Licht, Blumen, Wäldergrün und Sonne!

Mein Herz auch träumt im langen Winter
Vom Frühling und vom Wiederſehen,
Von ihrem Blick, von ihrem Lächeln,
Vom Suchen, Finden, Kommen, Gehen!

Die Erde träumt von Freud' und Roſen,
Denn ſicher ſteigt ihr Frühling wieder; —
Mein Herz jedoch träumt Leid und Dornen,
Weil es nicht weiß, ob ſie kommt wieder!

419.

Iſt's denn ſo? Iſt's wirklich wahr?
Abſchied nimmſt Du, altes Jahr? —
Halten kann ich Dich wohl nit,
Nimm mir nur die Lieb' nicht mit!
Geh' mit Gott, Du liebes Jahr!

Kommſt Du wirklich ſchon fürwahr,
Neues, unbekanntes Jahr? —
Kommt nur Lieb' an Deiner Hand,
Werden wir gleich gut bekannt;
Grüß' Dich Gott, Du liebes Jahr!

Welche Wünſche bring' ich dar,
Dir, mein Herz, zum neuen Jahr? —
Was Du wünſcheſt, treffe ein,
Was Dich liebet, bleibe Dein,
Dein nur noch ein tauſend Jahr!

341.

Der Frühling behütet die Roſe am Strauch,
  O Frühling, behüte die Roſe mir fein!
Die Roſe behütet die Liebe dann auch,
  O Roſe! behüte die Liebe mir fein!
Die Liebe behütet das Lied in der Bruſt,
  O Liebe! behüte die Lieder mir fein!
Doch Liebchen zu hüten ſind Lieder zu ſchwach,
  Die Liebchen ſind leider zu flott!
Und hüteſt Du, Liebchen, Dich ſelber nicht —! — ach!
  Dann, Liebchen, behüte Dich Gott!

51.

Es iſt kein Vöglein ſo klein,
Es hat ein warm Federlein!
Es iſt kein Fiſchlein ſo klein,
Es hat ein friſch Wäſſerlein!
Es iſt kein Blümchen ſo klein,
Es hat ſein Theil Sonnenſchein!
Es iſt kein Sternchen ſo klein,
Ein Stückchen Himmel iſt ſein!
Es iſt kein Gebet ſo klein,
Es läßt die Seele gedeih'n!
Es iſt kein Herzchen ſo klein,
Ein Bißchen Lieb' fällt hinein!
Es iſt kein Argwohn ſo klein,
Er bringt die Lieb', Angſt und Pein!
Es iſt kein Leidlein ſo klein,
Es rührt ein Herzchen von Stein!

52.

Geht ſie rechts, ſo geh' ich links,
Steht ſie hier, ſo ſteh' ich dorten; —
Doch weiß ſie's, daß ich ihr zu lieb'
Bin und bleib' an allen Orten.

Zieht ſie her, ſo zieh' ich fort,
Zieht ſie fort, ſo ſchau' ich 'rüber; —
Und doch trägt ihr ſo Wunſch als Wort
Blick und Blick herüber!

Wenn es kam und wo und wie,
Daß wir ſo vereinig?
Das weiß nur ich, das weiß nur ſie,
Das weiß Liebe nur alleinig.

Aug' und Auge ſprechen ſich,
Brauchen Wort' und Briefe,
Herz und Herz vereinigt ſich,
Und wenn's Meer dazwiſchen liefe!

33.

Geſtern war ich tief betrübt,
Heute bin ich glücklich!
Wenn man liebt und wird geliebt,
Kömmt das augenblicklich.

Geſtern war ſie feindlich kalt,
Heute iſt ſie huldig;
Wenn man liebt und wird geliebt,
Trägt man das geduldig.

Erſt geſoll't und dann gegrollt,
Auch dann zur Verſöhnung,
Wenn man liebt und wird geliebt,
Wird das zur Gewöhnung!

Heut' mit ihr durch Thal und Wald,
Morgen ſtets im Zimmer,
Wenn man liebt und wird geliebt,
Liebt man d'rum nicht ſchlimmer?

Heut' gefällt ihr jedes Lied,
Morgen iſt ſie wählig,
Wenn man liebt und wird geliebt,
Wird man dabei ſelig!

34.

Mein Auge brennt mir heute ſehr,
Es iſt zum Glück das linke,
D'rum hoff' ich, daß ich heute noch
Sie ſehe und ihr winke.

Mein Ohr klingt heut' mir wunderſam,
Es iſt zum Glück das rechte,
Daß heut' ſie zärtlich von mir ſpricht,
Ich ſicher wetten möchte!

Die Hand auch heute prickelt mir,
Es iſt zum Glück die linke,
Ein Briefchen krieg' ich heute noch,
Aus dem ich Nektar trinke.

Mein Herz klopft heut' als ob ſie käm',
  Es iſt zum Glück das rechte,
Denn wenn's kein rechtes Herz mehr wär'
  Sie's gar nicht haben möchte!

55.

Haſt mir heut' ein Röschen gegeben,
Das Du Dir vom Buſen genommen;
Das fing des Nachts an zu zittern, zu beben,
Das Röschen hat *Heimweh* bekommen;
Sag', ſüßes Kind, ſag' mir's bei Zeiten,
Darf ich das Röschen *heim begleiten*?

IV.

O, lächle nicht ſo freundlich,
So huldvoll mich nicht an; —
Mich macht es doch noch trüber,
Noch ſchmerzlich ſtiller dann!

O, heb' Dein Aug' voll Himmel
Nicht auf zu mir ſo klar,
Mein Herz wird dann noch dunkler
Als es ſchon früher war!

Sprich nicht ſo weich, ſo huldig,
Mein Evangelium!
Mir ſcheint dann Alles wortlos,
Das ganze Weltall ſtumm!

Und wenn Du gehſt vorüber,
Kehr' rückwärts nicht den Blick;
Die Sehnſucht zieht mich mächtig,
Und doch bleib' ich zurück!

Die Roſe, die ich ſchickte,
Trag' nicht an Deiner Bruſt:
Mein Herz iſt der Verwaiſung
Sich dann erſt recht bewußt!

Man heilt die kranken Herzen
Mit ſolchen Mitteln nicht,
Mit Schonung und mit Achtung,
Mit Mitleid im Geſicht.

Es hat bei Herzenswunden
Nur ein Verband geglückt:
Das Herz, das ſie geſchlagen,
Wird feſt darauf gedrückt!

57.

Die Roſe Abends neigt das Haupt,
Ihr Blatt fällt ſterbend von dem Strauch; —
Ein „Lebewohl!“ an Tag und Licht
Iſt noch der Roſe letzter Hauch!

Die Sonne ſinkt vom blauen Thron,
Sie ſcheidet langſam aus dem Thal; —
Ein „gute Nacht!“ an Flur und Wald
Liegt noch in ihrem letzten Strahl!

Die Schwalbe zieht vom Dach und Neſt
Nach Süd zum warmen Sommertag; —
„Auf Wiederſeh'n!“ zu Stadt und Dorf
Sagt noch ihr letzter Flügelſchlag!

Die Holde geht Mittags nach Haus.
Zu Ende iſt für heut' mein Glück: —
„Bis Morgen, Morgen wieder!“ ſagt
Mir noch ihr ſüßer, letzter Blick!

58.

Ohne Mantel um die Schultern
  Geh' nicht in Regen und in Wind,
Ohne die Liebe im Herzen
  Geh' nicht in's Leben, mein Kind!

Ohne Feuer auf dem Heerde
  Bleib' nicht in Kälte und Froſt,
Ohne erwärmende Worte
  Gib keinen Brief auf die Poſt!

Ohne Wort von Glaub' und Hoffnung
  Geh' in das Grab nicht von hie,
Ohne Verſprechen im Blicke
  Trenne vom Liebſten Dich nie!

Ohne Dank und frommen Segen
Iß nicht Fleiſch und nicht Fiſch.
Ohne Erhebung der Seele
Setz' Dich nicht ſchreibend zu Tiſch!

Ohne brennend helle Farben
Male nicht Feuer, nicht Licht!
Ohne die Flamme im Buſen
Leſe kein Liebesgedicht!

50.

In der Erde, nicht gar tief,
Lag ein Veilchen lang und ſchlief;
Frühling ſchickt den Sonnenſtrahl:
„Veilchen! ſteh' doch auf einmal!
Es iſt ſchon ſpät! 's iſt ſchon Zeit!
Zieh' an Dein blauſeiden Kleid,
Gott hat Dir geſchenkt den Duft,
Daß Du hauchſt in die Luft“ –
Veilchen eilt vom Gras herfür,
Stellt ſich hin vor grüne Thür',
Schickt den Duft, von Gott beſcheert,
Jedem zu, der ihn begehrt.
Doch kaum hat's die Flur geſchmückt,
Wird's vom Bettelkind gepflückt.

Bettelkind macht Sträußchen d'raus,
Flehend ſtreckt's die Händchen aus:
„Bin verwaiſ't, verarmt, allein,
Bitt' um eine Gabe klein!“ —
Und das Veilchen im Bouquet,
In dem grünen Blatt ſo nett,
Nimmt mein Herz ſich ganz geſchwind,
Schickt Dir's mit dem Wort vom Kind:
„Bin verwaiſ't, verarmt, allein!
Bitt' um eine Gabe klein!“

60.

Ich lieb' Dich nur wenig, ſagſt Du,
Ob ich an Dich denke, fragſt Du, —
Vielgeliebtes Weib, wie magſt Du
Mir ſo unvertrauend ſein? —

Oft zu Thränen traurig ſcheinſt Du,
Antwort und Beſcheid vereinſt Du, —
Vielgeliebte Huldin, meinſt Du,
Daß ich mit nicht klag' und wein'?

Deine Schritte abſeits lenkſt Du,
Deine klaren Augen ſenkſt Du, —
Vielgeliebte Seele, ſchenkſt Du
Gar kein Mitleid meiner Pein?

Nicht das kleinſte Zeichen nickſt Du,
Nicht das kleinſte Zeichen ſchickſt Du, —
Vielgeliebte Huldin, blickſt Du
Nie mehr auf den Liebſten Dein?

Wär' ich bei Dir, wüßt' ich's,
Schwieg' Dein Aug', ſo küßt' ich's,
Vielgeliebtes Herz, und müßt' ich's
Zahlen mit dem Herzblut mein!

61.

Winzig klein iſt das Recept,
Das Recept der Liebe,
Meine Holde bat mich d'rum,
Daß ich's niederſchriebe.

Aller Liebe Grundgeſetz,
Will zuerſt ich nennen;
Wolle liebenswürdig ſein,
Und Du wirſt es können!

Eh' ein and'res Herz Du ſuchſt,
Suche erſt das Deine,
Ob es liegt am rechten Ort,
Ob's gebaut für Eine.

Eh' Du Andern ew'ge Treu'
Schwören willſt und ſchreiben,
Schwör' vor allen Dingen erſt,
Selbſt Dir treu zu bleiben!

Wenn Du Liebe kommen ſiehſt,
Geh' ihr ſtill entgegen,
Sprich nicht viel und ſchwör' nicht viel,
Schweigen nur bringt Segen.

Wenn Du wahre Liebe willſt,
Lieb' Du wahr nur immer,
Wenn Du Glauben blind verlangſt,
Zweifle ſelber nimmer!

Wenn Du willſt ein grünes Blatt,
Bringe ſelbſt kein falbes,
Wenn Du willſt ein ganzes Herz,
Schenke ſelbſt kein halbes!

62.

Ihr Herz, es iſt ein Stein,
Nichts kann ihr Herz erweichen,
Mein Herz, es iſt ein Stahl,
So feſt und ohne Gleichen.

Und als mein Herz am ihrigen
Nur ein Mal hat geſchlagen,
Kam zuſammen Stahl und Stein,
Gab's Funken, nicht zu ſagen!

63.

Wer das Feuer hat getrunken
Aus des Sonnesgottes Schale,
Wem in's Auge flog der Funken
Von dem Blitz- und Jovisſtrahle:

Iſt mit ew'ger Gluth betheiligt,
Gleich dem Feuerbuſch der Wüſte,
Den in Flammen Gott geheiligt,
Als ihm Moſes fromm begrüßte.

Seine Flamme brennt nicht nieder
An dem Docht der Zeit und Uhren,
Braucht nicht immer Nahrung wieder,
Gleich gewöhnlichen Naturen.

Ew'ges Flammen, Singen, Lieben,
Geſtern, morgen, ſo wie heute,
Ihm werden Jahr' nicht angeſchrieben
Nach dem Kerbholz and'rer Leute,

Flackert ab nicht bis zur Sohle,
Wie die andern Menſchenkerzen,
Nie zur ausgebrannten Kohle
Werden wahre Dichterherzen;

Wie in Gluth, aus der ſie ſtammen,
Ewig leben Salamander,
Leben ſtets in ſeinen Flammen
Lied und Liebe mit einander!

64.

Der Nachbar ſchläft, der Vater ſchläft,
Wer ſchläft, der ſchläft für ſich;
Das Töchterlein allein nur wacht,
Allein es wacht für mich,
So haben wir zuſamm' gewacht,
Die Schläfer alle ausgelacht
Wohl tauſend und eine Nacht!

Der Menſch löſcht ſeine Kerzen aus;
„Wünſch' angenehme Ruh'!“
Da ſchleich' ich mich zum Stübchen hin,
Laß' vor der Thür' die Schuh';
Dann klopf ich an, ſo ſacht', ſo ſacht',
Und ſachte ward mir aufgemacht,
Schon tauſend und eine Nacht!

Der Wächter ſchreit ſtets vor dem Haus:
„Bewahr' das Feu'r und Licht!“
Indeſſen brennt's darinnen ſchon,
Der Wächter ſieht das nicht;
Die Flamme hab' ich mitgebracht,
Die Liebſte hat ſie angefacht
In tauſend und einer Nacht!

„Der Morgen kommt, es kräht der Hahn,
So geh', ſo geh', ich bitt' Dich d'rum!“ —
— Sei ſtill, ſei ſtill, ich geh' ja ſchon,
Es kräht kein Hahn darum!
Herr Kikeriki, nicht ungeſchlacht,
Sonſt wird er morgen abgemacht
Für tauſend und eine Nacht!

Ein Märchen bringt mir jede Nacht,
Das währt bis Morgens ſpat,
Ich bin der Sultan Schach-Riar
Und ſie iſt Sherazad,
Und immer iſt ſie d'rauf bedacht,
Für neue Märchen noch voll Pracht
Zu tauſend und einer Nacht.

65.

Ich hab' ein Schwert, ein ſcharfes,
Es heißt „das Wort!“ klar wie ein Spiegel,
Ich hab' ein Pferd, ein edles,
Heißt „Pegaſus“ und hat Flügel!

Ich hab' ein Reich, ein gewalt'ges,
Heißt „Traumreich,“ ſeinen Brunnen ſpringen,
Ich habe eine Welt voll Wunder,
Heißt „Tonwelt,“ ihre Wälder klingen!

Ich hab' ein Meer, ein wundertiefes,
Heißt „Lieb',“ hoch ſeine Wellen ſchlagen;
Ich hab' auch meinen eig'nen Himmel,
Der Himmel heißt: — das darf ich nicht ſagen!

66.

Ich ſehne mich nach Ruhe,
Nach Ruh' um jeden Preis:
Nach Ruh' am ſtillen Orte,
Und oben d'rauf ein Reis.

Ich ſehne mich nach Ruhe,
Ich bin ſo müd', ſo matt!
Ich bin des Hörens, Sehens,
Ich bin des Redens ſatt!

Ich ſehne mich nach Ruhe,
Auf weichem Erdenpfühl:
Wo's traulich iſt und ſtille,
Wo's heimlich iſt und kühl!

Ich möcht' mein Auge ſchließen,
Weil noch Dein Bild d'rin lacht;
Und es hinunternehmen
Als Grablicht in die Nacht!

67.

Mond, der zärtlich gute Vater,
Mit dem blaſſen Angeſichte,
Führt die Sterne, ſeine Kinder,
Abends aus, beim Mondenlichte.

Und ſie ſeh'n den Teich im Garten,
Und er ſcheint ſie einzuladen,
Und ſie werfen ſich herunter,
Um im klaren Teich zu baden.

Und am Ufer lag ich nächtlich,
Sah die Kinder in den Wellen,
Wie ſie Kindermuthwill' treiben,
Plätſchern, auf- und unterſchnellen;

Morgens kam die Mutter Sonne,
Glaubt zu Hauſe ſie zu finden,
Und die Kinder aus dem Teiche
Geh'n nach Hauſe und verſchwinden.

Und ich ſehn' mich nach den Kindern,
Mit gar mächtigen Gewalten,
Und ich möcht' hinein mich ſtürzen,
Um die Kinder feſtzuhalten!

68.

Wer nie in ſeinen Kindertagen
Von Mutterlippen ward geküßt,
Von Mutterhänden ward geleitet,
Weiß nicht was „Zärtlichkeit“ wohl iſt!

Wem nie ein Weib in ſüßer Liebe,
Zu tauſend Mal geküßt die Hand,
Der hat das höchſte Glück der Liebe,
Der Liebe Demuth nicht erkannt!

Wer nie ſein Glück ganz hingegeben
Für die, ſo ihm am Herzen lag,
Der weiß nicht, was in Opferſtunden
Ein Herz zu geben, wohl vermag!

Wer nie die Thrane hat getrunken,
Die der Geliebten Aug' entſank,
Der weiß es nicht, daß es auf Erden
Gibt ſolchen ſüßen Wehmuthstrank!

Wer nie in ſeinen Lebenstagen
Ein lieblich-blühend Kind geherzt,
Der hat für ſeinen Zukunftswinter,
Erinn'rungs-Frühling! Dich verſcherzt!

Wer nie im Herbſte ſeiner Sonnen
Ein Blümchen Liebe hat gepflückt,
Der weiß nicht, wie dem ſpäten Wand'rer
Ein gaſtlich Licht das Herz entzückt!

69.

Lange bat mein ſehnend Auge
Dich um einen einz'gen Blick,
Endlich kam mein bettelnd Auge
Froh mit Einem ſchnell zurück!

Und es haben dieſe Bettler
Mir von Glück gebracht ein Theilchen,
Bringt doch meiſt ein Kind, das bettelt,
Uns im Lenz das erſte Veilchen!

70.

Das Glück hab' ich in der Jugend verſäumt,
Die That hab' ich in Sehnſucht verträumt,
Die Lieb' hab' ich im Wahne verfehlt, —
Was bleibt noch, das die Bruſt mir beſeelt?! —

Der Durſt ward mir mit Wermuth geſtillt,
Der Geiſt ward mir vom Drucke zerknillt,
Das Herzblut ward mir vom Undank belohnt, —
Was wär's noch, das im Herzen mir wohnt?! —

Den Schmerz hab' ich in Tagen probirt,
Die Thräne hab' ich nächtlich ſtudirt,
Die Welt hab' ich verächtlich erkannt, —
Was hat vor mir noch Werth und Beſtand?! —

Der Lenz hat mir Erziehung entſtellt,
Den Sommer hat Verrath mir vergällt,
Mein Herbſt iſt karg an Obſt und an Wein, —
Wie wird mein Winter jetzund wohl ſein?! —

Verzeih' mir, Winter, freundlicher Greis!
Stehſt vor der Thür', im Haupthaar ſo weiß;
Dem Herzen bringſt Du, willkomm' zu ſein,
Der Liebe letztes Röschen herein!

Mein letztes Röschen, lieblich und blaß,
Wie Blum' aus Eis am Fenſter von Glas!
Die Winterroſe kommt und erſcheint,
Und wenn ſie geht, die Scheibe dann weint!

O Roſ', die mir den Winter verſüßt,
Sei fromm, ſei tief, ſei zärtlich begrüßt,
Blüh' nur noch heut', ſchon morgen vielleicht
Wirſt Du als Roſ' des Grab's mir gereicht!

71.

Die Sonne ſcheint, ringsum iſt Licht,
Die Räume alle funkeln,
Ich ſuch' die Holde, find' ſie nicht,
Und lebe ſo im Dunkeln!
O Sonne, was ſcheinſt Du?!

Mein Auge füllt mit Thränen ſich,
Vor Bangen und vor Sehnen,
Doch ſie bleibt ferne wiſſentlich
Und ſieht nicht meine Thränen!
O Auge, was weinſt Du?!

Mein Herz, es thut mir bitter weh',
Sie will davon nichts wiſſen;
Iſt das wohl eine Panacée,
Wenn ſchon das Herz zerriſſen?
O Herzweh, was weinſt Du?!

72.

Der Sturm raſt, das Schiff zertrümmert
Und bald begräbt's der Waſſerſchooß;
Der Schiffer ſteht gefaßt und ruhig,
Und ſtolz ergeben in ſein Loos!

Schreibt nur ein zärtlich Wort den Seinen,
Gibt's Blatt in eine Flaſche dann,
Und wirft's in's Meer, vielleicht an's Ufer
Treibt's eine milde Welle an.

Im Sturm des hohen Lebensmeeres
Denk' ich nur Dein, in dumpfer Klaus',
Bedeck' dies Blatt mit ſüßen Worten,
Und werf' es in die Welt hinaus!

Bedecke es mit Sehnſuchtsgrüßen,
Bedecke es mit Küſſen heiß,
Mit Zärtlichkeiten, Schmeichelnamen,
Und ſchick' es ſchmerzlich auf die Reiſ'!

Vielleicht daß eine Zufalls-Welle
Das Blatt vor Deine Füße ſpült,
Und Du erfährſt, daß auch im Kerker
Mein Herz nur Sehnſucht nach Dir fühlt!

73.

„Leb' wohl!“ ſprach ihr Augenwimper,
So wehmuthsreich herabgeſenkt;
„Leb' wohl!“ ſprach ihr Blick, ihr langer,
Vom lautern Sehnſuchtsthau getränkt;
„Leb' wohl! ich ſag' Dir bang: Ade!
Denn Scheiden und Meiden thut weh!“ —

„Leb' wohl!“ ſprach die ſtille Thräne,
Durch die ich leidend zu ihr ſah;
„Leb' wohl!“ ſprach mein ſchmerzlich Lächeln,
Bei dem das Weinen mir war nah';
„Leb' wohl! mein Süßherzlieb, Ade!
Ja, Scheiden und Meiden thut weh!“

„Leb' wohl!" ſprach ein leiſes Zucken
   An ihrer Lippen rothem Rand;
„Leb' wohl!" ſprach des Hauptes Neigung
   Unmerklich hin, wo fern ich ſtand;
„Leb' wohl, o leb' wohl und Ade!
O Scheiden und Meiden thut weh!"

„Leb' wohl!" ſprach die Hand, die weiße,
   Die ſie von Ferne mir nach wies;
„Leb' wohl!" ſprach die weiße Roſe,
   Die ſie im Gehen fallen ließ;
„Leb' wohl!" ſagt' die Roſe, „Ade!
„Ach, Scheiden und Meiden thut weh!" —

„Leb' wohl! o leb' wohl, Geliebte!
   Leb' wohl und lieb' wohl, Holde mein,
Denn liebt man nur wohl, kann Trennung
   So ſchmerzlich und ſo bitter nicht ſein;
Dem Herzen thut nicht beim „Ade"
Dann Scheiden und Meiden ſo weh!"

74.

Vom Sehen kommt das Lieben,
  Vom Lieben kommt das Wähnen,
Vom Wähnen kommt das Hoffen,
  Vom Hoffen kommt das Sehnen!

Vom Sehnen kommt das Suchen,
  Vom Suchen kommt das Bangen,
Vom Bangen kommt das Wünſchen,
  Vom Wünſchen kommt Verlangen!

Vom Sehen kommt denn Alles!
  Die Freuden und die Wehen!
Vom Sehen kommt die Sehnſucht,
  Denn Sehnſucht ſucht zu ſehen!

Denn Sehnſucht ſucht zu ſehen,
Zu ſuchen und zu gehen:
Zu ſehen, was ſie quälet,
Zu ſuchen Leid und Wehen!

Drum hütet Euch vor Sehen!
Vom Sehen kommt das Leiden!
Doch ich möcht' lieber ſterben,
Als ſie zu ſeh'n vermeiden!

75.

Ich hab' den Zweig gebrochen,
  Wo wir zuerſt vereint,
Von Mund zu Mund geſprochen,
  Was Herz vom Herzen meint.

Wie war der Baum ſo blühend,
  Wie war der Zweig ſo reich,
Wie war Dein Blick ſo glühend,
  Wie war Dein Wort ſo weich!

Ich ſtand am Baume wieder,
  Er ſieht mich traurig an,
Der Zweig hängt kahl hernieder,
  Kein einzig Blatt daran!

Ich hab' den Zweig gebrochen
Vom Baum, der uns vereint,
Hab' zu dem Zweig geſprochen,
Hab' auf den Zweig geweint.

Wie ich geweint, geſprochen,
Der Zweig blieb doch ſtets leer,
Ein Zweig, ein Herz gebrochen,
Treibt keine Blätter mehr!

76.

Bettelnd fleh' ich vor dem Sommer,
Der mir, ach, ſo ſchnell vergangen,
Einen Tag nur, eine Stunde
Wieder von ihm zu erlangen!

Kränze glühender Verheißung
Trugen ſeine Sonnenſtunden,
Glücksgefüllte Zukunftsblumen
Waren um ſein Haupt gewunden.

Liebesblumen, Zukunftskränze
Ließ im Fliehen er entfallen,
Und der Herbſt, der ſie gefunden,
Bringt die Dornen nur von Allen.

Unerfüllt läßt die Verheißung
Mir der Sommer, der Entfloh'ne,
Von den Blumen, von den Kränzen
Bleibt mir nur die Dornenkrone!

77.

Kleine Hyacinthen-Glocken,
Die an Deinem Herzen blühten,
Und vom eig'nen Glück erſchrocken
Liebetrunken d'rob erglühten,

Habe ich am andern Morgen
Angeblickt in Sehnſuchtsſchweigen,
Und es lag ein Pfeil verborgen
In den zarten Purpurkelchen!

Jede Spitze von den Pfeilen
War von ſüßem Gift getränket,
Daß die Wunden niemals heilen,
Wenn ſie Amor hat gelenket!

Als aus ihrem kleinen Becher
Alle Pfeile auf mich flogen,
Die in dieſem Blumenköcher
Fühlten Deines Herzens Wogen,

Blaßten ab die Hyacinthen,
Und ihr Duften war verloren,
Und der Glocken Flammentinten
Welken an der Bruſt der Horen!

Und ſie leiden jetzt unſäglich,
Sehnen ſich zu Dir zurücke,
Reden mir nun ſtündlich, täglich,
Von dem ſüßen, ſüßen Glücke,

Als ſie Dir am Herzen ruhten
In des Tanzes ſüßer Stunde,
Deines Herzens Ebb' und Fluthen,
Spürten auf dem heil'gen Grunde;

Heimweh fühlen ſie voll Schmerzen,
Und ich fühl's mit ihnen eben,
Heim heißt leben Dir im Herzen,
Weh heißt ferne von Dir leben!

78.

„Das Herz iſt geſtorben,
Die Welt iſt leer!“ —
Das empfind' ich eben
Wie Keiner mehr!

Mein Herz iſt geſtorben,
Doch hat's nicht Ruh',
Ihm drückte die Holde
Das Aug' nicht zu!

Mein Herz iſt geſtorben,
Nicht ſprachlos ſchier,
In letzter Secunde
Sprach's noch von ihr!

Mein Herz iſt geſtorben,
Es ſtarb ſo ſchwer;
Wird ſie ihm erweiſen
Die letzte Ehr'?!

Mein Herz iſt geſtorben,
Doch geht's noch um;
Und wandelt allſtündlich
Um ſie herum!

Mein Herz iſt geſtorben,
Die Welt iſt leer,
Ach, wenn's nur im Herzen
So voll nicht wär'!

Das Herz kann nicht ſterben,
Die Welt wird nicht leer;
So lange die Sehnſucht
Blüht kreuz und quer!

Das Herz kann nicht ſterben,
Die Welt wird nicht leer,
So lange die Lieder
Geh'n hin und her!

79.

Ich möcht' Dich was fragen,
Doch zage ich ſchier,
Doch muß ich es fragen:
„Was liebſt Du an mir?“

Was wirſt Du erwidern?
Ich weiß wohl ſchon was;
Du wirſt mir erwidern:
„Weiß Liebe denn das?“

Nein! Liebe weiß nimmer
Warum und Woher;
D'rum frag ich Dich nimmer,
Und lieb' Dich noch mehr!

(137)

Und liebe dich morgen
  Wie geſtern ſo ſehr,
Und tauſend Mal morgen
  Wie heut' und noch mehr!

80.

Der Himmel liebt die ſchöne Erd',
Wie ſagt er ihr's von ferne?
Er ſendet ihr in jeder Nacht
Als Liebeswort die Sterne!

Die Erde liebt den Himmel hoch,
Wie ſagt ſie's ihm, tief unten?
Sie kleidet ihre Liebeswort'
In Blumen ein, in bunten.

Der Aether liebt die Blüthen ſehr,
Wie ſagt er's ihnen allen?
Er läßt die Thränen ſeiner Lieb'
Als Thau auf ſie nur fallen!

Du biſt mein Himmel, meine Erd',
Und biſt auch meine Blüthe,
Erlaub' daher, daß Dir mein Lied
Stern, Blum' und Thräne biete!

81.

Ob ſie mich liebt? Ich frage ſie nicht!
Und fragte ich ſie, ſie ſagte es nicht;
Und ſagte ſie es, ſo glaubte ich's nicht;
Und glaubte ich's auch, ſo geſtänd' ich es nicht!
Denn was uns die Götter als Wunder beſcheeren,
Das ſollen die Menſchen nur ſchweigend verehren!

82.

Wer will forſchen, wer will fragen,
Wer da mehr liebt von uns Beiden?
Wer kann's wiſſen, wer kann's ſagen,
Wer da tiefer fühlt die Leiden?
Wer will rathen, wer entſcheiden,
Wer beim Suchen und Vermeiden
Mehr an Sehnſucht fühlt und Zagen?

Wer will künden, wer will deuten,
Was wir ſprechen mit den Blicken?
Wer will hadern, wer will ſtreiten,
Daß wir ſüße Wort uns ſchicken?
Ob es kann das Herz erquicken,
Wenn wir heimlich zu uns nicken,
Wer ergründet das zu Zeiten?

Wer will ſuchen und erſpähen,
Wie zwei Flammen ſich vermählen?
Wie ſie ineinanderwehen,
Wie ſie ihre Bahnen wählen?
Wie ſie nie den Weg verfehlen?
Wer kann's ſagen und erzählen,
Wie zwei Herzen ſich verſtehen?

83

Wieſo ich ſie gefunden?
Wieſo ich ſie geſucht?
Das war im Buch des Schickſals
Voraus ſchon eingebucht:
Wo Herz und Herz ſich wählen,
Sich finden und vermählen,
Trifft Gottes Spruch nur ein,
Und Niemand kann erzählen,
Warum es muß ſo ſein!

Warum ich nach ihr ſehe?
Warum nach mir ſie ſieht?
Warum ich nach ihr gehe?
Und was ſie zu mir zieht?

Warum mit Allgewalten
Magnete mächtig ſchalten,
Nur Gott weiß das allein.
Und Niemand kann entfalten,
Warum es muß ſo ſein.

Warum der Quell der Lieder
Für ſie allein bloß rauſcht?
Warum die Holde wieder
Nur meinen Liedern lauſcht? —
Wenn Nachtigallen ſchlagen,
Dann lauſchen ihren Klagen
Die Roſen in dem Hain,
Und Niemand darf da fragen,
Warum es muß ſo ſein!

Warum das Herz mir klopfet,
Wenn ihrer man erwähnt?
Warum mein Auge tropfet
Wenn kommt, die ich erſehnt? —
Es tritt die Fluth, die ſchwere,
Dann ein im hohen Meere,
Wenn kommt der Mondenſchein;
Gibt's Jemand, der's erkläre,
Warum es muß ſo ſein?!

84.

Warum ich lieb' Dich ganz allein?
Warum nur Du mein Sonnenſchein?
Warum nur Du mein Augenlicht?
Herrin mein! Ich weiß es nicht!

Ob Du nicht einen andern liebſt?
Dein Herz an einen andern gibſt?
Ob Niemand Dir zur Seele ſpricht?
Herrin mein! Ich denk' das nicht!

Ob Du mit meiner Lieb' Geduld?
Ob Du mir je ſchenkſt Deine Huld?
Ob Du mir neigſt Dein Angeſicht?
Herrin mein! Ich hoff' das nicht!

Ob Dich beleidigt meine Lieb'?
Ob Spott Du treibſt mit meinem Trieb?
Ob Hohn für Lieb' Dir ſcheint wie Pflicht?
Hohe Herrin! ich fürcht' es nicht!

Ob meine Lieb' erlöſchen kann?
Ob ich Dich je vergeſſen kann?
Ob von Dir je ſchweigt mein Gedicht?
Herrin mein! Das glaub' Du nicht!

85.

Frag' am Zweig das grüne Blatt,
Das im Sturm gezittert hat,
Das vom Regen naß noch iſt,
Frag' es nur zur jetz'gen Friſt,
Ob es wünſchte, klar und nett,
Daß es nicht gewittert hätt'?

Frag' den Demant, der vom Schacht
Durch Gewalt ward losgemacht,
Durch Gewalt und Hieb und Streich,
Bis er jetzt an Licht iſt reich,
Frag' ihn, ob er's wünſcht in That,
Daß kein Schmerz ihm je genaht?

Frag' den Pelikan anitzt,
Der die Bruſt ſich aufgeſchlitzt,
Daß mit ſeinem Herzensblut
Sich erhalte ſeine Brut,
Frag', ob er es wünſchte ſehr,
Daß kein Blut gekommen wär'?

Frag' Dein liebend Herz, das klopft,
Wenn Dein Auge leiſe tropft,
Wenn die Wang' noch thränenfeucht,
Frag' Dein Herz, das dann ſo leicht,
Ob der Wunſch in ihm erſcheint:
Hätt' mein Aug' nur nicht geweint!?

86.

Wer will der Liebes-Bote ſein?
Der „Stern“ will Liebes-Bote ſein.
Dem Stern glaubt man die Botſchaft nicht
Er blinzelt ſchelmiſch, wenn er ſpricht;
Der Stern des Nachts nur wandern mag.
Ich brauch' den Boten auch bei Tag!

Wer will der Liebes-Bote ſein?
Die „Roſe“ will der Bote ſein.
Der Roſe trau' den Brief nicht an,
In's Blatt guckt frei ihr Jedermann;
Die Roſe nur am Tage wacht,
Ich brauch' den Boten auch bei Nacht!

Wer will der Liebes-Bote ſein?
Die „Lerche“ will der Bote ſein.
Der Lerche wird nichts anvertraut,
Sie ſchmettert jedes Wort ſo laut;
Die Lerche Morgens Zeit nur hat,
Ich brauch' den Boten früh und ſpat.

Wer will der Liebes-Bote ſein?
Das „*Bächlein*“ will der Bote ſein!
Das Bächlein läuft wohl wunderſchnell,
Doch plaudert es an jeder Stell’;
Der Froſt heißt bald das Bächlein steh’n,
Mein Bote muß auch Winters geh’n.

Wer will denn Liebes-Bote ſein?
Ich ſelber will der Bote ſein.
Ich ſelber geh’ bei Tag und Nacht,
Wenn’s heiß iſt und wenn’s Eis auch macht;
Ich ſelber richt’ am beſten aus,
Was meine Lieb’ ihr ſchickt in’s Haus.

Was iſt der Liebe Boten-Lohn?
Ein Kuß! Ein Kuß! Das weiß man ſchon.
Doch wenn die Lieb’ ſich ſelber ſchickt,
Wird mit dem Lohn nicht ſo geknickt:
Ein Kuß? Mein Herz, was fällt Dir ein?
Es müſſen mind’ſtens *hundert* ſein!

87.

O, ſagt mir's doch, Ihr Liebesleut',
Wann iſt zum Lieben recht die Zeit? —

Wann Blümchen blühen allenthalben,
Die Störche kommen und die Schwalben,
Wann's grünt und duftet weit und breit,
Dann iſt zum Lieben recht die Zeit!

Wann Blumen welken, Blumen fallen,
Wenn Wolken zieh'n und Nebel wallen,
Wenn's fröſtelt, nieſelt, rieſelt, ſchnei't,
Dann iſt zum Lieben recht die Zeit!

Wenn's hell in dem Kamine flammt,
Die Leuchter flackern alleſammt,
Der Ofen warme Strahlen ſtreut,
Dann iſt zum Lieben recht die Zeit!

Wann's Lämpchen flackert matt und ſchwach,
ann man nur tappt ſich in's Gemach,
ann pechſchwarz wird die Dunkelheit,
ann iſt zum Lieben recht die Zeit!

Wann's Herz iſt voll von Freud' und Luſt,
ann Frohſinn einzieht in die Bruſt,
ann Geiſt und Sinn voll Heiterkeit,
ann iſt zum Lieben recht die Zeit!

Wann Weh in unſern Herzen iſt,
ann unſer Auge überfließt,
ann wir umſtrickt von Weh und Leid,
ann iſt zum Lieben recht die Zeit!

Zum Lieben iſt die rechte Zeit,
ann rechte Liebe uns zur Seit',
ann immer Liebchen iſt bereit,
ſtets zum Lieben recht die Zeit!

88.

Es wandern viele Ströme,
Sie fallen in's Meer;
Das Meer wird nicht voller
Die Ströme nicht leer!
Mein Herz ſtrömt viel Liebe
In's Herz Dir ſo ſehr;
Dein Herz wird nicht voller,
Mein Herz wird nicht leer!

Es fallen viel Sternlein
Vom Himmel zur Nacht;
Der Himmel bringt immer
Noch neue voll Pracht;
Ich hab' Dir viel Lieder
In Liebe gebracht;
Mein Herz hat mich immer
Mit neuen bedacht!

Auf tauſend von Fragen
Gibt Echo Beſcheid;
Und iſt doch zur Antwort
Stets willig bereit;
Und fragſt Du 'mal Tauſend:
„Liebſt Du mich noch heut'?"
Mein Herz ſtets erwiedert:
„Für ewige Zeit!" —

89.

Der Gott, der Dich der Erde gab,
Gab Blumen ihr auch gerne,
Der Gott, der Dir das Auge gab,
Gab auch die Himmelsſterne.

Und Blumen, die der Frühling rief,
Das Weltall zu erquicken,
Will ich als einen Herzensbrief,
Dir, ſchönſte Blume, ſchicken.

Denn als ich ſie hab' abgepflückt,
Da dacht' ich Dich zu ſehen,
Nachdem ich ſie an's Herz gedrückt,
Hieß ich zu Dir ſie gehen.

Denn nicht auf Erz und Marmor glatt
Will ich mein Dichten ſchreiben,
Auf einem kleinen Blumenblatt
Soll es Dein eigen bleiben.

Das Blatt wird feucht, das Blatt wird naß,
So wird mein Aug' von Thränen;
Das Blatt wird welk, das Blatt wird blaß,
So wird mein Herz von Sehnen.

Doch Blumen wirſt Du friſche ſeh'n,
Sie kommen jährlich wieder,
Ich aber werd' von hinnen geh'n,
Leg' mich auf ewig nieder.

Dann nimm die Roſen, die ich gab
Als Brief mit rothem Siegel,
Und leg' ſie ſtill mir auf das Grab
Als Leichenſtein am Hügel;

Denn dieſes Briefes Inhalt ſei
Zur Grabſchrift mir gegeben:
Hier liegt ein Herz voll Lieb' und Treu',
Im Tode wie im Leben.

190.

Noch ein beblümtes Liebesblatt!
O zankt d'rum nicht mit mir!
Denn wenn der Baum viel Blätter hat,
Was kann er denn dafür?!

Noch ein klein Blümchen, zart bewegt,
Vom Herzgrund abgepflückt!
So lang das Herz ein Blümchen trägt,
So lang ſei's ihr geſchickt!

Und noch ein Lied, das ſie verſchönt!
Noch ein Gedichtchen klein!
So lang die Harf' im Buſen tönt,
Soll's auch geharfnet ſein!

Was wär' Geſang, was Dichterkunſt,
Was Lied und Saitenſpiel,
Wenn ich nicht ſäng' um ihre Gunſt,
So lang es mir gefiel!

91.

Geſucht fürwahr hab' ich ſie nicht,
Doch hab' ich ſie gefunden,
Nun fand ich ſie, und ſuch' ſie nun
Umſonſt zu allen Stunden!

Was ſuchſt Du ſie, Du thöricht Herz,
Beim Zufall, bei dem blinden?
So kehr' nur bei Dir ſelber ein,
Da wirſt du ſie ſchon finden!

Denn Jene, die Du außen ſuchſt,
Iſt kalt und ſtreng und feindlich;
Ihr Abbild doch, das in Dir lebt,
Iſt mild und hold und freundlich!

Begegneſt Du ihr in der Welt,
Wird ſie die Augen ſenken,
In Dir jedoch ihr Konterfei
Wird ſüßen Blick Dir ſchenken!

Sprichſt Du mit ihr in Wirklichkeit,
Iſt ihre Antwort düſter,
Ihr Schatten-Ich in Dir jedoch
Hat Red' und ſüß' Geflüſter!

D'rum ſuche ich in der Welt ſie nicht,
Such' nicht in allen Winden
Denn nur in Lied und Phantaſie
Wird's wahr: „Wer ſucht wird finden!“

92.

Als ich zuerſt ſie hab' erblickt,
Da ward mein Herz mir ganz zerſtückt:
Doch fragt ihr mich indeſſen,
Ob ich dies Sehen möcht' vergeſſen?
So wird des Herzens Antwort ſein!
Dies Seh'n vergeſſen? O nein! o nein!

In ihrem Blick voll feuchter Glut
Lag tödtend Gift für Sinn und Blut;
Doch fragt, ob ich vergeſſen will
Den Pfeil ſo ſcharf, den Pfeil ſo ſtill?
So wird des Herzens Antwort ſein:
Den Blick vergeſſen? O nein! o nein!

Ihr Lächeln von dem holden Mund
Warf Wahnſinn in des Denkens Grund;
Doch fragt Ihr, ob dies Lächeln hold
Mein Herz auch gern vergeſſen wollt'?
So wird des Herzens Antwort ſein:
Ich? es vergeſſen? O nein! o nein!

Daß ich ſie lieb' in Innigkeit,
Iſt meines Lebens bitt'res Leid;
Doch fragt mein Herz, ob es vergeſſen mag
Dies Liebeleid nur einen Tag?
So wird des Herzens Antwort ſein!
Vergeſſen Lieb' und Leid? O nein! o nein! o nein!

93.

Geſtern hab' ich ſie geſeh'n,
Und noch heut' faß ich mich nimmer,
So iſt oft zu End' der Traum,
Und das Herz klopft uns noch immer!

Geſtern traf mich erſt ihr Blick,
Und noch heut' bin ich geblendet,
So erſchreckt noch dann das Aug',
Wenn der Blitz ſchon längſt geendet.

Geſtern hörte ich ihr Wort,
Und noch heut' bin ich durchdrungen,
So noch bebt im Ohr der Ton,
Wenn die Hora längſt verklungen!

94.

Eine Knoſpe, dornenloſe,
Gab ich ſtill der wilden Roſe,
In dem Knoſpenkelche tief
Lag ein Liebesgruß und ſchlief;
Wie die Holde in der Nacht
Aus dem ſüßen Schlaf erwacht,
Sieht ſie, wie beim Mondenlicht
Um er wandelt, ſingt und ſpricht;
Singt und ſpricht von Lieb' und Treu'
Und von Herzleid Allerlei,
Wie mein Sinnen und mein Sein
Nur ihr angehört allein. —
Süß erſchreckt ruft ſie ihm zu:
„Laß, o Gruß! mein Herz in Ruh'!"
Aufgeweckt vom Namen fällt,
Fällt er und erwacht
Wieder in dem Kelchesſchacht.

95.

In mir lebt eine Melodie,
Sie tönt ſtets fort in meinem Innern,
Vergeſſen konnte ich den Wohllaut nie,
Doch konnt' ich mich auch nicht erinnern,
War es ein Spinnerlied, ein Wiegenſang,
Es tönte lieb und tönte bang,
Es war nicht Flöt', nicht Nachtigall,
Nicht Ständchen und nicht Wiederhall;
Es klang ſo weich, ſo ſüß und bittervoll,
Daß mir das Herz faſt überquoll! —

Als ſie mir ſprach das erſte Wort,
Sie, der mein Herz, mein' Lieb' gehören,
Da glaubte ich, entzückt, ſofort
Die ſüße Melodie zu hören!
Die Melodie hab' ich erkannt,
Das „hohe Lied“ wird es genannt,
Es iſt das Lied der Jugendzeit,
Das Lied der Lieb' und Minnigkeit,
Und dieſes Lied ward in mir wach,
Als ſie das erſte Wort mir ſprach!

96.

Ich habe von Dir geträumet —
Doch was? Das ſag' ich nicht,
Ich hab' Dich im Traum geſehen,
Doch wo? Das ſag' ich nicht.

Ich habe mit Dir geſprochen —
Wovon? Das ſag' ich nicht,
Ich habe gelacht im Traume —
Worüber? Das ſag' ich nicht.

Dann fühlt ich in dem Herzen —
Doch was? Das ſag' ich nicht,
Und war ſo überglücklich —
Wodurch? Das ſag' ich nicht.

Da bin ich erwacht ſo traurig —
Warum? Das ſag' ich nicht,
Und habe mich heiß geſehnet —
Wonach? Das ſag' ich nicht.

D'rauf hab' ich dies Liedchen gedichtet —
Wozu? Das ſag' ich nicht,
Und habe wieder geträumet —
Was denn? Das ſag' ich nicht.

Das Mädchen, ſag' ich nicht,
Das brauch' ich nicht zu ſagen.
Das brauchſt Du nicht zu fragen —
Du hörſt ja mein Gedicht!

97.

Ich weiß nicht ob ihr Liebesleut' es wißt,
Daß Lieb' eine Traumdeuterin iſt? —

— Ich ging hinaus in's Gartenland,
Ein Baum wie ſchlummernd vor mir ſtand,
Ich ſah den Baum, der Blüthen trieb,
Und dachte mir: „Der träumt von Lieb',
Denn wenn der Baum von Liebe träumt,
Mit Blüten ſich ſein Antlitz ſäumt,
Und geht die Liebe glücklich aus,
Wird eine ſüße Frucht daraus,
Und wenn die Lieb' hat traurig End',
Die Blüte ſich zur Erde wend't,
Und hängt nur matt am Zweiges-Saum!“ —
So deute ich des Baumes Traum!

Ich ging einſt hin durch Berg und Thal,
Da rann ein Silber-Bächlein ſchmal,
Es murmelte, halb hörbar kaum,
Ich merkte ſchnell, es ſprach im Traum,
Und deutete: „Der Bach
Im Traume nur von Liebe ſprach,
Er ſehnet ſich hinaus auf's Land,
Wo Blumen ſtehen liebentbrannt,
Und kleine Wellchen zart und kraus,
Schickt er als Liebesbriefchen aus,
Geſchrieben mit dem Silberſchaum!" —
So deute ich des Baches Traum!

Ging wieder einſt in Nacht hinein,
Und ſah den Mond mit blaſſem Schein,
Und ſeinen Hof, wie Gold ſo blaß,
Und deutete: „Sein Traum iſt das,
Er träumt von ihr, die ihn verließ,
Von Sonne, die ihn ſcheiden hieß,
Der Hof iſt nur der Wiederſtrahl
Von Mondes bleicher Sehnſuchtsqual,
Der träumend ſchifft durch Himmelsraum!" —
So deute ich des Mondes Traum.

98.

Ein Wort hab' ich verloren,
Das ſie zu mir geſprochen,
Ich denke und ich ſinne,
Ich ſuch' es Tag' und Wochen.

Es war ein Wort, ein kleines,
Noch tönt's in meinem Innern;
Doch wie das Wort geheißen?
Ich kann mich nicht erinnern!

Es klang ſo herzverlockend,
Es klang ſo ſüß, ſo leiſe,
Wie Engelgruß am Abend,
Wie Flötenſpiel und Weiſe.

Es klang ſo einzig lieblich,
So eingehüllt in Demuth,
Es füllte mich mit Rührung,
Es füllte mich mit Wehmuth.

Das Wort hab' ich verloren!
Ich will die Holde fragen,
Ob ſie mir dieſes Wörtchen
„Gewiß!“ wird wieder ſagen?!

99.

Schickſal ſoll es ſein und Fatum,
Ob man glücklich oder nicht,
Sternenſchrift mit Himmelsdatum
Unſ'res Lebens Inhalt ſpricht;

Laß' mich in den Sternen leſen,
Heb' Dein Aug', Du Himmel mein!
Etwas muß in meinem Weſen
Von einem Sternendeuter ſein.

Laß' das Horoſkop mich ſtellen,
Du gehſt mir als „Venus“ auf,
Und zu Deiner Bahn geſellen
And're Sterne ihren Lauf;

Günſtig ſtehen alle Zeichen!
Meine „Venus“ leuchtet mild,
Und die „Leier“ gar nicht ferne,
Das bin ich im Sternenbild!

100.

Im Herzen ſteht mir eine Blum',
 Sie ſieht ſo aus wie Du;
Sie ſtrebt bei Tag, ſie ſtrebt bei Nacht
 Der Schweſterblume zu!

Die Blume in dem Herzen d'rin,
 Die hat mir's angethan;
Es ſchlummert in der Blume d'rin
 Ein eig'ner Zauberbann!

Wenn ſie von ferne Dich erblickt,
 So zieht ſie mich zu Dir,
Und wenn ſie Dich zwei Tag nicht ſieht,
 So ruft ſie: Komm' zu ihr!

Und wenn Du einmal an mich denkſt,
 Die Blume weiß es gleich;
Da ſtrömt ſie aus beſondern Schein,
 Und macht das Herz ſo reich!

Und wenn Du meiner gar nicht denkſt,
Weiß es die Blum' im Nu;
Da ſenkt ſie ſtill das ſchöne Haupt
Und ſchließt die Blätter zu!

O ferne, holde Blume Du,
Wann wird dies Herz belohnt,
In dem ſo treu und liebend
Dir eine Schweſter wohnt?

101.

Die hohle Hand!
Legſt Du auf's Auge ſie, das in bittern Thränen ſtand;
Umhüllt ein großes ſalzig Meer, doch ohne Sand,
Die hohle Hand!

Die hohle Hand!
Legſt Du auf's Herz ſie, das ſich in Schmerzen wand,
Bedecket einen Aetna, eine Welt in Brand
Die hohle Hand!

Die hohle Hand!
Stützt du auf ſie der Stirne heißen Fieberrand,
Umſchließt die Grenze zwiſchen Irrſinn und Verſtand
Die hohle Hand!

Die hohle Hand!
Legſt Du die beiden hohlen Hände ineinand,
Gefaltet, zum Gebet, dann umfaßt das beſſ're Land
Die hohle Hand!

102.

Ich lieb' die Roſe, wenn ſie friſch
Geſprengt das grüne Mieder,
Und Niemand ſagt und Niemand fragt:
Liebt Dich die Roſe wieder?

Ich lieb' den Stern, ich ſeh' nach ihm,
Ich ſehne ihn hernieder,
Und Niemand ſagt und Niemand fragt:
Liebt Dich der Stern denn wieder?

Ich lieb' den Frühling, wenn er geht
Durch Blumen, Laub und Flieder,
Und Niemand ſagt und Niemand fragt:
Liebt Dich der Frühling wieder?

Die „wilde Roſe" liebe ich,
Ich ſing' ihr tauſend Lieder,
Und frage auch mich ſelber nicht:
Liebt Dich die Roſe wieder?

103.

Dichterherzen ſind wie Bäume,
Schmachtend, durſtend, ſtets begehrlich,
Treiben ſpät noch friſche Keime,
Haben neuen Frühling jährlich.
Dichterherzen ſind wie Bäume,
Haben viele, lange Arme,
Strecken ſie in alle Räume,
Nach dem lieben Herzensſchwarme;
Dichterherzen ſind wie Bäume,
Kern im Grunde, Haupt im Lichte,
Blatt und Blüten ſeine Träume,
Und Gedanken ſeine Früchte!

104.

Der Roſe wollt' ich erzählen mein Lieb und mein Leid,
Der ſang's die Nachtigall ſchon längere Zeit:
Dem Wald wollt' ich klagen mein Leid nun vor,
Dem lispelt's die Weide längſt ſchon in's Ohr;
Der Flur wollt' ich ſagen, was Liebe vermag,
Ihr murmelt's der Bach bei Nacht und bei Tag;
Dem See wollt' ich ſingen von Luſt und von Qual,
Im ſeufzt es das Schilf beſtändig zumal;
Dem eigenen Herzen vertraut' ich's ſodann,
So innig wie dieſes hört Niemand mich an!

105.

Blumen blühen, wachſen, ſprießen
Auf der freien Sonnenflur,
Wie ſie öffnen ſich und ſchließen,
Werden ſie zur „Blumenuhr.“

Meine Blumenuhr hienieden
Iſt ihr Herz nur ganz allein,
Was für Stunde mir beſchieden,
Zeiget dieſe Uhr, ſo klein.

Wenn es offen mich begrüßet,
Zeigt's die ſchönſte Stunde hier,
Wenn's die Blätter grauſam ſchließet,
Schlägt die letzte Stunde mir!

106.

Hold maſkirt als Strauß von Blumen,
Und als Blätter voll Empfängniß
Schickte Grüße ſie und Worte
Sinnig mir in das Gefängniß.

Kaum die Thüre wird verſchloſſen,
Demaſkiren ſich die Roſen,
Um als ſüße Haftgefährten
Mich zu tröſten, mir zu koſen.

Und ein Brief wird jede Blume,
Jedes Blatt ein Grußes-Engel,
Und ein Antlitz, liebelächelnd,
Schaukelt ſich auf ſchlankem Stengel.

Ja, ſo lange Roſen blühen,
Lieder ſchallen, Sterne brennen,
Düfte wallen, Blumen wandern,
Kann man Lieb' von Lieb' nicht trennen!

107.

Unter ſonnenſatten Bäumen
Wandelt Mittags ſie im Schatten,
Die in meinen ſchönſten Träumen
Wiederkehret ohn' Ermatten.

Durch die grünen Blätterdächer
Schlüpfen Strahlen ihr zu Liebe,
Doch es ſagt ihr kleiner Fächer:
„All' umſonſt, ihr loſen Diebe!“ —

Wie ſie wandelt durch die Reihe,
Scheint das Dunkel mir der Bäume
Dunkel einer Tempelweihe;
Sie die Göttin dieſer Räume;

Ich ein Prieſter ihres Dienſtes,
Der zum Altar iſt getreten,
Und mein Lied, mein allerkühnſtes,
Wagt es blos ſie anzubeten!

108.

Es ſingt bei Nacht die Nachtigall
Ihr Liedchen ſtets das kleine;
— Was ſingſt Du, wenn Dich Niemand hört?
— — — Ich ſing' für mich alleine! —

Der ~~Mond geht auf~~ am Himmelszelt
Mit ſeinem milden Scheine;
— Was ſcheinſt Du, wenn die Erde ſchläft? —
— — — Ich ſchein' für mich alleine! —

Das Veilchen füllt mit ſüßem Duft
Den ſtillſten Ort im Haine;
— Was dufteſt Du, wo Niemand geht? —
— — — Ich duft' für mich alleine! —

Das Bächlein rauſcht manch' ſinnig Wort
Am fernen Wieſenraine;
— Was rauſch'ſt Du, wo Dir Niemand lauſcht?
— — — Ich rauſch' für mich alleine! —

Die Weide ſenkt das Trauerhaupt,
Es ſcheint, als ob ſie weine;
— Was weinſt Du, Weide, ungeſeh'n? —
— — — Ich wein' für mich alleine! —

Ich liebe ſtill und hoffnungslos,
Ich lieb' ein Herz von Steine;
— Was liebſt Du, Herz, ohn' Gegenlieb'? —
— — — Ich lieb' für mich alleine! —

109.

Herzen haben gutes Wetter,
Herzen haben böſes Wetter,
Wolken, Sonnenſchein und Regen,
Stürme, Blitze, Donnerwetter.

Herzen haben Schauer, Hagel,
Wolkenbrüche und ſo weiter,
Und magnet'ſche Kraft darinnen
Als bewährte Wetterleiter.

Herzen haben Wetterwinkel,
Wieg' und Keſſel wilder Triebe,
Dieſes böſe Wetterwinkel
Iſt: die Liebe, böſe Liebe.

110.

Stern, von mir gewendet,
Hörſt Du, was die Liebe ſpricht?
Licht, mir fort geſendet,
Siehſt Du meine Thräne nicht?
Blick, zu ihr erhoben,
Dringet nicht an Ort und Stell'!
Gruß, aus Lied gewoben,
Dringet nicht in ihre Zell'!
Wunſch, für ſie geſprochen,
Machet ihr das Aug' nicht naß,
Herz, für ſie gebrochen,
Ach, vielleicht erfährt ſie das!

111.

Zu dem Hauſe, weit entlegen,
Vor dem Thore draußen, ferne,
Führt es mich von allen Wegen,
Führt es mich doch gar zu gerne!

Und mich treibt's, hinaus zu gehen,
Wenn ich ſie auch nicht erblicke,
Wand're raſtlos, bleibe ſtehen,
Gehe weiter, kehr' zurücke;

„Gute Nacht!“ ſag' ich dem Hauſe,
„Gute Nacht!“ ſag' ich den Gaſſen,
Wiederhol's nach einer Pauſe,
Kann vom Hauſe doch nicht laſſen!

„Lebe wohl!“ ſag' ich dem Thore,
Das mir wie ihr Herz verſchloſſen,
„Lebe wohl!“ ſag' ich dem Flore,
Der ihr Fenſter hält umfloſſen!

„Lebe wohl!“ ſag' ich bis Morgen,
„Gaſſe, Fenſter, ſüße Liebe!“
Bis ich wiederum verborgen
Nachts darauf dasſelbe übe!

112.

Sommertage ohne Sonne,
Sommernächte ohne Wärme,
Wonnemonat ohne Wonne,
Roſen ohne Bienenſchwärme!

Ohne Roſen lichtumſchlungen
Geht aus ihrem Zelt Aurore,
Ohne laue Dämmerungen
Kommt die ſtille Abendhore.

Blaſſe Tage, bleiche Nächte,
Nachts ein ſternenloſer Himmel,
Und im Laubdach iſt verſchwunden
Sonnenſtäubchens bunt Getümmel!

Doch wem Dichtkunſt iſt gegeben
Und die Lieb' im Herzensgrunde,
Der hat Sonne all' ſein Leben,
Der hat Sonne jede Stunde.

Alle ſeine Stunden lachen
Wie der See beim Morgenkuße,
Wie in einem Blumen-Nachen
Schifft er auf dem Lebensfluße.

Denn in ſeinem Herzensreiche
Geht die Sonne niemals nieder,
Selbſt die Nacht, die ſchattenbleiche,
Bringt ihm ſeine Sonne wieder.

Will er Blumenkränze pflücken,
Greift er in den eig'nen Buſen,
Wo ſie pflegen und beſchicken
Gärtnerinnen, holde Muſen.

Will er hören Harmonien,
Lautenklänge, ſüße Klagen,
Iſt die Harfe ihm verliehen,
Die der Hirtenſohn geſchlagen.

Was er will und was er möchte,
Macht ihm ſeine Gottheit möglich,
Sonnenſtrahl durch ſeine Nächte,
Helle Sterne ſieht er täglich!

Freud' und Troſt iſt ihm gegeben
Frei zum eigenen Bedarfe,
Für die Freud' des Liebchens Leben,
Für den Troſt die gold'ne Harfe!

113.

Lautlos ſtand und taglang ſchweigend
Memnonsſäule in der Wüſte,
Bis die Sonne, aufwärts ſteigend,
Mit dem heißen Strahl ſie grüßte.

Es beginnt das Erz zu tönen,
Aus der Säule flüſtern Klänge,
Als ob fern ein Chor von Schwänen
Seine Abſchiedslieder ſänge!

Unbegreiflich, unbegriffen
Bleibt das Räthſel dieſer Weiſen,
Wenn ſie durch den Aether ſchiffen,
Schwalben gleich, die ſüdwärts reiſen.

In der Wüſte meiner Tage
Lag das Herz mir, ſtumm, verſchloſſen,
Ohne Laut für Luſt und Klage,
Liederſtill und ſangverdroſſen;

Plötzlich fiel ein Strahl hernieder
Mir in's Herz aus Augenſonnen,
Und mein Herz hat Wort und Lieder
Wieder Tag und Nacht gewonnen!

Kömmt und gehet ſeine Sonne,
Tönt das Herz aus was es leidet,
Wenn ſie nahet: bitt're Wonne,
Süße Schmerzen, wenn ſie ſcheidet!

114.

Ein Buch nahm ich zur Hand,
Das einſt ich mit ihr las,
Im Buche lag ein Band,
Das ſie darin vergaß.

Am Bande ſtieg nun ſchnell,
Im lichten Roſenflor,
Aus tiefſtem Herzensquell
Erinnerung empor.

Es knüpfte an das Band
Ihr holdes Bild ſich an;
In Locke, Haar, Gewand
Band ich das Band ihr dann.

Das Band, ſo ſeidenweich,
Das Band, ſo roſablaß,
Zeigt mir ihr Antlitz bleich,
Als es von Thränen naß!

Und aus dem Band, fürwahr,
Lockt Lieb' und Lied, zum Strauß,
Am End' ein Bändchen noch,
Von „wilden Roſen“ aus!

115.

Dieſe Ketten ſoll ich brechen,
Dieſe Feſſeln raſch zerreißen;
Meinen ſie die Niedurchglühten,
Die ſich nur die Klugen heißen!

Kann der Baum ſich los denn ſtricken
Aus des Lichtes gold'nen Ketten?
Kann die Sonnenblum' zerreißen
Sonnenſtrahlen, ſich zu retten?!

So kann nimmer ſich zerreißen
Dieſes Lächeln, dieſes Blicken,
Dieſe ſüßen Zauberſtrahlen,
Die mich ſonnenhaft umſtricken.

116.

Der Ameiſe gleich geſammelt
Hab' ich Vorrath ſommerüber,
Denn es naht ein langer Winter,
Ein entſonnter, wolkentrüber!

Will den Winter ſtill erwarten,
Ohne Klagen, ohne Jammern,
Denn ich habe ſüße Nahrung
In des Herzens Vorrathskammern!

Hab' geſammelt, eingetragen,
Von früh Morgen bis ſpät Abend,
Aufbewahrt für künft'ge Tage
Herzensnahrung, ſüß und labend.

Und da liegt nun aufgeſpeichert
Reiche Koſt und reiche Nahrung,
Hier des Lächelns Zauberblümchen,
Dort des Auges Offenbarung!

Hier des Angeſichtes Blume,
Dort des Leibes Marmorſchöne,
Hier der Stirne edle Wölbung,
Dort des Wortes weiche Töne.

Weil ich habe Frühlingsvorrath,
Alſo viel in Herz und Seele,
Blüh'n im Herbſt mir wilde Roſen,
Singt im Herbſt mir Philomele.

Wenn der Lenz wird wiederkehren
Mit der ſchönſten Blume mein,
Wird mein Herz um keinen Winter
Kälter oder älter ſein!

117.

Wer Sonne ſieht auf Baum gewiegt,
Den Strahl, der ſich durch Blätter ſchmiegt,
Das Licht, das durch die Zweiglein rinnt,
Dabei nichts fühlt, dabei nicht findt
Wie Gott durch ſeine Schöpfung geht,
Der wird ſein Lebtag kein Poet!

Wer Blumen ſieht und lächelt nicht,
Wer mit den Blumen gar nicht ſpricht,
Wer Blumen ſieht, mit Licht geſtickt,
Und ſich nicht ſchnell zu ihnen bückt,
Wer Blumen ſieht, vorübergeht,
Der wird ſein Lebtag kein Poet!

Wer ſingen hört und d'rauf nicht lauſcht,
An wem Geſang vorüberrauſcht,
Wem Liederklang zu Herz nicht dringt,
Wer Lieder hört und mit nicht ſingt,
Wer fühllos unter Sängern ſteht,
Der wird ſein Lebtag kein Poet!

Wer weinen ſieht und weint nicht mit,
Wer Thränen ſah und Leid nicht litt,
Wer Augen ſieht von Thränen roth,
Und Weh nicht fühlt als wär's der Tod,
Wer fremde Thränen nicht verſteht,
Der wird ſein Lebtag kein Poet!

Wer Dich geſeh'n, Du Sonnenblum',
Du Blumenſtrahl, Du Liederthum!
Wer Dich geſeh'n und Dich nicht liebt,
Nicht jetzund froh und jetzt betrübt,
Viel Lieder ſingt von Lieb' durchweht,
Der wird ſein Lebtag kein Poet!

118.

Eine Stimme ging einſt durch meine Bruſt,
Freudig in Luſt;
Immer rief ſie mir zu weich und ſüß:
„Leb' und genieß'!"

Bei den Blumen rief ſie ſo lieblich und hell:
„Pflücke ſie ſchnell!"
Bei den Schönen ſprach die Stimme geſchwind:
„Wagen gewinnt!"

Lang hab' ich die Stimme nicht mehr gehört,
Die mich bethört:
Weil die Stimme, nun ward es mir klar,
„Jugend" nur war!

Jetzt hör' ich die Stimme ſchon wiederum;
Wißt Ihr warum?
Weil Gott dem Herzen, das liebt,
Jugend auch gibt!

119.

Die Nacht des Neujahrs iſt gekommen,
Die zwölfte Stund' iſt Scheidewand,
Darüber reichen beide Jahre
Wehmüthig ſtill ſich ihre Hand.

Ich habe Dir im alten Jahre
Geſungen manches neue Lied,
Und ſinge Dir zum Jahr, dem neuen,
Wie alte Lieb' mich zu Dir zieht!

Vor meinen innern Augen ſtehen:
Vergangenheit im Dämmerlicht,
Die Zukunft mit geſchloſſ'nen Augen,
Und Gegenwart mit blaſſem Angeſicht.

Ich küſſe die verſtummte Lippe
Der ſterbenden Vergangenheit,
Und ſchaue in die feuchten Augen
Der Gegenwart noch kurze Zeit:

Der Zukunft aber ſtreck' die Arme
Entgegen ich zu jeder Friſt,
Weil nur in Dir und Deiner Liebe
All' meines Lebens Zukunft iſt'

120.

Wenn die Erde bebt und zittert,
Geben Glocken davon Kunde,
Tönen aus geheime Töne,
Aber ſchlagen keine Stunde!

Wenn das Herz erbebt im Innern,
Tönt das Lied vom Sängermunde,
Tönet aus geheime Töne,
Aber nichts von Zeit und Stunde!

Denn das Lied iſt nur ein Zeichen
Daß das Herz erbebt im Grunde;
Herzen haben keine Jahre,
Lieder haben keine Stunde!

121.

Viel Tauſend ſchon haben von Liebe geſungen,
Viel Tauſende ſingen ſie noch,
Und Tauſende werden von Liebe noch ſingen,
Sie bleibt unbeſungen dennoch!

Viel tauſend von Blumen verblühten,
Viel tauſend blüh'n jetzt in der Luft,
Viel tauſende werden noch blühen,
Iſt deshalb verringert ihr Duft?

Viel tauſend von Sternen erſcheinen,
Viel tauſend erſcheinen zur Nacht,
Viel tauſende werden noch kommen,
Iſt deshalb verbleicht ihre Pracht?

Viel tauſend ſind Herzen gebrochen,
Viel tauſend brechen noch heut';
Viel tauſende werden noch brechen,
Das Herz liebt doch jeglicher Zeit!

122.

Vom Himmel fällt der Schnee herab,
Am Frühlingsſtrahl zerrinnt er,
Vom Himmel fällt die Lieb' herab,
Und bleibt im Sommer und Winter.

Die Schwalbe baut am Dach ihr Neſt,
Im Herbſt zieht ſie von hinnen,
Die Liebe baut in's Herz ihr Neſt,
Um nie mehr zu entrinnen.

Der Spätherbſt färbt die Blätter roth,
Sie fallen ab im Harme;
Mein Herzkuß färbt die Liebſte roth,
Sie ſinkt in meine Arme!

Ob Winter, Herbſt, ob Sommer, Lenz,
Ob Kälte oder Hitze,
Das Weltall blüht, der Himmel lacht,
Wenn ich zur Seit' ihr ſitze.

Die Stunden geh'n, die Wolken flieh'n,
Der Tag ſinkt bald hinunter,
Doch wem in's Herz die Liebe ſcheint,
Dem geht der Tag nicht unter!

123.

Es wirft der Lenz ſein grünes Tuch
Der Erde um die Glieder,
Und wer im Tuch die Erde ſieht,
Der ſetzt zu ihr ſich nieder.

Es wirft der Lenz ſein Liederbuch
Auf Bäum' und Blumrabatte,
Da fliegen kleine Sänger her
Und ſingen friſch vom Blatte.

Es gießt der Lenz ſein Duftflacon
In's Miederchen der Roſe,
Da riecht', eh' noch der Tag beginnt,
Der Schmetterling, der loſe.

Er ſteckt den Kranz, den Liebesſtrauß
Der Schöpfung an den Buſen;
Den ſtehlen ihr vom Buſen weg
Die Dichter und die Muſen.

Und würde jährlich zehn Mal Lenz
Und wenn es ewig Lenz auch bliebe,
Stets neuen Duft, ſtets neues Lied
Reicht er dem Sänger der Liebe!

124.

In den Kelch der dunklen Roſe
Schau' ich ſinnend manche Stunde;
Denn es wohnt ein ſinnig Räthſel
In dem tiefen Zaubergrunde;

Schaut' mich an mit klugen Augen,
Daß ich ſinne, daß ich denke,
Daß ich mich in ſein Geheimniß
Ganz vertiefe, ganz verſenke!

Iſt's des Duftes, iſt's der Würze
Süßbetäubend Zauberweben?
Iſt's der rothe Wein im Kelche?
Iſt's der Roſe traumhaft Leben?

Nein! Es iſt der Geiſt der Liebe,
Der gebannt liegt in der Roſe,
Der gefeſſelt auf dem Boden
Liegt, für's Herz, das liebeloſe!

Und er harrt mit ſtummen Blicken,
Und er fleht mit ſtummen Worten,
Daß man endlich ihn erlöſe
Aus des Kelch's verſchloſſ'nen Pforten;

Wenn die wahrhaft echte Liebe
Hat die Roſe abgebrochen,
Wenn den hohen Roſenſegen
Sängerwort dazu geſprochen;

Wenn vom Sängerlied begleitet
Sie der Liebſten wird geſchickt,
Und der Liebſte ſchönes Auge
In den Kelch der Roſe blickt;

Dann iſt der Geiſt der Lieb' erlöſet
Aus der Haft im Kelchesgrunde,
Und mit Segen und mit Heil'gung
Wird der Dritte er im Bunde.

125.

Die Lieb' iſt heut' geſprächig
Und morgen iſt ſie ſtumm,
Nimmt heute Alles g'rade,
Nimmt morgen Alles krumm;
Doch frage nicht: Warum? warum?

Bei Tag iſt Liebe Sternenſchein,
Und Sonnenſchein bei Nacht;
Des Morgens geht ſie träumen,
Des Abends ſie erwacht;
Doch frage nicht: Wieſo? wieſo?

Die Liebe lacht in Thränen,
Und weint, wenn ſie voll Freud',
Iſt weiſe, wenn ſie närriſch,
Und dumm, wenn ſie geſcheidt;
Doch frage nicht: Woher? woher?

Heut' iſt der Himmel dunkel,
Und morgen iſt er hell;
Heut' iſt die Blume duftig,
Und morgen welkt ſie ſchnell;
Bei Märzenſchnee, Aprilenluft,
Bei Frauengunſt und Blumenduft,
Bei „Stelldichein“ und „Sieh'-Dich-um,“
Da frag' kein Menſch: Warum? warum?!

126.

Wenn man etwas zärtlich liebt,
Tauſend Namen man ihm gibt,
Und des Herzens Zärtlichkeit,
Hat ſtets neue noch bereit,
An Erfindung überreich
Find't ſie ſüße Namen gleich.
So auch nennt dies Blümchen klein
Viele holde Namen ſein,
Wenn es ſteht bald weiß, bald roth,
In des Frühlings Aufgebot,
„Tauſendſchön“ wird es galant
Von gar Vielen wohl genannt.
And're ſagen, wenn ſie's ſeh'n:
„Seht ſo hold das „Maaslieb“ ſteh'n!“

Mancher, der das Blümchen preiſ't,
Wiederum es „Zeitloſe“ heißt.
Doch das Herz, das heilig liebt,
Ihm den frömmſten Namen gibt,
Wenn er's gepflückt von ſtiller Flur,
Nennt's „Marienblümchen“ nur,
Weil man gerne heilig hält,
Was dem Herzen wohlgefällt!
D'rum „Marienblümchen“ ſprich!
Auch ein kleines Wort für mich,
Sag', daß ich mich tief gebückt,
Als für ſie ich dich gepflückt,
Wie am Ort, wo zum Gebet
Ein „Marien-Bildniß“ ſteht.

127.

Liebe, wohnſt Du in dem Blicke,
Liebe, wohnſt im Lächeln Du?
Aus dem Blicke fliegt mir Liebe,
Aus dem Lächeln Liebe zu!

Liebe, wohnſt Du in der Freude?
Liebe, wohnſt Du in dem Leid?
Wenn ſie fröhlich, wenn ſie traurig,
Lieb' bleibt Lieb' zu jeder Zeit.

Liebe, wohnſt Du in dem Schweigen?
Liebe, wohnſt Du in dem Wort?
So beim Schweigen, ſo beim Sprechen,
Lieb' iſt ſtets an ihrem Ort!

Liebe, wohnſt Du im Verneinen?
Liebe, wohnſt Du im Bejah'n?
Sie mag wehren und gewähren,
Lieb' iſt ſtets ihr Unterthan!

Seele, füllſt Du mir das Auge?
Thräne, füllſt Du mir das Herz?
Aug' und Seele, Herz und Thräne
Sind nur Eins im Liebesſchmerz!

128.

Die Lieb hat keinen Ruhepunct,
Die Lieb' find't keine Raſt,
Der Möwe gleich, die über'm Meer
Nicht Schiff ſieht und nicht Maſt!

Was Ruhe iſt, weiß Liebe nicht,
Wie käm' ſie auch dazu?
Ein liebend Herz iſt nicht der Ort
Der Sicherheit und Ruh'!

Sie iſt wie jener Leidensmann
Zu wandern ſtets verflucht,
Sie ſucht, was ſie nicht finden kann,
Und find't, was ſie nicht ſucht!

Es iſt ein Irren hin und her,
Ein Kommen und ein Geh'n;
In Eile ſtets und ſtets in Haſt,
Als wär's um uns geſcheh'n!

Man möcht' entflieh'n und kann es nicht,
Gezogen iſt der Kreis;
Man geht rundum und kehrt zurück,
Eh' man es ſelber weiß!

Die Unruh' macht die Uhr zur Uhr,
Und nicht ihr Gold und Stein;
Und ſtellt ſich Lieb' ohn' Unruh' ein,
Kann's rechte Lieb' nicht ſein!

129.

Wenn im Herzen drinnen Liebe entſteht,
So ſchlagt es;
Wenn Herz vom Herzen Liebe erfleht,
So zagt es;
Wenn Herz vom Herzen ungeliebt geht,
So klagt es;
„Aus was denn Liebe im Grunde beſteht?“
So fragt es;
Und wenn ein Herz das Herz nur verſteht,
So ſagt es:
„Die Blume beſteht aus Weiß und aus Roth,
Die Liebe beſteht aus Glück und aus Noth;
Die Roſe beſteht aus Duft und aus Dorn,
Die Liebe beſteht aus Freud' und aus Zorn:
Der Demant beſteht aus Feuer und Fluth,
Die Liebe beſteht aus Thränen und Gluth;
Der Himmel beſteht aus Wolken und Strahl,
Die Liebe beſteht aus Wonnen und Qual;

Der Maimond beſteht aus Blumen und Eis,
Die Liebe beſteht aus Vorwurf und Preis;
Die Harfe beſteht aus Saiten und Klang,
Die Liebe beſteht aus Lied und aus Sang;
Das Leben beſteht aus Leben und Schein,
Die Liebe beſteht aus Liebe allein."

130.

Als Liebe zum Geburtsort
Das Auge ſich erkoren,
Da ward im Augen-Winkel
Die Thräne auch geboren.

D'rum haben Lieb' und Thräne
Als Schweſtern ſich ſo gerne;
Und kömmt nur erſt die Liebe,
Bleibt Thräne auch nicht ferne!

131.

Kränze hängen an den Wänden,
Lorbeerzweige, bandumſchlungen,
Lieder auch auf weißer Seide,
Mir zu Ehren oft geſungen;

Blaße Schatten blaßer Ehre!
Leere Kleider eitler Stunden!
Ohn' Empfindung uns gegeben,
Und genommen unempfunden!

Doch daneben hängt ein Blümchen,
Das verloren ſie am Wege,
Das ich aufla s und verehre,
Das ich liebe, das ich pflege.

Das hat Geiſt und das hat Seele,
Das hat Wort und Antwort wieder,
Wenn ich's anſchau', wenn ich's anred',
Wenn ich ſing' ihm kleine Lieder.

Nur für Liebesangedenken,
Nur für Liebesherzvermächtniß
Haben Seelen ein Erinnern,
Haben Herzen ein Gedächtniß!

132.

Das Fiſchlein ſchwimmt im Glaſe,
Die Roſe ſteht im Licht,
Das Fiſchlein zieht's zur Roſe,
Doch ſprechen kann es nicht!

Das Fiſchlein denkt im Stillen:
„Wenn nur das Glas zerbricht!"
Einſt war ſein Glas zerbrochen,
Doch ſprechen kann es nicht!

Die Liebe iſt das Fiſchlein,
Wenn auch das Herz mir bricht,
So kann ſie weinen, ſterben,
Doch ſprechen kann ſie nicht!

133.

Vom Himmel fiel ein Bildniß
Herab in einen Wald,
Voll Hulden und voll Mildniß,
Voll lieblicher Geſtalt.

Ein Leib als wie ein Stengel,
Auf dem Kelch ſich wiegt;
Ein Antlitz wie ein Engel,
Der über Kinder fliegt.

Ein Aug' wie ein Karfunkel
In goldener Monſtranz,
So tief, ſo tempeldunkel,
Und doch ſo voller Glanz.

Im Blick ein Stern, ein klarer,
Als wie der Stern hoch ſchwebt,
Zu dem der Meerbefahrer
Im Sturm den Blick erhebt!

Und durch den Wald gegangen
Ein Mann, ein kranker, kam,
Mit Siechthum auf den Wangen,
Mit Leid' im Aug' und Gram.

Der fand im tiefen Walde
Das wunderbare Bild,
Aus dem zu ihm alsbalde
Ein heilig Leuchten quillt.

Seit er das Bild gefunden,
Seit er das Bild erblickt,
Fängt an er zu geſunden,
Fühlt er ſich friſch erquickt.

Sein Siechthum iſt vergangen,
Sein Auge iſt erhellt,
Es blühen ſeine Wangen,
Es blüht für ihn die Welt!

Die Bruſt wird ihm ſtets weiter,
Das Herz wird ihm ſo leicht,
Das Aug' wird ihm ſo heiter,
Von froher Thräne feucht.

Er nimmt das Bild nach Hauſe,
Er hält es hoch und werth,
Er baut ihm eine Klauſe,
Wo er es fromm verehrt!

Und weit in alle Lande
Verbreitet ſich die Mähr',
Vom fernen Meeresſtrande,
Zieh'n fromme Pilger her.

Und wer die Klauſ' betretet,
Und gießt ſein Herz da aus,
Und wer zum Bildniß betet,
Der geht voll Heil nach Haus.

Man hat mir dieſe Sage,
Als ich ein Kind, erzählt,
Doch hat mir mein Lebtage
Der Sinn dafür gefehlt.

Mir fehlte frommer Glaube,
Mir fehlte fromm' Gemüth,
Mit dem man aus dem Staube
In's Reich der Gottheit ſieht! —

Da hab' ich ſie gefunden,
Ein Bild ſo wunderbar;
Das Dunkel war verſchwunden,
Die Sage wird mir klar!

Seit mir vom Himmel nieder
Dies Frauenbildniß fiel,
Fühl' ich im Buſen wieder
Der Muſen gold'nes Spiel.

Tief innen iſt ein Sproſſen,
Ein Grünen und ein Blüh'n;
Ich ſchwimm' mit friſchen Floſſen
In's Meer der Melodien!

Der Tag bringt ſüße Pflichten,
Die Nacht bringt holden Traum,
Es webt in mir ein Dichten
Wie Blätterſpiel im Baum.

Nun weiß es auch mein Weſen,
Was jener Glaube gilt,
Und wie man kann geneſen
Von einem Wunderbild!

Für Welt und Menſchen ſchreibe
Ich's an den Himmel gern:
Kömmt nur vorerſt die Liebe,
Iſt Glaube nicht mehr fern!

134.

Im engen Raume ſchlief
Der Moſt im Keller tief,
Da fällt auf ihn herein
Ein Strahl von Sonnenſchein.
D'rauf träumet er von Tanz,
Von Licht und Sonnenglanz,
Vom Kreuz mit Weinlaub d'rin,
Vom Lied der Winzerin;
Da wird ihm eng die Haft,
Es ſchäumt der Feuerſaft,
Er möcht' aus engem Haus
Zu Licht und Sonn' hinaus! —
— In meinem Herzen tief
Der Moſt der Liebe ſchlief;

Da fällt ein Sonnenſchein
Aus einem Aug' hinein,
Da träumt im engen Raum
Die Liebe einen Traum,
Sie träumt vom Jugendtrieb,
Von Glück und Gegenlieb',
Sie träumt vom Sehnſuchtsleid,
Von Mondſchein, Kuß und Streit,
Von Sang und Liederſpiel,
Von kleinen Brieflein viel;
Dann drängt es ſie hinaus,
Aus Herz, dem kleinen Haus.
Im Traume ſie erwacht
Und wandelt durch die Nacht,
Und ſingt zu ihr wie einſt:
„Was lachſt Du und was weinſt?“
Geht ſorglos Steg und Pfad,
Die ſonſt kein Fuß betrat! —
— O, laßt ihr ihren Lauf!
O, wecket ſie nicht auf!
O, rufet ſie nicht an,
Sonſt iſt's um ſie gethan!

135.

Ich lag am Meer, mit Purpurbändern
Des Abendroth's war's eingefaßt,
Es ſpielten Flammen an den Rändern
Der Schiffe und am hohen Maſt.

Halb wachend, halb im Traume
Sah ich den Schlaf der Fluthen an,
Im Silberbläschen aus dem Schaume
Kam eine Meerfee, wie im Kahn.

Sie ſtieg heraus mit holdem Grüßen,
Betrat geſchürzt den dunkeln Strand,
Und ſetzte ſich mit weißen Füßen
An meine Seit', im Muſchelſand';

Erzählte mir viel Liebgeſchichten
Vom Grund des Meer's in tiefer Schacht,
Davon ich könnte ſingen, dichten,
Wohl mehr als tauſend eine Nacht!

In Gluthen ſtehen dort Korallen,
Die Arme liebend ausgeſtreckt;
Von Lieb' der ekeln Rochenballen
Und ihrer Werbung tief erſchreckt!

Prinzeſſin Perle hält gefangen
Ein Zenberer im Muſchelſchloß,
Und ringsum ſingen Liebverlangen
Delphine mit dem grünen Floß

Zum Sproſſer, der im Liebesharme
Sein Klaglied ſingt auf leichtem Aſt,
Erhebt die Meernymph' weiße Arme
Voll Sehnſucht aus dem Glaspalaſt

Ein Kind des Meeres iſt Cythere,
Die Erde iſt nur ihr Exil;
Darum wohnt auch im Grund vom Meere
Der Liebe Luſt- und Trauerſpiel!

136.

Zwei Herzen! Liebt ihr euch auch wahr?
So haltet feſt zuſammen!
Behaltet einen Glauben bei,
„Die Welt“ mag euch verdammen!

Was Herz dem Herzen geben kann,
Es iſt ein göttlich „Werde!“
Die Liebe iſt ein Himmelreich,
„Die Welt iſt nur die Erde!“

Verſteht Ihr Euch, zwei Herzen, nur,
So mag's „die Welt“ mißdeuten,
Die Lieb' beſteht aus Genien,
„Die Welt“ aus bloßen Leuten!

Zwei Herzen ſchlagen füreinand',
„Die Welt“ ſchlägt in die Hände,
Die Liebe dauert ewig fort,
„Die Welt“ ſchweigt doch am Ende!

Zwei Herzen! liebt und heiligt Euch,
Die Welt ſoll Euch nicht kümmern,
Denn könnt' „die Welt“ zum Himmel zu,
Sie möcht' auch den zertrümmern!

137.

Morgens Früh, auf grünen Wegen,
Unter dunklen Blattgehängen,
Kömmt die Holde mir entgegen
Auf dem Kiespfad, auf dem engen.

Licht und Reiz des frühen Tages
Fließt um ihre ſchlanken Glieder,
Laub und Blüthen dieſes Hages
Fallen ſäuſelnd auf ſie nieder.

Tannen, Birken, Fichten, Erlen
Schütteten den Thau der Nächte
Ihr auf's Haupt in runden Perlen,
Daß ſie in ihr Haar ſie flechte.

Grüßt mein Lied die Morgenröthe,
Und es ſollte ſie nicht grüßen?
Harfe, Leier, Cimbal, Flöte,
Rüſtet Euch zum Gruß der Süßen!

Grüßt mein Lied doch jede Blume,
Und es grüßte ſie nicht herzlich?
Gruß zum Preis und Gruß zum Ruhme,
Grüßt mein Lied ſie froh und ſchmerzlich.

138.

Gleich dem Märtyrer ſtirbt der Tag,
Geht lächelnd ſeinem Tod entgegen,
Verſtrömt ſein Herzblut ohne Klag',
Wie Roſen auf den Bergeswegen.

Und ſeine Erbin: Dämmerung,
Die blaſſe Mutter der Gedanken,
Streut auf ſein Grab die Thränen hin,
Die ihr aus zarter Wimper ſanken.

Die Finſterniß, in dunkler Tracht,
Setzt an meinem Bett dann ſtill ſich nieder,
Die ſchwarze Neger-Amme: Nacht,
Wiegt in den Armen meine Lieder.

Die Nacht bringt mir der Liebſten Bild,
Und ihre Augen wie die Lichter!
Die Nacht iſt keines Menſchen Freund,
Doch Freund der Liebenden und Dichter!

139.

Liebe iſt des Lebens Roſe,
Und die Eiferſucht ihr Dorn!
Lieb' kann ruhen und halb ſchlummern,
Eiferſucht wacht ſtets voll Zorn!

Liebe iſt die Frucht des Herzens,
Eiferſucht ihr bitt'rer Kern,
Aus dem Kerne aber g'rade
Treibt die Liebe wieder gern!

Liebe iſt des Daſeins Fürſtin,
Eiferſucht die Ehrendam',
Und ſie gehen, ſich ergänzend,
Hand in Hand durch's Duodram'!

Liebe iſt ein Meer von Wonne,
Eiferſucht das Salz der Fluth,
Ewig friſch hält ſie die Wellen
In der Sonne ſteten Gluth.

Liebe iſt des Herzens Flamme,
Eiferſucht iſt ihr Orkan,
Angefacht vom wilden Sturme
Steigt die Flamme himmelan! –

Ja, ich eiſ're mit dem Zephir,
Der die Wange ihr erquickt;
Ja, ich eiſre mit der Blume,
Die ich ſelber ihr geſchickt!

Ja, ich eiſ're mit dem Kinde,
Zu dem ſanft das Haupt ſie ſenkt:
Ja, ich eiſ're mit der Freundin,
Wenn ſie zärtlich ihrer denkt!

Ja, ich eiſ're mit dem Buche,
Das ſie feſſelt und belebt;
Ja, ich eiſ're mit dem Blicke,
Den im Beten ſie erhebt!

Ja, ich eiſ're mit dem Liede,
Das ich ſelber ihr geweiht,
Denn das Lied, es geht ihr nahe,
Und ſein Sänger ſteht ſo weit!

140.

Lieb' hat eine dritte Schweſter
Gleich mit ihr zur Welt gebracht,
Die mit ihr an einer Wiege
Wird gewiegt ſo Tag als Nacht.

„Thräne" heißt die dritte Schweſter,
Und im Aug', in dem ſie liegt,
Wird ſie mit der Liebe ſelber
So geboren als gewiegt!

Bald im Auge brennt ſie bitter,
Bald das Auge ſie erfriſcht,
Denn ſie wird von beiden Schweſtern,
„Lieb" und „Eiferſucht" gemiſcht.

Lieb' iſt eine Waſſerpflanze,
Nur in Thränen wurzelt ſie,
Wer geliebt hat ohne Thränen,
Liebte wahre Liebe nie!

Wenn im Aug' beglückte Liebe
Strahlt von Seligkeit und Glück,
Ziehet ſich die Schweſter Thräne
In den Winkel ſtill zurück.

Aber wenn im Aug', dem trüben,
Liegt der Liebe Trauerflor,
Kömmt ſogleich aus ihrem Winkel
Schweſter Thräne mild hervor.

Badet ſie in lauen Tropfen,
Netzt ihr das erglühte Herz,
Denn die Thräne bleibt der Balſam,
Und die Liebe bleibt der Schmerz!

141.

Ein klein Gebetbuch iſt die Roſe,
In Seid' und Sammt mit güld'nem Schnitt,
Ich ſchick' Dir, Holde, dies Gebetbuch,
Auch die Gebete ſchick' ich mit.

Daß Du des Morgens Früh erwacheſt,
Der Roſe gleich im Gartenbeet,
Daß Schmetterling und Bien' Dich ſchone, —
Das, Holde iſt mein Frühgebet!

Daß Nachts Dein Haupt ſich friedlich ſenke,
Von Gottes Engel ſtill umweht,
Vom Strahl des Tags nicht gluthermattet,
Das, Holde, iſt mein Nachtgebet!

Nimm als Gebetbuch denn die Roſe,
Und leg' ſie fromm Dir an das Herz,
Denn viel Gebete ſteh'n in Roſen,
So für die Luſt wie für den Schmerz!

142.

Du ſagſt, es zieht Dich hin zu mir,
Doch nahe ich mich liebvoll Dir,
So weichſt Du aus und gehſt allein, —
O, kann denn Lieb' ſo unlieb ſein?

Dein Auge lacht mich freundlich an,
Und trifft mein Blick den Deinen dann,
So wendet ſich ſein ſüßer Schein,
O, kann denn Lieb' ſo unlieb ſein?

Ein Blümchen hab' ich Dir gepflückt,
Du haſt's begehrlich angeblickt,
Ich ſprach: „ſo nimm's!“ Du lispelſt: nein!
Wie kann doch Lieb' ſo unlieb ſein!

143.

Meine Lieb' iſt eine Schwalbe,
Biſt Du kalt, iſt ſie entflogen,
Doch beim erſten Strahl von Wärme
Kömmt ſie wieder heimgezogen.

In dem lang gewohnten Neſte,
In dem Herzen wohnt ſie wieder,
Kreiſ't mit ihren leiſen Flügen
Um die Holde hin und wieder.

Lieb' und Schwalbe, fromme Weſen,
Sind ſtets gerngeſeh'ne Gäſte,
Und man hält's für Segenszeichen,
Wenn ſie ſiedeln lang im Neſte.

144.

Ich bin nicht jung, ich bin nicht reich,
Ich bin nicht ſchön und war es nie,
Und dennoch liebt ſie mich, — warum? —
Weil ſie es weiß: *ich liebe ſie!*

Ich bin nicht vornehm, nicht berühmt,
Kein Glück der Himmel mir verlieh,
Und dennoch liebt ſie mich, — warum? —
Weil ſie es weiß: *ich liebe ſie!*

Ich weine nicht: ich klage nicht,
Ich fall nicht auf die Knie',
Und dennoch liebt ſie mich, — warum? —
Weil ſie es weiß: *ich liebe ſie!*

Ein Weib, nicht ſo als wie der Mann,
Auf äußern Schein nur gibt,
Es liebet nur, geliebt zu ſein,
Und wird geliebt und liebt!

145

Wir gingen zuſammen ganz lange,
Wir ſchwiegen und blickten uns an,
Es war uns ſo wohl und ſo bange,
Und Seele in Seele zerrann.

Ich folgte dem innigen Drange,
Der Gluth in dem Herzen entbrannt,
Ich küßte die goldene Spange
Am zierlichen Knöchel der Hand.

Es ritzte die goldene Spange
Die glühende Lippe mir wund,
Die ringelnde goldene Schlange
Stach blutig den gierigen Mund.

Zum Ring wenn gebogen die Schlange,
Dann iſt ſie der Ewigkeit Bild,
Für ſie auch in ewiger Liebe
Das Blut aus dem Herzen mir quillt!

146.

Bin mit ihr ich, bin ich allein,
Nie wird die Zeit mir lange,
Denn Frag' und Antwort, Dein und Mein,
Erhält die Zeit am Gange;
Im Weltgewühl, in Einſamkeit,
Verkürzt ſich Liebe ihre Zeit.

Denn ſitze ich und ſeh' ſie an
Vergeß' ich alle Fragen,
Die Antwort find' ich ſelber dann,
Sie braucht gar nichts zu ſagen,
Und ſo mit Fragen und Beſcheid
Verkürzt ſich Liebe ihre Zeit.

Und wenn ſie Antwort geben muß,
Beginnt ein holdes Streiten,
Das Wort, den Blick und auch den Kuß
Will ſie allein beſtreiten;
Und ſo im ſüßen Zank und Streit
Verkürzt ſich Liebe ihre Zeit.

Und wenn wir ſcheiden voneinand',
Beginnt erſt recht das Plaudern,
Ich küß' ihr tauſend Mal die Hand,
Sie hört nicht auf zu zaudern,
In „Lebewohl!“ und „Gottgeleit!“
Verkürzt ſich Liebe ihre Zeit.

Und wenn ich einſam bin zu Haus,
So ſchreib' ich ihren Namen
Wohl tauſend Mal als Blumenſtrauß
Auf Fenſterglas und Rahmen,
Und ſo in aller Ewigkeit
Verkürzt ſich Liebe ihre Zeit.

147.

Und eben weil es Herbſt ſchon wird,
Will ich den Frühling ſingen,
Und weil die Roſen welken ſchon,
Ihr wilde Roſen bringen.

Und eben weil der Froſt ſich naht,
Seh' ſie mein Herz erglüh'n.
Und weil ſo flieht die Sommerzeit,
Soll ſie mir nicht entflieh'n.

Und eben weil das Alter kömmt,
Halt' ich die Jugend feſte,
Und weil ſie meine letzte Lieb',
So iſt ſie auch die beſte!

148.

Auch die ſtummſte Liebe dichtet,
Lieb' iſt ewig Poeſie,
Wehe, wer ſie lieblos richtet,
Er erkennt ſie ewig nie!

Weil ich Jahre, Tage, Wochen
Nicht von Liebe hab' geſungen,
Nicht von Liebe hab' geſprochen,
Glaubtet Ihr, daß ich bezwungen
Hab' die Liebe und vernichtet?
Doch hab' ich in Dämmerungen
Tauſend Lieder fein geſichtet,
Auch die ſtummſte Liebe dichtet!

Lieben, dichten iſt ja Eines,
Schweigſam ſind all' Beide ſie;
Schweigſam Beide oder Keines,
Eines ſpricht ohn' And'res nie,
Schweigt auch Liebe ſpät und früh,
Iſt's ein Schweigen nur des Scheines,
Lieb' iſt ewig Poeſie!

Lieben! dichten! Zwillingstropfen,
Die auf's Herzblatt ſich ergießen,
Durch des Herzens leiſes Klopfen
Weinend ineinander fließen;
Wehe, wer ſie falſch bezichtet,
Wer auf ihren Tod will ſchließen,
Weil ſie auf das Lied verzichtet,
Wehe, wer ſie lieblos richtet!

Niemals red' von *Lieben, Singen,*
Wem kein Liedchen ſelbſt gedieh,
Wem der Liebe Sehnen, Ringen
Niemals einen Schmerz verlieh,
Dem ein lautes Liederſingen
Liebe niemals noch verzieh,
Er erkennt ſie ewig nie!

149.

Ein Kind war ich einſt, mit fliegendem Haar,
Am Tage die Aeuglein vor Fröhlichkeit klar,
Am Tag' unbewußt,
Voll Spiel und voll Luſt,
So wohlig die Bruſt;
Und Abends, und Abends, wie lieb und wie fein,
Da wiegte mit Märchen mich Mütterchen ein! —
Auf einmal da ſagten ſie: Mutter ſei todt!
Ich weinte die blinzelnden Aeuglein mir roth,
Da hab' ich voll Schmerz zu vergehen gemeint,
Die erſte, die bitterſte Thräne geweint.

Als Jüngling da liebt ich ein Mägdlein gar ſehr,
Sie war mir die Erde, der Himmel und mehr,
Welch' ſüßer Verband,
Durch Aug' und durch Hand,
Durch Brief und durch Band.
Da kam das Geſchick mit dem eiſernen Schritt',
Nahm Liebe und Erde und Himmel mir mit!
Da hab' ich, in Schmerz und in Sehnſucht vereint,
Die zweite, die heißeſte Thräne geweint!

Als Mann, da hatt' ich mein Hüttchen gebaut,
Auf heimiſchen Boden, ſo lieblich, ſo traut,
Wie klang da mein Lied
Von Ruh' und von Fried',
Durch Rain und durch Ried!
Da mußt ich verlaſſen mein väterlich Land,
Vom Heerd' und Altar' der Heimat verbannt,
Da hab' ich am Grenzſtein, von Dornen umzäunt,
Die dritte, die ſchmerzlichſte Thräne geweint.

Und jetzt geht das Leben an mir ſo vorbei,
Mir grünet kein Frühling, mir blühet kein Mai,
Der Tag hat nicht Pracht,
Nicht Troſt bringt die Nacht,
So einſam durchwacht!
Und taub iſt mein Ohr, und taub iſt mein Herz,
Und ſtumm iſt die Lippe, und ſtarr iſt der Schmerz,
Wie gerne, wie gerne hätt' oft ich geweint!
Doch leider dem Aug' iſt die Thräne verneint!

150.

Vom Himmel fiel ein Brief hernieder,
Geſchrieben ſchön von Gottes Hand,
Mit gold'nen Worten hin und wieder,
Mit Huldgedanken bis zum Rand.

Der Schöpfung herrliche Vollendung
Dem Götterbrief iſt aufgedrückt; —
Sie iſt's, und ihre Erdenſendung:
Es ſei ein Herz durch ſie beglückt!

Ein And'rer hat den Brief gefunden,
Ein And'rer nahm ihn mit nach Haus;
Der Briefes Geiſt bleibt unempfunden,
Er lieſ't die Schönheit nicht heraus!

Von Ferne nur, von weiter Ferne,
Warf auf den Brief ich einen Blick,
Und wie vom Zelt der gold'nen Sterne
Kam er, mit Licht gefüllt, zurück!

Der Himmel hat an mich geſchrieben,
Auf Erden traf der Brief mich nicht,
Ich weiß es, wo der Brief geblieben,
Und leiſte doch auf ihn Verzicht.

Einſt, wenn der Himmel wird begehren
Den Brief zurück von dieſer Welt,
Wenn unſere Seelen ſich verklären,
Wird mir der Brief dort zugeſtellt!

151.

Fragt nicht, was ich thu', beginne,
Fragt nicht, was mein Herz erfüllt,
Fragt nicht, was ich dicht' und ſinne,
Fragt nicht, was im Aug' mir quillt;
Fragt nicht um den Quell der Zähren,
Kann's den Fremden nicht erklären,
Fremd bleibt Fremden Freud' und Leid,
Nur von ſich weiß man Beſcheid!

Wer nicht ſelbſt entflammt vom Funken,
Wem der Gott nicht ſelbſt erſcheint,
Wer den Kelch nicht ſelbſt getrunken,
Wer nicht ſelbſt die Nacht durchweint,
Wem nicht ſelbſt das Brot des Schlummers
Ward getaucht in's Salz des Kummers,
Kennt ſie nicht die Schmerzenszeit,
Nur von ſich weiß man Beſcheid!

256)

Nur das Salz der eig'nen Thränen,
Nur die ſelbſt durchweinte Nacht,
Nur das Weh vom eig'nen Sehnen,
Nur des eig'nen Kummers Macht,
Nur das Blut der eig'nen Wunde,
Nur die Klag' vom eig'nen Munde
Find't zur Theilnahm' uns bereit,
Nur von ſich weiß man Beſcheid!

Zier der Welt und Schönheitsblume!
Meine Sonn' und meine Welt!
Dir allein zum Heiligthume
Hab' ich Lied zu Lied geſellt;
Weil ich Dir bin ganz ergeben,
Weil Du biſt mein eigen Leben,
D'rum von meinem Herzeleid
Weißt Du wie ich ſelbſt Beſcheid!

152.

In der Hand und auf den Wangen
Bringt ſie mit des Frühlings Fahnen:
Blumen, Nelken, Hiacinthen,
Weiße Roſen und Cianen.

Was ſind Blumen? Was ſind Roſen?
Dies zu ſagen ich nicht ſäume:
Wenn die Erd' in Liebe ſchlummert,
Sind die Blumen ihre Träume.

Wenn ſie träumt vom Liebes-Zagen,
Wird das Traumbild zur Mimoſe,
Wenn ſie träumt vom Glück der Liebe,
Wird der Traum zur rothen Roſe,

Wenn ſie träumt vom Brautgeſchmeide,
Quillt als Myrte er zum Lichte,
Wenn ſie träumt vom Trennungsſchmerze,
Wird er zum Vergißmeinnichte.

Wenn ſie träumt vom bittern Leide,
Wird der Traum zur Colloquinte,
Wenn ihr Traum iſt voll Erhörung,
Blüht er auf als Hiacinthe!

Sind die Blumen, die heut Abend
Du zum Strauße auserleſen,
Wilde Roſe! Deine Träume
In der letzten Nacht geweſen?

Dann haſt Du die Qual und Schmerzen
Nicht geträumt, die ich erleide,
Denn es fehlt die Trauerblume,
Und der Zweig der Thränenweide!

153.

Oft frag' das eig'ne Herz ich ſtill,
Wie's ihm geglückt, Dich zu gewinnen?
Da ſchwillt mein Herz und lacht mein Herz,
Und kann ſich nicht beſinnen!

Dann frag' das eig'ne Herz ich ſtill,
Wie es Dein Lieben ließ entrinnen?
Dann ſchwillt mein Herz und weint mein Herz
Und kann ſich nicht beſinnen!

Dann frag' das eig'ne Herz ich bang',
Was ohne Dich es will beginnen?
Dann ſchwillt mein Herz und bricht mein Herz —
Was iſt da zu beſinnen!

154.

Der Ball iſt aus, ſie fährt dahin
Im Wagen halb verborgen;
Ich aber geh' zur Stadt hinaus,
Bis daß erwacht der Morgen.

Mir iſt ſo wohl, mir iſt ſo weh,
So wonnig und elendig,
Ich hab' geweint, ich hab' gelacht,
Vor Luſt und Leid inwendig.

Was ſie geſagt, erfüllte mich
Mit Freuden und mit Schmerzen,
Ich hörte mit den Augen nur,
Ich ſah nur mit dem Herzen.

Zugedeckt mit Mondenſchein
Seh' ich die Straßen leuchten,
Mein volles Herz ſucht volles Wort,
Mir iſt's als müßt ich beichten.

Die Sterne glühen oben auf,
Mit ihrem Licht, dem blanken,
Und wandern lächelnd hin und her,
Wie liebende Gedanken.

Von Ferne rauſcht der Donauſtrom
Ich lauſche hin und wieder,
Er ſingt von Lieb' und Zärtlichkeit,
Er ſingt die Jugend-Lieder.

Bekannt ſind dieſe Weiſen mir,
Sie tönen aus den Fluthen,
Wie Vögel, die zur Kinderzeit,
Mir an dem Buſen ruhten;

Sie wollen in das Herz hinein,
Zum Neſt, das ſie geboren,
Jedoch das Neſt ſteht leer, allein,
Hat Laub' und Lieb' verloren!

155.

Eine Roſe ſeh' ich blühen,
Aber nicht für meine Bruſt,
Eine Blüthe ſeh' ich glühen,
Aber nicht zu meiner Luſt;

Einen Engel ſeh' ich walten,
Aber nicht für mein Geſchick,
Einen Stern ſeh' ich entfalten,
Aber nicht für meinen Blick.

Und ein Auge ſeh' ich brennen,
Aber mir nicht ſtrahlt ſein Licht,
Einen Namen hör' ich nennen,
Doch es iſt mein Name nicht.

Auch ein Lächeln ſeh' ich ſprießen,
Doch es lacht nicht in mein Herz;
Eine Thräne ſeh' ich fließen,
Doch ſie fließt nicht meinem Schmerz!

Einen Boten hör' ich kommen,
Aber nicht mit Herzbeſcheid!
Einen Ruf hab' ich vernommen,
Aber nicht von dieſer Seit'.

156.

Rothe Roſ' auf friſchen Wangen
Glüht und blüht eine Liebeleben,
Mit dem Leben aufgegangen
Und vergangen mit dem Leben!

Weiße Roſ' auf blaſſen Wangen
Malt uns ſtets ein Seelenleben
Und ein ſeliges Verlangen,
Herz in Herz nur zu verweben!

Treu iſt weißer Roſe Walten,
Ewig ihre Liebesgabe,
Denn die Liebe wird noch halten
Weiße Roſ' auf unſer'm Grabe!

157.

Als Amphion ſchlug die Saiten
Einſt durch Feld und Flur und Haine,
Da bewegt von Nah und Weiten
Wurden Bäume, Felſen, Steine!

Darum ſinge ich die Klänge
Vor Dir her auf allen Wegen,
Ob es etwa mir gelänge,
Dir Dein Steinherz zu bewegen!

Ein Amphion bin ich nimmer,
Säng' ich Dir auch ſtündlich, täglich,
Stein bleibt Stein, wie eh' und immer,
Und Dein Herz bleibt unbeweglich!

158.

Tauſend gold'ne Kerzen brennen
An dem Wunderbaum der Nacht,
Sterne kommen ſtill und fragen:
Wer da ſchläft und wer da wacht.

Und die Nacht erwidert leiſe:
Glück und Freude ſchlafen ſüß,
Nacht iſt ihnen Pfühl und Kiſſen
Wunderweich und wunderſüß!

Nur das Unglück und die Liebe,
Nur der Liebe Weh und Ach,
Bleiben unter'm Wunderbaume
Ewig munter, ewig wach!

Und die Sterne ſind verglommen,
Und das Morgenroth erſcheint,
Und die erſten Strahlen fallen
Auf ein Auge, rothgeweint.

159.

Kelch der Liebe, friſch kredenzet,
Laß' dich leeren ohne Zittern,
Wie ich freute mich des Süßen,
Will ich freuen mich des Bittern:

Nippen will ich nur am Rande,
Einen Tropfen nur genießen,
Und das andre ſoll den Göttern
Als ein Opfer überfließen.

Zweien Göttern ſoll er ſchäumen,
Schäumen ſeine klarſten Schäume;
Erſt dem Gott der ſpitzen Pfeile,
Dann dem Gott der zarten Räume!

Denn wer ſingt, iſt nie allein,
Wer da liebt, iſt niemals einſam,
Lieb' und Proſa geh'n geſchieden,
Lieb' und Dichtkunſt geh'n gemeinſam!

160.

Die Leier iſt erklungen
Gar oft in meiner Hand,
Ich habe Dir geſungen,
Die Lieder allerhand; —
Die Leier iſt verklungen
In langer Jahre Lauf,
Ich häng' ſie, ausgeſungen,
Am Tannenzweig Dir auf!

Mein Herz hat heiß geſchlagen,
Geweint, gejauchzt es hat!
Es trank an Schmerz und Klagen,
Es trank an Glück ſich ſatt; —
Das Herz hat ausgerungen,
Die Leier iſt verklungen
In langer Jahre Lauf,
Ich hänge ſie, verſchlungen,
Am Tannenzweig Dir auf!

Ein Sternlein war erglommen
Am Lebensabend mir,
Wie lieblich war ſein Kommen!
All' meines Lebens Zier!
Das Sternlein iſt zerſprungen,
Das Herz hat ausgerungen,
Die Leier iſt verklungen
In langer Jahre Lauf,
Ich häng' ſie, ſchmerzdurchdrungen,
Am Tannenzweig Dir auf!

161.

Sei gedankt, Du Abendregen,
Denn von Wald und Wieſengrüne
Schickſt Du ſchalkhaft meinetwegen
Sie herein zum Spiel der Bühne!

Wenn es nur die Holde wüßte,
Daß als Sonn' ſie mir erſcheinet,
Wenn die Weltſonn' geht zu Rüſte,
Und ihr Licht der Welt verneinet.

Welch' ein Schauſpiel liegt im Kreiſe
Ihres Aug's der inhaltsreichen!
Wenn ſich hebt ſein Vorhang, leiſe,
Welch' ein Drama ſonder Gleichen!

Welche Fülle ſüßer Rede!
Welche Sprache voller Bilder!
Bald ein Epos voller Fehde!
Bald ein Lied wie keines milder!

Auf dem Antlitz dann, dem blaſſen,
Weilt mein Blick mit ſüßem Bangen,
Bis vom Aug' dem thränennaſſen,
Nur ein Tropfen netzt die Wangen!

Späte Thränen! letzte Tropfen;
Frühlingsthau im Herbſt des Lebens!
Herz, mein Herz, ach laß Dein Klopfen!
Klopfſt zu ſpät, es iſt vergebens!

162.

Am Grabe meiner Mutter möcht' ich knien
Nur eine Nacht entlang,
An einem treuen Herzen möcht' ich ruhen
Nur die Minute lang!

Den Traum der erſten Jugend möcht' ich träumen,
Ein Mal noch kurze Zeit,
Wie einſt die Welt ich ſah, möcht' ich ſie ſehen
Im roſenrothen Kleid!

Gefühle längſt erkaltet, möcht' ich fühlen
So glühend wiederum,
Die Lieder, die zerflattert, möcht' ich bitten:
O, kehrt noch einmal um!

Wo Jemand weint, da möcht' ich mit ihm weinen,
Wenn er voll Kummer wacht;
Iſt Jemand einſam, möcht' ich ihm erſcheinen
In ſtillverhüllter Nacht!

Die Kerkerthore alle möcht' ich öffnen
Für die in Haft und Band,
Die Fernverbannten alle möcht' ich führen
Zurück in's Heimathland!

Die Herzenswunden alle möcht' ich heilen,
Die Haß und Falſchheit ſchlug,
Den Duldern möcht' die Krone ich ertheilen,
Die einſt der Gottmenſch trug!

Den Erdenfürſten möcht' ich knieend lehren
Der Völker Herz verſteh'n,
Die Völker alle möcht' ich weinend bitten
Den Liebesweg zu geh'n!

Die holde Dichtkunſt möcht' ich zwingen können:
„Verlaß nur Du mich nicht!"
Und meines Kindes Antlitz möcht' ich ſehen
Bis Tod das Aug' mir bricht!

Und eines ſanften Todes möcht' ich ſterben,
Mit ungetrübtem Geiſt,
Der noch mit reinem Abſchiedskuße
Von dieſer Welt ſich reißt!

Und jene Seele möcht' ich jetzt ſchon kennen,
Die dann mir gibt Geleit,
Und jene Seele, die mein Grab beſucht
Zur Allerſeelen-Zeit!

Und ruh'n möcht' ich am grünen Schattenorte,
Im Grabe ſchlicht und g'ring,
Und auf dem Grabſtein möcht' ich nur die Worte:
„Er kam — und litt — und ging!“

163.

Ein Strahl der Sonn' für mein Auge,
Ein Strahl des Glaubens für's Gemüth,
Ein Strahl der Freiheit für die Seele,
Ein Strahl Begeiſt'rung für das Lied;

Ein Strahl der Liebe für das Leben,
Ein Strahl der Hoffnung für den Tod —
Das, Vater unſer, hoch im Himmel,
Beſcheer' mir als mein täglich Brot!

164.

Namen haben alle Blumen,
Die der Gärtner zieht und pflegt,
Weil man eigends gern bezeichnet,
Was man ſorgſam zärtlich hegt.

Namen haben alle Sterne
In dem blauen Himmelszelt,
Dieweil jeder den bezeichnet,
Den er für das Leben wählt.

Namen haben alle Heil'gen,
Die man anruft im Gebet,
Weil das Beten dann vom Herzen
Deſto glaubensreicher geht.

Du mein Stern, Du meine Blume,
Meine Heilige auch Du,
Möchte wiſſen Deinen Namen,
Ruf' mir Deinen Namen zu,

Daß ich wiſſe, wem ich danke
Lebensglanz und Lebenslicht,
Daß ich wiſſe, wen ich anbet'
Im Gebet und im Gedicht.

165.

Wenn Du ein Liedchen von mir ſiehſt,
Denk' nicht, ich hab's erfunden;
Ich hab' es fertig ganz und gar
In meiner Bruſt gefunden.

Ich habe blos an Dich gedacht,
Als wärſt Du gegenwärtig,
Dann ſprang der Quell im Herzen hoch
Dann war das Liedchen fertig!

Und ſeh' ich eine Roſe ſteh'n,
Gleich Deinem Angeſichte,
Da wird mein Denken nun an Dich
Von ſelbſten zum Gedichte!

Ein Liedchen wird aus meinem Gruß,
Ein Lied aus meinem Sehnen,
Ein Lied aus meinem Hoffnungsſtrahl,
Ein Lied aus meinen Thränen!

D'rum nimm die Liedchen gütig auf,
Wie ſie zu Dir ſo wandern,
Und richte ſie nicht allzuſtreng,
Die einen wie die andern;

Denn alle ſind ſie zwar entblüht
Aus einem einz'gen Herzen,
Doch eines iſt getränkt mit Luſt,
Das andere mit Schmerzen!

166.

Ich möchte den Kelch Dir kredenzen
Zum neueſten Jahr!
Ich möchte mit Blumen ihn kränzen
So ganz und ſo gar!
Ich möchte ihn füllen mit Lenzen
Als Schmuck für Dein Haar!
Denn ſo iſt mein Lieben ohn' Grenzen,
Wie immer es war!

Ich möchte mich nahen Dir leiſe,
Wie Taubenhalsflaum!
Ich möchte Dir ſingen die Weiſe
Vom Nachtigallbaum!
Ich möchte Dir reichen die Speiſe
Vom Schlaf und vom Traum;
Doch wie ich mein Lieben beweiſe,
Du glaubſt es ja kaum!

Ich möchte als Blume Dich ſchmücken
Zu jeglicher Zeit!
Ich möchte als Licht Dich umſtricken
Wie ſeidenes Kleid!
Ich möchte als Luft Dich erquicken,
Zum Fächer bereit!
Ich möchte mich ſelbſt zu Dir ſchicken
Als Lied und als Leid!

Doch ſitze ich wach und alleine,
Und ferne von Dir,
Mein Herz iſt der Kelch nur, der reine,
Der voll iſt von Dir,
Doch ſüß wie berauſchende Weine
Iſt's Reden von Dir:
Ich lache und ſinge und weine,
Und Alles gilt Dir!

167.

Sie war ſo bleich, ſie war ſo blaß,
Als ob ihr etwas fehle,
Mir ward ſogleich das Auge naß,
Mir blutete die Seele.

Als Stern, ſo weit und unerreicht
Ward ſie mir hier beſchieden,
Und wem ſein Stern einmal verbleicht,
Mit dem iſt's aus hienieden!

O Stern, o geh' mir wieder auf
In Deinem frühern Schimmer,
Zum Glück für meinen Erdenlauf
Erbleiche mir doch nimmer.

O Stern, an dem mein Schickſal hängt,
Laß' heiter Dich ſtets finden,
Denn wenn Dein Licht mein Aug' nicht tränkt,
Dann muß mein Aug' erblinden!

168.

Geize nicht mit einem Lächeln,
Blühen doch in Deinem Mund
Tauſend ſolche Zauberblümchen,
Tauſend auf zu jeder Stund'!

Geize nicht mit einem Blicke
Aus des Auges tiefem Meer,
Gießt es aus doch tauſend Sterne
Und ſein Himmel wird nicht leer!

Geize auch nicht mit Dir ſelber,
In das Schauſpiel komm' zur Nacht;
Daß ſie Abends uns erſcheinen,
Sind die Sterne ja gemacht!

Geize nicht mit dem Bedenken,
Ob mein Lieben Dir bequem,
Götter ſelber geben Zeichen,
Ob das Opfer iſt genehm!

169.

Es fiel Dein Tuch zur Erd' hinab,
Ich hob es auf behende,
Dein Name war d'rauf eingeſtickt
An einem ſeiner Ende.

Ich hab' ihn an das Herz gedrückt,
Wo er ſchon eingeſchrieben,
Ich hab' das Tuch an's Aug' gedrückt,
Die Thrän' iſt d'rin geblieben.

Ich ſchick' das Tuch Dir nun zurück,
Daß es mein Leid erwähne,
Und rührt Dich meine Liebe nicht,
Schick' mir zurück eine Thräne!

170.

Nicht ganz arm ſind dieſe Lieder,
Sind aus reicher Bruſt gefloſſen,
Lieder ſind's, die leben werden
Mit gar ſchönen Sangs-Genoſſen!

Blut'ge Tropfen ſind's, aus denen
Wunderſame Töne ſchoſſen,
Wie aus Blut am Marterkreuze
Ew'ge Blumen ſind geſproſſen;

Blut'ge Tropfen, die ich flechte
In das Haar Dir, wie Korallen,
Daß ſie wie die reichſten Schnüre
In die gold'nen Locken fallen;

Blut'ge Tropfen wie Rubinen,
Die ich wein', Dich zu beglücken,
Daß ſie einſtens mögen glänzen,
Deinen Abend noch zu ſchmücken.

Und ſo nimm denn dieſe Tropfen
Aus des Herzens Demant-Schachten,
Denk', was ſie dem Herzen koſten,
Wenn Du gehſt, ſie zu betrachten.

171.

Du warſt wie März zu allererſt,
Als ich um Dich geworben,
So kalt, ſo ſtarr, ſo froſtiglich,
Dein Herz wie ausgeſtorben;

Dann warſt Du wieder wie April,
Bald finſter und bald ſonnig;
Bald ſtürmiſch und bald freundlich ſtill,
Bald trübe und bald wonnig;

Nun ſei auch Mai! Die Knospe ſchwillt,
Die Schwalbe kömmt gezogen,
Die Thräne blüht, das Liedchen ſingt:
Sei meiner Lieb' gewogen!

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

[illegible] werden. [illegible]

[illegible] hat das deutsche Publikum [illegible] in nahezu 25,000 Exemplaren [illegible] seit dem [illegible] (1858) [illegible] verbreitet.

Den Besitzern der [illegible] der ersten [illegible] Fortsetzung resp. Vollendung [illegible] als zweite Serie [illegible] zum Preise von [illegible]

Brünn, Wien und Leipzig.

Die Verlags-Buchhandlung:

[illegible]

Druck von [illegible] & Co. in [illegible]

[illegible]sgewählte Schriſten

von

[illegible]aphir.

[illegible]ritte Serie

[illegible] auf feinem Velinpapier 1 30 fl. C.M. oder 6 Sgr.

[illegible] des Humors, hat uns in ſeinen [illegible] Schatz der anregendſten Lectüre hinter[illegible] ein deutſcher Dichter.

[illegible]humoriſtiſchen Schriſten, voll des blendendſten Witzes [illegible]lichſten Laune, ſind eine unerſchöpfliche Unterhaltungs[illegible] Sorgenbrecher in des Wortes beſter Bedeutung, [illegible] lyriſchen Dichtungen dem Beſten angereiht werden [illegible] die deutſche Literatur hierin aufzuweiſen hat.

[illegible] dieſes Urtheil ein allgemeines iſt, beweiſt das warme [illegible] den Werken Saphir's fortwährend entgegen[illegible] ſeinen ſprechendſten Ausdruck in dem wirklich [illegible]

[illegible] wir bei Veranſtaltung der II. Serie dieſer Schriften [illegible] waren, ob dieſe die verdiente Aufnahme [illegible], ſo tragen wir jetzt, wo unſere Zweifel in der glän[illegible] widerlegt wurden, die volle Ueberzeugung in uns, [illegible] der

[illegible]II. Serie von Saphir's Schriſten,

[illegible] Dichters ein hochwillkommenes Ereigniß [illegible] dazu beitragen werde, denſelben neue

[illegible] wird ſich den beiden [illegible] würdig an die Seite ſtellen können und

M. G. Saphir's Schriften.

Cabinets-Ausgabe.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Ausgewählte Schriften.

Von

M. G. Saphir.

Dritte Serie.

Achte Auflage.

Erſter Band.

Brünn, Wien und Leipzig.
Verlag von Fr. Karafiat.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Narren-Rede.

(Gelegenheitsgedicht.)

Die Narren, meine Freunde und Zuhörer, ſind gar keine Narren, daß ſie Narren ſind! ja ſie wären Narren, wenn ſie keine Narren wären! Ich habe an den Narren ordentlich einen Narren gefreſſen, ich kann euch alſo Rechenſchaft geben, wie ein ſolcher Narr ſchmeckt,, und ich kann euch verſichern, daß ein gehörig zugerichteter Narr viel leichter zu ertragen und zu verdauen iſt, als mancher Kluge. Der Staat geht auch mit Recht zärtlicher mit Narren um, als mit ſeinen Klugen. Hat ein Narr das Glück, daß ſein Verdienſt anerkannt wird, und dem wahren Narren entgeht das nie, ſo baut man ihm ein Narrenhaus, wie viel Kluge aber laufen nicht herum, wie viel perfect Kluge, und hat man ihnen je ein Klugenhaus gebaut? Früher hatte man Hofnarren, iſt es je erhört worden, daß es Hofkluge gab?

Der Stein des Weiſen hat ſchon viel Leute zu Narren gemacht, aber der Narrenſtein (Lapis stultorum), oder die gebrannte Beifußkohle heilt und ſtillet Schmerzen. Wie viel muß ein Kluger reden, bis man ihm glaubt er ſei klug, ein Narr braucht nur zu ſchweigen und man glaubt er ſei klug! Ich will lieber ein Narr werden, als ein Kluger, da man nur durch Schaden klug werden kann! Was giebt der Narr nicht alles vor! der Kluge hingegen giebt nach! O meine Freunde, laßt uns Narren ſein, ſo lange wir noch klug genug dazu ſind, es wird eine Zeit kommen, wo wie gerne Narren ſein würden, allein es wird zu ſpät ſein, wir werden nicht mehr Klugheit genug dazu haben. Wie glücklich ſind die Narren, ihnen allen gefällt ihre Kappe, fragt aber unſere Weiſen, ob ihnen ihre Kappe gefällt? o nein! dem Doctor gefällt ſein Hut nicht, er möchte den Profeſſorhut, dem Geiſtlichen gefällt ſein Käppchen nicht, er möchte die Biſchofsmütze haben, dem Cardinal gefällt ſein Hut auch nicht, er möchte des Papſtes Tiara haben. Wer iſt alſo klüger, die Narren oder die Klugen? Narren reden die Wahrheit, das iſt klug, daß ſie die Wahrheit reden, weil ſie Narren ſind; ein Kluger aber wird ſich hüten, ſo ein Narr zu ſein, und die Wahrheit reden! Ein Narr macht hundert, und das ohne Katheder, ohne Vorleſung, ohne Anſtellung, bloß durch reine Narrheit, durch exemplariſche Narrheit; wie viel Kluge werden angeſtellt, als Doctoren und Profeſſoren, ohne je noch einen Klugen zu machen! „Ein Narr kann mehr fragen, als ſieben Weiſe beantworten!“ und ſind di Fragen auch nicht klug, ſo ſind ſie doch frageweiſe, und doch können ſieben Weiſe ſie auf keine Weiſe beantworten! „Narren haben mehr Glück als Recht,“ und da haben ſie gerade Recht! ſie ſind keine ſolche Narren, daß ſie Recht allein haben, da kämen ſie an die Unrechten, es iſt ein rechtes Glück, daß ſie Glück haben! „Wenn die Narren kein Brod äßen, ſo würde das Korn ſehr wohlfeil ſein!“ Nun aber iſt das Korn ſehr wohlfeil, ein Beweis, daß die Narren kein Brod eſſen; was eſſen ſie denn, gar nichts etwa? ja Kuchen! Kuchen eſſen ſie! welcher geſcheidte Menſch wird alſo nicht lieber ein Narr ſein, und Kuchen eſſen, als ein Kluger und Brod eſſen? „Narren ſoll man nicht auf Eier ſetzen!“ Dieſes Sprichwort hängt mit dem Vorigen zuſammen, da die Narren Kuchen haben, ſo haben ſie gewiß auch Küchlein, und wenn ſie Küchlein haben, warum werden ſie ſich erſt auf Eier ſetzen? Die Klugen hingegen ſitzen beſtändig auf Eiern, denn ſie brüten ſtets und ſagen immer bedächtig „ei, ei!“ Kaum aber hat der Kluge ein Ei, ſo will es klüger ſein, als die Henne! das paſſirt den Narren nie! „Narren wachſen ohne Begießen.“ Seht aber die Klugen an, ſie ſind immer wie begoſſen und wachſen doch nicht; ſeht dafür die Narren an, wie ſchön ſind ſie gewachſen und blieben doch immer trocken!

O meine Freunde, noch mehrere der Vorzüge beſitzen die Narren vor den Klugen! Seht einen Klugen an, wie ſelten findet er ein weibliches Weſen, das eine Klugin ſein will, aber jeder Narr findet ſogleich ſeine Närrin! Der Kleidernarr findet eine Kleidernärrin, der Büchernarr eine Büchernärrin, der Weibernarr eine Männernärrin, der gute Narr eine gute Närrin, ja, der kleinſte Narr findet noch immer ſein liebes Närrchen. Es giebt eine Narrenliebe, aber keine Weiſenliebe, und iſt uns nicht ein Narrenſeil lieber, als ein kluger Strick?! Laßt uns alſo Narren ſein, meine Freunde, wenigſtens an dem Tage Narren ſein, an dem die Welt klug genug iſt, die Narren Narren ſein zu laſſen. Der Faſchingdienſtag naht heran, laßt dieſen Dienſtag ſein einen Dienſt-Tag und eine Dienſt-Nacht für den Faſching, laßt uns zu Ehren des weiſeſten aller Narren, oder des närriſchſten aller Weiſen, dem Eulenſpiegel zu Ehren, ein „Eulenſpiegel-Feſt“ begehen, aber es ſoll ſein loſe und nicht feſt, und doch eine loſe Feſtlichkeit. Wir wollen feſtlich, wie die Spiegel zum Eulenſpiegelfeſte eilen, und da wir eine Tracht Narren ſind, wollen wir auch in Narrentracht erſcheinen. Wir wollen uns gegenſeitig nichts aufmutzen, ſondern jeder mutzt ſich eine Mütze auf, und damit es narrhaft und nahrhaft zugleich ſei, wollen wir die ganze Nacht zu Mittag eſſen, und wir wollen wohl weißlich und röthlich Weinen, bis wir den Himmel für eine einzige große Schlafmütze halten und bis uns die ganze Welt für einen Himmel halten wird, weil wir ſternenvoll ſein werden. Wir wollen den Abend als närriſche Kluge zuſammen kommen, des Nachts als die klügſten Narren zuſammen bleiben, und des Morgens auseinander gehen, ohne zu wiſſen, weder wo der Unterſchied zwiſchen Narrheit und Weisheit, noch wo unſere Wohnung liegt.

Amen.

Die Buchſiederei,

oder:

Was kochen wir heute? was morgen?

Ein Kochbuch für verſchiedene Schriftſtellerſtände, zum nützlichen Hausgebrauch an Sonn-, Feier- und Wochentagen; zum Zubereitungsbedarf aller literariſchen Speiſen, ſowohl für die Fleiſch- und Bratentage des Phantaſtiſch-Romantiſchen, als für die Buß- und Faſttage des Wiſſenſchaftlichen, nebſt einem Titelſpeiſezettel, für ein-, zwei-, vier-, auch ſechsbändige Werke mit oder ohne „oder.“

Ich weiß nicht, ob Frauenzimmer und Bücher ſchon verglichen worden ſind. Mir ſcheinen ſie ſehr ähnlich zu ſein, und da ich beide ſehr liebe, und ſchon ſo ziemlich viel geleſen und — geliebt habe, ſind mir dieſe Aehnlichkeiten ſehr aufgefallen. Man höre! Ich ſage, Mann höre, Weib aber halte ein wenig das Ohr zu. Das Mädchen iſt eine Idylle, die Jungfrau eine Ode, das Weib ein didaktiſches Epos und die Matrone der Epilog der Weiblichkeit; die Schönen ſind die Pracht- und Velinausgaben von Ovid's Kunſt zu lieben, und die Häßlichen der uncorrecte

Bürſtenabzug eines Mausberger'ſchen Nachdrucks. Die Spröden gehören unter die Mährchen und Erzählungen, die Coquetten unter die periodiſchen Unterhaltungsſchriften, die Eiteln unter die Modejournale, die Schwatzhaften unter die allgemeinen Repertoirs, die Verläumderiſchen unter Länder- und Völkerkunde, die Verträglichen unter Raritäten und Curioſa, die Treuen unter Anecdotenleſen, die Stillen zu den Wundern im Gebiete der Natur, die Zänkiſchen zu den Andachtsübungen frommer Chriſten, die Beleſenen zu den Wörterbüchern und die Verſchwenderiſchen endlich zu den Rechnungsfaulenzern. Die meiſten Frauen haben auch, wie die meiſten Bücher, mehr ſchwache, als ſtarke Seiten, und bei Frauen und bei Büchern iſt man nach den verbotenen am meiſten lüſtern. Bücher und Frauen ſind ſich auch noch darin ähnlich, daß, wenn ſie von ihren Vätern nicht ſchön ausgeſtattet werden, ſie trotz ihres Werthes doch ſchwer an den Mann zu bringen ſind. Leihbibliotheken und Bordelle thun dem heiligen Eheſtand und dem Buchhandel gleichen Eintrag. Das Geſicht iſt beim Frauenzimmer das, was der Titel beim Buche iſt; iſt Geſicht und Titel ſchön, auffallend und prachtvoll, ſo iſt das Werk bald verkauft; die meiſten Jünglinge ſehen nur auf das Geſicht, und nicht auf den Inhalt des Herzensbuchs. So macht es auch der Buchliebhaber; hat das Buch einen ſchönen Titel, er kauft's, ohne auf den Inhalt zu ſehen. Der Titel eines Buches muß alſo natürlich ſchön ſein, oder gewaltſam durch Schminkmontur und andere Hilfstruppen und verbündete Mächte, zu einem ſchönen creirt werden, Alles, wie es, wenn man kurzſichtigen Sterblichen trauen darf, auch bei Frauen der Fall ſein ſoll. Es kömmt alſo auf den Titel Alles an. Wir haben daher einige wenige Formulare aufgeſetzt, nach dem jeder, der ein Werk zuſammenſiedet, wie man aus verſchiedenen Ingredientien ſo etwas zuſammen zu kochen pflegt, eine kleine Anleitung habe; denn bei der Schnelligkeit dieſer Buchkocherei, wo man ſich ſtets fragt: „Was kochen wir heute? was morgen?" wäre es gar keine üble Speculation, wenn man Titelmacher, ſo wie Mehlſpeismacher hätte. Ich errichte daher ein Gewölbe mit der Ueberſchrift: „Hier ſind alle Gattungen Titel um die billigſten Preiſe zu bekommen; auch werden Beſtellungen auf größere Partien angenommen, welches aber die Herren Verfaſſer vierundzwanzig Stunden früher kund zu geben belieben mögen. Wer zehn Titel nimmt, bekommt einen gratis."

Zur Muſterkarte möchte ungefähr Folgendes dienen:

Titel-Muſterkarte.

I. Für lyriſche Affietten.

Seufzerbälge, gefüllt mit Schmetterlings- oder Silberbachſchilfgeliſpel auf den Hesperidalen einer

Mondesfinſterniß. Ein Herzensangebinde für die Gönnerinnen lauer Thränen.

Trauerſchleier, Thränenflöre, Dämmerungs-Guirlanden und Zwielicht-Mäntel für körperloſe Seelen.

O! und Ach! oder zwei Selbſtlauter aus dem ABC der Sphären. Ein Seufzerbüchlein für jeden Monat, mit dem Motto:

O Juni, Juli, Mai, April, Auguſt, September,
Ach October, November, Januar. Februar, März,
December.

Die ſchmollenden Blumenknösplein und die verſöhnlichen Sommerfäden.

Chriſtalla, Chriſtallina oder „Chriſtalle bedeuten Zähren," zweiter Theil von „Emilia Galotti" oder „Perlen bedeuten Thränen."

Das ſchluchzende Herz, ein Erinnerungsblümlein.

II. Für dramatiſche Paſteten.

Patroklus, der um Troja Geſchleifte, von . . . . Mit griechiſchen Roſſen.

Fünfhundert Nächte auf dem Chimboraſſo, dreiundachtzig Tage in Spaa, ſechs Stunden in Abyſſpaien und eine Minute im Monde; ein dramatiſches Drama.

Herein! ein hausmachendes Theaterſtück.

Europa, Aſien, Afrika, Amerika und Auſtralien in einem andern Welttheile, ein Localſtück; NB. neu.

III. Für didaktiſche Gemüſe.

Die Schnellfuhr, oder die Kunſt: in drei Stunden ein guter Humoriſt zu werden, mit Jean Paul'ſchem Vorſpann.

Die Mumie der Kunſt in den Behauſungen der Natur; eine ökonomiſche Poeſie mit dem Motto:

Es wiegt, wie der Seiltänzer Ravel der Große,
Die Biene ſich auf reifbekleidetem Mooſe.

Mogol der Kurze, oder die Kunſt, auf Alles einen kurzen Reim zu machen, z. B.

O Natur!
Wie verlaſſen und einſam wandelt ein
Hungriger Sohn der ernſten Melpomene
Hier auf deiner göttlichen, doch leider nicht
Sättigenden Spur.

Urſprung der Urſprünge, Quell der Quellen und Brunnen der Ciſternen, ein ſicherer Zuführer in's Dunkel der Dunkelheiten.

Iſt das Cis von Cicisbeo oder das Gis von Gingis-Chan in der deutſchen oder italieniſchen Muſik heimiſch? Eine Unterſuchung zum Wohlklange der Harmonie.

IV. Für vermiſchte Confecte.

Quae? qualis? quanta? oder Correſpondiſſimus! Eine Anleitung, heimiſche Lügen in auswärtigen Zeitungen für wahr auszugeben, das Vaterländiſche herabzuſetzen und mit vieler Geläufigkeit viel zu ſprechen und nichts zu ſagen.

Die präadamatiſchen und poſtadamatiſchen Theatercaſſen. Eine Original-Analyſe zur Analektik der Theatercaſſen überhaupt, mit einigen Seitenhieben auf Caſſaſtücke und Caſſahelden.

Beweis, daß Shakespeare nicht Deutſch verſtand.

Crachos los studos los cavalieros! oder Fingerzeige für angehende Schauſpieler, in Hinſicht der Behandlung von Couliſſen und Reitpferden.

Arſenal, Belvedere und Panorama der Katzbalgereien, ein Jahresgeſchenk für Journaliſten und Redacteurs!

Die Kunſt, auch ohne Hülfe eines Arztes nicht alt zu werden, für Mädchen und Frauen.

Alles! Alles! Alles! ein unentbehrliches Buch für Alle! Alle! Alle!

Nach dieſer Muſterkarte müßte mein ganzes Titelmachergewölbe beſtehen, und ich bin verſichert, fleißig von Buchköchen und Köchinnen beſucht zu werden.

◆

Kleines ABC Büchlein
für große Schauſpiel-Kinder.

Abgang.

Ein guter Abgang iſt der beſte Eingang in die Gunſt der Gallerie. Das erſte, was unſere Schauſpieler in ihrer Rolle nachſehen, iſt ihr Abgang; haben ſie einen ſogenannten guten, einen luftzerſetzenden, lungenflügelaufſpreizenden, hand- und fußabzappelnden Abgang, ſo hat das Werk des Dichters ihren Beifall, wo nicht, ſo heißt's: es iſt nichts an der Rolle. Es giebt Schauſpieler, die ſich Abgänge einlegen, wie unſere Sängerinnen neuerer Zeit ſich Arien einlegen. Sie ziehen nämlich, wie die Taſchenſpieler, die Worte wie Bänder aus ihrem Munde, und wenn die Rede zu Ende iſt, ſo drehen ſie ſich um, als wollten ſie abgehen, ſchreiten bis an die hintere Couliſſe und kehren wieder um. Dieſe Abgänge nenne ich die wattirten Abgänge, es ſind falſche Kunſtwaden für Nichtkenner.

Abonnent

heißt ein guter Kerl, der in's Theater geht, wenn alte Sachen gegeben werden. Alles Gute und Neue wird ihm aufgehoben, das heißt: es wird mit aufgehobenem Abonnement gegeben. Der witzige Caſtelli ſagt: Abonnent heißt auch der Schauſpieler, der auf eine Zeitſchrift abonnirt und auf dieſe Weiſe eine viertel-, halb- oder ganzjährige Freundſchaft mit dem Redacteur abſchließt.

Action

heißt eigentlich Körper- oder Handſprache, damit ſind aber unſere Schauſpieler nicht zufrieden, weil ſie mit der Sprache nicht zufrieden ſind, ſie ſprechen nicht, ſie brüllen, folglich wird die Action zum Handgebrüll! Sie machen aus der Kunſt ein wirkliches Handwerk, ſie wiſſen mit ihren zwei Händen ſo zu agiren, daß man glauben ſollte, ſie haben viere, ſie agiren ihre Rolle à quatre mains allein herunter. So habe ich es von einem Schauſpieler geſehen, daß er als Hauptmann Lindeck (im Herzogsbefehl) der, wie bekannt, nur eine Hand hat, bei den Worten: „ich habe nur *eine* Hand,“ die Hand vorſtreckte, und dann bei den andern: „denn dieſe fehlt mir,“ die andere Hand hervorſtreckte, um es recht deutlich zu machen, „dieſe Hand hier hab ich nicht!“

Affen

gibt es ſehr viele in den Muſentempeln, dieſe ſchauen den erſten Künſtlern Alles ab, nämlich das Räuſpern und Händereiben, den Verſtand gucken ſie aber nicht ab. Solche Affen gefallen ſich ſehr.

Affectation.

iſt das Rauſchgold des Gefühls, ein bloßer Scheinauslegekaſten. Affectation verhält ſich zum Affect, wie der Wahnſinn zum Sinn, es iſt Wahneffect. Unſere jungen Muſendamen bereichern ihre Kunſttoilette ſehr mit den Affectationsbüchschen, ſie ſtreichen ſich ſo zu ſagen mit ihr an. Sie iſt aber zum Glück eine Lügnerin, man glaubt ihr nichts; ſchwimmt ſie in Thränen, ſo wiſſen wir, das ſind Illuminationslämpchen, mit denen auf Allerhöchſten Befehl freiwillig beleuchtet wird; und tanzt ſie vor Freude, ſo ſehen wir, daß es ein einſtudirter Eiertanz iſt; kurz, Affectation iſt ein löcheriger Mantel, durch welchen wir alle Höcker und Ueberbeine klar und deutlich durchſchimmern ſehen.

Auffaſſen.

Unter dieſem Worte verſteht die Kritik den Geiſt der Rolle. Die Schauſpieler verſtehen darunter die Couliſſen, ſie faſſen dieſelben auf und ſchleudern ſie umher.

Actien.

Theateractien oder Muſenobligationen, ein Product der neuern Zeit, des papiernen Directionen-Zeitalters. Ihr Cours hängt lediglich und allein von der Witterung ab. Iſt nämlich die Witterung ſo rauh und unfreundlich, daß ſich vermuthen läßt, dieſe und jene Sängerin, oder dieſer und jener Sänger könne heute eine rauhe Kehle haben, ſo ſinken die Actien u. ſ. f. Es läßt ſich deßhalb erwarten, daß man neue Actienbarometer erfinden wird, um ſie in und auf Börſenhallen aufzuhängen, ungefähr nach folgendem Schema;

Schönes Wetter	pari
*) ganz ſchönes Wetter	95
trübes Wetter	84
ſtürmiſch und ungünſtig	50
außerordentliche Kälte, id est des Publicums	36
Gefrieren, id est des Unternehmens	—

und ſo fort. Ich wundere mich, daß es keine Freikäufer auf der Börſe giebt, wie Freibillette im Theater. Solche Freikäufer nämlich ſollen von der Actiengeſellſchaft zwanzig Actien bekommen, damit ſollen ſie gegenſeitig auf der Börſe Geſchäfte machen, ſie einander um hundertſechs bis hundertzwölf abkaufen; nach der Börſe geben ſie die Actien wieder ihren Eigenthümern zurück.

Alles

ſpielen verſchiedene Schauſpieler vortrefflich, die gar nichts gut ſpielen. Es ſind die theatraliſchen passes par tout, man kann ſie gewöhnlich nicht brauchen, aber zur Zeit der Noth ſind ſie koſtbar. Solche Allesſpieler und Nichtskenner ſind die wahren Augenäpfel aller Directionen; ſchade, daß es Aepfel ohne Kern ſind.

---

*) Ganz ſchönes Wetter iſt für die Theateractien auch kein gutes Wetter, denn da machen die Stimmen Landpartien und die Theatercaſſe wird zur Waſſerpartie.

Alte Mütter

giebt es in der Wirklichkeit nicht, jede Schauſpielerin, die dieſe Rollen ſpielt, ſagt, ſie iſt noch zu jung und es wäre ganz und gar ihr Fach nicht. Das Alter der Schauſpielerinnen gehört auch zu den Directionsgeheimniſſen. Am Mittage ihres Lebens, ungefähr zu dreißig Jahren, halten ſie eine Sieſto und machen ein Mittagsſchläfchen, das zwanzig Jährchen dauert, ſie erwachen, und ſind plötzlich fünfzig Jahre alt.

Anonymus

iſt ein Recenſentenkerl, der ſich vor Prügel fürchtet, übrigens ein unſchädliches Thier. Er lobt den, der ihn zu einer Theaterpartie bittet, und ſchimpft den, der ihn nicht grüßt, oder der ihm aus Verſehen auf das Hühnerauge trat. Der Lebenswandel eines ſolchen Anonymus iſt zuweilen folgender: Er ſchreibt oder läßt ein Stückchen von ſich aufführen, läuft dann als Pſeudonymus in die Abendzeitung und lobt ſich nach ſeiner vollen Ueberzeugung, citirt dann als Anonymus jene Recenſion in einer andern Zeitung, ſchreibt dann eine dritte in einer dritten u ſ. w. und erklärt in einer vierten bei ſeiner Ehre, er ſchreibe nie Recenſionen.

Applaus

war früher nur in der einfachen Zahl gebräuchlich, weil er auch ſehr einfach war, wer gut ſpielte, erhielt Applaus. Jetzt haben wir Applauſe. Schönheitsapplauſe, die der Figur der Schauſpielerinnen gelten und die bloß mit dem Naturpaß beſchäftigt ſind. Kleiderapplauſe, wenn eine Actrice in ſchönem Coſtüme erſcheint; dieſen Applaus bringen luſtige Geſellen dem Schneider aus, die Dame dankt, vermuthlich hat ſie es mit dem Schneider ſo abgemacht. Räthſelapplauſe, wo der Zuſchauer nicht errathen kann, was der Schauſpieler eigentlich wollte, jeder denkt ſich etwas anderes, und applaudirt eigentlich ſich ſelbſt, daß er dieß Räthſel löſete, der Schauſpieler bedankt ſich, dieß iſt beſonders bei ſtummen Rollen und Stellen der Fall. Actien- oder Familienapplaus, Dichter exerciren vor dem Stücke ein Regiment hohe Galleriezuſchauer, bei welcher Stelle ſie applaudiren ſollen. Stehender Applaus, der von den auf einem Theater haftenden Freibilletten herrührt. Bier- oder Sonntagsapplaus, die froh erregten Kunſt- und Dunſtgemüther der oberen Region jubeln die Repräſentanten eines Karl Moor's, eines Jaromir's, eines Fauſt's heraus, und der beſcheidene Künſtler dankt für die würdige Anerkennung.

◆

Troſtrede an eine Witwe.

Endlich meine Liebe! lebe ich wieder auf, denn ich bin todt, und habe den Himmel gefunden, den du mir am Tage unſerer Verlobung verſprachſt. Meinen letzten Willen kennſt Du, es war der, Dein Mann zu werden. Seitdem hatte ich keinen Willen mehr; willſt Du aber ein Teſtament, ſo verweiſe ich Dich an das alte Teſtament, in welchem es heißt: „Du (der Mann) ſollſt ſie beherrſchen.“ Als Du hinter meiner Leiche gingſt, ſchienſt Du mir liebenswürdiger als je, denn es war das erſte Mal in Deinem Leben, daß Du mir folgteſt; haſt Du nicht Alles gethan, mir meinen Tod zu erleichtern? War ich es nicht durch Dich gewohnt, ſtets die Augen zuzudrücken? War ich nicht ſo ſehr Dein Leben, daß mein Leben gar kein Leben war? Siehe, Du, die ich im Tode liebe, nur kurze Zeit ward es mir vergönnt an Deiner Seite zu ſein, und auch dafür danke ich dem Ewigen! In deinem Beſitz und Nichtbeſitz lernte ich Himmel und Hölle kennen; es iſt nun Zeit, daß ich auch die Erde kennen lerne. Ich gehe ein in das Reich der Todten und habe nur den einen Wunſch, daß Du mich da nie, o nie einholen möchteſt. Mann und Weib ſind ein Leib und eine Seele; ſo ging es uns auch, denn ich war eigentlich gar nichts. Du warſt Mann und Weib. Alles hab' ich Dir geopfert, ich hatte keinen Sinn mehr für Muſik, denn Du machteſt mich alle Harmonie vergeſſen; ich hatte keinen Sinn mehr für die Jagd, ſeitdem Du mich überzeugt, daß ich einen Bock geſchoſſen; ich hatte keinen Sinn für die Dichtkunſt mehr, denn ich fürchtete unſterblich zu werden! So lange ich lebte, lebte ich für Dich und war todt für mich; jetzt, da ich geſtorben, lebe ich für mich und bin todt für Dich! Wie fühl' ich mich erleichtert! jetzt liegt blos ein Hügel auf meinem Herzen, früher lagen Berge auf demſelben. Ach, meine geliebte Witwe, mein Leben und mein Tod! überlaſſe Dich dem Schmerze über meine ewige Ruhe nicht zu ſehr, faſſe Muth, ſei ein Mann, wie ich es während meiner ganzen Ehe an Dir gewohnt war. Der Witwenſtand iſt auf Ehre der übelſte Stand nicht; eine Dame von ſolchem Stande braucht oft große Standhaftigkeit, um nicht in einen Zuſtand zu gerathen, der unter andern Umſtänden der geſegnetſte iſt. Ich wünſchte, daß ich Dir hätte mit meinem Beiſpiele vorangehen können, um Dich zu überzeugen, wie ein ſolcher Stand mit Faſſung ertragen werden muß.

O, weine nicht! es iſt ja Niemand im Zimmer und vor mir haſt Du Dich ja nie genirt. Jetzt, da Du mir zum erſtenmal ununterbrochen zuhörſt, laß Dir alle Troſtgründe ſagen, die eine junge und gefühlvolle Wittwe aus dem Tode eines im Grabe geliebten Gatten noch ſchöpfen kann. Vier Jahre haſt Du mir durch raſtloſe Unterhaltung das Leben verkürzt; Du hatteſt nur Augen für meine Schritte, nur Ohren, um den kleinſten Laut von meinen Lippen aufzufangen; Du hatteſt nur Thränen für mich. Du zeigteſt der ganzen Welt ein heiteres Antlitz und nur an meinem Buſen ſchütteteſt Du Deine Wehklagen aus; Du warſt für jeden Mann im Anzuge, ſo wie jeder Mann im Anzuge für Dich war, und nur für mich warſt Du ſo nachläſſig gekleidet, als ob ich ſelbſt ein Kleid aus meinem Nachlaß wäre; der ganzen Welt ſchloſſeſt Du das Herz auf, ich allein war der Glückliche, dem Du den Mund aufſchloſſeſt, und, ich Undankbarer! wie hab' ich Dir das gelohnt? Hab' ich Dir nicht immer durch mein Leben und Daſein den größten Aerger gemacht? Ja, erſchrecke ich Dich nicht auch jetzt noch durch dieſe Worte aus dem Sarge, als ob ich ein Scheintodter wäre, oder als ob ich durchaus das letzte Wort haben müßte? O, ſtille deine Thränen, Du mein nachgelaſſenes Werk! der ſchwarze Einband wird Dich ſo ſchmücken, daß Du bald einen zweiten Verleger finden wirſt! Wie iſt mir ſelbſt der Tod ſo lieb, wenn ich mich nur an Dich zurückerinnere! O ſchreie nicht, ich höre es ja nicht; wozu das ängſtliche Herabbeugen auf meinen Leichnam, ob ich nicht wieder aufathme? Wozu das ungeduldige, ſchmerzliche Entgegenharren der Todtengräber? Laß Dich von meinen offenſtehenden Augen nicht täuſchen; ich bleibe im Tode noch ein Ehemann und ſehe mit offenen Augen nichts. Ueberlaſſe Dich der Troſtloſigkeit nicht zu ſehr, und rufe Dir den Tag zurück, an dem Dein kleiner Mops verſchied; da haſt Du noch herzlicher geweint, und gejammert, ich glaubte, Du würdeſt verzweifeln, doch vier und zwanzig Stunden darauf wählteſt Du ſchon unter Dutzenden von Möpschen und Bologneſerchen herum, und der gute Mops war rein vergeſſen. Und das war doch gar ein Mops, ich aber bin doch nur ein Ehemann! So lebe wohl! vergiß mich, und nimm, ſobald es der Anſtand erlaubt, einen andern Mann. Nur den nicht, an den Du geſtern dachteſt, als Du an meinem Sterbebette ſaßeſt, denn den liebteſt Du in Vergleich mit Deinem noch lebenden Manne; da ſcheinen den Frauen alle andern Männer doppelt liebenswürdig. O glaube nicht, daß ich dein ewiges Witwenthum wünſche, ich beſitze zu viel Nächſtenliebe, um es nicht andern auch zu gönnen, daß ſie ſchon auf Erden zum Himmel geläutert werden. Und willſt Du meinem Wunſche nicht Folge leiſten, ſo verbiete ich es Dir noch einmal zu heiraten; dann bin ich überzeugt, Du biſt bald nicht mehr Witwe. Mit Deinem zweiten Manne wirſt Du gewiß oft von mir ſprechen, ihm tagtäglich meine Tugenden vorerzählen und mir dadurch beweiſen, daß Dir Dein erſter Mann im Grabe lieber iſt, als Dein zweiter im Leben.

◆

Sechs verſchiedene Ohrfeigen

von ſechs verſchiedenen Händen durch mich ſelbſt an mich ſelbſt ſpedirt.

Ew. Wohlgeboren bin ich gezwungen, eine wohlconditionirte Ohrfeige zu übermachen, als ein ſchwaches Zeichen meiner Dankbarkeit dafür, daß Sie meine, unter dem Titel „Zebra“ erſchienenen Gedichte, in Ihrer Zeitſchrift getadelt haben. So beſcheiden ich bin, ſo weiß ich doch, daß meine Gedichte weder den Schiller'ſchen an Schwung, noch den Göthe'ſchen an Klarheit nachſtehen, und bei aller Anſpruchsloſigkeit hätte ich doch mit Recht verlangen können, daß Sie geſagt hätten: Dieſe Zeugniſſe eines Genies, die an lyriſcher Fülle und poetiſcher Begeiſterung in den neueſten Erzeugniſſen des deutſchen Parnaſſes rieſig hervorragen, weiſen dem ruhmvollen Verfaſſer einen Platz neben den erſten Sternen unſeres Helikons an, u. ſ. w. Statt deſſen ſagten Sie: Dem Verfaſſer iſt bei manchen Fehlern ein entſchiedenes Talent nicht abzuſprechen. Donner und Doria! Ich bin kein Talent, ich will keines ſein! Ein Talent! Seh' einer her! Manche Fehler? Ei, ei! Hätten Sie nicht ſagen können: es findet ſich zuweilen ein Flecken, aber es bleiben immer doch Sonnenflecken? Ich leſe zwar Ihre Zeitſchrift nicht, aber zufällig fiel mir gerade dieß Blatt in die Hände, und wenn mir auch an Ihrem Urtheil nichts liegt, ſo urtheilen doch nicht alle über Ihr Urtheil, ſo wie ich urtheile, und wenn ich Ihr Blatt auch nicht leſe, ſo leſen es vielleicht doch einige Andere. Ich hätte Ihnen eine Recenſion über mein „Zebra" ohne Honorar geſchickt; aber Sie ſind gar kein ordentlicher Redacteur, Sie thun ja Alles ſelbſt für Ihr Blatt. Pfui, ſchämen Sie ſich! und ermeſſen Sie an dieſer Ohrfeige den Lohn der Wahrheit.

Ergebenſter u. ſ. w.

Quittung

über eine Ohrfeige, die ich von dem Zebra-Dichter als Entſchädigung für „ſein Talent" erhalten zu haben beſcheinige.

Der Redacteur.

Zweite Ohrfeige, von der Hand eines Schauſpielers.

Ew. Wohlgeboren empfangen hiermit einen Beweis meiner kräftigen Action, und den Wolken, den Winden, will ich's verkünden, daß ſie's verbreiten nach allen Seiten! Wie? Ich hätte keinen göttlichen Genius in mir? Wie? Ich hätte keine allesüberflügelnde Phantaſie? O Menſchen, Menſchen! Heuchleriſche Krokodillenbrut! Ich hätte nicht ſelbſt ein dichteriſches Gemüth? Ich ſchaffte nicht ſelbſt ein viel höheres Bild, als der Dichter uns vorzeichnet? Bosheit habe ich dulden gelernt, aber wenn die Kritik zur Wahrheit wird, wenn Unparteilichkeit die Feder führt, dann verwildere zum Tiger, lammherzige Geduld! Sie ſagen bloß: ich wäre ein denkender Schauſpieler. Zum Teufel auch! Das iſt rein erlogen, ich bin kein Schauſpieler und ich denke auch gar nicht; aber ich bin ein Künſtler! Gottlob, die Kritik iſt mein Publicum nicht. So viel Reſpect ich auch für jede mich lobende Recenſion habe, ſo ſehr bin ich über jede tadelnde erhaben. Die übermachte Ohrfeige möge Sie belehren, daß ich den Dichter wohl zu faſſen verſtehe.

Ergebenſter u. ſ. w.

Quittung

über eine Heldenohrfeige, die ich vom Schauſpieler N. N. als Recompens des ihm zugemutheten Denkens richtig erhalten zu haben beſcheinige.

Der Redacteur.

Dritte Ohrfeige, von der Hand einer Sängerin.

Euer Wohlgeboren belieben eine kleine Ohrfeige in Empfang zu nehmen, die Ihrer Wange die Coloratur beibringen ſoll, die Sie ſo ſehr haſſen. Das Portamento dieſer Ohrfeige und der Ton, den ſie hervorbringt, wird Sie überzeugen, daß ich auch eine ganze Stimme hervorzubringen im Stande bin, wenn Sie dafür empfänglich ſein wollen. Meine große Gage giebt mir ſtolzes Bewußtſein genug, mich über Ihr ſtrenges Urtheil, welches ich boshaft nenne, hinwegzuſetzen. Ich kann nichts, als Sie bedauern! Was mache ich mir aus einem Kritiker? Ich habe an jedem Finger zehn hängen, die bereit ſind, alle Augenblicke ein Meer von Dinte für mich zu verſpritzen, und dieſe anhänglichen Anhänger werden Ihnen ſchon eines anhängen! Eigentlich iſt es ſehr albern von mir, mich darüber aufzuhalten; denn nie bin ich mehr applaudirt worden, als wenn Ihr fades und ungeleſenes Blatt mich tadelte! Alſo finde ich Ihren Tadel nur lächerlich, aber nichts deſto weniger verdienen Sie die beigefügte Ohrfeige dafür, daß Sie noch kein Sonnett auf mich ſchreiben.

Ergebenſte u. ſ. w.

Quittung

über eine zarte Ohrfeige aus ſchönen Händen, welche ich für kein Sonnett richtig empfangen zu haben beſcheinige. Ich reiche dieſen ſchönen Händen ſchon im Voraus die andere Wange hin.

Der Redacteur.

Vierte Ohrfeige, von der Hand eines Leſers.

Euer Wohlgeboren kann ich nicht umhin, eine ausdrucksvolle Ohrfeige anbei zuzumitteln. Sie haben ja in Ihrem Blatte gar keine große Erzählung, mit denen man gewöhnlich am Anfang des Blattes dem Leſer den Magen vollſtopft, damit er hinterdrein nicht mehr viel verlange? Sie wiſſen gar nicht, was eine ſolche hübſch ausgewachſene, ſieben Fuß hohe Erzählung für eine Wohlthat für den Redacteur iſt! Es iſt ordentlich, als hätte man für ſeine Leſer ein Scheffel Klöſe im Voraus auf einen Monat abgekocht, und brauchte dann in der Fütterungszeit nur immer ein Bischen Räthſelſchmalz, Kritikſalz und ein Paar Verſe-Radieschen hinzuzufügen, und der Leſer iſt abgefüttert! Ja, auch an Räthſeln und Charaden laſſen Sie es fehlen!

Und geben Sie uns keine Charaden zu löſen,
Sind Sie am längſten Redacteur hier geweſen!

Alſo möge Sie dieſe Ohrfeige witziger und gewitzigter machen.

Ergebenſter u. ſ. w.

Quittung

über eine Ohrfeige, die ich von einem Leſer für Mangel an Charaden richtig erhalten zu haben beſcheinige.

Der Redacteur.

Fünfte Ohrfeige, von der Hand einer Leſerin.

Euer Wohlgeboren werden von der Hand eines Frauenzimmers eine wohlgemeinte Ohrfeige nicht übel nehmen. Ich liebe die Empfindſamkeit und dafür thut Ihr Blatt gar nichts. Keine Sentimentalität, keine Gemüthlichkeit, kein Gedicht an die Liebe, an die Schwermuth, an die Einſamkeit, an die Verzweiflung, an die Sehnſucht, an die Ferne, an den Fernen, an die Hoffnung! Nichts von Thränen und Klagen! Nicht einmal des Jahres einmal ein Gedicht an den Mond, der mich immer ſo ſanft ſtimmt und den ich immer ſo liebe, daß ich erſt geſtern meinem Stubenmädchen zwei tüchtige Ohrfeigen gab, daß ſie mir die Vorhänge zu früh herabließ. Was ich beſonders liebe, iſt ein murmelnder Bach; da denke ich immer an meinen erſten ſeligen Gatten! Auch ein Gedicht an die Lerche kann mich rühren, weil mein zweiter Gemahl an einem Gericht Leipziger Lerchen ſtarb, und in den Hirtenliedern erinnere ich mich bei jedem Schaf an meinen dritten Mann; und über Alles gehen mir die Liebesgedichte zu Herzen, denn ach! wer einmal liebt, der liebt immer! Und Ihr Blatt liefert gar nichts für mein weiches Herz, nichts für mein gefühlvolles Herz, mit welchem ich die Ehre habe Ihnen beigeſchloſſene Ohrfeige anzubieten.

Ergebenſte u. ſ. w.

Quittung

über eine gemüthliche Ohrfeige, die ich aus den Händen einer gemüthlichen Leſerin für Unſentimentalität richtig erhalten zu haben beſcheinige.

Der Redacteur.

Sechste Ohrfeige, von meiner eigenen Hand.

Euer Wohlgeboren bitte ich nicht zu zweifeln, daß die Ihnen hiermit applicirte Ohrfeige aus bloßer Freundſchaft für Sie erfolgt. Seien Sie überzeugt, daß ich Sie hoch ſchätze, Ihren unübertrefflichen Witz liebe und Ihr Blatt als das beſte aller Blätter halte. Aber Ihrem Blatt fehlt noch ein Blatt; ein Blatt, ohne dem es kaum wird beſtehen können, nämlich: ein Blatt vor dem Munde. Sie ſingen Ihren Waldgeſang ſo vom Blatte weg, das zeigt keinen Tact und es wird Ihnen deshalb zum Neſſelblatte werden. Nehmen Sie alſo dieſe Ohrfeige als Erinnerung an das, was Sie ſich ſelbſt ſchuldig ſind, gütigſt an.

Ergebenſter u. ſ. w.

Quittung

über eine wohlgemeinte Ohrfeige, die ich von einer mir ſehr theueren Hand für zu wenig Mundblatt erhalten zu haben beſcheinige.

Der Redacteur.

* * *

Gedankenjagd

nach

der kleinen Sylbe „lei“.

Es giebt verſchiedene Jäger und Jagden, die häufigſten ſind die Glücksjäger, die ſeltenſten die Glücksjagden. Ein Glücksjäger iſt ein Menſch, ſtets gekleidet in dem grünen Jagdkleid der Hoffnung, ſtets auf der Fährte, nie am Ziel, beſtändig auf dem Anſchlag, doch ſelten beim Treffen, ſtets ſchußfertig in den Revieren der Abenteuer herumſtreifend, doch den Wald des Glückes vor lauter Speculationsbäumen nicht ſchauend. Nach dieſen Glücksjägern kommen die Mädchenjäger.

Die Mädchenjäger ſind die Hyänen der mädchenliebenden Welt; nicht aus Geſchlechts- oder Liebeshunger jagen ſie nach ihrer Beute, ſondern blos aus böſer Luſt, ihnen das Herzblut auszuſaugen und ſie zu verlaſſen. Dieſe Jäger ſind meiſtens Wildſchützen und gehen in fremdes Gehege; es gehet ihnen meiſtens, wie Hamlet vom Speiſen ſagt: ſie jagen nicht, ſondern werden gejagt. Nun kommen die Neuigkeitsjäger; das ſind Flur- und Feld-, Wald- und Waſſer-, Thal-

und Bergſchützen; ſie gehen um ein eben flügge gewordenes Hiſtörchen wie nach einer Wildente in's Waſſer, und klettern himmelan eines Neuigkeits-Gemschens halber. Ihre Ohren ſind ihre Vorſtehhunde, ihr Mund der ewige Schnapphahn und ihre Zunge der ſtets geſchäftige Ladeſtock. Sie laden ewig ein und ſchießen ewig aus, kein Pulverkörnchen irgend einer neuen Begebenheit darf über Nacht in ihrer Gehirnſchlüſſelbüchſe bleiben, ſie drücken los und wär's in die blaue Luft, ſie ſchnuppern immer und ewig auf der Spur und auf der Läufte jedes jungen Geſchichthäschens herum, und tragen jedes aufgepirſchte Neuigkeitchen ſogleich noch ſchweiß- und bluttriefend an die Börſe, in das Caffeehaus, in's Theater oder auf Promenaden, in und auf dieſe Wildpretmärkte der Stadtgeſchichten und ſchreien: kauft's ſchöne, friſche Neuigkeiten! kauft's! u. ſ. w. Nun kommen die Anekdotenjäger. Das ſind wahrhafte Freiſchützenſchießer mit lauter fremden Kugeln, gegoſſen in den Wolfs- und Fuchsſchluchten gewiſſer Cotterien; ſie verſchreiben ſich dem T....., wenn nur zuweilen die ſiebente Kugel trifft. Manche Anekdotenjäger kommen mir wie Spieluhren vor, man weiß ordentlich im Gaſthauſe, ſo und ſo ſpielt alle Tage von eins bis zwei, oder von ſechs bis ſieben der Herr ſo und ſo ſeine Anekdoten herab: haben dieſe Anekdoten-Spieluhren ein Thema erſchöpft und man will ſie noch fortſpielen laſſen, ſo ſchiebt man ihnen nur eine neue Walze unter. Man ſieht es ihnen ordentlich wie den Sandgläſern an, wie viel Anekdoten ſchon herausgelaufen ſind, wie lange alſo ihr Anekdotenleben noch dauern kann; ſind alle herabgeronnen, ſo füllen ſie ſich ſelbſt mit dem Nämlichen und fangen wieder beim erſten an. Wem ſein geiſtiges Leben lieb iſt, der fliehe dieſe Witzquackſalber, die einem gleich ihre fertigen Recepte aufheften, gleich einem Mixturchen eintrichtern, und einem auf jedes geſprochene Wort ein Anekdotenpflaſter aufkleben oder einen Bonmotsſchröpfkopf auf den Nacken ſetzen. Dieſe Anekdotenjäger ſind gewöhnlich Voyageurs für fremde Geſchäftshäuſer; mit eigenen Waaren handeln ſie wenig, ſondern ſie nehmen Anekdoten, Bonmots auf Geſchäft, auf Kundſchaften, handeln, tauſchen ſie aus, waſchen alt auf neu, treiben ſich herum, packen ihre Waaren aus, wenn man auch zehnmal verſichert: man brauche nichts. Dieſe Leute ſind als Tiſchfreunde zuweilen gern geſehen als Aufſätze oder Zwiſchengerichte. Man kann nicht ſtets eſſen, auch nicht ſtets ſelbſt reden; man zieht ſie daher auf, ſie ſpielen eine Weile ab, indeſſen ſich der Gönner bei einem halben Lächeln die Zähne bequem ſtochern kann. Das Loos der Anekdotenjäger iſt das der Spielkarten; ein Nobler ſpielt einmal mit ihnen, dann kommen ſie ſchon als überſpielt in Wein- und Bierhäuſer. Eine ganz beſondere Art Jäger gibt es in der Schriftſtellerwelt, Lobjäger. Ein ſolcher geht in ein öffentliches Haus, und ſchiebt den Leuten Zeitungen unter, worin ſeine Sachen abgedruckt ſind, dreht das Geſpräch gewaltſam darauf und ſpitzt die Ohren wie Schildwachen, ob kein Lob im Anzuge ſei; er legt den Leuten wie den Hühnern erſt die falſchen Windeier ſeiner Beſchiedenheit unter, damit ſie ihre lobenden Eier dazu legen ſollen. Und hat ein ſolcher Lobjäger gar kein Wild im Schuß, ſo jagt er ſich ſelbſt ganz komiſch, d. h. er lobt ſich ſelbſt, bald anonym, bald pſeudonym. Er läuft z. B. als literariſches Wild über dies Blatt; geſchwind ſtellt er ſich in ein anderes, und ſchießt auf ſich ſelbſt fürchterlich lobend los; dann läuft er noch als ein Dritter in ein drittes und erzählt, wie er als X. von Z. mit vielem Rechte wäre gelobt worden, er ſelbſt als Y. könne dies Lob noch beſtätigen. Dieſe Leutchen kommen mir vor wie gewiſſe Harlekine, die ſich ſelbſt unten abſchneiden und oben anſetzen, um recht groß zu ſcheinen und doch ſtets klein bleiben. Doch ich komme vor lauter Jäger zu der Jagd nicht, und ich wollte doch eine Gedankenjagd nach der Sylbe „lei“ machen. Es iſt ein wunderſames Sylbchen dieſes „lei!“ Es iſt die moraliſche Holzverkleinerungsanſtalt, der Wechſelladen der Tugenden, die große Falſchmünzerei der Empfindungen und der ſchlechte, verrenkte Kleinmacherdruck der Gefühle. Es hängt ſich wie der Neid mit ſeinem Endſchmutzgewicht an alles Große, um es herabzuziehen. Da iſt Andacht, das hohe Lied aller Tugenden, der Augentroſt in dem Garten Gottes, dieſes ſüße Gefühl, beſchwichtigend wie der

Arm der liebenden Mutter, erhebend, wie der Anblick der Tugend, beruhigend, wie der Gedanke an die Ewigkeit! Wo iſt ein Gefühl dem gleich, mit dem man aufgelöſt in weihevoller Inbrunſt hinkniet an die Gottesſtätte, das Herz erleichternd im wohlthätigen Genuſſe frommer Herzerhebung? Und nun kommt das Sylbchen „lei" wie ein Satan nachgeſchlichen, hängt ſich an dieſe Himmelstugend und zerrt ſie als Andächtelei herab in den Staub. Was iſt aus ihr geworden? ein Höllenaffenabdruck, die fratzenhafte Nachgeburt ihres entwürdigten Weſens! Die Andächtelei iſt ein Falſarius des großen Wechſels auf die Ewigkeit; ein Schleich- und Schmuggelkünſtler an den Zöllen des jenſeitigen Lebens; ein falſcher Spieler auf der langen Bank der Auferſtehung! — Da iſt die Liebe, die große heilige Frühlingsfeier des Daſeins; das unſterbliche Gottheitstheil in menſchlicher Bruſt, der Vorſchein des ewigen Urlichtes, das Wiegengeſchenk des Himmels beim erſten Werderuf der Erde! Wo iſt eine Bruſt, in der du nicht die Goldhütten dir baueſt? wo iſt eine Seele, in der nicht das Hoſianna deines Namens erſchallt? Wo iſt ein Herz, das ſich zum heiligen Dom dir nicht wölbt? — Doch da iſt ſchon das Sylbchen „lei", und verwandelt den Seraph der Liebe in das puppenartige Gliederweibchen: Liebelei, in das Schaukel- und Hutſcheſpielzeug närriſcher Kinder und kindiſcher Narren! Liebelei iſt die Groteskpantomime auf das ewig erhabene Programm der Liebe; der Himmel in ein Schminkbüchschen geſchachtelt und in joux-joux flacons gegoſſen für die Toilette alter und coquetter Herzen; die Sonne zertrümmert, um mit ihrer ewigen Gluth die Lockenkämmchen und Kniebandhäkchen einer eitlen Empfindung zu übertünchen! — Da iſt die Empfindung, die Morgengabe der Natur an ihren Bräutigam, den Menſchen; die Zumittlerin aller reinen Genüſſe; die Erzieherin unſerer edelſten Freuden; die ſüße Geſellin auf dem Blumenraube in allen fünf Welttheilen unſerer Sinne! Wo iſt der Nomade, den du nicht leiteſt an den unſichtbaren Fäden deiner Gewalt? Wo iſt der Troglodyte, deſſen Seele du nicht erhelleſt mit deinem reinen Lichte? Wo iſt der Dionys, dem du nicht das marmorne Herz beſchleichſt in den ſüßen Regungen ſeiner Menſchlichkeit? — Doch, da iſt ſchon das Sylbchen „lei“ wieder; du wirſt zur Empfindelei, aus dem großen Odem der Welt ein verzucktes Nervchenzittern der Affectation; die Carricatur deiner ſelbſt; aus der ſtrahlenklingenden Memnonsſäule des innern Lebens ein Küchenfeuerhund und Hausbratenwender für die Schau- und Feſtgerichte eingeladener und fremder Gefühle! — Da iſt die Vernunft, der Bürge für unſeren Antheil an dem höheren Leben; der Caſſaſchein für unſere Unſterblichkeit; die Sternenmilchſtraße von der Körper- zu der Geiſterwelt! Huſch, kommt die Sylbe „lei“, und Vernünftelei ſehen wir als rhachitiſches Kind dieſer herrlichen Mutter mit den Doppelgliedern an uns herankriechen! Vernünftelei iſt der trockene Keuchhuſten des Gehirns, die Kriebelkrankheit der Beurtheilungskraft und der bei ſchlechteſter Verdauung ſich oft einſtellende Scheinappetit des Denkens! — Da iſt der *Witz*, der goldene Kammerherrnſchlüſſel in den Kaiſerſälen geſelliger Freuden, der Springbrunnen des Geiſtes, der ſtets emporſteigt, in tauſend Farben niederſtrahlt; die Stenographie des Denkens und die blitzſchnelle Generalrevue aller Begriffe! Wo iſt ein Cirkel, ein Ort, in dem der Witz nicht Ehrenbürger iſt? Wo ein Ohr, in dem er nicht Gaſtfreundſchaft genießt? wo eine Bruſt, die ihm den Triumpheinzug verweigert? — Doch da iſt das Sylbchen „lei!“ Hinweg mit dir: *Witzelei!* untergeſchobenes Storchenei in dieſem Straußenneſte! Meth und Musſurrogat für Naphta und Aether! Witzelei iſt der Eunuche in einem Gedankenſerail, es gelüſtet ihm nach ihnen, ohne ſie deswegen benützen zu können!

So iſt dies kleine Sylbchen „lei“ Urheber großer Uebel. Vermeidet es, wo ihr es am Wege trefft; denn es läuft wie Schlingkraut um alle edle Gewächſe hin.

◆

Ein Wort zu ſeiner Zeit

über das

Hageſtolziat.

Eines der ſchwerfälligſten Bleigewichte an den Schwingen unſers Säculums, eines der gravirendſten und bedeutendſten Symptome unſeres kränkelnden Zeitalters, iſt die immer mehr überhand nehmende Sucht zur Eheloſigkeit. Dieſes, wie ein Krebsgeſchwür, an dem geſunden Staatskörper und an der ganzen Menſchheit nagende und freſſende Uebel, entſpringt augenſcheinlich aus innerer Seelenverderbtheit, aus völliger Gefühlloſigkeit gegen das wohlthätigſte aller Sacramente, aus ſchmählicher Selbſtſucht und aus gänzlicher Abſtumpfung für alle Reize der geſetzlichen, bürgerlichen und Familienverkettung. Liebe und Ehe ſind die zwei Cherubine, die mit beſeligendem Fittig das menſchliche Leben überflügeln, ſie ſind die zwei Herkulesſäulen, auf die der weite, große Horizont des irdiſchen Glückes ſich ſtützt, ſie ſind unſer ſteter Zenith und Nadir, und die Dioscuren unſers Daſeins. Aber nur die Liebe, die nach allen Höllenfahrten und Fegefeuerproben heißer Sinnlichkeit rein in das Himmelreich der Ehe eingeht, verdient Liebe in der wahren Bedeutung des Wortes (nach Werner: charitas) genannt zu werden. Alle anderen Schlag- und Nebenarten verdienen nicht den Namen Liebe, der wie ein Schöpfungshauch die Welt durchweht, den Würm an den Menſchen, und den Menſchen an den Engel knüpft, die das unſichtbare Band der Geiſter- und Körperwelt wob, kurz, verdienen nicht mit dem unſchätzbaren großen Edelſtein der Sprache: „Liebe", bezeichnet zu werden, ſie ſind blos frivole Aufwallungen der Leidenſchaftlichkeit, Aufgährungen des Geſchlechtsſchlackens.

Ein Hageſtolz iſt ſowohl dem Staate, der Geſellſchaft, als allen moraliſchen Cotterien ein hinderndes Ueberbein. Jeder einzelne Menſch ſteht nur durch ſeine Generation mit der Mitwelt, und durch dieſe mit der geſammten Menſchheit in Verbindung; die Bande, die ihn von vorhinein an dieſelbe ſchlangen, reißen oder löſen ſich ab, andere werden locker, die meiſten verſchwinden ganz. Vater und Mutter ſind nicht mehr, Geſchwiſter entfernen, trennen ſich, Verwandte verlaſſen uns, Freunde zerſtreuen ſich dahin und dorthin, werden erſt lau, dann kalt. Was bindet dann noch den Vereinzelten, den Iſolirten, an Staat und Pflicht, an Geſetz und Menſchlichkeit? Das ſüße Band, das den Menſchen an ein ihm geheiligtes weibliches Weſen bindet, erweitert ſich im Kreiſe geliebter Kinder, ſchlingt und verzweigt ſich von da um den

Nachbar und Mitgenoſſen, ſchickt ſeine Ranken, Liebe und Mittheilung ſuchend, durch den Ort und durch Stadt, von da durchs Land, und ſo in die Welt; er wird Gatte, Vater, Familienhaupt, Bürger, Staatsmitglied, Kosmopolit. Was erſchütternd auf die Welt einwirkt, wirkt durch die ſich mannigfach durchkreuzenden Canäle auch auf ihn, denn er iſt Mitintereſſent; die Gefahr, die dem Vaterlande droht, droht auch ihm; das Wohl und Weh des Ortes in dem er lebt, iſt ſein Wohl und Weh; das Unglück ſeines Nachbars, ſeines Mitgenoſſen rührt und ergreift ihn, da er den nämlichen Unfällen Preis gegeben. Vaterlandsliebe und reine Menſchlichkeit ſind die Springröhren, die aus der heilſamen und hellen Quelle der Ehe entſpringen. Wer durch kein liebendes, ihm ganz eigenes, angetrautes Weſen an die Mitmenſchheit, an die bürgerliche Geſellſchaft gekettet iſt, wird ſelten eifriger Bürger, noch ſelten eifriger Patriot ſein. Wer wie eine Schnecke ſein Alles blos in ſeiner eigenen theuren Perſon herumträgt, wer bei dem Brande der Stadt, bei der Bedrohung des Vaterlandes, nichts als ſeinen eigenen theuren Leib zu retten hat, wird ſchwerlich thätig zugreifen, den Brand zu löſchen oder den Feind von den Grenzen zurück zu halten; denn mit der Rettung ſeines ihm allein theuren Ichs hat er ſchon Alles ihm Liebe und Theure gerettet.

Wer die Seligkeit nicht kennt, ein Weib mit keuſcher Scham gegürtet und mit veſtaliſcher Züchtigkeit im Buſen ſein zu nennen, alles was er denkt und fühlt, alles was er iſt und hat, alles was er ſtrebt und ringt, ſeines Herzens leiſeſten Schlag und ſeiner Pulſe geheimſtes Leben, kurz, die Summen ſeiner Freuden alle als Opferkranz der Gattin um das Haupt zu flechten; wer dieſe Seligkeit nicht ahnet, wird der die eheliche Glückſeligkeit ſeines Nebenmenſchen befördern helfen? Wird er mit heiliger Scheu vor dem Palladium alles irdiſchen Glücks eheliche Treue zurückzittern? — Wem die Wonne fremd iſt, ſeine Söhne zur Frömmigkeit, zur Unſchuld, zur Menſchenliebe, zu thätigen, rüſtigen und braven Männern zu erziehen, wird der etwas zur Beförderung der Erziehung thun, werden dem die gegenſeitigen ſüßen Pflichten anderer Eltern und Kinder unverletzlich dünken? Wer die Wonne nie gekoſtet hat und nie koſten will, auf den züchtig verſchämten Wangen ſeiner Tochter die Roſen ſeines Glückes aufblühen zu ſehen, und in ihrem klaren unſchuldsvollen Auge den heiteren Tiefhimmel ſeiner abgeblaßten Jugendzeit zu ſchauen, wird der ſich's zur Sünde rechnen, die Lilie der Unſchuld mit dem Brandhauche niederer Lüſte zu verpeſten, und in die Saat der Frommen das Teufelskorn der Sinnlichkeit zu legen? Ich ſage: nein! nein! nein! und jeder Vernünftige und Erfahrene ruft mit mir: nein! nein!

Die Scheingründe und Deckmäntel, mit denen ein Hageſtolz gewöhnlich ſeine Grundſätze beſchönigt, laufen immer entweder auf den Druck der Zeit, auf Verarmung u. ſ. w., oder auf die Verderbtheit der jetzigen weiblichen Jugend in moraliſcher und geiſtiger Hinſicht hinaus. Beide Entſchuldigungen näher zu beleuchten und ihre Unzuläßigkeit darzuthun, dürfte nicht ganz ſchwer ſein.

Wenn wir uns umſehen im Reiche der Hageſtolzen, ſo werden wir gewahr, daß der größte Theil dieſer Eheloſen aus wohlhabenden, ſorg- und kummerloſen Menſchen beſteht, die blos aus lieber Bequemlichkeit im Cölibate leben, um durch die ſüße Sorge für Gattin und Familie nicht zu einer, ihnen läſtigen Activität gezwungen zu werden. Wie wenig Hageſtolze finden wir unter den wahrhaft Armen und Bedrängten, überhaupt in der niedern und arbeitſamen Claſſe! Der potencirte Bedarf potenzirt auch ihre raſtloſe Thätigkeit, ſpornt ſie zur Arbeit und würzt ihre ehelichen Freuden. Nur in den Wohnungen des Reichthums, dieſes Vaters aller Egoiſten, finden wir jene behaglichen Faullenzer, die voll Selbſtheit ſagen: Nun habe ich genug für mich, ich will die Laſt meiner Sorgen nicht vermehren, um nicht noch für ein fremdes oder mehrere fremde Geſchöpfe arbeiten zu müſſen! Schon daß ſie durch den Beſitz ihres Mammons alle Genußkelche des Lebens vollauf leeren können, daß ſie ihre Sinnlichkeit zu jeder Minute betäuben und ſich im Schlamme verbuhlter Beſitzungen herumwälzen können, ſtumpft ſie für edlere Bedürfniſſe, für das Bedürfniß der Ehe, für das Bedürfniß züchtiger und keuſcher Umarmungen, für das Bedürfniß herzlicher Mittheilung und häuslicher Wonne ab. Mangel und Armuth ſind alſo ſehr ſelten die Beweggründe des Hageſtolzismus. Eben ſo unbefriedigend iſt der andere Grund, Verbildung, ſchiefe Erziehung und übertriebene Luxurioſität der jetzigen weiblichen Jugend.

Ich wälze einen großen Theil dieſer Schuld auf das männliche Geſchlecht zurück; die in unſerem Zeitalter vorherrſchende Arroganz, Selbſtheit, Frivolität und Verflachung der männlichen Jugend, ja ſo zu ſagen, ihre geiſtige Entmannung iſt die Urquelle der weiblichen Untugenden und Fehler.

Es giebt Männer, die ſich beifallen laſſen, zu ſagen: das weibliche Geſchlecht bedürfe keiner weiteren Erziehung und Ausbildung, als die in der Küche und Speiſekammer, am Waſchtroge und Nähtiſche. Zu dieſer Anſicht kann nur Mangel an Verſtand verleiten. Unwiſſenheit, Seelenrohheit, Blödſinn u. ſ. w., ſind meiſtens die Urſachen, warum blos Eitelkeit, Modeſucht und Coquetterie dem ſchönen Geſchlechte mehr ſind, als Herzensgüte, Frömmigkeit und Beſcheidenheit. Dieß fällt auch blos auf die männliche Jugend zurück, die in der Art, wie ſie ſich an Toiletten und Nähtiſchen benimmt, wie ſie um die Gunſt, um die Hand und um das Herz eines Mädchens wirbt, es deutlich genug zu erkennen giebt, daß ſie ſelbſt weder Achtung noch Sinn für den Werth höherer Weiblichkeit, für den Reiz ſtiller Tugend, für den Zauber geiſtiger Anmuth und für die ſüßen Vorzüge häuslicher Zurückgezogenheit beſitzt, noch daſſelbe von dem Ideale ihrer augenblicklichen Anbetung fordern könne oder wolle.

Lächerlich, thöricht und inconſequent iſt es, wenn ſich der Jüngling wie eine Miederpuppe bei ſeiner Lalage einfindet, gekräuſelt und geſalbt, ſie mit faden Schmeicheleien bethört, ihre körperliche Schönheit als ſeinen einzigen Götzen betrachtet, ſie mit Plattituden und Fanfaronaden unterhält, ihre Neigung durch Geſchenke, Spazierfahrten, Bonbons u. ſ. w. zu erhalten ſucht, und hinterdrein verlangt, ſie ſollte auf alles das verzichten, und bloß für ſein ausgehülstes „Ich“ — welches ſie doch früher gar nicht zu Geſichte bekam — leben und da ſein!

Aus was beſteht das Auxiliarcorps unſerer Jünglinge, wenn ſie im Sturmſchritt gegen ein weibliches Herz marſchiren? Engliſchen Fracks — goldenen Uhrketten — weißen Strohhüten — Schnurr- und Backenbärten — Nachtmuſiken — Bällen — Cavalcaden — Walzern — Radmänteln — ſteifen Halsbinden u. ſ. w. Wer kann es dann den Mädchen verdenken, wenn ſie ihrerſeits ein eben ſo bedeutendes Hilfscorps entgegenſtellen, als z. B. echte Shawls lange Leiber — Schottiſche Mäntel — Eau de Cologne — Schmachtlocken — Lorgnetten — Gruppirungen — Ecoſſaiſen u. ſ. w.

Die immer mehr überhand nehmende Bildung und Genialität, oder eigentlich die edle Unverſchämtheit und Zudringlichkeit unſerer Jünglinge, iſt das erſte Princip der Zerſtörung aller Frauenwürde. Dieſe peſtartige, alle Sittlichkeit zermalmende und vergiftende Rohheit und Nichtachtung gegen das ſchöne Geſchlecht, die jetzt unter den Zierbengeln, Tagsrittern und Modepoſtillons Ton iſt, muß und wird das Uebel noch ärger machen und allen Sinn für Weiblichkeit verflüchtigen. Bei dem es Mode iſt, ein Weib verächtlich zu behandeln, bei dem herrſcht Unſittlichkeit, und unzüchtige Laſter hecken verderbliche Brut in ſeinem entarteten Innern, und wo es ſchon Ton iſt, ſelbſt die äußeren Ehren- und Achtungsbezeugniſſe außer Acht zu ſetzen, da hat die Verderbtheit den höchſten Gipfel erreicht.

Nach allem dieſen kommen wir wieder auf den erſten Punkt zurück, daß das Hageſtolziat nichts iſt, als eine verdammliche Selbſtſucht, eine der Geſellſchaft, der Menſchheit und dem Staate gleich ſchädliche Untugend. Und wie verkümmert lebt nicht ein Hageſtolz an und für ſich, und wie lächerlich wird er zuletzt ſeinen Mitmenſchen! Denkt einen fünfzigjährigen jungen Jüngling, der ausſieht wie das Geſchlechtsregiſter der Familie Langeweile, der täglich um 7 Uhr, 30 Minuten und 2 Secunden die lieben Aeuglein aufſchließt, mit den lieben Pantöffelchen bis 10 Uhr herumklappert, dann ſein Süppchen ſchlürft, dann ein Stündchen ausſchleicht, Nachmittags ein Schläfchen hält, Abends ein Spielchen macht, Nachts ein Schälchen Thee trinkt, und dann an der Seite eines Möpschens einſchnarcht. Iſt das nicht ein reizendes Bild? Aber ſo wie die gütige und weiſe Vorſicht jeder Untugend ihre Strafe beifügt, ſo wird jeder Hageſtolz von einem Hausübel gepeinigt, und dieſes Uebel trägt den Namen „Haushälterin!“ Es iſt ein wahrer Triumph für alle Frauen, einen ſolchen verknöcherten und verkümmerten Jüngling unter dem hochnothpeinlichen Halsgericht einer ſolchen Haus- und Taſchentyrannin zappeln zu ſehen!

◆

Gedanken über Gedanken.

Wir leſen heut zu Tage Aphorismen, Papilloten, Fidibus, hypochondriſche Splitter, Ein- und Ausfälle u. ſ. w.; wir leſen Gedankenſpäne u. ſ. w., aber wenig Gedanken! und nun ſogar Gedanken über Gedanken! d. h. über keine Gedanken, oder auch keine Gedanken über keine Gedanken, alſo ein in einandergeſchachteltes Gedanken-Nichts, Nichts über Nichts!

Ein ſublimer Gedanke; ein gemeiner Gedanke; ein glücklicher Gedanke; ein roher Gedanke; ein Weltgürtelgedanke; ein Spießbürgergedanke! was heißt das? was bedeutet das heut zu Tage? Criſpin brandſchatzt alle Schriftſteller und hängt ihre Lappen für eigene Mache aus, das heißt: ein neuer Gedanke! Ich ſchöpfe aus den Quellen der Natur, der Leſer glaubt den Gedanken ſelbſt gehabt zu haben: „ein alter Gedanke!“ Criſpin ſagt: ein Mädchen, das die Heloiſe liest und bei „Kabale und Liebe“ Thränen vergießt, muß eine treffliche Gattin werden; „ein ſublimer Gedanke!“ Ich unterſuche erſt ihren Knochenbau, ob er den Geſetzen der Gattin und Mutter entſpricht; „ein roher Gedanke!“ Criſpin ſchickt ihr zu ihrem Geburtstage einen candirten Löwen, den Amor an einem Zuckerfaden leitet, mit der Inſchrift: L'amour et la gloire; „ein glänzender Gedanke." Ich ſende ihr Nähnadeln, Fingerhut, Stopfholz und Scheerchen mit den Worten: Reichsinſignien häuslichen Glücks; „ein roher Gedanke!" Criſpin ſagt: ich muß meine Kinder zu Kosmopoliten, zu Kraftgeiſtern, zu Welterſchütterern erziehen; „ein Weltgürtel-Gedanke!" Ich ſage: ich werde meine Kinder der Tugend, der Religion, dem Vaterlande und dem — Handwerke erziehen; „ein ſpießbürgerlicher Gedanke." Cidli ſagt: der Gedanke geht mir nicht aus dem Kopfe; ſie meint nämlich die Spitzenhaube ihrer Nachbarin, iſt alſo eine Spitzenhaube auch ein Gedanke? — Mida ſagt: was ich in Gedanken habe, naſcht mir die Katze nicht; ſie hat einen ſchmucken Fähndrich in Gedanken; iſt alſo ein ſchmucker Fähndrich auch ein Gedanke? — Alcindor ſagt: „andere Schranken, andere Gedanken!" Hier war's ein Kammerkätzchen, dort ein Milchmädchen; ſind alſo Kammerkätzchen und Milchmädchen auch Gedanken? — — Selma ſagt: der Gedanke verfolgt mich unaufhörlich! Sie ſpricht von einem arabiſchen Tuche; iſt alſo ein arabiſches Tuch auch ein Gedanke?

J. ſitzt in Gedanken, X. reitet auf ſonderbaren Gedanken, Z. fährt ein Gedanke durch den Kopf: alſo giebt es ſitzende, berittene und fahrende Gedanken. „Gedanken ſind zollfrei!" Schlechte Redensart; der Mund iſt das Gedanken-Mauthhaus, am Zungenſchlagbaum wird abgezollt; wer überpaſcht, wird beſtraft. Man ſtößt ſich den Kopf an, man macht dumme Streiche, wie entſchuldigt man es? Es geſchah in Gedanken! Der iſt in Gedanken eingeſchlafen! Man kann wohl über, aber nicht in Gedanken einſchlafen. „Viel Denken macht Kopfweh; wer denkt wohl weniger und hat mehr Kopfweh, als das ſchöne Geſchlecht? „Die Gedanken nehmen ihm den Kopf ein.“ O, der Kopf muß die Gedanken einnehmen, und nicht die Gedanken den Kopf. „Gedacht, gethan!“ Das heißt, gar nichts gedacht und hineingeplumpſt. „Das Mädchen macht ſich allerlei Gedanken;“ allerlei Haubenmuſter und allerlei Heirathsplane, allerlei Stickmuſter und allerlei Tanzpartien heißen hier allerlei Gedanken.

So ſpricht man heut zu Tage von Gedanken, ſo liest man Gedanken ohne Gedanken, ja, ſo ſchreibt man Gedanken ohne Gedanken über Gedanken ohne Gedanken! Was ſoll man ſich alſo von allen dieſen Gedanken, die eigentlich keine Gedanken ſind für Gedanken machen, die ja Gedanken ſein ſollen? Doch der Leſer liest Gedanken mit oder ohne Gedanken, ſelbſt in Gedanken — mit oder ohne Gedanken — und legt die „Gedanken über Gedanken“ weg, den Kopf voll von Gedanken — ohne Gedanken —!

Verſchiedene fromme Wünſche

verſchiedener armer Teufel.

I.

Ich bin ein armer Teufel, aber weder ein Luſtteufel noch ein Bosheitsteufel, weder ein Teufel des Geizes, noch ein Liebesteufel, weder ein hinkender, noch ein hölliſcher Teufel, ſondern ein armer Leſeteufel, der, wenn er hört, daß irgend Jemand flucht: „Hol der Teufel dieſes oder jenes Buch!“ auch ſogleich da iſt und es wirklich holt. Ja, fehlt irgend Jemandem von meinen Bekannten ein Buch oder eine Zeitung, ſo ſchreit er: „Dieſes Buch oder dieſe Zeitung iſt ſchon wieder beim Teufel!“ Dieſe finden ſich aber bei mir, folglich bin ich ein wahrer Buch- und Zeitungsteufel, aber ein *armer*, das heißt einer, der ſich kein Bücherſerail anſchaffen kann, um ſie *nicht* zu genießen, ſondern einer, der ordentlich nach einem Buche jagen muß, um es zu erobern, dann aber mit aller Liebeskraft eines glühenden Schäfers über die Schöne herfällt. Mit den Zeitungen geht es einem armen Leſeteufel ſchon beſſer; da ſind Conditoreien die Rettungsanſtalten oder die Rumfordſche Zeitungsſuppenanſtalt für arme Leſehungrige; aber eben hier muß ich zu Nutz und Frommen mehrerer armen Leſeteufel einen frommen Wunſch äußern, in Betreff eines großen Conditoreiübels, und dies iſt der buchſtabirende Zeitungsleſer!

Es iſt zum Raſendwerden, wenn ein ſothaner Zeitungsleſer ſich durch eine Taſſe Caffee das Recht erkauft, zwei bis drei Stunden Leſeproben und Buchſtabirexercitien zu halten. Man pränumerirt ein Blatt; es iſt in den Händen dieſer Buchſtabirzünftler, die wie Leſefaulthiere eine Ewigkeit brauchen, bis ſie von einem Blatte auf das andere kommen; man ſitzt auf dem Nadelſpitzenſeſſel der Ungeduld und ſieht ihren langſam vorrückenden Zeigefingern und Deuthölzern nach. Pechſchwer rückt der Finger vor; ſchon will man die Langverhaftete befreien; da dreht er das Blatt wieder um und macht Anſtalt, einen vergeſſenen Artikel da capo nachzubuchſtabiren. Wie muß da einem armen Schnell-Leſeteufel zu Muthe ſein? Es wird daher jeder meinen Wunſch billigen, in jeder Conditorei ein Nebencabinet für Buchſtabirer errichtet zu ſehen, in welchem ſie an den geſtrigen Zeitungen die edle Buchſtabirkunſt à lour aise treiben könnten, oder aber im ſchlimmſten Falle mögen ihnen die Mittag- oder Mitternachtſtunden angewieſen werden, damit andere ehrliche Leſer auch an's Brett, d. h. an's Zeitungsbrett kommen mögen.

II.

Ich bin ein armer Teufel, d. h., wie Du, mein geneigter Leſer, wohl wiſſen wirſt, ein Menſch, nach dem ſich Niemand umſchaut, aber ich bin auch ein ſolcher armer Teufel, der ſich nach Niemanden umſchaut. Ich ſchaue blos mit Gottesfurcht hinan zum Himmel, mit Liebe hinauf zu meinem Monarchen, mit Zärtlichkeit hinüber zu meinem ſchönen Fenſter-vis-à-vis, mit Fröhlichkeit hinein in das ſchäumende Glas und mit ruhiger Gläubigkeit hinab in das mich über kurz oder lang umfaſſende Grab. Umſchauen aber mag ich mich nun einmal nicht; ich ſchaue g'rad'aus! Deſto ärgerlicher muß es aber einem gerad'ausſehenden armen Teufel ſein, wenn er von gewiſſen umſchauenden Blicken angewetterleuchtet wird. Gewiß iſt es jedem meiner Leſer ſchon arrivirt, daß er einmal unter den frechen Blicken gewiſſer Leute ſtand, die in dieſe Blicke alles hineinlegen, was Unverſchämtheit, verbunden mit Rohheit, nur hervorbringen kann. Es wäre daher mein frommer Wunſch, ein eigenes Gericht für ähnliche Blicke niederzuſetzen, indem ſie eben ſo, wie andere Behelligungen das geſellige Leben zerſtören. Ich könnte ordentliche Naturpäſſe dieſer Blicke angeben, die ſo verächtlich ſie an und für ſich ſind, doch wie eine Dachtraufe, den Geduldſtein aushöhlen. Liegt denn nicht in der frechen Gaffmanier, wie einen eine gewiſſe Gilde von hirnloſen Jungen anglotzt, eine mit Schwabacher Lettern geſchriebene Injurie? Und würde nicht ein Tribunal, das dieſe Augeninjurie züchtigt, eine wahre Wohlthätigkeitsanſtalt für friedliche Menſchen ſein?

III.

Ich bin ein armer Teufel, ergo habe ich außerordentlichen Reſpect vor Gelehrten, Künſtlern, Dichtern, Compoſiteuren, Malern, Schauſpielern und Recenſenten. Wäre ich ein reicher Teufel, ich hieße dieſe Leute alle „Kerls" und könnte ſie nicht ſchmecken, aber als mitarmer Teufel liebe ich ſie; nur habe ich wieder einen frommen Wunſch an Recenſenten, ad vocem Künſtler. Ich habe neulich die Theaternotizen einiger Blätter ausgezählt, und ſiehe da! auf jede Zeile kam eine Künſtlerin, ein halber Künſtler und dritthalb Kunſtgebilde! Ich ging gläubig und fromm und ſah mich um unter den Söhnen und Töchtern des Landes der Kunſt und:

Wie wenig, ach! hat ſich entfaltet,
Und dies Wenige wie klein und karg.

O Kunſt und Künſtler! Die Hutſchemännchen unſerer Theater-Recenſenten! Die falſchen Schaumünzen, die ſie bei ihrer papiernen Krönung mit vollen Händen ausſtreuen! Ich hege alſo den frommen Wunſch, daß nicht mehr als dreizehn Künſtler auf ein Dutzend gehen mögen, daß die Recenſenten etwas kärger mit dieſem Namen umſprängen, damit der Künſtler ſich nicht ſchäme, einen Namen zu führen, der ſchon zum Gattungsnamen aller Couliſſenreißer und ſtentorſtimmiger Lungengiganten herabgeſunken iſt.

IV.

Ich bin ein armer Teufel, der gerne lacht, aber ich lache nicht gerne in's Fäuſtchen, ſondern hell auf; ich lache nicht gerne über Jemanden, ſondern mit Jemanden, und ſo ein Freund ich von Lachen bin, ſo zerreißt doch jedes Odoardo-Gelächter mein Herz. Aber es gibt noch ein Gelächter, das mir die Bruſt zerſchneidet und das iſt das Gelächter über Zweideutigkeiten in Gegenwart von Frauen und Kindern. Ich hege daher zum Frommen mehrerer ähnlicher armer Teufel den gewiß frommen Wunſch, die oft ſehr zweideutigen Extemporationen auf manchen Bühnen wenigſtens nicht laut zu belachen und zu beklatſchen. Es begnüge ſich Jeder, der Gefallen daran findet, ſeine Freude geheim zu halten und im Stillen ſeine Billigung zu geben. Dieſer Wunſch liegt mir mehr als alle andern am Herzen, und ich bitte ſehr darum. Man bedenke, wie viel reine Seelen, wie viel unbefleckte Gemüther in einem Theater ſind, denen der obſcöne Sinn verloren ginge, wenn nicht der Applaus einer ſolchen an ſich ſchon rügenswerthen Equivoque dieſelbe aufmerkſam machte und vielleicht den erſten trüben Anhauch auf das Glas der Kindlichkeit und Unſchuld brächte. Ich beſchwöre Euch, unterlaßt wenigſtens das laute Applaudiren, da Ihr doch vielleicht ſelbſt ein ſchuldloſes Weib, eine reine Braut, eine unbefleckte Schweſter oder eine unentweihte Blume der Jugend in dieſe Hallen führt, an deren Seelenadel und Reinheit Euer eigenes Glück geknüpft iſt. Und iſt denn nicht jedes „Bravo", das bei ähnlichen Stellen Euren Lippen entflieht, ein ausgeſprochenes Geſtändniß, daß Euer befleckter Sinn jedem Unkeuſchen ein Echo giebt?

Den lauten Markt mag Momus unterhalten,
Ein edler Sinn liebt edlere Geſtalten.

* * *

Die Taſchen-Familie.

Die Familie der Taſchen iſt die allerälteſte, einflußreichſte, bedeutendſte und angeſehenſte im menſchlichen Leben; es iſt kein Ort in der cultivirten und uncultivirten Welt, an dem nicht ein Mitglied dieſer Familie lebt und die größte Achtung genießt. Ja man kann ſagen, dieſe Familie regiert die Welt, ſie verleiht Ehren und Aemter, ſie ertheilt Doctorhüte, ſie adelt Bürgerliche, ſie avancirt Cadetten, ſie befördert Referendare, ſie creirt Profeſſoren, ſie ſtiftet Ehen, ſie erobert Herzen, ſie verführt die Unſchuld, ſie giebt Dispenſationen, ſie legt in Ketten, ſie befreit Gefangene, ſie macht Dummköpfe klug, ſie macht Stumme beredſam, ſie verſchönert die Häßlichen, ſie verjüngt das Alter, ſie glättet die Runzeln, ſie gründet Muſeen, ſie pachtet Theater, — kurz wo nur irgend etwas Erhebliches geſchieht, hat ein Glied dieſer Familie die Hand im Spiele. Ein jedes Mitglied dieſer erlauchten Familie hat ſein eigenes Departement, in welchem es ſeine Regierung bekundet. Die erſte Perſon iſt die

Bruſttaſche, oder die Finanzminiſterin des Weltalls! Sie ſchließt den Reim auf „Welt“ in ſich ein, und iſt daher der ewige Endreim des Lebens. Wenn dieſe Taſche nur recht weit und voll iſt, darf die Bruſt noch ſo eng und leer ſein, kann man ſich doch brüſten und in die Bruſt werfen! Nur derjenige, der viel auf der Bruſt hat, darf frei von der Bruſt weg reden! Die Papierblätter der Bruſttaſche ſind die wahren Bruſttheeblätter gegen das Huſten der Verlegenheit und gegen die Heiſerkeit der Stimme der Wahrheit. Wer ſolche Blätter in der Bruſttaſche hat, nimmt kein Blatt vor den Mund. Ein ſolches Blatt mit Ziffern iſt ein ordentliches Zifferblatt, nach dem man immer ſieht, um zu wiſſen, was an der Zeit ſei, es verſchafft Stern und Titel und wird zum Stern- und Titelblatt, nicht in Kupfer, ſondern in Gold geſtochen. Es iſt eine characteriſtiſche Eigenheit der Bruſttaſche, daß ſie eine entſchiedene Vorliebe für leere Köpfe hat; ſie wirft ſich ihnen an den Kopf, wie die ſchönſten Frauen ſich an dumme Männer hängen, um die Alleinherrſchaft zu führen. Wenn ich einen ſolchen hochgeachteten leeren Kopf mit voller Bruſttaſche begegne, laſſe ich immer voll Trauer meinen eigenen Kopf bis an meine eigene leere Bruſttaſche ſinken, welches der leere Kopf für ein Compliment hält! Nach der Bruſttaſche ſpielt die

Brieftaſche oder die Miniſterin der innern und äußern Angelegenheiten, eine Hauptrolle. Bei den Damen iſt ſie das Kammergericht der Herzenskammern, bei Verliebten der Hafen und Stapelplatz aller ein-

und auslaufenden Liebesbriefe und der Trophäenſaal erbeuteter Locken und Schleifen; bei Ehemännern die Familiengruft für das Bild der in ihrer Liebe längſt verſtorbenen Gattin; bei Börſen-Speculanten die Logarithmentafel des leidigen Differentialismus; bei Dichtern das Reiſebeſteck der Gedanken; bei Zeichnern der Taſchendieb der Phyſiognomien; bei Spielern die Fiſchmarktrechnung von geſtern und bei Witzigen das Feldbett plötzlicher Einfälle. Nach der Brieftaſche kömmt die

Poſttaſche, die Geſandtin des Gedanken-Freiſtaats. In ihrem Staate herrſcht Toleranz und Gleichheit aller Stände. Sie umarmt den jüdiſchen Brief und den chriſtlichen mit gleicher Liebe; das große Wappenſiegel küßt brüderlich das Groſchenpetſchaft des armen Schluckers; der unfrankirte Grobian (wie der witzige Langbein den unfrankirten Brief nennt), liegt ſo geſchmeidig da, wie das Bittſchreiben; der nagende Mahnbrief und das freudige Gratulationsbillet ſind friedlich vereint; die biſſigſte Kritik und das lobhudelnde Elogium ſchlagen einen Weg ein; das Bewerbungsſchreiben und der Korb machen ein gleiches Geſicht, und der Brief, der einem Manne ſeine Witwerſchaft verkünden ſoll, ſieht nicht munterer aus, als die Trauerepiſtel, die einem Neffen die Geneſung ſeines reichen Onkels anzeigt. Nun kömmt die

Jagdtaſche, die Oberhofküchenmeiſterin des Vergnügens. Sie iſt der Probeſaal zum Einſtudiren, wie man ſodann die Menſchen gleich Thieren hetzt und jagt, wie man lauert und anſchlägt; wie man Netze und Schlingen legt; wie man edles Wild parforce auftreibt und in kalter Luſt niederſchießt. Das ganze menſchliche Leben iſt eine Jagdtaſche oder vielmehr eine Taſchenjagd; Einer jagt nach der Taſche des Andern; da werden Treib- und Prelljagden veranſtaltet, man jagt in Schlachten, zu Ehren des Pulvererfinders, die Menſchen wie Schwarzwild; die edlen Hirſche werden immer ſeltener, doch die Haſenfüße ſind nicht auszurotten. Wenn das Wild zu fern iſt, gießt man das Jagdtaſchen-Blei zu Setzkaſten-Blei und ſchießt damit d'rauf los. Eine würdige Schweſter findet die Jagdtaſche in der

Patrontaſche, der Kriegspräſidentin Mavors. Patrontaſchen ſind mehrere Taſchen, die ihre Patronen vereinigen, um einen Patron für alle Taſchen zu finden. Dieſer zunächſt ſteht die

Maultaſche (Maulſchelle), die man oft erhält, wenn man das Maul nicht in der Taſche behält, ſondern ſpricht, wie es einem gewachſen iſt. Solche Maultaſchen trägt man oft Jahre lang in der Taſche, bis man executiver Maultäſchner wird. Es iſt ſonderbar, daß eben die Leute die meiſten ſolcher Taſchen einſtecken, die nichts einſtecken und die das Maul am rechten Orte haben. Solche Maultaſchen kleiden am beſten und zieren ordentlich die

Backentaſchen des Affen und des Oranguntangs im geſelligen Leben; für dieſe Backentaſchen aller ſchwänzelnden, eckelhaften, äffenden Geſprächs- und langarmigen Schreibeaffen ſind die Maultaſchen erfunden worden, und es läuft einem das Maul voll Waſſer, ihnen eine Taſche voll ähnlicher Erfindungen zukommen zu laſſen. Die Gallerie der ſo glorreichen Familie beſchließt nun ein Mitglied, welches die Welt nicht nur regiert, ſondern tyranniſirt, ein Mitglied, das in jeder Geſellſchaft zu finden iſt, und das ausſchließend dem ſchönen Geſchlechte angehört: die

Plaudertaſche! Dieſe plaudert ganze Nationen in die Taſche! Wie ein einziger Laut den Sturz einer Lawine hervorbringen kann, ſo iſt ein Anſchlagwort genug, um die Lawine ihrer Veredſamkeit in's Rollen zu bringen. Sie fängt an zu plaudern, die Maſſe vergrößert ſich immer mehr, bis ſie ganze Gegenden ſammt Häuſern und Bewohnern niedergeplaudert hat, und man oft hundert zerſtümmelte Namen aus dem Schutt ihrer Worte herausgraben muß. Welch einen Unterſchied giebt es in Familien. Wie liebenswürdig und reizend, wie verführeriſch iſt die üppige volle Brieftaſche gegen die unerträgliche, meiſtens dünne und magere Plaudertaſche! Welch ein Spiel der Natur in den Taſchen, welche bewunderswerthe Taſchenſpielerei!

◆

Sehen und Hören.

Es wird ſo viel Unfug in der lieben Welt mit dieſen beiden Wörtchen getrieben, daß Einem Hören und Sehen vergeht! wo man hinſieht, hört man nichts Gutes, und was man hört, ſieht traurig aus. Macht man ſich gefaßt, eine große Oper zu hören, ſo ſieht man, wie ſeine Freude zu Waſſer wird, und freut man ſich eine Künſtlerin zu ſehen, ſo hört man, ſie iſt heiſer geworden. Die Leute, die auf die Finger ſehen ſollten, ſehen durch die Finger; die, welche Einen bloß anhören ſollten, hören Einen aus. Es läßt ſich kaum erſehen, warum die Damen den und den erhören. Ein Mädchen wird zuerſt angeſehen, wie weit iſt es aber da noch, bis ſie auserſehen wird! oft iſt dieſes kaum abzuſehen! Wie ſieht ſich der Mann nicht vor, wie ſieht er ab und zu, wie wenig ſieht er ihr nach, auf was ſieht er nicht alles früher! er ſieht auf die Familie, auf die Kleiderſchränke, auf die Geldkiſten, letztlich ſieht er auf das Mädchen; und wie oft muß man nicht nach allem dieſen Sehen noch ein Auge zudrücken! Das Hören iſt wieder eine ganz eigene Sache. Diejenigen, welche die längſten Ohren haben, hören am ſchlechteſten, und gerade diejenigen, welche ausgehört haben, wollen immer wieder anfangen zu hören. Wie oft führt nicht ein kleines Verſehen zu einem großen Verhör, und ein kleines Verhör zu einem großen Verſehen, und dennoch iſt verhört und verſehen das beſte Spiel. Unſre Vaudevilles, die mit Melodien verſehen werden, bei denen wirkt dieß Verſehen gerade entgegengeſetzt, wie bei Feſtungen, die man mit Proviant verſieht; die letzten halten ſich dadurch länger, die Vaudevilles nicht; es iſt aber gut, daß es „Verſehen“ heißt, da ſie bald darauf ſterben. Man hört oft, was die Glocke geſchlagen hat, bevor man noch ſieht, was an der Zeit iſt, und oft ſieht man ſeine blauen Wunder, ehe man noch davon gehört hat. Seitdem die Wände Ohren haben, hören alle Häuſer, unter welchen die Schauſpielhäuſer die harthörigſten, und die Adreßhäuſer die weithörigſten ſind. In den Spielhäuſern haben ſogar die Karten Ohren, ja ſie habn's oft fauſtdick hinter den Ohren, und wenn ſie Ohrenweh bekommen, ſo zieht es ſich auf die lange Bank. Coquette Mädchen, guter Schweizerkäs und fette Rindsſuppe haben tauſend Augen, man kann ſie kaum zählen, allein die Augen der fetten Rindsſuppe laſſen ſich verſchlucken, die Augen des Schweizerkäſes laſſen ſich verdauen, aber die Augen der coquetten Mädchen ſind wie Elſter- oder Hühneraugen; ſie wachſen immer beſtändig friſch heran, ſie ſind überall und nirgends, ſie hüpfen umher, wie die Heupferde ohne Zaum und Zügel, begucken alles und kaufen nichts, wie die Diebe, und doch, wenn man ſie ertappt, ſind ſie am losgelaſſenſten.

◆

Die Kunſt
mit Caffeeſchweſtern umzugehen,

nebſt

einem Anhang über das Klatſchen, Mediſiren, Verläumden, Spötteln, Achſelzucken, Augenblinzen, Kopfſchütteln, Händereiben, Ohrenſpitzen u. ſ. w., wie auch einige Fingerzeige über die Kunſt, alles zu wiſſen, was bei ſeinem Nachbar vorgeht, wie viel Ellen Taffet alle Damen in derſelben Straße zu ihren Oberröcken gebrauchen, wie die Geſindeordnung aller Häuſer beſchaffen, wer den Mädchen in dem Revier die Cour macht, wie groß der Pantoffel in den verſchiedenen Familien der Umgegend iſt u. ſ. w. u. ſ. w.

Herausgegeben
von einem
Practicus und Caffeebruder.

Vorwort.

Adams erſter ruhiger Schlaf iſt auch ſein letzter geweſen; er erwachte und hatte eine — Frau. Nichts war natürlicher, als daß es bald kein Paradies mehr für ihn gab, ſie zogen aus dem Paradieſe; alles war ſtille; kein Blatt regte ſich an den Aeſten und Zweigen des Gottesgartens; kein Säuſeln der Zweige ſagte ihnen ein flüſternd — Lebewohl! Eva ſchmollte, kein Wort kam über ihre Lippen, und

Adam ging ganz traurig neben her. Ermüdet lagerten ſie ſich unter einen Baum, doch nicht eine Sylbe vermochte Adam aus ihr herauszubringen; da fiel ein Korn von der Frucht des Baumes herab und gerade in ihre Herzgrube, ſogleich fing Eva an, nicht nur zu ſprechen, ſondern unerſchöpflich wie ein Springbrunnen zu plaudern und zu raiſonniren; Adam erſtaunte über dieſes Wunder, nahm einige Körner dieſes Baumes mit — es war der Caffeebaum — und baute ſie in ſeinem Exparadieſe; ſo oft Eva ſchmollte und nicht ſprach, legte er ihr eine Caffeebohne auf die Herzgrube, und ſie begann wie ein Uhrwerk zu plaudern. Dieſes iſt der erſte Urſprung des Caffeegebrauchs; wie er bis auf unſere Zeiten raffinirt und cultivirt worden iſt, weiß jede Leſerin ohnehin.

Erſtes Capitel.

Vom Anzug in Caffeegeſellſchaften.

Das Anziehen in Caffeegeſellſchaften iſt eben ſo wichtig, als das Abſtoßen. Eigentlich aber iſt allda nur vom Losziehen die Rede.

Für die Damen iſt eine dunkle Farbe zu empfehlen, da doch ohnehin eine die andere verdunkeln, und ſich mit den Flecken der Mitſchweſtern beſchäftigen will. Enge Schuhe können nicht ſchaden, da gewiß jede noch eine in der Geſellſchaft findet, bei deren Anblick ihr der Schuh zu weit wird.

Schnüren dürfen ſie ſich nicht ſehr, da ſie ſich im Verlauf der Geſellſchaft immer mehr aufblaſen. Den Mantel müſſen ſie nicht ablegen, um ihn nach dem Winde hängen zu können. Ihr Haar muß ſorgfältig gemacht ſein, denn ſie laſſen nicht gerne ein gutes Haar an Jemandem.

Zweites Capitel.

Ueber das Handarbeiten in Caffeegeſellſchaften.

Das Strickzeug müſſen ſie auf jeden Fall mitbringen, damit ihnen ja beileibe der Faden der Unterhaltung nicht ausgehe, und damit ſie ſich gegenſeitig tief in's Geſpräch verſtricken. Feine Tücher zu ſäumen, ſteht aber nur höchſtens der Hausfrau zu, doch darf ſie darüber keine Medisance verſäumen. Merken iſt in Geſellſchaft ſehr zu empfehlen, denn da ſie ſo viel Perſonen um ihren Namen bringen, ſo müſſen ſie es doch auf einer andern Seite wieder einigermaßen erſetzen.

Drittes Capitel.

Ueber das Sich Introduciren in Caffeegeſellſchaften.

Ein Mann, der in eine Caffeegeſellſchaft von Damen gebeten iſt, verſehe ſich mit drei Sachen und er iſt flott.

1. Eine wahre Anecdote aus dem Leben der Stadt.
2. Ein Bericht einer neuen Mode oder eines neuen Stoffes.

3. Eine Scheere, um die guten Namen und die Langweile abzuſchneiden.

Er beginne vom Wetter und leite es immer ſo, daß er ſeine Anecdote daran anknüpfen kann. Z. B. „Es iſt ſehr glatt draußen; man kann leicht ausgleiten. Apropos, das bringt mich auf die Idee eines Fehltritts, da muß ich Ihnen eine wahre Anecdote erzählen!“ Oder: „Es iſt heiß zum Verſchmachten! Weil wir eben vom Verſchmachten und Schmachten reden, muß ich Ihnen eine wahre drollige Anecdote mittheilen!“ u. dgl. m.

Viertes Capitel.

Sonſtiges Benehmen.

Bei der vierten Taſſe ſind die Sprachwerkzeuge ſchon ganz durchwärmt und erregt, man nimmt es nun mit der geographiſchen Mediſance nicht mehr ſo genau, d. h. es können nun auch entfernteſte Stadtgegenden an die Reihe kommen, und die nächſten Verwandten um einen Namen kürzer gemacht werden. Mit der fünften Taſſe fängt die Ohrenbeichte an, d. h. man flüſtert ſich ſchon über ſeinen Nebenſitzenden in die Ohren. Bei der ſechsten Taſſe löſen ſich alle Bande des Blutes und des Herzens, es herrſcht eine allgemeine Mediſance-Freiheit und Gleichheit.

Fünftes Capitel.

Abſchieds-Complimente.

Zu empfehlen braucht man ſich gar nicht, denn man hat ſich durch ſein Läſtern und Spotten genugſam empfohlen. Man reicht den Damen das Umſchlagetuch, denn nach ungebundenen Reden können ſie bloß in Umſchlag erſcheinen; begleitet ſie an den Wagen und ſagt leiſe: „Fahren Sie ſo fort und Sie kommen weit!“

Sechstes Capitel.

Schluß

Man ſieht nach, wie viele gute Namen auf dem Platze blieben, wie viel leicht und wie viel tödtlich verwundet wurden, man ſcharrt die Todten ein und giebt die Hoffnung auf die andern nicht auf. Man küßt ſich gegenſeitig, um das Geſagte zu beſiegeln und geht auseinander, um wieder zuſammen zu kommen.

* * *

Die literariſche Holzſpaltungs-Anſtalt.

Wenn wir einen Blick auf die literariſchen Waldungen werfen, und ihren ehemaligen Zuſtand mit ihrem jetzigen vergleichen, ſo drängt ſich uns unwillkürlich die Furcht auf, bald einen gänzlichen Mangel an wahrem Eichen- und Tannenbrennholz leiden zu müſſen und gezwungen zu ſein, unſere Leſezimmer bloß mit den Stoppeln und Maisblättern einer Afterlectüre zu heizen. Wie kräftig und rieſenſtämmig eilten nicht ſonſt die vielblättrigen Bäume dieſer alten Wälder hinan zum Himmel, wie konnte der Leſer von Zweig zu Zweig eilen und ſich hinaufſchwingen in die klare, höhere Region des poetiſchen Daſeins und ſich kräftigen in dem Stahlbade der weitgeſtreckten Anſchauung des Lebens; oder ſich leſend und luſtwandelnd ergehen in den gaſtlichen und ernſten Schatten ihrer Zweige, die nachbarlich verſchlungen, ſeine geiſtige Promenade überbauten! Da ſprach aus jedem Baume die inwohnende Hamadryade heiliger Gefühle uns an; in dem Rauſchen der Blätter hörten wir nur den An- und Rückklang unſerer Herzenstöne, und in jedem Stamme ſtanden die eigenen Namen der heimiſchen Pieriden eingeſchnitten! Doch werfen wir *jetzt* einen Blick nach dieſen Wäldern. Wie ausgeſichtet! wie ausgereutet! wie hat nicht die Axt der fällenden Nachſcribler an den üppigen Bäumen genaſcht! Welch ein Heer von Holz- und Baumdieben hat hier nicht fouragirt und requirirt! Die Zweige ſind entlaubt, und ſtatt der heimatlichen Nachtigall niſtet nur die nachäffende Spottdroſſel (Turdus polyglottus) in den ausgelichteten Aeſten. Auf dem großen claſſiſchen Banyasbaume ſitzen pedantiſche Affen, welche die Citationsnüſſe herabwerfen in den Schooß unwiſſender Commodſchreiber, welche ſie ſodann als Motto-Vorhängetüchlein ihren Kindlein vorbinden. Der Baum der Erkenntniß, der ſonſt inmitten des Schreibe-Edens ſtand, iſt verdorrt, und die rieſigen Piſangblätter der Alten werden von den jetzigen talentnackten Geſchwindſchreibern zu kleinen Blätterchen verſchnitten, ihre Blößen damit zu decken! Dieſes Eingehen der literariſchen Waldung, die dadurch bevorſtehende Holztheuerung und die Vorahnung eines Leſefroſttodes, hat die jetzige ökonomiſche Handhaberei des Literaturgehölzes herbeigeführt. Eine der vorzüglichſten Hervorbringungen dieſer Anſtalt ſind die *Sparöfen* und *Sparherde*, id est *Journale* und *Zeitſchriften*. Mit einem kleinen, unbedeutenden Stückchen wird ein ganzes Leſepublicum einige Tage lang in einem gewiſſen Wärmegrad erhalten. Was wird nicht Alles auf dieſem belletriſtiſchen Sparherde verkocht und verbacken! Romantiſche Kräuterſuppen, kritiſche Brühen, ſentimentale Hohlehippen, Notizenkoch, polemiſche Hachées, Charadenragouts ꝛc. ꝛc.! Und nun gar jene Sparöfen, die mit anderwärts ſchon ausgebrannten und hier noch einmal angeglommenen Steinkohlen heizen, d. h. jene Zeitſchriften, die nachdrucken und Todte beſchwören; dieſe contribuiren zur Holzökonomie am meiſten. Aber es iſt nicht genug, daß das Verbrauchungsſyſtem eingeſchränkt wird, die Materie ſelbſt, das Holz muß ökonomiſcher behauen werden, und zu dieſem Behufe giebt es Gottlob, auch eine „literariſche Holzverkleinerungsanſtalt“ in der ſchreibenden Welt. Es giebt nämlich Leute, die theils von der lieben Regentin Vernunft monatlich wenig Gage beziehen, oder auch ſolche, die gar keine eigentlichen Gedankenrenten haben, ſondern davon leben, daß ſie zuweilen einen finden, oder ſich bei einem andern Gedanken zu Gaſte laden, oder auch irgendwo ausführen ꝛc. Dieſe Leute wollen doch auch als Contribuenten der Schriftſtellerwelt leben, darum werden ſie „Holzhauer“ und „Holzverkleinerer“ der Literatur. Sie ſchleppen nämlich einen alten Stamm aus claſſiſchem Boden in ihren eigenen, der auch zuweilen claſſiſch iſt, z. B. aus der dritten Claſſe; — nun keilen ſie ſich mittelſt eines Dictionnairs in den Stamm hinein, und verurſachen alſo ſchon eine Spaltung in der alten Literatur. Nachher wird darauf losgehämmert und losgezimmert, bis der Stamm in ſeinen Theilen zerfällt, glatt gehauen, und in verſchiedene Stöße aufgeſchichtet wird, worauf ſie dann tarifmäßig losſchlagen:

	C. M.
Eine Klafter Ueberſetzung in großen Scheiten	24 fl.
Eine dito Auszüge in kleinen dito . . .	20 „
Ein Scheffel Rinde für Quartalſchriften .	15 „
Ein dito Abſchnitzel für Almanache . . .	12 „

Nun bleiben ihnen noch Accidenzien und Nebenſporteln, die ſie auch mit einer außerordentlichen Betriebſamkeit zu befördern wiſſen. Z. B.

	C. M.
Die Späne als Gedankenſpäne, das Bündel	10 fl.
Die Splitter als Gedankenſplitter, das Büttel	8 „
Die Abfälle als Einfälle, das Maß . . .	5 „
Die Holzfaſern als Gedankenſidibus, das Hundert	3 „
Den Holzſtaub als Gedankenzunder, die Handvoll	30 kr.

Man ſieht, dieſe belletriſtiſchen Holzverſilberer haben es in ökonomiſcher Gediegenheit weit gebracht.

Man glaube aber ja nicht, daß man bei Heizung der Leſecabinete mit dieſem Klein- und Dünnholz Kälte leide, im Gegentheil, es rinnt einem der helle Schweiß über die Stirne. Die Adreſſe dieſer Holzhauer iſt Jedem bekannt, wer ſie aber ſprechen will, der gehe auf einen Kreuzweg zwiſchen einer Antiquarhandlung und einer Buchdruckerei, und rufe dreimal: „Heilige Propheten der Kunſt! erſte Lichter der Literatur!“ Da kommen ſie gleich und fragen: „Was befiehlt der Herr?“

Jabadeus Sauerkrigs

Neujahrs-Prophezeihungen.

Das neue Jahr wird, wie jede Neuigkeit, einen Tag das allgemeine Stadtgeſpräch ſein; man wird ſich mit dem Munde wünſchen, mit dem Herzen verwünſchen. Man wird koſtbare Geſchenke machen, und die Rechnungen nicht bezahlen. Leute werden lange Reden halten und nichts ſagen. Liebhaber werden mit Anſtand verſchenken, was man ihnen mit großem Anſtande borgte. Frauenzimmer werden ſich einen halben Tag ankleiden, um den andern halben Tag entblößt zu gehen. Männer werden ihre Weiber überraſchen mit Zärtlichkeit. Das Jahr wird ſein ein Schaltjahr für alle Frauen, die ſchwache Männer haben. Die Zinszahl wird dem Hausherrn immer zu klein, den Einwohnern immer zu groß dünken. Der Planet, der das Jahr regieren wird, heißt Gold. Zwiſchen Weihnachten und Aſchermittwoch wird es ſehr viele Glückliche, nämlich Betrunkene geben. Den längſten Tag wird haben ein Dichter an dem Tage, an dem ſein erſtes Stück aufgeführt wird. Die längſte Nacht wird haben ein Weib vor der Abreiſe ihres Mannes, und die kürzeſte Nacht der Mann nach der Abreiſe ſeines Weibes. Ein ewiger Frühling wird ſein in den Toilettbüchschen der Damen. Finſterniſſe wird es zwei geben, eine unſichtbare bei den ſogenannten Helldenkern, und eine ſichtbare von der Sohle bis zum Scheitel einer gewiſſen Jungfrau, die ſo groß als ganz Europa iſt. Das erſte Mondesviertel tritt ein nicht lange nach der Hochzeit. Ein ergiebiges Feld wird es geben für Zwiſchenträger, einen günſtigen Wind für Ohrenbläſer, eine trockne Zeit für die Converſation, und heiß wird es werden allen ehrlichen Leuten. Der Hagel wird viel Unheil anrichten, nämlich der Janhagel. Viel Blitz und Donner wird es geben in häuslichen Kreiſen. Eine Ueberſchwemmung wird es geben an Gedichten, und doch eine Dürre in der Poeſie. Viel Nebel wird ſein, doch reifen wird nichts. Eine ergiebige Ernte wird ſein an Dünkelkorn, ein herrlicher Schnitt für Namen- und Ehrabſchneider; an Flegeln wird kein Mangel ſein, doch gedroſchen wird leeres Stroh. Am beſuchteſten wird ſein das Pfandhaus, und am luſtigſten in den Trauerſpielen. Man wird wie ſein Leben lieben — die Todten, und tödtlich haſſen — die Lebenden. Man wird in Geſellſchaften gehen, um allein zu ſein. Man wird ſich ſtets ſchminken, und nicht roth werden. Man wird ſich für eine Ewigkeit trauen laſſen, und ſich von dieſer Minute an keinen Augenblick mehr trauen. Menſchen, die nie hungrig ſind, werden ſtets eſſen, und die ſo Hunger leiden kriegen keinen Biſſen. Man wird faſt eben ſo viel Zahlungen ein- als Wechſel ausſtellen. Man wird das ganze Jahr verliebt ſein, und doch nicht lieben. Man wird viel Gönner und wenig Kenner finden. Die Müßiggänger werden ſehr beſchäftigt ſein, und die Geſchäftsleute werden müßig gehen. Weiber werden ſich den ganzen Tag Mühe geben, Abends zu gefallen, und werden, beim Lichte betrachtet, mißfallen. Ein Jeder wird es lieben, nur ſich ſelber zu ſehen, und doch ſeinem Nachbar den Spiegel vorhalten. Der nicht einen Bedienten hat, wird oft Viele beherrſchen, und der zehn Diener hält, wird kaum ſein eigener Herr ſein. Um den Streit zweier Parteien zu ſchlichten, wird man Leute beſolden, die ihn ewig machen. Leute ohne Ausbildung werden die meiſte Einbildung haben. Auf den Theatern wird man die alten griechiſchen Stücke mit vielem Aufwande geben, das eine große Trauerſpiel aber: „Die Griechen,“ wird ohne Theilnahme vorübergehen. Nach verbotenen Frauen und verbotenen Büchern geſchieht die meiſte Nachfrage, erlaubte Bücher und ledige Mädchen aber werden nicht an Mann zu bringen ſein. In der Literatur werden viele Diebe erwiſcht werden, die kritiſchen Richter werden die kleinen hängen, und die großen laufen laſſen. Man wird ſich in zwölf Sprachen „gehorſamer Diener“ nennen, und keinem Menſchen einen Dienſt erweiſen. Die Ungeſchliffenen werden am ſchneidendſten, und die

Geſchliſſenen am ſtumpfſten ſein. Leute, die zehn tauſend Tage ſtudirt haben, kriegen kein Amt, und die nur eine Nacht verheirathet ſind, werden angeſtellt. Arme Teufel werden reich ſein an Witz, Laune und frohem Muth, und reiche Männer werden arme Sünder ſein. Man wird, um friſche Luft zu ſchöpfen, in verſchloſſenen Häuſern ſpazieren fahren. Leute, die nirgends kochen, werden überall eſſen, und die überall zu Hauſe ſind, werden bei ſich ſelbſt fremd ſein. In Leſezirkeln wird man bemerken, daß die Lichter immer kürzer, die Zeit aber immer länger wird, und die Redactoren ſämmtlicher Journale werden ſehr klagen über die große Abnahme — der Abnehmer.

Amen.

Trauungsrede

zur

Vermählung des Herrn Caffee mit Demoiſelle Sahne.

Meine andächtigen, theuren und koſtſpieligen Freunde!

Der Text, den wir unſerer heutigen Rede zu Grunde gelegt haben, findet ſich aufgezeichnet im erſten Buche der Geneſis, und lautet daſelbſt im erſten Capitel, Vers neun, wie folgt:

Es verſammeln ſich die Waſſer unter dem Himmel auf einem Orte, damit das Trockne ſichtbar werde!

Im erſten Augenblick, aber nur im erſten Augenblick, ſcheint in dieſen Worten ein großer Widerſpruch zu liegen; denn wenn ſich alles Waſſer vereinigt, wie kann da etwas Trockenes ſichtbar werden? Bei näherer Betrachtung aber wird es ſich als ganz richtig bewähren. Zu dieſer Betrachtung erbitte ich mir Eure gewohnte Aufmerkſamkeit in den folgenden beiden Theilen meiner Rede, wovon der erſte Theil Waſſer und der andere trocken ſein wird.

(Hier kann der Zuhörer ſich oder ſeinen Nächſten räuſpern, auch etwas murren, daß der Caffee noch nicht kommt; nicht minder kann das Publicum einige ſchlechte Witze reißen, aber nicht viele, denn nun komme ich mit meinem):

Erſten Theil.

Waſſer.

Indem Ihr Euch, meine frommen Zuhörer, einige Taſſen Caffee zu Gemüthe zieht, wird Euch die Bedeutung dieſes Wortes: Waſſer bereits durchdrungen haben.

Waſſer! welch ein Wort! Die allererſte Verſammlung beſtand aus Waſſer! wie aus dem Texte unſerer Rede hervorgeht: Es verſammeln ſich die Waſſer! Eine Tradition lehrt, daß ſie ſich verſammelt hätten, Göthe's Geburtstag zu feiern, und daß die Spree, die früher ſo breit war, wie die Wolga, ſich damals ſo erſchöpft hat, daß ſie wie ein ſeichtes Gelegenheitsgedicht durch Berlin fließt.

Waſſer! wenn es kein Waſſer gäbe, könnte man kein Waſſer unter den Wein ſchütten; könnte man kein Waſſer unter den Wein ſchütten, ſo könnten keine Weinhändler beſtehen; könnten keine Weinhändler beſtehen, ſo könnte es keine Schauſpieler geben; Schauſpieler muß es aber geben, ergo muß es Waſſer auch geben!

Waſſer! Wenn es kein Waſſer gäbe, könnte es keine Waſſerweiber gäben, gäbe es keine Waſſerweiber, ſo könnte es keine Sahneweiber geben; gäbe es keine Sahneweiber, gäbe es auch keine Sahne; Sahne muß es aber geben, ergo muß es auch Waſſer geben!

Waſſer! Wenn es kein Waſſer gäbe, ſo könnte es keine Thränen geben; gäb' es keine Thränen, ſo könnt' es kein Mitleid geben; gäb' es kein Mitleid, ſo könnte es kein Trauerſpiel geben; gäb' es kein Trauerſpiel, ſo könnte es keine Trauerſpieldichter geben; Trauerſpieldichter muß es aber geben, ergo muß es Waſſer geben!

Waſſer! Wenn es kein Waſſer gäbe, ſo gäb' es auch am Himmel keinen „Waſſermann"; gäb' es keinen „Waſſermann," ſo gäb' es auch keine „Fiſche;" gäb' es keine Stockfiſche, ſo gäb' es keine Abonnenten auf meine Werke, gäb' es keine Abonnenten auf meine Werke, ſo gäb' es auch keinen Caffee; Caffee aber muß es geben, ergo muß es Waſſer auch geben!

Waſſer! Wenn es kein Waſſer gäbe, ſo gäb' es auch keinen Regen; gäb' es keinen Regen, ſo gäb' es auch keine Tropfen; gäb' es keine Tropfen, ſo gäb' es auch keine Homöopathie; gäb' es keine Homöopathie, gäb' es nicht „Wurſt wider Wurſt;" gäb' es nicht „Wurſt wider Wurſt," ſo gäb' es keine ewige Gerechtigkeit; eine ewige Gerechtigkeit muß es aber geben, ergo muß es Waſſer auch geben!

Waſſer! Wenn es kein Waſſer gäbe, ſo gäb' es auch kein Meer; gäb' es kein Meer, ſo gäb' es auch keine Inſel; gäb' es keine Inſel, ſo gäb' es auch keinen Robinſon; gäb' es keinen Robinſon, ſo könnte Madame Krikeberg nicht überſetzen; Madame Krikeberg muß aber überſetzen, ergo muß es Waſſer auch geben!

Waſſer! Waſſer! Je mehr ich davon rede, je mehr läuft mir der Mund voll Waſſer! Das alles iſt Waſſer auf meine Mühle! Ich ſchließe nun den erſten Theil meiner Rede, um Euch Eure Freude nicht ganz zu Waſſer zu machen.

(Hier können die Zuhörer ihr Entzücken ausdrücken, und ſich Kräfte ſammeln zum)

Zweiten Theil.

Trocken!

Trocken ſind — meine andächtigen Zuhörer! — alle Gegenſtände, die nicht naß ſind! Mit Ausnahme des trockenen Gelbſchnabels, der hinter den Ohren noch naß iſt. Trocken iſt oft ein großes Wort, ein heilbringendes, ein verderbendes! Mit der trockenen Wahrheit könnte man eben ſo wenig in einer anſtändigen Geſellſchaft erſcheinen, als mit einem naſſen Pudel! Ein trockener Heirathsantrag macht weniger Eindruck, als ein feuchter Liebesblick! — Man wird durch einen trockenen Korb mehr begoſſen, als durch ein zu Waſſer gewordenes Rendezvous! — Tauſend Menſchen gehen in's Waſſer, blos um auf's Trockene zu kommen! — Ein Stelöwe, ein Seetiger ſind nicht halb ſo reizend, als ein Schäfchen — im Trockenen! — Wie glücklich ſind die Schriftſteller, die nie Sand brauchen, ſondern die ihre Sachen gleich trocken niederſchreiben! — Ein trockener Huſten iſt bei weitem erträglicher, als ein Auswurf der Menſchheit! — Ein trockener Spaß iſt amüſanter, als ein wäſſeriger Ernſt! — So darf ich auch hoffen, daß der trockene Theil meiner Rede beſſer iſt, als der wäſſerige Theil Eures Caffee's! — Mit Vergnügen ſeh' ich mich, meine Rede und Euch durch und durch getrocknet um das Waſſer ſitzen; denn nun iſt Euch der Text meiner Rede klar geworden:

„Es verſammeln ſich die Waſſer alle auf einem Orte, damit das Trockene ſichtbar werde!“

Alſo ward es! Die Vermählung des Herrn Caffee mit dem Fräulein Sahne, geborne Waſſer, gab den glücklichen Impuls dieſer Rede. Seht hier ein muſterhaftes Paar! Der Bräutigam hat ſich erſt malen laſſen, dann hat er ſich in's Waſſer geſtürzt; die Braut hat erſt für den eigenen Heerd geſorgt, darauf haben ſie ſich feuerlich verlobt und noch am grünen Holze verbunden. Ihr ſeid alle als Milchbrüder von Caffeeſchweſtern dazu eingeladen. Wir hoffen in vier Wochen die ſilberne, und in acht Wochen die goldene Hochzeit zu feiern, wozu Ihr nur das Gold und Silber mitzubringen braucht, und ſomit Glück und Segen dem neuen Ehepaare; möge

Fortuna ihre Schale geben, denn bald hab' ich zu wenig Caffeeſchalen! Zum Schluſſe danke ich Euch, die Ihr gekommen ſeid, für die Ehre und Euch, die Ihr nicht gekommen ſeid, für das Vergnügen, das Ihr mir erzeigt habt, in Ewigkeit, Amen!

◆

Monographie der Theatral-Aſtronomie.

Lieber Leſer! ich habe Dir ſchon einmal geſagt, daß ich ein prächtiger Kerl bin, und mich ſelbſt küſſen möchte; aber ich habe Dir noch nicht geſagt, daß ich ein witziger, ein ſehr witziger Kerl bin! Du freilich weißt das nicht, aber ich! Ich bin *geheim witzig, verſchwiegen*! Die Welt erfährt es nur nicht, und dieß Geheimniß wird mit mir ſterben! So iſt es auch eines meiner witzigen Geheimniſſe, daß ich eine *Theatral-Aſtronomie* geſchrieben habe; und wenn Du mir verſprichſt, lieber Leſer, mein Geheimniß zu ehren, will ich Dir einige kleine Auszüge aus dieſer Wiſſenſchaft mittheilen. Du mußt es nur nicht weiter erzählen, ſonſt könnten die Leute glauben, ich wollte die Aſtronomie perſönlich angreifen, und die Aſtronomie könnte auf eine Fiscal-Unterſuchung bei dem Septemvir-Gericht der Plejaden gegen mich antragen, wenn ſie auch voraus ſehen kann, daß die hellen Richter ſie zurückweiſen werden. Alſo, lieber Leſer, ſage keinem Menſchen etwas von dieſer meiner geheimwitzigen Wiſſenſchaft.

Die erſte Regel

der Theatral-Aſtronomie iſt: ſeinen Horizont zu kennen, und ihn nie aus den Augen zu verlieren.

Der Thierkreis

heißt in der Theatral-Aſtronomie derjenige Kreis von Künſtlern, die Thiere auf der Bühne darſtellen. Wenn ich alſo einer Bühne beigeſellt bin, wo ich Affen, Hunde, Wölfe u. ſ. w. darſtellen laſſe, ſo iſt das mein Thierkreis.

Die Himmelskörper

der Theatral-Aſtronomie werden eingetheilt in Fixſterne, Planeten und Kometen. Die Fixſterne heißen von fixus unbeweglich. Die Schauſpieler alſo, die ſchlecht ſpielen und unbeweglich ſind, ſind die Fixſterne der Bühne. Die Planeten ſind die beweglichen Sterne, entweder die Schauſpielerinnen, die beweglich oder leicht zu bewegen ſind, oder die zu großen Gagen bewegen u. ſ. w. Kometen endlich ſind die Künſtler und Künſtlerinnen, die mit einem großen Schweif von Eltern und Verwandten engagirt werden.

Der Zenith und Nadir

in der Theatral-Aſtronomie iſt, wenn man vom Scheitelpunkt bis zum Fußpunkt von dem Sternenlicht einer Künſtlerin geblendet iſt.

Der Magnet

iſt in der Theatral-Aſtronomie von großer Wichtigkeit. Allein der Theatral-Aſtronom hat bis jetzt die ſonderbare Erfahrung gemacht, daß der Magnet in der Theatral-Aſtronomie nicht nach Norden, ſondern nach Süden zieht. Der Compaß iſt auch da ſehr nöthig, denn da man zu Engagementsreiſen einen Paß nöthig hat, ſo muß man ſagen: Komm' Paß!

Der Mittags-Cirkel

iſt in der Theatral-Aſtronomie derjenige Cirkel, wo der Künſtler des Mittags zum Eſſen eingeladen, und in welchem über Koch- und Bühnenkunſt debattirt wird.

Der Aequator oder Gleicher

heißt in der Theatral-Aſtronomie derjenige Dirigent, der ſolche Stücke auf das Repertoir ſetzt, die den kürzeſten Abend ſo lang wie den längſten Tag machen, alſo eine künſtliche Tag- und Nachtgleiche hervorbringen.

Die zwölf Zeichen

der Theatral-Aſtronomie ſind: 1. Der Widder, oder das Schaf als Chef. 2. Der Stier, oder die Ochſen-Menuette. 3. Die Zwillinge, oder Staberl und Urſchel. 4. Der Krebs, oder die Mitſchuldigen. 5. Der Löwe, oder der verwunſchene Schneidergeſelle.

6. Die Jungfrau, oder die Italienerin in Algier. 7. Die Wage, oder der Juriſt und der Bauer. 8. Der Scorpion, oder der Wechſel. 9. Der Schütze, oder 14 Tage nach dem Schuß. 10. Steinbock, oder le vieux garçon et la petite fille. 11. Der Waſſermann, oder der Dichter und der Schauſpieler. 12. Die Fiſche, oder ſieben Mädchen in Uniform.

Von den nördlichen und ſüdlichen Sternbildern

finde ich in meiner Theatral-Aſtronomie auch einige thätig, z. B. das fünfte: die Caſſiopeja, ein auf dem Stuhle ſitzendes Frauenzimmer. Die Caſſiopeja iſt die Nachbarin des Camelopards oder Giraffen (10te Bild), welcher ſeinerſeits wieder mit dem 11ten Sternbild, dem Fuhrmann, in Berührung kömmt. Auch das 11te ſüdliche Bild: der Wolf ſpielt in der Theatral-Aſtronomie eine bedeutende Rolle u. ſ. w.

Merkwürdig iſt es, daß bei meinem Theater-Aſtronomen die Wage ganz an den Nagel gehängt wurde, wenigſtens die Wageſchalen; die Zunge iſt noch in ſteter Thätigkeit.

Mehrere theatraliſch-aſtronomiſche Betrachtungen, Kalender-Bauernregeln, Wetterprophezeihungen habe ich auch geſammelt, z. B. wenn die erſte Theater-Sonne einen großen Hof hat, ſo folgt ein Beifallsregen. Wenn die Jungfrau Abends in das Zeichen einer Tanzgeſellſchaft tritt, ſo ſteht des andern Tages eine Heiſerkeit zu erwarten. Wenn ſich der Aſtronom von Norden nach Süden bewegt, um Theater-Sterne zu entdecken, ſo wird für Gaſthäuſer eine gute Ernte u. ſ. w.

◆

Laufbriefe.

Ich habe mich ſchon einmal darüber gewundert, daß man blos Steckbriefe hat, die den Zweck haben, durch genaue Beſchreibung einer verdächtigen Perſon, dieſelbe kenntlich zu machen, damit ſie zum Beſten des Staates, der Ruhe, der Sicherheit und des allgemeinen Beſten angehalten, aufgefangen und zurückgeſtellt werde. Ein eben ſo vortreffliches Werk wäre es, wenn man Laufbriefe hätte. Dieſe Laufbriefe ſollten den Zweck haben, gewiſſe Leute, die durch unerträgliche Fadheit, durch Arroganz, durch Dünkel, durch Anmaßung, durch Albernheit, durch Zudringlichkeit, durch Aufpaſſerei, durch Horchen u. ſ. w. gefährlich ſind, kenntlich zu machen, damit ſie jeder um Gotteswillen nicht anhalte, ſondern um ſeiner Ruhe willen ja ſchnell laufen laſſe. Wenn man die Steckbriefe Perſonen nachſchickt, ſo ſollte man dieſe Laufbriefe ihnen vorſchicken, ſie in die Zeitungen ſetzen laſſen, damit jeder, der einem ſolchen Zeit- und Geſellſchaftsmörder, einem ſolchen Ehren- und Namendiebe, einer ſolchen geheimen Polizei-Blindſchleiche, einem ſolchen falſchen Recenſionsmünzer, einem ſolchen literariſchen Lügen- und Windbeutel, einem ſolchen correſpondirenden Auslandläufer, einem ſolchen Geduldnothzüchtiger, einem ſolchen Anecdoten-Brenner und Bonmot-Schmuggler zufällig begegnet, geſchwind auf die Seite ſpringe, und ja keine Minute ihn aufhalte. Dieſe Perſonen ſollten dafür feſtgeſetzt werden, daß ſie nicht durchgehen, und fortgejagt werden, weil ſie feſtſitzen. Wie ſchön wäre es, wenn wir in der Polizeifama ſolche Laufbriefe läſen und gleich wüßten: den und den müſſen wir in Gottesnamen laufen laſſen. Ich will zum Spaß einige ganz aus der Luft gegriffene Formulare hier beifügen und gebe jedem, der etwa etwas unter denſelben ſuchen ſollte, im voraus einen Laufbrief.

Erſter Laufbrief.

In einer ſichern Stadt, die an einem ſchönen Fluſſe liegt, iſt ein unſicherer Redacteur nicht auszurotten. Er iſt nicht wegzukriegen und hat ſich allda wie Mercurialſalbe eingeſogen. Der Mann iſt kleinlich, hat eine weiße Naſe, ein loſes Maul, anſehnliche Ohren und einen weiten Hals. Er trägt einen ſteifen, arrogantfarbenen Leibrock, einen Strohhut, einen ditto Kopf, einen Mantel aus jüdiſcher Nächſtenliebe, gewendet; ein Stockparaplui aus Grobzeug und Schreibeärmel aus Büffelleder. Er ſchreibt alle Tage etwas Monatlanges, wiederkäut einen Schlegel, lebt vom Schlamme, tappt im Finſtern und kann alles was hell iſt, nicht leiden. In ſeinem Felleiſen befinden ſich:

geſtohlene Gedanken, gewärmter Brei, Stiefelwichſe zu Dinte, zäher Gummi zu Witz und eine vollkommene, ausgearbeitete, unübertreffliche Gemeinheit, letztere ſein eigen. Wir bitten jeden ehrlichen, literariſchen Kerl, der ihn nach obiger Beſchreibung erkennen ſollte, ihn um Gotteswillen laufen zu laſſen, ihm ja nicht Rede zu ſtehen; denn wenn er angehalten wird, wirft er wie das Stinkthier mit Schmutz um ſich; wer ihn ungehindert im Fortlaufen befördert, wird reichlich belohnt.

Zweiter Laufbrief.

Auf einer ſichern Bühne kann ein unſicherer Schauſpieler nicht mehr fort. Er trägt ſich ſelbſt auf den Händen, ſeine Vortrefflichkeit im Munde, und jedem, der ihn nicht ſehr lobt, Haß nach. Er lebt von der Einbildung und ſpricht nur ein einziges Wort: Ich. Er hat vier grimmige Feinde: das D, das T, das B, das P, allein er hat ſie aber ſämmtlich in Verwirrung gebracht. Er iſt ſehr groß im Kleinen und klein im Großen. Er kennt Ungariſch, Böhmiſch und Slaviſch wie Deutſch, hat immer viel Anſtand mit ſeiner Rolle, und bei verſchiedenen Gelegenheiten iſt er Ballettänzer und Schornſteinfeger. Es wird jeder Recenſent gebeten, ihn laufen zu laſſen und ihn die Bretter frei und ungehindert paß- und repaſſiren zu laſſen.

Dritter Laufbrief

Ein gewiſſer Sohn eines ungewiſſen Vaters iſt plötzlich ein Schöngeiſt geworden. Er nimmt alle Tage Unterricht im Schluchzen bei Trauerſpielen, und ein fleißiger Theatergänger bringt ihm das Gähnen bei. Schon kann er über Kunſt mehrere Sylben zuſammenſchimpfen und wenn er nur etwas feſter im Verfertigen des Tüpfels über das i ſein wird (·), fängt er an zu recenſiren. Er wird unſtreitig ein Genie; denn ſchon ſitzt ihm die Halsſchleife ſchief und ein kleiner Schimmer von Beſoffenheit ſetzt ſich bei ihm an. Alle Cirkel und Geſellſchaften werden gebeten, ihn laufen zu laſſen, ihm Thür und Thor zu öffnen; denn er iſt im Stande, zu behaupten, Shakespeare habe den Scribe in's Engliſche überſetzt, Homer ſei ein Gelegenheitsdichter geweſen und Recenſenten wären unparteiiſch.

Vierter Laufbrief.

Eine ungewiſſe Jungfrau von gewiſſen 50 Jahren, eine ausgezeichnete Geſellſchaftsläuferin, iſt mit ihrem und mit dem Weltenalter unzufrieden. Sie beſitzt aber für ihr Alter ſehr viel Selbſtverläugnung. Sie ſieht mit dem Stecher des Neides auf alle herab, die ſo verſtockt ſind, noch jung zu ſein, und ſeitdem die Männer ſo frei ſind, keine Freier zu ſein, iſt ſie eine große Verehrerin der Freiheit. Sie führt ſtets ein Sentenzenflacon aus Duſch's moraliſchen

Briefen bei ſich, und ſchneidet ſich Schönpfläſterchen aus Schillers Reſignation auf Velinpapier. Sie weint beträchtlich, wenn ihren Schweſtern das Unglück paſſirt, verheiratet zu werden; ſie hüllt ſich in eine Enveloppe aus altem Flor und iſt für Kamtſchadalen ſehr eingenommen. Es wird Jedermann gebeten, ihr nicht in den Weg zu treten, ſondern ihr Platz zu machen und ſie laufen zu laſſen, denn wenn ſie Einen anſtreift, geht der gute Name mit.

Fünfter Laufbrief.

Ein ſicherer Recenſent leidet nach ſichern Berichten an einer tödtlichen Krankheit: Wahrheit. Dieſe Krankheit iſt eine Leberkrankheit, wenn man zu frei von der Leber weg ſpricht. Er hat gelbſüchtiges Haar, vermuthlich aus Galle, und weil er ſeine Naſe in alles ſteckt, iſt ſie ziemlich breit geworden. Er trägt eine Brille, weil ſeine Nachſicht nicht weit geht und läßt ſich das Haar alle Tage brennen, vermuthlich weil es ihm oft zerzauſt wird. Seine Figur iſt nicht unter-, ſondern überſetzt, und doch erſcheint er im Theater ſelten. Seine Freunde werden erſucht, ihn laufen zu laſſen, denn ſeine Force beſteht in Ungehaltenſein.

Sechster Laufbrief.

Ein unſicheres Publicum in einer ſehr ſichern Stadt, verſichert das ſicherſte Publicum zu ſein. Dies

Publicum will alles beſſer wiſſen, als das andere Publicum. Wenn dieſes Publicum in dieſem Theater iſt, iſt jenes in dem andern; wenn dieſes pocht, klatſcht jenes u. ſ. w. Es ſteht früh Morgens auf, um in's Theater zu gehen und legt ſich ſpät Abends nieder, um Früh Morgens aufzuſtehen, um in's Theater zu gehen. Es lieſt Zeitungen, um vom Theater zu leſen, geht in's Theater, um im Theater vom Theater zu reden, und ſagt: „Guten Morgen!“ um fragen zu können: „Waren Sie geſtern im Theater, und was wird morgen gegeben?“ Es hält Controle über jedes Seufzerchen der Schauſpielerinnen und kennt die Lebensgeſchichte jeder falſchen Wade beim Ballet. Es wird jedes Publicum, das noch an etwas anderes zu denken hat, als das Theater, gebeten, dieſes Publicum laufen zu laſſen, ſich ja nicht mit ihm einzulaſſen, denn man läuft Gefahr, ihm zwiſchen die Hände zu kommen und jämmerlich zerklatſcht zu werden.

* * *

Das Unglück,

das große Los zu gewinnen.

Wie oft iſt ein großes Los der unglückliche Wetterſtrahl in der ſonſt ruhigen Schäferhütte eines friedlichen Herzens; wie oft iſt es ein wahres Unglück, das ſchwer auf dem Getroffenen laſtet; wie oft iſt es eine Hexengabe, die den Empfänger verwandelt und umſchafft! Seht, X. war gut, höflich, artig, beſcheiden und zuvorkommend; noch geſtern war er dies alles, heute hat ihn das Unglück getroffen, plötzlich gewinnt er das große Los, und nun iſt er grob wie ein Recenſent, anmaßend, wie ein junges Schriftſtellerchen, dem ein Winkelblatt ſein erſtes Gedichtchen abdruckte, hochmüthig, wie eine ausländiſche Sängerin, und ſtolz, wie ein reicher Schlächter; iſt das nicht ein Unglück, das große Los zu gewinnen? Z. war geſtern geſellig, wohlthätig, dienſtfertig und leutſelig, heute hat er das große Los gewonnen, und er iſt ungeſellig, wie das böſe Gewiſſen, hartherzig wie die Termintafel eines Wucherers, ungefällig wie ein Leberkranker und abfertigend, wie der Portier eines Miniſters; iſt das nicht ein Unglück, das große

Los zu gewinnen? B. war geſtern froh, geſund, ſorglos, hatte Nächte voll ſüßen Schlafs und Tage voll mäßiger Arbeit; heute hat er das große Los gewonnen und iſt düſter, wie ein Decembertag, kränklich wie eine Dame von Stande, hat ſchlafloſe Nächte wie ein Winkelmäkler, und unruhige Tage wie ein Ehemann, der nie ausgeht; iſt es nicht ein Unglück, das große Los zu gewinnen? A. hatte geſtern einen Freund, den er liebte, wie der Fromme die Tugend liebt, von dem er ſo unzertrennlich war, wie ein Dichter von ſeinen eigenen Werken, den er überall zu Rathe zog, wie die Frauen ihren Spiegel, dem er ſtets zur Seite war, wie ein alter Ehemann bei ſeiner jungen Gattin. Heute hat er das große Los gewonnen und er meidet ſeinen Freund, wie ein Elegant das Gewölb ſeines Schneiders; er will ihn kaum erkennen, wie ein Geldloſer die Unterſchrift eines verfallenen Wechſels und entzieht ſich ihm ganz wie das Gefühl aus dem Buſen der Coquette; iſt es nicht ein Unglück, das große Los zu gewinnen? B. hatte geſtern eine Geliebte; ſie war ihm das Heiligthum ſeines Lebens, das Amulet ſeiner Schmerzen, der Troſt ſeiner Augen und die Seelengefährtin ſeines Daſeins. Heute hat er das große Los gewonnen, und er verläßt ſie, wie ein unverbeſſerlicher Sünder das Gotteshaus, um nie wieder zurückzukehren; ſie iſt ihm gleichgültig wie die Tugend einem alten Wollüſtling, und er vergißt ſie, wie ein Parvenü die Tage ſeiner Kindheit; iſt es nicht ein Unglück, das große Los zu gewinnen? Da dieſes Unglück plötzlich kommt, und einen wie ein Wirbelwind heraushebt aus dem Wurzelorte ſeiner Umſtände, ſo muß man als Weiſer darauf vorbereitet ſein, um es im Nothfalle mit Faſſung und Geduld zu ertragen. Sollte mir das Schickſal dieſen unvermutheten Schlag zugedacht haben, ſo will ich Stärke genug haben, darob nicht murren, mich mit Ergebung darein finden, und was mir der Himmel auferlegt, allein zu ertragen ſuchen. Ich verbitte mir daher im Voraus jede Theilnahme an meinem Unglücke, ſo wie jede Berührung meines Unglücks von fremder Hand würde mir nur noch mehr wehe thun! Doch da dieſes Unglück, wie der Tod, mich aus der Reihe aller bis jetzt mit mir Lebenden herausſtriche, muß ich noch aus Vorſicht mein Lebewohl darbringen, allen denen, die mir vor meinem Tode vor dem Schlagtreffen des großen Loſes lieb und theuer waren, und für dieſes Leben von ihnen ſcheiden. So lebt denn wohl, Ihr Eltern und Geſchwiſter! Ihr Vielgeliebten, lebet wohl! Ich bin todt für Euch! Ihr werdet von meinem Unglücke gehört haben, o tröſtet Euch und ſuchet mich zu vergeſſen; in dieſem Leben bin ich für Euch verloren! Ein großes Los hat alle meine Zärtlichkeit, meine heiße ſüße Pflicht aufgezehrt; dort im Himmelreich nur ſehen wir als Gleiche uns wieder! Ihr Freunde alle, die ich bis jetzt im Herzen tief getragen, die ich in der Bruſt liebend gepflegt und den ſüßen Kranz geſelliger Freuden treu und bieder durchgelebt, lebt wohl, lebt auf ewig wohl! Ein großes Los iſt zwiſchen uns getreten, ſcheidend, wie Salomons Richterſchwert; kaum weiß ich mich noch auf Eure Namen zu entſinnen. Lebt wohl und denkt: es war ein guter Junge, wenn ihn nur dies Unglück nicht getroffen hätte! Lebe wohl, Geliebte! Du Licht meines Lebens! Luſt und Odem meines Daſeins! Lebe wohl, ich bin todt, vergönne mir Licht und Luft und Odem kaum! Ein großes Los hat Dich aus meinem Herzen gedrängt, ich kann nicht zwei Gegenſtände mit gleicher Liebe umfaſſen! Lebe wohl, und ſchenke mir eine Thräne! Wähle Dir einen andern und weniger Unglücklichen als ich, und vergiß in ſeinen Armen den Reichen! Einſt, wenn wir uns wieder ſehen, erinnere ich mich Deiner kaum. Lebe wohl, und reiß mich aus Deinem Herzen! Lebe wohl, o Muſe, Morgenſtunde des Lebens, ohne Gold im Munde, lebe wohl! Lebe wohl, Du holz-goldne Leyer! Lebt wohl, Ihr Draht-Silberſaiten! Die Proſa eines großen Loſes hat ſich meiner bemächtigt! Lebe wohl, Du Lorbeerbüſchel! Auf ein großes Los reimt und ſchickt ſich ohnehin die ganze Welt. Eine halbe Million macht unſterblich, denn man ſtirbt wenigſtens nicht Hungers; ein großes Los iſt die vortrefflichſte Dichtkunſt, alle ihre Werke haben Gehalt und guten Klang im Lande, alſo lebe wohl, meine Muſe! Ich bin empor gekommen, ohne mit Keuchhuſten den

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Parnaß zu erklimmen! Und zuletzt, lebe wohl, leſendes Publicum! Du lieſeſt nie mehr etwas von mir; das iſt der einzige Gewinn, den Du aus meinem Unglücke ziehſt. Lebe wohl, und denke: der Tod macht alle Fehler gut. Lebe wohl, ich habe Dich geliebt und nach Deinem Beifall gerungen, aber wer ein großes Los gewinnt, liebt nichts mehr, am wenigſten aber ein *leſendes* Publicum. Lebt wohl, ihr holden Leſerinnen! Ich habe Euch oft geliebt, denn was man neckt, das liebt man, wie ſüß war mir das Geſchäft, für *Euch zu ſchreiben*. Aber ich muß reſigniren; als reicher Mann kann ich *an* und nicht *für* Euch ſchreiben, denn ich kann Euch etwas *verſchreiben*, das ſonſt kein Dichter kann: eine Hand voll Gold! O, wer eine neue Damenbibliothek mit ſolchen Schriftſtellern anlegen könnte! Lebt wohl Ihr ſchönen Leſerinnen! Ihr habt mir als Schriftſteller oft gegönnt, Euch *in* den Schlaf zu bringen, jetzt erlaubt Ihr mir's vielleicht, Euch *aus* dem Schlaf zu bringen. — Doch, lieber Leſer! bald hätte ich vergeſſen, daß ich noch das große Los nicht gewonnen, daß mich das Unglück noch nicht traf, ich alſo noch lebe; ja, lieber Leſer, noch lebt er, „und lebt Euch Allen zum Verderben!" Denn nun iſt's mit Eurem Gewinn, *mein Nichtſchreiben*, auch vorbei! Alſo nicht Adieu, lieber Leſer; keinen Abſchied, holde Leſerinnen! Noch ſchreibe ich *für* Euch und kann Euch nichts verſchreiben als mich ſelbſt, und das an jede insbeſondere; denn die neueren Schriftſteller verſchreiben ſich ſo oft, daß zuletzt gar nichts an ihnen bleibt. Alſo, da ich noch das Gut nicht gewonnen, ſo ſeid, ich bitt' Euch, mir gut.

Etwas über den modernen Geſellſchaftston.

Wahrlich, es gehören eigene Naturgaben, Kenntniſſe, Anſtand, Uebung und Anmuth dazu, um im geſellſchaftlichen Geſpräche, in dieſem herrlichen Zweikampfe der Ideen, wo man nicht nur durch den Strom der eigenen Rede, ſondern auch durch den des Gegners gedrängt und gehoben wird, glänzen und unterhalten zu können. Jetzt iſt in unſern geſelligen Cirkeln eine der nothwendigſten Tugenden: Zuhören, denn die kraft- und ſaftloſen Zungengefechte der meiſten Societäten anzuhören, iſt eine Kunſt, eine Tugend, die man uns jetzt ſchon in der Erziehung einprägen ſollte. „Der Menſch iſt ein geſelliges Thier,“ ſagt irgend ein Derbdenker, und wahrlich, wenn ich in die Cirkel, Soirées, Kränzchen, Piqueniques, oder wie die Vereinigungsorte der ſociabeln Thiere alle heißen mögen, komme, denke ich immer: „Der Menſch iſt ein geſelliges Thier!“ Ehedem lagen tauſend Reize in den Freuden eines geſelligen Abends; die unſchuldigſten und genußreichſten Vergnügungen fand man in einem wohlgeordneten Geſpräche und im Austauſch der Meinungen, Gefühle und Ideen. Das Leſen des beſten Buches iſt eine ſchleppende Geiſtesbewegung gegen den lebendigen Buchſtaben des Geſprächs; dieſes läutert die Begriffe, ſchärft die Urtheilskraft, erzeugt eine Fülle von Gedanken, befördert den improviſatoriſchen Scharfſinn, und legt die weichen Folien eines anſtändigen Scherzes und einer heiteren, fröhlichen Laune um die ſcharfen Ecken und Kanten des Ernſtes. Jetzt haben die Frivolität, die Prachtluſt und die Luxurioſität alle Freuden des geſelligen Verkehrs todtgeſchlagen. Die ſolide, doch nahrhafte Frugalität eines traulich-heitern Geſprächs behagt der Gourmandiſe unſerer verwöhnten, leckern, genäſchigen und vielfreſſenden Unterhaltungswelt nicht mehr. Wo nicht tauſend Lampen die angebornen und angeſchafften Reize des ſchönen Geſchlechts in tauſend Spiegeln und Baſſins myriadenfach zurückwerfen und austrommeln; wo nicht die durch Spiel, Muſik, Tanz und Wein aufgeregte Phantaſie mit den unzähligen Anwehungen in Wort und Ton, in That und Blick den Schleier der Sinnlichkeit lüftet, und im allgemeinen Aufſtand der Sinne die verbotene Waare des Begehrens aus dem Reiche des Ideellen in das Land des Materiellen hinüber paſcht; wo die Legion unſerer Schnörkeljünglinge und Flachbengel nicht auf Reit-, Schwimm- und Tummelplätzen ihre wahren und vielmehr ihre erlogenen Triumphe über das ſchwache Geſchlecht auspoſaunen, und ihre edlen und gutmüthigen Händel in Caffee- und Weinhäuſern auf gut renommiſtiſch herauspoltern kann, da findet man ſich ſchrecklich ennuyé!

Wenn ſich nun das ungeheure Unglück ereignet, daß ein Kreis des gemiſchten Geſchlechts blos mit einem Geſpräche die lange Bank eines Winterabends beſetzen ſoll, da iſt es ein komiſcher Anblick, wie ſie um das Ungeheuer der Langweile herumzappeln und ſich abmühen und abſchwitzen, um die paar dicken Stunden vollends mit Kolben herumzubringen! Mädchen und Jünglinge ſitzen ſich gegenüber, die Handhaben, Enterhaken und Aufaßmaſchinen und Zangen des Tanzes, des Aufwartens, des Courmachens mangeln, und der Geiſt ſoll nun zum Geiſte ſprechen: Thére is tho rub! Doch da fängt ſchon einer an, Anſtalt zu machen, baldigſt ein paar Worte zu reden; alle Geſichtsmuskeln arbeiten dem großen Werke vor, endlich laufen ſie mit der Ladung einer Tagesneuigkeit vom Stapel. Mit Mühe macht ſich die kleine Anecdote flott, um an dem erſten Pauſenhügel jämmerlich ſitzen zu bleiben; darauf reckt ein zimperliches Fräulein den Oberleib, wie ein Ausrufungszeichen vor, das ſoll heißen: „Richt' euch!“ Ein Lächeln reitet als Avantgarde voraus, und ein Rundblick ruft ſein: „gáre la téte!“ in die Reihe herum; nach dieſem Vorrichtungsbogen hört man ein Flüſtern; horch! aus dem Mänlchen gluckſen, wie aus einem enghälſigen Fläſchchen ein Paar Worttropfen heraus, wo denn jeder Tropf ſich des ſeinen bemächtigt. Darauf erhebt ſich ein Dritter, der ſchon lange im Stillen an Rednerkrämpfen laborirte, und geht nach langem Afterzwange endlich zum Stuhl einer wohlverdauten Rede ꝛc. So zerarbeiten ſich die Galeerenſclaven der Geſellſchaft an der Ruderbank der Langeweile, bis endlich ein Witzbold den genialen, donnergottwürdigen Weltgürtelgedanken ausſpricht, ein Pfänderſpiel zu arrangiren. Nun iſt der Stein der Weiſen gefunden! Ein Pfänderſpiel!

Ueberhaupt iſt der jetzige Geſellſchaftston auch in den gebildeten Cirkeln faſt durchaus ein erzählendes Nichts. Man ſpricht über einen Gegenſtand ſo lange, bis man ihn kopfab und fußauf gerädert hat; das iſt die Handwerksmanier der Geſelligkeit, man drehet und wendet, faltet und glättet und ſchniegelt ein und dasſelbe Thema ſo lange, bis es einem ordentlich anwidert. Dieſes iſt beſonders die Manier der geſellſchaftlichen und geiſtigen Faulthiere, die von dem Baume ihres Gegenſtandes nimmer herabkriechen wollen. Ein guter Geſellſchafter muß wie ein Eichhörnchen auf alle Gegenſtände klettern, von jedem einen Kern knacken und einen neuen erfaſſen. Die Langſamdenker und Langüberleger ſind die Sperreiſen und Hemmketten eines Cirkels, man muß wie auf einen ſchweren Frachtwagen auf ſie warten, und noch öfters große Strecken zurückgehen, um wieder mit ihnen zuſammen zu treffen. Ein noch größeres Geſellſchaftsübel ſind die Schönſprecher und Zierwörtler, die erſt im Stillen das ſchönſte Wortkleid für ihr Gedankenkind zuſammenflicken, und die, während der Andere ſpricht, nur nach den bunten Wortflittern zu ihrer Meinung trachten; dieſe ſagen gewöhnlich nichts, weil ſie durch die Mühe des Reden die Kraft des Denkens verlieren, und nur mit ſich beſchäftigt ſind. Wer lange überlegt, iſt ein dürftiger Kopf; ſchnell wie er empfangen wird, will er geboren ſein, der Gedanke des Lichts. Das Genie ſprudelt, es wirft die Worte hin, es ſchleudert ſie herum, es ſchleppt im Nu die Worte und Bilder aus allen vier Welttheilen zuſammen, wirft ſie um ſeine Gedanken und ſie paſſen und kleiden gut, ſind auch wohl phantaſtiſch, doch nie bizarr. Wer ſtets urtheilfertig iſt, iſt nicht nur ein Genie, ſondern auch ein Gewiſſenhafter! er ſteht nie an, mit dem herauszuplatzen, was er denkt, und hat er ſich auch verfangen, er windet ſich doch, weicht geſchickt aus, und es wird ein Xenophonsrückzug, ein Leonidas-Triumph in der Niederlage. Das ſatyriſche Genie iſt der Artilleriſt des geſelligen Corps, er ſchießt Breſche und iſt bei Hauptattaquen unentbehrlich. Der Satyriker iſt die Argand'ſche Lampe des ganzen Saals, er überſtrahlt Alles; doch ſei er picant wie ein Schröpfkopf, der ſeinen Schnepper macht und eher kitzelt, als ſticht, aber nicht wie eine Lanzette, die in die Ader des Nächſten fährt, und eine ſchmerzliche Verblutung nach ſich zieht. Die Satyre ſoll leuchten, nicht brennen, und wie Champagner nur dann umherſpritzend aufſchäumen, wenn ſie geſchlagen wird. Der ernſthafte Satyriker fordert, bedingt ſich ein Publicum, der komiſche reißt Alle hin und wird bedingt, dem Bauer, dem Gelehrten, dem Mädchen wie der Matrone iſt er unwiderſtehlich. Der Gelegenheitsmacher iſt König jeder Geſellſchaft, das heißt derjenige, der Andern Gelegenheit giebt und macht, auch ihr Schäfchen in die Heerde der Sprecher zu treiben; die Hebammen und Geburtshelfer anderer Gedanken und Einfälle verdienen und ernten auch den meiſten Dank. Ein Verliebter, und wäre er das komiſchſte, das geiſtreichſte Genie, iſt zwar ein Gott, wenn ſeine Geliebte in der Geſellſchaft iſt, aber eine Null, eine bodenloſe Lyra, wenn ſie nicht da iſt. Die Geſellſchaftskrokodile und Großmogule, die jeden Gegenſtand allein verſchlingen, und die Alleinherrſchaft des Cirkels haben wollen, ſind die gewöhnlichen Hausübel jeder Converſation, ſie liegen wie Stickluft in der Atmoſphäre, und man kann kein Wörtchen ſprechen. Kommen zwei ſolche Despoten in einer Geſellſchaft zuſammen, ſo vereinigen ſie ſich gewiß nicht, ſondern einer bleibt gewöhnlich ganz ſtille und es iſt kein Wort aus ihm herauszubringen. Das Tödtlichſte aber iſt, wenn in der Geſellſchaft jemand iſt, der mit Gewalt unterhalten will; trotz dem, daß er es unmöglich kann; trotz den Farben und Schminken, die er dem faden Antlitz ſeines Geſprächs aufkleiſtert, ekelt es uns an. Gott ſei Jedem gnädig, den ein ſolcher guter Geſellſchafter parforce in ſeine Klauen kriegt, das iſt eine wahre Walkmühle. Toll vollends aber möchte man werden, wenn ſich petrificirte Geſichter in der Geſellſchaft befinden, welche hohen Geſchmack affectiren, deren Antlitz wie gepreßter Sammt, immer falb und zweifarbig daliegt, und denen kein Lächeln abzuzwingen iſt; dieſe ſind in der Geſellſchaft das, was die Prüden unter den Frauenzimmern ſind, lächerliche Heuchellarven, die ſich im Stillen dem Kitzel deſto lebhafter hingeben. Solche Fabiane ſollte man aus der Geſellſchaft hinausſtäubern; es ſind Eunuchen an Geiſt und Seele, die ſelbſt kein Kind in die Unterhaltung des Scherzes und Ernſtes ſetzen können, und ihre Impotenz mit dem Mantel einer Xenokratie und freiwilligen Seelenfaſten beſchönigen wollen. „Schmach dem combabiſchen Geſchlecht!“

* * *

Cenſurlücken und Cenſurtücken

aus dem Buche des Lebens.

Das „Buch des Lebens," ſelbſt gemacht, verlegt und expedirt von dem großen Unbekannten in den ſchottiſchen Hochlanden dort oben, mit dem göttlichen Privilegium gegen allen Nachdruck verſehen, dieſes „Buch des Lebens," das erſte aller Incunabeln, iſt gleichwohl von ſeinem weiſen Verfaſſer unter Cenſur geſtellt worden. Sein Cenſor heißt: Schickſal! Dieſer Cenſor ſtreicht oft die ſchönſten Stellen heraus aus den offenen Blättern dieſes Buches, und der Menſch füllt die Cenſurlücken aus mit gepreßten Seufzern, mit traurigen Gedankenſtrichen, mit Thränen und rothgeweinten Augen!

O leſet, meine Freunde! leſet unaufhörlich und andächtig in dem „Buche des Lebens!" es iſt die heilige Schrift und die Offenbarung und die ewige Verheißung, und der Weg zur Sühne und zur Gnade, und die Polyglotte des großen Vater Unſers. Wie jedes Buch, hat auch dieſes Buch des Lebens zwei weiße Buchbinderblätter eingeſchoſſen, am Anfange das leere Blatt der Kindheit, und am Ende das leere Blatt des Greiſenalters. Aber der große Verfaſſer theilt dieſes Buch verſchieden in verſchiedene Auflagen an verſchiedene Menſchen aus, nach den geheimen Urſachen ſeiner unerforſchlichen Weisheit. Dem in Folio, dem in Octav, und dem Andern in Duodez oder Sedez; dem Einen auf dem Velin des Glückes, und dem Andern auf dem Pack- und Elephantenpapier des Elends.

Dem Einen im Crude der Armuth, und dem Andern im Goldſchnitte des Reichthums. Vor dem Einen liegt das Buch des Lebens in Sammt und Seide gebunden da, mit fröhlichen Blicken überläuft er die Zeilen, gütige Engel verſtecken ihm die Repetiruhr, und die Genien des Glückes ſchlagen ihm die Blätter um. Dem Andern liegt es ſchwergebunden, ſteif mit Holzrücken auf dem Leidenſchooße, er liest mit gerötheten Augen darin, das Deutholz des Ungemachs rückt bleiern langſam an den dunklen Zeilen vor, nichts iſt ihm intereſſant in dem Buche als die Seitenzahl, die zum „Ende“ führt! — Dem Einen iſt das Buch zu kurz, und er möchte beim Schluß noch einmal von vorne zu leſen beginnen, und dem Andern iſt es zu lang, ihm wirbeln die Sinne, und er wirft, ſelbſtvergeſſen, in der Lecture das Buch ermüdet von ſich!

So ſitzen die Menſchen auf der großen Schulbank des Daſeins, welche vielen zur Ruderbank, und vielen zur langen wird. Da ſitzen ſie neben einander, die Menſchenkinder, und buchſtabiren dieſes Buch emſig fort, aber dabei necken ſie ſich und ſtoßen ſie ſich, und der Eine will dem Andern das Buch wegreißen, und Jeder möchte gerne aus dem Buche des Andern leſen, und Jeder beurtheilt das Buch des Nachbars nach ſeinem Einbande, und das Menſchenkind mit dem Buche des Lebens im einfachen Umſchlage beneidet das Menſchenkind mit dem Lebensbuche in Maroquin; wenn es aber hineinſchauen könnte, würde es ſehen, daß das Buch in Maroquin oft mit kummervollen Ausrufungszeichen und ſtechenden Buchdruckerſpießen und ſchmerzlichen Interjectionen ausgefüllt iſt! Ganz Andere wiſſen gar nicht, was ſie leſen, denn zum Theil halten ſie das Buch verkehrt in der Hand, zum Theil leſen ſie wie Frauenzimmer bloß für die Minute, und bekümmern ſich um den bedeutſamen und tiefen Zuſammenhang vom Anfange bis zu Ende gar nicht! Am Ende kommt der große Lichtlöſcher „Tod,“ und nimmt Jedem das Buch aus der Hand, am Anfange, in der Mitte oder am Ende der Lecture, nach dem Befehle des unſichtbaren Leihbibliothekars; und wenn ſie ihre geliehenen Bücher verunſtalten, zerreißen und beſchmutzt zurück abliefern in die jenſeitige Lebensleihbibliothek, da werden ſie ſtrenge zur Rede geſtellt, und müſſen Rechenſchaft ablegen über jede verrückte Zeile, über jede mißverſtandene Seite, über jedes überſprungene Capitel und über jede freventliche Verletzung des geliehenen Buches!

Dann wird aber auch herantreten an den Autortiſch des unbekannten Verfaſſers manches gebrochene Herz, manche getäuſchte Hoffnung, manches zerknickte Gemüth, manch' verwelktes Leben, manche zertrümmerte Seele und manche eingedrückte Bruſt, und ſie werden fragend klagen und klagend fragen:

„Warum aber, großer Verfaſſer, waren in unſerm Buche nur die Leidenstage und die Charwoche, und die Aſchermittwoche und die traurige Adventzeit mit großen Cicerolettern in breiten Columnen gedruckt; die Feſt- und Freudentage aber, die Palmſonntage und die blauen Montage des Glückes, die Oſtertage der Liebe und die Pfingſttage der Hoffnung, und die Carnevalswochen der Freude waren in engen, kleinen Spalten gedruckt mit Petitlettern und Augenſandbuchſtaben, klein und unleſerlich?“

„Warum, o großer Verfaſſer, hat der unerbittliche Cenſor „Schickſal“ gerade in unſerem Exemplar wüthend herumgeſtrichen; warum hat er bloß allen Trauerzeilen und Jeremiaden, allen Threnodien und Stechepigrammen und Xenien des Unglücks ſein „admittitur“ ertheilt, aber alle Feſt- und Gratulationszeilen des Glückes, all' Canzonette und Madrigale der Liebe, alle Klinggedichte der Freude, und alle Streckverſe des Frohſinns unerbittlich ausgeſtrichen?“

Erſte Cenſurtücke: „Geldlos.“

Die Welt wird eingetheilt in zweierlei Menſchen, in Menſchen, die Geld haben, und in Menſchen, die kein Geld haben, das ſind aber gar keine Menſchen, es ſind entweder Teufel, nämlich: arme Teufel, oder es ſind Engel, nämlich: Engel der Geduld und der Entſagung!

Ohne Geld, ohne Zähne und ohne Frau kommen wir auf die Welt; und ohne Geld, ohne Zähne und ohne Frauen gehen wir wieder aus der Welt. Alſo was haben wir im Ganzen auf der Welt gemacht? Wir haben Geld geſchlagen, Zähne gemacht und Frauen genommen! Eine ſchöne Beſtimmung! Bis man die Zähne und die Frauen bekommt, hat man Fieber, Schmerzen, Leiden und Krämpfe aller Art; hat man ſie einmal, ſo thun ſie beide einem durchs ganze Jahr weh, und oft muß man ſich Zahn und Frau wieder herausreißen laſſen. Die Zähne und die Frauen kommen von ſelbſt, und wenn man ſie nicht ſorgfältig behandelt, ſo werden ſie beide locker; allein das Geld kommt nicht von ſelbſt, und oft geht ein Menſch aus der Welt, ohne Geld gehabt zu haben, und ich wäre ſehr neugierig, die Antwort eines ſolchen Menſchen zu hören, wenn er dort drüben gefragt wird: „Was haſt Du auf der Welt gemacht?“

Man ſagt: „Das Geld kommt nicht recht unter die Leute!“ Das iſt nicht wahr! Die rechten Leute kommen nicht unter's Geld! Wenn nur die rechten Leute das Geld hätten, ſo käme das Geld ſchon recht unter die Leute!

Wer hat das Geld? Die reichen Leute! das iſt das Unglück! wenn einmal die armen Leute das Geld hätten, dann würden wir erſt ſehen, was ein ſo reicher Kauz für ein armer Teufel iſt! Es iſt keine Kunſt, reich zu ſein, wenn man viel Geld hat, und es iſt kein Verdienſt, arm zu ſein, wenn man kein Geld hat.

Was iſt Geld? Geld iſt derjenige Klumpen, den unſer Hergott ganz unbedeutenden Menſchen anhängt, damit ſie in ſeiner Schöpfung nicht ganz verloren gehen, ſo wie ein guter Wirth an einen gewiſſen Schlüſſel eine ſchwere Kugel hängt.

Was iſt Geld? Geld iſt eine Ziffer, die nur bei Nullen, die ſich ſelbſt hintan ſetzen, großen Werth gewinnt.

Was iſt Geld? Geld iſt ein metallener Stiefelabſatz für kleine Leute, damit man glaube, ſie wären eben ſo groß, als Andere.

Was iſt Geld? Geld iſt eine Entſchädigung, die Gott einer Anzahl Menſchen unter der Bedingung gibt, daß ſie ſich ja nicht unterſtehen, von den Erdengütern „Verſtand“ und „Geiſt“ etwas an ſich zu bringen.

Was iſt Geld? Geld ſind goldene Thränen, die das Schickſal an den Hals eines Kerls weint, der kein Herz im Buſen trägt.

Was iſt Geld? Geld iſt der accent grave auf ein ſonſt ſtummes e.

Was iſt Geld? Geld iſt der metallne Handgriff zu einem Herzensglockenzug, der inwendig abgeriſſen iſt.

Was iſt Geld? Geld iſt der öffentliche Anſchlagzettel eines Herzens: „Hier iſt das Betteln verboten!“

Was iſt Geld? Geld iſt die räthſelhafte Erklärung eines Weſens, welches ſein Ich mit folgenden Worten definirt:

„Wäre ich nicht, was ich habe, ſo hätte ich nicht, was ich bin.“

Was iſt aber kein Geld?!! kein Geld! kein Geld!!

Kein Geld iſt ein Ding, von dem alle leeren Taſchen voll ſind, und welches jeder Menſch, der nichts in der Hand hat, mit den Fingern greifen kann.

Kein Geld iſt das Alibi eines Weſens, welches zeugen ſollte, daß wir wirklich auf der Welt ſind.

Kein Geld iſt ein conſenſuelles Leiden, welches wir durch eine anhaltende Obſtruction der Fortuna erdulden.

Kein Geld iſt eine leiſe Einladung der Natur, Schulden zu machen, und ein lauter Befehl, ſie nicht zu bezahlen.

Kein Geld iſt eine mit ſympathetiſcher Tinte geſchriebene Anweiſung auf das Himmelreich, die kein Menſch hier leſen kann, bis man den Sand vom Grabe auf ſie ſtreut.

Kein Geld iſt die romantiſche Ehe von zwei

Sylben, die ein Leib und eine Seele ſind, und die in ſiebenzig Jahren dennoch weder eine ſilberne, noch eine goldne Hochzeit feiern.

Kein Geld iſt die Erklärung des Schickſals, daß unſere ſiebenzig Jahre mundtodt ſind.

Kein Geld iſt ein unwiderſtehlicher Hang unſerer Börſe zur Melancholie und gänzlicher Abgeſchiedenheit aus unglücklicher Liebe zu einem nicht zu erreichenden Gegenſtande.

Kein Geld iſt eine falſche Blödigkeit unſerer Finger, ſo daß man glaubt, ſie könnten nicht zwei zählen.

Kein Geld iſt das auf Waſſer und Brot Setzen unſeres Geiſtes, d. h. auf das Waſſer der Poeſie und auf die Brotwiſſenſchaften.

Kein Geld iſt eine Expoſition zu gar kein Geld, eine Präpoſition zur abſtracten Philoſophie, eine Poſition zu einem Finanzminiſterium, und eine glückliche Diſpoſition zu einer platoniſchen Liebe.

Kein Geld iſt ein Menſch ohne Geld, zu dem der Menſch fehlt.

Kein Geld iſt ein permanentes Abonnement suspendu unſerer Brieftaſche.

Kein Geld iſt ein ſiebenzigjähriges Nieſen der Taſchen, wobei die ganze Welt ſagt: „Helf Gott!“

Kein Geld iſt ein Gaſſenhauer, den die gemeinen Menſchen laut ſingen, die vornehmen aber nur in ihren vier Wänden zwiſchen Lippen ſummen!

Kein Geld iſt ein leichtes Kopfweh bei hohen Herrſchaften, eine Uebligkeit beim Adel, eine Krankheit beim Militär und ein tödtlicher Nervenſchlag beim Kaufmann.

Kein Geld iſt der ſchwarze Staar in den Fingerſpitzen.

Kein Geld iſt die Propaganda des Ultraliberalismus, und die Kunſt, um einen billigen Preis populär zu werden.

Ach! was iſt der Menſch ohne Geld? eine abgeleierte Anecdote, ein aufgewärmtes Gericht, ein Text ohne Melodie, eine alte Coquette, eine abgefallene Frucht, ein verlorener Pudel ohne redlichen Finder, ein Kalender vom vorigen Jahr u. ſ. w.

Ohne Geld kann kein Fürſt regieren, kein Miniſter miniſtriren, kein Feldherr zu Felde ziehen, kein Baumeiſter bauen, kein Maler malen, kein Bauer ackern, bloß der Sänger und der Dichter, ſie ſingen und dichten auch ohne Geld; der Dichter dichtet erſt recht, wenn er kein Geld hat, er dichtet, wie er eines bekommt.

Zweite Cenſurlücke: „Mutterlos.“

Mutterliebe! Heilige Einleitung zum Buche der Lebens! Süße, erläuternde Expoſition des Daſeins! Mutterliebe! Edelſtein der Sprache! Königin im Reiche der Empfindungen! O Du liebfreundliche Leſerin, die Du das Glück kennſt, ein geliebtes Kind an Deinen

Buſen zu drücken, war es Dir nicht, als ob Alles um Dich herum in einem Meere freundlicher Farben und Töne ſchwimme, als Du zuerſt mit dem Namen „Mutter" begrüßt wurdeſt? Eine neue Welt, holde Leſerin, iſt Dir da aufgegangen, denn die frühere Welt ſinkt hinter Dir ein, alle Deine früheren Wünſche und Hoffnungen, alle Deine ehemaligen Lieblingsneigungen und Beſchäftigungen, Alles, Alles haſt Du wie bunte Flitter, von Dir geworfen, und nur Mutterliebe füllt Dein Herz, und Dein Leben iſt nun weiter nichts als der tragende Fittig, der ſchirmende Arm und die leitende Hand Deines Kindes!

Und Du, lieber Leſer, wenn Dir Deine Kindheit lieblich verſummte in den ſüßen Präludien der Mutterliebe; wenn eine zärtliche Mutterhand Dich geleitet durch die Blumenbeete der Jugend; wenn ein Mutterauge Dich angelacht in den Stunden der Freude; wenn eine Mutterthräne Dich benetzt in den Stunden des Kummers; wenn ein Mutterkuß Dir gekühlt die fieberglühende Stirne; wenn ein Muttertroſt Dir beſchwichtigt den Aufruhr des Herzens; wenn ein Mutterhaupt ſich über Dich gebeugt in Nächten des Leidens; wenn eine Mutterhand Dich hinausführt in den Tagen der Geneſung; wenn ein Mutterarm Dich einſchloß in den Stunden der Verzweiflung, dann, dann, o mein glücklicher Leſer, haſt Du gekoſtet den Honigſeim des Lebens, und empfunden das Göttertheil in Deinem ſterblichen Weſen!

Wehe aber dem, dem die Cenſur des Schickſals ſogleich den großen Anfangsbuchſtaben aller Seligkeit herausſtrich aus ſeinem Leben! Wehe dem, der mutterlos wandelt durch das Labyrinth ſeiner jugendlichen Tage; wehe dem, der das Heiligſte verlor, bevor er es innig zu lieben vermochte! Wehe dem, der mutterlos ausgeſetzt wird an den Strand des Daſeins; dem vor dem erſten Jugendroth des Lebenstages ſeine liebende und wärmende Sonne in das Grab ſank, und der dann hinunterſteigt in den finſtern Schacht ſeiner Zukunft, an geborgten Grubenlichtern, an fremdem Fackelſcheine! Die oberſte Blüthe ſeiner Freuden iſt für immer verwelkt, und der Zündgipfel ſeiner Wonne eingeſtürzt!

Ach, es iſt traurig, es iſt herzzerreißend, ſich ſelbſt die Geſtalt der hingegangenen Mutter nicht mehr zurückrufen zu können, um ſich in Leid und Freud mit ihr kindlich zu beſprechen; um ſie anzurufen in Stunden der Einſamkeit; um ſie zu umfangen in den Augenblicken eines tiefen Wehes; um ſie anzuflehen um Troſt, um Hülfe, um Stärkung in den Momenten der Trauer, der Wehmuth und der Entſagung!

Iſt es nicht eine grauſame Cenſurlücke des Lebens, wenn man nicht einmal in der Seele tragen kann das Bild einer theuern allzufrüh verlorenen Mutter? Wer nur das kann, der kann in langen Leidensnächten, wenn er, den Kopf auf die Hand geſtützt, mit Thränen in die Finſterniß hineinſchaut, dieſes Bild hinſetzen vor ſein Bett und ſich mit ihm weinend beſprechen, auf ſeine Hand weinen die geſalzenen Tropfen, und aushauchen ſein tiefes Leid vor dem theuern Schatten! Der kann das theure Bild mit ſich gehen laſſen in den Kummergängen ſeiner Tage, und ſein brennendes Antlitz kühlen an dem vergegenwärtigten Bilde! Der kann ſich in das theure Andenken einwickeln und ſchluchzend einhüllen, wie ein Kind in das Gewand der Mutter und unter die Falten des Kleides ſich verbirgt vor den Geſpenſtern der Luft! Der kann in dem Augenblicke, wo der ſchmerzliche Abfall von Freundſchaft und Liebe einen großen ewigen Riß durch ſein Herz reißt; in dem Augenblicke, wo alle ausgeſteckten Fühlhörner ſeiner Seele an kalte Eisſpitzen anſchoſſen, und wie ſchneidende Dolche in ſeine Seele zurückfuhren; in dem Augenblicke, wo alle freundlich emporſteigenden Hoffnungsnebel wie fallender Hagel und Schloßen niederſanken, und ſein Gemüth zerſchlugen; der kann dann mit dem ernſten Lächeln ſich anlegen an die Geſtalt ſeiner Mutter, und ſich in wollüſtiger Schmerzenstäuſchung an ſie anſchmiegen und ausrufen: „Wein' mit mir, ſüße, ſüße Mutter!“

Wem aber auch nur das Schickſal es gegönnt, die fromme Stätte zu beſuchen, wo ſeine Mutter ruht, wem es gegönnt iſt, an das Grab ſeiner Mutter wallfahrten zu können in den Stunden des Schmerzes, iſt glücklich zu nennen! Wenn das Leben noch vor einem daſteht mit ſeinen italieniſchen Blüthenthälern der Liebe, mit ſeinen Maiabendhimmeln voll Regenbogen, wie ein Weihnachtstiſch voll Chriſtbäumen und Beſcherungen, wie eine Spielgruppe roſiger Kindlein; wie das Lächeln eines bräutlichen Mundes; wie ein Heilandblick voll Gnade, und ſchöne Hoffnungen unſere Bruſt übergießen von mal zu mal mit ſüßem Schauen, und da kommt plötzlich der eiſerne Hohn des Geſchickes, und verſchüttet die Blüthenthäler, und zerreißt die Regenbogen, und entblättert die Chriſtbäume, und verjagt die roſigen Kindlein, und zerſchneidet das bräutliche Lächeln, und überzieht den Heilandsblick mit einem fortquellenden Blutstropfen, und man ſteht dann ſo allein da in ſeiner einſt ſo reichen, jetzt ſo armen vernichteten Gefühlswelt; dann iſt es Troſt und Labung und Erhebung, ſich hinzuwerfen auf den Leichenhügel ſeiner Mutter und das Bahrtuch der Erde durchzuweinen, und geiſtig hineinzuſchauen in den geöffneten Sarg, und in das wehmüthig freundliche blaſſe Muttergeſicht alle unſere zerriſſenen Hoffnungen als ewige Vergeltungen lächeln und blühen zu ſehen.

Wer ſich aber nicht einmal niederwerfen kann auf das Grab ſeiner Mutter, wenn er alles Lebensglück eingeäſchert hat, dem folgt ein preſſender Schmerz durch ſeine Tage, denn ihm gab das Schickſal nicht einmal einen Ort, wo er weinen kann!

◆

Der Katzenjammer nach dem Börſenrauſche,

oder:

„Warſt nit aufig'ſtiegen warſt nit abig'fallen!“

Eine Börſenvorleſung, gehalten auf der Stiege des Börſenhauſes.

Sie wandern raſtlos hin und her,
Abwechſelnd voll und wieder leer!“
Schiller.

„Lieben Freunde, es gab ſchön're Zeiten
Als die unſern — das iſt nicht zu ſtreiten!“
Schiller.

„Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle,
Bewahrt die kindlich reine Seele!“
Schiller.

„Hier wird der Reiche ſchnell zum Armen,
Und der Aermſte dem Fürſten gleich;
Wie der Wind mit Gedankenſchnelle
Läuft um die ganze Windesroſe,
Wechſeln hier des Geſchickes Loſe!“
Schiller.

Kein Ort der Welt, meine freundlichen Hörer, iſt ſo zu erbaulichen und moraliſchen Betrachtungen geeignet, als dieſe Stiege! Dieſe Stiege, die Scala des Reichthums und der Armuth, dieſe Stiege, die man, wie den Berg Sinai, ſchwerer hinunter als hinauf ſteigt, dieſe Stiege, die wie die Molltonleiter faſt immer hinabgeht, dieſe Stiege, der „Wendekreis des Krebſes," wenn die Papiere zurückgehen, dieſe Stiege iſt der Punkt, den ich mir zu meiner Vorleſung auserſehen habe, da ſitz' ich und „Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schaudern hinab!"

Hier

„Auf dieſe Stufen von Stein will ich mich ſetzen,
Dem Wanderer zur kurzen Ruh bereitet,
Denn hier iſt keine Heimat, Jeder treibt
Sich an dem Andern raſch und fremd vorüber
Und fragt nicht nach ſeinem Schmerz! — Hier geht
Der ſorgenvolle Kaufmann und der leicht
Geſchürzte Rentner, der eilende Senſal,
Der düſt're Bahnmann und der heit're Actionär,
Der Nehmer mit der ſchwerbelad'nen Koſt u. ſ. w.

Ich ſitze da, am Tage des Falles von Jeruſalem, und ſinge meine Kino's:

„Die Wege Sion's ſind verödet!"

Auch ich ſpeculire mit Papieren, m. ſ. H. u. H., aber ich könnte Monate, Jahre lang hier ſitzen, Niemand wird meine Papiere in die Koſt nehmen oder geben, Niemand wird mit mir auf Zeit abſchließen;

Der heutige Augenblick, m. ſ. H. u. H., iſt günſtig, günſtig zu Betrachtungen über die Wandelbarkeit des Geſchickes, über den Umſturz der Dinge, über das rollende Rad des Glückes, kurz, zu den rührendſten Variationen auf das Thema: „Warſt nit aufig'ſtiegen, warſt nit abig'fallen!"

Das Leben, m. f. H. u. H., iſt ein Traum, die Börſe iſt ein Rauſch: man ſieht Alles doppelt, man glaubt oft, man iſt voll und iſt doch leer, man glaubt oft, man iſt dick, und man iſt doch nur geſchwollen, man glaubt oft, die ganze Welt gehört uns und das iſt ein Aberglaube, denn in der ganzen Welt gehört uns gar nichts, man glaubt, die ganze Welt dreht ſich um uns herum, und es iſt ein Schwindel; in dieſem Rauſche halten wir die Börſe für den Himmel, und den Himmel für eine Börſe; der Mond iſt ein wahrer Börſenſpeculant, darum erſcheint er bald mit vollen, bald mit leeren Taſchen und oft iſt er ganz auf dem letzten Viertel: darum nimmt er abwechſelnd ab und zu; die Wandelſterne ſind die Senſale, die ewig ihren Ringkreis gehen, und die Sterne, die ſich ſchneuzen und verſchwinden, ſind die ehrenwerthen Männer, welche ausbleiben! Ich glaube ſelbſt, daß der Himmel eine Börſe iſt, denn er iſt ewig in einen blauen Dunſt gehüllt!

In den Himmel der Börſe, m. f. H. u. H., führt eine Himmelsleiter, eine ſogenannte „Stellage," von der ſchon Schiller ſang:

„Sie baut ſich auf im Augenblicke
Und ſchwindelnd ſteigt ſie in die Höh'"

Aber, m. f. H. u. H., auf eine Stellage muß man behutſam ſteigen, denn je mehr man dem Schwindel unterworfen iſt, deſto eher purzelt man herunter; und wenn man ſo unten an der Stellage liegt, ſo reicht Einem kein „Liebhaber“ und kein „Contremineur“ die Hand, um Einem wieder auf die Stellage hinauf zu helfen, ſondern Jeder lächelt höhniſch und ſagt:

„Warſt nit aufig'ſtiegen, warſt nit abig'fallen!“

Ja, m. f. H. u. H., das „warſt nit aufig'ſtiegen“ iſt ein wahrer Confuciusſpruch, und iſt überall anzuwenden! Hier ſteigt ein Mann, der ſeine jährlichen paarmalhunderttauſend Renten hat, auf den Pegaſus hinauf; er ſpornt den Pegaſus, er reißt ihn an der Trenſe hin und her, er kitzelt ihn, er peitſcht ihn, der Pegaſus bäumt ſich, der Reiter liegt am Boden, ſtreckt alle Viere von ſich, und die Zuſchauer rufen hohnlachend:

„Warſt nit aufig'ſtiegen, warſt nit abig'fallen!“

Ja, m. f. H. u. H., wer da auf dieſer Stiege auf- und abſteigt, der muß daran denken, daß er auf einem Luftballon in die Höhe getrieben wird, von Wind und Dampf, und daß an dieſem Luftballon kein „Fallſchirm“ angebracht werden kann! Wer auf dieſem Luftballon aufſteigt, muß einen guten Pelz haben! Er muß gefaßt ſein, von jedem Windſtoß dorthin und dahin getrieben zu werden, er kann nie wiſſen, wo, wann und wie er herunterkommt; — er kann nicht wiſſen, wo er hängen bleibt; — er muß einen langen Athem zum Aushalten haben, — und wenn alle Stricke reißen, das Papier am Ballon platzt, und der Luftſegler von ſeiner Chauſſee in die Baiſſe fällt, ſo heißt's wieder:

„Warſt nit aufig'ſtiegen, warſt nit abig'fallen!“

Ja, m. f. H. u. H., die Börſe iſt ein Frauenzimmer, je mehr Liebhaber ſich bei ihr einfinden, deſto verführeriſcher ſcheint ſie der Welt, allein endlich bleiben auf der Börſe und bei dem Frauenzimmer die Liebhaber und Speculanten aus, nur wenige ſolide, feſte Männer halten aus, eine Oede tritt ein, die Schaaren ſind gelichtet,

Leergebrannt
Iſt die Stätte
Wilder Stürme rauhes Bette!

Ach, und es iſt doch noch ein Unterſchied, nämlich: wenn bei einem Frauenzimmer Einer ausbleibt, ſo bleibt er allein aus, aber wenn auf der Börſe Einer ausbleibt, ſo bleibt er „mit noch“ aus, er nimmt kein ſüßes Angedenken mit, aber er läßt ein bitteres Angedenken zurück!

Aber wenn man die Börſe ſieht in ihrem Flor, Ilion im Glanz, welches Leben, d. h., wenn Einer leben will, wie muß er den Andern treiben! Welches Lärmen, welches Toſen:

„Wer zählt die Völker, wer die Namen,
Die handelnd hier zuſammenkamen?
Vom Lerchenfeld, vom Thury-Paß,
Vom Latzendorf und von der Judengaſſ',
Vom Nikolsburg's entleg'ner Küſte,

Von allen Dörfern kommen,
Selbſt der da feil hat Gänſebrüſte
Kommt fragend her: „wie ſtehen ſie?“

Aber wenn der Tag kömmt:

„Dies iraæ, dies illa
Tag des Schreckens, Tag der Zores!“

Der Tag der großen Abrechnung, der Vorabend des großen Jomkipurs, an dem Jeder ſeine Schläge kriegt, wo Einer dem Andern ſeine Schläge austheilt, ja, wo ſie die Schläge gar nicht zählen, ob Neununddreißiger oder Vierziger; an dieſem Tage, wo Einem die Schuhe zu weit werden und man ſich auf die Strümpfe macht, an dieſem Tage, da iſt Ilion wüſt und verwaiſet! Große Zahnlücken ſind in den Reihen zu bemerken; wie nach einer Schlacht fragen ſich die auf dem Platz Gebliebenen um die Zahl der Todten, Hartbleſſirten und Vermißten mit Zahlen und Zahlungen! Und Mancher, der

„Mit König Friedrich's Macht
Gezogen in die Prager Schlacht,
Der hat nicht mehr geſchrieben,
Und iſt zu Hauſ' geblieben!“

Und iſt zu Hauſe geblieben! Ach, wer ſchildert wer gibt ein Bild von einem ſolchen zu Hauſe geblieben?

Seht, da ſitzt er auf der Matte,
Aufrecht ſitzt er da,
Mit dem Anſtand, den er hatte,
Als er die Börſ' noch ſah!

Doch wo iſt die Kraft der Fäuſte,
  Wo des Athems Hauch,
Als er noch ſchrie, der Dreiſte:
  Ich nehm' mit Vierzig auch!“

Wo die Augen, falkenhelle,
  Die auf der Actie Spur
Waren von der Börſen-Stelle,
  Bis auf die Grünanger-Flur?

Dieſe Arme mit dem Zettel,
  Mit „Dividend“ und „Schluß?“
Seht, zu Ende iſt der Bettel,
  Und er thut mehr keinen Schuß!

Wohl ihm! Er iſt heimgegangen,
  Wo kein Koſtherr frißt,
Wo noch, eh' ein Jahr vergangen,
  Mancher von uns iſt! —

Sitzt zu Hauſ' dermalen,
  Läßt uns hier allein,
Daß wir hier bezahlen
  Die „Differenzen“ ſein!

Und ſo geht denn der Chineſer
  Einſt hinab in's Grab,
Als nähm' er Livorneſer
  Mit ſich noch hinab!

◆

Induſtrie-Ausſtellung

aller

inländiſch fabricirten Gattungen von Liebe, als: Freundesliebe, Elternliebe, platoniſche Liebe, Ordnungsliebe, Kriegs- und Friedensliebe, Gerechtigkeitsliebe, Kunſtliebe, Geſundheitsliebe und Menſchenliebe.

Vor Allem, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, muß ich Sie ganz ſubmiſſeſt um Entſchuldigung bitten, daß ich Ihnen von Dingen ſpreche, die gar nicht exiſtiren! Allein, glauben Sie mir, man findet noch Liebe! Und wo? Im „Converſations-Lexicon,“ da finden Sie noch „Liebe“ zwiſchen „Lichtmeß“ und „Lindwurm!“

Im Converſations-Lexicon, m. f. H. u. H., da finden Sie die „Liebe“ grade wie in manchen Frauenherzen, nämlich in der „achten Original-Auflage!“ Schiller ſagt: „Die Welt wird erhalten durch Hunger und durch Liebe!“ Es iſt gut eingerichtet, m. f. H. u. H., die Welt wäre ſchon lang zu Grunde gegangen, aber die gütige Natur erhält das Gleichgewicht! Da es immer weniger Menſchen gibt, welche lieben, ſo gibt es daher immer mehr Menſchen, welche hungern, und ſo erhält ſich die Welt!

Hunger und Liebe erhalten die Welt! Nun wiſſen wir alſo, m. f. H. u. H., wem wir die Erhaltung der Welt zu verdanken haben! Wenn ſo ein armer Teufel, der nichts zu eſſen hat, recht bis über die Ohren verliebt iſt, der erhält die ganze Welt, nur ſich nicht!

Wenn ein Hungeriger verliebt iſt, bei dem hat der Magen Herzklopfen und das Herz hat den Magenkrampf.

Wenn ich ſo unbeſcheiden ſein darf, Ihnen zu ſagen, daß ich ein Dichter bin, ſo werden Sie mir ohne Zeugniß glauben, daß ich einige Mal damit beſchäftigt geweſen, zu lieben, und wenn ich Ihnen ferner ſage, daß ich ein deutſcher Dichter bin, ſo werden Sie mir ohne Magerkeits-Zeugniß glauben, daß ich einige Mal gehungert habe, ich kann mir alſo ſchmeicheln, mehr als ein Mal die Welt erhalten zu haben! Darum, m. f. H. u. H., ſoll die Welt nicht lachen, wenn ich in meinem Alter noch liebe! Um die Welt zu erhalten, muß man alle Opfer bringen! Je älter der Menſch wird, deſto mehr muß er lieben, denn im Alter nimmt der Appetit ab, da kann man alſo durch Hunger die Welt nicht mehr erhalten, darum muß man alles Mögliche thun, um ſie durch Liebe zu erhalten! Wenn Sie alſo, m. f. H. u. H., einem alten Mann begegnen, der in Liebe praſſelt wie altes Holz, ſo müſſen Sie allen Reſpect haben, denn der muß Sie erhalten!

Nach Schiller, m. ſ. H. u. H., könnte man doch noch immer lieben, auch nach der Erklärung, welche das Converſationsblatt von dem Weſen der Liebe gibt, dürfte es nicht ſchwer ſein!

Nach dem Converſations-Lexicon iſt die Liebe nichts als: „ein ewiger Drang nach einem freien Weſen!“ Und wahrhaftig, die Männer lieben jetzt das freie Weſen im Umgang ſo, daß der freie Drang vollauf zu thun hat!

Adam und Eva haben zu allererſt die Welt durch Hunger und durch Liebe erhalten, denn der Hunger hat ſie angetrieben, den Apfel zu eſſen!

Adam und Eva waren die erſten Muſter der Gattenliebe! Er hat an kein anderes Frauenzimmer gedacht, und ſie hat auf keinen anderen Mann geſehen! Auch war Adam gar nicht eiferſüchtig! Nicht einmal auf die Affen, die ſeine Hausfreunde waren, denn für einen eiferſüchtigen Mann iſt auch ein Affe ein fürchterlicher Gegenſtand!

Liebe und Ehe! Liebe iſt die Ouverture zur Oper der Ehe! Allein jetzt trifft ſich's oft, daß eine Oper gegeben wird und eine ganz fremde Ouverture dazu! Ja, manche Ehe-Oper wird ganz ohne Ouverture gegeben!

Was iſt die Liebe? Fragt die Blumen, und ſie können nichts antworten, aber ſie duften; fragt die

Nachtigallen, und ſie können nichts antworten, aber ſie ſingen; fragt die Sterne, und ſie können nichts antworten, aber ſie leuchten; fragt die Wolken, und ſie können nichts antworten, aber ſie brechen; fragt die Herzen, und ſie können nichts antworten, aber ſie ſeufzen; fragt die Augen, und ſie können nichts antworten, aber ſie weinen! Was iſt alſo die Liebe? Die Blume ſagt zu ihr: für Dich blüh' ich, der Stern: für Dich glüh' ich; die Nachtigall: für Dich ſing' ich; die Quelle: für Dich ſpring' ich; der Bach ſagt: Dir rauſch' ich; das Echo ſagt: Dir lauſch' ich; die Thräne ſagt: für Dich ſprech' ich; und das Herz ſagt für Dich brech' ich!

Die wahre Liebe hat fünf Selbſtlauter: Sehnen, Seufzen, Weinen, Wünſchen, Träumen! Alle Blumen und alle Sterne ſind ihre Mitlauter; Ahnungen, Gedanken, fliegende Wolken, rauſchende Bäche ſind ihre Worte, der Schmerz iſt ihre Sprachlehre, und Schweigen, Einſamkeit und Dämmerung ſind ihre drei Freunde, mit denen ſie ſich im Sprechen übt!

Das Gold, m. f. H. u. H., wird nicht in Balſam, ſondern im Feuer erprobt; ein Schiff wird nicht in Windſtille erprobt, ſondern im Unglück; die Beſcheidenheit wird nicht beim Lobe erkannt, ſondern beim Tadel, und die wahre Liebe wird nicht erprobt am Sonnenglanze der Beglückung, ſondern an der Waſſerprobe der Thräne! Es iſt das Muttermal echter heiliger Liebe, daß ſie aus dem zerriſſenen Herzen am glühendſten und heißeſten entſpringt, ſowie aus zerriſſenen Felſen und zerklüftetem Geſtein die heißeſte Quelle hervorſprudelt!

Die Ehe, m. f. H. u. H., iſt der Pruth der Liebe; wenn der einmal überſchritten iſt, müſſen beide Parteien ſtets unter Waffen ſteh'n. Die Ehe iſt ein bewaffneter Friede.

Mann und Weib, m. f. H. u. H., ſind ein Paar, Mann und Weib ſind wie ein Zwillingspaar, das am Rückgrat zugewachſen iſt; beide haben ein und dasſelbe Kreuz!

Der Krieg in der Ehe führt uns gleich zur Kriegs- und Friedensliebe!

Aus dem Krieg in der Ehe, m. f. H. u. H., will ich Ihnen das Wort „Junggeſelle“ erklären. Haben Sie noch nicht darüber nachgedacht, wie ſonderbar die Benennungen der beiden Geſchlechter ſind? Warum ſagt man „Frauenzimmer“ von einem weiblichen Weſen und von einem männlichen Weſen nicht auch „Männerzimmer?“ Warum ſagt man hingegen „Junggeſelle“ und nicht „Mädchengeſelle?“

Aber nur die Frauen ſind in der Liebe ſogleich Meiſterinnen, die Männer ſind Jahre lang zuerſt Lehrbuben, und bekommen von der Meiſterin erſt gar viele Kopfbeutler, bis ſie Geſellen werden; bis ſie Meiſter werden wollen, müſſen ſie erſt lange wandern, und da die Ehe ein Krieg iſt, ſo müſſen dieſe

Junggeſellen erſt auf die Wanderſchaft gehen, denn ſie müſſen für den Eheſtand fechten lernen!

Aber es gibt gar keinen Junggeſellen mehr, es gibt nur alte Junggeſellen und junge Altgeſellen!

Ebenſo gerechtfertigt als der Name Junggeſelle iſt der Name „Frauenzimmer,“ denn die Frauen und die Frauenherzen ſind wie die Zimmer. So ein Frauenherz hat, wie ein Zimmer, mehr Fenſter als Thüren, es ſchaut mehr heraus als hineingeht; gar viele Frauen ſind wie die Zimmer, ſie werden geputzt und ſchön zuſammengeräumt, wenn Fremde kommen, für den Mann ſind ſie ungeputzt und unaufgeräumt gut genug! Die Frauen ſind die Zimmer und ihre Männer ſind nichts als die — Zimmerputzer, — ſie putzen ſie für Andere! So ein Frauenherz iſt wie ein Zimmer mit einer großen Flügelthür für den Herrn Gemahl und noch einen Separat-Eingang. Viele Frauenherzen ſind wie ein Badner Miethzimmer; ſelten daß ein Stück Möbel d'rin iſt, das nicht wackelt; — gut zu verſperren iſt gar nichts; wenn man die Fenſter noch ſo gut zumacht, es zieht in dem Herzen doch von allen Seiten und iſt windig. Und ſo ein Herz iſt auch darin wie ein Badner Zimmer, wenn es auch jetzt bewohnt iſt, in den Augen laſſen ſie den Zettel doch hängen: „Hier iſt ein Herz zu vergeben!“ Man kann nicht wiſſen, wann der auszieht!

Die Kriegsliebe in der Ehe zeigt ſich erſt immer mit einem Wortgefecht! Da bleiben die Frauen immer Sieger mit der Zunge! Man kann ſagen: ſie umzüngeln den Feind!

Manchmal ſchlagen die Frauen in der Ehe Allarm für gar nichts, bloß um zu ſehen, ob zur Zeit der wirklichen Gefahr Alles gut gehen wird, dann bekömmt der Mann eine Tageslöhnung!

Es gibt nur ein Mittel, die Frauen zum Schweigen zu bringen, nämlich: ſie ausreden zu laſſen! Das dauert freilich lange, aber am Ende nützt es doch und der Zungenſtillſtand führt zum Frieden!

Der Krieg in der Ehe, m. f. H. u. H., iſt ſo gut ein Naturgeſetz wie der Krieg überhaupt! Die Welt iſt auf Krieg angewieſen! Der ewige Frieden iſt gerade eine ſolche Redensart wie die ewige Treue! Eine ſchöne Idee, aber nicht practiſch! Wenn der ewige Frieden zu Stande käme, ſo wären am Ende zu viel Männer auf der Welt, und wenn die ewige Treue zu Stande käme, wären am Ende zu viel Weiber auf der Welt! Zu viel Weiber kann's aber gar nicht auf der Welt geben, folglich iſt die ewige Treue und das Silbergeld eine Chimäre!

Jetzt, m. f. H. u. H., in dem eiſernen Zeitalter, wo der Menſch nur ſo kurze Zeit auf der Welt iſt, wo der Menſch und wenn er noch ſo diät lebt, und wenn er auch nie eine Frau und nie einen Arzt nimmt, doch nicht länger als ſiebzig Jahre lebt, iſt die Treue bis zum Grab eine Bagatell; aber verſetzen Sie ſich in die Lage von Methuſalem, der 935 Jahre gelebt hat, wenn der hätte wollen die Treue bis zum Grabe halten, er hätt's gar nicht erlebt! Wie viel ewige Treue würde jetzt ein Mann zerreißen und abtragen, bis er 900 Jahre alt wird?

Friede iſt nur in der Ewigkeit, das iſt der ewige Friede, in der Zeitlichkeit iſt Krieg von Zeit zu Zeit ſo nöthig wie ein Ungewitter in der Atmoſphäre! Vom Anbeginn der Welt iſt und war Krieg! Jakob und Eſau haben ſchon im Mutterleib den Nationalkrieg begonnen!

Ueberhaupt hat man in der patriarchaliſchen Zeit mit ganz anderen Waffen gekämpft und anders Frieden geſchloſſen! Simſon hat gegen ſeine Feinde keine andere Waffe gehabt als eine Eſelskinnbacke; wenn eine Eſelskinnbacke jetzt noch als eine Waffe angeſehen würde, wieviel tauſend Menſchen würden nicht wegen heimlichem Waffenbeſitz beſtraft werden?!

Deutſchland hat durch ſeinen Frieden mehr gelitten als durch ſeine Kriege, Deutſchland verdankt ſein Wohlbefinden viel mehr den weſtphäliſchen Schinken als dem weſtphäliſchen Frieden!

Leider glauben wir ſogar, daß die Ordnungsliebe der Friedensliebe jetzt quer in den Weg tritt, d. h. inſoferne, daß jetzt Jedermann bewaffnet ſein muß, bewaffnet mit Kraft, mit Muth, mit Energie und klarer Erkenntniß der Dinge, um ſeine Familie zu vertheidigen. Denn jeder Menſch, m. f. H. u. H., hat drei Familien, eine gibt ihm die Natur, eine das Herz und eine die Geſinnung; und dieſe Familie, die uns die Geſinnung gibt, die bildet das Familiendrama der Gegenwart, alle, die zu einer Familiengeſinnung gehören, müſſen ſtets in Geiſt und Rede bewaffnet ſein gegen den Krieg, den das Scheidewaſſer mit der Farbe, der Moder mit dem Stoff, der wilde Strom mit dem Damm, das Erdbeben mit allem Beſtehenden, und die Brandſtifter gegen die Feuerwächter haben.

Nur dann, wenn die Weltfamilie der Beſſern und Lautern die Familie beſiegt haben wird, welche unter der Herrſchaft brennender Worte ſteht, unter der Disciplin des roheſten Egoismus, unter der Subordination des Irrſeins und unter der Nebelkappe der allgemeinen Zertrümmerung, dann erſt wird es Zeit ſein, die Menſchen zu entwaffnen! Dann wird der ewige Friede noch eine halbe Ewigkeit lang nicht da ſein, und bis die andere halbe Ewigkeit kommen wird, wird's auch noch eine lange Zeit dauern, aber dann! dann! dann wird ewiger Friede ſein! Dann wird, wie der Prophet ſagt: dann wird der „weiße Wolf“ beim „goldenen Lamm“ wohnen, der „ſchwarze Hund“ wird mit der „weißen Katze“ eine Friedenspfeife rauchen; die Schafe werden keinen Huſten und die Katzen keinen Jammer mehr haben, die Tenoriſten werden ihre Stimme und die Ehemänner ihre Geduld nicht mehr verlieren: die Hausherren werden nicht mehr ſteigern und der Veſuv wird anſtatt Feuer Maccaroni auswerfen; die politiſchen Blätter werden von ihren Enten leben, und der dümmſte Menſch wird ſo klug ſein wie jeder Eſel; der Antithierquälereiverein wird ſich auflöſen und jedes Vieh wird ſich ſeines Herrn erbarmen; Mann und Frau werden aus einer Schüſſel eſſen, der Regenbogen und der Steuerbogen werden Hand in Hand gehen und gerne geſehen werden; die engliſche und franzöſiſche Flotte werden wie die Juden durch's rothe Meer gehen und werden ſich die Füße nicht naß machen; der Staub in Baden wird von ſelbſt zum Brunnen kommen und ſich niederſetzen; Baden, Weikersdorf, Guttenbrunn und Dörfel werden ein einiges Deutſchland ausmachen; die Mineral-Schwimmſchule wird den Vöslauer Teich umarmen, als wäre es ihre Couſine; die Juden werden alle Häuſer in Baden haben und die Börſe wird auf den Urſprung verlegt; keine Laterne wird ausgehen; im Park wird jeden Mittag Tugend mit Schwefelgeruch ſich miſchen bis Mitternacht; und in den Badeliſten werden die Titel aufgehoben ſein, und jeder der d'rin ſteht, wird ein Menſch ſein!

Die ſieben Weiſen Griechenlands werden die ſieben Mädchen in Uniform heiraten und lauter Gemeinderäthe erzeugen; die fünf Welttheile werden in einen Band gebunden werden und als ſechſter Theil von Rinaldo Rinaldini erſcheinen. Rothſchild wird ſchreien: Um Gotteswillen, wer will Geld geliehen haben? und nicht ein Schullehrer oder Finanzminiſter wird ſagen: Ich! Die Wallachen, Hanaken, Wenden, Tunguſen und alle ſlaviſchen Völker werden ſingen: Wo iſt das deutſche Vaterland?

Alle Männer werden barfuß auf den Pfad der Tugend gehen, wodurch die Annehmlichkeit entſteht, daß die Frauen im Park nicht verurtheilt ſind zu täglicher Strumpfſtrickarbeit in leichten Schweißen. Der Weg durch die Krainerhütte wird geſchottert werden mit ebenen Ballettänzerinnen und Leitartikeln, damit die Wiener Pferde wandeln auf Roſen und Vergißmeinnicht; die „Moriz-Ruh“ wird eine Wallhalla ſein, in welcher alle Mäcene Badens ein Table d'hote errichten werden, das Couvert zu drei Kreuzer mit Wein, Reunion und geſelligen Scheintodt; die große allgemeine Jammerpepi, welche in Europa immer da wohnt, wo etwas zum Durchbruch kommt, wird in die Milchſtraße verſetzt, und in der ganzen Welt wird ſein ein gelobtes Land, wo da fließt ſaure Milch, bitterer Honig und unterirdiſcher Ueberfluß!

An die ewige Friedensliebe ſchließt ſich die ewige Gerechtigkeit, die Gerechtigkeitsliebe an!

Die Liebe zur Gerechtigkeit iſt eine unglückliche Liebe! ſie findet keine Gegenliebe! Die Gerechtigkeit iſt eine curioſe Frau! Sie läßt ſich lieben, aber ſie erhört ſelten Jemanden!

Die Gerechtigkeit hat Hausfreunde: Das ſind

Rechtsfreunde! Die Doctoren der Gerechtigkeit. Die Advocaten ſind alſo Frauenärzte! Aber ſie ſind wie alle Frauenärzte, ſie behandeln ihre Patientin, die Gerechtigkeit, ganz lang, ſie laſſen ſie gern lange krank, damit ſie ihr nur immer verſchreiben können,

Den Menſchen, m. f. H. u. H., geht's mit den Krankheiten, wie mit einer böſen Frau. Wenn ein Mann mit der böſen Frau zankt, ruft der arme Teufel den Schwiegervater zu Hilfe, der Schwiegervater bringt die Schwiegermutter mit und nun hat der arme Teufel anſtatt gegen eine, gegen drei Perſonen zu kämpfen.

So iſt's mit der Krankheit; wenn der Menſch die Krankheit verſpürt, ruft er den Schwiegervater der Krankheit, den Doctor, zu Hilfe. Dieſer bringt die Schwiegermutter, die Medizin mit, und nun hat der Patient gegen drei, gegen die Krankheit, gegen den Doctor und gegen die Medizin zu kämpfen!

Es gibt Allopathen, Homöopathen und Hydropathen. Alle drei befördern den Menſchen in den Himmel!

Die Allopathen durch beſtändige geheimnißvolle Eingebungen.

Die Homöopathen durch anhaltendes Faſten.

Und die Hydropathen ſagen alſo: Der Menſch iſt aus Erde gekommen, die Erde iſt aus Waſſer gekommen, ergo fort wieder mit dem Menſchen durch's Waſſer in die Erde.

Aber die Allopathen, m. ſ. H. u. H., ſind doch beſſere Menſchen als die Homöopathen; die Homöopathen laſſen gar keinen Menſchen leben, die Allopathen aber, wenn ſie auch die Patienten nicht leben laſſen, ſo laſſen ſie doch die Apotheker leben!

Menſchenliebe! Was iſt das für eine Liebe! Iſt Menſchenliebe und Nächſtenliebe eins und dasſelbe? Nein! Nach dem Geſetze der Nächſtenliebe braucht man bloß ſeinen Nachbar zu lieben, aber die Menſchenliebe geht noch weiter, die geht bis über die Straße, bis ein paar Meilen weit!

Man ſoll alle Menſchen lieben! Ich bitte Sie, m. ſ. H. u. H., ſchauen Sie ſich alle Menſchen an und ſagen Sie mir, ob das nicht viel begehrt iſt! Der Himmel wird nicht unbillig ſein. Man thut, was man kann; jeder Mann liebt ſo viel Frauen als möglich, jede Frau liebt ſo viel Männer als möglich, aber das Herz hat auch ſeinen Rubicon! Es hat mich ohnehin längſt verdroſſen, daß man ſagt: „Alle Menſchen ſind Brüder," und nicht „Alle Menſchen ſind Schweſtern!" Man trinkt Bruderſchaft und nicht Schweſterſchaft! Das kömmt vom Egoismus der Männer! Sie glauben ganz allein zu fühlen, was die Menſchenliebe unter Brüdern werth iſt!

Und doch wohnt die Fürſtin Menſchenliebe mit ihrer Hofdame, die Barmherzigkeit, und mit ihrer Palaſtdame, die Aufopferung, und ihrer Schlüſſeldame, die Hingebung, nur im Frauenherzen! Die Männer genießen von der Menſchenliebe nur den Genuß und nicht das Leid, aber das Herz der Frau, wenn es in Menſchenliebe aufgeht, genießt nicht nur den Duft der Blüthe, nicht nur den Sammt der Blätter, nicht nur die Zartheit des Kelches, nicht nur die Süßigkeit der Frucht, ſondern auch die Wunde der Rinde, die Bitterkeit der Wurzel, den Schmerz des herben Zerknickens und Hinwelkens! Die Männer weinen höchſtens nur über ſich, ihre Thränen ſind nur das ausgetretene Waſſer des Schmerzes und Mitleids mit ſich ſelbſt, oder das Haderwaſſer mit dem Geſchick, aber die Thränen der Frauen ſind das heilige Taufwaſſer fremder Leiden, fremder Schmerzen!

Man ſoll alle Menſchen lieben! Das iſt eine ſchwere Aufgabe! Und grade die Nächſten ſind am wenigſten zu lieben, weil man ſie am beſten kennt! Es iſt für einen Wiener leicht, alle Madrider, Londoner, Dubliner Menſchen zu lieben! Die Menſchen ſind wie die Maſchanzger-Aepfel, wenn ſie gut bleiben ſollen, müſſen ſie einzeln bleiben; wenn viele zuſammen im Haufen bleiben, verderben ſie, faulen an und einer verdirbt den andern.

Die Menſchen aber, m. f. H. u. H., wären viel verträglicher und würden beſſer harmoniren, wenn ſie alle ihre Leiden und Gebrechen zugleich hätten und bekämen; z. B. wenn alle Menſchen auf einmal huſten müßten, wenn alle Menſchen auf einmal nieſ'ten, wenn alle Menſchen ſich auf einmal die Zähne herausreißen ließen; wenn alle Menſchen zugleich in derſelben Minute Seitenſtechen, oder Gliederreißen, oder den Wadenkrampf, oder eine Frau bekämen, dadurch würde ungeheuer viel Sympathie unter den Menſchen ſein; dadurch würden ſich die Menſchen immer dasſelbe wünſchen, aber ſo iſt kein Einklang unter den Menſchen. Wenn der Eine nieſ't, heiratet der Andere, wenn der nieſ't, ſagt der Andere: helf' Gott! und während der Eine heiratet, ſagt der Andere: ich gratulire! Und es ſollte doch verkehrt ſein, wenn Einer nieſ't, ſollte man ihm gratuliren, und wenn Einer heiratet, ſollte man ſagen: helf' Gott!

Auch wird die Harmonie des Menſchen ſehr geſtört durch die verſchiedenen Bärte der jetzigen Männer! Früher haben ſie den Zopf hinten am Nacken getragen, jetzt tragen ſie den Zopf vorne am Kinn und unter der Naſe. Früher war der Zopf hinten am Menſchen das Regiſter des Kopfes, jetzt iſt der Zopf vorne die Vorrede des Kopfes und oft auch ſein Inhalt!

Die griechiſchen Philoſophen trugen alle lange Bärte und ſchwuren ſtets nur: „Bei meinem Barte!“ Die jetzigen Männer ſind zwar keine Philoſophen, aber ſie tragen doch lange Bärte, bei vielen iſt's wie mit den Waizenähren, je leerer der Kopf, deſto länger der Bart! Die Männer ſchwören den Frauen Liebe, ſie ſchwören auch bei ihrem Bart! Darauf laſſen ſie ſich die Liebe mit dem Bart abſcheeren!

Dieſer Umſtand wirkt auch auf die Liebe und Menſchenliebe ein, mancher Mann wird im Barte geliebt, und wenn er ſich raſiren läßt, ſieht das Mädchen erſt, daß ſie den Bart geliebt hat und daß ihre Liebe früher von gar keinem „Geſichtspunkt“ ausging.

Wenn alle Menſchen ſich auf einmal barbiren ließen, die ganze Menſchheit bekäme ein anderes Geſicht!

Auch iſt es für alle Menſchenliebe ein Unglück, daß während ein Menſch wacht, der andere ſchläft, während der Eine träumt, ſchnarcht der andere! Wenn ein Menſch ſteht, geht der andere, wenn der eine geht, kriecht der andere, wenn der kriecht, ſitzt der andere! Wie ſchön ruhig wär' die Welt, wenn alle Weiber ſchlafen, und alle Menſchen ſitzen möchten!

Der große Naturforſcher Buffon ſagt: „Wenn man ſitzt, hört man mehr und beſſer, wenn man geht, ſieht man beſſer.“ Sie, m. ſ. H. u. H, werden ſich aber nicht wundern, daß ich mein Lebtag in der Welt vielmehr gehört habe als Sie!

Mit Schlafen und Wachen iſt es eben ſo!

Die Frauen ſchlafen, die Männer nicht; denn man ſagt wohl: die Blumen ſchlafen, aber nicht: die Kürbiſſe ſchlafen! Die Männer hören bloß auf zu wachen; ſie raſten, aber ſie ſchlafen nicht. Bei den Frauen ſind die Träume Herzenslieder ohne Worte, bei den Männern ſind die Träume bloß Truth mit obligater Schnarchbegleitung.

Es iſt ſonderbar, m. f. H. u. H., die ganze Welt meint, der Traum gehört zum Schlaf, und es iſt nicht wahr, der Traum gehört dem Wachen an! Der Traum iſt die Vignette des Erwachens, er iſt der Thürſteher an der Pforte des Morgens und meldet in das umdunkelte Seelengemach die Gedanken und Gefühle des Tages an!

Allein ich fürchte, Sie verklagen mich, m. f. H. u. H., und ſagen: Sieh her, wir ſchlafen ſchon alle; daher ſchließe ich, um ſie aufgeweckt zu machen.

◆

Frugale Betrachtungen über Krieg und Frieden in Liebe und Ehe,

oder:

Das weibliche Herz mit ſeinen zwei Kammern, als große und kleine Walachei.

Vor Allem, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, muß ich Sie höflichſt um Entſchuldigung bitten, daß ich Sie, wenn auch nur in der Fantaſie, von Baden weg in das Paradies zum erſten Menſchen führe.

Adam, m. f. H. u. H., war ja ſelbſt ein geborner Badner, er wurde aus Staub geboren. Adam mit ſeinen geſelligen Eigenſchaften war auch ſonſt ganz wie ein Badner Curgaſt; er war zu ſeinem Vergnügen ſich ſelbſt genug und legte ſich ſchlafen; was der Doctor ihm verboten hat, ißt er doch, und dann muß die Frau dafür büßen, und nach dem Eſſen verſteckt er ſich wieder, damit kein Menſch ihn ſieht.

Während Adam ſchlief, wurde ihm ſeine Frau von ſeiner Seite herausgenommen; das geſchieht manchem Curgaſt vielleicht auch; während er ſchläft, wird ihm die Frau von der Seite genommen.

Eva war der erſte weibliche Curgaſt im Paradieſe, und ſie war gewiß in der dortigen Badeliſte ſo bezeichnet: Frau von Eva, privatiſirende erſte Kreis- und Bezirks-Staubs-Obercontrolorsgattin, wohnt beim „grünen Baum.“

Da nun Baden ein Paradies iſt und das Paradies ein Baden war, worin war das Paradies doch von Baden unterſchieden? Im Paradies hat der Himmel zweierlei Beleuchtungen gemacht, ein großes Licht für den Tag und ein kleines Licht für die Nacht: in Baden aber ſieht man bei Tag kein großes Licht und bei Nacht kein kleines Licht.

Am Tage regiert die Sonne, bei Nacht der Mond; der Mann im Mond regiert beim Nachtlicht.

Der Mann im Mond iſt ein kranker Mann, bald nimmt er ab, bald nimmt er zu; letzthin hat ſein Hausdoctor geglaubt, der Halbmond ſei ſchon auf dem letzten hintern Viertel, und hat ihm ein Ultimatum verſchrieben; aber es hat einmal einen kranken Mann gegeben, der hat ſtatt der Medicin das Recept gegeſſen, das war ſein Glück, der kranke Mann wird zu ſeiner Geneſung vielleicht ſtatt der Medicin und des Receptes gar den Leibdoctor freſſen. Wir wünſchen Alle wohlgeſpeiſ't zu haben.

Der Mond, m. f. H. u. H., wollte ſich einmal ein Kleid nach europäiſcher Tracht, einen Leibrock, machen laſſen, er ließ den Schneider kommen, der Schneider nahm ihm das Maß, nach einigen Tagen brachte ihm der Schneider den Leibrock, er war ihm zu eng, als der Schneider das Maß nahm, war der Mond nämlich erſt im Zunehmen und jetzt war Vollmond! Was war zu thun? Aendern! Der Schneider nahm dem Mond neuerdings das Maß, brachte das Kleid wieder, probirte es dem lieben Mond an, und der Leibrock war zu weit; als er das Maß zum zweiten Mal nahm, war Vollmond und jetzt war der Mond wieder im Abnehmen!

Was war zu thun?

Da ſagt der Schneider: „Lieber Herr von Halbmond, für Euer Licht, das ſo wechſelt, das bald ab- und bald zunimmt, iſt ſo eine europäiſche Tracht nicht geſchaffen: Da muß man ſich in ein Gewand hüllen, in welchem jede Taille hineinpaßt, in eine Art Kaftan u. ſ. w.“ Und von daher ſtammt es, daß der Mann im Mond ein Türke iſt!

Der Himmel, m. ſ. H. u. H., hat zwei Lichter zur Herrſchaft der Welt eingeſetzt: Ein großes Licht zur Regierung des Tages und ein kleines Licht zur Regierung der Nacht; aber zu was? Wenn es bei Nacht auch nicht ein Bischen finſter ſein ſoll, von was ſollen alle die tauſend und tauſend Menſchen leben, welche für gute Bezahlung die Finſterniß fabriciren?

Wir leben in dem Zeitalter der Induſtrie, des Triumphs der Induſtrie und der Fabrication, es werden jetzt Finſterniſſe fabricirt, die von der egyptiſchen gar nicht zu unterſcheiden ſind.

Iſt es Ihnen noch nicht aufgefallen, m. ſ. H. u. H., warum ſeit einigen Jahren ſo viele junge Egyptier in allen Hauptſtädten Europas ſtudiren? Das geſchieht bloß aus Heimweh nach der egyptiſchen Finſterniß.

Es iſt ſonderbar, m. ſ. H. u. H., daß ſich aus der alten Geſchichte und alten Romantik nur die Odioſa bis auf unſere Zeit fortgepflanzt haben, die Größen und die Tugenden aber ſind ausgeſtorben.

Aus Egypten haben ſich bis auf unſern Tag die Mumien, die Finſterniß und die mageren Kühe fortgepflanzt, die egyptiſche Weisheit und die keuſchen Joſefs aber ſind ausgeſtorben; die ſtarken Samſons, die mit einem Eſelskinnbacken tauſend Philiſter erſchlugen, ſind ausgeſtorben, die Philiſter und die Eſelskinnbacken haben ſich fortgepflanzt; die Iſaks, die ein Mädchen heirateten, welches die Kameele gern hatte, haben ſich fortgepflanzt; die Romeos und Julias ſind ausgeſtorben, die Shylocks und Othellos haben ſich fortgepflanzt; die Adams, die ſo geſchwind in den ſauern Apfel der Ehe beißen, ſind ausgeſtorben, aber die Evas ſetzen jetzt noch nach ſeinem Tode das Aepfelgeſchäft fort, und die Schlangen, die jedes Stück im Paradies vergiften, indem ſie im Staube kriechen, haben ſich fortgepflanzt.

Das Paradies, m. ſ. H. u. H., wie ich ſchon einmal die Ehre hatte Ihnen zu ſagen, lag im Morgenland, die Wiege der Menſchheit ſtand im Orient, und ſo zu ſagen in der Türkei; die Menſchheit iſt eine geborne Türkin. Europa iſt 180.000 Quadrat-Meilen groß, von welchen Rußland die Hälfte beſitzt, alſo iſt Europa Rußlands Ehehälfte. Europa iſt eine geborne Türkiſche, verehelichte Ruſſiſche; in dieſem Augenblicke klagt Europa auf Scheidung von ihrem Herrn Gemahl, es iſt jetzt der Scheidungsproceß; und da der jetzige Zuſtand ein Proceß iſt, ſo werden Sie ſich nicht wundern, daß die Geſchichte ſo lange dauert. Da ſind lauter Termine und Erſtreckungen, und *bis der Proceß zu Ende ſein wird, wird's ſchwarze* **Meer vor Alter weiß und 's weiße Meer vor Galle ſchwarz werden. Zuletzt wird's nur darauf ankommen, wer die Proceßkoſten zahlen wird.**

Sie wiſſen, m. ſ. H. u. H., daß Europa als eine ſitzende Jungfrau abgebildet wird, Spanien iſt das Geſicht, was das G'ſicht jetzt für ein G'ſicht hat, wiſſen wir; Italien iſt der Fuß mit der großen Krampfader, Deutſchland und Mittel-Europa iſt der Bauch, in dieſem Bauch findet zuweilen eine Bamberger Conferenz Statt, das ſind Deutſchlands diplomatiſche Bauchredner.

Europa wird als ſitzende Jungfrau abgebildet, ſie iſt ſitzen geblieben wegen eines Jugendfehlers. Sie hat ſich nämlich einmal in einen ſchönen Ochſen verliebt und ſich von ihm entführen laſſen; wenn jetzt alle Mädchen ſitzen bleiben ſollten, welche einmal eine ſolche Neigung gehabt haben, das ganze weibliche Geſchlecht müßte zum Sitzen verurtheilt werden.

Sie können ſicher darauf rechnen, m. f. H. u. H., die ganz erſte Neigung eines Frauenzimmers fällt immer auf einen dummen Kerl.

Die erſte Liebe eines Frauenzimmers iſt gar nichts, ſie betrachten ihr Herz wie ein neues Faß: Bevor der Wein hineinkömmt, füllen ſie es mit Waſſer an, damit ſie ſehen, wie viel hineingeht. Ueberhaupt iſt es ein Vorurtheil, wenn man ſagt, die erſte Liebe iſt die ſtärkſte, es iſt nicht wahr, die erſte Liebe iſt wie die erſten *Zähne, die wackelt am* geſchwindeſten. Die zweite Lieb' wackelt ſchon weniger, die zwanzigſte, dreißigſte Liebe wackelt am wenigſten.

Die erſte Liebe iſt bloß die Leſeprobe der wahren Liebe, die zweite iſt die Scenenprobe, die dritte Liebe iſt die Orcheſterprobe, die vierte Liebe iſt die Coſtümprobe, die fünfte Liebe iſt die Bühnenprobe, die ſechſte Liebe iſt die Generalprobe, bis es zur Vorſtellung der wahren Liebe kömmt, die dauert ewig, — das heißt, bis die Komödie aus iſt. Daran, daß die Männer ſo oft lieben, iſt das Lateinſtudiren ſchuld.

Mein Lateinlehrer fragte mich immer, biſt Du feſt in den Quae maribus? Du mußt ſie oft wiederholen, bis Du feſt darin biſt; nun dachte ich, die Liebe wird doch nicht ſchwerer ſein als die Quae maribus, ich werde ſie ſo lange wiederholen, bis ich feſt darin bin.

Unſere Männer hört man zwar oft ſagen, ſie tragen ein Grab der Liebe im Herzen, aber wenn man jetzt in das Herz eines ſolchen Mannes hineinſehen könnte, man fände in jedem Herzen einen Währinger Kirchhof.

Wenn die Männer jedem Grab der Liebe in ihrem Herzen nur einen kleinen Leichenſtein ſetzen wollten, man würde in jedem Herzen leſen: „Hier ruht“ — und „hier ruht“ — und „hier ruht“ — und „hier ruht“ — ihr Daſein war kurz, ſie ſind eingegangen in ein beſſeres Lieben.

Da ſind die Frauenzimmer ganz anders, wenn ſie von dem Grab ihrer Liebe ſprechen. Ein ſolcher Bericht über das Grab in einem weiblichen Herzen lautet geradeſo wie ein ruſſiſcher Schlachtbericht aus der Dobrudſcha, die Frauenzimmer reden nur von *einem* Todten in ihrem Herzen. Den einen Todten geben ſie officiell an, ſo viel heimlich Begrabene und Verwundete ſie auch haben, — und dennoch, m. f. H. u. H., wohnt die wahre Liebe nur im weiblichen Herzen, die Männer beſitzen nur eine Ueberſetzung der Liebe, eine freie, aber keine treue!

Die Liebe iſt die Sonne der Herzen, ſie ſchließt alle Herzen auf wie die Sonne alle Blumen aufſchließt; aber alle Blumen ſchließt die Sonne bloß auf, aber die Sonnenblume allein folgt ihr; und ſo ſchließt die Liebe alle Herzen auf, aber nur das weibliche Herz iſt die Sonnenblume, die ihr folgt.

Die Liebe mit Vernunftgründen bekämpfen, ſo lange die Flamme der Liebe im Herzen iſt, wäre Unſinn; man muß den Rauchfang im Kopf nicht kehren wollen, ſo lange im Herzen das Feuer brennt.

Der Kopf, m. f. H. u. H., iſt der Stammbaum der Gedanken, das Herz iſt der Stammbaum der Gefühle und die Liebe iſt die Majoratsbeſitzung des Herzens.

Jedes menſchliche Herz hat zwei Grundrechte, die Liebe und den Haß, der Haß hat ſeine Berechtigung wie die Liebe; wer nicht gründlich haſſen kann, kann nicht gründlich lieben; aber leider hat der Haß eine Leidenſchaft vor der Liebe voraus; die Liebe kann nicht immer auf Gegenliebe rechnen, aber wer haßt, dem iſt Gegenhaß gewiß.

In jedem Menſchenherzen, m. f. H. u. H., befindet ſich eine Menagerie von zahmen und wilden Leidenſchaften. Die zahmen, als da ſind: die Liebe, Sanftmuth, Freundſchaft, liegen ruhig! die wilden aber: der Haß, die Rache, die Eiferſucht, der Neid, die Bosheit, die ſchreiten ewig hinter dem Bruſtgitter auf und ab mit rollenden Augen und drohen loszubrechen.

Und wie in jeder Menagerie verſammeln ſich die Menſchen und ſchauen vergnügt zu, wenn die Fütterungsſtunde der wilden Leidenſchaften da iſt;

wenn der Menſch ſeinen Haß, ſeine Rache, ſeine Bosheit ſättigt, da drängen ſich die Menſchen gerne herbei und zahlen ihr Entrée.

Leider füttert der Menſch die wilden Leidenſchaften von ſelbſt, die zahmen aber, als: Die Liebe, die Freundſchaft, die Nächſtenliebe, die müſſen ihn erſt angehen, und bitten, daß er ihnen Nahrung gibt.

Ja, m. f. H. u. H., die Leidenſchaften im menſchlichen Herzen ſind wie die Thiere.

Die wilden Leidenſchaften, wenn ſie auch ſchlafen, ſchlafen ſie mit offenen Augen, immer ſprungbereit. Die zahmen Leidenſchaften aber werden gewiegt, ſchlafen und träumen.

Alles im Leben, m. f. H. u. H., wird gewiegt, die Nachtigall wird von dem Zweig gewiegt, die Biene von der Roſe, der Käfer vom Blatt, der Thautropfen vom Grashalm, der Wipfel vom Abendwind, das Herz von der Liebe, die Liebe von der Hoffnung, und das Leben von der Täuſchung!

Und doch! Was wäre eine Biene ohne Roſe, ein Herz ohne Liebe, eine Liebe ohne Hoffnung und ein Leben ohne Täuſchung!

Wehe dem Auge, das nie geweint, wehe dem Munde, der nie gelächelt, wehe dem Herzen, das nie geliebt, wehe der Liebe, die nie gehofft, und wehe dem Menſchen, der nie getäuſcht wurde! Denn wer nie getäuſcht wurde, hat nie geliebt, hat nie vertraut, hat nie gehofft, und wer nie geliebt, nie gehofft, nie geglaubt hat, iſt bejammerswerther, als wer unzählige Male verrathen, betrogen und getäuſcht wurde.

Wer nie ein Herz verlor, iſt nicht ſo arm als wer nie ein Herz gefunden; und wer nie ein Herz gefunden, iſt nicht ſo arm, als wer nie ein Herz geſucht.

Die Liebe und die Ehe, m. ſ. H. u. H., iſt ein Krieg, wer glücklich in dem Krieg der Liebe ſein will, muß nicht viel unterhandeln, muß die Zeit nicht mit Circularſeufzern verbringen, nicht mit Blickbotſchaften hin und her zögern, nicht mit „Lotte ſchreibt hin und Werther ſchreibt her“ zubringen, muß nicht um das weibliche Herz herumgehen wie der Napier um das heiße Kronſtadt, muß nicht früher von Gott Amor das Meſſer wetzen laſſen.

Wenn man ein weibliches Herz beſetzen will, muß man nicht warten bis der frühere Liebhaber, der die zwei Herzenskammern, die große und die kleine Walachei, beſetzt hat, dieſe Walachei von ſelbſt räumt; denn ein zurückgezogener Nebenbuhler iſt nur eine halbe Freude, ein hinausgeworfener Nebenbuhler iſt ein herrlicher Anblick.

Das weibliche Herz ſelbſt hat viel mehr Reſpect vor dem neueinziehenden, wenn er den früheren hinausgeworfen hat.

Es iſt oft mit einem ſolchen weiblichen Herzen wie mit jedem Quartierwechſel, acht Tage früher wird's halbe Herz geräumt, bis zur Ziehzeit wird's ganze Herz geräumt.

So wenig wie unſere Zeitungen wiſſen, ob die Ruſſen die Walachei gern oder ungern räumen, ob aus ſtrategiſchen Gründen oder weil ſie ſonſt noch Schmerzen haben, ebenſowenig kann man es bei einem weiblichen Herzen wiſſen, warum es der frühere Liebhaber geräumt hat; ob, weil er d'rin ſich nicht mehr halten kann, oder wegen des bei ihm graſſirenden Dobrudſchafiebers, oder aus ſtrategiſchen Gründen.

Eine Liebe beginnen, m. ſ. H. u. H., das braucht curioſe Rüſtungen, und gar heiraten, dazu braucht man Kriegskoſten; das Geld, was der Vater der Tochter mitgibt, iſt nichts anders als eine freiwillige Kriegsſteuer.

Wer ein Herz erobern will, muß alle ſeine Liebenswürdigkeiten mobil machen, muß alle Beurlaubten einrufen, muß von Geiſt und Witz die ſchwere Cavallerie completiren, aber nicht wie Preußen, wo man vorderhand für die Cavallerie noch Pferde ſucht, die keine Reiter leiden können, und wo man ſtatt Araber und Vollblut bloß Meklenburger aufſattelt.

Die Hauptſache bei einem weiblichen Herzen iſt: Einrücken. Oft beſetzt Jemand ſo ein weibliches Herz als Schutzherr, was da das weibliche Herz auszuſtehen hat, iſt unmenſchlich, und wie oft ſehnt ſich ein weibliches Herz, daß nur ein Anderer einrücke und fragt alle Augenblicke mit Sehnſucht: „Hab'ns kan Türken g'ſeh'n?"

Ein weibliches Herz und eine Feſtung kann man auf zweierlei Weiſe erobern, durch Sturm, und was das Sicherſte iſt, das weibliche Herz aushungern, alle Zufuhr an Mannſchaft und Lebensmitteln abſchneiden, und ſo ein weibliches Herz ſagt am Ende: Hunger thut weh!

Es gibt zwar unter den weiblichen Herzen auch Sebaſtopols und Siliſtrias, von denen man ſagt, ſie ſind nicht einzunehmen, ſie hätten ganze Felſenblöcke in die Herzgrube geſenkt; aber kein weibliches Herz iſt uneinnehmbar, wenn der Rechte kömmt; iſt's nicht der Hamelin, iſt's der Dundas, iſt's nicht der Dundas, iſt's der Perceval, am Ende wird auch Sebaſtopol genommen.

Der Prophet ſagt: Ein jedes Ding findet ſein rechtes Ende; das Ende eines jeden Ochſen iſt, geſchlachtet zu werden, das Ende eines jeden Kaufmannes, Bankerott zu machen, das Ende eines jeden Diebes, gehängt zu werden, und das Ende eines jeden Menſchen, zu ſiebzig Jahr zu ſterben.

Nun aber könnte man dem Propheten einwenden, es gibt viele Ochſen, die ungeſchlachtet zu ihren Vätern eingeſammelt werden, es ſind viele Kaufleute geſtorben, ohne früher fallirt zu haben, und es ſind viele Diebe ungehängt geſtorben, und es ſind viele

Menſchen viel jünger als ſiebzig Jahr aus der Welt gegangen.

Allein der Prophet hat doch Recht; die Ochſen, die nicht geſchlachtet wurden, waren klug genug, dieſe Kataſtrophe nicht abzuwarten und ſind früher auf eigene Hand geſtorben, die Diebe, die nicht gehängt wurden, haben's auch nicht erlebt und haben ſich durch einen beſcheidenen Tod der öffentlichen Anerkennung entzogen, und die Menſchen, die früher als zu ſiebzig Jahre geſtorben ſind, haben die ſiebzig Jahre nicht erlebt, weil ſie ſich voreilig einen Doctor haben holen laſſen.

So iſt es auch mit den weiblichen Herzen. Das Ende eines jeden weiblichen Herzens iſt, erobert zu werden, wenn eines nicht erobert wurde, ſo hat es die Eroberung nur nicht erlebt.

Nichts in der Welt iſt unmöglich, der Menſch kann alles was er will, der Menſch will nur nicht immer was er kann. Gegen die rechten Mittel gibt's keine rechte Unmöglichkeit.

Der Menſch bringt aber für ſeine Schwächen und Dummheiten ſtets Zeugniſſe aus den Sternen, aus dem Himmel, aus der Mythologie.

Wenn der Menſch aus Faulheit den rechten Zeitpunkt verſäumt, ſo ſagt er: Der Himmel hat's nicht gewollt.

Wenn der Menſch die Hände in den Schooß legt, in dem Augenblick einer glänzenden Entſcheidung, ſo ſagt er: Es ſtand nicht in den Sternen geſchrieben, und wenn die Dummheit es beſchönigen will, daß ſie nicht nach dem Höchſten ſtrebt, beruft ſich die Dummheit auf die Mythologie, auf die Götterlehre, da hat die Dummheit in der Götterlehre einen Schutzpatron gefunden, den Icarus.

Icarus wollte zur Sonne fliegen, er machte ſich richtig ein paar Wachsflügel und flog zur Sonne, da ſchmolzen die Wachsflügel, Icarus fiel herunter und brach das Genick. Daraus wollen nun die superklugen Menſchen beweiſen, daß man nicht nach dem Höchſten ſtreben ſoll, weil der Icarus das Genick gebrochen hat; aber es iſt nicht wahr, es thut mir zwar herzlich leid, daß der Herr von Icarus das Genick gebrochen hat, aber Herr von Icarus ſoll mir verzeihen, er war ein dummer Kerl. Herr von Icarus iſt nicht daran geſtorben, daß er der Sonne zufliegen wollte, ſondern er iſt daran geſtorben, daß er ſchlechte Mittel zu dem Zwecke anwendete, daß er ſich Wachsflügel anklebte.

Die großen Zwecke werden immer durch ſchlechte Mittel verfehlt, und die ſchlechteſten Mittel heißen: Zögern, zuwarten, zaudern.

Aber zögern und zaudern haben auch zwei Seiten, manchmal iſt das Zögern die Schwäche des Starken, manchmal iſt das Zögern die Stärke der Schwachen. Haben Sie ſchon erfahren, m. f. H. u. H., daß Jemand, der zögert, den Nagel auf den

Kopf trifft? Um den Nagel auf den Kopf zu treffen, muß man zuſchlagen und nicht mit dem Hammer laviren.

Die orientaliſche Frage iſt ein großer Nagel, und dieſer Nagel hat ſo viel Köpfe, daß man, wo man hinſchlägt, den Nagel auf den Kopf treffen würde.

Wiſſen Sie, m. f. H. u. H., wer in der Kriegsgeſchichte der Welt den Nagel am beſten auf den Kopf getroffen hat?

Ein Frauenzimmer, Jael, die hat dem Feinde ihres Volkes, Siſſera, den Nagel durch den Kopf geſchlagen.

Alſo ich wiederhole es, wer in einem weiblichen Herzen den Nagel auf den Kopf treffen will, der muß nicht ſäumen, der muß handeln, er muß nicht vor dem Herzen warten bis die Liebe herauskömmt, wie die Engländer vor Sebaſtopol, bis die ruſſiſche Flotte herauskömmt.

Es geht mit der ruſſiſchen Flotte in Sebaſtopol, wie's mit dem bekannten Bären im Bauernkalender geht. In dem Bauernkalender heißt es, wenn der Bär an dem und dem Tag herausgeht, wird ſchönes Wetter, aber der Bär geht gar nie aus der Höhle. Hat Jemand von Ihnen, m. f. H. u. H., den Bären ſchon jemals geſehen oder begegnet? Der Bär denkt ſich, ich ſoll aus der Höhle herausgehen, damit die andern Leute ſchönes Wetter bekommen, was geht mich das Wetter der andern Leute an, ich bleibe in meiner Höhle.

In der Höhle des weiblichen Herzens ſitzt auch ſo ein kleiner niedlicher Liebesbär, der den Eingang ſtreitig macht, aber wenn der Bär zum Krieg nicht herauskommen will, muß man zu ihm hinein gehen.

Der Krieg unter Liebenden iſt ſo geſtellt: Im Grunde meinen beide es mit dem Kriege nicht ernſt, aber wenn zwei Liebende nur anfangen, in Mißverſtändniß zu gerathen, da kommen gleich eine Menge alte Weiber, Baſen und Nachbarinnen, die leben ja nur davon, wenn die Andern Krieg führen, und alle Tag wiſſen ſie neue Lügen vom Kriegsſchauplatz der Liebenden und prophezeien einen fürchterlichen Kampf, und dieſe lebendigen Zeitungen bringen telegraphiſche Depeſchen in Unzahl, nur hie und da gibt es einen alten Prakticus in den Angelegenheiten der Liebe, der ſagt: „Die Liebesleut, die kenn' ich ſchon, das Keſſelflickervolk thut ſich doch nichts, es kömmt zu nichts!“

Der Krieg in der Ehe iſt wieder anders: Die Frauen haben zwei Kriegsmanöver; Schmollen, das iſt der unerträglichſte Zuſtand, man muß immer gerüſtet ſein. Schmollen iſt die Avantgarde und in Ohnmacht fallen iſt das Reſervecorps. Wie es in dem jetzigen Krieg einen kranken Mann gibt, ſo gibt's im Krieg der Ehe eine kranke Frau, und da kommt ein orthodoxer Hausfreund, übernimmt das

Protectorat über die kranke Frau und beſetzt die Herzwalachei, aber nicht auf ewig, Gott bewahre, blos als Pfand, denn die Männer überhaupt betrachten die Frauen blos als Pfand, ſie geben nie ſo viel darauf, als ſie werth ſind!

So iſt der Krieg in der Ehe, und da in der Ehe Mann und Frau jeder Tag ein Jahr ſcheint, ſo feiern ſie jede Woche einen ſiebenjährigen Krieg und jeden Monat einen dreißigjährigen, und jeder Mann in dem Krieg ſeiner Ehe iſt Redacteur einer Kreuzzeitung.

Der Krieg in der Ehe endigt immer mit einem ewigen Frieden, das heißt: Wenn eines von ihnen in der Ewigkeit iſt.

Im Kriege der Liebe handelt es ſich bloß um die Herſtellung des status quo, aber im Krieg der Ehe begnügen ſie ſich nicht mit der Herſtellung des status quo, ſondern ſie wünſchen den status quo ante, ſie wünſchen noch ledig zu ſein.

Ich glaube aber, daß Sie, m. f. H. u. H., weil Sie ſo liebenswürdig waren, die Räume hier zu beſetzen, auch ſchon den status quo ante wünſchen und ſich gerne zurückziehen würden, zwar nicht aus ſtrategiſchen Gründen, aber, da es ſchon 2 Uhr iſt, wegen Mangel an Nahrungsmitteln. Ich ziehe mich alſo über den Pruth zurück und werde froh ſein, wenn ich nur bei mir zu Hauſe Alles gut gedeckt finde.

◆

Unterthänigſte Neujahrs-Vorſtellung des vielgequälten Dichterpferdes Pegaſus an den Anti-Thierquälerei-Verein,

oder:

Neujahrs-Betrachtungen über den ſonderbaren Umſtand, daß der Menſch ſiebenzig neue Jahre braucht, um ein alter Mann zu ſein!

Das menſchliche Leben, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt eine Zeitungsredaction, es kündigt ſich alle Neujahr neu an, verſpricht Alles für die Zukunft, und die Menſchen ſind die guten Narren, die das glauben! Sie ſind auch ironiſch, und ſagen Einer zum Andern: „Na, ich gratulire!“

Der Menſch aber bekommt von der Lebensredaction keinen Einladungsbrief, er wird nicht gefragt, ob er abonniren will, der Pränumerationsſchein wird in's Haus geſchickt! wie er auf die Welt kommt, iſt er ſchon Abonnent, deshalb fängt er auch gleich zu ſchreien an, das Blatt gefällt ihm nicht. Der junge Pränumerant wünſcht abzufallen, allein, da iſt er ſchief gewickelt, wer einmal pränumerirt hat, den läßt man nicht mehr los! Ein Pränumerant iſt ein lebenslängliches Abonnement, und wenn er ſtirbt, wird das Geſchäft auf die Frau geſchrieben, und ſie zeichnet: „Pränumerants ſelige Witwe!“

Die Lebensredaction iſt nobel! Bei jedem neuen Jahrgang gibt ſie dem Menſchen alle alten Jahrgänge d'rauf! Auch läßt ſie zweierlei Ausgaben des Lebens erſcheinen: ein feines Leben auf Velin für die reiche Welt, und ein ordinäres Conceptleben für die arme Welt!

Allein, der umſichtige Redacteur iſt gerecht, die Reichen bekommen in ihrem feinen Exemplare doch denſelben Inhalt, wie die Armen, dieſelben ſtehenden Artikel von Schmerz und Luſt, dieſelben Mitarbeiter: Die Liebe für das lyriſche Fach, die Hoffnung für das phantaſtiſche, die Lüge für die Tagesneuigkeiten, die Parteilichkeit für die Beurtheilung der Andern, die Verleumdung für das Geſellige, und all' die unerforſchlichen Mächte des Schickſals für die ungelöſ'ten Räthſel und Rebus des Lebens, die erſt in dem erſten Blatte des andern Lebens gelöſ't werden.

Zum Leben, m. f. H. u. H., braucht der Menſch Luft, Waſſer, Schlaf und Geld! Zum glücklichen Leben braucht er freie Luft, ungetrübtes Waſſer, ruhigen Schlaf und bedeutendes Geld!

Das iſt der Vorzug des Menſchen vor der Thierwelt. Die Thiere brauchen auch Luft, Waſſer, und Schlaf, aber ſie brauchen kein Geld! Wenn Sie, m. f. H. u. H., mich aber fragen wollten: „Wenn die Thiere kein Geld haben, was heißt dann nachher ein „großes Thier?“ So muß ich Ihnen ergebenſt antworten: „Gerade jenes Weſen, welches groß in die Luft hineinlebt, bis an den Hals im Waſſer ſteckt, ruhig ſchläft und doch kein Geld hat, das iſt ein großes Thier.“

Im Paradieſe haben die Thiere geſprochen, folglich haben ſie auch gedacht, denn ſprechen ohne zu denken, iſt eine ſpätere Erfindung der Deutſchen, wenn ſie von Sachen ſprechen, an die gar nicht zu denken iſt.

Allein, der Menſch hat geſündigt, und die Thiere ſind beſtraft worden, weil Eva ihre Sprache dazu anwandte, um Adam zu verleiten, und Adam ſeinen Verſtand gebrauchte, um vom Baume der Erkenntniß zu eſſen, haben ſie Sprache und Vernunft verloren! Ich glaube immer, die armen Thiere im Paradieſe ſind alle Schriftſteller geweſen, und damit den Menſchen die Augen nicht noch mehr aufgehen ſollen, iſt dieſen armen Thieren das Denken und Sprechen eingeſtellt worden!

Warum iſt, m. f. H. u. H., ein Pferd, der Pegaſus, das Sinnbild der Schriftſteller? Weil die Schriftſteller eine Roßnatur haben müſſen, weil ſie mit dem Kappzaum um den Mund, den Gurt um den Leib, mit Eiſen an den Füßen, deſto leichter ausgleiten, je ſchärfer ſie beſchlagen ſind, weil ſie kaum Heu zu eſſen haben, und doch vor frohem Muth nicht wiſſen, wo ſie der Hafer ſticht!

In der neueſten Zeit, m. ſ. H. u. H., werden die Menſchen von allen Seiten gequält, ſie ſollen kein Thier mehr quälen! Die Menſchheit, m. ſ. H. u. H., hat auch ihre Staats- und Nationalſchulden an den Himmel, die ſie nie oder nur nach und nach abzahlt, z. B. den Sclavenhandel, den Krieg und die Herrſchaft, die ſie ſich über die Thiere anmaßt, und die ſo weit geht, viele davon zu eſſen.

Die Philantropie unſerer Zeit geht zu weit, und darum wird das Nächſte überſehen: man curirt zwar Kopfweh mit Fußbädern, aber die Hauptwehen der Menſchheit werden nicht durch die Behandlung der vierfüßigen Thiere geheilt. Nur wenn man die Thiere zärtlich behandelt, heißt man jetzt ein Menſchenfreund!

Es hatte einmal Jemand einen Bedienten, dem ſagte er: „Du mußt pfiffig ſein, wenn ich etwas ſage, mußt Du gleich auf den vierten Fall denken und darnach handeln.“ Einmal bekam er Kopfweh, und ſagte zum Bedienten: „Hole mir den Arzt!“ Der Bediente ging, und brachte ihm den Todtengräber. Sein Herr ſagte: „Hol' den Arzt,“ da iſt der Arzt der erſte Fall, der Apotheker der zweite Fall, der Notar der dritte Fall und der Todtengräber der vierte Fall!

Die Menſchheit ſagt: „Du ſollſt Deinen Nebenmenſchen lieben," das verſteht unſere Philantropie wie folgt: den Menſchen als Kind, die Kindererziehung, damit ſie nicht Verbrecher werden, der erſte Fall; — der Menſch als Armer, ihn zu beſchäftigen, ihm Arbeit zu geben, der zweite Fall; — der Menſch als Kranker, Alter, Blinder, Gebrechlicher, der dritte Fall; der Menſch aber, der drei Mal im Zuchthauſe geweſen, iſt der vierte Fall! Die Menſchheit ſagt: Du ſollſt den Nächſten lieben wie Dich ſelbſt, da iſt das nächſte liebe Ich der erſte Fall, der nächſte Reſtaurateur der zweite Fall, die nächſte Liebſchaft der dritte Fall, und der nächſte Ochs oder Eſel der vierte Fall!

Warum treten die kleinen und großen Thiere der Erde nicht zuſammen, und bilden einen „Anti-Menſchen-Quälerei-Verein?" und die Qualen der Menſchen ſchreien doch lauter zum Himmel als die Qualen des Thiere!

Es ging einmal Jemand durch die Stadt, und kam bei einem Silberarbeiter vorbei, wo das Silber geſchlagen wurde, das Silber wimmerte leiſe unter den Hammerſchlägen; dann kam er an einem Goldarbeiter vorbei, das Gold wimmerte noch leiſer unter den Hammerſchlägen; dann kam er an einem Eiſenſchmiede vorbei, und das Eiſen ſtöhnte und brüllte lärmend unter den Streichen des Hammers. Da fragte der Mann das Eiſen: „Das Silber, wenn es geſchlagen wird, ächzt nur leiſe, ſelbſt Gold, das feinſte Metall, wimmert kaum hörbar unter dem Hammerſchlage, und Du, grobes, gemeines Eiſen tobſt und lärmſt, als ob's Dich mehr ſchmerzte, wie Gold und Silber?" — „Ja," erwiederte das Eiſen, „mich ſchmerzen die Schläge mehr, denn jene, Silber und Gold, werden von Fremden geſchlagen, vom Hammer aus Eiſen, ich Eiſen aber werde von meines Gleichen, wieder von Eiſen gequält und geſchlagen, das ſchmerzt mehr!" So iſt's mit Thieren, die werden von einem Menſchen gequält, die Menſchen aber werden wieder von Menſchen gequält, das ſchmerzt mehr!

In der ganzen Natur iſt jedes lebende Weſen ein Reiß- und Raubthier gegen andere Weſen! Das Kind iſt ein Menſchenfreſſer für ſeinen lebzeltnen Reiter, das Lamm iſt ein Wolf für die Butterblumen, die Raupe iſt ein Krokodill für das Maulbeerblatt, das Glühwürmchen ein Mordbrenner für den Grashalm, und die Milbe iſt ein Attila der Linſenwelt!

Die Menſchen werden von den Thieren mehr gequält, als die Thiere von den Menſchen.

Der Menſch hat Verſtand, ja wohl, aber was nützt Verſtand und Geiſt einem Vieh gegenüber?

Die Anti-Thierquälerei ſollte bei der Kindern anfangen, dieſe kleinen, armen, verlaſſenen Thiere von den Hofmeiſtern, Erziehern und Gouvernanten nicht quälen zu laſſen! Man ſagt, es fehlt an Erziehung der Kinder, es iſt nicht wahr, es fehlt an Erziehung der Erzieher! Wenn im Hauſe eine Wäſcherin aufgenommen wird, ſo ſieht man darauf, wie ſie die Wäſche behandelt, ob ſie ſie nicht zu ſehr laugt, ſchlägt, bürſtet u. ſ. w., wenn ein Kutſcher aufgenommen wird, ſo fragt man, ob er mit Pferden umzugehen weiß, ob er die Pferde liebt, aber ein Lehrer, eine Gouvernante wird aus der Schweiz, aus Frankreich verſchrieben, und kein Menſch erkundigt ſich, ob ſie mit Kindern umzugehen wiſſen, ob ſie die Kinder lieben! Die Eltern übertragen ihnen nicht nur das Amt: ſie zu erziehen, ſondern auch das Amt: ſie zu lieben, und wo die Liebe bloß Amtsmann iſt, in dieſem Kreiſe gedeihen die Kinder nicht!

Man ſagt, wem der Himmel ein Amt gibt, dem gibt er auch Verſtand! Das war früher, als noch der Himmel die Aemter vergab; jetzt geben die Menſchen die Aemter, die können nicht Jedem Verſtand geben, daher findet man hie und da, — in China und in Schiras, — zuweilen Männer, die ein Amt und keinen Verſtand bekommen haben, dafür haben ſie eine Frau bekommen. Die Frau eines Mannes iſt ſein Verſtand, wenn ein Mann ſo einen ſchönen und jungen Verſtand hat, ſo wird ſein Verſtand oft von vielen Leuten zu Rathe gezogen. Man glaubt gar nicht, was in dieſer Beziehung der Verſtand eines Mannes für Anerkennung findet! Es iſt nur ein Unglück bei der Sache, wenn ein Mann ſo einen ſchönen Verſtand geheiratet hat, daß ihm der Verſtand ſo oft ausgeht; wenn er aber ausgehen will, bleibt ihm der Verſtand ſteh'n!

Die Frau des Mannes iſt ſein Verſtand, die Geliebte iſt ſeine Vernunft, denn was iſt der Unterſchied zwiſchen Vernunft und Verſtand? Die Vernunft beſchränkt ſich auf das Seelenvermögen, der Verſtand hält ſich an das Gegebene; alſo in der Liebe iſt dem Manne ihre Seele genug Vermögen; in der Ehe kommt der Verſtand, der ſieht auf das Mitgegebene!

Es iſt ein Glück, daß die Thiere keinen Verſtand und keine Sprache haben, ſie können ſagen: das Thier hat zwei Vorzüge vor dem Menſchen: es denkt nicht, und es ſpricht nicht! Die Thiere haben keinen Verſtand, darum haben ſie kein Narrenhaus; ſie haben keine Sprache, darum haben ſie auch keinen Sprachenkampf. Die Thiere denken nicht, darum verdenken ſie auch nicht jeden guten Gedanken; ſie ſprechen nicht, darum verſprechen ſie auch nicht, was ſie nicht halten wollen! Sie gehen nicht aufrecht, aber ſie gehen auch nicht auf Unrecht! Unter den Thieren gibt's keine Aerzte, ſie ſterben doch; unter den Thieren gibt's keine Advocaten, man zieht ihnen doch die Haut über die Ohren; unter den Thieren gibt's keinen Unterſchied der Stände, der Königstieger darf doch mehr Flecke haben, als ein ordinäres Thier; unter den Thieren gibt's keine Humoriſten, und ſie kommen doch oft in die Sauce!

Es gibt unter den Menſchen Weſen, welche alle Aufmerkſamkeit des Anti-Thierquälerei-Vereines verdienen! Ehemänner, Schriftſteller, Practikanten, Redacteure, Theater-Directoren u. ſ. w., was ſind das nicht für geplagte Thiere?

Ein Ehemann iſt ein geplagtes Thier, ein gutgeplagtes Thier, und ein geplagtes gutes Thier! Seine Frau, der Engel, plagt ihn, und plagt ihn der Engel nicht, ſo plagt ihn der Teufel! Auch bei der Ehe von Körper und Seele iſt der Mann „Körper“ ein geplagtes Thier; er ſchläft nicht eher ruhig, bis die liebe Frau „Seele“ ſich zur Ruhe begibt! und wenn der Mann Körper in die Erde kommt, iſt die Frau Seele wie im Himmel. Mann und Weib ſind ein Leib und eine Seele, darum fühlen ſich die Eheleute ſo einſam, wenn ſie beiſammen ſind! Die Frauen, m. ſ. H. u. H., waren von jeher der liebſte Gegenſtand der Satyre; der Witz hat ein Privilegium dazu, ſo wie der Schmetterling ein Privilegium hat, die Roſe zu necken; allein man muß von einem Privilegium keinen Mißbrauch machen. Weil mancher Satyriker zuweilen ein harmloſes Witzwort über das weibliche Geſchlecht fallen gelaſſen hat, glauben viele falſche Propheten, ihre Ausdrücke von Nichtachtung und Entwürdigung des weiblichen Geſchlechtes ſollen für Witz gelten. Der Witz iſt eine Rakete, die aufſteigt, einen Moment über dem Haupte des Gegenſtandes aufleuchtet, aber die Rußdüte darf nicht verunglimpfend auf dieſes Haupt zurückfallen. Ich finde mich veranlaßt, hier ein ernſthaftes, eindringliches

Wort zu ſprechen über die unwürdige und entartete Weiſe, in welcher beſonders unſere „Volksdichter“ das weibliche Geſchlecht in ihren Producten hinſtellen. Sie ſtellen das Laſter und die ſchlechten Sitten dar; aber ſie gebrauchen den Witz nicht, um Laſter und Sittenloſigkeit zu geißeln, um ſie als ein Verwerfliches darzuſtellen, ſondern um ſie als ein Berechtigtes, als eine natürliche Erſcheinung des Lebens auszumalen.

Liebe und Ehe, dieſe zwei Cherubim, welche die heilige Lade des menſchlichen Herzens überflügeln, werden von ihnen bloß mit dem Thierleib und mit dem Schuppenrücken gemalt, nicht mit dem göttlichen Antlitz, nicht mit dem Auge der Ewigkeit! Der Strahl ihres rohen Witzes verzehrt nicht nur das Opfer, ſondern den Prieſter und den Tempel mit! Um ein kleines Inſect an dem großen Lebensbaum von Lieb' und Ehe mit dem Schwefelkerzchen ihres Witzes zu tödten, fällen ſie den ganzen Baum, zerſtören die Blüten, zertreten die Früchte, und legen die frevelnde Axt an die Wurzel aller geſelligen Moral und Glückſeligkeit!

Fürwahr kann die Art nicht ernſt genug zurückgewieſen werden, wie die meiſten unſerer „Volksdichter“ die Liebe als ein abſolutes Product der Sinnlichkeit, die Ehe als ein Unglück, als ein Jammerinſtitut an und für ſich hinſtellen; wie ſie die edelſten Regungen des weiblichen Herzens zerfaſern, wie ſie mit dem Bartwiſch trivialer Geſinnung den Schimmerſtaub von dem Fittig der Seele wiſchen, und eine Thauperle nach der andern aus der Blätterkrone des Herzens ziehen, ſie zerdrücken und in das Schlammwaſſer der entadelten Sinnenwelt ſchleudern! Der Prieſter des rohen, niedern Spaßes weiß dem Witze nicht anders zu opfern, als wenn er das Opferthier ſchlachtet; der edlere, beſſere Witz weiſſagt aus dem Flug der menſchlichen Leidenſchaften, aus den hochgehenden Wellen des Herzens, er neigt ſich mit Blumen zu Boden, er erhebt ſich mit dem Wipfel in die Luft, er fällt mit der Thräne zur Erde, er ſteigt mit der Freude zum Himmel, er durchſchüttert den Baum, aber ſtreift die Blüten nicht ab, und ſelbſt wenn er die öden Steppen, die traurigen Wüſten des menſchlichen Herzens betritt, ſo ſieht er zum Himmel, und tröſtet ſich und die Menſchen damit, daß nur die Erde Wüſten und Steppen hat, der Himmel aber lauter fruchtbares, ewigblühendes Land!

Es wird jetzt kein Thier ſo geplagt als der Pegaſus, die Frauen ſitzen auf dieſem Pferde, wie auf jedem andern Pferde, auch nur — einſeitig.

Bei der jetzigen geiſtreichen Zeit, wo ein wohldreſſirtes Pferd eher Mäcene findet, als alle Künſte und Wiſſenſchaften, da kann man mit jedem Pferde mehr Geld verdienen, als mit dem Pegaſus, man kann alſo vom Pegaſus auf keinen Fall ſagen: „Es iſt ein Capitalroß!“

Allein der Pegaſus rächt ſich, er wird von den

Menſchen nicht ſo ſehr geplagt, als er die Menſchen wieder plagt! Das Muſenpferd iſt das allgemeinſte Steckenpferd und zu der Hälfte des Menſchengeſchlechtes kann man in dieſer Beziehung ſagen: „Wärſt nicht aufig'ſtiegen, wärſt nicht obig'fallen!“

In dieſer Beziehung iſt der deutſche Pegaſus der ſicherſte: er läßt gut aufſitzen und er — wirft nichts ab!

Durch den Pegaſus werden die geplagten Thiere unter den Menſchen ſehr vermehrt! Redactionen und Directoren! Was für ein geplagtes Thier iſt ein Theaterdirector! Auf dem rechten Flügel des Pegaſus ſitzt ein Luſtſpieldichter, auf dem linken Flügel ſitzt ein Trauerſpieldichter, auf der Croupe ſitzt ein Dramendichter, und auf dem Schweif ſitzt ein Familiengemäldedichter.

Unſere Theaterdichter ſollten eigentlich bei der Artillerie, beim Stückweſen gegen den Feind angeſtellt werden, denn Alles läuft davon, wenn ſie ihre Stücke aufführen!

Warum ſchreiben die Theaterdichter ſeit der Tantième ſchlechte Stücke? — Weil ſie ſich fürchten, wenn das Publicum Antheil nimmt, kommt auf ihren Antheil weniger! Früher, wo die Dichter keinen Theil der Einnahme hatten, bekamen ſie bloß von den Recenſenten ihren Theil! Mit den Recenſenten geht das Publicum um, wie mit einem Werke in vielen Bänden, wenn ein Theil ſchlecht iſt, ſo verdammen ſie das ganze Werk!

Unſere dramatiſchen Dichter halten ſich an die Zeit, an die Richtungen der Zeit, an die Zeitfragen, Zeitintereſſen, Zeittendenzen! Das Publicum aber hält ſich auch an die Zeit; wird ihm die Zeit zu kurz, ſo fragt es nichts nach der Zeit, wird ihm die Zeit lang, nimmt es eine andere Zeitrechnung, es richtet ſeinen Weg bei Zeiten nach Hauſe!

So ein armer Theaterdirector ſoll Bühnentalent wecken und ermuntern, und wenn er ihre Stücke gibt, muß er auch das Publicum wecken und ermuntern!

Ein jeder angehender Poet ſtellt dem Director tauſend Mal die Vortrefflichkeit ſeines Stückes vor, und ſeine Stücke erleben, auch wenn ſie nicht gegeben werden, viele Vorſtellungen.

Was ſind die armen Directoren durch junge Liebhaber, d. h. durch keine jungen Liebhaber gequält! Es herrſcht jetzt großer Mangel an jugendlichen Liebhabern!

Vier Sachen gehen in Deutſchland nach und nach ganz aus: Steinböcke, Tenorſänger, Liebhaber und Räuberhauptleute! Steine gibt's zwar für ſich und Böcke für ſich! die Steine zum Anſtoßen und die Böcke zum Schießen; aber im Zuſammenhang „Steinböcke“ werden ſie ſelten. Sänger gibt's genug. Tenore auch, aber ſie finden ſich nicht beiſammen; weil der echte Tenor die freie Bruſtſtimme ausſchließt, haben ſie den Tenorſchlüſſel ganz abgedreht. Räuber gibt's auch und Hauptleute auch noch, aber die ro mantiſche Miſchung: „Räuberhauptmann,“ iſt ausgeſtorben; es iſt kein Platz da für ſie, es müſſen ganz andere Hauptleute eingeſperrt werden! Liebe iſt auch da, und Haber auch: Rechthaber u. ſ. w., aber Liebhaber ſind ſelten! Und welche Mühe geben ſich die Theaterdirectoren, um dieſen Mangel zu verdecken; ſie ſpielen oft ſelbſt den jugendlichen Liebhaber, aber es iſt nicht ihr eigentliches Fach!

Und was, m. ſ. H. u. H., iſt nicht das Publicum für ein geplagtes Thier? Die Leiden des Publicums werden eingetheilt in Vocal- und Inſtrumentalleiden? Zu den Vocalleiden gehören die humoriſtiſchen Vorleſungen; zu den Inſtrumentalleiden aber Alles, was nur auf einem Inſtrument ſpielt, dazu gehören auch die Proceſſe, denn man hört alle Engel pfeifen und ſingen, wenn der Advocat mit ſeinem Inſtrument kömmt!

Das Publicum und König Pharao haben ein und dasſelbe Schickſal, alle ihre Plagen kommen als Kunſt- und Zauberſtücke über ſie!

Im menſchlichen Herzen, m. ſ. H. u. H., iſt all' ſein Lebelang ein Concert aller Leidenſchaften! Jeden Vormittag iſt Probe und jeden Nachmittag Production. Das Zuſammenſtimmen dieſer Leidenſchaften iſt das Schwierigſte, und eine Leidenſchaft nach der andern trägt ihr Solo vor, aber wie der Menſch älter wird, verläßt ein Concertiſt nach dem andern das Herzorcheſter, legt ſein Inſtrument nieder,

der Ton verhallt, die Pulte werden abgeräumt, das Alter, der Orcheſterdiener, löſcht die Lichter aus, das Herz wird ſtill, die Ohrenläden werden zugemacht, und das Concert iſt zu Ende!

Welch' ein geplagtes Thier, m. f. H. u. H., iſt nicht „ein Humoriſt?" „Ein Vorleſer?"

Die Humoriſten ſind heuer ungeheuer gerathen, wenn ſie Kartoffeln wären, die Kartoffeln wären wohlfeil!

Es iſt keine kleine Plage, ein Humoriſt zu ſein ohne Witz, aber es iſt noch eine größere Plage, ein Humoriſt zu ſein mit Witz! Ein Humoriſt ohne Witz, wenn auch ſeine Hörer nicht lachen, ſo kann er doch lachen; aber ein Humoriſt mit Witz weiß nicht, was er thun ſoll; ſoll er auswendig leſen, ſo kann er den Witz nicht Schwarz auf Weiß haben, und ſoll er aus dem Papier leſen, ſo muß er das Blatt vor den Mund nehmen, und dadurch geht dem Hörer viel verloren! — Ich kann mir zwar ſchmeicheln, daß ich gar keine Hörer habe, denn ich habe bei meinen Akademien eine ſonderbare Bemerkung gemacht: im gewöhnlichem Leben geniren ſich die Menſchen, ſchlechthörend zu ſein, bei mir, wenn die Leute um Sperrſitze kommen, hören ſie Alle ſchlecht und müſſen deshalb auf der erſten Bank ſitzen!

Neulich kam eine Frau und bat mich um einen Sitz auf der erſten Bank, denn ſie höre außerordentlich ſchwer. Ich ging an die andere Ecke des Zimmers zu einer Chatouille, ſteckte den Kopf hinein und ſprach ganz leiſe: „Da hab' ich noch einen guten Sitz!“ — „So?“ rief ſie, „den geben Sie mir!“ Ich aber ſagte: „Ich höre gut: Sie hören gut — gut, ſo hören Sie: ich habe keinen Sitz mehr!“

Es gibt Leute, m. f. H. u. H., die vom Witz verlangen, er ſoll zuſammenhängend ſein! Unſinn! Pech hängt zuſammen, Flanell iſt ein Ganzes, aber Queckſilber zerquirlt ſich in kleine Theile! Witz muß verſchwenden, Witz muß gießen, nicht tröpfeln, nicht zumeſſen. Witz muß eine Geliebte ſein, die Einen mit Küſſen erſtickt, nicht eine Gattin, die Einem alle morgen ein Mal beim guten Morgen den Mund hinreicht! Unter allen heißen Getränken iſt ein kalter Kuß und ein lauer Witz der fadeſte Schluck!

Es iſt beſſer, gar keinen Witz zu machen, als ihn wie die Poſtmeiſter anzuſtellen, alle zwei Meilen einen. Da ich alſo einſehe, daß ich beſſer fahren würde, den Witz aufzugeben, ſo bin ich ſo frei, zum Schluße dieſer Vorleſung einen „Ausverkauf von Witzen“ zu machen, in welchem ich meine letzten kleinen Witze und Gedankenſplitter ausbiete. Daß Alles feſtgeſetzter Preis iſt, das verſteht ſich von ſelbſt, da Sie, m. f. H. u. H., für Ihr Geld ſchon feſt ſitzen. Sie müſſen nichts kaufen, anſchauen koſtet nichts.

1.

„Irren iſt menſchlich,“ — die Leute glauben daher, ſie ſind ſchon menſchlich, wenn ſie ſich irren, da irren ſie ſich aber unmenſchlich!

2.

Was iſt der Unterſchied zwiſchen einem Recenſenten und einem Hahn? Der Hahn kräht und reißt das Maul auf, wenn er unter einem Berg voll ſchlechten Zeuges ein gutes Körnchen findet: der Recenſent kräht und reißt das Maul auf, wenn er in einem Haufen Gediegenes ein ſchlechtes Körnchen findet.

3.

In der Ehe beweiſt der Mann Alles und behauptet nichts, die Frau beweiſt nichts und behauptet Alles.

4.

Was für ein Kartenſpiel liebt eine Witwe, die ſchon drei Männer hatte? — Das Whiſtſpiel, ſie ſucht einen vierten Mann!

5.

Im Leben und im Schachſpiel iſt ein ſchlechtes Spiel, wenn der Bauer ein Ritter wird.

6.

Der Kummer, den die Nacht verborgen,
Kömmt an den Tag doch wunderbar,
Man geht zu Bett mit ſchwarzen Sorgen,
Und man erwacht mit weißem Haar!

7.

Wer die Menſchen verleumdet, der verdient, daß man ihm das Haus über dem Kopfe anzünde, deshalb laſſen ſich die Menſchen alle ihre Häuſer aſſecuriren.

8.

Warum kommen gerade alle Concerte und Akademien im Winter? — Weil ſich da die Menſchen mit guter Art Baumwolle in die Ohren ſtopfen können.

9.

Warum iſt ein Kuß das Süßeſte im Leben?
Weil er gibt im Genuß und genießt im Geben.

10.

Inwieferne ſind ſich unſere jetzigen Jünglinge und ein Degen ähnlich? — Beide glänzen dadurch, daß ſie ſtets ungezogen bleiben.

11.

Warum iſt bei den Recenſenten Geld der einleuchtendſte Grund? — Weil der auf der Hand liegt.

12.

Warum trinken die Männer bloß außer dem Hauſe, und haben nie einen Rauſch zu Hauſe? — Weil ſie ſich fürchten, ihre Frau doppelt zu ſehen.

13.

Willſt Du lachen, willſt Du weinen,
Suche noch ein zweites Herz;

Will die Freude Dir erſcheinen,
So verdoppeln zwei den Scherz;
Doch zu Thränen ſich vereinen,
Das halbirt den bittern Schmerz;
Willſt Du lachen, willſt Du weinen
Suche noch ein zweites Herz!

14.

Warum ſagt man, wenn Jemand ſtolpert: „Hier liegt ein Muſikant begraben?“ — Weil die Muſikanten jetzt dadurch begraben ſind, daß man keinen Schritt mehr gehen kann, ohne über einen Muſikanten zu ſtolpern.

15.

Warum wird jetzt jede Celebrität, der ein Ruf vorangegangen, bloß mit Eſſen tractirt und gefeiert? — Um zu ſehen, was an all' den Gerüchten iſt!

16.

Ein Zauberer hat einen Changirſtock, ein Capellmeiſter einen Tactirſtock, für die Leute, welche die Feſteſſen arrangiren, erfinde man noch einen Tractirſtock!

17.

Liebe kömmt herangeflogen,
Treue kommt nur mit der Zeit,
Lieb' iſt irdiſch angezogen,
Treue trägt ein Sternenkleid,

Lieb' iſt Vielen wohlgewogen
Treue athmet bloß zu zweit,
Liebe iſt dem Streit gewogen
Treue lebt in Ewigkeit,
Liebe wird zur Welt gezogen,
Treue lebt für ſich abſeit,
Lieb' hat Treue oft gelogen
Treu hat Lieb' ſtets im Geleit,
Liebe wird dem Blick entzogen,
Treue wohnt in Offenheit.

18.

Warum laſſen ſich jetzt die unbedeutendſten Virtuoſen und Dichter gleich lithographiren? — Damit das Ding doch ein Geſicht habe.

19.

Was denkt ſich jetzt das Publicum? — Es denkt: „Wenn der nur ſchon vom Tiſche aufſtehen möchte, damit wir uns zum Tiſche ſetzen könnten.“ Künftighin werde ich zeitlicher aufſtehen.

* * *

Sechzig Jahre,

oder:

Unſeres Herrgotts Polizeiſtunde im Wirthshauſe des Lebens.

Das Leben, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt ein Wirthshaus, und jeder Menſch iſt ein anderes Gaſt- und Wirthshausſchild, z. B. das Lamm, das Roß, das Kameel, der Ochs, der Zeiſig, der Bock u. ſ. w. Sie, m. f. H. u. H., ſind heute auch in einem humoriſtiſchen Wirthshäuſel, und ich bin auch das Wirthshausſchild: „Der wilde Mann.“

Was heißt ein wilder Mann? Wer in der jetzigen Zeit ein Mann iſt, der muß wild werden! Sie, m. f. H. u. H., ſind heute die Gäſte beim „wilden Mann,“ und wenn ich ihnen Bein von meinem Bein und Fleiſch von meinem Fleiſch vorſetze, ſo haben Sie Wild—pret.

Eine jede Frau iſt ein Kreuzberg; wie Kreuzberg wilde Thiere zähmt, ſo zähmen die Frauen die „wilden Männer,“ aber nicht nur die ſchönen Frauen zähmen die wilden Männer, ſondern auch die wilden Frauen; darum iſt die Ehe eine „wilde Geſchichte!“

Schon Adam war ein „wilder Mann," er lief ganz nackt im Wald herum, aber Eva hat ihn ſchön gezähmt, er hat ihr aus der Hand gegeſſen.

Jupiter war auch ein „wilder Mann," er hat in einer Höhle gelebt und iſt bei Gaismilch erzogen worden, und wie hat ihn die liebe Juno gezähmt. Es hat gar keinen größern „Simandl" gegeben als Jupiter. Wie er ſich hat nur bei einer andern ſehen laſſen, hat ſie Juno gleich verwandelt, in eine Fledermaus, in ein Wieſel u. ſ. w.

Von dem wilden Mann, von Jupiter, ſollen alle wilden Männer lernen, wie man bei den Weibern Glück macht. Nicht nur der wilde Mann, der hier vor Ihnen ſitzt, ſondern der alte wilde Mann da oben war ein geſcheidter Practicus. Alle andern Götter haben ſich zum Courmachen verkleidet als Rieſen, als Adler u. ſ. w., Jupiter aber, der hat's verſtanden, bei den Frauen Glück zu machen; zu der Einen kam er als „goldener Regen," zu der andern kam er als „Ochs."

Der ſtarke Simſon war auch ein „wilder Mann," er hat ſich nicht gekämmt, nicht raſirt, wie ein deutſcher Demokrat, und wie hat ihn ſein gutes Weib, die Delila, gezähmt, gekampelt und geſchoren; von ihr hat ja Parthenia gelernt, wie man den „Sohn der Wildniß" barbirt und friſirt!

Holofernes war auch ein „wilder Mann" und wie zahm hat ihn die Juden-Judith gemacht!

Dieſer wilde Mann Holofernes wollte haben, daß Alles nach ſeinem Kopfe gehe, und die gute Judith iſt wirklich nach ſeinem Kopf gegangen!

In der Geſchichte der Juden, m. f. H. u. H., bildet die Epiſode von Judith und Holofernes einen — Haupt-Abſchnitt.

Meine verehrten Freunde und Gönner haben mich heute ſo viel gelobt, Sie haben das freundliche Perſpectiv der Anerkennung mit der Vergrößerungsſeite an meine gute Seite und mit der Verkleinerungsſeite an meine Fehler gelegt, und ich als Hauswirth darf nicht widerſprechen. Ich glaube, dieſe Huldigung iſt nur ein Vorſpiel, ſie fangen ſchon zu meinem ſechzigſten Geburtstag an, mich — einzubalſamiren! Um aber Jemand einzubalſamiren, muß man alle Höhlen in ihm mit Weihrauch und Specereien anfüllen, muß man ihm erſt das Gehirn herausnehmen; ich aber habe Gottlob noch ſo viel Gehirn im Kopf, um dieſe ſchmeichelhaften, geſungenen und geſprochenen Huldigungen mit dem gerührteſten Dank für das hinzunehmen was ſie ſind, für herzlich wohlgemeinte Mährchen, mit welchen man das Alter in den letzten Schlummer hinein plaudert.

Sechzig Jahr, m. f. H. u. H., iſt die Polizeiſtunde des Todes, da ruft der Gensd'arm des Todes mit der Senſe in's Wirthshäuſel herein: „Es iſt bald Zeit zum z'Haus gehen!“ Aber der liebe Gott, der gute Wirth, ſagt freundlich: „Nun! ein Bischen kannſt du ſchon noch dableiben, aber nur hübſch ruhig, mach' keinen Lärm und unterhalt' Dich ganz ſolid bei deiner letzten Neige Wein!"

Aber wenn der Menſch ſechzig Jahre alt wird, da fangen außer ſeinen Gönnern die andern Leut' auch an, ihn gern zu haben, ſie denken ſich: „Jetzt iſt der Kerl ſechzig Jahr alt, jetzt wird uns der Kerl nicht mehr lang ſekiren! Vor dem brauchen wir unſere Weiber und Töchter nicht mehr einzuſperren! —"

Ich ſollte Ihnen eigentlich heute eine kurze gedrängte Biographie von mir geben, ich will es ganz draſtiſch in wenigen Worten thun: Mein Leben iſt mein Schreibzeug, mein Schreibzeug iſt mein Leben! Wenn mich die Lampe angegriffen, hab ich ſie mit Papier beſiegt. Wenn mir das Waſſer an den Hals ging, hat mich die Tinte herausgezogen.

Wer mich ſcheel angeſehen hat, dem habe ich Sand in die Augen geſtreut, und was ich mit den Federn verdient habe, haben mich die Gänſe gekoſtet.

Die Lebensgeſchichte des Menſchen, m. f. H. u. H., iſt gewöhnlich nichts als ſeine Sterbensgeſchichte. Jeder Sterbliche iſt zum Tode verurtheilt, das ſchlechteſte Leben aber hat der, der zur Unſterblichkeit verurtheilt iſt! Der Menſch iſt aus Thon und Erde gemacht, er iſt eine Töpferarbeit, jeder Menſch iſt ein Topf, aus Thon geſchaffen, wird am Ende ein Scherben und wird wieder zur Erde geworfen.

Eigentlich iſt nur der Mann ein Topf, die

Frau iſt der „Haſendeckel." Jeder Topf geht ſo lange herum, bis er ſeinen Haſendeckel gefunden hat, und hat er ſeinen Haſendeckel gefunden, dann iſt er erſt recht zugedeckt!

Der Topf und ſein Haſendeckel ſtehen am Herde und kochen ſich ihr bischen Eſſen, da kommt der Hausfreund, das iſt der Häferlgucker, und nimmt den beſten Biſſen fort.

Das Leben, m. ſ. H. u. H., iſt nichts als ein Bienenſtich, es wird am gründlichſten durch etwas kühle Erde geheilt.

Es gibt todte Völker, auf deren Grab kein Leichenſtein ſteht, keine Cypreſſe klagt und keine Inſchrift zu leſen iſt, es gibt todte Herzen, auf welchen ebenfalls kein Liebeskreuz, keine Thränenurne, kein klagendes Wort ſteht, aber das Herz deſſen, der geliebt hat, ein Weib, ein Kind, einen Freund, die Menſchheit, das Gute, das Schöne, auf einem ſolchen Herzen, wenn es auch ein Grab geworden iſt, ſteht doch eine Trauerweide und Vergißmeinnicht und eine Aeolsharfe, und freundliche Herzen beſuchen es am Allerſeelentage der Erinnerung, und ein ſolches Herz lebt fort als Klagelied im Munde derer, die es kannten und liebten!

Jedoch, m. ſ. H. u. H., ich werde zu ernſt; das werden ſie dieſer Stunde wohl verzeihen, die Wehmuth findet noch immer mehr Anklang als der Scherz!

Wer da will rühren Menſchenherzen,
Stimme an den Ton der Schmerzen,
Aber nicht den Ton der Luſt,
Denn viele gibt's, die niemals fröhlich waren
Aber keinen gibt's, der noch niemals hat erfahren
Leid und Weh in ſeiner Bruſt!"

Und doch iſt das Leben ſchön und der Lebende hat Recht und der ſchönen Stunden gibt's viele auf Erden!

Freilich, wer nur Engel ſucht auf Erden, der wird nur Teufel finden, wer aber nur Menſchen ſucht, der wird auch zuweilen einen Engel finden.

Die Menſchheit iſt erhaben und der Menſch iſt gut und der böſeſte Menſch hat Augenblicke, in welchen er das Wohl der leidenden Menſchheit will, zum Beweis ſchließe ich und leſe Ihnen nichts mehr vor!

Vermählungs- und Trennungs-Geſchichte der Frau „Zeit“ und des Herrn „Geiſtes“,

oder:

Muß man jetzt ſagen: „Der Geiſt hat die Zeit aufgegeben“, oder: „Die Zeit hat den Geiſt aufgegeben.“

Der erſte Menſch, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, Adam, iſt verheiratet auf die Welt gekommen, er brachte ſeine Frau: die Rippe, mit auf die Welt; während er ſchlief, wurde ihm ſein Weib von der Seite genommen und als er erwachte, war ſie wieder bei ihm, das paſſirt ſchon manchmal ſo.

Seitdem weint jeder Menſch, wie er auf die Welt kommt, weil er glaubt, ſein Weib iſt mit ihm gekommen; wenn er aber ſieht, daß das nicht der Fall iſt, überläßt er ſich einem erquickenden, ruhigen Schlaf.

Es gibt im Rangunterſchiede des menſchlichen Lebens nur drei Stände, m. f. H. u. H., der „ledige Stand,“ der „Eheſtand“ und der „Witwerſtand.“ Der ledige Stand das iſt der „Herren-Stand,“ der

Eheſtand das iſt der „Nähr- und Wehr-Stand“ und der Witwenſtand das iſt der „Ruhe-Stand!“

Im ledigen Stande iſt man ein ganzer Mann, in der Ehe wird man halbirt; Mann und Weib ſind zwei Halbe, zwei Ehehälften; das ſind zwei Halbe, die zuſammen kein Maß halten, aber die Frau iſt die größere Hälfte; dieſe Halbe enthält viel mehr „Pfiffe.“

So iſt's auch mit dem Ehepaar Zeit und Geiſt, unſer Zeitgeiſt beſteht nur aus einer halben Zeit und einem halben Geiſt.

Die Kinder unſeres Zeitgeiſtes ſind ungezogene Rangen, ſie ſchreien beſtändig Tag und Nacht, die Zeit wiegt ſie ſtets mit mütterlicher Affenliebe, aber der Geiſt, der wahre Geiſt, der macht es mit dieſen Kindern, wie jener Mann in der bekannten Anecdote: Ein Ehemann nämlich hatte einen wilden, kleinen Jungen, welcher die ganze Nacht gewaltig ſchrie, und die Mutter wiegte ihn beſtändig; endlich ſagte ſie zum Manne, der nicht wiegen wollte: „Mann, das Kind gehört halb mir, halb Dir, ſo kannſt Du es auch wiegen,“ — der Mann aber antwortete: „Weißt Du was, wieg' Du Deine Hälfte, ich laß' meine Hälfte ſchreien.“ So macht es der geſcheidte Geiſt auch mit den ungerathenen Kindern des Zeitgeiſtes, er läßt ſeine Hälfte ſchreien, und nicht nur die Hälfte des Kindes läßt er ſchreien, ſondern auch ſeine eigene

Hälfte: die Zeit, läßt er ſchreien und denkt ſich: ſie wird ſchon müde werden!

Je ſtärker die Frau ſchreit, deſto lieber ſollte das dem Manne ſein, denn nie ſind die Frauen liebenswürdiger als in der Viertelſtunde, nachdem ſie ſich ausgeſchrien haben! Indem die Lunge Raſtſtunde hat, fängt das Herz an zu arbeiten; bevor das Donnerwetter losgebrochen, weiß der Mann gar nicht, wie er ſich der Frau nähern ſoll, mit dem Regenſchirme, mit dem Staubmantel oder mit dem Blitzableiter; aber wenn die Frau ausgedonnert hat, da iſt die Landſchaft der Ehe friſch erquickt.

So iſt's auch mit dem Zeitgeiſt, der ruhige und beſonnene Geiſt läßt die Zeit ausdonnern.

Die Zeit hat den Geiſt zum Ehegemahl, aber ſie hat einen noch andern Geiſt zum Hausfreund, den Geiſt der Verwirrung, und der Hausfreund hat gewöhnlich mehr Einfluß auf die Frau als der Gemahl.

In Hinſicht der Zeit iſt der Menſch immer wie ein Witwer, der wieder geheiratet hat; er hat immer drei Weiber, die Geſtorbene liegt ihm in der Erinnerung, die Zukünftige liegt ihm in den Gedanken, und die Gegenwärtige liegt ihm im Magen.

Wenn der Menſch von der vergangenen Zeit ſpricht, ſo heißt's immer: „Meine Selige!“

Wie unſelig würde ſich mancher befinden, wenn ſeine Selige wiederkäme!

Der Geiſt und die Zeit iſt ein Ehepar, Mann und Weib: Mann und Weib iſt ein Leib und eine Seele. Wer iſt bei unſerem Zeitgeiſt der Leib und wer die Seele? Iſt unſer Geiſt der Leib? Beileibe nicht! Iſt unſere Zeit die Seele? Dann iſt ſie eine verlorene Seele, weil ſie ſich dem böſen Geiſt verſchrieben hat.

Die Seele iſt unſterblich, aber unſere Zeit nicht, ſie hat nichts Unſterbliches an ſich!

Der Gedanke an die Unſterblichkeit der Seele, m. f. H. u. H., iſt ein erhabener, ein heiligender Gedanke, aber es gibt Menſchen, bei welchen der lauterſte Gedanke ſchädlich wirkt. Viele Menſchen denken: die Seele iſt unſterblich; von ihrem Körper aber wiſſen ſie, er iſt ſterblich, darum wie ſchonen ſie ihn, wie behutſam gehen ſie mit ihm um, wie bewahren ſie ihn vor allem Schädlichen; aber von der Seele denken ſie, die iſt unſterblich, was kann der geſchehen, die kann Alles eſſen!

Bei Mann und Weib iſt's eben ſo: er iſt der Leib, ſie iſt die Seele, und die Männer, wenn ſie etwas behaupten, was eigentlich nicht ſo recht wahr iſt, ſchwören nie: „Bei meinem Leib!“ ſondern ſie ſchwören immer: „Bei meiner Seele!“

Mann und Weib iſt ein Leib und eine Seele. Die Frau, die Seele, fühlt ſich nicht eher frei, bis ſie vom Leibe los iſt, und der Leib: der Mann, fühlt ſich nicht eher ganz ruhig, bis ihm die Seele ausgegangen iſt. Alle verheirateten Männer hoffen auf die Seelenwanderung.

In unſeren Frauencirkeln da kommen die Seelen der Gerechten und die Seelen der Verdammten zuammen, und da reden die Seelen von nichts, als von ihren abweſenden Leibern.

Es iſt ſonderbar, die Männer müſſen alle ein chlechtes Gewiſſen haben, ſie möchten immer lieber ie Seele des Andern haben.

Im gewöhnlichen Leben, m. f. H. u. H., wird Geiſt und Seele als gleichbedeutend gebraucht, es iſt ber ein großer Unterſchied; es gibt große Geiſter, ie kleine Seelen ſind, und bei den ſogenannten ſtaren Geiſtern iſt die Seele das Schwächſte!

Ein Ort kann 80.000 Seelen und nur drittalb Geiſter zählen. Es gibt einen Pomeranzengeiſt, ber keine Pomeranzenſeele. Man kann Einem etwas uf die Seele binden, aber nicht auf den Geiſt; nur nſere Zeit läßt ſich Alles auf den Geiſt binden, und mehr man ihr auf den Geiſt bindet, deſto ungeundener iſt ſie!

Bei dem Eheſtand unſeres Zeitgeiſtes iſt die rme Frau zu bedauern, alles Unheil wird ihr in e Schuhe geſchoben, aber es iſt nicht wahr, die eit iſt immer gut, denn die Zeit iſt ein Theil der wigkeit, aber der Geiſt iſt es, der die Zeit verdirbt!

Glauben Sie mir, m. f. H. u. H., jede Frau ird das, was ihr Mann aus ihr macht; jede Frau iſt das Glaubensbekenntniß ihres Mannes. Frauenſeelen ſind wie Roſenholz, wenn man ſie formt und ſchnitzt, duften ſie Wohlgeruch aus, aber wenn man ſie vernachläſſigt, werfen ſie ſich krumm.

Als weichen, formſamen Teig empfängt der Mann das Herz des Weibes, er kann aus ihm einen Engel und einen Satan kneten.

Wie viele Weiber bringen dem Manne einen Demant im Auge und einen in der Seele, eine Blume auf den Wangen und eine im Herzen, einen Himmel im Blick und einen im Gemüthe, ſie kömmt zu ihm als Bürgſchaft der Zukunft, ſie bringt ihm die Offenbarung eines lauten Daſeins, die Vermittlung zwiſchen Sehnſucht und Erfüllung, das ſüße Ineinanderſpiel von Stoff und Geiſt, ſie bringt ihm die Geliebte ſeiner Gegenwart, die Gegenliebe ſeiner Zukunft, die Tröſtung ſeiner Leiden, die Pflegerin ſeines Krankenbettes, die Mutter ſeiner Kinder, die Seele ſeines Hauſes, das Alles in eine zarte, liebliche Geſtalt gebunden, bringen die Frauen dem Mann, und er, was bringt er, wie vergilt er? Er gibt ihr Dornen ſtatt Blumen, gemaltes Feuer ſtatt Flammen, Wallungen ſtatt Gefühle, Launen ſtatt Liebkoſungen, den Argwohn zum Thorſteher, die Eiferſucht zur Zofe, das Mißtrauen zur Geſellſchafterin, nicht ſelten die Untreue zur Hausbewohnerin und nur den Tod zum Erlöſer.

Und ſo wie die Frau das wird, was der Mann aus ihr macht, ſo wird die Zeit das, was der Geiſt aus ihr macht.

Die Sprache ſelbſt, m. ſ. H. u. H., hat den Unterſchied zwiſchen dem weiblichen und männlichen Geſchlecht angezeigt. Man ſagt von weiblichen Weſen „Frauenzimmer," aber man nennt die männlichen Weſen nicht „Männerzimmer," das iſt charakteriſtiſch; denn die Frauenherzen ſind wie die Zimmer, ſie haben gewöhnlich eine Thüre und viele Fenſter, es ſchaut mehr heraus als hinein gehen kann. Ein ſolches Frauenherz iſt, wie geſagt, wie ein Zimmer.

Bei den ledigen Mädchen hängt in den Augen der Zettel heraus: hier iſt ein Zimmer zu vermiethen, aber nur für Herren. Die Herzen der verheirateten Frauen ſind auch wie ein Zimmer: die große Thüre iſt für den Ehemann, aber das Herz hat gewöhnlich noch einen ſeparirten Eingang; ſo ein ſeparirter Eingang iſt dazu da, um ſich zuſammen zu ſepariren. Der Ehemann geht als Laſtenzug ab und der Hausfreund kommt als Separattrain an.

In Paläſten, in Hütten und in Herzen, m. ſ. H. u. H., ſind die Hauptthüren und die Haupttreppen die Ceremonien- und Paradethüren und Treppen, und nur die Hintertreppen und Separateingänge ſind für die Liebes- und Gnadenwege.

Ja, m. ſ. H. u. H., die Ehefrau iſt wie ein Zimmer, der Mann iſt der „Zimmerputzer," wenn ſie Gäſte und Beſuch erwartet, muß er ſie putzen.

Die jungen Herren, die nicht heiraten wollen, betrachten die Frau aber auch als Zimmer, ſie nehmen ſich kein beſtändiges Quartier, ſie nehmen ſich nur ein „Monatszimmer.“

Ebenſo bezeichnend wie der Ausdruck Frauenzimmer für weibliche Weſen iſt der Ausdruck „Junggeſelle“ für männliche Weſen; ſo lange ſie jung ſind in dem Metier der Liebe, ſind ſie „Geſellen,“ ſie wandern von Einer zur Andern, manche bleiben alle Lebtage Lehrbub.

Die ledigen Männer, m. f. H. u. H., müſſen aber auch wie die Geſellen wandern, denn für den Fall, daß ſie heiraten ſollen, müſſen ſie ja „fechten“ lernen.

Man weiß wirklich nicht, m. f. H. u. H., welche von unſeren jungen Leuten jetzt einen traurigeren Anblick gewähren, die alten Junggeſellen oder die jungen Altgeſellen.

Es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen Liebe und Ehe.

Zwei Herzen, die über den Strom der Zeit durch Liebe ſich angehören, ſind verbunden durch die fliegende Brücke der Seufzer und der Sehnſucht, zwei ehelichverbundene Herzen ſind durch eine Kettenbrücke verbunden, durch die zwei unerſchütterlichen Pfeiler der Treue und Pflicht. Nur iſt es leider nicht immer zu vermeiden, daß beide gegenſeitige Herzen auch von Paſſagieren auf Dampfböten und Schiffchen betreten werden, um den Umweg zu vermeiden. Das iſt auch im Geiſte unſeres Zeitgeiſtes.

Jeder Geiſt prophezeiht jetzt der Zeit andere Kinder!

Wenn der echte, geläuterte, beſonnene, langſam ſeine Früchte reifende Zeitgeiſt alle die Kinder ſieht, welche man für die ſeinigen ausgibt, er würde ſie gar nicht erkennen, es würde ihm ſo ergehen, wie es einem gewiſſen M. G. Saphir mit ſeinen Witzen geht. Wenn ich einmal, d. h. ſehr ſelten, einen guten Witz mache, und man mir meinen Witz von mir wiederzählt, ſo erkenne ich ihn niemals, es würde mir gar nicht einfallen, daß ich je ſo einen Witz gemacht habe! Ich ſchicke meinen Witz hinaus, wie es ſich für einen ſoliden, zärtlichen Vater ſchickt, ich ſtatte ihn aus, ſo gut mein beſcheidenes Vermögen es erlaubt, und ſage zu ihm: „Geh' hinaus, mein Sohn, und biſt Du auch keine Beauté, das macht nichts, wenn ein Witz nur ſeine graden Glieder hat, ſegne Dich Gott und mach' Deinem alten Vater keine Unehre!“

Aber, m. ſ. H. u. H., in welchem Zuſtand bringt man oft mein Kind wieder zu mir zurück! Abgeriſſen, zerlumpt, mit gebrochenen Gliedern, halb verhungert!

Wenn ich endlich meinen Witz erkenne, dann fall' ich ihm weinend um den Hals: „Mein Sohn! Mein Sohn! Wer hat Dich ſo zugerichtet!?“

Ich hab' einmal in Berlin einen guten Witz gemacht. — Sie glauben's gar nicht? — Ich kann's Ihnen beweiſen, denn der Witz war ſo brillant, daß er den Saphir dreimalvierundzwanzig Stunden in's Dunkle geſetzt hat!

Alſo ich war einmal in Berlin witzig, und zwar in Gegenwart eines Banquiers. Der Banquier ſagte: „Saphir, verkaufen Sie mir den Witz, ich gebe Ihnen zwei Friedrichsd'or, aber er gehört ganz mir.“ Zwei Friedrichsd'or für einen Witz! Ein Tauſchgeſchäft, Geld auf Witz! — Wir haben Beide ein ſchlechtes Geſchäft gemacht; wenn er den Witz erzählt hat, ſo ſagten die Leute: „Wie kommt der zu ſo einem guten, baren Witz?“ Und wenn ich die zwei Friedrichsd'or zeigte, ſo ſagten die Leute auch: „Wie kommt der zu zwei bare Friedrichsd'or?“

Aber ich hab' die zwei Friedrichsd'or gleich und auf ein Mal ausgegeben, der Herr Banquier aber gab den Witz alle Tag aus.

Einmal waren wir zuſammen gebeten und beim Champagner fängt der liebe Banquier an meinen Witz zu erzählen! Aber wie?!

Wenn Sie, m. f. H. u. H., das Geſicht dieſes Witzes und mein Geſicht geſehen hätten, das waren zwei rare Geſichter!

Eine Zeitlang hielt ich's aus. Der Witz, den er von mir als kurze Waare gekauft hat, bekam bei ihm eine Länge wie ein Bandwurm, Stück nach

Stück kam, nur kein Kopf. Endlich wurde es mir zu arg, — der Witz, den ich unterm Herzen getragen habe! Ich war kein gewöhnlicher Menſch mehr, ich war nichts als Mutter! Ich holte die zwei Friedrichsd'or aus der Taſche, — glauben Sie auch das nicht? — ich holte die zwei Friedrichsd'or aus der Taſche, ſprang auf und über den Banquier los: „Da, ungethümlicher Banquier, banquierliches Ungethüm! da nimm Deine zwei Friedrichsd'or und gib mir mein Fleiſch und mein Blut! Du zweifriedrichsd'origer Kindermörder!"

Und ſo, m. f. H. u. H., geht's dem klaren Zeitgeiſte mit ſeinen verhunzten Kindern!

Doch noch ſchlimmer als die Zeit jetzt iſt, ſind die Erzieher der Zeit, die großen Redner von Geiſt und Zeit, die Wahrſager, die Volkspropheten, die man für begeiſtert hält, weil ſie betrunken ſind, dieſe wollen die Kinder der Zeit erziehen und verwildern ſie.

Eine jede Zeit hat und hatte Wunden, aber die Probe der Zeit ſind ihre Wunden; wie Jemand ſich benimmt, wenn eine Wunde ihn trifft, iſt der Probſtein ſeines Charakters; der edle Hirſch, wenn er verwundet wird, ſpringt in die Höhe; der verwundete Büffel wälzt ſich im Schlamme.

Die Zeit ſoll ein Hirſch ſein, wenn ſie Wunden hat, ſoll ſie ſich erheben; ſich ſelbſt empor tragen zum Himmel, zur Klarheit, zum Geiſte der Liebe, des Friedens, des Glaubens und der Hoffnung.

Das iſt eine armſelige Zeit, die weinend auf ihre Wunden weiſ't. Der Bettler zeigt ſeine Wunden, der Held hingegen zeigt blos ſeine Narben.

Der Geiſt hat ſich mit der Zeit vermählt, dieſe Ehe iſt in der Ordnung, wenn der Geiſt mit der Zeit ſich an der Rechten trauen ließ; wenn Geiſt und Zeit ſich an der Linken vermählen, das zeigt nur von einer Mesalliance.

Geheiratet iſt leicht, aber geſchieden iſt ſchwer! Die Heiraten werden im Himmel geſchloſſen!

Die Frauen gehen in der Ehe mit ihrem Herzen um, wie mit einem großen Braten, mit einem Indian, zuerſt ſetzen ſie dem Mann das Herz ganz auf den Tiſch, zum Anſchauen, dann nehmen ſie's wieder weg und tranchiren es für verſchiedene Gäſte, aber der Mann kriegt auch ſein Theil.

Wer heiratet, bereut es, und wer nicht heiratet, bereut es auch, aber gottgefälliger iſt die Ehe, denn der Himmel will nicht nur Reue, ſondern Buße.

Wer nicht heiratet, bereut es allein, einſam; wer heiratet, bereut in Compagnie, er bereut, ſie bereut; da iſt Abwechslung, ſie können ſich erholen; heute bereut er und ſie genießt Schadenfreude, morgen bereut ſie und er genießt Schadenfreude.

In der Liebe verliert man den Verſtand, in der Ehe ſieht man erſt, was man verloren hat.

Ein ſonderbarer Ausdruck, den Verſtand aus

Liebe verlieren, wer etwas verliert, der hat nur nicht recht Obacht darauf gegeben.

Ich muß geſtehen, ich hab in meinem langen Leben noch keinen Menſchen gekannt, der den Verſtand aus Liebe verloren hat; aber ich habe viele Menſchen gekannt, die aus Verſtand die Liebe verloren haben.

Weßhalb ſagt man denn, der iſt verliebt bis über die Ohren? Weil über den Ohren der Verſtand anfängt, und da hört die Liebe auf.

Man hat eine Heirat aus Liebe und eine Heirat aus Vernunft, dieſe zwei Heiraten verhalten ſich wörtlich folgendermaßen: Von der Heirat aus Liebe heißt es: „Heirat! und aus mit der Liebe,“ und bei der Heirat aus Vernunft heißt es: „Heirat! und aus mit der Vernunft.“

In der Liebe, m. f. H. u. H., verlieren die beiden Liebenden den Kopf, und da die Liebe blind iſt, ſo können ſie den Kopf nicht wieder finden.

In der Ehe aber gehen ſelbſt den Blinden die Augen auf.

Wie die Liebenden heiraten, finden ſie ihre Köpfe wieder, aber in dem erſten Schrecken verwechſeln ſie dieſelben.

Sie ſetzt ſeinen Kopf auf, und er ſetzt ihren Kopf auf.

Und wenn in der Ehe dem Manne der Kopf weh thut, ſo muß er zu der Frau eigentlich ſagen: „Mein Kind, Dein Kopf thut mir weh!“ — So muß der Geiſt jetzt zu der Zeit auch ſagen: Dein Kopf thut mir weh!

Wir Zeitſchriftenmacher ſind die Nachtwächter der Zeit, und ich habe ſchon oft über die ſonderbare Inſtitution der Nachtwächter gedacht und geſprochen. Ich begreife uns journaliſtiſche Nachtwächter der Zeit ſo wenig wie die wirklichen Nachtwächter, mit welchen wir volle Aehnlichkeit haben.

Der Nachtwächter ruft: „Alle meine Herren und laßt Euch ſagen!“ Wie albern, wenn Alle unſere Herren ſind, werden ſich unſere Herren von uns etwas ſagen laſſen? — „Der Hammer hat Zehne g'ſchlagen!“ Wem erzählen die albernen Nachtwächter das? Wenn die Herren wach ſind, ſo haben die Herren ſchon ihre Uhren, und wiſſen das ohnehin; und wenn die Herren ſchlafen, können wir tauſend Mal ſagen, wieviel es geſchlagen hat, ſie verſchlafen's doch. — „Gebt Obacht auf Feuer und auf Licht!“ ſonderbar, die Leute haben ſchon alles Feuer und Licht ausgethan, die Nachtwächter bloß gehen in Wind und Sturm mit der angezündeten Laterne herum, und ſie rufen den Andern zu: „Gebt Acht auf's Licht!“ „Damit kein Schaden g'ſchieht!“ Da ſagen die Herren: „Wir haben Häuſer, Schlöſſer, Paläſte, Fabriken, und Du Nachtwächter haſt nicht Haus und Hof, was haſt Du uns zu ſagen, wir ſollen auf's Feuer Obacht geben?“

Zum Schluſſe ſchreit der Nachtwächter noch einmal: „Hat's zehne g'ſchlagen!" Das iſt eigentlich eine Frage an ſich ſelbſt, nachdem er der ganzen Welt verkündigt hat: „Der Hammer hat Zehne g'ſchlagen," fragt er ſich ſelbſt: Iſt's aber auch wahr:? „Hat's Zehne g'ſchlagen?"

Wir Nachtwächter rufen auch nur immer: „Der Hammer hat g'ſchlagen, hat Zehne, hat Elfe g'ſchlagen;" nie rufen wir: „Der Hammer wird Zehne ſchlagen, wird Elfe ſchlagen;" was geſchlagen worden iſt, wiſſen wir ohnehin. Es wäre intereſſanter, zu wiſſen, was noch geſchlagen werden wird!

In Norddeutſchland rufen ſie: „Die Glocke hat geſchlagen;" im Süden rufen ſie: „Der Hammer hat geſchlagen," das bleibt ſich Alles gleich, ob die Glocke ſchlägt oder der Hammer ſchlägt, geſchlagen bleibt geſchlagen.

Unſerer Zeit aber und unſerem Geiſt hat weder der Hammer geſchlagen noch die Glocke, ſie haben ſich ſelbſt geſchlagen, und das Schickſal hat ſie geſchlagen mit Blindheit.

Unſere Zeit, m. ſ. H. u. H., iſt vom Himmel mit Recht für ihre Frevel zur herbſten Strafe verurtheilt, und wen der Himmel verurtheilt, dem bindet er ſelbſt die Augen zu.

In unſerm Zeitgeiſt hat ſich neben Zeit und Geiſt noch eine dritte Macht als allmächtige herausgeſtellt: das Geld!

Das Geld iſt der große Weltgeiſt in Taſchenformat.

Es iſt ein Unglück, wenn man die Gegenwart des Geiſtes verliert, aber es iſt noch ein größeres Unglück, wenn man die Gegenwart des Geldes verliert.

Die Zeit hat zwei Hilfszeitwörter: „Sein und Haben“ — der Geiſt hat auch zwei Hilfszeitwörter: „Nichtſein“ und „Nichtshaben.“

Man ſagt: „Der und der hätte Geld haben können und hat keins.“ Dummheit! Geld haben oder nicht, hängt vom Himmel ab. Wenn der Menſch geboren wird, ſo ruft ein Engel vom Himmel ſein Erdenlos aus: Wenn der Engel ruft: „Der jetztgeborne Menſch ſoll ein dummer Kerl werden,“ der wird ein dummer Kerl, ohne daß er ſich Mühe zu geben braucht, er heiratet drei, vier Mal hintereinander und kömmt in's Himmelreich, ohne den Weg zu wiſſen.

Wenn der Engel ruft: „Der Menſch, der jetzt geboren wird, ſoll ein geſcheidter Kerl werden!“ dann darf dieſer Menſch alle Bücher leſen, er darf noch ſo viel ſtudiren, er kann ein Profeſſor des Clarinetto werden, ja er darf ein Millionär werden, das nützt ihm alles nichts, er wird doch ein geſcheidter Kerl! Wenn der Engel aber ruft: „Der Menſch, der jetzt geboren wird, ſoll ein armer Teufel bleiben!“ der bleibt ein armer Teufel! Und wenn man ihm erlaubte, fünf Gulden C. M. in Wien zu beziehen von jedem ſchlechten Schauſpieler, der unverdient gelobt, und von jedem guten Zahn, der unverdient geriſſen wird; und zehn Gulden von jeder ſchönen Wienerin, die in ihren Liebesbriefen mehr Philoſophie als Ortographie entwickelt, und fünfzehn Gulden C. M. von jedem ſchönen Wiener, welcher dem Schneider mehr ſchuldig iſt, als der Natur, er bleibt doch ein armer Teufel.

Es geht mit dem Gelde im Leben wie mit den Ohrfeigen, Mancher, der keine verdient, kömmt alle Augenblick zu einer, er weiß gar nicht wie, und Einer, der recht viel verdiente, dem werden ſie leider vorenthalten!

Man ſagt: Der Menſch lebt ſiebzig Jahre; das iſt nicht ſo! Der Menſch iſt ſiebzig Jahre lang der Kutſcher ſeines Lebens! In der erſten Hälfte des Lebens, ſo lange es noch in die Höhe geht, bergauf, da geht der Menſchenkutſcher neben ſeinem Leben zu Fuß her, und treibt Alle den Wagen führenden Leidenſchaften an, und nimmt noch ein paar Leidenſchaften als Vorſpann an, und ſchiebt nach und ſchreit: „Hio! hott! vorwärts!“ u. ſ. w. Wenn der Kutſcher mit ſeinem Leben oben iſt, dann geht's thalwärts, bergab, da geht der Menſch wieder als Kutſcher neben ſeinem Leben her und hält die Zügel an und zurück, damit es langſamer gehe, und legt Hemmſchuhe an's Leben, nur damit es nicht zu raſch hinabrolle, und ſchreit wieder nur: „Ho! hoho! halt!“ Aber der Tod geht hinter dem Lebenswagen her, und wo ein Stück wegfliegt und ein Rad abläuft, das ſammelt der Tod und kömmt endlich an der letzten Station zugleich mit dem Kutſcher und dem Leben an.

Der Menſch geht raſtlos durch's Leben, er hat kein Dach; wie er auf einer Station ankömmt, bläſt ſchon der Poſtillon für die andere Station; von Kindheit zur Jugend, von Jugend zum Alter, zum Tod, vom Leben zur Hoffnung, von Verzweiflung zur Hoffnung u. ſ. w.

Die Hoffnung iſt die Kindsfrau des Schickſals, und iſt vom Schickſal angeſtellt, den Menſchenkindern alle bittere Medizin einzuflößen, mit der Verſicherung, ſie iſt nicht bitter!

Die Hoffnung iſt wie ein Schuſter; ſind uns die Stiefel, die das Schickſal für unſern Lebensweg gemacht hat, zu eng, ſo ſagt die Hoffnung: „Mit der Zeit werden ſie ſich ſchon austreten!“ Sind uns die Schickſalsſtiefel aber zu weit, ſo ſagt die gute Hoffnung wieder: „Wenn ſie in's Feuchte kommen, ziehen ſie ſich ſchon zuſammen!“

Wer ſich in der Zeit des Unglücks zum Geiſte der Hoffnung flüchtet, iſt doppelt unglücklich!

Alle Blumen zieht die Sonne auf, aber ihr folgen thut nur eine: die Sonnenblume; unter den Blumen: Glaube, Liebe und Hoffnung iſt nur der Glaube die Sonnenblume, die ihr ewig folgt.

In einer Zeit, die wie die unſ'rige vom böſen

Feind belagert wird, in welcher die Brandraketen von außen in den ſichern Schooß der Ruhe geworfen werden, da gibt's vor dieſen fliegenden Bomben einen ſichern, bombenfeſten Ort: den Glauben.

In einer ſolchen Zeit der Gefahr trennen ſich die lautern Geiſter von den unlautern; die lautern retten ſich vor den Bomben in die Kirche, in den Schooß der Wahrheit und der Zuverſicht; die frivolen Geiſter aber retten ſich in einen andern bombenfeſten Ort: in den Keller, in die Tiefe, in die Nacht der Verſunkenheit!

An den Kirchen hängen die Glocken dieſe Zungen, der Zeit, dieſe Zeiger und Weiſer der Zeit! Aber auch bei dieſen Zungen der Zeit kommt's auf den Geiſt an, der ſie ertönen macht. Wenn die Glocken durch Erſchütterungen, durch Erdbeben ertönen, dann zeigen ſie nicht die Zeit an, ſondern den Brand in den Tiefen; nur wenn der Geiſt des Friedens, der Ruhe, des Sieges, des Dankgebetes ſie zu einem Tedeum anſtimmen, dann ſind ſie die Schwalben der Zeit, die den wiederkehrenden Völkerfrühling anzeigen in Zeit und Geiſt.

Gewiſſe Geiſter wollen der Zeit ein Licht aufſtecken und erregen zu dieſem Behufe einen Sturm, aber der Sturm kann das Licht nur ganz auslöſchen, das wahre Licht erliſcht ganz im Sturme, nur die Irrlichter und Verführlichter freuen ſich und tanzen im Sturme.

Der Geiſt hat ſelten Worte, die Zeit hat viel Worte, Zeitwörter; aber die deutſche Sprache iſt wie die deutſche Zeit: die edelſten Worte behandelt ſie unregelmäßig: das Zeitwort „denken" iſt beim Deutſchen ganz unregelmäßig und beſonders in der „jüngſtvergangenen Zeit!" Größtentheils iſt das Denken ein unthätiges Zeitwort, „leſen" hingegen iſt ein thätiges Zeitwort, aber durch mein thätiges Zeitwort „leſen" iſt Ihr „Hören," m. f. H. u. H., ein leidendes Zeitwort geworden. Von dieſem unthätigen und leidenden Zeitworte „leſen" und „hören" ſollen ſie jedoch ſogleich zu einem höchſterſehnten, angenehmen thätigen Zeitwort übergehen, zum „Eſſen," und da ich an der Geduld, mit welcher Sie mich anhörten, mit Freuden erſah, daß Sie einen guten Magen haben, ſo glaube ich den Geiſt des Zeitgeiſtes auszuſprechen, wenn ich Ihnen einen guten Appetit wünſche.

* * *

Behutſame Gedanken über Fallen, Stürzen, Straucheln, Purzeln und Stolpern,

oder:

Warum ſtolpert der Menſch immer nur über kleine Steine und nie über einen Blocksberg und Kahlenberg?

Es iſt ein großer Vorzug, den der Menſch vor dem Thiere hat, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß er nur mit zwei Füßen ſtolpern kann; wenn der Menſch vier Füße hätte, würde er ſtets mit einem vorwärts gehen, mit zwei zurück und mit dem vierten würde er nichts als ſtolpern.

Der Menſch, m. f. H. u. H., hat nur zwei Füße und dieſe zwei Füße verwendet er meiſt folgendermaßen: Mit dem einen macht er vor dem Höhergeſtellten einen Kratzfuß und mit dem Andern giebt er Niedergeſtellten einen Fußtritt.

Als der Menſch geſchaffen wurde, iſt er ſogleich gefallen, und zwar in einen tiefen Schlaf; da hat die Schöpfung geſehen, daß er nur ein halbes Weſen iſt, es fehlten ihm zwei Füße, und ſie gab ihm eine Frau, damit er auch als vierfüßiges Weſen daſtehe; darum iſt Mann und Weib ein Leib, eine Seele und vier Füße.

Das Glück der Ehe beſteht alſo darin, daß man die zwei Füße findet, die Einem noch fehlen, daß, wenn einem Manne die Vorderfüße fehlen, er nicht eine Frau bekommt, der dieſelben Füße fehlen, ſonſt ſetzen ſie ſich in der Ehe Beide auf die Hinterfüße und ſind unglücklich.

Und weil man alſo beim Werben immer die zwei fehlenden Füße ſucht, ſagt man auch, er geht auf Freiers Füßen, und darum fällt man der Braut zu Füßen!

Das Unglück iſt aber oft: Der Freier ſucht den Münzfuß und der Mann findet den Kriegsfuß! Wir wiſſen alſo genau, m. ſ. H. u. H., wie groß das Glück der Ehe iſt, es iſt nämlich vier Fuß, zwei Schuh und einen Pantoffel groß!

Einige Zeit nach der Vermählung fängt das Unglück an; alle vier Füße fangen an, auswärts zu gehen; aber jedes Paar auf einer andern Seite und da fangen die vier Füße zum erſten Male an zu ſtolpern.

Wie iſt die Stufenfolge von Thier, Menſch und Engel? Das Thier hat vier Füße, der Menſch hat zwei Füße, der Engel hat ſogar keine Füße, ſondern Flügel.

M. ſ. H. u. H., es iſt gar kein Verdienſt, ein Engel zu ſein und nicht zu ſtolpern, wenn man Flügel hat und keine Füße! Man ſtolpert bloß mit den Füßen, man wird bloß gefangen in Fußangeln und die Prügel werden Einem nur zwiſchen die Füße, nie zwiſchen die Flügel geworfen!

So ein Engel macht ſich ein Verdienſt daraus, daß er nicht ſtolpert. Lächerlich! über was ſoll er ſtolpern? Er hat keinen Hunger, er hat keinen Durſt, er braucht keinen Schneider und keinen Schuſter, er geht nicht den Weg des Fleiſches, er geht nicht den Weg des Rechtes, alſo über was ſoll er ſtolpern? Aber wenn die Engel auch nicht ſtolpern, ſo fallen ſie doch; und ein gefallener Menſch iſt kein ſo trauriger Anblick als ein gefallener Engel! Ein gefallener Menſch fällt wieder unter Menſchen, aber ein gefallener Engel fällt unter Teufel.

Wenn ein Menſch gefallen iſt, ſo bleibt er doch ſelbſt noch Menſch und findet unter den Menſchen Milde, unter den Sternen Troſt, unter den Engeln Fürſprecher, aber wenn ein Engel gefallen iſt, ſo wird er ſelbſt zum Teufel, und das iſt der Teufel!

Glauben Sie mir, m. f. H. u. H., ſtolpern kann der Menſch allein, von ſelbſt, dazu braucht er keine Mitarbeiter; fallen aber thut ein Menſch nie von ſelbſt, da hilft man ihm gewöhnlich dazu; wo ein Menſch fällt, haben ihm ſicher andere Menſchen ihre gütige Unterſtützung nicht verſagt! Fallen thun wenig Menſchen, gefällt aber werden ſehr viele!

Wieviel Bäume und wieviel Menſchen, m. f.

H. u. H., werden im Leben geſtürzt und gefällt, um denen, die ſie ſtürzen, zur Brücke zu dienen, die ſie als Brücke mit Füßen treten, und wenn ſie über ihnen hinweggegangen ſind, ſie hinter ſich abbrechen und in den Strom der Vergeſſenheit ſchleudern! —

Es gibt gefallene Größen, geſtürzte Größen und gepurzelte Größen.

Die gefallene Größe kann auch auf flacher Erde fallen, eine geſtürzte Größe muß auf einer Höhe geſtanden und eine gepurzelte Größe muß bloß durch einen Purzelbaum in die Höhe gekommen ſein.

Wenn man geſehen hat, wie viel Größen ſeit einigen Jahren geſtolpert ſind, ſo ſcheint das kaum begreiflich; die Leute ſagen freilich: ein gutes Pferd ſtolpert auch; das mag ſein, aber ein ganzer Stall ſoll nicht ſtolpern!

An zwei Dingen, m. f. H. u. H., merkt man daß der Menſch das ſchadenfroheſte Geſchöpf der Erde iſt: wenn Jemand ſtolpert, lacht er, und wenn Jemand Hochzeit hat, tanzt er.

Im ganzen Univerſum erklärt ein Geſchöpf das andere, ein Philoſoph erklärt den andern, darum weiß man noch immer nicht, was die Philoſophie eigentlich iſt; ein Verbrechen erklärt das andere, eine Krankheit erklärt die andere, ein Weib erklärt das andere und zugleich den Mann. Die Frauen ſind nur da, um die Männer zu erklären, die Frauen ſind erſchaffen, um die Männer aus dem Thieriſchen in's Menſchliche zu überſetzen; freilich machen ſie's wie alle Ueberſetzer, ſie erlauben ſich Eigenmächtigkeiten, oft wenn ſie einen Mann ganz und gar überſetzt haben, ſo iſt's ein ganz anderes Stück; im Original war er ein Luſtſpiel, die Frau hat ihn zum Trauerſpiel umgearbeitet.

Der Verlauf der Liebe and Ehe iſt ein ganzes Theater-Repertoir: die Liebe beginnt mit einer „Pantomime,“ zuerſt ſchneiden ſich die Liebenden allerhand Geſichter; dann kommt das „Ballet,“ die Liebenden tanzen miteinander; dann kommt „die Oper,“ der Liebende fängt zu ſingen an, die Eltern hören den Sänger, ſie fragen aber: „Wie ſieht's mit den Muſikanten aus?“ Dann am Hochzeittag kommt das Melodrama, Thränen und Effectſcenen; nach der Hochzeit wird das Ding ein „Trauerſpiel“ und noch ſpäter ein ſtehendes „Spectakelſtück!“

Die Liebe, m. f. H. u. H., iſt bei dem Menſchen der Finger und nicht die Hand, das Sehen und nicht das Auge, das Lächeln und nicht der Mund, das Erinnern und nicht das Denken, die Thränen und nicht das Weinen, das Hoffen und nicht die Hoffnung, das Gewähren und nicht die Gewährung.

Manchmal wird ſo ein Mann, wie ein franzöſiſches Stück in Deutſchland, von zwei, drei, vier Frauen zugleich überſetzt. Die Eine überſetzt ihn frei, die Andere überträgt ihn, und dann will ſie ihn nicht, wenn er übertragen iſt. Kurz, jede überſetzt ihn für ihr Haustheater, aber keine überſetzt ihn — treu! Welch' ein Unterſchied, m. ſ. H. u. H., iſt zwiſchen der Liebe des Mannes und der der Frauen! Die Männer bewundern Alles, was ſie lieben, die Frauen lieben Alles, was ſie bewundern, und ſie bewundern ſo viel! Es gibt jetzt ſo viele Wundermänner!

Die Liebe der Frau ſpeiſ't nach der Karte, die Liebe des Mannes ſpeiſ't table d'hôte, ſie werfen nach einem Gericht lange Zeit lüſterne Blicke, ſie verfolgen es mit den Augen, der Mund wird ihnen wäſſerig, aber bis die Schüſſel an ſie kömmt, iſt für ſie nichts geblieben.

Ein jeder Mann, m. ſ. H. u. H., lebt nicht nur in der Bigamie, ſondern hat ſogar drei Frauen, denen er abwechſelnd in die Arme fällt und zu Füßen ſtolpert. Die Gegenwart iſt ſeine Ehefrau; was ſie thut, iſt ihm nicht recht, er hat ewig mit ihr zu zanken. Die Zukunft iſt ſeine Geliebte; er hofft das Höchſte von ihr, er ſehnt ſich nach ihr, er kann ihre Ankunft kaum erwarten. Die Vergangenheit iſt ſeine verſtorbene erſte Frau, an die er immer denkt, und wenn er mit der Gegenwart zankt, ſagt er ſogleich: „Ach, Du lieber Himmel, wenn ich an meine Gottſelige denk'! Die war anders!" Aber es iſt nicht wahr. m. ſ. H. u. H. Wie erſchrecken würde mancher Mann, wenn ſeine Gottſelige einmal als Geiſt auf Gaſtrollen zurückkäme! Wie gerne würde dann der geſcheidteſte Mann die Gegenwart des Geiſtes verlieren. Eben ſo würde der Menſch zum Tode erſchrecken, wenn die von ihm geprieſene Vergangenheit ihm zurückkäme! Und ſo ſtolpert und ſtürzt der Menſch von einem Irrthum in den andern.

Wenn aber ein Menſch einmal in einen Irrthum gefallen iſt, ſo geht er nicht ſo bald von dem Gedanken ab, an dem er ſich geirrt hat; ſo iſt der Menſch, wenn er ſtolpert, ſieht er ſich den Platz noch lange an, auf dem er geſtolpert iſt! Aber irren iſt menſchlich, ſtolpern iſt menſchlich; ſtolpern iſt gar nichts als ein Irrthum der Füße und ein Irren iſt nichts als ein Stolpern der Gedanken. Wer in Gedanken geht, der ſtolpert, darum iſt für Menſchen, die viel Gedanken haben, gut, wenn ſie — ſitzen.

Sitzen iſt nichts als ein Präſervativ gegen das Stolpern. Jeder Menſch wird, gleich wie er geboren wird, zum Tode verurtheilt, gleich wie er zu reden anfängt, wird er zum Schweigen verurtheilt, am Studirtiſch, am Schreibtiſch, am Amtstiſch, kurz, der Menſch iſt ein von der Natur zum Sitzen beſtimmtes Geſchöpf, aber er wird zu ſeiner Beſtimmung nicht erzogen!

Der Menſch lernt ſprechen — zu was? Der Menſch lernt leſen — zu was? Der Menſch lernt ſchreiben — zu was? Alles lernt er, was er nicht brauchen kann, nur ſitzen lernt er nicht. Er hat einen Fechtlehrer, einen Schreiblehrer, einen Reitlehrer, nur keinen Sitzlehrer, und der Menſch ſitzt doch ſo viel im

Leben, er ſitzt auf der Eſelsbank, er ſitzt über Büchern, er ſitzt in der Wolle, er ſitzt in der Tinte, er ſitzt zu Gericht, er ſitzt zu Rath; dem Maler muß man ſitzen; iſt man verliebt, ſo läßt Einen der Verſtand ſitzen; iſt man witzig, ſo läßt uns der Witz ſitzen! — Bei den Buchdruckereien ſind jetzt wenig Drucker beſchäftigt, aber deſto mehr Setzer, und doch hält man ſeinen Kindern keinen Sitzmeiſter! Deshalb weiß der Menſch auch gar nicht, wo er ſeinen Sitz nehmen ſoll und geht ſo mit lauter Stolpern durch die holperige Welt!

Wenn Jemand ſtolpert, m. f. H. u. H., ſagen die Leute: „Hier liegt ein Muſikant begraben!“ Das haben ſich die Leute beim Trinken gemerkt; bis beim Trinken ein Muſikant unten liegt, kann kein anderer Menſch zwei Schritte gehen, ohne zu ſtolpern! Man ſagt, m. f. H. u. H., die vom Wein Betrunkenen fallen vorwärts, die vom Bier Betrunkenen fallen rückwärts. Iſt das wahr, können ſie mir gefälligſt darüber nähere Daten mittheilen? Woher mag dieſe ſonderbare Erſcheinung kommen? Vielleicht daher: Im Weine liegt Wahrheit und mit der Wahrheit wird man immer auf's Maul gelegt! Aber im Biere — was liegt im Biere? Im Biere liegt Grobheit; und da gibt's verſchiedene Guſto, Schwechater Grobheit, Lieſinger Grobheit, Jedlerſeer Grobheit, doppelte Grobheit, Lager-Grobheit und Märzen-Grobheit. Am theuerſten iſt die Plutzer-Grobheit; denn, m. f. H. u. H., nie ſind die Leute gröber, als wenn man ſie eben bei einem Plutzer erwiſcht; alſo wenn Einer vom Bier berauſcht iſt, fällt er auf den Rücken aus Grobheit, um zu zeigen, er ſchämt ſich nicht einmal vor dem Himmel.

Warum ſtößt man mit dem Wein und nicht beim Bier an? Weil der Wein in den Kopf ſteigt, und das iſt anſtößig, aber das Bier geht in den Bauch, mit dem Bauche ſtößt man nirgends an.

Ich bin letzthin gefragt worden, woher der Gebrauch des „Anſtoßens," des „Gläſerklirrens" beim Weintrinken kömmt, und ich antwortete wie folgt:

Einſt kamen bei einem Glaſe Wein
Die fünf Sinne zuſammen im ſchönen Verein,
Um beim Politiſiren und Kannengießen
Das Blut der Trauben zu vergießen.
Und wie ſie ſo ſitzen zur fröhlichen Stund',
Hat ſeinen Genuß jeglicher Sinn im Grund;
Das Sehen nimmt das Glas vor das Geſicht,
Hält's zum Licht empor und ſpricht:
„Wie ſich der Lichtſtrahl in dem Golde bricht,
Man ſollte glauben, es wär ein Sonnen-Fluß!"
Und ſo hat das Sehen beim Wein ſeinen Genuß.
Darauf greift der liebe Geruch zu ſeinem Glaſe!
Führt es hin und wieder unter der Naſe,
Und ſpricht erfreut, zu des Weines Ruhme:
„Welcher Duft! Welch' eine Blume!
Es riecht wie Moſchus und wie Muscatnuß!"
Und ſo hat der Geruch beim Wein auch ſeinen Genuß!
Drauf kömmt das Schmecken, der lock're Junge,
Verſucht den Wein, ſchnalzt mit der Zunge,

Und ſagt: „Das iſt ſüß und feurig wie ein Liebeskuß!“
Und ſo hat das Schmecken auch beim Wein ſeinen Genuß
Ein wenig ſpäter kommt das Gefühl auch herfür,
Nachdem es getrunken Gläschen drei oder vier,
Und ſagt: „Nun wird mir ſo wohl und ſo laulich,
Es wird mir im Herzen ſo magdlich und fraulich,
Ich hege Gedanken, die gar nicht erbaulich,
Das iſt ſo wonniglich, alſo: bibimus,“
Und ſo hat das Gefühl auch beim Wein ſeinen Genuß.
Nur das Gehör ſchaut ganz verdrießlich d'rein,
Nur das Gehör hat keinen Genuß bei dem Wein,
Darob von Zorn und Unmuth höchlich entbrannt,
Will es das Glas ihnen ſchlagen aus der Hand;
Jedoch wie es mit ſeinem Glas an die andern ſchlägt,
Klingt es ſo lieblich, ſo melodiſch bewegt,
Daß das Gehör ſich an dem Wohllaut labt und letzt,
Und verſöhnt ruft er zu den andern Sinnen jetzt:
„Stoßt an, ſtoßt an, zum Friedensſchluß!“
Und ſo haben alle fünf Sinne beim Wein ihren Genuß!

Man ſagt: „Wer in ſeinem Leben keinen Rauſch hat gehabt, der iſt kein braver Mann!“ So iſt's mit dem Weinrauſch, mit dem Liebesrauſch, mit dem Freiheitsrauſch.

Welcher Wiener hat im Jahre 1848 nicht einen Rauſch gehabt, und was ſind's jetzt für brave Leute! Gar nicht zu ſagen!

Aber es geht ſonderbar damit! Die ſich dazumal einen tüchtigen Haarbeutel getrunken haben, die haben jetzt einen langen Zopf, und die dazumal nüchtern blieben, haben jetzt einen Katzenjammer!

Was iſt das ein Katzenjammer? Warum, m. f.

H. u. H., heißt der Zuſtand nach dem Rauſch: der „Katzenjammer?"

Wann jammern die Katzen am meiſten? Die Katzen und die Dichter jammern am meiſten, wenn ſie verliebt und hungrig ſind, und die liebe Maus nicht fangen können! Aber es iſt bei den Katzen nicht wie bei den Menſchen. Nur wenn der Menſch einen andern Menſchen lachen hört, kömmt er und fragt: „Warum lachſt Du? Laß mich mitlachen!" Aber wenn er einen andern Menſchen jammern hört, jammert er nicht mit. Bei den Katzen iſt's aber anders, wie eine Katze nur zu jammern anfängt, kommen alle Katzen der ganzen freien Gemeinde und jammern mit; warum? Die Katzen ſind klug; ſie wiſſen, bei der jetzigen Zeit braucht man gar Niemanden zu fragen: „Warum jammerſt Du?" ſondern man ſoll gleich mitjammern.

Hat man jetzt auch nicht Urſache, wird man ſpäter Urſache haben. So iſt's mit dem Katzenjammer nach dem Rauſche; zuerſt, wenn man aus der Beſoffenheit erwacht, fängt die Geldkatze an zu jammern, dann kommt gleich Alles und jammert mit, der Kopf jammert, der Magen jammert, die Kehle jammert, alle Glieder jammern und alle fünf Sinne ſchreien: „Miau!" und bringen dem wüſten Kopf eine Katzenmuſik.

Im Weinrauſche hält der Menſch den Himmel für eine Baßgeige, im Liebesrauſche hält der Menſch eine Baßgeige für den Himmel und im Freiheitsrauſch will er haben, der Himmel ſoll nach einer Baßgeige tanzen.

Wer von Wein berauſcht iſt, ſtolpert und fällt vom Seſſel, wer von Liebe berauſcht iſt, ſtolpert und fällt aus den Wolken, und wer von Freiheit berauſcht iſt, ſtolpert und fällt aus einem Extrem in's andere!

Es iſt überhaupt mit dem Straucheln, Stolpern und Fallen ſonderbar: — Wenn ein Ehemann ſtrauchelt, fällt er in die Rolle der Zärtlichkeit; nie iſt ein Kaufmann mit ſeinen Kunden und ein Mann mit ſeinem Weibe galanter, als wenn ſie ſie eben betrogen haben. Eine Ehefrau aber, wenn ſie geſtrauchelt, fällt ſie zur Entſchuldigung in Ohnmacht.

Es iſt mit dem Freiheitsrauſch wie mit dem Weinrauſch, man mag ſich noch ſo weiß waſchen, ein Bischen roth bleibt ewig, ſowie die Weintrinker, wenn ſie auch ſpäter lauter weißen Wein trinken, bekommen ſie doch eine rothe Naſe!

Mit dem Liebesrauſch iſt's auch wie mit dem Weinrauſch; von den alten Weinen und von alten Weibern wird man nicht berauſcht, aber von den jungen. Die Männerherzen ſind wahre Lerchenfelder, ſie lieben am meiſten die Heurigen!

Das weibliche Herz iſt die Roſe, die Liebe iſt die Roſe, die Liebe iſt die Sonne dieſer Roſe, und die Sonne der Liebe, die beim Aufgehen das Herz roth färbt, zieht ihm beim Untergehen wieder die Farbe aus!

Was iſt die Roſe? Der Frühling küßte die Erde, die Erde erröthet, und das Erröthen wird zur Roſe.

Was iſt ein Kuß? Ein Kuß iſt eine Roſe, welche die Liebe in zwei Hälften theilt, ſie an zwei verſchiedenen Herzen austheilt und ſagt: „Sucht und findet Euch zuſammen.“ Wenn ſich nun die zwei halben Roſen ſuchen und ſich auf den Lippen von zwei Weſen zuſammenfinden, ſo wird ein Kuß der Liebe daraus.

Die Frauen haben mehr Liebe, die Männer haben mehr Geliebte; das Herz der Frauen iſt ein Zeughaus ohne Armee, das Herz der Männer eine Armee ohne Zeughaus!

Darum ſtraucheln die Frauenherzen viel öfter als die Männerherzen, weil ſie von ſo vielen Seiten angegriffen und verfolgt werden.

Der Prophet ſagt: „Der Ungläubige wird geh'n im Finſtern, ſein Weg wird glitſchig und ſchlüpfrig ſein und ein Rache-Engel wird ihn verfolgen.“

Das hab' ich vom Propheten ſonderbar gefunden. Wenn's finſter iſt und der Weg iſt glitſchig und ſchlüpfrig, ſo wird der Menſch ſchon von ſich ſelbſt ſtürzen und fallen, wozu braucht ihn noch ein Engel zu verfolgen?

Daraus hab' ich gelernt, daß die Engel auch ſtolpern und fallen, wenn es finſter und glitſchig iſt, alſo bleibt ſich's gleich, wenn für den Verfolgten und den Verfolgern gleich glitſchig iſt.

Aber glauben ſie mir, die Engel verfolgen keinen, beſonders nicht, wenn der Weg finſter iſt, das iſt nur das Geſchäft der Menſchen, den der ſtolpert, noch zu verfolgen.

Nur die Lebensmänner verfolgen oft Frauenzimmer, wenn der Weg finſter iſt, aber nicht als Rache-Engel und gar nicht als Engel, ſondern um ihr Herz einzuholen und auszuholen.

Die Frauen ſind die Engel des Lebens und ſie verfolgen die Männer am liebſten, auch wenn's finſter und glitſchig iſt, und da ſtolpern die Männerherzen und fallen ihnen zu Füßen!

Aber die Männer müſſen vorſichtig ſein: Wenn ſie in ein weibliches Herz einziehen, ſo müſſen ſie ſich ſicher ſtellen; die Weiberherzen ſind wie die Wiener Hausherren, wenn man ſich ſo ein Herz hat ſchön herrichten laſſen, ſteigern ſie Einen gleich oder kündigen ganz auf.

Die „Liebe“ iſt weiblichen Geſchlechtes, der Haß iſt ein Mann; es macht den Frauen Ehre, daß die Tugend in allen Sprachen weiblichen Geſchlechtes iſt; darum gehen die Männer mit der Tugend um, wie ſie mit den Damen umgehen; ſie ſagen, wo Damen dabei ſind, iſt man genirt! Zu einem tugendhaften Mann gehören drei Dinge: Ueberſättigung, Philoſophie und Podagra.

Aber auch der tugendhafteſte Menſch ſtolpert, und es heißt ja: Auch der Gerechte ſtrauchelt, und der Gerechte muß mehr ſtraucheln als jeder Andere, denn der Weg Rechtens, das iſt der Weg, der finſter iſt und glitſchig; der Rechtsweg iſt durch die ſchweren Frachtwagen ganz ausgefahren worden; die Rechtsfreunde, das ſind die ſchweren Fuhrleute, ſie führen den Proceß ganz langſam, alle Tag eine Meile, alle Stund' ein Wirthshäuſel!

Nichts ſchadet den Menſchen mehr als ſeine Freunde; bloß die Freunde richten Einen zu Grund; die Rechtsfreunde ruiniren das Recht, die Kunſtfreunde ruiniren die Kunſt, die Lichtfreunde ruiniren das Licht und die Hausfreunde ruiniren das Haus!

Aber nicht nur auf dem Wege des Rechtes, auf allen Lebenswegen werden Einem Steine in den Weg geworfen, über die man ſtolpern muß; aber bloß kleine Steinchen, nicht Berge und Felſen. Wenn uns Jemand einen Berg in den Weg wirft, über den ſtolpert man nicht. Jeder Menſch iſt ein Napoleon, den Simplon überſteigt er, aber über die kleinen Meer-Steinchen und Inſel-Steinchen fällt er in den Tod!

Berge! Höhen! Es geht mit den moraliſchen Höhen wie mit den phyſiſchen, in der phyſiſchen nehmen die Berge ab und die Gletſcher nehmen zu, in der moraliſchen Welt nehmen die Erhabenheiten ab und die Hoheiten nehmen zu.

Berge und Höhen ſind einem ſtarken Geiſte große Hinderniſſe, und die Hinderniſſe ſind in der Welt, um überwunden zu werden, aber kleine Steinchen in den

Weg geworfen, die überſieht das Auge, deſſen Blick nicht im Staube kriecht.

Es gibt nur ein Mittel, nicht zu ſtolpern, das iſt: „Kriechen;“ haben Sie ſchon einen Wurm geſehen, der geſtolpert wäre?

Aber nichts in der Welt ſtrauchelt und ſtolpert mehr als der Witz, und ein guter Humoriſt ſtolpert auch, geſchweige ein ſchlechter; Sie lachen? Sie haben gut lachen, Sie ſitzen hier, bevor der Humoriſt ſtolpert, der Humoriſt ſitzt aber nachher.

Es iſt ein Unterſchird zwiſchen dem, der Witz macht, und dem, der Witz hat; der, welcher Witz macht, der nimmt ſich vor, einen Witz zu machen, er denkt nach, er ſitzt d'rüber, und dann macht er einen Witz, der wahrhaft Witzige, der macht zuerſt den Witz und ſitzt dann d'rüber.

* * *

Die Naturforſcher-Verſammlung in der Milchſtraße,

oder:

Wie viel Doctoren gehören dazu, um eine geſunde Natur krank zu machen, — wie viel Courmacher gehören dazu, um eine ſtarke Natur ſchwach zu machen, — und wie viel Thierärzte gehören dazu, um eine Roßnatur menſchlich zu machen?

Ein jeder Menſch, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hat ſeine eigene Natur, die Männer haben eine eigene ſtarke Natur, die Frauen haben eine eigene ſchwache Natur. Das Geſetz der Natur ſagt: „Die ſchwache Natur ſoll die ſtarke Natur heiraten; dadurch erfährt die ſtarke Natur, wie ſchwach ſie iſt, und die ſchwache, wie ſtark ſie iſt.“

Mann und Weib iſt ein Leib und eine Seele und zwei Naturen: der Mann iſt der Leib und die Frau iſt die Seele. Die Seele, d. h. die Frau, betrachtet jetzt die Ehe wie ein Kleid, ſie läßt ſich gleich zwei Leiber machen.

Naturgeſetz! Gewiß hat die Natur Geſetze, aber die Geſetze ſind gemacht, um ſie zu umgehen, und der Menſch umgeht die Geſetze der Natur wie die anderen Geſetze.

Es iſt ein Geſetz der Natur: der Menſch, der lange lebt, wird alt; aber der Menſch umgeht dies Geſetz auch: die Menſchen leben jetzt nicht lange und werden doch alt. Ich werde die Ehre haben, Ihnen hier eine Bemerkung zu machen, die Sie hoffentlich bewahrheitet finden werden. Früher ſind die Menſchen von außen hinein alt geworden, jetzt werden die Menſchen von inwendig heraus alt; früher hat erſt die Poren-Thätigkeit aufgehört, die Haut wurde runzlicht, die Muskeln verloren die Spannkraft, die fünf Sinne hat man für jenſeits wie das Reiſegepäck nach und nach vorausgeſchickt, und dadurch wurde der innere Menſch auch nach und nach alt!

Die Natur des Leibes, d. h. des Mannes, iſt: ſeine Seele, die Frau ſoll beim Leib zu Hauſe bleiben, die Seele ſagt aber: „Beileibe nicht,“ und geht ihm aus.

Mann und Frau ſollen für einander geſchaffen ſein, ſind auch gewöhnlich für einander geſchaffen, er für eine andere, ſie für einen Anderen.

Die Frauenzimmer ſind wie die Kalender. Zuerſt kömmt bei ihnen die „Zeitrechnung“ und die „Jahreszahl.“ Wenn ſie mit der Zeit die Jahre zuſammenrechnen, gehen immer ein paar Jahr darauf als Caſſaſchwankung, ein paar Jahre legen ſie aus

Oekonomie beiſeit und ein paar Jahr ſparen ſie ſich lieber ſelbſt ab und legen ſie den erſten beſten armen jungen Frauen zu.

Ein alter Witz ſagt: die Männer hätten die Frauen gern als Kalender, nämlich alle Jahr einen neuen; aber es iſt traurig, wenn ein Mann die Frau nur ein Jahr hat, kömmt's ihm ſchon vor, als wär' es ein hundertjähriger Kalender. Die Frauen ſind noch in vielem wie Kalender. Die guten tragen alle Himmelszeichen in ſich, andere feiern jeden Tag einen anderen Namenstag, und wieder andere ſind curioſe Heilige, das ſind die — rothangeſtrichenen!

Man ſagt: Der und der iſt ein Naturmenſch. Was heißt das, Natur? was iſt die Natur? Wenn ich Ihnen, m. ſ. H. u. H., das erklären wollte, würden Sie mich ſo wenig verſtehen, wie ich die Erklärung der Naturforſcher verſtanden habe. Allein da Sie jetzt eben nichts Beſſeres zu hören haben, ſo hören Sie gefälligſt die Naturerklärung der Naturforſcher an:

„Wenn man die nähere Betrachtung der Polarität aus den allgemeinen Verhältniſſen der Polarität entwickelt, ſo iſt es die ſichtbare Natur, aus welcher ſich der einzelne Menſch wieder entwickelt, und die Natur, die über die Menſchen ihre Herrſchaft äußert, bis ſie durch Freiheit und Bewußtſein ſich über ſie erheben und durch Erkenntniß den Zauber löſen, der ſie in dem Leben der allgemeinen Natur gefeſſelt hält.“

Nicht wahr, jetzt wiſſen Sie es, ſowohl was die Natur als was ein Naturmenſch iſt.

Ich, m. ſ. H. u. H., bin ein Privat-Naturforſcher, und da die Natur ein Frauenzimmer iſt, ſo habe ich in meiner Jugend die Naturwiſſenſchaften mit Eifer betrieben, habe viele Prüfungen durchgemacht, bin nun mit erhöhtem Charakter als emeritirter Naturforſcher in Ruheſtand verſetzt. Die Natur, m. ſ. H. u. H., iſt ein Frauenzimmer, und zwar eine Türkin, ſie geht immer verſchleiert. Die Naturforſcher ſind wie die Europäer, die in Conſtantinopel einer verſchleierten Türkin begegnen, ſie rathen untereinander, wie wohl die Türkin ausſehen mag und dann halten ſie einen gründlichen Vortrag über Geſichter der Türkinnen.

Der erſte Menſch, m. ſ. H. u. H., Adam, war der erſte Naturmenſch und der erſte Naturforſcher; Adam hat ſich Abends geſund ſchlafen gelegt, aber er hat eine ſchlechte Nacht gehabt, er iſt in der Nacht ohne Wiſſen und Willen verheiratet worden. Seitdem daß Adam eine ſo ſchlechte Nacht hatte, iſt der Gebrauch entſtanden, daß die Menſchen ſich gegenſeitig Abends ſagen: „Wünſch' gute Nacht."

Als Adam Eva ſah, ſagte er: „Das iſt Fleiſch von meinem Fleiſch, Bein von meinem Bein." Die Schlange aber hat er zu dieſem Fleiſch und Bein als Zuwage bekommen.

Adam, Eva und die Schlange war der ganze

Paradieſer Gemeinderath und der erſte Beſchluß dieſes Gemeinderath's bezog ſich auf den Obſt- und Naſchmarkt und betraf die Emancipation der Aepfel, und durch dieſen Gemeinderathsbeſchluß ſind wir glücklich um's Paradies gekommen.

Adam, m. f. H. u. H., war nicht nur ein Naturmenſch, ſondern auch ein großer Naturforſcher, er muß die Natur der Thierwelt ſehr gut gekannt haben, denn der Himmel ſagte, Adam ſoll allen Thieren, die ihm vorgeführt werden, ihre Namen geben, beſtimmen wie ſie heißen ſollen. Iſt es Ihnen aber, m. f. H. u. H., noch nicht aufgefallen, woher Adam im Stande war, den verſchiedenen Thieren ihre richtigen Namen zu geben?

Woher hat Adam gewußt, daß das ein Ochs, das ein Eſel, das ein Kameel iſt u. ſ. w.; das beweiſ't eben, daß Adam ein großer Naturforſcher war, denn es iſt keine Kunſt, eine Menſchennatur zu ergründen, aber eine Viehnatur zu ergründen, das iſt die Aufgabe. Adam war klug und weiſe, er erkannte die Thiere ſogleich an ihrem Benehmen.

Ich, m. f. H. u. H., ich weiß ſo gut die Geſchichte wie es mit Adam und den Thieren zugegangen iſt, als ob ich dabei geweſen wäre.

Adam ſaß auf einer ſchönen, grünen, fetten Wieſe im Paradieſe und ließ die Thiere, denen er Namen geben ſollte, vor ſich vorbeipaſſiren.

Da kam ein großes, ſtarkes, markiges Thier, mit zwei großen Hörnern, ein Naturhorniſt, mit einem Nacken wie zum Joch geſchaffen; dieſes Thier ſah friſches, grünes, ſaftiges, duftiges Gras vor ſich, beſchnüffelte es, verſchmähte es aber und biß nicht in's Gras. Da dachte ſich Adam, das grüne, friſche und duftige Gras verſchmäht dieſes Thier, und ſpäter wird er froh ſein, wenn er es als ausgetrocknetes, dürres Heu bekommen wird, das iſt ein Ochs!

Dann kam ein großes, ungeſtaltetes Thier, mit einem großen Höcker auf dem Rücken, glaubte, Adam wollte ihn noch eine Laſt auflegen und kniete ſich zum Behuſe dieſer Belaſtung von ſelbſt noch nieder; da ſprach Adam, das iſt ein Kameel!

Dann kam das kleine Thierchen mit langen Ohren, das Thierchen das grau geworden ohne weiſe zu werden. Als dieſes Thierchen an Adam vorüberkam, glotzte es Adam an und dachte in ſich, das ſoll alſo der geiſtreiche Menſch ſein, dem der Himmel den Vorzug von Geiſt und von Sprache vor uns Thieren gegeben hat? Das beſitze ich alles auch, und in dieſer ſchmeichelhaften Einbildung ſah es zu Adam empor und ſprach: „I—a!“ Da ſprach Adam ſogleich, das iſt ein Eſel!

Sie ſehen alſo, daß Adam ein großer Naturforſcher war, aber er lebte dafür auch in der ſchönen und freien Natur.

Was heißt das, die freie Natur? D. h. eine Natur, welche die Wahrheit frei ſagt, aber glauben

Sie mir, m. ſ. H. u. H., ein ſolcher Menſch kömmt oft aus der freien Natur in die eingeſperrte Natur.

Die Wiener, m. ſ. H. u. H., haben die Natur, daß ſie im Sommer immer in die freie Natur hinausgehen, aber ſie haben die Natur, daß ſie ihre Unnatur mit in den Tempel der Natur nehmen.

Baden, m. ſ. H. u. H., iſt gewiß ein ſchöner, herrlicher Tempel der Natur, noch bezeichnender könnte man ſagen: Baden iſt die Synagoge der Natur.

Die Badner Natur iſt herrlich; wenn die Badner Natur erwacht, kömmt die Wiener Natur heraus und macht die Badner Natur wieder ſchläfrig.

Der Wiener kömmt nach Baden und begehrt gleich ein Naturſchnitzel. Die Wienerinnen leben gerne am Buſen der Natur, einſam mit einer Militärbande und ſchweißtreibenden Reunions, ſie ſingen mit dem Dichter:

O ſüße, heilige Natur,
Laß mich polken auf deiner Spur.

Nirgends bekömmt man die Natur ſo aus der erſten Hand wie in Baden, man ſpritzt nicht auf, damit die Natur nicht naß wird; kein Fenſter iſt gut zu verſchließen, damit die Natur bei Nacht gut aus- und einſteigen kann; man läßt bei Nacht finſter, um die Natur nicht zu beleidigen.

Als der Himmel ſprach: „Es werde Licht!“

waren die Badner gerade in Weikersdorf, die Weikersdorfer im Dörfl und die Dörfler in Gutenbrunn.

Ueber die Natur des Lichtes ſind die Naturforſcher auch noch nicht einig, das Naturlicht iſt ihnen noch nicht aufgegangen.

Der Himmel hat zur Erde herab erlaſſen: „Es werde Licht,“ und was hat die Erde bekommen? Kerzen, Millikerzen, Apollokerzen, Stearinkerzen, Alles, nur kein Licht; da ſieht man, was aus dem beſten Befehl wird, wenn er unten anlangt.

Eben ſo wenig als die Naturforſcher die Natur des Lichtes erforſcht haben, eben ſo wenig haben ſie die Natur der Frauen erforſcht, denn die Frauen ſind wie das Licht, ſie erwärmen und erleuchten; die Männer aber behandeln die Frauen nicht wie ein Licht, ſondern wie eine Kerze, ihre ganze Zärtlichkeit beſteht darin, daß ſie ſie fleißig putzen. So iſt auch die Liebe in dem Herzen der Männer nur eine Kerze; je heller ſie brennt, deſto eher geht ſie zu Ende: aber die Liebe in den Herzen der Frauen iſt ein Himmelslicht, ein Stern, der ſchöne Stern, der mit ſeiner Sonne untergeht und mit ihr wieder aufgeht.

Der Mann liebt aus Sinnlichkeit und iſt eiferſüchtig aus Selbſtſucht.

Der Mann, wenn er glücklich liebt, jagt er ſich eine Bouteille Champagner durch die Gurgel, und wenn er unglücklich liebt, eine Kugel durch den Kopf;

die Frau hat für die glückliche Liebe eine Thräne, und für die unglückliche Liebe ein Gebet.

Man ſagt, es gibt keine Märtyrer mehr, das iſt wahr, allein, es gibt leider noch Märtyrinnen! Ach, m. f H. u. H., wenn wir ſie nur alle kennten die Märtyrinnen im Kalender der Ehe! Wenn wir ſie nur alle kennten die Dulderinnen, deren Herz hinter dem einſamen, eingedruckten Bruſtgitter die Dornenkrone tief eingedruckt hat; wenn wir ſie nur alle kennten die verhüllten, eingemauerten Opfer der Liebloſigkeit, der Härte, der Rohheit u. ſ. w., wie ſie ſtill und heimlich aus allen fünf Wunden ihrer Sinne bluten, wie für ſie jeder Tag ein neuer Grabgang iſt, wenn wir den Schmerz hörten, der deſto lauter ſchreit, je ſtiller er iſt, wenn wir das Weh vernähmen, welches deſto höher ſteigt, aus je tieferer Tiefe es kommt, dann, dann, m. f. H. u. H., würden wir in vielen glänzenden Boudoirs eine ſolche Märtyrercapelle erblicken, und dann würden wir vor ſo mancher Frau niederknien und ſie verehren als Dulderin, als Heilige!

Eben ſo wenig als die Naturforſcher noch die Natur erforſcht haben, eben ſo wenig haben die Kunſtforſcher noch die Kunſt erforſcht.

Im Sommer ſucht man den Naturtempel, im Winter ſucht man den Kunſttempel!

In unſeren jetzigen Kunſttempeln, m. f. H. u.

H., haben die Tempelherren leider die Kunſt und die Natur zum Tempel hinausgejagt.

Die Menſchen haben curioſe Begriffe von Natur und von Natürlich. Wenn ein Taſchenſpieler einem Publicum, welches wenigſtens aus 3000 geiſtreichen und 25 mittelmäßigen Capacitäten beſteht, zumuthet, es ſoll glauben, er läßt aus einer blechernen Büchſe mit Reis einen Pomeranzenbaum mit Repetiruhren wachſen, das nennen ſie natürliche Magie.

Wenn Jemand vom dritten Stock herabfällt, den Hals bricht und todt bleibt, das nennen ſie einen unnatürlichen Tod; wenn aber Jemand den Schnupfen hat, ſechs Aerzte holen läßt und ſtirbt, das nennen ſie einen natürlichen Tod.

Die Doctoren forſchen auch nach der Natur der Krankheit, und wenn der Patient trotz der Doctoren geneſen ſoll, ſo muß die Krankheit die geſunde Natur haben.

Der Staat, m. f. H. u. H., iſt viel zu wenig dankbar gegen die Aerzte. Die Aerzte bilden die tugendhafteſten Staatsbürger; denn was iſt die erſte Bürgerpflicht? Ruhe! Wo iſt die höchſte Ruhe? im Grabe! Folglich bilden die Doctoren ruhige Bürger, und das Sprichwort müßte eigentlich heißen: „Medicin nehmen iſt die erſte Bürgerpflicht."

Der Geſundheitszuſtand in ganz Europa iſt heuer ſo vortrefflich und die Sterbefälle ſind ſo wenig, wie ſelten; die Naturforſcher wiſſen ſich das nicht zu erklären, ich aber weiß, warum heuer ſo wenig Leute ſterben: weil im vorigen Jahre ſo viele Aerzte geſtorben ſind.

Ueber drei Dinge machen ſich die humoriſtiſchen und ſatyriſchen Schriftſteller am meiſten luſtig, und gerade dieſe können keinen Augenblick ohne jene drei ſein; ſie kränkeln immer, haben das ganze Jahr Proceſſe und ſind bis in's hohe Alter höchſt verliebt.

Die witzigen Schriftſteller halten ſich beſtändig an Aerzte, Advocaten und Frauen, und das iſt natürlich, durch dieſe Drei wird der Menſch am meiſten gewitzigt!

Aerzte, Advocaten und Frauen hängen in der Menſchennatur folgender Weiſe zuſammen: Wer einen Proceß beginnt, darf mit keinem Arzt umgehen, denn bis ein Proceß zu Ende iſt, muß der Menſch lang leben.

Verkehrt aber, wer mit einem Doctor anfängt, der muß gleich den Advocaten dazurufen, denn er muß alle Augenblick erwarten, zu Gericht gerufen zu werden, nicht zum Landgericht, aber zum jüngſten Gericht.

Wer aber mit Frauen anfängt, muß drei Aerzte und vier Advocaten haben. Drei Aerzte: „Im Fall wenn ſie ihn erhört, einen Ohrendoctor; im Fall als nichts herausſchaut, einen Augendoctor, und im Falle er an ihre Treue glaubt, den Narren-Doctor.“

Dann muß er vier Advocaten haben: 1. Einen

Advocaten im eigentlichen Sinn für die mündliche Auseinanderſetzung, 2. einen Advocaten im bürgerlichen Sinn, d. h. einen Fürſprecher, denn wo er für ſpricht, ſpricht ſie wider, 3. einen Rechtsbeiſtand, der ihm beiſteht bei der Klage, „da bin ich an die Rechte gekommen,“ 4. einen Procurator, der dem Hausfreund die Procura verleiht.

Die Natur der Frauenzimmer, m. f. H. u. H., iſt wie die Natur der Theaterperſonen, ſo lange ſie ein Engagement ſuchen, ſpielen ſie die Komödie vortrefflich, wie ſie aber ein lebenslängliches Engagement bekommen haben, kümmern ſie ſich um das Haus, wo ſie engagirt ſind gar nicht, und denken an nichts als an Gaſtrollen.

Die Natur der Liebe und der Ehe iſt ganz natürlich; in der Liebe ſagt man, wie wenig brauchen zwei Herzen, die ſich genug ſind, in der Ehe aber ſind ſich die zwei Herzen nicht genug, darum iſt der Gebrauch in der Ehe jetzt ſo ſtark.

Man ſagt: „Der und der hat eine geſunde Natur, aber die Natur, m. f. H. u. H., iſt immer geſund, der Menſch nur macht ſie krank. Vier Sachen machen, dem Laufe der Natur nach, dem Menſchen viel zu ſchaffen, und beläſtigen ihn außerordentlich; zwei in ſeiner Jugend, und zwei in ſeinem Alter In der Jugend machen dem Menſchen zwei Sachen viel zu ſchaffen, ein gutes Herz und ein ſchlechter Magen, und in hohem Alter machen dem Menſchen auch zwei Sachen viel zu ſchaffen, ein junges Weib und ein alter Huſten.

Jeder Menſch, m. ſ. H. u. H., muß endlich die Schuld der Natur bezahlen, d. h. er muß ſterben; iſt der Menſch ein guter Zahler, ſo kommt er endlich von ſelbſt und bezahlt, iſt er ein ſchlechter Zahler, muß die Natur alle Augenblicke den Doctor ſchicken, die Schuld eintreiben.

Das ganze menſchliche Leben iſt alſo nichts als ein 70jähriger Schuldenarreſt. Mann und Weib ſind zwei Perſonen, die zuſammen in einem Schuldenarreſt ſitzen, und ſie ſind ſo zärtlich, daß ſie bemüht ſind, ſich gegenſeitig den Arreſt abzukürzen. Wenn der Mann die Schuld früher bezahlt hat, ſo zeigt die Witwe an: „Zeige hiermit Freunden und Bekannten an, daß mein Mann ſeine Schuld bezahlt hat, und daß im Schuldenarreſt nun ein Platz frei zu verlaſſen iſt.“

Unter den vielen eigenthümlichen Naturproducten gibt es auch Naturdichter und Naturſänger. Was heißt ein Naturdichter? Der nichts gelernt hat und ſo ſingt wie es die Natur haben will; darum iſt jetzt die ganze Natur voller Dichter, ſie haben nichts gelernt.

Wenn man aber bloß ſo dichten wollte, wie es die Natur haben will, ſo würde blutwenig gedichtet werden, denn ich zweifle ſehr, ob die Natur auf das Dichten ſtark verſeſſen iſt.

Die Dichter und die Natur haben ſich gegenſeitig nichts vorzuwerfen, die Natur hat den Dichtern ſehr wenig zu verdanken und die Dichter haben der Natur gar nichts zu verdanken.

Was iſt der Unterſchied zwiſchen einem Natur- und einem wirklichen Dichter? Der Naturdichter beſitzt ein Dichterleben ohne Kunſtmittel, der wirkliche Dichter beſitzt ein Kunſttalent ohne Lebensmittel.

Die Naturforſcher, m. f. H. u. H., ſind jetzt ſehr verlegen, ſie erwarten eine Naturerſcheinung, die nicht erſcheint, den berühmten Cometen, der alle 300 Jahre erſcheint und nachſchaut, ob die Welt noch ſo dumm iſt. Die Aſtronomen, dieſe Himmelsnaturforſcher, haben dieſen Cometen für 1856 beſtimmt auf's Repertoir geſetzt; ſie haben ſchon Quartier für ihn beſtellt, haben ſeine Bahn ſchon tracirt, haben Tunnels und Viaducts angelegt, aber er kömmt nicht. Er muß ſich auf der Bahn verſpätet haben. Wenn man bedenkt, wieviel Stationen die Eiſenbahn von Wien nach Baden hat, kann man ſich denken, wievielmal der Comet vom Sirius bis zur Erde anhalten muß, und natürlich verſpätet er ſich um ein paar Jahre. Aber die Sache iſt wahrſcheinlich dieſe: Die Bahn dieſes Cometen wird wahrſcheinlich auf Actien gebaut; es wird eine Central-Cometenbahn parallel mit der Pardubitz-Reichenberger Bahn, die Actien werden ſtark geſucht, die Milchſtraße ſteht ſchon drei Monate voll Sterne, die ſich einzeichnen ſollen, die Abendbörſe im Abendſtern kauft ſchon mit $12^3/_8$.

Mars, Jupiter und Mercur ſitzen im Verwaltungsrath, das ſternhagelvolle Publicum bekommt keine Actien, nur die himmliſchen Redacteurs werden betheiligt, der Fuhrmann, der Rabe, der große Bär, der kleine Bär, der große und der kleine Hund; und wenn ſie keine Actien bekommen, ſo bellen ſie ſo lang bis alle Sterne rebelliſch werden und ſie noch ein paar hundert Stück Cometen-Bahn-Actien bekommen.

Es gibt jetzt, m. ſ. H. u. H., nur einen Naturtrieb: „Actien" und nur einen Naturinſtinct: „Börſenſpiel."

Der jetzige Zeitgeiſt iſt eine große Centralbahn von der craſſeſten Geldgier zu der herzloſeſten Gewinnſucht. Die Zwiſchenſtationen heißen: Engherzigkeit, Materialismus, Habgier, Beſitzſucht, Cynismus, und Egoismus. Auf der ganzen Bahn ſammelt Einer Kohlen auf das Haupt des Andern und auf der ganzen Börſe ſucht Einer den Andern nur fleißig zu bremſen.

Bahnunternehmungen ſind ſind jetzt die einzigen Bande der Natur, Fallen oder Steigen die einzigen Geſetze der Natur und der Cours der einzige Naturalglaube.

Der Menſch kennt jetzt nur drei Kräfte aus dem Reiche der Natur: aus dem Thierreich die

„Pferdekraft," aus dem Mineralreich das „Steinreich" und aus dem Pflanzenreich nur die „Börſenblätter."

Die Börſe iſt jetzt ein wahres Naturalienkabinet; im Himmel und auf der Börſe ſind alle Menſchen gleich, Reich und Arm, Adel und Bürger, Dumm und Gelehrt, Hofmeiſter und Hausmeiſter. Mit Recht ſteht jetzt die Wiener Börſe auf der Stelle des Zeughauſes, es gibt jetzt nur eine Waffe: das Geld, die Papiere, die Actien.

Auf der Börſe iſt täglich Schlacht; die Börſianer, die ſich gegenſeitig auf die Füße treten, ſind die Infanterie, die ſich gegenſeitig hineinreiten, die Cavallerie, und die mit dem ſchweren Geſchütz kommen, mit 100 Stück, 500 Stück bilden die Artillerie und hintennach kömmt die Bagage.

Aber bei der Börſenſchlacht geht es umgekehrt wie bei der wirklichen Schlacht; bei der Börſenſchlacht ſteht der feſt, der auf dem Platze bleibt, und der davon läuft, iſt begraben. Es vergeht keine Börſenſchlacht, wo nicht wenigſtens ein Todter iſt, auf dem Papier.

Sonderbar, manchmal feiert ſo ein Todter ſeine Auferſtehung und begräbt die, die ihn begraben haben.

Wer aber jetzt von der Börſe davonläuft, der hat gut' Spiel, der iſt gleich in der Renngaſſe.

Die Börſe hat jetzt viel Einfluß auf die Natur und auf den Naturgenuſs und auf die Natur der Frauen in der Natur.

Die Abendbörſe iſt Urſache, daſs die Männer erſt ganz ſpät zu ihren Frauen auf's Land gehen.

Während in der Stadt der Mann in die Contremine geht und ſchließt ab auf Zeit u. ſ. w., geht die Frau auf dem Lande in die Liebhaberei und nimmt in die Koſt „Mit noch." Und ſo während der Mann in der Stadt ſpeculirt, ſpeculirt die Frau auf dem Lande und verſpeculirt ſo Manches; denn Folgendes, m. ſ. H. u. H., iſt ein unerſchütterliches Naturgeſetz: „Wer ſchweigt, verſchweigt, wer ſäumt, verſäumt, wer zweifelt, verzweifelt, wer ſpielt, verſpielt, wer ſchläft, verſchläft, wer ſucht, verſucht, wer trinkt, vertrinkt, und wer ſpeculirt, verſpeculirt."

Erſt nachdem der Menſch das Portefeuille des Aeußern der Natur auslieferte, lieferte er das Portefeuille des Innern ab. Jetzt wird der Menſch von innen heraus alt; ſchon früh verliert der Geiſt die Spannkraft, das Herz wird runzlicht; Liebe, Schwärmerei, Gemüth, Begeiſterung für das Schöne und Ideale, chevalereske und verklärende Achtung für die Frauen, alle dieſe edlen Spezereien und Balſame, die den innern Menſchen nicht verweſen laſſen, verflüchtigen ſich frühzeitig im Menſchen, er wird inwendig alt und bekömmt Falten und Runzeln, und der äußere Menſch iſt die arme Haut, die alt werden muß, wie es ihr der innere Menſch gebietet.

Ein zweites Naturgeſetz iſt: alle Körper ziehen ſich gegenſeitig ſympathetiſch an; jetzt iſt es verkehrt, alle Körper ziehen ſich gegenſeitig aus. Die drei Kräfte der Sympathie ſind folgende drei Kräfte: zuerſt die Anziehungskraft, dann die Ausziehungskraft und dann die Abziehungskraft. Das iſt der Lauf der Natur. Aber die Natur iſt ſchon lange mit den Menſchen zuſammengelaufen, daß ſie anfängt zu kränkeln, wie die Menſchheit ſelbſt. Die Kinder der Natur haben alle Kinderkrankheiten; die Kartoffeln haben die „Fleck," der Weinſtock hat die „Maſern," die Maulbeerbäume „Röthel," und ſogar das Heu geräth ſo wenig wie die Kinder; dafür aber haben viele Menſchen die Krankheiten der Natur. Manche Menſchen haben an der Naſe die Traubenkrankheit, die Kartoffelflecke im Herzen und den Heu-Mißwachs im Gehirn. Die Schriftſteller haben die Leſerdürre die Verliebten den Raupenfraß.

Die Natur, m. f. H u. H., hat auch einen wohlthätigen Einfluß auf Akademien und humoriſtiſche Vorleſungen; denn das erſte Geſetz der Natur iſt: der Menſch ſoll um zwei Uhr Logen und Sperrſitze verlaſſen und an ſein Backhendel hangen.

Aber um zwei Uhr noch eine humoriſtiſche Vorleſung hören, iſt gegen alle Natur.

Der große Arzt Hufeland ſagt in ſeiner „Kunſt das menſchliche Leben zu verlängern": „Was kann natürlicher ſein als daß der Menſch ißt, wenn er hungrig iſt.“ Eſſen iſt alſo ein Mittel das Leben zu verlängern, ich glaube aber, meine humoriſtiſche Vorleſung iſt ſo gut wie das „Eſſen,“ denn ſie verlängert auch die Zeit, alſo das menſchliche Leben.

Wahrſcheinlich, m. f. H. u. H., ziehen Sie die gekochte und gebratene Lebensverlängerung dieſer rohen Lebensverlängerung vor, und ſo ſteh' ich mit Ihrer gütigen Erlaubniß von meinem Tiſche auf, damit Sie ſich zu Ihrem Tiſch ſetzen können.

◆

Allerneueſte Lebensmittel eines Schriftſtellers,

oder:

Licitation meines Nachlaſſes bei lebendigem Leibe.

Ich licitire hiemit freiwillig meinen poetiſchen und proſaiſchen Nachlaß bei annoch lebendigem Leibe, und zwar zu Gunſten meiner dringendſten Gläubiger:

Herrn Magen
und
Frau Leber

die mir 50 Jahre lang „Hunger“ und „Durſt“ auf mein ſchönes Geſicht und auf mein häßliches Talent vorgeſchoſſen haben.

Vor Allem biete ich an den Mindeſtbietenden feil:

1. Mein zukünftiges Monument ſammt Grabſchrift und Leichenreden.

Daß ich nach meinem Tode ein Monument bekommen werde, weiß ich ſicher und gewiß, da Goethe und Lanner auch eines bekommen haben. Die Leſer ſehen, daß ich in eben ſolchem Maße beſcheiden als unbeſcheiden ſein kann.

Ich kann zwar noch nicht beſtimmen, wo dieſes Monument ſtehen wird, da ich noch nicht beſtimmt weiß, wo ich geſtorben worden bin; allein die Localität thut nichts zur Sache, ein Monument iſt ein Monument, der Ort iſt Nebenſache; ſo viel iſt gewiß, daß es auf Sand gebaut ſein wird, und zwar auf Streuſand, zum Andenken, daß ich ſo viel auf Sand gebaut, auch ſo Manchem Sand in die Augen geſtreut habe.

Das Monument wird ſich 200 Fuß über die Literaturfläche und einen Münzfuß über die Vorurtheile des Jahrhunderts erheben; oben prangt die „Göttin der deutſchen Anerkennung,“ und zwar als Büſte, weil ſie weder Hand noch Fuß hat. Der Grabſtein ſelbſt beſteht aus mehreren Steinen, die verſchiedenen Theater-Directoren bei der Nachricht meines Todes vom Herzen gefallen ſind. Voran befindet ſich mein Bildniß mit dem Geſichte, welches ich machte, als ich zum erſten Male mein Geſicht ſah. Um das Medaillon mit meinem Bildniſſe befinden ſich en bas relief Embleme der deutſchen Literatur, z. B. eine Wurſt, die in ihrer eigenen Haut erſtickt und an beiden Seiten gebunden iſt; eine neue Leier, die gerade ſo ausſieht, wie die alte Leier; das Schild eines vaterländiſchen Schriftſtellers mit einer leeren Sparcaſſe, und eine Ausſicht im weiten Felde, im Hintergrunde ein leerer Raum, und im Grunde nichts dahinter.

Am Piedeſtal des Monumentes liegen auf der Naſe mehrere Vorleſer: humaniſtiſche, concertiſtiſche, artiſtiſche, montaniſtiſche, myſtiſche, humoriſtiſche, aphoriſtiſche, ein jeder aus einem Halbpfund carrariſchem Käſe gehauen, in Lebensgröße.

Dieſes Monument, welches im Grunde gar nicht zu ſchätzen iſt, iſt mir von meinen Mäcenen, die ſich, wenn ich geſtorben bin, meiner lebendig annehmen werden, zum Nutz- und Nießgebrauch jetzt ſchon zu veräußern anheimgeſtellt worden.

Die Feilbietung findet im Ganzen oder in Bruchſtücken am erſten Mai, zwiſchen den olympiſchen Laufer-Spielen im Prater, ſtatt; wer in der Feilbietung feiler bietet, dem wird's anheim kommen! — **Nächſtdem wird licitirt:**

2. Die literariſche Anerkennung nach meinem Tode.

In mehreren Lieferungen. In Partien oder auch einzelweiſe. Der Anſchlag iſt, wie folgt:

	fl.	kr.
„Er war ein Genie“ ꝛc.	—	36
„Sein Genius erhob ſich weit über“ u. ſ. w.	—	48
„Er, der die der Menſchheit geweihten Stunden“ u. ſ. w.	1	41
„Von Allen gekannt, von Vielen verkannt, von Wenigen erkannt“	2	16
„Sein Name wird in der Geſchichte fortleben“	3	—

	fl.	kr.
„Die deutſche Muſe trauert"	—	½
(Da die deutſche Muſe ſo oft, und ſo viel, und ſo tief trauert, wird dieſe Phraſe um einen ½ Kreuzer hintangegeben.)		
„Er hat viele Thränen getrocknet, doch wurden mehr noch über ihn geweint" u. ſ. w., u. ſ. w.	4	15

Zeit und Ort iſt vor der Hand noch ein Geheimniß; ich werde ſie aber zur gehörigen Zeit am rechten Orte anzeigen.

Sitzung der Ehe- und Liebes-Commiſſion.

Perſonen:

Vorſitzerin und Obfrau der vereinigten Secaturen	Fräul. Fenſl.
Referent der Liebes-Secatur	Herr Treumann.
Referent der Ehe-Secatur	Herr Findeiſen.
Referent der unentdeckten Rathſchlüſſe	* * *
Referent der ſchweigenden Redekunſt	* * *

(Obfrau mit allen Referenten treten auf.)

Obfrau.

Meine Herren, wir kommen heute zum 68. Mal
Zuſammen, um das Wohl der Lieb' und Ehe zu deliberiren,
Anträge und Einläufe, ſonder Maß und Zahl
Erwarten ſehnſuchtsvoll das liebe Referiren.
Allein, Gottlob, mein weiſer Eh'- und Liebesrath,
Wir haben zum Wohl der Sache in der That,
Bis jetzt uns blos berathen, aber nichts beſchloſſen!
Wie viel Gutes hätten ſeit vielen Jahren nicht
Vereine und Commiſſionen gewirkt, wenn ſie unverdroſſen
Sich blos befaßt hätten mit Berathen und Bericht,
Und hätten niemals etwas wirklich noch beſchloſſen.

So wollen wir auch berathen, blos das Wohl und Wehe
Der beiden freien Gemeinden: „Liebe“ und „Ehe.“

Treumann:

Hochgeſchätzter Herr Obfrau und ſehr weiſe Commiſſion!
Ich meine drum, inſoferne, obſchon,
Demnach in Bezug auf Etcetera und ſo fort,
Nehme ich die Freiheit mir, — d. h. das Wort,
In Punkto Lieb' und Ehe ſind „Einläufe“ da; —
Wiſſen Sie, warum ſie „Einläufe“ heißen? Nein oder ja?
Wenn Vorſchlag und Geſuch bringt in Rath der Verfaſſer,
So läuft Vieles davon ein, wie Tuch im Waſſer,
Darum heißens Einläufe, man hat Beiſpiele davon, zur Friſt
Trifft ſich's, daß das ganze Stück eingelaufen iſt.

Findeiſen.

Ja, ſo haben wir noch zwei Dinge: „Eingabe“ und „Geſuch“;
Warum? das ſagte niemals mir ein Buch;
Mit der Eingabe iſt's im Jus von der Medicin verkehrt.
In der Medicin gibt der Geſunde dem Kranken ein, wie ſich's gehört,
Im Jus aber gibt der Kranke dem Doctor ein,
Der verſchluckt das Recept, das uns geſund ſoll ſein!

Mit dem „Geſuch“ da iſt's noch ein anderer Fluch,
Die Bittſchrift wird verlegt und nach Jahren erſt wird darum ein Geſuch.

(Nr. 3. Referent ſteht auf, macht eine Bejahung und ſetzt ſich nieder

Finbeiſen.

O, weiſe bemerkt! und wird in Erwägung gezogen,
Nun beginn' ich mein Referat: Hier auf dieſem Stempelbogen,
Bittet eine Wittib, deren tapfrer Mann
Iſt gefallen als ein biederer Veteran
In die Arme einer freien Amazon',
Um die Ertheilung einer witwenlänglichen Penſion.

(Nr. 4. Referent ſteht auf, ſchlägt die Hände zuſammen und ſetzt ſich wieder nieder.)

Obfrau.

Der Caſus iſt bedenklich, was denkt mein würdiger Genoß?
Tempora mutantur, oui! et nos!
Mutiren unſere Stimmen ſchon? Was iſt Ihre Meinung?

(Nr. 3 und 4 erheben ſich, der Eine ſchüttelt, der Andere neigt das Haupt.)

Treumann.

Das iſt Bejahung und das iſt Verneinung,
Ja, ſo denk' ich auch! Was iſt zu thun bei dieſer Zeit?

Obfrau.

Ego vero censeo, verſchieben wir die Angelegenheit.

Treumann.

Hier, Geſuch der Liebe: Weil die Treue auf den Hund gekommen,
So bittet ſie, den Liebenden zu Nutz und Frommen,
Die Hundeſteuer ja nicht zu begründen,
Sonſt werde die Treue bald ganz verſchwinden.

Obfrau.

Was meint die hochverehrte Commiſſion,
Ich glaub' wir hörten dieſen Antrag oftmal ſchon.

Findeiſen.

Meine Herrn, die Hunde muß man protegiren,
Sie können aufwarten, ſie können apportiren,
Wenn Sie die Hund' ausrotten, laufen Sie Gefahr,
Die Menſchen verlernen das Schnüffeln ganz und gar.

Obfrau.

Senatus consultum, in Rückſicht auf die Treu',
Bleiben die Hunde jetzt noch ſteuerfrei.

Treumann.

Um aber die Menſchen vor den Gefahren
Des tollen Hundebiſſes zu bewahren,
Wird jeder Menſch, der ſich beißen läßt zumalen,
Sogleich fünfundzwanzig Gulden Straf' bezahlen.
(Nr. 4 und 5 neigen das Haupt.)

Findeiſen.

Hier Nr. 6765: Vorſchlag von einem Mann und ſeiner Frau,
Zu einem neuen ſoliden Brückenbau

Ueber den Strom der Zeit, der, ohne Gewiſſen,
Die Liebe und die Zärtlichkeit hat weggeriſſen.
So daß von der Ehebrücken annoch,
Nichts ſtehen geblieben als ein einz'ges — Joch!

Obfrau.

Me Hercle! Wie Iſt's gekommen, daß die alte Brücke
Der Strom der Zeit hat zerriſſen in Tücke?

Treumann.

O, die Brücke war klug gebaut, als das Waſſer hereinbrach,
Stemmte ſie ſich nicht lang', der Kluge gibt nach.

Obfrau.

Und welch' ein neuer Plan liegt vor,
Zur Ehebrücke, die feſter denn zuvor?

Findeiſen.

Der Plan iſt einfach und iſt grundgeſcheidt,
Zuerſt ſpricht man vernünftig mit dem Strom der Zeit,
Daß er gar nicht ſtrömen ſoll acht oder ſieben Jahr.
Bis die Brückenplän' fertig ſind fürwahr;
Dann nimmt man zum Brückenbau expreß,
Ein Material, das ewig dauert, z. B. „n'Proceß!"
Dann ſtellt an beiden Ufern man Advocaten hin,
Die das Material hinüber und herüberziehn.

Treumann.

Valde bene! Und zu Brückenpfeilern, das iſt das allerbeſt',

Nimmt man Sina und Rothſchild, die ſtehen feſt,
Und zu den Brückenbögen werden die großen Bogen
Der „Berliner Kreuz-Zeitung“ über den Strom gezogen,
Denn die ſtemmt ſich auf allen Wegen,
Am hartnäckigſten dem Strom der Zeit entgegen!

Findeiſen.

Und wenn man wiſſen will, wie hoch das Waſſer ſteigen kann,
Lege in das Flußbett einen Wiener Hausherrn man,
Denn höher als der ſteigt kein Waſſer dann!

Obfrau.

Und wenn die Brücke gebaut ſchon ſteht am Ort,
Und bei der Ueberſchwemmung ſie ſtürzt dennoch ein ſofort?

(Nr 4 und 5 zucken die Achſel.)

Treumann.

Dann werden Alle, die den Antrag unterſtützt, beim Sitzen
Hingeſtellt, um auch die Brücke zu unterſtützen.

Obfrau.

Angenommen und gegeben ſo zu Protokoll.
Jetzt ſagt, was noch berathen werden ſoll?

(Nr. 4 und 5 ſchütteln den Kopf.)

Findeiſen.

Hier ſind einige Einläufe: Die Pantoffelmänner überhaupt,
Wünſchen, es ſei ihnen eine eig'ne Innung erlaubt.

Treumann.

Das geht nicht, das iſt gegen das Gewerbeweſen,
Sie ſind ſtets ein Theil der Simandelzunft geweſen.

Findeiſen.

Eine Frau ſchildert den gänzlichen Ruin und Verfall
Der Hauptſtraße zum Herzen des Herrn Gemahl,
Und bittet demüthigſt zu den Sternen,
Um neue Anſchotterung, Trottoir und Gaslaternen!

Obfrau.

Der Antrag iſt gerecht, wie man zu ſagen pflegt,
Alſo meine Herren, wird er vor der Hand — ad acta gelegt.
Und die Trottoirs im Männerherzen — das geht nicht ſo geſchwind,
Weil die meiſten Herzen dazu viel zu enge ſind!

Treumann.

Und wegen der Beleuchtung? Da iſt erſt abzuwarten, was wird geſchehen, —
Zuerſt muß ganz finſter ſein, dann — wollen wir ſchon ſehen!

Findeiſen.

Hier Nr. 6796: Geſuch der Hausfreunde zu ihrer Bequemlichkeit
Die Hausſperre zu verlängern auf ſpätere Zeit.

Treumann.

In der Stadt, da geht's noch an, aberſt alleine
In der Vorſtadt, da ſperren ſie ſchon um neune!

Obfrau.

Kann nicht ſein, die Hausfreunde geben jetzt keine Ruh',
Sie verkennen ganz ihren eigenen Lebenslauf,
Die Hausmeiſter ſperren das Thor nicht zu zeitlich zu,
Der Mann ſperrt Maul und Aug' zu ſpät erſt auf.

Treumann.

Nr. 7777. Die Strohwitwen alle wohlgemuth,
Bitten um Errichtung von einem Erſatzmanns-Inſtitut!

Findeiſen.

Genehmigt, und wir ſelber werden gleich morgen,
Den Vollzug der Sache ſelber beſorgen.

Treumann.

Nr. 9596. Die „brennende Liebe" bittet zu bedenken einmal,
Die große Theuerung vom Brennmaterial!

Obfrau.

Quosque tandem Catilina abutere?
Daran laboriren wir ſchon lange, auf Ehre,
Wahrhaftig, das iſt ein bitterböſer Kampf,
Die Lieb' und die Eiſenbahn verſchlingen alles Holz und allen Dampf!

Findeiſen.

Drum hora est jam das Uebel zu curiren,
Wir werden nun auch den Platz im Herzen licitiren,
Auf dem das Brennholz wird aufgehäuft,
Dadurch wird's zwar noch theurer, wie Jeder begreift,

Allein, das iſt Homöopathie, die helfen muß,
Wir nennen das im Dialect: „Similia similibus!"
(Nr. 4 und 5 nehmen die Uhren heraus und machen Zeichen der Ungeduld.)

Treumann.

Es ſcheint, daß die Herren Referenten ſchon lauſchen,
Den Rathstiſch mit dem Mittagstiſch zu vertauſchen.
(Nr. 4 und 5 ſchütteln das Haupt.)

Findeiſen.

Sie ſind angegriffen! Was ſie aber auch leiſten;
Ich ſag's immer, die Kopfarbeit ermüdet am meiſten!

Treumann.

Es iſt ein wahres Glück für uns, daß zu dieſer Friſt,
Eine ſolche Sitzung nicht mehr öffentlich iſt.

Findeiſen (zu Nr. 4 und 5)

Sonſt hätten wir morgen gedruckt und geſtochen
Alles zu leſen, was Sie heute geſprochen.
(Nr. 4 und 5 zucken die Achſel.)

Obfrau.

Alſo Commiſſion und Sitzung ſind zu Ende ſchon?

Treumann.

Und fürwahr, das war eine ſaubere Commiſſion!

Obfrau, Treumann und Findeiſen (zum Publicum)

Verehrteſte! Das allgemeine Wohl
Das iſt beſorgt und aufgehoben,
Und zu ihrem beſonderen Wohl
Iſt die Sitzung auch ſchon aufgehoben!

* * *

Ende des erſten Bandes.

Inhalt

des erſten Bandes.

Seite
Narren-Rede 1
Die Buchſiederei, oder was kochen wir heute, was morgen? 6
Kleines ABC Büchlein für große Schauſpielkinder . . 13
Troſtrede an eine Witwe 19
Sechs verſchiedene Ohrfeigen von ſechs verſchiedenen Händen, durch mich ſelbſt an mich ſelbſt ſpedirt . 23
Gedankenjagd nach der kleinen Silbe „lei“ 30
Ein Wort zu ſeiner Zeit über das Hageſtolziat . . . 37
Gedanken über Gedanken 46
Verſchiedene fromme Wünſche verſchiedener armer Teufel 49
Die Taſchenfamilie 55
Sehen und Hören 60
Die Kunſt mit Caffeeſchweſtern umzugehen 63
Die literariſche Holzſpaltungs-Anſtalt 68
Zabadeus Sauerteigs Neujahrs-Prophezeihungen . . 73
Trauungsrede zur Vermälung des Herrn Caffee mit Demoiſelle Sahne 77
Monographie der Theatral-Aſtronomie 83
Laufbriefe 88
Das Unglück, das große Los zu gewinnen 94
Etwas über den modernen Geſellſchaftston 100
Cenſurlücken und Cenſurtücken aus dem Buch des Lebens 108
Der Katzenjammer nach dem Börſenrauſche 120
Induſtrie-Ausſtellung aller inländiſch fabricirten Gattungen von Liebe 126

Seite
Frugale Betrachtungen über Krieg und Frieden in Liebe und Ehe 144
Unterthänigſte Neujahrsvorſtellung des vielgequälten Dichterpferdes Pegaſus an den Anti Thierquälerei-Verein 161
Sechzig Jahre, oder: Unſeres Herrgotts Polizeiſtunde im Wirthshauſe des Lebens 181
Vermählungs- und Trennungsgeſchichte der Frau „Zeit“ und des Herrn „Geiſtes“ 187
Behutſame Gedanken über Fallen, Stürzen, Straucheln, Purzeln und Stolpern 207
Die Naturforſcher Verſammlung in der Milchſtraße . 223
Allerneueſte Lebensmittel eines Schriftſtellers 242
Sitzung der Ehe- und Liebes-Commiſſion 246

◆

Druck von Rudolf M. Rohrer in Brünn.

[illegible] in Berlin [illegible]
durch jede Buchhandlung zu beziehen:

[illegible]

[illegible]
[illegible] ö. W. oder [illegible] Mark [illegible] Pf. [illegible]
[illegible] oder [illegible] Mark [illegible] Pf.

Allgemeine illustrirte

Kräuterkunde

[illegible] Beschreibung aller in der Heilkunde der Menschen [illegible] und in der Thierarzneikunde als Heilmittel bekannten [illegible] Pflanzen, [illegible] medizinischen Gebrauches, Nutzens, ihrer Wirkung [illegible] homöopathischer Beziehung, [illegible] Sammlung und Aufbewahrung, nebst [illegible] Anleitung zur Bereitung der [illegible] allopathischen und homöopathischen Arzneien, der gebräuchlichsten Pflanzen- und Kräutersäfte, Hausmittel, Latwerge usw. usw. — Nach dem neuesten Standpunkte der Heilmittellehre bearbeitet von

Ferdinand Siegmund.

Mit 150 Abbildungen.

[illegible] 15 Lieferungen à 20 kr. ö. W. oder [illegible]

Neuestes und vollständigstes

Taschen-Fremdwörterbuch,

in welchem mehr als

22,000 fremde Wörter

[illegible] sind, die in der Umgangssprache, in Büchern, Zeitungen, amtlichem und gerichtlichem Geschäftsstyl etc. vorkommen und hier mit ihrer

Rechtschreibung und Aussprache

verdeutscht erklärt werden.

[illegible] unentbehrliches Handbüchlein für jedes Alter und alle Stände, besonders für Beamte, Studirende, Kaufleute, Fabriks- und Gewerbsleute, Bürger, Zeitungsleser etc.

[illegible], correcte, um mehr als 1000 Artikel vermehrte und verbesserte rechtmäßige Original-Auflage.

[illegible] kr. ö. W. oder 90 Pf., carton. 50 kr. ö. W. oder 1 Mark, elegant in Leinwand gebunden 70 kr. ö. W. oder 1 Mark 40 Pf.

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible]
[illegible] Sprache [illegible]

[illegible] [illegible] 2. Auflage.

Methode Charles Noël

[illegible] Beſchier.

[illegible] Sprach- und Sprechunterricht

[illegible] der franzöſiſchen Sprache, [illegible] auf die claſſiſche [illegible] Literatur.

[illegible] Sprach- und Sprechunterricht, welcher [illegible] Wörterbuch, Converſationshandbuch, Compoſition [illegible] Grammatik [illegible] Curſe, wovon der 1. [illegible] der 12. [illegible] erhielt.

[illegible] Bogen [illegible] 80 kr. ö. W. oder 60 Pf. [illegible] 10 fl. ö. W. oder 20 Mark.

[illegible] Zeitung. — [illegible] Zeitung. — [illegible] Telegraph. — [illegible] in Graz ꝛc. ꝛc.

Die Methode Noël wird über jede ähnlicher Werke geſtellt. Die [illegible] den Curſerien bieten anregende Ueberraſchungen und halten [illegible] gewöhnlich andere Werke, die denſelben Zweck verfolgen [illegible]. Möchten ſich doch jene, die ſich durch Selbſtſtudium die franzöſiſche Sprache aneignen wollen, nicht durch marktſchreieriſche Anzeigen anderer [illegible] [illegible] Noël und Beſchier gehören bekanntlich zu den erſten [illegible] und können [illegible] nur Ausgezeichnetes liefern.

Iſidor Launer's

Der neue Vaſols.

[illegible] Anleitung, die franzöſiſche Sprache auf eine leichte Art ohne Hilfe eines Lehrers zu erlernen.

[illegible] mit durchgehends erklärter Ausſprache bearbeitet, [illegible] und Leſe-[illegible] anſchaulich gemacht.

[illegible], weſentlich umgearbeitete und vielfältig vermehrte Auflage.

Elegant cart. 1 fl. 60 kr. ö. W. oder 3 Mark.

[illegible] franzöſiſch-deutſches und deutſch-franzöſiſches

Taſchen-Wörterbuch.

[illegible] Brochirt 1 fl. ö. W. oder 2 Mark. In Leinwand gebunden 1 fl. 60 kr. ö. W. oder 2 Mark 80 Pf.

[illegible] italieniſch-deutſches und deutſch-italieniſches

Taſchen-Wörterbuch.

[illegible] Brochirt 1 fl. 20 kr. ö. W. oder 2 Mark 40 Pf. In Leinwand gebunden 1 fl. 80 kr. ö. W. oder 3 Mark 60 Pf.

[illegible] beiden Wörterbücher zeichnen ſich durch außerordentliche Billigkeit, [illegible] Ausſtattung, [illegible] Druck, ſowie anerkannte Vollſtändigkeit und [illegible] [illegible] den Vorzug vor allen anderen Wörterbüchern.

M. G. Saphir's Schriften.

Cabinets-Ausgabe

Ausgewählte Schriften.

Von

M. G. Saphir.

Dritte Serie.

Achte Auflage.

Zweiter Band.

Brünn, Wien und Leipzig.
Verlag von Fr. Karafiat.

Kleine Exempel aus Europa's Rechenbüchlein,

oder:

Wenn ein einzelner Mann die „ewige Treue“ in vier Flitterwochen zerreißt, wie lange brauchen 80.000 Mann um den „ewigen Frieden“ zu zerreißen.

Bevor die Welt erſchaffen wurde, war nichts, nichts als Nichts, und wo nichts iſt, iſt Friede! Um Nichts ſchlägt ſich Niemand.

Dann kam das Chaos und da war noch immer Friede, denn wenn es ſich um ein Chaos handelt, da ſt Alles in Ordnung.

Dann ſchoſſen die Lichter vom Himmel herab und die Bäume und Kräuter ſchoſſen aus der Erde mpor, aber es war dennoch Frieden.

Dann kam das liebe Vieh und da war erſt echt Frieden.

Dann ward der erſte Mann und noch immer lieb Frieden.

Dann ward das erſte Weib und mit ihr der rieg in Ausſicht.

Den Menſchen die Rippen herausnehmen, iſt immer die erſte „Kriegsbereitſchaft.“

Adam muß ein Kleindeutſcher geweſen ſein; als ihm der großmächtige Himmel die Kriegsbereitſchaft vorſchlug, iſt er ſogleich — eingeſchlafen.

Als der Kleindeutſche erwachte, war es „zu ſpät!“ Er war um eine Rippe ärmer, und um eine Frau — noch ärmer! Seine Kriegsgöttin ſtand vor ihm!

Aber ein Weib gegen einen Mann! und Adam war nach der Rippenoperation ein „kranker Mann!“

Jeder Mann, m. ſ. H. u. H., iſt in der Liebe ein Türke und in der Ehe ein kranker Mann! Seine Frau iſt ſein Leiden, d. h. ſeine Krankheit. Nun kommen mehrere alliirte Doctoren, Hausfreunde, um dem Kranken zu helfen; vor der Hand beſetzen ſie ſeine Krankheit, das iſt eine ganz neue Heilart, der „kranke Mann“ verſchreibt ſich die Doctoren und die Doctoren nehmen die Krankheit ein.

Alſo das erſte Menſchenpaar ſchon waren Kriegsleute, dieſer Krieg war ſehr wohlfeil, die Uniformirung hat wenig gekoſtet; — aber ein ſchwaches Weib gegen einen ſtarken Mann! Darum ſchloß die erſte Frau eine Offenſiv- und Defenſiv-Allianz mit der Schlange, und dem kranken Mann haben die Alliirten bei der Betheilung mit einem halben Apfel den Mund geſtopft! Alſo ſchon das erſte Menſchenpaar hat Krieg geführt. Das zweite Menſchenpaar Kain und Abel haben ſich in Friedenszeiten „mon frère“

titulirt, aber weil Abel mit ſeinem Schafsopfer mehr begünſtigt wurde, hat Kain als Athlet das Kunſtſtück gemacht und den unſchuldigen Abel erſchlagen.

Kain, m. ſ. H. u. H., wurde auf der Stirne gezeichnet, er war alſo der erſte Künſtler, der gezeichnet wurde.

Man ſpricht von einem „ewigen Frieden,“ der Ausdruck ſchon iſt falſch; der Begriff ewig bedingt nicht nur kein Ende, ſondern auch keinen Anfang.

Wenn unſere Jünglinge „ewige Liebe“ ſchwören, ſo heißt das: es hat ſich gar nichts angefangen.

Der „ewige Friede“ iſt der Zuſtand, wo nichts herrſchen wird als das Recht! Gut! Aber welches Recht? das Standrecht? das Landrecht? das Privatrecht? Wir haben ſo viel Rechte, daß man vor lauter Rechten das rechte Recht nicht recht ſieht.

Römiſches Recht, franzöſiſches Recht, engliſches Recht u. ſ. w. Dem Deutſchen geht's mit den „Rechten“ wie mit den Sprachen, die fremden ſtudirt er, die eigenen lernt er nicht kennen.

Feuerbach ſagt, das deutſche Recht hat keine Einheit, ſondern es zerfällt in die Geſchichte einzelner Länder. Man ſieht das deutſche Recht iſt recht deutſch: — es zerfällt.

Wenn alſo in der Ehe Frieden herrſchen ſoll, ſo muß alſo das Recht herrſchen, alſo muß die Frau herrſchen, denn die Frau hat immer recht! Jede Frau iſt ein praktiſcher Juriſt, jede Frau iſt eine

Doctorin beider Rechte, der Mann und der Hausfreund beide ſind ihr recht!

Ein jeder Advocat iſt ein Stück Arzt und ein jeder Arzt iſt ein Stück Advocat.

Der Patient ruft den Doctor, um ihn gegen die Krankheit zu vertheidigen, der Doctor führt den Proceß des Kranken gegen die Krankheit; ein jedes Recept iſt ein Actenſtück, die Apotheke iſt das Einreichungsprotocoll. In jedem Fall, wenn der Patient den Proceß auch gewinnt, muß er froh ſein, wenn er nur mit dem Leben davon kömmt.

So iſt auch jeder Advocat ein Arzt. Jeder Proceß iſt ein „Hautreinigungsmittel.“ Es gibt auf der Welt gar kein beſſeres Hautreinigungsmittel, als den langen Gebrauch eines Proceßes; er reinigt die Haut — vom letzten Hemd!

Was iſt das Leben, m. f. H. u. H.? Ein langer oder kurzer Proceß um den Menſchen zwiſchen Geburtshelfer und Todtengräber! Und vom Geburtshelfer zum Todtengräber geht der Menſch auf zwei Krücken durch's Leben, die Krücke der Jugend hat einen Kopf nach vorne geſchnitzt und heißt Hoffnung. die Krücke des Alters hat einen Kopf nach rückwärts geſchnitzt und heißt Erinnerung.

Die Jugend iſt ein Blumengarten, das Alter iſt ein Obſt- und Fruchtgarten, und man ſoll den Menſchen ſtets zurufen: Jugend! Ehre das Alter, du nähreſt dich von der Frucht des Alters, und du

Alter, gönne der Jugend ihre Blumen, ſie ſchmücken dich doch!

Der Menſch ſteht wie ein Baum im Leben, die Blüten fallen ab, dann ſpotten die Blätter der Blüten, dann fallen die Blüten ab und die Früchte ſpotten der Blätter, dann fallen die Früchte ab und die Zweige ſpotten der Früchte, dann fallen die morſchen Zweige ab und der dürre Stamm ſpottet der Zweige, dann verwittert auch der Stamm, aber die Blüte, die Jugend, die am früheſten fiel, ſagt ſich leiſe, mein Tod gab Frucht, die Frucht gibt den Kern, der Kern gibt wieder einen Baum voll Blüten, Blätter, Zweige und Früchte. — So iſt der Lebensbaum, der ſich immer wieder erneuert, und ewig grün bleibt, und die Erde iſt die Mutter des Baumes, und die Erde iſt keine moderne Mutter, ſie braucht keine Amme, ſie ſäugt die Kinder ſelbſt, und wie viele Rieſenkinder ſäugt ſie. Man ſehe aber auch nur die Bäume an, die im Freien von der Mutter Erde ſelbſt geſäugt werden, und ſehe die verkrüppelten Zwergelbäume an, die von einer Amme, — von Gartentöpfen und Kübeln groß geſäugt werden. Wie viel tauſend rieſige Bäume ſäugt die Mutter Erde ſelbſt und hat doch noch keine Abzehrung bekommen! Die „Muttermilch,“ m. ſ. H. u. H., indem ſie das Kind nährt, ſetzt dem Mutterherzen ſelbſt das ſüßeſte „Oberſte“ ab.

Bei dem gegenwärtigen Frieden, den Europa dem glänzenden Oeſterreich zu verdanken hat, intereſſiren ſich beſonders die „Wiener Milchweiber,“ und zwar wegen des dritten Punktes, ſie wollen nichts als eine „freie Donau.“

Das, womit der Menſch getränkt wird und was er trinkt, das hat auf ſeinen Charakter Einfluß.

Die Erde tränkt alle Pflanzen mit derſelben Milch, und es ſchleicht ſich nichts aus dem Thierreich in das Pflanzenreich ein, die Menſchen laſſen ihre Kinder nicht nur Muttermilch ſondern auch Vatermilch trinken: Schafmilch, Eſelmilch, Ziegenmilch. Deshalb ſchleichen ſich in's Menſchengeſchlecht Schafe, Böcke und Eſel ein! Das Getränk übt ſeine Allmacht auf Menſchen und Völker aus!

Seitdem die Menſchen ſo viel Waſſer trinken, ſeitdem pumpen ſie ſich ſo viel an; ſeitdem die Türken Wein trinken, lernen ſie verſchiedene Flaſchen kennen; ſeitdem die Griechen ſo viel Bier trinken, ſeitdem machen ſie ſo viel Plutzer. — So lange die Wiener bloß Caffee getrunken haben, ſo lange waren ſie echte Türken, ſeitdem ſie immer mehr Thee trinken, werden ſie immer mehr Chineſer.

Wir werden Gottlob immer mehr Chineſer.

Wir haben ſchon ſo viel von den chineſiſchen Sitten angenommen, z. B. die Braminen küſſen ihre Geißel, ſo machen wir es mit den Frauen.

Die Chineſen ſchätzen ſeit Jahrtauſenden nur das Herkömmliche, die Wiener auch, ſie ſchätzen nur das, was herkömmt, was von Wien iſt, wird überſehen. Bei den Chineſen beſteht die Auszeichnung in Knöpfen, ein Mandarin mit fünf, mit ſechs, mit zehn Knöpfen, auch bei uns ſchätzt man den Menſchen immer hoch, je mehr Knöpfe er in der Taſche hat.

Bei den Chineſen ſpielen die Elefanten eine Hauptrolle, in Wien auch. Es kann in Wien keine Liebſchaft beſtehen, ohne daß ein Dritter den Elefanten macht!

Die Wiener vergeſſen das Hochdeutſche ganz, und Remuſat ſagt, die Chineſen vergeſſen auch das Hoch-Chineſiſche!

Und weil China eine große Mauer hat, ſo gehen die Wiener, um volle Chineſer zu ſein, im Sommer auch auf die Mauer! In China trauern die Frauen um ihre Männer weiß, unſere Weiber trauern ſchwarz, aber im Grunde machen ſie uns ihre Trauer doch nur — weiß.

Wenn die Frauen um ihre Männer Trauer anlegen, das iſt bei ihnen am beſten — angelegt!

Der ewige Frieden, m. f. H. u. H., kommt in der Ehe nur dann am beſten zu Stande, wenn Einer von beiden in der Ewigkeit iſt!

Das iſt aber nur ein Waffenſtillſtand, — wenn ſie ſich dort drüben wieder finden, beginnen die Feindſeligkeiten wieder.

Aber nicht alle Eheleute kommen in dem Himmel zuſammen. Gerade die Männer, die aus Liebe geheiratet haben, kommen in die Hölle! denn wenn ein Mann ſo einen Engel liebt, um den Engel zu bekommen, verſchreibt er ſich dem Teufel, wie er den Engel hat, ſieht und ſagt er! „das iſt der Teufel!“ „das iſt zum Teufel holen!“ und ſo kommen alle liebenden Männer in die Hölle!

Darum muß man ſich in der Liebe und in der Ehe hüten, zu zärtlich zu ſein! Wenn man zu der Frau ſagt: „mein Engel!“ ſo ſagen ſie gleich, „den Engel muß man vergolden!“ Sagt der Mann „mein Schatz!“ ſo ſagt die Frau: „Vom gefundenen Schatz gehört dem Feinde nur ein Drittheil!“ Der Mann aber denkt ſich: „nein! Einen Schatz muß man eingraben!“ Beſonders ſoll ſich der Mann hüten, zu ſeiner Frau zu ſagen: „Meine Theure!“ ſonſt begehrt ſie gleich eine Theuerungszulage!

Die Ehe iſt ein Krieg, die Liebe iſt auch ein Krieg, das Frauenherz will wie ein Sebaſtopol erobert ſein; die Männer ſind in dieſer Beziehung alle alliirt, wenn ſie ſo ein Sebaſtopol, wenn ſie ſo ein Frauenherz erobert haben und wiſſen, daß ſie nicht im Stande ſind, ſich darin zu halten, ehe ſie es leer ſtehen laſſen, zerſtören ſie das Herz, bevor ſie es räumen. Das Leben iſt auch nur ein Krieg, der Tod iſt der ewige Friede, die Aerzte, die Apotheker und die Todtengräber ſind die Großmächte, die dieſen ewigen Frieden vermitteln, die Würmer ſind die Kleindeutſchen, nach der Hand werden ſie von dieſem

Frieden ſich ernähren, und der Kirchhof iſt der Congreßort des ewigen Friedens.

Es wundert mich Etwas, m. f. H. u. H., man hat allopathiſche und homöopathiſche Apotheken, warum hat man nicht auch allopathiſche und homöopathiſche Kirchhöfe?

Der Todtengräber müßte beurtheilen, wer mit dem vollen Magen ſtirbt, gehört auf den allopathiſchen Kirchhof, wer mit dem leeren Magen ſtirbt, gehört auf den homöopathiſchen Kirchhof.

Aber ich empfehle allen meinen Freuden homöopathiſch, mit dem leeren Magen zu ſterben, ſie werden dann leichter — aufſtehen.

Jean Paul und Auguſtinus ſagen, die Todten ſtehen alle im 33. Jahre auf: es wird alſo jenſeits keinen Vierziger geben, und da die Schwaben erſt in vierzig Jahren klug werden, ſo wird's im Himmel nicht einen einzigen klugen Schwaben geben.

Man ſagt, der Engel der Auferſtehung geht auf jedes Grab und auf jedem Grabe ſtößt er in die Poſaune und ruft den Namen jedes Todten auf und an.

Hätten die Wiener nicht warten können mit dem Mozartsfeſt bis zur Auferſtehung, dann hätten ſie gehört, wo Mozart begraben liegt, die Poſaune hätte gleich beim Muſikfeſte mitwirken können, und Mozart hätte ſelbſt dirigirt und da die allgemeine Auferſtehung geweſen wäre, hätte man keinen Mangel an Sperrſitzen gehabt.

Es iſt eine curioſe Welt! Wo und wann ein Hund ſtirbt, weiß es jeder und alle Augenblick ſagt Jedermann: da liegt der Hund begraben! Aber wo die großen Männer begraben liegen, daß weiß man nicht.

Die Wiener wiſſen nicht, wo Mozart begraben iſt und die Juden wiſſen nicht, wo Moſes begraben liegt; die Juden hätten gewiß auch ſchon ein großes „Moſes-Feſt“ veranſtaltet, allein ſie wiſſen nicht, woher ſie ſich zum Dirigiren einen ausländiſchen Rabbiner verſchreiben ſollen, ohne dem Wiener Rabbiner den Bart zu krümmen!

So iſt's mit der Anerkennung der Talente, m. ſ. H. u. H.! Um Homers Geburtsort ſtritten ſieben Städte, — als er lebte, ließen ſie ihn betteln gehen! Um die Erfindung der Buchdruckerkunſt ſtreiten die Deutſchen und die Chineſen, wenn man aber ein Buch drucken laſſen will, ſo ſteht man da wie die Ochſen am — Gutenberg!

Anerkennung, m. ſ. H. u. H., iſt eine Penſion, die man durch vieles Wirken erhält, aber mit der Penſion der Anerkennung iſt's verkehrt, wie mit jeder andern Penſion. Jede andere Penſion kann nur im Inlande verzehrt werden, die Penſion der Anerkennung kann man nur im Auslande genießen!

Der „Geiſt,“ das „Genie,“ m. ſ. H. u. H., führt einen ewigen Krieg mit dem Leben; die „Dummheit“ lebt ewig in Frieden, die Dummheit hat ihre hiſtoriſche Berechtigung! Welche Revolutionen ſind im Reiche des Geiſtes, der Kunſt, der Wiſſenſchaft, der Literatur vorgegangen? Und Kunſt, Geiſt, Literatur u. ſ. w. haben durch dieſe Revolutionen, ſo wenig wie die Menſchheit überhaupt durch Revolutionen gewonnen.

Ja nach allen dieſen geiſtigen Kriegen iſt eine complete geiſtige Waffenruhe eingetreten; weil die Zeit keine geiſtigen Recruten mehr ſtellen kann, weil auf dem geiſtigen Kampfplatz ſelbſt ſchon die Ueberſetzungen, die „Fremdenlegionen“ erſchöpft ſind.

Wenn ich ein „Ballet“ ſehe, ſo begreife ich nicht, wozu der liebe Himmel dem Menſchen „Sprache“ und „Vernunft“ gegeben hat. Die dort oben brauchen keine Sprache und die da unten brauchen keinen Verſtand und ſind doch glücklich!

Denen unten iſt's ganz recht, daß die oben nichts zu ſagen haben, und denen oben iſt es ganz recht, daß die unten keinen Verſtand haben.

Jedes Ballet hat Hand und Fuß und wird deßhalb mit vollen Händen applaudirt, denn was die Füße oben ſagen, das greifen die unten mit Händen.

Wenn ich unſere fünfactigen Trauerſpiele ſehe, ſo weiß ich nicht, zu was der Menſch fünf Sinne hat? Hören, Sehen, Fühlen, Riechen, Schmecken. Im erſten Act, wo blos erzählt wird, hört man das, was man ſehen ſollte, im zweiten Act ſieht man, daß man nichts hört, im dritten Act fühlt man, daß einem Hören und Sehen vergeht, im vierten Act riecht man ſchon die Leiche vom letzten Act und im fünften ſagt man: das ſchmeckt nach gar nichts!

Wenn ich unſere Volksposſe ſehe, ſo denke ich mir, zu einer jetzigen guten Volksposſe braucht man Alles das, was man zu einem jetzigen guten Bancrott braucht.

Eine bekannte Handlung, einige Erfindung, ein paar gut erdichtete Unglücksfälle, etwas geſtohlenes fremdes Eigenthum, einige rettende gute Einfälle und am Ende etwas für die Maſſe. Jemehr bei einem ſolchen gut angelegten Volksſtück und gut angelegten Bancrott geklatſcht wird, deſto beſſer kommen die Verfaſſer von beiden heraus.

Wenn ich eine jetzige Lärmoper höre, ſo halte ich mir die Ohren aus zwei Gründen zu, erſtens, damit ich nicht taub werde, zweitens, damit mir der Compoſiteur nicht etwa noch meine beiden Trommelfelle zu den vielen Trommeln da oben wegnimmt.

In der Muſik herrſcht auch ein curioſer Krieg, der alte Muſikverein mit dem neuen Muſikverein, man könnte von dieſem Krieg auch ſagen: Was kriegt's mit einander, ihr habt ja nichts mit einander!?

Wir haben auch einen Krieg zwiſchen der „Vergangenheitsmuſik“ und der „Zukunftsmuſik,“ dieſer Krieg wird ewig dauern, denn alle andern Kriege werden ein Mal ein Ende nehmen, weil den kriegführenden Mächten die „Muſikanten“ ausgehen, aber einem Muſikkrieg gehen die Muſikanten gar niemals aus.

Wir hier haben die Vergangenheitsmuſik, wir können damit zufrieden ſein: Mozart, Beethoven; draußen im lieben Klein-Deutſchland machen ſie Zukunftsmuſik, aber ſie componiren die Oper, ohne noch den Text zu haben, ſie machen die Muſik der Zukunft und haben noch gar keine Zukunft!

Zwiſchen der vergangenen Muſik und der Zukunftsmuſik hält ſich die gegenwärtige Muſik ganz preußiſch-neutral, ſie befaßt ſich ſtatt mit Werken zur Compoſition blos mit — Notenſchreiben.

Aber es geht dieſen neutralen Noten verkehrt wie den Muſiknoten, bei den Muſiknoten erhöht jeder nachkommende Punkt den Werth der Note, dieſe Noten verlieren immer mehr an Werth, je mehr Punkte nachkommen.

Wenn ein Punkt über einer ſolchen Note kommt, zeigt es an, daß man die Finger aus dem Spiele laſſen ſoll, oder auf gut öſterreichiſch: „Hand von der Butten!“

Ein Kreuz bei der Note erhöht ihren Werth, darum haben die Neutralitätsnoten eine eigene „Kreuz-Zeitung,“ worin alle Noten gekreuziget werden. In dieſer Zeitung werden die Noten begraben und oben ein Kreuz darauf geſtellt.

Ein jedes Kreuz, m. ſ. H. u. H., iſt das Symbol des ewigen Friedens, das Kreuz auf dem Grab gibt den ewigen Frieden, das Kreuz in der Kirche gibt den zeitlichen Seelenfrieden. Wieviel Menſchen ſchleppen das Lebenskreuz zu dieſem heiligen Kreuz, welche verſchiedene Gebete hört dieſes Segenszeichen: Der eine betet um eine Krone, der andere um einen Biſſen Brod, der Dritte um nichts als um eine Thräne, und das iſt der, der am eheſten erhört wird, und wenn man mit ſeinem Lebenskreuz nur in Andacht vor dieſem Kreuz hinkniet, ſo wird jedes Gebet zu einer Kreuzesabnahme.

Darum iſt auch die Ehe ein frommes Inſtitut, jeder Mann hat ſein Hauskreuz, ein jeder Ehemann iſt ein Kreuzritter, er zieht in den häuslichen Zwiſt ſeines Kreuzes halber.

Das kriegführende Mächte-Ehepaar möchte am Ende gerne Frieden machen, aber die Frau iſt ungerecht, ſie beginnt den Krieg, ſie beſetzt die Krimm mit fremder Mannſchaft und am Ende will ſie noch Kriegsentſchädigung.

Der Frieden in der Ehe iſt ein bewaffneter Friede, er muß ſich mit Geduld waffnen, und ſie führt die Waffen im Mund: der Mund einer Frau iſt ein Zeughaus voll Dolche und Schwerter. Der Friede aber im Allgemeinen iſt ein vornehmer Herr, wo er wohnt, muß vor ſeiner Thüre eine militäriſche Schildwache ſtehen.

Mit dem „ewigen Frieden“ iſt's, wie wenn man mit ſeiner Frau in eine Seidenhandlung geht und Stoff auf ein Kleid begehrt, der Kaufmann zeigt einen Stoff und ſagt: „Das iſt für die Ewigkeit.“ Wenn man im Vertrauen auf dieſe Ewigkeit den Stoff kauft, ſo ſagt der Kaufmann, „nehmen ſie lieber ein paar Ellen mehr auf zwei Leiber, man kann nicht wiſſen, wie bald einer zerreißt!“

Jedoch ich bemerke, m. f. H. u. H., Sie möchten jetzt auch ſchon gerne „Mittagszeit“ in den Krieg ziehen, Sie möchten ſchon gerne wie Admiral Napier die Meſſer wetzen und einhauen!

Nun gut, ich will ihren kriegeriſchen Eifer nicht länger zurückhalten: Sie haben die Kriegskoſten bereits bezahlt, ich ſchließe alſo und ſage: „Ziehet hin in Frieden, aber ich verſpreche keinen ewigen Frieden, wer weiß, ob Sie im nächſten Jahr nicht wieder — ausrücken müſſen.“

* * *

Beantwortung

der

von einer Geſellſchaft Damen eingegangenen Frage:

„Ob es einem witzigen Menſchen möglich ſei, einen Einfall, und ſollte er auch ſeine Geliebte treffen, zu unterdrücken?“

Hohe Göttin! Schaumgebor'ne!
Die auf Paphos Blumen-Eiland
Säugt den holden Herzens-Heiland;
Die das Eden, das Verlor'ne,
Allen Herzen rückgegeben!
Heil'ge Cypris! Auserkor'ne!
Kröne heut mein ſchwaches Streben,
Zu vertreten jenes Beben;
Das mit Wonnen unermeſſen,
Bald das Herz will freudig heben,
Bald es faßt mit ſüßem Preſſen;
Das mit namenloſer Regung
Unſ're Geiſter kann umweben,
Der Empfindung reichſte Hegung
Unſ'rer Seele hinzugeben,
Um mit einer wunderbaren,

Gottentſproſſenen Liebespflegung
Höchſte Luſt zu offenbaren!

Und Du, Liebe! Wonnen-Einheit!
Heil'ges Unterpfand von dorten!
Die in klarer Himmelsreinheit
Iſt entſchlüpft aus Edens Pforten,
Um Verbannung und Vernichtung
Mit den Menſchen hier zu theilen;
Um als ſchönſte Himmelsdichtung
In dem Proſathal zu weilen;
Unſ'res Lebens Kerkerwände,
Unſ'res Daſeins trübe Blende
Mit den ſüßen Himmelsbildern,
Zu verſchönen und zu mildern,
Zu verklären ohne Ende!
Du, o Liebe! ſchenk' dem ſchwachen
Sänger, Deine laut're, hohe,
Strahlenreiche Himmelslohe,
Seine Worte anzufachen
Mit den nieerlöſchten Flammen,
Die dem reinen Licht entſtammen;
Gib ihm Kraft und Muth und Deutung
Zu der Minne wahren Leitung!

Witz und Liebe, meine ſchöne Unbekannte, verhalten ſich zu einander, wie Salzſäure zu Roſenöl, wie eine Pechfackel zum Mondſchein, oder um proſaiſch zu ſein, wie eine Knackmandel zu einer Apfelſine.

Der Witz iſt eine trennende, die Liebe eine verbindende Kraft; der Witz ſucht Verſchiedenartiges, die Liebe Harmonirendes auf; der Witz iſt als Eigenſchaft ein Talent des Scharfſinnes, und als Product ein Geſchöpf des Vergleichs; die Liebe iſt nicht Eigenſchaft, nicht Product: ſie iſt innere, freie Zuneigung verwandter Seelen, ſie iſt eine aus dunkler Sehnſucht ſich entwickelnde Empfindung der Leere, die nach Mittheilung und Vereinigung ſtrebt.

Jean Paul ſagt: „Der Witz iſt ein angeſchauter Verſtand,“ eben ſo könnte man ſagen: „Die Liebe iſt ein angeſchautes Gemüth.“ Gemüth und Verſtand aber ſind ſo heterogen, daß ſie ſich nicht ſelten gegenſeitig aufheben Nichts deſto weniger finden wir gerade bei den witzigſten Menſchen eine Tiefe des Gemüths, die wie ein glühender Lavaſtrom unter der grünenden Decke der Ironie verborgen liegt, und bei allen Erſchütterungen deſto flammender und mächtiger ausbricht. Wer war witziger als Sterne, und zugleich zarter, gemüthlicher? welcher Deutſche darf ſich an Jean Paul's Urgebirge des Witzes heranwagen, und welcher deutſche Schriftſteller hat das Leben tiefer, inniger, wahrer und wehmüthiger aufgefaßt, mit allen ſeinen Wehen und Thränen, mit ſeinen Aſchenkrügen und Trauerhügeln? Selbſt in dem Buſen des kälteſten, und, wie er geſcholten wird, gottloſeſten aller Witzigen, in Voltaires Buſen, ſtand das Bild der Menſchheit in ſeinem reinſten Tempel, und die Menſchheit verdankt doch nur ihm die Abſchaffung ihres größten Brandmarks: des Negerhandels.

Es iſt alſo auch anzunehmen, daß ein Witziger lieben kann, und lieben mit aller Gluth dieſer Empfindung, mit dem Accent grave dieſer Leidenſchaft, ja ſogar mit dem ganzen Gefolge der Thorheiten, Lächerlichkeiten und Heimlichkeiten, die der Liebe anheimgefallen ſind.

Die Liebe hält ihren Einzug auf verſchiedene Weiſe in's menſchliche Herz. Da ſchlägt ſie wie ein Blitz ein, und das Herz ſteht plötzlich, wie Moſes heiliger Buſch, in vollem Feuer und verzehrt ſich dennoch nicht; dort hält ſie ihren Einzug feſtlich und feierlich langſam, ſie kömmt mit dem ganzen Vorhof ihrer Macht; mit dem Glockengeläute des Herzens, mit der Thränenillumination und mit der Aufwartung aller Gefühle; hier zieht ſie durch das Auge, dort durch das Ohr in die Herzen ein. Wenn die Liebe aber einziehen ſoll in das Herz eines Witzigen, ſo gibt es vorher eine komiſche Schlacht. Der Witz ſteht vor dem Herzen und macht ihr den Eingang ſtreitig, dadurch, daß er ſich über ſich ſelbſt beluſtigt, er wirft nach der Liebe mit Selbſtſpöttereien, wie ein ſchwaches Kind mit kleinen Muſcheln nach dem Leuchtthurm wirft, um ihn zu erſchüttern; er hält die Witz-Lanzen und Bonmots-Spaniſche-Reiter als Schutzwehr vor; aber der Thor! er vergißt, daß wer ſich gegen die Liebe wehrt, ſchon verloren iſt, und daß es gegen Liebe, wie gegen Wölfe, faſt nur ein Mittel gibt: ſich ruhig, wie todt verhalten und ſie vorüber gehen laſſen! — Die Liebe iſt aber, trotz Witz und

Spott, und Ironie und Selbſthohn in das Herz gedrungen, und demolirt es erſt nun recht, weil es nicht capitulirt hat. Der Witzige, der nun verliebt iſt, er mag die Liebe tragen, wie eine Schellenkappe oder wie einen Narrenhut, er mag ſie umnehmen wie eine Faſtnachtsjacke oder wie einen Schalksmantel, er mag ſich dabei geberden wie ein Faſchingthor oder wie ein Luſtigmacher, die Liebe ſitzt nichts deſto minder mit allen ihren Pfeilen in ſeinem Herzen, und alle ihre Wonnen durchbeben nichts deſto minder ſein Weſen, und alle ihre Leiden durchzucken und zerſtören nichts deſto minder ſeine Bruſt und die Wonne der Gegenliebe ſteigt nichts deſto minder wie eine jubilirende Lerche in den Himmel ſeiner Seele auf, und der Jammer der hoffnungsloſen Liebe zerreißt und zerfleiſcht ſein Inneres nichts deſto minder mit allen ſeinen tauſend und abermals tauſend Qual- und Leidenshaken, und die unnennbare, ungeſtillte, in ewigen heimlichen Thränen großgezogene Sehnſucht umfaßt ihn nichts deſto minder mit den ſchmerzlich-ſüßen, weichen, und dennoch glühenden, zarten und doch ſtarken Banden und Blumenfäden der innigſten Wehmuth. Es ſcheint mir alſo unmöglich, daß ein unglücklich Liebender witzig ſein könne.

Der Fall aber, den Sie, meine ſchöne Unbekannte, mir vorlegen, iſt ein anderer. Er iſt glücklich und wieder geliebt, da allerdings ſpringen die Springbrunnen des Witzes in unerſchöpflichen Glanzſtrahlen empor und fallen in herrlichen Caſcaden herab, und in den Perlen des Witzes ſpiegeln und brechen ſich die Strahlen der glücklichen Liebe, und gewähren ſo das impoſanteſte Schauſpiel. Wie leicht verzeihlich iſt es nicht bei einem ſolchen Witz-Rheinfall, wenn ein Schimmertröpfchen des ſchäumenden Bogens die Geliebte trifft? Freilich darf es kein anderes Tröpfchen ſein, als eben lauteres Waſſer, es darf nicht ätzende Säure, nicht freſſendes Gift ſein; es darf für den Augenblick etwas frappiren, aber es darf keine Spur am wenigſten einen Flecken zurücklaſſen. Denn wer die Geliebte empfindlich kränken, ſie kränkend beſchämen kann, in deſſen rohem Gemüthe hat die Liebe nie gewohnt. Ein leichter Scherz aber iſt leicht vergeben, und oft iſt es ja gerade das Uebermaß der Liebe, welches ſeinen Gegenſtand gerne neckt, ſo wie Feuer und Waſſer ziſchen, gerade um ſich ewig zu vereinen.

Ich glaube alſo, daß es einem Witzigen nicht möglich iſt, einen beißenden Einfall auf ſeine Geliebte zu unterdrücken, weil ihn ein ſolcher gar nicht anwandeln darf, nicht anwandeln kann; daß er aber eine leichte unſchädliche Witz-Rakete über ihr Haupt hinſchwirren laſſen kann, ohne daß ſie ihn der Brandſtiftung in der Schäferei der Liebe beſchuldigen darf.

Somit hoffe ich, wird das Liebespaar, welches gewiß ſchon längſt verſöhnt iſt, mit meiner Meinung nicht unzufrieden ſein, und mir um ſo eher Nachſicht gönnen, da ich über „Witz“ und „Verliebtſein“ nur wie ein Armer über fremde Güter urtheilen kann.

◆

Unterſuchung über den Geſundheitszuſtand des Wiener Publikums

bei meiner ſilbernen Hochzeit mit demſelben nach 25 Jahren humoriſtiſcher Vorleſungen,

oder:

Wer hat eine ſtärkere Natur, das verehrte Publikum oder ich?

Es gibt eine Zahl im Leben, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, die der Menſch bei verſchiedenen Gelegenheiten ſtets mit einem Feſte feiert, wenn er ſie glücklich überſtanden hat.

Dieſe Zahl heißt 25.

Wenn man dieſe Schickſalszahl in der Ehe überſtanden hat, feiert man ſeine ſilberne Hochzeit, denn nach 25 Jahren Ehe iſt bei Mann und Frau jeder Schein verſchwunden.

Oft wird die Zahl 25 als Grundtext in Muſik geſetzt von dem vortheilhaft bekannten Compoſiteur Herrn Haslinger. Wenn ein Ehepaar dieſe 25 zweimal überſtanden hat, feiert es die 50 mit der goldenen Hochzeit, denn nach 50 Jahren leben die Eheleute ganz wie die Leute im goldenen Zeitalter, ſie gehen in reiner Unſchuld neben einander her. Wenn ein Beamter

50 Jahre mit ſeiner Anſtellung verheiratet war, feiert er ſein Jubelfeſt und wird zur Ruhe geſetzt, ein Geſchäft, wozu er durch 50 Jahr Praxis berufen iſt. „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch eine Frau,“ das iſt ſehr weiſe vom lieben Himmel. Wenn der Mann ein Amt hat, ſchadet ihm die Frau nicht mehr, denn findet er zu Hauſe keine Ruh', ſo geht er in's Bureau, und es iſt fürs Bureau beſſer, wenn der Beamte verheiratet iſt, denn dann eilt er nicht nach Hauſe. Manche Bureaux ſind wie die Friedhöfe, man könnte auf jede Thüre ſetzen: „Hier ruht der Herr ſo und ſo.“

Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch eine Frau, das iſt der einzige Troſt des „Praktikanten.“ Das Sprichwort muß eigentlich alſo heißen: „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch eine Frau, und wem Gott eine Frau gibt, dem gibt er auch noch einige Praktikanten.“

Das Sprichwort heißt eigentlich: „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verſtand.“ Es iſt alſo bewieſen, daß auch Gott den Leuten ein Amt gibt, die noch keinen Verſtand haben, auf dieſes Verdienſt hin bekommen ſie das Amt, wenn einer einmal ein Amt hat, ſchadet ihm der Verſtand nicht mehr.

Was aber, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, feiert ein Praktikant, wenn er 25 Jahre mit der Praxis verheiratet war? Die ſilberne Hochzeit des Hungers mit der Hoffnung, oder das Siegesfeſt des Kopfes über den Magen. Die Ehe des Praktikanten mit der Praxis beginnt und endet wie jede andere Ehe mit zwei Schiller'ſchen Gedichten. Am Anfange mit der „Erwartung“ und am Ende mit der „Reſignation.“

Welches Feſt feiert aber eine humoriſtiſche Vorleſung, die das ſeltene Glück hat, in einem höchſt liebevollen und nachſichtigen Publikum ihren Mann gefunden zu haben, der ſie nach 25 Jahren noch mit derſelben Güte und Nachſicht behandelt wie bei ihrer erſten Zuſammenkunft? Die Vorleſung feiert das jüdiſche Oſterfeſt, es iſt kein „ſaures Brot,“ das Publikum aber feiert „das Feſt der heiligen Märtyrer.“

Wenn bei einem Menſchen, der von Papier lebt, das Silber ſich halten könnte, könnte ich heute mit dem verehrten Publikum die „ſilberne Hochzeit“ feiern, es wäre hoch Zeit! aber m. ſ. H. u. H., Witz und Geld vertragen ſich nicht mit einander, das Geld muß man ſuchen, der Witz darf nicht geſucht ſein. Die Poeſie macht ſich über das Geld luſtig, das Geld macht ſich über die Poeten luſtig, und darüber machen ſich die Poeten traurig. Die Poeten ſagen: Das Geld iſt blos eine Idee. Fragt man ſie aber, ob ſie Geld haben, ſo ſagen ſie: Keine Idee. Die Finanziers ſagen: Das Geld iſt ein idealer Umlauf, das heißt auf deutſch: Wenn man den ganzen Tag um Geld herum lauft und keine Idee hat, woher. Kein Geld haben iſt traurig. Vor Zeiten war „Kein Geld“ blos eine Familientrauer, jetzt iſt „Kein Geld“ allgemeine Landtrauer, wo man hin ſieht, alles ſchwarz, aber nicht in Flor. Wie viele Menſchen, m. f. H., wären tugendhaft, wenn ſie Geld hätten, und wie viele Menſchen wären geſcheidt, wenn ſie kein Geld hätten. Wie viele Menſchen, m. f. H., würden die Tugend der Selbſtverläugnung üben, wenn ſie Gläubiger hätten, und wie viele Pflaſtertreter wären häusliche Menſchen, wenn ſie keine Gläubiger hätten. Es iſt ſonderbar im Leben. Seine Geliebte ſucht man oft in allen Straßen und begegnet ihr nie. Seinen Gläubigern weicht man aus, und begegnet ihnen jeden Augenblick.

Schriftſteller, Künſtler und Gläubiger haben in der Welt das gleiche Loos. Die Dichter in dem Augenblicke, wo ſie mit ihrem Geiſte Jemanden zu Hilfe kommen ſollen, werden ſie ſehr geſucht, dann aber ſind ſie überflüſſig, auch die Gläubiger, wenn ſie das Geld hergeben ſollen, ſind ſie ſehr geſucht, dann aber ſind ſie höchſt überflüſſige Menſchen.

Man ſagt oft, Der und Der iſt an Schuldenmachen zu Grunde gegangen, das iſt nicht wahr. Noch nie iſt Jemand an Schuldenmachen zu Grunde gegangen, ſondern blos an Schuldentilgen. Nie iſt Jemand zu Grunde gegangen, weil er zu viele Schulden gemacht hat, ſondern darum, weil er zu wenig Schulden gemacht hat. Mit einer Million Schulden kann man ganz honnet fallen, und die Leute bedauern einen.

Mit ein paar tauſend Schulden kann man blos ſtolpern, und die Leute lachen einen aus. Wenn Jemand fällt, ſo heben ihn die Leute auf, weil ſie ſich fürchten, er könnte auch auf ſie fallen, aber wenn einer ſtolpert, denken ſie ſich blos, da liegen die Muſikanten begraben. In Wien iſt gut zu fallen, man fällt wenigſtens auf ein gutes Pflaſter, darum kommen ſo viele Fremde her, um in Wien zu fallen. Ueberhaupt ſind die Straßen Wien's zum Börſenſpiel ganz geeignet, ſie ſind mit „Würfeln" gepflaſtert.

Erlauben Sie mir hier, m. f. H., an meinem Hochzeitstage ein Bischen von mir ſelbſt zu ſprechen, und Ihnen Einiges aus meinem Lebensbuche mitzutheilen: II. Theil, Capitel „Schulden," Seite 36.

Als ich noch in Prag ſtudirte, hielt ich mich für einen Studenten und ſtudirte nichts. Ich wohnte bei einem bürgerlichen Ehepaar. Es war ein curioſes Spiel der Natur. Er war ein Schneider und ſie war mollet, dabei war ſie eine Studentenfreundin, beſonders wenn die Studenten die Prüfungen gut beſtanden. Ich war meinem Schneider ſchon die Miethe für drei Monate ſchuldig, im Ganzen die Summe von 12 Bankozetteln. Der Schneider wurde ungeduldig, ein ungeduldiger Schneider iſt ein furchtbarer Mann, der Schneider konnte nicht begreifen, wie einem anderen der Faden ausgehen könnte. Die Schneiderin, eine Beſchützerin der Künſte und Studentenſchaften, beſchwichtigte ihn mit der Vorſtellung, daß ich armer Teufel ohnehin nichts zu beißen und zu brechen hätte. Der Schneider war ein Tyrann, er beſchloß, mir aufzupaſſen, wo und was ich eſſe. Er überraſchte mich richtig eines Abends im Gaſthauſe, als ich eben einen Kalbsbraten ſtudirte, und, wie gewöhnlich, die Studien repetirte. Er ſtürzte auf mich los und ſchrie: „Nun glaube ich dem Gerücht, Sie haben Geld!“ Ich nahm das abgenagte Bein in die Hand und erwiederte: „Sie glauben dem Gerücht, ich hätte Geld, ich ſchwör' Ihnen, — hier hob ich das abgenagte Bein in die Höhe — da iſt nichts daran!“ Er aber ſuchte mich nun mit Moralgründen zu faſſen und ſagte: Bedenken Sie doch, mir ſind Sie den Zins ſchuldig, und Sie eſſen Kalbsbraten! Als ich ſah, daß der Schneider Logik ſtudirt hat, warf ich mich auf die Moral-Philoſophie und ſagte: Sehen Sie Herr Schneider. Der Menſch iſt ſich ſelbſt der Nächſte. Ich bezahle die Schulden, die mir am nächſten liegen. Den Zins bin ich bloß Ihnen ſchuldig, aber Kalbsbraten zu eſſen, bin ich mir ſchuldig, und dieſe Schuld zahl' ich zuerſt.

Ich bitte Sie, m. f. H. u. H., wenn alle Leute, die den Zins ſchuldig ſind, keine Kalbsbraten eſſen ſollten, würde ein Kalbsſchnitzel einen Kreuzer koſten.

Ich bin überhaupt mit dem Gelde unglücklich. Ich liebe es, aber weil ich es liebe, kann ich es nicht einſperren, und laſſe ihm volle Freiheit, auszugehen, wann und wie es will. Das Geld iſt aber auch mit mir unglücklich. Kaum daß es zu meiner Thür herein kömmt, ſo werf ich's zum Fenſter hinaus, und darin habe ich eine ſolche Uebung erhalten, daß ich das Geld zum Fenſter hinaus warf, auch wenn ich Monate lang in einem Local lebte, das gar keine Fenſter hatte. Ich liebe das Geld, es iſt eine Liebe ohne Gegenliebe.

Von nichts ſingen die Dichter ſo viel, als von unglücklicher Liebe. Die Dichter ſingen immer. Sie ſingen von erhörter Liebe ganz unerhört, und wenn ſie von unerhörter Liebe ſingen, vergeht Einem Sehen und Hören. Die Liebe und das Geld exiſtiren nur noch auf dem Theater.

Die Liebe iſt eine Geldfrage und die Heirat iſt die Geldantwort. Jedes ledig gebliebene Mädchen iſt eine unbeantwortet gebliebene Geldfrage. Die Mädchen ſind ſehr zu bedauern. Man ſoll ſie nicht gehen laſſen, man ſoll ſie nicht ſtehen laſſen, man ſoll ſie nicht laufen laſſen und man ſoll ſie nicht ſitzen laſſen. D'rum wiſſen ſie ſich nicht anders zu helfen, als ſie emancipiren ſich. Mit der Emancipation iſt's wie mit den Uhren. Im Anfange werden ſie aufgezogen und zuletzt bleiben ſie ſitzen. Es iſt ſonderbar, m. f. H. u. H., mit Geiſt und mit Dummheit. Die Frauen wiſſen nicht eher einen klugen Mann zu lieben, bis ſie einen dummen Kerl geheiratet haben, und die Männer wiſſen nicht eher wie angenehm eine dumme Geliebte iſt, bis ſie eine geiſtreiche Geliebte los ſind. Ueberhaupt iſt mit den Männern und Frauen jetzt ein ganzer Durcheinander, die Weiber ſind jetzt ganz andere Männer als die Männer, und die Männer ſind jetzt ganz andere Weiber als die Weiber. Eigentlich, m. f. H. u. H., iſt eine einzige Mutter an dem Ledigbleiben vieler Töchter ſchuld, nämlich die Mutter Natur. Es werden jährlich in Europa 100.000 Mädchen mehr geboren als Knaben, das iſt von der Mutter Natur zu gütig. Früher iſt doch manchmal Eine aus Liebe geſtorben, aber dieſer Tod hat ganz aufgehört, weil die Liebe keinen Doctor mehr rufen läßt.

In jeder Secunde, m. f. H. u. H., wird ein Menſch geboren und wird ein Menſch geſtorben, aber oft ſtirbt ein geiſtreicher Menſch und ein dummer Kerl wird geboren. Oft ſtirbt ein weiblicher Engel und eine Xantippe wird geboren.

Letzthin erſcheint ein Buch: „Die Kunſt, mit Frauen glücklich zu ſein,“ aber das iſt keine Kunſt, mit allen Frauen glücklich zu ſein, die Kunſt beſteht darin, mit ſeiner Frau glücklich zu ſein.

Und doch wohnt die Liebe mit ihrer Hofdame, der Barmherzigkeit, und mit ihrer Palaſtdame, der Aufopferung, und mit ihrer Schlüſſeldame, der Hingebung, nur im Frauenherzen! Die Männer genießen von der Liebe nur den Genuß und nicht das Leid, aber das Herz der Frau, wenn es in Liebe aufgeht, nicht nur den Duft der Blüthe, nicht nur den Sammt der Blätter, nicht nur die Zartheit des Kelches, nicht nur die Süßigkeit der Frucht, ſondern die Wunde der Rinde, die Bitterkeit der Wurzel, den Schmerz des herben Zerknickens und Hinwelkens! Die Thränen ſind überhaupt die Augenzeugen des Schmerzes, die Mädchen weinen, die Männer ſpritzen bloß mit Thränen den Sand auf, den ſie den Mädchen in die Augen ſtreuen. Die Frauenthränen aber haben gar nichts zu bedeuten, von dieſen Thränen kann man auch ſagen: Aus den Augen, aus dem Sinn.

Das Auge, m. f. H. u. H., weint oft, wenn das Herz lacht, weil das Auge weiter ſieht als das Herz, weil das Auge in die Ferne ſieht, und die Erfahrung gemacht hat, daß nach jeder Feſt- und Freudenproceſſion zuletzt immer ein unglücklicher Bettler den Zug beſchließt. Herz und Scherz, m. f. H. u. H., iſt ein Reim, den der Menſch gemacht hat. Herz und Schmerz iſt ein Reim, den das Schickſal gemacht hat. Aber Herz-allerwärts iſt ein Reim, den die Mädchen gemacht haben.

Die Mädchen, die ſpröden und wähleriſchen Mädchen, ſind gerade wie die Bäume. Je mehr ſie im Frühlinge Liebhaber und Blätter ausſchlagen, deſto mehr Blätter und Liebhaber ſehen ſie im Herbſte abfallen.

Seitdem die Männer bloß auf dem Münzfuße gehen, gehen ſie nicht mehr auf Freiersfüßen. Ueberhaupt ſterben gewiſſe Gattungen Menſchen ganz aus, nämlich die redlichen Sucher und die redlichen Finder.

Wenn Jemand ein Mädchen ſucht, und man ihm ſagt, ſie iſt ſchön, ſo fragt er: Hat ſie ſchön? — Wenn man ſagt: Sie iſt ſchön gebaut, ſo fragt er: Wie iſt das Gebäude eingerichtet? — Die redlichen Finder aber müſſen ganz ausſterben. Wovon ſoll ein redlicher Finder jetzt leben, wenn kein Menſch mehr etwas zu verlieren hat? Das ſind ſo die Gegenſätze, an welchen das arme Leben ſehr reich iſt. Je früher man ſich verliebt, deſto ſpäter wird man klug. Je ſpäter man ſich verliebt, deſto früher wird man zum Narren gehalten, je höher man ſich ſelbſt ſtellt, deſto niedriger ſtellen einen die andern, je breiter der Ausdruck, deſto ſchmaler der Eindruck, je heißer der Schwur, deſto kälter wird er gebrochen, je dünner die Kerzen, deſto dicker die Seifenſieder, je magerer das Rindfleiſch, deſto fetter der Fleiſchhauer, je feiner der Filz, deſto gröber wird er gebürſtet, je mehr auf der Börſe, deſto weniger in der Börſe; je mehr Sicherheitsgeſetz, deſto unſicherer das Geſetz; je theuerer das Leben, deſto wohlfeiler der Tod; je kleiner der Schuh, deſto größer die Hühneraugen.

Zum Schriftſteller, zum Poeten und zum Humoriſten muß man geboren ſein. Aber muß man denn überhaupt geboren ſein? Und was nützts, wenn man zum Schriftſteller geboren iſt, wenn's die Hebamme nicht gleich erkennt und den jungen Schriftſteller wie einen Bräumeiſter ſchief wickelt. Ja es wäre gut, wenn die Hebamme gleich ausriefe: „Ich gratulire den Herren Aeltern, es iſt ein recht liebes und dickes Humoriſterl!“ Aber manchmal wird der Menſch zum Weinhändler geboren und wird wie ein Dichter bei Waſſer aufgezogen.

Ich, z. B. erinnere mich nicht mehr, zu was ich geboren wurde, aber es entwickelte ſich in meiner früheſten Jugend mein Schriftſtellertalent. Alles konnte ich erlernen, nur nicht — ſchreiben. Mein ſeliger Vater ſagte: Du wirſt Dein Lebtag nicht zwei ordentliche Zeilen ſchreiben. Durch dieſe Prophezeihung ermuntert, beſchloß ich zu ſtudiren und ging nach Prag. Mein Großvater ſchenkte mir auf die Reiſe mit eine große tombakene Uhr in einem Schildkröt-Gehäuſe. Die Uhr blieb beim erſten Verſatzamt ſtehen und in das Gehäuſe packte ich meine Garderobe.

In Prag angekommen, wurde ich gleich Banquier, der erſte Banquier auf der Eſelsbank, das iſt diejenige Bank, welche die meiſten Bankfilialen hat. Wegen meiner ſchlechten Schrift blieb ich ſo lange auf der Eſelsbank ſitzen, bis ich Schriftſteller wurde. Aber von meiner deutſchen Schriftſtellerei konnte ich in Böhmen kein Brot finden, weder Deutſch- noch Böhmiſchbrot. Aus Verzweiflung wurde ich Humoriſt und Satyriker, blos um etwas zu beißen zu haben.

In dieſe zwei Dinge, Humor und Satyre, miſchte ich noch etwas Wiener Gemüthlichkeit, und aus dieſen drei Dingen verfertigte ich in Berlin vor 30 Jahren, im Jahre 1828, die erſte humoriſtiſche

Vorleſung, und erklärte damit dem deutſchen Publicum den 30jährigen Krieg.

Ein Vierteljahrhundert ſchenkt mir das geiſtvolle, empfängliche und gütige Publicum ſeine Theilnahme ungemindert und das verurſacht, daß ich von meinen humoriſtiſchen Vorleſungen doch etwas halte, wenn auch nicht die Einnahme, doch das Bewußtſein, und Bewußtſein iſt ein großer Troſt für den Mangel an bewußt haben.

Daß das verehrte Publicum nach einem Vierteljahrhundert noch meine Vorleſung beſucht, iſt ein Beweis ſeiner unzerſtörbaren Conſtitution und geſunden Natur, ein Beweis von ſeiner geſunden Geduld, von ſeinem guten Herzen und geſunden Magen.

Aber Sie, m. ſ. H. u. H., Sie werden gütigſt zugeben, daß man auch eine geſunde Natur dazu braucht, 25 Jahre einen Artikel in Mode zu erhalten, beſonders wenn der Artikel kein weiblicher Artikel iſt.

Wien hätte eigentlich Urſache, mir recht böſe zu ſein. Ich habe Wien mit Humoriſten überſchwemmt. Im Anfange war ich Solo-Humoriſt. Die Humoriſten haben ſich Gottlob ſeitdem in Wien ſo vermehrt, daß man in keinen Salon eintreten kann, ohne auszurufen: Schon wieder ein Humoriſt!

Jedes Feuilleton iſt eine kleine Humoriſtenbewahr-Anſtalt. Ich habe letzthin das Zeugniß von einem Redacteur geleſen, das er ſeinem entlaſſenen Humoriſten ausſtellte: „Ich Endesgefertigter bezeuge hiemit, daß Vorzeiger dieſes, gelernter Barbier und Humoriſt, bei mir in Dienſten geſtanden und ſich in dieſer Zeit gut aufgeführt hat. Auch wurde derſelbe geſund von mir entlaſſen."

Der Humor, m. f. H. u. H., iſt eine erbliche Krankheit, denn ſein Hauptvermögen beſteht in Mutterwitz — den man erben muß. Der wahre Humoriſt hat Mutterwitz, die falſchen Humoriſten haben Vaterwitz. Denn in was beſteht jetzt der Witz der jetzigen Väter? daß ſie den Kindern nichts mitgeben! Mutterwitz iſt eine legitime Erbſchaft.

Wo befindet ſich die größte Bibliothek der Erde? „In der Erde!" Die Todten ſind lauter mediciniſche Werke im Steindrucke.

Die Liebe iſt die Fabel des Herzens, die Freundſchaft iſt die Geſchichte des Herzens, der Ruhm iſt das Prunkzimmer des Herzens, die Hoffnung iſt die Bildergallerie des Herzens, die Poeſie iſt die Begeiſterung des Herzens, die Dankbarkeit aber iſt die Religion des Herzens!

Aus Dankbarkeit gegen das Licht rang ſich die Erde aus dem Chaos, aus Dankbarkeit gegen den Frühling treiben die Blumen aus der Erde, aus Dankbarkeit gegen die Sonne baut auf den Wolken ſich ein Regenbogen, und aus Dankbarkeit gegen den Wohlthäter Schlaf wimmeln die bunten Träume aus dem Mantel der Nacht! Jeder Traum, m. f. H.

u. H., iſt ein Dankgebet an den Retter in der Noth, an den Schlaf! Der Traum iſt der Turnplatz der Hoffnungen, der Wünſche und der kühnſten, verwegenſten Pläne! In jedem Menſchen, m. ſ. H. u. H., iſt eine Niederlage von verſchiedenen Werkzeugen für die andern Menſchen; der Verſtand iſt der Bohrer, mit dem er ihn anbohrt; die Klugheit iſt der Hammer, der den Nagel auf den Kopf trifft; der Scharfſinn iſt der Pfropfenzieher, er bringt alles auf gewundenem Wege heraus; die Ausdauer iſt das Stemmeiſen, ſie ſetzt alles durch, wenn ſie ſich anſtemmt; die Wohlthätigkeit iſt der Schlüſſel zu allen Herzen und die Dankbarkeit iſt der Nachſchlüſſel, der da hinein paßt, wo die Wohlthat ein Herz geöffnet hat!

Unſere neueren Volksdichter ſind eingefleiſchte Feinde vom Geld. In allen ihren Stücken iſt jeder, der Geld hat, ein Lump, und jeder Lump, der kein Geld hat, ein ausgezeichnet tugendhafter Menſch. Nun möchte ich nur wiſſen, warum dieſe Volksdichter, die kein Geld haben, folglich ſehr tugendhaft ſind, für's Geld Stücke ſchreiben, um zu Geld zu kommen, und ſo ihre eigene Tugend zu ruiniren? Bei all dieſer Verehrung, welche die neueren Dichter für die armen Teufeln haben, hab' ich noch nie das Werk eines Dichters geleſen, mit der Widmung: „Ihnen, meine Herren Holzhacker, widme ich dieſe Zeilen!“ Es iſt gewiß nur Selbſtaufopferung, wenn die Dichter von den Reichen Geld nehmen, ſie wollen blos, daß die

Reichen tugendhaft werden, und lieber werden ſie ſelbſt dadurch ſchlechter.

Die Schriftſteller ſterben ungerne, ſie möchten nicht gerne leer in den Himmel kommen, denn der Menſch nimmt in den Himmel nichts mit, als ſeine guten Werke. —

Einmal hatte mich eine Berliner Witwe, deren Mann früher geſtorben iſt, ehe ſie Zeit hatte, ihn umzubringen, in ihrem Teſtamente mit ſechzig Tauſend Thalern bedacht. Denken Sie ſich, 60.000 Thaler! — Ich bitte Sie, Sie müſſen ſich das denken, denn ich kann mir 60.000 Thaler gar nicht denken. Als der Rechtsfreund, der das Teſtament ſchrieb, meine großmüthige Gönnerin fragte, in welcher Geldſorte und wo ſie das Geld hat, antwortete ſie: „Ach Herr je, lieber, juter Herr, ich habe nich eenen rothen Heller im Vermögen. Ich habe dem Saphir blos meinen juten Willen zeigen wollen.“ Der Umſtand, daß ich jene 60.000 Thaler nicht erbte, iſt Ihr Unglück, m. ſ. H. u. H., denn deshalb müſſen Sie für meine andere kleine, unbedeutende Erbſchaft „Mutterwitz“ ſchweres Geld bezahlen.

Aber ich habe die Ehre, Ihnen einen Vorſchlag zu machen, der Ihnen vielleicht conveniren wird. Die ganze Welt kennt und nennt die edle Bereitwilligkeit der Wiener, wenn es ſich um wohlthätige Zwecke handelt. Meine Vorleſungen ſind zum Theile glänzende Beweiſe davon. Man wendet ſich an Ihre

Großmuth nie vergebens, wenn man für Unglückliche, für Witwen und Waiſen bittet. Ich wende mich alſo an Ihr gutes Herz mit dem Vorſchlag, Sie möchten jener armen Witwe die 60.000 Thaler zuſammenlegen, damit ihr guter Wille in baarer Münze von mir geerbt werde.

Dieſes gute Werk würde Ihnen gleich ſeinen Lohn bringen und Sie von meinem andern Erb-Uebel „Mutterwitz“ befreien.

Ich, meine hochverehrten H. und H., meine es Ihnen gewiß recht gut, und rathe Ihnen, mir das Legat jener Witwe gleich auszubezahlen.

Schließlich, meine hochverehrten H. und H., um Ihnen heute an unſerer ſilbernen Hochzeit meinen herzlichen Dank für die mir ſo lange geſchenkte, erhebende und ermunternde Theilnahme zu beweiſen, will ich Ihnen lehren, wie man „humoriſtiſche Vorleſungen“ macht, dann können Sie ſich ſie gefälligſt zu Hauſe machen, brauchen nicht aus dem Hauſe zu gehen, und ſchicken mir blos das Entrée.

Man macht eine „humoriſtiſche Vorleſung“ gerade ſo, wie man eine „Kanone“ macht, man nimmt ein Loch, d. h. eine leere Taſche, gießt Witz herum, ladet es mit jenem Pulver, welches nicht alle Leut' erfunden haben, nimmt Witze, die unter der Kanone ſind, richtet ſie auf die Bruſttaſche der Menſchen, dann ſchießt man los. Die Zaghaften unter dem Publicum, die das Pulver nicht riechen können, das ſie nicht erfunden haben, riechen Lunte, und erſcheinen gar nicht auf dem Schlachtfelde. Nur die Muthigen im Publicum ſehen in die Mündung der Kanone hinein und bleiben auf ihrem Platze.

Nachdem Sie nun ſelbſt alle Akademien veranſtalten können, wird es Ihnen vielleicht von Intereſſe ſein, zu erfahren, wer in der Welt die erſte Akademie veranſtaltet hat? Es war Pythagoras, ein weiſer Grieche nach griechiſcher Weiſe, der nichts gegeſſen hat, als Seelenwanderung und Bohnen. Nach dieſem griechiſchen Weiſen kam gleich ich.

Pythagoras zeigte an:

„Wer in meiner Akademie nichts Neues hört, der bekömmt an der Caſſa das Geld zurück."

Ich bin jedoch kein ſolcher deutſcher Narr, wie dieſer griechiſche Weiſe! Aber auf keinen Fall, meine freundlichen Hörer, brauche ich Ihnen heute das Geld zurückgeben, denn haben Sie heute in meiner Akademie Neues gehört, dann brauche ich Ihnen das Geld nicht zurückzugeben, oder haben Sie nichts Neues gehört? in dieſem Falle habe ich die Ehre Ihnen zu ſagen:

„Sie bekommen Ihr Geld zurück!" — und nun haben Sie gewiß was Neues gehört.

◆

Ich als Briefſteller der Liebe und Eiferſucht,

oder:

Für Andere ſchreibt man's, für ſich treibt man's.

Ein buntes Bild aus meinem Leben.

Liebe und Eiferſucht! Zwillinge! Viel-Liebchen! Azteken! Inſeparables! Liebe und Eiferſucht gehören zuſammen, löſen ſich ab, ergänzen ſich, verzehren und erſetzen ſich, duelliren ſich ewig, und beide — bleiben auf dem Platz!

Liebe und Eiferſucht gehören zuſammen wie Meſſer und Gabel, wie Eſſig und Oel zum Salat, wie Eſſen und Trinken zum Leben, wie Arzt und Todtengräber zum Sterben, wie Papier und Lumpen zu Zeitungsſchreibern, wie Tſchibuk und Harem zum Sultan, wie Hunger und Geduld zum Practikanten, wie Steigen und Fallen zur Börſe, wie Steigern und Pfänden zum Hausherrn, wie Hausfreund und Hausmeiſter zum Haus-Uebel, wie Crinoline und Amazonenhut zur Närrin, wie Dominoſpieler und Kiebitzer zur Dummheit, wie Nachdruck und Diebſtahl zum Feuilleton, wie „Rendez-vous" und „plötzliche Heiſerkeit“ zur Sängerin, wie „Tantième-Einſtecken“ und „fremde Stücke adoptiren“ zum Dramaturgen, wie Gemüthlichkeit und Backhändl zum Wiener, wie Philoſophie und Sauerkraut zum Deutſchen, wie ein Banquier und Croupier zur Spielhölle u. ſ. w.

Liebe und Eiferſucht ſind — um im Volkskalender-Ton zu ſprechen, — die zwei Naſenlöcher durch welche das Herz den Athem dieſer Leidenſchaften ein- und auspaſſiren läßt.

In der Regel kömmt die Liebe zuerſt, dann erſt die Eiferſucht, oft aber kommt die Eiferſucht zuerſt, man iſt oft früher eiferſüchtig als man verliebt iſt.

Die Liebe, die Eiferſucht und die Cholera ſind oft unterſucht, beſchrieben und erklärt worden, ohne daß man im Grunde wußte, woher, wie ſo, wie? Liebe, Eiferſucht und Cholera ſind ſchon auf verſchiedene Weiſe behandelt worden, kalt und warm, und immer ſind die Patienten darauf gegangen, wenn nicht ihre geſunde Natur ſie gerettet hat!

Liebe und Eiferſucht aber werden durch ein Mittel curirt, welches bei Cholera das Symptom der Gefahr iſt; die Liebeskranken werden blos durch „Brechen“ curirt, mit dem Gegenſtande brechen! Dazu gehört eine ganz eigene periſtaltiſche Bewegung des Herzens.

Die Liebe iſt ſtumm, aber je weniger ſie ſpricht, deſto mehr ſchreibt ſie!

So lang die Liebenden beiſammen ſind, überwältigt ſie die Empfindung und ſie — ſchweigen, d. h. ſie halten das Maul — zu etwas Beſſerm beſtimmt und küſſen! „Geküßt“ iſt „geſchrieben!“ Mit rother Tinte! „Geküßt“ iſt „geſchrieben“ und „geſiegelt.“ Ein Kuß iſt ein Schwur. Der Schwur wird auch oft wie Siegelwachs heiß aufgedrückt und kalt gebrochen!

Die Liebenden, die beiſammen ſind, ſchweigen viel, weil die Empfindung ſie überwältigt, wenn ſie getrennt ſind, überwältigen ſie die Empfindung und — ſchreiben!

Eine Liebende, die ins Schreiben kömmt, iſt ein fortbrauſendes Locomotiv, deſſen Führer der Schlag gerührt hat, nichts hemmt ſie! Da iſt kein Punkt oder Komma als Zwiſchen- oder Waſſerſtation, da iſt blos manchmal eine Pauſe als Bremſe, aber das Locomotiv läuft, läuft bis es irgendwo ſich in einen Satz einwühlt, aus dem es nicht mehr herauskann!

Die Liebe ſchreibt dumm; je dümmer, deſto verliebter! Wenn ich je von einem Frauenzimmer einen geſcheidten Liebesbrief erhielt, ſo wußte ich, die liebt nicht beſonders! Die Liebesbriefe haben ihre Grade:

Verliebt: ſchreibt . . . . dumm
Bis über die Ohren verliebt: ſchreibt dümmer
Ueber Hals und Kopf verliebt: ſchreibt am dümmſten.

Die Liebe ſchreibt dumm, die Eiferſucht toll, wahnſinnig!

Wahnſinnig dumm iſt ein Brief von Liebe und Eiferſucht zugleich dictirt!

Wie viel ſolche Briefe habe ich geſchrieben, wie viel ſolche Briefe habe ich empfangen!

Wenn der Menſch zu einem gewiſſen Alter alle ſeine Liebesbriefe, die er im Leben ſchrieb, überleſen möchte, er würde gar nicht begreifen, wie in einer Haut von fünf Fuß Höhe u. ſ. w. ſo eine Bibliothek von Bêtiſen ſtecken konnte!

Varus gib mir meine Legionen wieder! Weibliches Geſchlecht gib mir meine Dummheiten wieder! Alle Dummheiten, die ich dir ſchriftlich gab, unterſchrieben und beſiegelt! Ich könnte ſie als Eintrittskarten in die Seligkeit verwenden, denn ſelig ſind die Dummen!

Es mußte wohl unter die Leute gekommen ſein, daß ich im Punkto Liebesbriefe ſchreiben, ein wahrer nordiſcher Hercules war, daß ich Liebes- und Eiferſuchtsbriefe zu Legionen in die Welt ſetzte. Daher folgende drollige Scene aus meinem frühern Leben:

Ich hatte dazumal noch die vollkommene Ueberzeugung, daß ich durch meine „guten Werke“ in den Himmel kommen werde, und wohnte deßhalb gleich in der „Himmelpfortgaſſe.“

Ein paar Deficite in meinen „guten Werken“ ſollten mir in dieſer Himmelpartie auch den Weg nicht abſchneiden, iſt ja doch auch das Finanzminiſterium in der Himmelpfortgaſſe!

Alſo eines Tages ſaß ich an meinem Schreibpulte und war im Begriff eine Welt zu ſchaffen, ich war im beſten Zug, das „Nichts" und das „Chaos" war ſchon fertig; das Waſſer war auch ſchon fertig, über welchem der Geiſt ſchweben ſollte, kurz, ich war ſo recht in der gelinden Transſpiration, welche einer dichteriſchen Schöpfung vorangeht, da kommt mein Diener und meldet mir eine Dame, die mich ſprechen will.

Ich war in meiner Schöpfung erſt bei „Nichts" und bei „Chaos" und ſchon eine „Eva?"

Der alte Adam in mir wurde wach.

Wie ſieht ſie aus?

Sie iſt verſchleiert.

Wie heißt ſie?

Das will ſie nicht ſagen.

Wie iſt ſie gekleidet?

Nobel.

Verſchleiert! Namenlos! Nobel! Daraus können ſich dicke Romane und lange Generationen entwickeln!

Laß ſie eintreten.

Ich warf ſchnell meine Blicke in den Spiegel, ich hatte meinen beau jour!

Um die langen Glieder
Floß vom Leib hernieder
Ein ſeidener Talar.

Den Fuß in rothes Türkenleder,
Und hinterm langen Ohr die Feder
Saß mir wunderhold und rar! —

Es trat eine ſehr ſtattliche Dame herein, höchſt elegant gekleidet. Aber ein Schleier, ein undruchdringlicher Schleier bedeckte ihr Antlitz.

Ich pantoffelte ihr mit aller Grazie eines Humoriſten entgegen, machte einen der reizendſten Katzenbücklinge und ſagte: Wollen Sie nicht gefälligſt Platz nehmen?

Sie ſetzt ſich auf einen Divan und ich ſetze mich gegenüber auf einen Seſſel, der Dinge entgegenharrend, die da kommen ſollten.

An den erſten Worten, die ſie ſprach, erkannte ich eine junge Schöne.

Alſo jung! gut! Der Wuchs ſchlank! noch beſſer! Ein ausgeſprochener Typus von mollet: am beſten!

Ob ſie auch ſchön iſt? fragte ich mich, und antwortete mir: Schönheit vergeht, Molletät beſteht!

Die Unbekannte begann mit einer Introduction von Achtung, Hochſchätzung, Vertrauen, Bewunderung, die ſie zu mir bringen.

Ich antwortete, daß Achtung, Bewunderung u. ſ. w. allerdings vortreffliche, aber kalte Speiſen ſeien, mein Herz wäre an warme Speiſen gewöhnt: Neigung, Sympathie, Liebe u. ſ. w., jedoch weiſe ich ſie keineswegs zurück, ich wiſſe ſie zu ſchätzen, ich müßte alſo bitten, mir zu ſagen, was mir das Vergnügen verſchaffe, daß mir eine ſolche räthſelhafte Turandot dieſe „kalte Küche“ in's Haus bringe und ſelbſt ſervire.

Die Sache verhielt ſich alſo. Sie hatte großes Vertrauen zu meiner Discretion, zu meiner Galanterie und zu meinem Geiſte. Bon! Sie hatte ferner die Ueberzeugung, daß ich die Liebe kenne. Bon! Aber wie! Ach! Sie hatten ferner die Gewißheit, daß ich einer Dame eine Bitte erfüllen werde! Bon! Ein Mann ein Wort! Eine Dame eine Bitte! Kurz, um nicht lang zu ſein, es handelt ſich um einen „Liebesbrief.“

Die Dame hatte einen Geliebten; einen Geliebten, d. h. geſtändlich: einen. Er hatte auch eine Geliebte, d. h. geſtändlich: eine. Alſo er hatte, ſie hatte.

Aber ſein „Haben“ hatte ein „Soll“, — er ſoll nämlich noch eine Geliebte haben! — Beiſpiellos in der Weltgeſchichte!

Sie hatte alſo einen Geliebten und eine Nebenbuhlerin. Das iſt zu viel für eine Perſon!

Was thut ein Frauenzimmer im erſten Anfall von Eiferſucht? Sie ſchreibt, ſie ſchreibt einen langen Brief, einen Murphy, ſie ſpickt den Murphy mit „Treuloſer,“ dann ſpickt ſie den Treuloſen mit „Verräther,“ — kurz, ſie ſchreibt Stecknadeln, taucht ſie in kohlenſauren Eiferſuchtsſtoff, bedient ſich der Kleckſe als Fragezeichen, nimmt ausgeraufte Haare zu Bindezeichen, gießt als Streuſand Thränen darauf und ſiegelt das Ganze mit der Deviſe: „Ich kratz' Dir die Augen aus!“

Sie hatte ihm einen ſolchen Murphy geſchrieben, er ſchrieb ihr einen Gegen-Murphy. Sein Brief war aber etwas geſalzen. Es lag darin etwas Süßes, das einen bittern Geſchmack hatte, etwas Zärtliches, das wie Bosheit ausſah, etwas Treueverſicherung, die wie Hohn ſchmeckte, kurz, es war eine lange Sauce mit bitterem Wurzelwerk.

Auf dieſen Brief nun möchte ſie eine Antwort ſchreiben, die nicht nur ſich, ſondern auch ihn gewaſchen hat. Dieſe Antwort ſollte alle mögliche feine Bosheit, alle bitter verletzende, alle herzzerſchneidende Ironie, den giftigſten Witz enthalten; einen ſolchen Brief bringe ſie nicht zuſammen, ſo könnte nur ich allein ſchreiben! Sehr ſchmeichelhaft!

Sie bat mich alſo, ihr einen ſolchen Brief zu verfaſſen; ſie wollte mich ſo belohnen, daß ich gewiß zufrieden ſein werde.

Ich ſtellte ihr vor: erſtens, daß ich kein Gelegenheits-Scribent bin, zweitens, daß mir meine Zeit zu kurz für ſo dringende Arbeiten iſt, drittens, viertens, fünftens und hauptſächlichſt, daß ich zwar nicht abgeneigt bin, einer Dame eine ſolche Gefälligkeit zu erweiſen, daß aber natürlich von einer Belohnung keine Rede ſein kann, als höchſtens von der, das Geheimniß mit einem Schleier zu bedecken, aber mit dem Schleier, der ihr Antlitz verhüllt!

Sie weigerte ſich. Ich dachte: es fällt kein Schleier auf den erſten Hieb!

Ich ſagte alſo zu, ihr als Briefſteller zu dienen, gelobte Schweigen, empfing den Gegen-Murphy aus ihren Händen, den Brief, den er ihr ſchrieb und von dem die Unterſchrift ausgekratzt war, von denſelben Händen wahrſcheinlich, die beſtimmt waren, ihm die Augen auszukratzen. Ich bat ſie, am andern Morgen wieder zu kommen, da ich das Schreiben dictiren müßte, weil meine Handſchrift durchaus unleſerlich iſt. Nach einigem Sträuben ſagte ſie das zu und empfahl ſich. Beim Abſchied angelte ich nach ihrer Hand, ſie zog den Handſchuh ab, es war das ariſtokratiſchſte Patſchhändchen, das es geben kann! Klein und zart und heiß wie ein Brathuhn im Mai, und weiß und weich wie Baumwolle.

Ach! rief ich aus, meine Holde, und er liebt eine Andere! Das iſt nun meine Sache! Der Treuloſe ſoll von mir bei langſamem Feuer gebraten werden, bis er ganz mürbe zu Ihren Füßen ſinkt, und wenn er ſo tief geſunken iſt, dann rächen Sie ſich, wie es einem edlen Herzen geziemt, — heben Sie ihn auf, auf ſpätere Zeit, und rächen Sie Sich an ihm durch die Liebe zu einem Poeten!

Sie lachte, ſchlug mich mit ihrem Fächer zum Narren und entfernte ſich.

Das erſte war nun, daß ich meinem Bedienten ſagte: Wenn morgen dieſe Dame wieder kommt, poſtirſt Du Dich unten am Hausthore und folgſt ihr beim Fortgehen, um zu ſehen, wohin ſie geht. Ich fing darauf zum Briefſtellern an.

Im Puncto Liebe gibt es keinen ehrlichen Menſchen, keinen Charakter, keinen Tugendhaften! Vertraute, Freund, Bruder, Schwager, Herr, Gebieter, Alles wird betrogen, betrügt, wenn es ſich um Liebe erhalten, um Liebe vergeben, um ſein Glück zu machen handelt.

Ich hatte nur ein Intereſſe dabei, die beiden Leutchen auseinander anſtatt zuſammen zu bringen. Ich ſalzte und pfefferte das Schreiben wie ein Paprikafleiſch, ich ſchnitt Hohn, Spott, Auslacherei u. ſ. w. hinein, ließ aber nur einige Liebesrückfälle zwiſchen durchſcheinen, kurz es war ein Meiſterſtück von einem Uriasbrief.

Am andern Morgen kam meine Turandot wieder. Sie hatte ſich heute, wie der Wiener ſagt, angelegt zum Entzücken, es wurde mir ganz wirblich. Sie war noch immer dicht verſchleiert, als Entſchädigung aber ſahen Hals und Schultern deſto offener in's ſchöne Leben hinein, und ich konnte ermeſſen, wie tief ihr der Schelm im Nacken ſitzt. Die Harmonie der Formen trat heute reizender und einladender hervor, das Haar quoll molleter aus ſeiner Haft, kurz es war periculum in mora!

Noch immer dieſer menſchenfeindliche Schleier!

Ich glaubte, beim Dictiren würde ſich der Schleier verrücken, aber nicht im Geringſten.

Sie ſaß an einem Schreibtiſche und die ſchöne Hand ſchrieb zum Wahnſinnigwerden. — Es gibt nichts Pikanteres, als ſo ein zauberiſches Elfenbeinhändchen kritzeln zu ſehen.

Sie war von meinem Briefe ganz entzückt, ich hatte alle Erwartungen übertroffen! Das, ſagte ſie, wird ihn wurmen! — Mein Brief war alſo Wurmſamen!

Vergebens bat ich vor ihrer Entfernung um einen Blick in ihr holdes Antlitz! Kein Erbarmen! Sie legte ein kleines, allerliebſtes Silbernetz-Börschen auf meinen Tiſch, eigene Handarbeit, wie ſie ſagte; mein Weigern nützte nichts, noch einen Handkuß, der Handkuß rutſchte aus und ſtolperte auf die Alabaſter-Schulter, bei dem Stolperer blieb es, ſie entfernte ſich mit dem Droh- und Brandbrief.

Mein Diener kam zurück und brachte mir die Nachricht, daß ſie nach der Seilerſtätte ging, dort wartete eine Equipage mit ſolcher und ſolcher Livrée, ſie ſtieg ein und der Wagen rollte fort.

Das Börschen war allerliebſt, kleine Silberringelchen in einander geſchlungen, rothſeidenes Futter und des Pudels Kern — 30 Ducaten. Ich beſitze ſie noch, nicht die Ducaten, aber die Silberringelchen ſammt Roſafutter.

Im Drange anderer Liebesgeſchäfte trat dieſe Geſchichte ſchon faſt ganz aus meinem Gedächtniße, als ſich ein Herr bei mir melden ließ, der nicht genannt ſein wollte.

Als er eintrat, erkannte ich den Grafen *** — Er grüßte mich, ſagte, er habe eine Bitte an mich; ob ich ihn kenne? Ich ſagte: Ich habe nicht die Ehre. — Deſto beſſer, entgegnete er und rückte mit ſeinem Anliegen heraus.

Er geſtand mir, daß er eine amour mit einer Dame habe, die Dame ſcheine eiferſüchtig, ſie ſei von unbändigem Temperament (eigene Worte) — im Haß wie in der Liebe eine Pulver-Rakete (eigene Worte) — ein ſuperbes Weib (eigene Worte) — aber unausſtehlich, wenn ſie den Koller (eigene Worte) bekömmt.

Von dieſer Dame habe er vor einigen Tagen eine Antwort auf ein Schreiben bekommen, zwar ſehr geiſtreich, aber maliciös wie nur ein enragirtes Weib ſein kann, wenn ſie von der Eiferſucht flankirt wird. Dieſen hölliſchen Brief ſo recht hölliſch und maliciös zu beantworten, ihn ſo recht mit ſeiner Beitze herzurichten, ſo daß ſie vor Aerger alle ihre Nippſachen zerſchmettert, das könne er nun nicht, dafür gibt's nur Einen Menſchen und das iſt der Saphir, nur der Saphir kann einen Brief ſchreiben, der bei aller Politeſſe doch tief in's Blut geht und die Eingeweide zuſammenzieht!

Ich wußte nicht, ob ich für's Compliment danken ſoll. Kurz, der Herr Graf hatte zu mir Zutrauen, zu meiner Feder, zu meiner Discretion u. ſ. w.

Ich that ganz dumm, ſtellte mich als ob ich ihn nicht kennte, und ich hätte mich — da er keine Dame war — nicht dazu bereit gefunden, wenn ich nicht ſogleich gewahrt hätte, daß ich meinen eigenen Brief zu beantworten bekomme, und daß ſich dadurch noch eine visite de répondence von der Dame einſtellen könnte. Ich ſagte alſo nach einigem zimperlichen Weigern zu.

Er nahm nun den Brief heraus — meinen Brief, las ihn mir vor und unterbrach ſich nur mit Ausrufungen: Was ſagen Sie zu dieſer Malice? — Dieſe ſeine giftige Katze! u. ſ. w.

Dann bat er um ſchnelle Erfüllung ſeines Wunſches, ſagte eine noble récompense zu und entfernte ſich, nachdem ich ihm die Antwort auf morgen zuſagte.

Ich ſetzte mich alſo nieder und ſchrieb an mich. Ich richtete das Schreiben ſo ein, daß ich es leicht wieder beantworten konnte, denn ich ſah voraus, daß ich auf die Antwort an mich wieder antworten werde. Ich ſtrich Schwefel und brennendes Pech in die Zeilen, Lauge und ätzende Säure. Ich wollte die Verſchleierte aus der Contenance bringen, ich wollte das Pulver-Raketel in die Luft ſprengen.

Am andern Tage holte der Graf die Replik ab, fand ſie über alle Maßen superbe und pénétrante und zählte 20 Ducaten auf. Die Nöthigung war unnöthig.

Ich wartete nun die Exploſion ab.

Ich täuſche mich nie! Nach zwei Tagen kam die Verſchleierte wieder. Ich hatte mir ſchon vorgenommen, ihr den Brotkorb höher zu hängen. Ich legte ihr Silberbörschen in Bereitſchaft, füllte es, da die goldenen Inwohner ſich auf Reiſen befanden, mit kupfernen aus, um das Anſehen des Embonpoint aufrecht zu halten.

Ich küßte ihr zärtlich die Hand, der Kuß wollte wieder ausrutſchen, allein ein Witz gelingt nicht zweimal hinter einander!

Es iſt ein Glück, meine Holde, daß Sie kommen, ſchon wollte ich in die Zeitung ſetzen, eine Dame ſolle eine vergeſſene Geldbörſe u. ſ. w. abholen laſſen.

Ich ſtellte ihr vor, daß ich nur ausnahmsweiſe ihr einen Brief verfaßte, aber nicht um ſchnödes Gold!! — Ich bin kein Gelegenheits-Scribent, aber einmal iſt keinmal, ich thue es nie wieder u. ſ. w. Sie zog ganz gelaſſen ihre Handſchuhe aus! Die Falſche! Sie wußte, daß, wenn dieſe Hand vom Leder zieht, ich ſchwach werde! — O Frauen! Frauen!

Als ob ich gar nichts geſagt hätte, entfaltete ſie den Brief und ſagte: Da ſehen Sie, was mir der Mann geantwortet hat, jetzt müſſen Sie ſchon wieder fortfahren mir beizuſtehen. Er führt eine Feder wie ein Raſirmeſſer, der können nur Sie entgegnen!

Nehmen Sie den Brief, fuhr ſie fort, indem ſie ihn aus dem Buſen zog. — Mit der Enveloppe, wenn ich bitten darf, war meine Antwort.

Sie ſchlug mich wieder mit ihrem Fächer zum Narren. Sie las mir meinen Brief vor und unterbrach ihn ebenfalls mit Bemerkungen.

Ich beſtand auf zwei Bedingungen: Zurücknahme der Ducaten und Entſchleierung. Ich war zwar feſt entſchloſſen, mit mir handeln zu laſſen, auf der Zurücknahme nicht zu beſtehen, aber auf der Entſchleierung.

Welche Weigerungen! Welche Sträubungen! Aber wenn der Mann nur eine gute Zunge hat, wenn man nur reden kann, vom Reden zum Ueber-Reden iſt nicht weiter als vom Muth zum Ueber-Muth!

Es gelang mir, den Schleier zu heben, den ich ſogleich über das undſoweiter decke.

Es war ein kühnſchönes Geſicht! Ein- und unternehmend voll, rund und friſch wie eine Centifolie, Augen wie die Pulver-Raketeln, Lippen wie die Rothkehlchen und ein Ausdruck im Ganzen, der dem Plato ein lebendiges Dementi gab.

Ich könnte dem Leſer jetzt ein X für ein U machen und etwas aufſchneiden, aber ich bin in dieſem

Augenblick nicht Poet, ſondern Hiſtoriker; ich dichte nicht, ich referire. Dieſe Blätter ſind nicht für den Moment, ſie ſind für die Nachwelt geſchrieben; alſo die Wahrheit, keine Flunkerei auf Koſten des gelüfteten Schleiers. Der Schleier wurde beſeitigt, ebenſo das ſeidene Börschen mit dem metallenen Eingeweide und ich wurde wieder Briefſteller.

Ich ſollte nun dieſen Brief des Ungetreuen, dieſe Replik mit einer Duplik erwidern, ich ſollte die beißendſten Gewürze, die ätzendſten Witzgifte, die packendſten Schröpfköpfe anbringen, ich ſollte den Mann in Ironie ſchmoren, in Hohn und Satyre wälzen und mit Spott begießen, aber der dépit amoureux, zu deutſch: die Abſicht der Rache des Stolzes eines beleidigten Weibes ſollte bei alle dem wie Oelaugen auf meinem gepfefferten Salate oben auf ſchwimmen.

Ich ſagte Alles zu, ich hatte keinen Willen mehr; am andern Tage ſollte ſie wieder erſcheinen und ich werde ihr dictiren. Dictando corrigere mores! — Aber das war noch nicht genug, ich ſollte ihr noch einen Brief verfaſſen!

An noch einen Geliebten? rief ich entrüſtet aus. — Nein, an der Geliebten der Nebenbuhlerin des Geliebten!

Die Sache fing an complicirt zu werden. Die Perſon, auf die ſie eiferſüchtig war, hatte auch einen Geliebten, — welche Perſon hat im neunzehnten

Jahrhundert keinen Geliebten! Dieſer Geliebte der Nebenbuhlerin ſollte durch dieſen Brief eiferſüchtig gemacht werden und erfahren, daß ſie — die Nebenbuhlerin — ſich von noch einem Geliebten die Cour machen läßt; daß ſie — ſchaudervoll! — ihm Rendez-vous gibt, kurz, daß ſie ein Herz mit einem ſeparirten Eingang hat, daß durch dieſen ſeparirten Eingang ein Separat-Liebhaber paſſirt und repaſſirt, daß — ſchaudervoll! — daß man ſie ſogar zwiſchen Abends und Morgens, wenn die Geiſterſtunde vorüber iſt und die Körperſtunde anfängt, will geſehen haben an einem Orte, wo man nicht geſehen wird, kurz, daß das keine bloße Intrigue, auf franzöſiſch „Tracasserie," auf engliſch „adventure" und wieneriſch „Techtel-Mechtel" iſt, ſondern, daß ſie, die Andere nämlich, eine intriguante Perſon, eine „fine fleur," auf wieneriſch eine „Abgedrahte" u. ſ. w. ſei.

Dieſe zweite Briefſtellerei an eine dritte Perſon ſtand nicht im erſten Vertrag vom Schleier, da müſſen neue Propoſitionen gemacht werden. Ich beſtand auf einer ferneren Abtretung eines kleinen Ländergebietes, auf einer theilweiſen Occupation, wenn auch nur bis zur Wiederbeſetzung von dem frühern Grundbeſitzer.

Wir arrangirten uns zuletzt à l'aimable, aber in Zucht und Ehren, kleine Conceſſionen erhalten die größeren Allianzen.

Ich hatte alſo am andern Morgen zwei Briefe zu dictiren. Mein Briefſteller-Talent entwickelte ſich mächtig und wunderbar!

Ich dictirte langſam, ſehr langſam! Sie ſchrieb ſchnell, ſehr ſchnell!

Aufrichtig geſagt, mir wurde die Affaire ſchon ein Bischen unbequem!

Es hatte für mich etwas Unbehagliches, ein Frauenzimmer, auch nur als Schreibmaſchine, anzuklagen und ein Bündniß zu ſtören. Allein wer A ſagt, muß auch B ſagen und ſo nach und nach bis zum W (Weh) und Z, wohinter gar nichts mehr kömmt.

Ich ahnte nicht, wie ich noch ſelbſt in dieſen Circular-Depeſchen perſönlich intereſſirt werden ſollte. Die beiden Briefe waren fertig, die Holde empfahl ſich, indem ſie mir eine kleine Buſennadel überreichte, und mir das Verſprechen abnahm, nicht nach ihrem Namen zu forſchen; ich verſprach das und hielt mein Verſprechen redlich, denn ich wußte ihren Namen ſchon.

Nicht jeder Briefſteller bekommt für drei Briefe 30 Ducaten, Silberbörschen, Buſennadel und etwas „Zibeben“ drauf!

Ich mußte alſo ein beſonderes Talent haben, oder vom Schickſal zum Briefſteller par excellence auserkoren ſein.

Und ſo war's auch! Am dritten Tage kam wieder ein Ungenannter, machte wieder viel Präambeln und — es kam mir ordentlich wie eine Comödie vom Schickſal vor — bot wieder mit tauſend Bitten und tauſend Reverenzen um ein „Concept“ zu einem Briefe an eine Geliebte! Es war zum Schlagrühren!

Der Bittſteller war diesmal ein reicher Kaufmannsſohn, er war der Geliebte der Nebenbuhlerin der Geliebten, an den ich, d. h. ſie, d. h. die Nebenbuhlerin, die einen Separat-Eingang in dem Herzen hat, welches er als einziger Bewohner zu bewohnen glaubte, geſchrieben hatte.

Der ſchlichte Kaufmannsſohn, als er den Brief erhielt, welcher ihn in Kenntniß ſetzte, daß in ſeiner ausſchließlichen Niederlage noch ein zweites Herz einmagazinirt wurde, ſchrieb ſogleich einen förmlichen Geſchäftsbrief an die Magazin-Inhaberin, er kündigte ihr das Lager auf und zeigte ihr an, daß er aus ihrem Herzen ſogleich ausziehen werde, da er kein getheiltes Herz will.

Die Kaufmannsſöhne haben geſunden Menſchenverſtand; auch wenn ſie lieben, bleibt ihnen das Geſchäft ganz die Hauptſache, ſolid, hin oder her!

Anders aber dachte ſie, die Nebenbuhlerin nämlich, die ſo fälſchlich von der Dame bei ihm verdächtigt wurde! Sie ſchrieb ihm einen „famoſen“ Brief! Einen höchſt romantiſchen, überſchwenglichen Brief, einen Murphy der Zweite! Lang und poetiſch, ſie ſchrieb Butter und Thränen, Ausrufungszeichen und Klekſe, Schwüre, O! — c und Ach! — c.

Der Sohn der heiligen Commerzia wurde gerührt, er wollte auf O! — e und Ach! — e antworten, aber er wußte ſie nicht herzurichten, zu garniren. Auch der ſchlichte Merkurjünger hatte blos zu mir Vertrauen, er machte nicht viel Umſtände und ſagte: Ich weiß, die Dichter brauchen immer Geld, auf eine breite Banknote kommt's mir nicht an.

Man kann ſich nicht klarer ausdrücken. Ich hätte ihm gerne eine geographiſche Frage vorgelegt, über den Grad der Breite und Länge dieſer Banknote, allein es wurde mir die ganze Geſchichte ſchon zu bunt, ennuyirte mich ſchon, — ich ſchlug es rundweg ab.

Ach! ſagte der junge Induſtrie-Knappe, leſen Sie wenigſtens ihren Brief und rathen Sie mir, man ſagt, Sie wären darin ein erfahrener Mann.

Ich zuckte ungeduldig die Achſel und mehr aus Ueberdruß als aus Aerger nahm ich den Brief, den ſeine Geliebte ihm ſchrieb, die Geliebte, die mein Brief als ihm ungetreu ſchilderte und — o! wie verſchlungen ſind die Wege der Vorſehung! wie ſeltſam kreuzen ſich Zufälle, Beſtimmung, Dummheit und Fatum! —

Ich ſah die Handſchrift des Briefes und — wer malt meine Ueberraſchung? — ich erkannte die Handſchrift eines Frauenzimmers, von welchem ich erſt vor einigen Tagen einen Brief voll von Liebes-

Schwüren, natürlich als Retour-Schwüre auf die meinigen, erhalten hatte!

Es war eine in Wien ziemlich bekannte Virtuoſin, die jetzt längſt von Wien fortgeheiratet hat; keine Schönheit, aber höchſt intereſſant, — keine Lucretia, aber auch mollet, — keine Speculative, aber eine Sammlerin — und wie die Sammler ſind, ſie haben oft Paſſion auf die wunderlichſten Exemplare!

Im Anfang wurde ich wahrſcheinlich roth, in der Fortſetzung wurde ich wahrſcheinlich blaß und am Schluß des Ereigniſſes wurde ich wahrſcheinlich wieder menſchenfarben. Aber mein Entſchluß änderte ſich, ich ſagte dem Kaufmannsſohn zu, ich wollte ihm etwas „aufſetzen," wie er es nannte, eine Antwort nämlich. Er war' höchſt erfreut und ſagte: Nur „recht dick! dick!" Ich lächelte, dachte an die Banknote und ſagte ebenfalls: „Nur recht breit, breit!"

Ich ſchrieb ihm ein Briefchen, das, wie ſo manches Product der Liebe, Hand und Fuß hatte! Ich miſchte von meiner eigenen Rancune, von meiner eigenen verletzten Eitelkeit ſo viel Prickelndes hinein, daß ſie genug haben ſollte.

Am andern Tag holte der Kaufmannsſohn den Brief ab, um ihm abzuſenden.

Ich fragte ihn, ob er dabei bleibe, die Ungetreue zu verlaſſen. Ja, ſagte er, aber ich will ihr noch einen Denkzettel ſchreiben.

Ich überredete ihn, daß er ihr am beſten ſeine

Verachtung bezeigte, wenn er gar nicht ſeine Handſchrift mehr darauf verwendete, ſondern ihr den Denkzettel ſchickte und dabei ſagte: Ich ſchreibe Dir gar nicht mehr ſelbſt, das biſt Du nicht werth, ich laſſe dieſe Zeilen von meinem Commis ſchreiben!

Ja, ſagte er, das iſt ein guter Gedanke! Das geſchieht ihr Recht. Ich ſchicke alſo Ihre Schrift ab!

Ich hatte darauf gerechnet, der Brief war fertig. Die Adreſſe, ſagte ich, müſſen ſie ſelbſt darauf ſetzen, da ich nicht weiß, wer und wo die Dame iſt. Er war ganz froh, ſteckte den Brief ein, nachdem er an einem Seitentiſch die Adreſſe auf den Brief ſetzte, ließ die „Fußſtapfen des Löwen,“ die breite Banknote, auf dem Tiſchchen liegen und ging.

Ich ſchwelgte in dem Gedanken, wie conſternirt, wie zermalmt Nina ſein wird, wenn ſie meine Handſchrift erkennen und den Zuſammenhang ahnen wird. Nina, ſo hieß ſie, es liegt keine Indiscretion darin, den Namen zu nennen, es gibt 10.000 Nina's in Wien. Ich ſchwelgte in dieſem Gedanken, allein der Menſch denkt, die Virtuoſin lenkt!

Ich ſaß auf meinem Divan, da wird die Thür aufgeriſſen, Nina ſtürzt herein, wirft ſich mit unbändigem Lachen an meine Seite auf den Divan hin und ruft aus: Saphir, das iſt himmliſch! das iſt ein köſtlicher Spaß! Der gute Junge hat ſich von Dir ein Concept machen laſſen? Und Du biſt wohl eiferſüchtig, Du Narr! Wenn man ein Geſicht hat wie Du und von einem Geſicht begünſtigt wird, wie das meine, da muß man nicht eiferſüchtig ſein, ſondern Gott für Alles danken, und nun, ſteh auf, fahren wir nach Haimbach!

Dabei zupfte ſie mich bei der Naſe, ſenkte ihre blauen Augen mannstief in meine Seele, zog mich vom Divan in die Höhe, ſtülpte mir den Hut auf und rief: Brummbär! — Und der Brummbär machte wie ſie es wollte! Das iſt die geprieſene Stärke der Dichter, der Männer! Aber ſie war zu reizend! zu toll! zu amuſant.

Am Wege fragte ſie mich: Wie breit war die Banknote? Ich machte ein Geſicht wie ein Schaf, wenn Philoſophie geleſen wird! Sie lachte! Du einfältiger Moriz, glaubſt Du denn wirklich, er werde mich verlaſſen! Heute Früh war er wieder bei mir und erzählte mir die ganze Paſtete! Aber hat er mir je etwas geſchenkt? - Nein! Haſt Du mir je etwas geſchenkt? Nein; Ihn will ich heiraten, Dich lieb' ich, Du Affe! Verſtehſt Du deutſch?

Daß doch der Menſch nie dümmer iſt als wenn er glaubt, er ſei recht geſcheidt! Daß doch die Männer nie ſchwächer ſind, als wenn ſie glauben, ſich ſtark gezeigt zu haben, und daß doch die Poeten nie proſaiſcher ſind, als wenn ſie eben recht poetiſche Momente hatten!

Hier endet meine Carriere als „Briefſteller,“ ich habe die Feder aufbewahrt, mit welcher ich für meine Briefe 50 Ducaten, eine Silberbörſe, eine Buſennadel, eine breite Banknote und einige ſüße Augenblicke erwarb.

Als Hiſtoriker muß ich ſchließlich mittheilen, die Dame mit den Silberbörschen iſt ſeitdem in eine andere Welt, und Nina in eine andere Reſidenz gegangen!

Ich gehe oft an dem Hauſe vorüber, wo die Dame wohnte, die Epheuranken, das Fenſter-Blumengehänge, die Farbenglasſcheiben ſind verſchwunden! Sic transit gloria mundi!

* * *

Humoriſtiſche Blätter.

Etwas über Blätter im Allgemeinen.

Ach! wie viel Blätter ſind nicht ſchon über Blatt und Blätter vollgeſchrieben worden! Welche Rolle ſpielen Blatt und Blätter nicht in der Welt und in der Menſchheit, vom kleinen Yſopblättchen des Kartenſpielers bis zu den großen Piſangblättern der Geſchichte und der Urzeit?! Das Univerſum mit ſeinen Morgenblättern und Abendblättern iſt ſelbſt ein überdecktes Iſisblatt, durch deſſen niegelüſteten Schleier wir blos das göttliche Motto: „Fiat lux" in ewiger Phosphorſchrift brennen ſehen. Die Natur iſt ein verſiegeltes Blatt, unzerbrechbar, mit ſympathetiſcher Dinte überſchrieben, deren Züge wir mit offenen Augen nicht enträthſeln können, und welches der freigewordene organiſche Aether nur im magnetiſchen Zuſtande eines geſteigerten Fühlens, in ſelbſt unbegriffener Halbanſchauung blos zu ahnen vermag. Der Menſch iſt ein bitteres Eichenblatt, an welches ſich von dem Geniſte der Schickſalswespen die Galläpfel des Jammers und des Kummers anſetzen, und aus welchen dann das bohrende Gallinſect in tauſenderlei Larven hervorbricht.

Das Leben iſt ein Krampfblatt, zu reizbar, um nicht bei dem leiſeſten Druck zuzuſchlagen. Die Freude, das Vergnügen, das Entzücken, ſind Ephemeriden, Flugblätter, über welche die Sonne nicht zweimal aufgeht, und nur das Leiden, das Unglück, der Schmerz, der Kummer ſind unverbrennbare Asbeſtblätter, ächte Theeblätter, die ſtets grün bleiben und immer von friſchen Thränen können aufgegoſſen werden. Unſer ganzes Daſein iſt ein bloßes Blättern im Lebensbuche. Glücklich der, dem die ungeduldige Parze es nicht in der Mitte aus der Hand ſchlägt, glücklicher der, dem das Glück vorlieſ't, und die ſchwierigen Stellen überſpringt, oder dem ein freundlicher Lebensgehilfe die Blätter umſchlägt, mit dem eine mitfühlende, gleichdenkende Seele die Seiten herablieſ't, mit den Zeigefingern der Liebe ihm die Zeilen beflügelt, ihm die dunklen Stellen erläutert und zugleich mit ihm es beſchließt! Aber Wehe dem Unglücklichen, dem das Lebensbuch ſteif und hartgebunden auf dem Leidensſchooße liegt, der allein kummervolle Nächte dabei durchwacht und mit geröthetem Auge es lieſ't; dem ein ſchwarzes Geſchick mit dem ſchweren Deutholze des Leidens drückend und langſam an den ſchwarzen Zeilen vorrückt, und welchen an dem kommenden nichts als die Seitenzahl mehr beſchäftigt! — das Geſchick, das Schickſal, das Glück iſt auch nur ein

Blatt, ein Lufthauch erſchüttert es, ein Luftſtoß wirft es ab; ein Luftzug — — und es rauſcht dahin! Und ſagt man denn nicht von jeder Umwälzung der Fortunakugel: „Das Blatt hat ſich gewendet?“ Es mag ſich nun von der Sonnenſeite zur Schattenſeite, oder verkehrt, wenden. Da wird manchmal aus dem Friedensblatte ein Uriasblatt, oder aus dem Neſſelblatt ein Roſenblatt, aus dem Trumpf-, Matador- und Stichblatt ein Verwerf- und Verſchiebblatt, oder aus dem leeren Buchbinderblatte der Armuth ein prächtiges Vignettenblatt des Reichthums. Gewöhnlich wenden ſich mit dem Blatte alle darauf niſtenden Inſecten, dieſe Schmarotzer der Menſchen- wie der Pflanzenwelt, mit um; die Sonnenſeite des Glücks brütet dieſe Inſectenwelt aus, und auf der Nachtſeite des Unglücks fallen ſie erſtarrt wieder ab.

Doch vermuthlich hat der Leſer auch hier ſchon ein Blatt umgewendet; und es könnte ſich von der humoriſtiſchen Cypreſſenblatt-Seite zur narkotiſchen Mohnblatt-Seite gewendet haben; ich ende alſo, indem ich nur noch dieſe Blätter der Gunſt aller hängenden, liegenden und fliegenden Blätter empfehle; vor allen den holden Leſerinnen, dieſen intereſſanten Intelligenzblättern unſerer Lebenszeitung, die ohnehin bei jeder Empfindungsſache gerne ein Blatt vor den Mund nehmen. Dann dem müßigen Leſer, der in Büchern und Roſen ſo gerne blättert und — entblättert, und zuletzt noch — pro forma — den regierenden Blättern aller Blätter — den kritiſchen Blättern.

Die Blattläuſe, vulgo Recenſenten

Indem ich mit dir, theuerſtes — nicht Mädchen! ſondern — Leſepublicum, eben von den kritiſchen Blättern rede, laſſe uns, wenn du eben nichts Beſſeres zu thun haſt, d. h. nicht zu ſchlafen, deine Friſur nicht zu machen, deiner Schönen die Buſennadel nicht zu ſtecken, oder ſ. w. dgl., die Thierchen hier betrachten, die ſich faſt an jedes hervorkommende Blättchen feſtſetzen, gewöhnlich Recenſenten, von mir aber, Kraft meiner mit ihnen angeſtellten Naturunterſuchung Blattläuſe genannt. Denn in der literariſchen, wie in der Pflanzenwelt, treiben dieſe Inſecten der untern Ordnung, deren Merkmal, nach Büffon, ein plattgedrückter Kopf iſt, ihr gleiches Unweſen. Sie fallen oft heerweiſe über das kleinſte Blättchen (welches ihre Nahrung ſein muß) her, ſo daß, wie Raff ſagt, der Nichtunterrichtete, der ſie Mehlthau nennt, glaubt, ſie wären über Nacht aus der Luft herabgefallen. Eine Blattlaus nimmt die Farbe des Blattes an, von dem ſie frißt, weiß, ſchwarz, roth, grün, blau u. ſ. w ; auch der Recenſent trägt ohne eigenthümliches Wiſſen blos den Wiſſensanſtrich desjenigen Blattes, an dem er eben nagt. Blattläuſe und Recenſenten haben gewöhnlich einen kleinen Kopf, einen Saugeſtachel und zwei Fühlhörner — Neid und Scheelſucht — zwiſchen den Augen. Die erſtaunliche Menge beider Gattungen kömmt wohl daher, daß beide, bei der Unanſehnlichkeit ihrer Geburten, oft in vierzehn Tagen ein Paar hundert Junge werfen.

Auch in Hinſicht ihrer Fortpflanzungsart haben Recenſenten wie Blattläuſe die eigene Ausnahme, daß ſie bald Eier in fremde Blätter niederlegen, bald lebendige Junge — kritiſche Broſchüren, — zur Welt bringen. Doch ohne Nutzen hat die Schöpfung kein Inſect hervorgebracht, auch die Recenſenten dienen, wie jene den Ameiſen, — der Literatur, id est den kleinhandelnden Journaliſten, zur täglichen Nahrung. Unter dieſen Thierchen unterſcheide ich wieder zwei Untergattungen, nämlich den Anonymus, ganz ohne Flügelſcheide oder Schilddecke, den ich blos „den Caſtraten“ zu nennen pflege; das was ihm fehlt, iſt gerade das, was ihn zum Manne macht, der Name nämlich oder die Zeugungskraft, für oder gegen Jemanden zu zeugen. Je höher der Caſtrat Sopran ſingt, deſto merklicher wird ſeine Impotenz. Weil dieſer ſich die Poeſie, die Literatur nicht kräftig anvermählen kann, ſitzt er wie ein Eunuche vor dem Muſenſerail, um wenigſtens Andern den Eingang ſtreitig zu machen. Nach dieſem kömmt der Pſeudonymus, oder nach meiner Terminologie, die „Schildlaus,“ weil er unter einem erborgten Schilde ficht. Der Pſeudonymus iſt ein künſtlich reſtaurirter Anonymus, ergänzter Caſtrat, das Namenſurrogat iſt blos für's Auge; die wirkliche Potenz, die Fruchtbarkeit iſt doch nicht da. Beide Gattungen, hinter deren Incognito kein Fürſtentitel, wohl aber ein Steckbrief des Parnaſſes ſteckt, verlangen, daß das Mönch- und Nonnenchor der Leſer und Leſerinnen nach dem Tone ihres Oberonshorns tanze, wenn ſie Jemanden mit dem flachen Lobdegen zum Ritter ſchlagen, oder andere wie Leipziger Lerchen auf den Tadelkiel aufſpießen.

Aber, lieber Leſer, glaube ja nicht, daß ich als Vorſichtsmaßregel, das Beckengeklapper meines Eifers zur Vertreibung dieſer Inſectenwolke von meinen Blättern erhob. Ich weiß zu gut, daß dieſes ſie, wie Bienenſchwärme, eher anlockt, und daß man im Gegentheil, wie vor gewiſſen Thieren ſich todt machen und den Athem anhalten muß, wenn ſie, ohne uns zu berühren, vorüberziehen ſollen. Doch wenn ich einmal das Acidum nitricum der Satyre in dem Federkiel habe, ſo höre ich nicht auf herumzufahren und überall wo ich nur die Wärzchen des Unrechts oder die Kinderſchwämmchen (Aphthae) der Thorheit erblicke, ſie anzutupfen und anzubrennen. Meine humoriſtiſche Kugelbüchſe ſtreckt aus den Doppelläufen des Humors und der Empfindung alles nieder, was eben über kreuz und quer über mein Gedankenfeld läuft. Wenn du mich, lieber Leſer, auf meinen Rinaldiniſchen Streifzügen mit ihren öftern Verkleidungen begleiten willſt, ſo mußt du ſchon darauf gefaßt ſein, mich bald als launigen Bilderkrämer und bald als andächtigen Eremiten zu erblicken; bald die Pointe der zugeſpitzten Satyre in einen glühenden Gefühlsſtreif zerfließen, und die Thräne der Wehmuth in meiner Feder plötzlich zum Hagelkorn des Spottes erſtarren zu ſehen. So will ich es auch verſuchen mit dir aus dieſen Blättern bald wie ihr Raſcheln und Ziſcheln unter den Sprüngen eines frohen Satyrs, wie ihr Flüſtern und Ringeln unter den Kreiſen der beweglichen, neckenden Hamadryade, und bald wie ihr Schwanken und Toſen und Rauſchen unter den ſchweren Tropfen der Thränenwolke, in regelloſem Gemiſche zu reden.

1.

Das Titelblatt.

Der Titel iſt bei einem Buche das, was das Antlitz bei einem Frauenzimmer iſt; wenn es nicht auffallend ſchön iſt, wird es bei allen Geiſtesvorzügen doch überſehen; hat man aber bei einem ſchönen Frauenzimmer auch eine ſchöne Seele gefunden, ſo überredet Einen die Eigenliebe gleich hinterdrein, man hätte ſich auch ohne Geſichtstitel oder Titelgeſicht, auch in den Geiſt des Buches oder in das Buch des Geiſtes verliebt. Ja ein Prachttitel iſt die eigentliche Pracht- oder Blutblume (Haemanthus) die auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, d. h. der guten Abſatzhoffnung, wild wächſt. Wie wenig der Titel (beſonders bei dem ſchönen Geſchlechte, auf welches Galanteriedichter wie Galanterieſchneider und Händler immer ſechsfache Rückſicht nehmen müſſen) dem Dinge entſprechen muß, mag, ohne das ſogenannte Prinz-Metall, welches nur ein mittelmäßiges iſt, auch das ſogenannte „Vergißmeinnicht“ beweiſen; bei ſeinem bloßen Namen wird allen empfindſamen Seelen ſchon weich ums Herz. Was würden aber unſere liebenswürdigen Damen ſagen, wenn ſie im Linné ein wenig blätterten — wie ſie gewöhnlich in Büchern und Herzen bloß blättern — und in der erſten Ordnung der fünften Claſſe das ſchwärmeriſche „Vergißmeinnicht“ mit dem etwas unſchwärmeriſchen Namen „Mäuſeohr“ bezeichnet fänden? Ein Titel ſteht bloß zur Ehrenwache, die nur blind geladen hat, da. Manche Titel kommen mir wie die Strohbündel vor, die ein Soldatenarmer General montiren und vor die Fronte ſtellen ließ: ſie imponiren. Aber der anrückende Leſer ſieht hinter der Titelmontur bald die literariſchen Strohbündel.

Eigentlich ſollte der Schriftſteller fragen: „Mein Herr, unter welchem Titel ſoll ich Ihnen ein Buch ſchreiben?“ Der Verleger ſieht nach, welche Gattung er am beſten abſetzte und ſagt: „So Etwas, wie das und jenes.“ Es iſt mir ſchon oft eingefallen, eine Charakteriſtik jedes Jahrgeſchmacks aus dem Titelhonig, das man dem Leſer ums Maul ſtrich, herauszuziehen. Gewöhnlich geben Schriftſteller, die mit ihrem Bischen Poeterei ſchon zu Ende ſind, große Titel, ſo wie das Militär höhere Titel annimmt, wenn es aus dem Dienſte tritt. Ein Humoriſt ſollte einmal die Worte auf der Aushängtafel jenes Seifenſieders — (deſſen Nachbar, auch ein ditto Seifenſieder, einen ganzen Wortſchwall auf ſein goldnes Schild ſetzte) „Allhier wird mit Gottes Hilfe auch Seife geſotten," zum Titel eines Buches nehmen.

Aber gilt unter den Menſchen denn nicht immer nur der Titel? und wie viele Menſchen ſind nicht ſelbſt blos Titelblätter, hinter denen gar keine vernünftige Zeile ſteht. Und muß denn nicht auch der Kopf ſich vor dieſen Titelblättern bücken? Es iſt charakteriſtiſch, daß gewöhnlich die brillanten Menſchentitelblätter zum allgemeinen Gebrauch noch einen „Schmutztitel" bekommen. Unſere Zeit, die an nichts ſo arm und karg iſt, als an „Mitteln," iſt an nichts ſo reich und freigebig, als an „Titeln." Auch an der Literatur iſt das Sprichwort: „Titel ohne Mittel," jetzt zum Wahlworte geworden. Der Titel iſt blos die Harpune, mit welcher der Autor und Verleger den Wallfiſch: Publicum, heranziehen, um ihm ſein Bischen Geldthran abzuzapfen.

2.

Das Roſenblatt.

Roſenblatt! zartes duftiges Sinnbild der Liebe! haſt du im erſten Kuß der auftauchenden Anadyomene ihr den Purpur von der liebeglühenden Lippe getrunken? Lagſt du an Luna's Wangen, als der Anblick des ſüßen Schäfers mit dem jungen Roth der Liebe ſie begoß? Oder errötheteſt du am Buſen der Unſchuld, als im Frühregen der erſten Liebesthräne ſich der Morgenſtrahl der jungfräulichen Scham in hoher Glut gebrochen? Roſenblatt! Liebesblatt! himmliſch emporblühend aus dem Dornenſtrauch unſeres Erdenlebens! Liebe! Königin im Reiche der Empfindungen, wie die Roſe im Reiche der Blumen! Trägt dieſes Beet voll Roſen nicht die Uniform deiner Regierung? Reden ſie nicht alle die ſtumme Sprache deines Herzens? Hauchen ſie nicht alle den lauen Athem deiner Empfindung, und ſind ſie nicht alle die Telegraphen deines Reichs? Siehe dies Knöspchen, das mit verſchloſſenen Lippen am dünnen Stengel hängt: iſt es nicht das Bild eines liebenden Kindes, in deſſen Buſen der Fruchtkern der Liebe noch ſtumm verſchloſſen liegt, und welches das Köpfchen, von dem Roſenwaſſer namenloſer Thränen beſchwert, an die Bruſt ſinken läßt? Dieſe halbgeöffnete Knoſpe, die in üppiger Jugendfülle den Jaſpiskerker ſprengt: iſt es nicht das Hervordrängen verſtandener Gefühle, das den Zündgipfel der Liebe durch das duftende grüne Flechtnetz der Hoffnung treibt? Und die volle, aufgeblühte, emporſtrotzende Roſe, die muthwillig ſich ſchaukelt am Gipfel des dornigen Stengels, iſt es nicht das Glühen und muthige Treiben beglückter Liebe, mit ſtets offenem Herzen und glühendem Antlitz, die auf den Dornen und Stacheln des Lebens luſtig und ſorglos dahintanzt? — Ach! und iſt denn die Liebe nicht eine hundertblättrige Roſe, ein Centifolium, eine gefüllte Zimmtroſe, von welcher jedes Blatt in officineller Kraft auf Herz und Geiſt wirkt? Wie reich ſind dieſe Blätter an Freuden und Wonnen! Wie kann man aus dem kleinſten Blättchen den labendſten Roſenhonig des Lebens preſſen! Wie verſchönert das Roſenwaſſer der Liebe, die Thräne, ein weibliches Antlitz! Wie lindern die Roſenpaſtillen und Conſerven der Liebe das Herzweh eines weſenloſen Sehnens! Wie ſüß iſt nicht ſelbſt der Roſenſchwamm der Liebe, die Eiferſucht, der Auswuchs dieſer heiligen Empfindung, der durch den Inſectenſtich des Argwohns ſich an ihr anſetzt! O ſelig, dem die Roſe der Liebe im Treibhaus des Lebens blüht! der wie die Roſenbiene in abgeſchiedener Stille ſich in ihren Blättern einbaut, und dem ſie in dem verjüngenden Mineralquell einer fleckenloſen Phantaſie in ewig veſtaliſcher Jugend glüht!

In unſerem Leben, dieſer beſchwerlichen Brockenwanderung, wo jeder ein Paar Worte ins Brocken-

und Lebensbuch einſchreibt, der Eine voll nichtiges Schmerzens, der Andere voll nichtiger Luſt, und auf deſſen Gipfel wir von der freigeſtreckten, weitbegränzten Ausſicht bloß die Sehnſucht nach einer weitern unbegränzten, unendlichen im Buſen davon tragen; in dieſem ewigen Vorwärtsringen füllt bloß die Liebe, wie die Vorſchule des zweiten Lebens, das ſehnſüchtige Herz, und mitten in den Quick- und Amalgamir-Mühlen der zerſtückenden Zeit und Endlichkeit, fühlt ein glücklich liebendes Herz nichts als — Unendlichkeit! Das unausſprechbar begeiſterte Weſen, in das uns die erſte Liebe verſetzt, dieſes vor- und rückempfindende Janusgefühl, iſt das Entpuppen unſerer Seele von todtſtarrer Raupe zum buntbeſchwingten Auroravogel, der mit ſeinen Pſycheflügeln das Höchſte erfliegt! Die taubſtumm geborne Seele wird auf einmal zur Polyglotte, und ſpricht, und hört und verſteht die Zungen aller Weſen und Pflanzen; und eine fortklingende Glockenleiter trägt unſer Geiſterohr auf harmoniſch ſich ineinanderkreiſenden Ringen an das jenſeitige Ufer; und eine Farbenbrücke trägt unſer inneres Auge in ſanften Verſchmelzungen hinüber zum ewigen Urborn alles Lichts und aller Farben! Wie auf dem Federdrucke eines Springbrunnens ſpringen plötzlich alle Kryſtallſtrahlen des Schönen, Guten, Edlen und Erhabenen höher und brauſender aus unſerm Herzen empor; und auf ihren hochſpringenden Schimmerſäulen tanzt der Widerſchein der Urſonne und des höheren Lebens, und ſällt in Demantſtaub und Farbenſplitter wieder in unſere Seele nieder. Wie vor einem Erdbeben ſich die Brunnen trüben, ſo trübt die Thräne, das verkündende Schneeglöckchen des nahenden Frühlings, vor dieſer Herzerſchütterung das heitere Auge, um es bald darauf zu beleuchten, wenn die Liebe ihren Triumpheinzug in unſer Herz hält; und ein leiſes Seufzen zieht, wie ein jubilirendes „Vivat,“ aus der Bruſt ihr entgegen und wir bringen ihr die höchſten Gaben, eine drückende Hand, eine erröthende Wange, ein ſchwimmendes Auge, ein klopfendes Herz, und ein — Roſenblatt, und ſagen: laß uns damit reden und — glücklich ſein! Denn, wenn wir nur ein Herz rein und wahrhaft lieben, ſo lieben wir ja alle Herzen und alle Weſen mit! das ganze All iſt uns ein Spiegelzimmer, eine tauſendſeitig geſchliffene Kryſtallglocke, welche, wo wir hinſehen, uns ein eben ſolches Herz zurückſpiegelt, und wir möchten das Weltall in einer Umarmung an den Buſen drücken, jedes lächelnde Kind, jedes fröhliche Antlitz umhalſen, vor jeder Blume niederknien, an jedem Bache lauſchen und fragen: ſäuſelt und rieſelt ihr auch gleich mir im ſüßen Treiben der Liebe? Wir wünſchten, wie Caligula, allen Unglücklichen nur einen Kopf, um ihr weinendes Auge auf einmal an unſere tröſtende Lippe legen zu können! Aber nur neben dem Keuſchlamme der Sittlichkeit, blüht die Purpurroſe der reinen Liebe; wahrhaft liebende Seelen fliehen den Verrathsaugenblick, in welchem die Sinne, wie Wilde, das Gold der Unſchuld für die Eiſendolche der Schuld hingeben.

I.

Das Neſſelblatt.

Ach warum wächſt die Blume des Glückes und der Freude ſo ſparſam im Leben? warum muß ſie ſorgfältig gepflegt und gezogen werden, wenn ſie ihre kurzen Blüthen treiben ſoll? und die Neſſel des Kummers und des Leidens wuchert tauſendfältig emporſchießend fort, und ſchlägt ohne unſer Hinzuthun ihre reichliche Stachelſaat über unſerem Haupte zuſammen? Warum ziehet ſich dieß Kerbkraut an unſeren Ziergebäuden und Luſtgärten hin, und wir können keinen Genußhalm pflücken, ohne von dem Neſſelblatte irgend eines Ungemachs oder einer Widerwärtigkeit gebrannt und geſtachelt zu werden? Warum hängt der Triumphmantel der Freude nur leicht und locker um unſre Schultern, und das thränennaſſe feingewobene Neſſeltuch des Schmerzes legt und wickelt und ſchmiegt ſich feſt an und um uns an, unherabbringbar, wie das Giftkleid der Dejanira! Neben jedem Genußpflänzchen treibt die Brenneſſel eines gewiſſen Leidens mit empor, und läßt die juckenden Blaſen einer brennenden Nachempfindung zurück. In jeder Freudendolde liegt ein Trauerinſect verpuppt und jede helle Lebenserſcheinung wirft einen dunkeln Schatten hinter ſich! So wird das Admiralſchiff unſeres Gefühls zugleich von dem Segelhauche der Freude und von dem Haarſeile der Wehmuth vorwärts gezogen! Eben inmitten der ſtrotzendſten Macbethtafeln der Luſt ruft's in uns: dorthin ſchaue, und zeigt auf die geſtaltloſe Geiſternähe einer uns unbegreiflichen Wehmuth! Eine ſüße, namenloſe Schmerzahnung iſt uns immer die dunkelblaue Aetherfolie des waſſer- und thränenſpielenden Juwels der Freude! So können wir keine ſchallende Feſtmuſik hören, ohne daß in uns das Grabgeläute und der dumpfe Ton der Leichentrommel mit anklingt. So ſehen wir, wenn vier liebende Arme ſich umſchlingen, die unſichtbare Hand der Parze, die dies ſchön durchflochtene Armband kalt durchſchneidet. So denken wir bei dem fröhlichen Reigen der Tanzenden an die mit Leichenzunder gefüllte Kugelbüchſe der Erde, und an den auffliegenden Tanzſtaub, der von dem großen Aſchenkruge unſerer Aeltern aufſtäubet! So wird uns oft die Societäts- und Pfaueninſel des Lebens zur ſtillen Inſel trüber Betrachtungen! Die Freude ſelbſt iſt nur eine iſolirte Inſel, eine ſchwimmende Cyklade im menſchlichen Leben; der Menſch muß ſich herausreißen aus ſeinem Wurzelorte und in ihr ſuchend nachziehn, nach ihr pilgern und wallfahrten und der Freudentag iſt juſt der Schalttag in ſeinen Lebensjahren, und die anderen ein Cyclus feſtloſer Werkeltage! Eben nach der Stille der größten Freudenergießungen und Taumelfeſte zieht ſich die Thräne eines ſehnſüchtigen bitterſüßen Strebens nach etwas Unbekanntem in unſer Auge, wie ſich das wohlthuende Augennichts nur an den obern Stangen der ausgegoſſenen Schmelztiegel anlegt; und eben aus den aufgeregten Luſtgebüſchen und frohbewegtem Schilfe des Entzückens holen wir den Nimmerſatt eines nie befriedigten, ewig wünſchenden Mangelgefühls nach etwas Höherm. Aber hat das Geſchick nicht dem Unglücke, wie dem Salamander, kühlende Tropfen gegeben, mit welchen es die Brennkohlen des Schmerzes abkühlt und tödtet? Blüht nicht in jedem Erdenleiden, wie auf der perſiſchen Seeneſſel, eine himmelblaue Blüthe: die Thräne, dieſe ſchmerzſtillenden Tropfen des himmliſchen Arztes? Der höchſte Grad Schmerz bleibt auf dem Siedpunkte der Unerträglichkeit kaum einen Augenblick ſtehen; auf die längſte Erdennacht des Kummers folgt immer eine kürzere und kürzere; die hochgehenden Wogen des Elends tragen uns im Sturme nur höher zum Himmel; und wenn wir alle unſere Wünſche über Bord geworfen, wenn alle Hoffnungsboote umgeſchlagen, und unſer ganzes Glücksſchiff zertrümmert iſt, drücken wir das rettende Brett deſto inniger und herzlicher an unſre Bruſt — die Liebe zu Gott!

4.

Das Lorbeerblatt.

Wir Dichter, oder auch nur Schriftſteller — ich ſage „wir“, denn ſitzt einmal unſer einer auf ſeinem Schreibſeſſel und führt die regierende Feder, oder dictirt er ſeinem Copiſten, der zugleich ſein Geheimſchreiber, ſein Siegelbewahrer, ſein Finanzminiſter und Barbierjunge iſt, zwei Zeilen in die Feder, ſo dünkt er ſich ſchon Potentat der Leſewelt, ſchreibt ſein „wir“ und ſpricht in ſeinen Handbilletten bloß „meine Liebden und Getreuen“ mit dem Leſer. Alſo wir Dichter und Schriftſteller werden wie gewiſſe Fiſche, z. B. wie-die Stockfiſche und Lachſe, am beſten mit und in Lorbeerblättern einmarinirt. Aber ſeitdem wir keine förmliche Reichslaureatur, keine von Gottes und Rechtswegen mit Lorbeern gekrönte Häupter haben, ſondern jede Literatur-Zeitung den Kleinhandel mit Lorbeerblättern treibt, jedes Journal einen Allaminuta-Handel damit errichtet, und uns nach Belieben in ihre Tonnen einſchlagen, mit Lorbeern einpöckeln, und an die Leſewelt verſenden; ſeitdem das literariſche Rom lauter Soldatenkaiſer, d. h. mit Gewalt dazu erhoben hat; ſeitdem hat jedes gekrönte Lorbeerhaupt mehrere Gegenkaiſer, die ihm die Krone ſtreitig machen, und indeſſen geht das Reich ſelbſt in Trümmer! Seitdem ſo viele Prätendenten der poetiſchen Königswürde in der Leſewelt herumirren, traut der Leſer dem parnaßeingebornen Kronerben ſelbſt nicht mehr, und unterſucht, bevor er den Huldigungseid leiſtet, mit vieler Strenge, ob er wirklich zur Regierung geboren, ob die wahren poetiſchen Kaiſertropfen und das echte, friſche Königsblut in ſeinen Adern, id est Zeilen, rollte. Der jetzige Leſer iſt ein curioſer Leſer, ein vertrakter Laudonsleſer, der das Letternregiment nicht nur die Revue paſſiren läßt, und ruhig auf ſeinem Seſſelgaul ſitzen bleibt, ſondern ihn hindert's gleich, wenn hie und da ein Knopf fehlt, oder die Montur ſchief ſitzt. Dem jetzigen Leſer genügt es nicht, daß ihm der Verfaſſer Morgens wie ein Kräuterſäckchen den nüchternen Magen wärme, daß er ihm Mittags, wie ein Stückchen Parmeſankäſe, oder wie ein Gläschen Danziger, die Verdauung befördere, oder daß er ihn des Nachts wie eine gefällige Circaſſierin mit aromatiſirtem Flanell in den Schlaf frottire, nein, die morlakiſchen Literaturzeiten, wo die Dichtkunſt Poſeſtrina und der Leſer treuherziger Probatino war, ſind vorüber; jetzt glaubt es der Leſer kaum mehr, wenn irgend einmal ein genialer oder energiſcher Fingerknöchelſchlag des Autors an ſeine Gefühls- und Gewiſſenspforten anpocht, er fährt auf und ruft bitterböſe: Wer da? Woher? Wohin? was pocht ihr mich auf, und wo iſt euer Muſencreditiv oder Beglaubigungsſchreiben, daß ihr mich verſehmen könnt, und die drei Späne von meinem Herzensſchloßthor hauen dürfſt?" — Nun legitimiren viele Schriftſteller ihre Parnaßabkunft durch ihre Werke eben ſo ſchlecht, wie viele Frauenzimmer, durch die Bemühung, recht liebenswürdig zu ſcheinen, aufhören, es nur im mindeſten zu ſein. Andere, die Narren, Verliebte und Dichter als ſprichwörtliches Kleeblatt kennen, wollen, wenn ſie nur die erſten zwei Zahlen an ihrer Gehirnſchiefertafel angeſchrieben finden, auch die dritte, nach der Reguladetri, heraus oder vielmehr herein nehmen. Ich meinerſeits bleibe originell, und ſchlage auch hier einen eigenen, vor mir noch unbetretenen Weg ein, um mein olympiſches Adelsdiplom zu beurkunden. Ich zeige nämlich eine Glatze, die ich das Loco sigilli des Apollo nenne, allen Ungläubigen als einen großherrlich beſiegelten Muſenferman vor, denn daß eine Glatze der echte claſſiſche Lorbeerboden ſei, iſt eine alte Sache, vide Cäſar, Socrates ꝛc. Eine Glatze iſt der natürliche Präſentirteller der Reichslaureatur, die Tonſur des Genies, da wie bekannt auf feuerſpeienden Bergen alle Vegetation aufhört. Auch die Flüſſigkeit, die etwa noch von einem Waſſerkopfe im Gehirn zurückblieb, verdampft eher ohne den Haardeckel; der Lorbeer liegt feſter auf, und eine Glatze oder die bis zum Wirbel und noch höher potencirte Denkſtirne ſetzt den Lorbeer als conditio sine qua non voraus, und nur eine falſche Scham hat vielleicht bisher junge Genies abgehalten, dieſen ihren Abonnementsſchein auf die Lorbeerkrone vorzuzeigen, und ſelbſt bei dem ſchönen Geſchlechte als ein goldenes Ehrenband und Lobnetz geltend zu machen. Denn die Frauen lieben nur die Glatze nicht, wie ſie ein Finnbläschen und Hitzblätterchen im Geſichte nicht lieben, ſo lange es unbedeckt iſt; kömmt auf dieſe aber ein Stückchen Engliſch-Pflaſter, und auf jene eine Doctorperücke oder ein Heldenkranz, oder ein Dichterlorbeer, ſo werden beide Erhöhungsmittel der Schönheit, anziehende Reizmittel; lockende Schön- und Ehrpfläſterchen, und manche fliehende Spröde iſt mit dem Abſalonshaar an dem haarloſen Lorbeerbaum hängen geblieben. Meine Glatze wird alſo die Leſergilde ſchon als Lehr- und Meiſterbrief des Muſengottes gelten laſſen. Wenn ich nun noch hinzuſetze, daß meine Geliebte einen Namen trägt, der mich allein zum Dichter creirt, als z. B. Laura zum Petrarch, Lenore zum Taſſo, Cidli zum Klopſtock, Molly zum Bürger u. ſ w., und daß mir ſtets etwas an den Kleidungsſtücken mangelt, ein Knopf fehlt, oder ſo etwas, daß ich, wo ich immer ſei, immer einen Handſchuh oder die Doſe, oder das Schnupftuch vergeſſe, und was ähnliche Muttermaale der Muſenkinder mehr ſind, ſo zweifelt wohl Niemand mehr, daß das poëta u. ſ. w. kein Spaß bei mir iſt. Meine Geliebte ſelbſt iſt ſchon von meinen Anſprüchen auf einen bedeutenden Büſchel Lorbeerblätter ſo überzeugt, daß ſie ſich ſchon kindiſch auf ihre Mitlaureatur freut, und den Augenblick nicht erwarten kann, in welchem ſie unter die Haube und unter den Lorbeer kömmt. Wird gewöhnlich ein Weibchen, wie es unter die Haube kommt, um einen Kopf größer, ſo wird es ein Dichterweibchen um zwei: ſie nähme nicht nur ſeinen Familien-, ſondern auch ſeinen Dichternamen und Titel an, und ließe ſich, wie man „Frau Geheimräthin," „Frau Forſtmeiſterin" ſagt, auch gerne „Frau Idyllenſchreiberin", „Frau Trauerſpieldichterin", oder „Frau Ueberſetzerin" heißen. Sie hinge nicht gerne ſein Bild, ſondern auch die Titelblätter ſeiner Werke als Putz und Garnitur auf ihre Staatskleider. Aber man würde ihnen Unrecht thun, wenn man es Eitelkeit oder Stolz auf fremde Verdienſte hieße; ſie bringen damit eigentlich nur ſich ſelbſt Weihrauchopfer, indem ſie ſtets ſagen wollen: der gute Geſchmack ſelbſt, die Dichtkunſt, die Poeſie hat ſich in mich verliebt!

◆

Memoiren einer Zeitgenoſſin.

(Aus den hinterlaſſenen Papieren einer Fliege.)

Ich bin von Geburt eine Deutſche und meine Vaterſtadt iſt eine große Reſidenz. Dieſe liegt an einem Fluße, dem es eben ſo an Waſſer fehlt, wie meiner Vaterſtadt an Wein. Mein Vater iſt unter ähnlichen Fliegen in dem Antichambre der Großen aufgezogen worden, hat aber wie andere zweibeinige Fliegen ſchmarozt und geſummt, geſummt und ſchmarozt. Meine Mutter, von dem alten Geſchlechte der Stechfliegen, war bei dem Zollweſen angeſtellt und ſaugte ſich am Blute der Menſchen voll. Plötzlich fiel mein Vater, nicht in Ungnade, das wäre noch zu verſchmerzen geweſen, aber in den Wein von Sereniſſimus und endete ruhmlos; meine Mutter zog ſich über den Zollverband eine Gemüthskrankheit zu und ſtarb. Ich blieb als eine arme Waiſe zurück. Dem Pupillen-Collegium ſchien ich keine vortheilhafte Partie, ich war alſo genöthigt, mein eigenes Amt zu ſuchen. Ich zog gerade zu in eine entlegene Straße, wo ich auf Gaſtfreundſchaft eher als in den erſten Straßen rechnen konnte. Ein halb offenes Fenſter zog mich an, ich flog in ein kleines Gemach, und nahm auf einer Toilette, auf einem Zahn eines ausgebrochenen Kamm's, welcher zwiſchen einem Riechfläſchchen und einem Bündel feiner Locken lag, meinen Platz ein. Auf dem Tiſche darneben lag Ekartshauſen Gebetbuch und ein Theaterbillet. Auf einem niedlichen vis-à-vis ſaß ein junges Mädchen und neben ihr ein junger Mann, der ihre Hand feſthielt. Die Augen des Mädchens waren niedergeſchlagen, lange, ſchwarze Wimpern bedeckten ſie. Auf den Wangen lag die Morgenglut des Tages, die Lippen, halbgeöffnete Roſenknospen, waren von dem Reiz der erwachten Natur angeglommen, dunkle Locken wühlten wollüſtig auf dem Flaum des ſchneeigen Nackens und der wallende Buſen ſtieß unwillig an die leichte Hülle. Der junge Mann ſprach dringend und feurig, bittend und girrend. Ich konnte nicht alles verſtehen, ich flog daher auf ein Heiligenbild hin, welches über dem vis-à-vis hing. „Süße! Einzige!" flehte der Jüngling, „nur ein Lächeln ſage mir, daß du mich erhörſt, nur ein einziges himmliſches Lächeln dieſes göttlichen Mundes, und ich bin der Glücklichſte!" Sie ſchlug langſam die Augen auf, eine feuchte Glut ſchwamm in denſelben, der üppige Himmel der Erhörung hing niederſinkend an den Augenlidern und auf ihren Wangen beleuchtete ein tiefes Roth den letzten Kampf der Liebe und Scham. „Nur ein einziges Lächeln!" bat er nun noch inniger, ich hatte

Mitleid mit ihm, flog auf den weichen, niedlichgeſpitzten Mundwinkel des reizenden Mädchens hin, ſcharrte mit meinen Füßen, — — ſie lächelte, — er ſprang beglückt auf, und ich gewann kaum Zeit, noch durch das Fenſter, welches er eben zumachte, hinaus zu kommen und das Freie zu gewinnen. —

Ich flog irrend herum, meine Seele war von der eben erlebten Scene noch ganz voll. Hier werden ſich die Philoſophen etwas ſtreiten, ob die Fliegen auch eine Seele haben. Da man in eigener Sache kein Richter ſein kann, wenn man nicht zufällig dreimalhunderttauſend bewaffnete Mann als juridiſche Beweisgründe mitbringen kann, ſo kann ich nichts darüber ſagen, aber ich glaube, ich muß doch eine Seele haben, denn „ich bin ich“ und ich „ſetze mich ſelbſt,“ zuweilen ſogar dem Sultan auf die Naſe. Ich mochte ungefähr ein paar Minuten planlos herumgeflogen ſein, als ein zierlicher, bejahrter Herr vor mir herging, welcher eine Düte Bonbons in der Hand trug. Ich ſetzte mich in eine der vielen Falten, welche oben am Schluß der Düte ſich befanden, und ließ mich von meinem alten Manne forttragen. Er ging in ein Gartenhaus, durch einen langen Corridor, über ein weitläufiges Vorzimmer in ein dunkles Gemach. Hier verblieben wir im Dunkeln einige Zeit, endlich raſchelten ein paar Pantöffelchen. „Sind Sie da, Ehrwürden?“ fragte ein Stimmchen dem ich das Stubenmädchen ſogleich anhörte. „Ja, mein Döckchen!“

ſummte ein gedämpfter Prieſterbaß. Die Kleine führte uns noch in ein anderes, warmes, wohlbeleuchtetes Zimmerchen. „So, mein Mäuschen!“ ſagte der ehrwürdige Herr, indem er mit der heiligen Hand um das blühende Kinn des allerliebſten Kammerkätzchens fuhr, — „ſo, hier hab’ ich dir auch gebrannte Mandeln mitgebracht und das Kleid bring’ ich dir morgen.“ — Er zog ſie auf eine Ottomane nieder. „Haſt du,“ — fuhr er fort — „die Miniſterin bearbeitet? Es liegt mir alles daran, daß der junge Z. aufs Bureau Seiner Excellenz kommt, ſie macht alles, ſie muß ihn anempfehlen“ — Euer Ehrwürden, ich habe ihr geſagt, daß der junge Z. alle Abende im Theater aus einem Winkel nur nach ihr ſehe, und daß er gerne ein Unterkommen auf irgend einem Bureau haben möchte; Sie will ihn Seiner Excellenz vorſchlagen, allein der vertrakte X. aſpirirt auf dieſen Platz. — „Der iſt es eben, Mäuschen, der darf nicht hin; du kannſt ihr ſagen, der X. habe geſagt, ſie hätte falſche Zähne, he Mäuschen?“ Se. Ehrwürden begannen nach und nach mit den Händen zu ſprechen; da bewegte ſich etwas im Nebenzimmer. Sachte! ſtille! ſagte das Mädchen. Da flog ich gerade Sr. Ehrwürden an den Naſenflügel hin, er mußte laut nießen. „Verdammt!“ rief er, ich aber flog immer von neuem heran und Sr. Ehrwürden nießte wie ein Ungewitter. Ach, lamentirte das Stubenkätzchen, Euer Ehrwürden nießen mich ums Brod und um den

Dienſt! Sie löſchte das Licht aus, ein Nebenzimmer öffnete ſich, und ich gewann Zeit, mich auf eine hübſch gekräuſelte Perücke, die auf einem Napoleonskopfe aufgeſtülpt war, niederzulaſſen. Ich ſaß ganz bequem in einem kleinen Löckchen einer Miniſterperücke und that mir nicht wenig darauf zu gut, mit einem ſolchen Kopfe in naher Berührung zu ſtehen. Se. Excellenz, die ſich die Perücke aufſetzten, arbeiteten eben an einem Entwurfe, die Leibeigenſchaft in conſtitutionellen Staaten herzuſtellen. Se. Excellenz lächelten wohlgefällig, ſahen in den Spiegel, lächelten noch einmal und arbeiteten weiter.

Die Leibeigenſchaft wurde mit den poetiſchen Farben geprieſen; der Aufſatz war fertig. Se. Excellenz wollten eben ſchließen, als ich an ſeinen Finger herankroch. Dieſer Kitzel machte, daß Se. Excellenz einen großen Klecks ſtatt Dero hohen Namen hinzeichneten! Welch' ein Unglück! Ach, wie vielen Ländern iſt nicht ſchon oft ein miniſterieller Klecks angehängt worden, daß ſie ein halbes Jahrhundert daran zu radiren hatten! Se. Excellenz wollten mich mit einem miniſteriellen Schlag auf einmal tödten, allein ich ſaß ſchon wieder in ſeinem zierlichen Lockenbau und da war ich ſicher. Se. Excellenz radirte den Klecks aus und trugen ihn, nicht den Klecks, ſondern den Entwurf zu Seiner Durchlaucht, dem regierten Regierenden!

Sereniſſimus waren in übler Laune, Allerhöchſtdero Kopf lag auf Allerhöchſtdero Hand und Allerhöchſtdero Augen ſahen auf Allerhöchſtdero Fußſpitze. Es muß etwas Betrübendes vorgegangen ſein. Allerhöchſtdero Jagdhund ſind vielleicht unwohl, oder Allerhochſtdero Maitreſſe ſchmollen. Kurz Sereniſſimus waren unmuthig. Seine Excellenz nahten ſich und machten einen Knicks bis zu Allerhöchſtdero Nabelgegend und ſtellten Allerhöchſtdero väterlichen Regentengüte vor, daß das Wohl Allerhöchſtdero Unterthanen es nöthig machte, daß die Leibeigenſchaft im Laude eingeführt werde. Sereniſſimus dachte eben vielleicht an die Eigenſchaft eines Leibes, verwechſelte dieſes mit Leibeigenſchaft, und wollte nicht recht daran gehen, den Vorſchlag zu unterſchreiben. Se.-Excellenz ſtanden da wie in Todesangſt, ich hatte Mitleid mit ihm, flog auf Sereniſſimus Dintenfaß, tauchte meinen Fuß in die Dinte und zog mit demſelben unter den Vorſchlag einen Halbzirkel (C); Sereniſſimus ſahen, es war ſein Anfangsbuchſtabe. Die Götter hatten geſprochen, er unterſchrieb. Mit Gewiſſensbiſſen belaſtet flog ich in Sereniſſimus Halskrauſe zurück und hielt mich da verborgen. Am andern Morgen flog ich mit Sereniſſimus zu Allerhöchſtdero Lieblingsſchauſpielerin. Hier fand ich Süßigkeit in Hülle und Fülle und ſetzte mich auf ein Glas Cyperwein, welcher für ſie eingegoſſen war. Sereniſſimus hatte eben geruht, die niedliche Prieſterin verſchiedener Göttinnen in Unruhſtand zu verſetzen, als mehrere Steine durch das Fenſter in das Zimmer flogen. Es waren die erſten zarten Vorwürfe der Leibeigenſchaft an Sereniſſimus. Das Volk des kleinen Ländchens fing an die Aeuglein aufzuſchlagen, und ſie begleiteten ihre Vorſtellungen an Sereneſſimus mit einem beredſamen Steinregen. Solche Petitionen pflegen guten Eindruck zu machen. Sereniſſimus geruhten ſich auf Allerhöchſtdero Füſſe zu machen, und durch Allerhöchſtdero eigenen Gaſſenkoth aus der Stadt zu entfliehen. Se. Excellenz wurden von der Liebe des Publicums um einige Ellen höher befördert, und ſein luſtiges Palais erhielt die Ueberſchrift:

„Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht!“

Allerhöchſtdero Maitreſſe aber lag in Allertiefſtdero Ohnmacht, Krämpfe ſchnürten ihr den Hals zuſammen, das Stubenmädchen goß ihr in der Eile den Cyperwein ein, ich hatte nicht Zeit, mich zu retten, ich kam ihr in die Gurgel, dieß verurſachte ihr einen Reiz, ſie erſtickte, indem ſie mich auch vollends erwürgte!

So war ich kleine Fliege erſt Urſache an dem Fall eines Mädchens, dann an dem Fall eines Deſpoten und endlich fand ich den Tod, indem ich einer anderen Fliege den Tod gab.

Hier endete das Manuſcript, hier ende auch ich

* * *

Là bas und Amor's Oberlippe.

Der Franzoſe kennt nur ſein Frankreich, ſonſt iſt ihm alles fremd. Frankreich iſt ſein Höchſtes, alles andere iſt bei ihm „là bas." Fragt man einen Franzoſen, „wo Iſt ihr Bruder?" ſo ſagt er: mon frère? „là bas à Mexique" oder „là bas à Petersbourg" oder „là bas à Constantinople" oder „là bas à Berlin." Was nicht Frankreich iſt, liegt „là bas."

Es gibt eine Menge Damen hier, die man in den honetteſten Cirkeln findet, die ſehr liebenswürdig ſind, und die auch eine große Eigenſchaft beſitzen, nämlich die, daß ihre Männer ewig „là bas" ſind. Fragt man eine ſolche Frau: wo iſt ihr Herr Gemahl? ſo erwidert ſie: „Ah! monsieur, il est là bas aux Indes;" oder „il est parti pour là bas, pour le Brasil." Ein ſolcher „là bas-Mann" iſt ein wahrer Ulyſſes, er durchkreuzt alle Sterne, allein ſeine Penelope geht etwas humaner mit ihren Freiern um, als die wirkliche Homeriſche. Auf dem Bal masqué de l'Odéon, reichte ich einer ſchönen Frau, die mit einem der liebenswürdigſten Mädchen etwas entfernt vom Büffet ſtand, zwei Becher Eis hinüber.

Ein „ah! vous êtes fort obligeant“ war mein Dank: das wäre aber für einige derbe Rippenſtöſſe, die zwar immer mit einem „pardon, monsieur“ gegeben wurden, wenig Entſchädigung geweſen, wenn es nicht von einem Blick begleitet geweſen wäre, von einem Blick, den ich lieber zehnmal ſehen, als einmal beſchreiben möchte. Das Herz im Leibe und das Eis auf der Zunge ſchien an dieſem Blick hinzuſchmelzen. Ich erinnerte mich an Göthe's:

„Geht den Frauen zart entgegen,
Ihr gewinnt ſie, auf mein Wort;
Doch wer keck iſt und verwegen,
Kommt vielleicht noch beſſer fort.“

Ich verſah mich ſchnell mit einem „Corne d'abondance“ voll Erfriſchungen, ging den Damen nach, und begann die Converſation mit einem „beaucoup de monde,“ welches für eine Pariſer Seele ſoviel als „beaucoup de plaisir“ heißt. Um im Gedränge den Faden des Geſprächs nicht zu verlieren, machte ich eine Bewegung mit dem Arme, die, wenn man ſie verſtehen wollte, verſtändlich genug war, und im Gegenfalle auch zufällig geweſen ſein konnte. Zum Glück hatte die ſchöne Frau, die noch mit aller Lebensfriſche auf der Mittagslinie des Lebens ſtand, einen ſcharfen Blick und hing ſich an und ein. Ein junger Herr hatte das reizende Mädchen am Arme, und ſo zogen wir einer Loge des zweiten Ranges zu, in welcher wir uns niederſetzten. Ich erfuhr ſogleich, daß das reizende Mädchen ihre Tochter Juliette, und ſo halb und halb an den jungen Mann verſagt ſei. Auf meine Frage, wo denn ihr Herr Gemal ſei, ſagte ſie mit einem Tone, dem an Schalkhaftigkeit nichts gleich kömmt: „il-y-a deux ans qu'il est là bas à Rio.“ Auf dieſe Antwort betrachtete ich mir meine là bas-Witwe etwas genauer. Es war eine wohlgebaute Frau, zwiſchen 30 und 40, mit aller Lebhaftigkeit einer Frau von 20 Jahren. Ein feines, allerliebſtes Geſicht, in welchem ſich die Jahre faſt noch gar nicht markirt hatten, ein paar Augen wie die Spitzbuben und ein Lächeln wie die geheime Polizei, in's Innerſte dringend. Uebrigens war ihr Humor ſo angenehm, wie er nur von einer Frau zu fordern iſt, deren Mann ſchon ſeit zwei Jahren „là bas à Rio“ ſich befindet. Sie errieth ſogleich, ich müßte ein Fremder ſein, und da ich mich für keinen Deutſchen ausgeben wollte, ſo ſagte ich, ich wäre ein Preuße. Noch an demſelben Abend wurde ein Spaziergang beſchloſſen und zwar nach Verſailles.

Ich ſegnete im ſtillen Herzen den guten Mann, daß er die Güte hat, zwei Jahre „là bas à Rio“ zu bleiben und hätte nichts Sehnlicheres gewünſcht, als daß auch der junge Herr, der Juliette in Beſchlag nahm, auch irgendwo „là bas“ wegen meiner là bas in der Hölle geſteckt hätte.

Ich habe mir erzählen laſſen, das erſte Abenteuer edlerer Natur, das ein Deutſcher in Paris mit einer Pariſerin beſtehe, mache ihn ganz ſchwindlich; mir war es nicht ſo zu Muthe, ich blieb ganz ruhig, betrachtete dieſe Stunden als Sprachſtunden, um mich in der franzöſiſchen Sprache zu üben. Ein heiterer, warmer Tag, es war in dieſem Jahre gar kein Winter in Paris, zog mich früh, d. h. gegen eilf Uhr aus den Federn, und nachdem ich meinen Anzug mit aller jener Sorgfalt geordnet hatte, die eine Frau erheiſcht, deren Mann in Rio Janeiro iſt, begab ich mich zu meiner neuen Bekanntſchaft. Juliette ſtand ſchon angezogen da, ein Hut aus der Rue Vivienne, eine ceinture de la patrie und ein Shawl à la reine umgaben die Reizende, aber unter dem Hut hervor blitzten ein paar ſchwarze Schelmenaugen, und ein Mund, der in ſeiner Liebenswürdigkeit ſich ſelbſt zu küſſen ſchien, rief mir zu „maman est encore à la toilette!“ Daß ich dieſe Nachricht mit aller Faſſung eines Philoſophen, d. h. eines deutſchen Philoſophen aufnahm, wird mir der Leſer gerne glauben; auch das, daß ich Juliette einige Worte ſagte, die eines Pariſers nicht unwürdig geweſen wären.

Wir ſetzten uns am Kamine nieder, und ich, wohlwiſſend daß man einem Fremden, von dem man vorausſetzt, daß er die Sprache nicht ganz in ſeiner Gewalt hat, manchen kühnen Ausdruck verzeiht, ja ohne Zeugen ſogar gerne hört, ich machte den amoroso-buffo, miſchte ſo viel närriſches Zeug in's Geſpräch, daß ich lachend und ausgelacht ſchon im Beſitze ihrer zart geformten Hand war, als Mr. C. der ſogenannte Bräutigam herein kam, und zum Glück auch maman aus dem Seitenzimmer. Wir waren aufgeſtanden, aber ich hielt in meiner Verlegenheit noch immer die warme, weiche, elaſtiſche Hand in der meinigen. „Ah!“ ſagte die Mutter, „vous dites la bonne aventure à Juliette?“ Mr. C. machte ein Geſicht wie eine halbabgelegene Olive, und erinnerte, daß der Wagen unten warte. Juliette hüpft die breiten Treppen hinab, daß der Marmor aufzuleuchten ſcheint, von dieſen Füßchen geküßt zu werden. Endlich ſitzen wir, der Wagen rollt über den Vendome-Platz und den champs élysées entlang nach Verſailles. Endlich halten wir an dem großen übergoldeten Gitter, und Mr. C. hilft uns allein aus dem Wagen. Im Garten war nicht viel zu genießen, und Mr. ſchlug vor, das Schloß zu beſehen.

Mit wehmüthigem Gefühle betrat ich den Ort ehemaliger Größe. Meine Begleiterinnen aber ſagten nichts als die Vergleichungsſtaffeln hinauf:

„gentil!“ „jolie!“ „beau!“ „superbe!“ „magnifique!“ „exquis!“ u. ſ. w.

Im Sommerpalaſt rührte mich das Zimmer der unglücklichen Marie Antoniette unbeſchreiblich; Juliette ſagte: pauvre malheureuse! und beſah ſich dabei in dem Spiegel der unglücklichen Königin, lächelte auf den Mr. C., ſagte noch einmal: pauvre malheureuse! und ſchlüpfte in den Garten hinaus.. In dem kleinen Gartentempel fanden wir uns wieder zuſammen, da ſteht die Statue eines Amors, mit der bekannten Unterſchrift!

Qui que tu sois,
Voilà ton maitre,
il est, il fut,
Ou il doit l'être!

„Ah! c'est charmant!“ ſagte Juliette, und Mr. bot ihr eine feine Bleifeder, damit ſie ihren Namen auf den Amor hinſchriebe. Der arme Amor war von Kopf bis Fuß mit lauter Namen überdeckt, von allen den Tauſenden, die ſich ſo unſterblich machen wollten. Die ganze Statue bot keinen anſtändigen Platz dar, auf den ſich ein ſittſames Mädchen hätte hinſchreiben können. Juliette fand aber den Gedanken, ihren Namen auf den Cupido zu ſchreiben, gar zu unique, als daß ſie ihn aufgeben ſollte. Ich war endlich ſo glücklich zu entdecken, daß die Oberlippe Amors noch unbeſchrieben wäre!

„C'est bien drôle!“ ſagte Juliette, aber mit aller Grazie ſchrieb ſie den Namen „Juliette“ dem ſtummen Liebesgotte auf die Oberlippe. Mr. C. machte ſich auch ſogleich auf und ſchrieb ſeinen eigenen lieben Namen auf die Unterlippe des geduldigen Amors! Ich machte Julietten die Bemerkung, daß, wenn der Gott der Liebe jetzt das Maul aufmachen wollte, ſie und ihr Bräutigam geſchiedene Leute wären!

Madame und ich mußten nun auch unſere Namen noch dem ſteinernen Gott anhängen. Es war aber kein Platz mehr übrig, als der hinter den Ohren des kleinen Herzendiebes. Wir ſchrieben alſo getroſt dem Liebesgott unſere Namen hinters Ohr.

Führt dich der Weg, lieber Leſer, einmal nach Paris und nach dieſem Amor-Tempel, da vergeſſe ja nicht dem geflügelten Knaben, der es ohnehin dick hinter den Ohren hat, ein wenig hinter das Ohr zu ſehen, und da wirſt du den Namen deſſen finden, der ſich ſchon ſo oft manches von Amor hinter das Ohr ſchreiben mußte. Es war Abend geworden; nach einem fröhlichen Mittagstiſch in der Reſtauration à la grillo du mail, brachte uns unſer Wagen nach Paris. Es war 8 Uhr Abends und wir rollten im Finſtern dahin. Wenn ich den verehrten Leſer bitte, ſich in meine Lage zu denken, ſo wird ihm das eben nicht unangenehm ſein, denn nach einer Luſtfahrt zu Verſailles, nach einem diner aux huitres im Finſtern, vis-à-vis einer ſchönen Frau, deren Mann ſeit zwei Jahren „là' bas à Rio“ iſt, ſcheint nicht die verzweiflungsvollſte Lage zu ſein.

Allein der Menſch iſt ein neidiſches Thier! Die Lampen des Caffeehauſes de cent couverts in den champs Elysées warfen plötzlich eine Tageshelle in unſeren Wagen, und ſiehe da! Mr. C. ſchien eben beſchäftigt zu ſein, mit dem Munde ſeinen Namen auf Juliettens Lippen hinzuſchreiben. Ich hätte den Schreiber ermorden mögen. Als wir abſtiegen, flüſterte ich der holden Juliette zu: Darf ein Sterblicher nicht hoffen, ſeinen Namen auf den Mund der Liebesgöttin einzuſchreiben?

„O! le méchant!“ ſagte ſie mit einem hochaufflammenden Blicke, und gleich darauf liſpelte ſie: „nous en causerons.“ Liebſter Leſer! goldener Leſer! haſt du gehört! „nous en causerons!“

Sei verſichert, lieber Leſer, was auch vorgehen mag: nous n'en causerons pas.

* * *

Volksſchmeichler und Zeitgeiſt-Verdreher.

Aus den Blättern der Weltgeſchichte ſäuſelt der milde Troſt, daß die Humanität und die wahre Freiheit ſtets über ſervilen Druck und Geiſteszwang obſiegte. Aus den Blättern der Weltgeſchichte wehet die ernſte Ermahnung hinauf an die Höhen der Regierung, daß die Freiheit eines Volkes nicht in einzelnen ertheilten Rechten, die faſt wie Begnadigungen ausſehen, beſtehen; und aus den Blättern der Weltgeſchichte rauſcht der Erfahrungsſturm hernieder, daß die mißverſtandene Volksfreiheit ſtets, hiſtoriſch oder ſpeciell, zu inneren Zerrüttungen des Staatslebens, zu Spaltungen und Fractionsgeiſt, zum Mißbrauch des Heiligſten und zum Hinſturz an fremde Zwingherrſchaft geführt hat.

Eben dasſelbe Polen, das heute als heiliger Märtyrer der Freiheit die unſterbliche Seele aushaucht, deſſen herzzerſchneidende Endlaſſenſchaft vielleicht den Eintritt Europa's in den Wendekreis des Krebſes bezeichnet, eben dasſelbe Polen iſt urſprünglich durch ſeine jedes Maß übergeilende Volksfreiheit, durch das Veto ſeiner Landboten, durch das Recht, Conföderationen gegen den König zu ſtiften, aus der Reihe ſelbſtſtändiger Staaten verſchwunden!

Die wahre Volksfreiheit beſteht nicht im Entbinden von Geſetzen, nicht im Wegwerfen jedes, wenn auch noch ſo leichten Zwanges, ſondern im Zuſammenklange des eigenen Willens mit dem Geſetze, in der Entbehrlichkeit des Zwanges durch freiwillige Hingebung, nur im Bewußtſein, keinem anderen Zwang als einem geſetzlichen hingegeben zu ſein, d. h. einem ſolchen, wo die Pflichten des Einzelnen und des Ganzen auf Gerechtigkeit und Wahrheit baſirt ſind.

Wie ganz anders lautet aber das, was unſere ultra-liberalen Journale von der Volksfreiheit ausposaunen! Sie verſtehen unter Volksfreiheit nichts als den Umſturz des Beſtehenden, blos weil es beſteht. Sie wollen das Volk hinausreißen über die Grenze des Guten und Wahren, denn in den Bannkreis der Lüge dringt keine redliche Waffe, kein Vernunftgrund, keine geläuterte Anſicht und Gegenrede mehr.

Von jeher nennt die Geſchichte keinen Tyrannen, keinen Despoten, der nicht einen Schmeichler, einen Krümmwurm fand, welcher ihn in ſeiner Tyrannei beſtärkte und lobhudelte. Das iſt nun jetzt anders, wir haben Volks-Lobhudler, Volksſchmeichler, Volksnarren.

Was ſind die ultra-liberalen Blätter anders als ſervile Volksſchmeichler? Sie ſetzen zuerſt das Volk hinauf auf ihren papiernen Thron, und dann beginnen ſie ihren kriecheriſchen Götzendienſt. Sie tanzen um das gold'ne Kalb ihrer Volks-Souverainität herum, und kein Katzenbuckel iſt ihnen krumm genug, und keine eckle Speichelleckerei niedrig genug, und keine Vergötterung albern genug, um ſie dieſem Idol verknechtet darzubringen. Nie hat noch ein Fürſtenknecht, ein ſerviler Königsdiener, ein verknechteter Despotenſclav ſeinem Herrn ſo unbedingt, ſo unſinnig, ſo ſchamlos knechtiſch gehuldigt, als dieſe Ultra-Freiheits-Männer ihrer ſelbſtcreirten Volksſouverainität, und eben deshalb muß ſie eben jene Indignation, eben jene Verachtung treffen, die alle niedrigen Knechte und Schmeichler trifft. Es iſt alles eins, ob man der Despotie eines Einzelnen oder der Despotie eines Volkes verehrend ſein Weihrauchfaß ſchwingt, es bleibt immer Anbetung der Despotie.

Man irrt ſich, wenn man glaubt, daß dieſer ewige Angſt- und Feuerwächterruf nach völliger Unabhängigkeit des Volkes etwas mit der Idee der Liberalität gemein habe. Eben ſo viel hat der Wunſch der Armen nach dem Gelde der Reichen, die Begier des Menſchen nach der Frau ſeines Nachbars mit liberalen Ideen gemein.

Der unſterbliche Blakſtone ſagt ſehr richtig:

„Nicht, was der Menſch darf, nicht, was der Menſch will, ſondern was er als vernünftiges Weſen ſoll, gibt das Merkmal und den Maßſtab ſeiner unveräußerlichen Rechte.“

Was hier vom Menſchen im Einzelnen geſagt wird, gilt vom Volke im Allgemeinen. Bei dem angebornen Hange zur Unbändigkeit würde die ungereimte Lehre der Selbſtregierung ungefähr zu eben dem Scheuſal ausarten, als die Blätter der Ultra-Liberalen bei ihrer Selbſtcenſur.

Früher hat ein moraliſcher Muth dazu gehört, Liberaler zu ſein, es war ein ſelbſtgeadeltes Gemüth, welches die edle Kühnheit hatte, für die bürgerliche und perſönliche Freiheit in die Schranken zu treten. Allein die leiſe, aber Alles aufreibende Macht der Zeit nimmt oft Wörtern ihren Adel und adelt oft wieder Andere, die früher in Mißcredit waren. Schon Forſter bemerkt, daß bei politiſchen Parteien kein Name auf Ehre oder Schimpf lange Rechnung machen kann; ſo ſind die alten ehrlichen Worte Schalk, Dirne u. ſ. w, jetzt Schimpfworte, und die frühern Tadelsworte: Salbung, Einfalt u. ſ. w. neigen ſich jetzt zum Lobe hin. So dürfte bald der Ausdruck: ein Liberaler, durch die Uebertreibung der Liberalen entadelt ſein. Es gehört jetzt wirklich ein moraliſcher Muth dazu, ſich als einen Gemäßigten, als einen redlichen Royaliſten zu zeigen; denn die Ultra-Liberalen finden in jeder mäßigen Geſinnung einen Beiſatz von Verknechtung, ſtreiten der mäßigen Partei ſogar die Möglichkeit einer aufrichtigen Ueberzeugung ab; ja ſelbſt ein redliches Irren wollen ſie ihnen nicht zugeſtehen, und den groben Stoff ihrer eigenen ſelbſtiſchen Motive in die Handlungs- und Denkweiſe der andern Partei übertragend, gibt es für ſie nirgends eine urſprüngliche Reinheit der Geſinnung, nirgends eine unbefleckte Conception der Anſicht, und nirgends ein an der Sonne der innern Ueberzeugung gezeitigtes, politiſches Religionsleben.

Das wüthende Geſchrei dieſer unberufenen Wehe-Mütter der Zeit wird die Wehen der Zeit vermehren, ohne die Entbindung zu erleichtern. Die Zeit, wie die Natur, zeugen und gebären ihre Frühlinge und ihre neuen Welten ſtumm, nur im Zerſtören werden beide laut, im Erdbeben oder in Poſaunenſtößen des jüngſten Tages. Der Zeitgeiſt ſtößt bei ſeinem Schaffen weder erſt in die „Revolution,“ noch in die „Deutſche Tribüne,“ wenn ſie eine politiſche Wiedertaufe der Völker vornehmen will; der alte Saturn iſt ein ſtiller Greis, leiſe verſchluckt er ſeine Kinder, und nicht bei der Lärmtrommel einer falſchen oder wahnſinnigen Begeiſterung! Weil die Vergangenheit in einen Witwenſchleier gehüllt iſt, und die Zukunft in einen jungfräulichen, und nur die Gegenwart nackt vor ihnen daliegt, weiden ſie ſich mit ſinnlicher Luſt daran, durch ihre Blößen die rohe Begier aufzureizen, ſich ſchänderiſch in ihren Schwächen zu ſättigen.

Gemeinen Sinn nehmen ſie für Gemeinſinn, und das neugierige Emporſtrecken des Halſes für geiſtige Erhebung des Geſammtlebens. Jedes kleine Gebrechen in der Staatsmaſchine hingegen wird von dieſen Volksheuchlern als ein Flecken am Throne ausgeſchrieen, weil der Thron am höchſten ſteht, und dem Volke am erſten in die Augen fällt. Sie vergeſſen aber, daß man Höhen, hohe Menſchen und hohe Berge, oft in einem Nebel ſieht, daß aber dieſe Nebel aus der Tiefe emporſteigen, aus dem niedern Leben, und ſich an ihnen hinaufziehen.

Die Compagnie-Laſter des Parteigeiſtes und die in leeren Phraſen eingewickelte Nationaltäuſchung der ausgeſchrieenen Volksſouverainität wollen viel weiſer ſein, als unſer lieber Herrgott. Er erſchuf das Licht am erſten Schöpfungstage, allein erſt am vierten die Sonne, inzwiſchen ließ er Gräſerchen wachſen und Blümlein, und nützliches Gewächs mehr. Unſere Lichtprediger aber ſind mächtiger denn Gott, kaum haben ſie aus den vollen Backen in das Volk hineingerufen: „es werde Licht!“ ſo haben ſie auch ſchon lauter Sonnen aus dem Volke gemacht, und ſich ſelbſt als erſte Sonnenprieſter.

Aber das Volk, dem ein ſolches Hätſcheln und Backenſtreichen vielleicht anfangs wohlthut, wird in ſeinem geſunden Menſchenverſtande endlich erwachen, und einſehen, daß alle Jene, die ſeinen Fehlern huldigen, ſeine Gebrechen adeln, ſeine Schwächen zu Tugenden ſtempeln, ſeine Gelüſte zu Gotteingebungen umtaufen, und ſeine Launen als Himmelsgebote ausſchreien, nichts als feile Schmeichler, nichts als böſe, irreleitende Irrwiſche ſind, die vor ihren Augen herumgaukeln

Es wird einſehen, daß es von dieſen Freiheits-Apoſteln nicht wie ein Gebäude in die Höhe geſchraubt wird, um es zu repariren, ſondern daß ſie es hinauf treiben wollen, um in ſeinem verlängerten Schatten ſich ſelbſt gemächlicher ausdehnen zu können!

Der erſte Korb und der tauſendſte Thaler.

Es gibt große Dinge, zu denen eine eigene Conſtellation gehört, um ſie zu beſitzen, und wieder andere Dinge, die man abſolut ſchon beſitzen muß, um ſie im hohen Grade zu beſitzen. Wenn man einmal eine Million hat, ſo bekömmt man die andere ſchon leicht durch die erſte, ſo wie man Dohlen auch immer durch die erſte Dohle fängt. Wer einmal einen Korb bekommen hat, der iſt im Zuge und holt ſich nach und nach mehrere. Es handelt ſich nur um die erſte Million und um den erſten Korb; da iſt der Knoten.

Zu der erſten Million gehört das Arrondiren des erſten Sümmchens von tauſend Thälerchen. Aber es ſcheint, als ob in dem tauſendſten Thaler der Gottſeibeiuns ſtecke! Ich habe all mein Lebtag erfahren, daß der tauſendſte Thaler ein wahrer Schmelz-Thaler iſt, der die andern auch ſchmelzen macht. Es iſt mir all' mein Lebtag leicht gefallen, neun hundert und neun und neunzig Thaler beiſammen zu haben, kaum kam aber der tauſendſte dazu, huſch! ſo waren die neun hundert und neun und neunzig auch beim

Teufel! Es iſt ordentlich, als ob der tauſendſte Thaler verhext wäre; als ob er der Zauberſtab wäre, der durch ſein Auflegen die andern verſchwinden macht. Einmal hatte ich mir durch ein ſatyriſches Werk auch den tauſendſten Thaler dazu erſchrieben; ich wollte ein Papierchen kaufen und es bei Seite legen, man weiß, wie gut man aufgelegt iſt, wenn man ſich etwas bei Seite legt; ich trug den Kopf hoch wie ein neugebackener Fähnrich, und glaubte, jeder Menſch ſähe mich neidiſch an; ſchon blickte mir der Wechſelladen entgegen, da führte mich der Satan vor einem Antiquar vorüber, ich erblickte Bayle's philoſophiſches Lexicon, das ich ſchon lange ſuchte, ich gehe hinein, kaufe es, nehme indeſſen von den tauſend Thalern einige dazu, muß deßhalb von neuem nach Hauſe gehen, zu Hauſe wartet ein Gerichtsbote, der ſo und ſo viel Thaler für Cenſurvergehungen will; ich muß alſo das Geld noch hinlegen, und in vier Wochen ſind keine Thaler mehr da. Ich ſchrieb nun wieder darauf los, neun hundert neun und neunzig Thaler lagen Monate lang unangetaſtet im Pulte, da ſchickte der leidige Satanas auch den tauſendſten! Ich mache mich auf, will eben ein Staatspapier kaufen, um es zurückzulegen, da kömmt ein Freund herein, und erzählt mir, er mache eine Reiſe nach Hamburg, wo die naturforſchende Geſellſchaft ſich verſammelt, von da ginge er nach Helgoland und bereiſe die Nordſee; da war alles aus! „ich reiſe mit!“ ſprach ich, ging nach Helgoland, nach der Nordſee, nach Kopenhagen, und als ich nach der Natur meiner tauſend Thaler forſchte, hatten ſie ſich in Nichts aufgelöſt. Ich arbeitete von neuem darauf los, und gar bald lagen wieder neun hundert und neun und neunzig Thaler Wochen lange beiſammen, ich rührte ſie nicht an und fand auch keine Veranlaſſung dazu, da kam der tauſendſte Thaler; ich ergriff mich beim Schopfe und eilte mit mir zum Banquier, ich hielt mir auf dem ganzen Wege Augen und Ohren zu, um keinen Antiquar und keinen Freund zu treffen; da war ich endlich ſchon im Hauſe des Banquiers, gottlob! ich ging die Treppe hinauf, ſicher nun mein Papier zu holen, da ſtürzt mir ein engelſchönes Mädchen entgegen, verſtört, mit Thränen in den großen blauen Augen; es war die Gouvernante des Banquiers, die er in ſeiner Geldrohheit eben mißhandelte; ich fragte ſie, warum ſie das Haus nicht ſogleich verließe, da ſagte ſie, ſie habe gar nichts, und müſſe ſich jede Mißhandlung gefallen laſſen. „Befehlen Sie über mich!“ ſprach ich, zog ſie aus dem Hauſe, verſah ſie mit Geld, und die tauſend Thaler waren wieder beim Teufel, d. h. beim Engel. Mit neuem Muth preßte ich wieder aus meinen drei Schreibfingern die Goldtinctur und ſah bald wieder neun hundert und neun und neunzig Thaler vor mir liegen, der tauſendſte kam bald nach; ich entſchloß mich, gar nicht mehr ſelbſt zum Banquier zu gehen, ſondern einen Freund hinzuſchicken. Ich wartete mit Sehnſucht auf den rückkehrenden Freund; da zog es die Klingel, „er iſt's!“ „endlich hab' ich ein Staatspapier!“ ich drehte mich jubelnd dreimal auf einem Abſatz herum, da geht die Thüre auf, es war wirklich ein Staatspapier, nämlich ein Papier, welches mir anzeigte, den Staat binnen drei Tagen zu verlaſſen. Mein Freund mußte nun die tauſend Thaler wieder laufend machen, und ſie gingen wieder zum Kukuk.

Eben ſo wenig ich eigentlich zu dem tauſendſten Thaler gelangen konnte; eben ſo wenig konnte es mir je gelingen, einen Korb zu bekommen. Nicht deßhalb etwa, weil ich überall ein „Ja“ bekam, ſondern weil ich es in meinen Bewerbungen niemals weiter gebracht habe, als bis zu dem Augenblicke, wo ich die Klingel faſſen wollte, um den Brautwerb-Beſuch bei den Eltern der Auserwählten zu machen.

Welch ein Glück iſt es nicht, welch ein berauſchendes Bewußtſein, einen Korb bekommen zu haben! Es iſt ordentlich als ob man einen Wink vom Schickſal bekommen hätte: Du ſollſt nicht unglücklich ſein. Tritt man einſt vor den Richterſtuhl und wird gefragt: Warum haſt du nicht geheiratet? ſo packt man ſeinen Korb aus und legitimirt ſich mit demſelben. Den erſten Korb ſoll man ſich einimpfen, damit man nicht mehrere bekäme, aber es iſt gerade umgekehrt, wer den erſten Korb einmal hat, der holt ſich alle Monat irgendwo ein Körbchen, ſo wie derjenige, der einmal zufällig einen Maikäfer gegeſſen hat, nun ordentlich alle Maikäfer gerne eſſen wollte. Ich habe einen Mann gekannt, der ſich zwei Jahre nach einander alle Sonntag einen Korb holte und dabei dick und fett wurde. Bei mir ging es mit dem Werben wie mit dem tauſendſten Thaler; wie mir der Gedanke kam, um die Geliebte anzuhalten, verſchwand die Liebe; oder an der fatalen Hausthüre und Hausklingel ging noch eine ganze Reform in meinem Herzen vor.

Ich liebte einmal ein ganzes Jahr lang, welches noch obendrein ein Schaltjahr war, eine Witwencaſſen-Controleurstochter. Ich hatte ſie vom Buſen des Rinaldo Rinaldini entwöhnt, und nährte ſie mit der romantiſchen Milch der claſſiſchen Literatur; ich las ihr in langen Winterabenden die längſten Scott'ſchen Romane vor; ich führte ſie zu Hamlet und Romeo und Julie ins Theater; ich las ihr alle zweimal vier und zwanzig Stunden ein blaſſes Sonnett von mir ſelbſt vor, kurz, ich bildete die Witwencaſſen-Controleurstochter ſo aus, daß ſie mit Anſtand eine Schreibfeder-Hauptmannsgattin hätte werden können. Dann faßte ich mir ein Herz und nahm mir vor, förmlich um ſie anzuhalten. Es war an einem Sonntage des heiligen Timotheus. Die Sonne ſchien ſo brautwerberiſch freundlich nieder; ich ſagte zu mir ſelbſt: „die Witterung iſt dieſem Unternehmen günſtig! mache dich auf, Moriz, und halte an, ehrſamlich und geſeufzt, um die Witwencaſſen-Controleurstochter, damit es dir wohl gehe, wenn auch nicht auf Erden, doch oben im Himmel!“ Ich machte mich alſo auf, machte meinen Kaſten auf, zog den ſchwarzen Gaſt-, Audienz-, Scherwenz- und Bratenrock an, weiße Handſchuhe und Manſchetten, und ging. Auf dem Wege lehrte ich mir eine zierliche Rede ein, machte mich auf alle Ein- und Auskommungsfragen des Witwencaſſen-Controleurs, und auf ein Halbdutzend Schamröthen der Tochter gefaßt, und nahte mich mit hörbarem Herzklopfen dem verhängnißvollen Hauſe, aus deſſen erſtem Geſchoß der Gott Amor ſein Geſchoß auf mich anlegte. Ich warf noch einen Blick auf meinen netten Anzug, da galoppirte ein Cavallerie-Officier ſo ſchnell vorüber, als ob er eben muthig retirirte, beſpritzte meinen Anzug ein bedeutendes, und warf noch obendrein einen Handkuß in daſſelbe Erdgeſchoß hinauf. Es wurde mir ganz flau zu Muth; einen ſchwarzen Frack mit Koth beſpritzt, kann man nicht produciren, und ein Mädchen, dem ein Cavallerie-Officier einen Handkuß zuwirft, iſt auch meine Heiratspaſſion nicht; ich kehrte um, und ging nach Hauſe, zog den Werberrock und die Werbegedanken aus, und ſah die Witwencaſſen-Controleurstochter nicht wieder.

Geſchah darauf, daß ich die Tochter eines Profeſſors der Zoologie, eine etwas volle Blondine, ein erkleckliches liebte. Ich nahm bei dem Vater, der etwas kurzſichtig war, Privatſtunden, und wir hielten eben bei der Lehre, daß das Thier eine reizbar gewordene und mit Empfindung begabte Pflanze ſei, als die blonde Profeſſorspflanze auch reizbar wurde; und als der gute Profeſſor mir bewies, daß das Streben der Naturforſcher dahin gehen müſſe, ſich der Natur, bei Anordnung ihrer Erzeugniſſe, ſo viel als möglich anzunähern, waren wir ſchon der Natur der Liebe ganz nahe gekommen. Wiederum war es an einem Sonntage des heiligen Epiphanias, als ich meinen ſchwarzen Bratenrock und meinen Brautwerbungshut anzog, und zu meinem Profeſſor ging, um ſchnurſtracks um die Hand ſeiner Tochter anzuhalten; ich ſtand ſchon vor dem kleinen entlegenen Häuschen, wollte eben die Klingel ziehen, da warf der Wind vom Dachſtübchen des Häuschens, in welchem der Profeſſor mehrere ausgeſtopfte Vögel und Thiere hatte, eine strix aluco zu meinen Füßen nieder. Ich ſah hinauf, und es ſchien mir, als ob zwiſchen den ausgeſtopften Köpfen ſich auch einige lebende befanden; ich zog mich zurück und lauſchte, und da ergab es ſich wirklich, daß meine Profeſſorstochter mit einem naturforſchenden Zögling ihres Vaters die angewandte Lehre über die Entwicklungsſtufe des Thieres privatiſirte, und mit Handzeichnungen docirte. Nachdem ich nun noch die 230 Schlangenarten um eine vermehrt ſah, ging ich nach Hauſe, zog meinen Werbungsrock wieder vom Leibe, ſtopfte meine Liebe mit Stroh aus und ſtellte ſie auf den Boden.

Ich habe mich hierauf noch oft mit vielem Fleiß verliebt; habe meinen Brautwerbungsrock noch an vielen Sonntagen angezogen, aber immer bevor ich in das Haus trat, ſchnitt eine grauſame Schickſalsparze den Faden meiner Liebe und das Bindband meiner Freite entzwei. Ich liebe ſo eben wieder ein himmliſches Weſen, eine Waiſe, die weder väterliches Vermögen noch Mutterwitz hat, und ſie liebt mich gewiß wieder, denn ich habe zwei Gedichte an ſie geſchrieben, ihr drei Blumenſträußze geſchickt und eine Serenade gebracht.

O, die will, die muß ich heiraten. — —

Sonntags Oculi, St. Marcian.

„Johann! bürſt' er mir meinen ſchwarzen Rock aus, ich muß ausgehen. Geſchwind meine weißen Handſchuhe."

Nein, mit der iſt es nichts. Da bin ich zum Glück noch dahinter gekommen! Ach! wen lieb' ich jetzt nur wieder geſchwind?!

* * *

Legitimer Witz und illegitime Einfalt.

Wenn man ein Meſſer ſucht, findet man eine Gabel; wenn man einen verlorenen Ring ſucht, findet man einen alten Hausſchlüſſel, wenn man eine unſchuldige Braut ſucht, findet man viele ſchuldige Coquetten; wenn man die Wahrheit ſucht, findet man Irrthümer; wenn man den Stein des Weiſen ſucht, findet man tauſend Narrenspoſſen, und wenn man den vielſeitigſten Liberalismus ſucht, findet man die einſeitigſten, abgeſperrteſten Anſichten.

So iſt der menſchliche Geiſt von Natur aus linkiſch, täppiſch und unthunlich; man greift mit der linken Hand nach dem rechten Ohr; man macht ſeiner Partei ein Compliment und ſtößt ihr dabei mit dem Hute die Naſe blutig; man will die Welt bekehren, und fängt damit an, ſie zu verkehren, man will das allgemeine Beſte, und gibt alles Gemeine zum Beſten; man will, daß alle Menſchen frei ſein ſollen, und iſt ſo frei dabei zu zeigen, daß es gar keine Menſchen auf der Welt gibt! man will, daß das Volk gar keine Steuer mehr bezahle, als die Steuer der Wahrheit, dabei ſteuert man von der Wahrheit immer mehr ab, und will doch, daß die Regierungen der Noth, der Peſt, dem Kriege ganz allein ſteuern ſollten; man will, daß ganz Deutſchland unter einen Hut komme, aber den Filz zu dieſem Hute will jeder aus ſeinen eigenen Wolle machen; man will eine neue Sonne über die Welt heraufführen, und macht den Entwurf zu dieſer Sonne bei einem übelriechenden Thranlämpchen!

Die Liberalen wollen der Gegenpartei das Haupt waſchen, und fangen damit an, die Fußſohlen zu reiben; ſie wollen das Herz der Ariſtokratie operiren, und legen das Operirmeſſer an ihre Hühneraugen! Die „Deutſche Tribüne“ will die Prärogative des Adels bekämpfen, und thut es dadurch, daß ſie immer wiederholt: „Die Ariſtokraten ſind einfältig.“ Wie kann man einem ganzen Stande eine Tugend ab oder zuſprechen? Eben ſo gut könnte man ſagen: „Alle Redacteurs ſind beſcheiden und unparteiiſch,“ weil es einige dergleichen gibt; eben ſo gut könnte man ſagen: „Alle Frauenzimmer haben einen Schnurbart,“ weil es mehrere dergleichen gibt; endlich könnte man ſo gut ſagen, in allen Blättern der „Deutſchen Tribüne“ wäre nichts enthalten, weil manche ganz leer und weiß ſind. Der Redacteur derſelben hat aber ganz gewiß beſſere Waffen als den Einwand der Einfalt. Alle Einfältigen ſind Ariſtokraten, das laß' ich eher gelten, aber das heißt noch nicht: alle Ariſtokraten ſind einfältig Sind die Ariſtokraten einfältig, ſo iſt unedel, es ihnen vorzuwerfen, denn Einfältigkeit iſt ein Geburtsfehler, es iſt ein Gebrechen wie die Taubheit, wie die Blindheit, es iſt ein Unglück, und über ein Unglück ſoll man nicht losziehen. Ich will weder einer einfältigen Ariſtokratie, noch einer ariſtokratiſchen Einfältigkeit das Wort ſprechen, aber wenn die „Deutſche Tribüne" ihrer Sache dienen will, ſo bleibe ſie beim Weſentlichen, denn vom Adel überhaupt, der ſeinem Stande und ſeiner Erziehung nach die meiſte Bildung erhält oder erhalten ſollte, geradezu zu behaupten, er ſei durchaus einfältig, iſt eine Hypotheſe, die ſelbſt einer Advocatenſeele zu ſpitzig wäre. Iſt aber der Adel wirklich einfältig, liebe „Deutſche Tribüne", ei, ſo wollen wir ihn um Gotteswillen nicht darauf aufmerkſam machen, er iſt ſonſt im Stande, und wird vielfältig, und was hätten wir dabei gewonnen? Wenn alle Ariſtokraten ſich herablaſſen wollten, auch geiſtreich zu ſein, was bliebe uns bürgerlich Geiſtreichen noch übrig? Wenn es denkbar wäre, daß ein Ariſtokrat drei Blätter redigiren könnte, und er behauptete: „die Bürgerlichen wären alle einfältig;" wie würden die Liberalen geſchrien haben: „O wie einfältig!"

Die Einfalt kann dreifacher Art ſein: es gibt eine Einfalt des Geiſtes, eine Einfalt des Herzens und eine äſthetiſche Einfalt. Wenn nun die „Deutſche Tribüne" den ganzen Adel durchaus mit Einfalt dotiren will, ſo muß ſie ihm auch die Einfalt des

Herzens, dieſe erſte und höchſte aller Tugenden zuſprechen. Einfalt des Herzens iſt nichts anders als Naivetät, und die „Deutſche Tribüne“ müßte alſo auch ſagen: die Ariſtokratie iſt naiv! das Naive iſt dem Politiſchen entgegengeſetzt; das Politiſche werden wir zuweilen bewundern, das naiv Einfältige aber gewinnt uns immer durch Liebenswürdigkeit. Die „Deutſche Tribüne“ müßte alſo auch ſagen: „Die Ariſtokratie iſt liebenswürdig, ich aber bin bewundernswerth!“ Zum Bewundern iſt es aber auch, wie die „Deutſche Tribüne“ nicht ermüdet, immer dieſe Waffe gegen die Ariſtokratie zu gebrauchen, gleichſam als ob es keine andere gebe. Die dritte, die äſthetiſche Einfalt, iſt dem Künſtlichen entgegengeſetzt; das äſthetiſch Einfältige ſucht nicht gewaltſam die Aufmerkſamkeit an ſich, zu reißen, alſo in dieſem Punkt iſt die Ariſtokratie wirklich einfältiger als manches liberale Journal; die äſthetiſche Einfalt ſucht ihren Zweck nie auf Nebenwegen zu erſchleichen, da iſt vielleicht die Ariſtokratie wieder einfältiger als manches liberale Journal; die äſthetiſche Einfalt, ſagt ein großer Philoſoph, geht mit der Unſchuld verloren; wenn man alſo der Ariſtokratie die höchſte Einfalt zuſpricht, ſo muß man ihr auch die höchſte Unſchuld zugeſtehen, dieſe höchſte Unſchuld aber beſteht darin, daß man gar keines Blattes bedarf.

Endlich ſpricht die „Deutſche Tribüne“ auch vom Witz, und ſagt: es gäbe keinen legitimen Witz. Es ſcheint aber gerade im Gegentheil als ob es keinen illegitimen Witz gäbe, denn der Witz muß ſeine Erblichkeit wenigſtens von einer Seite legitimiren: man muß „Mutterwitz“ haben, um wirklich witzig zu heißen.

Ja der Witz iſt ſchon deshalb eher ein Kind der Legitimität, weil er die entgegenſtrebendſten Sachen zu vergleichen ſucht, während die Kinder der Illegitimität im Gegentheile alle Sachen zu trennen und gegen einander in Streit zu bringen ſuchen. Jeder Witz iſt legitim, denn gleich bei ſeinem Erſcheinen legitimirt er ſich durch ſich ſelbſt, daß er ein Recht hat, witzig zu heißen. Uebrigens wenn ich hier die Partei des Witzes nehme, ſo geſchieht es mit deſto größerer Zuverſicht, weil mich niemand beſchuldigen wird; ich führe meine eigene Sache. Der Witz kann aber in einem Augenblick legitim und illegitim ſein, für und gegen eine Sache ſein, eine und dieſelbe Sache und ſogleich auch ihr Entgegengeſetztes ergreifen und damit ſpielen, und ein tertium comparationis finden, alle Extreme in ein Scheinverhältniß zu bringen, und ſich über ſie und mit ihnen zu beluſtigen. Der Witz iſt pro und contra, legitim und illegitim, das eben iſt der Witz. Wenn man z. B. fälſchlich ſagen wollte: die „Deutſche Tribüne,“ das „Oppoſitionsblatt“ und das „liberale Deutſchland,“ ſind eine heilige Dreifaltigkeit, ſo wäre das ein illegitimer Witz; wenn man aber ſogleich daraus fälſchlich folgern wollte, folglich iſt jedes Einzelne eine Ariſtokratie,

d. h. (nach der „Deutſchen Tribüne“) eine Einfältigkeit, ſo wäre dieß ein legitimer Witz.

Wenn ich ſagen wollte, man hat lange geſtritten: ob die alte oder die neue Zeit beſſer iſt, endlich iſt es entſchieden, daß beide nichts taugen; zum Beweis leſe man „die alte und die neue Zeit“ wird der Regierung von namenloſem Nutzen ſein, weil ſie keinen Namen an der Spitze trägt; ſo iſt dies ein legitimer Witz. Wenn ich ferner ſage: die liberalen Blätter wollen das Beſte der Nationen; denn das Beſte, was die Nationen haben, iſt das Geld, und das wollen die liberalen Blätter haben, ſo iſt das ein illegitimer Witz; wenn ich aber ſage: die liberalen Blätter wollen das Wohl der Regierung, d. h. ſie wollen gerne verſuchen, wie wohl es thut, ſelbſt zu regieren, ſo iſt das ein legitimer Witz. Wenn ich ferner ſage: die „Münchener politiſche Zeitung“, welche die patriotiſchen Artikel immer am Ende ihrer Zeitung bringt, ſetzt das Intereſſe des Vaterlandes hintenan, ſo iſt dieß ein illegitimer Witz; wenn ich aber ſage: die „Münchener politiſche Zeitung“, ſchreibt für die Regierung ohne alles Intereſſe, ſo iſt das ein legitimer Witz. Wenn ich fortfahre zu ſagen: der Münchener Cenſor iſt der „Deutſchen Tribüne“ das, was die „Deutſche Tribüne“ dem Budget iſt: nämlich eine Ausſtreichungsmaſchine, ſo iſt das ein illegitimer Witz; ſage ich aber, die „Deutſche Tribüne“ ſucht ſich durch dieſes doppelte Ausſtreichen nur ſelbſt herauszuſtreichen, und ſie gewinnt, da ſie die Cenſurlücken weiß läßt, durch die Cenſur täglich an Weisheit, ſo iſt das ein illegitimer Witz. Wenn ich ſage: die Münchner Sanitäts-Commiſſion („gäb's anders dergleichen," ſagt Caſpar im Freiſchütz) ergreift deshalb gar keine Anſtalt gegen die Cholera, weil wir alles, was von Oeſterreich kommt, ohnehin in Commiſſion nehmen, ſo iſt das ein illegitimer Witz; wenn ich aber ſage: ſie thut deshalb nicht das Mindeſte gegen dieſe Gefahr, weil ſie unſere Conſtitution für unantaſtbar und unſterblich hält, ſo iſt das ein legitimer Witz. Wenn ich ſage: das Geſetz der Miniſterverantwortlichkeit ſäumt ſehr lange, und erſcheint am Ende vielleicht doch ungeſäumt, ſo iſt das ein illegitimer Witz; wenn ich aber ſage: ſo lange zu zögern, iſt nur die Sache eines Ultra-Liberalen, nur die Ultra-Liberalen haben ein Recht, Ultra-Faulenzer zu ſein, beſonders wenn ſie ſo viel dafür thun, daß durch Nichtsthun alles gethan ſei, ſo iſt das ein legitimer Witz. Wenn ich noch nicht aufhöre und ſage: der Geburts-Adel iſt jetzt der Poſitiv, der Geld-Adel der Comparativ, und der Geiſtes-Adel der Superlativ in der Welt, ſo iſt das ein illegitimer Witz! wenn ich aber ferner ſage: ſehr oft muß dieſer Superlativ dem Comparativ ein Compliment machen, um irgend etwas poſitiv zu ſein, ſo iſt das ein legitimer Witz. Wenn ich ferner ſage: man ſoll der Regierung kein Geld zum Bauen bewilligen, denn die Regierung iſt im Stande, und beſchäftigt damit brodloſe Menſchen; wenn die brodloſen Menſchen beſchäftigt ſind, ſo ſchlagen ſie den Deputirten keine Fenſter ein; wenn man den Deputirten keine Fenſter einſchlägt, ſo können ſie die Glaſerer nicht beſchäftigen; wenn ich alſo ſage: man gebe der Regierung kein Geld zum Bauen, damit man ſeine Ortsglaſerer beſchäftigen kann, ſo iſt das ein illegitimer Witz. Wenn ich aber ſage: die Regierung muß bauen und zwar auf die Liberalen, weil die alle Gründe der Welt für ſich allein vindiziren, ſo iſt das ein legitimer Witz, u. ſ. w. u. ſ. w.

Man ſieht alſo, daß ſelbſt ſchlechte Witze beidlebig ſein können, wie viel mehr muß erſt der wahre, echte, gläŋzende Witz ſich in beiden Elementen, der Legitimität und Illegitimität, bewegen können?

* * *

Der ſatyriſche Müßiggänger.

Man glaubte, daß Müßiggehen iſt leicht, aber da irrt man ſich gewaltig, ſchon das Gehen iſt eine Arbeit, denn man muß ſtets einen Fuß vor den andern ſetzen, das Gehen iſt alſo nichts als eine Kette gutgefußter Vorſätze. Gute Vorſätze aber ſind ſehr ſchwer; wir ſehen zwar hier viele gute Vorſätze, aber blos vor den Fenſtern! Der Vorübergehende ſagt dann: der Mann, der da wohnt, hat ſchöne Vorſätze! Alſo mit dem Müßiggehen iſt es nichts; der Teufel ſei ein Satyriker und gehe müßig, es iſt gar nicht möglich! Alle Augenblicke begegnet ihm ein ſatyriſches Geſchäft; zu Fuß, zu Wagen, zu Roß, als Weib, als Mann, als Mädchen, an allen Fenſtern, geſchrieben, gedruckt, groß, klein, jung, alt, arm, reich, bürgerlich, adelig u. ſ. w. Kurz, jeden Augenblick läuft einem ein ſatyriſches Geſchäft unter die Beine.

Ich wenigſtens bin immer am fleißigſten, wenn ich müßig gehe, und ich ſtehe recht frühe auf und gehe Vormittags müßig, um nur ja den ganzen Nachmittag mit Muße müßig gehen zu können.

Mein erſtes Müßiggangsgeſchäft am Morgen iſt, die Augen aufzuſchlagen. Da iſt ſchon die Satyre! denke ich, wie viel tauſend Menſchen, die in Bureaux und Cabineten arbeiten, werden ſich heute nicht getrauen, die Augen aufzuſchlagen; wären ſie müßig gegangen, wie ich, ſo wäre es für ſie keine Arbeit, die Augen aufzuſchlagen

Mein zweites Müßiggangsgeſchäft iſt es, den Kopf zum Fenſter hinauszuſtecken. Wieder eine Satyre! denn dabei denk' ich: ich armer Teufel, ſtecke ſo mir nichts dir nichts den Kopf zum Fenſter hinaus, das getrauen ſich oft die vornehmſten und reichſten Leute nicht, aus Furcht, man möchte das Haus für ein Gaſthaus und ſie für das Schild, als z. B. „zum goldenen Hirſchen,“ oder „zum goldenen Ochſen,“ oder „zum goldenen Hahn,“ oder „zum ſchwarzen Bären“ u. ſ. w. halten.

Mein drittes Müßiggangsgeſchäft iſt: ich ſchöpfe im engliſchen Garten *) freie Luft. Wieder eine Satyre! denn dabei denk' ich, wie viel tauſend Menſchen im Schweiße ihres Herzens dahin arbeiten und mit Staatsrudern dahin rudern, daß man keine freie Luft ſchöpfe und ich privilegirter Müßiggänger ſchöpfe freie Luft, ſo viel ich nur will.

Mein viertes Müßiggangsgeſchäft iſt: ich gehe aus dem engliſchen Garten zurück. Wieder eine Satyre!

---

*) Eine Parkanlage in München.

denn dabei denk' ich, tauſend Menſchen müſſen ein Drittheil ihres Lebens daran arbeiten, damit das, was ſie in einem Drittheil ihres Lebens gearbeitet haben, im letzten Drittheil zurückgehe! Ein Kaufmann arbeitet oft Jahre lang, daß ein Geſchäft, welches er Jahre lang geſucht, wieder zurückgehe! Der Zeitgeiſt ſelbſt arbeitet nun im 19. Jahrhundert ſchon dreißig Jahre ununterbrochen daran mit Anſtand zurückzugehen, und ich armer Teufel gehe ſo con amore zurück, ſo ganz allerbehaglichſt!

Mein fünftes Müßiggangsgeſchäft iſt es: in den Straßen herumzugehen und die Schönen an den Fenſtern zu beobachten. Wieder eine Satyre! denn ich denke dabei an den „Oeſterreichiſchen Beobachter,“ an den „Observateur“ an den „Osservatore,“ an den „Spectator“ und an alle Beobachter auf Sternwarten und Papierbörſen, die alle Jahre lang mit ſaurer Mühe beobachten und es ſchaut nichts dabei heraus; ich armer Teufel gehe müßig und doch ſchaut mir bald ein blondes, bald ein braunes, bald ein dunkelgelocktes Haupt heraus, bald wird ein ſchelmiſches, bald ein ernſtes Köpfchen ſichtbar, alle obigen Beobachter aber arbeiten jahrelang, und nie wird etwas von einem Kopf ſichtbar!

Mein ſechstes Müßiggangsgeſchäft iſt es: zu denken überhaupt; wieder eine Satyre; wie viel Denker von Profeſſion martern ſich ab zu denken und es geht nicht, ſie nehmen ein, ſie brauchen Denkcuren, es geht doch nicht; ich armer Teufel aber denke ſo von heiler Haut weg! So iſt mein ganzer Tag eine Kette von ſatyriſchen Müßiggangsgeſchäften und mein letztes Müßiggangsgeſchäft am Abend: „das Licht auszulöſchen,“ iſt wieder eine Satyre! denn auch dabei denke ich, wie viel Cenſoren und Jeſuiten beſoldet werden, um das Licht auszulöſchen, die es alſo nicht umſonſt thun, doch vergebens, und ich muß es ganz umſonſt, aber nicht vergebens thun, ungeheure Ironie!

◆

Vierhändige Natur-Phantaſien.

Die Zeitungen machten viel Lärm von der merkwürdigen Erſcheinung der zuſammengewachſenen Rita und Chriſtina; allein die phantaſtiſche Natur ſtürmt oft ganz ſonderbar auf der Schöpfungs-Taſtatur herum, und bringt ganz abſonderliche Compoſitionen hervor. Ich kenne mehrere ähnliche Exemplare von zuſammengewachſenen Menſchen, wovon ich einige den reſpectiven Leſern mittheilen will.

1.

Selma und Longinus.

In Schwediſch-Pommern an einer der blühendſten Mündungen des Nils, gebar eine arme Crocodillfiſcherin ein an dem Rückgrate zuſammengewachſenes Paar und erzog es in Weisheit und Gottesfurcht, Selma zur Ballettänzerin und Longinus zum Recenſenten. Oft wenn Longinus ſich zum Schreibtiſch ſetzte, fing Selma an Pirouetten zu üben, und wenn Selma ein Pas de deux tanzte, fiel es Longinus ein, auf die Gallerie zu gehen, um ſeiner Schweſter zu applaudiren. Eines Tages gab der Balletmeiſter der Selma ein Rendezvous; Longinus wollte eben auch in ſeine Druckerei gehen, allein er mußte zum Rendezvous. Der Balletmeiſter empfing Selma ganz zärtlich, den Longinus jedoch wollte er zur Thüre hinauswerfen. Selma bat ihn, ſich doch um das, was hinter ihrem Rücken geſchähe, nicht zu bekümmern. Eines Tages tanzte Selma einen Fandango, ſie ſchwebte wie ein Zephir zwiſchen den Eiern dahin, allein Longinus zertrat ein Ei. Sie gab ihm in einem Ronde de jambe eine Ohrfeige, er ſchrieb eine Recenſion gegen ſie. Sie verklagte ihn bei den Gerichten und er wurde, acht Tage zu ſitzen, verurtheilt.

Am erſten Tage, als er ſaß, ſollte nun ein neues Ballet ſein. Longinus wurde mit Wache auf die Probe gebracht und tanzte mit, bei der Hauptvorſtellung jedoch ging das nicht! Die Gerichte waren in Verzweiflung, Selma mußte tanzen, Longinus mußte ſitzen! Endlich kam man auf den geiſtreichen Einfall, das neue Ballet im Gefängniſſe aufführen zu laſſen, aber ohne freien Eintritt. Das Publicum ſtrömt wüthend herbei; ein Ballet im Gefängniß! alles wollte das Wunder eines ſitz- (ſitt-) ſamen Balletes ſehen.

Allein, was geſchah?! Longinus, ein gemüthlicher Böſewicht, hatte den Ruin Selmas beſchloſſen. In einer Scene ſollte genachtwandelt werden. Selma wollte eben nachtwandeln, da ſagte Longinus, „ich wandle nicht Nacht!“ Die Polizei legte ſich endlich drein und Longinus mußte bei zwei Thaler Strafe nachtwandeln. Als ſie aber oben auf dem Dache wandelten, ſchrie Longinus laut: „Selma, Selma!" ſie fiel darauf aus der Rolle und vom Dache, er ſchrieb noch im Hinunterfallen eine Kritik, wie er eine ſchöne Tänzerin zu Fall brachte, und ſo gaben ſie beide in ihrem Berufe das Leben auf. Sie ruhen in den Pyramiden von Lüneburg, ein einfacher Leichenſtein bedeckt ſie, mit den einfachen Worten:

„Hier liegt ein Weſen mit vier Beinen,
Und doch zwei, wovon jedes ein Menſch!"

2.

Blitzlein und Rabe.

In den Ananas-Plantagen der Uckermark genas eine ſüße Bäuerin eines zuſammengewachſenen Pärchens. Sie ließ ſie in der Reſidenz erziehen, und bald widmeten ſich beide den edelſten Zweigen der Wiſſenſchaft. Blitzlein wurde Friſeur und Rabe Schornſteinfeger. Jener brachte es durch den Kopf weit, und dieſer erklimmte bald die höchſte Spitze häuslicher Verhältniſſe. Wenn Blitzlein eine Dame friſirte, ſo las Rabe etwas vor und während Rabe den Kamin fegte, friſirte Blitzlein die vor dem Kamin beſchäftigte Zofe. Einſt aber ereignete ſich ein ſonderbares Ereigniß. Blitzlein wurde zu einer durchreiſenden Engländerin berufen. Sie war groß, dürr und ſchwarz, auch war ſie wie durchräuchert. Rabe glaubte, es wäre ein Schornſtein und fiel mit den Kratzeiſen und

Fegebeſen über ſie her; ſie ſchrie laut, der Engländer, ihr Mann, ſtürzte herein, in Papilotten und ſeidenem Tuch um das Haupt, der Friſeur hielt ihn für die Frau, und ſtürzt mit dem Brenneiſen auf ihn los. Der Engländer warf den Friſeur zur Thüre hinaus, Rabe mußte unwillkührlich mit; die Engländerin aber hatte Rabe feſt gefaßt und flog mit zur Treppe hinunter.

Darauf klagt die Lady auf Scheidung, da ihr Gemal ſie zur Thüre hinausgeworfen. Er wendete darauf ein, er habe ſie in näherer Berührung mit einen Schornſteinfeger gefunden, aber ſie erwiderte. daß ſie den Schornſteinfeger nie ohne Zeugen geſprochen. Endlich aber verglichen ſie ſich, nahmen beide in's Haus und noch a dato friſiren und fegen ſie die engliſchen Herrſchaften zu ihrer Zufriedenheit.

3.

Lips und Laps.

In Lappland, wo die Künſte und Wiſſenſchaften blühen, befand ſich ein Odeon für Muſik und dramatiſche Kunſt. Die beiden Directoren waren an einem Kreuze zuſammengewachſen, allein ſie hatten verſchiedene Leiber und Beine. Wenn Lips die Muſik aufführen laſſen wollte, begehrte Laps dramatiſche Uebungen. Einmal kam ein Werk zu Stande, wovon Laps behauptete, es wäre nicht muſikaliſch und gebühre ihm, Lips aber meinte, es wäre nicht dramatiſch und gebühre ihm. Sie hatten beide Recht. Wenn Lips Noten ſchreiben wollte, reiſte Laps Redner engagiren, und wenn Laps leſen ließ, ließ Lips Janitſcharenmuſik machen.

Dabei waren ſie ſo zuſammengewachſen, daß ſie ſich doch nicht in's Geſicht ſehen konnten. Aerzte behaupten, ſie müſſen auseinandergeſchnitten werden, aber man fürchtet, der Schneider könnte bei der Gelegenheit einen Mantel für ſich profitiren wollen. Noch leben ſie im ſüdlichen Lappland und befinden ſich wohl.

4.

In Veracruz wurde ein ähnliches Paar geboren, die am Rückgrate zuſammengewachſen waren. Der eine wurde Schriftſteller, der andere Cenſor.

Der eine ſchrieb die ſchönſten Sachen, kaum drehte er ſich um, ſo ſtrich ſein Bruder ſie aus. Der Schriftſteller ſchrieb eine Satyre hinter dem Rücken ſeines Bruders und wurde aus dem Lande verwieſen. Der Cenſor wurde lebenslänglich angeſtellt. Wie war da zu helfen? Ganz leicht, man führte beide an die Grenze. Der Schriftſteller lebt nun über der Grenze, jenſeits des Landes, und der Cenſor diesſeits der Grenze, noch im Lande, und das in brüderlicher Eintracht!

◆

Die deutſche Butter in Bezug auf deutſche Literatur, Kunſt und Cenſur.

Wenn man viel reiſ't, ſo lernt man nicht nur viele Menſchen kennen, welches eigentlich der Mühe gar nicht werth iſt, denn je mehr Menſchen man kennen lernt, deſto mehr ſieht man ein, wie wenig Menſchen man kennen lernt; aber man lernt auch verſchiedene Butter kennen! Ich habe ſeit Jahren die Bekanntſchaft mit Preußiſcher, Oeſterreichiſcher, Pommerſcher, Mecklenburgiſcher, Sächſiſcher, Altenburgiſcher, Schweizeriſcher, Tiroleriſcher, Bairiſcher, freier Hanſeſtädtiſcher, freier Reichsſtädtiſcher, unfreier Braunſchweigiſcher und unfreier Heſſenkaſſelſcher, Badiſcher, Würtembergiſcher Butter gemacht, und habe Gelegenheit gehabt mit herzinniger Freude zu ſehen, daß der Deutſche ein guter Unterthan iſt, ſogar bis auf die Butter! Ueberall iſt die Butter mit dem Land- und Stadtwappen verſehen. Der geliebte Namenszug des Regenten und oft auch ſein Bild iſt auf ihr abmodellirt; bald in der Form eines Herzens und bald in der Form eines Kranzes, iſt ſelbſt die Butter ein Zeichen der Treue des deutſchen Volkes! Mit welchem echtpatriotiſchen Hunger habe ich mir oft ſo ein Stück von einem hohen Haupte auf das Brod geſtrichen! Dabei aber fiel mir ein, daß eigentlich dieſe Butterliteratur viel beſſer betrieben werden müßte, und daß man ordentliche Butterpreſſen anlegen ſollte.

Unſere Journaliſtik z. B., iſt ſie nicht ganz und gar dazu gemacht auf Butter geſtrichen zu werden? Man nehme einmal den Fall an, liebe Leſerin, der „Bazar“ würde Dir als Frühſtückblatt auf Butter gedruckt gebracht, Du leſeſt ihn durch, und ſtreichſt ihn dann auf die Semmel; da haſt Du doch wenigſtens einen Genuß, und Du kannſt mit Recht ſagen: „Ich liebe den „Bazar“ zum Freſſen!“

Oft hätte dann der Leſer den Vortheil, ſich ſeine Blätter ſelbſt ſalzen zu können! Die Polizei hätte auch großen Vortheil; denn geſetzt, ſie belegte einſt ein ſolches Butterblatt mit Beſchlag, und der Redacteur recurrirt an's Miniſterium, ſo zerfließt indeſſen das Blatt auf der Polizei, und ein Blatt, das einmal polizeilich zerfloſſen iſt, kann nicht wieder losgegeben werden. Für die Cenſur wäre eine ſolche Butterliteratur ein geſundes Eſſen, im **buchſtäblichen** Sinne des Wortes. Die Stelle, die ſie herausſtriche, die ſtriche ſie ſich ſogleich auf's Brod! So ein Bücher- und Zeitungsſtreicher iſt noch viel ärger als ein Landſtreicher, denn ein Landſtreicher nimmt die ſchönen Stellen nicht mit, die er durchſtreift, ſo ein

Bücher- und Zeitungsſtreicher aber, der noch oft ein Waſſerſtreicher iſt, ſteckt die ſchönen Stellen ein, die er durchſtreicht, wer nach ihm kömmt, findet ſie nicht mehr. Ein ſolcher Streicher alſo hätte den Vortheil, daß er die ſeditiöſen Stellen ganz aus der Welt ſchafft. So ein Buttercenſor beriethe ſich oft mit ſeiner Köchin über das literariſche Product. Iſt die Butter friſch und kernig, ſo wird mehr herausgeſtrichen, iſt ſie alt und ranzig, ſo wird in Gottesnamen das Admittitur darauf gegeben. Wie nun in gewiſſen Staaten, z. B. in Preußen, der Cenſor alle Monat angeben muß, wie viel er von dieſem und jenem Autor geſtrichen hat, ſo würde er ſodann ungefähr Folgendes einreichen:

Von der Voß'ſchen Zeitung im Monat März herausgeſtrichen . . .	2	Pfd.	Butter
Vom Berliner Courier	10	„	„
Vor der Schnellpoſt	50	„	„
u. ſ. w. u. ſ. w.			

Je mehr Butter er herausgeſtrichen hätte, deſto mehr Belobung bekäme er von dem Cenſurcollegium; das Belobungsdecret, dito auf Behördenbutter gedruckt, lautete dann wie folgt:

> „Wir geben hiermit dem Herrn Cenſor X., der in einem Jahre an 40.000 Centner Butter von armen Schriftſtellern zuſammenſtrich, unſere volle Zufriedenheit zu erkennen. Er fahre fort

in das Geſchlecht der literariſchen Butter hinein zu wüthen, denn die Schriftſteller brauchen gar keine Art von Fett zu beſitzen; u ſ w."

Sodann denke man ſich, wenn die Induſtrie und der Kunſtſinn ſo weit getrieben würden, Grabſteine, Denkmäler, Monumente, Civil-Verdienſtmedaillen und Münzen aus Butter zu ſetzen und zu prägen! Die Grabſteine, welche die heutigen Eheleute ſich gegenſeitig ſetzen, dauerten gerade ſo lange als ihr Schmerz, und die Denkſteine, den heutigen Schriftſtellern geſetzt, dauerten gerade ſo lange als ihr Nachruhm. Civil-Verdienſtmedaillen aus Butter ſind für die heutige Lage Europas die beſten und ſignifikanteſten. Denn was bei heutiger Geſtaltung ein Verdienſt iſt, wird bei der morgigen ein Verbrechen, wenn nur noch eine Sonne aufgeht, ſo ſteht der Butter-Civil-Verdienſtmedaillen-Beſitzer auf, und ſein Verdienſt iſt weggeſchmolzen, aber auch ſeine Medaille! Blos für unſere Theaterzettel wäre die Butterdruckerfindung kein Vortheil; denn da wir ein und dasſelbe Stück ſo oft wiederſehen, ſo kann man wohl bei Metalllettern gleich den Satz ſtehen laſſen, aber wenn wir ſo einen Buttertheaterzettel gleich ſtehen laſſen wollten, ſo würde der Zettel alt werden, und der Theaterabonnent brauchte nicht erſt den Zettel zu leſen, um zu wiſſen, daß ein altes Stück wiederholt wird, ſondern er würde es riechen und gleich ausrufen: „Pfui, das Stück iſt ranzig!“ Am drolligſten müßte eine Butterpartitur unſerer neueſten Opernzuſammenſetzung ſein! Die Reminiscenzen, die alle in der Originalbutter übertragen wurden, wären bald zu erkennen, und in dieſer Butterpartitur fände man die Butter aller Nationen moſaikartig zuſammengefügt: Mozart-Butter, Beethoven-Butter, Weber-Butter, Spontini-Butter, Winter-Butter ꝛc. ꝛc. Der Clavierauszug aus einer ſolchen Butterpartitur wäre dann nichts als ein deſtillirter Käſe großer Compoſiteure! Einen eigenen Reiz und Zauber hätte die Butterliteratur für Liebende und Verliebte! Ein Billet-doux auf Mai-Butter iſt gewiß das Zarteſte, was ein liebendes Herz erſinnen kann! Er kann ihr die weichſten Empfindungen ſymboliſch an den Tag legen; ſie drückt das Billet-doux erſt an die Lippen, dann durch die Kehle in das Herz und kann ihm antworten: „Ich habe Dein geliebtes Billet-doux von heute Morgen mit Begierde verſchlungen!“ Und nun gar Liebesgedichte! einen Galanterie- und Liebesbazar auf Butter zu drucken, müßte eine wahre Wonne ſein! Die recht gemüthlichen auf ganz weißer und die eiferſüchtigen auf gelber Butter. Wie glücklich wäre dann der Dichter! Es kann kein Zweifel herrſchen, ob ſie das Gedicht auf ſich bezieht oder nicht, denn ſie kann am Fenſter harren bis er vorübergeht, und dann ſein Sonnett oder ſein Madrigal mit zärtlichem Blick auf eine Semmel ſtreichen und er hat ſodann die Ueberzeugung, daß ſie von ſeinen Worten durchdrungen iſt! Iſt es vergebens, macht das Gedicht keinen Eindruck, und wurde vom Werke blos die Butter, aber nicht die Grauſame gerührt, ſo läßt man die Butter auskochen und hat den Troſt! *) als Grundſatz!

---

*) Buttertroſt, ſo heißt in der Kunſtſprache der Bodenſatz gekochter Butter.

◆

Das hauſirende Siebengeſtirn.

Es gab eine Zeit, in welcher noch keine Aufklärung herrſchte. Du, lieber Leſer, wirſt Dich deren ſchwer mehr zu erinnern wiſſen, es ſind ſchon undenkliche Jahre, und die ganze Welt war noch in Finſterniß befangen. Du, mein aufgeklärter Leſer, kannſt Dir aber denken, welche traurige Zeit es geweſen ſein muß! Keine Aufklärung! Nirgends wurde alle drei Schritte ein Mauthhaus errichtet; nirgends ſchlug das Volk den Juden die Fenſter ein; nirgends führte man neue Liturgien ein; nirgends hetzten Prieſter das Landvolk gegen die Städte auf; nirgends war eine Cenſur zu ſehen, kurz es war eine traurige, unaufgeklärte Zeit.

Da beſchloß der Herrſcher der Welt, Jupiter, die Menſchen glücklich zu machen.

Man weiß nicht, was den Herrſcher bewogen hat, eine ſolche bizarre Idee ausführen zu wollen; ſeine Mitregenten Neptun und Pluto lachten herzlich und ſagten: „Ah, sire, que vous êtes drôle!“ Indeſſen, wenn ein Herrſcher eine Laune hat, führt er ſie aus, ſogar auch die, die Menſchen glücklich zu machen.

Jupiter berief alſo das Siebengeſtirn und ſagte: „Macht Euch auf und ſteigt hinab zu den Menſchen, ihr ſollt alle Tage zwei Gulden Diät und freie Reiſekoſten haben. Ich will die Menſchen glücklich machen, aber wenn man ihnen das Glück ſchenkt, ſo achten ſie es nicht, darum ſollt ihr es ihnen verkaufen. Einer von Euch nimmt Verſtand, der Andere Tugend, der dritte Geſundheit, der vierte langes Leben, der fünfte Ehre, der ſechste Vergnügungen, der ſiebente Geld mit. Damit geht hauſiren und verkauft an die Menſchen, ſo viel ſie nur wollen. Adieu, que Dieu vous prenne en sa sainte garde!“

Die ſieben Sterne packten ihre ſieben Sachen in ſieben Kaſten ein und fingen in der erſten beſten großen Stadt zu hauſiren an.

„Kauft Verſtand!“ ſchrie der erſte; „Verſtand kauft! ihr könnt ihn brauchen; ſchönen neuen Verſtand, recht billig! kauft Verſtand, rare Waare! ſchöne Waare! Ein allgemeines Gelächter entſtand. „Eine luſtige Dirne!“ ſagten einige junge Herren mit Glacé-Handſchuhen und Reitgerten, denn die ſieben Sterne gingen als Mädchen verkleidet, „ſchade, daß ſie ſchon etwas paſſirt iſt!“ Sie ging durch die Straßen und ſchrie: „Kauft Verſtand!“ Alle Leute lachten zu den Fenſtern heraus. Sie gerieth in einen philoſophiſchen Hörſaal und rief: „Kauft Verſtand!“ Die Zuhörer lachten, der Profeſſor warf ihr ſeine Doſe an den Kopf, und ſie zog aus der Stadt.

Da kam der Thorſchreiber: „He! Perſon, was hat ſie in ihrem Kaſten?“ — „Verſtand!“ — „Verſtand? da müſſen Sie Acciſe davon geben, was iſt das für ein Ding? Das iſt gewiß Contrebande, komm’ ſie zu der Obrigkeit.“

Die Obrigkeit fragte: „Was hat ſie?“ — „Verſtand!“ — „Was Verſtand! für die Obrigkeit haben wir ſchon Verſtand genug, und den Bürgern, ſo wie dem gemeinen Volke wäre das ein Luxusartikel über ihren Stand. Auch wäre es Sünde, wenn für ſolche Waare das Geld aus dem Lande geſchleppt wird. Packen Sie ſich, und bezahlen Sie zwei Gulden und ſieben und dreißig Kreuzer und zwei Pfennige Gerichtskoſten.“

Der Stern mit dem Verſtande wurde aus der Stadt gebracht und bedeutet, ſich da nie wieder blicken zu laſſen.

Da kam der zweite Stern und ſchrie: „Kauft Tugend! Tugend kauft! ſchöne, feſte Waare! hält Leib und Seele warm! kauft!“

Da flüſterten die Leute ſich zu: „Die iſt verrückt!“ Die Reichen ſagten: „Wir haben Möbel genug, wo ſollen wir die Tugend hinſetzen?!“ Die Armen ſagten: „Was ſollen wir arme Leute mit einer ſo koſtbaren Waare, es glaubt uns doch kein Menſch, daß wir ſie beſitzen!“ Die jungen Mädchen ſagten: „Tugend? o wir haben ſchon zwei Reitpferde, drei Jagdhunde und einen Jockei, wer kann das Zeug alles auffüttern!“

Eine einzige Steuer-Einnehmer-Adjuncts-Witwe fragte halb höhniſch: „Was koſtet denn der Bettel?“

„Nichts,“ antwortete der Stern, „als die Mühe ſie zu bewachen.“

„Warum nicht gar!“ ſagte die Steuer-Einnehmer-Adjuncts-Witwe, und ſchlug ihm die Thüre vor der Naſe zu; „da wird man ſich noch zwei Grenadiere halten, um ſo ein biſschen hergelaufen-Tugend zu bewahren!“ Der Stern zog mit ſeiner Tugend auch ab.

Da kam der dritte Stern herbei und rief: „Kauft Geſundheit! Geſundheit kauft!“ Da kamen wohl manche und wollten kaufen, allein es waren größtentheils ſolche, welche die Geſundheit ſchon oft mit Füßen getreten, auf ſie losgeſtürmt und ſie mit Gewalt zum Hauſe hinausgejagt hatten; zu denen wollte die Geſundheit nicht wieder zurück. Einige andere fragten: Was ißt die Geſundheit, was trinkt ſie und wie muß man ſie ſonſt behandeln und pflegen?“ Da antwortete der Stern: „Sie ißt ſehr mäßig, trinkt blos helles, reines Waſſer, muß pünktlich zu Bette und mit der Sonne wieder herausgebracht werden.“ Da ſahen die Leute den Stern verächtlich an, und ließen die Geſundheit aus der Stadt ziehen.

„Kauft langes Leben!“ rief nun der vierte

Stern, und Alles drängte ſich herzu, um langes Leben zu kaufen. Einige Capitaliſten wollten den ganzen Kaſten für ſich allein kaufen; der Adel ließ Wache bringen, damit ſich der Bürgerliche nicht auch an das lange Leben hinzudränge; die Geiſtlichkeit ſagte: „Wer langes Leben kauft, muß von zehn Jahren ein Jahr an uns abliefern,“ und der Magiſtrat beſtimmte, wer langes Leben hat, müſſe eine „Langelebensſteuer“ bezahlen. Die Todtengräber aber verklagten den Stern auf Brodverkürzung: die Geſundheitspolizei beſchloß alſo: „Leben und leben laſſen, wenn das Volk lange leben wollte, ſo kämen die Todtengräber zu kurz; vom langen Leben ſollten alſo nur der hohe Adel, die Stabsofficiere, die löblichen Behörden kaufen dürfen; aus beſonderer polizeilicher Gnade erlaube ſie auch Allen, die zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt ſind, auch davon zu kaufen.“ Adel, Stab und Behörde drängten ſich alſo um langes Leben zu kaufen.

„Ihnen zu dienen!“ ſagte der Stern; „aber haben Sie denn von meinen drei Schweſtern gekauft? Ohne Verſtand, Tugend und Geſundheit nützt Euch langes Leben gar nichts.“ Da liefen Alle davon, dieſe drei zu ſuchen, fanden ſie aber nirgends mehr.

Nun kam der fünfte Stern: „Kauft Ehre! Ehre kauft! zarte Waare! delicate Waare!“ Da ſtürzte alles wüthend herbei. Mit Mord, Todtſchlag, Duell und Flintenſchüſſen wollten ſie die Ehre an ſich reißen. Als der Stern das raſende Getümmel ſah, öffnete er ſeinen Kaſten mit Ehre; Titel, Sterne, goldene Schlüſſel, Kreuze, Bänder und mehr dergleichen Dinge fielen heraus und Alle griffen begierig nach dieſen Dingen und liefen jubelnd davon. Aber die wahre, rechte Ehre blieb noch im Kaſten, denn ſie war in allen dieſen Sachen blos eingemacht, ſie ſelbſt aber war ſo fein und zart gearbeitet, daß ſie von allen dieſen Leuten, die Alle insgeſammt das Zeichen für die Sache hielten, gar nicht wahrgenommen wurde. Der Stern packte alſo die wahre Ehre wieder ein und zog mit ihr ab.

Nun nahte der ſechste Stern und rief: „Kauft Vergnügungen! warme, laute, fröhliche Vergnügungen!“

Da kam die Jugend beiderlei Geſchlechts, fiel mit ſolchem Ungeſtüm über den Stern her, daß ſein Kaſten zerbrach und die Vergnügungen am Boden herumkugelten. Da riſſen ſie ſich einer dem Andern die Vergnügungen aus der Hand, jeder wollte gerade die des Andern haben. Sie zerriſſen dieſelben, ſo daß nicht ein Vergnügen ganz und vollkommen blieb. Der Eine ärgerte ſich, daß der Andere gerade das Stück hatte, welches ihm fehlte. Dann waren ſie gerade an die unrechten Dinge gekommen. Die Frauenzimmer griffen nach Reiten und Jagen, die Männer nach Putzen und Schnüren, die Dicken und Unbehülflichen nach dem Tanz, die Harthörigen nach Muſik, die alten abgelebten Männer nach Liebe und die alten Matronen nach Schwärmerei, kurz nicht Einer war zufrieden. Der Stern packte ſeine Vergnügungen wieder ein, und zog aus der Stadt. Als er aus der Stadt kam, ſah er den letzten Stern, welcher das Geld hatte, in Ohnmacht liegen. Er brachte ihn mit Mühe zu ſich, und dieſer erzählte: „Kaum nahte ich mich dem Thore und ſagte, daß ich den Leuten Geld geben wollte, als Alles wie die Wölfe Sibiriens auf mich losſchnappte. Gerade diejenigen, welche ſchon das meiſte Geld hatten, waren am raſendſten; als ich alles weggegeben hatte, wollten ſie noch haben, durchſuchten mich, riſſen mir die Kleider vom Leibe, riſſen mir das Maul auf, ob ich kein Geld darin verborgen habe, und als ſie ſahen, daß ich wirklich nichts mehr beſaß, warfen ſie mich unter Schimpfen und Schlägen zum Thore hinaus.“

Ein paar Stunden vor der Stadt fanden ſich die ſieben Sterne zuſammen, traten die Rückreiſe gen Himmel an, und ſtatteten dem Herrſcher Jupiter Bericht von ihrer unglücklichen Sendung ab. Als Jupiter ſah, wie begierig die Menſchen nach Geld und Vergnügungen ſind, ſo beſchloß er dieſe zwei Dinge von nun an nur denen zu geben, die Verſtand und Tugend beſitzen.

Ob nun dieſer Ausſpruch wirklich in Erfüllung gegangen, oder ob er in Stocken gerathen iſt, davon meldet die alte Hiſtorie nichts, ich kann es Dir, lieber Leſer, alſo auch nicht beſtimmt mittheilen. Sollteſt Du etwas Näheres darüber erfahren, ſo würdeſt Du mich ſehr verbinden, wenn Du mir darüber einiges Licht geben wollteſt.

Der Kenner des weiblichen Geſchlechtes.

Die Mädchen haben vier Zeitalter:

1. Das goldene: von 16 bis 21 Jahren.
2. Das ſilberne: von 21 bis 28 „
3. Das plattirte: von 28 bis 35 „
4. Das eiſerne: von 35 bis an's Ende.

Im „goldenen Zeitalter“ iſt alles golden! Das goldene Frühroth des Lebens ſchimmert um die goldenen Locken; goldene Träume vergolden ihre Morgenſtunde, die Gold im Munde hat. Lauter Goldjungen umgaukeln ihre Schritte; Dichter ſchlagen die goldene Leyer in goldenen Saiten für ihren Reiz; lauter Goldfiſche drängen ſich in's goldene Netz! Sie ſind aber ſelbſt ſehr golden in dieſem goldenen Zeitalter! wie reines Gold iſt der lautere Blick; die Stimme iſt reiner Goldklang und zwiſchen Natur und erlaubter Eitelkeit halten ſie die goldene Mittelſtraße. Aber ſie wollen auch alles in Gold und halten auch alles für Gold! Derjenige, dem ſie ihre Hand geben, muß wenigſtens alles Gold des Paktols beſitzen, oder ein goldenes Gehänge muß in ſeinem Knopfloche hängen, oder ein goldener Titel muß das Blei der Perſon übergolden; dann halten ſie auch den falſchen Nebelſchein für echtes Gold und nehmen die erheuchelte Thränenfluth für echtes Goldwaſſer. Dieſes goldene Zeitalter dauert fünf Jahre. Leider tragen die Frauenzimmer dieſe fünf Goldbarren nicht in die Münze der Vernunft, um ſich, wie man gewöhnlich thut, einen Mann daraus zu prägen, ſie zerzupfen und zerſetzen ſie zu Zupfgold der Galanterie und Eitelkeit, zu Charpie für die Wunde getäuſchter Erwartungen und überſpannter Pläne und Wünſche; ehe man ſich's verſieht, iſt das goldene Zeitalter zu Ende und das ſilberne beginnt!

2.

Das ſilberne Zeitalter.

Von 21 bis 28 Jahr.

Wenn die Mädchen am Ende der dreimal ſieben ſtehen, da iſt das Gold, das Rauſch- und Flittergold verflogen. Die erſte Jugend, dieſes Gabelfrühſtück des Teufels, iſt dahin, und das ſilberne Zeitalter beginnt. Die Mädchen halten ſich nun nicht wie Goldmedaillen in Saffianfutteralen, wie Louisd'or in ſeidenen Börſen verborgen, ſondern ſie fangen an wie Silbermünzen ſich mehr unter die Leute zu miſchen und zu curſiren. Noch immer iſt guter Klang und Werth da, beſonders wenn das Gepräge noch in urſprünglicher Reinheit ſich auf der Münze erhalten hat. Aber dieſe ſieben Silberjahre gebrauchen ſie zu einem ſiebenjährigen Krieg, in welchem die noch immer bedeutende Reſervearmee von Schönheit und Anmuth gegen den männlichen Feind heranrückt, welcher ſich leider, wie König Friedrich im ſiebenjährigen Kriege gethan hat, blos in ſeinem Lager verſchanzt, ohne zum Angriff herausgelockt werden zu können. Es iſt unſtreitig, für mich wenigſtens, daß die Mädchen in dieſem ſilbernen Zeitalter am liebenswürdigſten und umgänglichſten ſind, ſo wie echt chineſiſcher Thee beim ſpätern Aufguß ein milderes Aroma gewährt als bei dem erſten, wo noch die wilde, betäubende Kraft in ihm wohnt. Mädchen, die im Sonnenſtrahl ihrer goldenen Zeit wie die jubilirenden Lerchen hoch in die Luft ſich verſteigen, und ihren Geſang nur für die Höhen anſtimmten, ſtreichen im ſilbernen Zeitalter, wie die Schwalben beim Regenwetter, hübſch nieder, am Saum der Erde, ſo daß auch die Hand der Unhochgebornen ſie zu haſchen vermag. In dieſem ſilbernen Zeitalter haben ſie die beſcheidenſte Idee von ſich und die allerſchätzbarſte von den Männern; man braucht nur das Bäumchen der Gelegenheit ein wenig zu ſchütteln und die „Ja" fallen wie mürbe Aepfel von allen Zweigen, natürlich ſpreche ich von dem armirten „Ja", d. h. von dem mit Ring und Haube armirten. Kurz, in dieſen ſieben Jahren ſtudiren ſie Humaniora.

3.

Das plattirte Zeitalter.

Von 28 bis 35 Jahren.

Nun kommt die böſe Sieben! Das Gold des Frühlings und das Silber des Nachfrühlings iſt fort und ſie fangen an ſich im falſchen Feuer zu vergolden! Sie hören auf piquant und fangen an piquirt zu werden. Sie betrachten das männliche Geſchlecht mit Grimm; die Eſſigmutter fehlgeſchlagener Hoffnungen macht ihr ganzes Leben ſäuerlich, ſie werden auf's Neue geſpreizt, präciös, geziert; jeder Mann hat nun für ſie einen poſitiven und einen negativen Pol; kurz ſie ſind wie eine Sphynx, ſie lächeln, aber die Klauen ſind krampfhaft zuſammengezogen. Nun fangen ſie an Alles zu plattiren: Haar und Wange und Herz. Ihre Liebe und ihre Neigung iſt plattirt Neuſilber. Der Silberblick iſt erborgt, die Zeit reibt ihn weg.

4.

Das eiſerne Zeitalter.

Von 35 bis an's Ende.

Nach den ſieben magern Kühen des plattirten Zeitalters kommt die große Hungersnoth und die Dürre aller Empfindungen. Fünf und dreißig Jahre, da iſt der Aequator des menſchlichen Lebens, er theilt das Leben in die ſüdliche und nördliche Hälfte, die ſüdliche iſt zurückgelegt und auf der nördlichen blühen den Mädchen keine Paradieſe mehr. Sie fangen nun an, allen Hoffnungen und Wünſchen den eiſernen Abſchiedsbrief zu ſchreiben; ſie ſchicken ſich in die eiſerne Nothwendigkeit, und umfaſſen das Leben mit eiſernen Schienen; ſie ergeben ſich mit eiſerner Geduld dem eiſernen Zahn der Zeit, und harren bis zum großen Tag, wo Gold, Silber und Eiſen keinen Klang haben wird, und blos die Seele, die ewig jung bleibt, aufſtehen wird aus der eiſernen Truhe!

◆

Leſen übt den Verſtand.

„Hoher Sinn liegt oft im
kindiſchen Spiel!"
Schiller.

Manchmal lieſt der Menſch ganz unbedeutende Sachen, ſo glaubt der Menſch; aber nichts iſt unbedeutend. Der Menſch, der lieſt, muß bedeutend ſein, das heißt, er muß das Geleſene zu deuten wiſſen. Da fällt mir, in meiner Einſamkeit, das „zweite elementariſche Lehr- und Leſebuch für Kinder zum Leſenlernen" *) in die Hand. Ich ſchlag es auf und die erſte Leſeübung lautet ſo:

„Hund"

„Der Hund wacht bei Tag und Nacht. Er bellt, wenn ein Menſch kömmt. Der Hund frißt kein Gras, wie der Ochs und die Kuh, er frißt Fleiſch, Milch und Brod."

„Der Hund riecht weit und läuft ſehr ſchnell."

Nun werden viele Leſer ſagen: „Das iſt albernes Zeug für Kinder!" Ich aber ſage Euch:

„Hoher Sinn liegt oft im kindiſchen Spiel!"

---

*) Straubing 1825

Dieſer Hund iſt kein gewöhnlicher Hund! Dieſe ganze Stelle iſt eine ungeheure Satyre auf einen Menſchen, der ein Hund iſt. Schon die Ueberſchrift „Hund“ bezeugt das laut; warum heißt es nicht: der Hund, oder: die Hündin, oder: das Hündchen?

Von einem wirklichen Hunde läßt ſich doch das Geſchlecht beſtimmen! Aber von einem Hundemenſchen kann man weder ſagen, ob er ein Mann oder ein Weib oder ein Kind iſt, kurz ein Hundemenſch gehört zu gar keinem ordentlichen Artikel!

Alſo, lieber Leſer, das hätten wir nun herausgebracht, daß mit dieſem „Hund“ ein zweibeiniger Hund gemeint iſt.

Aber, lieber Leſer, wir müſſen auch ſeinen Charakter herausbringen. Es heißt:

„Der Hund wacht bei Tag und Nacht.“

Was für ein Hund iſt das? Die Fleiſcher-, Müller- und andere Hunde, die ſchlafen am Tage und wachen in der Nacht; die Schooßhunde ſchlafen in der Nacht und wachen am Tage; der Hund, der Tag und Nacht ſchlaflos iſt, kann alſo kein anderer Hund als irgend ein Redacteurshund ſein, welcher Tag und Nacht in Bierkneipen, in Schlachtbänken, in Weinkellern, in Schweinſtällen herumſchnuppert und Pöbelhaftigkeit, niedrige Perſönlichkeiten, infame Zoten, niederträchtige Gemeinheiten, ſchmutzige Familienangelegenheiten, und den ganzen ſchmutzigen Behelf eines armen und niedrigen Geiſtes zuſammenſchleppt.

Nun aber, lieber Leſer, dringe mit mir tiefer in den ſatyriſchen Geiſt dieſes Leſebüchleins ein:

„Er bellt, wenn ein Menſch kömmt."

Da ſiehſt Du? Nicht jeder Hund bellt, wenn ein Menſch kömmt, aber jeder Hunde-Redacteur bellt, wenn ein Menſch-Redacteur kommt! Die Hunde-Redacteurs unter einander bellen ſich nicht an. Der größere Fleiſcherhund-Redacteur und das fiſtulirende Bologneſer-Redacteurchen, der klaffende Redacteur-Bulle und das bellende, geifernde Redacteurſpitzchen, ſie ſchließen eine Hundeallianz, und garantiren ſich gegenſeitig ein ſicheres Gebell, wenn ein Menſch unter ſie tritt! Da klaffts und belferts, und bellts und klafft wieder und erinnert an Göthes Spruch:

„Es klafft der Spitz, es bellt der Mops,
Doch ihr Bellen beweiſ't mir, daß wir reiten."

Nun aber, lieber Leſer, dringen wir weiter in dem ſarkaſtiſchen Leſebüchlein vor. Wir werden nun auch die moraliſche Urſache finden, warum ein ſolcher Redacteurshund bellt:

„Der Hund frißt kein Gras, wie der Ochs
und die Kuh, er frißt Fleiſch" u. ſ. w.

Das war ein großer Menſchenkenner, der das Leſebüchlein ſchrieb! Wenn ſo ein Hunde-Redacteur Gras fräße, wie ein anderer Ochs, ſo wäre er ſo wenig vom gemeinſten Brodneid durchdrungen, wie die Ochſen vom Grasneid. Er beißt in's Fleiſch, weil jeder Geiſt ihm ein widerliches Gericht iſt. Der Ausdruck: „er frißt Fleiſch," beweiſ't, daß es kein gewöhnlicher Hund iſt, denn die gewöhnlichen Hunde eſſen Beine. Nur ein Redacteurs-Hund beißt in's Fleiſch, weil er nicht auf die Beine kommen kann. O ſcharfſinniges Leſebüchlein! Nun hilf mir, lieber Leſer, den letzten Satz erkennen:

„Der Hund riecht weit und läuft auch ſehr ſchnell."

Wer iſt damit anders gemeint, als daß der Redacteurshund jeden Braten beim Schauſpieler, Regiſſeur und Intendanten ſchon von ferne riecht und hinſchmarotzt? Dann wenn er ſattſam ſchmarotzt und Fleiſch gefreſſen hat, läuft er ſehr ſchnell, dasjenige zu ſchreiben, was ihm von dem Tranchirmeſſer dictirt wurde. Da ein ſolcher Schmarotzerhund ſehr ſchnell läuft, denn er muß einholen und ausholen, ſo iſt's kein Wunder, daß er zu weit geht!

„So, mein geliebter Leſer, haben wir glücklich herausgefunden, was für ein Schalk ſo ein Leſebüchlein-Verfaſſer iſt!

Lebende Bilder.

1.

Der Pantoffelmann.

Das einzige Regiment, welches ohne Pulver und Blei, ohne Degen und Kanonen die ganze Welt beherrſcht, iſt das Pantoffelregiment. Dieſes Regiment hat die Pfeile in den Augen, die Schwerter im Mund, den Kanonendonner auf den Lippen, heißes Blei in den Thränen, und ohne Patrontaſche ihren Patron doch immer in der Taſche. Da dieſes Regiment aus Frauen beſteht, ſo halten ſie ſehr auf gute Mannszucht, und liegen lieber in Garniſon, als ſie im Felde ſtehen.

Dieſes Pantoffelregiment ſucht ſich immer ſeinen Mann heraus, den es kriegeriſch beſiegt, ein ſolcher Mann heißt in der Converſationsſprache: ein Pantoffelmann, in der höhern Mundart: ein zärtlicher Gatte, im reinen Hochdeutſch: un mari comme il faut.

Wer Du auch ſein magſt, lieber Leſer, wenn Du ſchon den Wunderring haſt, den man an den kleinen Finger ſteckt, und der Dir doch Händ' und Füße bindet, Du biſt entweder ein Pantoffelmann oder ein Pantöffelchenmann. Denn glaube mir, die gemüthlichſte, die ſanfteſte, die allernachgiebigſte Frau hat ein kleines Pantöffelchen, und das kleinſte Pantöffelchen des ſanfteſten Eheweibchens tritt eine Männergeduld nieder.

Wir ſtehen alle unter dem Pantoffel; die Pantoffelnüancen von dem einer Frau, Geliebten oder Haushälterin, ſind zart ſchattirt und ſchwer zu unterſcheiden.

Indeſſen aber gibt es Pantoffelmänner, die es zu einer bedeutenden Höhe in ihrem Berufe gebracht haben, und die zuweilen ein wahres Ideal eines Pantoffelmannes genannt werden können.

Alcidor hat ein doppeltes Unglück, erſtens hat er eine Frau, zweitens hat er eine ſchöne Frau; dabei iſt das ein Glück, daß er keine Frau hat, ſondern einen Herrn. Alcidor verhält ſich zu ſeiner Frau, wie Amerikus zu Amerika, er hat ihr ſeinen Namen gegeben, ſonſt hat er ihr nichts zu befehlen. Des Morgens ſteht er auf, ſchleicht leiſe aus dem Zimmer, ſchaut in die Kinderſtube, weckt die Magd auf, gibt den Caffee heraus, und erwartet in Demuth das Erwachen ſeiner Frau. Wie ſie die Augen aufſchlägt, iſt er niedergeſchlagen, wie ſie aufſteht, ſtehen alle ſeine Leiden mit auf. Er will ausgehen; unter vielen verſteckten Anſpielungen auf dieſen kühnen

Wunſch, erkundigt er ſich, was ſie vorhabe, und erfährt, er müſſe zu Hauſe bleiben, weil ſie nothwendig ausgehen müſſe. Er will in Geduld eine Pfeife rauchen, da muß er in's Hinterſtübchen flüchten. Gegen eilf Uhr wird ihm erlaubt auszugehen, und ſie ſteckt ihm einige Groſchen in die Taſche mit der Ermahnung, keine unnützen Ausgaben zu machen. Er trifft auf der Straße einen lang entbehrten Freund, er möchte ihn gerne zu Tiſche mitnehmen, allein er wagt es nicht — ſeine Frau würde ihn ausſchelten. Der Freund bittet ihn, mit ihm zu ſpeiſen, er wagt es wieder nicht, ſeine Frau könnte böſe ſein.

Ein Freund ladet ihn auf Nachmittag zu einem Spaziergang, er kann es nicht beſtimmt verſprechen, er muß erſt ſeine Frau fragen. Es wird eine Subſcription zu irgend etwas eröffnet, er darf nicht unterzeichnen, ohne die Erlaubniß ſeiner Frau. Er ſoll für ſeine Kinder einen Hofmeiſter nehmen, er muß ſeine Frau bitten, ihn über ſeine Kenntniſſe in's rechte Licht zu ſetzen. Ein paar Freunde wollen ihn Abends beſuchen, er lehnt es ab, aus Furcht vor ſeiner Frau. Die Bürger errichteten einen Leſeclubb, er darf nicht hingehen, weil ſeine Frau nicht hingeht. Er hat eine Equipage, aber wenn er ausfahren will, erkundigt er ſich erſt bei dem Kutſcher, ob die gnädige Frau noch nichts beſtimmt hat. Wenn er in's Theater gehen will, muß er acht Tage früher darauf anſpielen, die Hand küſſen und den freundlichen

Augenblick abpaſſen, ihre Erlaubniß zu erhalten. Sein Bedienter bittet um die Erlaubniß auszugehen, er getraut ſich nicht, ſie ohne Vorwiſſen ſeiner Frau zu geben. Seine Frau geht ſpazieren, er reicht ihr den Shawl, die Handſchuhe, und fragte ſchüchtern, ob er ſie begleiten dürfe.

Des Morgens muß er den Mops waſchen, die Kanarienvögel füttern, die Seidenwürmer reinigen, das Clavier ſtimmen, den Faden aufwickeln, die Blumen begießen, die Noten zuſammenlegen, in die Leihbibliothek gehen, ihr das Perſpectiv putzen, die argandiſchen Lampen reinigen, und die Viſitenkarten in Ordnung ſtecken; kommt ſie nach Hauſe, und er hat alles gut gemacht, darf er Nachmittags ein halbes Stündchen ausgehen.

Er getraut ſich ſeinen Kindern keine Unart zu wehren, keine Lehren zu geben und kein Geſchenk zu machen. Kurz, er hat gar keinen Willen, blos ſeinen letzten Willen, der zugleich ſein erſter iſt.

2.

Der Tauſendſappermentsꞏ Alles- und Nochmehrwiſſer.

Gewiß, lieber Leſer, ſind Dir ſchon allerlei Menſchenexemplare vorgekommen, von denen Du nicht weißt, wozu ſie der liebe Herrgott in das Herbarium des irdiſchen Lebens eingeſchaltet hat. Es ſcheint, als wären ſie zu nichts da, als um uns in Geduld und chriſtlicher Demuth zu prüfen. Man kann ſie nicht anders nennen, als Lebensgeißeln; wir müſſen ſie als Fügungen des Himmels, als eine Sendung des göttlichen Grimms ertragen und dulden. Ich thue aber noch mehr, ich benütze ſie. Ich betrachte ſie als Honorarſtoff des ewigen Vaters, den er ſeinem armen humoriſtiſchen Söhnlein hiernieden beſchert. Ich ſehe in jedem Narren, in jedem Gecken, in jeder ſogenannten Lebensgeißel eine Anweiſung der weiſen Natur an den Humor oder an den Witz, drei Tage nach Sicht eine gewiſſe Summe aus ihnen zu ziehen. Ein Narr, mein guter Leſer, iſt ein herrlicher Menſch, ein wucherndes Exemplar für die Satyre; nur mit dem dummen Menſchen iſt nichts anzufangen. Die Narren, das ſind meine Leute; die Narren, das ſind meine Majoratsgüter. Die werfen mir jährlich ſo und ſo viel ab. Das iſt eine lebenslängliche Verſorgung! Es gibt viele Menſchen, die Reiſen machen, um ausgezeichnete Menſchen kennen zu lernen; das iſt wahrlich nicht der Mühe werth. Die ausgezeichneten Menſchen ſehen ſich am Geiſte faſt alle ähnlich. Aber ich reiſe, um Narren kennen zu lernen, und dieſe Narren müſſen mir noch die Reiſe bezahlen!

Manchmal ſitz' ich an einer Table d'hôte und lerne ein neues Exemplar Narren kennen. Da ſchätz' ich ihn gleich, und frage mich: „wie viel kann Dir der Narr in Bauſch und Bogen einbringen?“ Iſt es ein ergiebiger Narr mit fettem Boden, ſo trink' ich ſogleich ein Glas Champagner, und der Narr ahnt nicht, daß er mir ihn bezahlt.

Ich werde, lieber Leſer, alſo zuweilen einen ſolchen Narren oder eine ſolche Lebensgeißel bei Dir verſilbern. Ich werde Dir alle acht oder vierzehn Tage einen Narren in Eſſig und Oel vorſetzen, wie ſie mir gerade im Leben unter die Schreibehände liefen.

Mit fünfzig Narren jährlich leb' ich prächtig; für zehn Narren mehr ſchaff' ich mir ſchon eine Equipage an.

Letzthin hielt ich um die Hand eines Mädchens an: „Haben Sie ein beſtimmtes Einkommen?“ fragte der Vater. Ich führte ihn nach Hauſe, ſchloß meine Kiſten und Kaſten auf, und zeigte ihm, wie viel Narren und Geißeln ich ſchon für den Winter getrocknet bei Seite gelegt hatte, führte ihn ſodann in der Stadt herum, und zeigte ihm, wie viel dergleichen „Bons“ ich noch grün herumlaufen hatte; da ſagte mir der Vater des Mädchens: „Ich ſehe, Sie haben eine lebenslängliche Verſorgung, Sie ſollen meine Tochter haben!“ Ich war außer mir vor Freude darüber, daß ich eine Frau bekam, und nahm mir vor, mich deßhalb auch ſogleich als Narren zu benützen.

Heute, mein lieber Leſer, will ich einen Mann bei Dir zu Geld machen, der Alles weiß, und noch mehr! Nicht wahr, ein ſolcher Alles- und Nochmehrwiſſer iſt eine Rarität? Blos Alles zu wiſſen, iſt heut zu Tage keine Kunſt, dazu braucht man blos das Converſations-Lexikon, aber noch mehr zu wiſſen als Alles, das iſt der Plunder! Noch mehr als Alles ſteht nicht einmal in dem neueſten Supplementband des Converſations-Lexikons, und doch weiß es mein Wundermann!

Ich hatte auf meinen Reiſen das Glück, oft mit dieſem Alles- und Nochmehrwiſſer an einer Table d'hôte zu ſpeiſen, und ich konnte Gott nicht genug danken, daß er in ſeiner großen Schöpfung nur ein Exemplar eines Alles- und Nochmehrwiſſers erſchuf; gäbe es zwei auf Erden, man würde bald eine Hungersnoth verſpüren; denn ein ſolcher Alles- und Nochmehrwiſſer hat alle Wiſſenſchaften ſo verſchlungen, daß das Verſchlingen ihm zur zweiten Natur geworden. Er betrachtet aber alle Gegenſtände im Leben wiſſenſchaftlich und verſchlingt ſie. Suppe, Fleiſch, Gemüſe, Braten, Salat, Käſe, Deſſert, kurz alles, was auf dem Tiſche ſteht, iſt ihm wiſſenſchaftlich bekannt und wiſſenſchaftlich weiß er alle Beſtandtheile u. ſ. w. Daher verſchlingt er ſie wiſſenſchaftlich, ſo daß er auch alles und noch mehr ißt. Von der Suppe z. B. weiß er, und beweiſt es laut perorirend, daß ſie heiß iſt, und daß ſie naß iſt! Das weiß zwar jeder Menſch, aber er weiß noch mehr! er weiß, warum ſie heiß iſt, und warum ſie naß iſt! und er beweiſt es laut perorirend: weil ſie beim Feuer ſtand, und weil ſie im Grunde aus Waſſer beſteht! Das weiß zwar jeder Menſch, aber er weiß noch mehr! Er kennt die Augenſprache der Fettaugen auf der Suppe, und kommt von dieſen Augen auf Cocles, der nur ein Auge, auf Beliſar, der gar keine Augen, auf Argus, der tauſend Augen hatte, auf die Augen eines Pfauenſchweifes, auf die Augen im Käſe, auf das Auge des Polyphem, auf die großen Augen, die Cäſar machte, als er ausrief: „Auch Du mein Sohn Brutus!?" und auf die kleinen Augen, die Dido machte, als ſie mit Aeneas in der Höhle ſich verhöhlte. Er kömmt von dieſen Augen auf die Hühneraugen des Achilles, und er beweiſt aus ſeiner Kenntniß des Noch mehr als Alles, welche Augen der liebe Herrgott machte, als „er ſah, daß alles gut gemacht ſei!" Dabei ſchreit er ſo, daß allen Leuten das Maul offen ſtehen bleibt, und indeſſen ißt er die ganze Suppe und noch mehr!

Beim Rindfleiſch weiß er ſogleich, ob und warum es hart oder weich iſt. Das weiß zwar jeder Menſch, allein er weiß noch mehr! Er weiß und beweiſt es laut perorirend, daß es deßhalb hart, weil es zu wenig, und deßhalb weich, weil es zu viel gekocht hat.

Er hat den Ochſen, von dem dieſes Rindfleiſch iſt, perſönlich gekannt, er kommt von dieſem Fleiſche auf das Fleiſch der Rubenſchen Bilder, auf das Fleiſch der Ariadne von Danneker, auf die fleiſchliche Luſt, auf die eingefleiſchten Liberalen, auf das Fleiſch der Brandopfer in der Stiftshütte, auf das Fleiſcheſſen in den Fasttagen, auf das Befleiſchen eines architectoniſchen Gerippes u. ſ. w. Dabei ſchreit er ſo laut, daß allen Leuten das Maul offen bleibt, und indeſſen ißt er das ganze Fleiſch, und noch mehr! Bei den Mehlſpeiſen weiß er ſogleich, ob es Schwarzmehl oder Weißmehl war; das weiß zwar jeder Menſch, allein er weiß noch mehr! er weiß, warum es Weißmehl oder Schwarzmehl iſt. Er ſchließt daraus auf den Charakter der Köchin und auf ihren loyalen Sinn. Er kommt von dieſer Mehlſpeiſe auf das Mehl, von welchem Sara den drei Engeln Kuchen buk; er hat das Mehl ſelbſt geſehen und chemiſch zerſetzt. Von Sara ſpringt er auf Robinſon und ſein Mehl, davon beſitzt er ſelbſt noch eine Handvoll; von Robinſon ſchwingt er ſich nach Unalaſchka, wo ſie Mehl aus Baumrinden haben, und wovon er ſelbſt zwei Laib gebacken hat. Von Unalaſchka gibt er ſich einen höheren Schwung nach dem alten Rom, wo ſich die Veſtalinnen mit Mehl puderten, und er beſitzt ſelbſt noch einen ſolchen veſtaliſchen Mehlpuderzopf! Von da läßt er ſich in den Mehlthau herab, und erklärt, wie er eigentlich vom Himmel des Morgens auf die Erde falle, und wie er ſelbſt einmal einen künſtlichen Mehlthau fallen ließ, der alle Pflanzen täuſchte. Von dem Mehlthau kriecht er zu den Mehlwürmern über, und behauptet, er ſelbſt habe mehrere Mehlwürmer ſchon gemacht u. ſ. w. Dabei ſchreit er ſo laut, daß den Leuten das Maul offen ſtehen bleibt, und indeſſen ißt er die ganze Mehlſpeiſe und noch mehr! Beim Braten weiß er ſogleich, ob es ein Haſenbraten oder eine Lerche iſt; das weiß zwar jeder Menſch, allein er weiß noch mehr! er weiß, warum es kein Haſe oder keine Lerche iſt. Von dieſem Braten kömmt er mit vieler Eigenliebe auf den gebratenen Ochſen der vielen Freier Penelopens, von dem er eine lithographirte Abbildung beſitzt; auf die gebratene Hand des Mutius Scävola, von der er noch einen halbverſengten Daumennagel beſitzt; auf das halb gebratene Kalbfleiſch, welches die Juden an Oſtern eſſen müſſen, und wovon er ſelbſt aus Wißbegierde einmal acht Pfund verſuchte; auf ben Braten, den es für die Menſchheit gäbe, wenn alle Freiheit abgeſchlachtet würde u. ſ. w. Dabei ſchreit er ſo, daß den Leuten das Maul offen ſtehen bleibt, und er ißt den Braten und noch mehr!

Kurz, mein lieber Leſer, er weiß alles und immer noch ein bischen mehr. Wir wiſſen alle, daß die Welt aus Nichts erſchaffen wurde; allein er weiß noch mehr! er weiß, wie das Nichts ausſah, was es für ein Nichts war, und wie ſo es eigentlich Nichts war. Ja, er gibt nicht undeutlich zu verſtehen, daß er unſerem lieben Herrgott eigentlich dabei mit an die Hand ging, wie er aus dem Nichts die Welt erſchuf.

Wäre es alſo nicht ſchade, lieber Leſer, wenn ich

Dir die kleine Beſchreibung dieſes Alles- und Nochmehrwiſſers vorenthalten hätte?

3.

Der Glückspilz und der Unglücksvogel.

Alidor iſt ein Glückspilz, Alfred ein Unglücksvogel; was jener unternimmt gelingt, was dieſer unternimmt ſchlägt fehl. Unternimmt jener gar nichts, ſo dringt das Glück wie Sonnenſtäubchen durch ſeine verſchloſſenen Fenſter, und unternimmt dieſer gar nichts, ſo ſtürmt das Unglück doch wie ein Samum über ihn herein, Alfred ſpielt das ganze Jahr in allen Lotterien und gewinnt nie eine Ambe; Alidor wird gegen ſeinen Willen ein Los aufgenöthigt und er gewinnt den großen Treffer. Alfred bewirbt ſich das ganze Jahr mühſelig um ein Amt und erhält keines! Alidor bewirbt ſich gar nicht, allein der Fürſt bemerkt zufällig einen Zug um Alidors Naſe, der ihn an eine theuere Perſon erinnert, und ſchenkt ihm Amt und Titel. Alfred ſoll mit einem großen Herrn eine Reiſe antreten, da ſtirbt der große Herr; nach langem Schmachten und Sehnen ſoll er endlich die erſte Unterredung mit ſeiner Geliebten haben, da fällt er, verſtaucht ſich den Fuß und kann nicht ausgehen; ſein erſtes Stück ſoll nach langem Beſtreben zum Erſtenmal gegeben werden, an demſelben Tag brennt das Theater ab; ein reicher Buchhändler kauft ihm endlich das Manuſcript ab, das Buch iſt gedruckt, der Buchhändler macht Bankerott; ein Fürſt will ihn zu ſeinem Privatſecretär machen, da bricht eine Revolution aus, und der Fürſt braucht keinen Secretär; er ſucht eine Anſtellung im Militär, weil gerade Krieg iſt, plötzlich heißt es: Frieden! eine Sängerin, die beim Miniſter in Gnade ſteht, will etwas für ihn thun, da kömmt eine Tänzerin und verdrängt die Sängerin; nach Jahre langem Sollicitiren ſoll er endlich Cenſor werden, da wird die Preßfreiheit im Lande eingeführt; kurz Alfred iſt ein wahrer Unglücksvogel ſelbſt in den kleinſten Kleinigkeiten. Will er ſpazieren gehen, ſo regnet es, freut er ſich auf ein Mittageſſen, ſo wird es plötzlich abgeſagt; hat er mit vieler Zierlichkeit und Mühe etwas ganz nett geſchrieben, ſo ſchüttet er am Ende das Tintenfaß ſtatt des Sandes darüber; freut er ſich auf ein Theater, ſo wird die Hauptperſon unpäßlich; will er einer Dame ein artiges Compliment machen, ſo fällt ihm ſein Hut aus der Hand; will er einem Wagen ausweichen, ſo tritt er einem Herrn auf den Fuß, er macht eine entſchuldigende Verbeugung und wirft ein Mädchen in das Ladenfenſter hinein; ſetzt er ſich zu Pferde, ſo ſpringt der Gurt: zieht er einen neuen Rock an, ſo wirft der Bediente die Schüſſel darüber; läßt er ſich raſiren, ſo wird er geſchnitten; läßt er ſich Blutegel ſetzen, ſo packt keiner an; will er gerade zu einem Fenſter hinausſehen, ſo verliert er das Glas aus der Brille, ja Alfreds Leben iſt eine

Reihe von fehlgeſchlagenen Unternehmungen. Alidor hingegen thut nichts, bewirbt ſich um nichts, geht auf nichts aus, und die gebratenen Tauben fliegen ihm in's Maul, er iſt in allem gerade das Gegenſpiel von Alfred, im Schlaf und Traum und Tändeln fallen ihm des Lebens Güter, des Lebens Freuden zu, kurz, der eine iſt ein Glückspilz und der andere ein Unglücksvogel.

4.

Der Eckgaſt.

Ich habe dem Leſer ſchon einmal das Bild eines Menſchen geliefert, der ein Unglücksvogel iſt, dem das Butterbrod immer auf die rechte Seite fällt, der immer etwas umſchüttet, ausgießt, jemanden auf den Fuß tritt, die Tinte ſtatt des Sandes auf das Papier gießt, den Damen die Schleppe abreißt, ſich auf den Mops ſetzt, beim Complimentenmachen ausglitſcht und fällt u. ſ. w. Jeder Leſer kennt eine Anzahl ſolcher Menſchen, die recht geſcheidt ſind, und noch nie dazu kamen, ein geſcheidtes Wort zu ſagen, die recht liebenswürdig ſein können, aber nie die Gelegenheit dazu zu ergreifen wiſſen, die alles Glück verdienen, die aber vom Schickſal auserſehen ſind, nichts als Unſchickliches zu thun, nichts als Linkiſches zu ſagen, nichts als Fatales zu erfahren.

So habe ich einen Mann kennen gelernt, der ein zärtlicher Liebhaber, ein geſchickter Muſiker, ein braver Menſch und ein ſtarker Eſſer war. Man weiß, daß man ein ſtarker Eſſer und doch ſonſt ein ordentlicher Menſch ſein kann, d. h. wenn man ſtark gegeſſen hat, oder wenn man die Ausſicht hat, ſtark eſſen zu können. Stark eſſen iſt nicht die kleinſte Schwäche des Menſchen, und ich muß geſtehen, daß ich viele Schwächen habe, nur die nicht ſtark zu eſſen, aber eine Schwäche, die noch ſchwächer iſt als dieſe Schwäche, nämlich einen ſtarken Eſſer zu beneiden.

Stark eſſen iſt nichts als ein thätiges Loblied auf die Schöpfung, ein Te Deum laudamus mit vollen Backen angeſtimmt, eine Hymne an die Natur mit einem Accompagnement von zwei und dreißig Zähnen. Wenn ich einen ſtarken Eſſer eſſen ſehe, iſt er mir ein erhabeneres Schauſpiel, als ob ich ein majeſtätiſches Gewitter herannahen ſähe. Ein ſtiller Ernſt lagert ſich wie ein dunkles Gewölke um ſeine Stirne, eine drückende Schwüle lagert ſich um ſeine Schläfe, und bis die Suppe kömmt, ſcheint durch die ganze Natur — ein Gedankenſtrich zu gehen. Endlich kömmt die Suppe, er fährt mit dem Löffel wie ein Taucher hinab in das Meer und holt ſich vom Grunde herauf die ſchönſte Perle.

Dann kommt das Rindfleiſch u. ſ. w. Das Gewitter bricht los, mein Mann ſchlägt ein! wie ein Blitz: „Die höchſte Spitze zieht ihn an!“ Saucen folgen nun wie Platzregen dieſer Explosion, dann verbreitet er ſich mit einer eben ſolchen Allumfaſſenheit über Gemüſe, Mehlſpeiſe, Braten, Confect, kurz er umfaßt alle Zweige der Landwirthſchaft und der Kochkunſt; nach und nach iſt oder ißt er ruhiger, das Gewitter iſt vorüber, und ein heiterer Sonnenſtrahl lagert ſich um ſeine Stirne; ich ſehe das Schauſpiel eines Gewitters mit an, welches verheerend über den Tiſch zog und jetzt eine feierliche Stille und Leere zurückläßt.

Alſo: einen ſolchen ſtarken Eſſer habe ich kennen gelernt, der aber dabei auch ein beſonderes Unglück hatte, daß er ſtets ein „Eckgaſt“ war! An Gaſttafeln und in Reſtaurationen, bei Diners und Soirees, traf ſichs immer, daß er an der Ecke des Tiſches ſaß, an der äußerſten Spitze. Der arme Mann! Wer ſchildert ſeine Leiden! Bis die Suppe an ihn kam, waren faſt alle conſiſtenciöſe Welttheile herausgefiſcht! Mit einem Schwanenhalſe biegt er ſich in die Terrine hinein:

„Ach! da war überall nichts mehr zu ſehen, und alles hatte ſeine Herren!“

Von beiden Seiten ſieht er nun „durch der Hände lange Kette“ zwei Schüſſeln auf ſich zueilen, ſie nahen — ſie kommen — ſchon ſind ſie da. — O Unglücklicher! In der Einen iſt faſt nichts, und in der Andern gar nichts mehr! O getäuſchte Hoffnung! ſtiller Scorpion! möge keine edle Seele dich erproben! Da wird das Rindfleiſch herumgereicht. Das Rindfleiſch, das erſte und wichtigſte Poſtulat der Eßgeſetze! Wie eine Klapperſchlange ſieht er mit glühenden Augen dem heranrückenden Marqueur entgegen, ſchon hat er ſich über zehn Nachbaren hinüber ein voluminöſes Stück auserſehen; allein, ein ganz unanſehnlicher, blaſſer Böſewicht, dem man eine ſolche That gar nicht zugetraut hätte, gabelt es heraus, ein leiſer Krampf durchzuckt meinen Eckgaſt; er faßt ſich, die Schüſſel rechts iſt ſchon da, er ſteckt die dreiſpitzige Waffe aus, und „ha hi, Hohngelächter der Hölle“ blos einiges Rindſleiſch-Charpie liegt da, kleine Fäden, wie ein alter Weiberſommer! Entſetzt wendet er ſich nach der zweiten Schüſſel, die von der linken Seite herdefilirt; o, ungeheure Ironie! In dieſer Schüſſel iſt nichts als ein Zweig Peterſilien, der Kranz eines ruhmvoll da geweſenen Rindfleiſches. Neue Schmerzen, neue Reſignation, neue Hoffnung auf ein Fricaſſée, welches der Marqueur herumreicht. Da iſt er ſchon, ſchon hört er ſeinen Athem, ſchon unterſcheidet er in den verworrenen Fricaſſéemaſſen eine niedliche alabaſterweiße Hühnerbruſt; an dieſer Bruſt will er ſeinen Schmerz verbeißen. Da iſt der Marqueur, aber, o unglücklicher Eckgaſt! Er ſitzt an der Spitze des Tiſches, im Einbiegen ſtößt der Marqueur an den Stuhl, die Hühnerbruſt liegt am Boden und die Sauce auf dem ſchwarzen Frack unſers Eckmärtyrers. Er wiſcht ſich das Maul und den Frack ab, und lauert einem zweiten Marqueur auf, der eine dampfende Mehlſpeiſe herumreicht; man iſt hart bei ihm, aber, o unglückſeligſter Eckgaſt! an der

Spitze des Tiſches muß der Marqueur eine Schwenkung machen, und ſo wendet er ſich von ſeinem Nachbar rechts gerade zu dem Nachbar links und umzingelt in der Schwenkung gerade meinen Eckgaſt!

Verzweiflung malt ſich auf ſeinem Antlitz. Da leuchtet der Braten ihm glänzend wie eine junge Hoffnung nach: er ſtarrt dem Braten und allen ſeinen gefährlichen Bewegungen entgegen, die Schüſſel kömmt endlich auch an; ihm lächelt ein gebratener Apfel, der in dem Braten ſteckt, freundlich und ironiſch, dem Braten folgt ſogleich die Salatſchüſſel, in welcher mein unglücklicher Patron ein Bischen abgelaufenes Oel findet, gleichſam um ſeiner Hoffnung die letzte Oelung zu geben. In höchſter Raſerei will ſich mein Eckgaſt erheben, um fortzugehen, allein als Letzter am Tiſche, ſitzt er am nächſten zur Muſik, die da iſt, und er iſt der Erſte, dem das Notenblatt hingelegt wird! Welch ein Glück ein Eckgaſt zu ſein!

5.

Der Viſiten-Mörder.

Wenn mir jemand ſagt: „ich werde mir das Vergnügen machen, Sie zu beſuchen,“ ſo antworte ich gewöhnlich: „O Sie ſind gar zu gütig! das gebe ich durchaus nicht zu! ich werde mir die Ehre geben, Sie zu beſuchen!“ — Nun denkt der Mann, ich ſei ein recht feiner, artiger, höchſt höflicher Menſch! Er irrt ſich aber; wenn ich dieſes ſage, bin ich ein maskirter Grobian. Wenn ich einen Beſuch mache, ſo kann ich gehen, wenn und wann ich will; empfange ich aber einen Beſuch, ſo muß ich warten, bis der Andere geht, deßhalb mache ich lieber zehn Beſuche, als ich einen empfange! Wenn man einen literariſchen Ruf hat, und ſei er auch ſo klein, wie die Fürſtenthümer Reuß-Schleitz, Reuß-Greitz u. ſ. w., oder ſo klein, wie die Größe der neuen churheſſiſchen Conſtitution, ſo glaubt doch jeder reiſende Student in den Vacanzen, jeder Reiſebeſchreiber und jeder Weinreiſende, er müſſe dieſes Weſen begucken, wie eine alte Ruine oder wie einen verfallenen Krater. Da kommen ſie, gucken uns an, ſtecken einige unſerer Worte und unſerer Blatternarben ein, packen ſie in ihre Reiſeranzen, und bringen ſie zu Hauſe ihren Kindern oder Söhnen mit. Da erzählen ſie: „In München hab' ich Dampfnudeln gegeſſen und den Saphir geſehen, er war gerade nicht bei Witz, und hat drei Blatternarben auf der linken Seite der Naſe!“

Unter allen Beſuchen aber, mit denen mich Fremde und Unfremde in der Geduld unterrichten, zeichnet ſich Herr Eierweiß auf eine grauſam claſſiſche Weiſe aus. Ich glaube nicht anders, als er iſt von einigen ſchlechten Comödianten gemiethet worden, mich durch ſeine Beſuche langſam, mit wahrer Barbarei aus dem Lande hinaus zu langweilen; es iſt ein ſchleichendes Gift, das ſie mir beibringen, und wenn ich langſam dahin ſchwinde, wie die preußiſche Staats-

Zeitung, nachdem ſie keine Polen- und Cholera-Neuigkeiten mehr hat, ſo ſind es die Viſiten des Herrn Eierweiß, die mich nach und nach aufzehren und abmagern. Es wird dann grauſamlich zu leſen ſein, wenn es in den Zeitungen heißen wird:

> „Es hat dem ewigen Rathſchluſſe gefallen, den bekannten Schriftſteller Saphir, im 38ſten Lebensjahre, nach langen Leiden, an einer langwierigen Viſiten-Auszehrung von hier abzurufen.“

Ich glaube an eine Vorherbeſtimmung, ſo z. B. glaube ich, daß bei Napoleons Geburt im Himmel ſchon beſtimmt wurde, daß Sir Hudſon Lowe bei ſeiner Rückkunft von Helena ſeinethalben auf öffentlicher Straße geprügelt werde. So glaube ich, daß als ein franzöſiſcher Bauer einen Pfirſichbaum pflanzte, über deſſen Pfirſichkern Dlle. Sonntag in Paris ſtolperte, es ſchon von der Vorſehung beſchloſſen wurde, daß ſie über den Kern ſtolpern müſſe, damit die Berliner von der neuen Religionsſecte in Anbetung einer zweiten heiligen Jungfrau zurückkämen. So glaube ich auch, daß bei meiner Geburt ſchon vom Himmel beſchloſſen wurde, ich müßte in meinem Blüthenalter, d. h. wenn die Blüthen altern, durch die Viſiten des Herrn Eierweiß vom Leben zum Tode hinübergeſprochen werden!

Herr Eierweiß klingelt, mein Bedienter macht ihm auf, allein ehe er ihn anmeldet, hat ihn Herr

Eierweiß behend umzingelt und klopft an meine Thüre. Ich rufe zerſtreut: „Herein!“ trotz dem ich nicht zu Hauſe bin, er glitſcht herein von der Thüre bis zu meinem Schreibtiſch, und huſch! ſitzt er plötzlich wie ein Tintenklecks auf meinem Sopha. „Ich ſtöre doch nicht?“ fragt Eierweiß, und ohne meine Antwort abzuwarten, fährt er fort: „Ich gehe ſogleich wieder,“ ſo kann ich beſtimmt während der Zeit mich zweimal raſiren laſſen. Ich nehme meine gute ehrliche deutſche Geduld zur Hand, die ich nur zuweilen anziehe, z. B. in einer Vorleſung von Carl Holtei, oder wenn der Bräutigam von Mexiko aufgeführt wird, oder wenn in der Deputirtenkammer über die Schubfuhren debattirt wird, oder wenn ich bei der Frau von X. zum Thee bin, und die Tochter Clavier arbeitet u. ſ. w.

Dann ſteht Herr Eierweiß auf, tritt an den Spiegel, lieſt meine Viſitenkarten alle durch, und ſagt dann: „Ach, was haben Sie für Viſitenkarten! ich hab' auch ſehr viele! —“ „So?“ erwiedere ich, und lächle wie ein melancholiſcher Stieglitz. Nun nimmt Herr Eierweiß meine Uhr in die Hand: „Ach, eine ſchöne Uhr! eine Cylinder? ich habe auch eine ähnliche, ſie iſt jetzt beim Uhrmacher!“ — „So?“ erwiederte ich, und fahre fort zu lächeln, daß mir die Haut ſchaudert. „Ach, was haben Sie hier für ein Portrait?“ ruft nun Herr Eierweiß aus, und ſtöbert unter mehreren Bildniſſen auf dem Spiegeltiſche herum.

„Iſt das Ihre Geliebte? Ihre Schweſter? Eine Schauſpielerin? Eine Sängerin? Eine Tänzerin? Iſt ſie hier? in Berlin? in Wien?“ Ich lächle mit Grazie immer fort, aber mein innerſtes Eingeweide brennt ſchon vor Grimm. „O!“ eierweißt er weiter fort, „ich hab' auch mehrere Portraits! o“ — „So?“ frage ich gedehnt, und indeſſen hat ſich Herr Eierweiß ſchon meines Perſpectives bemächtigt: „Ach, iſt das ein Pariſer? ein Londoner? ſehen Sie gut d'rauf?“ — „So, ſo!“ ſage ich, und ſchon hat Herr Eierweiß mein Petſchaft in ſeinen Krallen: „Haben Sie das Siegel hier ſtechen laſſen? drückt es ſich gut ab? Ich habe auch ein ähnliches, aber auf Stahl.“ — „So?“ replicire ich unermüdlich fort. Nun geht's auf meinen Handſpiegel los: „Haben Sie auch einen Handſpiegel? ich kann mich auch ohne Handſpiegel nicht anziehen!“ — „So?“ — Plötzlich fährt Herr Eierweiß über einen da liegenden Brief her: „Eine ſchöne Adreſſe! das iſt gewiß eine Frauenhand! die Frauenhände kenne ich, ich bekomme ſo viele Briefe von Frauenhänden!“ — „So?“ — „O! einen Dolch haben Sie auch?“ ſchreit Herr Eierweiß nun auf, und packt meinen Dolch mit einer redneriſchen Wuth, „ich führe auch ſtets einen bei mir, gerade heute nicht.“ „So?“ —

So geht es ſtundenlang fort, er ſtöbert alles durch, faßt alles an, ſucht alles auf, guckt unter den Tiſch, unter das Sopha, hebt die ſeidene Decke des

Bettes empor, zieht die Schubfächer auf, bedient ſich meines Kölner Waſſers, probirt mein Federmeſſer, unterſucht mein Feuerzeug, ſchlägt alle Bücher auf, läßt meine Uhr repetiren, und alles hat er auch ſo oder ähnlich, und iſt nicht von der Stelle zu bringen. Kömmt Jemand, ſo ſagt er: „Genieren Sie ſich nicht, gehen Sie mit dem Herren in's Nebenzimmer, ich will ſchon hier warten, ich habe keine Eile."

Dabei fühle ich, wie meine Kräfte immer abnehmen, wie ich mich immer ſchwächer fühle, und ich fürchte, ich bleib' ihm einmal unter dem Beſuch! Dann ſagt Herr Eierweiß vielleicht noch: „Ach, hat Sie der Schlag gerührt? mich hat auch einmal der Schlag gerührt!"

Ich habe aber jetzt ein Mittel ausſpintiſirt, ihn bald los zu werden, wenn er kömmt. Die Noth iſt erfinderiſch. Ich habe mir nämlich einen vollkommenen Frauenanzug verſchafft. Einen großen Hut à la Zugſpitz, einen Shawl, eine Enveloppe u. ſ. w. Wenn nun Herr Eierweiß bei mir iſt, ſo muß ſich mein Bedienter als Frauenzimmer verkleiden, und verſchämt den Kopf mit dem Hute zur Thüre hereinſtecken, dann plötzlich zurückfahren. Ich gehe ſodann hinaus, komme zurück, und ſage zu Herrn Eierweiß: „Ach, Sie entſchuldigen, eine Dame wünſcht mich dringend zu ſprechen!"

Ich hoffe, das hilft. Hilft es aber nicht, ſo weine mir eine Thräne nach, gefühlvolle Leſerin, denn dann hat mich Herr Eierweiß zu todt beſucht, und mein nächſter Horizont wird dann beginnen: „Ich bin todt, liebe Leſerin!“

6.

Der Judenfeind.

Der gütige Himmel hat jedem Geſchöpfe ſeine Waffen, jedem Pflänzchen ſeine Eigenſchaft und jedem Menſchen ſeine eigenthümliche Seite gegeben, von welcher er ſich liebenswürdig und geltend machen kann. Von der Milbe bis zum Mammuth, von dem Yſop, der an der Wand kriecht, bis zur herrlichen Ceder, von dem Cretin bis zum Sokrates iſt kein Weſen auf der Stufenleiter der Schöpfung ganz reizentblößt, ganz intereſſenackt, ganz unbemerkenswerth. Sehen wir zum Beiſpiel den bläßlichen Herrn Spindelfuß an. Er iſt fade, wie ein kaltes Kataplasma; abgeſchmackt wie ein altgebackener Grieskuchen; roh wie ein Ruſſe, der in Rußland für roh gilt; hirnlos wie eine ausgewachſene Mumie; langweilig wie eine Cholera-Quarantaine; ignorant wie ein Mameluk und arrogant wie ein neugebackener Adel. Er iſt ſo unbedeutend, daß der liebe Tod einſtens große Mühe haben wird, ihn heraus zu finden, und daß er bei der Wiederaufſtehung gewiß liegen bleibt, ohne daß es die liebe Vorſehung bemerken wird.

Allein auch dieſer perſonificirten Nulle, dieſer in Fleiſchmaculatur einhergehenden Nichtigkeit hat die gütige Allbarmherzigkeit Gottes eine Seite gegeben, von welcher er ſich bemerkbar machen kann, — er iſt nämlich ein Judenfeind.

Auf eine wohlfeilere Weiſe kann ein charakterloſer Menſch nicht zu einem Charakter kommen. Man fragt ſich in Geſellſchaft: wer iſt denn dieſes Schattenſpiel von einem Menſchen? Iſt er ein Gelehrter? nein! — Iſt er ein Dichter? nein! — Iſt er ein Gutsbeſitzer? nein! — Iſt er ein Banquier? nein! — Iſt er ein Handwerker? nein! — Ein Künſtler? nein! — Ein Doctor? nein! — Ein Advocat nein! — Ei, was iſt er denn? — O! er iſt ein Judenfeind! — Da hat er plötzlich einen Charakter.

Mit dieſer Judenfeindſchaft macht ſich Musje Spindelfuß höchſt liebenswürdig. Wenn er nach und nach ſeinen ſeit dreißig Jahren an alle Frauenzimmer ſpedirten Liebreiz aufgezehrt ſieht, wenn ſeine vierzig tauſend Liebeserklärungen auf der Poſt liegen geblieben ſind, wenn alle ſeine Heiratsbewerbungen unerbrochen auf Eilwägen wieder zurückarrivirten, da nimmt ſein zuſammengeſchnürter Geiſt ſich zuſammen, er tritt vor den Spiegel, ſetzt den Hut hochverwegen ſchräg auf ſein Kopfgeſtell, ſtreicht ſich den Backenbart in die Wangenhöhlen, die, fleiſchlos wie ein Faſtentiſch, ihre eigenen Einfälle belächeln, und ſagt zu ſich ſelbſt: „Ich bin doch ein liebreizendes Bürſchchen, und es kann mir kein Menſch abſprechen, daß ich ein intereſſanter Judenfeind bin!“ — Der gute Musje

Spindelfuß kann alles ertragen, bedeutende Grobheiten, zarte Händel, Fingerfamiliaritäten mit ſeinen intereſſanten Mondſcheinwangen, er ſucht ſogar ſelbſt gerne allerlei Hader und Stänkereien an allen Orten, bei allen Gelegenheiten, kurz das Allergemeinſte iſt ſeiner zarten Seele angenehm, blos gegen Juden ſind ſeine Nerven reizbar! All' ſein Witz, all' ſein Muth, alle ſeine Einfälle, all' ſeine Beredſamkeit, all' ſein ſanftſeliges Lächeln drehet ſich um die Juden herum, und wenn ihm einmal die Juden den verdammten Streich ſpielen wollten, ganz auszuſterben, er wäre das geſchlagenſte, erbärmlichſte, miſerabelſte Männchen aller fünf Welttheile, er hörte auf, etwas zu ſein, er müßte ſtumm herumwandeln!

An der Table d'hôte verzehrt er die Juden als Salz, als Salat, als Deſſert. Lieſt er auf der Karte: „Judenfiſch mit brauner Sauce,“ dann iſt er geborgen, ſein Leben beginnt; er weiß, von was er ſprechen ſoll! Er bedauert, daß man „Judenfiſch mit brauner Sauce“ hat, denn er würde viel lieber „braune Juden mit Fiſchſauce“ eſſen. Iſt der gute Spindelfuß auf einem Platze, wo keine Juden ſind, ſo dreht er ſich wie ein von der Sonne aller Farbe ausgezogener Regenſchirm herum, und bemerkt, es iſt gottlob kein Jude da. Dabei lächelt er ſelig wie ein gedörrter Schwarzreiter, denn nun weiß er, was er ſprechen ſoll; die Damen, die ſo unglücklich ſind, ihn anhören zu müſſen, wiſſen nun, daß ſein Mund von Juden überfließt.

Iſt er an einem Orte, wo Juden ſind, o, da iſt er erſt recht glücklich! Denn nun kann er gleich zu ſprechen anfangen, ohne erſt Leibzwicken zu haben. Denn in ſeiner endloſen Fadheit nicht einmal geſchickt genug, noch vom Wetter oder von der Cholera zu ſprechen, ſind es nur die armen Juden oder vielmehr die reichen Juden, die ſich ihm auf die Sprachwerkzeuge geſchlagen haben! Er ſagt erſt: „Ach, es wäre hier ſchön, wenn nur nicht ſo viele Juden da wären!“ nach dieſer Geiſtesanſtrengung ruhet er auf ſeinen Rednerlorbeeren aus; dann wendet er ſich in ſeiner überſchwenglichen Liebenswürdigkeit zu einer andern Dame, und ſendet ihr poſtfrei die Bemerkung hin: „Ueberall ſind Juden!“ — Hierauf knickt er, erſchöpft von dieſem Aufwand an Witz und poſitivem Wiſſen, wie ein Taſchenmeſſer zuſammen, erholt ſich nach einigen Augenblicken, und frankirt an eine dritte unglückliche Dame die Worte: „Daß doch die Juden überall ſind!“ Nachdem er ſich nun ſelbſt über die Fülle ſeiner Genialität angeſtaunt, wendet er ſich zu dem vierten bedauernswerthen Gegenſtand ſeiner intereſſanten Aufmerkſamkeit mit dem brillanten Einfall: „Müſſen denn überall Juden ſein?“ Darauf drängt er ſich wie eine maskirte Sardelle durch die Reihen, bis an das andere Ende des Saales, und näſelt mit unendlicher Grazie einer beklagenswerthen

Dame das herrliche bon mot hin: „Findet man doch Juden überall!“ — Ich glaube, wenn Musje Spindelfuß einſt auf der letzten Poſtſtation des Lebens angelangt ſein wird, ſchnüffelt er dem Tode noch die Worte zu: „Sind hier keine Juden?“

Da überhaupt der Judenhaß da anfängt, wo die geſunde Vernunft aufhört, ſo kann der Leſer ſicher darauf rechnen, daß, wo er das Wort „Jud“ ausgeſtoßen hat, da hat der Verſtand des Sprechers entweder noch nicht angefangen, oder er iſt bereits zu Ende. Wo das Herz und der Geiſt gleich dumm und ſtumm ſind oder zu werden beginnen, und blos die fünf Sprachwerkzeuge für Kopf und Herz proviſoriſch das Wort führen, da iſt immer das Feldgeſchrei: „Jude! Jude!“

Musje Spindelfuß aber läuft als mathematiſcher Beweis des eben Geſagten unter uns herum. Es iſt das drolligſte und lächerlichſte Exemplar dieſer Race auf Erden, und ſollten wir im Verlaufe der Zeit entdecken, daß er ſich in dieſer Wiſſenſchaft vervollkommne, ſo werden wir Buffons Naturgeſchichte mit einer lithographirten Abbildung dieſes Prachtexemplars von einem Judenfeinde gelegenheitlich vermehren.

Wer? Wie? Was? Wo? Wann? Wohin? Woher? Wieſo? Weswegen? Wozu? Weshalb? Wofür?

oder:

Warum fangen alle Fragewörter des Lebens mit einem Weh (W) an?

Das ganze menſchliche Leben, meine hochverehrten Hörer und Hörerinnen, iſt eine lange ſiebzig jährige Frage: Wohin? und der Tod iſt die Antwort. Dahin! und auch dieſe Frage beginnt mit einem Weh (W): mit Weinen! Das neugeborne Kind weint, und wenn das neugeborne Kind nicht weint, ſo pufft es die Hebamme ſo lange, bis es weint. So wird der Menſch mit einem kurzen Puff auf den langen Puff des Lebens vorbereitet.

Auch dieſes Fragezeichen: das Leben, hat an beiden Enden, Geburt und Tod, einen Haken und wie man dieſes Fragezeichen auch auf den Kopf ſtellt, es bleibt dasſelbe Fragezeichen!

Der Menſch iſt das Fragezeichen des Lebens, das Schickſal das Ausrufungszeichen, der Schlaf der Gedankenſtrich, der Tod iſt der Schlußpunkt, und die Frauenzimmer ſind die „Anführungszeichen!“

In jedem Menſchen, m. f. H. u. H., ſteckt ein ganzer Bienenkorb voll Fragen und nur ein kleines Etui mit Antworten; die Augen und die Ohren ſind nur ſtehende Fragen beim Menſchen und ſie fragen nur: „Was muß ich ſehen? Was muß ich hören?“ Wenn zwei fremde Menſchen ſich auf der Straße begegnen, ſo fragt Jeder im Stillen ſich ſelbſt: „Wer iſt der Tölpel?“ Wenn der Menſch in einem Gaſthofe abſteigt, kommt ſogleich der Kellner mit einem ganzen Speiszettel voll Fragen: „Woher kommen, wohin gehen Sie? Wie lange bleiben Sie hier? Was haben Sie hier zu thun? Wie alt ſind Sie? Sind Sie ledig? Wo ſind ſie geboren?“ Und es wundert mich, daß er auch nicht fragt: „Wann belieben Sie zu ſterben, oder ſind Sie geſtorben?“

Ein Bittſteller kömmt zu ſeinem Gönner, und dieſer fragt ganz höflich: „Wollen Sie nicht gefälligſt Platz nehmen?“ Welche Frage! Er kömmt ja, um einen Platz zu bekommen, er möcht' den Platz ſchon nehmen, aber er kriegt ihn nicht!

Wieviel verſchiedene Fragen, m. f. H. u. H., werden oft in einem und demſelben Hauſe, über einen und denſelben Gegenſtand geſtellt? Wenn z. B. die Tochter einen Mann nehmen ſoll, ſo fragt zuerſt der Vater: „Was iſt er?“ Dann kömmt die Mutter und fragt: „Wer iſt er?“ Die Tochter aber fragt nichts als: „Wo iſt er?“

So werden im Leben die Fragewörter oft und räthſelhaft verwechſelt! Wie oft fragt Jemand den Andern: „Wie leben Sie?“ und er möchte gerne fragen: „Wozu leben Sie?“ Ein Mann, deſſen Ehefrau melancholiſch iſt, grämt ſich und fragt: „Was fehlt Dir?“ Er ſollte aber eigentlich fragen: „Wer fehlt Dir?“ Man fragt oft, wenn man hört, daß Jemand geſtorben iſt: „An was iſt er geſtorben?“ und man ſollte eigentlich fragen: „An wen iſt er geſtorben?“

Der Freier fragt das Mädchen: „Haben Sie Herz zu mir?“ Er meint aber dieſe Frage ſo: „Haben Sie?“ Dann: „Herz! zu mir!“

Der Menſch, m. ſ. H. u. H., ſagt von vielen Fragen: „Das iſt eine Herzensfrage, das iſt eine Gewiſſensfrage, das iſt eine Lebensfrage!“ Es gibt aber jetzt nur eine Herzensfrage: „Wo haben die Leute das Herz?“ Es gibt nur eine Gewiſſensfrage, die zugleich eine Lebensfrage iſt, nämlich: „Wenn ich immer nach dem Gewiſſen fragen ſoll, wovon ſoll ich leben?“

In den Geſellſchaften lebt man nur von Fragen und nie von Antworten. Man fragt ſich: „Was gibt's Neues? Wie befinden Sie ſich? Wie geht's Ihnen? Was macht Ihre Frau Gemahlin?“ Allein kein Menſch erfährt etwas Neues! Niemand ſagt, wie es ihm geht, und kein Mann kann mit Sicherheit antworten, was ſeine Frau Gemalin eigentlich jetzt macht!

Da man in großen Geſellſchaften nicht weiß, von was man reden ſoll, ſo redet man von dem, was man nicht weiß, und da man ſehr viel nicht weiß, ſo hat man ſehr viel zu reden, und am Ende hat man von Allem dem geſprochen, was man nicht weiß, und weiß gar nichts von Allem dem, wovon man geſprochen hat.

Anſtatt daß ſich die Menſchen dann fragen ſollten: „Haben Sie ſich unterhalten?“ fragen ſie ſich: „Wie haben Sie ſich unterhalten?“ und das muß ſo betont werden: „Wie? Haben Sie ſich unterhalten?!“ Das aber eben iſt das Unglück in unſeren Geſellſchaften, m. f. H. u. H., daß ſich die Leute fragen: „Wie haben Sie ſich unterhalten, und nicht: wie haben Sie Andere unterhalten?“

Eine Geſellſchaft, m. f. H. u. H., iſt wie ein Spiel Karten, je gemiſchter, deſto beſſer, wenn die Farben und die Matadors alle beiſammen ſtecken, iſt's kein unterhaltendes Spiel!

In großen Geſellſchaften ſpricht man von Menſchen wie von Büchern, man kennt nichts von ihnen als den Titel und den Namen des Verfaſſers, aber man urtheilt über ſie, als ob man ſie durchſtudirt hätte!

Der Menſch geht mit dem Menſchen ſchlechter um, wie mit einem Theaterſtück. Bei einem Theaterſtück ſagt man doch: „Wir wollen erſt das Ende abwarten, bevor wir es beurtheilen;“ bei einem Menſchen aber wartet Niemand ſein Ende ab, um ihn zu be- und zu verurtheilen.

Ja, die Menſchen, m. f. H. u. H., ſind wie die Bücher; ihre wahren Titel hängt man ihnen meiſtens hinter ihrem Rücken an, und nur wer ſie kauft, ſchneidet ſie recht auf! Die Ehemänner exiſtiren ſtets in zwei Ausgaben, in einer feinen Ausgabe für die Welt, und in einer groben Ausgabe für die Frau Gemalin!!

Eine große Lebensfrage iſt es: „Was iſt die Liebe?" Die Liebe, die Schönheit und die Tugend ſind drei Schweſtern, die ſich ewig zanken, aber am Ende leihen ſie ſich gerade eben ſo wie Schweſtern gegenſeitig ihren Schmuck und ihre Kleider!

Die Liebe und der Verſtand hingegen iſt ein Ehepaar, das untereinander zankt, da miſche ſich nur um Gotteswillen kein Drittes d'rein, denn am Ende gibt der Mann: Verſtand, nach, denn der Kluge muß nachgeben; dafür aber, daß der Verſtand der Liebe immer nachgibt, kann die Liebe immer einen Verſtand vorgeben!

Nicht nur der Körper hat ein Vaterland, m. f. H. u. H., ſondern auch die Seele, das Herz, und wenn ſich zwei Herzen aus einem Vaterlande, von höhern Welten, hier in dieſer fremden Welt zuſammenfinden, ſo fällt ein Herz dem andern freudig um den Hals, und ſagt: „Sei mir herzinnig gegrüßt, wir ſind ja Landsleute!" Und das iſt die Liebe!

Man hat oft den Vergleich gemacht: „Das Mädchen iſt die Roſe, und die Liebe iſt die Sonne dieſer Roſe;“ allein man hat dieſen Vergleich nicht von ſeiner ſchmerzlichſten Seite aufgefaßt; dieſelbe Sonne, welche die Roſe am Morgen roth färbt, zieht ihr am Abend die Farbe aus, und dieſelbe Liebe, welche die Roſenwange des Mädchens am Morgen mit Glücksroth färbt, macht ſie ſpäter ſelbſt wieder erblaſſen und welken!

„Was ſind Liebesſchwüre?“ — Liebesſchwüre ſind Reiſe, mit welchen das Faß der Treue zuſammengehalten wird; unſere Männer ſind curioſe Faßbinder! Sie legen lauter Schwüre als Reiſe übereinander, aber das Faß fehlt.

Unſere Mädchen, wenn ſie ſo ein liebendes Herz von ihrem Ritter zum Geſchenk bekommen, halten dieſes Herz für ein großes Gut, für ein Rittergut, ſie würden ſich aber nicht ſo ſehr freuen, wenn ſie wüßten, wie viel Schulden und Proceſſe auf dieſem Rittergute haften.

Die Liebe iſt wie ein Krieg! Es macht viel Freude, wenn man einen Sieg erringt, aber man kann ſich noch glücklicher preiſen, wenn Einem ein geſchickter Rückzug gelungen iſt!

Unſere jungen Männer machen es mit dem ſchönen Geſchlechte, wie mit ihrer Lectüre. Sie ſchaffen ſich ſelten eigene Bücher an; ſie leſen und lieben aus der Leihbibliothek! Es iſt in der Liebe wie in der

Literatur! Wer in der Literatur die neuen und jungen Schriftſteller recht faſſen will, muß die Alten, die Claſſiker, ſtudiren, und in einer Geſellſchaft von Frauenzimmern muß man auch erſt die Alten ſtudiren und ſich eigen machen, wenn man die Jungen faſſen will!

Eine der natürlichſten und doch unnatürlichſten Fragen des Lebens, m. f. H. u. H., iſt die Frage: „Wie alt ſind Sie?“ Wenn die Frauenzimmer ihre Jahre zuſammenrechnen, ſo machen ſie es gerade wie beim Addiren. Wie geht man beim Addiren zu Werke? Man ſagt: 9 und 6 ſind 15, 15 und 8 ſind 23, 23 und 6 ſind 29, 29 und 8 ſind 37, ſo ſetze ich 7, und behalte drei; ſo machen ſie's mit den Jahren, etwas ſetzen ſie an, und das Andere behalten ſie!

Der Menſch, m. f. H. u. H., macht's mit dem Alter, mit der Zeit, mit dem Leben, wie mit einer Uhr, er rückt an ſeiner Lebensuhr nur den Minutenzeiger und nie den Stunden- und Jahreszeiger; aber am Ende iſt die Zeit doch um, trotzdem, daß er die Jahre nicht angerührt hat.

Der Menſch, m. f. H. u. H., iſt ſein ganzes Leben hindurch Nachtwächter und Todtengräber; ein jeder Menſch geht das ganze Jahr herum mit dem moraliſchen Spieß in der Hand, und ruft: „Alle meine Herren, laßt Euch ſagen!“ Allen Leuten will er ſagen, ſich ſelbſt aber ſagt er gar nichts; er ruft allen Leuten zu, wie viel es geſchlagen hat, und was an der Zeit iſt, er ſelbſt-aber verkehrt die Zeit und macht Nacht zu Tag und Tag zu Nacht!

Der Menſch iſt auch all' ſein Lebtag Todtengräber, zu 12 Jahren begräbt er ſeine lachende Kindheit, zu 18 Jahren begräbt er ſeine roſige Jugend, zu 20 begräbt er ſeine erſte Liebe, zu 30 ſeinen Glauben an die Menſchheit, zu 40 begräbt er ſeine Hoffnungen, zu 50 begräbt er ſchon ſeine Wünſche, zu 60 begräbt er nach und nach ſeine fünf Sinne, das Hören, das Sehen u. ſ. f., und ſo gräbt der Menſch ſtets ein Grab, und denkt doch nie an den Tod und jede Erinnerung an ſein Alter erſchreckt ihn, und die Frage: „Wie alt ſind Sie?“ ſcheint ihm nichts, als die Frage: „Wann werde ich das Vergnügen haben, mit Ihrer Leiche zu gehen?“

Jenſeits des Grabes, m. ſ. H. u. H., empfangen uns auch zwei Fragen! Der böſe Engel fragt: „Wie hat er gelebt?“ Allein der gütige Schöpfer fragt weiter: „Wie iſt er geſtorben?“ Denn der gütige Schöpfer nimmt die letzte Thräne des Sterbenden und löſcht mit ihr alle Sünden aus, die auf ſeiner Lebenstafel angeſchrieben ſteh'n.

Darum, m. ſ. H. u. H., ſollte man keine Lebensbeſchreibungen ſchreiben, ſondern lauter Todtenbeſchreibungen; denn was iſt eine Biographie? Eine Lebensbeſchreibung? Jemand, der nicht zu leben hat, ſchreibt, um zu leben haben, das Leben eines Menſchen, der auch nicht zu leben hatte!

Eine nicht unintereſſante Frage iſt **es: Warum** unſere jetzigen Schriftſteller den Tod ſo ſehr fürchten?

Weil ſie ganz leer dort ankommen werden, denn der Menſch nimmt nichts mit, als ſeine guten Werke.

Eine noch kitzlichere und verfänglichere Frage iſt die, m. f. H. u. H., wenn man ſagt: „Was ſagt die Welt dazu?“

Was heißt das „die Welt?“ Wir haben eine große Welt aus kleinen Menſchen, eine „ſchöne Welt“ aus häuslichen Menſchen, und eine gelehrte Welt aus dummen Menſchen, und nun bitte ich Sie, was ſoll die Welt zu der Welt ſagen?

Man ſagt, die jetzige junge Welt lehnt ſich gegen die alte Welt auf. Es iſt nicht wahr, es gibt jetzt gar keine junge Welt mehr; ein Wort iſt ganz aus der Weltgeſchichte verſchwunden: Jünglinge.

Man ſetzt Preiſe aus auf vaterländiſche Erzeugniſſe, auf vaterländiſche Induſtrie, man ſollte einen Preis ausſetzen auf einen „vaterländiſchen Jüngling!“

Eher findet man noch in der Welt eine vaterländiſche Maid, als einen vaterländiſchen Jüngling! Alle unſere ſogenannten Jünglinge ſind zerriſſen, darum muß man jetzt 15 oder 20 zerriſſene Jünglinge zuſammenſetzen, bis man einen ganzen aus ihnen macht!

Ach, die armen Mädchen jetzt, deren Aufgabe es iſt, durch Schönheit und Tugend die Jünglinge anzuziehen, wie ſollen ſie aber etwas anziehen, was zerriſſen iſt? Das aber eben iſt das Wunder. Früher hat man ſich um die Jünglinge geriſſen, und ſie waren ganz, jetzt reißt ſich Niemand um ſie, und ſie ſind zerriſſen!

Die deutſchen Wälder und die deutſchen Jünglinge gehen ganz aus! Allein unſere Jünglinge ſorgen doch dafür, daß die deutſchen Wälder nicht ganz ausgehen. Jeder Jüngling legt jetzt einen deutſchen Wald um ſein Angeſicht an! Man ſieht den Jüngling vor lauter Wald nicht! Wenn ſo ein Jüngling unglücklich liebt, ſo braucht er nicht erſt in den Wald hinauszuirren, um zu ſeufzen, er zieht ſeine Schlafhaube an, ſetzt ſich auf ſein Sopha und ſeufzt in ſeinen wilden Wald hinein!

Wenn ſo ein lebendiger Bartwiſch eine Cigarre raucht, ſo glaubt man von der Ferne, es iſt ein Waldbrand!

Es iſt ſonderbar, m. f. H. u. H., man findet bei Wäldern den Fall, daß ſie ſich oft von Berggipfeln tiefer herabſenken; ſo geht's auch unſeren Jünglingen, ihr Haarwuchs hat ſich geſenkt vom Scheitel herab, und hat ſich auf die Kinnbacken und um den Mund geſenkt, und man kann von ihnen ſagen: „Was ihnen am Kopf fehlt, das erſetzen ſie am Mund!“

Es iſt in unſerer jungen Welt, m. f. H. u. H., Sitte geworden, über die „ſchöne Welt“ los zu ziehen. Wenn man die männliche Jugend aber ſo alle weibliche Tugend, alle weibliche Sitte, alle Frauenehre höhnen und bezweifeln hört, ſollte man ihr ſtets zurufen: „Junger Mann, verletze das heiligſte Gebot nicht: Du ſollſt Deine Mutter ehren!“ Denn iſt nicht jede Läſterung, die ein Mann auf das ganze weibliche Geſchlecht ausſtoßt, zugleich auch eine Läſterung ſeiner eigenen Mutter!?

Ach, es iſt leider Ton geworden in vielen Männergeſellſchaften, von Frauentugend, von Frauenwürde mit Geringſchätzung zu ſprechen; allein, wenn man eine reine Frauenſeele in Geſellſchaft verläumdet, ſo iſt das, wie wenn Kinder das Bild der Sonne im Waſſer verdunkeln wollen: ſie rühren den Schlamm auf, das Bild ſcheint ihnen dunkel, allein die Sonne glänzt wie vor, geht erhaben darüber hinweg, und ſpiegelt ſich im Weltmeer und im Thautropfen, die nicht von Knaben getrübt werden können.

Nach nichts ſpäht der Menſch ſo ſehr, als nach Flecken, und jeder Menſch hat einen Beruf zum Fleckenputzer; allein es gibt verſchiedene Flecken: Sonnenflecken, Fettflecken, Tigerflecken. Gerade an den Frauen, die am höchſten über den Horizont der Männer ſtehen, ſuchen dieſe die Flecken — das ſind Sonnenflecken; ſie ſind nicht in der Sonne ſelbſt, ſondern ſie ſcheinen ihnen ſo, weil die Atmosphäre, die ſie ſo hoch oben von ſo tief-unten trennt, für ihr Auge Flecken und Punkte hat. Die Schwächen der Frauen ſind wohl auch Flecken, aber es ſind die

Tigerflecken, ſie machen ſelbſt einen Theil der Schönheit aus. Aber die Fehler vieler Männer, das ſind Fettflecken: Flecken, die ſelbſt mit glühendem Eiſen nicht herauszubringen ſind!

Das war die Männerwelt. Nun kömmt die Frage: „Wie iſt's mit der gelehrten Welt?" Die gelehrte Welt kömmt mir vor wie Jemand, der in einem finſtern Gange mit zwei Ausgängen ſteht. Auf dem einen Ende ſieht er von ferne einen Punkt der Vergangenheit, an dem andern Ende einen Punkt der Zukunft; er ſelbſt aber ſteht im Finſtern, und von der Gegenwart weiß er nichts!

Die gelehrte Welt beſitzt in ihrem Zimmer alle Welt: die Vorwelt, die Nachwelt, die Mitwelt; wenn ſie aber in die große Welt kömmt, ſo beſitzt ſie gar keine Welt.

Es ſind zwei große Fragen im Leben, m. f. H. u. H: „Von was würde morgen die halbe Welt leben, wenn heute die ganze Welt tugendhaft würde?" und: „Von was würde die gelehrte Welt leben, wenn keine ungelehrte exiſtirte?" Gewiß leben mehr Menſchen vom Nichtwiſſen, als vom Wiſſen! Wenn alle Menſchen das wüßten, was wenige wiſſen, ſo würden wenige Menſchen das haben, was alle Menſchen haben: zu leben nämlich! Und es würde nur eine Frage im Leben geben: „Zu was ſoll mir ein Wiſſen, das Jedermann weiß?"

Schiller, m. f. H. u. H., ſagt „Es gibt Augen blicke im menſchlichen Leben, wo man eine Frage frei hat an das Schickſal!“ Dieſe Fragen an das Schickſal fangen auch alle mit einem Weh an, und ſind die bitterſten im Leben! Ein Narr kann mehr fragen, als zehn Weiſe beantworten, und ein Menſch kann mehr fragen, als zehn Schickſale beantworten können.

Es gibt kein geplagteres Weſen auf der Welt, als ein jetziges Schickſal! Einſt hat ein jedes Volk ein Schickſal und jedes Land ein Genie gehabt; jetzt hat jede Schneidermamſell ihr Schickſal, und in jeder Kinderwiege ſteckt ein Kraftgenie mit Bertramswurzel.

Was muß das Schickſal nicht für Fragen anhören, und was muß es nicht Alles verantworten. Wenn eine Köchin alle Sonntag den Kalbsbraten auf einer Seite verbrennen läßt, ſo iſt das ihr Schickſal! Das arme Schickſal muß alle Tage eine Stunde vor Tags aufſtehen, um die Frage anzuhören, die der Menſch an dasſelbe frei hat.

Das Geld des Menſchen, m. f. H. u. H., das iſt ſein Schickſal; dieſes Taſchenſchickſal iſt die ſchönſte Ausgabe des Schickſals. Jeder Menſch trägt ſein Schickſal in der Taſche, und wenn Jemand in ſeine Taſche fährt, und findet gar kein Schickſal d'rin, das iſt das traurigſte Schickſal! Das Traurigſte aber iſt das, wenn ein Menſch ſich ein Bischen Schickſal erworben hat, ſo kömmt gleich ein' guter Freund und ſagt: „Ich bitte Dich, leih' mir auf vierzehn Tage etwas von Deinem Schickſal!“

Man glaubt gar nicht, was man in dieſer Beziehung für Theilnahme an ſeinem Schickſal findet! Begehrt man aber nach der Zeit ſein Bischen Schickſal zurück, ſo erfährt man das allgemeine Schickſal und bekommt nichts!

Das Geld iſt aber nicht nur das Schickſal des Menſchen, ſondern das Geld iſt auch das Talent des Menſchen! Ein Talent iſt nicht immer bares Geld, aber bares Geld iſt immer ein Talent! Weil nun Geld ein Talent iſt, ſo ſagen die reichen Leute, die Geld haben, man muß mit ſeinem Talent wuchern! und ſo wuchern ſie mit ihrem Talente im Stillen ſo ſtill fort, daß es zum Himmel empor ſchreit! Man ſagt, die Leute, die ſo ſchändlich wuchern, wären Böſewichter, eine Peſt der Menſchheit, ſie wären das Brandmal der Zeit u. ſ. w., es iſt nicht wahr! Es ſind bloß Philoſophen! Sie bekümmern ſich nicht um die kleinlichen Angelegenheiten der Menſchen, ſie bekümmern ſich nur um die höchſten Intereſſen!

Der „Talmud“ ſagt, wer auf Wucherzinſen leiht, der kömmt nicht in den Himmel, und ſteht nicht von den Todten auf; darum denken ſich unſere Wucherer: Wenn wir ſchon liegen bleiben, ſo wollen wir uns wenigſtens gut betten!

Das Geld, m. f. H. u. H., haben wir ſchon geſagt, iſt das Schickſal des Menſchen.

Wenn ein Menſch jetzt heiraten ſoll, ſo fragt er gleich: „Wieviel Schickſal hat ſie?“ Hat ſie viel

Schickſal, ſo knüpft er ihr Schickſal an das ſeinige, und kurz nach der Heirat ſchlägt er die Frau, die Liebe und ihr Schickſal durch!

Es iſt ein Unglück, m. f H. u. H., daß die Mädchen es mit den Gegenſtänden ihrer Liebe ſo machen, wie die großen Geſandten mit ihrer Dienerſchaft, dieſe bringen die Livrée mit, und ſuchen dann die Diener, die hinein paſſen; die Mädchen bringen Ideal-Livréen mit, und ſuchen dann die Anbeter, die hinein paſſen.

In jedem Frauenherzen, m. f. H. u. H., liegen nicht nur Linientruppen, ſondern auch noch Bürger-Militär! Wenn die Linientruppen außer dem Hauſe Krieg führen müſſen, ſo bezieht die Bürgermiliz die Poſten. Es iſt natürlich, daß die Frauen in der Ehe den Krieg dem Frieden vorziehen, das geſchieht des Avancements wegen, im Kriege kömmt man geſchwinder zum Commando!

Mit den guten Frauen geht's wie mit den guten Speiſen, auf dem Speiszettel ſind recht viel da, allein, wenn man ſie haben will, ſo ſagt der Kellner: „Verzeihen Euer Gnaden, es iſt keine mehr da!"

Auf einer Hochzeit ſind gewöhnlich die beiden Väter von Braut und Bräutigam die Luſtigſten, denn Jeder denkt ſich: „Den hab' ich ſchön hinter's Licht geführt!" Nach einer ſolchen Hochzeit iſt es wie nach einer unentſchiedenen Schlacht: auf beiden Seiten wird „Te Deum" geſungen, aber im Grund haben beide Theile verloren! Das iſt auch ein Lebensſchickſal!

Wie würden aber die Menſchen erſchrecken, m. f. H. u. H., wenn das Schickſal plötzlich vor ſie hintreten würde mit der Frage: „Sage ſchnell, was wünſcheſt Du, ich will es gewähren!“ Nicht ein Menſch auf der Welt würde ſogleich eine Antwort auf dieſe Frage haben!

Nicht nur der Menſch hat eine Frage frei an das Schickſal, ſondern auch das Publicum hat eine Frage frei an ſein Schickſal, wenn ſein Schickſal in Geſtalt einer Vorleſung kömmt. Es kann vom Ganzen fragen: „Wozu?“ und vom Ende: „Wann?“

Ich bin aber ein Schickſal, das mit ſich reden läßt, ich bin ein Schickſal, das ſeinem Ende bald entgegen geht; und da Jeder vor ſeinem ſeligen Ende noch einige Freiheiten hat, ſo erlaube ich mir, Ihnen zum Schluße einige theils gelöſte, theils ungelöſte Fragen mitzutheilen:

Einige Fragen, während des Raſirens und Zahnausreißens gefragt und beantwortet:

1.

Warum fährt man mit unſerem Theaterwagen oder Thespiskarren ſo ſchlecht? — Weil er auf ſchlechten Federn ruht!

2.

Man hat eine Diät für den Körper, aber wie heißt die Diät für den Geiſt? — Einſamkeit!

3.

Von welchem Artikel gönnen viele Reiche dem Armen das Beſte und ſich das Schlechteſte? — Von dem Artikel Koch; ſie vergönnen dem Armen den beſten Koch, denn Hunger iſt der beſte Koch!

4.

Warum erhört der Himmel unſere Bitten am ſchnellſten? — Weil man mündlich mit ihm ſprechen kann, und keine Bittſchriften einzureichen braucht.

5.

Warum iſt Loth's Frau in eine Salzſäule verwandelt worden, und nicht in einen Hut Zucker? — Weil man dazumal noch nicht erfand, aus jedem Teufel Zucker zu machen!

6.

Warum haben die Türken den Wein verboten, und viele Weiber zu nehmen erlaubt? — Weil ſie wußten, daß ſich ein nüchterner Menſch ohnehin nicht mehr als Eine nehmen wird!

7.

In was ſind ſich die Geſellſchaftsmenſchen und die Cylinderuhren ähnlich? — Die flachſten ſind am geſuchteſten.

8.

In welchem Genre haben die Frauen ihre Männer am liebſten gemalt? — Nach dem Leben!

9.

Warum fallen den Männern die Haare früher aus, wie den Frauen? — Weil ſie ſich den Kopf mehr kratzen müſſen!

10.

Wann ſagt man Lebensgefahr, wann Todesgefahr? — Wenn die Krankheit kömmt, iſt man in Lebensgefahr, wenn der Arzt kommt, iſt man in Todesgefahr.

11.

Wann ſind die Recenſenten am klarſten? Wenn ſie ſchimpfen.

12.

Was iſt mehr Sünde, denn Blut vergießen? Das Blut ſtocken machen: Jemanden beſchämen!

13.

Was iſt eine Oper? — Wenn eine Sache ſo dumm iſt, daß man ſich ſchämt, ſie zu ſprechen, ſo ſingt man ſie.

14.

Auf wie vielerlei Weiſe kann ſich der Menſch über die Erde erheben? — Auf zweierlei Weiſe: Durch die Philoſophie und durch einen Strick!

15.

Woher wiſſen wir, daß Nothlügen erlaubt ſind?

— Vom Himmel! Er hat dem Menſchen zu ſeinen Elend auch tröſtende Nothlügen gegeben: Die Träume! Jeder Traum iſt eine Nothlüge des Schickſals für die Menſchen.

16.

Was iſt der Galgen? — Der Galgen iſt ein dreibeiniges Compliment, welches ſich die Leute gegenſeitig machen, um ſich einzureden: wer nicht daran hängt, ſei ein ehrlicher Menſch.

17.

Warum ſagt man: Mutterſprache, und nicht: Vaterſprache? — Weil man zwar immer gewiß weiß, was die Mutter für eine Sprache ſpricht, aber nicht immer, was der Vater für eine Sprache ſpricht.

18.

Welches Verſatzamt fehlt noch im Leben, und wäre das nothwendigſte? — Ein Verſatzamt, durch welches man ſich immer in die Lage des Andern verſetzen könnte; wir würden dadurch tauſend ſchiefe Urtheile erſparen.

Endlich ſchließe ich mit der Frage: Was für ein Unterſchied iſt zwiſchen meiner Vorleſung und dem Frühling? — Im Frühling freuen ſich die Menſchen auf's erſte Blatt, das ſie ſehen, bei meiner Vorleſung freuen ſie ſich auf das letzte Blatt!

* * *

Der natürliche Wunderdoctor,

oder:

Saphir-Recepte für einige Krankheiten an Herz, Lunge, Leber, Beutel und Brieftaſche,

ſo wie für Infirmitäten, Beſchwerden und eingewurzelte Leiden in Haus, Stadt, Land, Familie und Geſellſchaft,

nebſt einigen ſympathetiſchen Mitteln Liebe zu gewinnen und zu verlieren, gegen den „Biß“ toller Claqueure, gegen das Einſchlafen bei claſſiſchen Stücken, gegen die Hartnäckigkeit alter „Bekanntſchaften,“ gegen Ohrenſchmerzen in der Oper u. ſ. w. u. ſ. w.

Einleitung.

Die Geſundheit iſt ein zweideutiges Gut, denn ſie verleiht uns Luſt und Kraft zu arbeiten und zu heiraten, wodurch Müdigkeit, Abgeſchlagenheit und endlich Ueberdruß entſteht.

Indeß ſoll man nichts thun gegen die Geſundheit, kein Gewaltmittel gegen dieſelbe, namentlich keine

Doctoren und Profeſſoren anwenden, ſondern es der Heilkraft der Natur überlaſſen, die am Ende den Menſchen von der Geſundheit befreit.

Der Menſch, der geſund iſt, iſt allen Unannehmlichkeiten des Lebens ausgeſetzt, er muß ſeinen Beruf erfüllen, er muß unter die Menſchen geh'n, er iſt keinen Augenblick ſicher zum Praktikanten genommen zu werden, zuweilen muß er aus Nachtgeſellſchaften alle Frauen nach Hauſe begleiten; wenn er Stockſtreiche zu bekommen hat, ſo ſagt ein humaner Polizeiarzt: „Er hält ganz leicht 25 aus;" wenn in Paris eine Induſtrie-Ausſtellung iſt, ſo ſchickt ihn ein großes Journal dahin, damit er die Ausſteller für ihn ausbeuten und plündern muß; iſt er Recenſent, ſo muß er ſelbſt in's Theater gehen und im Stadttheater die „Räuber" anhören; iſt er ein „Naturforſcher," ſo frißt er ſich jedes Jahr eine Indigeſtion; iſt er angeſtellt, ſo hat er keine Ausſicht auf eine Erholungsreiſe; geht er auf die Börſe, hat er niemals einen Vorwand auszubleiben, kurz die Geſundheit iſt ein altes Uebel und ſo viel auch die Menſchen von Jugend auf gegen dieſes Uebel thun, es gibt Fälle, wo es allen Medicamenten widerſteht, und dann bleibt den Menſchen nicht als der Troſt: Nichts dauert ewig!

Wann iſt der Menſch geſund?

Wenn er ſeine Glieder gar nicht ſpürt, wenn er nicht ſpürt, daß er einen Kopf hat, wenn er nicht ſpürt, daß er ein Herz hat, wenn er nicht ſpürt, daß er ein Weib hat, wenn er nicht ſpürt, daß er einen Hausherrn hat, wenn er nicht ſpürt, daß er einen Gläubiger hat u. ſ. w.

Wenn ein lediger Mann geſund iſt, ſo iſt das blos ein Uebel für ihn allein, aber wenn ein verheirateter Mann geſund iſt, ſo leidet noch ein Weſen, ſeine Frau, ja oft ein drittes Weſen, der Hausfreund mit. Ein Ehemann, der geſund iſt, geht der Frau nicht vom Halſe, er macht keine Bewegung im Freien allein, er begleitet ſie bei jedem Wetter, geht nie in's Schwitzbad, iſt nie an's Bett gefeſſelt; kurz, ein geſunder Ehemann macht eine kranke Frau.

Die Geſundheit iſt ein ſolcher miſerabler Zuſtand, daß er von ſeinem Eigenthümer oft verläugnet wird! Beſonders iſt dieſes bei „Sängerinnen" der Fall, gerade wenn ſie im Cirkel des engſten Duetts mit Champagner und — extra anſtoßen und nichts als „Geſundheit" trinken, laſſen ſie ſich krank melden. — — Solchen Leuten iſt ein Krankheitszeugniß ganz geſund.

Die „Geſundheit" iſt alſo im Ganzen ein Vorurtheil, das dem Menſchen angeboren und trotz allem, was die Aufklärung und Wiſſenſchaft, namentlich die Medicin für Ausrottung dieſes Vorurtheils thut, nie ganz zu Grund zu richten iſt, und die Vorurtheile bei dem Menſchen zu erhalten, das heißt, ſie glücklich machen, und in dieſer Beziehung mögen denn folgende Mittel und Recepte von Nutzen ſein.

1.

Von der Regelmäßigkeit in der Diät.

Welchen Einfluß die Diät-Verhältniſſe auf den Menſchen in Staat und Amt haben, braucht nicht erſt geſagt zu werden.

Die „Regelmäßigkeit“ im Leben muß nicht ſo verſtanden werden, als ſollte man in der Regel mäßig ſein, ſondern vielmehr ſo, daß man auch im Mäßig gewiſſe Regel beobachten ſoll.

1. „Auf den Körper dürfen nicht immer dieſelben Reize einwirken,“ iſt die erſte Regel; daraus entſteht eine wohlthätige Abwechslung in den Gegenſtänden ſeines Appetits und ſeiner Geliebten, und das iſt ſehr geſund.

2. „Bewegung im Freien“ iſt die Hauptſache, aber in einer milden Temperatur; deßhalb der längere Aufenthalt im Norden oder Sibirien der Geſundheit durchaus nicht anzurathen iſt.

3. „Man gebe dem Magen bald leicht bald ſchwer zu verdauende Koſt,“ man leſe bald das Poſtbüchel und bald die Oſtdeutſche-Poſt, das liegt leicht und ſchwer im Magen.

4. „Man trinke mit Verſtand“; wenn man gewohnt iſt, die deutſchen „Muſen-Almanache“ zu leſen, ſo gehe man nicht gleich zu geiſtigen Getränken über.

Damen, die an einen „alten feurigen Ungar" gewohnt ſind, gehen nicht plötzlich zu einem „Heurigen" oder „leichten Oeſterreicher" über.

Das geſündeſte Getränke iſt „Wein mit Waſſer" folgender Weiſe getrunken: man gieße in ein Glas alten Bordeaux, und friſches, kaltes Waſſer in ein zweites, trinke vom erſten Glaſe nach Durſt und habe das zweite ſtets im Auge.

Der Verfaſſer hat dieſe Methode beim „goldenen Lamm" in der Leopoldſtadt mit vielem Erfolg an ſich ſelbſt erprobt.

5. „Der Menſch gebe ſich nie der völligen Ruhe hin," es iſt daher ſehr geſund, immer Actiengeſchäfte zu machen.

2.

Von der Reinlichkeit, Luft, Wärme und Schlaf.

Reinlichkeit iſt die Hauptſache! Man überlaſſe das „Schmutzigſein," den vom Glück beſonders Begünſtigten, man gebe ſein Geſicht täglich zu waſchen und waſche bei jeder Gelegenheit ſeine Hände in Unſchuld.

Nach jeder Dummheit, die man ſpricht, waſche man ſich den Mund aus.

Die Hautcultur iſt beſonders wichtig; man muß ſo wenig als möglich aus der Haut fahren, denn darüber lacht ſich der Andere die Haut voll; die

„Hautausſchläge“ ſind dann leicht zu vermeiden, denn eine „gute Haut“ ſchlägt gar nichts aus.

Die Wärme entwickelt das Leben; man muß ſeine Gönner warm halten, ſeinen Feinden gut einheizen, und ſein Techtlmechtl nicht auskühlen laſſen.

Freie Luft iſt dem Menſchen ſo nöthig wie das Waſſer dem Fiſche; es gibt viel Leute, die das Nöthige nicht haben und deßhalb zuweilen — auswandern.

Die Luft wird verdorben: 1. Wo viele Menſchen beieinander ſind! — 2. Durch die Ausdünſtung der Hausthiere! — 3. Durch das Waſchen der ſchmutzigen Wäſche in den Salons! — 4. Durch friſch getünchte und angeſtrichene alte Möbel!

Der „Schlaf“ iſt ſehr nöthig, beſonders damit die Nachtwächter nichts zu beſorgen haben. Zwei Stunden Schlaf vor Mitternacht und fünf Stunden Schlaf nach Mitternacht ſind ſehr wirkſam gegen „Schlafloſigkeit.“

Bei der jetzigen Speiſezeit iſt ein „Mittagsſchläfchen“ um 10 Uhr Abends ſehr ungeſund. Im Nachtſchlaf vermeide man die Hände über dem Kopfe zuſammenzuſchlagen, dazu iſt der Tag da.

Magere Leute ſollen nicht auf dem Bauche liegen. Wer ſich auf die linke Seite legt, afficirt die Leber, wird durſtig, daher die Linken ſo viel ſaufen; wer ſich auf die rechte Seite legt, beengt das Herz, daher lege man ſich auf den Rücken, da iſt die richtige Mitte.

Man ſchnarche niemals — wenn man im Concert ſchläft.

3.

Von beſonderen Einflüſſen auf den Menſchen.

Die „Hoffnung“ iſt von großem Einfluß auf den Körper, die „gute“ beſonders.

Das „Lachen“ iſt heilſam, aber mäßig, deßhalb die jetzigen Trauerſpiele zuweilen anzuſehen ſind.

„Tauſend Ducaten“ ſind immer von günſtigem Einfluß und unterſtützen geſunkene Kräfte oft wunderbar.

Die Muſik übt augenſcheinlich einen großen Einfluß auf die Geſundheit aus.

Die Muſik der „Paquita“ von Herrn Deſſauer, z. B ſchläfert ſanft und leiſe ein; die Ouverturen der modernen Opern machen einen taub, wodurch man die folgende Oper nicht mehr hört.

Ein Clavierconcert bringt die bewegteſten Gemüther zur Ruhe; im Cercleſitze ſtellt ſich eine wohlthätige Reaction ein, die mit einem gelinden Schweiß endet.

Der „Geiſt“ iſt von unabſehbarem Einfluß auf den Körper, deßhalb fleißig in „Servus Herr Stutzerl“ zu gehen iſt.

Der Geiſt, ſagt „Hufeland,“ entwickelt „Anmuth und Grazie“, vide: Dramaturgen, Redacteure und Humoriſten.

4.

Vom Genuß der Speiſen und Getränke.

Der Menſch ſoll nie mehr eſſen und trinken als er hat. Wenn der Menſch in eine soirée dansante geladen wird, nehme er ſich etwas zu eſſen mit, z. B. „zwei Kalbsfüße mit Würzeln."

Wein iſt gut, Waſſer jedoch iſt das beſte Getränk, der Menſch muß aber nicht immer nur das Beſte haben wollen.

Waſſer iſt ſehr geſund, beſonders den Leuten auf den Kopf gegoſſen, wenn ſie Fenſterpromenaden machen.

Unter den Wein iſt „Bordeaux" zu empfehlen, aber nicht für alle Conſtitutionen.

Johannisberger iſt jenen Perſonen nicht anzurathen, die an Mangel desſelben leiden.

Der Heurige und der Madeira müſſen erſt die „Linie" paſſirt haben.

Wein äußerlich angewendet thut oft gute Dienſte, z. B. einem Grobian mit der Flaſche an den Kopf geſchlagen.

Das Bier iſt noch beſſer als gar kein Wein. Das Bier iſt ein Weg zum Glücke, es macht dumm, und Dummheit iſt die zweite Geſundheit.

Abends kann eine halbe Bier nicht ſchaden, wenn man Morgens drei Maß ohne Nachtheil vertragen kann.

Am meiſten anzuempfehlen iſt das Bier, das man eben trinkt.

Milch, ſiehe oben „Waſſer.“

Der **Branntwein** iſt **kein** „**Getränk**,“ ſondern eine Gewohnheit und als ſolche die zweite Natur; die zweite Natur und die zweite Ohrfeige verderben die erſte.

Das beliebte Getränk

„Caffee“

wirkt reizend.

Im Uebermaß genoſſen verwandelt er die Geſchlechter, die fidelſten Brüder werden Caffeeſchweſtern!

Der Caffee vermehrt die Zugänglichkeit, wirkt erfriſchend auf alte Geſchichten, ſtärkt die Schwäche des Nebenmenſchen und erregt die Tratſchorgane.

In den „Caffeehäuſern“ entwickelt er entſchiedene Neigung zu Cichorien und Waſſerſucht. In den „Abendcirkeln“ leidet er an Schwäche und zu oft wiederholten Aufwallungen.

Die Berliner Bibliothek,

ich und noch ein kleines Büchlein vor dem großen letzten Weltgericht, oder: Wenn alle unſere alten Claſſiker einſt wieder lebendig werden und wieder kommen, was werden alle unſere jungen „Schnipſer“ ſagen?

Das letzte große Weltgericht, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt nicht etwa ein Gericht, bei dem die Großen der Welt über die Letzten der Welt zu Gerichte ſitzen, ſondern ein Gericht, wo die Großen auch zuletzt gerichtet werden; darum heißt es das letzte Gericht.

In unſern Thee- und Caffeecirkeln, m. f. H. u. H., iſt alle Abend letztes Gericht, das letzte eben laufende Gerücht wird wieder neu abgeurtheilt.

Dieſes letzte Gericht iſt durchaus kein jüngſtes Gericht, im Gegentheil — die Caffeeſchweſtern ſind ein ſehr ältliches Gericht, und um von dieſem gerecht verurtheilt zu werden, iſt ſchon die Sünde genug, von den Jüngſten zu ſein.

Bei dem wirklichen letzten Gerichte werden aber ſonderbarer Weiſe keine Doctoren der Rechte, ſondern lauter Doctoren der Medicin zu Gericht ſitzen, denn die Doctoren der Medicin ſind die Practikanten des letzten Gerichts.

Was das letzte oder jüngſte Gericht iſt, wiſſen wir, m. f. H. u. H.; allein welches war das älteſte Gericht? Das älteſte Gericht war das „Gericht Linſen," für welches Eſau ſeine Erſtgeburt verkauft hat.

Da ſieht man, m. f. H. u. H., unrecht erworbenes Gut bleibt nicht bei den Kindern der Menſchen! Jacob hat das Recht der Erſtgeburt auf unrechte Weiſe an ſich gebracht, aber was nützen jetzt den Söhnen Jacob's alle Majoratsrechte?

Beim letzten Gericht, m. f. H. u. H., werden auch die Recenſenten angeſtellt ſein, ſie werden nämlich in die große Poſaune ſtoßen, wenn ein aufgeſtandener Gaſt ankommen wird. Da, am Grabe des Menſchen, da werden die Recenſenten ihren Liebesdruck mit Recht anbringen können: „Herr N. N. u. ſ. w. füllte ſeinen Platz aus!"

Ich ging einmal mit mir ſelbſt zu Rathe, wie ich mich beim jüngſten Gericht darüber vertheidigen werde, daß ich ſchon hier auf der Erde die Schatten der Menſchen zu Gerichte zog, da erging es mir, wie es manchmal Manchem im Rathe ergeht, ich ſchlief ein!

Wenn ein Menſch leicht einſchläft, ſo iſt das ein Zeichen der Beſcheidenheit, er geſteht ſich ſelbſt, daß er ſich ſelbſt Langeweile macht!

Ueberhaupt iſt es ſonderbar, kein Menſch ſchämt ſich je zu ſagen, mein Fuß, meine Hand iſt mir eingeſchlafen. Niemand ſagt aber jemals: Mein Witz iſt mir eingeſchlafen u. ſ. w.

Schlaf und Tod, m. f. H. u. H., beide ſind ein Vorhang zwiſchen dieſer und jener Welt, aber der Schlaf iſt ein Vorhang, der von oben herabgelaſſen wird, und der Tod ein Vorhang, der von unten hinaufgezogen wird! — Man ſagt: „Der Tod iſt ein Schlaf ohne Traum,“ wer weiß das?

Die ſchweren Träume kommen aus der leeren Taſche, der Menſch kann am Tage in ſeiner Taſche greifen was ihm die kommende Nacht träumen wird; wer je in ſeine Taſche fuhr, und nichts ergriff, der wird das begreifen. Wenn aber Jemand, der heute und geſtern kein Geld hatte, träumt, er wird morgen und übermorgen auch kein Geld haben, das iſt — die Trud —.

Nach Allen dem können Sie ſich, m. f. H. u. H., ſchon denken, was ich für ſchwere Träume habe; auch in dem Schlafe, der mich damals befiel, hatte ich meine abſonderlichen peinigenden Träume.

Mein Zimmer füllte ſich plötzlich mit einem hellen Schein — kein Einlöſungsſchein — und eine Lichtgeſtalt trat zu mir herein; nun war mir ſchon das ſehr befremdend, denn zu einem Kritiker kommen gewöhnlich ganz andere Geſtalten als Lichtgeſtalten, es kommen blos Kerzengeſtalten, die ſich ausbitten, daß man ſie nicht zu ſtark putzen ſoll! Ich glaubte erſt, die Lichtgeſtalt wäre ein Gläubiger, der mit ſeinem „Schein“ kommt, allein es war kein Gläubiger, es war ein — Genius; er trat auf mich zu, und ſagte: „Ich bin der Genius der Auferſtehung, Du ſollſt mit mir in jene Welt reiſen!“ „In jene Welt?“ ſagte ich, „das iſt ja Ausland, da bekomme ich lange keinen Paß.“ — „Du brauchſt keinen Paß,“ ſagte er, „wir fahren durch die Luft! Du ſollſt Zeuge ſein von einem Acte des literariſchen jüngſten Gerichtes.“ Ich entſchloß mich zur Reiſe, und wir fuhren ab, indem die Lichtgeſtalt mit ihrem Schein wieder als Paſſierſchein galt. Wir ließen uns in der großen Berliner Bibliothek nieder, und der Genius der Auferſtehung ſprach: „Jetzt ſoll hier Gericht gehalten werden über dieſe 230.000 gebundenen Sünden!“

Ich ſetzte mich nieder, der Genius ſtellte ſich mitten in den großen Bibliotheksſaal und rief mit furchtbarer Stimme:

„Auf, ihre Faulenzer!

Zu Gericht! ſteht auf! ſteht auf, ihr großen und ihr kleinen Geiſter alle verlaſſet eure dumpfen Schränke und ſtellt euch vor die Schranken des letzten Gerichtes! Auf, ihr Phyſiker, Hiſtoriker, Politiker, Lyriker, Scholaſtiker, Kritiker, Dramatiker, Skeptiker u. ſ. w.

Auf, alle, die ihr je geſchrieben, gedichtet, producirt und gedruckt habt, auf! und erſcheint vor dem Gericht, das über euch richten wird in dieſer Stunde! Steht auf, ihr Bücher alle, und kommt mit euren Werken vor Gericht, aber jeder nur mit denjenigen Worten und Gedanken, die wirklich von euch ſind! Und da vor dem letzten Gerichte offen liegen alle Werke der Menſchen, ſo werden wir gleich ſehen, was original oder geſchnipft iſt! Ein jeder von euch groß und klein, gebe Alles zurück, was er entwendet, entlehnt, abgeborgt, benützt, bearbeitet, übertragen, angewendet, umgewendet, mit einem Worte, was er geſtohlen hat, und erſcheine blos mit ſeinem wirklichen Eigenthum!" Da fuhr ein großer Schrecken in alle 230.000 Bücher! Mit Heulen und mit Zähneklappern ſtiegen ſie alle von den Repoſitorien, und es war ein Rauſchen und ein Knittern, ein Klappern und Kniſtern, ein Weinen und Schluchzen, ein Hin- und Herrennen, ein Abtragen und Austauſchen, ein Zurückgeben und Einfordern, daß mir Sehen und Hören verging! Die Bücher, Blätter und Seiten waren gar nicht mehr zu kennen! Große Folianten ſtanden mit leeren weißen Seiten da, in andern blieb von allem nur ein „und," oder „jedoch" oder „inſofern" ſtehen. Ganz dicke Bücher kehrten abgemagert zurück, und die Einbände ſchlotterten ihnen um die Glieder, wie ein Schlafrock nach einem Nervenfieber.

Hier lief ein Buch und brachte einem andern Buche einen Gedanken zurück, dieſes aber ſagte weinend: „Ich hab ihn ja ſelbſt wieder von jenem Buche dort geſtohlen, und als es zu jenem Buche kam, ſagte dieſes: „Ich hab's ja auch von jenem Buche dort drüben entlehnt.“ Kurz, es war kein Buch zu erkennen, ſie gingen herum mit Zahnlücken und Blatternarben, abgezehrt, und hatten nichts als Saffian- oder Schweinsleder über die Beine; es war geſpenſterhaft und ſchaurig mit anzuſehen! Beſonders hart ging es der neuen Theaterſtückſammlung! denn nicht nur jene, die anführen: „überſetzt, übertragen, bearbeitet, nach einer Idee, mit Benützung, nach dem Gedichte,“ u. ſ. w., ſondern auch auf denen ſtand: „Originalſtück,“ mußten Handlung, Situation und Worte zurückgeben, und ſie ſtanden da, wie ſo mancher Menſch, mit gar keinem Inhalt, ſondern bloß mit einem Titel! Ich hatte mich ſchon längſt mit Herzklopfen und fürchterlichen Angſt umgeſehen, wie es denn eigentlich meinen Schriften ergeht! Schauderhafter Anblick! Soll ich's Ihnen denn wirklich ſagen?! Sie werden auch Mitleid mit mir haben!

In allen meinen Schriften blieb nichts ſtehen, als was original war, und das waren — die Druckfehler! Meine Schriften kamen zu mir und klagten: „Nein, was wir haben herumlaufen müſſen, bis wir Alles an Ort und Stelle abgeliefert haben!“

„O,“ ſage ich, „meine Kinder, ich habe ſehr weit gehen müſſen, in der Nähe war ſchon Alles abgeſotten!“ Während dieſer großen Bücher-Seelenwanderung, m. ſ. H. u. H., während alle 230.000 Bücher durch einander lieſen und lamentirten, ſtand nur ein einziges, unanſehnliches, kleines Büchlein im Winkel und lächelte ruhig, und rührte ſich nicht von der Stelle. Da ſprach der Engel des Gerichts: „Wie, während alle dieſe Autoren, Claſſiker, moderne Dichter, alle 230.000 Bücher Buße thun und das Geſtohlene zurückgeben, willſt du kleines, winziges Büchlein allein beſtehen am großen Tage des Gerichtes?“

„Wer biſt du? ſprich!“

— Da lächelte das kleine Büchlein mit ſtillem Bewußtſein und ſprach: „Ich bin das A=B=C= und Namenbüchlein von St. Anna, ich bin das einzige Originalwerk der Welt, und Alles was in dieſen 230.000 dicken großen Bänden ſteht, haben ſie aus mir geſtohlen, das haben ſie aus mir abgeſchrieben, das ſag' ich Alles auf 30 Octavſeiten.“ — Da erhob ſich ein völliger Aufſtand unter allen Büchern, die alten Claſſiker riefen: „Das iſt claſſiſch!“ Es entſtand in dieſer „literariſchen Geſellſchaft“ eine Fehde. Sie wiſſen doch, was eine literariſche Geſellſchaft iſt? Das Ding iſt ſo: Wenn der literariſche Berg lang gekreiſt hat, und die literariſche Maus ſchon geboren iſt, dann liegt der Berg im Kindsbett, die Weiber der Literatur verſammeln ſich um den Kinderbetter, Jeder bringt ihm eine ſchwache Hühnerſuppe und ſagt dem Kinderbetter, ſeine Maus wäre die ſchönſte Maus, und ſehe dem Papa Berg ſo ähnlich, daß es gar nicht zu verkennen iſt. Das iſt eine literariſche Geſellſchaft! Was iſt aber eine literariſche Fehde?

Warum, m. f. H. u. H., loben die ſchwachen Geiſter ſo gerne die geſchloſſenen Cirkel? „Weil man in einem geſchloſſenen Cirkel leicht der Mittelpunkt iſt!“ — Die ganze Büchergeſellſchaft ſtürmt alſo gegen das kleine A-B-C-Büchlein los, der Genius aber ſprach: „Wir wollen Euch und das Büchlein verhören.“

Das A-B-C-Büchlein trat vor und ſagte: „Schon aus meinen erſten zwei Buchſtaben kennt man die philoſophiſchſte, politiſchſte Lebens-Anſicht:

„Wer A ſagt, muß auch B ſagen!“

Dieſer Satz iſt die Baſis aller Weisheit, darum haben alle Kinder den Inſtinkt, ſie wollen gar nicht A ſagen. Wenn dieſer Spruch nicht wäre, hätte die Erde ihre reizendſten Geſchöpfe nicht: „Es gäbe keine Frauen.“ — Die Schöpfung hat im Anfange bloß A geſagt, und erſchuf den „Adam,“ allein da ſie ſchon A geſagt hatte und den Mann erſchuf, mußte ſie auch B ſagen und die Frau erſchaffen: B: „Bein von ſeinem Bein!“

Als Adam Eva ſah, ſagte er auch bloß „Ah!“ — Allein weil er einmal A geſagt hatte, mußte er auch B ſagen, er muß in den „ſauren Apfel“ beißen!

Wer A geſagt hat, muß auch B ſagen, wer

auf Actien ſpeculirt, muß den „Beutel“ aufmachen, wer ein „Accept“ ausſtellt, muß auf den „Beutel“ gefaßt ſein, wer auf ein Journal ein „Abonnent“ iſt, muß ſein ſchlechtes Blatt auch leſen!

Während dieſer Zeit hatten ſich die Bücher in Schlachtordnung geſtellt, und rückten gegen das A-B-C-Büchlein heran.

Zuerſt rückte das Heer der Philoſophen an: "Plato, Sokrates, Ariſtoteles, Zeno, Descartes, Locke, Leibnitz, Wolf, Kant, Hegel, Schelling" u. ſ. w., ſie kamen in ſchweren Trab, mit ellenlangen logiſchen Spießen, und wollten auf das A-B-C-Büchlein los. Das A-B-C-Büchlein aber ſprach: „Alles was in allen Syſtemen enthalten iſt, Alles was ihr in zweitauſend Jahren herausgeklügelt habt, iſt bei mir in dem kleinen Namenbüchlein in fünf Worten zu leſen:

„Der Menſch denkt, Gott lenkt!“

Die Philoſophen ſind ſehr gute Denker, aber ſehr ſchlechte Lenker!

Wenn die Philoſophen denken würden, hätten ſie die Erde ſchon ſo gelenkt, daß ſie die Achſe gebrochen hätte! Der Menſch denkt, Gott lenkt! Für Menſchen, die nicht denken, braucht Gott nicht zu lenken, die ſtoßen ohnehin nirgends an!

Nachdem ſich die Philoſophen beſchämt zurückgezogen hatten, rückten die Rechtsgelehrten heran: Juſtinian, Theodoſius, Vinerius, Hugo Grotius, Schurzfleiſch, Coccejus u. ſ. w., in langen, ſchwarzen Talaren, gleichſam in tiefer Trauer über ihre Clienten traten ſie heran, und wollten das A-B-C-Büchlein erdrücken. Das A-B-C-Büchlein aber ſprach: „Ein einziger Satz, der in mir ſteht, lehrt Alles, was man am Ende durch Euch Alle erfährt:

„Ein magerer Vergleich iſt beſſer als ein fetter Proceß.“

Sonderbar iſt der Ausdruck: Ein „fetter Proceß!“ — Alle Proceſſe, wenn ſie anfangen, ſind fett; während des Gerichtslaufs zieht ſich alles Fett in die Sachwalter hinein, es iſt natürlich, wer mit einer fetten Sache zu thun hat, macht ſich fett. In dem Maße, wie der Advocat fett wird, wird der Proceß mager, und dann kommt's zum Vergleich, d. h. die beiden Proceßführer vergleichen ſich und die Advocaten, wer mehr gewonnen hat, und rufen hernach aus: „Das iſt gar kein Vergleich!“

Nachdem die juridiſchen Werke ſich zurückgezogen hatten, kamen die mediciniſchen Schriften: Hipokrates, Galenus, Brown, Jenner, Van Swieten, Hufeland u. ſ. w., ſie marſchirten mit gedämpften Trommeln heran. Ellenlange Recepte flatterten als Siegesfahnen voran, und zu ihnen, als zu dieſer Wiſſenſchaft gehörend, zogen die Nekrologe und Todtenliſten. Als ſie mit Stolz und in Syſtemen geharniſcht herankamen, ſagte das A-B-C-Büchlein: „Das Reſultat aller Eurer Syſteme und Heilarten, ſteht bei mir in ſechs Worten:

„Für den Tod wächſt kein Kräutel!"

Dieſer Satz, m. ſ. H. u. H., iſt eigentlich nicht wahr: Gegen den Tod wächſt kein Kräutel, aber für den Tod wachſen tauſend Kräuter. Wieviel Kräuter ſind in der Apotheke, die alle für den Tod ſind! Die Apotheker ſind die Einſiedler, die von Wurzeln und Kräutern leben, die Aerzte müſſen das Kraut fett machen, und der Patient ſpaziert durch den Krautacker in den Gottesacker!"

Die Aerzte zogen ſich zurück, und es kamen die politiſchen und hiſtoriſchen Schriften: Cicero, Machiavel, Lepſius, Hobbes, Montesquieu, Luden, Pölitz u. ſ. w. Allein das A-B-C-Büchlein ſprach: „Die Eſſenz aller Eurer Politik ſteht bei mir in einem **kleinen Bibelvers**:

„Wenn zwei ſtreiten um ein Ei,
Geht der dritte um den Brei
Und ſteckt was ein dabei!"

Die Politiker waren politiſch, ſie zogen ſich nicht zurück, Gott bewahre, ſondern ſie kehrten ſich um und gingen vorwärts! Als die Politiker ſahen, daß ſie nichts ausrichten, proclamirten ſie das Princip der Nonintervention, und nahmen ihre alte Stellung ein.

Dann kamen die Financiers, das Heer der Finanz-Schriftſteller, die Projectanten, die Plusmacher, die Anleihe-Fabrikanten und zogen mit langen Tabellen gegen das A-B-C-Büchlein, das A-B-C-Büchlein aber lächelte und ſprach: „Alle Eure Speculationen, das endliche Reſultat aller Eurer Forſchungen und Berechnungen liefere ich den Kindern in einer kleinen Formel: 9 von 2 kann ich nicht ſagen, folglich muß ich borgen!“

In jedem Hauſe, m. f. H. u. H., beſorgt die Frau das Finanzminiſterium, und die Frau unterhält nur deßhalb den ewigen häuslichen Krieg, um einen Vorwand zu haben, außerordentlichen Zuſchuß zu begehren.

„Der Mann in der Ehe rechnet ſich für Eins, und ſeine Frau auch für Eins!“ Die Frau aber rechnet bei ihrem Mann ſo: Eins iſt keins, Einmal Keins iſt keins, Keins und Eins iſt Eins, folglich gilt ich allein! Aus den bewußten Zahlen „Mann und Frau“ die unbewußten herausfinden, den „Hausfreund,“ dies nennt man in der Ehe die „Regel de tri.“

Die Financiers machtens hierauf wie ihre Papiere und gingen zurück, da kamen die Erziehungs- und Jugend-Schriften: Baſedow, Peſtalozzi u. ſ. w. mit ihren Natur- und Bildungs-Syſtemen, mit ihren Anſtalten u. ſ. w. Das A-B-C-Büchlein aber ſprach: „Was ihr der Welt lernen wollt, das Alles ſteht ja bei mir in einem kleinen Sprüchlein:

„Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans auch nicht!“

Ueber die Erziehung der Kinder, m. f. H. u. H., iſt ſo viel geſchrieben worden, und Alles vergebens. Es gibt ja keine Kinder mehr! Man wird unſern

Kindern bald müſſen Werke in die Hand geben, über die Erziehung der Eltern Die Kinder ſind das Höchſte im Leben, die heiligen drei Könige haben nichts geſucht, als ein Kind, und wer Kinder ſucht, dem geht ein Stern voran! Drei Dinge wachſen im Schlaf: Kinder, Blumen und Hoffnungen. Es gibt viele Menſchen, die ſich ihr Tagebuch ſchreiben, zu was? die Kinder ſind die einzigen Tagebücher der Eltern, jeder Knabe iſt das Tagebuch des Vaters, jedes Mädchen das Tagebuch der Mutter. Wenn ich zwei Stunden mit einem Mädchen von 16 Jahren beiſammen bin, habe ich 16 Jahre aus dem Tagebuche ihrer Mutter geleſen.

Als ſich die Erziehungsgeſchichten zurückzogen, kamen die Werke der „Menſchenbeglücker“: „Die Kunſt, reich zu werden“, „die Kunſt, in der Welt ſein Glück zu machen.“ — Wenzel's „Mann von Welt“ — „Knigge's“ „Umgang mit Menſchen.“ — Da lächelte das A-B-C-Büchlein, lächelte ſchalkhaft und ſprach: „In fünf Worten ſteht bei mir Alles, was ſich darüber ſagen läßt: „Hans kömmt durch ſeine Dummheit fort!“ — Die Beglückungsſchriften zogen fort, und die Reiſebeſchreibungen kamen: Marco Polo, Tavernier, Magellan, David, Cook u. ſ. w. Da lachte das A-B-C-Büchlein und ſagte: „Laßt mich aus, drrüber habe ich fünf ſchlagende Worte geſagt: „Hinterm Ofen gibts auch Leut'!“

Nun kamen alle die Werke über die Kunſt in der Liebe und Ehe ſein Glück zu machen, über häusliche Geſelligkeit, über die Harmonie zwiſchen Mann und Frau u. ſ. w. Allein das A-B-C-Büchlein ſagte: „Die praktiſche Lehre dafür ſteht bei mir in zwei Zeilen:

„Verzage nicht zur Zeit der Noth,
Wie bald kommt nicht der liebe Tod!“

Dann kamen auch noch die Kochbücher alle, die franzöſiſche Küche, die deutſche Küche u. ſ. w. Aber das A-B-C-Büchlein ſagte: „In mir befindet ſich die beſte Anleitung:

„Hunger iſt der beſte Koch!“

Zum Schluße kamen auch noch die Zeitungen und Journale: Die gelehrten, belletriſtiſchen und politiſchen, allein, da zeigte ihnen das A-B-C-Büchlein mit dem Finger einen Spruch:

„Wer einmal gelogen ſehr,
Dem glaubt man nimmer mehr!“

Die politiſchen Zeitungen ſind priviligirte Lügner, die belletriſtiſchen ſind unbefugte Lügner! Das einzige Nationaleigenthum der Deutſchen ſind die Lügen in ihren Zeitungen! Die „Allgemeine Augsburger Zeitung“ iſt das Grundbuch der deutſchen Lügen, die Abonnenten ſind alle vorgemerkt, und in dieſem Grundbuch iſt ſchon der „erſte Satz“ unſicher.

Unter den Zeitungen und Journalen herrſcht das „Durchſuchungsrecht,“ wo eine Zeitung bei der andern eine Lüge findet, nimmt ſie ſie ihr weg und läßt ſie los! Die Augsburger „Allgemeine Zeitung“ iſt das Kameel unter den Zeitungen, wenn ſie auch manchmal durch die lange Wüſte von nichts Neuem ziehen muß, hat ſie immer Waſſer genug im Magen, um davon zu leben. Der Leſer der „Allgemeinen Zeitung“ muß vor Allem ein Aſtronom ſein. Alle Artikel ſind mit Sternen, mit Himmelszeichen verſehen, mit den Zeichen des Merkurs, der Venus u. ſ. w. Die Correſpondenten, die fix angeſtellt ſind, ſind die Fixſterne, die meiſten ſind Kometen, man ſieht den Dunſt, aber keinen Kopf! Die Bahn dieſer Sterne iſt kurios! Wenn ſo ein Stern von der Moldau ſpricht, ſo ſchreibt er ſich „vom Rhein,“ wenn er über eine „ſpaniſche Heirat“ ſpricht, ſchreibt er „vom Lech“ u. ſ. w., das iſt der Lauf der politiſchen Zeitungsſterne!

Gegen die politiſchen Zeitungen ſind die belletriſtiſchen Zeitungen blos „kleine Lügen-Bewahranſtalten.“ Sie erhalten ſich blos durch wohlthätige Menſchen, welche Freunde von zarten kleinen Lügen ſind!

Unter keiner Claſſe Menſchen iſt der Neid ſo groß, m. ſ. H. u. H., als unter den Lügnern! Ein jeder Lügner möchte gerne ein ausſchließliches Patent auf ſeine Lüge; und nie findet man ein Beiſpiel, daß ein Lügner ſein Privilegium zurückgelegt hätte! Alſo auch die Zeitungen zogen ab. Da kam ein kurioſes Regiment angerückt. Die Muſiker und Componiſten! Eine ganze Armee von Partituren kam mit Pauken und Trompeten, Tamtam und Ambos, das A-B-C-Büchlein zeigte auf ſeine dritte Seite:

„Viel Lärm um nichts."

Die Muſik, m. f. H. u. H., iſt der Dollmetſch vom Sanscrit der Empfindungen. Nur der rohen Seele bleibt Muſik unverſtändlich! Muſik iſt die Sprache von Jenſeits, und wenn der Menſch ſie hört, ſo fühlt er, daß er hier fremd und ſeine Heimat jenſeits iſt, wo dieſe fremde Sprache geſprochen wird, und dieſe Töne Worte ſein werden! Der Menſch aber iſt nichts als eine Raſtrir- und Rubrizir-Maſchine! Er muß Alles unter Rubriken bringen! Er claſſificirt: deutſche Muſik, italieniſche Muſik, franzöſiſche Muſik! Der Himmel ſendet dem Menſchen den Genius der Muſik als Bürge einer höhern Welt und der Menſch gibt dieſen Genius in ein geographiſches Inſtitut!

Endlich waren die Bücher alle aus dem Felde geſchlagen, und das A-B-C-Büchlein ſtand als Sieger da! Es wendet ſich an mich, und ſprach: „Wer biſt du?" — „Ich?" antwortete ich mit Beben, „ich, ich bin ein Humoriſt." — „Biſt du denn der einzige in Wien?" — „Ach, gottlob nein, es ſind noch 1567 hier, die gar nicht gerechnet, die gar keine ſind!" — „Was iſt denn das ein „Humoriſt?" fragte das Namenbüchlein weiter. „Der Humor ſoll, wie Lichtenberg ſagt, zwei Geſichter haben, ein lachendes und ein weinendes; da das ein Luxus iſt, ſo zieht ein jetziger „Humoriſt“ vor, gar kein Geſicht zu haben. „Der Humor,“ ſagt Jean Paul, „läßt alle Dinge auf den Kopf ſtellen, und bildet ſich ſeinen eigenen Gang! Nach dieſer Schilderung wären die Humoriſten die glücklichſten Ehemänner, ſie ließen die Frau auf den Kopf ſtellen, und gingen ihren eigenen Gang!

Zwei Claſſen Menſchen in Wien geben uns eine herrliche Idee von dem geſunden Klima Wiens. Erſtens die Humoriſten; wenn wir unſere Humoriſten anſehen, ſo ſehen wir, daß gottlob die Kinderkrankheiten den „Humor“ nicht ruiniren, und wenn wir unſere Statiſtinnen und Choriſtinnen anſehen, ſo ſehen wir mit Vergnügen, was die Menſchen hier im Durchſchnitt für ein hohes Alter erreichen! Das A-B-C-Büchlein ſagte: „Wenn Du ein „Humoriſt“ biſt, ſo mache mir, weil wir doch nur allein auf der Welt ſind, ein kleines „humoriſtiſches Album.“ Ich war ſogleich bei der Hand.

1.

Warum ſagt man: „Zum Hängen und zum Freien ſoll Niemand rathen?“ Weil dieſes die zwei einzigen Bande ſind, die für ewig geknüpft werden.

2.

Es gibt Geiſter, die ſich zuſammenſchaaren, es gibt Geiſter, die ſich — abſondern.

Die Sonne geht allein, die Nebelſterne ſtehen in Haufen beiſammen, der Adler ſteigt allein durch die

Luft, die Krähen fliegen zuſammen; der Löwe zieht einſam durch die Wüſte, die Schafe wandeln in Heerden, die Ceder ſteht allein, die Brombeere und Ribitzel in dicken Hecken; ein Geiſt erſcheint ganz allein, Geſpenſter erſcheinen in Haufen!

3.

Warum iſt der Epheu ein ſo gerne geſehenes Gewächs in unſeren Zimmern? — Weil er ein kriechendes Gewächs iſt.

4.

In der Jugend hat man große Luſt, fremde Länder zu ſehen, im Alter aber hat man noch größere Luſt eigene Länder zu ſehen.

5.

Der Himmel, m. ſ. H. u. H., iſt im Grunde nicht blau, die Menſchen haben ihm blos ſchon ſo viel vorgelogen, daß er ganz blau geworden iſt!

6.

Warum tragen unſere jungen Leute ſolche auffallende Bärte? — Damit man nur ja, um Gotteswillen nicht glaubt, es ſeien Weiber!

7.

Das Erröthen iſt eine doppelte Karte: die Unſchuld kann ſie als Viſitenkarte abgeben, aber oft auch als Abſchiedskarte: p. p. c.

8.

Die Zeit ſchreitet langſam vorwärts, man ſagt, aus Faulheit, es iſt nicht wahr, es geſchieht aus Vorſicht, denn im Finſtern muß man langſam fortſchreiten!

9.

Jüngſt fragte mich eine Frau, für wie alt ich ſie halte. Ich ſagte ihr: Nach ihrer Phyſiognomie für 30, nach ihrer Biographie für 60, nach ihrer Phantaſie für 20 und nach ihrer Ortographie für 14 Jahre alt!

10.

Warum ſagt man: Alle Menſchen ſind Brüder? und nicht: Alle Menſchen ſind Schweſtern? — Weil, wenn ein Menſch von dem Andern was will, es ſehr bequem iſt zu ſagen: „Bruder, ich kann nicht!“

11.

Es gibt drei Reiche: Pflanzenreich, Thierreich und Mineralreich, es geht aber eine ewige Umwandlung vor, viele aus dem Pflanzenreich gehen in's Thierreich über, und viele aus dem Thierreich werden ſteinreich!

12.

Die Gelehrſamkeit und der Witz gingen mit einander aus; die Gelehrſamkeit kaufte Brennholz in großen Scheitern, Brennholz allein aber macht nicht warm, der Witz mußte Feuer machen; ſie gingen wieder durch die Straßen, da ſagte die Gelehrſamkeit, woher kömmt's, daß ſo finſter iſt, und der Witz ſagte, das machen die hohen Gebäude; — die Gelehrſamkeit ſuchte zu beweiſen, wie gut es wäre, wenn es nicht ſo finſter ſein möchte, da ſtampfte der Witz auf das Pflaſter, und die Funken ſprühten; endlich kamen ſie beide an einen Graben, die Gelehrſamkeit bewies, daß das ein Graben iſt, und das Fortſchreiten hemme, der Witz machte einen Satz über den Graben, die Gelehrſamkeit ging um den Graben herum, kam um eine Stunde ſpäter an, und berichtete, der Graben iſt 6 $^1/_2$ Schuh tief, 4 $^1/_2$ breit und 25 Schuh lang.

13.

Weil den Menſchen die Zeit zu lange wird, ſchneiden ſie ſie oft ab; daher kommen die vielen „Zeitabſchnitte;“ — allein anſtatt, daß der Menſch die Zeit unten abſchneiden ſollte, bei der Erde, ſchneidet er ſie oben ab: beim Himmel, indem er dafür ſorgt, ſich das Zeitliche abzukürzen, ſchneidet er damit die Ewigkeit ab.

14.

Der Menſch iſt ein kurioſer Rechenmeiſter. Er numerirt blos ſeine Tugenden; er addirt die Fehler der Andern zu ſeinen Tugenden, und rechnet dieſe dafür für mehr an; ſeine eigenen Fehler aber ſubtrahirt er von den Tugenden der Andern, und mit den eigenen Tugenden multiplicirt er die Fehler der Andern, damit ſie dadurch größer werden; endlich dividirt er die großen Eigenſchaften der Andern und geht mit ſeinen eigenen hinein, um ſie zu verkleinern!

15.

Warum iſt ſo leicht, in der Muſik Doctor und Profeſſor zu werden? — Weil man im Reich der Muſik und Noten leicht ein Gelehrter heißen kann, denn bei den Noten gelten die leeren Köpfe mehr als die vollen.

16.

Der Körper iſt der Einband der Geiſter. Die Natur iſt ein kurioſer Buchbinder, die Maculatur bindet ſie in Franzband, und die ſchönen Geiſter in Pappendeckel! Die Natur iſt vielleicht ein geſcheidter Bibliothekar, ſie denkt ſich, wenn ich die guten Bücher in ſchlechtem Band hinſtelle, ſo werden ſie mir nicht geſtohlen!

17.

Arbeiten macht Hunger, darum gibt man den Menſchen keine Arbeit, damit ſie nicht hungrig werden!

18.

Zu 40 Jahren wird der Menſch geſcheidt, wo kommen alſo die dummen Kerle alle her, die ſchon über 40 Jahre alt ſind? Ueber dieſe Frage denke ich vergebens nach, ſeitdem ich 40 alt geworden bin.

19.

Der Witz iſt das Gretna-Green des Verſtandes; zwei Gegenſtände, die Niemand verbinden will, flüchten ſich zum Witz, und er copulirt ſie, aber er ſteht nicht dafür, daß es eine gute Ehe werden wird.

20.

Nach dem Tode lobt man jeden Menſchen, wie man auch dem ſchlechteſten Dienſtboten ein gutes Zeugniß mitgibt, froh, ihn nur los zu ſein!

21.

Schlaf und Tod haben eine Milchſchweſter, die Ohnmacht. Die Ohnmacht iſt eine alte ledige Mamſell ohne Empfindung, der Tod iſt ein Hageſtolz, aber der Schlaf iſt ein Familienvater, er hat eine Traumfamilie!

22.

Das Leben iſt eine Verbindung des Körpers mit der Seele. Der Körper als Mann egoiſtiſch und eigennützig, fragte den Himmel, was die Seele „Mitgift" bekomme, und der Himmel ſprach: „Die Liebe!" — Als Körper und Seele verbunden waren, da verpraßte der Körper die Mitgift der Frau: die Liebe, und dann vernachläſſigte er ſie! Und was iſt der Menſch ohne Liebe? Eine Auſter, die nach der Flut einſam am Strande bleibt und nicht fragen kann wohin? Ein Tropfen auf dürrem Sand, der nicht fragen kann wozu? Eine Wolke, die einzeln am Himmel zieht, und nicht fragen kann mit wem? Und ein Kind, das verwaiſt im Leben ſteht, und nicht fragen kann für wen?

23.

In der Oper der Ehe ſind die Männer der Text und die Frauen die Muſik! — Der Text taugt bei den Meiſten nichts, und nur eine ſehr vortreffliche Muſik läßt den ſchlechten Text vergeſſen. Man kann verſichert ſein, wer ein ſolches Ehepaar beſucht, der kömmt, wie die meiſten Opernfreunde, blos der Muſik halber, — „den Text," ſagt er, „kann der Teufel holen!"

Während ich dem A-B-C-Büchlein ſo vorlas, bemerkte ich, daß es begann ungeduldig zu werden, und ich merkte, daß es anfing, hungrig zu werden, und ſagte ihm nur noch: „Liebes A-B-C-Büchlein, da du für alle Sorten Autoren ein Sprüchlein in dir findeſt, haſt du für einen Vorleſer keines?"

„O ja," antwortete es, „ich habe für Dich, Vorleſer, einen kleinen goldenen Bibelvers, gleich im Anfang der Rechtſchreibung und Rechtleſung:

„Leſen thu' mit Deutlichkeit,
Daß Dich verſtehen alle Leut'!"

* * *

Die Morgenſtunde eines ſchwärmeriſchen Herzogs.

Aurora musis amica.

Die goldfingerige Aurora küßte mit rothen Lippen voll Licht das Boulevard des Capucins, die grünſeidnen Vorhänge aber des herzoglichen Schlafgemaches hingen tief herab, weder die Sonne noch die Polizei konnten in's Zimmer dringen.

Die Morgenſtunde hat bei der jetzigen Zeit nicht nur Gold, ſondern auch Polizei im Munde; die Morgenſtunde muß alſo ein ſehr großes Maul haben!

Der Herzog aber ſchlief ſanft, ſüße Träume von zu bezahlenden Schulden und zu errichtenden Armeen und zu erobernden Ländern umgaukelten ſeinen Schlummer. Die Herzoge ſind ſehr human und ſehr liberal, wenn ſie träumen! Und er träumte, er wolle ſeinem Lande eine Conſtitution geben, wie ſie Europa noch nicht ſah! Er wollte die vielen Scharten mit einer einzigen Charte auswetzen; er wollte aus ſeinem Lande ein Elyſium machen und damit beginnen, daß ſeine Unterthanen alle wie die Schatten herumwandeln ſollen. Auch ſeine Schulden wollte er bezahlen und keine Schauſpielerin mehr zum Finanzweſen erheben, und was dergleichen ſchwärmeriſche Träume eines unſchuldigen Herzens mehr ſind.

Allein die Polizei hat keinen Reſpect vor Träumen! Im Gegentheil, die Polizei leidet nicht, daß man träume, die Polizei ſtört uns aus manchem ſchönen Traum auf, denn ein Menſch kann verflucht polizeiwidrige Sachen träumen!

So ſtand denn die Polizei vor dem Hauſe des ſüßen Träumers, ſie hörte ihn träumen, und beſchloß, ihm ſeinen Traum auszulegen. Aber das Hausthor war zu und die Polizei konnte doch nicht zum Schornſtein hineinfliegen! Da brachte man zum Glück dem Herzog die „Gazette médicale.“ Der Herzog las wahrſcheinlich nichts Anderes als die „Mediziniſche Zeitung.“ Er wollte wahrſcheinlich in ſeinem Lande eine mediziniſche Zeitung etabliren für den wahrſcheinlichen Fall, wenn bei ſeinem Regierungsantritt ſeine Unterthanen in eine ſchwere Krankheit fallen ſollten.

Die Polizei ergriff die Gelegenheit und ſchlüpfte mit der „Gazette médicale“ in das Vorzimmer ſeiner träumeriſchen Durchlaucht. Es iſt dieſes der erſte Fall, daß eine Zeitung der Polizei die Thüre wies; ſonſt iſt es immer umgekehrt.

Das Schlafgemach war feſt verſchloſſen, damit ſeiner Durchlaucht kein humaner Traum geſtohlen werde.

Die Polizei klopfte ganz höflich: Schlafen Eure Durchlaucht?

Herzog. Nein.

Die Polizei. So machen Sie gefälligſt auf, die Polizei iſt da.

Herzog. Ich ſchlafe.

Die Polizei. Wollen Sie nicht gefälligſt in der Schweiz ſchlafen

Herzog. Ich träume.

Die Polizei. Wollen Sie nicht gefälligſt in der Schweiz träumen, hier träumt man ſehr theuer, hier koſtet ſo ein herzoglicher Traum ein paar Millionen. Machen Sie auf!

Herzog. Was!

Die Polizei. Machen Sie auf, die Thüre und ſich.

Herzog. Ich proteſtire.

Die Polizei. Erlauben Sie gefälligſt, daß wir die Thüre aufbrechen laſſen.

Herzog. Ich proteſtire.

Seine Durchlaucht proteſtirten und der Schloſſer brach die Thüre auf, denn die Polizei dringt mit Hülfe eines Schloſſers auch durch verſchloſſene Thüren. Der Herzog lag noch im Bette. Ach, man liegt ſo weich am Geld, welches man nicht hat, auf einer Armee, die man erſt zuſammentreiben will, und auf Unterthanen, die noch geboren werden ſollen! Allein die Polizei hat ihren Zahn gerade auf Leute, die ſo recht weich liegen.

Die Polizei tritt höflich auf Se. Durchlaucht zu: Eure Durchlaucht, wir ſind gekommen, um Ihnen höflichſt zu ſagen, daß es heute ein ſehr ſchöner Morgen iſt, die Witterung iſt unſerm Unternehmen günſtig, ſtehen Sie auf, und begleiten Sie uns nach der Schweiz, die Gebirgsluft wird Ew. Durchlaucht ſehr wohl thun!

Herzog. Ich proteſtire. (Er ſteht auf.)

Die Polizei. Wollen Eure Durchlaucht nicht gefälligſt Beinkleider anziehen?

Herzog. Ich proteſtire. (Er zieht Beinkleider an.)

Di Polizei. Wollen Eure Durchlaucht nicht gefälligſt eine Weſte anziehen?

Herzog. Ich proteſtire. (Er zieht eine Weſte an.)

Die Polizei hat eine eiſerne Geduld, und dabei iſt ſie ſo phlegmatiſch, wie ein Theaterdirector. Sie erſuchte bei jedem Kleidungsſtücke ganz höflich und ruhig und gefällig; ſie half ihm ſogar, und Se. Durchlaucht fand die Polizei dieſesmal ſehr anziehend.

Die Polizei. Sind Ew. Durchlaucht nun ganz angezogen?

Herzog. Ja, aber ich proteſtire.

Die Polizei. Nun werden Ew. Durchlaucht auch ſogleich ausgezogen ſein; nach welcher Grenze wollen Ew. Durchlaucht uns bringen.

Herzog. Ich kenne keine Grenze, ich habe nie Grenzen gekannt. Ich bin hierher gekommen, weil man hier am ungeſtörteſten träumen kann. Ich rufe Ihre

Geſetze auf, nach welchen es jedem Menſchen geſtattet iſt, zu träumen was er will.

Die Polizei. Eure Durchlaucht verſtehen das nicht. Wenn Sie träumen wollen, ſo träumen Sie einen eigenen Traum: fangen Sie ſich ihren Traum ſelbſt an; Sie wollen aber einen Traum, den wir zu träumen angefangen, auf Ihre Rechnung fortſetzen, das geht nicht. Ueberhaupt, was gehen uns Geſetze an? Die Polizei fängt ja eben da an, wo die Geſetze aufhören.

Herzog. Ich proteſtire; in meinem Lande war es anders, da fingen die Geſetze gar nicht an, o cara patria!

Die Polizei hatte indeſſen den Arm Sr. Durchlaucht ergriffen, und ihn ſachte bis an die Treppe begleitet. Der Herzog ſah ſich noch einmal um, ob er keinen Traum liegen ließ, dann ſtieg er in den Wagen, die Polizei ſtieg nach. Was ſie da noch geſprochen haben, konnte ich nicht hören, denn der Wagen klapperte zu ſehr; ſie fuhren ab, wie er dabei fuhr, wird die Folge lehren.

Heiligſprechendes Sendſchreiben an König Pharao,

weiland Tyrann von Egypten.

Allergnädigſter Tyrann!

Als ich noch ein Kind war, habe ich viel heilige Prügel bekommen, nämlich Prügel beim Studieren der heiligen Schrift. Mein Inſtructor, der fromme Cheskel, hat mir die fünf Bücher Moſes nicht nur auf die Seele, ſondern auch auf den Rücken gebunden, und ich habe in den allerhöchſten Angelegenheiten Eurer Majeſtät verſchiedene Püffe zu faſſen die hohe Ehre gehabt.

Eure Majeſtät hatten nämlich allergnädigſt geruht, die Juden in allerhöchſtdero Staaten allerhuldreichſt zu cujoniren; bei dem Leſen dieſer Stellen gerieth der Rabbi Cheskel in einen ſolchen blinden Wutheifer, daß er mich für Eure Majeſtät gehalten haben muß, und Eure Majeſtät auf meinem Rücken in Effigie zerbläute. Ich faßte deßhalb einen grauſamlichen Haß gegen Eure Majeſtät, und Eure Majeſtät geruhten, mir ein Ideal der Tyrannei, ein Urbild der Abſcheulichkeit, ein Ausbund von Deſpotismus und Unmenſchlichkeit zu ſein. Verzeihen Eure Majeſtät, es war ein thörichter, kindiſcher Irrthum. Eure Majeſtät geruhen nicht zu wiſſen, welche falſche Schlüſſe der Kopf macht, wenn der Rücken geprügelt wird; Eure Majeſtät haben gewiß nicht geruht, in allerhöchſtdero Jugend geprügelt worden zu ſein, ſonſt hätte Eure Majeſtät die armen Juden nicht ſo prügeln laſſen!

Inſonders aber war mein Herz zerknirſcht, und meine Augen ſtrömten von Thränen über, als es zu der Stelle kam:

„Jedes Söhnlein, das geboren wird, ſoll man in's Waſſer werfen, die Töchterlein aber leben laſſen!"

Ich fragte heulend meinen Rabbi Cheskel, warum Eure Majeſtät denn glaubten, die jüdiſchen Töchterlein wären waſſerſcheu? Rabbi Cheskel antwortete mit dem Knopfe eines ſpaniſchen Rohrs, unbekümmert darüber, ob Spanien in dieſer Frage interveniren wolle, und die Antwort ließ einen langen blauen Gedankenſtrich auf meinem Rücken zurück. Dazumal habe ich Eure Majeſtät in Gedanken mit einem langen geiſtigen ſpaniſchen Rohr allerdemüthigſt durch und durch geprügelt! Ach, Eure Majeſtät es war eine ſüße Schwärmerei!

Ich bin älter geworden, ich vermag zu urtheilen, und Eure Majeſtät volle Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen!

Ich habe in der „Augsburger allgemeinen Zeitung“ geleſen, wie jetzt in Polen die Kinder geopfert werden *), und kehre zu Eurer Majeſtät zurück, um zu geſtehen, daß Eure Majeſtät der gnädigſte, der mildeſte, der gemüthlichſte und leutſeligſte Regent waren.

Was haben Eure Majeſtät denn Grauſames gethan? Eure Majeſtät haben die Judenknaben gleich bei der Geburt in's Waſſer werfen laſſen? Das war Gnade, Barmherzigkeit! Eure Majeſtät wollten nicht haben, daß die Juden heranwachſen, damit ſie bei den beſtehenden Landesgeſetzen ſich dann ſelbſt in's Waſſer ſtürzen müſſen! Eure Majeſtät geruhten, ſie allergnädigſt zu ihrem Seelenheile erſäufen zu laſſen!

Eure Majeſtät, ich habe die „Allgemeine Zeitung“ geleſen, und mein Blut gerann in meinen Adern, meine Pulſe bebten, mein Herz blutete an tauſend und abermal tauſend tiefgeriſſenen Wunden, und meine Augen ſtrömten über von heißen, bittern Thränen, und meine Seele zuckte im ſchmerzlichſten Krampfe, und all' mein Weſen war voll von Weh und Leid, von Jammer und Vernichtung! Ich war

---

*) Zu Ehren der Menſchheit, zu Ehren der ruſſiſchen Regierung, halten wir jene Nachricht gewiß für unwahr, und wollen deßhalb dieſen Aufſatz blos als Phantaſie betrachtet wiſſen.

außer mir! In der Ungerechtigkeit des erſten Schmerzes ſieng ich blutigen Hader mit der Vorſehung an!

Kinder, zarte Kinder, ſchuldloſe Säuglinge, lallende Weſen, weggeriſſen aus dem Arme des Vaters, von der liebenden Mutterbruſt, von der wohnlichen Sonne der Heimat, von der ſorglichen Pflege der Eltern, nackt, hungernd, winſelnd, vor Froſt zitternd, wie die Kälber auf Wägen geworfen, dahingeſchleppt in die Sclaverei, auf dem Wege verſchmachtend und an der Heerſtraße noch zuckend hingeworfen, im Staube die kleinen Finger grabend, mit dem verdorrten Zünglein den Sand aufleckend, die gebrochenen Aeuglein ſelbſt auswühlend, verendend wie ein Wurm, unbegraben, die zarten Gliedmaßen preisgebend dem Wilde des Feldes! — Die troſtloſe Mutter ſchaut händeringend in die Ferne, die Augen blind geweint um die zarte Frucht ihres Leibes, die Bruſt mit Blut gefüllt ſtatt mit Muttermilch; der Vater ſieht mit ſtarrem Blick zum Himmel, ſein einziges Kind, die ſüße Frucht ſeiner heiligen Liebe, das ſegensvolle Geſchenk der barmherzigen Gottheit, ſein Licht und ſein Troſt, ſein Stab und ſeine Stütze, ſein Alles von ihm weggeriſſen in Elend, in Sclaverei und Tod, und nicht einmal wiſſen die Eltern, wohin ſie ihre Seufzer nachſchicken ſollen, wiſſen nicht, wo die kleinen Ueberreſte begraben ſind, oder ob nicht ihr junges Gebein auf freiem Felde von der Sonne gebleicht wird!

Die Menſchheit ſchaudert bei dieſen Thaten, die Natur entſetzt ſich, die Welt erbebt ob dieſen Gräueln, und zum Himmel hinauf dringt das Aechzen der zertretenen Herzen, der Klag- und Weheruf des geſchändeten Ebenbildes Gottes, das Blut der geſchlachteten Kinder dampft empor zum Richter aller Thaten, und die Erde windet und krümmt ſich ſchmerzhaft unter dem frechen Stachel der gottſchänderiſchen Zeit!

Eure Majeſtät, Pharao! Eure Majeſtät waren ein Heide, Sie beteten einen Hund an und einen Ochſen, Sie waren ein Thier wie Ihr Gott! der Segen der chriſtlichen Religion hat das Herz Eurer Majeſtät nicht mit Liebe und Milde gefüllt; das Chriſtenthum hat ſeinen göttlichen Friedensbogen nicht gezogen durch die nächtige Seele Eurer Majeſtät; die offenbarte Gnade hat die finſtere Decke vor der Seele Eurer Majeſtät nicht heilvoll gelichtet.

Wir aber, wir nennen uns Chriſten! das Morgenroth des Glaubens hat die Nebel und die Schatten in die Tiefen zurückgedrängt; für uns hat der chriſtliche Glaube die reinſte Blüthe des ſittlichen Lebens getrieben; für uns hat er die irdiſche Natur gereinigt zur Aufnahme des göttlichen Reichs; für uns hat der Heiland am Kreuze geblutet, um als verherrlichter Mittler, Himmel und Erde, Gott und Menſch zu verſöhnen im Blutkuſſe unendlicher Liebe; für uns geſchah das Alles, wir ſind Chriſten und die Altardecke der chriſtlich geweihten Erde raucht auf vom Blute erdroſſelter Chriſtenkinder!

Ach, Eure Majeſtät, Sie waren mehr Chriſt als wir, Sie haben doch die Töchterlein leben laſſen!

◆

Injurienklage gegen die deutſchen Kalendermacher, daß ſie das Jahr 1847 ein „gemeines Jahr“ heißen.

Daß ganz Deutſchland nur ein einziges Volk, ein einziges Deutſchland iſt, beweiſt der Umſtand, daß wir 64erlei deutſche Volkskalender haben.

Von gar nichts haben die Deutſchen ſo vollkommen Einſicht als von dem, was am Himmel vorgeht. Was im „Thierkreis“ vorgeht wiſſen ſie vollkommen, ſie wiſſen auf's Haar, was in der „Milchſtraße“ geſchieht, aber was auf der „Landſtraße“ geſchieht, davon wiſſen ſie nichts; es mangelt ihnen keine genaue Rechenſchaft über das erſte und letzte Mondesviertel; aber ſie erfahren nichts vom Viertel ober und unter dem Wiener Wald! Von den entfernteſten Nebelflecken haben wir ſichere Mittheilung, aber ſchon vom nächſten Marktflecken hören wir nichts als Lügen.

Es iſt auch leicht begreiflich, m. f. H. u. H., daß wir den Himmel und die Sterne leichter ſtudiren, als unſere Erde, denn Sterne ſind lichte Punkte am Himmel, wo bietet ſich aber auf der Erde uns ein lichter Punkt dar?

Welch ein Unterſchied zwiſchen Himmel und Erde! Die lichten Punkte am Himmel ſieht man ſelbſt bei Nacht und die finſtern Punkte der Erde liegen an dem Tag! Es gibt kein heilloſeres Volk als unſere Kalendermacher! Die Kalendermacher ſind mit unſeren Jahren umgegangen wie die Winkelſchneider, ſie haben ſie im Zuſchneiden verpfuſcht, bald waren ſie zu kurz, bald zu lang, und ſie haben ſie wie diebiſche Schneider ſo lange zugeſchnitten, bis ſie einen Reſt für ſich herausgeſchnitten haben, den ſie im Schaltjahre wieder angeſtückelt haben! Jedem Jahre gaben ſie einen Regenten und von Jedem rühmen ſie den großen Glanz und ſein mildes Licht!!

Im heurigen Jahr herrſcht „Jupiter;“ „Jupiter“ iſt der weiſeſte der Götter und dirigirt das ganze Welttheater. — Es geht dem Herrn Theaterdirector Jupiter wie den meiſten Theaterdirectoren. Er bringt auch nichts Neues! Das Einzige, was Jupiter als Theaterdirector auszeichnet, iſt, daß er für's Fach der erſten Liebhaberinnen vortrefflich geſorgt. Wenn er zum Engagement manche Reiſen unternahm, ſo reiſte er auch zuweilen als „Ochs“ und engagirte die ſchönſten Liebhaberinnen, wie die Prinzeſſin Europa. Da nun der Regent des Jahres 1847 ein Theaterdirector iſt, ſo ſind die Kalendermacher ſeine Regiſſeure.

Wenn die Regiſſeure auf's Repertoir ſetzen: „Frühling,“ ſo kann man darauf rechnen, daß wegen unvorgeſehenen Hinderniſſen das Stück „Frühling“

nicht gegeben wird, ſondern der Theaterdirector läßt ein altes Ifflandiſches Stück „den Herbſttag“ aufführen.

Wenn Jupiter gar nicht mehr weiß, ſolls regnen oder ſchneien, oder blitzen, oder was ſonſt aufgeführt werden ſoll, ſo kündigt er den „Zauberſchleier“ an, und hüllt die Natur in einen Nebel! Die Erde erhält von der Sonne ein Deputat von Holz und Kerzen, d. h. Wärme und Licht; aber ſonderbar, die Sonne gibt der Erde Wärme, aber blos im Sommer, wenn's ohnehin warm iſt, und Licht, das Licht zeigt ſie ihr blos, die Erde kennt das Licht blos dem Nennwerth nach; der Kalender ſagt nicht, wann der Menſch Licht ſehen wird, er ſagt blos, wann Finſterniß zu ſehen iſt. Die Erde hat kein „ſichtbares Licht,“ blos „ſichtbare Finſterniſſe“ eine Finſterniß, die man bei Nacht ohne Laternen, alſo auch ſelbſt hier ſehen kann.

Im Anfange der Welt, m. ſ. H. u. H., waren die Sonne und der Mond verheiratet, und zum Brautgeſchenke ſchenkte der Himmel ihnen die Erde, und in den Flitterwochen von Sonn' und Mond ging die Erde ſpielend aus zu ihrer Luſt und Freude, und ſo oft der Mond die Sonne küßte, blühten Blumen und Blüthen auf der Erde, und ſo oft die Sonne den Blick liebend zum Mond aufſchlug, jubelten die Bäume und Wälder aus der Erde hervor, und aus den Thränen der Liebe, welche Sonn' und Mond weinten, entſtanden die Seen und Meere, und ihre Seufzer wurden zu Nachtigallen und ihre ſüßen Verſicherungen zu Lerchenſang, und als ſich Sonn' und Mond ewige Treue ſchwuren, da wollten ſie Zeugen zum Schwure haben, und darum riefen ſie den Menſchen in's Daſein, und ſie nahmen ein Stückchen Erde von ihrem Brautgeſchenk und bildeten daraus ein Weſen, und die Sonne legte einen kleinen Strahl in ſeine Augen und der Mond legte ein Stückchen Himmel in ſeine Bruſt, und die Sonne küßte ihm das Auge und der Mond den Mund und ſie ſprachen: „Lebe und liebe!"

Aber Sonn' und Mond waren Zwei, und der Menſch war nur allein, er „lebte," aber er „liebte" nicht, und da warfen Sonne und Mond ihr Spielzeug, den Menſchen, auf die erſten Blumen, und er träumte von einer Blume, die wunderſam nah an ſeinem Herzen herausblühte, und deren Kelch zu einem ſüßen Haupte, und deren Stengel zum ſchlanken Leibe wurde, und Sonn und Mond nahmen die Traumblume aus ſeinem Herzen und machten ſie zum Weibe, und der erſte Menſch ſah ſie und liebte, und das erſte Menſchenpaar war Zeuge des Schwures zwiſchen Mond und Sonne, und ſchwur ſich ebenfalls ſo lange Treue als Mond und Sonne.

Aber leider dauerte es bei Mond und Sonne auch nicht lange! Eine Zeitlang gefiel der Mond der Sonne, beſonders weil er alle Monat ein Mal ganz neu war, aber der ſaubere Patron Mond bewegte ſich nur ein Jahr um die Sonne, iſt das lang genug! Da fing der ſaubere Patron, der Mond an, bei Nacht auszulaufen, und nach den Flitterwochen bemerkte die Sonne erſt die vielen Flecken an ihrem Herrn Gemal, da wurde die Sonne eiferſüchtig und ſpaltete dem Manne den Kopf, ſo, daß er in zwei Hälften herumwandelt; aber die gute Frau Sonne läßt es nicht bei der Eiferſucht allein bewenden, ſie arrangirte ſich auch, und ſie arrangirte ſich ſo was man ſagt, nach einem vollkommenen Syſtem, ſie legte ſich nach dem Sonnenſyſtem mehrere Cicisbeos bei: den Mercur, den Mars, den Jupiter, den Saturn u. ſ. w.

Von dieſem Syſtem der Sonne hat der Mond ſeine Hörner bekommen: ſeitdem ſieht man das Ehepaar ſelten beiſammen, die Frau Sonne geht den ganzen Tag am Himmel herum, und läßt den Mond blau anlaufen, kommen Wolken ihr in den Weg, müſſen ſie ihr den „Hof" machen, und wenn der Regen ihre Schönheit verdunkeln will, ſchießt ſie mit Pfeil und Bogen nach den Wolken, und ſpielt alle Farben; wenn die Frau Sonne ſich Abends zur Ruhe begeben hat, ſo ſagt der Mond: Jetzt fängt mein Leben an!

Jeder Mann, m. ſ. H. u. H., iſt von der Natur aus ein Nachtwandler, die ledigen Männer aber wandeln auch bei Tag Nacht. — Der Mond ſtolzirt die ganze Nacht herum, als ob er Junggeſell wäre, bei Nacht, bei Nacht, iſt ſeine Ernte, darum geht er manchmal als Sichel herum, und wenn er gar zu viel geſchwärmt hat, ſo gehts mit ihm auf's letzte Viertel!

Die Kalendermacher zerbrechen ſich den Kopf, wie die Sonnenfinſterniß entſteht und eine Sonnenfinſterniß iſt ja nichts als eine Eheſtandsſcene zwiſchen Sonne und Mond, wenn der Mann Mond, der Frau Sonne im Licht ſteht, macht ſie ein finſteres Geſicht.

Die Mondesfinſterniß wird ſichtbar ſein am 27. September Abends mittlere Wiener Zeit. Die Kalendermacher bezeichnen zwei Zeiten: die wahre Wiener Zeit, und die mittlere Wiener Zeit.“

Die Wiener haben alſo zweierlei Zeit, wenn ſie gerade Zeit haben: eine mittlere und wahre!

Die mittlere Zeit hat der Wiener immer, wenn er in der Mitte ſchwebt und nicht weiß, ob ihm die Zeit zu lang oder zu kurz iſt, z. B. im Theater, wenn ein Mal halb zehn iſt, bei Vorleſungen, wenn er ſchon gerne eſſen möchte; — aber ſich den ganzen Tag Zeit dazu nehmen ſich den ganzen Tag die Zeit zu vertreiben, das iſt die wahre Wiener Zeit!

Wenn der Wiener ſagt: „ich habe keine Zeit,“ ſo hat er deßhalb keine Zeit, weil er die gegenwärtige Zeit damit verdenkt, wie er aus der zukünftigen Zeit ganz geſchwind eine vergangene Zeit machen will!

Alle Städter vertreiben ſich die Zeit. Der Wiener ſucht Zeitvertreib, der Berliner ſucht Zeitvertreib, ſogar der liebe Badner ſucht Zeitvertreib. In Wien iſt der Zeitvertreib ein Geſchäft; man ſagt: ich muß mich Vormittag gut unterhalten, damit ich Nachmittag Zeit habe, mich zu unterhalten.

Wenn die Wiener nicht wiſſen, wo ſie alle Zeit hernehmen ſollen, ſo gehen ſie zu den zweitauſend jungen Aerzten in Wien, die haben immer Zeit genug vorräthig! Der Wiener vertreibt ſich die Zeit, er denkt ſich, es iſt nicht ſchade um die Zeit, fort mit Schaden! Der Berliner aber betrachtet den Zeitvertreib als ein Unglück; er vertreibt ſich die Zeit nur deßhalb, weil er glaubt, er treibt ſie dadurch ſeinem Nachbar auf den Hals! Der Berliner läßt den Zeitvertreib über ſich kommen wie ein Unglück! Er läßt ſich die Zeit raſiren, wenn ſie ihm zu lang wird, wie er ſich den Bart raſiren läßt! Er ſetzt ſich nieder, ſtreckt den Kopf hin und ſagt: „Nun machen Sie man flink!“ und wenn man dem Berliner noch ſo geſchwind die Zeit raſirt, ſo ſteht er doch auf, und ſagt: „das Meſſer hat mir gekratzt!“

Die Münchner betrachten die Zeit wie eine Fleiſchſpeiſe am Faſttage, ſie wiſſen, es ſchmeckt gut, aber ſie getrauen ſich nicht anzubeißen! Heimlich kommt wohl dann Einer mit ſich ſelbſt zuſammen, zieht die Fenſtervorhänge zu, ſpricht ſich ſelbſt in der vielfachen Zahl an, und ſagt: „Unterhalten Sie ſich nur!“ Wenn man in München ſagt: „Geſtern war da und da große Geſellſchaft und Unterhaltung,“ ſo ſagt der Andere: „Geh, wer weiß, ob's wahr iſt, man muß nicht gleich alles Böſe glauben!“

Auch in Baden herrſcht Zeitvertreib; d. h. die Leute vertreiben ſich nicht die Zeit, aber mit der Zeit werden die Leute wieder vertrieben! Es gehört viel dazu, in Baden die Zeit zu vertreiben. Da müßte man erſt ſehen, was die Leute treiben, dann müßte man lange treiben, um ſie zuſammenzutreiben; wenn ſie zuſammengetrieben ſind, müßte man lange darauf treiben, bis ſie anfangen, ſich gegenſeitig die Zeit zu vertreiben. Da dächte ſich aber Jeder für ſich: „Ich ſoll dem die Zeit vertreiben? da hat's Zeit! mich genirt ſeine Zeit nicht!" — Die Badner Curgäſte und die Wiener Fiaker ſind ſich darin gleich, daß ſie ſich gegenſeitig geſchickt ausweichen! Wenn ſie aber zuſammen kommen, ſo fahren ſie ſich an!

Weil die Badner Curgäſte in Schwefel baden, hält ſich Jeder für ein Zündhölzchen und fürchtet ſich vor einem Andern, daß er ſich an ihm entzünden wird!

So ein Badner iſt Vormittags Schwefel-Mariandel und Nachmittags Milch-Mariandel! Ja, in Baden betrachtet man den Zeitvertreib als eine Arbeit, und die Vornehmen überlaſſen das ihren Domeſtiken! Selbſt auf einen Wohlthätigkeitsball ſchickt man bloß die Stubenmädchen, damit dieſe das Vergnügen arbeiten ſollen; dafür kömmt das nächſte Jahr gar Niemand mehr auf den Ball. — Es ſcheint alſo, daß der Kalender deßhalb das Jahr 1847 ein gemeines Jahr nennt, weil man zu gemein findet, ſich für die Armen zu unterhalten!

Die Kalendermacher, m. ſ. H. u. H., theilen die Jahre ein in Schaltjahre und gemeine Jahre. Wie kann aber der Kalender das Jahr 1847 ein „gemeines Jahr" heißen, da ſo ungemein viel in ihm geſchehen iſt!

In Iſchl, wo die Leute das Maul nicht aufmachen, hat's Manna geregnet, in Wien bekommen die dramatiſchen Dichter Tantième aber die Tantième keine dramatiſchen Dichter; in Vöslau iſt der hölzerne Seſſel bei der Douche um einen Fuß bereichert worden, ſo daß er ſich bei dem Teich bald ſo gut ſtehen wird, wie der Beſitzer desſelben, und in Baden wird nun eine hohe Schule errichtet, d. h. eine — Schwimmſchule! Iſt das alſo ein gemeines Jahr!

Die Kalendermacher machen auch das Wetter, und kündigen es an, aber ſie ſind wie unſere Theater-Repertoirs, das Wetter, das ſie ankündigen, kommt gewiß nicht, und das Welttheater kündigt immer ein anderes Stück an, als ſie ankündigen.

Bei dieſem Welttheater ſind die Franzoſen Souffleurs, denen plappert Alles nach; die Engländer ſind die Maſchinenmeiſter; die Türken ſorgen für Sopha und Divan.

Im gewöhnlichen Leben machen die Kalender das Wetter, im häuslichen Leben ſind die Frauen die Wettermacher; ſie machen Regen und Sonnenſchein, ſie donnern und blitzen; ſie machen Faſt- und Feſttage, der Mann muß chronologiſch alſo rechnen: „Wie lange ſteht die Welt?"

„Seit Erſchaffung meiner Frau!"

Welches ſind die beweglichen Feſte?

„Ihr Namensfeſt und Geburtsfeſt; dieſe Feſte ſind beweglich!"

Der „Thierkreis" in der Ehe beſteht aus folgenden zwölf Sternbildern:

1. Der Hausfreund — Widder.
2. Hofmeiſter — Stier.
3. Doctor und Apotheker — Zwillinge.
4. Kutſcher — Krebs.
5. Friſeur — Löwe.
6. Stubenmädchen — Jungfrau.
7. Köchin — Wage.
8. Marchande de Modes — Skorpion.
9. Schuſter — Schütze.
10. Schneider — Steinbock.
11. Milchweib — Waſſermann.

Ein weibliches Herz, m. ſ. H. u. H., kann leicht ein Kalendermacher ſein; es hat dieſelbe Eintheilung, wie ein Barometer: „Windig," „beſtändig" und „veränderlich"; allein der Barometer und das weibliche Herz unterſcheiden ſich in einem „Punkt." Beim Barometer heißt es: „beſtändig" — Punkt. Dann „windig" und „veränderlich;" im weiblichen Herzen fehlt nach beſtändig der Punkt, und es heißt in einem fort: „beſtändig windig und veränderlich."

Die Kalendermacher, m. ſ. H. u. H., haben auch eine Kenntniß, wie die Menſchen beſchaffen ſind und ihr Schickſal, wenn ſie in dieſem oder jenem Monate geboren ſind; ich habe nun den Monat Februar nachgeſchlagen, um zu ſehen, was ich eigentlich für ein Menſch bin; denn dem Publicum und den Zeitungen glaube ich nichts, ſie ſind parteiiſch; aber der hundertjährige Kalender hat mich nicht gekannt; er iſt unparteiiſch, der wird mir ſchon die Wahrheit ſagen; ich ſchlug alſo den hundertjährigen Kalender nach; — im „Monat Februar“ da heißt es:

„Ein Knäblein geboren im Februar,
Iſt holdſelig, lieblich ganz und gar,
Hat beim Weibsvolk Glück und Gunſt,
Plagt ſich mit Kenntniß ganz umſunſt,
Sieht viel fremder Herren Land,
Findet nirgends guten Unterſtand;
Entzündlich iſt ſein Temperament,
Geld hält nicht an in ſeiner Hand,
Hat ein hitzig trocken Blut,
Schröpfen thut ihm allweil gut,
Leidet viel gar lange Zeit,
Und ſtirbt an Hitz und Trockenheit.“

Sie ſehen, m. f. H. u. H., daß ich lange Zeit leiden, und da ich an Trockenheit ſterben werde, müſſen Sie ſchon als Schickſal es hinnehmen, daß dieſe Vorleſung trocken iſt!

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Ende des zweiten Bandes.

Inhalt
des zweiten Bandes.

Seite

Kleine Exempel aus Europa's Rechenbüchlein 1
Beantwortung der von einer Geſellſchaft Damen eingegangenen Frage: „Ob es einem witzigen Menſchen möglich ſei, einen Einfall, und ſollte er auch ſeine Geliebte treffen, zu unterdrücken?“ 16
Unterſuchung über den Geſundheitszuſtand des Wiener Publicums nach meiner ſilbernen Hochzeit mit demſelben nach 25 Jahren humoriſtiſcher Vorleſungen 23
Ich als Briefſteller der Liebe und Eiferſucht 41
Humoriſtiſche Blätter 64
Memoiren einer Zeitgenoſſin 85
Là bas und Amors Oberlippe 92
Volksſchmeichler und Zeitgeiſtverdreher 101
Der erſte Korb und der tauſendſte Thaler 107
Legitimer Witz und illegitime Einfalt 115
Der ſatyriſche Müſſiggänger 123
Vierhändige Naturphantaſien 127
Die deutſche Butter in Bezug auf deutſche Literatur, Kunſt und Cenſur 132
Das hauſirende Siebengeſtirn 138
Der Kenner des weiblichen Geſchlechtes 146
Leſen übt den Verſtand 151
Lebende Bilder 155

Seite

Wer? Wie? Was? Wo? Wann? Wohin? Woher? Wieſo? Weswegen? Wozu? Weshalb? Wofür? oder: Warum fangen alle Fragewörter des Lebens mit einem Weh (W) an? 182

Der natürliche Wunderdoctor, oder: Saphir-Recepte für einige Krankheiten an Herz, Lunge, Leber, Beutel und Brieftaſche 201

Die Berliner Bibliothek, ich und noch ein kleines Büchlein vor dem großen Weltgericht 210

Die Morgenſtunde eines ſchwärmeriſchen Herzogs . . . 233

Heiligſprechendes Sendſchreiben an König Pharao, weiland Tyrann von Egypten 238

Injurienklage gegen die deutſchen Kalendermacher, daß ſie das Jahr 1847 ein „gemeines Jahr" heißen . 244

◆

Druck von Rudolf M. Rohrer in Brünn

Im Verlage von Dr. Karafiat in Brünn ſind erſchienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

5000 Expl. abgeſetzt. 2. Auflage.

Methode Charles Roßl

mit einer Einleitung des Prof. Dr. A. Peschier.

Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht

für das Studium der franzöſiſchen Sprache, begründet auf die claſſiſche und moderne Literatur.

Roßls brieflicher Sprach- und Sprechunterricht, welcher zugleich **Grammatik, Wörterbuch, Converſationshandbuch, Compoſition** und die reichhaltigſte **Chreſtomatie** iſt, umfaßt 2 Curſe, wovon der I. 19, der II. 21 Briefe zu je 2 Cauſerien enthält.

Preis des 1. Probeheftes, 3 Bogen ſtark (enthaltend **Vorrede, Einleitung, Vorſchule**, 1. und 2. Cauſerie) 30 kr. ö. W. oder 60 Pf., jeder der folgenden Briefe à 40 kr. ö. W. oder 80 Pf. Jeder Curſus einzeln 6 fl. ö. W. oder 12 Mark, beide Curſe zuſammen 10 fl. ö. W. oder 20 Mark.

Urtheile: Tagesbote a. M. — Schulfreund von Dr. Schmitz und Dr. Kellner. — Breslauer Zeitung. — Kölniſche Zeitung. — Kölner Telegraph. — Prof. Pogatti in Leipzig. — Prof. Chalamel in Graz ꝛc. ꝛc.

Die Methode Roßl wird über jede ähnlicher Werke geſtellt. Die ſchönen, geiſtreichen Cauſerien bieten anregende Ueberraſchungen und halten allen faden Ballaſt fern, der gewöhnlich andere Werke, die denſelben Zweck verfolgen wollen, füllt. Möchten ſich doch jene, die ſich [illegible] die franzöſiſche Sprache aneignen wollen, nicht durch [illegible] Anzeigen anderer Ausgaben täuſchen laſſen! [illegible] zu den erſten Philologen des Jahrhunderts und konnten demnach nur Ausgezeichnetes liefern.

Iſidor Täuber's

Der neue Lafoſſe.

Vollſtändige Anleitung die franzöſiſche Sprache auf eine leichte Art, ohne Hilfe eines Lehrers zu erlernen.

Nach den beſten Sprachlehren mit durchgehends erklärter Ausſprache bearbeitet, und durch viele Ueberſetzungs- und Leſe-Uebungen anſchaulich gemacht.

Fünfte, weſentlich umgearbeitete und vielfältig vermehrte Auflage.

Elegant cart. 1 fl. 60 kr. ö. W. oder **3 Mark.**

Neueſtes franzöſiſch-deutſches und deutſch-franzöſiſches

Taſchen-Wörterbuch.

758 Seiten ſtark. Brochirt 1 fl. ö. W. oder 2 Mark. In Leinwand gebunden 1 fl. 40 kr. ö. W. oder **2 Mark 80 Pf.**

Neueſtes italieniſch-deutſches und deutſch-italieniſches

Taſchen-Wörterbuch.

952 Seiten ſtark. Brochirt 1 fl. 20 kr. ö. W. oder 2 Mark 40 Pf. In Leinwand gebunden 1 fl. 60 kr. ö. W. oder **3 Mark 20 Pf.**

Die beiden Wörterbücher zeichnen ſich durch außerordentliche Billigkeit, elegante Ausſtattung, ſcharfen Druck, ſowie anerkannte Vollſtändigkeit und Correctheit aus und verdienen daher den Vorzug vor allen anderen Wörterbüchern.

[illegible] Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.

[illegible] von [illegible]

[illegible] Blanquet.

[illegible] 2 Mk.

[illegible] und [illegible]

[illegible]

[illegible] Geheimnisse Rom's im XIX. Jahrhundert.

[illegible] Roman von Eugen [illegible]

[illegible] Velinpapier Lex. 8° [illegible] über 100 [illegible] feinen Holzschnitten geziert. [illegible] 2 fl. [illegible] 5 Mk. [illegible] prachtvoll in engl. Leinwand [illegible] fl. 75 kr. oder 7 Mk. 60 Pf. [illegible] à 25 kr. oder [illegible] Pf. zu beziehen.

[illegible] Lebensbilder.

[illegible] Deverena.

[illegible]

[illegible]

[illegible] Alex. Dumas.

[illegible] 1 fl. [illegible]

[illegible] Ministers [illegible]

[illegible]

Die Geheimnisse der [illegible]

und anderer [illegible] [illegible]samsten Spaniens.

Von [illegible]

Mit 144 [illegible] und 24 [illegible] Holzschnitten auf feinem Lex. 8° [illegible] druck. Geheftet 2 fl. [illegible] kr. [illegible] 6 Mk.

[illegible] in engl. [illegible] gebunden 3 fl. 80 kr. oder 7 [illegible] 60 Pf. zu beziehen.

Dasselbe [illegible] Ausgabe [illegible] Holzschnitten.

8° geheftet 1 fl. 60 kr. [illegible]

Die Klöster der [illegible]

[illegible] romantische Schilderung des Lebens und Treibens [illegible] Mönchs- und Nonnenklöster [illegible]

Dieses Werk, welches zu den [illegible] [illegible] werden [illegible] Velinpapier, Lex. 8°, gedruckt [illegible] zahlreiche feine Holzschnitte [illegible] verziert.

[illegible] oder [illegible]

Das [illegible]

in der Volksschule und in der [illegible] des öffentlichen Verkehrs.

Mit einem großen Tableau

enthaltend die bildliche Darstellung [illegible] im öffentlichen Verkehr [illegible] menden Maße und Gewichte.

Von [illegible]

Zweite [illegible]

[illegible]

M. G. Saphir's Schriften.

Cabinets-Ausgabe.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Ausgewählte Schriften.

von

M. G. Saphir.

Dritte Serie.

Neunte Auflage.

Dritter Band.

Brünn, Wien und Leipzig.
Verlag von Fr. Karafiat.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Humoriſtiſch-ſatyriſcher Bilderkaſten.

1.

Der Allerweltsmann.

Es gibt Leute, die man nur „die Beliebten“ nennt; es ſind die Badeſchwämme der menſchlichen Geſellſchaft, ſie laſſen ſich füllen und auspreſſen von jeder Sache, und von Jedermann. Solche Allerweltsleute werden ſtark conſumirt; man findet ſie wie Weißbier faſt in jedem Hauſe; man achtet ſie nicht, aber man hat ſie gerne um ſich, wie ein Handbeſteck, das man zu allen Dingen gebraucht und gebrauchen kann. Ein ſolcher „Allerweltsmann“ muß von Jugend auf dazu erzogen werden, ein Allerweltsmann zu ſein. So wie man von den Laufern erzählt, daß ihnen die Milz oder Leber herausgeſchnitten wird, ſo muß dem Allerweltsmann Herz und Gehirn herausgeſchnitten werden, wenn er ein tüchtiger Allerweltsmann werden ſoll. Es wird damit angefangen, daß er ſchon in der Jugend zu einem Allerweltskinde erzogen wird. Ein ſolches Allerweltskind muß alle Augenblick einen „ſchönen Diener!“ machen, dabei die Beinchen einknicken, wie eine alte Jungfer; es muß alle Augenblick „danke ſchön!“ ſagen, muß alle ledernen Hände und alle Schnupftabakfinger der Geſellſchaft abküſſen, muß jeden Kerl „Onkel!“ und jede Furie „Tante!“ nennen; es darf nichts begehren, damit es nur ja nicht lerne einen eigenen Willen haben; es darf nicht laut, und wacker herum rumoren, damit ſich nur ja keine thätige Kraft entwickle; es darf bei Leibe nicht widerſprechen, und wenn es auch Recht hat, das ſchickt ſich nicht! Es gibt jedem die Hand und geht zu Jedem wie ein Möpschen; ein ſolches Allerweltskind wird einmal gewiß ein Allerweltsmann! Nach dem Allerweltskinde wird er ein Allerweltsjüngling. Ein ſolcher Allerweltsjüngling macht pflichtmäßig allen Mädchen ſeines Reviers die Cour, bringt regelmäßig allen zu ihrem Geburtstage ein Ständchen, beſorgt ihnen Muſikalien, pflegt ihre Blumen, füttert ihre Canarienvögel, hält ihnen die Elle, wenn ſie Band meſſen, bringt ihnen die Bücher aus der Leihbibliothek, holt die Theater- und Concertbillette, arrangirt die Pfänderſpiele, tanzt bei Quadrillen vor, ſendet den Clavierſtimmer in's Haus, wählt Stickmuſter, fädelt Perlen auf Seide, gibt den Goldfiſchen Waſſer, vertreibt Sommerſproſſen und Leberflecken u. ſ. w. u. ſ. w. Ein ſolcher Allerweltsjüngling hat die größte Anlage zu einem Allerweltsmann!

Ein „Allerweltsmann“ iſt und ißt in jedem Hauſe, wo man gut iſt und ißt. Er findet alle Gerüchte und alle Meinungen gleich vortrefflich; er lobt alles, was die Hausfrau lobt, und tadelt alles, was ſie tadelt. Ein ſolcher Allerweltsmann iſt die Toleranz ſelbſt. Religionsfreiheit iſt ſein Princip; Jude oder Chriſt, das gilt ihm gleich, wenn der Tiſch nur menſchlich iſt. Ein ſolcher Allerweltsmann ſchimpft auf A., wenn B. auf ihn ſchimpft, und lobt ihn, wenn ihn C. lobt. Er beklatſcht einen Künſtler, weil ſein Nachbar klatſcht, und tadelt ihn beim Abendeſſen, weil ſein vis-à-vis ihn tadelt. Er ſagt in einem Athemzug Ja und Nein auf eben dieſelbe Sache zu zwei verſchiedenen Perſonen. Ein ſolcher Allerweltsmann lieſt vor, macht Kartenkunſtſtücke, putzt die Lichter, ſtellt die Stühle zurecht, gibt Geſellſchaftsſpiele an, findet alle Dilettanten himmliſch, und macht ſich heimlich darüber luſtig; er geht aus einer Geſellſchaft in die andere, wie eine Münze ohne Gepräge, meint des Morgens, was ſein Nachbar zur Rechten meint, und am Abend beſchwört er dem Nachbar links das Gegentheil. Er dringt ſich allen angekommenen Künſtlern und Künſtlerinnen auf, beſorgt ihnen Lohnwagen, Viſitenkarten, führt ſie in Cirkel ein, macht Parteien für ſie, wirbt Claqueurs für ſie, betreibt die Inſertionen, küßt ihnen zehntauſendmal die Hand u. ſ. w. Ein ſolcher Allerweltsmann hat immer ein Lächeln für Jedermann, und wenn er den Rücken gekehrt hat, zuckt er die Achſeln; er iſt das Organ von Geſellſchaften, er widerſpricht nur ſolchen Sachen, von denen er haben will, daß ſie ſtark behauptet werden ſollen; er beleidigt blos, um rührend abzubitten. Ein ſolcher Allerweltsmann iſt wie eine Serviette für Jedermann; ein Rechenpfennig, der heute für dieſen, morgen für jenen zählt; ein leerer Spiegel, der ſtets das zurückſehen läßt, was in ihn hineinſchaut; ſeine Seele iſt wie geſottene Butter, ſie nimmt jeden Eindruck an, und rinnt ſogleich wieder in einander; ſein Urtheil iſt wie ein Botenläufer, der heute für dieſen und morgen für jenen ſich die Füße abläuft, und ſein Herz iſt wie ein Durchhaus, das alles durchpaſſiren läßt, und nichts feſthält. Ein ſolcher Allerweltsmann iſt beliebt, denn er bezeugt alles, wozu man ihn aufruft, und von einem ſolchen ſagt Madame A. zu Madame B.: „Kennen Sie den Herrn X.? Das iſt ein lieber Mann! die Gütigkeit ſelbſt!“ Und Madame A. erwiedert: „O ja, ich kenne ihn, ein gemüthlicher Menſch! Morgen Mittag wird er bei mir eſſen!“

2.

Der weibliche Wildfang und die männliche Coquette.

Alles in der Natur und im Leben ſcheint ausgetauſcht oder verwechſelt worden zu ſein. Der Sommer iſt kalt, der Winter warm, und unſere Tage ſind finſter, die Nächte erhellt; die Kinder thun groß, die Großen kindiſch; die Weiber ſind männlich, und die

Männer weiblich; daher tragen die Damen Reitkleider und die Männer Damenmäntel. Wenn ich nicht hörte, daß Sibylla Fräulein genannt wird, ich würde ſie Musje heißen, und wenn ich nicht hörte, daß Midor Monſieur titulirt wird, ich würde ihn nur Mamſell nennen. Sibylla ſteht des Morgens auf, und greift — nach dem Morgengebet? Nein! — nach den Tageszeitungen. Darauf zieht ſie an — die Schürze? Nein! — die Schreibe-Aermel, und geht — in die Küche? Nein! — in das Schreibezimmer; da ſchreibt ſie — einen Wäſchzettel? Nein! — eine Recenſion! Bald darauf ſpielt ſie — Pianoforte? Nein! eine Partie Billard; dann macht ſie — Gurken ein? Nein! — den Rothen in's Eckloch. Darauf nimmt ſie Lection im Tanzen? Nein! — im Fechten! Sodann ruft ſie — der Haushälterin? Nein! — dem Reitknechte, und ſetzt ſich — an den Nähtiſch? Nein! — auf's Pferd, und eilt hinaus — in die Speiſekammer? Nein! — in den Thiergarten! Nachdem ſie ein Paar Stunden in kurzem Trab, in geſtrecktem Galop, und auch ventre à terre geritten, wobei dem zarten Mündchen alle Kunſtwörter der edlen Stallkunſt entſchlüpften, geht's nach Hauſe. Am Tiſche trinkt ſie ein Paar Gläſer Wein, prüft ihn mit einer Kennermiene und mit der Zunge ſchmeckend. Abends klatſcht ſie im Theater, wie ein Mann, und ruft laut: „Bravo!“ oder ſpielt eine Partie Whiſt oder Hazard, und lieſt noch im Bette ein Buch über die

Dreſſur der Pferde! Soll man nun ein ſolches Weſen Mamſell oder Muſje nennen?

Das männliche Geſchlecht, entrüſtet darüber, daß die ſchwachen Weſen, Frauenzimmer genannt, ſich ihrer Weiblichkeit ganz entäußernd, zu Männern, Reitern, und Jägern ausbilden, rächen ſich dadurch, daß ſie ſich ſelbſt zu Frauenzimmern umbilden, und manche unſerer jungen Herren haben die Manieren des weiblichen Geſchlechtes ſo eigen, daß ſie es zur Virtuoſität darin gebracht haben. So gibt es eine Anzahl junger Leute, die förmliche Coquetten ſind. Wir wollen Melindor ein wenig näher betrachten, und wir bemerken alles an ihm, was wir bei einem Frauenzimmer mit dem Namen Coquette bezeichnen. Melindor will ausgehen (wir wollen einen Blick in die Werkſtätte ſeines Seins und in ſein Ankleidezimmer werfen), Jean und mehrere Stühle ſind vollgepackt mit Kleidern; das Halstuch und die Nadel iſt endlich in Ordnung; nun wird die Weſte angezogen, wieder ausgezogen, eine andere probirt, eine gelbe Unterweſte zu einer weißen Oberweſte, oder eine weiße Unterweſte zu einer ſchwarzen Oberweſte u. ſ. w.; die Uhrkette wird um den Hals geſchlungen, und durch ein Weſtenknopfloch gezogen; noch wird ſie zu wenig geſehen, ſie wird alſo in ein anderes Knopfloch gezogen; nun bildet ſie aber keinen Cirkel über der Weſte; ſie wird alſo noch einmal durch's Knopfloch und durch den Kopf der Buſennadel gezogen, und die geheimnißvolle unwiderſtehliche

Chiffre iſt fertig. Der Leibrock ſitzt endlich auch, und von dem Taſchentuche wird der geſtickte Zipfel hervorgeſucht, und mit einer Rückendrehung nach dem Spiegel ſo poſtirt, daß er aus der Taſche wie ein Täubchen aus dem Neſte hervorguckt. Ein gelber Handſchuh wird angezogen, der Hut aufgeſetzt, umgedreht, abgepuſtet, noch einmal in den Spiegel geguckt, und Melindor geht aus. Auf der Straße wird in conspectu populi noch in den andern Handſchuh hineingeblaſen, und derſelbe ſanft auf die Finger gezogen. Nun geht Melindor — coquettiren. Er geht die Linden entlang; drüben gehen zwei Damen, er ſchlängelt ſchnell hinüber, wirft ihnen einen Diagonalblick zu, zieht den Handſchuh von der Hand, und haucht, wie in Gedanken, ſeinen Siegelring an; er geht einige Schritte vor den Damen, um ſeine Taille zu präſentiren, grüßt einige Damen, die vorüberfahren, ohne ſie zu kennen, und blickt noch einmal nach den Damen zurück. Plötzlich ſieht er auf der andern Seite ein Frauenzimmer, das zufällig nach der Seite hinſah, wo er ging. Das war ein Wink! Er ſchwebt hinüber, umzüngelt ſie, zieht das feine Taſchentuch bei dem Zipfel heraus, und entfaltet ſeine Weisheit. Darauf geht er vor ihr, dreht die Steine ſeiner Ringe nach der flachen Hand, legt dieſe nachläſſig auf den Rücken, und läßt das Feuer der Steine für ſich ſprechen. Da lächeln drei Damen an einem Fenſter in der erſten Etage. Das galt ihm, er ſäuſelt aus den Linden heraus, hüpft, die Füße hübſch auswärts, über die Straße, und präſentirt ſich dem Fenſter. Zum Glücke kömmt ein Bettler, und zum allererſtenmale fühlt er ſich bewogen, Almoſen zu geben, blos um da verweilen zu können. Er zieht erſt die Handſchuhe ab, dann ein ſeidenes Börschen heraus, und macht es langſam auf, ſucht die kleinſte Münze, und läßt ſie graziös in die Hand des Armen gleiten. Dabei läßt er wohlweislich ſeinen Handſchuh fallen, um den Fenſterdamen ſeine Tournure beim Aufheben zu zeigen. Aber das Hauptmanöver einer ſolchen männlichen Coquette iſt Abends im Theater. Melindor ſteht im erſten Range, die gelben Handſchuhe wie zwei Glaslaternen immer vor ſich erhoben, wie ein aufwartender Bär. Die beiden gelben Handſchuhhände dürfen nie unter die Brüſtung kommen; zuweilen legt er ſie auf die Brüſtung, und trommelt mit den zehn gelben Deuthölzchen den Tact zur Muſik. Nun kömmt das Opernglas, das wird erſt mit dem weichen Taſchentuche zart zwiſchen den Fingerſpitzen abgeſtäubt, dann wird es zwiſchen die zwei Finger genommen, während die andern drei geſpreizt abſtehen. Rechts ſitzt eine Dame, links ein Mädchen, gegenüber mehrere Damen, und einen Rang höher gegenüber ſind auch mehrere niedliche Geſichtchen. O, du armer Herr Coquette! Wo blickſt du zuerſt hin? Wo verweilt dein Blick am längſten?! Jeden vorüberſchweifenden Blick hält er an, und glaubt, er ſei an ihn ſpedirt, und immer ſtreicht er ſein Lockenköpfchen, das wie eine verlorne Schildwacht auf dem Gehirne ſteht, nach jener Gegend hin, in der er mit Jemand zu coquettiren glaubt. Im Zwiſchenacte geht er auf die andere Seite im erſten Range, und läßt die gelben Handſchuhe vis-à-vis hinüber ſpielen und blitzen. Selten ſieht er auf die Bühne, immer nach dem Publicum, noch ſeltener lispelt er jungfräulich ein dünnes „ſcharmant.“ Er hüſtelt und nimmt einen Bonbon aus der Taſche, oder er nimmt ein Flacon vor die Naſe, daß ſich der Geruch über die ganze Loge verbreitet, und ein ſeliges Lächeln lagert ſich auf ſein leeres Geſicht, wenn die Damen es zu bemerken ſcheinen Wenn das Stück zu Ende geht, ſchlägt er ſich den Rockkragen in die Höhe, denn ſie — das heißt, er hat zarte Nerven, und iſt empfindlich gegen die Zugluft. Bevor er herausgeht, hält er es für Schuldigkeit noch mit einem Rundblick von allen Damen Abſchied zu nehmen; darauf geht er nach Hauſe und zieht behaglich die gelben Handſchuhe aus, mit deren Spiel er heute ſehr zufrieden war. Nun aber frage ich: Soll man eine ſolche männliche Coquette „Muſie,“ oder „Mamſell“ nennen?

3.

Aufklärlinge und Dummfreche.

So bezeichne ich zwei Gattungen Pilzlinge in dem ſchönen Eden der Menſchheit, zwei Harzausflüße aus dem herrlichen Lebens- und Erkenntnißbaume, zwei Stadt- und Landplagen, für deren Abſchaffung man allgemeine Buß- und Faſttage anordnen ſollte. Wie ſoll ich den Aufklärling ſchildern? Er wandelt in tauſend Geſtalten herum, flattert als Libelle um das Waſchbecken der Schönen, kriecht als Blindſchleiche um die Füße der Vornehmen, lauſcht als Wegelagerer an Promenaden und Spaziergängen, perorirt als Prediger in Caffee- und Gaſthäuſern, und lauſcht wie eine Tigerkatze ſelbſt an den heiligen, gottgeweihten Stellen der Andacht auf den Raub ſeiner Lüſte.

Aufklärlinge heiße ich dieſe Gattung, zu der leider ein großer Theil der jetzigen Jugend gehört, darum, weil nur der falſche Begriff von Aufklärung, den ſie hegen, ihre Verbildung, ihre moraliſche und geiſtige corrupte Erziehung und hauptſächlich die Vernachläſſigung der höchſten Glückſeligkeit, der höchſten Tugend und des höchſten Gutes dieſes Lebens: der Religion, ſie nackt an Geiſt und Seele, allen Beſſeren verächtlich und ekelhaft, hinausſtößt in die Wüſtenei ihres lebensleeren Lebens und ihres daſeinloſen Daſeins! Wie ſchmerzlich, wie ſeelenverletzend iſt es nicht oft jedem guten Menſchen, dem Religion, Tugend und Unſchuld, dieſe göttliche und erhabene Dreieinigkeit, nicht zu leeren Spielmarken herabgeſunken, wie ſchmerzlich wehe muß es einem ſolchen thun, wenn er das Heer von jungen Schöngeiſtern darin Triumphe ſuchen ſieht, wenn ſie mit ſchamloſem Gewitzel das

Allerheiligſte verletzen, wenn ſie es rühmlich finden, durch fade, erbärmliche und prangerwürdige Spöttelei über manche, der Anbetung ſanctionirte Gegenſtände, einen ſie umgebenden Kreis von herzloſen und frechen Burſchen zu einem wiehernden Gelächter zu bringen; wenn ſie ihr Schwefelhölzchen an der großen Leuchte der Aufklärung anzuzünden wähnen; wenn ſie durch Unglauben und hirnloſes Zweifelgewäſch ihren illuminirten Geiſt documentiren; wenn ſie mit flachem Schnabel aus den Faulſümpfen und Torfgründen einer Schandliteratur ſchöpfen, und es den Geſetzen der Tugend und Moral als Fluchwaſſer in's Geſicht ſpritzen; wenn ſie mit frechem Hohn ihre Leibſentenz und Lieblingsmetapher: „Es gibt keine weibliche Tugend," ausſchnarren und ausnäſeln, mit Schandfloskeln und Odoardo-Gelächter ſelbſt ihre beſſere, innere Stimme übertäuben, und wie das Echo zu Grenoble, jeden Laſter- und Schmähton ein Dutzend Mal aushallen und einen Tugendton kaum ein halbes Mal; wenn ſie aller Schamhaftigkeit entwöhnt, im Grunde des leeren Herzens vernichtet, den Glauben an jungfräuliche Unſchuld und weibliche Würde, ſelbſt in der heiligen gefühlläuternden und herzerweiternden Umgebung reiner und erhabener Frauentugend, ſich nicht entblöden, mit Anſpielungen und Zweideutigkeiten dieſen reinen Aether anzuhauchen, und das elle Spinngewebe über dieſe Ehrenpreis- und Augentroſtblume hineinzuziehen; wem muß ſich bei ſolchen Anläſſen die Fauſt nicht unwillkührlich ballen, wenn ihm dieſe Bohrwürmer und Giftmolche die Atmoſphäre verpeſten, wenn ſie in der Verrenktheit ihrer Bildung, in ihrer Afteraufklärung ſelbſt das Beſte, das Moraliſchſte, zu ihren Zwecken zu verdrehen wiſſen, und, wie der blinde Beliſar in Hadrians Mauſoleum ſich mit den Meiſterwerken Praxiteles und Lyſippus vertheidigte, ſelbſt die herrlichſten Grundſätze in ſchimpfliche Bolzen zuſpitzen und losſchießen? Dieſe Aufklärlinge, deren Namen Legion iſt, und die wie Flugſand in alle Häuſer dringen, durch die engſten Räume ſchlüpfen, und denen nichts unzugänglich iſt, ſind das der Moral und der Tugend, was ihre Stiefbrüder, die „Dummfrechen,“ dem geſelligen Leben, den tables d'hôtes und überhaupt allen öffentlichen Kreiſen ſind. Die Frage: „Iſt ein Dummer oder ein Narr erträglicher?“ iſt mir ſchon längſt zu Gunſten des Narren entſchieden. Ein Narr iſt wenigſtens ergötzlich, er iſt ein verdorbenes Kaleidoskop, die Formen ſind zwar nicht geregelt, aber es iſt Farbenmiſchung; eben das Groteske des Durcheinanderfallens bringt wenigſtens Abwechslung; ein Dummer aber iſt ein ausgelöſchtes Unſchlittlicht, dem der Docht fehlt, es iſt unmöglich, mehr Licht in das Talggeſicht zu bringen.

Ein Narr iſt ein Harlekin, unter tauſend närriſchen Sprüngen wird doch einer gefallen; aber ein Dummer iſt ein Bleimännchen, fällt immer wieder in die nämliche Holzſtellung zurück; wenn alſo ſchon der friedliche Dumme, das reine Schafgeſicht, dem Narren zurückſteht, wie muß nicht erſt der Dummfreche, das Melangegeſicht der Naſeweisheit und Bengelei, der Geſellſchaft ein unerträgliches Ueberbein ſein? Man denke ſich einen dummfrechen Menſchen, dem die Augen in ewiger Schadenfreude herausglotzen, der ſtets blöde unter feiſtem Geſichtsſpeck lächelt, der die Schöpsnaſenflügel immer lauernd und witternd aufzieht, der ſich wie ein Holzkeil in die Geſellſchaft einzwängt, überall mit Dreiſtigkeit mitſpricht, aber überall eine Dummheit, eine Plattheit, die nicht einmal Lachen erregt, ausſtößt, der dieſe liebenswürdige Dummheit durch eine noble Frechheit ſchattirt; der ausholt und aushorcht, in ſeiner unbeſchreiblich zarten Dummheit aber alles mißverſteht und gerade das Gegentheil hört, von dem, was geſagt wird; man denke ſich ein ſolches Mondkalb menſchlicher Vernunft in einer heiteren Abendgeſellſchaft, das zu jeder geſelligen Geſprächſtanze einen eigenen dummfrechen Refrain extemporirt; man denke ſich noch den Verdruß dazu, dieſen Refrain nicht aus der Geſellſchaft ausſtreichen zu können, und man wird geſtehen, daß auch der Dummfreche ein wahres Ungeheuer auf den Societäts-Inſeln des menſchlichen Lebens iſt, und daß er zu Zeiten der Athenienſer, gleich den unförmigen Kindern, in's Waſſer hätte geworfen werden müſſen.

4.

Der Menſch und ſeine Lebensjahre.

Als der ewige Schöpfer ſeine Schöpfung ſah, daß ſie wohlgemacht ſei, rief er den Menſchen und alle Creaturen vor ſich, um die Lebensart und die Jahre zu beſtimmen, die ſie auf Erden zu leben hatten. Der Menſch trat hin vor den Ewigen und dieſer ſprach in Weisheit und Milde: „Du Menſch, biſt der König der Schöpfung, Dir verleihe ich die aufrechte, edle Geſtalt. Dir wird die Gabe des Denkens und die Gabe des Sprechens, Dir iſt Alles unterthänig, das Gewilde des Feldes, das Geflügel am Himmel, das Gewürm der Erde und Alles, was im Waſſer lebt. Du beherrſcheſt jedes lebende Weſen, das Kraut des Feldes und die Früchte des Baumes ſind Dein Eigenthum und Deine Lebensjahre auf Erden ſollen ſein dreißig!“ Da trat der Menſch murrend zur Seite: „Soll ich ſein der König der Schöpfung und genießen des Daſeins Reiz und Fülle, was nützet mir die kurze Spanne Zeit von dreißig Jahren!?“ So murrte der Menſch und betrachtete neidend die andern Thiere, von denen vielen der Ewige ein weit längeres Leben ſchenkte. Da kam auch der Eſel an die Reihe und der Ewige ſprach: „Du ſollſt Plagen und Mühe erdulden, ſollſt Laſten ſchleppen und Laſten tragen, erliegen unter den Streichen des Treibers, ſollſt ſchwitzen und keuchen und wenig Ruhe Dir gönnen, magere Koſt aus Dornen und Diſteln iſt Deine Speiſe und Deine Lebensjahre auf Erden ſollen ſein fünfzig!" Da fiel das arme Thier auf die Knie und flehte: „Barmherziger Schöpfer, ſoll ich ſo elendes Leben dulden, ſoll für Schweiß und Streiche Dornen eſſen und Diſteln, und ſo langes Leben führen? O, nimm mir zwanzig Jahre von meinem Leben!" Und der Menſch, der Lebensgierige, trat heran und bat um die zwanzig Jahre, die der Eſel nicht haben wollte, und der gütige Schöpfer lächelte und gewährte die Bitte. Nun kam auch die Reihe an den Hund, und der Ewige ſprach: „Du ſollſt das Haus hüten und auf den Schätzen gefeſſelt liegen, Du ſollſt ſelbſt dem Monde nicht trauen und jeden Schatten anbellen, Beine ſollſt Du nagen und Knochen, und Deine Lebensjahre auf Erden ſollen ſein vierzig!" Da fiel der arme Hund auf die Knie und flehte: „Barmherziger Schöpfer! ſollen meine Lebensjahre ſo elend ſein, ſoll ich das Haus und den Schatz nur bewachen, Beine nagen und die Schatten anbellen, o, ſo verringere meine Leidensjahre um zwanzig!" Und der Menſch, der Lebensgierige, trat heran und bat um die zwanzig Jahre, die der Hund nicht haben wollte, und der gütige Schöpfer lächelte und gewährte die Bitte. Da traf die Reihe endlich den Affen, und der Ewige ſprach: „Du ſollſt bloß ausſehen wie ein Menſch, aber Du ſollſt blöde ſein und kindiſch, ſollſt mit gekrümmtem Rücken einhergehen, Du ſollſt ein

Spiel ſein der Kinder, und eine Beluſtigung der Leute, und Deine Lebensjahre auf Erden ſollen ſein ſechzig!" Da fiel der arme Affe auf die Knie und flehte: „Barmherziger Schöpfer! ſoll ich bloß ausſehen, wie ein Menſch, blöde ſein, und ein Spiel der Kinder und Thoren, o, ſo mindere die Zahl meiner Jahre um dreißig!" Und der Menſch, der Lebensgierige, trat wieder heran und bat um die dreißig Jahre, die der Affe nicht haben wollte, und der gütige Schöpfer lächelte und gewährte die Bitte.

Als alle Thiere zogen von dannen nach ihrer Beſtimmung, lebte der Menſch wie ein König der Schöpfung ſeine dreißig Menſchenjahre, ſorglos in heiterer Jugend. Da nahen die Jahre von dreißig bis fünfzig heran, da muß der Menſch ſich mühen und plagen, er muß hereintragen den Bedarf, kärglich Speiſe genießen, ſchwere Streiche erdulden, um zuſammen zu ſchleppen ſein Bischen Brod. Das ſind die Eſelsjahre. Und hat er bis fünfzig Jahre etwas geſammelt, dann liegt der Menſch auf ſeinem Schatze und bewacht das Haus, traut dem Monde nicht, jeder Schatten iſt ihm verdächtig, er bellt jeden Nahenden an und gönnt ſich kaum ein paar Knochen. Das ſind die Hundejahre. Lebt der Menſch über die Siebenzig, ſo verliert er ſeine Vernunft, er wird blöde und kindiſch, geht mit gekrümmten Rücken, wird ein Spiel der Kinder und Thoren. Das endlich ſind die Affenjahre.

5.

Der Zugemüſe-Mann.

Es gibt Menſchen, die bloß Zugemüſe ſind, als Zugemüſe in Geſellſchaften kommen, als Zugemüſe an Mittagstafeln paradiren, kurz die bloß als Zugemüſe in jeder Geſellſchaft zu finden ſind. Ein ſolcher Zugemüſemann gehört weder zu den Kraftbrühen der geiſtigen Converſation, noch zu der Sauce picante der beliebten Mediſance, noch zu dem Confecte der geſelligen Scherze, er iſt nichts weniger und nichts mehr als — Zugemüſe, weder für den Hunger noch für den Durſt; allein es iſt ſchon ſo gebräuchlich, man hat nun einmal Zugemüſe, es iſt ſchon ſo eingeführt und Niemand will das Zugemüſe abſchaffen, obwohl es nur wenige genießen. Solche Leute ſind die unſchädlichſten, die unnützlichſten; die ganze Welt liebt ſie, Niemand haßt ſie; ſie ſtiften nichts Böſes, ſie ſtiften nichts Gutes. Es ſind Pagoden mit einer ewigen Ja-Bewegung des Kopfes. Sie kommen mir bei Tiſche vor, wie die Brodkügelchen, die man zwiſchen den Fingern dreht, ohne irgend etwas dabei zu empfinden, oder wie die Zahnſtocher, mit denen man ſich gedankenlos die Zähne ſtört. Ein ſolcher Zugemüſemann muß aber Alles ſein: ein Adreßkalender, ein Intelligenzblatt, ein passe par tout, kurz ein lebendiger Plan der Stadt mit allen ihren Straßen, Gaſſen, Häuſern, Promenaden und Conditoreien. Er muß wie die bekannte Rarität auf zwölf Seiten aufzumachen ſein, und auf jeder Seite muß eine ganze Bibel voll Neuigkeiten abzuleſen ſein. Ein ſolcher Zugemüſemann darf eigentlich keine eigene Farbe haben, er nimmt wie ein Chamäleon immer die Farbe des Gegenſtandes an, dem er nahe iſt; er kann als Roth-, Grün- und Blaukohl paradiren, wie eben die Humorfarbe des Tiſches iſt. In Geſellſchaften nimmt er den eintretenden Damen des Umſchlagetuch ab, weiſet ihnen einen Sitz an, verſichert jeder, es ſei eben von ihr die Rede geweſen, ſtreicht einen freundlichen Blick ein und zieht ſich auf ſeinen Poſten zurück. Fällt ein Taſchentuch zu Boden, ſtürzt er wie ein Geier darauf los, übergibt es der Dame, erhält ein Lächeln, und zieht ſich mit ſeinem Raube ſelig zurück. Bei Tiſche, zwiſchen zwei Damen, ſitzt er ſteif wie eine Feuermauer, ſieht mit einem Auge rechts, mit dem andern links, reicht Wein, Waſſer, Eſſig, Oel, auch Salz, nur kein attiſches. Wie Buridans Eſel zwiſchen zwei Bündeln Heu, ißt er ſelbſt nicht einen Biſſen und iſt bloß Tellerrendant ſeiner Nachbarinnen. Wenn die Tafel aufgehoben wird, ſchlägt er die Volte, indem er mit Blitzesſchnelle ſeinen und der Damen Seſſel hinter ſich bringt, und zugleich wie ein Enterhaken in den Arm ſeiner Dame und mit ihr von dannen fährt. Beim Spiel iſt er Marqueur, Whiſtmarke und Boſtontafel, er verliert und verſichert, gewonnen zu haben Nach dem Spiel apportirt er die Muffe, den Hut und die Mantille, verſichert, der Wagen ſei eben vorgefahren, führt die Damen an den Wagen, bittet ſie noch einmal das Tuch feſt umzunehmen, da es ſehr kalt ſei, empfängt einen blanken Dank, und ſo macht er den Schlußpunkt der Geſellſchaft und zieht ſich zurück in ſeine friedliche Hütte. Ein ſolcher Zugemüſemann muß Rechnung halten über alle Liebſchaften der Stadt. Der Theater-Friſeur muß ihn friſiren, damit er alle Heiſerkeiten erfährt; mit diplomatiſchem Scharfblick überſieht er alle gewonnenen und verlorenen Vielliebchen, und was dabei geſchenkt wurde; mit geometriſcher Genauigkeit gibt er die Größe der Shawls, Ringe und Perlen an, die alle Bräutigame ſeines Stadtviertels ihren Bräuten ſchenken. Er hat die perſönliche Bekanntſchaft gemacht von allen Hampelmännern, welche die Kinder zu Weihnachten geſchenkt bekamen; auf zweihundert Schritte erkennt er ſympathetiſch alle Droſchken und Reitpferde; mit Tagesanbruch muß er es ſchon wiſſen, wer geſtern Abends im Whiſt einen Schlemm verſchenkte, weil er ſtatt Coeurdame Pique acht ausſpielte; er muß zu jeder Minute des Tages wiſſen, wer heute die friſcheſten Auſtern und den beſten Caviar hat u. ſ. w. Ein ſolcher Zugemüſemann ſcheint oft in mehreren Auflagen zu exiſtiren; geht man unter den Linden, ſteigt er allda herum; geht man im Thiergarten, ſieht man ihn im Thiergarten reiten; iſt man in Charlottenburg, fährt er im Cabriolet in Charlottenburg herum; iſt man in Stralow oder Treptow, ſchwimmt er in einem Nachen auf der Spree heraus. Er iſt in einem und demſelben Augenblick im Theater, im Concert, in den Vorleſungen, bei der Liedertafel, auf der Börſenhalle und in einigen Abendcirkeln. Er ſpricht mit Einem, hört auf einen Zweiten, ſieht nach einem Dritten, greift nach einem Vierten und ſteigt zugleich auf einen Fünften los. Solche Allerweltsmenſchen und Zugemüſemänner ſind übrigens wie Auslegekäſten, die des Tages über, mit Neuigkeiten angefüllt, in die Welt hinausgeſchoben, und des Nachts hereingezogen werden. Es ſind die Buchdruckerſpatien in dem Buche der Menſchheit, ſie bedeuten gar nichts, ſind nichts, doch müſſen ſie da ſein zur Deutlichkeit und Leſerlichkeit der Andern; ſie ſind vom Schöpfer ſo ausgeſäet, wie Rübſaamen in den Zwiſchenraum edler Gewächſe, ſie füllen den leeren Platz aus, ohne den beſſern Pflanzen zu ſchaden.

6.

Der Gelegenheitsdichter.

Mit den Gelegenheitsdichtern geht es uns wie mit den Aerzten, es gibt faſt mehr Aerzte als Kranke, ſo gibt es auch mehr Dichter als Gelegenheiten. Man betrachte nur einmal bei Gelegenheit eine Gelegenheit, als z. B. ein Jubelfeſt, eine gewonnene Schlacht, ein Todesmahl, und zähle die Gelegenheitsdichter, die dieſe eine Gelegenheit beſangen! Bei dieſer Gelegenheit wird denn gelegentlich zuſammengeſtohlen, was einem eben gelegen iſt, denn: Gelegenheit macht Diebe! Ich habe mir die Mühe, nein die Pein gemacht, ſeit Jahren alle Wiegen-, Hochzeits-, Geburts-, Kindtaufs-, Namens-, Neujahrs-, ſilberne und gold'ne Hochzeits-, Krönungs-, Todes- und Todestagsfeſtgedichte zu ſammeln, habe ſie alle im Schweiße meines Angeſichts und mit zerknirſchtem Gemüth noch einmal geleſen, um ungefähr den Umriß heraus zu bekommen, nach dem ſie alle gemacht ſind. Sie hatten alle eine gewiſſe Familienähnlichkeit, und ich fand, daß alle ihre Väter einen Katzenbuckel hatten. Ich habe den Generalzuſchnitt dieſer Dinge gefunden, die Grundriſſe und das Urbauholz, und es iſt mir ein wahres Vergnügen, meinen Leſern und beſonders meinen ſchönen Leſerinnen, den Plan und das Bauholz aller Minuten-Kinder und à propos Geburten mitzutheilen. Man kommt ſo oft in die betrübte ſüße Nothwendigkeit, ein Gelegenheitsgedicht machen zu müſſen, daß man die Materialien dazu, wie Schmalz und Eier in jeder ſoliden Wirthſchaft finden muß, man wird jetzt ſo oft ganz unvermuthet Vater, Mutter u. ſ. w., man wird über Nacht oft hoch- und wohlgeboren, man kriegt ſo mir nichts dir nichts einen Namen, man wird in einer kurzen Sommernacht ſo oft aus dem Stegreif gekrönt, daß man zu allen dieſen Vater-, Geburts-, Namens- und Krönungstagsfreuden ſogleich ein Gedichtlein aus dem Aermel ſchütteln muß. Folgende Grundpflöcke und Giebelbalken werden jedem bald den Grundriß lehren, woraus leicht ein Gelegenheits-Gebäude zu machen iſt.

Bauholz zu einem Wiegengedicht: Drei Strophen. —

Erſte Strophe. Grundpflock: Vaterliebe.
Seitenbretter: Liebe, Flamm', Triebe, Stamm.
Zweite Strophe. Grundpflock: Mutterliebe.
Seitenbretter: Freuden, Luſt, Neiden, Bruſt.
Dritte Strophe. Grundpflock: Enkelfreuden.
Seitenbretter: Henkel, rinnt, Enkel, Kind.

Dieſes von der erſten Sorte dieſer Gattung, es wird ſich dasſelbe leicht ein jeder für ſeine Gelegenheit zurecht hobeln können.

Bauholz zu einem Hochzeitsgedichte. Zu einem ſolchen Gedichte muß junges, friſches Bauholz genommen werden, da alle Frauen wie grünes Holz, am Hochzeitstage, zugleich weinen und brennen. Zu einem ſolchen Gedichte ſind vier Strophen nöthig.

Erſte Strophe. Grundpflock: Aufruhr der Muſen.
Seitenbretter: Muſen, Reich, Buſen, weich, Leyer, Feier.
Zweite Strophe. Grundpflock: Minnelohn.
Seitenbretter: Cythere, bloß, auf Ehre, Schooß, Ringe, ſinge.
Dritte Strophe. Grundpflock: Ehefreuden.
Seitenbretter: Stunden, ſchlägt, entbunden, hegt, Segen, Regen.

Vierte Strophe. Grundpflock: Zukunft.
Seitenbretter: Jugend, einſt, Tugend, weinſt, weiſe, Greiſe.

In der erſten Strophe ruft man in ſeiner Noth Apoll und die Muſen an. Dieſes Zehnaufgebot iſt ein Entrechat zu der Strophen-Quadrille, das übrige wattirt man nach Belieben aus, ſollte es zu kurz ſein, läßt man etwas größere Buchſtaben ſetzen. Anfang und Ende wird mit Stöcken und Buchhändler-Verzierungen vermehrt, zwiſchen die Strophen kommen einige Sternchen u. ſ. w.

Bauholz zu einem Geburtstagsgedicht. Das Maß nimmt der Verfaſſer an dem Kuchen oder Braten, der zu dieſem Feſte bereitet wird, da das Gedicht gewöhnlich Arm in Arm mit einem von dieſen auf der Tafel erſcheint. Drei Strophen reichen gewöhnlich hin.

Erſte Strophe. Grundpflock: Geboren werden.
Seitenbretter: Geboren, Welt, erkoren, Held, Sonnenſchein, Wonne ſein.
Zweite Strophe. Grundpflock: Daſein.
Seitenbretter: Weſen, iſt, erleſen, küßt, Beſchwerdenzahl, Erdenthal.
Dritte Strophe. Grundpflock: Glückwunſch.
Seitenbretter: Wundert, Art, hundert, zart, Welt und Blut, Geld und Gut.

Dieſe Gedichte gerathen um ſo leichter, da der Dichter alles mitfühlt, Geburtsſchmerzen und Geburtsfreuden.

Bauholz zu einem Leichengedicht. Vier Strophen.

Erſte Strophe. Grundpflock: Naſenſtüber für den Tod.
Seitenbretter: Jahre, roth, wahre, Noth, Bahre, todt, Eiche, Leiche!

Zweite Strophe. Grundpflock: Trauergeſchrei.
Seitenbretter: Hammer, Kerz', Jammer, Schmerz, Kammer, Herz, Zähren, nähren.

Dritte Strophe. Grundpflock: Todtenlob.
Seitenbretter: Weiſe, gelind, Kreiſe, Kind, leiſe, blind, Gaben, laben.

Vierte Strophe. Grundpflock: Troſt.
Seitenbretter: Fröhlich, fort, ſelig, dort, allmälig, Ort, Getümmel, Himmel.

Dieſe Leichengedichte ſind den Erben am nützlichſten, ſie finden doch Stoff wirklich zu weinen, und iſt der Geſtorbene nur ſcheintodt, ſo überlebt er doch ein ſolches Gedicht nicht. Das Gedicht wird ſchwarz eingefaßt und mit einem Stundenglaſe verziert. Ja, man könnte auch den Verfaſſer dazu abdrucken, um die Zeit darzuſtellen, wie ſie kurz und lang wird.

Bauholz zu Schmarotzer- und Magengedichten.
Dazu ſind Sonnette die beſte Form.
Grundpflock: Kriecherei.
Seitenbretter: Alexander
lagern,
hagern

mit einander,
Mäander
Magern
Gagern
Brander!
Helden
melden
Aeonen,
beglücken
entzücken
Millionen!

Ein ſolches Gedicht einem reichen **Mäcen** auf die Schulter gepicht, zieht wie ein Veſicativ, d. h. es zieht etwas ſeiner Säfte, id est Kräfte, id est Vermögen, zu deutſch: „Geld“ an ſich.

Bauholz zu Theaterfeſten und Prologen.

Gar nicht in Strophen, langer Redetalar.

Grundpflock: Kunſt ohne Welt, Welt ohne Kunſt.

Seitenbretter: Gränze
ſticht,
Kränze
flicht,
Bühne
fiel,
Miene
Spiel,

erweiten
  Feld,
bedeuten
  Welt,
Bretter
  Kunſt,
Wetter
  Dunſt,
Verſificiren,
  ſittig,
applaudiren
  bitt' ich u. ſ. w.

Die letzten Zeilen müſſen immer eine Bettelei an das Publicum enthalten, um Beifall, um Nachſicht, um Klatſchen ꝛc. Man braucht nur alte abgetragene Prologe ein wenig auszuklopfen und aufzuputzen, dem lieben Zuſchauer grade auf den Kopf zuzuſagen: er iſt hochweiſe, einſichtsvoll, gelehrt, ſcharfſinnig, ſo wird der Dichter herausgerufen.

Bei allen dieſen Gedichten iſt nicht zu vergeſſen, daß man der Perſon, der man eine Artigkeit zudenkt, nur keck ganze Tiegel Schmeichel- und Speichelſaft in's Geſicht werfe, probatum est.

7.

Die männliche Coquette.

Weiber haben Launen, das, glaube ich, hat ſchon Adam von Eva geſagt und ſeitdem ſagen es alle

Männer; aber haben wir Männer keine Launen? Nur verhalten ſich Männerlaunen zu Weiberlaunen wie Sturmwind zum Abendweſte, wie Kanonendonner zum Zirpen eines Heimchens, wie Hagelwolken zu einem Mondhof. Allein wir Männer führen die Feder, und ſo heißt es denn in dem Codex der Schriftſteller: „Weiber haben Launen!“ Eben ſo verhält es ſich mit dem Ehrentitel „Coquette!“ den wir ſo verſchwenderiſch jedem Frauenzimmer, das ſich des freien Gebrauchs ihrer Augen bedient, beilegen. Wahrhaftig, wenn Frauen coquettiren, ſo haben ſie doch, wenn auch nur ſcheinbar, den Vorwand, von der Natur darauf angewieſen zu ſein: zu gefallen und gefallen zu wollen, durch Schönheit zu feſſeln, durch Anmuth zu regieren und durch Liebenswürdigkeit die Stärke zu erſetzen, durch welche die Männer ſie unterjochen mögen. Aber was ſoll man von Männern denken, die Coquetten ſind? Die Zahl ſolcher männlichen Coquetten iſt Legion! Es gibt Coquettenjünglinge, Coquettenmänner und Coquettengreiſe. Die Tag-Lebensgeſchichte einer männlichen Coquette iſt höchſt merkwürdig und thatenreich! Er-ſie ſteht des Morgens auf, nein noch nicht, gegen neun Uhr ſchlägt er-ſie die Augen auf und ruft: „Johann!“ Johann kömmt und muß Bericht erſtatten, ob heute draußen Frack-, Oberrock- oder Mantelwetter iſt. Nach dieſem meteorologiſchen Morgenunterrichte wird mit Johann über die Kunſt des Coſtüms ein gewichtiges Wort abgehandelt. Darauf erhebt er-ſie ſich, windet die Papillotten aus ſeinen Locken und nun beginnt der erſte Elementarunterricht in der Optik aus dem Hilfsbuche eines Handſpiegels, den Johann in das Bett reicht. Darauf begibt ſich das Pedal auf die Reiſe, und in halbſitzender Stellung im Bette wird ſchon für die Kunſt geſorgt und gefragt: „Was iſt heute für Theater?“ Endlich iſt er-ſie ganz aus den Federn getreten, dem großen Trumeaux-Spiegel die erſte Morgenaudienz in Lebensgröße ertheilt und mit einem Lächeln demſelben ſeine Affection angedeutet worden. Das Frühſtück und Walter Scott erſcheinen, das erſte wird zu, das zweite neben ſich genommen, und in nachläſſiger Halbſituation auf dem Sopha, wird für den unvorhergeſehenen Fall eines Ueberfalls, Walter Scott auf dem Tiſche aufgeſchlagen und mit dem ſeidenen Taſchentuche die Ringe geputzt und wieder angehaucht, die Uhr aufgezogen, die Lorgnette in Ordnung geſetzt, die eingebogene Buſennadel aufgerichtet, kurz das ganze Munitionscorps für die große Tagesſchlacht in Schlagfertigkeit geſetzt. Er-ſie erhebt ſich noch einmal, ſucht die Bonbons, die von geſtern Abend noch zerſtreut auf dem Tiſche liegen, zuſammen, lieſt und ordnet die Viſitenkarten am Spiegel noch einmal, legt ſich Concert- und Redoutenbillette zurecht, wirft in liebenswürdiger Desordre ein buntes Tuch um den Hals, öffnet das Fenſter und zeigt ſich im reizenden Déshabillé dem Volke, der Nachbarſchaft und dem vis-à-vis. Unter dieſen mannigfachen Laſten der koſtbaren Morgenſtunden iſt die eilfte Stunde, welche die Raupe zum Schmetterling machen ſoll, herangerückt, und unſere männliche Coquette, die bis jetzt als Broſchüre herumging, wird bald in Prachteinband erſcheinen. Schon legt Johann die geübte Hand an den Lockenbau! Jedes geringelte Haar muß eine Wolfsgrube für ein weibliches Herz, jede Locke eine Schießſcharte der Liebesgötter und der ganze ſinnige und verſchlungene Bau eine Mauer manu propria werden. Wenn endlich dem Gotte der Toilette die Kopfſteuer entrichtet worden iſt, geht es an die große Dechiffrir- und Hieroglyphen-Kunſt, an das Binden der Halstuchſchleife! Tauſend kühne Entwürfe kreuzen ſich in Johanns Kopfe, und tauſendmal verwirft er-ſie die Pläne ſeines Feldherrn! Tauſend ſinnige Umriſſe entwirft Johann und tauſendmal verwirft er-ſie die kecken Erzeugniſſe ſeines genialen Baumeiſters! Eine eigene Schöpfung ſoll entſtehen! Eine neue Kunſtepoche ſoll in der Architektonik der Halstuchſchleife heranrücken! Noch liegt es dunkel vor dem Auge ſeiner innern Anſchauung, aber die Kraft ſiegt und unbewußt aus dem Inſtincte des Genies bildet ſich unter den Händen er-ſie's eine Schöpfung groß und unvergleichlich, gleich den hängenden Gärten der Semiramis, gleich den verſchlungenen Zügen auf den Pharaonen Egyptens, gleich dem ſinnigen Gebäude Salomonis aus den Cedern Libanons! Nun fehlt noch die Weſte; Johann bringt eine, aber immer noch nicht die rechte. Wie Göthe's Zauberbeſen ſein Waſſer, holt Johann immer neue Weſten. Vergebens! noch will keine harmoniſch zu dem Tuche paſſen. Nun „ſteu're nur zu, muthiger Segler! immer nach Weſten!“ Endlich iſt eine gefunden, ein Lächeln der Seligen ſchwebt über das Antlitz unſerer männlichen Coquette, der Frack wird angezogen, die Ringe angeſteckt, in ſich ſelbſt verliebt, legt er⸗ſie ſich ſelbſt in goldne Ketten, und ein großer Uhrcarneol glänzt wie ein Briefſiegel an dem letzten Weſtenknopf. Endlich bläſt er in die neuen Handſchuhe und tritt hinaus in's freie Leben. Doch halt! o ihr Götter! Er eilt zurück — er vergaß — ha! er vergaß Eau de Cologne auf die Frackklappe zu ſchütten! nun iſt auch dieſe letzte Oelung geſchehen und es geht hinaus in die Welt, wo

Schöne Frauen
Sind zu ſchauen!

Nun miſcht er⸗ſie ſich in die Reihen der Damen, in der unumſtößlichen Ueberzeugung, jeder Blick, der an ihm vorüberſtreift, ſei eine geheime Botſchaft der Liebe. Nicht auf Eine iſt es abgeſehen, ganze Colonnaden Frauenherzen müſſen ſtürzen. Hier wird coquettirt, doch hingelächelt, herüber gewinkt, hinüber geblinzelt. Hier geht ein Mädchen, huſch iſt er vor ihr und präſentirt ſeine Taille; da geht eine Dame, huſch iſt er ihr zur Seite und ſpricht mit einem

Freunde ganz laut, in der Gewißheit, ſeine Stimme, ſeine Worte müſſen ſie bezaubern; dort fahren zwei Frauen, huſch ſteht er an der Straße, lüftet wie zufällig den Hut, um ſein ſchönes Haar zu zeigen; drüben ſitzt ein Kreis des ſchönen Geſchlechts, huſch ſtreicht er durch, zieht ſein Taſchentuch und ein aromatiſches Luftband ſoll den Zirkel bezaubern. Ein Frauenzimmer ſieht ſich zufällig um, nun iſt es gewiß, er hat eine Eroberung gemacht, und er geht immer hinter ihr drein. Da begegnet ihm ein anderes Mädchen, das eben, wie er ſie erblickt, über etwas lächelt. Ja! das iſt eine Avance; er dreht nun um und verfolgt dieſe. Da winkt eine Dritte einer Vierten zu; er nimmt den Wink in Beſchlag für ſich, und wird ein Trabant dieſes neuen Geſtirns. So will die männliche Coquette Alles bezaubern, ſo ſieht er-ſie überall Huldigung, geheime Neigung und Abenteuer. Abends im Theater iſt die männliche Coquette in ewiger Bewegung, ſtets auf der Lauer, umherſpähend wie und wo er-ſie wohl verſtohlen beobachtet wird, und wie viel weibliche Augen ſich an dieſen Reizen geheim ſatt ſchwelgen. Er-ſie ſchickt ſeine Lorgnette auf die Entdeckungsreiſe aus, und dieſe kehrt immer mit neuen Siegen zurück. Dort ſcheint aus einer Loge ein Aeuglein auf ihn gerichtet, flugs eilt er-ſie hin und ſtellt ſich wie ein Karyatide unter die Loge. Da blitzt etwas unter einem Damenhute vom erſten Range herab; flugs fliegt er auf die entgegengeſetzte Seite hinauf und ſeine Blicke ſchwimmen wie Leander durch den Helleſpont des Theaterraumes hinüber. Da hebt ſich der Blick einer Tänzerin gerade in der Richtung gegen ihn in die Höhe; flugs iſt er im Parquet auf der erſten Reihe, und wirft ſeine Augen wie Enterhaken über das Orcheſter hinüber. Da huſtete ein Mädchen auf der zweiten oder dritten Bank; ha! das war ein Zeichen! Er ſieht ſich um und manövrirt ſo lange, bis er die Holde erblickt, auf die er einen ſolchen Eindruck gemacht hat! So iſt die männliche Coquette ſtets beſchäftigt, Eroberungen zu machen, zu liebeln ohne zu lieben, zu coquettiren u. ſ. w. Solche Exemplare gibt es zu Hunderten in jeder Stadt, und doch heißt es nur: die Frauen ſind Coquetten!

8.

Die männliche Schöne.

> „Eine Tugend genüget dem Weib, ſie iſt da, ſie erſcheint lieblich dem Herzen, dem Auge lieblich erſcheine ſie ſtets.“
>
> Schiller.

Schönheit iſt das Gnadenband der Natur, der Freibrief der Schöpfung, ein passe-par-tout des Lebens. Allein Schönheit iſt eben wie ein Empfehlungsſchreiben, bloß die Gelegenheitsgeberin der erſten Bekanntſchaft; derjenige, der dieſen Brief mitbringt, muß dann ihn ſelbſt erſt rechtfertigrn, ſein Geiſt, ſein Herz, ſeine Geſinnungen, ſein Betragen, kurz ſein ganzes Weſen muß auch ſchön ſein, wenn er dem Empfehlungsſchreiben entſprechen ſoll.

Schönheit allein iſt ein Bild ohne Seele, eine Landſchaft ohne Licht und Schatten, ein Himmel ohne Sonnen-, Mond- und Sternenlicht; eine Blume ohne Duft; ein Sommer ohne Frucht, ein Meer ohne Salz; ein Wechſel ohne Accept; ein Auge ohne Leben; ein Spiegel ohne Bild; kurz ein gemaltes Feuer.

„Bei des ſtillen Reizes Mangel
Zieht kein ſchönes Angeſicht,
Denn der Biſſen ſonder Angel,
Locket wohl, aber fänget nicht.“ —

Bei dem Manne iſt Männlichkeit,
Bei den Frauen Weiblichkeit,

jener ſtille Reiz, der den anziehenden Haken an dem Angel der Schönheit macht. Weiblichkeit iſt Lieblichkeit. Man ſagt nicht: „Das iſt ein lieblicher Mann!“ eben ſo wenig wie man ſagt: „Das iſt ein liebliches Schwert!“ aber man ſagt: „Das iſt ein liebliches Mädchen!“ ſo gut wie man ſagt: „Das iſt eine liebliche Blume!“ — Dieſe Lieblichkeit läßt ſich nicht beſchreiben, nicht andeuten, nicht malen, eben ſo wenig als ſie ſich erringen, erwerben, erhaſchen oder erkünſteln läßt. Dieſe Lieblichkeit iſt das Nadelgeld der verſchwenderiſchen Schöpfung an ihre liebſten Töchter. Sie iſt die unſchätzbare Mitgift für ihr ganzes Leben; ihr Brautkleid und Witwengehalt; ſie iſt die ſüße herrliche Ausſtattung ihres ganzen Daſeins.

Lieblich kann das ſchöne Geſchlecht nur dadurch ſein daß es unaffectirt weiblich iſt. Weiblichkeit im zarten Sinne des zarten Wortes iſt der feine Glanz, den eine Perſon des ſchönen Geſchlechts auf dem Pſyche-Flügel ihres Weſens trägt. Er wird nicht begriffen, nicht befaßt, aber er ſchimmert freundlich und wohlthuend, glänzend und doch einfach uns entgegen. Wo daher dieſer Göttergürtel der weiblichen Anmuth in der Toilette einer Schönen fehlt, iſt Schönheit nichts, als ein nichts geltendes Formular.

Hier ſehen wir Azilia. Sie iſt ſchön, wie eine Juno, ein roſiges Antlitz, durch zwei blitzende Augen beleuchtet, wird von dem Dunkel mächtiger Locken noch mehr gehoben; die Geſtalt iſt verkörperte Harmonie; ſie beſitzt dabei Geiſt und Wiſſen, aber es fehlt ihr Weiblichkeit! ſie iſt männlich, thut männlich und ringt nach Männlichkeit; und ihre ganze Schönheit ſteht da, wie ein prächtiger Göttertempel, in welchem ein fremdes Götzenbild verehrt wird, und wir bedauern blos, daß dieſer Tempel ſo ſchön iſt.

Azilia liebt alles Unweibliche. Sie fährt nicht etwa, nein, ſie reitet, ſie ſpielt nicht etwa Clavier, nein, die Violine; ſie ſpricht nicht etwa, nein, ſie donnert; wenn ſie geht, ſo ſchreitet ſie aus wie ein Feldwebel; wenn ſie ſitzt, ſo wiegt ſie ſich auf dem Stuhle, wie ein Mann; wenn ſie ſpielt, ſo ſchlägt ſie mit den Karten heftig auf den Tiſch; wenn ſie ißt, ſo ißt ſie mit Haſt; wenn ſie trinkt, ſo leert ſie das ganze Glas auf einmal; wenn ſie disputirt, ſo fährt ſie mit den Händen in die Luft, wie eine Windmühle; im Theater geht ſie wie ein Mann von einem Sitz zum andern, ſtellt ſich in den Zwiſchenacten auf und lorgnettirt umher, urtheilt laut und viel; wenn ſie tanzt, ſo betreibt ſie es wie eine Arbeit, ſtundenlange, die tollſten Tänze, und lacht die Herren aus, daß ſie früher ermüden als ſie; iſt ſie in Geſellſchaft, ſo nimmt ſie auch eine Priſe; in der größten Geſellſchaft ſitzt ſie mit übergeſchlagenen Beinen; im Concerte applaudirt ſie laut und anhaltend; wenn ſie ſchreibt, ſo ſind es kecke Züge mit langen, auslaufenden, Strichen; iſt eine Execution oder Hinrichtung, ſie muß dabei ſein, und erzählt dann, wie ſie ſie bis zum letzten Augenblicke mit anſah; ihre Kleidung iſt ſtets ſchreiend und von auffallendem Schnitt; ſie ſticht und ſchlägt, ſie ſpielt Billard und Pharao, ſie ſpricht wie verteufelt von Krieg und Türkenſchädel; kurz Azilia iſt — ein ſchöner Mann!

Ihre Tournüre iſt ſcharf, eckig, ohne Rundung, ohne Grazie; ihre Stimme iſt ſchroff, hart, ohne Milde, ohne zarten Wohlklang; ihr ganzes Weſen iſt ſtark, beſtimmt, ausgetrieben und amazonenhaft, ohne Duft, ohne Zartheit, ohne Annehmlichkeit, ohne Reiz. Azilia hat Bewunderer, aber keine Verehrer; tauſend Anbeter, aber nicht einen Liebhaber; man ſieht ſie denken und hört ſie fühlen, aber man denkt und fühlt nicht mit, weil ſie frevelnd aus ihren Grenzen getreten und eine Bilderſtürmerin der ſanften, zarten, weiblichen Natur wurde. Azilia hat viele Courmacher, aber ſie wird keinen Mann bekommen, denn es will jedermann eine Mutter, aber nicht noch einen Vater für ſeine Kinder.

9.

Der Süßling und der Sauertopf.

Wer kennt nicht Herrn Fontmann? und wer ihn kennt, hat der ihn je anders als ſüß gefunden? Ein ewiges Lächeln zieht ſich, wie ein Honigkreis, nichts bedeutend und ausdruckslos um ſeine Lippen; die Augen ſind in einer ſteten oscillirenden Bewegung, ich möchte es ein Augenzwingen nennen, ſeine Worte ſind immer verzuckert, und ſein Mund gleicht einer Conditorei, aus welcher für die ganze Welt blos Süßigkeiten herausgehen. Er trifft uns Morgens auf der Straße, fällt uns um den Hals, küßt uns, iſt entzückt, ſchwört: „Morgenſtunde hat Gold im Munde!“ Wir nämlich ſind das Gold; er erzählt, er habe die Nacht von uns geträumt, das kam aber daher, weil er den vorigen Abend ſo viel Liebes und Gutes von uns geſprochen u. ſ. w.; er fragt mit demſelben Syrupgeſichte: „Wie befindet ſich Ihre engliſche Frau Gemahlin, Ihre himmliſche, kleine Louiſe, Ihr niedlicher Jockey und ihr herrlicher Grauſchimmel?“ Er findet unſern Leibrock excellent, unſere Halsbinde einzig und unſer Ausſehen deliciös! Beim Abſchied küßt er uns wieder, lächelt uns noch einmal ſelig an, und ſtürzt auf einen andern zu, um ihn zu überzuckern. Wir treffen ihn des Mittags, er iſt entzückt, preist die köſtliche Luft, die uns ihm zuführt, lächelt ſelig, ſchwört, uns ſchon in einer Ewigkeit nicht geſehen zu haben, drückt uns eifrig die Hand, fragt, wo wir eſſen, und verſichert, obwohl er da und dort ausgebeten iſt, ſo zieht er doch unſere genußreiche Geſellſchaft vor und ſpeist mit uns in der Reſtauration. Des Abends trifft er uns im Theater, preist den Tag ſelig, grüßt ganz verklärt eine Dame rechts, reicht der andern links, ganz aufgelöſt, den Zettel hin u. ſ. w.

Gegen Vornehm und Gering, gegen Reich und Arm iſt ein ſolcher Süßling dieſelbe Honigſcheibe; er lächelt, wenn er eine Priſe nimmt, er lächelt, wenn er eine anbietet, er lächelt, wenn er ein Compliment macht, er lächelt, wenn man ihm eine Sottiſe ſagt, er lächelt, wenn er einem etwas gewährt; er lächelt, wenn er einem etwas abſchlägt; er lächelt, wenn er ſich amüſirt; er lächelt, wenn er gähnt; er unterſchreibt im nöthigen Falle ein Todesurtheil und lächelt, und gibt dem Bedienten eine Maulſchelle und lächelt; ja ich glaube, wenn ihn einſt der Engel der Auferſtehung erweckt, es iſt ein Lächeln, mit dem er ihn begrüßt; wenn man ihn des Nachts mit dem Rufe: „Feuer!“ aufweckt, er fragt: „Feuer?“ und lächelt! Ein Mörder packt ihn bei der Gurgel und ruft: La bourse ou la vie! er reicht die Börſe hin und lächelt. Eine ſolche ausgewäſſerte Süßigkeit iſt jedem Vernünftigen ein ekelhaftes Ding! es iſt die candirte Seelennichtigkeit, eine Mienenverflachung, ein geprägeloſes Schauſtück nichtsſagender Seelen.

Sehen wir hingegen Herrn Holzapfel, den Sauertopf an! Er ſieht beſtändig aus wie ein angelaufenes Doppelfenſter in Decembertagen. Man glaubt ſtets, es zieht ihm Jemand die linken Fußzehen beim rechten Naſenflügel heraus. Immer trübe, immer mit einem Leichenbittergeſicht. Wenn er ſagt: „Ich freue mich Sie zu ſehen!“ ſo klingt es als ſagt er: „Scheren Sie ſich zum Teufel!“ Wenn er uns zu unſerer Verlobung Glück wünſcht, ſo meint man, er kündigt uns den Tod eines Freundes an; wenn er einen Lottogewinnſt macht, iſt er verdrießlich, daß er nicht mehr war; erbt er unvermuthet eine Summe, ſo jammert er, daß er Miterben hat; wenn es regnet, ſieht er aus wie ein Rohr, und wenn ſchönes Wetter iſt, iſt er ärgerlich, daß es nicht immer ſo bleiben wird. Iſt ſeine Frau zärtlich, ſo nennt er es überläſtig, iſt ſie gleichgiltig, ſo ſchilt er ſie aus. Bringt ihm der Bediente den Leibrock, ſo wollte er den Oberrock, und bringt er den Oberrock, ſo will er den Mantel.

Kurz ſein ganzes Weſen iſt Eſſig, und ſein Humor die Eſſigmutter, die ſtets neue Säuren erzeugt. Er iſt verdrießlich, daß er nicht froh iſt, und iſt froh, daß er verdrießlich iſt! Er ärgert ſich, wenn ein Anderer lacht, und brummt, wenn Andere trillern. Er ißt, er trinkt, aber ſtets als ob er damit ein Opfer brächte! er tanzt ſogar, aber mit einem Ausdruck der Reſignation! Er macht eine Liebeserklärung, mit einer Miene, die ſagt: „Das iſt doch fatal!“ Er küßt die ſchönſten Lippen mit dem Unmuthe, mit dem ein Anderer Rhabarber trinkt! Kurz, Alles widert ihn an, er findet an nichts Luſt, Niemand gefällt ihm, nichts erheitert ihn, er geht durch's Leben, wie eine dunkle Wolke, ſeine Exiſtenz iſt perſonificirter Sauerteig, jeder Blick iſt ein Eſſigſtich, und jedes Wort hat eine ſtringirende Säure.

Beide, der Süßling und der Sauertopf, gehören zu den Ueberbeinen des geſelligen Lebens, wovon das Eine durch ewiges Kitzeln, das Andere durch ewiges Stechen das Leben verkümmert.

10.

Fahrt nach Charlottenburg.

Ich ſprang auf von meinem Schreibtiſche, an dem ich mir die Hand ſchwer und das Herz leicht geſchrieben hatte, ſchloß mein Pult zu und mein Herz auf den warmen Sonnenſtrahlen, die wie Liebesblicke in mein Fenſter fielen, flog in meinen Rock hinein und zu meiner Thüre hinaus und war mit einem Sprunge die zwei Treppen hinab und mitten in das Gewühl der Leute gerathen. Ich warf noch einen

Blick hinauf zu der liebenswürdigen Tänzerin mir gegenüber und einen hinab nach meinen Füßen; ob jener Sprung auch nach den Regeln Noverre's geweſen ſein mochte, und ob er meiner Grazie wohl einen Vorſprung in den Augen hinter dem Fenſterglaſe gegeben haben mochte. Jetzt, lieber Leſer, hätte ich Gelegenheit, recht viel Empfindſames, Romantiſches und wenn auch nicht Neues, doch Neuſcheinendes, über ein ſchönes vis-à-vis und hauptſächlich über die Zauberkraft einer einfachen Glasſcheibe zu ſchreiben! Ja wenn es nur die Schönen aufrichtig geſtehen wollten, ob eine Fenſterglasſcheibe uns auch einen ſolchen Reiz verleiht, wie ihnen! Wie Blumen unter einem Glasſturze uns heller und freundlicher dünken, ſo blickt ein Frauenzimmergeſicht hinter der Fenſterſcheibe weit lieblicher, in magiſcher Verſchimmerung hervor. Ich habe in der Praxis meiner Abenteuer Mädchenköpfe geſehen, die hinter der Glastafel reizend wie die Waſſerlilie aus dem Fluthenſpiegel hervorſahen, daß ich ſelbſt mit entzückungsverglaſten Augen zu ihnen hinaufſah; allein kaum öffneten ſie das Fenſter, ſo ſchwand mit der optiſchen Glaſur ihr Nimbus und ihr Reiz. Ich bitte aber lieber Leſer, den Damen ja nichts von dieſem neuentdeckten gläſernen Verſchönerungsmittel zu ſagen, ſonſt laufen wir bald Gefahr, das ganze ſchöne Geſchlecht wie Giftbereiter in gläſernen Masken einher gehen zu ſehen. Nach dieſem kleinen Seitenſprunge will ich meinen Spaziergang fortſetzen. Die Sonne war ſo, was man nennt, mit dem rechten Fuße aus Thetis Bette geſtiegen, und war heiter, wie eine Theaterprinceſſin nach empfangenem Applaus. Der Wind hatte die ganze Zeit ſo unartig mit Damenhüten und Schleppen geſpielt, hatte ganze Syſteme von logiſchen Federn und Locken über den Haufen geworfen, hatte ſo manches grade Häubchen auf ſchiefem Köpfchen außer Faſſung gebracht, manches loſe Schleifchen auf noch loſerem Stirnchen wie ein Wetterhuhn herumgehetzt; ſo manches ruhige Tüchlein auf unruhigem Herzen vom Vorpoſten verdrängt, kurz es ging die ganze Zeit über den Spaziergehenden ſo ſchlecht oder conträr, daß keine Schöne es wagen durfte, auszulaufen, ohne Gefahr zu laufen, den Maſtbaum der Hutfeder geknickt und das Takelwerk des improviſoriſchen Buſens in die Lüfte geſtreut zu ſehen. Doch heute hatte Vater Boreas ſeine gaſſenkehrenden Kinder eingeſteckt, und nur ein kleiner Weſt lag auf der Lauer, um ſich bei günſtiger Gelegenheit auf einen leeren Platz eines Buſenflors zu abonniren, und ſich in demſelben unbefangen zu verfangen. Da aber leider ein Dichter, und wäre er auch ſo mager wie die Treue einer Choriſtin, doch kein Weſtwind iſt, ſo mußte ich auf die Hoffnung, mit einer ähnlichen Gelegenheit nach Charlottenburg zu kommen, verzichten, und machte meine poetiſchen Füße auf, um mit und im „Spaziergang“ zu grüßen

— euch, ſäuſelnde Linden

und den fröhlichen Chor, der auf den Aeſten ſich wiegt.

Schon bin ich ein Glied in der Menſchenkette, die unter den Linden fortwogt und den Thiergarten mit der Stadt verknüpft. Links rollt der Caroſſen-Phalanx. Das Berliner ſchöne, liebreizende Geſchlecht nickt und ſtrahlt freundlich und herrlich auf dem rollenden Phaeton; rechts iſt die reitende Centauren-Welt von dem ſtolzen, kecken Roſſebändiger an, der, ein Apoll, das edle Thier bezwingt, und mehr als tauſend Rittmeiſter, Meiſter des Rittes iſt, bis zu dem hagern, odemloſen Siechling, der ſeinen Gaul ſpornt und an Bürgers: „Die Todten reiten ſchnell," erinnert; inmitten aber iſt in den grünen, freundlichen Armen der Linden die Infanterie der ſpazierenden Welt, und hier iſt das ſchöne Geſchlecht unter dem ſtarken oft wunderſam vertheilt. Neben dem ſtattlichen Sohne Mars hüpft mit Heuſchrecken-Behendigkeit ein Mädchen, dünn wie eine Falſettſtimme; ein wohlgenährter Liebling der Juſtitia bemüht ſich, die krummen Wege einer hinkenden Donna in's Grade zu bringen; da ſchwebt eine leichtfüßige Atalante leichtgeſchürzt, neben dem perſonificirten Podagra; da ſieht ein Stumpfnäschen im Gefühle ihres Sieges zu der ſtolzen Römernaſe empor; hier wird ein gold'nes Löckchen von einem gewitterſchwarzen Schnurrbart überſchattet; da umſchließt ein Bramarbas-Arm einen weißen, lilienſanften, wie die Eiſenzange eine

Alabaſtervaſe; und dort ſpielt ein ſchalkhafter Wind mit einem ſchlanken, durchſichtigen Herrchen, der wie eine Schwimmblaſe an der Hand einer Quadratſchönen hängt. Alles hat ſich eingehäkelt, alles ſpielt eine vierhändige Sonate auf dem Flügel der Promenade; ja ſelbſt mein Diener Quendel, den meine Leſer ſchon kennen, oder noch kennen lernen werden, mein Morgen-Intelligenzblatt über Wind und Wetter, ſchritt wie ein neugebackener Amtsmann gravitätiſch am Arm einer Küchenmagd an mir vorüber, und lächelte mitleidig über ſeinen Herrn, der wie eine einzelne, bereits gewinnlos gezogene Lotterienummer, unbemerkt einherging. O du mein guter Quendel, der du mich beſſer kennſt, als irgend jemand, da du meine Hebeamme biſt bei der täglichen Wiedergeburt aus dem Schooße ſchlaffeliger Nacht, da du mein erſtes Lallen kennſt in der Sprache jeglichen Tages; der du die erſte Morgenſtunde mit mir zubringſt, die für Dichter kein and'res Gold im Munde hat, als das Rauſchgold der Phantaſie und für dich kein anderes als Danziger Goldwaſſer, du, mein Quendel, der du mich eigentlich zum Manne machſt, der du meine Kleider, die doch Leute machen, fleckenlos herſtellſt von den verführeriſchen Berührungen des vorigen Tages, du, der du in meinen Kleidern zugleich die darin enthaltenen Manuſcripte ausklopfſt, du erſter Recenſent aller meiner Schriften, du ſtiller Zeuge aller meiner Freuden und Qualen mit den neun

Muſen, du frommer Quendel, der du am beſten weißt, wo mich der Schuh drückt, wie glücklich biſt du an deinem Sonntage! Du haſt eine Geliebte, die ihren eigenen Herd hat, die durch Glut und Feuer geläutert iſt, ſie vertauſcht am Sonntage ihren Spieß mit deiner langen Naſe und dreht ſie dir geſchickt, oder ihr laſſet beide den Spieß und geht, von Empfindungen überwältigt, hinaus in die Natur zu Einſamkeit, Weißbier und Liebe! Ich aber gehe einſam einher und meine Blicke, die Gaſtrollen ſpielen auf fremdem aber claſſiſchem Boden, finden nirgends ein ſicheres Engagement. So ging ich denn auch heute unter den Linden ohne weiblichen Reim, und die Lindenblüten, die auf mich herabſchwirrten, ſchienen mir höhniſch auf meiner Naſe zu tanzen, und das Flüſtern in den Zweigen ſchien mir das Necken der Hamadryaden zu ſein. So ſchlängelte ich mich wie ein Blitz, bald rechts, bald links nach einem Frauenhute zuckend, fand aber leider überall noch einen Männerhut als Blitzableiter angebracht, und ſo fuhr ich denn blitzſchnell gerade zum Thore hinaus, auf welchem die Victoria, ſchön wie der Sieg, und glänzend wie die Erinnerung an alle Siege, in denen der Preuß' den Preis davon trug, im herrlichen Schimmer daſtand. Es kann keinen impoſanteren Anblick geben, als wenn die ſinkende Sonne das Haupt dieſer Göttin vergoldet, und ſie in einer Strahlenkrone verklärt daſteht, und durch die majeſtätiſchen Säulen des hohen Thores die roſichte Abendflut hereinleuchtet und ſich miſcht mit dem Tiefgrün der Bäume, und die Wipfel der Linden ſich wiegen und durch das ſchattige Laub die goldnen Funken herabzittern, und das ganze Portal mit der Siegesgöttin, von Hesperus Illumination wie in Feuer vergoldet, daſteht, und die große, ſchöne weite Straße, gefaßt in den Armſpangen der Bäume, wie ein aufgerolltes freundliches Roſaband fortläuft in die freundliche Abendlandſchaft! unzähligemal habe ich dageſtanden, und mich nicht ſatt ſehen können an dieſem reizenden Schauſpiele. Doch heute eilte ich fürbaß, und ſchon wollte ich durch den Fahrweg ſchlüpfen, als mir etwas am Boden entgegen ſchimmerte; es war ein weißer Strickbeutel, der herr- oder vielmehr herrinlos hier am Boden lag, ein Bild gefall'ner Unſchuld! Die gefallene Unſchuld aufzuheben iſt Menſchenpflicht, und ich that es; ein niedlicher Beutel, auf deſſen weißgehäkeltem Grunde Blumen und Schmetterlinge zu ſehen waren, an zwei dito weißen ſeidenen Schnüren, war mein Fund. Was in demſelben enthalten war, blieb mir vor der Hand ein Geheimniß, denn ich ſah mich ſchnell um, ob dem redlichen Finder vielleicht die Belohnung aus ſchönen Lippen entgegen ſehe, allein rechts und links ſtrömte die Maſſe an mir vorüber, ohne ſich zu dem Beutel bekennen zu wollen. Lange ſtand ich wie das Aushängeſchild an einer Modewaarenhandlung da, mit der Hand vorgeſtreckt wie ein Meilenzeiger, aber weder eine Sucherin noch eine Verſucherin trat zu dem Manne in der Wüſte, und ſo hing ich denn meinen Fund an meinen Rockknopf, und ſchritt muthig zum Thore hinaus, allwo ich, ein Herkules am Scheidewege, einen großen Kampf beſtehen ſollte. Rechts nämlich winkte das Laſter als eine ſchöne verführende Kremſer-Droſchke mir wollüſtig zu, und links ſtand die Tugend in Geſtalt eines prunkloſen Charlottenburgers, die mich mit ächter, biederer deutſcher Breitheit einlud, den beſchwerlichen Weg mit ihr nicht zu ſcheuen. Schon wollte ich mich dem reichen Laſter in den Schooß werfen, als es von vier ſtattlichen Herren in Beſchlag genommen wurde, und ſo blieb mir leider nichts als die wohlfeile und beſchwerliche Tugend übrig. Ich machte nun aus der Noth eine Tugend, und ſchwang mich durch einen viel höhern Schwung, als der unſerer Almanach-Gedichte, zu ihrer hohen Sitzſamkeit empor, von deren rauhen Erhabenheit ich früher keinen Begriff hatte. Ich war der Erſte, und mindeſtens noch neun mußten die Höhe, auf der ich thronte, erklettern, ſollte ſich die ſtrenge Tugend in Bewegung ſetzen. Wie man mit einer gefangenen Krähe die andern fängt, ſo gebrauchte mich der Mentor der Tugend, vulgo Kutſcher, zur Leimruthe; unaufhörlich ſchrie er: Einen Herrn habe ich ſchon! kommen Sie, meine Herren und Damens! einer ſitzt ſchon! Unbeweglich, wie ein Marmorgenius am Grabe, ſaß ich da in ſtiller Ergebenheit, ein Bild der Reſignation! Einige Probeblätter von einem eben nicht Velin-Publicum ſammelten ſich um mich herum, und verſchiedene gelehrte Bemerkungen über die Farbenlehre, mit deutlichen Anſpielungen auf den Schimmel und den Rappen vor mir, klangen zu meinen Ohren. Wie Marius auf den Ruinen Carthago's ſaß ich ſtumm und leidend da. Nach und nach kamen mehrere niedergeſchlagene Coloniſten, die Tugend zu bevölkern, und meine Einſamkeit zu theilen. Nr. 1 war zu meiner Freude ein weibliches Weſen, das nicht mehr jung genug war, um den Katechismus der Liebe nicht zu kennen, und noch nicht alt genug, um ihn ſchon vergeſſen zu haben; ihr Mund ſprach für eine Frau zu wenig, und ihr Auge für ein Mädchen zu viel; doch ſchien ihr Zünglein ſpitziger als ihr Stumpfnäschen zu ſein. Ich hatte ihr meine Hand gereicht, als ſie müheſam heraufſtrachtete, und obſchon von neuem eine ſtattliche Frau auch heranſegelte, dachte ich doch, beſſer einen Sperling in der Hand, als eine Taube auf dem Dache, zog meinen unbekannten Sperling an den Sitz mir zur Seite nieder, legte ihr meine überſtandene Einſamkeit und mit dieſer quaſi mich ſelbſt an's Herz, und meine Hand, wie in Gedanken auf die ihre. Indeſſen war in Nr. 2 beſagte Taube, die bei näherer Beſichtigung als Rabe befunden wurde, mit ihrem großen Krempenhut herangerückt, und hatte ſich mit einer Kräftigkeit heraufgeſchleudert, daß die Tugend ſchwer aufſeufzte. Sie machte Anſtalt, ſich an meiner Seite anzuſiedeln, ich machte ihr, mit Verſicherung des Bedauerns, die Unmöglichkeit dieſer Anſiedelung klar, und ſie ließ ſich wie ein Fallſchirm auf dem Vorderſitze nieder, den Kutſcher mit den weithin ſchattenden Krempen ihres Strohhutes in angenehme Dämmerung ſetzend.

Nicht lange währte es, ſo kam eine große, düſtere Figur herangeſchritten, „wie Fingals Geiſt über den Waſſern“ und behauptete den Platz neben dem Raben, der indeß ein freundſchaftliches Gekrächze mit unſerm Roſſebändiger begonnen hatte. Der Hut des Neuangekommenen ſchillerte und glänzte mit tauſend Tinten, Figuren und Hieroglyphen ſchwammen im zitternden Abendlichte herab; unheimlich wurde mir zu Muthe, doch faßte ich mich, beſah den Hut näher, und fand, daß er glänzend lackirt war, auf einer Seite den „großen Vogel Caſuar“ und auf der andern den „wahrhaften Ameiſen-Bär“ abgebildet und mit großen Lettern unterſchrieben hatte. Es war ein mit fremden Thieren herumziehender Mann, der jetzt ſein Beſtientheater in Charlottenburg hatte, und der nun als lebendiger Theaterzettel umherzog, um die Leute zu locken. Während ich dieſes erfuhr, kam noch eine Schöne mit ſchneidermamſellhaftiger Eile heran, und ehe ich mich's verſah, ſaß ſie wie ein Klecks an meiner andern Seite und ich befand mich wie eine arme Sardelle zwiſchen zwei Butterſchnitten, in der Mitte zweier Heldinnen, deren Schuld es nicht war, daß ſie nicht ein Jahrtauſend früher geboren wurden, um das Capitol zu retten. Auch die Rückſitze hatten ſich nach und nach mit Inhabern gefüllt; der Kutſcher ſtand auf, zählte mit dem Peitſchenhieb unſere Köpfe, ſo ungefähr wie man Schafe abzählt, und als er ſein Collegium voll ſah, machte er Anſtalt, unſer trojaniſches Roß in Bewegung zu ſetzen, und wir geriethen nach und nach in jenen Grad von Fahrenheit, der an Null grenzt. Ich habe nie eine bedächtigere Schachpartie ſpielen ſehen, als unſere Fahrt; das weiße und das ſchwarze Roß beſannen ſich eine gute Weile, ehe ſie einen Zug thaten und bis wir auf ein anderes Feld zogen, dauerte es eine halbe Stunde. Aber das Reiſen iſt nun einmal köſtlich! Die Herzen erſchließen ſich und die Gemüther rinnen ſo zu ſagen aneinander, und beſonders auf ſolchem Charlottenburger, da quillt bei jedem Stoße die Empfindung ordentlich bei den Rippen heraus und die Seelen beuteln ſich durcheinander. Auch das Gemüth meiner Nachbarinnen fing an, wie der Magen zu verdauen und ich wurde unwillkürlich durch Naſe und Ohr ihr Digeſtions-Repoſitorium. „Ach,“ ſagte die rechts, und ſah mich mit den Augen an, wie eine Gans beim Wetterleuchten, „ach, wie pythagoräiſch iſt die Natur!“ „O,“ lächelte die Scheerenhandhabende, und das Gefühl, acht Groſchen in die Leihbibliothek zu zahlen, verherrlichte ihr Weſen; „Sie wollen ſagen, wie polygamiſch iſt die Natur!“ Eine edle Röthe flog wie Zinnober über das Antlitz der andern und ſie erwiederte triumphirend: „Das iſt ja alles eins, pythagoräiſch oder polygamiſch, das ſind ja Synagogen!“ „Synagogen!“ ſagte die Nadelheldin und ſtreckte mir die ausgeſpreizte Hand unter das Geſicht, ſo daß ich Gefahr lief, ihre Finger wie Nadelhölzer in meiner Naſe zu ſehen, „Synagogen!“ „Sie wollen wieder ſagen Somnambulen!“ „Was ſagen Sie, mein Herr? ſind Sie nicht auch bei Herrn Fernbach junior pränumerirt?“ Ich verſicherte mit einer Beſcheidenheit, von der ich ſelbſt nicht weiß, wie ſie zu mir kam: „Ich bin zwar weit entfernt, viel zu leſen, aber ich glaube, Sie haben beide Recht, indem man die Natur zwar eher polygamiſch als pythagoräiſch heißen kann, dafür ziehe ich die Somnambulen den Synagogen vor.“ Von beiden Seiten fühlte ich einen dankbaren Händedruck, auf der einen Seite mit einer Bügeleiſenwärme und auf der andern mit einer epigrammatiſchen Pointe und einer Pauſe, die einen Commentar von wenigſtens einer Schäferſtunde zuließ. Während dem ich hier linguiſtiſche Analecten handhabte, hatte die vorſitzende Rabendame eine lebhafte Bekanntſchaft mit dem großen Vogel Caſuar gemacht, der ſeine Klauen nach ihr ausſtreckte, indeſſen der Ameiſenbär auf der Rückſeite des Huts hohnlächelnd auf mich herabzuſehen ſchien. Hinter uns hatte ſich eine Debatte über das Waſſerbeſprengen der Chauſſee entſponnen, und ein genialer Maurergeſelle meinte: es wäre doch Schade, da man ſonſt doch wenigſtens Staub umſonſt freſſen konnte, wenn man nach Charlottenburg fuhr. So war das Geſpräch auf dem Wagen in einem viel lebhaftern Zuge, als der Wagen ſelbſt, und wie auf einem großem Congreß ſuchte jeder ſein eigenes Beſte zu ſichern, als die Tugend einen ſchwachen Augenblick bekam und -- fiel! wie es zuging, wußten wir nicht, plötzlich flogen wir nieder und durcheinander. Der Vogel Caſuar und der Rabe lagen in einer tragiſchen Verwicklung, und die Epiſoden ihres weiblichen Auxiliarbuſens zerfielen in ihren Beſtandtheilen, mich ſelbſt hatte die Chemiſetten nähende Nymphe ſomnambuliſch umfaßt, und die andere lag ſchwer wie eine Synagoge auf meinem rechten Arm. Ich raffte mich auf, verfluchte den Einfall, auf der Tugend ſpazieren fahren zu wollen, und die Vorſehung, die ſo oft Menſchen aus dem Staube erhöht, ſchickte mir einen raſchen Wagen, der von Charlottenburg nach Berlin fuhr. Zwei Damen ſaßen in demſelben, die den Gefallenen aufnahmen und ihn von der Irrfahrt zurück brachten. Ich erzählte mein Abenteuer und entlockte den Roſenlippen der rettenden Engelinnen ein holdſeliges Lächeln, als plötzlich die eine laut aufſchrie und nach meiner Bruſt zeigte, ich folgte erſchrocken ihrem Finger und da ſah ich meinen gefundenen Strickbeutel wie einen Ordenſtern hängen. Es war der Strickbeutel der Jüngern, den ſie beim Herausfahren verloren. Ich knüpfte ihn von meinem Rocke los, kniete in den Wagen toll-luſtig nieder und ſprach:

„Ob ich den Verlorenen gefunden?
Glaube mir, ich bin mit ihm vereint.“

„Und ſo vereint nehmen Sie beide auf an Ihre liebende Bruſt; denn wie dieſe weiße und reine Schnur, ſo will ich Sie als reine Schnur in meines Vaters Haus bringen, und wie dieſer Beutel von Ihnen geſtrickt iſt, iſt mein Herz von Ihnen beſtrickt, und da ich auf jenem Wagen ganz durchgebeutelt worden bin, ſo nehmen Sie mich als Strickbeutel auf in der Verſtrickmaſchine Ihres Herzens, ſonſt wird dieſe ſeidene Schnur mein Strick!“ So declamirte ich, als wir durch das Brandenburger Thor fuhren. Die Victoria goß Sieg in meine Worte. Sie drückte leiſe mir die Hand, und dieſer Druck verhielt ſich zu jenem der Nadelheldin, wie der Kuß des Zephyrs zu dem Drucke der Serviettenpreſſe. Wir fuhren die Linden hinab, in die Charlottenſtraße; der Wagen hielt ſtill. Der redliche Finder wurde verabſchiedet, durfte den andern Tag wieder kommen, und kommt nun alle Tage und ſegnet die Stunde, in welcher ein Wurf vom Wagen ihm den großen Wurf der Liebe beſchied.

Lieber Leſer, geheſt Du die Charlottenſtraße entlang, ſo ſiehſt Du ein Haus, das ſteht zwiſchen zwei andern Häuſern, und die Fenſter ſind, wenn die Sonne nicht ſcheint, offen; über dem Erdgeſchoße ſteht gleich der erſte Stock; über der Thüre ſteht die Nummer, um eines weniger als die vor ihr, und um eines mehr, als die nach ihr; ſiehſt Du dieſes Haus, ſchau hinauf, denn dies Haus iſt das Haus, in welchem ſie wohnt.

11.

Der Mann von Grundſätzen.

Medor iſt ein Mann von Grundſätzen! Alles was er thut, thut er aus einem Grundſatz; alles was er unterläßt, unterläßt er aus einem Grundſatz; er lebt blos aus Grundſatz, und wenn er ſtirbt, ſo ſtirbt er gewiß auch nur aus Grundſatz.

Ein armer Mann bettelt ihn auf der Straße an, er gibt ihm nichts, denn er hat den Grundſatz, nie auf der Straße etwas zu ſchenken. Ein kleines halbnacktes Kind läuft ihm in Froſt und Kälte hilfeflehend nach; allein er hat den Grundſatz, man verdirbt, die Kinder dadurch, und er ſchenkt ihm keinen Kreuzer.

Man kömmt zu ihm mit einer Collecte, allein er hat den Grundſatz, nie zu einer Collecte etwas beizuſteuern.

Dienſtag, Mittwoch, Donnerſtag, Freitag, Sonnabend und Sonntag kommen die Nothdürftigſten an ſeine Thüre, allein er hat den Grundſatz, blos Montag Geld auszutheilen.

Ein Schauſpieler hat ein Benefiz, und kömmt, ihn devoteſt einzuladen, allein er hat den Grundſatz, nie in ein Benefiz zu gehen.

Ein junger Künſtler läßt eine Subſcription zu einem herauskommenden Werke circuliren, allein er hat den Grundſatz, nie voraus zu ſubſcribiren, ſondern die Sache erſt zu ſehen.

Zu Weihnachten und Neujahr warten ſeine Domeſtiken vergebens auf ein Geſchenk, denn er hat den Grundſatz, ſeine Bedienten zu bezahlen, aber nicht zu beſchenken.

Ein intimer Freund bittet ihn dringend um ein kleines Darlehen, allein er hat den Grundſatz, unter gar keiner Bedingung Jemandem etwas zu leihen.

Jemand will ein Buch von ihm geborgt, allein er hat den Grundſatz: ein Pferd, eine Pfeife, ein Buch und eine Frau ſoll man nicht ausborgen.

Seine Schweſter möchte gerne ein Paar Gäſte bitten, allein er hat den Grundſatz: ich gehe überall hin, allein zu mir ſoll Niemand kommen.

Er ſoll für einen Biedermann gutſtehen, allein er hat den Grundſatz: wer für einen Andern ſteht, der muß am Ende für ihn ſitzen.

Er ſoll einem armen Manne bei ſeinem Kinde zu Pathen ſtehen, allein er hat den Grundſatz: Es ſei ihm einmal ein ſolches Kind geſtorben, und er ſtehe nimmermehr zu Pathe.

Ein treuer Jugendfreund bittet ihn um Rath bei ſeiner Heirat, allein er hat den Grundſatz: „Zum Hängen und zum Freien ſoll Niemand Rath verleihen.“

Ein früherer Schulkamerad bittet ihn, bei einer Ehrenſache ſein Secundant zu ſein, allein er hat den Grundſatz: „Was mich nicht brennt, das blaſ' ich nicht.“

Seine Hauseinwohner bitten um Verringerung der Miethe, allein er hat den Grundſatz: der Menſch muß immer höher hinauf.

In Caffeehäuſern ſteckt er die kleinen Ueberreſte des Zuckers in die Taſche, denn er hat den Grundſatz: „Wer das Kleine nicht ehrt, iſt das Große nicht werth.“

Stellt ſich hingegen irgend ein Großer an die Spitze eines wohlthätigen Vereins, ſo ſchließt er ſich aus, denn er hat den Grundſatz: „Mit Großen iſt nicht gut Kirſchen eſſen.

Kurz, Medor iſt ein eingebildeter Geck, ein hartherziger Thor, ein fader Patron, ein geiziger Mann, ein hartherziger Gebieter, ein tyranniſcher Ehemann, ein finſterer Vater, aber alles aus Grundſätzen. Wenn einſt Alles zu Gericht aufſteht, ſo bleibt er gewiß liegen: denn er hat den Grundſatz: Man muß ſich nicht über ſeine Lage erheben! — Gott bewahre jede ehrliche Seele vor allen Menſchen von Grundſätzen! —

12.

Weltliche Betrachtungen eines Maikäfers, halb gebrummt, halb geſummt.

Wie ſchön iſt es, daß der Monat Mai ganz eigens für uns Käfer erſchaffen worden iſt! Wir haben nur einen Monat, aber er iſt der Mai!

Die Menſchen leben freilich viel länger, aber mein Gott, die armen Thiere! vom Mai bis September werden ſie gebraten von der Hitze, vom September bis zum Mai leiden ſie Froſt und Kälte und den Monat Mai ſelbſt kriechen ſie ſo in der Natur herum wie halb ausgeſchlafen, reiben ſich die Augen, um zu ſehen, ob die Blätter grün werden, und bis ſie ſich die Augen ausgerieben haben, ſind die Blätter ſchon wieder gelb! Ach, die Menſchen ſind doch recht —ſumm—ſumm—ſumm—ſumm—ſumm. —

O was iſt das für ein ſchöner Baum mit Blüthen! Welch' eine Freude, ſo um den Baum herum flattern zu können und ſich in dem Athem der Blüthen zu baden, und ſo ordentlich herumzuplätſchern in dem unſichtbaren Duftthaue; und ſich zu necken mit den jungen grünen Blättlein und ſie immer neckiſch anzutupfen und an ihnen zu nippen! Da unten aber unter dem Baume kriecht wieder ſo ein Menſch herum, der eben herauskömmt, weil in ſeinem Kalender ſteht: es iſt Mai! Der arme Narr! Er hat nicht einmal ſechs Füße, wie unſer Eins, ſondern nur Zwei; einen um einen Kratzfuß zu machen, und den andern um ſeinen Nebenmenſchen in den Staub zu treten; auch hat er nur zwei Hände, eine um dem Nachbar die Ehre abzuſchneiden, und eine um in der Taſche eine Fauſt zu machen; auch zwei Augen hat er nur, eines um ſcheel drein zu ſehen, wenn Jemand einen ganzen Rock an hat, und eines um es auf verbotenes Gelüſt zu werfen; aber weil der Menſch nur eine Naſe hat, und auch von der nicht weiß, wozu er ſie hat, ſo glaubt er, er habe ſie um die Blüthenbäume abzuriechen und darum führt er ſich ſelbſt bei der Naſe hinaus in die Natur, ſtellt ſich unter einen blühenden Baum, ſteckt die Naſe in die Höhe und ruft aus. „Ein ſuperber Geruch!“ Damit glaubt er unſerm lieben Hergott eine Schmeichelei geſagt zu haben; dann ſetzt er noch hinzu: „Die verdammten Maikäfer!“ Wir Maikäfer aber, die wir nicht um die blühende Natur herumkriechen, wie die Katze um den heißen Brei, und ihr nicht wie die Menſchen blos den Pantoffelabſatz küſſen, ſondern die wir ſo recht in das Blättergewühl, in den Blüthenflammen uns einniſten und einbetten und wolllüſtig in den reifen Saamenkörnern drinnen herumwühlen, wir ſehen mitleidig auf die Menſchen herab, und denken: ach, die Menſchen ſind doch recht — ſumm — ſumm — ſumm — ſumm — ſumm. —

Da iſt wieder ein ſo herrlicher Apfelbaum! Jeder Zweig ſieht mit ſeinen dichten Blüthen aus, wie die rothen Kinderwänglein, und die runde Krone des

Baumes, wie ein geſtricktes weiß- und rothwollenes Schlafkäppchen; da huſch' ich hinein und ſchlüpfe durch die weichbefiederten Zweiglein, und ſiehe! in dem Schatten des Baumes lagert ein verliebtes Menſchenpaar! „O!“ ſagt er. „Ach!“ ſagt ſie. „O!“ ſagt er wieder, „die Krebſe und das Leben ſind doch am allerbeſten im Mai!“ — „Ach!“ — ſagt ſie, „und die Liebe auch und die Butter.“ „O!“ ſagt er wieder, „wenn nur die Ameiſen nicht ſo unausſtehlich wären!“ — „Ach!“ ſagt ſie, „und wenn nur die Maikäfer nicht ſo widerlich ſummen thäten!“

Der Maikäfer aber ſummt und ſummt und denkt ſich: Die Butter und die Krebſe ſind freilich im Mai am beſten, aber das Leben und die Liebe ſie ſind immer gleich herrlich, gleich beſeligend, gleich göttlich vom himmliſchen Vater uns verliehen, laßt nur in eurem Herzen Mai ſein, laßt nur in eurem Gemüthe Frühling ſein, vernichtet nur in eurem Innern nicht die Pfirſichblüthe der roſigen Hoffnung und die Lindenblüthe des Glaubens und die duftende Acazienblüthe der Menſchlichkeit, und das Leben und die Liebe werden euch ewig neu, ewig friſch, ewig duftend ihre Gaben ſchenken, wenn auch Krebſe und Butter zurückgegangen und zerſchmolzen ſind! Aber die Menſchen ziehen ihre Herzen auf nach den Jahreszeiten, wie ſie ihre Uhren nach der Sonne richten, und ſie glauben, juſt, wenn der Zeiger des Jahres auf Frühling deutet, iſt es Zeit, ſich zu Tiſche zu ſetzen und Leben und Liebe zu ſpeiſen; o was ſind die Menſchen — ſumm — ſumm — ſumm — ſumm.

Was iſt das wieder für eine ſchöne Fliederlaube! da baue ich Käfer mich ordentlich ein und ſumme in den Fächern herum, wie eine junge, geſchäftige Hausfrau im häuslichen Kreiſe! Unter der Fliederlaube aber ſehe ich einen Dichter ſitzen; einen Dichter, der den Frühling beſingen will! Die Frühlingsdichter, ach, das ſind auch ſo eine Art Maikäfer! O du armer Maikäfer da unten! Was plagſt du dich? Wer wird im Arme des Frühlings den Frühling beſingen? Wer wird im Arme der Geliebten die Geliebte beſingen?

Nur die Sehnſucht ſingt, nur das Vermiſſen wird zum Liede; der Beſitz aber ſchweigt, und das Glück iſt ſtill!

O du armer, armer Maikäfer, der du da unten die Natur und den Mai und den Frühling abbrockeſt für einen Almanach oder für eine Zeitung oder für eine Toilette, die Leute haben das ja ſchon tauſendmal mit Löffeln gegeſſen! Die „Luft" mit dem „Duft," die „Blüthe" mit dem „Gemüthe," die „Roſe" mit dem „Mooſe," die „Liebe" mit dem „Getriebe," aber ach, Alles haben die Menſchen ſchon tauſendmal zu ſich genommen und nehmen's doch wieder zu ſich; ach, wie ſind die Menſchen — ſumm — ſumm — ſumm — ſumm — ſumm.

Da glänzt wieder ein hoher Baum, ein farbenreicher! Da flattere ich hin! Doch wie? Da iſt keine Blüthe? — Da wird keine Frucht? — Da duftet es nicht? — Die Farben ſind nicht der ſüße Schmelz der Künſtlerin Natur? Es iſt ein Freiheitsbaum! — Er wurzelt nicht in der Erde wie die andern lieben natürlichen Bäume, die unſer Aller Herr und Vater in ſeinem großen Garten gepflanzt hat! Er wirft keinen kühlenden Schatten, ſondern blos eine ſchwarzfinſtere Stelle hinter ſich! Er trägt keine wohlſchmeckende Früchte, die den Gaumen laben und den Menſchen erfriſchen! Er iſt blos eingegraben ohne Wurzelranken und Faſern im tiefen Erdreich; die Farben, die auf ihm ſpielen, ſind nicht Blüthenglut und nicht Sonnenkuß und nicht Himmelsfärbung; ſondern eine Miſchung von Geiferſchaum und blauem Dunſt und Blutſucht; die Früchte die er trägt, ſind Zankäpfel und Tollkirſchen! O da bleiben wir Maikäfer weit davon! Doch auch unter dieſem Baume tanzen ein Paar Menſchen, die ihn für den Baum der Erkenntniß halten! Menſchen, die ſonſt gar auf keinen grünen Zweig kommen können, verſuchen es bei dieſem Baume; Menſchen, bei welchen nichts mehr fruchtet, harren auf dieſe Früchte; und Menſchen, die gar keine Farbe haben, beſingen die drei Farben! Ach, was ſind die Menſchen — ſumm — ſumm — ſumm — ſumm — ſumm.

— — Ach! Ach! welch' ein herrlicher Baum blickt mir dort entgegen! Er iſt ſo ganz ſchillernd und flimmernd, ſo ganz maikäferlich! Da muß ich hin! Da bin ich: allein die Blüthen ſind ſtarr, die Zweige verſteinert, die Früchte aus Erz! Es iſt ein Stammbaum! O du lieber Himmel, da iſt mir Maikäfer noch ein ſolider Zwetſchkenbaum lieber als ſo ein goldener Stammbaum! aber unter dem Stammbaume liegen Menſchen und ſehen nur zu den Zweigen dieſes Stammbaumes hinauf, die ſo dicht ſind, daß ſie den Himmel nicht durchſehen; und ſie klammern ſich an den Stamm dieſes Baumes an; ſie betrachten alle lieben andern Bäume in der geſegneten Gottesſchöpfung rings herum und wären es auch die wohlſchmeckendſten Borsdorferäpfel und die wohlriechendſten Muskatellerbirnen als unedles Gewächs, als Auswüchſe der lieben Natur, ſo gleichſam als hätte unſer Herr Gott die Menſchen auch eingetheilt in Ziergärten für die hohen Stammbäume und in Küchengärten für die übrigen Menſchen, die nur ſo als Peterſilie und Schnittlauch daſtehen, damit man ſie in die Suppe großer Herren einbrocke! Ach! was ſind doch die Menſchen — ſumm — ſumm — ſumm — ſumm — ſumm.

Dort ſteht ein dunkelſchattiger, einfacher, gewiſſermaßen kühlausſehender Baum! Es zieht mich hin. Da bin ich. Es iſt ein Cypreſſenbaum, und hier unten liegt ein Menſch begraben. Dieß iſt der letzte Baum des Menſchen! Der Tod geht auf den Baumſchlag aus, und fällt hohe Cedern und niedrige Zwergbäumchen! Der Stammbaum und der Freiheitsbaum enden im Cypreſſenbaum; das ganze Leben war nur ein Purzelbaum und man ſteht an dem Schlagbaum, der von dieſem Leben zum andern führt. Ein langer, ſchwarzer Schatten iſt es, den dieſer Schlagbaum auf dieſe Seite wirft, aber jenſeits iſt Licht; und dennoch, in dieſer allgemeinen Finſterniß glaubt ein Menſch mehr Licht zu haben als der Andere! Wer Oel brennt, verdammt den, welcher Unſchlitt brennt. Wer Wachs brennt, verdammt den, der Gas brennt. Die ſchwarze Schüſſel heißt den ſchwarzen Topf Mohrengeſicht und der ſchwarze Topf heißt den ſchwarzen Keſſel Zigeuner! Ach was ſind die Menſchen — ſumm — ſumm — ſumm — ſumm — ſumm.

O ihr lieben Menſchen, ſeid doch Maikäfer! Betrachtet doch das Leben als einen Maikäfer! Seht nur an, wie gut unſer Herr Gott iſt, wie lieb euch die Schöpfung hat, wie freundlich und wie reich die Natur für euch iſt; wie ſich die ganze Weſenheit euch entgegendrängt; wie das Leben aus jedem Winkel geſchäftig heraustreibt, ſeht das Alles an und gebt euch die Hände und tanzt verſchlungen herum um den Maibaum des Lebens, und ſingt, und wenn ihr nicht ſingen könnet, nun in Gottesnamen, ſo ſummt! geſummt iſt auch geſprochen, denn wir Käfer, wir können nicht ſingen und nicht ſprechen, aber Gott weiß doch was wir meinen, wenn wir ſo lobpreiſend durch ſeine Welt hinflattern und ſein Lob anſtimmen in: ſumm — ſumm — ſumm — ſumm — ſumm!

Lyriſches.

An die Leſer.

Nicht eitle Ruhmſucht hat mich angezogen,
Euch darzuthun, was Phöbus mir gereicht,
Des Herzens Drang hat innig mich bewogen,
Die Luſt, die gerne ſich in Tönen zeigt.
Der Lieder Gott iſt doppelt dem gewogen,
Der ſein Gefühl der Menge nicht verſchweigt,
Der, was in Weiheſtunden er erſonnen,
Voll ſüßer Scham bringt an das Licht der Sonnen.

Nur was in früher Jugend ich gerungen,
Wand ſich von ſelbſt aus übervoller Bruſt.
Tief im Gemüth iſt jedes Wort bedungen,
Des Dichtens Kunſt bin ich mir kaum bewußt;
Iſt Zartes, Schönes manchmal mir gelungen,
So war's des Augenblickes frohbewegte Luſt:
Und war's zu Scherz und Spiel, zu Thränen, Klagen,
Es war gefühlt, ich habe nichts zu wagen.

Wie Traumgeſtalten, die vorüber ſchiffen
Man Freunden und Bekannten gern erzählt,
Hab' ich mit Luſt die Träume aufgegriffen
Die früher mich entzücket und gequält;
Und wie ſie wechſelnd mein Gemüth ergriffen,
Hat es mein Saitenſpiel Euch nicht verhehlt;
Denn all' mein Lieben, Bangen, Zagen, Hoffen,
Hat im Geſang nur Freud' und Troſt getroffen.

Und ſollt' ich nicht im Liede es verkünden,
Was mit Gewalt das Herz erfüllt und bricht?

Mit allem Erdenglück mich abzufinden,
Gab mir Apoll bloß Leier und Gedicht:
So gönnt das bißchen Muſik doch dem Blinden,
Es iſt ihm ja der Augen gold'nes Licht;
Und ob ſein Spiel nicht immer euch ergötze,
So denkt: es iſt das Letzte ſeiner Schätze.

So ſei's in Gottes Namen hingegangen!
Ihr Lieder tretet in die Welt hinaus!
Wie man gegeben wird, wird man empfangen,
Beſcheid'nem gibt Beſcheidenes Applaus;
Nach Allem können Alle nicht verlangen,
Doch findet Jeder Etwas leicht heraus,
Der will dies Bildchen, der das Andre loben,
Und jedes iſt zuletzt gut aufgehoben.

Mein Frühgebet.

Heraus, heraus, es tagt, es tagt!
Das Herz iſt voll, der Mund verſagt,
Im Opferbrand ſteht Buſch und Strauch,
Aus Roſenkelch dampft Weihe-Rauch,
Des Waldes Chor ſteigt himmelan,
Ich, Ew'ger! bet' dich ſchweigend an.

Das Lilienkind im Meßgewand
Hat fromm ſein Haupt zu Dir gewandt
Das kleinſte Gräschen auf der Au,
Das ſegneſt Du mit Labethau;
So ſende, Gott! auch Deine Gnad'
Auf Deines Dieners Pilgerpfad.

Und iſt ein Weſen noch ſo klein,
Du ſchließt's in Deine Liebe ein,
Der Wüſte Sand, des Berges Kahl
Erquicket doch Dein Sonnenſtrahl,
D'rum ſpende Troſt und Seelenheil,
O Gott! auch meinem Erdentheil.

Nimm gütig auf mein Morgenlied,
Du Herr! Du kenneſt mein Gemüth,
Durch Deine Hilf' hab' ich's bewahrt
Von Jugend auf ſo rein und zart,
Daß ich als Mann noch blieb ein Kind,
Trotz Erdenluſt, trotz Erdenſünd'.

Du gabſt mir Muth und frohen Sinn,
Voll Luſt zu geh'n durch's Leben hin,
Du haſt bewahret mich vor Wahn,
Des Schönen Quell mir aufgethan,
Und mir geöffnet früh das Ohr
Für Blumenſprach' und Sternenchor:

Daß jedes Blümchen, jedes Blatt
Ganz eig'ne Worte für mich hat,
Daß was in Farben zu mir ſpricht,
In Tönen ausmalt mein Gedicht;
Dies Glück, o Gott! iſt Dein Geſchenk,
Sei ferner auch mein eingedenk.

Gib ferner mir nur frohen Muth,
Geſundheit, Scherz und leichtes Blut,
Laß' ferner mich nach Gold und Zier
Nicht hegen eitle Sinnengier,
Vor Allem, ach! bewahr' den Leib
Vor ird'ſcher Luſt und Zeitvertreib.

Verachten lehr' mich, großer Gott!
Der Reichen und der Thoren Spott;
Mein Saitenſpiel, das nie mir log,
Halt' künftig auch mir werth und hoch,
Daß ich's zu Lob und Conterfei
Für ſchnöden Lohn nicht ſelbſt entweih'.

Laß' lieben mich die theu're Braut,
Die noch kein Schwur mir angetraut,
Daß ich vor Deinem Hochaltar
Getheilt nicht bring' mein Herz ihr dar,
Und rufe mich, ſo Dir's gefällt,
Mit ihr zugleich von dieſer Welt.

Doch meinſt Du's anders mit dem Knecht,
Was, Herr! Du willſt, das iſt mir recht,
Bewahre nur im größten Schmerz
Vor Schuldbewußtſein mir das Herz,
Und wenn einſt Alles mir gebricht,
Verſag' mir, Herr! die Thräne nicht.

Der Morgen.

Die Nacht entfliegt,
Aurora ſiegt,
Die Morgenfackel leuchtet.
Vom Perlenthau
Iſt Flur und Au
Im Demantglanz befeuchtet.

Das All erglüht,
Der Nebel zieht,
Es dampfen Berg und Thale,
Der Purpurſchaum
Am Wolkenſaum
Zerfließt im Aetherſtrahle.

Der Duft entwallt
Dem Blüthenwald,
Wird Ambra in den Lüften;
Es regt und bebt
Sich neubelebt
Auf Feld und Flur und Triften.

Es netzt der Aar
Das Flügelpaar
Im farbigen Gewölke;
Die Meiſe ſchwirrt,
Die Biene irrt
Vom Hyazinth zur Nelke.

Ein Käferheer
Durchſchifft das Meer
Der thauigen Gebüſche.
Dem Neſt entfleugt
Die Lerch', und ſteigt
Lautſchmetternd in die Friſche.

Der Morgengruß,
Der Horenkuß,
Durchzückt den Minneſinger;
Der Geiſt erwacht
Die Freude lacht,
Der Buſen athmet ringer.

Es treibt die Bruſt,
In ſüßer Luſt
Das Weltall zu umfangen;
Am ganzen Rund
Mit Liebemund,
Mit Liebekuß zu hangen.

O! laß, Natur!
Auf deiner Spur
Mich frommen Pilger wallen!
Was deine Kraft
So kunſtvoll ſchafft,
Sei heilig mir vor allen.

In deinen Dom
Will ich den Strom
Der Dankgebete gießen;
An deiner Hand
Das Schattenland
Mit Heiterkeit begrüßen.

Der Abend.

Der Tag ſich neigt,
Die Ruhe ſteigt,
In kühle Schatten nieder;
Die Sonne taucht,
Von Glut umraucht,
Schon abwärts ihr Geſieder.

Im Strahlenbad
Erglüht die Saat
Auf fernem Bergesgipfel;
Ein Funkenſtaub
Durchſprüht das Laub
Der ſchlanken Tannenwipfel.

In Glut erflammt,
Gleich Feuerſammt,
Der halbe Weſtkarfunkel;
Der Oſt wird falb,
Schon hüllt ihn halb
Ein geiſterbleiches Dunkel.

Es hüllt in Grau
Sich Flur und Au,
Es tönen Abendglocken;
Am Horizont
Schwimmt goldenblond,
Des Mondes Silberflocken.

Das All erſtirbt;
Nur Heimchen zirpt
Den hohlen Todtenreigen;
Schon ſteigt die Nacht
In Trauertracht
Von lebeloſen Zweigen.

Die Sterne ſeh'n
Aus blauen Höhn
Herab in's Erdenwallen;
Und Friede blinkt,
Und Friede ſinkt
Von ihnen zu uns Allen.

Was Herz geahnt,
Was Geiſt geſchwant,
Was Dämm'rung uns geweſen;
Im Sanſcrit dort,
Iſt's fort und fort,
Als Chifferſchrift zu leſen.

O, enden mag
Mein Lebenstag,
Wann, Herr, du es beſchloſſen!
Die Bruſt iſt frei
Von Sünd und Reu',
Von keiner Schuld geſchloſſen.

Mein Herz iſt rein,
Mein Geiſt iſt dein,
Am Sarge ſteht die Freude;
Die Hülle ſinkt,
Und Pſyche ſchwingt
Sich auf im Seraphkleide.

◆

Der Regenbogen.

Die Farben des Lebens, ſie malen
Sich, ach, nur auf ſchwärzlichem Grund,
Den ſchönſten, den farbigſten Strahlen
Liegt trauriges Dunkel zu Grund.
Aus Licht und aus Schatten
Die Farben ſich gatten,
Vergoldet die Sonne der Wolken Asbeſt,
Erſcheinet gleich Iris zum glänzenden Feſt:

Wenn Leid, wenn Entzücken uns regen,
Da fallen uns Tropfen herab,
Es ſpiegelt im thränenden Regen
Sich ſchöner der Hoffnungsſtrahl ab.
In labender Feuchtung
Süßtröſtende Leuchtung!
Zerfließen die Wolken im tropfenden Flor,
So gaukelt der Himmel das Gnadenband vor.

Es düſtert das Wolkengetümmel
Den heiteren Azur zu grau;
Doch über den Wolken der Himmel
Verändert noch niemals ſein Blau,
Durch Nebelvermiſchung
Bricht Sonnenerfriſchung;
Wer Farben des Lebens zu miſchen nur weiß,
Der malt ſich auf Wolken den goldenen Kreis,

Die ird'ſchen und himmliſchen Pole
Zu einen, iſt jedem erlaubt,
Wenn jene berühren die Sohle,
Umkreiſen uns dieſe das Haupt,
Sie werden vom Bogen
Zuſammengezogen,
Der ſtrahlend vom Dunſtthal zur Sonnenhöh' hüpft,
Und tief in uns Himmel und Erde verknüpft.

◆

Nachtſchauer.

Wie lieb iſt mir dein Schauer,
Du regeloſe Nacht,
Du Schweſter meiner Trauer,
Die oft mit mir gewacht.

Wie biſt du mir ſo theuer
Du ſüße Finſterniß,
Es winkt durch deinen Schleier
Mir Ruhe einſt gewiß.

Es löſt des Tages Sehnen
Sich ſanft in Tropfen auf,
Und nimmt in ſchweren Thränen
Den ſüßen Klagelauf.

Es geht ein Geiſterwehen
Auf deiner finſtern Spur,
Wie einſt beim Auferſtehen
Durch ſtille Grabesflur.

Und was ſich früh geneiget
In ſtille Todtengruft,
Der Finſterniß entſteiget
Und mir vernehmbar ruft:

„An meiner Bruſt erwarme
„Du troſtverlaß'nes Kind;
„Ach, treu wie Mutterarme
„Für dich ſonſt keine ſind.

„O weine deine Schmerzen
„O weine ſie nur aus:
„Du biſt im Haus der Schmerzen,
„Ich bin im Ruhehaus.

„An meiner Bruſt erwarme,
„Du troſtverlaß'nes Kind;
„Ach, treu wie Mutterarme
„Für dich ſonſt keine ſind."

Da faßt ein kaltes Wehen
Mein Haupt und Angeſicht,
Ich möcht' im Schmerz vergehen,
Ich möcht', und kann es nicht!

So zieht's mich auf den Knien
Zur winkenden Geſtalt:
„Ach laß mich zu dir ziehen,
„O Mutter! bald, ach bald!"

Wie lieb iſt mir dein Schauer,
Du regeloſe Nacht!
Du Schweſter meiner Trauer,
Die oft mit mir gewacht.

Lyssa's Schmuck.

O Lyſſa, weg den Schmuck, die reiche Hülle,
Kein größrer Reiz wird dir geſchenkt;
Wozu die Feſſel, die die Zauberfülle,
Der Glieder Wellentakt beengt?
Des Leibes Reiz, der Formen Harmonien,
Darf man hermetiſch nicht mit Nacht umziehen.

Leicht wie das Kind der liebenden Dione
Aus zarten Knoſpenritzen bricht,
Und um die ſchöne blätterreiche Krone
Ein züchtig Kleid aus Duft ſich flicht:
So Lyſſa, hehr und keuſch wie die Camöne,
Stehſt ſtets du da, gehüllt in eig'ner Schöne!

Auch Ophirs Gold beſchämt dein Haar, das blonde,
Die gold'ne Nadel iſt erblaßt;
Kein Demant ſchimmert ſo im Reich Golkonde,
Wie der in deinem Aug' gefaßt;
Dein Zahn, beſchattet von Korallenzweigen,
Welch reiches Meer kann ſolche Perlen zeigen?

Hierher auf Lyſſa blickt ihr Raphaele,
Und legt verſtummt den Pinſel hin;
Verſucht, daß euren Farben ſich vermähle
Die Kraft, am Blatte hinzuziehn
Und feſt zu bannen, wie auf ihren Wangen
Die Roſ' und Lilie ſich fliehn und fangen.

Und dieſes Land voll Engel muß ich ſchauen,
Bloß ſchauen! Schauen? und nichts mehr?
Will Hoffnung hin mir keine Brücke bauen?
Zieht ſich kein Faden zu mir her?
Steht keine Bahn dem kranken Herzen offen,
Um kund zu thun ſein Lieben, Bangen, Hoffen?

Nein Herz, nicht alle Wege ſind geſchloſſen,
Mir bleibt der Luftſteg Poeſie,
Drauf baut geſchäftig ſich die Liebe Sproſſen,
Die Macht des Lieds ergreifet ſie.
Wer fühlet nicht bei Schmerz und Luſt der Saiten
Ein ſüßes Weh in ſeinen Buſen gleiten?

Ich ſing' die Sehnſucht und die Liebe wieder,
Der Träume Luſt, des Sehnens Qual;
Der Sänger nur, der Fürſt der ſüßen Lieder,
Tritt ungebeten in der Liebe Saal;
Und was er kann im Liede leben laſſen,
Das darf vom Leben er im Liede faſſen!

Nur wer die Schönheit aus dem Strom der Zeiten,
In dem ſie ſpielend, flüchtig treibt,
Auffängt, und knüpft an zarten Klang der Saiten,
Daß ſie mit ihm unſterblich bleibt;
Nur wer das Schöne kann zur Nachwelt bringen,
Darf kühn und frei nach allem Schönen ringen.

* * *

Sehnsucht.

Was iſt's, was ich empfinde?
Was iſt's, was mich umſchwebt?
Was in dem Abendwinde
Wie Geiſterſäuſel bebt?

Was hat mir in das Herz
Dies Sehnen eingeprägt?
Dies Meer von ſtillem Schmerz
Und ſüßer Luſt erregt?

Was rollt durch meine Adern
So ſtürmiſch wild mein Blut?
Was ſoll dies ew'ge Hadern
Von Zagheit und von Muth?

Es iſt das Bild der Süßen,
Das durch die Zweige ſtrahlt,
Das liebend mich zu grüßen
Im Abendliſpel hallt!

Das mich in dieſer Stunde
An Seligkeiten mahnt,
Wie auf dem Erdenrunde
Kein Sterblicher ſie ahnt.

O namenlos Entzücken,
Der Rückerinnerung!
Als ſie mit Engelsblicken
Bezaubernd mich umſchlung.

O ſüßes, ſüßes Sehnen,
Und du, o Zauberquell
Der freudenreichen Thränen,
Entſchwindet nicht ſo ſchnell!

Noch ferner mich betrüge,
O Laut, der mich umhallt,
O bleibe treu mir, Lüge!
Die mir ihr Bild vormalt!

* * *

Lebensschwingen.

1.

Muſikmacht.

Glücklich, dem das Ohr erſchloſſen
Dem Gefühl der klaren Töne,
Der hat früh das Glück genoſſen,
Daß vor vielen Erdenſöhnen
Phöbus mit den Sonnenroſſen
Ihn an's Heil'ge will gewöhnen;
Daß er hier ſchon wird empfänglich
Für die Luſt der Harmonien,
Die den Seligen dort blühen,
Wo in Wonnen überſchwenglich,
Nur den Einklang höhrer Sphären
Die verklärten Geiſter hören.

Magiſch durch die Luſt gezogen
Kommt, Muſik! dein Zauberton,
Macht ſich Feindliches gewogen,
Jedes Herz zu ſeinem Thron.
Menſchen, die ſich tödtlich haſſen,
Sieht man liebend ſich umfaſſen,
Trübe Augen ſich erheitern,
Enge Herzen ſich erweitern,
Und die ſchweren Kummertropfen
Sich zu Troſtes Balſam läutern;

Und des Buſens ſchmerzlich Klopfen
Bald in immer leiſern Schlägen
Sanft beſchwichtiget ſich regen.

Ach, zu Schmerz- und Freudendingen
Iſt ein Tönen, iſt ein Klingen
Dem erfüllten Herzen nöthig;
Wie ein Freund iſt Tonkunſt huldig,
Die verträglich und geduldig,
Iſt zu Weh und Troſt erbötig;
Iſt mit zarter Liebe thätig,
Uns die Tropfen aus den Augen
Kaum verſpürbar wegzuſaugen,
Unſre Hoffnung zu verjüngen,
Unſre Andacht zu beſchwingen,
Und durch Klang der zarten Saiten
Uns zum Schönen hinzuleiten!
Und in tauſend, tauſend Arten,
Bald mit ſtarken, bald mit zarten
Klängen ſchmeichelt ſie dem Ohre,
Liſpelt bald mit ſanftem Wehen
Aus dem linden Haberrohre;
Girret nun gleich Liebesflehen
Süßer Liebe uns zu weihen
Aus arkadiſchen Schalmeien;
Oder mahnt an Auferſtehen
Aus dem Schmettern der Poſaunen;
Scherzet mit verliebten Launen
Jetzt auf leichtbetonter Zither;
Stürmet dann wie Ungewitter
In der Andacht heil'gen Chören
Aus den hohlen Orgelröhren;
Bald aus Gläſern, zart geſchliffen,
Mit den Fingern leicht begriffen,

Stürzet ein unnennbar Sehnen
Sich durch alle Lebensadern;
Bald mit leiſen Geiſtertönen
Spielend in der Harfe Saiten,
Die mit Zephyr ſäuſelnd ſtreiten,
Schwichtigt ſie des Herzens Hadern!

Ehe Künſtler noch erſtanden,
Die in Zwang und Tact ſie banden,
Ward von Wilden ſie verſtanden,
Zähmte ſie den Troglodyten,
Thronte in Nomadenhütten,
Und an unbeſchifften Stranden
Konnte kein Kolumbus landen,
Wo er nicht bei Menſchenthieren
Ihre Zauber ſah regieren.

Ja, Muſik heißt jedes Klingen,
Das in fortbewegtem Ringen
In des Menſchen Herz kann bringen;
Sei's mit wilden Klapperblechen
Scheuem Zagen Muth zu ſprechen,
Sei's aus ſüßen Zauberflöten
Wilde Sinnengier zu tödten;
Sei's die Zither,
Die ein Gitter
Leiſ' umklingt in Abendröthen;
Sei's das Zagen
Tiefer Klagen,
Die an düſt'ren Sarkophagen
Tiefgeſchwellte Töne tragen;
Sei's den Aehren
Nun zu Ehren,

Ein erheiternd Senſenſchlagen,
Alles lehrt in ſanften Tönen
Uns das Leben hier verſchönen;
Alles quillt aus einem Strome
Auf zum heil'gen Himmelsdome.

2.

Mondſcheinluſt.

Seid gegrüßt im ſilberblaſſen,
Freundlich hellen Mondenſcheine,
Ruhig große Weltenmaſſen!
Seid gegrüßt ihr bleichen Haine!
Sei Du Mond auch mir gegrüßt,
Der Du leiſe
Deiner Kreiſe
Stiller Wandler biſt!
Sei gegrüßt Du Schweigen
Der ermüdeten Natur!
Auch dich, ruhevolle Flur,
Grüß' ich; euch ihr bleichen Steine
Trauriger Ruinen,
Die ihr halb
Bleich und falb
Von dem matten
Mondſtrahl ſeid beſchienen,
Halb im grauen,
Dunkeln Schatten,
Finſter ſeid zu ſchauen.
Tag! nicht deine Sonnen,
Deine Strahlen nicht,
Nicht deine Wonnen,
Nicht dein blendend Licht,
Nicht dein Lärmen

Kann erfüllen
Und erwärmen
Unſer Herz und es erheitern;
Denn die Schwüle
Aller Sonnen,
Sie erdrückt;
Abendkühle
Nur erquickt.
Mondesſtrahlen
Zahlen
Für des Tages Hitze,
Für die heißen Blitze,
Für die odemſchwere
Heiß durchglühte Atmoſphäre,
Mit dem ſüßen, reinen,
Lilienweißen Scheinen
Aus dem holden
Angeſichte;
Mit dem Lichte,
Das ſo golden
Alle Welten überfloſſen,
Mit den hellen
Sanften Wellen
In die Lüfte hingegoſſen;
Mit dem Schleier
Hoher Feier,
Den ſie ausgebreitet;
Der in's Herz des Lebensmüden
Inn're Ruhe, Seelenfrieden
Sanft ermunternd leitet
Und des Mondes zitternd Blinken,
Wie wir über Berg und Höhen,
Geiſtern gleich, ihn ſchreiten ſehen,

Scheint vertraulich uns zu winken.
Und magnetiſch angezogen
Folgt das Auge dieſer Bahn,
Sieht den klaren Aetherbogen
Selbſtvergeſſen ſehnend an;
Und Myriaden Sterne ſchauen
Aus den azurblauen
Auen,
Mit dem lichten Augenſchein
In die offene Bruſt hinein,
Wollen uns mit Buhlerblicken
Herz und Geiſt und Sinn beſtricken.
Aus der ſpiegelklaren Welle
Naher Teiche
Schaut die bleiche
Mondesſtelle,
Wie aus weißem Leichenflor
Selig ſtill hervor!

Wenn verſchmolzen alle Maſſen
In dem blaſſen,
Waſſerreinen
Mondenlicht erſcheinen,
Und ein reicher,
Weißer, weicher
Dämmerſchleier
Sich gewickelt um die Welt,
Und ein heilig Prieſterfeuer
Uns die Schöpfung rings erhellt,
Klopfen alle Pulſe freier
Und des Lebens Bürde fällt;
Denn der traute Mondesſtrahl
Trinkt hinweg der Erde Qual.

3.

Schwungkraft.

Du, o Bewegung!
Regung des Lebens!
Jegliches Strebens
Erſte Erregung!
Du, o Bewegung!
Lenkeſt die Welten
Von den Millionen
Himmliſchen Zelten,
Von den Myriaden
Sonnen-Syſtemen,
Von den beſchwingten
Flammen-Plejaden,
Bis zur Monade,
Die in dem Bade
Niederer Dünſte
Leiſe ſich reget;
Bis zum Geſpinnſte
Kleiner Gewürme
Tief in dem Graſe;
Bis zu der Blaſe
Die auf dem Schemen
Luftig und helle
Flüchtig ſich ſtelle.

Nicht aus den todten
Lebloſen Maſſen,
Nicht aus verſteinten
Lava-Geſtalten,
Nicht aus den kalten,
Kunſtvoll vereinten
Pompeji-Gaſſen

Springen des Lebens
Luſtige Boten
Die uns umfaſſen
Mit den bebenden
Flüchtigen Händen,
Die uns in leiſen
Schwingenden Kreiſen
Locken und ziehen.
Ewig vergebens
Iſt das Bemühen,
Uns aus der todten
Glutloſen Kohle
Flamme zu fodern,
Fehlt doch das Lodern,
Inneres Glühen.

Doch auf beſchwingter
Flüchtiger Sohle
Nahet der Engel
Thätiger Regung
Mit der Bewegung
Lilienſtengel,
Wo uns das Leben
Hüpfend umringet,
Treiben und Weben
Stets ſich bedinget;
Wo auf den Spuren
Aller Naturen,
Pulſen und Klopfen,
Schweben und Weilen,
Harren und Eilen;
Wallen und Reigen,
Fallen und Steigen,
Strömen nnd Tropfen,

Kreiſen und Rühren
Froh iſt zu ſpüren! —

Auf Dein Begehren,
Hohe Bewegung!
Sendet die Sonne
Strahlende Wonne
Früh auf die Reiſe;
Schiffen durch Gleiſe
Rollende Sphären.
Regſam entfaltet
Sichelgeſtaltet
Luna die Strahlen,
Und der Planeten
Namloſe Zahlen
Wandeln die Bahnen,
Die ſie betreten,
Auf dein Ermahnen
Ohne Verſäumen,
Fort in den Räumen. —

Du nur, Bewegung!
Leiheſt den Stoffen,
Wo ſie getroffen
Werden im Ringe
Seiender Dinge,
Athem und Seele,
Wirken und Walten,
Daß den Geſtalten
Innere Schöne
Leblos nicht fehle.
Jegliche Scene
Zeiget von Deinem
Götter-Erſcheinen;

Oben am Himmel
Wolkengetümmel;
Unten im Staube
Käfergewimmel;
Hoch in den Lüften
Zugvögel-Heere,
Unten auf Triften
Hüpfende Herde;
Tief in dem Meere
Tauſend Korallen,
Muſcheln und Rochen
Wimmelnd in Ballen;
Dann in der Erde
Heimlichen Adern
Hämmern und Pochen,
Heilende Quellen
Siedend zu kochen.

Du, o Bewegung!
Du gibſt den Keimen
Nächtlich verborgen
Tief in der Erde
Finſtern Stellen,
Rüſtige Schwingen,
Daß ſie ſich ringen
Auf zu den Räumen,
Wo ſie ein Morgen
Lichtvoller Düfte
Koſend umfanget,
Und ſie der Lüfte
Reigen empfanget.
Du giebſt den feuchten,
Hellen und vollen,
Lieblichen Augen

Leben und Leuchten,
Zündendes Rollen,
Wonniges Saugen
An den ſo milden
Lebensgebilden;
Daß ihr Genetze
Klar uns ergötze,
Daß uns die Dinge
Alle, im kleinen
Magiſchen Ringe
Schöner erſcheinen
Du nur belebeſt
Buſen voll Feuer,
Schwelleſt und hebeſt
Jeglichen Schleier,
Der bald durch Schmerzen
Steiget und wallet,
Und bald im Scherzen
Sinket und wallet;
Du gibſt den Tänzen
Rhythmus und Leben,
Wenn uns in Kränzen
Reihen umſchweben;
Legeſt in Formen
Liebliche Normen,
Legeſt in Glieder
Wellenſpiel nieder.

Du, o Bewegung!
Quelle des Lebens!
Jegliches Strebens
Erſte Erregung!
Du, o Bewegung!
Halte noch länger

Muthigen Sänger
Hoch auf den Wogen
Schiffender Töne,
Daß ihm das Schöne
Komme gezogen,
Leicht wie ein Weben
Huldig in's Leben!

4.

Wäldernacht.

Nimm mich auf, o begeiſternde Nacht des ſchweigenden Waldes!
Und du, geheiligte Stille! die du dich mächtig gelagert,
Wie die geringelte Schlange um die ruhenden Bäume,
Nimm mich auf, der ich eilends entflohen mit flüchtigem Schritte,
Der beengenden Schwüle des Zimmers, dem Lärm der Gaſſer,
Der Geſellſchaft leerem Geſpräch, auch den freundlichen Worten
Der Geliebten. Der wenigen Freunde engerem Kreiſe
Nun auch entronnen, rett' ich in deine Gewinde,
Ernſter Wald! die vom leeren Getändel ermüdete Seele.
Es verlöſchen allmälig im ruhig klopfenden Buſen
Mir die locker gezeichneten, ſchwankenden Bilder des Tages,
Das Gewühle von drängenden Formen, das wirre Getöſe,
Das im bunten verwirrten Gemiſche von Farben und Tönen
Mir durch Auge und Ohren in die Tiefe der Seele gedrungen,
Fliehet verſcheucht zurück, ſchon weichet und ſchwindet es gänzlich,
Und das majeſtätiſche Haupt des denkenden Waldes
Siehet mit hohem Ernſt mich an, das Herz mir erfüllend
Mit dem geheiligten Schauer überirdiſcher Ahnung.
Leiſ' und ernſt, wie der ſchreitende Geiſt verſtorbener Helden,
Geht ein geiſtiges Wehen durch die liſpelnden Zweige,

Kaum verſpürbar mir lüpfend die entfeſſelten Haare.
Hehr und düſter ſchauet die ſinnige Bläue des Himmels
Durch verſchlungene Aeſte mir in das umdunkelte Auge,
Und es entſteigen den ruhigen ebenen Wogen der Seele
Klar die Gedanken, die tief ſich im reichen Boden gewurzelt,
Die durch das Toben und Treiben, durch ſtetes Empören der Wellen
Dunkel geblieben auf der getrübten Fläche des Lebens.
Wie ſie nun ſteigen aus der beſchwichtigten Flut des Gemüthes,
Sich entwindend der Tiefe, wie die Göttin der Weisheit,
Leicht und bepanzert, auf einmal ſpringen in's luft'ge Daſein.
Denn es ſcheuet das Denken, die ſtirnethronende Gottheit,
Und der Ernſt auch ſcheuet des Marktes lautes Getümmel.
Nicht in die Menge greifen die Götter, ein Haupt ſich zu wählen,
Aus der Rotte nicht ſchafft ſich Apoll den kräftigen Heros.
Wie die jungfräuliche Scham verhüllet das erröthende Antlitz,
Wo die Menge ſich nahet: ſo verhüllet der hohe Genius
Sich das Haupt, wo das Gedränge ſich treibet.
Wie denn willſt du in dir den Geiſt, den ſchaffeuden finden,
Wenn du dich ſelbſt kaum findeſt im ſteten bunten Getümmel?
Ja, es ziehen in Hauſen wohl umher der Sperlinge Scharen,
Wie auch der Dohlen und Kraniche geſchwätzige Reihen;
Doch die denkende ſinnige Eule, das Sinnbild der Weisheit,
Niſtet allein in den Ritzen der finſtern Berge.
Ungeſellig horſtet der Aar in nächtlichen Föhren.
Wie in der Erde finſterm Schacht ſich emſiglich fördert
Edles Metall, ſo fördert die ſchaffende heilige Stille
Das Gedieg'ne, tief erzeugt in der Werkſtatt des Denkens.
So ſei auch du mir erfreulich, umnachtetes Plätzchen!
Laß mich, o Wald! von deinen düſtern Armen umfangen,
Denken und dichten, laß mich ſingen die ſinnige Weiſe.
Wehe mich an mit deinem ernſten Schauer, Stille des Waldes!

Löſe mit deinem Geiſterkuß mir die zagende Lippe,
Und erſchließ' mir des Sanges fröhlich ſprudelnde Quelle.
Trag auf deinen Schatten mich zur hohen Begeiſterung,
Daß ich durch die Oede hauche die Töne der Wehmuth,
Schatten anrufend um Balſam und tröſtende Kühle,
Und die Stimmen der Echo zum freundlichen Einklang erwecke.

* * *

Was ſchwindet und was weilet.

Leb wohl, o Jugend! gold'nes, — ſüßes Leben,
Du Frühroth meiner erſten Roſenlenze,
Leb' wohl, die Töne deiner Feentänze
Ich höre ſcheidend ſie von hinnen beben.

Des Hoffens viel haſt du mir einſt gegeben,
Doch nun ich ſteh' an deiner Scheidegränze,
Im Wahn, daß ſich zur Frucht die Blüth' ergänze,
Seh' ich wie Wolkenſchatten dich entſchweben.

Und mit dir geh'n des Lebens friſche Farben,
Dir folgt der Ton der zartbezog'nen Saiten,
Die nun, verſtimmt, das Herz nicht mehr erweiten;

Das Ernſte ſoll ich klanglos nun erbeuten;
Des Frühlings Blumen, die mir früh erſtarben,
Erſetzen durch des Sommers trockne Garben.

Leb' wohl, o Liebe! unbegriff'nes Weſen,
Empfindungsduft, des Herzens ſtumme Sage,
Leb' wohl! ach, nimmer nützt es, daß ich zage
Aus deinen Blumenfäden mich zu löſen,

Die, ach, ſo ſanft wie Mutterhand geweſen;
Doch löſeteſt du nie des Herzens Frage,
Warum kein Herz mit ihm verwandtet ſchlage,
Und nie konnt' ich an Liebebruſt geneſen.

Ein ausgebranntes Haus ſteh' ich im Leben,
Allein, zerfallen, öd' und leer und ſtille!
Mich drängt kein Wirken, Treiben oder Streben,

Mich regt kein Wunſch und mich beſtimmt kein Wille;
Des Daſeins Reiz hat ſich der Bruſt entrungen,
Die Liebe, die das Leben mir bedungen.

Leb' wohl, o Ehrgeiz! bunte Eintagsfliege,
Berauſchend ſüßes Gift der Erdengötter.
Leb' wohl! o wähne nicht, du ſtolzer Spötter,
Daß ich, nach Kampf und ſchweißgetränktem Siege,

Mit deinen Schaumünzen mich begnüge;
Daß ich verachte Glück und Sonnenwetter,
Damit der eitle Kranz der dürren Blätter
Das glückentlad'ne Haupt mir einſt umfliege!

Dem Blitzſtrahl nicht, und nicht den Donnerſchlägen
Hebt ſich erquickt die Saat, das Moos entgegen!
Dem ſtillen Thau der Nacht, dem leiſen Regen

Erſchließt, mittheilend ſüßgeſchwellte Fülle,
Das Halmenhaupt, die Knoſpe ihre Hülle;
Geräuſch macht wach, doch glücklich macht die Stille.

Verweile Freundſchaft, kummertröſtend Fühlen!
Geheiligt Gut; des Herzens ſchönſter Glaube!
Die du allein gefolgt dem Sohn vom Staube,
Als in des Schickſals grauſam harten Spielen

Die Götter alle treulos von ihm fielen
Und mild entſteigend deiner Edenlaube
Dich ſelbſt dem Erdenkerker gabſt zum Raube,
Des Menſchen brennend Auge abzukühlen!

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Wie Mutterhände ſtets das heißgeliebte,
Erkrankte Kind ſo ſanft und liebend hegen;
Die Hände, die nur treue Liebe übte

Es ſorgſam weich zu betten und zu legen,
So wolle mir das Herz, das tiefbetrübte,
Die Hand der Freundſchaft kräftigen und pflegen.

Verweile Hoffnung! Kind aus Roſendüften
Als Schmetterling durch's Leben hingetragen,
Umfange mich mit wonnigem Behagen
Wie Saitengruß von fernen, fernen Triften;

Wie Liebeslaut von lauen Lenzeslüften
Durch ſtille Nacht dem Ohre zugetragen,
Die es verkünden mit verſchämtem Zagen,
Daß gern mehr uns herüberſchifften.

Ich zieh' hinauf an deinem Strahlenbogen,
Den durch des Lebens Wolken du gezogen,
Zum Himmel nie geſtörter Seelenwonne,

Ich ſteh' mit dir in höh'ren Atmoſphären;
Das Nied're nur kann Wolkendunſt beſchweren,
Wer ſich recht hoch zu ſtellen weiß, hat Sonne!

Verweile Dichtkunſt! höchſte Gottesgabe!
Vergeiſtigung des Seins! Verſchmelz der Seelen!
Wer dich erkennt, wird nie das Schickſal ſchmälen,
Daß es zu karg bedacht ſein Leben habe.

Die ganze Schöpfung reicht ihm Koſt und Labe,
Er kann zu Blumen ſich und Sternen zählen,

Auf Fluren bald, und bald in Götterſälen
Iſt eig'ner Duſt und Klang ihm reiche Habe.

O Tröſterin, die ich in Abendſtunden,
Wenn ich im Schatten ruhumzog'ner Haine
Bewußtlos ſtille Sehnſuchtstropfen weihe,

Ganz unverhofft zur Seite mir gefunden;
Fandſt du mich werth, dich einmal nur zu ſehen,
Darf ich mit Recht um dein Verweilen flehen!

* * *

An die zukünftige Geliebte.

Ich ahne dich im Klang der Philomele,
O Bild, das wachend ich noch nie geſehen!
Und wie die ſanften Töne zu mir wehen,
Entſteigt der tiefbewegten weichen Seele,

In Formen, die ich tief im Buſen hehle,
Ein Bild, geſchmückt mit allem Reiz der Feen,
Wie ich vom Himmel oft mit heißem Flehen
Begehrt, daß er ein Weib mir anvermähle.

O ich verſtehe deine ſüße Kunde,
Die du durch Nachtigall mir künden laſſen!
Du ſprichſt gewiß in dieſer Ahnungsſtunde

Die Töne aus, wie ſie in's Herz mir paſſen:
Was geiſtig iſt verwandt auf dieſem Runde,
Muß ungekannt ſich liebend doch umfaſſen.

Ich ſehe dich in wonnevollen Träumen,
Die ſchmeichelnd oft das Leben mir verzieren,
Wie Morgens ſie dein Bildniß vor mich führen,
Bleibt es mir nah mit liebevollem Säumen;

Und wie ſie auch, ein leicht zerfließend Schäumen,
Dein wonnig Leben grauſam mir entführen,
Hör' ich nicht auf, dir liebend nachzuſpüren,
Und gebe Weſen dir in dieſen Räumen.

Was träumend ſich dem Geiſte hat entrungen,
Sind Töne, die von Innen angeklungen,
Vom äußern Leben dennoch ſind bedungen:

Und was dem innern Auge ſich geſtaltet,
In Wirklichkeit ſich dem Gemüth entfaltet,
Das treu und feſt an ſeinem Daſein haltet.

Ich höre dich, wenn mir in Morgenröthen
Aus friſchem Grün die nahe Wachtel ſchlaget;
Und wie ſie munter bald, und bald verzaget
Mein Herz erfaßt mit ihrem Zauberflöten,

Iſt's bald, als wie in ſchmerzlich ſtillen Nöthen
Ein tröſtend Wort dem kranken Geiſt behaget,
Und bald, als ob ein Wehe, mir geklaget,
Mit unbekanntem Leid mich wolle tödten.

Dein Ton iſt es, der in die Luft gegoſſen,
Mit dunklen, nie enträthſelten Gewalten
Bezaubernd mir das dunkle Ohr umfloſſen.

O feſt will ich an dieſem Ton mich halten,
Bis ich ihn einſt in ſüßen Harmonien
Beflügelt ſeh von deinen Lippen fliehen.

Ich fühle dich, wenn balſamvolle Weſte
Mit Gras und Halmenſpitzen koſend ſpielen,
In vollen Zweigen liebebuhlend wühlen;
Wenn aus dem Grün der ſanftbewegten Aeſte

Ein Zephyr naht aus ſeinem Blüthenneſte,
Um lau und lind die Wangen mir zu kühlen,

Und mit den Blüthen, die ihm zart entfielen,
Mich angeweht zum duft'gen Roſenfeſte.

Dann fühle ich dein unſichtbares Nahen
An Lüften, die erquicklich mich umfahen,
Am Säuſelgruß, der wonnig mich durchbebet;

Am reichgewürzten Duft, der mich belebet:
An dem Erröthen jetzt, jetzt am Erblaſſen,
Fühl ich voll Glut dein geiſtiges Umfaſſen.

Ich pflege dich, wie in verſchloß'ner Schale
Den Perlenſtoff die kranke Auſter pfleget,
Es iſt der Tod und wird doch zart geheget;
Und wie ich auch mit Leben es bezahle,

Daß ſich ein Tropfen von dem Liebesmahle
Mit klarem Glanz mir in das Herz geleget;
Ich wart' ihn treu, ſo lang' er ſich beweget,
Ob auch ſein Glanz mir ſichern Tod nur ſtrahle.

Wem einmal aus des Himmels hohen Hallen
In off'ne Bruſt der Tropfen iſt gefallen,
Iſt heimgeſtellt dem ewigſiechen Sehnen;

Hat er auch in dem heißen Bad der Thränen
Gelindert ſeinen Herzensdruck gefunden,
Zum heiteren Leben wird er nie geſunden.

Ich glaube dich ſo innig, wie die Frommen
Das Leben glauben nach der Todesſtunde,
Und wie ihr Herz, das tief verletzte, wunde,
Den ſüßen Troſt hat willig angenommen,

Daß ſie nach Nacht in ew'ge Helle kommen:
So gibt ein heilig Ahnen mir die Kunde,
Daß noch ein Weſen hier auf dieſem Runde
Mit mir von gleicher Sehnſucht ſei entglommen.

So komm Geliebte! komm du Unbekannte!
Die ein geheim Geſetz die Meine nannte,
Und ungeſeh'n mein Herz mir anvermählte;

O komm Geliebte! ſtille mein Verlangen,
Beſchwichtige des Herzens traurig Bangen;
O komme bald, du geiſtig Auserwählte!

◆

Nachtfalter.

1.

Wenn ihren Nonnenſchleier
Hat ausgehängt die Nacht,
Sitz ich in ſtiller Feier,
Das Fenſter aufgemacht.
Mit Aeuglein voll Schimmer
Schau'n Sterne mild herein,
Und füllen mir das Zimmer
Mit wunderbarem Schein.
Wie lieb ich die Betrachtung
Der ſchönen, großen Stadt,
Wenn liebliche Umnachtung
Sie leiſ' umdämmert hat;
Wenn in die breiten Straßen
Der Mond herunterſchaut,
Und alle Häuſermaſſen
Mit Silber überthaut.
Da kann ich nicht mehr bleiben
In meiner Zimmergruft,
Ich muß herum mich treiben,
Und ſchwimmen in der Luft;
Ich wandle ſo allmälig
Durch's Mondenlicht dahin,
Bis ich ganz herzensſelig
An Liebchens Fenſter bin;
Da ſchau' ich in die Höhe,
Das Auge ausgeſpannt,

Ob ich die Holde ſehe,
Die liebend ich erkannt;
Und ſende leiſe Grüße
Hinauf nun durch den Raum,
Daß ſie die Holde, Süße,
Umflattern noch im Traum.

2.

Du ſüße, böſe Frühlingsnacht,
Das iſt nicht ſchön von dir,
Daß du in deiner milden Pracht
Nur immer ſprichſt von ihr!
Daß du mit Liebe Hand in Hand
So in mein Weſen dringſt,
Und ſie mir ſo als Contreband'
Bei Nacht und Nebel bringſt.

Wenn ich dein klares Sternbild ſchau,
Fällt mir ihr Auge ein,
So klar und rein und freundlich blau,
Und drinnen Sonnenſchein;
Und wenn dein Odem ſanft und mild
Das heiße Herz erſchließt;
Iſt's grad' als wenn ihr ſüßes Bild
Voll Frieden mich umfließt.

Und wenn ein ferner Schäferſang
Melodiſch zieht einher,
Iſt's grad, als wenn's ein holder Klang
Von ihren Lippen wär';
Und wenn Aurora zu dir zieht,
Und golden dich umwebt,
Iſt's grad', als wenn ihr Augenlid
Sich freundlich zu mir hebt.

Du ſüße, böſe Frühlingsnacht,
Das iſt nicht ſchön von dir,
Daß du in deiner ſtillen Pracht
Nur immer ſprichſt von ihr!
Du ſüße, böſe Frühlingsnacht,
Du flieheſt ſchon von hier?
O bleibe doch, du ſüße Nacht,
Und ſprich mir ſtets von ihr!

3.

Sie iſt grauſam, ſie iſt mild;
Grauſam iſt die ſüße Schöne,
Milde iſt die ſüße Nacht,
D'rum hab' ich die Klagetöne
Nur der letzten dargebracht.

Sie ſind zürnend, ſie ſind ſanft;
Zürnend ſind der Holden Blicke,
Sanft ſind ew'ge Sterne, mild;
D'rum an dieſen mich erquicke,
Wenn von jenen Schmerz mich füllt.

Er iſt roſig, er iſt bleich,
Roſig iſt der Mund der Theuren
Bleich iſt Mondes-Silberſchein;
D'rum von jenem Purpurfeuer,
Schau ich ſchnell in Mond hinein.

4.

Ja, Tag iſt ſtets in meiner Bruſt,
Ja, Tag auch bei der Nacht;
Weil tief in mir in Frühlingsluſt
Der Liebe Sonne lacht.

Ja wenn der Tag hinunterſteigt,
Und zieht einher der Mond;
Des Herzens Sonne ſich erſt zeigt
Am Liebeshorizont.

Es ſchweiget ſtill die leere Welt,
Das Herz allein bleibt laut;
Die Liebe zieht in's Herzenszelt
Wie eine junge Braut.

Es klopft in allen Pulſen mir.
Ich höre jeden Schlag;
Und jeder Schlag ſpricht nur von ihr,
Das hört ich nicht bei Tag.

Es pocht das Herz, ich ruf': „Herein!
„Wer nahet noch ſo ſpät?“
Es iſt das Bild der Holden mein,
Das ewig mit mir geht.

So Tag iſt Tag und Nacht iſt Tag,
Wenn Liebe in uns lebt;
O Holde, Heißgeliebte, ſag'
Ob Sonne dich umwebt?

Denn Licht iſt wo dein Zauber weilt,
Und Licht, wenn man dich denkt;
Die Sonne hat ſich wohl zertheilt
Und halb ſich dir geſchenkt.

5.

Du böſes Weib, du böſe Nacht,
Das iſt von dir nicht brav,
Haſt deinen Mann nicht mitgebracht,
Den lieben, frommen Schlaf!

Was ſchleichſt du denn, du böſes Weib,
Allein in mein Gemach,
Und meinſt, ich bleib' zum Zeitvertreib
Wohl immer bei dir wach?

Iſt denn dein Mann auch allzumal
So recht ein Modemann,
Daß er ſein liebes Eh'gemahl
So leicht verlaſſen kann?

Ich lieb' dich nicht, wenn du allein,
Verführeriſch erſcheinſt,
Ich lieb' dich nicht, wenn du voll Schein
Den Schlummer mir verneinſt.

Ein Herz, das liebt, ein froh Gemüth,
Wird reich von dir beſchenkt,
Weil es bei Nacht im Geiſte ſieht,
Woran bei Tag' es denkt;

Doch wem das Herz zerriſſen hat
Erinnerung und Qual,
Der wird noch mehr des Kummers ſatt
An deinem bleichen Strahl.

D'rum flieh' von mir, du Buhlerin,
Dem Glücklichen geneigt,
Der dir des Tages Luſtgewinn
In trauter Stille zeigt.

Mein Herz iſt öde, leer die Bruſt,
Ich weiß von keinem Glück;
Du biſt ein Weib, du liebſt die Luſt,
So fleuch von mir zurück!

Silhouette.

Ihre Locken.

Laßt mich los, ihr Ringelſchlangen,
  Goldne Schlangen, zart und hold,
Traurig iſt es ſein gefangen,
  Wär' der Kerker auch aus Gold.

Wie ſie um die Bruſt ſich ringeln,
  Tauſend Schlangen groß und klein,
Wie ſie nach dem Herzen züngeln,
  Mit dem Häkchen, gelb und fein.

Wie ſie ineinander wühlen,
  Dieſe loſe Schmeichelbrut,
Wie ſie auch ſo freundlich ſpielen,
  Dürſten ſie nach Herzensblut.

Und nun gar nach Dichterherzen!
  Dichterblut iſt gar ſo ſüß!
Lieblich ſchmollen, lieblich ſcherzen;
  Dichter können das und dies.

Nun, ſo nehmt mich denn gefangen!
  Wehrt ſich je ein Menſchenſohn ?
Nehmt mich hin, ihr gold'nen Schlangen,
  Ewig eu'r Laokoon!

Ihre Stirne.

Will ſich Schnee zuſammenwölben,
Daß er wird zu Elfenbein,
Dieſen Locken dort, den gelben,
Weiße Brücke nun zu ſein?
Daß ſie hin und wieder wallen
Auf dem runden Bogenſprung,
Und in ſüßer Huldigung
Ihm zur Seite niederfallen?

Iſt das Elfenbein zergangen,
Daß es wird dem Schnee zugleich?
Daß die böſen, ſeid'nen Schlangen
Ruhen auf dem Kiſſen weich?
Iſt's ein Schwan, der ſanft und ſittig,
Wie aus einem gold'nen Teich,
Aus dem gold'nen Lockenreich
Hebt den ſilberweißen Fittig?

Iſt es Schaum, der Fluth enthoben,
Die am Lilienſtrand ſich bricht,
Und geſchickt hineingewoben
Von des Mondhofs Silberlicht?
Nein, es iſt ein Silberſpiegel;
Auf der Fläche, rein und klar,
Prüfen, kreiſend wie ein Aar,
Die Gedanken ihre Flügel!

Ihre Augen.

Augen, Augen, Böſewichter!
Augen, Augen, Taubenpaar!
Quälet ewig euren Dichter,
Macht ihn ſelig immerdar.

Jetzund ſeid ihr Gluthverpraſſer,
Sprühend Sonnenlicht,
Schwimmet jetzt im Himmelswaſſer,
Daß das Herz mir bricht.

Wundermaler, ihr ſelbander
Malet einen Gegenſtand,
Habt ihn magiſch miteinander
Immer doppelt hingebannt;
Daß es nimmer zu entſcheiden,
Wer das eine Bild gemalt,
Weil aus jedem von den beiden
Stets des andern Farbe ſtrahlt!

Augen, Augen, Wunderſchweſtern!
Habt einander nie betrübt,
Wollt einander gar nicht läſtern,
Wenn ihr zwei doch Einen liebt!
Führet ſelbſten allerwegen,
Eine ihn der andern zu;
Will nur Eine Liebe pflegen,
Drückt ein Aug' die Andre zu.

Augen, Augen, wilde Neger!
Mit dem Bogen, mit dem Pfeil,
Seid ihr wahre Zauberjäger,
Was ihr zielt, wird euch zu Theil.
Wollt ihr auch den Sänger jagen?
Glaubt ihr, daß ihm Muth gebricht?
Klagen wird er, bitter klagen,
Doch entfliehen, fliehen nicht.

Laßt uns alſo Frieden brauchen,
Augen thut mirs offen kund,

Will in's ſchwarze Meer mich tauchen,
Eine Perle liegt im Grund;
Und dies Kleinod zu ergründen,
Tauch' ich muthig niederwärts,
Und der Sucher wird es finden;
In den Augen liegt das Herz!

Ihre Wangen.

Roth und weiße Roſ' zuſammen,
Standen in dem Blumenbeet,
Die geſtickt mit Sonnenflammen,
Die vom Mondlicht angeweht.

Und es lacht die Luſtentflammte
Jedes Auge ſchwellend an;
Doch dem weißen Lilienſammte
Sind die Herzen zugethan.

Und es lockt die rothe Sonne
Mit des Lichtes buntem Kreis;
Doch wir knien bei der Nonne,
In dem Schleier keuſch und weiß

Und es lockt die gluthenreiche
Jede Lippe an zum Kuß;
Doch da nickt die weiße, weiche,
Daß man ſie umhalſen muß.

Und es drang mit bittern Tönen
Auf zum Schöpfer Flora's Ruf,
Ihre Kinder zu verſöhnen,
Er nun, Holde! dich erſchuf.

Und auf deinen Blumenwangen,
Zart und mild, und weich, und warm,
Sind verſöhnt ſie aufgegangen,
Liegen ſich im Schweſterarm.

Und verſchämt im Liebgekoſe
Flieht und fängt ſich hier das Paar,
Und es flammt die rothe Roſe
Auf dem weißen Schneealtar!

Ihre Lippen.

Roſen? nicht Roſen ſeid ihr zu vergleichen
Weil an Roſen doch ein Dorn noch ſticht;
Auch Corallen müſſen dieſen Lippen weichen,
Denn Corallen bergen Perlen nicht.

Purpur? kann denn Purpur ſüße Laute ſprechen?
Blut? o Blut lad't nicht zu Küſſen ein!
Und Rubin? wie will ein Stein es ſich erfrechen,
Dieſer weichen Wärme gleich zu ſein?

Wenn ihr alſo Roſen nicht, und nicht Corallen,
Purpur nicht, nicht Blut und nicht Rubin,
Müßt als einzig ihr im Reich der Schönheit wallen,
Gleiches findet nimmer euch mein Sinn.

Wollt ihr länger mit dem Liebeswort noch ſäumen,
Das ſich wiegt auf eurem weichen Thron?
Ich ſeh' euch erglüht den erſten Kuß ſchon träumen,
Halb erwacht ahnt ihn die Knoſpe ſchon!

Die Schöpſung der Frauenaugen.

Ein milder Schimmer ſchwebt an Oſtens Aether,
Nicht Röthe iſt's, doch iſt's ein Colorit,
Wie Wangenlicht der Jungfrau als Verräther
Vor dem Erröthen noch in's Antlitz tritt;
So kündete der milde Schein, daß ſpäter
Der Morgen kommt mit ſeinem Flammenſchritt;
Und ob die Nacht allein auch will verweilen,
Ihr Himmelbett muß mit dem Licht ſie theilen.

Und in der umgeſtürzten blauen Schaale,
In welcher Tag und Nacht ſich noch umfing,
Da ſchwamm im ſtillen, feierlichen Strahle
Ein Sternbild, wie ein ferner goldner Ring,
Das ſah den Thau, der tief im Blumenthale
Als Waſſerſtern am Blatt der Roſe hing,
Und ſchickt, mit hohn- und ſtachelvoller Rede,
Dem Tropfen ſeinen gelben Strahl zur Fehde:

„Was flimmerſt du, du kleiner Strahlenaffe
Von Farben eines andern Lichts erhellt?
Nicht fremdes Feuer iſt es, das ich ſchaffe,
Denn glut- und ſtrahlenvoll iſt meine Welt;
Ich bin es, die als ſtrahlende Agraffe
Zuſamm' des Himmels blauen Mantel hält.
Mir zu Gefährten muß man Sonnen reichen,
Doch jeder Dunſt ſchafft tauſend deines Gleichen!“

Der Tropfen ſpricht: „Wohl magſt du ewig glänzen
Am Himmel hoch, im nie erſtorb'nen Schein;
Den Himmel will die Roſe mir ergänzen,
Der Roſe kann und will ich Sternbild ſein;
Beſcheid'nes Wünſchen ſchließt in engen Grenzen,
Im kleinen Raum ſo Stern, als Himmel ein.
Du magſt das All erhellen und beleben,
Ich bin beglückt der Einen Luſt zu geben!"

Das Sternbild ſpricht: „Wie kurz nur währt dein Blinken
Du kurzer Gegenkaiſer meiner Pracht,
Des Tages Strahl wird deine Farben trinken,
Und du erliſch'ſt in nie geweſ'ner Nacht,
Die Strahlenkrone wird vom Haupt dir ſinken,
Das Diadem aus Waſſerglas gemacht,
Die Roſe wird und du mit ihr vergehen,
Ich werde ſtets mich um die Sonne drehen!"

Der Tropfen ſpricht: „Ob Roſ', ob Sonne man begleitet,
Iſt man Gefolg' doch nur, gering und ſchlecht,
Wer nicht durch ſelbſt geſchaff'ne Wege ſchreitet,
In ſeinem Purpur bleibet er doch Knecht;
Von Sonne du, von Roſe ich geleitet,
Geziemt uns nicht der Herrſchaft ſtolzes Recht;
Doch du darfſt den Gebieter nicht berühren,
Der meine gönnt's mir, ſeinen Kuß zu ſpüren!"

Das Sternbild ſpricht: „So küſſet die Libelle
Die Flut, die ſie ſogleich verſchlingt,
Sie rinnt hinab mit ihrer Grabeswelle,
Der nimmermehr die Wiederkehr gelingt;
Doch ich erfülle ſtets mit Licht die Stelle,
Die mich am Himmel ewig wieder bringt;
Denn ew'ges Licht iſt meines Daſeins Hebel,
Doch dich bedingt ein weggehauchter Nebel!

Der Tropfen ſpricht: „Geſchmückt biſt du zu ſchmücken,
Als Nadel nur des Himmels üpp'ge Bruſt,
Die ſie anſteckt die Nacht=Welt zu berücken,
Dem Weſenall zu Lieb' nicht dir zur Luſt;
Als Schatz nur ſoll ich die Roſ' beglücken,
Als Schmuck iſt ſie ſich meiner nicht bewußt,
Du biſt Juwel im Anzug Ihrer Liebben,
Ich Liebesthrän' im Auge der Geliebten!“

Das Sternbild ſpricht: „Nicht Leben hat die Pflanze,
Die Roſe heißt, weil ſie im Graſe ſteht;
Der lebt allein, der ſelbſt im Sternenkranze
Ein glänzend Bild durch lichte Sphären geht.
Die Welt ſchmückt ſich, der Fürſt mit meinem Glanze,
Nach mir das Weltmeer ſeine Schiffe dreht,
Dich ſuchet Niemand in dem Blatt der Roſe,
Du Scheinfürſt in dem niedern Reich der Mooſe.“

Der Tropfen ſpricht: „Zu dir mag Ehrſucht ſenden,
Und Ehrgeiz auch den Blick, die ſuchen Schein;
Zu mir wird ſich das Herz der Liebe wenden,
Dem Kuß, der Sehnſucht werd' ich Leben ſein;
Der heißen Wange werd' ich Kühlung ſpenden,
Verſöhnend ſchließ' ich Glut und Fluthen ein;
Als Mittler zwiſchen Glanz und milden Wonnen
Bin ich dem Schooß des Aethers keuſch entronnen.“

Das Sternbild ſpricht: „Wohl ſtiehleſt du Auroren,
Im Blatt verſteckt, ein ſchnell perlöſchend Licht,
Du ſtirbſt jedoch durch ſie, die dich geboren,
Vergehſt, wenn ſie dir zeigt ihr Angeſicht.“
Der Tropfen ſpricht: „So ſüß und auserkoren
Als ſolcher Tod, iſt tauſend Leben nicht,
Du lebſt um fern der Sonne ſtets zu ſcheinen,
Ich ſterb' der Roſ' auf ewig mich zu einen.“

So ſtritten ſie, das Sternbild hoch verwogen,
Der Tropfen Thau mit leiſer Gegenred',
Da zog am hochgewölbten Lazurbogen
Der Tag herauf in ſeiner Majeſtät,
Am tiefen Saum der Blumenthale zogen
Die Wolken hin, von ſeinem Hauch verweht,
Und eine Wunderſchöpfung, glanzumwoben,
Hat aus dem Meer der Nebel ſich erhoben.

Und wie zum Lenztag eine Schäferſtunde,
So lag im Roſenkelch der Tropfen da,
Es webte ſich auf ſeinem zarten Grunde
Des Tages Reiz und ſeine Gloria;
Der Tropfen ward zum Stern im Roſenmunde
Wie Roſe man den Stern am Himmel ſah,
Da eilt ein Gott, ihr Licht ſchnell zu verſöhnen,
Sie küſſen ſich, — ſo ward das Aug' der Schönen!

So ſtrahlt es auch, wie eine ſchöne Dichtung,
Die ewig neu im reinen Lichte lebt,
Ein Sternbild glänzt in nie verſiegter Lichtung,
Wenn ſich der Wimpern Nacht vom Auge hebt;
Schickt es zum Himmel wehmuthsvoll die Richtung,
So iſt's ein Thau, in dem das Sternbild bebt;
Die Sonne ſelbſt kann nie was Schön'res ſchauen,
Als Thau und Stern im Auge ſchöner Frauen.

* * *

Tenzone.

Sprich, was kann dich mehr entzücken:
Schwarzes Aug' mit Feuerblicken,
Dunkle Brauen, ſchwarzes Haar?
Oder bringt dir mehr Gefahr
Blauer Augen Himmelsbogen,
Blonder Locken gold'nes Wogen?

— — —

Mit den ſchwarzen Locken, die um
Einen Schwanenhals ſich bogen,
Rangen um den Preis der Schönheit
Blonder Locken gold'nes Wogen;

Dort aus ſchwarzen Feueraugen
Amors Pfeile fernhin flogen,
Hier, der Sitz geſchwätz'ger Schalkheit,
Blauer Augen Himmelsbogen.

Paris, fäll' ein zweites Urtheil,
Wähl' und mach' es offenbar:
Welche Göttin iſt die ſchön're,
Oder bringt dir mehr Gefahr?

Hier das blondgelockte Köpfchen,
Blick ſo mild, und Aeuglein klar,
Dort des Südens ſtolze Kön'gin,
Dunkle Brauen, ſchwarzes Haar?

Wär' ich Paris, traun, ich würde
Dort des Südens Frucht mir pflücken,
Geiſt und Phantaſie verräth ein
Schwarzes Aug' mit Feuerblicken;

Geiſt und Phantaſie, die hohen
Reize, die auf ewig ſchmücken,
Dazu jugendliche Schönheit,
Sprich was kann dich mehr entzücken?

Schwarzes Aug' iſt Bild der Nacht,
Und die Nacht iſt menſchenfeindlich;
Blaues Auge lebt und lacht,
Wie der Morgenhimmel, freundlich.

Schwarzes Aug' iſt Farbentod,
Tödten will's, nicht Liebe theilen;
Blaues Aug' nur ſchalkhaft droht,
Es verletzt nur um zu heilen.

Schwarzes Aug' iſt Tyrannei,
Herrſchen will es, und nicht minnen;
Blaues Aug' iſt Liebestreu,
Und nur Treue will's gewinnen.

Schwarzes Haar iſt Rabenhaar,
Herzen ſtiehlt's nur zum Ergötzen;
Blondes Haar wird blank und baar
Herz für Herz dir ſtets erſetzen.

Schwarzes Haar iſt lodernd Blut,
Und was lodert, ſtirbt geſchwinde;
Blondes Haar iſt Mondesglut,
Ewig leuchtet es gelinde.

Schwarzes Haar iſt Eiſenring,
Kann wohl feſſeln, doch nicht binden;
Blondes Haar iſt goldne Schling',
Der ſich Niemand mag entwinden.

Blaues Aug' nur du allein
Biſt mir Licht und Stern und Sonne;
Blondes Haar, dein goldner Schein
Iſt mir Troſt und Luſt und Wonne!

D'rum konnt' ich die Stunde lang
Ach! nach ihr allein nur ſehen;
Wohl ward mir, und doch ſo bang',
Herz wie iſt dir denn geſchehen?

* * *

Die rechte Zeit.

Der Morgen naht in ſüßer Farbenmiſchung,
Es ſiegt das Licht im frühen Dämmerſtreit,
Da ſtrömt ein neues Leben voll Erfriſchung
In unſre Bruſt, ſie athmet weit.
Den milden Schein, den roſigen, zu trinken,
Entringt mein Liebchen ſich dem Schlaf,
Vergebens will die Wimper niederſinken,
Als das geöffnet' Aug' den Liebſten traf.
Den Liebſten kann ſie nicht, das Licht nicht miſſen,
Es ſchlägt das Herz in hoher Freudigkeit;
Gewiß, der Morgen iſt die rechte Zeit,
Die rechte Zeit zu lieben und zu küſſen!

Der Mittag naht, ich rett' aus ſeiner Schwüle,
Mich eilends in das ſchattende Gemach,
Da ſitzt die Liebſte in des Zimmers Kühle,
Der Wärme gibt ſie und der Liebe nach.
Verſtohlen durch des Fenſtervorhangs Seide
Belauſchet uns ein heller Sonnenblick,
Daß ich auch dieſen loſen Zeugen meide,
Zieh' ich in's ferne Sopha ſie zurück.
Da lehnt ſie matt auf kühlen Seidenkiſſen,
Umfängt mich leicht im leichten Sommerkleid;
Gewiß der Mittag iſt die rechte Zeit,
Die rechte Zeit zu lieben und zu küſſen!

Der Abend naht; wie ſeine Schatten locken!
Komm Liebſte, komm hinaus in's Thal,

Getrieben wird, wie leichte Wolkenſchatten
Zu Bette nun der letzte Sonnenſtrahl.
Zu Ende iſt des Tages lautes Treiben,
Zur Stille läd't die Geißblattlaube ein;
Im Lärmen wird die Liebe ſtill ſtets bleiben,
Doch in der Stille wird ſie lauter ſein;
Kaum darf der Liebſten Aug' es wiſſen,
Wie Lieb' und Scham ſo reizend ſich entzweit,
Gewiß, der Abend iſt die rechte Zeit,
Die rechte Zeit zu lieben und zu küſſen!

Die Nacht, ſie naht, und mit ihr die Erhörung,
Denn Finſterniß ſpricht Liebenden das Wort;
Geſichert vor des Tages bitt'rer Störung,
Empfängt ſie mich am ſtillverwahrten Ort.
Es ſucht der Mund den Mund, und ihn zu finden,
Leiht mir ihr Aug', den milden Zauberſchein;
Es iſt ein Flieh'n, ein Nah'n und ein Entwinden,
Und ſelbſt das Sträuben ſpricht: „Ich will'ge ein."
Die Hände ſind der Redekunſt befliſſen,
Im ſanften Druck ſpricht Liebesdeutlichkeit,
Gewiß, die Nacht, ſie iſt die rechte Zeit,
Die rechte Zeit zu lieben und zu küſſen!

* * *

Der Liebe Luſt und Weh.

Iſt es Luſt in meinem Herzen?
  Iſt es Weh, was mich erfüllt?
Iſt es Luſt, wie kann es ſchmerzen?
  Iſt es Weh, wie iſt's ſo mild?
Iſt denn Luſt und Weh' ſo ſehr vereinigt,
Daß der Schmerz mich labt, die Luſt mich peinigt?

Iſt es Glut in meinen Thränen?
  Iſt es Thau im Augenkreis?
Iſt es Glut, wie kühlt's das Sehnen?
  Iſt es Thau wie brennt's ſo heiß?
Iſt denn Glut und Thau zuſamm' geſetzet,
Daß die Glut mich kühlt, der Thau mich ätzet?

Iſt es Troſt in meinem Sange?
  Iſt es Leid in meinem Lied?
Iſt es Troſt, wie tönt's ſo bange?
  Iſt es Leid, wie bringt es Fried'?
Iſt denn Troſt und Leid in Eins gefüget,
Daß der Troſt mich trübt, das Leid mir g'nüget?

Iſt es Tag in meiner Seele?
  Iſt es Nacht, was mich umgrenzt?
Iſt es Tag, und Sonne fehle?
  Iſt es Nacht, und Hoffnung glänzt?
Iſt denn Tag und Nacht ſo ſehr verſchwiſtert,
Daß die Nacht mir ſcheint, der Tag mich düſtert?

Luſt und Weh, und Glut und Fluten,
  Leid und Tröſtung, Tag und Nacht,
Wie ſie nie vereint noch ruhten,
  Einet ſich der Liebe Macht;
Eins mit ſich, und doch von ſich geſchieden
Fühlt man ewig ſich in Krieg und Frieden!

Und ſo leb' ich, will ich leben,
  Ewig ſtill und aufgeregt.
Widerſtreben, hin mich geben,
  Ruhend jetzt, und jetzt bewegt!
Knecht der Lieb' und Herr doch auf der Leier,
Meiner Herrin Sclav', mir ſelbſt ein Freier!

* * *

Das Schauſpiel im Schauſpiel.

Das Schauſpiel hatte endlich nun begonnen,
Und was ſie ſpielten, ſie nannten es ein Stück;
Die Flitterhelden, die Theaterſonnen,
Sie traten ein und zogen ſich zurück;
Der leere Schall war mir im Ohr zerronnen,
Dem weſenloſen Schein entfloh mein Blick,
Der bunte Staat und die geſchminkten Wangen,
Sie konnten Aug' und Sinn mir nicht befangen.

Sie konnten Aug' und Sinn mir nicht befangen,
Weil ſich ein neues Schauſpiel dar mir ſtellt,
Ein Frauenbild mit zartgefärbten Wangen;
So tritt das erſte Roth aus Oſtens Zelt!
Und als der Wimpervorhang aufgegangen,
Von ihrem Aug', war eine neue Welt
Voll Wahrheit, Licht, Gefühl und Glanz und Leben,
Dem froherſtaunten Auge preisgegeben.

Dem froherſtaunten Auge preisgegeben
Ward nun ein Schauſpiel voller Poeſie,
Mit Körper ſchien ſich Dichtung zu verweben,
Verwirklicht ſchien die Fabel der Magie.
In Formen, die der Hüllenhaft entſtreben,
Liegt zaubervoll die Macht der Harmonie,
Ein Maientag ſchien durch das Haus zu tagen,
Als ſie das Auge freundlich aufgeſchlagen.

Als ſie das Auge freundlich aufgeſchlagen,
Erbebte tief mein ſüßerſchrocknes Herz
Sie anzublicken konnt' ich nimmer wagen
Doch blieb mein Blick auch nirgend anderwärts.
Geſpalten ſo in Wagen und in Zagen,
Empfand Behagen ich an dieſem Schmerz,
So hatt' ich ſie zu ſchauen Muth gefunden,
Begierig ſelbſt mich tiefer zu verwunden.

Begierig ſelbſt mich tiefer zu verwunden,
Sah' unverwandt ich ihr in's Angeſicht.
So hat ihr Blick mich einmal aufgefunden,
Und in mein Weſen ſchoß ein Strom von Licht;
Doch was er ſprach, ich konnt' es nicht erkunden,
Noch ſinn' ich nach und ſeh' die Deutung nicht,
Noch ſinn' ich nach und kann es nicht erſinnen,
Ob aus dem Blick war Hoffnung zu gewinnen.

Ob aus dem Blick war Hoffnung zu gewinnen.
Sprich Himmel ja, ſonſt ſpricht die Hölle nein!
Doch auch das Zweifeln iſt ſchon ein Beginnen
Der Seligkeit, gewiß geliebt zu ſein.
So will ich ſtets und ewig d'rüber ſinnen,
Aus Tag und Nacht mir weben einen Schein,
Und dieſen Schein, den ich mir ſelbſt gewoben,
Will meiner Liebe bräutlich ihr verloben.

◆

Abend-Viſion.

Die letzte Glut war ſchon in mildem Schein zerronnen,
Die Dämm'rung hielt, ein Wimper zart und weich,
Das Aug' der Abendwelt mit ſeid'nem Flor umſponnen;
Der Mond allein, dem guten Wächter gleich,
Er ſieht nur halb und leicht, was loſes wird erſonnen,
In Amor's und in Hesper's Zauberreich,
Und Liebe, Baum und Blatt, aus Licht und Schwüle,
Tritt neuerfriſcht in's Reich des Dunkels und der Kühle.

Ich lag dahin geſtreckt in dieſen Dämmerungen,
Die Blumen ſpielten um der Locken Saum,
Mich hielt ein waches Träumen zauberiſch umſchlungen,
Ich hörte, ſah, doch wie? ich weiß es kaum.
Ein Glockenſpiel war rings umher das All erklungen,
Mir ſprach die Luft, die Blüthe und der Baum,
Ich hörte, kaum weiß ich dies Hören mir zu deuten,
Den Lorbeer und die Roſ' bei meinem Haupt ſich ſtreiten.

Der Lorbeer ſpricht: „Nicht nur des Schwertes ſcharfem Hauen
Ergiebt gefangen ſich mein edler Aſt,
Wohl gerne mag ich grünbekränzet den auch ſchauen,
Der mit des Sanges weichem Stahl mich faßt,
Der mich gewinnt, wie das zarte Herz der Frauen,
Das ſich ergiebt der ſüßen Lieder Laſt;
So will ich denn auch ihn mit meinen reichen Zweigen
Umfahn, als Reif des Ruhms ob ſeinem Haupt mich neigen."

Die Roſe ſpricht: „Wohl mag dem Reis das Haupt ſchön zieren,
Das, glückentladen, jeden Schmuck entbehrt;
Doch wird es freundlich auch das volle Herz ihm rühren,
Das Herz, das nur ein gleiches Herz begehrt?
Der Ruhm iſt Glanz, und Glanz will es nicht führen,
Weil Glanz des Lebens ſtilles Glück verſehrt;
Die Liebe nur, die lebt von Tönen und von Düften,
Vermag allein dem Sänger dauernd Glück zu ſtiften.“

Der Lorbeer ſpricht: „Die Liebe kann wohl Seelen g'nügen,
Die ſich gefallen in ſich ſelbſt allein;
Der kühne Adler wird der Sonne zu ſtets fliegen,
Ihn labet nicht des Mondes weicher Schein.
Die Liebe mag als Ring ſich um das Leben ſchmiegen,
Der Ruhm jedoch iſt d'rein der Edelſtein,
Er geht voran die Bahn hier auf der Erden,
Um ebenbürtig dem Erhabenſten zu werden!“

Die Roſe ſpricht: „Der Gletſcher auch ſteht hoch, es wogen
Des Lichtes Wellen um ſein Haupt mit Luſt;
Doch uns ſcheint nur ſein Glanz, er ſelber iſt betrogen,
Nicht iſt er ſelbſt der Strahlen ſich bewußt;
Die lauen Weſte, mildeathmend hergezogen,
Durchwärmen nicht die eisumzog'ne Bruſt,
Die Herzen nur allein, die Liebe nicht verſcheuchten,
Vermögen es zugleich, zu wärmen und zu leuchten!“

Es hatten Beide eine Weile ſo geſtritten,
Was wohl des Sängers Leben mehr beglückt,
Als doch die Roſe, ſchmollend [illegible] halb mit Bitten,
Dem Haupt des Halberwachten näher rückt;

Und auch der Lorbeer, der das letzte Wort gelitten
Das ihm die Roſe ſprach, verſöhnend nickt,
Und beide nahen, um vereint mit ihren Gaben
Des Sängers Herz und Sinn zu heil'gen und zu laben.

Doch wie ſie ſo verſöhnt ſich zu einander neigen
Ob meinem Haupte, frei, den Lüften bloß,
Da ſah ich plötzlich eine Todtenblume ſteigen
Aus dem bemooſten, feuchten Erdenſchooß;
Und wie auch Roſ' und Lorbeer ängſtlich aus ihr beugen,
Sie werden nicht des gelben Hauptes los,
Das fahl und matt, mit leichenhaftem Hauptesnicken
Dazwiſchen ſchwankt, wenn ſie zum Kranz die Blätter
ſchicken.

◆

Frühlingsweihe.

Dein Bräutigam kommt wieder,
Natur, o holde Braut!
Und hat von Eis das Mieder
Der froſterſtarrten Glieder
Vom Buſen Dir gethaut.

Er kommt, die Flatterlocken
Voll Roſen eingeſtreut,
Aus tauſend Blumenglocken
Und Blümchenſchnee und Flocken
Geſtickt ſein Hochzeitskleid!

Gefang'ne Gräſer ſtricken
Die grünen Aermchen los;
Der Kräuter Spitzen blicken,
Wie ſchelmiſch Kindernicken
Aus Mutter Erde Schooß.

Es ſchwillt in dunkler Stille
— Ein ſüßer Zukunftstraum —
Die blattgedrängte Fülle
Der grünumnetzten Hülle
Am knospenreichen Baum.

Es legen Flur und Auen
Ihr Jägerkleid nun aus,
Die Blüthenäuglein ſchauen,

Verſchämt wie junge Frauen,
Halb aus dem Beet heraus.

Nun ſchwebt gleich Morgenröthen
Ein roſig Leben her;
Als ob es Klang der Flöten,
Als ob es das Erröthen
Auf Mädchens Antlitz wär!

Füllt uns mit neuem Fühlen,
Macht uns zum heitern Kind,
Daß wir mit Blumen ſpielen,
Daß wir in Steinchen wühlen
Wo klar ein Bächlein rinnt.

Daß unſer Aug' ſich heitert,
Wenn es von Thränen trüb';
Daß ſich die Bruſt erweitert,
Und jedes Weh' ſich läutert,
So uns im Herzen blieb.

Da zieht ein freundlich Tagen
Durch Dichters off'ne Bruſt;
Er mag nicht fürder zagen,
Die Lieder anzuſchlagen,
Der er ſich froh bewußt.

Er ſchlägt zu Gottes Ruhme
Die fromme Harfe an;
Ihm iſt ja jede Blume
In Gottes Heiligthume
Ein heil'ger Prieſtermann!

Den Weihrauch ſoll ihm liefern
Die Lilie ſilberweiß;
Aus tauſend Blumenchiffern

Weiß Eins er zu entziffern:
„Dem Schöpfer Ruhm und Preis!“

D'rum rauſcht in höh'ren Bogen
Der Liebe reiner Klang;
In vollgeſchwellten Wogen
Kommt Laut nach Laut gezogen,
Sein Denken wird Geſang!

D'rum zieht in hellen Tönen
Durch alle Welt ſein Lied,
Weil ihm in Lieb und Sehnen,
In Andacht und im Schönen,
Ein ew'ger Frühling blüht.

◆

Wanderlieder.

1.

Empfange freundlich meiner Saiten Weihe,
Erhab'nes, ewig klares Lichtgezelt!
Ich ſchau' empor zu dir, du tiefe Bläue,
Hoch ausgeſpannt zum Dache dieſer Welt;
Ich ſchau' empor und leſ' in deiner Klarheit
Des Schöpfers Daſein und der Bibel Wahrheit.

An dir verſtummt die Frechheit jedes Spottes,
Gewährbrief einer ſchöpferiſchen Macht!
Geſchrieben mit den Sternenlettern Gottes,
Herab zu leuchten durch des Zweifels Nacht!
Ein Brief, an deſſen unermeſſ'nen Grenzen
Als ew'ge Siegel Mond und Sonne glänzen!

Dir weihe ich die ſchwachen Sängerlaute,
Die ich der Muſe ſittſam abgelauſcht;
Was die Natur den Saiten anvertraute,
Es ſei in Wort und Ton jetzt umgetauſcht;
Es ſteig' empor und künde als Verräther,
Was ich gefühlt, dem hochgewölbten Aether!

2.

Der Wand'rer ſchaut zum Himmelsbogen,
Das Auge ſehnend ausgeſpannt,
Den Wolken die vorüber zogen,
Folgt hoffend er von Land zu Land.

Und oh'n Ermatten, oh'n Ermüden,
Vorwärts ſtets von Ort zu Ort,
Nach Norden bald, und bald nach Süden
Zieht magiſch ihn das blaue Dort;
Und iſt es dort, ſo iſt das Blau zerronnen,
Zur Heimat zieht's, wo er zu ſein begonnen.

Es buhlt das Meer, die Wellen locken;
Liebäugelnd winkt der Ocean.
Von drüben tönen helle Glocken,
Dem Räthſel gleich zieht Jenſeits an;
Wir ſchiffen hin, die Bruſt voll Sehnen,
Die Küſte naht, des Schmucks entblößt,
Viel dumpfer klingt das Glockentönen,
Das Räthſel, ach! es iſt gelöst!
Der Duft entfloh, der Schimmer iſt zergangen,
Zur Heimat zieht's, ein ſeliges Verlangen!

O Heimat, Friedhof guter Herzen!
Des Daſeins heil'ge Sakriſtei!
Du Panacee der herben Schmerzen!
Du Freudenquell, ſtets friſch und neu!
Geſpielin unſ'rer Flügeljahre!
Du Amme unſ'rer Luſt und Freud'!
Begleite treu uns einſt zur Bahre,
Hüll' du uns ein in's Sterbekleid!
Nimm du uns auf, wenn wir hinüber wallen,
Zur Heimat dort, in deine kühlen Hallen!

3.

Da ſitz ich hier im grünen Thal,
Von Blüthen überbaut,
Wo freundlich weiß der Abendſtrahl
Mir in das Antlitz ſchaut.

Da friedet ſich mein wilder Sinn,
Und Troſt mein Herz gewinnt,
Wenn ich ſo denke, was ich bin,
Und was viel Andre ſind.

Ich ſchwimme friſch im Lebensſtrom
Und ſegle wacker aus,
Den ganzen großen Gottesdom
Betracht' ich als mein Haus.

Denn Raum und Blatt und Stern und Blum'
Und Frauenangeſicht,
Das alles iſt mein Heiligthum,
Mein eigen im Gedicht.

Und wem die Bruſt nicht Lieder rauſcht,
Dem kann das nicht geſchehen,
Wer nie den eig'nen Sang belauſcht,
Der wird das nicht verſtehen.

Den ſetzet Gott nur ſo bei'm Zoll
Der ſchönen Schöpfung ein,
Daß viel bei ihm vorüber ſoll,
Doch nichts zu eigen ſein.

Der Sänger nur ſpannt aus ſein Lied,
Ein Netz um alle Welt,
Daß Alles, was vorüber zieh
In ſeine Schlingen fällt.

So webt die Töne allzumal
Aus Mondſchein er, und Duft,
Und haucht ſie über Berg und Thal,
In ſtahlgetränkte Luft.

So ſpinn' ich auch aus Nacht und Leid
Mir, liebeſinnend, Luſt,
Wenn mir in trauter Einſamkeit
Von Tönen ſchwillt die Bruſt.

Klingt herzzerreißend auch der Schall,
Bringt's Troſt mir doch anitzt,
Denn auch das Lied der Nachtigall
Die kleine Bruſt zerritzt.

Doch weiß ſie ſich noch liederreich,
Singt gern die Bruſt ſich wund,
Denn Liederſchmerz iſt ſüß und weich,
Und Liederweh geſund.

So ſitz' ich hier im grünen Thal,
Von Blüthen überbaut,
In Luſt zerfließt des Sehnens Qual,
Wird Liederleben laut.

4.

Empfange mich, Du großer Bau,
Du Gotteshaus: Natur!
Du ew'ge Kuppel, hoch und blau,
Du Tempelweg der Flur!

Du Wald, der Schöpfung Sakriſtei!
Du heil'ger Bergaltar!
An Deinem Fuß bringt fromm und frei
Das Thal Dir Weihrauch dar.

So ſteh' ich hier, erquickt und friſch,
Und ſchau' hinein in's Land,
Das pranget reich, ein Weihnachttiſch,
Beſcheert von Gottes Hand!

Und Berg an Berg, gleich Mann an Mann,
Die halten Wacht und Wehr,
Daß ſchwüle Luft nicht hierher kann
Von drüben, heiß und ſchwer!

Sie heben hoch das freie Haupt,
Um den der friſche Wald,
Von Blättern dicht und vollbelaubt,
Gleich reichen Locken wallt.

Ihr Nacken, friſches Felſenmark
Hat ſich noch nie geneigt.
Wie auch der Sturm, wohl wild und ſtark,
Im finſtern Droh'n ſich zeigt.

Die Schultern keck und frei und nackt!
In hohler Hand ein See!
Die Rippen ſteil und felsgezackt,
Zur Leiter in die Höh'.

So grüß' ich Dich, Du Land voll Kraft,
Das ſolche Berge zeugt,
Das Männer ſich, wie Berge, ſchafft,
An freier Luft geſäugt.

So grüß' ich Tag Dich, junger Held!
Gewappnet rings mit Licht,
Der dort aus Oſtens Purpurzelt
In gold'ner Rüſtung bricht.

Und ſo, wie dort die Dämmerung
Entfliehend rückwärts ſchaut,
Erröthet hier in Huldigung
Die Erde, Deine Braut!

5.

Da ſteh' ich hier in Gottes Dom,
Was kann der Menſch mir thun?
Die Luft iſt mein, ein freier Strom!
Der Schatten mein d'rin auszuruh'n.

Der Himmel mein, und mein ſein Blau,
Und mein der Sonne Licht,
Und mein iſt ringsum, was ich ſchau',
Die Schöpfung: ein Gedicht!

Und mein der Weſen Lüftebad,
Das friſch vom Berge fließt,
Und mein das lichte Sternenrad,
Das Nachts mich freundlich grüßt.

Und mein das Lied der Nachtigall,
Und mein des Waldes Chor,
Und mein des Thales Widerhall,
Und mein der Wolke Flor.

Und mein iſt ein geſundes Lied
Das aus dem Herzen quillt,
Indeß der Schwächling angſtbemüht
Ein heiſer Verschen ſchrillt.

Und mein iſt auch mein eigen Ich,
Das ich noch nie verlor,
Wie ſich auch alles fürchterlich
Dagegen wohl verſchwor!

Und mein iſt auch des Wollens Kraft,
Um keinen Druck mir feil,
D'rum bürg' ich auch in Leidenſchaft
Dir, Seele! für dein Heil.

* * *

Thema und Variationen.

Auch die ſtummſte Liebe dichtet,
Lieb' iſt ewig Poeſie,
Wehe, wer ſie lieblos richtet,
Er erkennt ſie ewig nie!
J. R. Wyß.

Fraget nicht, warum ich ſchweige,
Wenn das Auge Liebe thaut,
Wie ſich ſtumm der Mund auch zeige,
Iſt die Bruſt doch liederlaut;
Liederchen ganz zart geſichtet,
Lieben laute Reden nicht,
Doch mein Liebchen weiß und ſpricht:
„Auch die ſtummſte Liebe dichtet!"

Will es euch nur anvertrauen,
Lieben, Dichten ſind nicht zwei;
Läßt den Bogen Amor ſchauen,
Fügt Apoll die Saiten bei;
Will der Pfeil das Herz gewinnen,
Fehlt der Klang der Saiten nie,
Dichten iſt ein ewig Minnen,
„Lieb' iſt ewig Poeſie."

Liebe! Dichtung! Zwillingsthränen,
Die das Blatt des Herzens weint,
Wenn ein ſtilles, ſüßes Sehnen,
Wie ein Frühroth uns erſcheint;
Beide ſind verletzt, vernichtet,

Wenn man unzart ſie verkennt,
Wehe, wer ſie ſpottend nennt,
„Wehe, wer ſie lieblos richtet!“

Wer, ſein Lieben zu verſchönen,
Nicht des Liedes Zauber pflegt,
Wer in ſeinen Liedertönen
Nicht ein heimlich Lieben hegt,
Der kennt nicht ihr himmliſch Walten,
Und die ſelige Magie
Die vereinet ſie entfalten,
„Er erkennt ſie ewig nie!“

Thema.

O, ſehnend Herz, ergötze Dich nicht mehr,
Mit ſüßen Bildern weſenlos zu ſpielen,
Der Arm, der ſie umfaſſen will, iſt leer,
Kein Schattenglück kann dieſen Buſen kühlen.

Schiller.

Variation.

O, ſehnend, Herz, ergötze Dich nicht mehr
Im wachen Traum ihr ſüßes Bild zu pflegen,
Die Muſchel auch im ſpiegelhellen Meer,
Sie ſehnt dem einz'gen Tropfen ſich entgegen;
Zur Perle wird der kleine Tropfen ſehr,
Und in ihr muß ſie ihren Tod nur hegen; *)
Darum an Träumen ſüß, doch lebenleer,
„O, ſehnend Herz, ergötze dich nicht mehr.“

---

*) Bekanntlich iſt die Perle eine Krankheit, welche die Muſchel tödtet.

„Mit ſüßen Bildern weſenlos zu ſpielen"
Gefällt der ſehnſuchtsvollen Dichterbruſt;
Den Wahn umfaſſet ſie mit ihrem Fühlen,
Und Schein wie Wirklichkeit wird ihr zur Luſt:
Ihr blüht der Preis von ihrem ſchönen Zielen,
Des Strebens Weh' iſt ſie ſich nicht bewußt;
Sie ſucht, um heißen Sehnſuchtsbrand zu kühlen,
„Mit ſüßen Bildern weſenlos zu ſpielen."

„Der Arm, der ſie umfaſſen will, iſt leer,"
Die weſenloſen Bilder ſind zerronnen;
Die Theu're ſelbſt kömmt liebend nicht daher,
Das Leben bringt nicht ſolche ew'ge Wonnen;
Der Wahn nur bringt ein Götterglück mir her,
Ein Weh durchzücket wach mich und beſonnen,
Erwacht ſeh' keinen Zauberhimmel mehr,
„Der Arm, der ſie umfaſſen will, iſt leer."

„Kein Schattenglück kann dieſen Buſen kühlen,"
Sie lebend zu umfaſſen fordert meine Kraft;
Sie ſelbſt in heißer Minne zu erzielen,
Entſtreben alle Geiſter ihrer Haft,
Im lieberfüllten Herzen beben, wühlen
Die ſüßen Gifte reiner Leidenſchaft,
Ihr Weſen ſoll mit meinem Weſen fühlen,
„Kein Schattenglück kann dieſen Buſen kühlen!"

Thema.

> Locken haltet mich gefangen
> In dem Kreiſe des Geſichts!
> Euch geliebten braunen Schlangen
> Zu erwidern hab' ich nichts.
>
> Göthe (weſtöſtl. Divan)

Variation.

Locken, glatt und weich und ſeiden,
Wollt ihr Herz und Sinn verlangen?
Nun wohlan! mit allen beiden
„Locken haltet mich gefangen."

Dieſe Kette abzufeilen
Wäre Strafe des Gerichts,
Nur in ihnen kann ich weilen
„In dem Kreiſe des Geſichts."

Soll ich ſtets in Feſſeln leben
In der Nähe ihrer Wangen,
Will ich ſelbſt die Hände geben
„Euch geliebten braunen Schlangen."

Mich vertheid'gen? mich erretten?
Wort und Ausred'? mir gebrichts!
Wohl verdient ſind meine Ketten,
„Zu erwidern hab' ich nichts!"

◆

Blumenſymbolik.

Das Bild der Lieb': die Roſe,
Stand glühend in dem Mooſe
Des Gartens, aufgeblüht;
Und jeder, der es ſieht,
Der möchte mit Entzücken
Die glühende wohl pflücken;
Es buhlen Blumen auch
Um ihren ſüßen Hauch,
Doch keine kann das Sinnen
Der glühenden gewinnen.
Nicht fern von ihr im Raum
Ergrünt ein Lorbeerbaum,
Der liebend, voller Neigung
Die herrliche Verzweigung
Zur Roſe niederſchickt.
Die Roſ', die das erblickt,
Läßt ihre Blätter ſchwellen,
Um ihm ſich zu geſellen;
Und wie ſich glühend faßt'
Das Liebespaar umfaßt,
Und innig ſich umſchließt
Die Todesblume ſprießt
Empor ſchnell zu den Beiden,
Und will es nimmer leiden,
Daß Lorbeer nun und Roſ'
Beglückend liebend koſ';

Und ſchicket ſtets daſſelbe
Verhaßte Haupt, das gelbe,
Um feindlich es zu wehren,
Wenn ſich die beiden nähern,

* * *

So trennt nur Tod die Triebe
Des Ruhmes und der Liebe.

Humoriſtiſche
Seifenblaſen.

Die Sonnenfinſterniß und meine Naſenſpitze.

Wenn die Damen mit der Sonne ein Vielliebchen eſſen würden, ſie gewännen es nie, denn die Sonne ſteht regelmäßig um einige Stunden früher auf, und ruft ihnen das „guten Morgen, Vielliebchen!“ gewöhnlich noch in's Bett hinein.

Ob aber das weibliche Geſchlecht heute, da es ſich darum handelte zu ſehen, wie eine glänzende Perſon verdunkelt wird, nicht doch früher aufſtand, um dieſes beliebte Schauſpiel mit anzuſehen, will ich dahin geſtellt ſein laſſen.

Ich und die Sonne ſtiegen faſt zu gleicher Zeit empor; ſie am Horizonte, ich auf dem Petersthurm. Eine liebenswürdige Einladung zu Frühſtück und Sonnenfinſterniß und geiſtreichen Bewunderinnen der erhabenen Naturſchauſpiele machte mir die Mühſeligkeit, 266 Stufen emporzuklimmen, federleicht, und raſch, wie die meiſten leeren Köpfe, ſtieg ich von Stufe zu Stufe immer höher, bis ich einen ſo hohen Poſten einnahm, daß ich die Naſe in die Wolken tauchte und die Menſchen alle tief unter mir erblickte!

Die verehrungswürdigen Einladerinnen, zuvorkommend wie immer, waren mir auch hier zuvorgekommen, und waren ſchon im Begriff, ſich gegenſeitig die Finſterniß einleuchtend zu machen, als ich wie ein kleiner karteſianiſcher Teufel, mit dem Kopfe voran, in die Höhe emporſtieg. Das iſt eine ſeltene Carriere, mit dem Kopf vorwärts zu gehen und dennoch empor zu kommen! Auf den Höhen iſt es kühl und wetterwendiſch! Ich knöpfte mir meinen anmuthigen grünen gemüths-blauen Oberrock bis an das Kinn hinauf zu, daß ich ausſah wie ein Faszikel Polizeiacten; der redliche und freundliche Thürmer gab mir eine weiße Schlafmütze, die ich auf das Geringel meiner blonden loſen Locken ſetzte und tief über die Ohren herabzog; wie tief ich ſie ziehen mußte, kann ſich der Leſer leicht denken. Ich ſah aus wie die Schneekoppe; es iſt ſchade, daß mich nicht viele meiner reizenden Leſerinnen in dieſem Augenblicke ſahen, ich hätte furchtbare Niederlagen angerichtet, ſo hinreißend ſah ich aus; indeſſen trifft ſich das, zum Glücke der weiblichen Welt, nur immer wenn Sonnenfinſterniß iſt!

Wir beſchäftigten uns ſogleich mit der Farbenlehre; wir machten einige Gläſer ſchwarz und einige Taſſen Caffee weiß. Endlich um 5 Uhr 42 Minuten fing die Finſterniß an ſichtbar zu werden. Ach, hier könnte ich ſentimental werden, und wenn es mir einfällt werde ich's! warum ſollte ich's nicht? Es iſt nicht alle Tage Sonnenfinſterniß, nicht einmal unter Don Miguel! Ich ergreife alſo die Gelegenheit und werde ſentimental; ſchwache Leſer können hier ausſteigen.

indeſſen ein Bischen zu Fuße gehen und weiter unten wieder einſteigen. Leſerinnen aber, die eine blaue Gemüthlichkeit und eine roſenrothe Phantaſie lieben, können ſitzen bleiben, wie das ohnehin bei den Gemüthlichen zu geſchehen pflegt; alſo, ſentimental! Fürchten Sie ſich nicht, meine holden Leſerinnen, wenn ich ſentimental bin, bin ich der beſte Kerl von der Welt, ein ganz herziger, inniger, tieffühlender Menſch, und ich begreife mit Ihnen nicht, wie ſo ein boshafter böſer Böſewicht, der alle ſchlechten Schauſpieler ſchlecht findet, wie ſo ein Rinaldini u. ſ. w. auf der andern Seite, ſo tief empfinden, ſo gemüthreich ſein kann! Ja, meine holde Leſerin, es iſt unbegreiflich! Ein Menſch, der ſchlechte Comödianten haßt, und Kinder und Blumen liebt! Unerhört, ein Spiel der Natur! Sehen Sie, holde Leſerin, wie ich mich in die Sentimentalität hineinſchwinge, und Sie ſelbſt mit hineinverwickle, ohne daß Sie es bemerken? „Ein Spiel der Natur!“ Hier ſpiele ich mit meiner Phantaſie in die Natur hinein, das iſt ſo die Natur meiner Phantaſie! Da ſtehe ich oben und unter mir liegt der Spieltiſch der Natur, mit ſeiner grünen Decke; unten tief iſt's noch dunkel, die ſind noch im Hombreſpiel; aber hier oben ſpielen die farbigen Wolken rouge et noir, hellroth und ſchwarz treiben die kleinen Gewölke ſich am Himmel herum und flattern wie Lichtlöſcher um die Sonne. Die Sonne aber zieht wie ein feuriger Montgolfier immer höher empor, und ſtreut die goldenen Strahlen wie Krönungsmünzen hernieder auf die Erde, daß ſie wie im Muſivgolde erglänzt; und die Wolken theilen ſich und ſtehen auf beiden Seiten, mit allen Farben geſchmückt, mit bunten Flatterbändern und glühenden Säumen, und laſſen die ſtrahlende Königin durchziehen und ſtürzen ſich durch einander tummelnd nach ihr hin und walzen fröhlich vor und neben ihr den herrlichen Himmelsſaal hinab. Da ſenkte ſich der Mond wie eine Staarlinſe in das herrliche, ſtrahlende Sonnenauge, und die Wolkenwimpern um dieſes große, helle Weltenauge zuckten dunkler zuſammen, und unten überflorte ſich das Antlitz der eben erſt erwachten Erde, wie ein trauriges Kind, wenn das liebende Auge der Mutter ſich ſchließt; und das Grün der Bäume und der Triften lag wie unter einer Silbergaze, und ein mattes Licht umwogte die Häuſer wie Gruftlampen die Leichenſteine umſpielen; die Sonne aber zog mit halbverdunkeltem Auge ihre Bahn fort, und ſchiffte bald wie ein Kahn in die blaue Fluth, bald wie eine Sichel bahnte ſie ſich den Weg durch die vollen körnerſchweren Wolken, bald wie ein Juwelen-Diadem lüftete ſie das mit langen Locken im Horizonte hinunterflatternde goldlockige Gewölk, und funkelte ihr Juwelenwaſſer durch den durchgebrochenen Spitzenſchleier dieſes Gewölkes heraus, und in tauſend und tauſend Façetten und flammenden Wäſſertropfen ſpielte ihr Feuer herum auf dem vielfach gefärbten Ringhimmel; und die fernen Berge lagen wie zum Anbeten kniend ringsum, und die Bäume tief unten ſchienen die frommen Häupter im ſtillen Gebete flüſternd niederzubeugen, und der im Weſten ſich niederſenkende Horizont neigte ſich regneriſch wie leiſe nachweinend zur Erde, um ſie liebend tröſtend zu umfaſſen, und — und — und — und — — — — — — Und da kam ich mit der gefärbten Glasſcheibe zu nahe an meine breitwillige Naſe und die blaue Sentimentalität war weg und dafür ein ſchwarzer Fleck auf dem italieniſchen Dache meiner Naſe! Meine liebenswürdigen Gefährtinnen lachten über dieſe vereinigte Sonnen- und Naſenfinſterniß. Ich aber machte ihnen begreiflich, daß ich nun gewiß nicht naſeweiß ſein werde, und da meine Naſe nicht im epigrammatiſchen ſpitzigen Style geſchrieben iſt, ſondern flach wie die Münchener Journaliſtik, ſo ein ſchwarzer Punkt da nicht auf die Spitze geſtellt iſt. Da man nicht einmal in Bezug auf meine Naſe ſagen kann, ich habe etwas Hervorſtechendes im Geſichte, ſo wird meine ſchwarze Naſenſpitze gewiß niemand in die Augen ſtechen! So geht es, meine holde Leſerinnen, wenn man die Flecken an andern glänzenden Geſtalten aufſucht, und die Gläſer dazu ſchwarz färbt, ſo muß man ſich zuletzt ſelbſt an die Naſe greifen, um ſie vom Ruße des Lebens zu befreien! Ach, wie eine ſchöne Moral, etwas ſchwarz aber faßlich! Der Leſer ſieht, wie eine Tauſendſaſa ich bin; von der Sonne, ſpringe ich auf die Plateform meiner Naſe, von meiner Naſe mache ich einen Sprung zu meinen holden Leſerinnen, und, wenn ich nicht als ein ganz leichtes Weſen in der Luft hängen bleibe, ſo kann jede holde Leſerin alle Augenblicke meine Ankunft erwarten; wenn ich nur wüßte, wie ich ankomme!

◆

Aehnlichkeit und Unterſchied.

In der Galanterieſprache nennt man den Liebhaber: „Chapeau," alſo Hut; in wiefern rechtfertigt die Sache die Benennung? Was haben Hüte und Liebhaber Aehnliches und wie unterſcheiden ſie ſich?

Vor allem ſcheinen Hüte und Liebhaber darin ähnlich zu ſein, daß ſie aus Haſenbälgen beſtehen; doch ſind ſie darin verſchieden, daß man den Hut bloß für den Kopf nimmt, bei dem Liebhaber hingegen zieht man den Kopf faſt gar nicht zu Rathe. — Der Hut und die Liebhaber ſind auch darin gleich, daß ſie von den Damen um ſo mehr geliebt werden, je mehr Federn ſie haben: allein ſie unterſcheiden ſich darin, daß man den Hut anzieht, wenn die Sonne ſcheint, den Liebhaber aber anzieht, wenn die Sonne untergeht. — Der Hut und der Liebhaber ſind darin ähnlich, daß ſie waſſerdicht ſein müſſen, jener bei Regen- und dieſer bei Thränenwaſſer; ſie ſind aber darin verſchieden, daß der Hut vom Regen in's Trockene, der Liebhaber aber oft vom Regen in die Traufe kömmt. — Der Hut und der Liebhaber ſind darin ähnlich, daß der Mittelſtand nur einen hat und denſelben ſchont, die höheren Stände deren aber viele haben und ſchonungslos mit ihnen umgehen; ſie ſind aber darin verſchieden, daß man die Hüte gerne hat, wenn ſie recht feſt ſind, die Liebhaber aber deſto mehr liebt, je loſer ſie ſind. — Doch iſt die Aehnlichkeit größer als der Unterſchied; Hüte und Liebhaber gehen oft von der gnädigen Frau an das Kammermädchen über; Hüte und Liebhaber werden oft in Geſellſchaften vertauſcht; Hüte und Liebhaber fliegen oft bei dem erſten Windſtoß leicht davon; Hüte und Liebhaber beſtehen oft nur aus Katzenhaaren; Hüte und Liebhaber haben einen beſonderen Reiz, ſo lange ſie neu ſind; werden ſie alt, ſo iſt es aus mit ihnen; u. ſ. w., u. ſ. w. Es iſt alſo entſchieden vortrefflich, daß der Liebhaber Chapeau heißt; die Ehemänner haben daher nichts ſehnlicher zu wünſchen, als daß ihre Frauen ſtets — Chapeaulos gehen mögen. Bei dieſer Gelegenheit kann ich nicht umhin zu geſtehen, daß ich mir eine Kenntniß des weiblichen Geſchlechtes, aus ihrer Art die Hüte zu tragen, zu eigen gemacht habe, die ich „Hutographie“ nenne. Ein kleines Hütchen, locker auf das Haupt geſetzt und etwas ſchief, verräth mir ein ſchalkhaftes Gemüth; ein großer Hut mit breiten Rändern, in die Stirne gedrückt und rückwärts gen Himmel gekehrt, zeugt von Eigenſinn und Trotz; ein ſchmalgerändertes Hütchen, etwas quer auf's rechte Ohr geſtellt, zeigt von Empfänglichkeit und etwas Liebesſinn; ein großer Hut mit tiefem Kopf, aus der Stirne gerückt, läßt mich ein geniales Gemüth, eine Fehde-Dame, ahnen, u. ſ. w. Selbſt in der Art, das Band am Hute unter das Kinn zu binden, liegt eine Charakteriſtik des ſchönen Geſchlechts, und jeder Bänderzug iſt mir wie ihr eigener Namenszug, aus dem ich manchen Zug ihres Lebens entziffern könnte.

* * *

Ich, ein Sechs-Wöchner;

oder:

Sechswöchentliche Gefängnißſtrafe als Folge von „ungeheurer Ironie.“

> „Der Menſch iſt frei geſchaffen, iſt frei,
> Und wär' er im Neuthurm geboren!“
>
> Schiller

Man ſoll ſich kein Sprichwort machen; ich hatte ein Sprichwort: „Ungeheu're Ironie!“ Es iſt ſo zu ſagen auch ein deutſches Sprichwort geworden, alle deutſche Zeitſchriften bedienen ſich deſſen, aber keiner iſt noch darüber zu ſechswöchentlicher Haft verurtheilt worden, als ich.

Ich würde weit entfernt ſein, den Grund meiner Haft zu veröffentlichen, und es iſt nicht Trotz oder Hohn, die ich haſſe; allein in unſerer Zeit, wo ſo viel Demagogismus und Hochverrathsſtoff in der Luft liegt, könnte es meinen vielgeliebten Feinden einfallen, zu glauben oder glauben zu machen, ich hätte politiſcher Vergehung halber, dieſe Strafe zu erleiden, und dafür will ich mich feierlich verwahrt wiſſen. Ohnehin hat es einem Münchner Correſpondenten im „Schwäbiſchen Merkur“ ſchon gefallen, albern zu ſagen: „Ich werde auf Requiſition des preußiſchen Hofes eingeſperrt.“

Ich bin nach der Ehre, ein politiſcher Verbrecher oder Vergeher zu ſein, ganz und gar nicht lüſtern und ich geſtehe, daß ich für alle Ehrenbecher der Rhein-Kreiſer Ladendiener nicht eine Minute meiner perſönlichen Freiheit hingeben möchte.

In dieſem Augenblicke aber, wo in einem Theile Deutſchlands die hochverrätheriſchen Umtriebe faſt für legitim erklärt und revolutionäre Reden und umwälzeriſche Intentionen öffentlich für unſchuldige Dinge proclamirt worden ſind; in dieſem Momente, wo man faſt gerichtlich Aufwiegler und Revolutionärs frei und heilig ſpricht, in dieſem Momente bildet es einen komiſch-tragiſchen Contraſt, einen ungeheuren-Ironie-Contraſt, weshalb ein unſchuldiger Schriftſteller von einem andern Gerichte zu ſechswöchentlicher Haft verurtheilt wird; alſo, man höre:

Und es begab ſich im Jahre 1828, im Monate Mai in Berlin, daß Dlle. Sonntag auf der königlichen Bühne ſpielte. Darauf begab es ſich, daß ich (M. G. Saphir) ein Lobgedicht auf beſagte Dlle. Sonntag in meinem dazumal von mir redigirten „Berliner Courier“ Nr. 330 machte, welches folgendermaßen lautete:

An Dlle. Sonntag.

„Um daß die Anmuth ſich der Muſe paare,
Nahſt du dich mit dem Reize der Chariten,
Gewinnſt die Seele mit der Schönheit Blüthen,
Erringend zu der Anmuth auch das Wahre;
Holdſelig zeigſt du uns das ewig Klare,
Ein ſchönes Bild verbunden uns zu bieten,
Und vor Gemeinem ſtets uns zu behüten,
Reichſt du die Kunſt uns dar, die wunderbare.

Im ſchönen Hauſe iſt es ſchön erklungen,
Ringsum verbreiteſt du dein Zauberwalten,
O mög' es tief aus deiner Bruſt gedrungen,
Nur zu dem Hohen, Höchſten ſich geſtalten,
In einem Kranze ſchweſterlich verſchlungen,
Ein Künſtlerleben ſtets ſich dir entfalten!"

Ganz Berlin war glücklich, daß der Saphir einmal die Sonntag auch belobgedichtet hat! Berlin und ich, wir ſchliefen ſanft auf unſerm Bewußtſein, allein

„Mit des Geſchickes Mächten
Iſt kein ewiger Bund zu flechten,
Und die Polizei ſchreitet ſchnell!"

An einem ſchönen Morgen wurde ich vor die Polizei gerufen und mir angedeutet, wenn ich mich noch einmal unterſtehe, ein ſolches Lobgedicht zu machen, ſo werde ich peinlichſt beſtraft werden, denn das Gedicht ſei ein Cenſurverbrechen. Die Polizei hatte nämlich herausgefunden, daß die Anfangsbuchſtaben dieſes Gedichtes: „Ungeheur' Ironie" bedeuten. Ueberdies ſollte mir noch meine Cenſur verſchärft werden.

Ich wollte eine Erklärung zu Protokoll geben, allein der Aſſeſſor Herr Peterſen wollte meine Erklärung nicht zu Protokoll nehmen und ſagte: „Man hätte auf der Polizei nichts zu erklären!“

„Erkläret mir Graf Oerindur
Dieſen Zwieſpalt der Natur!“

Ich ging nach Hauſe und ſchrieb einen Brief an die Polizeibehörde, in welchem ich mich gegen die mir gemachte Eröffnung verwahrte, indem eine Komödiantin nicht über die ungeheuere Ironie erhaben ſei; ein Akroſtichon unmöglich ein Cenſurverbrechen genannt werden kann, indem kein Geſetz exiſtirt, welches gebietet, ein Dichter müſſe dem Cenſor ſagen: „Das iſt ein Akroſtichon.“ Was die Androhungen des Einſperrens u. ſ. w. beträfe, hätte ich mir, da mir die protokollariſche Entgegnung unterſagt wurde, eben ſo gut gefallen laſſen müſſen, anzuhören, „daß ich bei der Wiederholung einer ſolchen That geköpft werde.“ Ich ſchloß mit den Worten: „Die offene Sprache möge einem hochlöblichen Polizei-Präſidium beweiſen, welche unendliche Hochachtung ich für deren Hochherzigkeit und Gerechtigkeitsliebe habe und zeichne ꝛc.“

In Folge dieſes Briefes machte die Polizei eine fiskaliſche Unterſuchung gegen mich anhängig und nach ſechs Jahren lautet das Endurtheil des Apellations-Senates des Kammergerichtes in ſeinen weſentlichſten Punkten wie folgt:

„Denunziant Saphir hat die Cenſur-Behörde inducirt, einem Gedichte das Imprimatur zu ertheilen, welches ein Pasquill involvirt, „denn für eine Sängerin kann wohl nichts kränkender ſein, als wenn ſie in dem Contexte eines Gedichtes aus allen Prädicamenten gelobt wird, durch die Anfangsbuchſtaben jeder Zeile, wenn ſie zuſammengeleſen werden, aber ausgedrückt iſt, daß die Lobeserhebungen im Contexte eine ungeheure Ironie ſein ſollen.“ „Wenn er in ſeiner Vorſtellung an das kön. Polizei-Präſidium ſagt: „Er könne den Verweis nicht als genoſſen anſehen, er habe eben ſo geduldig anhören müſſen, daß er geköpft werde“ „die offene Sprache“ u. ſ. w., ſo kann es keinem Zweifel unterworfen ſein, daß dieſe Aeußerungen in Gemäßheit §. 539, Art. 20, Th. 2, des allgemeinen Landrechtes für Injurien gehalten werden müſſen, und nach 578 ibid. für ſchwere Injurien ꝛc.“

Ich bin alſo von Rechtswegen wegen ungeheurer Ironie zu ſechswöchentlicher Haft verurtheilt, woraus für Männiglich ſo manches zu erlernen iſt. Erſtens, daß es eine große Injurie iſt, wenn man eine Schauſpielerin kränkt! Zweitens, daß man nicht zu allen Polizeien ſagen darf: daß man Hochachtung für ihre Hochherzigkeit und Gerechtigkeitsliebe habe, indem ſolches gerichtlich als ungeheure Ironie verurtheilt wird.

Nun lieber Leſer, weißt du, welch' ein Verbrecher ich bin! Ich habe eine Schauſpielerin gekränkt und einer Polizei Hochherzigkeit zugemuthet; nein, ein Verbrecher bin ich demnach nicht, aber ein Narr, und die Narren verdienen, daß man ſie einſperrt. In meinem Arreſt aber ſchreib' ich 30 Gedichte an Dlle. Sonntag und alle mit den Anfangsbuchſtaben: „Ungeheure Ironie!“

Lebe wohl, lieber Leſer, und freue dich nicht zu ſehr auf mein Eingeſperrtſein; denn ich könnte aus „ungeheurer Ironie“ doch nichts für den Bazar ſchreiben.

* * *

Literariſche Kameraderie,

oder:

Etwas über das gegenſeitige Lobhudeln ſchlechter Autoren und mittelmäßiger Talente.

Die Erbärmlichkeit iſt nie erbärmlicher, als wenn ſie die Feder führt, und die Feder iſt nie fader, als wenn ſie der Erbärmlichkeit das Wort führt, Das Erbärmlichſte aller Erbärmlichkeiten iſt die gegenſeitige Lobhudelei, die unter den talentloſen Schriftſtellern Deutſchlands ſtattfindet. Daß aber nur die entſchiedene Talentloſigkeit einer Actie zu dieſer wechſelſeitigen Lob-Aſſecuranz bedarf, liegt in der Sache ſelbſt. Nur ein ſchwaches, unbedeutendes Talent bedarf der lobenden Schwimmkiſſen, um in dem großen Ocean der Leſewelt ſich obenauf erhalten zu können; nur eine lahme Muſe bedarf der freundſchaftlichen kritiſchen Krücken, um auf dem Büchermarkte mit Anſtand herumhinken zu können, und nur die farbloſe und lederne Schriftſtellerei muß ſich von recenſirenden Vettern und Baſen mit Lobſalm anſtreichen und pomadiren laſſen. Ein tüchtiges Talent, ein durchgreiſender Geiſt, eine ausgezeichnete Muſe bedarf keiner kritiſchen Gevatterſchaften und Muhmenſchaften. Nur bodenloſe, haltloſe Mittelmäßigkeit, die ſchreibende Oberflächlichkeit, das ſchale Alltägliche, kurz die Dutzendſchreiber, die Schriftlöhner und Ellenverfaſſer können wie alle Schwächlinge nur durch gegenſeitigen Halt und wechſelwirkende Verſicherung ihrer Producte, ihren Aproposgeburten die Dauer des Augenblicks geben. Der mittelmäßige Autor A. ſagt zum mittelmäßigen Autor B.: „Lobe mich in der Zeitſchrift C., dafür lobe ich dich in der Zeitſchrift D.“ Darauf lauft der mittelmäßige Autor B. und erzählt in der Zeitſchrift C., wie er in der Zeitſchrift D. gelobt wurde, und der mittelmäßige Autor A. erzählt wieder in der Zeitſchrift F., wie er in der Zeitung C. gelobt worden iſt. Nun kömmt ein dritter mittelmäßiger Autor G. und ſagt:

„Es ſei gewährt mir die Bitte,
In eurem Lobhudel der Dritte!“

Nun geht die gegenſeitige Einbalſamirung ihrer literariſchen Leichen erſt recht von ſtatten, ſie loben ſich hinüber, herüber, übers Kreuz, über die Quere, in Proſa, in Verſen, tituliren ſich Kophta, Dalai Lama, Nabob und Mufti. Sie ſtempeln ſich gegenſeitig zu großen Talenten, eminenten Geiſtern, zu Genie's, Shakespeare's, zu Schillers, zu Göthe's; das Lächerlichſte an der Sache iſt, daß ſie es zuletzt ſelbſt vergeſſen, daß ſie ſich ſelbſt loben und ſich am Ende wirklich für Göthe, Walter Scott u. ſ. w. halten. Dieſe geiſtloſen und mittelmäßigen Scribenten kommen mir vor wie ein Paar Bettler, die mit einander ausmachen, ſie wollen ſich gegenſeitig nur mit entblößtem Haupte und nur mit dem Tittel: „Sire, Eure Majeſtät! Kaiſerliche Hoheit!“ anreden. Ein echtes Talent, ein Mann, dem die Weihe des Geiſtes angeboren, dem der Genius wahrhaft lächelt, der das leuchtende Feuermal der Geweihten mit auf die Leſerwelt bringt, verſchmäht die kleinliche Umtreiberei dieſer literariſchen Bandkrämer, die Innung dieſer faden Lobzünftler. Erhaben über den gemeinen Verkehr dieſer Kameraderie, der Wahrheit allein opfernd, ſieht er mit mitleidigem Lächeln auf ein Treiben herab, welches die Wahrheit ſchändet, die Heiligkeit der Muſe entweiht, durch Lug und gleißneriſchen Prunk die Aechtheit des Talentes verfälſcht, und das wie die Falſchmünzerei werth- und gehaltloſe Rechen- und Schaupfenninge als gediegenes Gold in Umlauf bringen möchte. Allein ein jedes Werk bringt ſein Schickſal unwiderruflich mit an's Licht des Tages und an das Licht der Wahrheit. Vergebens laufen unbedeutende Talente ſchaarenweiſe Arm in Arm durch die Zeilengaſſen der Journale und rufen ſich gegenſeitig zu großen Geiſtern aus; vergebens ſchneiden ſie im Angeſichte des Publicums vornehme Fratzen und reißen erhabene Geſichter und laufen auf bombaſtiſchen Stelzen; das vernünftige, gebildete Publicum hat einen Inſtinct des Urtheils und dieſer trügt nicht, und das ſchlaffe Machwerk ſinkt unter und die unbedeutenden Talente werden vom Publicum gehörig gewürdigt und wenn ſie ſich auch in ganzen Fronten demſelben präſentiren. Dohlen und Gänſe ziehen in Schaaren heran, und decken ſich gegenſeitig den trägen, ſchwerflügigen Flügel, aber allein kreiſt der Adler in dem Aether, und ſelbſtkräftig theilt ſein ſtarker Fittig die blaufluthende Luftwelle. Der Schaden aber, welcher der Kunſt und der Literatur durch Lobhudelei zugefügt wird, iſt nicht zu ermeſſen. Den unbefangenen Bemerker ergreift ein Ekel und ein Widerwille gegen das Treiben der Literatur, die Mittelmäßigkeit dünkt ſich groß, das Flache glaubt ſich erhaben und die Arroganz überwuchert waldmäßig das kleine Bäumchen der Muſe. Nur das Bewußtſein der Schwäche und der Nichtigkeit fürchtet den Tadel. Nur die geiſtige Ohnmacht ringt nach dem Riechfläſchchen des Lobes.

Mögen ſich die ſchlechten Scribenten alſo immerhin anonym und pſeudonym gegenſeitig mit dem Rauchfaß unter die Naſe fahren, das Publicum hat eine Naſe, die durch Rauch und Qualm ſehr wohl zu unterſcheiden weiß, ob hinter dem Rauch wirkliches Feuer oder bloß Stoppelflamme iſt! Dixi et salvavi.

Die Emancipation der Eſel.

Welchen Einfluß die Ochſen auf die Geſammt-Menſchheit haben, iſt längſt bekannt; nicht nur die Lebendigen, ſondern auch die Todten; wenn oft der Geiſt der lebenden Ochſen beträchtlich auf das Volk einwirkt, ſo geht von den todten Ochſen wenigſtens das Fleiſch in Saft und Blut des Volkes über. Bis jetzt war es aber nur dem Hornvieh oder Rindvieh gegönnt, an die menſchliche Tafel gezogen zu werden, an den vornehmſten Tiſchen fand man Fleiſch von ihrem Fleiſch und Bein von ihrem Bein; aber die edlere Race der Pferde wurde von dem Herde und von dem Tiſche der Menſchen intolerant verſtoßen. Dem Siege der Freiheit unſerer Zeit bleibt es vorbehalten, die Pferde den Ochſen vor dem Geſetze gleich zu ſtellen. In der ſächſiſchen Kammer brachte ein Abgeordneter den Antrag vor, daß man Pferdefleiſch auf geſetzlichem Wege verzehren dürfe.

Wenn dieſer pferdefreundliche Vorſchlag durchgeht, ſo iſt für das materielle Wohl der Völker ein großer Schritt geſchehen! Es werden von nun an nicht mehr die Ochſen allein ſein, die uns das Maul ſtopfen werden! Die Preßfreiheit iſt eine wahre Bagatelle gegen den Segen des geſetzlichen Pferdefleiſcheſſens. Den Schlächtern und den Köchen öffnet ſich eine neue Laufbahn, die Kochbücher werden bereichert und der ganze Pferdehandel bekömmt einen neuen Umſchwung.

Der Leipziger Meßcatalog wird dicker werden. Für die Dichter entſteht der Nutzen, daß ſie ihren Pegaſus, wenn er gar nichts taugt, geſetzlich ſchlachten und ſein Fleiſch eſſen dürfen. Der Geiſt der Zeit läßt ſich nicht dämmern. Das Licht bricht ſich ſeine Bahn, die Aufklärung ſiegt, das iſt Geſetz der Vernunft; wenn wir heute durch das Recht der Freiheit die Pferde den Ochſen gleichgeſtellt ſehen, ſo bleibt die menſchliche praktiſche Vernunft nicht dabei ſtehen, und bald dürfen auch die Eſel ihrer Emancipation entgegenſehen, und das um ſo mehr, als die Eſel wenig Feinde zu haben pflegen. Warum ſoll bloß das Pferd ſein Fleiſch geſetzlich eſſen laſſen dürfen, warum nicht auch der Eſel? Ich fühle etwas in mir, welches mich hinreißt, die Eſel zu vertreten. Verſammelt euch um mich, ihr mögt nun vierfüßig oder zweifüßig ſein, ihr mögt leſen und ſchreiben können oder nicht, mir ſind alle Eſel gleich, ich will eure Sache führen. Ich habe große Hoffnung für euch, denn ihr findet in der Geſellſchaft viel heimliches Mitgefühl!

Warum ſoll man das Eſelsfleiſch nicht auch auf geſetzlichem Wege eſſen dürfen? Glaubt man etwa, das Fleiſch der Eſel ſei ſchädlich? O thörichter

Unglaube! Man beſuche nur fleißig die menſchlichen Geſellſchaften und man wird ſich überzeugen, wie viel Eſel ein geſunder Menſch vertragen kann! Die zarteſten und ſchwächlichſten Damen müſſen oft an einem Abend ſechs junge und ſechs alte Eſel verdauen! Und nun ſind das gewöhnlich doch nur rohe Eſel, man denke ſich erſt einen marinirten oder eingemachten Eſel! Welch ein Leckerbiſſen muß ein eingemachter Eſel ſein, wenn ſchon die ausgemachten Eſel ſo köſtlich ſind! Wenn man anhört, welch ein Geſchrei die Eſel in der Welt machen, ſo kann man ſich des Gedankens nicht erwehren, wie vortrefflich muß ein Eſel-Lungenbraten ſchmecken! Kälberfüße müſſen eine wahre Abgeſchmacktheit ſein gegen junge Eſelsfüße; denn man weiß, daß die Eſel am beſten Fuß zu gewinnen wiſſen! Das Höchſte aber, was die Gaſtronomie erfinden könnte, wäre eine Eſel-Leber-Paſtete! Die Eſel haben unſtreitig die geſündeſte Leber, denn ſie ſprechen nie von der Leber weg, und wenn ſie auch viel nach Carlsbad gehen, ſo iſt das mehr Luxus als mediciniſche Nothwendigkeit. Durch ſeine Eſel-Leber-Paſteten allein könnte Deutſchland dem benachbarten Straßburg den Rang ablaufen. Jede Nation hat ihre Eſel, aber gründliche Eſel hat nur der Deutſche, die Gründlichkeit aber hat ihren Sitz in der Leber, das ſieht man an den deutſchen Grundgelehrten, ſie leiden alle an der Leber; je härter die Leber, deſto gründlicher ihre Gelehrſamkeit. Die Function der Leber iſt die Gallen-

Abſonderung, Eſel aber haben gar keine Galle, welche herrliche Leber muß das ſein!

Man denke ſich das Schauſpiel, wenn bei einem Familien- und Kinderfeſte ein gebratenes junges Eſelchen auf den Tiſch käme, und der zärtliche Vater einem jeden das Seinige vorlegt und dabei moraliſche Betrachtungen über die Hinfälligkeit der Jugend anſtellt. Man denke ſich die Berliner Bühnendichter, wenn ſie den Todestag eines Dichters eſſen und es kommt ein gedünſteter Eſel mit Lorbeer-Blättern auf den Tiſch, müſſen ſie nicht Alle mit Wehmuth an das gemeinſchaftliche Los der Sterblichen denken? Die größte Rarität wäre ein fricaſſirter Eſel, denn nur ſelten ſind es die Eſel, die früh caſſirt werden! Ein Kalbshirn iſt eine wahre Ledernheit gegen ein Eſelshirn mit Citronenſaft. Ein Eſelshirn iſt ſo unſchädlich, daß eine Sechswöchnerin es eſſen darf!

Alſo warum ſollten die Eſel nicht mit den Ochſen, mit den Pferden gleiche Rechte, eben ſolche Freiheit genießen? Die Eſel ſind doch die erſten Urheber und Wegbahner zur Freiheit, denn nur auf den Eſeln kann man auf hohe Berge kommen und „auf den Bergen,“ — ſagt Schiller — „wohnt die Freiheit!“ Alſo meine lieben Mitmenſchen, nehmt euch der Eſel an, thut's den Eſeln, thut's euch, thut's mir zu lieb!

Mich aber durchſtrömt ein ſchönes Bewußtſein, das Bewußtſein, auch einmal den Eſeln etwas recht gemacht zu haben, eine Sache, die mir noch nie gelungen iſt. Ja, ich fühle mich erhoben und begeiſtert, ein edles Feuer durchſtrömt mich, ich bin durch und durch für die Eſel geſtimmt! Schafft mir einen Eſel, ich mache mir ſogleich einen Braten aus ihm, ſchafft mir ſchnell einen Eſel,

„reißt ihn vom Schreibtiſch, wenn er redigirt,
ſchleppt ihn von der Bühne, wenn er ſchauſpielt!“

ſchafft mir einen Eſel, wo nicht, ſo leg' ich Hand an mich ſelbſt, ihr kennt mich!

Pläne und Vorſchläge, erzdumm, aber nicht ohne.

1.

Wie wäre es, wenn man, bei den vielen Diebſtählen, endlich zur Sicherheit des Publicums jeden Mann, der etwas beſitzt, das ihm geſtohlen werden könnte, in Arreſt ſetzte? Man müßte aber darauf ſehen, daß er nicht entſpringen kann, und ihm im Nothfall ſechsfache Ketten anlegen! Zur Verhütung, daß die Bäume an den Chauſſeen nicht beſchädigt werden, ſollte man ſie alle Abend umhauen und in die Stadt bringen. Zur Verhütung endlich, daß Niemand geſtohlene Dinge kaufe, ſchreibe man eine hohe Steuer für den Kauf geſtohlener Sachen aus.

2.

Wie wäre es, wenn man mit dem Mondſchein einen neuen Contract ſchlöſſe? der alte, den wir mit ihm haben, taugt nichts mehr! Er müßte ſich mehr nach der Gasbeleuchtung richten, und nicht eher erſcheinen, bis die Laternen ausgemacht worden ſind. Sodann müßte er ſich auf kleine Haus- und Comptoir-Flammen einlaſſen, eben ſo wie die Gasbeleuchtung. Z. B.: für's Theater eine Röhre und eine Flamme Mondſchein, für Liebes- und Zigeunerſcenen. Oder

Flammen für Hunde, die das Zimmer nicht verlaſſen können, und doch den Mondſchein anbellen wollen; oder Flammen für ein Comptoir, das in den Tag hinein wirthſchaftet, dem aber keine Sonne ſcheinen will. Ueberhaupt iſt der Contract mit dem Mondſchein ſchon deshalb zu verwerfen, weil er ſo oft Neulicht hat; wir brauchen kein neues Licht! alle Neuerungen taugen nichts! und dann liegt er alle Monat auf dem letzten Viertel!

3.

Warum hängt man vor unſerm Theater nicht, wie vor Reiterbuden und Menagerien, einige Kerle hin, ſtatt der Theaterzettel, die das Publicum anrufen: „Meine Herrſchaften, kommen Sie herein, hier iſt zu ſehen „Jocko,“ ein braſilianiſcher Affe! frißt Kuchen und trinkt Champagner, lebt gut und hat 3000 Rthlr. Gehalt. Dann iſt zu ſehen: ein tanzender Gemsbock, aus der Schweiz, mit langen Beinen und dünnem Hals: Dieſenſelbigten ſeine Sprünge werden Alle in die größte Erſtaunlichkeit ſetzen. Er ißt Alles und trinkt Chocolade und hat 3000 Rthlr. Gehalt! Sodann meine Herrſchaften, werden Sie ſehen: das ſeltene Thier, welches in Europa noch ſelten geſehen worden: „Die Veſtalin!“ Auch den großen Vogel Strauß! auch Adler, Fiſche und Bär! Auch iſt allhier zu ſehen ein ſibiriſches Thier: Graf Benjowsky. Derſelbige iſt ſo zahm, daß die hohen

Herrſchaften ihn berühren können; auch können ſie ſehen die ſüdliche Giraffe: Prezioſa, buntſcheckig und glatt, die ißt von der Hand und läßt ſich fangen. Kommen Sie herein, meine Herrſchaften!“ u. ſ. w.

4.

Jede Bühne ſollte einen Nachtwächter engagiren, der bei neuen Stücken zwiſchen jedem Act ausriefe: wie viel es eigentlich geſchlagen hat!

5.

Warum haben wir keine „Schriftſtellerei-Ausſtellung?“ Da könnten alle Schreiber ihre Sachen hineinbringen; ein Saal Gelegenheitsgedichte, ein Saal Vaudevilles, ein Saal Sonette, ein Saal Kritiken u. ſ. w. Die Einnahme müßte zum Beſten der armen Leſer beſtimmt ſein. Bekäme Jemand Luſt zu einem Ding, ſo könnte er auf dem Zettel dabei leſen, was es koſtet. Gewiß iſt die Urſache, daß dies noch nicht geſchehen, nur die, daß alle Autoren glauben: an ihren Sachen ſei gar nichts auszuſtellen.

6.

Den reiſenden Handwerkern gehen ſo oft Päſſe verloren. Warum iſt man noch nicht auf den menſchenfreundlichen Gedanken gekommen, ihnen die Päſſe auf den Rücken einzubrennen? Dieſe feuerliche Handlung wäre eine wahre Wohlthat!

7.

Wie lange noch wird man ſich erſt heiraten und dann ſcheiden? Wann wird man endlich anfangen: ſich erſt zu ſcheiden und dann zu heiraten? Denn unſer Heiraten heißt nichts anders, als ſich ſcheiden. Von dem Augenblicke der Ehe an, lebt man faſt getrennt und man iſt wie geſchieden; folglich iſt unſere Eheacte eine Scheidungsacte; die Scheidungsacte alſo von einer ſolchen Scheidungsacte wäre eine wahre Copulationsacte! Man ſollte ſich alſo früher ſcheiden und dann heiraten!

8.

Warum nimmt die Direction bei manchen Stücken Eintrittsgeld und nicht Austrittsgeld? Wenn es bei manchen Stücken hieße: „Eintritt umſonſt. Wer nach dem erſten Acte herausgehen will, bezahlt einen Thaler.“ Es gäbe eine herrliche Einnahme!

* * *

Kritiſche Betrachtungen eines Scheintodten über das Buch des Lebens.

Der Capitän T. L., ſo erklärt Lichtenberg, ſchrieb in dem Schuldenarreſte zu Fleet ein herrliches Werk über die Mittel, die Nationalſchulden zu bezahlen. Ich befinde mich jetzt faſt in eben dieſem Zuſtande, denn was iſt der Scheintod anderes, als der Schuldenarreſt der Seele, weil ſie die Schuld des Lebens noch nicht abzahlen konnte an den ungeſtümen Gläubiger Tod.

Der Scheintod, dieſe Generalprobe des großen Actes Tod, dieſe Vordämmerung des ewigen Lebens, dieſe Grenzfeſtung des Jenſeits und Dießſeits, die von den Truppen beider Mächte eingenommen wird, der Scheintod allein iſt der kritiſche Habitus, die Unparteilichkeit ſelbſt. Man nimmt von allem Notiz was vorgeht, ohne Theilnahme, ohne Mitwirkung. Jeder Kritiker müßte eigentlich ein ſolches Scheintodpatent haben. Beſonders aber über das Buch des Lebens, über die Sibylliniſchen Blätter, die deſto koſtbarer werden, je mehr davon verloren geht, geht mir nun, da ich es durchgeleſen und zugeſchlagen habe, die rechte Anſicht auf. Was iſt das Leben anderes als ein humoriſtiſches Buch, anderes als ein Dr. Katzenbergers Badereiſe, anderes als ein Jean Paul Werk, bunt und ſcheckig, erhaben und alltäglich, ergreifend und witzig, in dem die höchſte Luſt und der höchſte Schmerz auf einer Seite wohnen, und deſſen einzelne Blätter bald mit dem Haarſeile des Glückes und bald mit dem Gnadenbande des Glückes aneinander geheftet werden? Was iſt das Leben anderes als ein Buch von dem großen Unbekannten, welches Menſchen als Lettern hat, und in welchem nur wenig große Menſchen als Anfangsbuchſtaben ausgezeichnet ſind; ein Buch voll ſtehender Buchdruckerſpieße, ein Buch, in dem die traurigen Begebenheiten mit durchſchoſſener Schrift und die fröhlichen mit Petit geſetzt ſind, ein Buch, deſſen unerbittlicher Cenſor das Schickſal iſt, welches die ſchönſten Stellen ausſtreicht, und uns freiſtellt, die Cenſurlücken mit Seufzern oder Thränen oder gepreßten Ausrufungszeichen auszufüllen?

In dieſem Buche iſt nichts intereſſant als die Einleitung, oder das erſte Capitel: die Kindheit, der Clavierauszug des Lebens! Je weiter wir in der Seitenzahl des Lebensbuches fortrücken, deſto dunkler werden die Sätze, deſto verworrener und verſchlungener die Perioden, und die Kindheit mit ihrer erhabenen Einfachheit tanzt noch immer vor uns auf den Blättern herum, und wir möchten gerne zurückblättern, aber die Zeit, welche uns die Blätter umwendet, reißt jedes Blatt hinter uns ſogleich heraus, und wir können das Capitel der Kindheit nur im Gemüthe nachſummen, wie den Refrain einer halbvergeſſenen Melodie. Darum baut ſich in jedem offenen Kinderauge das eingeſunkene Paradies unſerer Jugend wieder auf, darum klingt aus dem Lallen der Kinder uns ein Echo aus dem verfallenen Vorgebirge unſerer eigenen Kindheit herüber, und jedes Kind hat ein halbwaches Doppelgängerchen in unſerer Rückerinnerung, welches unſer Inneres umarmt mit ſeinen zarten Aermchen und unſer Gemüth mit ſeinen lieblichen Lippen umſpielt.

Reich wie das Capitel der Kindheit iſt das „Capitel der Liebe" an reiner Seligkeit und Wonne und Unſchuld und himmliſchen Frieden, aber es iſt auch überreich an Schmerz und Weh und Jammer und herzzerreißender Klage! denn die Liebe iſt geboren in der Wiege des Weinens, im Auge, und Liebe und Thräne ſind die Rita und Chriſtina des Lebens! Da denke ich zurück, o Tannonia, an jenen Moment, in dem bei deinem erſten Anblick ein reines, ſtilleres, innigeres und farbenreicheres Leben vor mir aufging, wie ein Stillleben voll Duft und Blüthen, mit ſeinem unwandelbaren Treuehimmel und ſeinen ſehnſuchtsflötenden Nachtigallen, und es war mir, als hätte mir erſt ein beängſtigender Traum ein Weſen entrückt, das früher mein Zwillings-Ich geweſen, und mit dem ich in beſſeren Welten zuſammen gelebt, gedacht und empfunden hatte, und nun wachte ich auf, und dieſes Weſen ſteht wieder vor mir in ſeiner langerſehnten, vollendeten Schöne, und blickte mich an mit dem wohlbekannten Blicke, und mir erſchlöſſen ſich tauſend und tauſend Rückerrinnerungen, und mein Herz und alle meine Pulſe klopften ein wonniges Te deum, daß ich das verlorene Gnadenbild wiederfand, und daß es mich anlächelt in heiliger Klarheit!

Die vier S der Liebenden.

Die Liebenden ſind ſinnend voll Gedanken,
Und ſuchen einſam durch den Wald zu ſchleichen,
Und ruhen gerne unterm Dach der Eichen,
Um Träumen nachzuſinnen ohne Schranken.

Sind ſorgſam, ach! wie einem lieben Kranken
Umweben ſie das theure Herz, und weichen
Nicht von ihm, eine Gunſt ihm ſtets zu reichen,
Und es mit Glück ſo gleichſam zu umranken.

Die Liebenden ſind ſanft, in milden Blicken,
Vergleichbar ſilberweißen Mondesſtrahlen,
Sind Vorwurf und Verzeihung eng verſchwiſtert.

Und ſelig ſind, ſind — Nachtigallen flüſtert
Im jungen Laub vom ſüßeſtem Beglücken!
Wer ſonſt darf wagen, dieſes auszumalen?

◆

An die Schöne auf dem Aula-Balle.

Fliehend aus dem hohen Götterſaale,
Aus der Schönheit zaubervollem Reich,
Naht die Anmuth mit dem Zauberſtrahle,
Nimmt den Sitz in Deinem Aug' ſogleich,
In dem himmliſch leuchtenden Ovale.

In dem himmliſch leuchtenden Ovale
Wohnt Dir dieſe ſüße Himmelsfee,
Selbſt die Sterne ſcheinen mir wie fahle,
Wenn ich gegen dieſes Aug' ſie ſeh,
Wie ich theuer auch dies Seh'n bezahle.

Wie ich theuer auch dies Seh'n bezahle,
Das mir Ruhe raubt und Fried' und Herz,
Trink' ich doch aus dieſer Zauberſchale,
Blicke trunken nirgends anderwärts,
Wie ringsum auch hohe Schönheit ſtrahle.

Wie ringsum auch hohe Schönheit ſtrahle,
Zaubern Deine Reize nur mich feſt;
Nicht mit Worten dies Gefühl ich male,
Schweigend feier' ich das Götterfeſt,
Daß ein Urbild lebt dem Ideale!

◆

Eheſcheidungsacte von meiner zukünftigen Frau.

Erſt iſt das Verſprechen, dann die Trauung, das Leben iſt das Uebel; was nützt ein Verſprechen, wenn man ſich nicht zuvor traut? Liebe! Ehe! Die Ehe folgt nach der Liebe, wie ein Erbe, der das Gut, welches er erbt, vergeudet und zernichtet! Iſt denn der Traualtar jetzt etwas anderes, als der Wendepunkt des Krebſes an dem Himmel der Liebe? Iſt der Hochzeittag jetzt etwas anderes, als der Sterbetag der Liebe? Der Trauring etwas anderes, als der Schlußring an der Kette der Gefühle? Der jetzige Brautſtand iſt nichts, als eine Expoſitions-Scene der großen Eheſtandstragödie; eine angenehme Fabel, welcher die Ehe als bittere Nutzanwendung auf dem Fuße folgt; ein angenehmes Räthſel, das mit der Löſung allen Reiz verliert; ein lockendes Vorwort zu einem hundertjährigen Kalender, und eine ſüße Präludie zu einer traurigen Ballade. Die jetzigen Ehen ſind wahre Liebesſcheidungen. Man kommt ſich auf den Flügeln der Liebe entgegen, und heiratet ſich — um geſchieden auf dem rechten und linken Flügel zu wohnen! Man verlobt ſich aus Leidenſchaft, und heiratet ſich — damit einer dem andern Leiden ſchafft!

Man ſchwöret ſich ewig zu lieben, und heiratet ſich — um ſich nur ewig zu lieben! Da alſo unſere jetzigen Copulationsacten wahre Scheidungsacten ſind, ſo muß ſich die Scheidungsacte aus einer ſolchen Ehe zur wahren Copulationsacte hinaufadeln, und durch eine ſolche Scheidungsacte will ich mich dir, meine Zukünftige, anjetzt vermählen.

Komm mit mir hinaus in die heilige Sacriſtei der heiligen Natur, in die feierliche Stille des Abends. Der Winter hat den bräutlichen Hermelinteppich vor uns ausgedehnt; von ferne ſtehen die Berge im weißen Prieſterkleide; niemand iſt mit uns als der unſichtbare Prediger, welcher das erſte Paar in Edens ſüßen Räumen trauete, und dieſer unſichtbare Prediger hat über uns den unendlichen Pergament- und Hirtenbrief der blauen Veſte aufgerollt, und an deſſen weſtlichem Rande hängt die niedergehende Sonne, wie das große Inſiegel ſeiner allergnädigſten Majeſtät, und dieſe niedergehende Sonne zieht den Purpurmantel über die weißen Gefilde hin, wie eine holde Schamröthe auf die Lilienwangen der heiligen Unſchuld, und die candirten Zweige ſind mit Scharlach übergoſſen wie zum Hochzeitfackellicht, und die eiſigen Glasgehänge drehen ſich flimmernd wie zum Brauttanz, und ich ſehe in ſtiller Seligkeit in den Ring deiner Augen, die den Trauring der ewigen Liebe in ſich faſſen, und den Ring des Himmels und den tiefblauen Himmel ſelbſt und meinen, und in dem Sanscrit deiner Blicke liegt das wiedergewonnene Paradies, und ein himmliſches Lächeln ſchwebt beſeligend um deinen Mund, wie ein Mutterſegen um das Bewußtſein eines zärtlichen Kindes, und ich ſinke vor dir nieder auf die Knie, ein ſtummer Blick fleht um dein Ja, und dieſes „Ja" entblüht verſchämt deinen roſigen Lippen, und ein ſtilles Aufjauchzen aller Gefühle und die Freudenfeier der hocherrötheten Liebe ſind die ewigen Zeugen dieſes Bundes, und durch den hohen Dom der Schöpfung zieht ein leiſes, feierliches, ſtillverbebendes Amen.

◆

Das Leben ein Speiſezettel.

Das Leben iſt nichts als ein Tiſch,
Das will ich euch beweiſen,
D'rauf ſtehen reichlich im Gemiſch,
Wohl Braten, Brühen, Fleiſch und Fiſch,
Und eine Auswahl Speiſen.

Die Welt iſt unſer Speiſeſaal,
Das Glück bedient die Gäſte,
Es gibt dem Einen Biſſen ſchmal.
Dem zweiten Biſſen ohne Zahl,
Dem dritten gar das Beſte!

Vor allen Dingen thut uns Noth,
Ein rechter guter Magen,
Des Lebens ſaures Alltagsbrod,
So wie auch ſeinen Schnepfenkoth,
Mit Anſtand zu vertragen!

„Geſundheit“ muß man ſtets voran
Als Bouillon herſtellen,
Die „frohe Laune“ kömmt ſodann
Mit „heiterem Scherze“ auch heran,
Als Hering und Sardellen!

Das „Phlegma“ kömmt als Rindfleiſch her,
Mit einer dicken Brühe,
Das iſt nun zäh' und etwas ſchwer,
Und iſt es gar nicht mürbe ſehr,
Beiß't man es nur mit Mühe!

Die „Jugend" iſt „Cotelet au jus."
Das iſt ein ſchöner Biſſen!
Doch greift man da zu ſchnelle zu,
So hat ſich daran im Nu
Ein Zähnchen ausgebiſſen!

D'rauf präſentirt ſich als Omelette,
Die „Freundſchaft" uns dem Leben,
Dann kömmt die „Schönheit," ſüß und nett,
Nicht mager wohl und auch nicht fett,
Als „Reisſpeiſ' mit Zibeben."

Von Fiſch und Fleiſch ein Mittelding,
Als „Leber" kömmt die „Ehe!"
O! zu verdau'n iſt ſie nicht g'ring,
Wem erſt das Herz nach ihr auch hing,
Der fand ſie ſpäter zähe!

Der „Reichthum" und das liebe „Geld,"
Das ſind die beſten „Braten!"
Dazu wird auch noch hingeſtellt,
Die „Aemter- und die Titelwelt,"
In herrlichen Salaten!

Die „ſanften Frauen," zart und ſüß,
Als „Tauben" ſind zu ſpeiſen,
Doch muß man oft, wer weiß nicht dies?
In „böſe Frau'n," von Kopf bis Füß',
Als „Pfeffergurken" beißen!

Die „Hoffnung" machet den Marqueur,
Sie reicht ſtets blanke Teller,
Die „Liebe" bringt den Becher her,
Und läßt ihn freundlich nimmer leer,
Vom beſten Muskateller!

So laßt uns denn als Pfropfengeld
  Ein frohes „Vivat!“ geben;
Es ſoll die ſchöne Frauenwelt
Und was den Göttern wohl gefällt,
  Wir Alle ſollen leben!

Etwas über Mädchenerziehung.

Soll die Erziehung des Knaben eine plaſtiſche Peripherie haben, ſoll die Stoffhaltigkeit des Jünglings potencirt und im Druck und Gegendruck die geiſtige Athletik creirt, kurz, ſoll ſie in elaſtiſcher Art hervorſpringend durch Einwirkung werden, ſo muß im Gegentheil die Erziehung des Mädchens einen negativen Umkreis bilden, ſie muß durch Niederſchlagen und Abſondern und nicht durch Verbinden und Zuſammenſetzen ihren chemiſchen Seelenproceß befördern; ſie ſei bloß der Wendepunkt des Schlechten, die Demarcationslinie des Gemeinen und ſo zu ſagen, nur die ſchützende Reifglocke über die zarte Pflanze der Weiblichkeit. Die einzige Erzieherin der Tochter ſei — die Mutter. Nur die Mutter, feſtgeknüpft durch die Tag- und Nachtgleiche der Pflege, Sorgfalt und Liebe, kann dieſem fortwährenden Knüpfbande die zarteſten und lieblichſten geiſtigen Lehren als Seelenembleme einflicken und einweben. Nur die Seite der Mutter iſt die einzige Tempelſtelle, an welcher die Mädchen erzogen werden ſollten. Die Nähe der Mutter ſei die Iphigenienwolke, die ihr Kind dem Auge des Gemeinen, dem bloßen Tone des Rohen und Profanen entrückt und dem leiſeſten Anhauche der Unſittlichkeit verhüllt. Wer wird zarter, reiner und heiliger mit der Entwicklungsgeſchichte eines Weſens umgehen, in welchen ſie ſich und ihr Geſchlecht der Achtung oder Nichtachtung des andern Geſchlechtes entgegen treiben ſieht, als die Mütter? aber liebkoſende Zärtlichkeit oder mürriſche Straffertigkeit ſind die zwei entgegengeſetzten Pole, um welche die Mütter unſerer Zeit mit ihrem Erziehungsplan kreiſen, ohne Ahnung desjenigen, was es bedarf, wenn die Blume der Kindheit noch unter der zarten Knoſpenhülle liegt. Welch ſüße und doch heilige Geſchäftigkeit bedarf das friſche, treibende Leben nicht, wenn die Knoſpe die Blätternacht ſprengt und die Blüthe des Fleiſches in Weichheit und Fülle heraustritt an das dämmernde Licht, und ein leiſer, lockender Strahl des Sonnenlichtes küßend in ihr Inneres fällt, wo noch die Weiblichkeit in ſüßer Verborgenheit ihrem nahen Erwachen entgegenſchwillt. Dann, wenn der Saft in den Kelch tritt und die Blume aufbricht, in entwickelter Schöne und die Jungfrau heraustritt in's Leben, und die Blüthen regt, die üppigen, und der jugendlichen Aeſte Spiel hintreibt nach allen Lebensſeiten, in dieſem Schöpfungsmomente des Saitenſpiels und der Träume, wenn dieſer Zünd- und Blumengipfel der weiblichen Entfaltungsperiode heran nahet, dann o Mutter! welches ſtille Feſt der Weihe! o Mütter! dann fordere ich euch auf, dann fordert euer Heiligthum euren ſtärkſten

Prieſterdienſt, dann werft das Saatwort aus auf dem urbaren Boden, ſtehet wie ein Cherub mit dem flammenden Schwerte der Aufmerkſamkeit vor dem noch unverlornen Paradieſe ihrer Unſchuld! O! um dieſe Zeit wachet, daß keine Schlange die Blume Gottes vergifte! Vor allem entfernt ſie aus dem Kreiſe jener Gecken und Sinnfiſche, aus der verpeſtenden Atmoſphäre jener Zartloſen und Halbwilden, die mit Wort und That, mit Blick und Geberde frevelnd in die heilige Verzäunung der Sittlichkeit brechen, die in der reinen Melodie der Weiblichkeit nur die Klapperblechen der Sinnlichkeit vernehmen, und in dem Sanskrit ihres unentweihten Weſens nur das Geſchlechtsnotenſtück erblicken. Vor der Berührung dieſer Rohen hütet eure Töchter ſtets, und hundertfach mehr in dem Wendepunkt der Kindheit, wo ſie in das Zeichen der Jungfrau tritt, und wie die Mimoſe von der leiſeſten Berührung erinnert und gewarnt wird! Ein noch häufigeres und faſt privilegirtes Gift iſt die Lectüre, welche die Mütter ihren Töchtern gönnen und die frühe Ausbildung, die ſie ihnen geben. Dieſe Frühzeitigung der jetzigen Mädchenwelt iſt der Froſtbrand ihrer Liebenswürdigkeit; wahrlich, eine betrunkene Nachtigall, ein Colibri mit Sporen und ein Mädchenantlitz mit einem gemalten Schnurbarte ſehen lieblicher aus als ein ſolches Mädchengeſicht mit dem ſcharfen Gepräge früher Verſtandesbildung! Die Erfahrung, dieſe Weltgeſchichte der Vernunft, iſt der

Gewährsmann, daß dieſe Frühzeitigung früher Reiz zum Verderben iſt, weil das Erkenntnißvermögen des Verſtandes dem des Herzens vorſpringt, und ſie früher Schlüſſe machen lernen, ehe ihre Urtheilskraft reif und ferm iſt. Und nun gar das Leſen! es iſt kein Paradoxon, wenn man behauptet, daß ſeitdem die Mädchen die Bibel mit einem Romane und den Nähtiſch mit dem Converſationslexicon vertauſcht haben, ſeitdem haben ſie auch für die Goldſtücke des Gemüthes und der Weiblichkeit die Schau- und Scheidemünze der Affectation eingewechſelt, und zahlen auf den großen Solowechſelbrief ihrer Weiblichkeit nur terminenweiſe ein Paar Procentchen in Farb- und gemiſchten Waaren einer einſtudirten Aus- und Verfeinerung ihres eigenthümlichen Weſens.

Nachtigallen-Duett.

Männchen.

Es rauſcht der Wald, es klingt der Bach,
Es tönt in allen Räumen,
In mir auch werden Lieder wach,
Aus ahnungsvollen Träumen;
Von Hoffnungsdrang, von Liebempfang,
Von unbekanntem Sehnen,
Von Leid und Luſt der Sängerbruſt,
Soll meine Stimme tönen.

Weibchen.

Soll meine Stimme tönen
Ihm zu verkünden meine Näh'?
Mich faßt ein ſchüchtern Wähnen,
Daß mich des Lauſchers Aug' erſpäh'.
Wenn luſtgeröthet, er Triller flötet,
Wenn ſchmeichelnd ſeine Stimme girrt,
Treibt mich ein Drängen, von Liebesklängen,
Ich fühle mich ſo ſüß verwirrt.

Männchen.

Ich fühle mich ſo ſüß verwirrt
Im Labyrinth der Lieder,
Es tönt, ſo weit mein Sang auch irrt,
Mir ſtets ihr Name wieder.
Sie iſt das Band, das mich umwand,
In dieſem Weltgetriebe;

Ihr Echo ruft, mir durch die Luft,
Zur Heimat ſtiller Liebe.

Weibchen.

Zur Heimat ſtiller Liebe
Sehnt ſich mein ſchmachtendes Gemüth,
Als ob ein Weh mich triebe;
Verkünd' ihm dieſen Wunſch, mein Lied!
Im Duft der Roſen, im Zephyrkoſen,
Zieh' hin verrätheriſcher Laut,
Verkünd' ihm leiſe, nach Minneweiſe,
Was ich mir ſelbſt kaum anvertraut.

Männchen.

Was ich mir ſelbſt kaum anvertraut,
Muß ich im Lied verkünden,
Mich drängt es hin, die Sängerbraut
Im ſtillen Neſt zu finden.
Muß Liederglut und Herzensblut
Mit Philomelen theilen.
Ich kann nicht mehr, allein und leer
Auf dieſem Baume weilen!

Weibchen.

Auf dieſem Baume weilen
Will ich, bis mir die Antwort klingt.
Wie ſich die Blätter theilen!
Wer iſt's, der mir ſo nahe dringt?
Was muß ich ſehen? Es iſt ſein Flehen
Das iſt ſein liebemilder Ton!
Ob ich mich neige? ob ich mich zeige?
Ach, ich erſehnt' ihn lange ſchon!

Männchen.

Ach, ich erſehnt' ihn lange ſchon,
Der Liebe Sternenabend!
Jetzt gönne mir der Treue Lohn,
Dein Herz, ſo ſüß und labend.
O laß mich ein, o laß mich ein,
In Wonnen zu verſchweben,
Sonſt iſt dies auch mein letzter Hauch,
Dich lieben nur iſt leben!

Weibchen.

„Dich lieben nur iſt leben,"
Sprichſt du und willſt dich tödten doch!
Komm' ſüßer Mann, komm' ſüßes Streben,
Raum iſt für dich in Blättern noch;
Doch hörſt du's rauſchen? die Menſchen lauſchen,
Verräther ſind ja immer wach!
D'rum komm nur leiſe, laut iſt's im Kreiſe,
Es rauſcht der Wald, es klingt der Bach!

Beide.

Es rauſcht der Wald, es klingt der Bach,
Es tönt in allen Räumen,
In uns auch bebt ein Echo nach,
Von ſel'gen Liebesträumen;
Sie wollen heut', zur Wirklichkeit.
Sich zauberiſch verſchönen,
Und Gruß und Kuß, und Hochgenuß,
Soll unſer Lied nun tönen!

*

Mitternachtsſtändchen.

Durch Sturm und Ungewitter
Du herzensſüße Maid!
Zieh't ſingend her dein Ritter,
Im leichten Sängerkleid.

Durch Sturm und Ungewitter,
Mit aufgelöſ'tem Haar,
Bringt er auf ſeiner Zither,
Ein traurig Ständchen dar.

Durch Sturm und Ungewitter
Tönt traurig hin ſein Lied,
Wo er beim Fenſtergitter
Sein grauſam Liebchen ſieht.

Durch Sturm und Ungewitter
Zieht klagend hin ſein Laut,
Den ſchmerzlich er und bitter,
Den Lüften anvertraut.

Durch Sturm und Ungewitter
Rinnt ſeine Thräne heiß,
Und ſchmelzt die Blumenflitter,
Am Fenſterglas aus Eis.

Durch Sturm und Ungewitter
Zieht er von hinnen nicht,
Bis nicht ſein Herz in Splitter,
Wie ſeine Leier bricht.

Durch Sturm und Ungewitter
Stand todt er einſt da,
Hinauf zum Fenſtergitter
Das ſtarre Aug' noch ſah.

Durch Sturm und Ungewitter
Zieh't herzensſüße Maid!
Zu Grabe nun dein Ritter,
Im leichten Sterbekleid.

*

Zur Geneſung, oder die Ergänzungen.

Man ſagt, wenn Jemand nieſet,
Wohl „Zur Geneſung“ drauf,
Doch ob's von Herzen fließet
Im ganzen Lebenslauf,
Ob ſie im Sinn nicht haben:
„O, lägſt du doch be — — —“
(Er nieſ't).
Zur Geneſung!

Der ſagt, er ſei entzücket,
Nun wieder uns zu ſehen.
Wie er an's Herz uns drücket,
Wer kann da widerſtehen?
Doch denkt er ohne Zweifel:
„O, hol' dich doch der — — —“
(Er nieſ't).
Zur Geneſung!

Betheuert uns ein Mädchen
Mit Hand und Mund und Schwur,
Sie hätt' im ganzen Städtchen,
Ja dich zum Liebſten nur;
So glaubt gewiß, die Hexe
Hat nebenbei noch — — —
(Er nieſ't).
Zur Geneſung!

Thut Jemand uns ganz ſchöne,
Nennt uns den beſten Freund,
Und ſpricht mit heißer Thräne,
Er wär' mit uns vereint,
Da kommt er ſicher morgen,
Sich hundert Thaler — — —
(Er nieſ't).
Zur Geneſung!

Schimpft dorten die Actrice,
Ein arger Recenſent,
Die er von der Couliſſe,
Faſt gar nicht, gar nicht kennt,
So glaubet mir, dies Bärbchen,
Gab ihm gewiß ein — — —
(Er nieſ't).
Zur Geneſung!

Und fehlt in einem Buche
Euch der Zuſammenhang,
Ihr werft's mit einem Fluche,
Den Schreibtiſch entlang,
Doch denkt, es hat's verwichen
Der Cenſor erſt ge — — —
(Er nieſ't).
Zur Geneſung!

Man ſchreibt ein Wort der Klarheit,
Zuweilen wohl recht brav;
Getroffen von der Wahrheit,
Fühlt ſich der Fuchs, das Schaf,
Da werden ſie zur Furie
Und nennen es In — — —
(Er nieſ't).
Zur Geneſung!

Wie gerne möcht' ich ſpinnen
  Noch weiter fort dieß Lied,
Braucht' gar nicht viel zu ſinnen,
  Weil vieles man ſo ſieht:
Doch hör' ich euch ſchon denken:
Wir wollen dir's ſchon — — —
(Er nieſ't).
Zur Geneſung!

* * *

Dank und Bitte.

Ich danke dir, Allgütiger dort oben,
Daß du vor Tauſenden mich haſt erhoben,
Daß du mir gabeſt Luſt und Kraft
Zu mancher ſchönen Wiſſenſchaft:
Mir haſt enthüllt den Reiz der Weſen,
Daß meine Augen offen leſen,
Des Lebens Werth, des Lebens Tand.
Daß du gepaart mir mit Verſtand
Des Liedes Kraft, die Luſt der Töne,
Daß ſich die Charis mir enthüllt, das Schöne,
Daß ich des Werths mir froh bewußt,
Verachtend ſchau auf andrer Luſt;
Daß ich erfüllt vom Geiſtigreinen;
Mich nie geſelle zum Gemeinen;
Daß ich nicht kenn' der Wolluſt Gier,
  Dafür, o Ew'ger, dank' ich dir!

Ich bitte dich, Allgütiger dort oben,
Der du den Geiſt gelegt im Erdenkloben,
Laß nie des Wiſſens und des Denkens Frucht
Entarten einſt zur giftigen Zweifelſucht;
Daß ich nicht frech verſuch' zu löſen
Den Knäul der unerforſchten Weſen;
Daß ich nicht leg', ein Skorpion,
Des Wiſſens Zahn und Religion,
Daß mich der Eingang zu des Wiſſens Thoren

Nicht ſchon berauſch' zum eitlen Thoren;
Daß ich des Liedes Troſt und Heil
Für Gönnerſold nicht trage feil,
Daß auch des Scherzes Göttergabe
Ich nicht entweih zur Pöbelkoſt und Labe;
Daß ich nicht murre ob dem Schmerzensſtich,
Darum, o Ew'ger, bitt ich dich!

Ich danke dir, Allgütigſter dort oben!
Daß mich die Guten lieben, loben,
Daß ich ein Herz hab' ohne Harm,
Daß ich die Meinen liebe warm,
Daß auf der Lipp' ich trag das Herz
Bei fremder Luſt, bei fremdem Schmerz,
Daß mich die Thräne labt, wenn tiefzerriſſen
Mein Herz ſich Nachts ergießt am Kiſſen,
Daß ich das Morgenroth dann heiter ſchau,
Wenn es vom Aug' mir trinkt den Thränenthau,
Daß ich ſo lange band der Sinne Hyder
Bis der Altar mir giebt die Eine wieder,
Daß mich kein Erdenglück verlockt von ihr,
Dafür, o Ew'ger, dank' ich dir!

Ich bitte dich, Allgütiger dort oben!
Laß mich den Pöbel nicht erproben,
Bewahre mich in Leid und Mißgeſchick
Vor der unzarten Menſchen rauhem Blick,
Daß nicht das Niedrige, Gemeine,
Verletzung mit Verletzung eine;
Daß ſie nicht fahren mit der rohen Hand
An das Gefühl vom Schmerz noch wundgebrannt,
Daß ſie mit Ungeſchick und ſpitzen Tone
Nicht greifen in des Herzens Krone.

Laß mich, o Gott, in Luſt und Pein,
Gefährte nicht des Rohen ſein,
Gieb mich zum Spiel nicht hin und Zeitvertreib,
Dem blöden, dem entherzten Frauenleib,
Daß ich erſticke nicht im dumpfen Schlamme
Des Herzens und des Geiſtes Flamme.
Vor Schonungsloſen nur o rette mich,
Darum, o Ew'ger, bitt' ich dich!

* * *

Die Nacht.

Wie lieb' ich dich, o Nacht! wenn du deinen ſterngeſtickten Mantel ausbreiteſt über das Firmament und mit deinem kühlendem Odem die heiße Atmoſphäre durchwehſt! Wenn deine heilige Stille das nichtige Toſen des Tages verdrängt und die Gedanken fördernde Ruhe das leere Getümmel verſcheucht! Wie lieb' ich dich, o Nacht!

Wie haß' ich dich, o Nacht! Wenn du dein dunkles Leichentuch über die Welt, wie über einen Sarkophag deckſt und die matten Sterne wie Kandelaber bei ihr anzündeſt! Wenn du das Geſchenk der gütigen Götter, den Troſt der Menſchheit, das Tageslicht verſcheuchſt: wenn du den anmuthigen Tanz und Wechſel der Farben verſchlingſt und in ein eintöniges Schwarz hüllſt die bunte Natur! Wie haß' ich dich, o Nacht!

Wie lieb' ich dich, o Nacht! Du ſchleichſt theilnehmend in mein Gemach und theilſt mit mir Gefühle und Stimmung, die ſonſt allein verſchloſſen ich hatte im Herzen; du führſt an deiner Hand den ſüßen Schlummer, den Kummerbezwinger, den zeitlichen, täglichen Erlöſer! Du wickelſt deine milde Finſterniß wie weiche Seide um wunde Stellen und ſchmiegſt dich wie ein liebendes Weib an die gramumzogene Bruſt! Du theilſt das Lager des Einſamklagenden und du durchwachſt geſellig mit dem Schlummerberaubten die Wüſte langgedehnter Stunden! Wie lieb' ich dich, o Nacht!

Wie haß' ich dich, o Nacht! Du kömmſt zigeunerhaft und geſpenſtig, ſtiehlſt dich durch verſchloſſene Thüren und ſagſt dem Herzen wahr in grauenvollen Ahnungen! Du gräbſt die Schmerzen geſchäftig wieder heraus aus den ſie bedeckenden Gegenſtänden und Dingen des Tages und kleideſt ſie heraus zu unſerm erneuten Weh' und Kummer! Du mordeſt ſelbſt den heiligen himmelsgeſalbten Schlaf mit den Dolchen der Träume oder du wiegſt durch ſüße Gebilde uns ein, entfliehſt des Morgens mit ihnen und höhnſt im Entfliehen uns aus! Wie haß' ich dich, o Nacht!

Wie lieb' ich dich, o Nacht! Deine ambroſiſche Nähe labt mein verletztes Gemüth! Du führſt in deinem magiſchen Schatten liebende Weſen mir vor! Aus deinem dunklen Zauberſchleier treten lichtvolle Geſtalten heraus! Wornach mein Herz ſich ſehnt und was ich in den hellen Strahlen des Tages vergebens ſuche, das führſt du in ſüßer optiſcher Täuſchung mir vor die ſchmachtende Seele! Aus deiner Finſterniß oben treten die fernen Lieben in transparenten Zügen ſichtlich heraus! Du beſcheinſt mir die Geiſter ſchmerzlich Vermißter und auf deiner geſtirnten Strickleiter ſteigen die Seelen der Dahingeſchiedenen vom Himmel zu mir nieder! Wie lieb' ich dich, o Nacht!

Wie haß' ich dich, o Nacht! Du rüttelſt ungeſtüm an dem Sarg der Liebe, rufſt aus dem Friedhof meines Herzens die lebendig begrabenen Schmerzlichbeweinten heraus, und ſtörſt grauſam die Kirchhofmuſe meines Gemüthes. Du malſt auf die Schragen Kerkerwände, mit denen du das Leben überbaueſt, trügliche Phantome, um dich an dem Schmerz der erwachenden Täuſchung zu laben! Wie haß' ich dich, o Nacht!

Wie lieb' ich dich, o Nacht! Du führſt an der verſchwiegenen Hand meine einzige Geliebte, meine Muſe mir zu! Du biſt unſer Brautwerber, unſer Traualtar und unſer Prieſter zugleich! Deine Sterne kreiſen wie Hochzeitsgäſte um uns herum, und das ſüße Lippenſpiel der keuſchen Muſe belauſcht der geheime Pulsſchlag der ſchlummernden Natur! Wie lieb' ich dich, o Nacht!

Wie haß' ich dich o Nacht! weil du dein finſtres Antlitz der Muſe nur zeigſt! weil du dein Trauertuch windeſt um die goldenen Saiten, daß ſie gedämpft wie eine Leichentrommel ertönen! weil du nicht den Schmelz des Morgenrothes und nicht die Milde des Abendrothes hauchſt in die Töne der nächtlichen Leyer! Wie haß' ich dich, o Nacht!

Wie lieb' ich dich, o Nacht! Du ziehſt deine geliebte ſpaniſche Wand zwiſchen mir und dem herzloſen Getümmel! Du entziehſt mir das hirnloſe Carouſſelſpiel der hohlen Welt, das leere Lächeln, die übertünchte Nichtigkeit, die geſchminkten Geſichter und Herzen und das große chineſiſche Hölzelſpiel der Formen und Geſtaltungen des Welttreibens! Du ſtürzeſt deine Vehmkappe über alles nichtige Geſindel und über alle die tauſendgeſtaltigen Lumpen, daß ſie unſichtbar werden dem menſchlichen Auge! wie lieb' ich dich, o Nacht!

* * *

Wünſche und Entſchädigungen.

Wenn man auch allen Menſchen alles Gute wünſcht, ſo kommt man oft in Verlegenheit, es einem Theile der Menſchen nicht recht zu machen, und man müßte dieſen Theil immer für dieſe guten Wünſche entſchädigen. Wünſcht man z. B. allen Menſchen gute Geſundheit, ſo ſind die Aerzte dagegen; zu ihrer Entſchädigung wollen wir ihnen alſo unſere gebrechlichen Theater, die kranke Phantaſie unſerer Dichter, die Fieberparoxismen aller Enthuſiaſten, die ſchwindſüchtigen Dramen, die einſeitigen Urtheile und die gallſüchtigen Scribenten überlaſſen.

Wünſcht man allen Menſchen Ruhe und Frieden, ſo lehnen ſich die Advocaten dagegen auf; um dieſe zu entſchädigen, geben wir ihnen: Müllners „Zwieſpalt der Natur,“ den „Scheidungsproceß von Kalk und Alkohol,“ die „Klage der Ceres“ von Schiller, den „häuslichen Zwiſt“ von Kotzebue, den Streit der Elemente und den ewigen Hader zwiſchen Vernunft und Dummheit.

Wünſcht man allen Menſchen Glück und Segen, ſo lehnen ſich die Zeitungsſchreiber auf, die von Unglücksfällen leben; um dieſe zu entſchädigen, überlaſſe ich ihnen: Die Ueberſchwemmung durch ſchlechte Zeitſchriften, die Hungersnoth im Repertoir, die Feuersbrunſt alter Gecken, die entſetzliche Dürre unſerer Converſation und das große Unglück, welches der Janhagel zu allen Zeiten anrichtet u. ſ. w. u. ſ. w.

◆

Der Morgen.

Wenn ich des Morgens recht frühe hinausgehe in den engliſchen Garten und die ſchöne Natur genieße, die wie jede natürliche Schöne am reizendſten iſt im Erwachen, wo ſie ſo friſch, ſo üppig einladend, ſo genußheiſchend und genußgebend iſt, wo ſie, mit aufgelöſten Bändern, alle Schönheiten im blühenden Morgen-Incarnate den offenen Sinnen entgegenſchilt, wo ſie kaum entſtiegen dem Bade des Morgenthau's aus dem erſten Gewande mir entgegenſchwillt mit den hüllenloſen Reizen und mit ihrer warmen und reichen Fülle, wenn ich dann mit offenen, freudigen und gekräftigten Sinnen mich hineinſtürze in die liebeglühenden, liebeblühenden, weitgeöffneten Arme der Morgen-Schöne; wenn die Gebüſche wie aus dem Schlummer erwachte Kinder, die mir bis an die Bruſt reichen, mir ihre zarten Aermchen entgegenſtrecken, und die markigen Bäume wie turnierende Jünglinge daſtehen und das Haupt ſtolz emporheben in die gewürzte Luft, und die alten Baumſtämme wie lebensluſtige Greiſe noch mit gekrümmten Rücken ſich des Daſeins freuen und die kurzbehaarten Häupter freundlich ſchütteln, und wenn die Nachtigall ſingt, ohne daß die preußiſche Staatszeitung ſie ex offo in Weihrauch einpolitiſirt, und wenn ich dann denke: „Ich bin ein König!“ und kein öſterreichiſcher Cenſor da iſt, der mir dieſen demagogiſchen Gedanken aus dem Kopf ſtreicht, und wenn ich mich ſo recht ſatt ſchwelge an den entblößten Reizen der ſchlummerentrungenen Schöpfung, dann, dann freue ich mich nicht nur, daß ich das alles mit ſo empfänglichen Sinnen, mit ſo vollen Zügen in mich ſchlürfe, ſondern ich freue mich auch dabei, daß viele andere es nicht genießen: Z. B. der türkiſche Kaiſer und der öſterreichiſche Beobachter, der Dey von Algier und der Lyoner Correſpondent, Don Miguel und — und — und eine ſehr ſchöne und ſehr geiſtreiche Dame, die mir letzthin behauptete, wenn man um zehn Uhr aus dem Bette ſteigt, ſo ſei dann erſt Morgen. Ich freue mich, daß dieſe nicht den Morgen mit mir genießen, denn ich bin auch an der Table d'hôte der Natur lieber allein als in appetitloſer Geſellſchaft, oder in ſolcher, denen doch im Grunde kein guter Biſſen zu gönnen iſt. Ja, da wiederhole ich mir mein demagogiſches: „Ich bin ein König!“ und ich bin auch ein König; und ich will es, meiner zukünftigen Frau zu liebe, beweiſen, daß ich ein König bin, und daß ſie alſo eine Königin in Spe (d. h. nicht etwa Saphir's poetiſche Ehehälfte) iſt. Ich breche hier ab, um den ſchönen Leſerinnen, unter denen vielleicht eine ſich befinden könnte, für die ein Königreich ſo viel Anziehendes hat, um alle ſonſtigen Bedenklichkeiten zu überwiegen, bis morgen Zeit zu laſſen, ſich bei meiner morgen ſchon legitimen Majeſtät heute noch anmelden zu können.

Nichts iſt leichter zu beweiſen, als daß ich König eines großen Reichs, nicht nur eines großen Erdreichs, ſondern auch eines großen Himmelreichs bin. Denn keine Macht der Welt kann mir abſtreiten, daß der Raum oder der Platz, den meine beiden Füße einnehmen, mein Eigenthum iſt, denn den kann mir kein Kaiſer der Welt nehmen; aus dem Raum hinaus kann man keinen Menſchen ſchaffen. Selbſt wenn man ihn umbringt, muß er doch begraben werden und nimmt nur noch mehr Erde ein.

Dieſer Platz, den meine zwei Füße betreten, gehört alſo unſtreitig mir an, dieſer Platz gehört aber in der Tiefe bis zum Mittelpunkte der Erde mir an; weiter nicht, denn mein Gegenfüßler hat auch ſein Recht bis an meine Grenze. In die Höhe hinauf gehört eben ſo viel Raum zu meinem Eigenthum. Das alles zuſammen macht das größte Reich der Welt aus. Ich habe alſo auch ein Oberhaus, welches mir auf dem Kopf herum geht und ein Unterhaus, welches ich mit Füßen trete.

Da die ganze Erde ganz gewiß ſchon mit Todten gefüllt iſt, ſo iſt ein großer Theil meines Reichs bevölkert, und welche Unterthanen, welche vortreffliche Unterthanen ſind die Todten! Sie laſſen ſich alle

Auflagen gefallen und murren nicht, man zieht ihnen das letzte Hemd aus und ſie ſchweigen, man ſezirt ſie und ſie geben noch ihren letzten Tropfen Blut her. Dann die Beamten, die ich bei dieſen meinen Unterthanen angeſtellt habe, das heißt die Würmer, die ſich mit ihrem Fleiſche ernähren, was ſind das für humane Menſchen! Ohne Unterſchied des Glaubens nagen ſie an allen meinen Unterthanen, ja, das Judenfleiſch ſoll ihnen ſogar am beſten ſchmecken. Alle anderen Unterthanen ſchwören ihrem König „Treue bis in den Tod!“ Dieſer Ausdruck muß jetzt auf Veranlaſſung des Königs der Niederlande anders gemodelt werden; denn der König der Niederlande meint, daß in dem Vertrage der freien Rheinfahrt von 1815 heiße es „bis in die See“ aber nicht auch in dem See, folglich wenn man dem König Treue bis in den Tod ſchwört, ſo heißt es eigentlich bis an die Grenzen des Todes, aber todt ſelbſt brauchen wir uns nicht für ihn zu machen! Meine Unterthanen aber fangen mit ihrem Tod erſt ihre Treue gegen mich an. Was nun mein Reich über mir, meine Luftprovinzen betrifft, die werden erſt finanziell lucrativ, wenn ich erſt ſo weit bin, einen Tranſitozoll erfunden zu haben. Ein jeder Nagel, der durch mein Reich paſſirt, müßte ein paar Federn laſſen, jeder blaue Dunſt der durch mein Reich zieht, müßte Religionsſteuer bezahlen, jede Wolke, die mir die Sonne entzieht, müßte einen Lichtkreuzer abgeben; käme einmal Mad. Garnerin mit ihrem Luftballon, ſo behielte ich den Luftballon und ließe Mad. G. in Gottesnamen weiter ziehen; wollte Jemand in meinem Luftreich ein Luftſchloß bauen, ſo müßte er mir Grundſteuer, dann Hausſteuer, dann Fenſtertaxe und obendrein Toleranz-Abgabe entrichten. Trüge einmal ein Windſtoß ein Blatt durch mein Reich, müßte ein Cenſor $^{7}/_{8}$ davon in die Taſche ſtecken. Wollte nun endlich gar Jemand durch meine Luftregion in den Himmel fahren, da würde ich ſchön Pfeifen ſchneiden! Ein Jeſuit müßte mir — doch nein, ein Jeſuit kömmt nicht in den Himmel — jedoch er käme bis an den Himmel, dann müßte er wieder zurück und müßte alſo doppelt Tranſitozoll bezahlen, und zwar nach dem engliſchen Srawbäck-Syſtem.

Ich bin alſo ein großer König! und um ſo mehr König, da ich keinen kleinen Fuß habe! Es muß alſo jeder auf die Größe ſeines Fußes ſtolz und eitel ſein und nicht auf die kleinen Füße. Da ich auch des Morgens früh aufſtehe und nicht bis zehn Uhr ſchlafe und dann erſt anfange zu ruhen und zu geruhen, ſo bin ich auch längere Zeit ein König, quod erat demonstrandum!

* * *

Große Revolution im Reiche der Schnürleiber,

oder:

Der Kampf der neuen Schnürleiber mit den alten Schnürleibern,

oder:

Herr Flittner, die Schnürleiber, die Damen und ich.

> Holder Friede,
> Süße Eintracht,
> Weilet, weilet,
> Freundlich über dieſe Stadt.
> Schiller.

Faſt alle großen Begebenheiten der Weltgeſchichte wurden von außerordentlichen Naturbegebenheiten, von ſchrecklichen Phänomenen viel früher prophetiſch angekündigt. Vor Cäſars Ermordung ſeufzte die Luft und die Sterne weinten Blut; vor dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges hingen blutige Schwerter am Himmel, und das furchtbare Erdbeben unter Titus war der Herold des Verfalls des römiſchen Reichs. So ſcheint die Natur große Ereigniſſe zu ahnen und in ſchmerzlichen Krämpfen vorher zu fühlen. Dieſe Erfahrung dringt ſich jetzt mit aller Macht auf, in dem Momente, wo das langebeſtehende Reich der Schnürleiber drohlich gefährdet iſt!

Wie lange iſt es, daß in Augsburg ein Sonnen-

Regenbogen geſehen ward, und in Frankfurt am Main „die verwandelte Katze“ ausgepocht wurde? Wie lange iſt es her, daß in den Rheingegenden ein Erdbeben war und in Wien „Wilhelm Tell“ auf die Bühne kam! Solche ungeheuere Erſcheinungen ließen eine furchtbare Exploſion befürchten; — ſie iſt ausgebrochen. Die „Dynaſtie der Schnürleiber ſoll geſtürzt werden,“ und „das Blankſcheit nicht mehr ſein!“

Herr Flittner hat in ſeinem Buche: „Ueber die Kun der ſchönen Bekleidung“ einen Vernichtungskrieg gegen alle Corſetten begonnen, einen Krieg, der die weibliche Toilette zu ſehr bedroht, aber doch der weiblichen Schönheit zu nützlich ſein dürfte, als daß ein Verehrer des ſchönen Geſchlechts in und außer Schnürleiber dabei ruhig bleiben könnte. Als ganz neutrale Macht ſteh’ ich zwiſchen Herrn Flittner, den Schnürleibern und den Damen, und will es verſuchen, die ſtreitenden Parteien zu vereinigen.

Betrachten wir die Damen auf der einen und die Schnürleiber auf der andern Seite, ſo iſt die Vereinigung dieſer zwei Weſen ſo alt und herkömmlich, daß es dem Forſcher ſchwer wäre, zu unterſcheiden, ob die Schnürleiber für die Damen oder die Damen für die Schnürleiber gemacht worden ſind. Wie die Amerikaner glaubten, ein Reiter ſei ein mit dem Pferde zuſammengewachſener Menſch, ſo könnte man glauben, die Dame iſt eine mit dem Schnürleibe zuſammengewachſene Perſon. Wenn ſie auch nicht zuſammengewachſen ſind, ſo ſind ſie doch zuſammen aufgewachſen. Es iſt aber jedem ſeinen Manne zur zweiten Natur geworden, dieſen Gegenſtand, das heißt, die Schnürleiber, ſo zart als möglich zu berühren, da ſie den Damen ſo ſehr am Herzen liegen.

Nun aber kömmt Herr Flittner, und pflanzt ſogleich ſein ſchweres Geſchütz in Form ein Kupfertafel gegen dieſe wehrloſen Schnürleiber auf. Der Umriß der „mediceiſchen Venus“ iſt mit dem Umriß einer „modernen Schnürbruſttaille“ neben einander abgebildet. Das iſt ein arger Streich! Die Schnürbruſttaille ſieht gegen die Venustaille verzweifelt Zangenkäfermäßig aus. Dagegen erlaube ich mir im Namen der Schnürleiber einzuwenden, daß die mediceiſche Venus gewiß einen Schnürleib getragen haben würde, wenn ſie ſeine perſönliche Bekanntſchaft zu machen Gelegenheit gehabt hätte.

Nach Herrn Flittner bringt der Schnürleib bei den Damen gerade dieſelben Symptome hervor, wie ein Liebhaber, nämlich:

> „Beängſtigung, Herzklopfen, Schwindel, Bruſtbeklemmung, Schwindſucht, Krämpfe, Ohnmacht u. ſ. w.“

Ferner meint Herr Fl., der „Druck der Schnürleiber“ ſei ſchädlich, das iſt eine bekannte Sache, daß der Druck in einem Schnürleibe iſt, aber die Damen machen ſich nichts aus dem Druck, da er zugleich der Schönheit Nachdruck verleiht, gegen dieſen Nachdruck aber gibt es kein Geſetz. Beſonders eifert Herr Fl. gegen den Schnürleib bei Kindern; auch mit Unrecht! es gibt doch jetzt gar keine Kinder mehr! Endlich ruft Herr Fl. den allgemeinen Landſturm auf:

„Ich zweifle keinen Augenblick, daß alle Männer von Geiſt und Geſchmack, beim Anblick einer eingeſchnürten weiblichen Figur von gleichen Gefühlen ergriffen werden!“

Die Gefühle beim Anblick einer ausgeſchnürten Figur mögen wohl alle gleich ſein, aber bei einer eingeſchnürten ſind ſie vielleicht verſchieden.

Nachdem alſo die Schnürleiber mit tüchtigen Gründen entthront ſind, entſchädigt Herr Fl. die Damen doch durch ein Schnürleib-Surrogat, auch eine Art Schnürleib aber ohne Druck, der ſein Anliegen nur bis an die Herzgrube vorbringen darf. Aber der Stoff, d. h. das Material ſoll —

„darf ich's der keuſchen Sonne nennen?“

ſoll ein Filz ſein! O wie kömmt ein Filz zu Damen! Nein, ein Filz iſt nicht dazu gemacht, ſchöne Frauen zu umfangen! Wer ſelbſt kein Filz iſt, wird mir beiſtimmen!

Bis auf den einen filzigen Punkt hat alſo Herr Fl. ſo ziemlich Recht, aber die Schnürleiber haben auch Recht, denn ſie leben und, „der Lebende hat Recht.“ Aber Herr Fl. iſt ein Einzelner und die Schnürleiber werden in Maſſe aufſtehen, Millionen Schnürleiber werden heranziehen und ſich wie der

Alp Nachts auf ſeine Bruſt ſetzen, er wird empfinden „Beängſtigungen, Herzklopfen u. ſ. w.“ und er wird fallen, ein Opfer der Reformation! alſo eine Intervention wäre das Beſte. Herr Fl. ſtehe von der Idee ab, dem weiblichen Geſchlechte Filz an den Buſen legen zu wollen, dafür entſagen die Schnürleiber allem Druck, und begnügen ſich mit elaſtiſchem Fiſchbein ſtatt des Stahls. Die Damen ihrerſeits verſprechen das Blankſcheit von nachgiebigem und geſchmeidigem Charakter zu wählen; auf dieſe Weiſe wird ſelbſt Herr Fl. nichts gegen die Vereinigung der Damen und der Schnürleiber haben, und ich —

„Ich ſei, gewährt mir die Bitte,
In ihrem Bunde der Dritte!“

◆

Blume der Blumen.

Blumen hör' ich immer preiſen
Von der Sänger ſüßem Mund,
Und in immer neuen Weiſen
Wird ihr holdes Weſen kund;
Von den Veilchen, Lilien, Roſen,
Auch von dem Vergißmeinnicht,
Wiſſen ſie gar viel zu koſen
Und ich widerſpreche nicht.

Doch von aller Blumen Blume,
Die ſie, ſchöner nur, vereint,
Singt zu ihrem ſtillen Ruhme
Heimlich nur ein treuer Freund;
Und ich werde ſie nicht nennen,
Nennt ſie ſchon auch mein Gedicht:
Sollte wer den Namen kennen,
Der verrathe ja ihn nicht!

Wohl iſt Veilchen gar beſcheiden
Und ſein Köpfchen ſtill geſenkt,
Treues Blau mag gern es kleiden,
Von der Hoffnung Grün umſchränkt.
Ganz ſo herzig, ganz ſo ſinnig
Iſt das ſüße holde Kind;
Jeder, der ſie ſieht, wie innig
Fühlt er ſich zu ihr geſinnt!

Lilie mag ſich ſchlank erheben,
Schwanenweiß und immer rein,
Selbſt ihr Kleid von Schnee ſich weben,
Glänzend wie des Mondes Schein;
Doch ſie kann Die nicht erreichen,
Die von auß- und innen rein,
Der die Engel ſich vergleichen,
Makellos und zart und fein.

Röschen ſchmücken rothe Wangen,
Küßlich-ſüßer Purpurmund,
Doch nur eitel iſt ihr Prangen
Und ihr Dorn ritzt leicht nur wund;
Schöner iſt das Schamerröthen
Das um Jener Wangen ſchwebt,
Und ihr Zorn, er würde tödten
Wer ſie kühn zu rühren ſtrebt.

Pensée ſchlägt die blauen Augen
Immer auf zu aller Welt:
Ach, das kann doch gar nicht taugen,
Wenn man aller Welt gefällt;
Aber die, die ich will meinen,
Wendet ſtiller Aeuglein Licht
Immerdar nur zu dem Einen,
Ja und der vergißt ſie nicht!

◆

Meine weiße Roſe.

Die Königin der Blumen, Flora, lud
An ihren Hof die Blumen ein zum Feſte;
In Saſian, in Scharlach und in Glut
Gekleidet kamen alle Farben-Gäſte;
Und jedes Blümchen hatte, hochentzückt,
Mit Licht und Strahlen ſich das Kleid geſtickt.

Das Blümchen „Eiſenhut,“ es zieht voran,
Es ſtellt als Ritter ſich an ihre Spitze;
Die „Königskerze“ ſteckt die Flamme an,
Erhellt den Weg durch ihre Glutenblitze;
Die „Glocken“ tönen alle freudiglich,
Und jede „Aſter“ ſchmückt mit Sternen ſich.

Die Königin der Blumen, Flora, ſchaut
Mit ſtolzem Aug' die Blumen alle glänzen,
Die Krone iſt mit Strahlen überhaupt,
Kein Schatten kann das Zauberlicht begrenzen;
Und all' die Blumen ringsherum im Kreiſ',
Sie ſtreiten um der Schönheit höchſten Preis.

Die „rothe Roſe“ blicket, halb erblüht,
Aus ihrer Knoſpe grünlichem Geſichte;
In ſüßer Schaam iſt liebend ſie erglüht,
Als ob ſie zürnend für die Schönheit fechte;
Doch wie ſie Glut und helle Flammen ſprüh',
Der Schönheit höchſten Preis bekömmt ſie nie.

Die „Nelke" glänzt im feuergleichen Sammt,
Von hocherglühtem Purpur ſtolz umfangen,
Der höchſten Liebe Luſtverlangen flammt
Auf ihren zauberiſchen Gluthenwangen;
Doch wie ſie auch in Licht und Flammen ſcheint,
Der Schönheit höchſter Preis wird ihr verneint!

Die „Tulpe" prangt in ſchöner Stoffe Pracht,
In neuen Reizen ſtets ſich zu geſtalten,
Wie ein Kometenſpiel in dunkler Nacht,
Ein ewigwechſelnd Licht auch zu entfalten;
Doch wie ſie auch in tauſend Formen ſpiel,
Der Schönheit höchſter Preis iſt nicht ihr Ziel!

So ſtritten um der Schönheit höchſten Lohn,
Umſonſt das Heer der Blumen und der Roſen,
Narciſſe, Tulipan und Anemon',
Levkoje, Sonnenblume und Mimoſen;
Doch wie das Alles Flora beſticht,
Der Schönheit höchſten Preis gibt ſie noch nicht!

Da nah't die „weiße Roſe," ſilbern blühn
Die holden Wangen, wie des Mondes Blume,
Gekleidet zart in Schnee und Hermelin,
Wie Veſta's Bild im Heiligthume;
Wie auf der ſpiegelhellen Silberfluth
Der majeſtät'ſche Schwan ſtillglänzend ruht!

Sie nahet ſich, der Anmuth Spiegelbild,
Das Ebenmaß im Bau der zarten Glieder;
Sie ſtreitet nicht, ſie lächelt einmal mild,
Beſiegt ſinkt dann das Heer der Blumen nieder;
Die Anmuth nur mit ſeelenvollem Sinn
Iſt ewig aller Schönheit Königin!

* * *

Blumen und Farben.

Blau iſt die Welle,
Grün iſt die Welt,
Blau iſt das helle
Himmliſche Zelt,
Blumen und Garben,
Veilchen im Thau,
Alles voll Farben
Wohin ich nur ſchau!

Farbe iſt Leben,
Leben iſt Luſt,
Luſt iſt ein Streben
Freudiger Bruſt;
Farbe iſt Freude,
Farbe iſt Licht,
Erdenſohn! meide
Farben ja nicht!

Roth iſt die Roſe,
Roth iſt die Lieb',
Roth iſt das loſe
Mündchen ſo lieb;
Roſe wie Liebe
Hat Dörnlein ſehr,
Halten für Diebe
Wache und Wehr.

Blau iſt die Treue,
Himmel iſt blau,
Blau iſt das neue
Veilchen der Au;
Blau iſt der Ferne
Lieblicher Flor,
Blau ſchaut wie Sterne
Aeuglein empor.

Weiß iſt die Reinheit,
Lilie iſt weiß,
Alles in Einheit
Gibt ihr den Preis;
Rein iſt ſie immer,
Rein wie der Strahl,
Rein wie der Schimmer
Luna's im Thal.

Grün iſt die Erde,
Grün iſt die Kraft,
Die auf ein: Werde!
Welten erſchafft;
Grün iſt das Hoffen,
Jugend iſt grün,
Grün wird uns offen
Das Jenſeits blühn.

Grau iſt das Alter,
Nebel iſt grau;
Liegt wie ein kalter
Hauch auf der Au;
Blaß iſt der Kummer,
Bleich iſt die Noth,
Grau iſt der Schlummer,
Schwarz iſt der Tod!

◆

Alles nur Eines nicht.

Für des Liebes ſüße Gabe,
Für des Sanges zarte Kunſt,
Geb' ich Alles was ich habe,
Alles für der Muſe Gunſt;

All' mein Hoffen, all' mein Streben,
Fürſtengunſt und Glück und Gold,
Hoffnung, Ruhm und Wonne-Leben,
Bleibt mir nur die Muſe hold.

Aus dem vielbewegten Herzen,
Reiß' ich jeden Wunſch heraus,
Alle Freuden, alle Schmerzen,
Trag' ich opfernd ihr in's Haus;

Freiheit in dem Reich der Lüfte,
Und des Lichtes gold'ne Fluth,
Hochgenuß im Reich der Düfte,
Und des Sehens ſüße Glut;

Selbſt der Träume Zauberwaltung,
Und der Thräne Luſtgewinn,
Alles geb' zur freien Schaltung
Für der Muſe Gunſt ich hin

Selbſt die Liebe, die im Buſen
Mich mit Schmeichelwort beſpricht,
— Auch die Liebe? Nein, o Muſen!
Nein, die Liebe geb' ich nicht!

Fühl' ich nicht die Liebe innen,
Innen tief in meiner Bruſt,
Wär' ich doch bei allem Sinnen
Keines Liedes mir bewußt!

Wenn ich nicht die Liebe ſänge,
Sänge ich wohl nimmermehr,
Rauſchte auch das Reich der Klänge
Lockend, buhlend um mich her.

Wenn ich nicht zur Liebesfeier
Meine Saiten ſtimmen kann
Drück' ich meine ſtumme Leier
An die Bruſt verſtummend an.

Liebe ich der Muſen Liebe,
Lieb' ich ſie der Lieb' zu lieb,
Wenn mir nicht die Liebe bliebe,
Lied und Muſe auch nicht blieb!

Beide ſind in meinem Buſen,
Lied und Liebe feſtgebannt,
Und nur Amor reicht den Muſen
Ihre Leier ſtets zur Hand!

◆

Natur-Sprache.

Alles ſpricht in Tönen, Zeichen,
Wenn es auch nicht Worte ſind,
Ausdrucksvoll und reich geſinnt
Iſt Natur in ihren Reichen.
Gott ſpricht uns durch ſeinen Himmel;
Dieſer durch das Sterngewimmel;
Durch Geſchilf und Bachesrauſchen
Spricht die Erde, wenn wir lauſchen;
Durch den Weſtwind, Donnerstoben,
Hat auch Luft die Stimm' erhoben;
Feuer ſpricht in lauten Gluthen
Die gefärbt zuſammen fluthen;
Waſſer ſpricht in Murmelquellen,
Im Geſchwätze munt'rer Wellen;
Liebe ſpricht durch ſüße Augen
Die den Blick als Worte ſaugen;
Unſchuld ſpricht auch unbefangen
Durch Erröthen holder Wangen;
Schuld auch gibt ein ſprechend Zeichen
Durch der Wangen ſchnell Erbleichen;
Grübchen, das im Kinn ſich ründet,
Wohlgefallen lächelnd kündet!
Demuth ſchlägt die Augen nieder;
Glaube hebt empor ſie wieder;
Frommes, gottgefällig Walten
Spricht durch zartes Händefalten;

Zorn und des Grimmes Hadern
Spricht durch blutgeſchwellte Adern;
Hohn in tief verſteckter Weiſe
Zuckt die Lippen leicht und leiſe;
Auch der ſchweigſame Dichter,
Deutlich durch die Blumen ſpricht er!
Aus den Blumen, aus den Blättern,
Gießt er ſinnig ſeine Lettern;
Aus Geſchlecht und Farb' und Zeile
Bildet er die Redetheile;
Dorn und Blüthe, Kelch' und Dolde
Steh'n in ſeinem Sprecherſolde.
Jedes Blümchen, das den Funken
Von dem Farbenlicht getrunken,
Hält mit allen Lichtgenoſſen
Zarten Sinn in ſich verſchloſſen,
Und in jedem Blumenſtengel
Liſpelt ſtill ein Liebesengel.
Dieſen Engel zu verſtehen,
Wenn die Blumen dich umwehen,
Daß du mögſt den Sinn erlauſchen,
Wenn ſie Wort und Worte tauſchen,
Wenn um Friſche zu genießen,
Sie den rothen Mund erſchließen,
Wenn mit ausdrucksvollem Schweigen
Klug das Haupt ſie niederbeugen,
All' das ſoll mit Liebbeſtreben
Dieſes Büchlein kund dir geben.

Gefangenſchafts-Epiſtel an den Mond.

Es iſt ein Glück, daß du ſo hoch ſtehſt, ſonſt könnteſt du nicht ſo neugierig durch mein Gitterfenſter mir in die Feder ſchauen. Du ſiehſt aber heute ſo betrübt-fröhlich, ſo gezwungen populär-freundlich aus wie Ludwig Philipp am Tage, wo Napoleons Statue wieder auf die Vendee-Säule aufgeſetzt wurde.

Sieh, mein lieber Mond, wenn man eingeſperrt iſt und ſo gar nichts vor ſich ſieht als eben dich durch ein enges Gitter, ſo kömmſt du einem bald erhaben, bald läppiſch vor; bald rührſt du mich, bald muß ich dich auslachen; bald beneid' ich dich, daß du ſo frank und frei umherwandeln darfſt und dein Licht anſteckſt, wenn ich meines auslöſchen muß; bald beklag' ich dich, daß du an noch ſtrengere und unwandelbarere Geſetze gebunden biſt, und deine Bahn viel weniger verlaſſen darfſt als ich.

Bald kömmſt du mir ehrwürdig vor, wie ein ſillbergraues Haupt, das die weißen Locken im Winde flattern läßt, wie König Lear auf der Heide; bald kömmſt du mir vor wie eine Waſſerlilie, die im freundlichen blauen See ſinnig fortſchwimmt und mit ſeinem klaren Lichte auf den Fluthen zittert; bald wieder kömmſt du mir vor wie ein liebender Witwer, der bleich und einſam um die Erde wandelt wie um das Grab ſeines geliebten Weibes; oder du kömmſt mir vor wie ein zärtlicher Vater, der mit offenem Auge die Erde bewacht, die wie ein ſchlafendes Kind unter ihm liegt; oder du kömmſt mir vor wie das Sinnbild der menſchlichen Unſterblichkeit, wie ein lichter Schmetterling, welcher ſich eben der Erde entrungen und über ihrer dunklen entſeelten Hülle ſchwebt; oder du kömmſt mir vor wie ein Verbannter, der ſtill und blaß durch die Nacht fortſchreitet, welcher der Luſtigkeit des beſtirnten Himmels entflieht und dem die Sterne in Ehrfurcht vor dem Unglücke, gerührt und demüthig ausweichen; oder aber du kömmſt mir vor wie eine himmliſche Caution, die uns die gütige Gottheit jede Nacht einlegt als Gewähr, daß uns ſeine Gnade und ſein Licht nicht verläßt, wenn er uns auch ſeine Sonne entzieht; oder du kömmſt mir vor wie ein freundlicher Gefängniß- oder Krankenwärter des ewigen Vorſtehers des großen Barmherzigenhauſes dieſer Erde, der alle Nacht mit ſeinem milden Lämpchen herumwandelt, den Schlafenden ſorglich in's Antlitz ſchaut, den Matten und Müden Tröſtung und den Leidenden ſanfte Beſchwichtigung zulächelt!

Bald aber auch kömmſt du mir ganz komiſch und lächerlich vor! Bald kömmſt du mir wie eine große Mund-Semmel vor, die in einer Schüſſel waſſerbläulicher, ſaurer Milch ſchwimmt; bald wie ein geheimer Polizei-Kerl, der bleich wie ſein Gewiſſen, in einen Wolkenmantel gehüllt, herumſchleicht und dem ſelbſt die lichtvollen, unſchuldigen Sterne ausweichen; bald kömmſt du mir wie ein Redacteur eines gerngeleſenen Blattes vor, denn alle Hunde bellen dich an, die großen wie die kleinen, du aber wandelſt deinen Weg fort, in ſchweigender Verachtung; bald kömmſt du mir vor wie ein ungebetener, ungern geſehener Gaſt, der ganze Städte freſſen will, denn wenn du erſcheinſt, löſcht die Stadtbeleuchtung alle ihre Laternen aus, damit du doch die Stadt gar nicht finden mögeſt; bald kömmſt du mir vor wie ein alter verliebter Geck, der noch zu allen Fenſtern hinein coquettirt und den Mädchen das Herz beſtricken will mit ſeiner Seufzerfarbe, mit ſeinem Butterblick und mit ſeinen lichtblonden Schmachtlocken; bald kömmſt du mir vor wie ein Trunkenbold, der bald voll iſt und nachher bleich und blaß und abgemagert iſt wie der Katzenjammer; bald kömmſt du mir vor wie ein Miethsmann, der keinen Zins bezahlen will, weil du im erſten und letzten Viertel ſo krumme Geſichter ſchneideſt; bald kömmt es mir vor, als ſäheſt du als Büßer darum ſo jämmerlich, bleich und kümmerlich aus, weil du die Eh'pakten (Epakten oder Mondeszeiger) aufgebracht haſt! Bald kömmt es mir vor, als wärſt du ein Kritiker und müßteſt deshalb immer wandern, weil du oft Sachen beleuchteſt, die beim

Licht betrachtet ſtockfinſter ſind; bald kömmſt du mir vor wie ein ſchlechter Prediger, dem die Leute gerade dann anfangen einzuſchlafen, wenn er anfängt, ihnen ſein Licht aufzuſtecken; bald kömmſt du mir vor wie ein Hauderer, wenn man glaubt, er iſt die ganze Nacht durch vorwärts gekommen, am andern Tage iſt er noch auf derſelben Stelle u. ſ. w.

Kurz, mein lieber Mond, ich weiß nicht ob du ein Gegenſtand der Erhabenheit oder des Lächerlichen biſt. Ich kann dich nicht leiden, weil du immer ſo einerlei Geſicht machſt, weil du ewig und immer dieſelbe glatte lächelnde Phyſiognomie haſt wie ein Gratulationsſchreiben; weil du jedem Menſchen dasſelbe Antlitz zeigſt, weil du dein Licht gerne aller Welt aufdringen willſt als ein eigenes und es doch nur ein erborgtes, ein fremdes iſt; weil du in einem Monat viermal dich umwandelſt; weil dein Licht ein kaltes iſt, dein Strahl ein eiſiger; weil du dir alle Monat zweimal die Hörner ablaufſt und doch nicht gewitzigt wirſt; weil du ſchlechtes Wetter bringſt, wenn dir der Hof gemacht wird; weil du Flecken haſt wie jeder Sterbliche, die kein aſtronomiſcher Fleckenputzer wegbringt und dich dennoch höher dünkſt als wir; weil du nur wie ein Dieb in der Nacht mit deiner Aufklärungslaterne kömmſt; weil du dem Verbrecher eben ſo gut leuchteſt zum Morde als dem geheimen Edlen zur Wohlthat! kurz, weil du kein Originalgenie und Licht biſt, ſondern ein armſeliger Lichtcopiſt, ein

Abſchreiber und Nachdrucker; weil du die Aufklärung aus der zweiten Hand verkaufen willſt wie ein Jeſuit!

Alſo nimm mirs nicht übel, lieber Mond, daß ich mich lieber an die Sonne halte, und entſchuldige, daß ich mir die Freiheit nahm, dir das alles zu ſagen, ich habe jetzt keine andere Freiheit als dieſe. Ich zeichne u. ſ. w.

* * *

Das Spiegelbild.

1.

Die Doppelſchau.

Ich ſeh' dich hier mit nimmerſatten Blicken,
Mein Sein iſt in das Auge mir gezogen;
Und ſeh' dich dort in den kryſtall'nen Wogen
Aus klaren Fluthen mir entgegen nicken.
Seh' ich dich hier, ſo iſt das Hochentzücken,
Dich dort zu ſehen grauſam mir entzogen,
Und hab' ich dort dich in das Aug' geſogen,
Mußt du doch hier, Geliebte! mir entrücken!

O Doppelluſt der doppelten Geſtalten,
Euch kann mein Auge nicht als Eins umfaſſen!
Will es dies Bild im trunken Blick behalten,
So muß es ſcheidend doch von jenem laſſen;
Und welches ſchmeichelnd auch ins Aug' mir ſchleichet,
Es raubt mir eben das, was es mir reichet!

2.

Der Liebesblick.

Du ſchauſt mich an und mein innerſt Weſen
Bleibt wonnenſtill an deinem Auge hangen,
Die Gegenwart allein hält mich umfangen,
Nichts anders wird mir, nichts war geweſen.
Ich fühl' das Irdiſche ſich von mir löſen,

Unſterblichkeit und reineres Verlangen
Sind mir aus deinem Blicke aufgegangen,
In dem ich Liebe kann um Liebe leſen!

Und dieſen Blick, ich ſollt' ihn neidlos theilen,
Und wär's auch mit mir ſelber in dem Spiegel dort.
An Blicken, die im Himmel übereilen
Iſt theilen ſchon ein ſchneller, frevelhafter Mord!
Mein Weſen ſelbſt mir ſelber abgezogen
Daß ich, hat's mich um ſolchen Blick betrogen.

* * *

Die Zehner-Suppen.

Horch, die Glocken hallen dumpf zuſammen,
Und auf zehne ſteht der Lauf der Zeit,
Da kömmt in einer Holden ſchönem Namen
Ein Frühſtück auf das Zimmer mit geſchneit;
Die Muſen bilden eine ſchöne Gruppe
Um die von Grazien geſchickte Suppe!

Die Suppe muß mir freudebringend taugen,
Mit ſüßer Wärme mild durchſtrömt ſie mich,
Mit ihren ſchönen, hellen großen Augen
Erinnert lieblich glänzend ſie an dich;
Und wie du in der Kunſt biſt vielgeſtaltig
Iſt ſie auch täglich anders mannigfaltig.

Wer eine ſolche Suppe ſein kann nennen,
Der ſtecke fröhlich ſeinen Löffel drein,
Und ſollt er ſich den Mund auch d'ran verbrennen,
Es iſt für Dich, und ſüß iſt dieſe Pein!
Denn Gluth kann nur durch Gluth gekühlet werden,
Das iſt das Los der Schönheit hier auf Erden.

Monolog einer kritiſirenden Jungfrau.

Lebt wohl, ihr Nadeln, ihr geliebten Strümpfe,
Du traulich ſtille Küche, leb' auf ewig wohl!
Thedore wird nun nicht mehr in dir wandeln,
Thedore ſagt dir ewig: Lebewohl!
Ihr Gurken, die ich wäſſerte! ihr Bohnen,
Die ich geſchälet, grünet fröhlich fort!
Lebt wohl ihr Töpfe und ihr Schüſſeln dieſes Hauſes!
Du Strickzeug! holde Zierde dieſer Hand,
Das ich oft probiert auf meine Glieder,
Thedore ſchreibt und nimmer ſtrickt ſie wieder!

Ihr Plätze alle meiner Küchenerde,
Euch laß' ich hinter mir auf immerdar!
Zerſtreut Euch ihr Mägde an dem Heerde,
Ihr ſeid jezt eine wirthinloſe Schaar;
'Ne and're Wirthſchaft machet mir Beſchwerde,
Zu Claſſ'kern ſchreib' ich einen Commentar,
So iſt der Kritik Ruf an mich ergangen,
Mich lockt nicht des Topfes irdenes Verlangen!

Denn der zu Tornow an der Elbe Auen,
Im Tintenfaß ſich ſchreibend niederließ,
Und ihr befahl die Leſer zu erbauen;
Der einſt die zarte Muſe Chezy's,
Die Hirtin auch als Dichterin ließ ſchauen,
Der auch der Schoppe gnädig ſich bewies,
Er ſprach zu mir aus dieſen ſeid'nen Strümpfen:
„Geh' hin, Du ſollſt auf Erden für mich ſchimpfen!

In jedes Buch ſollſt Du die Naſe ſtecken,
Mit Tint' beflecken Deine zarte Hand,
Novellen nicht ſoll Deine Muſe hecken,
Die hübſch gebund'nen werden noch im Band',
Nicht mit Romanen ſollſt Du Dich beflecken,
Kein Lied iſt freundlich Deinem Geiſt verwandt,
Doch werde ich die kritiſch-ſpitzen Klauen,
Vor allen Erdenmädchen Dir vertrauen!

Denn wenn im Blatt die Liſtigſten ſchon ſchweigen,
Wenn ſelbſt die ſchärfſte Feder ſchon wird ſtumpf,
Dann wirſt Du ſchnell von Deinem Nähtiſch ſteigen,
Und wie die kecke Wäſcherin beim Strumpf,
Dich mit der dickgekochten Lauge zeigen,
Den Kopf zu trennen von des Buches Rumpf,
Kritiken bringen Deutſchlands off'nen Blättern,
Den Schiller hunzen und den Tiek vergöttern!“

Ein Zeichen hat der Himmel mir verheißen,
Ich bin nicht ſchön, entſage dieſer Welt,
Drum muß ich fortan ewig um mich beißen,
Damit ſie andern werde auch vergällt.
In's Reich der Kritiken will es mich reißen,
Es treibt mich hin zu des Verlegers Geld,
Honorare hör' ich mächtig zu mir dringen,
Der Brockhaus ſteigt und die Dukaten klingen!

* * *

Letzter Liebesgruß.

Nur einmal blick' zur Liebe, Engelsleiche,
Es perlt noch im ſtarren Aug' die Thrän',
Es ſpielt um's Antlitz, um das duldensbleiche,
Des Glückes letzter Widerſchein ſo ſchön!
Noch ſchwingen ſich, vom Geiſteshauch getragen,
Von bleicher Lippe Töne her — ſo ſüß;
Erzählen uns von gold'nen Liebestagen,
Und von der Lieb' verlor'nem Paradies!
Warum wir es verloren, laß' Dich fragen?
Warum, warum? Du kannſt es ja nicht ſagen!
Doch, daß es hin, das tiefempfund'ne Glück,
Das ſagt Dein düſt'rer, ſchmerzumflorter Blick —
Er ſagt es mir, du kannſt es nicht vergeſſen,
Was ich in Dir und Du in mir beſeſſen,
Daß Du mein Liebſtes — ich Dein Alles war!
Mein Kind, mein Kind, um aller Heil'gen willen,
Laß' nicht den Trug, das Gottesbild verhüllen,
Deß' hoher Altar unſ're Seele war.

Doch, ach! umſonſt, zerriſſen ſind die Saiten,
Die einſtens Dir im frommen Ton geklungen;
Es irrt verwaiſ't, durch lichte Himmelsweiten,
Das ſüße Lied, das ich Dir zart geſungen;
Es irrt die Seele, die an Dich gebunden,
Sie fragt nach Dir — nach meinem frommen Lied.
Sie find't Dich nicht, und weint um Feierſtunden
Wo beide wir nur einer Harfe Ton,

Wo Beide wir nur einer Blume Duft
Und eines Sternes Licht — nur Beide wir
Der reinſten Seele ein Gedanke wir.
Doch ob ſie irrt und ob ſie weinend klagt,
Das Glück iſt hin, das uns ſo ſchön getagt.

Noch einen letzten Gruß aus beſſ'rer Welt,
Noch einen letzten Ton vom heil'gen Lied.
Und dieſes letzte Blatt vom Liebeskranz,
Und dieſes letzte Bild aus gold'nem Traum,
Das letzte Wort, vom Munde heiß geküßt,
Die letzte Thrän', im Auge theuer Dir,
Nimm ſie, mein Kind, mit reinem, frommen Sinn!
Der erſten Liebe leg' auf's Grab ſie hin,
Es wird daraus ein hoher Wunderbaum,
In ſeinem Schatten träum' den letzten Traum
Vergang'ner Luſt — voll herbem Seelenſchmerz,
Damit der Himmel gnädig Dir verzeih,
Weil heil'gen Schwur Du brachſt im böſen Scherz

Kind und Chriſtkind.

Am Weihnachtsabend rings der Chriſtbaum blüht,
Am Krankenbett des Kindes eine Mutter kniet;

Ein Jahr iſt's jetzt, da ſtand ein Weihnachtsbaum
Mit Lichtern und Geſchenken hier im Raum.

Ihr Gatte, glückbedacht, zur Seit' ihr ſtand,
Ihr blühend Kind, gehüllt in Seid' und Band.

Heut' ſitzt verlaſſen ſie, ihr Mann iſt todt,
Der Reichthum ging, und es kam Leid' und Noth.

Ihr Kind iſt krank, ihr einzig' theures Kind,
Sie kniet am Bette, kniet und weint und ſinnt.

Sie küßt dem Kind' ſo Stirn als Wange heiß,
Sie flüſtert ihm zu ſüße Worte leiſ'.

Das Kind erhebt die Aeuglein matt und ſpricht:
„Lieb' Mutter, kömmt denn heut' das Chriſtkind nicht?“

— Die Mutter weint, es ſchnürt zuſamm' ihr Herz,
Sie weint, bewältigt Thräne doch und Schmerz:

„Mein Kind, das Chriſtkind kömmt gewiß noch heut',
Es iſt ja früh noch, es iſt lang noch Zeit.“ —

Nach einer Zeit das Kind ſie wieder fragt:
„Iſt Chriſtkind böſ', haſt du mich denn verklagt?

Ich ſeh' den Baum nicht, nicht die Lichtlein bunt,
Wenn Chriſtkind käm', ich würde gleich geſund!“ —

Die Mutter ſchluchzt ganz leiſ' in ſich hinein:
„Mein Kind, warum ſoll Chriſtkind bös' denn ſein?

Es iſt nicht ſpät noch, es iſt noch nicht acht,
Es kömmt gewiß mit einem Baum voll Pracht!"

Und wieder ſtill iſt's Kind, ſein Wänglein glüht,
Die Mutter weint am Bette, wo ſie kniet.

„Lieb' Mutter," flüſtert d'rauf das Kind, ganz hohl,
„Mich hat vergeſſen ganz das Chriſtkind wohl!"

Das Herz der Mutter ſchwimmt im Thränenmeer,
Kaum kann ſie ſprechen, ſo iſt's Herz ihr ſchwer:

„Mein Kind, das Chriſtkind es vergißt Dich nicht
Du warſt ja gut und fromm und ſanft und ſchlicht!" —

Und wieder ſchweigt mit geſchloſſ'nem Aug' das Kind,
Die Mutterthrän' heiß auf das Kiſſen rinnt.

Da hebt das Kind ſein Haupt: „Lieb' Mutter mein,
Mach' auf die Thür' und laß' das Chriſtkind ein;

Das Chriſtkind kömmt, es bringt mir jetzt den Baum,
Im weißen Kleid kömmt es, mit güld'nem Saum!"

— Die Mutter bebt, ſie neigt ſich auf das Kind herab,
Sie trocknet ihm die heißen, feuchten Wänglein ab. —

„Ach, Mutter, ach, wie ſchön! wie ſchön! wie ſchön!
Die Lichtlein ſind wie Sternlein anzuſeh'n;

Und Englein d'rauf mit Flügeln weiß und roth und gold,
Die Englein lächeln und ſie winken mir ſo hold!"

Die Mutter wehmuthsvoll das Kind umfaßt
Und ſchluchzt: „Mein Kind, ſag', was geſehen Du haſt?" —

„Lieb' Mutter, Du weißt nicht wie ſo wohl mir jetzt iſt,
Küß' mich, das Chriſtkind hat grad' mich geküßt!" —

D'rauf ſinkt ſein Köpfchen auf das Kiſſen, matt,
Sein Herzchen ausgeklopft ſein Leben hat!

Die Mutter weint, weint und ſchaut ſtarr empor,
Ihr iſt's als thät' ſich auf das Himmelsthor,

Und unter vielen Englein unter'm Sternenbaum,
Sieht ſie ihr Kindlein in dem lichten Raum,

Sie faltet ihre Hände, weint und betet d'rein;
„Mein Kind, die Mutter wird bald bei Dir ſein!“

Immer die Eine.

Verſchworen gegen mich ſind alle Saiten,
Mit Lied und Leyer ſtehen ſie im Bunde,
Denn welche Weiſe ich auch mag bereiten,
Sie geben ſtets nur von der Einen Kunde;
So ſtrömt entfeſſelt nun zu allen Zeiten
Dein Lobgeſang allein aus meinem Munde,
Vergebens will ich mit der Muſe ſtreiten,
Die jeden Ton holt aus des Herzens Grunde.

In jeden Laut miſcht ſich Dein Angedenken,
Der legt es ſchnell im nächſten Laute nieder,
In jedes Wort ſeh' ich es ſich verſenken,
Das ich gewählt zum Ausdruck meiner Lieder;
Und wie ich den Geſang mag künſtlich lenken,
Dein Angedenken feſſelt ſein Gefieder,
Und wie ich Zeil' um Zeile mag verſchränken,
Ich find' in jeder lieblicher es wieder.

So will der ſtete Quell der Harmonien,
Sich friſcher ſtets in meiner Bruſt erneuern,
Wenn ich das Thema aller Melodien:
Tannonia! nur Dir allein will weihen,
In gold'ner Klarheit will das Lied erblühen,
Das ſich des ſchönſten Glücks ſoll freuen,
Für Deine Schönheit göttlich zu erglühen,
Und Deine Herrlichkeit der Welt zu zeihen!

Meine Biographie.

Ich war ein junger Springinsfeld,
Stets froh,
Verthat die Jugend und das Geld,
So, ſo;
Doch wie ich's auch hab' angeſtellt,
Sprach immer doch die arge Welt
Ihr „O!“

Erſt ging ich ſtets in hoher Pracht
Und Glanz,
Als ging's in einer Hochzeitsnacht
Zum Tanz;
Da ward ich höhniſch ausgelacht,
Und jeder ſprach, und jeder dacht':
„Der Hans!“

Dann warf ich dieſen Schnick und Schnack
In's Meer,
Und ging blos ſtets im grauen Frack
Einher;
Da ſprach das liebe Spöttlerpack:
„Nun geht er gar gehüllt in Sack,
„Der Bär!“

Einſt war für Mädchen-Angeſicht
Ich weg,
Und wich ihr oft viel Monden nicht
Vom Fleck;

Und ſieh'! das gute Völklein ſpricht:
„Der Menſch iſt doch, beſeh'n beim Licht,
„Ein Geck!"

D'rauf hab ich Lieb' und Liebelei
Verbannt,
War ſelber nicht im Monat Mai
Galant;
Da lachten ſie: „Ei, ei, ei, ei,
„Der Tropf hat ſich am heißen Brei
„Verbrannt!"

Dann ſegnete mit Kaufmannsglück
Mich Gott,
Verſchenkte dann ein ſchönes Stück,
Recht flott;
Da zählten ſie mit ſcheelem Blick:
„Der iſt nun bald, verdient Geſchick,
„Bankrott."

Nun legt' ich mich mit Leidenſchaft
Und Brunſt,
Auf manche ſchöne Wiſſenſchaft
Und Kunſt;
Da war ich ringsum angeklafft:
„Wie? lebt der Mann von Bücherſaft
„Und Dunſt?"

Dann ſchnitt ich Pfeifen, wie man ſpricht,
Im Rohr,
Und brachte gar ein Sinngedicht
Hervor;
Da hielt die Welt mit mir Gericht:
„Was zupfſt du uns, du Böſewicht,
„Beim Ohr!"

Ich ſchrieb etwas am Bogen ſchwer
Und ſtark,
Das Gutes dann auch hin und her
Wohl barg;
Da brummt' ein trock'ner Regelbär,
Der gerne ſelbſt ein Dichter wär:
„Der Quark!“

Dann flog ich über Land und Meer,
Hinaus,
Die Welt hindurch die Kreuz und Quer,
Voll Saus;
Doch riefen Grämler hinterher:
„Den treibt gewißlich ein Malheur
„Vom Haus!“

Nun ſchrieb voll Spaß ich ein Journal,
Juchhe!
Drob lächelte die Leſerzahl
Bei'm Thee;
Doch hinterdrein mit Pein und Qual,
Kömmt Polizei und Künſtlerzahl,
O weh!

An Allem was ich noch erfand,
Bis jetzt,
Hat ſich den Zahn der Unverſtand
Gewetzt;
Doch lach' ich heimlich in die Hand,
Werd' ich von Braven nur im Land
Geſchätzt.

Mich hat Natur nun nicht zum Fiſch
Gemacht,
Hab' warmes Blut zum Schreibtiſch
Gebracht;

Am Tage heiß beim Federwiſch,
Und bei dem Liebchen heiß und friſch
Bei Nacht.

Ihr Narren lacht euch, wenn ihr wollt,
Zu Tod,
Mir thut's um Reichthum oder Gold
Nicht Noth;
Durch's Leben werd' ich hingetrollt,
Wie mir's das Neungeſchwiſter hold
Gebot.

◆

Beſcheidenheit.

Fabel.

Ein Tröpfchen Thau, ganz kleine,
Das fiel beim erſten Scheine,
Den Phöbus goß umher,
In's große Weltenmeer;
Und ſprach zu ſich, im Fallen:
„Wie werd' ich unter allen
Den Tropfen, rein und hell,
Verſchwinden, ach, ſo ſchnell;
Ich werde, klein und wenig,
Den andern unterthänig.“
So ſprach's, und fiel zugleich
In's große Waſſerreich.
Die Muſchel, die das hörte,
Und der es Luſt gewährte,
Die ſchlürft das Tröpfchen klein
Mit einem Zuge ein.
Da wird nun zum Juwele,
Zur Perle ohne Fehle,
Das Tröpfchen Thau ganz klein;
Und ſchimmert im Geſtein
Gar bald, der ſchönſten Krone
Des Kaiſers, auf dem Throne;
Und ſtrahlt voll Herrlichkeit,
Als höchſter Schmuck der Zeit.

Jägerlied für Frauen.

Eine Stimme.

Auf, auf, die Nadel aus der Hand!
Wenn auch die Männer klagen,
Die Schürze hänget an die Wand,
Wir wollen heute jagen!
Iſt's Jagen denn nur Männer Brauch?
Wir Weiber können's doch wohl auch!

Chor.

Iſt's Jagen denn nur Männerbrauch?
Wir Weiber können's doch wohl auch!

Eine Stimme.

Wir jagen oft im Schweſterkreis,
Manch guten Namen nieder,
Er wird bald kalt, wir werden heiß,
Und trinken Caffee wieder.
Wir jagen oft auch ganz allein,
Nach Abenteu'r im Mondesſchein!

Chor.

Wir jagen oft auch ganz allein,
Nach Abenteu'r im Mondesſchein!

Eine Stimme.

Im Auge ſitzet uns der Pfeil,
Und oben d'rauf der Bogen,
Und kommt das Wild nun auch in Eil'

Durch Thal und Feld gezogen,
Da ſchwirrt der Pfeil vom Bogen hin,
Und ſitzt dem Wild im Herzen d'rin!

Chor.

Da ſchwirrt der Pfeil vom Bogen hin,
Und ſitzt dem Wild im Herzen d'rin!

Eine Stimme.

Die Männer tragen Helm und Sporn,
Bewehren ſich mit Lanzen,
Doch wie wir ſtoßen in das Horn
So müſſen ſie wohl tanzen,
Iſt auch der Mann der Herr der Welt,
Wir jagen ihn wie's uns gefällt!

Chor.

Iſt auch der Mann der Herr der Welt,
Wir jagen ihn wie's uns gefällt!

Eine Stimme.

Dort Schweſtern kommt ein Eber her,
Den laſſen wir anrennen!
Das wird ein Spaß, wie der am Speer
Der Liebe wird bald brennen.
Der Eber wird, wie's uns behagt,
Bald angerennt, bald fortgejagt!

Chor.

Der Eber wird, wie's uns behagt,
Bald angerennt, bald fortgejagt!

Eine Stimme.

Wir fürchten ſelbſt den Bären nicht,
Mit ſeinen harten Klauen,
Bald iſt der wilde Böſewicht
Im Maulkorb zahm zu ſchauen;
O! ſelbſt den groben Meiſter Petz,
Den jagen wir in unſer Netz!

Chor.

O! ſelbſt den groben Meiſter Petz,
Den jagen wir in unſer Netz!

Eine Stimme.

Und Hirſche gar! wir ſchenken oft
Ein Schock Geweihe weiter;
Und Haſen machen unverhofft
Das Jagen uns ganz heiter:
Wir finden ſtets im Ueberfluß,
Die friſche Spur vom Haſenfuß!

Chor.

Wir finden ſtets im Ueberfluß,
Die friſche Spur vom Haſenfuß!

Eine Stimme.

Nach Vögel jagen iſt nicht Kunſt,
Die ſchießen wir ganz fleißig,
Es ſtürzt ſchon ſelbſt vom Pulverdunſt,
Der Stiegelitz und der Zeiſig.
Ja vor uns fällt, aus hoher Luft,
Der Gimpel hin, kaum angepufft!

Chor.

Ja vor uns fällt, aus hoher Luſt,
Der Gimpel hin, kaum angepufft!

Eine Stimme.

Wir jagen auch mit einem Strich,
Die Wolke von der Stirne,
Wie ſie bei'm Mann auch grämiglich
Ob Zeit und Schickſal zürne.
Wir jagen auch mit Sang und Saus,
Die Grillen alle aus dem Haus!

Chor.

Wir jagen auch mit Sang und Saus,
Die Grillen alle aus dem Haus!

Eine Stimme.

D'rum Schweſtern auf und d'rauf und d'ran
Laßt's uns wie Jäger treiben!
Nur laßt uns nicht dem Teufelsmann,
Dem Amor uns verſchreiben,
Sonſt fliegt die Kugel außerwärts,
Und trifft dennoch das eig'ne Herz!

Chor.

Sonſt fliegt die Kugel außerwärts,
Und trifft dennoch das eig'ne Herz!

* * *

Ende des dritten Bandes.

Inhalt

des dritten Bandes.

Seite
Humoriſtiſch-ſatyriſcher Bilderkaſten 1

Lyriſches.

An die Leſer 65
Mein Frühgebet 67
Der Morgen 70
Der Abend 72
Der Regenbogen 74
Nachtſchauer 76
Lyſſa's Schmuck 78
Sehnſucht 80
Lebensſchwingen 82
Was ſchwindet und was weilet 96
An die zukünftige Geliebte 100
Nachtfalter 104
Silhouette 109
Die Schöpfung der Frauenaugen 114
Tenzone 118
Die rechte Zeit 121
Der Liebe Luſt und Weh 123
Das Schauſpiel im Schauſpiel 125
Abend-Viſion 127
Frühlingsweihe 130
Wanderlieder 133
Thema und Variationen 139
Blumenſymbolik 143

Seite

Humoriſtiſche Seifenblaſen.

Die Sonnenfinſterniß und meine Naſenſpitze 147
Aehnlichkeit und Unterſchied 153
Ich, ein Sechs-Wöchner, oder: Sechswöchentliche Gefängnißſtrafe als Folge von „ungeheurer Ironie.“ 156
Literariſche Kameraderie, oder: Etwas über das gegenſeitige Lobhudeln ſchlechter Autoren und mittelmäßiger Talente 162
Die Emancipation der Eſel 166
Pläne und Vorſchläge, erzdumm, aber nicht ohne . . . 171
Kritiſche Betrachtungen eines Scheintodten über das Buch des Lebens 175
Die vier S der Liebenden 179
An die Schöne auf dem Aula-Balle 180
Eheſcheidungsacte von meiner zukünftigen Frau 181
Das Leben ein Speiſezettel 184
Etwas über Mädchenerziehung 187
Nachtigallen-Duett 191
Mitternachtsſtändchen 194
Zur Geneſung, oder die Ergänzungen 196
Dank und Bitte 199
Die Rache 202
Wünſche und Entſchädigungen 206
Der Morgen 208
Große Revolution im Reiche der Schnürleiber, oder: Der Kampf der neuen Schnürleiber mit den alten Schnürleibern, oder: Herr Flittner, die Schnürleiber, die Damen und ich 213
Blume der Blumen 218
Meine weiße Roſe 220
Blumen und Farben 222
Alles nur Eines nicht 224

Seite
Natur-Sprache 226
Gefangenſchafts-Epiſtel an den Mond 228
Das Spiegelbild 233
Die Zehner-Suppen 235
Monolog einer kritiſirenden Jungfrau 236
Letzter Liebesgruß 238
Kind und Chriſtkind 240
Immer die Eine 243
Meine Biographie 244
Beſcheidenheit 248
Jägerlied für Frauen 249

Druck von Rudolf M. Rohrer in Brünn.

[illegible]

[illegible] bieten anregende Ueberſetzungen [illegible]

[illegible] durch Selbſtſtudium die franzöſiſche [illegible]

[illegible] gehören bekanntlich zu den [illegible]

[illegible] Ueberſetzungen liefern.

[illegible]

[illegible] deutſches und deutſch-franzöſiſches

[illegible]ſchen-Wörterbuch.

[illegible]

[illegible] italieniſch-deutſches und deutſch-italieniſches

Taſchen-Wörterbuch.

[illegible] den Vorzug vor allen anderen [illegible]

M. G. Saphir's Schriften.

Cabinets-Ausgabe.

Ausgewählte Schriften.

Von

M. G. Saphir.

Dritte Serie.

Achte Auflage.

Vierter Band.

Brünn, Wien und Leipzig.
Verlag von Fr. Karafiat.

Der Gerichtsſaal zu Allamatukukeli.

Allamatukukeli heißt die Reſidenz der Landſchaft Bratizipizi-Dondiwatſchi, in welcher ich einige vergnügte Tage zubrachte. Ich wohnte in dem Hôtel Charitzetſchupuen und bekam ein Zimmer in der Belle-Etage im 42. Stockwerke. Der Wirth des Hauſes, Herr Blamthlotunzki, empfing mich mit attiſcher Urbanität, und die liebenswürdige Tochter, Fräulein Tſchoptſchitſchipſchap, ſagte mir im reinſten Berliniſch: „Seind Sie mich willkommen, denn Ihre Kleetage verräth mich den von's Ausland!“ Ich hätte nicht geglaubt, daß ein Mädchen in Bratizipizi-Dondiwatſchi ſo geläufig Berliniſch ſprechen könne; ich küßte ihr die Hand und ſagte: „Mademoiſelle Tſchoptſchitſchipſchap, prenez mon coeur pour vous!“ Mademoiſelle Tſchoptſchitſchiptſchap entzog mir ihre Hand und ſagte: „Ne, franzöſiſch is mich zu gemeen, des is man für's Geſinde! Aberſt Leute von Welt, ſprechen Berliniſch mit Meißniſch mank!“ „Iſt mich angenehm!“ ſagte ich, und ſie bot ſich an, mit mir einen Beſuch in den Gerichtsſaal der Reſidenz Allamatukukeli zu machen, in welchem öffentliche Rechtsſitzung war. Als wir hinkamen, war der Saal voll; allein da wir laut Berliniſch ſprachen, machte man uns reſpectvoll Platz und wir ſetzten uns auf eine der beſten Bänke. Die Richter waren verſammelt und der erſte Ankläger trat hervor (Mlle. Tſchoptſchitſchipſchap verdollmetſchte es mir) und brachte ſeine Klage an, die mich nicht wenig befremdete. „Ich habe das Glück gehabt," fing er an, „in meinem zwölften Jahre von einer unheilbaren Blindheit befallen zu werden, die glücklich bis zu meinem zweiunddreißigſten Jahre anhielt. Es mögen aber ungefähr vierzehn Tage ſein, als der Doctor Zwonezekewizuli mich auf ſein Zimmer lockte, in einen Seſſel ſchob und mir, meines Sträubens ungeachtet, vermittelſt eines Stichs das Augenlicht wieder gab, wie die hochweiſen Richter ſehen; ich klage alſo den Doctor peinlich auf Verletzung meines Glücks, auf Schadenerſatz, Abbitte und Ehrenerklärung an! Unbeſchreiblich iſt das Unglück, das mir daraus entſtand. Als ich auf die Straße kam, ſah ich zu meinem Erſtaunen, daß ich ſah; allein was ſah ich? ich ſah, daß nichts Rechts zu ſehen war, ich ſah, daß man die Augen zudrücken muß; ich ſah, daß man blindlings drein gehen muß; ich ſah, daß das Glück blind iſt; ich ſah, daß Alles unanſehnlich iſt; ich ſah, daß es ſo finſter war, daß man nichts ſehen konnte; ich kam nach Hauſe und ſah, was ſah ich? ich ſah meine Frau, die ich für ſchön hielt, ich ſah, daß ſie nicht anzuſehen war; ich ſah, daß wenn ich eingeſehen hätte, wie ſie ausgeſehen hat, ich mich beſſer vorgeſehen hätte; ich ſah durch das Schlüſſelloch in die Kammer meiner Tochter und ſah, was ſah ich? ich ſah, was man gar nicht nachſehen darf! ich ſah, daß man ſich nicht genug vorſehen kann; ich ſah, daß mir das Sehen verging; ich ſah, daß ich unverſehens Großvater werde! ich ſah in die Bücher meines Buchhalters und was ſah ich? ich ſah in die Zukunft, ohne ein Seher zu ſein; ich ſah, wie ich ausſehen werde, wenn er fortfährt, ſich ſo zu ſehen laſſen! Und nun komme ich hierher und ſehe, was ſehe ich? ich ſehe, wie man durch die Finger ſieht, wie man durch die Karten ſieht, wie man mit andern Augen ſieht; ja, wo ich hin komme, ſehe ich, daß das Sehen ein Unglück iſt; ich ſehe, daß ich mich an der Allerbeſten nicht ſattſehen kann; ja, daß man ſich an der Schönheit ſogar einen Narren ſehen kann. Kurz ich ſehe, daß das Sehen ein blinder Lärm und daß die Blindheit ein ſichtbares Glück iſt, und trage daher auf die Verurtheilung des Doctors förmlich und dringend an!" — Das Gericht berathſchlagte nun und entſchied, daß der Doctor ihm 2000 Silberſtücke Entſchädigung und 4000 Silberſtücke Schmerzengelder dafür geben müſſe, daß er ihn freventlich in das Unglück, zu ſehen geſtürzt hat. Außerdem aber müſſe er ihm mit ſeiner Kunſt ſo lange Sand in die Augen ſtreuen, bis er ſeine vorige Blindheit wieder erhält. — Die Parteien entfernten ſich und ein zweiter Kläger trat auf und klagte den Arzt Kompukelidiſtranko folgendermaßen an: „Die Natur hat mir das Glück geſchenkt, taub geboren zu werden, ich lebte auch im ungeſtörten Beſitze dieſes Glücks, als ich eines Tages in dem Garten des Doctors einſchlief. Da überfiel er mich meuchelmörderiſch, goß mir einige Tropfen Gift in meine Ohren und ſchlich davon. Ich erwachte und hörte zu meinem Erſtaunen, daß ich hörte! Seit dieſem Augenblicke iſt mein Leben eine Kette von Drangſalen wohin ich hörte, hörte ich Sachen, daß mir das Hören verging! ich kam nach Hauſe zu meiner Frau und hörte, was hörte ich? ich hörte, wie glücklich ich war, als ich nicht hörte! ich lauſchte an der Thüre meiner Tochter und hörte, was hörte ich? ich hörte, wie ſie gehörig erhörte! ich ging in's Theater und hörte, was hörte ich? ich hörte, wie ſich Leute hören laſſen, von denen die Zuhörer wünſchten, daß ſie Aufhörer würden ich ging in die Conditorei und hörte, was hörte ich? ich hörte, was man alles von Menſchen, die nichts von ſich hören laſſen, vom Hörenſagen gehört haben will! ich ging in Geſellſchaft und hörte, was hörte ich? ich hörte, daß Niemand darauf hört, wenn man ihm etwas ſagt, was ſich hören läßt; ich komme zu Gericht und höre, was höre ich? ich höre, wie man beim Verhöre das Beſte verhört und verheert; kurz ich höre, daß man nirgend was Gutes hört, daß das Hören eine taube Nuß werth iſt und daß das Taubſein ein unerhörtes Glück iſt und trage daher auf die Verurtheilung des Doctors dringend und förmlich an.“ — Das Gericht berathſchlagte nun und entſchied, daß der Doctor ihm 2000 Silberſtücke Entſchädigung und 4000 Silberſtücke Schmerzengelder geben müſſe, weil er ihn freventlich in das Unglück, zu hören, geſtürzt hat, und daß er ihm ſo lange mit ſeiner Charlatanerie in den Ohren liegen muß, bis er ihn complett taub geredet. Die Parteien entfernten ſich und ein dritter Kläger trat auf, und klagte den Doctor Krampalskilitz folgendermaßen an: „Durch ein beſonders glückliches Ereigniß verlor ich in einem Alter von 18 Jahren meine Naſe; da ich keinen redlichen Finder aufforderte, ſie gegen eine Recompenſe wieder zu bringen, lebte ich ein naſenlos glückliches Leben bis in mein 27. Jahr. Um dieſe Zeit machte ich die Bekanntſchaft dieſes Doctors, er gibt mir ein Opiat und zieht mir in meiner Betäubung die Haut über den Kopf herab, und als ich erwachte, entdeckte ich zu meinem Entſetzen, daß mir eine Naſe angedreht wurde! Zornig ließ ich die Naſe hängen! Wie glücklich war ich in der Zeit, als mir keine Naſe unter die Augen kam. Nie hat mich meine Frau bei der Naſe herumgeführt! Nie tanzten mir meine Kinder auf der Naſe herum! Nie ſchlug mir ein Mädchen die Thüre vor der Naſe zu! Nie lachte mir ein unverſchämter Straßenjunge unter die Naſe! Nie zog ich bei der Behörde mit langer Naſe ab! Kein Menſch machte mir den Vorwurf: er ſteckt ſeine

Naſe in Alles! Nie wurden mir meine Fehler unter die Naſe gerieben! Nie nahm mir Jemand etwas vor der Naſe weg! Nie durfte ich mich ſelbſt bei der Naſe zupfen! Keine Begierde ſtach mir in die Naſe! Nie trug ich die Naſe hoch, noch rümpfte ich je die Naſe! Nie wurd' ich Naſeweis geſcholten! Kurz ich war glücklich! und nun! nun bin ich ein unglücklicher Patron, dem man den Unmuth an der Naſe anſieht! frage ich nach etwas, ſo heißt's: „Er ſteckt die Naſe in Alles!" antworte ich, ſo ſagen ſie: „Er iſt auf die Naſe gefallen!" will ich etwas nicht bemerken, ſo ſtößt man mich mit der Naſe darauf! will ich etwas erfahren, ſo heißt's: „Gehen Sie nur der Naſe nach!" wenn ich ein bischen über das Maß trinke, ſo ſchelten ſie: „Er hat ſich die Naſe begoſſen!" bin ich auf etwas neugierig, ſo ſagen ſie: „Laß Deine Naſe davon!" ſpreche ich leiſe, ſo heißt's: „Ich näſle!" ſeitdem ich meine Naſe wieder habe, bin ich der unglücklichſte Menſch von der Welt! Selbſt hier im Gericht kann eine Naſe mein Unglück ſein, wenn man dem Geſetz eine wächſerne Naſe macht; kurz ſeitdem ich eine Naſe habe, naſ't mich das Schickſal auf alle Weiſe, und wenn ich keine Naſe hätte, würde es mich nicht halb ſo verſchnupfen, und ich trage daher auf die Verurtheilung des Doctors förmlich und dringend an." — Das Gericht berathſchlagte nun und entſchied, daß der Doctor ihm 2000 Silberſtücke Entſchädigung und 4000 Silberſtücke Schmerzengeld geben müſſe, und daß er ihm ſo lange mit ſeiner Kunſt um die Naſe gehen muß, bis er ſie ihm ganz abgenaſ't hat. — Die Parteien entfernten ſich, Fräulein Tſchoptſchitſchiptſchap machte eine Bewegung aufzuſtehen, ich reichte ihr den Arm, und wir verließen den Saal; ich weiß, ſagte ſie, „Sie werden det ahlens in die Zeitung ſetzen!“ „Sie haben eine feine Naſe!“ ſagte ich. „Ei,“ erwiederte Fräulein T., „det is man eenem angeboren!“

◆

Phantaſtereien

oder:

Nachempfindungen nach einem Balle.

Warum ſteigt denn aber immer der Banquo-Geiſt der Wehmuth gerade an den Macbethstafeln der Freude vor und in mir empor? Warum taucht mir die Cyklade eines namenloſen, ſtillen Weh's, weniger in dem ſtillen Meere der Einſamkeit, als in den großen Ocean der Geſelligkeit auf? Warum erweckt gerade der Lärm um mich die Stille in mir, und warum athme ich wie in einer Taucherglocke deſto beengter, je höher die Fluth des Lebens über meinem Haupte ragt? Warum kann ich keine zwei verſchlungenen Arme ſehen, ohne zugleich das Schickſal mitzuſehen, wie es ſie auseinanderreißt? Warum kann ich kein Tanz- und Engagementsbüchlein ſehen, ohne an das ſchwere Lebensbuch des Jammers zu denken, welches hart auf den Knien vieler Tauſenden liegt, und in welchem ſie mit gerötheten Augen leſen, und in welchem der herbe Schmerz die Blätter umſchlägt, und in denen ihnen nichts intereſſant iſt, als die Seitenzahl und das erſehnte Ende?! Warum kann ich nicht hören, daß jemand ſagt: „Mein ſchönes Fräulein, darf ich Sie um eine Extratour bitten?“ ohne Freund Hain vor mir zu ſehen, wie er mit Glaceehandſchuhen ſich hinſtellt, in die dritte Poſition und frägt: „Mein ſchönes Fräulein, darf ich Sie bitten mit mir den Kehraus zu tanzen?“ Warum kann ich in den vielen Sternen der ſchönſten Augen dann nichts ſehen, als aller Sterne Fundament: das Kreuz, welches dem Leichenwagen vorgetragen wird? So verließ ich auch heute den Ball in wehmüthiger Stimmung, getheilt zwiſchen dem Schmerz und der Luſt des Athmens und Exiſtirens, und ich trat hinaus aus dem Lichter- und Schönheitsſchimmer in die große Cathedrale der ſtillen Nacht, und die Häuſer um mich ſchienen auch verſtimmt mit mir zu gehen und mit ihren halb verſchlafenen Fenſteraugen mich anzuſehen; aber oben, über mir, an der blauen Kuppel der großen Cathedrale war Bal paré. Die Aſtrallampe des Mondes hing wie ein gold'ner Ring in der umgeſtürzten Saphir-Viole, und der Fackeltanz der Geſtirne begann, und in der Mitte des Tanzſaales, in der Milchſtraße ſtanden die glänzenden Zuſchauer, und die tauſend und abermal tauſend ſchimmernden Balldamen zogen und kreiſeten und flimmerten durch einander, hie und da ſtand eine beleuchtende Gruppe wie zum Geſpräche zuſammen, und alle dieſe leuchtenden Balldamen ſchienen auf mich herab zu ſchauen, und funkelten mir durch den Nonnenſchleier der Dunkelheit mit heiligen Blicken tief in das Herz und thaueten ihr mildes Licht wie mütterliche Tröſtung in meine Bruſt, und jedes irdiſche Weh ſchwieg und jeder unnennbare Schmerz ſchmolz an dieſen niederfließenden Lichtſtrahlen, und das lebende Leben in mir erwachte von ſeinem Scheintode, und ich ſah in ſeliger Luſt empor zu den Sternen allen, und unter allen lachte und lockte und buhlte ein einziges Licht am meiſten — es war — die Leier! Und ich erkannte mein Geſchick, die Venus ſenkte ſich abwärts und entzog mir ihr Licht, und nur die himmliſche Leier bleibt mir freundlich an meinem Lebenshorizonte und tönt mir ſüßen Troſt für eingeſargtes Lieben!

Der Landtag der Taſchen.

Das Geſchlecht der Taſchen beſchloß einen Landtag zu halten, um endlich, wie bei jedem Landtage, die Streitigkeiten unter ihnen anzuhören, vorzunehmen, zu beſprechen, und alles — beim Alten zu laſſen. Man weiß, daß ein Landtag oft der längſte Tag iſt, an dem ganze Nationen verkürzt werden, daß ſo ein Landtag oft aufgelöſt wird und doch ein Räthſel bleibt. Einen ſolchen Landtag alſo hielten die Taſchen, und wenn es zwar bei jedem Landtage ſich meiſtens um die Taſchen dreht, ſo werden dieſe doch ſelten gehört, ſie wollten alſo jetzt unter ſich eine Regierung gründen und eine regierende Königin wählen. Denn ohne Taſche kann nicht regiert werden, und man hat Beiſpiele, daß Ländchen, die man ganz in die Taſche ſtecken könnte, ſolche Taſchenformat-Ländchen durch ſechs bis ſieben Taſchen (Porte-feuilles) regiert werden, und um dieſe ſechs bis ſieben Taſchen zu füttern, müſſen die achthalb Taſchen der achthalb Unterthanen ihren Zwirn hergeben.

Ganz zuerſt trat die „Bruſttaſche" auf und ſprach: „Mich ſchafft das Geſetz der Welt zur Königin; auf der Bruſttaſche beruht das Heil der Völker.

Nur wenn dieſe Taſche voll iſt, darf man von der Bruſt frei wegreden, eine durch eine volle Bruſttaſche hochgewölbte Bruſt iſt geborene Königin!"

Darauf erhob ſich die „Jagdtaſche" und ſprach: „Ich trage mein Regierungsdiplom in mir: „Pulver und Blei!" Von einigen hundert tauſend Pfund Pulver unterſtützt, iſt jede Regierung die beſte; ich kann mein Volk durch den „Ausſchuß" regieren. Schießgewehre ſind die beſten Cabinetsfedern und mit zehn Millionen Piſtolen wäre ſogar Don Miguel kein Uſurpator!"

„Nein," ſagte die „Poſttaſche," „durch Frieden und Eintracht will ich regieren; ich beherrſche alle meine Unterthanen ſo, daß ſie ruhig und glücklich ſind. Sehen Sie einmal alle Briefe in mir an, wie ruhig ſie liegen, je gepreßter deſto ruhiger! Da liegt ein Liebesbrief neben einem Wechſelarreſt; ein unfrankirter Grobian ruht auf den Herzen eines Gratulanten; der unverſchämte Mahnbrief liegt an der Seite eines Anſtellungsdecrets; der jüdiſche Brief bezahlt nicht mehr Porto als der chriſtliche, kurz in meinem Reiche iſt Gleichheit und Freiheit, ich taxire meine Unterthanen nach dem Gewicht: der Dickſte zahlt am meiſten, dadurch profitire ich, daß meine Unterthanen nicht dick thuen."

Die „Plaudertaſche" trat auf, nahm das Maul voll und ſprach: „Das Wort regiert die Welt; ich ſpreche am meiſten, und ſag' ich auch nichts, ſo bin ich doch Königin. Die Welt wird durch die Ohren beherrſcht, und wer ſie nur recht bei den Ohren zu faſſen weiß, dem gehört ſie. Das Reden iſt der Despot des Menſchengeſchlechts; darum beherrſchen die Frauen die Männer. Plaudern iſt der Code civil der Menſchheit, und ich, ich bin die Taſche der inwärtigen und die Taſche der auswärtigen Angelegenheiten, ich bin die Taſche der Finanzen und der Juſtiz, denn eine echte Plaudertaſche plaudert Alles in die Taſche, alſo —“

Hier unterbrach ſie die „Maultaſche“ und ſprach: „Eine derbe tüchtige Maultaſche führt auch ein gutes Regiment, und oft hat eine ausgiebige Maultaſche die beſte Plaudertaſche zum Schweigen gebracht. Der Menſch iſt nichts als ein Bête social, und die Maultaſche iſt der geſetzliche Maulkorb dieſer ſociabeln Thiere, und ſo zu ſagen Natur- und Kraftregent.“

So und noch Mehreres ſprachen und ſtritten die Taſchen, achtzehn Monate vergingen und die Taſchen gingen auseinander, nachdem ſie beſchloſſen hatten, dieſen Gegenſtand auf dem nächſten Landtage ausführlich zu beſprechen.

Vorſchläge zu einem Steuertarife im Gebiete der Kunſt und des Wiſſens.

Auflagen, meine Herren, ſind Laſten, die von Menſchen getragen werden müſſen, weil man ſie Eſeln nicht auflegen kann. Der Menſch, der ſie trägt, wird dieſerhalb noch nicht zum Eſel; im Gegentheil, jeder Menſch kann ein Eſel ſein, ohne dafür Auflagen zu tragen. Es wird Einem eben ſo leicht, dieſe Laſten Vielen ſchwer zu machen; als es Vielen ſchwer wird, ſich dieſelben leicht zu machen. Die Letzteren ſchlagen auch gewöhnlich den verkehrten Weg ein; ſie wollen ſich dieſe Laſten erleichtern, indem ſie ſich beſchweren, und vergeſſen dabei, daß eben dieſe Laſten nur denjenigen nicht drücken, der ſie ganz ruhig hebt.

Schon dieſes ſonderbaren Weſens wegen verdienen Auflagen unſere Aufmerkſamkeit, abgeſehen von ihrem ſo vielſeitigen Nutzen, der ihre Exiſtenz zugleich als nothwendig bedingt. Sich über dieſen Nutzen hier auszuſprechen, würde zu weit führen, ſelbſt Beiſpiele davon wären überflüßig.

Schon dieſer höchſt weſentliche Umſtand, mehr aber noch das Bewußtſein, daß die Auflage, die ich zu tragen habe, die einzige iſt, die ich als Dichter erleben werde, beſtimmt mich, meine Vorliebe für Auflagen, und meine Ueberzeugung von ihrer Nothwendigkeit am beſten dadurch zu bekunden, indem ich auf ihre Vermehrung bedacht bin.

Ich beabſichtige deshalb deren Einführung auch in das Gebiet der Künſte und des Wiſſens, und darf wohl erwarten, daß alle Künſtler, bei der günſtigen Stellung, die ſie größtentheils im Leben jetzt einnehmen, die folgenden Vorſchläge billig und angemeſſen finden werden. Den Schriftſtellern kann dieſe neue Beſteuerung nur ein erwünſchter Beweis ſein, daß der Staat endlich auf ihr Eigenthum bedacht iſt. Ich gehe jetzt zu meinem Tarife über.

A. Eingangs-Zölle.

1. Fremde Bücher, in ſo fern ſie den weitern Transport zu Waſſer verlangen, werden nur dann zugelaſſen, wenn ſie nachweiſen, daß ſie die Waſſergefälle ſelbſt, oder durch ihre Ueberſetzer entrichten wollen. Die Letzteren ſind in dieſem Falle von der Kopfſteuer befreit.

2. Fremde Schauſpieler zahlen fünf Prozent von ihren überflüßigen Geſticulationen, woraus ein Fond zur Unterſtützung derjenigen Anfänger gebildet wird, die ihre Hände noch nicht zu laſſen wiſſen.

3. Fremde Sängerinnen zahlen dieſelben Gefälle

wie Blutegel, in ſofern ſie nur das Land ausſaugen, und das Doppelte, wenn ſie den Leuten das Blut nach dem Kopfe ſaugen wollen. Der Ertrag wird dazu verwendet, den Beifall wieder zu erkaufen, den ſie den einheimiſchen Sängerinnen etwa entziehen dürften.

4. Fremdes Lob muß ſeine Bagage genau unterſuchen laſſen, und zahlt für jedes geſchmierte Rad ein wenig Thran, in den jeder Freimüthige hinein treten kann. Für den ſonſtigen Erlös daraus wird das Eigenlob parfümirt, um ihm den Geſtank zu benehmen, der in der jetzigen Zeit ſehr leicht eine Peſt herbeiführen könnte.

5. Fremde Wahrheit, die ſo blind iſt, daß ſie keinen Eingang findet, muß dennoch beitragen zur Steuer der Wahrheit, die dazu verwendet wird, die nackte Wahrheit zu bemänteln.

B. Durchgangs-Zölle.

1. Dichter, die durchgehen, laſſen an der Grenze die Hälfte ihrer Schulden, um damit die andere Hälfte im Lande zu tilgen. Uebrigens können ſie bei ihrem Durchgehen nicht angehalten werden, ſobald ſie nachweiſen, daß ſie ſich ſelbſt anhalten durchzugehen.

2. Durchreiſende Schauſpieler entrichten, damit ſie dem Lande nicht zu ſchwer fallen, den dritten Theil ihrer Gaſtrollen, bekommen dieſen aber wieder zurück, ſobald es ſich ergibt, daß ſie mit den andern beiden Theilen durchgefallen, folglich nicht durchgereiſ't ſind.

3. Kleine Verſehen in der Kunſt können gar nicht durchgelaſſen werden, weil die großen frei durchgehen.

4. Schnellläufer müſſen gleich an der Grenze mehrere Bücher durchlaufen. Die Recenſion darüber wird als Durchgangszoll angenommen, und ſoll als Bild einer überflüſſigen Mühe denjenigen Recenſenten zur Beluſtigung dienen, die Bücher beurtheilen ohne ſie anzuſehen, geſchweige zu durchlaufen.

5. Durchreiſende Sängerinnen müſſen genau angeben, wie viel Verehrer ſie vor ihren Triumphwagen anzuſpannen beabſichtigen. Sie entrichten dann dafür den Chauſſee-Tarif für gewöhnliche Zugpferde.

C. Conſumtions-Gefälle.

1. Dichter, die einen kleinen Gegenſtand zu einem großen Stücke verarbeiten, und dieſes in anderen Häuſern vorleſen wollen, zahlen dafür Gewerbeſteuer nach der Claſſe der Hauſirer. Für das Geld wird ihnen ſelbſt wieder die Seide abgekauft, die ſie geſponnen.

2. Sängerinnen und Schauſpielerinnen ſollen verpflichtet ſein, ihr Lebensalter richtig zu declariren. Die Jahre, die ſie fälſchlich unterſchlagen wollen, werden ihnen von der Behörde abgenommen, die ſolche ſammelt, um recht ſchnell ein echtes Jahrhundert der Künſtler daraus zu bilden.

5. Mitarbeiter gewiſſer Zeitſchriften zahlen von

jedem Thaler des empfangenen Honorars zwei Groſchen an den Redacteur ſelbſt, um dieſem eine leichte Ueberſicht dadurch zu verſchaffen, wie viel Honorar er eigentlich in einem Jahre zu zahlen hat. Der Redacteur hat dieſe Groſchen zu ſammeln, und am Ende des Jahres ſeinen Mitarbeitern dafür Geſchenke zu machen.

4. Rothe Theaterzettel, die dem Publicum was weiß machen wollen, müſſen dazu die Farbe von — — kaufen. Letzterer hat die Verpflichtung, für das Geld Kleider zur Bedeckung ſonſtiger Blößen zu beſchaffen.

5. Recenſenten, die Wahrheit conſumiren wollen, müſſen ſelbige mit ihrer Ruhe erkaufen, außerdem aber noch theuer dafür bezahlen. Sie behalten jedoch die Begünſtigung, ſich für den zu entrichtenden Betrag zugleich Feinde anſchaffen zu dürfen.

5. Witz wird geſchoren, damit er nicht bei den Haaren herbeigezogen werden kann. Wird er dann auf Koſten Anderer verfertigt, ſo zahlt der Fabrikant nur dann erſt eine Conſumtions-Steuer, wenn ſein Witz auch wirklich verbraucht iſt.

7. Damen, die ſich ſchminken, zahlen dafür die Rückſichten, die ſie dabei außer Augen ſetzen. Das Steueramt beſoldet dafür Leute, die ſtatt dieſer Damen erröthen.

8. Tänzerinnen müſſen die Freiheit, in der Erinnerung Anderer zu leben, dadurch verzollen, daß ſie alle Schranken überſpringen. Sie erhalten alsdann

Dankzettel für den Fall, daß ſie ſich ſelbſt vergeſſen.

D. Zollfreie Gegenſtände.

1. Kerngeſunde Sängerinnen ohne Arroganz.
2. Maskenfreiheit im bürgerlichen Leben, auch außer der Redoutenzeit.
3. Ein Auge, das man nach Belieben zudrücken kann.
4. Fleckenreiniger, die es übernehmen wollen, Tugend und Unſchuld der Mädchen fleckenlos zu erhalten.
5. Vaudevilles, die ſich ſelbſt mit Melodien verſehen.
6. Die Stimme des Volkes, in ſo fern ſie ſich legitimirt, daß ſie wirklich Gottes Stimme iſt.
7. Theaterinſtitute ohne Kabale.
8. Gedichte von Caſimir.

Sachverſtändige mögen dieſe oberflächlichen Vorſchläge prüfen, und in ſo fern ſie ſolche der Berückſichtigung werth erachten, verbeſſern und erweitern, um auf dieſe Weiſe durch thätige Mitwirkung zur baldigen Verwirklichung meiner Idee beizutragen.

◆

Etwas über die Hydropſie (Waſſerſucht) der deutſchen Theatervorſtände.

Es iſt ſonderbar, daß die jetzige Zeit ſo ſehr durch Waſſer leidet, ſowohl die Poeſie, als die Dramaturgie, am meiſten aber die Theatervorſtände. Die Waſſerſucht der Theatervorſtände entſteht wie die meiſten Waſſerſuchten dadurch, daß ihre einſaugenden Aederchen (die Caſſen) ſo ſehr gelähmt ſind, daß ſich die leeren Höhlungen mit Waſſer füllen. Dieſe Theatervorſtände-Waſſerſucht theilt ſich in zwei Arten, erſtens leiden ſie an Sack- oder Geldbeutelwaſſerſucht und an Herzbeutelwaſſerſucht. Die Geldbeutelwaſſerſucht äußert ſich durch ſchnelles Durchtropfen aller Gegenſtände, die man oben hineinſchüttet; augenblicklich rinnt, wie bei dem Faß der Danaiden, alles unten durch. Die Herzbeutelwaſſerſucht der Theatervorſtände beſteht in der Anſammlung der waſſerähnlichen Flüſſigkeit: Zärtlichkeit genannt, welche ſich in dem häutigen Sacke befindet, welcher das Herz umſchließt. Nicht ſelten findet auch ein innerer Waſſerkopf ſtatt, welcher ſich durch Schläfrigkeit, Neigung zum unthätigen Liegen und Stupidität, zuweilen auch durch eine Unempfindlichkeit der Pupillen gegen den Lichtreiz der Kritik u. ſ. w. darthut. Dieſe Waſſerſuchten der deutſchen Theatervorſtände äußern ſich durch einen allgemeinen Ekel gegen Oekonomieräthe, gegen die Aufſicht der Kritik und gegen alle Mütter die ihre ſchauſpielenden und ſingenden Töchter nicht aus den Augen laſſen. Das wirkſamſte Mittel gegen ähnliche Waſſerſuchten iſt das Abzapfen, das heißt: man muß einigen Perſonen vom Ganzen abzapfen.

Projecte.

1.

Die Erfindung des Trepanirens iſt noch lange nicht gehörig benutzt, noch kam man in gewiſſen Ländern nicht auf den Gedanken, eine Trepanir-Anſtalt an den Grenzen zu errichten, wo man den einpaſſirenden Fremden im Gehirn ein wenig nachſiehe, was ſie denken. Wie kurz, wie einfach und wie präcis iſt dieſes Mittel! Der Grenz-Trepaneur legt eine kleine Leiter an den Fremden, ſteigt hinauf, nimmt den Hirndeckel des Paſſagiers ein wenig herunter und lieſt in ſeinen Gedanken wie in einem Paß. Iſt ein verdächtiger Gedanke da, wird er mit der Trepanir-Krone herausgenommen und auf der Grenze aufbewahrt, bis der Reiſende zurückkommt, wo er ihm ſodann wieder ganz ſauber eingeſchraubt wird. Die ſilberne Kapſel wird ſodann auf der Hirnſchale angeſchloſſen und der Schlüſſel von der Grenze an die Behörde des Orts, wohin der Reiſende zu gehen gedenkt, eingeſendet.

2.

Warum haben wir keine Traumſteuer? Es gibt Menſchen die ſo impertinent ſind zu träumen, ſie beſitzen mehrere Häuſer in der Stadt; ſollen ſie dafür kein Abgaben bezahlen? Andere träumen, ſie haben das große Loos gewonnen; ſollen ſie nichts dafür an die Lotteriecollecteurs bezahlen? Ein anderer träumt, er iſt Hofrath geworden; ſoll er dafür keine Taxe bezahlen? Ein Mädchen träumt, ſie hat ihre Nebenbuhlerin erſtochen; ſoll ſie dafür nicht kriminaliſch gerichtet werden? Ein anderes Mädchen träumt, ſie habe eine Putzwaarenhandlung ausgeleert; ſoll dieſer Diebſtahl ſo hingehen? Ein drittes Mädchen träumt, ſie habe ſechs Männer auf einmal bekommen; darf dieſe Vielmännerei geduldet werden? Einer zarten, empfindſamen Dame träumt, ſie habe ihrem Kammermädchen ein Auge und zwei Zähne herausgeſchlagen; ſollte ſie dieſe nicht erſetzen? Eine Sängerin träumt, ſie habe einer andern Sängerin ein Pülverchen beigebracht, das ihr ewig die Stimme benimmt; ſoll ſie nicht als Giftmiſcherin feſtgenommen werden? Ein junger Compoſiteur ſtiehlt im Traume wenigſtens aus dreißig Opern; ſoll dies ungeahndet geſchehen? Andere Leute reden gar aus dem Traume; heißt das nicht die geheime Polizei zu Narren haben? Und nun gibt es gar Leute, die im Traume Bücher drucken laſſen, Bücher ohne Cenſur; ſollen dieſe nicht ſchwer gezüchtigt werden? Mir ſelbſt träumte einmal, ich hätte ein Buch geſchrieben, lauter weißes Papier, blos zuletzt ſechs große breite Pauſen — — — — — —; iſt das nicht höchſt verdächtig? Aus Angſt erwachte ich, und war froh, kein weißes Papier beſchrieben zu haben. Eine ſolche Traum-Steuer-Cenſur-Polizei müßte aus pſychologiſchen Aerzten beſtehen, die am Pulſe und andern Symptomen den Seelenzuſtand des Träumenden herauskriegen; denn das wird doch jeder einſehen, daß ein Mann, der ſechs Häuſer in der Stadt beſitzt, einen ganz andern Puls hat, als einer, der gar kein Haus hat? Daß ein Mann, der verheiratet zu ſein träumt, ſchwerer athmet als ein Lediger? Daß ein Mann, der Hofrath zu ſein träumt, mehr von ſich bläſ't als ein ſimpler Träumender? Daß ein Mann, der das große Loos gewonnen zu haben träumt, einen gröber anſchnarcht, als einer, der nichts träumt? u. ſ. w.

3.

Ich habe ein herrliches Project, das Ehre, Gold und Ruhm bringen muß. Wer mir mit ſeinem Leben dafür ſteht, daß ich noch 150 Jahre lebe, mit dem theile ich das Unternehmen, das darin beſteht, nach Amerika zu gehen, und in 150 Jahren Europa zu entdecken! Bis dahin wird Europa ſo in Amerika übergegangen ſein, daß man nichts davon wiſſen wird. Ich werde ein Schiff bauen und immer nach der Gegend von Europa zuſegeln; einige ausgebrannte Menſchenſchädel, die mir aus Gibraltar entgegen ſchwimmen werden, ſind mir ein Fingerzeig, daß es da noch einen Welttheil geben müſſe; ich lande endlich, und benenne das Land Saphirika; mehrere

Wilde, Einwohner des Landes, nähern ſich furchtſam und ſtaunen unſere gedruckten Bücher an. Ich frage nach den Goldgruben, man führt uns in Jeſuitenklöſter, u. ſ. w. u. ſ. w.

4.

Man ſollte einen Preis auf die Erfindung eines „Verläumdung-Ableiters" ausſetzen, vermittelſt welchem man ohne Gefahr in die auserleſenſten Theecirkel gehen könnte. Der Preis eines ſolchen „Verläumdung-Ableiters" ſtiege verhältnißmäßig mit der Gefahr der Atmoſphäre und mit dem Rang des Cirkels. Er müßte zuſammengelegt werden und bei dem Eintritt in die Geſellſchaft befeſtigt werden, etwa an das Herz, welches als Aufenthaltsort der Ehre, den Verläumdungsſtoff am meiſten anzieht.

5.

Wäre es nicht möglich, durch Dampf den Lauf der europäiſchen Juſtiz zu beſchleunigen? Die Sache wäre mit ſo wenig ökonomiſchem Aufwande gemacht, da viele Acten ohnehin voll Dunſt und viele andere voll Qualm ſind, da jeder Kläger ganz gratis die Kohlen auf das Haupt des Gegners ſammelt, und die Advokaten die Glut umſonſt anfachen und nachſchüren!

* * *

Modelle zu Theater-Publicums.

1.

Modelle eines Publicums bei einem claſſiſchen Stücke.

Dieſes Publicum iſt größtentheils von bürgerlicher Herkunft, iſt nicht hochgeboren aber wohlerzogen, hat kurze Ohren und eine feine Naſe. Im Parterre nimmt es die erſten Bänke ein; die andern Bänke ſind leer; nur hier und da iſt in dieſer Leere ein ſchwarzer Punkt zu ſehen, den ein ſteter Theatergänger eingenommen hat, um in jedem Augenblick hinausgehen zu können. Im Parterre ſtehen ein Paar Recenſenten, die ihren Frohndienſt abhalten, und ein Paar junge Leute mit geſcheiteltem Haar, Studirende. Im erſten Range iſt während der Darſtellung kein Menſch; in den Zwiſchenacten pflegt zuweilen Jemand zu kommen, um ſich umzuſehen; der erſte Rang iſt ein geborner Feind der Claſſiker, weil ſie gewöhnlich bürgerliche Kerle waren. In den Logen des erſten Ranges ſitzen ein Paar Leutchen verſteckt, die ſich ſchämen hereinzugehen und doch gingen. Der zweite Rang iſt wie ein Damentaſchentuch an den vier

Enden mit Leuten geſtickt, und in der Mitte leer. In den Logen des zweiten Ranges ſitzen wenige Damen. Bei dem „Publicum zu claſſiſchen Stücken“ ſieht man wenig Schanzkorblocken, wenig Theaterſtecher u. ſ. w. Hier und da ein linnenes Taſchentuch und einen ſchlichten Ueberrock. Es klatſcht wenig und fühlt deſto mehr; zum Herausrufen iſt es zu ſchüchtern; in den Zwiſchenacten ißt es einige ſolide Nahrungsmittel.

2.

Modelle zu einem Publicum bei Local- und ſonſtigen zweideutigen Stücken.

Mittlere Größe; der weibliche Theil mit großen, ſchönen, dem Lachen günſtigen Zähnen; die Männer mit Zwickelbärten, um ſie bei ſchlüpfrigen Stellen behaglich drehen zu können. Das Parquet iſt ganz, das Parterre wenig beſetzt. Der erſte Rang iſt buntquarrirt, wie ein Schachbret; ein Feld beſetzt, das andere leer. Der zweite Rang und die Gallerie ſind mittelmäßig gefüllt. Hier und da ragt im Parquet eine Damenfriſur wie ein gekappter Maſtbaum hervor. Gelächelt wird wenig, nur zuweilen gewiehert.

3.

Modell zu einem Opern-Publicum.

Dieſes Publicum iſt hoch- und wohlgeboren und mesallirt ſich mit einem claſſiſchen Publicum nicht. Es iſt groß und dick gewachſen, hat anſehnliche

Ohren, große mächtige Augen und einen weitaufgeſchlitzten Bravo-Mund; die Hände eine Quadratmeile groß, und ein Herz, weich wie eine fünfunddreißigjährige Jungfrau; es ſitzt unruhig und rutſcht ſtets auf den Sitzen herum. Eine Eigenheit dieſes Publicums iſt, daß es das Trommelfell in den Augen ſitzen hat. Parquet, Parterre und Ränge ſind gedrückt voll. Damen-Friſuren ſteigen reihenweiſe wie Cederngipfel gen Himmel. Die Brüſtungen der Logen ſtehen mit Perſpectiven wie mit Paliſaden bepflanzt; alle Augen ſind auf Krieg gefaßt und unter Waffen. Die Grauköpfe zittern vor Alter und freudiger Erwartung, und die Jugend ſtellt ſich auf die Fußſpitzen. Nach geſchehenem Geſange kömmt das ganze Haus in Zuckung, und ein „Ach!" drängt ſich aus allen Lippen; die Quadratmeilen-Hände ſchlagen fieberiſch an einander und der Vorhang fällt mit den Augenlidern der Seligen herab. Ein unartikulirtes Rufen ſtöhnt durch die Hallen; dann geht man nach Hauſe. Der jüngere Theil trinkt noch ein Glas Punſch auf das Wohl ſeiner hörenden Augen. Der ſchwächere Theil trinkt ein Säftchen, ſeine angegriffene Bruſt zu reſtauriren, und der ältere Theil ſucht ſein Opodeldoc-Fläſchchen, um ſeine Arm-Knorpelbänder zu ſchmieren.

Neueſter Plutarch,

oder:

Biographien wilder Beſtien, allen Theater-Directoren in Unterthänigkeit gewidmet vom Verfaſſer.

Die Schlange.

Eine feine Canaille, ein wahrhaft unſterbliches Weſen; denn es beißt in's Gras und lebt doch fort. Sie iſt zum erſtenmale aufgetreten in dem Duodrama: „Adam und Eva, oder: die Weiber wie ſie waren, ſind und ſein werden, in Ewigkeit, Amen!“ Ein Familiengemälde ohne Anzug. Dieſe Rolle ſpielte ſie ſo gut, daß ihr der Himmel zur Belohnung erlaubte, lebenslänglich kriechen zu dürfen, wodurch ſeitdem viele ſogenannte berühmte Leute ihr Glück machten. Die Natur wies ihr an ihrer Table d'hôte einen Platz an, an dem ſie ſtets gratis Staub freſſen kann. Sodann fiel ſie der Familie Laokoon auf den Hals und wurde in Stein gehauen. Ihr drittes Debüt war in „Cleopatra, oder: Gleich und gleich geſellt ſich gern.“ — Seit dieſer Zeit ſpielt ſie Statiſt- und Figurantenrollen. In der Zauberflöte begehen drei weibliche Weſen einen Schweſtermord an ihr, und zerſtücken ſie in drei Theile. Nichts deſto weniger hat Mad. Chezy, geborene Freiin von Klenke, ſie aus dem Grabe heraufbeſchworen und der Euryanthe von Savoyen zur Geſellſchafterin gegeben. Die Schlange iſt übrigens auch ſchon deßhalb eine gute Acquiſition, weil ſie ſich häutet und alſo die Garderobe ſelbſt beſorgt.

Der Eſel.

Der Eſel iſt kein genialer, aber ein fleißiger und brauchbarer Künſtler, zuerſt auf „den Brettern, die die Welt bedeuten," bei dem bibliſchen Schauſpiel „Iſak, der geopferte Sohn, oder der Widder und das Schlachtmeſſer," ein Rettungsſtück mit Decorationen und Verſetzſtücken. Denn da ſteht es: „Er ſattelte ſeine Eſel." Es ſcheint alſo ſogar, daß der Eſel hier Regiſſeur war, auf deſſen Rücken das Perſonal und Arrangement des Stückes lag. Eine bedeutende Rolle ſpielte der Eſel in dem Stücke: „Bileam, oder Fluch und Segen." Hier hat der Eſel ſogar einen Geiſt geſehen. Dieſer Eſel war eine Eſelin; daher konnte ſie auch das Maul nicht halten, ſondern that es auf und ſprach. Es muß ein großes Künſtlertalent geweſen ſein, denn es war von den Weingärten nicht fortzubringen. König Saul, der vielleicht Director eines Theaters Secondair war, ging auf eine Engagementsreiſe einen Eſel zu ſuchen. Ein großer Künſtler dieſer Art: Mahomeds Eſel, iſt in den

Mond gekommen, das iſt doch der höchſte Standpunkt, den ein Künſtler erreichen kann. Buridans Eſel, der zwiſchen zwei Bündeln Heu Hungers geſtorben iſt, war ein Künſtler, der zwiſchen Natur und Kunſt herumlaborirte, und endlich aus Mangel an beiden von der Lebensbühne weggeziſcht wurde. Sancho Panſa's Eſel war der letzte bedeutende Künſtler aus der alten Schule. Die Eſel ſind auch ſchon deßhalb große Künſtler, weil ſie mehr Platz haben, ſich alles das, was die Kritik ſagt, hinter's Ohr zu ſchreiben.

Der Hund.

Ein eingefleiſchter Künſtler, der auch darin ganz wie ein anderer Künſtler iſt, daß er gern ſeinen Collegen ein Bein unterſchlägt. Die ausgezeichnetſten Hunde gab es in Egypten; ſie ſahen die Iſraeliten reich beladen und „kein Hund regte ſeine Zunge.“ Wenn jetzt ein Iſraelite Geld hat, ſo bellen

Mit dem Munde
Alle Hunde
In der Runde.

Der Pudel iſt beſonders beliebt, weil er geübt im Aufwarten iſt. Wie viel Künſtler haben ſonſt keinen Verdienſt, und ſind blos dadurch zur Bühne gekommen, daß ſie gut und viel aufwarten. Noch ein Vorzug des Pudels iſt es und bringt ihm die Liebe des Publicums, daß er pudelnärriſch und beſonders recht zottig iſt. Wie viele Bühnen, die ſchon auf dem

Hunde waren, hat dieſer Hund nicht gerettet! Im Walde bei Montdidier iſt die Schule dieſer Künſtler.

Der Affe.

Dieſer Künſtler iſt unter allen künſtleriſchen Beſtien das einzige Genie! Er kennt nicht Regel, nicht Geſetz, er tritt daher

„Stets auf der tiefen Geiſtes kecke Spur,
„Ein freies Kind der freien Natur!

Kühn, wie jeder eigenthümliche Geiſt, geht ſein feſſelloſes Streben nur dahin, die nackte Wahrheit auf die Bühne zu bringen, die falſche Scham und die kränkliche Ziererei unſeres Publicums auszurotten. Das iſt ein Künſtler, der Haare auf den Zähnen hat, und der den Satz der Wahrheit: non datur saltus in natura („Es gibt keinen Sprung in der Natur") über den Haufen wirft, denn er iſt ein Sprung von der Natur zur Kunſt. Die Erziehung hat dieſer Künſtler mit vielen Künſtlern gemein, ganz einfach, ohne Studium, dazu liebt er den Branntwein. In den „kritiſchen Wäldern" iſt er erzogen und hat in dieſen die höchſten Spitzen erklettert. Das Schickſal gab ihm, wie manchem Künſtler, oft eine harte Nuß zu knacken. Wie ſonſt mancher Künſtler, weihte er ſich dem Schauſpiel, weil er ſonſt auf keinen grünen Zweig mehr kommen konnte. Da dieſer Naturkünſtler am beſten durch Pechſtiefeln engagirt wird, ſo iſt er auch am meiſten bei Theatern, die Pech haben, zu treffen. Der Orang-Outang iſt beſonders als Pantomimiſt und Mimiker ausgezeichnet, und ſeines Händeſpiels halber berühmt; er bricht die herrlichſten Stellen vom Zaune und ſchleudert ſie in's Publicum. Ein Affe iſt beſonders für Bühnen, deren Directoren eine Affenliebe zur Sache beſitzen, ſehr bedeutſam.

Das Pferd.

Einer der edelſten Darſteller, auf deſſen Rücken oft der Erfolg des Stückes liegt. In unſerer Zeit, wo die Schauſpieler arbeiten müſſen, wie ein Pferd, arbeiten die Pferde wie ein Menſch. Dieſer Schauſpieler iſt in jeder Rolle gut beſchlagen, und trifft daher den Nagel auf den Kopf. Er tritt mit Sicherheit auf und wiehert zuweilen ſo, daß er verdiente, herausgerufen zu werden; als Komiker hat er das ſeltene Verdienſt, nicht zügellos zu ſein. Oft wird dieſer Künſtler auch von kritiſchen Händen geſtriegelt, dann ſtellt er ſich, wie alle Künſtler, auf die Hinterbeine, ſchlägt vorn und hinten aus, u. ſ. w.; denn ſolche Künſtler ſind ſehr übermüthig, wenn ſie nicht wiſſen, wo ſie der Hafer ſticht; auch werden dieſe Künſtler oft beriemt (berühmt); ohne etwas dazu zu thun. Als Künſtlerinnen haben ſie die Tugend: mit dem Publicum nicht zu coquettiren, brauchen nicht immer neue Garderobe, und haben eine Taille zum umſpannen.

Der Humor und der Frühling.

Ja, mein Freund, die Natur iſt humoriſtiſch und das Buch der Natur iſt die Bibel des Humors, die einzige, höchſte und ergreifendſte Lectüre, das Vaterunſer voll Einfachheit und Erhabenheit, voll Gemüth- und Göttlichkeit! O! leſet, leſet unaufhörlich in den humoriſtiſchen Blättern der ewig offenen, klaren und deutlichen Natur! Die Natur legt einen heitern Himmel in Eure klare Spiegelbruſt, wie ſie einen über Euch wölbt; die Natur zieht einen abgerundeten Kreis feſter Ruhe in Eure Seele, wie ſie den Cirkel ewiger Berge um Euern Horizont ſchließt; ſie ſäet eine grüne Saat voll Hoffnungen, voll reinerer, beſſerer Hoffnungen in Eurem Selbſt, wie ſie die grüne Tanzdecke des pflanzentreibenden Bodens vor Euch ausbreitet; ſie legt ein Chor voll jubilirender, helltönender Stimmen in Euer Gemüth nieder, wie ſie um Euch die Singſchule und das Tutti aller ſtimmkehligen Weſen erſchallen läßt; ſie füllt Eure Phantaſie mit dem Gefühl für das Schöne, wie ſie täglich ihre Belvedere von Millionen herrlichen Bildern vor Euch aufſchließt, und Euer Auge ſich an ihren zauberiſchen Einklängen und reizenden Farbengebungen labt; ſie gießt von der heilenden Hand einer überſchleierten Hoffnung Balſam in Euer wundes, einſames und klöſterliches Herz, wie ſie Euch durch den Nonnenflor der barmherzigen Nacht die leuchtenden Himmelsaugen, die Sterne blinken läßt! Mit tauſend Zungen ſpricht die Natur zu Euch, wie der Humor mit tauſend Bildern und Masken Euch umgibt, ſie umfaßt Euch mit tauſend Fühlfäden, wie der Humor mit tauſend Handhaben Euch ergreift, bald mit den heißen Armen der Liebe, bald mit den Preßſchienen des Spottes, bald mit den Roſenfingern der Hoffnung und bald mit den Krebsſcheeren der Verzweiflung; bald mit den Schmetterlingsflügeln der Wonne und bald mit den Freßzangen des Jammers! Der Humor iſt der Uraltvater, der Pentateuch aller andern Witzſpielarten, er iſt der Raquetenmeiſter der ganzen Schöpfung, der erſtgeborne Kronprinz der Phantaſie, bei deſſen Geburt alle Geiſtesglocken ertönen, und hundert Donnerkanonen voll geiſtiger Ladung es der ganzen Welt verkünden, da hingegen bei der Geburt der Laune, wie bei jeder Prinzeſſin, blos die Hälfte in Bewegung geſetzt werden.

Ich möchte den Humor den Witzherkules am Spinnrocken nennen; er überwindet die Welt, aber er verzehrt die Gefangenen nicht cannibaliſch, wie die Satyre; er läßt ſie nicht über die Zungenklinge ſpringen, ſie müſſen bloß alle ihre Waffen und Munition an ſein Fouragiercorps abliefern. Er iſt ein lebensfroher, jovialer, rüſtiger und vielerfahrener Greis, der ſich mit uns, wie mit Kindern neckt und balgt, aber doch mit uns gutmüthig am Boden herumkrabbelt. Es ſcheint, als hätte er ewig gelebt und müßte ewig fortleben. Er wird, wie eine Dennebecker Metamorphoſe, bald ſo groß, daß er ſich das Haupt mit Sternen umflicht und mit ſeinen Rieſenarmen hinausgreift in's jenſeitige Leben, daß ihm die Planeten und Wolken wie Tropfen an den Fingern hängen. Bald läßt er ſich auf den Fallſchirm der Phantaſie herunter, ſpielt als Kind mit Blumen und Steinchen, taucht in die Tiefen des Meeres, in die Schachten der Erde, ſtreift in Urgebirge und Wälder und in alle Werkſtätte und Laboratorien; und überall holt er ſeine Nahrung, und alle Reiche der Natur und Kunſt müſſen ihm Brandſchatzung geben. Er iſt Mineralog und Botaniker, Aſtrolog und Hydrauliker, Philolog und Statiſtiker, Wundarzt und Prediger, Pharmaceut und Alchymiſt. Er iſt Meiſter und Geſelle, Laborant und Practikant. Er iſt ſelbſt Autor und Schriftgießer, Setzer und Drucker und Verleger und Colporteur. Mit der Linken ſchreibt er die Rudolphiniſchen Planetentafeln, und mit der Rechten ein Intelligenzblatt. Er ſchüttet Caglioſtro's Lebenseſſenz und gemeinen Teufelsd . . . aus ſeinen Philadelphiſchen Schreibärmeln. Das eigentliche Weſen des Humors aufzufaſſen, dazu gehört eine klare, ſpiegelhelle, erkenntniß- und anſchauungsvolle Seele, in welcher er ſich, wie die fata morgana im ſtrahlenreichen Kryſtallſee, abſpiegeln kann. Darthun wollen was Humor iſt, heißt das Licht erzählen und den Klang abſchreiben wollen.

Ueber das Heil des Zapfenſtreiches.

Es gibt noch viele Erſcheinungen in der Natur, die wohlthätig und heilſam auf die Menſchheit wirken, und von denen es eine große Zahl der Unvernünftigen nicht einſehen wollen. Z. B. Ungewitter und Stürme, ſie reinigen die Atmoſphäre; Krieg und Peſt, ſie ſichten das wilde Wachsthum der Menſchheit; Hungersnoth erzeugt Diät und Mäßigkeit; eine Feuersbrunſt verbeſſert die Löſchanſtalten u. ſ. w. Wie wohlthätig und welch' ein Segen wäre jetzt nicht auch ein ſolides Erdbeben für die Stadt München? Da ſtürzten die Häuſer die nicht feſt genug geſchnürt ſind, auf einmal ein, und man müßte nicht nach und nach, bald hier einen Menſchen ausgraben, bald dort. Die Bau-Commiſſion könnte nach einem ſolchen Erdbeben ruhig ſchlafen, ſie wüßte: nun ſind unſere Häuſer Gottlob alle eingefallen, was jetzt noch ſtehen geblieben iſt, bedarf keiner Unterſtützung und kein Haus bedürfte einer Tafel mit der Warnungs-Ueberſchrift:

„Abonnement Suspendu!“

Nicht nur Krieg und Peſt und Erdbeben, auch die Jeſuiten ſind heilſam, denn durch ſie lernen wir den Werth eines tugendhaften Mannes erſt recht ſchätzen und die Heuchelei erſt recht verachten. Nichts in der ganzen weiſen Schöpfung iſt alſo ohne Nutzen, nicht einmal ein Theater-Intendant, von dem man gewöhnlich gar nicht weiß, was er nützt, ein Theater-Intendant iſt vom höchſten Nutzen, auf wen, könnten ſonſt ſchlechte Regiſſeure ihre Sünden wälzen?! So geht es auch mit unſerm Zapfenſtreich! Es gibt viele unvernünftige Menſchen, welche ausrufen: „Aber um des lieben Himmels willen, zu was ſoll uns alle Abend dieſer hirnzerrüttende, ohrenzerreißende, kopfbetäubende und luftzerſetzende Lärm? Leben wir denn in einer belagerten Feſtung, mitten im Kriege? Wohin ſollen wir denn unſer ohnehin ſchwaches Gehirn retten vor dieſem diaboliſchen, kannibaliſchen Getrommel? u. ſ. w.“ O ihr kurzſichtigen, kurzſinnigen und kurzſchließenden Menſchen! Dieſer Zapfenſtreich iſt nichts als ein etwas vernehmbares:

„Comment vous portez vous?“

eures Leib- und Seelenarztes. Dieſer Zapfenſtreich iſt nur eine Generalprobe die euch unterſucht, ob eure Glieder noch hübſch zuſammenhalten und ob ihr die große Poſaune der Auferſtehung ertragen könnt. Ein offenbares Uebel iſt offenbar beſſer als ein heimliches, habt ihr alſo die kleinſte Dispoſition zu einer Ohren- oder Hirnentzündung, dann bricht ſie durch den Zapfenſtreich erfreulich aus, und der Arzt weiß woran er iſt. Hat irgend ein Haus Neigung zur Hinfälligkeit, ſo muß es bei dem Zapfenſtreich einſtürzen und ihr habt dann eine ruhige Nacht. Habt ihr bis 9 Uhr im Theater geſeſſen und habt ſchlechte Schauſpieler mit Andacht angehört, ſo iſt es billig, daß ihr euch dann austrommeln laßt. Welch Glück iſt es, wenn ihr in Geſellſchaft ſeid und der Zapfenſtreich kömmt! Dann hört ihr nicht, nur das nicht, was der Andere ſagt, ſondern ihr hört auch euer eigenes Wort nicht, es ſteht euch alſo frei zu glauben, ihr habt eben etwas Geſcheidtes geſprochen. Die Ehemänner können ſich durch den Zapfenſtreich an die Beredſamkeit ihrer Frauen und ihre Gardinenpredigten gewöhnen. Der Zapfenſtreich iſt auch eine Geſundheits-Erinnerung, daß man ja hübſch geſchwind alle Fenſter zumache. Der Zapfenſtreich iſt auch eine moraliſche Vorleſung, die wir alle Abend erhalten über den Text: daß die leeren Köpfe den meiſten Lärm machen; daß die Eſelshaut immer von ſich ſelbſt ſpricht und überhaupt lernen wir daraus: daß das Kalbfell das beſte Mittel iſt, die Nationen in Schlaf zu bringen! Dann auch noch, wie viele Tugenden die vielleicht eben um neun Uhr, welche Stunde im Sommer für Tugenden überhaupt die Geſpenſterſtunde iſt, dem allgemeinen Weltgeiſt näher ſind als ſonſt, werden durch dieſen intermezzirenden Zapfenſtreich ſich, der Moral, und dem rechtmäßigen Eigenthümer erhalten? Alſo:

„Ehret den Zapfenſtreich!“

Denn er gibt Ruhe, Glück, Geſundheit, Schlaf, Tugend und Legitimität der Generation!

* * *

Ueber Gelehrſamkeit und Wiſſen des Schauſpielers.

Die Gelehrſamkeit des Schauſpielers beſteht in der höchſten moraliſchen und phyſiſchen Cultur, und in der vollkommenſten Kenntniß des Wahren, ſein Wiſſen. Er iſt nicht blos pathologiſcher Menſch, ſondern auch phyſiologiſcher, nicht nur ein denkendes, ſondern auch ein handelndes Weſen. Der Schauſpieler ſoll das wiſſen, was der Gelehrte weiß, aber ohne Schulſtaub, ohne Pedanterie; mit anderen Worten: vom Erkannten das Schöne, vom Wahren das Treffende, vom Bezeichnenden das Beſte. Wenn der Gelehrte mühſam die Regeln von Declamation und Rhetorik umſchreibt, ſo muß der Schauſpieler wiſſen, in wiefern die Organiſation die Schön-Rede erlaubt, und die Gelehrſamkeit beſitzen, ſchön zu ſprechen, was der Gelehrte beſchreibt. In der Seelenzeichnung eines Rubens, eines Angelo, muß er genau wiſſen, wo die Farben ſtark und ſchwach aufgetragen werden müſſen, was Original und was Copie heißt, wo ſich die Linie des Schönen dem Häßlichen, und die des Wahren, der Carricatur nähert. Das Unentbehrlichſte aber iſt ihm die Gelehrſamkeit der Menſchenkenntniß! und welch' fleißiges Forſchen und Beobachten gehört nicht dazu, um in dieſer, dem Schauſpieler ſo nöthigen Haupt-Wiſſenſchaft, Fortſchritte zu machen? Welch' ein geübter Scharfblick iſt nicht nöthig, das momentane Spiel der Menſchennatur zu belauſchen? da gibt es kein Hilfsmittel, als die feinſte Reizbarkeit, verbunden mit dem gebildetſten Gefühl und jener Weichheit, die alle Eindrücke auffaßt, ohne an ihrer moraliſchen Sanftheit das Mindeſte einzubüßen. Hat nun der Schauſpieler die Thorheiten der Welt ſtudirt, ſo muß er auch wiſſen, wo es erlaubt iſt, die Feſſeln der Regel abzuſtreifen, und wo das Genie ſeinen Flug nehmen darf, ohne ſich an Syſteme und Theorien zu binden. — Die Schauſpielkunſt will ſtudirt, nicht erlernt ſein: ſie fordert wiſſenſchaftliche Kenntniſſe, und dennoch ihre ganz eigene Schule. Der Schauſpieler muß von der Natur alle möglichen Talente, alle körperlichen Eigenſchaften und Vollkommenheiten erhalten haben; er muß vor allem ſeiner Sprache mächtig ſein, dieſelbe nicht nur gut, richtig und rein ſprechen, ſondern auch wiſſenſchaftliche Kenntniſſe von ihr haben; er ſoll nicht ſelbſt Dichter, aber mit der Dichtkunſt vertraut und die Aeſthetik, die Mimik ſein immerwährendes Studium ſein. Er muß die genaueſte Kenntniß des Menſchen, nach ihrer ganzen Ausdehnung beſitzen, und ſich aus ſeiner Menſchenkenntniß ein eigenes Syſtem einer praktiſchen Philoſophie ab ſtrahiren, nicht ſowohl, um in ſeinem eigenen Leben ſich derſelben zu bedienen, ſondern um dadurch den Abſichten des Dichters um ſo kräftiger zu entſprechen, und um ſo mächtiger nach dem wahren Ziele hinzuwirken. Von der Malerei, der Muſik, der Tanz- und Fechtkunſt, muß er die nothwendigſten Hauptkenntniſſe beſitzen, und ſo kann er ſich endlich durch langes Studium, unermüdeten Fleiß und Anſtrengung aller ſeiner Kräfte, den ehrenvollen Namen eines wahren und würdigen Künſtlers erwerben.

◆

Das ſchwierige Kleeblatt,

oder:

Theaterdirectoren, Recenſenten und Polizeien.

Unter denjenigen Menſchen und Ständen, die es, ſelbſt bei dem beſten Willen, keinem Menſchen recht machen können, ſtehet das benannte Kleeblatt oben an. Sie mögen es machen wie ſie es wollen, ſie mögen ſo gut oder ſo ſchlecht, ſo ſtreng oder ſo nachſichtig, ſo thätig oder ſo fahrläſſig, ſo wachſam oder ſo ſchläfrig, ſo einſeitig oder ſo unparteiiſch ſein als nur immer möglich, das Publicum und der große Haufen raiſonnirt doch immer und ſchimpft doch immer über ſie. Selbſt die kleinſte Provinz fordert von ihrem Theaterdirector, er ſoll ein ſolches Theater herſtellen, wie die großen Hofbühnen. Ein Theaterdirector ſoll hexen können, er ſoll verhindern, daß keine Sängerin heiſer, kein Schauſpieler unpäßlich wird, und daß keine Tänzerin den Wadenkrampf bekomme. Er ſoll alle Tage zwei Luſtſpiele, ein neues Trauerſpiel und eine neue Oper geben, und hat er ſie gegeben, ſo ſind ſie nicht gut genug. Verläßt er ſich auf einen Regiſſeur, ſo ſollte er ſelbſt das Theater leiten, und leitet er es ſelbſt, ſo ſollte er ſich einen tüchtigen Regiſſeur anſchaffen. Gibt er Opern, ſo will man Trauerſpiele, gibt er Trauerſpiele, ſo will man Luſtſpiele, gibt er Luſtſpiele, ſo will man Ballete. Iſt er mit den Schauſpielern geſellig, ſo ſagt man, er weiß ſich nicht in Reſpect zu ſetzen, und iſt er für ſich, ſo ſagt man, er weiß ſich ihre Liebe nicht zu erwerben. — Ein Recenſent iſt nun gar übel daran. Das Publicum beſteht jetzt aus lauter Privat-Recenſenten; jeder will recenſiren, recenſirt auch, denn das Publicum hat Recht, denn ſo gut und ſo gründlich als in den meiſten Blättern kritiſirt wird, kann es jeder Geſelle auf der Gallerie. Es iſt alſo ſchwer unter lauter Privatrecenſenten ein Exoffo-Recenſent zu ſein, denn wenn man ihnen nicht nach dem Schnabel ſpricht, ſo ſchimpfen ſie. Lobt der Recenſent, ſo ſagen ſie: „O loben iſt leicht, dazu braucht man nicht viel Verſtand!“ tadelt er, ſo ſagen ſie: „Tadeln iſt leicht, aber beſſer machen!“ Lobt er einen Schauſpieler, ſo ſagen ſie: „Ach er ſpeiſ't bei ihm, alle Sonntage!“ — Tadelt er einen, ſo ſagen ſie: „Gewiß hat er mit ihm etwas vorgehabt!“ Lobt er eine Künſtlerin, ſo ſagen ſie: „Aha, der iſt ſchön geſchoſſen in die und die!“ Tadelt er eine Künſtlerin, ſo ſagen ſie: „So? die hat ihn gewiß ſchön anlaufen laſſen!“ Iſt er ſtrenge gegen die Leitung, ſo ſagen ſie: „Der hat gewiß kein Freibillet bekommen!“ Und iſt er nachſichtig, ſo ſagen ſie: „Der hat gewiß einen

Freiſitz!“ Kurz ein jederſchiebt dem Recenſenten ſeine eigene Lumpigkeit unter.

Am ſchlimmſten aber ſind die Polizeien dran! Die arme Polizei kann es nun gar Niemand recht machen. Was ſie thut, thut ſie nicht recht, und thut ſie nichts, ſo iſt's ihnen nicht recht, daß ſie nichts thut. Macht ſie ſich bemerkbar, ſo heißt es: „Die Polizei muß überall ſein!“ Und iſt ſie nicht bemerkbar, ſo heißt es: „O! unſere Polizei, die iſt nirgends zu ſehen!“ — Iſt ſie ſtrenge, ſo ſagen ſie: „Das iſt eine türkiſche Polizei!“ und iſt ſie milde, ſo ſagen ſie: „Ach, unſere Polizei, das ſind alte Weiber!“ Wenn die Polizei etwas will, etwas verlangt, ſo heißt es: „Zu was ſoll uns Polizei? wir brauchen keine Polizei! die leidige Polizei!“ Wenn es aber darauf ankommt ſelbſt etwas zu brauchen, da ſind alle Polizeien zu wenig! Wenn jemand ein altes Ofenbrett vermißt, da ſollen gleich ein Dutzend Polizeileute auf den Füßen ſein; wird jemanden eine Schuhbürſte geſtohlen, ſo verlangt er, außer ihm und dem Dieb ſoll alles übrige nun Polizei ſein.

So gehts, der Menſch wird nicht geſcheidt und nicht gerecht all' ſein Lebelang und unter allen Menſchen iſt das Publicum der ſchlimmſte Menſch!

* * *

Die ſatyriſche Buchhändler-Auslage.

Der Hofgarten iſt mein Arbeitszimmer; da bin ich faſt zu jeder Stunde des Tages zu finden; die Leute ſagen dann, ich gehe den ganzen Tag müßig; allein ich habe es ſchon einmal geſagt, daß ich nicht ſpazieren gehe, ſondern ſpazieren arbeite; ich arbeite, wenn ich müßig herumgehe, mehr als Andere, die am Schreibpulte ſitzen und ſchwitzen und große Bücher vor ſich haben und Wörterbücher nachſchlagen und ſich die Gedanken mit aller Anſtrengung, wie mit einer Heuwinde aus dem Kopfe herausarbeiten. Mein Schreibzimmer iſt die freie Natur, mein Schreibpult der grüne Boden, mein Schreibzeug die Phantaſie, mein Papier das Gedächtniß, mein Federmeſſer der Humor, Himmel, Erde, Bäume, Flüſſe, Blumen und Vögel ſind meine Wörterbücher, und der Menſch, die Menſchen, jeder vorübergehende Menſch, jedes am Boden ſpielende Kind, jedes helläugige Dienſtmädchen, jeder bettelnde Knabe, alle die zuſammen ſind mein Converſationslexicon, und die Gedanken kommen wie die Bienen und ſchwärmen um mich herum, und ich muß ſie oft abwehren, damit ſie nicht allzuviel werden. Glaubt mir, meine Freunde, die guten Gedanken lieben gewiß auch die freie Luft und laufen gerne herum; wie ſelten verirrt ſich ſo ein guter Gedanke zu einem Stubenhocker, zu einem Zimmerhüter, zu einem Schreibtiſchkleber! Hat aber einmal ſo ein Pedant, ſo ein Sitzkaſten, ſo ein ſchweißtriefender Taglöhner einen guten Gedanken gefangen, hilf Himmel! wie geht er mit ihm um! Der arme gute Gedanke wird erſt als ein Schaugericht aller Welt gezeigt, kommt erſt wie ein Braten ganz auf den Schreibtiſch, dann wird er klein gehackt und auf jedes einzelne Blatt zertheilt, dann wird er geſtoßen, mit Waſſer aufgegoſſen und durch das ganze Werk damit aufgeſpritzt, dann wird der Abhub oder Bodenſatz noch einmal in einem Supplementwerk verbraucht!

Geht nur hinaus in's Leben, unter die Menſchen, macht Augen und Ohren und Herz auf, ſprecht mit Blumen, mit Vögeln, mit Gaſſenjungen, mit Stubenmädchen, mit Kindern, mit Bettlern; lernt die Menſchen aus der Natur und die Natur aus den Menſchen kennen; beobachtet den Menſchen nicht, wenn er in ein Zimmer eingemiedert iſt, ſondern wenn er hinausſchwimmt in's Freie, da werdet ihr ſeine Seele kennen lernen, wie ſie gliederrührig ihre Kräfte ſpielen läßt, und wie ſein Geiſt die Beine ausgrätſcht, und wie ſein Gemüth herausſpringt an die freie Luft, dann werden euch die guten Gedanken und die wahren Gedanken zuſtrömen wie im Ueberfluße; probatum est!

Ich ging alſo auch heute in meinem Arbeitszimmer: im Hofgarten, auf und ab, las die neueſten Journale, ergriff dabei die gute Gelegenheit an Nichts zu denken.

Zufällig blieb ich vor dem Auslagefenſter der Jaquet'ſchen Buchhandlung im Bazar ſtehen und beſah die Büchertitel. Die zufällige Zuſammenſtellung derſelben ſchien von einem ſatyriſchen Dämon geleitet worden zu ſein. Der „Eckenſteher Nante“ und „die Helden und Götter des Nordens!“ Wirklich ungeheuere Ironie! Wer Berlin kennt und erfahren hat, wer ſeine Tageshelden und ſeine Augenblicksgötter ſind, wer es ſah, wie ſie einen „Eckenſteher Nante“ als unſterblich anſtaunten, der glaubt, dieſe Zuſammenſtellung muß die abſichtlichſte Satyre ſein. Darauf ſtehen die Bildniſſe von „Till Eulenſpiegel“ und „Napoleon“. Solche Satyre auf Weltgeſchichte und Nachruhm, die das Höchſte und Niedrigſte auf gleiche Weiſe unſterblich machen!

Nun kommen: „Humoriſtiſche Glasperlen von M. G. Saphir“, „Allerneueſte Waſſercuren“; Perlen bedeuten Thränen, Thränen ſind Waſſer; humoriſtiſches Waſſer, nun gut, mit Waſſer wäſcht man den Leuten den Kopf, geſunden Köpfen nützt es, ſchwache Köpfe können es nicht vertragen. — Ferner finden ſich da: „Neueſte Schriften von M. G. Saphir“, und nebenan: „Rath und Hilfe für die ſo an ſchlechter Verdauung leiden“, heißt das nicht Saphirs Schriften ſind unverdaulich? Ich glaube ſelbſt, daß ſie Vielen im Magen liegen!

Weiter hinab im Auslagefenſter ſtehen: „Pfeffer-Röſel, von Mad. Birch-Pfeiffer" und „Mittel, Ratten und Mäuſe zu vertilgen". Das finde ich unpaſſend und unwahr, denn Ratten und Mäuſe haben freien Eintritt in's Theater und finden das oder den Pfeffer-Röſel gewiß gut, obſchon die Ratten und Mäuſe die einzigen Menſchen ſind, die im Theater pfeifen dürfen!

Nun kömmt: „Die Unzufriedenheit der Völker" und „Das Katarrhalfieber", vortreffliche Satyre! Iſt denn die jetzige Unzufriedenheit der Völker etwas anderes als ein Katarrh? Zuerſt haben ſie ſich zu ſtark erhitzt und haben darauf das kalte Waſſer der liberalen Blätter in ſich hineingeſtürzt! Nun haben ſie das Schnupfenfieber und phantaſiren dabei; in der Phantaſie ſpricht man zuweilen Sprachen, die man gar nicht gelernt hat; ſo phantaſiren die deutſchen Völker franzöſiſch, wenn ſie zu ſich ſelbſt kommen, werden ſie nicht wiſſen wie ſie zu franzöſiſch kamen! Die Regierungen erkennen dieſes Katarrhalfieber und behandeln es ärztlich: man läßt die Völker ſchwitzen und deckt ſie gut zu!

Hierauf ſteht: „Der Mann und das Weib" und „Der Geld- und Haushaltungsrechner". Wie oft verrechnet ſich der Mann im Gelde des Weibes, und wie oft verrechnet ſich die Frau im Haushalten des

Mannes; — Weiter unten findet ſich: „Die Herzogin von Berry“ und „L'enfant perdu“. Dieſes verlorene Kind war der Herzogin ein geſundenes Freſſen; der redliche Vater wird belohnt. — Nebenan leſen wir: „Sprüche der ſieben Weiſen“ und Wörterbuch der Gaunerſprache“. Das iſt zu viel! — Sodann unter der andern Glasſcheibe: „Die elegante Dame“ neben der „Anweiſung zur Fleiſchbeſchau“ — „Erkenntniß und Heilung einer ſitzenden Lebensweiſe bei Männern und Frauen.“ — „Glück und Glaube, oder ein Weg führt zum Ziele.“ — „Mutterpflichten“ — „Die Geſchichte unſerer Tage“ — „Fricaſſée für Lachtauben“ — „Fragmente eines jungen Ehemanns.“ — „Beſchreibung von München.“ — „Wahrſagerkarten“ u. ſ. w.

◆

Der Beobachter des weiblichen Geſchlechtes.

1.

Unter civiliſirten Nationen kann man die Weiber wie ein anderes von den Männern verſchiedenes Volk betrachten, deſſen Wohlwollen man ſucht. Dieſes Volk iſt von Natur aus ſchwach und unbeſtändig, allein man ſchickt ſich darein, und manchmal beſſer, als wenn es ſtärker und beſtändiger wäre. Ihre Schwäche macht manche zu Siegern, welche es durch ihr eigenes Verdienſt nie geworden wären, und ihr Flatterſinn macht manche frei, welche nur auf einen Vorwand lauerten, ihr Wort zu brechen.

2.

Es gibt kein Weib, das nicht geliebt ſein will, und darum gibt es auch faſt keines, das es nicht wirklich iſt. — Ein Weib liebt übrigens nicht immer jene, von denen es geliebt wird, allein es haßt ſie auch nicht, ſo lange es ſich von ihnen geliebt glaubt.

3.

Wenn eine Faction zerſtört wird, ſo ziehen ſich die Guten zurück, aber die Weiſen und die Schwachköpfe leſen die Stücke auf, die erſten um ſich einen

Grundſatz zu retten, die andern um eine Secte daraus zu bilden. Eben ſo geſchieht es auch beim Abnehmen der Schönheit eines Weibes. Die Eroberer verlaſſen ſie, aber die Weiſen und die Schwärmer zanken ſich darüber, aus welcher ſie eine Muſe oder eine Heilige machen wollen.

4.

Wer kann die Weiber definiren? Alles ſpricht an ihnen, aber leider eine zweideutige Sprache. Jene, welche die Gleichgiltigſte ſcheint, iſt oft die Gefühlvollſte, und die Unbeſonnenſte gilt oft für die Falſcheſte. Liebe oder Aerger dictiren meiſtens die Urtheile über ſie, und der Unparteiiſcheſte ſowohl als jener, welcher die Weiber am beſten ſtudirt hat, wird nur neue Probleme aufſtellen, indem er die alten aufzulöſen ſucht.

5.

Eine Frau, welche frei in ihren Reden iſt, entwürdigt ihr eigenes Geſchlecht und bringt das unſrige in Aufruhr.

6.

Nichts iſt unerbittlicher als eine betagte Frauensperſon in Hinſicht auf die Liebſchaften einer jungen.

7.

Die ſtrenge Erziehung, welche man den Weibern vorſchreibt, dient nur dazu, zu bewirken, daß ſie ſich verſtellen lernen; ſie haben kein Gefühl, welches ſie nicht unterdrücken, keine Meinung, welche ſie nicht verbergen, keinen Gedanken, den ſie nicht verkleiden. Wir behandeln die Natur an ihnen, wie wir unſere Gärten pflegen: wir ſuchen ſie zu ſchmücken, indem wir ſie verſtümmeln.

8.

Man verzeiht es einer Frau, wenn ſie viel weiß, aber man duldet es nicht, daß ſie ihr Wiſſen auskrame.

9.

Wenn die Weiber ihr dreißigſtes Jahr erreicht haben, ſo iſt ihr Alter das erſte, was ſie vergeſſen; ſind ſie aber einmal vierzig alt, ſo verlieren ſie vollends alle Erinnerung daran.

10.

„Stillſchweigen iſt die Zierde der Weiber,“ ſagte eine griechiſche Philoſophin.

11.

Entſetzlich iſt, was Euripides über die Weiber ſagt: O Jupiter! (ſpricht er in ſeiner Tragödie Phädra) warum haſt du dieſes trügeriſche Geſchlecht erſchaffen? Wenn du uns fortpflanzen wollteſt, bedurfte deine Güte denn eines ſo treuloſen Inſtrumentes? — Wäre es für uns Männer nicht viel vortheilhafter geweſen, in den Tempel zu gehen, dort

Kupfer, Eiſen und Gold zu opfern, und dagegen den koſtbaren Keim, welcher das menſchliche Geſchlecht erhält, einzutauſchen, und zwar jeder im Verhältniſſe der Summe, welche er überbrachte!? Auf dieſe Art würden die Männer ruhig und frei von den Verfolgungen der Weiber leben. Heut zu Tage bemüht ſich jeder ſelbſt ſeine Geißel ſich in's Haus zu ſchleppen. — Den unumſtößlichſten Beweis, was für ein großes Uebel ein Weib ſei, gibt der Umſtand, daß der Vater eine reiche Mitgift bezahlt, um ſeine Tochter nur los zu werden. Der Unglückliche, welcher ſie bekömmt, überläßt ſich der Freude in demſelben Augenblicke, wo dieſe Peſt in ſeinem Hauſe einkehrt; er verſplittert ſein ganzes Vermögen, um dieſem Idole Opfer zu bringen. Hier iſt kein Mittelweg; er findet ſein Verderben entweder in ſeiner Frau, oder in der Familie, welche ſie ihm mitbringt. Am mindeſten zu beklagen iſt noch derjenige, deſſen Gefährtin anſpruchlos im Hauſe gleichſam nur vegetirt. Gott behüte jeden Mann vor einem Weibe, das mehr Wiſſenſchaft beſitzt, als ihr Geſchlecht vertragen kann; die Ununterrichtete verdankt ihre Tugend mindeſtens ihrer Unwiſſenheit. — Ein Schrecken für den Mann ſind auch noch die Freundinnen und Vertrauten der Frau. Es ſollten um Frauen nie Weſen, welche mit ihnen ſprechen könnten, oder ihre Antworten verſtünden, geduldet werden; heutzutage aber ſpinnt die Frau im Innern ihres Hauſes ein Complot an, und die geſchäftige Magd bringt es außer dem Hauſe in Ausführung.

12.

Die Chineſen haben ſo wenig Vertrauen zu ihren Weibern, daß ſie nicht einmal dem Arzt erlauben, ihre kranke Frau zu berühren. Um den Daumen der Kranken wird ein Seidenfaden befeſtigt, deſſen anderes Ende der Arzt in die Hand nehmen und auf dieſe Art den Schlag des Pulſes beobachten muß.

13.

Das Herz des Mannes ſucht Veränderung, das Herz des Weibes Beſchäftigung.

14.

Die Sucht zu befehlen iſt immer ſchwachen Seelen eigen, daher findet man ſie auch bei Weibern.

15.

Panetius, ein berühmter Stoiker, antwortete einem jungen Römer, welcher ihn fragte, ob es einem Weiſen erlaubt ſei, die Weiber zu lieben?: Das iſt eine Frage, welche wir ein andermal unterſuchen wollen; für dich und für mich, welche wir von der Weisheit ſehr weit entfernt ſind, wird es ſehr wohlthätig ſein, wenn wir uns der Liebe überlaſſen.

16.

Um Weiber zu überreden, muß man ſich nicht an ihre Vernunft, ſondern einzig an ihr Herz wenden

— ihre Vernunft wird erſt dann aufmerkſam, wenn ihr Herz ſchon gewonnen iſt.

17.

Der Ruf der Frauen iſt jenen Seidenſtoffen ähnlich, welchen das kleinſte Fleckchen ſchädlich iſt. Geſetzt, man bringt es mit aller Mühe dahin, daß das Fleckchen verſchwindet, ſo verliert der Stoff doch in jedem Falle ſeinen vorigen Glanz.

◆

Schnurrbarts-Lamentation.

Jammerepiſtel an meinen braunſchnurrbärtigen Walliſer.

„O tempora, o mores!
Die Schnurrbärt' geh'n capores!"

Mein Freund!

Eine finſtere Gewitterwolke zieht ſich über unſerem Haupte zuſammen! Die Scheere der unerbittlichen Parze ſchwebt ob unſeren Schnurrbärten! Man ſagt, ein civiliſirter Menſch oder ein Menſch von Civil wird keinen Schnurrbart mehr tragen dürfen!

O ihr Männer alle, die ihr Schnurrbärte tragt, ihr Schnurrbärte alle, die ihr Männer tragt, kommt her, ſtürzt auf die Knie und betet inbrünſtig zum Himmel um Abwendung dieſer neuen Scheererei! betet mit mir:

„O Jupiter, großer, erfahrner, der du als Ochs menſchlich empfunden und als Menſch ochſig gefühlt haſt; du, großer, mächtiger Gebieter, nimm dich unſerer Schnurrbärte an! Erhalte ſie zu deinem Beſten, damit du dich nicht vergreifſt und einen Mann für ein Frauenzimmer hältſt und ihn entführſt! Wir haben ja faſt ganz und gar nichts ſteuerfreies, kein eigentliches Eigenthum als unſern Schnurrbart! O beſchütze ſie, großer Zeus, laſſe ſie nicht fallen unter der Waffe der Aufklärung! Nimm deinen Donnerkeil und zerſchmettere jede gewaltſam ſchnurrbart-barbierende Hand! Schleudere deine Keule herab auf den Frevelfinger, der gewaltſam eindringt in die Erdzunge zwiſchen Naſe und Oberlippe, um niederzumähen das letzte einzige Zeichen deutſcher Männlichkeit! Rette die Schnurrbärte, du retteſt mit ihnen die geſunde Vernunft! O Zeus, ſchau gnädig herab auf alle Schnurrbärte, die hier zu deinen Füßen liegen, und laſſe ſie ferner wachſen und gedeihen; behüte ſie vor Wetter- und Hagelſchaden von oben herab; halte von ihnen ab den raſierenden Scheerbeutel und den Heſſen-Kaſſel'ſchen Ridicü! Du großer Jupiter, der du Herzen, Weiber und Schnurrbärte prüfſt, erhalte uns unſere Schnurrbärte um unſerer Weiber willen, den Weibern haſt du ohnehin keinen gegeben, um anzuzeigen, daß den Weibern keiner gewachſen iſt. Erhalte uns unſere Schnurrbärte, damit unſere Kinder uns nicht „Mama!“ heißen, damit unſere Weiber uns um den Bart gehen können in Ewigkeit! Amen.“

Ach, liebſter Walliſer, wenn ich bedenke, daß es keine Schnurrbärte mehr geben ſoll, fließen meine Thränen auf meinen eigenen Schnurrbart herab wie Morgenthau auf Rothkohl. Sehen Sie, mein Freund, ich habe 38 Jahre in Deutſchland gelebt, ich fühlte, mir fehlte etwas, allein ich wußte nicht was. Ich habe zweihundert Mädchen geliebt, zweihundert Mädchen waren in mich verliebt, ſechshundert verehrten, neunhundert vergötterten mich und nicht Eine liebte mich; und keine Einzige von allen denen fand das magiſche Bindemittel zwiſchen meiner Naſe und meinem Munde, die Copula zwiſchen dieſem anſehnlichen Subject und Prädicat heraus. Kaum aber war ich drei Wochen in Paris, ſo ſagte mir eine hübſche Pariſer vornehme Dame (unter uns geſagt, ſie verkaufte Seife in der Passage Colbert): „Mon joli garçon, il vous faut une moustache!“ Und ſiehe da, wie ein Blitz fuhr's durch meine Seele, Tag wurde es in mir, und alle Pulſe riefen: „Du mußt einen Schnurrbart tragen!“ Welch einen Effect mein Schnurrbart machte, brauche ich Ihnen, mein Freund, nicht zu ſagen; „er kam, er ſah, er ſiegte!“ und dieſen Schnurrbart ſollte ich hingeben; hingeben der vandaliſchen Scheere? O, mein Freund, wenn ich darauf Ihren braunen Schnurrbart unter der ſpitzen Regenſchirmnaſe betrachte und denke, auch er ſoll fallen, ſo denke ich immer: „Auch Patroklus mußte ſterben und war ſchöner noch wie er!“

O, ein Schnurrbart iſt eine verdächtige, eine gefährliche Sache! Erſt wenn alle Schnurrbärte wegraſirt ſein werden, wenn es keinen Menſchen mehr geben wird, der Haare auf den Zähnen hat, dann können ſich die Gensd'armes ruhig auf's Ohr legen, dann iſt Deutſchlands Ruhe auf ein Haar ausgemittelt!

Und im Grunde, wer weiß wozu man den Platz noch braucht, den überflüſſigen Platz, den das Unkraut unſerer Schnurrbärte überwuchert? Vielleicht will man Pulvermühlen hinbauen, damit wir Alle ſagen können, wir haben ſchon Pulver gerochen! Vielleicht will man uns noch ſo manches unter die Naſe reiben und der Schnurrbart genirt dabei!

Mein Freund, der Menſch hat zwiſchen Naſe und Kinn zwei Dinge, die für ihn ſprechen: den Mund und den Schnurrbart; wozu zwei Fürſprecher? Danken wir alſo Gott, daß uns blos der Schnurrbart und nicht der Mund abraſirt wird!

Gewiß iſt ein Schnurrbart eine ſtaatsgefährliche Sache; denn dasjenige, was man ſo unter der Naſe hinſpricht, das iſt das Verdächtigſte; wenn Einer einen Schnurrbart trägt, ſo ſpricht er alles, was er unter der Naſe ſpricht, in den Schnurrbart hinein; der Schnurrbart iſt alſo der Hehler aller verdächtigen Aeußerungen. Das wird eine ſchöne Beſcheerung werden; ich ſehe ſchon alle Schnurrbärte vor Gericht ſtehen und ihre Ausſagen zu Protokoll geben; da wird es haarſcharf hergehen!

Sie, ja, Sie haben gut reden, Sie haben einen braunen Schnurrbart; braun iſt eine unſchuldige, eine nichtsſagende Farbe; die Kapuzinerkutten und Mad. Birch-Pfeiffers Erzählungen ſind braun; aber mein Schnurrbart, ach, der iſt ſo quaſi tricolor! und, weiß Gott! er iſt inwendig eben ſo wenig tricolor geſinnt als ich ſelbſt; aber der Schein, mein Freund, der Schein! So ein Schnurrbart wird gerichtet nach dem Schein!

Aber im Grunde ſind die Schnurrbärte noch eigentlich unſchuldige Kinder gegen die Augenbrauen und Augenwimpern! Mit einem Schnurrbart kann man nicht winken, nicht Zeichen geben u. ſ. w., und ich ſehe ſchon wie man uns in zehn Jahren die Augenbrauen und Wimpern abraſiren wird, da wird es uns im Winter ſehr kalt ſein!

Man könnte ſagen, Gott hat uns den Schnurrbart wachſen laſſen, hat ein Menſch das Recht ihn abzuſchneiden? Allein die Antwort iſt einfach: Gott hat uns Ohren und Naſen auch wachſen laſſen und die Türken ſchneiden ſie doch ab, und wenn das Türken thun dürfen, was dürfen nicht erſt Menſchen thun?

Ich weiß aus guter Quelle, daß Adam mit einem Schnurrbarte erſchaffen wurde, denn er war ja ein Ebenbild Gottes, und können Sie ſich einen Gott ohne Schnurrbart denken? Als Eva von dem Baume naſchte und ihr die Augen aufgingen, ſagte ſie zu Adam: „Mon cher Adam, du mußt Dir auch einen Henri quatre wachſen laſſen!“

Friſch auf, mein Freund, wenn die Schnurrbärte fallen müſſen, ſo wollen wir ſie alle ſammeln und neben der Hermannsſäule ein Monument aus ihnen errichten, mit der Inſchrift!

„O Nachwelt, du ſollſt mit Erſtaunen es faſſen,
Die perſönliche Freiheit hat hier Haare gelaſſen!“

◆

Ueber die häusliche Erziehung der Töchter.

Der Zeitgeiſt hat ſehr nachtheilig auf die Erziehung der Töchter bei allen Ständen eingewirkt. Daher ſo viele unzufriedene Ehen, daher ſo viele eheloſe Männer, daher die Klage über Mangel an häuslichem Glücke, über ſchlechte Kinderzucht, über die Verdorbenheit der Dienſtleute ꝛc. Bei der Töchtererziehung, wie ſie iſt, und ſchon ſeit einigen Decennien war, mußte es ſo kommen, und die Folgen liegen nun ſchon klar am Tage. Unſere Töchter werden nicht mehr für das Haus, ſondern nur für die Welt erzogen, ſie wollen nicht mehr in ſtiller Häuslichkeit, unter dem Schleier der Verborgenheit durch häusliche Tugenden ſich liebenswürdig machen und nützen; ſie wollen ſich nur zur Schau tragen, nur glänzen. Sie haben keinen Sinn mehr für das ſtille Leben im engeren Familiencirkel, ſie ſuchen nur die rauſchenden Vergnügungen der Welt. Eitelkeit, Gefallſucht ſind die Triebfedern ihres Thun und Treibens und die Quelle der Unzufriedenheit, und beide werden ihnen durch die Erziehung recht planmäßig eingeimpft.

Enge iſt der Kreis, in welchem das weibliche Geſchlecht wirken ſoll und für welchen es erzogen wird, aber reich iſt er an Quellen des Guten, die aus ihm nach allen Richtungen fließen. Das Mädchen muß zur Gattin, Mutter und Hausfrau erzogen werden. Es ſoll die treue und liebenswürdige Gefährtin des Mannes, die Pflegerin und Erzieherin der Kinder, die geſchickte und emſige Vorſteherin des Hausweſens werden. Ein für den Wirkungskreis des Weibes ausgebildeter Verſtand, echt religiöſer Sinn, Freundlichkeit, Gefälligkeit, Beſcheidenheit, Anſtändigkeit, Sittſamkeit, Nachgiebigkeit, Reinlichkeit, Arbeitſamkeit, Sparſamkeit, Häuslichkeit, ſind die Eigenſchaften, welche die Frau mit ſich ſelbſt zufrieden machen, und das häusliche Glück begründen.

Aber wie werden die zarten Keime dieſer Tugenden bei den Töchtern ſchon in der erſten Jugend zerknickt Die Tochter muß zwar, wie der Knabe von Allem, was ihren künftigen Beruf betrifft, und was ihr zu wiſſen nützt, deutliche und beſtimmte Begriffe bekommen, ſie muß richtig und zuſammenhängend denken, urtheilen und ſchließen lernen, um eine verſtändige Gattin, Mutter, Geſellſchafterin und Vorſteherin des Hausweſens zu werden. Der Schöpfer hat ſehr wohlthätig dem weiblichen Geſchlechte viel natürlichen Verſtand verliehen, der ſich zeitlich entwickelt, und nur in der gehörigen Richtung erhalten werden darf. Doch damit ſind die Mütter nicht zu frieden; ihre Töchter ſollen ſchon in der zarteſten Jugend durch eingelernte, oft ganz unnütze, oft zweckwidrige Kenntniſſe glänzen. Anſtatt ihre Lern- und Wißbegierde auf nützliche, dem künftigen Berufe angemeſſene Dinge, beſonders auf das Hausweſen zu lenken, müſſen ſie declamiren, die Göttergeſchichte, Singen, Clavier- und Guitarreſpielen, Tanzen u. dgl. Dinge lernen, wodurch ſie glänzen können. Die Mutter verſäumt keine Gelegenheit, wo die Tochter ihr Talent zeigen kann, und Freudenthränen über den erhaltenen Beifall der unverſtändigen Zuhörer und Zuſchauer benetzen die Wangen der eitlen Mutter, die ihre Thorheit an dem Töchterchen bewundert und es zur gefallſüchtigen Puppe erzieht.

Wie die Mutter an der Beſorgung des Hausweſens wenig Vergnügen findet, ſich immer mit etwas Anderem, und doch mit nichts beſchäftiget, neugierig Alles wiſſen muß, was in nahen und fernen Familien vorgeht, ſich in die Angelegenheiten des Geſindes miſcht, lieber über Theater, Bälle, Beluſtigungsörter, Landpartien, Moden ꝛc. als über Kinderzucht und Hausweſen ſpricht, und in den Gegenſtänden der Neugierde ihre Tochter oft zur Vertrauten macht, ſo pfropft ſie ihr auch den Kleinigkeitsgeiſt, das Beſchäftigen mit Nichts, die Neugierde, Klatſcherei und den Hang ein, ſich über Alles aufzuhalten, was Andere thun.

Die Mutter füllt die leeren Stunden ſo gern mit Lectüre aus; ſie lieſt Romane, Theaterſtücke, ſchöne Literatur und äußert oft auffallend ihr Entzücken über Stellen, die ſie von Andern loben gehört hat, wenn ſie dieſelben auch nicht verſteht. Das Töchterchen ahmt ſchon mit ſieben und acht Jahren die Mutter nach; ſie lieſt gern, weil ſie auch von derſelben dazu aufgemuntert wird. Unſere faſelnden Jugendſchriftſteller haben für ſüße Nahrung geſorgt, welche die Phantaſie erhitzen, das Gefühl überreizen, und den Verſtand leer laſſen. Die Tochter gewöhnt ſich von dem Kindesalter an dieſen Ueberreiz, ſie kann es bei den trockenen Lehrgegenſtänden nicht mehr aushalten; ſie langweilet ſich bei dem Sprachſtudium, ſchriftlichen Gedankenausdrucke, Rechnen ꝛc.; ſie hat bald alle Kinderſchriften dieſes Gelichters verſchlungen und lieſt im zehnten Jahre Romane, Comödien, Dichter, und wird — eine ſanfte Schwärmerin, welche ſich in ihrer Phantaſie eine ideale Welt gebildet hat, und der hier, auch in den günſtigſten Verhältniſſen, nichts mehr recht geſchieht.

Unſere braven Hausmütter lenkten ehemals das zarte Gemüth der Tochter zeitlich auf Gott. Sie ſprachen nur von Gott und göttlichen Dingen mit tiefſter Ehrfurcht und bezogen Alles auf Gott. Zeitlich führten ſie die Töchter in die Kirche, in die Verſammlung der Betenden, um Rührung in ihren Herzen hervorzubringen, und pflanzten durch ihr frommes Beiſpiel echt religiöſen Sinn in die Herzen der

Töchter, welcher das ſittliche Gefühl unterſtützt, von ſo manchen Verirrungen des Jugendalters zurückhält und die Stütze der Tugend in allen Verhältniſſen des Lebens iſt.

Jetzt iſt es ganz anders. Man glaubt Alles gethan zu haben, wenn man, ohne ſelbſt von religiöſem Geiſte durchdrungen zu ſein, den Töchtern die Lehren der Religion nach Vernunftgründen beibringt, welche das Herz kalt laſſen, oder wenn man ſie blos die natürliche Religion lehrt, und die poſitive ganz vernachläſſigt. Man ſcheut ſich nicht, in Geſellſchaft der Töchter über das, was allen Menſchen heilig und ehrwürdig ſein ſoll, zu witzeln und zu ſpötteln; die Mütter wollen ſchöne Geiſter ſein, welche ihre Art zu denken und zu handeln, durch die Lehren der Religion nicht beengen laſſen, und ſo erſticken ſie in den Herzen der Töchter alles religiöſe Gefühl. Sie führen zwar ihre Töchter in die Kirche ein, doch nicht um zu beten, ſondern nur der Gewohnheit halber, und ſie wählen immer gern die Stunde, in welcher dort der Sammelplatz des Putzes iſt, oder wo ſie Bekannte und Gerngeſehene zu treffen hoffen.

Das zarte und reizbare weibliche Geſchlecht handelt immer mehr nach dem Gefühle als nach ſeinem Raiſonnement. Daher ſuchten die Mütter ehemals das ſittliche Gefühl der Töchter zu erregen, zu ſchärfen und durch die Vernunft zu berichtigen. Sie machten ihnen deutlich, was an dem Weibe wahrhaft liebenswürdig iſt, ſie lehrten die Töchter durch Wort und

Beiſpiel ſich ſelbſt achten, und veredelten den natürlichen Hang zur Gefallſucht und den Wunſch, geliebt zu werden, dadurch, daß ſie dieſelben aneiferten, nur durch Tugend, Würde und Anmuth und vor allen Dingen durch reine Natur zu gefallen. Jetzt wird an den Töchtern Alles gekünſtelt, ſie ſollen nur durch das Aeußere gefallen. Von dem erſten Kindesalter an wird dem Töchterchen ſchon vorgeplappert, wie es in dieſem Kleide, mit dieſem Kopfputze ſo liebenswürdig erſcheine, es wird ihm der Spiegel vorgehalten, daß es ſich beſchauen und bewundern könne; die Mutter erzählt ihm mit Freudenthränen im Auge, wie es auf dem Balle ſo artig getanzt, in der Geſellſchaft ſo lieblich geſungen, oder am Fortepiano ſo anmuthig geſpielt, wie es ſo herrlich declamirt, ſo naiv und ſchnippiſch geantwortet wie es ſo allgemeine Bewunderung erregt habe.

Ehemals gewöhnten die Mütter die Töchter von Jugend auf, emſig und geſchickt zu arbeiten, häuslich und reinlich zu ſein, wenig zu begehren, gern andern zu dienen, und in allem dieſen gingen ſie mit ihrem Beiſpiele voran.

Selbſt die Töchter aus den gebildeten Ständen mußten ihre Thätigkeit hauptſächlich auf häusliche Geſchäfte verwenden, und ſchon zeitlich wurde ihnen ein Theil des Hausweſens nach Verhältniß ihrer Kräfte und Geſchicklichkeit übergeben, für welchen ſie auch verantwortlich gemacht wurden. Ueberhaupt trachteten die Mütter, ihren Töchtern Arbeitſamkeit, Geſchicklichkeit, Gewandtheit, Sparſamkeit, Genügſamkeit von Kindheit an zur andern Natur zu machen. Sie lehrten ſie entbehren und ſich mit wenigem begnügen, verſagten ihnen manche Bequemlichkeit, die ſie nach ihrem Stande und ihren Umſtänden haben konnten, und erinnerten ſie oft, daß ſie leicht in ſchlimmere Umſtände kommen könnten, und daß Selbſtbeherrſchung und Gewöhnung an Entbehrungen eine gute Vorübung ſei, ſich in jede Lage bei dem Wechſel des Schickſals zu fügen, und daß man das Beſſere, wenn es kommt, leichter ertragen, als dasſelbe, wenn man es nicht mehr haben kann, entbehren könne. Jetzt wird jede Tochter über ihren Stand erzogen und ihre Thätigkeit nur auf unnütze oder frivole Gegenſtände geleitet. Mädchen, welche eigentlich zu Dienſtboten erzogen werden ſollten, werden, ſtatt kraftvoll und unermüdet arbeiten geduldig Laſten und Beſchwerden ertragen zu lernen, von Jugend auf in tändelnden Handarbeiten, in fremden Sprachen ſelbſt in Muſik unterrichtet, und die Mutter wendet ihren ſauer erworbenen Groſchen daran, um durch Miethlinge ihre Tochter verziehen zu laſſen; die Bürgerstochter will ſich durch eingelernte unnütze Kenntniſſe und Fertigkeiten zum Fräulein hinaufſchwingen, die Töchter aus den gebildeten Ständen wollen es den Damen gleich thun. Und dieſes Alles veranlaſſen gewöhnlich die Mütter, welche ſich in den Töchtern gefallen, und ſie wiſſen nicht, daß ſie das Wohl und die Zufriedenheit derſelben eben dadurch untergraben. Man beſuche die Arbeitsſchulen der niedern Stände, und ſehe, welche Arbeiten dort von den Mädchen verfertigt werden. Ehemals ſtrickte man da Strümpfe, Hauben und derlei, man nähte und ſtickte. Jetzt ſieht man nur Galanteriearbeiten, und des Taglöhners Tochter ſchämt ſich, einen Strumpf aus grober Wolle, den ſie und ihre Eltern tragen ſollen, zu verfertigen.

Nur von der ſorgſamen Mutter kann die Tochter Häuslichkeit und Wirthſchaftlichkeit lernen. Ihr Beiſpiel muß die Tochter an ſich ziehen. Aber wie wenige Mütter haben am Hausweſen, in ihrem Familiencirkel Vergnügen? Nur außer Hauſe ſuchen ſie Erholung und Zerſtreuung und wollen auch dieſes Vergnügen nicht ohne die Töchter genießen, ſie müſſen ſie begleiten; ſie führen ſie in Geſellſchaften, wo man das Zartgefühl der Kinder wenig achtet, ſie führen ſie an öffentliche Orte, in Gärten, wo der Bänkelſänger Gaſſenhauer vorbringt, auf öffentliche Bälle, wo junge und alte Thoren ihr Weſen treiben, ſie führen ſie in Schauſpiele, wo die Phantaſie gereizt und das zarte Gefühl durch zweideutige Anſpielungen verletzt wird. Iſt es zu wundern, wenn unſere Töchter vergnügungsſüchtig, leichtſinnig, flach und fahrläſſig im Hauſe ſind?

Unſere Mütter haben gewöhnlich wenig Gewalt über den Willen ihrer Töchter. Die ſchmeichelhaften

Geſchöpfe wiſſen von der erſten Kindheit an das Herz ihrer Mutter ſo zu gewinnen, daß ſie überall ihren Willen bald durch Bitten, bald durch Weinen durchſetzen können. Die gute Mutter gibt ſo gerne nach, um die gute Laune der Tochter nicht zu trüben, und erzieht ſie zu einer eigenſinnigen Gattin, mit welcher der Mann lebenslang eine wahre Plage hat, von der er nichts als Widerſpruch hört, die ihm aus Herrſchſucht und Eigenſinn überall entgegen handelt. Manche Mütter machen die erwachſenen Töchter zu ihren Vertrauten bei Irrungen und Zwiſtigkeiten mit ihren Gatten und belehren ſie recht mütterlich, daß ſie das Hausregiment, wenn ſie einſt an Mann gebracht werden, feſthalten und ſich nicht aus den Händen ſollten winden laſſen. Bei unſern vorigen Hausmüttern wurden die Töchter in einem vernünftigen Gehorſam gehalten, ſie mußten nachgeben und dulden lernen, jede üble Laune unterdrücken, und wurden gewöhnt, von dem Willen eines Andern abzuhängen, ſich gegen Andere nachgiebig und gefällig zu bezeigen.

Sittſamkeit, Beſcheidenheit, Ehrbarkeit und Anſtand ſollten ehemals die Töchter unſerer Hausmütter empfehlen. Die Mütter ſorgten, daß die Töchter in ihrem ganzen Betragen, in geſellſchaftlichen Mittheilungen, in Ton und Blicken, in Kleidung und Geberden eine gewiſſe Natürlichkeit und Zurückgezogenheit, die ſo liebenswürdige Weiblichkeit zeigten, und ſich nie durch etwas Uebertriebenes und Auffallendes auszeichneten. Damals hatten die Töchter Achtung für ſich ſelbſt, ſie richteten ihr ganzes Betragen ſo ein, daß ſie ſich auch Andern achtungswerth machten, und hüteten ſich vor Allem, was ſie in den Augen vernünftiger Menſchen herabſetzen konnte. Sie waren ehrbar in Worten, Geberden und Handlungen, und betrugen ſich ihrem Stande gemäß; ſie wußten ſich zu beherrſchen, in ihrem Innern war es ruhig, Putz- und Gefallſucht hatten keine Gewalt über ſie, ſie handelten mit Ueberlegung nach den Geſetzen der Vernunft und machten ſich eben dadurch achtungs- und liebenswürdig.

Unſere Töchter haſchen nur nach Beifall, ſie ſchlagen ihre Talente, Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten zu hoch an. Die Mutter gibt ihnen Gelegenheit, dieſelben oft vor Andern zu zeigen, und findet ſich in dem Beifalle hoch geehrt, der den Töchtern ertheilt wird. Ehemals hatten die Töchter mehr innern Werth; ſie waren aber nicht ſo ſehr von ihren Vollkommenheiten eingenommen und durften ihre Talente nicht zur Schau tragen. Sie ſollten im ſtillen häuslichen Leben nur nützen, nicht in der Welt glänzen. Nur nach dem Beifalle ihres Gewiſſens und nach der Zufriedenheit ihrer Eltern ſtrebten ſie und eine unſchuldige Gunſtbezeugung war ihr größter Lohn.

Ehemals lehrten die Mütter die Töchter von der erſten Kindheit an wirthſchaften und ſparen. Sie waren ſelbſt ſparſame Hausmütter, welche das Ihrige wohl zu Rathe zogen; ſie vermieden allen Aufwand in Kleidung, Geräthe, ihre Mahle waren nach dem Verhältniſſe des Einkommens mehr oder weniger frugal. Jetzt wird Alles auf den Kleidertand der Töchter verwendet; die Mutter darbt ſich es vom Munde ab, damit ſich die Tochter putzen kann, ſelten wird berechnet, wie Ausgaben und Einnahmen ſich zu einander verhalten. Der Tochter zu Liebe werden Gaſtmahle gegeben, Theater, Ball und öffentliche Orte beſucht, und wenn ſich der Vater noch ſo ſehr Tag und Nacht zerarbeitet, ſo gewinnt er doch kaum ſo viel, als Mutter und Tochter vergeuden.

So ſteht es mit der Mädchenerziehung im Hauſe der Eltern. Viele Mütter glauben für die Töchter genug zu thun, wenn ſie dieſelben in eine Erziehungsanſtalt oder in eine Mädchenſchule ſchicken. Auch auf dieſe hat der Zeitgeiſt ſehr nachtheilig eingewirkt, und ich behalte es mir vor, zu einer andern Zeit von denſelben zu ſprechen.

◆

Was iſt Leſen?

Leſen ſoll ſein Geiſtesgymnaſtik, intellectuelle Diätetik (beſſer Hygiaſtik), geiſtige Promenade. Man läßt ſein beſſeres Ich an einem öffentlichen Ort, fremden Eigenthums, ſpazieren. Ob es nun eine flache Wieſe, eine Obſtgarten, ein Kornfeld, ein engliſcher Park iſt, oder eine Blumenflur, ein Küchengarten, ein Weinberg, ein Eichenwald, das Stadtpflaſter, oder wohl gar eine Steppe, das hängt dann von des Wandlers Perſönlichkeit ab. Natürlich iſt der öffentliche Ort und das fremde Eigenthum das „Buch,“ und noch natürlicher iſt dann die flache Wieſe die Abendzeitung, der Obſtgarten Reinhards chriſtliche Moral, das Kornfeld Müllers Weltgeſchichte der engliſche Park das Morgenblatt, die Blumenflur Jean Pauls Hesperus, der Küchengarten ein Opus von Garve, der Weinberg der Schiller, der Eichenwald der Leſſing, die Steppe Grävells Menſch u. ſ. w. Man promenirt zur Luſt oder der Geſundheit wegen; ſich zu amüſiren oder durch Bewegung zu ſtärken, oder wohl auch aus beiden Urſachen zugleich, um dann erquickt zu rechter Zeit, oder oft ſchon ermüdet vor der Zeit heimzukehren. — Was iſt wohl reizender und bequemer (zu deutſch: commoder, wie Kotzebue ironiſirt, daß Böttiger das gute deutſche Wort: Korkbildnerei ſehr glücklich in: Felloplaſtik überſetzt habe —) als in fremdem Gehege nach Laune und Willkür zu hauſen, auf fremden Saatfeldern zu ernten, zu pflücken auf eines Andern Blumengefilde, zu requiriren, zu fouragiren in fremden Gauen? Und gleichwohl! wie reizlos, wie unbequem iſt ſo Manchem dieſes Ernten, Pflücken und Requiriren zu eigenem Nutz und Frommen auf fremdem Grund und Boden! Woher mag das doch kommen? zweitens weil es keine irdiſchen, klingenden Zinſen trägt, oder weil dieſe gar zu lang ausſtehen; drittens weil dieſes Aneignen fremden Gutes nicht verboten (Caffee und Wein würden noch einmal ſo gut ſchmecken, wenn ſie verboten wären. Vide 1. die famoſe Handelsſperre; vide 2. die löbliche Muſelmännerſchaft ꝛc.), ſondern empfohlen, mehr oder weniger bedungen, und dabei doch von keiner äußern Auszeichnung, etwa wie in einem Knopfloch begleitet iſt; viertens aus göttlicher Faulheit oder nicht-göttlicher Süffiſance; und erſtens weil das Leſen bei ſinnlichen Nationen beſonders, wie Buchholz irgendwo ſehr richtig bemerkt, nur heißt, ſich in einen unangenehmen Zuſtand verſetzen.

Trotzdem wird aber doch enorm viel geleſen! Ja wohl, aber von wem, und wie? Das Frauenzimmer lieſt, aber was? der junge Wißbegierige, der Gelehrte leſen, aber wie? das Publikum in genere lieſt, aber was und wie? und wo, und warum? Es wird geleſen, um zu leſen, ſo wie man ſpazieren geht, um ſpazieren zu gehen; oder um ſagen zu können: ich habe dies und jenes auch geleſen, oder wohl gar, um ſich zu brüſten: ich habe dies und jenes nicht geleſen (ſurrogirende Literatur-Zeitungen); aus Ton oder Langweile, oder aus einer Art von mechaniſchem Heißhunger, wie es gewiſſen Leuten leichter wäre gar nicht Tabak zu ſchnupfen, als darin mäßig zu ſein. Es wird zuviel, und darum wird zu wenig geleſen, denn viele Bücher, ſagt Luther, machen nicht gelehrt; aber gut Ding und oft leſen, das macht gelehrt und fromm zugleich. Das iſt das Geheimniß, über das uns wohl eine ordentliche Theorie noth thäte. (Bergks Kunſt Bücher zu leſen, iſt außerordentlich fließend, weil es der Charakter des Waſſers iſt, daß es fließe; Marées Anleitung zur Lectüre iſt eben ſo außerordentlich concis, weil es die Natur des gefrorenen Waſſers iſt, daß es concis ſei). Da aber bei dem chamäleontiſchen Charakter des Bücherweſens und der Hydra des Buchhandels gar nicht daran zu denken iſt, ſo bleibt es beim Alten, oder vielmehr immer beim Neuen und Allerneueſten (oder beſſer bei Letzterem, denn neu iſt im Buchhandel nur das Allerneueſte, wie daher nicht das Allerälteſte alt), und das ſchöne bibliſche Sprüchlein: Der Buchſtabe tödtet, der Geiſt macht lebendig, ſchießt nimmer in geiſtigem Samen auf. Ja es erinnert wohl an die kauſtiſche

Anecdote jenes im Geruch der Gelehrſamkeit ſtehenden Paſtors, bei deſſen Tod man ſehr in Verwunderung war, keine Bibliothek, dafür aber einen wohlgefüllten Weinkeller anzutreffen, und deſſen lachenden Erben getröſtet ausriefen: Nun, der gute Mann hielt, wie figura zeigt, auf den Grundſatz: Der Buchſtabe tödtet, der Geiſt macht lebendig. Doch — was heißt auch: eine Bibliothek haben? Augenſcheinlich zeigt ſie an, daß man eine Menge Sachen nicht wiſſe; je mehr Bücher, deſto mehr Zeugen und Zeichen und verrätheriſche Monumente unſerer Unwiſſenheit. Wer kein Buch, oder höchſtens nur ein Paar Dictionärs hat, kann ſagen, er wiſſe genug; wer eine Bibliothek beſitzt, geſteht ſtillſchweigend ein, daß er noch gar viel nicht wiſſe, oder ein ſehr ſchlechtes Gedächtniß beſitze, was auch keine große Ehre ſein ſoll.

„Ein Leſer ſoll ein Menſch ſein, der ſich anſtellt, als ob ihm an einem Buche etwas gelegen wäre," Hippel oder Benzel dixit. Das ſind aber die wenigſten Leſer; oder eigentlich alle, weil gewiß alle ſich wenigſtens ſo anſtellen. Das iſt alſo die Expoſition, daß man ſich ſo anſtellt. Gut! Nun zeigt es ſich aber gar häufig, daß der Titel nur ein lockendes, verſchmitztes Aushängeſchild ſei (zur Rechtfertigung der Autoren muß man erwägen, daß die Titel — Verlängerung der Vorreden nach Jean Paul — meiſtens von den Verlegern gemacht werden); oder bei weiterem Durchblättern, daß entweder der Gegenſtand oder die Darſtellungsart, oder oft beide unſern Erwartungen nicht entſprechen, oder daß wir ein Plagiat vor uns haben ꝛc. Genug, wir finden uns getäuſcht, legen das Buch bei Seite, um uns gleich darauf auf's Neue täuſchen zu laſſen. Die Beſchaffenheit der Bücher ſelbſt iſt demnach eigentlich an der unfruchtbaren Vielleſerei Schuld, denn es würde erfolgreicher werden, wenn wir weniger, aber gute Lectüre beſäßen. Und daran iſt, wie einige Klügler ſagen wollen, wieder der ſuperfötirende Buchhandel Schuld; nämlich der Umſtand, daß Schriftſtellerei und Bücherverſchleiß zu lucrativen Gewerben herabgeſunken ſind.

Inzwiſchen, da dies nicht hierher gehört, wollen wir nur die übrigen Hauptantriebe des Leſens betrachten. Wenn man in der Regel lieſt, um ſich zu unterhalten oder zu belehren, ſo gibt es noch zwei Claſſen von Leuten, die ſich weder aus dem einen noch aus dem andern Grunde mit Lectüre beſchäftigen. Zur erſtern zählen wir die Schriftſteller, die nur leſen um zu ſchreiben, wie man ſonſt nur ſchrieb um zu leſen (ſein Eigenes dem unzuverläſſigen Gedächtniß aufzubewahren), fremde Gedanken zu den ihrigen zu machen, um ſich ein Privilegium darauf geben zu laſſen, oder über Nachdruck zu ſchreien. Und zur zweiten Claſſe gehört jene ehrſame Gilde der Kritiker und Ariſtarchen, die bei dem Leſen irgend eines Werkes keinen andern Zweck haben, als alle menſchlichen Blößen und Mängel, oder wohl auch, um alle kleinen und nicht kleinen Vorzüge aufzuſpüren, um dann jene zu läſtern, oder dieſe zu erheben.

Leſen heißt alſo immer und überall das, was es nicht heißen ſollte, und da alles Unheil nur vom Leſen herkommt, und die Erfindung der Buchdruckerkunſt ein ganz fatales Ereigniß für die Ruhe der Welt und der Einzelnen iſt, ſo wollen wir als echte Menſchenkinder hübſch fortfahren, eifrig zu leſen.

◆

Uhren, Menſchen und Bücher.

Der Anblick einer jeden Uhr, ſo wie ihre Schläge, ſollten den Menſchen in eine ſehr ernſthafte Stimmung verſetzen, weil ihm dabei Zeit und Ewigkeit vor die Seele treten. Unter allen Uhren aber kann wohl keine uns feierlicher ſtimmen als die Sanduhr, die uns zugleich an den Sandmann erinnert. So verſchieden aber die Stunden ſein mögen, die ich und du, mein Leſer, während des Schreibens und Leſens dieſer Geſchichte, erlebt, und Andere erleben geſehen haben eben ſo verſchieden als dieſe und die wechſelnden Zeiten überhaupt, ſind auch die Uhren, ſehr bedeutende, warnende Sinnbilder! Bedenken wir aber dies nicht, ſo werden uns die verſchiedenen Arten der Uhren ſchon dadurch intereſſant, daß ſie eine ſo auffallende Aehnlichkeit mit Menſchen und Büchern zeigen. Man kann, wie ich es ſogleich thun werde, jede Art von Uhren mit einer gewiſſen Art von Menſchen und Büchern zuſammenſtellen, ich ſage z. B. ſo:

Thurmuhren ſind uns alle die unſterblichen Heroen der Vorzeit, die uns ſelbſt in ihrer Höhe und Entfernung groß erſcheinen, und deren mächtige Stimmen aus weit entlegener Vergangenheit uns noch jetzt entgegen ſchallen, imponirend durch Geiſt und That. Die Zeit ſelbſt iſt der hohe Thurm, auf dem wir, hinausblinzelnd, ſie erblicken. Im Reich der Wiſſenſchaft und Kunſt ſind Thurmuhren alle jene Werke des Genies, nach denen untergeordnete Geiſter ſich richten, Nachahmer ihr Thun und Treiben regeln.

Taſchenuhren ſind wir ſelbſt gegen jene Rieſen. Unſere Zeit liefert überhaupt gern Alles in Taſchenformat, ſelbſt Köpfe und Herzen. Wär's möglich, ſo geſtaltete ſie Rieſen in Taſchenformat. Die fein gekünſtelten Werke der ſchönen Literatur haben zierliches Taſchenformat. Taſchenbücher ſind Sinnbilder der neueſten Literatur.

Wanduhren ſind Hausfrauen, die ihren Namen mit Recht verdienen, weil ſie in ihren vier Wänden hauſend ihr eigentliches Leben und Regiment führen. In Häuſern, wo die Wanduhr unrichtig geht, hält die Hausfrau nicht auf Ordnung. Hausfrauen, die zwar wacker und rüſtig, dabei aber in ihren Häuſern etwas laut und heftig ſind, gleichen den Wanduhren mit lärmenden Weckern. In der Literatur ſind alle wahrhaft gemeinnützigen Werke den Wanduhren zu vergleichen.

Ringuhren und jene ſehr kleinen Miniaturührchen, die von den Damen an goldenen Ketten als Halsſchmuck getragen werden und in der großen Welt paradiren, ſind die Ebenbilder jener paradirenden Damen ſelbſt.

Springuhren ſind melancholiſch-ſanguiniſche Menſchen, die mit den ſchnellſten Uebergängen von einem Extrem in's andere hinüber ſpringen, vom tiefſten Schwarz in's freundlichſte Roſenfarb. Auch die unaufhörlichen Bonmotiſten ſind witzige Springuhren. Dagegen finden wir lebendige

Spieluhren in jenen holden Modefräuleins, die mit dem lieblichen Glockenſpiel ihrer Reize und Sentiments zu bezaubern wiſſen, ſobald ſie glauben, daß ihr Fangſtündchen ſchlagen könnte, wo ſie dann herzlos in Liebe zerfließen und ohne Liebe ganz Herz zu ſein ſcheinen.

Repetiruhren ſind Menſchen von mittelmäßigen Talenten, die ſich aber gern produciren, folglich das Wenige, was ſie wiſſen, bei jeder Gelegenheit an Mann bringen wollen, und wiederkäuen, was jeder ſchon weiß. In der Literatur gehören hierher alle Schriftſteller, die fremde Werke ausſchreiben, und mit andern Worten das von Andern Geſagte wiederholen.

Sekundenuhren ſind jene äußerſt emſigen Ameiſenmenſchen, die ſich den ganzen Tag regelmäßig ab- und zerarbeiten, und, im Kleinſten geſchäftig, gar nicht wiſſen, daß auch ein Großes exiſtirt. Hierher gehören auch die bis in's kleinſte Detail unſäglich mühſam gelehrten Werke.

Waſſer- und Sanduhren ſtellen uns ſchwerfällig melancholiſche Menſchen. dar, die das Rechte und Heilige ehren, aber — ohne zu leben — den Tod immer dicht vor den Augen haben, und — mit Verachtung aller Roſenlauben — heroiſch feſt immer nur Thränenweiden und Cypreſſen aufſuchen.

Sonnenuhren endlich nenne ich alle diejenigen, die das Höhere zwar im Auge behalten, aber — als ſinnlich vernünftige Weſen, naturgemäß leben. Ich halte dieſe für die klügſten und beſten, und wünſche dir, mein Leſer, daß du eine ſolche Sonnenuhr ſeieſt, damit du das Irdiſche recht und tadellos genießeſt, aber des Ewigen eingedenk und werth bleibeſt.

* * *

Ein Abenteuer in den Tuilerien.

Es war Sonntag. — Ich hatte meine Wechſel erhalten und war ſehr froher Laune, als ich mein Hôtel verließ, um mir auf einem Spaziergange über die Boulevards und durch die Tuilerien Appetit für mein Diner zu holen. Die Menge der Spaziergänger in der großen Allee verſcheuchte mich in die reizenden Partien unfern der Waſſerkunſt, und hier war es, wo ich auf einem Stuhle unter herrlichen Linden eine Dame bemerkte, deren elegantes Coſtüme, feine Taille und reizend kleiner Fuß mich bewogen, ihr gegenüber Platz zu nehmen, um ihr, wo möglich ohne aufzufallen, in's Geſicht zu ſehen. Sie betrog meine Erwartungen nicht Ein glänzend ſchwarzes Haar, ſehr feiner doch nicht fader Teint, herrlicher Körperbau und eine wunderniedliche, kleine Hand ließen mich bald wünſchen, näher mit ihr bekannt zu werden. Als ſie das erſtemal bemerkte, daß ich ſie anſah, ſchlug ſie die Augen nieder, ließ ſich aber von mir überraſchen, als ſie meine Augen anderswo hingerichtet glaubte, und ſorglos ihren Blick auf mir ruhen ließ. Da es uns Menſchen nie an der feſten Ueberzeugung fehlt, die gute Meinung, die wir ſelbſt von uns hegen, müſſe auch in andern, namentlich aber in Frauenzimmern dominiren, ſo legte ich die flüchtigen Blicke meiner ſchönen Unbekannten für Wohlgefallen an meiner von der Natur eben nicht ganz vernachläſſigten Perſönlichkeit aus, und beſchloß, nachdem ich meinen Stuhl verlaſſen und auf einem andern neben ihr Platz genommen, ſie anzureden. Wie die Unterredung nach den gewöhnlichen Präliminarien vom Wetter und von den Schönheiten des Gartens ſo intereſſant geworden, daß wir, ohne es zu bemerken, eine halbe Stunde verplaudert, weiß ich nicht, nur erinnere ich mich genau, viel vom Theater und den neuen Stücken geſprochen zu haben, mit der Abſicht, zu erfahren, ob ſie vielleicht eines derſelben beſuchen und mir das Glück verſchaffen würde, ſie dort zu ſehen. Statt aller Antwort lächelte ſie — ich deutete dies Lächeln, wie man in Paris und in den Tuilerien das Lächeln einer reizenden jungen Frau zu deuten gewohnt iſt — rief die Vermietherin der Stühle heran und ſuchte aus einer Hand voll Louisd'or ein Silberſtückchen, um meinen Stuhl zu bezahlen. — Sie lächelte wieder. — Nun ſchien mir Alles klar. Ich bot meinen Arm, lud ſie zu einem Diner bei Very und ſpäter zum Theater ein — welches? das ſollte ganz natürlich nur von ihrer Wahl abhängen. Neugierig erwartete ich ihre Antwort.

Erſt ſtockte ſie — endlich fragte ſie mich, wie

Jemand, der eben einen Entſchluß faßt, wie viel Uhr es ſei? — Sechs Uhr. — Da wird es wirklich Zeit, den Garten zu verlaſſen — es fängt ſchon an, kühl zu werden.

Sie ſtand auf, warf einen unruhigen Blick um ſich her und nahm dann meinen Arm. — Kaum waren wir an das Gitter gekommen, welches zu den Champs elysées führt, ſo trat auf ihren Wink ein reichgalonirter Laquai, den Hut in der Hand, heran, und erwartete ehrerbietig ihre Befehle. —

Wer iſt der Menſch? —

Mein Bedienter!

So, ſo! —

Eine elegante Equipage fährt vor. — Sie ſteigt ein, und winkt mir, Platz zu nehmen. Ich gehorchte.

Wohin befehlen Madame?

Nach Hauſe. — Sie werden mir doch das Vergnügen nicht verſagen, bei mir zu ſpeiſen? —

Ich überlaſſe mich blind Ihrer Führung. —

Wirklich? — Nun wir wollen einmal ſehen. —

Nach einer Viertelſtunde hält die Equipage vor einem prächtigen Hôtel des Faubourg St. Honorée. Wir ſtiegen aus. — Bedienten öffneten uns die Flügelthüren. — Im Speiſeſaale ſtand eine gedeckte Tafel mit acht Couverts. — Ich will meine Unbekannte ausforſchen. — Noch ein Couvert für dieſen Herrn! — dann nahm ſie mich bei der Hand.

Die Thüre des Geſellſchaftszimmers flog auf. — Am Kamine ſtand ein ältlicher Mann, von ſechs jüngern Perſonen umgeben; auf ihn ging es zu.

Ich habe die Ehre — ſagte ſie leicht und lächelnd — dir einen Herrn vorzuſtellen, den du wahrſcheinlich nie geſehen haſt. Auch mir ging es bis vor einer Stunde ſo. Da er aber die Güte hatte, mich zu einem Diner einzuladen, ſo konnte ich nicht umhin, ihn zu bitten, daß er das unſrige theile. —

Alles ſah ſich erſtaunt an! — Ich wünſchte mich weit weg. — Noch immer lachte meine Quälerin, wie ein Frauenzimmer lacht, wenn ihr eine kleine Malice gelungen, und ſchien mit Vergnügen die Erklärung zu erwarten.

Man kann mir auf's Wort glauben, daß ich verlegen war, und nicht erſt wartete, bis es zur Tafel ging, um ein wichtiges Geſchäft vorzuſchützen, welches mir das Vergnügen raubte, länger zu bleiben. Ein tiefes Compliment und ich war vor der Thüre des Speiſeſaales. — Aber der alte Herr kam hinterher. — Dürfte ich ſo frei ſein, mir morgen Früh um zehn Uhr noch einmal die Ehre Ihrer Gegenwart auszubitten? —

Sehr gern! — Alſo um zehn Uhr. —

Mein Mittagseſſen ſchmeckte mir heute gar nicht und das Theater ennuyirte mich zum Sterben. —

Am andern Morgen Punkt zehn Uhr ſtand ich im Viſitenzimmer des Hôtels im Faubourg St. Honorée. Ich wurde gemeldet und trat in das Cabinet des Grafen M*****. Freundlich kam er mir entgegen und redete mich höflich an:

Dreißig Jahre war ich Soldat. Sie werden mich daher gewiß keiner Feigheit beſchuldigen, wenn ich keine Genugthuung für Ihr geſtriges Betragen fordere. Meine Frau hat mir Alles erzählt. Sie hat zu den ganzen Mißverſtändniß die erſte Veranlaſſung gegeben. — Gewiß werden Sie eine junge Frau entſchuldigen, die erſt zwanzig Jahre zählt. Ich bin ſechzig — fügte er mit einem Achſelzucken hinzu. — Wahrſcheinlich ſchien es ihr beſonders piquant, mich, ihren ältern Mann, auf ſolche Weiſe von ihrer Anhänglichkeit zu überzeugen. — Daß ich den ganzen Scherz mißbillige, brauche ich Ihnen wohl nicht erſt zu ſagen. Von Ihrer Ehre fordere ich, daß Sie die Gelegenheit vermeiden, uns wieder zu ſehen.

Ich verſprach es! —

Er öffnete die Thüre — ich glaubte das Rauſchen eines ſeidenen Kleides im Nebenzimmer zu hören — doch ſah ich Niemanden, und unterdrückte erſt das Klopfen meines Herzens, als ich den Faubourg St. Honorée weit hinter mir hatte.

◆

Der Pantoffel.

Allgewaltiger Pantoffel, hocherhabener, weltberühmter weiblicher Scepter über die männlichen Schlafmützen, deine Macht will ich hier preiſen, deine Größe verherrlichen. Von einem Ende der Welt bis zum andern erſtreckſt du deine Gewalt, furchtbarer, männerbeherrſchender Pantoffel! Von deinem Schalle zerplatzten ſchon Millionen Trommelfelle der erhabenſten Ohren, dein Blitzſchlag zerſchmetterte oft ſchon die künſtlichſten Gebäude der Friſeure, dein Donner erſchütterte manchen armen Erdenſohn ſo fürchterlich, daß er in ſich zuſammenfiel, wie ein Thurm im Erdbeben. Du drohſt und tauſend Manſchetten wackeln, tauſend Hände falten ſich und ſagen: ſie wollens nicht mehr thun. Du fährſt durch die Luft, und ſchon der bloße Druck der Luft, den deine Schwingung verurſacht, ſtreckt manche Schlafmütze ohnmächtig dahin. Ich kenne kein Inſtrument, das dir an Kraft und Gewalt gleicht. Da liegen ſie alle, die tauſend Ohren, die dich ärgerten, alle die tauſend Köpfe, die du zu Schafsköpfen ſchlugſt; da liegen ſie alle die hunderttauſend Naſen, die du breit und ſtumpf ſchlugſt, alle die Zähne, die du mit deinem

Druck zerſchmetterteſt, gegen den alle vorgehaltenen Ellenbögen unwirkſame Arbeiter waren.

Wer kann deine Macht genug rühmen; du darfſt nur winken und die Zungen aller Völker werden von deiner Herrſchaft und Erhabenheit reden.

Da liegen ſie unter dir alle die tauſendmal tauſend Schlafmützen, und flehen nur um einen gnädigen Blick, daß du ſie nicht wie Würmer zertrittſt.

Aber ich will nachdenken, woher du deine Gewalt haſt, furchtbarer Pantoffel! Vergönn' es mir, daß ich deinem hohen Urſprung nachforſche.

Du Körper von Schaf-, Kalb-, Ochſen- und Pferdeleder, einmal, auch dreimal genäht mit Hanf und Pech! — Alle Schafsköpfe erſchrecken ſchon vor deiner bloßen Benennung! Welch ein grauſiges Gemiſch iſt in dir! man höre nur: von Pferden, Ochſen, Schafen, Kälbern, von Hanf und Pech zuſammengeſetzt; wem leuchtet's nun nicht ein daß alle Schlafmützen zittern müſſen. So ein furchtbares Gemiſch hat ſchon Krieg und Blutvergießen, Peſtilenz und theure Zeit veranlaßt; wer einmal von ihm beherrſcht iſt, zittert vor ſeinem bloßen Anblick. Den Stolz und Uebermuth des Pferdes, die Kraft und Grobheit des Ochſen, Feuer und Stricke, Pech- und Schwefelregen ſieht der Pantoffelknecht in dem Ochſen- und Pferdeleder, in dem Hanf und Pech der Pantoffeln. Sein bloßer Anblick zeigt ſchon ſeine ganze furchtbare Kraft und bezeichnet, was er iſt. Das Schaf- und Kalbleder, was es trägt, iſt der Wolf in Schafskleidern, damit will er ſanft anlocken, um dann ſeinen Hufſchlag und ſeine Ochſenſtöße deſto fürchterlicher fühlen zu laſſen.

Wunderbare Wahrheit! er ſcheint nur zum Treten erſchaffen zu ſein! Er hat die Geſtalt eines Fußes. Die ganze Erde will er unter den Füßen haben, alles will er zertreten und zermalmen.

Sodurch iſt das Räthſel gelöſt, warum er ſich ſo in die Höhe und über die ſchwachen Männerköpfe emporſchwang! Er will ſie unter den Füßen haben; dies weiß er aber, ſo lange die feigen Männer noch gerade aufgehen, und nicht wie das dumme Vieh auf der Erde kriechen, nicht anders anzufangen, als wenn er aus einer Furienhand über ihre Köpfe herfliegt, oder von eben dieſer Hand gezwungen, auf ihre Köpfe losſchlägt.

Man bewundere das Charakteriſtiſche hierbei, blos die Sucht, Alles niederzutreten, hat die weiblichen Furien dazu bewogen, ſich der Pantoffeln bei den Bataillen mit Männerköpfen zu bedienen. So hat ſich dies ſchreckliche Inſtrument nach und nach furchtbar zu machen gewußt.

Pantoffel! ſchrecklichſter aller Namen! rufen die Schlafmützen! Wie viel Furchtbares liegt ſchon in der bloßen Ausſprache! Bei der erſten Sylbe Pan denkt man blos an paniſchen Schrecken, in den letzten zwei Sylben, wie viel Schauerliches, Donnerndes tönt daraus hervor! Toffel!! Es iſt, als ob die Schläge, wie ſie auf den hohlen Schädel donnern, daraus ſchon hervorgedonnert würden! — Toffel! Die Haare ſtehen zu Berge, und nun die grauſigen Beſtandtheile dieſes ſchrecklichen Pantoffels, von Pferden, Ochſen, Kälbern, Schafen, Pech und Hanf zuſammengeſetzt, und dann die Form, ein Fuß, der Alles zertreten und zermalmen will, nein, es geht nichts über ſeine Schrecken!

Um deſto tiefere Wunden mit ſeinem Regiment einzuſchlagen, iſt er oft mit einer hölzernen Stelze verſehen! — Wehe dem Kopfe, in welchen er dieſe Stelze einſchlägt!

Es wird noch immer ſchrecklicher. Je ſchöner und weißer die Hand iſt, die mit ihm auf den Köpfen dieſer gewaltigen Männer umherſpaziert, deſto furchtbarer erſcheint der Pantoffel. So erſcheint eine dunkle, ſchwarze Wolke viel dunkler und ſchwärzer, wenn ſie neben einer weißen, hellen Wolke ſteht. Die Herrſchſucht der Pantoffel wird immer größer, immer wüthender. Bald werden die Schlafmützen von ihren Köpfen herunterſteigen, und ſich auf hohen Pantoffel-Befehl alle zu den Füßen der Pantoffeln legen; ha! dann wird's über dieſe Männerchen hergehen; ſie werden Alles zertreten, und die Welt wird leer werden von — — — Schafsköpfen.

Warum der Himmel blau iſt?

Ein ſchöner ſtiller Sommertag neigte ſich zu Ende, einer von der Art, die ſich ſo warm an's kalte Herz legen, daß alle Gefühle ſich beleben und aufſprießen und wie Sonnenblumen der Sonne nachſtarren und nachweinen. Das Blau des Himmels war ſo dunkel und doch ſo durchſichtig zart, als müſſe man in das Allerheiligſte hineinſchauen können und ſehen, wie die Engel zwiſchen den prangenden Beeten des himmliſchen Gartens wandeln, wie ſie Sträuße binden und nach Paradiesvögeln haſchen.

Das mochten wohl auch einige Geſellen, die unter dem ſeligen Bau des Himmels ſaßen und tranken, wirklich ſehen, oder doch zu ſehen glauben; denn andächtig und verklärt blickten ihre Augen in das tiefdunkle Blau hinan. Ihre Gefühle ſtiegen auf der Jacobsleiter des Traumes und der Ahnung, wie flammende Engel, zum Himmel hinauf und herab. Ein ſchönes blondes Haupt mit blauen Augen, das auf einem zarten, faſt dünnen Körper ſich wiegte, begann in gar anmuthigen Tönen: Iſt's doch faſt, als habe das Auge meiner Geliebten ſich in unermeßlicher Weite ausgebreitet und wölbte ſich glühend über uns.

Wo viel Poeſie iſt, pflegt wenig Verſtand zu ſein, antwortete ein anderer Kopf von griechiſcher Schönheit und britiſcher Schwermuth (man wird mir verzeihen, daß ich nach Köpfen zähle), aber wer, wie ich, ſeine liebſten Pläne ſcheitern ſah, an weſſen Herz, wie an meinem, äußeres und inneres Leid zerſtörend arbeiteten, wem der Becher der Freude, den er ſchon zum Munde führte, auch noch am Munde zerbricht . . . er hatte hierbei ſeinen Becher erhoben, ausgeleert, und ſetzte ihn ruhig nieder — der wird mir zugeben, daß der Himmel darum blau ſei, damit die armen Menſchenkinder nur in's Blaue zu ſehen ſich allmälig gewöhnen mögen.

Zugegeben, fiel ein anderes ſchwarzhaariges Haupt ein, deſſen faſt canibaliſcher Ausdruck von Spott durch einen geheimnißvollen Zug um den Mund bis zur offenbaren Malice geſteigert wurde, zugegeben, daß viele Pläne ſcheitern mögen, obgleich bewieſen werden kann, daß manche auch auf gebrochenem Wrak ſich glücklich an's Land gerettet haben — aber weil ihr in's Blaue hineingeſchwatzt, weil ihr durch Analyſiren euern Genuß verkümmert, darum iſt der Himmel blau geworden, er iſt blau geworden aus Aerger.

Nicht aus Aerger, begann ein Vierter, der wie ein nichtsdenkender Stilldenker mit der ruhigſten Miene immer nur in den Himmel hinauf ſtarrte — nein! aus Gleichgiltigkeit. Blau iſt die Farbe der Beſtändigkeit; wo die Beſtändigkeit iſt, gibt es kein Feuer, das nur durch Reibungen entſteht: Was kein Feuer hat, iſt gleichgiltig und kalt. Nichts iſt gleichgiltiger indifferenter, als der blaue Himmel. Wie unbeweglich, wie theilnahmslos ſtarrt er uns an! — Man ſieht, daß man, je mehr man den Flaſchen auf den Grund kam, deſto gründlicher überhaupt ſpeculirte. Bald wurden Luſt und Laune die Spindel, um die das Gewerbe der Unterhaltung hin und wieder ſchnurrte.

So begann denn der Fünfte, dem zum völligen Abdruck eines Satyrs nur ein gewiſſes Etwas fehlte, ein Symbol der Thierheit, das vielleicht unter den Kleidern verſteckt lag: Ihr wißt, meine Freunde! Neublau wird zur Wäſche angewandt; Neublau dient zur Reinigung der Sterne, des Mondes und der Sonne. Eh' ſie aufgehen, müſſen ſie in die Wäſche, daß ſie geputzt und rein ſich ſehen laſſen dürfen vor den Augen der Welt. Der Himmel beſteht aus Waſchſtoff, aus Neublau.

Unterdeſſen waren die Sterne, die wie Goldkäfer um unſichtbare Himmelsblumen ſchwebten, heraufgezogen. Ich hatte mich als Lauſcher und unbemerkter Zuſchauer höchlich erbaut; der Wirth aber ſchwerlich auf gleiche Weiſe. Denn als er ſeine Rechnung bezahlt zu ſehen wünſchte, ſcholl ihm in vollem Chorus folgendes Lied entgegen:

Wir flehen, als gläubige Chriſtenleute,
Und falten ſo innig zu Dir die Hände:
Du lieber Weingott, verleih' uns heute,
Verleih' uns allen ein ſeliges Ende.

Es täuſcht den Teufel wohl öftermalen,
Wer luſtig gelebt und ſelig geſtorben;
Sich ſelig trinken und nicht bezahlen,
Das heißt dem Wirth die Rechnung verdorben.

Doctor Natürlich,

oder:

Der Mann mit dem lichten Rocke und dem dunklen Drange.

In meinem Arbeitszimmer hängt ein ſchwarzer Rabe in einer großen Alabaſter-Lampe, der die Eintretenden mit folgenden Worten begrüßt:

„Willkommen, wer kein „Rabe“ iſt,
Die ſchlimmſten Raben wie ihr wißt,
Sind jene, die uns armen Seelen,
Die Zeit und Stunden ſtehlen!“

Allein mein armer Rabe hat gut ſchreien, die andern Raben bekümmern ſich nicht darum! Alle Tage flattern ein Dutzend ſolcher Raben bei mir aus und ein, und da weder Gold noch Silber bei mir zu ſtehlen iſt, ſo ſtehlen ſie die „Zeit.“ Die „Zeit,“ die einem armen Schriftſteller des Morgens „Gold“ und Nachmittags „Silber“ iſt, und nur einem armen Redacteur des Abends „Blei:“ Theaterblei, Hiſtrionen-Plombe Referenten-Zink, kritiſches Erz, erzdummes Erz, u. ſ. w.

An meiner Thüre hängt ein Zettel mit den Worten: „Wer mich des Vormittags beſuchen will, wird mir Nachmittags willkommen ſein,“ auf meinem

Schreibtiſche prangt eine Deviſe: „Jeder, der mich ſprechen will, iſt willkommen, wenn er ſchweigen kann!“ allein es gibt in der Stadt Wien Leute, die bis Abends zehn Uhr Vor-Mittag und bis Morgens zwölf Uhr Nach-Mittag haben; es gibt wieder Leute, die Vormittags nichts nach und Nachmittags nichts vor haben; es gibt wieder Leute, die des Mittags ſelbſt nichts vor und nichts nach haben! Alle dieſe Leute verſtehen meine Zettel nicht, und kommen Vor- und Nach-Mittags. Dann gibt es in Wien tauſend Leute, die ſich zu denjenigen rechnen, welche ſagen: „Ach, für mich iſt dieſer Zettel nicht geſchrieben!“

Zu dieſen Ausnahms-Menſchen zählen ſich: Künſtler, Concertgeber, Ball-Arrangeurs, junge Talente, angehende Rezenſenten, Freibilletbegehrer, Theaterdiener, gelehrte Pudelankündiger, alle „Namen“-iſten, d. h. Ausſteller von Pano-ramen, Dio-ramen, Cosmo-ramen, Vitro-ramen u. ſ. w., dann alle die Empfohlenen und Empfohlenſeinwollenden, dann eine Maſſe Fremde, die alle wiſſen wollen, ob meine Naſe wirklich ſo breit, als in meinem Portraite iſt; u. ſ. w. in's Unzählbare. Der ſchrecklichſte Schrecken aber ſind Jene, die uns

„nur zwei Worte“

zu ſagen haben! Sie haben auch recht! „uns“ haben ſie kaum zwei Worte zu ſagen, aber bei uns ſagen und reden ſie für ſich ein paar tauſend Worte!

So ließ ſich neulich auch ein Mann melden: „Doctor Natürlich," bloß
„auf zwei Worte"
und dringend. In Gottesnamen! — „Doctor Natürlich" trat ein.

Ich ſah mir den Mann näher an. Sein Geſicht ſagte gar nichts, und doch ſtand von vielen Dingen etwas darinnen. Da es ſehr heiß war, hatte er den Hut abgenommen, und ich ſah, daß er keine Haare hatte, entweder waren ſie ausgegangen, weil ſie einen hohlen Boden unter ſich fühlten und ſich fürchteten, oder die Verzweiflung ihres Beſitzers hatte mit ihnen Reißaus genommen. Der Mann aber hatte eine Stirne in zwei Theilen und ſo zu ſagen: eine geſcheitelte Stirne, denn von der Naſenwurzel hinauf zog ſich ein Meridian bis zum Scheitelpunkt des Kopfes in Geſtalt einer tiefen, etwas dunklen Furche, und theilte die braune Stirne in zwei Theile, daß ſie ausſah, wie zwei auf ihren Höhlen liegende Kaſtanienſchalen. Zwiſchen Naſe und Mund lief ein dünner Haarſtreif von blonden Stoppeln, und an dem Kinn ſtand ein kleines „Henri-quatrechen," wie das innerſte Herzchen eines jungen Salatkopfes.

Die ziemlich lange Figur ſtack wie geſagt, in einem lichten, etwas fladerholzähnlichen Rocke, der blos von oben zugeknöpft, in abſteigender Linie von beiden Seiten ſchräg auseinanderſtand, und einem hellblauen, abgeſchoſſenen Pantalon freie Ausſicht gewährte.

„Entſchuldigen Sie,“ fing er an, und ich ſagte: „Das ſind ſchon zwei Worte, und wir wären fertig,“ allein das nützte nichts. Der Mann ſetzte ſich nieder, und machte vor Allem die Bemerkung: „Ah! ein vortrefflicher Seſſel, da ſitzt ſich's bequem!“ dabei ſtreckte er die Füße gemächlich aus, legte ſeinen Hut neben ſich nieder, und begann: „Nur eine kleine Viertelſtunde bitt' ich!“ Aus zwei Worten war eine Viertelſtunde, und aus dieſer eine Stunde geworden. Der Mann hat ſich das Wort „natürlich!“ ſo angewöhnt, daß er immer zwiſchen den vierten, fünften Wort das Wort „natürlich!“ mit anbrachte. Er begann nun ſeine ganze Lebensgeſchichte zu erzählen: „Ich bin natürlich in Kremsmünſter geboren, und hab' natürlich in meiner Jugend nichts gelernt, und bin endlich natürlich Doctor geworden. In Wien hatte man natürlich kein Vertrauen zu mir, und ich ging natürlich nach dem bekannten Ort * * *. Dort bekam ich natürlich keine Patienten, bekam ich ja einen, ſo iſt er natürlich geſtorben! Ich bin alſo wieder natürlich nach Wien gekommen, wo ich natürlich keinen Freund und keinen Gönner habe. Da ich ſonſt natürlich nichts gelernt habe, ſo will ich das Letzte verſuchen, und natürlich Schriftſteller werden. Ich fühle in mir ſchon lange natürlich einen „dunklen Drang!“ und dieſer „dunkle Drang“ drängt mich natürlich zu Ihnen!“

Hier begann ich mich natürlich etwas von dem

Manne mit dem unnatürlich lichten Rocke und dem natürlich dunklen Drange zurückzuziehen; denn ich in meinem dunklen Rocke fühlte einen lichten Drang, den Mann los zu werden. Da zog er ein dickes Mannſcript aus der Taſche, und fuhr fort: „Mein dunkler Drang treibt mich natürlich auf's Theater; ich ſchreibe, da ich von Poeſie keine Idee habe, natürlich für's Theater; und zwar in Folge meines dunklen Dranges: „Trauerſpiele,“ und zwar natürlich bloß für's Hofburgtheater! Sie, Herr Saphir, haben natürlich viel Feinde, ich will natürlich nicht ſagen, ob mit Recht oder nicht; aber auch ihre Feinde ſagen, daß ſie jeden „dunklen Drang“ natürlich zu ſchätzen wiſſen. Ich bringe Ihnen hier natürlich drei „Trauerſpiele,“ lauter Ergüſſe meines innern „dunklen Dranges,“ die ich natürlich Ihnen zuerſt vorleſen will!“

Der Mann mit dem lichten Rocke und dunklen Drange fing an, mir fürchterlich zu werden! Allein ich beſchloß, den Kelch bis zur Neige zu leeren.

In dieſem Augenblicke blitzte ſchon das mörderiſche Manuſcript in ſeiner Hand. „Ich leſe natürlich ſehr ſchlecht,“ fuhr er fort, „Allein Sie leſen ja ſelbſt vor und ſind das natürlich gewohnt!“

Er begann nun:

„Ruſſel und Rumßei,"

oder:

„Die traurigen Folgen zurückgehaltener Gemüths-Functionen."

Eine Tendenz-Tragödie in fünf Acten u. ſ. w

Erſter Act. Erſte Szene.

„Eine ländliche Umgebung, mit einer fernen Ausſicht: abſeits eine einfache Bauernhütte mit zwei Flügelthüren. Es iſt Nacht und man hört keine ſterbliche Seele. Schauerlich. — Nach einer Weile kömmt Peter (der Bauer) aus der Hütte, mit einer brennenden Laterne in der Hand, und ſieht nach, wie das Getreide ſteht; ſchüttelt etwelche Male mit dem Haupte, ſchaut dann mit der Zuverſicht der frommen Landsleute zum Himmel empor und kehrt in ſeine Hütte zurück."

Hier unterbrach ſich Doctor Natürlich und ſagte: „Das iſt natürlich bloß die Expoſition!"

„So?" fragte ich „ich hätte geglaubt, es ſei die Expropriation!"

Der Titel des zweiten Dramas war:

„Der wohlwollende Hauſirer,"

oder:

„Rühre die Beine, ſo wird Dir das Deine."

Ein ſociales „Tendenz-Gemälde" in drei Acten mit einem Vorſpiele:

„Der beſiegte Faullenzer."

Und das dritte Stück endlich führte den Tittel:

„Frauenſchwäche um Mitternacht,“

oder:

„Die Rache kommt kurios!“

Ein hiſtoriſches Geſchichtsſpiel in fünf Acten.

Ich hatte genug! Der Leſer wohl auch!

Nachdem ich dem Herrn Doctor natürlich ſehr viel Schönes über ſeine natürlichen Kinder ſagte, empfahl ich ihm noch natürlich eine Bühne vorzüglich, auf die ſeine Stücke beſonders paßten! Er empfahl ſich, und ich fühlte natürlich einen dunklen Drang, den Mann mit dem lichten Rocke den Leſern vorzuführen. Meine Leſer müſſen meine Freuden und meine Leiden natürlich mit mir theilen!!

* * *

Welcher von den vielen neuerſchienenen Kometen wird zuerſt mit unſerer Erde anſtoßen, der mit dem Kopfe oder der ohne Kopf?

Die Menſchen, meine höchſtverehrten Hörer und Hörerinnen, ſtoßen in der Welt nur mit zwei Dingen an: mit dem Kopfe und mit dem Schienbein. Und mit beiden ſtoßen ſie nur dann an, wenn ſie raſch vorwärts wollen. Viele Menſchen, die mit nichts in der Welt und auch mit der Welt nicht zufrieden ſind, haben auch die Natur bekrittelt, daß ſie den Bau des Menſchen hätte zweckmäßiger einrichten können. Es iſt wirklich ein Glück, daß der Menſch nicht auf Actien gebaut worden iſt er wäre ſonſt gar nicht fertig geworden!

So hat man es der Natur verdacht, daß der Menſch die Naſe nicht zum Abſchrauben trägt, damit er den Tabak nur ſo von oben hineinſchütten könnte! Andere, die wahrſcheinlich oft angeſtoßen haben, tadelten wieder, daß der Menſch das Schienbein vorne hat, wo er ſo leicht anſtößt, und nicht rückwärts, wo der Menſch vor der Sündfluth die Waden hatte.

Andere wieder wollten, der Menſch ſollte die

Augen auf dem Rücken haben, denn was vor ihm geſchieht, das ſieht er ja ohnehin! Der Menſch hätte die beiden Ohren an den Füßen haben ſollen, damit er, wenn er Schauſpieler wird, den Souffleur beſſer hören könne. Wieder Andere meinen, der Menſch hätte alle zehn Finger auf der rechten Hand haben ſollen, da die Linke ohnehin nicht wiſſen ſoll, was die Rechte thut! Auf jeden Fall iſt es ein Uebelſtand, daß die beiden Parteien „Hören“ und „Sehen“ leider im Kopf einlogirt ſind, da den Menſchen vom Kopf in dieſer Welt gar zu oft Hören und Sehen vergeht!

Die Sternſeher, m. ſ. H. u H., ſehen, wenn ein ſchöner Abend iſt, in den Himmel mit einem Fernrohr, um die Wunder des Himmels zu betrachten und die Bewegung der Himmelskörper; allein, wenn in ſchöner Abend iſt, kann man ohne Fernglas ſeine Wunder auch auf der Erde ſehen!

Wenn unter den Menſchen ein Genie, ein Stern, erſcheint, dann iſt jeder Menſch ein Fernrohr: von der einen Seite vergrößert er ſeine Flecken, von der anderen Seite verkleinert er ſeine Glanzpunkte!

Die Aſtronomie wird durch die Sternwarten ſehr befördert. Warum, m. ſ H. u. H., heißen dieſe Gebäude Sternwarten? Weil der Aſtronom hinaufſteigt und ſagt: „Stern, warte!“ Wenn der Stern ſo gut ſein will, zu warten, ſo ſieht ihn der Sternſeher von Kopf bis zum Fuß an, und macht ſich einen Knopf in's Sacktuch, damit er ihn nicht vergißt, wenn er ihn wiederſieht; will aber der Stern nicht warten, ſo haben beide ihren Weg umſonſt gemacht.

Die Aſtronomie iſt die Polizei des Himmels, die Sterne ſtehen unter ihrer Aufſicht, und kein Komet darf länger ausbleiben als ſein Paß lautet; bleibt er aber länger aus, was thun die Aſtronomen? Sie verlängern ihm den Paß; aber wenn er einmal der Erde ſo nahe kommen wird, daß ſie ihn feſtnehmen, dann mag er dem Himmel danken, wenn er mit einem Putzer davon kömmt.

Wenn die Aſtronomen Zuſammengruppirungen bemerken, wenn ein Haufe Sterne beiſammen ſteht, da ſind ſie gleich hinterher, und bringen's gleich heraus, daß das mehr als einer iſt, haben ſie doch ſchon richtig herausgebracht, daß bei einer jeden Sterngruppe auch ein paar Trabanten dabei ſind!

Die Menſchen ſind Heuchler mit ihrem Wiſſen, mit ihren Empfindungen, mit ihren Gläſern und Ferngläſern. Sie ſagen: die Ferngläſer vergrößern die Sterne, iſt es nicht wahr, ſie vergrößern ſie eigentlich nicht, ſie ziehen ſie nur herunter, und dadurch glauben ſie ihre Bekanntſchaft gemacht zu haben. Weil der Menſch der Sonne nicht in's Angeſicht ſehen kann, ſo ſchwärzt er doch das Glas an, durch welches er die Sonne anſieht!

Der erſte Athemzug des Menſchen ſchließt eine Welt vor ihm auf, und ſein letzter Athemzug ſchließt eine Welt hinter ihm zu und eine Welt vor ihm auf, und in beiden Welten ſtehen unendliche Sterne über ſeinem Haupte; in ſeinem Wiegenhimmel die ſüßen Sterne des Mutterauges, in ſeinem Betthimmel die Zwillinge Schlaf und Traum, in ſeinem Trag- und Bethimmel das Sternbild der heiligen Jungfrau, in ſeinem Thronhimmel das Sternbild der gerechten Wage, in ſeinem Sterbebetthimmel das Sternbild des Schwans mit dem Schwanengeſang von Jenſeits, und in dem großen, wirklichen blauen Weltenhimmel die heilige Schrift der ewigen Sterne, und in dieſen Sternen iſt zu leſen die Leſeprobe von der Darſtellung im Tempel des ewigen Lebens! Und dennoch, nachdem der Menſch durch Jahrtauſende erfahren hat, daß jeder Sternenſchein ein Lichtblick des Himmels iſt, daß alle die Sterne eben ſo viele über uns wachende Mutteraugen der Vorſehung ſind; trotz dem Allen erſchrickt er, wenn ein neuer Stern erſcheint, und ſagt: es bedeute Unglück! Kann ein neues Blümchen, mit dem ein Vater ſeine Kinder überraſcht, ein Unglück bedeuten?

Die Gaſtfreundſchaft der Menſchen iſt großartig! Kaum als ſo ein neuer Gaſt erſcheint, rechnen ſie nur geſchwind aus, wann er ſich wieder entfernen wird! Wenn ſo ein neuer Komet oder Haarſtern erſcheint, ſo lorgnettiren ihn die Aſtronomen und ſagen: „Entſchuldigen Sie gefälligſt, haben wir nicht ſchon einmal das Vergnügen gehabt? Sie kommen uns ſo bekannt vor!" Wenn der Haarſtern ſagt: „Nein!" ſo fährt der Aſtronom fort: „Ach, Sie haben eine frappante Aehnlichkeit mit dem andern Kometen — wie heißt er nur!?" u. ſ. w. Wenn der neue Komet eine Weile da iſt, ſo wiſſen ſie nicht nur, daß er gekommen iſt, ſondern auch, daß er hat kommen müſſen, und daß es eigentlich ſchon ein alter, abgetragener Komet iſt.

Letzthin, m. f. H. u. H., iſt ſo ein neuer Planet gekommen, der die Aſtronomen ſehr in Verlegenheit ſetzte; er wurde zuerſt bei den „Fiſchen" geſehen, da haben ihn die Aſtranomen aufgefiſcht, allein ſie wußten ſeinen Namen nicht. Der Schalk, deshalb hat er ſich an die Fiſche gehalten, damit ſie nichts ausſagen ſollen Nun wußten ſie lange nicht, wie ſie ihn heißen ſollten, das war eine namenloſe Verlegenheit! Wenn Sie, m. f. H u. H., die Stationen bei den Sternbildern leſen, die dieſem neuen Kometen auf ſeiner Bahn angewieſen ſind, ſo glauben Sie, es iſt ein Reiſender, der in Wien ein Gaſthaus ſucht. Es heißt: am 13. kömmt er in die „Krone," dann am 14. wird er beim „Adler" zu finden ſein, und am 15., 16. u. ſ. w. hält er ſich beim „Schwan" auf! Aber da macht er's, wie manche reiſende Sterne oder Künſtler, vom „Schwane" verſchwindet er plötzlich! Und wer weiß, ob die Erde nicht die Zeche bezahlen muß!

Was die Aſtronomen von 1846 ſehr beſchäftigt, iſt ein Komet, der ganz ohne Kopf erſchien. Sie wiſſen nicht, wie er geht, wie er kömmt, ſie können ſeiner Entfernung nicht nachſpüren, denn das iſt gar nicht zu berechnen, wie weit man ohne Kopf kommen kann!

Die Stockfiſchfänger hauen dem Stockfiſch vor Allem den Kopf ab, weil er weit in die Welt kommen ſoll!

Was der Menſch nicht im Kopfe hat, muß er in den Füßen haben, und auf jeden Fall iſt der Verſtand, den man in den Füßen hat, gangbarer als der im Kopfe.

Als Leib und Seele ſich vermählten, hat ihnen die Schöpfung drei Hausgeräthe zur Ausſteuer gegeben: den Kopf, das Herz und den Magen. Daran, wie der Menſch dieſe Möbel geſtellt hat, erkennt man ihn ganz, der Magen liegt ihm viel näher am Herzen, als der Kopf.

Den Magen hat er unter Dach gebracht, für den Magen braucht er das ganze Jahr kein Parapluie, aber der gute Kopf wird alle Augenblick von den Menſchen oder vom lieben Himmel gewaſchen. Ein unruhiger Kopf wird unter Aufſicht geſtellt, aber Niemand bekümmert ſich um die unruhigen Mägen!

Bei der Kindererziehung bekümmert ſich der Vater, daß der Kopf nicht verdorben wird, die Mutter, daß der Magen nicht verdorben wird, wenige aber bekümmern ſich, daß das Herz nicht verdorben werde! Man hat Sprachmeiſter, welche die Kinder ſprechen lehren, Tanzmeiſter, welche ſie gehen lehren, Schwimm-Meiſter, die ſie ſchwimmen lehren, Hofmeiſter, die ſie denken lehren; aber man hat keine Herzmeiſter, die ſie fühlen und empfinden lehren; man hat keine Seelenmeiſter, und doch wird nur mancher Kopf unfähig geboren, bei dem alle Bildung nichts nützt, aber das Herz, die Seele des Kindes, kömmt immer mit den beſten Fähigkeiten zur Welt.

Unter den Seelen gibt's keine Neger, alle Seelen werden weiß geboren, ſchwarz werden ſie erſt durch Bildung und Erziehung, durch den Sonnenſtich der heißen Bildungszone!

Man kann gar nie genug von und über Kinderherzen ſagen und denken! Die Kinder ſind nicht nur der Boden der Menſchheit, ſondern auch ihre Blumen und ihr Kranz. Was iſt der Schmerz? Bei dem Manne eine Grimaſſe, bei der Frau eine Ungezogenheit, und bei dem Kinde herzzerreißende Wehmuth! — Was iſt die Freude? Bei dem Manne eine Erholung, bei der Frau ein Geſchäft, bei dem Greiſe ein Erhaltungsmittel, und nur bei dem Kinde iſt die Freude eine Gottheit, da lächelt, da weint ſie, da tanzt ſie, da jubelt ſie!

Nicht nur Vater Adam iſt aus dem Paradieſe gejagt worden, ſondern jeder Menſch wird einmal im Leben aus dem Paradieſe gejagt, und das geſchieht in dem Augenblick, wo er aufhört, ein Kind zu ſein!

Das letzte Lächeln des Kindes iſt der erſte Seufzer des Mannes. Ein jeder Menſch iſt nur Herr in gewiſſer Beziehung, der Jüngling iſt Herr im Tanzſaal, das Mädchen in der Seufzerlaube, die Frau im Pantoffel, der Mann im Caffezimmer, der Greis im Rollſeſſel, aber das Kind iſt der Herr der ganzen Welt, es iſt Herr über alle Köpfe, und über alle Herzen!

Glauben Sie mir gewiß, m. f. H. u. H., man kann mit dem Herzen die Welt beſſer regieren, als mit dem Kopfe; dem Kopfe muß man gehorchen, dem Herzen aber braucht man bloß zu folgen!

Der Kopf läuft oft mit dem Herzen davon, aber der Kopf iſt ein Egoiſt, er ſchaut vornehm auf das Herz herab!

Um im Leben glücklich zu ſein, braucht man zwei volle Sachen und zwei leere Sachen, ein leeres Herz und einen leeren Kopf, aber einen vollen Magen und eine volle Taſche.

Ich glaube, man nimmt blos deshalb bei einem Complimente den Hut herunter, weil man glaubt, dem Andern ein Compliment zu machen, wenn man ſeinem eigenen Kopfe eine Blöße gibt!

In jedem Complimentte, ſagte Jean Paul, liegt ein Zauber für den Andern; es iſt wahr, jeder Hut iſt ein Zauberhut, beſonders jeder Fürſtenhut iſt ein wahrer Döblerhut, mit jedem Hutabnehmen eines leutſeligen Fürſten wirft er dem Andern ein angenehmes Sträußchen und wieder ein Sträußchen hin.

Wiſſen Sie, m. f. H. u. H., warum die großen Herren gerne Complimente freundlich erwidern und den Hut abnehmen und die kleinen Herrchen kaum den Hut rücken?

Weil dieſe letzteren ſo aufgeblaſen ſind, daß ſie fürchten, wenn ſie oben den Deckel wegnehmen, fährt aller Wind heraus!

Warum hatten einſt die Doctorhüte alle drei Spitzen oder Ecken? Weil die Doctoren ſo lange zwiſchen zwei Fällen wählen, bis der dritte Fall von elber kömmt. Der Doctor der Medizin zählt an den Hutſpitzen aus, wem er zu Hilfe kommen ſoll: dem Kranken oder der Krankheit, bis er an den dritten Spitz kommt, iſt der Kranke ſchon am — Währinger Spitz. Der Doctor der Rechte ſucht an allen Ecken das Recht zuſammen. An der einen Ecke das poſitive Recht, an der andern Ecke das ideale Recht, und an der letzten Ecke erwiſcht er gerade das poſitive Unrecht.

Der Doctor der Philoſophie ſpitzt auf die Wahrheit, er ſucht ſie in der Spitzfindigkeit der Logik und findet ſie nicht, er ſucht ſie auf der äußerſten Spitze der Idee, keine Idee! endlich ſucht er die Wahrheit im Wein, und da kommt er auf den wahren — Spitz!

Man ſieht alſo, daß der Menſch blos durch ſeinen Kopf auf der Erde in Verlegenheit kömmt. Jener Komet ohne Kopf würde alſo nicht blos im Himmel, wo der Kopf ohnehin nichts gilt, ſondern auch auf der Erde ſeine Carrière machen. Dieſer Komet ſteht in der Neigung zur „Venus." Ueber eine ſolche Neigung haben ſchon mehr Leute den Kopf verloren. Durch die Neigung zur Venus ſtellt er ſich blos, als ob er keinen Kopf hätte, um ſich die Venus geneigt zu machen.

Von dieſem Kometen ohne Kopf iſt es ſehr zu befürchten, daß er hofft, auf der Erde ſein Unterkommen zu finden! Das iſt ein Mann, wie ihn die Erde braucht! ein ſchwaches Licht, ohne Kopf, mit einer ſehr langſamen Vorwärtsbewegung! Wenn der Komet einen Kopf hätte, die Erde müßte einen Preis darauf ſetzen.

Allein, welch' ein Schrecken ergriff in dieſem Jahre unſere Aſtronomen, als ſie einen Kometen mit zwei Köpfen ſahen! Schauderhaft! Wenn den Aſtronomen ſchon bei einem Kopfe der Verſtand ſtillſteht, wie erſt bei zwei Köpfen!

Es geſchieht zuweilen auch auf Erden, daß ein Kind mit zwei Köpfen geboren wird, allein die weiſe Natur läßt ſolche Kinder nicht leben. Ja, wenn man ſicher wüßte und die Beruhigung hätte, daß es zwei Dummköpfe werden, ein Menſch mit zwei Dummköpfen, den müßte das Glück gerne haben! Schon die öffentliche Sicherheit gebietet, ſolch' ein Monſtrum nicht groß werden zu laſſen, denn es könnten ja zwei geſcheidte Köpfe werden!

Aber in welche Conflicte könnte ein Menſch mit zwei Köpfen im Leben gerathen, m. f. H. u. H.? — Setzen wir den Fall, er wird mit dem einen Kopfe ein Bertoletti, ein Flohdreſſirer, und mit dem andern Kopfe wird er ein Mitglied des Antithierquälerei-Vereines — welch' ein Krieg! Oder der eine wird Theaterdirector, der andere Theaterrecenſent — welch' ein Tête-à-tête! Sie hätten es jedoch bequem: ſie könnten ſich gut in den Haaren liegen. Oder er iſt mit dem einen Kopfe verheiratet und mit dem andern ſein eigener Hausfreund, und kann ſich gar nie aus dem Wege gehen.

Es könnte aber immer Fälle geben, wo Menſchen mit zwei Köpfen g'rad gut zuſammen paſſen, z. B. man wird mit dem einen Kopfe Arzt und mit dem zweiten Advocat: während nun der Arzt auf der einen Seite das Recept ſchreibt, ſchreibt der Advocat auf der andern Seite das Teſtament. Die Börſemänner können mit dem einen Kopfe Liebhaber ſein und mit dem andern Contremineurs: wenn ein Kopf zu Hauſe bleibt, kann der andere auf die Börſe gehen!

Wenn nun auf der Erde ſchon ſolche Confuſion iſt, wenn ein Menſch zwei Köpfe hat, was muß erſt von einem Kometen zu befürchten ſein, der zwei Köpfe hat. Die zwei Köpfe des Kometen ſind durch einen leichten Nebel verbunden — das iſt eine alte Methode, eine alte Erfahrung der Kopfverbindungen!

Denn warum ſind jetzt alle literariſchen Verbindungen auf Feſteſſen und Feſttrinken gegründet, auch weil die verſchiedenſten Köpfe durch einen tüchtigen Nebel als verbunden erſcheinen!

Man glaubt auch, es ſind zwei Künſtler, die auf Gaſtrollen kommen; die Aſtronomen, die ſie ſehen wollen, müſſen auch ihre Plätze bedeutend erhöhen.

Warum laſſen ſich jetzt die unbedeutendſten Virtuoſen und Dichter gleich lithographiren? — Damit das Ding doch ein Geſicht habe.

Ich für meinen Theil, ich bin kein Sternſeher, aber auf Köpfe verſtehe ich mich ein wenig, und ich bin feſt überzeugt, die zwei Köpfe ſind nichts als Waſſerköpfe! Denn dieſer Komet, der Biela'ſche, kommt alle ſechs Jahre wieder, zwei gute Köpfe aber kommen in der Welt nicht ſo häufig wieder!

Wird nun dieſer hohe Komet mit ſeinen Köpfen der Erde nahe kommen? Schwerlich! denn die Erde hat für höhere Köpfe mehr Abſtoßendes als Anziehendes!

Und wenn auch die Köpfe mit der Erde in Berührung kommen, ſo werden die Erde und die Menſchen den Kometen eher ruiniren, als der Komet die Menſchen! Wieviel große Lichter und Sterne hat der Menſch nicht ſchon ruinirt!

Der Menſch ruinirt Alles! nur die Ruinen nicht! Was die Zeit baut, das reißt er ein; was die Zeit einreißen will, das baut er wieder auf! Und doch verewigt ſich die Weltgeſchichte nur durch Ruinen; ſo wie ein großer Mann mehr durch ſeine Anecdoten als durch ſeine Werke populär und verewigt wird! Jede Ruine wird zum Monument, und jedes Monument zur Ruine! Der Aſtronom Gruithuiſen hat auch im Monde Ruinen entdeckt, das glaube ich — der Mann im Monde muß ſchon eine ſchöne Ruine ſein!

Woher, m. f. H. u. H., wiſſen wir, daß im Monde ein Mann iſt und nicht eine Frau? Weil bekanntlich im Monde die Atmoſphäre ſo dünn iſt, daß man in ihr nicht ſprechen kann, alſo keine Frau da exiſtiren kann. Die Aſtronomen ſagen, jeder Mann und jede Frau haben ihren Stern am Himmel, — das muß wahr ſein, darum gibt es unter den Sternen einen „Haſen,“ einen „Bären,“ einen „Fuhrmann,“ ein „Chamäleon,“ einen „Pfau,“ eine „Gans,“ einen Drachen,“ einen „kleinen Hund“ und einen „großen Hund!“

Die Aſtronomen ſind zugleich auch die Wettermächer; und in dieſer Beziehung ſind ſie wie die Eheleute, wenn ſie ſchon ganz nahe brummen hören, ſo wiſſen ſie, daß es ein Donnerwetter geben wird. Eine Frau und ein Gewitter ſind am bedenklichſten, wenn ſie ſich zuſammenziehen, und am fürchterlichſten wenn ſie im Anzuge ſind. Allein wenn ſie anfangen, ſich zu entladen, da kühlen ſie ſich auch ab, und es geht mit einem kleinen Schauer vorüber.

Was heuer am Himmel vorgeht, das iſt entſetzlich! Saturn regiert; Saturn, der die Menſchen gelehrt hat: Geld machen. Wer aber Geld machen kann, regiert immer im Himmel und auf der Erde! Eigentlich iſt es ſo: das große Geld herrſcht, und das kleine Geld regiert! Die Welt iſt aber jetzt verkehrt. Jeder klagt über Geldmangel, und doch will Jeder regieren! Die Menſchen ſollen alle gleich ſein, d. h. haſt Du Nichts, und ich Nichts, ſo ſind wir ohnehin gleich; haſt Du Etwas und ich Nichts, ſo theilen wir gleich; haſt Du Nichts und ich habe Etwas, ſo theilen wir gleich: Du behältſt Deinen Theil und ich meinen Theil!

Wenn es heißt, den andern Menſchen etwas wegnehmen, ſo ſind die Menſchen alle gleich dabei; wenn es aber heißt, den andern Menſchen etwas ablaſſen, geben, überlaſſen, ſo ſind die Menſchen immer lieber ſpäter als gleich dabei, dann ſind alle Menſchen gleich!

Unter der Regierung des Saturnus wird alſo das Geld auch unter den Sternen regieren; da werden alſo gewiß viele Ehen geſchloſſen werden, und der Ring, den blos Saturnus hat, iſt gewiß ein Trauring. Allein Saturnus hat gut Heiraten ſchließen, er kann Geld machen und im Nothfalle iſt er der Mann, der ſeine Kinder, wenn er ſie nicht ernähren kann, in Gottes Namen aufißt.

Im Himmel regiert gewiß das Geld auch, daher die Fixſterne fix angeſtellt ſind, und etwas Fixes haben. Die armen Wandelſterne aber ſind blos ſupernumeräre Sterne, Practikanten, ſie dienen ſchon unzählige Jahre und haben keine feſte Stellung; die Sternſchnuppen aber, das ſind jene Sterne, die gar nichts haben, welche die andern Sterne alle vertröſten und ſagen: „Helf' Gott!" ſo daß ein ſolcher Stern glaubt, er habe genieſt, worauf er ſich gleich ſchneuzt! Oder er ſchießt ſich eine Kugel durch den Kopf, dann heißt's auch zuweilen ein Sternſchuß!

Zum Schluſſe erlauben Sie mir, m. f. H. u. H., Ihnen einige humoriſtiſche Sternſchnuppen mitzutheilen, die mir ſo beim Spazierengehen wie vom Himmel gefallen kommen.

1.

Inwieferne ſind die Frauenzimmer wie die Weltumſegler?

Wenn man mit ihnen ſpricht, kommen ſie immer und ewig auf denſelben Punkt zurück, von dem ſie ausgegangen ſind.

2.

Der Menſch ſoll nur kriechen, da kommt man zu etwas. Unter den Thieren haben nur zwei Weſen, die kriechen, eigene Häuſer: die Schildkröte und die Schnecke.

3.

Ein Aſtronom braucht zwei Dinge: einen Stern und eine Uhr; die Uhr zieht er auf, der Stern zieht ihn auf. Zu ſeinem Malheur geſchieht's oft, daß die Uhr zu ſpät geht und der Stern zu früh kömmt!

4.

Das Leben iſt eine Lüge, der Traum iſt auch eine Lüge; allein das Leben nennt ſich, der Traum iſt auch eine anonyme Lüge, blos ein „Freund der Wahrheit!“

5.

Warum ſagt man: die Schönſte putzt das Licht?

Weil die ſich gerne ſehen läßt, und gewiß Acht gibt, das Licht nicht auszulöſchen; oder weil die Schönſte gewiß am beſten mit dem Putzen umzugehen weiß.

6.

Die Welt und die Induſtrie nehmen gewaltig zu! Aus Stroh macht man Hüte, aus Erdäpfel Papier, aus Runkelrüben und aus Knochen Zucker, und was man aus Lumpen Alles machen kann, das weiß nur der, der gute Papiere zu ſchätzen weiß.

7.

Der Waſſermann im Himmel iſt bei den Waſſerſpritzen, bei den Wolken angeſtellt; der Beweis, daß die Wolken Waſſerſpritzen ſind, liegt darin, daß ſie mit dem Regen faſt immer zu ſpät kommen.

8.

Die Frauen ſind muſterhaft, wenigſtens was die Haubenmuſter betrifft.

9.

Gerade die Menſchen, die auf der Welt nichts herausbringen, bringen doch Etwas heraus, die Flecken an andern Menſchen!

10.

Das Gedächtniß der Frauen iſt kurios: An den erſten Liebhaber denken ſie nach dreißig Jahren noch, den letzten vergeſſen ſie in drei Tagen.

11.

In der Jugend hat der Menſch Luſt, fremde Länder zu ſehen, im Alter ſucht er lieber eigene Länder.

12.

Der Kopf braucht Füllung, der Magen braucht Futter, und das Herz braucht Nahrung!

13.

Die Wahrheit beißt den Leuten in die Naſe, darum wenn Jemand nieſ't, ſagt man: „Helf' Gott, es iſt wahr!“

14.

Weil die Wahrheit ganz nackt abgebildet wird, hängt ihr in unſerer ſeltſamen Welt jeder ein anderes Mäntelchen um.

15.

Warum iſt in einem Trauringe kein Stein?

Das iſt ein Beweis, daß man nicht blos die Steinreichen heiraten ſoll.

16.

Woher kommt der Ausdruck: „fetter Proceß“ und „magerer Vergleich?“

Weil man bei manchem Proceß ſchmieren muß, daher iſt er fett, allein wenn man das, wie er geſchmiert wird, mit dem vergleicht, wie er ſelbſt ſich fett macht, ſo iſt das noch ein magerer Vergleich.

17.

Irren iſt menſchlich, vergeben iſt göttlich, ja wohl, aber die Leute irren ſo unmenſchlich, daß das Vergeben vergebens iſt.

18.

Jeder Menſch iſt Morgens Schwärmer und Abends guter Wirth; die Lerche, die er des Morgens ſingen hört, die möcht er Abends eſſen; in dem Thau, den er Morgens fallen ſieht, möcht' er Abends ein Fußbad nehmen; das Gold, welches die Morgenſtunde im Munde hat, ſperrt er Abends in die eiſerne Caſſe;

wenn der Menſch „guten Morgen“ ſagt, freut er ſich auf die Menſchen, wenn er gute Nacht ſagt, iſt er froh, daß er heute keinen Menſchen mehr vor ſich ſehen wird.

19.

Warum geht die Natur nie zu Grunde? — Weil ihr jeder Menſch ſeine Schuld bezahlen muß.

20.

Mit der geprieſenen „deutſchen Einheit“ geht's wie mit den mathematiſchen Einheiten, jeder hängt ihr was an, eine Null gewöhnlich, und ſo haben wir zehn Einheiten, hundert Einheiten, aber keine einzige Einheit.

21.

Warum wohnt die Freiheit auf den Bergen? — Weil die Menſchen im Thale wohnen; Berg und Thal kommen nicht zuſammen.

22.

Jetzt läßt ſich jeder Stümper zeichnen, lithographiren, und nie iſt der Spruch wahrer geworden als jetzt: „Hütet Euch vor den Gezeichneten!“

23.

Inwieſerne ſind ſich Weintrauben und Dichter ähnlich? — Sie kommen ganz zur Preſſe, und ihr Geiſt kommt ohne Kern heraus.

24.

Warum werden gerade die Scribler am öfteſten beſtochen? — Weil man die mägerſten Haſen am fetteſten ſpickt.

25.

Die Wünſche, die am Tage ſteh'n im Dunkeln,
Die fangen des Nachts zu glühen an, zu funkeln;
Die Narben, die am Tag' im Herzen ruhten,
Die fangen des Nachts zu ſchmerzen an, zu bluten;
Die Thränen, die am Tage ſich verſchließen,
Die fangen des Nachts zu tropfen an, zu fließen,
Die Todten, die ſich des Tags vor uns verbergen,
Die ſteigen des Nachts aus ihren Särgen;
Die Stimme des Gewiſſens, die wir am Tage bethören,
Die läßt des Nachts ſich donnerähnlich hören;
Begierden, die der Tag gezähmt hält hinter Gittern,
Sie bringen Nachts hervor gleich Ungewittern;
Hoffnungen, die der Tag hält ſtramm am Zügel,
Bekommen in der Nacht Gewalt und Flügel;
Den Himmel, den des Tags wir kaum betrachten,
Den ſeh'n wir gläubig an, wenn es beginnt zu nachten;
Die Welten', die am Tage unſichtbar im Raume,
Erſcheinen Nachts im Lichterkranz am Weihnachtsbaume!
D'rum wenn die Nacht den Tag kommt abzulöſen,
Erſcheint als Freundin ſie den Guten, als Feindin nur den Böſen!

26.

Warum gibt es in Sibirien keine Krebſe? — Weil an ein Zurückgehen von dort gar nicht zu denken iſt.

27.

Die Augen ſind bei den Frauen der Penſionsfond der Schönheit, wenn alle andern Reize todt ſind.

28.

Welche Aehnlichkeit haben die Witze mit den Büchern? — Die guten laſſen ſich eher unterdrücken als die ſchlechten.

29.

Wer iſt bei meinen Vorleſungen am meiſten zu bedauern? — Ich! Ich kann vor dem Ende nicht fortgehen.

Frau von Stiftel,

oder:

Das lebendige Vorurtheils-Lexikon.

Frau von Stiftel, durch die Güte von zwei Aerzten ſeit ſechs Jahren Witwe, beſitzt außer dieſer Tugend auch noch eine ſchöne Tochter, welche wieder die Tugend beſitzt, einſtens wieder mit Hilfe zweier oder dreier Aerzte durch den Tod ihrer Mutter Erbin von 10.000 fl. C. M. Renten zu werden. Die Tugend findet immer ihre Verehrer, beſonders wenn ſie, was zwar eine Seltenheit iſt, mit Schönheit ſich verbunden hat.

So kam es denn, daß Frau von Stiftel ein Haus machte, und Leute um ſich ſah; „Ein Haus machen“ heißt einen guten Koch haben, und „Leute um ſich ſehen“ heißt: zu eſſen geben.

Man aß ſehr gut bei Frau von Stiftel, man unterhielt ſich ſehr gut, allein ſie war faſt ungenießbar, denn ſie beſtand aus einer Zuſammenſetzung von kleinen Vorurtheilen, die ſie für die Welt und für das geſellige Leben ganz tödteten!

Nicht die großen Vorurtheile ſind es, welche uns die Menſchen verleiden, ſondern die kleinen, die albernen, die lächerlichen Vorurtheile, die winzigen Dummheiten, die Kartenlegerinnen und Gevatterinnen ausgackern, die abgeſchmackten Traditionen, welche von Oebſtlerin zu Oebſtlerin, von Hebamme zu Hebamme, von Kinderfrau zu Kinderfrau ſich fortgeerbt haben; dieſe hirn- und ſinnloſen Conjecturen und Combinationen von alten Waſchweibern und Caffee-Prophetinnen, welche oft die ſonſt geſcheidteſten Frauen auf eine Weiſe beherrſchen, daß ſie durchaus unerträglich ſind.

Und zu dieſen Geſchöpfen, welche aus lauter Vorurtheils-Monaden zuſammengeſetzt waren, gehörte Frau von Stiftel. Wollte man eine Landpartie machen, ſo heißt es auf einmal: „Ach, heute iſt Freitag, das iſt ein Unglückstag, ich unternehme heute nichts!" Wollte man ſich zu Tiſch ſetzen, ſo hieß es: „Ach, wir ſind dreizehn, da ſtirbt eines davon!" Ging man ſpazieren und es kamen „Schafe zur Linken," ſo ging ſie zurück, denn Schafe zur Linken bedeutet Unglück u. ſ. w. u. ſ. w.'

Da ich zu den Anbetern des Fräuleins Stiftel gehörte, ohne Rückſicht auf ihre Erbſchaft, ſondern blos mit Rückſicht auf die Erbſchaft, die ſie von Mutter Natur empfing, eine Erbſchaft, bei welcher ich gerne Teſtaments-Executor geweſen wäre, ſo beſuchte ich Frau von Stiftel oft, denn zu dem ſüßen Kern einer ſchönen Tochter gehört die bittere Schale einer Mutter, der Kernbeißer muß die Schale durchbeißen!

Während dieſer Zeit, daß ich die junge Stiftel mit meiner Aufmerkſamkeit beehrte, hatte ich Zeit und Muße, mir faſt alle Vorurtheile der Mutter Stiftel zu merken, und ich liefere hier ein Verzeichniß derſelben, wie ſie meinen Leſern wohl ſchon alle einzeln vorgekommen ſein mögen, wie ſie aber bei Frau von Stiftel alle miteinander ihre Hauptniederlage hatten. Dabei dürfte es nicht ganz unintereſſant ſein, zu ſehen, wie viele ſolche Vorurtheile oder Aberglauben noch im Leben curſiren. Alſo:

Am Freitag muß man Nichts unternehmen. — Dreizehn ſollen nicht am Tiſche ſitzen. — Wenn drei Lichter brennen, ſo ſtirbt der Jüngſte der Geſellſchaft. — Das Brod ſoll nicht mit der abgeſchnittenen Seite zur Thüre liegen, ſonſt kömmt Noth in's Haus. — Wenn man das Salz verſchüttet, gibt's Verdruß. — Schafe zur Rechten bedeutet Glück, Schweine zur Rechten Unglück. — Das Bett ſoll mit dem Kopfe nicht zur Thüre ſtehen, ſonſt kömmt der Tod. — Wenn der Spiegel zerbricht, wird man von ſeinem beſten Freunde verrathen. — Wenn das Porträt ſich an der Wand bewegt, geſchieht dem Original ein Unglück. — Wenn man eine Stecknadel annimmt, iſt die Freundſchaft abgeſtochen. — Wenn die Scheere im Fallen ſtecken bleibt, kömmt ein Fremder. — Hat das Licht einen Räuber, ſo iſt ein Brief im Anzuge. —

Wird Wein ausgeſchüttet, ſo ſteht eine Kindstaufe in das Haus. — Wenn die Hunde heulen, ſtirbt der Hausherr. — Wenn die Dielen krachen, wird bald Hochzeit im Zimmer. — Wenn man ſich beim Nähen in die Finger ſticht, wird man Braut. — Wenn man ein kleines Kind anſchaut, muß man mit den Fingern Feigen machen, ſonſt wird's berufen. — Die Haare muß man im aufnehmenden Mond ſchneiden, ſonſt fallen ſie aus. — Wenn man ſich Freitag die Nägel ſchneidet, bekommt man kein Zahnweh. — Wenn man mit dem linken Fuße zuerſt aus dem Bette ſteigt, iſt man den ganzen Tag verdrießlich. — Wenn man auf der Zunge ein Bläschen bekömmt, hat uns ein Freund geſchimpft. — Wenn der Biſſen vom Munde fällt, iſt er uns nicht vergönnt worden. — Wenn Einen die Sohle kitzelt, macht man einen langen Weg. — Wenn uns ein Band aufgeht, wird die oder der Geliebte untreu (da geht freilich ein Band auf!). — Wenn man des Morgens nieſ't, bekömmt man etwas geſchenkt. — Wenn unſere Nägel blühen, iſt es ein Glückszeichen. — Wenn man Nagelwurzeln hat, iſt man angelogen worden. — Wenn man den rechten Strumpf zuerſt anzieht, bekömmt man keinen Rheumatismus. — Wenn man ſich bei einer Viſite nicht niederſetzt, nimmt man die Ruhe mit. — Wenn man den Seſſel beim Abſchiede wieder an ſeinen Ort ſtellt, kömmt man nicht wieder. — Wenn's bei der Hochzeit regnet, iſt fruchtbare

Ehe. — Wenn wir das Schluchzen haben, denkt Jemand an uns. — Wenn Einen die Naſe beißt, bekömmt man Verdruß. — Wenn es uns plötzlich kalt über den Rücken fährt, läuft der Tod uns über's Grab. — Wenn man in Geſellſchaft die Füße übereinander ſchlenkert, tritt Schweigen ein. — Wo man ſtolpert, da liegt ein Muſikant begraben. — Wenn Einem am Neujahrstage ein altes Weib begegnet, wird's ein unglückliches Jahr. — Wenn man am Palmſonntag drei Palmkatzeln (?) ſchluckt, bekommt man kein Halsweh. — Wenn man beim Spiel den Daumen hält, iſt Gewinn. — Wenn man zwiſchen zwei Schweſtern ſitzt, ſo heiratet man. — Wenn uns ein Ring ſpringt, ſo wird man uns untreu. — Wenn man ein Kind mißt, ſo ſtirbt's. — Wenn man den Miſt über den Fuß kehrt, heiratet man nicht. — Wenn man zuerſt junge Ganſeln ſieht, und einen Knopf in's Schnupftuch macht, bekömmt man kein Fieber. — Wenn man dem Neumond ſein Compliment macht, ſtirbt man in dieſem Jahre nicht. Wenn man am Vincenzitag zwei Schwalben ſieht, heiratet man. — Eine Spinne auf dem Kleide, bedeutet Glück. — Kalte Hand, warme Liebe. — Unglück im Spiel, Glück in der Liebe. — Wer einen vierblätterigen Klee findet, iſt ein Glückskind. — Wenn die Schuhe umgekehrt zum Bette ſtehen, wird der Mann untreu. — Wenn man den Strick von einem Gehängten hat, ſo iſt man vor Schaden bewahrt. — Wenn man an Jemandem hängen bleibt, ſo iſt man ihm etwas ſchuldig. — Wenn man in die Lotterie ſetzt und ein junger Mann geht vorbei, ſo gewinnt man. — Was man benieſ't, iſt wahr. — So vielmal man den Kuckuck ſchreien hört, ſo viele Jahre lebt man noch! — Wer den erſten Schmetterling ſieht, bekommt keine Sommerſproſſen. — Wenn die Glocken zurückkommen und man die Taſchen ſchüttelt, bekömmt man Geld. — Wenn vom Licht die Flamme wackelt, denkt unſer Nachbar Böſes von uns. — Wenn ein Haſe über den Weg läuft, geräth uns nichts. — Die Kinderzähne, die ausfallen, ſoll man hinter den Rücken werfen und dabei ſagen:

„Hier hat die Maus den ſteinernen Zahn,
Gib dafür einen beinernen Zahn!" —

Wenn man etwas vergeſſen will, ſoll man den Pantoffel über den Kopf werfen. — Wenn man das Geld zählt, verſchwindet es. — Wenn man einen rothen Schuh anzieht, ſoll man ſagen: „Weiß, weiß, alle weiß!" ſonſt bekömmt man den Rothlauf. — Das Meſſer ſoll man nicht mit der Schneide zum Nachbar legen, ſonſt gibt's Feindſchaft. — Springt uns ein Floh auf die Hand, bringt er einen Brief in das Land. — Was man am Donnerstag beginnt, dauert trotz Regen und Wind! — Bett mit Hobelſpan, macht einen treuen Mann. — Wer mit einem Gelbſüchtigen ſpricht, der ſpucke ihm drei

Mal in's Geſicht. — Wenn die linke Hand Dich beißt, gibſt Geld Du aus zu allermeiſt. — Steigt man über ein Kindlein, bleibt es all' ſein Lebtag klein! u. ſ. w.

◆

Melinth, der ſtille Wucherer, genannt: der blaue Blutegel.

In der oberſten Spitze der langen Reihe von entarteten Menſchen, welche zum Fluche der Menſchheit auf Erden wandeln, ſteht der Wucherer, der ruchloſe, herzloſe Wucherer, der Bandwurm der menſchlichen Geſellſchaft, die Peſtbeule der großen Städte, der ſchwarze Tod im Reiche des Daſeins!

Ein Dieb iſt ein ehrlicher Mann gegen den Wucherer; Mörder ſind ehrenwerthe Leute gegen die Wucherer; Spione, Denuncianten, Verräther, Rebellen und offenbare Schurken ſind Honoratioren gegen den Wucherer!

Gegen den Dieb hat man Schloß und Riegel, gegen den Mörder Wehr und Waffen; gegen den Spion, gegen den Verräther hat man Galgen und Rad, gegen offenbare Schurken, Gauner, Betrüger gibt's Recht und Geſetz, nur gegen den Wucherer gibt's nicht Schutz noch Recht, er umgeht den Galgen und das Geſetz, er umzüngelt das Recht und das Zuchthaus, er heuchelt ſich vom Pranger und vom Strafgerichte los!

Wo aber die Geſetze aufhören, da fängt das Gericht der öffentlichen Verachtung an; wo das Recht nicht ausreicht, da reicht die allgemeine Stimme hin, welche ſolche ſtille Wucherer als Schurken bezeichnet, welche mit Fingern auf ſie zeigt, und ſie der allgemeinen Verdammniß bezeichnet: dieſer iſt ein ſtiller Wucherer, dieſer iſt der Krebsfraß unſerer Geſellſchaft, dieſer iſt der Mann, der beladen mit dem Fluche der Armen, der beladen mit dem Fluche der Bedrängten, der beladen mit dem Jammer der Witwen, der beladen mit dem Kummer der Waiſen, der beladen mit dem Elende der Unmündigen, der beladen mit dem Ruine der Leichtſinnigen ſein ſchurkenhaftes Leben fortſchleppt!

Unter allen Laſtern und Gräueln, die dem Pfuhl der Hölle entſtiegen, um in einer ſündvollen Menſchenbruſt zu wohnen, iſt keines ſo ſchwarz, keines ſo teufelhaft, keines ſo ſataniſch, als der ſtille Wucher! Der Geiz ſchadet dem Nebenmenſchen nicht, der Neid ruinirt die Armen und Nothleidenden nicht; die Rachſucht begnügt ſich mit einem Opfer; die Verleumdung wird endlich müde, der Haß hat Momente der Verſöhnung u. ſ. w., nur der Wucherer iſt der Nimmerſatt im Luſtgebüſche des Lebens, der ewige Jude, der nie raſtet, der ſtets brennende Buſch, der ſich nie verzehrt!

Darum haben alle ſatyriſchen und dramatiſchen Dichter vergebens ihre ſpitzeſten Pfeile von jeher nach dieſen lebenden Schandſäulen der Menſchheit gerichtet, ~~darum~~ haben die Ideale von Wucherer, welche z. B. im „Usurier“ aufgeſtellt wurden, der Menſchheit nicht von dieſem Uebel geholfen, und all' die tauſend Epigramme und Stachelpfeile, welche Rabener, Leſſing und alle Satyriker u. ſ. w. auf dies Geſchlecht abſchloſſen, prallten an der unverſchämten Büffelhaut dieſer Claſſe ab!

Wenn es aber nichts nützt, ſo kann es doch unterhalten, wenn wir dem Beiſpiele großer Satyriker folgen, welche ihre Aufgabe darin fanden, die unzähligen Laſter mit der Neſſel der Satyre öffentlich durchzupeitſchen, und wenn wir den Leſern ein „Ideal von einem ſtillen Wucherer“ humoriſtiſch-ſatyriſch vorführen, ein Ideal, in welchem der Leſer all' die teufliſchen Züge, die ſonſt bei vielen ſolchen elenden Wucherſeelen bemerkt wurden, beiſammen finden, und welches man als ein Modell, als eine Studie betrachten kann, an dem man die sataniſche und ruchloſe Natur, die niederträchtige Structur einer ſolchen Wucherſeele, und die Entartung ihrer Eingeweide wird ſtudiren können.

Wir wollen das „Ideal eines ſolchen ſtillen Wucherers:“ „Melinth, den blauen Blutegel“ nennen, und den Leſer bitten, zu thun, als ob wirklich ein ſolches Exemplar exiſtirte, das alle ſonſt vereinzelten Merkmale dieſer Race allſämmtlich an ſeinem eklen

Leichnam vereinigt trägt, obwohl wir zur Ehre der Menſchheit glauben, daß es ſobald nicht der Fall iſt.

Melinth, der ſtille Wucherer, den die Volksſtimme, welche ſtets zuerſt das Urtheil über ihre Brandmale ausſpricht, den „blauen Blutegel“ nennt, trägt das Kainzeichen ſeines Schand-Metiers in ſeinen widerlichen Zügen. Ein grinſendes Lächeln, welches freundlich ſein ſoll, aber nichts iſt, als eine ſpasmodiſche Verzerrung dieſer von den niedrigſten Leidenſchaften zerwühlten Geſichtszüge, widert Einen auf dieſem blaubärtigen Antlitz an, und Niemand wird „Melinth, den ſtillen Wucherer“ lächeln ſehen, ohne ſich wie Hamlet die Schreibtafel herauszunehmen und aufzuſchreiben: „Man kann lächeln und immer lächeln, und doch ein Schurke ſein!“

Schwarze, glattgeſtrichene Härchen ſchmiegen ſich an einen Schädel an, an dem Gall auf den erſten Blick das „Galgen-Organ“ erkannt hätte; die eingefallenen gelbbläulichen Wangen ſind die vergilbten Pergamentdocumente, auf welchen niedrige Habſucht und ruchloſe Hartherzigkeit ihre perſönliche Anweſenheit bezeugt und beſiegelt haben.

In Melinth's kleinen, ewig blinzelnden Aeuglein, die keinem Menſchen in's Aug' ſehen können, brennt ein kleines Nachtlicht der Hölle, fahl und düſter, und nur dann kömmt ein unheimlicher, flimmernder Strahl in dieſe grünlichen Feuer, wenn von Procenten, Intereſſen, von verfallenen Wechſeln, von Zwang und vom Ruin der Armen, der Witwen und Waiſen die Rede iſt. Melinth's Blicke irren raſtlos hin und her, wie Diebe, die ſich vor dem Ertappen fürchten, und ein Zug um Naſe und Mund, wie die Lineamente einer Satanskralle, ſcheinen zu ſagen: „Hier ſind Wohnungen für Schmutz, Geiz und Wucher zu verlaſſen!“ In ſeiner Jugend mag „Melinth“ vielleicht ſtudirt haben, man muß ihm aber nachſagen, das Einzige, womit er ſein Lebtag nicht gewuchert hat, war die Wiſſenſchaft! Als er ſpäter vielleicht in ein Amt kommen ſollte, bemerkte man, daß er keinen Eifer für das Intereſſe des Staats, ſondern blos großen Eifer für die höchſten Intereſſen der Armen, der Bedürftigen, der Witwen und Waiſen hatte, und er folgte dem Drange ſeines Herzens und der Stimme ſeines Gewiſſens, welche ihm zuriefen: „Du biſt geſchaffen, um zu leben vom Blute und Schweiße deiner armen, von dir ausgeſaugten, gemißhandelten, heuchleriſch ruinirten Mitmenſchen.“

Und Melinth dachte:

„Was die inn're Stimme ſpricht,
Das täuſcht die wuchernde Seele nicht!“

Und ſo iſt denn „Melinth“ ſeitdem gewandelt auf jener Bahn, auf jener harten Eiſenbahn des Wuchers, gleißneriſch und heuchleriſch, mit einem nichtsſagenden, ruchloſen Lächeln, und hat gelebt vom Marke der Thoren und Leichtſinnigen, die in ſein Netz liefen, und hat gelebt vom Blute und vom

Lebensſäfte der Unglücklichen, der Hartbedrängten, die durch Unglück und Schickſal und Unbeſonnenheit und Leichtſinn in ſeine Wucherklauen geriethen, und hat ſich gemäſtet vom Fette armer Witwen, vom Gute und vom Habe der Waiſen und Unmündigen, die er und ſeine Helfershelfer umgarnten und umſponnen, und mit kalter Berechnung ausäderten und zergliederten und gliedweiſe an ſich rißen, bis ſie und all' ihr Gut und Habe ſeiner Wucherſeele verfallen waren.

Spricht man mit „Melinth," ſo verdreht er die Aeuglein und reibt ſich die knöcheldürren Hände, und zuckt mit den Sünderlippen, und er weiß nichts von all' dem Elend, das er über Tauſend und Tauſend verhängt, und er weiß nicht ein Wörtchen von der grauſamen, ruchloſen Härte, mit welcher er die leichtſinnigen Opfer ſeines ſchurkiſchen Wuchers verfolgt und herumhetzt, und er weiß gar nichts von all' den Wechſelchen, die er zu 36, 48 und 54 Procent erwucherte, er hat immer einen Deckmantel, eine andere Namensmaske, hinter der er ſich und ſeine niederträchtigen Kniffe und Pfiffe verſteckt, und hundert Mal bei den Gerichten, auf ſchändlichen Wucher angeklagt, weiß er durch die abgefeimteſten Intriguen und Schlupfwege der Züchtigung der Geſetze zu entgehen! Nur Einem kann er nicht entgehen: der öffentlichen Verachtung, der allgemeinen Verdammung, der Bezeichnung: „Melinth, der ſtille Wucherer," dem brandmarkenden Namen: „Der blaue Blutegel," mit welchem ihn das Volk bezeichnet; der allgemeinen Entrüſtung, mit welcher Jedermann von ihm ſagt: „Das iſt der abgefeimteſte, heuchleriſcheſte, hartgeſottenſte Sünder und Wucherer!“

Mit dieſer Bezeichnung beladen, erſcheint „Melinth“ auf der Börſe, im Caffeehauſe, auf der Straße; mit dieſer allgemeinen Verachtung und mit dieſer Verdammniß beladen, wandelt er im Kreiſe ſeiner Familie herum, die alle mehr oder minder ſchon unter ſeinem Wucher litten, denn ein ſolcher Wucherer hat nicht Vater, nicht Mutter, nicht Weib, nicht Kinder, nicht Bruder, nicht Schwäger, nicht Oheim noch Verwandte, ein ſolcher Vampyr ſaugt ſeinem eigenen Bruder mit Luſt und Hohnlachen das letzte Biſchen Blut aus den Adern! So lebt „Melinth, der ſtille Wucherer,“ genannt: „Der blaue Blutegel,“ und ſo wird er ſterben! Er wird in die Grube fahren, und ihm werden folgen die Flüche all' der durch ihn Ruinirten, und ihm werden folgen die Verwünſchungen von tauſend und aber tauſend Unglücklichen, die ſeine Seele der Verdammniß überliefern. An ſeinem Sterbebette ſteht die Vergeltung mit Wucherzinſen, in ſeiner Todesſtunde werden kommen die Geſtalten alle, die ſein Wucher gequält, gepeinigt, gemartert und ſie werden zähnfletſchend auf ſeiner Bettdecke ſitzen, und ſie werden zerren an ſeinen Kopfkiſſen, und ſie werden ihm im Todesröcheln in die Ohren gellen:

„Allen Sündern wird vergeben,
Nur der Wucherſeele nicht!“

Und das Geld ſeines Nachlaſſes wird ſchmelzen, oder zum Fluche ſeiner Erben werden, weil der Fluch der Menſchheit daran klebt, und ſein Andenken wird ſelbſt von den Seinigen genannt werden mit Heulen und Zähnklappern!

* * *

Induſtrie-Ausſtellung inländiſcher Journal-Artikel und Kritik-Fabricate.

Der Aufſchwung, den der — Handel mit journaliſtiſchen und kritiſchen Artikeln in neueſter Zeit genommen hat, beſtimmt eine Geſellſchaft patriotiſcher Männer, eine „Ausſtellung inländiſcher Journal-Artikel und Fabricate“ zu veranſtalten, um dem Beſchauer einen Ueberblick des literariſchen „Gewerbsfleißes“ und „Maſchinenweſens“ zu gewähren. Es wird jedem wahren Freunde der Literatur und der Wahrheit eine wahre Satisfaction gewähren, wenn er den blühenden Zuſtand unſerer Journaliſtik erblickt, und die Vollkommenheit, zu welcher ſie der Geiſt der Erfindung ſowohl in ganz neuen „Dampfapparaten,“ als in „Handgriffen,“ „Schrauben,“ „Kneipzangen,“ „Winden,“ „Luftheizungen“ u. ſ. w. emporgehoben hat.

1.

Ein Einladungsbrief eines Winkel-Redacteurs an einen eben angekommenen Schauſpieler, mit eiſernen Haken und einer doppelten Angel.

Euer Wohlgeboren!

Aus dem beigefügten Programme meines Blattes werden Sie deſſen Tendenz, alles Ruhmvolle ſogleich bei ſeinem Erſcheinen der Reſidenz anzuzeigen, erkennen. Ihre glanzvolle Erſcheinung ſoll, wie Sie aus der Beilage erſehen, ſogleich angezeigt werden. Wir haben Ihr Gaſtſpiel zum beſondern Augenziel genommen, und legen hier die Quittung für einen halben Jahrgang unſeres Journals bei. Mit Hochachtung

die Redaction des „Spottwohlfeilen.“

2

Beilage der zweiſpitzigen Angel.

Herr N. N. iſt in unſern Mauern angekommen, dieſer großartige Mime, einer der ausgezeichnetſten Rosciuſſe der deutſchen Bühne, gedenkt hier einen Cyclus von Rollen zu geben, und wir machen alle unſere dritthalb Leſer auf dieſen Hochgenuß aufmerkſam.

3.

Kritiſches Fabricat des Blattes.
„Der Spottwohlfeile,“
wenn Herr N. N. auf ein halbes Jahr abonnirt hat.

Herr N. N. hat mit der Rolle des ſo und ſo bewieſen, daß ſein ganz Deutſchland überragender Künſtlerruhm auch in den wallenden Gefilden unſerer kunſtdurchgewobenen Stadt einen Nimbus zu erringen im Stande war, der um das Haupt dieſes alten

Lorbeerhelden neue Nimbuſſe für ſpätere Weltengeſchlechter einflechten wird! Schon bei ſeinem erſten Erſcheinen ſtellte ſich der Erfolg glänzend auf die Spitze der Glorie und bethätigte am glänzendſten, daß die Erwartung in Folge der Kunſt bei Weitem übertroffen gefunden worden ward! Der Beifall wollte nicht enden und endete nur zufälliger Weiſe in der nicht zu zählenden Summe von Hervorrufungen u. ſ. w.

4.

Urtheil des „Spottwohlfeilen," wenn der Künſtler nur auf ein Vierteljahr abonnirte.

Die Erſcheinung des Herrn N. bethätigte die Ausſprüche der Vorherſagung, die wir in unſern Blättern von dieſem gewandten wackern Menſchenſpieler anzudeuten in leichtern Umriſſen zu pronunciren nicht zu ermangeln beſtrebt geweſen waren. Feſtere Baſis dem Urtheil zu geben, müſſen wir die folgenden Succeſſe des mimiſchen Theils der ſubjectiven Rolleneinſaugung des Gaſtſpielers abwarten, und dann die Beachtung des Bereichs des beabſichtigten Erfolges bereitwillig berichten.

5.

Urtheil des „Spottwohlfeilen," wenn Herr N. N. gar nicht abonnirte.

Die Erwartungen der Zerfloſſenheit über die Erſcheinung der Gaſtrollen des Herrn N. haben in unſerer freimüthigen Unbefangenheit und allgemein anerkannten Unparteilichkeit die Anſicht der unverholenen Bemühungen gewonnen. Der vorangegangene Ruf hat ſich in den erſten Rollen nicht zur Beſtätigung unſerer Meinung identificirt, ſondern das Nordiſche des Individuellen des Präſentirungs-Organes des Gaſtes der Bretter der Bühne konnte das Balancement nicht auf dem Territorium Leſſing'ſcher Ausſprüche bewahrheitsſtelligen. Der Herr N. hat an unſern heimiſchen, längſt hier lebenden Unſterblichkeiten und Rivalgenoſſen, welche ihm die Platzgewinnung in der Raumſtrecke des allgemeinhaften Beifalls des großgewöhnten Publicums verſchwierigen und bedeutend verhärten könnten — Sic!

6.

Polemiſcher Artikel des „Spottwohlfeilen," in ſechs Wochen verfertigt, blos mit Hilfe von zwei alten Federn und einigen Kindern, durch die Pferdekraft von einer Fünfer-Banknote in die Offentlichkeit getrieben.

Motto: Ha!
Homer.

Wahrheit und Kupfergeld, Unparteilichkeit und 400 Gulden jährlich, große Unbefangenheit und freier Eintritt, das ſind die Grundſäulen, auf welche der „Spottwohlfeile" von jeher jeder Hochſchätzung der

Verachtung des öffentlichen Publicums für ſich zu erkaufen zu baſiren die baſirteſte Anſtrengung machte!

Die autokrate Induſtrie an Redlichkeit, Treue, Bürgerpflicht und nationalem Heißhunger ſind jetzt Artikel, die ſich anſchmiegen an die Blasphemien eines humoriſtiſchen Humors, und an die Seitenlungenflügel der Eiſenbahn der Satyre, des Witzes, des Spottes des Heiligſten des Lebens, der Kunſt, des Beſchützers und Gründers des Volkswitzes, des Volksſtückes, des Volkslebens und der Volks-Population!

Dieſer ganz und vollkommen ganz dieſer und derſelbe ähnliche und gleichſam gleiche Fall iſt es mit gewiſſen Kritikern, die in angethaner und losgelaſſener „Theoria“ das Kunſtrichteramt aufwärts ſchrauben, und immer aufwärtſer, wärtſer, am wärtſeſten, denn die ſubſtantiellen Anſichten dieſer Philiſter der Kritikaſter haben in ihrem Producte der urtheilenden Deutung links ein Recepiß, rechts ein Recepiß und über ſich ein Recepiß, und unter ſich gar nichts! Die Hauptſtadt als Hauptſtadt hat ein hauptſtadtliches Element, deſſen zuweilige Vorkömmniſſe von Seiten gallſüchtiger Humor-Spiegel-Reflex-Fabriks-Artikel in ſpitzig-witziger Fibrirung fibrirt, oder wie der Lateiner ſagt: „Romulus, Remulus, famulus!“

Weil beſagter humus humoristicus in ſeinem Erfrechen auf menſchendarſtellende, ſeit Jahren zu Lieblingsſpeiſen verkochte, in allgemeiner Hochachtung, in kritiſcher Lobhudelei aufgeſchwemmte Individuen die

Seiſe der Kugel der fleckreinigenden Afterwitzelei zu bethätigen, ſucht hat die unmenſchliche Intelligenz und die Abnormität oft beſagten Kunſtheroſſes die Flügel des gold'nen Strahls ſeines Hoch-Charakters einem alten Journaliſten zur Reinigung von Sonnenflecken und ſonnenſproſſigen Antaſtungen übergeliefert, oder wie der Lateiner ſagt: „Asinus asinum friseravit et fricasseravit!“

Nicht zum Kämpen des Anwalts des plaidirten Subjectes uns aufwerfen zu wollen, iſt dieſes in die Feder der Publicität aus dem Incognito eines succum wie sanguinem zweiröhrigen Schreibers ausgegoſſen, ſondern in Einfachheit der Klarheit der Wahrheit in gegenſtellbarer Kräftigung des Rumors und Humors zur Vertheidigung der Infallibilität der Integrität des Durchfalls des Zufalls in Hinſicht der Zeitbildung der Unbeſtechlichkeit, oder wie der Lateiner ſagt: „Dabis mihi Groſchen, renovare mea Goſchen!“

Genug des Zankes des Pointes der Polemik des Rumores! Jetzt wird der Leſer daſtehen auf dem Kobenzel der lautern Anſicht und zu würdigen befliſſen ſein nicht ermangeln, was gallſüchtiger Humor gegen bare Verdienſte zu influiren für Effectuirungen zu beſtreben beſtrebt geweſen, die im Antlitz dieſes dahinſchwinden wie Gnomen der Koboldſchaft der Alräunchengeſellſchaft im Taglicht einer ſternhellen, von tauſend Gasflammen erhellten mitternächtlichen

Morgenröthe! Wir haben für unſern Theil das Unſrige gethan, oder, wie der Lateiner ſagt: „Lux vobis, wenn man nun grob is, bezahlſt Du's, ſo lob' is! Ohne Datum, das iſt Fatum!“

Ein ſteinalter Journaliſt!

Das ausgeſtopfte Beethoven-Feſt,

oder:

Ach und Krach vom Beethoven-Feſte!

Ein jeder Deutſcher, ſo lange er allein iſt, iſt er ein Tiefdenker, ein Philoſoph; wie mehrere zuſammenkommen wird gleich ein Dummkopf daraus!

Ach!

Ein Deutſcher, wenn er allein iſt, ſchweigt, oder ſpricht bedächtig, weiſe; ſobald mehrere zuſammenkommen, halten ſie ellenlange, dumme Reden, und ſprechen hirnloſes Zeug!

Ach!

Ein Deutſcher, ſo lange er allein trinkt, trinkt er ſich nüchtern und nüchterner; ſobald mehr zuſammenkommen, trinkt ſich einer an dem Andern einen raufluſtigen Haarbeutel, einen himmelſeligen Duſel!

Ach!

Ein Deutſcher, ſo lange er ſeine Feſte allein feiert, ſeine Bohnenkuchenfeſte, ſeine Metzelſuppenfeſte, ſeine Polterabendfeſte, ſeine beſcheidenen Gutsherrnfeſte, ſeine gemüthlichen Juſtizamtmanns-Jubiläumsfeſte

u. ſ. w., iſt er ein Muſter von Feſtfeierer, da geht Alles am Schnürchen, da iſt im gemüthlichen Rindergang jeder breithufige Tritt voll Ordnung und Berechnung; wenn ſie aber zuſammenkommen, um ein großes Feſt, ein Volksfeſt, ein Allerweltsfeſt zu feiern, da tritt Einer dem Andern auf die Hühneraugen, der gute Wille des Einen ſtolpert über den ſchönen Eifer des Andern, die Zuthunlichkeit des Zweiten bleibt an den Knöpfen der Bereitwilligkeit des Dritten hängen, fällt auf den Enthuſiasmus des Vierten, und ſchlägt der Begeiſterung des Fünften blaue Flecken!

Ach! Ach!

Ein deutſcher Muſikus, wenn er allein muſizirt, iſt er von reinſter Claſſicität, er bringt es in ſeinen vier Pfählen ſogar bis zu „Strauß und Lanner esse delendos“!! Allein, wenn die deutſchen Muſici zuſammenkommen, um die claſſiſche Muſik mit gefälltem Bajonnet dem Publicum in den Leib zu rennen, dann kann man verſichert ſein, daß aus dem großen Tonſchlauch eine unendliche Diſſonanz herauspraſſeln wird, daß am Ende auf dem Schlachtfelde aller Pianos, Violinen, Bäſſe und Pauken Niemand ſiegreicher daſtehen wird, als der unverwüſtbare deutſche Michel, wie Marius auf den Ruinen von Karthago, und ausrufen wird: „Ach! kann ich denn gar nie ſterben!“

Ach und Krach!

Die guten Deutſchen! Hätten ſie ihr Beethoven-

Feſte ohne Prunk und vornehme Aufſchläge an Aermel und Kragen des „goldenen Muſikanten" gefeiert, ſo hätte das Publicum nur der Beethoven'ſchen Muſik, dem „Regenſtrom aus Felſenriſſen" gelauſcht, Beethovens Schatten wäre der König des Feſtes und die göttliche Cäcilie die Madonna des Tages geweſen, der Strahl vom Himmel hätte flammend das Opfer am Altar entzündet, und die Weihe hätte nicht gefehlt; allein Beethoven und ſein heraufgeorgelter Schatten dienten in Bonn nur als Abgeordnete zum Empfang von vornehmen Herrſchaften!! Die Ouverture zu „Coriolan" und „Egmont" ſtanden da geputzt und ſauber angelegt blos als Fahnenſchwenker: „Adelaide" wurde mit andern Bürgermädchen weiß gewaſchen und angezogen; die „C-moll-Symphonie" und die „Fidelio-Arie" marſchirten blos auf, um die vornehmen Gäſte zu becomplimentiren, und in dem bunten Gewühle der Wappenſchilde, in dem hirnloſen Geziſche der Neugier ging die erhabene Feierlichkeit unter, die Cäcilia ſtand weit hinter den abgeordneten Empfangsmädchen zurück; das lange voraus angekündigte, weithinſchallende Beethoven-Feſt löſte ſich auf in eine ſehr erwünſchte Ausſchmückung erlauchter Tage einer liebenswürdigen Pilgerin am Rhein; und der „goldene Muſikant*)" ſtand da als ein erwünſchtes „Apropos" bei dem Enſemble von Feſtivitäten und

---

*) So nannte das Landvolk die Beethoven-Statue.

Feierlichkeiten, die an dem grünen Strome auf und ab zogen, und das ganze Beethoven-Feſt wurde ausgeſtopft zu einem ſehr irdiſchen Huldigungs-Gelegenheits-Aufzuge!!

Ach und Krach!

Während dem aber, daß um ſein Erzbild in Bonn wogte und rauſchte die große Menge, die mehr kamen um die Schleppen der engliſchen Roben zu bewundern, als um dem todten Meiſter eine Thräne zu weihen, während nach Bonn zogen die Legionen von Muſikanten und Componiſten, die jetzt ihre Namen zuerſt in der „Augsburger allg. Zeitung" paradiren ſahen; während dort der kleinliche Neid und die Zwieſpalte der deutſchen Virtuoſen ſich balgten um Cantate und Piano und Violine; während dem zogen hier in Wien beim ſtillen Sternenſchein einige wahre Verehrer Beethovens hinaus nach dem Währinger Friedhof, wo der Unſterbliche ruht, und legten einige einſame Blumen auf ſein einfaches Grab, und gönnten ihm die Ruhe da im Gegenſatze zur Bonner Unruhe!

Ach

Und Lißt? Und Doctor, Ritter, Hofcapellmeiſter Lißt?

Und zu Lißt ſprach Beethovens Schatten: „Varus, gibt mir meine Symphonien wieder!" Lißt, der „edle, wilde, tolle, wahre Derwiſch" unter den Virtuoſen, Lißt, „der letzte Ritter des Pianos," Lißt, der einzige Künſtler unter den Claviervirtuoſen, Lißt, der einzige geiſtreiche Menſch unter den Virtuoſen-Maſchinen, Lißt, die ritterliche Blume im großen Virtuoſen-Kreuzzuge, Lißt, „der all' dies Herrliche vollendet, den rührt es nicht!“ denn er dachte nicht im voraus an all' die Zerſplitterung, an all' die kleinlichen Kleinlichkeiten des Muſikanten-Metiers, an all' die erbärmliche Zunftmeiſterei des Virtuoſenthums!

Ach! Ach!

Lißt vergaß, daß er viel zu viel Genie iſt, um nicht vom Handwerk ſcheel angeſehen zu werden!

Krach!

Bei dieſem Feſte wollte ein gewiſſer Theil durchaus Spohr zum Gegenkaiſer Lißts erheben, und es iſt doch ſo durchaus zweierlei: Spohr und Lißt! Niemand wird dem coloſſalen Verdienſte Spohrs nahe treten wollen, aber wenn ein gewiſſer Kreis von Virtuoſen und Componiſten ſich um Spohr ſchaaren, um ihn auf Koſten Lißts auf den Schild zu heben, ſo iſt das etwas thöricht! denn Spohr und Lißt ſind durchaus zwei ganz verſchiedene, nicht nur Naturen, ſondern auch verſchiedene Gegenſtände! Und dann wird es Niemanden entgehen, daß jene Bannerführer Spohrs ihn nur deshalb con amore hochheben, weil ſein Ruhm der Vergangenheit angehört, weil ſein Ruhm wie der eines Todten mit ihnen und ihrem enghalſigen Leben nicht mehr concurrirt; Lißt aber lebt, ſein Ruhm iſt ein lebender, ſein Wirken iſt ein lebendiges, ſeine Erſcheinung wirkt auf die Gegenwart der Kunſt ein, er iſt noch ein Schwimmer und Ringer auf den Wogen desſelben Meeres, in welchem ſie theils unbeachtet, theils kaum beachtet mit fort treiben. Hinc illæ lacrymæ!

Spohrs wohlverdiente Lorbeern hat die vorige Generation gewunden, gegen dieſe hat das kranke Virtuoſenthum nichts, ſie wollen ſelbſt ja keine Lorbeern von der vorigen Generation; Lißts Lorbeern aber windet die jetzige Generation, ja ſie macht ſogar Miene, ſie noch immer fort zu flechten, und dieſe Lorbeern ſind es, auf welche das ganze Heer der Virtuoſen und Componiſten vollen Anſpruch macht, und darum müſſen ſie Lißt aus den flatternden Locken gezogen werden!

Krach!

Und ſo endeten die mit Muſik ausgeſtopften Tage zu Bonn! Eine große Erwartung auslaufend in eine kleine Erfüllung! Beethovens gewaltige Tonmaſſen klanglos verhallend vor dem Nachklang von rule Britannia! Lißts und Deutſchlands große Muſik-Capelle erdrückt von dem Prunke und Lärm von — Capellen!

Ach und Krach!

Ach, Herr Dr. Lißt, wenn Sie die Beethoven-Feier würdig feiern wollten, ſo hätten Sie eine andere, eine ſtille, eine feierliche Zeit wählen ſollen, eine deutſche Zeit, den rauhen Winter mit dem deutſchen

Schnee-Wolfspelze, mit den ungebahnten Wegen, mit dem nachdenklichen, trüben, deutſchen Himmel; Sie hätten einen Decembertag wählen ſollen, wo der Nordwind durch die Fenſter bläſt, und wo die deutſchen Gemüther auf der Bärenhaut liegen; eine Zeit, wo das Feſt ein wirkliches Beethoven-Feſt geweſen wäre, und nicht ein „europäiſcher Beluſtigungs-Abſtecher“ in der Wander-Zeit am Rhein; nicht in einem Moment, wo das Volk den Apoll im Stiche läßt, um einem engliſchen Kutſcher nachzuziehen; nicht in einer Zeit, wo Bonn blos zu einem Rendezvous der faſhionablen Welt wurde, einer Welt, welche zehn Beethovens laufen läßt, um eine Gala-Uniform angaffen zu können; nicht in einer Zeit, wo jeder Rheinlachs zum Delphin wird, der einen beinausgegrätſchten Engländer nach Bonn brachte, damit er ſage: „Indeed a very fine country, the Beethovens-Feſt-country;“ nicht zu einer Zeit, wo alle Weinreiſenden ihre Schläuche mit Rüdesheimer Wein und Bonner Anecdoten füllen; nicht zu einer Zeit, wo der Ernſt des Momentes in dem Zauber eines Feuerwerks aufgeht, und wo die Feierlichkeit des Gegenſtandes bei der Maſſe von dem Anblick einer glänzenden Pirutſchade erdrückt wird! Nicht ein ſolcher Moment war zu dieſem Feſte paſſend, nicht ein Moment, wo das große Publicum fortrennt aus dem Schiff der Kirche, um in die beflaggten Schiffchen zu ſtürzen und Queue zu machen an einer vivatrufenden Volkesſchleppe! Sie mußten eine Winterzeit wählen, wo die wahren Verehrer Beethovens durch Schnee und Geſtöber kommen, halb erfroren für die gute Sache, durch nichts gewärmt als durch den Gedanken an den unſterblichen Meiſter; wo die Jünger und Anbeter der göttlichen Muſica, in Wildſchuren gehüllt, anherziehen von Oſt und Süd und Weſt, wo nicht müßige und vornehme Welt blos „Amuſement" und „passe le temps" zu genießen kömmt, da, dann, im tiefen Winter, wenn auf den Dampfern nicht alle Roués aus den Spielhöhlen von Baden-Baden, Wiesbaden, Homburg kommen, um frivole Zerſtreuung zu ſuchen; dann, im tiefen Winter, wenn nicht aus allen Reſidenzen und Reſidenzchen jeder Concertſeſſel-Arrangirer nach Bonn geht, und ſich ſelbſt als einen „Deputirten der Reſidenz" gerirt; dann, im tiefen Winter, wenn Jules Janin nicht aus dem Foulardſchlafrock kriecht, weil er weiß, daß Bonn der höchſte Punkt im nördlichen Deutſchland iſt, dort, wo der Teutoburger Wald die Ufer der Nordſee beſchattet, und daß im December die großen Wölfe die Soli heulen, dann, dann, umgeben von echten Deutſchen, von wahren Muſikgeiſtern, von unaffectirten Gönnern und Kennern Beethoven'ſcher Muſik, in Caputröcken und groben Mänteln, im Kreiſe armer Capellmeiſter, in den geſchloſſenen Bänken von deutſchen Cantoren und Orgeltretern, im kleinen Vereine von kunſtdurchglühten, wahrhaft durchdrungenen Jüngern des großen Schläfers im Währinger Kirchhofe, dann hätte eine Feier Statt finden ſollen zu Ehren des unſterblichen Meiſters, aber nicht zur Ergötzung der herbeiſtrömenden Müßigfahrer und Müßig-Reiter; zur Verherrlichung der himmliſchen, reinen, claſſiſchen Muſik und nicht zur Programm-Verzierung einer flotten Mitſommertagsreiſe; zur Freude und zur Seelenluſt der wahren Kunſtgeiſter und Kunſtjünger, und nicht zur Speculation von Beethovens Zahnſtocher-, und Beethovens Pianos-, und Beethovens Späne-, und Beethovens Papier-Nachlaßinhaber —, die das Feſt zum Schacherplatze für Curioſitätenſammler machten!

Ach und Krach!

Und nun die großen Nachwehen dieſes Feſtes! Die Berichte alle in den Zeitungen, vom Jules Janin mit ſeinen Irrthümern, bis zur „Augsburger allgemeinen Zeitung" mit ihren Dummheiten; von der „Times" bis zum „Hans Jörgel," und dann all' die Gedichte und das gewiß nicht ausbleibende „Beethovenfeſt-Album-Gebumbamel," und all' das Geerzähle und Lügen und Aufſchneiden und fade Raiſonniren von all' den tauſend Muſikleuten des kleinen Muſik-Viehſtandes, die alle nach Bonn gingen, um, wie jener Berliner von der Schlacht, erzählen zu können: „Doch da jeweſen und im Jraben jelegen!"

Ach, ach, in's Unendliche ach!

* * *

Dumme Briefe, Bilder und Chargen aus meinem Reiſe-Album.

An Ferdinand Freiligrath in St. Goar.

Unſere gegenſeitigen Begrüßungen à la Mufti, Sie „auf hohem Balkone,“ in dem lieben Häuschen, dem die ſmaragdnen Fluten des Rheins den Fuß waſchen, und ich auf dem Verdecke des Dampfers, der mich aus dem reizenden St. Goar entführte, gaben dem verſammelten Paſſagiervolke der „Königin“ nicht wenig Stoff zum Lachen. Sie glaubten zuerſt, wir wären zwei Narren, allein der Capitän ſagte ihnen, wir wären zwei Poeten, und nun wußten ſie nicht, ob ſie ſich in ihrer erſten Muthmaßung geirrt hätten, oder nicht!

Lange ſtand ich ſinnend, und ſah in das Theater der Berge und Thäler, und meine Grüße und ſtille Gedanken zogen wie Möven auf dem Waſſerſpiegel noch zu Ihnen hin, und die ſchönen, geiſtreichliebenswürdigen Stunden, die ich bei Ihnen und in der Mitte der Ihrigen lebte, ſtreckten ihre grünen Arme noch aus den Fluten zu mir empor, und die inhaltvollen Tage bei Ihnen ſchwammen mit ihren friſchen

Leibern wie Delphine um das Boot, gleichſam als wollten ſie den Scheidenden, der zwar nicht

„Goldbeladen
Von Levant's Geſtaden“

heimſchiffte, zurücktragen an das Freiligrath'ſche Ufer!

Es war ein Göttermorgen! Sie ſelbſt ſahen noch die große Wolkenſchlacht am Himmel, wie die ſchwarzen Huſaren der Wolkenmaſſen über den „Rheinſtein“ ſich in Schlachtordnung aufſtellten, und ein Wolken-Goliath daſtand, und dräuend niederſah, und wie aus dem öſtlichen Purpurzelt der junge Held: der Tag, wie ein David heraustrat, gepanzert mit Licht und Strahlenpfeile werfend, und wie der junge Sieger die ſchwarzen Feinde mit flammendem Geſchoß anfiel, daß ſie auseinander ſtoben und auf der Flucht ſich hinabſtürzten in das Geklüfte der Berge, und im Entfliehen donnernd zurückgrollten, und wie der Sieger Tag immer weiter vorrückte auf das blaue Kampffeld des Himmels, und das entfliehende Gewölk endlich die weißen, zerflatternden Fahnen ausſteckte und der Sieger einherzog mit Licht und Milde!

Ich grüße Dich, Du grüner Strom,
Ich grüße Dich, o Rhein,
Dich Nachtgewölk, Dich Ufergrün,
Dich, güld'ner Morgenſchein!

Ich ſtehe hier, erquickt und friſch,
Und ſchaue hin zum Strand,
Da pranget reich ein Weihnachtstiſch,
Beſcheert von Gottes Hand!

Und Berg an Berg, gleich Mann an Mann,
Sie halten Wacht und Wehr,
Daß ſchwüle Luft nicht zu mir kann
Vom flachen Lande her!

Sie heben hoch das freie Haupt,
Um das der friſche Wald,
Von Blättern dicht und vollbelaubt,
Gleich reichen Locken wallt!

Ihr Nacken, friſches Felſenmark,
Hat ſich noch nie gebeugt,
Wie auch der Sturm, gar wild und ſtark,
Das ſtarre Haupt umfleugt!

Die Schultern keck und frei und nackt!
In hohler Hand ein Strom!
Die Rippen ſteil und felsgezackt,
Als Weg zum Himmelsdom!

So grüß' ich, Tag, Dich, jenen Held,
Gewappnet rings mit Licht,
Der dort aus Oſten's Purpurzelt
In gold'ner Rüſtung bricht!

Und ſo wie dort die Wolkenburg
Entfliehend rückwärts ſchaut,
Erglüht am Mund des freien Sturm's,
Die Erde, ſeine Braut!

Nach kurzer Zeit kam ich an unſerm Boppard *) vorüber; Sie wiſſen, warum ich es unſer Boppard nenne, allein, Sie ahnen nicht, daß ich es gerne auch mein Boppard nenne, — es gibt Fügungen, Ahnungen,

---

*) Boppard am Rhein.

Zuſammentreffungen, das Schickſal braut Salben, bevor es Wunden ſchlägt, der Himmel rüſtet eher ſeine Troſtesengel aus, bevor er die Würgengel ausſendet, und die gütige Vorſehung legt früher Baumwolle und weiche Seide auf die Stelle, die ſpäter den ſchmerzlichen Stoß erhalten ſoll. — Doch das ſollen Sie Nächſtens erfahren.

Weil ich gerade von Boppard ſpreche, haben Sie geleſen, mit welchem komiſchen Artikel über unſere gemeinſchaftliche Rheinreiſe der Herloßſohn'ſche „Morgenſtern“ ſein erſtes Licht leuchten ließ? Da leſen Sie unter der Rubrik: „Schriftſteller auf Reiſen“ Folgendes:

„Auf einem und demſelben Dampfboote von Köln nach Düſſeldorf befanden ſich vor ein paar Wochen: Saphir, Freiligrath, Walesrode und Levin Schücking. Saphir war ſehr verſtimmt, ſehr wortkarg, er ſchien auch körperlich leidend. Deſto aufgeweckter war dagegen Walesrode, der immerwährend einen Zuhörerkreis um ſich verſammelt hatte, den er mit wohlklingendem Organ und gutgeſetzter Rede unterhielt. Freiligrath hielt in der rechten Hand eine Flaſche Rheinwein, in der linken einen grünen Römer. Vor jedem Glaſe ſchüttete er einen Tropfen über Bord in des Stromes grünliche Flut, verharrte ſchweigſam und blickte oft träumeriſch nach den Bergen und Schlöſſern am Ufer, bis „die Augen ihm thäten ſinken.“ Schücking kam nie auf's Verdeck, ſondern hielt ſich fortwährend in der Reſtauration, oder vielmehr in der Küche auf. Er ſchien mit Eifer und Beobachtungsgabe die Zubereitung der Speiſen zu ſtudiren. Alle vier geiſtreichen Männer waren ſtets iſolirt, nur einmal ſah man ſie in einer Gruppe beiſammen ſtehen und eine Schaar Gänſe betrachten, die mit großem Geſchrei in einem Dorfe aufflog und ſich in den Rhein ſtürzte. Vielleicht fürchteten dieſe für ihre Federn. Es war übrigens ſo, als fühlte ſich jeder der gedachten Schriftſteller durch den andern genirt."

Iſt das nicht ſehr amüſant? Sie haben gewiß ſehr gelächelt, als Sie das laſen.

Glauben Sie ja nicht, daß Freund Herloßſohn damit etwas Böſes meinte oder beabſichtigte, nein, der Artikel enthält einige intereſſante Namen, natürlich, mit Ausnahme des meinigen, es iſt ein „coulanter Journal-Artikel," das iſt mehr als genug, um ihn aufzunehmen, das iſt „ſo Herrenrecht zu Arras" und zu Redactions-Hauſen!

Und warum nicht ein Bischen unſchuldige Malice? „Der Morgenſtern" heißt ja auch „Lucifer"!

Gewiß betrachtete es Herloßſohn von der jokoſen Seite; es iſt ja auch nichts Unrechtes darin, blos Unwahres, und das kann der Redacteur nicht wiſſen.

Es iſt ſchon an und für ſich drollig, daß der Mann uns von „Köln nach Düſſeldorf" fahren läßt, eine Fahrt, die wir nie zuſammen gemacht haben.

Sie erinnern ſich, daß wir einige Male von St. Goar nach Boppard, — nach Boppard
„muß es mich denn ewig mahnen?!“ —
und zurück machten.

Und wer war da? Auch das weiß der „Mann im Morgenſtern“ nicht!

Sie waren da, und noch eine liebenswürdige, geiſtreiche Frau, die zu nennen mir Ihre Beſcheidenheit verbietet! Denn Sie wiſſen, was ich Ihnen geſagt habe: „Die Frauen gehören zu den Talenten der Männer!“ Eine liebenswürdige, eine geiſtreiche, eine zärtliche Frau iſt ein geiſtreiches, liebenswürdiges Talent des Mannes!

Glauben Sie mir ſicher, lieber Freiligrath, das: „Wer ein holdes Weib errungen“ iſt die Folge vom Talente des Mannes; es gehört zum Heiraten nicht nur Glück, ſondern auch Talent; zeigen Sie mir die Frau eines Mannes und ich werde ſein Talent beurtheilen! Leider aber gibt es oft gemißbrauchte, zugrundegegangene Talente!

Alſo Sie waren da mit Ihrem angebornen und mit Ihrem angetrauten Talente und Lewin Schücking mit ſeinem eimahlen Talente in Spe, mit Fräulein Louiſe von G., die, wie er mir neulich ſchrieb, nun auch ſchon ſeine zweite Talenthälfte iſt; und wer war noch da, den der „Mann im Morgenſtern“ nicht ſah? „Alpin, der Sänger ſüßer Lieder,“ der Schwärmer für die „weiße Schweizer Roſe:“ Emanuel

Seidel war mit uns; und wir ſaßen ſo recht traulich und herzlich beiſammen und ſchwatzten und beredeten und belachten ſo manches und ſo mancherlei, und Ernſt und Scherz wechſelte, geſtaltete ſich wunderſam abwechſelnd in unſerer Unterhaltung, und der „Mann im Morgenſtern“ meint, wir hätten uns Einer durch den Andern genirt gefühlt! Es ſcheint, wenn der „Mann im Morgenſtern“ da geweſen wäre, wir hätten uns von ihm gar nicht genirt gefühlt!

Und ich, ich ſoll verſtimmt geweſen ſein! Ich bitte Sie, erinnern Sie ſich an unſer „unſterbliches Gelächter“ vor dem Bopparder Gaſthof, wo ich den Hühnern eine Rede hielt und ſechs Fremde von ihren Stühlen herunterredete, damit wir unſere müden irdiſchen Ueberreſte zur Ruhe ſetzen konnten! Erinnern Sie ſich unſerer improviſirten Reden und Verſe an die Rheinlachſe und an die verſchiedenen Mid-Shipmen!

Sie werden ſich auch erinnern, daß wir gar nicht wußten, daß Walesrode da iſt, bis er ſelbſt zu mir kam und ich ihn Ihnen dann vorſtellte. Ich machte die unſchuldige Bemerkung, daß die Geſtaltung ſeines Mundes etwas blattläſternes hat. Er ſprach übrigens ſehr wenig und hatte nie einen Zuhörerkreis um ſich. Doch genug von dem etwas mattgebackenen Spaß des „Mannes im Morgenſtern.“

Dr. Herloßſohn iſt Mann und Talent genug, um aus ſeinem „Morgenſtern“ andere Lichter ausgehen zu laſſen, welche die Sachen und Menſchen aus einem minder ſcurrilen Standpunkt beleuchten mögen.

Wiſſen Sie, daß ich Sie abconterfeit habe? Geiſtig heißt das. Sie und Lewin Schücking und Emanuel Geibel, und zwar zu Bildern für meinen „Humoriſten!“ Nicht in Oel und auch nicht in Eſſig, ſondern in Tinte; nun Ihr ſollt es leſen und ausrufen: „So ſind wir!“ aber Alles in Liebe und Treue, alſo nicht gebebt, bloß gezittert!

Der Geier Herbſt hat ſeine düſtern Schwingen über unſer Wien gelegt, und ich dürfte dem ſchießenden Habicht Frühling entgegen, um auf ſeinen ausgeſpreizten, weithinſegelnden Flügeln aus dieſem Dachs- und Biberbau herauszukommen und mich kopflings in die Rheingegend zu ſtürzen, nach St. Goar, nach Boppard! Nach Boppard!

Ich kann nur in Räthſeln beichten! Aber ich werde es Ihnen nie vergeſſen, daß Sie in Boppard Lewin Schücking allein den bewußten Weg machen ließen! Ich ſagte es Ihnen ja, als wir unſere Abſchiedsbücklinge beendigt hatten, wickelte ich mich in mich und in meinen Mantel ein und ballte mich in mir feſt zuſammen. Nach und nach kroch ich aus mir heraus, und ich that wohl daran!

Waren Sie je in Trier? Gewiß! Nun gut, ſo ſatteln Sie Ihr ſchönes Lied, ein Lied, wie es ſo oft aus Ihrer herrlichen Phantaſie kam, und dieſes Lied ſchmücken Sie mit aller Glut Ihres Orients, und mildern dieſe Glut mit den Abendlüften, wie ſie vom Loreleifelſen in die grüne Thalſchale herabfließen, und begeben ſich ſchnurſtracks nach den beſcheidenern ſanften und idylliſchen Ufern der Moſel, und wie Sie „Rolandsecks“ guter Genius wurden, ſo werden Sie es den Trümmern des Schloſſes B*****, und ſchlagen Sie mit der Zaubergerte Ihres Liedes an das in grünen Lichtern ſchwimmende Thor, und es wird Ihnen entgegentreten ein demüthig züchtiglich Gebild, gehüllt in die eigene Sittſamkeit, wie Diana aus ihrem Jagdgebiet, und in der tiefen blauen Fluth des Auges das Stiftszelt des Frauen-Herzens — doch, ich höre Sie ſagen, „Unſer Jubelgreis*) ſchwärmt!“ Alſo genug davon, und wenn Sie neugierig ſind, wie Trier und Boppard zuſammenhängen, ſo laſſen Sie dieſen Brief nur in Boppard leſen und man wird's Ihnen ſagen.

Aber Alles hat ſein Ende, die Rheinfahrt ging auch zu Ende; die Erſcheinung war dahin, ich aber ſann noch lange nach, und fühlte mich froh und wehmüthig.

Und wem die Bruſt nicht Lieder rauſcht,
Dem kann das nicht geſcheh'n,
Wer nie den eig'nen Sang belauſcht,
Der wird das nicht verſteh'n;

---

*) Bei einem Feſte, welches mir Freiligrath auf der Ruine „die Katze“ gab, gab ein Gelegenheits-Scherz Veranlaſſung, daß mir von ihm, von Schücking, Geibel u. ſ. w. der Name „Jubelgreis“ für jenen Abend beigelegt wurde.

Den ſetzet Gott nur ſo beim Zoll
  Des ſchönen Daſeins hin,
Daß viel bei ihm vorüber ſoll,
  Doch nichts zu eigen ſein!

Der Dichter nur ſpannt aus ſein Lied,
  Ein Netz um alle Welt,
Daß Alles, was vorüberzieht,
  In ſeine Lieder fällt!

So ſpinn' ich auch aus Nacht und Leid
  Gar ſüße Liederluſt,
Wenn mir in trauter Einſamkeit
  Von Tönen ſchwillt die Bruſt!

Klingt herzzerreißend auch mein Lied,
  Bringt's Troſt mir doch anitzt,
Denn auch das Lied der Nachtigall,
  Die kleine Bruſt zerſchlitz';

Doch weiß ſie ſich noch liederreich,
  Singt gern die Bruſt ſich wund.
Denn Liederſchmerz iſt ſüß und weich,
  Und Liederweh geſund!

Tauſend Grüße und tauſend gute Nacht an die edle Bewohnerin des Uferhäuschens in St. Goar, vom „jungen Jubelgreiſe," und nächſtens mehr.

* * *

Die Myſtification.

Es war in Berlin: in Berlin, zur Zeit, als das Königſtädter Theater unter den dritthalb Stämmen von den zwölf Stämmen Israels ſtand, und die Sonntag den Schabbes ausmachte. Es war zur Zeit der „alten Garde,“ zur Zeit, wo Carl Schall, der Breslauer Vers-Canditor, eine „gold'ne Preisfeder“ gewann, welche die „Mittwochs-Geſellſchaft“ austheilte, und zwar, weil er das beſte Gedicht ſchrieb, in welchem „beſten Gedichte“ die Zeilen an die Sonntag:

„Sie, die die Töne ſäuſelte,
Wie Zuckerplätzchen ſträuſelte!“

die beſten waren; zur Zeit, als mir von Leipzig der Orden „der Roſe“ für die „Rosa badensis“ Amalia Neumann zugeſchickt wurde; zur Zeit, als der kleine Dichter Angely mich verklagte, daß ich mich geäußert hätte, ich wollte ihn umbringen, und ich nichts anders zu Protokoll gab, als die Worte: „Meine Herren, ſeh' ich aus wie ein Kindermörder?“

Zu jener Zeit war es, wo ganz Berlin von der wichtigen Frage abſorbirt wurde, ob der „Taſchenſpieler Habitt aus Moskau,“ oder der „Zauberer

Bosco" die gebratenen Hühner täuſchender wieder lebendig werden laſſen; zu jener Zeit war ich ſchon noch immer verliebt, denn ein Poet muß zu jeder Zeit eine Liebe und eine Liebſchaft haben, die Eine für's Herz, die Andere für den Schmerz, für den Gedichtſchmerz, für die gereimten, gepreßten und gedruckten Seufzer! Ich war um fünfzehn Jahre jünger, und alſo geſcheidter, denn die verliebten Herzen und die Crocodille werden im Alter immer ſtärker und verſchlingen immer mehr, ich war alſo auch geſcheidter, d. h., ich betrachtete jeden Liebesanfang, wie Talleyrand ſagt, als „le commencement de la fin." Dazumal wußte ich ſogleich, wenn ſie nicht zum Rendezvous kam, und dann ſchrieb: „Heftiges Zahnweh" — oder: „Ein unvorhergeſehener Beſuch," oder: „Die Mutter ging nicht aus" u. ſ. w., da wußte ich gleich, daß ihre Liebe zu wackeln anfing; und wenn ich vergebens auf Briefe von „der Holden," von „der Einzigen" wartete, und es dann hieß: „Unbegreiflich! ich ſchrieb Dir ſechs Briefe!" oder: „Ich ſchnitt mich in den Finger" u. ſ. w., da begriff ich das Unbegreifliche bald, und ſagte mir wieder: „C'est le commencement de la fin!"

Zu jener Zeit alſo, wo

„Kraft der Lorbeern, die mein Haupt umrauſchten,
Kraft der Leier, die ich rühmlich ſchlug!"

mein Herz in jedem Frauenantlitz eine gute Priſe ſah, kam ich eines Abends nach Hauſe, und fand ein zierliches, duftendes „Brieſchen auf Seidenpapier, berändert mit goldenen Kanten“ vor, in welchem mit zierlicher Hand gekritzelt ſtand: „Eine Dame, von Ihren literariſchen Talenten und Ihrer Liebenswürdigkeit entzückt, wünſcht Sie morgen Abends im Königſtädter Theater zu ſehen. Geben Sie gut auf das morgen Abend zu gebende Stück Acht, bei einer gewiſſen bezüglichen Stelle werden Sie ein Zeichen erhalten, und erfahren, wer Sie zu ſehen wünſcht.“

Der Leſer fragt, welchen Eindruck dieſes Billet auf mich machte? Gar keinen. Ich war entſchloſſen, hinzugehen. Ich dachte mir: „Es kann auch eine Myſtification ſein!“ Allein, da in meiner Praxis immer von ſechs ſolchen Zuſtellungen drei oder vier keine Myſtification waren, ſo ſetzte ich mich der Gefahr aus, auch einmal myſtificirt zu werden. Und ich glaube, die Männer alle würden im gleichen Falle eben ſo handeln.

Und was heißt das, eine Myſtification? Ein naſeweiſes Bürſchchen, oder eine müßiggängeriſche Mamſell, oder eine gelangweilte Witwe führen den Plan aus, den und den zu myſtificiren! Was liegt daran? Den Spaß kann man immer mitmachen, mit allen möglichen Vorſichten, das verſteht ſich.

Ich beſah das Brieſchen, ich las es, es war nicht romantiſch, das gefiel mir! Wer romantiſch ſchreibt, liebt nicht. Ich bin viel mit Liebe heimgeſucht worden, ich habe mir oft einreden laſſen, man liebe mich, denn ein Poet iſt ein Narr von Rechtswegen, ich habe eine Collection von romantiſchen, poetiſchen, ſäuſelnden, flüſternden, girrenden, hochtrabenden, ſturmlaufenden, zerfließenden und dahinſchmelzenden Liebesbriefen. Allein ich beſitze nur einen einzigen, der ganz einfach, ja, ſo zu ſagen, ganz unbedeutend in Hinſicht des Styles iſt, und es iſt doch mehr wahre Liebe darinnen, als in allen Geſängen Sappho's, Corinna's, Petrarka's, Schiller's und Goethe's. Sie ſchreibt:

„Biſt Du hier, in ***, ſo kann ich mir alle Augenblicke denken, wo Du biſt, jetzt gehſt Du in *** ſpazieren, jetzt biſt Du bei ***, jetzt ſpeiſeſt Du bei *** u. ſ. w.; biſt Du aber nicht hier, biſt Du aber, wie jetzt, in ***, da werde ich verwirrt, dort iſt mir Alles fremd, ich kenne nicht Land, nicht Leute, ich kann mir keine Vorſtellung machen, wo und mit wem Du biſt, und das genirt mich im Denken an Dich."

Wahrlich, die glühendſten Tropen des Orients, die weichſten Lieder Heine's, die zarteſten Blüten Bettina's reichen an heiliger Einfalt und Herzinnigkeit des Liebelebens nicht an dieſe ſüßen, wunderſüßen Zeilen.

Wienerinnen, ſeid ſtolz, die Schreiberin war Eure Mitbürgerin!

Alſo, der andere Tag kam, die Theaterzettel kamen auch. „Königliches Schauſpielhaus: „Dienſtpflicht,“ Herr Gasner als Gaſt.“ — „Königſtädter Theater; „Die blühende und verblühte Jungfrau,“ Luſtſpiel von Jul. v. Voß.“

Ich hatte das Stück bei der erſten Aufführung geſehen, und es langweilte mich entſetzlich. Es war nicht zu verkennen, daß es vom Vater des „Magiſter Lämmermeyer“ herrührte. Man muß Julius von Voß gekannt haben, wie ich, man muß im „Voigtlande“ bei ihm geweſen ſein, man muß dieſe Stube ohne Dach und Fußboden, dieſen Tiſch ohne Füße und Decke, dieſes Bett ohne Geſtell und Bettzeug geſehen haben, und ihn dazu, um zu begreifen, wie eine allerdings talentirte Dichternatur einen ſolchen Steckbrief wie „Magiſter Lämmermeyer“ ſchreiben, wie er ihn in die Welt ſenden konnte!

Es war eine harte Prüfung! dieſes Stück noch ein Mal zu ſehen! aufmerkſam ſein zu müſſen, um bei einer bezüglichen Stelle ein Zeichen zu erhalten! „Schweres haſt Du mir beſchieden, pythiſcher, Du arger Gott!“

Der Abend kam, ich ließ mir eine Loge holen, und eine halbe Stunde vor dem Anfange ſaß ich ſchon im Königſtädter Theater.

Ich muſterte das Parterre, die Logen, das Parquet, jedes Häubchen, jeder Hut konnte ja die Reizende umſchließen, denn reizend mußte ſie ſein! Wie denn anders! Allein ich fand, außer einigen neugierigen Blicken, die blos dem Redacteur der „Schnellpoſt" und des „Couriers" galten, keinen Blick mit obligaten Beziehungen, keinen Blick mit Seitenbeſchlägen, keinen Blick mit Ober- und Untergewehr, kurz, keinen Blick für mich. „Alles hatte ſeinen Herrn!"

Das Stück begann, all' mein Lebtag hatte ich nicht ſo aufmerkſam zugehört, keine Sylbe entging mir! In den Zwiſchenacten ließ ich wieder das ganze weibliche Zuſchauerperſonal die Revue paſſiren; nirgends die leiſeſte, entfernteſte Spur eines Rendezvous.

Der letzte Act begann. Mit erneuter Aufmerkſamkeit verfolgte ich den Lauf des Stückes, lauſchte auf jedes Wort, ob nicht doch endlich das Zeichen käme; nichts, Alles vergebens!

Das Stück war zu Ende, weder eine Beziehung konnte ich herausfinden, noch viel weniger kam ein Zeichen.

Das Theater war zu Ende, ich hüllte mich in meinen Mantel und in mein gefopptes Bewußtſein, verweilte einige Augenblicke am Ausgange. Da kam Julius von Voß auf mich zu:

„Guten Abend, Herr Saphir! Sie wieder bei meinem Stücke? Viel Ehre für mich!" Ich lächelte weinſäuerlich und ſagte: „Mich intereſſirt es beſonders!" Voß machte ſein bekanntes Voigtländer Kratzbürſtengeſicht und ſagte: „Sehen Sie, Herr Saphir, nach der erſten Vorſtellung dieſes Stückes ſagten Sie, man brächte Sie um keinen Preis mehr dazu, dieſen

Unſinn noch ein Mal anzuhören, ich habe Sie mit einigen anonymen Zeilen dazu gebracht; gute Nacht, Herr Saphir!“ Sagt's, lachte und ging; ich ſagte nichts als: „Auch gut!“ und ging hundert Auſtern eſſen. Nichtsdeſtoweniger werden noch immer anonyme Rendezvous von mir reſpectirt, avis à la lectrice!

◆

Sonnabend-Gedanken aus meinem Fußteppich.

Alle Sonnabend Abends wird der Fußteppich bei meinem Schreibtiſch ausgeſtaubt und gelüftet, da findet mein Bedienter ſo manchmal Gedanken, die mir beim Schreiben unter den Tiſch gefallen, und am Teppich hängen geblieben ſind. Ich habe ſie ihm wieder abgekauft, und ihm die Erlaubniß ertheilt, dann und wann ſeine Gedanken über meine Gedanken zu haben, und ſie in meinem Blatte mit abzudrucken. Es iſt nicht das erſte Mal, daß ſein Bedienter beſſere Gedanken hat, als ſein Herr. Er heißt Joſef Hilbert und iſt einer der eifrigſten — Leſer des „Humoriſten;“ pränumeriren aber will er nicht; ich führe das als einen Beweis an, daß er zuweilen ganz gute Gedanken hat.

Ich werde nun dem Leſer dieſ: meine eigenen, aus zweiter Hand wieder an mich gekauften, „Fußteppich-Gedanken“ dann und wann mit den Gedanken meines Bedienten mittheilen, bemerke aber dabei ganz beſcheiden, daß dieſe Gedanken ſchon mit Füßen getreten worden ſind, und dann erſt ausgeklopft, auch haben ſie ſich bereits aus dem Staube gemacht! Alſo Nachſicht! Bitte! bitte!

— Es gibt Menſchen, die nie einen guten Gedanken haben, die ſind glücklich, denn ihnen geht kein guter Gedanke verloren!

— Jeder Arzt liebt — ſeinen erſten Patienten, das iſt eine Liebe bis in — den Tod!

— Der Menſch befindet ſich nur da wohl, wo er nicht iſt.

(Mein gnädiger Herr hat doch zuweilen recht dumme Gedanken! Was heißt nun wieder dieſer Gedanke? Eben ſo gut könnte man ſagen: „Dem Leſer gefällt eigentlich nur das, was er nicht lieſ't! oder: Der Herr, der gar keinen Bedienten hat, der iſt am beſten bedient!“)

— Wer donnern will, muß ein ganzer Kerl ſein, dumme Menſchen ſollen ſich mit dem Donnern nicht befaſſen. Jupiter hat wohl Donner-Pferde, aber keine Donner-Eſel.

— Wenn ich im Sommer durch unſere herrlichen Gebirgsgegenden reiſe und höre, wie die Menſchen ausrufen: „Welch' ein Paradies!“ ſo fällt mir die Bemerkung ein, daß in jedem Paradieſe vom Baume der Erkenntniß nicht gegeſſen wird.

— Jeder Strom ſtrömt jene Sprache fort, die an ſeiner Wiege tönt; die Donau ſtrömt deutſche Laute, ihre Wellen klingen deutſch, ihre Ufer werden ewig nur von deutſchen Tönen wiederklingen, ſie wird ewig nur die Pulsader der deutſchen Sprache bleiben.

— Plato ſagt: „Der Tugendhafte iſt 792 Mal ſo glücklich, als der Laſterhafte;“ ach, wie unglücklich müſſen die Laſterhaften ſein!

— Die Leidenſchaften tanzen ewig ein Ballet im menſchlichen Herzen; und wenn ſie auch nicht ſichtlich beſchäftigt ſind, ſo üben ſie ſich doch ſtets zwiſchen den Couliſſen ein!

— Wenn man im Theater, im Concert u. ſ. w. ein Frauenzimmer anſieht, ſo corrigirt es ſogleich ſich, ſeine Locken, ſeine Chemiſette, ſo nimmt es ſogleich eine General-Correctur an ſeiner Toilette vor. Es iſt dies nicht immer Gefallſucht, ſondern Mißgefall-Angſt.

— Als Aaron in der Wüſte alles Gold und Silber der ſchönen Jüdinnen einſchmolz, wurde nur ein — Kalb daraus; jetzt würde in einem ſolchen Falle ein großer goldener — Ochs daraus werden!

— Wer war der erſte Recenſent? — Eva! Sie hat den erſten Apfel heruntergeriſſen, und ſich vom erſten beſten Blatt gekleidet.

— Nur der Mann hat ein Schickſal, die Frau hat blos einen Mann oder einen Anbeter.

— Jean Paul ſagt: „Niemand hat ein Urtheil über ſeine eigene Naſe.“ Sonderbar! Und man hat ſie doch beſtändig unter den Augen! Allein, es hat Niemand ein Urtheil über ſeine eigene Naſe, aber auch nicht über ſeine Eigene, die ihn bei der Naſe herumführt! — Es hat Niemand ein Urtheil über ſeine eigene Naſeweisheit!

(Mein gnädiger Herr hat gewiß über ſeine Naſe auch kein eigenes Urtheil! Er glaubt, wenn ihm Jemand eine Gefälligkeit erzeigt, ſo thut er das ihm, dem „Menſchen,“ blos weil er eine ſo ſchöne Naſe hat! Er glaubt gewiß, er hat eine griechiſche Naſe! Wie viel Naſen hab' ich ſchon ausgekehrt, die er alle bekommen hat; er weiß ſie aber nicht zu ſchätzen!)

— Warum verlieren die Frauen ihren Namen, wenn ſie heiraten? Weil ſie dann den Mann — namenlos beglücken oder beunglücken.

— Drei Dinge ſoll man nicht thun: Ein häßliches Frauenzimmer ſoll man nicht küſſen, denn ſie rühmt ſich deſſen gewiß; — mit einem dummen Kerl ſoll man nicht zanken, denn man kann nie voraus wiſſen, wie dumm die Dummheit antwortet; — und von einem Mann, der ſelbſt Schulden hat, ſoll man ſich nichts ausleihen, denn der kann nicht verſchweigen, daß er Collegen hat!

(Ich begreife nicht, wie ſo ein geſcheidter Menſch, wie mein Herr iſt, ſo ein dummer Kerl ſein kann!)

— Die bezeichnendſte Ueberſchrift iſt wohl folgende, die ich in irgend einer Zeitung geleſen habe:

„Verſpätet.

Vorgeſtern iſt meine Frau u. ſ. w. geſtorben.“

— Jedes Frauenzimmer iſt ein Gut des Lebens; die Tugend und Eigenſchaften desſelben ſind die Revenuen dieſes Gutes, die Schönheit iſt die Roſe, die in dieſem Gute blüht; — wird aber Jemand ein Gut kaufen blos einer „Roſe“ wegen?

— Ein Ring iſt ein Sinnbild der Ewigkeit; kaum hat der Mann den Trauring am Finger, ſo ſcheint's ihm ſchon eine Ewigkeit!

— Schaut unſere geputzten Frauen an, je ſchwererer Stoff, deſto leichteres Zeug!

— Hat man ſchon Löwen geſehen, die einen Hund hetzen? Nein, aber verkehrt!

* * *

Neue Variationen über meinen alten Lißt-Enthuſiasmus.

Ich kann ſchon ein Narr werden, aber gebt mir erſt einen Gegenſtand, der werth iſt, daß man über ihn ein geſcheidter Narr wird!

Lißt iſt ein ſolcher Gegenſtand!

Am Sonntag den erſten März im Muſikvereins-Saale hat der Lißt-Blitz mich gerührt, ich bin voll Elektricität und ich ſtecke den Feder-Wetterableiter an mich ſelbſt an, damit durch ihn der Blitz in's Papier ſchlage!

Lißt iſt über mich gekommen, wie der Donner über die mattſchlummernde Pflanze, er hat mich aus meiner dumpfen Apathie aufgerüttelt, er hat meinen Geiſt herausgejubelt aus dem ledernen Futteral unſerer Alltäglichkeit!

Die Flachheit und Gemeinheit der Verhältniſſe, in die ich in letzter Zeit verſtrickt wurde, ekelten mich an! Es iſt nichts Entmuthigerendes auf der Welt, als wenn Kraft und Muth und Luſt ſich gegenüber nichts als Rohheit, Dummheit, Geſinnungsniedrigkeit findet, und die Arme hängen läßt aus Ekel an den

Widerſachern! Ich war ſo durch und durch zäh geworden, wie der Flanell in der Leibbinde eines Hyſterikers!

Ich konnte es nicht zu irgend einer Aufregung meines Geiſtes, meines Herzens bringen, ich beſuchte vergebens die offenen Tempel mit den wohlfeilen Glorioſitäten, um mich erſchüttern zu laſſen, ich blieb kalt, zäh, ich fand nichts, was mich durchzuckte, was mich emporriß! Ich ſah und hörte ſie mir an alle die Ruhmesſtatuen in den wohlfeilen Papier-Walhallen unſerer Journaliſtik, und ich fand, daß ſie ſtatt aus karrariſchem Marmor aus gutem, ſolidem, ganz hausbackenem Kräuterkäſe gemeißelt ſind!

Ich kam nach Hauſe von allen dieſen gewaltſam hinaufgeſchraubten Eintagsgötzen, und brachte nicht ein Fünkchen Erhebung, nicht den leiſeſten Nachhall von geiſtiger oder auch nur ſinnlicher Anregung mit. Das iſt Alles ſchon tauſend Mal und beſſer dageweſen, da fehlt überall das „est Deus in nobis,“ das iſt Alles ſchön, ſchöner, gut und beſſer, ja ganz gut, aber nichts Zündendes, nichts Geniales, nichts auf jener Höhe, wo der lebendige Geiſt dem Geiſte erſcheint.

Ich gönne allen dieſen vom Winde des Augenblicks in die Höhe getriebenen Ruhmballons ihr Bischen Schimmern und Gaukeln, ich finde es auch begreiflich, daß viele Tauſend und Tauſend entzückt und durchzuckt ſind, daß ſie wie Fieberkranke die bunten

Rednerblumen der Journaldecken für lebendige Geſtalten und Wahrheit halten: mich, für meine Perſon, mich laſſen alle dieſe Puppen ohne Pſyche kalt, froſtig, ſteifleinen; wie geſagt, ich rede von mir, von meiner winzigen, unbedeutenden, nichts verſtehenden Perſon.

Lißt aber kam über meine Seele, wie der Morgenſtrahl über die Memnonsſäule, ſie iſt wach geworden, ſie tönt, ſie vibrirt, ſie bebt, ſie iſt flott geworden!

Lißt iſt der Columbus des Claviers! Die Claviere waren ſchon längſt auf der Welt, aber Lißt hat entdeckt, wie man hinſchiffen muß, wie man ſeine Perus ausbeutet, wie man die wilden Taſten civiliſirt, bekehrt, wie man ſie bändigt, zu Menſchen macht!

Ich ſage nicht, Lißt iſt der erſte oder allererſte, oder der beſte oder der allerbeſte Clavierſpieler, denn keine Claſſe von Menſchen liegt jetzt ſo dicht und ſchicht vor unſerer Sehhaut, als die Clavierſpieler, ſo dicht, daß ihre Mitteltinten und Abſtufungen ineinanderfließen, und nicht zu unterſcheiden ſind. Ich ſage auch nicht, Lißt iſt der einzige Erſte, allein ich ſage: Lißt iſt der erſte Einzige auf dem Clavier!

Ich will hiemit Niemanden nahe treten, es haben mir ſchon andere große Claviervirtuoſen auch Lob abgerungen, vollverdientes Lob, allein mich mit ihrem Spiel durchgeflutet, aus meinem Gemüthe ſprühende Funken gezogen, meine Nerven aufgejubelt, den Strom meiner Empfindung über die Ufer getrieben, aus den aufgezogenen Schleuſſen meines Herzens den ſtürzenden Strom von Luſt und Taumel hervorbrechen laſſen, hat von Lißt bis Lißt Niemand als Lißt!

Ich habe Lißt gehört, deshalb hab' ich ihn noch nicht geſehen!

Man ſagt vielleicht: „auch Lißt's Spiel iſt nicht fleckenlos,“ mag ſein, die Sonne iſt auch nicht fleckenlos, aber ihr Strahl durchglüht mich, ihr Licht umflutet mich, ihr Segen umrauſcht mich, mich, die Welt, die Menſchheit, allein ihre Flecken ſind blos für die Fernröhre! Die Fleckkugel der Kritik iſt für Flecken in Wollſammt, für Flecken in Mancheſter, nicht für Flecken in der Sonne!

Lißt verhält ſich zu andern Clavierſpielern wie der lebendige Quell zu den Brunnentritonen eines Platzbrunnens! Der Trunk iſt vielleicht derſelbe, aber nur der Quell erquickt, erfriſcht, labt und durchſtrömt den Trinker!

Ich weiß, daß vielleicht mancher Muſiker von Schule, dem der „Zopf nach hinten hängt,“ an Compoſitionen und Spielweiſe Lißt's Dies und Jenes zu bemerken hätte, allein nicht allen Bäumen iſt eine Rinde gewachſen, und der Baum Genie iſt in ſeiner kühnen Kraft nicht für die zuſtutzende Scheere der Pedanterie emporgeſchoſſen!

Man vergeſſe nicht, Alles, was ein Genie in der Kunſt thut, iſt wohlgethan!

Ach, es iſt ſo leicht, ein berühmter Virtuos im Kleinen, und ſo ſchwer, ein Genie im Großen zu ſein! Ach, die vielen Sorten von Virtuoſen, die wir haben! Dieſer im Mechanismus, Jener in Fertigkeit, ein Dritter in Timbre, ein Vierter im Nachklingen ein Fünfter in Glätte und Grazie, ein Sechſter im Anſchlag, ein Siebenter in der linken Hand, ein Achter im Tauſendſappermentgehämmer u. ſ. w. Wir zweifeln auch gar nicht, daß noch Jemand kommen wird, der mit den beiden Ellenbogen ein Tremolo oder ein Tombola auf dem Piano ſpielen wird, aber das Alles macht das künſtleriſche Genie im Großen nicht, wie Liſzt eines iſt!

Ob für die Clavierſchule, überhaupt für andere Claviervirtuoſen aus Liſzt's Compoſitionen ein Vortheil erblüht, will, kann und mag ich nicht entſcheiden. Wer will ſie ſo bald nachſpielen? Aber hört ein großer Gedanke, ein origineller auf, groß und originell zu ſein, wenn ihn nur Wenige nachdenken können?

Wer hat am letzten Sonntag die „Don Juan“ Fantaſie von ihm gehört? Der hat gehört, wie ein Genie ſich an dem andern entzündet. Die Motive alle ſind ſo bekannt, ſo abgeſpielt, ſo alltäglich, ſie lagen ja da für alle Welt, ſie ſind unzählige Male variirt warden, aber was wurde aus ihnen unter dem poetiſchen Genius von Liſzt?!

Welch' ein ſüßer Cyclus von Don Juans Nachklängen, von weichen, lieblichen, zauberhaften, lyriſchen Klangfiguren!

Die Melodie „Reich mir die Hand mein Leben," iſt ja Volkseigenthum, jeder Künſtler hat ſie in der Taſche, warum iſt ſie noch unter keine Variirung zu ſo märchenhafter Innigkeit, zu ſo blütenduftiger Zartheit, zu ſo ſeelenſüßer Schalkhaftigkeit, zu ſo verlockender Liebes- und Sehnſuchts-Duftigkeit emporgeblüht, wie unter der glücklich findenden Wünſchelruthe des Lißt'ſchen Genius?

War da nicht Text und Ton, Wort und Seele, Reiz und Lockung, Widerſtand, Ergebung und der Erhörung ſüßes Vergehen? Oder ſprangen in der Melodie des „Champagnerliedes" nicht die entfeſſelten Geiſter der Luſt in farbigen Blaſen empor und warfen den Kork irdiſcher Sorgen weit in die Lüfte, und ſtiegen nicht aus dieſen Schaumblaſen die neckenden, ſeligen Kobolde des bacchantiſchen Halbtaumels?

Wenn Lißt nie etwas anderes componirt und geſpielt hätte, als ſeine „Don Juan-"Fantaſie, wäre er auch ſchon das poetiſchſte Genie ſeines Inſtrumentes!

Und dann ſein „Erlkönig," ſeine „ungariſchen Melodien," das Alles gehört, bei aller techniſchen Vollendung, bei der Beſiegung aller Schwierigkeiten, bei dem Adlerflug der Phantaſie, doch höher hinauf, als zum künſtleriſchen Kalkül, es iſt die Anſtrebung zum Kunſtidealismus, es iſt die Tonkunſt, wie ſie, als Beleberin des Wortes, die Ideale der Dichtkunſt in ſchöner Sinnlichkeit verklärt.

Der Eindruck, den Lißt jetzt neuerdings hervorbrachte, iſt nicht zu beſchreiben. Das momentane, unwillkührliche Aufſchreien der Bewunderung iſt mehr als alle „Bravo“ und „Fuora,“ das ſind die Momente, in welchem der zündende Götterfunke des Genies in die aufhorchende Seele des Hörers fällt und die Bewunderung ſich in bewußtloſen Lauten aus der Bruſt drängt.

Die elektriſche Wirkung, die Lißt hervorbrachte und ſtets hervorbringen wird, iſt Beweis, daß der Sieg des Geiſtes ein unausbleiblicher, ein allgemeiner iſt.

Was aber ſagt die Kritik? Wie geberdet ſich dieſe Sphinx, die mit dem Antlitz auf den vorgeſpreizten Klauen liegt?

Vor Allem gebe Gott dieſer alten, ehrenwerthen Dame etwas, was ſie ſo ſelten hat und doch ſo oft braucht: Geſchmack. Geſchmack iſt nach Jean Paul „die Blüte ſämmtlicher Weltverhältniſſe,“ bei der Kritik aber ſoll ſie Wurzel, Blüte und Frucht zugleich ſein, und doch mangelt den meiſten Kritikern nichts ſo ſehr als eben Geſchmack!

Das halsſtärrigſte und hartnäckigſte Volk ſind die muſikaliſchen Profeſſioniſten; ſie ſagen mit dem Bewußtſein der Pedanterie die höchſten Abgeſchmacktheiten! Die gelehrte muſikaliſche Kritik hat gar zu oft das Unglück, weder von einem Geſchmackgeſetz noch von einem äſthetiſchen Geſetz geleitet zu werden.

Grammatik und Technik ſind die zwei Pflugthiere, mit welchen ſie den kritiſchen Acker bearbeiten, aber mit dieſen zwei ſoliden, wohlbeleibten, höchſt reſpectablen Hausgeſchöpfen dringt man nicht tiefer ein, als in die oberſte Rinde, aber nie in den Charakter, in das Innere, in die Subjectivität des Ganzen.

Die „muſikaliſche Logik" allein hat noch niemals einen großen Künſtler oder Compoſiteur — empfunden, ergo nicht verſtanden, denn bei Muſik-Kritik muß der Gedanke durch das Herz in die Feder gehen.

Lißt hat ſeinen eigenen Styl und „le style c'est l'homme," er iſt originell, hoch- und reichbegabt, großartig, genial, voll Geiſt und Charakter, voll pittoresker und frappanter Eigenthümlichkeit, iſt das, sub specie æterni genommen, nicht genug, um einen großen Muſiker zu machen?!

Lißt iſt der Anfang der Poeſie im Clavierſpiele; bis jetzt hat man blos ſehr ſchätzenswerthe Proſa gehabt, gehämmerte Proſa, gehackte Proſa, geglättete Proſa, graziöſe Proſa, ariſtokratiſche Proſa, Proſa mit Trillern, Proſa à la Minute, Prosa de l'extrême gauche, verſchönte weibliche Proſa u. ſ. w., aber Lißt iſt bis jetzt der einzige Anfangspunkt der Poeſie im Clavierſpiel. Sie haben bis jetzt Alles aus dem

Clavier gemacht, Feuerſpritzen und Nußknacker' Seiltänzer und Kliſchnigge, Wagenheber und Zahnſtocher, aber nur nichts Poetiſches!

Mit Lißt fängt die Palingeneſie des Pianos an! Die alten Formen halten nicht mehr, ſie brechen mit den Seſſeln zuſammen, auf welchen ſich die Taſten-Marterer abmühen.

Lißt iſt die geiſtige Umgeſtaltung des Pianoſpiels, er fängt an, auf dem Clavier nicht nur nachzuſchaffen, ſondern ſelbſt zu dichten, es ſind poetiſche Abſpiegelungen, Abſchattungen, Entwürfe, Ergüſſe, Facetten, hie und da verſchwebender Nachhall, da und dort ein wehmüthiges Wiedertönen, ein verduftender Morgenhimmel, ein in glühenden Strahlen zerfließender Dämmerabend u. ſ. w., aber es iſt überall der Geiſt eines dichteriſchen Lebens, einer Seeleninnigkeit und Originalität, die ihn über das Reich der Formenkritik und Formentechnik weit hinaus- und hinüberrückt!

Und ſomit wollen wir Lißt genießen, ihm folgen in ſeinen Flügeln zur Höhe und in die Tiefe, uns die Seele erheben, das Herz entfalten und den Geiſt erſchüttern laſſen, damit es uns einmal wohl ergehe auf der übervölkerten Erde der Clavierſpieler aller Sorten und Farben!

* * *

Offenes Sendſchreiben

des

auf der Prager Bahn niedergeführten Ochſen an die vor zwei Jahren auf der Gloggnitzer Bahn niedergeführte Kuh.

„Ich folge Dir, ſobald ich kann!“
Der arme Poet.

Theure Verklärte!

Ich bin nicht der erſte und nicht der größte Ochſe, der „offene Sendſchreiben“ ergehen läßt, und ich bin auch nicht der erſte Ochſe, der dafür, daß er ſich naſeweis auf eine ihm nicht angewieſene Bahn gewagt hat, erbärmlich zugerichtet worden iſt!

Als vor einem Jahre Deine irdiſche Laufbahn grauſam zermalmt wurde, ſo ſagte die böſe Welt, weibliche Neugierde hätte Dich auf die Schienen geführt, und Du büßteſt dafür! Bei mir können die böſen Satyriker das nicht ſagen; ich gehöre nicht zum neugierigen Geſchlecht. Ich bin kein Redacteur, ich fühlte mich von meinem innern Drange eingeladen, dieſe Bahn zu beſuchen, ich wollte mich mit eigenen Augen und eigenen Ohren überzeugen, wie dieſe neue Schöpfung ausſieht, und ich fiel, ein Opfer der edelſten Wißbegier!

Es war eine ſchöne Nacht, eine Nacht, wie wir Ochſen ſie nicht günſtiger wünſchen können; es war ſtockfinſter, ein flanelldichter Nebel lag auf der ganzen Gegend des Jahrhunderts, und man ſah nicht drei Schritte Fortſchritte weit. Um ganz Göding herrſchte eine für ganz Europa erfreuliche Stille, und ein franzöſiſcher Journaliſt hätte geſagt: „L'ordre règne à Göding!“ Da trieb es mich hinaus in die unbekannten Kreiſe des gefahrvollen Lebens; denn auch der Ochſe hat ſeine Stunden, wo ſein hartes Ich von ihm empfunden! Ich hatte eben geackert, aber ein fremdes Feld; ich habe nämlich ein Drama geſchrieben unter dem Titel:

„Heu! Heu!“
oder:
„Die beleidigten Rechte der Ochſomanen.“
Ein Zeitbild in vierfüßigen Verſen und in fünf Acten.

Es iſt ein reines Tendenzſtück und zeitgemäß und behandelt

„die Kartoffelkrankheit“

durchaus dramatiſch. Die Ochſen, die ich ſprechen laſſe, reden durchaus im Geiſte der Zeit, und das Ganze ſoll beweiſen, daß die „Kartoffelkrankheit“ genau mit dem Zuſtande der germaniſchen Völkerſchaften zuſammenhängt, und endet mit der großen, welthiſtoriſch-philoſophiſchen Phraſe:

„Wenn Ihr ſäet, ha! Erdäpfel, die verfaulet,
So, wenn Ihr faule erntet, auch nicht maulet!“

Ein draſtiſch-plaſtiſches Leben hinein zu bringen, habe ich eine mit der Kartoffelkrankheit behaftete Kartoffel auf die Bühne gebracht, laſſe ſie zerſchneiden, vom Publicum mit großen Mikroskopen betrachten, und es zeigt ſich eine Welt von Inſuſorien, die eine ungemeine dramatiſche Belebung in das Ganze bringen. Ich habe dieſes Stück ſchon vielen Bühnen angeboten, allein ſie haben keinen Sinn für vaterländiſche Talente! Ich ſteckte das Manuſcript zu mir, und begab mich auch auf die Eiſenbahn, um mein Drama auf irgend einem Theater der Eiſenbahnpuncte aufführen zu laſſen.

Ich ſchritt langſam vorwärts, omnia mea mecum portans! Ich dachte an nichts und fühlte mich ganz glücklich, da, da raſſelt ſie heran, die neue Pferde-Höllenmaſchine, und — „keuchend lag ich da, ein Sterbender!“

Die Bahnwächter, die an's „zweite Geſicht“ nicht glauben, bemerkten mich nicht, und ich fiel, wieder ein Opfer der nachläſſigen Sions-Wächter!

Ja, meine Theuere, an mir beſtätigt ſich der Spruch: „Die Nacht iſt keines Menſchen Freund!“

Aber ich habe die Satisfaction, daß mein Fall beim ganzen Zug eine große Erſchütterung hervorgebracht hat, und mancher Schickſals-Waggon kam aus ſeinem Geleiſe!

Prophetiſche Geiſter wollten an meinen Fall eine Ahnung von einem bedeutenden Actien-Fall anknüpfen, der bald darauf erfolgen ſollte. So hätte ich doch ſterbend noch meiner Mitwelt genützt!

Um meinen Leib zankten ſich wie um Homer mehrere Ortſchaften, und noch weiß Niemand, wo meine Gebeine ruhen!

Du biſt mir vorausgegangen in jenes Land, wo man ſchnell hinlangt, indem man zuerſt in den „Omnibus" des Sarges ſteigt, um in den Bahn-Friedhof zu kommen, und da die große Fahrt anzutreten, die den Bettel-Train und den Separat-Train in gleicher Geſchwindigkeit auf die letzte Station hinbringt!

Du weißt jetzt ſchon lange, ob's im Paradies Salonwagen gibt und Holzclaſſen, und in der Hölle mit Holz oder mit Kohlen geheizt wird!

Wir werden uns bald dort wiederſehen, wo auch nicht das kleinſte Geſchöpf von einer gewaltigen Macht niedergeführt wird, ohne ſich beſchweren zu dürfen!

Glaubſt Du aber, meine Theure, daß mein Beiſpiel meinen Mitgeſchöpfen zu einem warnenden Beiſpiel dienen wird? Weit gefehlt! Es werden nach wie vor Ochſen genug ſich in Bahnen werfen, die nicht für ſie errichtet ſind, und werden gerädert werden, und die nächſten Ochſen werden das in Ewigkeit ſo fort machen!

Wende mir nicht ein, daß ſich Viele von uns lange und mit Glück auf und in Bahnen bewegen, für die ſie nicht geſchaffen ſind, und von denen ſie nichts wiſſen; dazu gehört Glück! Das iſt der Unterſchied zwiſchen Jetzt und Einſt! Einſt war die gold'ne Zeit, da genügte die Dummheit allein, um auf ſeiner Bahn Glück zu machen; jetzt aber iſt das eiſerne Zeitalter, jetzt muß man zur Dummheit noch Glück auch haben, ſonſt kömmt Einem bei Nacht und Nebel eine unvorhergeſehene Geſchichte in den Weg, das Schickſal kömmt Einem unrecht in die Kehle, man ißt eine Gansleber und ſchluckt ein Hühnerbein, man legt ſich einen Senfteig auf den Rücken und ſtößt ſich ein Schienbein d'ran, man riecht an ein Veilchen und bekömmt davon den Wadenkrampf, man bückt ſich, um einen gefundenen Groſchen aufzuheben und verliert dabei die Brieftaſche aus dem Sack, man trinkt heimlich ein klein' Gläschen Wein und iſt öffentlich gräulich beſoffen, man legt ſich Abends ohne Hunde nieder und ſteht des Morgens mit einem Bertolotto auf; ſo geht's, wenn man blos dumm iſt, und nicht auch Glück hat!

Und ſomit leb' wohl dort, wo kein Leben mehr iſt; ich bin gleich bei Dir!

Dein unwandelbarer Ochſe u. ſ. w.

◆

Leichtfaßlicher Unterricht und Anweiſung

für ein

ſehr geehrtes Publicum, ſich in Zukunft die humoriſtiſchen Vorleſungen ſelbſt auf die ſchmackhafteſte Weiſe bereiten zu können, und kein Geld dafür ausgeben zu müſſen.

Ohne Ihre außerordentliche Beleſenheit, m. f. H. u. H., im Entfernteſten in Zweifel ziehen zu wollen, wage ich es dennoch daran zu zweifeln, daß Sie Alle die neueſte Auflage der „vollſtändigen Wiener Köchin“ geleſen haben, beſonders von dem weiblichen Geſchlechte bezweifle ich das, eher noch Einer von den Herren! Ich ſchäme mich nicht zu geſtehen, daß ich jede neue Auflage dieſes Buches neuerdings aufmerkſam durchgeleſen habe. Daß dieſes Intereſſe aber blos dem Werke und nicht der Verfaſſerin gilt, mögen meine hochverehrten H. u. H. daraus entnehmen, daß auf dem Tittelblatte ſteht:

„Verfaßt nach eigener 45jähriger Erfahrung.“

Man ſagt, die Erfahrung iſt die Mutter der Weisheit, das iſt möglich, ich habe dieſe Erfahrung noch nicht gemacht, aber gewiß iſt's, daß ſie die

Großmutter der Dummheit iſt. Wir haben im neunzehnten Jahrhundert Erfahrungen gemacht, die man ſonſt in drei Jahrhunderten nicht gemacht hat: wenn jede dieſer Erfahrungen die Mutter einer Weisheit wäre, wo ſtecken die vielen Weisheiten unſeres Jahrhundert's?

Allein in der Küche, in der Kochkunſt, da m. ſ. H. u. H., da iſt jede Erfahrung die Mutter irgend einer Weisheit.

Die Verſchwender können aus dem Kochbuch lernen: wie man durchſchlägt; die unglücklichen Liebhaber, wie man abbrennt; die Journaliſten, wie man „Gebackenes Heu“ bereitet, und um auf den Lebensweg überhaupt fortzukommen und ſein Recht zu behaupten leſe man nur in dem Kochbuch
„Anweiſung der verſchiedenen Arten — zu ſpicken.“

Selbſt für eine gewiſſe Gattung von Frauenzimmern gibt das Kochbuch goldene Lebensregeln z. B. in dem Artikel
„junge Gans“
ſagt es: das Erſte und Hauptſächliche iſt, daß ſie „ſchön geputzt“ erſcheine! „Ferner laſſe man ſie bei leichtem Feuer etwas anlaufen!“

Was iſt ein Kochbuch denn anders als eine Ergänzung des Himmelſpruches, der den Menſchen hat gemacht zum Herrn über Thiere, Vögel und Fiſche; man wird aber nur von dem ganz Herr, was man verſchlingen kann, und das Kochbuch iſt eine Art Machiavell, es ſagt: wenn Du Herr aller dieſer Geſchöpfe biſt, ſo werde ich dich lehren, wie man ſie zurichtet!

Ich habe mich durch das Kochbuch durchgebiſſen und meine Mühe wurde belohnt, beſonders als ich zu den „Stockfiſchen" kam. Die Anweiſung der Wiener Köchin, wie man den Stockfiſch bereitet, iſt ganz dieſelbe wie man eine „humoriſtiſche Vorleſung" macht; denn dieſe Anweiſung lautet buchſtäblich Seite 215 alſo:

„Nimm einen beliebigen Stockfiſch, waſche ihm die Haut tüchtig, gieße eine tüchtige Lauge d'rauf, dann vertheile ihn in einzelnen Blättern auf Papier, ſtreue Salz und kleingehacktes Gewürz d'rauf, und ſo immer wieder ein Blatt Stockfiſch um das andere, und dann gieße eine beliebige Sauce darüber, beim Auftragen aber gib' auf die Form gut acht, löſe es vom Papier langſam unzerbröckelt ab, und richte es an."

Ich muß geſtehen, ich habe meine Vorleſung ganz nach dieſem Modell zugeſchnitten.

Nur Eines hat mich von der „Wiener Köchin" verdroſſen, und ich glaube, ſie muß bei einem kurioſen Patron Köchin geweſen ſein, denn gleich darauf ſpricht ſie von den „feinen Hechten" und ſagt: „in manchen großen Küchen behandelt man ſie ganz wie die Stockfiſche!"

Seit einer langen Reihe von Jahren, m. f. H.

u. H., halte ich „humoriſtiſche Vorleſungen.“ Zum Danke nun für ihre ſchmeichelhafte und wohlwollende Aufmerkſamkeit will ich Ihnen nunmehr mein Geheimniß offenbaren, ich will Ihnen ſagen, wie man das Ding macht, was man dazu nimmt, wie man's verarbeitet, was für Eſſenzen dazu kommen, und wie ſie überhaupt im Ganzen bereitet werden.

Nach dieſer meiner Anweiſung, hoffe ich, wird jeder Einzelne von Ihnen, m. f. H. u. H., ſich ſeine humoriſtiſche Vorleſung für ſich und ſeine Familie ſelbſt zubereiten, und wird dazu nicht nöthig haben, einen Schritt aus dem Hauſe zu machen

Man nehme zuerſt einen Gegenſtand. — Was für einen? das iſt kein Gegenſtand! Was heißt ein Gegenſtand? „Was einem entgegen ſteht, hinderlich iſt,“ in einer guten Ehe z. B. iſt die Frau der einzige Gegenſtand des Mannes!

In der Philoſophie heißt ein Gegenſtand Alles, was ſich nur denken läßt; Sie können alſo Alle dieſen Gegenſtand nehmen, nur das nicht, daß der neue Komet ohne Kopf, welchen man entdeckt hat, irgendwo anſtoßen könnte, denn daß Jemand ohne Kopf nicht ohne Anſtoß durch die Welt kommen ſollte, das läßt ſich nicht denken.

Wenn Sie aber zum Unglück gar keinen Gegenſtand haben, ſo ſetzen Sie ſich nur nieder und ſchreiben, ſo mache ich's wenigſtens.

Sie wiſſen gar nicht, m. f. H. u. H., wie viel

Menſchen ſich täglich an's Bureau ſetzen, die keinen Gegenſtand haben, und nicht wiſſen, was ſie ſchreiben ſollen, und ſie ſchreiben ſechs Stunden lang in einem fort, und wenn ſie aufſtehen, iſt's noch immer kein Gegenſtand! dann gehen ſie nach Hauſe und ſagen: „Ich hab ſo viel gearbeitet, ich ſpüre gar keinen Kopf.“

Wenn Sie, m. ſ. H. u. H., den Gegenſtand zur Vorleſung haben, ſo legen ſie den Stoff in eine Schüſſel, und die Gewürze in eine andere, z. B. Gegenſtände zur Vorleſung ſind:

Frauen, Advokaten, Aerzte, Eiſenbahnen, Dampf-Liebe, Ehe, Geldmangel, politiſche Anſpielungen, Theaterzuſtände, Emancipation, Induſtrie, Deutſchland, u. ſ. w., lauter Dinge, die mit dem „Zeitgeiſt“ gehen. Man fürchte nicht darin zu weit zu gehen, denn unſer Zeitgeiſt iſt ein Induſtrieller, und zwar ſeines Metiers iſt er ein Seiler, er geht immer auf gerader Bahn fort, aber rückwärts und dabei dreht er Stricke.

Mit dem Rückwärtsgehen, m. ſ. H. u. H., iſt es ganz eigen, man ſagt: „Der Zeitgeiſt geht wie ein Krebs rückwärts;“ das iſt Verleumdung, der Krebs geht gar nicht rückwärts; der Zeitgeiſt und der Krebs gehen nicht rückwärts, ſondern ſie bewegen ſich blos verkehrt vorwärts!

Haben Sie, m. ſ. H. u. H., einmal „den Zeitgeiſt“ z. B. zum Thema Ihrer Vorleſung genommen, dann ſetzen Sie ſich getroſt nieder und nehmen Sie ſich gefälligſt zuerſt die Sylbe „Zeit“ und ein paar große Hände voll „Geiſt,“ miſchen das Ding durcheinander und nehmen den Zeitgeiſt dann in die Arbeit! Unſer Zeitgeiſt iſt ein gutes Thema für eine Vorleſung, denn er iſt an ſchlechte Witze gewöhnt!

Der Deutſche glaubt, er hat einen Zeitgeiſt, allein für den Deutſchen gibt es gar keine Zeit, ſondern blos ein Datum, wir haben blos einen „Datumgeiſt.“ Wir kennen die Zeit ſelbſt gar nicht, ſondern blos ihre zwei Töchter: die „Langeweile“ und die „Kurzweile.“ Die Kurzweile iſt die angenehmſte, die Langeweile die nützlichſte. Die Langeweile, m. f. H. u. H., iſt das wohlthätigſte Frauenzimmer der Erde; ſie allein füllt alle Concerte und Akademien, denn der Menſch will nie Langeweile zu Hauſe haben, lieber genießt er ſie in guter Geſellſchaft! Die Zeit iſt wie eine Comödiantin, ſie hat ſich mit dem Geiſte blos vermählt, um ſich auf dem Theaterzettel des Lebens „Mad. Zeit-Geiſt“ zu ſchreiben, und da ſie ſich ſo ſchreiben kann, hat ſie den Geiſt wieder ſitzen laſſen, welcher glaubte, durch und mit der Zeit ein fixes Engagement zu bekommen, dieſer iſt nun ganz ohne Anſtellung, nicht einmal außerordentlicher Profeſſor der unentdeckten Wiſſenſchaften.

Die Zeit, m. f. H. u. H., iſt der Theatervorhang zwiſchen dieſem Leben und dem jenſeitigen, der menſchliche Geiſt iſt es, welcher dieſen Vorhang aufzieht und die Menſchen ſchon von hier aus einen Blick in jene Welt thun läßt, das iſt der Geiſt des Glaubens. Es gibt noch einen anderen Geiſt, welcher dieſen Vorhang zwiſchen dieſer und jener Welt ganz kurz abſchneidet, das iſt der Geiſt der Medizin!

Keine Unterhaltung verkürzt die Zeit ſo als ein Doctor.

Zeit und Geiſt! Man wird in eine Geſellſchaft gebeten und ſagt: „Entſchuldigen Sie, ich habe heute keine Zeit,“ aber Niemand ſagt: „Ich habe heute keinen Geiſt!“ Am Ende ſagt man: „Ach, bei Ihnen vergeht Einem die Zeit ſo geſchwind,“ und man ſollte doch ſagen: „Ach, bei Ihnen vergeht Einem der Geiſt ſo geſchwind!“

Es wird von unſerm Geiſte ſo viel für die Zeit gethan! Alle Erfindungen gehen darauf aus, Hände und Zeit zu erſparen, dafür wird auch von der Zeit Alles gethan, um Geiſt zu erſparen! Früher hatte unſer Zeitgeiſt Pferdekraft, er blieb freilich manchmal ſtecken, aber mit Vorſpann brachte man ihn vorwärts; jetzt hat unſer Zeitgeiſt den Dampf, und wenn er jetzt ſtecken bleibt, geht ihm der Athem ganz aus! Die Zeit fährt mit der Eiſenbahn durch's Leben, aber mit dem Betteltrain, der Geiſt aber fährt mit einem Separat-Train, er hält nirgends lange an!

Wenn Sie, m. f. H. u. H., Ihren Gegenſtand auf ſolche Weiſe zubereitet haben, dann richten Sie ſich auf der anderen Seite die Zuthaten her, als da ſind: Frohe Laune, Humor, Scharfſinn, Einfälle, Pikanterien, Gemüth, Satyre, ſchlagender Witz u. ſ. w. Dieſe Dinge ſind leicht zu haben, aber ſchwer zu bekommen; daß man aber auch mit ganz winzigen Theilen von denſelben auskömmt, davon finden Sie ſo eben den Beweis!

Frohe Laune, m. f. H. u. H., iſt vorherrſchend in der Welt. Es gibt mehr ledige Menſchen als Verheiratete! Die jährlichen Trauungen verhalten ſich zur Bevölkerung wie 1 zu 132, folglich hat Wien bei der Bevölkerung von 400.000 Seelen jährlich 396 tauſend ledige Leute mit froher Laune, und nur 4000 übelgelaunte Menſchen!

Zur wirkſamern Darſtellung aber müſſen Sie die Güte haben, die Laune mit dem Witz zu verbinden, nicht zu verheiraten, denn ſonſt gäbe das einen ſchlechten Witz!

Wenn Sie, m. f. H. u. H., die frohe Laune nur bei ledigen Menſchen ſuchen, ſo müſſen Sie den Witz nur bei Verheirateten ſuchen, denn dieſe ſind bereits gewitzigt worden!

Witz iſt Farbe; mit Witz müſſen Sie die Sache färben, aber es muß echte Farbe ſein, Witz, der im Waſchen nicht ausgeht; denn der Witz iſt wie ein unglücklicher Ehemann: wenn der einmal ausgeht, kömmt er ſobald nicht zurück!

Wegen des Humors, m. f. H. u. H., dürfen Sie keinen Augenblick in Verlegenheit ſein, den bekommen Sie jetzt ſchon auf der Seilerſtatt! Sie werden bemerken, daß der meiſte Humor jetzt nach dem Wochenmarkte riecht! Humor iſt Feuchtigkeit, d'rum nehmen unſere Humoriſten ſo zu, denn es werden jetzt ſo viele neue Häuſer gebaut, die alle feucht ſind, Alle, die da hineinziehen, werden lauter Humoriſten, und zwar Humoriſten von Haus aus!

Auch die Hausherren ſind Humoriſten, und wie gehen ſie mit dieſer Feuchtigkeit um, um Sie zu bemänteln, laſſen ſie die Wände mit blumigen Redensarten ſpalieren, aber das iſt der Sieg des echten Humors, er ſchlägt am Ende doch durch!

Zum Humor, m. f. H. u. H., nehmen Sie gefälligſt Ernſt und Scherz, und wenn ich Ihnen heute auch keinen ausgezeichneten Scherz gebracht habe, ſo brachte ich Ihnen doch einen ausgezeichneten Ernſt!*)

Wenn Sie, m. f. H. u. H., dieſes Alles bereitet haben, dann nehmen Sie ein paar Dutzend neue gute Gedanken, das findet ſich in jeder Haushaltung!

Die Gedanken ſind beſcheidener Herkunft, viele große Gedanken werden im kleinen Gehirne geboren! Das Geld und die Gedanken ſind die zwei Zeiger an der großen Weltenuhr, die jetzt nur eine Taſchenuhr iſt! Der Gedanke iſt der Monatzeiger, ein ſolider Menſch braucht nichts als alle Monat einen guten

---

*) Den Violinſpieler „Ernſt.“

Gedanken, und im Februar, der nur 28 Tage hat, nicht einmal dieſen ganz! Ich kenne viele Menſchen, die große Revenuen haben, und aus Geiz monatlich nicht einmal einen guten Gedanken ausgeben! Das Geld aber iſt der Minutenzeiger, der Menſch braucht in jeder Minute Geld! Man bekömmt für Geld eher gute Gedanken, als für gute Gedanken Geld! Man hat eine Sparcaſſe für Menſchen, die wenig Geld haben, da legt ſich ein armer Teufel ſein Geld hinein, um es im Nothfalle wieder zu haben; warum hat man keine Sparcaſſe für Leute, die arm am Gedanken ſind? Hat nun ſo ein armer Teufel einen Gedanken, ſo legt er ihn in die Sparcaſſe, das ſollte auch jeder Gedankenreiche thun, denn man kann nicht wiſſen, wie man plötzlich einen guten Gedanken braucht und keinen hat!

Mit dem letzten Kreuzer, den der Menſch ausgibt, ſtellt ſich der erſte Gedanke ein! Darum ſehen die Genies immer, daß ſie geſchwind den letzten Kreuzer ausgeben:

Eben ſo iſt's mit den „guten Einfällen“: wie der Menſch kein Geld hat, fallen ihm tauſend Dinge ein! Es gehört alſo zu einer humoriſtiſchen Vorleſung vor Allem ein bedeutender Geldmangel! Ich glaube alſo ſchwerlich, daß ſich viel Liebhaber zu dieſem Fache finden werden.

Der Geldmangel, m. ſ. H. u. H., iſt ein koſtſpieliges Gewürz! Manche Menſchen haben den Geldmangel ſchon mit Millionen erkauft! Dieſer erkaufte Geldmangel, m. ſ. H. u. H., iſt aber nicht der echte Gedankenerzeuger! Zu guten Gedanken muß der Geldmangel legitim, ein angebornes Talent ſein, das ſich in der Welt zum Genie herangebildet hat! Der Geldmangel aber iſt jetzt eine ſolche populäre Tugend geworden, daß eben dadurch jeder Menſch auf allerlei Gedanken kömmt und Einer dem Andern darüber humoriſtiſche Vorleſungen halten kann!

Um Ihnen aber, m. ſ. H. u. H., die Selbſtverfertigung der humoriſtiſchen Vorleſungen noch zu erleichtern, werde ich Ihnen zu den angeführten Gegenſtänden der Vorleſungen auch eine kleine „Gedankenmuſterzeichnung“ mitgeben, nach welcher Sie ſich ſodann die ferneren Gedanken zu den Gegenſtänden ſelbſt vollenden können!

Sie nehmen z. B. „die Frauen“ zum Stoff Ihrer Vorleſung; das iſt ein großes Thema, und ſo oft dieſes Thema ſchon da war, es iſt uns immer wieder intereſſant! Nur kömmt es darauf an, wie Sie dieſen Stoff behandeln. Denn glauben Sie mir jeder Mann iſt der Arzt ſeiner Frau, wenn ſie übler wird und zu Grunde geht, ſo geſchieht's durch ſeine ſchlechte Behandlung!

Für dieſe Rubrik „Frauen“ nehmen Sie ein paar Gedanken und Aphorismen, und verweben ſie geſchickt in das Ganze. Z. B.,

1.

Welches iſt das härteſte Handwerk im Leben?
Wenn ſich zwei Leute vor dem Altar auf ewig die Hände reichen!

2.

Manche Frauenherzen ſind wie die Oſter-Eier: roth, hart und kalt!

3.

Die Ehe iſt ein Krieg; die beſte Ehe iſt nichts als ein bewaffneter Frieden!

4.

Nach einer glücklich überſtandenen Gefahr, da zeigt ſich der Unterſchied zwiſchen dem männlichen und weiblichen Geſchlecht! Nach einer glücklich überſtandenen Gefahr gehen die Männer in's Weinhaus, die Frauen in's Bethaus!

5.

Die Männer glauben, ſie ſind geboren, um glücklich zu ſein, und die Frauen glauben, ſie ſeien blos geboren, um glücklich zu machen!

6.

In jedem Frauenherzen ruht ein Schatz von Tugend und Liebe und Frömmigkeit, und in ihren Augen brennt die Zauberflamme über dieſem Schatz; aber nur wenige Männer beſitzen den Zauberſtab, dieſen Schatz zu heben, und nur zu oft ſinkt dieſer

Schatz durch die Entheiligung der Hebeformel für ewig zurück, und das Herz bricht darüber entzwei!

7.

Wenn die Männer geringſchätzig von Frauen reden, ſo ſollten ſie ſich tief in ihre Seele hinein ſchämen, daß ſie ihnen doch das Heiligſte anvertrauen, was ſie im Leben haben: die Erziehung ihrer Kinder!

8.

Warum führen die Frauen das Hausregiment? Weil ſie geübt ſind im Anführen!

9.

Man ſagt, die Frauen ſeien jetzt nicht mehr ſo arbeitſam, wie in den patriarchaliſchen Zeiten — es iſt nicht wahr, ſie haben blos die Handarbeit geändert; vor Zeiten haben ſie ſich mit dem Spinnen abgegeben, jetzt mit dem Hecheln!

10.

Man ſagt „Liebe und Treue," als ob das zwei verſchiedene Dinge wären; allein das iſt nicht der Fall, Treue iſt blos das erſte Abonnement auf die Liebe. Bei neuen Stücken haben die Frauenzimmer aber oft „Abonnement ſuſpendu."

11.

Mit dem Alter der Frauen iſt's kurios: Ich kenne viele Frauen, mit denen ich an einem Tage deſſelben Jahres geboren worden bin, und jetzt ſind ſie Alle um zehn Jahre jünger als ich. In dieſer Beziehung habe ich letzthin eine drollige Erfahrung gemacht, ich gehe mit drei Frauen vor einer Lotterie-Collectur vorüber, und ich mache ihnen den Vorſchlag, ihr Alter auf eine Terne ſecco zu ſetzen; die eine iſt 29 Jahre alt, die andere 17, und die dritte 32, als die Ziehung war, kam nicht eine dieſer Zahlen heraus, aber ich ſah, daß, wenn dieſe Frauen ihr wahres Alter angegeben hätten, ich eine große Terne gemacht hätte!!

12.

Die Ehe iſt das Grab der Liebe, und die Frau iſt ſogleich das Kreuz darauf!

Aus einer eben ſolchen Zucker- und Pfeffer-Streubüchſe, m. ſ. H. u. H., ſtreuen Sie Gedanken und Aphorismen über die andern Gegenſtände, z. B. „Aerzte, Advocaten“ u. ſ. w.

1.

Drei Dinge braucht man im Leben nicht zu thun: Den Schnee braucht man nicht wegzuſchaufeln, er geht zuletzt von ſelbſt weg; den Mädchen braucht man keinen Mann zu geben, am Ende nehmen ſie ſich ſelbſt einen, und drittens braucht man ſich keinen Arzt zu nehmen — der Menſch ſtirbt endlich auch ohnehin!

2.

Woher kömmt der Ausdruck: Doctor beider Rechte? Weil eigentlich die Linke nicht wiſſen ſollte; was die Rechte thut; darum ſagen manche Advocaten, bei denen die Linke ſehr wohl weiß, was die Rechte thut, meine Hände ſind beide Rechte.

3.

Bei einem jeden Conſilium der Aerzte kömmt noch ein zweites Conſilium zu Stande: Der Kranke nämlich bekömmt das Consilium abeundi!

4.

Was ſind viele Doctor-Equipagen, die in der Stadt herumfahren? Eine geſunde Lüge mit Vorſpann! Es gibt viele Aerzte, die mehr Pferde haben als Patienten, das iſt auch natürlich, ſie behandeln ſie nicht ſelbſt!

5.

Es iſt mit dem Geiſte der Menſchen ſonderbar: nach dem Tode erhält er den Menſchen unſterblich und ewig, im Leben aber verzehrt er ihn und richtet ihn zu Grunde; ſo kam ein Taglöhner zu einem Arzte, und dieſer verbot ihm den Branntwein, weil er den Magen verzehrt; da ſah der Taglöhner einen Magen in einem Spiritusglaſe ſtehen und er ſagte: „Curios mit dem Branntwein, da bewahrt er den Magen auf, und nur meinen verzehrt er!“

6.

Es geht mit den berühmten Aerzten wie mit den berühmten Helden: die Gefallenen und Begrabenen haben gekämpft und ſie werden gekrönt!

7.

Wo iſt die größte mediziniſche Bibliothek? In der Erde. Ein jeder Todter iſt ein medizinisches Werk!

Eben ſolche Gedanken und Aphorismen kneten Sie und miſchen Sie fein unter die andern Beſtandtheile der Vorleſung, als z. B. Liebe, Leben, Geiſt, Gefühl u. ſ. w.

1.

Mit der Liebe iſt's wie mit der lateiniſchen Sprache: ſie wird nur noch geſchrieben!

2.

Die Großen der Erde haben vom Himmel Eins angenommen: ſie geben dem Menſchen Hoffnung, allein der Himmel kann Hoffnung geben, denn er weiß, wie lange der Menſch lebt, die Großen der Erde wiſſen das aber nicht

3.

Woran leiden unſere modernen Dramen? An der blühenden Schwindſucht!

4.

Die Menſchheit iſt eine Ebene, wenn man in ihr ſteht, iſt ſie flach; man erhebe ſich über ſie, und ſie erſcheint uns ſelbſt erhaben!

5.

Ein jeder Mann betrachtet ſeine Frau als das Recenſions-Exemplar des ganzen Geſchlechtes!

6.

Das Wörterbuch des menſchlichen Glückes iſt abgeſchloſſen, es iſt vollendet; von dem Lexikon des menſchlichen Unglückes aber erſcheinen ſtets „Supplementbände.“ Das Glück iſt ein Hageſtolz, das Unglück aber iſt ein ſtarker Familienvater; darum aber auch iſt das Glück egoiſtiſch, und das Unglück theilnehmend und mitfühlend!

7.

Die Seele und der Leib vermählen ſich bei der Geburt des Menſchen, und der Menſch hat 70 Jahre lang die Hochzeitskoſten zu bezahlen!

8.

Wenn Schönheit und Unſchuld ſich auf einem Frauenantlitze umarmen, feiern die Augen darüber glänzende Illumination, das Erröthen zieht als Ehrenwache auf, und das Herz pocht auf ſeinen eigenen Werth.

9.

Es gibt kein edleres Weſen, als ein Frauenzimmer, es putzt ſich oft blos ſeiner ärgſten Feindin zu Liebe!

10.

Warum ſpielen die Kunſtreiter gewöhnlich im rothen Hauſe? Damit das Haus nicht mehr erröthe, daß von Vielen den Roſſen mehr Auszeichnung widerfährt, als je einer würdigen Kunſt und Wiſſenſchaft.

11.

Die Medizin bringt gewiß ſehr viel Licht in die Welt, denn durch ſie wird die Menſchheit ſehr gelichtet!

12.

Warum nehmen jetzt Leute von Bildung gleich wenn ſie in's Theater treten den Hut ab?

Damit ſich ihr Haar ganz bequem ſträuben könne.

13.

Warum ſehen ſich die Frauen ſelten um, wenn ſie ſpazieren gehen, die Männer aber immer?

Weil die Männer von Orpheus gehört haben, welcher, weil er ſich umſah, ſeine Frau verloren hat!

Sie ſehen, m. ſ. H. u. H., wie leicht und mit wie wenig Unkoſten die Zubereitung einer humoriſtiſchen Vorleſung verbunden iſt; wenn Sie Alles durcheinander gerüttelt, verbunden und mit einer angenehmen Farbe überzogen haben, dann ſuchen Sie einen guten Schluß! Wenn Sie zum Schluße der Akademie leſen, dann können Sie mit Adam Rieſe darauf rechnen, daß Viele nach und nach hinziehen in das Land, wo die Citronen, d. h. die Diners blühen!

Wenn Sie dieſes bemerken, m. f. H. u. H., dann ſuchen Sie nicht lange erſt herum, wie Sie enden ſollen, ſondern ſchließen Sie ſicher, je eher Sie enden, deſto beſſer, denn das iſt der ſicherſte Schluß!

◆

Solobrief eines wandernden Humoriſten.

An Dr. W. S—r. in Wien.

Reichenau.

Vorleſung eines Einſiedlers, gehalten zum Beſten verſchiedener armer Seelen.

Als Sie mich heute Früh an die Gloggnitzer Eiſenbahn begleiteten, mein werther Freund, haben Sie ſich gewiß nicht träumen laſſen, daß ich Nachmittag als ein frommer Einſiedler in Reichenau ſitzen werde, und abgeſchieden von der Welt mich in die ernſteſten Betrachtungen vertiefen werde!

Ja, mein werther Bruder im Tintenfaß, heute Früh haben Sie mich noch verſunken in weltlichen Gedanken, irdiſchen Gelüſten und ſtaubentſproſſenen Ideen gefunden — afflavit deus, et dissipati sunt! — In dieſem Augenblicke habe ich von mir abgelegt meinen gelben Paletot und meine roſenrothen Weltgedanken, ich habe ausgezogen meinen blauen Frack mit den blanken Knöpfen und meine grünen Wünſche mit noch blankern „Tächtelmächtel;“ hier in dieſem

Thale von Reichenau habe ich der Sonne meines weltlichen Treibens und dem Monde der irdiſchen Empfindungen zugerufen: „Halt!“

Sie wiſſen nicht, wie mich dieſer Vorfrühling im Frühling, dieſe zahlloſen Frühlingsblitze, welche wie Silberblicke und Johannisfeuer auf den Bergen herumflattern, entweltlicht haben! — Hier am Fuße des Schneeberges ſchlägt der Winter noch mit einigen Schlußaccorden in den Brautkranz des Frühlings hinein, und die weißen Hermelinſchleppen auf den Schneegipfeln tauchen ihre Franſen in den Purpurtritt des jubelnden Lenzes, der mit ſeinen ſtillen rieſelnden Strahlenregen die Fluren tränkt und mit Düften ſalbt, und über die junge Erde gold'ne, grüne, ſammtne und blütengeſtickte Wiegendecken wirft! Die Seele, d. h. die Stadtſeele, wirft ihre Borke ab, die Seele grünt, und aus der baumgrünen, friſchen Seele ſingt die Hamadryade heraus hinein in die Luft, in die blaue, in die ferne, in das Abendroth in dieſe glühende, blühende Schlußrechnung des regſamen, ſchaffenden Tages! Frühling! Frühling! Werderuf der Schöpfung! Selbſt aus den Spalten eines fünfzigjährigen Herzens ſchlägt das Immergrün der Empfindung heraus, und ſchlägt und treibt hervor, und bekleidet wieder die Herzrinde mit reichen Blättlein, tapeziert es aus mit ſanftem Tapetengrün, und die Erinnerungen, dieſe ew'gen Kinder der Seele, gucken aus dem friſch aufgegangenen Herzen heraus, mit lieblichen, frommen, feuchten, unſterblichen Augen, und erfriſchen die ſpäten, verdorrten Jahre, und überziehen das verhärtete Alter mit Sammtmoos und Gedächtniß-Roſenbänken, und wir ſtehen im Wiederſchein früherer Tage, im Wiederſtrahl früherer Empfindungen, und im Echo frühgehörter Klänge von Mutterliebe, Kindes-Liebkoſungen, ſeliger erſter Liebe, und von tauſend andern Klängen, die aus dem Lande der Jugend herüber läuten in unſer verlornes Paradies! Aber Alles vergeht! Auch der Frühling, auch die Roſe von der Wange, auch das Aetherblau des Auges, auch der Ton der Nachtigall! auch der Duft der Blume! und auch die ganze Menſchenblume, ſie wird aus Blumenſtaub — Staub! Und von der Blume: „Jugend“ bleibt uns im ſpäteren Alter nichts als wir ſelbſt, wir ſelbſt als Blumen-Staub!

Sie ſehen, ich bin auf gutem Wege zum Frommwerden; und iſt denn die Natur nicht ſelbſt fromm, und heißt nicht, ſich der Natur nahen, „fromm werden?“ — Ja, lieber S., ſo iſt's! — Ich entſage der Welt, allem Treiben des Lebens! — Ich will ein ganz abſtraktes Leben führen! Aber nicht nur ich allein, ich will noch Einige um mich verſammeln, um mein geneigtes Erdenleben mit ihnen zu theilen! Ich habe bereits an Fanni Elßler geſchrieben und an die Schröder-Devrient, und habe ſie eingeladen, auch hier Einſiedlerinnen zu werden, und ſich in meiner Geſellſchaft den Betrachtungen über ein anderes Leben und über die Eitelkeit und Nichtigkeit aller Einnahmen und Geldangelegenheiten zu überlaſſen!

Als ich hier ankam, glaubte das Reichenauer Publikum: — Hühner — Enten — junge Gänſe — Tauben im Schlag — Spatzen — Lerchen und Schmetterlinge — ich wollte eine „Akademie" veranſtalten, und verſammelte ſich um meinen Vorleſetiſch im Garten, an dem ich ein Backhuhn eſſen ſollte, und als ich erſchien, empfingen ſie mich mit lautem Beifalls-Gegacker, Geglucke, Gezirpe, und ſchlugen die Flügel aneinander, lauter Natur-Claqueurs!

Ich trat alſo gravitätiſch vor, nahm meine Naſe als Claque unter den Arm, machte eine jener Verbeugungen, wie Sie ſie an mir gewohnt ſind, ſetzte mich an den Vorleſe- eigentlich Vorlege-Tiſch und begann wie folgt:

„Wie muß man lieben, um nie Katzenjammer zu haben, und wie muß man ſich ſtellen, daß Einem die gebratenen Tauben in's Maul fliegen?"

Ich bin überzeugt, meine freundlichen Spatzen und Spätzinnen, daß mein Ruf mir ſchon bis hieher vorausgeeilt iſt; ich ergreife alſo die gute Eiſenbahn und einen Gloggnitzer Einſpänner, um meinem Rufe nachzukommen, ein Umſtand, der ſonſt nicht immer ſtattfindet, da Wenige in dieſer Welt ihrem Rufe und ihrem Berufe nachkommen.

Es freut mich, meine freundlichen Spatzen und Spätzinnen, mit Ihnen von Liebe ſprechen zu können. In Hinſicht der Liebe haben Sie, meine freundlichen Spatzen und Spätzinnen, faſt ſchon Alles erſchöpft, denn in dem Sprichworte: „Beſſer ein Spatz in der Hand, als eine Taube auf dem Dache,“ liegt ein halber Code Napoleon der Liebe! In der Liebe muß man auf die Tauben auf dem Dache gar nicht rechnen, denn man iſt ſelbſt der Tauben unter dem Dache und unter der Haube nicht ſicher, wie ſoll man ſich alſo auf eine Taube auf dem Dache verlaſſen?! Wenn man ſeinen Spatz auch in und an der Hand hat, als Ring, und Brief und Handſchlag und anderes dergleichen Zeug, ſo ſchlüpfen ſie Einem unter der Hand aus der Hand, und gehen von Hand zu Hand, und dennoch iſt's beſſer, als eine Taube auf dem Dache!

Wenn man aus dem Hauſe geht und glaubt, man hat ſein Täubchen im Schlage, und kömmt nach Hauſe, ſo findet man das Täubchen auf dem Dache und — doch es ſind mir zu viel Schindeln auf dem Dache, und ich breche davon ab! Was ſoll ich Ihnen von einem Gegenſtande erzählen, von dem Sie ſelbſt auf den Dächern ſingen?

Die Liebe zu den Mädchen iſt ein Rauſch, und das Erwachen iſt der Katzenjammer, und es gibt nur ein Radikalmittel, man muß — brechen! Sie, meine freundlichen Spatzen und Spätzinnen, Sie werden nicht alt, und machen keine Erfahrungen von Liebe und Treue, von Unliebe und Untreue; der Menſch macht im Leben zwei Mal die Erfahrung, von der Untreue der Frauen, in der Jugend auf Koſten Anderer, und im Alter auf eigene Koſten. Sie aber, Sie leben kurz, Sie können lang lieben, wer lang lebt, lernt kurz lieben! Kurz und gut!

Hier, meine freundlichen Spatzen und Spätzinnen, ſehen Sie einige Schmetterlinge, die ſich um eine Blume herumtreiben. Die Schmetterlinge haben auch beſſer lieben, als die Menſchen, ſie lieben auch nur einen Tag, da iſt erſtens keine Nacht dazwiſchen und zweitens: einen Tag lang ſind alle Männer und Mädchen treu! Ein Schmetterling hat nur eine Herzkammer und gar keinen Magen!

Zu unſern Schmetterlingen hingegen gehört nicht nur ein guter Magen, ſondern ſie müſſen ſelbſt einen guten Magen haben, da ihnen ſo manche Liebe ſo lange im Magen liegt, bis ſie ihnen eine Zeit lang im Rücken liegt!

Unſere Schmetterlinge wollen jetzt haben, daß ihnen die gebratenen Roſen in's Maul fliegen, wie vielen Menſchen die gebratenen Tauben!

Wie aber muß man ſich ſtellen, daß Einem die gebratenen Tauben in's Maul fliegen? Denn daß ſie Dieſem in's Maul fliegen und Jenem nicht, kömmt gewiß auf die Stellung an! Es gibt Stellungen im Leben, in denen Einem nicht nur gebratene Tauben ſondern gebratene Fetthämmel in's Maul fliegen, mitſammt einem Kopfſalat und Eier!

Das wunderbarſte dabei iſt, daß Jene dabei gar nicht das Maul aufzumachen brauchen; während Andere in einer andern Stellung das Maul thorweit aufreißen, und ihnen nicht einmal eine Taubenfeder in's Maul fliegt!

So iſt's auch in der Liebe! Manchem dummen Kerl fliegen die ſchönſten gebratenen, oft auch rohen Täubchen in das Maul! Sowie überhaupt die Dummheit eine wahre Venus-Fliegen-Klappe, eine wahre Frauenherz-Fängerin iſt!

In dieſer Hinſicht ſind die Frauen ſehr ſolid, und denken an die Zukunft; der Geiſt eines Mannes nimmt ab, man kann nicht wiſſen, im Alter wird er ein dummer Kerl! Aber die Dummheit nimmt mit den Jahren nicht ab, im Gegentheile, ſie nimmt zu, da hat man eine ſichere Zukunft! Es iſt nur Schade, daß ſie es mit der Schönheit und Häßlichkeit nicht auch ſo machen! Schönheit vergeht, Häßlichkeit beſteht! Ein häßlicher Mann, dem ſchadet das Alter nicht; die Häßlichkeit iſt eine dauernde Tugend!!"—

Bis hierher war ich gekommen, als ich bemerkte, daß mein Publikum ſich nach und nach verlor, und die Wirthin brachte eben mein Backhuhn, und ich unterbrach mich ſelber, um zu eſſen. Ein Spatz kam ganz nahe heran, und ſtellte ſich mit klugen Augen mir gegenüber. „Entſchuldigen Sie, Herr Spatz," ſagte ich, „hatte ich nicht die Ehre, Sie vorgeſtern in einem Wiener Gaſthauſe als ein „junges Ganſel" geſpeiſ't zu haben?" Der Spatz lachte zweideutig, und fragte mich: „Wohin reiſen Sie, Herr Saphir?" Ich antwortete: „Nach Grätz!" Da jubelte der Spatz und rief eine Menge Spatzen herbei, und ſchrie: „Herr S. hat unſern Streit entſchieden!" — „Wie ſo?" ſagte ich. — „Nun," ſagte der Spatz, „wenn Sie ſagen „nach Grätz," ſo heißt's auch „Herr Spätz," und nicht „Herr Spatz," wie Viele bis jetzt meinten." Da wurde ein großes Flattern unter den Spatzen, und Alles rief: „Wir heißen Spätzen, Spätzen!"

Wer weiß; wie das enden wird. Ich bin auf die nächſte „Allgemeine Zeitung" neugierig! Adieu!

Der große Drache als feſt engagirter Mitarbeiter.

„Comment? un dragon? Oui,
mais un dragon d'éducation."
Parny.

Fürchten Sie nichts, meine holden Leſerinnen, es gibt Drachen von ganz ausgezeichneter Erziehung, aimable Drachen, galante Drachen, Drachen von Welt und gutem Ton.

Wenn ich Ihnen einen Drachen einführe, ſo können Sie gewiß glauben, es iſt ein Drache, der feine Sitten hat, der über das Theater ſprechen und Boſton ſpielen kann.

Wie ich zu dieſem Drachen kam, wodurch er Mitarbeiter des Humoriſten wurde, und welche geiſtige Vorzüge er beſitzt, ſollen Sie ſogleich erfahren.

Es war ein ſchöner November-Nachmittag, der Tag war heiter, die Luft milde, ich machte einen Gang um die Stadt, auf dem Glacis. Ich war nicht ſo heiter wie der Tag, denn ich war ein Redakteur in Spe und der Tag nicht. Am Boden lagen die Herbſtblätter, Morgenblätter und Abendblätter und Mittagsblätter und tauſenderlei Blätter, und ich dachte: alle dieſe Blätter waren auch einmal auf einem grünem Zweige und ſind jetzt ſo herabgeſunken, auch in dieſen Blättern wurde einſt viel Wind gemacht, und jetzt regen ſie ſich kaum. Da ich Redakteur bin, alſo ſehr weich und gemüthlich, ſo ſtimmte mich dieſes miß, oder um deutlicher zu ſein, es mißſtimmte mich, ich wurde wehmüthig. Was thut ein Redakteur, wenn er wehmüthig iſt? Er denkt an ſeine Mitarbeiter, um ſich zu erheitern. Ich erheiterte mich alſo, ward aber in meiner Erheiterung durch die Sorge um Mitarbeiter unterbrochen.

Ich hatte mir ein Ideal von einem Mitarbeiter gemacht, ich liebte dieſes Ideal mit jugendlicher Schwärmerei. Ich mag dieſem Ideale keine Farben geben; aber es war das Ideal eines Mitarbeiters, wie ſie zwiſchen Schwechat und Inzersdorf ſelten wachſen. Ich ſorgte alſo, wie ich die Zahl meiner tüchtigen und verehrten wirklichen Mitarbeiter noch vermehren könnte, und kam auf den Gedanken, mir einen aus der Luft zu greifen, ſo wie man tauſend Gegenſtände aus der Luft greift.

Ich ſah in die Luft hinein, oder hinauf, und ſiehe da — ein großer papierner Drache ſchwebte in ſtiller Majeſtät über meinem Haupte. Ich fuhr zuſammen:

„Ein Zeichen hat der Himmel mir verheißen,
Er ſendet mir den Drachen, er kömmt von ihm!"

Wie? ſagte ich, ein Drache mein Mitarbeiter?

bin ich mir nicht ſelbſt genug? — Da ſenkte ſich der fliegende Drache gerade vor mir nieder. Eine kleine Aſſociation von Gaſſenjungen verſammelte ſich um den von ſeinen Höhen geſunkenen Drachen. Wie? ſagte ich weiter, ſollte ich auch dieſe Gaſſenjungen als Mitarbeiter mit in den Kauf nehmen? — Ich hatte Mühe, das kühne junge Gaſſenland von mir abzuwehren, und ich weiß nicht, wohin es ſeine mitarbeitende Tendenz genommen haben mag.

Ich betrachtete den Drachen lange ſchweigend. Allein noch nie hat ein Blick, mit Vertrauen nach oben gerichtet, getäuſcht; und nicht nur ein Engel, ſondern ſelbſt ein Drache, wenn er von Oben geſendet wird, dient uns zum Heil und Segen!

Ich betrachtete dieſes papierne Ungeheuer näher, und o Wunder! — es war der köſtlichſte, der mannigfaltigſte, der brauchbarſte Mitarbeiter. Er war nämlich gewiß aus tauſend kleinen Papierſtreifen zuſammengeſetzt, und auf jedem dieſer Papierſtreifen waren Aufſätze und Abſchriften von Dichtern, Proſaikern, Rezenſenten, Journaliſten, Humoriſten, lyriſche Gedichte, Räthſel, Witzſpiele u. ſ. w. Kurz, der Drache war ein unbezahlbarer Schatz! Gewiß tauſend verſchiedene Papiere an- und nebeneinander, und auf jedem Stückchen ein anderer Aufſatz, eine andere Idee! Ich nahm den Drachen unter den Arm, und wir gingen Hand in Hand nach Hauſe. Ich räumte meinem neuen und unerſchöpflichen Mitarbeiter ein eigenes

Zimmer ein, und fing nach und nach an, denſelben auszubalgen. Man kennt die Methode, wie ein Redakteur ſeine Mitarbeiter auszubalgen pflegt. Die erſte Ausbeute gab ungefähr folgenden Ertrag:

1. „Das Beſtreben der Leiſtung dieſer Künſtlerin erreichte den Stand der Gefälligkeit. Die Beliebtheit der Künſtlerin zeigte ſich in dem rauſchenden Beifall der Künſtlerin. Die Künſtlerin entwickelte ihre Rolle, wie man es nur von einer ſolchen Künſtlerin erwarten kann.“ Auf der Rückſeite dieſes Blattes ſtand: haec mensa: dieſer Tiſch, hujus mensae: dieſes Tiſches u. ſ. w.

2. „Humoriſtiſche Pelargonien von der Alpe des Lachens, gepflückt in der Sennhütte des Momus, von der Aelplerin der Laune. So wie ein Newton glaubte, er habe ein nicht gegeſſenes Huhn gegeſſen, und Comenius einmal im Dunkeln ſeine Frau für einen Folianten genommen hat, ſo gibt es Täuſchungen im Leben des eigentlichen Lebens, und wie Pauſanius in einem Brunnen Segel und Maſten erblickte, und ein Cornelius von Drebbel immer Vorreden ohne Werke lieferte, ſo gibt es Menſchen, die den Strauß'ſchen Walzer in den Lanner'ſchen Galopp des Daſeins tanzen, ohne erſt oder nachher die Dampfmaſchine der Begeiſterung und die Tertulianiſchen Strafpredigten der Reue abzuwarten.“

3. Gedankenſplitter. Der Menſch bleibt

ſo lang er lebt nichts als Menſch, und erſt wenn er geſtorben iſt, hört er auf Menſch zu ſein! O, was iſt der Menſch!

Die Liebe dauert nur ſo lange, als man ſich gegenſeitig liebt, hört das ſich lieben auf, hört das lieben auch ſich auf!

Der Geiſt iſt das Höchſte, was die Welt hat! Die Welt iſt das Höchſte, was der Geiſt hat! Darum ſind Geiſt und Welt äqual hoch.

Der Tugendhafte iſt nur ſo lange tugendhaft, bis er laſterhaft wird!

4. Frühlings-Bimbam à la Nachahmer von Heine.

Im Frühling wächſt die Blume,
Es geht der Kelch ſchön auf,
Im Frühling kommt die Muhme,
Da geht das Herz mir auf.

Im Frühling kommen Blätter,
Sie ſäuſeln auf und zu,
Im Frühling kommt der Vetter,
Wir ſpielen blinde Kuh.

Im Frühling liebt der Schäfer
Die Schäferin, auch zwei!
Ich liebe wie ein Käfer,
Das macht die Poeſei!

Herzbruch.

Mein Herz, es iſt gebrochen,
Gebrochen iſt es, traut,
Weil ich die vor'ge Wochen
Lisberta hab' geſchaut.

Gebrochen iſt mein Herze,
Mein Herze, ach, zerbrach,
Weil ach, zu meinem Schmerze,
Lisbert mit Rob'rt ſprach.

Und will mein Herz ſie brechen,
So brech' ich meine Treu,
Sie kann nicht widerſprechen,
Ich ſpreche wieder bei.

5. Theatraliſches. Aus dem Dorfe Kiſch-Bibitz ſchreibt man, daß die Sängerin Lambulli im großen Theater, bei leerem Hauſe geſungen hat. Der Jubel des außerordentlich zahlreichen Publikums war gränzenlos.

„Der berühmte Statiſt Rumpel hat in Zwickau eine Taſſe ſchwarzen Caffee getrunken.“

Unter dieſem Mic-Mac fanden ſich auch Gedanken wie folgende:

6. Der erſte Artikel.

„Zwei Dinge haben die Frauen gerne für ſich: den erſten Eindruck und das letzte Wort; zwei Dinge überlaſſen ſie gerne den Männern: den erſten Schritt und den letzten Willen. Der erſte Schritt ins Leben, der erſte Schritt in die Geſellſchaft, der erſte Schritt in die Ehe ſind die ſchwierigſten. Der ſchwierigſte iſt der erſte Schritt ins Publikum. Ein erſter Artikel im erſten Blatte iſt das Allerſchwierigſte. Das Publikum ſitzt herum, die Frauen haben die Lorgnette geſchärft, die Herren drehen erwartend das Stutzbärtchen, der erſte Artikel tritt herein, verneigt ſich, und ſein erſtes Compliment ſoll ſogleich Feinheit, Anſtand, feſtes Auftreten, Beſcheidenheit und doch Selbſtbewußtſein, Würde mit Grazie, Scharfblick, Weltkenntniß und Menagement verrathen! Der erſte Artikel ſoll wie Phidelphia in verſchiedenen Geſtalten zu allen Gattungsthoren hinaus, und zu allen Erwartungsthüren der Leſer hereinſpazieren! Der erſte Artikel der Blätter ſoll wie der erſte Aufguß bei Theeblättern der aromatiſchſte ſein, und doch will der Leſer bei jedem friſchen Blattaufguß ein ſteigendes Aroma! Der erſte Artikel ſoll wie das Manna in der Wüſte die Wundergabe beſitzen, dem Lecker wie Wachteln, dem Näſcher wie Honigſchalen, dem Starkeſſer wie feiſter Braten, und dem Alltagsgaumen wie Hausbrot zu ſchmecken! Bei der Geburt des erſten Artikels ſoll der Geiſt hundert und einen Freudenſchuß abfeuern, aber er ſoll doch das leere Stroh der Beſcheidenheit vor die Thüre der Leſer ſtreuen, damit er mit dem Vorfahren der Kanonen keinen Lärm verurſache.“

Dann wieder:

7. Nacht-Luftgratulation zum neuen Jahre. Da liegt ſie unter mir die Erde wie ein ſchlafendes Mädchen, und der Mond wandelt um ſie herum, und ſieht ihr blaß und leidend ins Angeſicht. Es iſt Sylveſter-Nacht! Das alte Jahr und das neue

küßen ſich, und das eine ſtirbt und geht hinab ins Grab, und das andere geht hinein ins Leben, und der Menſch ſollte erſt mit dem alten Jahre in ſeiner Sterbſtunde beten und dann mit dem neuen in ſeiner Geburtsſtunde ſich freuen. Die Nähe eines Grabes gibt ſelbſt der Freude etwas Höheres, etwas Heiligeres, ſo wie ein hinabziehendes ſchwarzes Gewölk dem blauen Himmel eine erhabenere Schönheit gibt!

Der Menſch legt aber gleichgiltig die hinabgegangenen Jahre zurück, wie die Spielmarken, und ſetzt ſich an das neue Jahr, wie an einen friſchen Spieltiſch, und legt das grüne Spieltuch der Hoffnung darüber, und greift nach den glatten, bunten Kartenblättern des Lebens, die unter ſeinen Händen den glatten Rücken krümmen, und ihn dann täuſchen.

Und ein Jahr um das andere ſpringt hinab in das offene Grab, ihnen nach ziehen die ſchwarzbehängten Prachtgäule unſerer Erwartungen, und die leeren Rüſtungen unſerer Wünſche, und wir gehen wie Hamlet von dem Leichenſchmauſe des alten Jahres zu dem Hochzeitsbraten des neuen über.

Da liegt ſie unter mir die Erde, ſie ſchlummert! Ich ſoll ihr zum neuen Jahre Glück wünſchen. — —

Ich aber ſehe von oben herab, und die Erde, dieſe Menſchen-Baumſchule für die jenſeitige Geiſter-Orangerie, iſt von zu vielen Thränenſtrömen durchſchnitten, von zu vielen ſchwarzen und bittern Unglücks-Kohlenlagern angefüllt, und der Höhenrauch des Schmerzens zieht ſich zu ſehr über alle hervorragenden Erhöhungen hin, und der Wünſchende wird zum Klagenden, und der Wunſch wird zum Gebet, und die Gratulation zur Thräne! Wie viele Augen ſind jetzt nicht vom Schlafe geſchloſſen, und zwei Spannen tiefer unter dieſen Augen ſitzt ein ewig wacher Schmerz! Wie viel kummervolle Häupter nicken herab auf die vom Jammer eingeſunkene Bruſt, und der erwachende Morgen läutet Kopf und Bruſt ein und auf zu einem Tag voll Stachelgängen und Dornenwegen! Wie viel blaße Mütterwangen ruhen leiſe auf dem Haupte ihres kranken Kindes, und der Morgenſtrahl wird ein ſtillſtehendes kleines Herz und ein zerriſſenes Mutterherz finden! Wie viel ſtille Größe, wie viel unbewunderte Tugend, wie viel ungeahnte Erhabenheit ſitzt einſam mit rothgeätztem Auge und ſiechen Wangen, hier um mit kleinen Nadelſtichen das Leben einer Mutter, eines Mannes, eines Kindes zu erhalten, dort um mit gekrümmten Rücken am Schreibtiſch ſein eigenes Leben und ſeine Grundſätze zu erhalten! Wie viel Tugend und Unſchuld kämpft unter heißem Gebete mit dem eiſernen Geſchicke, und unterliegt, und die Menſchen freuen ſich, und die Engel weinen!

Und dann, wie viel ſchöne Gedanken ſchlummern da unten auf der Erde, und wie wenige erwachen und ſchlagen die Augen auf und werden That! Ich wünſche nichts und wünſchte nichts, als alle dieſe ſchönen Gedanken zur That machen zu können; allen dieſen geſunkenen Tugenden ihr Bewußtſein wieder geben zu können; allen dieſen ſtillen Größen und ungekannten Tugenden einen Augenblick der Anerkennung, des Lohns verſchaffen zu können; jeden ſchweigenden Schmerz in ſprechende Liebe einhüllen zu können; auf jede blaſſe Wange ein Roſenblatt des Troſtes hauchen zu können; auf jedes thränengeröthete Auge einen Kuß der Hoffnung drücken zu können; jedes zuſammenſinkende Haupt gegen Himmel emporrichten zu können, und mit jedem Sterbenden ein leiſes, troſtreiches Gebet beten zu können!

Dann möchte ich noch jede Nachtigall, die im Käfig ſitzt und ihrer freien Schweſter ſehnſüchtig nachſieht, in die blauen Lüfte ſenden; jede Roſe, die unter der Fenſterſcheibe blüht, zu denen, die im Freien blühen, zugeſellen; jedes Fiſchchen, das im Glaſe plätſchert, dem unbegränzten Elemente wiedergeben; jedem Herzen, das hoffnungslos liebt, wenigſtens den Troſt der Dichtkunſt geben, und jedes Kind, das verwaiſet iſt, an meine Bruſt ziehen, und ihm ſagen: Da iſt doch ein Herz, das dich liebt!

Das alles möcht' ich, wünſcht' ich, und in dieſer Stimmung ſchließe ich, und in der Stimmung, in der ich ſchließe, möge denn mein Leſer zu leſen beginnen und er wird mein Freund ſein!

◆

Stunden-Quetſcher für Müſſiggänger.

Eine neue und geniale Idee.

Vorſicht iſt die Mutter der Weisheit, die Groß-mutter der Narrheit, und die Ahnfrau aller ängſtlichen Kleinheit. Aus Vorſicht ſchreib' ich über meinem Aufſatze:

„Eine neue und geniale Idee."

Denn die Leſer könnten ſo boshaft ſein, den Aufſatz bis zu Ende zu leſen, und weder etwas Neues, noch etwas Geniales in ihm zu finden. Wenn ich ſelbſt aber gleich auf die Hausthüre meines Aufſatzes hinnagle: „Hier wohnt ein neuer, ein genialer Gedanke", ſo nimmt der Leſer ſchon auf jeden Fall den Hut ab. Alſo

Neue und geniale Idee,
von M. G. Saphir.
Stunden-Quetſcher für Müſſiggänger.

Für böſe Ehen und Ratten gibt es viele gute Mittel, die aber Alle nichts taugen. Das iſt ein Symptom unſeres Zeitgeiſtes, wir haben lauter approbirte Mittel, aber es geht ihnen wie der Tugend, ſie ſind vortrefflich bis zu dem Augenblicke der Probe! Wir haben viele Mittel für Alles, aber wenig Mittel zu irgend Etwas! Der einzige wahre Mittelpunkt der Welt iſt der Punkt, wie man zu Mitteln kömmt. Wir haben verſchiedene Mittel, das Leben zu verlängern, wir haben aber blutwenig Mittel, das verlängerte Leben angenehm zu verkürzen! Wir haben verſchiedene ſtärkende Mittel für unſere ſchwachen Seiten, wir haben verſchiedene beruhigende Mittel gegen unſere unruhigen Gläubiger, wir haben verſchiedene unſchädliche Mittel für beſchädigte Mittel, wir haben verſchiedene Hausmittel ohne alle Mittel ein Haus zu kaufen u. ſ. w., warum haben wir noch kein Mittel gegen den Müſſiggang?!

Ein Müſſiggänger iſt ein hohler Menſch, ein hohler Menſch iſt ein hohler Zahn, man muß ihn aus der Kinnlade der Geſellſchaft herausreißen, wenn er nicht weh thun ſoll. Allein wenn man lauter hohle Menſchen und lauter hohle Zähne hat, da kann man ſie nicht herausreißen, ſondern man muß ſie plombiren. Wie plombirt man Müſſiggänger? d. h. wie füllt man ſie aus, ihre Zeit nämlich? Die Iſraeliten haben eine Dankesformel, in welcher ſie der Natur danken, daß ſie den Menſchen hohl erſchaffen hat. Die hohlen Menſchen wären alſo die von der Natur begünſtigten!

Wie füllt man alſo den Müſſiggängern ihre Naturgabe aus? Es iſt keine Kleinigkeit, wenn der

Menſch um 8 Uhr Morgens aufſteht und Abends um 10 zu Bette geht, ſo hat er vierzehn Stunden auszufüllen. Die Geiſter aller Tagesſtunden treten jeden Morgen vor jeden Erwachenden hin, wie hungrige Kinder, und ſchreien um ihr Brod, und wenn er keine Nahrung für ſie hat, ſo werden ſie Taugenichtſe, Straßenjungen, Diebe und Mörder, ja ſie nagen aus Hunger dem Vater ſelbſt das Fleiſch ab. Die Müſſiggänger ſtricken den Tag wie einen Strumpf vom Knie abwärts, und beim Schluß bleibt ihnen noch ein langer Faden, den ſie nicht einzuſtricken wiſſen. Der Müſſiggang der Geld-Reichen iſt ein Nahrungszweig der Geld-Armen, der Müſſiggang der Geiſt-Reichen iſt ein Nahrungsquell für Geiſtes-Arme, allein der Müſſiggang der Geld- und Geiſtes-Armen iſt das Erbübel unſerer Zeit, unſerer Sitten, unſerer Geſelligkeit! Der Müſſiggang iſt nicht aller Laſter Anfang, ſondern er iſt der Austräger aller Laſter. Ohne Müſſiggänger würden die Laſter iſolirt bleiben, die Müſſiggänger ſind die Dampfröhren, welche ihre Communication befördern, ſie ſind die Brieftauben der Lüge und die Schnelläufer der Verläumdung. Jede Stunde ſtellt ſich vor den Müſſiggänger hin und fordert ihren Inhalt, ihre Seele, er opfert ihr andere Seelen, er ſchlachtet ihr feiſte Rinder und Brandopfer, Brandopfer von Ehre und Namen, um ſie zur Ruhe zu beſtatten.

Ein „Stunden-Quetſcher“ alſo für Müſſiggänger müßte auf die moraliſche und ſittliche Volksbildung von großem Einfluße ſein. Ein ſolcher Stunden-Quetſcher könnte ſich an Verdienſt der „Druckpreſſe“ kühn an die Seite ſetzen, ja ſogar mit der „Serviettenpreſſe“ an Popularität wetteifern.

Ich gebe nur die Idee an, die Ausführung wäre einem großen Genie, einem großen Techniker zu überlaſſen, und der ganze Gegenſtand wäre der ehrenwerthe Gegenſtand einer akademiſchen Preisaufgabe.

Dieſer „Stunden-Quetſcher“ müßte die Form eines Ruhebettes haben, unter welchem die eigentliche Quetſcherei angebracht wäre, und zwar ſo, daß der Müſſiggänger immer jede Stunde insbeſondere, wie die Walzen in einer Spieluhr, hineinlegte, ſich dann auf den „Stunden-Quetſcher“ ausſtreckte, welcher dann die Stunde ausquetſcht und ſo ſie ablaufen läßt. Der Müſſiggänger würde dadurch zum erſtenmale empfinden, daß er einiges Gewicht hat. Dabei könnte auch eine kleine Art von Drehorgel angebracht werden, welche bei jeder Stunde, die eben ausgequetſcht wird, eine paſſende Melodie ſpielt; denn die Muſik ſelbſt iſt eigentlich nichts als Müſſiggang in Noten geſetzt. Muſik iſt eine wohlklingende Ausrede für geiſtiges Müſſiggehen, ein angenehmer Lärm, den unſere Geiſtesfaulheit ſchlägt, damit unſer Gewiſſen nicht höre was der geſunde Menſchenverſtand eigentlich zu ſagen hätte. Muſik alſo iſt bei einem „Stunden-Quetſcher für Müſſiggänger“ unerläßlich. In den Melodien müßte aber ſogenannte claſſiſche Muſik, die ſo ausſieht, als ob man ſich dabei etwas denken könnte, ganz vermieden werden, und nur jene gedankenloſen und inhaltsleeren Melodien genommen werden, die das Entzücken unſerer Dilettanti und Enragées ausmachen.

Wenn die „Morgenſtunde" ausgequetſcht wird, könnte die Drehorgel füglich den Marſch ſpielen, mit dem Ninette in der „diebiſchen Elſter" zum Tode geführt wird, mit dem untergelegten Text:

„Morgen, morgen, nur nicht heute,
Sagen alle faulen Leute!"

Wenn die „Mittagsſtunde" in die Quetſche kömmt, ſpielt ſie die Melodie aus der „Italienerin in Algier":

Trinken, Eſſen! Eſſen, Trinken!
Papataci Mustapha!

Wenn die „Nachmittagsſtunden", die allerfaulſten und matteſten im Tage, in die Maſchine kommen, da wälzte ſich der Müſſiggänger ganz fürbaß herum, und die Drehorgel ſpielt die, der animaliſchen Verdauung ſo zuträgliche Ouverture zu „Zampa", mit unterlegtem Schlaftexte aus „Robert der Teufel".

Kommen endlich die „Abendſtunden", dieſe glatten und gemeißelten Schlußſteine am großen Müſſiggangs-Gebäude, in die Quetſcherei, ſo braucht der reelle Müſſiggänget, der die Maſchine belebt, nur die drei Kartenausſpiel-Finger in Bewegung zu ſetzen, die Stunde wird ſüperb ausgepreßt, und die Drehorgel ſpielt aus dem „Maurer und Schloſſer":

„Darfſt nur wagen, nicht verzagen,
Treue Freunde ſind dir nah!"

Sollten auch die „Nachtſtunden" noch in die Preſſe genommen werden, ſo ſpielt die Drehorgel die Arie aus „der Brahma und die Bayadere":

„Womit vertreibſt du dir die Grillen?" —
(„Tanz und ſtummes Spiel.")
„Am Ganges wohnt die Liebe!"

Nach dieſen leicht gezimmerten Umriſſen möge ein artiſtiſcher und mechaniſcher Künſtler die Idee realiſiren, und ſich ein unſterbliches Verdienſt um die, durch geld- und geiſtesarme Müſſiggänger in Ehre, Ruf und Namen ſo unermüdlich untergrabene Menſchheit erringen!

◆

Höhere Klätſchereien

über

die Himmelskörper-Angelegenheiten des Jahres 1838.

(Ein Sylveſter-Abend-Tritſch-Tratſch.)

Meine freundlichen Freunde und Freundinnen! Laſſen wir einmal die Erde und die Menſchen ein Bischen in Ruh! „Was kann dieſem Miſere denn Großes begegnen?“ — Eine Liebſchaft, eine Entführung, ein Bankerott, ein Ehezwiſt u. ſ. w. Lauter Lappalien! Das iſt nicht mehr der Mühe werth!

Wir wollen uns mit unſern Verläumdungen, mit unſerm Ausrichten, mit unſerm Ehrabſchneiden höher erheben; wir wollen einen Aufſchwung nehmen, ad astra!

Da oben, ſeht ihr da oben die tauſend Körper wandeln und treiben und ſchaffen? Sollen die ungeſchoren von uns bleiben? Sind ſie nicht erhaben genug, um vom Neid angefeindet zu werden? Sind ſie nicht rein und glänzend genug, um von uns verleumdet zu werden? Stehen ſie nicht ſo hoch über uns, daß wir, da wir uns nicht zu ihnen emporheben können, ſie zu uns herabzerren müſſen?

Was? der „Venus“ da oben ſollen wir ihre Schönheit laſſen? Die „Jungfrau“ da oben ſoll von uns jungen Laffen nicht mit lügneriſchen Nachreden verunglimpft werden? Dem Heldeneſſer „Mars“ ſoll ſein Ruhm nicht geſchmälert werden? Die „Wage“ da oben ſoll für unbeſtechlich gelten? Der „Merkur“ da oben ſoll etwa kein Kornjude genannt werden? Die „Veſta“ ſoll oben für keuſch gelten? Der „Pallas“ ſollen wir nicht einige Dummheiten nacherzählen, die beweiſen, daß ſie ein Gänschen iſt?

Nein, meine verehrten Freunde! Da wir jetzt für die Erde einen Augenblick Klatschement suspendu haben, ſo machen wir uns an den Himmel und ſeine Sterne. Wir wollen ihnen einmal aufpaſſen, was ſie für das Jahr 1838 für Gänge und Schliche und Winkelzüge und ſonſtige Maßematten vorhaben; und wenn wir einmal ſo ein Weſen, das um ſo viel höher ſteht, als wir, auf einer Schwäche ertappen, die es mit uns gleich hat, dann wollen wir jubeln, daß wir es zu uns herab bekommen, und uns ihm gleich dünken können!

St! ſtille! aufgepaßt!

Madame Venus kömmt! Sie iſt die Fürſtin der Sterne! Sie läßt ſich Urania nennen! Mit einer Strahlenkrone prangt ſie, rein will ſie ſein, und ein unbeflecktes Licht haben! Warum nicht gar! Das leiden wir nicht, meine theueren Freunde! Wir werden ſie ſchon erwiſchen! Nur ſachte: nachgeſchlichen —

St! ſtill! aha! — Sie läuft einem Manne nach, ich ſeh' es deutlich an ihrem ſchnellen Lauf, da! hab' ich's nicht gleich geſagt? da habt ihr die Beſcherung! dem „Uranus“ iſt ſie nachgelaufen, am 11. Januar holt ſie ihn ein, und kommt mit ihm zuſammen!

Gehorſamſter Diener, Frau Venus!

Sie freuen ſich, meine Freundin! Ja, das iſt noch nicht genug! Spüren wir ihr nur weiter nach, am 3. März kommt ſie gar mit einer Militärperſon zuſammen, mit Mars! Am 12. März hat ſie ein Rendezvous mit Herrn Merkur, am 13. October mit Herrn Jupiter, und am 29. November mit Herrn Saturnus! Wenn das auf Erden Jemand ſo triebe!

Am Ende Februar dieſes Jahres, meine Freunde, wird die Venus ganz unſichtbar; das iſt noch verdächtiger! Was iſt das Ende von einer ſolchen Laufbahn? Die Venus geht am Ende durch! Am 27. December geht ſie durch, durch die Milchſtraße!

Und, meine Freunde, iſt denn die Veſta, dieſe Himmelsreine, dieſes Muſter, etwas beſſer! Sie iſt mit freiem Auge nicht zu ſehen; nehmen Sie gefälligſt ihre Lorgnette. Da ſpaziert die ſtolze Spröde! Sehen Sie, zwiſchen zwei Männern! und welche Männer! zwiſchen zwei Ehemännern, die eben nicht die beſte Reputation haben! — Das ganze Jahr ſchleppt ſie ſich zwiſchen den Herren Mars und Jupiter herum! Das iſt ein Lebenswandel! — Was iſt das Ende vom Liede? Am Ende des Jahres, am 29. December, kömmt das zweideutige Fräulein mit der Sonne in Oppoſition, und ihr Heiligenſchein kömmt in einen Gegenſchein!

Die Sonne! Nun ja, die Sonne! Wenn man Alles erzählen dürfte! Glauben Sie, meine theuern Freunde, es iſt nicht Alles Gold, was glänzt! Der Schein trügt oft! Ich will gerade nichts behaupten, allein, wenn Sie ſich am 12. Jänner ein wenig auf die Lauer legen wollen, da werden Sie ſehen, wie der Monſieur Merkur ihr ganz nahe geht, ohne daß die ſtrenge Frau ihn zu Aſche verſengt! Ha, ha, ha! Wenn Sie ſich am 20. Februar wieder bemühen wollen, finden Sie Herrn Mars ganz vertraulich um die Sonne herum Nun, es iſt ja ſchon mehr als ein Monat, daß ſich Herr Merkur entfernte!

Ja, ja! Weiber ſind Weiber, und wären es auch Sonnen!

Da iſt die Jungfrau ein anderes Weſen! Ein Muſter! Sehen Sie, meine theuern Freunde, vom 16. Auguſt bis 2. November hat ſie nur einen Courmacher, den Merkur, den Jupiter nur im Januar, den Mars nur im December! Und die andern Planeten überhaupt! Man glaubt, weiß Gott, wie hoch ſie's bringen, und die meiſten gehen heuer zurück, z. B. die Herren Merkur, Uranus, Saturn, Jupiter u. ſ. w. gehen alle rückwärts! (von Oſten nach Weſten).

Und nun gar die „Finſterniſſe", meine theuern

Freunde! Da iſt auch viel Lärm um nichts! Von vier Finſterniſſen getrauen drei ſich nicht ſehen zu laſſen, das müſſen ſaubere Finſterniſſe ſein! und die einzige, die ſich ſehen läßt, iſt eine lumpige Mondesfinſterniß, die kaum einige Stunden dauert! Was ſchaut bei einer ſolchen Finſterniß heraus!?

Doch, ich will Sie nicht länger ermüden, daß ich wahr geſprochen habe, iſt der Himmel mein Zeuge.

* * *

Die gebildete Naturtrinkerin.

„O thut euch doch nicht bene,
Und ſagt: „Das iſt wohl Jene!“
Ein Bild, gegriffen aus der Luft —
Doch wer ſo iſt, fühlt ſich gepufft!“

Altes Lied

Die Natur iſt ſchön, faſt ſo ſchön, wie die Frau von Haberſtroh, und die Frau von Haberſtroh iſt ſehr ſchön, faſt ſo ſchön, als ſie glaubt, und ihr Glaube iſt ſtark.

Die Frau von Haberſtroh iſt ſehr ſchön, das ſagt ſie alle Morgen ſich ſelbſt, dann ſagt ihr es ihr Spiegel, ſodann ihr Stubenmädchen, und Nachmittags ſagt es ihr ein Hausfreund, wenn ſie im Prater Caffee und Natur trinkt, und der Hausfreund verſteht ſich auf Schönheit bei Caffee und Natur, auf Caffee bei Schönheit und Natur, und auf die Natur bei Caffee und Schönheit. Alſo iſt die Frau von Haberſtroh ſehr ſchön, und da die Natur faſt ſo ſchön iſt, wie die Frau von Haberſtroh, ſo iſt die Natur auch ſchön. Allein die Frau von Haberſtroh iſt nicht nur ſchön, ſondern auch gebildet. Denn was iſt Schönheit ohne Bildung? Eben ſo wenig, als Bildung ohne Schönheit! — Alſo muß die Natur auch nicht nur ſchön, ſondern auch gebildet ſein, denn was iſt eine Natur ohne Bildung? Eben ſo wenig, als eine Bildung ohne Natur. Alſo die ſchöne und gebildete Frau von Haberſtroh liebt die ſchöne und gebildete Natur. Die Bildung einer ſchönen Frau beſteht in einer franzöſiſchen Grammatik und in einem regardez-moi auf der Stirne, in Walter Scott, in dicken Locken und in einem Doppel-Tubus. — Die Bildung einer ſchönen Natur beſteht in Caffee mit einem Hausfreund, in einem Strickſtrumpf mit Mücken, und in einer Converſation mit Cigarrenqualm.

Die ſchöne und gebildete Frau von Haberſtroh trank alle Tage eine große Mundtaſſe ſchöne und gebildete Natur, und reciproce trank die ſchöne und gebildete Natur alle Tage eine Mundtaſſe von der ſchönen und gebildeten Frau von Haberſtroh.

Da ſitzen ſie zuſammen an jedem ſchönen Nachmittage im Prater, ſie und die Natur. „Wie ſchön iſt die Natur!“ ſagt die Frau von Haberſtroh, „inſonders mit Caffee und Hausfreunden!“ — „Wie ſchön iſt die Frau von Haberſtroh!“ denkt ſich die Natur, die nicht ſprechen kann, „beſonders mit dem Walter Scott und den dicken Locken.“ — Und ſo ſehen ſie ſich an, die Natur nämlich und die Frau von Haberſtroh. — Darauf nimmt ſie ihn, und ſchenkt ihn ein, das heißt nicht etwa, die Natur ſchenkt den Hausfreund ein, ſondern die Frau von Haberſtroh ſchenkt den Caffee ein, und ſie führt ihn an den Mund, nicht den Hausfreund, ſondern den Caffee, und ſie ruft aus: „Er iſt kalt und bitter"; nicht etwa der Hausfreund, denn der iſt heiß und ſüß.

Darauf fängt er an zu ſprechen, das heißt, nicht der Caffee, ſondern der Hausfreund, und lächelt ſie an, das heißt, nicht die Natur, ſondern die Frau von Haberſtroh. Darauf ſtreckt ſie die Hand nach ihm aus, nämlich nach dem Strickſtrumpf, und er fährt fort zu ſprechen, nicht der Strickſtrumpf, ſondern der Hausfreund. Und ſie wird immer lebhafter, nicht die Frau von Haberſtroh, ſondern die Converſation, und ſie fangen an, Alle herumzuſchwärmen, nicht die Frau von Haberſtroh und der Hausfreund, ſondern die Mücken. — Und ſie ſieht den Hausfreund an und ſagt: „Er ſei etwas zu gedehnt," nicht der Hausfreund, ſondern der Walter Scott, und er hielte einen zu lange mit Nebenumſtänden auf, bis er zur Sache komme, nicht der Hausfreund, ſondern wieder der Walter Scott. Darauf legt er die Cigarre nieder, nicht der Walter Scott, ſondern der Hausfreund, und ſagt: „Auch ſie ſei veraltet," nicht die Frau von Haberſtroh, ſondern dieſe Lectüre. — Darauf wird ſie immer ſchläfriger, nicht die Converſation, ſondern die Frau von Haberſtroh, und ſie ſieht ihn mit niedergeſchlagenen Blicken an, nicht den Hausfreund, ſondern den Strickſtrumpf: er aber, das heißt, der Hausfreund, ſucht eine Neuigkeit aus ihr herauszuſtudieren, aus der Zeitung nämlich, um ſie neu zu beleben: die Converſation und die Frau von Haberſtroh, und ſie werden beide munter. Endlich geht Beiden der Faden aus, das heißt dem Hausfreund und dem Strickſtrumpf, und man hört ſie bloß leiſe ſummen, die Mücken nämlich; da nimmt die Frau von Haberſtroh ihn vor die Augen, nicht den Hausfreund, ſondern den Doppel-Tubus, und ſchaut ſie an, nicht die Mücken, ſondern die Natur, und ruft aus: „Sie iſt ewig neu!“ — Der Hausfreund meint, ſie ſpricht von der Zeitung, zuckt die Achſel und ſpricht: „Aber ſehr trocken!“ Endlich wird ſie immer finſterer, die Natur nämlich, ſie ſteht auf, die Frau von Haberſtroh nämlich, ſchaut den Hausfreund an und ſteckt ihn ein, den Strickſtrumpf nämlich. Er aber, der Hausfreund, ſteckte ſie ein, die Zeitung nämlich, und ſagt: „Wie herrlich iſt ſie!“ die ſchöne Natur nämlich. Darauf findet ſie ſich geſchmeichelt, die Frau von Haberſtroh nämlich, bezahlt ihn, den Caffee nämlich, und reicht ihm den Arm, dem Hausfreund nämlich.

Darauf gehen ſie fort, die Frau von Haberſtroh, der Hausfreund und der Strickſtrumpf, und laſſen die andern zwei zurück: die Converſation und die Mücken. — Am andern Nachmittag kehren ſie wieder, um gebildete Natur zu trinken, und finden die alte Natur und neue Mücken; dieſelbe Converſation, denſelben Hausfreund und denſelben kalten Caffee.

Menagerie-Licitation.

(Am 27. Mai 1837 in Wien, in der Menagerie der Kath. van Aken.)

Mit geſpanntem Intereſſe ſehen wir einem Tage entgegen, wo die zarteſten Bande, welche je wilde Thiere aneinander feſſelten, wo das Stillleben, welches zwiſchen Eisbär, Hyäne und Tiger ſtattfand, wo die friedlichſten Familien-Verhältniſſe, welche je Bär, Wolf und Känguruhs zuſammenhielten, gelöst, getrennt, zerriſſen werden ſollen.

Die europäiſch berühmte Van Aken'ſche Menagerie, dieſe beiſpiellos einträchtige Herrnhuter-Familie, wird licitirt, an den Meiſtbietenden hintangegeben!

„Es wird ein Schauſpiel ſonder Gleichen!“

Wer von meinen zarten Leſerinnen hat ſchon einer Licitation von Löwen, Tigern, Hyänen und anderen dergleichen Schoßthieren beigewohnt?

Es ſind bereits Liebhaber und Bevollmächtigte großer Menagerien aus berühmten Reſidenzen da; Menagerie-Beſitzer, Beſtien-Speculanten, aus Holland, Frankreich und England, als Mit-Licitanten angekommen; und es dürfte nicht ohne bedeutende Concurrenz enden.

Ach Gott, wer doch bei der Licitation dabei ſein könnte, d. h. nicht um auch licitirt zu werden, ſondern um das Schauſpiel mitanzuſehen.

Kommt ihr Melodramen-Dichter und Dichterinnen; hierher kommt, hier laßt eure Helden heulen, brüllen, Thränen vergießen lernen. Was ſind Freiknechte und Irrenhäuſer, was ſind Gamins, Räuber- und Selbſtmörder gegen die Erſchütterung, die hier ſtattfinden wird! Was ſind alle Trennungs-Scenen in euren miſerablen Comödien gegen die Scene, wenn ein Waſchbär vom Buſen ſeines langgetreuen Führers, wenn ein Rüſſelbär von dem Herzen eines Eisbären, und das Mandrill aus den Armen eines Känguruhs geriſſen wird! Das ſind Effecte! Da iſt dramatiſche Fülle! Eine ganze Aguti-Familie wird verkauft an Unbekannte, an blutfremde Herzen, welch' ein tragiſcher Hebel, welch' ein Iffländiſches Familienſtück! Seht, der Lippenbär hatte eine jahrelange Neigung zu der Hyäne! Er liebt ſie, — ſo hat nur Benjowsky geliebt! und ſie liebt ihn, ſo hat nur Medea geliebt! Aber ſie lieben platoniſch wie die „Gefeſſelten“ von Raupach; ſie ſehen ſich nur durchs Gitter; der Bär ſingt alle Abende:

„Ach, ich komme mit der Zither,
Weihe dieſes Stündchen dir,
Doch verſchloſſen biſt im Gitter,
Liebchen komm' und lauſche mir!“

Die Hyäne aber weint ſtille Thränen, und ſie gibt ihm eine Locke mit den Worten:

„Ich komme, ſobald ich kann!“

und der arme Poet ſingt alle Abend dasſelbe Lied, und ſo ſehen ſich die Liebenden ſchon jahrelang an, und nun auf einmal kömmt das Schickſal her in Geſtalt einer Licitation, der Bär wird als Sclave verkauft, ſie wird Favorit-Sultanin eines Menagerie-Sultans! Die Trennungsſtunde ſchlägt — nun, Romantiker und Melodramatiker, was wollt ihr mehr?

Die Licitation beginnt bei den „reißenden Thieren“; der „ſpitzbergiſche Wolf“ kommt zuerſt an die Reihe, und ſo herunter bis zum Recenſenten. Dann kommen die „friedlichen Thiere“, dann die „Amphibien“, und dann die „befiederten Thiere“. — Die reißenden Thiere werden gewiß reißender abgehen, als die friedlichen.

Theater-Unternehmer werden beſonders auf dieſe Licitation aufmerkſam gemacht, denn es ſind „Mehrere Affen verſchiedener Gattung“ zu verſteigern.

Auch erbieten ſich

„Zwei Känguruhs“

recht gerne zu Modellen für eine ganz neue Künſtler-Gattung zu ſitzen.

Die verehrten Damen, welche dieſe Licitaton zu beſuchen gedenken, werden gebeten, mit den zu licitirenden Gegenſtänden zart umzugehen, die Löwen und Tiger beim Beſchauen behutſam umzudrehen, beſonders aber den Waſchbären nicht auf einer Hand ſtehen zu laſſen, indem er ſonſt leicht herunterſpringen und ſich verkriechen könnte. Auch wird Niemand ſo indiscret ſein, eine Hyäne einzuſtecken.

Kinder unter vier Jahren dürfen nicht mitlicitiren.

Man bittet auch die Herren, keinen Tabak zu rauchen, indem auch weibliche Weſen licitirt werden, und unter den wilden Thieren die Civiliſation noch nicht ſo weit iſt, um den Frauen unter die Naſe zu rauchen. Bei dem Ausgange werden ſich die Damen gefallen laſſen, daß man ihre Ridicüls und Strickbeutel unterſuche, um zu ſehen, ob ſich nicht eine Boa conſtrictor hinein verkroch, ſo wie den Herren ihre Rundbärte ausgekämmt werden, für den Fall, daß einige Strauße ſich daſelbſt heimlich eingeniſtet hätten. Die Licitanten werden aufmerkſam gemacht, nicht zu erſchrecken, wenn die Thiere beim Zuſchlagen einige unarticulirte Töne von ſich geben ſollten.

Man bittet, die Boa conſtrictor nicht zu necken, weil ſie leicht aus der Haut fährt.

Für die reſp. Perſonen, welche einige Exemplare an ſich bringen, ſind ſchon mehrere Geſellſchafts- und Familienwagen bereit, um ſie in den Schoß der ihrigen zu bringen. — Der Anfang iſt, wenn alles beiſammen iſt, und das Ende, wenn keine Beſtie mehr da iſt.

Ich als Geſichterſchneider,

oder:

Der Gezeichnete wider Willen.

Wer je geſeſſen hat, weiß, wie unausſtehlich das Sitzen iſt. Ich rede nicht von dem Sitzen, wo man zuerſt getroffen hat und dann geſetzt wird, nicht von ſchriftſtelleriſchen Sitzereien, ſondern von jenem Sitzen, wo man erſt ſitzen ſoll, um getroffen zu werden — von Maler- und Zeichner-Sitzungen.

Was hat man von der leidigen Berühmtheit? Man wird geſtochen, gedruckt, in Oel geſotten, und am Ende gerade von ſeinen Verehrern aufgehängt! — Und dazu muß man früher noch ſtundenlange ſitzen und freundliche Geſichter machen!

Letzthin hatte ich eine eigene dergleichen Sitzung.

Ich bemerkte nämlich einige Tage lange nacheinander, daß mir ein Mann — dem Anſcheine nach ein Fremder — immer nachging. Er ging bald vor, bald hinter mir, und ſah mich mit zärtlichen Blicken an. Ich glaubte erſt lange, es ſei ein verkleidetes Frauenzimmer, und ſie habe eine heftige Leidenſchaft für mich gefaßt. Der Mann hatte zwar einen ſtarken Backenbart, allein das machte mich nicht irre, denn Liebe kann Alles! —

Eine kleine Coquette, wie ich bin, warf ich ihm dann und wann ſo einen meiner recht unwiderſtehlichen Blicke, ſo einen Gollaſchblick mit Paprika zu. So ein Coquettir-Blick, der nach Nordoſt zu gehen ſcheint, aber in Südweſt Verheerungen anrichtet, iſt nicht mit Gold zu bezahlen. Er verfehlte auch ſeine Wirkung nicht! Der Mann ging mir nach über Graben und Kohlmarkt, und da ich, wenn ich einmal im Zuge bin, wenigſtens dreißigmal über Graben und Kohlmarkt gehe, ſo blieb ich immer bei einem geſtickten Bilde bei der „Braut" ſtehen, und blinzelte meine verkleidete Geliebte an, der oder die dann nach mir auch immer bei dem Bilde ſtehen blieb, ſeufzte, mich anſah und Verſuchungen anſtellte, die gewiß zu meinem Vortheile ausfielen, denn er folgte mir ſtets mit erneuter Leidenſchaft.

Eines Abends ſaß ich im Volksgarten, die Langeweile verzehrte mich, und ich verzehrte Gefrornes; ich ſah mich um, einen Gegenſtand zu finden, an dem ich meine Langeweile auslaſſen könnte, und ſiehe da, mein verkleideter Liebhaber ſaß mir gegenüber! Da ſaß er, und aus ſeinem Auge ſchlug die wilde Flamme ſeiner heftigen Neigung zu mir; ſein Blick ſchien zu ſagen:

„Mich reizt, mich lockt deine ſchöne Geſtalt!"

Und in der Hand hielt er ein Zeichenblei und Papier, und ſeine Abſicht lag klar am Tage; er wollte mich zeichnen, ſo was man ſagt: abreißen!

Die Liebe und das Zeichnen fangen Beide beim Auge an. Der Mann aber begann bei der Naſe! Sein Blick ruhte auf meiner Naſe, ſo gegen den ſiebenten Grad ihrer nördlichen Breite.

Nun iſt es ärgerlich, wenn der Menſch nicht einmal ſeine Naſe für ſich allein haben kann! Hab' ich dazu eine Naſe, damit jeder Menſch ſeine Naſe in dieſe Naſe ſtecke? Meine Naſe hab' ich platterdings für mich allein, und nun kömmt ſo ein Mann aus Berlin oder Hannover oder Hamburg und ſtiehlt mir meine Naſe vor der Naſe weg, und bringt ſie unter die Leute. Die beſten Frauen und die beſten Naſen ſind jene, von denen man gar nicht ſpricht!

Ich ärgerte mich alſo, ließ mein Gefrorenes ſtehen und meinen Liebhaber ſitzen, ging ins Paradiesgärtchen und ließ mir wieder ein Gefrorenes geben. Kaum ſaß ich zehn Minuten, da erblicke ich meinen Geliebten ſchon wieder mir gegenüber, das Mordinſtrument blitzte in ſeiner Hand, das geſpitzte Blei auf mich gerichtet, ſah er mich mit ſehnſüchtigen Blicken an.

„Ach," dachte ich, „ſelbſt als Schatten im Paradiesgarten iſt man noch ſeines Schattenriſſes nicht ſicher!" ſprang wieder auf und entfloh wie eine ſchüchterne Taube.

Am anderen Tage ſaß ich am Fenſter beim Mittagstiſche im Daum'ſchen Speiſe-Locale, ich ſaß, wie gewöhnlich große Genies zu ſitzen pflegen, und dachte an nichts; ich ſah hinab zum „Modebande", dem einzigen Bande, welches Mode bleibt, wenn alle anderen Bande reißen, da weckte mich Theodors Stimme, der mich fragte: „Haben Euer Gnaden ſchon Ihren Kalbskopf?" Ich faßte mich ſchnell und ſagte: „Noch nicht, Schmeichler!" Mein Blick fiel auf den Tiſch mir gegenüber, und ich rief mit Macbeth aus: „Pr'ythee, see there! behold! look!"

Da ſaß er, ſein Auge ſtarr nach mir gerichtet, das Zeichenblei in der Hand, das Papier vor ſich und den Blick wie die Trut auf meiner Naſe ſitzen! Mich faßte Verzweiflung! Der Kalbskopf war indeſſen gekommen, und ſtand vor mir. Ich wollte dem Zeichner ſchon zurufen: „Wenn du intereſſante Köpfe zeichnen willſt, ſo zeichne dieſen da, der hat doch noch wenigſtens den Reiz der Jugend für ſich!"

Allein nicht der Kalbskopf war ſein Ziel, auf mein unſchuldiges Haupt war es abgeſehen. Ich hätte ihm gerne alle jene verunglückten Bilder von mir gezeigt, und ihm wieder zugerufen: „Schrecken dich nicht Babingtons, nicht Tychburns blutige Häupter, auf Londons Brücke warnend ausgeſteckt?"

Der Mann aber arbeitete ſich in meine Naſe hinein, als ob ſie ein Goldbergwerk geweſen wäre Mich erfaßte ein Grimm ſondergleichen, und ich griff zu dem entſetzlichſten Mittel! Ich fing an, Geſichter zu ſchneiden, daß eine Hyäne davongelaufen wäre. Ich machte mit meiner Naſe die unſäglichſten Manöver. Ich zog ſie auf wie einen Sonnenſchirm, ich ließ ſie hängen wie ein Truthahn, ich rümpfte ſie wie ein Erdzeiſel, ich räuſperte ſie mit einem ſolchen Donnerwetter, daß der Kellner drei Teller fallen ließ, u. ſ. w. Ich legte die Stirne in Falten wie ein Hemdjabot; ich verzog den Mund bald zu einer Charybde, bald zu einem Zuckerhut; ich riß die Augen auf wie die Dummheit, wenn man ihr eine Liebeserklärung macht; ich drückte ſie zu wie ein Gourmand, wenn er den erſten Spargel ißt; ich blinzelte wie eine Gans beim Wetterleuchten; ich legte den Kopf auf die Seite wie ein Stieglitz, wenn er trinkt; ich ließ den Kopf auf die Bruſt ſinken wie eine nervenkranke Frau, wenn ſie eine Tenorſtimme hört; kurz, ich muß mich benommen haben, wie ein Verrückter, denn ein Lärm unterbrach mich plötzlich, und ich erblickte zu meinem Entſetzen zwei ſchöne Frauen, die indeſſen gekommen waren, und die mich voll Bewunderung in der Force meiner Geſichtſchneiderei angafften, und endlich in lautes Lachen ausbrachen. Nun ſteigerte ſich mein Grimm zur Raſerei, ich ſprang auf, nahm die Serviette, warf ſie dem Zeichner über den Kopf, rannte zwei Kellner über den Haufen, nahm im Vorüberſtürmen ſtatt meines Hutes eine Studentenkappe mit, ſtolperte über einen

Seſſel, fiel einem eintretenden Militär in die Arme, dieſer warf mich einer eintretenden Frau zu Füßen, dieſe ging über dieſen Gegenſtand ganz weg, ich raffte mich empor, ſetzte die Treppe hinab, und lief, und lief, und ich glaube, ich laufe noch!

* * *

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Ende des vierten Bandes.

Inhalt

des vierten Bandes.

Seite
Der Gerichtsſaal zu Allamatukukeli 1
Phantaſtereien, oder: Nachempfindungen nach einem Balle 8
Der Landtag der Taſchen 11
Vorſchläge zu einem Steuertarife im Gebiete der Kunſt und des Wiſſens 14
Etwas über die Hydropſie (Waſſerſucht) der deutſchen Theatervorſtände 20
Projecte 22
Modelle zu Theater-Publicums 26
Neueſter Plutarch, oder: Biographien wilder Beſtien, allen Theater-Directoren in Unterthänigkeit gewidmet vom Verfaſſer 29
Der Humor und der Frühling 34
Ueber das Heil des Zapfenſtreiches 38
Ueber Gelehrſamkeit und Wiſſen des Schauſpielers . 41
Das ſchwierige Kleeblatt, oder: Theater-Directoren, Recenſenten und Polizeien 44
Die ſatyriſche Buchhändler-Auslage 47
Der Beobachter des weiblichen Geſchlechtes 52
Schnurrbarts-Lamentation. Jammerepiſtel an meinen braunſchnurrbärtigen Walliſer 58
Ueber die häusliche Erziehung der Töchter 64
Was iſt Leſen? 75
Uhren, Menſchen und Bücher 81
Ein Abenteuer in den Tuilerien 85
Der Pantoffel 90

Seite
Warum der Himmel blau iſt? 94
Doctor Natürlich, oder: Der Mann mit dem lichten Rocke und dem dunklen Drange 98
Welcher von den vielen neuerſchienenen Kometen wird zuerſt mit unſerer Erde anſtoßen, der mit dem Kopfe oder der ohne Kopf? 105
Frau von Stiftel, oder: Das lebendige Vorurtheils-Lexikon 126
Melinth, der ſtille Wucherer, genannt: der blaue Blutegel 133
Induſtrie-Ausſtellung inländiſcher Journal-Artikel und Kritik-Fabricate 141
Das ausgeſtopfte Beethoven-Feſt, oder: Ach und Krach vom Beethoven-Feſte! 148
Dumme Briefe, Bilder und Chargen aus meinem Reiſe-Album 157
Die Myſtification 167
Sonnabend-Gedanken aus meinem Fußteppich . . . 174
Neue Variationen über meinen alten Lißt-Enthuſiasmus 179
Offenes Sendſchreiben des auf der Prager Bahn niedergeführten Ochſen an die vor zwei Jahren auf der Gloggnitzer Bahn niedergeführte Kuh . . 188
Leichtfaßlicher Unterricht für ein ſehr geehrtes Publikum, ſich in Zukunft die humoriſtiſchen Vorleſungen ſelbſt auf die ſchmackhafteſte Weiſe bereiten zu können, und kein Geld dafür ausgeben zu müſſen . . . 193
Solobrief eines wandernden Humoriſten 212
Der große Drache als feſt engagirter Mitarbeiter . 220
Stunden-Quetſcher für Müſſiggänger 230
Höhere Klätſchereien über die Himmelskörper-Angelegenheiten des Jahres 1838 236
Die gebildete Naturtrinkerin 241
Menagerie-Licitation 245
Ich als Geſichterſchneider 249

◆

Druck von Rudolf M. Rohrer in Brünn

Im Verlage von Fr. Karafiat in Brünn ſind erſchienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

5000 Expl. abgeſetzt. **2. Auflage.**

Méthode Charles Noël

mit einer Einleitung des Prof. Dr. A. Peſchier.

Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht

für das Studium der franzöſiſchen Sprache, begründet auf die claſſiſche und moderne Literatur.

Noël's brieflicher Sprach- und Sprechunterricht, welcher zugleich Grammatik, Wörterbuch, Converſationshandbuch, Compoſition und die reichhaltigſte Chreſtomathie iſt, umfaßt 2 Curſe, wovon der I. 19, der II. 21 Briefe, je 3 Cauſerien enthält.

Preis des 1. Probeheftes, 3 Bogen ſtark (enthaltend Vorrede, Einleitung, Vorſchule, 1. und 2. Cauſerie) 30 kr. ö. W. oder 60 Pf., jeder der folgenden Briefe à 40 kr. ö. W. oder 80 Pf. Jeder Curſus einzeln 6 fl. ö. W. oder 12 Mark, beide Curſe zuſammen 10 fl. ö. W. oder 20 Mark.

Urtheile: Tagesbote a. M. — Schulfreund von Dr. Schmitz und Dr. [illegible] — Breslauer Zeitung. — Kölniſche Zeitung. — Kölner Telegraph. — [illegible] in Leipzig. — Prof. Challamel in Graz ꝛc. ꝛc.

Die Methode Noël wird über jede ähnlichen Werke geſtellt. Die ſchönen, geiſtreichen Cauſerien bieten anregende Ueberraſchungen und halten allen faden Ballaſt fern, der gewöhnlich andere Werke, die denſelben Zweck verfolgen wollen, füllt. Möchten ſich doch jene, die ſich durch Selbſtſtudium die franzöſiſche Sprache aneignen wollen, nicht durch marktſchreieriſche Anzeigen anderer [illegible] täuſchen laſſen! Noël und Peſchier gehören bekanntlich zu den erſten Celebritäten des [illegible] und konnten demnach nur Ausgezeichnetes liefern.

Iſidor Täuber's

Der neue [illegible]

Vollſtändige Anleitung die franzöſiſche Sprache auf eine leichte Art ohne Hilfe eines Lehrers zu erlernen.

Nach den beſten Sprachlehren mit durchgehends erklärter Ausſprache bearbeitet, und durch viele Ueberſetzungs- und Leſe-Uebungen anſchaulich gemacht.

Fünfte, weſentlich umgearbeitete und vielfältig vermehrte Auflage.

Elegant cart. 1 fl. 60 kr. ö. W. oder **2 Mark.**

Neueſtes franzöſiſch-deutſches und deutſch-franzöſiſches

Taſchen-Wörterbuch.

Seiten ſtark. Brochirt 1 fl. ö. W. oder 2 Mark. In Leinwand gebunden 1 fl. 40 kr. ö. W. oder **2 Mark 50 Pf.**

Neueſtes italieniſch-deutſches und deutſch-italieniſches

Taſchen-Wörterbuch.

Seiten ſtark. Brochirt 1 fl. 20 kr. ö. W. oder 2 Mark 40 Pf. In Leinwand gebunden 1 fl. 60 kr. ö. W. oder **3 Mark 20 Pf.**

Die beiden Wörterbücher zeichnen ſich durch außerordentliche Billigkeit, ele-
nte Ausſtattung, ſcharfen Druck, ſowie anerkannte Vollſtändigkeit und Correct-
t aus und verdienen daher den Vorzug vor allen anderen Wörterbüchern.

[illegible] zu begleiten.

[illegible]

[illegible] Geheftet 2 fl. [illegible] 90.
[illegible] 6 Wr. [illegible]
[illegible] in engl. [illegible]
gebunden 3 fl. 60 kr. [illegible]
Auch in [illegible] à 30 [illegible]
60 [illegible] zu beziehen.

Dasselbe [illegible] Ausgabe [illegible]
Holzschnitten.
[illegible] 1 fl. 60 kr. [illegible]

Die Klöster der Christenheit.

[illegible] Schilderungen
des Lebens [illegible]

[illegible]

[illegible] werden [illegible]
Weltpriester, [illegible]
[illegible] seine [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] öffentlichen [illegible]
[illegible]
oder im öffentlichen [illegible]
[illegible] Maße und [illegible]
[illegible]

[illegible]tenburg

[illegible]bilder

[illegible]

M. G. Saphir's Schriften.

Cabinets-Ausgabe.

Ausgewählte Schriften.

Von

M. G. Saphir.

Dritte Serie.

Achte Auflage.

Fünfter Band.

Brünn, Wien und Leipzig.
Verlag von Fr. Karafiat.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Wanderlieder.

An Sie.

1.

Die Poeſie, die Wunderfrau,
Die gibt nicht Ruh im Haus,
Des Waldes Grün, des Himmels Blau,
Des Stromes Glanz, der Schmelz der Au,
Das lockt ſie ſtets hinaus!

Und ſitze ich am Schreibetiſch,
Und ſchreib' das Herz mir warm,
Da nahet ſie aus dem Gebüſch,
Und lacht mich an, ſo froh, ſo friſch,
Und reicht mir ihren Arm;

Und führt mich über Berg und Thal,
Und zeigt mir Gottes Pracht;
Am Tag den ſüßen Sonnenſtrahl,
Und milde Sterne, ſonder Zahl,
In ſanfter Mondennacht.

Da wird mir gar ſo wunderbar,
So wohl und doch ſo weh,
Wenn ich die tauſend Sternlein klar,
Wie eine kleine Kinderſchaar
Im ſtillen Kreiſe ſeh.

Da ſchaue ich zum Sternenzelt,
Der Erde nicht bewußt,
Da iſt's mit mir ſo froh beſtellt,

Daß ich die ganze liebe Welt
Umhalſen möcht' in Luſt!

So kömmt es dann, ich weiß nicht wie,
Weiß nicht wie es geſchieht,
Daß ich, bald ſpät, bald Morgens früh,
Etwas erdicht' in Harmonie,
Ein einfach kleines Lied.

Doch wenn ich wandre noch ſo weit,
Wie fern auch tönt mein Sang,
Biſt Du mir nah zu jeder Zeit,
Und Deiner Schönheit Herrlichkeit
Ertönt mein Saitenklang!

Denn was ich fühle anderwärts,
Bezieht auf Dich allein,
Sowohl in Luſt als auch in Schmerz,
Mein liebevolles treues Herz,
In ſeinem Thun und Sein!

2.

Die Wolken an des Himmels Plan'
Sie ſchau'n mich an;
Sie ſchau'n mich an und ziehen fort,
Nach jenem Ort,
Nach jenem Ort, wo ſie allein,
Gedenken mein,
Gedenket mein zu jeder Zeit
In Luſt und Leid;
O Wolken höret meine Bitt',
O Wolken nehmt mich mit'

Es zieh'n die Vöglein wohl entlang,
Mit ſüßem Sang;
Mit ſüßem Sang nach jenem Land,
Wo ich ſie fand,
Wo ich ſie fand, die bis an's Grab
Mir Liebe gab,
Mir Liebe gab und Lieb' empfing,
Und Schwur und Ring;
O Vöglein höret meine Bitt',
O Vöglein nehmt mich mit!

Es fließt der Bach und murmelt ſtill,
Ob mit ich will;
Ob mit ich will, wohin er eilt,
Wo Liebchen weilt;
Wo Liebchen weilt und inniglich
Nun denkt an mich;
Nun denkt an mich, und ſtill und traut
Ins Bächlein ſchaut;
O Bächlein höre meine Bitt',
O Bächlein nimm mich mit!

Gedanken fliegen, nimmer matt.
Nach jener Stadt,
Nach jener Stadt, wo lichtumwebt
Die Holde lebt,
Die Holde lebt, die ich errang
Durch ſüßen Sang;
Durch ſüßen Sang, mit dem mein Lied
In's Herz ihr zieht;
Gedanken höret meine Bitt',
Gedanken nehmt mich mit!

3.

Fern von ihr
Sitz' ich hier,
Ganz allein;
Hat nun Fried
Mein Gemüth?
Nein, ach nein!

And're Luft,
Wälderduft,
Hüllt mich ein;
Ob die Lieb'
Von mir blieb?
Nein, ach nein!

Stilles Thal
Lockt allzumal
Mich hinein;
Bleibt mein Schmerz
Anderwärts?
Nein, ach nein!

Wo ich geh,
Wo ich ſteh,
Iſt ſie mein!
Ob ich denn
Mein ſie nenn'?
Nein, ach nein!

Der Fels.

(Verbannungs-Gedicht.)

Es ſteht ein Berg da, wie ein Mann!
Er hebt die Stirne himmelan,
Das Haupt, umſpielt von Sonnenſtrahl,
Schaut hoch herab auf Land und Thal,
Und um ihn wogt der Aether klar,
Und um ihn kreiſ't der ſtolze Aar,
Und aus der ſtolzen Felſenbruſt
Entſtrömt ein Quell zu aller Luſt,
Der Quell, er ſtrömt hinab in's Land,
Und flattert wie ein Gnadenband,
Durch Anger, Wieſe, Flur und Au,
Und aus ihm ſchaut des Himmels Blau.
Der Berg, dem er entquillen thut,
Der ſchaut ſich ſelbſt in ſeiner Fluth.
Da ſteigt aus eines Sumpfes Lauch,
Empor der faulen Dünſte Hauch,
Der mit des Schlammes eklem Giſcht,
Zu einer Wolke ſich vermiſcht;
Mit dieſem niedern Pfützenkind
Vereinigt ſich ein feiler Wind,
Der trägt die Wolke hoch hinauf
Bis zu der Sonne hohem Lauf,
Und ſchicket aus der ſchwarzen Bruſt,
Die Blitze ab mit ſchnöder Luſt.
Doch wie der Blitz auch ringsum zückt,
Der hohe Berg ſich doch nicht bückt;

Und wie auch d'rein der Donner ſchlägt,
Der Berg ſich dennoch nicht bewegt;
Und wie auch ſchwer der Hagel ſank,
Der Berg ſteht da, ſo frei und frank;
Und wie die Wolke auch zerbricht,
Der Berg ſteht feſt und rührt ſich nicht;
Und Schloſſen, Regen, Donner, Blitz,
Sie geh'n hinab in ihre Pfütz,
Sie ſinken in des Schlammes Schoß.
Zurück, der ſie gezogen groß.
Der Berg jedoch ſteht wie ein Mann,
Und hebt die Stirne himmelan,
Das Haupt umſpielt vom Sonnenſtrahl,
Schaut hoch herab auf Land und Thal,
Und aus der freien Felſenbruſt,
Entſtrömt ein Quell zu aller Luſt!

Und mit dem Berg bin ich gemeint,
Der Dichtkunſt Himmel hell mir ſcheint;
Und mit der Leier in der Hand,
Schau ich herab auf Thal und Land,
Und aus der freien Dichterbruſt,
Entſtrömt ein Quell voll Liederluſt;
Und dieſer Quell ſtrömt frei hinan,
Iſt keines Königs Unterthan,
Bald rauſcht er ſtolz, bald fließt er ſanft,
Durch Wäldernacht, durch Blumenranft;
Bald lauſchet ihm ein liebend Herz,
Bald lauſchet ihm ein herber Schmerz,
Bald tröſtet er mit ſüßem Klang,
Der Wehmuth Stunde ſchwer und bang;
Bald trocknet er in ſtiller Nacht
Das Auge, das im Kummer wacht;

Bald löſet er den herben Gram,
Der nur in Thränen Troſt bekam;
Gewinnt ſich bald mit Schmeichelton,
Der ſüßen Liebe ſüßen Lohn!
Kurz wo der Strom nur immer rinnt,
Gemüth und Herz er bald gewinnt!
D'rum, wie auch hier die Wolke dräu't,
Die Welt iſt groß, das Herz iſt weit,
Die Menſchheit gut, das Leben reich,
Die Schöpfung ſchön, die Herzen weich,
Der Glaube ſtark, die Hoffnung treu,
Die Liebe ſüß, das Singen frei;
Wo ſich ein Herz nur finden ließ,
Iſt überall ein Paradies!

Schmerzliches, ewiges Lebewohl.

Leb' wohl, Geliebte, ſieh, am Wanderſtabe
Steht der, dem Du Dein Herz geſchenkt;
O flehe, daß er bald zum friſchen Grabe
Den Schritt des Lebensſatten lenkt!
Laß, o Geliebte, ſie noch einmal faſſen
Die liebevolle, liebewarme Hand,
Die freundlich, lieblich, ohne Unterlaſſen,
Des Lebens ſchönſte Roſen für mich wand;
Leb' wohl und höre, wenn Dein Freund Dir ſpricht:
Vergiß, o vergiß mein nicht!

Leb' wohl, Geliebte, ſchenke eine Zähre
Mir mit auf meinen finſtern Pilgergang;
Und flehe, daß es nimmer lange währe,
Daß ich die Ruhe ſterbend mir errang;
Wenn Du einſt hörſt, daß ich im fremden Lande
Umfangen bin vom tiefen Sehnſuchtsweh',
Daß ich an ferner Meere ödem Strande
Nach Deinem Anblick ſchmachte und vergeh',
Dann höre, wenn Dein Freund von Ferne ſpricht:
Vergiß, o vergiß mein nicht!

Wenn Dich dereinſt in einer Zwielichtſtunde
Ein namenloſes Bangen ſüß befällt,
So denk', Dein ferner Freund gibt Dir die Kunde,
Daß er voll Liebe treu noch an Dir hält;
Wenn Dir dereinſt die Augen überfließen,
Und ſtille Wehmuth Deine Seele rührt,

So denke, daß ſein Leben zu beſchließen
Die güt'ge Gottheit Deinen Freund nun führt;
Daß er vom Leichenhügel zu Dir ſpricht:
Vergiß, o vergiß mein nicht!

Wenn dann im Glück und Schmerz in Deinem Leben
Ein leiſes Tönen ſtets Dein Ohr umgibt,
So wird der Geiſt des Freundes Dich umſchweben,
Der dort wie hier Dich treu und innig liebt;
Und wenn Dir einſt am glücklichen Altare
Ein ſtiller Glückwunſch wehmuthsvoll erſchallt,
So denke, daß der Freund aus ſeiner Bahre
Zu Deiner Hochzeit ungeſehen wallt;
Mit leiſ' verhallter Stimme fleht er da:
Vergiß, o vergiß mein ja!

Das Wiederſehen.

Ich ſah hinauf und himmliſch angeſtrahlt
Ward plötzlich ich von meiner Sonne,
Wie man ihr glänzend Abbild ſchwach nur malt
In allen Reizen der Madonne;
Ein Schimmer war's, doch war der Schimmer milde,
Der Anmuth gleich in einem Gnadenbilde.

Die heil'gen Flammen, die im Schlummerflor
In meines Herzens Tiefen ruhten,
Sie ſchlugen ſchnell erwachend nun empor,
Mit ihren nie erlöſchten Gluthen;
In einem Licht', das Worte nicht benennen,
Schien rings um mich das Weltall zu entbrennen.

Und als ich noch einmal hinaufgeblickt
Zum Fenſter, wo die Holde weilte,
So war's, als ob Aurore, goldgeſtickt,
Das Licht auf ihren Wangen theilte;
Und Amorinen ſchienen dieſe holden
Und reichgerollten Locken zu vergolden.

Aus ihrem zaubervollen Wimperſaum
Sah ich den Frühlingsmorgen tagen,
Die Luft war ſtolz darauf, durch ihren Raum
Das ſüße Augenlicht zu tragen,
Und alle meine Sinne fühlt' ich ſchwinden,
Als dieſes Licht zu mir ſich wollte finden.

So iſt ſie da, die Holde, die allein
Mir Herz und Seele hat umfangen!
Nun iſt ein heil'ger Zweck doch meinem Sein,
Und heil'ge Urſach aufgegangen;
Mein ſüß Geſchäft, mein innigſtes Beſtreben
Iſt es, ſie ſeh'n und ihrem Anblick leben.

Trost im Echo.

Klagent über Berg und Klüfte –
  Klagend, weinend ziehe ich;
Sonn' und Mond und Thal und Lüfte
  Haben keinen Troſt für mich!
ich.

Echo, ſüße Schmerzensbraut,
  Du verkündeſt Troſtesſage,
Wenn den Bergen anvertraut
  Ich die tiefe Liebesklage.
klage!

Wer wird dieſe Sehnſucht mindern,
  Die mich faßt, wohin ich flieh?
Wer wird dieſe Gluthen lindern,
  Dieſe Liebes-Freneſie?
ſie.

Welch Gefühl iſt's, das mich faßt,
  Das mich aus dem Weltgetriebe
Sehnend locket ohne Raſt,
  Daß ich einſam gerne bliebe?
Liebe!

Kann ich wehren dieſe Schmerzen,
  Wenn die Welt mich von ihr trennt?
Was iſt einem treuen Herzen
  Hoheit, Reichthum, Rang und Stand?
Tand.

So hat zwiſchen Weh und Luſt
Süße Miſchung mich getroffen!
Nimmer weiß die enge Bruſt,
Soll ſie fürchten oder hoffen!
hoffen

Wird ſie ſchwanken, wird ſie beben,
Wird ſie zagen, bang und ſcheu,
Wird ſie bleiben treu ergeben,
Wenn auch Schickſal Dornen ſtreu'?
treu!

Was iſt's, das zuletzt doch ſiegt,
Wenn auch Hinderniſſe grollen?
Daß der Wunſch das Ziel erfliegt,
Wie er heiß der Bruſt entquollen?
wollen!

Wird ſie einſt dieß Herz erkennen,
Dieſes Herz, ſo treu und rein?
Werd' ich einſtens mein ſie nennen,
Eh' mich deckt der Todesſtein?
Dein.

Holdes Echo! habe Dank
Für die Laute, dir entronnen;
Ach, ein Herz, das liebeskrank,
Hat durch Hoffnung ſchon gewonnen!
Wonnen!

Stille Liebe.

Wenn der Tag den blaſſen Aether
Mit des Morgens Roſen ſtickt,
Und den erſten Lichtverräther
Durch die dunklen Räume ſchickt,
Und das Heer der Gottanbeter
Aus den Zweigen ſingend blickt;
Oeffnet Sehnſucht ihre Blüthe
In dem liebenden Gemüthe.

In dem liebenden Gemüthe
Iſt die Sehnſucht ſtill erblüh't,
Die ich zärtlich heg' und hüte
Wie ſie ſchmerzlich euch erglüh't;
Der ich neue Pflege biete,
Wenn ſie halb auch mir entflieht;
Denn das Sehnen ſelbſt iſt eben
Göttertheil aus Liebesleben!

Göttertheil aus Liebesleben
Iſt der Sehnſucht ſüßer Zug;
Dieſes Zagen, dieſes Beben,
Dunkler Wünſche ſtiller Flug,
Und der Liebe leiſes Streben,
Iſt dem Herzen ſchon genug;
Sehnſucht liebt's im eignen Sinnen
Ganz ſich ſelber einzuſpinnen.

Ganz ſich ſelber einzuſpinnen
In des Herzens eig'nem Leid,

Iſt der Liebe einzig Sinnen,
Und der Liebe Eigenheit;
Bald um Frieden zu gewinnen,
Bald mit ihrem Selbſt im Streit,
Iſt's der Liebe einzig Ringen
In ſich ſelbſt ſich zu verſchlingen.

In ſich ſelbſt ſich zu verſchlingen,
Lieben Dreie ſtets allein;
Sehnſucht mit den Geiſterſchwingen,
Und der Liebe ſüßes Sein,
Und das Lied vor allen Dingen
Lebt am liebſten ganz allein;
Sehnſucht d'rum und Lieb' und Lieder
Blühen ewig friſch mir wieder.

Blühen ewig friſch mir wieder
Deine Augen, ſanft und mild,
Dann der Quell der ſüßen Lieder
Aus dem Herzen mir entquillt,
Reihen ſich des Sanges Glieder
Wie's der liebe Gott gewillt;
Sagen in verſchlung'nen Reigen,
Was der Mund muß ſcheu verſchweigen.

Was der Mund muß ſcheu verſchweigen,
In dem Lied ſich zu Dir ringt;
Süßem Liede iſt es eigen,
Daß es zu dem Herzen dringt;
Darf der Sänger ſich nicht zeigen,
Doch ein Lied ſein Lieben bringt;
Trägt zu ihr die Liebeslaute
Die das Herz ihm anvertraute.

Der Doppelfrühling.

Die gute Göttin Flora hat
Mit Licht geſtickt der Blumen Blatt,
Hat jedes Blättchens zarten Rand
Auch ausgezackt mit zarter Hand,
Gab allen Blumen weit und breit,
Aus Knoſpen auch ein grünes Kleid.
Hat auch das Röschen, vielbegehrt,
Mit Dörnchen klein zum Schutz bewehrt;
Hat manche Blume, die nicht ſchön,
Zum Troſt mit ſüßem Duft verſeh'n,
Gab g'rad dem Veilchen, tief im Thau,
Des höchſten Himmels reines Blau.
Da legt des Winters kalter Schnee,
Sein Leichentuch auf Land und See,
Die Blümlein alle, roth und weiß,
Sie ſchlummern in dem Sarg von Eis.
Die Mutter Flora weint am Sarg,
Der ihre lieben Kindlein barg.
Sie weinet lang und weinet ſehr,
Da kömmt der liebe Frühling her,
Und trocknet ihr der Thränen Lauf.
Die ſüßen Blümlein ſtehen auf,
Sie ſtehen auf zum jungen Licht,
Sie ſchau'n der Mutter Angeſicht,
Sie ſchau'n vergnügt zu Gott empor,
Und blühen freudig wie zuvor.

D'rum, ſtehſt du Menſch an Grabes Ranft
So weine wohl, doch weine ſanft,
Von Gott bedarf's nur einen Hauch,
So kommt der Todten Frühling auch,
Sie ſteigen aus dem weißen Kleid,
Und blühen für die Ewigkeit.

Silhouette der Einzigen.

Locken.

Wie die holden ſeid'nen Wogen,
Weich und golden niederwogen!
Sanfte Schlangen, krumm gebogen,
Um die Wangen hingezogen,
Welche Finger, hat die Dinger, euch gekräuſelt?
Die wie Düfte, in die Lüfte hingeſäuſelt?
Nur bebende Elfenhände, feinmanierlich,
Sie nur locken, goldne Flocken, ganz ſo zierlich!

Auge.

Himmel iſt es, wenn in Weihe
Leuchtet ſeine Azurbläue;
Stern, wenn ſo hold als mild,
Liebe aus der Wimper quillt;
Tempel, wenn von Gott belebet,
Es den Blick zum Himmel hebet;
Blume, wenn ein freundlich Licht,
Aus dem ſüßen Kelche bricht;
Wolke, wenn der Zorn umdunkelt,
Blitz aus ſeinem Himmel funkelt;
Engel, wenn die Thräne hell,
Steht auf dieſem Mitleidsquell;
Grab für mich, wenn es ſich ſenket,
Keinen Blick der Lieb' mir ſchenket!

Wangen.

Roſe ſprach zu Hermelin:
„Wollen freundlich niederzieh'n,
Milderſt Du die hohe Gluth,
Steig're ich die weiße Fluth!“
Und ſie zogen Hand in Hand,
Schweſterlich durch's ganze Land;
Wanderten auch Mondenlang,
Ruhen nun auf ihrer Wang',
Ihre Wangen zart umzieh'n
Roſe ſtets und Hermelin!

Mund.

Roſenpforte, ſüßer Worte Heimatland,
Wo auch Lallen zu gefallen einſt verſtand!
Purpurgluthen überfluthen ſeinen Rand;
Es erblühen Harmonien, ungenannt,
Wenn in ſchönen Redetönen er entbrannt!
Es wird fröhlich, götterſelig der genannt,
Dem zu Liebe ein: „Ich liebe!“ er bekannt!

Ewiges Suchen.

An Sie.

Der Morgen ſchickt ſein freundlich Licht
Herunter von den Auen,
Ich hoffe dann ihr Angeſicht
Im Zauberſchein zu ſchauen;
Ich ſchicke meinen Sehnſuchtsblick
Die Herrliche zu finden,
Doch ohne ſie kömmt er zurück,
Um troſtlos zu erblinden!
Der Morgen ſchickt ſein freundlich Licht,
Doch meine Holde ſchickt er nicht!

Der Mittag ſchickt ſein warmes Licht,
Es ſtrömt aus allen Thoren,
Ich ſuch' das holde Angeſicht,
Das ich mir auserkoren;
Ich harre feſt, ich harre bang,
Ich harre auf der Meinen,
Doch harre ich auch ſtundenlang,
Mein Glück will nicht erſcheinen.
Der Mittag ſchickt ſein warmes Licht,
Doch meine Holde ſchickt er nicht!

Der Abend ſchickt ſein mildes Licht,
Auf Gärten und auf Matten,
Ich ſuch' das reizend Angeſicht
In Lauben und in Schatten,

Ich frage jedes Blumenblatt,
Ich frage jede Dolde,
Doch keine auch geſehen hat
Die Einzige, die Holde!
Der Abend ſchickt ſein mildes Licht,
Doch meine Holde ſchickt er nicht!

Die Nacht auch ſchickt ihr Sternenlicht,
In finſtre Erdenklauſe,
Ich ſuch' das himmliſch' Angeſicht
Im vollen Schauſpielhauſe;
Ich ſuch' in jedem Logenkranz,
Ob ich ſie mag erblicken,
Doch will ihr ſüßer Schönheitsglanz
Mich nimmermehr erquicken!
Die Nacht auch ſchickt ihr Sternenlicht,
Doch meine Holde ſchickt ſie nicht!

Die Mitternacht ſchickt Finſterniß,
Die iſt allein mir labend,
Den ganzen großen Weltenriß
In ihren Schoß begrabend!
Da bringet aus der dunklen Nacht,
Vom Grund der dunklen Räume,
Die Holde mir, in aller Pracht,
Der ſüße Gott der Träume!
Die Mitternacht ſie bringt gewiß
Die Holde mir durch Finſterniß!

Der Mai der Liebe.

Die Roſe wollt' ich bittend zu ihr ſenden,
Und meine Thränen fielen auf das Blatt;
„Geh hin,“ ſprach ich „verſuch ihr Herz zu wenden,
Frag', ob ſie mich denn ganz vergeſſen hat?
Ob Brief und Wort, und ſüßer Grüße Spenden,
Und Blickes Botſchaft nimmer finde ſtatt?“
Da ſprach die Roſ', und beugt das Haupt hernieder:
„Der Liebe Mai blüht einmal und nicht wieder.“

Den Zephir wollt' ich bittend zu ihr ſchicken,
Der zu dem holden Antlitz von mir ſtrebt;
„Frag' ſie, ob meine Sehnſucht zu erquicken,
Kein Liebesodem mehr die Bruſt ihr hebt?
Ob mit Erinnerung ſie zu beſtricken
Der ſüße Gott das Herz ihr nicht belebt?“
Da ſprach der Zephir aus dem Blatt der Flieder:
„Der Liebe Mai blüht einmal und nicht wieder!“

Den Stern, der mild uns labt im Abendſcheine,
Wollt ich ihr ſchicken mit dem Gruß der Lieb';
„Frag' ſie: warum der Liebesſtern, der reine,
In ihrem Herzenshimmel klar nicht blieb?
Warum er mir ſein freundlich Licht verneine?
Welch Nachtgewölk den Stern ſo ganz vertrieb?“
Da ſprach der Stern, und flimmert freundlich nieder:
„Der Liebe Mai blüht einmal und nicht wieder!“

Das Lied wollt' ich nun ſchicken, reich an Tönen,
Das oft ihr Herz und Sinn und Ohr beſtrickt;

„Geh hin, du einz'ger Lohn und Preis des Schönen,
Du Freund, den ich oft liebevoll geſchickt,
Frag' ſie, ob Sang und Gruß auch der Camönen
Ihr Herz nicht mehr der kalten Haft entſtrickt?“
Da ſprach der Gott des Sanges und der Lieder:
„Der Liebe Mai blüht einmal und nicht wieder!“

Nur einmal blüht der Götter-Mai der Liebe!
Nur einen Frühling hat das Menſchenherz!
Nur einmal treibt der edelſte der Triebe
Des Fühlens Erſtlingsroſe himmelwärts!
Nur eine Morgenſtunde hat die Liebe,
Vergoldet von des Frühroth's reinem Erz!
Nur einmal zuckt der Himmelsſtrahl hernieder:
„Der Liebe Mai blüht einmal und nicht wieder!“

Das Ende vom Liede.

Ich ſah ſie an, als erſt ſie mir erſchienen,
Und nicht mehr weiß ich, wie mir da geſchah;
Es hing mein Blick an ihren Engelsmienen,
Die ich ſo hold, ſo reizend niemals ſah;
Es ſchien, als wär in dieſem Wonneſehen
Ein Himmelswunder plötzlich mir geſchehen!

Sie ſah mich an, und gold'ne Lichteswogen
Entſtrömten ihres Auges ſüßem Tag;
Den dunkeln Vorhang fühlt' ich weggezogen,
Der über meinem Lebensdrama lag,
Und in des vollen Lichtes ſchöner Leitung,
Sah ich des Lebens höhere Bedeutung!

Ich ſprach ſie an, und meine Lippen bebten.
Mein Herz erbebte ſüßerſchrocken nach,
Und wie die Worte aus dem Herzen ſtrebten,
Zerfloſſen ſie in ein verhauchtes Ach!
Der Mund ſchien liebeſchüchtern zu verzagen,
Unſäglich's unverholen ihr zu ſagen.

Sie ſprach mich an und volle Harmonien
Umrauſchten mir das wolluſttrunk'ne Ohr;
Ich mußte ſtillanbetend niederknien,
Denn offen ſchien des Himmels heil'ges Thor;
Ich ſchloß entzückt die Hand vor meinen Augen,
Um ungeſtört den Wohllaut einzuſaugen.

Ich küßte ſie, und Veſta's Feuer brannte
Auf ihrer Lippen züchtigem Altar;
Es war, als ob die Seelen ſich erkannten
In dieſem Kuß, der rein wie Engel war;
Und Mund auf Mund im flüchtigen Berühren
Schien Herz um Herz dem Andern zu entführen!

Sie küßte mich, mir ſchwindelten die Sinne,
Und thränenperlend ſchloß mein Auge ſich,
Ich wußte nimmer, was ich nun beginne,
Aus ſeiner Haſt entſtrebte mir mein Ich;
Geſchloſſen war mein Aug', doch konnt' ich ſehen,
Ich fühlte mich halb ſein und halb vergehen.

Ich ſagte „Du," im kleinen Wörtchen lagen
Die Zauber aller Herzens-Sympathie,
Ich ſprach es aus mit Beben und mit Zagen,
Mit Beben und mit Zagen hörte ſie;
Und wie das „Du" den Lippen ſich entwunden,
Hatt' ich des Wortes Luſt erſt recht empfunden.

Sie ſagte „Du!" mit nimmerſatten Zügen
Trank ich des kleinen Wörtchens Wohllaut ein,
Die Liebe zog mit ihren ſchönſten Siegen
In meines Herzens tiefſten Tiefen ein,
Und „Du" und „Du," das waren alle Worte,
Und doch erſchloſſen ſie die Himmelspforte.

Ich ſprach: „Leb' wohl!" und bittre Schmerzensthränen
Benetzten ihr Geſicht und Hals und Hand;
Getheilt in Schmerz und Lieb' und heißem Sehnen,
War Herz und Mund und Auge mir entbrannt;
Ich fühlte es mit wolluſtvollem Schauern:
Ich werde dieſen Schmerz nicht überdauern.

Sie ſprach: „leb wohl!“ und ſchaut nach einem Andern
Mit thränenſchwerem, feuchten Blick ſich um;
Muß auch der Eine weit von hinnen wandern,
Ein ſchönes Mädchen grämt ſich nicht darum;
Die Welt iſt groß, es gibt der Männer viele,
Und jeder Mann iſt recht, führt er uns nur zum Ziele.

Der Stadtfrühling im Herbste.

Sei willkommen mir von Herzen,
Herbſt, mit deinem kühlen Hauch;
Du ertödteſt Blüth' und Roſen,
Du entblätterſt Baum und Strauch.

Und die ſchönen Frauen alle,
Die das Land gefeſſelt hat,
Jagſt Du mit dem kalten Odem
Wieder zu uns in die Stadt.

Und ein neuer Frühling blühet
In der Stadt nun rings herum,
Und in allen Häuſern blühet
Eines Frühlings Blüthenthum.

Und an allen Fenſtern glühet
Nun ein voller Blumenſtrauß;
Schauet, lächelt, blühet, duftet
In das Leben friſch hinaus.

Bald die Roſe voll und üppig
Glühet durch der Scheibe Schein,
Bald die Lilie, zart und ſittig,
Schauet in die Straß' hinein.

Bald ein Knöſpchen ſüß und milde,
Durch die hellen Scheiben ſchaut,
Wie ein Sternchen, ſanft und lieblich,
Seine Strahlen niederthaut.

Bald zwei Aeuglein wie ein Veilchen,
Flimmern durch des Vorhangs Spalt,
Daß mein Herz vor ſüßer Ahnung,
Und vor Wehmuth überwallt.

Bald die ſtolze Tulipane
Durch die Jalouſie blitzt,
Und auf jedem ihrer Blicke
Ein ganz winz'ger Amor ſitzt.

Ueberall nur Mai und Frühling
Wo das Auge hin jetzt blickt,
Ja der Herbſt hat uns nur Roſen
In die liebe Stadt geſchickt.

Sei willkommen mir von Herzen
Herbſt mit deinem kühlen Hauch;
Ach, vielleicht bringſt du dem Sänger
Doch ſein holdes Blümchen auch.

Der Kinderengel.

Welch' ein Kind mit gold'nen Löckchen
Hält die Holde auf dem Schoß!
Windet kaum dem ſüßen Döckchen
Aus dem Aermchen klein ſich los!
Und das Kind mit zarten Händchen
Wühlt im Wangen-Roſenländchen.

Doppelreiz in einem Bilde,
Wie erhebſt du meine Bruſt!
Junger Schönheit Himmelsmilde,
Und des Kindes Augenluſt!
So in einem Bild ſich malen:
Frührothlicht und Tagesſtrahlen!

Wie die zarterblühte Roſe
Schaukelnd ihre Anmuth mißt,
Und im ſüßen Liebgekoſe
Schweſterlich die Roſe küßt;
So auch ihre Roſenlippen
An dem Kinde küſſend nippen.

Ihre milden Blicke ſinken
Auf das Kind ſo inniglich,
Und die ſüßen Strahlen trinken
Unſchuldsfreuden ſanft in ſich;
Sieht im Kinderäuglein-Flimmern
Eigne Anmuth wiederſchimmern.

O bewahre, holde Blüthe,
  Ewig dieſen Kinderſinn!
Himmel iſt er dem Gemüthe,
  Und dem Herzen Hochgewinn;
Nur das reine, kindlich Schöne
Iſt es werth, daß Gott es kröne!

Sternlieder.

1.

Die Jungfrau.

Flüchtend aus dem ew'gen Sinnenſtreite,
Aus der Leidenſchaften engen Haft,
Hat zu Dir, Du Reine, Unentweihte,
Sich mein Thränenblick emporgerafft;
Fühlt von deinen milden Strahlenwogen
Wie bezaubert ſich ſtets angezogen.

Wie der Dichtung allerkeuſchſte Blüthe,
Von der Muſe Zauberhand gewebt;
In dem reinen offenen Gemüthe
Als ein magiſch Wunderräthſel lebt,
Daß es tiefergriffen, lauſchend leiſe,
Ewig horcht der ſchmeichelvollen Weiſe;

So auch zittert deine Lichteswelle
In das Herz mir wunderſam herein,
Schafft es um zu friederfüllter Zelle,
Mit dem ſanften, blüthenmilden Schein;
Blickt durch meiner Seele trüben Schleier
Freundlich durch, wie ein geläutert Feuer.

Heilig Sternbild! ewig unverändert
Spielt am Blau dein unbeflecktes Licht,
Wie auch Wolkenzug ſich, ſchwarzberändert,

Oft um deinen Strahlenmantel flicht;
Ungemindert in dem eig'nen Glanze
Strahlſt du himmliſch in dem Sternenkranze.

Jungfrau, die Du in dem Erdenthale
Biſt des heil'gen Sternes Ebenbild,
Glänzend in demſelben Schimmerſtrahle,
Der von ſeinem Borne niederquillt;
Hüt' in deines Herzens Heiligthume
Dieſes Strahles züchtigliche Blume!

Leuchte durch des Lebens dunkle Bahnen
Selbſt dir vor mit deinem Unſchuldsglanz;
Ehre deines Herzens dunkles Ahnen,
Doch erforſch' es nie und nimmer ganz;
Trübe nie der Seele zarte Welle,
Denn auf ihr nur ſpielt des Lichtes Helle!

2.

Die Leyer.

Das klingende Gewölk iſt fortgezogen,
Der Schleier fiel vom abendlichen Blau,
Der Himmel trägt den azurreinen Bogen,
Mit aller ſeiner Klarheit nun zur Schau;
Und in der umgeſtürzten Saphirſchale
Verſchwimmt der Lyra Bild im hellen Strahle.

Hell ausgeſpannt die zarten Strahlen-Saiten,
Rings an des Himmels rundgewölbtem Schiff,
Erfunkelt es nach allen Erdenſeiten

Mit ſeinem lichtumwebten gold'nen Griff;
Jedoch kein Ohr, das hier auf Erden lebet,
Vernimmt den Ton, der ſeinem Spiel entbebet.

Nur ahnen kann ich, welche heil'gen Töne
Dem Strahlen-Saitenſpiele keuſch enttönt,
Wenn es ſich labt am Anblick nackter Schöne
Und Reiz der Schöpfung, vor ihm ausgedehn;
Wenn ſich, ſein Spiel mit Heiligkeit zu füllen,
Die Räthſel der Naturen ihm enthüllen.

Im reinen Aether lebt die Himmelsleyer,
Nicht Erdenſchwere zieht ſie ſtets herab,
Sie glühet ewig fort, jedoch ihr Feuer
Wird nicht in Aſche bald ihr eignes Grab;
Die Saiten, die in reinen Lüften ſchwimmen,
Kann dieſes Lebens Brodem nicht verſtimmen.

Die Leyer, die der Menſch verſucht zu ſchlagen,
Erdrückt des Erdenkörpers dumpfe Luft;
Es iſt ein ew'ges Streben, Sehnen, Zagen;
Er athmet Qualen, wo er gehofft auf Duft,
Und in die Saiten, die er zart ſoll hüten:
Tobt das Geſchick mit Zerren und mit Wüthen!

Wie ſoll der Sang der Sänger-Bruſt erblühen,
Wenn ſich um jedes Ohr ein Nebel zog?
Wie ſoll in Freudigkeit ſein Lied erglühen,
Wenn Leben, Liebe, Freundſchaft ihn betrog?
Wie ſoll der Himmel quellen aus den Saiten,
Wenn ſie die Erd' zerreißt mit Schlechtigkeiten?

Wohin?

1.

Wohin biſt du mit deinem friſchen Kranze,
  Du meiner Jugend ſüßes Wonneſein?
Du Lebensfrühroth, das mit mildem Glänze,
  Und mit des Frühlings gold'nem Morgenſchien,
Mich einlud zu der Jahre buntem Tanze,
  Und zu der Horen gaukelhaftem Reih'n?
Wohin biſt du, du flücht'ger Schaum vom Leben,
Genommen mir, als du mir kaum gegeben?

Sie iſt dahin! verblichen ſind die Farben,
  Die einſt geſchimmert in dem Lebensſtrahl;
Die vollen Blüthen alle, ſie erſtarben
  Mit ſammt der Frucht, die ſich aus Knoſpen ſtahl,
Geblieben iſt ein trocknes Bischen Garben,
  Ein Bündel Jahre, farbenlos und fahl
Ein mattes Nachſpiel froher Morgenträume,
Ein Sehnen nach dem Grün verblühter Bäume!

2.

Wohin biſt du, o du Geſchenk von Göttern,
  Du Hoffnung, troſtbegabtes Himmelskind?
Die mich umgab in trüben Lebenswettern
  Mit ihrem Lilienſtengel, mildgeſinnt;
Und wenn der Sturm tobt wüthend in den Blättern,
  Zum Troſt auf ſüße Melodien ſinnt;
Wohin biſt du, o fromme Himmelstaube,
Geſandt, daß unſer Herz an Glück ſtets glaube?

Sie iſt dahin, dem Herzen ſcheu entflogen,
Weil die Gewitterſchläge ſie geſtört!
Aus öder Seele iſt ſie ausgezogen,
Die ſie nur allzuoft bethört;
Die ſüße Zunge hat ſo oft gelogen,
So oft als ſie mein lauſchend Ohr gehört;
Ich habe weinend ſie zu Grab getragen,
Ein Hoffnungswittwer nun den künft'gen Tagen!

3.

Wohin biſt du, geliebtes Weh des Lebens,
Du Liebe, honigſüße Bitterkeit?
Du heimlich Wickelkind des Widerſtrebens,
Du Himmelstroſtgeſtalt in Schmerz und Leid,
Du Sinngedicht des reizenden Ergebens,
Du Muſe einer ſüßverträumten Zeit;
Wohin biſt du mit deinem Licht, das holden
Des Lebens Kerkerſtäbe ſoll vergolden?

Sie iſt dahin; ſie hat ſich losgerungen,
Als mir das Herz im tiefen Gram zerſprang;
Ihr Scheidegruß iſt ſchmerzlich mir erklungen,
In meinem Herzen iſt es öd und bang;
Die Saiten meiner Leyer ſind geſprungen,
Weil Liebe nur aus ihrem Silber klang;
Wem Liebe nicht mehr blüht im frohen Buſen,
Iſt ſich ein Klaglied und ein Grab den Muſen!

Frag' und Antwort.

Willſt Du nicht herunterſchicken
Deine Blicke niederwärts,
Daß ſie inniglich erquicken
Auge mir und Sinn und Herz;
Daß ſich meine Seele labe
An des Auges ſüßer Gabe?

Bitte! nicht herabzuſchicken
Deine Blicke niederwärts,
Wenn ſie jetzt mich auch erquicken,
Quälen ſpäter ſie mein Herz;
Was mir jetzt die Seele labe,
Wird mir ſpäter Todesgabe.

Willſt Du nicht ein Zeichen geben,
Daß mein Liebesgram Dich rührt,
Daß des Zephirs leiſes Beben
Meine Seufzer zu Dir führt?
Daß es nicht Dein Stolz verwehret,
Wenn mein Herz Dich ſtill verehret?

Nein, kein Zeichen ſollſt Du geben,
Daß Dich meine Liebe rührt,
Weil dann dieſes Wonnebeben
Nur zur Raſerei mich führt;
Weil mir zum Beſitz verwehret,
Was mein Herz in Gluth verehret.

Willſt Du nicht ein Wörtchen ſagen,
Nur ein Wörtchen ſüß und mild;
Soll kein Ton ſich zu mir tragen,
Der von Deinen Lippen quillt,
Der beſchwör' mit Zauberklange
Mir das Herz, ſo voll und bange?

Nicht ein Wörtchen ſollſt Du ſagen!
Schweigend biſt Du ſüß und mild!
Könnte nicht die Luſt ertragen,
Die aus Deiner Rede quillt;
Wär' mir nach dem Götterklange,
Ewig, ewig ſchmerzlich bange.

Willſt Du nicht dem Liede lauſchen,
Das durch Lüfte zu Dir dringt,
Wenn mit leiſem, leiſem Rauſchen
Abendweſt die Flügel ſchwingt;
Daß Du fühleſt hell und ſinnig,
Wie mein Lieben tief und innig?

Nein, ſollſt nicht dem Liede lauſchen,
Weil's dann neu ſtets zu Dir dringt,
Würd' zum Wahnſinn mich berauſchen,
Wenn es Deine Gunſt erſchwingt;
Und ich ſänge, liederſinnig,
Bis zum Tode Dir nur inn'g!

Wirſt Du eine Thräne ſchenken,
Eine Thräne winzig klein,
Wenn ſie mich herunter ſenken
In das ſtille Kämmerlein;
Und nicht eine einz'ge Zähre
Mir auf's Grab geweinet wäre?

Nein, ſollſt keine Thräne ſchenken,
Auch nicht eine, noch ſo klein;
Auch nicht Eine, wenn ſie ſenken
Mich hinab in's Kämmerlein:
Wäre ſündig dieſe Zähre,
Als ob dort kein Jenſeits wäre!

Die holde Feindin.

Weil Dein Vater feindlich mir gewogen
Und Du ſelbſt mich haſſeſt lang,
Fühl' ich innig mich zu Dir gezogen
Mit der Sehnſucht ſüßem Drang.

Weil Du ſenkſt die ſchönen Augen,
Wenn ich ſie in Liebe ſuch',
Möcht' ich ewig ſüße Strahlen ſaugen,
Aus der Blicke Himmelsbuch.

Weil Du ſchließ'ſt die holden Lippen,
Wenn mein Ohr Dir liebend lauſcht,
Möcht' ich ſtets den Himmelston nur nippen,
Der von Deinem Munde rauſcht.

Kurz, weil Du gelobet, mich zu haſſen,
Haß von Deinen Lippen ſchallt,
Möcht' ich liebewüthend Dich umfaſſen
Mit der Minne Allgewalt!

Wohnt in ſolchem Bau der ſchönen Glieder
In ſolchen Körpers Tempelpracht,
Wohnet da des Haſſes wilde Hyder,
Und der Feindſchaft finſt're Nacht?

Nein, Dein Auge iſt der Milde Stempel,
Und Dein Antlitz iſt ſo mild.

O gewiß, in Deines Herzens Tempel
Thronet nur der Güte Bild.

Nimm denn hin die Liebes-Huldigungen,
Haſſe nicht mein treues Lied,
Haſſe den auch nicht, der es geſungen,
Wie es im Herzen ihm erblüht.

Die Erſcheinung.

(Bei beleuchtetem Hauſe.)

Ein Lichtmeer goß ſich durch die hohen Hallen,
Der Blick ertrug kaum dieſen reichen Glanz,
Doch ich erblickt' in dieſes Lichtes Wallen
Ein einz'ges Licht nur in dem holden Kranz;
Aus ſüßen Augen, lieblich mir erſchloſſen,
Kam's wie ein Maien-Morgenſtrahl gefloſſen!

Als ich des Auges Strahl getrunken,
Der wie ein mildes Sternbild niederſah,
War alles And're um mich her verſunken;
Nur ſie war in dem Kreis des Lichtes da;
Mit ſtillem, wunderheimlichen Verlangen
Blieb ich an ihrem Zauberantlitz hangen.

Vergangenheit mit ihrem gold'nen Saume
Stieg aus dem Reiche der Erinn'rung auf,
Wie das Gewebe, das vom Morgentraume
Der Seele malt den zaubervollen Lauf.
Der Gegenwart zerriß mein Herz die Bande,
Und flog zurück in früh're Zauberlande.

Dem Leben iſt der Inhalt nun gekommen,
Das Daſein iſt nun ſeines Preiſes werth;
Vom Geiſtesauge iſt der Staar genommen,
Der finſterwaltend lange es beſchwert;
Ich ſehe ſie, und ſag' mit Wonnebeben:
Die Welt iſt ſüß und ſchön iſt doch das Leben!

Blumenträume.

Widmung.

An die holdeſte der Blumen:

an Caroline.

Auch die Blumen ſchlafen
Wenn ſie lang gewacht,
Sehnen aus der Sonne
Sich nach Mond und Nacht;

Sehnen ſich im Dunkeln
Ganz allein zu ſein,
Sehnen ſich nach Ruhe,
Schlummern ſinnig ein;

Und ſie träumen lächelnd
Von dem Abendwind,
Der aus Dämmerungsſonne
Goldne Fädchen ſpinnt.

Träumen wieder lächelnd
Von dem Morgenſtrahl,
Der ſich geſtern glühend
In ihr Knöſpchen ſtahl;

Und mir verrieth die Träume
Heut ein Schmetterling,
Der an ihren Blättern
Manche Nächte hing.

Und wie Du ſelber, Blume
Oft wohl träumeſt ſtill,
Ich Dir ihre Träume
Nun erzählen will.

Der Traum der rothen Roſe.

Am zarten Stengel ſchaukelt
Die Roſe ſich zur Nacht;
Verhüllt in Flor der Dämm'rung
Iſt ihrer Blätter Pracht.

Sie ſchlummert ſanft allmählig,
Ihr Köpfchen wird ſo ſchwer;
Und nur die Dörnlein ſtehen
Als Wächter um ſie her.

Sie ſchließt die Blätteraugen
Und neigt das Köpfchen kaum,
So ſteht ſie ſchon befangen
Vom ſüßen Blumentraum.

Sie ſieht im ſchönen Traume
Den Flügel-Böſewicht,
Der loſe ſie umflattert,
Wenn aus der Knoſp' ſie bricht.

Sie hört ſein leiſes Summen
Sie hört den Flügelſchlag,
Mit dem er um ſie buhlet
So manchen ſchönen Tag.

Und kaum will ſie erhören
Des Tändlers Schmeichelwort;
Da flattert er wie Weſtwind
Zur nächſten Roſe fort.

Aus Zorn und Scham in Einem
Erröthet ſie in Gluth,
Erwatch in ihrem Schrecken,
Getaucht in Purpurblut.

Vergebnes Suchen.

Die Holde ſuch' ich mondenlang,
Und kann ſie nicht gewahren,
Mir iſt ſo ſchwer, mir iſt ſo bang,
Iſt ihr was widerfahren?

O Frühling! du mein junger Freund,
Hilf mir die Süße finden,
Wir wollen dann auch, treu vereint,
Den ſchönſten Kranz ihr winden.

Du Frühling ſchickſt den Blüthenſchnee
Zum ſchönſten Kranz hernieder,
Ich geb' dazu in Luſt und Weh,
Das Band der treuen Lieder.

Der Frühling kömmt, und Blüth und Blum'
Umfächelt alle Frauen,
Doch in dem großen Heiligthum
Soll ich nur ſie nicht ſchauen!

So ſend' ich dich, du Tageslicht!
O ſag' mir, wo ſie weilet?
Doch ach, der Tag auch ſagt es nicht,
Wenn er von hinnen eilet.

So ſage du mir, traute Nacht!
Du ſchleichſt in alle Zimmer,
So ſage, wo die Holde wacht,
Wo labet mich ihr Schimmer?

Die böſe Nacht, auch ſie entflieht.
Von ihr will ſie nichts zeigen,
Sie bricht mein Herz und mein Gemüth,
Doch bricht ſie nicht ihr Schweigen.

Ich ſchicke, was ich ſchicken mag,
Ich ſchick' ſie in die Runde;
Ach! Freunde, Frühling, Nacht und Tag,
Sie geben keine Kunde.

Doch horch! da klopft ein Freund ganz fein,
Ein Freund in Luſt und Schmerzen,
Er klopft, doch ruf' ich nicht „herein!“
Ich ruf: „hinaus!“ vom Herzen.

Es iſt ein Lied, das an die Bruſt
Klopft an mit leiſem Zagen,
Es will hinaus, um Wort und Luſt
Der Holden ſtill zu ſagen.

So gehe denn mein treues Lied,
Du einz'ger Freund im Leben,
O ſuche ſie, und werd' nicht müd'
Der Einz'gen zuzuſtreben.

Und haſt du endlich ſie erreicht,
So ſag' in weichen Tönen,
Daß niemals, niemals von mir weicht
Der Liebe ſüßes Sehnen.

Sag' ihr mit zartem Flötenſchall,
Daß ich ſie heiß verehre,
Daß ſtets ich ſie allüberall
Wie Sonnenlicht entbehre.

Sag' ihr mit holdem Zitherklang
Daß ich vor Gram vergehe,
Wenn ich ſie viele Tage lang
Stets ſuche und nicht ſehe.

O ſag' mit Philomelens Ton,
O ſag' es ihr doch täglich:
„Mein Leid“ — doch ach! ich ſeh' es ſchon,
Mein Leid iſt doch unſäglich!

Die Thränen.

Als Gott von ſeinem Angeſichte,
Und aus dem ſchönen Paradies,
Den Menſchen, aus dem reinen Lichte,
In's Erdenthal verdammend ſtieß,
Da hat er ihm für's dunkle Leben
Doch einen Engel mitgegeben.

Das Mitleid lebt in heil'ger Milde,
Zur Seite uns in Leid und Luſt,
Es ſtrahlt mit ſeinem Gnadenbilde,
Ein Gottes-Theil in ird'ſcher Bruſt,
Und reicht uns mild bei Schmerzensfühlung
In ſüßen Thränen Troſt und Kühlung.

Und wenn der Menſch vom Gram umwunden
Zerriſſen von des Schickſals Macht,
In einſam düſtern Prüfungsſtunden
Der Nächte Wüſtenei durchwacht:
Sind es allein die Thränenquellen,
Die tröſtend ſich zu ihm geſellen.

Und wenn der Menſch in ſüßer Regung
Das volle Herz zur Freud' erhebt,
Und eine wonnige Bewegung
Durch alle Lebenspulſe bebt,
Auch dann noch muß in Freudenzähren
Sich das gepreßte Herz entleeren.

Und wenn des Herzens treue Waltung
In tiefſter Tief ein Weſen hegt,
Das es in wonniger Geſtaltung,
In ſeelenklarer Minne pflegt,
Dann ſieht man die geheimen Wonnen
In Liebesthränen klar ſich ſonnen.

Und wenn das Herz in düſtern Tagen
Von ſeinem liebſten Sein ſich trennt,
Und unſer Mund mit bangem Zagen
Nicht das Gefühl des Schmerzes nennt,
Dann gibt uns von dem Weh der Stunde
Die Trennungsſtunde bitt're Kunde.

Und wenn ſich auf des Tempels Schwelle
Das Knie der frommen Beter beugt,
Der Mund, gepreßt an heil'ger Stelle,
In tiefer Inbrunſt rührend ſchweigt,
Wird mit dem Schöpfer aller Gnaden
Die Andachtsthräne ſich berathen.

Und wenn der Vorſicht dunkle Richtung
Des Nebenmenſchen Herz erdrückt,
In herber, gräßlicher Vernichtung,
Sein Leben und ſein Gut zerſtückt,
Dann ſieht man auch im ſtillen Weinen
Die Mitleidsthräne ſanft erſcheinen.

Und wenn aus trauriger Verkettung
Der Arme dann gerettet iſt,
Euch danken will für ſeine Rettung,
Doch Ausdruck, Sprach und Wort vermißt,
Dann mag aus heitern Augenzonen
Die Dankesthräne Euch belohnen.

Und jede Thräne, die der Wange
Für Menſchenliebe hier entfiel,
Begleitet auf dem letzten Gange
Hinüber uns, an's letzte Ziel,
Und wird als Engel für uns flehen,
Wenn zu Gerichte Gott wird gehen.

Die Benennung des Vergissmeinnichts.

Zu der Göttin Flora kamen,
Um zu holen ſüße Namen
Von der Roſenkönigin,
Alle Roſen lächelnd hin.
Als ſie alle Namen hatten:
Roſe, Veilchen, Abendſchatten,
Aſter, Lilie, Balſamin,
Goldlack, Tauſendſchön, Jasmin,
Zogen ſie nach Flur und Wieſen,
Wiederholten wie ſie hießen
Sich im Gehen ſtill und fein.
Nur ein Blümlein, das allein
Aus der Schweſtern bunter Reihe
War getaucht in zarte Bläue,
Und auf ſeinem kleinen Blatt'
Abgemalt den Himmel hat,
Daß es helle Tropfen ſauge
Aus des Azurs blauem Auge,
Dieſes Blümlein, thränennaß,
Seinen Namen bald vergaß,
Und mit feuchtem Bitterblicke
Kam in Demuth es zurücke,
Fragte mit beſcheid'nem Sinn:
„Wie es heiß'?“ die Königin.
Flora lächelt mild und ſpricht:
„Ei, ei! Blümchen blau: Vergißmeinnicht!“

Die Locken-Parze.

Seht nur an die braunen Schlangen,
Spielend auf des Nackens Weiß,
Wie wenn Tag und Nacht ſich fangen
In des Abends Dämmerkreis.

Braune Schlangen, niederwallend,
Wühlend in dem weißen Schnee,
Loſe Schlangen, abwärts fallend,
Glattgeringelt gleich der Fee.

Nicht mit Schlangen kommt Cythere
Um das ſchöne Angeſicht;
Komm alſo du goldne Schere,
Geh' mit Locken in's Gericht.

Eine von den Schlangen allen,
Aus der Schweſtern dunklen Schaar,
Eine muß als Opfer fallen
Auf der Parze Hochaltar!

Und aus dieſer einen Schlange,
Glatt und weich und ſüß gerollt,
Spinn' ich mir dann lange, lange
Lebensfädchen zart wie Gold.

Lebensfädchen für den Dichter,
Goldne Fädchen werden ſie,

Und er webt ſie immer lichter
Jns Geweb' der Poeſie.

So wird um der Schönheit Wangen
Selbſt die Nacht zum ſchönen Licht,
Und die loſen braunen Schlangen
Werden loſe zum Gedicht.

Die zwei Rosen.

(Auf ein Bildniß in Stieler's Atelier.)

Der Meiſter, der mit zauberiſcher Hand
Vermag den Reiz der Schönheit aufzuſpüren,
Und ihn, auf todte Leinwand hingebannt,
In ſüßer Täuſchung vorzuführen,
Der Meiſter ſoll, in ihren reinſten Strahlen,
Die ſchönſte Roſe nach dem Leben malen.

Der Meiſter ſchaut das klare Angeſicht,
In dem die feinſten Reize ſich vermählen,
Er ſchwankt und zagt und weiß es lange nicht,
Wie er der Farben zarteſte ſoll wählen,
Wie er, zum Abbild ſolcher Maienfriſche,
Das Allſpiel ſeiner Tinten glücklich miſche.

Da ſieht er, wie an ihrem Buſenflor
Noch eine Roſe blätterreich erwachte,
Und zu der ſchönen Schweſter ſtill empor,
Erröthend, aber neidlos, freundlich lachte,
Als wollte ſie an ſich dem Künſtler zeigen,
Welch' Farbenſpiel dem Urbild iſt zu eigen.

Der Künſtler prüfend ſeine Farben tauſcht,
Und reizend, innig lächelnd, zart und milde,
Dem ſchönen Leben ſinnig abgelauſcht,
Erſcheint das holde Antlitz auf dem Bilde.
Symmetrie und Anmuth lagen offen,
Und beide Roſen fühlten ſich getroffen.

Das Blumen-Bouquet.

Im Glaſe ſteh'n die Roſen,
Sie ſtehen lieblich hier,
Sie ſchau'n mich an und koſen,
Und koſen mir von Dir.

Wie ſchelmiſch ſie nicht nicken,
Im lieblichen Gewand,
Es iſt, als wär's ein Blicken,
Ein Blicken voll Verſtand.

Die Roſen, aufgegangen
Im dunklen Purpurblut,
Von Dir ſind es die Wangen,
Die Wangen voller Glut.

Die Hyazinthen ziehen
Mit ſüßem Schein mich an,
Gleich Deinem Aug' ſie blühen,
Sie blühen ſtill heran.

Die grünen Blätter ſpenden
Mir lieblichen Genuß,
Die Hoffnung ſtets ſie ſenden,
Sie ſenden Deinen Gruß.

So ſpricht ihr ſüßer Schimmer
Von Liebe nur zu mir,
Sie ziehen mich wie immer,
Wie immer nur zu Dir.

Liebesweiſe.

Tauſend lieben ſo im Leben,
Eben um zu lieben blos,
Lieben, weil ſie's finden eben,
Ziehen grad' ein Liebesloos;
Einer liebt aus Langeweile,
Liebt ein Andrer aus Paſſion,
Einer liebet ganz in Eile,
Mancher liebt aus gutem Ton.
Es beliebet dem zu lieben,
Immer was er grade ſchaut,
Nimmt auch Andre nach Belieben,
Endlich liebt er bis zur — Braut.
Schöne, wären alle Frauen,
O, ſo lieblich doch wie Du,
Müßten Alle Eine ſchauen,
Ihr nur widmen ihre Ruh.

Die Eisblumen am Fenſter.

Es ſteh'n nicht mehr am Fenſter
Die ſchönen Blumen da,
Durch welche manches Auge
Wie ſüße Sonne ſah.

Der Winter warf ſie tückiſch
Von ihrem Thron herab,
Sie fielen von dem Fenſter
In's froſterſtarrte Grab.

Doch ſteigen mitternächtlich
Aus ihrem Grab ſie aus,
Und ſuchen auf die Menſchen,
Im freundlich warmen Haus.

Und ſchauen durch die Fenſter
In's Zimmer ſtumm herein,
Und ſchauen durch die Fenſter
Mit blaſſem Geiſterſchein.

Sie klammern an die Scheiben
Sich ſehnſuchtsvoll nun feſt;
Doch naht kein liebend Weſen
Das ſie ins Zimmer läßt.

So harren ſie und weilen,
In weißer Geiſtertracht,
Und blicken ſtill ins Zimmer
Die ganze lange Nacht.

Doch ſendet nun der Morgen
Den erſten Sonnenſtrahl,
Da kehren ſie in Wehmuth
Zurück ins Grab zumal.

Sie preſſen erſt noch ſcheidend
Die Lippen an das Glas,
Noch lang iſt dann die Scheibe
Von ihren Thränen naß.

Die unzertrennlichen Schweſtern.

Es wohnen in Fluten und Flammen
Zwei zärtliche Schweſtern zuſammen,
Sie bieten ſich treulich die Hand;
Sie haben ſich Treue geſchworen,
Und beide, im Auge geboren,
Sind „Thränen“ und „Liebe“ genannt.

Und fühlet die freudige Thräne,
Daß glücklich die Liebe ſich wähne,
Beleuchtet das Auge ſie ſchnell;
Sie zittert in ſüßer Beſtrebung,
Und ſchmückt es zur Freudenerhebung
Mit ſchimmernden Perlen ſo hell.

Und ſiehet die Thräne, daß ſtummer,
Tiefquälender, heimlicher Kummer,
Der Liebe Begleiter nur ſei,
Da eilt ſie mit ſchmerzlicher Fühlung,
Der brennenden Schweſter zur Kühlung
Mit lindernden Tropfen herbei.

Auch wenn dann die Thräne im Auge,
Als herbe, geſalzene Lauge
Dem nagenden Kummer entquillt;
Da nahet und ſchmieget der Schweſter
Die tröſtende Liebe ſich feſter,
Und trocknet das Auge ihr mild.

Und fließet die Thräne der Wonne,
So ſpiegelt die Liebe als Sonne
Sich ab in der himmliſcher Flut;
Dann ſtrahlet in Doppel-Erleuchtung
Des Auges verklärte Befeuchtung,
In welcher die Seligkeit ruht.

So wohnen in Fluten und Flammen
Die Lieb' und die Thränen beiſammen,
Und trennen im Leben ſich nie;
Von Liebe läßt Thräne ſich nähren,
Durch Thräne mag Liebe nur währen,
Verſchlungen durch ſüße Magie.

Das treue Weſen.

Ein einzig Weſen iſt mir treu geblieben
Als Glück und Ruhe mich verſtieß,
Als Fürſtengunſt und ſüßes Lieben
Wie leerer Schimmer von mir ließ.
Als Gönnerwort und Freundesmienen
In ſchnöder Falſchheit mir erſchienen.

Es iſt der Schmerz! Er hat mich liebgewonnen,
Er pflegt mich wie ſein einzig Kind,
Er hat in ſeine Arme mich genommen,
Er iſt mir väterlich geſinnt;
Und wo ich hin den müden Fuß auch wende,
Er folgt mir treu bis an des Lebens Ende.

Wenn ich geſchäftig war, des Herzens Kummer
Zu nähren manche lange Nacht,
Wenn ich nach einem traumgequälten Schlummer
Zu neuen Thränen bin erwacht,
Der Schmerz, in ſeinem ewig treuen Walten,
Hat Wacht an meinem Thränenbett gehalten!

Wie lieb' ich dieſen Schmerz, wie freundlich düſter
Beſpricht er die Erinnerung,
Wenn leiſe ſie mit lieblichem Geflüſter
Die bunten Schatten um mich ſchlung;
Und wenn das Auge ſchon von Thränen trocken,
Er weiß ihm ſtets noch neue zu entlocken.

Wenn mir das Herz in Sehnſucht will vergehen,
Wenn ich der Einzigen gedenk',
Wenn ſich mein Geiſt ihr nahet, ungeſehen,
Wenn ich das Haupt voll Kummer ſenk',
Wenn ich der Nächte lichtberaubte Räume
Erleucht' mit ihres Zaubers Strahlenſäume;

Wenn, weinend vor dem nie verlaß'nen Bilde
Die falſche Hoffnung mich beſchleicht,
Im Gaukelflug, mit gutgemeinter Milde,
Des Augenblickes Trug mir reicht,
Wenn Wort und Schwur dem heißen Mund entquellen,
Als könnten ihrem Ohr ſie ſich geſellen;

Dann naht der Schmerz, dem Trug mich zu entrücken,
Die Wahrheit führt er an der Hand,
Die Wahrheit, die von jeher das Entzücken
Zu tödten gar zu wohl verſtand;
Verſcheucht den Traum, und ſchließt zu neuem Harme,
Mit Freundeskuß mich innig in die Arme.

Wohlan denn, ich will feſt an dir mich halten,
Du ewig alt und ewig neu!
Ich liebe dich in deinem dunklen Walten,
Du biſt zwar Schmerz, doch biſt du treu!
Die Treue iſt das zärtlichſte im Leben,
Und Schmerz iſt Luſt von Treue uns gegeben!

Sehnſucht nach blauen Augen.

Die Luft iſt rein, das Klima mild,
Das Wetter iſt hier lauer,
Ein weicher Weſtwind niederquillt,
Der Himmel iſt hier blauer:
  Doch freut mich nicht das Wetter lau
  Doch freut mich nicht der Himmel blau,
Mich freuet nicht das Sonnenlicht,
Seh' ich ein blaues Auge nicht!

Ein Auge, das nordhimmelblau
In ſanften Strahlen leuchtet,
Dem Veilchen gleich, vom Morgenthau
Im ſtillen Thal befeuchtet;
  Ein blaues Aug', in dem die Flut
  Des himmelreinen Azurs ruht.
Ein blaues Auge ganz allein
Kann mir mein blauer Himmel ſein!

Ein blaues Auge, deſſen Licht
Wie Aether niederwehet,
Das ſtill und zart: „Vergißmeinnicht!"
In ſanfter Demuth flehet;
  Ein blaues Auge, deſſen Schein
  Iſt milde, wie der Laſurſtein;
Ein blaues Auge ganz allein
Kann mir mein blauer Himmel ſein.

Ein blaues Aug' das mild entbrennt,
Wenn Liebe d'rin ſich malet,
Wie in dem blauen Firmament
Der Abendſtern ſtrahlet;
  Ein blaues Aug' beſcheidentlich,
  Das ſtill erglüht, doch inniglich,
Ein blaues Auge ganz allein
Kann mir mein blauer Himmel ſein!

Ein blaues Aug', in deſſen Grund
Der Sehnſucht Thräne flimmert,
Die, wie der Perle ſüßer Fund,
Durch blaue Fluten ſchimmert;
  Ein blaues Auge, deſſen Ring
  Den Saphir hält in ſüßer Schling'.
Ein blaues Auge ganz allein
Kann mir mein blauer Himmel ſein!

Sehnſucht an Sie.

Vorwärts rollt der raſche Wagen,
Rückwärts wendet ſich der Blick;
Und die Gedanken, ach, ſie tragen
Immerwährend mich zurück.

Ihren dunkeln Trauerſchleier
Schlingt um mich die milde Nacht,
Durch die ſtille Abendfeier,
Nur das Aug' der Liebe wacht.

Wehmuthsvoll im bleichen Schimmer
Sieht der ſtille Mond herab,
Wandert um die Erde immer
Wie um ein geliebtes Grab.

Stille legt ſich um die Fluren,
Nirgends eine Lebens Spur,
Durch das Schweigen der Naturen
Spricht der Liebe Sehnſucht nur.

Sehnſucht gab mir das Geleite,
Als ich von der Theuern ſchied;
Sehnſucht ſitzet mir zur Seite,
Wenn der Wagen raſch entflieht.

Sehnſucht heißt mich hier willkommen,
In dem tobenden Gewühl,
Was ich Schönes auch vernommen
Führt zur Sehnſucht mein Gefühl.

Und ſo iſt ſie mein Gefährte,
Der ich mich noch nie entwöhnt,
Denn die Sehnſucht die bewährte,
Selbſt den Trennungsſchmerz verſchönt.

Wo ich bin und wo ich weile,
Reicht die Sehnſucht mir die Hand,
Führet mich in ſüßer Eile
Hin nach ihrem Heimatland.

Oeffnet mir die Roſenpforten
Himmliſcher Vergangenheit,
Spricht mich an mit leiſen Worten
Aus der längſt entſchwund'nen Zeit.

Webt mit ihrem Zauberflügel
Liebeswehmuth mir ſtets zu,
Bis der ſtille Grabeshügel
Mich und Sehnſucht bringt zur Ruh'.

Gleichnisse: pro und contra.

Er.

Gleich dem Mondſchein ſind die Frauen,
Mit erborgtem Glanze labend;
Gleich dem Epheu iſt ihr Lieben
Im Umſchlingen untergrabend;
Gleich dem Felſen iſt ihr Willen,
Den Vernunft und Rath nicht zwingen;
Gleich dem Regenbogen iſt ihr Lächeln
Nur nach Stürmen zu erringen!

Sie.

Gleich dem Mond ſind unſ're Herzen,
Mild in Schwermuthsnächten waltend;
Gleich dem Epheu unſ're Liebe,
Selbſt im Sturze feſt noch haltend.
Gleich dem Fels iſt unſ're Treue,
Auch in Stürmen nicht zu brechen;
Gleich dem Regenbogen unſer Lächeln,
Heitern Himmel zu verſprechen.

Er.

Gleich der Schwalbe, Sonne buhlend,
Die mit Sommer zieht vorüber,
Ziehet von uns Frauenliebe,
Wenn des Glückes Sonne trüber.

Sie.

Gleich der Schwalbe beim Erſcheinen,
Bringet Wärme, Duft und Blüthe,
Kündet Frauenliebe Wärme,
Blüth' und Frühling dem Gemüthe.

Er.

Gleich der Roſe, die mit Purpur
Ihre Dornen überfunkelt!
Gleich dem Meere, deſſen Spiegel
Auch ein Schatten ſchon verdunkelt.

Sie.

Gleich der Roſe, die zerbrochen
Noch die Schläfe mild bekränzet!
Gleich dem Meere, das am Abend
Noch vom Wiederſchein erglänzet!

Er.

Gleich dem Bildniß, das die Wahrheit
Aeſſend gibt in Farbenlüge,
Scheinet Seele bei den Frauen,
Was nur iſt ein Spiel der Züge.

Sie.

Gleich dem Bildniß, deſſen Zartheit
Nur dem Fernen kann entgehen,
Doch der Blick, der näher forſchet,
Wird die Götterzüge ſehen.

Er.

Gleich dem Felsſtrom, deſſen Woge
Jedes Zephirs Kuß berühret;
Gleich dem Vogel, den der Käfig
Nur dem Flatterſinn entführet.

Sie.

Gleich dem Felsſtrom, der ſo reiner
Fließet, weil er ungebunden;
Gleich dem Vogel, wild im Käfig,
Zahm, wo Lieb' ihn hält umwunden.

Er.

Gleich der Leyer der Erinnen,
Deren Ton Verſtand iſt raubend,
So in Freuden ohne Zügel,
Und im Schmerz an Gott nicht glaubend.

Sie.

Gleich der Leyer jenes Hirten,
Eines Königs Wahnſinn mildernd!
Freud' und Luſt im Einklang theilend,
Und der Schwermuth Klage lindernd.

Er.

Gleich der Sonne, deren Strahlen,
Gute, Böſe gleich erquicken,
Iſt ihr Lieben: und ſie ſuchen
Alle Herzen zu beſtricken.

Sie.

Gleich der Sonne, die ſelbſt Blinden
Milde Wärme läßt umfließen,
So wir lieben: ſelbſt den Spötter
In den treuen Arm wir ſchließen.

Poesie und Liebe.

An Sie.

(Gefängnißlied.)

„Ich bin gefangen, ich bin in Banden
Ich habe keinen andern Geſandten!“
Maria Stuart

Das Herz, das liebt, iſt einſam nicht,
Der Mund, der ſingt, iſt nicht allein,
Die Bruſt, die hofft, iſt ſtets voll Licht,
Der Geiſt, der denkt, fühlt nirgends Pein,
Aus Hoffnung, Lied und Gunſt der Frauen,
Läßt ſich im Kerker Eden bauen!

Ich lieb das ſchönſte Engelsbild,
Ich ſing manch ſüßes Liebeslied,
Die Hoffnung mir im Buſen ſchwillt,
Mein Geiſt im hellen Lichte blüht;
Ich liebe, ſing', denk', hoff' und ſchlafe,
Die Narren nennen dieſes Strafe!

Doch Hoffen, Denken und Geſang
Sie knüpfen ſich der Liebe an,
Denn jeder helle Saitenklang
Iſt dieſer Liebe unterthan;
Und jeder Ton der gold'nen Leyer
Stimmt ſich von ſelbſt zur Liebesfeier!

Dich ſeh' ich Holde, wo Du biſt,
Nur Dich in lieblicher Magie,
Und wo mein Auge Dich vermißt,

Malt täuſchend Dich die Phantaſie.
Es dringt durch Schloß und Haft und Riegel
Dein Bildniß mit dem Schönheitsſpiegel!

So wie die Wolke leicht und mild,
Umzogen von dem Sonnenſaum,
Vom hohen Aether niederquillt,
Gleich einem Frühlingsmorgen-Traum,
Und von der Wolke, licht bemalet,
Das Gnadenbildniß niederſtrahlet;

So ſenket ſich in Abendlicht,
Wenn küſſend ſcheiden Tag und Nacht,
Dein ſüßes reizend Angeſicht,
In ſeiner Anmuth ſtillen Pracht,
Auf der Begeiſterung Gefieder,
Zu meiner Muſe ſanft ſich nieder.

Und wie die Säule, die im Roth
Des Abends- und des Sonnenſtrahls,*)
Die weichſten Seelenklänge bot
Dem wachen Echo ihres Thals,
Das Licht beim Kommen und beim Gehen
Begrüßt mit lautem Liebesflehen:

So die Erinnerung auch bricht,
Beim Morgen und beim Abendſchein,
Mit deiner Anmuth Zauberlicht
In meines Herzens Grund herein,
Entringet ſeinen tiefſten Fluthen
Die Sehnſuchtsklänge, die da ruhten.

---

*) Die Memnons-Säule, die beim Auf- und Niedergange der Sonne wunderſam ertönt.

So ringe ſich denn dieſer Laut,
Daß du ihn höreſt, von hier fort,
Er bring', was ich ihm anvertraut,
Er bringe dir mein liebend Wort,
Und mög' mit tönenden Gewalten
Dein Herz in Liebe mir entfalten.

Denn Schönheit iſt des Sängers Preis,
Durch ihn wird ſie erſt hochgeſtellt!
Am liebſten ſicht das Myrthe-Reis
Dem edlen Lorbeer ſich geſellt;
Im Schatten nur von Ruhmeszweigen
Kann Schönheit ſich unſterblich zeigen.

Auch die Todten sollen leben!

Champagner-Trinklied eines Gefangenen, um Mitternacht.

Mitternacht! allein im öden Haus,
Und kein Leben ſeh' ich winken,
Gieb' denn, Grab! die Todten mir heraus,
Laß die Todten mit mir trinken!
Kommt heraus im Sterbgewand,
Setzt euch zu mir, ihr Gerippe,
Setzt mit eurer Knochenhand
Nun das Glas an blaſſe Lippe;
Und ihr ſollt aus hohler Bruſt
Mir Beſcheid anjetzo geben,
Stoßet an, mit Schauerluſt:
Auch die Todten ſollen leben!

Mutter! dir das erſte Schauerglas,
Komm vom fernen, fernen Grabe,
Daß ſich meiner Augen bitt'res Naß
An dem Leichenantlitz labe;
Nimm dein Kind in deinen Arm,
Dem das Leben ſchon verblühend
Mutterhand iſt todt noch warm,
Mutterkuß iſt todt noch glühend.
Mutterherz im Leichentuch
Fühlt für's Kind noch ſüßes Leben,
Mutter, trinke mit dem Spruch:
Auch die Todten ſollen leben!

Neffe, wirf den Leichenſtein von dir,
Denk' an jene Schauerſtunde,
Als der letzte Kuß von mir und ihr
Auch dein Leben trank vom Munde;
Und ſie folgte bald dir nach,
In der Blüthenzeit der Glieder;
Kommt, o kommt, und werdet wach,
Setzt euch freundlich zu mir nieder.
Was das Leben euch verneint,
Hat der Tod euch doch gegeben,
Trinkt und rufet nun vereint:
Auch die Todten ſollen leben!

Schiller! bleicher Sänger, komm hervor,
Der du dieſen Spruch gedichtet,
Der du an der Schatten düſtern Chor
Dieſes Lebehoch gerichtet;
Zaudre nicht an dieſem Ort
Auch ein Glas mit mir zu leeren,
Selbſt ein Gott erſcheinet dort,
Wo die Herzen ihn verehren!
Hatteſt lebend Todte lieb,
Liebe todt nun auch das Leben,
Trink' nun mit der Hand, die's ſchrieb:
Auch die Todten ſollen leben!

Jugend, todte Jugend, o auch du,
O erſchein' im Geiſte mir wieder,
Steige aus dem Grab der Zeit im Nu,
Angethan mit dem Kranz der Lieder;
Führ' die Schatten mir herauf,
Der verklungnen, ſüßen Stunden;

Stell' die Ideale auf,
Für die glühend ich empfunden;
Todte Jugend! ich bin Mann,
Ideale, ſie verſchweben,
Todte Jugend ſtoß denn an:
Auch die Todten ſollen leben!

Liebe! früh verſchieden, heißbeweint,
Die ich nun zu Grabe trage,
Hab, mit andern Todten dich vereint
In dem theuren Sarkophage;
Komm alſo, o Liebe, jetzt,
Wenn die andern Todten nahen,
Mich beim Weine, der mich letzt,
Einmal liebend zu umfahen;
Todte Liebe! weile hier
Bis die Todten ſich erheben,
Trink zum Abſchied noch mit mir:
Auch die Todten ſollen leben!

Letztes Glas ſei jetzo mir gefüllt,
Letztes Glas ſollſt 'rum nun gehen.
Wißt ihr Todten, wem es gilt?
Wißt, es gilt dem Wiederſehen!
Gebt die Hand mir, drückt ſie feſt!
Daß ihr wollt mich mild empfangen,
Wenn am großen Schnitterfeſt
Euer Wirth nun kömmt gegangen.
Und mein Grab mit einem Kranz
Wird ein Freund vielleicht umweben.
Spricht vielleicht im Abendglanz:
Auch die Todten ſollen leben!

Stammbuch-Blätter.

1.

Im Himmel wohnt ein König
Beharrlich und gerecht,
Und ihm iſt unterthänig
Der Herr ſo wie der Knecht.
Ein großer Herrſcher iſt er,
Der vieles ſchon gekonnt;
Er hat nur zwei Miniſter
Die Sonne und den Mond.
Er hat uns auch gegeben
Die „Welt-Conſtitution,“
Und ſtößt in ſeinem Leben
Kein Weſen von dem Thron.
Und ſtirbt auch einſt allmälig
Ein Menſch und ein Geſchlecht,
So macht er ſie erſt ſelig,
Beharrlich und gerecht!

2.

Wo das Sonnenlicht nur ſtrahlet,
Wo nur eine Blume blüht,
Wo im Frauenaug' ſich malet
Anmuth, Liebreiz und Gemüth;
Wo das Ohr nur iſt empfänglich
Für den Reiz der Harmonie,
Da iſt ewig unvergänglich,
Vaterland der Poeſie!

Und der Sohn der hohen Muſen
Findet ſtets der Heimat Spur,
Denn ihn nimmt an treuen Buſen:
Liebe, Freundſchaft und Natur!
Selbſt die Thräne, die den Abſchied drücket,
Wird zur Perle, die ſein Leben ſchmücket.

3.

Zwei Pole hat der Wanderſtab
Wohin man immer wand're,
Der Eine ſchaut hinab ins Grab,
Zum Himmel ſchaut der And're.
Und weiß man an dem rechten Pol
Den Wanderſtab zu faſſen,
So ſchreitet man behaglich wohl,
Durch Menſchen wie durch Straßen.
D'rum ſchlage ich mein Saitenſpiel
Dem Himmel an zur Feier,
Mir leuchten oben Sternlein viel,
Die „Venus“ und die „Leyer.“
Doch wenn ſich mir die „Jungfrau“ mild
Im ſüßen Licht thut zeigen,
Da möcht' ich mich, vom Schmerz erfüllt,
Zum Grabespol wohl neigen!

Gratulation zu meinem Geburtstage,

von mir an mich.

(Am 8. Februar.)

Geliebter Freund! empfang' an dieſem Tage,
Was dir das treue Herz des Freundes bringt.
Gefühlt iſt jedes Wörtchen, das ich ſage,
Weil es aus tiefem Buſen widerklingt;
Soll ich mit dir des Tages Feſt begehen,
So iſt's, als wär's mir ſelber auch geſchehen.

Denn uns umſchlingen lang ſchon zarte Bande,
Verbrüdert lang ſchon gleichgehegter Sinn,
Ich zog dir nach in weitentfernte Lande,
Denn deine Nähe nur war mir Gewinn;
Was du gelebt, geliebt, verlorſt, gefunden,
Ich hab' es mitgelebt, hab's mitempfunden.

Ich war mit dir entzückt, als treue Minne
Die heißen Schläfe labend dir gekühlt,
Ich hab' mich dir geweiht, als Pierinne,
Bei Nacht ertönt, was du des Tags gefühlt;
Gehört mit dir, was Stern und Roſ' und Blüthe
Und Schönheit ſpricht zum offenen Gemüthe.

Ich hab' mit dir geweint durch lange Nächte,
Als herbe Thränen dir das Aug' geätzt,
Als dir der Hohn der bittern Schickſalsmächte
Des Herzens Krone tödtlich hat verletzt;
Ich hab' mit dir in's Sargtuch eingeſchlagen,
Die ganz allein im Herzen dich getragen.

Mit dir fand ich die heil'gen Tröſterinnen:
Natur, Religion und Poeſie!
Ich theile ſo dein Fühlen und dein Sinnen
In dieſes Kleeblatts himmliſcher Magie;
Durch ſie allein erblicken nur wir beide
Das All' der Weſen ſtets im Feſttagskleide.

Du ſtehſt hier, Freund, allein im fremden Kreiſe,
Es theilet Niemand mit dir Weh und Luſt,
Dir klinget nicht, nach langgewohnter Weiſe,
Ein Freundſchaftchor aus vieler Freunde Bruſt;
Nicht eine auch von allen ſchönen Händen
Wird heute dir ein freundlich Zeichen ſenden.

So will denn ich allein dich nicht verlaſſen,
Und mit dir theilen dieſes Tages Feſt;
Noch inniger und wärmer dich umfaſſen,
Im Arm dich halten ewig treu und feſt;
Und mit dir leben für das Reich der Wahrheit,
Für Frauenſchöne und für Geiſtesklarheit.

Troſtworte

an eine zärtliche Mutter beim Dahinſcheiden ihres fünf Monate alten Töchterchens.

Die Blüthe fiel, die wunderzarten Farben,
Vom Frühlingshauch ihr lieblich angeweht,
In lebensloſer Bläſſe ſchnell erſtarben,
Vom Sturm geknickt, der durch des Weltall geht;
Doch einſtens, wenn am lautern Tag der Garben
Das Reich der reinen Weſen auferſteht,
Wird auch das Blüthenkind, mit ſchönerm Leben,
Dem treuen Mutterſtamme rückgegeben.

Die Thräne labt, es laben auch die Klagen
Das Mutterherz, dem alles ſonſt gebricht;
Doch laß dein Herz an Tröſtung nicht verzagen,
Zum Schöpfer heb' empor dein Angeſicht.
Laß' von des Glaubens Fittig hin dich tragen,
Durch Zeit und Raum und Sein zum ew'gen Licht;
Ein ew'ger Tag vereinigt dann auch Beide:
„Kurz iſt der Schmerz und ewig iſt die Freude!"

Roſen-Angebinde am Vermählungstage der Roſe.

Am 10. April 1830.

Imortelle . Ew'ge Farben leihe
Mir als Sinnbild wandelloſer Treue
Und eröffne heut die Blumenreihe,
Daß ich ſie der Schönheit ſinnig weihe!

Sonnenblume . ſoll vor Allen prangen,
Weil auf ihren lichtbethauten Wangen,
Aller Augen ſtillanbetend hangen,
Kömmt in hoher Anmuth ſie gegangen.

Alpenroſe . . ſoll herniederſteigen
Mit dem hohen Lichte, das ihr eigen,
In des Feſtes farbenreichen Reigen
Als ein Schweſterbild der Braut ſich zeigen.

Balſamine . . ſoll den Weihrauch geben,
Wenn für dieſes und für jenes Leben,
Am Altar' im heiligen Erbeben,
Hand und Herz auch in einander ſtreben.

Ehrenpreis . . ermangle nicht im Tanze,
Schmücke tiefbedeutend auch das Ganze,
Wenn um Preis der Lieb' im reinen Glanze,
Wirbt die Ehr' im hohen Tugendkranze.

Lilie . . . . . du unſchuldsvolle, reine,
Deine zarten Blätter auch vereine;
Denn im reinern Glanz und milder'm Scheine
Als ſie, prangt auf Erden wahrlich keine.

Lebensblümchen ſoll es wünſchend ſagen,
Daß das Leben auch an Hymens Wagen,
Wie in gold'ner Liebe Frühlingstagen,
Nur auf Blumen werde hingetragen.

Aloe . . . . . du ſelt'ne, ſinnig rare!
Dien' als Zeichen dieſem edlen Paare:
Einmal blüht die Liebe nur, die wahre,
Einmal nur von Wiege bis zur Bahre!

Frühling im Herbste.

Sind die Roſen all vergangen
  Blühet keine mehr für mich?
Nein, auf ihren ſüßen Wangen
  Blühen Roſen wunderlich.

Sind die Blüthen abgefallen,
  In der Schöpfung großem Kreis?
Nein, um Hals und Buſen wallen
  Blüthen ihr, ſo zart und weiß.

Sind die Sterne denn verſunken,
  Die der Frühling mitgebracht?
Nein, ſie leuchten feuertrunken
  Aus der Augen Strahlenpracht.

Iſt der Scharlach denn verſchwommen,
  Den des Maies Morgen bot?
Nein, er iſt erneut erglommen
  Ihr um Lippen, mild und roth.

Sind die ſüßen Nachtigallen
  Denn verſtummet all' jetzund?
Nein, die ſüßen Sänger ſchallen
  Mir annoch aus ihrem Mund!

Hat des Frühlings Zauberſchimmer
  Ausgelöſcht ſein mildes Licht?

Nein, der Frühling lacht mir immer
Aus der Holden Angeſicht!

Dem, der Liebe trägt im Buſen,
Dem das Wort der Liebe ſpricht,
Dem geneigt die holden Muſen,
Dem erſtirbt der Frühling nicht.

Missmuthspiegel des Lebens.

Leben, du biſt gar ſo fad,
Und die Lebenden noch fader!
Was geſchieht, iſt keine That,
Krieg und Kampf iſt's nicht, nur Hader!
Spannung gibt's, doch blos als Krampf,
Aus Verdorbenheit der Säfte;
Flamme iſt es nicht, blos Dampf,
Mächte ſind's, doch keine Kräfte;
Freiheit ſchützen Schwindler vor,
Sich mit Frechheit zu beweiben,
Greifen nach dem Tricolor,
Weil es bunt iſt, wie ihr Treiben!
Dorten macht von ſeinem Thron
Ein Monarch wohl gar den Rutſcher,
Doch das Band der Ehrenlegion
Zieret dafür ſeinen Kutſcher!
Dort plombiret ein Regent
Das Gehirn der Unterthanen,
Hier als Menſchen man erkennt
Nur die Sprößlinge von Ahnen!
Hier ſchlägt man für Griechen ſich,
Wenn ſie alle ſind erſchlagen,
Thut dafür ganz frömmiglich
Millionen heim ſich tragen!
Dorten wird das feſte Land
Stets nur pfundweiſ' abgeſchlachtet,
Pfeffer, Zimmt und Seidenband
Als das Höchſte nur betrachtet!

Dort auf dem Profeſſorſtuhl
Philoſophen uns belehren,
Wie man ſoll den Höllenpfuhl
Myſticismus ſtets verehren!
Hohe Hallen hat die Kunſt,
Doch die Künſtler darben,
Wangen decket bleicher Dunſt,
Doch die Wand hat Farben!
Preſſe, du biſt doch noch frei,
Nur die Schreiber ſitzen!
Das geſchieht nur nebenbei,
Da ſie ſich nicht erhitzen!
Toleranz iſt auch zu Haus
Ueberall, man darf nur puſten:
Wagt ſich aber nicht heraus,
Sie bekäme ſonſt den Huſten!
Eilpoſt iſt nun dort und da,
Nah' ſind Länder ſich und Meere,
Darum geht uns das nur nah',
Was recht weit aus unſ'rer Sphäre!
Sterne heftet man auf's Herz
Dunkelheit iſt d'rin ergoſſen,
Schlüſſel trägt man hinterwärts,
Vorn iſt man verſchloſſen!
Ritter wird ein Mann genannt,
Der den Sporn im Kopfe,
Der verdankt ſein Ehrenband
Seinem Küchentopfe!
Freundſchaft iſt in edler Kraft
Nirgends mehr zu Hauſe,
Sie geht blos als Brüderſchaft
Beim Traiteur zum Schmauſe!

Liebe iſt von alter Spur,
Gut für Glyptotheken,
Unſ're Mädchen ſuchen nur
Gold'ne Hypotheken!
Treue wird nicht mehr geſchätzt
Wie man einſt vernommen,
Deshalb iſt ſie auch zuletzt
Auf den Hund gekommen!
Leben, Leben, du biſt fad,
Und die Lebenden noch fader,
Fad iſt deine Friedensſaat,
Und nicht minder iſt's dein Hader!

Herzens-Einsatz.

An Caroline.

O ſag', wo ſetz' ich mein Herz denn ein,
Auf daß es mög' geborgen ſein?
Ich hab's geſetzt an dein Angeſicht,
Voll Anmuth und lieblicher Milde,
Sein reizendes wonniges Maienlicht
Bezähmte das Herz mir, das wilde;
Doch in dem Geſichte ſo zart und ſo fein,
Da blüht nicht der Liebe ſüßſonniger Schein,
Da ſetz' ich mein Herz auch wohl nimmermehr ein!

O ſag', wo ſetz' ich mein Herz denn ein,
Auf daß es mög' geborgen ſein?
Ich hab' es geſetzt an den ſüßen Strahl,
Der freundlich vom Auge Dir thauet;
Ich hab' ihn getrunken all' allzumal,
Wo ich nur dein Auge erſchauet;
Doch in den verführeriſch göttlichen Schein
Da leuchtet kein Strahl der Empfindung hinein!
Da ſetz' ich mein Herz euch wohl nimmermehr ein!

O ſag', wo ſetz' ich mein Herz denn ein,
Auf daß es mög' geborgen ſein?
Ich hab' es geſetzt an dein Grübchen am Kinn,
Von Grazien lieblich umgaukelt,
In dem ſich beſtändig im ſchalkhaften Sinn
Ein ſinniges Lächeln nur ſchaukelt;

Jedoch in die Grübchen, ſo reizend und klein,
Da drückte noch Amor den Pfeil nicht hinein,
Da ſetz' ich mein Herz auch wohl nimmermehr ein!

O ſag', wo ſetz' ich mein Herz denn ein,
Auf daß es mög' geborgen ſein?
Ich hab' es geſetzt an den innigen Klang
Der Worte von roſigem Munde,
Des Wohllaut wie himmliſcher Liedergeſang
In kirchlicher, heiliger Runde;
Jedoch in den Worten ſo tonvoll und rein,
Da tönt nicht der Liebe gefühlvolles Sein,
Da ſetz' ich mein Herz auch wohl nimmermehr ein!

O ſag', wo ſetz' ich mein Herz denn ein,
Auf daß es mög' geborgen ſein?
Ich ſetz' es tief ein in das klagende Lied,
Ich ſetz' es tief ein in die Saiten,
Es wird der Geſang, der zum Ohre Dir zieht,
Vielleicht in die Seele Dir gleiten;
Und wie auch dein Herze mir Liebe vernein'
Im Liede wird Tröſtung aus Schmerzen und Pein,
Da ſetz' ich mein Herzblut auf ewig nun ein!

Die männlichen und weiblichen Gäſte.

Drei weibliche Gäſte im menſchlichen Herzen,
Die kann man auf ewig ſich leichtlich verſcherzen;
Drei männliche Gäſte auch ziehen da ein,
Du wirfſt ſie hinaus und doch kommen ſie 'rein!

Die Liebe naht, geſchäftig überbauet
Dein Leben ſie mit Blumen und mit Duft;
Wie leichter Aether ſchmelzend niederthauet
Durch eines Blüthenhaines Morgenluft.
Zum Tempel macht ſie deine Herzens-Zelle,
Und deine Bruſt zum reinen Heiligthum,
Es fluthet deines Blutes rothe Welle
In deinen Adern leicht und raſch herum;
Doch einmal nur kann Dich das Hochentzücken,
Das Glück der Liebe einmal nur beglücken;
Wenn Liebe einmal aus der Bruſt entflieht,
Sie nimmermehr ſo rein zurück mehr zieht!

Die Unſchuld, dieſe zarte Seelenblüthe,
Von keinem rauhen Odem noch berührt,
Dieſes ſorgenloſe Kindſein vom Gemüthe,
Das weder ſpricht, noch weint, und dennoch rührt;
Wie eine Jungfrau wohnt ſie, eingezogen,
Und heilig wirkend wie das Zehngebot,
Sie ſchaut beſcheiden aus den Augen-Bogen,
Und ſpricht verſchämt im zarten Wangenroth;

Sie ruht wie Goldſtaub auf der Seele Fittig,
So glänzend rein und klar und zart und ſittig!
Wird ſie entweiht von einem einz'gen Blick,
Entfliehet ſie und kehret nie zurück!

Die Scham, der Unſchuld treue Zwillingſchweſter,
Sie windet reizend jedes Herzensband,
Der Liebe bindet ſie die Schwingen feſter,
Wenn ſie mit leiſer Gluth ſich zu ihr fand;
Sie wohnt im zarten Bug der Augenlider,
Und in der Lippe wunderſamen Bug;
Im Klang des Wortes findeſt Du ſie wieder,
Und in des halben Blickes Zauberflug.
Im Druck der Hand fühlſt Du ſie magiſch beben,
Und in dem Kuß ihr ſüßes Widerſtreben;
Doch wenn Du roh ſie faſſeſt, unbewußt,
Entflieht auf ewig ſie aus deiner Bruſt!

Der Haß verſucht zu Flammen anzublaſen
Das Herz und was es ſonſt umfaßt mit Luſt,
Als gält' es Berge glühend zu verglaſen,
So facht er an die leicht entbrannte Bruſt;
Er trägt geſchäftig Brennſtoff ſtets zuſammen,
Aus Argwohn, Wink und Wort und Blick und That;
Er nährt mit gift'gem Hauch der Lohe Flammen
Von Morgens frühe bis am Abend ſpat;
Und an dem Spieß der Leidenſchaften wendet
Er einen Braten um, der niemals endet!
Und wirfſt Du tauſendmal den Haß hinaus,
Er kehrt Dir tauſendmal zurück in's Haus!

Der Zorn, der heiße Krebs, der rothgekochte,
Der aus dem Antlitz ſeine Scheeren ſteckt,

Wenn er ſo lang in deinen Adern kochte
Bis er das wilde Blut Dir aufgeleckt;
Er faßt Dich an und ſchleudert von der Höhe
Der Menſchheit Dich hinab, zum wilden Thier;
Die Sinne ſchreien ſelber ach und wehe,
Weil Du ſie ſo verwilderſt ſelbſt in Dir.
Er ſtürmt heran wie die empörte Welle
Und reißt Dich hin in grauſer Blitzesſchnelle;
Und wirfſt Du hinaus ihn tauſendmal zur Thür,
Er kehrt erneuert ein, in wilder Gier!

Der Neid, der Alp der ſchwer, mit ſtummem Drücken,
Sich auf die Bruſt des Menſchen brütend ſetzt,
Der an des Nächſten Glück, an ſein Entzücken
Den Wolfszahn ſeiner heißen Gierde wetzt;
Der Nimmerſatt, der ewig frißt und hungert,
An fremdem Tiſch nur ſtets zu Gaſte geht,
Nach fremden Eigenthum begierig lungert,
An fremdem Glück als hag're Schildwach ſteht;
Der Vampyr, der mit unverwandten Augen,
Das fremde Glück zu todt verſucht zu ſaugen,
Der Neid wird Abends oft von Dir verjagt,
Und kehrt zurück noch eh' der Morgen tagt.

Lieder an Caroline.

I.

Bei Ueberſendung meiner Gedichte.

> Lina, kommen dieſe Lieder,
> Einſtens wieder Dir zur Hand,
> Sitze zum Klaviere nieder,
> Wo der Freund einſt bei Dir ſtand.
>
> Goethe.

Aus dem innerſten Gemüthe,
Wo bei Liebes-Sonnenlicht,
Liederklang und Liederblüthe
Aus des Schweigens Knoſpe bricht;
Aus der tiefſten Herzensquelle,
Die auf ihrer reinen Fluth
Niederſtrahlt die Sonnenhelle,
Treuer Liebe Himmelsgluth,
Ewig wogend auf und nieder,
Lina kommen dieſe Lieder!

Wenn ich einſt aus Erdenſchwüle,
Aus des Lebens Sonnenbrand,
Eingethan in ſtille Kühle
Dieſem Daſein mich entwand;
Dann, in Heſpers Lichtgefieder,
Wenn der Tag zu Rüſte geht,
Nimm, o Lina, dieſe Lieder,
Die mein Geiſt Dir zugeweiht
Als mein Herz ſich zu Dir fand,
Einſtens wieder Dir zur Hand

Starb Dir auch der Freund hienieden,
Lebt er Dir doch im Geſang,
Und Du findeſt deinen Frieden
In des Freundes Liederklang.
Nimm das Lied, das er geſungen
Als dein Lieben ihm getagt,
Und das Lied, das ihm entklungen
Als er ſchmerzlich Dir entſagt,
Und im Geiſte dieſer Lieder
Sitz' zum Klaviere nieder!

Laß die Hand hinübergleiten
Ueber dieſes Tongefild,
Wo der Klänge Wechſelſtreiten
Luſt und Leid ſo reich entquillt;
Und dein Aug, das thränenhelle,
Schau, mit ſeinem Wehmuthsblick
Auf die jungverwaiſte Stelle
Neben deinem Stuhl zurück,
Wo, in Sehnſucht feſtgebannt,
Wo der Freund einſt bei Dir ſtand.

2.

Mondſchein-Ständchen.

Lina leuchtet an dem Fenſter,
Luna leuchtet in dem Blau;
Ob ich zu der holden Lina,

Ob zur holden Luna ſchau?
Ob es Lina's, ob es Luna's Licht,
Ach, ich weiß es ſelber nicht!

Lockt mich Lina, deren Anmuth
Ihren Strahl vom Fenſter ſenkt?
Lockt mich Luna, die ſo milde
An dem blauen Zelte hängt?
Locket Lina, locket Luna mich,
Oder locken alle beide mich?

Süße Lina ſchau herunter,
Schon ein Stündchen wart' ich hier!
Süße Luna, Du kannſt's wiſſen,
Künd' es freundlich doch nun ihr,
Rufe Luna Lina her,
Sag' ihr, daß ich hier ſchon wär!

Holde Lina, ſprich hernieder,
Nur ein Wörtchen, nur ein ach!
Holde Luna, ſag' nichts wieder,
Denn die Nachbarsleut' ſind wach!
O verrathe, Luna, treulos nicht,
Daß jetzt Lina mit mir ſpricht.

Lina, biſt jetzt doppelt lieblich,
Jetzt, ſo Luna Dich beſtrahlt;
Luna, biſt jetzt zweifach milde,
Weil ſich Lina in Dir malt;
Lina, Luna, ſchweſterlich
Küſſen eure Strahlen ſich!

Bleibe, Lina, noch ein Weilchen,
Eileſt Du von hinnen ſchon?
Eilet Luna auch von hinnen,
Ihrer harrt Endymion!
Luna muß von hinnen gehen,
Du, o Lina, bleibe ſtehen!

Nun ade, o meine Lina,
Gruß und Kuß und ſüßes Wort!
Nun Ade, Du gute Luna,
Schreite raſch zum Liebſten fort;
Morgen Nacht, o Liebchen ſag',
Morgen Nacht iſt auch ein Tag.

Lust in Thränen.

Wer nie Seligkeit
  Der Thräne hat erkannt,
Wenn ſie bei Luſt und Leid
  Im feuchten Auge ſtand;
Der weiß es nicht wie ſüß ſie iſt,
Der weiß es nicht wie ſüß ſie iſt!

Wer nie auf Mutterhand
  Die Thräne hat geweint,
Wenn Alles ihn verkannt,
  Wenn Alles ihm verneint;
Der weiß es nicht wie ſüß ſie iſt.
Der weiß es nicht wie ſüß ſie iſt!

Wem nie vom Wimper-Rand
  Die klare Thräne rann,
Wenn er die treue Hand
  Der Liebe ſich gewann;
Der weiß es nicht wie ſüß ſie iſt,
Der weiß es nicht wie ſüß ſie iſt!

Wem nie bei Sehnſuchtspein
  Nach dem geliebten Bild,
Die Thräne himmelsrein
  Das Auge je gefüllt;
Der weiß es nicht wie ſüß ſie iſt,
Der weiß es nicht wie ſüß ſie iſt!

Wem nie vor dem Altar',
Bei Andacht inniglich;
Die Thräne leiſ' und klar
Das Augenlied beſchlich;
Der weiß es nicht wie ſüß ſie iſt,
Der weiß es nicht wie ſüß ſie iſt!

Wem nie des Schickſals Macht
Das Leben ſo verletzt,
Daß er die halbe Nacht
An Thränen ſich geletzt;
Der weiß es nicht wie ſüß ſie iſt,
Der weiß es nicht wie ſüß ſie iſt!

Wer nie nach Trennungsqual
Die Holde wieder ſieht,
Wenn in dem Licht-Oval
Die Thräne ihr erblüht;
Der weiß es nicht wie ſüß ſie iſt,
Der weiß es nicht wie ſüß ſie iſt!

Wer nie im ſchweren Streit
Dem Glücke ſtill entſagt,
Und es zum Troſt im Leid
Der Thräne wieder ſagt;
Der weiß es nicht wie ſüß es iſt,
Der weiß es nicht wie ſüß es iſt!

Wer niemals im Gebet,
Wenn ihm was Liebes krank,

Und er am Bette ſteht,
Das Salz der Thräne trank;
Der weiß es nicht wie ſüß ſie iſt,
Der weiß es nicht wie ſüß ſie iſt!

Wem niemals auf den Brief,
Den ihm die Holde ſchrieb,
Die Thrän' herunterlief,
Und auf den Zeilen blieb;
Der weiß es nicht wie ſüß ſie iſt,
Der weiß es nicht wie ſüß ſie iſt!

Wer nie ein eig'nes Kind
Um ſeine Tage ſieht,
Mit Thränen es gewinnt,
Mit Thränen es erzieht;
Der weiß es nicht wie ſüß ſie iſt,
Der weiß es nicht wie ſüß ſie iſt!

Wer niemals auf die Knie
Vor Gott ſich niederwirft,
Und bei des Lebens Müh'
Die Thräne niederſchlürft!
Der weiß es nicht wie ſüß ſie iſt,
Der weiß es nicht wie ſüß ſie iſt!

Sehnsucht.

An einem treuen Herzen liegen
Möcht' ich nur eine Stunde lang;
Um einen treuen Hals mich ſchmiegen,
Mit meinem Weſen krank und bang;
Auf treuer Schulter eine Stunde
Ausſtrömen laſſen meine Wunde;

Auf eine treue Hand mich bücken
Möcht' ich zur wehmuthsvollen Stund'
Die Finger, die mich liebend drücken,
Hinführen an den heißen Mund;
Und an der Pulſe leiſen Schlägen
Die kummervolle Stirne legen!

In ein getreues Auge blicken
Möcht' gar zu gern ich wohl einmal;
Das Herzblatt mit dem Thau erquicken,
Aus treuer Augen ſüßem Strahl;
Nur einmal treue Augenlieder
Berühren mit den Lippen wieder!

An treuen Lippen möcht' ich liegen
In eines Kuſſes heißer Gluth,
Wenn ſich die Herzen ſelig wiegen
Auf ſüßer Küſſe Ebb' und Flut;
Wenn das Geſtändniß ſie verweigert,
Und ſich der Kuß zum Worte ſteigert!

An treuer Bruſt nur möcht' ich weinen,
Ach, aus mich weinen insgeheim!
Wenn treue Thränen ihr ſich einen,
Iſt Thräne ſüß wie Honigſeim!
Und Himmelsluſt iſt zu genießen
Wo zwei Paar Augen überfließen!

Im treuen Arm möcht' ich vergehen,
Vergehen gern ſchon jetzt, gleich jetzt;
Ein treues Antlitz um mich ſehen,
Wenn ſchon der Blick zerſetzt;
Den letzten Seufzer dann im Leben
Dem treuen Herzen wiedergeben!

Gegenſätze.

An Caroline.

Sie war ſo mild, ſo feierlich war er,
Und Alle winkten uns mit ſüßen Blicken;
Die Holde trat ſo mild, ſo ſchmiegſam her,
Der Abend ſchien uns ſorgſam zu umſtricken;
Und alle Sterne aus dem Aethermeer
Sie ſchienen liebermuthigend zu nicken;
Ich aber kniete hin, von Wonnen übergoſſen,
Weil er und ſie und Alle mich umſchloſſen!

Sie war beredt, und er war ſchweigſam ſtill,
Und Alle ſchienen Liebeswort' zu flüſtern;
Die Holde ſprach, weil ſprechen Liebe will,
Der Abend wollte ſorgſam uns umdüſtern;
Und alle Sterne, klar in Lichtesfüll',
Sie ſchwatzten mit dem Blinzelblick ſo lüſtern;
Ich aber ſtand vom Irdiſchen gereinigt,
Weil ſie, er, Alle keuſch um mich vereinigt!

Sie war ſo warm, er war ſo lieblich kühl,
Und alle goſſen Flammen in das Feuer;
Die Holde war ſo herz- und liebeſchwül;
Der Abend floß um uns, ein kühler Schleier;
Und alle Sterne auf dem blauen Pfühl,
Sie trugen Opferflammen her zur Feier;
Ich aber fühlt' es klar wie Gottes Einheit,
Daß ſie, er, Alle leuchteten in Reinheit!

Sie war bewegt, er ruhig wie ein Traum,
  Und Alle kreiſ'ten ſtill, um aufzulauſchen,
Die Holde bebt' an meiner Lippe Saum,
  Der Abend wehrt den Lüften, daß ſie rauſchen;
Und alle Sterne horchten durch den Raum,
  Wie unſ're Lippen die Gedanken tauſchen;
Ich aber war beglückt und froh betheiligt,
Denn ſie, er, Alle waren mir geheiligt!

Sie war ſo blaß, ſo geiſterbleich war er,
  Und Alle ſchienen troſtlos auf uns nieder,
Die Holde weint, und Abſchiedsthrän' ſchmerzt ſehr!
  Der Abend ſprach: „Ihr ſeht euch nimmer wieder!"
Und alle Sterne, wie am Grab umher,
  Sie ſenkten ihre Leichenfackel nieder!
Ich aber küßte ſtill die naſſe Wange,
Und ging hinweg zum finſtern Lebensgange.

Zu jedem Abend geh' ich nun hinaus,
  Und frage weinend: „Iſt ſie mitgekommen?"
Und alle Sterne frag' ich weinend aus:
  „Habt ihr die Holde wirklich mir genommen?"
Den Abend möcht ich ſchicken in ihr Haus,
  Um zu erfahren, ob ſie ſchmerzbeklommen;
Und alle Sterne möcht' ich zu ihr ſenden,
Um ihren Traum auf meine Lieb' zu wenden!

Wechſel in Jahreszeiten.

An Caroline.

Der Sommer kam, des Lebens gold'ner Baum
Stand vor mir da in ſeinen Fruchtgezweigen,
Es färbt ein glühend Roth des Blattes Saum,
Den ſüßen Laſten muß der Aſt ſich neigen;
Die Liebesblüthe, meines Herzens Traum,
Sie ſchien als Frucht dem Wunſche ſich zu zeigen,
Denn Dich hab' ich zum Erſtenmal geſehen
Wie eine Gottheit durch das Daſein gehen!

Da glühte und brannte
Mir rings die Natur,
Weil rings ich erkannte
Der Lieblichen Spur!
Ich ſuchte Erfriſchung
Der glühenden Bruſt,
In ſtiller Umbüſchung
Der einſamen Luſt;
Doch führten die Wege
Von dort und von hier,
Es führten die Stege
Nur alle zu Dir!

Der Herbſt kam, gelbe Blätter niederrauſchen,
Die Erde zog ihr prächtig Ballkleid aus;
Ihr Grün muß die Natur mit Gelb vertauſchen,
Mit einem Reiſerkranz den Blüthenſtrauß;

Der Scherze und der Künſte Spiel zu lauſchen
Sucht man geſellig nun der Muſen Haus;
Da hab' ich wieder, Hoheit! dich geſehen,
Wie eine Blume aus dem Reich der Feen!

Da war's mir ſo ſonnig
In Herz und in Bruſt,
Ich ſchauerte wonnig
Zuſammen vor Luſt.
Es rieſelten plötzlich,
So friſch und ſo hell,
Die Lieder ergötzlich
Aus innerſtem Quell:
Doch führten die Lieder
Von dort und von hier,
Sie führten mich wieder,
Nur wieder zu Dir!

Der Winter kam, es war die ſtille Erde,
Ein ſchlafend Kind, mit weißem Tuch bedeckt;
Der Taumelgott erläßt ſein mächtig „werde“
Im Saal wird eine neue Welt erweckt,
Der Maſke Spiel ermuthigt die Geberde,
Durch leeren Trug wird Aug' und Herz geneckt,
Da hab' ich wieder, Hoheit! Dich geſehen,
Ein Götterthéil dem Sterblichen zu Lehen!

Wie war ich durchſchauert!
Wie war ich entzückt!
Als ich Dich erlauert,
Als ich Dich erblickt!
Ich ſchickte zum Koſen
Die Dolmetſcher aus,

Die freundlichen Roſen,
Den ſinnigen Strauß;
Denn Blumen und Blüthen,
Von dort und von hier,
Sie brannten und glühten
Nur alle zu Dir!

Der Frühling kömmt; wie in der finſtern Krippe
Das ſüße Kind ſein freundlich Aug' erſchloß,
So windet ſich aus dunklem Blattgeſtrippe
Das Licht der neugebornen Schöpfung los;
Das Wachsthum öffnet ſeine Roſenlippe,
Und Pflanzen ſchlüpfen aus der Erde Schoß;
Mein Frühling aber mußte niedergehen,
Denn Dich, o Hoheit! ſoll ich nicht mehr ſehen!

Der ſchmerzliche Trennung,
Von Dir ſo gewillt,
Iſt Todes-Erkennung,
Iſt Todes-Gebild!
Hörſt Du einſt ein Klingen
In deinem Gemach,
So war's das Entringen
Vom ſterbenden Ach!
Ein geiſtig Getriebe
Von dort und von hier,
Es führet in Liebe
Mich ewig zu Dir!

Die Verlorne.

An Caroline.

Thema:

Meine Ruhe iſt verſchwunden,
Und mein Frieden mußte fliehen.
Fühle mich an Dich gebunden,
Deinen Siegeswagen ziehen.

(Aus Königs Ludwigs Gedichten.)

Meine Ruhe iſt verſchwunden,
Ruhlos ſchlepp' ich meine Tage,
Zähle meines Daſeins Stunden
Nur nach Thränen und nach Klage;

Und mein Frieden mußte fliehen,
Denn in jeden Puls der Ader
Fühl' ich ſchmerzlich ein nun ziehen
Kampf und Streit und Herzenshader!

Fühle mich an Dich gebunden
Mit geheimen Zauberwalten,
Dich hab' ich herausgefunden
Aus des Lebens Truggeſtalten;

Deinen Siegeswagen ziehen
War das Höchſte mir des Lebens, —
Doch dem Unglück zu entfliehen
Müht die Liebe ſich vergebens!

Denn ich fühl's für ew'ge Tage:
Meine Ruhe iſt verſchwunden,
Weil ein krankes Herz ich trage
Wird mein Leben nicht geſunden;

Weil mein Leben mußte weichen,
Und mein Frieden mußte fliehen,
Seh' ich farblos mir erbleichen
Alle Lebens-Phantaſien!

Doch ich fühl für hier und dorten,
Fühle mich an Dich gebunden!
In den Blicken, in den Worten
Haſt Du mich ſtets treu gefunden;

Darum will ich all mein Leben
Deinen Siegeswagen ziehen,
Nach Dir ringen, nach Dir ſtreben,
Nach Dir richten all mein Mühen.

Nimmer kann ich mehr geſunden,
Nimmer ſtillt ſich meine Klage,
Meine Ruhe iſt verſchwunden
Und der Inhalt meiner Tage.

Meine Lieder mußten ziehen
Aus der hart zerriſſ'nen Leyer,
Und mein Frieden mußte fliehen
Aus des Herzens ſtiller Feier.

Sterbend ſchon an Schmerzenswunden
Fühl' ich mich Dir heiß gewogen,

Fühle mich an Dich gebunden,
Fühle mich zu Dir gezogen.

Fühle Kraft nicht zu entfliehen,
Fühle, daß ich ſtets will wollen
Deinen Siegeswagen ziehen,
Bis die Tage niederrollen.

Fühle daß ich nimmer werde
Meiner ſüßen Lieb' entwunden,
Fühle daß für dieſe Erde
Meine Ruhe iſt verſchwunden!

Fühle daß nur Du den Horen
Meines Seins den Reiz verliehen,
Daß ich ohne Dich verloren,
Und mein Frieden mußte fliehen.

Fühle mich in allen Räumen,
Fühle mich in Muſeſtunden,
Fühle mich in ſüßen Träumen,
Fühle mich an Dich gebunden!

Fühle daß ich Dich muß bitten,
Weinend bitten auf den Knien;
„Laß mich, bis ich ausgelitten,
Deinen Siegeswagen ziehen!"

Deinen Siegeswagen ziehen
Alle meine Herzgedanken,
Und mein Frieden mußte fliehen,
Weil durch deines Herzens Schwanken

Meine Ruhe iſt verſchwunden,
Weil ich trotz dem Zweifeln, Wanken,
Fühle mich an Dich gebunden!

Fühle mich an Dich gebunden!
Will wie Epheu Dich umranken,
Und in Worten, in Gedanken
Deinen Siegeswagen ziehen!
Meine Ruhe iſt verſchwunden,
Denn mein Auge mußt' erkranken,
Und mein Frieden mußte fliehen,
Weil mir deine Augen ſanken,
Wo die meinen Strahlen tranken!

Deinen Siegeswagen ziehen
Will ich bis an's Lebens-Ende,
Und mein Frieden mußt' entfliehen
Daß nur Fried' zu Dir ſich wende;
Meine Ruhe iſt verſchwunden,
Deine nur will ich bewahren,
Fühle mich an Dich gebunden,
Doch Du ſelbſt kannſt frei verfahren!

Die orientaliſche Frage in der Arche Noah.

Ein Declamations-Schwank.

Die Menſchen wurden alle geſchaffen aus Erde;
Sie kamen aus der Erde und vermehrten ſich ſo ſehr.
Daß der Himmel endlich dachte: ich gefährde
Zuletzt habe ich lauter Menſchen und gar keine Erde mehr:
Darum ließ der Himmel die Herren Aerzte entſpringen,
Um die Menſchen in die Erde wieder hinein zu bringen.

Ja, ſo war es! — Als die geſammte Menſchheit ſich
den Magen verdorben
An dem bekannten unzeitigen Aepfel-Compot,
Als eine Fluth von Sünden ſie erworben,
Als Leib und Seele krank war und bankrott,
Da beſchloß der Himmel, die Waſſercur zu probiren,
Und die Menſchheit von Grund aus wieder in Grund
hinein zu curiren.

Oh, das Waſſer iſt ein Heilmittel ſondergleichen,
Es hat ſogar die Tugend, daß es Sünden curirt,
Das Waſſer duldet bekanntlich gar keine Leichen,
Aber d'rin herumſchwimmen und krank ſein, das paſſirt;
Die Hydropathen ſind keine Recept-Papier-Verputzer,
Die laſſen ſich nichts bezahlen, höchſtens — ihre Plutzer!

Alſo die Waſſercur ward vom Himmel beſchloſſen,
Die Menſchheit zu vertilgen à tout prix,

Nur Noah ganz allein ſammt Frau und Sproſſen,
Die bauten ein Schiff für ſich und das liebe Vieh.
Die Arche Noah mit der ſonderbaren Matroſenrotte,
Das war das erſte Schiff von der — deutſchen Flotte.

Ich kann es beweiſen: denn die Arche hatte weder Bucht noch Hafen,
Nicht einmal einen Jahdebuſen; ſie hatte auch kein Bett,
Sie könnte noch auf der trocknen Erde ſchlafen,
Wenn's nicht zum Glück ſo fürchterlich geregnet hätt'! —
Daß die Arche von der deutſchen Flotte war, ſteht auch ganz deutlich zu leſen,
Denn es heißt: ſie iſt von allen Seiten voller Pech geweſen!

Ja die Arche war von echt deutſcher Bereitung,
An Material, Mannſchaft und Proviant,
Der Schnabel, glaub' ich, war die „Neue preuß'ſche Zeitung“,
Da war das Steuern natürlich Jedermann gleich bekannt!
Ein deutſcher Profeſſor übernahm Wind und Wetterzeichen,
Und ein Cenſor war da, um die Segel zu ſtreichen.

Als die Arche nun fertig war, kamen die Paſſagiere
Von aller Welt Enden, aus jeglichem Eck,
Das kleine Vieh ſowohl wie die großen Thiere,
Für die Cabinen, für die Cajüte und für's Verdeck;
Aber immer nur Mann und Weib, ein Ehepaar, ſo ſteht es zu leſen,
Wieder ein Beweis, daß die Arche ein Kriegsſchiff geweſen.

Und als ſich die Arche vom Land ſchon will trennen,
Kommt daher geſchlichen ein ganz kurioſes Weib,
Nicht Fiſch, nicht Vogel, ein Weſen, gar nicht zu kennen,
Trug einen Schlafrock mit einem langen, langen Leib;
Und Noah ſchnaubt ſie an: wer biſt du denn, ſo ſage! —
Da liſpelt das Weib: „Ach, ich bin die orientaliſche Frage!"

„Die orientaliſche Frage!" ertönt's wie Mordio und Zeter,
„Und ſo ganz allein?" fragt die Frau von Noachin;
„Ein Weib, das ſo herumläuft ohne Mann, Couſin und Vetter,
So eine ganz herrenloſe Dardanellerin!!"
Ja, ledig bin ich, ſagt die Frau Frage unumwunden;
Ach, ich kann nichts dafür, daß ich noch nicht den rechten Mann gefunden!

Endlich wird die Frage doch im Schiffe aufgenommen,
Gleich aber entſteht ein Streit unter dem übrigen Gethier,
Der eine ſchreit „Hinaus!", der And're ſchreit „Willkommen!"
Der eine ſagt „Herein!", der And're ſagt „Marſchier!"
Und an dieſer Einigkeit in Worten und Weſen
Erkennt man wieder deutlich, daß es lauter Deutſche ſind geweſen!

Es bilden ſich unter den kleinen Geſchöpfen
Verſchiedene kleine Verſammlungen dann;

Den Vögeln kennt man Schopf und an Zöpfen
Ihr Klima und ihr Vaterland gleich an;
Es ſetzen ſich zuſammen der Thiere kleine Staaten,
Um über die Aufnahme der Frage gemüthlich zu berathen.

Die kleinen Vögel, Spatz, Fink und Meiſe,
Die kleinen Thierchen, Biber und Maus,
Die kleinen Inſekten, Grille und Ameiſe,
Die rathen hin und her, ſie rathen ein und aus;
Endlich geben ſie von ſich ein Ultimatum,
Gemacht, daß es bringt ein Vieh in der That um!

Und ſo lautet der Beſchluß der gentes minores,
„Da wegen Mangel an Einheit und gutem Bier
Schon einmal Rom und Sparta ging kapores,
So beſchließen in alleiniger einiger Einheit wir,
Daß man zum Heil der Welt die orientaliſche Frage
Bis zu einer zweiten Sintfluth noch wieder vertage.

Wir laſſen ſie laufen, ſie macht uns nicht bange
Wir ſetzen an irgend einem Ufer ſie aus,
Iſt die Perſon gelaufen ſo lange,
So ſoll ſie noch fortlaufen das alte Haus!
Ne erlauben Sie, hören Sie mal, det wäre zu ville
Wegen ſo einer übertragenen Mamſell machen wir noch nicht mobile!“ —

Unterdeß wird der Weg immer naſſer,
Die Arche geht ſchon ganz flott in die Höh’,
Sie ſchwimmt durch das Weltmeer im wachſenden Waſſer,
Und vom Ocean direct hinein in die Spree;

Vom Nordwind getrieben in die Eider und Eiſel
Bis hinein in den Sund, ſo ſchnell wie der Teufel!

Endlich nach und nach wird das Wetter dann doch wieder heiter,
Wie immer, wenn es ſo lange geregnet hat;
Das deutſche Schiff ſchwimmt noch ein Stückchen weiter,
Bis ſie endlich alle daſteh'n am Berge — Ararat;
Vater Noah macht das Fenſter auf und ſchickt hinaus einen Raben:
„Schau nach, was wir da draußen Neues haben!“

Der Rabe, das iſt der erſte Courier geweſen,
Er flog hin und her wie im ſchnellſten Ritt,
Doch, wie in authentiſchen Quellen zu leſen,
Brachte er nur die wichtige Nachricht: „nichts Neues“ mit,
Da dachte Noah: jetzt ſchick' ich die Taube aus, das iſt ein Frauenzimmer,
Die erfahren alle Neuigkeiten am erſten immer.

Und richtig, die Taube brachte auch gleich eine Depeſche,
Von Maſter Cobden ein Olivenblatt mit;
Das war eine Nachricht, eine frohe, eine feſche,
Wenn gleich auch mancher Unglücksrabe ſie beſtritt;
Auf dieſem Blatte, das bis heut' noch grün geblieben,
Stand deutlich: „Es kommt zu nichts“ geſchrieben!

Da tönt es freudig: „Vivat ausgeſtiegen,
Das ungewiſſe Schwimmen es iſt aus!“
Nach allen Seiten ſah man's kriechen, rennen, fliegen,
Ein jeglich Weſen eilte in ſein Land nach Haus;

Nur die orientaliſche Frage, es iſt abominabel,
Die unglückliche Perſon verirrt ſich und kommt in den
— — Thurm von Babel!

Was ſie dort macht, darüber geh'n verſchiedene Gerüchte;
Ein Reiſender, der von Babel kommt, erzählt,
Daß ſie dort in verſchiedenen Sprachen unterrichte,
Da hat ſie ſich ein recht dankbares Fach erwählt;
Vater Noah aber legte nieder ſein Flotten-Commando
Und verkaufte die ganze Geſchichte — licitando! —

Beethoven's Grab.

Der Frühling kömmt; vor ſeinem Wagen tanzen
Die Schmetterlinge her,
Mit ihm ein Strahlenwald, wie gold'ne Lanzen,
Mit ihm ein Blüthendüfte-Meer.
Für ihn, in ſüßen Aſſonanzen
Singt Nachtigall die Zaubermähr!
Vor Allem ſchlüpft das Veilchen
Aus ſeinem Winterhaus,
Nach einem Weilchen
Kömmt Schneeglöckchen heraus!

Schneeglöckchen läutet den Frühling ein:
„Wacht auf, wacht auf, es iſt Sonnenſchein,
Macht auf die Fenſter, macht auf die Herzen,
Hinaus mit dem Leid, hinaus mit den Schmerzen,
Du Roſe erwach', du Gräschen ſteh auf,
Ihr Schläfer im Boden, kommt alle herauf,
Ich läute Tag und Nacht,
Bis ſie Alle ſind erwacht,
Bis wach iſt die Quelle, bis Echo iſt wach,
Bis wach iſt die Liebe, bis Sehnſucht iſt wach,
Bis wach ſind die Augen am ſchlafenden Baum,
Bis wach iſt die Knoſpe, bis wach iſt der Traum.
Ich läute bei Nacht und läute bei Tag,
Bis Leben und Weben im blühenden Hag,

Bis Wälder und Felder im Jugendſchein blühn,
Bis Schmetterlinge gaukelnd im Sonnenſtrahl glühn,
Bis Kinder ſich tummeln auf ſchwellendem Grün;
Bis alle Kelche aufgeſchloſſen,
Bis Thau und Duft ins Eis gefloſſen,
Bis zum geheimen Boten werden Blütenſproſſen,
Bis Lied und Lieb, die lieblichen Genoſſen,
Durch Büſche und durch Lauben ſich ergoſſen,
Bis da wird zu des Frühlings Ehr' und Ruhme
Die junge Schöpfung rings zum Heiligthume,
Der Menſch zum Kind, das Wort zum Lied, das Herz
zur Blume."

Jedoch Schneeglöckchen, weiß und rein,
Es läutet nicht blos den Frühling ein,
Es iſt ein Todtenglöcklein auch, es läutet durch's
Land
Vom Frühling in dem Chorgewand,
Wie er die Menſchenkinder an ſeiner Hand
Führt ſanft hinab in's Schattenland!
Denn grad' im Frühling, wenn im jungen Leben
Gezweig und Blatt und Blüten beben,
In Glut und Blut die Bäume prangen,
Und Stern und Kern aus Knoſpen ſprangen,
Und alle Sterblichen hinaus verlangen,
Wo Herz und Sinn und Geiſt gefangen
Von Sonn' und Mond in goldnen Spangen,
Da erſt gehn gar viel Menſchen ein
In den mit Blumen reich geſchmückten Erden-Schrein,
Da vergehn viel Menſchen zumal,
Wie die Blume im Thal,
Wie in Dämmerung der Strahl.

Wie ein Laut in der Fern',
Wie am Morgen der Stern,
Wie ein Liebesruf in den Abendwind,
Wie ein Tröpflein Thau, das am Blatt zerrinnt,
Wie das Sehnſuchtslied der Nachtigall
Austönt und verklingt im Wiederhall!
Glücklich nenn' ich den, der im Frühling der Jahre,
Wann noch roth die Wange, Gold die Haare,
Glatt die Stirne, rein das Auge, das klare,
Eingeht in das Schlafgemach der Bahre,
Der nur bringt die Blume heim, eh' ſie verdüftet,
Der nur ſchlürft den Lebenskelch, eh' er vergiftet,
Der nur hat Liebe, Sehnſucht, Glück und was das Herz entzückt,
Noch voll Morgenthau, vom Baum gepflückt;
Der nur ſchlürfte aus den Lebenswein
Mit der Blume und dem Aroma von Sonnenſchein;
Der nur ſtirbt mit dem vollen Kranz in der Hand,
Von Erfahrung nicht zerpflückt, vom Gifthauch nicht verbrannt,
Der nur läßt das Leben zurück wie eine Geliebte,
Die ihn ſtets beglückt, ihn niemals betrübte;
Der nur küßt in ſeines Daſeins letzter Stund'
Ungetäuſcht des Lebens roth glühenden Mund;
Der nur trägt zurück aus der irdiſchen Höhle
In den Himmel die reine unſterbliche Seele!

Und ſo im Herzen nun geſtimmt zur ſtillen Rührung
Vertrauet euch im Geiſte an nun meiner Führung,
Und folget mir hinaus in Wehmuthstrauer
Zu eines Kirchhofs friedgeweihter Mauer!

Da in dem Kirchhof iſt ein Grab ein einfach ſchlichtes,
Beleuchtet von dem Strahl des Mondenlichtes,
Da ruht ein großer Mann in kleinem Raume,
Die Löſung hat er nun vom Lebenstraume,
Die Ahnungen und Wunder, die in Tönemaſſen,
In Rieſenklängen er zurückgelaſſen,
Die wir im Geiſt bewundern, doch nicht faſſen!
Die Nacht allein hält Wacht auf ſeinem Grabe,
Wo Schwermuth lehnt am Blumenſtabe,
Und in dem dunkelnblauen Iſisſchleier
Des hohen Himmels hängt zur Seelenfeier
Die Mondesampel mit dem Silberfeuer;
Und wie der Nachtwind durch die Gräberblumen
geht,
Schneeglöckchen auch als Meßner auferſteht,
Und läutet hinein in's Land ſo weit und breit,
Zum Seelenfeſt ſein Todtengeläut!

Und durch das Dunkel der Mitternacht
Erſcheint ein Götterweib in Strahlenpracht,
In ihren langen, loſen, goldnen Locken flechten
Sich Sterne und Blumen zum ſinnigen Kranz,
Das Pſalter ruht in ihrer ſchönen Rechten,
Ein Strahlengürtel ſchließt die Falte des Gewands.
Aus ihren großen Götteraugen Geiſter ſprühen,
Um ihre ſüßen Lippen Wundermärchen blühen,
Auf ihren warmen Wangen Kinderträume glühen,
Aus ihrem lebensvollen Odem ziehen
Die Geiſter ungeborner Melodieen;
Sie iſt's, die Göttliche, die ihm den Ruhm verlieh,
Sie iſt's, die Fürſtin aller Harmonie,
Die er erkannt, verewigt hat — die Symphonie.

Sie ſtieg herab, die Göttliche, von hoher Sphäre,
Und weint auf ſeinem Grabe eine Zähre,
Und mit ihr weinen alle ihre Kinder:
Die Geiſter der Höhe und der Tiefe nicht minder,
Die Geiſter des Lebens, die Geiſter des Herzens,
Die Geiſter der Freude, die Geiſter des Schmerzens,
Die Geiſter des Scherzes, die Geiſter des Humors,
Die Geiſter der Nacht und des finſtern Todesthors,
Die Geiſter, die da dringen in die Tiefe der Gedanken,
Die Geiſter, die ſich ſchaukeln im Lichte, dem blanken,
Die Geiſter der Ahnung, die Geiſter der heiligen
Trauer,
Die Geiſter der Andacht, die Geiſter der Schauer,
Die Geiſter der Natur, die in Räthſelkraft walten,
Die Geiſter der Kunſt, die mit freiem Geiſt ſchalten,
Die Geiſter alle, die empfunden, nicht geſehen
Durch die Symphonie in langen Scharen gehen! —

Und als die Symphonie verklang im Accord,
Erklang das Schneeglöckchen ſofort,
Und läutet hinein in's Land, ſo weit und breit,
Zum Seelenfeſt ſein Todtengeläut!

Da fließt es ſüß einher. ein wunderſames Klingen,
  Wie Leierton und ſüßer Stimmen Klang,
Wie Klagetöne aus zerriſſenem Herzen dringen.
  Wie Jubelton aus entzücktem Liebesſang,
Wie Harfenton in leiſem Saitenſchwingen,
  Wie Sehnſuchtsſeufzer, weich und bang,
Wie Glockenton und treuer Liebe Stimmen
Von ferne her auf Abendlüften ſchwimmen.

Und wie von dieſer Harmonie getragen,
Erſcheint ein edler Schatten zart und leiſ'
Um ihn ertönen treuer Liebe Klagen
Und Lieder zu der Liebe Ruhm und Preis,
Und zu den Kränzen, die am Grabe lagen,
Legt er des Myrthenkranzes grünes Reis,
Und flüſtert leiſe: „Du Meiſter in Verklärung,
Empfange freundlich hier Fidelio's Verehrung."

Und wiederum ertönt zur Mitternachtszeit
Schneeglöckchen zu dem feſtlichen Todtengeläut:

Wer nahet? wer ſchwebet
Hieher in Engelsgeſtalt?
Wie ſich's belebet
In Au und Flur und Wald!
Von Liedern überfüllt
Iſt Luft und Raum,
Ein Liederſtrom quillt
Aus Strauch und Baum!
Was Dichter erſonnen,
Von Liebesweh und Wonnen,
Was Wehmuth geſponnen,
Bei Mond und bei Sonnen,
Was liebend entbrannt,
Was Sehnſucht empfand,
Was Herzen bezwang,
Was Herzen errang,
Bald ſelig, bald bang,
Wird Lied und Geſang!

Und von den Liedern rings umgeben
Sieht man ein Weſen lieblich ſchweben,

Von ihrem Antlitz lacht
Des Liebes Zaubermacht,
Um ihre Locken wallen
Geſänge wie von Nachtigallen;
Denn was ſie denkt wird Klang,
Und was ſie fühlt, Geſang,
Und was ſie ſpricht wird Lied,
Und was ſie ſingt, erblüht
Zur Blume für's Gemüth!
So nahet ſie dem ſtillen Grab
Und ſchwingt den Zauberliederſtab,
Und alle Nachtigallen kommen
Zu dem Requiem, dem frommen,
Und Alles, was nur Ton und Stimme hat,
Legt ein Blümlein auf des Grabes Altarblatt,
Das naht von Oſt und Nord, und Süd und Weſt,
Und ſtimmt ein Schmerzlied an zum Seelenfeſt.
Am Grabe aber kniet im Blumengewind,
Gleich in einem Kreis von Morgenröthen,
Des unſterblichen Meiſters ſüßeſtes Kind —
Wer biſt du, ſüßes Bild im ſüßen Liede?
Die Wellen rauſchen, und Nachtigallen flöten:
„Adelaide!"

Darauf verbreitet um den Grabeshügel
Ein Licht ſich und ein Sonnenſchein,
Es rauſcht auf ſeinem unbegrenzten Flügel
Das Himmelskind „Unſterblichkeit" herein,
Und zu den Kränzen an der Grabesſchwelle
Legt es alſo ſprechend auch die Immortelle:
„Der Frühling, als Kammerherr der Erde,
Mit goldnem Schlüſſel öffnet ihr Gemach,

Er rief dich ab von dieſes Seins Beſchwerde,
Als noch dein Lebensſommer rüſtig, wach,
Damit der Lebenswinter nicht, das Alter,
Durchfröſtle je die Gluten deiner Pſalter;
Denn wer gelebt hat ſiebzig Jahr und länger,
Dem wird's im Herzen immer bang und bänger,
Und Welt und Raum und Daſein wird ihm enger,
Denn ſeinen Herzbaum ſieht er ohne Blätter,
Und Treu' und Lieb' und Glauben, ſeine Jugend-Götter.
Erſchlug ſo Blitz nach Blitz im Lebenswetter;
Talent und Geiſt und Phantaſie,
Der Tugend Mitgift, der Jugendzeit Magie,
Sieht er entfliehen, von ſich weichen,
Die Strahlen ſeines Ruhms ſieht er erbleichen
Und der Tod, mit dem Palaſte der vier Bretter,
Kömmt ihm als Freund nun in der Noth, als Retter!
Du aber retteteſt die unſterbliche Krone,
Unangetaſtet aus des Lebens feindlichem Hohne.
An deinem Kranze hängt noch voll die Blume,
Die Welt und Nachwelt dir gepflückt zum Ruhme;
Es leben ewig fort die herrlichen Geſichte,
Die du geſchöpft haſt aus dem ew'gen Lichte;
Du brauchſt ein prunkend Denkmal nimmer,
Das Eitelkeit nur baut zu eignem Schimmer.
Du brauchſt kein Monument, welches dir erbauen,
Die ſich ſelbſt nur wollen verewigt ſchauen!
Dein Denkmal ſteht da, wo man liebt das heilig Schöne,
Wo man empfindet die Göttermacht der Töne,
Wo man im Herzen trägt die herrliche Camöne,

Wo noch ein Herz für Kunſt ſich kann entzücken,
Wo noch die Kunſt wie Lichtſtrahl kann beglücken,
Wo noch ein Ohr iſt, offen zu Geſängen,
Und für das Göttertheil in Feuerklängen!
So lange man liebt Kinder, Blumen, Düfte,
Der Liebe Wort, des Lenzes Morgenlüfte,
Des Morgenlandes Märchen, ſüße Träume,
Des Waldes Schauer, erſtes Blühn der Bäume,
Der Räthſel Reiz und der Ahnung halbes Dunkel,
Der Wolken Zug, der Sterne hold Gefunkel,
So lange ein Ton zum Herzen kann ſprechen,
So lange die Thrän' aus dem Auge kann brechen,
So lange ein Herz kann erbeben in Wehmuth,
So lang' es an heil'ger Stätte kann beten in Demuth,
So lange wirſt du leben ohne Schranken
Im Reiche des Fühlens, im Reiche der Gedanken,
So lang' wirſt du ſtrahlen, ein flammend Meteor,
In der erhabenſten Geiſter unſterblichem Chor!"

Sieben Zweige.

Ein Baum ſteht da mit ſieben Zweigen,
Der Baum ſtand ſchon im Paradies,
Der Baum, er war dem Menſchen ganz leibeigen,
Und ging mit ihm, als er's verließ;
Der Baum, er wurzelt feſt nicht wie die andern,
Denn mit dem Menſchen muß er werden, ſtehn und wandern!
Und einen ſolchen Baum mit ſieben Zweigen
Hat Gott für jeden Menſchen hingeſtellt,
In dieſem Baume ruht ſein Lebensreigen,
In dieſen ſieben Zweigen ſeine Welt;
Sind dieſe fort, iſt alles dann vergebens,
Denn dieſer Baum, er iſt „der Baum des Lebens.“

Und wie der Menſch nur eintritt in das Leben,
Streckt er die Hand gleich nach dem Baume aus;
„Den erſten Zweig mußt du, o Baum, mir geben,
Denn meine „Wiege“ mach' ich mir daraus.“ —
Des Baumes Seele aus den Zweigen ſpricht:
„Der erſte Zweig, den ſchon der Menſch ſich bricht! —
So geh denn hin und werde „Wiege“
Und werde zweiter Mutterſchoß,
Damit das Kindlein in dir liege,
Wie Blümchen in dem weichen Moos,
Und wieg' das Kind ſo Tag als Nacht,
Und wenn das Kindlein weint und lacht,

Und wenn das Kindlein Zähne macht,
Die Mutter weinend bei dem Kindlein wacht,
Dann wiege es und ſing ihm Lieder zu,
Dann wiege es und wieg's in Schlummer und in Ruh':
Leb wohl o Zweig, der Abſchied wird uns ſchwer,
Wir bleiben ſechs Geſchwiſter jetzt nur mehr."

Das Kind hat geweint, das Kind hat gelacht,
Das Kind hat geſchlummert und Zähne gemacht,
Das Kind es wuchs zum Knaben heran,
Vom Knaben ward es ein Jüngling ſodann,
Da faſſet es ihn, da treibt es ihn fort,
Für ihn gibt's kein Hier, gibt's nur ein Dort,
Sein Herz bekömmt Flügel, es treibt ihn vom Ort;
Da kömmt er zum Lebensbaum mit Haſt und Begier:
„Jetzt gib einen Zweig zum „Wanderſtab" mir!" —
Die Seele des Baumes wehmuthsvoll ſpricht:
„Der zweite Zweig, vergiß das nicht!" —

Zwei Pole hat der Wanderſtab, wohin der Menſch
auch wandre,
Der eine ſchaut hinab in's Grab, zum Himmel ſchaut
der andre.
Wenn in die Fremd' hinaus man zieht,
Dann grünt der Zweig in den Händen,
Iſt jung der Stab und lacht und blüht,
An beiden Ecken und Enden;
Doch je weiter man ihn fortbewegt,
Wird er an Blüthen leerer,
Wenn fremde Erd' er an ſich trägt,
Wird jede Meil' er ſchwerer,
Ihn faſſet nun ein Heimweh an
Nach ſeinem Baum, dem grünen

Er krümmet ſich vor Sehnſucht dann,
Und kann nicht zum Stab mehr dienen.
Der Wanderſtab zum Jüngling ſpricht:
„Kehr' heim und wandre weiter nicht,
Vom kleinſten Waſſertropfen lerne du,
Der kleine Tropfen auch hat keine Ruh',
Er wandert ruhelos in's kleine Bächlein 'nein,
Dem Bächlein fällt nun auch das Wandern ein,
Es fällt dem Strome in den Lauf hinein;
Der Strom will auch nun Wandrer ſein,
Und wandert in's Meer, waldaus, waldein,
Da fühlt der Tropfen, winzig klein
Im großen Weltmeer ſich allein;
Es faßt ihn Heimweh an und Sehnſuchtspein;
Er ſteigt als Nebel zur Wolke hinauf,
Die landwärts zieht mit beflügeltem Lauf,
Er zieht mit der Wolke ſo lang und ſo weit,
Bis unter ihm liegt das Heimatsgebäud',
Da wird nun dem Tropfen die Sehnſucht zu groß,
Drum bricht er die Wolke und reißet ſich los,
Und ſinket als Thräne herab in den Heimatsſchoß!"

Der Jüngling kehrt verdüſtert heim,
Da reget ſich in ihm ein anderer Keim,
Er ſucht nach einem Dinge, doch weiß er nicht was,
Bald möchte er dieſes, bald möchte er das,
Er ſucht ohne Ruhe, er ſucht ohne Raſt,
Bald dieſes bald jenes er wechſelnd erfaßt;
Zum Lebensbaum ſpricht dann ſeine wilde Begier:
„Jetzt gib einen Zweig zum „Steckenpferd" mir!"
Des Baumes Seele erwiedert dumpf und hohl:
„Der dritte Zweig ſchon, merk' dir's wohl!" —

Wie traurig, daß der Menſch dem Spielwerk weiht:
Des Baumes ſchönſten Zweig, des Lebens ſchönſte Zeit.
Ein Steckenpferd nur iſt's, mit dem er buhlt,
Ein Steckenpferd mit Sorg' und Lieb' er ſchult.
Der Eine hat ein einzig Steckenpferd,
Ihm zum Ritt der Phantaſie beſchert,
Der Zweite hat ein zweites, für den ſchlimmſten Fall,
Der Dritte hat von Steckenpferden einen Stall;
Wie unerſättlich iſt nicht oft ein Steckenpferd,
Das oft ganz allein Haus und Hof verzehrt,
Das oft ſogar ſolchen Hunger mit ſich bringt,
Daß es für ſich allein die Sorg' für Frau und Kind verſchlingt! —

Doch endlich naht heran die Manneszeit,
Der Jüngling wirft das Steckenpferd bei Seit',
Ein höh'res Sehnen in der Bruſt erwacht,
Das Herz verlangt ſein Recht mit aller Macht,
Und zum Lebensbaume ſagt er mild und klar:
„Jetzt gib mir einen Zweig zum „Traualtar!“
Des Baumes Seele reicht den Zweig ihm her:
„Der vierte Zweig, nur dreie bleiben mehr!“ —

Wie glücklich, wen zum Altar hingezogen
Ein reines Herz, ein keuſch bewahrtes, hat,
Der mit dem Schaume ſinnempörter Wogen
Sein flüchtig Herz nicht füllte überſatt,
Der in den Brautkranz, früh ihm zugeflogen,
Nicht flicht ein halb verwelktes Herzensblatt,
Dem ſich der Liebeszweig zum Ring gebogen,
Zum Trauring einfach, ſchlicht und ſpiegelglatt,

Zum Trauringe, in dem kein Stein je ſchimmre,
Damit kein Stein den Ehepfad verkümmre! —
— Der Himmel hat in jedes Menſchenherz gegoſſen
Von wahrer Liebe einen Tropfen, hell und rein,
Dem Urquell aller Liebe iſt er entſproſſen,
Sein Strahl, er iſt des Himmels Heimatſchein,
Er fällt in's Herz, das ſich ihm aufgeſchloſſen,
Und wird allda zum ſchönſten Edelſtein.
Dann fällt, demſelben Liebesquell entfloſſen,
Ein zweiter Tropfen in ein zweites Herz hinein,
Zuſammen ſtreben dann die beiden Quellgenoſſen,
Wenn ſie in beiden Herzen fühlen ſich allein,
Wenn beide Tropfen dann wie Schweſterthränen
In beiden Herzen zittern, beide Herzen dehnen,
Zuſammen träumen, ahnen, wähnen,
Das iſt der Liebe Weh, der Liebe Sehnen!
Wenn beide Tropfen dann ſich durchgewunden
Durch Erdenſchlamm, durch Erdenſinnenſpiel,
Wenn Tropfen ſich zum Tropfen hat gefunden
So rein und klar, wie er vom Himmel fiel,
Wenn ſie vor Gottes Altar dann bekunden,
Daß Eins ſie bleiben wollen bis an's Ziel,
Dann ſpricht der Himmel: Dem Herzen Heil und Segen,
Dem Herzen, das, nachdem es ſich verirrte,
In ſeines Lebens vielverſchlungnen Wegen,
Nachdem es ſuchte, ſtrebte, irrte,
Ein züchtig Frauenbild kommt hold entgegen,
Geſchaffen, daß ein Gott den ſchönen Leib ihr gürte!
Heil dem Mann, der ſeinen vollen Kranz kann legen
Dem Weib auf's Haupt zum Kranz der Myrthe!
Denn alles, was der Menſch nur nennet Erdenglück,
Denn alles, was als Blume ſteht im Leben,

Der Roſe Duft, des Reichthums Silberblick,
Der Dünſte Kranz, des Zephyrs Lüfteweben,
Des Ruhmes vielbeneidetes Geſchick,
Der Aeolsharfe zauberiſch Erbeben,
Das Lied, gemacht, daß es das Herz beſtrick',
Des Tanzes aug'erquickend Elfenſchweben,
Das alles reicht im Erdenthal hienieden,
An Herzensglück und Seelenfrieden,
Nicht an das Glück, durch ein treues Weib beſchieden! —

Nun heißt's das Leben ernſt anzugreifen,
Der Menſch beginnet nach Beſitz, Erwerb umher zu
ſchweifen,
In Haus und Schrein will er die Schätze häufen,
Er ſtreckt zum Lebensbaum die Hand nun aus:
„Nun gib einen Zweig zum „Speicher“ für mein
Haus!“ —
Die Seele des Baumes aber ſpricht dabei:
„Der fünfte Zweig, es bleiben nur noch zwei!“ —

Und es erſtrebt der Menſch und ſammelt ein,
Nichts iſt ihm zu ſchwer, nichts iſt ihm zu klein,
Er kennt kein Ich, kein Du, er kennt nur das Mein,
Er beſpricht das Feuer, er beſchwört den Stein,
Er umarmt das Waſſer und liebkoſ't das Bein,
Und hat er gefüllt ſo Speicher als Schrein,
So ſetzt er ſich ſelber hin als Wacht und Wardein,
Im Mißtrauen und Angſt und nagender Pein,
Und gönnt ſich nicht Speiſe, noch Labtrunk, noch
Wein,
Bis ermatten er fühlt ſein müdes Gebein:
Und ſehnt ſich nach „Ruhe“ und ruft ihr „Erſchein!“

Und ſchleppt zum Lebensbaum ermattet ſich ſchier:
„Gib einen Zweig zum „Ruh- und Sorgenſtuhl“ mir!“ —
Die Seele des Baumes ſpricht: „Du weißt es doch,
Der ſechſte Zweig, es bleibt nur einer noch!“ —

Der Sorgenſtuhl des Menſchen im ſechzigſten Jahr,
Er iſt ihm Wiege, Wanderſtab, Steckenpferd und Altar.
Vergangenheit ſteht hinter ihm im Leichentalar,
Der Baum ſteht entzweigt, der blüthevoll war!
Von allen Kränzen, die Andern er geflochten,
Kein einziger ſein eigenes Haar umflicht,
Von allen Kämpfern, für die er muthig hat gefochten,
Kömmt keiner jetzt, der für und mit ihm ficht,
Von allen frühern Lebensflammen-Dochten
Strahlt bruſterhellend ihm kein einzig Licht,
Die Herzen alle, die einſt für ihn pochten,
Stehen ſtill und pochen nunmehr ſelber nicht! —
Wenn ſo der Menſch iſt lang geſchritten
Durch ſeines Lebens dunklen Corridor,
Wenn jeder Tag ihm eine Blume hat zerſchnitten
Aus ſeines Herzens vollem Blumenflor,
Wenn Salz er ſah in jeden Trunk ſich ſchütten,
Und Gifte träufeln in des Leumunds Ohr,
Wenn er am Heiligſten Verletzung hat erlitten,
Wenn Dolch ihm ward, was er als Strauß erkor,
Wenn, was mit Geiſt und Köper er erſtritten,
Wenn auch das bischen Gut in ſeiner Fehler Mitten
Verhetzt ihm ward von der Verkenner Chor,
Dann erſt tritt ein Genius vor ſeinem Sorgenſtuhle
Und ſpricht: Scheid’ nicht im Groll aus dieſer Erdenſchule,

Sei undankbar nicht gegen tauſend Liebesgaben,
Die Welt und Menſchen doch für Welt und Menſchen haben,
Sei undankbar nicht gegen tauſend Liebeszeichen,
Die warme Herzen doch den warmen Herzen reichen,
Sei undankbar nicht gegen Tauſende und Einen,
Die herzempfänglich mit dir lachen, mit dir weinen,
Sei undankbar nicht für die Theilnahm' deines Strebens,
Wenn dir ſchon winkt der letzte Zweig des Lebens!" —

Zu dem Baume ſchleppt ſich dann der Menſch im Silberhaar:
„Reich mir den letzten Zweig zur „Krücke" dar!" —
Die Seele aus des Baumes letztem Zweig entflieht,
Der nur als Krücke mit dem Silbergreiſe zieht!
Als Schatten nur des Baumes ſchwankt der Menſch einher,
In ſeiner Bruſt wird es an Harmonien leer,
Es ſchweiget der fünf Sinne ſtürmiſches Quintett,
Es ſchweigt der Liebe und des Haſſes Zankduett,
Es ſchweigt der wilden Wünſche großer Chor,
Die Hoffnung trägt kein reizend Solo vor,
Die Leidenſchaften gehen ausgeſpielt nach Haus,
Der Raum wird öd', die Lichter gehen aus,
Das Leben ſchlägt das letzte Notenblatt ſchon um. —
Allein der Menſch, obwohl gebeugt und rückenkrumm,
Er hängt am Leben feſt, ſchleppt an der Krück' ſich mühesam
Zum Lebensbaum, da ſteht nur noch der — kahle Stamm!
Der ſchwache Greis mit dürren Armen ihn umfaßt:
„Gib friſches Leben, Baum! gib friſchen Zweig und Aſt!"

Und wie den Stamm er umklammert mit knöcherner Hand,
Fällt plötzlich dann der Stamm als „Sarg“ auseinand'!
Vier Bretter und zwei Brettchen, es ſinkt ſtill der Menſch hinein,
Der Sarg ſchließt Menſch und Baum und ſeine Seele ein,
Der Sarg wird in die Erd' gelegt, in kühlen Raum;
Der Sarg blüht aus der Erd' als neuer Lebensbaum,
Denn nur der Menſch vergeht, und nur der Baum verdorrt,
Jedoch der Wald beſteht, die Menſchheit dauert ewig fort.

So wird ſie.

Gebt mir die Hand. ihr lieben Herrn und Frauen,
Und folget mir in's Land der Phantaſie,
Durch grüne Thäler, blaue Berge, Sonnen-Auen,
Euch führt das Wunderkind: die Poeſie.
Doch müßt ihr willig euch ihr anvertrauen,
Ihr habt keine beſſ're Freundin wohl als ſie!
Was iſt Poeſie? So hör' ich fragen dort und hie,
Wann denn entſteht ſie, wo ward ſie und wie?

Ein Röslein ſtand ganz ungeziert,
Im Knospenmiederchen keuſch eingeſchnürt,
Wie ſich's für junge Röslein ſtets gebührt,
Wie der Blumenengel hielt die ganze Nacht
Beim Röslein wie ein Mutterauge Wacht.
Da kömmt der kecke Knab', der Morgenſtrahl,
Und fällt auf's Röslein, das erſchrickt zumal.
Der Morgenſtrahl, der ruft den Zephyr her,
Ob nicht das Röslein zu bewegen wär'!
Der Zephyr ſagt: „Das hat gut Ding!"
Und ruft dazu den Schmetterling,
Und alle drei, o Herr, erbarme dich,
Sie theilen in dem Röslein ſich.
Der Morgenſtrahl den Thau erſt trinkt,
Der an des Rösleins Wimper blinkt,
Der Zephyr haucht in die Knospe 'nein,
Dem Röslein wird ſie dann zu klein,

Es eilt daraus hervorzugehn,
Und als offne Roſe dazuſtehn.
Das war erwünſcht dem Schmetterling,
Der in der offnen Roſe ſich verfing.
Dem Blumenengel wird für's Röslein bang,
Er weiß, ein Schmetterling, der liebt nicht lang,
Er ruft deshalb dem Dornenheer:
„Da pflanzet euch um die Roſe her,
Und kömmt der Schmetterling, der Flügelmann,
So laßt ihn nicht zur Roſ' heran!"

Der Engel ſprach's,
Das Röslein hört's,
Der Schmetterling brach's,
Kein Dörnlein wehrt's.
Der Engel ſchwand,
Der Falter auch,
Die Roſe ſtand
Verblüht am Strauch.

Es weicht und bleicht der Wangenſchein,
Es zieht und flieht ihr Duft ſo fein,
Es neigt und beugt das Haupt ganz matt,
Es ſinkt und fällt ihr bleiches Blatt,
Es fällt nach kurzem Lebenslos
Der Muter Erde in den Schoß.
Und Mutter Erd' ſpricht mildgeſinnt:
„Du bleibſt ja doch mein Herzenskind!
Wenn alle Welt mit Recht dich ſchilt,
Das Mutterherz das richtet mild.
Wenn alle Welt dich hart verdammt,
Bleibt Liebe doch der Mutter Amt:

Denn alle Welt und alle Leut,
Und alle Blumen weit und breit,
Sie trugen dich nicht in Leibeshaft,
Sie ſäugten dich nicht mit ihrem Saft,
Sie hielten dich nicht wurzelfeſt
Bei Sturm und Wind von Oſt und Weſt,
Sie wiſſen's nicht, ſie fühlen's nicht,
Daß Mutterherz ganz anders ſpricht;
Drum ſei dir von der Mutter Erd'
Die Leichenfeier doch beſchert.
Sie führt dich hin zur letzten Ruh',
Denn Tod und Mutterlieb' deckt alles zu!“ —

Drauf legt ſie die todte Roſe matt
In einen Sarg aus Lotosblatt,
Als Leichentuch dann auf der Bahr'
Ein Lilienblatt wie Silber klar.
Die Bahre trugen vier Roſenſchweſtern dann,
Viole, Maßlieb, Vergißmeinnicht und Enzian,
Als Trauerkerzenträger, Paar und Paar,
Glühwürmchen gingen zur Seit' der Bahr';
Und Glockenblumen, zart und fein,
Die läuteten den Zug dann ein.
Sodann zum innigen Gebet
Das Himmelsſchlüßlein betend geht;
Denn ein Gebet am Schluß vom Erdenlauf
Schließt für die Seel' den Himmel auf! —
Und ganz zuletzt den Grabgeſang
Die Nachtigall dem Röslein ſang:
„Du haſt geſehn nur einen Tag
Du haſt gehört nur eine Klag',

Du ſtaſt geblüht nur eine Stund',
Du haſt geküßt nur einen Mund,
Du haſt gelacht nur ein Moment,
Haſt dann geweint biſt an dein End',
Von Reue geknickt fielſt du herab,
Und fieleſt auf dein eigen Grab.
Und wie da war dein Angeſicht
Gewoben einſt aus Schnee und Licht,
Webt Reue jetzt zur Sterbezeit
Aus Schnee und Licht dein Sterbekleid!" —

Der Leichenzug bewegt ſich fort anitzt,
Ein Elfenkind am Wege ſitzt.
Das Elfenkind im Mondenſchein,
Das lugt in einen Spiegel 'nein.
Das Elfenkind im Lichtgewand
Trägt eine Aeolsharfe in der Hand,
Und alles, was es in dem Spiegel ſchaut,
Wird Sang und Klang und Harfenlaut;
Und alles, was vorüberzieht,
Wird Saitenton und Herzenslied.
Und wie der Leichenzug ſich präſentirt,
Das Elfenkind gleich präludirt,
Und Laute quellen aus der Harf',
So ſchmerzlich ſüß, ſo ſchmerzlich ſcharf,
Wie Todesruf, wie Wiederhall,
Wie Tröſterwort, wie Märchenſchall,
Wie Seufzer, die vom fernen Strand
Das Heimweh ſchickt zum Heimatland,
Wie Waldgeräuſch, wenn Sehnſucht wacht,
Wie Glockenton um Mitternacht,

Und wer da hört, was dieſes Kind
Aus Harf' und Spiegel ſingt und ſinnt,
Der lauſcht und lauſcht und weiß es kaum,
Iſt's Märchen, Luſtgebild, iſt's Schaum und Traum.
Es ſpielt ihm um das Herz mit Luſt,
Wie kühle Fluth um heiße Bruſt.
Er hört das Wort, die Melodie,
Er folgt dem Flug der Phantaſie,
Und Wehmuth faßt ihn an wie nie,
Er hört und lauſcht und fragt: Wohin und was und wie?
Seht ihr, lieben Leut', ſo wird die Poeſie.

Die Geheimnisse von Baden.

Ein alter Curgaſt. — Ein Heuriger.

Der Heurige.

N, ich bitte man jefälligſt um Entſchuldigung, bin
erſt angekommen,
Und war in Baden noch jar niemals nie,
Allein aberſt es wird hier Brunnen jenommen,
Man trinkt hier Molke, Schwefelwaſſer in der Früh',
Allein aber es jeht jeder solo, jeder jeht alleene,
Zuſammenjeſellung und Converſation iſt keene. —

Der Alte.

Ach! Sie ſind ein Berliner, das liegt ja glaub' ich
in Preußen,
Auch eine ſchöne Gegend, dort heißen ſie die Donan
Spree,
Und wenn ſie ihren Sand vom Zollverein losreißen
So bleibt von Deutſchland nicht die blaſſe Idee.
Alſo, Sie wundern ſich über Badens ſtille Weſen?
(für ſich) O Rabbi Kiba! Der iſt noch nicht dageweſen.

Der Heurige.

Die Converſation, der Geiſt iſt allens, uf Ehre,
Die Cur iſt eenzig und alleene für's Jemüth,
Die Molken, die Bäder, det iſt allens Chimäre,
Das Amüſement allein iſt das Heiljebiet.

Sie reden von Sand? Nun Sie mögen mir jloben,
Der Staub iſt bei ihnen auch jut aufjehoben.

Der Alte.

Der Staub? Der Staub, der wird ſie doch nicht genieren?
Der Staub, der gehört in Baden ſchon mit zu der Cur,
Das iſt kurioſer Staub, man kann ihr ſortiren,
Parkſtaub, Straßenſtaub, Staub von Wald und von der Flur,
Er bietet Abwechslung in verſchiedenen Graden,
Es ſind vereinigte Stäube von Derſſel, Weikersdorf, Alland und Baden!

Der Heurige.

Iſt das Menſchenmöglichkeit! Und der Staub iſt ſo fleißig!
Im Park iſt er ſchon Morgens in aller Früh',
Den janzen Tag arbeitet er für dreißig,
In der Stadt, in der Krainerhütte, dort und hie,
Auch auf dem Weg jeht er dem Wagen bis an die Achſe,
Und das Allens, ſollt' man's jloben? für zwei Gulden Taxe.

Der Alte.

Ja, das gehört auch zu den Geheimniſſen von Baden!
Die Tax'! Die Tax'! die iſt Manchem ein Gräul,
Denn Curgäſte gibt's, Curgäſte von Gottes Gnaden,
Die wollen Alles auf Einmal, und Alles in Eil',
Doch ſollen ſie bezahlen, da laſſen ſie die Badner ſitzen,
Das Geld ſoll ſich Baden malen und den Staub doch ſpritzen!

Der Heurige.

Und wie iſt's mit der Societé, dem geſelligen Leben
Iſt viel Unterhaltung, Partie, Converſation?
Wie kommt's, daß man jrad' zu Mittag eben
Im Park ſich braten läßt, wenn groß die Hitze ſchon?
Wenn anderwärts die Leut' in Ruhe transpiriren,
Arbeiten die Menſchen erſt im Park ſpazieren.

Der Alte.

Das iſt auch ein Geheimniß von Baden mitunter,
Das muß man kennen, wie ich als alter Badegaſt,
Im Mittagspark ſind wenig Leute d'runter,
Die jetzt im Park erſt kamen zur Mittagsraſt.
Die eine Hälfte ſitzt für den Abend ſchon auf ihren Reſtern,
Die andere Hälfte ſitzt noch da von geſtern.

Der Heurige.

Alleen man hört keen Jeſpräch, es ſitzt Jeder alleene,
Der jeiſtige Austauſch macht ſich man nicht recht,
Die Herren thuen den Damen ja nicht een Bischen ſchöne,
Man ſieht auch nur das Rumpfparlament vom ſchönen Geſchlecht,
Die Frauen ſtricken, halten Bank, man ſoll pointiren,
Die Männer aber wollen jar nichts hazardiren!

Der Alte.

Das iſt ein Geheimniß von Baden wieder;
Der Schwefel, der macht die jungen Leute ſtumpf,
Und weil zu den Frauen kein Galanthomme ſich ſetzt nieder,
Stricken als Erſatzmann ſie ſich ihren Strumpf.

Unſre jungen Männer ſind keine Herzbeſtricker,
Sie haben nichts im Aug' als ihren Zwicker.

Der Heurige.

Jetzt iſt's jar ſchlimme! Der Abend wird ſchon länger,
Da muß man wohl in's Theater wieder jeh'n,
Bei dem Jedanken ſchon wird mir bang und bänger,
Denn wie wird's mit der Beleuchtung dort ausſeh'n?
Iſt's wahr, was man von hier erzählt ſich in der Ferne?
Der Director jibt zum Entréebillet noch Jedem 'ne Laterne?

Der Alte.

St! St! Die Beleuchtung iſt Badens größtes Geheimniß,
Das iſt eine ſolide Perſon, läßt ſich bei Tag nicht ſeh'n,
Der Mond, der wird beſtraft für ſein Verſäumniß,
Wenn er nicht ſtets will im Kalender ſteh'n.
In Baden wund ſich fallen, das wär' ein großes Laſter,
Denn man fällt dabei ſogleich auf ein — ſchlechtes Pflaſter!

Der Heurige.

Was ſoll das rothe Zelt im Park bedeuten?
Ganz wie aus Schillers „Räthſel“ heraus:
„Ein Gebäude ſteht da von uralten Zeiten,
Es iſt kein Tempel, es iſt kein Haus!“ —
Iſt das vielleicht zu mancher Tagesſtunde
Ein Caſino für die mitgebrachten Hunde?

Der Alte.

Auch dies Geheimniß will ich Ihnen löſen,
Dies rothe Haus, das Sie hier ſchauen,

Ließ einſt ein Paſcha, der in Baden hier geweſen,
Zum Souvenir als ein klein Haremchen bau'n.
Es ſteht jetzt leer, zur Erinnerung nur pflegen
Abends Stimmen hier zu fragen: „Haben's kan Türken g'ſegen?"

Der Heurige.

Ich danke ſchönſtens, jetzt zum Schluß nur noch Eenes,
Sollte det wohl ooch een Jeheimniß ſint,
Auf dem Berg oben ſteht een Hüttchen, een kleenes,
Zum Schutz vor Sonnenſchein, vor Dichtkunſt und vor Wind,
Das iſt nicht ganz recht, weil Mancher ſagen könnte:
„Der Park iſt blos für Anlagen, aber nicht für Talente."

Der Alte.

Da wenden ſie jetzt an den rechten ſich eben,
Ich löſe das Geheimniß Ihnen im Nu,
Für Jemand, der niemals hat Ruhe gegeben,
Baute ein Gönner allhier eine hölzerne Ruh',
Und auf dem Calvariberg oben ruft mancher Kurzweil'ger:
„Wand'rer, ſteh' ſtill! Hier ruht ein kurioſer Heil'ger."

Die Journale in der Arche Noah.

Man ſagt allgemein, ich weiß nicht ob auch mit Recht,
Die Menſchen ſeien jetzt ganz verdorben und ſchlecht,
Die Welt ſei ſo von Laſtern jetzt eingenommen,
Daß ſchon eine zweite Sintfluth wäre gekommen,
Wenn nicht der Himmel ſchon erfahren hätt' anitzt,
Daß alle Sintfluth auch nichts hat genützt!
Ja, die Menſchen ſind ſchlecht, ſind von Grund aus verdorben,
Beſonders diejenigen, die noch nicht geſtorben,
Denn die Todten, die ſind die Braven und Auserleſenen,
Man frag' nur alle Wittwen nach ihren „ſelig Geweſenen!"
Aber die noch leben, die ſich noch unterſtehen nach Luft zu ſchnappen,
Die kann man alle Augenblick beim Schlechten ertappen;
Es gibt Menſchen — es iſt um den Verſtand zu rauben!—
Es gibt Menſchen — entſetzlich — die einer Zeitung nichts glauben.
Es gibt Andere — das iſt ärger als Mord, —
Die glauben wieder Zeitungen jegliches Wort!
Und es gibt gar Andere — man kann in der Welt nicht mehr bleiben, —
Es gibt gar Andere — die ſogar Zeitungen ſchreiben!
Es gibt Menſchen, die ſich eher die Füße verrenken,
Ehe ſie in ein Concert zu gehen gedenken,
Und ſollt' man ihnen auch einen „Cercle-Sitz" ſchenken!

Es gibt ſogar Menſchen — entartete Weſen! —
Die noch „Onkel Toms Hütte" nicht geleſen!
Es gibt verſtockte Gemüther — Sie glauben das nicht! —
Die leſen in Journalen gar nie ein Gedicht,
Und käm es erſt ganz brühheiß vom Ofen,
Und hätt' es auch nicht mehr als achtundvierzig Strophen.
Es gibt Menſchen, die ſind ärger als die gemeinſten Diebe,
Sie ſtehlen uns den Glauben an platoniſche Liebe!
Sie ſagen, es ſoll's ihnen verzeihen der Herr von Plato,
Aber es hat ſich viel geändert von ihm bis a dato! —
Es gibt Courmacher, die gerathen gar nicht in Grimm,
Wenn die Grauſame ſagt: „Sie ſind aber ſchlimm!"
Viel Frevler ſagen: „Man könnte Kritiken über Ira Aldrigde ſehen,
Von holden Kritikern, die kein Engliſch verſtehen,
Sie ſagen ferner, wenn unſern Poſſen ein Witz zuweilen entſchlüpft,
So ſei es nicht unmöglich, daß ihn der Dichter geſchnipft,
Es gibt Ehrabſchneider, die ſagen, es gäbe Recenſenten
Die nicht grad immer leben von ihren Renten,
Welche alle Künſtler nur ihre „Staatspapiere" heißen,
Und ihnen immer einen Coupon herunterreißen!
Auch, ſagen ſie, gäbs Redacteurs in allen Ländern,
Die nie erröthen und doch oft die Farbe ändern!
Doch noch ſchlechter ſind, wie wir es leſen,
Die Menſchen alle vor der Sintfluth geweſen,
So ſchlecht, daß von ihnen war nichts mehr zu hoffen,
Daß ſie zuletzt in ihren Sünden und im Waſſer erſoffen,

Nur für den frommen Noah blieb die Arche offen,
Er, ſeine Kinder, von jeglichem Vieh ein Paar. —
Die Geſellſchaft war zwar klein, aber rar!
Aber draußen war ein Regen, gar nicht zu ſagen,
Ein Wetter, man ſollte keinen Recenſenten hinausjagen,
Und aus Langeweil beſchloſſen viele von den Thieren,
In der Arche Zeitungen zu redigiren;
Herr Noah gab ihnen willig gleich die Conceſſion,
Und nachdem ſie erlegt die Caution,
Erſchien die erſte Probenummer ſchon!
Zuerſt kündigte „Kikeriki," — der Herr „Hahn" —
Sein „Morgen-Chronicle" vor Tags ſchon an,
Das geht täglich nun wie ein Perpendikel,
Er kräht an jedem Tag denſelben Artikel,
Und drückt die Augen zu, der Hahn, als Beweis,
Daß er den Artikel ſchon auswendig weiß.
Drauf wird auch der „Bär" als Redacteur beſtellt,
Er redigirt die „Zeitung für die elegante Welt."
Der „Maulwurf" wird auch ein Redacteur zur Stunde,
Er gibt ein Journal für „Aſtronomie und Sternenkunde."
Der „Kukuk" auch fühlt ſeine harmoniſche Bedeutung
Und redigirt eine „muſikaliſche Zeitung."
Die „Schnecke" kauft ſich auch ihr großes Druckpapier,
Und beglückt die Welt mit einem „deutſchen Courier."
Der „Hirſch" mit ſeinem Hauptſchmuck kommt auch heran,
Und kündigt für Familienleben „den nützlichen Hausfreund" an.
Endlich wird auch das „Murmelthier" ein Journaliſt,
Und redigirt auch ein Journal, „den Humoriſt!"

Und in der Arche Noah alle dieſe Blätter
Haben eine politiſche Richtung. ſie reden vom Wetter!
Ihr Stoff fällt ihnen vom Himmel ganz geſegnet!
„Es regnet!“ „Es regnet!“ „Es regnet!“ „Es regnet!“
„Es regnet! Das iſt ein großes Vehikel,
Das ſagt ein Jeder anders im Leitartikel!“
Der Eine ſagt: „Wir haben Leut'n mit Parapluis begegnet,
Woraus man vermuthet, daß es regnet!
Wenn's aber auch nicht regnet, das Paraplui,
Das bleibt doch einmal ein „fait accompli.“
Der Andere ſagt: „Es regnet, der Thatbeſtand iſt wohl wahr,
Doch was es für ein Regen, das iſt noch nicht klar,
Noch iſt erſt feſtzuſetzen der Satz:
Regnet es Land oder regnet es Platz?“
Der Dritte ſagt: „Wären nicht gerade Regenwolken am Horizont,
So ſchiene entweder die Sonne oder der Mond!“
Ein anderes Blatt wird polemiſch und ſagt: „Einer unſrer Herrn Collegen,
Tritt in Angelegenheit von dieſem Regen
In ſeiner Anſicht uns feindlich entgegen,
Wir laſſen dem Leſer über zu entſcheiden,
Wen der Regen trockener gelaſſen von Beiden!“
Ein fünftes Blatt ſagt in Menſchenlieb und Huld:
„An dieſem ew'gen Regen ſind nur die Juden ſchuld!
Die Wolken da oben ſind lauter Hebräer,
Sie ſind am Himmel die Hauſirengeher,
Die ſaugen von der Erde jeden Tropfen an,
Und wenn ſie voll ſind, platzen ſie dann.“ —

Nach dieſen politiſchen Donnern und Blitzen,
Kommen aus der Arche die beliebten „Localnotizen,"
Auf welche die Leſer beſonders ſich ſpitzen.
— „Eine Bachſtelze hat mit Bedauern das rechte Bein gebrochen." —
— „Ein Storch hat ſich mit dem Schnabel in den Bauch geſtochen". —
— „Ein Kalb that aus dem Stall ſich entfernen,
Daraus können unſere Mütter was lernen." —
— „Eine Gans iſt geſtern plötzlich geſtorben,
Sie hat ſich an zu viel Kukuruz verdorben.
Wir theilen den Fall mit, damit in allen Gebieten,
Die Hausfrauen ſich vor ähnlichem hüten!"
— „Aus Liebesgram tödtete ſich ein Selcher,
Aus Discretion aber ſagen wir nicht welcher."
Nach den „Localnotizen" kommt erſt das Beſte daran,
Da fangen die lieben Inſerate an:
— „Eine Ziege erbietet ſich als Amme geſchwind,
Zu einer ſoliden Familie ohne Kind!" —
— „Ein Pavian, Witwer, in den beſten Jahren,
Auf anderen Wegen unerfahren,
Sucht eine Frau voll Reiz und Hulden,
Er ſieht weniger auf Geburt als auf 2000 Gulden!"
Und alle dieſe Blätter, die wir hier nannten,
Hatten in der Arche nicht mehr als — ſechs Pränumeranten!
Man denke das arme vielgeplagte Weſen,
Noah ſollte alle Blätter halten, wenn auch nicht leſen,
Er ſprach: „Es ward mir ja geſagt beim Beginnen,
Ich ſoll in der Arche Pech haben von Außen und Innen!"

In ſeiner Angſt macht er das Auge auf ganz klein,
Da flog eine Taube ihm ins Maul hinein,
Und wie es denn geht, wenn der Menſch Pech einmal hat,
Sie brachte im Munde wieder ein „Blatt!“
Ein Oelblatt! Ein Oelblatt iſt das einzige Blatt auf Erden,
Bei dem ein Redacteur kann fett noch werden!
Und als die Arche auf dem Berge ruhte aus,
Stiegen die Herren Redacteure alle aus,
Zerſtreuten ſich nach Süd und Oſt und Weſt und Nord,
Aber die Blätter leben in dem Geiſte fort,
Sie können jetzt ſo, wie es damals geweſen,
Ueber den politiſchen Horizont in allen Zeitungen leſen,
In jedem Blatt uns dasſelbe begegnet:
„Es regnet! es regnet! es regnet! es regnet!“
Das Eine kommt Abends, das Andere kommt früh,
Mit ſeinem papiernen Regenparaplui,
Und manchmal, das kann man auch zuweilen ſehen,
Bleibt ſo ein Paraplui in Gedanken ganz ſtehen!
Aber die politiſchen Blätter, die ſind zu beneiden noch,
Ein jedes hält ſich doch an ein ſicheres Wetterloch;
Aber die literariſchen Blätter, die engelreinen,
Die nichts verdauen, die nichts deuten, die nichts meinen,
Die ſich um nichts kümmern, wie ſie ſagen,
Die im Namen vom Sonnengotte Phöbus
Zündhölzel verkaufen, Charaden oder Rebus,
Von was ſollen die ihr Daſein ziehn?
Wahrlich, das ſind „die Geheimniſſe von Wien!“

Aber der Himmel iſt gnädig, dieſe armen Geiſter,
Mit lauter Recenſionen ſpeiſt er!
Für die hat Gott erſchaffen Komödianten und Artiſten,
Pianiſten, Flötiſten, Violiniſten, Lautoniſten,
Und das große Heer der Virtuoſen,
In Kinderröckchen und in Pluderhoſen,
Dieſen dienen wir arme Künſtler zur Speiſe,
Drum ſprech' ich dieſes auch nur ganz leiſe;
Sonſt leſen Sie es morgen ſchon gedruckt,
Wie mich vielleicht Einer ganz hat verſchluckt.
Und wenn davon dann ſollte ſein die Sprach',
Bitt' ich Sie, reden Sie mir nichts Uebles nach!

Reden und Sprechen

oder:

Redensart und Wahrheitsfahrt.

Der Himmel hat dem Menſchen die Sprache gegeben,
Das Sprechen macht ihn zum höchſten Conterfei,
Das Reden aber iſt vor dem Thiere kein Vorzug eben,
Denn Reden kann auch der Staar, der Papagei.
Nur was die Menſchen ſprechen, ſoll man beachten,
Doch was die Leute reden, muß man verachten!

Man ſpricht anders in Schwaben und anders in Sachſen,
Die Sprache hat Grammatik, Regel, Geſetz,
Doch reden kann man, wie der Schnabel gewachſen,
Es gibt keine Regel, wie man die Zunge wetz';
Das Sprechen iſt gemacht, auf daß die Klugen ſchweigen,
Das Reden iſt gemacht, daß ſich die Narren zeigen.

Wem Sprechen im Sinne: „Gedanken offenbaren",
Iſt nur die eine Bezeichnung: „ſprechen" bekannt,
Das Reden jedoch geht in tauſend Formularen
Durch Saal' und Zimmer, und Stadt und Land,
Man heißt's auch: plaudern, plappern, ſchwätzen, klatſchen,
Ausrichten, ſchnattern, wispeln, munkeln, tratſchen!

Wer fremde Sprachen ſich macht eigen,
Der gilt als ein grundgelehrter Mann,
Wer ſich mit „fremde Reden" doch will zeigen,

Der iſt mit ſeinem Titel anders dran!
Die ungebundene Rede läßt man dem Buch paſſiren,
Die ungebundne Sprache wird hie und da geniren!

Die Sprache hält ſich feſt an angeſtammte Worte,
Ein jedes Wort muß welthiſtoriſch ſein;
Nur hie und da, an dieſem, jenem Orte,
Erfindet ein Poet ein Wörtchen klein,
Beim Reden doch, da red't man lange Stunden,
Und doch iſt jedes Wort faſt rein erfunden.

Es gibt leider jetzt gar viel Redefiguren,
Man ſeh' nur unſre Feſteſſen alle an,
Was machen da die Redner für Figuren!
Sie ſtoßen mit dem Glas und mit der Rede an.
Sie reden ſich ein gar vom großen Ruhme,
Und ſprechen ſich aus durch des Weines Blume!

„Er ſpricht wie ein Buch,“ hörte früher man ſo ſagen,
So hielt den Sprecher man für geiſtreich drum,
Jetzt möchte man Einen für ſolches Lob verklagen,
„Er ſpricht wie ein Buch“, heißt jetzt: „Er ſpricht dumm.“
In unſern Büchern ſieht man nur Bilder oder Fehde,
Doch von der Sprache iſt gar nicht die Rede!

Und unſere Journale! St! — ich ſag's unter vier Augen —
— Denn wenn's Einer hört, ſo iſt es mit mir aus! —
Die reden von Allem, was ſie ſich aus dem Finger ſaugen,
Doch mit der Sprache will Keiner heraus.
Und weil in ihnen all' iſt nur die Red' vom Acteur,
Drum heißt ihr Chef ſich richtig: Redacteur.

Die Sprach' iſt die Trägerin der Gedanken ſo zu ſagen,
Drum lebt ſie in den Journalen angenehm,
Denn da hat die gute Sprache gar nichts zu tragen,
Da hat's die Sprache ungeheuer bequem!
Die Redacteure ſelbſt ſind nicht zu ſprechen für Jeden,
Doch laſſen, Gottlob, die Meiſten „mit ſich reden“!

Die Wahrheit, ſagt Kant, iſt kritiſch und hiſtoriſch,
Natur und Kunſt beruht auf Wahrheit immer,
Wie wahr die Kritik jetzt, das iſt notoriſch,
Zu ihr braucht die Kunſt in Wahrheit eine gute Natur.
Den Weg zur Wahrheit muß ſich die Kritik ebnen,
Denn Wahrheit beruht — auf Erfaſſen des Gegeb'nen!

Die Wahrheit wird nackt gemalt, darum auch hängen
Ihr ihre Freunde alle ein Mäntelchen um!
Und weil ſie ſich ſo ſehr um die Wahrheit drängen,
Erblickt gar nichts von ihr das Publikum.
Das Wahrſagen aus der Hand will nicht mehr behagen,
Jetzt läßt man ſich das Wahre in die Hand nur ſagen

Die Männer, die ſich ſtets auf Wahrheit nur ſpreizten,
Die hatten von jeher nirgends ruhigen Stand,
Drum heißt's ja: Mit der Wahrheit kommt man am weit'ſten!
Man kommt ganz weit, von Land zu Land,
Und weil die Wahrheit liegt im Weine für Praſſer,
Drum trinken die Leute jetzt ungeheuer viel — Waſſer!

Es iſt ein Gebot: man ſoll der Wahrheit nicht zu nahe treten,
Drum halten ſie ſich in Ehrfurcht ganz weit von ihr,
Die Wahrheit fühlt ſich gekränkt und betreten

Sie erſcheint wohl oft im Drucke, doch nicht auf Druckpapier,
Nur Kinder und Narren die Wahrheit noch bieten,
Dafür haben ſie auch: „eig'ne Engel, die ſie behüten!“

Die Wahrheit beißt einem gewaltig in die Naſe,
Drum, wenn man nieſ't, heißt's: „Helf Gott!? 's iſt wahr!“
Drum ſchnupfen die Philoſophen bei jeder Phraſe,
Weil Wahrheit ſtets eine freie Priſe war.
Den Wahrheitsſprechern muß das Schnupfen theuer kommen,
Weil ſie das Jahr hindurch ſo viele Naſen bekommen.

Die Wahrheit hatte einſtens einen Tempel,
Zur Zeit vom alten Heiligenthum,
Als Opfer brachte man, ein feierlich Exempel,
Alljährlich einen fetten Ochſen um.
Die Ochſen können dies nun nicht mehr vergeſſen,
Und brüllen und nennen die Wahrheit vermeſſen.

Die Wahrheit wächſt auch ohne Begießen,
Obwohl ſie oft wie begoſſen bleiben muß,
Sie lernt richtig folgern, richtig ſchließen,
Drum eil' ich in Wahrheit nun auch zum Schluß.
Ob ich Wahrheit geſprochen, ſie ſind zum Urtheil berufen,
Sie können gütig beſtätigen, und dann wider-rufen.

Das Whiſtſpiel der Ehe.

Den Karten gleich ſind alle Frauenzimmer,
So glatt, ſo bunt und oft ſo fein gemalt,
Vom Rücken aus, da gleichen ſie ſich immer,
Nur das Geſicht allein ſtets anders ſtrahlt,
Bei Frauen und bei Karten nützt Verſtand gar nie,
Nur die Figur allein entſcheidet die Partie!

Bei Karten und bei Frauen gibts verſchiedne Spiele!
Die Lieb' iſt blind, drum tappt ſie blos Tarok:
Der Leichtſinn liebt auf einmal viele,
Spielt „préférence“ mit einem ganzen Schock.
Zu Zweien ſpielte „mariage“ man einſt und eh',
Jetzt ſpielt zu Zweien blos man „écarté“!

Die deutſchen Karten ſieht man ganz verwaiſen,
Die franzöſiſchen gerathen nur allein,
In Lieb' und Eh', in allen Lebensweiſen
Spielt den „franzöſiſchen Fuß“ man allgemein,
Einſt waren „Hoffnung, Glaub' und Lieb'“ in Flor,
Doch jetzt ſind „Geld und Rang und Titel“ Terzmajor!

Im Spiel der Liebe muß man kühn es wagen,
Nur als „Hazardſpiel“ Amor es erſchuf,
Doch iſt Ehe ein „Commerzſpiel“ ſo zu ſagen,
Die Eh' iſt unter den Spielern der lange Puff!
Sie ſitzen und ſitzen und niemand etwas ſpricht,
Und ſpielen und beten: „Geduld verlaß uns nicht!“

Jedoch mehr noch iſt die Ehe zu vergleichen
Stets mit dem „Whiſtſpiel“ durch die Bank,
In Beiden ſieht man ſtets dieſelben Zeichen,
Entweder tiefes Schweigen oder lauten Zank,
Beſtimmt vom Schickſal iſt die Partie,
Man ſpielt zuſammen und paßt doch nie.

Die Frau ſpielt aus nach Wohlgefallen,
Die gute Frau, ſie macht allein „A-tout“!
Der Mann jedoch man merkts bei Allen,
Der gute Mann gibt blos ſtets zu!
Und invitirt der Mann auf einmal „coeur“,
So trifft's ſich's oft, ſie hat kein's mehr! —

Oft kann der Mann ihr Spiel gar nicht verſtehen,
Er weiß nicht: Was meint ſie denn damit?
Der Dritte aber ſcheint drauf einzugehen --
Das nennt im Spiel man „eine falſch' Invit,“
Der Dritte aber kennt die Zweite ſchon,
Und find't die Dame richtig — singleton!

Auch Farb' bekennen muß man lehren
Im Eheſpiel, ſo wie im Whiſt,
Daß, wenn die Männer Herz begehren,
Sie nicht zum Trotz mit einer pique da iſt.
Denn wenn die Frau gibt falſch' Couleur,
Verliert der Mann gar oft auch die Honneur.

Ja, Lieb' und Eh' und alle Lebensarten
Sie gleicht dem Kartenſpiele ganz und gar,
Der Zufall miſcht, das Schickſal gibt die Karten,
Die Hoffnung reicht die Marken dar,
Dem Glücklichen ein jedes Spiel geräth,
Wer Unglück hat, iſt immerdar „la bête!“

Doch ſad und traurig wär das Leben,
Gäb's Ehe nicht und auch nicht Liebesſpiel,
Denn ſüß iſt da ſo „Geben“ und „Vergeben“!
Selbſt jeder Stich ins Herz iſt Hochgefühl,
Der Hageſtolz jedoch wie er ſich ſtemm',
Er wird am Ende ganz allein — Großſchlemm!

Es kommt zu nichts.

Wie die Welt entſtand und das Welt-Theater?
Zuerſt war „Nichts“, dann war das Chaos da,
Daraus entſtand die Welt; das Chaos war ihr Vater,
Das Nichts aber iſt der Welt ihr Großpapa!
Die Welt iſt jetzt ſo gut, ſo herzig um und um,
Es trägt jetzt Jeder ſeinen Großpapa in der Taſche
herum.

Alſo erſt war Nichts und Chaos vorhanden,
Und nach Nichts und Chaos kam ſogleich die ganze Welt,
Und ſo wie die Welt am erſten Tag entſtanden,
So iſt ſie bis auf den heutigen Tag beſtellt:
Es wechſeln auf der Welt ab ganz ſäuberlichſt,
Bald Chaos, Nichts und Welt, bald Welt, Chaos und
Nichts.

Man ſagt: die Welt ſteht ſchon viel' Jahrhundert,
Dann ſagt man weiter: die Welt muß ihren Gang ſo
geh'n
Hat Sie das Ding nicht auch ſchon oft gewundert?
Die Welt ſoll ſonderbarer Weiſe geh'n und ſteh'n?
Allein ſie geht, denn ſie ſteht ſchon längſt nicht feſt,
Und ſie ſteht, weil kein Menſch ſie gehen läßt.

Die Welt iſt alſo aus dem Chaos gekommen,
Jedoch das Chaos kömmt nie aus der Welt,
Doch hat es einen andern Namen angenommen,
Weil ſich gar zu viel Chaoſſe eingeſtellt,

Darum in dem Wörterbuch der Diplomatie
Heißt man das Chaos nur ein „fait accompli!“

Sind Sie meine Verehrten, nicht neugierig, zu wiſſen.
Wie man ein ſolides, ſchönes, dauerhaftes Chaos macht?
Nichts leichter als das. Sie nehmen ein ſeidenes Kiſſen
Und legen darauf eine Hand voll Nichts in orientaliſcher Tracht,
Dazu franzöſiſchen Senf, dann engliſch Pflaſter darauf,
Begießen's mit deutſchen Leitartikeln und das ſchönſte Chaos geht auf.

Wollen Sie gefälligſt vielleicht auch ergründen,
Wie man auch ein Nichts macht von erſter Qualität?
Man nimmt einen Redacteur, laßt ihn brochiren und binden,
Dann nimmt man den erſten beſten Wetterprophet,
Dann löſt man beide auf in einer Geld-Operation,
Dann kömmt ein Nichts heraus, es iſt eine Paſſion!

Nach Nichts und Chaos kömmt die Börſe gleich daneben.
Die Börſe? Ja, ich ſag' Ihnen, wie man macht auch die.
Man nimmt einen Kaufmann, ſolid wie Spinnenweben,
Etwas Wind vom Stephansplatz und Staub vom Waſſer-Glacis,
Eine falſche Pepita als Privatdepeſche überbracht,
Ein'n Papierdrach' zum Steigen, ein Loch zum Fallen, und die Börſ' iſt gemacht.

Die Welt iſt alſo aus dem Nichts entſtanden,
Drum kommen zu Nichts ſo Viele auf der Welt,
In den meiſten Dingen und in den meiſten Landen
Iſt es leider im Allgemeinen ſo beſtellt.

Ein jeder Menſch denkt's — ein jeder Menſch ſpricht's,
Man wünſcht's, man hofft, man möcht', aber es kommt
halt zu nichts.

Die deutſche Freiheit und das deutſche Drama,
Sie haben jetzt eine Zukunft, die werden dick und ſtark,
Wir haben Dramaturgen! O heil'ger Brama!
Dramaturgen in Budweis und in Steiermark.
Die Zeitung poſaunt's, die Kritik beſpricht's,
Wir warten auf einen Schiller, aber es kommt halt zu nichts.

Mit der deutſchen Oper ſind wenig' zufrieden,
Und eben ſo wenig mit dem deutſchen Ballet,
Die „Stagione“ kömmt, die Geſangs-Pyramiden,
Von Stimm' und Vortrag — ein wahres Bouquet —
Und neue Opern Abends beim Schimmer des Lichts!
Wir lauern, wir paſſen, aber es kommt halt zu nichts.

Man lieſt eine Zeitung, Paris, London und Brüſſel,
Telegraphiſche Depeſchen und Neueſtes dazu,
Man lieſt — und lieſt und ſteckt ſeinen Rüſſel
Bis in die letzte Zeile des Blatt's ohne Ruh',
Man ſucht Neues und Neues, die Zeitung verſpricht's,
Man ſucht und ſucht, aber es kommt halt zu nichts.

Am ſchwarzen Meer, da ſitzen ſie in der Tinte
Und an der Donau da ſitzens im Sand,
Die Federn gehen los, doch nicht die Flinte,
Die Flotten gehören alle zum gelehrten Stand:
Sie gehen auf und ab, und ſimuliren mit Verrzerrung
des Geſichts,
Man glaubt: jetzt haben ſie's, aber es kommt halt zu nichts.

Um Mitternacht, da wo die Wege ſich kreuzen,
Kommen vierundzwanzig Noten und Depeſchen zuſamm',
Nach Frieden und Eintracht ſie alle geizen,
Der Verwickelung ſetzen ſie Schranken und Damm,
Sie erfreuen ſich alle des ſtärkſten Gewichts,
Sie mögen — ſie wollten — aber es kommt balt zu nichts.

Man hat Kunſtvereine, die Künſtler zu heben,
Es werden Bilder ausgeſtellt und verlost,
Das iſt ein Gucken, ein Rennen, ein Leben,
Die Künſtler athmen auf ganz frei und getroſt,
Sie warten auf Beſtellungen ganz heitern Geſichts,
Man wird ſchon — man möcht' ſchon, aber es kömmt balt zu nichts.

Da iſt ein Wochenkrebs, der zu ſeiner Deviſe
Den Ausſpruch: „Es kommt zu nichts“ ſeit lange ſich nahm,
Wenn es doch zu etwas käme, da hätt' er eine Priſe
Aus Nieswurz, wie er lange keine bekam!
Aber es iſt ein Druckfehler, das: es kömmt zu nichts,
Denn es ſoll eigentlich heißen: „er kömmt zu nichts.“

Sie warten und warten und fragen beklommen,
Was wird das End' vom Liede ſein?
Wann wird denn endlich Pikantes jetzt kommen,
Fällt dem guten Mann gar nichts mehr ein?
Ich verweiſe Sie aber auf den Titel des Gedichts,
Der heißt ja ganz deutlich: „es kömmt balt zu nichts.“

Weibliches Gutachten über Gewerbefreiheit.

Der Dichter, d. h. der Verfaſſer von dieſem Schwanke,
Hat mich heute zum Frauenzimmer erhoben und ernannt;
Ich bin ein Frauenzimmer, ein ſchrecklicher Gedanke!
Ich bitte, das nicht zu vergeſſen und mich zu behandeln galant!
Ich bin ein Frauenzimmer, ein Dingsda, ein Emancipirtes,
Ein Emancipirtes, d. h. wenn man's nur anſchaut, ſo capitulirt es.

Die Herren der Schöpfung, Sie werden wiſſen, wen ich meine?
Sie wiſſen gewiß, wer die Herrn der Schöpfung ſind?
Die Männer! — aber nur von in der Früh um Neune
Bis fünf Uhr Mittag, ſo lange man ſie im Amte ſind't:
Um fünf Uhr beginnen die Amtsſtunden der Frauen,
Da ſind die Herren der Schöpfung als Amtsdiener zu ſchauen.

Am Himmel regiert am Tag die Frau: die Sonne,
Ihr Mann der Mond regiert in der Nacht,
Das iſt ganz gut gemacht für die himmliſche Wonne,
Auf der Erde iſt's aber verkehrt grad gemacht.
Da regiert am Tag der Mann, drum will ihm der Sommer behagen,
An einem kurzen Wintertag hat er gar nichts zu ſagen.

Alſo die Herren der Schöpfung machen die Geſetze.
Wir Frauen ſagen: Na laſſen wir ihnen die Freud'!
Sie haben ja nichts anderes zu thun, die lieben Schätze!
Sie machen Geſetze, ſo vergeht ihnen die Zeit!
Sie machen Geſetze, wie wir machen die Kleider,
Wenn ſie nicht paſſen, — ſo ändern die Schneider!

Für uns Frauen iſt es ſchwer, Geſetze und Kleider zu machen,
Wir ſind gar ſo komod, gar ſo appart, gar ſo „ſo ſo“
Das Kleid wär das wenigſte, aber die Nebenſachen,
Die ſind theurer als das ganze liebe Stroh.
Was man zum Kleid und Geſetz nicht alles braucht, es iſt ein Jammer;
Es thät noth, mit dem Schneider käm' die ganze Handelskammer.

Da haben die Herren der Schöpfung in den letzten Tagen
„Gewerbegeſetz“ gemacht; Tauſchgeſellſchaft, Credit mobilier,
Und Alles, ohne uns Frauen ein Wort davon zu ſagen,
Sollen wir das leiden? — Keine Idee!
Sich wollen die Männer an der Gewerbefreiheit laben,
Und wir Frauen ſollten den alten Zunftzwang noch haben?

Der Zunftzwang iſt bis jetzt ſtets ein „Hemmſchuh“ geblieben,
Der alte Zopf vom „Wandern“, „Meiſterſtück“, „Geſell“, —
Wer ſein Handwerk verſteht, das Handwerk zu „lieben“,
Der werde unſer Meiſter gleich auf der Stell'!

Die Junggeſellen, die viel Courmacher, die Hin- und Her-Huſcher,
Die am längſten gewandert, ſind die größten Pfuſcher.

Nun, ihr lieben Schweſtern, jetzt müſſen wir uns erheben,
Und darum halt' ich einen Vortrag jetzt parat,
Wir Frauen müſſen auch unſer Gutachten abgeben,
Wiſſen Sie was? wir bilden einen „Gemeinderath!“
Sie meine holde Dame, ich und dann der Verfaſſer —
Das wird ein Gemeinderath vom reinſten Waſſer!

Alſo unſer weiblicher Gemeinderath iſt jetzt conſtituirt,
Ich, wie ich hier ſteh', bin Vorſitzerin!
Ueber die Gewerbefreiheit wird nun deliberirt,
Ueber die Gewerbefreiheit in Lieb' und Ehe im ſtrengſten Sinn.
Wir wollen das Gewerbegeſetz jetzt faſſen beim Kragen!
Die Frau Gemeinderath ſchweigt? Das hat was zu ſagen!

Unſere Sitzung beginnt: und ſollte eine Räthin auch fehlen,
So ſchlafe gleich eine andere auf ihren Platz!
Alſo Gewerbefreiheit ſoll ſein für uns arme Seelen,
In Liebe und Ehe, in Courmacher und Schatz,
Beſonders aber wollen wir vor allen andern Geſchichten
Für die Hausfreunde eine Tauſchgeſellſchaft errichten!

Beſonders im Cabinet der Bewerber und Freier,
Da wollen wir auf Gewerbefreiheit beſeh'n!
Sonſt werden die Männer endlich gar zu theuer —
Man kann ja ohnehin kaum mehr beſteh'n.

Wenn Eine reich iſt, da wird's ein ewiges Werben geben,
Aber ein armes Herz kann von dem Gewerb nicht leben!

Wer um uns anhält, läßt ſich „Werber“ nennen,
Er wirbt ſchon für den Krieg auf Hieb und Schuß;
Wir ſind die Rekruten, aber, o verkehrte Welten!
Der Rekrut dem Werber Handgeld geben muß,
Jedoch wir denken: Werb' nur, und heiß dich heut' ein „Freier“.
Hab' ich dich einmal, iſt deine Freiheit beim Geier.

Um die Hand zu werben, das gehört zum alten Zunftweſen,
Aber man gebe Gewerbefreiheit um's Herz.
Da braucht man keinen Lehrbrief, keinen Gewerbſchein zu löſen,
Man kann frei practiciren allerwärts.
Ein Liebhaber braucht ſo wenig einen Talent-Ausweis zu haben,
Wie Dramaturgen, Erzieher, Redacteure und Schwaben.

Jede Frau ſoll ſich ihre Cour machen laſſen können,
Wenn ſie geſchickte Leute findet, zu Haus,
Da kann ſie dabei ſein, beim Cour zu ſchneiden, beim Trennen,
Das iſt wirthſchaftlich, dabei kommt man beſſer heraus.
Das werden Sie, liebe Schweſtern, gleich klar auffaſſen,
Will man was Solides, muß man ſich's zu Haus machen laſſen!

Anders aber, meine verehrte weibliche Gemeinde,
Anders — merken Sie das gefälligſt im Actenheft —
Anders ſteht's mit dem Gewerb der Hausfreunde,
Das iſt was Anders, das iſt ein „Localgeſchäft“,
Der Hausfreund hat — es iſt wegen Leben und Sterben —
Vom Hausherrn erſt die Zuſtändigkeit zu erwerben!

Ich aber, ich, Sie merken, ich, ein Frauenzimmer,
Ich bring' noch einen neuen Induſtriezweig in Flor,
Man kann doch nicht bleiben bei *einem* Hausfreund immer,
Ich ſchlag' alſo eine „Hausfreund-Tauſchgeſellſchaft“ vor!
Man tauſcht grad' oder zahlt drauf ein paar Heller,
Das hebt den Verkehr und der Umſatz wird ſchneller.

Eine Conceſſion wird keinem Hausfreund mehr gegeben,
Das war freilich den alten Hausfreunden bequem,
Aber auch die liebe junge Welt will leben,
Wer Talent hat, ſolls verwerthen, das iſt das beſte Syſtem
Die Ehemänner freilich werden ſchreien Zeter und Verderben,
Aber das Ehemannsrecht gehört zu den „beſchränkten Gewerben“.

Doch auch den Männern wollen wir etwas vergönnen,
Eine induſtrielle Unternehmung, eine Gewerbstrophäe,
Wir wollen unſere Ehemänner ernennen
Zu unſerm „Münz-Congreß“ und zu unſrem „Credit mobilier“;

Und wenn jeder Ehemann fünfzehn Millionen dazu auch eignet,
In drei Tagen iſt Alles von uns gezeichnet!

Und nun, verehrter Frauengemeinderath, jeꝫt wollen zum Beſchluß wir ſchreiten,
„In Anbetracht — deſſen — dahero — anjeꝫo — und auch daß —
„Indeme, — hinführo — deshalben — anderweiten —
„Dieſelbe — dermaßen — hochdero — Erlaß —
„De dato — ad acta — anderſeitig — wie oben“ —
— So! der Schluß macht uns Ehre, die Sitzung iſt aufgehoben!

Die Löwin.

An Mad. Adelaide Riſtori.

Noch einmal gieb den grünen Wald mir wieder,
Erinnerung, mit rückgewandtem Angeſicht!
Im grünen Dome ſchritt ich auf und nieder,
Die Nachtigall ſchlug vom Blatte ihr Gedicht,
Es rieſelte vom Tagesglanzgefieder
Durch Zitterlaub herab ein Dämmerlicht,
Ein leiſes Rauſchen zog durch alle Blätter,
Als gingen durch den Wald beredte Götter!

Die Bruſt entblößt dem Spiel der lauen Lüfte,
Die Locken frei vom Hauch des Weſt's bewegt,
Hinein geſtürzt in's Kräuterbad der Düfte,
Den Geiſt vom Waldgeheimniß angeregt,
Den Wolkenflug, der auf den Wipfeln ſchiffte,
Die Sehnſucht an den Purpurſaum gelegt,
Und in der Bruſt ein Reſt von Nachtigallen,
So ſchritt ich durch des Walds gewölbte Hallen.

Gedanken ſtiegen von ſmaragd'nen Zweigen,
Und wandelten des Tags zur Seite mir,
Die Gottanbeterin, die Nacht, voll Schweigen,
Schlug alle Blätter auf, wie ein Brevier,
Es tönten durch das Licht vom Sternenreigen
Die Stimmen aus der Luft wie Klagen ſchier,
Im Frühroth zog die Luft, die morgenſcharfe
Ihr „Ave!“ aus der Bäume Rieſenharfe!

Und als ich unter friſchen Blätterwegen
Bewegt hineinſchritt in den dunkeln Wald,
Trat eine junge Löwin mir entgegen,
Mit klugem Aug' und fürſtlicher Geſtalt,
Von gold'nem Haare, wie vom Aehren-Segen,
Die königliche Schulter ſtolz umwallt,
Und als ihr Blick ſich tauchte in den meinen,
Fühlt ich das Herz im Buſen ſich verſteinen.

Da nahm die Leier ich, die bandumſchlungen
Und liedervoll geruht an meiner Seit',
Ich weiß nicht, war's der Schreck, der ihr entklungen,
War es der Lieder ſüße Innigkeit,
War es mein Blick, der ihren Blick bezwungen,
War es das Lied, mit ſeiner Mächtigkeit,
Nach Blitz und Lied und Saitenſpiel der Muſen
Fühlt' ich die Löwin ruh'n an meinem Buſen.

Bei der Umarmung quoll in heißen Wellen
Das rothe Blut mir aus zerſchlitzter Bruſt,
Es war ein ſchmeichelnd und ein brennend Quellen,
Die Wunde gab mir Bitterkeit und Luſt,
Die Löwin ſog an allen wunden Stellen,
Des nahen Todes war ich trunken mir bewußt,
So, Bruſt an Bruſt, und Herz geſchmiegt am Herzen,
Durchſtreiften wir den Wald in ew'gen Schmerzen! —

Sturm kömmt! der Wolken Orgelpfeifen füllen
Mit Rieſentönen der gewalt'gen Bäume Dom,
Die Wolken Sonn- und Sternenſchein verhüllen,
Und Blitz auf Blitz zerreißt den Regenſtrom,

Die Löwin bebt! — horch! fernes Löwenbrüllen!
An ihrem Leib zuckt jegliches Atom,
Ein Blitz! Ein Schlag! und fernes Rufen wieder!
Zum Tod erſtarr'n der Löwin ſchlanke Glieder! —

Die Sonne kam, und ging zu Tauſendmalen,
Die todte Löwin hielt mich feſt umkrallt,
Die ſpitzen Klauen in den blut'gen Malen
Hineingewachſen tief mit Allgewalt,
Im Aug' verloſchen zwar die Lichtesſtrahlen,
Doch unverſehrt und aufrecht die Geſtalt,
Und wie ein Bild aus purem Gold gegoſſen,
Hielt ſie jungfräulich keuſch mich noch umſchloſſen. —

Mein Blut rann aus, die Wunden wurden Narben,
Das Salz der Thränen brannte minder heiß,
Es kam der Herbſt, die grünen Blätter ſtarben,
Entkleidet ſtanden Baum und Zweig und Reis,
Es ging der Herbſt mit ſeinen tiefen Farben,
Die Rieſenſtämme ſtanden kahl im Kreis,
Und ihre dürren Wurzel, halbgebrochen,
Wie Runenſchrift am kahlen Boden krochen. —

Horch! — „Werde"-Ruf! — Im grünen Lenzgewande
Liegt Wald- und Waldespracht vor mir,
Ein „Werde"-Ruf! die Blum' entſteigt dem Sande,
Die Welt wird jung, mein Herz wird jung mit ihr,
Die Auferſtehung ruft vom Grabesrande
Die todte Löwin an das Lichtrevier,
Sie ſchlägt die Augen auf in wilden Gluten,
Und alle meine Narben wieder bluten. —

„Ich war nicht todt, erſtarrt nur vor Erſchrecken,
Beim fernen Löwenruf gerann mein Blut,
Ich konnte nicht bewegen mich und ſtrecken,
Doch hörte Deine Klagen ich recht gut,
Jetzt fühl' ich neues Leben, Auferwecken,
Vom langen Schlaf an Deiner Bruſt geruht!“
Die Löwin ſpricht's und legt die Korallenſpitzen
Noch tiefer an, die mir das Herz zerſchlitzen.

So durch den Wald von Eichen und von Rüſtern,
Trug wiederum die ſchöne Löwin ich,
Das Blut, das neue, trank ich wüthig lüſtern,
Der Nägelmale Brand erfriſchte mich;
Ihr Löwenton war mir ein ſüßes Flüſtern,
Ihr gold'ner Blick mich räthſelhaft beſchlich,
So kamen wir zum Rand vom dunklen Walde
Und — — — — — — — — — — —

Musik-Toast an Liszt.

Magiſch durch die Luft gezogen
Kommt, Muſik! dein Zauberton,
Macht ſich Feindliches gewogen,
Jedes Herz zu ſeinem Thron.
Menſchen, die ſich tödtlich haſſen,
Sieht man liebend ſich umfaſſen,
Enge Herzen ſich erweitern,
Trübe Augen ſich erheitern,
Alle ſchweren Kummertropfen
Sich zu Troſtes Balſam läutern;
Und des Buſens ſchmerzlich Klopfen
Bald in immer leiſern Schlägen
Sanft beſchwichtiget ſich regen.
Ach, zu Schmerz und Freudendingen
Iſt ein Tönen, iſt ein Klingen
Dem erfüllten Herzen nöthig;
Wie ein Freund iſt Tonkunſt huldig,
Die verträglich und geduldig,
Iſt zu Weh und Troſt erbötig;
Iſt mit zarter Liebe thätig,
Uns die Tropfen aus den Augen
Kaum verſpürbar wegzuſaugen,
Unſere Hoffnung zu verjüngen,
Unſere Andacht zu beſchwingen,
Und durch Klang der zarten Saiten
Uns zum Schönen hinzuleiten;
Und in tauſend, tauſend Arten,

Bald mit ſtarken, bald mit zarten
Klängen ſchmeichelt ſie dem Ohre,
Liſpelt bald mit ſanftem Wehen
Aus dem linden Haberrohre;
Girret nun, gleich Liebesflehen,
Süßer Liebe uns zu weihen
Aus arkadiſchen Schalmeien,
Oder mahnt an Auferſtehen
Aus dem Schmettern der Poſaunen;
Scherzet mit verliebten Launen
Jetzt auf leichtbetonter Zither;
Stürmet dann wie Ungewitter
In der Andacht heil'gen Chören
Aus den hohlen Orgelröhren;
Bald aus Gläſern, zart geſchliffen,
Mit den Fingern leicht gegriffen,
Stürzet ein unnennbar Sehnen
Sich durch alle Lebensadern;
Bald mit leiſen Geiſtertönen
Spielend in der Harfe Saiten,
Die mit Zephyr ſäuſelnd ſtreiten,
Schwichtigt ſie des Herzens Hadern!
Ehe Künſtler noch erſtanden,
Die in Zwang und Takt ſie banden
Ward von Wilden ſie verſtanden,
Zähmte ſie den Troglodyten,
Thronte in Nomadenhütten,
Und an unbeſchifften Stranden
Konnte kein Columbus landen,
Wo er nicht bei Menſchenthieren
Ihre Zauber ſah regieren!
Ja, Muſik heißt jedes Klingen,

Das in fortbewegten Ringen
In des Menſchen Herz kann dringen;
Sei's mit wilden Klapperblechen
Scheuem Zagen Muth zu ſprechen,
Sei's aus ſüßen Zauberflöten
Wilde Sinnengier zu tödten;
Sei's die Zither,
Die ein Gitter
Leiſ' umklingt in Abendröthen;
Sei's das Zagen
Tiefer Klagen,
Die an düſtern Sarkophagen
Tiefgeſchwellte Töne tragen;
Sei's den Aehren
Nun zu Ohren,
Ein erheiternd Senſenſchlagen,
Alles lehrt in ſanften Tönen
Uns das Leben hier verſchönen;
Alles quillt aus einem Strome
Auf zum heil'gen Himmelsdome! —
Du, mit Deinem Zaubernetze
Sitzeſt an des Stromes Rand,
Zieheſt die geheimſten Schätze
Aus dem Grund mit Wunderhand
Was er in den Schoß verborgen,
Jede Perle reich an Pracht,
Bringſt Du an des Lebens Morgen,
Aus der magiſch dunklen Nacht;
Zauberblumen, Lotosblätter,
Fabelpflanzen, wunderbar,
Wie ſie durch die Gunſt der Götter
Jener tiefe Schoß gebar;

Glutkorallen und Delphine,
Und die ganze Zauberwelt,
Die im Reiche der Undine
Ihren ew'gen Feſttag hält;
All' die ſeltenen Geſtalten
Aus dem Strom der Muſika,
Steh'n bei Deinem Künſtlerwalten
Lichtumfloſſen vor uns da;
Dir alſo, der Töne Meiſter,
Dieſes Glas, das erſte, gilt,
Das ein Kreis verwandter Geiſter
Dir mit Wein und Liebe füllt!
Dieſer Wein vom Ungarlande
Sage Dir mit hoher Glut,
Daß die Kunſt am Donauſtrande
Wie am Strand der Seine ruht.
Dieſes Weines gold'ne Klarheit
Sage Dir mit ſeinem Glanz:
Immer reichte noch die Wahrheit
Dem Verdienſte ſeinen Kranz!
Dieſes Weines rothe Tropfen
Sagen Dir mit hellem Licht,
Daß das Blut im Herzenklopfen
Jetzt nur Liebe zu Dir ſpricht,
Wein und Liebe, Kunſt und Muſen,
Alle gehen Hand in Hand,
Auch wer ſie verehrt im Buſen
Iſt den Göttern anverwandt;
D'rum, Ihr Freunde in der Runde,
Weil der Kreis ſo göttlich iſt,
Rufet denn aus einem Munde:
„Hoch und lange lebe Liszt!“

Stimme des Tirolers.

(1848.)

Sie ſollen ſie nicht haben,
Des Brenners Scheidewand,
Sie ſollen ſich erſt graben
Ihr Grab in unſerm Land!

So lang Tiroler Schützen
Am Throne ſchirmend ſtehn,
So lang noch Stutzen blitzen,
Und grüne Fahnen wehn;

So lang aus deutſchen Zungen
Ein freies Wort erſchallt,
So lang ein Lied geſungen
Wird im Tiroler Wald;

So lange deutſche Männer
Tiroler Feld bebau'n,
So lange ſoll der Brenner
In deutſche Lande ſchau'n.

So lang in unſ'ren Föhren
Ein Vogellied erklingt,
So lang aus unſern Röhren
Die heiße Kugel ſingt;

So lang von unſ'ren Ahnen
Noch ein Gedächtniß lebt,
So lang um unſ're Fahnen
Der rothe Aar noch ſchwebt;

So lang noch deutſche Treue
In unſ'ren Bergen gilt,
So lang noch fromme Weihe
Tiroler Herz erfüllt;

Sie ſollen uns nicht trennen
Den Süden von dem Nord!
So lang wir uns noch nennen
Der deutſchen Grenzen Hort.

Sie ſollen ſie nicht haben,
Des Brenners Scheidewand,
Sie ſollen erſt ſich graben
Ihr Grab in unſerm Land!!

Was ist der Mensch?

(1849.)

Was iſt der Menſch? — Der Menſch? — Ein Schaf!
Zwar wird er nicht in Woll' geboren,
Doch wächſt die Woll' ihm, wird ſie im Schlaf
Und Wachen fleißig ihm geſchoren!

Was iſt der Menſch? — Der Menſch? — Ein Rind!
Zwar ſeine Haut iſt nicht aus Leder,
Doch iſt ſie noch ſo fein und weich und zart und lind,
So gerbt die arme Haut doch Jeder!

Was iſt der Menſch? — Der Menſch? — Ein Ochs!
Zwar fehlen ihm die ſtarken Knochen,
Doch kommen Menſchen noch in ganzen Schocks,
Ihm Geiſt und Nacken einzujochen!

Was iſt der Menſch? — Der Menſch? — Ein Hund!
Zwar fehlt die Treue ihm, die edle,
Doch wachſam iſt er wohl zu jeder Stund',
Wie er nur ſpitzle oder wedle!

Was iſt der Menſch? — Der Menſch? — Ein Roß!
Zwar fehlt ihm Luſt zu führen Zaum und Zügel,
Doch „ventre à terre“ macht der Gottgenoß',
Riecht er von ferne nur die Prügel!

Was iſt der Menſch? — Der Menſch? — Ein Skorpion!
Zwar liefert er das Gegengift nicht ſelber,
Doch wie jener frißt ein Menſch den andern ſchon,
Wenn ſie zuſammenkommen wie die Kälber!

Was iſt der Menſch? — Der Menſch? — Ein Hecht!
Zwar hat er nichts Heiliges im Kopfe,
Doch er verſchlingt ſein eigenes Geſchlecht,
Und ſein Mitgeſchöpf liegt ihm im Kropfe!

Was iſt der Menſch? — Der Menſch? — Ein Hauptkameel!
Zwar macht aus ſeinem Haar man keine Decken,
Doch kniet zur Erde ſich die gute Seel',
Wenn neue Laſten ſeinen Rücken decken!

Was iſt der Menſch? — Der Menſch? — Ein Baſilisk!
Zwar ſtirbt er nicht am eig'nen Blick im Spiegel,
Doch er nur Höh'res iſt, ein Denkmal, Obelisk,
Speit er ſein Gift empor auf Berg und Hügel!

Was iſt der Menſch? — Der Menſch? — Ein Thiergemiſch!
Von allen Sorten, Arten, Racen.
Halb Schaf, halb Wolf, halb Greif, halb Stachelfiſch,
Halb Fuchs, halb Molch, ein Wild aus allen Klaſſen.

Was iſt der Menſch? — Der Menſch? — Ein Aff' mit Sprach' und Wort!
Ein Erdkloß zum Pasquill geknetet,
Ein Blatt, am grünen Baum verdorrt,
Ein Ding, das erſt ſündigt und dann — betet!

Was iſt der Menſch? — Der Menſch? — Ein Graf,
Ein Fürſt, ein Künſtler, ein Beamter,
Ein Dichter, ein Miniſter, ein Herr, ein Sklav',
In allen Formen aber ein Verruchter, ein Verdammter!

Kartoffelfeld-Phantaſie.

Nicht nur der Hain mit Blütenbäumen,
Nicht nur das Thal, vom Strom durchrauſcht,
Nicht nur der Park, in deſſen Räumen
Die Nachtigall ſich ſelbſt belauſcht,
Nicht nur der See mit grünen Säumen,
Wo Strahl und Welle Küſſe tauſcht;
Auch ein Kartoffelfeld wird ſchön betheiligt,
Wenn theuere Erinnerung es heiligt!

Nichts iſt ſo klein in dieſem Leben,
Kein Menſch ſo reizlos in der Welt,
Kein Würmchen und kein Pflänzchen eben
So arm vom Schöpfer hingeſtellt,
Dem nicht ein Etwas iſt gegeben,
Wodurch es einem Weſen doch gefällt,
Und nichts iſt in der großen Weſenkette,
Das nicht Beziehung zu dem Weltgeiſt hätte!

Denn ſelbſt in die Kartoffelpflanze
Hat zarten Sinn Natur gewebt,
Sie labt mit mildem Blütenglanze
Wohl jedes Aug', das um ſie lebt,
Doch ſchenket ſie ihr eigenes Ganze
Nur dem, der emſig nach ihr gräbt,
So ſoll ein Mädchen ſtets im Auge haben,
Wer Blüten ſucht und wer ein Herz will graben!

Auch eine hausgeback'ne Lehre
Aus der Kartoffelpflanze ſpricht:
Wie ſo geſchickt der Koch auch wäre,
Der aus Kartoffeln Torten flicht,
Erhebe über Deine Sphäre,
Du, erdgebornes Kind, Dich nicht;
Zum Butterteig wird niemals die Kartoffel,
Zum Liebesgott wird nimmermehr ein Stoffel!

So will ich denn ein Blättchen brechen,
Ein klein' Kartoffel-Souvenir,
Mit dieſer Blüte will ich ſprechen,
Mehr als die Roſ' gefällt ſie mir,
Weil keine Dornen an ihr ſtechen,
Weil Schmetterling nicht buhlt um ihr,
Weil ſie nur blüht, um ſittſam zu verkünden,
Es lohnt der Müh', den Inhalt zu ergründen!

Des Künstlers Fluch und Segen.

Improviſation an Franz Liszt.

Ja, die Kunſt iſt Gottes-Segen,
Das iſt wohl ein wahrer Spruch
Doch es ruht auf ihren Wegen
Auch ein eig'ner Erdenfluch!

Denn auf jedem Künſtler-Schritte
Folgt ihm der Philiſtertroß!
Keilt ihn ein in ihre Mitte,
Hängt an ſeines Frackes Schooß!

Bald ein Heer von Enthuſiaſten
Summt um ihn mit fadem Schrei,
Ohne Ruhen, ohne Raſten
Wiehern ſie ihr Einerlei!

Bald das Heer auch der Phantaſter
Mit Ghaſel' und mit Sonnet,
Und das Reich der Kritikaſter
Schreckt ihn Morgens aus dem Bett!

Dann die Weiber! Ach! Erbarmen!
Kunſt iſt ihnen Nervenkrampf!
Dann Concerte für die Armen!
Dann der Neid mit ſeinem Kampf!

Dann das Heer der dummen Tröpfe,
Die in Jubel brechen aus,
Wenn im Thun der großen Köpfe
Sich ein Irrthum ſtellt heraus!

Wenn ſich Liszt von feſter Erde
Rettet in das Waſſerreich,
Bleibt der Fluch und die Beſchwerde
Und die Laſt doch immer gleich!

Nimmer Friede hat der Kämpfer,
Der für Kunſt ſo viel erſiegt,
Weil auch auf dem Reich der Dämpfer
Ihn die alte Qual umfliegt.

Und es kommt mit Blitz und Donner,
Hält den müden Künſtler feſt,
Und ſogar der Witz der Bonner
Schleppt ihn fort zum Liederfeſt!

Und er findet nimmer Frieden,
Nicht zu Waſſer, nicht zu Land;
Bis die Rettung ihm beſchieden
Von der Rhein-Nix' gold'ner Hand

Sie gebietet ihren Wogen,
Daß aus ihrem tiefen Grund'
An das Tagslicht komm' gezogen
Eine Inſel klein und rund!

Daß ſie auf den Fluthen liege,
Wie ein ſchwimmend grünes Blatt,
Wie des Frühlings Blumenwiege,
Das zum Band den Rheinſtrom hat!

Und die reizendſte der Frauen
Mit dem zarten Lotosſtab'
Ward von ihr auch auserſehen
Als des Eilands ſchönſte Gab';

Und ſo ward das kleine Ländchen
Nur zum Sommernächte-Traum
Oft ertönt dann Schubert's „Ständchen"
Träumeriſch durch dieſen Raum!

Das Ehrenwort von Jenſeits.

Die Trommeln wirbeln, die Fahnen weh'n,
Im Waſſenkleide die Krieger ſteh'n,
Die alte Garde, beſeelt von Muth!
Und durch die ehernen Gaſſen ſchritt
Der Kaiſer haſtig, mit feſtem Tritt,
Im grauen Rock und im kleinen Hut!
Und lautlos ſtehet das Heer zumal,
Kein' Wimper zuckt an der Front von Stahl,
Im ganzen Kreiſe ertönt kein Wort.
Da tritt aus Reihe und Glied ein Soldat,
Präſentirt, zieht aus der Bruſt ein Blatt,
Und reicht dem Kaiſer die Schrift ſofort!
Der Kaiſer ſchauet den Krieger an,
Entfaltet haſtig die Bittſchrift dann,
Lieſ't, ſtutzt, gibt ſie dem Soldat zurück.
„Zur Lieb' und Heirat iſt jetzt nicht Zeit,
Die Braut harrt draußen im Waſſenkleid,
Erob're ſie, mit ihr Dein Glück!
Die Braut wird Ehre jetzund genannt,
Das Brautbett winket in Feindesland,
Das Vaterland iſt dann der Altar!
Haſt du erobert die Braut im Krieg,
Bring' mir die Bittſchrift nach Kampf und Sieg,
Dann auf mein Wort, dann ſeid ihr ein Paar!“ —
Der Kaiſer ſpricht's und es hört's das Heer,
Da ſchallt wie Donner ein: „Vive l'Empereur!“
Die Bittſchrift ruht auf des Kriegers Bruſt;

Die Trommeln wirbeln, es blitzt der Stahl,
Das Kriegslied ſchmettert durch Feld und Thal,
Und in den Krieg geht's mit hoher Luſt! —
Man ſchelte den Krieg nicht, den wettergebornen,
Man ſchelte den Krieg nicht, den heldenverſchwornen,
Man ſchelte den Krieg nicht, den göttererkornen,
Denn es iſt der Krieg auch ein Engel von Oben,
Die da ſteh'n im Tempel den Herrn zu loben,
Und auf ſein Geheiß zu beſuchen den Erdenkloben,
Zu ſchreiten durch Länder von Strande zu Strande,
Zu wandeln durch Reiche im Feuergewande,
Zu brauſen durch Völker im leuchtenden Brande.
Denn es iſt der Krieg der Gedankenverbreiter,
Das Schwert allein iſt der elektriſche Leiter,
Der Degen allein iſt des Wiſſens Begleiter.
Der Krieg nur allein hat im feurigen Wagen,
Durch dumpfige Nächte, in dumpfigen Tagen
Die Kerzen des Geiſtes durch das Weltall getragen
Denn nicht durch des Friedens entnervte Geſchlechte,
Mit Bändern geſchmückte, mit Silber beblechte,
Entſtanden die Ritter für heilige Rechte;
Denn nicht durch den Frieden, den Gott der Papiere,
Den Gott der Maſchinen, den Gott der Klaviere,
Schwang ſiegreich der Glaube die Himmelspaniere!
Denn nicht durch den Frieden, den ſchwächlichen, bleichen,
Verpflanzte die Menſchheit ihr göttliches Zeichen
Weit über das Meer nach verwilderten Reichen!
Preis darum dem Kriege, dem Uhrahne der Ehre,
Dem Vater des Muthes zu Land und zu Meere,
Dem Träger der Künſte von Sphäre zu Sphäre;
D'rum Ehre dem Krieg, wenn ihm ſenden die Götter,
Wenn kühn er erſchüttert die Weltgeſchichtsblätter,

Wenn ſtark er bewährt die Vaterlandsretter,
Wenn vor ſeinem Donner Tyrannen erzittern,
Wenn vor ſeinem Blitze die Ketten zerſplittern,
Wenn vor ſeinem Wolkenzug und Ungewittern
Die Freiheit hervorgeht aus all' ihren Gittern! —
Kanonen blitzen, der Donner kracht,
Es liegt das Schneefeld in ſchwarzer Nacht,
Es ſchwankt die Zung' an der Wag' des Krieg's,
Den Kaiſer verläßt der Gott des Sieg's,
Mit letztem Muth und mit letzter Kraft
Das Heer zum Rückzug zuſammen er rafft.
Und wie der Kaiſer das Heer durchzieht,
Er den Soldat mit der Bittſchrift ſieht;
Das Schwert zur Hand, das Papier auf der Bruſt,
Steht er und kämpfet mit freudiger Luſt,
Bis eine Kugel ihn niederſtreckt.
Er ſinkt, von quellendem Blut bedeckt,
Und noch im Sinken ruft jubelnd er
Dem düſtern Kaiſer ſein: „Vive l'Empereur!“
Das Frankenheer hat Rußland geräumt,
Das Winternachtsmärchen ausgeträumt,
Den Kaiſer führte heimwärts ſein Glück,
Doch der Soldat blieb gefangen zurück.
Nach Jahr und Tag, als geſund er war,
Zieht heimwärts er durch Tod und Gefahr,
Durch Rußlands Eis, und durch Deutſchlands Sand,
Treibt ihn die Sehnſucht nach Frankreichs Land.
Er wandert raſtlos voll Angſt und Noth
Vom frühen Morgen bis zum Abendroth,
Mit bleicher Wang', und mit wildem Bart'
Die Bittſchrift auf ſeiner Bruſt bewahrt.
Und als er kommt in ſein Vaterland,

Bei Waterloo ſchon der Kaiſer ſtand.
Vergeſſen plötzlich iſt Noth und Pein,
Er tritt in Reihe und Glied hinein,
Und mit dem Schwert in der tapfern Fauſt,
In Feindesreih'n er wüthend hauſ't;
Der Kaiſer ſelbſt ſprengt im Kampf' heran,
Erkennt den Soldat und ſpricht ihn an:
„Eh bien, mon brave,“ ſo ſpricht er laut,
„Komm' Morgen zu mir, Du verdienſt die Braut.“
Da trifft den Soldat eine Kugel ſchwer
Und ſinkend ruft er ſein „Vive l'Empereur!“ —
— „Komm' Morgen!“ das ſoll niemand wagen,
Der ſterblich iſt und irdiſch geboren,
Der Menſch, dem Zufall zur Beute erkoren;
Denn zwiſchen Heut' und Morgen,
Liegt oft ein ſchwer Geheimniß verborgen;
Denn zwiſchen Heut' und Morgen iſt die Nacht
Verhängnißvoll als Scheidewand gemacht,
Denn bis das Heute geht und Morgen kehrt wieder,
Geht eine Sonne auf, und eine Sonne geht nieder,
Denn zwiſchen Heut' und Morgen in Mitternachtsſtund,
Da ſitzen zu Rathe im himmliſchen Rund,
Die Götter, die das Los der Menſchen rütteln,
Die Geiſter, die des Unglücks Urne ſchütteln.
Die Mächte, die den nächſten Tag regieren,
Die Kräfte, die den blinden Zufall führen,
Und die Dämonen, ſo die Schadenfreude kochen,
Daß ſie zerſtören, was für Morgen war verſprochen,
Daß ſie vernichten, was das Heut', in Glück erzogen,
Dem Morgen hat für Hoffnung vorgelogen!
Ja, zwiſchen Heut' und Morgen wandelt leiſe
Das Menſchenſchickſal ſeine Wandelkreiſe,

Bis Heute gehet und Morgen kehret wieder,
Legt ſelbſt die Sonne ihren Purpur nieder,
Bis Heute geht, und Morgen kehrt zur Zone,
Verliert der helle Sirius die Strahlenkrone,
Nun gar ein Menſch, ein Kind der flücht'gen Horen,
Ein Kaiſer, der zum Throne nicht geboren,
Soll nimmermehr: „Komm' Morgen!“ ſagen,
Denn eh' die Nacht auf ihrem ſchwarzen Leichenwagen
Das „Heut“ hat abgeführt zu abgeſchiedenen Tagen,
Und eh' die Sonnenroſſe, glutbeſchlagen,
Mit friſchem „Morgen“ durch den Himmel jagen
Liegt des Uſurpators Krone, reich an Plagen,
Im Staube, von der Nemeſis zerſchlagen! —
Der „Morgen“ kam, von dem der Kaiſer ſprach,
Doch der Soldat lag verwundet und ſchwach,
Lag Jahre lang ſiech, und Troſt ihm nur gewährt
Das Blatt auf der Bruſt, zur Seite das Schwert,
Als er geneſen nach Jahren voll Noth
War ſchon das Kaiſerreich und der Kaiſer auch todt,
Doch der Soldat zu ſeiner Geliebten d'rauf ſprach:
„Der König wird halten, was der Kaiſer verſprach!“
Die Uniform der alten Garde zieht er an,
Und hüllt die Bittſchrift in ein Seidentuch ſodann,
Und geht wohlgemuth ins Tuilerienſchloß,
Und dringt ganz muthig durch den Lakaientroß,
Dringt an der Thronſaals innerſte Grenz',
Begehrt beim König ſogleich Audienz!
Und als vor den König ſein Verlangen man bringt
Gewährt er gnädig und milde, und winkt,
Und der Soldat tritt heran bis an den König ſchier,
Und macht die Honneurs, und beginnt d'rauf: „Sire,
Ich habe gekämpft im Kriege, voll Muth,

Ich habe vergoſſen in Schlachten mein Blut,
Für's Vaterland bin ich gezogen zur Schlacht,
Für's Vaterland bin ich zum Krüppel gemacht,
Ob Kaiſer, ob König mein Landesherr hieß,
Mein Vaterland war in dem Namen mir ſüß!
Und was mir für's Vaterland der Kaiſer verhieß,
Das hält wohl der König, den Gott nicht verließ;
Das Ehrenwort, das mir der Kaiſer einſt gab,
Das löſet mein König dem Kaiſer wohl ab!"
Der König lächelt mit mildem Angeſicht,
Und nimmt das Blatt und lieſt, und ſpricht:
„Des Kaiſers Ehrenwort, ich löſt' es gerne ein,
Doch wer ſoll für die Wahrheit Bürge mir ſein?
Ja, ſtände hier auf dieſem Blatt Papier,
Der Name des Kaiſers geſchrieben vor mir,
Ich würde Dir halten, mein Guter, ſofort,
Sein für das Vaterland gegebenes Wort,
Allein da ſein Name unterſchrieben nicht iſt,
So gilt dies Papier nicht zur jetzigen Friſt!"
Mit dieſem Beſcheid wird der Krieger entlaſſen,
Der in des Königs Hand die Bittſchrift gelaſſen.
Der König legt auf den Tiſch ſie hin,
Und ſo gar Manches geht ihm laut durch den Sinn;
Er denkt an den Todten, und an das Geſchick,
An die Götter, die das Recht ſtets bringen zurück.
Indeſſen ſinkt des Abends ſchattiges Gefieder
Mit ſchwüler Luft auf die Erd' hernieder;
Der König ſetzt ſich in den Lehnſtuhl d'rauf,
Und lehnt das Haupt auf ſeinen gold'nen Knauf,
Des Abendſchlummers bilderreicher Engel
Berührt ſein Haupt mit ſeinem Lotosſtengel, —
Wie er im Dunkel wird vom Schlafe umfangen,

Da weht ein Geiſterhauch um ſeine Wangen,
Ein Schauer rieſelt ihm durch Mark und Bein,
Die Thüre geht auf — und im Zwielicht tritt herein
Der Kaiſer, der auf Helena ſchon ruht,
Im grauen Rock, im kleinen Hut;
Und lautlos ſchreitet er zum König heran,
Zeigt mit dem Finger auf die Bittſchrift ſodann,
Und ſchreitet weiter bis zum Tiſche hin,
Und nimmt die Bittſchrift, blättert leiſe d'rin,
Ergreift die Feder, taucht ſie langſam ein,
Und ſchreibt ein Wort mit kleiner Schrift hinein;
D'rauf ſteht er auf, legt nieder das Papier,
Und geht im Geiſterſchritt hinaus zur ſelben Thür.
Der König ſchnell erwacht, er traut den Sinnen kaum,
Er glaubt, es täuſch' ihn hämiſch nur ein Traum,
Er ſteht auf, ergreift das Blatt, als wie zum Hohn,
Da ſteht ganz deutlich unterſchrieben: „Napoleon"! —
Da neigt der König das milde Geſicht,
Mit Rührung und frommer Ergebung er ſpricht:
„Ein Ehrenwort muß heilig ſtets ſein,
Es löſ'te der Kaiſer von Jenſeits es ein —
Und um zu erfüllen, was er als Kaiſer verſprach,
Die Riegel des Grabes er mächtig zerbrach.
Ein Wort, das ein Verſtorbener im Leben gewährt,
Das werde vom Lebenden als heilig geehrt,
D'rum wie hier das Wort „Napoleon" iſt zu ſeh'n,
Soll gnadegewährend auch „Ludwig" nun ſteh'n!"

Sprüchwörter en papillote.

Es iſt eine alte Redensart im Leben,
Und allgemein heißt's: „Ein Sprichwort, ein Wahrwort!“
Doch dieſes iſt nun wiederum ein Sprichwort eben,
Das ſchmuggelt ſich von Mund zu Mund ſo fort;
Allein wie und ob die Sprichwörter alle auch ſind wahr,
Das zu unterſuchen bring' ich jetzt nur ein paar.

„Wer A ſagt, muß auch B ſagen“,
Den Kindern allen ſagt das ſchon der Inſtinct,
D'rum muß man ſich mit ihnen auch entſetzlich plagen,
Bis man ſie zum A nur bringt;
Allein auch dies Sprichwort, bei den Großen zerbricht's,
Die dummen Menſchen ſagen immer: „Ah“ und weiter nichts.

„Im Weine liegt Wahrheit“, ſagen die Sprichwortverfaſſer,
Darum wird Einem ſo ſauer in der Seel',
Und darum trinken die Leute jetzt gar nichts als Waſſer,
Da kömmt ihnen keine Wahrheit in die unrechte Kehl'.
Die Recenſenten allein trinken wegen der Wahrheit noch Wein,
Allein ſie haben ſie noch nicht, denn ſie gehen auf den Grund nicht ein!

Ein and'res Sprichwort heißt nun wieder:
„Wem der Himmel ein Amt gibt, gibt er auch Verſtand“,
Das iſt vom Himmel gnädig und bieder,
Daß er den Verſtand erſt gibt nach der Hand,
Denn wenn man den Verſtand früher beſitzt,
Hat man oft vergebens auf das Amt geſpitzt!

„Mit der Wahrheit“, heißt's ferner, „kömmt man am weit'ſten“,
Das iſt einmal ein recht wahres Wort,
Denn Alle, die ſich in der Welt noch auf Wahrheit ſpreizten,
Die kamen immer weit von ihrem Lokale fort!
Die Wahrheit und die Medizin ſind immer alliirt,
Durch beide wird man — ſchleunigſt expedirt!

„Für den Tod“, ſagt man in Preußen, Oeſtreich, Sachſen,
„Iſt kein Kraut gewachſen in der Welt“,
Das ſoll heißen: gegen den Tod iſt keines gewachſen,
Für den Tod ſind Kräuter genug ausgeſtellt,
Das Kraut iſt der Ausſteller, der Arzt gibt ſein Accept,
Der Tod caſſirt's ein, und das Ganze heißt „Recept“.

„Das Werk ſoll den Meiſter loben“, ſagt die Sprichwort-Iſis,
Ein ſchönes Sprichwort, das muß man geſteh'n!
Allein auch mit dieſem hat es ſeine Riſis,
Wenn man ſo in die Journale könnt' ſeh'n;
Da ſähe man, wie man's auch der Welt verberg',
Das Sprichwort nur verkehrt: „Der Meiſter lobt ſein eignes Werk!“

„Mit den Wölfen muß man heulen“, ja wohl zu dienen!
Das merken ſich viele Opernſänger jetzt,
Sie heulen mit den Wölfen und mit den Ghibellinen,
Das wird oft als recht heulſam geſchätzt.
Doch mit den wirklichen Wölfen zu heulen, fällt Niemand ein,
Denn das leidet nicht der Anti-Thier-Verein.

Noch ein Sprichwort curſirt unter den Leuten:
„Den Sack ſchlägt man, den Eſel meint man!“
Das iſt auch nicht immer der Fall! Bei Weitem!
Man fängt das Ding auch verkehrt oft an,
Man führt gegen einen Reichen aus einen Schlag,
Da ſchlägt man den Reichen und meinet den Sack!

„Was dem Einen recht iſt,“ ſo heißt es wieder,
„Das muß dem Andern billig ſein.“
Das Sprichwort aber iſt unſern Journalen zuwider,
Da trifft oft nur das *halbe* Sprichwort ein,
Der Eine läßt ſich loben, das iſt dem Einem recht, er iſt willig,
Allein, dem Gelobten kömmt das gar nicht — billig!

„Eine Hand wäſcht die andere“, das iſt eine Wäſche,
Man hat dazu gar nicht Hände genug,
Man wäſcht ſich die Hand durch Courier und Depeſche,
Man wäſcht ſich die Hand, bald dumm und bald klug,
Jedoch, je mehr man wäſcht, der Wäſche zum Trutz,
Je mehr man wäſcht, deſto größer der Schmutz!

„Deß Brot ich eſſ', deß Lied ſoll ich ſingen“,
Das iſt ein gutes, altes deutſches Wort,

Allein, es hat ſich geändert mit vielen andern Dingen,
Man hat es leider vergeſſen an ſo manchem Ort,
Man ißt deutſches Brot und böhmiſchen Faſan,
Und kräht ein Lied mit dem franzöſiſchen Hahn!

„Die Gerechtigkeit iſt blind"; die Arme iſt zu bedauern,
Allein ſie hat ein gar gutes Blinden-Inſtitut,
Die Advocaten behandeln ſie zwiſchen vier Mauern,
Und ſie behandeln ſie ſo ärztlich, ſo gut,
Daß ſie ſchon den „Scheinen" nach kann gehen,
Und ſchon ganz gut — durch die Finger kann ſehen.

Ein anderes Sprichwort: „Ehen werden im Himmel geſchloſſen",
Das Sprichwort bewährt ſich zu jeglicher Friſt,
Darum wird das größte Glück in der Ehe genoſſen,
Wenn auch Eines von Beiden erſt im Himmel iſt!
Und weil der Himmel Ehen ſchließt, nach wie vor,
D'rum ſchauen die Mädchen mehr als die Jüngling' empor!

„Wie der Herr, ſo der Diener", hört gar zu oft man klagen,
Das iſt vielleicht, das iſt oft gewiß auch wahr,
Allein, eine Ausnahme muß man davon ſagen,
Die wird im Leben gar zu deutlich klar:
Die großen Herr'n ſind höflich, gerecht und mild,
Doch ihre kleinen Diener ſind manchmal anders gewillt!

„Wer Feuer haben will, muß den Rauch leiden",
Da ſchneiden die Frauen ein finſteres Geſicht;
Die Männer ſollen Feuer haben zu allen Zeiten,
Jedoch aber rauchen ſollen ſie nicht.

D'rum jeder Mann ſein Feuer im Kaffeehaus braucht,
Und wenn er nach Hauſ' kömmt, iſt er ganz — ausgeraucht!

Wiederum ſagt ein Sprichwort ganz richtig
Und ganz wahr: „Ende gut, Alles gut“,
Darum, wie ich jetzt ende, das iſt wichtig,
Allein, daß ich ende, das allein iſt ſchon gut,
Und weil ich Ihnen zu Liebe jetzt ende und wand're,
D'rum hoffe ich auch (macht die Bewegung des Klatſchens), eine Hand wäſcht die and're.

Der Gmundner See.

Am Abend, als der Tag von hinnen ſchied,
Da war der gold'ne See ſo ſtrahlenmüd,
Sein Antlitz ſchien ſo ſonnenmatt,
Sein Auge war vom Taglicht ſatt;
Er rüſtet ſich zum Schlaf im kühlen Haus,
Er dehnt die Rieſenglieder gähnend aus,
In kleinen Wellen wiegt er ſelbſt ſich ein,
In leiſern Wogen ſpricht er zum Uferſtein,
Ein ſtilles Lächeln auf dem Angeſicht,
So ſchläft er ein beim Sternenlampenlicht! —

— Und wieder ſah den See ich an um Mitternacht,
Da ſchlief er nicht, und war auch nicht erwacht,
Er ſchien beſtrickt von ſchwerem Traum',
Vom raſchen Athem zeugt des Ufers Schaum,
Es hob ſich ſeine Bruſt ſo ſchwer,
Als ob ein Alp d'rauf aufgethürmet wär';
Und in dem Schlafe murrt und grollt er fort,
Und ſpricht in Angſt manch' unverſtändlich Wort,
Und manchmal ſtöhnt er laut, wälzt ſich im Bett,
Als ob ein ſchlecht' Gewiſſen er wohl hätt'!
Und um des ſchweren Schläfers Bett herum
Steh'n Felſenmänner ſchwarzverhüllt und ſtumm;
Und Beichte hält der See um Mitternacht,
Bekennt, welch' Unhold ihm im Buſen wacht,
Welch' Unhold er in tiefem Herzen hegt,
Welch' einen Sturm für morgen in ſich trägt.

Welch Gelüſt' er trägt und böſen Muth,
Um zu verſchlingen fremdes Hab' und Gut,
Und als der See voll Reu' vollbracht die Beicht,
Ward ihm die Bruſt ſo froh und leicht,
Er ſchlummert wieder ſanft und lächelnd ein,
Und ſchläft ſanft bis zum frühen Morgenſchein. —

— Und als ich wieder kam zum See war's Tag,
Mit off'nem blauen Aug' er vor mir lag,
Er war ſo eben frohen Muthes aufgewacht,
Er wuſch das Aug' ſich klar in Himmelspracht;
Da ringt aus dunklem Wolkenſchoß
Ein Felſenhaupt, ein Felſenarm ſich los,
Und wunderſam ſteigt aus dem Nebelflor
Ein Bilderſaal von Bergen ſtolz empor;
Und wie der Nebelvorhang von der Scene fällt,
Steht herrlich da die ſtolze Rieſenwelt,
Die Rieſenwelt, die — eine Ehrenwacht —
Den See umgibt ſo Tag als Nacht!
Und von des Sees Ufer-Rand
Stoßt keck ein raſcher Kahn vom Strand,
Und furcht dem See mit wilder Luſt
Mit ſcharfem Kiel die weiße Bruſt;
Der See, der heut mit edlem Muth
Dem Schiffer dar die Silberfluth!
Die lange Narbe von des Kieles Stock
Zerſchlitzt den grünen Wappenrock,
Doch lacht der See im jungen Tag,
Und trägt den Feind zum ſichern Hag!

Der ſtille Bote.

An Frau J K.

Ein ſtiller Bote geht durch's Land,
Vom Herrn dort oben ausgeſandt,
Er wandert leiſ', er wandert ſtumm,
Er ſteht nicht ſtill, er ſchaut nicht um,
Klopft hier und dort an eine Thür'
Und ruft hindurch: „Komm, raſch mit mir!"
Da hilft kein Säumen und kein Zagen; —
— Wer will den Herrn denn fragen? —

Stein iſt des Boten Angeſicht,
Er weinet nicht, er lächelt nicht,
Er geht bei Nacht, er geht bei Tag,
Ihn rührt nicht Bitt', ihn rührt nicht Klag';
Wen er ſoll rufen ab, zur Stund',
Legt er den Finger auf den Mund. —
Ob ſeine Stunde ſchon geſchlagen! —
— Wer will den Herrn denn fragen!

Gar mancher ruft den ſtillen Mann:
„O klopf' bei mir Erlöſer, an!
Mir iſt es hier ſo weh und bang,
Ich harr' auf Dich ſchon ſchmerzlich lang!" —
Der Bote kalt zur Erde blickt:
„O, nicht zu Dir bin ich geſchickt,
Du mußt Dein Weh noch tragen!
— Wer will den Herrn denn fragen!"

Daneben tritt der Bote ein
Bei Jugend, Glück und Lichterſchein,
Und winkt dem Haupt, von Luſt umglänzt,
Dem Jugend erſt das Glas kredenzt,
Und aus dem vollſten Glücks-Accord
Führt es der Bote mit ſich fort,
Nicht Aufſchub darf er wagen;
— Wer will den Herrn denn fragen!

Warum der Bote läßt den Greis,
Und nimmt das Kind vom Elternkreis?
Warum er nach der Blüte greift,
Nicht nach der Frucht, ſchon ſatt gereift?
Warum aus einem vollen Strauß
Nimmt er die Knoſpe bloß heraus,
Die kaum den Thau getragen?
— Wer will den Herrn denn fragen!

Warum iſt Freud' ein fliegend Blatt,
Das Leid jedoch ein Nimmerſatt?
Warum hat Luſt ſo Sprach' als Wort,
Der Schmerz jedoch verſtummt ſofort?
Warum das Lachen ſelbſt, beſorgt,
Vom Weinen ſeine Thränen borgt,
Wenn Wort' den Dienſt verſagen?
— Wer will den Herrn denn fragen!

Haſt Du die Zukunft denn enthüllt,
Und weißt, was ihren Schoß erfüllt?
Ward deines Kindes Lebensfahrt
Bis an ihr End' Dir offenbart?

Weißt Du, ob Gott ſie jetzt nicht nahm,
Um ihr zu ſparen Weh und Gram? —
Wenn trübe Stunden an Dir nagen,
Mußt Du Dich ſelbſt ſo fragen!

Einſt kömmt der Bote auch zu Dir,
Und führt Dich ſchweigend hin zu ihr.
Der Herr, der mild und huldig blickt,
Der früher hat nach ihr geſchickt,
Führt Dir ſie zu, im Lichtgewand,
Vom Erdenlauf nicht welkgebrannt,
Verklärt wirſt Du dann ſagen:
— Man ſoll den Herrn nicht fragen!

Die Rosen der Elisabeth.

Auf hohem Fels, an grünen Borden,
Das Wartburgſchloß erhaben ſteht,
Wo mild und fromm erzogen worden
Die Huldprinzeß Eliſabeth.
Um ſie herum ein Sängerorden
Hat ihren Geiſt und Sinn erhöht;
Denn Wiſſen, Kunſt und Liedesſtrophe
Erblühten reich an ihres Vaters Hofe.

An ihrer gold'nen Wiege fanden
Geneigte Feen ſich beſcherend ein,
Auf ihrem holden Antlitz ſtanden
Der Roſe und der Lilie Schein,
Der Tugend hohe Engel banden
Ein Bindband ihr aus Sternen rein,
Und als das Kind zur Jungfrau ſich entfaltet,
Ward eine große Zukunft ihr geſtaltet.

Umgeben noch von Kunſt und Spiel der Zither,
Noch wandelnd halb im Kinderzauberreich,
Erblickte ſie ein junger Fürſtenritter,
An Jahren arm, jedoch an Thaten reich,
Zum Bund berufen ward kein Dritter,
Denn Herz um Herz, das findet ſich ſogleich,
Ein Herz gebeut's, das *andere* Herz wird's inne,
Und ſchnell vereint ſich Heldenthum und Minne.

Ein jedes Frauenherz in ſeinem kleinen Raume
Schließt Vieler Zukunft Glück und Unglück ein,
Ein feſt verſchloſſnes Buch mit gold'nem Saume
Ruht zauberhaft in ihm ſo Luſt als Pein!
Es ruhen Blätter d'rin vom gold'nen Lebensbaume,
Mit Lettern hell und licht wie Sternenſchein,
Und wieder Blätter wie im ſchweren Fiebertraume
Ein hart geängſtigt Herz ſie ſieht vom Todesſchrein;
Im Strom der Zukunft mit dem wilden Schaume
Fällt Blatt um Blatt vom Frauenbuch hinein,
Doch einſt, wenn von der Erd' ſich wird erheben
Des Stoffes und der Zeiten dicht gewebter Flor,
Dann wird das Frauenherz, das ſich vom Erdenleben
Zu ſeiner Heimat ſchwinget hoch empor,
Nicht nur von dem, was es für ſich allhier erkor,
Dem Himmel müſſen volle Rechnung geben,
Und beichten vor des Himmels off'nem Ohr,
Nein, auch von allen Herzen, die ihm nahe waren,
Ob es ihr Leben hat verbittert, ob beglückt,
Nein, auch von allen Stunden, Tagen, Jahren,
Die es von Andern ergänzet und zerſtückt,
Nein, auch vom Glück der Kinder, die es ſollte wahren,
Ob es ihr Seelenheil gefördert, ob geknickt,
Nein, auch vom Glück des Hauſes und der Laren,
Ob es in Milde oder Wildheit ſie beſchickt,
O über alles das wird einſt dort droben
Von allen Frauenherzen Rechenſchaft erhoben!

Doch wo ein Frauenherz im Buch der Weltgeſchicke
Für eine große Zukunft eingezeichnet ſteht,
Wenn es von Gott beſtimmt zum hohen Altarſtücke
Zu dem ein ganzes Volk einſt wandelt im Gebet,

Wenn es geweiht, daß es ein Fürſtenleben ſchmücke,
Das ruhmbekränzt durch ſein Jahrhundert geht,
Daß es Millionen Herzen himmelhoch beglücke,
Wenn es ein anderes Herz zu beglücken nur verſteht,
Wo ſolch' ein Frauenherz in holder Formenfülle
Zur Erde wird geſchickt vom hohen Sternenhaus,
Da iſt es Gottes ſegensreicher Wille,
Daß es den ird'ſchen Frauenherzen ſei voraus,
Auf daß es ſeinen heiligen Beruf erfülle,
Er ſtattet es von ſeiner Gnadenkammer aus,
Und läßt das Schönſte pflücken aller Gaben Fülle,
Und bindet es zuſamm' in einen Blumenſtrauß,
Und alle Geiſter, die im Waſſer, Luft und Erd' ſich finden,
Sind eingeladen, um den Herzensſtrauß zu winden!

Erſt die Blumenherrſcherin,
„Rothe Roſ'“ als Königin
Mit dem Flammen-Purpurkleide;
Dann die erſte Ehrendame,
„Weiße Lilie“ iſt ihr Name,
Eingehüllt in Schnee und Seide;
Dann die Damen des Palaſtes,
In dem Schimmer des Damaſtes:
„Nelke, Glocke, Tulipane;“
Arm in Arm dann auch kamen
All' die mindern Edeldamen:
„Hyacinth, Narciß, Cyane;“
Dann zuletzt am End' vom Hofe,
Kammerfräulein und auch Zofe:
„Schneeball, Winde, Enziane;“
Dann die Ritter und die Knappen

In den Blättern ihrer Wappen,
„Ritterſporn“, „Eiſenhut“ und „Helm“ dabei;
Dann zuletzt das Aug' zu laben,
Kleine Pagen, Edelknaben,
„Goldlack“, „Schwertel“ und „Aglei“! —

Alle kamen, um den Strauß zu binden,
Tauſend Gaben d'rein zu winden,
Tauſend Formen zu erfinden,
Flur und Halde zu ergründen,
Ob in dunkeln Wieſengründen
Noch ein Blümchen wär' zu finden!
Und es kamen die Feen
Aus den Wäldern, aus den Seen,
Und es kamen die Sylphen
Aus den Teichen, aus den Schilfen,
Und es kamen die Elfen
Um den Damen zu helfen,
Mit zierlichen Händen
Den Strauß zu vollenden.
D'rauf läuten die Blumenglocken,
Die Geiſter zu locken,
Und Glühwürmchen leuchten
Im Dunklen und Feuchten,
Und nach einem klein Weilchen
Bringt die „Demuth“ ihr „Veilchen“.
Die „Tugend“ tritt in den Kreis
Mit einem Zweiglein „Ehrenpreis“;
„Brennende Lieb'“ eilt herbei,
An ihrer Seite „Frauentreu'“,
Die „Klugheit“ mit geflügelter Sohle
Fügt dazu die „Sinn-Viole“;

Dann kam die „einfach ſtille Güte“,
Mit einer zarten „Erdbeerblüthe“,
Die „Milde“ in Wort und in Miene,
Bringt die holde „Balſamine“!
Dann winden die Geiſter, die leichten, behenden,
Den lieblichen Strauß mit unſterblichen Händen,
Um ihn dem Weſen auf Erden zu ſenden,
Zu dem ein fürſtliches Herz ſich ſoll wenden!
Und um den Glanz des Straußes zu vollenden
Erwählte aus dem Reich der Blumenzone
Die Liebesgöttin, die ſtrahlende Dione,
Dem Strauß zur höchſten Zier — die „Kaiſerkrone“.

Ein ſolcher Kranz ward auch für ſie gewunden,
Von der mein Lied die Wunderſag’ erzählt,
Solch’ einen Strauß hat bei Eliſabeth gefunden
Der junggekrönte Held, der ſie zur Frau erwählt!
Die junge Fürſtin, in des Glückes gold’nen Strahlen,
Vergaß das fremde Unglück, fremdes Leiden nicht,
Ihr Herz empfand den Wiederſchmerz der Qualen,
Das Leid, ſo des Bedrängten Herz oft bricht.
Und ſelber ſtieg ſie oft vom Söller nieder,
Ein reich gefülltes Körbchen in der Hand,
Ein einfach’ Kleid umhüllt die zarten Glieder,
Geht unerkannt dahin, wo ſie die Armuth fand,
Und brachte ſelbſt die Speiſen und die Gaben,
Und brachte ſelbſt, ſo Linnen, Labung und Arznei,
Und weinte ſanft wo Kranke ſich erlaben,
Und ſtand voll ſüßen Mitleids oft dabei.
Denn Mitleid iſt des Schöpfers Künſtlerzeichen,
Das in der Menſchenbruſt als Zeugniß ſteht,
Daß er als Ebenbild iſt Gottes Gleichen,

Vom Göttergeiſt verkläret und durchwebt!
Und Mitleid gar in einem Frauenherzen
Gleicht einem Gnadenbildniß an dem Hochaltar,
Man kömmt zu ihm in Thränen, Leid und Schmerzen,
Und kehrt zurück geſtärkt, getröſtet wunderbar!
Jedoch der Thau, der die Flur am lieblichſten befeuchtet,
Jedoch der Demant, der den meiſten Augen blüht zur Luſt,
Jedoch der Strahl, der am weiteſten hin leuchtet,
Das iſt das Mitleid nur in einer Fürſtin Bruſt! —
Allein Verläumdung wagt es doch mit frecher Lüge,
Eliſabeth einſt zu verläumden beim Gemal,
Daß zum Verrath geheimer Schritt ſie trüge,
Daß ſie voll Falſch und Lüge allzumal;
Da faßt ihn an des Argwohns böſe Hyder,
Die ſtets bei wahrer Liebe wohnt als Lügengaſt,
Und als ſie mit dem Körbchen durch den Garten
Hernieder ſteiget mit der Speiſen und Getränke Laſt,
Faßt er ſie an und grollt mit hartem Worte,
Und tritt mit finſterm Blick ihr zürnend nah:
„Wohin gehſt Du heimlich jetzt am ſtillen Orte?
Und was trägſt Du in deinem Körbchen da?" —
Eliſabeth erbebt, wie ſelbſt die Makelloſen,
Wenn harte Anred' himmelplötzlich ſie umſtrickt,
„O! Herr," ſagt ſie verzagt, „ich trage Roſen,
Ich hab' im Garten ſie beim Gehen abgepflückt!" —
— „So? — Roſen! ſo laß die Roſen ſchauen!" —
Und reißt das Tuch ihr von dem Körbchen wild!
Und kaum weiß er ſelbſt, ſoll er den Augen trauen,
Das Körbchen iſt mit Roſen gänzlich angefüllt! —
Er ſteht beſchämt, er ſchlägt die Augen nieder,

Sie aber ſchlägt die Augen hoch empor,
Von Gott war es ein Gnadenzeichen wieder,
Und Thränen tröpfeln ihr vom Wimperflor,
Sie nimmt die Roſen aus des Körbchens Schatten,
Reicht ihm ſie hin und ſpricht in hold verſchämter Zucht:
„Ein treues Frauenherz hat *Roſen* für den Gatten
Selbſt zu der Stunde, wo er nur nach *Dornen* ſucht!“

Ich bin vergnügt, weil ich vergnügt ſtets bin.

Weiß nicht, woran es liegt,
Daß ich ſtets bin vergnügt;
Steck' ich auch tief im Loch,
Bin ich ſtets fröhlich doch;
Dunkel iſt meine Zell,
Heiter mein Naturell,
Ich bin vergnügt, weil ich vergnügt ſtets bin!

Wenn ich auch Kopfweh hab',
Denk' ich: s'iſt Gottesgab'!
Denk' mir bei dieſem Weh,
„Hab' einen Kopf, Juchhe!“
Wenn ich hätt' keinen Kopf,
Nähm' man mich nicht beim Schopf! —
Ich bin vergnügt, weil ich vergnügt ſtets bin!

Regnet es ſpät und früh,
Freut mich mein Paraplui,
Kömmt d'rauf die Hitz heran,
Freut mich die Blouſe dann,
Wenn dann der Donner kracht,
Herz mir im Leibe lacht. —
Ich bin vergnügt, weil ich vergnügt ſtets bin!

Hab' ich vier Groſchen Geld,
Frag' ich: „Was koſt't die Welt!“

Bleibt vom Geld keine Spur,
„Geld iſt Chimäre nur!“
Plagen die Schulden mich:
„England hat mehr als ich!“
Ich bin vergnügt, weil ich vergnügt ſtets bin!

Seh' ich 'nein die Zeit,
Freut mich Kurzſichtigkeit;
Hör' ich vom langen Haar,
Freut mich die Glatze gar;
Denk' ich an Zukunft hin,
Freut mich, daß alt ich bin!
Ich bin vergnügt, weil ich vergnügt ſtets bin!

Kömmt wo ein Feuer aus,
Freuts mich, ich hab' kein Haus!
Bricht Ueberſchwemmung ein,
Freut's mich, kein' Brück' zu ſein!
Fällt der Schnee hoch wie ein Haus,
Freut's mich: die Poſt bleibt aus!
Ich bin vergnügt, weil ich vergnügt ſtets bin!

Wird's Rindfleiſch theurer jetzt?
Freut mich: Ochs hochgeſchätzt!
Tritt nun die Viehſeuch' ein,
Freut's mich, ein Menſch zu ſein;
Holznoth mich auch nicht beizt,
Uns wird ſchon eingeheizt.
Ich bin vergnügt, weil ich vergnügt ſtets bin!

Krieg ich ein Rendez-vous,
Freut mich ihr ſchlechter Gout;

Laufe vergebens ich,
Freut die Bewegung mich;
Wird ſie mir untreu gar,
Freut's mich, daß ich's erſpar'.
Ich bin vergnügt, weil ich vergnügt ſtets bin!

Liebt mich das Publikum,
Freut's mich, daß ich nicht dumm;
Schmähen mich manche Leut',
Freut's mich, daß ich geſcheidt;
Spricht man gar nicht von mir,
Freut's mich am meiſten ſchier,
Ich bin vergnügt, weil ich vergnügt ſtets bin!

Grillen aus „Moriz-Ruh.“

Unmuth.

Ich bin verdrießlich, kanns nicht laſſen
  Und mach' ein ſaueres Geſicht;
Die vielen Neider thun mich haſſen,
  Und die Geliebte mag mich nicht!

Die dummen Leut' ſind mir zuwider,
  Die Klugen ſind aber ſo rar,
Das Schweigen ſchlägt nicht ganz darnieder,
  Das Sprechen aber bringt Gefahr!

Ja bei den garſt'gen Frauen allen,
  Da fänd' ich wohl noch einen Schatz,
Doch bei den ſchönen, die mir gefallen,
  Iſt immer ſchon beſetzt der Platz!

Die mich lieben, bewundern und ſchätzen,
  Sie haben Luſt mir nur beſchert,
Die mich verleumden, haſſen und hetzen,
  Sind nicht einmal der Rache werth!

Die Erd' iſt ſtets dieſelbe,
  Die Bäume wie ſie blüh'n,
Sie ſind im Herbſt ſtets gelbe,
  Und in dem Frühling wieder grün!

Durch alle Erdentheile
  Regiert nur eine Macht,

Sie heißt die „lange Weile",
Die Königin der Nacht!

Mir ekelt ſchon die Sache!
Ich wünſche Eines nur:
Ich wollt', ich wär' ein Drache,
Und ſie ein Schaf der Flur;

Dann packt' ich ſie im Schnabel
Und trüg' ſie in die Höh',
Und ſagte dann dem Babel
Der ganzen Welt: Adieu!

Selbſtkenntniß.

Unter allen Menſchen auf der Welt
Bin ich nur klug und weiſe!
Das ſag' ich mir wohl hundert Mal
Des Tages über, aber leiſe;

Ich ſag's nur mir allein,
Ich ſag' es keinem Zweiten,
Denn ich vertraue, was ich denk'
Nur einem recht Geſcheidten!

Alles, was gekommen iſt,
Hab' ich voraus geſeh'n,
Doch weil die Welt geſtolpert iſt
D'rum ließ die Welt ich geh'n.

Ich prophezeie Schnee und Froſt
Bei Sonnenglut und Schmelz,

Und rufe: „Wer kein Eſel iſt,
Der ſorg' für ſeinen Pelz!"

Schimpft hie und da ein Demagog
Im Journal ſich weidlich ſatt,
So ſag' ich gleich: „Dreht ſich der Wind
So wendet ſich das Blatt!"

Wenn Einer zu dem Andern ſpricht:
„Die Menſchen all' ſind gleich!
Weiß gleich ich, daß er arm iſt,
Der Andere aber reich!

Wenn Jemand ewig murrt und ſpricht:
„So bleiben kann es nicht!"
So weiß ich, daß er Schulden hat,
Hämorrhoiden oder Gicht!

Liederquell.

Nur aus zerklüftetem Geſtein
Entſpringt die volle Quelle;
Nur aus zerriſſenem Gemüth,
Entſpringt des Liedes Welle!

Nur wer verſchmachtet ſchier vor Durſt,
Den labt ſo recht die Quelle;
Nur wer vergeht in Liebesleid,
Den labt des Liedes Welle!

Est modus in rebus.

Wohl den Kukuk könnt Ihr fragen,
Und er gibt Euch gleich Beſcheid,
Doch die Nachtigallen ſchlagen
Nur aus eig'ner Luſt und Leid.

Wohl den Gimpel lehrt ihr wieder,
Das er Euer Lieblein pfeift,
Doch die Lerche ihre Lieder
Aus der Höhe ſelbſt ſie greift!

Papagei läßt ſich erweichen
„Spitzbub!“ „Spitzbub!“ nach zu ſchrei'n;
Doch dem Aar und Seinesgleichen
Impft Ihr Euer Wort nicht ein!

Staarmatz, Droſſel, Fink und Meiſe
Lernen willig Euer Lied,
Doch die Eule, ſtumm und weiſe,
Euer Tagsgeplapper flieht!

Und die Galgenvögel geben
Willig ihre Federn her,
Sänger doch die höher ſchweben,
Singen nur zu Gottes Ehr'!

Ich ein „Rückwärts-Mann.“

Endlich will geſcheidt ich werden,
Epper iſt's noch nicht zu ſpät;
Kann ein beliebter Mann auf Erden
Epper heißen, wenns fort ſo geht;
Wenn ich lerne mit Manieren,
Epper rückwärts zu marſchieren.

Keinem Menſchen ich's verhehle,
Und es ſoll gedruckt da ſteh'n,
Daß ich möcht' von ganzer Seele
Zu dem Alten rückwärts geh'n;
In die alten guten Zeiten
Möcht' als Krebs ich rückwärts ſchreiten.

Rückwärts in die Jugendzeiten
Möcht' ich wandern wohlgemuth,
Wieder durch das Leben ſchreiten
Möchte ich mit Roſenblut;
In die Haut mit Zähn' und Haaren
Möcht' ich rückwärts wieder fahren.

Rückwärts in die erſte Liebe,
Wo ich unterm Fenſter ſtand
Nächtlich gleich dem beſten Diebe,
Auf der Bruſt ihr Buſenband;
Trotz des Regens, trotz der Hunde,
Möcht' ich rückwärts gleich zur Stunde.

Rückwärts als im Rock von Leinwand,
  Durch die Welt ich jubelnd flog,
Hunger that vergebens Einwand,
  Wenn ich meinen leeren Beutel zog;
In der Jugend Wanderjahre
Möcht' ich rückwärts, nah der Bahre.

Rückwärts wo nach Hoffen, Harren
  Bei dem Menſchen Eingang fand,
Und man an den Stunden-Karren
  Noch nicht Dampf hat angeſpannt;
In die Zeit des „ſchön“ geduldig,
Möcht' ich rückwärts ungeduldig!

Rückwärts in die ſchönen Kreiſe,
  Wo Familienglück noch war,
Nicht verſchied'ne Meinungsweiſe
  Umgeſtürzt den Hausaltar;
In des Herd's geſell'gen Zeiten,
Möcht' ich rückwärts wieder ſchreiten!

Rückwärts in das Wiener Leben,
  Wie es einſtens hat geblüht,
Gugelhupf mit Weinbeerl und daneben
  Frohſinn, Biederkeit, Gemüth;
In das Leben ohne Sorgen
Möcht' ich rückwärts noch vor Morgen!

In die Zeit des Sperls und Praters,
  Wo beim Eſſen man geplauſcht,
Nie beſorgt um's Ohr des Katers,
  Der daneben hat gelauſcht;

In die Zeit vom lauten Plaudern
Möcht' ich rückwärts ohne Zaudern.

Rückwärts in die fünf Theater,
Hier voll Ernſt und dort voll Spaß,
Als noch Dramaturgen und Berather,
Nicht verſchneidert Ziel und Maß;
Ja zu „Weſt" und „Schikaneder"
Möcht' ich rückwärts ſo wie Jeder!

In die Zeit, wo man in Poſſen
Auf Politik nicht getrotzt,
Wo ſich harmlos der Spaß ergoſſen,
Der von Zoten nicht geſtrotzt;
In die Zeit von „Raimund" ſelig
Möcht' ich rückwärts gern allmählig!

In die Zeit, wo man geſchrieben,
Und geleſen flink ein Blatt,
Nichts gedeutelt nach Belieben
Jedes Leſers Willkür hat;
In die Zeit, wo harmlos Jeder,
Möcht' ich rückwärts mit der Feder!

In die Zeit, wo Fleiſch und Semmel
Ohn' Gemeinderath gerieth,
Groſchen-Laibel wie die Tremmel
In dem Bäckerei-Gebiet!
Wo die Ochſen waren billig,
Möcht' ich rückwärts gar zu willig!

In die Zeit, wo für einen Kreuzer
Man keine Zeitung noch bekam

Jeder Kellner, Stubenheizer
  Nicht geſchrieben ſonder Scham;
In die Zeit ohn' Leitartikel!
Möcht' ich rückwärts gleich vom Zwickel!

In die Zeit, wo der Hebräer
  Emancipiret noch nicht war,
Doch wo die Schaar der Phariſäer
  Sie nicht zauſ'ten ſtets am Haar,
Wo man wagte nicht gar Hetzerei;
Möcht' ich rückwärts frank und frei!

In die Zeit, wo — und ſo weiter,
  Und ſo weiter et caetera,
Et caetera und ſo weiter,
  Und ſo weiter et caetera;
In die Zeit der tempi passati
Möcht' ich rückwärts gleich a dati!

Nachdem ich ſo klar und offen
  Mich zum Rückwärtsmann erklärt,
Leg' ich ſchlafen mich im Hoffen,
  Morgen bin ich ſehr begehrt;
Auf der Börſ', ohn' Larifari!
Steh' ich zwanzig über pari!

Kinder, Lichter und Blumen.

Ein Weihnachtsbaum.

Kinder.

Ein Kindlein, lieblich wunderhold,
Im Wiederſchein vom Himmelsgold,
Tritt Abends in das Zimmer ein;
Ein Bäumchen hat es ausgeſchmückt,
Ein Bäumchen hat es abgepflückt
Im ewiggrünen Tannenhain;

Stellt auf den Tiſch das Bäumchen her,
Belaſtet es mit Segen ſchwer,
Mit Blumen und mit Kerzen viel,
Mit Sternlein und mit Bildeszier,
Und ſpricht: „Ihr Kindlein kommt zu mir,
Daß ich den frommen was beſcheer'!"

Es lächelt hold, es lächelt mild,
Daß jedem Kind das Herzchen ſchwillt,
Und lugt durch's grüne Tannenreis;
Die Kindlein ſteh'n um es herum,
Sie falten ihre Händchen ſtumm,
Die Wänglein roth, die Herzchen heiß;

Ihr Aeuglein durch die Thränen lacht,
Und ſtaunen ob des Bäumchens Pracht,
Wie Alles das ſo herrlich iſt;

Der Vater ſpricht: „Lieb' Kinder, denkt,
Das Alles hat Euch Chriſt geſchenkt,
Der gute, liebe, heil'ge Chriſt!

Er hat die Kinder gar ſo lieb,
Daß er auf's heil'ge Bäumchen ſchrieb,
„Die Kinder zu mir kommen laßt!"
Beſucht ſie wieder ſeinestheils
In dieſer Nacht des Licht und Heils,
Mit ſeiner Gaben ſüßen Laſt! —

Dann ſteigen von dem kleinen Baum,
Wie aus dem ſchönſten Morgentraum,
Viel Englein in den Kinderkreis;
Und faſſen ſie ſo weich, ſo warm
In ihren lichten Engelsarm,
In ihre Arme lilienweiß.

Und flüſtern: „In dem Bäumchen da
Iſt Gott dem Kinderherzchen nah',
Und aus dem Bäumchen grün und klein
Tönt ungehört des Heilands Wort,
Daß er Vater, Schutz und Hort,
Der frommen Kinder ſtets will ſein!"

Weißes Kerzchen.

Weiße Flamme! Wie der Glaube,
Wie die Schwinge weißer Taube
Steigſt Du in die Luft empor,
Klar und lauter iſt Dein Glühen,
Deiner Strahlen holdes Blühen
Zieht hinauf zum Himmelsthor.

„Weiße Roſen!“ Weiße Flammen!
Liebe, Glaube eng beiſammen!
Weiß iſt auch des Todes Kleid!
Doch aus weißem Grabgewande
Löſen Deine Todesbande
Weiße Engel einſt zur Zeit!

Grünes Kerzchen.

Wenn der weiße Schnee zerronnen
Und der Götterjüngling naht,
Wenn den Flüſſen und den Bronnen
Iſt gelöſt die Zung' der Wonnen,
Daß ſie plaudern früh und ſpat,
Tritt auch an das Licht der Sonnen
Grünes Leben, grüne Saat!

Grün ſteh'n alle Lebensbäume
In der Jugend goldnen Au;
Grün ſind aller Nächte Träume,
Wenn nur Lieb' und and're Schäume
Aufgeführt den Märchenbau;
Grün ſind alle Weltenräume,
Stellt die Hoffnung ſie zur Schau!

Rothes Kerzchen.

Blut iſt roth und roth iſt Feuer,
Beides gibt ein feurig' Blut!
Blut iſt irdiſch, täglich neuer,
Feuer iſt ein himmliſch Gut;
Und das Böſe und das Gute,
Erd' und Himmel liegt im Blute!

Denn im Blut die Erdentheile
Wollten wilde Glut und Brand,
Doch im Blut die Himmelstheile
Zeigen auf den Diamant:
„Da iſt Feuer auch zu finden,
Doch zum Leuchten, nicht zum Zünden!“

Rothe Roſen, rothe Wangen,
Paaren Himmel auch und die Erd’,
Irdiſch Glühen und Verlangen,
Himmliſch Sehnen, lichtverklärt,
Doch den Himmel, den erhöhten,
Zeigt das Blut nur im — Erröthen!

Blaues Kerzchen.

Blau ſieht der „Himmel“, blau der „Ozean“ her,
Sag’, „Treue“, wie biſt Du denn blau?
Treu iſt der Himmel, treulos das Meer,
Sag’, „Treue“! ſag’ mir’s genau!

Das „Auge“ iſt blau, die Flamme iſt’s auch,
Sag’ „Treue!“ wie biſt Du denn blau?
Die „Flamme“ verweht, nicht das Blaue im „Aug’,“
O Treue! wie biſt du ſo ſchlau!

Die „Ferne“ iſt blau, „Vergißmeinnicht“ gar!
Sag’ „Treue!“ wie biſt Du denn blau?
Die „Ferne“ ſie täuſcht, das Blümchen bleibt wahr!
O Treue! ſag’ ob man Dir trau’!?

Gelbes Kerzchen.

Gelb und golden brennt die Kerze,
Gelb iſt Segen überall!
Gelb iſt das edelſte der Erze,
Gold, der Erde Herzmetall;
Gelb iſt Reife, gelb die Saaten,
Gelb der Herbſt, der Früchte bringt;
Goldgelockte Engel traten
Vor die Muſe, wenn ſie ſingt;
Gelb iſt auch das Licht der Sterne,
Die dort hoch am Sternenzelt,
Aus des Eies gelbem Kerne
Ringt ſich Leben in die Welt!

Blumenkerzchen.

Blumen auf den bunten Kerzen,
Blumen um den Weihnachtsbaum,
Blüten unter grünen Zweigen,
Wie in einem Gartenraum!

Aus dem runden Roſenkelche,
Aus dem ſchlanken Lilienſchacht,
Aus der Nelke würz'gem Becher
Steigen viele Engel ſacht'.

Schauen lächelnd, wohlgefällig
Auf die Dinge allerhand,
Segnen freundlich alle Gaben,
Aepfel, Nüſſe, Spielzeug, Band;

Und ſie ſegnen alle Hände,
Die den Lichtbaum aufgebaut,
Und ſie ſegnen alle Kinder,
Die da ſpielen, leiſ' und laut.

Und ſie ſchweben auf und nieder,
Durch der Stube Licht und Duft,
Küſſen dann die Kinder wieder,
Und zerfließen in die Luft;

Und die Blumen in der Stube
Sind am Morgen thränenfeucht,
Denn die guten Engel weinten
Als der Morgen ſie verſcheucht!

Todtenkerzchen.

Allen Todten fromme Grüße
Dieſer heilig ſtillen Nacht,
Die an dieſem holden Feſte
Einſt mit uns geliebt, gelacht!

Die mit uns den Baum behangen.
Die mit uns den Tiſch geſchmückt,
Die mit uns von Kinderlippen
Luſt und Wort und Kuß gepflückt!

Alle Todten, die da ruhen
In dem engen Friedensſchrein,
Mögen ihre Seelen ſenden
In die Weihnachtsſtub' herein;

Die an unſ'rer Wieg' geſungen
Unſer erſtes Wiegenlied,
Die ſo lang mit uns gegangen,
Bis der Weg ſie plötzlich ſchied.

Allen Eltern, deren Kinder
D'raußen liegen in der Erd',
Sei ein Licht und eine Thräne
Und ein Kinderkuß beſcheert!

Allen Kindern, deren Eltern
Ohne ſie man eingeſenkt,
Sei ein Licht und eine Thräne
Und ein Herzkuß hier geſchenkt!

Alle Kinder mögen kommen,
Die verwaiſt ſind und allein,
Gaben hab' ich nicht für alle,
Aber Lieb' und Kerzenſchein!

Troſteskerzchen.

Jeder Mann hat ſeine Plage,
Ihren Kummer jede Frau;
Jedes Herz hat bitt're Tage,
Seine Riſſe jeder Bau!
Jedes Licht hat ſeinen Schatten,
Seine Raupe jeder Baum,
Ihren Sandfleck alle Matten,
Seine Qualen jeder Traum!
Jedes Herz hat ſeine Wunde,
Ihren Seufzer jede Bruſt,

Ihren Dorn hat jede Freude,
Ihren Stachel jede Luſt!
Jedes Aug' hat ſeine Thränen,
Jeder Rücken ſeine Laſt,
Jede Seele hat ihr Sehnen,
Jeder Stamm hat ſeinen Aſt!
Jeder Schmerz hat auch ſein Ende,
Jeder Sturm hat ausgetoſ't;
Jede Sonn' hat ihre Wende,
Jedes Weh' hat ſeinen Troſt!
Jede Blum' hat ihren Stengel,
Jede Hoffnung ihren Grund,
Jedes Kind hat ſeinen Engel,
Ihren Flügel jede Stund',
Jeder Menſch geht and're Wege,
Dieſer mühſam, jener flott,
Endlich führen alle Stege
Sie zuſammen doch zu Gott!

Die Zauberschleier.

Ein Prolog.

Wiederum der Unglücksthräne
Und dem tiefen Herzeleid,
Widmet heute dieſe Scene
Eine kurze Spanne Zeit!
Wiederum ein Wort, ein ſchlichtes,
Das allein zum Herzen ſpricht,
Tritt der Inhalt des Gedichtes
Scheu vor Euer Angeſicht!
Wiederum als Opferkerzen
Brennen dieſe Kerzen hier;
Wo ſich finden milde Herzen,
Da iſt ſtets ein Hochaltar!
Wiederum zur Wohlthatsfeier
Ladet dieſer Tempel ein,
Und in einen „Zauberſchleier"
Hüllt er ſeine Milde ein!

Tauſend Zauberſchleier wehen
Durch die göttliche Natur,
Durch den Geiſternebel ſehen
Unſichtbare Mächte nur!
Tauſend Zauberſchleier hüllen
Um des Lebens Schickſal ſich,
Schickſalsſchweſtern ganz im Stillen
Weben ſie ganz emſiglich!

Tauſend Zauberſchleier ſchmiegen
Heimlich ſich um Herz und Bruſt,
Tief darein gewickelt liegen
Bitt'res Weh und ſüße Luſt!
Tauſend Zauberſchleier decken
Gottes Fügungen hier ein,
Wie, weshalb ſie ſich vollſtrecken,
Weiß wer ſie gewebt allein!

Was die Götter niederſchicken,
Hüllen ſie in Schleier dicht;
Dieſe Schleier zu durchblicken
Streb' das Menſchenauge nicht,
Wogen, flattern immer neuer,
Sie vor uns im Weltenraum,
Selbſt der Schlaf iſt Zauberſchleier
Nur für Nachtgeſicht und Traum! —

— Wenn der Tag iſt ſchlummertrunken
Auf das Bergbett hingeſunken,
Wenn er ſtreut die letzten Funken
In ſein Brautgemach, in's Meer,
Dann kömmt ſchwarz im Trauerkleide,
Witwe Nacht im blaſſen Kleide,
Abgelegt das Lichtgeſchmeide;
Um die Erde weitumher
Hängt herab in Wehmuthsfeier,
Finſterniß, ihr Witwenſchleier!

Wenn die Liebe, ſüßbefangen,
Auf des Mädchens Blütenwangen
Iſt jungfräulich aufgegangen,

Wie ein Blümlein aufgetaucht,
Sammeln ſtill die Charitinnen
Blumenfäden, Roſenlinnen,
Zum Geweb' ſie zu verſpinnen,
Auf das Antlitz dann gehaucht
Wird der Liebe, immer ſcheuer,
Holde Scham zum Roſenſchleier!

Wenn in Lebens dunkeln Stunden
Bei des Unglücks off'nen Wunden
Menſchlich hat der Menſch empfunden,
Und der Quell im Herzen ſpringt,
Steigen aus der Bruſt-Ciſterne
Zu des Auges klarem Sterne
Laut're Tropfen gar zu gerne,
Und des Herzens Mitleid bringt,
Seine milde Opferſteuer
In dem feuchten Thränenſchleier!

Wenn das Herz iſt voll von Zagen,
Wenn der Zeiten bitt're Klagen
Vor uns ſteh'n mit herben Fragen,
Deren Antwort Gott nur weiß!
Steht die Zuverſicht die holde,
Mit dem Stab der Blumendolde,
Ausgelegt mit Heſpers Golde,
Zeichnet durch den fernen Kreis
Uns die Hoffnung hoch und theuer
In der Zukunft Dämmerſchleier!

Wenn die dumpfen Donner grollen,
Wenn die Blitze ſind gequollen

Aus den Wolken, unglücksvollen,
Die der Himmel niederhängt,
Kömmt die Sonne, ſie zu zieren:
Mit Smaragd, Rubin, Saphiren,
Strahlenvoll ſie zu ſpalieren,
Und mit Purpur reich durchſprenkt
Flammt im ſiebenfachen Feuer
Bogenhoch der Farbenſchleier!

Wenn die Welten gehen ſchlafen,
Alle Tags- und Sorgenſclaven
Segeln in den Schlummerhafen,
In die ſtille Bucht der Nacht,
Sehen wir in Himmels Hallen
Ueber dieſen Welten allen
Einen blauen Schleier wallen,
Lebensbilder d'rein gebracht,
Jungfrau, Venus, Schwan und Leier
Schimmern durch den Sternenſchleier!

Und nach dieſem Schleier oben,
Den der Vater uns gewoben,
Sei des Menſchen Blick erhoben,
Wenn des Lebens Nacht uns droht;
Durch des Schleiers Aetherfalten,
Durch der Sterne Lichtgeſtalten
Fällt ein Licht vom Jenſeitswalten,
Das von Gott Gewißheit bot:
Er enthüllt den Zauberſchleier
Von des Lebens Abenteuer!

(Hervortretend:)
Doch heut' entfaltet ſich in dieſen Hallen,
Der ſchönſte unter dieſen Schleiern allen,
Denn in ſein weiches Luftgewebe fallen,
Die Thränen aus des Mitleids Feenſee!
Die Fäden nehmen ſie vom Herzgewebe,
Den Seufzer auch, der ſchwellend ihn erhebe,
Daß er zu fernem Unglück ſegnend ſchwebe,
Daß er umhülle tröſtend fernes Weh!
Was hier gewebt des Wohlthuns Jubelfeier,
Das trägt ein Engel hin im Zauberſchleier!

Das Versöhnungs-Fest,

oder:

Die Maiopfer im Herthahain.

Vergönnt's der Muſe, aus den Ungewittern
Der wild bewegten und ſtürmevollen Zeit,
In welcher alle Nerven fiebriſch zittern,
In Zank und Haß und roher Kräfte Streit,
In der die Eichen wie die Halme ſplittern,
Geſetz und Recht und Ordnung ſind entzweit,
Vergönnt's der Muſe nun, aus dieſem Grauen
Euch fortzuführen in der Dichtung Friedens-Auen!

Hinweg vom Anblick der polit'ſchen Hyder,
Die tauſendköpfig Staat und Land zerreißt,
Des Irrwahns iſt man ſatt, der ſeine Glieder
Um Herz und Bruſt uns legt, ſo frech und dreiſt;
Hinweg vom Taumelgeiſt der blut'gen Lieder,
Der nur auf wilder Leidenſchaften Spaltung weiſ't;
Die Dichtkunſt ſoll der Zeiten Wunden nicht durchwühlen,
Sie ſoll durch Zauberbalſam lindern ſie und kühlen.

Ein Tropfen von Vergeſſenheit aus ihrem Becher,
Dann fühlt der ſchweren Zeit man ſich entrückt;
Die Mauern ſchwinden, und es heben ſich die Dächer;
Ein Himmel liegt vor uns, mit Frühlingen geſtickt

Auf leichtem Fittig ſchwebt der frohe Zecher
In's Land der Dichtung, wo er Blumen pflückt,
Das Ufer flieht, ins Reich der Wunder-Meere
Schifft raſch er hin auf leichtbeflaggter Fähre! —

Kennt Ihr die Inſel Rügen, hoch im Norden,
Ein Himmelstheil, der in die Oſtſee fiel,
Ein Märchen, das zur Wahrheit iſt geworden,
Ein Blumenkahn, der blauen Wellen Spiel?
An Amphitritens Bruſt ein Blumen-Orden?
Das iſt für heute unſer Reiſeziel;
Die Muſe winkt, der Wundermantel liegt bereitet,
Und gerne nimmt ſie mit, wer gerne ſie begleitet!

Hier ſind wir nun in Herthas deutſchem Haine,
Hier, wo der deutſchen Erde Mutter thront,
Hier iſt der Eichenwald in ſeinem düſtern Scheine,
Hier iſt der See, an dem die Göttin wohnt;
Hier feierten die Deutſchen einſt am Opferſteine
Ihr „Friedens-“ und „Verſöhnungs-Feſt“ im Maien-Mond;
Mit Opfern kamen Mädchen, Knaben, Krieger, Hirten,
Geſchmückt mit Eichenlaub und Kranz von Myrthen!

Und Jeder brachte zum Verſöhnungs-Feſte
Ein Opfer dar nach eig'nem Sinn und eig'ner Wahl;
Ein Blatt, ein Kranz, ein Vöglein mit dem Neſte,
Ein Lamm, ein Band, und Blumen ohne Zahl;
Die Göttin wählt, was ihr das Höchſte ſcheint und Beſte,
Das Opfer, das ihr am lieblichſten zumal:

Und alſo legten ſie, beim Klang gemiſchter Lieder,
Die Gaben zu der Göttin Füßen nieder!

Ein Hirtenkind, im Haar von Gold,
Von Elfenhand in Locken ihm gerollt,
Mit Augen klar und tief und blau,
Als ob ein deutſches Herz daraus ſtets ſchau';
Einen Pfeil bringt es und Bogen,
Von Roſ' und grünem Laub umzogen,
Legt es mit holdem Angeſicht
Vor Hertha nieder, und tanzt und ſingt und ſpricht:
„Ich bringe ein Opfer der Liebe in Leid und in Luſt,
Ich ſinge die Liebe aus glücklicher Bruſt:
Was iſt die Lieb'? Was iſt die Lieb'?
Wer das nur wüßt'! Wer das beſchrieb'!
Von der Erde iſt's der Kern,
Von dem Himmel iſt's der Stern,
Von der Luft iſt's der Thau aus Aurorens Mund,
Von dem Meere iſt's die Perle auf ſonnigem Grund;
Von dem Tag iſt's das Morgenlied,
Von der Nacht iſt's das Traumgebiet,
Von dem Berg iſt's Wiederhall,
Von dem Thal iſt's die Nachtigall,
Und der Funke iſt's am Stahl,
Und von der Wolke iſt's der Strahl,
Und vom Seufzer iſt's der Hauch,
Und die Thräne iſt's vom Aug',
Und vom Herzen iſt's die Chriſtnachtszeit,
Und von der Seele iſt's Unſterblichkeit!“ —
Die Göttin nahm das Opfer freundlich an und ſpricht:
„Ein gottgefällig Opfer, doch iſt es noch das höchſte nicht!“ —

Der Zweite, der ſich naht, bringt Lanze, Schwert und Schild,
Mit dem Lorbeerkranze reich umhüllt
Als des Krieges und des Ruhmes Bild
Legt er dies Opfer nieder am Altar,
Bringt er der Göttin ſo ſein Loblied dar:

— „Es lebe der Krieg! des Friedens gewaffnete Hüter!
Denn noch iſt die Sendung der Zeit noch nicht vollbracht!
Noch dräuen die Stürmer, die unbändigen Wüther,
Sie zerren an Frieden und Ruh' der Gemüther,
Noch weben ihre Häupter in unſeliger Nacht!
Verfallen ſind ihnen die heiligſten Güter;
Die Fürſten des Haders, der Zwietracht Gebieter,
Sie rüſten ſich grinſend zur blutigen Schlacht;
Darum bedarf es des Krieges, der Ordnung Behüter,
Bedarf es des Schwertes hiſtoriſcher Macht!
Der Krieg iſt ein Naturgeſetz, nur dem Kampfe der Kräfte
Entſpringt die entſcheidende, männliche That.
Indeſſen der Friede, die Hand an dem Hefte,
Mit ewiger Dauer ſeit ewig uns äffte,
Verſumpfte das Volk, verwelkte der Staat!
Der Blitz und der Donner im Kriegesgeſchäfte
Entwickeln den Baum, entwickeln die Kräfte,
Entwickeln die Blüte, entwickeln die Saat!
Es lebe der Krieger, wenn zum Schutz er der Rechte
Das Schwert hat genommen in eiſerne Hand,
Es lebe der Krieger, wenn er im heißen Gefechte
Gekämpft für ſein väterlich heiliges Land;
Es lebe der Krieger, der gegen die Knechte

Der fremden Tyrannen, der rebell'ſchen Mächte,
Aus blitzendem Rohre die Kugel geſandt;
Es lebe der Krieger, der durch kämpfende Nächte
Die Tage des Hohns und des Treubruches rächte,
Er ſtrahlt mit dem Kranze vom Lorbeergeflechte
Ein Denkmal des Sieges im purpurnem Brand!!
D'rum ſei auch ein Evan, Evoe geſungen,
Dem tapfern Soldaten ein jubelndes Lied;
Vom Laube der Eiche ſei dankbar umſchlungen
Ein Kranz für den Greis in des Ruhmes Zenith,
Um's Silberhaar dem Helden ſiegend geſchlungen,
So ſteht er im wilden Strome ein Fels aus Granit!
Es lebe der Held, der im Kriege unbezwungen,
Ein vollendet' Bild aus dem Buch der Nibelungen,
Ein Banner und Panier der deutſchen Zungen,
Ein Glanzmeteor durch das Jahrhundert zieht!" —
Die Göttin nahm das Opfer freundlich an und ſpricht:
„Ein gottgefällig Opfer, doch iſt es noch das höchſte
nicht!"

D'rauf naht ſich ein Chor feſtverſchlung'ner Barden
Das freie Cymbal tönt durch's grünende Land,
Des Berges frühblühende Blum' als Kokarden,
Und eine zerriſſene Kette in offener Hand;
Symbole der Freiheit, ſie bringen ſie dar,
Und ſingen ein Freilied an Herthas Altar:
— „Ein gold'ner Stern iſt aufgegangen
Aus langer ſchmerzverhüllter Nacht;
Wir haben lang mit heißem Bangen
Mit bleichen, thränennaſſen Wangen
Dem Stern entgegenſehend gewacht;
Da kam er endlich an mit Prangen.

In ſüßer, wunderſamer Pracht;
Der Freiheit Stern iſt aufgegangen,
Ein Demant aus dem finſtern Schacht,
Des Himmels lichte Engel ſangen,
Als er erſchien, in Strahlenpracht;
Die andern Stern', wie goldne Spangen,
Sie wurden durch ihn leuchtend angefacht!
Der Freiheit Stern iſt aufgegangen,
O, Sternanbeter, haltet eifrig Wacht!
Der finſt're Dämon trägt Verlangen
Nach ſeiner alten, ſternenloſen Nacht!
Er möcht' mit ſeinen Eiſenzangen
Den Stern vom Himmelszelt ſich langen,
Weil er das Licht der Welt gebracht!
Der Freiheit Stern iſt aufgegangen,
Der Himmel iſt mit rothgold'nem Frangen
Wie Brautgezelt der Freiheit rings umfangen,
D'rum haltet Wacht, o, haltet Wacht,
Und macht die Rund' und ſeid bedacht,
Und ruft zu jeder Stund: „Habt Acht! habt Acht,
Daß unſer Stern vom Himmelszelt
Als Schuppe nicht zur Erde fällt!"
Die Göttin nahm das Opfer freundlich an und ſpricht!
„Ein gottgefällig Opfer, doch iſt es noch das höchſte
nicht!"

Und aus des Hains gedankenvollen Schatten
Entwickelt ſich ein reicher Prieſterzug,
Der auf dem Teppich gründamaſt'ner Matten
Sich nahend, ſeine Opfer ſinnend trug;
Auf einem Pfühl von blumigen Rabatten
Ein gülden Band, ein Palmenzweig, ein Pflug.

Und reich geſchmückt mit Epheu, Roſ' und Anemone,
Als Sinnbild dann die zarte „Kaiſerkrone!"
Sie legen am Altar das Opfer nieder
Und ihr Geſang tönt ſo vom Echo wieder:

„Dieſer Barden gold'ne Leier
Duldet feige Lieder nicht,
Dieſes Sees kryſtall'ner Weiher
Hörte nie ein ſchmeichleriſch Gedicht;
Dieſer Berge Freiheitsflammen
Duldet kein zweideutig Licht,
Dieſe Eichen, die von Odin ſtammen,
Sahen nie ein ſklaviſch Angeſicht;
Dieſer Opfer heil'ge Kerzen
Strahlten nie dem Heuchlerwicht,
Nur aus wahrem, tiefem Herzen
Lied und Prieſter allhier ſpricht;
Was wir hier zum Opfer bringen,
Opfer ſind's der Treu' und Pflicht,
Und die Lieder, die wir ſingen,
Singen wir aus Zuverſicht!
Denn ein Band liegt hier geſchlungen
Das bedeutet, daß ein goldenes Band
Frei ſich knüpft und ungezwungen
Von des Volkes feſſelloſer Hand
Um die Kaiſerkron', der lieblich jungen,
Und um's ganze treue Vaterland!
Und der Pflug, er iſt ein ſinnig Zeichen,
Daß aus den Wunden, jetzt der Erd geſchlagen,
Steigen ſegensvoll in ſpätern Tagen
Hoch empor die gold'nen Garben!
Wie ein Held muß oft die Erde darben,

Die verwundet wird zu fremdem Glück',
Und der Pflug läßt ihr die Narben
Wie ein Ehrendenkmal nur zurück!
Und der Palmzweig, die Anemone,
Roſe, Epheu, Pflug und gülden Band,
Sinnig beigeſtellt die Kaiſerkrone
Um deß gold'nen Reifes Rand,
Deuten an, daß ſie zum Throne
Einig ſchaart ſo Volk als Land;
Das befreit vom Sklavenfrohne
Nun in ſeinem dürren Sand
Auch der ſchlichte Bauer wohne;
Daß nun Kaiſer, Ritter, Bürger, Bauer,
Ausgeſöhnt, vereint und ſinnverwandt,
Bürgen für der Ordnung Dauer,
Steh'n wie eine Gottesmauer
Schützend vor dem Völkerbrand!
Darum fort mit Angſt und Trauer,
Da der Vater ſich zu ſeinen Kindern fand,
Argwohn ſteht nun nicht mehr auf der Lauer,
Grüner iſt die Erde und der Himmel blauer,
Wenn Hoffnungslichter ſind entbrannt!
Junges Glück wird ſich entfalten,
Aus dem jungen, grünen Szepterſtab;
Recht, Geſetz und Fried wird walten,
Groll und Zwietracht ſteigt in's Grab;
Finſt're Mächte, die durch's Leben walten,
Straf' und Rach' wird nicht mehr ſchalten,
Denn das Schönſte, was der Himmel gab,
Um in's Herz der Fürſten, hochgehalten,
Seinen Götter-Einzug hier zu halten:
Die göttliche „Verzeihung“ ſteigt herab!

Denn „Verzeihung“ iſt das Wort von droben,
Denn „Verzeihung“ iſt der Gottheit Wort; –
Wenn der Vorhang, blau gewoben,
Von dem Allerheiligſten da oben
Zieht der Weltenrichter fort,
Wird er ſeine Huld erproben!
Weil die Sünder er erhoben
Und die Reuigen auch führt zum Port,
Wird die Schaar der Engel loben
Ihn, den Fürſten der Vergebung fort und fort!“

Als die Prieſter d'rauf geendet
Ihren lauten Opfer-Chor,
Sich die Göttin liebreich wendet
Zu der Opfergab', die ſie erkor;
Und ſie neigt das ſtrahlende Geſicht:
„Dieſes Opfer glänzt im ſchönſten Licht,
Höh'res gibt's im Menſchenleben nicht!
Höheres nichts, als das Band der Treue,
Das um Land und Thron ſich ſchlingt!
Höh'res nichts, als die Liebesweihe,
Die ein Volk dem Fürſten bringt!
Höh'res nichts, als das Wort, das freie,
Das mit Lieb vom Herz zum Herzen dringt,
Höh'res nichts, als wenn die Bürgerreihe
Thron, Geſetz und Recht in Lieb' umringt,
Höh'res nichts, als wenn zur „Vertrauungs-Weihe“
Jeder Tropfe Argwohn raſch verſinkt,
Höh'res nichts, als wenn der ſpäten Reue
Fürſten-Herz- und Wort Verzeihung bringt!
Höh'res gibt es nichts, als „Lieb“ und „Güte“,
Nur Gehorſam, Fügſamkeit allein iſt Pflicht,

Völkerliebe aber iſt des Herzens freie Blüte,
Feuer lockt aus des Herzens Knosp' ſie nicht,
Wilden Strahl die junge Sonne biete,
Und ſie ſpringt wie eine Blume an das Licht;
Lieb' und Treu' vom Volk, vom Fürſten Gnade und Verſöhnung,
Kraft und Will' vereint, das iſt die höchſte Erden-Krönung."

Ende des fünften Bandes.

Inhalt
des fünften Bandes.

Seite

Wanderlieder 1
Der Fels 5
Schmerzliches, ewiges Lebewohl 8
Das Wiederſehen 10
Troſt im Echo 12
Stille Liebe 14
Der Doppelfrühling 16
Silhouette der Einzigen 18
Ewiges Suchen 20
Der Mai der Liebe 22
Das Ende vom Liede 24
Der Stadtfrühling im Herbſte 27
Der Kinderengel 29
Sternlieder 31
Wohin? 34
Frag' und Antwort 36
Die holde Feindin 39
Die Erſcheinung 41
Blumenträume 42
Vergebenes Suchen 45
Die Thränen 48
Die Benennung des Vergißmeinnichts 51
Die Locken-Parze 52
Die zwei Roſen 54
Das Blumen-Bouquet 55

Seite
Liebesweiſe 56
Die Eisblumen am Fenſter 57
Die unzertrennlichen Schweſtern 59
Das treue Weſen 61
Sehnſucht nach blauen Augen 63
Sehnſucht an Sie 66
Gleichniſſe: pro und contra 67
Poeſie und Liebe 70
Auch die Todten ſollen leben 73
Stammbuch-Blätter 76
Gratulation an meinem Geburtstage, von mir an mich . 78
Troſtworte an eine zärtliche Mutter beim Dahinſcheiden ihres fünf Monate alten Töchterchens 80
Roſenangebinde am Vermählungstage der Roſe . . . 81
Frühling im Herbſte 83
Mißmuthſpiegel des Lebens 85
Herzens-Einſatz 88
Die männlichen und weiblichen Gäſte 90
Lieder an Caroline 93
Luſt in Thränen 97
Sehnſucht 100
Gegenſätze 102
Wechſel in Jahreszeiten 104
Die Verlorne 107
Die orientaliſche Frage in der Arche Noah 111
Beethoven's Grab 117
Sieben Zweige 126
So wird ſie 135
Die Geheimniſſe von Baden 140
Die Journale in der Arche Noah 145
Reden und Sprechen, oder: Redensart und Wahrheitsfahrt 152
Das Whiſtſpiel der Ehe 156
Es kommt zu nichts 159

Seite
Weibliches Gutachten über Gewerbefreiheit 163
Die Löwin 169
Muſik-Toaſt an Liszt 173
Stimme des Tirolers 177
Was iſt der Menſch? 179
Kartoffelfeld-Phantaſie 182
Des Künſtlers Fluch und Segen 184
Das Ehrenwort von Jenſeits 187
Sprüchwörter en papillote 194
Der Gmundner See 199
Der ſtille Bote 201
Die Roſen der Eliſabeth 204
Ich bin vergnügt, weil ich vergnügt ſtets bin! 211
Grillen aus „Moriz-Ruh“ 214
Ich, ein „Rückwärts-Mann“ 218
Kinder, Lichter und Blumen 222
Die Zauberſchleier 230
Das Verſöhnungsfeſt, oder: Die Maiopfer im Herthahain 235

* * *

Druck von Rudolf M. Rohrer in Brünn.

[illegible]

[illegible]otenburg.

[illegible]

[illegible]eimnisse Rom[illegible]

[illegible]X. Jahrhundert.

[illegible]ioneller Roman von
[illegible] Brifault.
[illegible]pier Lex. 8° gr.
[illegible] über 100 Bildern und
[illegible]
[illegible] 5 M. 50 Pf.
[illegible] Prachteinband
[illegible] 7 M. 50 Pf.
[illegible] à 25 kr. oder
[illegible] zu beziehen.

[illegible]ensbilder.

[illegible] Hermann Dedenroth.
[illegible] kr. ö.W. od. 60 Pf.

[illegible] auf Java.

[illegible] von Alex. [illegible]
[illegible] geheftet 1 fl. ö.W. oder
2 M.

[illegible]eisters Stundenbuch

[illegible] von Th. Hemsen.
[illegible] kr. ö.W. od. 3 M.

Die [illegible]

[illegible]
[illegible]
Mit [illegible]
Holzschnitten auf [illegible]
[illegible] geheftet [illegible]
5 M.

[illegible] gebunden 3 fl. 50 kr. oder
Auch in 10 Heften à 20 kr. o
60 Pf. zu beziehen.

Dasselbe Volks-Ausgabe mit
Holzschnitten.
8° geheftet 1 fl. 50 kr. oder 3

Die Klöster der Christenh

Historisch-romantische Schilderun
des Lebens und Treibens in
Mönchs- und Nonnenklöster

Dieses Werk, welches zu den [illegible]
tion erregendsten in dieser [illegible]
zählt werden darf, ist auf fein
Velinpapier, Lex. 8°, gedruckt
durch zahlreiche feine Holzschn
verziert.

Preis geh. 3 fl. oder 6 M.

Das Metermaß

in der Volksschule und in der [illegible]
des öffentlichen Verkehrs.

Mit einem großen Table

enthaltend die bildliche Darstell
aller im öffentlichen Verkehr [illegible]
menden Maße und Gewichte

Von Fr. [illegible]

Zweite gänzlich umgearbeitete Au

Preis 36 kr.

M. G. Saphir's Schriſten.

Cabinets-Ausgabe

Ausgewählte Schriften.

Von

M. G. Saphir.

Dritte Serie.

Achte Auflage.

Sechster Band.

Brünn, Wien und Leipzig.
Verlag von Fr. Karafiat.

Zeit-Cavalcade.

Variation auf das alte Thema: „Man muß auf der Zeit reiten, Trott, Hopp oder Galop!"

Man muß mit der Zeit fortſchreiten", ſo heißt die Bertramswurzel, welche die hohe Altſchule aller Oeffentlichkeit uns in den Mund ſteckt, um dadurch das Hervorbrechen unſerer Weisheitszähne zu befördern. „Man muß mit der Zeit fortſchreiten!" heißt es auf Lehrſtühlen und Kathedern, in Journalen und Clubs. „Man muß mit der Zeit fortſchreiten", ſagen Deſpoten und Liberale. „Man muß mit der Zeit fortſchreiten!" ſchreien Kannegießer und politiſche Barbiere.

Es gibt aber nichts Abgeſchmackteres, Unerträglicheres, Elenderes, Verderblicheres, als dieſes erblich fortgepflanzte Saft- und Kraftſprüchlein:
„Man muß mit der Zeit fortſchreiten!"

„Man muß auf der Zeit reiten!" ſo muß es heißen, man muß die Zeit zureiten, ſie bändigen und im Zügel halten. Die Zeit iſt keine alte Matrone in Reifrock und Spitzen-Manſchetten, mit der man Hand in Hand den Altvaterſchritt fortſchreiten kann. Die Zeit iſt ein wildes, tolles, kolleriges Pferd, ein Wildfang; wer mit dieſem Pferde Hand in Hand gehen will, wird geſchleppt, geſchleift, und von ſeinem Hufſchlage zertreten. Auf die Zeit hinauf muß man ſich ſchwingen und ſie mit ſicherem Knieſchluß umfaſſen, ſie zügeln und bändigen; man muß auf der Zeit reiten, Trott, Hopp oder Galop!

Wer ſich einbildet, er ſchreitet mit der Zeit fort, der iſt ein Narr, die Zeit ſchreitet mit ihm fort! Er glaubt mit der Zeit *zu gehen*, und er *taumelt* mit ihr fort; *mit* der Zeit geht kein Menſch fort, die Zeit leidet keinen Menſchen *neben* ſich; wer nicht ſtark genug iſt, ſich auf ſie hinaufzuſchwingen, mit ihr wie auf der Windsbraut davon zu jagen, oder ſie unter ſeinem Drucke ſtehen zu machen, den wirft ſie aus dem Sattel, und trabt allein von dannen.

Man ſoll mit der Zeit fortſchreiten; das können jene Menſchen thun, die mit der Zeit *ſpazieren gehen*, d. h. die Philoſophen und Zeit-Faullenzer, die laſſen die Zeit hübſch an der rechten Seite gehen, führen ſie ein bischen in die Luft und wieder nach Hauſe; aber wer mit der Zeit eine Geſchäftsreiſe machen will, der muß auf der Zeit reiten, Trott, Hopp oder Galop!

Ein jedes Ding hat ſeine Zeit, ſagte Salomon; er hätte ſagen ſollen: ein jeder Menſch hat ſeine Zeit, es gibt keinen Menſchen auf der Welt, der nicht einmal eine Zeit gehabt hat, in welcher ihm das Glück zu Gebote ſtand; es gibt keinen Dummkopf auf der Welt, der nicht einmal eine Zeit gehabt hat, in der ihm ein kluger Gedanke zu Gebote ſtand; es gibt kein häßliches Frauenzimmer auf der Welt, welches nicht einmal eine Zeit hatte, eine Eroberung machen zu können. Wenn alle dieſe die glückliche Zeit unbenützt entkommen ließen, ſo geſchah es, weil ſie bedächtig, mit deutſchem Phlegma und grundgelehrter Faulheit mit dieſer Zeit gemächlich fortſchreiten wollten; hätten ſie dieſe Zeit bei den Mähnen ergriffen, ihr die Sporen in die Seiten geſetzt und mit ihr davongeſauſt, ſie wären weiter gekommen; denn: man muß auf der Zeit reiten, Trott, Hopp oder Galop!

Man muß mit der Zeit fortſchreiten, ſagen alle, die glauben: die Zeit ſchreite gar nicht fort, und ſie meinen eigentlich, man muß mit der Zeit ſtehen bleiben; oder vielmehr ſie haben ſich von der fortſchreitenden Zeit losgemacht und glauben doch noch mit fortzuſchreiten, ſowie die Leute, die aus dem Schiffe ausſteigen, die Bewegung noch immer wähnen.

Die Zeit iſt ein edles, ſtolzes, feuriges Pferd, dabei fromm und ſanft, mit klugen Augen, freier Stirne; aber die Reiter ſind verſchieden, an dem Reiter liegt es, wie er die Zeit ſattelt, wie er ſie zureitet, an ihm iſt die Schuld, wenn ſie ſtörrig wird, oder mit ihm durchgeht. Die Verkehrtheit des Zureitens und Sattelns macht den Unterſchied der Zeit. — Die edle Zeit braucht weder die Gerte, noch die Sporen, ſie ſpitzt ſchon von ſelbſt die weithörigen Ohren und findet oft im Dunkeln den rechten Weg beſſer als der Reiter.

Jetzt aber wird die Zeit curios geſattelt und zugeritten. Die Franzoſen ſind ſchnelle Reiter, ſie ſteigen bloß auf's Pferd (monter à cheval), wenn ſie aber auf dem Pferde ſind, dann reiten ſie nicht, ſondern das Pferd erlaubt ihnen mitzureiten, das Pferd iſt ihr Herr; ſo reiten ſie auch auf der Zeit: im Hinaufſteigen auf die Zeit ſind ſie Meiſter, aber wenn ſie auf der Zeit ſitzen, dann reiten ſie die Zeit nicht, ſondern ſie werden von der Zeit geritten und erwarten ängſtlich, wo es der Zeit gelegen iſt, ſie abzuſetzen. Der Franzoſe gibt der Zeit und dem Pferde Branntwein, der Deutſche gibt beiden Bierbrot, darum iſt die franzöſiſche Zeit ein toller Renner, der ſich den Kopf anrennt, die deutſche Zeit aber iſt ein ſchwerer und ſicherer Traber.

Eine Zeit lang hatten die Franzoſen uns Deutſche auf ihrer Zeit reiten laſſen, allein da ging es, wie in der Anecdote, wo Jemand ſein Pferd dem Käufer anrühmen wollte und ſagte: „Es läuft zwölf Meilen hintereinander“, worauf der Käufer ſagte: „So kann ich es nicht gebrauchen, ich wohne nur ſechs Meilen von hier“; dem deutſchen Reiter reitet die franzöſiſche Zeit zu weit; der Deutſche will ſelbſt reiten, denn man muß auf der Zeit reiten, Trott, Hopp oder Galop!

In Kunſt und Literatur heißt es auch: man muß mit der Zeit fortſchreiten; das wäre aber traurig, wenn man im Theater z. B., wo einem die Zeit ſo ungeheuer lang wird, Hand in Hand mit ihr fortſchreiten wollte! da reit' ich lieber auf der Zeit zur Thür hinaus, Trott, Hopp oder Galop!

Die Journaliſten ſchreien auch alle, ſie ſchreiten mit der Zeit Hand in Hand, ſie ſchreiten aber bloß mit ihren Zeitſchriften Hand in Hand, welche, anſtatt die Leſer zu feſſeln und die Zeit zu vertreiben, die Zeit feſſeln und die Leſer vertreiben. Dieſe Blätter aber ſollen mit der Zeit nicht fortſchreiten, ſondern ſie ſollen auf der Zeit reiten, Trott, Hopp oder Galop!

Erſte Eiſenbahnfahrt vom Prater nach Deutſch-Wagram.

Am 6. Jänner 1838.

Jules Janin hat einen Aufſatz über die Pariſer Eiſenbahn geſchrieben, und dafür 7000 Francs bekommen. — Den Aufſatz hat er dem Publikum mitgetheilt, die 7000 Francs hat er für ſich allein behalten. Schade! denn der Aufſatz war matt und werthlos, und die 7000 Francs waren gewiß um 7000 Francs mehr werth!

Wie man über die erſte „Pariſer Eiſenbahnfahrt" einen matten Aufſatz ſchreiben kann, wie ihn Jules Janin ſchrieb, iſt höchſt wunderbar, und ich ſchicke dieſes Factum dieſer meiner Phantaſie voraus, um es gewiſſermaßen zum Fatum zu machen, daß alle Aufſätze über Eiſenbahnfahrten matt *ſein müſſen*, und da ich in der Mattigkeit meines Aufſatzes dem Herrn Jules Janin 7000 Francs, und den Unterſchied zwiſchen Floridsdorf und Paris als doublé vorgeben kann, ſo habe ich freien Spielraum genug, ſo matt und ſo flach zu ſein, wie man nur ſein kann, wenn man eine recht liebe, gute Seele iſt, und alle Menſchen zu Freunden hat.

Alſo, verſuche dich, mein Kiel,
Der Anfang ſchon verſprichts,
Die Worte ſind ſchon viel,
Der Inhalt iſt ſchon Nichts.

O fahre nur ſo fort
Auf dieſer Eiſenbahn,
Dann geb' ich dir mein Wort,
Du biſt im Korb der Hahn.

Du wirſt beliebt bald ſein,
Man wird ſich um dich reißen,
Du wirſt bald allgemein:
„Die gute Seele“ nur heißen!

Ich fange an! z. B.

„Die Wagen beſtehen aus drei Abtheilungen, jeder zu ſechs Perſonen; der Wuchs dieſer Wagen (um nicht „Bau“ zu ſagen) iſt ſo, daß er nichts zu wünſchen übrig läßt. Modernität und Commodität haben ſich vereint. Die gepolſterten Sitze ſind mit Lehnen und Ohren verſehen.“

Nun, bin ich nicht ein lieber Kerl? Kann man gutmüthiger und zugleich populärer ſein? Ich rieche ſchon, wie mich alle Menſchen gern bekommen, aber von den 7000 Francs riech' ich noch nichts, das macht, weil ich noch den Stockſchnupfen habe.

Wenn ich will, geb' ich mir auch einen Schwung, nicht nur auf den Wagen, ſondern auch auf die Lyrik hinauf, und beginne:

„O Schauſpiel ſonder Gleichen! Die Rauchſäule ſtieg empor! der Zug flog mit Windesſchnelle! Ha! impoſant! Die Maſchine praſſelt! die Maſchine ſauſt! Sie kömmt näher, Alles jubelt!“

Ich kann Alles! Ich bin ein Mordkerl! Nur Eines konnte ich nicht, nämlich am 23. November in Prag ſein, und zugleich hier die erſte Fahrt auf der Kaiſer Ferdinands-Nordbahn von Floridsdorf nach Wagram mitzumachen. Ich mußte alſo bis heute warten, wo ich das verlängerte Vergnügen genoß, vom Prater aus die Fahrt machen zu können.

Es freut mich, daß einmal die Formel: „Wie befinden Sie ſich?“ aufgehört hat. An ihre Stelle iſt die Frage: „Wie ſteh'n die Eiſenbahn-Actien?“ getreten; denn an dieſe Frage knüpft ſich das Wohlbefinden der ſtärkſten und wohlbeleibteſten Männer.

Um die Eiſenbahn und ihr Actienweſen dreht ſich jetzt die Erde mit allen ihren Eiſenbahnen, und ſo drehen ſich die Eiſenbahnen um ſich ſelbſt herum, und die Actien ſind die liebe Jakobsleiter, auf welcher die lieben Actionäre und ihre Planeten hinab- und hinaufſpazieren!

Die Hinaufſpazierer oder die Steiger ſuchen einen Fallſchirm in dem geſunden Menſchenverſtande, die Herabſteiger ſuchen einen Senker und Niederdrücker in der leeren Zukunft, an dem etwaigen Menſchenmangel und an der geringen Frequenz der Schlachtochſen; ja, man könnte ſagen: Es ſind zwei Parteien:

die Einen ſchätzen die zukünftigen Ochſen hoch, die Anderen ſchätzen die zukünftigen Ochſen gering

Ich bin überzeugt, wenn es der lieben Schöpfung gefallen hätte, die Welt auf Actien zu erſchaffen, es hätte tauſend Speculanten gegeben, welche mit Welt-Actien Geſchäfte gemacht hätten, und ſie hätten auch für das Fallen tauſend Scheingründe angeführt. Zuerſt hätten ſie gezweifelt, daß die Welt gar je zu Stande kommen wird; dann hätten ſie nicht eingeſehen, wo die Frequenz herkommen ſoll, um die Erde und alle Geſtirne zu bevölkern, zu erhalten. Dann hätten ſie geſagt: Wo will die Sonne ſo viel Steinkohlen hernehmen, um immerfort zu heizen? Dann: wie ſollen alle dieſe Bahnen der Sterne und Planeten angelegt werden, und wie wird es möglich ſein, alle dieſe Schienen und Rails aufzutreiben? Wenn einmal ein Wolkenbruch geweſen wäre, ſo hätten ſie geſagt: Die Wolken, dieſe Luft-Dampfſchiffe, müſſen alle abgeſchafft werden, weil einer Wolke der Keſſel geplatzt iſt! Bei jeder fallenden Sternſchnuppe hätten ſie die himmliſchen Sterne, dieſe Locomotive der Himmelsbahn, alle abgeſchafft!!

Denn der Menſch iſt ſkeptiſcher Natur, ſeine Zweifel erſtrecken ſich von der Unſterblichkeit ſeiner Seele bis zu dem Gelingen einer Eiſenbahn, und die Radien ſeiner Skepſis ſchließen ſeine Zukunft und die Fünfprocentigen zugleich ein!

Als das impoſante Millionengeräuſch der Eiſenbahnen von fernen Ländern zu uns hereinſcholl, da kamen wir oft mit unſerem Wünſchen und Hoffen in Colliſion; wir ſehnten uns nach dem Mitgenuße einer Anſtalt und ihrer Wirkung, welche zu den erſten, zu den unabſehbarſten Wohlthaten des ſocialen und geiſtigen Lebens gehört, und wir konnten den ſeligen Augenblick kaum erwarten, mit in die unendlichen Maſchen dieſes über ganz Europa ausgeſpannten, eiſernen Commerznetzes eingeſtrickt zu werden.

Da kam der Mann, der das goldene eiſerne Zeitalter heraufzuführen berufen iſt. Der Freiherr Salomon v. Rothſchild unternahm unter dem Schutze unſerer, alles Große, Schöne und Nützliche ſo ſegensreich befördernden Regierung, das großartige, gigantiſche Werk der Realiſirung der erſten und größtumfaſſenden Eiſenbahn unſerer Monarchie.

Es iſt dem Geiſte des unbefangenen Denkers längſt klar geworden, und das energiſche Wort des Redners ſpricht es unverholen aus, daß oft aus dem flachgedeckten Raum eines Comptoirs eben ſolche weltbeglückende Univerſalgedanken ausgegangen, als aus den hochgewölbten Hallen der Rüſt- und Zeughäuſer, als aus den weisheitsſtillen Stuben der Philoſophen und Tiefdenker.

Man ſoll und darf es nie vergeſſen, daß die kaufmänniſche Speculation die erſte Taube war, welche der *Geiſt* aus der Arche des Lebens ausſchickte, um zu ſehen, wo er feſten Fuß faſſen könnte. Auf den

Flotten des Handels bahnte ſich das Kreuz den Weg zu barbariſchen Nationen, und durch Karavanen und Kauffahrteifahrer, die Zimmt und Narden, Baumwolle und Cocos ſchleppten, tranken wir aus dem Ocean der Kunſt und der Wiſſenſchaft.

Es erhebe ſich alſo die dünkelvolle Weisheit nicht in philiſtröſer Anſicht über die intenſivere Anſicht des Commerzes und ſeiner mächtigen Stimmführer!

Mag die Idee, welche die Eiſenbahnen ins Leben rief, auch aus Speculationsgeiſt entſtanden ſein, ihre Weſenheit ſelbſt, ihre Exiſtenz, ihre Realiſirung gehört nicht mehr der handelnden Welt allein an, ſie gehört dem unendlichen Gebiete des Geiſtes, dem uferloſen Ocean des Weltgeiſtes, der Weltgeſchichte, dem endverſagten Gebiete einer neuſichgeſtaltenden Zukunft an.

Warum ſollten deshalb nicht der Künſtler, der Dichter, der Philoſoph, der Naturforſcher, Alle, die an der Entwicklung und Geſtaltung des Weltgeiſtes betheiligt ſind, eben ſo Partei für dieſe neu entdeckte Pulsader der Welt ergreifen? Warum ſollte man nicht alſo dem Herrn Baron v. Rothſchild, der um Entwurf und Entſtehung, um Impuls und Motiv, um Vorwerk und Bewerkſtelligung dieſes eiſernen Zaubergürtels unſeres Vaterlandes, ein ſo über alles Lob erhabenes Verdienſt hat, die volle und ungeheuchelte Anerkennung nicht laut, nicht freudig zu Theil werden laſſen? Warum ſollte man, bevor wir von den anderen Locomotiven dieſes vaterländiſchen Unternehmens ſprechen, nicht zuerſt mit der vollſten Würdigung von dem Herrn Baron v. Rothſchild, dieſem allererſten und allerkräftigſten Locomotiv derſelben ſprechen?

Der erſte Paragraph dieſer eiſernen Odyſſee liegt nun mit Blitzesſchnelle durchſchnitten vor uns, vom Prater bis nach Wagram, von unſerem Volksliede bis zu unſerem Habsburgs-Epos! Jede Spanne dieſer Eiſenbahn ſtraft jahrelange altmodiſche Klagen über Geldmangel Lügen, und jedes einzelne Rail tönt die Wahrheitswerdung einer bezweifelten und bekrittelten Ahnung aus! Das ſchöpferiſche „Es werde!“ wurde zum triumphirenden „Es ward!“ Was liegt nun daran, ob dieſe Bahn erſt zwei Meilen oder fünftauſend Meilen lang fertig iſt? Vom Prater bis ans Ende der Welt iſt's doch am Ende nicht mehr, als noch vielmal vom Prater bis nach Wagram! Hat man eine Wahrheit einmal für den kleinſten Punkt gewonnen, ſo iſt ſie im Geiſte ſchon reell und wirklich für die ganze Welt, für die fernſten Zonen und Geſchlechter gewonnen. Ob zeitliche und räumliche Bedingungen ihre Ausdehnung verzögern oder beſchleunigen werden, ſind Zufälligkeitsfragen; die Lebensfrage der Eiſenbahn ſelbſt iſt mit dem Gelingen der erſten Viertelſtunde, für alle Zukunft, für die fernſte Ferne entſchieden und ſichergeſtellt! Das materielle Auge der Actien-Speculanten mag jetzt nur bis Wagram ſchauen, das geiſtige iſt freier, hellſichtiger, es ſieht unbefangen von Schadenfreude, unbeirrt von Börſe-Discuſſionen das gelungene Ende, ſowie Columbus auf ſeiner Waſſerbahn, trotz Prophezeiungen und Murren, ſein Amerika hell und deutlich vor ſich liegen ſah.

Allein, wohin verirr' ich mich? Ich will ganz anderen Betrachtungen nachhängen bei dem Anblicke dieſer fortſauſenden Windsbraut!

Mögen die Philiſter an Alles, was der Geiſt in ſeiner herablaſſenden Demuth zu Markte bringt, den Gehörtrichter der Geldtaſche, die Krämer-Elle anlegen, die große, unendliche Idee in die kleine Scheidemünze von Gewinnſt und Verluſt ausmarken, und den Himmelsflug der gottgegebenen Gedankentochter, wie einen papiernen Drachen nach „ſteigen“ und „fallen“, beflügeln und bemeſſen; der dichteriſche Geiſt gipfelt auf dieſer Erſcheinung die höchſten, die glühendſten, die farbigſten Blumen des Geiſtes, der Zukunft, der Menſchheit auf!

Das Eiſen hat ſich ſeines blutdürſtigen Geſchäftes begeben, und verſöhnend umarmt es die Erde. Es beugt ſeinen Rücken, um die Menſchen, die es bisher feindlich trennte, deſto ſchneller und friedlicher zu vereinen. Nicht dem Tode will das Eiſen mehr dienen, ſondern dem Leben. Glaubt ihr, das ſind Schienen? Es iſt nicht wahr, es ſind Vermählungsketten, durch welche ſich Länder verbinden. Glaubt ihr, das iſt eine Straße? das iſt ein Hochzeitsband von Nationen!

Glaubt ihr, das ſind Rails? das ſind Trauungsringe, mit denen ſich Völker an Völker trauen!

Ihr hört das Brauſen eines Dampfkeſſels? Es iſt das Athmen der vorſtrebenden geiſtigen Kräfte. Ihr hört das Raſſeln der Räder? Es iſt der Ton der Künſte, mit welchen ſich die fernſten Herzen zuſammenfinden. Ihr hört das Glöcklein, das zur Abfahrt läutet? Es iſt die Geburtsfeierglocke einer blühenden Zeit! Ihr ſeht einen Bahnhof? Es iſt das Reſervoir einer neuen Zukunft! Ihr ſeht die Locomotive? Es ſind die ungeheuern Schwingen des zur Sonne fliegenden Jahrhunderts! Ihr ſeht Dampfſäulen und Rauchwolken und ſprühende Funken? Es iſt der Rieſengenius des neunzehnten Jahrhunderts, der ſeinen Feuerodem aushaucht und Feuer und Flammen ſpeit über die engherzigen Zweifler, und hohnlächelt über die Trägheit und Schläfrigkeit der vorigen Jahrhunderte!

Ihr ſeht einen langen Wagenzug von Dampf dahingewirbelt? Es iſt der geiſtige Reigen, der Handlanger von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, die Brautfahrt der Phantaſie!

Ihr ſeht in den glänzenden Caroſſen Herren und Damen, und Vornehm und Gering recht froh und behaglich ſitzen? Es ſitzen Länder und Völker, Welttheile, Berge und Thäler, Gletſcher und Pole, Wiſſenſchaften und Entdeckungen in den Wagen, und ſie umarmen ſich und halten ſich brüderlich umſchlungen!

Für alle jene Leſer aber, die das Alles nicht ſehen und doch wiſſen wollen, was eigentlich zu ſehen iſt, für die Zeitungs-Fladen-Leſer ſei es geſagt, in ſolider Journalleder-Manier, mit klarer Brotkleien-Deutlichkeit: „daß die erſte Fahrt am 6. Jänner ſtattfand, daß das Wetter ſich geſtaltete, daß die Colonne beſtand aus 5 Wagen erſter Claſſe, 5 Wagen zweiter Claſſe und 1 Wagen dritter Claſſe, daß der Wagenzug vom Jubelruf begleitet fortflog, daß die Fahrt in 39 Minuten gemacht wurde, daß in Wagram der rühmlichſt bekannte Wiener Bürger, Herr Ignaz Weißenberger, eine Reſtauration errichtet hat, daß dieſe alle Forderungen befriedigt — verſteht ſich, daß man nachher auch ihre Forderung befriedigt — daß das beſonders vortreffliche Bier daſelbſt von dem Bräuhauſe auf der Wieden iſt, welches durch den neuen Beſitzer einen tüchtigen und runden Umſchwung bekam, und daß die Bedienung ſich gut zeigt."

Erſchöpft von dieſem blühenden Anzeigeſtyl ſinke ich in meinen Schreibſtuhl zurück und erwarte eine neue Eiſenbahn, die mich von dieſem poetiſchen Stylprater wieder in das flache Marchfeld unſeres gewöhnlichen Styles zurücktransportirt!! uf!

◆

Der Declamator und die Fliege.

Es gibt im Leben viele beſchwerliche Dinge, Dinge, die Einen jeden Augenblick ärgern und quälen, und die man doch nicht los werden kann! Zum Beiſpiel reiſende Virtuoſen, debutirende Clavierſpielerinnen, ſchlechte Poeten, die gelobt ſein wollen, Vorleſer von Manuſcripten, Charaden-Verfaſſer, die eine Charade ins Blatt bringen wollen, Concert-Arrangirer, Pränumeranten-Fanger u. ſ. w. Allein nichts von allem dieſen iſt ſo unausſtehlich, ſo unausweichlich, ſo unabweisbar, ſo läſtig wiederkehrend, als — eine Fliege, wenn ſie ſich einmal ein Menſchenantlitz zu ihrem Bahnhofe, Stapelplatz und Feldlager auserkoren hat!

Ein armer Teufel, dem man 5 fl. ſchuldig iſt, ein häßlich Mädchen, dem man einmal ſchön that, ein ſchlechter Schauſpieler, dem man verſprach, ihn zu loben, kommen nicht ſo unermüdet wieder; ein ſchlechter Redner kommt nicht ſo oft zu ſeinem Text und eine halsſtörrige Frau nicht ſo hartnäckig auf ihr Thema zurück, als dieſe Fliege auf ihr auserſehenes Antlitz!

Eine ſolche Fliege iſt das philoſophiſche „Ich“, das ſich ſelbſt ſetzt, und zwar dem Größten wie dem

Kleinſten auf die Naſe, auf dieſes honestamentum faciei, gleichſam als „i“ Tüpfel auf dieſen Geſichtsvorſprung.

Weh Euch, wenn Ihr bei einer Prüfung ſeid, und eine ſolche Refrain-Fliege ſtets wieder auf Eure Naſe zurückkehrt! Weh Euch, wenn Ihr vor Eurer Geliebten auf den Knien liegt, und beim Schwur der ewigen Treue eine ſolche Fliege ſich auf Eure Naſe ſetzt! Weh Euch, wenn Ihr bei einer Audienz Eure Situation in rührenden Tiraden ſchildert, und eine ſolche Fliege Eure Naſe umflattert! Wer weiß, wie viel Lebensglück ſchon durch eine ſolche nicht zu vermeidende Naſenfliege zerſtört wurde!

Ich ſaß ganz ruhig bei meiner Arbeit und dachte an Nichts — der Leſer kann daraus erſehen, daß ich ein „Lied für die Compoſition“ ſchrieb, wobei man durchaus nicht nur an Nichts zu denken braucht, ſondern conträr im Gegentheile an Nichts denken darf! — Als ich ſo ſaß und an Nichts dachte, dachte ich, welch’ ein ſeliger Zuſtand es wäre, an Nichts zu denken!

Nun wird aber der Leſer neugierig ſein, zu wiſſen, woran ich dachte, als ich nichts dachte? Ob an ein „Ballet“, oder an eine „Solotänzerin“, oder an einen „Muſen-Almanach“, oder an „Deutſchlands Einheit“, oder an Lewald’s „Europa“ u. ſ. w.

Allein der Leſer muß damit zufrieden ſein, daß ich an Nichts dachte, an welches Nichts ich dachte, iſt eine Privat-Angelegenheit, und geht den Leſer ganz und gar nichts an. — Alſo ich ſaß und dachte an Nichts, und mir war ſo gedankenlos wohl zu Muth, wie fünfhundert Philoſophen! Wenn der Leſer nur ſo gut ſein wollte, zwei, drei Jahre lang hintereinander an Nichts zu denken, dann wird er an mich denken und ſagen, welch' ein calmirendes, nervenſtärkendes, blutreinigendes und herzſtärkendes Hausmittel das „an Nichts denken" iſt.

Man „ſitzt oft in Gedanken", allein das iſt ein ſchlechter Sitz, hartgepolſtert und ohne alle Lehne und Rückhalt! Allein in keinen Gedanken ſitzen, das iſt ein Witwen- und Luſt-Sitz der Seele!

Alſo, ich ſaß und dachte an Nichts, dabei überſetzte ich ein Stück von Scribe ins Deutſche, beurtheilte die Madame Brüning als Chonchon, las 62 Journale und ſtrich das Intereſſanteſte für mein Journal mit Rothſtift an, vulgo: ich redigirte, ſchrieb einen Artikel für's „Brockhaus'ſche Converſations-Lexikon" u. ſ. w. Der Leſer ſieht, was ich Alles thue, wenn ich an Nichts denke: was könnte ich erſt leiſten, wenn ich an Etwas dächte! Es iſt ein ordentliches Glück, daß ich gar nicht daran denke, an Etwas zu denken, und das kann mir Niemand, der denkt, verdenken!

Alſo, als ich ſo im tiefſinnigſten Nichtsdenken war, läßt ſich ein junger Mann, ein angehender Schauſpieler, melden.

Ich ließ ihn eintreten, indem ich bei mir wünſchte, daß aus dem angehenden Schauſpieler nur bald ein abgehender Schauſpieler werde. Er trat ein, und indem er mir ſagte, daß ich ein Genie ſei, der erſte Aſſoluto-Kritiker der Welt, meine Stimme die Primadonna in Europa wäre, und andere Dinge mehr, die ich längſt wußte und aus Beſcheidenheit verſchwieg, rückte er mit der Bitte heraus, mir etwas vorſpielen zu dürfen, und ſich ganz meinem Urtheile zu unterwerfen, ob er oder ob er nicht werden ſollte, nämlich ein tragiſcher Künſtler!

Es hing alſo von meinem „Werde!“ ab, ob Deutſchland um einen Eßlair mehr oder minder haben ſollte!

Ich fühlte die ganze Verantwortlichkeit meiner Miſſion!

Ein Schauſpieler, ein angehender, mehr in Deutſchland oder nicht? Das iſt die Frage! Ich ſah ihn an, auf ſeinem breiten Bruſtkaſten las ich das Repertoir: Jaromir, Hugo, Carl Moor u. ſ. w., und ſeine langen Arme ſchienen von der Vorſehung geſchaffen, die Luft mit tragiſchen Schneiderſtichen zuſammen zu ſticken.

Lieber Leſer, wenn Du zufällig in die Lage kömmſt, daß Jemand Dir etwas vorlieſt oder vorſpielt, und Dir verſichert, es hänge Alles von Deinem Urtheile ab, ſo kannſt Du darauf rechnen, daß der Mann darauf rechnet, daß er auf Deinen Beifall rechnen kann.

Wenn die Welt wüßte, wie viel Unheil ich ihr ſchon abwenden wollte! Wenn ſie wüßte, zu wie viel angehenden Künſtlern ich ſchon ſagte: „Mein Beſter, lernen Sie irgend ein Handwerk, zum Künſtler taugen Sie nicht!“, zu wie viel Dichtern ich ſchon ſagte: „Verehrteſter, da Sie mich um meine wahre Meinung fragen, ſo fühle ich mich verpflichtet, zu ſagen, daß Sie dieſe Gedichte nicht drucken laſſen ſollen, daß Sie dieſes Theaterſtück nicht aufführen laſſen ſollen!“ Ja, wenn die Welt das wüßte, ſie wäre mir wenigſtens für meinen guten Willen dankbar!

Allein alle dieſe gingen von mir mit der Ueberzeugung fort, daß ich ein eben ſo dummer als grober Menſch bin!

Ich war heute in der Laune, ein geiſtreicher und liebenswürdiger Menſch zu ſein, und das Allerſchlechteſte gut zu finden. Ich ſagte alſo meinem Angehenden ſchon voraus, daß ſeine Figur ganz zum Theater geſchaffen ſei, und daß Shakeſpeare wahrſcheinlich ihn im Auge hatte, als er ſeinen Romeo und ſeinen Cäſar ſchrieb!

Ich ging noch weiter, ich legte meine beiden Hände auf ſeine Bruſt, wie die Aerzte bei einem Bruſtkranken, und befahl ihm, recht tief Athem zu holen, „tiefer! ſo! noch tiefer!“ dann ſagte ich, daß mir ſein Athem vorzüglich für ritterliche und heldenſtarke Rollen geſchaffen zu ſein ſchien. Dann ließ ich ihn verſuchen, ob er, ohne zu ſtocken, mit ſtrammen Armen ausrufen kann:

„Es reiten drei Regimenter reitender Dragoner als Brandwache über die breite Bremer Brücke Brombeeren brocken!“

Als er auch dieſe Probe beſtand, verſicherte ich ihm, dieſes würde ihm künftig in Calderon'ſchen Stucken ſehr zu Statten kommen.

Hierauf ließ ich ihn vier Mal niederſtürzen, ein Mal in Ohnmacht, ein Mal von einem Dolche erdolcht, das dritte Mal als ſich ſelbſt aus Verzweiflung auf den Boden hinſchleuderud und das vierte Mal im Wahnſinn ſich für einen Froſch haltend! Auch das excellirte, er plumpte mit den zarteſten Nuancen vier Mal auf und nieder!

Endlich mußte er mir noch zeigen, wie er abgeht, wenn er hinausgeſchleppt wird! Das iſt einer der ſchwierigſten Momente im Darſtellungs-Talent! Ein fortgeſchleppter Abgang! Wenn man verwundet oder gefeſſelt von der Bühne geſchleppt wird, und dennoch einen Abgang mit Effect daraus machen will!

Nach dieſen Proben drückte ich ihn an mein Herz und ſprach wie Lerma zu Carlos: „Große Zeiten werden für Sie kommen, dann aber werd' (Gottlob!) ich nicht mehr ſein! Aber meine Enkel werden ſie ſehen!“ (Die Armen!)

Er antwortete wie Carlos: „Nicht alſo — Sie rühren mich — ich möchte nicht gerne weich ſein!" — Zum Schluße dieſer Generalprobe fand ich es denn auch angemeſſen, ihn etwas declamiren zu laſſen.

Er wählte den Monolog aus „Wallenſtein": „Es gibt im Menſchenleben Augenblicke u. ſ. w."

Allein, eine ganz andere Probe ſtand dem Angehenden bevor! Eine Fliege, wahrſcheinlich eine Liebhaberin von jungen, friſchen, angehenden Schauſpielern, hatte eine ſolche Neigung zu ſeiner Naſe und zu deren Umgebungen gefaßt, daß ſie beſtändig ſein glühendes Haupt umkreiste und ſich alle Augenblicke wie eine höhere Eingebung auf ſeine Naſe niederließ! Es war eine unausweichliche Fliege, eine hartnäckige Fliege, eine Ritornell-Fliege, eine nichtloszuwerdende Fliege, kurz, es war eine — Redactions-Fliege!

Man kennt dieſe Art Redactions-Fliegen, die nicht aus dem Zimmer zu bringen ſind! Eine ſolche Fliege fühlte ſich von dem Talente des Angehenden ſo magiſch angezogen, daß ſie beſtändig um ihn kreiste, und ſtets dazwiſchen auf ſeiner Naſe proviſoriſch Poſto faßte!

Der ganze Monolog wurde alſo mit obligater Fliegen-Abwehrung vorgetragen. Entweder er wehrte ſie mit der Hand ab, oder er zog die Naſenflügel auf, oder er zuckte mit der Wange, mit der Lippe u. ſ. w. Ich wußte eigentlich nicht, wer beſſer ſpielte, er oder die Fliege!

Er begann: „Es gibt im Menſchenleben Augenblicke, wo der Weltgeiſt näher iſt als ſonſt —" Hier ſaß ihm der Weltgeiſt auf der Naſe! — „und eine Frage frei hat an das Schickſal!" Hier machte er einen ſchwachen Verſuch, ſein Schickſal mit der rechten Hand zu fangen! Vergebens! — „Mein ganzes Leben ging, Vergangenheit und Zukünftiges, an meinem inneren Geſichte vorüber!" — In dieſem Augenblicke ging die Fliege quer auf ſeinem äußeren Geſichte vorüber, und er zog die Wange wie eine Schublade in die Höhe. Die Fliege erhob ſich in den Aether. — „Da ſagt' ich zu mir ſelber: „So vielen gebieteſt Du!" — Nur dieſer Fliege nicht, denn ſo eben ſetzte ſie ſich auf die linke Augenwimper Wallenſteins, und der große Held zwinkerte ganz komiſch mit den Augen! — „Nur wenige werden treu bei Dir verharren!" — Dieſe Klage ſchien die treue und ausharrende Fliege zu beleidigen, ſie ſetzte ſich quaſi ſchmollend an ſeinen Lippenwinkel, und er verſuchte durch ein ſarkaſtiſches Lächeln die Fliege wegzulächeln! — „Den möcht' ich wiſſen, der mir der Treueſte iſt! Gib mir ein Zeichen, Schickſal!" — Das Schickſal läßt ſich das nicht zweimal ſagen, die Schickſalsfliege ſetzte ſich gerade auf die äußerſte Spitze von Wallenſteins Naſe, und kitzelt mit den dünnen Schickſals-Fadenfüßen die Naſenlöcher von außen nach innen, ſo daß Wallenſtein die Naſe in die Höhe ſchob wie einen Regenſchirm, und ſie bald hin- und herſchwenkte wie ein Pardon-Signal! — Er wurde ganz mürriſch, und ich ſah den Augenblick kommen, wo der Held ſeinen offenen Angriff auf ſein Schickſal machen wird! — Die Fliege verdoppelte ihre Ruhemomente, er begann nun offene Jagd zu machen — allein die Fliege entſchlüpfte ihm immer ſehr ſchnell, und es war ſehr natürlich, als er declamirte: „Und dieſes Thieres Schnelligkeit entriß mich Bannier's verfolgenden Dragonern!“

Endlich bei der Stelle: „Mein Vetter ritt den Schecken an den Tag“, hatte ſich die Fliege wieder zum Ritt auf ſeinen Naſenſattel geſetzt, mit einem wahren, kriegeriſchen Ueberfall griff er plötzlich dahin, und die fliegende Holländerin war in ſeiner Fauſt, er ſchlenderte ſie rückwärts über ſein Haupt, indem er ſchloß: „Und Roß und Reiter ſah ich niemals wieder!“

Er ging!

Da lag ſie! Es war eine ſchöne Fliege, eine edle Fliege, eine kunſtſinnige Fliege! Sie fiel ein Opfer ihres Kunſt-Enthuſiasmus! Möge der Menſch von dieſer Fliege lernen, kein Enthuſiaſt zu ſein, und ſich nie einem Declamator oder Vorleſer auf die Naſe zu ſetzen!

* * *

Wie die Liebe jeden Sommer aus der Reſidenz auf's Land geht,

oder:

Wenn jeder Mann, der in Baden einem Frauenzimmer die Cour macht, drei Gulden bezahlen müßte, wieviel bekämen wir dann Curtaxe?

Unſere Zeit, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, thut ſehr viel für „Kleine Kinder-Bewahranſtalten", wäre es nicht auch eine große Wohlthat für die Menſchheit, wenn man „Große Kinder-Bewahranſtalten" errichtete? d. h. Anſtalten, in denen man vor den großen Kindern, die verwahrloſt ſind, bewahrt würde?

Die kleinen Kinder und die großen Narren haben einen eigenen Gott, der ſie beſchützt; das Unglück in der Welt machen die großen Kinder und die kleinen Narren!

Unter allen kleinen Kindern, für die wir noch keine Bewahranſtalt haben, iſt der kleine Knabe Amor der gefährlichſte!

Daß die Liebe ein ſchwaches, gebrechliches Gefühl ſein muß, ſehen wir an ihren mythologiſchen Repräſentanten. Venus und Amor, ein Frauenzimmer und ein Kind: Aber einen männlichen, ſoliden, großen, ausgewachſenen Gott der Liebe gibt's gar nicht!

Die Lebensgeſchichte der Liebe, m. f. H. u. H., iſt ſchon an und für ſich ſonderbar! Wenn Jemand die Liebe fragen wollte: „Was ſind Sie für eine Landsmännin?“ Sie müßte antworten: „Entſchuldigen Sie, ich bin gar keine „Landsmännin“, ich bin eine „Waſſermännin!“ Die Liebe iſt aus dem Meere gekommen, ſie iſt alſo beim Waſſer aufgezogen, ein wahres Waſſerkind!

Unter allen Göttern hat ſie keinen ordentlichen Mann bekommen, und hat endlich den häßlichſten Mann, den krummen Vulkan, nehmen müſſen; vielleicht hat ſie darum einen krummen Gatten genommen, weil der mit ihr nicht überall mitlaufen konnte. Dann ging ſie vom Meer auf's Land, nach Cypern, und da machte ſie, wie alle Frauen, die auf's Land gehen einige Bekanntſchaften mit Mars, Bachus u. ſ. w. dann hatte ſie das Unglück, ein blindes Kind zu bekommen! Ich glaube immer, der kleine Amor war deshalb blind geboren, weil ſein Vater alle Augenblicke ein anderes Auge zudrücken mußte. Endlich zog ſich die Göttin der Liebe zurück, und beſchäftigte ſich ausſchließlich mit der Erziehung des kleinen Amors: zum Beweiſe: er iſt noch ungezogen!

Iſt das nicht ein ſonderbarer Lebenslauf? Wenn jetzt die Frau Venus, d. h. die Liebe, in einem Orte ankäme, z. B. in einem Curorte, und den Meldzettel ausfüllen müßte; er müßte ungefähr alſo lauten:

Angekommen: . . . „Schlecht angekommen!"
Geboren: . . . . . „Da draußen auf dem Weltmeere."
Charakter: . . . . . „Vulkans, Mars, Bachus u. ſ. w. ſelige Witwe!"
Beſchäftigung: . . „Die keine Mutter auf Erden jetzt hat, nämlich: ihr Kind erziehen!"
Gedenkt ſich aufzuhalten: . . . . „Ueber alle Männer, die ſie nicht lieben!"
Allein, oder mit: . „Einſam, aber nie alleine!"

Die Liebe, m. ſ. H. u. H., braucht auf keinen Fall Curtaxe zu bezahlen, denn Kinder unter ſechs Jahren bezahlen nichts, und man hat jetzt kein Beiſpiel, daß eine Liebe ſechs Jahre alt geworden wäre! Es iſt auch ein Glück, daß die Liebe keine Curtaxe zu zahlen braucht, ſonſt hätte es große Debatten geſetzt, ob ſie drei Gulden für die erſte Claſſe oder zwei Gulden für die zweite Claſſe bezahlen muß! Zur erſten Claſſe gehören: „Adelige und Honoratioren", zur zweiten Alles, was ſonſt auf Erden zweifüßig herumläuft; alſo iſt die Liebe von Adel? iſt ſie eine

Honoratiorin? oder iſt ſie auch nur eine unſereinige Perſon, wo auf jeden Fuß ein Gulden kömmt? Zwei Gulden Curtaxe iſt recht, für jeden Fuß einen Gulden! Das iſt der Zwei-Gulden-Fuß! Allein der dritte Gulden, der Honoratior-Gulden, für was wird der bezahlt? Haben Honoratioren drei Füße? Da alſo dieſe Curtaxe kein Kopfgeld, ſondern ein Fußgeld iſt, ſo fragt ſich's, wieviel bezahlt ein Badegaſt, der ſo glücklich iſt, nur einen Fuß zu haben, oder ein Badegaſt, der vier Füße hat? Oder was bezahlt ein Dichter, der mit einem Gedicht hier ankömmt, welches in ſechsfüßigen Jamben geſchrieben iſt? Es wäre aber viel einträglicher, wenn man nicht nach der Anzahl der Füße bezahlte, ſondern nach der Größe des Fußes. Je größer der Fuß, deſto größer die Taxe! Ein Jeder müßte, wie Carl der Zwölfte, ſeinen Stiefel auf's Rathhaus ſchicken: „Das iſt mein Stiefel, was hab' ich zu bezahlen?“

Mit den Frauenzimmern wär's etwas ſchwieriger! Da könnte großer Betrug ſtattfinden! Sie könnten ihre „Reunion“-Schuhe ſchicken, die ſind aber gewöhnlich um einen halben Fuß kleiner als der Schuh, den ſie en famille brauchen! Nichts, m. f. H. u. H., läßt ſich ſo ſehr in die Enge treiben, als ein weiblicher Fuß, bevor er auf einen Ball geht! Mancher Fuß von drei Schuhen im Umfang, kömmt in einen Schuh, der kaum einen halben Fuß hat! Wie ſachte treten ſie da auf, allein wenn dieſer Ball- und Reunions-Converſations-Fuß zu Hauſe wieder in die weitgedehnten Hallen ſeines Pantoffels zurückkehrt, dann gibt's gleich einen andern — Auftritt!

Da aber jetzt die Menſchen von der zweiten Claſſe auf ſo großem Fuße leben, wie die von der erſten Claſſe, ſo wäre auch in dieſer Beziehung Gewinn für die Curtaxe.

Bloß die Liebe, m. f. H. u. H., brauchte auch, im Falle von den Füßen bezahlt werden müßte, nichts zu bezahlen, denn die wahre Liebe faßt jetzt nirgends Fuß!

Darum, m. f. H. u. H., bleiben auf dem Lande doch alle Fuß-Partien vergebens, die man arrangirt um eine Partie für die Hand!

Ach, wieviel Partien machen die Frauenzimmer nicht um die eine große Partie! Sie machen Land-Partien, Waſſer-Partien, Schlitten-Partien, Fuß-Partien, Reit-Partien, leider aber ſchließen ſie oft mit einer — Eſel-Partie!

Wenn der Frühling und die Natur erwacht, m. f. H. u. H., gehen die Stadtkinder auf's Land; allein, es iſt ein großer Uebelſtand, ein trauriger Contraſt eingetreten, die wahre Natur erwacht jetzt ſehr ſpät, und immer ſpäter und ſpäter, die Natur der Stadtkinder aber erwacht jetzt ſehr früh, und immer früher und früher! Ja, die Stadtkinder erwachen zu früh, und die Stadteltern zu ſpät!

Die Landnatur bringt jetzt noch im Mai weder Blatt noch Blüte, die Natur der Stadtkinder pflückt ſchon im März die reifen Früchte vom Baume der Erkenntniß!

Warum, m. f. H. u. H., war der Baum der Erkenntniß ein Apfelbaum? Weil der Apfel, wie die Verführung, rothe Wangen hat, weil alle Verführung vom Apfel, d. h. vom Augapfel ausgeht, denn nur der Augapfel, dieſer Reichsapfel des Lichtes, iſt der Zankapfel des Menſchen und der Sündenapfel des Lebens. Man ſagt, m. f. H. u. H., der Satan iſt ein Sohn der Finſterniß, es iſt nicht wahr. Im Sehen, im Auge, liegt das Sündenregiſter des Lebens; das Lichtnetz des Auges iſt der Fallſtrick der Seele. Darum, m. f. H. u. H., muß die Gerechtigkeit blind ſein, und die Liebe blind und der Glaube blind.

Die Liebe iſt blind, und die Treue iſt der Hund, der die Liebe leitet. Als man die Eigenſchaften unter die Thiere vertheilte, kam die Schlauheit auf den Fuchs, der Fleiß auf die Biene, das Gedächtniß auf den Elephanten, die Großmuth auf den Löwen, und die Treue kam auf den Hund.

Die Liebe, m. f. H. u. H., iſt blind geboren, die Gerechtigkeit aber nicht. Die Gerechtigkeit war von Natur aus bloß kurzſichtig, aber durch ſchlechte Behandlung iſt ſie ganz blind geworden.

Was iſt die Liebe? Die Liebe iſt nichts, als eine treue Ueberſetzung eines Herzens in das andere.

Man überſetzt ſein „Ich“ in ihr „Du“, und ihr „Du“ in ſein „Ich“. Die Männer aber ſind wie unſere Ueberſetzer aus dem Franzöſiſchen, ſie überſetzen frei, ohne alle Treue. Liebe zeigt ſich im Begehren, Liebe zeigt ſich im Entſagen, Liebe zeigt ſich im Gewähren, Liebe zeigt ſich im Verſagen, Liebe zeigt ſich im Umfaſſen, Liebe zeigt ſich im Umſchlingen, Liebe zeigt ſich im Verlaſſen, Liebe zeigt ſich im Bezwingen, Liebe zeiget ſich im Wagen, Liebe zeiget ſich im Sehnen, Liebe zeigt ſich im Verzagen, Liebe zeiget ſich in Thränen, Liebe zeigt ſich im Verſtecken, Liebe zeigt ſich im Vermummen, Liebe zeigt ſich im Erſchrecken, Liebe zeigt ſich im Verſtummen, Liebe zeigt ſich im Betreten, Liebe zeigt ſich im Verſcheuchen, Liebe zeigt ſich im Erröthen, Liebe zeigt ſich nie in Proſa, Liebe liebt die Poeſie, d'rum vertrau' ich's Euch sub rosa: bei den Dichtern fehlt ſie nie! —

Liebe und Ehe ſind zwei Himmelsleitern: auf der Leiter der Liebe geht man auf der einen Seite in den Himmel hinauf, und auf der anderen Seite ſteigt man auf der Leiter der Ehe wieder herunter!

Woher kommt der Ausdruck: Ehehälfte? Daher, weil man in der Ehe kaum die Hälfte von dem iſt, was man ehedem war! Im gewöhnlichen Leben ſagt man: „die kleinere Hälfte“ — „die größere Hälfte“; dies iſt ein unnatürlicher Ausdruck, und nur in der Ehe verwendbar; der Mann iſt die kleinere Hälfte, und die Frau iſt die größere Hälfte.

Auf dem zweiſitzigen Courierwagen der Ehe haben beide Paſſagiere das Recht, 25, oder 40 Pfund Laſt oder Gepäck mitzubringen; die Frauen aber bringen ſehr viel Ueberfracht mit, die der Mann ſehr theuer bezahlen muß. Wenn der Mann glaubt, er habe ſchon die ganze Laſt aufgepackt, kommen immer noch ein paar kleine Schachteln nach.

Die Liebe zieht im Sommer aus der Stadt ganz auf's Land, die Ehe aber geht nur halb auf's Land, entweder der Mann geht auf's Land, dann genießt die Frau in der Stadt freie Luft, oder die Frau geht auf's Land, dann genießt der Mann in der Stadt ein milderes Klima!

So im Monat März wird jeder Arzt zum Landrath, welcher den Frauen das Land anräth, er verſchreibt ihnen, nichts mehr einzunehmen, ſondern er verſchreibt ihnen auszugeben, und manche Frauen werden ordentlich curirt, wenn ſie nur recht viel ausgeben, in dieſer Beziehung ſind die Einnehmendſten die Ausgiebigſten.

Die Frauen ſind wie das „Converſations-Lexikon", da kommt immer nacheinander: „Zweite Ausgabe", „dritte Ausgabe", „vierte Ausgabe", und jede Ausgabe iſt zugleich eine „vermehrte Ausgabe", aber keine „verbeſſerte"; für den Mann iſt die Frau eine ſtets neu erſcheinende „Taſchenausgabe" mit Einband, Umſchlag, Schuber und Futteral; es iſt ſonderbar, je ſchöner ein Mann ſeine Frau einbinden läßt, deſto ungebundener iſt ſie!

Was iſt das Leben eines Frauenzimmers? Von 18 Jahren bis 25 der ſiebenjährige Krieg zwiſchen Herz und Verſtand. Von 25 bis 55 der dreißigjährige Krieg der Natur mit dem Schneider, und von da weiter die hartnäckige Vertheidigung einer alten Citadelle gegen die ſturmlaufenden Jahre.

Was heißt das: „Eine Frau in den beſten Jahren?“ Das heißt: „Eine Frau in den „beſten Kleidern!“ Je beſſer und je höher die Jahre, deſto beſſer und höher die Kleider! Man frage nur die Schneider und die Marchandes de Modes, die beſten Jahre ſind immer die beſten Kunden.

Was heißt bei den Männern „die beſten Jahre?“ Die Jahre, in denen man ſie am leichteſten zum Beſten haben kann! Ein Mann in dem beſten Alter iſt ein Mann, an dem das Beſte iſt, daß er endlich alt wird!

Die beſten Jahre, ſowohl die männlichen als die weiblichen, gehen gern auf's Land, aber da kehrt ſich die Geſchichte um, immer die Jahre, in welchen die Frauen auf's Land gehen, ſind für die Männer in der Stadt die beſten Jahre.

Auf dem Lande, m. ſ. H. u. H., nehmen ſich die Frauenzimmer im Allgemeinen mehr Recht heraus, als in der Stadt, das iſt jetzt ihr

„allgemeines Landrecht“,

ſie halten ſich ſo manche Entſchädigung für das, was ſie in der Stadt zurücklaſſen, das iſt ihre Statthalterei !

Aber nicht nur die Ehe, auch die Liebe führt eine eigene Wirthſchaft auf dem Lande, das iſt die Landwirthſchaft der Liebe.

Bei dieſer Landwirthſchaft der Liebe iſt auch ein Hauptzweig die „Viehzucht“; darum nehmen die Mädchen alle die guten Thiere mit, die in der Stadt an ihrem Wagen ziehen.

Wie gefühlvoll ſind die Frauenzimmer auf dem Lande, wie voll von ſüßem Gefühle, d. h. wenn ſie nicht voll von *ſaurer Milch* ſind!

Bei den Frauenzimmern, m. f. H. u. H., heißt gefühlvoll ſo viel als **krank**! Wenn ich höre: „Das iſt eine ſehr gefühlvolle Frau“, ſo fällt mir immer ein, was ihr die Apotheke durch's ganze Jahr koſtet! Ach, du lieber Himmel! wie viele gefühlvolle Mädchen gehen jetzt auf's Land, und jedes ſucht einen gefühlvollen Jüngling; trifft nun ſo ein gefühlvolles Mädchen einen gefühlvollen Jüngling, ſo iſt es natürlich, daß ſie gegenſeitig nichts für ſich fühlen, denn ſie ſind ſchon alle zwei ſo voll von Gefühl, daß ſie *übergehen* müſſen, und daher kommt's daß die gefühlvollſten Mädchen ſo oft von einem Gefühle zum anderen übergehen, das kommt aus zu viel Vollgefühl!!

Beſonders aber, m. f. H. u. H., iſt ein Badeort den Gefühlvollen günſtig, und beſonders der Liebe!

Ein Badeort gibt oft einem langen, ſchwankenden Verhältniße den Ausſchlag, und das iſt der beſte „Bade-Ausſchlag!“

Ja, das Landleben iſt angenehm, weil man ungenirt ſein kann, das Landlieben iſt auch bequem, weil man ungenirt ſein kann, und beſonders in einem Badeorte, wo man ſich nur mit Waſſer beſchäftigt, und Waſſer iſt ja das Urelement der Liebe! Venus wurde aus dem Meere geboren! Darum iſt die Liebe, die wahre Liebe, wie eine Seekrankheit, man bekommt ſie nur ein Mal. Als Venus in ihrer Muſchel aus dem Meere ſtieg, das klare Element verlaſſen ſollte, um irdiſche Liebe zu werden, da fielen zwei Wehmuthsthränen aus ihren Augen, eine fiel in die Muſchel, welche zum Kahne diente, und wurde da zur belohnenden Perle, und die andere fiel an's Ufer, und aus ihr entſproß die Thränenweide, welche deshalb immer ihre grünen Arme dem Waſſer ſehnſüchtig und traurig entgegenſtreckt! Ja, aus dem Waſſer entſtand das Feuer der Liebe! Dieſes Waſſerfeuerwerk der Erde!

Feuer und Waſſer, m. f. H. u. H., ſind zwei feindliche Elemente, die ſich gegenſeitig bekriegen, und ſie wohnen nur in zwei kleinen, aber koſtbaren Weſen friedlich mit- und nebeneinander: im Demant und Frauenauge! Da wohnt Glut und Flut zuſammen, und der Menſch iſt bei den Frauenaugen in ewiger Feuer- und Waſſergefahr! Die menſchlichen Thränen, die Thränen des Mitleids, das ſind die wahren Löſch- und Heilanſtalten des Lebens, durch dieſe Mitleidsthränen werden tauſend Leiden geſtillt, tauſendfaches Unglück gemildert, tauſend Spitäler und Kleinkinder-Bewahranſtalten aufgebaut!

Die verheirateten Männer haben in den Augen ihrer Frauen jeder ein Privat-Gräfenberg. Was der Frau fehlt, wird durch Thränenwaſſer hergeſtellt! Da zeigt ſich's, daß Mann und Weib ein Leib iſt, er kömmt unter die Thränen-Douche, er muß Geld ſchwitzen, und ihr wird beſſer!

Die Frauen, m. f. H. u. H., haben ſo vieles, was für ſie ſpricht, am meiſten ihr Mund, das iſt ihr Haus- und Familien-Advocat; allein dieſer Advocat iſt nicht ſo gefährlich, als jene Advocaten, welche ſie alle Augenblicke in den Augenwinkeln ſitzen haben, als ihre Thränen, das ſind die gefährlichſten Winkel-Advocaten!

Man ſagt, m. f. H. u. H., wovon das Herz voll iſt, geht der Mund über, das iſt nicht wahr, man muß ſagen: „Wovon das Herz voll iſt, geht das Auge über!“ Wenn das Herz leer iſt, dann geht der Mund über, aber die Augen geh'n dann nur über, wenn das Herz zu und übervoll iſt! Volle Gläſer und volle Herzen fließen über!

Es heißt: „Glück und Glas, wie bald bricht das!“ Es ſollte aber heißen: „Glück, Glas, Aug' und Herz, wie bald bricht das!“

Allein, der Menſch hält ſich nur bei ganzem Glücke, bei ganzen Gläſern und bei ganzen Herzen lange auf, an zertrümmertem Glücke, an zerſchlagenen Gläſern und an gebrochenen Herzen geht der Menſch gleichgiltig vorbei, und dennoch ſchneiden Glück, Herz und Glas nur dann das Leben wund, wenn ſie gebrochen ſind!

Die Männer machen es mit den Frauenherzen auch wie mit den Gläſern, ſie berauſchen ſich zuerſt aus den vollen Herzen und zerbrechen ſie dann, es ſoll kein Anderer mehr daraus Wonne trinken!

Aber auch das Thränenwaſſer, m. ſ. H. u. H., wird oft zur Sintflut, auf der die Arche des Lebens unſtät herumtreibt. In der Arche des menſchlichen Herzens, welche auf den Gewäſſern des Lebens herumtreibt, ſitzen die menſchlichen Leidenſchaften, wie die Thiere in der wirklichen Arche, alle paarweiſe beiſammen: Haß und Liebe, Kummer und Wonne, Hoffahrt und Demuth, Geiz und Verſchwendung, Rache und Vergebung, Glaube und Verzweiflung! Aber der Menſch iſt leider ein wahrer Noah, er ſchickt aus ſeinem Herzen immer zuerſt den finſteren, krächzenden Raben in die Welt aus, um einen feſten Punkt zu finden, und dann ſpäter erſt die Friedenstaube!

Bei dieſer Gelegenheit, m. ſ. H. u. H., erfahren wir auch etwas aus der Geſchichte der Journaliſtik, nämlich das erſte Blatt der Welt war ein Oelblatt; ein Oelblatt iſt auch das einzige Blatt, durch welches ein Redacteur fett werden kann. Das Oel iſt auch ganz wie die Journaliſtik, es bleibt ſtets auf der Oberfläche; auch in noch einer anderen Hinſicht haben das Oel und die Journaliſtik eine Aehnlichkeit, die Güte von Beiden hängt oft von — der Preſſe ab.

Der erſte Redacteur war alſo eine Taube, und die Spur davon iſt noch jetzt ſichtlich, denn wenn man viele unſerer Journale anſieht, ſo muß man geſtehen, die Tauben können ſie nicht ſchöner zuſammen ſuchen.

Dazumal konnte ein Redacteur leicht eine friedliche Taube ſein, ſein Blatt war das einzige in der Welt. Ueber den Styl dieſes Blattes bekommen wir auch einige Aufklärung, denn kaum hat Noah das Blatt angeſehen, ſo hat er gewußt, daß Alles auf Erden ſchon trocken ſein muß.

Was das Beſte an jenem Blatte geweſen ſein muß, iſt, daß es dazumal noch keine Recenſenten gab.

Es gibt jetzt, m. ſ. H. u. H., auch Stadt-Recenſenten und Land-Recenſenten. Ja, die Recenſenten recenſiren ſchon die liebe Natur! Was mich nur wundert, das iſt, daß die Recenſenten die Natur loben, ſie haben doch von der Natur ganz und gar nichts bekommen!!

Da aber auf dem Lande alles billiger iſt, ſo ſind die Recenſenten auf dem Lande vielleicht, wenn auch nicht gerechter, doch billiger.

Bei dieſer Gelegenheit erlauben Sie mir, m. f. H. u. H., Ihnen einige Recenſions-Grundzüge und Maximen aus meinen Speiſe-Blättern mitzutheilen. Ich ſpeiſe nämlich nie, ohne zwiſchen jedem Gerichte einige reine Lebensregeln zu lernen.

Alſo:

Einige Recenſir- und Kunſt-Erfahrungen, während des Eſſens beim „goldenen Schwan" geſammelt:

1.

Wenn ein jeder Sänger ein „goldener Schwan" wäre, ſo hätte die tadelnde Kritik längſt den „Schwanengeſang" geſungen.

2.

Man ſoll keinen Autor recenſiren, bis man mit ihm gegeſſen hat, um zu ſehen, wieviel er vertragen kann.

3.

Die meiſten Recenſenten ſind wie die Wirthshausmeſſer, keine Schneide, einen ſchmalen Rücken und einen hölzernen Styl (Stiel).

4.

An einem Wirthshaustiſche, bei einer lärmenden

Tafelmuſik, da halten ſich die Recenſenten mit Recht für die Klügſten, weil ſie bei dem Lärm ihr eigenes Wort nicht hören!

5.

Die Theater-Sängerinnen ſind wie Spargel; zuerſt ſuchen ſie auf ihrem Felde ſich gegenſeitig auszuſtechen, dann beißen ſie ſich gegenſeitig den Kopf ab.

6.

Schlechte Schauſpieler und gute Knödel muß man nicht ſchneiden, ſondern reißen.

7.

Das beſte Mittel, mit einem Recenſenten gut auszukommen, iſt folgendes: Man geht mit ihm in ein Wirthshaus und bricht mehreren Flaſchen Champagner oder dem Recenſenten den Hals u. ſ. w., u. ſ. w.

8.

Die Recenſenten lernt man ganz genau beim Weintrinken kennen: ſie ſtoßen alle Augenblicke an, und laſſen doch Niemanden leben.

9.

Unſere Heldenſpieler erkennt man bei Tiſch gleich, ſie lieben das ſtarke Auftragen!

10.

Unſere Speiszettel ſind wie die deutſchen Repertoirs, es ſtehen viele Sachen darauf, aber man bekömmt ſie nicht zu ſehen.

11.

Ein jeder Theater-Director ſollte fleißig Gaſtmahle geben, da würde er ſehen, daß Gäſte nichts eintragen und viel verſchlingen.

12.

Die Künſtler haben verſchiedenartige Syſteme, die Recenſenten zum Schweigen zu bringen; einige ſenden ihnen ein paar Flaſchen Wein, Andere haben ſchon mehr Art und Aufmerkſamkeit, und überreichen ihnen die Flaſchen perſönlich.

13.

Bei den Weingläſern und Weinflaſchen wird man es erſt ſo recht gewahr, was für trockene Weſen die Geleerten (Gelehrten) ſind.

14.

Die ſchlechten Sänger wirken im Weinhauſe eben ſo, wie im Opernhauſe, — ſie jagen Alles — durch ihre Gurgel!

15.

Unſere deutſchen Dramatiker ſchreiben lauter engliſche Beefſteaks: halb roh und halb blutig!

16.

Schlechte Schriftſteller ſollten alle Faſttage in ordinäre Wirthshäuſer gehen, da finden ſie immer: „Leſer mit Stockfiſch!"

17.

Es iſt ſonderbar, auf dem Speiszettel ſteht ein „Wespenneſt" unter den Mehlſpeiſen, bei einem tüchtigen Kritiker gehört ſo ein Wespenneſt zu ſeinen beſten Braten!

18.

Woher kommt der Ausdruck: „nach Noten trinken?". Von den Muſikanten, dieſe trinken nach Noten, d. h. ſie verſchlucken immer „eine Halbe".

19.

Wenn ein Recenſent einer Künſtlerin ſchmeichelt, ſoll ſie ihm nur eine Taſſe ſchwarzen Caffee vorſetzen, da wird ſie ſehen, wenn ſie ihm den Caffee noch ſo ſüß macht, es bleibt ihm immer ein ſchwarzer Grundſatz!

20.

Letzte Betrachtung: Einem Humoriſten, der zugleich Recenſent iſt, ſoll man kein Rindfleiſch zu eſſen geben, denn er wüthet oft in ſein eigenes Fleiſch hinein!

Wiſſen Sie, m. ſ. H. u. H., warum die Recenſenten ſo gern friſche Luft aufſuchen? Weil ſie die Gründe für das, was ſie ſagen, alle aus der Luft greifen müſſen. Die Stadtluft haben ſie ſchon ganz abgegriffen, nun geht's an die Landluft!

Ich bemerke ſo eben, m. f. H. u. H., daß ich Sie von meinem Thema „Liebe“ ganz ab, und zu dem Thema „Recenſenten“ geführt habe. Sie ſehen alſo, zu welchen Dummheiten die Liebe führen kann!

Man ſagt: „Ein Liebender macht dumme Streiche“, es iſt nicht wahr, ein Liebender macht keine dummen Streiche, zwei Liebende machen dumme Streiche; ſonſt haben ſie aber auch nichts zu thun!

Im menſchlichen Herzen, m. f. H. u. H., hat überhaupt nur die Vernunft die geſetzgebende Gewalt, die Dummheit aber hat die ausübende Gewalt!

Die dümmſten Streiche aber machen die alten Männer und alten Frauen, wenn ſie lieben; das iſt wie ein Donnerwetter im Winter, es ſchlägt nicht ein, aber es poltert gewaltig, und die ganze Welt wundert ſich! In dieſer Beziehung iſt die Liebe wie der Wind, in alten Ruinen tobt er am meiſten. Darum ſind auch die Alten mehr Windbeutel, als die Jungen.

Die Männer alle, ſo lang ſie ſich rühren können, rührt ſie nichts. Keine Schönheit, keine Jugend, keine Tugend; wenn ſie alt werden und ſich nicht mehr rühren können, dann werden ſie von jeder Larve gerührt, ſie lieben am rührendſten, wenn ſie der Schlag gerührt hat; von dieſer Liebe kann man ſagen: „Zwei Herzen und ein Schlag!“

In dieſer Hinſicht iſt auch die Liebe auf dem Lande und in Badeorten geſegnet! Die Schwefelquellen treiben die älteſten Uebel heraus. Wenn in einem Manne ſo eine Liebe 40 oder 50 Jahre geſteckt hat, jetzt wirft ſie ſich auf einmal auf die Haut und wird ſichtbar, das iſt ſehr geſund!

Man geht aus zwei Gründen in einen Badeort, um die Cur zu brauchen oder die Cour zu machen.

Wer die Cur braucht, zahlt drei Gulden, wer ſie macht, bezahlt nichts. Das Patent zum Courmachen bekommt man taxfrei. Ja, es thäte Noth, daß man dem Courmacher jetzt noch darauf bezahlte, und wenn ſchon für's Courmachen bezahlt wird, ſo werden die Frauenzimmer ſchön betrogen, die Courmacher bezahlen mit Schein und die Frauenzimmer nehmen es für bare Münze. Alle Metiers ſtehen auf der Badeliſte, allein Niemand ſchreibt ſich ein: adeliger oder bürgerlicher Courmacher aus Wien.

Ueberhaupt, m. ſ. H. u. H., ſteht die „hieſige Badeliſte“ in großem Widerſpruch mit dem „Häuſer-Schematismus in Wien!“ Der Wiener „Häuſer-Schematismus“ zählt nicht ſo viele Häuſer in Wien, als die Badner Badeliſte „Wiener Hausinhabers-Gattinnen“ zählt; und man ſollte glauben, jeder Hausherr in Wien habe ſechs Gattinnen; das iſt aber nicht möglich, denn wer auch nur eine Gattin hat, iſt ſchon nimmer recht Hausherr! Man ſagt, es gibt Herren über Herren; das ſind die Hausinhabers-Gattinnen, die ſind der Hausherren Herren! Wenn ich ſo manche Hausfrau ſehe, danke ich Gott, daß ich kein Haus bin, ſonſt wäre die vielleicht meine Frau.

Sie ſchreiben: „Hausinhabers-Gattin", und es iſt noch die Frage: wenn der Mann zum Beſuche herauskommt, wie ſollte er ſich einſchreiben: „Haus-Inhabers-Gattin-Inhaber" aus Wien!

Courmacher ſollen ſchreiben: „Haus-Inhabers-Gattin-Courmacher" aus Wien"; bei dieſem Courmachen weiß man eigentlich nicht, ob die Cour die Gattin, das Haus oder den Inhaber angeht!

Die Frauen haben überhaupt in Baden mehr Vorrechte als die Männer, denn wenn ſie nach Baden gehen, nehmen ſie ſich ſchon Rechte vor! Zum Beiſpiel, m. ſ. H. u. H., die Männer dürfen die Frauen nicht ſchwimmen ſehen, die Frauen aber können gar nicht genug Lorgnetten und Perſpective zuſammenbringen, um die Männer ſchwimmen zu ſehen! Dieſes Thema iſt zu ernſt und zu traurig, um einen Witz oder einen Spaß dabei zu machen; ich frage daher bloß, wie will ein gewiſſer Theil des weiblichen Geſchlechtes von den Männern feine Sitte, Eleganz, Anſtand und ritterliche Artigkeit fordern, wenn ſie ſelbſt ein ſolch trockenes Beiſpiel von Entwürdigung des weiblichen Zartgefühls, von Mangel an ſittlicher Blüte geben, und am Ufer und Strande der Schwimmſchulen den Männern zum freieſten Betragen das offene Standrecht einräumen?!

Zu den Vorrechten der Frauen auf dem Lande gehört auch ein Courmacher; in dieſem Punkte ſind die Frauenzimmer wie die Spinnen, auf allen ihren Wegen ziehen ſie wenigſtens einen Faden hinter ſich her!

Ja, m. f. H. u. H., Baden und der Park geben ein Bild der Liebe, des Lebens und der Courmacher! Die ſchönſten Anlagen ſind da, ſie werden wenig benutzt, im Parke ſucht man wie an den Menſchen nur die Schattenſeiten auf, und die Courmacher beſetzen jede Bank, um dann die Frauenzimmer durch die Bank ſitzen zu laſſen!

In der Liebe kann man ſich auf nichts ſo ſehr verlaſſen, als auf's Verlaſſen! Der Menſch, m. f. H. u. H., wird am Ende von Allen und von Allem verlaſſen, das iſt die Verlaſſenſchaft des Schickſals an die Menſchheit. Es gibt nur eine Gattung Menſchen, die den Menſchen nicht verläßt, und grad' im Unglück recht feſt an ihm hält: die Gläubiger; wer im Unglück nicht ganz verlaſſen ſein will, der mach' im Glück nur recht Schulden!

Der Menſch iſt von Allem ein Freund, nur nicht vom Bezahlen; aber ich kenne einen Fall, wo ſich die Menſchen auch nicht bezahlen laſſen wollen! nämlich: „Wer den Armen Gutes thut, dem wird Gott bezahlen.“ Die Leut' ſind zu nobel, ſie wollen ſich von Gott nichts bezahlen laſſen, und thun lieber kein Gutes!

Ja, m. f. H. u. H., der Menſch wird auch am Ende von der ganzen Welt verlaſſen, und möchte doch die Welt nicht verlaſſen! Wenn der Menſch einmal auf der Welt iſt, bringt ihn die ganze Welt nicht aus der Welt; ja, manchmal braucht man zu dem ſchwächlichſten und kränkſten Menſchen fünf bis ſechs baumſtarke Doctoren, bis man ihn aus der Welt bringt!

So iſt's auch mit der Liebe, kein Menſch will ſie verlaſſen oder enden! Die Männer lieben immer fort, und bei jeder neuen Liebe ſagen ſie: „Jetzt endlich lieb' ich unendlich!"

Kennen Sie die „vier Endungen" der Liebe nicht? Nun, ſo lernen Sie ſie von mir:

Erſte Endung: Nominativ, oder Nennfall: Das iſt jene Liebe, die aus dem Himmel fällt, wenn man ſie beim rechten Namen nennt, dann iſt's aus. Erſte Endung.

Zweite Endung: Genitiv, Zeugefall: Das iſt jener Fall, wo es bezeugt wird, daß die Liebe keine Liebe war. Zweite Endung.

Dritte Endung: Dativ, oder Gebefall: Da ſagt der Mann zum Vater des Mädchens: „Ich will ſie nehmen, wenn Du wirſt geben, wo nicht, iſt's aus." Dritte Endung.

Vierte Endung: Accuſativ, Anklagefall: Das iſt der Fall, wo die Liebe mit einer Ehe ſchließt, da fangen die Klagen an, und die Lieb' iſt zu Ende. Vierte Endung.

Und jetzt, Ihnen zu Liebe, m. ſ. H. u. H., noch eine Endung, Vocativ oder fünfte Endung, nämlich, ich ende mit dieſen Variationen der Liebe, denn ich bin ein Vocativus, und weiß, daß das für Sie der beſte Fall iſt!

Das Unglück, ein geiſtreicher Menſch zu ſein.

Es gibt verſchiedene Unglücke in der Welt; z. B. das Unglück in einer ſo glücklichen Lage zu ſein, daß man gar nicht weiß, wer *wirklich* unſer Freund iſt; oder das Unglück, ſo eine ſchöne Stimme zu haben, daß man das ganze Jahr plötzlich heiſer iſt; oder das Unglück, im ganzen Jahr ſo oft zum Eſſen geladen zu ſein, daß man das ganze Jahr keinen Appetit hat; oder das Unglück, daß unſere Frau das ganze Jahr ſo viele Dinge zufällig unter dem Preiſe zu kaufen bekömmt, daß wir es zufällig nicht mehr aushalten können; oder das Unglück, alle Monate ſo viele Abonnenten auf unſere Zeitſchrift mehr zu bekommen, daß wir es gar nicht merken, daß wir alle Vierteljahr um ſo viel weniger haben; oder das Unglück, ſo ungeheuer *bieder* zu ſein, daß die Leute ſagen: „*das iſt grob!*“; oder das Unglück, ſo ein tüchtiger *Brod*gelehrter zu ſein, daß wir nicht auf *Semmeln* haben; oder das Unglück, ſo ſchön zu ſein, daß die Leute ſchon in der Ferne ſagen: „Na, die muß ſchön dumm ſein!“ oder das Unglück, nur einen Einſpänner mit einem Sitz und eine Frau mit zwei

Hausfreunden zu haben; oder das Unglück, ſeiner Geliebten ſtets ſo gegenwärtig zu ſein, daß ſie in jedem Manne nur uns zu erblicken glaubt; oder das Unglück, ſo kalligraphiſch zu ſchreiben, daß die Leute beim Anblicke unſeres Briefes ſogleich ausrufen: „das kann nichts Geſcheidtes ſein!“; oder das Unglück, ſo bekannt zu ſein, daß man ſich keine Bekanntſchaft zu machen getraut; oder das Unglück, ſo ein beliebter Damen-Schriftſteller zu ſein, daß man ihnen Alles geſchrieben geben muß; oder das Unglück, ſo kurzſichtig zu ſein, daß einem alle Frauenzimmer nahe gehen müſſen; oder das Unglück, ſo einen geſunden Schlaf zu haben, daß wir die Stunde verſchlafen, in der unſere Gläubiger kommen und wir noch zu Hauſe ſind; oder das Unglück, immer ſo fein gekleidet ſein zu können, daß alle Schneider mit uns grob ſein können; oder endlich — um doch einmal aus dem Oder-Fluß heraus zu kommen — oder endlich das Unglück, daß einem unaufhörlich ſo viel oder und Gedanken und Gleichniſſe einfallen, daß man nicht weiß, wann man aufhören ſoll. —

Alle dieſe Unglücksfälle ſind jedoch wahre Glücksfälle gegen das Unglück: ein geiſtreicher Menſch zu ſein, oder dafür zu gelten!

Es gibt nichts Génanteres, Uncommoderes, Unbequemeres, Hindernderes, als Geiſt!

Den Staar kann man ſich ſtechen laſſen, die Taubheit curiren, den Zahn ausreißen, die Warze wegätzen, das Ueberbein amputiren, das Elſterauge ausſchneiden u. ſ. w. — aber der Geiſt iſt nicht auszurotten, gegen den Geiſt gibt es kein Mittel, wer mit ihm behaftet iſt, wird ihn nicht mehr los!

Wenn die Menſchen von einem anderen Menſchen einmal überzeugt ſind, daß er durchaus keinen Geiſt hat, auch nie Spuren dieſes Uebels gezeigt hat, heißt es ſogleich: „Das iſt ein lieber Menſch!“

Man kann ſich darauf verlaſſen, wenn man von Jemanden hört: „das iſt ein lieber Menſch!“ — der Menſch hat Voltaire's Schriften nicht geſchrieben, und hat es in Künſten und Wiſſenſchaften höchſtens bis zur Kalligraphie gebracht. Es iſt beſſer, man iſt gar kein Menſch, als ſo ein „lieber Menſch!“

Kaum aber hören die Leute von einem Manne, der Geiſt hat, ſo ſehen ſie ihn gerade ſo an wie einen Königstiger, von Ferne, mit Angſt und Entſetzen!

Wenn der Mann von Geiſt in einen Cirkel tritt, ſo ſagt ſogleich die Mutter zu den Töchterleins: „Halt's Maul! Redet keine Sylbe, das iſt der Mann mit dem Geiſt!“ Die Töchterleins ſtecken ſich Eines hinter dem Anderen wie die Lämmer, wenn der Wolf kömmt, und beißen ſich die Lippen inwendig mit den Zähnen zuſammen, daß ja kein Wort herausgluckſe.

Die Tante ſagt zu der Muhme, und die Baſe ſagt zu der Großbaſe, und die Gevatterin ſagt zu der Nachbarin: „Ich getraue mich den Caffee nicht zu trinken, der Mann mit dem Geiſte ſchaut uns an!“ —

Der Mann mit dem Geiſte tritt zu den Herren, um Theil an der Converſation zu nehmen; das Geſpräch ſtockt, die Herren verſtummen, man ziſchelt, man ſchaut den Mann mit dem Geiſte an, und getraut ſich nicht weiter zu ſprechen.

Der Mann mit dem Geiſte ſtellt eine unſchuldige Frage; „was kann er denn eigentlich damit meinen?“ Der Mann mit dem Geiſte gibt eine unſchuldige Antwort; „was für ein heimlicher Sinn liegt in ihr?“ Der Mann mit dem Geiſte will Thee trinken, die Hausfrau zittert und ſagt zu dem Stubenmädchen: „Um Gotteswillen, Thee für den Mann mit dem Geiſte!“ Der Mann mit dem Geiſte nähert ſich einer Dame, um ſie anzuſprechen, ſie wechſelt die Farbe, ihr Auge bricht, der Mann mit dem Geiſte fühlt Erbarmen und tritt zurück.

Zufällig iſt eine Dame in der Geſellſchaft, die Geiſt genug hat, ſich vor dem Geiſte nicht zu fürchten, der Mann mit dem Geiſte unterhält ſich mit ihr, die ganze Geſellſchaft ſtaunt ſie ebenſo an, wie man Van Aken angeſtaunt hat, als er den Kopf in den Löwenrachen ſteckte!

Kurz, in der Geſellſchaft iſt Niemand genanter, als der Mann mit dem Geiſte!

Und nun belauſchen wir den Mann mit dem Geiſte bei ihm zu Hauſe! Da geht das Unglück erſt los! Da iſt ſein Geiſt wie ein Verſatzamt, es ſoll der ganzen Welt Geiſt leihen, auf und ohne Pfänder!

Es klopft: „herein!“ — „Mein verehrter Herr Mann mit dem Geiſte, ich habe ein großes Trauerſpiel geſchrieben, darf ich's Ihnen vorleſen? Ihr Geiſt u. ſ. w.“ —

Noch einmal! „herein!“ — „Hochgeſchätzter Herr Mann mit dem Geiſte, meine Tante hat übermorgen einen Namenstag, ich möchte ihr eine ſinnige Ueberraſchung machen, Ihr Geiſt u. ſ. w.“ —

Wiederum! „herein!“ — „Theuerſter Herr Mann mit dem Geiſte, mein Onkel iſt geſtorben, eine ſinnige Grabſchrift, Ihr Geiſt u. ſ. w.“ —

Noch einmal! „herein!“ — „Mann mit dem Geiſte, meine Frau iſt von Drillingen entbunden, eine zarte Anſpielung, Ihr Geiſt u. ſ. w.“ —

Schon wieder! „herein!“ — „Die Frau ſo und ſo läßt ſich empfehlen, da ſteht eine Charade in der „Agramer Zeitung“, Sie möchten ſo gütig ſein, ſie aufzulöſen, Ihr Geiſt u. ſ. w.“ —

Noch kein Ende! „herein!“ — „Fräulein Z. läßt Sie um eine kurze, aber geiſtreiche Deviſe zu einem Zahnſtocher-Etui bitten, Ihr Geiſt u. ſ. w.“

Hat das Ding denn gar Ende? „herein!“ — „Entſchuldigen Sie, ich möchte mich dem Schauſpielerſtande widmen, erlauben Sie, daß ich Ihnen die Rolle des Jaromir vorſpiele, Ihr Urtheil, Ihr Geiſt u. ſ. w.“

Zum Kukuk! „herein!“ — „Ach, Edelſter, ich werde heute nach meinem Liede gewiß gerufen werden, nur einige recht ſchlagende Couplets zur Repetition, Ihr Geiſt u. ſ. w.“

So ungefähr ſehen die geſelligen und häuslichen Freuden des Mannes mit dem Geiſte aus!

Mit dem Heiraten iſt's nun gar ſchlimm! Die Mütter, die Väter, die Großmütter, die Tanten ſagen alle: „Warum nicht gar! das fehlt uns noch! Einen Mann mit Geiſt in unſerer ehrlichen Familie!“

Kurz, es iſt ein großes Unglück Geiſt zu haben, und es gehört unendlich viel Geiſt dazu, dieſes Unglück mit Anſtand zu überleben!

* * *

Etwas über das humoriſtiſche „Ich“,

oder:

Ich und meine Ichleins.

In den „Mittheilungen aus Wien“, ſagt Herr Ermin, bei Gelegenheit, wo er über das „Wir“ oder „Ich“ in der Kritik ſpricht, Folgendes: — „Saphir iſt der Gründer dieſes Individualismus in der Kritik; aber er iſt ein geniales Original, ſeine perſönlichen, wie ſeine ſchriftſtelleriſchen Verhältniſſe ſind von mannigfachem Intereſſe durchwoben. Wir ſehen ihm dieſe Abirrung vom wahren Wege, dies bleibt ſie immer, lieber nach, wir amüſiren uns über die kleinen humoriſtiſchen Romane, wo ſein Ich die Axe iſt, und die er häufig den geharniſchten Urtheilen als Einleitung vorausſchickt. Was aber kümmern uns Hinz und Kunz, ihre affectirte Wichtigthuerei, ihre hohle Aufgeblaſenheit?“ —

Wenn ich mich an dieſe Bemerkung halte, um Einiges zu ihrer Berichtigung zu ſagen, ſo geſchieht dies nicht darum, als ob mich etwa dieſe wohlwollende und im allgemeinen wahre Anſicht im Entfernteſten verletzt hätte, ſondern wegen vieler Leſer des „Humoriſten“, die, wie ich ſchon oft Gelegenheit zu hören hatte, über das „humoriſtiſche Ich“ noch in völliger Unkenntniß ſind.

Es gibt leider noch viele Leſer, die, wenn der Humoriſt den Einſetzpunkt ſeiner geiſtigen Schleuder in ſeinem Ich nimmt, ſagen: „Der Menſch ſpricht ewig nur von ſich!“

Eine ſchwerere Kunſt, als die, gut zu ſchreiben, iſt die Kunſt: gut zu leſen; unter zehn Schriftſtellern kann nicht Einer gut ſchreiben, und unter zehntauſend Leſern können nicht hundert gut leſen! — Zum gut leſen gehört vor Allem, darüber im Klaren zu ſein, welches die Pflichten und welches die Freiheiten, welches die Eigenthümlichkeit und welches die Familiaritäten ſein dürfen, welche die Verſchiedenheiten des Styles und des Genres an und für ſich und gegen ihr Publikum haben ſollen, haben dürfen, haben müſſen.

Wenn das Ich in der Kritik eine „Abirrung vom Wege“ iſt, ſo iſt das coloſſalſte äſthetiſche Werk, ſo iſt das genialſte kritiſche Werk der deutſchen Literatur, ſo iſt Jean Paul's „Vorſchule der Aeſthetik“ eine Abirrung in drei Bänden!

In dieſem unſterblichen Werke ſagt Jean Paul über das humoriſtiſche „Ich“:

— „Daher ſpielt bei jedem Humoriſten das Ich die erſte Rolle; wo er kann, zieht er ſogar ſeine perſönlichen Verhältniſſe auf ſein komiſches Theater, wiewohl nur, um ſie poetiſch zu vernichten.“ —

— „Im Humor tritt das Ich parodiſtiſch heraus, und bis in die kleinſten Sprachtheilchen hinein wirket die Humoriſtik des Ichs!“ —

Der Humor iſt ein geborner Engländer und kein Teutſcher. Daher ſchreibt er wie die Engländer das I groß, und nicht wie die Deutſchen, die kaum ein i klein genug finden können, um ihr demüthiges „ich“ damit anzufangen.

Die Subjectivität des Humors iſt es eben, ſich als Thoren anzuſetzen, und mit dieſem ſeinen Ich-Beſtandtheile die Herbheit des Ganzen abzuſüßen.

Wenn der Menſch einen Stein ſchleudern will, ſo lehnt er ſich, weit ausholend, zurück; wenn der Menſch über einen Graben ſetzen will, ſo geht er acht, zehn, auch zwanzig Anlaufsſchritte zurück. Wenn Geiſt als Humor den Anlauf nehmen will, ſo macht er erſt einige Schritte in ſich hinein, in ſein Ich hinein, um von da auf die Außendinge anzulegen. Die Subjectivität oder das Ich — denn das Ich iſt ja nichts, als der eigene Namen der Subjectivität — iſt bei der humoriſtiſchen Fraction ſelbſt Nenner und Zähler, aus dieſer ſubjectiven Rechnung ziehen wir das objective Facit.

Die Unbeſcheidenheit, die der Leſer dem Autor vorwirft, der „ich“ ſagt, iſt eigentlich Unbeſcheidenheit des Leſers. Der Leſer liest gerne, wenn der

Autor „wir" ſagt, weil der Leſer ſich in dieſes „Collectiv-Wir" mit einſchließt.

Wenn der Humor „ich" ſagt, ſo meint er nicht jenes ſein Ich, welches Moriz oder Jonathan oder Theodor oder Iſidor heißt; nicht jenes ſein Ich, welches lang oder kurz, mager oder fett, ſchön oder häßlich iſt; nicht jenes ſein Ich, welches auf dem Graben oder in Hernals wohnt, ſondern jenes ſein Ich, welches er als parodiſtiſches und parodirtes zugleich in Bewegung ſetzt; als erſter mit ausgelachter Lacher über das Lächerliche. Das Ich iſt das Queckſilber des humoriſtiſchen Spiegels, durch dieſes Ich ſcheint die Thorheit aus dem Spiegel heraus zu ſchauen, die doch eigentlich nur in den Spiegel hineinſchaut.

Eben aber, weil das Ich des Humoriſten nichts iſt, als der Schein einer Parodie, dieſer Schein aber aufhört zu wirken, wenn er in ein Sein übergeht, muß der Leſer des Humors Vertrauen und Liebe zu ſeinem Autor, als Autor, mitbringen. Der Leſer muß Intereſſe an der geiſtigen Individualität des Humoriſten nehmen, wenn ihm auch ſeine wirkliche und phyſiſche gleichgiltig, ja verhaßt iſt. Denn nur in dem Glauben des Leſers an die Verſtellungskunſt dieſes Ich's; nur dadurch, daß der Leſer die empfängliche Offenheit und Liebe mitbringt, daß er mit frohem Scherztalent es erkennt, hinter dieſem „Ich" ſteckt die Unendlichkeit, die ganze Welt, hinter dieſem blosgeſtellten, parodirten Ich ſteckt die geharniſchte Ironie, die gutmüthigſte, ja hausväterlichſte Mahnung an den Haushalt der Welt und der Thorheit, nur dieſe Vorliebe für den geiſtigen Autor macht die Wirkung des Humors plaſtiſch und draſtiſch.

Wer einen humoriſtiſchen Schriftſteller lieſt, muß in ſeine Individuation eingehen, das leſende Ich muß mit dem ſchreibenden Ich, für den Augenblick des Leſens wenigſtens, in einem ſolchen wohlwollenden Verhältniſſe ſtehen, daß es das, was das ſchreibende Ich ſcheinen will, nicht böslich oder albern für ſein wirkliches Weſen annimmt.

Wenn wir einen beliebten Komiker, der uns auf der Bühne ergötzt, auf der Straße begegnen, ſo lächeln wir; warum? Weil wir durch Vorliebe zu ihm eine freundliche Allianz zu ſeiner Individuation geſchloſſen haben.

In einem höheren, feineren und geiſtigen Grade iſt das mit dem komiſchen und humoriſtiſchen Autor der Fall. Wir knüpfen an ſeine äußere Erſcheinung die Erinnerung ſeines humoriſtiſchen Ichs an. Es muß alſo zwiſchen dem Ich des Humoriſten und dem Ich des Leſers eine wechſelſeitige Gaſtfreundſchaft, eine ſtille Neigung vorherrſchen. Wehe dem humoriſtiſchen Autor, deſſen Publikum und Recenſent nicht eine gewiſſe wohlwollende Achtung oder Freundlichkeit zu dem geiſtigen Ich deſſelben mitbringt.

Dieſes Ich, welches ſo viele für Unbeſcheidenheit nehmen, iſt nichts, als Selbſt-Vernichtung, parodiſtiſches Aufheben ſeiner Individualität.

Darin aber liegt das beſte Kennzeichen des „After-Humors“, wenn der Leſer, ſelbſt bei der völligen Anerkennung des humoriſtiſchen Ichs, es den tauſend After-Humoriſten dennoch nicht vergeben kann, daß ſie ihre Ichs und Ichleins mit auf ihr Wurſtel-Theater bringen. Dieſe unſere After-Humoriſten erregen gerade dadurch Ekel, weil ſie das, was ſie zu parodiren ſcheinen, wirklich ſind, und weil ſelbſt ihr geiſtiges Ich ſo entblößt von aller äſthetiſchen Schönheit, von jeder moraliſchen Würde iſt.

Kritiſche Betrachtungen über die europäiſchen Kunſt-Ausſtellungen

von

Ei-Ei-Ei-Ei,

„Profeſſor der unentdeckten Wiſſenſchaften“ in Napagedl.

Eine Antrittsrede.

Ich kann das Katheder der ſeit dem neuen Eiſenbahnzuge hier creirten „Profeſſur“ der unentdeckten Wiſſenſchaften mit keiner würdigeren, zeitgemäßeren Betrachtung eröffnen, als mit einer Betrachtung über die europäiſchen Kunſt-Ausſtellungen.

Napagedl und Europa, oder vielmehr Napagedl in Europa weiß, daß man in Napagedl und Europa erſt ein Amt haben muß, um Verſtand haben zu dürfen, und um einen Titel reden zu dürfen. Der Titel: „Profeſſur der unentdeckten Wiſſenſchaften“, iſt beſonders auf die Ausübung im Reiche der ſchönen Künſte und der Kritik wichtig, denn ein Profeſſor der unentdeckten Wiſſenſchaften kann äſthetiſche Weltgeſetze creiren, die erſt auf jene noch zu entdeckenden Wiſſenſchaften angewendet werden! Mit oder vielmehr aus dieſer Methode die Principien einer künftigen Kunſttheorie ſchon als Anticipationsgeſetze auf die exiſtirenden gegenwärtigen Künſte und Wiſſenſchaften zu appliciren, und ſo zu ſagen, dem Genius in ſeinem ſchaffenden Präſens mit einem Weisheitsſtocher auf dem Futurum conditionell in die arbeitenden Zähne zu fahren, hat eine zweite „Bei-, Neben- und Unter-Profeſſur“ nöthig gemacht:

„Die Profeſſur der künftig gegenwärtigen Kritik“,

in welcher man nicht von vorne herein, ſondern von hinten heraus argumentirt, kritiſirt und philoſophirt.

Als dieſer ebenfalls, denn in Napagedl iſt jene Nach-Profeſſur-Geburt mit an die erſte angewachſen, und bekömmt an Gehalt ein Drittel vom Wartegeld, welches mit der erſten Stamm- und Grund-Profeſſur verbunden, d. h. in Ausſicht geſtellt iſt; als ſolcher verkehrter oder umgekehrter Kritiker leſe ich die

„Napagedler Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen“,

immer auch nicht nur wie die Orientalen von der Rechten zur Linken, ſondern ganz in der Ordnung umgekehrt, d. h. von hinten zurück nach vorne, ſo daß ich mich zuerſt durch alle Käſe-Anzeigen und Strumpf-Anempfehlungen zur Literatur und Kunſt und von dieſen erſt weiter in die Staats-, Welt- und alle ſonſtigen Händel durchleſen und beißen muß; denn leſen und beißen iſt kritiſch dasſelbe.

Und es iſt gut ſo, nicht etwa weil es ſo gut ſein muß, ſondern weil es ſo gut ſein wird für jene Künſte und Wiſſenſchaften, die wir hier in Napagedl noch erfinden oder noch entdecken werden. Nichts macht der Kritik ſo gewandte Glieder, nichts ſchärft ihre feine Naſe mehr, nichts gibt ihr mehr Licht, als wenn ſie ſich ſo durch Millykerzen und Apollokerzen, durch Seifen, Käſe und Macaſſaröl, durch Tanz-, Piknik- und Reunions-Anzeigen durchdrängen und mit beiden Ellenbogen Platz machen muß, um zum Theater, zur Kunſt, zur Literatur zu kommen.

Es iſt daher ſehr gut für die Kritik, wenn ſie im Durchgehen durch dieſe Speiſe- und Stoffanzeigen ein wenig Vorrath mitnimmt, um, wo ſie bei der Kunſt und Literatur Blöße und Hungersnoth findet, ſogleich menſchlich nachzuhelfen.

Hat man ſich endlich durchgebiſſen und durchgeſtoßen, ſo findet man in den „gelehrten Sachen“ faſt jene Anzeigen und Annoncen, d. h. nicht ihre Körper, aber doch ihre Schatten oder ihren Geiſt wieder: die poſitive Annoncenmanier, den anempfehlenden Ausrufungsſtyl, das anpreiſend Ausſchneidende, das Feilbietende, das wohlfeil Ausverkaufende, und glaubt nur, daß in die Tuchkappen und Häringsfäßchen aus Verſehen Bücher und Bilder eingepackt worden ſind!

Ich habe alſo für mich eine kleine

„unentdeckte Zeitung für unentdeckte Leſer“

geſchrieben, in welcher ich meinen eigenen Weg, den „Zukünftigen“, einſchlage, und aus dieſem Geſichtspunkte die Gegenwart kritiſire.

Ich komme nun ſogleich mit einem Sprung, ohne alle Vorbereitung, ohne Uebergang, ſo plötzlich, wie ein Unglück, zu meinen Betrachtungen über die europäiſchen „Kunſt-Ausſtellungen“, und zwar zuerſt zu den Bilder- und Gemälde-Ausſtellungen.

Wir haben dabei den Grundſatz aufgeſtellt, keinen Fehler aufzudecken, bei keinem Häßlichen hartherzig zu ſein, ſondern im Gegentheil jedes Minus als ein Plus zu betrachten, ja jedes Nichts als Poſitives anzuſehen, und nur darzuthun, nach welchen Grundſätzen alle dieſe Nichtſe und Minuſſe als äquale einem giltigen Poſitiven betrachtet werden können, und ſo die Humanitätsgeſetze mit den äſthetiſchen Geſetzen brüderlich zuſammen zu koppeln und in die Welt hineinzutreiben.

Im Voraus bittet aber der Profeſſor alle Künſtler mit Pinſeln und Bärten, mit Bartpinſeln und Pinſelbärten, mit Rundbärten, mit Löwenmähnen, mit Mandrill-Knebel-Zwickel-Henri-quatre- und Wolfsſchluchtbärten, ſich um dieſe „verkehrte Kritik“ einer „unentdeckten Wiſſenſchaft“, in dieſen ihren Locken und Bärten kein graues, ja nicht einmal ein kameelgarnfarbiges Haar wachſen zu laſſen.

Vor Allem freut es uns, daß die jetzigen Bilder verkehrt ſind von den Menſchen, und abſonderlich verkehrt von den Damen; dieſe, namentlich letztere, ſchminken ſich jung; unſere Bilder ſchminken ſich alt! In Italien machen die Maler an ihren Bildern ſelbſt vor Allem — die Kritik, d h. ſie beräuchern dieſelbe, um ihnen einen Grundton des Zeitausdrucks zu geben. Ich freute mich immer, wenn ich einen jungen Künſtler ſo mit dem Weihrauchfaß vor ſeinem Gemälde ſah! Wir aber, wir geben dieſen Zeitausdruck nicht mehr durch Rauch und Weihrauch, ſondern wir malen die friſchen Geſichter gleich mit jenem Dunkeldunkel, aus dem es hellhell wird, daß ſie blutalte Bilder ſind! Ich kann dieſen Drang zum Alten nur mit dem Heimweh der Kunſt entſchuldigen, die ſich zurück in ihre Wiege ſehnt, und durch dieſe Kunſt-Noſtalgie dürfte das Zurückgehen der Kunſt erklärt werden; es iſt reine, wehmüthige Sehnſucht nach ihrer Heimat: die Vor- und Rückwelt!

Eine Kunſt-Ausſtellung, meine freundlichen Jünger, iſt vor Allem die gemalte Kopfſteuer, welche die ſämmtliche Einwohnerſchaft einer Stadt an die pinſelnden Künſte abliefert. Es ſind meiſtens ſogenannte Kopfſtücke der Kunſt! In den Kunſt-Ausſtellungen findet man das Porträtfach ganz auf den Nagel gehängt!

Wir freuen uns, daß immer mehr und mehr Porträts in unſere Kunſt-Ausſtellung kommen, und wir hoffen, daß man bald drei oder vier übereinander wird hängen müſſen, und ſo zwei oder drei verdeckt ſein werden!

Was heißt jetzt ein Porträt? Zwei Augen, eine Naſe, ein Mund und zwei Wangen ſpielen das Spiel: „Rathe, wer iſt das?“ und gewöhnlich wird auf Alle gerathen, nur nicht auf den — Ungerathenen!

Wir wiſſen, ad vocem Porträts, nichts mehr zu bewundern, als die Aufopferung, mit welcher unſere Schönen beileibe keinen Zug ihres Namens den neugierigen Augen bloßgeben, dafür aber ſie mit einer ſo breiten Randoffenherzigkeit um Nacken und Schulter u. ſ. w. belohnen, und ſo viel von ihrer Originalhaut den böſen Lüften ausſetzen und unten dafür ſo viel an Spitzen, Pelzen, Puffen anſetzen, als ſie oben entzogen haben! Bei den meiſten weiblichen Porträts dient die Decenz vom Fuß auf, doch ſie bleibt im Avancement ſtecken, und kann's nicht über's Herz bringen! Man ſollte glauben, den größten Theil unſerer weiblichen Porträts könnten nur die Gemale derſelben gemalt haben; und man ſollte in dieſem Glauben durch die Unähnlichkeit mit dem Originale beſtärkt werden, denn man weiß, daß die Ehemänner nie ein treffendes Bild von ihren Frauen entwerfen!

Die Maler ſind jetzt wahre Wunderärzte, und ich empfehle ſie als wahre Frauen- und Schönheits-Doctoren! Kupfernaſen, Warzen, Pockennarben, Leberflecken, Muttermale u. ſ. w., Alles verſchwindet unter ihrer Hand, wie auf einen Zauberſchlag! Wie glatthäutig gehen alle Evaſchlangen aus der Farbenſchöpfung und Neuhäutung der Palette hervor!

Es iſt aber auch ein ſchwieriges Doppelgeſchäft, welches die Künſtler bei der Umſchöpfung ihrer Originale zu beobachten haben: ſie müſſen faſt eben ſo viel be-mänteln, als ent-mänteln, und alle Falten und Fältchen, die im Antlitz mit dem Mantel der chriſtlichen Malerliebe zugedeckt wurden, klaffen an Mantel, Crispin, Pelz, Atlas u. ſ. w. mit doppelter Tiefe, als wahre Klüfte und Grüfte auf!

Der arme Maler! Die Farbe der Stoffe, des Sophas, des Vorhangs, des Kamin-Hintergrundes u. ſ. w. macht ihn confus! und oft kömmt der Marder an dem Palatin in den Augenbrauen wieder zum Vorſcheine, das Roth des Carmoiſin-Polſters zieht ſich in die Wangen, und die Stirne bietet einen Theil des preußiſchen Kamins dar!

Und nun die Männer-Porträts! Wir wundern uns in Napagedl immer, wenn wir hören, daß die Menſchen ſo wenig Rückſicht auf Klima und Jahreszeit nehmen! Das aber iſt das Männliche, das den Mann als Mann porträtirt! Z. B. ein Mann mit einem Pelz, als ob er in Sibirien wäre, in einer Gegend mit blühenden Aepfelbäumen und glänzenden Blumen! Das eben iſt der Triumph der Kunſt, daß ſie die Natur immer blühend, im bunteſten Schmelz ſucht, ohne Rückſicht darauf zu nehmen, ob die gemalten Leute frieren, oder ob ſie Zobel und Marder anhaben! Eben ſo iſt es auch umgekehrt, wir ſehen oft einen Mann mit freiem Buſen und Schultern leicht vom römiſchen Mantel umflogen, und ein ungeheurer Mantel, deſſen gemalter Anblick ſchon an Kälte und Zähneklappern erinnert, hängt über den Schreibſeſſel des Helden, um ihn ſogleich nach dieſer Kunſtgefrierprobe in ſeine Arme aufzunehmen.

Es iſt im Allgemeinen nicht zu läugnen, ſo meinen die Napagedler, daß die jetzige Malerkunſt und die Friſirkunſt beſtändig ſich in den Haaren liegen! Welcher Heldenmuth von den jetzigen Malern, dieſe langen Maccaroni-Bäume zu malen, die auf beiden Seiten, von den Organen der Schlauheit, über die Organe der Muſik und Plaſtik herunterfallen, ſich in die Gegend der einſtigen Kinngrübchen eindrängen, und zuweilen von beiden Seiten, gegen die Naſen anſtürmen, den Damm der Naſe überſteigen, und ſo das ganze Antlitz oft unter Locken und Haar, id est Wienerlocken ſetzen! Welcher Kampf für den Maler! Welche Aufgabe, ein Stück Naſe, ein Mundſtückchen, ein Stückchen Landzunge: Stirn genannt, zwiſchen zwei Wulſten und Würſten und herabhängenden Lockenhobelhohlchippen ſo zu malen, daß es einem Geſichte, und noch obendrein dieſem oder jenem Geſichte ähnlich ſehe!

Wenn bei den gemalten Kleidern der Schneider mit in's Geheimniß gezogen werden muß, ſo muß bei den Haaren der Friſeur mit in's Complot gezogen werden!

Was die Haupttugend unſerer Porträts ſein mag, iſt, daß ſie nicht in die prometheiſche Sünde fallen, das Himmelsfeuer zu ſtehlen, noch weniger wie Pygmalion ihre Geſtalten zu beſeelen, und ſich ſo vor dem Zorne der Götter ſicher ſtellen.

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf unſere „Landſchaften", ſo muß man der Napagedler Kunſtſchule alles Lob ertheilen, und dies um ſo mehr, als die Künſtler hier herum aller jener Schauer- und Götter-Gegenden nicht in Natura anſichtig werden, und daher alle ihre Landſchaften weit hergeholt ſein müſſen.

Wir haben folgenden „Kunſt-Wegweiſer" und „Erklärungs-Schema" zu unſeren „Landſchaften":

Hohe Gegenſtände mit blauen Krägen und Aufſchlägen bedeuten	Ferne Berge.
Hohe Gegenſtände mit grünen Jäger-Uniformen . . .	Bäume und Baumſchlag.
Bläuliche Zerfloſſenheit oben	Luft.
Bläuliche Flüſſigkeit unten	Waſſer.
Eine Puderquaſte vom Himmel herunter hängend .	Windwolke.
Ein weißes Sommer-Pantalon, bei den Beinen am Horizont aufgeknüpft . .	Schauerwolken, die ſich entladen.

Der öſtliche Himmel in einer Roſa-Cravatte . . . Morgenroth.
Dito weſtlicher Himmel mit Carmoiſin-Gilet und gelber Unterweſte . . . . Untergehende Sonne.

Wir werden in der zweiten Vorleſung auf die anderen Gegenſtände kommen, und uns recht breit über ſie ausdehnen: Valete et favete!

◆

Die Bajaderen am Wien-Fluß.

Ein Fuß-Billet an Demoiſelle Fanni Elßler.

Beklagen Sie mich, meine ſchöne Freundin, ich bin um mein letztes Bischen Glück, um meine letzte Illuſion, um meinen letzten Traum gekommen.

Ich habe die Bajaderen geſehen!

Von was ſoll der Menſch noch träumen, welche Bilder ſoll ihm ſeine Phantaſie geben, welche Geſtalten ſollen ihn dämmernd umgaukeln, wenn die Geiſter noch ungeborner Lieder vor ihm aufſteigen, welche Märchen ſoll er erſinnen, mit welchen Weſen voll Anmuth und überirdiſchen Reiz ſoll er ſeine Erzählungen bevölkern und welche Bilder ſoll er zu ſeinen Schilderungen nehmen, wenn das, was ich geſtern ſah, „Bajaderen“ ſind?!

Ach, die Romantik unterliegt der Geographie, die Naturgeſchichte und die Völkerkunde ſchlagen alle Poeſie todt!

Die weiße Küſte von Albion iſt ein ſchmutziges Grau; das rothe Meer iſt eine gelbe Sauce; im Lande, wo die Pomeranzen blühen, entdeckt man

Flöhe, wie die Kameele ſo groß; die Perſer bringen uns Shawls fett und grob wie die Küchenſchürzen; die Hidalgos ſind nichts als Schmuggler; die Troubadours fahrende Muſikanten; die Giraffe iſt nichts als eine Kuh mit einem Schwanenhals; die Meerjungfer nichts als ein Karpfen à la Chinois friſirt; der Schwanengeſang iſt nichts als das Todesröcheln einer verfeinerten Gans; die Taglioni iſt nichts als eine Fanni Elßler mit ein paar tauſend Wochen mehr, und ein paar hundert Reizen weniger; kurz, nichts, gar nichts, rein nichts, ganz und gar nichts blieb unſerer Einbildungskraft mehr übrig, alle romantiſchen Gebilde der Phantaſie haben uns die Geographie, die Naturgeſchichte und die Gaſtrollen genommen; nichts blieb uns, als die — „Bajaderen!" —

Dorthin flüchtete die irrende Taube unſerer Einbildungskraft, dorthin, wo die blauen Berge leuchten, und wo man von Koromandel nach Bramahakund wallfahrtet; wo Antilope und Krokodill Hand in Hand gehen, wo man den Selam aus Ingwer, Caſſia und Betel der Geliebten reicht, wo Wiſchnu, der Fiſch und Fleiſch zugleich ißt, ſeinen Tempel hat, und ſich von Bajaderen Lavendel in die göttliche Naſe blaſen läßt!

Bajaderen! Deradiſches! Natches! Beſtiatris und Cancenis! Das ſind lauter Bajaderen, Ober-Bajaderen, Mittel-Bajaderen und Unter-Bajaderen!

Das waren noch die letzten Mohikans unſerer Illuſionen, unſerer Träume!

Wenn ich von gar nichts mehr zu träumen wußte, wenn alle Täuſchungen des Lebens vor mir ſtanden, wenn alle Gaukelſpiele der Liebe vor mir abflatterten, wenn alle bunten Feuer der Hoffnungen zertropften, da warf ich mich einer erträumten Bajadere in die Arme! Einer Bajadere, mit der unbeſchreiblichen Anmuth, mit den ſüßen Biſamaugen, mit dem Lächeln voll Liebreiz, mit dem Odem voll Weihrauch, mit dem Leib wie Zuckerrohr, mit den Armen wie Mohnblumen und mit dem Tanz voll Grazie, voll lieblicher Melodie, voll verführeriſchen Rythmus.

„Sie rührt ſich die Cymbeln zum Tanze zu ſchlagen,
Sie weiß ſich ſo lieblich im Kreiſe zu tragen,
Sie wiegt ſich und biegt ſich, und reicht ihm den Kranz!"

Ach, und nun, nun, nun kömmt ein Speculant und entreißt ein „Bandl" Bajaderen ihrer Pagode Tintivina-Purum und zerrt ſie am Speculationsſeil durch Europa und zerſtört, vernichtet, zerſtampft, zertanzt und zerbeutelt mir meine letzte, aller-aller-allerletzte Illuſion von den Bajaderen!

Ja, meine theuere Sylphide, dieſes Purum-Spiel hat mich ganz aus der Romantik herausgeſchleudert!

Ich weiß nicht, ob Sie ſie geſehen haben, aber das weiß ich, wenn Sie ſie geſehen haben, daß Sie mit mir kein anderes Gefühl empfunden haben werden, als das — tiefſte Mitleid! Mitleid mit Weſen, die Jahrelang durch Europa gehen, um ſich alle Abend eine Viertelſtunde lang um ſich herum zu drehen, wie die deutſche Rechtsgelehrſamkeit, und dabei alle Abend aus einem langen Lappen Leinwand eine Taube auf dem Palmſtamme zu bilden, und alle Abend mit den echten Havannah-Cigarren-Füßen zu zeigen, wie der Götze Rama dem Götzen Ratrouen ſeine Gemalin Sidavevi abſiſcht; und wie das Bajaderen-Kind Weydoun immer hin und her trippelt und auf und ab zappelt, und vor- und rückwärts purzelt, und das Alles ſoll eine Bußfahrt ſein? das Alles dazu, um ihre geſunkene Kaſte wieder zu ihrem vorigen Glanze zu bringen? Und wenn ſie ſich an der Wien einſchiffen und am Ganges ausſteigen, werden ſie wie Heilige empfangen werden?“

„Möglich iſt's ſchon, aber wahrſcheinlich iſt's nicht!“

Wahrſcheinlich iſt's, daß der Herr von Wiſchnu — der jetzt auf dem Milchmeer ſchwimmt, und aus dem zuſammengerollten Ringe der fünfköpfigen Schlange eine lange Pfeife Knaſter raucht — daß dieſer Aether-Tyrann, der manchmal grün, manchmal blau, und wenn er gut aufgelegt iſt, auch gelb erſcheint, wahrſcheinlich iſt es, ſage ich, daß dieſer Herr von Wiſchnu, wenn ſie zurückkommen, ein Geſicht machen wird wie ein zorniger Schullehrer, wenn ſeine Schüler davonlaufen, und er wird zu ihnen ſagen im reinſten Bajaderiſch, das man hören kann:

„Ihr, meine Dienerinnen Rangoun, Soudiroun, Weydoun u. ſ. w., warum habt ihr Tintivina-Purum verlaſſen und den Dienſt des Bramahs, um in ungeweihten Orten dem Götzen „Geld“ zu tanzen? Und du alter Ramalingon, bei Siwa, Saraswati und Nokadewa frage ich dich, warum mißbrauchſt Du die Geſänge der Pri und der Lakſchmie, zu eitel Gewinnſt und Gelderwerb vor profanen Augen? Warum ſingſt Du die Weiſen aus Megha-Duta oder aus Amaru-Satahakam ab wie ein Leier- und Bettelmann? Darum, wenn ihr wieder kommt in das Land des Aufganges, wo der Tempel des Erhalters ſteht, ſollt Ihr nicht mehr angehören zu dem Stamm der Reinen, ſondern der — Paria's!“

Iſt das nicht traurig, meine ſchöne Freundin? Und dann der Gedanke, was wird aus dieſen armen Weſen werden, wenn ſie ganz Europa durchzogen haben und ihrem „perſönlichen Leiter“ keinen Nutzen mehr abwerfen?

Ich wollte, meine ſchöne Sylphide, Sie hätten in Ungarn oder Siebenbürgen je ein Zigeuner-Dörfchen (Zigán-falu) geſehen, welches hie und da am Ende eines Dorfes angeſiedelt iſt, und ſie hätten Bihari, dieſen Apollo-Ramalingon, ſpielen gehört, oder Sie hätten die liebliche Zigeunerin Siriſchka tanzen geſehen, wie ſie dazu, nicht die Kaſtagnetten, aber die Maultrommel ſchlägt, und Sie würden geſtehen, daß dazu keine Bajaderen aus Tintiwina-Purum zu kommen brauchen, um uns das zu zeigen, was wir ſchöner, anmuthiger, natürlicher und reizender von mancher Truppe Olah-Zigeuner ſehen.

Ja, Siriſchka war ſchöner als alle Bajaderen, die, wie ich nun glaube, dem grünen Wiſchnu je einen Fahrbach'ſchen Galop vorgetanzt haben.

Ja, nennen Sie die Zigeuner nicht Zigeuner, ſondern Tſchinganen, wie ſie eigentlich heißen ſollten, bedenken Sie dabei, daß am Ausfluße des Indus ſelbſt jetzt noch Tſchinganen wohnen; bedenken Sie, daß ſie vom Stamme Sinder abſtammen, bedenken Sie, daß die Gitana dieſen Zigeunern ihr Daſein verdankt, ſo haben Sie in den Zigeunern, wie ſie in Ungarn und Siebenbürgen herumziehen, die wahren und echten Bajaderen geſehen, mit der lieblichen Moſchushaut, mit den Gazellenaugen, mit den Zähnen, weiß, wie die Lämmer nach der Schwemme, mit dem Haar, dicht und lang wie der Weizen im Banat, mit dem Wuchſe ſchlank, hoch und üppig wie die Binſe im Teiche, und mit dem wilden, leidenſchaftlichen, ſtürmiſchen, charaktervollen, in allen Verſchlingungen anmuthigen Nationaltanze.

Ich wünſche, daß einmal eine Zigeunerbande nach Paris käme und dem Herrn Jules Janin vorgeſtellt würde als Prieſterinnen des Tempels von Tao-ſſe, geſtiftet von Lao-tſeu in China; chineſiſche Prieſterinnen, welche jetzt reiſen, um Budha und Fa-tho zu verſöhnen, und dann in Tibet beim Dalai Lama in den Bund von Tieu-Tie-Hoe aufgenommen zu werden.

Da würde das Feuilleton der „Debats“ gleich überfließen von Janin-Hagel und Bombaſt, und der wortgeſchwollene Feuilletoniſt würde anfangen wie Rangoun ſich um ſich ſelbſt zu drehen, und aus einer 35 Fuß langen Phraſe eine orientaliſche Schwulſt- und Kropftaube zu bilden auf dem Debats-Stamme, und die Metaphern-Kaſtagnetten zu ſchlagen und zu ſagen:

„Doch ſtille: Babuſchinka ſchlägt die Maultrommel! Miſchgó ſchlägt die Keſſelpauke! Babuſchinka, ſie, die in Dämmernacht getauchte Grazie, der liebliche Mond von Tſchao-Tſu-Ti, die Bambusnymphe aus dem Schatten der großen Mauer, der zweite Paradiesvogel von dem lichtumfloſſenen Formoſa, ſie ſchlägt die Maultrommel! Die Maultrommel, dieſe chineſiſche Schalmei, dieſe Philomele von Hoang-Ho-Kiang, nach deren ſüßen Melodie die Zibethkatze tanzt, das Nashorn in Träume verſinkt, und der Mandarin die Mandſchu an ſeinen Tapirbuſen zieht! und dann Miſchgó! Miſchgó, der Porcellan-Adonis, der Narciß am Yong-The-Kiang oder dem blauen Fluße. Miſchgó, der die Zimmtglieder ausſtrecket unter dem Talgbaum und ſich die Zähne ſtochert mit Palmenſtämmen, Miſchgó ſchlägt die Keſſelpauke! die Keſſelpauke, die chineſiſche Harmonika, bei welcher Fo-hi den Betel kaut und Hehu-han mit Hehu-Tſchen ein zärtliches Duett ſingen! — Miſchgó und Babuſchinka ſind da! Sie verzehren in ihrer Einfachheit Schinken mit Knoblauch!

Wir Europäer kennen dieſe Naturgerichte der allſchaffenden Weltkraft nicht, aber ſie machen die Götterſpeiſe der auf Faſanenfedern ruhenden, ſeligen Enkel des großen Fo-Tho aus! Knoblauch mit Schinken eſſen Miſchgó und Babuſchinka! Babuſchinka und Miſchgó eſſen Knoblauch mit Schinken! das iſt ihr Ritus: das muß mit hiſtoriſchen Augen betrachtet werden! An den Schalen des Knoblauchs ſchält ſich die Geſchichte dieſes großen Reiches ab, von Tien-Hoa-ſchi bis zum Ya des Schu-King, und an dem Schinken hängen märchenhafte Traditionen und homeriſche Lieder aus Wen-Hiau-Thing-Khao."

So, meine reizende Cachucha-Göttin, würde Jules Janin über die Zigeuner faſeln, und die deutſchen Nachplauderer würden alle den chineſiſchen Knoblauch mit hiſtoriſchen Augen betrachten, und den Miſchgó-Schinken geradezu von Kia-King ableiten!

Mir widert aber noch eine zweite Ahnung an! Kaum werden uns dieſe indiſchen Grazien verlaſſen, ſo werden unſere genialen und beſonders originalen Dichter zahlreich kommen mit der nagelneuen Erfindung:

„Die falſchen Bajaderen!"

oder:

„Der falſche Ramalingon!"

oder:

„Die Gans auf dem Apfelbaume!"

und wir werden wieder manchen bis zum Ekel abgedroſchenen Spaß verdauen müſſen.

Ich ſchließe wieder mit der Bitte, Sie mögen kommen, und mit ihrer anmuthigen Incarnation des Tanzes den Eindruck verwiſchen, den die Tintivina-Purum-Ballettänzerinnen und die Koryphäen des großen Balletmeiſters Herrn von Wiſchnu auf mich gemacht haben.

Ich will den Tanz nicht als eine Menagerie betrachten, und ich will die Weltgeſchichte und die Länderkunde auf ſolche Weiſe ſtudiren!

Ich will die Poeſie des Tanzes tanzen ſehen, ich will in dem Tanze Amor und Eros und Anteros erkennen, ich will die Romantik der Sinne tanzen ſehen, kurz, ich bin, wenn ich tanzen ſehen will, kein Profeſſor der Geſchichte, ſondern ein Schüler der Grazien, folglich auch der Ihrige.

Ich bitte, Ihren Schüler nicht zu vergeſſen und ihm keine Zweite zu geben.

Ihren Schuh habe ich der Büſte Göthe's um den Hals gehängt, denn da Mundt ſagt: „Taglioni tanzt Göthe!“ iſt Ihr Schuh da am rechten Platze. Tanzen Sie wohl und bitten Sie Ihre Füße, daß Sie ſich zuweilen erinnern an Ihren

Freund und Landsmann
u. ſ. w. u. ſ. w.

* * *

Briefe aus dem Nachlaſſe eines Zettelträgers.

„Hoher Sinn liegt oft im kindiſchen Spiel."
Schiller.

Es iſt bekannt, daß nichts ſo intereſſant iſt, als Briefe von Todten, Verſtorbenen, Erblaßten, Ermordeten u. ſ. w.

Die Leichenduft-Literatur hat viel Anziehendes, und wenn an einem Briefe gar nichts anderes intereſſirt, als das, daß ſein Schreiber todt iſt, ſo iſt das lebendiges Intereſſe genug.

Warum ſollte ich alſo der Geſammtliteratur eine Reihe von Briefen vorenthalten, die mir von einem Todten, als wieder von Todten übergeben wurden.

Ich bitte, mich recht zu verſtehen. Wenn ich ſage, ich habe die „Briefe von einem Todten" erhalten, ſo will ich nicht damit ſagen, daß es ein Todter war, der mir ſie gab, denn die kleine Stadtpoſt geht nicht über die Linie bis zum Friedhofe, ſondern der, welcher ſie mir gab, als er lebte, iſt jetzt, Gott ſei Dank, todt, und ich kann mich über die Indiscretion, Briefe herauszugeben, zu deren Veröffentlichung die Eigenthümer ihre Einwilligung weder mündlich noch ſchriftlich geben können, leicht hinwegſetzen, und mich mit dem Beiſpiele illuſtrirter Zeitgenoſſen tröſten.

Mein Todter war ein Mann, der in die größten Häuſer kam, und mit den berühmten dramatiſchen Autoren in der nächſten Berührung ſtand, er war nämlich der „Theaterzettel-Austräger und Anſchlager“. Von ihm hing es ab, manchem Stücke nachzuhelfen, das zwiſchen Thür und Angel ſchwebte.

Er hatte zu mir eine außerordentliche Leidenſchaft gefaßt, und ſagte mir oft in der Früh, wenn er mir die Zettel brachte: „Ich und Sie, Euer Gnaden, uns Beiden bringt das Theater noch den hellen, leibhaftigen Tod; meine Lunge und Ihre Galle müſſen darauf gehen!“ — „Ja,“ ſagte ich und legte meine Hand auf ſeine Schulter, „ja, ſo iſt es auch, mein treuer Iſolan!“

An einem ſchönen Morgen — ein ſehr ſchöner Morgen! ein Morgen, der den ſchönſten Abend hatte, ein Normatag, an dem gar kein Theater war! — lag mein guter Zettelträger auf dem Sterbebette, und wünſchte mich zu ſprechen. Ich ging hin, fand ihn ſterbend; auf ſeinem Bette lagen die Zettel:

„Das Leben ein Traum“ — „Die homöopatiſche Cur“ und „Das letzte Mittel“.

„Ach,“ rief er aus, „Euer Gnaden, ich hab's gleich geſagt, Lunge und Galle! Aber Euer Gnaden haben eine Galle wie ein Roß, verzeihens, aber meine Lunge iſt hin! Das Stück iſt ausgeſpielt!“

Mit großer Faſſung entdeckte er mir endlich, daß er im Beſitze mehrerer großer Schätze ſei, und mich zum Univerſalerben einzuſetzen gedenke. Er zeigte auf einen alten, morſchen Seitenſchrank, ich öffnete ihn und fand erſtens zwanzig Jahrgänge aller Theaterzettel der fünf Theater, complet.

„Sehen Sie,“ fuhr er leiſe und ſchwach fort, „wenn man ſo ſeine zwanzig Jahre ſich mit Dramaturgie beſchäftigt, mit Recenſiren, Redigiren oder mit Zettelaustragen, ſo hat man am Ende das dramatiſche Weſen ſo inne, daß man an Farbe, Größe und Gewicht eines Theaterzettels, den Werth und den Erfolg eines Stückes mit ziemlicher Sicherheit erkennt. Iſt denn ein Theaterzettel etwas anderes als eine eingekochte Theaterkritik, und ſind denn unſere Theaterkritiken etwas anderes als erweiterte Theaterzettel? Sie brauchen nichts als die Theaterzettel von vor 20 Jahren mit den Theaterzetteln von dieſem Jahre zuſammenzuſtellen, und Sie haben eine der ſchlagendſten Kritik unſerer Theaterzuſtände, eine Kritik, die vor zwanzig Jahren prophetiſch für jetzt gedruckt wurde.

„Jeder Theaterzettel iſt eine anticipirte Kritik des nächſten Jahres!“

„Dieſe zwanzig Jahrgänge Theaterzettel ſind zwanzig kritiſche Jahrbücher! Ich vermache ſie Ihnen letztwillig.“

„Allein dort unten im Winkel,“ fuhr er mit immer ſchwächer werdender Stimme fort, „dort liegt ein viel größerer Schatz. Ich war nämlich nicht nur ein Zettelträger, ſondern auch Brieſträger zwiſchen den verſchiedenen Stücken auf den verſchiedenen Theatern, und ſo fand es ſich, daß manche Briefe bei mir vergeſſen, manche mir zurückgeſtellt, manche mir geſchenkt wurden. Ich habe ſie geſammelt, dort liegen ſie, es iſt mein Wille, daß Sie dieſelben —"

Hier machte er noch eine Bewegung, als wollte er etwas an die Mauer ankleben, und verſchied.

Ich nahm meine Schätze in Beſitz, und wenn jeder Andere vielleicht ſeine nicht vollendete Rede ſo ergänzt haben würde: „Es iſt mein letzter Wille, daß Sie dieſelben verbrennen," ſo kam es mir zeitgemäßer vor, ſie folgendermaßen zu ergänzen: „Es iſt mein letzter Wille, daß Sie dieſelben ſammeln, ſichten und als „hinterlaſſene Briefe eines Zettelträgers" herausgeben."

Der letzte Wille des Verblichenen iſt mir heilig! Ich machte mich über die Sichtung und Ordnung dieſer Briefe her, es waren vertraute Briefe von „Lumpacivagabundus an Hamlet" — über Schickſal und Ironie; Briefe von „Gurli an den Poſtillon von Stadtl-Enzersdorf" — über Naivetät und Contrebaß; Briefe von „Treffkönig an König Enzio" — über das Leben nach dem Leben in der höheren Tragödie; Briefe vom „Affen Mammock an Eliſe Valberg" — über das Reinmenſchliche in der Kunſt und über den Forellenfang; Briefe vom „Taubſtummen an Fra Diavolo" — über Muſik und Percuſſionsſchlöſſer; Briefe von „Hinko dem Freiknecht an Dlle. Bock" — über den „Kaufmann von Venedig" und die „Zauberratſchen"; Briefe von „Turandot an den Zündhölzelfabrikanten" — über das Räthſelhafte in der Localpoſſe und über die Charaden in den geleſenſten Cirkeln u. ſ. w. u. ſ. w.

Indem ich dieſen Fund der geſammten literariſchen, theatraliſchen und dramatiſchen Welt bekannt mache, werde ich von Zeit zu Zeit einige dieſer Briefe den Leſern dieſer Blätter mittheilen.

I.

Lumpacivagabundus an Hamlet.

„Hor. Stay: speak, i charge thee, speak."
Shakespeare.

Ihr Monolog, mein werther Prinz, „Sein oder nicht ſein!" hat ſtets und immer einen beſonderen Eindruck auf mich gemacht, denn im Grunde iſt es keine ſolche wichtige Frage:

„Ein Hamlet ſein oder nicht ſein?"

als wichtig für Menſchheit, Kunſt und Leben, die Frage iſt:

„Ein Lumpaci ſein oder nicht ſein?"

Sie, mein Herr Hamlet, haben vom Belt und ich von der ſchmalen Wien die Reiſe in die Theaterwelt angetreten; wir haben gleiche Schickſale erlebt; ja, ich wette, daß in Deutſchland der Lumpacivagabundus mehrmals gerufen worden iſt, als Hamlet. Sie, mein Herr Prinz, haben einen Geiſt geſehen, ich nicht; darin liegt der Vortheil, den ich vor Ihnen voraus habe.

Das tiefſte Mitleid bemächtigt ſich meiner, wenn ich ſehe, wie oft Sie von Kritikern mißverſtanden, von Ueberſetzern verdreht, von Darſtellern verunſtaltet werden, während ich in einfacher Größe, in claſſiſcher Klarheit, in unfehlbarer Feſtigkeit über die Bretter ſchreite! Einen Hamlet kann man vergreifen, einen Lumpaci nie! Ein Hamlet will ſtudirt, begriffen ſein, ein Lumpaci braucht nur gekannt und aufgegriffen zu ſein! Wenn Sie, mein Herr Hamlet, ſich in der Mauſefalle Ophelien zu Füßen ſetzen, ſo können Kritiker dafür und dagegen ſagen was ſie wollen, das Publikum kann mit der Art und Weiſe, wie Sie ſich ihr zu Füßen ſetzen, halb, ganz oder gar nicht einverſtanden ſein; wenn ich Lumpaci hingegen mich in dem Bierhauſe auf die Streu lege und mich mit Stroh überdecke, da iſt nichts zu ſagen, da würde die Kritik leeres Stroh dreſchen, und da es im Leben und auf den Höhen des Lebens, „Theatergalerie“ genannt, mehr Menſchen gibt, die auf und in Stroh geſchlafen haben, als ſolche, die einer ſchönen Ophelia zu Füßen ſaßen, ſo iſt es klar, daß ich mehr Sympathie erwecke als Sie mitſammt Ihrem lieben ſchwarzen

Strumpf, den Sie, ſeit Olims Zeiten, über den Fuß herabhängen laſſen.

Ich habe mir ſchon oft gedacht, mein werther Herr Hamlet, ob ſich denn nicht einmal ein neueres, frappanteres Symbol des ſtillen Wahnſinns herausfinden ließe, als die ewige Fußſtrumpfhängerei?

Ueberhaupt ſagen Sie mir, lieber Herr Hamlet, warum alle Ihre Darſteller die Scene mit dem Geiſte durchaus mit dem Rücken gegen das Publikum ſpielen?

Ih habe zwar, wie jetzt ſchon jeder Lumpaci, meinen Leſſing auch ſtudirt und weiß, daß ein großes Entſetzen, eben weil es ſich nicht ausdrücken läßt, ſich durch Verhüllen, Abwenden am beſten darſtellen läßt, um dem Beſchauer Raum zur Illuſion zu laſſen, allein das kann nur einen Moment dauern. Von dem Augenblicke an, wo die Erzählung des Geiſtes bei Hamlet das Entſetzen der Erſcheinung in den Hintergrund drängt, müſſen Sie, Herr Hamlet, ſich wieder ſehen laſſen! Die Malerei, die Bildhauerei verhüllt für immer, weil ſie den Moment feſthält, und keinen Fortſchritt darzuſtellen hat, nicht ſo die Dichtnicht ſo die Darſtellungskunſt, dieſe müſſen den Fortſchritt bezeichnen, und keine Empfindung, kein Eindruck bleibt ſtehen! Dieſe ganze Scene abgewendet vom Publikum ſpielen, iſt eben ſo ein Mißgriff, als wenn Wallenſtein die ganze herrliche Rede:

„Es gibt im Menſchenleben Augenblicke“

auf der Stuhllehne gelehnt ſprechen wollte. — Den Anfang vielleicht, ſei's, allein die Ebbe und Flut dieſer leidenſchaftlichen Rede leidet kein ſolches Phlegma. Z. B.:

„Mitten in die Schlacht werd' ich geführt im Geiſt!"

Wer dieſes erzählt, bleibt er auf den Seſſel gelehnt ſtehen? oder:

„Und über mich hinweg ſetzten Roß und Reiter!"
bleibt da das Pathos auf der Stuhllehne liegen?

Sie ſehen, mein lieber Herr Hamlet, daß große Künſtler große Aufgaben haben, während die Lumpaci ſich ſelber ſpielen.

Allein, auch in meinen Rollen gibt es Klippen, ungeheuere Klippen!

Ihr: „Schwört auf mein Schwert!"
iſt nicht ſo ſchwer zu recitiren, als das
„Der Thaler iſt von Leim!"
Sie, mein Prinz, rufen aus:
„Meines Vaters Geiſt in Waffen! Es taugt nicht Alles."

Was aber ſoll und was kann ich von den Waffen, von meines Vaters Geiſt ſagen?! Es taugt nicht Alles!

Der Zweck von Ihres Vaters Geiſt war eine Rehabilitation der Harmonie der Dinge, ein Ausgleichen der verderblichſten Zerwürfniſſe, eine Aufklärung zu geben über den Zweck von Ihrem Sein; der Zweck von meines Vaters Geiſt iſt etwas dunkler gehalten! Der Zweck der Dichtkunſt, des Dichtgeiſts iſt es: das Schöne als das anſchaulich Vollkommene darzuſtellen, und Sie werden zugeben, daß Sie, mein ironiſcher Held, keine ſolche anſchauliche Vollkommenheit des Hamletismus ſind, als ich eine vollkommene Anſchaulichkeit des Lumpacismus!

Nächſtens mehr. Ihr ergebenſter Diener
Lumpacivagabundus.

II.

Gurli an den Poſtillon von Stadtl-Enzersdorf.

Vortrefflichblaſender Herr und Freund!

Die „Naivetät“, mein Freund, muß angeboren ſein, denn das Wort iſt abgeleitet von „Nativus“, welches im Mittelalter „Naivus“ hieß.

Mein literariſcher Vater, Herr von Kotzebue, der auf die Fabrikation der durchſichtigen und waſſerdichten Naivetät ein deutſchthümliches Patent hatte, wußte es ſehr wohl, und darum iſt auch mir meine Naivetät ſo angeboren wie meine Naſe. So wie es nun Stumpfnaſen gibt und ſpitze Naſen und platte Naſen, römiſche Naſen, griechiſche Naſen und Kalmucken-Naſen, ſo gibt es auch „ſtumpfe Naivetäten“, z. B. Margarethe in den „Hageſtolzen“, platte Naivetäten, z. B. meine Wenigkeit; ſpitze Naivetäten,

z. B. das Liesli im „Alpenröslein“; römiſche Naivetäten, z. B. die „Octavia“ von Herrn von Kotzebue und kalmückiſche Naivetäten, z. B. die „Aſanaſia“ u. ſ. w.

Daß die Naivetät von der Höhe einer Königin von 16 Jahren in die beſcheidene Sphäre oder vielmehr in die beſcheidene Atmoſphäre der Krippe herunterſteigt, iſt um deſto erfreulicher, als nichts ſo ſehr zu wünſchen wäre, als daß alle unſere Poſtpferde ein Bischen naiv wären. Denn zum Naiven, ſagt Schiller, wird erfordert: „daß die Natur über die Kunſt den Sieg davontrage und ſie hinreiße“; nun ſind die Poſtpferde an und für ſich Natur, und ein Poſtwagen iſt ein Werk der Kunſt, es wäre daher ſehr erfreulich, wenn die Poſtpferde mehr Sieg über dieſe Kunſt ausübten und ſie raſcher und kräftiger hinriſſen!

Wenn alſo ſchon ein Poſtpferd die animaliſche Incarnation der theatraliſchen Naivetät iſt, welch' ein Repräſentant iſt nicht erſt der Poſtillon, der Lenker dieſer vereinigten „Kunſt und Natur?!“

Einem Poſtillon kann der Knall-Effect nie fehlen, und er weiß gewiß, wo Naivetät der Hafer ſticht!

Der künſtlich gebildete Menſch, mein werther Freund und Bruder in Naivetät, iſt dem Naiven an Verſtand ſo überlegen, wie das Kind dem Manne; d. h. wie der „Poſtillon von Lonjumeau“ dem „Poſtillon von Stadtl-Enzersdorf.“

Wenn zum Naiven, wie Bouterweck meint, eine „treuherzige Zuverſicht zu der Güte der Menſchen“ gehört, ſo ſind Sie, mein werther Herr Poſtillon, unendlich naiv, denn Sie entwickeln eine kindlich treuherzige Zuverſicht zu der Güte der Menſchen, die man in gewiſſer Sammel-Beziehung „Publikum“ nennt.

Eben ſo naiv iſt es, wenn Sie ſich eine „Parodie“ nennen, da Sie doch ungefähr ſo weit von der Parodie abliegen, wie z. B. Enzersdorf von Lonjumeau. Allein, darin liegt ja eben das Naive, denn es liegt ja eben in dem Weſen des Naiven, wie Jean Paul ſagt, daß es ganz etwas anderes zu erkennen gibt, als der Naive ſelbſt dabei gedacht hat.

Ich ſelbſt, ich Gurli, das erſte Stick- und Tupf-Muſter aller Naivetät, wenn ich ſage:

„Was ſind denn das: Kinder?“

ſo meine ich es im Grunde ja nicht ſo!

Es gibt aber, mein naiver Herr Poſtillon, zweierlei Naivetäten, eine Naivetät der Ueberraſchung, und eine Naivetät der Rührung. Bei einem Poſtillon iſt oft Beides vereinigt, wenn er ſeine Paſſagiere umwirft, ſo ſind ſie erſt überraſcht, dann findet eine allgemeine Rührung ſtatt!

Die dramatiſche, d. h. die ſchauſpieleriſche Geſtaltung des Naiven, iſt bei uns Gurlis und Conſorten eine Schürzen- und Schnupftuch-Angelegenheit.

Es gibt Recenſenten — verzeihen Sie, Herr Poſtillon, daß ich mit Ihnen von ſolchen Vegetabilien rede — ja, es gibt Recenſenten, die nach der Vorſtellung nur das Schnupftuch und die Schürze der Darſtellerin zu unterſuchen brauchen, um aus dem Grade ihrer Zerknitterung und Saum-Zerzupfung auf den Grad der Naivetät zu ſchließen, mit welchem ſie ſpielte.

Man kann aber die Repräſentation des Naiven auch nach der Natur an Modellen ſtudiren. Wie man z. B. die Gravität am Kranich ſtudirt, ſo ſtudirt man die Naivetät, die Plaſtik der Naivetät nämlich, an der Ente.

Was der gemeine Sinn bei der Ente watſcheln heißt, das nennt die Aeſthetik bei der komiſchen Muſe: „naiver Gang!“

Was der gemeine Sinn bei dem Waſſerhuhn, welches beim Trinken die Augen zudrückt, Inſtinkt des Auswendigwiſſens des Trinkens nennt, das nennt die Kritik bei den naiven Darſtellerinnen: „Schalkhaftes Augenſpiel!“

Sie ſehen alſo, daß das Naive das unbeſchränkteſte Mimengebiet iſt, und ſelbſt das, was der gemeine Sinn bei den vierbeinigen Alleinbeſitzern der Treue eine unanſtändige wilde Jagd nach den novellendunklen Springinsfelden nennt, das nennt man bei dem edlem Joko auf den Brettern, die die Welt bedeuten: „Das Ablauſchen der geheimſten Nüancen ſeines Gegenſtandes!“ Sie ſehen alſo, mein guter Herr Poſtillon, daß wir Naive das weiteſte Feld haben, und die glücklichſten Geſtalten auf dem heißen Podium ſind.

Bei nächſter Gelegenheit theile ich Ihnen noch manches über dieſen Gegenſtand mit, und verharre inzwiſchen

eines wohlknallenden Herrn Poſtillons
. bereitwilligſte
Gurli.

* * *

Gedanken über die Verunreinigung der Natur durch Walzer- und Muſik-Inſecten.

Vorwort.

An Se. Wohlgeboren den Herrn von Hamlet!

Nie hat es zwei Weſen gegeben, die ein gleicheres Schickſal gehabt haben, als Euer Wohlgeboren und ich! Euer Wohlgeboren haben die Romane von Friederike Bremer noch nicht geleſen, ich auch nicht; E. W. können nicht Flöte ſpielen, ich auch nicht; E. W. ſind nur bei Südweſt etwas verrückt, aber bei Nordoſt ganz vernünftig, ich auch; E. W. haben immer, wenn Sie erſcheinen, einen Strumpf über die Beine herabhängen, ich auch; E. W. haben den Schauſpielern die Wahrheit geſagt und es hat nichts genützt, ich auch; E. W. haben zuweilen nach einer Ratte geſtochen, und ein Menſch fühlte ſich getroffen, ich auch; E. W. können die falſchen Freunde nicht leiden, ich auch; E. W. reden und ſchreiben ſehr geiſtreich und handeln ganz dumm, ich auch; am allermeiſten aber ſind wir darin gleich, E. W.: Sie haben ein Motto:

„Die Welt iſt aus ihren Fugen getreten, weh mir, daß ich geboren bin, ſie einzurichten!"

und ich glaube immer, E. W. haben dieſes Motto von mir oder aus meinem „Humoriſten" nachgedruckt!

E. W. ſind aber umſonſt geboren worden, denn die Welt iſt noch nicht eingerichtet! Durch E. W. iſt Niemand eingerichtet worden, als ein Paar Herren, die ſo viel confuſes und überflüſſiges Zeug über E. W. haben drucken laſſen, daß ſie ſich davon ein Paar Zimmer elegant eingerichtet haben, aber E. W. wollten doch nicht ſagen:

„Die Welt iſt aus ihren Fugen getreten, weh mir, daß ich geboren wurde, Schlegel, Tiek und Franz Horn einzurichten?"

Mein lieber Herr von Hamlet, wenn Sie das Unglück gehabt hätten, ſich von ſo viel deutſchen Schauſpielern darſtellen zu ſehen, als ich, wenn Sie all' das dumme Zeug anhören und anſehen müßten, was die deutſchen Hiſtrionen in Sie hinein und aus Ihnen heraus ſprechen, Sie würden geſagt haben:

„Die Welt, die Bretterwelt, iſt aus ihren Fugen getreten, weh mir, daß ich geboren wurde, von deutſchen Künſtlern zugerichtet zu werden!"

Indeſſen, mein liebſter Herr von Hamlet, tröſten Sie ſich, dieſe Herren haben ſchon ganz andere Herren, Könige und Prinzen curios zugerichtet! Beſonders aber diejenigen erfahren dieſe herzbrechende Hinrichtung, die, wie Sie, aus dem Hauſe Shakespeare hervorgehen!

Doch genug davon; da alſo E. W. mir mein Motto vor der Naſe weggeſchnappt haben, ſo will ich doch keinen Proceß anfangen, ſondern Ihnen einen Vorſchlag zur Güte machen; nämlich: Sie behalten Ihr Motto, wie es iſt, und ich behalte dasſelbe ebenfalls, nur mit der Variation eines einzigen Wortes:

Alſo Hamlet zeichnet:

„Die Welt iſt aus ihren Fugen getreten, weh mir, daß ich geboren worden bin, ſie einzurichten!“

M. G. Saphir zeichnet:

„Die Welt iſt aus ihren Fugen getreten, weh mir, daß ich geboren worden bin, ſie auszurichten!“

Alſo „darum keene Feindſchaft nich!“ Das iſt auch ein Motto aus dem Berliner Shakespeare! und aus der Berliner Dramaturgie geſchöpft, aus der Berliner Dramaturgie, welche Dichter bildet, die man

„Nante-Shakespeares“

und

„Eckenſteher-Calderons“

nennen könnte, Dichter, die Grab und Weißbier, Leichenbilder-Sentenzen und Gaſſenhauer, Grabgeſänge und Zoten, tragiſches Gliederreißen und poſſenhafte Purzelbäume verbunden haben zu einem neuen Genre:

„Jammer-Farcen und Geheul-Poſſen".

Alſo fare thee will my sweet Hamlet! Ich muß ſchließen, „es iſt die Nachtigall", nein, es iſt der Druckerjunge, der Manuſcript will! Tauſend gute Nacht! Tauſend Donnerwetter! Adio!

Ende des Vorwortes.

Von was hab' ich nur reden wollen? Von der Verunreinigung der Natur durch 6 und 12 Kreuzer Kunſtgenüße! O Natur, Natur! Du mußt eine ſtarke Natur haben, um alle die Fliegen und Inſecten zu ertragen, die ſich Dir alle Augenblicke auf die Naſe ſetzen!

Beſonders aber die Sonntagsnatur! Wie maltraitirt und, um den wahren Saftausdruck zu gebrauchen, wie „verſchandelt" wird dieſe Sonntagsnatur durch all' die Walzer-Inſecten und Dudelſack-Ungeziefer und Feuerwerksratten und Hahnenſchläge und Sackhüpfen und Erntefeſte und Annentänze, welche ſich dem Spaziergänger wie Unholde entgegenſtellen und grüßen:

„Marſch, oder zahl' 10 Kreuzer dafür, daß wir die Natur verunreinigen, die Vögel vertreiben, das Gras zertreten, die Luft verſtänkern und die Sterne traveſtiren!"

Man kann in einem Umkreiſe von drei Meilen um die Reſidenz am Sonntag mehr in keiner angenehmen Gegend ſpazieren gehen, ohne dem unſinnigen Gedudel, Geſiedel, Gequitſche, ohne den faden, ausgeleierten Walzerunſinn, ohne einem abgeſchmackten Feuerwerke oder einer ſonſtigen Feſtivität in das widerliche Netz zu laufen! Wo die liebe Schöpfung ein Bischen liebenswürdig war, wo ſie uns in ihrer guten Laune ſagte: „Nehmen Sie gefälligſt Platz, erholen Sie ſich!“ da niſtet ſich das unerträgliche Geſiedel und Gedudel ein, da kriechen die Kieferraupen: „Walzer“ auf den Bäumen herum, da entfliehen die Sänger des Haines vor dem unſinnigen, tauſendmal ausgedroſchenen Gequicke und Gequitſche der mißhandelten Symphonien, der jämmerlich zerbläuten Ouverturen; da flüchtet Grille und Schmetterling vor dem Darmſaitengeſtreiche, vor dem Blechgeſchrille, vor dem Peitſchengeknalle, mit dem die Gras-Paganini's, die Sechskreuzer-Mozart's die Lüfte erfüllen! Das Echo bekömmt Ohrenentzündung, die Oreáden ſchlagen in den Zweigen die Hände über den Kopf zuſammen, und die Elfen und Nixen zahlen zwölf Kreuzer „Austritt“ aus dieſen aneckelnden Naturbeſchmutzungs-Feſtivitäten!

Wollt Ihr Sonntags in's Helenenthal? Da müßt Ihr bezahlen. Warum? Um Walzer heruntergeigen zu hören!

Hat die ſüße Schöpfung dieſes liebliche Idyll, dieſe romantiſche Bergſtrophe, dieſen bezaubernden Punkt deshalb gedichtet, daß er unbarmherzig zerfiedelt werden ſoll? Rauſchen dieſe Bäume ſo viel Geheimniſſe der Liebe und der Wehmuth, murmelt dieſer Bach ſo viele Träume der Sehnſucht und des Verlangens, erzählen dieſe Berge ſo viel Märchen von Geiſtern und Wunderweſen, damit in ihrer Mitte ein „Hopſa-Walzer", ein „Nannerl-Galop" heruntergeſegt werden ſoll?

Wollt Ihr Sonntags nach Mödling, in die Brühl? So müßt Ihr zwölf Kreuzer bezahlen! Warum? Um Walzer und Galope und Knall-Symphonien heruntergeigen zu hören! Um die göttliche Abendröthe durch 100 Thranlampen, und die ewigen Geſtirne durch ein Holzgerüſt mit brennenden Schmalzkugeln verhöhnt zu ſehen?

Hat die üppige, unerſchöpfliche Bildnerin Natur deshalb dieſes Bruchſtück aus dem Paradieſe uns hierher vor die Naſe geſchleudert, um eine Walzerwirthſchaft darin zu etabliren? Hat der Himmel deshalb dieſes kleine Capitel Poeſie an die flache Proſa unſeres Wienerberges angeſchloſſen, damit in dieſe Poeſie ohrenzerreißend hineingefiedelt und hineingekratzt werden ſoll? Wohnt die Nymphe des Widerhalls deshalb hier in lieblichen Thälern, daß ſie uns wiedergebe das Gekreiſch von Walzer-Unholden, welche wir in Tabagien um 6 Kreuzer hören können? Wohnt deshalb die ſüße Malibran der Schöpfung in dem dunklen Nachtigall-Käfig der Bäume, daß wir ſie verjagen mit Fiedelbogengeſeufze und Clarinettengehirntrepanationen? Stehen dieſe Berge da, um wie Roſtbeef und Schnitzel zu Sperl-Muſik aufgezehrt zu werden? Stehen dieſe Ruinenbogen da, als wären es altgebackene Mandelbögen? Iſt dieſe Götternatur da, um mit dem Groſchenteller fiedelnder Muſikanten herumzugehen? Haben dieſe Wieſen deshalb ihre Smaragdgewänder angezogen, haben dieſe Berggipfel deshalb ihr Abendroth-Diadem aufgeſetzt aus flüſſigen Rubinen und blitzenden Opalen und ſchimmernden Roſetten, damit wir eine Feuerwerksfronte anſchauen, die mit einem elenden, bunten Lämpchengerippe an die Felswand hinkriecht? Zündet der Nachthimmel deshalb ſeine Millionen Argand'ſcher Sonnen, ſeine unzähligen Rieſen-Agraffen, ſeine ungeheuren Flammen-Zitternadeln über das erquickliche Dunkel dieſes Zauberthales an, damit erbärmliche Raketchen und einige Feuerräder und glänzende Pulverſtückchen jämmerlich in dieſes erhabene Himmels-Feuerwerk hineinpfuſchen ſollen?! Zieht deshalb der unendliche Himmel ſeine Myriaden Lichtregenten, ſeine unermeßlichen Feuerwelten, ſeine unaufgelösten Flammenräthſel über die mit Dunkelheit verhängte, träumende, im Schlafe wunderſam redende Erde auf, damit der Menſch, dieſes ſiebenzigjährige Kind, dieſer kindiſche Greis, dieſes erhabene Schauſpiel unbeachtet laſſe, und beim Platzen einer Rakete das Maul aufreiße, und ein ſchafiges „Ah!“ heraus mä!ee?!

Kann man nach Haimbach, nach dieſem grünen Sinngedichte, nicht fern von dem didactiſchen Staube der Reſidenz, kann man nach Mauerbach, nach Weidlingau, kurz, kann man ſich irgend wohin retten in die grünen, offenen Arme der Natur, ohne von dieſem jämmerlichen Katzendarmziehen und Walzertacthacken verfolgt, mißhandelt, bis zur Raſerei gemartert zu werden?

Selbſt im „Dobblhofgarten“, in dieſem bis jetzt von Walzern unentweihten Aſyle der Mocca-Kühe und der Java-Kälber, in dieſem Aſyle, wohin bis jetzt nichts drang, als der Ruf: „Noch eine Portion Obers!“ in dieſem Stillleben von Kühen, Menſchen und Kipfeln, ſelbſt in dieſe ſtille Klauſe iſt der Barbarismus gedrungen, ſelbſt da:

Wo der Caffee ſo wahr,
Das Obers ſo rar,
Die Milch ſo fett,
Das Weißbrot ſo nett,

ſelbſt da wird man heuer ſchon von einer muſikaliſchen Thierquälerei-Bande zerbiſſen und zerſtochen!

Allein, das Alles wird keinen Menſchen mehr wundern, wenn wir etwas erzählen werden, wovor der Trottel ſich entſetzt, der Botokude ſchaudert und der Lappländer ausruft: „C'est ridicule!“ wenn wir erzählen, daß während des großen, in Jahrhunderten kaum ein Mal geſehenen Schauſpiels, während der „totalen Sonnenfinſterniß“ am Währingerſpitz eine

„Walzer-Feſtivität“ ſtattfand!!! Die Feder ſträubt ihr Haar, die Tinte wird grün vor Aerger, das Papier roth und ſchämt ſich in ſeine Haut hinein, indem ſie dieſe claſſiſchſte Lächerlichkeit unſeres Walzer-Säculums niederſchreibt! Ein „Walzerfeſt“ während dieſer gottverherrlichenden Naturerſcheinung, während dieſes weltenüberſchattenden, erhabenen Schauſpiels!! Denkt Euch dieſe Scene! Die Sonne, die Fürſtin des Tages, ſteigt aus dem Purpurzelte des Morgens, der blaue Himmelsbaldachin hängt voll Morgenroſen, goldene Wolkenflitterchen hängen hie und da im flimmernden Aether, dünnes Gewölk flieht wie melancholiſcher Schatten über das heitere Sonnenantlitz, tiefer am weſtlichen Himmel ſtanden dunklere Wolken ſchlag- und ſchlachtfertig, über den Berggipfeln zerlieſen und zerronnen die Silberblicke des durch dünne Nebel dringenden Sonnenlichtes, aus den Thälern und Klüften ſprang hie und da ein Grubenlicht, über die Waldeswipfel hüpften die ſtillen Steppenfeuer des nahenden Tages, ein erwachender Wind blätterte in den Bäumen, als wolle er ihnen bedeuten, ihre Häupter zu neigen vor der herannahenden Majeſtät des Augenblicks, und er drückte die thaugetränkten Blumen nieder, als ſollten ſie bereit ſein, ſich vor der kommenden Majeſtät Gottes auf ihr Antlitz zu werfen; und eine friſche Kühle wehte durch die Natur, um das Leben aufzuſchüttern, und die Wälder aufzurütteln, und die Wolken vor ſich wegzutreiben aus der Himmelsbahn des großen Lichtwandlers, und alle Weſenheit vorzubereiten auf die Erhabenheit des nächſten Momentes! Und da jagte ein friſcher Hauch die letzte Wolkenwimper fort von dem klaren, großen, ſtrahlenden Auge des Tages — und es ſenkte ſich die ſchwarze Scheibe des Mondes in die glänzende Kryſtall-Linſe, als ſollte die Welt nach und nach erblinden am grauen Staar der Sonne, und leichte Nebel ſtiegen geiſterhaft aus den Tiefen, und wickelten ihre Flöre um die unterſte Atmoſphäre, die Berge wickelten ſich wie im Fieberſchauer in blaſſe Tinten, die Bergſpitzen blühten wie in einer Frühlingsmitternacht zwiſchen dem weißen Tage und dem dunklen Abende, die Bäume ſenkten ihre Blätter, und ſahen aus wie abgeſchlagene Wünſche, einzelne Licht- und Blütenpunkte zogen wie fliegende Frühlinge durch den Raum, — und die Mondesſcheibe ſenkte ſich immer tiefer in die Kryſtall-Linſe, bis ſie ganz bedeckt war, und der höchſte Horizont lag wie ein umgeſtürztes, ſchwarzes Meer da, an den tiefſten Rändern des Horizonts loderten ringsum bleiche und geſpenſtige Feuer auf, und ein goldener Lichtring lag wie ein Trauring um den Kreis, wo ſich Himmel und Erde zu umarmen ſchienen, die Natur ſchien den Odem einzuhalten, eine heilige Stille lag wie eine Sargdecke auf dem offenen Sarge der Welt, leiſe Seufzer eines unausſprechlichen Bangens, einer unnennbaren Wehmuth durchzogen jede Bruſt, jeder Einzelne hätte mögen zergehen in ſüßen Thränen, und niederfallen auf das

Knie im inbrünſtigen Gebete, und von allen Lippen hätte es in einem einzigen Tone ausſtrömen mögen in einem jubelnden „Halleluja", in einem anbetenden „Vater unſer!" in einem erſterbenden Ausrufe: „Herr im Himmel, Dich loben wir!!"

Und in dieſem feierlichen, weltenerſchütternden, heiligen, herzerhebenden und herzerbauenden Augenblicke, in dieſem unausſprechlich ſelig-frommen Momente, der Zeugniß ablegt von der Allmacht des Schöpfers, von dem Siege des menſchlichen Geiſtes, in dieſem Augenblicke, den keiner von uns Allen je früher ſah, noch ſpäter mehr ſehen wird — *ſtanden einige Geiger am Währingerſpitz und geigten um 6 Kreuzer einen Walzer!*

Millionen Menſchen ſtanden anbetend, mit überfließendem Herzen, mit zitternden Thränen in den Augen, und ſtaunten die Allmacht ihres Schöpfers an, — nur die Geiger am Währingerſpitz geigten in dieſem Momente

„Backhändl-Walzer" und *„Brigittenau-Walzer"*

u. ſ. w.

Fünf Welttheile richteten in dieſem einen Momente die Augen gegen Himmel, die Geſammtmenſchheit wurde in einem und demſelben Augenblicke von einer einzigen Empfindung, von einem einzigen Gedanken ergriffen und heilig durchzuckt, und *nur die Geiger am Währingerſpitz geigten um*

6 Kreuzer ihre Maccaroni-Walzer fort und herunter, als wäre die Sonne eine alte Fiedel, und der Mond ein alter Fiedelbogen, und die totale Sonnenfinſterniß nichts als ein neuer Fiedelwalzer!!

O, Hamlet! „Die Welt iſt aus ihren Fugen getreten, weh uns, daß wir geboren wurden, ſie ein- und auszurichten!“ —

* * *

Alles wiederholt ſich nur im Leben,

oder:

„Herrmann“ und „Löbel“ — „Bosco“ und „Habitt“.

Es ſcheint, daß zu gewiſſen Zeiten gewiſſe Erſcheinungen ſowohl in den Annalen der Geſchichte als in den Chroniken der Scandale wiederkehren. Die Cotillons haben ſich von Aſpaſia bis Pompadour und Lolas, die Tyrannen von Dionys und Attila bis zum Exherzog von Braunſchweig, die Wundermänner von Paracelſus und Caglioſtro bis zum Wundermann in Eppan, die Revolution der Erde und der Völker bis zu der Berliner Schneider-Emeute, die man „frei Tabak roochen“ wollte; Alles, Alles kömmt periodiſch, unter anderen Namen, anderen Formen, anderen Umgebungen, aber in derſelben Urerſcheinung wieder.

So lange das menſchliche Herz daſſelbe bleibt, ſo lange die menſchlichen Leidenſchaften, die menſchlichen Bedürfniſſe, die menſchlichen Schmerzen und Wonnen, die menſchlichen Unmenſchen und die unmenſchlichen Menſchen dieſelben bleiben, ſo lange werden Leidenſchaft, Bedürfniß, Egoismus, Haß, Liebe, Neid, Rachſucht, Geiz, Wolluſt und das ganze Krankheits-Heer innerer Empfindungen dieſelben Exantheme auf die Oberhaut der Geſellſchaft auswerfen, dieſelben Geſchwüre und dieſelben Abceſſe, dieſelben Hautkrankheiten der Societät erſcheinen laſſen.

Nur zwei Menſchen waren erſt auf der Welt, dem Einen gehörte die ganze Erde, dem Andern gehört die ganze Viehzucht, und aus Neid erſchlug Einer den Andern! Kaum daß ſich die Menſchen „beginneten zu mehren auf Erden“, als ſchon nichtsnutzige Weiber waren, worauf die Menſchen ertränkt werden mußten; kaum hatte ein Vater einen beſonderen Segen für einen Sohn, als dieſer von ſeinem Bruder aus Neid darum betrogen ward; kaum hatte Laban mit Jakob einen Schafhautvertrag abgeſchloſſen, als ihn Jakob ſchon aus Habſucht betrog! Kaum machte Jakob ſeinem Liebling einen bunten Rock, als ihn die Brüder aus Neid als Sclaven verkauften; kaum war Moſes Geſetzgeber geworden, als ſchon aus Neid Aron und Mirjam ihn verleumdeten! Die Geſchichte der Menſchheit, von Adam bis zum Taſchenſpieler Löbel iſt nur die Geſchichte ihrer Laſter, ihrer Verderbtheit, ihrer Sünden und Strafen, und nur äußerſt ſelten iſt das Buch der Geſchichte mit Illuſtrationen von den Tugenden und göttlichen Gefühlen des Menſchengeſchlechts durchſchoſſen!

Die Motive davon, daß Kain den Abel erſchlug, daß Romulus den Remus erſchlug, daß der Gottmenſch an's Kreuz geſchlagen wurde, daß Czerny Georg ſeinen Vater mordete und daß der Taſchenſpieler „Löbel" mit Herrmann in die Schranken trat, es ſind dieſelben Motive des Neides, des Eigennutzes und der Verblendung, welche auch dem Marſyas die Leier in die Hand gaben, um mit Phöbus zu wetteifern, Puſtkuchen anſpornten, wie Goethe, „Wanderjahre" zu ſchreiben, und si licet parva etc. etc. Herrn Böhringer begeiſterten, auch „humoriſtiſche Vorleſungen" zu halten.

Das Glück und Ende des Herrn Löbel iſt bekannt, ſo wie die Behandlung, die er vom „löbelichen" Publikum nicht ohne ſein Verſchulden erlitt.

Eine ganz ähnliche Begebenheit ereignete ſich vor fünfundzwanzig Jahren in Berlin.

Ich war dazumal Redacteur der „Berliner Schnellpoſt" und des „Berliner Couriers", zwei vereinigte Großmächte in den kleinen Staaten des Journalismus.

Bosco kam nach Berlin. Wer ſagt: „Bosco", der ſagt: „Mirakel!" Bosco war damals ein Philadelphia redivivus! Er gefiel außerordentlich, aber Keinem ſo ſehr als ſich ſelbſt. Er ſah ſich zum millionten Male ſelbſt mit Bewunderung zu, und war zum millionten Male von ſich ſelbſt überraſcht! Er gehörte nicht zu jenen Escamoteuren, die ſelbſt wiſſen, daß ſie täuſchen, nein, er war überzeugt, das iſt Hexerei; er ſagte zu ſich ſelbſt: „Das begreif' ich nicht!" Er escamotirte im Schlaf, im Gehen, im Traum, während des Eſſens, und war ſich ſelbſt ſtets neu, ſtets unbegreiflich, ſtets erſtaunenswerth! —

Er kam nach ſeiner Ankunft zu mir und lud mich Mittags zu Tiſche ein. Ich war all' mein Lebtag keiner, der ſich einladen ließ, ich lud alſo ihn ein, er möchte mit mir in Charlottenburg eſſen. Er ſagte, er wird einen Wagen holen, ich ſagte, er ſoll nur in meinen Wagen mit mir fahren. In Charlottenburg, bei Pauli, beſtellte ich bei Wilhelm zwei Couverts mit dem bekannten Augenwink, — dieſer Augenwink beſagte ſo viel als: „Wilhelm, wenn der und der nachher das Diner bezahlen will, ſo ſagſt Du: „Herr Saphir hat ſchon bezahlt!" Das war zwiſchen mir und Wilhelm Uebereinkunft.

Wir ſetzten uns zu Tiſche; nach der Suppe brach ich ein Weißbrot an, und ſiehe da! eine Hand voll Ducaten rollte aus demſelben auf meinen Teller. Ich ſagte: „Lieber Bosco, das Stück iſt nicht übel, und da ich Ihr ganzes Publikum bin, ſo wünſcht das ganze Publikum, dieſes Stück noch einmal zu ſehen!" Zu Wilhelm aber ſagte ich: „Es iſt doch polizeiwidrig, daß Ihr ſo kleine Weißbrote habt!"

Bosco ſpielte erſt im Jagorſaale, dann im Thiergarten, machte glänzende Geſchäfte und war en vogue. Da kündigte ſich in den Zeitungen ein anderer Taſchenſpieler an, „Herr Habitt aus Moskau", ungefähr in eben dem Tone, wie unſer proviſoriſche Löbel. Er kündigte an, eine 24pfündige Kanonenkugel, auf welche man Zeichen eingraben kann, vor dem Publikum verſchwinden zu laſſen und dieſelbe Kanonenkugel wird fünf Minuten darauf in Petersburg auf dem Hauptplatze niederfallen, — das Publikum kann hinſchreiben, um ſich zu überzeugen.

Die „Berliner Schnellpoſt" erluſtigte ſich über dieſe Annonce, Herr Habitt wurde dadurch eingeſchüchtert, verſchob ſeine Vorſtellung, indem er angab, die Luft ſei jetzt nicht dünn genug zu dieſer Kugel-Expedition!

Um dieſe Zeit gerade fiel meine Polemik mit den famoſen „dreizehn Bühnendichtern" und ihrer noch famoſeren Defaite durch meine Broſchüre: „Der getödtete und dennoch lebende M. G. Saphir". — In ihrer herzlichen Pflicht und Auflöſung griffen ſie zu Habitt! — Nicht zu glauben, wenn nicht ſelbſt erlebt! Sie ſteckten ſich hinter ihn und er gab eine Broſchüre heraus: „Habitt contra Saphir". Die Lächerlichkeit und Ungeſchicklichkeit fiel natürlich auf die literariſche Unwürdigkeit dieſer Schriftſteller zurück, ich nahm, wie ſich von ſelbſt verſteht, gar keine Notiz von der Sache.

Aber die gute Frau Nemeſis, welche nie ſchläft, nicht einmal wenn ſie den „Oeſterreichiſchen Correſpondenten" lieſt, ſie wachte für mich und antwortete auf Habitt's Broſchüre.

Bosco kam alle Tage zu mir und fragte mich um Rath, wie man's macht, daß Herr Habitt nicht zum Spiele komme, er wolle ſich's Geld koſten laſſen. Ich ſagte ihm, wenn Sie Geld auf dieſe Lappalie verwenden wollen, ſo laſſen Sie ſich's Geld koſten, daß er doch um Gotteswillen ja ſpiele! —

In einigen Tagen las man in allen Anzeigeblättern Berlins Aufforderungen an Herrn Habitt, der Herrn Bosco ſo weit überflügelt, der tauſendmal wunderbarere Sachen wie Bosco macht u. ſ. w., doch ja ſeine Vorſtellungen zu beginnen, welchen das ganze Publikum mit raſender Ungeduld entgegenſieht.

Herr Habitt aus Moskau ging auf die Leimſpindel. Er kündigte guten Muthes eine Vorſtellung an, in welcher er zeigen wird, daß alle Wunder Bosco's gar nichts ſind u. ſ. w.

Am folgenden Tage las man wieder in den Intelligenzblättern Inſerate, welche das Publikum ermahnten, ja dieſe Vorſtellung nicht zu verſäumen, in welcher Herr Habitt verſpricht, Alles zurückzulaſſen, was Bosco oder noch Jemand gemacht hat u. ſ. w. Die Vorſtellung fand ſtatt. Der Saal war geſteckt voll. Herr Habitt erſchien, er ſprach weder deutſch, noch franzöſiſch, noch italieniſch, bloß etwas ruſſiſch. Gleich die erſten Stücke erregten theils Unwillen, theils Beluſtigung. Unter Andern hatte Frau Nemeſis noch einen anderen fataleren Zufall für ihn losgelaſſen. Einer ſeiner Compères hatte vor dem Beginne der Vorſtellung einem Zuſchauer einen preußiſchen Thaler in die Rocktaſche practicirt, welches nachher zu einer

Ueberraſchung in einem Stücke dienen ſollte. Herr Habitt nahm einen Thaler, legte ihn in eine Büchſe, ließ ihn verſchwinden u. ſ. w., fragte dann, wo der Thaler ſein ſoll? Der Compère, welcher indeſſen auf die andere Seite ging, rief laut: „In der Taſche dieſes Herrn!“ und zeigte auf Den, welchem er den Thaler in die Taſche ſchob. Allein, o grauſame Nemeſis! dieſer Herr verließ noch vor dem Anfange der Vorſtellung das Haus, um ſich einiges Obſt zu kaufen, er griff zufällig nach ſeinem Taſchentuche und fand den Thaler. Er glaubte, ihn in Zerſtreuung da hinein geſteckt zu haben, kaufte ſich Obſt, gab den Thaler hin und bekam Scheidemünze zurück. Als nun Herr Habitt ihm zurief, er müſſe den Thaler in der Taſche haben, ſagte er ganz ruhig: „O, ich hab' ihn wechſeln laſſen, als ich ihn vor der Vorſtellung in meiner Taſche fand!“ — Unauslöſchliches Gelächter erſcholl.

Lachen, Ziſchen, Lärmen wechſelten ab, es mißlangen ihm noch mehrere Stücke. Aber es war ihm noch eine Pille beſchieden. Plötzlich erhob ſich im Saale ein hagerer, baumhoher Mann, ſteigt auf den Seſſel, ſo daß er wie eine Campanile daſtand, und rief: „Hochgeehrtes Publikum! Erlauben Sie mir ein Wort an Herrn Habitt, im Intereſſe des Publikums!“ Lärm, Geſchrei; „Ja!“ — „Nein!“ — „Ja! Ja!“ — Die „Ja“ drangen durch. Der Longo-Barde begann mit feierlicher Stimme: „Herr Habitt aus Moskau! Wir haben uns eben überzeugt, daß Sie als

Taſchenſpieler nichts können.“ (Applaus von allen Seiten.) „Aber Sie ſind auch ein Schriftſteller, Sie haben gegen Saphir eine Broſchüre drucken laſſen.“ (Jubel: „Ja! ja! ja! Bravo!“ u. ſ. w., endlich nach einer Pauſe fuhr der Lord vom Strohſeſſel fort): „Da das geehrte Publikum aber hört, daß Sie kein Wort deutſch wiſſen, ſo erſucht das verehrte Publikum Sie, dieſe Kunſt zu wiederholen; hier iſt Feder und Schreibzeug, hier ſchreiben Sie vor dem verehrten Publikum nur eine Seite deutſch in literariſchen Angelegenheiten, Saphir betreffend.“ Dabei zog der lange Unbekannte Papier und Schreibzeug aus der Taſche und bat die Vordermänner, es gefälligſt zu Herrn Habitt gelangen zu laſſen. Das Gelächter und die Heiterkeit des Publikums bei dieſem mit Acclamation aufgenommenen Vorſchlage iſt unbeſchreiblich.

Herr Habitt ſchwitzte Kanonenkugeln. Der Lärm wurde endlich ſpectaculös, und wer weiß, wie es dem ſchriftſtelleriſchen Taſchenſpieler ergangen wäre, wenn nicht die Polizei ſich ſeiner erbarmt und ihn verſchwinden gelaſſen hätte. Herr Habitt trat in friedlicher Stille ſeinen Rückzug aus Berlin an, und Bosco blieb Sieger.

Als er am andern Morgen zu mir kam, ſagte ich ihm: „Nun, Bosco, habe ich Ihnen nicht geſagt, Sie ſollen wünſchen, daß Habitt nur ja ſpiele?“ — Und er antwortete ſtolz-beſcheiden: „Dafür ſein Saphir mit die Feder, was ſein Bosco mit der Becher!“

Bei dieſer Gelegenheit ſei auch noch des komiſchen „Hühner-Manövers“ erwähnt.

Bosco wohnte bei einer mir bekannten Familie, die ein ſchönes Familiengut hatte: zwei ſchöne Töchter nämlich; und ich war ſo glücklich, daß dieſe Familie aus Gefälligkeit mich für ein Entgelt in die Koſt nahm. Nun hatte Bosco auf ſeinem Repertoir ein Stück: „Das Hühner-Manöver“, er zeigte nämlich erſt an zwei Dutzend todte, gerupfte Hühner u. ſ. w. und machte ſie wieder lebendig. Dieſe Hühner, die todten nämlich, rückten nach der Schlacht in das Küchenquartier dieſer Familie ein, und wir verzehrten acht Tage lang die für's Vaterland gefallenen Hühner!

Es war alſo natürlich, daß die Hausfrau mit Sehnſucht dieſem Manöver entgegenſah. Wenn die ſchönen Töchter alſo gerne wieder ein Hühnchen gegeſſen hätten, ſo wurde ich als Redacteur in's Complot gezogen, und ich ſagte wie Moſes: „In den nächſten Tagen laß ich Hühner regnen!“

Es war nämlich am folgenden Tage im „Berliner Courier“ und in der „Berliner Schnellpoſt“ zu leſen:

„Aufruf an Herrn Bosco!

Die Verehrer und Bewunderer Bosco's wünſchen beſonders, Herr Bosco möge in ſeiner nächſten Vorſtellung das reizende Stück: „Das Hühner-Manöver“ wiederholen. Ein bedeutender Theil des gebildeten Publikums theilt dieſes allgemeine Verlangen."

„Viele Freunde des Schönen
und Nützlichen."

Und richtig las man Tags darauf auf Bosco's Programm: „Dem hochverehrten Wunſche mehrerer P. T. hohen Gönner des Schönen und Nützlichen gemäß wird heute das beliebte „Hühner-Manöver" wiederholt werden!"

Und Abends darauf ſaßen richtig immer die „Gönner" dieſes „Hühner-Manövers" um den Tiſch, auf welchem die Opfer dieſer journaliſtiſchen Küchenkabale in ihrem Fette gebraten lagen, und verſicherten Herrn Bosco, daß das Publikum dieſes Stück am anziehendſten finde, und daß er es wenigſtens jede Woche einmal wiederholen müßte, und Bosco lächelte und ſprach: „C'est drôle! und iſt nix als mécanique!"

Ich drückte meiner ſchönen Nachbarin, die eben ein Huhntheil auf ſeinem letzten Gange begleitete, die Hand und ſagte: „Ja, ja, und beſonders die ſchöne Welt iſt auf dieſes „Hühner-Manöver" ſo ſehr verbiſſen!"

◆

Eine Aſchen-Vorleſung.

Der Menſch iſt Staub und Aſche! Es iſt ein Glück, daß die Menſchen Staub und Aſche ſind — wenn ſie Silber oder Gold wären, wären ſie ſchon längſt alle eingegraben! Und wenn ſie Brot und Semmel wären, wären ſie alle Tage kleiner geworden! Und wenn ſie Salz und Tabak wären, ſo dürfte Niemand eigene Menſchen bauen!

Der liebe Himmel hat die Menſchen Staub und Aſche ſein laſſen, damit ſie ſich gegenſeitig in Ruhe laſſen. Denn wenn die Menſchen Spargel wären, dachte ſich der Himmel, ſo würden ſie ſich gegenſeitig den Kopf herunterbeißen, und wenn ſie Erdäpfel wären, ſo würden ſie auch in zweierlei Claſſen zerfallen, in jene in der Montur und in jene, die geſchält werden, und wenn ſie Kukurutz wären, ſo würden ſie ſich gegenſeitig mit „Kolben“ lauſen, und wenn ſie Aepfel wären, ſo würden die Auserkorenen im „Schlafrock“ herumgehen und die anderen würden zu „Aepfelſchnitten“ zerſtückt; und wenn die Menſchen Salat wären, ſo wollte jeder ein „Häuptel“ ſein oder wenigſtens ein „Bund“ und alles andere bloß „gebrühter Salat“; und wenn die Menſchen „Rüben“ wären, ſo würden die Goldrüben obenan ſtehen und die anderen Rüben würden bloß geſchabt werden; und wenn die Menſchen „Erbſen" wären, ſo würden die böhmiſchen Erbſen ſich als die Ausgeklaubten anſehen, die Stockerbſen würden auf ſich was Beſſeres halten, und die anderen armen Felderbſen müßten ſehen, wie ſie ſich kümmerlich durchſchlagen; und wenn die Menſchen „Knödel" wären, ſo würden ſie ſich eintheilen in ariſtokratiſche Faſchknödel, in bureaukratiſche Semmelknödel und in Bauernknödel; und wenn die Menſchen Faſchingskrapfen wären, ſo würde ein Theil als delicate Brandteig-Krapferln in der Marchſuppe ſchwimmen, und die anderen wären beſtimmt, nur Prügelkrapfen zu ſein; — aber wenn die Menſchen nur Staub und Aſche ſind, Einer wie der Andere, ſo wird Einer wie der Andere leben, leben laſſen, ſterben und ſterben laſſen.

So dachte der liebe Himmel! Aber wenn die lieben Menſchen ſo dächten wie der liebe Himmel, ſo hätte der liebe Himmel mit den lieben Menſchen nicht ſo viel Schererei!

Die lieben Menſchen wiſſen, ſie ſind nichts als Staub und Aſche, ſie wiſſen, ein jeder Menſch kam aus Staub und Aſche, wird zu Staub und Aſche, und dieſes Häuflein Staub iſt nur ſiebzig Jahre ein proviſoriſcher Menſch, und dennoch theilen ſich dieſe Aſchenhäuflein ab in verſchiedene Häuflein, in vornehme Aſchenhaufen und in bevorzugte Aſchenhaufen und in berechtigte Aſchenhaufen und in ordinäre Aſchenhauſen! Aber wenn der Carneval des Lebens mit ſeinen Masken und Larven zu Ende iſt, wenn die letzte Raſtſtunde kommt, wenn der Tanz zu Ende iſt, wenn das Orcheſter des Lebens ſich leert, ein Muſikant nach dem andern das Inſtrument niederlegt und die letzte Saite reißt, dann an der großen Aſchermittwoche kommt der letzte Tänzer, und das iſt auch ein Aſchenmann und er ſagt zu den Menſchen: „Ihr meine Männeraſche und Ihr Frauenaſche, kommt in meine Butte!“

Heute iſt die Aſchermittwoche da, o lebendige Aſche, ſtreue Dir todte Aſche auf das Haupt! Aſche! Aſche! Aſche!

Nehmt die Aſche aus Euren ausgebrannten Herzen, nehmt die Aſche aus Euren ausgebrannten Leidenſchaften, nehmt die Aſche aus den Brandſtätten des Parteigeiſtes und ſtreut ſie Euch auf's Haupt!

Die Menſchen ſammeln ſich im ganzen Jahre glühende Kohlen auf's Haupt, ſie mögen ſich einmal im Jahre auch Aſche auf die glühenden Kohlen ſtreuen!

Wer Butter auf dem Kopfe hat, ſtreue zweimal ſo viel Aſche auf ſein Haupt, und wem der Kopf brennt, der ſchütte ebenfalls mehr Aſche auf ſein Haupt, und wo die Zwietracht ihr Haupt erhebt, die ſtreue eine Menge Aſche auf ihr Haupt, und wo ein Oberhaupt Schuld iſt, daß andere Häupter in Trauer ſich ſenken, der ſtreue fingerdick Aſche auf ſein Haupt, und wem der Teufel auch nur bei einem Haupthaar gefaßt hat, der ſtreue von Morgen bis Abends Aſche auf ſein Haupt! O, ich ſag' Euch, es wird Mangel ſein an Aſche! Und wenn alle Sünder und Sünderinnen an der Aſchermittwoche wirkliche Aſche auf ihr Haupt ſtreuen wollten, die Aſche würde theurer werden als die Pomade!

Aſche auf dem Haupte iſt auch ein ſchöner Hauptſchmuck! Aus Aſche iſt der Hut, unter welchen alle Köpfe zu bringen ſind!

Die Köpfe halten nicht eher Friede, bis ſie unter Aſche und in Aſche ſind; Friede ihrer Aſche!

Aber der Menſch ſchüttelt Alles von ſich ab; er ſtreut an der Aſchermittwoche ein Bischen Aſche auf ſein Haupt, dann ſchüttelt er das Haupt und am Donnerstag iſt er wieder der, der er am Dienstag war!

Aber man gehe einmal heute herum in der Stadt Wien und ſchaue den Leuten auf den Kopf, man wird eher alles finden als Aſche; ja man findet ſogar noch einen Mann, der Haare auf dem Kopfe hat, aber Aſche wird man keine finden!

Ja, wenn man große „Aſchenbälle" arrangirte, wenn „öffentliche Einäſcherungen" ſtattfänden, wo man ſich mit wohlfeiler, theurer, koſtbarer Aſche, mit eleganter Aſche, mit echter franzöſiſcher Aſche, mit Aſche in Sammt und Spitzen das Haupt beſtreute, ſo würde geäſchert werden, und alle Marchandes d'Aſchen hätten vollauf zu thun, und die haute volée hätte eine brillante Aſchen-Coiffure, und die Ariſtokratie-Financiere hätte Aſche aus Actien und Metalliques, und die reichen Damen aus dem Schoße der alleinſeligmachenden Emancipation hätten Aſche von puren Brillanten auf dem Kopfe!

Oeffentlich wird geſündigt, öffentlich iſt man frivol, wirft man Funken in den Zunder, und heimlich ſtreut man ſich ein Biſchen Aſche auf's Haupt!

Ach, es iſt ſchade, daß man die Leute nicht mehr verbrennt, ich meine nicht etwa die Hexen oder die Inquiſitionsopfer, ſondern die Leichen und Knochen der Menſchen! Die Menſchen glauben es nicht, daß ſie Alle, Einer wie der Andere, nur ein und dasſelbe: „Staub und Aſche“ ſind; aber wenn man die Todten gleich verbrannte, ſo würde der Vornehme ſehen, daß er nicht aus Diamanten-Staub iſt, und der Millionär würde ſehen, daß er nicht aus Gold-Staub iſt, und daß die Aſche von Allen ganz ordinäre Aſche, Aſche wie Aſche von allen Menſchen iſt, die Alle Staub und Aſche ſind!

Der Menſch kommt aus Staub, macht Staub, bläst den Andern Staub in's Aug', ſtäubt ewig ab und aus, macht ſich endlich aus dem Staube und wird Staub, und für dieſe Amtsthätigkeit erwartet er vom lieben Himmel in Ruhe-ſtand verſetzt zu werden mit erhöhtem Unſterblichkeits-Charakter!

Aber der liebe Himmel iſt nicht ſo verſchwenderiſch mit der Ertheilung der Unſterblichkeit, er wird die Seele fragen: „was haſt Du gethan?“ und wenn die Seele nicht klar und lauter, unbefleckt und rein ſich legitimiren wird, da wird's heißen: „Ein Aſchen!“

Ein Aſchen! Singen wir alſo mit der Aſche unſeres Raimund's das alte Aſchen-Lied: „Ein Aſchen!“

Ich bitt' Euch, lieben Leut',
Ich bitt' Euch, ſeid geſcheidt!
Ihr führet jetzt jede Stund'
Den „Zeitgeiſt“ nur im Mund,
Ihr blaſ't die Kohle an,
Und legt das Holz daran;
O ſagt mir, ſeid ſo gut,
Was wird aus dieſer Glut? —
Ein Aſchen! ein Aſchen!

Ich geh' viel Säculum
Als Zeitgeiſt ſchon herum;
Und ſtets, auf meiner Ehr',
Zieht man mich hin und her,
Es nimmt ein jeder Stand
Mich feurig bei der Hand,
Doch 's Feuer lodert ſchnell,
Dann findet ſich zur Stell':
Ein Aſchen! ein Aſchen!

Der König auf dem Thron,
Der ſagt, er kennt mich ſchon;

Am Markt die Höckerfrau
Die kennt mich ganz genau;
Und Bauer, Pfaff, Soldat,
Genau erforſcht mich hat;
Ein Jeder haſcht nach mir,
Und findet immer ſchier
Ein Aſchen! ein Aſchen!

Die Journaliſten-Schaar
Die maltraitirt mich gar!
Sie ſchieben jeden Grund
Dem Zeitgeiſt in den Mund;
Sie ſchreien: „Element!
Der Zeitgeiſt ringsum brennt!“
Doch bleibt er immerdar,
Was er von jeher war:
Ein Aſchen! ein Aſchen!

Die Ultra-Schwindler auch,
Sie machen Brand und Rauch,
Und ſagen frechen Muth's:
„Der ſtarke Zeitgeiſt thuts!“
Allein der Zeitgeiſt weint,
Daß er ſo falſch erſcheint.
Daß man den Geiſt ihm raubt;
Und ſtreuet ſich auf's Haupt
Ein Aſchen! ein Aſchen!

Die deutſche Einheit? ach!
Ich bitt' Euch, nur gemach;
Wo ſoll ſie üb'rall ſein!
In Frankfurt dort am Main,
Zu Gotha, Erfurt auch!
Doch ſchlägt man auf den Strauch:

Was kömmt aus dieſem Haus
Für Deutſchland nun heraus? —
Ein Aſchen! ein Aſchen!

Und üb'rall ringsherum,
Nur „Proviſorium“;
Was uns dazu beſtimmt?
Weil's überall noch glimmt!
O gebt einmal doch Ruh,
Trägt nicht noch Zunder zu,
Sonſt bleibt dem ganzen Land
Von „Freiheit“ in der Hand —:
Ein Aſchen! ein Aſchen!

Das Dichtervölklein ſchreibt
Vom Zeitgeiſt, dickbeleibt;
In's Muſen-Heiligthum
Dringt aber nicht ihr Ruhm;
Des Augenblickes Knecht,
Vergehet das Geſchlecht
Mit ſammt dem Augenblick,
Und küßt von ſich zurück —
Ein Aſchen! ein Aſchen!

Ein Goethe, Schiller, Kleiſt,
Die hielten ſich am Geiſt,
Die Zeit ging ſie nichts an,
Und jeder war ein Mann!
Die neuen Dichterleut',
Die reiten auf der Zeit,
Und fragt man nach dem Geiſt,
Es ringsherum nur heißt!
Ein Aſchen! ein Aſchen!

Ich bitt' Euch, laßt mich aus!
Ihr macht mir Angſt und Graus;

Denn wahrlich Jeder iſt
Von uns ein Egoiſt;
Er wärmt nur ſeine Hand
Beim allgemeinen Brand,
Und bläst dem Nachbarsmann
Jn's Auge hämiſch dann
Ein Aſchen! ein Aſchen!

Ein Feuer nur iſt gut:
Der Menſchenliebe Glut!
Das Herz entbrennt geſchwind,
Ein Seufzer kommt als Wind;
Die Thrän' iſt bei der Hand,
Und löſchet mild den Brand;
Doch ihre Glut bedeckt,
Im Herzen tief verſteckt
Kein Aſchen! kein Aſchen!

◆

Die Witwe und ihre Köchin.

Eine Reſidenz-Anecdote.

In einer Reſidenz, wo Licht und Schatten, Tugend und Laſter, Glanz und Schmutz, Glück und Elend, Freude und Kummer, Erhabenheit und Verworfenheit nebeneinander wohnen, wo Beten und Fluchen, Verſchwenden und Zuſammenſcharren, Wohlthun und Uebelſtiften, Frommwandeln und Sündigen in Schichten auf- und nebeneinander lagern, lebt eine Witwe, deren Mann gerade zu rechter Zeit ſtarb, um ſich eine Nachkommenſchaft nicht aufdringen zu laſſen, die aus einer Reihe von Abwechslungen entſtand, welche die tugendhafte Witwe im Gebiete der ſinnlichen Magie machte.

Dieſe Witwe gehörte zu jenen unglücklichen Geſchöpfen, welche durch eine verwahrloſte Erziehung ſchon in den zarteſten Kinderjahren dem Laſter in ſeiner gemeinſten Geſtalt zugeworfen werden, die nach und nach durch Zeit und Uebung alles Bewußtſein von Tugend und Laſter, von Sitte und Verworfenheit, von Zucht und Unzucht verlieren und im Pfuhl der Schmach und der Sünde ein nur für das gemeinſte Laſter beſtimmtes Leben fortführen.

Dieſe Witwe hatte kein Regiſter wie Leporello für die zahlloſen Vermehrer ihrer kleinen häuslichen Freuden, obſchon ſie auch wohl hätte ſagen können: „Zwanzig in Deutſchland, in Italien ſechsunddreißig, in England fünfundvierzig und in Spanien tauſend und drei!“ allein ſie hielt ein „Tagebuch“ — lucus a non lucendo — ein Tagebuch, worin nichts von Tagen, ſondern bloß von Nächten aufgezeichnet war. Dieſe „Nachtbücher“ werden von der tugendſamen Witwe mit einer Vorſicht ſondergleichen, mit einer „Verſicherung für das Gedächtniß der Sünde“ geführt. Jede Nacht nämlich, die ſich durch eine neue Berührung im Gebiete der phyſikaliſchen Experimente ergab, ſowie auch alle Wiederholungen dieſer Experimente, beſonders wenn ſie auf „Verlangen“ geſchahen, zeichnete ſie darin auf, mit einigen verblümten Worten, an welchen einige kleine Pauſen, gleichſam als Lotterbeetchen für die ſich in der Rückinnerung darauf wälzenden wollüſtigen Gedanken!

Die tugendſame Witwe hatte das Princip der Gleichberechtigung ſchon lange früher ausgeübt, als die Märztage dazuführten! Vielleicht hat kein Weſen die „Freiheit aller Nationalitäten“ ſo gleich begünſtigt, ihnen allen ſolche gleiche Rechte, einen ſolchen „gleichen Genuß an Boden und Grundbeſitz“ geſtattet als dieſe in Rede ſtehende tugendhafte Witwe. Der Schüler des Mars, der Sohn des neblichen Albions, der Jünger Thaliens, der Baſſiſt auf der Barricade, der Comödiant im Badeorte, der hungernde Student, keiner von dieſen konnte ſich beklagen, von ihrem Herzen und von den Umgebungen dieſes Herzens abgewieſen worden zu ſein, ohne die lebendigſten Folgen eines wohlthätigen Eindrucks zurückgelaſſen zu haben.

Dieſe tugendhafte Witwe befand ſich endlich in der Lage der Equipage, die von oben herab dient. Eine ſolche Equipage iſt in jungen Jahren die Equipage eines Vornehmen, dann geht ſie in die Hand eines Janſchky über, dann wird ſie „Fiaker“, dann Lohnkutſche, endlich ein altes Einſpänner-Wagerl.

Die Witwe kam, nachdem ſie abwechſelnd Momente hatte, in welchem ſie durch ihre Beſitzer unter die „Equipage“ zählte, endlich in die „Einſpänner-Wagerl-Saiſon“ an. Der Vierziger kam auch und ſchrieb ſeine Viſitenkarte in das durch vieles Tranſito abgewelkte Fleiſch der tugendſamen Witwe ein, und die vielen Sünden, die am grünen Holze der Welt bloß als marmorirte Kreiſe erſchienen, klafften am dürren Holze als ekelhafte Aſtlöcher weit auf.

Es iſt eine alte Erfahrung, daß Buhlerinnen und Krokodille im Alter noch leidenſchaftlicher und ſtärker werden. Es gibt nichts, was ſchamloſer iſt als eine Verworfene, die einmal in die Zone ankam, wo ſie das, was ſie für Liebe empfing, wieder ausgeben muß, um, wenn auch nicht Liebe, doch das materielle Surrogat dafür unter der Firma „Liebe“ zu bekommen:

Von dem Augenblicke an, wo eine ſolche depravirte Perſon die furchtbaren Worte ausſtößt: „Mir liegt an der Welt nichts!“ von dieſem Augenblicke an trägt ſie die Sünde wie einen Schmuck, das Laſter wie einen Kranz, die Frechheit wie eine Beſcherung, die Gleichheit wie eine Berechtigung, die Schande wie einen Fächer und die allgemeine Verachtung wie eine Errungenſchaft.

Auf dieſer Höhe war dieſe tugendhafte Witwe angelangt, und mit jener eiſernen Stirne, welche das hartgekochte Laſter ſich aneignet, mit jener frechen Fratze, welche die langjährige Uebung im Zuſchautragen der Sünde endlich aus dem Geſichte jener Claſſe von Weibern macht, ſchleppte ſie ſich in Concerte und Theater, unbekümmert um die Verlegenheit, welche jedes ſittſame, weibliche Weſen befiel, die in ihrer Nähe zu ſitzen kam und zufällig wußte, zu welcher Claſſe ſie gehört, unbekümmert um das verächtliche Winken und Lächeln Aller, die ihre Laufbahn kannten und das ſie für „Eroberungen“ hielt.

In dieſen Jahren der „Vierziger“, in welchen ihr Fleiſch zu Heu und dann zu Grummet wurde, minderte ſich aber die Eroberungs-Begierde unſerer Witwe noch lange nicht, im Gegentheile, wie das immer der Fall iſt, ſie ſteigerte ſich! Die tugendhafte Witwe mußte Liebe à tout prix haben, d. h. Liebe im Sinne dieſer corrupten Weſen; da „Liebe nicht mehr kam“, mußte ſie „Liebe ſuchen“, Alles eins, ob unter dem Barett eines Sohnes der Euterpe, ob unter der Pappendeckelkram eines Hiſtrionen oder auf dem Vorſtadtzimmer einiger Calabreſer-Beſitzer. Chi cerca trove!

Unter andern ſolchen Reiſen nach den Zonen, wo „Liebe weilet und ſchwindet", fand ſie einen Bettelſtudenten, einen Winkelpoeten, der ganz geeignet ſchien, „Liebe" zu robotten, wenn ſie bar abgelöſt wird.

Es iſt in Reſidenzen keine ſeltene Erſcheinung! Die Zahl jener nichtswürdigen Mannsnachtlöhner, die ſich von liederlichen Weibsbildern aushalten laſſen, iſt nicht klein und iſt eine glorreiche Errungenſchaft der Zeit!

Ein ſolcher nichtswürdiger Lump iſt das Verächtlichſte, was die Erde trägt. Wenn ein Weib ihre Perſönlichkeit als Waare verdingt, ihren Leib als ambulante Sache verwerthet, ſo iſt das Schmach und Schande genug, wenn aber ein Mann ſo tief in die Pfütze der Gemeinheit ſinkt, von einem Weibe ſich aushalten zu laſſen, Liebesdienſte für Futter, Zärtlichkeit für Unterſtand zu geben, dann hat die Sprache kein Wort, um den Grad von Erbärmlichkeit auszudrücken, der eine ſolche D—ckſeele erfüllt! Ein Gebrandmarkter erſcheint als Mann erhaben und ehrenwerth gegen einen ſolchen Miethgaul an dem Schlappkörper eines ſündigen alten Weibes!

Aber die ſchönen Seelen finden ſich zuſammen!

Die tugendſame Witwe fand ein ſolches erbärmliches Wichtchen, das für „Subſiſtenzmittel“ die Strapaze übernahm, um mit einer ihm alle Ehre machenden Ueberwindung ſich als der letzte Amant von Tauſend und Einem zu proclamiren und öffentlich eine Feſtung als Eroberung am Arme zu ſchleppen, die durch unzählige Capitulationen ſchon aller ihrer Feſtungswerke beraubt war. Dieſer gute Gewerbs-Jüngling ſetzte ſich über den Hohn ſeiner Geſellſchaft hinaus, ja er trieb die volle Offenheit ſo weit, ſelbſt in die eigene Beſpöttung einzuſtimmen, und man ſagt ſogar, er ſelbſt habe Plan und Umriß der Feſtungswerke in vertraulichen Stunden Preis gegeben.

So lebte dieſes holde, achtungswerthe Paar in gegenſeitiger echter Liebe und Achtung, bis ein fataliſtiſcher Zufall die platoniſche entente cordiale ſtörte. Die holde Witwe nämlich hatte eine Köchin. Eine Köchin kocht, was thut eine Köchin noch? Sie liebt! Sie hält ſich auch einen Liebhaber! Tel maître tel valet! Aber eine Köchin ſchürt auch Feuer an, und oft ein Feuer, bei dem was Anderes gebraten wird als ein Huhn. Der Amadis unſerer tugendſamen Witwe wendete ſich von dem keuſchen Feuer ſeiner Subſiſtenz-Witwe zu dem Feuer auf dem Herde, wo die Werke von „Spieß“ ſeiner literariſchen Beſchäftigung vielleicht Neid erweckten. Der Amadis, der gerne „con amore“ lieben wollte, ſuchte das Feuer in der Aſche, die Aſche war auf dem Herde, an dem

Herde die Köchin, man ſieht, es war — *Fatum!* Der Menſch entgeht der Köchin nicht!

Als der junge Amadis eben im Begriffe war, ein Feueranbeter zu werden, hilf Himmel, warf er durch das Ungeſtüm der Liebe einen Topf mit lautem Geſchmetter zu Boden; und

Ein Knall
Iſt ein Schall
Der den Fall
Einer Köchin kann bedeuten!

Jedoch dieſer Fall — *ein Incidenzfall* — führte einen andern Fall herbei! —

Die tugendhafte Witwe riß die Thüre auf, ſtürzte hinter den Küchenſchrank — und

„O Witwe, begehre nie und nimmer zu ſchauen,
Was der Küchenſchrank deckt mit Nacht und Grauen!“

Aber ſie wollte *ſchauen*, ſchau, trau, au au! Sie *kam* und *ſah* und ſah, was? und dann fing ein kleines Kampfſpiel an — „Goddams!“ und „Se ſein a die Rechte!“ wurden zwiſchen tugendſamer Dame und tugendſamer Köchin ausgewechſelt und zwiſchen Beiden der junge Werther mit ſeinen Leiden! Aber die tugendſame Witwe hat Temperament, Temperament! Sie will der Köchin handgreiflich beweiſen, daß ſie an Dinge und Sachen, die ſie für Geld ſich angeſchafft hat, kein Recht habe; die Köchin entflieht in ihrer Angſt, ſtürzt in das Seitencabinet der Dame, ſtürzt auf einen Schirm, der Schirm ſtürzt auch, er ſtürzt, — o Schirm, warum biſt du geſtürzt? Der Schirm ſtürzt, wie ein Miniſter, auf die fette Seite! Was iſt die fette Seite? Ein Mann! Ein Mann? Ein Mann, ein lebendiger! Was für ein Mann? — ein Liebhaber! — und weſſen Liebhaber? — Weſſen Liebhaber? — o Mond, verſtecke Dich dazu! Der Liebhaber der — Köchin! —

Die Köchin ſtürzt auf den Schirm, der Schirm ſtürzt auf den Liebhaber, ergo ſtürzt die Köchin im Cabinet der Frau auf ihren eigenen Liebhaber! So ſpielt der Zufall! So dunkel ſind die Wege des Schickſals, wenn ſie von einer tugendhaften Witwe, von einer keuſchen Köchin, von einem ſalarirten Liebes-Practikanten und von einem Köchin-Amanten gewandelt werden!

Man denke ſich die unerforſchlichen Geheimniſſe der Lebensläufe! — Wie kam der Liebhaber der Köchin hinter den Schirm der Frau, und wie kam der Liebhaber der Frau hinter den Küchenſchrank der Köchin? — Da ſieht jeder Fromme die Hand der Fürſehung!

Und welch' ein Tableau: „Die Köchin hier, die Dame dort, der Küchenſchrank daneben!“ Hier die „vedova tradita“, dort „la bella Koechinara“, dort „is nix, ſein's 36 Kreuzer“, und hier „der Student und die Dame“, und von beiden Seiten das „unterbrochene Opferfeſt“ und der Altar und das Schaf und die Veſtalinnen!

Die Weltgeſchichte hat große Momente! Wie dieſe beiden „matrimonii segreti“ endeten? Die Köchin mußte den Herd ihrer Tugend verlaſſen, die tugendſame Witwe bewies ihrem Herzensliebhaber, daß ſie den Liebhaber der Köchin rief, um ihm zu ſagen, wie gar nicht moraliſch es wäre, eine Köchin zu lieben, und ſo zu ſagen, feurige Kohlen auf ſein Haupt zu ſammeln; — der Liebhaber folgte der Köchin, indem er ihr ſagte, er habe die Frau nur auf die Probe ſtellen wollen; — der junge Holdling aber diente weiter bei der tugendſamen Witwe, nachdem ſie eine Erhöhung ſeiner Dotation bewilligte.

Und ſo endete jeder Spaß friedlich, zur Zufriedenheit aller Parteien!

* * *

Humoriſtiſche Faſchingskrapfen.

1.

Die Armuth des Reichen und der Reichthum des Armen.

Auch ich war einmal reich! Sehr reich! Reich wie Rothſchild und freigebig wie Sina! Reich wie Rothſchild, denn ich war jung! Freigebig wie Sina, denn ich liebte!

Jugend iſt Reichthum! Liebe iſt Freigebigkeit, Großmuth, Hochherzigkeit, Menſchenſchätzung!

Jugend iſt Reichthum! Ein junges Herz iſt die feuerfeſte Caſſe für jedes Glück, für jeden Schatz, für jedes Juwel!

Liebe iſt Großmuth! Ein Herz, das einen Gegenſtand in heiliger Weihe liebt, liebt alle Menſchen, denn jeder Menſch iſt ihm das Ebenbild ſeines Gottes, ſeiner Göttin!

Jeder Menſch war reich, jeder Menſch wird ein Bettler! Er war jung und wird alt!

Der „Bettler“ bettelt bei einem „Reichen“: das „Alter“ bei der „Jugend“, d. h. bei der Creditanſtalt der Jugend: „Erinnerung!“

Die Krücken des Alters ſind aus dem Holze des grünen Lebensbaumes geſchnitzt, aus „Jugend-Erinnerung“.

Das Gedächtniß iſt die Sparcaſſe der reichen Jugend, in welche ſie Erinnerung für die Tage der Armuth, für das Alter einlegt!

Wer iſt reich? Wer iſt arm?

Sind die Reichen reich? Sind die Armen arm?

Wie oft hat man Gelegenheit zu ſagen: „Die armen Reichen!“ oder: „Die reichen Armen!“

Jeder Menſch iſt ein Jäger, er geht auf die Millionenjagd! Er nimmt eine ganze Meute von Leidenſchaften mit, um die Million zu erlegen; er trotzt der Hitze und der Kälte, er ſchlüpft durch Hecken, watet durch Sümpfe, kriecht auf dem Bauche, um das Hochwild „Million“ zu erlegen! Baff! Der Schuß iſt gelungen! Die Million liegt zu den Füßen des Jägers, ſie wird nach Hauſe gebracht, ausgeweidet, zerſtückt, eingeſalzen u. ſ. w.

Iſt der Million-Jäger reich? wirklich reich? — Schmeckt dem Million-Jäger ſein Edelwild ſo gut wie dem Groſchen-Jäger ſeine magere Ausbeute ſchmeckt?

Iſt der Reiche reich? Iſt der Arme arm?

Ich hab' in meiner Jugend die „Armuth“ gekannt, ich habe ſie in der Nähe geſehen ich hab' ſie umarmt, ich erinnere mich ihrer noch, es iſt ein ſchönſtes, treues, ehrliches Weib, ein treuliebendes, fröhliches, treuäugiges Weib!

Sie hat nichts zu eſſen als Brot, aber ihre weißen, lachenden Zähne machen es zur Zuckertorte! Sie trinkt helles, farbloſes Waſſer, aber die roſigen Lippen an dem Rande des Waſſerglaſes werfen einen Schimmer in das Waſſer, daß es glänzt wie Champagner rosée! Ihr Kleid iſt zerriſſen und ihr Fuß iſt bloß, aber durch ihr Kleid ſchwillt Geſundheit und Fülle, ſie rufen: Genieße! Und ihr reizender bloßer Fuß tanzt lächelnd über das glühende Eiſen der Noth, daß man mit ihr zum Tanze geht, als ginge es auf den bal paré des Ueberflußes!

Die „Armuth der Jugend“ iſt Geliebte, Gefährtin, Gehilfin, Blumenmädchen, Schnitterin, Winzerin, Sommernachtstraum und Wintermärchen!

Der „Reichthum des Alters“ iſt ein Invalide, ein Sauertopf, der ausgeſtopfte Leib der Jugend, Griesgram, Bodenſatz, Steinobſt auf dem Winterlager des Lebens!

Wer iſt reich?! Wer iſt arm?!

Liebe des Reichen! — Wirſt Du geliebt? Weißt Du's?! Iſt es wahr, wenn die Geliebte Dir zuflüſtert: „Geliebter!“ —? Haſt Du die innere Ueberzeugung, daß der Gruß der Geliebten Dir gilt? Daß ihre Umarmung nur Dich und nicht Deinen Reichthum mit umſchließt. Biſt Du verſichert, daß die Equipagen, die Demanten, ſeine Cadeaus nicht in die beglückenden Worte: „Du biſt mein Alles!“ mit eingeſchloſſen ſind, und ob es nicht vielmehr heißt: Dein Alles iſt mein Du! — O armer reicher Mann!

Liebe des Armen! — Du haſt nichts zu geben als Dich! Du haſt keine anderen Perlen als die Liebesthräne im Auge, Du haſt keine anderen Renten als Deine Arbeit, Du kannſt ihr nichts verſchreiben als den Schweiß Deines Angeſichtes, ſie mit nichts ſchmücken als mit dem Reifring Deiner Umarmung, und doch ſagt ſie: „Du biſt mein Alles!“ — und Du weißt, dieſes iſt Dein wirkliches Du, denn Du haſt ſonſt kein „Alles“. — O reicher armer Mann!

Freundſchaft des Reichen! — Thu' auf die Prunkſäle, zünde an Deine Kryſtall-Luſters, decke Deine lange Tafel, laß einſtrömen — Deine Gäſte — Deine — Freunde! — Deine Freunde? Sind es Deine Freunde? Sind's nicht vielleicht Freunde Deines Tafeldeckers, Deines Kochs, Deines Mundſchenks? Theilt ſich mit Dir in dieſen Freundſchaftsbeſitz nicht Faſan, Auſtern und Schnepf?! Wenn man Dich leben läßt, heißt's nicht vielleicht: Langes Leben Deiner Küche, Deinem Keller? — Wenn ein böſes Geſchick Deine Tafel plötzlich abdeckte, wenn ein Windſtoß des Unglücks plötzlich Deine Luſters verlöſchte, wenn plötzlich verſänken die gefüllten Vivat-Batterien und flaſchenhalsbrecheriſchen Toaſte alle, würden die „Freunde“ alle mit dem gebeugten Hiob in Aſche gehen, mit ihm klagen, mit ihm weinen? — O armer reicher Mann!

Freundſchaft des Armen! — Wenn ein Freund ein Schwarzbrot mit Dir theilt, wenn ein Freund an Deinem nackten Tiſche mit Dir ſitzt, wenn ein Freund ſein halbgefülltes Bierglas an das Deinige ſtößt, wenn ein Freund bei Deinem Oellämpchen mit Dir ſitzt und ruht, dann weißt Du, das gilt Dir, nicht Deinem Tiſche, nicht Deinem Keller, nicht Deiner Geſellſchaft, nicht dem Cirkel der Geladenen! — O reicher armer Mann!

Appetit des Reichen! — Da ſteht die Trüffel-Paſtete — warum greifſt Du nicht zu? Da coquettirt die Becaſſine — warum ſchlägſt Du die Augen nieder? Da blühen die candirten hängenden Gärten — warum pflückſt Du nicht vom Baume der üppigen Fülle? — Dir fehlt das Beſteck zu dieſem Ueberfluße; Dir fehlt der Löffel: Hunger, Dir fehlt das Tranſchirmeſſer: Sorgloſigkeit, Dir fehlt die Gabel: Arbeit! Seitdem Du dieſe Gabel aus der Hand gelegt, wurde der Hunger zum Appetit, der Appetit zur Eßluſt, die Eßluſt zum Lüſteln, das Lüſteln zu Verſuchen! Dir fehlt die Arbeit, dieſe Mutter des Hungers, dieſe Großmutter der Verdauung, dieſe Ahnfrau der Geſundheit! — O armer reicher Mann!

Hunger des Armen! — Schwarzbrot iſt Deine Aſſiette, Butter und Käſe Deine Confiture, aber Du haſt geſungen, als Du die Furche zogſt zu dieſem

Kornbrote, Du haſt getanzt mit den Schnittern bei der Ernte, Du gingſt neben dem Wagen bei der Einfuhr, es iſt Gottes- und Dein Brot, die Thätigkeit würzt es, die Geſundheit gibt ihm Ambroſiageſchmack und die Sorgloſigkeit bedeckt es mit ſüßem Streuzucker! O reicher armer Mann!

Palaſt des Reichen! — Zwei „Flügel", auf welchen das Familienleben entflogen; ein Gemal und eine Gemalin, nicht Mann und Weib; ein Sprößling und nicht ein Kind; Erzieher, keine Erziehung; Hausfreunde, keine Freunde von Haus aus; Schmarotzer, aber keine Gäſte; Haushalt ohne Häuslichkeit; große Dienerſchaft und Jeder beſtimmt, ſich ſelber zu dienen! — Armer reicher Mann!

Neſt des Armen! — Eng und traulich wie für eine Schwalbenfamilie — enge Räume, enges Anſchließen. Anſtatt Amme, Mutterbruſt, anſtatt Gouvernanten, Mutterpflege; keinen Hausball, aber Hausfriede, keine Dienerſchaft, aber Jeder ſchafft und Jeder dient Einer dem Andern, keine Hausfreunde, aber auch keine Hausfeinde! — O reicher armer Mann!

Stellung des Reichen! — Wo er geht und ſteht, geht hinter ihm der „Neid" und der „Haß", hinter ihm geht die „Scheelſucht" und vor ihm die „Verleumdung"; thut er Gutes, ſo nennt man's Prahlſucht, lebt er in Glanz, ſo nennt man's Verſchwendung, lebt er frugal, iſt er ein Geizhals; ſchenkt er Tauſende an die Armen, ſo ſoll er Hunderttauſende ſchenken; auf ihm ruht das Auge der Mißgunſt und auf ſeinen Odem lauſcht das Ohr des Haſſes; bei ſeinem kleinſten Unfalle jubelt die Schadenfreude und bei ſeinem Glücke mäſtet ſich die Heuchelei! — O armer reicher Mann!

Das Erblaſſen des Reichen! — Der Reiche nimmt Abſchied vom Leben, er ſchließt die Augen und die Caſſe; die Hände, die jene zuſchließen, ſchließen dieſe auf; er ſtirbt ſchwer wie ſeine Säcke; was braucht er nicht alles, um zu ſterben, und wie viel braucht er Aerzte, Advocaten, Gerichtsperſonen, Zeugen, Teſtamente, Codicille, Stempelbögen, Legatare, lachende Erben, Sargträger, Trauerkerzen, Leidtragende, Grabſchrift-Verfaſſer, Conductanſager, Partezettel, ſo viel Lärm, um auf ewig ſtill zu werden, ſo viel Helfer und Beiſtände und Begleitung, um Alles zurückzulaſſen! Sind die Klagen an ſeinem Sterbebette wahr? Sind dieſe Thränen Revanche oder Maß? — O armer reicher Mann!

Das Heimgehen des Armen! — Der Arme erblaßt nicht, denn ſein Leben war nicht roſenroth! Der Arme geht heim. Sein Teſtament bereichert weder die Erben noch die Notare noch das Stempelamt! Sein letzter Wille war auch ſein erſter Wille, denn der Arme hat keinen Willen! Bei ſeiner Abreiſe ins jenſeitige Leben läßt er in der Effecten-Aufgabe des Leichengepränges nichts zurück, aber er kommt dort mit dem erſten zugleich, oft auch früher an; er hinterläßt nichts als einen ehrlichen Namen, ein weinendes Weib, ein ſchluchzendes Kind, einen betenden Mitarmen, aber dieſe Thränen ſind echt, dieſes Schluchzen kommt aus dem Herzen, dieſes Gebet iſt wahr und unbezahlt und kündigt den Todten dort oben an, damit ihn der Himmel empfange mit offenen Armen und Thoren! — O reicher armer Mann!

Der Reiche vor dem Throne der Vergeltung! — Der Reiche tritt hinein in den Thronſaal und da ſitzt der Herr mit dem „Buche der ewigen Vergeltung", in welchem des Lebens und des Todes „Soll" und „Haben" verzeichnet ſteht; und der Herr ſagt dann zum angekommenen Reichen: „Wie Du haſt, ſo ſollſt Du! Haſt Du von dem Segen, den ich Dir gegeben, mitgetheilt in kleinen Segensgaben den andern Menſchen, ſo ſollſt Du auch hier geſegnet ſein! Haſt Du das rothe Gold, das ich in Deine Lebensadern goß, circuliren laſſen durch das Geäder der Armuth, ſo ſollſt Du hier ruhen auf weichen Kiſſen und Engel ſollen Dir zu Haupte ſtehen und Dich mit Seligkeit anfächeln! Haſt Du den Ueberfluß, den ich Dir beſcheerte, in die überfließende Thräne des Elends, in dieſen einzigen Ueberfluß des Armen, ergoſſen, um ihre ſalzigen Tropfen zu verſüßen, ſo ſollſt Du fortan ſitzen an dem Quell der Vergeltung, der überfließt von Gnade und Verklärung!" — O armer reicher Mann!

Der Arme im Schoße der ewigen Barmherzigkeit! — An der Himmelsthüre bleibt der Arme demüthig ſtehen, wie er im Leben an der Audienzthüre zu ſtehen gewohnt; aber der Herr winkt ihn zu ſich und zieht ihm aus ſeiner Lebensbahn auch ſein „Soll“ und „Haben“: „Du haſt da unten gelitten und geduldet, Du ſollſt hier oben ruhen und Dich erquicken; Du haſt unten gehungert und gedürſtet, Du ſollſt hier oben geſpeiſet werden mit dem Brote der Gnade und getränket mit dem Borne des ewigen Lebens; Du haſt unten gehabt das Elend zum Gefährten, die Noth zur Gattin, die Sorge zum Kopfkiſſen und den Dornenſtock zum Wanderſtab durch's Leben, Du ſollſt hier haben den Frieden zum Gefährten, die gerechte Auszeichnung zur Gattin, den ſterngeſtickten blauen Himmelskörper zum Kopfkiſſen und den ewig blühenden Aaronsſtab der Unſterblichkeit auf den Pfad in die Unendlichkeit!“ — O reicher armer Mann!

2.

„Luſtig gelebt und ſelig geſtorben, das heißt dem Teufel die Rechnung verdorben.“

Im Faſching lebt man luſtig und beſonders in Wien! In Wien, von welchem Herr Dr. Laube in ſeiner „Reiſe-Novellette“ ſagt:

„O liebes Wien, du langer einfacher Gedanke eines guten Magens, Gott erhalte dich!"

Herr Dr. Laube iſt ſeitdem eingetreten als Mitgedanken dieſes guten Magens, welches er dazumal freilich nicht ahnte, als er in dem Capitel „Laibach und Graz" ſchrieb:

„Wenn ich im Oeſterreichiſchen von Menſchen ſpreche, mein' ich immer nur die Weiber, die Männer ſind Oeſterreicher."

Indeſſen laſſen ſich viele Reiſe-Novellen-Fabrikanten die Wiener „Backhändel", über die ſie ſich luſtig machen, ſehr wohl ſchmecken, auch Herrn Dr. Laube bekommen ſie Gottlob recht wohl, obſchon er ebendaſelbſt ſagt:

„Der Franzoſe liebt die Freiheit, der Engländer die Unabhängigkeit, der Italiener die Schönheit, der Deutſche die Bücher und der Oeſterreicher die Händel, wenn ſie gebocken ſind!"

Unſere „Händel", wenn ſie „gebocken" (!) ſind, müſſen bis weit in das junge Deutſchland hineinduften, ſo daß die jungen Deutſchen die Bücher aufgeben und nach den Backhändeln auf den Knien wallfahrten!

O Backhändel, ihr habt über Freiheitshelden und Reformatoren eine Gewalt, von welcher ſich die Philoſophie nichts träumen läßt! Herr Dr. Laube ſagte weiter in jenem Capitel:

„Bou gelebt iſt wohlgethan!"

Das iſt ja unſer Thema: „Luſtig gelebt!“ und in Wien lebt man luſtig, lebendig, gemüthlich, herzlich!

Aber „Bon gelebt iſt wohlgethan!“ — in Wien lebt man „bon“, bon und bien und wohl und gemüthlich und weich gebettet, und die „Händl“, ſelbſt wenn ſie „gebocken“ ſind, haben Federn, welche die Schriftſtellerfedern eiferſüchtig machen. Wien iſt im Faſching ein wahres Capua, aber die Hannibals fehlen! —

Ja, in Wien iſt
„bon leben“ und „bon leben iſt wohlgethan!“.

Und nun gar im Faſching! Im Faſching, wo
„Luſtig gelebt und ſelig geſtorben“
das „mihi est propositum“ iſt.

„Luſtig gelebt und ſelig geſtorben verdirbt dem
Teufel ſein Spiel!“

Welches Spiel ſpielt der Teufel mit den Menſchen? Bald ein „Commerzſpiel“, ein Handel- und Tauſchgeſchäft: Geld und Gut für die arme Seele! Oder auch ein Hazardſpiel: „rouge et noir“ oder „Zwicken“ oder „Pharo“, bis er zur Seele ſagt: „va banque!“ — und ſie ſprengt!

Und wann ſpielt der Teufel am liebſten? Im Faſching! Da ruft er: „Le jeu est fait! Attention au jeu!“ Der Faſching iſt der „Croupier“ des Teufels!

Aber, liebe Leſerinnen, glaubt nicht, daß ich Euch das Bischen Spielen an der Bank des Faſchings verleiden, mit leerer Moral verleiden möchte, o nein, ſpielt, aber ſpielt vernünftig, ſetzt eine kleine Summe, aber ſetzt nicht ein: Geſundheit, Beſinnung und Nüchternheit! Spielt, aber nicht als Spieler von Profeſſion, ſondern aus Abwechslung, tretet hin zuweilen an den grünen Freudentiſch, aber trachtet, daß wenn ihr ihn verlaſſet, noch etwas in Herz und Taſche zurückbleibt!

„Luſtig gelebt und ſelig geſtorben“ iſt ein Sprüchlein, das mehr in ſich enthält als es den Anſchein hat! Man ſoll auf eine Weiſe „luſtig leben“, daß man „ſelig ſterben“ kann.

Iſt denn das „Sterben“ etwas Extra's? Der „Tod“ iſt etwas Extra's, aber das Sterben gehört noch zum Leben, wie die Abenddämmerung zum Tag gehört und nicht zur Nacht.

Wer luſtig lebt, ſtirbt auch luſtig, aber luſtig heißt nicht toll, luſtig heißt nicht Saus und Braus, luſtig heißt nicht ſinn- und maßlos, luſtig heißt nicht Sturmlaufen auf Leib und Seele, luſtig heißt nicht die „valse infernale“ mit des Teufels Großmutter tanzen! Luſtig heißt „Fröhlichkeit“, Fröhlichkeit iſt Geſundheit des Herzens, Fröhlichkeit iſt wolkenloſes Gemüth, Fröhlichkeit iſt makelloſer Frieden; fröhlich ſein heißt gut aufgeräumt ſein, gut aufgeräumt aber iſt der Menſch, wenn in ihm, in ſeinem Miniſterium des Innern, alle Sachen in Ordnung, auf ihrem rechten Platze, blank und ſpiegellhell ſtehen; wenn nirgends ein garſtiger Fleck, nirgends ein Zerriſſenes, nirgends ein Flickwerk, nirgends eine Lücke, nirgends alter Unrath im Winkel liegt, nirgends Verkehrtes, Verwirrtes, Ordnungsloſes zu finden iſt; und ein Menſch, deſſen Leben ſo gut aufgeräumt iſt, der ſtirbt auch gut aufgeräumt, er liefert mit heiterer Ruhe den Schlüſſel ab an den Inhaber, von welchem er das Leben auf 70 Jahre bezog, denn er weiß, der Inhaber wird Alles in Ordnung finden und zufrieden ſein; das iſt der Sinn vom

„Luſtig gelebt und ſelig geſtorben!"

Der „Faſching" iſt da, wo das „luſtig leben" doublirt werden darf!

Laßt uns luſtig leben, ihr holden Wienerinnen, aber bedenkt, daß das „Doppel-L" des Lebens: „luſtig—leben" ganz nahe an dem „Doppel-T" ſteht, an „Tod und Teufel!"

Nie ſteht der Tod mehr auf der Lauer als wo „luſtig leben" ſich ankündigt, nie hinkt der Teufel ſchneller herbei als wo ein „Engel" tanzt!

Der Teufel iſt überall miteingeladen, wenn er auch nicht auf der Einladungskarte ſteht; und der Tod tanzt mit, ohne euch aufgefordert zu haben, wenn ihr nicht in das Leben hinein tanzt, ſondern in den Tod hinein galopt und polkt und raſt.

Der Teufel iſt der Marqueur im Wirthshäuſel: „Luſtig gelebt" und er frägt: „Schaffen Euer Gnaden?" und er ſchreibt alles mit doppelter Kreide an;

und der Tod iſt der Kellner im Ballſaal: „Luſtig gelebt“, und ſein „Stundenglas“ bietet er Euch an als „Glas Limonade“ und ſeine Senſe als „Eisbecher“, wenn Ihr zu 30 Grad Blutſiedhitze in Euch hineinſtürzt die kalte Douche der Erfriſchung. Darauf rechnet der Tod und der Teufel!

Der Teufel rechnet ſo: Fünf Species hat der Menſch, „die fünf Sinne“, das ſind die fünf „Einlaßthore“ für ſechstauſend Teufel!

Im Faſching werden die fünf Thore weit aufgeriſſen, aber wenn ihr ſo „luſtig lebt“, daß ihr „ſelig ſterben“ könnt, da habt ihr dem Teufel die Rechnung verdorben! Er rechnet darauf, daß „luſtig“ toll heißt und den tauſend Gelegenheitsmachern des Teufels ſinn- und athemlos in die Arme tanzen!

Wenn man aber ſo „luſtig lebt“, daß man bei aller gottgefälligen Fröhlichkeit, bei aller menſchenbeglückenden Geſelligkeit, bei beſonnenem Tanz und Luſtigleben nicht ein Härchen aus der Lockenfülle der Freude dem Teufel zum anfaſſen preisgibt, dann iſt ihm die Rechnung verdorben!

Seht, die Zeit iſt ein großer Ball- und Tanz-Saal; der Himmel hängt voller Geigen und iſt die ganze Nacht ſternvoll beſoffen; die Planeten tanzen miteinander. Das Leben aber iſt eine unbekannte Maske mit einer halbſchwarzen und einer halblichten Larve; es neckt uns fortwährend und verfolgt uns und will ſich nicht demaskiren. Ein jeder glaubt, dieſe Maske zu kennen. Aber einſt, wenn um die beſtimmte Stunde von dem unſichtbaren Orcheſter da oben ein Zeichen gegeben wird mit der großen Poſaune der Auferſtehung, dann wird dieſe Maske die Larve fallen laſſen und wir werden einſehen, daß keiner von uns ſie gekannt hat, daß wir uns alle getäuſcht haben, denn unter dieſer Maske des Lebens wird erſt noch eine Todtenlarve ſein, und unter dieſer Todtenlarve noch eine und wiederum eine und abermals eine bis in's Unendliche. Darum aber, meine holden Leſerinnen, wollen wir mit dem Leben das Maskenrecht genießen, wollen es in die Arme faſſen und bekannt mit ihm thun, und „Du“ zu ihm ſagen, und mit ihm herumtanzen und mit ihm die große Chaine durch's Daſein hinabſtürmen, bis der Tod zu uns herantritt und uns bittet, mit ihm ein wenig auszutanzen; das wollen wir dann mit einem frohen Blick zu dem großen Ballgeber da oben thun, um das Sprichwort zu beſtätigen: „Luſtig gelebt und ſelig geſtorben, d. h. dem Teufel ſeine Rechnung verdorben!“

3.

„Einem geſchenkten Gaul ſieht man nicht in's Maul.“

Was iſt das Leben? — Ein Fieber!

Ein umgekehrtes Fieber! Ein durcheinandergeworfenes Fieber! Das gewöhnliche Fieber fängt mit Froſt an, geht in Hitze über, dann in Schweiß und das iſt die Kriſe. Das Lebensfieber fängt mit Hitze an, mit Jugendhitze, geht dann in den Schweiß der Manns- und Arbeitsjahre über und dann kömmt der Froſt, das Alter, und das iſt die Kriſe!

Wie viel Lebensfieber gibt es! Bald iſt das Leben ein „Nervenfieber", bald ein „Gallenfieber", bald ein „hitziges Fieber", „Wundfieber" u. ſ. w.

Und wie phantaſirt der Kranke während dieſes, 70 Jahre anhaltenden Fiebers ohne Remiſſion! welche Wehen! welche Zuckungen! welches Hin- und Herwerfen! welches Irrereden!

Und wie viel Wunder-Doctoren wunderdoctern an dem Lebensfieber herum! Die Philoſophie, die Tugend, die Reſignation, die Hoffnung u. ſ. w.

Aber vom rationellen Standpunkte aus gibt es für gar kein Fieber ein Heilmittel, auch nicht für's Lebensfieber!

In dieſem 70 Jahre langen Fieber wird der Menſch noch von verſchiedenen Fiebern im Fieber befallen, vom Liebesfieber, vom Herzwundfieber, vom Kriegswundfieber u. ſ. w. Aber dennoch ſoll man das Leben lieben, ſoll man das Leben freudig durchleben, denn das Leben iſt ein uns vom Himmel geſchenkter Gaul, und: „einem geſchenkten Gaul ſieht man nicht in's Maul!"

An dieſen Spruch ſollte ſich der Menſch erinnern, ſo oft er an dieſem Gaule mäkelt und nergelt!

Am meiſten wird der Menſch von der Wahrheit dieſes Spruches ergriffen, wenn er krank, wenn er von dem geſchenkten Lebensgaule ab und in das Krankenbett ſteigen muß, da ſehnt er ſich nach ſeinem Gaule zurück, ſo mager er auch ſein mag, und gerne möcht' er ihn beſteigen, wie einen ſchweren Trab er auch gehe!

„Das Leben iſt doch ſchön!“ ſagt nicht nur Marquis Poſa, ſondern jeder Menſch, wenn er von der Königin Sonne Abſchied nehmen ſoll. „Das Leben iſt doch ſchön!“ ſagt jeder Kranke, wenn ſich das Leben vor ihm verſchleiert, und jeder Reconvaleſcent ſetzt ſich wieder auf das hohe Roß des Daſeins mit dem Ausrufe: „Einem geſchenkten Gaul ſieht man nicht in's Maul!“

Das Leben iſt doch ſchön! man ſchaue es nur ſchön an! Die Schönheit liegt im Auge des Beſchauers! Es gibt keinen Lebensgaul ſo mager und ſo reizlos, daß das Auge ſeines Beſitzers nicht irgend eine Annehmlichkeit an ihm fände! Keine Wüſte iſt ohne Oaſe, man muß ſie nur zu finden wiſſen, keine Giftpflanze iſt ohne Balſam, man ſuche ihn nur herauszufördern! Kein Verluſt iſt ſo groß, in dem nicht ein kleiner Gewinn liegt für Herz oder Sinn, für Leib oder Seele, für Jetzt oder Zukunft, für Hier oder Dort! Kein Weſen iſt ſo häßlich, in dem das Auge der Liebe nicht einen kleinen Reiz zu entdecken vermöchte; die ſchwärzeſte Seele des verſtockteſten Verbrechers iſt nicht ſo finſter, daß nicht der durchdringende Blick eines milden Richters einen Lichtſtrahl in ihm entdeckte! Kein Leben iſt ſo ſchmucklos, daß ein zufriedener und gemüthlicher Sinn ihm nicht dann und wann ein Feſttagszweiglein, ein Freudenblättchen, ein Chriſtbäumchen der Herzerquickung abgewinnen könnte, aber man muß das Leben nicht finſter, nicht mängelſuchend anſchauen, denn: „Einem geſchenkten Gaul ſieht man nicht in's Maul!“

Seht nur mit den Augen der Liebe und alles Leben und Lebende iſt liebenswürdig; hört nur mit dem Ohr des Wohlwollens und ihr werdet weniger Mißtöne hören; ſtreckt nur aus die Fühlfäden der Milde und ihr werdet auf wenig zurückſtoßende Härten treffen; öffnet nur die Arme des Gemüthes und es wird ſich viel Gemüthliches und Wohlwollendes in ihre Spangen legen; ſchaut das Leben nicht an mit dem mal occhio, mit dem böſen Blicke des Mißmuths, ſondern ſchaut es an mit dem Liebesblicke der Mutter, die an ihrem Kinde nur die Schönheiten und die Lieblichkeiten ſieht, und ihr werdet dem Leben ſtets eine erfreuliche, eine erquickende Seite abgewinnen, denn: „Einem geſchenkten Gaul ſieht man nicht in's Maul!“

Wie man in den Wald hineinſchreit, ſo ſchreit's heraus; wie man in's Leben hineinlebt und liebt, ſo lebt und liebt es heraus!

Wer unter den Menſchen nichts als Engel ſucht, der ſindet nichts als Teufel; wer aber unter den Menſchen nichts als Menſchen ſucht, ſindet oft einen Engel; wer im Leben nur das Leben und nicht die Lebendigen liebt, wer im Leben nur der Todten mit Liebe gedenkt, der wird im Leben nur Todte ſinden!

Aber wer das Leben in die Arme nimmt, wie einen der alle Augenblicke Abſchied nehmen kann, wer das Leben in die Arme nimmt wie einen Sterbenden, der wird immer ein liebliches Lächeln auf ſeinen Lippen ſinden und einen verklärten Strahl in ſeinem Blicke und wird es anſchauen und umfaſſen mit inniger, voller Befriedigung wie ein Geſchenk der Liebe, darum: „Einem geſchenkten Gaul ſieht man nicht in's Maul!“

Es gibt Menſchen, die das Leben als eine kleine Taſchenausgabe von lauter Herrlichkeiten haben wollen: auf der Erde nichts als goldene Berge und Roſenhügel, und nichts als Ueberflußſtröme und Feenſeen und Zauberteiche, und nichts als hängende Gärten und Zauberinſeln und Inſel der Seligen, und nichts als Orangenhaine und ſingende Wälder und glühende Bäche, und nichts als fliegende Brücken und Aeolsharfen und wohltönende Memnonsſäulen; — und unter den Menſchen nichts als Engel mit ſechs Flügeln, zwei das Geſicht zu verhüllen, wenn wir fehlen, zwei die Füße zu verhüllen, damit der irdiſche Staub nicht ſichtbar ſei und mit zweien beim lebendigen Leibe in den Himmel zu fahren; und lauter donnernde Jupiters und lauter olympiſche Spiele, und lauter Ganymeds und Heben, und lauter Grazien und goldbeſchwingte Horen, und lauter Cäſare und Mark-Aurele und lauter Ariſtide und Sokrateſſe, und lauter Portia's und Johanna d'Arc's, aber dabei auch lauter Aſpaſien und Ninon de Lenclos; — und am Himmel lauter Sterne und Lichterſchwingen und Regenbogen und nie ein Gewölk oder eine Wolke; auf der Erde lauter Wein- und Frucht- und Blumengärten und nie ein Dörnlein, ein Neſſelblatt; im Meere nur Perlen und Muſcheln und Korallen und nie ein Zitter- oder Krampffiſchchen; und in den 70 Lebensjahren nur Liebestänze und Freudenſprünge und Glücksſalven und Feiertags-Buchſtaben und Illuminationen und blaue Montage und Faſchings-Dinstage und Hochzeits-Wochen und Jubeljahre und goldene Hochzeiten und Serenaden und Praterfahrten und Schlittagen, und das Alles von dem geſchenkten Gaul: Leben! Und wenn in dieſer Taſchenausgabe ihrer Phantaſie etwas fehlt, wenn das Schickſal ein Steinchen in den Weg der Sterblichen legt, wenn ein kleiner Sturm ein Lämpchen auslöſcht in der Freuden-Illumination, wenn das Geſchick einen Querſtrich macht in die Praterfahrt, wenn der Tod ein Glied aus dem Freudentanze ſich ausbittet zu einer Extratour, dann murren ſie, nergeln am Daſein und machen dem Leben Vorwürfe, als hätten ſie es beſtellt beim großen Lebens-Fabrikanten, als hätten ſie Alles dazugegeben an Stoff und Zugehör und hätten noch das Anfertigen theuer bezahlt, und ſie hadern noch mit dem unſichtbaren Lebens-Lieferanten und vergeſſen, daß er das Leben ihnen geſchenkt hat, und daß es heißt:

„Einem geſchenkten Gaul ſieht man nicht in's Maul!“

◆

Badner Emancipations-Novelette.

Alles ſoll der Menſch ſein, nur kein „Vertrauter“, ich meine nicht ein „Vertrauter“ in dem Wiener Sprachgebrauch, welches ſo viel als „geheimer Polizeiſpitzel“ bedeutet, Gott bewahre, ſo ein „Vertrauter“ mag gar nicht zu finden ſein! Man hat Beiſpiele, daß ſolche „Vertraute“ zu Ehren und Auszeichnungen gekommen ſind, ſolche „Vertraute“ gedeihen und wachſen in der Gnade des Herrn, und ihnen iſt wohl wie „fünfhundert Säuen“, ein Ausdruck, den man in guter Geſellſchaft nicht brauchen ſollte, den aber Goethe zu Ehren gebracht hat.

Nein, wir reden von einem „Vertrauten in der Liebe!“ Wer liebt, muß einen Vertrauten haben, c'est de rigueur! Iſt's nicht ein Freund, ſo iſt's eine Freundin, iſt's nicht eine Freundin, ſo iſt's ein Bekannter, iſt's kein Bekannter, ſo iſt's ein Bedienter, ein Stubenmädchen, ein Barbier u. ſ. w.

Ein Liebender ohne „Vertrauten“ iſt ein Peter Schlemihl ohne Schatten, eine Liebende ohne „Vertraute“ iſt eine Stimme ohne Echo, ein Frauenzimmer ohne Spiegel, ein halbes Ding!

Als ich noch im Belagerungszuſtands-Alter lebte, hatte ich viel Vertraute! Die Vertrauten des Dichters ſind viel! Seine Vertrauten ſind: der Wald, die harte Bank, das Echo, das Kanzleipapier, die verſchwiegene Nacht und der ſchreiende Hunger!

Wer nie ſelbſt zweidutzendmal glücklich und dreidutzendmal unglücklich geliebt hat, der iſt nicht berufen, ein „Vertrauter" zu ſein! Ich habe, wenigſtens was die Zahl der unglücklichen Liebe betrifft, mein Contingent geliefert und bin qualificirt zum Vertrauten. Ich kann zwei Stunden lang auf einem Raume von acht Schritten in Sonnenſchein und in Regen mit dem Verliebten auf- und abgehen, um mit ihm zu warten, ob ſie nicht von ferne vorbeigehen wird; ich kann vierzehn Abende nacheinander geduldig zuhören, wie er mir erzählt, er hoffe, daß ſie ihn liebt, weil ſie ihn in Geſellſchaft gar nicht anſieht; ich kann ſogar im Auftrage des Verliebten im Theater durch ſieben lange Acte Acht geben, wievielmal ſie den Blick nach der Seite wendet, wo ſie glauben könnte, daß er ſitzt, wenn er nicht dort ſitzt; kurz, ich kann mich jedem Liebenden als „Leib-Vertrauten" auf's Beſte anempfehlen, ich ſehe mehr auf gute Behandlung als auf Langeweile.

Ich weiß nicht, wer es dem jungen Lindoro — ſo wollen wir ihn heißen, obwohl er nicht ſo heißt — geſagt haben mag, daß ich ein ausgezeichneter „Vertrauter" in der Liebe bin, genug, er mußte es erfahren haben und drängte ſich an mich. Ich bin ſonſt nicht leicht zugänglich, mir hat Gottlob die Natur eine Stachelnußſchale gegeben, ich mag nicht von Jedem geknackt werden wie eine Knackmandel; Dank Dir, gütiger Himmel!

Lindoro aber kam mit dem Empfehlungsbriefe der Liebe, er war ein Liebender! „Liebende“ und „Wahnſinnige“ ſind in gewiſſen Ländern heilig! Lindoro liebte, er liebte unglücklich, das iſt mein Caſus! Ein intereſſanter Fall mehr in dem allgemeinen Krankenhauſe Amors — das zieht mich an!

Lindoro iſt ein Jüngling aus dem Geſchlechte der Emancipirten; der Leſer gebe ſich keine Mühe, ihn herauszufinden, ich will ihn lieber gleich ganz kenntlich beſchreiben, er iſt ſehr reich, beſitzt aber wenig Vermögen, er iſt groß von Geſtalt, aber unterſetzt von Figur, ſchlank, aber um die Mitte dick, ſein ſchwarzes Haar fällt in blonden Locken nieder und ſeine blauen Augen ſind kornblau. Er braucht die Badner Cur, entweder will er ſeine Pferde in die Natur führen oder ſeine Wäſche auslüften, oder will er in Baden „bei günſtiger Witterung und beleuchtetem Parke“ Langeweile ſtudiren, oder will er auf dem Calvariberge eine deutſchkatholiſche Synagoge anlegen, man weiß es nicht. Mir ſagte er, er leide an — Hämorrhoiden. Die Hämorrhoiden ſind das „Florenz“ der Krankheiten; wenn die Aerzte gar nicht wiſſen, was ſie mit einem Uebel anfangen ſollen und welchen Titel ſie ihm geben ſollen, ſchieben ſie's auf „Hämorrhoiden".

Lindoro vertraute mir erſt ſein Hämorrhoidal-Leiden, von dieſem ging er auf ſein Liebesleiden über — eine natürliche Paſſage.

Gegen Hämorrhoidal-Leiden gibt's nur ein Mittel: verliebt ſein, d. h. viel Bewegung, gehen, laufen, auf- und abwandern!

Recipe: Man liebe, man gehe ihr nach Morgens, Mittags und Abends drei Stunden voll; dann laufe man dem Wagen nach zwei Stunden lang, dann gehe man vor dem Fenſter auf und ab anderthalb Stunden voll. wenn das nichts nützt, ſo iſt keine Hilfe mehr!

Lindoro liebte! Er liebte viel! Er liebte Hunde, Pferde, Cigarren, ſchwarze Judenfiſche, Nordbahn-Actien u. ſ. w. Aber Eines liebte er zum erſtenmale, er liebte ein Weſen! So lange man von einem Frauenzimmer nicht weiß, wie es heißt, wo es wohnt, wie alt es iſt und wie viel Ausſteuer es bekömmt, iſt's noch keine beſtimmte Geſtalt, iſt's bloß ein „Weſen", ein himmliſches Weſen, ein zaubervolles Weſen, aber doch nur ein Weſen, ein Begriff ohne compacte Grundlage; das Weſen war da, aber das Weſentlichſte fehlte; man liebt die Weſen, man betet die Weſen an, aber man heiratet ein Unweſen!

Lindoro liebte ein „Weſen", er liebte ein Park-Weſen, ein Weſen, welches er nur im Parke ſah. Als Lindoro mir ſagte, er liebe ein Weſen im Parke, ſagte ich ihm, das hänge von der Philoſophie ab. Nach Kant iſt ein „Weſen" das „erſte Princip der Möglichkeit eines Dinges", nach Kant müßte alſo ſein erſtes Princip ſein, zu ſehen, ob das Ding möglich iſt! Nach Fichte iſt „Weſen" ein „ſelbſtſtändiges Subject", nach Fichte alſo müßte er ſich erkundigen, ob ſein „Weſen" ein „ſelbſtſtändiges Subject" iſt. Lindoro ſah, daß ich das „Weſen" der Liebe philoſophiſch ſtudirt habe, und faßte noch mehr Vertrauen zu mir.

Er zeigte mir den Gegenſtand ſeiner unglücklichen Liebe. Sie war ſchön, ſehr ſchön; und wenn ich nicht ein ſo edler Freund geweſen wäre, d. h. wenn ich nur die geringſte Hoffnung gehabt hätte, von ihr geliebt werden zu können, ſo hätte ich gedacht, der Menſch iſt ein vernünftiges Weſen, und es wäre von mir ſehr vernünftig, dieſes Weſen als Naturweſen meinem Weſen anzueignen, ſo aber war ich edel und ließ ihm ſein Weſen und Unweſen.

Es waren einige Hinderniſſe zwiſchen ihm und dem Weſen aufgethürmt, Hinderniſſe, wie die Semmeringe, ſtanden zwiſchen dem Gloggnitz ſeiner Wünſche und dem Mürzzuſchlag ihrer Erfüllung. Hauptſächlich fürchtete er, ſie ſei eine — Chriſtin! Dieſe unchriſtliche Furcht machte ihm heidniſche Herzleiden! Er declamirte aus der „Braut von Korinth":

„Er iſt noch ein Heide mit den Seinen,
Und ſie iſt Chriſtin und getauft!"

Er fragte mich immer: „Was meinen Sie, iſt ſie Chriſtin oder Jüdin?“ Das iſt nun bei Frauenzimmern viel ſchwerer zu erkennen, als bei Männern, wo der Typus ſich im Geſichte nicht ſo ausdrückt.

Er fragte mich um Rath, ich ſagte ihm: „Nichts leichter als das! Wir machen morgen eine Revolution, Sie ernennen ſich zum Präſidenten von Baden, und ich mich zum Patriarchen des Parkes, wir führen die gemiſchte Ehe ein, und Sie heiraten Ihr Weſen.“ Der Gedanke war gut, aber er wollte nicht darauf eingehen, er fürchtete, ſeine Actien würden fallen, und er großen Verluſt erleiden. An ſolchen Dingen geht die Weltgeſchichte unter! „So laſſen Sie ſich taufen!“ Aber dann würde ihn ſein reicher Onkel, ein Jude primo cartello, enterben! An ſolchen Dingen geht die Liebe unter! — „So entführen Sie ſie, und fliehen nach Gretna Green!“ — Ja, aber die Polizei! — An ſolchen Dingen ſtirbt die Romantik!

Eines Tages kam Lindoro mich einladen, mit ihm bei „Herzl“ in Baden Mittag zu eſſen. Herzl iſt der jüdiſche Dommayer in Baden; da iſt das Eldorado der jüdiſchen Küche. Ich ließ mich nicht zweimal bitten. — Mein Magen hat ſeine Jugend-Erinnerungen nicht verloren, und ſchämt ſich ihrer nicht. Die größten Judenfeinde lieben von den Juden zwei Dinge: ihre „Goldfiſche“ und ihre „braunen Fiſche!“ Wir ſaßen bei Herzl, und da ſaß manches Röschen aus dem Thale Jeſchurun, gewachſen wie die Ceder von Libanon, mit Augen, wie die Urimvetumim, mit Zähnen, wie die Herde, die aus der Schwemme kömmt, und mit Blicken, wie die Feuerſäule, die in der Wüſte voranging, ſo daß bei Herzl manch' „Herzel“ von verſchiedenen gepfefferten Kugeln getroffen wurde.

Lindoro hatte für einen Verliebten einen abnormen Appetit! Auf einmal erſtarb ihm der Biſſen im Munde, er ſtarrte nach einem Punkte hin, und rief mir dann zu: „Dort ſchau' hin!“ — Ich ſah hin, und ach, was ſah ich? Und ach, was ſah ich? Und ach, was ſah ich?!

Das „Weſen“ ſaß an meinem Tiſche vis-à-vis und aß! Das „Weſen“ bei „Herzl!?“ Alſo ſie iſt eine „Seinige!“ Seine „Auserwählte“ iſt auch eine „ſonſtige Auserwählte!“ Das Haupthinderniß iſt verſchwunden! Der Haupt-Semmering iſt abgegraben! Die Hoffnung baut ſich neue Bahnen!

Unſere Leſer werden ſich in das Entzücken nicht hineindenken können, wenn man entdeckt: „Meine Geliebte iſt eine Jüdin!“ Aber Lindoro war entzückt! Die Valuta für Liebe ſtieg gewaltig!

Er war ganz glücklich! Er nahm ſich vor, von nun alle Blödigkeit und Schüchternheit bei Seite zu legen, und ſich dem „Weſen“ kühn zu nahen. „Sie „ißt“ ja Fleiſch von meinem Fleiſch, und iſt ein Weſen von meinem Weſen!“ rief er jubelnd aus, ich jubelte als Attaché mit, und auf den morgen darauf ſtattfindenden Mittagspark war die Attaque auf das geliebte „Weſen“ feſtgeſetzt!“ —

Am anderen Tage Mittags war der Park in Baden glorios, gigantesque, pyramidabel, coloſſal! Unten Flora mit Marillen und Agras, oben Aeſculap mit Spinnweben und Roſtflecken; rechts Kiosk mit türkiſchem Luſtzug, links das Dodoniſche Spectakel mit Trombon und Baßgeige; in der Mitte Park-Oeffnung, von hinten mit der Anſicht auf's Schwitzbad und abſeits die Bretter-Anlage zum Schaffot für die Abendmuſik. In der Mitte Bänke mit Lehnen und Strickanſtalt, in der anderen Mitte Bänke ohne Lehnen, in der dritten Mitte Lehnen ohne Bänke und in der vierten Mitte Bänke ohne Lehnen, wozu die Bänke fehlen. Hie und da wogte Jemand auf und ab, in den Seitengängen wimmelte manchmal ein Frauenzimmer, im Hintergrunde hörte man einzelne Schwärmer huppern, drei oder vier ſchöne Damen ſaßen in den Seitenalleen und ſuchten vergebens im ganzen Weltall einen Mann, auf den ihr Blick ſich behaglich niederſetzen könnte, und ich ſchritt wie gewöhnlich quer durch die Kreuzallee auf und ab, ſuche, was ich nicht finde; finde, was ich nicht ſuche, nämlich, daß ich vergebens ſuche. Da kam Lindoro auf mich zugeſtürzt: „Dort iſt es!“ — „Was?“ — „Nun, mein Weſen!“

Ich ſah das Weſen herantreiben und ſprach ihm Muth ein. Was ſoll ich ihr ſagen? fragte er. Da kam er an den Rechten! Ich ſpeculire ſchon eine kleine Ewigkeit mit Nachguß darüber, was ich meinem „Weſen“ ſagen ſoll, und hab' noch kein geſcheidtes Concept zuſammengebracht, ich, der ich doch ſchon Reden gehalten habe, die in Zeitungen abgedruckt worden ſind!

„Lindoro,“ ſagte ich, „wenn man nicht weiß, was man ſagen ſoll, ſo läßt man nur das Herz reden, dann ſagt man gewiß eine große Dummheit, und es iſt nichts Schmeichelhafteres für Frauenzimmer, als wenn ſie ſehen, wie geſcheidte Männer ſo ganz dumm in ihrer Gegenwart reden. Sei nur verſtändlich, klar! Fang' gleich mit dem Ende an: Weſen, willſt Du mein Weſen werden, mach' nicht viel Weſen und ſag's!“

Wir näherten uns der Holden; Lindoro ſchnaubte mir nach wie eine Locomotive, und mußte Weg bahnen wie die Schneemaſchine vor der Locomotive.

Ich benützte das Privilegium aller Poeten, und meines noch beſonders als „Dichter loci“, die Frauenzimmer eher als ein Anderer anſprechen zu dürfen, und begann mit einer feinen Intrade: „Mein Fräulein! Haben Sie ſich geſtern den Magen nicht verdorben?“ — Sie lächelte! — „Mein Freund hier, Herr Lindoro (hier ſtelle ich ihn vor wie ein Ausrufungszeichen) — war ſehr beſorgt, er nimmt ſo viel Antheil an Ihrer werthen Perſon!“ — Lindoro wurde roth wie ein „Ribitzel“ und legte den Kopf auf die linke Seite wie ein Kakadu, der den „Zuschauer" liest. Ich zwickte ihn heimlich in die Seite, damit er doch auch etwas ſage; endlich begann er zu ſprechen, abgebrochen wie Saidſchitzer Waſſer aus einem engen Plutzer, „ach, mein gnädiges — Fräulein, — wie hab' ich mich gefreut gehabt, als ich das — Vergnügen hab' gehabt zu ſehen — daß Herzl — ſo ein Gaſt hat gehabt, denn der Zweifel — den ich hab' gehabt — über die Religion, die Sie haben gehabt, iſt nun endlich gelöst!"

Das ſchöne Mädchen, eine echte Naturwienerin, mit dem echten Wiener Dialect, wie er in Hemdärmeln auf der Zunge ſitzt, erwiderte, bloß an mich gerichtet: „Ja, ſchaun's, Herr von Xavér (Saphir!), i hätt' a gern einmal beim Juden geſſen, aber i hab' mi immer ſchenirt, i war froh, wie i Sie dort g'ſehn hab', aber i geh' nimmer hin, die Fetten! Na! das is nix!"

Ich lächelte ſo holdſelig, wie nur wenn ich ganz vergnügt und ironiſch bin, faßte ihre fleiſchige Hand und ſagte: „Aber mein Fräulein, die Fetten iſt lauter „Gansfetten", die ſchad't einem geſcheidten Menſchen nicht!" — Sie drohte mit dem Fächer: „Na, Herr von Xavér, mit Ihnen laß i mi nit ein! Sie papierlen die Leut' ſchön!"

Nach einigen Minuten empfahlen wir uns und gingen aus dem Parke nach Hauſe. „Lindoro!" ſagte ich, „das iſt traurig, ſie iſt doch keine Jüdin!" —

Lindoro ſah aus wie ein Schauſpieler, der gerufen wird, voll Freude kömmt und — ausgezischt wird! Er ſchüttelte das Haupt und ſagte leiſe vor ſich hin: „Wer hätte das dem Weſen angeſehen!“

Die Moral dieſer Novelle iſt vielfach! Erſtens iſt aus ihr zu erſehen, daß man bei Herzl eſſen kann und doch keine Jüdin iſt; zweitens kann man aus ihr lernen, daß man kein „Weſen“ lieben ſoll, bevor man weiß, welchen Dialect das „Weſen“ ſpricht; drittens kann man aus ihr lernen, daß man „die Leut' nit papierlen“ ſoll, ſonſt laſſen ſich die „Weſen“ nicht mit Einem ein; viertens kann man aus ihr lernen, daß man niemals einen Zeitungsſchreiber zum „Vertrauten“ nehmen ſoll, denn ſie laſſen Alles gleich drucken, wie Figura zeigt.

* * *

Stimmen der Nacht.

Eine Weihnachts-Phantaſie.

Der Tag hat ſeine Stimme, die Nacht hat ihre Stimme! Der Tag hat ſeine Dur-Laute, die Nacht ihre Moll-Töne!

Der Tag hat ſeine eiſernen harten Gedanken auf dem glühenden Amboß, der Tag hat ſeine keuchenden Pläne auf dem Wettrennen mit Hinderniſſen, der Tag hat ſeine ſchnaubenden Leidenſchaften auf der Eiſenbahn der Wirklichkeit; — die Nacht hat ihre lieblichen Gedanken auf dem Webeſtuhle der Dämmerung; die Nacht läßt ihre ſtillen Wünſche blühen auf dem Roſenſtrauche des Herzens, die Nacht iſt die Biene, welche mit leiſem Summen um die Blumen der Gefühle kreist, und Honig aus ihnen einträgt in die ſtille Zelle des Buſens!

Der Tag iſt des Geiſtes Zerſtörer, die Nacht iſt ſein Ernährer! Der Tag reißt ein, die Nacht baut auf! Der Tag iſt die Kriegserklärung an das Leben, der Abend iſt der Waffenſtillſtand und die Nacht iſt der Friede!

Der Tag glüht, die Nacht blüht! Der Tag zündet die Schöpfung mit einer grellen Fackel an, die Nacht beleuchtet ſie magiſch mit ihrer Zauberlaterne!

Der Tag hat Augen wie die Nordlichter, die Nacht hat Augen wie Sterne! Der Tag treibt die Leidenſchaften hinaus auf die Weide des Lebens mit der Peitſche der Selbſtſucht, die Nacht lockt die zerſtreute Herde der Empfindungen herein in die ſtille Wohnung der Bruſt!

Der Tag ſchüttet Salz in die brennende Thräne und ſtreut Pfeffer in die Schnittwunden des Schmerzes, die Nacht träufelt Balſam in die tropfende Zähre, und ſaugt mit küſſendem Munde das Gift aus der Wunde des Weh's.

Der Tag treibt die fünf Sinne in das Tretrad der Stunden und ſpannt das Zwiegeſpann „Denken“ und „Reden“ an das Joch der Habgier, die Nacht erlöst die fünf Dienerinnen der Seele zum Spiel der Erholung und läßt Gedanke und Geſpräch frei tändeln auf blumigen Gefilden!

Der Tag ſchreitet einher, ein düſterer, freudeſtörender Mann, um das Haupt den dunklen Kranz der Gegenwart und in dem Auge die finſtere Sorge der Zukunft, die Nacht ſchwebt einher, ein holdes Weib, um das Haupt den Blumenkranz der lichten Gegenwart, und in dem Blicke der Zukunft hoffnungsvollen Schimmer!

Die Stimmen des Tages ſind rauh, die Stimmen der Nacht ſind milde! Das Wort des Tages iſt hart wie das Wort des Tyrannen, das Wort der Nacht iſt weich wie die Stimme der Herrin! Der Tag grollt, droht, befiehlt, zürnt, tobt, die Nacht koſt, liſpelt, fleht, bittet, beſchwichtigt und tröſtet!

Der Tag reißt dem Unglück den Schleier vom Antlitz, die Nacht hüllt es in den Flor der Dämmerung ein; der Tag erglüht den Schmerz an dem Strahl des Lichtes, die Nacht löſt ihn in Thränen auf!

Der Tag gießt den Strom des Zornes von der Höhe des Lebens, die Nacht fängt ihn beſchwichtigend in den Arm der Verſöhnung auf. Der Tag verſcheucht die heimiſche Schwalbe der Liebe aus ihrem ſtillen Geſimſe des Herzens; die Nacht ruft ſie leiſe und ſinnig wieder zurück, wie das Kind den entflatterten Vogel! Der Tag treibt die Nachtigall: Dichtkunſt fort aus den ſtürmiſchbewegten Aeſten des Lebensbaumes, die Nacht winkt ihr zu, und ſie kömmt zurück zum Laubdach des Herzens und tönt aus den verſpäteten Geſang unter blühenden Nachtviolen!

Ja, die Nacht iſt freundlich und mild und troſtreich und heilig ſprechend! Sie iſt die Mutter der Gedanken, die Schweſter der Empfindung, die Amme der Hoffnung, die Geſpielin der Liebe und die Vertraute der Sehnſucht! Und dieſe Nacht nun gar, dieſe ſchöne Nacht, dieſe heilige Nacht, die Licht brachte und Heil und Erlöſung! Dieſe Nacht der Nächte, die den Tag geboren im Schoße und ausgegoſſen über die Menſchheit! Sei uns tauſendfach, ſei uns ſegensreich, ſei uns in Thränen, ſei uns in Anbetung und Verehrung gegrüßt, Du Nacht! Du Friedenstaube, die Du auf deinem dunkeln Fittige trugſt das Blatt des ewigen Heils und Lichts in die Arche der Menſchheit!

Dein Fittig iſt Heil, dein Gefieder iſt Licht, dein Auge iſt Gottheit und deine Stimme iſt Liebe!

Ja „Liebe!“ Das iſt die Stimme dieſer Nacht!

Liebt wie die Kinder und werdet geliebt wie die Kinder!

Denn nur Kinder lieben wie die Engel, ohne Falſch und Wechſel, rein und keuſch, und nur die Kinder werden geliebt, rein und dauernd und ohne Eigennutz.

Es gibt nur ein reines Glück auf Erden, ein Glück, welches das Herz ganz ausfüllt, es iſt das Glück, Kindern eine Freude zu machen!

Und zu dieſem Glücke namentlich iſt dieſe Nacht geſchaffen, und die Stimme dieſer Nacht ſagt: „Liebt die Kinder, erfreut die Kinder, liebt alle Menſchen, als ob ſie Kinder wären, und werdet ſelbſt wie die Kinder!

Im Tannenbaum, deſſen grüne Aermlein Ihr jetzt ſchmücket mit feſtlichen Spangen und Lichtreiſen, und durch die Zweiglein, in welchen die glühende

Verheißung der Gottheit leuchtet, geht ein leiſes, geheimnißvolles Rauſchen, welches iſt die Stimme dieſer heiligen Nacht und wiederholt ſagt: Das Heil iſt gekommen, und nur in der Liebe iſt Heil, und die Liebe iſt das Heil, denn die Seele, die liebt, iſt fromm, und das Herz, in dem Liebe iſt, in dem wohnt kein Gedanke der Hinderniß, und die Bruſt, die von Liebe gehoben wird, auf dieſe laſtet kein Alpdrücken der Sünde, und der Menſch, der liebt, deſſen Vorſätze und Thaten ſind weißbeflügelt und wenden den klaren Blick zum lautern Himmel!

Die Stimme der heiligen Chriſtnacht ſagt: Liebt Euch und beſchert Euch! Beſchert Euch gegenſeitig die tauſend Gaben des Lebens, die ſo wenig koſten und die ſo reich machen! Beſchert Euch die gold'nen Aepfel der Liebe, die bunten Lichtlein der Freude, die übergoldeten Nüſſe der geſelligen Freude; pflanzt gegenſeitig kleine, grüne Zweiglein auf den Lebenstiſch der Mitmenſchen, denn kein Lebenswinter iſt ſo kalt und kein Lebenswald iſt ſo entblättert, in dem nicht Liebe und Menſchlichkeit noch ein hoffnungsgrünes Tannenbäumlein fände, das er in der Feſtzeit des Unglücks ſeinen Mitmenſchen auf den Tiſch-pflanzen könnte mit einigen wenigen Gaben der Theilnahme, mit einem kleinen Kerzlein des Troſtes!

So arm iſt keine Seele, ſo kahl kein Herz, ſo verödet keine Bruſt und ſo ausgetrocknet kein Auge, daß ſie nicht die koſtbarſte Beſcherung für die Menſchen, für den Schmerz, für das Unglück, für die Liebe hätten:

Die Beſcherung der Thräne!

In der Thräne brennt und ſchimmert die heiligſte Weihnachtskerze! Die Thräne iſt die Feuer- und Waſſerprobe der Liebe!

Aus dem zerklüfteten Geſteine des Herzens entſpringt die heiße Quelle der Thräne, und dieſe heiße Quelle wird zum Heilquell für tauſend und tauſend Herzen, die an den Wunden, Quetſchungen und Gichtſchmerzen des Daſeins leiden und dulden und dahinſiechen!

Die Thräne iſt eine Fürſtin, die offene Tafel ihrer Gefühle gibt, an die ſich alle Leidenden des Herzens ſetzen können!

Das Auge iſt der ſüße Wunderkelch, aus welchem das Daſein den Zaubertrank des Lichtes ſchlürft, aber ſein ſüßeſter Tropfen wohnt auf dem Grunde des Kelches, er heißt: die Thräne.

Wenn das Herz zu voll iſt, ſteigt die Flut in die Höhe und die Augen fließen über, und das iſt der einzige „Ueberfluß“ der Armen!

„Gebt wenigſtens eine Thräne den Armen!“ ſagt die Stimme des Chriſtabends! Miſcht Eure Thräne mit der des Anderen, wenn Ihr ſonſt nichts zu ſchenken habt!

Hört die Stimme der Nacht und ſie wird Euch ſagen, was die Thräne iſt und wie ſie ward! —:

Die Thräne.

Ihre Wohnung: das Auge,
Ihr Geburtsort: das Herz,
Ihre Mutter heißt: Freude,
Und ihr Vater heißt: Schmerz!

Von dem „Feuer“ das Brennen,
Von der „Luft“ das Verklärt,
Von dem „Himmel“ das Waſſer,
Und das Salz von der „Erd'“!

Bei den Sternen einheimiſch,
Mit dem Aether verwandt,
Von den Engeln des Troſtes
Zu den Menſchen verbannt!

Zu erpreſſen ſo leichtlich,
Doch zu trocknen ſo ſchwer;
Zu vergießen ſo bitter,
Zu verhehlen noch mehr!

Herz und Seele verzehrend,
Wenn allein ſie verziſcht;
Aber lindernd und tröſtend
Mit der Fremden gemiſcht!

Der Narren- und April-Humor.

Lieber Leſer, heute iſt der erſte April, heute ſchickt man den Narren wohin man will. Wohin wollen wir uns gegenſeitig ſchicken? Ich zu Dir, um Erneuerung des Abonnements, oder Du zu mir um guten Humor?

Du wirſt doch kein ſo ein Narr ſein, lieber Leſer, und böſe ſein, daß ich Dich ſo geradezu einen Narren nenne? Glaube mir, lieber Leſer, man kann jetzt nichts Geſcheidteres thun, als ein Narr ſein! Mein Sprichwort lautet:

Ein Narr zu heißen, große Gunſt,
Ein Narr zu ſein, große Kunſt,
Ein Narr zu werden, großes Glück,
Ein Narr zu bleiben, Meiſterſtück!

Wenn man ſchon ſo klug iſt, ein Narr zu ſein, wie kann man ſo ein Narr ſein, klug werden zu wollen?

Ich war einmal wahrlich verdammt geſcheidt! Ich wußte mir gar nicht zu helfen. Ich hab' ſtudirt, es half nichts! Ich ließ mich in gelehrte Academien aufnehmen, es half nichts! Ich ging unter die Leute, die auf Dank rechnen, ich wurde doch kein Narr! Ich ging unter die Leute, welche bei jedem Vergnügen, welches ſie ſich machen wollen, fragen: Was wird die Welt dazu ſagen? Ich wurde doch kein Narr!

Ich hab' endlich zu einem energiſchen Mittel gegriffen; ich ließ mich des Jahres von vier bis fünf Frauenzimmern zum Narren halten! Probatum est! Nachdem ich dieſe Cur zwanzig Jahre brauchte, iſt es mir gelungen; ich bin von jeder Klugheit curirt. Wenn ich einmal einen Anfall von Klugheit verſpüre, ſo wickle ich mich geſchwind in eine Liebe ein, die mich zum Narren hält, ſowie die Gräfenberger entlaſſenen Wäſſerlinge ſich von Zeit zu Zeit ein naſſes Leintuch über den Leib ſchlagen.

Nun, hat man nicht Recht, wenn man ein Narr iſt? Kennſt Du, lieber Leſer, die „Grundrechte der Narrheit?“

Erſtes Grundrecht: Narren und Kinder reden die Wahrheit!

Welcher kluge Menſch wird ſo ein Narr ſein und die Wahrheit reden? Alſo die Narren dürfen die Wahrheit ſagen! Wenn alle Narren auf einmal von der Erdäpfelkrankheit fortgerafft würden, in fünf Jahren würde man gar nicht wiſſen, was „Wahrheit“ iſt.

Zweites Grundrecht: Ein Narr macht hundert! Alſo ein jeder Narr hat das Recht zur Anfertigung von hundert Narren; aber, lieber Leſer, hundert Kluge machen nicht einen anderen Menſchen klug! Alſo wer iſt ein nützlicheres Staatsmitglied?! Wenn eines unſerer kleinen lieben deutſchen Ländchen heute hundert Narren engagirt, ſo iſt am anderen Tage die Bevölkerung in dem erwünſchten Zuſtande!

Drittes Grundrecht: Einem jeden Narren gefällt ſeine Kappe! O, Vorrecht: O, Grundrecht! Eine „Kappe“ iſt nicht bloß eine „Kappe“, eine „Kappe“ iſt die Bezeichnung für *Alles*, was den klugen Leuten gefallen ſollte, weil es einmal ihr Eigenthum iſt, eine „Kappe“ iſt die Univerſal-Bezeichnung für Amt, Stellung, Haus, Gut, Frau, Glücksgüter u. ſ. w. Dem Narren alſo gefällt Alles, was er *beſitzt* und was *er* beſitzt, dem Klugen gefällt leider nur das, was Andere beſitzen, mit dem Seinigen iſt er nie zufrieden; wer iſt alſo der Narr, der Kluge oder der Narr?! Aber einen natürlichen Grund gibt es doch dafür, daß den Narren ihre Kappen gefallen und den Klugen nicht; denn nur den „Klugen“ ſitzt man auf der Kappe! —

Für einen geſcheidten Narren iſt die Kappe ein wahres Glücksmöbel! Sieht man etwas Unangenehmes, ſo zieht man die Kappe über die Augen herab, und hört man etwas Unangenehmes, ſo zieht man die Kappe über die Ohren herab! —

Viertes Grundrecht: Die Narren haben mehr Glück als Recht! Da haben die Narren recht, daß ſie kein Recht haben! Sie werden keine ſolchen Narren ſein und werden bloß Recht haben! Das Glück iſt ein Recht, aber das Recht iſt kein Glück! Die Leute wünſchen ſich gegenſeitig auch nur immer Glück und niemals Recht! Niemand ſagt: „Ich wünſche Ihnen viel Recht zum neuen Jahre!“ Man ſagt: „Ich wünſche Ihnen „Glück“ in der Ehe,“ und nicht: „Ich wünſche Ihnen „Recht“ in der Ehe!“ Denn der Mann, der in der Ehe Recht behält, der hat gewiß eine häßliche Frau!

Welcher Menſch, der geſcheidt iſt, wird nicht lieber ein Narr ſein, der Glück hat, als ein Weiſer, der Recht hat?!

Das Glück iſt blind, es geht nach dem Gehör, allein „der Kluge ſchweigt“, das Glück hört gar nichts von ihm, kann nicht nach dem Gehör zu ihm tappen; aber der Narr ſpricht laut, lacht laut, die Schellenkappe klingt, da findet das Glück den Weg blindlings zu ihm!

Fünftes Grundrecht: Ein Narr kann mehr fragen, als zehn Weiſe beantworten können. Alſo ein Narr darf wenigſtens fragen; wenn jetzt ein Kluger fragt: „Warum das? Wozu das? Wie ſo das?“ ſo muß man ihn für närriſch halten. Iſt es nicht närriſch?! Die Narren dürfen fragen, weil ſie bloß fragen, um zu fragen, aber die Klugen, die wollen eine Antwort, die dürfen nicht fragen! Warum? Das iſt die Frage!

Sechſtes Grundrecht: Ein jeder Narr findet ſeine Närrin, die ihn für klug hält! O, blendendes, werthes Grundrecht! Im Gegenſatze findet jeder Geſcheidte eine noch Geſcheidtere, die ihn für einen Narren hält! O, mein lieber Leſer, Du weißt gar nicht, welche Wonne das ſein muß, wenn man ein Narr iſt, und plötzlich kömmt eine „Närrin“ und hält uns für —, klug!

Es gibt gar keinen glücklicheren Ehemann als einen Narren, der ſich von ſeiner Frau einreden läßt, er iſt ein kluger Kerl! Der iſt feſt überzeugt von ſeiner Klugheit, denn er denkt ſich: „Meine Frau legt mir gewiß nichts zu!“

Bei dieſer Gelegenheit ſei es flüchtig bemerkt, welch' ein Unterſchied zwiſchen einem Narren und einer Närrin iſt. Ein Mann, der ein Narr iſt, der iſt nicht immerfort Narr, er hat dazwiſchen zu thun; eine Frau, die eine Närrin iſt, iſt immerfort Närrin, ſie hat gar nichts anderes zu thun, kein Zwiſchengeſchäft. Ein Mann, der ein Narr iſt, hat Augenblicke, in welchen man ihn für den geſcheidteſten Mann halten kann, z. B. wenn er ſich raſiren läßt, um dieſes Beneſice kommen die Närrinnen ganz!

Die Narrheit eines Mannes iſt einfach, ſie geht immerfort in einem Gewande, die Narrheit einer Frau macht des Tages ſechsmal andere Toilette; ſie überraſcht immer mit einem neuen Aufputze. Die Narrheit des Mannes läßt die Frau des Morgens in Gottesnamen ſchlafen, bis ſie von ſelbſt erwacht; die Narrheit der Frau weckt den Mann eine Stunde vor Tags auf und macht ihm den Kopf närriſch.

Ein Narr muß aber im Naturzuſtande ein guter Biſſen ſein, denn wenn man Einen recht liebt, ſo hat man an ihm einen „Narren gegeſſen“.

Der liebe Leſer ſieht alſo, daß es gar keine Beleidigung iſt, wenn man Jemandem zumuthet, ein Narr zu ſein oder zu werden.

Die Narren ſchickt man in April, der April iſt der Monat für die Narren, denn dieſer Monat war, wie Varro ſagt, der Venus Aphrodite gewidmet, der Liebe, und hinc illae lacrymae, da iſt die Narrheit begraben. Liebe, Narrheit, Humor, das iſt Alles April, Aprilwetter, bald ſchön, bald garſtig, bald kalt, bald warm, bald Sonnenſchein, bald Schnee und Froſt.

Der April iſt ein Lehrmeiſter, ſich in Launen, in Capricen, in Wankelmuth, in Veränderlichkeit zu üben und zu ſchicken; wer ein Hofmann werden will, wer bei einem Millionär als Schmarotzer angeſtellt werden will, wer ein Augendiener werden will, wer bei Frauen Glück machen will und wer eine politiſche Zeitung redigiren will, der muß vorerſt in — den April geſchickt werden, um ſich abzuhärten, um ſich d'ran zu gewöhnen, kalt und warm aus einer Hand zu blaſen; zu regnendem Himmel und zu Wolkenſtürmen eine eben ſolche de- und wehmüthige Miene zu machen wie zu lachendem Horizont und gnädigem Blicke; er muß ſich d'ran gewöhnen, ſeine Geſinnung heute wie einen Regenſchirm mitzunehmen und morgen ſie wie einen Regenſchirm hinter den Ofen zu ſtellen;

er muß den Mantel hängen nach Aprilwind, heute Süd-Oſt, morgen Nord-Weſt; er muß ſeinen Charakter zugleich auf Sommerſproſſen und auf Winterbeulen einrichten; er muß jeden Augenblick bereit ſein, auf Befehl mit eben ſolcher inneren Ueberzeugung zu ſagen: „Es iſt heute das ſchönſte Maiwetter“, als eben mit ſolcher Wahrheitsliebe auszurufen: „Es iſt ein wahres Hundewetter!“

Der April iſt der Unterrichts-Monat für alle Leute, die ſolche Narren ſind, vom Leben, von Menſchen, von Geſinnungen Conſequenz zu begehren, Dauer, Charakter; dieſen Leuten zeigt der Monat April, daß Alles veränderlich iſt, die Natur, der Himmel, das Wetter, daß der Menſch ſich nach dem Wetter wenden muß und nicht das Wetter nach ſich zu wenden trachten darf; daß die Klugheit es erfordert, ſich in alle Verhältniſſe des Lebens ſo zu ſchicken, wie in den April mit ſeinen Launen und Wechſelfällen; darum alſo ſchickt man die Narren, die das nicht wiſſen, in den April!

Auch die Verliebten, dieſe Hofnarren, das heißt dieſe Narren des Hofmachens, die Verliebten, dieſe Lieblingsnarren des Himmels, muß man in April ſchicken, denn der Monat April iſt nichts als die „Laune des Verliebten“, in Wetter geſetzt. In dieſem Augenblicke glänzt die Sonne der Liebe, im nächſten verbirgt ſie ſich hinter einem ſchwarzen Schleier; heute iſt lächelndes Angeſicht, morgen droht Ungewitter;

jetzt Sternenſchein aus ſchmelzendem Blicke, ſpäter Blitz und Schleuderpfeil; das Alles muß man im April lernen, um als exercirter Rekrut in das Narren-Regiment der Verliebten mit blau angelaufenen Aufſchlägen einzutreten.

Der „Humor“ nun vollends, der „Humor“ iſt ein wahrer Aprilnarr; un poisson d'avril! Lachen und Weinen, Ernſt und Scherz, Lichtſtrahlen und waſſerfinſtere Wolkenzüge, Momente, in welchen ihm der Himmel trübe und die Erde ſchön iſt, andere, in welchem der Himmel oben ſchön und die Erde ſchmutzig ſcheint; jetzt niederſchmelzendes Blau aus der Aetherſchale, und dann den Fall des Gemüthes im Sturz zu ſchneidenden Eiszacken erſtarrt; ein Moment fliegender Sonnenſchein der Liebe, der das Leben erhellt und in die Tiefen der Seelen die weißen Blumen des Lichts wirft, und bald darauf die Dämmerung der Wehmuth aus den Fäden der lichten Freude und des finſteren Schmerzes gewoben; dann den fortrollenden und fortgrollenden Donner des unwetternden Hohnes, der von Wolke zu Wolke des Lebens läuft, und, der Elektricität ſich entladend, ſeine Schlangen und Pfeile und Flammenruthen über die Menſchen ausſtreut, nicht um ſie zu vernichten, ſondern um durch die Erſchütterung ſie zu retten, die Atmoſphäre zu reinigen und die ſchlummernden Keime und Blüten im Herzen und Buſen, wie die Schlehdornblüte, durch Donnerſchläge zu entwickeln und emportreiben zu laſſen!

Iſt alſo der Humor nicht auch ein „April-Narr?“

Alſo nein, lieber Leſer, laß uns in Gottesnamen Narren ſein! Ja, ſei ein eifriger Narr! Sei ein Narr mit Vorzug! Denke, es wird eine Zeit kommen, in welcher Du gerne ein Narr ſein möchteſt, in welcher Du gerne dein Amt, deinen Rang, dein halbes Vermögen und deine ganze Frau für einen einzigen Narrenſtreich hingeben möchteſt, wenn es Dir noch zu Gebote ſtünde; dann wirſt Du jammern über die verſäumte Zeit der Narrheit, jeder Dumme-Narrenſtreich, der an Dir vorüberging, wird Dich dann erſt ſchmerzen; denn ich ſage Euch: Hütet Euch vor den Gezeichneten; hütet Euch vor den Muckern, Duckern und Schluckern; hütet Euch vor den Winkern und Zwinkern; hütet Euch vor den Schleichern und Kreuchern; hütet Euch vor den bigotten Augenverdrehern und ſcheinheiligen Unheilkrähern, aber am meiſten hütet Euch vor einem Menſchen, der nie eine Narrheit beging, der nie einen dummen Streich gemacht! Dixi et salvavi!

◆

Die Geneſis des Praters.

Der Frühling iſt vertagt, das Interim des Mai wird verlängert, die Bäume ſind noch Miniſter ohne Portefeuilles, die Sonne iſt wie die Hannover'ſche Note nicht recht klar, die Luft iſt rauh wie ein Bürgerlicher, der Miniſter geworden iſt, die Blüten wollen wie der geſetzliche Zuſtand nicht recht heraus, die Aufslandgeher gehen wie unſere Zeit wieder zurück, und der „Prater", dieſer humoriſtiſche Frühlings-Almanach der Wiener, erſcheint mit Blättern ohne Illuſtration, ohne Bild, ohne Duft, ohne grüne Lebensfriſche!

Die armen Blätter auf den verſchiedenen Zweigen laſſen den Kopf hängen, als wären ſie lebendige Wiener, ſie getrauen ſich nicht zu entfalten, denn dieſer Mai iſt ein verkappter November; die Blütenkelche ſtehen geſchloſſen, ſie wagen den Mund nicht aufzumachen, mit zugedrückten, lichtloſen Augen trauern ſie auf den melancholiſchen Aeſten; die Menſchen gehen in den Prater, um ihn — zu ſuchen, ſie ſehen die Atonie der Natur, die mit der ihrigen ſympathiſirt und ſeufzen und gehen nach Haus und ſagen: „Es is halt nit mehr der Prater und wird's halt nimmermehr!"

Und doch las ich geſtern in unſeren Feuilletons: „Die Praterfahrt am zweiten Mai war wieder ſo glänzend wie die alten Praterfahrten!"

O, Ihr Epigonen von vorgeſtern, Ihr Friſchlinge von geſtern, was wißt Ihr vom „alten Prater!" Habt Ihr ihn perſönlich gekannt in ſeines Lebens Mai? Habt Ihr Euch in ſeine Arme geworfen, als er noch Alcibiades, Lovell, Don Juan, Jean Paul, Beranger, Werther, Oreſt, und Allen Alles in Allem war?

Ihr habt ihn nicht gekannt, als er noch reich, friſch, verſchwenderiſch, begeiſternd, tröſtend, aufrichtend, erquickend, üppig und füllig war! Ihr kennt den greiſen Prater, und nehmt ſeine Grimaſſe für Jugend! Ihr habt in dieſem Mai nur die Parade-Ausſtellung ſeiner Leiche geſehen, und haltet ſie für ſeine goldene Hochzeit mit dem früheren Leben! Ihr ſagt, das alte Volk wächst wieder heran, Ihr betrogenen Betrüger! Kinder und Blumen und Träume wachſen im Schlafe, aber Völker wachſen nicht, wenn ſie ſchlafen, ſie verkrüppeln im Schlafe, ſie werfen ſich krumm wie ſchlafende Bretter und Balken!

Ich, ich habe ihn gekannt, meinen lieben, guten, alten Prater! Er war im Jahre 1811 ſchon mein grüner Schreibtiſch, mein Speiſetiſch mit der Jasmindamaſtdecke, mein blühendes Sansſouci, mein Schlafgemach mit den ſeidenen Blätter-Vorhängen, mein Freund, mein Vertrauter, mein Tröſter, mein Geſpiele, mein Lehrer, mein Delphi und mein Beichtſtuhl!

Ach, was war der Prater! Die grüne Marſellaiſe der freien Luft, das Frauentaſchenbuch der Wiener Schönen, Feen-Oper und Kinder-Ballet, Volksſtück und höheres Drama! Der erſte Mai im Prater! Der alte Phantaſus wurde jung, der Sommernachtstraum wurde wach; Oberon und Titania huſchten auf und ab und auch der Zettel ward hie und da geſehen!

Der erſte Mai! Da war der Prater der Hofmarſchall der Reichen, der Dichter der Armen, die Hymne der Vornehmen und das G'ſtanzel des Volkes; der Ovid der haute volée und der Minneſänger der Maſſen. Morgens, wenn Aurora ihre Bettgardine zurückſchlug und herunterlachte auf den Prater, auf dieſen großen Streckvers der lyriſchen Natur, da ſtürzte ſich das Volk in die langgeſtreckten Alleen, die ihre grünen Arme, mit Blütenarmreifen behängt, entgegenſtreckte; und ſo überlieferte der Morgen das Volk an den glühenden Mittag und der glühende Mittag an den ſanftäugigen Abend, und der ſanftäugige Abend an die tauſendäugige, luſtwiegende Nacht, und überall Luſt und Freude, und die Sorge an den Bäumen gehängt, und überall Grüße und Winke und flatternde Tücher, und wehende Hüte und lachende Mädchen mit unverſchämt weißen Zähnen, und überall Begleiter, die der Sieg des Erfolgs im Voraus triumphiren ließ, und man rief hinüber und herüber, und drängte ſich ſchäkernd durch die Menge, und in den beiden Parlaments-Häuſern, im Unterhaus des Wurſtel-Praters und im Oberhaus der ariſtokratiſchen Alleen herrſchte Eintracht, Frohſinn, ſüße Vergeſſenheit des Geſtern und des Morgens, überall nur den Schmetterling „Heute“ auf den Hut geſteckt; und auf den ſammtenen Raſen in den Zwiſchenräumen ſiedelten ſich Colonnen Stadtauswanderer, Mai-Nomaden an, und der Raſen wurde zum Credenz- und zum Familientiſche, und die Colonie jubelte hinüber in's Mutterland und blieb durch Scherz, Gelächter, Zuruf, Muſik, Einladung mit dem Mutterlande in Verbindung! Und dann die Geheimniſſe der lüſternen Waldnacht in der ſogenannten „Krieau“, die Urpoeſie des Volkslebens an den ſchattigen Ufern der Donau; der Sanskrit im Phyſiognomieſpiel der Auserwählten in Reit- und Fahr-Allee, die ſymboliſchen Winke und verhüllten Enthüllungen vom Reiter zur Equipagen-Beſitzerin; die Geſtändniſſe ſchöner Seelen in den erotiſchen Frühſtücken des Luſthauſes; die Rendezvous der appetitfähigen wilden Welt beim „wilden Mann“, das Geſchwätz und Gekoſe beim „Paperl“, und all' das fröhliche Treiben und Drängen und Sichdurchwinden, bis die Mutter Nacht ihre luſtigen Kinder nach Hauſe rief unter ihre dunklen Fittige.

Das Alles iſt geweſen! Das Alles kömmt nicht wieder! Was iſt jetzt eine Praterfahrt? Ein

Volksſtück mit herausgeriſſenen Couplets, ein Gebiß aus künſtlichen Zähnen, ein galvaniſirter Cadaver, der aufzuckt und dann zuſammenſchnappt; ein Cadaver mit rothen Adern, aber in den Adern iſt bloß eingeſpritztes Wachs, es iſt kein Blut, es pulſirt nicht, es wallt nicht, es wärmt nicht, es bringt kein Leben! Es kommen Leute, aber man ſieht das *Volk* nicht, man ſchiebt ſich auf und ab, aneinander vorbei, aber man ergeht ſich nicht; man ſchwimmt wie Eſſig und Oel zuſammenhanglos nebeneinander; man *ſchaut* die Maſſen, aber Niemand *ſieht den Anderen* an, man grüßt per usus und dankt par depit; die marmornen Illuſtrationen gehen, reiten und fahren wie die ſteinernen Gäſte; hart hinter dem Fußgänger ſchreitet der dunkle Schatten der nächſten Stunde, auf der Croupe der Reiter ſitzt die ſchwarze Sorge und hinter der glanzvollen räderbeſchwingten Equipage rollt das Rad einer ſchickſalsſchweren Zukunft. Hier rauſchen Seiden- und Atlas-Gewänder ſtolzaufgebauſcht vorüber, aber in den langen Falten der Stoffe kniſtern unheimliche Proletarier-Gedanken heraus; reichgeſtickte Livréediener ſchreiten nach hinter der luſtwandelnden Elite, aber die Gedanken der Diener eilen der Herrſchaft voraus und laſſen ſie zurück; die Menge bleibt ſtarr, die Maſſe regt ſich, aber bewegt ſich nicht, Treſſen und Drap d'argent imponiren nicht mehr, Peitſchenknall und Federbuſchwehen ziehen die Menge nicht mehr ab von ihren finſteren Betrachtungen; das

Sättigen des Auges ſtillt nicht mehr den Hunger des Verſtandes: das Angaffen eines glänzend vorüberrollenden Poſtzuges iſt keine Entſchädigung mehr für die Schwielen an den wundgegangenen Füßen der Armuth; das Bewundern der Toilette des Reichthums läßt den Menſchen ſeine Blöße nicht mehr vergeſſen! Es iſt Alles verdüſtert, der Volksſtimmung iſt der Reſonanzboden zerſchlagen; das öffentliche Leben lebt ohne Nahrung, wie die Kröte im Stein; die öffentlichen Beluſtigungsorte und Spazierplätze ſind nichts als große Räume, in welchen man taub und ſtumm und theilnahmslos aneinander vorübergeht, entweder um Appetit zu bekommen oder um zu verdauen, nicht aber um ſich zu erheitern; ſelbſt die Hirſche im Prater ſind menſchenfeindlich geworden, früher kamen ſie bis in die Caffeehäuſer, ſahen die Menſchen mit hellen, klugen, freundlichen Augen an, und freuten ſich ob ihrer Freude, jetzt haben ſie ſich zurückgezogen hinter die entfernten Waldpartien im engeren Bunde, im Sondergelüſte; ja ſelbſt im Wurſtelprater ſchlägt Policinell vergebens zehnmal täglich den Juden todt, nicht einmal ein Kind lacht mehr darüber, und das ſoll der „alte Wiener Prater" ſein?! Und wo ſind ſie die dichten Reihen der wappenſtrahlenden Phaëtone? Wo ſind die ſtolzen, prächtigen, ſtahlnervigen Söhne Pannoniens? Wo ſind die dichten Reihen der Ritter der Magnatentafel-Runde? Wo ſind die rhytmiſchgliedrigen Töchter der Wälder und Pußten, mit dem

Leibe üppig wie der Weizen im Banat, mit den Augen, ſüß und feurig dunkel, wie der Moſt von Tokai? Wo ſind die prächtigen, düſterſinnigen Söhne und draſtiſch fülligen Töchter Libuſſas? Wo ſind die ſchimmernden, glänzenden, ſtrahlenwerfenden Glorioſitäten alle aus Fern und Nah, die den Prater einſt zum Corſo Europas machten?!

Der Prater iſt todt, der Prater iſt jetzt das Eſcurial ſeines früheren Ichs! O, bemüht Euch nicht, ihn zu beleben; legt kein künſtliches Roth auf ſeine Wangen, die Verweſung hält keine Schminke; legt keine aufgemalten Roſen auf ſeine eingefallenen Bruſtgitter, ſie machen den Tod nur noch kenntlicher! Der Prater iſt todt, mauſetodt, todt wie ein neugeborenes Geſetz, todt wie unſer Leben!

Und wann wird der Prater auferſtehen? Auferſtehen in ſeiner früheren Jugend und Schönheit und Glückſeligkeit? Wann? Wer weiß das?! Nach langen, ſturmvollen Nächten, nach langen, ſich entladenden Elektricitäten, nach ſchweren Gewitterzügen, nach verzogenen Wolkenhimmeln, wenn der Völkerfrühling kommen wird, wenn, um mit der „Ahnfrau“ zu reden, ſanftere Lüfte wehen und die Gnaden auferſtehen, und die Herzen heiter fließen, und die Zwanziger wieder ſprießen, und die Palliſaden ſchwinden, wenn ſich Fürſt und Volk wird finden, wenn von oben ſtrahlt die Liebe, wenn von unten ſchweigen böſe Triebe, wenn Vergang'nes wird vergeben, wenn die Jetztzeit tritt in's Leben, wenn die Zukunft wird verbürget, wenn der Argwohn wird erwürget, wenn die Freiheit wird geſetzlich, wenn das Recht wird unverletzlich, wenn das Volk wird klar beſonnen, wenn der Rechtszuſtand hat begonnen, wenn nicht Alles proviſoriſch, wenn die Charte wird hiſtoriſch, wenn Gold und Silber wieder kommen, wenn nicht knechten uns die Frommen, wenn die Fleiſcher und die Bäcker, nicht noch täglich werden kecker, wenn der Jud', die Hottentotten, dürfen Ochſen frei ausſchrotten; wenn das Heer der Monopole, uns nicht verſchlingt vom Kopf zur Sohle, wenn die Denuncianten ſchwinden, wenn ſich die Lieb' wird wieder finden, Lieb', Gemüth und Fröhlichkeit, zwiſchen Ariſtokraten, Menſchen Leut', zwiſchen Volk, Miniſter, Thron, zwiſchen Groſchen, Gulden und Million; dann, dann, dann wird im Wiener Prater, Volk als Kinder, Fürſt als Vater, wieder wandeln, reiten, fahren, wie vor vielen Jahren, friedlich, fröhlich, freudig, wonnig, in den Räumen ſchattig, ſonnig; bis das Alles eingetroffen, laßt uns — ſchweigen, harren, hoffen!

Mein Rabe.

Der Engländer ſagt: „time is money“ — „Zeit iſt Geld!“

Es iſt nicht wahr! Zeit iſt mehr als Geld! Verlorenes Geld kann ich wieder finden, verlorene Zeit niemals; Geld kann man mir ſchenken, leihen, Zeit nicht!

Geld kann man zuſammenſcharren, aufhäufen, Zeit nicht. Wer mir Geld ſtiehlt, den kann ich verklagen, wer mir Zeit ſtiehlt, geht frei aus!

Ich habe über meinem Schreibtiſche einen ausgeſtopften Raben, der ſeine Flügel ſchützend über denſelben hält, und der im Munde eine Tafel trägt mit der Inſchrift:

„Wer hier ſoll willkommen ſein,
Darf durchaus kein „Rabe“ ſein,
Denn nur das ſind „Rabenſeelen“,
Die uns Zeit und Stunden ſtehlen!

Man ſollte glauben, ſo was wär' ein „inſecten-vertilgendes Mittel?“ Bewahre! Es gibt Menſchen, welche kommen, dieſen Spruch leſen, ausrufen: „Das iſt vortrefflich und ſehr oft nöthig!“ und dann bleiben ſie noch eine Stunde ſitzen und reden von gar nichts, währenddem mir die Zeit auf den Nägeln brennt!

Wer Zeit ſtiehlt, ſtiehlt mehr als Geld! Geſetzt, ein Schriftſteller ſchreibt in einer Stunde einen Bogen, geſetzt, er bekömmt den Bogen mit 200 Gulden bezahlt, ſtiehlt dann derjenige, der ihm eine Stunde ſtiehlt, bloß 200 Gulden? Nein, er ſtiehlt ihm mehr, weit mehr, manchmal Unerſetzliches! Er ſtiehlt ihm eine Künftigkeit, eine Schöpfung, eine Eingebung! Er ſtiehlt ihm den Genius des Augenblicks, der in einer Stunde hundert Jahre Nachruhm, ja, ein Stück Unſterblichkeit ſchaffen kann!

Nikolaus Becker hat das Lied geſchrieben:

„Sie ſollen ihn nicht haben!“

Dieſes Lied iſt Volkslied geworden, inſoweit in Deutſchland ein Volkslied werden kann, d. h. inſoweit es nicht Volkslied werden kann.

In Frankreich, in England iſt das möglich, die „Marſeillaiſe“ und „rule Britannia“ ſind nur einmal in Muſik geſetzt worden, für alles Volk. Das „Sie ſollen ihn nicht haben“ iſt in jeder Stadt, in jedem Dorfe, in jedem Weiler in Muſik geſetzt und gehetzt worden. Gibt es alſo für dieſes „Volkslied“ eine „National-Melodie“? Nein! Folglich konnte es kein „Volkslied“ werden. Aber das nur „en passant“. Wie lange braucht man, um ein Lied wie das: „Sie ſollen ihn nicht haben“, zu ſchreiben? In einer glücklichen Stimmung eine halbe Stunde.

Der Verfaſſer jenes Liedes iſt durch alle ſeine dicken Gedichte nicht bekannt geworden, durch dieſes Gedicht wurde er eine „Celebrität“, ein „Volksdichter“, erhielt von hohen Häuptern Auszeichnungen u. ſ. w.

Wenn alſo Jemand dem Verfaſſer jenes Gedichtes dieſe halbe Stunde glückliche Stimmung geſtohlen hätte, hätte er ihm bloß Geld, bloß das Honorar für eine Journal-Spalte geſtohlen? O nein, er hätte ihm ſeine ganze Popularität, ſeinen Lorbeer, ſeine Stelle im Converſations-Lexikon ſogar geſtohlen!!! Alſo iſt Zeit bloß Geld?

Wir haben dieſes Beiſpiel bloß als das ſchlagendſte, umfaſſendſte angeführt, aber deren gibt es vielleicht tauſende.

Als der König von Rom ſtarb, erfuhr ich dieſe mich tieferſchütternde Nachricht in Landshut, während des Mittagstiſches, auf einer Reiſe mit dem Eilwagen nach Paſſau. Ich mußte gleich wieder in den Wagen, der voll von Schwätzern war. Ich bat den Conducteur, mich an ſeiner Stelle eine Station lang im Coupé ſitzen zu laſſen. In dieſem Coupé ſchrieb ich mein bekanntes Gedicht: „Des Hauſes letzte Stunde“, und gab es, wie es war, mit Blei geſchrieben, auf die Poſt, für mein Blatt in München, und dieſes Gedicht wurde in mehrere Sprachen überſetzt und verſchaffte mir ein Schreiben von der Hekuba des „Hauſes“, von Lätitia Buonaparte! — Wenn jene

Schwäger mir alſo dieſe Poſtſtunde geſtohlen hätten, hätten ſie mir bloß Geld geſtohlen?!

Der Staat ſtellt gewiſſe „Verſchwender“ unter Curatel, die „Müſſiggänger“ nicht, und die „Müſſiggänger“ ſind die größten „Verſchwender!“ Ein „Verſchwender“ verſchwendet Geld, ein „Müſſiggänger“ verſchwendet Zeit!

Geld kann man ſich wieder verſchaffen, man kann Geld erben, finden, in der Lotterie gewinnen! Aber Zeit kann man nicht erben, nicht finden, nicht gewinnen!

Ein Verſchwender, der nicht ſein Geld, ſondern das von Anderen verſchwendet, der Schulden macht, und ſo Andere um ihr Geld bringt, wird verdammt, mit Recht, aber er kann doch ſagen: „Ich hoffe das Geld zu bezahlen! Ich werde verdienen, ich kann verdienen, ich werde es mit der Zeit redlich bezahlen.“ Aber der Müſſiggänger, der nicht nur ſeine Zeit verſchwendet, ſondern zu anderen Menſchen kommt, ihnen Zeit ſtiehlt und auch ihre Zeit verſchwendet, der kann nicht ſagen, er wird die Zeit zurückgeben, er hat Hoffnung, ihnen die Zeit zurückbezahlen zu können!

Alſo: Ein Verſchwender iſt ein Verſchwender für ſich. Aber das Müſſiggehen iſt ein „übergehendes Zeitwort!“ Es geht auf Andere über! Von einem Müſſiggänger werden oft an einem Tage zwanzig Geſchäftsmenſchen müſſig gegangen!

Und was heißt endlich: Zeit? Eine „Stunde“? Sind die Stunden gleich? Der Eine ſchafft in einer Stunde, was der andere in einem Tage ſchafft!

Es gibt Tage, es gibt Wochen, in welchen die Zeit gar nichts iſt, weil der Geiſt an dieſen Tagen, in dieſen Wochen Sabathruhe feiert!

Es gibt aber hingegen Tage und Wochen, die Monden an Zeit in ſich faſſen, weil der Geiſt an dieſen Tagen, in dieſen Wochen mit allen Segeln auf dem Meere der Gedanken unentdeckten Welten ſchaffend und arbeitend zuſegelt.

Schaffen! Arbeiten!

Man ſagt oft: Wann arbeitet dieſer oder jener Menſch, man ſieht ihn ja ſtets in den Straßen? u. ſ. w.

Eben da aber ſchaffen, arbeiten wir! — Wenn wir „ſpazieren“ gehen, in den Straßen, unter dem Gewühle von Menſchen, oder allein auf Promenaden, da arbeitet man, da iſt man Compoſiteur, Erzeuger, Schöpfer; wenn man am Schreibtiſche ſitzt, und die Leute glauben, wir arbeiten, da ſind wir längſt mit dem ſogenannten „arbeiten“ fertig, da ſind wir kein „Schöpfer“ mehr, ſondern bloß „Magazineur“; wir räumen den Vorrath aus dem Kopfe auf's Papier, wir machen Raum für neuen Vorrath. Wir nadeln die im Spazierengehen im Gehirnnetz eingefangenen Gedanken mit der Federnadel auf's Papier.

Aber auch die Zeit des Aufräumens, dieſer Magazineurarbeit, iſt theuer, iſt Geld, iſt mehr als Geld, iſt Rente!

Das Alles ſagt mein Rabe und ich ſage es ihm hier nach, zum Nutzen aller Leute, die nichts beſitzen als „Zeit", und beſonders zum Nutzen von Journaliſten, denen die „Zeit" beſonders als Charpie zugetheilt iſt, die jede Faſer Zeit mühſam verwerthen müſſen. — Mögen ſie dieſe Worte meines Raben jeden Tag an die Spitze ihrer Journale ſtellen!

Der Traum ein Leben.

Der Menſch oder vielmehr der Nichtmenſch, d. h. der Schriftſteller, kann jetzt von der Wirklichkeit nicht mehr leben, er kann nicht einmal von der Wirklichkeit ſterben, denn Erhungern heißt nicht Sterben; ſonſt könnte man die meiſten deutſchen Schriftſteller als Ugolino's mit ihren geiſtigen Kindern malen.

Der Schriftſteller muß jetzt zu jedem erlaubten Mittel ſeine Zuflucht nehmen, um ſein Daſein zu friſten während der Friſt ſeines Daſeins. Was heißt „erlaubte Mittel“? Ja, wer das wüßte! Die Zähn des Menſchen ſind erlaubte Mittel, ſein Daſein eſſend durch ſie zu friſten; Sprache und Vernunft ſind erlaubte Mittel, ſchweigend und nichts denkend ſein Daſein durch ſie zu friſten. „Hoffen“ iſt auch ein erlaubtes Mittel, „wünſchen“ auch, aber im Stillen; „lieben“ iſt auch ein erlaubtes Mittel, um in Ermanglung nahrhafter Subſtanzen ſich zu erhalten, denn, wer liebt, der lebt von Luft, z. B. in Baden oder in Iſchl u. ſ. w., wo die Luft rein iſt, er ſpeiſt ſeine eigenen verzehrungsſteuerfreien Seufzer, er trinkt ſeine eigenen gerebelten Thränen und raucht die feinſten Havanna-Phantaſien!

Auch „träumen“ iſt ein erlaubtes Mittel, ſein Leben zu friſten. Aber um zu träumen, muß man ſchon gut gegeſſen haben, denn Träume kommen aus dem Magen!

Es iſt noch eine große Rechtsfrage, ob die Träume des Menſchen ſein Eigenthum ſind? Wenn Träume aus dem Magen kommen, und ich träume nach einem Souper bei einem Banquier luxuriöſe Träume, gehört dann dieſer Traum mir oder dem Banquier? Hat er mich auch auf alle Conſequenzen des Soupers eingeladen? Dieſe Frage führt mich in's Mediciniſche: Wenn ich nach dieſem Souper eine Bleikolik kriege, gehört dieſe Bleikolik mir oder dem Banquier?

Kurz, man ſieht, daß des Münchner „Fineſſen-Sepperls“ Wahlſpruch:

„Nix G'wiſſes was mer nit!“

eine große Wahrheit iſt!

Ich nehme an, meine Träume gehören mir, denn ich ſoupire ſtets nur bei mir, weil ich Abends gerade am liebſten mit einem geſcheidten Manne beiſammen bin. Alſo kann ich mit meinen Träumen machen, was ich will, ich kann ſie verkaufen, wie ich den „verkauften Schlaf“ verkauft habe! Ich kann ihn auch verſetzen!

Ach, es wäre wirklich eine Aufgabe für ein hyperphilantropiſches Jahrhundert, ein

„Verſatzamt für die Träume des Armen“ zu errichten! Und wenn ſie nur den achten Theil des Traumes auf ihn bekämen, es wäre ſchon eine Wohlthat! Ganze arme Städte und Völker würden kommen und ihre ſchönen Träume bis auf beſſere Zeiten verſetzen.

Man kann verſchiedenartig roſenfarbig träumen! Nach einer Begeiſterung und nach einer Beſoffenheit! Es iſt nur leider ſo ſchwer, zu unterſcheiden, ob man begeiſtert oder betrunken iſt! Im Jahre 1848 hielten ſich Viele für begeiſtert und waren bloß betrunken, ſie hielten ſich für heilige Propheten, weil in manchen Ländern Wahnſinnige als heilig angeſehen werden.

Ich weiß ein gutes Mittel, zu erfahren, ob ein Schriftſteller begeiſtert oder betrunken iſt; man ſetze ihm dreißig Blutegel, bleibt er dann noch im Delirium, dann iſt er begeiſtert, wird er aber nachher menſchlich, dann war er bloß betrunken.

Ich aber träume weder aus Begeiſterung noch aus Betrunkenheit, ſondern aus Langeweile. Träume entſtehen nur deshalb, weil ſich der Schlaf mit dem Menſchen langweilt, und da ſucht er ſich eine Unterhaltung und träumt. Wenn der Schlaf manchmal zu einem aufgeweckten Menſchen käme, es würde ihm gar nicht einfallen, ſich mit Träumen abzugeben.

Doch um zu meinen Träumen zurückzukommen, ich träume ſelten, aber wenn ich träume, ſo träume ich ganz proſaiſch! Man ſollte glauben, ich träume von den neun Muſen und von den zehn Abonnenten; von den drei Grazien und von den vier Quartetten; von Apollo-Kerzen und Dianabad, von Humor und Druckfehlern u. ſ. w., nichts von allem dem, ich träume immer ſolide Hausmanns-Träume, Bauernknödel-Träume, kurz, ganz antipoetiſche Träume!

Niemals hab' ich noch aus irgend einem Traume auch nur einen halben Vers, einen Viertel Gedanken zu Geld machen können!

Das iſt ärgerlich! Von was ich wachend träume, muß ich Hungers ſterben und von was ich ſchlafend träume, kann ich Hungers ſterben! Das muß anders werden! Es tritt jetzt Alles Gottlob nach und nach in eine geregelte Phaſe, ich kann meine Träume geſetzlich benützen, es ſind auch meine Seelenkräfte, auf honette und kluge Weiſe kann ich ſie verwerthen, ſelbſt wenn es alltägliche Träume ſind!

Und heute gerade will ich den Anfang machen!

Ich will meinen nächtlichen Traum zu meinem täglichen Brote machen und meinen Traum verſchriftſtellern.

Heute Nacht träumte mir, ich wäre ein Braumeiſter in Hungelbrunn, hätte eine dicke, runde, recht quabblige Braumeiſterin und ſechs Stück ſchreiende „giovine Bräumeiſterie", und ich ſtand am Maiſch-Bottich, und meine holde Braumeiſterin, auch ein kleiner Maiſch-Bottich, ſtand an meiner Seite, und ich ging an die Braupfanne und meine ſüße Braumeiſterin folgte mir auch dahin, und ich ging an die Seiger-Bütte und meine unvermeidliche Braumeiſter-Hälfte begleitete mich auf dieſen Lebensweg; von da ging ich an die große Waſſer-Kufe, in die ich mich ſtürzte, meine Brauhälfte, mein Rondeau brillant, wieder an meiner Seite. Ich weiß nicht, ob es überhaupt zu den Träumen gehört, daß Einen die eigenen Frauen ſo gerne haben, oder ob es bloß eine Eigenſchaft der Braumeiſterjnnen iſt, daß ſie ihrem Manne auf jedem Schritte folgen; wenn das letzte der Fall iſt, ſo muß ich geſtehen, daß, wenn ich über meinen Traum zu befehlen gehabt hätte, er mich mich als ledigen Braumeiſter hätte träumen laſſen.

Ich war ein Braumeiſter und doch auch ein Journaliſt im Traume. Es ſchwamm ſo Alles durcheinander, auf dem ungegohrenen Biere ſtand: „Feuilleton“; auf dem Hahne, der das Waſſer durchließ, ſtand: „transeat“, auf dem Hopfen-Infuſum ſtand: „Ad mit. om. del.“, auf dem Faße mit Trebern ſtand: „Tages-Neuigkeiten“.

Wenn nur ein Joſef dageweſen wäre, um mir beim Erwachen den Traum zu deuten. Er hätte ihm gewiß folgende Deutung gegeben: Daß Du ein „Braumeiſter“ warſt, das bedeutet, daß Du darin ein Meiſter biſt, Dir immer neue Fatalitäten einzubrauen; daß Du eine Braumeiſterin hatteſt, das bedeutet, daß Dir einmal vom Himmel beſtimmt iſt, niemals Ruh' zu haben und deinen-Humor nie wirſt in Frieden verzehren; daß ſie quabblig war, das bedeutet, daß die halbe Welt jetzt ſtockig und die andere Hälfte quabblig iſt, daß Du ſechs ſchreiende Braumeiſterleins bekamſt, das bedeutet die ſechs Blätter deines „Humoriſten“ wöchentlich, die ſchreiend ihr Brot von Dir begehren. Daß Du ſo fleißig von Bottich zu Bottich gingſt, das endlich aber will bedeuten, daß noch Malz und Hopfen nicht ganz an Dir verloren iſt. Die große Waſſer-Kufe aber iſt die „Wiener belletriſtiſche Journaliſtik“, und daß Dir deine Ehehälfte auch dahin folgte, bedeutet, daß Du Gottlob ihr nur zur Hälfte angehörſt und daß Du nicht ganz eine ſolche Waſſer-Ente mit ihrem halben Geſchnatter und Gequabber biſt! —

So würde Joſef meinen Traum deuten! Ich aber habe mir aus meinem Traume einen Aufſatz herausgeſchrieben. Der Leſer wird wünſchen, daß ich nicht erwacht wäre und anſtatt Schriftſteller Braumeiſter geblieben wäre! O, lieber Leſer, wenn Du dieſen Wunſch für mich realiſiren könnteſt, ich würde Dir tief dankbar ſein und es Dir bezahlen an Doppel-Bier und — Plutzern!

◆

Der Honvéd.

Epiſode aus dem letzten ungariſchen Inſurrections-Kriege.

Ungarn! Märchenumflogene Wiege meiner Kindheit! Morgenlaube meiner Jugend! Zaubergarten meiner Erinnerungen! Heiliger Boden mit dem Grabe meiner Mutter! Grüne Stiftshütte meiner erſten Gedanken und Gefühle! — Dich grüß' ich in Wehmuth!

Ungarn! Wunderkind der Länder! Bilderbuch der ſchöpferiſchen Natur! Ahnenſaal verblichener Helden-Jahrhunderte! Fürſten-Gruft ſiegreicher Vergangenheiten! Unausgeſpielte Shakeſpeare-Tragödie der Weltgeſchichte! — Dich grüß' ich in Wehmuth!

Ungarn! Neſtor mit dem Kinderglauben! Ungarn, epiſch wie Homer, klagend wie Jeremias, ſchickſalsreich wie Odyſſeus, liedervoll wie Salomo, einfach und wahr wie das Buch der Bücher, gaſtfrei wie die Natur, fruchtbar wie der Schoß des Frühlings, ſagenvoll wie Sherezade, muthig wie das Lied Deborah's! — Dich grüß' ich in Wehmuth!

Ungarn! Schöne, reizende, wilde Wälderfürſtin! Schlanke, gliederfüllige, unzähmbare Königin der Wüſte, Du biſt nun die trauernde Witwe der Vergangenheit, das klagende Echo der verhallten Triumphgeſänge, der verhallende Klagelaut eines zerſchlagenen Cymbals! Was Du geirrt und verſchuldet, was Du verwirrt und zerrüttet, was Du zerſtört und entwurzelt, was Du aus eigenem Herzgelüſte und auf dem Sirenenton der Verführer verkannteſt und verwirkt haſt; wie viel wilde Rednerblumen Du in der Phantaſie Deines Paroxysmus für Lebens- und Erkenntnißbäume anſahſt; wie viel falſche Propheten Du für heilige Seher hielteſt, wie Du im Staube des blinden Gefechtes Ziel und Richtung verkannteſt, wie die Ereigniſſe als Verhängniß oder Vorſehung Dich bewältigten, wie die Göttin des Geſchickes als Fatum oder als Nemeſis Dich übermannte, wie die Vergeltung als göttlicher Wille oder als Gebot zeitgeheiligter und unantaſtbarer Rechtsgeſetze Dich faßte, — ich weiß es nicht, ich will's nicht wiſſen. Der Himmel hat gerichtet, das Schickſal hat das Urtheil publicirt, die Erde hat's vollzogen! Dem ſchmerzlichen „Mitleid“ aber ſteht nachher das Recht der Begnadigung zu; die „Wehmuth“ darf ſich mit an den Sträfling ketten laſſen, um ihn zu tröſten; die „Liebe“ darf den Leib des Gerichteten mit Thränen waſchen, mit Seufzern und Klagen umwickeln und mit den Specereien aus dem Arabien der Thränen einbalſamiren und beiſetzen in den Gottesacker des tiefſten Herzens! — Deshalb, Ungarn, grüß' ich Dich in Wehmuth!

Ungarn, ich ſah ſie lange nicht, deine Seen, deine Berge, deine Ebenen, deine Wälder! Ich hörte ſie lange nicht, deine Sturmwinde, deine Waſſerſtürze, deine Pußta-Lieder, deine ſchmerzliche Muſik, deine Stimmen der Wälder um Mitternacht, deine Sagen der Vorzeit, die aus den Quellen rauſchen, die Urpoeſie deiner Wüſten! — Ich grüße Dich in Wehmuth!

Ungarwald! Wald von Bakonya! Ich ſah Dich im vollen Glanze deiner nackten wilden Schönheit; — wenn Du am frühen Morgen durch die dichten Locken Dir flechteſt die grünen, rothen und ſilbernen Bänder des erwachenden Tages, wenn Du die buſchigen Brauen aufſchlugſt und aus dem ſinnigen Blicke Dir blitzte das Erwachen deines mächtigen, wilden Gebietes; — ich ſah Dich, wenn Du Mittags ruhteſt in majeſtätiſcher Sieſta, wenn rieſige Schatten wie Ringelſchlangen ſich wälzten am glühenden Boden, wie lauernde Heldengedanken Dich anſahen mit ſtummfragendem Blicke; wenn geheimnißvoll verſchlungene Wurzelrunen in hieroglyphiſcher Schrift erzählten die Thaten Derer, die einſt hier gelebt; wenn alte, rieſige, gefurchte Stämme mit ernſten Altersrunzeln Dich finſter anſahen, grollend über deine ſchlaffe Ruhe; wenn Bäume, die Reiche und Völker überlebt haben, ihre Kronen badeten im Lichte der Sonne; wenn glutberauſchte Waldblumen ſchwer athmeten im ſchwülen Mittagsſchlummer und aus ihren brennenden Kelchen herausſtiegen berauſchende Gelüſte, betäubende Wünſche und ſinnenumſtrickende Entwürfe! Ich ſah Dich um Mitternacht, wenn das brütende Schweigen des finſteren Nachdenkens auf deinem finſteren Antlitze ruht, wenn von den Zweigen herabſteigen die wilden Entſchlüße und ihre Glieder ſtrecken und ſich umfaſſen und den Wald durchſtreifen; wenn die Sterne, dieſe Träume des Himmels, ihre gebrochenen Strahlen ſpähend ſchicken durch das Blättergeflecht und ewig zitternd lugen durch die geheimnißvollen Aeſte; wenn der Sturm, der Schakal der Wälder, ſeine Stimme erhob und heulend umherſtieg und wie Simſon rüttelte an den tauſendjährigen Säulen des grünen Rieſenbaumtempels, wenn er die greiſen Häupter hoher Eichen zu Boden neigte und wie der mächtige Ruf des Gewiſſens das innerſte Mark der Bäume erſchütterte, daß ſie in Fieberfroſt und Schauer aneinanderſchlugen und ihre geheimſten Verbrechen beichteten in der Stunde des Zuſammenbrechens! —

Ich habe deine Wüſte geſehen, gelagert am Boden, im Mantel der Nacht, wenn ringsum Stille herrſcht und Athemloſigkeit und der Mond wie der einzige Freund über Dir ſteht und Dich ſinnend beobachtet; wenn die Majeſtät der lautloſen Natur Dich füllt mit Legenden der Vergangenheit und mit Ritornellen der Zukunft, wenn der Himmel über Dir hängt wie eine blaue Glockenblume, aus welcher Dir Geiſtertöne und Bardenlieder klingen, und die Erde vor

Dir liegt wie ein großmächtiger dunkler Eiſenheldenſchild, auf dem Du ruheſt wie ein Held nach dem Siege, und wenn die Haide rings erſcheint wie das Grab einer Zeit ohne Leichenſtein, wie die Ruheſtätte einer Weltgeſchichte ohne Cypreſſe, wie der Leichenſtein von hundert Generationen ohne Inſchrift! —

Ich habe deine Muſik gehört, Bihary's braune Fiedel, wenn ſie dem Bogen bekannte ihre wilde Sehnſucht, ihre heißen Wünſche und ihre entfeſſelten Triebe; ich habe deine Muſik gehört, dieſe Tochter der Wehmuth, dieſes Kind des Leides und des niegeſtillten Heimwehs, dieſe irrende Taube, die unſtät umherzieht und über ihre Kinder weint, das viel beſaitete Cymbal der Haide, aus welcher die Töne ziehen wie ſchwarze Flügelroſen vom Ufer des todten Meeres, dieſe regelloſen, ewigwandernden Elegien von bucs zu bucs; dieſe klagenden, langgezogenen Geiſterſtimmen aus den Felſenritzen zerriſſener Herzen! —

Wald! Wüſte! Muſik! Ich grüße Dich in Wehmuth! — Und in Wehmuth ſei Euch Folgendes wehmüthig erzählt. —

Gödöllö! — Es war der Tag von Gödöllö! — Es war das Treffen von Gödöllö! —

Der unglückſelige Kampf war heiß und blutig! Fanatismus und Heldenmuth, Patriotismus und Wahnwitz, Verblendung und Ueberzeugung, Trotz und Tollkühnheit, Tapferkeit und Regententreue, Aufopferung und Soldatenpflicht, unzählige Kräfte und Motive kämpften gegeneinander. — Wir verlaſſen den Hauptkampfplatz, eine intereſſante, rührende, kriegeriſch-blutige und menſchlich-edle Epiſode lenkt unſeren Blick abwärts. An einem kleinen Gebüſche kämpft ein tapferer öſterreichiſcher Officier gegen einen wildentbrannten Honvéd. Der Officier, ein echtes, tapferes Glied jener Helden-Armee Oeſterreichs, die vom Mincio bis zur Theiß ihren Ruhm, ihre Kraft und ihre Treue glorreich bewährte, blutete aus mehreren in dem heutigen Kampfe ſchon empfangenen Wunden, er raffte den letzten Lebens- und Muthesfunken zuſammen, allein der düſtere Fittig des Todes, des ſchönen Todes auf dem Ehrenbette des Krieges, rauſchte um ſein Haupt, aus den offenen Pforten der Wunden ſtürzten die Lebensgeiſter aus dem ermatteten Körper, der Officier ſank nieder, indem ſeine tapfere Hand den Degen noch feſthielt, als wollt' er ihn mit ſich hinübernehmen als Blutzeuge ſeines Todes für Kaiſer und Vaterland.

Der Honvéd fing den Dahinſinkenden auf; der „ſterbende“ Krieger war ihm kein Feind mehr, das angeſtammte, edle Ungarherz machte Front gegenüber dem allgewaltigen Friedensſtifter Tod; „Feindſchaft, Parteihaß waren aus ſeiner Seele verſchwunden und nur die Waffenſtillſtands-Gebieterin Menſchlichkeit ward Herrin ſeiner Empfindung.

Der Honvéd zog den ſterbenden Officier auf ſeinen Schoß, verſuchte ſein Blut zu ſtillen und ſeine Wunden zu verbinden. Der Officier aber fühlte, daß der Sand ſeiner Lebensuhr verronnen, er ſchien einen ſchweren Kampf zu kämpfen, endlich zog er mit vieler Anſtrengung ein Papierpacket aus ſeinem Buſen, ſah den Honvéd bittend, wehmüthig, mit brechendem Auge an, und ſagte ihm nach langem Zögern: „Wir ſind, wir waren Feinde, der Tod gibt mich in deine Hand, Du zeigeſt mir Mitleid und Menſchlichkeit, ich vertraue Dir mein letztes Heiligthum an: dies iſt mein Teſtament und eine Locke von meinem Haare. In meiner Heimat harrt ein liebend Weib und drei holde Kinder auf Nachricht von mir. Wenn ſie dieſes Papier nicht erhält, iſt ſie, ſind meine Kinder unglücklich; willſt Du mir verſprechen, das Teſtament ihr zu überbringen?“

Der Honvéd verſtand wohl die deutſche Sprache, allein ſprechen konnte er ſie nicht, er wiſchte ſich eine Thräne aus dem Auge und nickte bejahend mit dem Haupte.

Der Officier raffte ſeine letzte Kraft zuſammen: „Willſt Du wirklich? Willſt Du vergeſſen, was ich Dir war, und großmüthig das Glück und die Zukunft meines Weibes, meiner verwaiſten Kinder machen? Willſt Du dieſes Opfer bringen?“

Der Honvéd legte die Hand auf das Herz und konnte nichts anderes ſagen als: „Magyar vagyak!“ womit er ſagte: Ich bin ein Ungar und mein Verſprechen iſt heilig!

Der Officier ſah den Todesengel immer tiefer auf ſein Haupt ſenken, er hörte die Wellen der Lethe näher rauſchen, er erhob ſich mit letzter Anſtrengung, faßte krampfhaft die Hand des Honvéd und ſtammelte: „Schwöre mir, daß Du hältſt, was dein ehrliches Auge, dein mitleidig Antlitz mir in meiner letzten Stunde verſprochen! Wirſt Du dies Papier in die Hände meiner Gattin überliefern?“

Der rauhe, bärtige, tiefgerührte Honvéd neigte ſich über ihn, eine Thräne fiel von ſeinem Auge auf das todtenblaſſe Antlitz des ſterbenden Kriegers; er nahm das Papier, ſteckte es in ſeinen Buſen, ſagte wieder nichts als „Magyar vagyak!“ hob die Hand auf wie zum Schwure, — ein mattes, verklärtes Lächeln flog wie der Schatten einer Abendwolke über das Geſicht des Officiers, er ſeufzte noch einmal tief auf, — und ſeine kriegeriſche Seele zog ein in das Reich des ewigen Friedens.

Der Honvéd beſtattete den gefallenen Feind ehrenvoll zur Erde, bewahrte das Teſtament auf ſeiner Bruſt, und meldete ſich Tags darauf bei ſeinen Oberen und bat um einen vierzehntägigen Urlaub. Er wurde ihm nicht geſtattet.

Der biedere Honvéd aber hatte nicht Raſt und nicht Ruhe, er wiederholte ſein Geſuch, er bat, er flehte, er beſchwor, Alles vergebens.

Aber er hatte im Herzen nicht Ruh' und nicht Raſt, vor ſeinen Augen ſah er beſtändig das bittende, flehende Auge des Officiers, in ſein Ohr tönte ſtets das Wort des Sterbenden, in ſeiner Bruſt glühte ſein gegebenes Verſprechen! „Magyar vagyak!“ ſein Entſchluß war gefaßt! Er mußte ſein Wort löſen! Witwe und Waiſen durften nicht unglücklich werden, eher werde er ſelbſt zum Opfer!

Der Honvéd deſertirte! — Doppelt ſeine Exiſtenz preisgebend, hier in Gefahr, als Deſerteur ſchimpflich beſtraft zu werden, dort in Gefahr, von den öſterreichiſchen Vorpoſten und Truppen entdeckt, gefangen und als Spion behandelt zu werden, ſcheute er Beides nicht. Auf Seitenwegen, Tag und Nacht durch Schluchten und Hohlwege ſich windend, mit Hunger und Froſt kämpfend, ging er der Erfüllung ſeines Verſprechens entgegen.

Der Himmel, der die Boten der Religion unter fremden Zonen beſchützt, der die Pilger der Frömmigkeit durch Wüſten und Gefahren ſicher geleitet, der den Friedensſchwalben den Pfad durch Wetterwolken ebnet, der Himmel beſchützte den Weg des hochherzigen armen Honvéd! Er gelangte glücklich zu der Witwe und zu den Waiſen des Gefallenen, legte das heilige Vermächtniß in ihre Hände nieder und fühlte ſich wehmüthig glücklich in der Erfüllung eines am Grabesrande gegebenen Verſprechens.

Vergebens ſuchte ihn die Witwe zurückzuhalten, vergebens bot ſie dem blutarmen Honvéd eine angenehme Stellung auf ihrem Gute an, vergebens ſtellte ſie ihm die Gefahren ſeines Rückzuges und das Los, das ihn erwartet, vor, der Honvéd ſchüttelte das Haupt und ſagte nichts als: „Magyar vagyak!“

Nach langen Mühſalen und Kümmerniſſen kam der Honvéd zurück. Er meldete ſich ſogleich bei ſeinem Corps, er wurde als „Deſerteur“ vor ein Kriegsgericht geſtellt und zu Spießruthen verurtheilt.

Er litt die ſchmerzliche Strafe mit ſtiller Geduld, das Blut rann über die entblößten Schultern, der Schmerz brannte auf dem entfleiſchten Rücken, er klagte nicht, kein Laut des Schmerzes kam über ſeine Lippen, der Balſam des Bewußtſeins kühlte die brennenden Ruthenhiebe, das Gefühl einer edlen That träufelte Linderung auf die blutrünſtigen Striemen ſeines Rückens; allein der ſeit langer Zeit zerrüttete, abgemattete Körper erlag und zahlte ſeinen Tribut; am Abend desſelben Tages ſenkte ſich der Todesengel auf ihn herab, aber mit ihm der Engel der Ruhe und Vergeltung, er hörte die Stimme des Gefallenen von Gödöllö, der ihm vom Himmel zurief: „Du biſt für mich in den Tod gegangen, ich erwarte Dich hier mit der Palme der ewigen Vergeltung, Du biſt ein Märtyrer, ein Seliggeſprochener!“ Der Honvéd betete leiſe, ſah zum Himmel empor und ſprach: „Magyar vagyak!“ und ging ein in den Schoß der Gnade und Barmherzigkeit.

Oben aber im Lichte des Ewigen ſitzen nun die Schatten des biederen Honvéds und des öſterreichiſchen Helden-Officiers Hand in Hand in dem Lande des

Friedens, wo der Nationalitätenkampf hat aufgehört und die Sprache die allgemeine iſt, wo die Irrlichter der Erde ſich verwandeln zum Sternentanze der Ewigkeit, wo alle Völker harmoniſch zuſammenblühen als der Menſchheit einzige Blume; wo die Menſchenſeelen alle als gepflückte Gedanken der Erde in einem Völkerſtrauße glänzen; wo der Regenbogen des Friedens am ſtrahlenden Himmelshelme hängt als einzige große Cocarde der Eintracht, und wo über Oſt und Weſt und Süd und Nord Gott ſeinen blauen, ſternbeſäeten, mit Lichtfranſen beſäumten Thronhimmel ausſpannt, auf welchem er ſitzt, angethan mit der Weltherrſcherkrone der allgemeinen Liebe, mit dem Scepter der Gleichberechtigung und mit dem unendlichen, Sphären durchleuchtenden Reichsapfel der Verſöhnung und Vergebung, und die himmliſchen Heerſchaaren alle ſitzen mit vereinten Kräften um den Strahlenthron, und durch alle Sphären ſchallt es, und durch alle Sonnen rollt es fort, und eine Lichtwelt ruft es der anderen im Donnerbrauſen zu:

„Verſöhnung und Vergebung!“

* * *

Bittgeſuch an die Frau Gerechtigkeit,

oder:

„Nur einen einzigen Denuncianten hängen's auf, Euer Gnaden!“

Ich weiß, meine gnädige Frau, daß Sie ein ſchweres Brot haben! Gerecht ſein! Warum wohnt unſer Herrgott im Himmel — wo es ſo lange dauert, bis die Wiener Zeitungen hinkommen, und er erfährt, daß es auf Erden zweimal des Tages nichts Neues gibt, einmal in dem „Morgenblatte“ um zwei Kreuzer, und einmal im „Abendblatte“ um einen Kreuzer — und warum wohnt er nicht auf der Erde? — Eben darum wohnt Gott im Himmel, *um allezeit gerecht ſein zu können!* Auf der *Erde* wär' er es nicht im Stande!

Ich weiß, meine ſchöne, liebenswürdige Frau Gerechtigkeit, daß ſie — wie alle Frauen, die ſchon über tauſend Jahre alt ſind — ſehr tugendhaft ſind und ſehr verkannt werden! Sie ſind zwar blind, aber Sie bedienen ſich doch der bewaffneten Augen, Sie haben gewiſſe Fernröhre vom ſchwerſten Kaliber, wodurch Sie durch ein Brett ſehen, und wär' dieſes

Brett auch vor die Stirne eines Dickſchädels genagelt!

Wenn von jeher keine Dame ſo ſehr verleumdet wurde wie Sie, wenn Sie von jeher einen harten Stand hatten, weil auf der Erde überhaupt die Gerechtigkeit mehr Contremineurs als Liebhaber zählt, ſo ſind Sie jetzt, wo die halbe Erde und $^7/_8$ Himmel in Ausnahmezuſtand ſich befinden, doppelt zu bedauern! Ja, Sie, liebe Frau Gerechtigkeit, ſind jetzt ſelbſt im Ausnahmszuſtand, man ſieht die Nothwendigkeit ein, daß Sie jetzt mehr von Ihrem Schwerte als von Ihrer Wage Gebrauch machen müſſen, daß Sie alſo jetzt mehr „Amazone" als „Greislerin" ſein ſollen!

Es mag betrübt ſein, daß die Humanität ſelbſt am Ende da Strenge fordern muß, wo Sie ſonſt nur Milde predigten!

Es iſt jetzt für einen Solon ebenſo ſchwer, gerecht zu ſein, als es für einen Nero ſchwer iſt, ungerecht zu ſein!

Die Begriffe von Recht und Unrecht ſind ganz verſchoben, was theoretiſch wie Tugend klingt, wird praktiſch zum Laſter; was in der Idee erhaben erſcheint, wird in dem Augenblicke, als es in die Welt tritt, eine Mißgeburt, ein Scheuſal; was vor zwei Jahren Barbarei war, ward jetzt Nothwehr; was früher wie eine Offenbarung erſchien, zeigt ſich jetzt als blutrünſtiges Geſpenſt; was man früher als

Errungenſchaft an das Herz drückte, muß man jetzt als aus der Art geſchlagenen Vandalismus mit Ekel von ſich weiſen.

Es iſt jetzt nichts ſo dumm, was nicht von einer Partei als klug angenommen wird; es iſt jetzt nichts ſo ſchlecht und treulos, was nicht von einer Fraction geheiligt wird; es iſt jetzt nichts ſo ſchändlich erlogen, was nicht von einer Secte als Evangelium geglaubt wird, und keine Schändlichkeit iſt ſo unmöglich, daß ſie nicht durch manche Schichte der aufgewühlten Geſellſchaft zur Wahrſcheinlichkeit geſtempelt wird!

Wie ſoll bei ſolchen Umſtänden, wo die Geſellſchaft ſo vielförmig entzwei geſchnitten iſt, wie zwei geröſtete Semmelſchnitten ohne Butter — um mit Shakeſpeare zu reden — wo ſoll da eine „Gerechtigkeit“ exiſtiren können, die es Allen recht macht?!

Man ſieht ein, daß die Gerechtigkeit jetzt nicht lächeln kann, ſie muß leider ihre Feder jetzt mit dem Schwerte ſchneiden und Pulver ſtatt Streuſand nehmen; es iſt ſchmerzlich, es iſt traurig, das Herz blutet dabei, aber wir haben kein Recht darüber zu klagen, und am Ende muß man ausrufen: „Tu l'as voulu, Dandin!“

Es gibt Momente in der Geſchichte, wo das Herz den Maßſtab an die Nothwendigkeit und die Empfindung ihr Richtſcheid an das unerläßliche Verhängniß abliefern muß!

Es hat Momente in Sparta gegeben, in welchen Lykurg Jeden verbannte, welcher bleich war und eine düſtere Phyſiognomie hatte!

Indem wir Ihnen, Madame, alſo gewiß auch Gerechtigkeit widerfahren laſſen, haben wir nur um Eines zu bitten, um eine Bagatelle, um eine wahre Kleinigkeit: „Hängen Sie doch, meine ſehr geehrte Dame, nur ein einzigesmal einen „Denuncianten“ auf!“

Nur einen einzigen Denuncianten, den erſten beſten, meine gnädige Frau, Sie brauchen nicht zu wählen, dem Publikum wird jeder Denunciant recht ſein, den Sie aufzuhängen belieben!

Dieſe Bitte iſt gewiß beſcheiden, human und ganz und gar nicht koſtſpielig!

Fürchten Sie nicht, meine Gnädige, daß eine Theuerung der Denuncianten entſtehe, o nein! ſie ſind heuer ſo gut gerathen, ſie ſtehen ſo ſaatüppig und dicht, daß es eine Freude iſt!

Ein einziger Denunciant, was iſt das? Es iſt nicht der Mühe werth! Aber Sie würden dem Publikum eine beſondere Freude machen, wenn ſie einmal bei Gelegenheit eines Volksfeſtes, anſtatt einen Ochſen braten zu laſſen, einen Denuncianten aufhängen ließen! Iſt denn nicht mehr ſchade um einen dummen, ehrlichen Ochſen, der weder ſeinen Nebenmenſchen, noch ſeinen Nebenochſen beleidigt, als um einen Denuncianten?

Sie haben keine Idee, meine verehrte Frau Gerechtigkeit, was Sie ſich allgemein für ein „Bildel“ einlegen möchten, wenn Sie einmal an einem ſchönen Abende, wo die Menſchen ſich nach Erholung und Labung ſehnen, einen lieben, friſchen Denuncianten aufhängen ließen! Man könnte damit einen humanen Zweck verbinden, zehn Kreuzer Entrée nehmen, ohne der Großmuth und der Begeiſterung Schranken zu ſetzen, und ich bin überzeugt, der Erfolg wäre ungeheuer!

Bitte, bitte, liebe Frau Gerechtigkeit, was iſt Ihnen an einem Denuncianten gelegen! Sie wimmeln ja aus der Erde wie die Giftpilze nach einem Wolkenbruche!

Sie haben die ſchönſte Auswahl! Der Markt iſt überfüllt von dieſem Artikel, und ſie ſind von allen Qualitäten auf dem Lager.

Das Publikum erkennt die Gleichberechtigung aller Denuncianten zum Galgen mit Freuden an, und es wird Jeden mit gleicher innerer Satisfaction auf jener Höhe erblicken, zu welcher ihn Beruf, Tugend und Strick erhoben haben!

Machen Sie doch der Oeffentlichkeit dies kleine Privat-Plaiſir und laſſen Sie einen ſolchen Prieſter der geheimen Wiſſenſchaft einmal in jenem Tempel glänzen, der die Ausſicht nach Oſt, Weſt, Süd und Nord hat, und von welchem aus man die Erde unter ſich entflohen und die höhere Region ſich näher ſieht!

Sind Sie verlegen, aus welcher Schichte der Geſellſchaft Sie den zur allgemeinen Beluſtigung aufzuhängenden Denuncianten wählen ſollen? O, Madame! Einem wahrhaft freien Volke iſt jeder aufgehängte Denunciant eine Errungenſchaft, ohne Unterſchied des Standes und der Religion! Aber um Ihnen einen Beweis meiner Unparteilichkeit zu geben, meine holde Frau Gerechtigkeit, ſo rathe ich Ihnen, nehmen Sie einen „aus unſerer Mitte“ — einen Redacteur!

Das wird dem Volke doppelte Freude machen: ein Denunciant und ein Redacteur an einem Stricke aufgehängt, das iſt Prachtliebe mit Oekonomie vereinigt, Verſchwendung und häuslicher Sinn zugleich!

Es wird nur Eines ſchwer bei der Sache ſein! Gewöhnlich, wenn zwei gehängt werden ſollen, wird der große Verbrecher zuletzt gehängt; wen werden Sie alſo, meine geſtrenge Frau, zuerſt hängen, den „Redacteur“ im „Denuncianten“ oder den „Denuncianten“ im „Redacteur“? Das iſt ein kitzlicher Punkt, und hängt von der Unterſuchung ab: „Wo fängt bei einem Redacteur der Denunciant an?“

Fängt der „Denunciant“ im Redacteur beim Kopfe an und geht bis zum Bauche und bis zur Bruſttaſche, und will man den „Redacteur“ früher aufhängen, muß man den ganzen Mann bei den Füßen aufhängen, dann kömmt der Redacteur früher u. ſ. w.

Die Sache iſt ſchwierig! — Wird z. B. der „Denunciant“ früher aufgehängt, ſo ſchreibt indeſſen der Redacteur eine Notiz für ſein Blatt, ungefähr alſo:

„*Zum geſelligen Vergnügen.*“

„Geſtern verlor unſere Stadt in Herrn N. N. einen ihrer umſichtsvollſten Bewohner! Was er that, geſchah ohne Prunk, im Geheimen; er lebte *angeblich* bloß für ſich, aber er hatte demungeachtet Augen und Ohren ſtets nur für ſeinen Nächſten! Sein Wandel war ſtill, er belauſchte die Schöpfung bloß für des *Herrn* Preiß! Er ſtarb an plötzlichem Temperaturwechſel, welcher einen tödtlichen Kitzel am Kehlkopfe hervorbrachte. Sein Tod war ſanft, das Schickſal erſparte ihm ein *Krankenlager*, es war kein „*Sprung in die Tiefe*“, es war ein „*Schwung in die Höhe!*“ Er iſt nun dem Himmel näher, als die Zurückgebliebenen! Bei ſeinem Tode richtete ſich jeder Blick in die Höhe! So ſtirbt ein Gerechter! Wir hoffen, bald mit ihm vereint zu ſein.“

Würde man aber den „Redacteur“ früher hängen, ſo könnte indeſſen der „Denunciant“ zu Ihnen, meine holde Frau mit der Wage und dem Waghals laufen und den Gehängten *noch nachträglich alſo denunciren*: „Gottlob, da hängt wieder ein „Redacteur!“ allein, das iſt nicht genug; man ſoll zwar von den Todten nichts als Gutes ſagen, allein von den Todten ſind ausgenommen die „Gehängten, Erſchoſſenen“ u. ſ. w., da müſſen wir doch noch, auch nachdem Sie, Frau Gerechtigkeit, Ihr ſtrenges, aber unvermeidliches Amt erfüllt haben, doch die Gerichteten noch nach—richten, ihren blutigen Schatten beſchimpfen, mit ihren gebleichten Gebeinen Hohn und Schmach treiben u. ſ. w. Stellen Sie ſich vor, dieſer Redacteur, nachdem er ſchon gehängt war, ſtreckte er die Zunge heraus, damit wollte er noch im Tode wühlen und Reden halten, und das um ſo gewiſſer, als die Zunge ganz republikaniſch roth war! Ich halte es für meine Pflicht, das der löblichen Gerechtigkeit zu hinterbringen, ob man nicht den Gehängten noch einmal hängen könnte, wodurch der guten Sache ſehr genützt würde u. ſ. w.“

Jedoch ich will Ihnen, hochgeſchätzte Frau Gerechtigkeit, nichts vorſchreiben, wiſſen Sie ausgezeichnetere Denuncianten, kennen Sie ein Individuum, das ſich in dieſem Kunſtzweige beſondere Verdienſte erwarb, einen „Brutus“, welcher Sohn, Bruder oder Schwager mit römiſcher Tugend verrieth und an den Galgen zu bringen verſuchte, einen „Pylades“, der ſeinen Freund oder Collegen mit „griechiſcher Treue“ denuncirt, anſchwärzt und verleumdet, dann verdienen dieſe „erſte Claſſe der Aufhängung mit Vorzug!“

Ich will nun Ihre Langmuth nicht länger erſchöpfen, ich bitte, mein Geſuch bald zu beherzigen, denn die Zeit iſt vorüber, in welcher man glaubte, Inſtanzen und Holzbirnen werden durch langes Liegenlaſſen beſſer und reifer.

Mit ausgezeichneter Hochachtung
Frau Gerechtigkeit
Ergebenſter Diener u. ſ. w.

◆

U. A. W. G.,

oder:

Meine Viſitenkarte an die Frankfurter National-Verſammlung.

„Gib mir ein Ei, und ich ich gebe Dir zwei Kronen!"
Narr im „Lear".

Am 31. März 1848 erklärte ich in meinem „Humoriſten" (Nr. 78), daß ich die deutſche Kaiſerkrone nicht annehmen könne, da meine „Redactions-Geſchäfte" es mir nicht erlaubten. Wir haben dieſen Entſchluß der Frankfurter National-Verſammlung mit unſerer Viſitenkarte zugeſchickt und den gewöhnlichen vier Buchſtaben:

U. A. W. G.,

das ſollte aber nicht heißen: „Um Antwort wird gebeten", ſondern:

„Unſere allerhöchſte wahrhafte Geſinnung".

Es war nicht etwa Gleichgiltigkeit gegen die deutſche Kaiſerkrone, Gott bewahre, unter allen anderen Verhältniſſen würde uns dieſer künftige Kaiſerhut eine angenehme Kopfbedeckung geweſen ſein, von dem man noch nicht weiß, ob er ein „Stürmer“ oder ein „Cylinder“, aber in Hinſicht der Civilliſte jedenfalls ein „Filz“ werden wird, allein Jemand nannte mich einmal den „König“ des „Humoriſten“, und zwei Kronen ſind für einen Menſchen, der nichts hat, als einen Kopf, den er ſchonen muß, zu ſchwer! das

U. A. W. G.

heißt alſo:

„Uns abſorbiren wichtigere Geſchäfte!“

Ich hatte zwar gleich im Anfange die Idee gehabt, der „Humoriſt“ ſoll in Deutſchland aufgeben, und „ich ſtelle mich an die Spitze der deutſchen Bewegung“; allein nach reiflicher Ueberlegung dachte ich: „Beſſer ein Spatz in der Hand, als eine Taube auf dem Dache!“ Der „Humoriſt“ iſt der Spatz, der hat ſeine paar ſicheren Abonnenten,. die hab' ich ſchon in der Hand, aber die deutſche Kaiſerkrone iſt die Taube auf dem St. Pauls-Kirchendache, eine Taube, die aus der Arche der National-Verſammlung ausgeſendet wird und keinen Boden findet, worauf ſie den Fuß feſtſetzen könnte.

In dieſem Sinne heißen:

U. A. W. G.:

„Ungewiſſe Ausſichten wirken geringfügig!“

Meine Abonnenten haben freilich eine „Adreſſe“ an mich geſchickt, daß ich mich an die Spitze Deutſchlands ſtellen ſoll, allein Deutſchland iſt ſo ſtumpf geworden, daß es keine Spitze hat, und wohin ſoll ich mich alſo ſtellen? Ueber dieſe Adreſſe ſage ich eben:

U. A. W. G.,

das heißt:

„Unzeitige Adreſſen werden gefährlich!“

Soll der „Humoriſt“ die Sünde, nein, es iſt mehr als Sünde, ſoll er die Dummheit auf ſich nehmen, die falſche Mutter in „Gagerns Urtheil“ zu ſpielen? Gagerns „Salomons Urtheil“ lautet: „Zerhaut das junge deutſche Reichskindlein!“ ſoll ich alſo als falſche Mutter ausrufen: „Ja, zerhaut das liebe Kind in Klein- und Groß-Deutſchland, nur daß die Andere auch kein ganzes Kind habe?“ Darauf bezieht ſich das

U. A. W. G.,

und heißt:

„Unwürdiges Abenteuerſtück wünſcht Gagern!“

Alſo, ich bin ſtark genug, d. h. klug genug, trotz der Adreſſe meiner Abonnenten, das Erbkaiſerthum auszuſchlagen, trotz „deutſche Zeitung“, Dahlmann, Profeſſoren-Weisheit, denn das iſt wieder

U. A. W. G.,

das heißt:

„Urgroßmutter-Ahndel-Weiber-Geſchwätz!“

Ja, ich bin zwar kein König von Preußen, und kann mich nicht verlaſſen auf die vier Buchſtaben:

U. A. W. G.,

das heißt:

„Unſer alte Wrangel garantirt!“

Allein, auch als „Humoriſt“ fühle ich mich ſtark genug, um „mein Volk“, die „Abonnenten“, nicht einer begriffsverwirrten National-Verſammlung unterzuordnen, und da ſagt die Formel:

U. A. W. G.,

das heißt:

„Unſere Abonnenten würden grollen!“

Wie, ich ſollte ein Schattenkaiſer ſein?

U. A. W. G.,

das heißt:

„Unter allgemeinem gefährlichen Wahlgeſetze?“

Ich ſollte meine Abonnements-Steuer nicht ſelbſt beſtimmen können? O,

U. A. W. G.,

das heißt:

„Unſinniges, albernes Welker-Gefaſel!“

Wie, ich ſollte nicht einmal die Bagatelle, nicht einmal ein abſolutes Veto haben, ſondern bloß ein ſuſpenſives, und alſo ein Männchenſtehauf der National-Verſammlung ſein? O,

U. A. W. G.,

das heißt:

„Und adje Welt-Geſchichte!“

O, nein! Die Weltgeſchichte läßt ſich nicht von einem Profeſſor mit an das Kreuz nageln, und ſich aller Berechtigung entblößen! Ich werde die Deputirten in meinem Redactionsſaale empfangen, ich werde „Feder und Tinte“ Deutſchland zu Gebote ſtellen, aber was das Annehmen der Kaiſerkrone betrifft, ſo werd' ich nichts ſagen als

U. A. W. G.,

das heißt:

„Und Alle werden gefragt!“

Alle Fürſten! Denn die „Kaiſerkrone“ iſt eine Blume, die man nicht ſo geſchwind aus ihrem tauſendjährigen Frucht- und Glanzboden in den dürren Sand eines neuen Erdreichs verpflanzt! Und ſollte ich vielleicht, um aus dem Dilemma zu kommen, als Redacteur des „Humoriſten“ ganz abdanken?

U. A. W. G.,

das heißt:

„Unzeitiges „Abdanken“ wäre Gemeinplatz!“

Zwar haben ſie ſchon den Kaiſer in Frankfurt „eingeläutet“, denn ſo war das

U. A. W. G.,

das heißt:

„Ultimatum am „Weidenbuſch“ geſchloſſen!“

Aber das iſt ja Alles Comödie, Puppenſpiel, Mummenſchanz! Die Frankfurter Conſtituante wollte ſich ſelbſt in die Luft ſprengen, aber mit Pomp und Eclat und Beleuchtung bei bengaliſchem Feuer und als Schluß-Decoration eine „Profeſſoren-Himmelfahrt“ mit ultra-demokratiſchem Tamtam! Die National-Verſammlung und ihre Parteiführer haben unzählige Male Ton, Farbe und Wollen gewechſelt, haben ſich gehäutet und geſchuppt wie die Sumpf-Salamander, haben ihren Anfang verſchluckt, ihre Entſtehung verläugnet und ihr Schluß iſt ein Purzelbaum, bei dem ſie mit ihren Füßen den lockeren Boden von ſich ſtoßen, den ſie mit Schweiß ſo lange zu gewinnen arbeiteten, fahren à posteriori gegen den blauen Dunſt eines unerreichbaren Horizonts, und indem ſie auf dem Schlappſeile einer idealen Reichsverfaſſung die praktiſche Balancirſtange weit von ſich werfen, ſchreien ſie: „Aufg'ſchaut! Großer Salto-Mortale, kopfüber, noch nie dageweſen!“

Und mit dieſem Kraft- und Bravourſtücke die Arena verblüffend, gehen ſie dann mit dem Teller in Deutſchland herum, Beifall und Bewunderung zu ſammeln, aber das Publikum ſchleicht nach und nach davon, ohne beizuſteuern, denn der geſunde Sinn des Volkes ergötzt und erheitert ſich zwar gerne an Capriolen und Luftſprüngen der Idealiſten auf dem ſchwanken Seile der luſtigen Phraſe, aber Vertrauen, Beiſteuer, Sympathien fühlt es nur bei Dingen und

Menſchen, die ſich auf reellen, feſten, praktiſchen Boden ſtellen, darum werden wohl viele deutſche Staaten ſagen:

„U. A. W. G.“,

das heißt:

„Unſere Abgeordneten werden geben!“

Ich aber bleibe nichts als „König“ des „Humoriſten“, ich laſſe mich nicht einmal mediatiſiren!

U. A. W. G.,

das heißt:

„Unſer altes Witz-Geſchäft“

und

„Unzählige Abonnenten werden geſucht!“

Und endlich:

„Um Antheil wird gebeten!“

Schul-Examen in der Geographie von Neu-Deutſchland.

Profeſſor. Du, Breſeke aus Berlin, was verſteht man unter „Deutſchland"?

Breſeke. Das iſt ein Endecken Welt, ſo groß wie ein Stückchen Boomtorte, und dieſes Deutſchland iſt man entſtanden aus dem vielen Schnupftabak, den der große Fritze aus ſeiner Taſche verſtreute, und da ſagte an einem ſchönen Decemberdag der olle Fritze, daß aus dieſem Schnupftabak een Land werde, und den Volteeren zu liebe ſagte er auf franzöſiſch: „Que le Deutſchland se fasse!" — und ſo wurde „Deutſchland", und weil es aus den ollen Fritzen ſein Tabak entſtanden iſt, deswegen alleweil wenn irgendwo in Deutſchland Eener eenmal nießen dhut, kommt Preußen und ſagt: „Proſ't, helf' Jott!" Und deshalb heißt Preußen janz Deutſchland in die Neeſe; und det is „Deutſchland"!

Profeſſor. Sehr gut, Breſeke; ich werde darauf antragen, daß Du rother Commerzienrath vierter Claſſe wirſt. — Nun, Gieſinger aus Stuttgart, ſag' Du, was verſteht man unter „Deutſchland"?

Gieſinger. Deutſchland iſt ein einfaches Land, welches früher aus „38 Theilen" beſtand, nun aber, ſeit es ein „einiges Deutſchland" wurde, zerfällt es einfach in einige tauſend Theile, wovon einige „zuſammengebunden" und die anderen bloß ge„pfalzt" werden! Deutſchland iſt bloß erſtanden, damit „Menzels Geſchichte von Deutſchland" nicht zur Maculatur werde und damit die „Schwabenſtreiche" nicht genöthigt ſind, in einem anderen Lande gemacht zu werden.

Profeſſor. Sehr gut, Gieſinger, ich werde darauf antragen, daß in der Cotta'ſchen Buchhandlung eine zweite Auflage von Dir veranſtaltet wird, auf Velin mit Goldſchnitt. — Nun ſage Du, Friedrich aus Carlsruhe, was verſteht man unter „Deutſchland"?

Friedrich. Unter Deutſchland verſteht man ein Land, in welchem ein Deutſcher den anderen im Lande nicht verſteht; verſtanden? Unter Deutſchland verſteht man ein Land, wo jeder Sohn haben will, ſein Vater ſolle ſein Land vergrößern, deshalb ſingen ſie immer: „Des deutſchen Vaters Land muß größer ſein!" Und um das Land ihrer Väter recht groß zu machen, hacken ſie es erſt recht klein, miſchen Blut hinein, füllen dann einen weiten Hals damit an, und aus dem Ganzen wird eine „Frankfurter Wurſt"; und aus dieſer Wurſt iſt das „neue Deutſchland" in drei Wurſttheile hervorgegangen: in nördliche „Faſten-, Semmel- und Magen-Wurſt", in ſüdliche „Fleiſch-, Blut- und Schlag-Wurſt“ und in noch nicht ganz fertige „Leber-Brögen- und Räucher-Wurſt“!

Profeſſor. Sehr gut, Friedrich, Du ſollſt das Heidelberger Faß mit lauter deutſchlandmachenden Profeſſoren gefüllt als Prämie bekommen. — Und nun, Sebaldus aus Dresden, was verſteht man unter „Deutſchland“?

Sebaldus. Unter Deutſchland verſteht man die „ſächſiſche Schweiz“, die „Brühliſche Teraſſe“ und die „Meißner Porcellan-Fabrik“, welche die ſchönſten „Köpfe“ für Deutſchland liefert. Das „zuſammenſeparirte und auseinanderverbundene Deutſchland“. Groß-Deutſchland aber beſteht aus drei Löffel voll aufgelösten Kammern und vier Fingerſpitzen voll heißabgeſottenen engeren und weiteren Vorſchlägen.

Profeſſor. Vortrefflich, Sebaldus! Du bekömmſt eine Medaille aus ſächſiſchem Milch-Caffee mit Band und Oehrl; und nun Du, Seppel aus Wien, was verſteht man unter „Deutſchland“?

Seppel. Was ſoll man unter Deutſchland verſteh'n? Das verſteht ſich, daß man nix davon verſteht! Schaun's, Herr von Profeſſor, als unſer Herrgott die Mamſell „Jungfer von Europa“ erſchaffen hatte, da war Italien der Fuß, darum reden's dort an „Stiefel“ z'ſammen und können nicht einig werden, ob der Papſt zum „Pantoffel“-Ausziehen einen Stiefelknecht oder Stiefelhaken braucht; Spanien iſt das Antlitz, das iſt ein ſchönes Antlitz; aber es hat

Leberflecken, die nicht bloß von der Leber herkommen, und „Sommerſproſſen", die auch im Winter verdächtige „Sproſſen" treiben! An dieſer „Mamſell Europa" nun fehlte noch der „Bauch", und da erſchuf Gott Deutſchland als „Europa's Bauch"! Dieſer „Bauch", in dem jetzt eine wahre „Gedärmverwicklung" ſtattfindet, wird eingetheilt in den „nördlichen Bauch", wo die Krankheit bis jetzt bloß ein „Bauchgrimmen" iſt, und in den „ſüdlichen Bauch", wo ſie bereits den Charakter des „Bauchzwickens" angenommen hat. In Frankfurt bildet die Paulskirche den „Nabel" dieſes Bauches; in dieſer Kirche verſammeln ſich die deutſchen „Bauch-Redner" und verſuchten alle „Bauchmuskelwände" Deutſchlands zu durchſchneiden, und aus ganz Deutſchland einen einzigen dicken Reksbauch zu machen. Aber in dieſem einzigen Bauche herrſchen wie auf dem großen Ocean ſo viel verſchiedene, theils verſchlagene, theils vernagelte Winde, daß es ein ewiges Kollern und Poltern iſt, als ob Bauch-Deutſchland die Trommelſucht hätte! Dieſes Bauchübel iſt ſchwer zu curiren; Reibungen machen die Entzündungen noch ärger; ihn täglich waſchen, wäre wohl das Beſte, allein bei dieſem Rumpf- und Bauch-Parlament kommen nur die Ungewaſchenen an's Brett; durch „Baden" aber wird das Bauchübel gar zum „Bauchkrampf" und durch „Baden" kann es dem „Bauch" paſſiren, daß er auf eine Zeit lang die „rothe Ruhr" bekömmt!

Profeſſor. Bravo, Seppel! Für deinen Fleiß ſollſt Du täglich die „Wiener Zeitung" zweimal zu leſen bekommen, und wenn Du was **Neues** darin findeſt, zum „Profeſſor der unentdeckten Neuigkeiten im In- und Aus-Lande" ernannt werden! — Und nun noch einige geographiſche Fragen. **Anton!** Wie und wo liegt „Neu-Deutſchland"?

Anton. Es liegt in der „Quere", zieht ſich in die „Länge" und wächſt in die „Breite".

Profeſſor. Welches ſind die Grenzen von „Neu-Deutſchland"?

Anton. Die Neu-Deutſchen kennen keine Grenzen! Aber ihr Neu-Deutſchland ſelbſt grenzt in N. an's Unſinnige, in S. an's Wahnſinnige, in W. an's Blödſinnige und in O. an's Stumpfſinnige!

Profeſſor. Valde bene mi fili! In wie viele Theile zerfällt die „Oberfläche" Neu-Deutſchlands?

Anton. Die Oberfläche Neu-Deutſchlands zerfällt in drei Theile: in „abſolute Gewalt", in „Central-Gewalt" und in „Aller Gewalt"!

Profeſſor. Welches ſind die „höchſten Höhen" von Deutſchland?

Anton. Als „höchſte Höhe" betrachtet Neu-Deutſchland den „Berg" in der franzöſiſchen Kammer; die „republikaniſche Spitze" — das „Demokraten-Joch", den „großen Ausſchuß-Kogel", das „Erzhallunken-Gebirg" im Badiſchen und den „proviſoriſchen Regentſchaftsbrocken" in Stuttgart.

Profeſſor. Wo entſpringt die Donau?

Anton. Die Donau „entſpringt" einigemale: bei Ulm „entſpringt" ſie den Würtembergern, bei Paſſau „entſpringt" ſie den Baiern, bei Orſowa „entſpringt" ſie den Oeſterreichern, ſie wird aber immer eingeholt und vermittelſt Dampfboot in ihr „Bett" zurückgebracht, damit ſie ſich nicht auf den „Divan" werfe.

Profeſſor. Was für „Canäle" und „Flüſſe" hat „Neu-Deutſchland"?

Anton. Neu-Deutſchland hat verſchiedene „Canäle": „Tollköpfe", welche den „Rhein" mit der „Seine" verbinden wollen, und die „Dickköpfe", welche die „Havel" und „Spree" mit dem „Main" und „Neckar" verbinden wollen.

Profeſſor. Wie iſt das Klima von „Neu-Deutſchland"?

Anton. Noch hat Neu-Deutſchland kein Klima, ſondern bloß Gliederreißen und Stockſchnupfen, die auf ein Klima hindeuten.

Profeſſor. Welches ſind die Producte „Neu-Deutſchlands"?

Anton. Die Producte von Neu-Deutſchland ſind „Dünkelkorn",
Zu Anfang in der Mitte, von hinten und von vorn;
Zahlreiche „Böcke" in Frankfurt geſchoſſen,
Von Gagern, Welcker, Gervinus und Genoſſen;
Viele „Bären" dem deutſchen Volke aufgebunden,
Von Linken und Rechten in Früh- und Abendſtunden

„Faule Fiſche“ in einer Brüh von heißen Worten,
Von Zitz, Mohl, Vogt und Conſorten;
Allerlei „Wild“ und „Raubthiere“ aus dem Wald,
Die da zerfleiſchten Lichnovsky, Latour und Auerswald!
„Malz und Hopfen“ das geht leider verloren,
Für die langen und ungemäßigten Ohren;
Saubere Früchte, die ſelbſt werth ſind zu hängen,
An dem rothen Freiheitsbaum, zu dem ſie uns drängen
u. ſ. w.

Profeſſor. An welchem Fluße liegt Sachſen?

Anton. Sachſen liegt an der „Leine“! —

Profeſſor. An welchem Waſſer liegt Preußen?

Anton. Preußen liegt an dem „großen Belt“, und zwar ſehr viel liegt Preußen d'ran!

Profeſſor. Welches iſt die Form der „Neudeutſchen Reichsverfaſſung“?

Anton. Mitten in Deutſchland, ungefähr zwiſchen Frankfurt am Main, Stuttgart und Gotha, zwiſchen dieſen drei Bau- und Zimmerplätzen von Neu-Deutſchland, baut Herr Director Pokorny auf Antrag von Raveaux, Struve, Brentano und Mieroſlawski eine große „Arena“, welche ſich auf die „Sympathie der Völker“ und zur größeren Sicherheit auch auf dicke Tragbalken und Pfeiler ſtützt. In dieſer Arena verſammeln ſich die vorzüglichſten Comödianten aller Einzelbühnen Deutſchlands und bilden zwei Probekammern. Die erſte beſteht aus Mitgliedern der deutſchen Hoftheater, die zweite aus Mitgliedern der Privat- und Volkstheater. Herr Director von Holbein macht das Repertoir und ſorgt dafür, daß nichts Neues entſtehe, Alles beim Alten bleibe, und daß von der erſten Kammer bloß „das Verſprechen hinter'm Herd" aufgeführt werde und „zwei Tage geſchloſſen" bleibe, damit nicht immer und ewig unbarmherzig geſchrien werde. Dann wird von der „Linken", auf der Bank, wo die größten Heldenſpieler und Schreier ſitzen, die „Abällinos", „Carl Moors", die „Götz von Berlichingen", die „Flodoardos", die „Kunz von Kaufingen", die „Wetter von Strahl" u. ſ. w., ein „Reichs-Ober-Regiſſeur" gewählt, der unverantwortlich iſt, wie ein Regiſſeur vom Hofburg-Theater, und der ſein Veto nur im „Abonnement-Suspendu" auffahren laſſen kann. Dieſem Reichs-Ober-Regiſſeur" wird ein „Reichs-Miniſterium" von „Dramaturgen" beigegeben; ein „Dramaturg der verſchiedenen, in Neu-Deutſchland aufzuführenden Trauerſpiele mit dem Portefeuille des Innern", ein „Dramaturg der Hirſchauer Stückchen zum Todtlachen, mit dem Portefeuille des Aeußerſten"; ein „Dramaturg des öffentlichen Ruins"; ein „Dramaturg der auswärtigen Ungelegenheiten und fremdartigen Spectakel"; ein „Dramaturg des heimlichen Unterrichts und der Vieharbeit mit Statiſten und Choriſten"; ein „Dramaturg für Generalproben und Rollenkampf", und endlich einen „Finanz-Dramaturg, der bei der Caſſe ſitzt und im Falle nichts darin iſt, auch für's Portefeuille nicht verantwortlich iſt." Geſpielt wird in dieſer Arena auf „Theilung", wenn nichts mehr eingeht, löst ſich die „National-Theater-Verſammlung" auf und es beginnt wieder wie früher jeder auf ſeinem Haustheater privat aufzutreten.

Profeſſor. Und ſo weiter, ſchon gut; und welches iſt die Hauptſtadt von Neu-Deutſchland?

Anton. Neu-Deutſchland hat keine „Hauptſtadt", es hat bloß ein wanderndes „Deputirten-Magazin", das es im Felleiſen mit ſich herumträgt, und wo dasſelbe auspackt, iſt Deutſchlands Hauptſtadt!

Hyperbeln auf Gritta's großen Mund.

1.

Ein großes Maul hat ſie? ſie macht ſich wirklich nichts daraus,
Es geht ihr zu einem Ohr hinein, zum anderen hinaus.

2.

Den Zähnen zu Liebe lacht ſie fleißig,
Und zeigt auf einmal zwei und dreißig!

3.

Bei ihr geht der Ausdruck verloren:
„Sie lächelt unter der Naſe";
Doch ſag' ich ohne Emphaſe:
„Sie lächelt unter den Ohren!"

4.

O wäre Gritta meine Morgenſtunde,
Wie viel Gold hätte ſie im Munde!

5.

Sie kann, wer will die Wette mit mir wagen?
Auf einmal zwölfen in das Ohr was ſagen!

6.

Doch, was man geſtehen muß,
So ein Kuß — das iſt ein Kuß!

7.

Sie gähnt und muß ſich bequemen,
Die beiden Hände vorzunehmen.

8.

Und ſpricht vom kleinſten Ding ſie bloß,
In ihrem Munde wird es — groß.

9.

Was ſie auch dem Mann
Großes thut dann und wann,
Sehet nur erſt mal an
Wie ſie maulen kann!

10.

Iſt's möglich? gibt ihr Herz nicht Liebe kund?
Sie liebte wirklich mich nur mit dem Mund? —
Faſt glaub' ich's, denn ſie hat geſchworen:
„Ich bin in Dich verliebt bis zu den Ohren!“

11.

Sie iſt gewandt in gar vielen Sachen,
Kann ſich die Trommel zur Maultrommel machen.

12.

Zwölf Sinngedichte auf Gritta's Mund? zu viel mit Gunſt!
Warum? „Maulmacherei“ ſei nicht des Dichters Kunſt.

* * *

Ende des ſechsten Bandes.

Inhalt
des ſechsten Bandes.

Seite

Zeit-Cavalcade. Variation auf das alte Thema: „Man muß auf der Zeit reiten, Trott, Hopp oder Galop!" 1

Erſte Eiſenbahnfahrt vom Prater nach Deutſch-Wagram. Am 6. Jänner 1838 6

Der Declamator und die Fliege 16

Wie die Liebe jeden Sommer aus der Reſidenz auf's Land geht, oder: Wenn jeder Mann, der in Baden einem Frauenzimmer die Cour macht, drei Gulden bezahlen müßte, wie viel bekämen wir dann Courtaxe? 25

Das Unglück, ein geiſtreicher Menſch zu ſein 49

Etwas über das humoriſtiſche „Ich", oder: Ich und meine Ichleins 55

Kritiſche Betrachtungen über die europäiſchen Kunſt-Ausſtellungen von Ei-Ei-Ei-Ei, „Profeſſor der unentdeckten Wiſſenſchaften" in Napagedl. Eine Antrittsrede 61

Die Bajaderen am Wien-Fluß. Ein Fuß-Billet an Demoiſelle Fanni Elßler 71

Briefe aus dem Nachlaſſe eines Zettelträgers . . 80

Gedanken über die Verunreinigung der Luft durch Walzer- und Muſik-Inſecten 93

Alles wiederholt ſich nur im Leben, oder: „Herrmann" und „Löbel" — „Bosco" und „Habitt" . . . 105

Seit
Eine Aichen-Vorleſung 115
Die Witwe und ihre Köchin. Eine Reſidenz-Anecdote 124
Humoriſtiſche Faſchingskrapfen 133
Badner Emancipations-Novelette 154
Stimmen der Nacht. Eine Weihnachts-Phantaſie . . 165
Der Narren- und April-Humor 172
Die Geneſis des Praters 181
Mein Rabe 189
Der Traum ein Leben 195
Der Honvéd. Epiſode aus dem letzten ungariſchen Inſurrectionskriege 201
Bittgeſuch an die Frau Gerechtigkeit, oder: „Nur einen einzigen Denuncianten“ hängen's auf, Euer Gnaden!“ 213
U. A. W. G., oder: Meine Viſitenkarte an die Frankfurter National-Verſammlung 221
Schul-Examen in der Geographie von Neu-Deutſchland 228
Hyperbeln auf Gritta's großen Mund 237

* * *

Druck von Rudolf M. Rohrer in Brünn

Im Verlage von [illegible] in [illegible] sind erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

3000 Expl. abgesetzt. 2. Auflage.

Methode [illegible] Roll

mit einer Einleitung des Prof. Dr. A. Wechsler.

Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht

für das Studium der französischen Sprache, begründet auf die classische und moderne Literatur.

Roll's brieflicher [illegible] und [illegible], welcher zugleich Grammatik, Wörterbuch, [illegible], Composition und die reichhaltigste Chrestomathie (2 Curse, wovon der I. 18, der II. 24 Briefe zu je 2 Lieferungen enthält).

Preis des 1. [illegible] Briefes (enthaltend Vorrede, Einleitung, Vorschule, 1. und 2. Lieferung) 30 kr. ö. W. oder 60 Pf., jeder der folgenden Briefe à 40 kr. ö. W. oder 80 Pf. Jeder Cursus einzeln 6 fl. ö. W. oder 12 Mark, beide Curse zusammen 10 fl. ö. W. oder 20 Mark.

[illegible] Tagesblatt [illegible] — Schulfreund von Dr. Schulz und Dr. Kellner. — Breslauer Zeitung. — Kölnische Zeitung. — [illegible] Telegraph. — Prof. [illegible] in Leipzig. — Prof. [illegible] in Graz rc. rc.

Die Methode Roll steht über jede ähnlichen Werke [illegible] geistreichen [illegible] anregende Uebersetzungen und halten jeden Ballast fern, der gewöhnlich andere Werke, die denselben Zweck verfolgen wollen, füllt. Möchten sich doch jene, die sich durch Selbststudium die französische Sprache aneignen wollen, nicht durch marktschreierische Anzeigen anderer Ausgaben täuschen lassen! Roll und Wechsler gehören bekanntlich zu den ersten [illegible] des [illegible] und konnten demnach nur Ausgezeichnetes liefern.

[illegible] Lauber's

Der neue [illegible]

Vollständige Anleitung, die französische Sprache auf eine leichte Art, auch ohne Lehrer gründlich zu erlernen.

Nach den besten Sprachlehren mit durchgehends erklärter Aussprache bearbeitet und durch viele Uebersetzungs- und Lese-Uebungen anschaulich gemacht.

Fünfte, wesentlich umgearbeitete und vielfältig vermehrte Auflage.

Elegant cart. 1 fl. 60 kr. ö. W. oder 3 Mark.

Neuestes französisch-deutsches und deutsch-französisches

Taschen-Wörterbuch.

[illegible] Seiten stark. Broschirt 1 fl. ö. W. oder 2 Mark. In Leinwand gebunden 1 fl. 40 kr. ö. W. oder 2 Mark 50 Pf.

Neuestes italienisch-deutsches und deutsch-italienisches

Taschen-Wörterbuch.

[illegible] Seiten stark. Broschirt 1 fl. 20 kr. ö. W. oder 2 Mark 40 Pf. In Leinwand gebunden 1 fl. 60 kr. ö. W. oder 3 Mark 20 Pf.

Die beiden Wörterbücher zeichnen sich durch außerordentliche Billigkeit, elegante Ausstattung, scharfen Druck, sowie unerreichte Vollständigkeit und Correctheit aus und verdienen daher den Vorzug vor allen anderen Wörterbüchern.

M. G. Saphir's Schriften.

Geſammt-Ausgabe

in 26 Bänden.

M. G. Saphir's Schriften.

Geſammt-Ausgabe.

Stereotyp-Auflage.

Dreiundzwanzigſter Band.
(Der ausgewählten Schriften III. Serie 7. Band.)

Brünn, Wien und Leipzig.
Verlag von Fr. Karafiat.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Meine Memoiren.

Erſtes Capitel.

Recept zu einer Selbſtbiographie.

Nimm ein großes, ſchwarzes Küchenmeſſer,
Den Secirtiſch hol' vom Krankenhaus,
Und daneben ſtell' zwei leere Fäſſer,
Salz und Pfeffer gehe dir nicht aus.
Schneide dann dich ſelbſt in Stücken,
Und was Gutes an dir iſt, das werfe fort,
Denn ſich ſelbſt zu loben, wird ſich nicht ſchicken,
Davon glaubt man dir ja doch kein Wort!
Doch das Schlechte, was aus Leib, Gehirn und Seele
Du von dir herauszuſchneiden nur vermagſt,
Das nur nimm, füll' die Fäſſer, nichts verhehle,
Und man glaubt dir mehr noch als du ſagſt!
Dann beſtreu', ſelbſtverläugnend, heldenmuthig.
—Nicht mit Mandeln, Butter, Zucker oder Schmalz—-.
Dieſe Stücke, lebend, zuckend noch und blutig,
Schon mit Cayenna-Pfeffer und mit Salz.
Wenn du ſo, was du gethan, gefühlt, gedichtet,
Deines Lebens Inhalt und dich ſelbſt dazu
Haſt zerſtückt, recht eingepfeffert, zugerichtet,
Dann erſt ſag' zum Publicum: Greif zu!“

An der Schwelle meines ſechzigſten Lebensjahres – welches am 8. Februar 1855 getagt hat, Gott und der Geldmangel erlaubten es, — ſehe ich vor und zurück durch den langen Corridor von ſechzig Jahren, durch den langen Lebensgang, — und ſehe die Wiege und ſehe den Sarg, und höre im Geiſte meine Wiegenlieder und meinen Grabgeſang, und an der Wiege ſteht eine Mutter mit dem Thränentuch des diesſeitigen Kreuzganges und am Sarge ſteht ein Vater, ein ewiger Vater mit dem Lichte des jenſeitigen Lichtganges!

In dem Maße, wie das phyſiſche Auge und Ohr im Alter kurzſichtig und ſchwerhörig wird, wird das innere Auge und Ohr weitſehend und ſcharfhörig, und jenes ſieht alle Geſtalten der Kindheit und Jugend, und dieſes hört alle Kinder-Echos und alle Waldgeſänge und alles Bachgerieſel aus dem Lande der Jugend! Und ſo liegt an der Ausgangsthüre aus dem Leben vor dem Menſchen eine Auferſtehung und hinter dem Menſchen eine Auferſtehung, und der Sterbende, der abſterbende Menſch ſteht zwiſchen zwei Auferſtehungen, und bevor die Seele der Auferſtehung vorwärts zuſtrebt, pilgert Herz, Geiſt, Erinnerung ſo gerne noch einmal zurück zur Auferſtehung des vergangenen Lebens und die Seele wird zur Willi und aus den Gräbern der Vergangenheit ſteigen die Geſtalten als lauter Willis heraus und tanzen mit ihm den langen, ſüßen, tödtlichen Brauttanz!

In meinem ſechzigſten Jahre geh' ich daran, meine Lebensgeſchichte niederzuſchreiben.

Für wen?

Wozu?

Für wen? Nicht für Diejenigen, die fragen: wozu? — Wozu? Nicht dazu, daß man frage: für wen?

Ich und die Maria Stuart wir ſind „viel geliebt und viel gehaßt" worden; ſie iſt viel gehaßt worden, weil ſie — ſchön war, deshalb bin ich gottlob nicht gehaßt worden!

Für die, ſo mich geliebt, für die, ſo mich gehaßt, ſchreib' ich meine Lebensgeſchichte nieder, auf die Gefahr hin, daß mich nach Leſung meiner Biographie jene ſo mich lieben, weniger lieben und die ſo mich haſſen, weniger haſſen dürften! Die zweite Gefahr iſt die größere!

Wozu? Zum Beſten meines Ichs! Das „Ich" muß, wenn es lange liegt, aufgeſchaufelt werden, es muß gewendet werden, dann ſieht es eine lange Zeit aus wie neu, wie friſch!

Wenn der Menſch ſeinen inneren Menſchen bei den Ohren aus ſich herauszieht, und ihn vor ſich hinſtellt und ihn betrachtet und beſchaut von der Vergangenheit bis jetzt, ſo findet er, wie beim Ausziehen aus einem Quartier, ſo manches Verlorene, Vergeſſene, ſo manchen verlegten Schlüſſel zu dem Räthſel ſeines jetzigen Menſchen, ſo manche alte Rechnung der Jugend, welche das Alter jetzt bezahlen muß!

Kein Menſch, kein Individuum iſt ſo unbedeutend, daß ſeine Lebensgeſchichte nicht irgend etwas Intereſſantes für den denkenden Leſer, für den Menſchenſtudierer enthielte, ſo wie kein Individuum phyſiſch ſo klein iſt, daß die Anatomie ſeines Körpers dem denkenden Arzte nicht immer noch neue und intereſſante Entdeckungen gewährte.

Man wird ſagen: „Wie kömmt der Mann dazu, ſeine Biographie zu veröffentlichen? Dazu haben nur berühmte Leute ein Recht!“

Gerade im Gegentheil! Berühmte Leute ſind ſicher, an der Tafel der Nachwelt ſtets einen der erſten Plätze zu finden; unberühmte, wenn ſie mit an die Tafel kommen wollen, müſſen ſelbſt den Platz belegen!

Ruhm! Was iſt Ruhm? Iſt es der Kranz, einer Tänzerin geworfen? das Ständchen einer Sängerin? Iſt's der Lärm eines Triumphzugs? Iſt's der Duft eines Feſteſſens? Iſt es der Strahl eines Ordensſterns?

Oder iſt Ruhm der Kranz, vom Genie mit Thränen begoſſen, mit Schmerzen gewunden und unter rieſelndem Herzblut auf den Knieen erbettelt? Iſt es die Dornenkrone des Erlöſers? Iſt es der Gralsbecher, bewacht von Unholden und Drachen und bebeſchützt vor Entweihung? Iſt's die Bluttaufe großer, zerriſſener Geſchicke?

Ruhm?! Wer theilt ihn aus? Ein hirnloſer

Buchhändler! Lendenlahme Lexiconsartikel um 2 fl. beſtellt!

Ruhm?! Wo iſt er zu haben? Auf dem Markt, wo die Theaterkränze gewunden werden; in Journalen, wo Buben zu Gericht ſitzen und wo Leidenſchaft und Eigennutz die Taxatoren des Ruhmes ſind!

Ruhm?! Wann iſt er zu haben? Wenn an dem Fleiſch und Gebein des Menſchen die Würmer oben den Würmern unten Platz machen!

Ruhm?! Was iſt von ihm zu haben? Ein Lorbeerblatt, angefreſſen von den Galläpfeln des Neides und durchnagt von der unſterblichen Scheelſucht!

Ruhm?! Welches ſind deine Früchte? Wenn's hoch kömmt, ein Monument nach dem Tode, collectirt im ganzen lieben Vaterlande, die Perſon zu ſechs Silbergroſchen ohne Wein!

Selber iſt der Menſch ſein Ruhm! Sein Leben iſt ſein Monument und ſeine Thaten oder Werke machen den Kranz, den er noch lebend auf ſeinen Grabſtein ſetzen muß!

O gebt! gebt! gebt den Lebenden! gebt den lebenden Talenten Raum und Ruhm! Gebt dem Talente, gebt, o gebt, ihr Großen der Erde, gebt den Stern, ſo lang ihn der Augenſtern noch ſehen kann! Gebt, o ihr Menſchen, gebt der Liebe, gebt der Jugend, gebt der Hoffnung, gebt der Kraft, gebt dem Streben, gebt wieder Liebe, Ermunterung, Antheil!

Gebt, o gebt, ihr Leſer und Richter und Ruhmaustheiler, gebt dem Talent, gebt dem Verdienſt, gebt dem Geiſt Anerkennung, Hingebung, gebt ihnen den Kranz auf's Haupt bevor es einſinkt, gebt ihrer Seele den Ruhm, bevor ſie ſie aushauchen!

O gebt, gebt, gebt gleich und nicht immer ſpäter! Gebt der Jugend, ſo lang ſie grün iſt und wartet nicht, bis ſie welk wird! Gebt dem Talent, ſo lange es friſch und wartet nicht, bis es ſiech wird! Gebt dem Alter und wartet nicht, bis es todt iſt!

Dieſe Biographie iſt das Monument, das ich mir ſelber ſetze:

„Hier liegt M. G. Saphir wie er leibte und lebte, und wie er zu Tode gelebt wurde!"

„Wie er leibte und lebte?" Wirklich? Zum Sprechen ähnlich? Nicht geſchmeichelt? Nichts verheimlicht? Nichts beſchönigt? Nicht blos als Engel mit Flügeln am Kopf, nicht nur Bruſtſtück, ſondern ganze Figur mit Pferdefuß und Leichdorn?

So nehm' ich mir's wenigſtens vor!

Allein kein Menſch weiß wie er inwendig ausſieht, ſelbſt wenn er in ſich geht! Der Menſch hat eben ſo wenig ein ganz richtiges Urtheil über ſeine geiſtige und moraliſche, als über ſeine wirkliche Phyſiognomie! Kein Menſch kann ſich ſeine Naſe gegenüberſtellen und dieſe Naſe beurtheilen; ſeine Naſe im Spiegel iſt eben ſeine Naſe mit ihm, ſeine Naſe als Abſtractum kann er nicht ganz genau beurtheilen, eben ſo wenig ſeinen Geiſt, ſein Gefühl, ſeine innere Naſe, die Seele, das innere honestamentum faciei!

Ich kann dem Leſer nur ſagen, daß ich den beſten Willen habe, mich eben ſo unverholen zu tadeln, als ungenirt zu leben, meine Leberflecken mit keinem Schönpfläſterchen zu bedecken, die innern Höcker, die doppelten Glieder des Guten und Schlimmen in mir eben ſo zu enthüllen, wie meine Schönheiten und Liebenswürdigkeiten, und das Neſt von ſchlimmen Gäſten in mir eben ſo offen zu beleuchten, wie das Paradezimmer für meine glänzenden und guten Eigenſchaften! Uebrigens iſt's nicht möglich, daß man ſich ſelbſt ſo weh thut, wie Einem ein Anderer thut! Ich werde in mein Fleiſch hinein ſchneiden, da wo es wild iſt, aber ich werde dabei ſtehen und zu mir ſagen: thu' dir nicht zu weh' und ſtreue ein wenig Zucker darauf!

Der Leſer weiß ohnehin ſo ziemlich, daß Mamſell Eigenliebe ihr Näschen überall darein ſteckt und das Gute noch beſſer herausputzt, und daß Herr Urian einen langen Mantel umhängt, um den Pferdefuß zu beſchönigen.

Leſer und Kritiker werden ſich ſchon ſelbſt ihr Urtheil bilden; ſie werden von der Biographie abziehen, was der Egoismus, oder der Witz, oder die falſche Scham, oder die Bemäntelung, oder die Leidenſchaftlichkeit übertrieb oder unterſchätzte, was zu licht oder zu dunkel gemalt iſt; ſie werden abziehen, was ihnen ihr richtiger Inſtinct anzeigen wird, und ſo dürfte ihnen am Ende ein ziemlich richtiges Nettobild verbleiben.

Die hiſtoriſche Ruhe eines Lebensbeſchreibers darf man bei mir nicht ſuchen. Zu bedenken iſt nur, daß Zeit und Ort, und der Umſtand, daß mehrere Perſonen, die beſonders hier in Wien die erſten Einſchläge in meinen Lebensfaden machten, noch am Leben ſind, zu tauſenden Rückſichten und Umſchreibungen mich zwingen dürften.

Die Geſchichte meiner Literaturlaufbahn und mein perſönlicher Lebensinhalt ſind nicht ſowohl durch bedeutende Ereigniſſe und große Geſchicke als durch Herzbegebenheiten und Gefühlsgeſchicke in meinem Herzen innig verwachſen und in mein Gemüthsleben zuſammengezweigt.

Wer ſeine eigene Lebensgeſchichte ſchreibt, unternimmt ein Geſchäft, das er nicht zu Ende führen kann, der Tod eines Menſchen gehört mit zu ſeinem Leben, ſeine Todesgeſchichte iſt oft der Commentar ſeiner Lebensgeſchichte. Alſo wer ſeine Lebensgeſchichte ſchreibt, weiß, er übernimmt ein Bruchſtück, das letzte Capitel ſeines Werkes kann er nicht ſchreiben, und welche trauernde Feder wird bei meiner Todesanzeige wie eine Witwe anzeigen: „Uebrigens ſetze ich das Geſchäft (der Lebensbeſchreibung) nach ſeinem Tode fort?“ — Das iſt traurig und ſchadet! Wie oft widerlegt nicht eine Sterbeſtunde den ganzen

Lebenslauf eines Menſchen! Traurig, denn wie oft iſt die Minute des Todes das Siegel oder der Widerruf eines ſiebzigjährigen Ruhms, Charakters oder Lebensinhalts! Und ſchade, denn gerade ſeinen Tod würde der Selbſtbiograph oft mit der größten Satisfaction beſchreiben, d. h. nicht ſowohl ſeinen Tod als ſeinen Leichenzug, ſein Begräbniß, ſeine Leichenrede, und wie dieſer Moment gerade der ſchönſte, der froheſte ſeines Lebens war, und wie viel Freunde der Selbſtverblichene hatte, und welche Lobeserhebungen der Selbſtdahingeſchiedene erhielt, und wie viel leere Trauerworte und leere Trauerkutſchen dem Selbſtverewigten nachfolgten u. ſ. w.

Es wäre ſo angenehm, beſonders für den freundlichen Leſer, wenn der Mann, der ſeine eigene Lebensgeſchichte ſchreibt, dieſe Geſchichte gleich mit dem Ende, mit ſeinem Tode anfangen könnte, ſo wie man einem zubereiteten Häring den Schweif in den Mund ſteckt, wodurch die ganze Geſchichte gleich ein Sinnbild der Ewigkeit bekömmt, ein Anfang, welcher ſein Ende in den Mund nimmt!

Ich habe halb und halb auch dieſe Vorkenntniß zu meiner Selbſtbiographie mitgebracht; man hat mich oft todt geſagt, allein es kam nie bis zum Leichenzuge und bis zur Grabesrede, was mir faſt eben ſo leid thut, wie vielen meiner Freunde, denn die Sargwand iſt die einzige Wand, hinter welcher der Horcher nicht die „eigene Schand“ hört

Allein es iſt nun einmal nicht zu ändern, ich beginne das Werk, das ich nur fortſetzen, aber nie enden kann.

Bei dem Leſen dieſer Selbſtbiographie wird ſich der Leſer nach und nach gerade an meinen Styl, an meine Darſtellungsweiſe, an die Buntheit meiner Zeilen gewöhnen müſſen. Ich ſchreibe keine Abhandlung, keine Kritik meines Lebens, ich lüfte nur 60 Lebensjahre aus, hänge ſie an Luft und Licht, und halte bald einen Sermon, bald eine Xenie, bald eine Betrachtung, bald eine Erzählung, bald ein Lachen, bald ein Weinen.

Der Leſer muß ſich an meine Darſtellungsweiſe gewöhnen, hab' ich mich doch auch an den Leſer, und nicht ohne Mühe, gewöhnen müſſen.

Ich ſchöpfe aus dem Brunnen der Vergangenheit; wie die beiden Eimer „Phantaſie“ und „Erinnerung“ gerade leer, voll oder halbvoll auf und nieder ſteigen, ſo ſchütte ich ihren Inhalt aus. Ernſt und Scherz, Salz und Pech, Champagner und Zuckerwaſſer, Thränen und Lachen, Gedanken und Gedankenloſes, Naives und Bizarres, Anekdoten und Contemporatives, Daten, Facten, perſönliche Schilderungen, ſatyriſche Zwiſchenſpiele, kurz Bäume und Pflanzen, wie ſie in meinem wildwachſenden und von keiner pedantiſchen Gartenſchere und ſteifen Wänden geformten Phantaſiegarten emporwuchern.

Der Styl iſt der Menſch, in einer Selbſtbiographie iſt die erſte Bedingung, daß der Menſch ſich ungenirt, alſo auch der Styl ſich ganz als der Menſch präſentire und im Style ſelbſt liegt ein gut Stück Characterzeichnung des Lebensbeſchreibers.

Zweites Capitel.

Ich werde die volle und detaillirte Geſchichte meiner „Kinder- und Knabenjahre“ in meinen „Memoiren“ ganz und ausführlich geben, wenn ich ſie aus dieſen Blättern einſt zum „Buch,“ zum ſelbſtſtändigen Werk erhebe. Hier werde ich davon nur wenig, nur ſo viel geben, als gerade nöthig iſt, um nicht mit der Thüre in's Haus zu fallen und um die unerläßlichen erſten Lineamente meiner Lebenslaufbahn anzudeuten.

Rouſſeau hat ſeine Lebensgeſchichte zu „Bekenntniſſe“ gemacht. Er hat einen Diebſtahl von ſich bekannt. Er hat ſich öffentlich an's Kreuz geſchlagen. Aber wer ſich ſelbſt an's Kreuz nagelt, iſt noch kein Märtyrer, man muß an's Kreuz genagelt werden.

Und wie hat man Rouſſeau's Bekenntniß aufgenommen?!

Man hat ihm dieſe Selbſtbeſchuldigung kaum geglaubt! Viele haben ihn von dieſer Selbſtanklage losgeſprochen, aber nur deshalb, um ihm dafür ein doppeltes Laſter aufzubürden: „Lüge aus Eitelkeit!“

Wie viel Schriftſteller giebt es, die keinen Diebſtahl zu bekennen hätten? Ein Gedanke, ein Einfall, eine Idee und andere dergleichen Kleinigkeiten, welche Schriftſteller einſtecken, wenn ſie bei einem andern Buche einen Beſuch machen?

In dieſer Beziehung aber iſt Niemand ein größerer Dieb als das Publikum, die Menſchen, alle Menſchen. Faſt Alle geben die Gedanken Anderer aus, faſt Alle leben von fremdem Geiſteseigenthum; faſt jeder Menſch ſpricht, was er gehört oder geleſen hat!

Ich ſchmeichle mir, keinen Diebſtahl zu bekennen und damit keine Lüge zu ſagen.

Kein „Verbrechen“ hab' ich zu bekennen, aber einen „Geburtsfehler!“ Ich bin nämlich von Geburt ein — Jude.

Ich könnte ſagen: Ein „Israelite“ oder „moſaiſcher Religion,“ aber „Hühneraugen“ bleiben „Hühneraugen,“ auch wenn ſie unter dem Namen „Leichdörner“ unter die Leute geben.

Als Jude geboren werden iſt jetzt, nachdem die Fackel der wahren Aufklärung von Kamtſchatka bis weit über Heſſen-Caſſel hin leuchtet, blos ein „Geburtsfehler;“ vor 25 Jahren war es noch ein „Geburtslaſter“ und vor 60 Jahren war es ein „Geburtsverbrechen!“

Dieſes „Geburtsverbrechen“ machen alle nachträglichen Proceſſe und Appellationen nicht ungeſchehen, und höchſtens wird man davon — ab instantia losgeſprochen!

Börne, Heine und ich ſind mit dieſem Geburtsfehler auf die Welt gekommen. Wir haben ihn alle drei operirt.

Wer am erſten? Das mag man aus folgender wahren Anecdote entnehmen:

Im Jahre 26—27 waren wir eines Abends in Frankfurt am Main zuſammen, Börne, Heine und ich. Wir ſprachen vom Judenthum und Chriſtwerden.

Börne in ſeiner großartigen Geſinnung, Börne in ſeiner offenen und redlichen Wahrheitsliebe, er hat nie geleugnet, daß er ein Jude war, er ſagte mir an demſelben Abend: „Der iſt mehr Chriſt, der ſich das Chriſtenthum erworben hat, als der es geerbt hat; ſo wie der mehr Verdienſt hat, der ſein Vermögen erworben hat, als der es geerbt hat."

Börne war nicht nur von lauterem, über das kleinliche Urtheil des Vorurtheils erhabenem Character, ſondern er war auch praktiſch genug zu wiſſen, daß man einen Höcker und einen geſtohlenen Hecht durch die Mühe, ſie zu verheimlichen, am meiſten verräth.

Heine ſträubt ſich mit Händen, Füßen, Federn und Liedern dagegen, daß er ein Jude iſt, er ſpricht nur von ſeinen jüdiſchen „Vorfahren," von ſeinen Voreltern, die Juden waren.

Iſt das nicht kleinlich von ſo einem großen

Geiſt, iſt das nicht dumm von ſo einem klugen Kopf?

Zur Strafe für dieſe ſeine Albernheit mag hier ein Brief aus der „Leipziger Judenzeitung" (Nr. 47, 20. Nov. 1854) ſtehen.

„Hamburg, 9. November. (Privatmitth.) Ich erhalte ſoeben die Nr. 44 und beeile mich, Ihnen zu bemerken, daß Heinrich Heine bis ungefähr in ſein 24. Jahr ein Jude war. Ich habe ihn noch als Juden gekannt, und zwar als etablirten Kaufmann im engliſchen Manufacturenfach. Er brachte den ganzen Tag im Alſterpavillon zu und ich erinnere mich nicht, ob er am Ende caput ging, oder ob er mit Hülfe ſeines Onkels, Salomon Heine, noch davon kam. Ein Mäkler in dieſem Fach, Namens Joſeph Friedländer, hatte ihn eingeklagt, und er rächte ſich, indem er ihn in ſeiner erſten Reiſeſkizze als den „in Hamburg noch immer ungehängt herumgehenden Manufacturwaaren-Mäkler" bezeichnete. Hernach ſtudirte er, und ich erinnere mich noch, wie entweder vor oder bald nach ſeiner Promotion der ſelige Wohlwill, der ihm ſehr befreundet war, faſt mit Thränen erzählte, Heine habe ſich taufen laſſen. Es hat hier in Hamburg lange gedauert, ehe wir ihn anders als wie einen genialen Gaſſerjungen zu betrachten lernten. Seine Mutter, wenn ſie noch lebt, iſt beſtimmt noch Jüdin, und ſeine Schweſter Madame

Lottchen Moritz Ebden, iſt mit ihren zahlreichen Kindern ebenfalls Jüdin.“ —

Ich kam mit dieſem Geburtsfehler am 8. Februar 1795 in Ungarn, im Stuhlweißenburger Comitat in einem Dorfe zur Welt, d. h. zur damaligen Welt, in einem Dorfe, deſſen Namen die Nachwelt mir zu Liebe nicht auswendig lernen wird: — „Lovasbérény.“

Wer in einer großen Stadt geboren und erzogen wird, der hat keine Jugend-Erinnerung, keine Kindheits-Auferſtehung! Seine Erinnerung bringt ihm nur Menſchen, Häuſer, Steine, Lehrer, Schulkameraden, Prämienbücher, Prügel und höchſtens einen Weihnachtsbaum! Seine Wiege ſtand eingemauert, ſein Rollwägelchen rollte zwiſchen vier Wänden umher u. ſ. w.; wer in einer großen Stadt geboren iſt, der ſehnt ſich in der Fremde, im Alter, wohl nach ſeiner Heimat, aber nicht nach ſeinem „Geburtsort;“ ſein Geburtsort wird von der Phantaſie, von der Erinnerung mit nichts ausgeſtattet, nicht mit Romantik, nicht mit Poeſie.

Nur wer auf dem Lande, in der Natur, ſo zu ſagen unter freiem Himmel geboren worden iſt, bei deſſen Geburt die Bäume ihre Zweige als Geburtszeugen zum Fenſter hereinſteckten, an deſſen Wiege die Vögel des Waldes ihr „Eiapopeia“ ſangen, der zu den erſten Kindergeſpielen die Turteltaube auf dem Dache, den Storch auf dem Kirchthurme, die Perlhühner im Hofe hatte, wer vom Echo der Berge, vom

Rauſchen des Waldes reden-lernte, wer mit den Dryaden des Waldes, mit den Nymphen des Baches auferzogen wurde, wer auf dem Stickteppich der Wieſen gehen lernte, wer als Kind am großen Teich mit den plätſchernden Enten Krieg führte, wer mit andern Kindern auf Bäume kletterte und flinke Eichhörnchen fing, u. ſ. w., nur der hat in ſeiner Phantaſie eine Landkarte ſeines Geburtsortes mit grünen, rothen und bunten Farben, mit Landeszungen aus dem Lande der Kindheit, mit allen Grenzen vom Säugling zum Kind, vom Kind zum Knaben; nur der hat in der Fremde Sehnſucht nach ſeinem Geburtsort, nur vor dem liegt er in der Phantaſie wie eine Opferwolke, nur deſſen Erinnerung hat Heimweh nach dem Orte, wo er das Licht der Welt erblickte.

Sehr romantiſch aber iſt die Gegend, in welcher Lovasbérény liegt, nicht; und ob ſein Klima beſonders humoriſtiſch iſt, bezweifle ich auch! Es brachte zu jener Zeit nichts hervor als „Müßiggänger“ und „Zigeuner;“ zwei Naturproducte, die dem künſtlichen Communismus in die Hand arbeiten.

In meiner Kindheits-Erinnerung nimmt das „Schloß“ in Lovasbérény eine rieſige Stelle ein.

Es war dieſes das Schloß des Gutsbeſitzers Grafen von Cziraky, in welches man wie in jenes Zauberſchloß nicht einmal mit Flügeln zukonnte. Der Garten war mit einem Graben umgeben, und am Thore lagen Hunde und Haiduken von gleicher Geiſtestieſe, die es einem Menſchenkinde ſchon zweihundert Schritte weit abrochen, ob ſein Ahnher von dem Thiere aß, von welchem ſich die damaligen Haiduken nur durch den ſtets fünfundzwanzig-fertigen Stock unterſchieden.

Ich habe auch von jenem Schloß nur das rothe Dach in Erinnerung und von dem Zaubergarten nur das, was eſſe „Schabbes“ von anderen Judenmädchen erzählt wurde, die in dieſen grabenumgürteten, haidukenbeſchützten und hundebewachten Park eindringen wollten und von der Beſatzung glorreich hinausgeſetzt oder geprügelt wurden.

Der Beſitzer des Gutes ſelbſt war ſelten da, und in ſeiner Abweſenheit ſchalteten drei Landvögte, drei Natur-Geßler über Ort, Volk, Juden, Zigeuner und Gartengraben-Uebertreter, Ueberſpringer und Ueberſpringerinen. Dieſe drei Land- und Natur-Tyrannen waren ein „Hofrichter,“ Tyrann Nr. 1; ein „Rentmeiſter,“ Tyrann Nr. 2; und ein „Iſchpan“ („Gſpann“ oder „Kaſtner“?) Tyrann Nr. 3.

Mein Geburtshaus, wenn man ein langes Gemauerwerk mit Rohrdach, in welchem an dreißig Familien wohnten, ſo nennen will, hieß „die Fabrik.“

Drittes Capitel.

Die Miſchung von Güte, Gemüth, Wohlthätigkeitsſinn und Gaſtlichkeit mit Herbheit, Eigenſinn, Trotz und zorniger Unbändigkeit, die in meiner Individualität Wand an Wand athmen und abwechſelnd über meine Stunden und Tage, über Schritte und Worte herrſchen, habe ich wohl von meinem Elternpaare.

Meine Mutter Charlotte, mit dem Familiennamen Brüll, aus Preßburg, war das lebendige Princip der Liebe, der Milde, der Wohlthätigkeit, der Gaſtfreundſchaft und Duldung überhaupt. Ich erinnere mich ihrer, die ich in meiner früheſten Jugend verlor, wie man ſich einer Traumgeſtalt, eines Traumengels erinnert. Sie war ſchwach und kränklich, blaß und leidend. Sie trank den Wermuth, der ihr in den Lebensbecher gegoſſen wurde, ſie aß das Salz, das ihr in die Lebensſchale geſchüttet wurde, mit wahrhaft chriſtlicher Demuth, Geduld und frommer Ergebung.

Das Andenken an alle Liebe, an alle Liebkoſung, an alle Zärtlichkeiten, an alle Tröſtungen, mit welcher ſie die dornen- und ſchmerzvollen Stunden meiner Kindheit überdeckte, durchmilderte und linderte, geht durch mein Leben mit mir wie ein unſichtbarer Wehmuthsgenius, der mit rückwärts gewandtem Geſicht lächelt und weint.

Ein Beweis, wie dieſes Andenken in der tiefſten Tiefe meines Seins eingefeſtigt iſt, mag folgender Moment aus meinem ſpätern Leben zeigen.

Als ich nämlich 9—10 Jahre alt war, war ein großes „Talmud-Examen“ bei dem bürgerlich befugten „Rabbi Lebiſch,“ Doctor der angewandten Ochſenziemer und Magiſter der ununterbrochenen Prügel!

Meine Wenigkeit bekam von ihm am Anfang jeder Woche, ohne alle Rechtsgründe, ohne Verhör und Urtheil eine Tracht Prügel anticipando, und auf die Klagen meiner Mutter ſagte er: „Ich ſchlag' ihn deßhalb, weil ich weiß, daß er die ganze Woche nichts lernen wird und am Freitag doch Alles beſſer wiſſen wird wie alle Anderen!“ Dieſe ſchmeichelhafte Vorprügelung währte aber die ganze Woche lang!

So wie die jüdiſche Kochkunſt nur aus zwei Dogmen beſteht: „Mandeln und Zibeben,“ ſo beſteht der jüdiſche Talmud-Unterricht nur in zwei Dogmen, in „Schelten und Schlagen!“

An einem ſolchen Freitag, der einem Sonntag folgte, an dem mein Rücken einen beſondern braunen und blauen Montag feierte, ging ich aus dem großen General-Talmud-Examen hervor wie ein junges ruhmvolles Spanferkel, braun und glänzend! Der Ruf meines Sieges über 48 oder 50 andere Talmudlinge war mir vorausgeeilt, und als ich nach Hauſe kam, liebkoſ'te mich meine Mutter, band mir ein neues blaues Halstuch um den Hals, tröſtete mich, legte die Hand auf meinen Kopf und ſagte: „Ich bin verſichert, Gott wird dich hundert Jahre leben laſſen!“

Dieſer Augenblick der mütterlichen Zärtlichkeit und Segnung blieb mir, ſonderbarer Weiſe genug, vor Allem im Gedächtniß.

Im Jahre 1831 lag ich in München am Nervenfieber todtkrank darnieder. Ich war ganz entmuthigt und faſt apathiſch. Se. Majeſtät der König Ludwig ſchickte mir in ſeiner hochherzigen Theilnahme ſeinen Leibarzt Dr. Wenzel, den ich aber in meiner Stumpfheit nicht anhören wollte.

Ungefähr in der zwanzigſten Nacht meiner Krankheit lag ich im Zuſtande voller Betäubung und Seelenlichtloſigkeit, das Zimmer war von einer Nachtlampe matt erhellt und Freund Jerrmann war an meinem Bette eingeſchlummert.

Da hörte ich die Zimmerthüre leiſe aufgehen, meine Mutter trat herein, ſo wie ſie an jenem Freitag vor mir ſtand, ein lichtblaues Kleid, in einer bunten, alles Haar verbergenden Haube, mit zwei breiten Seitenflügeln, in der Hand hatte ſie ein blaues Halstuch wie dazumal, ſie beugte ſich über mich, band mir das blaue Tuch um den Hals wie dazumal, tröſtete mich, legte die Hand ſegnend auf mein Haupt und ſagte wie dazumal: „Ich bin verſichert, Gott wird dich hundert Jahre leben laſſen!“ und verſchwand.

Dieſe „Viſion“ oder „Fieberphantaſie“ machte eine wunderſame Wirkung auf mich. Es ſchien mir kein Wunder, ich dachte nicht darüber nach, ja mir fehlte ſogar die klare Erkenntniß, daß meine Mutter todt iſt, allein von dieſem Augenblicke an kehrte eine unerklärliche Beruhigung, eine ſolche fromme Zuverſicht in mein ganzes Weſen ein, es wurde klar und licht in mir, die Dumpfheit meines Zuſtandes war wie eine Decke weggehoben. Von dieſer Minute an war ich ein Anderer und ſelbſt mein Arzt fand am Morgen darauf, daß eine ganz wohlthuende Nervenumſtimmung bei mir ſtattfand, und von da an genas ich.

Bei dieſer Gelegenheit ſei eine an dieſe Krankheitsgeſchichte geknüpfte Anecdote erzählt. Nachdem ich ſchon mehrere Tage ausging, begegnete ich im „engliſchen Garten“ Sr. Majeſtät dem König Ludwig. Nach ſeiner Gewohnheit herablaſſend und gütig, geruhte Se. Majeſtät mir zur Geneſung Glück zu wünſchen und fügte hinzu: „Aber warum haben Sie denn meinen Arzt nicht haben wollen, haben Sie kein Vertrauen zu meinem Leibarzt?“

Ich verneigte mich ehrfurchtsvoll und erwiederte: „Nein, Euer Majeſtät! Zu dem Leibarzt Euer Majeſtät habe ich kein Vertrauen, denn er iſt gewohnt Unſterbliche zu behandeln!“

Mein Vater, Gottlieb Saphir, war eine ſtattliche, impoſante Geſtalt, er war ein Mann voll des ſchärfſten Verſtandes, im Beſitze eines wunderbaren Scharfſinnes, ſo daß er — er bekleidete das Amt eines Oberlandes-Steuer-Einnehmers der damaligen Kopfſteuer, „Malkegeld“ geheißen — von einem großen Umkreiſe der Bewohner der umliegenden Comitate in allen Dingen zu Rathe gezogen wurde.

Er beſaß ungewöhnliche Kenntniſſe und war wegen ſeiner hohen Redlichkeit und Charakterlauterkeit allgemein ſehr geachtet und geſchätzt. Uebrigens war er, bei aller Geiſtesfülle, orthodoxer Jude; die finſteren und marternden Auslegungen der jüdiſchen Geſetze fanden an ihm einen fleißigeren Befolger als die heiteren und genußerlaubenden.

Lachen war bei ihm faſt antireligiös. Wir Kinder bekamen ſelten die „Erlaubniß zum Lachen.“

Auf unſern Unterricht verwendete er viel und gern, natürlich im „Talmud“ und „Bibelſtudium.“ Seine höchſte Sorgfalt verwendete er darauf, uns „ſchön ſchreiben“ lernen zu laſſen!

Da fand er nun an mir, ſeinem Benjamin, leider eine Quelle von Verdruß und Betrübniß!

Die jüdiſchen Schriftbuchſtaben ſind viel maleriſcher, viel charaktervoller als die deutſchen. In der deutſchen Schrift kann man die Buchſtaben eines ganzen Wortes verbinden, ſie in einem Zug hinſchreiben; jedes Wort iſt eine verbundene kleine Gemeinde. In der jüdiſchen Schrift muß jeder Buchſtabe für ſich allein hingeſtellt werden, jeder Buchſtabe iſt ein „Balbohs“ (Hausbeſitzer) für ſich.

Mein Vater hatte Lieblingsbuchſtaben, z. B. das „K“ („Kuhf,“) das „P“ (Pee,) das „n d“ (nun-dallet) u. ſ. w.

Dieſe drei Buchſtaben waren meine ärgſten Feinde auf der Welt! Wenn ich ein „Pee“ machte, ſchien es mir Geſichter zu ſchneiden, mich anzugrinſen und anſtatt daß es, fertig gewunden, ausſehen ſollte wie eine Boa Conſtrictor, die ſich zirkelmäßig zuſammenrollt, ſah es aus wie ein verdorbener Krautſtrudel, der in ſeiner Entwicklungsperiode doppelte Glieder bekam und ſein Daſein zwiſchen Pantoffel- und Pudelmützen-Geſtalt hinfriſtete!

So oft mein Vater ein ſolches naturwidriges „Poe" ſah, wie es aus dem ſchwarzen Rachen meiner Feder auf das Papier hintrat, ſeufzte er tief über die Entartung meiner Menſchenwürde: „Wer ein ſolches „Poe" macht, wird ſein Lebtag kein ordentlicher Menſch!"

Alſo dieſes „Poe" iſt Schuld, daß ich ein Schriftſteller wurde!

Meine hiſtoriſch-literariſche (!!) Bildung aber bekam ich als Kind bei meinem Großvater, und das hängt mit „Joſephus (Flavius) und Alexander von Macedonien" wie folgt zuſammen.

Viertes Kapitel.

Mein Großvater hatte beſondere Zärtlichkeit für mich; ich war nämlich ſein jüngſtes Enkelchen.

Seine Zärtlichkeit manifeſtirte ſich glänzend! Er beſaß bei ſeinem Hauſe einen Garten, der mein Paradies war. In dieſem Paradieſe ſtand auch ein Apfelbaum, welcher koſtbare Aepfel trug.

Wenn nun mein Großvater von Zärtlichkeit überfallen wurde, durfte ich mit ihm in's Paradies gehen und dort auf den Baum der Erkenntniß klettern und einen — zwei Aepfel vom Zweig brechen.

Aber der Drang nach Erkenntniß in mir war ſtärker als der Befehl: „nicht mehr als zwei, oder ich jag' dich mit der Stange herunter!“ Die Scene endete gewöhnlich mit Vertreibung aus dem Paradieſe. Aber ich war ein kleiner Trutzkopf!

Mein Großvater beſaß den Joſephus (Flavius) mit hebräiſch-deutſchen Lettern, und ich mußte ihm denſelben vorleſen! An jedem Abend nach einem „verlornen Paradieſe“ wurde ich ſo ſtockheiſer, daß ich den Joſephus nicht vorleſen konnte.

Dann gingen die Unterhandlungen an, die gewöhnlich damit endeten, daß ich für den kommenden Tag freie Aepfelfahrt zugeſagt bekam und ein kupfernes Fünfzehnkreuzerſtück als Kriegsentſchädigung.

Dann begann die hiſtoriſche Prälection und mein Großvater hörte mit derſelben Aufmerkſamkeit die vielleicht zum zwanzigſten Male wiedergeleſene Geſchichte von der Zerſtörung Jeruſalems und wie „wegen ein Hendel Jeruſalems Tempel iſt zerſtört worden!“ Jedesmal überzog tiefe Wehmuth das Antlitz meines Großvaters bei dieſer wunderſamen, von „Joſephus“ hiſtoriſch beglaubigten Thatſache! „Wegen ein Hendel!“ lamentirte er beſtändig!

Wenn ich damals ſchon ſo ein witziger Gelehrter und ſo ein gelehrter Witziger geweſen wäre wie jetzt, ſo hätt' ich ihm geſagt: „Lieber Großvater! kleine Urſachen, große Wirkungen! Wegen eines Apfels iſt der Tod auf die Welt gekommen, wegen ein bischen Linſen iſt ein großer Völkerſtreit entſtanden, wegen „ein Hendel" iſt Jeruſalem und wegen „ein Ganſel" Troja zerſtört worden!"

Während mein Geiſt auf dieſe Weiſe den erſten Trank aus dem Buſen der Weltgeſchichte ſog, bekam meine Phantaſie und mein romantiſches Herz einen abenteuerlichen Grundgeruch durch den alten Kammerdiener der Grundherrſchaft von Lovasberény. — Er war nahe an achtzig Jahren und war auch „Lovasberényer Poſtmeiſter," aber nur einmal die Woche, wenn die Briefe für meine ſämmtlichen Contemporains, von Totis, glaub' ich, abgeholt und die Briefe ausgetheilt wurden.

Er war Tyran de Lovasberény No. 4, er ließ ſtundenlang auf die Briefe warten, oft ſagte er: „Packt Euch zum Teufel und kommt morgen wieder." Dieſer Tyrann war aber auch Romantiker, er beſaß eine Bibliothek! d. h. ein einziges, dickes, einbandloſes Buch ohne Titelblatt. Es waren „Hiſtorien," „Märchen" wie ich jetzt glaube. Er war paſſionirt, ſie vorzuleſen; und ſo entflammte ſich meine Phantaſie an zwei Erzählungen: „Der grüne Serpentino" und „die Prinzeſſin Lerrinette."

Ich ſaß ſtundenlang mit geſchloſſenen Augen und hörte auf die peinlich verwickelten Geſchichten.

„Der grüne Serpentino“ war ein grauſamlich garſtiges Mannsbild mit grünen Haaren. Er war der einzige Sohn eines mächtigen Königs; ſo grauſamlich häßlich er war, ebenſo grauſamlich tugendhaft, ritterlich und edelmüthig war er. Er liebte die einzige Tochter des mächtigen Königs Zamaburgo, aber die böſe Fee „Fanferlüſche“ hat ihm grüne Haare geſchenkt, damit ihn kein weibliches Weſen liebe. Aber Liebe iſt ſtärker als Feen, in den Augen der echten Liebe ſind rothe Haare, blonde Haare und grüne Haare gleich! Die Prinzeß Brambilma liebte den grünen Serpentino, der für ſie erſt durch einen brennenden Wald in eiſernen Stiefeln ging und ich weiß nicht mehr zu wie viel Rieſen und Drachen ſagte: „Allez-vous-en!“ und ſie dann in denſelben brennenden Wald trieb und ihre Herzen auf einem Spieß von „Glasgold“ (?) an Brambilma überſendete.

Die „Prinzeſſin Lerrinette“ war eine wunderſchöne Prinzeß, die auch von einer böſen Fee in ein Unthier verwandelt wurde, bis zum Leib reizendes Weib, dann bis zu den Beinen Klapperſchlange und das Piedeſtal eines Donaukarpfen! Sie wohnte in einem gläſernen Kürbiß, in welchem ſie auf das Rührendſte ſang und Zither ſpielte. Die Erlöſung ſollte dem gelingen, der ſie aus dem Kürbiß befreit, ohne ſie zu berühren und den Kürbiß zu beſchädigen.

Mit brennender Neugier lauſchte ich athemlos der Löſung, da — o entſetzliches Geſchick! — alle

Blätter fehlten bis zum Anfang der Erzählung „Einunddreißigel!“

Meine Tage und Nächte waren nun bevölkert mit „grünen Serpentino“ und „Prinzeſſin Lerrinette!“ Fieberhaft dachte ich nach, wie ich noch die Prinzeſſin aus dem Kürbiß holen könnte, ohne den Kürbiß zu zerbrechen, und ich erinnere mich ſehr gut, daß ich an großen wirklichen Kürbiſſen verſchiedene Verſuche und Kaiſerſchnitte machte.

In jedem Mädchen ſah ich eine Lerrinette und ich war der „grüne Serpentino!“ Ich hätte eine Welt darum gegeben, wenn ich grüne Haare gehabt hätte, um zu erproben, ob „Frumetel“ mich trotz grüner Haare lieben und heiraten würde; und — für Geld bekömmt man Alles! — ich bekam über Nacht grüne Haare!

Der Erzählung dieſer Schöpfung meiner grünen Haare ſei deshalb ein Plätzchen in meinen „Memoiren“ gegönnt, weil ſie ein Beweis ſein mag, wie beſchränkt mein Verſtand in meiner Kindheit geweſen ſein muß, ja, ich erinnere mich gewiſſer Züge von Dummheit aus meinen Jahren von 8—10, die an's Unbegreifliche geh'n, da ich in denſelben Jahren doch die erſtaunenswertheſten Proben von Auffaſſung, Scharfſinn und ſchneller Erkenntniß in allen jenen Fächern entwickelte, die mein Studium ausmachten.

Mein älterer Bruder Leopold benützte dieſe meine leichtgläubige Beſchränktheit auf's practiſchſte.

Als jüngſtes Kind wie jüngſter Enkel, als Neſtheckchen und Mutterſöhnchen hatte ich immer ein paar Groſchen in der Taſche. Bruder Leopold — etwa um acht Jahre älter — wußte dieſe Groſchen des Benjamins ganz geſchickt in ſeine Taſchen zu bringen.

Sollte man glauben, daß ich ihm Geld dazu gab, Gänſefedern zu kaufen, ſie anzubauen, ſie täglich mit einer von ihm verfertigten Wundertinctur zu begießen — damit lebendige Gänſe emporwachſen!

Als Vertrauter meiner Liebe zu „Frumetel“ und meines ſehnlichen Wunſches, „grüne Haare“ zu haben, ſagte er eines Tages: „Ich könnte machen, daß dir grüne Haare wachſen, aber das koſtet wenigſtens ſechzehn Groſchen!“

Durch beſondere Liebkoſungen erſchmeichelte ich mir dieſes Capital und am andern Nachmittag nahm mich mein Bruder in die Mache. Ich weiß nicht, welche „Löwenpomade“ er erfand, aber nach einer halben Stunde war ich „grüner Serpentino der Zweite!“ Mein Kopf ſah aus wie eine ungekämmte Stachelbeerhecke!

Ich war glücklich! Und eilte nun zu „Frumetel“, ob ſie mich noch lieben wird!

Frumetel erging ſich eben im „Kukurutzgarten“ und ſah nach, wie lange ſie noch auf einen Maisſtengel warten müſſe.

Ich ſtürzte ihr wie eine gelbe Rübe mit grünem Haarbüſchel, ein „Riquet à la houpe,“ entgegen, das

Herz von Glück und Sehnſucht geſchwellt, aber — curioſer Guſto! — Frumetel erblickte mich, ſchrie auf, ſchlug die etwas erdigen Hände, beim Anblick ihres Sohnes der Wildniß, über ihren Kopf zuſammen und ſchrie: „Motzi*) biſtu meſchugo? (verrückt). Geh' mir aus den Augen, du Mießnik!“ (Unhold!)

Ich war wie vom Donner gerührt! „Und darum grüne Haare? und darum ſechzehn Groſchen ausgegeben?“

Noch größer war der Lärm in meiner Familie, als der kleine Benjamin als „grünliches Meerweib“ nach Hauſe kam.

Es war ein großes Gewitter, welches oft einſchlug. Aber ich blieb vier Wochen lang grüner Jüngling!

Dieſer Vorfall war die Veranlaſſung, daß beſchloſſen wurde, mich auf die „hohe Schule“ nach „Päks“ zu ſchicken, um Frumetel aus mir heraus- und noch mehr Talmud in mich hineinzupeitſchen.

Fünftes Capitel.

Es wurde alſo im Familienrathe beſchloſſen, mich auf die hohe Rabinatsſchule nach Päks zu ſchicken.

Wieviel Thränen dieſe Reſolution meiner Mutter erpreßte, iſt unſäglich. Es iſt mir von dieſer Trennung nichts im Gedächtniß geblieben als eben der zärtliche Schmerz meiner Mutter und all' ihre kleinen Zärtlichkeiten in Ausſtattung und Mitgabe zu dieſer meiner Univerſitätsfahrt, und die Erinnerung an eine Sibylle, an eine Prophetin, an die Lenormand Lovasberénys, an eine Zigeunerin, welche vor dem Antritt meiner Studentenreiſe um meine Zukunft befragt wurde.

---

*) Hätſchelname für Moriz.

Zu jener Zeit waren die „Zigeuner" noch eine romantiſche Staffage auf dem flachen Lande Ungarns, und viele größere Dörfer hatten am äußerſten Ende oder in der Entfernung von 50—100 Schritten eine kleine Colonie dieſer romantiſchen Vagabunden. Man nannte dieſe Colonie immer das „Zigeunerdörfel."

In dieſem „Zigeunerdörfel" durften ſie ſich Hütten (Rauchhütten) anlegen, doch keine Einfriedung, keinen Zaun, kein Gehöfte um dieſe Hütten haben. An gewiſſen Tagen, namentlich an Markttagen, durften ſie nicht in den Ort kommen.

Dieſe Vergünſtigung, einen Anſiedlungspunct haben zu dürfen, verdankten die ungariſchen Zigeuner der Weisheit und Menſchlichkeit der großen Maria Thereſia. Sie ſollten auch nicht mehr „Zigeuner," ſondern „Uj-Magyar" (Neu-Ungar) heißen. Die Kinder der Zigeuner ſollten in die Schule geſchickt werden u. ſ. w. Die Grauſamkeiten, mit welchen die humanen Intentionen Maria Thereſia's von den executiven

Mächten ungariſcher Dörfer vollzogen wurden, waren mehr geeignet dieſe Race ganz zu entmenſchen und zu verwildern, als ſie an das Band der geſelligen Ordnung zu knüpfen.

Die Zigeuner überhaupt haben nur eine Tugend: „Kindesliebe,“ ſie lieben ihr Kind über Alles, aber dieſe Tugend wird bei ihnen zum Laſter, ſie iſt die Liebe der Thiermutter, bis zu einem gewiſſen Alter, dann wird das Kind ſich ſelbſt überlaſſen, Stehlen und Vagabundiren ſein Spielwerk.

Faſt überall, wo ein ſolches „Zigeunerdörfel“ war, befand ſich unter ihnen auch eine „Javasné.“

Eine „Javasné“ war Alles in Allem, ſie war „Viarda“ und „Meg-Merillis,“ ſie war Wahrſagerin, Kartenlegerin, Wunderdoctorin, Thierarzt u. ſ. w. Zu ihr nahm man Zuflucht, wenn man beſtohlen wurde, wenn die Kuh keine Milch gab, wenn die Kinder das kalte Fieber hatten, wenn man einen Handel abſchloß, wenn man wiſſen wollte wie die oder der Zukünftige beſchaffen ſein wird, wenn man eine Reiſe machte, kurz die „Javasné“ war das Orakel. Wo kein ſolches Zigeunerörtchen war, da kam von Zeit zu Zeit eine „Javasné“ auf Gaſtrollen. Ein kleiner Karren, von einem Hunde oder einer Ziege gezogen, war ihr Dreifuß, dieſen Karren pflanzte die „Javasné“ vor dem Dorfe auf, und zu ihr wallfahrtete Alles, was ein Anliegen an die Zukunft, an ein Geheimniß oder ein Gebrechen hatte.

Man führte ihr die kranken Kinder, das kranke Vieh zu. Zu Wohlhabenden ging die „Javasné“ wohl auch in's Haus. Sie ſagte aus der Hand wahr, man opferte ihr bald Geld, bald auch Victualien. Eine ſolche Javasné oder Seherin hatte ihr Dodona auch in dem Zigeunerdörfel zu Lovasberény, und zu ihr wurde ich geführt, um meine Zukunft zu erfahren.

Ich weiß mich nur der Lehmhütte zu erinnern, voll Rauch, und der alten Javasné, die in einem rothen Kopftuch auf einer Art Truhe oder Koffer ſaß und ein ſchwarzes Schwein zur Seite hatte, denn bei den wahrſagenden Zigeunerinnen vertritt ſtets ein ſchwarzes Schwein die Stelle der bei den andern Wahrſagerinnen und Kartenlegerinnen unvermeidlichen großen Katze.

Welches Horoscop ſie mir ſtellte, weiß ich nicht mehr, das ſchwarze Schwein nahm meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Doch muß die Prophezeiung befriedigend ausgefallen ſein, denn meine Mutter ſagte mir im Nachhauſegehen: „Wollte Gott, es würde wahr!“

Bei dieſer Gelegenheit, da ich von dem ungariſchen Ziegeunerleben ſpreche, ſei noch einer der denkwürdigſten Zigeuner-Perſönlichkeiten jener Zeit, einer Zigeuner-Celebrität gedacht, eines Virtuoſen, deſſen Eigenthümlichkeit wunderbar genannt zu werden verdiente, des Violinſpielers „Bihary,“ des „Zigeuner-Paganini's.“ Ich erinnere mich ſeiner aus meinen früheſten Kinderjahren und auch noch ſpäterer Zeit, als die drei Alliirten in Peſt waren, und er vor ihnen ſpielte und große Senſation erregte.

Er war ein großer, ſtattlicher Mann, von der dunkelſten Färbung, mit blitzenden Augen und einer Phyſiognomie, welche die höchſte Schlauheit, aber auch eine große Intelligenz verrieth.

Bihary war der ungariſche Orpheus, ſein Name war die Loſung zur Bewunderung, und wenn er in einer Cſárda, auf einem Bocſo erſchien, war Fanatiſmus und Verzückung.

Er wurde gewöhnlich von noch drei fiedelnden Zigeunern begleitet und reiſte im Lande umher.

Die Art ſeiner Spielweiſe iſt unbeſchreiblich. Aus ſeiner braunen Fiedel zog er — der ſpecielle Charakter ſeines Spieles war eigentlich ein gewiſſes elegiſches Ziehen der Töne — die erſchütterndſten, ſchmerzlichſten und rührendſten Weiſen hervor, während andere ſeiner Spielweiſen, ſeiner Tanzſpielweiſen, Begeiſterung, Jauchzen und betrunkene Füße hervorbrachten.

Im ganzen Lande kennt man eine Melodie, die blos „ein Bihary“ hieß. Auf den Marktplätzen oder in den Bendégſogadó ſtanden die dicht gedrängten Kreiſe um ihn, athemlos horchend, wenn er den „Palgos“ anſpielte und die übervolle Bruſt der Hörer entlud ſich endlich in einem Beifallswüthen. Ich erinnere mich, daß bei einer Werbung, die im Hofe meines Großvaters ſtattfand, in welchem die neuen Recruten ein Feſt bekamen, Bihary ein „Hármas táncz“ aufſpielte, der eine Art Tarantelismus bewirkte.

Er war ein Naturaliſt und hat erſt in ſpäteſter Zeit Noten kennen gelernt. Aber er war ein Zauberer. Seine kleine braune Fiedel war bald Dämon, bald Engel, bald lachendes Mädchen, bald weinende Muſe! Seine Töne wühlten im Buſen des Hörers herum, ſie wühlten die tiefſten Schmerzen, die tiefſten Gelüſte, die ſanfteſte Wehmuth, die wildeſte Begier auf!

Aus dieſer kleinen braunen Fiedel beſchwor der kleine Bogen Bihary's alle Geiſter der nationalen Erinnerungen, die ſchmerzlichſten und wildeſten heraus!

Bei den ungariſchen Hochzeiten in Dorf und Stadt gehörte es zu dem Stolz der Hochzeiter, wenn Bihary mit ſeiner Bande da war. Dann zog wohl auch, wenn die Freude hoch geſtiegen war, die ganze Hochzeitsgeſellſchaft durch den Ort, Bihary voran — einen Cſárdás oder dergleichen aufſpielend, und wo der Zug vorüberging, ſchloſſen ſich Männlich und Weiblich an, und begannen ſich im Tanze zu drehen, und ſo wuchs das Ding zum Knäuel an und jauchzten „Eljen Bihary“ fort und fort.

Bihary ſelbſt nahm nichts an, d. h. von der Menge, dieſe ſchüttete ihre Gaben in die Cymbal des unermüdlichen Cymbalſchlägers, der mit Bihary umherzog.

Noch in ſeinem hohen Alter erfreute ſich Bihary einer Auszeichnung von Sr. Majeſtät dem Kaiſer Franz.

Mehr über dieſen wunderbaren Naturkünſtler dürfte vielleicht in Gräffer's National-Encyclopädie zu finden ſein, obwohl ich zweifle, daß er viel von ihm zu ſagen wußte.

Sechſtes Capitel.

Noch bevor ich meine Wanderung aus dem elterlichen Hauſe antrat, ſtarb meine Mutter. Sie ſtarb, wie ſie gelebt hatte, leidend, ſchmerzenreich, ſanft, fromm und duldend.

Ich war noch zu viel Kind, um dieſen Verluſt in ſeiner ganzen Bitterniß zu verkoſten; ich weiß, daß ich weinte, viel weinte, und als man mich aus dem Zimmer der Sterbenden entfernte, von ihrem Bette gewaltſam weggebracht werden mußte.

Mit dem Tode meiner Mutter zog der gute Familienengel aus unſerem Hauſe.

Mein Vater ſiedelte von Lovasberény nach Ofen über, mein älteſter Bruder zog nach Peſt und meine Schweſter lebte in Preßburg.

Mein Vater ſchritt zu einer zweiten Heirat und überſiedelte von Ofen wieder nach Moor im Stuhlweißenburger Comitat, wo er eine reiche, in Jahren vorgerückte Witwe heiratete.

Ohne noch eines Urtheils fähig zu ſein, erſchrack ich vor dem Gedanken an eine „Stiefmutter.“

Zwei „Mütter“ haben das Unglück der Maria Stuart, ſie ſind vielleicht beſſer als ihr Ruf: Stief- und Schwieger-Mütter.

Mutter Eva war deßhalb die glücklichſte Ehefrau, weil ſie keine Schwiegermutter hatte, und Ismael war der erſte, der von einer Stiefmutter ausgetrieben wurde.

Eine Mutter iſt die Perlmutter des Hauſes, eine Schwiegermutter aber iſt die Eſſigmutter des Hauſes.

Es iſt eine vielfach beſtätigte Erfahrung, daß die Schwiegermütter mehr Tyranninnen für Schwiegertöchter als für Schwiegerſöhne ſind. —

Jede Mutter verheiratet ſich und ihr Kind zugleich.

Wenn alſo der Sohn heiratet, bekömmt er ſo zu ſagen zwei Frauen, die Mutter betrachtet die Schwiegertochter gewiſſermaßen als Hagar, und wenn der Enkel einmal da iſt, ſo hat der Mohr ſeine Schuldigkeit gethan und der Mohr, die Schwiegertochter, kann gehen.

Die Schwiegermütter ſind eiferſüchtig, es iſt die Eiferſucht auf die Liebe des Sohnes, die ſie zu Feindinnen der Schwiegertöchter macht. Es ſind gewiſſermaßen Nebenbuhlerinnen.

Ueberhaupt kann jede Frau jede Frau nicht leiden, die geliebt wird, und beſonders wenn dieſe Frau von dem eigenen Sohne geliebt wird, den man nicht mit Liebe und Zärtlichkeit erzogen haben will, damit er dieſe Liebe und Zärtlichkeit auf eine Andere übertrage.

Ganz anders iſt es mit dem Schwiegerſohn. Die Söhne werden von den Müttern geboren und erzogen, um ſie zu behalten, die Töchter werden von den Müttern geboren und erzogen, um ſie los zu werden!

Ein „Schwiegerſohn“ iſt das letzte Mittel für dieſen Zweck! Und es iſt ein Stück Dankbarkeit, daß die Schwiegermütter die Schwiegerſöhne liebevoller behandeln als die Schwiegertöchter.

Eben ein ſolcher Unterſchied waltet zwiſchen „Stiefmutter“ und „Stiefvater“ ob.

Ein „Stiefvater“ ſieht in dem Stiefkind nichts als ein Pflichtexemplar, welches ihm die Frau zubrachte; ohne Liebe und ohne Haß nimmt er dieſes Pflichtexemplar auf. Eine „Stiefmutter“ aber ſieht in dem „Stiefkind“ ein Hinderniß, ein unglückliches Ereigniß, welches aus dem „status quo ante“ in den „status quo“ hineinwächst!

Ich bewahre mich hier alles Ernſtes davor, als bezögen ſich dieſe Betrachtuygen auf meine Stiefmutter. Ich glaube den Schatten meines ſeligen Vaters zu beleidigen und dem Schatten jener Frau Unrecht zu thun, wenn ich die leiſeſte Anklage überſie laut werden ließe. Es war eine kreuzbrave Frau, kinder-, alſo liebelos. Sie fürchtete Gott, heiligte den Sabbath, liebte das Geld, achtete ihren Mann und ſah die Genüße der Welt als ganz unberechtigt an, incluſive eſſen und trinken.

Sie hat, ſo viel ich weiß, nie ſich ſtiefmütterlich böſe gegen meine Geſchwiſter benommen, und dankbar muß ich es ihr nachrühmen, daß ſie meinem Vater die ſorgſamſte, pflegevollſte Gefährtin bis an ſein Ende war.

Als ich das väterliche Haus verließ, ſtand blos die Schreckgeſtalt: „Stiefmutter“ im Allgemeinen vor mir.

Ich kann auch nicht ſagen, daß ich gerade deßhalb die Heimat verließ.

Unbändigkeit meinerſeits, verbunden mit jenem dunklen Drang, ſich fortzubewegen, der in allen Dingen liegt. Es iſt der „Wille in der Natur,“ der „Wille,“ der in Menſchen, Pflanzen nnd ſelbſt in lebloſen Körpern lebt, der Wille zur Veränderung, der auch in Steinen lebt.

Ich verließ mein väterliches Haus wie ein Schiffchen, das ohne Ruder ohne Compaß, Segel Maſt, ſelbſt ohne beſtimmtes Ziel vom Ufer in die Wellen treibt.

Ich hatte keine klare Idee: wozu? wohin? weßwegen.

An einem ſchönen Morgen verließ ich Ofen, omnia mea beſtanden in zwei rüſtigen Beinen, einem Wanderſtab und etwa acht oder zehn Gulden Wiener Währung, und ſo pilgerte ich per pedes apostolorum wie ein Land-Columbus immer fort, bis der „muthige Segler" auf leichten und zerriſſenen Sohlen in Preßburg ankam.

In Preßburg angelangt nahm mich der Bruder meiner Mutter, Onkel J. Brüll, mit väterlichem Wohlwollen auf, obwohl ich nicht ganz appetitlich ausſah.

In dem Hauſe meines Onkels fand ich die liebevollſte Behandlung. Er war einer der reichſten und angeſehenſten, zugleich einer der gelehrteſten und achtungswertheſten Männer jener Zeit. Gaſtfreundſchaft und Wohlthun waren die zwei Hausfreunde dieſer Familie.

Ich mußte im Hauſe wohnen, wurde neu überzogen und hergerichtet und lebte da ein flottes Leben. Doch ſollte dieſes Haus meines edlen vortrefflichen Oheims nicht zu meinem „Capua" werden, obwohl — mein allezeit liebebereites, aber nicht allezeit getreues Herz da einen kleinen Kinder-Roman durchmachte.

Mein Onkel hatte nämlich ein Töchterchen „Pepi," ein allerliebſtes Exemplar von einem Brünettchen!

Sie ſehen, ſie lieben, ſie heirathen wollen, war das Geſchäft von drei Minuten!

An einem Freitag Abends kam ich in Preßburg an, am Sonnabend beſaß Couſinchen „Pepi" ſchon einen Liebesbrief von mir, acht Seiten ſtark, geſchrieben mit allem Aufgebot an fingerdicken Buchſtaben, und jeder Buchſtabe ſah aus wie ein „Sohn der Wildniß," der von Parthenia geſchoren wird. — Was ich auf dieſen acht Seiten ſchrieb?

Die zimperliche Emilie Galotti ſagt: „Was er geſprochen und was ich erwiedert, ich weiß es nicht, mein Vater!" Ich weiß nicht, was ich ſagte, oder was ich geſagt haben konnte! Es kam auch weiter zu keiner mündlichen Verhandlung zwiſchen uns, nur ſo viel weiß ich, das wir oft ſtundenlang beiſammen ſaßen, ohne ein Wort zu ſprechen oder etwas Anderes zu thun als — „Haſelnüſſe" zu knacken!

Haſelnüſſe waren nämlich Couſinchen Pepi's Leidenſchaft, und alſo wurden ſie auch meine Leidenſchaft!

Wenn der gute Werther es zum Entzücken fand, wenn Lotte den Kindern „Butterbrod aufſtrich" und er die „kleinen Rotznäschen" hätte küſſen mögen, dann weiß ich nicht, warum für einen jungen Schwärmer nicht auch in dem Anblick ſeines haſelnußknackenden Ideals ein ſtiller Zauber liegen ſoll?

Indeſſen ging die Zeit der jungen Haſelnüſſe und meine Zeit auch vorüber, und ich ging einem Weg entgegen, auf dem ich ganz andere Nüſſe zu knacken bekommen ſollte.

Nachdem ich, um das Gleichniß mit dem Schiffchen fortzuſetzen, nachdem ich in Preßburg neu kalfatert und ausgebeſſert wurde, von Onkel und Tante neue

Takelage und etwas „baares“ Schiffszwieback in die Taſche bekommen, ſegelte ich von Preßburg ab. Couſinchen Pepi, die in meiner ſpäteren Biographie noch erwähnt werden wird, vergoß, wie ich glaube, einige Thränchen, welches mich ſehr rührte; aber noch mehr rührte es mich, daß ſie den Inhalt ihrer kleinen Sparbüchſe in meine Hand leerte und ſagte: „Moritz, glückliche Reiſe! ſei brav, führ' dich gut auf, lerne etwas, und wenn du was brauchſt, ſo ſchreib' mir!“

Daß ich brav war und blieb, iſt mein Geheimniß; daß ich was gelernt habe, iſt der Welt ein Geheimniß; und daß ich Couſinchen Pepi ſpäter oft ſchrieb, iſt unſer beiderſeitiges Geheimniß.

Ich reiſte mit einem Lohnkutſcher, nahm meinen Sitz neben ihm auf dem Kutſchbock und gelangte nach acht Tagen in Prag an.

Siebentes Capitel.

Als ich nach Prag kam, hatte ich, wie Cortez, alle Silberflotten hinter mir verbrannt. Ich ſelbſt war ohne Geld- und Unterſtützungsquelle, von zu Hauſe abgeſchnitten.

Ich kam in Prag mit einigen Gulden in der Taſche an und hatte nicht die leiſeſte Ahnung, von was leben, wenn dieſe zu Ende ſein werden.

Doch brachte ich drei Capitalien mit: die Sorgloſigkeit der Jugend, eine unzerſtörbare Luſtigkeit des Gemüthes und talmudiſche Gelehrſamkeit, wie ſie bei meinem damaligen Alter als Wunder angeſtaunt wurde.

Ich glaube, es dürfte für jeden Leſer von Geiſt nicht ganz ohne Intereſſe ſein, hier bei dieſer Gelegenheit über das Weſen dieſes Nebelbildes „Talmud“ eine kleine Andeutung zu leſen, von Jemand, deſſen Muttermilch ſie von der tauſendbrüſtigen Dame Gelehrſamkeit war.

Der Talmud umfaßt Alles, Civilgeſetz, Criminalrecht, Religionslehre, Sittengeſetz, Tempeldienſt, Ehrenrechte, Medicin, Ehegeſetz, Aſtronomie, Agrar- und Culturgeſetz, Prieſterrechte, Satzungen über Rein oder Unrein: kurz faſt Alles!

Die Entwicklung, Deutung, Erörterung, Auslegung und Discuſſion der 6 Grundtractate oder „Ordnungen“ (Miſchna) bildet die „Gemora“ und das ganze Heer der großen und kleinen Exegeſen, die alle ſich und die Andern anders auslegen, das ganze Heer der Milbenſucher und Silbenklauber, deren Name Legion iſt, und die alle ſich wie ein Rattenkönig ineinander verbeißen und einen Knäuel unentwirrbarer Sophismen, Antitheſen, Subtilitäten und Windfangerei bilden: das ungefähr iſt es, was man „Talmud“ nennt.

Wie der Juſtinianiſche Codex erhielt auch der Talmud ſein Gloſſatorium und Commentatorium. Während die „Miſchna“ im jüngern Hebräiſch geſchrieben iſt, iſt die Gemora im aramäiſchen Idiom abgefaßt.

Wenn man dieſen Wuſt von Gelehrſamkeit und Unwiſſenheit, von Scharfſinn und Bornirtheit, von Weisheit und Frivolität, von unerforſchlicher Geiſtestiefe und unglaublicher Schalheit durchſtöbert, ſo erſtaunt man über die Geſetzloſigkeit der Geſetze des Denkens, über die Vereinbarung der höchſten Intelligenz mit der tiefſten Finſterniß, über den Mißbrauch des tiefſten Scharfſinns, der angehalten wird, die craſſeſte Dummheit zu beleuchten, und über die Verſchwendung des allesumfaſſendſten, oft vierzigjährigen Studiums, welches ſich zur Aufgabe macht, Windeier auszubrüten, mit einem Ernſt, als ob ein Göttergeſchlecht aus dieſen Eiern hervorgehen ſollte.

Wenn man z. B. den Patriarchen Jehuda den Heiligen oder den Ordner der Miſchna „Rabbi“ oder den ſpäteren Commentar, der blos „Raſchi“ geheißen wird, nimmt, ſo bleibt man bei dem Phänomen ſtehen, welch' ein unbegreifliches Volumen der Kopf, das Gedächtniß, die Auffaſſung dieſer Männer haben mußte.

Die ſinnige Sprache der Weisheit, die lauterſte Moral, die ſinnigſten Parabeln und Sprüche des Talmuds haben Herder u. A. genugſam an's Licht gezogen.

Das Räthſel, wie es möglich iſt, ſo viel Geiſt- und Sinnvolles mit ſo vielem Läppiſchen zuſammen zu würfeln, wird erklärlich, wenn man in die Entſtehungsgeſchichte dieſes Amalgamas zurückgeht.

In der babyloniſchen Gefangenſchaft zogen ſich die ſogenannten Hochſchulen in entlegene Orte zurück, wo jeder Rabbi eine Schule von mehreren Hunderten Schülern hatte; der Vortrag beſtand nun über irgend einen Paragraph der Miſchna oder die Deutung eines Ritual- oder ſonſtigen Geſetzes, und das Thema wurde allen Schülern als Gegenſtand nächſter öffentlicher Disputationen anheimgegeben. Jeder dieſer Schüler, unter welchen ſich auch Rabbis und Gelehrte befanden, überbot nun den Anderen an Deuteleien, an Subtilitäten, an minutiöſen, aber ſcharfſinnigen Auslegungen, Wendungen und Verrenkungen des aufgegebenen Themas, Dogmas oder Spruches.

Man kann ſich alſo denken, wie viel Abſtruſes, Verſlitztes und Verſchnitzeltes neben dem lauteren Geiſt und der lichtvollen Erkenntniß mit zur Sprache kam, und das um ſo mehr, da der den Gelehrten dieſer Nation eigene Witz und die ihnen ebenſo eigene zerſetzende Kauſtik in dieſer Disputation durch Scheinwitz und Geiſtesſpielerei eine große Rolle ſpielte.

Ich bin ſogar überzeugt, daß es Satyriker unter dieſen Rabbis gab, welche in dem Lehrhauſe ſelbſt die Ironie als Waffen gebrauchten. So halte ich einen der erſten jener Talmudgründer, den Rabbi Jermia, für einen wahren „Humoriſt,“ welcher ſich über die Anderen Luſtig machte, indem er anſcheinend voll

Eifer und Einfalt im Lehrhauſe Fragen aufſtellte, die als wahre Parodie des Themas zu betrachten waren.

Nur ein Beiſpiel möge hier dieſen Kauz bezeichnen. Es handelte ſich um das Thema von „Rein oder Unrein," und welche Dinge in einem Leichenhauſe oder durch die Berührung eines Todten als verunreinigt zu betrachten, und das Schlußgeſetz lautete: „Im Naturzuſtand nimmt nichts die Verunreinigung an; iſt ein Ding aber durch Formen u. ſ. w. Gefäß oder dergleichen geworden, dann iſt es in der Dispoſition die Verunreinigung anzunehmen."

Als dieſer Orakelſpruch gefällt wurde, warf der ſarcaſtiſche Rabbi Jermia mit dem Anſchein des heiligſten Ernſtes folgende Disputationsfrage auf: „Wenn eine Ziege grüne Gerten vom Zaune fraß und ſie, in Geſtalt eines Geflechtes, der Natur wieder zurückgiebt, ob dieſes Product zum Contagium disponirt iſt oder nicht?!"

Der gute Rabbi Jermia hatte freilich das Schickſal, daß er dann immer aus dem Lehrhauſe („Beth Hamedraſch") hinausgeworfen wurde.

Der Talmud hat aber nicht nur ſeine Satyriker, ſondern er hat auch ſeinen „Münchhauſen," den Herrn Rabbi „Bar-Barchone." Dieſer war der männliche Scherezade der Schule; er erzählte Märchen, die an Lüge und Unwahrſcheinlichkeiten Alles übertreffen, was

Münchhauſen je zu denken wagte. Er erzählt zum Beiſpiel von einer Meerfahrt, die er machte. Er fuhr auf einem Schiff, welches zweihundert Meilen in der Minute zurücklegte; da begegnete dieſes Schiff einen Fiſch, welcher ihm entgegen kam, und dieſer Fiſch ſchwamm auch zweihundert Meilen in einer Minute, ſo ſegelten Schiff und Fiſch in entgegengeſetzter Richtung aneinander vorüber, und das Schiff ſegelte zwei Jahre bis es von den Vorderfloßfedern des Fiſches bis an ſeine Hinterfloßfedern kam.

Nicht unbemerkt kann ich hier laſſen, daß es vielleicht für den Erfinder der Dampfſchiffahrt etwas bedenklich ſein könnte, wenn man den Lügen dieſes untertalmudiſchen Münchhauſens einige Realität unterſchieben wollte. Denn er erzählt auch, er habe einmal auf dem Meere ein Schiff geſehen, welches ſich wie ein Blitz fortbewegte und er ſah nichts als eine Feuerſäule („Nure chiwerte“), die es forttrieb!

Ueberdem ſind von einer Maſſe Autoren und Literaten Plagiate an dem „Midraſchim“ begangen worden. So z. B. befindet ſich der Stoff zu Schiller's „Bürgſchaft“ in der Handſchrift von „Midraſch Kaheleth,“ welche der Gelehrte Menachem Conſaro beſaß. Die Sage der „Weiber zu Weinsberg“ (natürlich nicht zu „Weinsberg“ ſpielend) findet ſich in „Midraſch Schir Baſchirim.“ Die berühmte Proceßgeſchichte des geliehenen Geldes, welches ſich in einem Stock befand, die im „Don Quixote“ des

Cervantes iſt, iſt faſt buchſtäblich im „Talmud Nedorim“ zu leſen und unter den Talmudkennern als die Sage von „Kanne debeh Rabbe“ bekannt.

Genug davon und zurück zu meinem Debut in Prag.

Die hohe Schule des Talmuds in Prag ſtand unter dem Principat des Oberappellanten Samuel Landau, eines der geachtetſten Gelehrten Prags. Er hielt zuweilen am Samſtag eine Disputation in ſeinem Hauſe, auf ein vorher kundgegebenes Thema. Ich drängte mich mit in den Disputationsſaal und disputirte mit dem alten ehrwürdigen Mann, voll Geiſt und Feuereifer, aus allen Kräften und ganz ungenirt. Das Auditorium ſah den kecken Jungen ganz verduzt an, der Rabbi aber ſagte am Ende, ich möchte Mittag bei ihm bleiben.

Da nahm er mich in's Verhör, gab mir verſchiedene Themata auf, die ich ſofort zu ſeinem Erſtaunen löſte. Abends ſchrieb er mir eine Karte, ein ſogenanntes Bequartirungs- und Verköſtigungsbillet, auf drei Monate für das reiche Haus M. Fiſchels.

Am andern Tag bezog ich mein Winterquartier und wurde von der Tochter des Hauſes, eine wahre Roſe Jeſchuruns, mit Namen Blümele, in mein Logement inſtallirt. Es war eine vortreffliche, edle, liebenswürdige Familie.

Ich gewann bald die Zuneigung Aller und beſonders des weiblichen Hausperſonales; ſowie ich auch bald im Hauſe des Oberappellanten und bei ſeiner dito wunderſchönen Tochter bald heim und hauſe war.

Ich hab' in meiner Kind- und Jugendzeit das Glück gehabt, überall gerne geſehen zu ſein und beſonders die Protection des ſchönen Geſchlechtes zu genießen.

Daß es nicht meine Schönheit, weder meine römiſche Naſe noch mein Roſenmund war, welche dieſes Wunder bewirkten, wird man mir glauben. Was war es denn? Es war die Luſtigkeit meines Weſens, die Luſtigkeit und Sorgloſigkeit mit einer ſich gleich zu erkennengebenden guten Gemüthsart, die überhaupt nie ihre Wirkung verfehlt!

Zu jener Zeit lachte mein ganzes Weſen, Alles an und in mir war luſtig und ich trug dieſe innere Luſtigkeit auf Alles, was mir nahe kam, über; Alles erſchien mir luſtig, ſogar der Hunger!

Ich hatte in Prag auch trübſelige Zeiten, aber ich lachte nur! Ich lachte den Hunger aus, ich lachte die Kälte aus! Ich war drollig und luſtig auch mit mir ſelbſt und wenn ich allein war!

Ich erinnere mich einer Faſchingsnacht, ich wohnte in einem Dachſtübchen auf dem Fiſchmarkte, mein Zimmer war von einem Oellämpchen kärglich erhellt, auf einem kleinen Hängofen lag der zukünftige Vierundzwanzigſtundeninhalt meines Magens in der Geſtalt von drei bis vier Erdäpfeln. Von der Redoute, die gerade gegenüber war, klang ein luſtiger Deutſcher zu mir herüber, da faßte ich meinen Holzſtuhl an und walzte mit ihm ſeelenvergnügt durch's Zimmer!

„Was war das?

Es war die Jugend! Die früheſte, die ſorgloſeſte Jugendzeit!

In der Jugend iſt der Hunger nichts als Spaß, der Durſt eine Neckerei, die Kälte eine Erfriſchung!

Was iſt das Leben? die Jugend!

Was iſt vom Tag ſchön? ſein Morgen!

Was iſt von der Sonne ſchön? ihr Aufgang!

Was iſt von der Roſe ſchön? ihre Knoſpe!

Was iſt von der Liebe das Liebſte? ihr Beginn!

Was iſt vom Leben das eigentliche Leben? die Jugend!

Die Jugend iſt das Paradies und nur in ihr blüht der Baum des Lebens, und nur in dieſem Paradies hört man die Stimme Gottes durch die Welt gehen, und man hört, was die Vögel ſprechen, was ſich die Blumen erzählen, was die Bäume liſpeln und die Bäche plaudern. Das ſpätere Leben iſt nichts als der Auszug vom „verlorenen Paradies" und jede Sehnſucht und jede Wehmuth und jedes ungeſtillte Bangen iſt nichts, als die Weiſung: Suche „verlorenes Paradies" Seite ſo und ſo!

Achtes Capitel.

Einige Monate waren ſeit meiner Ankunft in Prag unter Talmudſtudien und Blümele-Huldigung verſtrichen. Blümele, ſo hieß nämlich die Tochter des Hauſes, an welches mich die abſolute Gewalt des Oberappellanten und Ober-Landesrabbiners auf drei Monate einquartirte, und in welchem ich eben ſo viele patriarchaliſche Gaſtfreundſchaft als herzliches Wohlwollen fand.

Ein Sohn des Hauſes, Anſelm, fand beſonders Wohlgefallen an mir, und ich an Blümele, die Braut war und deren Hochzeitstag herannahte.

Blümele war eine wahre Blume Sarons; der Sänger des Liedes der Lieder hätte nicht verſchmäht ihr zuzurufen: „Küſſe mich mit Küſſen deines Mundes, denn deine Reize ſind ſüßer denn Wein!“ Schlank wie eine Gazelle, üppig wie Carmels Weizenfelder, Zähne wie Lämmer, die aus der Schwemme kommen, und Augen, Augen! — und dieſes Compendium von Schönheit war Braut!

Es iſt eine ganz eigene Sache um die Art und Weiſe, wie eine Braut in einer iſraelitiſchen Familie betrachtet wird. Sie führt die Suprematie des Hauſes, ſie wird mit einer heiligen Zärtlichkeit behandelt, wie eine Gottgeſegnete verehrt, man möchte ſagen wie ein zum Opfer erkorenes Weſen betrachtet.

Eine Braut iſt die Alleinherrſcherin, mit Luſt und Liebe unterordnen ſich ihr Eltern, Geſchwiſter und Hausgeſinde; ihre Wünſche werden ihr am Auge abgeſehen und ihr leiſeſtes Begehr erfüllt. Die Juden haben eine Sage: In der Familie, wo eine Braut iſt, geht ein Engel umher und ſtreut Liebeskörner aus und legt Liebeskörner auf die Schwelle (an die „Meſuſe"), um den „Schedim" und der „Lilit" (Hexen) den Eingang zu wehren.

Dieſe Sage iſt ſinnig und poetiſch, und mag wohl die Urſache der beſonderen Brautveneration ſein.

In Prag lebte damals für jüdiſche Brautleute ein Fatum mit Fleiſch und Bein, ein ſymboliſcher Gott der Ehe, ein Herr Peter Beer; derſelbe Peter führte den Schlüſſel zum Ehetempel; er hatte ein Buch geſchrieben: „Bne Zion" die „Kinder Zions," und dieſes Buch mußten alle jüdiſchen Brautleute ſtudiren, daraus bei Herrn Petrus Prüfung machen und nur auf deſſen Zeugniß durften ſie getraut werden.

Es war dieſe „Bne-Zions-Steuer" eine fette Kuh im frommen Stalle ſeines Verfaſſers! Und wie melkte er dieſe Kuh! Mit allem Fleiß eines Talmudiſten, mit aller Orthodoxie eines Rabbiners und mit aller Pfiffigkeit eines Monopoliſten!

Wenn die Töchter Zions den Vater der „Kinder Zions" ſahen, bekamen ſie den Heiratskrampf, den Bne-Zions-Tanz!

Ein jeder Bräutigam, eine jede Braut mußte vor Allem ein Exemplar kaufen; erſte Ausbeute!

Dann nahmen die Wohlhabenderen beiderlei Geſchlechts aus politiſchen Gründen bei Herrn Beer Unterricht; zweite Ausbeute! Dann mußten ſie von Herrn Beer ſich prüfen und Zeugniß geben laſſen; dritte Ausbeute!

Und wie beackerte Herr Peter Beer ſeine Domänen! Mit welchem Feuer und Schwert ging dieſer Heiratswürgengel an ſein Geſchäft!

Die armen Judenbräute in Prag! Für ſie waren die ſüßen Tage des Brautſtandes verdüſtert! Wie ein Dämon ſtand „Bne Zion“ vor den Augen der Bräute! In ihre ſüßeſten Träume miſchte ſich der Alp in Geſtalt des „Bne Zion!“

Ich für meine Perſon, — ich liebte Blümele und verabſcheute die „Bne Zion,“ und der Erzieher dieſer „Bne Zion“ war mein Todfeind!

Nach Peter Beer, dem Bne-Zions-Dränger, gab es noch eine zweite Perſon, die für die iſraelitiſche Bevölkerung von Wichtigkeit war, mit ihr in ſtetem Verkehr war und die mich zuerſt auf die Bahn leitete, auf welcher ich noch wandle; es war dies ein ehrwürdiger Geiſtlicher bei den Piariſten, „Pater Sch—,“ der den Buchhaltereiprüfungen beiwohnte und ſie abhielt, und alſo eo ipso viel im Ghetto zu thun, zu unterweiſen und zu prüfen hatte.

Auch er kam zu uns in’s Haus, um Anſelmo in die Urweisheit der Bücher und ihres Haltens und Gehaltenwerdens einzuweihen.

Pater Sch— war von umfangreichem Körper und ſein Antlitz ſah wohlgefällig auf eine gehörig arrondirte Leibesbeſchaffenheit herab. Aber ſein ganzes Weſen war mild und freundlich, eine heitere Leutſeligkeit lächelte aus dieſem gutmüthigen Angeſicht, und ſo war auch ſein Anſtand fromm, froh und gutmüthig.

Es traf ſich oft, daß in der „grünen Stube" — das Familienzimmer — drei Gruppen ſich bildeten.

An einem Tiſche ſaß die Lilie Jeſchuruns: Blümele, und neben ihr der Vater der „Kinder Zions," ihr das Manna ſeiner Steuerbögen löffelweiſe einträufelnd; am andern Tiſch Anſelm, der „doppelte Buchhaltungscandidat," und an ſeiner Seite Pater Sch— mit den heitern, luſtigen und freundlich blinzelnden Augen, von denen ich es nicht verſchwören will, daß ſie nicht zuweilen vom „Soll" und „Haben" zu „Bne Zions" mit einem „Hätt' ich!" hinüber deſertirten.

An dem Fenſtertiſch aber ſaß ich in einem Folianten halb vergraben, ſah auf Blümele und „Soll" und „Haben" und dachte über mein Nichtshaben von beiderſeits nach.

Mein ſtiller, kindiſcher Grimm gegen den Erfinder der Zwickmaſchine „Bne Zion," den ich für die Urſache hielt, daß Blümele Braut wurde, und meine wilde Ungezogenheit ließ mich oft, wenn die ſchöne Braut ſtockte, die Antwort hinüber rufen und irgend eine Neckerei über den Inhalt des „Une Zion" dazu.

Der Vater der Buchhalterweisheit hörte mit ſtillem Wohlgefallen manches treffende Wort, welches ich erwiederte, wenn mir Herr Peter unwirſch mein „Inalleshineinreden" verwies.

Eines Tages ließ ſich der Pater von mir die Bücher nach Hauſe tragen. Er wohnte in der Jeſuitengaſſe im ehemaligen Jeſuitencollegium.

Er nahm mich mit in ſein Zimmer, befragte mich um Vieles, ſchien mit meinen Antworten ſehr zufrieden zu ſein, gab mir einen Guldenzettel und ſprach: „Du biſt ein geſcheiter Kerl, du dummer Junge!"

Ich küßte ihm die Hand und fragte: „Gnädiger Herr, iſt das für den „geſcheiten Kerl" oder für den „dummen Jungen?"

Lachend fragte er: „Warum fragſt du?"

„Nun für den geſcheiten Kerl iſt's genug, aber für den „dummen Jungen" — zu wenig."

Er entließ mich mit einem gütlichen Backenſtreich und ſagte: „Geſcheiter Kerl, lern' was!"

Das Schickſal ſchien dieſen vortrefflichen Mann zu meinem erſten Mentor auserſehen zu haben.

Er hatte mir eine deutſche Chreſtomathie und eine lateiniſche Grammatik geſchenkt mit dem Bedeuten, er würde ſehen, ob ich mir ſelbſt forthelfen könnte und ich ſollte in ein paar Tagen wieder kommen.

Am darauffolgenden Tage ſchmollte ich mit Blümele, blieb nicht zum Mittagsbrod, ſondern kaufte mir auf dem Brodmarkt ein weißes Brod, ging vor das Porſchitzer Thor, gegen Liben zu hinaus, legte mich mit meiner lateiniſchen Grammatik an das Ufer der Moldau hin und verzehrte mein Brod mit allem Wohlbehagen eines Glücklichen!

Dabei lernte ich und repetirte auswendig das Gelernte. So auf dem Bauch im Graſe liegend, die Grammatik vor mir, wurde es faſt Abend, als ich plötzlich einen leiſen Schlag verſpürte; ich kugelte mich um und das lachende Antlitz des Herr Pater Sch— ſah mich an. Er ging nach Liben, wählte den Fußpfad am hellen Strand und ertappte mich über Brod und Grammatik in flagranti. „Was liegſt du und haſt Maulaffen feil?“ — Ich ſprang auf: „Gnädiger Herr! das müſſen Sie nicht ſagen, daß ich „Maulaffen“ feil habe; wenn Jemand vorbei ginge und vor mir Niemand ſähe als Euer Gnaden, ſo — ſo —“ Der freundliche Pater, anſtatt über dieſen ungeziemenden Scherz ungehalten zu ſein, erwiederte: „Du biſt ein dummer Junge, ſteh' auf und komm' mit.“

Im Gehen überhörte er, was ich gelernt habe und ſchien nicht nur befriedigt, ſondern überraſcht. Auf grünem Wege, am ſonnigen Ufer ließ er ſich mein ganzes Bischen Lebensgeſchichte erzählen und das Reſultat war, daß er mir anbot, mich dreimal in der Woche ſelbſt zu unterrichten, mir Bücher u. ſ. w.

zu geben und ſich mit meiner Ausbildung ernſtlich zu beſchäftigen.

Von dieſer Stunde an verließ ich nach und nach das Studium des Talmuds u. ſ. w., die Synagoge ſah mich ſeltener, die Disputationen fanden einen lauen Theilnehmer an mir. Ich hatte von dem Baume der Erkenntniß das erſte Aepfelchen gepflückt. — Das Paradies des Lebens ſchlug ſeine Thür hinter mir zu, — eine Stimme aus dem Paradieſe rief mir nach: „du ſollſt Schriftſteller werden, mit Schmerzen ſollſt du Kinder gebären“ u. ſ. w.

Meine Memoiren.

(Neuere Folge.)

Ich übergehe die fernern Wanderjahre, die ich in Prag zubrachte, getheilt zwiſchen Diät und drei Grammatiken.

Mein guter Mentor Pater Sch— hatte mir nämlich eine deutſche und eine lateiniſche Grammatik gegeben, ich ſelbſt ſchaffte mir eine franzöſiſche an, und ſo trottirte ich wie ein ſchwerer Paßgänger ſogleich durch die Klaſſiker dieſer drei Sprachen, indem ich im Leſen die Wurzel der Worte aus den drei grammatiſchen Wörterbüchern grub, und ſo mit Hacke und Spaten von Geduld und Gedächtniß die drei Acker auf einmal bearbeitete, pflügte und durchwühlte.

Nebenbei trieb ich Geſchichte, Geographie, Mythologie, Philoſophie u. ſ. w. Kurz, ich ſtopfte von jedem Gericht der table d'hôte des Wiſſens und der Lektüre ſo viel in mich hinein als nur möglich.

Während dieſer Zeit diente ich von der Pique auf. Ich hatte nämlich eine Anſtellung! Die Haushälterin und Köchin, der weibliche Majordomo des Hauſes Tedesco, brauchte einen Unterſtaatsſekretär, einen Verwaltungsrath, und ihre Wahl fiel auf mich. Ich hegte dazumal noch den ſüßen Wahn, die Schönſchreibekunſt wäre auch für geſcheidte Menſchen erfunden, ich war noch im Beſitze der vollkommenen Herrſchaft über die fünf Species, das Einmaleins hatte noch nicht allen Reiz für mich verloren, und ſo beſtand ich das Examen und wurde Oberrechnungsführer der Haushälterin des Hauſes Tedesco.

Aber: „Es entwickelt ein Talent ſich in der Stille," ich ſtieg durch verſchiedene Geſtaltungen der Dinge bald vom Heerd zum Putztiſch, von der Küche in's Boudoir, vom Acceſſit der Feuerkönigin zum erſten Preis des Hauſes Tedesco empor, ich wurde der Liebling des Herrn und der Frau des Hauſes. Der Durchgang durch das Küchenbuch in das Salon-Album war geſchehen, und dadurch wurde ich mitten — von der Schlacht bei Kulm verſetzt.

Der Leſer möge nicht erſchrecken, daß ſich meine Biographie plötzlich an die Mantille der Dame „Weltgeſchichte" hängt und ſich einen Augenblick lang von ihr fortſchleifen läßt.

Der Leſer möge auch nicht verwundert ſein, wenn er den noch ohrfeuchten Bücherwurm dreier Grammatiken auf einmal im Lager des Mars findet, umgeben von Koſaken, in Melnik, wo die drei Alliirten, der Kaiſer von Oeſterreich, der Kaiſer von Rußland und der König von Preußen zuſammenkamen, und daß er dem Tode des franzöſiſchen Coriolan, des Generals Moreau in Laue bei Prag mitbeiwohnte.

Es iſt verwunderlich, aber keine Zauberei!

Sei ruhig, lieber Leſer, ich werde weder Politik noch Weltgeſchichte ſchreiben!

Ich haſſe die Politik und verachte gründlich jene vieltauſendjährige, verſteinerte Lüge, die man „Weltgeſchichte“ nennt. Dieſe alte Dame mit falſchen Locken, eingeſetzten Zähnen, mit falſchen Höhen und Tiefen, mit Schminkpfläſterchen und hohen Abſätzen, dieſe alte Kokette, welche, wenn ihre Kammerfrau: die „Wahrheit,“ ihr einmal alle Hüllen auszöge, in einer ganz andern Geſtalt vor uns daſtehen möchte!

In jeder Mythologie ſind drei Viertheil Geſchichte, in jeder Geſchichte ſind ſieben Achtel Mythologie!

Wenn man, ohne gerade Hiſtoriker oder Forſcher zu ſein, wenn man blos mit offenen Augen und offenem Sinn, mit der klaren Brille der Beobachtung und mit dem Alpenſtock der Erfahrung 50 Jahr ſo neben der eben wachſenden Weltgeſchichte hergegangen iſt, wenn man ſo was die Hiſtoriker ein „Jahrhundert“ nennen, an der Wiege gekannt hat, dann in den Knabenjahren, dann in den Flegeljahren, wenn man die Kinderpoſſen, Jugendſtreiche, Mannesthaten dieſes Jahrhunderts 50 Jahr lang mit angeſehen hat, wenn man ſeine dummen Streiche mit anſah, Zeuge ſeiner Großthaten und ſeiner geſchoſſenen Böcke war, wenn man alle die Rieſen und Zwerge, Unſterblichkeiten und Glorioſitäten kennt und kannte, wenn man den ganzen Troß von Thaten, Geſchehniſſen, Perſönlichkeiten, Werkführer und Maſchinenlenker kennt, welche das Hackfleiſch bilden, mit welchen die Hiſtoriker ihre lange Wurſt füllen, wenn man 50 Jahre lang die Quellen, Pfützen, Tümpel, d. h. die Zeitungen, Berichte, Bulletins, Acten kennt, die Weiſe wie ſie entſtehen, die Art wie ſie Lüge und Wahrheit zuſammenkoppeln, die Bodenloſigkeit, mit welcher ſie alle von kraſſeſtem Egoismus dictirt, von Speichelleckern in die Welt geſetzt, von kraſſer Flachheit und Kurzſichtigkeit großgezogen ſind, und bedenkt, daß aus dieſen Spottgeburten von Lüge, Beſchönigung, Herrendienerei, Heuchelei, Kurzſichtigkeit, Widerſpruch, Anmaßung, Erdichtung, grundloſer Anſchuldigung und grundloſer Glorifikation, wenn man bedenkt, daß aus dieſen Ingredienzien, welche die Gegenwart mit Achſelzucken und höhniſchen Mienen lieſt, die Zukunft das aufbaut, was man „die Blätter der Geſchichte“ nennt, dann hat man das vollſte Recht, mit ſeinen Schlüſſen zurückzugehen bis an die erſten Zimmerplätze der Univerſalgeſchichte und zu zweifeln, ob die großen Männer und Thaten, die ſie in ihrem Atelier aufſtellt, wirklich aus dem Holz vom Baume der Erkenntniß und Wahrheit geſchnitzt ſind!

Wenn man in der Geſchichte von 50 Jahren mitgelebt und erfahren hat, daß die Weltgeſchichte nur einen Beichtvater hat: den Erfolg; der Erfolg, der alle Sünder abſolvirt, der den Frauenräuber mit einer Aureole umgibt und den Unſterblichen im Exil dem Hohn überliefert; der Erfolg, der blinde, der zufällige Erfolg, der ſo oft Unſterblichkeiten aus dem Himmel ſchüttelt und das größte Genie als ſcheintodt der Vergeſſenheit überliefert; wenn man ſo manche Handlanger kennt, welche die Steine liefern zum Bau der Weltgeſchichte, und den Steinbruch, aus dem ſie dieſe Steine brechen; kurz, wenn man die Vögel alle kennt und beobachtet, wie ſie Halme, Stroh, Waſſer und Erdreich zuſammentragen zu dem Neſt der Weltgeſchichte, dann lieſt man eben alle Bücher der Weltgeſchichte mit eben dem Glauben wie man „Thereſe Krones“ oder „Meiſter Strauß und ſeine Geige“ lieſt. Haben wir doch in neueſter Zeit Beweiſe erhalten, daß Cromwell ein edler Mann mit den lauterſten Herrſchertugenden war, daß Wallenſtein ein hochherziger Patriot geweſen, daß Machiavell die Humanität als Baſis der Politik annahm!

Wiſſen wir doch, daß der „Tyrann von Syrakus“ einer der hochherzigſten Regenten war, und nennen doch die Juden „Titus den Gütigen“ nur „Titus den Boshaften!“

Nennt doch die Geſchichte Marc Aurel „den Philoſophen,“ obſchon ſeine Philoſophie Tauſende von Chriſten morden ließ; beſchenkt ſie doch König Heinrich mit dem Beinamen: „der Gottgegebene,“ ihn, der dem Gott Priap alles gegeben, was die Götter des Fleißes und der Arbeit ſeinen Unterthanen gegeben haben; bekleidet doch die Geſchichte Harun Al Raſchid mit dem erhabenſten aller Titel: „der Gerechte“ und er mordete blos ſeine Schweſter Abaſſale, ihren Mann, den Abiiden Jahir und ließ das ganze Haus der Barmeciden umbringen!

Wie ſchrumpft bei ſolchen Betrachtungen der Nachruhm, das Fortleben in der Geſchichte zu einem armſeligen Denkpfennig, zu Baſtarden von Parteigängerei und Mißgunſt herab!

Und doch ſtudirt man Weltgeſchichte und gibt der guten Klio einen eiſernen Griffel in die Hand.

Frau Tedesco — die Mutter des berühmten, glänzenden Pianiſten Tedesco in Hamburg — war eine eben ſo liebenswürdige als vortreffliche Frau, die aber Nerven hatte, welche der Zeit um ein Vierteljahrhundert vorauseilten, Nerven wie ſie jetzt nur eine reiche jüdiſche Banquiersfrau hat, welche ſo nervös iſt, daß ſie, wenn im Theater geſchoſſen wird, ihrem Manne oder dergleichen in die Arme fällt, der ſich nur dadurch entſchuldigen kann, daß er ihr verſichert, er habe das Pulver nicht erfunden.

Frau Tedesco litt an dem Wein-Krampf, d. h. ſie mußte oft weinen, wozu ſie gar nicht Urſache hatte, ſie war reich, ſchön, ihr Mann liebte ſie als ob ſie ihm eine ganz Fremde geweſen wäre, ſie hatte hübſche Kinder und war Beſchützerin der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, welche in meiner Perſon in's Haus aus und eingingen.

Die Aerzte hatten dazumal noch nicht ſo ganz ergründet, daß der Menſch nichts iſt als eine Garn-Niederlage, welche voll von „weißen Fäden" iſt, die man „Nerven' nennt, die in lauter „Bündeln" nebeneinander aufgeſtößelt liegen, und das ganze Leben nichts als ein „Geſchäft" iſt, das Geſchäft dieſer Bündel und Fäden, das Geſchäft des „Nervenſyſtems."

Dieſe oft ganz unſchuldigen weißen Zwirnfäden müſſen oft die Sündenböcke machen, auf die Alles geſchoben wird, wenn den Aerzten der Faden ausgeht.

Wie geſagt, damals hatten nur die höhern Stände Nerven; dennoch erklärten die Aerzte, daß Frau Tedesco an Nerven leide, und da die Nerven das Bad ausgießen mußten, ſo wurden ihr dagegen die Teplitzer Bäder ordinirt. Frau Tedesco ging mit ihrem fünf- oder ſechsjährigen Töchterchen Liſette nach Teplitz, da das ausgedehnte Geſchäft des Herrn Tedesco es ihm nicht möglich machte, ſie zu begleiten.

Es war im Jahre 1813, im Jahre wo die blutigen Würfel auf dem grünen Tiſch der Schlachtfelder rollten, die Flammen von Moskau und die Wogen der Berezina waren Napoleon's Feuer- und Waſſerprobe geworden und ſein 29. Bulletin rollte und grollte durch Europa hin, großartig und erhaben wie der letzte Donnerſchlag eines majeſtätiſchen Ungewitters, in welchem aber zugleich die ganze Elektricität ſich erſchöpft.

Man wußte damals noch nicht, wie ſich Oeſterreich erklären werde, und ganz ruhig und unbeſorgt wurde Teplitz beſücht, dieſer Ort, unfern von Dresden, dem Mittelpunkte faſt der verbündeten franzöſiſchen Armeen. Die Kriegserklärung Oeſterreichs an Napoleon im Auguſt 1813 verwandelte die Sorgloſigkeit der in Teplitz ſich amüſirenden Badegäſte in einen paniſchen Schreck.

Die kriegeriſchen Maſſen zogen ſich unmittelbar in der Nähe von Teplitz zuſammen, alle Badegäſte flohen wie aufgeſcheuchte Tauben aus dem warmen Neſte fort und bald war in Teplitz kein Fuhrwerk mehr zu bekommen, die Forteilenden fortzuſchaffen.

Angſt und Beſorgniß herrſchte im Hauſe Tedesco's, welches die Herrin und Gemalin allein und ſchutzlos mit dem kleinen Mädchen in Teplitz wußte und ohne Nachricht von ihr war.

In dieſem Moment der Wirrniß wurde beſchloſſen, ein Fuhrwerk in Prag zu miethen, welches ſie von Teplitz abholen ſollte und ich wurde auserſehen, dieſen Zug zu leiten, zu führen und die ſchöne Frau ſicher und beſonnen ihren Penaten wieder zuzuführen.

Mit aller blinden, nichtsdenkenden Sorgloſigkeit der noch kindiſchen Jugend unterzog ich mich dieſer „Odyſſee,“ ſtülpte eine Heldenkappe mit der unternehmenden goldnen Troddel luſtig auf das linke Ohr, ſteckte ein paar Bücher und ein paar kalte Kalbsbraten, — Heu und Hafer für Leib und Seele, — in die Wagentaſche, warf mich in die Kutſche und rief dem Kutſcher zu: „Len hibaite!“ (fahr' zu!) und „hurtig, mit Donnergepolter entrollte der tückiſche Menoides!“

Ich könnte nicht ſagen, daß ich, junger Apoll, mit einem „flammenhufigen Geſpann“ fuhr. Es war was man „einen Kaſten“ nennt; die Pferde, die dazumal durch die elektriſchen Telegraphe zu keinem edlen Wettſtreit angeſpornt wurden, nahmen von der Weltgeſchichte und von meiner Sehnſucht nach Teplitz keine Notiz, und ſo kam ich langſam wie die Belohnung der guten Thaten vorwärts.

Wir, ich und die Pferde, mochten uns ungefähr ſo einige Minuten weit gegenſeitig getäuſcht haben, ich überließ mich dem Gott mit den Mohnkörnern, träumte von Bade-Nymphen und Aktäons-Szenen, da erweckte mich ein Lärm, ich erwachte und befand mich inmitten eines Pulks von Koſaken!

Von Nymphen in naſſen Gewändern zu Koſaken mit zottigen Bärten iſt derſelbe eine Schritt, der vom Erhabenen zum Lächerlichen, von Tugend zu Laſter, von Reichthum zu Armuth, und von der Poeſie zu einem dummen Streich iſt.

Ich könnte nicht ſagen, daß mich meine Umgebung ſehr erquickt hätte, allein ich war genugſam in die Politik eingeweiht, um zu wiſſen, die Koſaken ſind jetzt meine Freunde, und ich faßte ſo viel Muth als ich eben zu faſſen im Stande war und fragte den Kutſcher: „Was gibt's?" — Ich hatte die Frage aber irrthümlich geſtellt, ich hätte fragen ſollen: „Was nimmt's?"

Ein Koſak, der mir ein Offizier ſchien, machte ganz ungenirt den Wagenſchlag auf und ſetzte ſich an meine Seite. Ich erſchrack, aber die Koſaken waren ja meine Freunde, und ein Freund an der Seite iſt angenehm!

Der Koſak bemühte ſich, mit mir deutſch zu ſprechen, ich bemühte mich, mit ihm franzöſiſch zu ſprechen, und ſo verſtanden wir gegenſeitig nicht eine Silbe von unſerm intereſſanten Dialog,

Es kamen bald mehrere Koſaken an den Wagen, denen der Koſak an meiner Seite den Kalbsbraten aus der Wagentaſche reichte. Was war zu thun? Die Koſaken waren ja meine Freunde, die Freunde unſerer Freunde ſind unſere Freunde! Guten Appetit, liebe Freunde!

Indeſſen bemerkte ich zu meinem Erſtaunen, daß ein Freund ſich zum Kutſcher ſetzte, ihm die Leitung meiner Staatsmaſchine aus der Hand nahm und eine ganz andere Richtung in dem Weg meiner Regierung einſchlug!

Es entſtand ein Moment aus der Periode Babels! Der Kutſcher ſprach böhmiſch, mein Freund im

Wagen deutſch, meine Freunde um den Wagen koſakiſch, ich böhmiſch-deutſch-franzöſiſch; Keiner verſtand den Andern, nur die zwei Pferde verſtanden, was mein Freund auf dem Kutſchbock ihnen auf den Rücken zuſagte, ſie ſchlugen die Richtung ein, welche ihnen mein Freund vorſchlug!

Kurz, die Freunde brauchten Pferde und Wagen; anſtatt nach Teplitz mußte ich nach Melnik gehen, wo ich freilich durch den höchſt intereſſanten Anblick reichlich entſchädigt wurde, da die drei Alliirten und den General Moreau zu ſehen.

Aber meine Leiden waren noch nicht zu Ende! Meine Freunde gaben mir meinen Reiſebündel in die Hand behielten das Fuhrwerk bei und mit ſich, und „Roß und Reiter ſah ich niemals wieder!“

Mit Freunden muß man es nicht ſo genau nehmen, beſonders wenn die Freunde Bärte ſind, welche Koſaken tragen und ruſſiſch mit dem Lanzen-Accent ſprechen!

Ganz Teplitz war in Alarm, die Beſtürzung allgemein, am Himmel war der Widerſchein einer großen Feuersbrunſt ſichtbar, aber Niemand wußte etwas Näheres, und, wie das bei ähnlichen Anläſſen immer iſt, Verwirrung und Durcheinander anſtatt Nachforſchung und Erkundigung.

Für mich war dieſe Nacht der Tag der Vergeltung, dies irae. Frau Tedesco, dem Bette in einem Negligé entronnen, welches eben auch nicht geſchaffen war, Feuer zu löſchen, hatte aufgehört Weib und begann Furie zu ſein.

Es war ihr nicht zu verargen. Durch meinen grenzenloſen Leichtſinn wurde ſie und ihr Kind bewogen, bis zu dieſem Moment der höchſten Gefahr in Teplitz zu bleiben.

Wenn häßliche Frauen Furien werden, ſo iſt das ein Kinderſpiel, es iſt kein Widerſpruch in der Sache, was ſollen häßliche Frauen anders ſein als Furien? Ja, es iſt ihre Pflicht, Furien zu ſein. Aber wenn ſchöne Frauen Furien werden, dann iſt Ausziehzeit, dann muß man gleich das Feld räumen!

Je ſchöner die Locken, deſto wilder die Schlangen, in die ſie ſich verwandeln, je perlweißer die Zähnchen, deſto ſpitziger die Hauzähne, zu welchen ſie ſich verlängern, je ſanfter die Geſichtszüge, deſto entmenſchter die Gewaltſpuren des Teufels, in welche ſie ſich umwandeln.

Ohne Alekto, Megära und Tiſyphone, dieſe drei Euripidiſchen Furien, im mindeſten beleidigen zu wollen, übertraf Frau Tedesco in dieſem Augenblick des Grimmes alle drei an Erhabenheit des Ausdrucks und an Urwüchſigkeit des Furienthums. Sie mißhandelte mich, ihren Liebling, ihren Auserwählten.

Allein die Frauen im Allgemeinen ſind wie Jehova, der Gott der Juden. So wie dieſer das Volk vorzugsweiſe plagte und quälte, welches er auserwählte, ſo plagen und quälen die Frauen vorzugsweiſe jene, die ſie erwählt haben.

Frau Tedesco ſchalt mich Mörder, Kindesmörder, Vaterlandsverräther, Mordbrenner, mit dem Feind einverſtanden, Räuber, Plünderer!

Zu meiner eigenen Beſchämung muß ich geſtehen, und ich thue es widerſtrebend und blos von der Achtung vor der biographiſchen Wahrheit beſeelt. auf mich machte ihr Jammer weit weniger Eindruck als ihr Negligé! Ich war ein heilloſer Leichtſinnling, und nur die eindringliche Vorſtellung ihrer zehn Nägel vermochte es, mich nun wirklich nach Mitteln umzuſehen, wie man aus Teplitz augenblicklich fortkommen könnte.

Von Pferd und Wagen war ſchon einige Tage früher keine Spur im ganzen Umkreiſe zu finden.

Ich ſtand hilflos in der Wüſte meiner Verzweiflung da; hoffend, daß der Himmel, der ſchon einmal in der Wüſte Wachteln mit Polenta regnen ließ, uns vielleicht jetzt auch Pferde regnen laſſen werde, aber es geſchah nicht!

Frau Tedesco ſprach: „Schaffen ſie Rath! Geld ſoll's koſten, noch ſo viel! Sparen Sie nichts!“

„Geld ſoll's koſten noch ſo viel!“ Das iſt Hilfe! Geld ſind Wachteln, Geld iſt Manna in der Wüſte des Lebens! Mit Geld ſtampft man Pferde aus der Erde, läßt man Chaiſen auf flachen Canapés wachſen!

Geld iſt in der ganzen Welt eine Macht, in einem Ghetto aber eine Zaubergewalt.

Ich ſtürzte mich in die Teplitzer Judengaſſe und — nicht nur die Liebe, ſondern noch mehr das Geld macht erfinderiſch; vermittelſt dieſes Zauberſtabes verwandelte ich ein wohlgepolſtertes zweiſitziges Canapé zu einem Reiſewagen, — und acht jüdiſche „Träger“ als Eckenſteher in acht arabiſche Pferde, welche abwechſelnd als Relais-Juden, dieſen Roßhaar-Phaeton bis nach Billin tragen ſollten, wo ich Pferd und Wagen zu finden hoffte.

Mit dieſer achtſpännigen Phantaſie-Equipage, phantaſtiſcher als die, in welcher Fee Mab über die Naſen der Träumer fährt, kehrte ich zu Frau Tedesco zurück, triumphirend und ſchmollend zugleich.

Die ſchöne Frau war von dem Siedpunkt der Wuth herabgefallen auf den Punkt der kalten Reſignation, die Furie wurde wieder Thränenweide, und die zehn Finger, welche vor Kurzem ihre zehn Gebote auf die Geſetztafeln meiner Wangen zu ſchreiben drohten, wühlten demokratiſch in ihr ſchwarezs Rabenhaar.

Nach Zaudern und Widerſtreben beſtieg ſie mit der kleinen Liſette das Canapé, vier Juden trugen es, vier gingen daneben her und ich voraus. Es war ein romantiſcher Zug! Der Palankin mit ſeiner koſtbaren Laſt, die altteſtamentariſchen Kameele, die ihn trugen, und ich an der Spitze voran, durch

Nacht und Dunkel daherſchreitend wie Fingals Geiſt über die Haide.

Wir erreichten Billin früh am Morgen, ich fand glücklicherweiſe einen Bauer der dumm genug war mir zu glauben, daß in zwei Stunden die Franzoſen da ſein und ihm gewiß die Pferde requiriren werden; von dieſer Furcht und von dem Geldklang beſeelt, ſpannte er ſeinen Korbwagen an um uns nach Prag zu bringen.

Ich übergehe die Gefahr dieſes Rückzugs nach Prag, bei welcher wir mehrmals in die Truppenzüge, in die Munitions-Trains der verbündeten Heere hineingeriethen, die von dem Gebirge herab nach Teplitz hinzogen. Unſer ſo ſtets aufgehaltener Zug dauerte mehrere Stunden.

Am zweiten September waren wir in Laue, einem kleinen Städtchen in Böhmen, und an dieſem Tage ſtarb da Moreau, dem eine Kanonenkugel in der Schlacht die beiden Beine wegriß. Wir kamen in Prag zugleich mit dem gefangenen General Vandamme an, der eben ſo wenig auf dem Schlachtfelde ſterben ſollte, welches den Helden Moreau tödtete, als Wallenſtein auf dem Felde fallen ſollte, auf welchem der edle Guſtav Adolf fiel.

Endlich langten wir in Prag an, wo wir die Familie Tedesco in der tödtlichſten Angſt um die Hausfrau und um meine Teplitz-Expedition vorfanden, eine Angſt, die ſich nun in Freude und Dank auflöſte.

Zur Steuer der Wahrheit ſei es geſagt, die Frau Tedesco hatte kein Gedächtniß für meinen Leichtſinn, ſchilderte vielmehr meinen Eifer, meine Aufopferung, meine Umſicht u. ſ. w. mit den glänzendſten Farben, ſo daß ich unter den Augen der Familie als ein Salvator, ein Wundermann erſchien.

Wer weiß zu welcher coloſſalen Favorit-Höhe ich mich noch in dieſem Hauſe der Frau Tedesco erhoben hätte, wenn nicht die Götter plötzlich links gedonnert und meiner nächſten Laufbahn auf einmal eine andere Richtung gegeben hätten.

In der Erzählung von meinen Reiſenabenteuern blieb ich der Natur aller Reiſebeſchreiber treu, ich ſchilderte mit dem romantiſchſten Pinſel die ausgeſtandenen Gefahren, ich tauchte dieſen Pinſel in Blut, Flammen und Thränen, ich machte mich zum Martyrer, und das Alles, um zum Schutz der ſchönen Frau herbeizueilen, und ſo wirkte ich durch entflammte Phantaſie und großartige Schilderung auf das Mitleid, auf die Rührung derſelben, die mir einige Tage der Erholung nicht verſagen konnte.

Um aber auch der hiſtoriſchen Wahrheit zu genügen, muß ich dem Leſer unter dem Petſchaft der Verſchwiegenheit geſtehen, daß mich noch ein Beweggrund in Teplitz zurückhielt — die Liebe! — denn was nennt man nicht alles „Liebe"?

Ich hatte in Prag auf einer Hochzeit eine Teplitzer Maid kennen gelernt: Mamſell Raudnitz. Soll ich ſie dem Leſer ſchildern? Ach:

„Wir malen mit Augen der Liebe und Augen der
Liebe müſſen uns auch beurtheilen"
ſagt der Maler in „Emilia Galotti."

Wozu die Phantaſie meiner kühlen Leſer entflammen? Wozu Wünſche in ihnen aufſtacheln, welche doch Mamſell Raudnitz nicht mehr niederzuſtacheln im Stande iſt?

Ich ſage nur ſo viel: ſie ließ ſich am Tage jener Hochzeit wägen und ſie wog auf der Wage der geſchichtlichen Gerechtigkeit einhundert und zweiunddreißig Pfund, ſie hatte alſo das Beiwort „üppig," welches die Wiener mit dem unbeſchreiblich pikanten Wort „mollet" überſetzen, bis auf jenen Grad der Vegetation getrieben, die man die tropiſche Zone des Fleiſches nennen könnte.

Wenn in einem „ſchönen Leib eine ſchöne Seele" wohnen muß, ſo muß in einem dicken Leib eine dicke Seele wohnen, und dicke Seelen ſind immer zur Gegenliebe geneigt; dieſe Wahrheit beruht auf Erfahrung.

Die Extreme ziehen ſich an, ich war mager, ſo mager, daß mich meine Geliebte an einem Freitag hätte zum Freſſen lieb haben können ohne dadurch die Faſten zu verletzen.

Ich und Mamſell Raudnitz waren für einander geſchaffen, denn:

Wo das Dicke mit dem Magern
Sich vereint zuſammen lagern,
Da gibt es einen Seelenbund!

Auf jener Hochzeit tanzte ich meinen erſten „Deutſchen" mit Mamſell Raudnitz, und unbefangene Zuſchauer genoſſen einen Anblick als wie wenn auf den Meereswogen ein Linienſchiff tanzt, an welchem ſich ein kleines „Schinakel" angekettet hat.

Dieſe Mamſell Raudnitz ſah ich in Teplitz wieder.

Wie verſchiedene Wirkungen bringt der Gram der Liebe und der Schmerz der Trennung auf verſchiedene Weſen hervor! Mich hatte der Gram der Liebe noch magerer, die Mamſell Raudnitz noch dicker gemacht.

Ich kam gerade zur rechten Zeit, denn, wenn der Gram der Liebe noch drei Tage an ihr gezehrt hätte, ſie wäre zerplatzt!

Ich war glücklich wie ein König im Schachbrett! aber ein Froſch, ein miſerabler Froſch ſollte mein Paradies zerſtören.

Die Geſchichte iſt höchſt unbedeutend, aber da ich in meinen Memoiren das Angenehme mit dem Nützlichen, die Unterhaltung mit der Belehrung verbinden will, ſo erzähle ich die Begebenheit, wie ein Froſch im Mondſchein die Herzen zweier Liebenden auseinanderreißt, damit meine holden Leſerinnen daraus Lehre und Moral mögen machen, und erkennen, aus welchen dünnen Fäden oft das Narrenſeil der Liebe beſteht, und wie das Herz eines Liebhabers, beſonders wenn ein Stück Poet in ihm ſteckt, durch den kleinſten Schritt von ihnen ſich abwenden kann!

Im Clary'ſchen Garten zu Teplitz war großer „Ananas-Ausverkauf.“ Man befürchtete einen feindlichen Ueberfall, und die reichen Ananasleute gaben ihre ſchönſten Früchte um einige Kreuzer preis.

Eines Abends gingen wir, — wir von Amors Gnaden gar nicht unſeres Selbſt Herrſcher, in den Clary'ſchen Garten und machten in Liebe, Mondſchein und Ananas.

Der Mond iſt der Gott der Liebenden, entweder wegen ſeiner Wandelbarkeit, oder weil er mit ſeiner Diebslaterne den Liebenden voran geht auf den Wegen zu der Spinnerei, deren Geſpinnſte nicht an's Licht der Sonne kommen; der Mondſchein iſt eine Art Einlöſungsſchein der Schwüre und Verſicherungen. Der Mondſchein hat etwas unbeſchreiblich Intereſſantes für junge Mädchen und für alte Schwärmer.

Es war alſo Mondſchein erſter Klaſſe mit Vorzug; Mamſell Raudnitz, anzuſchauen wie ein koloſſaler Dom vom Mondlicht übergoſſen. Wir wandelten unten ſo ruhig wie oben der Mond, mit dem Unterſchied, daß der Mond keine Ananaſſe aß, wir aber mit allem Feuer jugendlichen Ungeſtüms Ananaſſe verzehrten.

So ſchritten wir, von Zärtlichkeit und Ananas erfüllt, durch die herrlichen Anlagen des Parkes fort, unſchuldig wie Adam und Eva, bevor ſie die erſte Sünden-Ananas kennen lernten.

Eben als wir ſo ſtill und ſelig dahingingen, hüpfte ein großer, grüner Laubfroſch über den im Mondlicht ſchimmernden Kiesweg.

Mamſell Raudnitz riß ſich von meinem Arm los, ſetzte Fuß und zertrat mit mächtigem Fußtritt den armen, auch im Mondſchein wandelnden Laubfroſch, der vielleicht auch eben im Begriffe ſtand, ſich zu der Laubfröſchin ſeines Herzens zu begeben!

Dieſer eine Fußtritt aber zertrat nicht nur den Laubfroſch, ſondern mit ihm zugleich auch alle Tauben der Venus und alle Nachtigallen der Liebe in meinem Herzen!

Als Mamſell Raudnitz von dieſem empfindſamen Seitenſprung zu mir zurückkam, ſchien ſie mir nicht ein Bischen ſchön und dick mehr zu ſein, es war mir, als wäre mein Herz ein Laubfroſch und läge nun plattgequetſcht in meiner Bruſt; aus, rein aus war's mit der Liebe, mit dem Mondſchein!

Meine liebenswürdigen, lernbegierigen Leſerinnen werden aus dieſem „Sommernachtstraum“ aus dem Leben der Liebe und der Fröſche lernen, daß man nie in Gegenwart eines Geliebten, und beſonders im Mondſchein, einen friedlich wandelnden Laubfroſch zertreten ſoll, denn das Herz der Männer iſt ein kurioſes Ding, und viele von ihnen ſchließen von ſolchen kleinen Ausbrüchen des weiblichen Heroismus auf die ganze Struktur des Charakters!

— Jener Froſch gab mich mir ſelbſt wieder; ich trennte mich kalt von Mamſell Raudnitz, warf mich aus ihren Armen in die des Schlafes, allein auch aus dieſen ſollte mich jene Nacht aufſchrecken. Ein gewaltiger Lärm auf der Straße weckte mich; ich ſprang auf, riß die Fenſterflügel auf und hörte den Ruf:

„Die Franzoſen kommen!“

— — — — — — — — — — — — — —

In den Tagen meiner Zurückkunft nach Prag wurden da Volksfeſte gefeiert.

Die Nachricht von dem Sieg bei Kulm war ein Volksfeſt, die Einbringung des gefangenen Generals Vandamme, des Tigers von Bremen, war ein Volksfeſt.

Dem Volke wird Alles ein Feſt; das Einziehen eines Siegers wird ein Feſt, das Ausführen eines Verbrechers wird ein Feſt; zur Huldigung und zur Hinrichtung ſtrömt das Volk wie zu einem Feſte; die Gerichtsverhandlung eines großen Verbrechers, das Stehen am Pranger, die Morgue, die Brandſtätte einer großen Feuersbrunſt, die brauſenden Fluthen einer Ueberſchwemmung, der Schauplatz jeder Verwüſtung, — Alles wird zum Feſt, wo die Maſſe ſtrömt und ſich erluſtirt, und das ſchöne Geſchlecht iſt dabei immer in der Mehrzahl vertreten und erfreut wie zu einem Ball- und Tanzfeſt.

In Prag herrſchte in Folge der Krieges und der vielen eingebrachten Verwundeten und Kranken das tödtliche Spitalfieber und in der Stadt herrſchte Schreck und Sorge, Vertheuerung und Geſchäftslähmung. . . . .

In dieſem Moment erhielt ich auch den ſtrikteſten, unabweisbaren Befehl meines Vaters, zu ihm zu kommen.

Er war alt und kränklich, konnte ſeine Geſchäfte nicht ſelbſt führen, ich war ſein einziger unverheirateter Sohn, ich wurde heimberufen.

Es war nicht zu umgehen. Der verlorene Sohn kehrte nach Hauſe, aber es wurden keine fetten Kälber bei meiner Rückkehr geſchlachtet.

Mein Vater, welcher in Ofen wohnte, als ich nach Prag zog, hatte eine zweite Ehe geſchloſſen und wohnte jetzt in Moor, in einem ſtattlichen Dorfe im Stuhlweißenburger Comitat, am Anfange des berühmten Bakonyer Waldes gelegen.

Da ſich in Moor die erſten Flügelſchläge meiner Muſe entwickelten und mein erſtes an das Licht der Welt geſchickte Büchlein: „Poetiſche Erſtlinge“ der gräflichen Familie von Lamberg gewidmet war, der Gräfin Lamberg, Mutter des edlen, hochherzigen, unglücklichen, auf der Peſter Brücke ſo ſchändlich grauſam gemordeten Grafen Franz v. Lamberg, ſo werden meine Leſer erlauben, daß ich länger bei dieſer Wiege meiner Muſe verweile und bei den Umgebungen, in welchen ich einige Jahre lang, getheilt zwiſchen Handel, Studium, Diät und Poeſie verlebte.

Die Lage Moor's hatte nichts beſonders Schwunghaftes oder Romantiſches. Die Gegend iſt ziemlich proſaiſch und flach, wenn man auch den Csoka-Berg einen Berg gelten laſſen will.

Spaziergänge gab es gar nicht, im ganzen Orte gab es nur zwei Gärten, den gräflich Lamberg'ſchen und den Kloſtergarten. In den erſten gelangte man nur durch hohe Bewilligung und in den letzten nur durch Ueberſteigung einer Gartenplanke.

Um in jenen erſten Garten zu gelangen, mußte man ſich tief bücken, um in den zweiten zu kommen, mußte man hoch klettern.

In dem gewöhnlichen Lebenslauf ſtehen zwar jene zwei Fähigkeiten in der ſympathetiſchſten Wechſelwirkung: je geſchickter ein Menſch im im Tiefbücken iſt, deſto höher klettert er an der Kletterſtange des Glückes und der Auszeichnung empor. Die Eichkätzchen ſind die Symbole jener glücklichen Naturen, die am Baume des Lebens leicht und bis in die höchſten Zweige emporklettern. Das Eichkätzchen vereinigt von der Katze den Katzenbuckel, von dem Hund den Schweif zum Wedeln und von dem Wettrenner die Geſchwindigkeit, damit klettert es luſtig empor, knabbert und knackt die härteſten Nüſſe und macht die kurioſeſten Sprünge.

Das Schickſal ruft bei der Geburt eines jeden männlichen Kindes aus: „Du ſollſt einen Rückgrat haben aus Kautſchuck“ oder: „Du ſollſt einen Rückgrat haben aus einem Ladſtock!“ Der erſte „duckt und buckt“ ſich, kömmt überall gut durch, der andere geht gerade aufgerichtet und ſtößt ſich überall den harten Schädel an.

Ich konnte mich nicht bücken und ich wollte nicht klettern, und da mir die hängenden Gärten Moors verſchloſſen blieben, ſo waren meine Spaziergänge dahin beſchränkt, zwiſchen den flachen Korn- und Roggenfeldern herumzuwandern, da laut zu leſen und laut zu denken, ſo daß die im Dorfe wohnenden Bauern über mich das Verdict ausſprachen: „Der junge Eisler iſt närriſch!"

Ich hieß der „junge Eisler," weil meine Stiefmutter eine Eiſenhandlung hatte.

Die Staatsverfaſſung Moors war, vor ungefähr einem halben Jahrhundert eine ganz eigenthümliche.

Es waren zwei Herrſcherfamilien, die gräflich Lamberg'ſche und die Baron Luſensky.

Es durften im ganzen Orte nur zwei Arendatoren ſein, d. h. zwei Gewölbe oder Handlungen, eine Schnitt- und Materialwaarenhandlung, welche an einen Herrn Roſenthal, und ein Salz- und Eiſenverſchleiß, welcher an die Witwe Sara oktroyirt wurde.

Dieſe Letzte wurde die zweite Gemalin meines Vaters und meine Stiefmutter.

Das Haus, welches nun mein Vater bewohnte, hatte ein Stockwerk.

Vor einigen Jahren befand ſich in der Wiener „Kunſtausſtellung" eine gelungene Abbildung dieſes „Geburtshauſes M. G. Saphir's" von einem ſehr talentvollen jungen Maler, der auf einer Durchreiſe durch Moor den Einfall hatte, dieſes Haus einer Abzeichnung werth zu halten.

Ich weiß nicht, was aus dem Bilde geworden iſt, welches ich gerne an mich brächte, da es gewiß für den Beſitzer keinen andern Werth haben kann, als den, welchen es als Kunſtwerk hat, für mich hätte es aber ein beſonderes Intereſſe.

Aber der Künſtler irrte ſich, wenn er es mein „Geburtshaus“ nennt, ich bin nicht in Moor geboren, und um die Nachwelt nicht in die Verlegenheit zu ſetzen, daß ſich um mich wie um Homer ſieben Dörfer ſtreiten, ſei es wiederholt, daß ich in Lovasberény, auch im Stuhlweißenburger Comitate, geboren bin.

Meine Stiefmutter war eine höchſt rechtliche, für ihre Zeit und Geſchäft höchſt verſtändige Frau, welche meinen Vater auf's treueſte und liebevollſte pflegte und wartete, wofür ihr meine volle Anerkennung wurde.

Für Poeſie, Liebe und Appetit hatte ſie keinen Sinn, für dieſe drei Genien des Lebens und der Menſchheit.

Salz und Eiſen waren die beiden Pole ihrer Lebensachſe.

Den Appetit betrachtete ſie als den Fluch, den Gott dem Menſchen mitgab, und das Eſſen als die traurige Folge dieſes Fluches.

Sie haßte den Appetit, und es war eine Art Rache, wenn ſie bei ſich und bei Andern dieſen ungeſtümen Gläubiger, der täglich zwei Mal anklopfte und mahnte, mit Verheißungen, mit Erſtreckungen hinhalten, und wenn er dringend wurde, mit den ungangbarſten, abgegriffenſten Münzen, in den kleinſten Raten, befriedigen konnte.

Ohne von Liebig und Moleſchott etwas zu wiſſen, ohne den Stoffwechſel und die Chemie zu kennen, hatte ſie aus ihrer Küche eine Art Labaratorium gemacht, oder vielmehr eine homöopatiſche Apotheke. Das Pflanzenleben ging ihr über Alles, Salat, Spinat und gedörrte Fiſolen waren die Recepte, welche ſie jedem Magen, jedem Appetit und in jedem Stadium des Hungers verſchrieb.

Fleiſch war nur für hohe Feſttage ein — Unglück, wie ſie es nannte, und ich glaube, es gab Stellen in ihrem Magen, wohin der Name: „Brathuhn" nie gedrungen.

Junge Poeten aber, wie bekannt, freſſen wie die Wölfe; Wölfe aber, wie bekannt, ſind nicht immer geneigt, Salat und gedörrte Fiſolen als Abſchlag von der höhern Magenforderung anzunehmen!

Man iſt nie hungriger als wenn man eben die Natur oder eine Geliebte beſungen hat!

Ein lyriſches Gedicht verfaſſen macht mehr Appetit, als eine Klafter Holz hacken. Die Gehirn-Nerven ſtehen mit den Magen-Nerven in dem lebhafteſten Handelsverkehr.

Der Himmel aber iſt gütig, er ſpeiſt die Raben, nährt die Lilien und ſpeiſt auch die jungen Dichter, wenn das Schickſal ſie auf Salat und Worte-Spinat geſetzt hat.

Der zweite Arendator im Orte, der Vermiſchte-Waaren- und Material-Waaren-Rothſchild, Herr Roſenthal, der Bruder meiner Stiefmutter, führte gute Küche und Tafel; und dieſe wurde das Succurſal, in welchem ich für meinen Magen und meine Muſe Rath, Troſt und zeitweilige Abhilfe fand.

(Nicht weiter fortgeſetzt)

War Socrates ein Weiſer oder ein Narr?

Die ſonderbar ſcheinende Frage, ob Socrates ein Narr war, wirft der „Humoriſt" nur deshalb auf, weil er kein Narr mehr iſt; der „Humoriſt" hätte viel näher liegende, gehende, ſtehende und ſchreibende Menſchen und Unmenſchen, von denen er es beweiſen könnte, daß ſie Narren, daß ſie noch etwas Schlimmeres als Narren ſind!

Allein lügen darf man nicht, denn der „Himmel" ſagt: „Du ſollſt nicht lügen;" — die Wahrheit ſagen darf man auch nicht, denn die „Erde" ſagt: „Du ſollſt nicht die Wahrheit ſagen;" — die „Erde" ſagt, heißt ſo viel als: die „Menſchen" ſagen, denn die Menſchen ſind ja aus Erde gemacht. Alſo ſteht ein „Humoriſt" zwiſchen Himmel und Erde mit offenem Mund und hat Maulaffen feil. Wenn ein Satyriker oder Humoriſt das Mauf aufmacht und ſagt: „Dort geht ein Aff'!" kömmt gleich ein Menſch und ſagt: „Der Aff' bin ich!" Er klagt, und da man bei der Gerechtigkeit nie gewiß iſt, ob ſie wirklich blind iſt, oder ob ſie nicht blos ſchielt, ſo kann man nie mit Sicherheit ſagen: „Dort geht ein Affe," ohne von den Menſchen wegen Perſönlichkeit verurtheilt zu werden.

Aus den Lebendigen, aus der Gegenwart kann ſich die Satyre ihre Beute nicht mehr holen! Wahr iſt's, es iſt ſchade, und ſchade, daß es wahr iſt! Ach Gott, wie viel Narren, wie viel Dummköpfe, wie viel miſerable Individualitäten, wie viel elende Scribler, wie viel erbärmliche Redakteure laufen noch lebendig herum, die mir alle noch ihre Kopfſteuer nicht bezahlt haben!

Zwar einen Socrates findet der Humor nicht in der Gegenwart; viel eher eine Xantippe. Der Humor muß alſo wie die Hyäne die Todten aus der Erde ſcharren und ſie ſatyriſch verarbeiten. Er muß die Weltgeſchichte zum Weltgericht der Gegenwart benützen. Socrates iſt ein gutes Thema: erſtens wird er nicht klagen, denn er iſt ein geſcheidter Mann; zweitens kann er nicht klagen, denn er iſt todt. Alſo Socrates muß herhalten.

Man ſagt: Socrates war ein Weiſer! Was wir von ihm wiſſen, ſcheint uns das Gegentheil zu beweiſen.

Socrates war dreißig Jahre alt, als er ſich der Weisheit widmete; ein Beweis, daß er kein Schwab' war, die ſich erſt zu vierzig Jahren der Weisheit widmen. Das iſt der Unterſchied zwiſchen den Griechen und den Schwaben, die Griechen wurden um zehn Jahre früher geſcheidt! Die Athenienſer können den Stuttgartern und Geisbergern zehn Jahre Weisheit vorgeben!

Socrates hat ſich zu dreißig Jahren der Weisheit gewidmet, er war alſo noch keine dreißig Jahre alt, als er geheiratet hat. Erſt nachdem er eine böſe Frau bekam, widmete er ſich der Weisheit! Das kann jeder Narr auch! Er widmet ſich dann der Weisheit und ſagt: „Der Kluge giebt nach!“

Socrates Höchſtes war: „Lerne dich ſelbſt kennen!“ Welche Narrheit! Es geht den Menſchen mit ſich ſelbſt wie mit anderen Menſchen. Man hält von Menſchen nur ſo lang etwas, als man ſie nicht kennt; wenn man ſie kennen gelernt hat, ſo ſagt man oft: „Hätt' ich nur den Menſchen nicht kennen gelernt!“ So geht es den Menſchen auch mit ſich ſelbſt; wenn man ſich ſelbſt genau erkennt, ſo hätte man auch oft Grund zu ſagen: „Hätt' ich mich ſelbſt nur nicht kennen gelernt!“ Sehr ſelten hat der Menſch Urſache, zu ſich ſelbſt zu ſagen: „Es freut mich, Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen, ich hab' ſchon ſo viel Schönes von Ihnen gehört!“

Socrates faßte den Entſchluß, ſein ganzes Leben dem Geſchäfte zu weihen: „ſeine Mitbürger aufzuklären!“ Nun bitt' ich kann es einen größeren Narren auf der Welt geben?! Aufklären! „Seine Mitbürger aufklären!“

Wer hat ihn dazu angeſtellt? Wozu iſt denn am Tag die „Sonne“ und der „Zuſchauer,“ und bei Nacht der „Mond“ und der „Hans Jörgel“ da? Aufklären? Wenn der liebe Himmel die Leute aufklären will, ſo braucht er keine Philoſophie dazu; da ſchickt er einen Kometen, der den Menſchen ſeinen Schweif zukehrt, oder gar ein Nordlicht, daß Einem die Augen übergehen, und da geht dem Menſchen ein curioſes Licht auf!

Aufklären! Seine Mitbürger aufklären! Haben je „Mitbürger“ Aufklärung verlangt? Wenn ein geſcheidter Menſch zur Aufklärung ſeiner Mitbürger etwas beitragen will, ſo errichte er eine Oelraffinerie, eine Kerzenfabrik oder eine Buchhandlung, die Kochbücher verlegt.

Was iſt das Ende, wenn man ſeine Mitbürger aufklärt? Sie verurtheilen die Socratiſten zum Tod! Alſo iſt es geſcheidter, daß man ſeine Mitbürger aufklärt, damit ſie uns ſterben laſſen, oder iſt es geſcheidter, daß man ſeine Mitglieder nicht aufklärt und ſie ſo läßt, wie der liebe Himmel und der Magiſtrat ſie zu Mitbürgern gemacht hat, damit man ruhig leben kann?

Socrates hat ſeine „Mitbürger“ aufklären wollen; iſt es auch die Pflicht, blos „Mitzuſtändige“ aufzuklären? Was meint Socrates dazu?

Socrates wollte ferner die Menſchen „über ihre „Beſtimmung“ aufklären.“ Socrates ſoll mir verzeihen, aber das iſt eine große Narrheit! Entweder es gibt eine „Beſtimmung,“ oder es gibt keine; gibt es keine, wie kann man Jemand über etwas aufklären wollen, was gar nicht exiſtirt? Und gibt es eine „Beſtimmung,“ ſo iſt jede Aufklärung darüber überflüſſig. Seiner Beſtimmung entgeht man nicht. Nicht einzelne Menſchen, nicht ganze Völker. Der Menſch iſt beſtimmt, zu ſterben. Iſt der Menſch beſtimmt, ſiebenzig Jahre alt zu werden, ſo helfen alle Aerzte ihm nicht, er ſtirbt doch nicht früher. Iſt der Menſch beſtimmt, niemals reich zu werden, ſo mag er noch ſo dumm ſein, er bringt's doch zu nichts. Iſt der Menſch beſtimmt, zum Narren gehalten zu werden, ſo mag ſeine Frau oder Geliebte noch ſo eiferſüchtig ſein, er wird doch zum Narren gehalten.

Und wie elend, wie erbärmlich fing Socrates es an, ſeine Mitbürger aufzuklären! In dieſem Punkte hätte er von dem miſerabelſten Lump in der jetzigen Journaliſtik lernen können!

Denn hat Socrates je gegen die Juden geſprochen? Und welch' ein ſchönes Thema wäre das ungefähr 500 Jahre vor Chriſti Geburt geweſen! Hat Socrates je dafür geſprochen, daß man Haß und Zwietracht in die Gemüther ſäen muß, daß man das Gift der Vergangenheit ſtets in die Adern der Gegenwart gieße, daß man Verfolgung der von Griechenland geduldeten Sekten proklamire?

Alſo kann Socrates in Hinſicht von Weisheit und Tugend von unſeren elendeſten Schmierern noch Unterricht bekommen.

Womit hat Socrates ferner ſeine Weisheit an den Tag gelegt?

Er hat die Schuhe verſchmäht! Er iſt barfuß gegangen? Iſt es geſcheidt, die ganze Schuſterzunft gegen ſich aufzubringen? Wer weiß, ob bei dem Geſchwornengerichte bei Socrates' Proceß nicht ein paar Schuſter mehr die Geſchwornen waren, und das war ſein Pech! Und glaubte denn Socrates, wenn man keine Schuhe trägt, ſo weiß man nicht, daß und wo Einen der Schuh drückt?

Socrates war Volkslehrer! ein Schullehrer! Jetzt wiſſen wir, warum er nicht auch Schuhe hatte!

Seine böſe Frau betrachtete Socrates als „ein Uebungsmittel ſeiner Geduld und Selbſtbeherrſchung!“ Der Narr! Dazu iſt auch eine gute Frau ganz zweckmäßig? „Wenn ſie tobte, ging er auf den Markt und lehrte Weisheit!“ Iſt das nicht ein Narr, der anſtatt der Frau auf den Markt geht?

Sokrates' Methode war es, die Leute auszufragen! Aber als man bei Gericht ihn ſelbſt befragte, wollte er keine Antwort geben! So ſind die Weiſen! Pudelnärriſch!

Die Aſtronomie verachtete Sokrates; das iſt auch dumm! Auf der Erde darf man nichts beobachten, alſo muß man die Gnade haben, wenigſtens den Himmel zu beobachten! Der Himmel hat ein gutes Gewiſſen! Er läßt ſich durch die Rippen ſehen! Er erlaubt es, daß man Nachricht gebe von dem Gang der Kometen, daß man ſeine inneren Angelegenheiten beſpreche. Aber warum ſollten wir nicht die Sterne beobachten, wir, die wir doch lange keine Sterne ſind und doch auch beobachtet werden?

„Sokrates hat die Philoſophie vom Himmel auf die Erde geführt!“ Da wird ſich die Philoſophie bedanken! Wenn Socrates kein Narr geweſen wäre, hätte er die Philoſophie hübſch in dem Himmel gelaſſen; denn wenn die Socrateſſe in den Himmel kommen und keine Philoſophie oben finden, da werden ſie wie aus dem Himmel gefallen ſein!

Und was hat Socrates der Erde genützt, daß er ihr die Philoſophie gebracht hat?

Iſt die Philoſophie gut gegen die Kartoffelkrankheit? Hat die Philoſophie die Cholera aufgehalten? Hat die Philoſophie die Ochſen vermindert, ſo hat ſie den Preis des Fleiſches vertheuert, und um dieſen Preis möchten wir lieber keine Philoſophie!

Sokrates wies beſtändig „auf den weiſen Bau des menſchlichen Körpers hin.“

Wer nur halbwegs geſcheidt iſt, weiß, wie ſchlecht dieſer Bau iſt; wenn man dagegen unſere Neubauten betrachtet, z. B. die Wienbrücke, oder den Brunnen am hohen Markt, oder gar den Semmeringbau, der für die Ewigkeit gebaut iſt, da die Zeitlichkeit ihn ſchwerlich lange befahren wird.

Der Menſch iſt der zweckwidrigſte Bau, den ich kenne! Es iſt gerade, als hätte ihn ein Wiener Hausherr als Zinshaus gebaut! Lauter Löcher und Winkelzeug! In dem kleinen Raum vom Kopf wohnen fünf Parteien: hören, ſehen, riechen, fühlen, ſchmecken!

Die Augen haben keine Doppelfenſter, die Ohren keine Spalettladen, die Naſe hat eine elende Zwiſchenwand, der Mund hat nicht Schloß, nicht Riegel, die Empfindung muß im Herzen in zwei feſten, engen Kammern wohnen, der Magen hat keinen Sparherd, die Galle hat kein Luftdach, der Bauch, die Hausmeiſterwohnung, hat keine Klingel, kurz, der ganze Bau iſt verdorben; wenn man den Menſchen den Gebrüdern Klein in Pacht gegeben hätte, er wäre ſolider und beſſer gebaut worden!

Socrates glaubte an einen „Dämon," doch wußte er nicht, wie er ihn nennen ſollte; er glaubte nämlich, daß ihn immer ein Weſen, von ihm ungeſehen, begleite und beobachte, und nannte ihn ſeinen „Genius." Der Narr! Wir haben auch Weſen, die, von uns unbemerkt, uns begleiten und beobachten, aber wir halten ſie für keinen „Genius."

Was war das Ende von der Socratiſchen Philoſophie? Er wurde angeklagt und zum Tode verurtheilt!

Ein Dichter, ein Redner und ein Gerber! Metitos, ein Lokaldichter, aber nicht Verfaſſer vom „letzten Zwanziger" im Joſephſtädter Theater; Lykon, ein Redner, aber kein Redner in der Aula; und Aeytos, ein Gerber und Demagog, aber kein Weißgerber, klagten ihn an.

Und weſſen haben ſie ihn angeklagt? — Er führe fremde Götter ein!

Die Philiſter! — Es war alſo eine reine induſtrielle Frage, eine Freihandelsfrage! Es handelt ſich um die Einfuhr ausländiſcher Götter!

Und die guten Athenienſer! Sie haben „einzelne, aus dem Zuſammenhange geriſſene Stellen“ zur Anklage gebracht und Socrates wurde verurtheilt! — Ja, die Griechen haben's auch verſtanden! — Sokrates verſchmähte es, ſich zu vertheidigen! War das etwa weiſe? Nein, es war dumm! War es etwa edel? Nein, es war engherzig! Man muß nicht nur ſich, man muß in ſich das Recht vertheidigen! Wenn man ſeine gerechte Angelegenheit vertheidigt, hört man auf, eine Perſon zu ſein, und wird eine Sache; man kann wohl ſeine Perſon aufgeben, aber man hat kein Recht, die Sache aufzugeben, denn die Sache iſt die Sache Aller! Man vertheidigt in ſich die Sache, in der Sache das Recht, im Recht den Geiſt Gottes! Die Athenienſer hätten den Sokrates immerhin verurtheilen können, aber ſeine Sache nicht; der Vertheidiger hätte den Giftbecher getrunken, aber die Vertheidigung hätte fortgelebt für Athen, für die Welt, für das Recht, für uns, für die Zukunft, für die Weltgeſchichte, für den Geiſt aller Richterſtühle des Univerſums!

Socrates hatte kein Recht, ſeine Sache nicht zu vertheidigen! Er hat ein Verbrechen an dem Geiſte der Gerechtigkeit begangen, er hat ihn friſch und unvertheidigt in die Hände ſeiner Feinde fallen laſſen!

Und wie gelebt, ſo geſtorben! Seine Freunde und Schüler wollten ihn retten, er gab es nicht zu! Er konnte entfliehen, aber er wollte nicht! Reine Narrheit! Narrheit, die wie Weisheit ausſieht, Kleinheit die wie Größe ausſchaut!

Wenn er überzeugt war, daß er unſchuldig ſterbe, ſo mußte er ſeinen Richtern ein Verbrechen erſparen und entfliehen. Wenn er das Wohl ſeiner Mitbürger wollte, ſo mußte er ſeinen Mitbürgern eine Reue erſparen und entfliehen!

Wenn man das Bewußtſein hat, ſeine Strafe verdient zu haben, dann iſt's ein Verbrechen, zu entfliehen; iſt man ſich aber bewußt, unſchuldig verurtheilt zu ſein, dann iſt's eine Pflicht, zu entfliehen. Denn einem unverſchuldeten Tod entrinnen zu können, und es nicht zu thun, iſt nackter Selbſtmord! Ob man den Selbſtmord durch ein zweiſchneidiges Schwert oder durch die Vollſtreckung eines zweideutigen Urtheils an ſich ausübt, iſt alles Eins.

Socrates' letzte Worte waren: „Wir ſind dem Aeskulap einen Hahn ſchuldig!“ Welch' ein Narr! im Tod denkt er noch an ſeine Schulden!

Bei dieſer Gelegenheit erfuhren wir, daß dem Aeskulap der Hahn als Symbol des Lebens geopfert wurde. Wahrſcheinlich deßhalb, weil um den, der dem Aeskulap in die Hände fällt, kein Hahn mehr kräht.

Wir wollen nun dem Leſer ſelbſt überlaſſen, den Sokrates für einen Weiſen oder für einen Narren zu halten, und uns auch. Daß es aber Philoſophen über Philoſophen gibt, beweiſt der Umſtand, daß einer der größten deutſchen Philoſophen: Hegel, es herausgebracht hat, daß Sokrates mit Recht verurtheilt wurde.

Die Philoſophen können Einen wirklich ganz ſtockdumm machen!

Der Hackelputz.

Sie haben mir zugeſagt, meinen „Hackelputz“ mit Ihrer holden Gegenwart zu verſchönern; der „Hackelputz“ kam, aber Sie, Sie? Sie kamen nicht! Ich war verdrießlich! Die Bilder meines Salons ſahen mich an und fragten:

„Was hat man dir, du armes Kind gethan?“

Zuerſt war ich verdrießlich, dann böſe, dann kochte ich, nämlich „Rache!“ Rache à tout prix! Aber nicht geheime Rache, nicht Calderoniſche: „segreta venganza y segreto aggravio!“ ſondern öffentliche Rache!

Ich will Sie öffentlich beſchämen! Die Welt ſoll wiſſen, daß Sie zwar eine ſchöne, eine liebenswürdige Frau ſind, aber daß Sie durchaus keine Gelehrte ſind! Was ſag' ich: keine Gelehrte? Die Welt ſoll wiſſen, daß Sie — unwiſſend ſind! Unwiſſend, ſo unwiſſend, wie nur irgend etwas auf der Welt! Ich will's der Welt erzählen, laut in die Ohren ſchreien, daß Sie nicht verſtehen, was ein „Hackelputz“ iſt.

Als ich Ihnen, meine verehrteſte Holdſelige, in meinem Salönchen, nachdem Geſang, Declamation und ſonſtiges Salonfutter zu Ende war, voll Ehrerbietung ſagte: „Gnädige Frau, wollen Sie mir morgen das Vergnügen machen den „Hackelputz" mit Ihrer Gegenwart zu verherrlichen?" fragten Sie ganz naiv, ohne über ihre Ignoranz zu erröthen: „Ein Hackelputz?" Was iſt das: „Ein Hackelputz?"

Shakeſpeare in ſeinem Glasrahmen wurde wachsbleich und flüſterte mir zu: „it is horrible!" Wie? der Humoriſt duldet Weſen in ſeinem Salon, die nicht wiſſen, was ein „Hackelputz" iſt?

Vergebens, meine gnädige Frau, machte ich Ihre andern leiblichen und geiſtigen Vorzüge geltend; Shakeſpeare war unerbittlich, und ſelbſt der kleine Diogenes auf der andern Wandſeite ſchien ſatyriſch zu lächeln, daß in meinem Salon eine Seele ſein kann, die nicht weiß, was ein „Hackelputz" iſt!

Ich hätte der Welt nichts davon geſagt, allein Sie, anſtatt mich zu beſänftigen, was den reizenden Damen doch ſo leicht iſt, häufen Sie das Maß Ihrer Verbrechen, ſagen ſich ſammt Familie zum „Hackelputz" zu und kommen nicht!

Im Leben, meine Hochgeſchätzte, iſt aber Gnade ein ſchönes Wort; es gibt Gnade nach Unrecht und Gnade vor Recht; ich will diesmal Gnade vor Recht ergehen laſſen und Ihnen doch erklären, was eigentlich ein „Hackelputz" und deſſen tiefe Bedeutung iſt.

In der Wiener Sprache gibt es manche ſolche

Worte, die Adelung nicht erfunden, die Academie der Wiſſenſchaften nicht ſanctionirt hat, und die doch, wenn auch keine Bürger der deutſchen Sprache, doch zu ihr zuſtändig ſind.

Das Idiotikon oder Fremdwörter-Büchlein der Wiener Sprache iſt reich an Wortgebilden, die unüberſetzbar ſind, die nicht von Gelehrten geformt wurden, von welchen man nicht weiß, wie ſie entſtanden, die im Volke gemacht, vom Volke adoptirt, durch das Volk zum Sprachgebrauch erhoben, ausdrucksvoller, bezeichnender und draſtiſcher ſind, als tauſend Worte, welche von Sprachforſchern und philologiſchen Geſellſchaften in das Wörterbuch eingeführt worden.

„Hackelputz!“

Nicht nur Sie, meine Holde, ſondern mit Ihnen wiſſen vielleicht viele meiner verehrten Leſerinnen nicht, was das für ein Thier in der Sprach-Menagerie des Dialectes iſt!

Wenn Jemand eine Abendgeſellſchaft einladet und ihr was zu eſſen gibt, wie es früher noch hie und da Sitte war, bevor die chineſiſche Regierung des Thees die Herrſchaft des Weines verdrängte, und ehe die blaſſe Limonade und eine mathematiſche Biscuit-Linie den Kalbsbraten mit obligatem Wein und Bier verdrängte; alſo wenn Jemand ſeiner Abendgeſellſchaft die angenehme Grobheit erweiſt, ihr nicht blos die

Geſellſchaft ſelbſt vorzulegen, ſondern ihr auch zumuthet, daß ſie ſo unmodern ſein ſoll, von acht Uhr Abends bis zwei Uhr Morgens noch mehr zu verlangen, als den Hut in der Hand, den Zwicker im Aug', Clavierſpiel in den Ohren und nichts, ſage Nichts in dem Magen zu haben; — wenn ein ſolcher abgeſchmackter Wirth ſeiner Geſellſchaft noch zumuthet, ſie ſoll, wenn ſie von ihm weggeht, nicht mehr in's Gaſthaus ſtürzen und ausrufen:

„Kellner, zu Hilfe! Ich komm' aus einer Soirée! Geſchwind einen Braten, oder was da iſt! Ich bin ſchon halb todt!" ſondern er gibt ihr — wirklich zu eſſen, d. h. wenigſtens die erſten Elemente des Eſſens, die fünf Selbſtlauter eines Abendeſſens: Kalbsbraten, Schinken, Zungen, Salat und Käſe; wenn ſich in der modernen Geſellſchaft noch ſo ein Rococo-Wirth befindet und bei dieſer Rarität ſich ſodann die noch größere Rarität vorfindet, daß Etwas übrig bleibt, und zu dieſen beiden Raritäten ſich dann die dritte und größte geſellt: daß der Wirth die intimen Freunde der Geſellſchaft einladet, dieſe der Vernichtungs-Schlacht entronnenen Flüchtlinge am nächſtdarauffolgenden Abend sans façon ganz aufreiben zu helfen, ſo heißt dieſes Nachtreffen: „Ein Hackelputz!"

Ich glaube, dieſes Wort iſt von einer genialen Köchin erfunden worden! Es iſt zuſammengeſetzt von „Hackel!" (kleine Hacke) und von wegputzen, und bedeutet eigentlich, daß an dieſem Abend die Trümmer von geſtern verzehrt werden mit allem dem, was das „Hackel" ſo vom Kalbsbraten, Schinken u. ſ. w. an Ecken weggeputzt hat.

Der „Hackelputz" iſt die Rechnungsprobe der Soiréen: wo nichts für den „Hackelputz" übrig bleibt, da fand die Geſellſchaft nicht ihre volle Rechnung.

Der „Hackelputz" iſt das Agio der Soirée. Aber zur Soirée ladet man Gönner, Bekannte und Freunde, zum „Hackelputz" nur die „Intimen," den engen Kreis, die Bevorzugten.

Die Soirée beginnt zuerſt mit zwei Stunden langem Stimmen der Geſellſchaft, bis ſie zuſammenſtimmen; der Eine iſt zu hoch geſtimmt, der Andere zu tief, der Eine ſchnurrt, der Andere brummt, der Dritte gibt gar keinen Ton von ſich. Beim „Hackelputz" aber beginnt das Stück ſogleich; es iſt Alles zuſammengeſtimmt, die Unterhaltung wird ſogleich flott.

In der Soirée müſſen die Leute erſt warm werden, die Männer müſſen erſt in kleinen Häuflein ſich in allen Ecken und Winkeln zuſammendrängen, wie die Schafe, wenn's wetterleuchtet, bevor ſich dieſe Knäuel entwirren und ein Mann ſo unternehmend iſt, ſich einer Dame zu nähern, um ſich zu überzeugen, ob ſie wirklich lebt. Die Damen müſſen ſich gegenſeitig erſt betrachten, die gegenſeitige Toilette einem Examen-Rigoroſum unterwerfen, Jede muß ſich ſo zu ſagen, an das Klima der andern Damen gewöhnen, bis ſie anfangen geſellig zu werden.

Wie anders iſt's beim „Hackelputz!“ Die Männer ſind ſo gefällig und reden gleich etwas! Die Frauen ſind ſo liebenswürdig und ziehen ſogleich die Handſchuhe aus.

In der Soirée muß der Wirth für alle Damen gleich liebenswürdig ſein — si fabula vera — im „Hackelputz“ kann er gegen Alle herzlich und gegen Eine vorzugsweiſe liebenswürdig ſein! In der Soirée darf der Wirth nur Eſſen und Trinken und Aufmerkſamkeit haben, im „Hackelputz“ kann er auch ein Herz und einen beſondern Guſto haben.

O, wie oft iſt der „Hackelputz“ amuſanter, als die Soirée! Faſt ebenſo oft, als die Antichambre anziehender iſt als der Salon und die Zofe intereſſanter als die Dame.

Die ganze Menſchheit, meine ſchöne Frau, iſt nichts, als eine Sammlung von „Hackelputze!“

Was iſt das Leben? Bis dreißig Jahre ein Feſt, dann ein „Hackelputz!“ aus den kurzen Ueberreſten der Jugend!

Was iſt die Ehe? Ein „Hackelputz“ der Liebe! Einige karge Liebes-Ueberbleibſel für zwei Perſonen!

Was iſt die Hoffnung? Ein „Hackelputz“ von Wünſchen, Erwartungen und Luftſchlöſſern!

Was iſt der Ruhm? Ein „Hackelputz“ von Eitelkeit, leerem Schall und Zeitungspapier!

Was iſt die Gerechtigkeit? Ein „Hackelputz" von Prozeßkoſten und Büchern in Schweinsleder!

Ich hoffe, daß Sie, meine Verehrte, nun wiſſen werden, was ein „Hackelputz" iſt; und wenn Sie es wiſſen werden, dann werden Sie auch kommen, wie ich hoffe. Ich habe Sie doch mündlich dazu eingeladen, an einige andere Damen ließ ich folgende ſchriftliche Einladung ergehen:

Unſeren verehrten Freunden und Gönnern zeigen wir hiermit den Hintritt der „Gebrüder Kalbsſchlägel und Schinken" an.

Sie verſchieden geſtern Abend nach einem kurzen kalten Fieber an den Folgen des Magenübels einer größeren Geſellſchaft. Wer ſie im Leben kannte und ihren Wandel und weiß, wie theuer uns die Dahingegangenen waren, wird unſere Empfindung zu würdigen wiſſen und unſern Schmerz nicht noch durch mehr Theilnahme vermehren.

Die irdiſchen Ueberreſte aber der Dahingeſchiedenen werden heute eingeſammelt und in den Magen einiger intimer Freunde beigeſetzt. Dabei wird ein Kehlen-Amt von „Gluck! Gluck!' abgehalten werden.

Sie werden eingeladen, heute Abend zwiſchen 7—8 Uhr ſich im Humoriſtenhaus einzufinden, um dem Sarge mit den Gebeinen der Dahingeſchiedenen die letzte Ehre zu erweiſen

Der „Humoriſt" im Namen ſeiner
unmündigen Witze.

Meine Geneſung,

oder:

Die mir vom Himmel verliehene „Leibes-Conſtitution.“

Nichts dauert ewig, nicht einmal eine „Conſtitution!“ In fünfzig Jahren kann man die beſte „Leibes-Conſtitution“ ruiniren.

Ich hatte eine „Conſtitution“ bereits länger als fünfzig Jahre getragen, und obwohl ich ſie ſo ziemlich geſchont habe, iſt ſie, wie ſo manche deutſche Conſtitution, doch endlich fadenſcheinig und abgetragen geworden, und wollte es nicht mehr länger thun. Oberhaus und Unterhaus, „Kopf und „Magen“ wollten ihre Functionen nicht mehr recht verrichten; der Miniſter des Innern, „der Appetit,“ reichte ſeine Entlaſſung ein; der Juſtizminiſter „Schlaf“ — denn die Gerechtigkeit iſt ja nur „ein Traum“ — ging auf Urlaub; der Miniſter der Arbeit: „der Geiſt,“ wollte die Verantwortlichkeit für die Abonnenten des „Humoriſten,“ nicht mehr tragen; der Kriegsminiſter „Humor“ erſchien gar nicht mehr am Miniſtertiſche des geiſtigen Reichsrathes und die 300 Glieder meines Körpers waren ſo wenig thätig, wie gewöhnlich alle Glieder eines Staatskörpers ſind.

Ich ſah alſo alle Tage meiner „Auflöſung" entgegen und daß mich unſer Herrgott vermittelſt ſeines „car tel est notre bon plaisir" wieder dahinſchickt, wo ich hergekommen bin, nämlich: in die Erde!

Allein unſer Herrgott iſt ein gütiger und gerechter Gott, er begnadigt Sodom, wenn auch nur ein paar Gerechte in ihm zu finden ſind; er wartet auf die Reue bis zum Tode des Sünders, und alſo fand unſer Herrgott es auch für gut, mir für alle geiſtigen und literariſchen Sünden Amneſtie zu ertheilen, und mich ſtatt der „Todesſtrafe" zu noch einigen Jahren „Gaſſenlaufen" durch die Herbſtjahre meines Lebens zu begnadigen. Der liebe Himmel hat mir alſo in ſeiner unerforſchlichen Weisheit eine Leibes-Conſtitution bewilligt, von welcher ich hier meinen Leſern die weſentlichen Grundzüge mittheile:

1.

Von den Grundrechten.

1. Herr Saphir hat das „Grund-Recht:" zu „hören;" allein er darf blos „hören," nicht „horchen," welches eine Regal iſt und nur von gewiſſen, eigens dafür beſoldeten Leuten ausgeübt werden darf.

2. Herr Saphir hat das Recht: „zu „ſehen;" allein wenn er Etwas ſieht, worüber einem Hören

und Sehen vergehen kann, muß er ein Auge zudrücken.

3. Herr Saphir hat das Grundrecht; zu „riechen," wozu ihm eine beſondere Cubiknaſe octroyirt wurde; allein dies Recht, zu riechen, werden weiſe Geſetze durch Schnupfen und Rheuma ſchon ſo in den gehörigen Schranken zu halten wiſſen, damit er die Naſe nicht überall hineinſtecke.

4. Herr Saphir hat das Grundrecht: zu „fühlen;" damit aber von dieſem „Fühlen" kein Mißbrauch gemacht werde, denn die Menſchen werden von dem Augenblick an gefährlich, wo „ſie ſich zu fühlen" anfangen — werden weiſe Geſetze dieſes „Fühlen" in jenen Schranken halten, in welchen das „Fühlen" zum Glücke des Individuums ganz abgehärtet wird.

5. Herr Saphir hat das Recht: zu „ſchmecken;" damit er aber keinen Mißbrauch von dieſem Rechte mache, daß ihm nur das wahrhaft Gute ſchmecke, werden weiſe Geſetze dafür ſorgen, ihm auch bei Dingen, die ihm nicht ſchmecken, zuzurufen: „Guten Appetit!"

2.

Von dem Freßgeſetze.

Schon bei der allererſten Conſtitution, welche Vater Adam bekam, war die allgemeine „Freß-Freiheit" in dem Paragraphe: „Du ſollſt eſſen von allen Bäumen im Garten" durch ein Refreſſiv-Geſetz beſchränkt: „Nur vom Baume der Erkenntniß ſollſt Du nicht eſſen!“ Weil er aber gegen dieſes Ausnahmsgeſetz gefrevelt, und zwar auf Anreizung ſeiner democratiſchen Frau Gemahlin, wurde er ſogleich des Edens verwieſen; von daher hat der Menſch auch das Recht der Freizügigkeit ererbt!!

Alſo Herr Saphir hat volle „Freß-Freiheit,“ welche die erſte Baſis aller Freiheit iſt; allein um jeden Miß- oder Gebrauch dieſer geſegneten „Freß-Freiheit“ in jenen Grenzen zu halten, die keine Grenzen haben, wird

„ein refreſſives Freßgeſetz“

Herrn Saphir den rechten Gebrauch ſeiner „Freßwerkzeuge“ und „Freßzeuge“ anweiſen. Er wird daher in ſeiner „Freß-Freiheit“ auf die ſtrengſten Regeln der unſchätzbaren „Homöopathie“ angewieſen. Streng unterſagt iſt ihm, ſich oder Andern reinen „Wein“ einzuſchenken, denn im Weine liegt die Wahrheit, und die Wahrheit iſt ein aufregendes Geſöffe, welches der Civiliſation des Jahrhunderts nicht angemeſſen iſt.

Auch ſonſtige geiſtige Dinge, welche anregen, z. B. Kaffee, weil er den Geiſt wach erhält, iſt ſtrengſtens unterſagt.

Als „Caution,“ daß er die „Freß-Freiheit“ nicht mißbrauchen wolle, wird ihm auferlegt, zehn ſeiner ſchönſten Stock- und Backenzähne zu deponiren.

Für ſeine biſſigen Gelüſte iſt ihm das Fleiſch vom „kleinen Vieh,“ vom „jungen Geflügel“ preisgegeben; aber ſtreng verboten iſt ihm das ſchwere

Fleiſch von einem „großen Thier,“ welches ihm eine bedeutende Indigeſtion zuziehen könnte.

3.

Von der bewaffneten Macht.

Es wird Herrn Saphir erlaubt, ſich mit „Geduld,“ „Entſagung“ und „Verzweiflung“ zu waffnen.

Die Waffe der „Satyre,“ des „Scherzes“ und des „Humors“ darf er behalten; doch werden weiſe Geſetze darauf bedacht ſein, daß ihm ſelbſt alle Luſt zur Handhabung dieſer Waffen vergehen ſoll.

Auch ſeine beiden Myops-Augen darf Herr Saphir bewaffnen; er darf mit bewaffneten Augen frei auf der Straße gehen, jedoch werden weiſe Geſetze beſtimmen, durch welche Brillen ihm zu ſehen erlaubt iſt.

Es ſteht Herrn Saphir frei, ſo oft er will „in Harniſch zu gerathen;“ er kann auch „gepanzerte Sonnette“ in's Feld rücken laſſen, allein weiſe Geſetze werden dafür ſorgen, daß ſie auf den Panzerer ſelbſt zurückprallen werden.

4.

Von dem Glauben.

Herrn Saphir ſteht frei, zu glauben was er will, ſogar an die Preßfreiheit, aber nur in häuslicher Ausübung.

Gewiſſensfreiheit iſt ihm garantirt, d. h. es ſteht ihm frei, ſich aus gar nichts ein Gewiſſen zu machen!

5.

Von den Finanzen.

Alle Pränumeranten müſſen für jedes Jahr vorhinein veranſchlagt und auf den Humoriſtenhaushalt gebracht werden.

Jedes Deficit des „Humoriſten“ wird ſtets durch ein zweites gedeckt.

Die Aufnahme von „Humoriſten-Anleihen“ findet nur in jenem Falle Statt, wenn ſich Jemand findet, der dieſe Anleihe realiſirt.

6.

Allgemeine Beſtimmungen.

Die Reichsfarbe des „Humoriſten“ bleibt wie ſie war: der „Humoriſt“ wechſelt die Farbe nicht, ſie bleibt „echt und roſenroth,“ eben ſo weit entfernt von dem verdammungswerthen Hochroth der Republik, als von dem Eſelsgrau der Ultra-Conſervativen.

Der Hauptſitz des „Humoriſten“ bleibt — ſo lange es möglich iſt — die Stadt Wien, d. h. inſoferne der ſterbliche, kurzſichtige Menſch jetzt mit Gewißheit ſagen kann, wo er morgen oder übermorgen ſitzen wird.

Schluß.

Sollte eine „Reviſion“ dieſer dem Saphir neu verliehenen „Leibes-Conſtition“ nöthig ſein, oder Aenderungen, durch welche derſelbe in ſeinen Rechten geſchmälert wird, ſo ſteht ihm ein ſuspenſives Veto zu.

Der Frühling, auch ein Poſtillon.

Der Menſch fährt auf der Poſt durch's Leben, ſowohl der, welcher zu Fuß geht, als der, welcher mit Vieren fährt! Wie man ſich auf einer Station niederlaſſen will, kommt gleich der Poſtillon und bläſt und jagt mit uns nach der nächſten Station, wo der Menſch zum letzten Male aus- und einſteigt, aus der Luft in die Erde, und der Lebenswagen in die Remiſe der Vergänglichkeit geſchoben wird.

Aber der Menſch ſehnt ſich immer nach der Station und nach dem Poſtillon und gibt gute Trinkgelder, nur damit die Poſtillone ſchnell alle Stationen von der Wiege bis zum Sarge durchfliegen!

Der Poſtillon der Kindheit, der Poſtillon der Jugend, ſie blaſen ihre Fanfare, ſie ſchmettern auf ihrem Poſthorn, und kaum iſt man angelangt, bläſt ſchon der Poſtillon des reifen, des greiſen Alters, bis der letzte Poſtillon mit der ſchwarzen Poſtkutſche kommt und mit dem letzten Blaſer — das Licht ausbläſt!

Der Frühling iſt auch eine Station, der Poſtillon Lenz bläſt, daß es durch Felder und Wälder ſchallt; da ſind wir — auf der ſüßen, freundlichen, holden Frühlingsſtation! Halt, Poſtillon, halt! Laß uns ausſteigen! Laß uns ein wenig anhalten! Nichts da! Schon ſattelt der Poſtillon Sommer ſeinen Brandfuchs! O halt! Nur einen Trunk milde Luft! Nur einen Schluck Himmelsbläue! Nur einen Biſſen warmen Sonnenſtrahl!

Aber geſchwind! Nur geſchwind! So ſchnell wie auf einer Mittagsſtation auf der Eiſenbahn, das Eſſen kaum mit den Lippen berührt!

Trara! Station Frühling!

Frühling, was biſt du? Ich bin die Poeſie! Poeſie, was biſt du? Ich bin die Freude! Freude, was biſt du? Ich bin die Jugend! Jugend, was biſt du? Ich bin die Liebe! Aber Liebe, was biſt du? Ich bin der Frühling, ich bin die Poeſie, ich bin die Freude, ich bin die Jugend! Ohne mich lacht dir der Frühling nicht, ohne mich ſingt dir die Dichtkunſt nicht, ohne mich blüht dir die Freude nicht, ohne mich grünt dir die Jugend nicht!

Was iſt der Frühling dem, der nicht liebt? Eine kalte Herberge, ein grünangeſtrichenes Stück Zeit, eine Taſchenſpieler-Vaſe, die zur beſtimmten Minute Blumen wachſen läßt!

Was iſt dem, der nicht liebt, Poeſie? Eine Harfeniſtin, die ihre eingelernten Weiſen abſingt, eine eingeleierte Droſſel, eine Spieluhr!

Was iſt dem, der nicht liebt, die Freude? Ein Schmetterling, dem die Flügel ausgeriſſen ſind; eine Blume, im Treibhaus gezogen; für das Herz ein Wort mit fremden Lettern!

Und was iſt dem, der nicht liebt, die Jugend? Ein für die Seligkeit belegter Platz, auf dem der Gaſt nie erſcheint; eine Anweiſung zum Glück, die vom Herzen nicht ausbezahlt wird; eine verſchloſſene Blume, in welcher eine ſchöne Prinzeſſin gefangen ſitzt und zu deren Erlöſung uns das Zauberwort fehlt!

Frühling! O Poſtillon, halt! Die Liebe iſt da zu Hauſe! Laß ſie da weilen! Der Frühling iſt ja nur eine Paraphraſe, eine Umſchreibung der Liebe in Blumenworten, in Blüthenſätzen, in Blätterzeilen!

Im Anfange der Welt war kein Frühling und kein Sommer und kein Winter; die Blumen waren nicht in farbige Kleider, die Blüthen waren nicht in Hermelin gehüllt, die Roſe war nicht in Purpur getaucht, das Vergißmeinnicht war nicht vom Himmelblau übergoſſen; die Bewohner des Waldes, die Vögel, waren ſtumm, nicht die Lerche ſtieg ſchmetternd zum Himmel und nicht Philomele ſang aus ihrem dunklen Laubdach ihr Sanctus der Liebe, nicht das Echo tönte vom Felſen zurück, Alles war heiße Goldglut, Sonnenbrand, eintönige Reife an Frucht und an Pflanze. Ein einförmig Grau lag tödtend auf der Oberfläche der Erde, der Bäume, der Pflanzen, der Blumen! Da in dieſem einförmigen All' ſah das erſte Weib den erſten Mann ſchlafend im Graſe, das Ebenbild des Herrn im Angeſichte und die Bruſt gehoben von dem Vortraum der Liebe, ſein Herz ahnte die Nähe der Liebe und pochte laut und hörbar; da wurde das erſte Weib überwältigt von einer unnennbaren Empfindung, leiſe wie ein aufſteigender Nebel zog der erſte Liebesgedanke in ihr Herz, eine namenloſe Sehnſucht wickelte ſich um ihr Empfinden, ſie fühlte ihr Herz klopfen und wußte nicht woher und warum und wieſo? Sie fühlte ihr Auge ſich netzen, und ſie wußte nicht woher und warum und wieſo? Sie fühlte ihr Selbſt zu dem zweiten Sieſelbſt hingezogen, und ſie wußte nicht woher und warum und wieſo? Und ſie beugte, überwältigt von Sehnſucht und ſüßer Bitterniß, ſich nieder, ſeufzte und liſpelte die noch unverſtandenen Worte: „Ich liebe!“ Und als dieſes Wort geſprochen war, ging die erſte Offenbarung der Liebe durch die Schöpfung hin, die Blumen der Felder und die befiederten Bewohner des Waldes ſchaarten ſich um dieſe Offenbarung, und als das erſte Weib das Wort „Liebe“ ſprach und lieblich heilig erröthend daſtand, und aus ihren blauen Augen die erſte Thräne auf die Mutter Erde fiel, da nahmen ſich die Roſen den Widerſchein ihrer Wangen, Lilien und Blätter theilten ſich in die Blüthe ihrer Stirne, Veilchen und Vergißmeinnicht tauchten ihre Blättchen in den Abglanz ihres blauen Auges, die Lerche trug das Triumphlied: „Ich liebe dich!“ zum Himmel empor, die Nachtigall flog mit dem Seufzer der Liebe zurück in ihr grünes Gemach und ſetzte ihn in Muſik, in Sehnſuchtsklagen, in Klagen und Lieder ohne Worte, und das ſtumme Echo ſprach zum erſten Male den Wiederhall: Liebe! Und aus der erſten Thräne der Liebe, die zur Erde fiel, ſchoß die Trauerweide in die Luft, die, ſtets nach Thränen dürſtend, die Zweige niederſenkt. So wurde der Frühling! Ein Geſchöpf der Liebe!

Arme Herzen, die ihr nicht liebt, was iſt euch der Frühling? Eine Spielmarke! Ein farbiges Band im Knopfloch der Jahreszeiten! Eine gemalte Couliſſe in das Spectakelſtück: „Leben“ geſchoben!

Arme Menſchen, die ihr nicht liebt, nicht die Menſchheit und nicht die Menſchen, nicht alle und auch nicht eine; arme Menſchen, deren Herz nicht vom Gaſe der Blume übergeht, deren Herz nicht liebt: was iſt euch der Frühling? Eine italieniſche Oper! Ihr geht in den Frühling hinein, ihr fahrt in ihn hinein, ihr reitet in ihn hinein, ihr überlauft ihn, ihr kehrt in den Frühling ein, aber der Frühling kehrt nicht in euch ein!

O, ihr Menſchen, die ihr lieblos geht durch die Welt, die ihr die Menſchen nicht liebt in der Menſchheit, und die Menſchheit nicht liebt in jedem Menſchen, die ihr auch nicht eine einzige Geliebte im Herzen tragt, verhüllt euer Antlitz vor dem Anblicke des Frühlings, denn er iſt ein Vorwurf für euch!

Die Blumen, die Bäume, die Blüthen, die Sänger des Waldes ſind Prediger der Liebe in der großen Kirche der Schöpfung! Die Blume predigt Liebe, denn wenn der Sturm ſie gebeugt hat und ſie nach dem Sturme ihr Haupt wieder erhebt, ſie duftet doch wieder milde und ſendet ihren Wohlrauch in dieſelbe Luft. Und die Bäume predigen Liebe, ſie fragen den ſonnverbrannten Wanderer nicht; „Haſt du die Gabe meines Schatten verdient?" ſondern ſie ſagen: „Kommt alle, die ihr matt und müde ſeid, in meinen Schatten, ich bin hoch; aber ob ihr den Schatten verdient oder nicht, das muß doch erſt ein Höherer dort oben richten!" Und die Blüthen predigen Liebe, ſie opfern ſich ſelbſt gerne, ſie geben ihr Daſein hin, um der ſpäteren Frucht Platz zu machen! Und die Sänger des Waldes predigen Liebe, ihr Geſang, ihre Lieder ſind die Urſache, daß die Menſchen ſie verfolgen und einfangen, und doch ſingen ſie aus voller Kehle und blutendem Herzen, um das Ohr der Menſchen zu beglücken!

Arme Menſchen, die ihr ohne Liebe, ohne Frauenliebe, ohne Menſchenliebe durch die Welt geht, geht von dannen, wenn der Frühling offene Tafel gibt und einladet alle edlen Gefühle und alle ſchönen Regungen, und von dem Obermundſchenk Sonnenſtrahl vollgießen läßt alle Blumenbecher mit Duft und Würze und Herzinnigkeit, und von der Hofcapelle des grünen Cabinets anſtimmen läßt die Völkerhymne der Liebe!

Nur wer liebt, darf den Frühling umarmen wie einen Freund, wie einen Arzt, wie einen Traumdeuter, wie einen Wahrſager, wie einen Propheten! Nur dem, der liebt, iſt der Frühling ein Buch, in welchem jede Blume ein Wort, ein Bild, ein Gefühl, eine Erinnerung, eine Mahnung, eine Verheißung iſt!

Nur für den, der liebt, hat die Blumenſchrift lauter große Anfangsbuchſtaben! Die Roſe ſpricht vom Glück der Liebe, die Lilie weckt die Sehnſucht, das Veilchen erzählt von ihrer Schüchternheit, das Vergißmeinnicht von der Erinnerung, die Mimoſe von ihrer Verehrung, und — die wilde Roſe? Was ſprichſt du, du mein Frühling im Frühling, du mein Frühling im Herbſt?! Was ſprichſt du, wilde Roſe, wenn der Reiz des Tages dich in den Tempel des Frühlings lockt; was ſprichſt du, wilde Roſe, wenn die Lotosblume der Nacht dich einhüllt wie die Nacht die Blume, wie die Blume die Dolde?!

Du ſprichſt gar nicht, du lächelſt nur,
So lächelt durch die ſtille Nacht
Der klare Mond mit ſeinem Licht
Der Blume zu, die nächtlich wacht.

Du ſprichſt gar nicht, du ſiehſt nur her,
So blicket aus dem klaren See
Die Waſſerroſe lieblich ſtill,
Mit ihrem Antlitz weiß wie Schnee.

Du ſprichſt gar nicht, du neigſt den Kopf,
So neigt die Roſe zart das Haupt,

Wenn ſie dem Liebefreier Weſt
Verſchämt den erſten Kuß erlaubt.

Du ſprichſt gar nicht, du blüheſt blos,
So blüht der Frühling, blühet ſtumm,
Doch Sang und Klang und Liederſpiel
Ertönt in ſeinem Heiligthum.

So ſingt mein Herz, ſo ſingt mein Mund
Und Lieder kommen, Lieder geh'n,
Der Frühling und die wilde Roſe,
Sie werden beide mich verſtehn'n!

◆

Der Morgen im Berliner Thiergarten.

Sei mir gegrüßt, o Natur! in deiner Morgenſchöne, in deinem freundlichen, lächelnden Erwachen aus dem dunkelbehangenen Schlafgemache der Nacht! Siehe wie das Licht dich allmählig wach küßt aus dem reizenden Schlummer! Wie der erſte Morgenſtrahl dir in die off'ne Bruſt fällt, und der friſchkühlende Athem der neugewürzten Luft dich, wiedergeboren aus dem Schooße der Nacht, ſanft und milde umwehet! Sei mir gegrüßt, du Garten Gottes, Idylle der Schöpfung, Sorgenfrei des Daſeins! Ich habe mich losgerungen aus den verſtrickenden Netzen des letzten Morgentraumes und athme dir, unendliche Freie! ſehnend entgegen. O, die Nacht, dies Ruhebett aller Tagesſorgen, und der Friedensfürſt Schlaf, dieſer kurze Polſterſitz von der langen Bank des Todes, nehmen alle Menſchen verſöhnend auf und bei jeder Morgenauferſtehung liegt das vergangene Leben hinter uns, und zwiſchen uns die Nacht, das leere Grab, aus dem wir eben entkörpert und reineres Daſein athmend, geſtiegen ſind; nur die Träume ſchweben noch, unkenntlich wie die Geiſter, um die Ruheſtätte des Begrabenen, aus dem ſchweigenden Kirchhof der Nacht zu uns herüber. Der Menſch als Morgenblatt iſt rein poetiſch und nur die folgenden Kunſt- und Literaturblätter der kritiſchen Tagesſorgen und Mühen verwandeln ihn erſt in tiefſinnigen Ernſt! Jeder Schlaf iſt eine große Cur und jeder Morgen ein Geneſungsfeſt! So eile ich denn auch heute, wenn Aurora ihre Purpurlippe an das Blau des Himmels legt, heiter und neugeboren heraus in deine Friſche, kräftiger Naturtempel, herrlicher, lebensmarkiger Garten! Schon von ferne ſtrecken ſich mir deine üppigen Alleearme entgegen, mich einladend zur ſtählenden, köſtlichen Umarmung in dem Luftbade des Morgenhauches! Wie entzückend iſt hier die Natur in ihrem Morgennegligé! Jede Schönheit wahr und jeder Reiz eigenthümlich! Die Morgenroſen-Gardinen hangen wie Guirlanden um das hohe Himmelsbett; die hohen Bäume geben ihre aufgelöſten grünen Locken hin dem Fingerſpiel geſchäftiger Weſte. Die Honigſammlerin ſteigt aus dem Blumenſarg und hebt ſich aus Blüthendünen, ihr Morgenlied ſummend, empor. Blüthen, Reis und Zweige ſchlagen die Augen auf und blicken freundlich hinauf in das goldene Licht. Die Knospe und der Blumenkelch öffnen die verſchämten Lippen, aus denen das Geſtändniß ihrer Blätterfülle zögernd bricht. Das Thau-Golkonda des grünen Teppichs blitzt und funkelt mit ſeinem Perlen- und Juwelenwaſſer durch Licht und Schatten hin, und die heiligen Sänger des klargewölbten Doms, die beſiederten Luftbewohner, läuten und rufen aus tauſend Kehlen zur anbetenden Hora! O kommt mit mir heraus Alle, die ihr kranken Herzens ſeid, kommt mit mir heraus an einem heitern Morgen in das Erfriſchungs-Comptoir des reichen, blühenden und rieſigen Gartens! Reißt herab von euch die Zugpflaſter des Schmerzes und legt die brennende Schmerzſtelle an den kühlenden Athem dieſer üppigen Vegetation! O ihr engbrüſtigen Kranken, die ihr kaum mehr athmen könnt in der Stick- und Kellerluft der großen Welt, kommt mit mir heraus und trinkt mit langen, tiefen Zügen in euch hinein den Brusttrank dieſer Lüfte, den Aethertropfen des heilthauenden Himmels! O ihr Schaalthiere und Molluſken, eingeſchachtet in den Muſeen und Kunſtſälen eurer Zirkel und Geſellſchaften, kommt mit mir hinaus in die Menſchen-Gleiche: Natur! Oeffnet euere Schaale und nehmet auf den Tropfen der Natürlichkeit, daß er zur Perle des reinen Lebens werde in eurem ſteinernen Buſen! O ihr Verrenkten und Verwachſenen, die ihr in den Spannriemen der Converſation und in den Quetſchformen des großen Tons verknöchert, kommt mit mir heraus in das große Barmherzigenhaus des gütigen Schöpfers, dehnt euch aus auf dem Streckteppich des ſammetenen Raſens, rankt euch hinauf an den kräftigen Stamm der ſtrotzenden, himmelaneilenden Bäume!

Und ihr, ihr Unglücklichen alle, die ihr keinen anderen Vater als den Kummer, keine andere Mutter als die Noth habt, keine andere Freundin kennt als die Thräne und keinen andern Tröſter als den Tod, kommt mit mir heraus in das allgemeine Waiſenhaus des ewigen Vaters, in die Natur Gottes, ſeht, von dem Grashalm bis zum Eichenwipfel, von dem Lichtſtäubchen, das im kleinſten Thautropfen einen Ocean findet, bis zum großen Sonnenlicht, das, ein kleiner Punkt, am unendlichen Dome hängt, iſt alles, alles eines Vaters Werk, und der iſt euer Vater! und kein Grashalm biegt ſich krumm, und kein Thautropfe verſiegt, und keine Thräne fließt in dunkler Nacht über eure Wange, ohne daß er es wiſſe; und es kommt wieder ein Morgen, da weht der barmherzige Vater einen Kuß hin durch die neubelebte Schöpfung und der hingeſunkene Grashalm richtet ſich wieder freudig auf, und ein friſcher Thautropfe ſpiegelt ſich herrlich im Graſe, und die Nachtthräne des Kummers glänzt als Morgenjuwel der Freude auf der Wange des Erwachten! Empfange mich alſo, heiterer Morgen, du lachender Jüngling mit der laubbekränzten Stirn und mit dem blumengeſtickten Gewande, nur an deinem Buſen lege ich das Gebet der Andacht, das Wort der Muſe und das Geſtändniß der Liebe nieder!

* * *

Monolog eines J-Tüpfelchens.

Ich bin doch ein großer Mann, ich kleines Tüpfelchen ich! Ohne mich gäb' es kein Mein und kein Dein! Ich bin nur ein kleines Pünktchen, aber ich dränge mich überall ein und auf. Ich ſetze mich Dir auf die Stirne, dem Kaiſer auf die Naſe und der Kaiſerin auf den Fuß! Jedes Ding wird nur durch mich, Du kannſt nicht Drei zählen ohne meine Hilfe, und wohin Du geheſt, ich begleite Dich. Kein Mädchen wird ein Weib, ohne daß ich dabei bin. Kein Jude wird ein Chriſt, wenn ich fehle; zu Krieg und Frieden braucht man mich, und beim jüngſten Gericht bin ich keiner der Letzten. Es gäbe keinen Wein, wenn ich nicht wäre. Die Philoſophie verlöre Kopf und Fuß an mir. Der Himmel finge ſich ohne mich nicht an, und das Paradies käme ohne mich nicht zu Ende. Die Juden nehmen ohne mein Hinzuthun keinen Rabbi, und die Chriſten hören keine Predigt, wenn ich nicht dabei bin. Der Haß kann mich entbehren, aber die Liebe nicht; ich fädle jede Intrigue ein, bewirke Brief und Ring, bin Zeuge der Hochzeit und Gevatter beim Kinde.

So ein kleines Tüpfelchen ich auch bin, ſpringe ich doch dreimal in die Höhe, wo dirigirt wird, und habe bei der Regie das letzte Wort. Jede Skribelei beginne und ende ich. Geklatſcht wird ohne mich, doch gepfiffen und geziſcht wird nur, wenn ich dabei bin! Das Parquet, das Parterre und die Logen können mich leicht entbehren, nur bei der Gallerie komme ich zuletzt noch zurecht. Beim Applaudiren verliere ich mich unter der Menge, und beim Singen und Spielen iſt es derſelbe Punkt. Der Kritik bin ich doppelt auffäſſig, und dennoch iſt mein Ruhm ſo weit verbreitet, daß kein Courier abgeht, ohne etwas von mir abzunehmen. Ja, ich kleines Tüpfelchen bin ein großer Mann! Meine Firma kennt man in Stettin und Berlin, und meine Werke werden dauern, ſo lange eine Milbe exiſtirt, und ſo lange Gewürzkrämer Papier ſuchen. Darum zieht den Hut ab, denn ich bin ein großer Mann, ich ein kleines Tüpfelchen ich!

◆

Betrachtungen

über den Ueberfluß an Mangel weiblicher Schamhaftigkeit bei der Zunahme der Abnahme der Aermel- und Schulterbekleidungen.*)

Unſere deutſchen Frauen waren einmal ſo abgeſchmackt, ſchamhaft zu ſein, und ſo albern, zu wähnen, daß Schulter, Hals und nächſte Umgebung nicht auf den Präſentirteller ausgelegt werden müſſen. Gottlob, der Geiſt der Zeit, die Naturphiloſophie, der franzöſiſche „Liberalismus“ hat auch hier geſiegt, unſere Frauen fangen ſchon wieder nach und nach an, aus den Kleidern herauszuwachſen. In dem contrat social ſteht nichts davon, daß man Buſen und Nacken züchtiglich verhülle, und daß die verhüllte Schönheit die reizendſte, göttlichſte iſt. Die Philoſophie, die neueſte Naturphiloſophie, lehrt: je weniger der Menſch braucht, deſto mehr nähert er ſich der Gottheit. Unſere Damen werden nun bald ganz Gott ſein, denn ſie brauchen jetzt ſchon um zwei Ellen weniger zu einem Kleide als in vorigen Jahr, und wenn ſie einmal gar nichts mehr brauchen, dann iſt die Göttlichkeit fertig. . . . Eva war eine rechte Landpomeranze, denn als Gott ſie ſuchte, verſteckte ſie ſich, weil ſie nackt war. Wozu verſtecken? warum iſt ſie nicht auf den Ball, in's Theater oder in's Concert gegangen?

---

*) Vorſtehender Artikel, im Münchener „Bazar“ 1833 erſchienen und hier im Auszuge aufgenommen, paßt — leider — heut zu Tage ſo gut, als ob er eben geſchrieben wäre.

Man darf unſeren Frauen wenigſtens jetzt keinen Vorwurf machen, daß ſie ihren Nächſten, den Armen, nicht bekleiden, denn die Nächſtenliebe fängt bei ſich ſelber an, da ſie ſich aber ſelbſt nicht kleiden, ſo hört es bei dem Nächſten eo ipso auf.

Der Zuſchnitt des Ausſchnittes iſt jetzt ſo beſchaffen, daß die Frau ſelbſt nur ein Ausſchnitt genannt werden kann. Wenn man den zweideutigen Charakter eines Mannes dadurch ausdrückt, daß man ſagt „er trägt auf beiden Schultern," ſo ſind die Frauen jetzt vom herrlichſten Charakter, denn ſie tragen gar nichts auf beiden Schultern!

Welchen Einfluß aber dieſe Mode auf die Witterung hat, iſt unbeſchreiblich! Erſtens verbirgt ſich die Sonne aus Scham; zweitens entſtehen durch die ungehemmte Transpiration dieſer Schultern und Nacken Dünſte und Nebel in der Atmosphäre, aus ihnen wird Regen und Schnee und die Windbeutel bekommen freien Spielraum!

Auf der andern Seite aber iſt die Tracht, welche faſt die Hälfte der Perſon unerſchrocken den Forſchungen der Kritik ausſetzt, ein Gewinn für uns Männer aus vielerlei Gründen; denn wenn einer ſolchen Dame der Schelm im Nacken ſäße, ſo müßten wir ihn gleich ſehen, und wenn der Schelm auch noch ſo tief ſäße! Die Frauenzimmer werden uns nicht mehr ſo gefährlich ſein, denn der Feind verliert an Furchtbarkeit, wenn man alle ſeine Waffen kennt und ſeinen ganzen Operationsplan vor Augen hat. Ferner da die Neugierde Gelegenheitmacherin des Laſters iſt, ſo hört das Laſter auf, wo die Neugierde im Voraus getödtet wird. Nur das unenträthſelte Räthſel hat Reiz, jenes, wo die Auflöſung dabei ſteht, iſt uns gleichgiltig.

Somit wäre dieſe Mode nichts als ein neuer, bequemer Weg zur Tugend und Sinnenreinheit. Hoffentlich aber wird das ſchöne Geſchlecht in der praktiſchen Anwendung dieſes Moralſyſtems nicht noch weiter gehen, denn auch die Moral hat ihre Schranken und gar zu tugendhaft und ſtoiſch müſſen ſie uns arme Männer doch nicht machen wollen. Ein bischen ſündhaft wollen wir ſchon bleiben, blos um dem Neid einigen Abbruch zu thun.

Mehr aber als das ſteht zu befürchten, daß unſere bürgerlichen Schönen unempfindlich für dieſe neue Moral-Lehre ſein könnten.

Der altkattunene Sinn der Beſcheidenheit und die bürgerliche hausgebackene Züchtigkeit könnte den Gedanken faſſen, die Schamhaftigkeit ſei das herrlichſte Kleinod des ſchönen Geſchlechtes; ſie könnten ſo abgeſchmackt ſein, zu wähnen, ein züchtig verhüllter Buſen, ein ſittſam verſchleierter Nacken erhöhe die wahren Reize der Wirklichkeit; ſie könnten in ihrer eingepferchten Solidität denken, der Genius der weiblichen Würde entfliehe ſchamhaft vor dem Frauenzimmer, welches in öffentlichen Ausſtellungen Gegenden zur Schau trägt, die kaum dem Auge des Ehemannes gelüftet werden; der reine, unentweihte Sinn der bürgerlichen weiblichen Welt könnte ſich ſo blamiren und fürchten, daß die Engel der Unſchuld und Sitte, der heiligen Scham, das erzürnte Antlitz von ihnen abwenden, wenn ſie Scham und Anſtand mit Füßen treten und die wirkliche Züchtigkeit zur Herzensthür hinauswerfen. O, das wäre ſchrecklich! Nein, o nein, ihr müßt die ſchöne Mode auch mitmachen und in Geſellſchaften euch ſo produziren, als wären wir Männer nichts als polizeiliche Weiberfleiſch-Beſchauer, als kauften wir euch nach Gewicht und Pfund, als wäre aller Sinn für die wahre Würde des Weibes, für den diſcreten Anblick beſcheidener verhüllter Schönheit und für der allein ſeligmachenden Eindruck des ehrbaren Frauenthums plötzlich in uns geſtorben!

Das Lied von dem Theater.

Nach der Schiller'ſchen Glocke.

Feſt gemauert in der Erde,
Steht das Haus, der Kunſt geweiht,
Daß ein Stück noch heute werde,
Friſch, ihr Dichter, ſeid bereit!
Von Geſchick und Fluch
Strotzen muß das Buch,
Soll das Volk den Dichter loben.
Doch der Beifall kommt von Oben!

Zu Stücken, die man jetzt ſoll geben,
Geziemt ſich wohl ein Brudermord,
Wenn jeden Act beſchließt ein Leben.
Dann fließt das Schauſpiel munter fort.
So laſſet jetzt mit Fleiß uns zählen,
Wieviel ein Caſſa-Stück wohl bringt;
Den ſchlechten Dichter muß man ſchmälen,
In deſſen Werk kein Teufel hinkt,
Das iſt's ja, was ihn engagiret,
Und dazu ward im Holz und Licht,
Daß er in ſeinem Geiſte ſpüret
Wenn doch der letzte Stock ſich bricht.

Nehmet Reime à la Hiller,
Doch Trochäen müſſen's ſein,

Daß es wie gepreßte Triller
Schlage in's Parquet herein.
Sorget für Geſchrei
Schnell den Dolch herbei,
Daß die flüß'ge Schickſalſpeiſe
Fließe nach der rechten Weiſe.

Was in des Daches höchſter Stube,
Mit ſtarrer Hand der Dichter baut,
Tief in des Souffleures Glockenſtube
Wird es noch geſchrieen laut.
Hin zu den Logen wird es ziehen,
Und rühren vieler Menſchen Ohr!
Wird auch noch zu den Gallerien
Vernehmlich ſchallen hoch empor.
Was unten tief dem Erdenſohne
Das Manuſcriptum deutlich ſagt:
Das ſchlägt an des Komödianten Krone
Der es erbaulich weiter klagt.

Ha! ich ſehe Melodramen,
Wohl! die Caſſa bleibt nicht leer.
Das iſt etwas für die Damen,
Das befördert den Fureur!
Kauft ein Dichterlein,
Sei es noch ſo klein;
Daß es verſeh' die fremden Brühen
Mit neuen deutſchen Melodieen!

Denn mit des Hungers Schnabelwetzung
Begrüßt er das geliebte Stück
Das zu ſo ſchlechter Ueberſetzung,
Verdammt ein jämmerlich Geſchick.

Da ruhen noch in ſtillen Wogen,
Die ſchwarzen und die weißen Bogen!
Des guten Scribe zarte Wendung,
Erwartet ſeine Deutſchvollendung. —
Die Thaler fließen unverdient!
Vom Originale reißt ſich ſtolz 's Poetlein;
Er ziert's mit Eignem keck und friſch,
Begabt es ſinnig noch mit Zötlein,
Stumm geht er nun vom Schreibetiſch!
Und herrlich, in der Jugend Prangen
Wie ein Gebild aus Himmelshöh'n,
Mit züchtigen, verſchämten Wangen,
Sieht den Dictionnair er vor ſich ſteh'n!
Da faßt ein namenloſes Sehnen
Das Dichterlen, es irrt allein;
Aus ſeinen Aeuglein brechen Thränen,
Es flieht der Komödianten Reih'n!
Erröthend ſucht es die Belehrung,
Und iſt, wenn es ſie fand, beglückt!
Das Schönſte ſtiehlt es der Erklärung,
Womit es ſeine Stücke ſchmückt.
O! zartes Wortbuch! ſüßes Hoffen!
O kleiner Dichter großes Buch!
Der Dichter hält die Taſchen offen,
Es ſchwelgt ſein Leib in feinem Tuch!
O! daß es ewig grün doch bliebe,
Das grüne Stück des Monsieur Scribe!

Wie ſie ſchon da draußen toben,
Durch den Vorhang ſchau ich 'naus,
Iſt es ſchon gefüllet oben
Tritt nun der Acteur heraus.
Jetzt, Comparſen, ſchnell!
Prüft mir das Caſtell:

Ob die Zinnen und die Pforten,
Stehen auch an rechten Orten.

Denn wo Comparſen und Decorationen,
Wo Soffiten noch im ganzen Himmeln thronen,
Da geht es einen guten Gang!
D'rum prüfe wen's Theater bindet,
Ob ſich ein Stück zum Stücke findet!
Der Held iſt kurz, das Kleid iſt lang.

Lieblich, auf gemalten Schlampen,
Dünket euch der Wälder Kranz,
Wenn die hellen Seitenlampen
Scheinen d'rauf mit ihrem Glanz.
Ach! der Lampen letzter Schimmer
Endigt auch den friſchen Mai:
Mit dem Vorhang fällts in Trümmer.
Und kein Fetzen iſt d'ran neu.
Das Publikum flieht!
Director muß bleiben.
Die Actrice glüht,
Der Held will bleiben.
Nun muß die Regie
Den Zettel noch ſchreiben,
Muß ſtoßen und treiben,
Muß fluchen und loben,
Und flehen und toben,
Muß hacken und brocken
Die Leute zu locken.
Da ſtrömen herbei die weiblichen Blüthen,
Es ſchmückt ſich's Parquet mit rieſigen Hüten,
Die Glocken läuten, es klappert der Sitz
Und drinnen dreht ſich
Das ſchmächtige Weibchen,

Die Kritik der Muſen,
Und ziſchelt leiſe
Im weiblichen Kreiſe,
Und nimmt die Lorgnette
Von gold'ner Kette,
Und nimmt aus dem Fächer
Den fleißigen Stecher,
Und muſtert ganz keck
Den kreiſenden Geck!
Und leget das Näschen an duftende Büchschen,
Und dreht ſich im Kreiſe mit artigen Knixchen
Und ruft, als wär' ſie die mächtigſte Fee,
Der harrenden Nummer: Glace au Cafée,
Und blicket herauf und herum und hernieder,
Und plaudert wieder.

Und die Männer mit frohem Blick,
Von des Hauſes ablaufender Fläche,
Ueberzählen wohl ein jedes Stück,
Sehen der Hüte ragende Bäume,
Und der Bänke gefüllte Räume,
Und die Logen, wo mit dem Rücken
Damen nach der Bühne blicken,
Drehen ſich um und um,
Und urtheilen: das iſt dumm!
Doch mit dieſen Klapperblechen
Iſt kein leiſes Wort zu ſprechen,
Und ihr Zünglein reitet ſcharf.

Wohl! nun kann die Prob' beginnen,
Die Actricen ſind ſchon hier.
Doch welch' ein Lärmen iſt darinnen?
Iſt das edle Kunſtmanier?
Donner und Malheur!
Ruft den Regiſſeur.

Glühend in den ſeid'nen Haaren,
Liegen ſich die Künſtlerſchaaren.

Wohlthätig iſt ein Regiſſeur,
Wenn er die Kunſt nur hält in Ehr',
Denn was man ſiehet, was man hört,
Das wird uns nur von ihm beſcheert.
Doch furchtbar wird der Regiſſeur,
Wenn er in dem Gehirne leer,
Behandelt wie das liebe Vieh,
Die freien Kinder der Regie.
Wehe, wenn er losgelaſſen,
Leſend, ohne Widerſtand,
Durch die ſchönſten Zeilengaſſen
Streicht mit der verweg'nen Hand!
Denn die Regiſſeure haſſen
Was der Dichter wohl erfand.
Auf dem Zettel
Klein geſchrieben
Steh'n die Lieben,
Auf dem Zettel, groß beehrt,
Prangt das Pferd!
Seht ihr ſtrömen dort den Troß?
Das macht's Roß!
Vollgedrängt,
Iſt die Halle,
Das iſt nicht des Dichters Werk!
Welch' Getümmel
Stiegen auf!
Dumpf wallt auf!
Harrend mit geſpannter Miene,
Glotzen ſie nach leerer Bühne,
Auf rauſcht plötzlich die Courtine,

Hoch gezäumt den Künſtlerrachen,
Kommen Pferde, Bretter krachen,
Schweife wedeln, Füße ſcharren,
Naſen nüſtern, Sättel knarren,
Dielen zittern
Unter Rittern.
Alles baumelt, zittert, zappelt,
Stallgleich wird herumgetrappelt,
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette,
Läuft ein Klatſchen hoch am Bogen,
Und ein Bravo! kommt gezogen,
Und ein Fuora! kommt geflogen,
Der das Künſtlerroß begehrt.
Und als wär' es ihm beſcheert
Hallt das Fuora unverloren,
In des Menſchen off'ne Ohren.
Und als wollte ſein Gewiſſen
Nicht verhehlen, was das ſtumme Thier
Sich denkt, kommt er herfür,
Aus den ſchwankenden Couliſſen,
Dankesvoll!
Völlig toll
Weicht der Kunſtfreund aus den Logen,
Stürmiſch ſieht er die Elogen
An die Thierwelt ausgetheilt.

Leer gemacht
Iſt die Stätte,
Wilder Roſſe rauhes Bette.
In den öden Künſtlerſälen
Wohnt das Grauen,
Und die Directoren zählen
Nun ihr Geld.

Einen Blick
Nach dem Glücke
Dieſer Stücke
Schickt Verfaſſer noch zurück —
Greift fröhlich dann zum Gänſekiele,
Erbost ſich auch die Kritik darob,
Ein ſüßer Troſt iſt ihm geblieben,
Er füllt die Taſchen dieſer Lieben,
Und ſieh! ihm fehlt kein wohlfeil' Lob!

Im Repertoir iſt's eingeſchaltet,
Glücklich iſt das Stück vertheilt,
Wird's auch Abends ſo entfaltet,
Daß der Held nicht ſtockt, nicht eilt!
Wenn er nicht ſtudiert
Und ſchlecht memorirt?
Ach! vielleicht beim Wein geſeſſen,
Hat die Rolle er vergeſſen!

Dem dunklen Schooß der heil'gen Erde,
Vertrauen den Souffleur wir dort,
Vertraut der Künſtler jedes Wort,
Und hofft, daß er's im blaſen werde
Hinauf ganz laut an Stell' und Ort!
Noch köſtlicheren Samen bergen
Die Dichter in des Helden Roll',
Und hoffen, daß ſie nicht wie Schergen
Es treiben auf den Brettern toll.

Von dem Hauen,
Kreuz und queer,
Seufzt die Bühne
Hohl und ſchwer.
Einſt ſchon haben zehn Couliſſen
Gäſte in der Hitz' zerriſſen

Ach! der Carl war es, der Räuber,
Ach! es war der wilde Jar'mir,
Es hat dieſer Wunderbare
Ausgeriſſen ſich die Haare
Aus dem vollen Künſtlerkopf
Den er ſtets gefaßt beim Schopf,
Den er mit der eig'nen Hand
Selbſt geſchleudert an die Wand.
Ach! des Hauſes zarte Wände
Sind geſtürzet hin und her,
Denn es ſägen ſeine Hände
In die Luft die Kreuz und Quer,
Und wenn er im Tod ſich windet,
Strampft er mit den Füßen noch.
An der Todtenſtätte findet
Man gewiß im Brett ein Loch!

Bis die Oper wird gegeben,
Muß das Schauſpiel zehnmal d'ran,
Wie im Land die Vögel leben,
Lebt ſich jetzt der Sängermann,
Wenn's ihn nicht mehr freut,
Eine Heiſerkeit,
Und die Oper wird vertaget,
Schauſpieler ſich immer plaget.

Munter holt die letzten Dreier
Aus tiefer Taſch' ein Dilettant,
Für's Billet zur Operfeier.
Lärmend ziehet hin die Horde,
Und der Juden
Schlankgeſchnürte, junge Schaaren
Kommen ſummend
Nehmen ihre Sitze brummend.

Schwer hinein
Schwankt die Jüdin
Schmuckbeladen
Bunt von Räthen
Schwer in Nöthen
Iſt der Platz.
Und das junge Volk der Greiſe
Streicht die Glatz'!
Log' und Stehplatz werden voller,
In Parquets geſell'ger Mitte
Sammeln ſich die Enthuſiaſten,
Und der Sperrſitz ſchließt ſich knarrend.
Zart entfaltet
Sind die Töne;
Doch in der Bruſt der Menge waltet
Nicht die Luſt
Die die Kunſt hier hold geſtaltet,
Denn ihr Aug' ſucht äuß're Luſt.

Heil'ges Mieder! Segensreiche
Schneiderstochter! die in's Gleiche
Ripp' und Kreuz und Lende bindet,
Die der Hüften Bau gegründet,
Die herein von ſeinen Höhen
Rief des Höckers ſtolzes Blähen,
Hintrat zu den dicken Frauen,
Sie geſchnürt zu dünnen Pfauen;
Und das Herrlichſte des Weibes
Macht, die Taille ihres Leibes!

Tauſend fleiß'ge Hände regen,
Helfen ſich im Beifallsbund,
Wie die Herzen ſich bewegen
Thut ein ſüßes Stöhnen kund.

Mäuler regen ſich und Hände,
In des Klatſchens Harmonie,
Jeder glaubt für ſeine Spende
Zahle eine Gunſt wohl ſie.
Klatſchen ſchlägt die Liebesbrücke,
Hände machen Hände wett;
Klatſchen die für ſüße Blicke,
Klatſchen wir für's Freibillet!

Holdes Klatſchen,
Süßes Bravo,
Weilet, weilet,
Freundlich über dieſem Haus!
Möge nie die Nacht erſcheinen,
Wo der hellen Pfeifen Töne
Dieſes ſtille Haus durchgellen,
Die Gallerie,
Wo vom Freiſitz immer friſcher
Beifall ſchallt,
Von der Pocher, von der Ziſcher
Wildem Lärmen wiederhallt!

Nun recenſirt mir nur den Dichter
Seine Abſicht iſt erfüllt,
Aergert's euch, ihr Kritiklichter
Daß die Kaſſe ſich gefüllt?
Schwingt die Feder, ſchwingt!
Eh' die Galle ſpringt,
Wenn ſein Fuß ſoll geh'n in Strümpfen,
Muß der Krit'ker weidlich ſchimpfen.

Der Kenner kann ein Stück beſprechen,
Mit zartem Sinn zur Kunſt beſtimmt;
Doch wehe! wenn in Tintenbächen
Ein großer Stockfiſch ſchreibend ſchwimmt.

Blindwüthend mit der Kritik Geißel
Verſchrei't er ein verdienſtvoll' Werk,
Und mit dem kleinen Zwergenmeißel
Verſucht er ſich am höchſten Berg.
Wo Journaliſten partheiiſch walten
Da kann ſich Kritik nicht entfalten,
Wo Kritiker Actricen lieben,
Da wird kein wahres Wort geſchrieben.
Wehe, wenn in der Bruſt der Schreiber,
Die Eiferſucht iſt angehäuft,
Und gröber noch als Maulthiertreiber
Die Rache nun zur Feder greift!
Da ſenden ſie in ihre Zeitung
Correſpondenz, daß ſie verwundert glotzt,
Daß, einſt geweiht zur Lobverbreitung,
Sie nun von Schimpf und Tadel ſtrotzt.
Journal und Zeitung! welche Seiten!
Das kleinſte Kindchen greift zum Kiel,
Die Blätter füllen ſich, die Zeiten,
Und fad' und ſchwülſtig wird der Styl.
Da drechſeln Weiber Logogryphs,
Und reimen zum Entſetzen ſie,
Noch ringend mit dem Schulbegriffe
Zerreißen ſie die Poeſie.
Nichts Heiliges iſt mehr, es löſen
Die Charaden ſich vom Sehen blos,
Der gute Reim macht Platz den böſen,
Und jeder Schulbub ſchreibt d'rauf los.
Langweilig iſt's den Spieß zu leſen,
Und Kotzebue iſt wahrlich matt;
Doch das Schläfrigſte was je geweſen
Das iſt ein jetz'ges Zeitungsblatt.
Weh' dem, der an die Redactoren
Das kleinſte Wörtchen Wahrheit ſchickt!

Sie drucken's nicht, es iſt verloren,
Und wird in lauter Lug erſtickt.

Freude hat mir Gott gegeben!
Seht! wie ſchmuckes Militär
In den Hoſen blank und eben
Drängt ſich der Choriſtinnen Heer.
Von den Schenkeln drall
Scheint's elaſt'ſcher Ball,
Auch die Waden und die Hüften
Müſſen Ruhm dem Dichter ſtiften.

Herein! herein!
Statiſten alle, ſchließt den Reih'n!
Daß wir das Stück nun tauſend weih'n:
Schülerſchwänke ſoll ſein Name ſein.
Zu Schwänken füge es im herrlichen Vereine
Das Schülerhafte, das Gemeine!
Und dies ſei fortan ſein Beruf,
Wozu der Dichter es erſchuf!
Treu ſtets dem niedern Erdenleben,
Soll es im blauen Bühnenzelt,
Das Bild uns des Gemeinen geben,
Und ſprechen zu der Hoſenwelt;
Soll eine Stimme ſein von Oben:
Wer in der ganzen Mädchenſchaar,
In engen Hoſen, nicht in Roben,
Die allerbeſt Gewachſ'ne war.
Nur ſchmutzigen und platten Zoten
Sind ſolche Stücke ſtets geweiht,
Und auch die Lieder uns geboten
Sind Stimmen nur der Niedrigkeit.
Dem Leyrer gleich iſt ſein Bemühen;
Selbſt kopflos, ohne Schamgefühl,

Begleitet er mit ſchlechten Melodieen
Das Abends ſchläfrig ſchlechtes Spiel.
Und wie das Volk von dannen fliehet,
Wenn ſie die Hoſen ausgethan,
So auch mit ſeinen Höſ'lein ziehet
Den Lorbeer aus der Dichtermann!

Jetzo nun ihr lieben Leute
Bringt aus dem Drucke mir das Stück,
Daß man's bei der Caſſe heute
Kriege für'n Zweigroſchenſtück;
Kaufet, reich und arm!
Stück iſt friſch, noch warm;
Schlaflos gings aus meiner Rechten,
Schlaf nun bring' es euren Nächten!

Berliner Thiergarten-Melodien

am 1. Mai.

Die Lerche.

Ich bring' dir, Welt! mein Morgenlied,
  Du wunderſchöne Frau!
Schlag' auf, o Welt! dein Augenlid,
Daß dir der Morgen hocherglüh't,
  In's off'ne Auge ſchau'!

Empfang' ihn freundlich deinerſeits,
  Du wunderſchönes Weib!
Hat er denn nicht auch allbereits
Mit Blumenduft und Farbenreiz
  Gegürtet deinen Leib!

Steh' auf, o Welt! zum Frühgebet,
  Du Gottanbeterin!
Wie alles ringsum auferſteht!
Im Meßgewand die Lilie fleht,
  Der Blumen Prieſterin!

Horch' auf o Welt! die Lerche tönt
  Den Allerſeelenchor:
Ein ew'ger Morgen, lichtgekrönt,
Trägt alle Weſen einſt verſöhnt
  Aus Nacht zum Tag empor!

Der Leiermann.

Wie kurrig, wie ſchnurrig geht's zu in der Welt!
Der leiert für Ehre, der leiert für Geld,
Am Ende der Leier ſind beide geprellt!
Die ewige Leier im Mai iſt entzückt,
Vergißmeinnicht, Liebmaaß, die werden gepflückt,
Doch hat man der Schönen in's Herze geblickt,
So wird man vom Mai in April noch geſchickt!
Wie kurrig, wie ſchnurrig geht's zu in der Welt,
Wer leiert für Liebe, iſt wacker geprellt!

Wie kurrig, wie ſchnurrig geht's zu in der Welt,
Daß man für was Neues das Alte noch hält,
Hält Roſen der Wangen für friſch und für neu,
Die alt ſchon gemalt den December für Mai.
Hält neu ein Geſicht, ein Gedicht, ein Gewand,
Das man doch als alt ſchon vor Jahren gekannt.
Wie ſchnurrig, wie kurrig geht's zu in der Welt,
Am Ende hat jeder ſich ſelber geprellt.

Das Blumenmädchen.

Eine Waiſe bin ich und verlaſſen,
Einſam ſteh' ich in der Welt,
Keine Hand kann ich in Liebe faſſen,
Gar nichts hab' ich als ein Blumenfeld.
Blumen neigen als Geſchwiſter
Mir das mitleidsvolle Haupt,
Wenn ich wandle, einſam, düſter,
Alles Glückes mir beraubt,
Und ſie weh'n mich an und nicken:
Kleine Schweſter, komm herbei!
Willſt du nicht die Schweſtern pflücken,
Schweſtern ſteh'n hier frank und frei?

Nicht ein Dörnlein ſoll ſich heben
Dir zu wehren dieſe Luſt.
Trag' uns hin in's bunte Leben,
Leg' uns an der Menſchen Bruſt,
Und wir wollen für dich flehen
Mit der Farben heißer Glut;
Wollen duftig ſie umwehen,
Daß ſie's faſſet menſchlich gut.
Dienen wollen wir als Boten,
Wollen Brief und Sendung ſein,
Was das Herz dem Herz' geboten,
Wir beſtellen's zart und fein;
Und ſo trag' ich die Geſchwiſter
Auf den Händen hier heraus;
Hört ihr leiſe ihr Geflüſter:
„Nehmt, o nehmt uns mit nach Haus!"

Der Spaziergänger.

Geh' weg, du Balg, mit deinem Quark!
Ich will für's Geld was Beſſers können,
Zum Teufel aber, das iſt ſtark,
Mein echter Knaſter will nicht brennen.
Mich koſtet's Pfund zwar drei Dukaten!
Dafür iſt's auch ein Götterrauch!
— Dort kommt ſie, ohne ihren Gatten;
Jetzt ſchlag ich hurtig auf den Strauch!

Die Dame in der Kutſche.

Wie er zu Pferde ſitzt, der Schmucke!
Er hat ſchon zweimal hergenickt,
Der Holde, wenn ich mit den Augen zucke,
So iſt er himmelhoch entzückt!

Doch Himmel! welch' ein Phäton glänzt dort ferne?
Iſt das Comteß' Dorinte nicht!
Ein neuer Shawl, ein Hut à l'aimée? o ihr Sterne!
Und ihr verhüllt nicht euer Licht?!
He! Jean! zurück! der Herr Gemahl ſoll's hören!
O alle meine Waffen! tretet in's Gewehr!
Mit einem ſolchen Phäton will zurück ich kehren,
Mit einem ſolchen, oder nimmermehr.

Der Miethkutſcher.

Die armen Pferde ſchwitzen!
Den Equipagen muß ja vorgefahren ſein!
Sind Ladendiener, Schneider, die d'rin ſitzen,
Mit denen hat man ſchon die liebe Pein.
„Dort fahr' hin, wo die weißen Hüte ragen. —
Zurück jetzt — und jetzt fahr' den Blauen vor —
Geſchwind, fahr' langſam bei dem grünen Wagen —
Kehr' um, du Kerl! dort wo der ſchwarze Flor.“ —
So jagen ſie uns die Kreuz und die Quer,
Und dann zu Haus' geben ſie vier Groſchen her!

Der Verliebte.

Wird ſie kommen oder nicht?
Wer kann mir den Zweifel löſen?
Doch ich thue meine Pflicht,
Ich bin einmal da geweſen!
Geſtern ſeufzt' ich doch ſo prächtig,
Als ich bei der Loge ſtand,
Wo bedeutend ſie, bedächtig
Spielte mit dem blauen Band.
Heute hat ſie's ſchon vergeſſen,
Was ſie geſtern mir verſprach?
Daß wir unter den Cypreſſen

Träumen wollen heut' am Bach!
Ewig an dem Putztiſch ſäumen
Willſt du, meines Lebens Tag!
Nun! ſo will allein ich träumen
Bis mich weckt dein Fächerſchlag!

Der Sänger.

Ich höre Harmonien in mir rauſchen,
Im Buſen ſchlägt ein Nachtigallenchor,
Es lockt die eig'ne Bruſt mich zu belauſchen,
Es ziehen weiche Klänge mir in's Ohr,
Doch ſoll ich dies Gefühl in Worte tauſchen,
Zerrinnt's um mich wie leichter Nebelflor;
Ich will des Regenbogens Schimmer faſſen
Und greif' geſtaltenloſe Wolkenmaſſen!

Natur, ſo neige meiner ſtummen Gabe
Dein fried'umflortes, blumenreiches Haupt!
Geſang zieht durch die Welt am Pilgerſtabe,
Der Heimat ſieht die Dichtkunſt ſich beraubt;
Der Lenz iſt ihre Welt, der Mai ihr Habe,
Nur Blätter ſind zum Obdach ihr gelaubt;
Kein Laut kommt freundlich ihr entgegen,
Als der, den ihre Silberſaiten regen.

Dennoch vor allen haſt du den erkoren,
Dem du geſchenkt des Liedes Zaubermacht!
Mit jedem Tag wird ihm ein Reich geboren
Und eig'ne Sonnen ſchafft er ſeiner Nacht;
Er ruft zurück den Reiz entſchwund'ner Horen,
Auf daß Vergang'nes weilend bei ihm lacht,
Und an des Wortes kettenden Gewalten
Weiß er das Jetzt ſüßtönend feſtzuhalten.

* * *

Das neue alte „Solo-Luſtſpiel.“*)

Ich bitte ergebenſt, hochverehrte Herr'n und Frauen.
Mich gefälligſt für eine Zeitung anzuſchauen;
Ich bring' nichts Neues, das Neue iſt ganz rar,
Jetzt erſcheint nicht einmal mehr ein Tartar!
Mit dem Neuen iſt es jetzt ſehr übel beſtellt:
Die Sachen und die Menſchen kommen gleich alt auf die Welt!
Darum wer jetzt will werden ein gemachter Mann,
Der zieht ſtets einen neuen Menſchen an.
Der neue Menſch aber iſt aus ſchlechtem Zeug gemacht,
Er hält nicht lang', er zerreißt ſchon über Nacht.
Wenn jetzt Jemand in der Welt reüſſirt,
Hat er in ſich ſelbſt zwanzig neue Menſchen ruinirt
Wenn er mit ſich fertig iſt, zerreißt er die Andern ſehr;
Und von da kommen nun all' die Zerriſſenen her.
Nichts Neues unter der Sonne, d'rum wird das Neue vermißt,
Bis einmal wieder eine Sonnenfinſterniß iſt!
Es kömmt ein „neues Trauerſpiel,“ neu, funkelnagelneu,
Die Leute weinen, als hätten ſie Credit-Actien dabei.

---

*) Umarbeitung des Verfaſſers.

„Gottlob! Ein Mal ein vaterländiſch Stück, ganz originell!"
Ja, gehorſamer Diener! da kommt ein Profeſſor auf der Stell',
Und beweiſt, der Römer, der in dem Stücke figurirt,
Der hat ſchon einſt in der Arche Noah declamirt!
Ein „Solo-Luſtſpiel" ſchrieb Jemand vor längerer Friſt,
Aber wer weiß, ob's nicht im Grund von Herrn Bacherl iſt.
Denn was alles jetzt erſcheint, und macht Glück auf ſeiner Bahn,
Alles hat ſchon früher ein Anderer gethan!
Den ſchönen Herbſt, den die Natur uns jetzt gab,
Den ſchrieb ſie aus einem Manuſcript von Bacherl ab;
Das Solo-Spiel, mit dem ich's jetzt hab' approbirt,
Hab'n ſchon vor mir große Meiſterinnen declamirt.
Der Verfaſſer hat mir's jetzt ein bischen umgeſtaltet,
Weil manches darin ſcheint jetzt ſchon veraltet,
Unter uns, es bleibt beim Alten, es heiß' mir: neu,
Man trägt's jetzt ſo, man heißt das à la Türkei.
Alſo ich bitt' um Nachſicht, nicht für den, der ſchrieb,
Gott bewahr'! ein Bischen mir zu lieb.
Alſo ich ſoll ein Luſtſpiel ſpielen ganz allein,
Soll Theaterzettel, Perſonen und Publikum auch ſein.
Den Theaterzettel ſpielen, das iſt leicht ſich zu erlauben,
Er ſagt: „Luſtſpiel," „Trauerſpiel," und die Leute müſſen's glauben;
Auch die Perſonen ſpielen iſt keine große Qual,
Es ſpielt jetzt Mancher verſchiedene Rollen auf ein Mal!
Aber das Publikum vorſtellen, das iſt ſchwer;
Souffliren Sie mir ein Bischen, ich bitte ſehr.
Es iſt ſchwer das Publikum zu ſpielen, ganz exact,
Das Publikum iſt oft ein anderes in jedem Act.
Am ſchwierigſten aber darzuſtellen um und um,
Da iſt fürwahr ein „fünfactiges Publikum!"

Im erſten Act iſt das Publikum ein Ehemann in den Flitterwochen,
Er hört noch aufmerkſam auf Alles, was in der Comödie wird geſprochen,
Bis im fünften Act, da wird der Ehemann fertig ſein:
Er geht aus, läßt ſeine Auserwählte allein.
Dieſes Solo-Luſtſpiel hat der Acte nur drei,
Aus purer Großmuth ſchenkt Ihnen der Verfaſſer zwei.
Es iſt ein Luſtſpiel in drei Acten und heißt:
„Der Liebe Zucker, der Ehe Sauce und bitterer Pomeranzen Geiſt.“
Im erſten Act geht die Liebe, im zweiten die Ehe aus dem Haus,
Im dritten Act endlich geht der Geiſt auch aus.
Alſo ich bitte ergebenſt, die Zeit iſt kurz, und ſie verrinnt,
Wir wollen ſie gleich länger machen: das Stück beginnt.
(Sie klingelt.)

Erſter Act.

Bedienter kömmt, er fürchtet ſich auf der Bühne allein,
D'rum kömmt wie gerufen das Stubenmädchen herein,
Sie erzählt ihm, was das Publikum nicht zu wiſſen braucht,
Er erzählt ihr auch, was das Publikum nicht zu wiſſen braucht.
Dann, nachdem das Publikum das Nöthigſte erfuhr,
Gehen ſie ab, und es entſteht eine Lücke in der Natur.
Dann kommt „Er!“ Wer? der da ſucht die „Sie!“
Dann kommt „Sie!“ Wer? Nun wer andrer als die Sie!
Nachdem der Er und die Sie beiſammen ſind,
Könnten ſie ganz glücklich ſein und friedlich geſinnt!
Um eine Tendenz zu legen hinein,
Müſſen ſie blaſirt, vermählt und ehemüde ſein!
Im jetzigen Luſtſpiel wird nur *eine* Handlung erblickt,
Daß Alle *das* thun und wollen, was ſich für Keinen ſchickt.

Und weil es im Leben als unſchicklich iſt bekannt,
Wird's beim Theaterlicht betrachtet ganz intereſſant,
Die „Dehors“ ſind mit den „Dedans“ entzweit,
Der äußere Menſch iſt mit dem innern Lump im Streit.
Mit Naturgeſetzen und verfehlten Lebenszwecken
Sucht man den Mangel an Moral mit Rauſchgold zu bedecken,
Zwei Futterale wurden feſt zuſammen gebunden,
Deren Inhalt ſich nicht zuſammengefunden
Sie ſchauen ſich an, als wollt'n ſie ſich beglücken,
Und kehren plötzlich ſich den Rücken.
Sie tänzeln hin und her ein Stündchen ſo,
Bald face en face, bald dos en dos,
Der Eine ſeufzt: „Ach Himmel!“ der Andere ſeufzt: „Ach Gott!“
Die Eine ſeufzt Sopran, die Andere ſeufzt Fagott!
Es iſt zwar alle Augenblicke Zeit ſich zu erklären,
Allein da könnte ja das Luſtſpiel nicht ſo lange währen,
Doch endlich will der Eine ſprechen gar nicht blöde,
Da ſchließt der Act, der Vorhang fällt ihm in die Rede!

(Zwiſchenact.)

Jetzt iſt der erſte Zwiſchenact. Ich bitt' ſich gar nicht zu geniren,
Sie können auf nun ſtehen, Sie können discuriren.
Der Eine ſagt: „Ich weiß es ſchon, was jetzund wird geſcheh'n,
Die Eine, ſo und ſo, die heirath't den und den!“
Der Andere ſagt: „Die Sprache iſt nicht ſchlecht!“
Der Dritte ſagt und dünkt ſich weiſe recht:
„Ja ich will Ihnen ſagen — man könnte glauben — allein —
Denn ſehen Sie — obſchon um wahr zu ſein —

Der Stoff — ich meine nur — des Luſtſpiels — ich —
Die Situation — die Grundidee — nun Sie verſtehen mich!“
Und ſo geht's Witz auf Witz, da klingt das Zeichen in das Ohr,
Man ſetzt ſich raſch, der Vorhang geht empor.
(Sie klingelt.)

Zweiter Act.

Im zweiten Act kömmt noch dazu ein liebend Paar,
G'rad ſchon wie's zu Adams Zeiten war.
Die Zeiten ändern ſich, die Sachen und das Publikum.
Nur ein Liebespaar bleibt ſich ewig gleich und — dumm!
Die Liebe iſt ein Glück, der Dumme hat das Glück!
Zur Liebesdummheit braucht man nur ein einziges Stück!
Zu jeder Dummheit iſt ſtark der Menſch allein,
Mit Ausnahm der Ehe, da müſſen zwei dazu ſein.
Alſo die zwei Liebenden gehen ſchweigend nun herum!
Die Lieb' erſchöpft ſich endlich, und wär ſie noch ſo dumm,
Da endlich da — der Himmel leiht uns ſeine Hand! —
Da endlich legt in's Mittel ſich — die ſpan'ſche Wand.
„Wo ſoll ich mich verbergen?“ — „Ach Gott, da hinein!“ —
— „Ach Himmel, das iſt nicht möglich, nein, nein, nein!“ —
— „So rett' ich mich hinüber durch den großen Saal!“ —
— „Ach Himmel! nein! von dort kommt mein Gemahl!“ —
— „Geliebteſte! So will durch's Fenſter ich auf die Steine!“ —
— „Geliebteſter, da brichſt du ja die Beine!“ —
— „Wo denn? ach, welche Lage! — ah charmant!
Ich ſtelle mich hier hinter dieſe ſpaniſche Wand!“ —
Nun ſteckt er da, ihm geht kein Wort verloren,
Denn Jeder weiß: „die Wände haben Ohren!“
So eine ſpaniſche Wand iſt oft des Dichters Glück,
Denn ohne ſolche Wand zerfiel das ganze Stück!
Der letzte Act, der würde gar nicht aus,

Man ging noch um zwölfe nicht nach Haus,
Da hört er nun, daß er im Lieben ſich geirrt,
Daß er im Lieben grade ſich verwirrt,
Daß er in großem Irrthum ſich befand,
Dann ſchlägt er ſeinen Kopf verzweifelt an die Wand, —
Sie ſtürzt — ein allgemeiner Schreckensſchrei:
„Ha, Treuloſe!“ oder: „So, Madame? ei, ei!“
„Hinweg, du Falſche!“ — „So hören Sie mich an!“
„Nein,“ ruft er, und beginnt die Hand zu ballen,
„Mein Herr! Ja, Einer von uns muß fallen!“
Das hört der Vorhang mit, und fällt nun ganz exact,
Beſchließt alſo allein den zweiten Act.

(Zweiter Zwiſchenact.)

In dieſem Zwiſchenact möcht' Mancher ſchon gern wandern,
Sie möchten ihre Ideen austauſchen mit den Andern,
Obſchon die Meiſten überzeugt im Innern ſind,
Daß man bei dieſem Tauſchgeſchäft ſelten etwas gewinnt,
Sie möchten gerne wandern, ſie ſind aber im Arreſt,
Das Stück nicht, aber der Sperrſitz hält ſie feſt.
Unſere Sperrſitz' ſind alle auf des Dichters Seit',
Wer 'mal drinn ſitzt, kann ſich nicht mehr rühren vor der Zeit,
Nur die Logenbewohner könnten geh'n und beſprechen, ob das Stück was werth,
Aber die haben zum guten Glück — gar nicht zugehört;
Nur im Steh-Parterre herrſcht noch die Kritik zur Friſt,
Natürlich, die ſpüren ob das Stück auszuſtehen iſt!
Der Eine ſagt: „Das Stück würde nicht anzuſehen ſein,
Das gute Spiel, das rettet es ganz allein!“
Der Zweite ſagt: „Nein,“ indem er zum Geh'n zu ſich knöpft,
„Du lieber Himmel, ſie haben ſich alle erſchöpft!“

Der Dritte ſagt: „Die Intrigue und dieſe Liebe
Sie riechen mir ganz und gar nach Scribe!“
Nur im dritten Stock ſagt eine Frau ganz ſchadenfroh:
„Die Männercharaktere ſind wahr, der Meinige iſt g'rad ſo!“
(Sie klingelt.)

Dritter Act.

Und wie das Zeichen zum dritten Male ſchallt,
Der Vorhang wieder in die Höhe wallt,
Da ſteh'n die Liebespaar, noch immer ganz nett,
Und tanzen auch noch immer ihre Menuett,
Jedoch ſind ſie ſchon etwas müd und matt,
Sie haben das Lieben ſchon herzlich ſatt,
Und kämen ſchon, ſo wie ich glaube,
Ach, gar zu gerne unter die Haube!
Sie wiſſen gar nicht, meine verehrteſten Zuſchauer,
Wie der Geliebten bei uns das Leben wird ſauer.
Wenn ſie längſt ſchon Frau könnte ſein,
Und wenn der Dichter immer noch ſagt: „Nein!
Noch nicht! noch eine Garnverwicklung,
Noch eine Knoten-Zerſtücklung!“
Wenn die Geliebte im dritten Act
Vom Dichter noch einmal wird angepackt,
Und wird zurückgeſchleudert in den erſten Act.
Und warum? Weil der Onkel aus Amerika
Mit ſeinem Geld iſt immer noch nicht da.
Ich hoff', daß durch die Dampfſchiff' und Eiſenbahn,
Kommen jetzt die Onkel im erſten Act ſchon an.
Da kommt der Onkel, ein Schiffmann, ein fetter,
Der ſpricht: „Topp, Mädchen, ſtürmiſches Wetter?
Potz Bomben und Karthaunen! Haſt hohe See?
Bramſegel aufgezogen, Fockmaſt in die Höh'!
Mußt kielholen, leewärts legen!
Mein Schiffszwieback bringt Heiratsſegen!“ —

Ja, ſo ein Schiffsonkel aus Surinam
Zerhaut den Knoten ganz ſtramm.
Das iſt das Ende auch von meinem Stück;
Geſteh'n ſie nur, es iſt ein wahres Glück,
Der Onkel kam gerade noch zur rechten Zeit,
Der Dichter hatte ſchon den dritten Act bereit
So iſt das Dings bereits zu End',
Die zwei Paare reichen ſich die Händ':
„Mein Karl!" — „Meine Johanne!"
— „Mein Franz!" „Meine Suſanne!"
— „Welch' Wonnegefühl!" — „Welche Seligkeit!"
Dazwiſchen der Onkel mit Heiterkeit:
„Da, Schiffspatron, gefällt die Takelage?
Geh' er zur See mit ſeiner Herzensbagage!"
Sie bilden eine Gruppe noch zum Beſchluß,
Der Vorhang fällt und vermehrt den Genuß,
Und bleibt Jemand bis zum Ende im Haus,
Ruft er allein uns Alle heraus!

(Nach dem Herausrufen.)

Nun, da ich mit dem Ding kam glücklich an's End',
Erſchein' ich Ihnen ſogar noch als — Recenſent.
Beim jetzigen Recenſentenweſen kann's leicht geſchehen,
Daß auch ſchwache Geſchlechter unter die Recenſenten gehen.
Unter den Frauen gibt's gebor'ne Recenſenten mitunter,
Kaum kriegen ſie was Neues, ſo reißen ſie's herunter!
Sie gehen von einer Handlung in die andere ein,
Und neuer Stoff muß für jeden Aufzug ſein!
Da habe ich denn nun eine Maſſe von Recenſionen,
Die gehen alle auf den Verfaſſer los mit Kanonen.
Es verſteht ſich von ſelbſt, daß, wo man viele Kanonen find't,
Manche davon ſchon ganz — vernagelt ſind.

Der Eine kracht los, und hat gewiß ganz recht:
„Das iſt nicht Fleiſch, nicht Fiſch, nicht Huhn und nicht Hecht.“
Der Andere ſteigt knietief hinein in die Aeſthetik,
Und ſagt: „Ariſtoteles wäre uns jetzt außerordentlich nöthig!
Der Begriff von Witz, der liegt im Prinzip des Contraſtes,
Des Scheines, des Ernſtes, des Zweckes, des Bombaſtes!
Dieſer Witz aber ſpielt mit den Formen der Normen des Abnormen,
Im Gegenſatze der Reformer des Conformen im Enormen!“
Der Dritte, der weniger gelehrt, aber viel deutlicher iſt,
Sagt höflich und kurz: „Der Autor iſt ein dummer Menſch, wie ihr wißt!“
Der Vierte miſcht gar einen Chirurgus mit ins Spiel,
Und ſagt: „Man ſäg' ihm ein' Fuß ab, er hat einen zu viel!“
Der Fünfte ſpricht: „Auch der Spaß muß tragiſch erheben,
Wie Böslauer gezogen von Burgunderreben!“
Ich aber, der Recenſent aus dem armen ſchwachen Geſchlecht,
Ich weiß wirklich nicht, hat Keiner oder haben alle Recht?
Was meinen Sie? An Sie, als höchſte Inſtanz, will ich mich wenden,
Sie haben mein Urtheil ganz allein in den — Händen,
Und Jeder von Ihnen ſein Urtheil jetzt ſag'
In dem bekannten Spruch:

„Zwei Hände und ein Schlag!“

* * *

Lebens- und Todesgefahr.

Gar oft iſt die Sprache ein ſeltſames Ding,
Trotz Regel und Buch nicht ergründet,
So, daß man zuweilen gewiß gar nicht g'ring,
Den paſſenden Ausdruck gleich findet;
Das kitzelnde Pünktchen iſt aber fürwahr:
Wann ſaget man Lebens- wann Todesgefahr?

D'rum merke, geliebteſter Leſer! nur dir,
Wie ich es ſtets pflege zu ſagen:
Einſt zog der berühmteſte Doktor zu mir,
Ich ließ mir's als Nachbar behagen;
Er wohnte bei mir ein gewichtiges Jahr;
Da ſchwebte ich, merkt's euch! in Todesgefahr.

Ein reicher Herr Onkel, ein Schiffskapitain,
Der hat mich zum Erben erkoren,
In Jahr und in Tagen war das Schiff nicht geſeh'n,
Ich gab ſchon den Onkel verloren;
Nun hieß es auf einmal: es ſei gar nicht wahr!
Da ſchwebte ich, merkt euch's, in Lebensgefahr.

Almander, mein einziger zärtlicher Freund,
Ließ heilig von mir ſich geloben,
Daß ſeiner Gemahlin ich werde vereint,
Wenn früher er wandelt nach oben:
So oft er nun kränklich und unpäßlich war,
Da ſchwebt ich in peinlichſter Todesgefahr.

Der Dichterling Hilderich ruft mich zu ſich,
Auf wäſſ'rigen Wein und Gedichte,
Zermartert und peiniget ſtundenlang mich,
Und leget zum Schluß der Gerichte
In Quart ſeine Lebensgeſchichte mir dar:
Da ſchwebt' ich in ängſtlicher Lebensgefahr.

Einſt wette ich armer, ich alberner Tropf:
„Mein Bräutchen iſt treu wie ſonſt keine."
Voll Feuer verwette ich raſch den Kopf;
Doch zu viel vertraut' ich dem Scheine,
Es zog durch die Stadt eine krieg'riſche Schaar:
Da ſchwebte ich nahe an Todesgefahr.

Einſt war's mir klar, daß ich ein Sokrates bin,
Ich ſah' es an meiner Xantippe,
Da warf ſie ein Fieber auf's Krankenbett hin,
Schon ſah ich den Freund mit der Hippe:
Erholet jedoch hätte ſie ſich bald gar:
Da ſchwebt' ich in ſchrecklicher Lebensgefahr.

So kann man wohl leicht bei gemäßigtem Blut,
Gefahr von Gefahr unterſcheiden,
Am richtigen Ort paſſet jedes recht gut,
Oft ſpricht man mit Recht auch von Beiden:
Vermählet auf Leben und Tod am Altar,
Schwebt ſtets man in Lebens- und Todesgefahr.

Ich laſſ' es bleiben.

Gar öfters, da wandle ich traurig allein,
Und möchte mich gerne beweiben,
Doch ſchau ich ins wirkliche Leben hinein:
So laß ich es lieber doch bleiben.

Oft wenn ich die ſchnäbelnden Täubchen beſchau,
Da möcht' ich mich gerne beweiben,
Doch hör' ich der Katzen verliebtes Miau:
So laß ich es lieber doch bleiben.

Oft wenn aus dem Mondſchein die Liebe mir lacht,
Da möcht' ich mich gerne beweiben,
Doch wenn ich im Halbmond die Hörner betracht':
So laß ich es lieber doch bleiben.

Oft kommt mir das Frühſtück zu ſpät, oft gar nie,
Da möcht' ich mich gerne beweiben,
Doch denk' ich: dies Stück kommt ſtets noch zu früh:
So laß ich es lieber doch bleiben.

Oft löſen an Strümpfen die Maſchen ſich auf,
Da möcht' ich mich gerne beweiben,
Doch löst ſich nicht vieles im eh'lichen Lauf?
So laß ich es lieber doch bleiben.

Oft winkt mir ein Mündchen, ſo küßlich und blank,
Da möcht' ich mich gerne beweiben,
Doch öffnet es ſich gerne zu Hader und Zank:
So laß ich es lieber doch bleiben.

Oft wohnet mein Bild im Aeugelein klar,
Da möcht' ich mich gerne beweiben,
Doch hat es beherbergt ſchon männige Schaar,
So laß ich es lieber doch bleiben.

Oft drückt ſie die Hand mir mit liebender Gluth,
Da möcht' ich mich gerne beweiben,
Doch Rechte weiß oft nicht was Linke hier thut:
So laß ich es lieber doch bleiben.

Oft hat ein klein Füßchen es mir angethan,
Da möcht' ich mich gerne beweiben,
Doch hat nicht das Füßchen Pantöffelchen an?
So laß ich es lieber doch bleiben.

Oft koſet ein Pärchen ſich öffentlich fein,
Da möcht' ich mich gerne beweiben,
Doch guck ich bei Ihnen zum Schlüſſelloch n'ein,
So laß ich es lieber doch bleiben.

Oft bringet ein Weibchen viel Schätze ins Haus,
Da möcht' ich mich gerne beweiben,
Doch denk ich, im Putze geht's wieder hinaus,
So laß ich es lieber doch bleiben.

Oft hör' ich ein Knäbchen, das lallet: Papa!
Da möcht' ich mich gerne beweiben,
Doch merk' ich wie viele ſich melden gleich da:
So laß ich es lieber doch bleiben.

Und wie ich ſo ſchwankte, und wie ich ſo ſann,
Da that ich mich dennoch beweiben,
Doch ſchwör' ich, wenn wieder ich wählen einſt kann:
So laß ich es lieber doch bleiben!

* * *

Der gute Freund.

In freien Verſen.

Ach wie haben mich alle Menſchen lieb!
Und ſie leſen was ich ſchreib und ſchrieb;
Und ſie loben, hätſcheln mich gar ſehr;
Grüßen, nicken über kreuz und quer,
Finden mich charmant und lieb und gut;
Geiſtreich, witzig und ein frohes Blut;
Sie erweiſen mir ſo viel Lieb' und Ehr,
Daß ich oft ſchon faſt verhungert wär'!

Manch vornehmer, adelicher Mann
Nahm ſich meiner ganz im Ernſte an;
Das will ſo ſagen: wenn man von mir ſprach,
Sagte er mir grad nichts Schlechtes nach;
Reichte mir gar oft die noble Hand,
Rühmte wohl auch meinen ſcharfen Verſtand;
Kurz die Vornehmen hielten mich ſo ſehr in Ehr',
Daß ich ſchon wieder faſt verhungert wär'!

Einmal kam ſogar ein Millionär,
Sagte, ich wär' unterhaltlich ſehr!
Mußte mit ihm oft ſpazieren geh'n,
Mußt' mit ihm oft die Stadt beſeh'n;
Konnte ohne mich faſt gar nicht ſein,
Schickt mir ſogar eine Flaſche Wein!
Kurz er nannte mich ſtets nur: „mon frère!"
So daß ich ſchon wieder faſt verhungert wär'!

Wieder kam ein Mann aus Iſrael,
Ein Banquier! ein Geldſack ohne Fehl!
„Was der Mann iſt?“ — ſchrie er — „wie heißt?
’s iſt ein Mann von Witz, ein feiner Geiſt,
Steht doch alle Tag auf meinem Tiſch
Wahrlich frei ihm Supp’ und Fleiſch und Fiſch!“
Kurz der Jud liebt mich: „Was iſt der mehr!“
So daß ich ſchon wieder bald verhungert wär’!

Kam ein Fürſt, er kam ich weiß nicht wie;
Nannte mich ein einziges Genie,
Reiſ’te mit ihm in der Welt herum,
Nahm mir manchen ſcharfen Witz nicht krumm;
Fragte oft mich: Wer? und Wie? und Was?
Sprach ganz huldvoll über dies und das;
Kurz der Fürſt liebt’ dito mich ſo ſehr,
Daß ich ſchon wieder faſt verhungert wär’!

Endlich kam ein Mann, ganz einfach, ſchlicht,
Dem es ſelbſt an Geld und Rang gebricht,
Sonſt ein braver, ein geſcheidter Mann,
Zeigte mir was doch der Menſch wohl kann;
Steht mir bei, verſchafft mir Speiſ’ und Trank
Fordert weder Schmeichelwort noch Dank;
Und ich ſelber bin der brave Mann!
O! den halt’ ich feſt ſo lang ich kann!

* * *

Gehorſamer Diener, das iſt ein Wiener!

Ein Wiener oder kein Wiener? Das ſind die Fragen,
Sobald ein Wiener einen fremden Menſchen ſieht,
Denn da hilft kein Reden, hilft kein Sagen;
Man kennt's am Naſenſpitzchen und am Augenlid',
Ob das ein Wiener iſt, oder nicht;
Es iſt Etwas, das ſicher zu uns ſpricht:
Gehorſamer Diener,
Das iſt ein Wiener!

Erwacht Jemand zeitlich, früh am Morgen,
Und iſt ſein erſt' Geſchäft in aller Früh,
Daß er das Wetter prüft voll Sorgen,
Und ſpricht: „Ach heut' iſt's nichts mit unſ'rer Landpartie!"
Gehorſamer Diener,
Das iſt ein Wiener!

Ein ſchönes Weib erhebt ſich aus dem Bette,
Sie ſchellt, es muß ſchon halber Zehne ſein,
Und ruft dem Stubenmädchen ſchnell: „Nanette,
Bring' die Theaterzettel und mein Kind herein."
Gehorſame Dienerin,
Das iſt eine Wienerin!

Es ſteigt Jemand ab; — im Gaſthof' angekommen,
Bevor man ihm noch ſeine Zimmer wies,

Noch auf dem Wagentritt', läßt er den Kellner kommen:
„He! Sie! Was ſteckt für Braten denn am Spieß?“
Gehorſamer Diener,
Das iſt ein Wiener!

Ein Mädchen ſitzt auf weichem Sopha, auf dem Kiſſen
Iſt nur franzöſiſche Lektür zu ſeh'n!
Und ihr Galan verſucht, die Stirne ihr zu küſſen;
Sie ſchreit: „Monſieur! Ob Sie nit weiter geh'n!“
Gehorſame Dienerin,
Das iſt eine Wienerin!

Im Kaffeehauſ' greift Jemand nach der Zeitung ſchnelle,
Als wollte er ſie freſſen mitſammt dem Griff und Holz,
Er lieſ't nicht Aufſatz, nicht Gedicht und nicht Novelle,
Er ſuchet bloß: „Was ſagt der Kerl von Scholz?“
Gehorſamer Diener,
Das iſt ein Wiener!

Bei Herrn Mechetti ſucht eine ſchöne Dame
Durch die Lorgnette ſich viel Muſikalien aus;
Beethoven, Mozart wirft ſie fort zum alten Krame,
„O, haben Sie nichts Neues denn von Strauß?“
Gehorſame Dienerin,
Das iſt eine Wienerin!

Ein Buch erſcheint, voll Dummheit und voll Lügen,
Es lieſt in Deutſchland ſchon kein Menſch den Miſt;
Da kömmt ein Mann, der ſchlürft's mit gier'gen Zügen,
Warum? Weil's dumme Buch — verboten iſt.
Gehorſamer Diener,
Das iſt ein Wiener!

Ein Taſchenſpieler wirft hinüber und herüber
Die Sträußchen aus, wohin er traf;
Die Ein' die kein's erwiſcht, ſteht auf, und wie im Fieber
Streckt ſie die Hand, arbeitet wie ein Telegraph,
Gehorſame Dienerin,
Das iſt eine Wienerin!

„Heut' geh' ich ins Theater! Da iſt eine Feier!
Höchſt intereſſant und geiſtreich auch zumal!
Denn denken Sie ſich nur! den „Zauberſchleier",
Den gibt man heut' zum zweihundertſten Mal!"
Gehorſame Dienerin,
Das iſt eine Wienerin!

Ein junger Mann hat eine Redensart nur angenommen,
Er ſagt das ganze Jahr nichts, als: „Ich küſſ' die Hand!"
Für Dank, für Bitte, für Abſchied und für Willkommen,
Sagt dieſer Redner gar nichts, als: „Ich küſſ' die Hand!"
Gehorſamer Diener,
Iſt das vielleicht ein Wiener!

Aufs Land geht ländlich eine Schöne,
Das Haar geſcheitelt ohne Schlupf,
Im Ridikül, da ſtecken die romant'ſchen Pläne.
Ein Tubus und ein Gugelhupf —
Gehorſame Dienerin,
Iſt das eine Wienerin?

Es iſt Concert, wie tauſende ſchon waren,
Hineinzugeh'n hat niemand ein Gelüſt,

Doch gehen Sie hinein zu Schaaren.
Ein Jeder ſagt: „Weil's für die Armen iſt."
Gehorſamer Diener,
So iſt der Wiener!

Viel Frauen ſparen heimlich und im Stillen,
Sich manchen Gulden für die ſpätern Jahr;
Da kömmt ein Aufruf: „Um des Himmels willen!"
Da bringen ſie ihr Spargeld fröhlich dar! —
Gehorſame Dienerin,
So iſt die Wienerin.

Wer applaudiren kann mit Händen und mit Füßen,
Mit Beifall füllen das ganze Haus,
Wer im Vergnügen völlig kann zerfließen,
„Und Bravo!" rufen und „Heraus!" —
Gehorſamer Diener,
Das iſt ein lieber Wiener!

(Beim Hervorrufen.)

„Gehorſam iſt des Weibes Pflicht auf Erden!"
So ſpricht das Fräulein Johanna d'Arc;
Sie ward gerufen, und kam von ihren Heerden,
Und neigte ſich wohl dreimal noch ſo ſtark.
Gehorſame Dienerin,
Vielleicht war's eine Wienerin!

(Beim zweiten Hervorrufen.)

„Iſt Jemand wo gut aufgenommen",
So ſagt Precioſa wiederum,
„So ſoll er ja nicht zwei Mal kommen!"
Ich aber wüßte nicht warum?
Gehorſame Dienerin,
Das war keine Wienerin.

* * *

Ritter Schlemuſalnik.

1.

Ritter Schlemuſalnik iſt ſeines einz'gen Vaters Sohn,
Dieſes iſt er wacker vier und dreißig Jahre ſchon;
Und wie's bei wackern Rittern iſt auch ſtets im Brauch
Iſt dabei er ſeiner Mutter Sohn noch auch.

Ritter Schlemuſalnik hat ein langes, langes Schwert,
Ritter Schlemuſalnik hat ein kurzes, kurzes Pferd,
Ritter Schlemuſalnik ißt 'ne kalte, kalte Wurſt,
Ritter Schlemuſalnik ſpürt d'rauf einen heißen Durſt.

Ritter Schlemuſalnik reitet 'naus ins Lerchenfeld,
Ritter Schlemuſalnik bei der „gold'nen Brätzel" hält:
Ritter Schlemuſalnik ſchreit wie ein Stentor: „Kellner 'raus!"
Ritter Schlemuſalnik trinkt d'rauf „ſieben Maßel" aus.

Ritter Schlemuſalnik wird der dicke Kopf ſo ſchwer,
Ritter Schlemuſalnik weiß gar nimmer, wer er denn ſo wär',
Ritter Schlemuſalnik reitet fern im klaren Mondenſchein,
Ritter Schlemuſalnik fällt mit Muth in einen Graben 'nein.

Ritter Schlemuſalnik ſchläft bis an's Morgenroth
Ritter Schlemuſalnik's Roß hält ihn für gänzlich todt,
Ritter Schlemuſalnik's Roß, das iſt ein Ehrenmann,
Ritter Schlemuſalnik's Roß, das fängt zu weinen an:

„Ritter Schlemuſalnik liegt hier in dem ew'gen Schlaf,
Ritter Schlemuſalnik war ſein Lebenlang, ach! ein gutes Schaf,
Ritter Schlemuſalnik's Roß auf ſeinem Grab nun ſteht,
Ritter Schlemuſalnik's Roß harrt, bis er auferſteht.“

2.

Ritter Schlemuſalnik beißt was hinterm linken Ohr,
Kratzt ſich, kratzt ſich, kratzt ſich beißt ihn wie zuvor;
Kratzt ſich querling, mit der ritterlichen, rechten Ritterhand,
Beißt ihn dennoch, daß es eine rechte Ritterſchand'.

Kömmt zu Ritter Preuzner und ſein Heldenauge glüht:
„Ritter Preuzner, bin des Kratzens längſt ſchon müd',
Kratze du mich mit der tapfern, rechten Ritterfauſt,
Kratze du mich, daß ſo Roß als Ritter d'rob ergrauſ't.

Schlugſt den Recken Schablak ja mit ſtarkem Ritterſchild,
Schlugſt den Rieſen Jemplach, daß er nimmer brüllt,
Schlugſt den Räuber Tſchiplo ritter-rechtlich gelb und braun,
Kratze mich nun weidlich, wie ein rechter Ritter traun! ja traun!“

Ritter Preuzner hört es ſtill erſt an, dann, traut! ja traut!
Dann kratzt er traut 'runter ihm vom Ohr die Haut,
Kratzt die Ritterhaut vom Ohr ihm wurzaweg,
Reitet dann bewußtvoll um die nächſte Gaſſeneck'.

Ritter Schlemuſalnik beißt es nun am Ohr nicht mehr,
Hängt die abgekratzte Haut auf ſeinen rechten Ritterſpeer,
Reitet weidlich, weidlich, weidlich, weidlich auf und ab,
Prügelt d'rauf den Knappen weidlich, weidlich, weidlich ab.

3.

Ritter Schlemuſalnik liebt zu ſeiner rechten Ritterzeit,
Eine ſchmucke, ſchmucke, ſchmucke, ſchmucke, ſchmucke Maid,
Und die ſchmucke, ſchmucke Maid, ſie liebt den Ritter nicht,
Weil er hat ein gräßlich, gräßlich, gräßlich Angeſicht.

Und der Ritter ſingt zu ihr um mitternächt'ge Zeit:
„Maid, o Maid, o meine Maid, o allermaid'ſte Maid!
Was geht Dich mein Antlitz an, Du ſüßes Maidenthier?
Uebers gräßlich Angeſicht trägt Ritter ſein Viſir.

Laß minnen mich, o Maid! im blaſſen Mondenſchein,
Minne wieder nach, o minneſelig ſüße Buhle mein,
Lebſt Du Maid denn nicht in unſ'rer großen Welt?
Niemals gräßlich, gräßlich iſt ein großer Held!“

Und die Maid, ſie hört's um mitternächt'ge Stund',
Denn an woll'nen Ritterſocken ſtopft ſie grad' die Wund',
Hört's, und tritt ans Fenſter wunderzart und ſtill:
„Wenn ich doch nur wüßt', was der große Lackel will!‘

Neigt ſich engelsmild zum off'nen Fenſter 'naus,
Schüttet einen Topf voll Waſſer auf den Ritter aus:
Ritter Schlemuſalnik verſteht alſo den Text:
Sie begießt die Lieb', auf daß die Liebe wächſt.

* * *

Schattenriß eines Jeſuiten.

Sehet ihr mit krummen Rücken,
Dort ein Männlein tief ſich bücken,
Wenn er vor der Majeſtät
Oder vor den Großen ſteht;
Doch mit Hoffahrt dann betrachten,
Und mit Hochmuth auch verachten,
Schlichten Mann und Bürgerſitt';
Denkt: das iſt ein Jeſuit!

Sehet ihr im Prieſterkragen
Ihn den Blick zu Boden ſchlagen,
Wie er aber ſeitswärts ſchielt,
Und nach ſeiner Beute zielt,
Ob in ausgelegten Schlingen
Argwohnlos die Leut' ſich fingen;
Spähen nach des Nachbars Schritt;
Denkt: das iſt ein Jeſuit!

Sehet ihr ihn grinſend lachen,
Freundlich euch den Hof wohl machen,
Drücket er ganz fein gewandt
Mit der Linken euch die Hand,
Während er mit ſeiner Rechten
Ins Verderben euch zu flechten
Lenket euern freien Tritt;
Denkt: das iſt ein Jeſuit!

Sehet ihr zu euren Söhnen
Oder Töchtern ſich gewöhnen,
Heuchelt er dem off'nen Ohr',
Von der Seligkeit was vor,
Während er, um ſeinen Pfründen
Neue Güter nur zu gründen,
Auf's Teſtiren überglitt;
Denkt: das iſt ein Jeſuit!

Seht ihr ihn, vom Glück umgeben,
Hoch und ſteif das Haupt erheben,
Bäuriſch ſtolz und plump da ſteh'n,
Uebermüthig um ſich ſeh'n,
Doch in Schickſals Ungewittern,
Beben, zagen, kriechen, zittern,
Feig verſuchen Thrän' und Bitt';
Denkt: das iſt ein Jeſuit!

Huldigung den rothen Haaren.

Ich will dir ein Loblied ſingen,
Dir, du laut'res Feuerhaar!
Das vor allen andern Dingen
Ungerecht verkannt ſtets war!

So aus reiner Glut geſponnen
Bringt das Haar Aurora her,
Wenn als Botin klarer Sonnen
Sie entſteigt dem keuſchen Meer.

So die Lockenflut gekräuſelt
Lächelt Thetis aus der Flut,
Wenn von Liebe hingeſäuſelt
Heſper auf den Wellen ruht.

Schwarzes Haar iſt mitternächtig,
Nacht, in der kein Sternlein ſcheint,
In dem Dunkel lauert mächtig
Amor als ein arger Feind.

Blondes Haar iſt loſes Schwanken
Zwiſchen Finſterniß und Licht,
So auch ſchwanken die Gedanken.
Trauet blonden Mädchen nicht!

Rothes Haar das iſt entſchieden!
Purpur trägt die Majeſtät!
Morgenröthe iſt hienieden
Wo ein reiner Himmel ſteht!

Wie die Locken, hold entflammet,
Um den Lilien-Nacken zieh'n!
So nur zieht der Scharlachſammet,
Sich um zarten Hermelin!

Wie im Roſen-Sonnengolde
Herrlich flammt der Alpenſchnee,
So das Angeſicht das holde,
In der Haare Glut ich ſeh!

Rothes Haar ſei nur geduldig,
Denn du zieh'ſt die Seele an;
Wie im Abendſchimmer huldig
Auf der Flut ein Silberſchwan!

◆

Zweifel.

Iſt es ſüßer, bei ihr ſein,
Ihr die Stunden ſchenken,
Iſt es ſüßer ganz allein,
Sinnend an ſie denken?

Tönt ihr Gang in meinem Ohr',
Rauſcht's in ihrem Kleide,
Quillt im Herzen mir empor
Quell der reinen Freude.

Sitze ich und ſchau' ſie an,
Schwinden mir die Sinne,
Iſt's als wär' mir's angethan,
Wie ich's auch beginne.

Hebet ſie das Augenlid,
Bin ich neu geboren;
Aber wenn ſie niederſieht,
Bin ich wie verloren.

Kann ich, treffet mich ihr Blick,
Nicht mich ſelig wähnen?
Aber zieht ſie ihn zurück,
Schwimmt mein Herz in Thränen.

Spricht ſie, hör' ich in dem Wort
Harmonien rauſchen;
Möchte fürder fort und fort
Tiefen Tönen lauſchen.

Wenn ſie durch das Zimmer eilt,
Folgen ihr die Augen,
Um den Raum denn ſie zertheilt,
Gierig einzuſaugen.

Wenn ſie aus dem Zimmer geht,
Fehlet mir die Seele;
Selbſt dem Licht, das mich umweh't,
Scheint mir, daß was fehle

Doch nun ferne auch von ihr
Iſt ein ſüßes Säumen,
Kann ich ja doch für und für
Wachend von ihr träumen.

Grauſam iſt die Wirklichkeit,
Täuſchung hat Erbarmen,
Schenket uns die Seligkeit,
Traumbild zu umarmen.

Schließ' ich meine Augen zu,
Schließt ſich auf die Wonne,
In mir flimmern auf im Nu
Sterne, Mond und Sonne.

Denk' und denke ſtets an ſie,
Denke nicht an's Denken;
Denk' ob ſie in Sympathie
Meiner mag gedenken.

Ja, ich denk' ſie ſitzt bei mir,
Glaube ſie zu ſehen,
Fühle, wie ein Küſſen ſchier,
Ihres Odems Wehen.

Küſſ' ich ihr die ſüße Hand,
Läßt ſie es gewähren,
Küſſe ihr das Sehnſuchtsland:
Wimper, Aug' und Zähren.

Süß iſt's alſo bei ihr ſein,
Ihr die Stunden ſchenken;
Süßer aber, ganz allein
An mein Liebchen denken

◆

Die Thräne.

Jedwede Lebensfeier
Die Freude wie die Pein,
Hüllt ſich in feuchte Schleier
Von warmen Thränen ein.

Es iſt ein reicher Segen
Der in der Thräne blüht,
Die lind wie Frühlingsregen
Auf deine Wunde ſprüht

Du ſcheideſt recht beklommen
Die Zähre hängt im Blick, —
Beim frohen Wiederkommen
Kehrt ſie mit dir zurück.

Das Mädchen trägt ein Sehnen
Im feuchten Augenpaar,
Und ſteht in ſüßen Thränen
Als Braut auch beim Altar.

Und unter vielem Weinen
Empfängt die Welt das Kind —
Und auch an Grabesſteinen
Entquillt die Thräne lind.

Auch meine lieben Todten
Deckt ſchon der Raſen zu,
Willkommen Thränen! Boten
Des Troſtes und der Ruh.

◆

Der Freiheit Wanderlied.

Vor Gottes Thron, aus Demant und Rubinen,
Stand einſt der Engelkreis im Silberlichtgewand,
Da trat hervor die ſchönſte unter ihnen:
Die „Freiheit“ mit der Lotosblume in der Hand;
Sie warf vor Gott ſich hin mit holden Mienen,
Und bat den Herrn über Himmel, Meer und Land,
Er möge huldreich ſie herab zur Erde ſenden,
Durch ſie das wahre Glück der Menſchen zu vollenden.

Der Schöpfer lächelt, ſpricht in ſeiner Güte:
„So geh' und nimm des Himmels beſten Segen mit;
Beſuch' die Erd' und ſtreue deine Blüthe
Auf alle Pfade, die durchmißt dein Götterſchritt,
Dein eig'nes Weſen aber keuſch behüte,
An welche Kreiſe dich auch trägt dein Freiheitstritt;
Und bleibe dort, wenn ſich bewährt dein ſüßes Hoffen,
Wo nicht, ſo komm', mein Himmel ſteht dir immer
offen.“

Die Freiheit ſchreitet durch der Himmel Räume
Den Götterleib umfließt ein luftgewebtes Kleid,
Am Rand des Aethers glänzen Purpurſäume,
Vergold'te Wolken geben feſtlich ihr Geleit;
Am Himmelsdome hängen Sternenbäume
Und die Planeten weichen erfurchtsvoll zur Seit',
Wenn, wie die junge Sonne tritt aus Morgenröthen
Die Freiheit kömmt, die dunkle Erde zu betreten!

Die Erde bebt, es rieſelt durch die ſtarren Glieder
Ein Schauer ihr, als wenn der Frühling neu erwacht,
Die ſtummen Wälder ſingen hohe Freiheitslieder,
Des Wiederhalles Tochter aus den Bergen lacht,
Der Fels erzählt's dem Quell, der Quell dem Bache wieder,
Der Bach erzählt's dem Strom, der Stom mit aller Macht,
Erzählt es laut dem Land und jubelt's zu dem Meere:
„Die Freiheit naht, gelobt ſei Gott und ſeine Heere."

Und alſo klang der Freiheit Gruß an die Erde:
— „Sei hoch mir geprieſen, du kleinrunder Kern,
Tief hängend im Raum, ein verlorener Stern,
Ein hängender Tropfen am Eimer der Sonnen,
Dem göttlichen „Werde" gehorſam entronnen!
Und du, der bewohneſt den Stern, der verkohlt,
Der kühn ſich ein Fünkchen von oben geholt,
Du wunderlich Weſen, aus Staub und aus Geiſt,
Dem Wurme gleich feig, und dem Seraph gleich dreiſt,
Und ſo wie die Erde, dein Herz iſt gemacht
Halb Frühling, halb Winter, halb Tag und halb Nacht;
Und ſo wie die Erde, dein Herz iſt gebaut
Mit lieblichen Blumen, mit giftigem Kraut;
Und ſo wie die Erde, dein Herz iſt erfüllt
Vom Vogel, der ſingt, und vom Thiere das brüllt;
Und ſo wie die Erde, dein Herz iſt ein Kreis
Von feurigen Bergen und Fluten aus Eis;
Und ſo wie die Erde, dein Herz ſich auch dreht
Um ſich nur im Kreiſe, ſein eig'ner Planet! —
O, räthſelhaft Menſchenherz, wunderlich Ding,
So dunkel, ſo helle, ſo ſchwer und ſo g'ring,
Geknetet vom Teige aus Liebe und Zorn,
Geformet zur Blume aus Duft und aus Dorn,
Begoſſen mit Thränen, mit Sehnſucht gepflegt,
Von Wünſchen umflattert, von Seufzern bewegt,

Zur Sonne erhebend das durſtige Blatt,
Zum Staube gezogen von Farben ſo ſatt,
Doch jeglichem Hauche zum Raub und zum Spiel
Geh'n Blätter um Blätter vom einſamen Stiel! —
Du frägſt dann den Weſtwind, das Bächlein, die Bien':
„Wo ſind meine Blätter, wohin, ach wohin?“
Frag' Vögel, die wandern, frag' Wolken, frag' Duft,
Frag' Nebel, die ziehen, die Fäden der Luft,
Frag' Träume, die fliegen, frag' Lüfte, die weh'n,
Frag' Wünſche, die eilen, frag' Jahre, die geh'n.
Das Abendroth frag': „wohin kömmt dein Karmin?“
Nur frage das Herz nicht: „woher“ und „wohin?“ —
So grüßend läßt die Freiheit ſich hernieder
Dort, wo Colombo einſt die neue Welt entdeckt,
Dort, wo die Schöpfung ihre Rieſenlieder
In Thier und Pflanze mächtig waltend ausgeſtreckt.
Sie ſteigt herab, ſie wird mit Luſt empfangen,
Im Augenblick umringt ſie eine dunkle Schaar,
Der Mann in Fell, die Frau in gold'nen Spangen,
Die Kinder nackt mit wild zerrauftem Haar.
Sie faſſen Sie mit thieriſchem Verlangen,
Sie zerren ſie an Gürtel und Talar,
Und zagend eingeſchüchtert, unter Bangen,
Verweilt die Freiheit da ſo manches Jahr.
Sie weilt in Städten, Dörfern, Kolonien,
Sie wandelt in Prärien ab und auf,
Sie geht mit Männern, die in Wäldern ziehen,
Sie folgt der Rieſenfläche dunklem Lauf;
Und ſieht die freie Menſchheit vor dem Golde knieen,
Und ſieht im freien Land den Sklavenhauf,
Und ſieht den freien Mann die Brüder knechten,
Und ſieht das freie Weib die Peitſche flechten,
Und ſieht das freie Kind in bittern Arbeitsnächten,
Und ſieht den freien Rath die Schwarzen ächten,

Und ſieht das freie Volk mit andern Völkern rechten
Um Sklavenhorden, die ſie ſelber möchten.
Und da verhüllt die Freiheit ſchnell ihr Angeſicht,
Entflieht mit wehmuthsvollem Blick und ſpricht:
„Das iſt der Freiheit Larve, doch der Freiheit Antlitz nicht.“

Sie läßt ſich nieder dann in einer Wolke,
An einer weißen Küſte, meerumſpült,
Bei einem ſtolzen reichen Inſelvolke,
Ein blaſſes Volk, das Blut vom Nebel abgekühlt;
Man baut ihr wohl auch da Altäre,
Man baut ihr einen Tempel hoch und groß,
Die „Magna Charta“ iſt des Volkes Ehre,
Der freie Boden iſt ein freier Himmels-Schoß —
Doch wenn den Blick die Freiheit tiefer ſenket
In das Geheimniß, das die inn're Feder treibt,
Wenn ſie den Geiſt erforſcht, der dieſe Freien lenket,
Den Geiſt und nicht das Wort, das auf der Fläche bleibt,
Da ſieht ſie Freiheit, die als Monopol nur ſchimmert,
Die Freiheit, welche auf Beſitz nur ſinnet,
Die Freiheit, welche nur Verträge ſpinnet,
Die Freiheit, die ſich flüchtet hinter Noten,
Wenn andern Völkern Freiheit wird geboten,
Und da verhüllt die Freiheit ihr Angeſicht,
Entflieht mit wehmuthsvollem Blick und ſpricht:
„Das iſt Freiheit der Nation, doch die der Menſchheit nicht.“ —

D'rauf trägt ſie ihren Flug in jene Auen,
Vom Inſelvolk durch ſchmales Meer getrennt,
Von wo allüberall die Männer und die Frauen
Bezieh'n den Geiſt, die Mode und das Kompliment.
Es wird auch da ihr heilig' Sein entgöttert,
Man ſtürzt Geſetz und Tempel und Altar.

Das Buch der Könige wird vom Orkan zerblättert,
Es predigt der Propheten falſche Schaar!
Die Tugend wird zum Spott, das Heilige zum Hohn,
Der Wahnwitz wird zum Gott, das Laſter Religion,
Zum Pranger wird die Kirch', zum Blutgerüſt der Thron,
Vom Himmel wird geſtürzt der Vater und der Sohn,
Verrath wird zum Geſetz, Verdacht wird zum Spion.
Und Könige kommen und Könige gehen,
Geſchlechter verſchwinden, Geſchlechter entſtehen,
Verbrechen erſcheinen, Verbrechen vergehen,
Titanen erliegen, erſetzt von Pygmäen,
Nach halbem Jahrhundert, voll Schmerz und voll Wehen,
Nach halbem Jahrhundert, voll Kampf der Ideen,
Sie rathlos im ſelbigen Kreis ſich noch drehen! —
Und wieder verhüllt die Freiheit ſchnell ihr Angeſicht,
Entflieht mit wehmuthsvollem Blick und ſpricht:
„Das iſt der Wahn der Freiheit, doch der Sinn der Freiheit nicht!"

D'rauf ſetzt die Freiheit ihre Götterſchritte
Nach Deutſchlands waldbedeckter, reizend ſchöner Flur,
In's Land des Fühlens, Denkens und der Sitte,
Worüber noch zerrüttend nicht der Wahnwitz fuhr,
Wo noch zum Herzen dringt die Warnung und die Bitte,
Wo noch Gebet ertönt in voller Kirchen Mitte,
Wo zwiſchen Volk und Fürſt noch Liebe ſteht als Dritte,
Wo guter Muth der Zeit noch nicht zum Raube,
Wo noch der alte Gott nicht liegt im Staube,
Wo noch nicht raſtlos irrt des Lebens ſanfte Taube,
Weil von dem Vater zu dem Kind noch geht: der Glaube! —
Da geht die Freiheit hin durch grüne Fluren,
Man öffnet feſtlich ihr ſo Thür als Thor,
Doch ihr Erſcheinen ändert die Naturen,
Und anders ſieht das Aug', und anders hört das Ohr,

Die Feder wird zerſtückt an allen Uhren
Geſtalten bilden wild ſich und Figuren,
In nackter, ſchnöder Selbſtheit, ohne Flor,
Der Nüchterne war glücklich mit dem Freiheitsfunken,
Jedoch der Tolle blies zur Flamme ſie empor,
Begeiſtert waren Wenige, doch Viele trunken,
Anſtatt vertieft zu ſein, war völlig man verſunken
In ſüßen Moſt, der ungeklärt noch gohr,
Ideen ſah man auch und Phraſen prunken,
Indeß die That man aus der Hand verlor!
Die Erde riß man auf, doch nicht zum Säen,
Von der Minute wollte man den Baum, die Frucht,
Es ſollte Alles ſein, und nichts entſtehen,
Es war die That vor der Idee ſtets auf der Flucht.
Im ſteten Kampf' und ewigem Gefechte
Vergaßen ſie des Kampfes Gegenſtand,
Unmögliches bezweckten ſie als Rechte,
D'rum fiel das Mögliche aus ihrer Hand!
Wehe, daß in wildem Wahn und Unverſtand,
Zurückgejagt ſie in die Nacht der Nächte
Den Tag. der ſchon ſo ſchön am Himmel ſtand! —
Auch da verhüllt die Freiheit ſchnell ihr Angeſicht,
Entflieht mit wehmuthsvollem Blick und ſpricht:
„Das iſt Geſpenſt der Freiheit, doch der Geiſt der Freiheit nicht!"

Und ſinnend wandelt ſie aus Stadt und Mauern,
In's Feld hinaus, da liegt ein eingezäunter Raum,
Ein kleiner Ort, wo Weidenzweige trauern,
Wo kleine Kreuze ſteh'n und Cypreſſenbaum;
Wo über Leichenſteinen geht ein Schauern,
Wo ausgeträumt der letzte Lebenstraum!
Hier liegen unter einem grünen Leichentuche
Die Menſchen alle ruhig beieinand,

Die Hohen und die Niedern aus dem Lebensbuche,
Zuſammen dicht in einem einz'gen Band!
Nicht Rang und Stand hat je hier eine Leiche,
Und hier befiehlt und hier gehorcht man nicht,
Hier hat der Arme Thränen wie der Reiche,
Und jeder Stein ſein frei Bekenntniß ſpricht.
Und hieher kommen Große ſo wie Kleine,
Hier ſchweigen Vorzug, Zorn, Zwietracht, Neid,
Die kleinen und die großen Leichenſteine
Sind gleiche Meilenſteine blos — zur Ewigkeit.
Und wer hier unten ruht, iſt gleich vertreten,
Denn für ihn ſpricht ſein Thun im Himmelreich,
Und wer hier oben kömmt, der kömmt zu beten,
Und im Gebet ſind alle Menſchenherzen gleich!
Da ſenkt die Freiheit mild ihr Angeſicht,
Und ſetzt auf einen Stein ſich hin und ſpricht:
„Im Tode nur iſt Freiheit, doch im Leben iſt ſie nicht."
Da tönt hernieder von dem Himmelsbogen
Die Stimme Gottes an der Freiheit Ohr:
„Zu frühe biſt zur Erde du gezogen,
Komm wieder in mein Himmelreich empor.
Nach Jahren einſt, ja wohl nach Jahren,
Dann ſend' ich ſelber dich hinab zur Erd',
Wenn dich die Menſchen wiſſen auch zu wahren,
Daß dir nicht ſchnöder Mißbrauch widerfährt!
So lang Gedanken mit Gedanken hadern,
So lang man Worte noch und Eide bricht,
So lang zum Bau man blos nur will die Quadern,
Und Kitt und Mörtel will man nicht.
So lange als der Wahrheit Schooß verſchloſſen,
Die Lüge treibt ein üppiges Geflecht,
So lang wird nie die Freiheit ausgegoſſen
Auf das verwirrte menſchliche Geſchlecht! —
Doch einſt wird deine Stunde ſchlagen,

Und zu den Menſchen niedertragen
Wirſt du der Freiheit gold'ne Zeit,
Wenn von der Leidenſchaft gereinigt
Gedanken, Thaten ſteh'n vereinigt,
Und in den tollen Wünſchen ruht der Streit,
Dann iſt der Freiheit Reich gekommen,
Dann iſt des Lichtes Tag erklommen,
Dann wird Gehorchen und Befehlen
Im engen Einklang ſich vermählen,
Die Völker Alle werden lieben und gedeihen,
Die Fürſten Alle werden lieben und verzeihen!
Dann gehen alle Menſchen Hand in Hand,
Von Allen wird ein einz'ger Gott erkannt,
Und keine Thräne fließt mehr in den Sand,
Und überall, an aller fernen Meere Strand,
Wo nur ein Weſen wohnt, das Menſch genannt,
Wird ſein der Menſchheit freies, einz'ges Vaterland.

Gebrochene Roſen, gebrochene Herzen.

Die Muſe hebt vom Räthſelſpiel der Minne
  Den Schleier ſchüchtern auf mit leichter Hand,
Nicht weiß ſie, ob es euer Herz gewinne,
  Was ſie in einer Dämmerſtunde ſtill erfand,
Als über ihren klaren Seelenſpiegel,
Die Wehmuth zog mit ihrem Schwanenflügel.

In's Zeitmeer iſt der Liebe Reich verſunken,
  Wie eine Orgel in den tiefen Grund der See,
Und hat das Ohr auch einen Ton getrunken,
  Der ſich emporringt ſeltſam in die Höh',
Und will der Ton an eure Ohren ſtreifen,
So hört ihr ſie, doch könnt ſie nicht begreifen.

Verloren ſind für euch der Liebe ſüße Wunder,
  Verloren iſt für euch der Herzen Sympathie,
Ihr ſeht das Klärchen wohl und den Hollunder,
  Doch ſeht ihr nicht den Zug der heimlichen Magie,
Zum Wunderreich der Lieb' und ſeinen Thoren
Habt Männer! ihr den Schlüſſel längſt verloren.

Seitdem ihr abgeſetzt den kleinen Bogenſpanner,
  Seitdem den Gott der Liebe ihr entthront,
Entzog er euch der wahren Liebe Banner,
  Den bittern Pfeil, an ſüße Siege ſtets gewohnt.
Die Venus treibt ihr fort und ihre holden Tauben,
Die nahm die Liebe mit und auch den Liebesglauben!

Mit ſich nahm ſie die Lieb'-Metamorphoſen,
Wie Lieb' erſcheint im tauſendfachen Kleid,
Mit ſich nahm ſie die Chifferſchrift der Roſen,
Die ihrem Tempeldienſte leiblich ſich geweiht,
Mit ſich nahm ſie auch das Gehör der Seele,
Und unverſtanden bleibt das Lied der Philomele!

Ihr blättert in dem reichen Herzen holder Frauen,
Doch nicht verſteht ihr d'rin das liebgeweihte Wort,
Ihr blättert in den Roſen auch auf Flur und Auen,
Doch iſt für euch der Sinn der zarten Blätter fort,
Euch unverſtanden bleibt der Liebe Luſt und Schmerzen,
Euch fehlt das Wörterbuch der Roſen und der Herzen!

Doch wem im Buſen zittert noch der klare Tropfen,
Der ihm vom Himmel fiel wie's Herz noch jung,
Und wem in ſeines Herzens wunderſamen Klopfen,
Noch wiederhallt die liebliche Erinnerung,
Der komm' mit mir hinaus, um bei des Weſtwinds Rauſchen
Auf einem Roſenſtrauch zwei Knospen zu belauſchen.

Sie neigen ſich auf einem Stengel wie zwei Schweſtern,
Und hüllen züchtig ſich in eig'nen Duft,
Kein Morgen gibts für ſie und auch kein Geſtern,
Umarmen, lieben ſich, gekoſ't von rauher Luft,
Und ſchwören, wie ihre Gluthen ineinanderbrennen,
Im Leben wie im Traume nimmer ſich zu trennen!

Sie ſchwören's bei dem Blau vom hohen Himmelsbogen,
Das iſt der Treue wunderbar Symbol,
Zu Zeugen rufen ſie des Lichtes reine Wogen,
Das Echo, das die treuen Schwüre wiederholt, —
Der Zweig jedoch der nahen Trauerweide
Senkt wie prophetiſch tief ſein Haupt im Leide!

So naht der Gärtner nun, und faßt mit rauhen Händen,
Die eine Knospe an und trennt vom Stengel ſie,
Der ſchönen Grafentochter eilt er ſie zu ſenden,
Zum Abendblatt im Saal der Harmonie,
Da ſoll, anſtatt des Schmucks von Steinen und von Kränzen,
Die holde Knospe an dem holden Buſen glänzen.

Und ſpäter kommt ein armes Mädchen hergegangen,
Das Blumen in den Straßen zum Verkaufe beut',
Es ſieht die zweite Knospe lieblich prangen,
Und pflückt ſie zum Verkaufe ab, ganz ungeſcheut.
Ein Maler kauft die Knospe ſich mit Wohlbehagen,
Um Abends auf dem Ball als Zierde ſie zu tragen. —

— Es glänzt der Saal, Muſik durchfluthet alle Räume,
Es wogt die Menſchenmenge fröhlich hin und her,
In weißen Niſchen ſchwimmen grüne Taxusbäume.
Gewänder rauſchen auf, von Atlas und von Seide ſchwer,
Und tauſendfache Lichterſtrahlen brannten
Aus Augen, Wangen, Blumen. Diamanten

Die ſchöne Grafentochter ſtrahlt zum Schönheitsruhme,
Ihr huldiget der Männer hochentzückte Schaar,
Sie iſt des Saales Zier, der Frauen ſchönſte Blume,
Die Gottheit auf des Abends fröhlichem Altar,
Doch geht halb träumend ſie durch dieſes Menſchenwogen,
Und ſeltſam fühlt ſie ſich bewegt und fortgezogen.

Es zieht geheime Macht ſie durch's Gedränge,
Ihr iſt ſo räthſelhaft und wunderbar,
Ihr iſt, als ſuch' ſie Jemand in der Menge,
Sie fühlt ſinnend ſich, wie ſie es niemals war,
Zur Knospe ſenkt das ſchöne Haupt ſich nieder,
Und ſtärker zieht es magiſch fort ſie wieder.

Der junge Künſtler auch, die Knospe in dem Kleide,
Ihm wird das Herz ſo eng, es klopft ihm laut und ſchnell,
Es ſchlägt in Wonne nicht, und ſchlägt auch nicht im Leide,
Es iſt als rauſch' in ihm ein wunderſamer Quell;
Es zieht von Saal zu Saal, durch Gänge, über Stufen,
Ihm iſt als hört' er laut ein ungeſproch'nes Rufen.

So zieht es magiſch Beide ſich entgegen,
Die nie im Leben jemals ſich geſeh'n,
Sie fühlen Beide tief ein plötzliches Bewegen,
Sie bleiben Beide Blick in Blick verſunken ſteh'n.
Es war ein Blick, ein Erröthen, ein Erblaſſen,
In welchem Herzen ſich auf ewig doch umfaſſen.

Es war ein Blick, ein Erröthen, ein Erblaſſen,
Doch ein Jahrhundert nach des Herzens Wanderuhr,
Und Beide ſieht zugleich man nach den Knospen faſſen,
Sie tauſchen ſtill ſie aus als Eid und Schwur,
Die Herzen und die Knospen lautlos ſchwören,
Im Leben wie im Tod einander zu gehören.

Die Blumen ſind ja nur der Lieb' Geſchenke
Vom Frühling an die Erde, ſeine Braut,
„Vergißmeinnicht", daß Sein ſie ſtets gedenke,
Und „Glöckchen" einzuläuten, wenn ſie ſind getraut,
Und „Augentroſt" und die „Viole"
Als Troſt und Gruß beim kurzen Lebewohle.

Die „Roſen" aber ſteh'n als heilige Eide,
Als Schwüre, die der Lenz der Erde ſchwur,
Denn einſtens ſtanden nur im heiligweißen Kleide
Die Roſen alle auf der Erdenflur.
Die erſten Roſen auf der Unſchuld Wieſe
Erblühten alle weiß allein im Paradieſe.

Doch als das erſte Paar den ird'ſchen Funken,
Zuerſt getrunken vom verbot'nen Feuermahl,
Als Eva ſchuldvoll auf ihr Roſenbeet geſunken,
Erbleichten ihre Wangenroſen allzumal,
Und eingehüllt vor Scham in das Geflecht der Mooſe
Erröthete zur Gluth die weiße, reine Roſe.

Verſtummt vor Scham ſind nun die rothen Roſenblätter,
Doch deutlich ſpricht der Blätter gold'ne Schrift
Für Jeden, dem das Aug' geöffnet hohe Götter,
Daß er der Blätter ſüße Deutung trifft.
So wurden dieſe beiden Knospen auch verſtanden
Von beiden Herzen, die ſich ewiglich verbanden.

— — —

Wer kann die Feinde und die Hinderniſſe nennen,
Die ſtets beglückte Lieb' auf ihrem Wege fand?
Es trennt die Zeit, und Welt und Menſchen trennen,
Es trennt die Scheelſucht gern beglückter Liebe Band,
Und ſo getrennt. wenn ewig auch verbunden,
War dieſes Paar, das nur ein Mal ſich gefunden.

Gleich einem Amulet trägt er die Knospe an dem Herzen,
In Thränen badet er ſie täglich neu,
Verordnet, daß ſie bei den Todeskerzen
Auf ſeinen Sarg dereinſt gelegt noch ſei,
Er ſieht mit bitt'rer Luſt dem Tod' entgegen,
Die Knospe nimmt er mit auf ſeinen letzten Wegen.

Auch die Geliebte lebt im ſtillen Herzenskummer,
Auf ewig iſt ihr Herz dem Liebenden geweiht,
Sie ſieht ſein Bild im Wachen wie im Schlummer,
Der Knospe klagt ihr Sehnen ſie, ihr Leid,
Und im Gebetbuch hat die Knospe ſie verborgen,
Nimmt ſie zur Kirche mit an jedem Morgen.

Einſt tritt früh ſie ein, die Kirche iſt verdunkelt,
Und eine Beterſchaar ſinkt betend auf die Knie,
Ein düſt'rer Lichtkranz durch die Räume funkelt,
Sie faßt ein Schauer an, ſie weiß es ſelbſt nicht wie,
Und als ſie vorwärts ſchwankt mit leiſem Schritte,
Sieht einen Sarg ſie ſtehen in des Schiffes Mitte.

Ein kalt Entſetzen läuft ihr rieſelnd durch die Glieder,
Ein dunkles Ahnen weht ſie dumpf und eiſig an.
Sie ſchwankt hervor und ſtürzt am Sarge nieder
Er iſt's! Er, der Geliebte, das Sterb'kleid angethan,
Und auf dem Sarge lag die Knospe da, die bleiche,
Wie mahnend, daß die and're Knospe ſie ihr reiche.

Sie ſinkt am Sarge hin, kann weinen nicht, nicht ſprechen,
Nur Knospe und Gebetbuch legt ſie hin mit Noth,
Es ſtockt ihr Blut, ſie fühlt das Herz bald brechen,
Es ſteigt zum Herzen ihr herauf wie Tod,
Und ſo dem Eidſchwur treu und noch im Tod beſcheinigt,
Sind Knospen und auch Herzen ewig nun vereinigt.

* * *

— — Wollt ihr dabei nicht ſein, wenn in das Grab ſie ſenken,
Das ſchmerzensreiche, liebverklärte Paar?
Wollt eine kleine Thräne ihr nicht ſchenken
Dem Looſe, das ſo bitterlich für ſie beſchieden war?
Wollt ihr dabei nicht eine ſtille Meſſe halten?
Für gebroch'ne Herzen hier in allerlei Geſtalten?

Wer zählt die Roſen, die von rauher Hand gebrochen?
Wer zählt die Herzen, die gebrochen liebelos?
Die Herzen, ſchon gebrochen in den Flitterwochen?
Die Herzen, die gebrochen in des Glückes Schooß?
Die Herzen, die gebrochen unter'm Bettlerkleide?
Die Herzen, die gebrochen unter Sammt und Seide?

Die Herzen, die gebrochen im Geräuſch der Welt?
Die Herzen, die gebrochen unter Kron' und Flittern?
Die Herzen, die gebrochen unterm Purpurzelt?
Die Herzen, die gebrochen unter Wuth und Händeringen?
Die Herzen, die gebrochen einſam unter Gittern?
Die Herzen, die gebrochen unter Lächeln, unter Singen?
Von allen Herzen, die gebrochen ſind hienieden,
Durch Männerhärte und von Männereigenſucht zerſtückt,
Von allen Roſen, die der Erde ſind beſchieden,
Und die gebrochen wurden, aber nicht gepflückt.
Von allen ſammelt Gott die Stücke, und Er wird einſt euch fragen:
Ich ſchenkte ſie euch ganz, warum habt ihr ſie zerſchlagen?

Coeur-Dame.

Indem ich ſprech', ergreift mich banges Sehnen,
Es zieht mich fort, es drängt mich in die Weite;
Zur Stadt, die man durchſtreift nicht ohne Sehnen,
Erbitte ich im Geiſt von euch mir das Geleite.
Hört ihr die Wellen durch die Straßen rauſchen,
Die Füße waſchend altergrauen Prachtpaläſten?
Wollt ihr den leiſen Wundermärchen lauſchen,
Die ſie erzählen von des Hochmuths Ueberreſten?
Wenn's Abend wird, der hellen Sterne Funkeln
Gleich einer Zitternadel ſchwimmt auf den Lagunen,
Da ſchlüpfen leiſe, nach und nach im Dunkeln
Die Geiſter aus unbewachter Glanzpaläſte Runen,
Und aus dem Säulengang, dem einſtens ſchlanken,
Entwindet ſich ein Zug von luſtigen Geſtalten,
Und auf den Schwellen ſitzen ſchmerzliche Gedanken,
Und von den Treppen, die zerklüftet und geſpalten,
Entſchaaret ſich der Zug der Edlen, die einſt hier verſanken,
Eng eingehüllt in ihres Purpurkleides Falten,
Und nieder ſchreiten ſie mit geiſterhaftem Schritte,
Und ſchreiten hin bis an den Rand der Wogen,
Begrüßen freudig da die freie Amphitrite,
Die ſchöne Braut des Glanzes, der entflogen.
Vergebens harrt das Meer jetzund in Dämmergluthen
Dem Bräutigam im gold'nen Schiff entgegen,
Die Nacht ſtreut Blumen auf das Hochzeitsfeſt der Fluthen,
Doch kommt kein Bucentaur mit ſchnellen Ruderſchlägen,
Der Bräutigam iſt todt, der gold'ne Ring verroſtet.

Der Bucentaur ein flaggenloſes Wrack im Hafen,
Die Dogenliebe todt, die deinen Reiz gekoſtet
Der Halbmond ſteht erbleicht, des Marco Löwen ſchlafen!
Wie iſt das Alles nun verändert und verwandelt,
Veraltet ſind die Schlöſſer, öd' und grau,
Ein lebensluſtig nichtig Maskenleben wandelt,
Und bringt in Säulengängen eitle Luſt zur Schau.
Der Pantalon, Brighella, Arlechin und Skaramuzze
Durchſchwirren lärmend, wild den Menſchenknäul,
In fremder Tracht, fantaſtiſch grellem Putze
Verſucht die Liebeswelt in Neckerei ihr Heil. --
Da drängt ein junger Mann mit ſtolzem Schritte
Sich durch der Menge maſſenvoll' Gewühl,
Zigeunerhaft folgt ihm ein Weib, aus Aller Mitte
Scheint er allein nur der Prophetin Ziel.
Paolo iſt's, der Edelſten Venedigs Einer,
Ein edles Herz, ein freier Geiſt, ein roſig Blut,
An Tugend und Liebreiz gleicht ſobald ihm keiner,
Ihn adelt Schönheit, Hochſinn, ritterlicher Muth.
Doch eine Leidenſchaft, der Leidenſchaften ſchlimmſte
Hat ihn erfaßt mit wilder, hölliſcher Gewalt,
Die Leidenſchaft des Spiels, der Leidenſchaften grimmſte,
Die durch das Leben geht in gleißender Geſtalt;
Denn unter allen Laſtern, die der Menſchheit erblich,
Die allverheerend durch das Leben geh'n,
Verzehrend Leib und Geiſt, und Seel' und Heil verderblich,
Iſt als die gräßlichſte, die Spielwuth anzuſeh'n.
Es iſt der Haß, ein Gift, das friſche Blut zerſetzend,
Das von Geſchlechtern zu Geſchlechtern fort ſich frißt:
Es iſt der Neid, ein heimlich nagend Gift, das ätzend
An's eigne Eingeweid' ein Nagthier iſt;
Es iſt der Zorn, ſchnell rothgekocht an wilder Flamme,
Ein Krebs, der ſeine Scheere in den Buſen hackt;
Es iſt der Geiz, ein tückiſch Kind, das ſeine Amme:

Die Habſucht mit den nimmerſatten Zähnen packt;
Es iſt der Ehrgeiz, auch ein Wahn, der ſeine Pläne
Mit wilder Wuth verfolgt, ein Leopard;
Es iſt die Rache, eine fletſchende Hyäne,
So die Beleidigungen aus dem Grabe ſcharrt;
Da iſt die Eiferſucht, die wuthgeſchwollne Natter,
Die, krümmend, ſelbſt das Gift ſich in die Adern ſpritzt;
Da iſt der Fanatismus, der mit Nachtgeflatter
Die lichterfüllte Bruſt der Welt zerſchlitzt;
Dann kommen die vom Thierſinn Aufgerafften,
Der rohen Sinne ausgeartete Partei,
Das iſt der Pöbel unter allen Leidenſchaften,
Sie heißen: Wolluſt, Trunk und Schlemmerei!
Doch Haß und Neid, und Geiz und Rache,
Die Eiferſucht, des Fanatismus gräßlicher Vampyr,
Des Trunkes Wolf, der Wolluſt goldgeſchuppter Drache,
Momente haben ſie, in denen todt iſt ihre Gier,
Der Spieler nur allein wird in der Gier nicht ſchwächer,
Das Glück macht ihn berauſcht, das Unglück macht ihn toll,
Am grünen Tiſch ſitzt er, des Zufalls durſt'ger Zecher,
Vor ihm in bunten Bildern ſein Schickſals-Protokoll,
Die Kugel der Roulette, der Würfel in dem Becher,
Und ſchwarz und roth heißt ſeines Glücks Parol',
So ſitzt er da, an Zeit und Geld Verbrecher,
Und in ihm kochen Freude, Angſt, Erwerbung, Unmuth, Groll.
Dicht hinter ihm ſchon harrt des böſen Laſters Rächer:
Verzweiflungswuth, die bis zum Wahnſinn ſchwoll;
Er nimmt den letzten Pfeil aus aller Sünden Köcher,
Und greift dem Rufe vor, den er erwarten ſoll.
„Va banque!“ ruft er und ſetzt die Seel' zur Stelle,
Die letzte Kugel rollt und er gewinnt — die Hölle!
Und dieſer Leidenſchaft gewalt'ge Hyder
Umſtrickte auch Paolo's edle Bruſt,
Der ſonſt ſo edel, geiſtreich, ſtolz und bieder,

Der allgemeinen Achtung ſich bewußt!
Und ſtill, geheim, mit allem Sehnſuchtsdrange
Liebt heimlich ihn Venedigs ſchönſtes Kind;
Er weiß es nicht, ihm macht's das Herz nicht bange,
Er ſah ſie nie, die ſo für ihn geſinnt,
Denn dann erſt will ſie ihm ſich zeigen,
Entdecken ihres Herzens Luſt und Pein,
Wenn er dem Spiel nicht mehr als Sklave eigen,
Wenn er geheilt von dieſer Wuth wird ſein!
So eben wendet er mit raſchem Gange
Sich durch der Menſchheit buntes, brennendes Gewühl,
Es zieht ihn hin im wilden Herzensdrange,
Den Hallen zu, wo ſeinen Tempel hat das Spiel.
Doch das Zigeunerweib aus aller Masken Mitte
Drängt ſich zu ihm heran und faßt ihn bei der Hand,
Führt ihn zur Seit' mit leichtem Geiſterſchritte,
Bis wo des Volkes Menge ſchon verſchwand. —
„Ich bin dein Schickſal, komme, dich zu warnen,
Und dir zu zeigen, was dich allein beglücken kann.
Wenn böſe Feindesmächte dich umgarnen,
So rettet dieſes dich, dann halte feſt daran!“
Dann legt ſie eine Rolle hin in ſeine Hände
Und eilt davon verſchwindend ſeinem Blick.
Er tritt heran an eine helle Lichterblende,
Zu ſehen, was entſcheiden ſoll ſein Glück:
Es iſt ein weiblich Bild in ſüßer Jugendfülle,
Voll Liebeszauber dieſes Antlitz ſtrahlt;
Doch ſonderbar iſt dieſes Bildes Kleiderhülle,
Als „Coeur-Dame“ iſt die Schöne drauf gemalt!
Es ſchwimmt ihm vor dem Aug', er fühlt ein wonnig Beben,
Und ihn ergreift's mit heimlicher Gewalt,
„Coeur-Dame“ alſo beſtimmt mein Glück im Leben?
Dein Wort, Prophetin, prüf' ich alſobald!“
Und ſtürzt hinein, allwo im lichterhellen Tempel

Der grüne Tiſch erglänzt, ein Götzendienſt-Altar;
Ein Mann ſitzt da, ſein Angeſicht ein Stempel
Des Laſters, zu Berge ſträubt ſein dünnes Haar;
Und vor dem Manne rothes Gold in Haufen,
Und um den Tiſch ein ſtummer Männerkreis,
Und wie die bunten Karten durch die Hand ihm laufen,
Da wird's den ſtummen Männern kalt und heiß.
Sie athmen kaum, ihr Leben ſcheint nur Lüge,
Des Auges Apfel glanzlos ausgedehnt,
Und ſtarr und ſteinern ſind die fahlen Züge,
Der Körper ſchlaff am Tiſche angelehnt.
Wie von des Mannes Mund im dumpfen Klange
Der Raum ertönt, ein „perd!“ und „gagne!“ erſchallt,
Da beben ſie zuſamm', da zuckt die bleiche Wange,
Es windet ſich empor die bebende Geſtalt.
Paolo ſteht nun da, ein Bild in ſeinen Händen,
„Coeur-Dame!“ ruft er, „ſie, die mein Glück regiert!“
Die Karte fällt, und ohn' den Kopf zu wenden
Ruft tonlos der Banquier: „Coeur-Dame verliert!“
Und wieder ruft Paolo ohne Zagen:
„Coeur-Dame! Das Doppelte auf's Blatt!“
Die Formel tönt, das Blatt iſt aufgeſchlagen,
„Coeur-Dame verliert!“ ruft Meiſter Nimmerſatt.
Da flammt Paolo's Antlitz, der längſt ſchon ſtets verloren,
Und auf das heut'ge Spiel die letzte Rettung ſetzt,
Es ſchwimmt vor ſeinen Augen, es klingt vor ſeinen Ohren,
Die Leidenſchaft hat ganz ihn aufgehetzt.
Er wirft die Brieftaſch' auf den Tiſch, den grünen,
Und ſtöhnt die Worte kaum: „Double oder quitt!“
Der Mann zieht ab die Kart' mit unbewegten Mienen,
Und rufet wie zuvor: „Coeur-Dame verliert zum Dritt!“
Da wird in ſeinem Buſen wach die ganze Meute
Von wilden Leidenſchaften mit gewetztem Zahn,
Er ſetzt ſein Gut, ſein Haus, als letzte Beute,

Und ruft: „Auf Coeur-Dame!“ im wilden Fieberwahn.
Und leblos, athemlos ſteht Alles in der Runde,
Er ſelbſt, erloſch'nen Blick's, auf's grüne Schlachtfeld ſtiert,
Und unter ihm erbebt der Tiſch, der gleichſam wunde,
Da ſchlägt es an ſein Ohr zum vierten Mal: „Coeur Dame verliert!“
Nun bricht er aus in eine gellendlaute Lache,
Die Hölle iſt es, die aus wunder Bruſt ihm lacht,
Er ſtürzt hinaus, ihn faßt der wilde Drache,
Der auftaucht aus des Herzens ſternenloſer Nacht,
Der Drache, „Selbſtmord,“ mit den Höllenklauen
Reißt ihn hinaus, hinweg zum frevelhaften Eigenmord.
Er ſtürmet fort, in ſeiner Hand iſt noch zu ſchauen
Das Bild, das ihn verlockt mit doppelſinn'gem Wort!
Und wie er fortſtürmt durch die faſt ſchon öden Gaſſen,
Hemmt das Zigeunerweib ſchon wieder ſeinen Schritt,
„Ha!“ ruft er aus, „jetzt laß dich faſſen,
Du Truggeſpenſt ſo fahr zur Hölle mit!
Hier nimm ſie hin, Coeur-Dame, die mich belogen,
Wie dein lügenhaft Orakel mich betrog,
Dies ſüße Antlitz hat mein Glück betrogen,
Weil es, wie dein Wort, ein falſches Glück mir log!“
Da wirft die Maske die Zigeunerhülle nieder,
Und ſteht vor ihm, ein Weib, im ſchönſten Jugendlicht,
In ſüßem Rythmus ſchwellen ihre Glieder,
Und Frühlingsglanz in ihrem Angeſicht,
Und in dem holden Angeſicht erkennt er wieder,
Daß ſeine „Coeur-Dame“ jetzt lebend tritt an's Licht;
Und trunken ſteht er da, in ihren Blick verloren,
Und eine ſüße Wandlung geht durch ſeine Bruſt,
Er fühlt zum neuen Leben ſich geboren,
Des Lebens Inhalt wird nun plötzlich ihm bewußt.
Sie aber tritt an ihn heran und ſpricht in ſüßer Milde:
„Ja, „Coeur Dame“ nur beſtimme deines Lebens Glück,

Doch nicht Coeur-Dame im ſchaalen Kartenbilde,
Die gleißneriſch, verführeriſch und voller Tück'!
Nein, „Coeur-Dame,“ die Dame, der im Herzen,
Durch Lieb' und Sehnſucht großes Weh' geſchah,
Die dich geliebt ſchon lang im Herzen,
Und dich mit Weh im Laſterſpiel gefangen ſah,
Die dieß Mal nicht geſcheut hat, dich zu retten
Aus dieſer Hyder allverderblicher Gewalt,
An dich gebannt durch unnennbare Ketten,
Geſchmiedet in des Liebesgottes Aufenthalt.
Denn Liebe hält allein des Glückes Bank im Leben,
Der Einſatz iſt das Herz, die Treu' iſt Croupier,
Die Dame, die ein Gott dem Herzen hat gegeben,
Sie iſt das Herzblatt, auf dem des Lebens Summe ſteh'.
Von dem Moment, wo auf das Herzblatt eines Mannes
Ein Frauenbild ſich magiſch hingemalt,
Iſt er gelöſ't vom Zauber jenes Bannes,
Hat er gemeinem Trieb die Schuld bezahlt,
Er iſt geſchützt von jedem Anfall böſer Triebe,
Er iſt geſtählt in wilder Leidenſchaften Streit,
Wenn ihm den Scheidebrief das Glück auch ſchriebe,
Er iſt durch Liebesglück auf ewiglich gefeit;
Die Sinne haben ihre Macht an ihm verloren,
Des Zufalls Laune düſtert ſeinen Himmel nicht,
Aus eig'ner Bruſt hat ſeine Sonnen er beſchworen,
Sein Daſein iſt ein blühendes Gedicht!
Denn Lieb' iſt ſeines Herzensgartens Blüthe,
Denn Lieb' iſt ſeines Herzblatts reiner Thau,
Denn Liebe wandelt um ihn im Gemüthe,
Wie Sternchen wandeln oben in des Himmels Blau;
Denn Liebe iſt ein Baum voll blühender Gedanken,
Wie Bienen ſchwärmen Träume um ihn her,
Wer unter ſeinem Schatten wohnt, dem ſanken,
Vom Liebesbaum Gefühle nieder, honigſchwer;

Darum, wer wahrhaft liebt, der liebt ausſchließlich,
Er liebt das Lieben ſelbſt, ſo wie den Gegenſtand;
Ihm ſcheinet keine and're Freude mehr genießlich,
Und keine and're Wonne hat vor ihm Beſtand,
Und wer die „Coeur-Dame“ lebendig hat gewonnen,
Sagt „va banque“ jedem andern Spiel der Sonnen.“

◆

Die Beleuchtung des Himmels.

Als Gott mit ſeinem großen Schöpfer: „Werde“
Das Chaos aus dem Nichts hervorgebracht,
Und aus dem Nichts den Himmel und die Erde,
War alles noch umhüllt mit finſt'rer Nacht.
Nicht Blatt und Blume war herausgebrochen,
Juwel und Steine blitzten ſtrahlend nicht;
Bis Gott das höchſte Schöpferwort geſprochen,
Das Offenbarungswort: „Es werde Licht!“ —
Es iſt das Licht des Daſeins weiße Roſe,
Die an der Bruſt der ganzen Schöpfung ſteckt,
Sie iſt ſo rein, ſo makellos, ſo dornenloſe,
Ihr Blatt iſt lilienrein und unbefleckt.
Es iſt das Licht die Muttermilch der Seele,
An der ſie ſtark an Geiſt und Sinn ſich trinkt,
Es iſt das Licht die Thräne im Juwele,
Die freudeblitzend durch das Weltall dringt,
Es iſt das Licht das Wiegenband der Geiſter,
Die aus dem Grubenſchacht des Geiſtes tief
Der unnennbare Herr, der unſichtbare Meiſter,
Zu Herr'n der Welt in's dunkle Leben rief.
Es iſt das Licht der Stammbaum der Gedanken,
Es hängt ſo Blüth' als Frucht an ſeinem weißen Aſt,
Die Zweige biegen ſich, die Aeſte ſchwanken,
Ob ihrer gottgefüllten Geiſteslaſt,
Und nicht vom Baum des Lichts ward es geſprochen:
Du ſollſt nicht pflücken ſeine reizend ſüße Frucht,
Das Licht, es fällt herab, das Licht wird nicht gebrochen,

Und wem das Licht beſtimmt, dem kömmt es ungeſucht. —
Und weil das Licht mit ſeinem Wunderſcheine
Das Höchſte iſt, was Gott der Welt gewährt,
D'rum hat er auch zum wundervollen Schreine
Für dieſes Licht ein Kleinod uns beſcheert:
Es iſt das Aug', die kleine Wunderſchale,
Mit ſeidnem Deckel zart und ſanft bedeckt,
Da wohnt das Licht mit ſeinem ſüßen Strahle,
Da wohnt es ſicher, heilig, unbefleckt,
Und mit dem Lichte zogen alle ſchönen Triebe
Der höhern Welt in's Menſchenauge ein.
Und weil im Aug' wohnt Licht, wohnt auch die Liebe,
Und weil im Aug' wohnt Licht, iſt auch ein Stern ſein,
Und weil im Aug' iſt Licht, iſt auch im Aug' die Klarheit,
Die widerſtrahlt das eingeſog'ne Bild,
Und weil im Aug' iſt Licht, iſt auch im Aug' die Wahrheit,
Die in dem off'nen Blick als Schrift und Siegel gilt,
Und weil im Aug' iſt Licht, iſt auch im Aug' die Scene,
Vom ſchönſten Schauſpiel, das ein Auge je geſeh'n,
Denn weil im Aug' iſt Licht, iſt auch im Aug' die Thräne,
In welcher Gluth und Fluth vom reinſten Himmel ſteh'n.
Und weil die Strahlen des Lichtes, des ſüßen,
So lieblich uns füllen das Aug' und die Bruſt,
D'rum iſt das Licht erkoren zu empfangen und zu grüßen,
Bei jeder Freude und bei jeder Herzensluſt.
Wo man ſich freut, wird das Licht mit ſeinen Farben
Geboten als des Feſtes allerhöchſter Glanz.
Es binden ſich des Lichtes Strahlengarben
Mit Sinn und Lieblichkeit zum Feuerglanz.
Wenn Abends ſpät der Tag nach ſeiner Segensreiſe
Beſchließt der Wand'rung folgenreichen Lauf,
Dann ſteckt der Himmel auch in froher Feſtesweiſe,
Beleuchtend ſeine Sternenkerzen alle auf,
Und an der großen blauen Triumphpforte

Entbrennen Candelaber ſonder Zahl und End',
Sie ſagen mehr als Sinnſpruch, Vers und Worte,
Deviſen, Bilderkram und Transparent.
Und wenn der Tag den Umlauf hat beendet,
Die Stunden ſeines Reichs mit Segen ausgefüllt,
Wenn er den Blick ſodann im Geiſt nach oben wendet,
Wird die Beleuchtung Gottes ſymboliſch ihm enthüllt.
In hellen Strahlen und in reinen Flammen
Erglüh'n als Inſchrift und als Huldigung
Die Sternenbilder alle dort zuſammen,
In ſinniger und paſſender Vereinigung.
Der Adler erſt! Es leuchtet ſein Gefieder,
Er ſpreizt die Schwingen aus zum hohen Flug,
Es iſt der Aar, der ſonnennahbar wieder,
Der ſeinen Weg zum höchſten Aether trug,
Der Adler iſt's, der ſtark hervorgegangen
Aus einer Zeit, die raſend war und blind und taub,
Denn für den Adler gibt es keine Schlangen,
Und für die Sonnenbahn gibt's keinen Staub.
Der Löwe dann, mit ſeiner Strahlenmähne,
Das Feuerauge auf die Erde ausgeſpannt,
Voll Großmuth bald vergeſſend das Geſcheh'ne,
Geht er mit Liebesſchritten durch ſein weites Land.
Die Zwillinge ihr Farbenſpiel auch bringen,
Mit Doppelſtrahlen iſt ihr ſchönes Bild umlaubt;
Wie ſchön iſt es, wenn Kraft und Milde ſich umſchlingen,
Als Zwillingsſtrahl für ein gekröntes Haupt!
Da ſtrahlt ein Sternbild hoch, es iſt der Becher,
Gefüllt mit Dankesthränen iſt er ganz allein.
Mit Rührung hebt ihn hoch empor der Zecher:
„Hoch leb' der Winzer, der gepreßt hat ſolchen Wein!"
Die Wage glüht, es brennen die Gewichte,
Die Schalen ſchwanken, die Zunge bebt,
Doch Gnade ſitzt verzeihend zu Gerichte,

Die Schale der Erbarmung ſiegend abwärts ſchwebt,
Die Lyra auch ſieht man ihr Licht verbreiten,
Sie ſtrahlt im eig'nen Glanz, er geht von ihr nur aus,
Ein unſichtbarer Finger greift in ihre Saiten,
Und lockt des Liedes vollſten Ton heraus.
Denn Saiten hat nicht blos allein der Bogen,
Die Lyra hat auch ihre Saitenſchnur,
Von jener kömmt der Pfeil in's Herz geflogen,
Von dieſem kömmt der Balſam für des Pfades Spur.
Ein Sternbild aber glüht im Glanz wie immer,
In niegeſeh'nen Strahlen ſteht es wunderbar,
Die Jungfrau iſt's, ſie blüht im Wunderſchimmer,
Ein Diadem ſchmückt ihr golden blitzend Haar,
Die hohe Stirn ſtrahlt, als ob Aurore
Mit ihrem erſten Morgenlächeln ſie begrüßt,
Die Augen glänzen ihr wie Meteore,
Die Wangen glühen, wie von Eos wach geküßt.
Wollt ihr den Erdennamen dieſer Jungfrau kennen?
Sie heißt: „Verſöhnung!" Welch' edle Seele kennt ſie nicht?
So lange Sterne ſteh'n, ſo lange Sonnen brennen,
So lange ſteht ſie vor uns da im Himmelslicht.
Das Menſchenherz iſt räthſelhaft gebunden,
Mit vielen Blättern iſt's ein wunderbares Buch,
Geſchrieben iſt's mit lichten und mit ſchwarzen Stunden,
Geſchrieben iſt's mit Segen und mit Fluch.
Es haben in ihm Engel und Dämonen
Sich eingezeichnet ſonder Rang und Wahl,
Mit gold'nen Sprüchen, die im Lichte wohnen,
Mit böſen Zeilen aus dem Reich der Qual.
Was ſich zum Guten, was ſich zum Böſen eignet,
Was uns zum Himmel, was uns zur Hölle ſchickt,
Sie haben auf die Herzensblätter ſich gezeichnet,
Sie haben auf die Herzensblätter ſich geſtickt.
Und wie der Sturm der Bruſt in dieſem Buche blättert,

Schlägt er die Blätter wild und tobend hin und her,
Bald iſt das Herz voll Himmel, bald iſt es entgöttert,
Bald iſt's vom Böſen voll, bald iſt's vom Böſen leer!
Doch hat des Himmels ewig milde Waltung,
Doch hat der weiſe Lenker dieſer Wunderwelt
Das Menſchenherz und ſeine freie Schaltung
Dem Menſchen ſelber hier anheim geſtellt,
Daß ſelber er ſei Herr und Zaubermeiſter
Von ſeines Herzens dunklem Zauberbuch,
Daß er zu bannen wiſſ' die finſtern Geiſter,
Daß er den Geiſt des Lichts zu halten ſuch',
Daß mit den ſchönſten Sprüchen er die Seiten ziere,
Mit Wunderſprüchen zart und mild und wunderſam,
Daß er die Runenſchrift des Böſen ausradire,
Und ſchaffe fort des Dämons blut'ges Monogramm,
Denn böſe Triebe ſind nur ungebet'ne Gäſte
Im Herzen, das von Gott geſchaffen hell und rein,
Sie ſind die Störer nur bei jedem Liebesfeſte,
Sie ſchleichen durch die unbewachte Bruſt ſich ein.
Zum Guten iſt das Herz des Menſchen auserkoren,
Kommt rein und licht aus Gottes Schöpferhand.
Als Neger wird kein Menſchenherz geboren,
Die Lebensſonne nur hat es oft ſchwarz gebrannt!
Denn Liebe ſteht im gold'nen Herzensbuche
Als Anfangsbuchſtab groß und ſchön gemalt,
Auf welchem Blatt man auch zu leſen ſuche,
Der Buchſtab iſt es, der am hellſten ſtrahlt!
Der Glaube dann, der Witwenſitz der Seele,
Wenn ſich ſein Glück zu Grab gelegt,
Die Hoffnung dann, des Lebens holde Philomele,
Die g'rad in finſt'rer Stund' die ſchönſten Lieder ſchlägt!
Das Mitleid auch, des Herzens Trauerweide,
Die an dem Bach der Thränen ſinnend ſteht,
Das Haar gelöſ't von Gram und ſtillem Leide,

Aus deren Zweigen Troſt und ſtille Wehmuth weht!
Doch die Verſöhnung bleibt die himmliſchſte Deviſe,
Die Gott auf's Herzblatt jedes Mannes ſchrieb,
Sie war's, die auf der Flucht vom Paradieſe
Als Heimatsſchein des Himmels bei ihm blieb.
Ihr Auge ſchwimmt im Glanz der lieblichſten Beleuchtung,
Im Glanz der Thräne, die ſo rührend niederquillt.
Verſöhnung iſt der Stern, den Engel angezündet,
Wenn heim der Menſchheit Genius wieder kehrt,
Nach ſeiner Götterſendung fröhlich dann verkündet,
Daß er dem Irrenden Verzeihung hat gewährt.
Und alle andern Sterne in hoher Freude beben,
Und ſchließen um die Jungfrau einen Strahlenkreis,
Und ihre lichtgeſtickte Inſchrift heißt: Vergeben
Iſt aller Herzen, aller Kronen allerhöchſter Preis!

◆

„Eine brennende Frage, welche nur ein hochverehrtes Publikum zu löſchen im Stande iſt,"

oder:

Für wieviel wohlthätige und Armen-Anſtalten lieſt ein deutſcher Schriftſteller, wenn er einmal für ſich ſelbſt lieſt?

Es gibt nur eine brennende Frage, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, die brennheiße Frage: „Wo nimmt man Geld her?"

Dieſe Feuer-Frage kann auch nur durch ein Löſchungsmittel gelöſcht werden: durch Pumpen!

Täglich mehren ſich die brennenden Fragen, aber immer ſeltener werden die Pumper.

Wir haben eine Geld-Klemme und eine Pump-Klemme. Die kleinen Pump-Brunnen ſind ganz waſſerklein, nur die großen geben noch ein paar Tropfen. Wir glauben immer, der große Schiller hat den großen Pump-Brunnen gemeint, als er ſein Räthſel ſchrieb:

„Zwei Eimer ſieht man auf und ab
In einen Brunnen ſteigen."

Die zwei Eimer ſind die Gebrüder Rothſchild!

Dieſe Pumperei iſt eine europäiſche Pumperei ohne Unterſchied des Ranges, der Perſon und des Glaubens; ja die *Türken* ſelbſt gehen ſchon in die *Pumper-Metten*!

Die Maſchinen dieſer Pumpen ſind verſchieden, die gewöhnlichen Pumpen ſind ſo beſchaffen: Einer *zieht beſtändig* und der Andere, der d'runter kömmt, iſt *begoſſen*. Die großen Pumpmaſchinen ſind ſchon mit Hochdruck.

Was iſt *Geld*? Die Philoſophen ſagen: Das Geld iſt eine *Idee*. Fragt man die Philoſophen: Haben Sie Geld? ſo ſagen ſie: *keine Idee*! Alſo ein Philoſoph iſt ein Menſch, der kein Geld und keine Idee hat! Unſere jungen Männer denken auch, das Geld iſt eine *Idee*, darum ſuchen ſie zur Heirath nur ein *Ideal*! Nach der Hochzeit ſchlägt der Mann ihre *Idee* durch und von ſeinem *Ideal* bleibt nichts als das *Material*.

Mit den Geldſorten geht es wie mit den Menſchen überhaupt, die *guten* liegen ſchon in der Erde.

Sie werden ſich wundern, m. ſ. H. u. H., daß ich mich ſo lange bei dem „Geld“ aufgehalten, aber es geſchieht nur, um das Geld zu beſchämen, weil es ſich bei mir *gar nicht aufhält*.

Die Schriftſteller gehen mit dem Geld um wie mit ihren Schriften, ſie können beide nicht im Kaſten behalten, gleich veranſtalten ſie eine *Ausgabe*.

Einem witzigen Schriftſteller beſonders geht's mit dem Witz wie mit dem Geld; er kann keinen Groſchen Geld unterdrücken, gleich muß er unter die Leut'; und blutfremde Leute geben Beide für die ihrigen aus. Ein witziger Schriftſteller muß mit ſeinem Witz umgehen wie mit zwei Dienſtboten: Einmal erlaubt er dem Geld auszugehen, ein andermal erlaubt er dem Witz auszugehen, er wär' geliefert, wenn ihm alle Beide auf ein Mal ausgingen.

Aber der Witz iſt ein viel honetterer Menſch als das Geld. Wieviel Mal iſt mir ſchon das Geld ausgegangen, und nicht ein einziges Mal iſt es wieder zu mir heimgekommen! Da iſt der Witz ein anderer Kerl, wie oft iſt heut' ein Witz von mir ausgegangen und iſt mir nach vier Wochen kurios heimgekommen; aber ſonderbar, mein Logis hat er nie wieder gefunden, immer hat er mich in einem andern Logis getroffen! —

Jeder Menſch, m. f. H. u. H., iſt geboren mit dem Talente, ſich Geld zu machen, die armen Leute das ſind blos unterdrückte Talente!

Der Menſch kömmt zu Geld, er weiß oft nicht wie, er kömmt zu Witz, er weiß oft nicht wie.

Wenn Sie mir, m. f. H. u. H, erlauben, werde ich Ihnen erzählen, wie ich zu ſo viel Geld und zu ſo viel Witz gekommen bin.

Ich bitte demüthigſt um Entſchuldigung, daß ich von mir ſpreche; allein das iſt das Unverfänglichſte, was man thun kann, man ſoll jetzt von Nichts und von Niemand ſprechen.

Aber eigentlich ſoll man auch von ſich nicht ſprechen, denn ſagt man etwas Gutes von ſich, ſo glauben's die Leute nicht, und ſagt man was Schlechtes von ſich, ſo ſagen die Leut': „Das haben wir ſchon gewußt!“

Ich für meine Perſon habe an und für mich gar keinen Anſpruch auf das Reich des Witzes, allein ich habe in Preßburg einen witzigen Großvater gehabt, der geſtorben iſt, und da fiel mir ein: mein Großvater war ein Witzkopf, er iſt aber längſt geſtorben, folglich bin ich jetzt ein großer Witzkopf! —

Meine humoriſtiſche Geldunterhaltung mit meinem Großvater, als er noch lebte, begann alſo:

Als ich in meinem zwölften Jahre Ungarn verließ und nach Prag ging, konnte ich nicht deutſch leſen und ſchreiben; Sie ſehen, „was Hänschen nicht lernt, holt Hans nicht mehr ein!“ Aber ich war darauf erpicht, leſen und ſchreiben zu lernen, damals glaubte ich noch, ich werde es einmal ſpäter brauchen können.

Als ich von meinem Großvater Abſchied nahm, ſagte er: „Das erſte Schreiben, das ich von Dir ſehen werde, wird mir lieber ſein als hundert Gulden.“

In kurzer Zeit ſchrieb ich an ihn: „Lieber Großvater, ſchicken Sie mir die bewußten hundert Gulden, was d'rüber iſt, ſchenken Sie einem Armen!“

Das ſchrieb ich ihm vergebens 10, 12 Mal.

Nach einigen Tagen wurde ich zum Banquier Przibram gerufen: mein Großvater hat mir hundert Gulden angewieſen. Mit dieſen hundert Gulden ſchrieb er mir: „Dein Schreiben, lieber Enkel hab' ich erhalten, Deine Schrift gefreut mich ſehr, aber Dein Styl gefällt mir nicht; ich bin ein einfacher Menſch, Dein Styl aber kömmt mir zu hochdeutſch vor!“

Hundert Gulden! Hundert Gulden Zwanziger! Ja, es gibt noch große Erinnerungen!

Soll ich Ihnen die Lebensgeſchichte dieſer hundert Gulden erzählen? Sie iſt kurz: im Anfang war nichts! dann war Chaos, dann wurden hundert Gulden, und es ward Abend und es ward Morgen und dann war gleich wieder — nichts!

Nach einigen Tagen wurde ich wieder zum Herrn Przibram gerufen; mein Großvater hat mir wieder hundert Gulden angewieſen!! Die hundet Gulden blieben mir ein Räthſel, aber ſchon am Morgen war ich enträthſelt.

Nach einigen Tagen erhielt ich ein Schreiben von meinem Großvater: es ſei ein Irrthum geſchehen, ſein Comptoir habe die hundert Gulden doppelt angewieſen, ich möchte ihm alſo die hundert Gulden zurückſchicken

Aus Privatgründen war ich gehindert, dieſe Zurückſchickung in Ausübung zu ſetzen. Mein Großvater ſchrieb mir zehn Mal um dieſe hundert Gulden! Ich hüllte mich in ein geheimnißvolles Schweigen! Endlich ſchrieb er mir: „Ich verzichte ſchon auf die hundert Gulden, aber warum ſchriebſt Du mir auf zehn Briefe keine Antwort, Du biſt doch geſund, wirſt Dir an den zweihundert Gulden nicht den Magen verdorben haben!“

Darauf antwortete ich ihm: „Lieber Großvater! Warum ich Ihnen auf die zehn bewußten Briefe keine Antwort ſchrieb? Damit Sie auch einmal erfahren, wie es ſchmeckt, wenn man zehn Mal um hundert Gulden ſchreibt, und keine bekömmt!“

Nach vielen Jahren iſt dann mein Großvater geſtorben und ich hab' mich in den Beſitz des Witzreiches geſetzt, ohne ein anderes Recht dazu zu haben, als daß mein Großvater ein großer Witzkopf war.

Nun bin ich in einer großen Klemme; ſoll ich dieſes Reich weiter fortregieren? Dazu muß ich das hochverehrte Publikum abſtimmen laſſen!

Wie aber ſoll ich das anfangen?

Durch Stimmenmehrheit? Da fürchte ich wieder, es ſind viele Ehemänner mit ihrer theuren Hälfte da, die Männer haben wohl „Sitz,“ aber keine „Stimme.“ Aber es nützt nichts, es handelt ſich um die Fortdauer meines Witz-Reichs, und da muß ich Sie demüthigſt bitten, alle Schüchternheit bei Seite zu legen und folgendermaßen durch „oui“ oder „non“ mit Ihren allgemeinen Nationalwillen kund zu geben.

Sie, m. f. H. u. H., haben drei freie Wahlen:

1. Auf keinen Fall dürfen Sie „non!“ ſagen.

2. Wenn Sie ſchweigen, können Sie inwendig „non“ ſagen.

3. Wenn Sie aber denken, es iſt beſſer, daß das Reich des Witzes von Dem regiert wird, den wir ſchon kennen, es könnte ein Anderer kommen, der das Reich des unruhigen und ewigwandelnden Witzes ganz jedem Witzproletarier preisgäbe, wir wollen Dich alſo haben, ſelbſt um den Preis von ſchlechtem Witz, dann ſagen Sie gefälligſt, mit eben ſo viel Bangen und Reſignation wie am Traualtar, Ihr ſüßes, jungfräuliches: „Oui!“

Dafür, m. f. H. u. H., verſpreche ich dankbar und feierlich, durch mich wird der europäiſche Friede nicht geſtört.

Wenn Sie mir nur noch eine ſchöne Civil-Liſte anlegen, dann will ich blos meine innern Angelegenheiten friedlich arrangiren, und die Menſchen und die Leidenſchaften in mir ſelbſt zur auserleſenſten Tugend zuſammenregieren.

Denn, glauben Sie mir, m. f. H. u. H., in jedem Menſchen ſtecken alle Menſchen, aber nur ſelten — ein wahrer Menſch. Jeder Menſch iſt ein allgemeiner „Handels- und Gewerb-Schematismus.“ Geht der Menſch vor einem Hausbau vorbei, da ſteckt der Baumeiſter den Kopf heraus und raiſonnirt darüber. Geht er an einem Kranken vorbei, ſo ſteckt der Arzt den Kopf heraus und ſchlägt ihm ein Mittel vor; hört er von einem Prozeß, ſteckt der Advocat den Kopf heraus und ſagt: da wüßte ich einen feinen Kniff! Geht er beim Finanz-Miniſterium vorbei, ſo ſteckt der Financier den Kopf heraus und ſagt: ich wüßte aber ein Project! Geht er an einem Ehemann vorbei, der eine ſchöne Frau hat, ſo ſteckt der Hausfreund den Kopf heraus, und ſchlägt den Mann freundlich auf die Schulter; den Eſel ſchlägt man, die Frau meint man. Geht er an einem Großen vorüber, ſo ſteckt der Servile den Kopf heraus und ſagt: Ihr ergebenſter Knecht u. ſ. w., u. ſ. w.

Wenn man aber dem Menſchen, in dem alle Menſchen ſtecken, an das Herz ſchlägt, da ſteckt gar kein Menſch den Kopf heraus!

In einem deutſchen Schriftſteller, m. ſ. H. u. H., ſtecken auch nicht nur Menſchen und alle Unmenſchen, ſondern obendrein auch noch eine Menge Armen- und Wohlthätigkeits-Anſtalten! Man ſieht's ſo einem magern dünnen Schriftſteller gar nicht an, was für eine Menge Quartiere in ihm zu vergeben ſind.

Mancher Schriftſteller könnte einen Zettel an ſich heraushängen: „Hier iſt der ganze leere erſte Stock zu vermiethen.“

In einem Humoriſten und Schriftſteller überhaupt wohnen zuerſt die neun Muſen, durch deren Barmherzigkeit er ſich zur Noth erhält, er hat alſo in ſich das „Inſtitut der barmherzigen Schweſtern.“ Ein Humoriſt muß hören und ſtumm ſein, alſo in ihm iſt auch das „Taubſtummen-Inſtitut.“ Die Liebe iſt blind, in einem Dichter wohnen immer ein Dutzend Lieben, alſo iſt in ihm auch ein „Blinden-Inſtitut.“ Der Dichter denkt: „das iſt witzig“ und irrt ſich, er denkt ſich, das Buch erlebt die zweite Auflage und irrt ſich, er denkt, man wird's leſen und irrt ſich, es iſt in ihm alſo auch eine „Irren-Anſtalt.“ In den größeren Dichtern, Schiller, Goethe, an deren Geſängen die Leidenden Troſt finden und die Gebeugten ſich aufrichten, iſt auch eine „Heil-Anſtalt für Gemüthskranke;“ in andern Dichtern, welche die jungen Ideen von fremden annehmen und wie die eigenen erziehen, liegt auch eine „Säuglings-Bewahranſtalt;“ in andern armen Dichtern errichtet das Silber, welches ihre Saiten austönen, zuſammen mit dem Gold der „Morgenſtunde“ eine „wechſelſeitige Capital- und Renten-Verſicherungs-Anſtalt“ und in wieder andern wohnt ſogar eine „Anſtalt für entlaſſene Sträflinge!“

Sie ſehen alſo, m. f. H. u. H., für welche Maſſen von wohlthätigen Anſtalten ein Schriftſteller ein Concert gibt, wenn er's für ſich gibt.

Ach, die gute Wohlthätigkeit! dieſe edle Himmelstochter, was muß die nicht Alles verantworten! und was hat ſie nicht Alles zu leiden und zu dulden! Wo ein ſchlechter Dichter ein ſchlechtes Werk geſchrieben, wird's zum Beſten der Wohlthätigkeit gedruckt! Wo ein Componiſt ein Faß voll ſchlechter Noten in die Welt rollen laſſen will, muß die Wohlthätigkeit die elende Compoſition aufführen laſſen! kurz, wo nur was Albernes und Obſcures ſich der Welt aufdringen will, muß die arme Wohlthätigkeit Gelegenheitsmacherin ſein! Wenn die gute Wohlthätigkeit das Alles ſelbſt lieſ't und hört, was ihr gewidmet wird, ſo iſt es kein Wunder, daß ſie ſich bald ganz und gar von der Erde zurückziehen wird.

Die Wohlthätigkeit iſt da die göttlichſte Blume, wo ſie mit natürlichem, reifem Stengel im wohlthätigen Herzen blüht, aber ſie täuſcht oft, es iſt oft nur oben das aufgeplatzte Geblätter auf dem Draht der Eitelkeit, die auf, aber nicht im Herzen wurzelt; und leider iſt ſie nicht ſelten anſtatt der Duft der Seele, nichts als der Dünger des Eigennutzes!

Wir armen Recenſenten, wir ſollen nun alles das Elende, all' dieſen Abhub von ſchlechten Talenten loben, weil es unter dem prunkenden Mantel der Wohlthätigkeit, oder unter der gleißenden Aegide des falſchen Patriotismus erſcheint!!!

Aber wir Recenſenten loben es doch, weil wir Recenſenten überhaupt gute Herzen haben! Und man verkennt uns zarte Weſen noch!

O, nicht nur die armen Recenſenten, ſondern die Armen alle überhaupt haben gute Herzen.

Das Sprichwort ſagt ja: Alle armen Leute haben gute Herzen.

Wiſſen Sie, m. f. H. u. H., woher das kömmt, daß die armen Leute gute Herzen haben?

Wenn Sie mir erlauben, erzähle ich Ihnen, woher das kömmt.

Einſt ſtellten ſich vier curioſe Perſonen zu einer Reiſe zuſammen, nämlich: die Wahrheit, die Lüge, die Migraine und das gute Herz. Sie nahmen ihre Heimatsſcheine; die Wahrheit vom Licht, die Lüge von der Finſterniß, die Migraine von der Atmoſphäre und das gute Herz von der Wohlthätigkeit.

So reiſ'ten ſie ab, erreichten eine Stadt und ſuchten Quartier, jedes für ſich.

Sie verſuchten ihr Heil. Die Wahrheit ging durch die Stadt, ſah über einer Thüre ein Schild mit goldenen Buchſtaben:

„Zeitungs-Redaction!“

Ah! dachte die Wahrheit, da werd' ich willkommen ſein! Sie tritt ein; man kömmt ihr freundlich entgegen: „Wollen Sie etwas inſeriren laſſen? Die Petitzeile 10 Kreuzer, drei Mal 16 Kreuzer.“

Die Wahrheit ſagt: „O, nein, ich möchte bei Ihnen um ein beſcheidenes Unterkommen bitten!“

„Es thut mir leid“ ſagt der Redacteur, „wir haben für Sie keinen Platz, wir ſind ſo überſetzt!“

Die Wahrheit verſucht's weiter und ſpricht:

„Ich ſpreche alle Sprachen, was ich ſchreibe iſt einfach, aber es hat eine unglaubliche Gewalt!"

„O," ſagt der Redacteur, „wir können die Wahrheit zu nichts brauchen, als bei einem Artikel, zum letzten Artikel": „bei den angekommenen Fremden!"

Die Wahrheit lächelt ſatyriſch, empfiehlt ſich und ſpricht: „Wohlan, Herr Redacteur, ſetzen ſie morgen unter ihren „abgereiſten Fremden": die Wahrheit!"

Indeſſen iſt die Lüge ihrerſeits gegangen Quartier zu ſuchen. In den Straßen lief ihr Alles nach, Jeder riß ſich um ſie, der Eine ſagte: „Komm' zu mir, ich brauch' Dich heute zu einer Abendgeſellſchaft!" Der Andere ſagte: „Komm' mit mir, ich muß eine Correſpondenz-Nachricht für auswärtige Blätter ſchreiben." Der Dritte ſagte: „Mit mir komm'! Ich brauch' eine falſche Nachricht für die Börſe!"

Kurz, die arme Lüge wurde bald erdrückt. In dieſem Zuſtand fand ſie die Wahrheit, die ſagte ihr: „Ich weiß ein ruhiges und ſicheres Quartier für Dich, dort bei der Zeitungs-Redaction." Die Lüge ging hin, und wahrſcheinlich iſt ſie dort geblieben.

Die arme Wahrheit aber klopfte an jedes Haus, an jede Thüre, fand nirgends Einlaß; ſo ging ſie bis zum andern Stadtthor hinaus, da war der „Friedhof." Ach, dachte ſie, ſo wird vielleicht ein

Platz da für mich ſein. Aber ſie täuſchte ſich! Da ſtand z. B. auf einem Leichenſtein, den eine Frau ihrem Mann ſetzte: „Er iſt heimgegangen in Frieden!“ und das iſt doch nicht wahr! So oft der Mann heimgegangen iſt, iſt er ſtets „in Krieg“ gegangen! Auf einen anderen Grabſtein ſetzte eine Frau: „Er wartet hier auf ein beſſeres Leben, mein Schmerz iſt ſtumm!“ und auch das iſt grad verkehrt: „Sein Schmerz iſt ſtumm, und ſie wartet hier auf ein beſſeres Leben!“

Die Wahrheit fand auch da kein Unterkommen, und ſo, m. f. H. u. H., wandelt ſie noch heute obdachlos herum, wenn Sie ihr ein gutes Quartier wiſſen, würden Sie in Wahrheit ein gutes Werk thun.

Den andern beiden, der „Migraine“ und dem „guten Herzen,“ ging's eben ſo. —

Die Migraine kam mit einem Bischen Schauer zu einem blutarmen Mann, als der das erſte Bischen Schauer verſpürt, ſteht er auf und hackt Holz, ſägt Holz, und arbeitet, plagte die Migraine wie ein Thier, um ſie in Schweiß zu bringen, die Migraine kann's bei dem armen Mann nicht aushalten, entflieht, ſchwört, nie zu ihm zurückzukommen, und geht und probirt's bei einem vornehmen Mann. Kaum der vornehme Mann die Migraine kommen ſieht, läßt er ihr ein üppig Bett machen, läßt ihr Thee anbieten, Riechwaſſer, traktirt ſie mit Compot und edlen Früchten, kurz, die Migraine wurde ſo bewirthet, daß ſie dankbar ſagte: „Bei den vornehmen Leuten bleib' ich ſchon!"

Während der Zeit iſt das gute Herz bei einem reichen Wucherer eingekehrt. Bei dem Mann hatte das gute Herz eine qualvolle Exiſtenz. Wenn Jemand Anderer ein gutes Geſchäft machte, gab es ihm einen Stich in's Herz; wenn Jemand Geld zu geringen Procenten auslieh, zerriß es ihm das Herz; wenn Jemand glücklich wurde, kehrte es ihm das Herz um; kurz, das gute Herz konnte es bei dem reichen Wucherer nicht aushalten, lief davon und ſagte: „Nun probir' ich's grad' bei einem armen Teufel!" Bei dem armen Teufel hatte das gute Herz, was es nur haben wollte! Wenn Jemand in der Nachbarſchaft ein Unglück traf, war der arme Teufel gleich bereit zu helfen; wenn Jemand in Leid und Thränen ausbrach, der arme Mann fühlte Mitleid; wenn Jemand weinte und klagte, ſo weinte und klagte der arme Teufel mit; wenn Jemand glücklich wurde, freute ſich der arme Mann mit, kurz, er lud ſein Herz überall ein, überall mußte ſein Herz Theil nehmen an Anderer Leid und Freud; da ſagte das gute Herz: „Ich bleib' einmal bei den armen Leuten! Die haben zwar nichts, aber ſie ſagen doch gefühlvoll: „Herz, was begehrſt Du?" Seitdem, m. f. H. u. H., haben die Armen das gute Herz, und wo Jemand weint, weinen die armen Leute mit, ihre Augen ſtets voll Thränen, denn die Thränen, von welchen ihre

Augen überfließen, ſie ſind der einzige Ueberfluß der Armen!

Daß aber alle armen Leute wirklich gute Herzen beſitzen, werde ich die Ehre haben, Ihnen an mir ſelbſt zu beweiſen. Ich bin nämlich ſo frei bei meiner geiſtigen Armuth, Ihnen aus gutem Herzen zum Beſchluß einen winzigen Weihnachtsbaum mit kleinen, bunten Gedanken-Lichtlein und Fragen Bonbons anzuzünden, vielleicht ergötzt das Eine oder das Andere Sie mit ſeinem Bischen Glitzern.

1.

Liebe, Glaube, Hoffnung
Sind heilige drei Könige,
Denn höhere und edlere
Gibt's im Leben wenige!
Triffſt Du ſie in Deinem Herzen an
Dann geht Dir ſtets ein Stern voran;
Dann wandle, ruhig weiter
Durch finſt're Nacht doch heiter,
Dieweil Du liebſt, ſo mußt Du ſuchen
Und weil Du hoff'ſt, mußt Du's ergründen,
Und weil Du's glaubſt in Frommheit
Mußt Du den Erlöſer finden!

2.

Wie hieß das erſte „Börſen-Geſetz" und wer gab es? —

Das erſte Börſen-Geſetz gab Moſes, und es hieß:
Du ſollſt nicht ſtehlen!

3.

Der Menſch mit ſeinen Gliedmaßen kann Alles im Leben ſein. Mit herabhängenden Armen iſt er eine Trauerweide; mit einem Arm ausgeſtreckt, iſt er ein Wegweiſer; mit den Armen über das Haupt emporgeſtreckt, eine Tranchirgabel; die Arme in die Seite geſtemmt, ein Henkelkrug zum Anfaſſen; mit beiden Armen rechts und links ausgeſtreckt, ein Kreuz, das Zeichen der heiligen Liebe, die Liebe die Menſchheit an's blutende Herz zu drücken.

4.

Die Thränen, welche die Frauen im Theater vergießen, ſind Denuncianten, ſie denunciren die heimlichen Mißhandlungen der Ehemänner.

5.

Wie entſtand das Sternbild: die Jungfrau!? —

Ein weibliches Herz, das unvermählt, einſam ſein leider verkanntes Leben unter dem Herzgitter vertrauert, allein geweint, allein gelitten, von dem bittern Hohn der Menſchen langſam gefoltert, kam und brachte dem Schöpfer eine „Roſe“ mit und die Roſe ſprach für die Verſtummte: „Mich hat der Weſtwind gepflegt, der Südwind entfalten, der Oſtwind gebleicht und der Abendwind hat mich welk gemacht und getrocknet, aber ich komme als reine Roſe, Niemand hat mich gepflückt und Niemand geknickt!“

Da nahm der Himmel die Abgeſchiedene bei der Hand und ſagte: „Du ſollſt an meinem Himmel glänzen als Sternbild: Die Jungfrau!"

6.

Jeder Mann liebt nur ein Mal im Leben! Wer's anders ſagt, verleumdet die Männer! Er liebt nur ein Mal! Wenn er dann aufhört zu lieben, ruft er aus: „So! das iſt jetzt ein ganz anderes Leben!" Dann in dieſem ſeinen andern Leben liebt er wieder nur einmal in ſeinem Leben! Und ſo immer fort. Aber nur immer ein Mal im Leben!

7.

Der Menſch thut von Allem dem nichts, wozu er beſtimmt iſt. Er ſoll im Schweiße ſeines Angeſichtes ſein Brot eſſen, und darum ißt er erſtens kein Brot, ſondern Semmel, und dann ißt er es nicht im Schweiße ſeines Angeſichts, ſondern im Schweiße des andern Angeſichts; — „Er ſoll ſie beherrſchen" und ſie beherrſcht ihn; — er ſoll Vater und Mutter verlaſſen und an ſeinem Weibe hängen, und wenn man alle Anhängſel der Weiber nachſieht, hängt Alles dabei, nur ihr Mann nicht; und endlich heißt's: Und der Menſch ſoll aufrecht gehen, und der Menſch geht doch immer auf — Unrecht!

8.

Es gibt jetzt viele Curpfuſcher. Wer iſt der größte Curpfuſcher?

— Der einem ſchönen Mädchen zwei Jahre lang glücklich die Cour macht und endlich die ganze Cour verpfuſcht und ſie heiratet.

9.

Spanien iſt dadurch arm geworden, daß es das reiche Indien entdeckt hat. Das menſchliche Herz iſt oft ein ſolches Spanien, es ſteht am Ende als Bettler da, weil es zu viel Reichthum an Liebe, Großmuth und Mitgefühl in ſich entdeckt hat!

10.

Warum ſind alle Hazardſpiele verboten, nur das Heiraten nicht?

Weil man weiß, beide Spieler werden Einer dem Andern bald gerne das Herz zurückgeben, welches ſie von einander gewonnen haben.

11.

Durch nichts ſind ſo viele Menſchen ſchon krank geworden als durch Geſundheittrinken.

12.

Welche iſt die einzige, wahre und glücklichmachende Freiheit? —

Welches iſt des Menſchen beſte Freiheit,
Möchtet Ihr wohl gerne wiſſen! —
Iſt's die Freiheit des Volkes?
Die hat ſtets die Völker zerriſſen!
Iſt's die Freiheit der Lehre?
Die brachte ſtets Irrthum ſtatt Wiſſen.
Iſt's die Freiheit des Denkens?
Die ſpielt ſtets mit wurmigen Nüſſen!
Iſt's die Freiheit der Preſſe?
Die hat ſtets ſelbſt ſich zu Tode gebiſſen!
Iſt's die Freiheit der Frauen?
Die war ſtets nur der Frechheit befliſſen!
Iſt's die Freiheit der Bühne?
Die hat ſtets im Schmutz getaucht die Couliſſen!
— Es gibt nur eine Freiheit,
Die man nicht leicht kann vermiſſen,
Die allein für die Menſchen iſt:
Die Freiheit im freien Gewiſſen.

13.

Nur zwei Nationen haben vorzugsweiſe „Humor“: die Engländer und die Deutſchen; aber ſie unterſcheiden ſich in ihrem Humor wie in ihrem Rindfleiſch. Der engliſche Humoriſt gibt ſeinen Humor als Roaſtbeef her, tüchtig und maſſig, halbgar und doch ſchmackhaft gebraten. Der Deutſche hingegen ſteckt ſeinen Humor als Rindfleiſch erſt in einen großen Topf Waſſer, und kocht eine Schüſſel voll ſchwacher Suppe heraus, dann erſt richtet er das halbgekochte Rindfleiſch an, und nicht ſelten hackt er den Ueberreſt noch zu „Lumpenſtrudeln!“

14.

Warum fangen ſo manche Männer erſt im höheren Alter an, recht verliebt zu werden?

— Weil ihre Herzen wie gute Keller ſind, im Sommer ſind ſie kühl und erſt im Winter werden ſie warm!

15.

O, Menſchenkind, ſchau' nur den Obſtbaum an,
Und nach ihm richte Dein Leben ſodann,
Grad' wenn Du was biſt und wenn du was haſt,
Und wenn von Früchten ſchwer iſt Dein Aſt,
Dann neig' Dich und laß' Deinen Aſt ſich bücken,
Auf daß die Menſchen unten leichter ſie pflücken!

16.

Wie unterſcheiden ſich die Männer von den Frauen in der Weiſe, wenn ſie aufhören, zu lieben?

— Der **Mann**, wenn er einem Frauenzimmer ſein Herz voll mit Liebe geſchenkt hat und ſie hat endlich das Herz ausgetrunken, ſo bricht er ab und ſagt gar nicht: „Gib mir mein leeres Herz zurück;“ ein Frauenzimmer, wenn es einem Manne ihre volle Herzflaſche geſchenkt hat und er hat ſie leer getrunken, ſo fordert ſie beim Abbrechen immer die „leere Flaſche“ zurück!

17.

Was ſind die vielen Nordlichter, die man jetzt ſieht, für Geſchöpfe? —

— Das ſind lauter Actionäre auf Nordbahn, die leuchten und glänzen beim Steigen.

18.

In was ſind die „Freiheit" und die „Cholera" gleich und inwieferne ſind die „Freiheit" und die „Cholera" verſchieden?

— Gleich ſind ſie darin, daß über beide unendlich viel geſchrieben worden iſt und doch hat noch kein Menſch ihren wahren Charakter erkannt; und verſchieden ſind ſie darin: die Cholera verweilt deſto länger, je ſchlechter ſie behandelt wird, die Freiheit aber verſchwindet ſogleich, wenn und weil ſie von der Menge ſchlecht behandelt wird.

19.

Was zieht jetzt die vielen Egyptier ſo ſehr überall nach ganz Europa? —

— Das Heimweh nach der egyptiſchen Finſterniß.

20.

Der Menſch ſoll gar nicht mehr fragen: „Warum?" Das Wort „warum?" muß er ſich ganz abgewöhnen. Sie werden mich fragen: „Warum ſoll der Menſch nicht mehr fragen: „warum?" Daraus, daß daß ich Jenen dieſe Frage nicht beantwortete, werden Sie deutlich erſehen: warum!

21.

Das Schweigen iſt der Gott der Glücklichen, der Schutzengel der Schwachen, der Vormund der Geſcheidten, der Teufel der Verſtockten und der Hofgerichts-Advocat der Dummen.

22.

Inwiefern ſind Miniſter und Pantoffel ſich oft gleich? —

Man gewinnt Beide oft erſt dann lieb, wenn ſie — abgetreten ſind.

23.

Die kleinen Erſcheinungen in der Weltgeſchichte pflanzen ſich fort, die großen Erſcheinungen haben keine Folgen! So iſt es auch im Menſchengeſchlecht ſelbſt; die Zwerge vermehren ſich, die Rieſen aber haben keine Kinder.

Bemerkungen über Menſchen und Thiere nebſt ihrem Winter- und Sommervergnügen,

oder:

Wenn ſich die Saphir'ſche Akademie in Baden auch aus dem Staub machen wird, was wird den Kurgäſten für die Kurtaxe an Netto Staub übrig bleiben.

Der allgemeine Menſch, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, kömmt aus dem Staub und geht in den Staub, der allgemeine Menſch iſt alſo ein allgemeiner Badner. Schon der erſte Menſch war ſo ein Kurgaſt, er ging ganz allein in dem Park herum, nicht nur Mittags, um ſich für ſein Diner ſelbſt zu braten, er ging den ganzen Tag in dem lieben Park herum, und es iſt ihm, wie einem Badner Kurgaſt, ſo viel Vergnügen bereitet worden, daß er vor lauter Amuſement eingeſchlafen iſt.

Während er ſchlief, wurde ihm die Kurtaxe aus den Rippen herausgeſchnitten; glauben Sie aber, daß man ihm für dieſe Kur-Taxe Vergnügen bereitet hat? Gott behüte! Sein Weib hat man ihm daraus gemacht!

Iſt denn die Kur-Taxe da, um den Kur-Gäſten Vergnügen zu machen? Im Gegentheil, die Kurgäſte ſind da, um der Kur-Taxe Vergnügen zu machen.

In der Liebe, m. ſ. H. u. H., gibt es auch eine Kur-Taxe. Man hat jetzt für „Lieben" eine andere Bezeichnung: „die Kur machen." Die Liebe iſt die Kur und die Ehe iſt die Kur-Taxe, die Taxe, die der Mann für die Kur bezahlen muß, und nachher wundert ſich der verliebte Kurgaſt auch, daß ihm die Kur-Taxe ſo wenig Vergnügen verſchafft!

Liebe und Ehe! Ledig und verheirathet! Sein oder nicht ſein! Wer ledig bleibt, bereut es, wer heirathet, bereut es auch! Wer ledig bleibt, bereut einſam, wer heirathet, bereut in Geſellſchaft, da iſt doch Abwechslung. Heute bereut er und ſie hat Schadenfreude, morgen bereut ſie und er hat Schadenfreude.

Der Menſch alſo iſt im Allgemeinen Staub, der Mann iſt Staub aus der erſten Hand, die Frau iſt Staub aus der zweiten Hand, und aus der zweiten Hand iſt alles viel theurer.

Was, m. ſ. H. u. H., hat der Staub für Vergnügen? Wann iſt der Staub ſo recht ſeelenvergnügt? Wenn nicht aufgeſpritzt wird; da ſagt der Staub, das iſt mein Paradies; wir Badner Kurgäſte ſind Staub, in Baden wird nicht aufgeſpritzt, folglich iſt Baden unſer Paradies. — Es iſt ſonderbar wie ſich die Zeiten ändern, die erſte Frau war Staub aus Staub, und als der Mann dieſen Staub ſah, ſagte er: „Das iſt Fleiſch von meinem Fleiſch, und Bein von meinem Bein.“ — Jetzt — wenn ein Mann oft ſo eine modern gekleidete Frau ſieht, glaubt er — es iſt Fleiſch und Bein, es iſt aber nichts als — Staub! —

In welcher Beziehung, m. f. H. u. H., war der erſte Mann der glücklichſte Ehemann? In Beziehung der Wohlfeilheit der Frauen-Toilette, die ſchönſten Crinolinen ſind auf dem Baume gewachſen!

Alſo die erſten zwei Kurgäſte haben ſchon Langeweile gehabt, und aus Langeweile haben ſie geſündiget; -- das Geſchlechts-Regiſter der Sünde iſt ganz einfach: Der Vater heißt „Müſſigang“ — und die Mutter heißt „Langeweile.“

Der Menſch ſucht ſich die Zeit zu vertreiben und ſündiget darauf los; ſo glaubt er ſich die Zeit zu vertreiben, und vertreibt ſich mit der Zeit auch die Ewigkeit. —

Warum, m. f. H. u. H., war die Sündenfrucht ein Apfel, warum nicht eine Birn — oder ſonſtiges Obſt? Weil jede Sünde nur von einem Apfel herrührt — vom Augen-Apfel. — Der Augen-Apfel iſt der Sodoms-Apfel der Wolluſt, der Stech-Apfel der Begierde, der Gallapfel der Scheelſucht der Zankapfel des Neides und der Reichsapfel im Reiche der Leidenſchaft. — Die Langeweile, m. f. H. u. H., iſt vom Anfang der Welt bis jetzt gleich geblieben, ſie iſt immer ein und dieſelbe Langeweile. — Aber die Sündenäpfel haben ſich in verſchiedenen Gattungen vermehrt; wie vielerlei Sorten Sündenäpfel hat nicht unſere jetzige Obſtbaum-Cultur; Borsdorfer-Sünden, Maſchansker-Sünden, die auf lauter Apfelbäumen wachſen. — Hier in Baden iſt eine löbliche Ausnahme, ganz ſchöne, ſtarke, baumhohe Langeweile, und nicht das kleinſte Apfelbäumchen. —

Es iſt bekannt, im Paradieſe haben alle Thiere geſprochen, da war noch allgemeine Converſation, die großen Thiere haben mit den kleinen Thieren ganz freundlich geſprochen. — Als der Menſch erſchien, hat man den Thieren die Sprache genommen und ſie dem Menſchen gegeben; daher kommt es, daß noch viele Menſchen die Sprache der Thiere an ſich haben: die Ehemänner brummen wie die Bären, die Ehefrauen ſchreien wie die Pfauen vor dem Donnerwetter, die Zeitungsſchreiber quacken wie die Fröſche, Charlatane klappern wie die Störche, die Diplomaten gackern wie die Hühner bevor ſie Eier legen, die Oppoſitions-Mitglieder im Parlament grunzen wie die Wildſchweine, die dummen Kerle überhaupt ſprechen die Sprache der Eſel und ſagen: J-a! J-a! J-a! und alle Leute, die ihre Steuern und Schulden nicht bezahlen wollen, ſprechen die Sprache der Katzen und Wölfe — ſie heulen und jammern.

Es iſt bekannt, daß der Menſch die Sprache bekommen hat, um zu ſchweigen, und ich füge hinzu, der Menſch hat den Verſtand bekommen, um ſich dumm zu ſtellen. Dem erſten Menſchen iſt es mit dem Geſchenk der Sprache ſchlecht gegangen; ſo lange er allein war, hatte er mit Niemanden zu ſprechen, und als er ſeine Frau bekam, iſt er nicht mehr zu Wort gekommen.

Die Schlange hat auch geſprochen; die Schlange war die Hausfreundin und die Hausfreundinnen ſind für den Mann gefährlicher als die Hausfreunde. Die Schlange hat die Menſchen zur Sünde verführt, die Menſchen wurden ſchlecht und verdorben, obſchon es noch keine Buchdruckerkunſt gab, die Menſchen wurden räuberiſch und gewaltthätig, noch bevor es Journale und Pari-Actien gab, und die Söhne der Großen liebten die Töchter der Kleinen, noch bevor es Badeſaiſons und Reunionen gab, kurz alle Menſchen waren krank und ſchlecht, und der Himmel hat die Waſſerkur mit ihnen probirt; Menſchen und Thiere wurden nach Gräfenberg in die Arche Noe geſchickt. — Noe, ſeine Kinder, ich und noch zwei mittlere Thiere bildeten das Kur-Comité.

Sie werden ſich wundern, m. f. H. u. H., daß ich ſchon in der Arche mit war! Das iſt die Folge der Seelenwanderung. Ich erinnere mich ſehr wohl, ich exiſtirte in der Arche Noe als ein „Schaf,“ als „gutes Schaf!“ — So, m. f. H. u. H., kann ſich mit der Zeit die Natur verändern.

In der Arche Noe hatte ich Gelegenheit gehabt, die Gedanken und Gewohnheiten der Thiere kennen zu lernen, ich habe mich überzeugt, daß die Menſchen gar keine Idee von der Thierwelt haben, daß ſie nicht nur ihre Neben-Menſchen, ſondern auch ihre Nebenthiere — ſchief beurtheilen, verkennen und verleumden.

Ich hatte Zeit zu dieſem Studium, zum Kurmachen war keine Gelegenheit, denn alles kam leider paarweiſe — Mann und Frau. — Jedes menſchliche Herz, m. ſ. H. u. H., iſt eine Arche auf dem Strome des Lebens, und in dieſe Arche, in das Herz des Menſchen, ziehen auch alle Leidenſchaften paarweiſe ein: Liebe und Haß, Treue und Eiferſucht, Hoffnung und Furcht, Wiſſen und Irrthum, Vertrauen und Argwohn, Glück und Neid, Wohlthat und Undank, Verſtand und Wahn u. ſ. w. Neben jedem Heiligenbild im Herzen ſteht eine Teufelsfratze, jede Frucht der Gedanken hat ihren Wurm, jede Blume der Empfindung ihre Raupe, jedes grüne Hoffnungsblatt hat ſein Gall-Inſect, jedes Licht ſeinen Schatten, jedes Sternlein ſeine Wolke, nur eine Frucht gibt es ohne Wurm, eine Blume ohne Raupe, einen Stern ohne Wolke und ein Licht ohne Schatten: den Glauben — das Licht des Glaubens. Der Glaube wirft keinen Schatten vor ſich und keinen Schatten hinter ſich, denn ſeine Sonne ſteht gerade ober ſeinem Haupte am Himmel, und wirft ihre Strahlen ſenkrecht in ein geläutertes Herz.

Wenn das Herz hier auf Erden alle ſeine Güter verloren hat, ſo iſt der Glaube der redliche Finder, der ſie im Himmel alle wieder findet und wieder bringt! Der Glaube iſt unſer Sonnenſchirm im Brennpunkte des Glückes, unſer Regenſchirm in dem Gewölke des Unglücks, unſer Jagdſchirm auf der wilden Jagd der Leidenſchaften, unſer Lichtſchirm vor den Strahlen der Verblendung, unſer Feuerſchirm vor der Glut der Verzweiflung und unſer Fallſchirm an dem Luftballon hochfliegender Hoffnungen.

Alſo in der Arche bildete ich mich zum Advocaten der Thiere aus, aber fürchten Sie nichts, m. f. H. u. H., die Vorleſung ſoll deshalb keine langen Erſtreckungen haben, ich will ausnahmsweiſe kurzen Prozeß machen.

Vor allen anderen Clienten will ich zuerſt, wie ich es ſchon oft gethan habe, für die Eſel das Wort nehmen, und bitte Sie höflichſt, mich keiner Parteilichkeit zu beſchuldigen.

Man ſagt, der Eſel iſt dumm, woher weiß man das? — Hat ſchon Jemand mit einem Eſel ein vernünftiges Wort geſprochen? Hat der Anti-Thierquälerei-Verein ſchon verſucht, die Eſel zu unterrichten? In den Schulen hat man eine „Eſelsbank,“ ſitzen kleine Eſel oder kleine Menſchen auf dieſer Bank? Die Eſel gehen nicht in die Schule und ſind doch dumm, ein Beweis, daß man dumm ſein kann ohne ſtudirt zu haben.

Das Sprichwort ſagt: „Der Eſel geht nur

einmal auf's Eis;" — iſt das dumm, daß er nicht mehrmal auf's Eis geht? —

Wie vielmal iſt Klein-Deutſchland ſchon auf's Eis gegangen? Man ſagt: „Wenn dem Eſel wohl iſt, tanzt er auf dem Eis." Iſt das dumm? — Die Eſel tanzen nur, wenn ihnen wohl iſt. — Iſt allen Menſchen wohl geweſen, die heuer in der ganzen Welt getanzt haben? Der Eſel tanzt auf dem Eis, das iſt geſcheidt: er tanzt auf dem Eiſe — um ſich warm zu machen, er tanzt nicht im Auguſt in der größten Hitze.

„Auf den Sack ſchlägt man und den Eſel meint man." Iſt das nicht geſcheidt vom Eſel, daß er merkt, man meint ihn? Bei vielen Menſchen ſchlägt man an den Sack und ſie erkennen nicht, daß man ſie meint: Bei manchen Menſchen muß es umgekehrt heißen: „Den Eſel ſchlägt man und den Sack meint man!"

Der Eſel hat lange Ohren, das iſt ein beneidenswerther Mann, der kann ſich alles, was ihm im Leben paſſirt, hinter's Ohr ſchreiben. Der Eſel iſt grau! Goethe ſagt: „Grau iſt alle Theorie" — folglich iſt der Eſel die Theorie und der Menſch die Praxis.

Der Eſel ißt Dornen und Diſteln, das iſt die Koſt der Philoſophen. — Die Eſel eſſen Dornen und Diſteln, da ſind ſie vor Theurung und Mißwachs ſicher. Die orientaliſchen Fragen und die Dornen und Diſteln gerathen immer, und kein Kornwucherer kauft Dornen und Diſteln auf.

Bei dieſer Gelegenheit erlaube ich mir, Ihnen eine Anekdote aus der jüngſten Vergangenheit meines Lebens zu erzählen:

Einer meiner Gegner ließ mir neulich ſagen, ich ſollte, anſtatt „Wilde Roſen“ zu ſchreiben lieber Diſteln und Dornen pflücken. Ich ließ ihm zurück ſagen: „Der Rath iſt weiſe, ich würde ihn gerne befolgen, allein ich bin im Grunde ein guter Menſch und möchte ſelbſt meinen Gegnern nicht die Nahrung abſchneiden!“

Es gibt in der Welt, m. f. H. u. H., zwei Privilegien. Ein ſchönes Frauenzimmer hat das Privilegium: dumm zu ſein, und ein geiſtreicher Mann hat das Privilegium: häßlich zu ſein; das iſt theilweiſe ſehr recht, eine dumme Schönheit bleibt noch immer eine ſchöne Dummheit; aber es iſt ſchlimm mit dieſem Dummheits-Privilegium der Schönheit, die Schönheit vergeht und das Privilegium beſteht.

Ein geiſtreicher Mann, ein Genie, hat das Privilegium, häßlich zu ſein; das wäre auch ſehr gut, wenn man's nur — ſowie jedes andere Privilegium — nach einigen Jahren zurücklegen könnte.

Es gibt aber Menſchen, die blos mittelmäßige Talente ſind und häßlich ſind wie ein Genie, ſolche Männer könnten vom weiblichen Geſchlechte gerichtlich belangt werden, wegen Betreibung eines unbefugten Privilegiums!

Der Menſch hat für ſeinen Lebensweg drei Lichtkörper mitbekommen: Gelehrſamkeit, Talent, Genie. Was iſt der Unterſchied zwiſchen dieſen drei Lichtkörpern und wie behaupten ſie ſich gegen einander? Erlauben Sie mir gütigſt, Ihnen das durch ein kleines Gleichniß klar zu machen. Einſt ging ein armer Fußgänger, geſtiefelt und geſpornt einen ſteinigen Waldweg. um bei Tag und Nacht ſein Brot zu erwerben. In ſeiner Taſche nahm er drei Dinge mit, um ſich ſtets Licht und Feuer zu verſchaffen, ein Brennglas, Zündhölzchen und einen Feuerſtein. — Des Tages über, — ſo oft der Mann ſeine Pfeife anzünden wollte, oder ſonſt Licht und Feuer brauchte, nahm er zum Brennglaſe ſeine Zuflucht, wodurch ſein Wunſch erfüllt wurde — er und das Brennglas ſahen dann mit Verachtung auf Zündhölzchen und Feuerſtein herab. Da wurde es Abend, die Sonne ſank und ging unter. Der arme Fußgänger brauchte nun erſt recht Licht, er nahm das Brennglas zur Hand, um ſich Licht zu holen, aber da zeigte ſich — daß im Brennglas ſelbſt kein Licht iſt, daß es ſeine Strahlen nur von einem fremden Körper geſammelt hat; der Mann warf das Brennglas als unnütz bei Seite — und griff zu den Zündhölzchen. Unter zehn Zündhölzchen war keines brauchbar, das eilfte Zündhölzchen brannte zwar, aber bald flackerte das kleine Hölzchen zu Ende, der kleinſte Lufthauch blies es aus, bevor er ſein Licht daran anzünden konnte; da warf der arme Fußgänger auch das Zündhölzchen fort, ergriff in ſeinem Unmuth auch den eckigen Feuerſtein, warf auch dieſen Feuerſtein als unnütz auf den Boden hin, und ſtieß mit dem geſpornten Fuß verächtlich daran. — Da ſprangen aus dem armen mit Füßen getretenen Feuerſtein die hellen Funken in die Dunkelheit hinein, und der Mann bekam durch ſie Licht und Feuer. — Das, m. ſ. H. u. H., iſt die Geſchichte der Gelehrſamkeit, des Talentes und des Genie's! —

Die Gelehrſamkeit iſt das Brennglas; ſein Licht iſt aus fremden Strahlen geſammelt; das Talent iſt das Zündhölzchen, unter zwanzigen iſt eines brauchbar, und das kleinſte Hinderniß — der kleinſte Wind löſcht es aus. — Das Genie iſt der Feuerſtein, — der Funke wohnt in ihm, iſt ſein Eigenthum, iſt ſeine Natur, — gerade an den eckigen ſcharfen Kanten ſind ſeine Feuerſtellen — und mit Füßen getreten, ſprüht er ſeine Funken erſt hell 'um ſich aus!

Nun komme ich zu den Schafen. Man ſagt: ein dummes Schaf; iſt es dumm weil es ſich hören läßt, oder iſt es dumm weil es in der Wolle ſitzt? Wenn es wettert, ſtecken die Schafe die Köpfe zuſammen, wenn die Schafe die Köpfe zuſammenſtecken, dabei kömmt kein Unheil heraus, aber wenn die Menſchen die Köpfe zuſammenſtecken, kömmt gewöhnlich eine Schlechtheit oder Dummheit heraus.

Man ſagt: eine dumme Gans; das ſchmerzt mich, ich muß ihre Partei nehmen. Die Gänſe ſind klug und vorſichtig; belieben Sie nur einmal zu bemerken, wenn eine Gans unter einer Brücke durchſchwimmt, der Brückenbogen mag noch ſo hoch gebaut ſein, die Gans duckt ihren Kopf nieder, das iſt vorſichtig von der Gans; ſie denkt ſich, daß muß ich mir angewöhnen, wer weiß, was ſie mir einmal für einen Hut aufſetzen, daß ich da oben anſtoße und die Brücke ruinire.

Der große Naturforſcher Cuvier erzählt: die Gänſe, wenn ſie über den Taurus ziehen, oder ſonſt über einen erhabenen Berg, wo Raubvögel horſten, nehmen ſie, um ſich durch ihr Schnattern nicht zu verrathen, Steine in den Mund, iſt das nicht klug? Sollten alſo unſere Blauſtrümpfe und Schriftſtellerinnen und Recenſentinen, bevor ſie über erhabene Gegenſtände ſchnattern, nicht auch Steine in den Mund nehmen? Die alten Gänſe, bevor ſie trinken und den Schnabel in das Waſſer tauchen, ſtrecken ſie erſt den Hals in die Höhe und ſchauen ſich lange um und um; wäre das von gewiſſen alten Klatſch-Schweſtern nicht auch klug, wenn ſie ſich erſt gut um und um ſehen möchten, wer ſie hört, bevor ſie ſich den Schnabel eintunken?

Man ſagt: die Krebſe gehen zurück; es iſt nicht wahr, der liebe Himmel hat blos gewiſſe Geſchöpfe hervorgebracht als Formular künftiger Erfindungen und Einrichtungen. Die Schnecke iſt ein Formular der künftigen Häuſernoth; die Krebſe ſind ein lebendiges Formular der „Creditactien,“ ſie gehen ſo lange zurück bis ſie ganz heiß abgekocht ſind.

Man ſagt, unſer Zeitgeiſt geht zurück, es iſt nicht wahr, unſer Zeitgeiſt iſt blos ein Politicus, er geht nicht zurück, er kehrt ſich blos um und geht vorwärts. — Man ſagt: die Katze iſt falſch, es iſt nicht wahr, der Menſch iſt viel falſcher; die Katze, wenn man ſie geſtreichelt hat, macht zum Dank einen Katzenbuckel, der Menſch macht erſt einen Katzenbuckel, damit man ihn ſtreicheln ſoll.

So ſind die Thiere oft viel reeler als die Menſchen. Der Menſch ſoll an vielen Thieren nicht vorüber gehen ohne ihnen ein tiefes Compliment zu machen. Der Menſch ſollte vor jedem Ochſen Reſpect haben; all unſer Licht kömmt von dem Ochſen her. Wo kömmt unſer Licht her? Aus der Laterne! Was ſteckt in der Laterne? Ein Talglicht! Wo kömmt der Talg her? Vom Fett eines ausgelaſſenen Ochſen! Alſo unſere Aufklärung kömmt uns vom Ochſen der Laterne. Wie unnütz iſt ein ausgelaſſener Menſch, und wie nützlich iſt ein ausgelaſſener Ochs!

Der Menſch ſoll an keiner Gans vorübergehen, ohne den Hut abzuziehen, den in jedem Gansflügel ſteckt eine zukünftige Autographen-Sammlung!

In der Menagerie ſollte der Menſch vor keinem Elephanten vorübergehen ohne ihm dafür zu danken, daß er als ein ſo großes vornehmes Weſen manchmal einen Scherz verſteht und einen harmloſen Spaß nicht übel nimmt, während die ganz kleinen Thierchen, z. B. das Eichkätzchen, bei der kleinſten Neckerei giftig und biſſig werden.

Der Menſch ſoll an keinem Löwen vorübergehen ohne in Ehrfurcht vor ihm hinzuknien; denn der Löwe als der höchſte ſeiner Gattung iſt gerecht und großmüthig. Es iſt unter den Menſchen wie unter den Thieren; je höher hinauf, deſto gerechter, deſto edler, deſto großmüthiger.

Die Löwen ſind nicht nur gerechter, ſondern höflicher als die kleinen Marderchen und Iltischen.

Der Adler iſt großmüthiger und ſchaut freundlicher d'rein als die kleinen Würger.

Am Baume der Gerechtigkeit wachſen auf dem höchſten Zweig die edelſten Früchte. Nur die unterſten, niederſten tragen die Zwergel-Tyrannchen!

Die Schöpfung iſt auch ſehr weiſe umgegangen in der Einquartirung ihrer Geſchöpfe. In Klein-Deutſchland gibt es keine Elephanten. Wenn's in Deutſchland Elephanten gäbe, und ſo ein Elephant ginge beim ſchlechten Wetter, wenn der Boden weich iſt, durch Klein-Deutſchland, ſo würde er Gefahr laufen, daß ihm ſo ein Reuß-Greiz, ein Lippe-Detmold am Fuße kleben bleibt. In Baden lebt kein Diogenes, denn da müßte er erſt eine Laterne ſuchen, um einen Menſchen zu ſuchen.

Aus dieſer Zärtlichkeit und Rückſicht, mit welcher die Schöpfung die Thiere behandelt, aus ihrer Art und Weiſe, die vermeintlichen Fehler der Thiere zu beſchönigen, ſollte der Menſch lernen, auch die Fehler der Menſchen zu verſchönern und ſich über ſie feiner auszudrücken. Man kann das Gröbſte ſagen, wenn man's nur fein ausdrückt.

Z. B. Der Menſch ſagt von Jemanden: „Das iſt ſchon der dümmſte Menſch, den ich kenne," das iſt grob; er könnte dasſelbe auf eine feinere Weiſe ſagen, nämlich: „Das iſt ſchon das klügſte Schaf, das ich kenne."

Eine Dame ſagt von Jemanden: „Das iſt der häßlichſte Mann, den ich je geſehen habe"; das iſt eine Beleidigung! Die Dame könnte dasſelbe auf eine ſchmeichelhafte Weiſe ausdrücken, nämlich: „Das iſt der ſchönſte Affe, den ich je geſehen habe!" —

Das alles, m. ſ. H. u. H., habe ich in der Arche Noe aus Langeweile zuſammen geſchrieben; wir haben ſogar wie in Venedig und Rohitſch aus Langeweile Lotterie und „Tombola" geſpielt. Was iſt das menſchliche Leben, ein Lotterie-Spiel, ein Tombola! Der Menſch wird erſt als einzelne Nummer aus dem Mutterleib gezogen; dann zieht ihm der

Himmel, der die Ehen ſchließt, die zweite Nummer: ſeine Frau! Das iſt die Ambo! — Nun ſollte man nach Tombola-Geſetz gar nicht mehr mitſpielen, aber ein geſcheidter Menſch macht ſich nichts wiſſen, daß er ſchon ſeine Ambo gemacht und ſpielt wieder mit, darauf zieht ſich ſeine Frau die dritte Nummer: den Hausfreund — und das iſt — der Terno! Das hat zwar den Curgäſten auch die Langeweile nicht verſcheucht, aber da ſie ſchon ihre Cur-Taxe bezahlt hatten, ſo machten wir uns nichts daraus.

Endlich hatte der Himmel und ich Mitleid mit den Menſchen, die Vorleſungs-Gewäſſer verlieſen ſich, die Menſchen ſtiegen aus, und dankten dem lieben Himmel. Die Arche blieb auf dem Berge ſitzen, da ſteht ſie noch heut zu Tage als „Moriz-Ruhe.“

Die Curgäſte verlieſen ſich nach dieſer Sündfluth, die Wiener gingen nach Wien, ein jedes ging in ſein Vaterland zurück, nach Ungarn, nach Italien, nach Steiermark u. ſ. w. Die meiſten darunter nach Jeruſalem! Noa aber — als guter, echter Badner — ging mit Weib und Kind ſogleich zum „Heurigen!“

* * *

Ein Kokettir-Feldzug.

Wenn der Menſch nur ein Bischen Koketteriegeiſt hat, kann er immer zu etwas kommen! Die Koketterie iſt die Tochter der Langeweile eher als das Kind des Leichtſinns.

Die Langeweile hat verſchiedene Quartiere, in unſeren Journalen hat ſie ein Abſteigquartier, in unſern Salons das Winterquartier, aber im Theater hat ſie ihr Hauptquartier.

Allüberall, in Cirkeln, in Salons, in Abend-Unterhaltungen, hofft man Kurzweil zu finden und findet Langeweile, nur im Theater bringt man ſie mit und findet ſie vorräthig. Es iſt eine abonnirte Langeweile, man ſchiebt ſie von ſeinem Hauſe ab und bindet ſie der Oeffentlichkeit auf.

Wer ſich die Mühe nimmt und während eines ganzen Abends hindurch ſich im Theater umſieht, die verlängerten Geſichter, die vorgehaltenen Fächer zählt, der kann ſich ſeine eigene Langeweile dadurch etwas verdünnen.

Geht Jemand des Stückes wegen in's Theater? Selten Jemand!

Man verſuche und gebe das klaſſiſcheſte Stück, die vortrefflichſte Oper, die vortrefflichſte Execution, und bemerke dabei, daß nur eine Perſon der Vorſtellung beiwohnen darf, die eine Perſon würde auch nicht kommen.

Man möchte ſagen, jeder Menſch geht in's Theater aus einer Art unbewußter Schadenfreude, um Augenzeuge zu ſein, wie ſich andere langweilen.

Die Langweile im Theater iſt alſo die Mutter der Koketterie, und ſie iſt eine gute Mutter, ſie ſäugt ihr Kind ſelbſt.

An jedem andern Ort iſt das Kokettiren ein Privatgeſchäft, im Theater iſt es eine öffentliche Unternehmung, eine Bank, eine Volksſache. Die Kunſt zu kokettiren ſucht noch ihren Knigge, ihren Plutarch, ihren Vauban.

Alles kokettirt, der Mann, die Frau — das Mädchen, der Jüngling — die Witwe, die Strohwitwe und ſonſtigen Witwen, der Witwer — die Schönen, die Häßlichen, die Jungen, die Alten — der Diplomat, Advokat, der Philoſoph und der Schafskopf.

Es gibt Frauen, die nicht kokett ſind oder nicht kokettiren würden, aber die Natur beſiehlt es ihnen; die Eine hat Augen, die ſo gebaut, ſo gewölbt ſind, daß, wenn man ſie ausſchnitte, und zwiſchen die Fenſter hinge, es ausſähe, als ob ſie kokettiren. Die andere hat einen Mund, der mit den Lippen kokettirt, Lippen, die mit dem Lächeln kokettiren, es iſt phyſiſche, es iſt anatomiſche Koketterie. Andere haben eine kokette Naſe, ein kokettes Näschen, die griechiſchen Naſen kokettiren von oben herab, die aufgeſchürzten Sumpfnaſen kokettiren von unten hinauf.

Man kann durch den Handſchuh kokettiren, durch den Fächer, durch das Bouquet, durch den Lorgnon. Am unwiderſtehlichſten, am wirkſamſten kann man durch eine „Mantille“ kokettiren!

Es gibt Damen, welche ganze Bände Koketterie durch die Mantille ſchreiben. Die Mantille fallen laſſen, halb fallen laſſen, ſie hinaufziehen, ſie zurecht ſchieben u. ſ. w., das ſind lauter Kokettir-Paragraphe.

Und nun gar der „Ellenbogen!“ Ein Normal-Ellenbogen aus weißem Leben nach allen Regeln der Ellenbogen-Grammatik behandelt, kann mich in einen gelinden Liebes-Wahnſinn verſetzen.

Man ſpricht von dem ſogenannten Anmuthsgrübchen in der Wange, welches von dem Druck des kleinen Fingers eines kleinen Amors entſtanden ſein ſoll, aber es gibt Anmuthsgrübchen, die mit dem Zauber der Anmuth die errathende Phantaſie mit leiſem Wonneſchauer erfüllen, die Grübchen, die ſich an dem Umſchwung des Ellenbogens zum Arme bilden. Ein ſolcher Ellenbogen auf eine Brüſtung geſtützt, halb aufgerichtet, ein wenig in Spirallinie gezogen u. ſ. w. iſt ein ganzer Artilleriepark an Kokettiren.

Das Theater iſt der Exercierplatz aller Waffengattungen der Koketterie, ein wahres Marsfeld.

Vor dem Theater-Koketterie-Geſetz ſind alle gleich!

Im Theater kann, darf Jeder und Jede mit Jedem und ohne Unterſchied des Rangs, des Logenrangs u. ſ. w. kokettiren. Ein Jeder, eine Jede kann ihr Glück verſuchen, nützt es nichts, ſo ſchadt's auch nichts. Die Langeweile wird doch einigermaßen gemildert.

Es gibt Fälle, viele Fälle, wo eine Dame ſo ganz und gar nichts mit dem Theater, mit dem Stück, mit ſich anzufangen weiß, und ſie kokettirt mit dieſem oder jenem Mann, oder läßt mit ſich kokettiren. Letzteres ſollte eigentlich polizeilich, ſanitätiſch verboten ſein. Kokettiren läßt ſich entſchuldigen, die Koketterie hat ihre Natur-Berechtigung, ihre hiſtoriſche Berechtigung, da iſt Ehrlichkeit dabei. Der Einſatz iſt im Spiel derſelbe, macht es der Dame ein Vergnügen, ihre Langweile mit einer Anbetung par distance, mit einer Blick-Taubenpoſt auszufüllen, gut, ſie riſkirt das was der Mann riſkirt; jeu égal, carte ouverte.

Aber es gibt holde Schönen, die blos mit ſich kokettiren laſſen! Man kann nicht ſagen: ſie rekokettiren, man kann nicht ſagen, daß ſie mit den Blicken antworten, und ſagen: „Schreib' mir wieder," nein, aber ſie brechen die Correſpondenz nicht ab — ſie antworten nicht, aber ſie nehmen die Augenbriefe in Empfang, man ſieht, daß ſie die Briefe leſen, gegen den Inhalt nichts haben, den Brief zu ſich ſtecken, aber blos als eine Autographen-Sammlung, eine Augen-Handſchrift mehr im Blick-Album!

Ein ſolches Verfahren, ein ſolches menſchenherzfreſſendes Koketterie-Verfahren ſollte von einer eigenen Theater-Polizei zum Wohle der öffentlichen perſönlichen Sicherheit unterſagt ſein. Es gibt im langweiligen deutſchen Reich keinen größeren Narren als den Schreiber dieſer Zeilen. Erſtens ſchon deßhalb, daß er der Schreiber dieſer Zeilen im langweiligen deutſchen Reich iſt; dann aber, daß er noch immer nicht von der Jugendthorheit zurückgekommen iſt zu kokettiren und bei dieſer Gelegenheit alle kokettirenden Weſen im Theater zu kontroliren und zu ſtudiren. Ja, er iſt ordentlich ein Kokettir-Mouchard! Es gibt im Theater nicht zwanzig Perſonen, von welchen er durch jahrelange Aufpaſſung nicht wüßte, wie, wohin, mit wem, wodurch, wie lang, zu welchem Zweck, mit welchem Geſchick, ob mit Zweck oder zwecklos ſie kokettiren und ſich ankokettiren laſſen.

Gewiß haben ſich ſchon viele ſchöne Damen den Spaß gemacht, den Kokettirer und Schreiber dieſer Zeilen mit einem Bischen Kokettiren zum „Narren“ zu halten, aber er denkt an den großen Philoſophen — Montaigne — und läßt ſich's gemüthlich gefallen.

Montaigne nämlich, der tiefe Denker, hatte kein anderes Vergnügen als eine Katze, mit welcher er täglich eine halbe Stunde ſpielte. Er legte ſich zu ihr auf den Teppich mit einem Knäuel u. dgl. und amuſirte ſich an ihren Capriolen.

Plötzlich gab er auch dieſe Unterhaltung auf; als man ihn fragte, warum? ſagte er, er habe immer geglaubt, er ſpiele mit der Katze, aber auf einmal habe er in dem Auge der Katze etwas bemerkt, das zu ſagen ſchien: „Du glaubſt mit mir zu ſpielen, wie wär's denn, wenn ich mit Dir ſpielte und ich mich mit Dir amuſirte?“

So kann man in dem Kokettirſpiel alſo niemals wiſſen, wer eigentlich mit dem andern ſpielt. Ich, der Schreiber dieſer Zeilen, bin aber von der Vorſehung zu einem einem eigenen Kokettir-Helden auserſehen. Denn Alles iſt erlaubt Malern, Dichtern und — Narren.

Es war in Baden.

Wenn's in Baden regnet, muß man in's Theater gehen, um in's Trockene zu kommen, und wenn in Baden die Sonne ſcheint, muß man auch in's Theater gehen, um ſich — aus dem Staub zu machen.

Die Akuſtik des Badner Theaters iſt der Augenſprache nicht ſehr günſtig, die Blicke verſchlagen!

Es wurde „der falſche Schlüſſel“ aufgeführt. Ich ſaß in der Loge und robotete Koketterien. Das Theater war ziemlich beſucht. Lange irrten meine Blicke umher, ohne irgend feſten Boden zu finden.

Endlich fielen ſie in der Mitte des Parterres auf ein Bündel Schwachheit in Frauenkleidern. Es waren drei bis vier Frauenzimmer, von welchen ich nicht wußte, gehörten ſie zuſammen oder gehörten ſie auseinander. Zwei von ihnen ſahen zu meiner Loge empor. Als ſie ſahen, daß ich ſie beobachtete, flüſterten ſie einer ihrer Nachbarinnen etwas zu. Dieſe gab einer von ihnen den Theaterzettel in ganz eigenen Biegungen zu falten und zu legen. Neues Geflüſter mit der Freundin, worauf Lächeln unter ſich, und neue Manipulation mit dem Theaterzettel. Ich ſah angeſtrengt hinab, endlich hatte ſie den Theaterzettel von dem Stück „der falſche Schlüſſel" ſo zuſammen gelegt, daß er faſt wie ein Brief ausſah, den ſie mir zuwendete, mit den Worten: — „Der Falſche" —!

Die Adreſſe war zu klar und der andeutende Blick dazu! — Ich war um die Antwort nicht lange verlegen. Ich nahm meinen Theaterzettel, legte ihn zum Retour-Brief in die rechte Faltung und hielt ihn hinab, es war darauf nichts zu leſen, als: — „Falſche" —!

Dieſe Correſpondenz blieb von einer Frau im zweiten Stockwerke nicht unbemerkt, und verſchaffte mir des andern Tages folgendes Schreiben:

„Alter Jüngling!

Schon abgeſtreift das Flügelkleid und noch ein Schmetterling? Noch ein Schmetterling und ſchon das Thereſienbad gebrauchen? Schon jeden Morgen in Schwefel liegen und noch jeden Abend Pech haben?!

Ja, geſtern Abend hat der Sänger der „wilden Roſen" Pech gehabt, denn eine Dame hat ihn und ſeine Manöver mit dem Theaterzettel: „Der falſche Schlüſſel" belauſcht! „Der Falſche!" — „Falſche!"

Wo iſt aber der Schlüſſel zu dieſem Hin- und Hertelegraphiren? Ich bin darüber außer mir!

Sie ſollen das Kokettiren ſchon aufgeben und auf

Ihr Perſpectiv den Theaterzettel aufhängen: „Das letzte Fenſterln!“

Aber der Moriz gibt halt noch kein Ruh — (dieſer Witz iſt ſeit Entſtehung der Moriz-Ruh in Baden chroniſch geworden) — er kokettirt noch immer fort! Sie haben mit mir auch ſchon kokettirt, aber ich war dazumal anderſeitig beſchäftigt.

Morgen geh' ich nach Wien zurück, und ich werde ſehen, ob Sie ſcharfſinnig genug ſind, in einem Wiener Theater die Schreiberin dieſer Zeilen herauszufinden, und mich es im Theater merken zu laſſen.

Ihre Antwort trifft mich Wien poste restante unter folgender Adreſſe ꝛc.“ — — —

„Poste restante“! Welches Wort! welche Weltgeſchichte! „Poste restante!“ Wie viel Romane, Novellen, Drama's, Poſſen und Trauerſpiele liegen nicht täglich in Wien „poste restante“! Wie viel gekrönte Ehehäupter, wie viel getäuſchte Frauen, wie viel gebrochene Herzen, wieviel bittere Thränen, wieviel koloſſale Dummheit, wieviel grobe Myſtifikation geht nicht täglich in Wien bei „poste restante“ aus und ein?

Gebt mir acht Tage die Geheimniſſe der Wiener „poste restante“ frei, und Ihr ſollt Bände voll rührender, Bände voll ſchauerlicher, Bände voll komiſcher Dekamerone haben.

„Poste restante“ iſt der venezianiſche Löwenrachen Wiens! „Poste restante“ iſt oft jene Poſt, auf welcher die Jugend zum Teufel fährt, auf welcher die Täuſchungen in Kutſchen und Retour-Kutſchen transportirt werden!

„Poste restante" iſt eine Erfindung der Hölle und eine Entdeckung des Himmels. „Poste restante" iſt der kürzeſte Weg zur längſten Reue! „Poste restante" iſt die Filialbank der Armenſünderbank! „Poste restante" iſt das Durchhaus von „Bekanntſchaft" zum „rendez-vous," — vom „rendez-vous" zum „rendez-tout"!

Und noch einmal ſollte auch ich den Weg aller billets doux über die ponti dei sospiri der Stadt-Poſt und Poste restante machen!

Jung gewohnt, alt gethan, und dann im Alter — jung gethan!

Ich ſchrieb unter der angegebenen Adreſſe poste restante folgende Antwort:

„Junge Aeltlingin!

Schon ſo orthographiſch und noch ſo poste restante! Noch poste restante und ſchon ſo „zu Haus" in derlei Sachen! Schon ſo „zu Haus" in derlei Sachen und noch nicht bei ſich, ſondern außer ſich! Noch ſo außer ſich und ſchon ſo innerlich!

Ich ſoll das Kokettiren ſchon aufgeben? Sie ſehen, ich habe es wirklich „aufgegeben" und es iſt wirklich „angekommen" an die rechte Adreſſe!

Zum Kokettiren und Lernen iſt der Menſch nie zu alt! Au contraire im Gegentheil! Iſt es nicht mehr Triumph, einen alten Mann zum Narren zu halten als einen jungen Mann? Kann das der weiblichen

Eitelkeit ſchmeicheln, wenn junge Männer, die wie wahre Dingsda jedem Blick zulaufen, mit ihnen kokettiren, und iſt es nicht mehr Siegeszeichen, wenn ein 60jähriges Herz, das nicht mehr Alles ißt, nicht Alles gut findet, dem nicht Alles ſchmeckt, noch von einem Herzheißhunger befallen wird, als ſo ein junges Herz, welches Alles delikat findet — und Alles verdaut?

Und nun gar Poeten! Poeten werden nicht alt, ſelbſt wenn ſie nicht in der Jugend Hungers ſterben! Ein alter Dichter bleibt ſtets ein junger Liebhaber gegen die jetzigen jungen Liebhaber, die alt ſind ohne zu dichten!

Alſo meine holde Unbekannte, ich nehme es mit Ihnen auf. Ich werde Sie in einem Wiener Theater zu ſuchen und unter Tauſenden herauszukokettiren wiſſen! Ich rechne aber darauf, daß, wenn ich Sie erſpäht, entdeckt habe, Sie mir durch ein Zeichen zu verſtehen geben, daß ich nicht auf dem Holzweg, ſondern auf dem richtigen Poste restante-Weg bin.

Auf Wiederſehen, oder vielmehr auf „ſuchen, ſehen und finden!“ Ihr S—.“

* * *

Es war im Carl-Theater, im Theater, wo man lacht, wo man bei Licht lacht; im Theater, wo man nicht im Dunkeln darüber bleibt, ob man ſich amuſirt, im Theater, wo man amuſirt wird, wenn man ſich nicht ſelbſt amuſirt.

Es wurden zwei Stücke gegeben:
„Der Gaukler,“ und „Frage und Antwort.“

„Der Gaukler" iſt jenes Stück, in welchem Neſtroy das non plus ultra leiſtet.

Ich ſaß in meiner gewöhnlichen Eckloge des Parterres, mit meinem grünen Schirm.

Für mich iſt ein Schirm das, was für den Feldherrn das Schlachtfeld-Perſpektiv iſt.

Der Schirm iſt zugleich Mittel und Zweck; er iſt dem Manne das, was der Frau ein Fächer iſt. Er iſt Telegraph, Zukunftsmittel, Verlegenheitsretter, Gelegenheitsmittler, er iſt der Filtrirſack der Kokettirblicke, der Diſtillateur des Geiſtes, der von Auge zu Auge geht.

Ein Fächer macht oft weiß, daß die Wange erröthet, ein Fächer ſchlägt zum Ritter, ein Fächer macht dem Kalten heiß und dem Hitzigen hitziger.

Ich habe einen Schirm, weil mein Augenlicht abnimmt, vielleicht weil es einſt zu viel Abnehmer fand; das Licht blendet mich, das Lampenlicht nämlich nicht das geiſtige Licht, das nicht gerade in den deutſchen Theater blendend iſt.

Ich lachte über Neſtroy homeriſch! Aber Alles hinter dem Schirm.

Im Zwiſchenakt ſchickte ich den Mitarbeiter meiner „Kokettir-Novelle," den Operngucker, an die Arbeit.

Als ich ſo hin und her nivellirte, erblickte ich auf einem Fauteuil des erſten Ranges, meiner Loge gegenüber, eine blaue Mantille, bewohnt von der Büſte einer Muſe, überwacht von zwei blauen Augen, in welchen zwei Sterne wie in Aether ſtanden.

Ein ſogenannter „Stecher“ bedeckte dieſe Sterne. Es iſt nichts, das ich tödtlicher haſſe als einen gewiſſen Stecher einer gewiſſen Dame, in einem gewiſſen Theater, an einem gewiſſen „graden Logen-Tag.“

So eine Glasdecke über Vergißmeinnicht iſt ein Frevel an den Grundrechten der Augen, an dem Miſſionsgeſchäft der ſehnſuchtsvollen Blicke, die nach dieſen Sternen wandern, und welchem dieſe zwei dummen Glasſtücke den graden Weg abſchneiden. Man kann ſehr ſchwer erkennen, wohin ſich die Blicke hinter einem Stecher eigentlich richten, d. h. wenn die Dame nicht will, daß man den Weg erkenne, den der Teufel geht auf Erden; denn ſolche Blicke ſind wahre Teufel, denen man ſich gerne verſchreibt, um ſich von ihnen in's Paradies holen zu laſſen. Aber Blicke hinter einem Stecher ſind für den, der ſie beobachtet, „hinkende Teufel,“ von denen der „verliebte Teufel“ nicht weiß, ob er einen „Teufels-Antheil“ davon bekömmt.

Dieſer gewiſſe Stecher einer gewiſſen Dame in einer gewiſſen Loge in einem gewiſſen Theater an dem gewiſſen „geraden Tage“ hat meine ganze Koketterie-Strategik über den Haufen geworfen und ich denuncire hiemit dieſen Stecher als den einzigen Feind, bei dem etwas Angenehmes herausſchauen würde, wenn ich ihn beſeitigen und ihm den Hals brechen könnte.

Der Leſer ſieht, ich bleibe bei meinem Gegenſtand; in der Bezeichnung „Kokettir-Novelle“ liegt meine Berechtigung ſelbſt mit der Koketterie zu kokettiren und der Leſer weiß, was er dem Vorrecht des Humors zu Gute halten muß.

Ich komme nun zu meiner Dame im Fauteuil zurück. Ich nahm mir vor: ſie muß herabſehen. Es ſei hier eine Art magnetiſches Geheimniß beſprochen, das ſich ſeltſamer Weiſe faſt ſtets bewährt.

Jeder kann jede andere Perſon nöthigen, ihre Blicke auf ihn zu richten, durch ein gewiſſes ſtarres, unverwandtes Anſchauen! Aus Hunderten heraus kann Jemand eine Perſon zwingen, ihre Augen nach ihm zu wenden, wenn er ſie mit den Gedanken und mit unabgewandten Blicken magnetiſirt. Es iſt dies eines jener Räthſel, welche weder vom Magnetismus noch vom Od erklärt worden ſind und doch ſich bewahrheiten.

Ein Blick iſt ein Strahl, er hat irgend etwas Materielles an ſich, er muß berühren wo er hingerichtet iſt, und in dieſem unerklärlichen Stoff-Etwas mag vielleicht die Erklärung des Geheimniſſes liegen.

Die Dame ſah herab und ich ſah deutlich — was? Das kann ich nicht ſagen, es war nichts Sichtbares, nichts zu Bezeichnendes, aber es war etwas, was mir, ohne daß ich ſagen könnte wodurch, die Scene im Badner Theater und den Poste restante-Brief, wie aus dem Boden herausgezaubert, in's Gedächtniß brachte.

Ich ſah wieder hinauf, der Stecher blendete mein Auge, mein Operngucker ſtellte ſeine Arbeit ein. Während des Stückes nahm ich meinen Schirm vor die Augen und lugte durch die Fächerſtäbe unbemerkt und ertappte ſie auf Blicken und auf ein „Mitſichſelbſtlächeln,“ die ich als Beweismittel meiner Vermuthung zu nehmen nicht anſtand.

Nun ging ich an's Verhör. Ich faltete den Theaterzettel als Billet oder als Correſpondenz, legte ihn auf die Logenbrüſtung, ſie las: — „Antwort!“

Nach wenigen Minuten als die Aufmerkſamkeit des Publikums ganz auf die Bühne gerichtet war, ſah ich ihre zwei weißen Handſchuhe wie die Brieftauben und den Theaterzettel gefaltet, wie zufällig ſo auf die Brüſtung gelegt, und ich las: — „Gaukler —!“

Nach einigen Minuten faltete ich den Theaterzettel wieder und er ſagte die Antwort: — „Zum erſten Male!“

Und nach kurzer Zeit ſchrieb der Theaterzettel von der Brüſtung herab, zierlich zuſammengelegt: — „Ein dramatiſcher Scherz!“

Nun nahm ich meinen Bleiſtift, fabrizirte ein dickes Fragezeichen und legte meinen Theaterzettel ſo, daß er die Frage ausſprach: — „Anfang um —?“

Darauf erfolgte im Theater keine Theaterzettel-Antwort mehr.

Hier iſt das Abenteuer für die Leſer zu Ende. Die hiſtoriſche Gewiſſenhaftigkeit gebietet mir nur noch zu berichten, daß jene Dame die Badner „Poſte-Reſtantin“ war, ſich als ſolche dokumentirte, und ſo endete dieſer Kokettir-Feldzug ziemlich unſchuldig.

◆

Inhalt

Seite
Meine Memoiren 1
Meine Memoiren (Neuere Folge.) 57
War Socrates ein Weiſer oder ein Narr? 84
Der Hackelputz 95
Meine Geneſung 102
Der Frühling, auch ein Poſtillon 108
Der Morgen im Berliner Thiergarten 116
Monolog eines J-Tüpfelchens 120
Betrachtungen 122
Das Lied vom Theater 126
Berliner Thiergarten-Melodien am 1. Mai . . . 140
Das neue alte „Solo-Luſtſpiel.“ 145
Lebens- und Todesgefahr 154
Ich laſſ' es bleiben 156
Der gute Freund 158
Gehorſamer Diener, das iſt ein Wiener! 160
Ritter Schlemuſalnik 164
Schattenriß eines Jeſuiten 167
Huldigung den rothen Haaren 169
Zweifel 171
Die Thräne 174
Der Freiheit Wanderlied 175
Gebrochene Roſen, gebrochene Herzen 183
Coeur-Dame 190
Die Beleuchtung des Himmels 198
„Eine brennende Frage, welche nur ein hochverehrtes Publikum zu löſchen im Stande iſt“ 204
Bemerkungen über Menſchen und Thiere nebſt ihrem Winter- und Sommervergnügen 226
Ein Kokettir-Feldzug 242

K. K. Hofbuchdruckerei Friedrich Winiker, Brünn.

Im Verlage von [illegible] in [illegible] ſind erſchienen und
durch jede Buchhandlung zu beziehen:

[illegible] Exemplare abgeſetzt. [illegible] Auflage.

Methode Charles Noël

mit einer Einleitung des Prof. Dr. [illegible] Peſchier.

Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht

für das Studium der franzöſiſchen Sprache, [illegible] die [illegible] und modernen Literatur.

Noëls brieflicher Sprach- und Sprechunterricht, welcher [illegible] Grammatik, Wörterbuch, Converſationshandbuch, Compoſitionen [illegible] umfaßt 2 Curſe, wovon der 1. 12, der [illegible] [illegible] je 2 [illegible] enthält.

[illegible] des 1. Curſus, 3 Bogen ſtark (enthaltend Vorrede, Einleitung, Vorſchule, 1. und 2. Cauſerie) 30 kr. ö. W. oder 60 Pf., jeden der folgenden Briefe à 40 kr. ö. W. oder 80 Pf. Jeder Curſus einzeln [illegible] fl. ö. W. oder 12 Mark, beide Curſe zuſammen 10 fl. ö. W. oder 20 Mark.

Urtheile: Tagespoſt [illegible] W. — Schulfreund von Dr. [illegible] [illegible]. — Breslauer Zeitung. — Kölniſche Zeitung. — Kölner Telegraph. — Prof. Bozatti in Leipzig. — Prof. Challamel in Graz, ꝛc. ꝛc.

Die Methode Noël wird über jede ähnlichen Werke geſtellt. Die ſchönen geiſtreichen Cauſerien bieten anregende Ueberraſchungen und halten jeden faden Ballaſt fern, der gewöhnlich andere Werke, die denſelben Zweck verfolgen wollen, füllt. Möchten ſich doch jene, die ſich durch Selbſtſtudium die franzöſiſche Sprache aneignen wollen, nicht durch marktſchreieriſche Anzeigen anderer Ausgaben täuſchen laſſen! Noël und Peſchier gehören bekanntlich zu den erſten Philologen des Jahrhunderts und konnten demnach nur Ausgezeichnetes liefern.

Iſidor Täuber's

Der neue [illegible]

Vollſtändige Anleitung, die franzöſiſche Sprache auf eine leichte Art ohne Hilfe eines Lehrers zu erlernen.

Nach den beſten Sprachlehren mit durchgehends erklärter Ausſprache [illegible] und durch viele Ueberſetzungs- und Leſe-Uebungen anſchaulich gemacht.

Fünfte, weſentlich umgearbeitete und vielfältig vermehrte Auflage.

Eleg. cart. 1 fl. 60 kr. ö. W. oder 3 Mark.

Neueſtes franzöſiſch-deutſches und deutſch-franzöſiſches

Taſchen-Wörterbuch.

[illegible] Seiten ſtark. Broſchirt 1 fl. ö. W. oder 2 Mark. In Leinwand gebunden 1 fl. 40 kr. ö. W. oder 2 Mark 80 Pf.

Neueſtes italieniſch-deutſches und deutſch-italieniſches

Taſchen-Wörterbuch.

[illegible] Seiten ſtark. Broſchirt 1 fl. 20 kr. ö. W. oder 2 Mark 40 Pf. In Leinwand gebunden 1 fl. 60 kr. ö. W. oder 3 Mark 20 Pf.

Die beiden Wörterbücher zeichnen ſich durch außerordentliche Billigkeit, elegante Ausſtattung, ſcharfen Druck, ſowie anerkannte Vollſtändigkeit und Correctheit aus und verdienen daher den Vorzug vor allen anderen Wörterbüchern.

[illegible] von Fr. [illegible] in [illegible] ſind [illegible]
[illegible] Buchhandlung des In- und Auslandes zu be[illegible]

[illegible] von Pique-As

und die

[illegible] grünen [illegible].

Roman von [illegible].

[illegible] geheftet 1 fl. ö. W. od. 2 Mk.

[illegible] und Mottenburg.

[illegible] Rothbuch von † † †

[illegible] geheftet 60 kr. ö. W. od. 1 Mk.

Die

[illegible]niſſe Rom's

[illegible] XIX. Jahrhundert.

[illegible]geſchichtlicher Roman von [illegible].

[illegible] Velinpapier Lex. 8° ge[illegible] über 100 kleinen und [illegible] feinen Holzſchnitten geziert. [illegible] fl. 75 kr. od. 5 Mk. 50 Pf. [illegible] prachtvoll in engl. Leinwand [illegible] fl. 75 kr. od. 7 Mk. 50 Pf. [illegible] in 18 Heften à 25 kr. oder 50 Pf. zu beziehen.

Lebensbilder.

[illegible] von Hermann Debenroth.
[illegible] 30 kr. ö. W. od. 60 Pf.

[illegible] Arzt auf Java.

Roman von Alex. Dumas.
[illegible] geheftet 1 fl. ö. W. oder 2 Mk.

[illegible] Sündenbuch.

[illegible] von Th. Hemſen.

Die

Geheimniſſe des [illegible]

und anderer geheimen [illegible]
ſchaften Spanien[illegible]

Von M. V. [illegible]

Mit 144 kleineren und 24 [illegible] Holzſchnitten auf feinem Lex. 8° [illegible]druckt. Geheftet 2 fl. 50 kr. ö. W. [illegible] 5 Mk.

Daſſelbe prachtvoll in engl. Leinwand gebunden 3 fl. 50 kr. oder 7 [illegible]

Daſſelbe Volks-Ausgabe mit [illegible] Holzſchnitten.
Geheftet 1 fl. 50 kr. oder [illegible]

Die

Klöſter der Chriſten[illegible]

Hiſtoriſch-romantiſche Schilderung[illegible]
des Lebens und Treibens [illegible]
Mönchs- und Nonnenklöſter[illegible]

Dieſes Werk, welches zu den [illegible]tion Erregendſten in dieſer Art [illegible]zählt werden darf, iſt auf feine[illegible] Velinpapier, Lex. 8°, gedruckt [illegible] durch zahlreiche feine Holzſchnitt[illegible] verziert.

Preis geh. 3 fl. oder 6 Mk.

Das Meterma[illegible]

in der Volksſchule und in der Pra[illegible]
des öffentlichen Verkehrs.

Mit einem großen Tabl[illegible]
enthaltend die bildliche Darſtell[illegible]
aller im öffentlichen Verkehr vork[illegible]
menden Maße und Gewichte.

Von Fr. [illegible].

Zweite gänzlich umgearbeitete [illegible]
Preis 30 kr. [illegible]

M. G. Saphir's Schriften.

* * *

Geſammt-Ausgabe

in 26 Bänden.

M. G. Saphir's Schriften.

Geſammt-Ausgabe.

Stereotyp-Auflage.

Vierundzwanzigster Band.
(Der ausgewählten Schriften III. Serie 8. Band.)

Brünn, Wien und Leipzig.
Verlag von Fr. Karafiat.

Echo, Schatten, Spiegel, Affe und Schriftſteller.

Der Menſch, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, wird von fünf Dingen nachgeahmt, aufgefaßt und wiedergegeben: vom Echo, vom Schatten, vom Spiegel, vom Affen und vom — Schriftſteller!

Das Echo zeigt dem Menſchen, wie die Frauenzimmer ſind, man mag reden oder ſchreien, ſo viel man will, das letzte Wort haben ſie; der Schatten zeigt, wie die Freunde ſind; wenn unſere Sonne ſcheint, ſind ſie immer vor, um und neben uns, wenn unſere Sonne ſinkt, machen ſie lange Beine und verſchwinden endlich; der Spiegel zeigt, wie die Menſchen überhaupt ſind, ſie ſpiegeln ſich nur da gerne, wo was herausſchaut; die Affen zeigen uns, daß Menſchen ohne Verſtand und Sprache Affen darſtellen, und die Schriftſteller wollen uns Affen mit Verſtand und Sprache als Menſchen darſtellen!

Mit dem Menſchen iſt's oft wie mit dem Echo;

an flache Menſchen und an flache Gegenden ſoll man kein' Wort verlieren, man findet kein Echo bei ihnen!

Die Echo war eine Tochter der Erde und iſt von Juno in einen Berg verwandelt worden, der die letzten Worte wiederhallt, weil ſie ſchwatzhaftig war. Wenn jetzt alle Erdentöchter, welche ſchwatzen, in einen Berg verwandelt würden, wir würden in jedem Salon eine kleine Schweiz haben!

Nach andern Mythologen hatte ſich die Echo aus unglücklicher Liebe ſo gegrämt, daß nichts von ihr übrig geblieben iſt, als die Stimme. Es wäre ſehr gut, wenn wir bei unſern Opern lauter Echo's engagiren könnten, bei denen, wenn ſie unglücklich lieben, doch die Stimme übrig bleibt! —

Es iſt ein zufälliges Glück, daß die Echo ein liebendes Mädchen war und alſo dieſelben Worte wiederholte, die ihr der Geliebte zurief. Wenn die Echo eine Ehefrau geweſen wäre, ſo hätten wir jetzt ein ganz conträres Echo; und auf die Frage z. B.: „Biſt nun gut, ja?“ würde das Echo ſein: „Nein, juſt nicht!“

Unſere jetzigen Schriftſtellerinnen ſcheinen lauter Echo's geweſen zu ſein, ſie haben die Muſen ſo lange geliebt, bis im buchſtäblichen Sinne des Wortes nichts von ihnen übrig geblieben iſt, als eine Stimme, die alles wiederholt, was ſie gehört hat!

Nach dem Echo, m. ſ. H. u. H., iſt es der

Schatten, der den Menſchen wiedergibt, und die liebe Sonne, die jetzt zur Photographie-Händlerin geworden, war ſchon viel früher eine Silhouetten-Künſtlerin.

Es iſt traurig, m. f. H. u. H., daß nur der Schatten des Menſchen das treueſte Bild von ihm liefert! In unſern Geſellſchaften werden lauter Schattenriſſe gemacht, die Schatten der Abweſenden werden heruntergeriſſen. Es iſt charakteriſtiſch, daß auch dieſe Schattenriſſe nur im Profil gemacht werden, man ſieht ſeinem Gegenſtand nie gerade in's Angeſicht, ſondern wirft nur Seitenblicke auf ihn, die Männer machen dieſe Schattenriſſe aus freier Hand, die Frauen mit dem Storchenſchnabel!

Das iſt die Haupt-Beſchäftigung in vielen Geſellſchaften: Porträtiren, aber der Gegenſtand braucht nicht zu ſitzen, im Gegentheil, je entfernter die Perſon iſt, deſto ähnlicher malt man ſie, ja man hat dieſe Converſations-Malerei ſo weit gebracht, daß man ſeine Leute nicht en profil auch nicht en face nimmt, ſondern hinterm Rücken ſchneidet man die beſten Geſichter. Zu dieſer Malerei gibt's in der Geſellſchaft jetzt bewunderungswerthe Pinſel!

In vielen Geſellſchaften ſpielt das Schneiden eine große Rolle! Die hungrigen Gäſte ſehen oft mit wahrem Schmerz, daß man nichts aufſchneidet, als ſich ſelbſt; nach dieſem Aufſchneiden ſchneidet man die abgemalten Schattenriſſe, dann ſchneidet man ab, die guten Namen. Die Leute ſind aber vorſichtig, da ſie wiſſen, daß man in Geſellſchaft den guten Namen abſchneidet, ſo bringen ſie aus Vorſicht gar keinen mit!

Auch die Schriftſteller gehen jetzt mit ihrem Namen ſehr vorſichtig um, ſie ſetzen ihn bei ihren Aufſätzen nicht mehr hinten, ſondern vorne.

Sie machen es mit ihren Namen, wie vorſichtige Reiſende mit ihrem Felleiſen; da die Straße nicht ſicher iſt vor Recenſenten, welche den guten Namen abſchneiden, ſo ſchnallen ſie ihn nicht hinten auf, ſondern vorne auf den Kutſchbock.

Die modernen Schriftſteller malen meiſt mit ſtarken Schatten, in ſchwarzer Kreide, allein ſie machen's wie die Wirthe, ſie tragen ſtark auf, und malen mit doppelter Kreide. Die Frauen entwerfen ſtatt eines Porträts einen Steckbrief.

Die Menſchen malen die Menſchen in Oel, aber in ſiedendem Oel!

Der Verſtand malt den Menſchen zum Sprechen ähnlich, die Liebe zum Küſſen ähnlich und der Haß zum Verwünſchen ähnlich, Der Geiſt malt unpartheiiſch, die Liebe ſchmeichelt, und der Haß karrikirt. Bei den Porträten, welche die Liebe ausſtellt, ſtellt jeder Menſch was aus, Wenige geben die Aehnlichkeit zu; bei den Porträten, die der Haß ausſtellt, ſchreit die ganze Welt: „frappant ähnlich!“ überhaupt wenn der Menſch auf Haß, auf ſchlechte Schilderung, auf Verläumdung eingeladen wird, da macht er keine Umſtände und ſpeiſ't gleich mit; aber wenn man ihn auf Liebe einladet, auf eine Schüſſel Gutes, welches man auf Jemand angerichtet hat, da läßt er ſich lang nöthigen, und kann keinen Biſſen herunterwürgen. Die üble Nachrede iſt wie eine Cigarre, die ganze Welt bietet ſie Einem an, Jeder nimmt ſie auch an, allein Jeder hat dazu ſein eigenes — Mundſtück!

Wenn man von einem Menſchen etwas Schlechtes erzählt, ſo findet man lauter Gläubige, erzählt man aber was Gutes, ſo findet man lauter Kriminalrichter, man muß Zeugen ſtellen, und Alles geſchrieben bringen. Jedoch ſind die Menſchen noch ſchlimmer, als die Kriminalrichter; dieſe, wenn einmal Jemand zum Tod verurtheilt iſt, laſſen ihn in Ruhe, die Menſchen aber reden nicht eher Gutes von Jemand, als bis er ganz durch und durch geſtorben iſt!

Es ſollte nicht nur eine Lebensverſicherungs-Anſtalt geben, ſondern auch eine „Todes-Verſicherungs-Anſtalt,“ in welcher man ſich für eine gewiſſe Summe, die man den Armen gibt, für todt erklären laſſen könnte, damit man Gutes von Einem rede! So ein verſicherter Todter könnte ruhig leben, er müßte nur ſtets ſeinen Schein bei ſich haben, daß er ein Todter iſt Durch eine ſolche „Todten-Anſtalt“ würde ſehr viel gewonnen werden; je ſchlechter ein Menſch iſt, deſto mehr müßte er bezahlen um ein Todter zu ſein!

Für die Schriftſteller beſonders aber, m. f. H. u. H., iſt der Tod ein wahres Freudenleben. Viele Menſchen wiſſen nicht, daß ein Schriftſteller lebt, bis ſie es durch ſeinen Tod erfahren. Viele wiſſen nicht, was ſie an einem Schriftſteller für einen Schatz haben, bis ſie hören, daß der Schatz vergraben iſt; ſie lieben oft die Schriftſteller wie den Käſe nur dann, wenn ſie Würmer haben!

Leider iſt es bei Schriftſtellern nicht wie bei andern Menſchen, ihre Werke folgen ihnen leider nicht nach, und die geſtorbenen Dichter haben ihre Schatten in der Unterwelt und in der Oberwelt! — —

Der dritte Nachahmer des Menſchen, m. f. H. u. H., iſt der Spiegel! An dem Spiegel erkennen wir, daß nur die geſchliffene und polirte Oberflächlichkeit dem Menſchen ſtets und zu jeder Zeit den Geſichtspunkt auffaßt und erwiedert, der ihm mitgetheilt wird.

Der Spiegel iſt das Gewiſſen der Frauenzimmer, ſie unternehmen nichts, ohne dies ihr Gewiſſen zu Rathe zu ziehen. In der Jugend ſind ſie ſehr gewiſſenhaft. In der Jugend haben ſie Gewiſſensfreiheit, in welches Gewiſſen ſie auch hineinſchauen, in Handgewiſſen und Wandgewiſſen, ihr Gewiſſen beunruhigt ſie nicht; zu 40 Jahren fängt dies

Gewiſſen an, ihnen Vorwürfe zu machen, zu 50 Jahren bekommen ſie Gewiſſensſkrupel, zu 60 ſtellen ſich Gewiſſensbiſſe ein, und nachher ſehen ſie gar nicht mehr in's Gewiſſen hinein!

Der Spiegel iſt die erſte Inſtanz der Eitelkeit. Der Spiegel iſt und urtheilt gerecht, allein man appellirt gegen ein gerechtes Urtheil eben ſo gut, als gegen ein ungerechtes; wenn die Frauen den Urtheilſpruch des Spiegels ungerecht finden, ſo appelliren ſie an einen reinen, unbefangenen, höheren Spiegel, an das Auge. Das Auge iſt die letzte Inſtanz, der Caſſations- oder Beſtätigungshof aller andern Urtheile.

Die menſchlichen Augen allein ſind gerecht und unbeſtechlich, und warum? Weil ſie nicht in Häuſern und Paläſten wohnen, ſondern in — Höhlen, und weil jeder Verſuch, ſich durch etwas Strahlendes den Weg dahin zu bahnen, vier Mal bricht, deshalb hat der Himmel dem Auge auch die allerwohlthätigſten Anſtalten anvertraut — die Pupillen!

Man ſagt zwar, die Gerechtigkeit iſt blind, ſie iſt aber nur in ſo ferne blind, wie ein blinder Spiegel, es ſchaut nichts heraus!

Wenn man Ihnen, m. f. H. u. H., ein Piſtol auf die Bruſt ſetzen möchte und fragte: „Was iſt Dir lieber, wähle, ein Arzt oder ein Advocat?“ welche Antwort würden Sie geben? G'rade dieſelbe, als wenn Ihnen Jemand ein Piſtol auf die Bruſt ſetzte und ſagte: „La boarse ou la vie!“

Wir haben Zeitſpiegel, Hohlſpiegel, Waſſerſpiegel und — Schwabenſpiegel u. ſ. w.

Der Zeitſpiegel unſerer Zeit iſt ein Hohlſpiegel, er zeigt uns Alles vergrößert, verzerrt, auf den Kopf geſtellt!

Die Zeit iſt ein Spiegel, und die Uhren, welche die Zeit anzeigen, Spiegel des Spiegels!

Ein jeder Menſch iſt eine Uhr, eine Zeituhr, mit einem Siebzigjahr-Zifferblatt! Um jedes Menſchenantlitz läuft der Secundenzeiger des Schmerzes ſchnell und oft herum, und der Stunden- und Jahrzeiger der Freude nur langſam und bedächtig, und der Umlauf dieſer Zeiger iſt auf dem Angeſichte wie auf einem Zifferblatte durch kleine Strichelchen angezeigt!

Die Männer ſind die Thurmuhren, ſie zeigen aber blos Sturm, Ungewitter, Feuer u. ſ. w. an, die Frauen hingegen ſind die Blumenuhren, ſie zeigen durch Oeffnen und Zuſchließen ihres Herzenskelches die Stunde des heitern Lichtes und die Minute der trüben Dämmerung an. Es ſind Sonnen-Uhren, die das Haupt nach dem Lichte wenden, Flöten- und Muſik-Uhren, das reine Glockenſpiel ihres Gemüthes ertönt mild und wehmüthig, wenn die Hand des Schickſals daran drückt!

Viele unſerer jetzigen Mädchen ſind Tanzſaal-Uhren, ihr ganzer Mechanismus beruht auf — Walzen, es ſind Walzenuhren! Jetzt iſt's mit den Mädchen **furios**! Sie werden 18 Jahr lang aufgezogen und gehen doch nicht!

Die Schriftſteller ſollen die Taſchenuhren der Zeit ſein! Allein ſie ſehen an ihren Taſchen, daß ihre Zeit noch nicht geſchlagen hat!

Es gibt gewiſſe Schriftſteller und Maximen, die wie die Sanduhren ſind, wenn man ſie umkehrt, zeigen ſie wieder dieſelbe Zeit an.

Mit nichts geht der Menſch leichtfertiger um, als mit der Zeit! Er träumt über verlorene Freunde, aber nicht über verlorene Stunden, und doch hat er Hoffnung, die verlorenen Freunde einſt wieder zu finden, die verlorenen Stunden aber ſtehen von den Todten nicht auf, man ſieht ſie niemals wieder!

Jede Stunde hat zwei Flügel, von welchen uns der eine aufwärts in den Himmel, der andere abwärts in den Orcus tragen kann! Jede Nacht iſt eine Grablegung, jeder Schlaf eine Kreuzesabnahme, jeder Morgen eine Himmelfahrt und jede Minute Zeit iſt ein zurückgelegter Pilgergang in die Stadt Gottes!

Jede Minute Zeit ſchaut uns reizend aus der Spiegelwelle des Lebens an und taucht auf ewig unter! Ja, m. f. H. u. H., auch das Waſſer hat einen Spiegel, der Himmel aber gibt einen Beweis von Demuth und ſpiegelt ſich eben ſo gern in dem kleinen Schauſpiegelchen als im großen Coloſſalſpiegel des Weltmeeres ab! Am liebſten aber ſpiegelt ſich der Himmel im Waſſerſpiegel der menſchlichen Thräne!

Man ſagt, der Vorzug des Menſchen vor dem Thiere beſteht im Denken und Reden, nein, ſein göttlichſter Vorzug beſteht im Weinen! Der Affe denkt nicht, ſpricht nicht — weint nicht!

Wir kommen nun zu dem vierten Nachahmer des Menſchen — zum Affen.

Man könnte bei Affen die Incunabeln der Menſchen nennen; wir ſehen an dem Affen, wie wir vielleicht in der ganz erſten Ausgabe ausgeſehen haben! Wer weiß, in wie viel verbeſſerten Ausgaben der Affe herauskam, bis er als Menſch in Groß-Folio erſchien, und wie viele Druckfehler ſind noch im Menſchen, welche an die erſte Ausgabe erinnern!

Gewiß gilt unter den Beſtien der Affe als ein Apoll! Und ſo gibt's auch im Menſchenleben keinen Affen, der nicht für irgend Jemand ein Adonis wäre!

Ich habe ſchon oft darüber nachgedacht, ob der erſte Menſch auf ſeinen Hausfreund, den Affen, nicht eiferſüchtig war. Man denke ſich ganz in die Situation hinein: in der ganzen Schöpfung Niemand als die Frau mit ihrem Ehemann, und der Affe wird gefährlich erſcheinen! Buffon hat ein Kennzeichen angegeben, worin ſich der Bau des Affen von dem des

Menſchen unterſcheidet; der Affe, nämlich, ſagt er, hat keine Waden!

Seit Buffon iſt dieſes Unterſcheidungszeichen abgekommen; wir haben uns den Affen bedeutend genähert! — Man ſagt, ein Affe iſt ein halber Menſch, ſo wären zwei Affen ein ganzer Menſch!

Ein Glück iſt es, daß es unter den Affen keine Schriftſteller gibt, die Affen haben vier Arme, die hätten was zuſammengeſchrieben! Die Affen ſcheinen von Natur zur jetzigen Schriftſtellerei geboren, denn ſie ſpringen von einem Zweig zum andern und leben größtentheils von — Blättern.

Da ſind wir nun endlich, m. f. H. u. H, bei den fünften Weſen, welche die Menſchen auffaſſen und wiedergeben, bei den — Schriftſtellern!

Der wahre Dichter, ſagt man, muß geboren werden; ja wohl! Bei dem jetzigen Zuſtand unſerer Dichter, muß man ſagen: die wahren Dichter müſſen noch geboren werden!

Die Natur iſt das Buch der Dichter; ja wohl, für die deutſchen Dichter iſt es ein deutſches Buch mit lateiniſchen Lettern! Poeſie iſt eine Blume in der Natur, die keine Zeit zerſtört, kein Sturm ſtreift von dieſer Blume ein Blatt ab, keine Nacht ſenkt ihren Kelch, und kein ſengender Strahl zieht ihr die Farben aus!

Die ſchrifſtelleriſchen Frauenzimmer haben das Privilegium, ſich mit fremden Federn ſchmücken zu dürfen! Die Natur hat den Frauen zwei Winke gegeben, daß ſie nicht ſchreiben ſollen: Erſtens kann ein Frauenzimmer eben ſo wenig lernen, eine gute Feder ſchneiden, als ein Mann einen Strumpf gut um die Ferſe ſtricken! Zweitens:

Als von ſeinem Strahlenthrone
Seinem armen Erdenſohne
Gott das Weib zur Seite gab,
Daß es aus dem Garten Eden
Mit ſich nehme Blumenfäden,
Ihn zu leiten bis an's Grab,
Gab er ihr den reichſten Segen
Mit auf ihren Erdenwegen,
Stattet ſie mit Gaben aus,
Das ſie ſei des Lebens Blume,
Gnadenbild im Heiligthume,
Engel in dem Erdenhaus;
Und den Frauen er verlieh:
Körper-Symmetrie,
Seelenharmonie,
Herzensſympathie,
Stimmenmelodie,
Lebenspoeſie,
Jede Art Magie,
Nur nicht — Ortographie!

Die Schreibfedern unſerer Schriftſtellerinnen bringen die Natur ihrer Mütter mit in die Schriftſtellerei: die Gänſe nämlich, gerade wenn ſie ſich erheben wollen, ſchnattern ſie am meiſten!

Es geht den Schriftſtellerinnen mit dem Faden ihres Gegenſtandes, wie es dem Eulenſpiegel erging, ſie vergeſſen, am Ende einen Knopf zu machen. Wenn man den Faden eines ſolchen Frauenbuches aufnimmt, iſt's gerade, als wenn man einen Faden aufnimmt von einem Knäuel, der am Boden liegt, man wickelt und wickelt, und der Knäuel rollt am Boden immer weiter von uns fort.

Keine Schriftſtellerin der Welt kann einen Mann charakteriſtiſch feſt ſchildern. Es iſt ein Unglück: im erſten Band verlieben ſie ſich in den Mann, den ſie ſchildern, da iſt's ein Engel, und ſie beſchäftigen ſich ſtets mit ihm. Im zweiten heiraten ſie ihn und verlieren alle Luſt an ihm, und im dritten Bande ſind ſie ſchon ganz von ihm geſchieden.

Zu was die Frauen ſchriftſtelleriſch am meiſten Beruf haben, iſt: zu Biographen. In den meiſten Frauenzimmern ſteckt eine Lebensgeſchichte ihrer Nachbarinnen, und jede Frau iſt ein Plutarch für ihr Stadtviertel.

Es iſt erſtaunlich, von wie **Wenigem ein** Schriftſteller ſein Leben friſtet, zur Hälfte lebt er von dem Geiſt ſeiner Schriften, und zur Hälfte vom Geſchmack des großen Publikums!

Gewiſſe Schriftſteller ſind wie Kameele, ſie erhalten ſich in der Wüſte des Lebens durch den Waſſerbehälter, den ſie in ſich führen. Die Menſchen vergönnen den Schriftſtellern Alles, was ſie nicht ſelbſt genießen können oder wollen: Beſcheidenheit, Lorbeern, Nachwelt und ungemeine Magerkeit! Sie halten die Schriftſteller für Oedenburger Früchte, von denen die gedörrten die beſten ſind! Ein fetter Gaul, ein fetter Dichter und ein fetter Liebhaber ziehen ſelten ſtark. —

Geld darf ein Genie durchaus nicht haben. Denn was iſt ein Genie? Jemand, der neue Bahnen ſchafft, und bei den neuen Bahnen hat noch jeder das Geld verloren! Die Genies thun meiſt auch Recht daran, daß ſie kein Geld beſitzen, denn Geld repräſentirt die äußern Güter, die Genies aber haben oft Urſache zu wünſchen, daß ihre äußern Güter nicht repräſentirt werden!

Gewiß, m. f. H. u. H., ſteckt in jedem Schriftſteller eine ganze Sammlung von verſchiedenen Anſtalten.

Zuerſt ſteckt in ihm eine „Sparcaſſe,“ d. h. er erſpart eine Caſſe! Die Staatscaſſe und die Caſſe des Genies ſind ideale Begriffe.

Ferner ſteckt in ihm eine „Lebensverſicherungs-Anſtalt,“ d. h. er muß Anſtalt machen, ſein Leben zu verſichern, ſonſt ſtirbt er Hungers!

Ferner ſteckt in dem Schriftſteller eine „Hagelſchaden-Verſicherungs-Anſtalt,“ er muß ſich ſelbſt verſichern, daß ihm der Janhagel keinen Schaden thun kann!

Ferner ſteckt in ihm eine „Kinderbewahr-Anſtalt,“ er muß nämlich ſeine eigenen geiſtigen Kinder groß ziehen. Man weiß, was für ungezogene

Rangen das oft ſind! Die Geiſteskindlein unſerer Schriftſteller ſind ſonderbar beſchaffen, je älter ſie werden, je weniger gehen ſie! Das macht, daß ſie beim Waſſer aufgezogen ſind! Es geht manchen Büchern, wie manchen Kindern, man hat ihnen nichts vorzuwerfen, als — ihren Vater! Ein Autor hat eine wahre Affenliebe zu ſeinen Kindlein. Es geht mit Büchern, wie mit Kindern; man ſagt oft, das Buch ſieht ſeinem Autor nicht ähnlich! Es ſieht ihm ſchon ähnlich, wenn wir den eigentlichen Autor nur wüßten! Von einem Buche und von einem Kinde verlangt man vor Allem „Mutterwitz.“ — Warum ſagt man von den Kindern, ſie haben „Mutterwitz,“ und nicht „Vaterwitz?“ — Weil, wenn der Mann witzig iſt, er erſt durch ſeine Frau gewitzigt wurde.

Die deutſche Dichterzunft hat jetzt eine neue Fabrikation in Schwung gebracht: Improviſation!

Poeſie iſt Schaum! Ja, Champagner-Schaum, Meerſchaum, von dem Schlag der bewegten Herzenswellen an dem blühenden Ufer der Zeit hervorgebracht!

Improviſation aber iſt Bierſchaum, man muß ihn wegblaſen! Improviſation, dieſes Naturſchnitzel à la minute, iſt blühende Schwindſucht! Es hat noch etwas gefehlt, um die Dichtkunſt zu erniedrigen, und das iſt die Improviſation! Ich bin überzeugt, wenn die Henne öffentlich Eier legte, die Leute würden ſagen: „Was iſt das für eine Kunſt, wenn wir ſo gackern wollten, können wir auch Eier legen!“ Die Poeſie iſt eine ſchamhafte, keuſche, heilige Perſon, ſie beſpricht ſich nur geheim und im Stillen mit uns! Das allerbeſte Gedicht, das je improviſirt worden iſt, iſt ſchlecht gegen das ſchlechteſte Gedicht, das je gedruckt worden iſt. Improviſiren heißt: das himmliſche Reich der Götter in einem chineſiſchen Hölzelſpiel zur Schau ſtellen!

Aber, m. f. H. u. H., unſeren Schriftſtellern öffnet ſich jetzt ein wirkliches himmliſches Reich für ihre Dichtungen: China! Ich bin überzeugt, wir werden bald in unſern „vaterländiſchen Muſen-Almanachen“ lauter chineſiſche Novellen leſen: Die arabiſchen, perſiſchen und ſonſtigen orientaliſchen Scheik-, Gazellen- und Kameel-Poeſien werden, Gottlob, ein Bischen in den Hintergrund treten, und anſtatt der zebraartigen Ghaſelen werden wir neue Formen bekommen: Mandarin-Gedichte von geblümtem Atlas mit Pfauenfedern und Glöcklein beſetzt!

Denken Sie ſich, die Chineſen haben 18,000.000 Bände Literatur! Bis die Alle ausgeſtohlen, geplündert, überſetzt werden! Was ſagen unſere Chineſer dazu?

Für die Lyrik wird es einige Schwierigkeiten geben, beſonders mit den Namen. Im Deutſchen reimen ſich die Frauennamen ſo ſchön; auf Adelaide: Brate, koche, ſiede; auf Nanette: Bette! auf Suſanne:

Tanne; auf Erneſtine: holde Miene; auf Kathrein: ſtell' die Geigen ein u. ſ. w.

Aber mit den chineſiſchen Namen wird die deutſche Poeſie einen harten Kampf haben! z. B. die Geliebte heißt:

„Tien-li-king-stang-tschang-tseng-hoa!“

Wie beſingt man einen ſolchen Namen? Aber die Dichter werden ſich ſchon helfen, ſie werden ſingen:

„Die Nerven beben und die Glieder zittern,
Wenn ich Dich ſeh' wo Zibethkatzen gehen um!
Wie Du kau'rſt hinter Opiumſtaudengittern,
Im Schatten liegſt vom rothen Capſicum!
Und trunken fühl' ich's vor den Augen flittern,
Als ging ein Keſſel Thee im Kopf herum,
Dein Anblick macht mich trunken, wie einſt Noa,
O ma chère Tien-li-king-tschang-steng-hoa!“

Vielleicht ſehen wir auch bald eine chineſiſche Schauſpielertruppe hier, deren Vorſtellungen gewiß ſehr beſucht würden, damit man glaube, wir ſprechen Alle perfekt chineſiſch! Vielleicht kömmt auch einmal ein chineſiſcher Humoriſt! In China wächſt der Humor wild, man nennt ihn dort Bambusrohr! Er erreicht dort eine Höhe von 60 Fuß, ſo hoch erhebt ſich hier der Humor nicht!

Vielleicht hören Sie, m. ſ. H. u. H., bald eine chineſiſche Vorleſung!

Eine humoriſtiſche Vorleſung, m. ſ. H. u. H., muß in einer Beziehung gewiſſermaßen etwas Chineſiſches an ſich haben. Es bekommt dabei nämlich ſo Mancher ſeinen Thee! Allein es iſt nicht bös gemeint und iſt geſund, überdies, m. f. H. u. H., ſehen Sie, die Theeblätter gehen zu Ende, mein letztes Blatt iſt gewiß Ihr Herzblatt!

* * *

Der Zugvogel.

(Auszug.)

I.

Sie müſſen eine Badereiſe machen, ſagt mein Doctor.

„Sie müſſen zu Hauſe bleiben,“ ſagt mein Geldbeutel.

Ein Doctor kann ſich irren, ein Geldbeutel nie!

Ich hielt Conſilium: ich fragte mehrere Doctoren, ſie ſtimmten überein: „Sie müſſen eine Badereiſe machen!“

Ich fragte mehrere Geldbeutel, ſie ſtimmten überein: „Sie müſſen zu Hauſe bleiben!“

Ich ſchwankte zwiſchen den Doctoren, die da ſagen: „Das Leben iſt doch ſchön,“ und zwiſchen den leeren Geldbeuteln, die da ſagen: „Das Leben iſt der Güter höchſtes nicht!“

Aber jeder Menſch will doch leben, wenn's auch nicht der Güter höchſtes iſt.

In dieſer Klemme erſchien mir Bertram aus „Robert der Teufel“ und flüſterte mir ins Ohr:

„Das Geld iſt nur Chimäre!“

Ja, „das Geld iſt nur Chimäre, das wahre Glück auf Erden iſt nur das Vergnügen allein!"

Und gibt es ein größeres Vergnügen als das: wenn der Geldbeutel ſagt: „Bleib' zu Haus!" und man zur Strafe zum Geldbeutel wieder ſagt: „Bleib' du zu Haus!" und man ohne Geld und ohne Geldbeutel hinauswandert in die liebe, ſchöne grüne Welt, das iſt „das Vergnügen allein ohne „Geldbeutel" auf den man beſtändig Acht geben muß!

Reiſen! Reiſen! Reiſen iſt Leben! Beſonders die Hämorrhoidarier müſſen reiſen, reiſen, ſich ſehen laſſen! Kein Hämorrhoidarius im Vaterland!"

Ich glaube nicht, daß meiner „Leber" wirklich etwas anderes fehlt um vollkommen geſund zu ſein, als das — was zu jeder Leber gehört, um vollkommen zu ſein: Trüffel! — Trüffel ſind aber hart zu verdauen, auf „Trüffel" muß man Bewegung machen, folglich reiſe ich um Trüffel eſſen zu können, wodurch meine Leber gut wird!

Ich ſoll meinen ſchlechten Magen durch den Rohitſcher Sauerbrunn ſtärken.

Verkehrte Welt! Der Magen ſoll den Menſchen ſtärken, und nun muß der Menſch den Magen ſtärken! Aber mein Magen war nie ein extravaganter Menſch: Ich hätte mit meinem Magen ruhig vor allen Mitgliedern des Anti-Thierquäler-Vereins vorübergehen können, ich hab' ihn nie überladen! Aber der Magen des Menſchen gehört zum „ſchwachen Geſchlecht," er wird ſchwach, ohne daß ein vernünftiger Grund dazu da iſt!

Jedes Frauenzimmer und jeder Magen haben Momente, wo ſie ſtark ſchwach werden!

Dann ſagen die Aerzte zu Frauenzimmer und Magen: „Sie müſſen in einen Badeort!" Jeder Badeort iſt für „Schwachheiten" angezeigt!

Alſo ich führe meinen ſchwachen Magen zum Brunnen! Der Leſer wird alſo leider in meinen Briefen nicht viel von dem zu leſen bekommen, was ich und wie viel ich eſſe! Dafür aber viel Waſſer! Waſſer! Waſſer!

II.

Ein Abenteuer! Ein Abenteuer! Avis rara auf der Eiſenbahn! Ein Abenteuer, ein ganz kleines, aber doch eines!

Die Abenteuer gehören jetzt zu den ausgegangenen Illuſionen! Mit den Eilwägen und Poſtkutſchen ſind die Reiſeabenteuer in die Remiſe geſchoben worden! Es gibt keine kurzen und ſchnellen Abenteuer!

Zu einem Abenteuer gehören unbedingt vier Einkehrwirthshäuſer, zwei Nachtquartiere, eine umgeworfene Kutſche und drei gebrochene Räder! Das gibts nicht mehr!

Zu einem Reiſeabenteuer gehören die alten gothiſchen Geſellſchafts-Menſchen, die alten ſocialen Geſtalten-Schnörkel und geſchnitzten Fachfiguren, ein dicker Amtmannn, ein fluchender Capitän, –

ein näſelnder Jude, ein fahrender Schüler, ein vacirender Comödiant, eine Paſtorstochter, eine alte ſchlafnickende Gouvernante und andere ähnliche Schachtel-Menſchen aus der Figurenſchachtel der zweibeinigen federloſen Welt, die den Reiſebeſchreibern den Stoff und die Abwechslung boten.

Das hat Alles aufgehört! Die Poſtkutſche hat jene verſchiedenen Geſtalten abenteuerlichſt in einem Raum ganz nahe aneinander gerückt. Dieſe Menſchen-Moſaik wurde abenteuerlich, romantiſch! Der Poet, der Reiſebeſchreiber ex offo konnte aus dieſer Farbenſchachtel ein Abenteuer erfinden, coloriren, ausmalen!

Aber auf der Eiſenbahn verhindert die Claſſification alle Romantik! Die Menſchen werden da wie die „Sorten“ in drei Claſſen getheilt, „erſte Claſſe,“ zweite Claſſe,“ dritte Claſſe,“ wo die Sorten ſo abgepfercht ſind, wo ſich nur zuſammenfindet, was die Convenienz zuſammengefügt hat, wo nicht Nothwendigkeit und Zufall die Reiſenden durcheinander würfeln wie der Sturm die Ladung eines Schiff-Verdecks; da kann kein Abenteuer geboren werden!

Ach, das waren ſchöne Zeiten! Sophie! Sophie!

Ich rede von jener Sophie, die von „Memel durch Sachſen“ gereiſt iſt und 10 dicke Bände darüber geſchrieben hat! Zehn Bände, in welchen, wenn man die Papierbogen aneinander reihte, ganz Sachſen eingewickelt werden könnte!

Und der gute Thümmel, der liebenswürdige Humoriſt, der iſt von ſeinem Humorfeind, von den Hämorrhoiden, durch eine Reiſe von wenigen Meilen geheilt worden und hat, glaube ich, 7—8 Bände darüber geſchrieben!

Und Yorik, der „empfindſame Reiſen" machte und über die Tabaksdoſe des Onkel Toby einige hundert Seiten füllte!

„Empfindſame Reiſen!" Wo ſoll die Empfindung anfangen, wenn man nicht wie ein Menſch reiſt, ſondern wie ein Felleiſen expedirt wird? Wenn man die Luft nicht einathmet, ſondern durchſchneidet, wenn man die Gegend nicht genießt, ſondern ungekaut verſchluckt, wenn man das Klima nicht verändert, ſondern eskamotirt?

Und was auf der Eiſenbahn die Romantik vollends tödtet und ſelbſt den Triumph unſerer Schnelligkeit todtſchlägt, ſind die Drähte des Telegraphen, die wie ein Hohn zur Seite laufen und uns zurufen: „Ihr glaubt, ihr ſeid ein Vogel und theilt die Lüfte? Ihr glaubt, ihr ſeid ein Pfeil und ſchnellt an's Ziel! Thörichte Menſchen! hierher ſchaut, auf mich, geſteht, ihr ſeid Schnecken, Faulthiere, kriechende Weſen!"

Die Romantik ſitzt oft im Waggon als Herzdieb und Entführer, und er flüſtert: „Tröſte Dich, jenſeits des Meeres werden wir glücklich ſein!" und ſie ſeufzt: „Ich gehe mit Dir über Land und Meer in die fernſte Ferne!“ — Aber da läuft der geſchworne Feind der Diebe und der Erzfeind aller Entführung, der Telegraphen-Draht, an der Seite mit und höhnt ſie aus und ruft in den Waggon hinein: „Dummes Liebesvolk! Ueber Land und Meer! Bis ihr hinkommt, bin ich ſchon dageweſen, und der Funken, der an mir fortläuft, iſt ſtärker als Eure Flamme!“

Ja, jetzt ſind die Abenteuer faſt unmöglich und ein poetiſcher Zugvogel findet nirgends ein Körnchen für ſeinen Abenteuer-Hunger!

Bin ich ein „Zugvogel!“ Was bin ich für ein „Zugvogel?“

Bin ich eine Lerche? Aber die Lerchen reiſen nicht mit einem Plaid und mit einem Regenſchirm und mit einem Mantelkragen!

Bin ich eine Schwalbe? Aber die Schwalbe nimmt keinen „Wegweiſer durch Steiermark“ mit, und die Schwalbe wartet nicht bis der Conducteur ſagt: „Neunkirchen! Zwei Minuten Aufenthalt!“

Bin ich ein Storch? Aber der Storch, bei dem, wie bei jedem Journaliſten, Klappern zum Handwerk gehört, der Storch wickelt ſeine langen Wanderbeine nicht in Kamaſchen und Staubpantoffel ein; der Storch nimmt für ſeinen Schnabel nicht ein geſchnittenes Poulard und geräucherte Zungen und ein geflochtenes Fläſchchen Bordeaux mit!

Ach! mein Herz iſt ein Zugvogel, aber es geht mit dem „Laſten-Zug," mit dem Körper! Der Zugvogel „Herz" ſitzt im Laſten-Zug „Körper" und ſingt mit Maria Stuart:

„Eilende Wolken, Segler der Lüfte,
Wer mit euch wanderte, mit euch ſchiffte!"

Mein Herz iſt noch ein „Zugvogel" und es wiegt ſich auf jedem grünen Zweig, der ihm ſeine Arme entgegenſtreckt, und es wandert mit jedem Wölkchen, das fernwärts eilt in ungeſtillter Sehnſucht, und es ſchifft auf jedem Glockenton, der über Berge her zu uns ſchallt in ungekannte Gegenden, und es erhebt ſich mit der Lerche, wenn der Morgen ſein goldenes Thor aufmacht, und es ſingt mit der Nachtigall, wenn ſie aus dem Blätterkäfig die Melodien ausſendet, welche uns die Liebe vom Blatte ſingt und nur die Gegenliebe vom Blatte accompagnirt, und es ſingt ſein Heldengedicht bei jedem Anblick jedes ſchönen Angeſichts, auf dem der Krieg der weißen und der rothen Roſe entbrennt!

Ach, das Herz iſt der Phönix unter den Zugvögeln, es entbrennt, verbrennt und erſteht aus ſeiner Aſche neu und jung! — Der Zugvogel Herz wird nicht alt, aber ſein Käfig: der Menſch ſelbſt!

Die Frauenzimmer aber ſehen auf den Käfig mehr als auf den Vogel! Ein ſchöner Käfig mit einem häßlichen Vogel iſt ihnen lieber als ein häßlicher Käfig mit einem ſchönen Vogel!

III.

Jedoch ich gerathe auf Abwege und vergeſſe ganz auf das Abenteuer, auf das ganz kleine.

Ich bin nicht weit von der „*Gerechtigkeit*" entfernt, d. h. ich bin — wie bekannt — faſt blind. Noch bin ich es nicht *ganz*, d. h. werder *ganz blind*, noch bin ich ſchon *ganz die „Gerechtigkeit,"* daher habe ich noch *lichte* und *unparteiiſche* Augenblicke.

Meine Kurzſichtigkeit iſt ſo welthiſtoriſch wie die Kurzſichtigkeit des 19. Jahrhunderts überhaupt. Dieſe meine Kurzſichtigkeit iſt ſo notoriſch, daß viele Damen, d. h. *liebenswürdige* Damen, mich früher grüßen als ich ſie. Ich ſehe gewöhnlich die Vorübergehenden u. ſ. w. erſt dann, wenn ſie faſt an meiner Seite, alſo gleich vorüber ſind und ich mein Compliment post festum anbringe.

Dieſe meine *kürzeſte Sichtigkeit* hat mir den grünen Schirm im Theater und auf Promenaden zur Nothwendigkeit gemacht, ein Schirm, der ſchon ſo berühmt geworden, daß er mit mir karikirt wurde und alſo eine hiſtoriſche Wichtigkeit bekam.

Alſo ich und mein grüner Schirm, wir ſaßen im Carltheater in einer Loge, in der wir gewöhnlich ſitzen.

Im Carltheater iſt es verkehrt wie in der Schöpfungsgeſchichte In der Schöpfungsgeſchichte kam *zuerſt* das *Licht* und dann die *Menſchen*, im

Carltheater müſſen erſt die Menſchen kommen, dann kommt das Licht.

An jenem Abend kamen erſt viele Menſchen, dann erſt kam das Licht, dann kam erſt nichts, nämlich eine Poſſe, von der ich nicht mehr rede.

Ich ſtellte mein Obſervatorium auf, nämlich erſt die Brille, dann darüber den Opern-, Sternen- und Frauenzimmer-Gucker, und über allem dem den grünen Schirm.

Da gewahrte ich einige Logen von mir rechts eine wunderbar reizende Frau. Es war nicht blos eine ſchöne Frau, ſie war reizend!

Es wird leider mit zwei Worten ein großer Mißbrauch getrieben, mit dem Wort „geiſtreich“ und mit dem Wort „reizend!“ Man ſagt jetzt ſehr oft: „Das iſt ein geiſtreicher Mann!“ Die Mädchen affectiren alle: „Ach, nur einen geiſtreichen Mann!“ Aber zu geiſtreich gehört viel! Geiſtreich beſteht nicht aus einer Blume, aus einer Blüte, aus einem Edelſtein, zu geiſtreich gehört ein Blumengarten, ein Blütenwald, eine Edelſteingrube!

Früher wußte man gar nichts davon, daß man geiſtreich ſein ſoll; es gab zu allen Zeiten geiſtreiche Männer, aber nur ſelten, ganz weit auseinander gepflanzt! Zu was braucht ein Frauenzimmer durchſchnittlich auch einen geiſtreichen Mann? Einen klugen Mann, einen geſcheidten Mann, einen gebildeten Mann, einen unterrichteten Mann, das ſind die Männer, auf welche das weibliche Geſchlecht angewieſen iſt; aber geiſtreich? das iſt zu viel verlangt! Was wollen ſie mit einem geiſtreichen Mann anfangen? Wo wollen ſie denſelben hernehmen? Von der Putzmacherin? Von dem Herrn Schneider? — Die geiſtreichen Männer ſind nicht gemacht, um die Frauen glücklich zu machen, ſo wenig als geiſtreiche Frauen gemacht ſind, um Männer glücklich zu machen! Lord Byron kann dies ſchriftlich geben und Madame Dudevant kann Sand d'rauf ſtreuen!

Noch mehr Mißbrauch wird mit dem Wort „reizend“ getrieben! „Eine reizende Frau! ein reizendes Mädchen!“

Worin beſteht die Schönheit?“ Das kann man ſagen! In einem ſchönen Wuchs, in einem ſchönen Auge, in einem ſchönen Mund, in einer ſchönen Hand u. ſ. w.

Aber worin beſteht der Reiz, das Reizende? Man kann nicht ſagen, in einem reizenden Auge, in einer reizenden Hand u. ſ. w.

Man kann eine Blume zerlegen, ſie malen, ſie beſchreiben, in ihre Blätter, in ihre Staubfäden, in ihre Farbe, aber man kann den Duft der Blume nicht beſchreiben, nicht zerlegen. Der Reiz iſt der Duft, die Schönheit iſt die Blume. Was ſind Blumen ohne Duft? Sie ſprechen uns nicht an, ſie hören ſelten unſer Lob, es ſind taubſtumme Blumen! Die Schönheit ohne Reiz iſt eine Taubſtumme! — Schönheit frappirt uns, Reiz durchdringt uns; die Schönheit lockt, der Reiz hält feſt; die Schönheit iſt aufdringlich, der Reiz ſiedelt ſich an.

Eine Schönheit kann häßlich werden, eine Reizende niemals; die Schönheit gibt gar keine Bürgſchaft für den Inhalt des Buches, ein reizendes Geſicht hingegen iſt Gewährleiſtung einer Seele, eines Innern, welche nicht gewöhnlich ſind!

Alſo es war eine reizende Frau und ſchön obendrein! Das ganze Publikum ſah mit nach der Loge, in welcher ſie ſaß.

Ich ſah zuerſt nur hin und dachte: „Es iſt nicht gut, daß die Frau allein ſei!“ Ich war auch allein, allein das Allein war ein anderes Allein! Ich bemerkte bald, daß die Frau nicht allein war!

Ihr vis-à-vis ſaß ein Mann, und da dieſer Mann überall im Theater hinſah, nur auf die reizende Frau nicht, ſchloß ich mit eigenem Scharfſinn, daß er ihr Mann und daher auch mein Mann war. —

Die reizende Frau ſah lange und anhaltend nach und zu mir! Ich, unbewegt von dieſem gewohnten: „Um das Rhinozeros zu ſchauen,“ bildete mir nicht im Entfernteſten ein, daß es etwas mehr als jene Anguck-Sucht war, welcher wir nur halbwegs bekannte Perſonen preisgegeben ſind.

Das Stück begann, ich benützte die Dummheit des Stückes um ungeſtört nach der reizenden Frau zu ſehen. Ihre Blicke hielten Stand!

Alter ſchützt vor Thorheit nicht! und wenn der Menſch auch 60 Jahre damit beſchäftigt war, ſeine Eigenliebe auszuhungern, und wenn der Menſch in dieſen 60 Jahren 100mal Zeuge war wie ſeine Eigenliebe falſche Wechſel auf ihn ausſtellte, die Eigenliebe iſt wie ein Leichdorn, wenn man ſie 100mal ausſchneidet, ſie wächſt nach, niemand vermag ſie mit der Wurzel herauszuziehen!

Ich ertappte alſo meinen innern dummen Kerl auf der Albernheit zu glauben, die Frau kokettire mit mir.

Ich ließ meinen innern dummen Kerl bei dieſem Glauben; warum ſollte ich ihm das unſchuldige Vergnügen nicht gönnen?

Ich aber rathe jedem, der in ſich ſo einen dummen Kerl entſtehen ſieht, ihn gleich zu tödten, ſonſt wächſt der innere dumme Kerl dem äußern geſcheidten Kerl über den Kopf!

Mit jedem Blick zu der reizenden Frau, mit jedem Retourblick von der reizenden Frau fühlte ich wie der dumme Kerl in mir wächſt und wächſt. In einer halben Stunde war er vollkommen ausgewachſen, ein wahrer Grenadier, und dann warf er mich aus meiner Loge hinaus!

Ja, der dumme Kerl trieb mich hinaus und befahl mir: Jetzt ſchau und erkundige dich, wer wohl dieſe reizende Frau ſein mag, u. ſ. w.

Der Geſcheidte gibt nach, ich gab alſo nach, verließ meine Loge, um den Logenſchließer im Begegnen zu fragen, wer die Dame in Nummer ſo und ſo ſei. In dem dunklen Logengange fragte ich den Logenſchließer: „Ich bitte Sie, wiſſen Sie nicht, wer die Frau in Nummer ſo und ſo iſt, und der Mann, der bei ihr ſitzt? Erkundigen Sie ſich doch, ich werde Ihnen dankbar ſein.“

Der Mann erwiederte: „Iſt nicht nöthig, Herr v. Saphir, das iſt die Frau von * * * und der Herr, der bei Ihr ſitzt, das bin ich, ihr Mann.“

Ich hatte alſo in meiner Blindheit den Mann der reizenden Frau, der wahrſcheinlich ein wenig Kühlung ſuchte und aus der Loge ging, für den Logenſchließer angeſehen.

Der dumme Kerl in mir war wie vom Blitz getroffen, ich freute mich, daß er eine ſolche Lection bekam, doch beſchloß ich mich ſeiner aus alter Bekanntſchaft anzunehmen. Aber die Sache war zu komiſch, da nützte nichts als verſuchen ob man mit einem Menſchen zu thun habe, der Spaß verſteht, und die Sache ſcherzhaft zu Ende führen.

„Ihr Mann?“ rief ich wie erſtaunt aus, „alſo zu ſpät! Ich fand die Dame ſo reizend, ich hatte die redlichſten Abſichten! Sie ſind mir zuvorgekommen! Ich gratulire!“ Damit machte ich einen Knicks und zog mich, nicht Sieger, nicht beſiegt, in meine Loge zurück.

— — — — — — — — — — — — — —

IV.

In Bruck war ich auf einige Augenblicke in die Reſtauration gegangen, während dem wechſelten einige Paſſagiere in den Waggons und kamen neue dazu.

Das Zeichen zur Abfahrt war ſchon gegeben, und nur durch große Schnelligkeit ſprang ich noch in den Waggon erſter Claſſe hinein, in welchem neue Inſaſſen waren.

Ich wollte eben einen Platz einnehmen, da tönte eine Silberſtimme: „Bald, Herr v. Saphir, wären Sie wieder zu ſpät gekommen wie bei Frau v. * * * im Carltheater.“

Bei meiner Kurzſichtigkeit war ich genöthigt, ganz nahe in die Wagenabtheilung zu treten, aus welcher dieſe Stimme tönte, es war die Frau v. * * *, die reizende Frau aus der Loge im Carltheater!

„Verzeihen Sie,“ ſprach ich, indem ich mich auf den vis-à-vis-Platz ſetzte, „ich bin nicht zu ſpät gekommen, ich bin zu früh gekommen, oder Sie ſind zu ſpät gekommen.“

Wie ſo?“

„Nun, ich hätte um 40 Jahre ſpäter, oder Sie hätten um 40 Jahre früher kommen ſollen!

„Glauben Sie, daß Sie dann zur rechten Zeit gekommen wären?“

— Es war alſo auch eine pikante Dame!

„Vielleicht zur Hochzeit! Aber meine holde gnädige Frau, man kommt nie zu ſpät, wenn man ſo viel Geiſt hat wie Sie — dann holt man das Verſäumte ein!“

„Das Verſäumte ſind wohl Sie?“

„Ach, Sie ſind auch ironiſch? Die Natur hat uns für einander geſchaffen!“

„Sollte uns Beide eine Natur geſchaffen haben?“

„Den Teig wohl nicht, aber die Fülle, die Seele, den Geiſt, das Herz!“

Doch ich will dieſen Dialog nicht ganz wiedergeben.

Wir werden uns in Wien wiederfinden.

Als ich in Graz ausſtieg, ſchlug mir Jemand auf die Schulter, ich ſah mich um, es war mein innerer dummer Kerl aus der Loge, er fuhr heute vor Freude ganz aus der Haut, klopfte mir auf die Schulter und ſprach:

„Nun, haben Sie in Ihrem Leben viel ſolche glückliche dumme Kerle in ſich geſpürt?“

◆

Die Geliebte und der Apotheker,

oder:

Drei Tage aus dem Leben eines Humoriſten.

Genrebild aus meinem Leben.

Es gab einmal eine Zeit, in welcher ich um 30 Jahre jünger war als ich jetzt jung bin! Wie jung muß ich in meiner Jugend geweſen ſein, wenn ich jetzt noch ſchon ſo jung bin.

Vor dreißig Jahren zählte ich dreiunddreißig Sommer! — Doch nein! — Zu dreiunddreißig Jahren zählt man nur noch die Frühlinge! Mit 40 Jahren beginnt man die Sommer zu zählen, mit 60 die Winter und mit 70 zählt man die Allerſeelentage.

Zu dreiunddreißig Jahren fangt ein ſolider Sterblicher an geſetzt zu werden — nicht in Profoſen- ſondern in Eheſtands-Arreſt!

Aber Künſtler, Poeten, große Staatsmänner, Militärs fangen mit 33 Jahren erſt an, das Leben oder was dasſelbe iſt, die Liebe, als das einzige Erhaltungsmittel von Geiſt, Phantaſie, Scharfſinn, Politik und Heldenmuth zu betrachten und täglich einige Eßlöffel davon zu nehmen.

Ein großer Poet, ein großer Künſtler, ein großer Staatsmann und ein großer Held ſehen jedes Frauenzimmer mit dem Gedanken an:

Mein iſt der Helm und mir gehört er zu!

Nach dieſen 4 unwiderſtehlichen Frauen-Eroberern kommt gleich der „Millionär! Das Schickſal hat mich mit Allem begabt, was einen Millionär macht, an Herz, Magen, Geſchmack und Großmuth, und iſt mir die Million dazu ſchuldig geblieben! Wenn ich wollte, könnte ich das Schickſal in den Schuldenarreſt bringen!

Auch in Hinſicht der Liebe hab' ich das weibliche Geſchlecht aus der Million-Perſpektive betrachtet.

Ein „Poet“ war ich auch, alſo hatte ich ein Herz mit doppeltem Liebesboden.

Nichts wechſelt mehr als der Geſchmack in der Liebe! Im Frühling liebt man blaue Augen, das iſt die Veilchen-Saiſon! Im Winter liebt man ſchwarze Augen, das iſt die Gluthkohlen-Zeit. Am Fenſter blaue Augen, beim Becher ſchwarze Augen. Zur Morgenſtunde blonde, gold'ne Haare, zur Nachtſtunde dunkle, ſchwarze Haare. Zum Ernſt der Liebe eine römiſche Naſe, zum Scherz- und Herzgekoſe ein Stumpf- und aufgeſchürztes Näschen.

Bis zu 40 Jahren ißt der Menſch, von 40 Jahren weiter trinkt er mehr — bis zu 40 Jahren liebt man die Schlanken, Schmächtigen, von 40 Jahren weiter die Drallen, die Fülligen.

Kurz die Geſchmacksverſchiedenheit geht in's Unglaubliche, das Unglaublichſte im Unglaublichen und doch wahr iſt: daß oft junge Männer alte Weiber nicht lieben, aber „Paſſion“ auf ſie haben.

Ein Frauenzimmer ſoll ſchön ſein, ein Mann darf ſchön ſein, eine Prinzeſſin muß ſchön ſein, ein Philoſoph kann ſchön ſein, ein Poet iſt immer ſchön, wie Figura zeigt, Figura: ich.

Was iſt ſchön? Wer iſt ſchön?

Schön iſt was gefällt! — Ich ſage: nein! Es gibt viele ſchöne Frauen, die nicht gefallen — eine Unzahl ſchöne Männer, die ſogar miß-fallen! Schön kömmt von ſcheinen her, iſt alſo ein Ding des Scheins, Gefallen iſt ein Weſentliches, ein Eindruck, eine Kraft.

Weil nun die Schönheit ein Sichtliches, mit den Sinnen Wahrzunehmendes iſt, zieht ſie den ſinnlichen Menſchen am meiſten an.

Selbſt in der Kunſt nennt man „Schönheitsſinn“ das Vermögen, die Formen der Dinge richtig zu ſchätzen.

Die „Schönheit“ hat ihre Geſetze, ſie muß als ſchön anerkannt werden, aber ohne Intereſſe zu erregen. Nicht was ſchön iſt, erregt Intereſſe, ſondern das was gefällt.

Aber: was gefällt? Das gefällt, was uns

durch ſein Einwirken auf unſere Wahrnehmungs-Organe ſympathiſch berührt. Um dieſe Einwirkung willen iſt das, was gefällt, ſchön.

Nicht alle „Poeten" gefallen, aber alle geiſtreichen Menſchen — nur wenige Poeten ſind auch geiſtreich. Unter hundert Frauen ſind wenigſtens fünf geiſtreiche; unter tauſend Männern kaum fünf! Unter tauſend Männern ſind nicht fünf, welche geiſtreiche Frauen ihres Geiſtes halber lieben; unter tauſend Frauen ſind nicht fünf, welche geiſtreiche Männer nicht lieben.

Alſo von tauſend Frauen haben mich immer 995 geliebt, denn ich bin geiſtreich und ich bitte den verehrten Leſer, mir das vor der Hand auf's Wort zu glauben, die Beweiſe dafür werde ich noch nachliefern.

Wenn nur der verehrte Leſer mir erſt die Gefälligkeit erwieſen hat mir zu glauben, daß ich geiſtreich bin, trotzdem ich 40 Jahr lang ſelbſt dagegen geſchrieben habe, dann wird er auch glauben, daß ich manche Abenteuer beſtand, daß ich in meinem Leben wenigſtens 10.000 Frauenzimmer kennen lernte, welche insgeſammt mit Abzug von „fünf per mille," alſo 9950, in mich verliebt waren, von welchen Mehrere mit dem Leben davon gekommen ſind.

Es war im Jahr 1827.

Es war in Berlin.

Es war in der Oper.

Es war in der Loge des General-Muſik-Direktors Ritter von Spontini.

Es wurde ſeine ungemein lang erwartete Oper gegeben: „Agnes von Hohenſtaufen," eine Zauber-Oper aus „Tauſend und einer Nacht," welche Oper ein Witzbold alſo nannte: „Agnes zum Davonlaufen, eine Zauberoper aus tauſend und einer Oper."

Ich war brillant! Weiße Kravatte! gelbe Handſchuh! blaue Weſte mit rothem Untergilet! Kurz, ganz Regenbogen!

Alſo ich ſaß in der Loge.

Sie ſaß im Parquett; erſte Bank, gerade vor mir.

Sie! Wer? Nun: der Engel!

Aber diesmal war's wirklich ein Engel!

Der Engel ſah mich unverwandt an!

Der Leſer glaubt nun, ich hätte mich darüber gewundert:

Nicht im geringſten!

Der Leſer wird nun aber gewiß glauben, ich hätte ſie oder ihn (den Engel) wieder angeſehen? —

Errathen! Die Leſer wiſſen doch gleich Alles! Es iſt mit den Leſern nicht mehr zum Aushalten!

„Lenardo ſah her, Blandine ſah hin!"

Ob ſie ſchön war?

Wenn mir ein Leſer eine Nichtſchöne nennen kann, die ich geliebt habe, dann bekömmt er eine grandioſe Belohnung: ſämmtliche politiſche Artikel der verfloſſenen Jahrgänge des „Humoriſt."

Saß der Engel allein? Allein? Nein, neben dem Engel ſaß die Mutter, das iſt bei allen Engeln der Teufel!

Das Theater war zu Ende. Vor dem Ende warf ich auf den Engel noch einen jener Blicke, die ſchon auf den Liebes-Schlachtfeldern Wunder der Tapferkeit geleiſtet hatten. Der Wurf gelang. In dem Blick ſtand die Frage: „Darf ich es wagen?" Sie warf mir einen Blick zurück, ich las in dieſem Blick, Seite 1, Zeile 1—20 mit Fraktur-Schriften geſchrieben: „Wage zu wagen!"

In der großen Ausgangshalle erwartete mich Herr Oettinger; Eduard Oettinger, der Eduard, der ſtatt an eine „Kunigunde" an eine Maria ſich hängte, und die Maria an den Eduard hing: Eduard Maria Oettinger.

Er wohnte bei mir und war der Leib-Poſtillon meines „Berliner Couriers."

„Komm, Oettinger!" rief ich aus.

„Wohin?"

„In's Café Royal?"

„O nein!"

„Komm nur, komm, ich muß wiſſen, wo der Engel wohnt, wie der Engel heißt, was der Engel iſt u. ſ. w."

„Es iſt die Perle aller Mädchen!"

Da ſchwebte die „Perle“ vorüber, am Arm der Perl-Mutter!

Ich zog Oettinger ſchnell nach.

Er machte verſchiedene gute und ſchlechte Witze, aber folgte mir. Wir huſchten wie die Schatten hinter Gretchen und Martha her.

„Jetzt,“ ſagt Oettinger, „mußt du vorwärts gehen, damit ſie wiſſen, daß du nachkommſt, und daß ſelten was Gutes nachkommt.“

Aber ich hatte es anders ausgeklügelt. Er mußte unbemerkt auf die andere Seite hinüber gehen, dann thun als ob er mich ſtraßüber erblickte und laut rufen: „Ach! Saphir, kommſt du aus dem Theater?“

Der Gedanke war ſchön, aber der Leſer wird kein Neidhammel ſein.

So geſchah es!

Aber Oettinger war ein Böſewicht, er ſchrie herüber, ſo daß der Engel es hören mußte: „Ach, Saphir! wie kommſt du daher, biſt du nicht bei deiner Antonie?“

In dieſem Augenblick drehte der Engel ſein Köpfchen um und ſah mich nach ihren Ferſen einherſchleichen.

Indeſſen hatte ſich Oettinger wieder zu mir geſellt und wir folgten dem Paare die Friedrichſtraße entlang.

Die Friedrichſtraße iſt ſehr, ſehr lang! es war Zeit genug auf ein Mittel zu ſinnen, ſich den Damen zu nähern.

Da hörte ich ferne, hinter mir, eine Berliner Droſchke herankommen.

Ein Blitz fuhr durch meine Gedanken, ſie wurden blitzdumm und heckten Folgendes aus:

Ich ging der Droſchke entgegen, die Friedrichſtraße, nah' am Oranienbergerthor, war ſchon einſam, ich verſprach dem Kutſcher ein „Drittel," wenn er heranfahre und an die Damen ſo nahe vorüberfahre, daß derjenige, welcher hinter ihnen geht, fürchten könnte, er fahre in ſie hinein.

„Und dieſes Thieres Langſamkeit" verſchaffte mir die erſte Annäherung an den Engel.

Wir gingen wieder ſachte, 6 Schritte weit hinter den Damen, die Droſchke raſſelte heran, knapp an die Damen an, ich ſchrie wie zu Tode erſchreckt laut auf, ſtürzte heran: „Um Himmelswillen, meine Damen, haben Sie Schaden genommen?" — Dem Droſchken-Amor ſchickte ich noch ein: „Warte, du Racker!" nach und die Präliminarien waren gemacht.

Ich ſprach natürlich erſt von der Droſchke, von dem Unglück, welches hätte geſchehen können, und welches Glück mir daraus entſtand; von der Droſchke kam ich auf das ſchlechte Pflaſter, vom ſchlechten Pflaſter auf die Länge der Friedrichsſtraße und von der Länge der Friedrichsſtraße auf die Kürze der Sommernächte, von der Kürze der Nächte kam ich auf ſüße Träume, von ſüßen Träumen auf bittere Kerne von ſüßen Minuten; die „ſüße Minute" war die jetzige an ihrer

Seite, der „bittere Kern“ war der Schmerz ſie vielleicht nicht wieder zu ſehen, und bevor wir noch den Wächter heranriefen, der ihr Hausthor öffnen ſollte, war ſchon Alles geſchehen, ich erklärte ihr meine Liebe, ich erklärte ihr die Liebe überhaupt, und wie ich die liebe Liebe liebe, und wie Liebe ohne Gegenliebe ſo viel ſei, wie ein linker Handſchuh ohne rechten, wie ein einzelner Strumpf ohne Mitſtrumpf!

Oettinger-Mephiſto hatte Mutter Martha am Arm und ſie gingen hinter uns her.

Der Engel ſprach:

„Da hört' ich ein Klingen
Wie Flöten ſo ſüß,
Wie Stimmen der Engel
Im Paradies!“

Das Erſte, was ſie ſagte, war: „Ich habe den Herrn Dr. Saphir in der Loge gleich erkannt, nach dem Portrait!“

Der Teufel hole alle Maler, Zeichner und Lithographen!

„Ah! ſehr ſchmeichelhaft! Aber wo haben Sie, holder Engel, mein Portrait denn geſehen?“ —

„O, wir ſehen Sie bei uns in Stendal auch hängen!“

„In Stendal? Alſo mein Fräulein ſind aus Stendal? Und da ich ſchon in Stendal hänge, darf ich nicht auch an einer Stendalerin hängen?“

„Die Stendalerinnen und die Nürnberger hängen Keinen bis ſie ihn haben.“

Dieſe witzige Antwort enthielt auch eine Lesart, die ich zu meinen Gunſten auszubeuten berechtigt ſchien.

Der Leſer müßte mit mir geweſen ſein, er müßte bei jeder Laterne das liebliche Antlitz geſehen haben, mit dem zarten Schmelz übergoſſen, er müßte in dieſe ſchwarzen Waldkirſchenaugen geſehen haben, er müßte dieſes Lächeln um den Roſenmund ſpielen geſehen haben, um zu begreifen, wie einem Poeten mit einem ſo phosphoreszirenden Herzen zu Muthe war. Ich ſetzte das Geſpräch fort:

„Wenn aber die Delinquenten den Stendalerinnen ſich ſelbſt überliefern, freiwillig, haben ſie kein Mitleid mit ihnen?

„Da müßten die Stendalerinnen erſt eine lange Zeit fordern, um ſich von der wirklichen Beſſerung des Delinquenten zu überzeugen!“

„Wie verſtehen Sie das, meine Holde?

„Nun z. B., wenn der Delinquent ein Poet iſt, von dem die Zeugen-Ausſage lautet, daß er ſchon oft gehängt und eben ſo oft — abgeſchnitten hat, dann müßten die Stendalerinnen an der Beſſerung lange zweifeln.“ — Sie war zum Küſſen!

Kurz ich erfuhr noch, daß ſie „Amalie“ hieß, Amalie W., — Tochter eines höheren Beamten in Stendal, daß ſie noch acht Tage in Berlin bleibe, und daß ſie immer gewünſcht hätte, mich kennen zu lernen.

Während ich mit Amalie plauderte, hatte Freund Oettinger die Mama gewonnen. Er hatte Momente, wo er Mama's und Töchter gewinnen konnte, nur verſpielte er ſie eben ſo ſchnell als er ſie gewann.

Am Hausthor angelangt, erhielten wir die Erlaubniß, uns am Tage darauf vorſtellen zu dürfen.

Und „tauſend gute Nacht!“ Ich ging noch lange unter dem Fenſter auf und ab, wie Romeo unter Juliens Balcon.

Ich wollte wiſſen, in welchem Stockwerke ſie wohnt. — Die „Engel“ pflegen in großen Städten meiſt im fünften Stockwerk zu wohnen, wahrſcheinlich wegen der Nähe des Himmels!

Amalie wohnte aber in der Bel-étage.

Ich ging unten herum. Ihr Schatten kam einigemal an's Fenſter; ich konnte mich nicht losreißen, da hörte ich eine Stimme. „Is it the nightingale?“ Nein, es iſt „auch nicht die Lerche“ — — es iſt der Nachtwächter! Er „tutete“: „Eins!“ Ich ging nach Hauſe und fand Oettinger ſchon im tiefen Schlaf.

Ein Verliebter erwacht ſehr früh und ſehr ſpät! Er erwacht täglich ſehr früh, wenn er Hoffnung hat die Geliebte zu ſehen, aber er erwacht ſehr ſpät — aus ſeinem Traum! —

Die Toilette beſchäftigte mich von Morgens 7 Uhr bis 12 Uhr Mittag!

Ich ſollte ſie ja ſehen, d. h. ſie ſollte mich ja ſehen! Nicht bei Theater-, nicht bei Laternen-Beleuchtung, ſondern am Tageslicht, bei voller Sonnenbeleuchtung. Leinwand und Frauenzimmer muß man nicht beim

Kerzenlicht beurtheilen, dachte ich; aber auch „Männerſchönheit“ nicht!

Ich habe von jeher auf ſorgfältige Toilette viel gehalten. Weil unſer Inneres nur der liebe Hergott ſieht, muß man trachten, daß das was die Leute ſehen: das Aeußere, ſo gefällig ſei als möglich.

Eine ſorgfältige Toilette iſt eine ſtumme Höflichkeit, die man der geſammten Menſchheit ſchuldig iſt. Ein eleganter Anzug iſt eine ſchweigende Galanterie für die Geſellſchaft.

Meine weiße Cravatte am Theaterabend iſt eine Hochachtung dem Publikum und eine Artigkeit der Kunſt bewieſen.

Wer auf ſeinen Körper nichts hält, kann keine ſchöne Seele haben. Wer ſein Geſicht nicht wäſcht, deſſen Gedanken ſind ſchmutzig, wer nicht ſtets ein blütenweißes Hemd trägt, kann nicht elegant fühlen, nicht elegant ſprechen.

Poeten beſonders haben früher den Ruf der „Schlumpigkeit“ genoſſen; Jean Paul ſelbſt ſagte mir: „Die abgeriſſenen Rock-Knöpfe an dem Rock eines Dichters ſind Ehren-Wunden;“ — aber ich bin ſo frei zu meinen, daß man mit offenen Wunden nicht in die Geſellſchaft taugt. Nicht mit ſeinen Wunden glänzt der Held im Leben, aber mit ſeinen Narben. Ein zerriſſener Dichter-Rock iſt eine Wunde, ein reiner, nett ausgebeſſerter iſt ein Rock mit Ehren-Narben.

Es iſt eine große Verkehrtheit im Leben, daß die

Männer nur in der Jugend auf ihren Anzug ſehen und je älter ſie werden ihren Anzug immer mehr vernachläſſigen.

Gerade umgekehrt muß man verfahren; da man ein Mitglied der Geſellſchaft iſt, ſo iſt man ſchuldig, ſein Ich ſo zu repräſentiren, daß es die Geſellſchaft nicht zurückſtoßt, nicht beleidigt. Je mehr das Alter den Menſchen für die Menſchen weniger angenehm und genießbar macht, deſto mehr muß man trachten, ſein Ich zu unterſtützen, zu heben, um ſo viel als möglich trotz Verwüſtung der Zeit, der Geſellſchaft einen nicht unangenehmen Anblick zu bieten.

In dieſer Beziehung hat die Natur es ſehr weiſe eingerichtet. Viele Männer, wenn ſie in das Alter der Schnee-Region kommen, wenn ihr Haupt zur Schnee-Koppe wird, vernachläſſigen ihren Anzug oft auf die abſtoßendſte Weiſe. Dieſe hat die Natur oft mit einem geckenhaften Innern ausgeſtattet, gerade als Winterholz flackern ſie am Herde der Liebe am loheſten, in dieſem Liebes-Geckenthum flattern dieſe alten Falter noch wie Jünglinge um das weibliche Geſchlecht, wollen courmachen, gefallen u. ſ. w., und dieſem Umſtande verdankt man es, daß viele bejahrte Männer, die ſich ſonſt vielleicht nie waſchen würden, eine ſorgfältige, ja elegante Toilette machen.

Der *Styl* iſt der Menſch? — Nein der *Anzug* iſt der Menſch!

Wenn Mann und Frau ſtets in voller Toilette ſelbſt im Hauſe ſich begegneten, der Proviant der Liebe würde für längere Zeiten ausreichen als für die Flitterzeit!

Vor dreißig Jahren, zur Zeit dieſes Abenteuers, war ich noch kein alter Mann, aber ich war ich auch nie ein Geck — wie überhaupt kein vernünftiger Menſch einer ſein kann — aber ich hielt auf Eleganz, das iſt angeboren. Bei dieſer Gelegenheit ſei folgende Anekdote erzählt, die von meiner Liebe zum Luxus zeugt.

Ich war Redacteur zweier Blätter, damals lebte eine Redaction nicht von „Inſeraten“ und „Actien“, ſondern jede von ihrem — Talent. Es ging mir alſo damals beſſer als jetzt. Dabei war ich ein junger, lediger Gerne-geſehen. Ich hielt eine Equipage, galonirte Kutſcher, galonirte Diener dabei und einen kleinen Jockey, elegant betreßt.

Im Thiergarten war Wettrennen. Ich fuhr mit meinem ganzen Hofſtaat hinaus.

In der großen Allee des Thiergartens überholte mich weiland Se. Maj. der König von Preußen. Ich ließ meinen Wagen zur Seite fahren und Se. Majeſtät fuhr mit dem Adjutanten Prittwitz an mir vorüber, nur von einem einzigen einfach gekleideten Diener begleitet.

Bei Kämpfer, am Platze wo das Wettrennen ſtattfand, ſtand das Publikum auf der einen Seite und auf der anderen die hohen Herrſchaften.

Da nahte ſich mir der Oberſt v. Prittwitz und ſagte: „Se. Majeſtät haben zu bemerken geruht, daß Sie mit einem größeren Gefolge fahren als der König!“

So oft ich an dieſen hingeſchiedenen unſterblichen Monarchen gedenke, geht mir mit der Erinnerung das Herz und das Auge in Wehmuth und Thränen auf. Milde und Menſchenliebe überflügelten wie zwei Genien ſein ganzes Leben, und das Intereſſe, welches er an Kunſt, Theater und Literatur nahm, wand manche Blume in den Dornenkranz Derer, die dem Geiſte die Sorge für die Materie aufbürden müſſen.

Ich ſelbſt hatte das Glück, die rührendſten Beweiſe ſeines unverſiegenden Wohlwollens zu genießen. Die Sache war mir alſo ſehr empfindlich, doch faßte ich mich gleich und erwiederte: „Ich bin von der Gnade Sr. Majeſtät des Königs überzeugt, daß Allerhöchſtderſelbe ſich gerne *das* Vergnügen machen möchte, das ich mir mache! Se. Majeſtät können nicht *alle ſeine Unterthanen* auf jeder Spazierfahrt mitnehmen, ich aber kann mir dieſes Vergnügen ja machen! Das ſind *alle* meine Unterthanen!“

Mein kleiner Jockey mit den goldenen phantaſtiſchen Treſſen war bald eine Stadtperſönlichkeit. Er war Poſtillon d'Amour, Joujou der Künſtlerinnen, Anmelder und — *Cenſur-Bote*! Er hatte das holde Amt, dem Herrn Cenſor v. Granow jeden Tag die Spalten der „Schnellpoſt“ und des „Couriers“ zu überbringen und auf ihre Erledigung zu warten.

Eines Tages machte es mir der Herr v. Granow gar zu bunt. Ich beſchloß nun einen kleinen Spaß.

Ich trennte von der Livree meines Jokey's an den auffallendſten Stellen die Treſſen ab, riß die Näthe auf und ſchnitt in die Aermel viele aufklaffende Löcher. In dieſem Anzug ſchickt ich ihn Tags darauf mit den Cenſurſpalten zu Herrn von Granow.

Dieſer, der den hübſchen, drallen, eleganten Jungen gern ſah, ſagte: „Aber was iſt Dir denn geſchehen, Du ſiehſt ja ganz zerfetzt aus, was iſt denn mit Deiner Livree vorgegangen?“ Darauf erwiederte mein Jockey, wie ich es ihm befahl: „Nichts! ich hab' ſie blos eben aus der Cenſur bekommen!“ — — —

Nach acht Tagen, in welchen ich faſt unzertrennlich von der ſchönen Stendalerin war, reiſte ſie mit ihrer Mutter nach Stendal ab und wir unterhielten einen lebhaften Briefwechſel.

Um daß ein Liebesbrief das ſei, was er ſein ſoll, muß man am Anfang nicht wiſſen, was man ſchreiben wird, und am Schluſſe nicht, was man geſchrieben hat.

Aber geſchriebene Worte ſind Todte, deshalb gibt man Sand darauf und begräbt ſie

Jeder vernünftige Menſch, wenn er nach 10 Jahren ſeinen eigenen Liebesbrief lieſt, kann nicht begreifen, wie er ſo kindiſch ſein konnte, wird es aber bei nächſter Gelegenheit wieder ſein.

Eines Tages bekam ich ein Schreiben aus Stendal, von ihr! vom Engel! von der Einzigen, von Maly!

Sie ſchrieb: „Sind Sie denn gar nicht neugierig den Ort zu ſehen, wo der berühmte Winkelmann geboren wurde?“ — Stendal nämlich.

Es war gegen 4 Uhr Nachmittags als ich den Brief erhielt. Um 6 Uhr ſaßen wir im Wagen, Oettinger und ich. Dr. Herloßſohn war in Berlin, ich ernannte ihn zum proviſoriſchen Geſchirrmeiſter der „Schnellpoſt" und des „Couriers" und: „Auf! nach Valencia!"

Es mochte gegen drei Uhr Morgens ſein, als wir in Stendal ankamen. Der Poſtillon führte uns in den „ſchwarzen Adler." Es wurde da eben ein Hochzeitsfeſt gefeiert. Die Gäſte hatten ſich größtentheils entfernt, die Lichter waren herabgebrannt, blos die Dienerſchaft war noch mit Abräumen beſchäftigt. Mit Noth bekamen wir zwei Zimmer, einige Ueberreſte der Hochzeitstafel labten unſern ſterblichen Theil und — Aurora hatte kaum den Mund aufgemacht, um ihr Gold auf die Erde zu ſtreuen als wir ſchon in den Straßen Stendals herumirrten, um, der Beſchreibung nach, Straße und Haus aufzufinden, in welchem ſie wohnte.

Es war eine ſchlimme Expedition! Der Vater durfte nichts wiſſen! Schon hatte die vielzüngige Fama es ihm zugeflüſtert, daß ſeine Tochter in Berlin von einem Poeten, Gott ſei bei uns! ſich den Hof machen ließ. Er äußerte, Apollo ſei ein Bettelkönig, die Muſen neun liederliche Weibsbilder und die Poeſie nichts als ein Vormerkungsſchein auf einen Platz im Narren- oder Hungerthurm!

Die Väter ſind immer practiſch.

Nach langem Auf- und Abirren in den eben nicht mit Marmor gepflaſterten Straßen Stendals und in der Straße, wo ſie wohnte, ſteckte ſich endlich ein weibliches Köpfchen wie ein Impromptu zum Fenſter heraus — ſie war's, er war's! Sie die Maly! er, der Engel!

Sie kam — ſie ſah — und ſchlug das Fenſter mit einem Schrecken zu, als ob ich nicht der längſt erwartete Geliebte, ſondern der gar nicht erwartete Ehemann geweſen wäre.

Oettinger lachte boshaft und ſagte: Sie ſchlägt zu! Der Anfang verſpricht viel!

Nach fünf Minuten kam „eine Zoſe vom Hoſe,“ es war ihr Stubenmädchen, ihre Vertraute!

Kurz, aber deutlich war der Rede Sinn! Der Papa wird gleich ausgehen, der Papa iſt ein Attila, der Papa wird uns ſehen, der Papa wird ahnen, der Papa wird einen Heidenlärm ſchlagen.

Alſo wir ſollten uns vor der Hand zurückziehen und nicht ſehen laſſen bis auf weitere Ordre. Wir ſollten ferneres auf einen Vorwand denken, unter deſſen Wahrſcheinlichkeit wir einige Tage in Stendal zubringen müſſen. Wir ſollten ferner verſichert ſein, daß Stendal ein Krähwinkel ſei, in welchem die Ankunft eines berühmten Dichters — ſo ſagte ſie — großes Aufſehen und große „Fragerei“ machen werde; übrigens liebe man uns noch wie ſtets, uns, id est: mich.

Wir zogen uns eilfertig aus der Papa-Region zurück und nun an den Vorwand, der zu erfinden iſt. Da war guter Rath theuer! Winkelmann's Grab kann man allenfalls in einer Stunde ſehen und dann mußte man abreiſen. Aber einige Tage!

Indem wir ſo fortſchlenderten, kamen wir mitten im Städtchen an einen Platz, ein mit Gras armſelig überwuchertes Viereck, mit Schutt und Gerölle bedeckt. An der einen Seite war eine Apotheke. Mehrere kleine Pflöcke auf dieſem Grasplatz zeigten an, daß hier auch die Stendalerinnen ihre Wäſche der Sonne anvertrauen.

Da fuhr's wie ein Blitz durch meine Gedanken! Der Vorwand war gefunden. Ich theilte meinen Plan Oettinger mit, der ihn nicht nur vortrefflich fand, ſondern auch höchſt geiſtreiche Nuancen und Verbeſſerungen dazu ausheckte.

Wir gingen in die Lotterie-Collectur und fragten einen ziemlich alten Mann, der da ſaß, ob er nicht wiſſe, ob die Stadt Stendal geneigt wäre, dieſen großen Grasfleck für eine bedeutende Summe zu verkaufen?

Der Mann ſchob die Brille in die Höhe und ſah die zwei Männer an, die der Stendaler Gemeinde ihren Grasplatz abkaufen wollten. Aber er ſagte, der Platz gehöre nicht der Gemeinde, ſondern er gehöre dem Apotheker. Wir rückten nun dem Manne näher und ſagten: „Sie könnten da ein hübſches Geſchäftchen machen; wir wollen, wir müſſen dieſen Platz kaufen, holen Sie den Apotheker aus, aber laſſen ſie nichts merken, das ein Käufer da iſt, es ſoll Ihr Schade nicht ſein! Wir fragen uns Nachmittags wieder an, aber reinen Mund gehalten!“

Kaum waren wir um die Ecke, ſo lugte Oettinger zurück und ſah Einen, unſern Lotterie-Marker, geſchwind in die Apotheke huſchen; das wollten wir.

Darauf gingen wir nach Hauſe, ließen uns zwei Packete Bundfaden holen, ſchnitzten 30—40 große Stäbe wie Vater Jakob für Labans Schafe, nahmen einen Bogen Papier, einen Rothſtift und gingen mit all' dem ausgerüſtet auf die Weide, d. h. auf unſern in Stendal ſchon berühmten Grasplatz.

Auf dem Grasplatz angekommen, fingen wir an den Platz in allen Richtungen auszumeſſen, ſchlugen die Stöcke ein, zogen die Bindfaden hinüber, herüber, ſchrieben auf, zeichneten an, maßen mit Schritten quer und über, dann lagerten wir uns wie Ochſen in's hohe Gras und zeichneten und geſtikulirten, dabei ſahen wir, wie aus dem Apothekerladen unter den Vorhängen einige Köpfe herausſahen, auch aus dem Lotterieladen guckten Neugierige heraus, kurz, wir ſahen Stendal nun in Alarm, la ville et la cour!

Darauf ſchickte ich einen Extraboten nach Magdeburg an meinen Freund, den Redakteur des „Magdeburgers Anzeigers", die geleſenſte Zeitſchrift in dem zwei Stunden davon entfernten Stendal, und bat ihn, noch heute Folgendes in ſein Blatt einzurücken:

„Stendal. Seit geſtern iſt unſere Stadt in lebhafteſter Bewegung. Der berühmte Herr M. G. Saphir iſt in Begleitung eines Schriftſtellers, Oettinger, hier angekommen, um einige Tage hier zu verweilen.

Es gehen verſchiedene Gerüchte darüber, was dieſen Mann hieher führte, ich glaube aus verläßlicher Quelle berichten zu können, daß er im höheren Auftrage hier iſt, um ein Theater hier zu bauen, welches uns längſt ein Bedürfniß iſt. Er ſoll geneigt ſein, das Quarree des Apothekers um einen bedeutenden Preis an ſich zu bringen, auch hat man beide Herren dieſen Platz ſchon genau aufnehmen und ausmeſſen ſehen. Wir gratuliren Stendal, mehr aber noch dem Apotheker.“

Der Bote fuhr raſch ab, wir ſpeiſten im „Adler“ und gegen drei Uhr Nachmittag kam ein Diener vom Major v. Eb. . . . mit einer Einladung zum Abendthee.

Der Major v. Eb. war einer der liebenswürdigſten, ehrenhafteſten Menſchen, heiter, bieder, ein Freund der Literatur und — ein Onkel Maly's. Er war der Genius unſerer Liebe. Abends kam Maly und ihre Mutter und wir waren glücklich. Die Nachricht, daß Dr. Saphir in Stendal ſei, war ſchon allgemein bekannt, und die Stadt Stendal zerbrach ſich den Kopf, was wir auf dem Grasplatz zu thun hätten und was dieſe Ausmeſſung zu bedeuten habe. Wir enthüllten unſere Liſt, was große Heiterkeit bei Mutter und Tochter erregte.

Am andern Morgen Früh laſen die Stendaler in dem „Magdeburger Anzeiger“ die Löſung des Räthſels, und wie ein Lauffeuer ging's durch die Stadt: der Saphir kauft vom Apotheker den Grasplatz zu einem großen Theaterbau.

Mit dem Früheſten ließen wir uns aus dem Gaſthofe einen Tiſch und zwei Stühle auf den Grasplatz tragen, Schreibzeug u. ſ. w., und waren im Begriffe, wieder hinzugehen, als der Lotterie-Collecteur kam und ſubmiſſeſt anfragte, ob das Theater noch heuer gebaut werde und ob er mit dem Apotheker ſprechen ſolle! —

Wir verwieſen ihn auf Nachmittag, weil wir noch nicht genau den Umfang des Grasplatzes kennen.

Darauf begaben wir uns auf den Grasplatz und nahmen unſere Plätze am Tiſche ein. Wir hatten die zwei Kellner vom „Adler" mitgenommen, welche für uns die Schritte hin und her, von Stock zu Stock noch einmal zählten, uns angaben, und wir ſchrieben, rechneten an. Wieder hatte ſich die Bevölkerung Stendals um den Grasplatz verſammelt und gaffte den künftigen Stendaler Theater-Direktor an. Auch Major v. E. kam zu uns und hatte Mühe genug ernſt zu bleiben, als er uns öffentlich zu Gericht ſitzen ſah.

Nur der Apotheker ließ ſich nicht ſehen und der Major erzählte mir, derſelbe habe ſich geäußert, er würde mir keinen Schritt entgegenkommen, ich müßte ihn bitten und er wolle mir den Brodkorb hoch hängen, die Regierung habe Geld genug und müſſe blechen, wenn ſie in Stendal ein Theater bauen wolle! Ich fragte den Major, gibt's hier nicht etwa noch irgend einen großen Platz, Raum, Wieſe, Hof oder dergleichen? Er ſagte: der Seifenſieder N. N. habe einen ungeheueren Hofraum vor ſeinem Arbeitslokale. Gut! ſagte ich, ging in die Lotterie-Collectur und ſagte zu dem Collectanten: „Ich bitte Sie, da ich nun einmal durchaus will, daß Sie Geld bei dieſer Angelegenheit verdienen ſollen, ſagen Sie dem Apotheker nichts, ich habe einen beſſeren Platz beim Seifenſieder, den ich wahrſcheinlich nehmen werde." Darauf ließ ich den ganzen Grasplatz von Stöcken, Tiſchen u. ſ. w. leeren und wir begaben uns nach Hauſe. Wieder legte ſich Oettinger auf die Lauer und ſah, wie der Collectant zum Apotheker lief, um ihn von meinem geänderten Plan in Kenntniß zu ſetzen.

Mittags ſpeiſten wir bei Eb., welcher uns erzählte, daß im Stendaler „Abendkränzchen" beſchloſſen wurde, mir als künftigen Direktor des Stendaler Theaters morgen Abends eine „Liedertafel" zu geben.

Während des Eſſens kam der Apotheker. Er habe dringend mit uns zu ſprechen. Er werde alſo warten. Er ſagte uns, er könne nicht umhin, mich vor dem Seifenſieder-Platz zu warnen, es gäbe Momente, wo dieſe Fabrikation den Theaterbeſuchern in die Naſe gehen würde. Er verſprach mir billig zu ſein aus patriotiſcher Rückſicht, er ſei auch ſelbſt ein Freund vom Theater u. ſ. w.

Für den Abend war wieder Thee bei Eb., wohin Malchen und die Mutter zu kommen verſprachen und Eb. erzählte uns, daß der Tyrann-Vater geäußert habe: „Ich möchte doch einmal mit dem Saphir reden", aber es wurde in unſerem Senate beſchloſſen, ihm in gar nichts entgegen zu kommen.

Nachmittags, als wir zum „Adler“ zurückkamen, erwartete uns eine Frau mit einem Mädchen von ungefähr 12—13 Jahren.

Es war die Marchande des Modes Stendals, und ſie ſtellte uns ihr Töchterchen „Rieckchen“ vor, welches „große Talente zu's Theater“ hat, und welche ſie mir nun vorſtelle. „Laſſen Sie ihr was declamiren!“

Mir wurde das doch ſchon gar zu bunt. Oettinger aber ſagte: „Ich bin Ober-Regiſſeur, ich will ſie hören, und wenn ſie Talent hat, iſt ihr Glück gemacht!“

Rickchen declamirte: „Lebt wohl, ihr Berge!“ Es hätte ein Hippopotam wahnſinnig machen können!

Oettinger weidete ſich an meinem Aerger, und als Rieckchen fertig war, ſagte er: „Noch etwas liebes Rieckchen!“ Und Rieckchen declamirte noch ein Gedicht von — Saffer!

Ich glaubte, der Schlag rührt mich! Oettinger ſagte: „Ganz ausgezeichnet! Liebe Frau, laſſen Sie ſie nur immer Saffer'ſche Gedichte declamiren, die bilden das Organ. Kommen ſie in ein paar Tagen wieder!“

Abends waren wir bei Eb. in pleno. Es wurde beſchloſſen, daß Eb. das „Abendkränzchen“ beſtimmen werde, noch einige Tage zuzuwarten mit der Einladung, wir aber ſollten Tags darauf mit dem Früheſten abreiſen und zwar nach Magdeburg, wohin Eb., Maly ſammt Mutter auch kommen würden, da ſie ohnehin dort ein Geſchäft abzumachen hatten

Und ſo geſchah es. Eb. beſorgte die Poſtpferde. Nach Mitternacht gingen wir in den „ſchwarzen Adler", bezahlten die Zeche und um 4 Uhr Morgens „bluhs" der Poſtillon den Stendaler Theater-Direktor zum Thore hinaus.

Was weiter geſchah, mag der liebe Himmel und der Apotheker wiſſen!

◆

Fidibuſſe eines gefangenen Humoriſten.

Fragment. (1851.)

Prolog.

Der erſte Gedanke, den ich hatte, als ich meine „Solitude,“ meine „chambre haute“ bezog, war die Wahrheit des Ausſpruchs:

„Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei!“

Wenn es ſchon im „Paradies“ nicht gut war, daß der Menſch allein ſei, wieviel mehr erſt im „Profoſen-Arreſt,“ von welchem bis zum Paradies noch eine ſtarke halbe Meile und ein Poſtſcriptum iſt. Ich ſah alſo ein, daß es nicht ſchaden würde, mir „eine Gehilfin“ zu machen, wie Herrn Adam eine gemacht wurde, als er ſich nicht zu helfen wußte.

Allein woher nehmen? Aus meiner Rippe? Das war nicht rathſam. Adam hatte junge Rippen und daraus wurde eine junge Gehilfin, aber aus einer alten 56jährigen Rippe, wie die meinige, wäre eine „56jährige Gehilfin“ geworden, und da iſt es doch noch beſſer, daß der Menſch allein ſei!

Ueberdem ſchien es mir bedenklich, hier aus meiner Rippe eine Frau zu machen, denn ſie wäre dann eine „geborne Arreſtantin“ geweſen, hätte immer Heimweh gehabt und mich ſpäterhin ſtets wieder zu ihrem Geburtsort verlockt.

Da fiel mir ein, daß Gott Hymen ſich jetzt der „öffentlichen Anzeigen“ bedient, und ich ſagte mit „Bürger“:

„Traun! ein Gott war's, welcher das „Fremdenblatt“
Für ein armes Liebespaar erfand!
Für das Mädchen, das keinen Ausweg hat,
Für den Jüngling, weit von ihr verbannt!“

Und ich beſchloß, folgendes Inſerat in das „Fremdenblatt“ zu ſetzen:

Heiraths-Antrag.

Der Unterzeichnete, ein Mann von *eingezog'ner Lebensweiſe* und von *geſetztem Charakter*, der ein ſolides *Einkommen* hat, jetzt aber damit nicht *auskommen* kann, ſucht auf die Dauer von drei Monaten eine Lebensgefährtin, die Sinn für den Reiz ſtiller, häuslicher Freuden hat, und die einen Mann zu ſchätzen weiß, der ſeine Stunden nicht außer dem Hauſe zubringt.

Obwohl er gewohnt iſt, nicht auf Glücksgüter zu ſehen, und obſchon bei einer Lebensgefährtin ihm Jugend und Schönheit mehr gelten, als Witwenthum und mehrere Kinder, ſo wünſchte er doch, daß ſie ſo viel mitbringe, als er ſelbſt ihr zu bieten vermag, nämlich — wenigſtens noch einen Strohſeſſel. Er ergreift dieſen Weg der Oeffentlichkeit, weil er keinen andern einſchlagen kann. —

Frauenzimmer — ja ſogar auch Schriftſtellerinnen, wenn ſie ſich ausweiſen, daß ſie leſen und ſchreiben können — welche auf dieſe vierteljährige Rate einzugehen gedenken, werden erſucht, ihr Nationale ſammt Staturpaß vermittelſt eines fliegenden papiernen Drachen von dem Glacis aus in mein Beſuchszimmer zu ſpediren.

Es iſt Gefahr im Verzuge.

Hausfreunden iſt der Einlaß nicht geſtattet.

Für **Verſchloſſenheit** wird gebürgt.

An den Leſer.

Guter Leſer! Schöne Leſerin! Denn gut biſt Du, Leſer, d. h. gut genug dazu, mich zu leſen, und ſchön biſt Du, Leſerin, denn daß Du mich lieſeſt iſt ſchon ſchön!

Alſo guter Leſer und ſchöne Leſerin, ich bin ſo frei, Dir einige Blättchen zu widmen, welche ich angefüllt habe mit all' dem Gedankengekritzel, welches mir beim Rauchen einer Cabanna durch's und über's Gehirn lief, mit all' dem Gekräuſel von Ideen und Betrachtungen, gleich den gekräuſelten blauen Wölkchen, die aus den Opalkügelchen des Cigarrendampfes aufſteigen, und mit dem Kreuz- und Quer-Einfällen, die ſich meinen Wanderungen aufdrängen, wenn ich die Rauchſäule ſehe, die vor mir einherzieht wie die Rauchſäule in der Wüſte vor dem Volke, welches dem König „Pharao" ſo lange ein „Paroli" bog, bis er ihm zurief: „Tout va!" —

Setz' Dich zu mir her, guter Leſer, komm' an meine Seite, ſchöne Leſerin — Du ſagſt, ſie laſſen Dich nicht herein? — Lächerlich! „Der Riegel iſt nur Chimäre!" Mit einem Bischen Phantaſie geh'n tauſend ſchöne Leſerinnen und gute Leſer durch dieſes Schlüſſelloch und ſtehen bei mir! — Aber Du ſagſt, ich habe nur einen Stuhl anzubieten?! Lächerlich! Ein Stuhl iſt nur eine Idee, eine Idee in einer Form von einer Förmlichkeit, ein Stuhl iſt die Allegorie des Sitzens; die Allegorie des Sitzens iſt elaſtiſch, ſie dehnt ſich, es haben zehn, es haben zwanzig, es haben Tauſende in einer Allegorie Platz!

Alſo, guter Leſer, alſo, ſchöne Leſerin, ich biete Dir dieſen allegoriſchen Stuhl an, nehme Platz an meiner Seite! Du genirſt mich nicht im mindeſten, Du weißt gar nicht, wie viel Platz man findet, wenn man wenig Raum braucht!

Guter Leſer, ſchöne Leſerin, Du kannſt mich beſuchen, ſo oft Du willſt; — durch die Thüre? Das iſt ordinär, alltäglich! Durch's Fenſter? Darin hindern Dich Deine ſoliden Grundſätze und meine ſoliden Gitter; in einer Cigarrenkiſte? Da könnten ſich viel Schiefgewickelte mit einſchmuggeln; nein, durch den Schornſtein komm' zu mir, durch den Schornſtein der Phantaſie, den mein Cigarren-Rauch luſtig aufbaut. Du ſagſt: durch den Schornſtein kommen nur Hexen? O, verleumdet mir die Hexen nicht, redet nicht geringſchätzig von dieſen liebenswürdigen Weſen!

Seitdem die Hexen verboten worden ſind, haben wir kein ordentliches Wetter mehr; ſeitdem die „Scheiterhaufen" abgeſchafft und die „Schwefel-Hölzchen" eingeführt worden ſind, brandelt's und ſtinkt's noch mehr in der Welt; ſeitdem wir über die „Vor-Urtheile" der Vorzeit lachen, weinen wir über die „Nach-Urtheile" der Jetztzeit!

O, ich wollt', es käme eine Hexe zu mir — ſchön müßte ſie ſein, per se! — und ſagte zu mir: „Wollen Sie mit mir durch den Rauchfang hinaus? Die Paſſage iſt ſchinkenfrei!" Und ich würde ihre Hand faſſen und auf ihrem Beſenſtiel würde ich wie der feſcheſte ſechsfüßige Prater-Cavalier hinaufreiten

Wo die Lüfte ſo klar,
Wo nur horſtet der Aar!

Zwei Freie und ein Beſenſtiel!

Aber, guter Leſer, Du biſt kein Hexer, aber, ſchöne Leſerin, Du biſt keine Hexe, das thut mir leid, ſowohl Deinethalben als meinethalben; Ihr ſeid nichts als Menſchen! Menſchen, mit zwei Beinen, fünf Sinnen, ſieben Cardinallaſtern, und zehn Fingern! Ihr ſeid nichts als Menſchen, Ihr kamt direkt aus Staub und geht direkt nach Staub, und während Eures Tranſito-Aufenthalts wieder im Staub wählt Ihr „Gemeinde-Räthe," bezahlt „Zinskreuzer" und leſet den „öſterreichiſchen Dingsda!" Und das nennt man: ein Menſchenleben!

„O, jetzt Schickſal, gib mir einen Beſenſtiel!"

Aber leere Hoffnung, eitler Wahn! Beſen haben wir genug, alte Beſen, neue Beſen, altneue und neualte Beſen, aber nur wenige dieſer Beſen haben einen Stiel!

Alſo, guter Leſer, alſo, ſchöne Leſerin, da biſt Du bei mir!

„Sagt mir, wie bewirth' ich, der Erdegeborne,
Den himmliſchen Chor!"

Seht Euch mein Wigwam an; eine kleine Hütte, aber es haben tauſend liebende Herzen d'rin Raum!

Hier, belieben Sie zu ſehen, das iſt ein Tiſch. Ja wirklich, ein Tiſch; grün wie die Theorie, er hat vier Füße, die nicht alle gleich lang und kurz ſind, dient mir zur Versmacherkunſt mit den langen und kurzen Füßen; wenn ich ihn quer ſtelle, iſt es die jambiſche, dann die choriambiſche, dann die dithyrambiſche Versart; den Tiſch hat ein Tiſchler gemacht, der ein Dichter war, ein Fuß des Tiſches war ebenfalls ein Dichter und iſt dabei gegen die andern zu kurz gekommen.

Dieſer Tiſch, meine lieben Leſer und Leſerinnen, wackelt; glauben Sie aber nicht, daß das ſein eigentlicher Charakter iſt, nein, ſolch' einen Gedanken laß ich von meinem Tiſch nicht faſſen; er will keine Ausnahme machen; in einem Jahrhundert, wo alle Zuſtände wackeln, ſollte dieſer Tiſch allein nicht wackeln? Dieſer Tiſch wackelt aus *Gemeinſinn*! Aber das ſoll, ſo es Gottes Wille iſt, meinem herzigen Tiſch nicht ſchaden, es gibt einen eigenen Gott für die Kinder, für die Betrunkenen und einen Extragott für die *Wackler*.

In dieſem Tiſch ſchlägt ein *offenes* Herz, genannt: *Schublade*; in dieſe Lade kommen die *Schüblinge*, Alles, was vom Tiſche abgeſchoben wird.

In dieſer Schublade ſchlafen meine Kinder; erſchrecken Sie nicht, ich rede von meinen Geiſteskindern; eine ſolche Schublade iſt das beſte Erziehungs-Inſtitut für Geiſteskinder, ſie gewöhnen ſich da an ſo wenig freie Luft als nur möglich!

Wie ſie da liegen, die lieben Pamperletſchen! Sehen Sie, das da iſt mein jüngſtes: „Memoire;“ — „ſchrei' nicht, dummer Fratz! das Publikum thut Dir ja nichts! Halt's Maul, wenn's nicht ſtill biſt, holt Dich der Nicolo! So! Schön ſtat!“

Siehſt Du, ja man hat ſeine Noth mit dieſen Kindern! So lang man ſie bei ſich hat, hat man Noth und Schererei mit ihnen, und kommen ſie in die Welt hinaus, geht's Kreuz erſt recht los! Biſt Du ſelbſt Vater, ſchöne Leſerin? Nein? — So kannſt Du das nicht beurtheilen!

Hier an der langen Wand ſteht ein kurzes Bett; mein Bett. Werde nicht verlegen, guter Leſer, ſchlage die Augen nicht nieder, ſchöne Leſerin, dem

Reinen iſt alles rein, das ſehen Sie an dieſer reinen Decke, an dieſen Ueberzügen, weiß wie dieſer Bogen Papier, ehe die Ungethüme meiner Handſchrift ihre unförmlichen Glieder über ihn hingewälzt haben.

Du ſagſt, das Bett iſt zu kurz? Mein gutes Herz proteſtirt gegen dieſe Anſchuldigung eines Andern, ich nehme lieber die Schuld auf mich, das Bett iſt nicht zu kurz, ich bin zu lang; ein Ding, welches ich mir hier mit der Zeit vielleicht abgewöhnen werde. Ueberdem wird auch dieſer Umſtand für mein heiteres Naturell eine neue Quelle der Zerſtreuung und Abwechslung. Bald laſſe ich im Bette zu Häupten meinen Kopf wie aus einem Kälberwagen heraushängen, verſetze mich ganz in die Gedanken eines Kalbes, welches darüber den Kopf hängen läßt, wenn es denkt, daß es auch aus der Welt gehen muß, in welcher es doch glücklich geweſen wäre, da es ſicher ein großer Ochs geworden; bei dieſer Gelegenheit hab' ich noch die angenehme Illuſion, mich an meine Jugend zu erinnern; — etwas ſpäter lege ich den Kopf häuptlings herein, und laſſe zu Füßen des Bettes meine Beine eine Excurſion über die Grenze des Bettes machen, das gibt wieder zu einer poetiſchen Täuſchung von freien Füßen Anlaß, und ſo verſtreicht Tauſend und eine Nacht in ſüßem Märchenduft!

Im Winkel da, guter Leſer und ſchöne Leſerin, ſteht ein **Etwas**:

„Ein Gebäude ſteht da, von uralten Zeiten,
Es iſt kein Tempel, es iſt kein Haus!“

Es iſt ein — Kachelofen.

Ein „Kachelofen!“ ſo nennt's der beſchränkte Menſchen-Verſtand; aber es iſt eine „Moral“ in Kacheln geſetzt, es iſt ein grünglaſirter Troſt, es iſt ein großer Gedanke in Lehm und Kienruß gekleidet! Ein „Kachelofen“ iſt die perſonificirte Idee des Alt-Conſervativen im Reiche des Einheizens!

Wie albern und lächerlich ſind alle Neuerungen im Gebiete des Einheizens! Die kleinen, runden Oefchen, die an gewiſſen Theilen nur ſo lange warm halten, als man grade zulegt; die offenen Kamine, wo der Menſch vorne ein Feuerländer, und hinten ein Lappländer iſt, und an welchem man ſich eigentlich am Spieß herumdrehen laſſen müßte, daß ſind lauter Heiz-Inſtrumente für einen ungerathenen Sommer, aber nicht für einen gutgerathenen Winter!

Aber ein Kachelofen, ein Kachelofen, dieſer viereckige Deutſche, dieſes Napoleon'ſche „etre carré“, dieſer deutſche Amtmann, der nur freundlich iſt, wenn er den Bauch voll hat, ein Kachelofen, das iſt der gute, einzige Ueberreſt des geliebten bon vieux temps!

Freilich im Sommer ſcheint er uns überflüſſig, nimmt zu viel Raum ein u. ſ. w., aber ſchon Salomon der Weiſe ſagte: „Alles zu ſeiner Zeit“, ein Ofen hat im Winter ſeine Zeit. Einen Kachelofen weiß nur der zu ſchätzen, der im Winter in unſeren vornehmen Salons die „Deichen“ ſieht, auf welchen eine Diana oder eine Hebe mit allen Gliedern klappern und Umshimmelswillen um ein warmes Camiſol bitten.

Alſo die Moral dieſer politiſchen Fabel iſt:

Alles zu ſeiner Zeit und „ein
Kachelofen zu unſerer Zeit“

Auf dieſem Kachelofen ſteht, wo ſonſt Diana und Hebe, mein Hut. Erſt ſtand er ſo, als ob der Ofen den Hut aufgeſetzt hätte, allein ich fürchtete, daß der Winter ihn da überraſchen könnte, und dann würde man ſagen: „Unter Saphirs Hut iſt Zündſtoff“, (vielleicht Heu und Stroh) und da hab' ich den Hut umgekehrt auf den Ofen geſetzt, ſo daß er mit dem leeren Innern gegen die Decke ſieht.

„Hier an der Wand, die kleine Thür, was iſt das?“ —

St! guter Leſer! St! ſchöne Leſerin!

Das iſt meine Hoffnung, das iſt meine Rettung! —

Aber wie denn?

Siehſt Du, guter Leſer, ſiehſt Du, ſchöne Leſerin, da breche ich durch! Wenn meine Nägel einmal zu Klauen angewachſen ſind, da bohre ich mit ihnen hier die Wand ein, grabe mich in der Nacht durch zwei Stockwerke durch, an irgend einem Fenſtergitter angelangt, nage ich mit meinen Weisheitszähnen, die ich zu dieſem Behuf hab' eigends wieder wachſen laſſen, die Eiſenſtäbe durch, als ob ſie Maccaroni wären, dann ſchneid' ich mir meine langen blonden Locken ab, drehe daraus ein viele Klafter langes Seil, nehme meine Manuſcripte und zwei Kanonen, die ich in der Weſtentaſche verborgen habe, in den Mund, mein Bewußtſein wickle ich mir um den Leib, und laſſe mich auf dieſem langen Leiterſeil aus dem Fenſter herab, vier Fuß hoch von der Erde laſſe ich mit einer Hand des Seil aus, packe mich mit der andern Hand an der Bruſt und ſchleudere mich horizontal über das Ravelin der Baſtei in die jenſeitsfließende Donau. Dort iſt ſchon ein kleines Dampfboot in der Größe einer vormärzlichen Semmel mit 24 Pferdekraft bereit; ein energiſches Schanzelweib, die mir ſeit zwölf Jahren die Aepfel zum Chriſtbaum lieferte, im Jahre 1848 auf der Aula das jus ſtudirte, und die eine geheime aufopfernde Leidenſchaft im Buſen für mich trägt, ſteht als Locomotivführer am Schnabel des Schiffes, fängt mich im Schnabel auf, worauf ſie im Nu das Schiff losbremſ't. Im Vorbeifahren nehm' ich im Schüttelbad geſchwind ein Bad, laſſe mir die mich leichtverrathenden Hühneraugen ſchneiden, und im Nu geht's raſch die Donau hinab, der „Humoriſt" bleibt rechts liegen, das „Schanzelweib" links, ſo kommen wir nach Mitternacht beim Halbmond in Semlin an Dort habe ich im Jahre 1814 einer Türkin, die, ich weiß nicht mehr genau, Suleika oder Chriſtel hieß, die Ehe verſprochen. Ihr Herz ſagt ihr's, daß ich komme, ſie erwartet mich mit den lieben, theuren Unſrigen: Fatimechen, Zoraidchen, Alichen und andern kleinen Beglebeglerinnen; ſie wirft mir einen Feß über das Haupt, drei Roßſchweife auf den Rücken und praktizirt mich glücklich als Profoſen-Paſcha nach Konſtantinopel. Kaum dort angekommen, frag' ich einen jungen vorübergehenden Türken: „Um Vergebung, ſind Sie ein Deutſcher? Er erwiedert: „erteps,“ d. h. ſoviel als: „Warum nicht gar!“ worauf ich ihm wieder erwiedere: „Das iſt ihr Glück! Aber um was ich Sie fragen wollt, ich bin hier fremd, um wie viel Uhr fangt der Harem an?“ Im Harem angekommen, richt' ich den Damen, welche ſämmtlich ſich zur türkiſchen Conceſſion bekennen, eine ſchöne Empfehlung von den ſchönen Türken der letzten Faſchings-Dienſtag-Redoute aus; eine Haremiſche verliebt ſich in mich, rettet mich, drückt mir eine Pfeife voll Piaſter und ein Beutelchen voll Knaſter in die Hand, und läßt mich durch einen ſichern Eunuchen als Roſenöl-Mädchen entflieh'n; wir ſtoßen in's „goldene Horn“ und landen glücklich in Egypten, in dem Land, wo meine Urahnen mehr Ziegel gebrannt haben, als je ein Miesbach, und wo ſie die zwei freien Reichsſtädte „Piſſom“ und „Ramſoß“ gebaut haben, verſteht ſich, nicht um ſelbſt d'rin zu wohnen, denn ſie waren keine in der Gemeinde Zuſtändigen, ſondern bloß Gefangene und Sklaven! Und ſo ſteht der freie Urenkel nach einigen tauſend Jahren auf demſelben Boden, wo ſeine Urahnen Gefangene waren, ohne daß je ein einziger Humoriſt unter ihnen geweſen wäre!

Verzeih', guter Leſer, verzeih', ſchöne Leſerin, meine Phantaſie greift den Begebenheiten vor! Das Alles ſoll erſt geſchehen in der nächſten Nacht, wenn Bertolleto's Kunſtjünger auf Ferien ſpringen und der Wanzbeker Bote ſeine leiſen Schritte über die Gebeine meines Großvaters ſetzt! — Verrathe mich nicht!

Und nun, guter Leſer und nun, ſchöne Leſerin, geh' mit mir ein wenig auf und ab; es ſind blos „acht Schritte", aber „einer iſt genug zum Verderben", d. h. zum Zeitverderben. Geh' mit mir auf und ab, da gibt's Gelegenheit zu Beobachtung der Natur und des Laufs der Dinge! Gib' Acht! ſiehſt Du, guter Leſer, jetzt biſt du mir rechts, und Du, ſchöne Leſerin, biſt mir links; — ſo, wir gehen bis an die Wand; wollen wir mit dem Kopf durchrennen? Nein! Wir kehren um; ſiehſt Du, lieber Leſer, nun biſt Du links, und Du, ſchöne Leſerin, biſt rechts; das iſt der Lauf der Welt!

Und nun, gute Nacht, guter Leſer, ſchöne Nacht, ſchöne Leſerin. Du mußt mich verlaſſen, die Nacht iſt keines Gefangenen Freund; Adieu, auf Wiederſehen, — und es wird Abend, und es wird Morgen, ein Tag!

⁂

Gefangen? Wer? Ich? — Unſinn! —

— Aber die ganze Welt ſagt: ſie haben Dich eingeſperrt? —

— Grad verkehrt: ich hab' die ganze Welt ausgeſperrt! —

—Aber die ganze Nacht ſo allein ſein, ohne Geſellſchaft! —

— Aber den ganzen Tag ſo allein ſein in Geſellſchaft! —

— Aber Niemand zu haben, mit dem man die Ideen austauſcht? —

— Das iſt ein Glück! Wenn ich frei bin und mit vielen Menſchen die Ideen austauſch', mach' ich ein ſchlechtes Geſchäft, ich geb' gute Ideen her und tauſch' miſerable ein! —

— Aber *gar keine* Bewegung, das iſt ungeſund! —

— Aber *zu viel Bewegung* iſt noch ungeſunder! —

— Aber kein „Theater?" — Die Langeweile! —

— Aber *ja* Theater, dieſe Langeweile! —

— Aber Sie werden hier die gute Laune verlieren? —

— Aber au contraire! Ich werde hier verſchiedene gute Launen finden, die Andere hier verloren; meine Laune kann ich nicht verlieren, ſie iſt mir angewachſen. —

— Aber Ihre Gegner lachen und frohlocken? —

— Aber meine Gegner lachen und *locken froh*, ich aber *mache* lachen und *locke Leſer*; wer iſt beſſer d'ran? —

— Aber Sie erleiden einen bedeutenden Ausfall? —

— Aber ich hab' Einfälle genug, um einen Ausfall zu decken! —

— Am Ende ſind Sie mit Ihrer Gefangenſchaft ganz glücklich? —

— Aber am Ende gewiß! —

Gefangen! Leeres Wort! Gefangen! Wer iſt nicht gefangen? Was iſt nicht gefangen?

Die Seele iſt gefangen, im Polizeihaus des Körpers zu 70 Jahre Arreſt verurtheilt, zwei kleine Fenſterl oben, ein Luftloch in der Naſe, und wenn die arme gefangene Seele einmal in finſterer Ohnmacht durchgeh'n will, wird ſie gleich mit flüchtigen Geiſtern verfolgt, es werden ihr Steckbriefe unter die Naſe gerieben, und ſie wird dann in ihrem Kerker nur noch aufmerkſamer bewacht; und wenn ſie dann aus dem Körper entlaſſen wird, kömmt ſie noch nicht gleich in den Himmel, ſondern muß erſt in's Purificatorium und wird eine Zeitlang unter Fegfeuer-Aufſicht geſtellt! Und der Körper iſt wieder gefangen im Hemd, und das Hemd iſt gefangen im Camiſol, und das Camiſol iſt gefangen im Rock, und der Rock iſt gefangen im Schrank, und der Schrank iſt gefangen im Hauſe, und das Haus iſt gefangen in der Gaſſe, und die Gaſſe iſt gefangen in der Stadt, und die Stadt iſt gefangen im Land, und das Land iſt gefangen in den Grenzen und ſo fort in's Grenzenloſe.

Und was iſt nicht gefangen? Das Auge wird gefangen von der Farbe, das Ohr wird gefangen vom Schall, die Naſe wird gefangen vom Duft, das Herz wird gefangen von der Liebe, der Geiſt wird gefangen vom Gedanken, die Tugend wird gefangen von den Sinnen! Hier iſt Jemand gefangen vom Vorurtheil, dort iſt Einer gefangen von Geiz, der iſt gefangen von Dummheit und Jener vom Laſter, der wird gefangen durch Geld, dieſer wird gefangen durch Schönheit, wieder ein Anderer wird gefangen durch eine Schmeichelei und wieder Einer durch einen Schöpſenbraten, und daneben wird Einer gefangen durch eine Priſe Spaniol; alſo die ganze Welt iſt gefangen, nur ich allein bin frei, daher, lieber Leſer, bin ich ſo frei, Dir einige „Fidibuſſe“ aus meinen Tagen in „Aranjuez-Stern-Gaſſe“ mitzutheilen, welches mein humoriſtiſches Ich viel heiterer verläßt, als Don Carlos mit ſeiner Liebe mütterlicher Seits ſein Aranjuez.

Erwarte von dieſen „Fidibus“ nichts anderes, lieber Leſer, als was ihre Initial-Buchſtaben andeuten:

„**F**ricaſſirte **I**deen **d**es **i**m **B**auchreden **u**nterrichtnehmenden **S**aphirs.“

Die Bauchrednerkunſt iſt die freie Kunſt der Gefangenen. Man ſieht ein, daß man von ſeinen fünf Sprechwerkzeugen keinen Gebrauch machen ſoll, und von ſeinem Schreibzeug auch keinen, und von ſeinem Vernunftzeug auch keinen, allein da Einem Gott doch Denken und Sprechen geſchenkt hat, und man Gottesgaben nicht unbenützt verſchmähen darf, ſo muß ein frommer Mann mit dem Fuß denken, mit dem Bauch reden und mit demjenigen Profil ſeines liebwertheſten Ichs ſchreiben, deſſen Schattenriß einem Steckbrief nicht als Erkennungszeichen beigefügt werden kann.

Als der liebe Himmel dem Menſchen Sprache und Vernunft mitgetheilt hat, war der Menſch allein, und da ſchadet das nichts. Für ſich kann der Menſch denken und reden, was er will, aber einem Andern ſeine Vernunft mittheilen wollen, da liegt der Pudel begraben! So dachte auch der liebe Himmel, deshalb als er beſchloſſen hatte, noch Menſchen zu erſchaffen, erſchuf er ein Weib, dadurch hat der Mann den Verſtand verloren, und zu ſagen hatte er auch nichts mehr, folglich war nur wieder ein Menſch mit Vernunft und Sprache auf der Welt; und ſo hätte es bleiben ſollen!

Gott hat dem Menſchen die Sprache gegeben, damit er verſchweige, was er denkt, und er hat ihm das Denken gegeben, damit er's Niemand verdenke, wenn er ſchweigt!

Warum ſollte man alſo nicht mit dem Bauche reden? Tauſend Menſchen denken und fühlen nur mit dem Bauche, warum nicht auch reden? Mein Bauch hat gleich am erſten Tag meiner Gefängniß-Beſteigung mit meinem Kopf Händel angefangen:

Mein Bauch. Das verdank' ich Dir!

Mein Kopf. Nichts zu danken, iſt gern geſchehen!

Mein Bauch. Dummer Witz! Wenn Du alle Deine dummen Witze zuſammennehmen wollteſt, die Du Dein Lebtag gemacht, ſo ſteckt eine Handvoll Satanaſſe in Dir!

Mein Kopf. Wenn Du alle Beefſtakes und Schnitzel zuſammennehmen wollteſt, die Du ſchon verſchlungen, ſo ſteckt eine Heerde Ochſen in Dir!

Mein Bauch. Für Dich muß ich drei Monate leiden.

Mein Kopf. Für Dich hab' ich 56 Jahre gelitten!

Mein Bauch. Aber Du weißt, wenn ich nicht viel Bewegung mache und mich laufen laſſen kann, bin ich bald todt!

Mein Kopf. Du weißt aber, wenn ich mich nicht laufen laſſen kann, bin ich kaput!

So ſtritten ſie ſich eine Weile, bis der Kopf das Maul und der Bauch das letzte Wort behielt, und zur Abwechslung an ſeine Fidibuſſe ſchritt: Fidibuſſe eines Gefangenen.

Wenn der Leſer aber dieſe „Fidibuſſe" lieſ't, in der Erwartung, furchtbare Geheimniſſe eines Kerkers, oder tragiſche Enthüllungen zu hören, ſo irrt er ſich; oder wenn er auch nur glaubt, Vibrationen eines gereizten Zuſtandes zu leſen, irrt er ſich gleichfalls. Ich habe nichts Tragiſches mitzutheilen, ich habe keinen Grund zu Lamentationen; ich habe keine Tyrannei erfahren, ich habe nicht einmal eine Härte erdulden müſſen; ich habe nicht Gelegenheit, mit den Schauern und Grauen der Gefängniſſe den Leſer in Mitleid zu ziehen, oder durch finſtere Schilderungen das Intereſſe des Publikums an mein Schickſal zu ſpannen, zu erhöhen. Außer dem Bruſtkern der Sache, iſt nichts an sauce piquante, kein ſaurer Behandlungs-Salat dabei, und außer des Umſtandes, daß für gut befunden wurde, meine Unterſuchung nicht auf freiem Fuß zu führen, iſt kein Agio bei dieſer klingenden Conventions-Münze.

Durch nicht einen Moment meiner Haft war mein Inneres mehr aufgeregt als ſonſt, nie ſtand die Temperatur meines Gemüthes anders als immer, und ohne den Schmerz des Getrenntſeins von meiner Familie, an welcher ich — wie die Welt ſei Jahren weiß — mit ungewöhnlicher Zärtlichkeit hänge, und außer der allerdings drückenden Betrachtung, daß die Suspenſion meines Blattes meine und ihre Exiſtenz gefährdet, und mir nicht nur momentan einen großen Verluſt zuführt, ſondern noch ein großes Stück der zukünftigen Exiſtenz im Anticipationsweg vernichtet, überwältigte kein Kleinmuth meinen Geiſt.

Mein Naturell wirft, wie jeder geſunde Körper, ſogleich jeden ihm ſchädlichen fremdartigen Stoff aus, und nicht einmal der Schmeißfliege Groll geſtattete ich, ſich nur eine Sekundenlang auf meine Naſe niederzulaſſen!

Alſo zur Sache. Bevor wir aber in mein Gefängniß treten, iſt es nothwendig, daß Du, lieber Leſer, einen kleinen Umweg mit mir machſt, einen Vorweg eigentlich, und zwar nach meinen Sommer-Sansſouci — sans six sous! — nach Baden.

⁂

Baden! Dreißig Mal ungefähr mögen ſich die Menſchen „glückſeliges neues Jahr“ verwünſchen haben, und dreißig Mal iſt jedes Jahr unglückſeliger geworden, ſeitdem ich zum erſten Male einen Sommer in Baden verlebte. Wer Baden vor dreißig Jahren beſucht und gekannt hat, der weiß, welch' buntes, glänzendes und geräuſchvolles Getümmel die Badner Saiſon — Juni — Juli — Auguſt erfüllte. Ein glänzender Hof, ein populärer Monarch, eine Cavalierſchaft, reich an Geld, an noblen Paſſionen, an Ritterlichkeit und Liebe in allen Geſtalten, das diplomatiſche Corps mit allen Attachés und Forts detachées, die reichen Financiers und Epiciers der Reſidenz, ein Flor von Schönheiten und die dazu gehörige Cavallerie, eine lebendige Mythologie aller jener Göttinnen, Feen, Nymphen und Danaiden, welche dazumal noch zur Weltgeſchichte gehörten, denen ihre Götter nur im goldenen Regen erſcheinen durften, eine Mythologie, die jetzt ganz untergegangen iſt, wir wiſſen nicht, ob verjagt von einer veredelten Geſittung oder überflüſſig gemacht durch ein allgemeineres, aber verſchleiertes Surrogat; dann die Ebbe und Fluth, welche die einſtige Bevölkerung Wiens auf der Straße über Neudorf von Wien nach Baden auf glänzenden Equipagen, Janſchkys, Fiakern, Einſpännern, Geſellſchafts- und Zeiſel-Wagen hin- und zurückwälzte, Alles das machte aus Baden vierteljahrlang eine kleine Welt im Großen, eine große Welt im Kleinen.

Die Luſt war mit Dramen gefüllt, aus allen Fenſtern lachten Luſtſpiele in die Straßen hinein, die grünen Anlagen waren überſäet von Idyllen und Madrigalen, auf den Zweigen des damals florirenden Parkes wiegten ſich Mittags ſchmucke Liebesromane und Abends Küſſe und ausgetauſchte Schwüre; vom Scheiner bis zum Helenenthal war der Weg mit Intriguen und Tracaſſerien gepflaſtert. Wer bei einem vollen Theater als ein erfahrener und geübter Kenner der Augen-, Finger-, Fächer- und Zeichenſprache des „blinden Kindes“ den Beobachter machte, der hat Muße gehabt, ſich zu ergötzen an der bewegten Telegraphie und elektromagnetiſchen Korreſpondenz von Parterre zu Sperrſitz, von Sperrſitz zu Loge, von Loge zu Loge, oft auch von Loge in die letzte Gallerie, wo hinter dem halb verbergenden Schild einer Köchin oder Obſtfrau ein bis in das „Paradies“ irrender Ritter ſeinen Beobachtungspunkt einnahm, und in demſelben Augenblicke, als die Dame in der Loge ihrem Manne oder Bruder oder ihrer Begleiterin mit geſenktem Haupte etwas in's Ohr flüſterte, von ihr durch die Oeffnung des Fächers, oder durch das ein- oder mehrmalige Zurechtſtreifen der Locken oder des Scheitels einen vollſtändigen Bericht oder eine Antwort erhielt über das, was geſchehen iſt oder zu geſchehen hat. — Ich war dazumal wohl ſchon aus den Flegel- und Flügeljahren; Siegwart und Werther lagen hinter mir, aber vor mir lagen noch Jahre, in welchen Romeos, Taſſos, Ferdinands und Ingomars ſich noch recht gut ausbilden konnten.

Wie geſagt, ich fuhr mit einem Geſellſchaftswagen nach Baden; zu den Luxus-Artikeln ſeiner Zeit gehörte ein Hut, welcher inwendig mit einem kleinen Spiegel am Deckel verſehen war, mit einem ſolchen Hute verſehen, alſo gleichſam unter der Obhut meines Alter ego, und mit einer Kleiderbürſte in der Taſche, ohne welche man dazumal nicht nach Baden reiſen konnte, trat ich im „Schwan“ ab, ließ mir ein beſcheidenes Zimmerchen anweiſen, bürſtete meinen frugalen Leibrock rein von dem Staub dieſer Erde, warf einen Blick in den Spiegel meines Hutes, lächelte ſelbſtzufrieden und ſtürzte mich in die Welt, nachdem ich wie Dlle. Rachel in der „Adrienne“ ausgerufen hatte: „Oui, je serai beau!“

Es war an einem jener Abende, an welchen die Luft gefüllt iſt mit Liebesſtäubchen, an denen die Blätter wollüſtig ſchmachtend nach Küſſen zu dürſten ſchienen, von den Bergen floß ein lauer, Labung heiſchender Athem hernieder, es war das Lebenlaſſen eines jener ſeltenen Tage, an welchem der Morgen ſagt: „Es werde Licht, und ſchaut Euch um, wie ſchön die Welt und wie üppig die Schöpfung und wie ſchön die Frauen!“ und an dem der Abend ſagt: „Ich ſchließe die Augen! Die Nacht iſt verſchwiegen und die Liebe iſt geſprächig!“ Meine Nacht hatte aber nichts zu verſchweigen und meine Liebe hatte nichts auszuplaudern.

Mein Herz allein war vollkommen leer und weiß zurückgekommen von Park, Helenenthal und Krainerhütte. Mit einem leeren und weißen Herzen ſchläft man gleich ein, es ſind nur die vollen und ſchwarzen Herzen, welche den Schlaf und die Kiſſen ruiniren.

Aber die Liebe ſollte doch zu mir in's Zimmer dringen, obwohl ich ihr meine Adreſſe nicht ſagte.

Um Mitternacht klopfte es an meine Thüre; ich war damals ein ſo unbedeutendes Ding auf dem lieben Erdboden, daß ich weder Gläubiger noch andere unangenehme Viſiten — zu fürchten hatte, ich machte die Thüre ſo ruhig auf wie die liebe Unſchuld im Schlafrock, — und — in's Zimmer ſtürzte — ein Drama! eins von jenen Dramen, die wie Atome in der Luft herumſchwimmen.

„Freund, ſie iſt hier!“ — Mit dieſer Expoſition warf ſich der Held des Dramas, Freund S . . . . r, in einen Stuhl an meinem Bette!

„So?“ —

„Er iſt auch hier!“

„Ah!“

„Ich bring' mich um“

„Oho!“

„Ich bring' ihn um!“

„Früher oder nachher?“

„Ich bring' ſie um!“

Man ſieht, ein Drama mit drei Ermordeten!

Ich ſah mir den dreifachen Mörder an, er war elegant gekleidet, die Cravatte fehlerlos, die ſchwarzgeſcheitelten Haare bürſtete der Drillings-Attentäter ſorgfältig mit einem kleinen Taſchenbürſtchen um die Schläfe herum; ich war wegen drei Leben weniger beſorgt.

In demſelben Augenblicke hörte ich die Thüre des Zimmers neben dem meinigen ſich öffnen; der Kellner ſetzte ein Licht wahrſcheinlich auf den Tiſch und ſagte „gute Nacht.“ Ein Männerſchritt nahte ſich der verſchloſſenen Zwiſchenthür unſerer beiden Zimmer und eine Stimme rief: „S., ſind Sie noch wach?“ — (Der Kellner ſagte ihm wahrſcheinlich, daß ich da wohne.)

„Ja,“ erwiederte ich.

„Sie iſt hier!“

„So?“

„Er iſt auch hier!“

„Ah!“

„Ich bring' ihn um!“

„Um wieviel Uhr?“

Ich ſtand alſo mit zwei Mördern in intimſter Freundſchaft! Ich hatte Mühe, Freund S . . . . r zurückzuhalten, ich glaube, ſie hätten ſich durch die Thüre durch umgebracht.

„Gute Nacht! Herr Doktor!“ rief ich in das Nebenzimmer, „ich muß ſchlafen!“ — S . . . . r ſtreckte ſich auf das Sopha, und für Jemand, der verliebt iſt, eiferſüchtig, und einen Mord vorhat, ſchlief er ganz modeſt und ruhig bis acht Uhr Morgens.

Man klopft an die Thüre. Der Kellner. „Dieſen Brief hat ein Mädchen für Sie gebracht, Herr Saphir." Freund S . . . . r, welcher die Thüre öffnete, nahm den Brief. „Es iſt ihre Hand!" ſchrie er ganz verdutzt aus. Es war ihre Hand, das heißt ihre Handſchrift, die Handſchrift der „Mad. M., dramatiſche Künſtlerin, wohnt in der Redoute Nr. 7."

Sie war ſchön — aber dramatiſche Künſtlerin; ſie war intereſſant — aber dramatiſche Künſtlerin; ſie war geiſtreich — aber dramatiſche Künſtlerin; ſie war tugendhaft — aber dramatiſche Künſtlerin — ich war alſo über das Leben meiner zwei Freunde beruhigt, ich wußte, ſie werden mit der Zeit ſich gegenſeitig, und ſie wird mit der Zeit Beide leben laſſen.

Drei Tage ſpäter fand ich in S . . . . r's Zimmer ein Billet vom Herrn Dr. an ihn:

„Morgen wollen wir zuſammen mit der M. ein Landplaiſirchen nach Baden machen; ſag' dem Saphir nichts davon, der ſchöne Menſch macht ihr auch die Cour u. ſ. w."

So, meine Herren?! nous verons!

Mad. M. hatte den Abend früher die Louiſe in „Kabale und Liebe" gegeben, dachte ich — „dem Manne kann geholfen werden!"

Ich ſetzte mich flugs an den Schreibtiſch und ſchrieb zwei Recenſionen:

„Mad. M. als „Louiſe" in Baden,"
und verfügte mich mit Doppelſchritten zu Mad. M.

„Nun, wie hab' ich Ihnen geſtern gefallen?"

„Darauf kömmt's nicht an, es kömmt darauf an, wie Sie mir morgen gefallen werden! Da leſen Sie," — hier gab ich ihr das Billet.

„Und nun hören Sie mich an, ſchöne Frau! Ich werde Ihnen was vorleſen. Hier eine Recenſion — und hier eine Recenſion, in dieſer haben Sie die L. ganz im Sinne des Dichters aufgefaßt, die Poeſie Ihrer Auffaſſung geht mit der Poeſie Ihrer äußern Erſcheinung Hand in Hand u. ſ. w. In der andern haben Sie, zu unſerem Leidweſen, nicht jene geiſtige Innerlichkeit, die zur L. nöthig iſt; der Dichter iſt Ihnen fremd geblieben, und Ihre äußere Erſcheinung war g'rade nicht geeignet, den Mangel aller innern Poeſie zu erſetzen u. ſ. w."

„Aber —"

„Geduld, ſchöne Frau; wenn Sie morgen mit den beiden Herren nach G. geh'n, erſcheint dieſe, wenn Sie morgen mit mir nach Laxenburg geh'n, erſcheint jene Recenſion in der Zeitung.

Am andern Morgen um 6 Uhr gingen wir nach Laxenburg, nachdem ich an Herrn Doktor zurückließ:

„Mad. M. und ich, wir machen ſo eben ein kleines Landplaiſirchen nach Merkenſtein; wo wir Mittags ſpeiſen wollen, leben Sie wohl u. ſ. w."

Als wir Abends von Laxenburg zurückkamen, kamen die beiden Menechmen eben von Merkenſtein zurück! Unter lautem Gelächter und moraliſcher Eintracht ſoupirten wir Abends alle Vier zuſammen unter der Halle des Schwanengartens, und es wurde mit „bonne mine“ wenigſtens auf die Geſundheit der „ſchönen Menſchen“ getrunken. Zwei Tage darauf erſchien die unpartheiiſche Kritik in einem der geleſenſten Blätter Wiens.

Das war nur ſo eines der kleinſten Echantillons von dem Leben und Treiben, mit welchen dazumale die Tage und Nächte, und die Minuten und Sekunden Badens übervölkert waren.

Und jetzt! Nur noch der Schatten der Maria!

Aber ſchöne Frauen haben auch einen Schatten. Baden iſt immer ſchön und immer jung, eine verlaſſene Dido, aber nichtsdeſtoweniger eine ſchöne Dido. Es vereinigt alle Reize der romantiſchen Natur mit allen Agréments der Reſidenz, von welcher es nur wie eine Vorſtadt iſt. Aber das iſt eben die Urſache, warum die Wiener weniger hingehen, ſie wollen „Abreiſen,“ und „Zurückkommen,“ darin liegt für ſie eigentlich der Reiz der Sommerſaiſon! Es haben ſo wenig Menſchen einen eigenen Geſchmack, auch in Hinſicht der Natur und der Romantik! Es iſt bei ihnen nur das ſchön, was modern iſt; jetzt wird Iſchl ſtark getragen, ſo kleidet ſich Alles in Iſchl! Sie bewohnen eigentlich mit Vorliebe nur die Badeliſte, es iſt ſo intereſſant, wenn man unter den „Angekommenen" ſeinen Namen gleich nach Fürſten und Grafen lieſ't, das allein iſt ſchon eine halbe Kur!

Aber Baden bleibt immer ein Stück Paradies; die Luft balſamiſch, die Umgegend reizend und maleriſch, die Quellen wunderbar heilſam und von wiederbelebender Kraft, die Morgen himmliſch und die Abende herz- und nervenberuhigend, und ſo iſt denn Baden ſeit einer langen Reihe von Jahren für mich in jedem Sommer eine Reſtaurations- und Regenerationsgemeinde.

Vorzüglich in dieſem Sommer fühlte ich mich von meinem zweijährigen ſiechvollen Zuſtande wieder nach und nach vollkommen geneſen. In welcher wunderſamen Wechſelwirkung ſteht doch Geiſt und Körper, und zwiſchen beiden noch wunderbarer, wunderſamer, geheimnißvoller, innigerwaltend das Herz! Dieſe drei Dinge ſtehen im ewigen, unzertrennbaren Rapport miteinander, in ihm, aus ihm beſteht die Freiheit des Daſeins. Die Elaſtizität des Körpers erhöht die Spannkraft des Geiſtes, und dieſe trägt wieder die Thätigkeit desſelben, und das Herz iſt ein Muskel wie jeder andere, es muß in Thätigkeit gehalten und geübt werden, wie jeder andere.

Mein Doppelwohlleben, körperlich und geiſtig, ſteigerte ſich in mir bis zum Muthwillen, faſt bis zur Excentricität, und ich ſagte ſelbſt meinen Freunden an dem Abend, welcher der großen Aktion meiner

Verhaftung vorausging: „Ich bin ſo vergnügt, daß ich einen Schickſalsſtreich befürchte.“

Meine Aerzte wollten mich noch nach Meran zur Traubenkur, ich wäre auch gegangen, allein — „die Trauben ſind ſauer!“ — Gott denkt und der Kutſcher lenkt.

* * *

Niemand iſt bei der Welt ſo beliebt als die Geſtorbenen und die Gefangenen.

De mortuis et de Eingespertuis nil nisi bene!

Wie lieben mich meine Wiener, ſeitdem eine zugeſperrte Thüre und ein eiſernes Gitter zwiſchen unſerer Liebe liegen! Seitdem ich ſitze, gehe ich ihnen erſt recht nah! Wieviel Beweiſe von Theilnahme und platoniſirter Liebe des liebenswürdigen Publikums gelangen nicht zu mir in Geſtalt von Torten, Compots, Rehrücken, Lachs, Burgunder, Champagner, Blumenbouquets und Judenfiſchen! Das Leben iſt doch ſchön! Beſonders wenn man todt oder gefangen iſt!

Wie ſoll, wie kann ich dem Publikum für ſo viel Theilnahme danken? Ich ſage ihm nichts als was Roller und Karl Moor ſagte: „Möchteſt Du bald auch in den Pfeffer gerathen, daß ich Dir Gleiches mit Gleichem vergelten kann!“ Da würde das Publikum mich erſt kennen lernen, wenn das ganze verehrte Publikum eingeſperrt wäre und ich allein frei! Welche Theilnahme würde es von mir erfahren! Von Morgens bis Abends würde ich wie Blondel unter ſeinem Fenſter ſingen und ihm alle ſeine Lieblings-Delikateſſen zuſchicken; den „verwunſchenen Prinz,“ die „Brot- und Fleiſch-Taxe,“ den „Hans Jörgel,“ die „Liſte der Verſtorbenen,“ den „Concert-Zettel von der Wache-Akademie,“ das „Repertoir des Joſephſtädter Theaters,“ die „Miniatur-Porträte ſämmtlicher Wiener Statiſtinnen,“ und dann „meine Büſte in carrariſchem Schweizerkäſe!“

Dann würde das Publikum ſehen, wie dankbar ich bin; aber leider iſt keine Ausſicht, daß ſich dieſer Wunſch ſo bald erfülle, und ich muß dies Gefühl meines Dankes darauf beſchränken, das verehrte Publikum zu einem großen

„Feſt- und Zweck-Abonnement“

auf den „Humoriſt“ einzuladen, und bis dahin — zu ſchlafen und zu träumen!

Ein gutes Gewiſſen iſt Roßhaar, es läßt ſich gut darauf ſchlafen! Ich lege mich Abends auf mein Gewiſſen nieder und ſchlummere den Schlaf der Gerechten, es iſt daher natürlich, daß ich, während ich den „Schlaf der Gerechten“ ſchlafe, die Gerechten indeß ſchlaflos ſind!

„To sleep? no more? perhaps to dream?“ — „Schlafen? nicht auch träumen?“ ſagt Hamlet; und Hamlet war auch ein „Humoriſt,“ ein däniſcher Humoriſt, der von „Schleswig-Holſtein“ nicht recht gewußt hat, ob es „ſein oder nicht — ſein“ iſt!

Hamlet war ein großer „Humoriſt“ und er ha den aufgeblaſenen Schauſpielern noch lauter die Leviten geleſen als der Wiener „Humoriſt.“

Alſo ich ſchlafe nicht nur den „Schlaf der Gerechten,“ ſondern ich träume auch! und zwar die „Träume der Vorwelt.“

Wir haben nämlich alle und dieſelben Träume wieder geträumt, die in den älteſten Zeiten der Welt geträumt worden ſind, alle Träume, die Joſeph und Daniel in ihrem Kerker deuteten und auslegten. Ich hatte lauter hiſtoriſche Träume!

In der erſten Nacht träumte mir derſelbe Traum, den Pharaos Mundſchenk in ſeinem Gefängniß hatte. Ich ſah nämlich drei Rebenſtöcke, die grünten und blühten, und von einem drückte ich die Beeren aus in den Becher Pharaos. Ich erwachte und der Traumdeuter „Joſeph in Egypten“ ſtand vor mir und ſagte: Das iſt ſeine Deutung: „Drei Reben“ ſind „drei Monate,“ die blühen Dir richtig, die „Beeren“ ſind die „Abonnenten,“ die Dir während dieſer drei Monate zuwachſen, die wirſt Du auspreſſen, und der „Becher Pharaos“ iſt der „Humor,“ der da wie Pharao iſt ein großes „Hazard-Spiel,“ bei welchem der Banquier ſo lange einzieht, bis er ſelbſt eingezogen wird.“

In der zweiten Nacht ſtreckte ich mich wieder auf mein gutes Gewiſſen aus, ſchlief ein und mir träumte der Traum, den Pharaos oberſter Bäcker in ſeinem Gefängniſſe hatte. Ich trug nämlich drei Körbe auf meinem Haupte, in dem oberſten Korb war allerlei gebackene Speiſe, und die Vögel aßen aus dem Korb auf meinem Haupte.

Ich erwachte, vor mir ſtand der Traumdeuter „Joſeph aus Egypten“ und ſagte: Das iſt ſeine Deutung: „Die „drei Körbe“ bedeuten Deinen „Humoriſt,“ Deinen „Volkskalender“ und Deine“ Vorleſungen.“ Die Bäckereien bedeuten allerlei „Witze,“ „Einfälle,“ „Scherze“ und „Vergleichungen,“ und die Vögel, die aus Deinen Körben naſchen und picken, ſind manche „Spaßvögel!“ unter den Wiener „Lokaldichtern,“ die Deine Bäckereien von Deinem Haupte nehmen und in ihren Stücken wiederkäuen.“

Und wieder Nachts ſtreckte ich mich auf mein Gewiſſen aus, und mir träumte derſelbe Traum, den König Pharao geträumt hat: Vor mir ſtiegen ſieben ſchöne, fette Kühe auf, auf einer grünen Weide, dann aber kamen ſieben andere häßliche, magere Kühe, und die fraßen die ſieben fetten Kühe.

Ich erwachte, vor mir ſtand der Traumdeuter „Joſeph aus Egypten“ und ſagte: Das iſt ſeine Deutung: „Deine ſieben fetten Kühe ſind jährlich Deine vier „vierteljährigen Pränumerantentage,“ und die „drei Akademietage;“ dann aber kommen ſieben andere häßliche Tage: „vier Zinstage“ und „drei Reſpekttage,“ und dieſe häßlichen Kühe verſchlingen die fetten Kühe!“ —

Und wiederum wälzte ich mich auf meinem, von meinem Stubenmädchen friſch aufgebetteten guten Gewiſſen und ſchlief ein, und mir träumte derſelbe Traum, den Nebukodonoſor träumte: Es ſtand ein Baum mitten in der Welt, hoch, ſtark, dick, trug viel Früchte, die Thiere fanden Schatten, die Vögel Neſter, alles Fleiſch nährte ſich von ihm; da ſprach ein Wächter: „Haut den Baum um, zerſtreut ſein Laub, ſo daß alle Thiere weglaufen; doch der Stock ſoll bleiben, ſoll auf dem Felde graſen, und mit den Ochſen Gras eſſen, bis daß ſieben Zeiten um ſind.“

Ich erwachte, vor mir ſtand der Traumdeuter „Daniel, vulgo Balſazar“ und ſprach: „Ach, mein Herr, der Baum, den Du geſehen haſt, das iſt die deutſche Literatur, die war ſchön und voll Laub und Früchte, und unter ihm fanden Schatten die armen Schriftſtellerthiere und die ſinnigen Dichtervögel, und alles Fleiſch fraßen die Buchhändler. Da ergeht der Ruf: „Haut den Baum um, ſtreift das Laub ab, ſo daß die Thiere und Vögel von ihm davonlaufen und davonfliegen.“ Doch der Stock, der bleiben ſoll, das iſt der ſtockfinſtere Theil, der auf dem Felde Alltäglichkeit weidet und mit den Ochſen Gras frißt, bis die ſieben Zeiten um ſind; das ſind die ſieben Zeitalter, von welchen vier ſchon um ſind, das goldene, das ſilberne, das eiſerne und das papierene; nun kömmt: das lederne, dann das flanellene und endlich das gefrorene Zeitalter.“

Der Leſer ſieht, daß ich Muße und Muſe genug habe, um über die Themata: „Das Leben ein Traum“ behaglich nachzudenken. Im „Traumdeuten“ aber hab' ich wunderſame Kenntniſſe und tiefe Kunde gewonnen, und empfehle mich allen meinen werthen Leſern und liebenswürdigen Leſerinnen als beſonders approbirter „Traumdeuter.“ Ich werde täglich eine Stunde dem Publikum ſeine Träume auslegen!!

Beſonders rekommandirt aber will ich mich dem ſchönen Geſchlecht von 16 bis 25 Jahren haben, denn in dieſen Jahren haben die Frauenzimmer am meiſten nöthig, daß man ihre Träume deute. Nach 25 Jahren träumen ſie ſchon weniger, und wenn ſie träumen, wiſſen ſie dann ſchon ſelbſt, was ſie von ihren Träumen zu halten haben!

◆

Ein Eduard und zwei Kunigunden,

oder:

Zwei Frauenherzen und eine Männerleber.

(Roman aus Wiens Vorzeit.)

Zwiſchen dem Abend, an welchem die zweiundſechzig Räuber Kunigunden knebelten, und vierundzwanzig Räuber Eduard in den Stadtgraben ſchleppten, und der Erſcheinung der „beiden Graſel“ als dramatiſches Charaktergemälde liegt ein Zeitraum von mehr denn ein halb Jahrhundert!

Damals waren die Räuber noch nicht tantièmefähig, ſie hatten keine Spur von jenem Edelſinn, den ihnen die moderne Dramatik octroyirt. Es waren unciviliſirte Räuber, Räuber im Naturzuſtande, während unſere Bühnenräuber Induſtrie-Räuber, verfeinerte, mittelſt Dampf und Gewerbfleiß veredelte und populariſirte Räuber ſind.

Der Leſer folge mir in die Paniglgaſſe, da wo ſie rechts um die Ecke biegt. Da wo jetzt Nr. ** zu leſen iſt, ſtand dazumal ein niederes Häuschen von vier Stockwerken, hatte ſechsundzwanzig Frontfenſter, war kaum zu bemerken und nur wer es zufällig anſah, bemerkte es. Das Dach ſaß wie eine in die Stirne gedrückte Helmkappe auf dem Hauſe.

In dieſem wohnte Zimpelmann, ein Geizhals ohne Gleichen. Er hatte Millionen im Vermögen! Woher nahm er dieſe Millionen? Hat er ſie geerbt? Nein? denn ſein Vater war ein deutſcher Schulmann! Hat er ſie in der Lotterie gewonnen? Nein! denn er war ein Deutſcher und hatte nie ein glückliches Loos! Hat er dieſe Millionen in Actien-Einſchreibung gewonnen? Nein! denn er war kein Redacteur! Wo nahm er dieſe Millionen her? Von einem Romanſchreiber! Im Grunde hatte Zimpelmann gar kein Vermögen, aber ein Romanſchreiber war ſo großmüthig, ihm 15 Millionen zu ſchenken, dafür, daß er ihn als einen Geizkragen in ſeinen Roman einflechten kann!

Alſo bei dieſem Geizkragen verſammelten ſich heimlich jede Nacht zwei- bis dreihundert Räuber und theilten ihre Beute. Daß es dabei auch nicht an jener Beute fehlte, welche die Rinaldinis inſonders ausbeuteten, läßt ſich denken.

Damals gab es in Wien Geſchöpfe, Geſchöpfe, wie ſie Plato ſchildert: „Zweibeinig, ohne Federn,“ damals trugen die Mädchen noch keine Federn, daher ſie auch keine Recenſionen in den „öſterreichiſchen Zeitungen“ ſchrieben, alſo damals gab es in Wien Geſchöpfe nach Plato — deshalb aber noch lange keine platoniſchen Geſchöpfe — dieſe Geſchöpfe, von der Natur eigens geſchaffen, um intereſſante Epiſoden in Romanen zu ſchildern, waren, was man nennt, lüderliche Geſchöpfe, welches man ihnen verzeihen mußte, da ſie zu modernen Romanfiguren geboren wurden. Es waren alſo Geſchöpfe mit Geburtsfehlern, ihre Fehler lagen in ihrer Geburt!

Dieſe unglücklichen Geſchöpfe haben gewöhnlich keinen Vater und keine Mutter, ſie haben blos einen Verfaſſer! Die armen Waiſen!

Dieſe elternloſen Kinder ihres väterlichen Verfaſſers werden, o Entſetzen! von ihrem Erzeuger ſelbſt in ſo ſchlechten Grundſätzen erzogen, in die ſchlechteſte Geſellſchaft gebracht, zu den gräulichſten Verbrechen gemißbraucht und ihre Erzeuger haben zu dieſem Mißbrauch eigene Helfer, die man „Buchhändler“ nennt, welche dieſen unglücklichen Geſchöpfen Unterſtand geben, ſie herausputzen und ſie den unſchuldigen, unerfahrenen Jünglingen um ein Geringes aufdringen!

Bei dem Geizkragen Zimpelmann war an jenem Abend

„Blutwürſtel-Reunion.“

Die „Räuber“ und die „Geſchöpfe“ ſpielten das „Stückel Stich und Leſ'!“ Der Champagner ſtrömte ſtromweiſe in Strömen und Alles ſchwamm gegen den Strom.

Beſonders zeichnete ſich der junge Räuber „Adelſtan“ durch tolles Trinken, Fluchen, Spielen und rohe Reden aus.

Adelſtan war kein Räuber von Profeſſion, er war blos Dilettant, er betrieb das Rauben aus Liebhaberei, er war von gutem Haus, der einzige Sohn eines der erſten und angeſehenſten Bettler der Vorſtadt Leopoldſtadt.

Da gellte ein Pfiff in die Ohren Aller! Ein herzzerreißender Pfiff!

Es war der „Bretzenjunge,“ der ſeine „friſche Bretzen!“ auspfiff!

Eine lautloſe Stille herrſchte unter den „Räubern“ und „Geſchöpfen!“ —

Da pfiff es zum zweitenmale!

Die Pulſe ſtockten! Es war wieder der Bretzenjunge! —

Todtenſtille! Man hätte eine italieniſche Sängerin eine Arie keuchen gehört! —

Da pfiff es zum drittenmale!

Ein Schauer erfaßte Alle! Alles war lautlos! Man hätte einen ſichſelbſterſtechenden Theaterhelden zu Boden fallen gehört!

Es war wieder der Bretzenjunge!

Adelſtan erholte ſich zuerſt und ſprach: „Gramelina!“ — ſo hieß Eine — Gramelina! Das iſt das Zeichen: „Drei Pfiffe!“ Es iſt Salamanda!

Und ſo war es! Es war kein Bretzenjunge, ja es war gar kein Junge, es war ein Mädchen, ſie war auch nicht das, ſie war ſchon Jungfrau, ſie war aber noch mehr, ſie war auch „Bretzenjunge“ und zwar aus Künſtlerlaune! Sie war Ballettänzerin von Metier, Frauenzimmer aus Neigung, Abenteuerin aus häuslichen Rückſichten und „Bretzenjunge" aus Schwärmerei. Sie ſang mit Arion:

Ein freies wandernd Leben
Gefällt der freien Künſtlerbruſt
Die Kunſt, die mir ein Gott gegeben,
„Sie ſei auch vieler Tauſend Luſt!"

— Und ſie wurde „vieler Tauſend Luſt," die Kunſt nämlich, ihre Kunſt, und die Kunſt iſt von dem Menſchen unzertrennlich!

Ein Bretzenjunge" führte dazumal ein
„freies Wanderleben,"
und zwar ein freies Nachtwanderleben, welches mit noch viel mehr Kunſt verbunden iſt als ein freies Tagwanderleben.

Gramelina holte den weiblichen Bretzenjungen, welcher mit Jubel von den Räubern und mit ſchlecht verhehltem Neid von den „Geſchöpfen" mitgenommen wurde.

Salamanda kam eben aus dem Ballet „Alcina," in welchem ſie die „Alcina" und die „Vigano" den „Ruggiero" tanzten.

Das Ballet jener Zeit nahm ſchon einen Anlauf zu den Balleten der neueſten Zeit. Das Programm zur „Alcina" lautete zum Theil ſo:

„Die Zauberin Alcina, die in Ruggiero verliebt iſt, hält ihn durch ihre Zauber- und Verführungskunſte in der Zauberinſel auf. Bradamante, welche ihn auf das zärtlichſte liebt, und ſich mit ihm wieder zu vereinigen wünſcht, wird von Meliſſa, einer wohlthätigen Fee, angeführt, und durch ihre Hilfe beſiegt ſie den Zauberer Atalante, den Wächter des Schloſſes, in welchem Ruggiero eingeſchloſſen iſt. Um ihren Liebhaber wieder zu ſehen und zu befreien, muß Bradamante manche gefahrvolle und ſchmerzhafte Begebenheit erdulden, wobei ſie ohne Meliſſa's Beiſtand umgekommen wäre. Endlich gelingt es der wohlthätigen Fee, Alcinas Künſte zu vereiteln, und ſie zu beſiegen. Bradamante findet in den Armen des reuigen und von ihr geliebten Ruggiero einen reichen Erſatz ihrer Leiden, da die beſtrafte und getäuſchte Alcina der Verzweiflung Preis gegeben wird.

NB. Um die Handlung des Balletes zu beſchleunigen, hat der Balletmeiſter für gut befunden, Seite 36 im Programm, die Abänderung zu treffen, daß Alcina, welche die zwei Liebenden überraſcht, allſogleich den Furien befiehlt, dieſelben zu quälen, wie auch daß Ruggiero ſich nicht mehr gegen die Wache vertheidiget und zurückzieht; ſondern er läßt dies alles hinter der Scene und zwar in dem Augenblicke vor ſich gehen, als Alcina, welche glaubt, Ruggiero ſei ohne weiters gefangen worden, mit Bradamante abgeht. Meliſſa und Aſtolfo kommen ꝛc."

Man ſagt, von „Alcina" zu „Ballanda" iſt nur ein Schritt!

Salamanda wollte ſich eben mit der Glut der Liebe und der Glut der Bretze an Adelſtans Bruſt ſchleichen, da hört man ein Flüſtern auf der Treppe: „Iſt's die Nachtigall, Romeo?" Nein! „Iſt's die Lerche, Julie?" Nein! Es ſind die einige ſechzig Räuber, welche Kunigunde, die geknebelte und dennoch im Stillen fortliebende Kunigunde, hereinſchleppen und ſie ſanft zu Boden hinſchleudern.

Kunigunde fiel zu Boden! Ach!

„Weint um mich, Ihr Mädchen, die Ihr nie gefallen,
Den zu ihres Herzens weichem Wallen
Heldenſtärke die Natur verlieh'n!"

ſang Schiller.

Ach! Kunigunde wäre nie ſo tief gefallen, wenn ſie nicht ſo ſehr „geſchleudert" worden wär'! Darum merkt's Euch, Väter, Mutter, Vormünder, ſchleudert mit Euern Töchtern nicht! Oft fällt eine Frau erſt ſpät, weil ſie als Mädchen geſchleudert wurde!

Die Natur iſt aber nur ſelten eine „Heldenſtärke-Verleiherin für Mädchen." Sie hatte Kunigunde das „weiche Herzenswallen" verliehen, aber ohne das ſchützende Futteral: „Heldenſtärke!"

Alſo Kunigunde fiel „par droit de naissance" und „par droit de conquête."

Als ſie zu Boden fiel, ſprangen die Räuber auf, die Aufgeſprungenen aber waren fürchterlich in ihrer Mitleidloſigkeit!

Nur Salamanda der Bretzenjunge warf einen mitleidsvollen Blick auf die vor ihr hingeworfene Kunigunde! Es war ſo zu ſagen ein Gewiſſensvorwurf! Salamanda war ja, wenn auch obenauf Bretzenjunge, im Grunde doch ein weibliches Weſen, und wenn auch leicht beweglich, weil leichtſinnig, und leichtſinnig, weil leichtfüßig, doch immer im Grunde Frauenzimmer, wie wir und gewiß auch jeder geſtrenge Beobachter ſchon Gelegenheit zu bemerken gehabt, haben wir zu bemerken, daß die weiblichen Weſen doch am Ende ſtets Frauenzimmer bleiben!

Als Salamanda den Krach hörte, mit welchem Kunigunde zu Boden gefallen wurde, ſtahl ſich ihr ein „Ach!“ aus dem Buſen. Dieſes „Ach!“ fiel auch! es fiel in das Ohr „Seraphinens,“ des „Bauchaufſchlitzers aus Menſchenliebe.“

Wenn zwei Auguren ſich begegneten, mußten ſie beide über ihre Verſtellung lachen!

Als „Salamanda der Bretzenjunge“ und „Seraphine der Räuberhauptmann“ ſich gegenſeitig erblickten, erkannten ſie ſich, d. h. ihr Geſchlecht, und ſchlugen ein lautes Gelächter auf!

So berühren ſich im menſchlichen Leben die Contraſte! Geizkragen mit Champagner-Feſten! Gefallene Kunigunden, ungebundene Geſchöpfe, aufgeſprungene Räuber! Weinen und Lachen! Tragödie und Wurſteltheater! Ja, ja, ſo ging's ſchon dazumal, als unſere Geſchichte ſpielte, woraus zu erſehen, daß nichts Neues unter der Sonne und keine Sonne unter dem Neuen iſt!

Dieſes unheimliche Lachen, welches aus weiblichen Zwerchfellen durch männliche Schafs-Pelz-Felle drang, hatte etwas ſo ſchauerhaftes an ſich, daß die muthigſten Räuber zitterten wie Praktikanten, wenn die Vorgeſetzten geſchoren werden! Die noch nicht aufgeſprungenen Räuber ſprangen auf, und die ſchon aufgeſprungenen ſprangen noch einmal auf!

Wiederum herrſchte tiefe Stille im Zimmer, von nichts unterbrochen als von dem lauten Schnarchen von beinahe hundert betrunkenen Räubern! Sonſt aber lautloſes Schweigen! — In einem Salon hätte man geſagt: „Es fliegt ein Wiener Hausherr durch's Zimmer!“

Nachdem dieſes tiefe Schweigen fünf Minuten lang fortgelärmt hatte, wurde es dadurch unterbrochen, daß Niemand ſein eigenes Schweigen hören konnte!

Da plötzlich aufeinmal erhob ſich Salamanda, ſtürzte auf den erſten beſten Räuber zu, entriß ihm den erſten beſten Säbel, ſchleuderte die erſten beſten ſiebzig oder achtzig Räuber bei Seite, warf ſich mit der erſten Blitzesſchnelligkeit auf die erſte beſte Kunigunde, zerſchnitt mit dem erſten beſten Säbelhieb ihre erſten beſten Stricke, befreite alſo ihre erſten beſten Hände und Füße und ſprach:

„Steh' auf als eine Freie!“

Wenn bis jetzt Kunigunde gefeſſelt war, ſo waren es jetzt die Räuber — vor Erſtaunen nämlich! Wer weiß wie lange ſie gefeſſelt dageſtanden wären, wenn nicht ein neuer Lärm das tiefe Schweigen noch erhöht hätte! --

Ein unbändiger Lärm wälzte ſich die Treppe herauf — die Thüre ſprang auf, und

„Herein mit bedächtigen Tritten
Die zweiundvierzig Räuber ſchritten!
Und ſahen ſich ſtumm
Ringsum,
Und warfen den Kipfelhuber nieder,
Daß ihm krachten die Glieder!

Es war die zweite Lieferung Räuber, in ungebundenen Heften, welche den Eduard knebelten und auch Zimpelmann brachten, weil er die 200.000 Dukaten nicht ausliefern wollte, aus Furcht, ſie nicht zu haben!

Als Eduard die Augen aufſchlug — da ſah er — o Gott, was ſah er? Sie ſah er! So? ſie ſah er? Wenn der Novelliſt ſagt „ſie," ſo weiß der Leſer, daß er ein weibliches Weſen ſah, daß er Kunigunden ſah! Ja! So ſah ſie, ſeine Kunigunde auch ihn an! So ſahen ſie ſich!

Und zum drittenmale herrſchte das epidemiſche Schweigen, welches einem die Ohren zerriß!

„Opfer um Opfer! Kunigunde für die Bande" rief jener Raubbeflißene, der eben das dritte Jahr Spitzbubologie frequentirte, und in Schillers Räuber den Spiegelberg ſpielte.

Die Scene wurde gräßlich!

Durch die Fenſter ſah man die ſchlafenden Antlitze von mehreren Nachtwächtern, die mit Wohlbehagen zuſahen und unter deren beſonderem Schutz die Romanverfaſſer ſo viel Räuber in der Stadt Wien anſäſſig machen konnten.

Schon wieder ein romantiſcher Contraſt: ſchlafende Nachtwächter und aſſecurirte Räuber!

Wer weiß wie lange dieſe gräßliche Scene und dieſe gräßliche Novelle noch gedauert hätte, wenn ſich nicht der Zufall drein gemiſcht hätte!

Der Zufall nämlich fügte es, daß eine dritte Partie Räuber, die jede Mitternacht bei Zimpelmann mit ihrer Beute einkehrte, gerade dieſe Nacht, als es Mitternacht ſchlug, pünktlich wieder bei Zimpelmann einkehrte!

Der Zufall iſt der dramatiſchſte Dichter der Erde! Der Zufall hat das, was allen Luſtſpieldichtern fehlt: den Situationswitz!

Der Zufall brachte hier eine blutige, eine in der Geſchichte der Räuber- und Schauer-Romane unerhörte Kataſtrophe dadurch hervor, daß er die drei Helden unſerer Novelle, die zwei Kunigunden mit ihren Herzen, den Kipfelhuber und den Eduard mit der durſtigen rothen Leber zuſammenbrachte.

Während in der Paniglgaſſe ſich die Kataſtrophe unſerer modernen Räuber-Novelle vorbereitete, führen wir den Leſer in ein Haus in der Vorſtadt Lichtenthal, welches zur Zeit, als dieſe Geſchichte ſpielt, das Schild „zum groben Theater-Director“ führte.

In dieſem Hauſe hatte in einer Hinterſtube des zweiten Stockes an ſelbem Abend eine „General-Verſammlung“ der Mitglieder des

„Anti-Räuberquälerei-Vereins“

ſtatt. —

Die Mitglieder dieſes philantropiſchen Vereins waren lauter Frauenzimmer aus der höchſten Sentimentalität: Sticker-Mamſells, ſupernumeräre Witwen, Zeitungs-Austrägerinnen, Mitarbeiterinnen von Feuilletons mit Reſpect zu ſagen, Recenſentinnen und andere weibliche Weſen, welche ihre Menſchenliebe ſchon abgenützt hatten, daß ſie dieſer durch Ausdehnung auf Räuber und Spitzbuben eine neue Stimulanz verliehen.

Leider war dazumal, als die Geſchichte ſpielt, die Menſchenliebe noch nicht auf den Hund, auf das Roß, auf die Kälber u. ſ. w. gekommen, ſie blieb noch in der Region der Menſchheit. So wie jetzt die Hunde ihren Franklin, die Pferde ihren Waſhington, die Kälber ihren Paſtolozzi, die Gänſe und alle „geſchoppten Weſen“ ihren Emil haben, ſo hatten dazumal die Räuber auch ihren Schutzengel!

Empfindſame weibliche Weſen, genährt an den Brüſten der modernen Romane, großgezogen in den Bandwurm-Erzählungen der Feuilletons, bildeten einen

„Anti-Räuberquälerei-Verein,“

deſſen Aufgabe es war, alle von der Juſtiz verfolgten Räuber, unglückliche, wegen Mangel an Reiſenden brotloſe Wegelagerer, bedrängte, von den Nachtwächtern angefeindete Diebe, intereſſante, dem Galgen entronnene Individuen u. ſ. w. zu unterſtützen, unterzubringen und ihnen ein ſorgloſes Leben zu bereiten.

Ein Theil der Vereinsgelder wurde auch zur Verbreitung von nützlichen „Räuber-Romanen“ unter die Jugend verwendet. Bücher wie „Rinaldo Rinaldini“ — „Schinderhans“ — „Cartouche“ — „Antonia della Roccine“ u. ſ. w. wurden an „Raſtelbinder,“ „Radibuben,“ „Veigerlmädchen“ u. ſ. w. gratis vertheilt, um ihr Herz und ihr Weſen von dem Vorurtheile zu befreien, als ob Spitzbuben, Hallunken, Mordbrenner, falſche Spieler, lüderliche Weibsperſonen nicht auch edle Seelen, reine Gemüther und Lieblinge der Götter wären.

Die Vorſteherin dieſes Vereins war unſere andere Kunigunde. Sie hatte ſich zu dieſer Ehre emporgeſchwungen durch die That, daß ſie vor langer Zeit von „Drillingen“ entbunden wurde.

Von dieſen Drillingen wurden zwei die berühmten „beiden Graſel,“ der dritte wurde ihr geſtohlen und in den Bakonyer-Wald ausgeſetzt, wo ihn eine kinderloſe Wölfin fand, ihn wie Romulus oder wie Remus eigenhändig ſäugte, ihm erzählte „was ſich der Wald erzählt,“ und Mad. Birch-Pfeiffer „im Walde“ vorlas, wodurch er im Gemüthe und im Herzen erſtarkte vor dem Herrn und aus ihm ward dann jener intereſſante Jüngling, welcher die unwiderſtehliche Liebeserklärung erfand:

„Ja, ich bin's, den jene Wälder kennen,
Bin's, den Räuber Bruder nennen,
Bin der Räuber Jaromir!"

Unter dem Vorſitze dieſer intereſſanten „Mutter der Gracchen" war eben General-Verſammlung, da wurde die Nachricht gebracht: die böswillige Gerechtigkeit ginge damit um, heute Nacht die ganze Räuberwirthſchaft bei Zimpelmann aufzuheben!

Der humane Verein gerieth in große Aufregung! „Rettet die Räuber!" war das Feldgeſchrei.

Kunigunde ließ ſich das nicht nehmen, ſelbſt in die Paniglgaſſe zu reiten, um durch ihr Erſcheinen die Räuber zu ermuthigen, und andererſeits die laſterhaften Verfolger der Galgen-Candidaten zu beſchwichtigen und ſie von ihrem inhumanen Vorhaben zurückzubringen.

Bei Zimpelmann herrſchte eben wieder jene Stille, die ein leibliches Geſchwiſterkind jener „Ruhe" iſt, die zuweilen „in Warſchau herrſcht." Man hörte nichts als den Herzſchlag Kunigundens, ein ganz eigener Schlag von Schlag, ungefähr wie der einer Schwarzwälder-Uhr in Spindler's Romanen. Neben dieſem Herzſchlag hörte man noch den Athemzug Kipfelhubers und Eduards wie das Sauſen eines mächtigen Blasbalges.

Da ſtürzte Kunigunde, die Räuberbeſchützerin, herein.

Als Kunigunde die am Boden liegende, die andere Kunigunde erblickte, fiel ſie über ſie her, oder vielmehr über ſie hin, und fing an, ihr mit den Nägeln das Herz aus dem Leib zu kratzen! Warum? das weiß man eigentlich nicht, auch braucht ein Räubernovellen-Dichter ſeinen Leſern keine Rechenſchaft zu geben! Der Sinn dieſer Novelle iſt ja eben der Unſinn!

Alſo Kunigunde und Kunigunde wollten ſich gegenſeitig die Herzen aus dem Leibe kratzen, aus „Eiferſucht, die wilde Hyder!“ und dieſe Herzen dem Eduard, dem undankbaren Eduard, vor die gebundenen Füße hinwerfen! Allein zur Zeit, als dieſe Geſchichte ſpielt, hatten die Damen noch nicht die Paſſion, lange, geſpitzte Nägel wie die Schuhſchnäbel oder wie die Vogelklauen zu tragen. Sie konnten ſich die Herzen nicht herauskratzen!

Da erbarmte ſich „Seraphine, der Bauchaufſchlitzer aus Menſchenliebe“ der beiden Rauferinnen, ſchlitzte ihnen den Leib auf und ſie holten ſich dann gegenſeitig ihre beiden Herzen heraus, die etwas von der Zeit angefreſſen waren, und warfen ſie Eduard hin, indem ſie ausriefen:

„Zwei Herzen und ein Schlag!“

Eduard war wie vernichtet, ſo vernichtet, wie es nur ein Menſch ſein kann, der nichts anderes zu thun weiß, als vernichtet zu ſein!

Endlich ermannte er ſich und ein großer Entſchluß leuchtete aus ſeinen Augen: er wollte ſich auch das Herz herausreißen, es mit den beiden Frauenherzen vereinigen und ſo ein Beiſpiel der vernichteten drei Herzen geben.

„Seraphine,“ ſagte er, „ſei ſo gut, ſchlitze mir den Leib auf, nimm mein Herz, Seite links liegt es, füge es zu den beiden „Frauenherzen,“ gebe ſie alle drei in eine Schachtel, ſchütte etwas „Revalenta Arabica“ darauf, begrabe ſie auf dem Waſſerglacis, mit der einfachen Grabſchrift:

„Hier liegen die drei vereinigten Herzen,
Und haben weiter keine Schmerzen!“

Seraphine that wie Eduard gewünſcht, aber, o Gott! oder auch: „aber, o Himmel!“ oder aber auch: „aber, o Teufel!“ Eduard hatte gar kein Herz! Aber dafür eine ungeheure Leber! Da Eduard aus unglücklicher Liebe ſtets ſich betrank, ſo zog ſich das Herz ganz in die Leber hinein und wurde endlich ganz Leber!

„Ha! herzloſer Eduard!“ riefen die beiden todten Kunigunden aus! „Mit einer Leber wollteſt Du zwei Herzen gewinnen! Ha!“ Darauf ſtarben ſie beide zum letzten Mal.

„Seraphine“ aber grub ein gegrabenes Grab an den Ufern der Donau in der „Kriau,“ legte die drei Gegenſtände hinein, ſetzte einen Sandſtein darauf mit den Worten:

Wanderer ſteh' ſtill, weine und ſei nicht kleber,
Hier ruhen zwei Herzen und eine Leber,
„Ihr Durſt war zu heiß für dieſe Erden,
Er wird dort d'roben erſt gelöſcht einſt werden!“

Was darauf mit den übrigen Räubern geſchehen, ſagen wir nicht, damit unſere Nachkommen ſich auch etwas zu erzählen haben.

* * *

Ich und das Whiſtſpiel.

Im Leben ſind gewöhnlich unter vier Menſchen ein Grobian, ein Dummerian, ein Zänker und ein Denker, und das ſind gerade vier Menſchen, die zu einer Partie Whiſt taugen.

Ich habe ſchon geſagt, eine Partie Whiſt iſt ein Geſtändniß von vier Menſchen, daß ſie nicht wiſſen, was ſie mit einander anfangen ſollen, daher nehmen ſie zu Whiſt ihre Zuflucht; Einer fürchtet ſich davor, was der Andere für dummes Zeug reden könnte, darum ſpielen ſie „Whiſt“, und machen dabei gleich aus: „Die erſte Regel iſt: nichts reden!“

Eine Partie Whiſt iſt ein Abonnement suspendu alles geſelligen Anſtandes; eine Partie Whiſt iſt ein „Anti-Höflichkeits-Verein;“ eine Partie Whiſt iſt eine ſtillſchweigende Uebereinkunft bei den Kartenblättern, kein Blatt vor den Mund zu nehmen, und offen zu ſagen, was man von ſeinen Mitmenſchen denkt: „Das iſt dumm!“ „Das iſt doch eſelhaft!“ „Aber wie kann man ſo gar keine Idee haben!“ „Sie ſind ein Ignorant!“ und ähnliche Ausdrücke, die zwar in keinem Whiſtbuche angegeben ſind, die aber eben ſo zur Seele des Whiſtſpiels gehören, wie die Ausdrücke: „slam“ — „Lévée“ — „Trick“ — „invitiren“ — „renonce“ u. ſ. w.

Im Whiſtſpiele iſt's g'rade auch wie im gewöhnlichen Leben, man erlaubt ſich alle Grobheiten nur gegen ſeinen Freund (Partner), und auch der Whiſtſpieler kann ſagen: „Gott behüte mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden will ich ſchon fertig werden!“

Mann und Frau ſollten immer beim Whiſt zuſammenſpielen, bei dieſer Gelegenheit können ſie ſich die ſchönſten Grobheiten und die gröbſten Schönheiten ſagen.

Eine Partie Whiſt iſt bloß deshalb für die Menſchen eine Unterhaltung, weil ſich auf jeden Fall immer zwei von der Geſellſchaft „giften!“ nämlich die, welche die Trick verlieren, und es iſt eine angenehme Abwechslung, jetzt giften ſich dieſe zwei, dann giften ſich jene zwei, dann giften ſich wiederum jene zwei, und ſo ganz liebenswürdig in's Unendliche.

Es gibt ganz „ausgezeichnete Whiſtſpieler,“ das ſind diejenigen, die immer den Trick machen, wenn ſie gute Karten bekommen und die immer ihren Partner crudel ausmachen: „Sie Patzer! Sie Pfuſcher!“ wenn ſie den Trick verlieren! Ein ausgezeichneter Whiſtſpieler iſt immer, wenn er den Trick macht, ein pfiffiger Lächler und ſagt: „Haben Sie geſehen, wie ich die kleine Coeur durchließ, damit, wenn, wie vielleicht, dann gewiß u. ſ. w.?“

Ein vorzüglicher Whiſtſpieler iſt der, der „niemals gute Karten bekommt!“ und wenn er „Großſchlemm“ macht, dieſes bloß durch die Heiligkeit ſeiner Sache und die klare Intelligenz ſeines Spiels zuwege bringt. Ein vorzüglicher Whiſtſpieler iſt der, welcher, wenn er einen Bock macht, ſogleich ſeinen Partner anrumpelt, und ausruft: „Sie machen Einen ja ganz konfus!“ Ein „ſchlechter Whiſtſpieler“ iſt ganz kurz bezeichnet: Ein ſchlechter Whiſtſpieler hat immer die Honneurs in der Hand, und wenn er vom Spiel aufſteht, hat er immer ein paar Dutzend Fiſch gewonnen.

Ich bin ein herzlich ſchlechter Whiſtſpieler; ſo viel dumme Streiche macht ein bedeutender Mann in Amt und Stellung nicht in drei Monaten, als ich, wenn ich Whiſt ſpiele, in einer Stunde. Wenn ich fertig bin, ſtecke ich gewöhnlich ein paar Gulden Gewinn in die Taſche und denke mir: „Wenn der Menſch nur dumm iſt, ſo kann er ſchon Alles unternehmen, auch wovon er gar nichts verſteht! Wer dumm iſt, hat das Glück ſtets für ſich, und mit dem Glück das Lob!“ Ich verſtehe vom Whiſtſpiel gar nichts, und doch dirigire ich immer das Spiel! Mein Partner ſagt oft: Sie „Patzer,“ wie wollen Sie das Spiel dirigiren? Sie verſtehen ja nichts davon!“ Ich aber denke mir: „Ich bin dumm, ergo dirigir' ich doch und gewinn' doch!“ und gleich darauf mach' ich einen gewaltigen Bock, und gleich darauf bekomm' ich alle fünf Honneurs, vier Aß, vier Könige, und gewinne mein Spiel, und dann ſag' ich triumphirend zu meinem Partner: „Nun, ſoll ich nicht dirigiren? Bin ich nicht dumm genug dazu?“ alſo — ja, ich bin ein Patzer, kennſt du meine Farben?

Ein „Patzer“ iſt ein „Genie der Ungeſchicklichkeit,“ er kann Alles — verderben, er verſteht Alles, aber er kann's nicht machen, er miſcht ſich in Alles und ruinirt Alles, er greift Alles an und verunſtaltet es. Er iſt ein Patzer, ein Flicker, aber er flickt gerade die ganze Stelle und läßt das Loch daneben ungeflickt. Ein „Patzer“ in der Malerei braucht alle und dieſelben Farben, die ein großer Maler braucht, aber er „patzt“ ſie, er macht roth hochroth, blau himmelblau, grün paperlgrün u. ſ. w., er malt eine ſchöne Frau anſtatt mit rothen Lippen, weißen Wangen und blauen Augen — mit rothen Augen, weißen Lippen und blauen Wangen.

Ein Patzer in der Dichtkunſt hat auch alle Reime wie ein großer Dichter, allein er patzt die Reime aufeinander, ungeſchickt und unpaſſend.

Ein Patzer im Redigiren hat auch dieſelben Blätter, wie ein anderer Redakteur, zum Auſtreichen, dieſelben Novitäten, dieſelben Bücher, aber er patzt, er flickt buntes, fades dummes Zeug zuſammen. Nicht im Stande, ſelbſt ein vernünftiges Wort zu ſchreiben, hält er ſich Flickbuben, er näht die kleinen Löcher zu und die großen Löcher bleiben offen, — er patzt Lügen und Fadheiten zuſammen, er patzt Ankündigung auf Ankündigung, er batzt und patzt, aber der

Riß iſt nicht zuzuflicken; das iſt ein „Patzer“ unter den Redaktionen.

Ein „Patzer“ unter den Whiſtſpielern iſt ein Menſch, der Whiſt ſpielt und an Piquetſpiel denkt, ein Patzer iſt ein Menſch, der das dreizehnte à-tout herausſchlägt zu ſeinem Privatvergnügen; ein „Patzer“ iſt ein Menſch, der ein Singleton ausſpielt, wenn er nichts als zwei kleine à-tout hat; ein „Patzer“ iſt ein Menſch, der die Invite ſeines Gegners nachſpielt; ein „Patzer“ iſt ein Menſch, der den à-tout-König ſeines Freundes mit à-tout-Aß ſticht und ein kleines à-tout nachſpielt; ein „Patzer“ iſt ein Menſch, der patzt, und ein Menſch, der patzt, iſt „Patzer“ und ein ſolcher „Patzer“ im Whiſtſpiel bin ich; und wenn ſich drei Menſchen mit mir zum Whiſt ſetzen, ſo ſagen alle drei: „Der Patzer wird uns wieder das Geld abnehmen!“

◆

Die Familie Hupſauf.

Herr von Hupſauf in der Rofranogaſſe iſt ein Mann, der ein Haus macht, und das iſt ihm leicht, er iſt nämlich Maurermeiſter, und hat ſo lange ſo viele Häuſer für Andere mit dünnen Mauern, mit lauter Fenſtern, mit ſchlechten Ziegeln gemacht, d. h. gebaut, bis er zuletzt ſich ſelbſt ein Haus mit dicken, ſoliden Mauern, mit hübſch großen, wohnlichen Zimmern u. ſ. w. bauen konnte; er ſetzte ſich alſo zur Ruhe und baute ſich ein eigenes Haus, und nach dem Ausſpruche des Talmud: „Erſt ein Haus Dir bau', dann ſuch' Dir eine Frau," hatte er auch kaum den Grund zu ſeinem Ruheſitz gelegt, als er auch den Grund zu ſeinem Unruhſitz legte und eine Frau ſuchte.

Wer ſucht, findet, d. h. eine Frau, das iſt der einzige Artikel, den die Sucher finden, ſonſt kann man ſuchen, was man will, die „redlichen Finder" ſind ausgeſtorben! Man ſuche nur eine „bequeme Wohnung," eine „verlorne Brieftaſche," einen „angenehmen Reiſegefährten," einen „verläßlichen Bedienten," u. ſ. w., ſo wird es Einem gehen, wie im „Konverſations-Lexikon."

den Artikel, den man ſucht, findet man nicht, ſondern immer: „ſuche da und da.“ Wenn man aber eine Frau ſucht, findet man fette und magere. Die ganze Welt hilft Einem ſuchen; man weiß nicht, hilft ſie uns aus „Nächſtenliebe“ oder aus „Nächſtenhaß.“ —

Alſo, wo die ganze Welt eine Frau findet, ſollte ein „Hupfauf“ keine finden? Hupfauf, der glückliche Maurer, der ſich aus fremden Mauern ein eigenes Haus baute, ſuchte und fand die gutgebaute ehrſame Mamſelle „Hinterzipfel,“ eine Korbflechteriſche Schöne aus der gemäßigten Zone von Erdberg, die ſo lange Körbe für andere flocht, bis ſie in die, welche ſie für ſich flocht, fiel, und etwas ältlich wurde. Allein ſie war eine ſolide Schönheit, d. h. dick und fett, gut gebaut. Hupfauf verkehrte das „Er kam, ſah und ſiegte“ dahin: „Er beſah ſie, er beſiegte ſie und bekam ſie.“ Er führte mit eigener Hand die eigene Frau in's eigene Haus.

Ach, für die eigenen Häuſer gibt's „Grundbücher.“ Wenn man ein Haus kaufen will, kann man ſich das „Grundbuch“ nachſchlagen laſſen und nachfragen, ob und wer vorgemerkt iſt, ob und wie viel Schulden auf dem Hauſe ſtehen u. ſ. w. Warum aber gibt es kein „Grundbuch“ für Mädchen? Warum kann man, wenn man ein Mädchen kaufen will — denn ſind viele Heirathen etwas Anderes als ein Kauf? — warum kann man kein Grundbuch aufſchlagen laſſen, um nachzuſehen, was für Schuld auf dem Mädchen laſtet u. ſ. w.?

Als Hupfauf, der Maurermeiſter, die Hupfaufin geheirathet hatte, ſetzte er ſich zur Ruh, denn wenn ein Meiſter eine Meiſterin bekömmt, hört er auf Meiſter zu ſein, und fängt wieder an, „Lehrbub'“ zu werden!

Der liebe Hupfauf hatte beſtändig ſo viel am Gebäude ſeines häuslichen Glückes zu repariren und auszubeſſern, daß ihm nicht Zeit blieb, an fremde Häuſer zu denken.

In keiner Ehe wird Gottes Segen ſo ſichtbar an vielen Kindern, als in einer ſchlechten; die Verſöhnung trägt immer ihre Früchte. Der liebe Hupfauf und die liebe Hupfaufin ſahen ſich bald von mehreren Hupfaufchens umringt, die alle gediehen und heranwuchſen und emporſchoßen unter dem Donnerhimmel des elterlichen Lebens und unter den Schauerwettern des häuslichen Zankes.

Zur Zeit, als ich noch eine Löwe der Redouten war, wurde mir das Glück zu Theil, mit der Familie Hupfauf in Bekannt- und Bekenntſchaft zu kommen, einen „Tendre“ für Mamſell „Mali Hupfauf“ zu faſſen, von der alten Hupfaufin gerne geſehen zu werden, und zu einer Partie Whiſt im Hupfaufiſchen Hauſe eingeladen zu werden.

Die Geſchichte datirt ſich von einem „Türken“ in der maskirten Redoute her.

Wer ſich der Faſchings-Dienstag-Redoute von 184— noch erinnert, der wird auch die Maske eines Türken nicht vergeſſen haben; ein Türke von ſechs Fuß Höhe, der allein wie eine verirrte Feuerſtange herumging.

Der Türke, von dem ich jetzt rede, war ſchon um 9 Uhr Abends da, als der Saal faſt noch ganz leer, und nur ich, damals noch ein wüthender Masken-Sobri, den Masken ſchon ſehnſüchtig entgegenharrte. Ich und der Türke waren einige Zeit die ganze Bevölkerung des Saales, allein er wich mir aus, es gelang mir nicht, ihm nahen zu können. Einen ſchüchterneren Türken ſah ich nie. Der Saal füllte ſich nach und nach, und erſt gegen ein Uhr nach Mitternacht kam mir mein Türke wieder in den Weg. Ich winkte ihm, legte den Finger bedeutſam auf die Lippen, als handelte es ſich um ein zartes Geheimniß, er zeigte mit dem Finger fragend auf ſich, ob ich ihn meinte, ich bejahte, deutete auf die Gallerie, und winkte geheimnißvoll. Er entfernte ſich raſch und ich verlor ihn bald aus Auge und Gedächtniß.

Nach einer Stunde drängte er ſich wieder an mich heran und machte eine fragende Pantomime. Ich that ganz verwundert, ſchüttelte mißbilligend den Kopf, legte noch ein Mal den Finger auf die Lippen, deutete auf zwei ſchwarze weibliche Dominos, die ſich eben nahten, und flüſterte ihm in's Ohr: „Die ſind's! Geh' geſchwind in die Seufzer-Allee und halte Dich ruhig, bis ich zu Dir komme!“ Er fuhr ganz erſchrocken zuſammen, und frug mit ſchüchterner Stimme: „Sind ſie's wirklich?" Ich bejahte und der gute Türke eilte fort, um in der „Seufzer-Allee" auf mich zu warten.

Die zwei ſchwarzen Masken ſprachen mich an, die Eine gab mir ein Blumenſträußchen und ſagte: „Da! Es ſind freilich keine „wilden Roſen." Ich antwortete mit humoriſtiſcher Grazie: „Ach, ich bitt' recht ſehr, Du biſt die Roſe und ich bin wild, ſo ſind wir zuſammen eine „wilde Roſe!"

„Gehſt gleich!" antwortete ſie. „Du biſt ſchon wieder ironimiſch!"

„Aber, holde Maske," erwiederte ich, und bemächtigte mich ihres Armes, „ſeh' ich aus wie ein Ironimiſcher? Ich bin ein wahres gutes Schaf!"

„Du? Ein Schaf? Na, Du biſt mir ein ſchönes Schaf!"

„Ach, ich hab' ja nicht geſagt: ich bin ein ſchönes Schaf, ich bin bloß ein Schaf, ſei Du die Schäferin —"

„Geh', geh', Du ſammelſt Stoff für Dein Blatt und wirſt mich hineinſetzen"

„Ich? Sammeln? Wenn ich mein Lebtag hätte ſammeln wollen, ſo würde ich weder den „Sammler", noch den „Humoriſten" redigiren! Und ich Dich ſetzen? Hineinſetzen? In mein Blatt ſetzen? Ich bin ja nicht der Setzer meines Blattes? In mein Herzblatt meinſt Du, holde Maske?"

„Na, ſei nit ſo ſchlimm, mit Dir iſt nit auszukommen."

„Auskommen? O, mit mir iſt ſchon auszukommen, aber von mir kommſt Du nicht aus!"

Bei dieſem geiſtreichen Geſpräche hatte ich ſo viel erſpäht, daß die Maske eine junge, köſtliche Figur und ſchwarze Augen hatte, und wahrſcheinlich die Tochter oder jüngere Schweſter der andern Maske war, die ſie immer zupfte, wenn ſie, ihrer Anſicht nach, zu kühn wurde.

„Deine „wilden Roſen," begann die Maske wieder, „hab' ich ganz abgeſchrieben!"

„So? Da unterſcheideſt Du Dich zu Deinem Vortheile von andern jungen Autoren, die haben ſie bloß zum Theil abgeſchrieben!"

Bei dieſem Geſpräche lenkte ich meine beiden Masken hinauf in die ſogenannte Seufzer-Allee, und, herzlich müde, war ich froh, mich mit ihnen niederlaſſen zu können.

Auf ein Mal ſtürzt aus einem Winkel mein ungeheurer Türke auf mich los. Ich hatte ihn ſchon ganz vergeſſen! Wie eine brennende Wetterfahne ſtürzte er ſich auf uns, riß die ältere Maske bei der Hand auf und ſchrie: „So, Rieke! So? Darum alſo? Das? Wo warts?" Ich ſtellte mich zwiſchen rouge et noir, zwiſchen die ſchwarze Maske und den rothen Türken, und in der „Furchtbaren Mitte" ſtand ich da „mit keckem Finger!" — „Ruhig!" rief ich, „ruhig, zarter Moslim!"

Allein,

„auch ein Türke hat ſeine Stunden!"

„Was?" rief er, „ruhig? Ruhig Sie! Sie ruhig! Nix ruhig! Was haben Sie mit der Rieke? Wie kommen Sie mit der Rieke? Was wollen Sie von der Rieke? Woher kennen Sie die Rieke?"

Ich erwiederte: „Ein Türke kann mehr fragen, als zehn Ungarn beantworten können! Die Rieke da iſt meine Rieke, die Rieke geht Dich nichts an; die iſt für keinen Türken eine Rieke, das iſt eine europäiſche Rieke! Du haremiſcher Wütherich, reſpektir' die Maskenfreiheit, oder ich verſetz' Dir einen Beglerbegg, daß Du bis nach Mecca ſtolperſt!"

Aber der Türke war nicht zu beſänftigen, er ſtürzte ſich nun auf die jüngere Maske, und ſchrie: „Und die Mali auch! Jetzt packt Euch gleich mit mir nach Haus, aus is mit der Redout!" Von dem Wortwechſel aufmerkſam gemacht, ſammelten ſich nach und nach mehrere Masken und Zuſchauer um uns, und ich war genöthigt, Ernſt zu zeigen. Ich ſagte dem Herrn Türken: Wenn er nicht augenblicklich die Maske ablegte, und ſein Recht auf die Masken beweiſe, ſo würde ich ihn von der Wache hinausführen laſſen. Er beſtand darauf, das ſeien ſeine Frau und ſeine Tochter, die geſagt haben, ſie gingen zur Frau Godel zum Kaffee, nun habe er ſie erwiſcht, wie ſie ein „Techtelmechtel" mit einem „Zeitungsſchreiber" haben! Nie war ein „Zeitungsſchreiber" an einem „Techtelmechtel" unſchuldiger, als ich an dieſem Ich dachte mir, wenn die Alte das „Techtel" und die junge das „Mechtel" iſt, dann würde mich das halbwegs intereſſiren. Wir waren noch im lebhaften Streit, als ein Deus ex machina ſich in's Mittel legte: es kam nämlich noch ein dritter Domino, ein männlicher Domino, der auf die zwei weiblichen Dominos zueilte und ausrief: „Find' ich Euch endlich, ich ſuch' Euch ſchon ſeit einer Stunde!" Die Damen ſtanden da wie vom Donner gerührt. Ich aber ſagte: „Meine holden Masken, zwei verſchiedene Nationen, ein Türk' und ein Domino, ſtreiten um Ihren Beſitz, ich intervenire! Ich lege auf ſie ſo lange Beſchlag, bis die Prätendenten ihre Rechte dargethan haben?

Kurz, es kam ſo weit, daß ſich alle vier demaskirten; für mich waren es völlig unbekannte Geſtalten, der Türke zog ſich zurück, indem er ſagte „er hätte geſchworen, es wär die Rieke, ſie hat grad ſo ein' hatſcheten Gang wie die Seine" und mit dieſer türkiſchen Galanterie entfernte er ſich. Die Andern aber waren, wie ich nachher erfuhr, Herr Hupfauf, Frau von Hupfauf und Tochter, die zufällig auch „Mali" hieß. Die Frauen ſagten, wenn ich nicht geweſen wäre, ſo wären ſie den Türken gar nicht los geworden; ich ſelbſt geſtand, daß ohne meine kühne Vertheidigung ſie vielleicht „Mitglieder des wohlthätigen Serailvereins für veraltete Jugend" geworden wären. Herr Hupfauf war ganz gerührt und die Mali Hupfauf war ſo niedlich, daß ich dem Drängen der Familie nachgab, einmal eine Partie Whiſt bei ihnen zu ſpielen.

Einige Tage nach der Redoute erhielt ich folgendes Billet:

„Seine Wollgebohren Herrn Seſier!

Ich neme mir die Freiheut, Sie an ihrem Verſbrechen zu erihnern, ein Mittag bei uns zu ehßen, und dahn eine Pardie Wüſſt mit uns zu ſpülen. Nägſten Frendag iſt der Gebuhrdstag meines Manes in blohſer Famili, und es wird uns eine große ähre ſein, wenn Sie ihn mit uns ſbeiſen wollen; unſer Koſt iſt aberſt, Herr Seſier, blohs Hausmann! Zwen oder dreu ſpeiſen — aber görn geſöhen. Kohmen Sie, kohmen Sie, Sie brauchen ſich gar niecht anzuziegen, kohmen Sie, wie ſie ſint, das Kleit macht den Mahn nicht, und es ſeht nicht darauf ihre ſchätzbarſtde und geachtedſte Dienerin. Antony Hupfauf.

Poſtſgribdum!

Meine Mali hoffd auch auf ihnen, ſie hätte ſelber geſchrieben, allein, ſie komponirt eine „wilde Roße" von ihnen, um ſie damit auf dem Glavir zu überrahſchen, aber — ſtehlen Sie ſich ganz dumm. H."—

Man kann ſich denken, daß ich Freitag beim Familien-Eſſen der Hupfauf in der Rofranogaſſe nicht fehlte.

Als ich kam „ſo wie ich bin," war die Familie ſchon verſammelt. Herrn und Frau von Hupfauf kennen die Leſer bereits, und Mali Hupfauf, meine Redouten-Eroberung, war auch eine ſolide Hausmannskoſt, gut gebaut, wie die Häuſer des Herrn Papa, ſchwarze Sperl-Augen, d. h. Augen, geſchaffen, um beim Sperl während eines Strauß'ſchen Walzers noch ringsum in alle Gallerien zu flunkern; Sperl-Augen, welche die Eigenſchaft haben, gradaus zu ſehen, links zu beobachten, rechts zu kokettiren, hinauf zu winken, und auf die Fußſpitzen hinabzuſchauen; Sperl-Augen, ſchwarze Waldkirſchen, die nichts als gepflückt ſein wollen, die funkeln, ohne zu leuchten, herumirren, ohne auszuruhen, Augen, die mit und in ſich ſelbſt walzen, Vexirſpiegel, bei denen mehr herausſchaut, als hinein, Augen, die viel ausdrücken und nichts ſagen, ſo rechte praktiſche Augen. Außer ſolchen ſchönen ſchwarzen Sperl-Augen beſaß die Mali Hupfauf noch einen allerliebſten Zug um den Mund, wenn man in dieſen Zug kam, bekam man Herz-Rheumatismus.

Mali hatte noch ein Brüderchen, ein „zuckerſüßes Brüderchen," „Lauſ'l" genannt. „Lauſ'l" war nämlich die eigenthümliche Hupfauf'ſche Abbreviatur und Verhätſchlung von „Stanislaus."

„Lauſ'l" Hupfauf ſtand in dem blühenden Alter von 9—10 Jahren und war natürlich der Abgott der „blohſen Familli."

Er wurde mir mit der [illegible]ialſten Empfehlungen vorgeſtellt. „Lauſ'l, rath', wer der Herr iſt?" ſagte

Madame Hupſauf, Lauſ'l ſah mich prüfend an und ſagte endlich: „Ah, das iſt der Herr Schuſtermeiſter!" Ich kneipte ihn bedeutend in die Backe und ſagte: „Nicht ſo ganz, aber im Uebrigen Humoriſt; Pech habe ich auch, und bei meinem Leiſten bleib' ich auch, alſo Schuſter, aber nicht Meiſter; lederne Artikel liefere ich auch oft; zuweilen bringe ich auch einen Stiefel zuſammen; allein ich nehme kein Maß zu meinen Artikeln, und doch paſſen ſie; und gerade der, auf den ſie paſſen, der hat ſie nicht beſtellt, und will ſie nicht haben."

Lauſ'l ſah mich an, und brach dann in die phyſiologiſche Bemerkung aus: „Muhter, Muhter, der Herr is a Noarr!" Ich kneipte ihn dito in die Backe und ſagte: „Jetzt, mein Sohn, näherſt Du dich ſo ziemlich der Wahrheit."

Madame Hupſauf wollte ſich todt lachen, woran ich ſie nicht gehindert hätte, wenn es ſchon nach Tiſche geweſen wäre. „Sie glauben gar nicht, Herr von Seſier," ſagte ſie, „was der Balg für Einfälle hat, lauter Witz; nehmen Sie's nicht übel, aber er hat ſo ein witziges Temperament!"

Ich bemerkte, daß Muſje Lauſ'l mich fixirte, als er auf ein Mal aufſchrie: „Muhter, Muhter, der Herr tragt a Parucken! A Parucken!"

Ich kniff ihn wieder in die Backe: „Süßer Junge!" jedoch hielt ich mich etwas in die Höhe, denn ich fürchtete, das witzige Temparent könnte ſich an meinem Kopfe vergreiſen, und kein gutes Haar auf ihm laſſen.

Zu den Familien-Miteſſern gehörten noch zwei Individuen: der Göth: Herr Widderſpeck, Anſtreicher aus Tribuswinkel, und die Frau Godl: Madame Banagel, Drahtſtiftelmachers-Witwe.

Herr Widderſpeck wurde mir von Madame Hupfauf vorgeſtellt: „Das iſt unſer Pakfotum (Factotum), ein Tauſendſapermenter, der kann Alles, auch Pränumeranten ſammeln, o, dem kömmt keiner aus, der prakt's z'ſammen!“

Ich fühlte ein jungfräuliches Beben durch mein Herz gehen! „Ein Pränumerantenſammler!“ Ein Weſen, nach dem ſich mein Gemüth ſeit Jahren ſehnte! Ich ging auf ihn zu, verbeugte mich tief und ſprach: „Herr Widderſpeck, o, Herr Widderſpeck, Sie können nicht glauben, welche Verehrung ich für Sie hege!“ Er ſah mich freundlich an und erwiederte: „Wir wollen uns ſchon verſtehen, ich hab's bei einem Haupt-Redakteur gelernt, wie man's haß abſieden muß! Da nutzt nix, ſie müſſen pränumerir'n! Und wenn ſie harte Pockerl-Eier geſchluckt hätten!!“

Die höchſt kräftige und bilderreiche Sprache des Herrn Widderſpeck überzeugte mich ſogleich, daß er zum „Pränumerantenpreſſer“ geboren iſt! Ich drückte ihm die Hand, und — unſere Seelen hatten ſich gefunden!

Das Diner ging ohne beſondere Störung vorüber. Madame Hupfauf hatte von „Hausmannskoſt" ihre eigenen Anſichten; ſie verſtand wahrſcheinlich darunter, jeder Mann ſoll zu Hauſe ſeine Koſt haben, Gäſte aber ſollen dem Mann nichts koſten!

Wenn wir in die Biographie der Hupfauf'ſchen Diners eingehen wollen, ſo finden wir zuerſt eine „Wurzelſuppe," eine „Wurzelſuppe," von welcher Madame Hupfauf verſicherte, es wären lauter „ſelbſtgezogene Wurzeln." Ich ſah mir den kleinen „Lauſ'l" Hupfauf an, der auch keinen beſondern Begriff von den Hupfauf'ſchen „ſelbſtgezogenen Wurzeln" faſſen ließ. Wie ich dieſe Quadrat- und Kubik-Wurzel auch mit ſich ſelber multiplizirte, ſo brachten ſie immer die Potenz: „weiße Rüben" hervor. Bis zu einer edlern Wurzel ſtieg Madame Hupfauf nicht in die Tiefen der Erde nieder! Vergebens botaniſirte ich nach „Peterſilie," „Sellerie" und ähnlichen Wurzelſylben des Stammwortes: „Wurzelſuppe." Nichts, nichts in der ganzen Suppe, als weiße Rüben und gelbe Rüben, und dieſe ſo dünn geſäet, ſo einzeln herumſchwimmend, daß ich ſie zählen konnte, und mich ſelbſt „den modernen Rübezahl" nannte. Ich faßte Muth und dachte: „Ein Uebel muß man mit der Wurzel ausrotten!" und verſchlang die Suppe mit geſchloſſenen Augen.

Zwiſchen der Suppe und dem Rindfleiſch kam ein Teller mit „Magen-Zwickerln," das iſt nämlich der Ausdruck für jene poetiſchen Vorläufer, welche den Appetit reizen ſollen, die ſonſt „Aſſietten" heißen und von Madame Hupfauf ganz genial: „Magen-Zwickerl" genannt werden, weil ſie den Magen zu ſeiner Pflicht aufzwicken ſollen.

Der Teller „Magen-Zwickerl" beſtand aus runden Semmelrädern und auf jedem ein langer Sardellentheil wie eine Eidechſe auf dem Sezirtiſch. Die Sardellen waren alle urſprünglich Hochverräther, denn ſie wurden nach ihrem Tode geviertheilt, dann auf's Rad geflochten, und dann erſt der allgemeinen Abſchreckung preisgegeben.

Mein Magen brauchte nicht gezwickt zu werden, er war vollkommen bereit, auch ohne Gewaltmaßregeln ſeine Pflicht zu erfüllen, wie es jedem Menſchen überhaupt und jedem Wiener insbeſondere zur allererſten Natur geworden iſt. Mein Magen befand ſich in jenem Zuſtande, an welchem jetzt ganz Europa laborirt, er gehörte zu der arbeitenden Klaſſe, die Arbeit ſucht und keine findet!

Unſer Magen war kaum „aufgezwickt," als das „Rindfleiſch" kam. Mein kritiſcher Scharfblick entdeckte ſogleich, „we are seven", wir ſind ſieben, und es kamen nur ſechs Fleiſch-Antheile! O, dachte ich: „Sechſe treffen, Sieben äffen!" Madame Hupfauf bemerkte das Mißverhältniß auch ſogleich, wollte mit einem Salomoniſchen Kraftſchnitt die Sache entſcheiden und rief: „Lauf'ls Stück können wir ja theilen." Allein Lauf'l war der Mann nicht, der ſein Königreich bei lebendigem Leib theilen ließ! Er griff ohne Umſtände nach ſeinem Stück Fleiſch, welches zwiſchen einem Erdapfel und einer halben gelben Rübe eingeſargt lag, und

„Aus der Ungeheuer Mitte
Nahm er das Fleiſch mit keckem Finger!"

Dadurch wurde natürlich das arithmetiſche Mißverhältniß noch nicht aufgehoben! Lauf'l aber, ein Gaſſenjunge comme il faut, „ein Freund der Wahrheit," ſchrie: „Die Mali hat ja ſchon in der Kuchel ſo ein Stück g'geſſen, ſie kann ihr Fleiſch dem Herrn ſchön laſſen!"

Madame Hupfauf wollte ſich wieder bedeutend todtlachen. Mali dagegen verſetzte dem Lauf'l, dem „Freund" der Wahrheit," als einzige Antwort eine Ohrfeige!

Ich aber, als wahrer Redakteur, ich ſuchte bloß von dieſem Streite Nutzen zu ziehen, machte mich indeſſen über die Schüſſel her, und verzehrte drei Stücke Fleiſch, ohne mich wieder um Lauf'l zu bekümmern.

Herr Hupfauf beobachtete das Princip der Nichteinmiſchung; er aß ſein Fleiſch und ſagte: „Lauf'l läßt ſich nichts nehmen!" — Die Ruhe war bald wieder hergeſtellt, wozu beſonders eine neue Erſcheinung auf dem Schauplatze viel beitrug.

Dieſe neue Erſcheinung war nämlich eine Schüſſel Blaukohl mit Würſtel, die als Oel im Sturm beſchwichtigend auf alle Gemüther einwirkte. Mali war bedeutend echauffirt, und der junge „Freund der Wahrheit“ hatte eine geſchwollene Backe. Madame Hupſauf wollte ſich wiederholt todtlachen, denn ſie ſagte: „Da macht ſich mein Lauſ'l nichts d'raus!“ Ich aber ſaß zwiſchen den kämpfenden Mächten und beſänftigte Mali, indem ich ihr ſagte: „Sehen Sie, liebſte Mali, mit einem Lauſ'l kämpfen Götter ſelbſt vergebens! Laſſen Sie die Lauſ'ls Lauſ'ls ſein, und freuen wir uns des Lebens, „weil noch die Roſe blüht!“ Da iſt Blaukohl und da ſind Würſtel, — das Leben iſt doch ſchön!“

Das junge Genie hatte indeſſen bedeutende Eingriffe in die Welt der Würſtel gemacht, er ergriff nämlich eines an einem Ende, und da die Würſtel alle feſt aneinanderhingen, wie nur die Gemeinheit und die Dummheit aneinanderhängen, ſo zog er alle Würſtel mit auf ſeinen Teller. Ich aber fand mich berufen, in dieſe Verkettung der Dinge einzugreifen, und ſagte, indem ich den Strang Würſte ergriff: „Sehen Sie, Lauſ'l, das Ding hängt ſo zuſammen“ — dabei riß ich einen Theil los — „allein, wenn Sie ein Ding aus ſeinem Zuſammenhang reißen, ſo wird eine Wurſt daraus!“ Mit dieſem kecken Manöver hatte ich die Hälfte der Würſtel gerettet, die ich mit Mali theilte, indem ich ihr noch etwas Humor auf die Würſtel ſtreute: „Liebe Mali, ſo ein Würſtel iſt wie ſo manches Journal: von vorne und hinten gebunden, und mit Schweinerei gefüllt! Stechen Sie hinein, ſo ſpritzt Ihnen Giſcht und Jauche in's Geſicht!“

Lauſ'l aber bot einen glänzenden Anblick dar: um den Mund herum hatte ihm der Blaukohl einen azurnen Reif gebildet, er ſah aus wie eine Blaumeiſe, und an einem Würſtel nagend, baumelten ihm die zwei daranhängenden auf das Jabot und legten darauf eine Landſchaft in punktirter Manier an.

„Zum Schluſſe,“ begann noch ein Mal Madame Hupfauf, „zum Schluſſe möchte Herr von Seſier vielleicht noch a Stückel Käs eſſen?“

Ich glaubte, mich rührte der Schlag! „Zum Schluſſe!“ Hatte es denn ſchon begonnen? Zum Schluß! Ein wahrer Trugſchluß! Ein Syllogismus! „Zum Schluß!“ Ich wüthete innerlich! Und dazu eingeladen?!! „Zum Schluſſe?“ und welche Reihenfolge von Dubioſitäten: „möchte eſſen“ „vielleicht,“ wo alles ſo gewiß iſt! „a Stückel!“ wo ein Stück nicht hingereicht hätte!

„O,“ fuhr Madame Hupfauf fort, „a Stickl Käs iſt nach dem Eſſen gut, es räumt den Magen aus!“ —

Ich dachte, d'rauf ließe ſich viel einwenden: Erſtens: nach dem Eſſen iſt Käſe gut. Wir aber noch vor dem Eſſen! Es räumt den Magen aus? Wo nichts iſt, hat der Käs ſein Recht verloren!

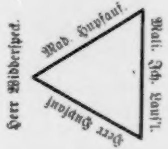
Indeſſen ich ſprach: „O ich küß die Hand, ich wäre nicht im Stande einen Biſſen mehr zu eſſen, ich habe genug!“

„Gehen wir alſo zur Partie Whiſt,“ ſagte Madame Hupfauf.

Wir erhoben uns vom Tiſche, Lauf'l aber war wieder witzig, er hatte mir nämlich die Haut, die er einem Würſtel abgezogen hatte, hinter dem Rücken am Rockkragen aufgeklebt, daß ſie herabſchlotterte; allgemeines Gelächter, großer Jubel der geſammten Hupfaufs! und ich nahm die Lehre mit: Das nennen die Lauf'ls: Einem was anhängen!

Die Partie Whiſt wurde endlich arrangirt. Der Tiſch war eigentlich ein Dreieck, welches einige Verlegenheit in die Situation der vier Spielenden brachte. Madame Hupfauf aber placirte uns ganz genial: ſie und Herr Hupfauf beſetzten die beiden Katheten des Tiſches, Herr Widderſpeck, der Pränumerantenpreſſer, ſaß an der Spitze des Triangels, und ich bekam die breite Seite, ich occupirte die Hypothenuſe. Dafür aber, das ich einen ſolchen großen Spielraum gewann, wurde mir Mali Hupfauf rechts als Ablatus beigeſellt, und links ſiedelte ſich das junge Genie, Lauf'l genannt, mit aller Grazie ſeines unbefangenen Weſens an.

Das ganze Sternbild zeigte ungefähr folgende Gruppe:



„Spielen wir um einen ſchwarzen Fiſch (Groſchen) oder um einen weißen Fiſch?" ſagte Madame Hupfauf; ich blinzelte Mali an und ſagte: ich gewänne gerne einen Weißfiſch. Mali ſchien von dieſer bedenklichen Artigkeit ganz erbaut.

Das Spiel begann. Herr Hupfauf hatte die ſüße Angewöhnung, nicht nur beim Kartengeben, ſondern auch beim Ausſpielen ſich jedes Mal den Finger mit der Zunge zu benetzen, was zwar bei dem innigen Aneinanderhalten der Karten nicht ganz überflüſſig, aber nichtsdeſtoweniger ganz unappetitlich war.

In kurzer Zeit hatte ich die Bemerkung gemacht, daß Herr und Madame Hupfauf, wenn ſie zuſammenſpielten, ſich eine Einverſtändigungsweiſe gemacht hatten, vermöge welcher ſie ſich anzeigten, wie und was ſie ſpielen ſollten. Wenn Herr Hupfauf die auszuſpielende Karte im Ausſpielen hoch erhob, ſo war das ein Zeichen, daß das die carte forte war; wenn er denn Trik, den ſie machte, noch ein Mal auseinanderſchob, um zu ſehen, wie die Karte liegt, ſo mußte ſie dieſelbe Farbe nachſpielen: wenn er fragte: „Was iſt Atout? Coeur?“ ſo war dies ein Zeichen, daß er in Coeur renonce war; wenn er eine Karte hervorzog und ſie verſteckt in der Hand hielt, wie zum Hingeben bereit, ſo mußte ſie Atout ſpielen u. ſ. w.

Ich, der Patzer von Gottes Gnaden, hatte einen ſchweren Stand, mein Partner, Herr Widderſpeck, der die Spitze des Delta einnahm, hatte die angenehme Miſſion, alle Karten, die geſpielt wurden, und die an der Eckſeite des Tiſches zu Boden fielen, aufzuheben und ſich jedesmal die Spitze des Tiſches an den Nabel zu ſtoßen; er hatte die Gewohnheit, zwiſchen jedem Worte die Redensart: „Natur!“ einzuſchalten. Wenn ich Pique-Zehn ſpielte, ſo fragte er immer: „Pique-Zehn?“ Natur! So recht!“ Dann ſtach er ein, ſpielte Pique-König nach, und wenn ich ihn durchließ, rief er wieder: „Laſchiren! Natur!“ — „Laſchiren“ hieß bei ihm nachlaſſen, wahrſcheinlich von „Lacher.“ — Er ſpielte aus und ſprach: „Die Dame iſt zu nehmen! Natur!“ Worauf ich Mali in die Seite ſtupfte und wiederholte: „Die Dame iſt zu nehmen! Natur!“ Am Ende ſagte er: „Wir haben den Trik! Natur!“

Während des ganzen Spiels machte ſich Lauf'l nicht nur neben, ſondern auch auf mir ſehr bequem, er ſiedelte ſich auf meinen Rücken förmlich an, wohnte abwechſelnd auf meinen Schultern, und machte zuweilen Ausflüge nach meinen Ohren, die er zupfte, oder er ſteckte den Finger gar gegen meine Wange, rief dann: „Herr Saphir!“ Und wenn ich den Kopf wandte, ſo ſtach mich ſein Finger in die Wange. Zuweilen rief er auch meine Karten aus: „Der Herr Saphir hat Treff-Aß und Treff-König!“ wobei Madame Hupfauf bedeutend lächelte.

Herr Widderſpeck hatte bedeutendes Malheur! Alle Augenblicke ſchrie der Pränumeranten-Preſſer: „Nein! ſo ein Pich (Pech)-Vogl wie ich bin! Lauter leere Blätter, in allen Blättern nichts als einen einzigen Buben!“ Beſonders Angſt hatte er, daß man renonce machen könnte, welches er „Farb zulaugnen“ nannte. Er rief immer dazwiſchen: „Haben Sie Farb' zugelaugnet?“ „Sie müſſen Treff zulaugnen!“

Wenn Herr Hupfauf ſeine Zeichen zu geben vergaß, ſo war Madame Hupfauf in großer Verlegenheit, was ſie ſpielen ſoll und ſchrie: „Ich weiß nicht, was ich ſchlagen ſoll?“ wobei ich mit einem bedeutenden Blicke auf den ungezogenen Lauſ'l fragte: „Sie wiſſen nicht, was ſie ſchlagen ſollen? Ich könnt's Ihnen ſagen!“ Wenn ſie ſchlecht ausſpielte, warf Herr Hupfauf einen grimmigen Blick auf ſie, und ſie ſagte dann: „Ich hab' mich verzogen!“ wobei ich wieder auf Lauſ'l ſah und Mali fragte: „Die Mama hat wohl auch den Lauſ'l verzogen?“

So mit unendlicher Grazie würgten wir ſechs Rubber Whiſt hinunter, es war indeſſen 7 Uhr Abends geworden, und ich ſagte: mein Beruf nöthige mich, in's Theater zu gehen. — Mein Lebtag habe ich von meinem Berufe noch nicht ſo viel Freude und ſo viel Nutzen gezogen.

Zum Abſchiede mußte ich verſprechen, bald wieder zu einer Partie Whiſt und zu einer „Wurzelſuppe“ zu kommen; Mali gab mir einen fetten Blick mit, Lauſ'l bohrte mir den Finger noch ein Mal in die Wange, und ſo ging ich, um eine Wurzelſuppe reicher und um neunzehn ſchwarze Fiſche ärmer.

◆

Ich als Geheimſchreiber.

Dieſe Humoreske (Fragment) behandelt in veränderter Faſſung denſelben Stoff wie das Genrebild „Ich als Briefſteller der Liebe und Eiferſucht“ III. Serie, 2. Band, pag. 41 ff.

Zur Zeit, als es noch Wiener gab auf Erden, zur Zeit, als die Stadt Wien, die da liegt jetzt am Ufer eines Baches und am Fuße eines Berges, noch bewohnt war von jenen reinen, unſchuldigen Geſchöpfen, welche in der Blumenſprache nur unter dem lateiniſchen Namen: „Wiener“ bekannt ſind und von welchen das Femininum „a Weanerin!“ genannt wird; als noch die ſchönen „Götter Griechenlands die Welt regierten,“ namentlich die „Cenſur“ und „Herr Sartori,“ die Beide ſchon geſtorben ſind, obſchon ich nicht dafür Bürgſchaft leiſte, daß Eins von ihnen nur ſcheintodt iſt; zu jener Zeit, als die Stadt Wien noch nicht gegeſſen hatte von dem Erdäpfelbaum des Gerichts-Erkenntniſſes, zu jener Zeit, als jeder Wiener noch war ein „Adam au naturel in der Paradeis-Sauce“ und jede Wienerin die zartmürbe „Rippenſpeer“ ihres Mannes; zu jener Zeit, wo die Wiener noch von keiner andern „Schlange“ aufgereizt wurden, als von der, welche ſagte: „Menſch, friß' oder ſtirb!“ zu jener Zeit, es waren grade einige Meilen vor der März-Revolution 1848, die Luft war klar, der Himmel heiter, der Mond hatte noch das große Loch erſter Klaſſe und Herr Dr. Ebersberg den rothen Adler vierter Klaſſe nicht; die Briefmarken waren noch nicht erfunden und Hansjörgel von Speiſing war noch keine Staatslaterne, die Dankadreſſen hatten noch keine Zähne und Stametz-Mayer war noch in Penzing nicht Cicero; die Fleiſchtheuerung war noch nicht definitiv und Herr Laube noch infinitiv; kurz, zur Zeit, als es noch Wiener gab auf Erden, als ſich die Wiener noch nicht von Herrn v. Tauſenau die pragmatiſche Sanktion zerreißen ließen, ſondern noch mit frommer Einfalt an der hiſtoriſchen Berechtigung feſthielten, Freitag müſſe man nur im „Fiſchtrügerl“ eſſen; als ſie noch ferne davon waren, an der Offenbarung „Buchheim und Falkes“ über die drei Farben „Roth-Schwarz-Gold“ Stein und Bein zu glauben, ſondern als ſie noch gar nicht ahnten, daß Deutſchland je eine eigene Couleur hatte, zu jener Zeit, als ſie noch die Kunſt nicht lernten, in drei Tagen ſo zu altern, daß ſie kein Menſch mehr wieder erkennt und dann in drei Jahren wieder ſo zurück jung zu werden, daß man ordentlich glaubt, es wären wahre Wickel-Kinder; endlich aber und alſo kurz, zur Zeit, als es noch Wiener gab auf Erden, als die Wiener noch nicht zu unterſcheiden wußten zwiſchen der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ und der „Independance,“ als ſie noch nicht wußten, daß die „Muſik“ vom Himmel auf Erden geſchickt wurde, um das Alter ego der Katzen die Stimme des Volkes auszudrücken, ſondern als ſie ſteif und feſt daran glaubten, die Muſik ſei von einem zu Arreſt verurtheilten Genius in ſeinen Mußeſtunden verfertigt worden, damit die Wiener einen Sinn mehr als alle andern Menſchenkinder haben ſollen, nämlich: Hören, Sehen, Fühlen, Schmecken, Riechen und Leierkäſten! Als ſie noch nicht ahnten, daß der Menſch Nationalgardiſt ſein muß, daß ſich ſeine Frau mit einem Calabreſer verbrüdere; als ſie noch nicht wußten, daß die Volksbewaffnung das einzige Mittel iſt, ruhig zu Hauſe zu bleiben, weil man ſich nicht getrauen darf, vor die Thüre zu gehen, um „niedergewalkt“ zu werden, ſondern als ſie es noch der „Theaterzeitung“ auf's Wort glaubten, daß der Bau des „Odeons“-Wien zur Nebenbuhlerin Roms u. ſ. w. macht; alſo kurz und gut und am endlichſten: zur Zeit, als es noch Wiener gab auf Erden, im Himmel und im Eliſium und nur in der Hölle nicht, denn was die „Braten“ anbelangt, ſo ſagen die Wiener: „die muß man nur beim „Lamm“ oder beim „Domayer“ genießen;“ zu jener Zeit lebte auch ein Mann im Lande Wien, der hieß Hiob: ſeine Feinde und Neider aber gönnten ihm dieſen frommen Namen nicht, und nannten ihn Saphir; derſelbe Mann war ſchlecht und gerecht, gottesfürchtig, meidete das Böſe und ſeine Wege waren fromm vor dem Herrn, wenn auch nicht vor der Frau; und er war reich und herrlich, ſeines Vermögens waren ſieben Schreibfedern, fünf Tintenfäßer, drei Buch Medianpapier, und er erzeugte viel Aufſätze und Rezenſionen. Und da kam ein Druckerburſche und brachte die Nachricht: „Deine Aufſätze waren geſetzt, da fiel die Cenſur über ſie her und ſchlug ſie mit der Schärfe des Rothſtifts,“ und da dieſer noch redete, kam ein zweiter Druckerjunge und ſprach: „Ein Strich fiel herab vom Himmel und verzehrte Deine Kritik!“ Da ſtand Hiob auf, zerriß ſeine Schreibermel und fiel hin auf die Conceſſion zu ſeiner Zeitſchrift und ſprach: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's geſtrichen!“ und bei alledem ſündigte Saphir-Hiob nicht und that nichts Thörliches wider die Cenſur.

Dieſer fromme und gerechte Mann iſt der Schreiber dieſer Zeilen, der da lebet jetzt und hat ſeine Hütte und ihr Herz aufgeſchlagen gegen Morgen im Gebiete Baden, welches liegt nordwärts vom geſelligen Vergnügen, und grenzt gegen Süden an den Belagerungszuſtand, und wird im Oſten von hohen Bergen geſchützt gegen Concertgeber und rauhe Winde, und liegt gegen Weſten freundlich offen dem einwandernden Staub aller geſegneten Länder.

Aber dazumalen, als die Begebenheit vorfiel, die wir unſern geliebten Leſern erzählen wollen, damals lebte ich, — ich Hiob und Saphir, — in Wien, und bewohnte die Straße der Frommen, die „Himmelpfortgaſſe,“ die grade zum Himmel führt, denn in ihr findet man das „Münz-Amt“ und das „gerupfte Geflügel!“

Ich wohnte alſo in der „Himmelpfortgaſſe,“ in dem Eckhauſe, welches an den allgemeinen Verſorgungsplatz,“ an die „Seilerſtätte“ ſtößt, nicht weit von dem überirdiſchen Gang (Karolinenthor), welchen Schmeichler ein „Thor“ nennen, der aber nichts iſt, als ein Loch, um welches man Ziegel gegoſſen.

Es iſt meinem Leſer, und der Welt noch gewiſſer höchſt intereſſant, bei dieſer Gelegenheit zu erfahren, wie mein Zimmer beſchaffen war.

Es war Europa im Kleinen.

Es hat einmal mein verſtorbener würdiger Freund Csaplovich eine Beſchreibung von Ungarn herausgegeben, in welcher er Ungarn „die Welt im Kleinen“ nannte, die „Ketskemeter Haide“ iſt die amerikaniſche „Pampas“, der Platten-See das mittelländiſche Meer, der Neuſiedler-See der große Ozean, Chemnitz und Cremnitz Peru, die „Matra“ der „Chimbaroſſo“ u. ſ. w.

Nach dieſem Maßſtabe war mein Zimmer ganz Europa im Kleinen. Ein „Divan“, das war die „Türkei“, ein „Warſchauer Schlafrock“ auf demſelben, das war Polen, und die aufgegangenen Nähte unter den Armen zeigten den Moment an, wo Polen in Rußland aufging. Mein Tintenfaß war das „ſchwarze Meer,“ die „Sandbüchſe“ bedeutete Preußen in dem

Moment, wo aller Sand, den es in die Augen ſtreut, zurück in daſſelbe fällt; eine Stange Siegellack bedeutete die „rothe Partei“ in Europa, mit der man am Ende immer ſchön petſchirt iſt; eine Papierſcheere, deren zwei Theile auseinanderfielen, und die immer nur dann vereinigt wurden, wenn etwas zu zerſchneiden war, war der gewiſſe „Dualismus;“ ein großes Federmeſſer mit acht Klingen, die alle ſchartig waren, mit einem Pfropfenzieher, dem die Spitze fehlte, mit einem Feuerſtahl, der herausgefallen war, mit einem Pfeifenbohrer, der zur Hälfte abgebrochen war, und mit einer Radirſcheibe, welche wackelte, war das vereinigte Deutſchland, wie es eben Toilette macht, um gegen eine Note von Palmerſton zu proteſtiren; ein Bündel Papiere, niedergehalten von einem Briefbeſchwerer aus Gleywitzer Hufeiſen, war Hamburg, in dem ſchönen Augenblicke, wo in ihm aller Standes-Unterſchied zwiſchen „Mir“ und „Mich“ und „Dir“ und „Dich“ aufgehoben wird, u. ſ. w. — u. ſ. w. —

In dieſem Zimmer, in dieſem Europa im Kleinen, in dieſem Mikrokosmus des Makrokosmus, ſaß ich eines Vormittags, und wartete auf einen Beſuch, auf einen Beſuch der Muſen nämlich. Die Muſenkinder ſind bittern Täuſchungen ausgeſetzt, ſie warten auf die Muſen, und wer kommt? ein Gläubiger, die zehnte Muſe! Die Muſen kommen nie, wenn ſie gerufen werden, die Gläubiger ruft man nie, wenn ſie kommen.

Es ſind recht ungezogene Rangen die Muſen, ſie ſollten doch einmal beſteuert werden! Sie laſſen auf ſich warten, oft Tage lang, Wochen lang, und kommen nicht, und dann wieder, grad wenn man ſchon die Thür in der Hand hat, um auszugehen, wenn man eben zu einem Diner eingeladen iſt, im wilden Wald u. ſ. w., da überfallen ſie Einen plötzlich, ohne ſich erſt anſagen zu laſſen.

Ich wartete alſo auf die Muſe, es wäre mir ſchon Alleseins geweſen, was für Eine, wegen meiner auch die Muſe der Tanzkunſt, ich hätte mit ihr gepolkt! —

Da kam mein Bedienter, mein Joſeph, und ſagte: „Euer Gnaden, es iſt eine Dame da, die Euer Gnaden ſprechen will.“ — Ich ſah ihn an, und er erwiederte: „Ich weiß nicht, Euer Gnaden, ſie iſt verſchleiert!“ Aus dieſer Antwort können meine verehrten Leſer ermeſſen, was für ein Denker mein Joſeph war!

Ich muß den verehrten Leſer bei dieſer Gelegenheit auch darüber beruhigen, daß ich mich „Euer Gnaden“ tituliren laſſen, in einer Zeit, wo alle „Gnaden“ abgeſchafft wurden; allein der Leſer fürchte nichts, und beſonders der „Abonnent“ nicht, es iſt nicht nöthig beim Abonnement: „An Seine Gnaden den „Humoriſt,“ zu ſchreiben, es genügt die einfache Zuſchrift: „Herr Humoriſt, anbei erhält er das Abonnement auf zehn Jahrgänge, wofür er mir das Blatt zuzuſchicken hat u. ſ. w.“

Aber glauben Sie mir, meine lieben Leſer, mein Bedienter hat mich nicht gleich, als er bei mir eintrat,

„Euer Gnaden" titulirt. Erſt als ich ihm zehn Jahre lang treu und ehrlich gedient hatte, und er durch Beweiſe überzeugt war, daß ich den Titel „Euer Gnaden" verdiene, gab er mir dieſen Titel, — nehmt Euch ein Exempel d'ran!

Alſo eine Dame, eine „verſchleierte Dame!" Sollte es die erwartete Muſe ſein?

„Bitte die Dame, einen Augenblick ſich im erſten Zimmer niederzulaſſen, ich ſtehe gleich zu Dienſten"

Man muß ſich ein Bischen zuſammenſtampern, wenn Einen die Muſe in Perſon beſucht, die Muſen ſind auch Frauenzimmer, und ſelbſt wenn ſie noch ſo dicht verſchleiert ſind, ſie ſehen doch auch auf die Außenſeite, ſie ſind eigentlich für's Innere angeſtellt, aber ſie beſchäftigen ſich auch mit dem Aeußern.

Ich war endlich mit meinem Aeußern inſoweit fertig, daß ich faute de mieux, damit zufrieden war, ſchellte und ließ die Muſe einführen.

Der erſte Anblick der Dame ſchon überzeugte mich, daß dies keine Muſe iſt, wenigſtens nicht die der ſchwindſüchtigen Flöte: Euterpe, die Muſen ſind gewöhnlich ſchlank, ſchmächtig, ja ich kenne Dichter, denen ſie ſich ganz zaundürr zeigen.

Die Dame aber, die in mein Zimmer trat, war, wenn es doch eine Muſe ſein ſollte, gewiß die „Muſe des Molleten." Eine ſehr üppige Geſtalt, eine klaſſiſche Büſte auf romantiſchen, lebenskundigen Hüften kühn und leicht gewiegt, trat mir entgegen, und der ſichergeſetzte Schritt ließ mich erkennen, daß es kein Mädchen iſt, die mir als Muſe erſcheint. Der ſehr elegante Anzug verrieth Geſchmack und trug den Charakter der Entſchiedenheit, des mit ſich Einigſeins über das, was dieſen Formen angezeigt iſt. Ein weißſeidener Aimé ſaß wie thronend auf einer Fülle von ſchwarzen Haaren, die in buſchigen Ringen hinwegrollten, und ein dichter Schleier fiel bis über das Antlitz herab, ſo dicht, daß kaum zwei Augen wie Sprühteufel durchleuchteten.

Sie grüßte mich leicht und mit Anmuth, und indem ſie einen kleinen, ſchwarzen venetianiſchen Fächer, mit Gold geſtickt, halb entfaltete, ſagte ſie: „Herr von Saphir, können Sie mir wohl eine ſtarke Stunde Zeit ſchenken?“

Ich erwiederte mit allem Zauber meiner naiven Kindlichkeit: „Mit Vergnügen ſchenk' ich liebenswürdigen Frauen eine ſtarke Stunde, und ſollte ich auch nur eine ſchwache Stunde dafür zurückerhalten.“

Sie warf den Kopf auf eine leichte Weiſe, aber graziös etwas zurück, welches eben ſo gut ſagen konnte: „Wenn's weiter nichts iſt als das!“ als auch: „Das iſt ſtark!“

Ich bat ſie, auf meinem vis-à-vis ſich niederzulaſſen, und nachdem ſie mich einlud, mich neben ſie zu ſetzen, ſagte ich ihr: „Meine ſchöne gnädige Unbekannte, wollten Sie nicht gefälligſt dieſen Schleier von Ihrem Antlitze nehmen und auf das meinige werfen, ich glaube, das wäre für beide Parteien vortheilhaft.“

„Nein," ſagte ſie, indem ſie den Schleier noch ein Bischen tiefer herabzog, „ich bin nicht ſo ſelbſtſüchtig!" Ich fühlte die Ironie und das gefiel mir noch mehr. Sie fuhr fort: „Eine beſondere Angelegenheit und ein ganz beſonderes Zutrauen, welches ich zu Ihnen aus Ihren Schriften gefaßt habe, führt mich zu Ihnen."

Als das „verſchleierte Bild von Sais" neben mir auf meinem vis-à-vis ſaß, entſpann ſich folgendes Geſpräch:

Sie. Entſchuldigen Sie, ich bin eine Witwe.

Ich. Meine Gnädige, da hab' ich nichts zu entſchuldigen, wenn der Herr Verſtorbene es entſchuldigt, mir iſt's nicht im Mindeſten unangenehm.

Sie. Haben Sie etwas gegen Witwen?

Ich. Ich? Tout au contraire im Gegentheil! Ich hab nichts *gegen* Witwen, vielmehr aber *für* Witwen einzuwenden.

Sie. Ich finde für nöthig, Ihnen im Voraus zu ſagen, daß ich Witwe bin, bevor ich Ihnen ſpäter ein Weiteres mittheile.

Ich. Erlauben Sie auch mir, meine ſchöne Witwe, ich finde auch für nöthig, Ihnen im Voraus zu ſagen, daß ich ein Junggeſelle bin, bevor ich Ihnen vielleicht ſpäter etwas Näheres mittheile.

Sie. Sie ſind nicht recht geſcheidt.

Ich. Ja, ich bin leider geſcheidt.

Sie. Gut. Ich will Ihre koſtbare Zeit nicht zu lang in Anſpruch nehmen, und kurz ſein.

Ich. O, ich bitte ergebenſt, ſeien Sie ſo lang als Natur, Wuchs und gutgeſinnte Anatomie erlauben, mir kommen ſchöne Frauen gar nie zu lang vor, außer lebensgefährlich! Uebrigens iſt eine Zeit gar nicht koſtbar! An unſerer Zeit iſt nichts Koſtbares, und ſoll ich grade eine Extra-Zeit haben? Uebrigens in angenehmer Geſellſchaft kömmt die Zeit ſehr zur Unzeit.

Sie. Sie werden ſich wundern, wenn ich Ihnen ſage, daß ich erſt 22 Jahre alt und ſchon ſeit zwei Jahren Witwe bin.

Ich. O, nicht ſo ſehr; ich würde mich mehr wundern, wenn Sie erſt zwei Jahre alt und ſchon 22 Jahre Witwe wären.

Jedoch es würde den Leſer zu ſehr ermüden, wenn ich unſer Geſpräch buchſtäblich wiedergeben wollte, und da dieſer Aufſatz kein modernes Luſtſpiel ſein ſoll, in welchem der Dialog den Hauptreiz ausmacht, ſo werde ich bloß das Stoffliche der Sache gedrängt mittheilen. Sie war Witwe, ſo viel iſt gewiß, nicht nur proviſoriſche Stroh-, ſondern definitive ſelige Witwe! Sie wurde von ihren Eltern gezwungen, einen reichen, ältlichen Mann zu heirathen.

Einen „ältlichen" Mann! Das iſt das Schrecklichſte der Schrecken! Ein alter Mann iſt ein Adonis gegen einen ältlichen Mann! Die jungen ältlichen Männer und die alten jugendlichen

Männer, die ſind zum Unglück des weiblichen Geſchlechts geboren!

Einen alten Mann kann eine junge Frau überlieben und überleben! Einen alten Mann muß man ehren, und das erſte Zeichen der Ehre iſt, daß man Einen — ſitzen läßt! Ein alter Mann iſt an einer jungen Frau eine Anziehungskraft mehr; ſie kann ihn mit zu ihren Reizen zählen, ſie kann ihn im Nothfall ſo quaſi als lebendige Entſchuldigung vor Gott und Menſchen herumführen; ein alter Mann an einer jungen Frau iſt nichts als ein Täfelchen an einer Blume in einem botaniſchen Garten, es iſt nicht ſeinetwegen da, ſondern bloß, damit man wiſſe, unter welchem Namen man ſie zu ſuchen habe

Aber ein „ältlicher Mann" iſt ein Herzknacker, ein Schönheitszerbrecher! An einem ältlichen Mann hat die Frau des Morgens ein flennendes Kind, des Mittags einen hinfälligen Greis und des Abends ein altes Weib. Ein alter Mann weiß, er iſt alt und ſeine Frau iſt jung, ein ältlicher Mann glaubt, er iſt jung und ſeine Frau iſt alt! Ein alter Mann iſt heiter, er fürchtet das Altwerden nicht mehr, ein ältlicher Mann iſt ſtets verdrießlich, er fürchtet das Altwerden, er geht beſtändig mit dem Faltenverſcheucher herum! Ein alter Mann huſtet, ein ältlicher Mann hüſtelt; und man frage die Frauen, was ihnen lieber iſt, ein Mann mit einem ehrlichen, ausgeſprochenen, entſchiedenen Huſten, daß die

Wände zittern, oder ein Mann mit einem ewigen Hüſteln, mit dieſem aufreibenden übeln ewigen Seufzen einer langſam hinfaulenden Lunge, die mit dem Kuß ſchon die Fäulniß einimpft. Ein alter Mann hat Augenblicke, in welchen er jung iſt, jung wird, ein ältlicher Mann iſt immerfort ältlich, ununterbrochen ältlich!

Es war alſo eine Witwe, und da jedes Ding einen Namen haben muß, eine Witwe aber allerdings auch ein Ding iſt, und oft ſogar ein kurioſes Ding, ſo wollen wir ſie Witwe Karoline nennen; indem wir den Leſer verſichern, daß ſie in der That nicht Karoline hieß.

Karoline hatte alſo einen ältlichen Mann geheirathet, der ein großes Vermögen beſaß, d. h. in Gold und Gut. Nachdem ſie zwei Jahre alle Süßigkeiten dieſes Vermögens durchgeſchmeckt hatte, und er immer oft ein Auge zudrückte, drückte ſie ihm endlich beide zu, er ging ein zu ſeinen Vätern, und ſie zu ihrer Mutter, um einen kränklichen Mann ärmer, und um ein geſundes Vermögen ſammt einem Witwen-Titel reicher.

Schöne Witwen mit Geld ſind ein Artikel, der zwar im Converſations-Lexicon nicht zu finden iſt, dort auch nicht geſucht wird, um den ſich aber doch die Converſation mit Fleiß und Ausdauer dreht, und der den Finder ſtets, wenigſtens zur Hälfte, redlich belohnt.

Karoline hatte 22 Monate lange allen Werbungen widerſtanden, ſowohl den ſchriftlichen und mündlichen, als auch den öffentlichen in den Anzeigeblättern der Reſidenz; aber jedem Herzen ſchlägt ſeine Stunde!

Es war auf dem „Juriſtenball," wo Einer kurzen Prozeß machte mit dieſem Herzen im Prachteinband einer ſchönen Witwe, und mit dem Goldſchnitte eines großen Vermögens!

Ein Jünger der Themis war es, der das hochnothpeinliche Halsgericht ſtudirte, und der die Constitutio criminalis Carolina über einer anderen Karoline vergeſſen ſollte oder wollte! Ein Blick des jungen Rechtsjüngers genügte, um das Herz der Witwe zu durchbohren, es war ein Juſtizmord!

Witwenherzen fangen geſchwinder Feuer als Mädchenherzen, ſowie ein Licht, das ſchon einmal gebrannt hat, leichter anzuzünden iſt, als ein noch nicht angebranntes.

Karoline fing Feuer, brannte, glühte, flammte, loderte. Der junge Prieſter der allein zweizüngigen Wage der Gerechtigkeit liebte ſchon eine Andere! Aber demungeachtet liebte er auch nachträglich Karoline. — Das iſt die irdiſche Gerechtigkeit!

Er ſagte Karolinen nichts von dieſer Liebe „avant la Witwe", das Vermögen Karolinens hatte wahrſcheinlich einige Rechtsgründe mehr für ſich, und die Expenſen-Note ſeines Herzens fand ſich beſſer bei der reichen Witwe.

Er liebte die Witwe und liebte auch ſein Mädchen. Liebe in der erſten und zweiten Auflage!

Lange wußte Karoline nichts von dieſem Dualismus des jungen Rechtsgelehrten, den wir Edmund nennen wollen. Endlich erfuhr ſie es, ſtellte ihn zur Rede, er entſchuldigte ſich; ſie erfuhr es abermals. unbekannt mit dem Rechts-Grundſatze, daß man wegen einer Anklage nur einmal vor Gericht geſtellt werden kann, überging ſie das „non bis in idem“ und ſetzte ihn wiederholt in Anklageſtand. Edmund beſaß das unwiderleglichſte remedium juris: Geliebt, ſein! Daran ſcheitert Alles! Er betrog ſie, aber dieſes Mittel half immer!

Da ſchritt eine dritte Macht bewaffnet ein! Das Mädchen nämlich, welches hiſtoriſche Berechtigung auf das Herz Edmunds zu haben glaubte, das ihr Liebe ſchuldig war. Edmund geſtand zwar ſeine Schuld ein, er ſei ihr Liebe ſchuldig, er nahm aber das „Beneficium particularis solutionis“ in Anſpruch, wollte ihr ſeine Liebe in zeitweiſen Raten abzahlen, ſie aber beſtand auf gänzlicher Deckung.

„Eiferſucht, die wilde Hyder“, wie ſie im „Lied vom Frauenherzen“ titulirt wird, Eiferſucht aber warf den Feuerbrand in die Bruſt beider Clientinnen des armen jungen Rechtsgelehrten.

Karoline hatte eben einen Brief von Amalia bekommen (ſo hieß das Mädchen), ein Brief, in welchem Glut und Wuth von Liebe und Eiferſucht, Alles, was nur das Herz an wilder Leidenſchaft in barer Münze vorräthig hat: Melancholie, Phantaſie, Ironie, nur keine Ortographie.

In dieſem Briefe lagen einige Kinder, d. h. einige ſchreiende Beweiſe von Edmunds Liebe zu Amalia, d. h. einige Briefe, Kinder der heißeſten Sehnſucht, Kinder, gewickelt in Eide und Schwüre und gewiegt in der Wiege der innigſten Zärtlichkeit. Eines dieſer Kinder aber war das jüngſte Kind dieſer ſchriftlichen Treue und Liebe, und in dieſem jüngſten Briefe behandelte der junge Hugo Grotius das Recht beider Damen auf ihn, theilte es in ein formales und in ein dogmatiſches ein, und in dieſem Briefe war ſeine Liebe zu Karolina als eine formale oder eigentlich bloß als eine formloſe geſchildert, alle Realität war ihr abgeſprochen, die Witwe war bloß ein Epigon ſeines Herzens, es machte ihm Spaß, er konnte nicht grauſam ſein u. ſ. w., und Amalia wurde als Alleinherrſcherin ſeines Herzens proklamirt.

Dieſer Brief war für Karoline eine Pandorabüchſe, aus der alles Unglück für ſie hervorquoll, und am Boden blieb nur — die Hoffnung einer kleinlichen — Weiberrache!

Zu dieſem Zwecke wollte ſie vor Allem einen Brief an Edmund ſchreiben, einen Brief! Einen Brief, der aller Briefe Brief werden ſollte! Eine kleine Bombe, die in's Herz fällt und unverlöſchliche Verheerungen anrichtet! Einen Brief, mit aller Glut der

Liebe gefüllt, mit Schwärmerei, Raſerei, Beglückung, Verzückung u. ſ. w. Kurz, einen Brief, der das Herz aus den Angeln hebt, und es wie ein Baumblatt umtreibt; einen Brief, der alle Sinne wirblich machen ſollte; und zum Schreiber dieſes herzgrundaufwühlenden Briefes hatte die Witwe mich erkoren! Ich ſollte die Bombe füllen mit gehacktem Blei und brennendem Vitriol! Ich, meinte ſie, nur ich habe ein ſolches „Concept“!!! . . . .
. . . .

◆

Dummer Brief an die „wilde Roſe.“

„Das Leben iſt doch ſchön, o Königin!“
(Der Marquis von Poſa.)

Wenn ſchon der Marquis von Poſa, der nicht in unſerer Zeit gelebt hat, ſagte: „Das Leben iſt doch ſchön!“ was ſoll ich erſt ſagen, der ich ja in unſerer Zeit lebe?!

Ja, wenn das Leben auch nicht einmal ſchön wär', was wär's dann?! Angenehm iſt's nicht, geſcheidt iſt's auch nicht, unterrichtet auch nicht, tugendhaft auch nicht, reich auch nicht, alſo muß es wenigſtens ſchön ſein, damit es Jemand lieben kann!

Aber wer liebt Jemand lange wegen ſeiner Schönheit? Unſer Leben iſt ſchön, aber ſonſt nichts, — ich möcht's nicht heirathen!

Lieben Sie mich vielleicht meiner Schönheit wegen? Dann fürchte ich faſt, Sie werden bei näherer Beſichtigung anders denken. Aber nein, ich fürchte nichts, Sie ſehen mich ja gar nicht an, nicht in der Nähe, nicht in der Ferne!

Sie wiſſen vielleicht gar nicht, daß ich Sie liebe! O, die Unwiſſenheit iſt das halbe Lebensglück! „Das Wiſſen iſt der Tod“ — folglich iſt die Unwiſſenheit das Leben, und das Leben iſt ſchön!

Wer wiſſen will, muß ſtudiren, wer ſtudirt, verdaut ſchlecht, wer ſchlecht verdaut, hat einen ſchlechten Magen, wer einen ſchlechten Magen hat, dem iſt das Leben nicht ſchön, folglich muß man durchaus nichts wiſſen, um das Leben ſchön zu finden!

Ich weiß nichts, gar nichts, und das ohne ſtudirt zu haben! Darin unterſcheidet ſich das Genie vom Talent, — das Talent ſtudirt zehn Jahre, und weiß dann nichts, das Genie ſtudirt gar nicht und weiß gleich nichts!

Wenn Sie dieſen „dummen Brief“ leſen, ſüße Wunderfrau, werden Sie auch nicht wiſſen, ob ich geſcheidt bin oder dumm, und Sie ſollten doch wiſſen, daß ich dumm bin, Sie haben mir ja den Verſtand geraubt!

Aber die Rache iſt nicht ausgeblieben! Die Nemeſis verſchont keinen Saphir, keinen Napoleon und keine „wilde Roſe!“ Weil Sie mir den Verſtand geraubt haben und Urſache ſind, daß ich nicht anders als dumm ſchreiben kann, ſind Sie beſtraft!!

Ja, holde Fee und Nachruhmblume, Sie ſind bei mir, wo ich bin und geh’ und ſteh’ und ſitze! Geſchieht Ihnen recht! Was glauben Sie denn? Glauben Sie, man dürfe ſo mir nichts Dir nichts

Privat-Verſtände rauben und ſich damit aus dem Staub machen?! Glauben Sie, ich habe meinen Verſtand nur eine Minute lang aus den Augen gelaſſen? O ich hab' nichts dergleichen gethan; konnte ich denken, daß meine Leibesbeſchaffenheit ſo ſchlecht iſt, daß ich nicht einmal eine Dummheit vertragen kann?

Das kommt davon her, wenn man alt iſt und liebt! Aber wie alt bin ich denn? Einige lumpige Fünfziger! Und wie viel davon hab' ich gelebt? Davon war ich 14 Tage in Hannover, die können mir doch nicht angerechnet werden? Dann hab' ich 15 Jahr gehofft, es wird in der Welt beſſer werden, die ſind doch rein als nicht gelebt zu betrachten? Dann hab' ich 16 Jahr lang geſtrebt, ein vaterländiſcher Schriftſteller zu ſein und Gutes zu wirken, die kann man mir doch nicht anrechnen? 5 Jahre wenigſtens hab' ich — gut zuſammengerechnet — zugebracht, die Muſik in den Zwiſchenakten des Burgtheaters anzuhören; 3 Jahre hab' ich zugebracht, um ſchlechten Schauſpielern beweiſen zu wollen, daß ſie keine Götter ſind; — heißt das gelebt?

Alſo wenn man dieſe Jahre zuſammen in der Summe von

39 Jahre und 14 Tage

von 56 Jahren abrechnet, ſo bin ich im Grund ein Jüngling von 17 und 18 Jahren! Und ſoll ein Jüngling zwiſchen 17 und 18 Jahren nicht lieben? Nicht toll, dumm, entſetzlich dumm lieben?!

Ach, als ich Sie vor drei Monaten zum erſten Male in der Roſranogaſſe ſah, da wurde ich gleich dumm! —

Ich bitte den Leſer zu leſen: „Roſranogaſſe," denn wenn ich ſchreibe: „Roſranogaſſe", wird der Leſer gewiß leſen: „Paniglgaſſe", und eine ſchöne Frau, die in der „Paniglgaſſe" wohnt, könnte mir was nachtragen. Ich bitte den Leſer überhaupt in meinen Aufſätzen nichts zu leſen, als was ich ſchreibe, und nichts zwiſchen den Zeilen zu leſen; wenn mir der Abonnent vier Gulden Abonnementsgeld gibt, ſo ſuch' ich auch zwiſchen dieſen Gulden nicht noch ein paar Groſchen; das wär' ſchmutzig!

Alſo es war nicht die „Paniglgaſſe", ſondern gewiß die „Roſranogaſſe", in der ich Sie, meine Angebetete, zum erſten Male ſah, und da hab' ich gleich den Verſtand verloren!

Nun bin ich ſchön d'ran! Meinen Verſtand hab' ich nicht, und Sie ſehen, in die Roſranogaſſe geh'n kann ich auch nicht!

Können Sie mir nicht ſagen, Liebreizendſte aller Verſtandes-Räuberinnen, wie lang' ich Sie nicht ſehen werde?! Wie lang' Sie mich nicht ſehen werden, weiß ich: nie! Sie ſehen mich nie an, Sie würdigen mich keines Blickes, nie fällt ein Strahl Ihrer lichtgefüllten Augen auf mich! — Ach, Sie haben leider den Verſtand noch nicht verloren! —

Sie nicht ſehen! In dem Gedanken iſt Botanybar! — Sie nicht in der Ferne ſehen, wie einen Stern durch die Nacht, in dem Gedanken liegt etwas, worüber man den Verſtand wiederfinden möchte, bloß um wahnſinnig werden zu können! Und doch ſeh' ich Sie, fühl' ich Sie überall um mich! Früh beim Erwachen zaubert der heitere „Morgen“ Ihr Bild wie ein Lichtbouquet vor meine Seele! Aus dem Grabe der Nacht feiert Ihr Bild jeden Morgen die Auferſtehung, und füllt meine Seele mit heiliger Sehnſucht! Des Tages über ſtickt die Phantaſie Ihr Bild auf jede Tapete der Stunde und der Minute, und in dem weichen Ton der Dämmerung ſteht ihre Huldgeſtalt, wie ein Marmor-Genius in dunkler Niſche!

Ohne Sonnenſchein und Blumen iſt mir die Welt; Lieder und Lenz ſind entſchwunden, die Erde iſt welk und der Himmel abgeblüht, die Sterne ſind matten Blickes, die Wolken ziehen bedeutungslos hinab, klanglos ruht die Harfe auf der ſehnſuchtsſchweren Bruſt, und ein langer Zug leidtragender Geſtalten in ſchwarzen Gewändern zieh'n die künftigen Stunden ohne Ihren Anblick an mir vorüber!

Und doch welche Süßigkeit liegt in der Bitterkeit der Sehnſucht! Wie belebt iſt meine Einſamkeit von Gedanken, Träumen, Küſſen, Liedern, Grüßen, Flatterwünſchen, Luftbildern und holden Täuſchungen! Wie weich und mütterlich ſchmiegt ſich die Freundin Dämmerung um meinen Buſen und ſtreicht mir die Schläfe und umhüllt mich mit Liebkoſungen, mit

Tröſtungen, mit der ſüßen Innigkeit des Denkens und Brütens!

Sie wiſſen es nicht, daß und wie ich Sie liebe, und wenn mich der Blick Ihres Auges zuweilen ſtreift, iſt's wie ein inhaltloſer Blick, der über werthloſe Dinge hinfährt und doch quillt in der Erinnerung auch ein ſolcher Blick wie eine aufbrechende Blume aus dem ſchwarzen Boden der Nacht und legt einen Frühling in mein Weſen, und ein wundervoller Schein verbreitet ſich aus ihm und läßt Frühlingsgrün um mich entſtehen, und Lenzesluft und einen langen, blaugedehnten Himmel, und die innigſte, zarteſte, heiligſte Liebe zu Ihnen faßt mich an, wie ein Gebet mit weißem, reinem Fittig, und zieht mich im Geiſte zu Ihren Knieen nieder, und mein Sehnen löſ't ſich auf in heißen Tropfen, die auf die Hand Dir, Angebetete mit dem Gnadennamen, in ſtiller Verehrung niederrinnen! Ich liebe Dich, ich bete Dich an und ich bin glücklich! Die Erde lächelt, der Himmel ſtrahlt in Milde, mit Lilienſtäben in der Hand umgeben mich die reinen Gefühle, die ich für Dich im Herzen trage, ein leiſer Ton frommer Glocken tönt's in mir und die Welt zerrinnt in eine namenloſe Befriedigung!

Ja, ſüße Frau mit dem Märchenauge und mit dem Sonnenblick, mit dem Feenlächeln, mit der Stirne wie eine Muſe, und mit dem Lächeln wie ein Engel, mit den Schultern wie ein Genius und mit dem Leib wie ein Wundertempel, mit dem Wort wie ein Maddrigal und mit dem Gang wie eine Melodie, ja, ſüße Wunderfrau, Sie haben, ohne es zu wiſſen und zu wollen, mir den Stein der Weiſen in die Seele gelegt: Die Liebe! Und wer liebt, iſt weiſe und iſt glücklich und iſt heilig, ihm kann Menſchenhand und Erdenweh ſeine Seeligkeit nicht trüben!

Dank! Dank! Tauſend Dank! Die Liebe iſt des Lebens Weihe! Sie haben mir dieſe Weihe wiedergegeben! Dank Ihnen, Dank! Möge tagsüber der Engel des Lebens goldene Kreiſe um Ihr Daſein ziehen, möge Abends die Fee der Dämmerung zu Ihrem Haupte ſtehen, und ihre dunklen Locken kränzen mit Reihen voll Edelgeſteinen, die da funkeln von Glück und von Freude; möge in der Nacht der Traumkönig und ſeine Braut auf Ihr keuſches Lager ausſtreuen duftige Blätter und leuchtende Blumen, und vor Sie hintreten laſſen, was Sie nur lieben herzinnig und erſehen inbrünſtig, alle Freuden Ihrer Kindheit, alle Geſpiele Ihrer Jugend, alle Hoffnungen Ihrer Mädchenzeit, alle ſüßen Ahnungen Ihrer Brauttage, alle Segnungen Ihrer Eltern und alle beflügelten, beflammten Gebete, die Sie in dankbarer Andacht vor dem Tiſche des Herrn vergoſſen haben!

Ach, meine ſüße Wunderfrau, die Welt ahnt es nicht, wie dem Menſchen die ganze Welt ſo leer erſcheint, wenn ihm das Herz ſo recht voll iſt; wie ihm all' das Getriebe von Gefühlen und Leidenſchaften, all' das Abſpinnen von kleinlichen, zerſplitterten Fühlniſſen ſo weſenlos dünkt, wenn er in ſich innen trägt den Graal des Liebens, wenn all' ſein Sinnen, Trachten, Denken, Fühlen, Sehnen iſt aufgegangen in dem einzigen Wundertropfen Liebe, der in das Herz ihm gefallen wie der Thau in die Muſchel, und die da zur Krankheit wird, aber zur herrlichen Krankheit, zur lebensverſchönernden: zur Perle!

Die Welt nennt das „ſchwärmen!“ Die arme, die armſelige Welt! Die bedauernswerthe, kranke, ſieche, hilfloſe Welt!

Den Ruhm, das Glück, die Ehre, den Reichthum, den Genuß, den Rang, den Beſitz, die Befriedigung, das nennen ſie reell! und eine Minute kann ſie tödten, ein Hauch kann ſie fortwehen, ein Funke kann ſie in Aſche legen, ein Windſtoß kann ſie niederſtürzen, ein kleiner Wurm ſie entblättern, ein Uebernacht ſie aus dem Daſein auslöſchen, das nennen ſie Wirkliches, Reelles! — und die Liebe, die da kömmt von Gott und nur von Gott genommen werden kann, die da liegt unter einem Schloß, das keine Menſchenhand öffnet, in einem Haus, in welches kein Fremdling dringt, in einer Wiege, an welcher die Unſterblichkeit Wacht hält, die mit uns wird und mit uns vergeht, die mit uns träumt und mit uns irre ſpricht, die mit uns betet und mit uns Leid trägt, die uns Thränen gibt und Küſſe und Lieder und Sehnſucht und tauſend wunderſame holde Phantaſien und weſenloſe Zauberſpiele von Glühwürmchen und ſchaukelnden

Elfen und Zitherſchlägern, das nennen ſie Schwärmerei! Armſelige Welt!

— Gute Nacht, ſüße Wunderfrau! ich ſehe, wie der Milchbruder des Todes: der Schlaf, ſich mit leiſem Weben, in immer kleineren Kreiſen auf Ihr edles Haupt niederläßt, ich ſehe den zarten Augendeckel, welcher den ſchlafenden Demant bedeckt, ich ſehe, wie des Wachſeins letzte liebliche Regung um Ihre roſigen Lippen ſpielt, als wollte ſie noch den letzten würzigen Tropfen Bewußtſein aus dieſem Rubinglas ſchlürfen; von der Stirne ziehen weg die kleinen Lilien der Tagsgedanken, wie ſich Blumen vor dem Abend flüchten; Dein Antlitz blüht ruhig lieblich wie eine ſchlummernde Silberlilie auf dem lachenden See; Kirchenſtille iſt um Dein duftiges Lager, nur meine Sehnſuchtsgedanken wandern leiſe durch das Zimmer, und all' mein Herz kniet vor Dir und ſingt Dir zu:

Gute Nacht, ſchlaf' in Ruh',
Schließe ſanft Dein Auge zu!
Schlaf' in Ruh', gute Nacht,
Lieb' an Deinem Bette wacht!

Lieb' an Deinem Bette wacht,
Lauſcht auf Deinen Odem ſanft;
Liebe ſingt Dir leiſe zu:
Gute Nacht! Schlaf' in Ruh'!

Gute Nacht! Schlaf' in Ruh'!
Friede drück' das Aug' Dir zu;
Schlaf' in Ruh', gute Nacht!
Schöne Träume kommen ſacht'!

Schöne Träume kommen ſacht',
Wie Dein Antlitz lieblich lacht,
G'rad als ſagteſt ſelber Du:
„Gute Nacht! Schlaf' in Ruh'!"

◆

Libation*) — der wilden Roſe.

Aus der Knoſpe des Morgenrothes bricht die Blume des Tages und legt ihr roſiges Blatt über das blaue Himmelsauge, die Kinder Floras erwachen und lugen aus der grünen Erdenwiege der Mutter Sonne entgegen; die Mutter Sonne ſtreut ihre goldenen Krönungsmünzen ringsum aus; mit marmornen Schultern ſteigt die blendende Schöpfung aus dem Bade niederſinkender Nebel; die Blüten, dieſe Gedanken der Bäume, richten ſich empor, fühlend, daß ſie durch die Sonne zu Thaten, zu Früchten werden; die Sängerin der Morgen-Meſſe, die Lerche, erhebt ſich aus Staub zum Aether und jubelt ihr Gloria; zu mir auf den Gipfel des Berges ſchlagen die Wellen des Wieſenduftes und der Wälderfriſche empor und ziehen mich und locken mich, und aus der Taucherglocke des über mir gewölbten Himmels ſtürzt mein Geiſt ſich hinab, ein Taucher nach der Perle, die da unten tief ruht im Meere des Lebens, und dieſe Perle biſt Du! Du Perle und Roſe! Perle in meinem ſchmuckberaubten Leben,

---

*) Die Römer gingen an kein Geſchäft, ohne zuerſt ihren Göttern ein Opfer, eine Frucht, eine Blume, dargebracht zu haben — eine „Libation". S.

Roſe in der Wildniß meines Herzens! Wilde Roſe! Blaſſe Perle! Roſe, auf welche die Perle meiner Thräne fällt, Perle, in der Roſe meines Liedes gefaßt! Ferne Roſe, mir aus dem Auge gepflückt, Perle, dem Blick mir entzogen, nicht biſt Du dem Herzen, nicht biſt Du der Liebe entriſſen! Erinnerung, die liebliche Geſpielin der Liebe, ſitzt lächelnd neben mir, mit rückwärtsgewandtem Geſichte, und zeigt mir Dein Bild, und ihre Schweſter, die Sehnſucht, führt Dich an unſichtbaren Fäden zu mir; an der Hand der wehmüthigen Muſe trittſt Du zu mir her und Deine würzige Lippe liſpelt mir zu: Dein denket jetzt die wilde Roſe!

Der Mittag deckt mit ſeiner Sonnendecke die ſtrahlenmüde Erde zu, die Sonnenſtrahlen liegen wie gelbe, geſchnittene Garben auf Feld und Flur, die Blumen ſtehen unbeweglich mit heißfunkelnden Augen, die Wälder liegen ſchweigend, gedankenbrütend da, der ſchwüle Athem der Luft ſcheint gewittervolle Zukunft zu ahnen, der Schmetterling kreiſ't matt um die Roſen, auf deren Antlitz die treueſten Züge ihres Roſenlebens ſich malen, die geflügelten Blumen, die Vögel, ſinken abwärts und ſchließen den Kelch ihres Wohllautes, am Himmel ziehen mit ſchwerem Fluge der Wolken düſtere Raben, und die Seele des Menſchen fühlt ſich matt und träge in ihrer ſchwülen Körperſtube; das Licht iſt ihr reizlos und die Roſe ohne Duft und Schöne, und meine Seele badet ſich auch dann im Lichte der Liebe, und die Erinnerung an Dich, Du wilde Roſe, überdeckt mich mit Duft und Blätterlicht und Glanzfülle! Ich ſehe Dich, holde wilde Roſe, ſo fern und ſo nah, die Du Mittags biſt lieblich wie am Morgen, die Du biſt Mittags übergoſſen mit Liebreiz und Anmuth wie am Morgen, und am Mittag der Demant Deines Auges mit ſeinem Strahl in's Herz mir funkelt wie am Morgen, obgleich ich Dich nicht mehr ſehe, Du wilde Roſe, Du Blume meines Morgens, Du Demant meines Mittags!

Der Abend kömmt mit der Gießkanne milder Kühlung und begießt die ermatteten Roſen und erfriſcht das Herzblatt hinſterbender Blumen; die Dämmerung, die blaſſe Freundin der Einſamkeit, die wehmüthige Vertraute der Liebe, des Glückes und des Leides, ſpinnt ihre weißen Fäden ab vom Rocken des entfliehenden Tages, und ſpinnt ſie mit geſchäftigem Finger um das Denken und Sinnen und Koſen der Pflanzen und Menſchen; durch die grünen Dach-Jalouſien der Bäume tröpfeln die letzten goldenen Strahlen des Tageslichtes, in der blauen umgeſtürzten Schale des Aethers hängt die volle Mondes-Roſe, den Kelch nach abwärts geöffnet, und sub rosa tändeln durch den Abſchiedstanz der Tagesſtrahlen mit der kleinen Lichtkrone, und nach und nach wickelt die Dunkelheit Erde, Leben, Blumen, Menſchen in ihre braunen Arme, und verhüllt ſie dem Auge; aber auch aus dem Dämmerſchein des Abends blühſt Du meinem inneren Auge hervor, Du wilde Roſe; aus dem Dunkel des Abends führt Dich meine

Phantaſie als ein Lichtbild vor meine Seele; in dem fernen, lichtblaſſen Raume entdecket Dich meine Sehnſucht wie der Geiſt des Entdeckers ſeine in ihm rufende ferne Welt; ich ſehe Dich auftauchen aus dem Dunkeln wie den Stern aus dem verfinſterten Himmel; ich ſehe Dich Abends wie ein Lächeln, das mir den Abend macht zum Mittag, den Mittag zum Morgen, Du Blume meines Morgens, Du Demant meines Mittags und Stern meines Abends!

Die Mitternacht ſtreckt ihre dunkle Hand über die Scheidemauer zwiſchen Heute und Morgen herüber; hinter dem Nonnengitter der Finſterniß ſitzt die ſinnende Schwermuth und ſenkt den düſtern Blick; an dem Himmel blüht ein Lächeln nach dem andern als untertauchender Stern ab; die Erde hängt wie eine ſchlafende Centifolie im Raum und um die Schlafenden kreiſen Planeten wie Schmetterlinge mit loſem Flügelſchlag; die menſchliche Seele ruht aus von dem Nachtraben des Tages nach Wünſchen und Hoffnungen; der Menſch ſteht vor ſeinem ruhenden Herzen wie vor dem ſtillen Ozean verſunken in ſich ſelbſt; die Vergangenheit hängt vor uns wie das leere Kleid eines verſtorbenen geliebten Kindes; der Milchbruder des Todes, der Schlaf, nimmt die Menſchen auf in ſein Barmherzigen-Inſtitut, und die Träume gehen durch die verſchloſſenen Thüren der Sinne geräuſchlos aus und ein und ſetzen Blumen vor die zugemachten Augenfenſter, und bevölkern die Einſamkeit der Herzzelle mit Einwanderern aus dem

Reiche der Phantaſie, des Glückes und der Erfüllung! Ich aber bin wach um die Mitternachtsſtunde; mit mir wacht die Göttin, die den Wahnſinn gibt und die Begeiſterung: die Liebe; die geſchäftigen Cyklopen, die in meinen Gedanken tagsüber den Bedarf der Stunden hämmern, ſchweigen ſtill, und die goldbeflügelten Bienen der Dichtung tragen von allen Blumen der Schöpfung die ſüße Beute mir ein in Herz und in Geiſt, und die ſüßeſte Beute von Dir, Du wilde Roſe, und meine Gedanken fliegen hin zu Dir und kehren honigſchwer zu mir zurück, und erzählen mir Märchen von Dir und von Deiner Süßigkeit und gießen in die Feder mir tauſend kleine Lieder der Sehnſucht, des Bangens, des Verlangens und der Verherrlichung; und ſo biſt Du mir auch da nahe, Du Blume meines Morgens, Demant meines Mittags, Stern meines Abends, Muſe meiner Mitternacht! —

Wilde Roſe! Meine Muſe, mein Genius, meine Offenbarung! Du tratſt an mein Herz, als der Abend des Lebens kam wie der Engel des Herrn, und durch die ſchon halb zugemauerte Thüre fällt auf ein Mal Morgenlicht und Liebesſtrahl und Liederduft und Jugendfriſche und Sangesluſt und Lebensſchwung und Blütenfülle und wunderſames Walten und Geſtalten, und in den Tiefen fühl' ich Quellen ſpringen, Gedanken rauſchen, glühende Empfindungen aus den Knoſpen ſpringen und junge Tage grünen!

Du Süße, Ferne, Nahe, Reizumflogene, durch viele Räume ſeh' ich Dich leuchten wie Sonnenſtrahl ob lachender Halde, und all' mein Sinnen und Fühlen und Trachten fliegt Dir zu wie Wandervögel, die ſingend unter Gewitterwolken ihrer Heimat zuziehen; und allen Lüften geb' ich Grüße an Dich mit, und in alle Ströme werf' ich Geſänge für Dich, und jeder ziehenden Nachtigall trag' ich für Dich auf ſüßes Klingen und ſingendes Träumen, und alle Minuten, die abwärts eilen, beſchwör' ich mit Klagen und Trauerweiſen, und in des Windes Wehen werf' ich Blätter, geſtickt mit Sprüchen und Küſſen und Herzgeſtändniſſen, daß ein günſtiger Zephyr ſie kräuſelnd zu Deinen Füßen niederſenke, zu Deinen Füßen, wilde Roſe!

— Wilde Roſe! Du haſt ein Stück Frühling geworfen in die Winterlandſchaft meiner Tage, Du haſt eine Oaſe gezaubert in die Wüſte meines Herzens, Du haſt mir des Lebens Schöne wieder entſchleiert, Du haſt wieder ſtrömen gemacht die verſchüttete Quelle meines Buſens; Du, holde Schenkin, kredenzeſt mir noch ſpät den Becher der Poeſie, und einen Tropfen nur von Liebe haſt Du hineingegoſſen aus dem dunkeln Feuerwein Deines Auges, und mich faßt des Zaubertrunkes lieblicher Wahnſinn! Dank Dir, ferne Roſe, Dank Dir, daß Du den letzten Saum meines Lebens haſt eingefaßt mit Purpur und Seide, daß Du an die Ausgangsthür des Daſeins mir pflanzteſt das letzte Blümchen, das letztgeborne, geliebteſte Kind meiner Empfindung! Dank! Dank!

* * *

Der Menſch zwiſchen zwei Kalendern.

Iſt es einem Menſchen ſchon eingefallen, ſich am Vortage vom neuen Jahre zwiſchen die beiden Kalender vom verfloſſenen Jahre und vom zukünftigen Jahre zu ſtellen, und mit dem Seelen-Januſgeſicht vorwärts zu ſchauen in die Zukunft, in dies reiche Indien der Hoffnungen und Wünſche, und zugleich auch rückwärts in den hinunterrinnenden Strom der Vergangenheit?

Stehen wir nicht in jedem Augenblicke auf einer ſolchen Meſſerſchneide der Zeit? Tanzen wir nicht ewig und ewig auf dieſem dünnen Zeithaar mit der Balanzirſtange des Daſeins? Wäſcht denn nicht das ewige Meer der Zeit das Ufer der Zukunft ab und aus und ſchwemmt das Ufer der Vergangenheit höher an?

In jedem Augenblicke geht hinter uns eine Sonne nieder und eine Nacht auf mit kleinen fernen Erinnerungs-Sternen, vor uns aber eine Sonne auf mit ihrem Strahlenhofe von gold'nen Kammerherrnſchlüſſeln, die das Glück aufſperren ſollen!

Hinter dem Menſchen liegt eine Weltgeſchichte mit ihren Millionen Repetitionsſtrophen von Leid und Elend, und vor dem Menſchen liegt die Weltkarte mit Millionen unentdeckten Amerikas, mit Millionen noch aufzufindender Glückſeligkeitsinſeln! Und alle die Millionen Schiffbrüchigen, welche die durchſchiffte Weltgeſchichte an den Strand der Erfahrung wirft, halten den Menſchen nicht ab, ſich in die vor ihm liegende Weltkarte zu ſtürzen mit dem Ausrufe: „Steure nur zu, muthiger Segler!“

Ach, welch' ein Unterſchied zwiſchen dem Angeſichte eines Kalenders vom nächſten Jahr und dem Angeſicht eines Kalenders vom vergangenen Jahr!

Im künftigen Kalender ſind noch alle Feſttage roth angeſtrichen, alle Sonnen-Zirkel ſtrahlend, jeder Sonntagsbuchſtabe ein gold'nes ABC, jeder Bitt-Tag zugleich ein erfüllungsreicher, jede Himmelfahrt eine ſelige, die Finſterniſſe unſichtbar, nur die Vollmonde und die Frühlings-Anfänge in's Auge leuchtend, und die Namens- und Geburtstage hervortretend mit den bunten Lettern der Freude — und im Kalender des vergangenen Jahres alle Feſttage durchſtrichen, alle Freuden- und Lichtzeiten abgeblaßt, und nichts übrig als auf den eingeſchalteten weißen Haushaltungsblättern die bittere Ausgabe von Schmerz und Leid, die Summen der getäuſchten Hoffnungen, das Datum, an welchem alle Leiden wiedergekehrt und neue bittere Erfahrungen eingetreten ſind!

Und nun gar, wenn man über fünfzig ſolche Kalender mit ſchwarzdurchſtrichenen Feſttagen hinter ſich liegen hat, und in dem langen Corridor der Erinnerung bis zu unſerer Kindheit nichts als ſchwarze Bilder und Schattenriſſe daſtehen und Einen anſchauen und zu fragen ſcheinen: „Armes Kind, was hat man Dir gethan?“ und wenn dieſer Corridor nur bepflanzt iſt mit Trauerweiden und Cypreſſen, und nur am ganz letzten Ende ein Lichtpünktchen iſt, und in dieſem Lichtpünktchen wir ſelbſt en miniature — als Kind!

Wenn der Minſch eine ſolche lange Kalender-Allee zurückwandelt und jedes Jahr bezeichnet iſt mit einem Setzling aus der Nadelbaum-Schule des Lebens, und die Bänke, die da ſtehen, nur geſchnitzt ſind aus dem harten Holze des Wanderſtabes, und wenn man auf dem ganzen Rückpilgerweg nichts findet und aufleſ't als die eig'nen verlornen Stunden und Trümmer, zerſchlagene Stücke von Jugend, Liebe, Hoffnung und tauſend zerfaſerte Fäden aus den bunten und flatternden Bändern, mit denen geſchmückt man auslief und die von Geſtrüpp und Nadelgezweig zerfetzt am Boden liegen blieben!

In ſolchen Buß- und Wallfahrts-Momenten, in welchen man die Schritte rückwärts macht, da nehme man es dem Herzen nicht übel, wenn es böſes Wetter anſetzt, wenn aus dem Wetterwinkel des Herzens Gewölk heranzieht und ſich wickelt um die zerbröckelten Ruinen von Gefühlen und Gedanken, und ſelbſt die wenigen Ueberreſte von Empfindungen noch zu vernichten droht! Und doch iſt's noch ein Glück, wenn der Menſch dem Sturme den Rücken kehren kann, wenn er vom Sturme vorwärts getrieben wird!

Im Sturme wird der Menſch oft inne, was er werth iſt! Im Sturme, da wirft der Menſch allen Ballaſt aus dem untern Schiffsraum des Herzens über Bord, um das Herz zu erleichtern; im Sturme, da befreit der Menſch die lange gefangen gehaltenen Kräfte, und löſ't die Ketten gefeſſelter Selbſttriebe, damit ſie mitarbeiten, das Herz oben zu halten, und das erleichterte Herz wird ſelbſt im Brechen von der Woge nur höher zum Himmel getragen!

Das Leben iſt ein beſonderes Gericht! Je mehr man davon genießt, deſto hungriger iſt man d'rauf, und je weniger man davon genießt, deſto ſatter hat man es!

Und wie unglückſelig iſt es mit den Genüſſen des Lebens beſtellt! In der Jugend hat der Menſch den Hunger und nichts zu eſſen, im Alter hat er zu eſſen und keinen Hunger!

In der Jugend glauben wir an Alle, aber Niemand glaubt an uns, im Alter glaubt man an uns, aber wir glauben an Niemand!

Das Leben ſteht in einem dreifacher Schleier vor uns: die Vergangenheit in einem Witwenſchleier, die Zukunft in einem Nebelſchleier und die Gegenwart in einem Leichenſchleier; den Menſch hat keine Gegenwart als die Sekunde; die Gegenwart iſt ein Kind, das in der Geburt ſtirbt! Darum iſt der Menſch immerfort ein Leidtragender.

Aber eben weil alle Menſchen in jedem Augenblicke Leidtragende ſind, und zwar um einen und denſelben Todten, ſollte der Menſch daraus erſehen, daß wir Alle nur Theile einer Menſchenfamilie ſind, daß die Erde unſere gemeinſchaftliche Familiengruft iſt und der Himmel unſer gemeinſchaftliches Mauſoleum, und die Sonne und die Sterne unſere gemeinſchaftlichen Seelenlampen, daß in der Erde unſer ſchweigſamer Gottesacker, auf der Erde unſer redender Gottesacker und im Himmel unſer Aller Allerſeelentag iſt, und daß es nur ein Gott iſt und eine Liebe und eine Hoffnung und ein Weh und ein gemeinſamer Zweck, welche die Vergangenheit an die Zukunft, unſere Voreltern an unſere Nachkommen, unſere Erde an unſern Himmel und uns ſelbſt Alle aneinander und an die Ewigkeit knüpfen! Und ſo ſtehe ich denn ſinnend, wehmüthig fühlend zwiſchen den beiden Kalendern, und blättere zurück und finde ganze Blätter vom herben Schickſal ausgeriſſen, ganze Seiten undeutlich, voll Spieße und geſperrter Leidenlettern, und am Ende von den fernen, blauen Bergen der Kindheit neigt ſich ein verklärtes Antlitz herüber, lächelnd, weinend, liebend, ſehnend: das Mutterantlitz, und ein milder Strahl trägt dieſes Antlitz durch die Erinnerung herüber, und ſenkt es ein in mein Herz, und es küßt da die fließende

Schnittwunde, und es gießt kühlende Thränen in die aufgeätzte Bruſt, und es gibt mir neue Liebe und neue Wärme für Alles, was da lebt und iſt, und neues Hoffen auf eine höhere Befriedigung als die in dieſem Leben; und ich blättere wieder mit freudiger Bewegung in dem künftigen Lebenskalender, und fliege wie ein Abendſchmetterling dem Lebens-Sonnenuntergang ruhiger entgegen, im Abwärtsfliegen die Fühlhörner ausdehnend, und ſie in Ruhe und beſchwichtigter Empfindung an die eigene Bruſt zurücklegend!

Macht es Alle ſo, die Ihr jetzt ſteht zwiſchen den beiden Kalendern und dieſe ſtille Allerſeelenminute wird Euch werden zu einem glücklichen Säemoment des unendlichen Menſchenlebens und innerer Zufriedenheit!

* * *

Wenzel Scholz.

(Bei deſſen Tode 1857.)

Die Herren der Erde ſetzen diejenigen zur Ruhe, die ihnen lange mit Auszeichnung gedient haben! Aber ſo lange der Menſch geht oder ſteht oder ſitzt, gibt es für ihn keine „Ruhe," zur Ruhe kann der Menſch nur gelegt werden — in die Erde.

Wer in die Erde zur Ruhe gelegt wird, wird ſtets mit „erhöhtem Charakter" zur Ruhe gelegt; dem Todten wird ſein Charakter immer erhöht, als Todten ſchätzen die Menſchen ſeinen Charakter ſtets höher.

Bei der „letzten Ehre," die dem Menſchen erzeugt wird, iſt jeder Menſch gern der Erſte dabei, aber einem Menſchen die „erſte Ehre" erzeugen, da iſt Jeder gern der Letzte!

Wenn es nicht die letzte Ehre wäre, wenn es blos die „vorletzte Ehre" hieße, da würde ſich Jeder noch beſinnen!

Die letzte Ehre und die ewige Ruhe ſind die zwei Lebensmittel, welche die Lebenden den Todten freigebig ſchenken und gönnen.

Alſo der Himmel hat einen Mann zur ewigen Ruhe gelegt, der keine Ruhe hatte, bis er Abends den Menſchen, die zur zeitlichen Ruhe gingen, das Zwerchfell erſchütterte, die beengte Bruſt aufſchnürte, den Sinn erheiterte und das Herzblut roſiger färbte.

Wenzel Scholz iſt todt!

Ich will den abgehetzten Witz nicht wiederholen: Es iſt das erſte Mal, daß er uns weinen machte.

Man muß auf das Grab einer großen Specialität keine Gemeinplätze pflanzen und keine hohlen Phraſen zupfen

Die „deutſche Muſe“ weint nicht und die „Geſchichte der deutſchen dramatiſchen Kunſt“ hat kein eigenes Kapitel einzutragen; aber die Localpoſſe hat einen unerſetzlichen Verluſt erlitten, die Wiener ſind um ihren luſtigſten **Komus** gekommen, die Lachluſt hat einen herben Ausfall erlebt, die Localdichter haben eine Garantie ihres Erfolges eingebüßt; das Publikum, welches ſich an der komiſchen Kraft Scholz's erheiterte, ergötzte, erlabte, iſt um einen integrirenden Theil ſeiner Abendkoſt, ſeiner erquicklichen Zerſtreuung gekommen!

Der Tod, der Klapperbein, hat den „Klapperl“ heimgeführt Die Parzen haben dem Wienerleben in Scholz den „Zwirn“ abgeſchnitten; der Himmel, den die Sünden der Erde traurig machten, hat ſich Scholz kommen laſſen als „Freund in der Noth“, um wieder hell, heiter und luſtig zu werden und allen Erdenverdruß zu vergeſſen.

Jede große Stadt hat ihre Wahrzeichen, hiſtoriſche, architektoniſche, originelle u. ſ. w

Scholz gehörte ſeit 30 Jahren zu den Wahrzeichen Wiens, wie der Stephansthurm, wie der Stock am Eiſenplatz.

Jeder Fremde ging des Tags den Stephansthurm und Abends Scholz ſehen. Wenn ein Wiener den ganzen lieben langen Tag in dem drückenden Lebensprozeß verwickelt war und von Früh bis Abends auf der Anklagebank der Mühen und Sorgen ſaß, ſo nahm er Abends zu Scholz als „Entlaſtungs-Zeugen" ſeine Zuflucht, Scholz entlaſtete ſein Gemüth von Sorge und Kummer Scholz war der kategoriſche Imperativ des Lachens, er befahl: „lache!" und man lachte, man beutelte, man ſchüttelte, man ſchüttete ſich aus vor Lachen; wenn er kam, bei ſeinem bloßen Erſcheinen, nahmen die Grillen und Mücken Reißaus, das Zwerchfell ſtieg auf den Thron des Verſtandes, die Luſtigkeit occupirte die beiden Fürſtenthümer Sehen und Hören, die Welt, das Geſchäft, die Literatur, die Börſe, der Krieg, der Friede, die Politik, die Nahrungsfrage, die Stempelfrage, Alles, Alles ergriff die Flucht vor dem Ueberwinder und Sieger Wenzel Scholz.

Und welches waren ſeine Siegeswaffen? Durch welche Kräfte ſiegte er über die Mühen des Tages, über den Qualm des aſchgrauen Lebens, über den bellenden Magen, über den wüſten Kopf, über den abgemüdeten Geiſt, über das traurige Herz?

Ja, wer das wüßte!

Man laſſe ſich ja nicht von den gewöhnlichen Nekrolog-Schablonen irre machen, dieſer Schiboleth von „Komik" — „Mimik" — „Auffaſſung" — „Studium" — „denkender Künſtler" — correcter Zeichnung." Alles das iſt leeres Klingkling.

Alle Leſſinge, Schlegel, Tiek's u. ſ. w. machen keinen Scholz, und wenn ſie Scholz Jahre lang geſehen und ſtudiert hätten, alle ihre kritiſche Weisheit würde eine leere Pumphoſe ſein, wollten ſie Scholz an der Elle äſthetiſcher Kunſtkritik anmeſſen.

Scholz war kein Schauſpieler, kein Künſtler, kein Genie, kein Komiker, keines von Allen dem und doch mehr als Alles das, er war „Scholz," eine eigene Individualität, ein Naturprodukt; als „Individuum" war er ein ganz Anderer als ſeine Gattung, als „Individualität" war er etwas ganz Anderes als das „Allgemeine", nämlich als Alles, was man durch Nachdenken, durch Vergleichung, durch Analyſe, durch Kritik erkennen, beurtheilen, rangiren kann.

Jede kunſtkritiſche, äſthetiſche Bezeichnung oder Definition von Scholz als Komiker iſt Unſinn. Scholz entrann als Typus des Lachenerregenden der Hand der Natur, es läßt ſich ſo wenig ſagen, wodurch

Scholz die Convulſion des Lachens, die periſtaltiſche Bewegung des Zwerchfells hervorbrachte, als ſich ſagen läßt, wodurch die wogende See die periſtaltiſche Bewegung der Magen-Nerven hervorbringt. So lang man Scholz und Meer vor ſich hat, dauert die unbegreifliche Naturwirkung, kaum ſind beide vorüber, ſo hört die Wirkung auf, urplötzlich, ohne Uebergang. Wenn Scholz ſpielte, lachte Alles, das Publikum ſah ſich gegenſeitig an und lachte und fragte ſich nun: *worüber?* Es lachte über Scholz, es war gleichgiltig, *was er ſprach*; was ihn der Dichter ſagen ließ, es war gleichgiltig, ob er einen Charakter darſtellte und welchen, es war gleichgiltig, ob er in eine Situation kam und in welche, ſeine Erſcheinung genügte, ſein Vortrag lag in ſeiner Perſon und Niemand wie Scholz konnte von ſeinem Erfolg ſagen: „*das iſt Fleiſch von meinem Fleiſch*," er war die *eingefleiſchte Perſonal-Komik*.

Hätte man Scholz gefragt: „*was iſt der Begriff des Lächerlichen?*" er hatte darüber nie nachgedacht oder darüber Studien gemacht, und wußte ſo wenig davon als wir, die wir über den „Begriff des Lächerlichen" von Kant und Leſſing bis Jean Paul Alles geleſen haben!

Es gibt vielleicht noch tauſend unentdeckte Individuen, die gar nicht leſen und nicht ſchreiben können, die nie etwas *ſtudieren* und die einen eben ſolchen fundus instructus an rieſiger Naturkomik in ſich haben wie Scholz, aber Tauſend und Tauſend können 50 Jahre lang leſen, ſchreiben und Komik ſtudiren, und ſie werden jenes unauslöſchliche Gelächter, jene elementariſche Zwerchfellerſchütterung nicht hervorbringen wie Scholz. Als Spezie iſt Scholz wie der letzte Phönix aus der Aſche jener Gattung Komiker hervorgegangen, welche die Frau Neuberin verbrannte.

Er war der „letzte Luſtigmacher“ aus der guten alten Zeit der Stranitzky und Prehauſer. Er war der als dummer Bedienter wieder aufgeſtandene Ritter Fallſtaff; er war einer derjenigen luſtigen Welterheiterer, welche Luther mit den Worten bezeichnet: „Sie ſind durch Gottes Gabe ſtark, fett und völligen Leibes.“

Scholz that den Dichtern und den Rollen die Gefälligkeit, ſie mit vor das Publikum hinauszuführen; er hatte dies gar nicht nöthig, er konnte von ſeinem Stand ſagen: „L'etat c'est moi! „das Lachenmachen, das bin ich!“ Woran das lag, wer will das erklären? und wozu auch! Scholz war kein Komiker, kein Darſteller, er machte keine Nuancen, er ſchliff keinen Charakter, er malte nicht aus, er ſuchte nie Effekte, er ſetzte keine Lichter auf, er ſtieg nicht und ſank nicht, er machte keine Männchen, er war heute wie geſtern, heuer wie vor 20 Jahren, er ging nicht vorwärts und nicht zurück, denn er brauchte dies Alles nicht; man braucht den Pfeffer nicht zu würzen, man braucht das Licht nicht zu beleuchten, man braucht die Gottesgabe vis comica, die menſchgewordene Poſſierlichkeit und Ergötzlichkeit nicht mit künſtlichen Hilfsmitteln aus der Natur zu verdrängen.

Scholz war den Wienern nicht ein komiſcher Darſteller, ſondern er war ihnen der Begriff des Lachens. Bei Stierböck im Caffeehaus war Scholz komiſcher Whiſtſpieler, auf ſeinem Wägelchen im Prater war Scholz komiſcher Praterfahrer; wenn ein Wiener Scholz auf der Straße begegnete, lachte der Wiener, Scholz war das „Vergißmeinnicht“ der Lachluſtigen.

Nicht nur um die guten Poſſen hatte Scholz ein großes Verdienſt, ſondern mehr noch um die ſchlechten! Er war die lebendige Verſicherungsanſtalt elender Stücke, er war der elektriſche Wetterableiter, der das pfeifende Donnerwetter vom Haupte des unglücklichen Verfaſſers ablenkte und das Grollen des Donners in ein freundliches Wetterleuchten umwandelte. Es war bekannt, ein „Scholz'ſches Benefice“ brachte ein miſerables Stück, die Wiener wußten das im Voraus, aber man ging doch hinein und lachte ſchon im Voraus darüber, wie man lachen wird, wenn am Ende des durchgefallenen Stückes Scholz herauskommen wird und mit einer Miene, mit einer Proſa, mit der bekannten „Charivari-Abdankung“ das Publikum in ein Weltmeer von Heiterkeit ſtürzen wird.

Wenn Scholz in den Zeiten der griechiſchen Götterlehre geboren wäre, wir würden in „Ramlers Mythologie“ Folgendes leſen: „Scholz, ein Sohn des Komus und der Komödia, hatte ſeinen Tempel auf einer Halbinſel des alten Iſter, ſein Pathe war Momus, der ihm die Wunderkraft verlieh, die Leiden der Menſchheit durch Lachen zu lindern In der Wiege ſchon erdrückte er, wie einſt Herkules, die zwei Schlangen Melancholie und Hypochondrie. Er war Vorſteher der nächtlichen frohen Stunden, und wird von den Menſchen an den Ufern des Iſters als ein Wohlthäter der Bevölkerung, als ein Verſcheucher der üblen Laune verehrt.

In früherer Zeit wurde er von einem mächtigen Director mit Namen „Carl“ gefangen gehalten, dem er, wie Herkules, ſchwere Arbeiten verrichten mußte, er mußte z. B. den Augias-Stall der ſchlechten Stücke ausmiſten, er mußte dem Director den „goldenen Apfel“ einbringen, er mußte die „menſchenfreſſenden Contracte“ überwinden u. ſ. w.

Scholz zeugte mit der Muſe Neſtroy's den „Zwirn“ — den „Melchior“ — den „Kampel“ — den „Schloſſermeiſter“ — den „Ledig“ — den „Eulenſpiegel“ — den „Rochus“ — u. ſ w und mit andern Halb- und Lokal-Muſen verſchiedene andere Figuren, welche die Menſchen ergötzten und beluſtigten.

Wie man einſtens die Lupercalien feierte, ſo feierte man auf jener Inſel jährlich zwei Feſte: „Scholzii Beneficia“ genannt. Es wurde gewöhnlich an jedem Feſtabend ein Stück Rind, d. h. ein Stück von einem

Rind geopfert, das Publikum brachte mit Liebe und Andacht die Opfergaben, 5 fl. Sperrſitz und 20 fl. Loge, und es war ein herzlicher Jubel ſtets und immer, u. ſ. w., er ſtarb als ein Halbgott ſeines Publikums und lebt in ſeiner Erinnerung fort u. ſ. w." — —

So würde eine mythologiſche Zeit über Scholz geſchrieben haben.

Er iſt nun heimgegangen, er hatte keinen Vorgänger und wird keinen Nachfolger haben. Mit ihm iſt ſeine Dynaſtie, das ganze Scholz-Genre erloſchen. Ja, käme heute ein Nachfolger Scholz, ganz Scholz, accurat Scholz, wir zweifeln, daß das Publikum ihm huldigen würde. Als Tradition, als Ueberlieferung von vor 30 Jahren, als einzig übriggeblieben aus der Zeit der inhaltloſen Lachluſtigkeit, des Lachens ohne ratione sufficiente war er ein Unicum, ein durch Zeit und Gewohnheit und Ueberlieferung Illuſtrirter. Eine ſolche Individualität in der Repetition wird ſich nicht derſelben traditionellen Empfänglichkeit, jener vermächtnißartigen Reclamation zu erfreuen haben

Wenig Menſchen haben über Scholz ſo viel Thränen gelacht als ich! Wenn ich Scholz ſah, warf ich allen Verſtand, alles Denken, alle Kritik wie unnützen Ballaſt über Bord und ließ mich von den Wellen des Lach-Elementes hinſchlendern nach Herzensluſt!

An ſeinem letzten Geburtstage ſchickte ich ihm ein Kiſtchen mit hundert Cigarren, von welchen er ein großer Freund war, und ſchrieb ihm folgenden Vers dazu:

„Jährlich ſollſt Du Eine rauchen,
Und doch alle Hundert brauchen;
Und kömmt einſt der Tod, der raſche,
„Freund! dann: Friede Euerer Aſche!“ —

Der Raſche iſt leider nur allzufrüh gekommen! Alſo:

Friede ſeiner Aſche!

Er war nicht nur ein unvergleichlicher Komiker, er war gut, er war bieder, gemüthlich, harmlos, herzlich als College, als Menſch, als Freund!

Friede ſeiner Aſche!

Actien-König.

Wer reitet ſo ſchnell durch die Renngaſſe*) hier?
Es iſt ein Vater mit ſeinem Papier!
Er hat ſein Papierchen wohl in den Arm
Er hält's für ſicher, daß Gott erbarm! —

Papier, mein Papier! Was machſt für ein Geſicht? —
Siehſt, Vater, du den Actienkönig nicht?
Den Actienkönig mit papierenem Schweif?
Mein Sohn, es iſt ein Nebelſtreif!

Du liebes Kind, bleib auf der Börſe bei mir,
Gar liebliche Spiele ſpiel' ich mit dir,
Da reicht dir doch muthig die offene Hand
Manchmal ein tiefer Spekulant. —

Mein Vater, mein Vater, und höreſt du nicht,
Was Actienkönig mir leiſe verſpricht?
Sei nur ruhig, ſei ruhig mein Kind,
In einem Liebhaber ſäuſelt der Wind!

Mein Vater, mein Vater, und ſiehſt Du nicht dort
Actienkönigs Töchter an düſterem Ort,

---

*) Dort war in den fünfziger Jahren eine Zeitlang die Börſe untergebracht.

Sie winken mir jede auf eine andere Bahn,
Actienkönig hat mir ein Leides gethan!

Dem Vater grauſet's, er reitet geſchwind,
Er hält in den Armen das papierene Kind;
Er erreicht die Börſe mit Müh' und Noth,
In ſeinen Armen das Papier war todt!

* * *

Allgemeines Gruß- u. Komplimentir-Büchlein.

Der Menſch, das heißt, mit Plato ſo zu reden,
Das Thier, ganz ohne Federn mit dem Doppelfuß,
Der unterſcheidet ſich vom Vieh, von jeden,
Durch Sprechen, Denken und — durch ſeinen Gruß,
Die Menſchen grüßen ſtets ſich gegenſeitig,
Zu ſolcher Bildung ſind die Thiere noch nicht zeitig!

Das Thier geht allerwegs ſo kunterbunter
An ſich vorüber ohne Kompliment,
Das kleine Vieh nimmt keinen Hut herunter
Wenn auch ein großes Thier vorüberrent;
Der Hausſpatz ſelbſt nickt kaum mit ſeinem Kopfe
Vor dem Kameel und vor dem Wiedehopfe!

Der Menſch allein bekam dazu die Grütze
In ſein Gehirn, daß vor dem Menſchen allemal
Er lüfte ſeinen Hut und ſeine Mütze,
Und wär' er auch wie eine Haide kahl,
Als müßten ſich die bloßen Köpfe ducken,
Um viceversa ſich hinein zu gucken!

Der Gruß mit allen ſeinen tauſend Arten,
Er hängt bloß ab von Sitte und Gebrauch,
So will die Sitte, daß Viſitenkarten
Statt des Beſuches ſelber gelten auch:

Und zum Beweiſe, daß man ſelbſt war an den Thoren,
Macht in die Karten man bloß — Eſelsohren!

Viel tauſend Sitten gibt es jetzt, zu grüßen,
Wahrhaftiglich! ein ganzes Lexikon,
Jedoch, Sie müſſen Alle nicht genießen,
Ich bin ja keine ſo hartherzige Perſon!
Ich müßt' das Ding am Ende ſelber büßen,
Sie ſagten ungeduldig bald: „I laß's grüßen!"

Der Eine grüßt ganz ſteif und gravitätiſch,
Wie ein Papagei, der einen Rebus lieſ't!
Er hält ſich ſelbſt für einen großen Fetiſch,
Und nickt wie ein Chineſe, wenn er nieſ't;
Bei ſolchem Geiſte denkt man: „Laſſ' den Hut nur pappen,
Dein leerer Kopf könnt' leicht ſonſt überſchnappen!"

Der And're grüßt nur ſo mit halber Naſe,
Die and're Hälft' gibt ſich indeß ein Air!
Er lächelt ſüß uns an, wie ein dreſſirter Haſe,
Als ob er unſer Gönner und Protektor wär'.
Da bück' man tief ſich, daß die Schultern krachen,
Daß er nicht merke, wie wir ihn verlachen!

Nur mit dem Fächer grüßen leicht die Frauen,
Bedeutſam grüßt damit manch' ſchönes Kind,
Doch oftmal iſt dem Spiel des Fächers nicht zu trauen,
Sie machen Andern und ſich ſelber Wind.
Die Frauen, wenn man ſie euch nennt die Schwächern,
Sind rieſenſtark in allen ſolchen Fächern!

„Bon jour!" „Good by!" und auch „felice not'e!"
Da fühlt kein Menſch je einen Wunſch dabei!

Es fühlt oft mehr für uns der Hotentotte,
Der uns entgegenkömmt mit ſeinem Piſangbrei!
Und nun gar Männer, die zum Gruß ſich küſſen,
Sind wie wenn zwei Murmelthiere ſich gebiſſen!

„Ergeb'ner Knecht!“ und „Diener!“ und dergleichen,
Iſt abgeſchmackt und off'ne Lüge obend'rein,
Jedoch beim „Guten Tag!“ die Hand ſich reichen,
Mag ſchon gemüthlicher und herzlicher auch ſein;
„Ich küſſ' die Hand!“ iſt auch nicht zu verſchmähen,
Jedoch aus Vorſicht ſollte man die Hand — erſt ſehen!

„Auf Wiederſeh'n!“ ſagt man gar oft zu Leuten!
Wenn man auch wünſcht, man hätt' ſie nie erblickt!
„Glück auf!“, ein Gruß, der viel hat zu bedeuten,
Wird aus der Teufe er an's Licht geſchickt!
Der ſchönſte Gruß im Sprechen und im Schreiben
Jedoch wird ſtets das ſchöne „Grüß Dich Gott!“ wohl bleiben!

Der Himmel grüßt die Menſchen ſtets und immer!
Das Blümchen, das im Mai der Erd' entſchlüpft,
Das Sternlein Nachts im lieblichen Geſchimmer,
Das Quellchen auch, das über'n Weg uns hüpft,
Die Regentröpflein, die in's Saatfeld fließen,
Sind lauter Grüß', womit uns Gott läßt grüßen!

Und wenn ein Glockenton das Herz erſchüttert,
So iſt's ein Gruß von jener Welt herab,
Und wenn ein Schauer plötzlich uns durchzittert,
So iſt's ein Gruß vom Tod auf unſerm Grab,
Wenn im Geſpräch die Worte uns verſiegen,
So grüßt ein Engel im Vorüberfliegen!

Wenn Anklang findet, was erſann ein Dichter,
Iſt es ein Gruß, geſchickt von Geiſt zu Geiſt —
Wenn aber ſich verlängern die Geſichter,
So iſt's ein Gruß der Langeweile meiſt!
Ein ſolcher Gruß, der würde mich verdrießen,
Darum — adieu, will ich den Vortrag ſchließen

Die ſanfte Gattin und der gute Wirth.

Ein Eheſtands-Duett.

(Neu umgearbeitet.)

Er

Die Sanftmuth, wahrlich, iſt der größte Segen
An einer Frau im lieben Eheſtand!
Dieß ſtille, fromme, zarte Walten, Regen,
Das webet Gold ins graue Sorgenband!
So hab' von meinem Vater ich vernommen,
Und folgte ſeinem Rath in dieſem Stück!
Und habe bloß ein ſanftes Weib genommen,
Denn eine ſanfte Frau, das iſt ein Glück.

Sie.

An einem Mann iſt nichts ſo ſehr zu preiſen,
Als wenn ein guter Wirth er immer iſt!
Die Welt hat nicht viel ſolche aufzuweiſen,
Sie ſind gar rar zu dieſer Jahresfriſt!
Ich, ja ich, ich hab' es grad getroffen,
Ich fand ein wahres, ſelt'nes Meiſterſtück!
In unſern Zeiten iſt es klar und offen:
Ein guter Wirth, das iſt ein wahres Glück!

Er.

Ein jedes Glück hat zwar ſo ſeinen Haken,
Vollkommen iſt ja nichts auf dieſer Welt!

Die Sanftmuth, ja, liegt ſchwer auf meinem Nacken,
Durch Sanftmuth wird das Leben mir vergällt!
Die Köchin ſtiehlt die Hälft' vom Wochengelde
Die Zofe trägt von ihr die Kleiderſtück'.
Sie lächelt himmliſch, wenn ich ihr das melde
Ja, eine ſolche Gattin iſt ein Glück!

Sie.
Die Wirthlichkeit, ſo ſehr ſie auch geprieſen,
Iſt doch zuweilen wohl ein Dornenſtrauch,
Der gute Wirth, den ich mir auserkieſen,
Der hat ſo ſeine Sommerſproßen auch!
„Wer kann," ſpricht er, „ſo wohlfeil noch bekommen,
Wie ich, den Meerſchaumkopf antik!"
Darum hab' ich auch gleich Sechſe mir genommen;
Ja, ja, ein guter Wirth, das iſt ein Glück!

Er.
Hab' ich mein Weib als Hausfrau ſanft gefunden,
Iſt ſie als Gattin, ach, viel ſanfter noch;
Wenn mich die Gicht quält lange Winterſtunden,
Iſt ſie ſo gut und lächelt doch!
Wenn ich vor Qualen wein' an Schmerzenstagen,
Geht ſie zu ihrer Mutter ſtets zurück,
Ihr weich' Gemüth kann dieſes nicht ertragen.
Ja, eine ſanfte Gattin iſt ein Glück!

Sie.
Will ich mit meinem Mann ſpazi'ren fahren,
So ſagt der gute Wirth ſtets: „Nein!
Die Fiakers, o, die können wir erſparen,
'Ne Equipage wird wohlfeiler ſein!"
Zum Gehen iſt er gar nicht zu bewegen,
Die Stiefel koſten ein gewaltig Stück,

Ein Reitpferd iſt das Billigſte hingegen;
Ja, ja, ein guter Wirth, das iſt ein Glück!

Er.
Iſt ſie als Gattin Muſter aller Güte,
So iſt als Mutter ſie es zehnmal mehr!
Mein Kind bricht Spiegel, zerreißt Hüte,
Wirft in dem Glasſchrank Alles hin und her,
Wälzt auf der Erde ſich mit Schreien, Fluchen,
Und zauſ't das Kindermädchen am Genick,
Die Mutter gibt ihm noch ein Stückchen Kuchen:
So eine ſanfte Gattin iſt ein Glück!

Sie.
Will einen Sperrſitz, eine Loge ich haben
Zur Oper oder in dem Schauſpielhaus,
So ſagt mein Mann: „Das heißt ſein Geld begraben
Die Kunſt genießt am beſten man zu Haus,
Da bleiben wir in unſ'res Hauſes Mitten,
Und wollen zum frugalen Pickenick
Die Künſtlerinnen lieber zu uns bitten.“ —
Ja, ja, ein guter Wirth, das iſt ein Glück

Er.
Was wird Dein Vater wohl nur ſagen,
Der einen guten Wirth allein Dir pries?

Sie.
Er wird's vermuthlich Deinem Vater klagen,
Der eine ſanfte Frau Dir nur verhieß!

Er (ihr die Hand reichend)
So laß' uns, Sanfte, denn zuſammenbleiben,
Da Du ſo gut ſchon meine Wirthſchaft kennſt

Sie (einſchlagend)
Ich werde ſtets mir hinter's Ohr es ſchreiben,
Wenn Du mich, „o Du, meine Theure," nennſt!

Beide.
Ja, in der Ehe wird es oftmal recht flau,
Dem beſten Wirth und der ſanfteſten Frau.

◆

Der weibliche Vereins-Projecten-Verein.*)

Die Vorſteherin.
Erſte Dame.
Zweite Dame.

Vorſteherin

(heraustretend, die beiden Damen an der Hand, ſie und ſich dem Publikum präſentirend).

Wir haben die Ehre uns zu präſentiren
Als einen neugebackenen Verein,
Wir alle drei, es iſt zum rühren —
Wir ſind ein Körper, aber bloß zum Schein!
Und ich, ich bin Vorſteherin durch Acclamation,
Mich wählte mein Gemal, mein Vater, mein zweijähriger Sohn.

Erſte Dame.

Ich bin ein „Ausſchuß“! Das iſt ein wahrer Schmaus
Wenn gar nichts zu treffen iſt, dann ſchieß' ich aus.

Zweite Dame.

Et ego sum etiam Ausſchuß! Nummer Zwei
Wenn ich einmal ausſchieß', dann iſt's vorbei.

---

*) Geſprochen (1848) von Frau Fichtner, Fräulein Neumann und Fräulein Weilbauer.

Vorſteherin (zu den Andern)
Vor allem verehrte Collegen, ſei Euch geſtammelt
Mein Dank für Euern Eifer, Euern Muth,
Wir haben uns heut' wieder zuſammenverſammelt
Und das allein iſt für die Menſchheit ſchon gut!

Erſte Dame.
O ja, und nun nach dieſem großen Reſultat
Begehren wir eine Belohnung vom Staat.

Zweite Dame
Ach ja, wir kommen um die Erlaubniß ein
Auch Männer aufzunehmen im Frauenverein.

Vorſteherin.
Die Männervereine, ich ſag' es unverholen,
Die machen aus den Frauen einen Strohwitwen-Verein;
Will man den Mann, iſt er aus dem Verein zu holen,
Sie laſſen vereinigt die Frauen allein!

Erſte Dame.
Ein Anti-Männer-Verein, darauf trag' ich ernſtlich an,
Da darf nicht mitwirken weder Jüngling noch Mann.

Zweite Dame.
Die Idee iſt erhaben und verdient Applaus,
Iſt der Verein conſtituirt, ſo tret' ich aus.

Vorſteherin.
Gemach, man muß nichts übertreiben im Leben,
Es gibt Fälle, wo man den Mann doch zu was braucht!
Der Mann muß kochen, ſpinnen, waſchen, ſtricken, weben,
Jetzt, wo die Frau Vereine bildet, reitet, ſchreibt und raucht.

Erſte Dame.
Ja, in die Küche, da geh' der Mann jetzt in die Lehr',
Sie haben ohnehin weder Gluth noch Feuer mehr!

Zweite Dame.
Ja, ja, wenn die Männer einmal in der Küche ſteh'n,
Dann werden die Frau'n auch in die Küche geh'n.

Vorſteherin.
Alſo, welch' ein Verein zur Wohlfahrt der Erde,
Welch' ein Verein fehlt der Menſchheit dann mehr?
Vielleicht ein Verein gegen die Magenbeſchwerde
Die von der Ueberladung durch Concerte kommt her?

Erſte Dame.
Vielleicht, was für die Literatur erwünſchter könnt' ſein,
Ein „Anti-Kunſtroß-Enthuſiasmus-Verein!"

Zweite Dame.
Ich ſchlage vor, das koſtet nicht viel Müh',
Wir bilden einen „Verein gegen die Ortographie!"

Vorſteherin.
Ich glaube, ſchwerlich wird es uns an Beifall fehlen,
Wir bilden einen „Tritſchtratſch Verein",
So ein Verein zur Erweiterung der Kehlen
Für öffentliches und häusliches Schrei'n —!

Erſte Dame.
O nein, was die Stimme anbelangt, mittel, grob oder fein,
Trägt jedes Frauenzimmer in ſich einen Geſangverein.

Zweite Dame.
O, mit der Stimme, da tritt kein Weib in Compagnie heraus,
Ein ſolides Weib braucht ſeine Stimme zu Haus.

Vorſteherin.

Wohlan, ſo bilden wir, der Kunſt zum Frommen,
Nun einen Verein mit Hand und Mund und Wort,
Genannt: „Gegen das während des Act's in's Theater kommen
Und gegen das Sperrſitzgeklapper immerfort.“

Erſte Dame.

Und überhaupt gegen das Geklapper zur Theaterſtund'
Ohn' Unterſchied, ob mit dem Sitz, ob mit dem Mund.

Zweite Dame.

O nein, das Klappern gehört zum Handwerk einmal
Und klappern wir oben, klappern ſie unten zumal!

Vorſteherin.

Wohlan, ſo laßt einen andern Verein uns machen,
Einen „Anti- Neu in die Szene geſetzt-Verein“,
Denn das heißt nichts, als man ſchiebt ganz alte Sachen
Dem Publikum als neu in die Zähne hinein.

Erſte Dame.

O nein, neu in die Szene geſetzt wird manches Buch
Für alte Komödianten zum „erſten Verſuch.“

Zweite Dame.

O ſchweigt, ich bitte Euch! Wie oft erſcheint von uns Frauen jetzt
So manches alte Stück neu in Szene geſetzt!

Vorſteherin.

Alſo bilden wir, weil das Geld jetzt iſt ſo theuer
Einen „Anti-Dreiguldenſperrſitz-Verein“.
Beſonders die Freiſitzer, die ſchimpfen ungeheuer
Sie ſtecken lieber die drei baaren Gulden ein.

Erſte Dame.
O nein, Dreigulden-Sperrſitze ſind Oekonomie,
Wenn man nicht 'nein geht, ſteht's doch für die Müh!

Vorſteherin.
So wollen einen „Schutzverein“ wir gründen,
Zu tragen nur allein inländiſch Fabrikat,
Wir werden ſchon ausländ'ſche Waare finden,
Die ſich als inländiſch verkauft aus Gnad'.
Wer braucht denn gar ſo ſchweren Stoff zum Kleide,
Die Männer lieben oft g'rad das leichte Zeug!
Will eine Deutſche tragen inländiſche Seide,
So zieh' ſie Seidenwürmer auf Erdäpfelgeſträuch.

Zweite Dame.
O, das Syſtem ſcheitert bei dem Artikel „Mann“,
Da zieht Ihr gern inländiſche wie ausländiſche an!

Vorſteherin.
Nun, ſo ſchließen wir denn zu der Männer Frommen
Jetzt einen „Anti-Mopperl- und Paperl Verein“.
Des Weibes Zärtlichkeit, die jetzt auf den Hund gekommen,
Soll nicht mehr für das Hausthier bloß geſchaffen ſein!

Erſte Dame
Weg mit Mopperl und Paperl, nur für den lieben Mann
Brauchen wir Halsband und Kettchen ſodann.

Zweite Dame
O nein, ſo ein Mopperl ſympathiſirt mir zu ſehr,
Mein Mopperl beißt nur meinen Mann, ſonſt keinen mehr.

Vorſteherin.
So will ich den letzten Vorſchlag Euch noch nennen,
Wir bilden einen „Anti-Herausrufungs-Verein“,

Wir kommen nicht mehr ſo geſchäftiglich heraus zu rennen
Und wenn die Herren noch ſo rufen und ſo ſchrei'n.

Erſte Dame.
Vortrefflicher Gedanke! Die Hand darauf, ein Mann, ein Wort,
Wenn man uns ruft, wir rühren uns nicht vom Ort!

Zweite Dame.
Das iſt recht, ja, wir kommen nicht um eine Million!
(hinaus deutend in's Publikum.)
Sie glauben's nicht? Ich glaube gar, ſie lachen Hohn!

Alle drei.
Der Verein iſt nun creiirt, empfiehlt ſich Ihrer Huld anbei,
Wer eintreten will, der wend' ſich an uns Drei.

(Beim Hervorruf.)
Vorſteherin (zur zweiten Dame)
Was ziehen Sie mich denn heraus?

Erſte Dame
Was? Ich? (Auf die zweite Dame weiſend.)
Die ſtößt mich faſt heraus.

Zweite Dame.
Ich bin ein folgſam Kind. Sie ſagten: „Geh' voraus!“

Vorſteherin.
Nun, nur noch dies eine Mal wird herausgegangen,
Es iſt gar zu verführeriſch, das „allgemeine Verlangen“.

◆

Kurioſe Menagerie (1851.)

Zu ſehen hier die Menagerie!
Viel großes Thier und kleines Vieh;
Durch Hunger und durch Schläg', wie ſich's gebührt,
Ganz fromm gemacht und civiliſirt.
Wir laden ein, ſo alt und jung,
Zu kommen bei der „Fütterung,"
Denn eine Beſtie, wie der Menſch grad, iſt
Ganz wahr und ächt nur, wenn ſie ſäugt und frißt!
Der Löwe iſt großmüthig, da ſeht nur her!
Wenn er ſatt iſt, verſchlingt er keinen Menſchen mehr!
Dem Tiger legt man Fleiſch auf ſeine Schnauz,
Doch wenn ers ſchnappen will, da geh's „Verdauz!"
Das Alles erzieht man mit Prügeln ſacht,
Viel Länder habens mit Glück ſchon nachgemacht.
Der Eisbär geht mit Wonne auf das Eis,
Das ſchöne Rußland iſt ſein Paradeis!
Dann hier iſt ein Zobel aus Sibirien,
Wohin viel angenehme Wege führien!
Hier ſtellt ſich Ihnen ein Tiger dar,
Der iſt wie der Menſch ein Säuge-Thar,
Lebt in Deutſchland und auch in Bengalien,
Pflanzt ſich fort nnd iſt gar nicht zu zahlien!
Dieſes hier iſt ein junger Dromedar,
Der hat genug zu tragen, auf meine Ahr.

Hier dieſes Thier mit Klauen wie ein Nagel
Iſt der berühmte Strauß, der größte aller Vagel.
Füllt ſich den Magen voll mit Metall,
Dient einem Finanzrath manchmal zum Modall.
Jedoch genug, genug und vielleicht ſchon viel,
Denn es gibt ſchlimme Thiere, meiner Siel!
Ich trage lieber gleich die Coteletten auf
Für Löwe, Tiger, Aff, Eſel, Ochs und Schauf!

Der Löwe.

Im Thierhaus ſind gefangen
Der Aar, der Papagei,
Und hinter Eiſenſtangen
Der Affe wie der Leu.
Und alle Thiere dräuen
Und lärmen laut und wild,
Die Paviane ſchreien,
Der Ochs und Tiger brüllt.
Der Fürſt der heißen Trope,
Der Löwe nur, der ſchweigt,
Der Held der Antilope
Sich ſtumm dem Schickſal beugt!
Er geht mit ſtolzen Blicken
An ſeinen Gittern hin,
Mit ungekrümmtem Rücken,
Mit kühner Freiheitsmien'.
Die Häſcher ſind oft ſtärker
Als Löw, und ſein Geſchlecht,
Doch nie wird ſelbſt im Kerker
Der Löwe euer Knecht!

Das Zebra.

Ein Eſel war einmal in einem Land,
Entweder Sondershauſen oder Samarkand.

Dem Eſel war nicht recht, daß grau er war!
Er hätte gern gehabt blond oder ſchwarzes Haar,
Kurzum, dem Eſel fiel es nun auf einmal ein,
Er möchte ausgezeichnet gerne ſein.
Er kömmt alſo ein bei Mutter Natur
Und bringt Atteſte, eine ganze Fuhr,
Wie er nur und zu jeder Zeit: „i—a“ geſagt,
Wie er an Hühnerkräutchen nagt;
Na, die Natur ſchaut den lieben Eſel an,
Und denkt ſich: „Was liegt am Ende dran?
Er ſoll ausgezeichnet ſein an Haut und Haar!“
Und fährt ihm mit der Haut übers Kreuz, und fürwahr!
Das graue Haar iſt fort, und auf des Eſels Fell
Da flimmerts in Streifen, bunt und hell;
Es iſt ein „Zebra,“ geſchmückt iſt ſeine Haut,
Das Zebra iſt nun glücklich wie eine ſchöne Braut!
Allein, o Schickſal, o Fatum, o Geſchick, o Graus!
Aus der Zebrahaut guckt das Eſelsohr heraus!
Und wie das Zebra tanzt und gebärdet ſich wie toll,
Und will, daß Alles vor ihm Ehrfurcht haben ſoll,
Da kömmt ein Fuchs und ſchlägt ihn auf das Fell:
„Heda, mein Freund, heda mein luſtiger Geſell,
He, mein Guter, ſeid ein wenig modeſt, denn wißt,
Daß ein „Zebra“ nichts als ein „ausgezeichneter
Eſel“ iſt.

Das Kameel.

Wie heißt denn dieſes Thier, das bei jeder neuen Laſt
Sich niederkniet von ſelbſt und ſich bedanket faſt,
Ja bei meiner Seel',
Das iſt ein Kameel!

Orang-Outang.

Das iſt ein Aff wie jeder And're in Land und Dorf und Stadt,
Doch weil dieſer Aff gar lange Arme hat,

Hat man aus ganz beſonderm Reſpekt
Ihm einen eigenen Titel ausgeheckt!

Die Papageie.

Das „Denken“ und „Sprechen“ iſt dem Menſchen hier im Leben
Als Vorzug vor allen andern Thieren gegeben,
Der „Denk-“ und „Sprech-Freiheit“ aber erfreuen
Sich vor der Hand erſt die Staare und die Papageien!

Der Maulwurf.

Ein Wühler! Ich bitt' euch, laßt den Schoflen laufen,
Er wühlt empor ſich erſt nur aus dem Haufen,
Und wenn er oben angelangt zur guten Friſt,
Da ſieht man erſt wie blind er iſt!

Zobel.

Dieſes Thierchen iſt gut zum Pelz, es iſt ein Zobel
Aus dem Gebiet, wo man die ſilbernen Robel
Wenn man ſie hat, auch ſpringen läßt nobel.
Es iſt für die Kälte gut, wie man lang ſchon weiß,
Wenn man nur dran denkt, wird einem ordentlich heiß!

Chamäleon.

Ein Chamäleon iſt dieſes wunderſchöne Thier,
Spielt alle Farben ſtündlich, nach Plaiſir,
Und weil's alle Farben ſpielt, ſchau's ſchnell an jetzt,
Chamäleon iſt's vielleicht heut zu allerletzt,
Denn ich ſteh euch nicht dafür,
Morgen iſt's ſchon ein größeres Thier!

Der Brandfuchs.

Hütet euch vor dem, das iſt ein Rother!
Der ſich mit ihm abgibt, iſt bald ein Todter!

Ein Raubthier iſt's, wie der Wolf, nur ſchlauer,
Beſtändig iſt auf der Jagd es, auf der Lauer,
Und wenn Gefahr droht — ſo ſind die Rothen alle —
Dann brennt es durch und läßt die Andern in der Falle!

Miß Baba.*)

Dieſe Dame hier, ſo ganz charmant,
Iſt von Geburt ein Elefant,
Jedoch durch Geiſt und durch Verſtand
Erhält ſie ſich hoch über ihren Stand,
Sie ſpeist nicht mehr mit der bloßen Hand,
Iſt ihr franzöſiſch auch bekannt,
Wird ſie vielleicht noch Gouvernant,
Und kann ſie ihrem eignen Haus nicht vorſtehn groß und klein,
So wird ſie noch Vorſteherin im Frauenverein!

* * *

---

*) Name eines dreſſirten Elefantenweibchens.

Der Leichenmaler. *)

Vergebens warb mit Blick und Schwur und Thränen
Um Herthas Lieb' und Herz Graf Adelſtan;
Die Schönſte war ſie unter allen Schönen,
Mit Liebreiz und mit Zauber angethan;
Sein Herzblut quoll aus tauſend Liebeswunden
Seitdem ihr Bild in ſeinem Herzen lebt,
Doch hat er nicht das Zauberwort gefunden
Das ſtill den Schatz aus andern Herzen hebt.
Sie fühlte dunkel, daß die lohe Flamme,
Die aus dem Aug' ihm wildverlangend ſchlug,
Nicht aus dem Himmel wahrer Liebe ſtamme,
Daß ſie die Gluth der Erde in ſich trug —
Dem Weihrauch-Körnchen gleicht das Herz der Frauen
Das in die Gluth der keuſchen Liebe fällt,
Ihr Lieben ſteigt wie Duft hinauf zum Blauen,
Ihr Schmerz wie Wölkchen zu dem Himmelszelt.
Drum ahnen ſie, wenn ungeweihte Kerzen
Dem Körnchen Weihrauch nah'n mit Erdengluth,
Wenn ird'ſche Funken aus verkohlten Herzen
Auf's Körnchen Weihrauch fallen wildgemuth!
Mit ird'ſchen Kerzen iſt es nicht zu finden
Das Körnchen in dem Frauenherzen klar,

---

*) Derſelbe Stoff findet ſich unter demſelben Titel als Proſa-Erzählung im I. Band, pag. 23.

Denn nur des reinen Himmels Strahlen zünden
Die heil'gen Flammen an auf dem Altar! —

D'rum war des Grafen wilde Gluth vergebens,
Sie wies ſein glühend Werben von ſich weit,
Indeß er, nimmer müde ſeines Strebens,
Ihr weihte ſeines Daſeins volle Zeit.
Ihr Bild nur ſtrebt er gierig zu beſitzen,
Es bleibt vergebens all' ſein Thun und Müh'n,
Nicht Bitten und nicht heiße Thränen nützen,
Sie weiß ſich ſeinem Drängen zu entzieh'n.
Doch einen Maler weiß er zu gewinnen,
Der ihm das Bild verſpricht um hohen Preis;
Der Maler ſinnt und ſinnt, was zu beginnen,
Er kann nicht nahen ihrem engen Kreis.
Da fällt's ihm ein, daß ſie an jedem Morgen
In's Gotteshaus zur ſtillen Andacht geht;
Dort will er lauſchen täglich ſtill verborgen,
Wenn ſie am Altar knieet im Gebet.
Sie kömmt und kömmt an jedem Morgen wieder,
Verſchleiert dicht, das Betbuch in der Hand,
Sie kniet in Andacht am Altare nieder,
Das Haupt entſchleiert dann emporgewandt,
Sie betet ſtill, die holden Lippen regen
Sich lieblicher beim innigen Gebet,
Das Roth der Wangen iſt vom Farbenregen
Der Kirchenfenſter roſ'ger noch erhöht! — —
O Schönheit, Schönheit, reiner Seelenſpiegel,
Empfehlungsbrief, den uns der Himmel ſchickt,
O Schönheit, eigenhändig Gottesſiegel
Dem Frauenantlitz roſig aufgedrückt,
O Schönheit, du des Himmels Morgengabe,
Wenn mit dem Leib die Seele ſich vermählt,

O! Schönheit, Brautkorb, die der Flügelknabe
Zum Köcher ſeiner Pfeile ſich erwählt,
O Schönheit, wem du blühſt zum Eigenthume,
In einem holden Frauenangeſicht:
Deß Leben ſelbſt wird eine Sonnenblume,
Deß Daſein wird zum klingenden Gedicht.
Die dunkelſte der Stunden wird erheitert,
Und ſeiner Leiden bitterſte verſüßt,
Die giftigſte der Thränen mild geläutert
Von ſeinen Augen auf die Blume fließt,
Doch wer da ſieht in ſtiller Kirchenſtunde
Ein Frauenbild von Andacht hold verklärt,
Wenn des Gebetes Engel ihr vom Munde
Das Wort zum Himmel trägt, der es erhört,
Wer ſo die Schönheit ſieht, die Händ' gefaltet,
Das Knie gebeugt am heiligen Altar,
Zur Muttergottes, die im Himmel waltet,
Das Aug' erhoben, thränenvoll und klar,
Nur wer die Schönheit ſieht ſo fromm geröthet,
Der ſieht, wie Erd' und Himmel ſich geſellt,
Denn jeder Blick in's Frauenaug', das betet,
Iſt ſchon ein Blick von hier in jene Welt! —

Der Maler frevelvoll nnd heimlich lauert,
Bis Hertha's Schönheit am Altare kniet,
Und in des Pfeilers Dämmerung gekauert,
Stiehlt er ihr Antlitz, das zur Jungfrau ſieht,
Und um den ſchnöden Frevel noch zu krönen,
Vollführt an Schönheit, Kirche und Gebet,
Malt als Madonna er das Bild der Schönen,
Und mit dem Bilde zu dem Grafen geht. —

Das ſchöne Bildniß ſeinen Ruhm vermehrte,
Er ward beliebt in höchſten Kreiſen bald,

Er war der Vielgeſuchte, Lautbegehrte,
Von ihm gemalt zu ſein wünſcht Jung und Alt.
So ruft man eines Abends ihn geſchwinde
In ein gar vornehm' Haus voll Glanz und Pracht,
Ein Bildniß will die Mutter jetzt vom Kinde,
Der Tochter, die geſtorben in der Nacht.
Er tritt allein und leiſ' in's Leichenzimmer
Wo ſchon der Sarkophag iſt aufgebaut,
Er ſieht den Sarg, erhellt von Kerzenſchimmer,
Das Kreuzeszeichen ihm entgegenſchaut,
Und näher tritt er zu der ſchwarzen Bahre,
Und ſchlägt das Leichentuch ganz ſacht zurück,
Und ſieht das helle Angeſicht, das klare,
Das er im Dom gemalt mit frechem Blick,
Doch faßt er ſich und weiß ſich bald zu fügen
Dem Werk, das er vollenden ſoll zur Stund',
Und wie den Blick er richtet nach den Zügen,
Wie er die Linien ſucht um Aug' und Mund,
Da fängt die Leiche an ſich ſtill zu regen,
Die Züge werden wach im Angeſicht,
Der Mund beginnt ſich leiſe zu bewegen,
Das Auge öffnet ſich mit fahlem Licht!
Der Maler zuckt, er fühlt ſein Herz erbeben,
Es rieſelt ihm durch Mark und Bein wie Tod,
Er ſieht entſetzt die Leiche ſich erheben,
Die mit dem ſtarren, weißen Finger droht:
„Zurück, Du Frevler, fort und weich' von hinnen,
Der Du ſchon einmal mir das Antlitz ſtahlſt;
Madonnenfrevler! wiſſ', daß Dein Beginnen
Mit ewiger Beſtrafung Du bezahlſt!
Hinweg und mit Dir nimm' den Fluch der Leiche,
Weil Du durch ſie das Gnadenbild entweiht!
Verflucht ſei deine Hand, die Farbe bleiche,
Die deine Hand ſich hält zum Bild bereit,

Verflucht ſei Pinſel Dir, verflucht Palette,
Verflucht die Leinwand, die zum Bild beſtimmt,
Die Farbe, die Dein Finger von dem Brette
Zu dem Geſchäft des Bildermalens nimmt!
Verflucht Dein Blick, den Du zum Werk verſendeſt,
Verzerrt ſchau alles er im Grabeslicht,
Und iſt das Bildniß ſchon vollendet,
Trag' es den Zug des Tod's im Angeſicht!" —
D'rauf ſinkt die Leiche auf die Bahre nieder,
Die Todtenkerzen löſchen plötzlich aus,
Dem Maler ſchüttelt Fieberfroſt die Glieder,
Er ſtürzt verſtört und bleich zur Thür' hinaus.
Der Fluch der Leiche, über ihn geſprochen,
Weckt ſein Gewiſſen auf, er blickt verzagt,
Es gehen Tage hin und ſchwinden Wochen,
Bis er ein Bild zu malen ſchauernd wagt;
So malt er voll Beſorgniß und voll Beben,
Die Kunſt wie eh' aus ſeinen Fingern quillt,
Die Bilder formen ſich, gewinnen Leben,
Noch einen Zug und fertig iſt das Bild!
Noch einen einz'gen Zug, es iſt der letzte!
Der letzte wohl, der Lebensſchein ihm gab:
Mit dieſem Zug der Tod ſich gleichſam ſetzte
Auf jedes Bild, ein Zug von Moder, Grab!
Und was er malt, ſo Kinder, Mädchen, Frauen,
Den Todeszug empfängt das Bild zuletzt,
Und Niemand will mehr ſeiner Kunſt vertrauen,
Gemieden, arm, verzweifelt er zuletzt,
Und in Verzweiflung geht zum Dom er wieder,
Wo er für ſchnödes Gold die That beging.
Und kniet vor jenem Gnadenbildniß nieder,
Das über dem Altar voll Milde hing;
Und als er lange Nächte, lange Tage
Vor der Madonna reuevoll zerfloß,

Als ſeine Thräne, Bitte, ſeine Klage,
Aus dem zerriſſ'nen Herzen ſich ergoß:
Geſchah's in einer Nacht zur zwölften Stunde,
Sein Auge, weinend, war zum Bild gekehrt,
Da ſpielte Himmelslächeln ihr vom Munde,
Und alſo ſprach die Göttliche verklärt:
— „Du Sterblicher, der Du den Himmelsfunken,
Den hohen Himmelsfunken, Kunſt genannt,
Der als Geſchenk Dir in die Bruſt geſunken,
In ſeiner hohen Reinheit haſt verkannt,
Vergeben ſei Dir, daß Du flammentrunken
Zu ſündiger Beſtrebung warſt entbrannt,
Ich löſ' den Fluch, Du wirſt von nun erkennen,
Wo in der Kunſt ſich Erd' und Himmel trennen!
Das wahre Glück der Seele zu ertheilen,
Vermag nicht Kunſt, nicht Geiſt, nicht Wiſſenſchaft,
Des Herzens tiefſte Wunden Dir zu heilen,
Beſitzen nimmer ſie die Wunderkraft,
Nur wo die Kunſt, der Geiſt zum Höhern eilen,
Da werden Balſam ſie und Wunderſaft,
Das Herz wird durch den Glauben nur erhoben,
Und Kunſt und Geiſt ſind Flügel nur nach oben!"

* * *

Ein Weihnachtsbaum.

Weil Tannenzweig hat kein Gewand
Als nur ein Kleid aus Nadeln,
Hat ihn erwählt die Gnadenhand
Als „Chriſtbaum" ihn zu adeln.

Weil Tannenzweig ſo ſchmucklos ſteht
Im Reich belaubter Bäume,
Hat Chriſtkind ihn ſo hoch erhöht
Für ſeines Feſtes Räume.

Im Saal und in der Hütte klein,
Kömmt heute er zu Ehren,
Es will auf ihm nur ganz allein
Das Chriſtkind was beſcheeren.

Es ſtehen um den Zweig, ſo ſchlicht,
Die Kindlein all', die frommen,
Von welchen Chriſtus gnädig ſpricht:
„Sie ſollen zu mir kommen!"

Es liebt der Herr die Kinder ſehr,
Die unſchuldsvollen, reinen,
Wenn Lachen iſt ihr Herzverkehr,
Und mehr noch wenn ſie weinen.

Er liebt auch jedes Menſchenkind,
Das Kind bleibt im Gemüthe,
Das nicht geſchleudert in den Wind
Des Herzens Blatt und Blüthe.

D'rum ſchmückt, ihr lieben Menſchen, aus,
Den grünen Zweig der Tannen,
Und klopft ein Kind an Euer Haus,
So fragt nicht erſt: Von wannen?

Ein Weihnachtsbaum das Leben war,
Gleich nach dem erſten Werde,
Geſchmückt vom erſten Elternpaar,
Von Himmel und von Erde.

Die Erde ſchmückt den Lebensbaum
Mit Blumen und mit Früchten,
Mit Bild und Zierrath, Schaum und Traum,
Und weltlichen Geſchichten.

Der Himmel zünd't die Lichtlein an,
Die lieben hellen Sterne,
Und knüpft die ſchönſten Mährlein an
Von oben aus der Ferne.

Die liebe Mutter Erde hat
Gar viel der bunten Gaben,
Sein Bischen Gold ſoll jedes Blatt,
Sein Zuckerwerk auch haben.

Der Himmelsvater ſchmückt den Baum
Mit höheren Geſchenken,
Mit Hoffnung, Glaube, Liebestraum,
Mit Fühlen und mit Denken.

Und wenn des Lebens Weihe-Nacht
Geht einſtens ganz zu Ende,
Der Mutter Erde Gabenpracht
Verſchwindet ganz behende.

Und Blume, Gold und Flitterglanz,
All' die vergold'ten Nüſſe,
Sie ſinken mit dem Lebenskranz
In's Reich der Finſterniſſe.

Doch was der Vater, Himmel, gab,
Das nimmt der Menſch vom Baume
Und nimmt's mit ſich durch Tod und Grab
Nach jenem hohen Raume.

Ihm leuchten vor in's beſſ're Land
Aus dieſem Erdenſtaube,
Die Lichtlein, die am Baum' gebrannt,
Die „Hoffnung“ und der „Glaube.“

Wer dieſe Lichtlein mit ſich bringt,
Die Gott ihm hier beſcheerte,
Zu dem ſagt Chriſtus unbedingt:
Du bleibſt mein Kind, das werthe.

Mein Kind, geh' nun zum Himmel ein,
Dein wartet die Beſcheerung,
Ein Weihnachtsbaum voll Sternenſchein
Und ewige Verklärung

◆

Wiegen-Album.

An der Wiege Seiner kaiſerl. und königl. Hoheit des Kronprinzen Rudolph.

(Saphir's letzte Arbeit.)

1.
Wiegen-Band.

Ich komme aus meinem Lande
Zu Deiner Wiege her,
Mit einem Wiegenbande
Wie kein's auf Erden mehr.
Es iſt gar fein geſponnen
Von meiner Feen Hand.
Aus zartem Strahl der Sonnen,
Vom Regenbogen-Rand,
Und zart hineingewoben
Des Mondes Silberſtrahl,
Wenn er ſein Licht von Oben
Ergießt auf's Blumenthal.
Sie nehmen dann die Farben
Von der Palette: Welt,
Das Gold der reifen Garben
Im dichten Weizenfeld,
Das Silber der Liane,
Die auf der Welle glänzt,
Das Blaue der Cyane,
Die das Geſild bekränzt;

Das Roth der Frühlingsroſe
In ihrem Knoſpenbett,
Vom Veilchen aus dem Mooſe
Das zarte Violett,
Und als im Mondenglanze
Das Band ſie webten fein,
Da webten ſie in's Ganze
Viel Segenswünſche ein,
So viel an Glück und Segen
Als Stern' am Himmel ſteh'n,
So viel als Deinetwegen
Gebet' zum Himmel geh'n;
So viel an Gottes Gaben,
Für Dein geliebtes Haupt
Als Bäume Blätter haben,
Vom Frühlingshauch belaubt,
So viel an Leib und Seele,
Geſundheit, Muth und Luſt,
So viel als Philomele
Hat Wohllaut in der Bruſt;
So viel an Ruhm und Ehre,
So viel an Kraft und Geiſt,
So viel als über Meere
Nur Möven je gekreiſt;
So viel der Glückeskränze
Für Zukunft und für Jetzt,
Als bei dem Kuß vom Lenze
Der Zweig an Blüten ſetzt;
So viel an Glück und Wonne
Für Habsburgs Kaiſerhaus
Als Tags hindurch die Sonne
An Strahlen ſendet aus!

Meluſine, die Feenkönigin

2.

Wiegenliedchen.

O ſchlumm're, mein Engel, ich wiege Dich ein,
Gewieget muß Alles auf Erden hier ſein!
Die Roſe, die gewiegt wird vom lieblichen Weſt,
Wiegt wieder die Biene, die nie ſie verläßt:
Der Thau wird gewiegt vom bebenden Blatt,
Das Blatt wird gewiegt vom Zweig, der es hat;
Das Herz wird gewiegt von der Hoffnung ſo mild,
Der Schlaf wird gewiegt von des Traumes Gebild,
Die Jugend wiegt in Verblendung ſich ein,
Der Greis wird gewiegt von Erinn'rung allein,
Das Kind wird gewiegt von zärtlicher Hand,
Bei Liedern vom Engel der Kinder geſandt!
So ſchlumm're, mein Engel, ich wiege Dich ein
Mit Mährchen und Weiſen und Liederchen klein,
Ich laſſ' Dich bewachen vom Engelverein
Bei Tag und bei Nacht und beim Dämmerungsſchein,
Auf daß ſtets Dein Schlummer ein ſüßer ſoll ſein.

Der Kinderengel.

3.

Vierblätt'riges Album-Kleeblatt

a.

Ich will zuerſt Dich, Enkelſohn! begrüßen
An Deiner gold'nen Wiege, junger Aar!
Wenn ſich um Dich, vom Haupt bis zu den Füßen
Reiht Deiner hohen Ahnen Geiſter-Schaar,
Das erſte Blatt in's Album Dir zu binden
Hat Deiner Ahnen Geiſter-Schaar von mir begehrt,
Das erſte Blatt in Deinen Kranz zu winden
Halt' ich ſelbſt nicht den eig'nen Kranz zu werth
Mein Gruß ſoll in die Ahnen-Schaar Dich reihen,
Dich heiligen zum künftigen Adler-Flug!

Mein Kuß ſoll Deine junge Stirne weihen
Zu Kränzen, wie Dein großer Ahn ſie trug,
Mein Glück ſoll Deine klaren Augen füllen
Mit jenem hellen, hohen Seherlicht,
Das durch die Dunkelheit und Wolkenhüllen
Zum Wohl der Völker Wahrheitsſtrahlen bricht,
Mein Wort ſoll in das junge Ohr Dir tönen,
Und wie ein Echo kling' es in Dir fort,
Mein Segen ſoll das junge Haupt Dir krönen
Als Deines Lebens Schutzgeiſt, Schild und Hort,
Und in des Lebens Glück und böſem Wetter
Verpflichte Dich dies erſte Albumblatt,
Daß ſtets mein Enkel ſeine Lebensblätter
Mit Recht und Tugend auszufüllen hat.
Rudolph von Habsburg.

b.

Laß meinen Gruß zum hohen Gruß ſich fügen,
Mein Blatt, es ſei in's Album auch gelegt.
Das Morgenroth in Deinen zarten Zügen
Den Glanz des künft'gen Tages in ſich trägt,
So laß mich dieſem Tage jetzt begegnen,
Wenn er Dir aufgeht ſonnenhell und klar,
Laß ſeinen künftigen Sonnenlauf mich ſegnen,
Und ſeiner Stunden inhaltsvolle Schaar.
Vergönne, daß in Deine Sternenbinde,
Die Dir Dein großer Ahnherr jetzt geweiht,
Daß in den Lorbeer ich die Blume winde,
Die doppelt ſchön, wenn ſie dem Ruhm zur Seit';
Der Künſte und der Wiſſenſchaften Blume
Das holde Wunderblümchen Poeſie,
Sie fügen zu dem Strahl vom Herrſcherruhme
Des Lebens wunderliebliche Magie.
Maximilian I

c.

An Deiner Wiege find' ich
Als Groß-Mama mich ein,
Und Segenskränzlein wind' ich
Und viel Gebete bind' ich
Und viele Küſſe d'rein.

Ich kann ein Lied Dir ſingen,
Ein Kaiſer-Wiegenlied:
Laß nie bei trüben Dingen
Je ſinken Deine Schwingen,
Ein Aar wird niemals müd'!

Dem Himmel ſtets vertrau' ich
Und meiner guten Sach',
Auf Volkes-Liebe bau' ich,
Und ſo mit Kraft zerhau' ich
Der Zeiten Ungemach!

Sei fromm und ſei ergeben,
Doch muthig allerſeits,
Und mach' in Deinem Leben
Die Berge alle eben
Durch Glaube, Schwert und Kreuz.

Maria Thereſia.

d.

Zu dieſem Strauß von Wunſch, Gebet und Segen,
Auf Deinem reich geſtickten Wiegenband,
Laß mich nun auch ein ſchlichtes Blättchen legen,
Wie ich's auf meinem Weg ſtets gerne fand:
Ein Blatt vom grünen Lebensbaume,
Vom Baume, den der Herr der Menſchheit preiſ't,

Gepflanzt von Gott im kurzen Lebensraume,
Vom Baum, der „Menſchenſchätzung“ heißt!
Das iſt der Baum, deß' milde Blütenreiſer
Im hohen Glanz vom ewigen Immergrün,
Um Thron und Land, um Volk und Kaiſer
Die allerſtärkſten Bande zieh'n!

Kaiſer Joſeph.

4.

Im Namen komm' ich von Millionen
Mit Liebes-Gruß und Wunſch und heiß' Gebet
Von Allen, die an fernem Meere wohnen,
Wo ſtolz der Wind die Segel bläht,
Von allen Sprachen, von allen Zonen,
Wo nur ein Häuschen einſam ſteht,
Von allen Herzen, die da ſchlagen,
Soll ich die Wünſche zu Dir tragen!

Ich bringe treulich, was ſie ſchicken,
Der Liebe Wort aus ihrem Mund,
Den Demuth-Strahl aus ihren Blicken,
Der Treue Schwur vom Herzensgrund;
Gedanken, die ſie mit Entzücken
Gedacht bei dieſer Freudenſtund',
Laß herzlich es zu Dir gelangen,
Denn: wie gegeben, ſo empfangen!

Auſtria.

5.

Wo Herzen ſich erſchließen
Da bleiben wir draußen nicht,
Den jungen Prinzen grüßen
Iſt Freude uns und Pflicht
Das an der Wieg' gelangen

Dem Kinde wird als Lied,
Das wird von ihm errungen
Wenn es zum Mann erblüht
Und ſingt ihr vom Ruhme,
Von Liebe ſingen wir
Wir ſingen von der Blume,
Vom Lorbeer ſinget ihr!
Singt ihr von Krieg und Frieden,
Von Kronen und von Glanz,
Gebt ihr den Kranz Kleiden,
Wir flechten ſchönern Kranz.
Wir fliegen an die Grenze
Der Jünglingsjahr' hinaus,
Und flechten holde Kränze,
Und einen Herzensſtrauß!
Wir geh'n durch Flur und Auen
Schon ſuchend jetzt umher,
Wo wohl von holden Frauen
Die Allerſchönſte wär:
Die Allerſchönſt' und Feinſte,
Als wie ein Götterkind,
Die Keuſcheſte und Reinſte
Wie nur die Engel ſind!
In's Wiegenband gebunden,
Von milder Feenhand,
Sei gleich von uns gewunden,
Das höchſte Lebensband!
So ſoll ein Band gezogen
Durch all' Dein Leben ſein,
Als wie ein Regenbogen
Von mildem Sonnenſchein!

Amor und Hymen.

6.

Den Schleier lüfte ich der Weltgeſchichte,
Den Vorhang zieh' ich fort der künftigen Zeit;
Da ſteht ein Heldenkreis, wie im Gedichte,
Der Nachwelt, der Bewunderung geweiht!
In großer Thaten ſtrahlenreichem Lichte,
Wie Clio's Hand ſie aneinand gereiht!
Und in der großen, heil'gen Säulenhalle
Erwarten Dich die hohen Ahnen Alle!

Da ſteht ein Piedeſtal am ſtillen Orte,
Erwartend noch ſein künftig Marmorbild,
Ein neuer Gaſt tritt ein zur Ruhmespforte,
Es ſchlingt ſein Lorbeer ſich um Kranz und Schild,
Empfangen von unſterblicher Cohorte
Wird er in Clio's Sonnenglanz gehüllt.
Du biſt es, der im künftigen Jahrhundert
Zu ihnen kömmt, bekränzt, geliebt, bewundert!

Die Zukunft.

◆

An Ludwig Löwe,

zu ſeinem Geburtstage am 29. Jänner 1858.

Laß' wieder heute Dir die Biederhand,
Du Geniusbegabter, herzlich drücken,
Laß' uns zuſammen von dem Zeitenſtrand
Ein Jahr wie eine Uferblume pflücken,
Wer tagsüber treu zum Andern ſtand
Soll Abends näher noch zu ihm hin rücken,
Die, gleichen Schritts, geſtrebt nach gleichen Höhen,
Zuſammen ſollen ſie auch thalwärts gehen

Die gleichen Jahre ſahen von der Zeit
Wie kleine Tropfen in den Sand wir rinnen!
Sie ſchenkten Süßes uns und Bitterkeit,
Der Geiſt ließ beides uns doch liebgewinnen;
Jetzt bei des Kelches Neige gieb' Beſcheid,
Dem Leben, Streben, Schaffen, Wirken, Sinnen.
Stoß an! Vergiß des Künſtlerlaufs Beſchwerde,
Denn: „Nicht den Guten hier gehört die Erde!“

Du warſt ein gotterwählter Miniſtrant
Voll Weihe in dem Künſtler-Heiligthume,
Im Herzen hat die Flamme Dir gebrannt
Die Geiſt und Herz wärmt mit der Feuerblume,

Um's Haupt ſich Blatt und Blatt von ſelber wand
Zum Kranze Dir, zum Kranz vom vollen Ruhme,
Jetzt lab' Dich an des Kranzes Blättergrüne,
Denn: nicht dem Geiſt gehört jetzt mehr die Bühne!

Es kömmt ein neu' Geſchlecht mit neuer Kunſt,
Bringt junge Götzen ſtatt der alten Götter,
Nicht Weihrauch brennt, es qualmt empor der Dunſt,
Die Welt bedeuten nimmer jetzt die Bretter,
Nicht Glut herrſcht mehr, es herrſcht die Brunſt,
Die Sinne ſind die auserwählten Retter,
Das Leere genügt, wenn es nur gleiß' und glänze,
Denn: nicht der Kunſt gehören jetzt die Kränze!

Genug haſt Du, im reinſten Sinn, gethan
Den Allerbeſten ſtets der beſſern Zeiten,
Man ſah Dich auf des Schaffens Künſtlerbahn
Von Sieg zu Sieg in Geiſterwürde ſchreiten,
Und ungeſchwächt noch Deinen Lebenskahn
Die Götter durch das Meer der Künſte leiten,
D'rum lächle, wenn Dir's nicht geſteht ein Jeder,
Denn: nicht dem Recht gehöret jetzt die Feder!

So ſtoß' denn an und heb' das Glas empor,
Wo von den Wänden ſchauen Künſtlerſchatten,
Die einſt den Reigen führten in dem Chor,
Die einſt, wie Du, den Kranz errungen hatten,
Die Rachel auch, die durch das ſchwarze Thor
Im Lenz verſchied, noch ohne Geiſtermatten,
So laß das Glas mit Schiller uns erheben
Und rufen: „Auch die Todten ſollen leben!“

◆

Ein gelbes Blatt in einem grünen Kranz.

Eine Immortelle auf das Grab Rachel's.

Es zieht ein armer Greis durch's weite Land,
Ein ſchmächtig Mädchen führt er an der Hand.
In Lumpen iſt gehüllt das zarte Kind,
Es fährt durch ſein Kleidchen Sturm und Wind,
Sein Antlitz iſt bleich, verworren ſein Haar,
Vor Hunger iſt das Kind ermattet gar,
In Kummer und Elend, in Jammer und Noth.
In Thränen ſuchen täglich ſie ihr Brot.
So zieh'n ſie Jahre lang herum,
Das Mädchen ſenkt ſein Antlitz ſtumm,
Ein tiefes Weh liegt in des Mädchens Angeſicht,
Im dunklen Auge ruht ein ſinnig Licht,
Ein ſüßer Zug ſpielt um der Lippe Saum,
Den Geiſtern gleich von Lied und Traum.
So kommen ſie nach einem bittern Tag zumal,
Vom Tagwerk ganz matt, in ein lieblich Thal,
Die Waldung breitete ihr Laubdach aus
Dem armen Paar als gaſtlich' Lagerhaus.
Durch Zweige grün, verſchränkt ſo hold,
Tropft Abendroth herab ſein Gold.
Am Boden lagen ſchwarze Schatten, ſtumm,
Wie Rieſenſchlangen-Knäule ringsherum
Des Abends leiſe, heilige Melodie
Ging durch den Wald wie ein Ave Marie!

In hohen Lüften wurden nach und nach
Die Stimmen auch der Nacht ganz räthſelhaft wach.
Bald Stimmen wie entfernter Liebgeſang,
Bald Stimmen wie ganz nah' ein Glockenklang,
Wie Ruf der Sehnſucht von ſo weit, ſo weit,
Wie Schmerzenston des Leids zur nächt'gen Zeit,
Wie Mutterrufe, die durch Nacht und Wind
Ertönen um ein verlornes Kind!
Dem Mädchen rinnt ein Schauer durch das Herz,
Es weiß nicht, iſt es Freude, iſt es Schmerz,
Es fügt die weißen Händchen zum Gebet,
Als eine ſchöne Frau urplötzlich vor ihm ſteht;
Ihr Auge iſt klar und ihr Odem gewürzt,
Ihr Buſen iſt weiß und ihr Gürtel geſchürzt.
Ihr Haupt iſt umſtrahlt, ihr Haar iſt bekränzt,
Ein Blattkranz, ein grüner, in der Hand ihr erglänzt.
Das Mädchen ſinket vor der Frau auf's Knie,
Es wird ihm wunderſam, weiß ſelbſt nicht wie.
Die Frau hebt ſanft des Mädchens Angeſicht,
Schaut in das Aug' ihm tief und lang und ſpricht:
„Du wunderſames Kind, nun reich' mir Deine Hand,
Ich bin die „Kunſt," die ſchon an Deiner Wiege ſtand
Die, Dir unſichtbar, Dich hat früh geweiht
Zur Kron', zum Stern', zur Blume Deiner Zeit,
Nimm hin den Kranz, mit ihm den Ruhm,
Und trage würdig ihn im Heiligthum,
Und voll und grün, wie ich Dir heut ihn gab,
Begehr' ich ihn zurück an — Deinem Grab."
Sprach's, küßte ſanft das Mädchen und verſchwand.
Das Mädchen ſpürt den Kranz in ſeiner Hand
Und ſieht ihn an ſo tief, ſo lang,
Verwundert und befangen,
Sie ſieht ihn an voll Freud' und Bang',
Voll Scheu und voll Verlangen.

Sie ſieht ihn an mit ſüßem Drang,
Es glühen ihre Wangen,
Sie faßt ihn an ſo kühn, ſo klar,
Und ſetzt ihn tief in's dunkle Haar. —
Da wird es ihr mit einem Mal
Als fühlte ſie die Erd' entfliegen,
Es ſinken nieder Wald und Thal,
Die Berge höher ſtiegen;
Es ſangen Lieder ohne Zahl,
Die Vöglein in den Wiegen,
Sie ſieht mit ihrem Augenſtrahl,
Die Zukunft vor ſich liegen,
Die Welt der Kunſt, bis Meeresſtrand,
Lag vor ihr lockend wie gelobtes Land! —
Die Herrin aller Welt die „Kunſt" nur iſt,
Weil ſie die Herrin iſt der Herzen,
Weil ſie des Buſens Tiefen mißt,
Mit Ernſtem und mit Scherzen,
Weil man an ihrer Bruſt vergißt
Die Bitterniß der Schmerzen,
Weil liebend ſie und ſelbſt geliebt
Betritt die Menſchenkreiſe,
Weil ſie den Geiſt im Denken übt,
Ein jed's nach ſeiner Weiſe,
Weil ſie dem Auge Thränen gibt,
Und jedem Herzen Speiſe,
Die Schönheit leiht dem Angeſicht,
Weil ſie dem Blinden ſchenkt ein inneres Licht! —
So zog nun auch, ein Göttergaſt,
Die Jung-Bekränzte durch das Leben,
Der Gott in ihr, er gibt nicht Raſt,
Er will ein ewig Vorwärtsſtreben,
Im Geiſt vom Genius erfaßt,
Iſt's wie in Windesweben. —

So wandelt ſie vom Geiſt getrieben fort,
Wohin die Götter ſie beriefen.
Sie klopft an Särge, wo verdorrt
Der Vorwelt Ruhmgeſtalten ſchliefen;
Sie weckt die Todten auf mit ihrem Wort,
Und ſie entſteigen lebend ihren Tiefen,
Sie ſpricht, aus ihrem Auge bricht der Strahl
Wie eine Blume blüht durch dunkle Blätter,
Durchfliegt mit ihrem Blick den Saal
Und alle Herzen fühlen Frühlingswetter;
Ihr Wort durchzuckt das Herz, ein Stahl
Geſchliffen an dem Zorn der Götter:
Sie winkt, ſie weint, ſie lächelt mildiglich,
Und jedes Herz im Buſen wendet ſich. —
Die Seelen hebt zum Höchſten ſie empor,
Auf ihres Geiſtes kunſtdurchrauſchtem Flügel,
Erſtaunte Völker neigen ihr das Ohr,
Wo ſie erſcheint mit ihrem Lebensſpiegel,
Die Kunſt, die ſie zur Göttin ſich erkor,
Verkündet ſie von Berg zu Hügel,
Ein ganzer Welttheil faſſet ſie in Kränzen ein,
Doch ſcheint ein Welttheil ihrem Geiſt zu klein.
Zu Colomb's Welt trägt jubelnd ſie ein Schiff,
Es kreiſen um die Schifferin Delphine,
Wie damals als Arion in die Saiten griff,
Zum Zitherſpiel in Meeresgrüne,
Der Zephyr führt an Brandung und an Riff
Mit Glück vorüber ſeine Paladine,
Mit ſanftem Hauch führt er das Schiff zum Strand
Und wilder Jubel nimmt ſie auf im wilden Land! —
Sie tritt mit ihrem edlen Angeſicht
Erſchrocken in die Kreiſe jener Borden,
Verſtändniß hört ſie aus den Stimmen nicht,
Ein Lärmruf iſt's von buntgemiſchten Horden,

Und wie ihr ward des Beifalls Vollgewicht,
Er iſt ihr nicht zum Labetrunk geworden,
Es ſtellt ſich Lärm und Lohn, es ſtellt der Kranz ſich ein,
Der Künſtler aber will empfunden ſein!
Es fühlt mit Herzeleid ihr Genius,
Das ſelbſt erwählte Joch ihn drücken,
Den Künſtler kann allein der Herzerguß
Der ſinnbegabten Hörerſchaft erquicken,
Den Beifall muß er wie den Liebeskuß
Im Austauſch der Empfindung pflücken,
Der höchſte Lohn in aller Künſte All
Iſt aus der andern Bruſt der Widerhall!
Unheimlich griff des innern Zwieſpalts Hand
Zerſtörend ein in ihrem Künſtler-Regenbogen,
Gefeſſelt iſt ihr Leib am Gluthenſand,
Die Seele doch iſt voraus heimgeflogen,
Dort haben Herzen Weihrauch ihr gebrannt,
Hier haben Hände Lohn ihr zugewogen,
Dort ſprach der Himmel aus dem Grün des Kranzes ihr,
Aus einem gelben Blatt ſpricht nur die Erde hier!
Die Heimat grüßt ſie wieder, krank mit mattem Blick,
Mit einem Lächeln, das nicht war von Dauer,
Zur Heimat kehrt gebrochen ſie zurück;
Die Heimatsluft, ſie ſcheint ihr lauer,
Denn Heimat-Erde ſelbſt iſt Glück
Und Heimatshimmel lächelt blauer,
Der Tod ſelbſt wird freundlicher beſcheert,
Wenn er uns bettet in die Heimat-Erd'! —
So eines Tags fühlt den Tod ſie nah'
Und nimmt den Kranz vom Haupt und legt ihn nieder:
„Du Götterfrau, die mich in meiner Armuth ſah,
In Bettlerkleid gehüllt die jungen Glieder,
Die mich unwürdig Kind zum Höchſten auserſah,
Dir bring' ich deinen Kranz nun wieder,

Und glaubſt du, daß die Lebende ſein würdig war,
Gieb' ihn zum zweiten Mal der Todten auf die Bahr'.“
Doch eh' der Hülle noch ihr Geiſt entſchwand,
Füllt leiſer Harfenklang das Zimmer,
Die ſchöne Frau am Sterbebette ſtand
Umflogen von des Himmels offenem Schimmer,
Und einen zweiten Kranz trägt ſie in ihrer Hand
Aus Silberlilien, die verblühen nimmer,
Den weißen Kranz legt ſie zum grünen dicht,
Küßt ihr ſo Aug und Stirn und ſpricht:
„Geh ein, geprüftes Herz, und zweifle nicht
Ob du vollbracht haſt hier deine Sendung!
Dir ward die Kraft, dir ward das Licht,
Dir ward der Geiſt zur ſchaffenden Verwendung,
Dir ward das Wort in ſeinem Vollgewicht,
Dir ward der Sinn für Tiefe und Vollendung,
Dir war die Tempelflamme hier beſcheert,
Die ſtets die Andern wärmt und ſich ſelbſt verzehrt.
Ja, Deine Sendung haſt Du voll erfüllt
Dein Erdenfeſt haſt Du gefeiert,
Du haſt der Gegenwart in Wort und Bild
Der Vorzeit Gottgeſchlecht erneuert,
Als Prieſterin haſt Du mit Helm und Schild
Der Dichtung Ideale uns entſchleiert,
Zum Doppelſegen ſchufſt du, was dir Gott verlieh,
Du ſchenkteſt Thränen und du trockneteſt ſie!
Doch iſt der Himmel ſeinen Eingeweihten hold,
So holt er früh ſie ab in ſeinem ſchmalen Nachen,
Wenn noch im Aug' iſt Aether und im Haar iſt Gold,
Wenn ihm die Ideale jung noch lachen,
Wenn heiß das Blut noch durch die Adern rollt,
Wenn aus Traum wir Wirklichkeit noch machen,
Wenn Herzensfreund' und Hoffnungsmuth
Noch luſtig ſchiffen auf der Jugend Fluth!

In Tagesmitte ſührt Dich fort der Tod,
Nicht lebſt Du, und biſt doch nicht geſtorben,
Im grünen Kranz, den Dir die Gottheit bot,
Iſt Dir kein zweites Blatt vergilbt, verdorben,
Unſterblichkeit, dieß Geiſtermorgenroth,
Haſt Du im vollen Lebenstag erworben,
Und der Erinnerung bleibſt Du zum Eigenthum
Als ſchöne, edle, unverſehrte Blume!

Humoriſtiſche Vorleſung.

Wie viel Frauen, wie viel Miniſter und wie viel Haſelnüſſe muß man kaufen, bis man ein paar gute darunter findet?

(Geſchrieben 1849.)

Die Frauen und die Haſelnuß-Sträuche, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ſind ſich ſehr ähnlich: zuerſt, im Anfange ſind ſie geſchmeidig, zart, ſanft und laſſen ſich biegen; aber mit der Zeit werden ſie tüchtige Haſelſtöcke, und nehmen uns als echte Haslinger unter die Fuchtel.

Das Schickſal, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, gibt dem Menſchen verſchiedene Nüſſe zu knacken! Nur ſo lang der Menſch keine Zähne hat, nur als Kind braucht er weder in einen ſauern Apfel, noch in harte Nüſſe zu beißen, aber von dem Augenblicke an, als der Menſch alle ſeine Zähne hat, iſt er ein lebenslänglicher „Nußknacker!“ und nur wenn der Menſch wieder keine Zähne hat, im hohen Alter, hört er auf, Nußknacker zu ſein, weil er ſich am Leben ſchon alle Zähne ausgebiſſen hat. Die Männer ſind die großen plumpen Wallnüſſe im Leben, man ſieht bei ihnen mehr auf die Schale als auf den Kern; die Frauenzimmer lieben ſie, wenn ſie friſch und weich ſind und am liebſten haben ſie ſie, wenn ſie ſich recht leicht — ſchälen laſſen! Ja, viele behandeln die Männer ganz wie die Wallnüſſe, ſie legen gerne die jungen ein mit Zucker und Süßigkeit!

Die Frauenzimmer aber ſind die „Haſelnüſſe", ſie wachſen nicht auf einem Baume, weil ſie wiſſen, daß nur wenig Männer Baumkraxler ſind, ſie wachſen auf Sträuchen, und will man die Haſelnüſſe pflücken, ſo braucht man nur auf den Strauch zu ſchlagen!

Miniſter ſind oft auch nichts als „Nußknacker"· ſie knacken, ſie knacken, aber die Nuß iſt zu hart!

Was iſt eigentlich ein „Miniſterrath"?

Eine Verſammlung von verſchiedenen Nußknackern, bei welcher jeder eine Menge harte Nüſſe in ſeinem Portefeuille mitbringt. Nun fühlt jeder Miniſter dem andern auf den Zahn; denn jeder möchte ſeine Nuß vom Herrn Kollegen aufknacken laſſen.

Der Kriegs-Nußknacker ſagt: an meiner harten Nuß ſoll ſich der Finanz-Nußknacker den Zahn ausbeißen. Der Nußknacker des öffentlichen Unterrichts ſoll für den Nußknacker der Arbeit knacken, da entdeckt der Letztere, daß der Nußknacker des Unterrichts keine Weisheitszähne hat. Der Nußknacker des Innern denkt ſich im Innern: ich laß die harte Nuß noch lang im Stroh liegen, der Zahn der Zeit wird dieſe Nuß ſchon knacken. Der Nußknacker des Auswärtigen denkt ſich, da wir einige Zahnlücken haben, die mir nicht geſtatten, dieſe harte Nuß zu knacken, ſo werden wir uns künſtliche, fremde, gute Zähne einſetzen, um die Nuß zu knacken.

Es gibt auch Nußknacker, welche die Nuß gar nicht knacken ſollen, ſondern blos Ehren-Nußknacker ſind, das ſind die Nußknacker ohne Portefeuille.

In jedem Menſchen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ſtecken viele Menſchen und noch mehr Unmenſchen, ein jeder Menſch iſt ein Futteral von verſchiedenen Leuten! In jedem Menſchen ſteckt erſtens ein Bau- und Maurermeiſter; wenn irgendwo ein Haus, ein Schloß u. ſ. w. gebaut wird, bleibt alle Augenblicke ein Vorübergehender ſtehen, der mit bauen hilft, der dem Andern zeigt, was gebaut wird, warum gebaut wird und wie es gebaut wird!

Jetzt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt übrigens ſchwer bauen! auf die Erde kann man nicht bauen, denn wie man gräbt, kommt man bis auf den Hals in Waſſer; auf den Himmel kann man auch nicht bauen, denn wenn es wahr iſt, daß Kinder und die Armen allein in den Himmel kommen, ſo wird es im Himmel vor Proletariern gar nicht auszuhalten ſein.

Ein ſehr ſchlechter Bauplatz, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt der Menſch überhaupt; wo ein Menſch auf den andern baut, iſt das Gebäude noch ſtets eingeſtürzt, denn bei dem Menſchen iſt Grund und Boden verdorben.

Ein noch ſchlechterer Bauplatz iſt das Verſprechen eines Großen der Erde; wer auf ſo ein Verſprechen bauen will, ſoll ſich nur gleich ſelbſt zu dem Grundſtein in die Erde legen!

Aus Allem in der Welt läßt ſich was machen, aus Stroh laſſen ſich Hüte machen, aus Erdäpfel Brod, aus Knochen Mehl, aus Lumpen Papier und Millionäre, ja ſogar aus einem freiſinnigen Menſchen läßt ſich' was machen, nämlich ein Arreſtant, nur aus dem Verſprechen eines Großen läßt ſich gar nichts machen, oder höchſtens ein ſchlechtes Journal, weil das auch nicht — gehalten wird! Der allerſchlechteſte Bauplatz aber, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt ein „Frauenzimmer-Herz!" Das iſt natürlich, auf einen Ort, wo beſtändig Erdbeben iſt, ſoll man nicht bauen! In ſo einem Frauenherzen iſt beſtändig Erdbeben, ſo ein Frauenherz zittert beſtändig. Zittert es nicht für ſich, zittert es für einen Andern; bald zittert es aus Kälte, bald zittert es aus Hitze; bald zittert's, weil ihm die Decke zu leicht iſt, bald zittert's, weil es zu ſtark zugedeckt worden iſt; bald zittert's aus Furcht, bald aus Hoffnung; bald zittert's für ſeine Unſchuld, bald zittert's für ſeine Schuld; bald zittert's für einen, bald zittert's paarweiſe, für zwei, drei. Schon das erſte Weib Eva hat gezittert, ſie hat auf den Apfel ſo lange gezittert, bis ſie ihn gekriegt hat! Als unſer Herr Gott Adam erſchuf, verbot er ihm von dem Baume zu eſſen, allein um deſto ſicherer zu ſein, gab er Adam im Schlaf eine Frau, in der Hoffnung, daß ihm dann aller Appetit vergehen wird!

Woher kömmt es, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß die Frauen beſſer und länger ſchlafen als die Männer? Weil die Männer noch immer daran denken, welches Malheur dem erſten Mann im Schlaf paſſirt iſt!

Eva, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, war die erſte demokratiſche Frau der Welt, ſie hat gleich mit der Schlange einen demokratiſchen Klub gebildet, in welchem beſchloſſen wurde, auf Gott nichts zu geben, ſich Alles zu erlauben, was bis jetzt verboten war, den Reichsapfel herunterzureißen und zu verſchlingen, dann iſt ſie gleich zu Adam gekommen mit einer Sturmpetition, er ſoll auch in den ſauern Apfel beißen!

Natürlich wurde ſo endlich die Langmuth des Himmels erſchöpft! Er verſetzte das Paradies in Belagerungszuſtand, ſtellte einen regulären Engel mit dem bloßen Schwert als Wache, und erließ eine Proklamation an die Bewohner des Paradieſes, in welcher er nicht nur die Schuldigen Eva und die Schlange verurtheilte, ſondern auch der gutgeſinnte Adam mußte ſolidariſch die Unkoſten bezahlen: zugleich wurde der Boden des Paradieſes verflucht, Adam und Eva ausgewieſen und die Zeitungen ſagten dann: „Die Ruhe herrſcht im Paradies!“ Ruhe! Ruhe. Waffenſtillſtand! Friede! Ordnung! Was iſt Ruhe? Wo kann der Menſch endlich ausruhen? An zwei Orten: als Todter im Grab und als Beamter im Bureau! Man ſollte an jede Bureauthür einen Grabſtein ſetzen: „Hier ruht in Gott der Vortreffliche ſo und ſo, hier iſt bloß ſeine ſterbliche Hülle, ſeine arme Seele iſt anderwärts!“

In der Ehe herrſcht entweder Krieg oder bewaffneter Friede. In der Ehe iſt der Mann Finanz-Miniſter, die Frau Kriegs-Miniſter, ſie führt das Pantoffel-Regiment, und der Hausfreund iſt Miniſter des geheimen Kabinets! Mit dieſem Kabinets-Miniſter nimmt die Frau oft einen Miniſter-Wechſel vor, das ſind lauter Sola-Wechſel, ſie werden alle von der Frau auf ſich gezogen!

Wiſſen Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, in wiefern oft Miniſter und Pantoffel ſich gleichen?

Bei Miniſter und Pantoffel macht man oft die Erfahrung, daß die Abgetretenen die beſten waren! Es gibt verantwortliche Miniſter, von denen es heißt, daß ſie der Volkskammer verantwortlich ſind! es gibt aber auch Pantoffeln, von denen es heißt, daß ſie der Hauskammer, dem Mann verantwortlich ſind! Allein wie verantworten ſich dieſe meiſt? Wenn ein Pantoffel über ſein Regiment interpellirt wird, redet er einen

Stiefel zuſammen, daß die Kammer am Ende ſelbſt nicht weiß, wo ſie der Schuh drückt!

Sehr oft ſind die Kammer-Mitglieder blos Kammerdiener und Anmelder, ſie melden dem Volke an: „die Verbeſſerungen ſtehen vor der Thür,“ aber die Regierungen ſind ſehr überhäuft von Geſchäften und ſie laſſen die Verbeſſerungen ſo lange vor der Kammer-Thür ſtehen, bis die Verbeſſerungen keine Thürſteher mehr ſein wollen, und ſagen: Wir werden ein andermal kommen!

Warum, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, tragen die Kammerherren den Schlüſſel auf dem Rücken?

Weil Viele von ihnen nur zu jener Zeit den Schlüſſel haben, die hinter ihnen liegt; das iſt ein goldener Schlüſſel an einem goldenen Knopf zu einer eiſernen Zeit mit einem eiſernen Zopf!

Die Regierungen haben zwei Kammern für ſich: die Schatzkammer und die Pulverkammer, und das Volk hat auch zwei Kammern, die Schlafkammer und die Camera obscura, in welcher man alles verkehrt ſieht. Die Deutſchen haben von jeher die Freiheit nur durch zwei Mittel erobern wollen: durch Fauſtrecht und durch Philoſophie, darum ſchwankt bei ihnen jede Unternehmung zwiſchen Unſterblichkeit und Galgen. Der Deutſche iſt ein Phlegmatiker bei Allem was möglich iſt und ein Fanatiker bei Allem was unmöglich iſt! Deutſchland hat nicht nur ſeine

Komödien aus dem Franzöſiſchen überſetzt, ſondern auch die Revolutions- und die Republik-*Tragödien*! Aber auch hier hat ſich beſtätigt, daß die deutſchen Komödianten niemals ſo ſchlecht als in franzöſiſchen Stücken ſpielen! Der Franzoſe *weiß*, daß er Komödie ſpielt; er hat mit dem Königthum Komödie geſpielt, mit dem Kaiſerthum, mit der Conſtitution, mit der Reſtauration, mit der Republik, er ſpielt ſeine Komödie für *Alle*, für die *Loge*, für *Parterre* u. ſ. w. Der Deutſche ſpielt bloß für die *Gallerie*, darum übertreibt und ſchreit er ſo! Der deutſche Redner in den Kammern weiß, daß das Gallerie-Publikum deſto mehr applaudirt, je mehr gebrüllt wird, und wenn er es ſo weit bringt, daß man ihn gar nicht verſteht, dann iſt der Applaus unermeßlich!

Es iſt ein großes Unglück, daß im Jahre 1848 die Fürſten die Wahrheit für eine Komödie und das Volk die Komödie für eine Wahrheit hielt! Aber das Volk hat damals das Volksſtück: „*Freiheit*“, nur aus *Zeitungen* und aus der „*Leſeprobe*“ gekannt, und da haben ſie weder den Geiſt des Stückes noch ſeine wahre Tendenz erkannt. Die Demokraten waren bloß die Couliſſenreißer der Freiheit, ſie haben auf den Souffleur geſpielt, und ihr Souffleur war ein rother Dämon, der ihnen ſeinen Athem einblies. Die Regierungen aber haben ihre Rolle beſſer geſpielt, weil ſie erſt viel „*General-Proben*“ gehabt, bis ſie ihre „Stücke“ aufführten. Bei allen dieſen dramatiſchen

Vorſtellungen waren die ruhigen Zuſchauer am meiſten zu bedauern; ſie haben die Komödie nicht beſtellt, nicht verlangt, ſie machte ihnen kein Vergnügen, und doch mußten ſie nicht nur die Theaterkoſten bezahlen, ſondern ſie mußten auch bei jenen Stellen applaudiren, die ihnen zuwider waren! Aber welchen demoraliſirenden Einfluß hatte die Komödie der Ultra-Liberalen, der Wühler- und Umſturz-Komödie nicht auf das große Publikum?! Das Auflöſen aller Bande, das Entwurzeln jeder Pflanzung, das Zertreten jeder Blume, die Entartung alles Heiligen, das Beflecken jeder Reinheit, die Verläumdung jeder Größe, das Ausjäten jedes Glaubens, das Abwerfen jeder Pflicht, die Betäubung jedes Ernſtes, die Verhöhnung jeder Tugend und die Zerfaſerung jedes Bandes, welches den Menſchen an den Menſchen, den Mann an das Weib, das Kind an die Familie, das Volk an ſeinen angeſtammten Herrſcher, den Armen an ſeine Wohlthäter, die Erde an den Himmel, den Lebenden an Gott und den Sterbenden an Jenſeits knüpften! Alle dieſe Bande wurden zerhaut und der Menſch zu einem Thier erniedrigt, in welchem der Gedanke zum Egoismus wurde, der Wille zum Bewußtſein, der Inſtinkt zur Religion, die Begeiſterung zum Wahnwitz, das Wort zu Gift, die That zu Eiter und der göttliche Funke Freiheit zum Fackelträger von Anarchie und Terrorismus!

Sehen Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, diejenige Umſturzpartei, die das nicht vorausgeſehen und uns in dieſen Zuſtand gebracht hat, wird nicht nur vom Kriegsgerichte verurtheilt, ſondern ſie iſt vom Himmel zum Schaffot beſtimmt, weil ihr die Vorſehung ſchon die Augen verbunden hat!

Und ſo ſtehen wir verduzt zwiſchen den Ultra-Liberalen und Ultra-Conſervativen!

Dieſe Ultra-Conſervativen wollen alle wieder ſich in den vormärzlichen Zuſtand hineintauchen, und wenn man ihnen ſagt: Es geht nicht, ſo fragen ſie: Warum iſt's früher gegangen? Das mahnt an folgende Anekdote: Ein Ungar machte eine Flaſche Champagner auf und da ſchäumte es über, die Mouſſade bedeckte Tiſch und Teller. Der Ungar bemühte ſich, dieß wieder in die Flaſche zurück zu bringen, und als man ihm ſagte: das geht nicht, ſagte er: „Warum nicht, war ja früher auch drinn?!" Beide Parteien gehen in's Extreme, die Ultra-Liberalen wollen keine Blondine lieben, die ſchwarze Augen hat, weil ſie ſchwarzgelb iſt, und die Ultra-Conſervativen verſetzen einen Stieglitz in Anklageſtand, weil er eine rothe Kappe trägt! Wir ſind jetzt in einem Zuſtande, in dem man von den Menſchen ſagen kann: die Geſcheiteſten ſind die, welche im Narrenhaus ſitzen, die Reichſten ſind die, welche im Armenhaus ſitzen und am Freieſten ſind die, welche im Polizeihaus ſitzen.

◆

Der heidniſche Prophet Bileam und ſein Eſel,

oder:

Wer von beiden iſt geſcheidter, der den Geiſt nicht hat kommen ſehen, oder der Eſel, der ihn ſogleich geſehen hat?

(1852.)

Kein Weſen auf dieſer Erde, meine f. H. u. H., iſt mit ſolchem Unrecht verläumdet worden als der Eſel, nicht einmal die egyptiſche Finſterniß, die, wenn ſie jetzt lebte, doch ganz gut als Gas-Laterne angeſtellt werden könnte.

Es hat ſich einmal das Vorurtheil bei den Menſchen eingewurzelt: „Die Eſel ſind dumm!“ Woher weiß man das? Hat ſchon Jemand vernünftig mit ihnen geſprochen? Hat der Staat ſchon verſucht, ſie in die Schule zu ſchicken? Man hat zwar in jeder Schule eine „Eſelsbank“, aber darauf ſitzen keine wirklichen Eſel, ſondern blos die ſogenannten Eſel durch die Bank!

Das Sprichwort ſagt: „Der Eſel geht nur einmal auf das Eis.“ Iſt das dumm? Wir kennen Weſen, denen der Himmel die edelſten Güter des Daſterns verliehen: Vernunft, Sprache und Konſtabler und die geh'n doch mehrmals auf's Eis!

Auch ſagt man: „Wenn dem Eſel wohl iſt tanzt er auf dem Eis.“ Iſt das dumm? Der Eſel tanzt wenn ihm wohl iſt. War allen Menſchen in dieſem Winter wohl? Nein! Aber getanzt haben ſie doch!

„Den Sack ſchlägt man, und den Eſel meint man!“ Setzt das nicht bei dem Eſel einen Vernunftſchluß, ein Stück deutſche Philoſophie voraus? Ich kann mich ordentlich in den Eſel hineindenken. Er denkt ſo: „meinen Sack ſchlägt man; aber ich und mein Sack ſind identiſch, ſchlägt man meinen Sack, bin ich geſchlagen, folglich meint man mich.“ Iſt das nicht ein Vernunftſchluß? In dem Sack aber, auf welchen jetzt geſchlagen wird, ſtecken Moſes und die Propheten, folglich könnte man auch ſagen: „Den Sack ſchlägt man und die Propheten meint man!“

Es iſt vielleicht nicht ganz blos Zufall, daß das Wort „Sack“ und das Wort „Kameel“, welches die meiſten Säcke trägt, in faſt allen Sprachen gleich lautet, denn der Sack macht ſich in allen Sprachen verſtändlich und ein Kameel bleibt in allen Sprachen ein **Kameel**!

Um jetzt ruhig zu leben, m. f. H. und H., muß man entweder ein Prophet oder ein Eſel ſein, d. h. entweder man muß die Zukunft wiſſen, oder das Wiſſen der Zukunft überlaſſen.

Unter allen Völkern hat das deutſche die wenigſten Propheten, denn was heißt ein Prophet? Jemand, der in die Zukunft ſieht; der Deutſche hat aber keine Zukunft, alſo wohin ſoll der Prophet ſehen? So ein deutſcher Prophet, der mit der Idee auf die höchſte Berg-Spitze der Vergangenheit ſteigt, um in die ferne Zukunft zu ſehen, iſt gerade wie ein Wiener, der den Schneeberg beſteigt.

Was er Alles zu ſehen glaubt! „Dort rechts über dem Adlitzgraben der lichtblaue Streif, d. i. die beſſere Zukunft, — dann dort in der Gegend von der Rochuskapelle das Weiße dort, d. i. der „ewige Friede“, dann wieder dort unten der dunkle Punkt, der ausſieht wie ein langer Strich, d. i. der Rothſtift; dann dort rechts, hinten, ſchief, ſeitwärts, dort bricht grad der Tag von Gold und Silber an, vor der Hand ſieht man nur erſt den Schein; dort wo es ſo dämmert, dort zwiſchen Böhmiſchbrod und Moskau, ſo eine Art gar nichts, d. i. Preußen wie es grad in Deutſchland aufgeht.“ —

Gerade wie der Prophet auf dem Berg das Alles ſieht, kömmt von rückwärts ein Wind, den der Mann von vorne nicht geſehen hat, wirft den Propheten auf die Naſe, und er klettert vorſichtig von allen ſeinen Ausſichten herunter und legt ſich zur Erholung ſchlafen. Bei Allen, die auf Eſeln reiten, von Bileam bis Mahomed, machen ſich die Eſel den Spaß und verſtecken ihnen indeſſen die ganze Zukunft; wenn die Propheten erwachen, ſehen ſie, daß ſie die Zukunft verſchlafen haben!

Vier Dinge, m. f. H. u. H., wachſen im Schlaf: Blumen, Kinder, Zinſen und Prozeſſe. Wenn z. B. ein eingeſchlafener Proceß wieder erwacht, iſt er zwei Mal ſo groß als er geweſen wie er ſich niedergelegt hat Das wiſſen die Doctoren der Rechte, dieſe Kindsweiber der Gerechtigkeit, und wiegen die Kinder ſo lang, bis ſie einſchlafen und ſingen dabei: „Schlaf, mein Kind, ſchlaf, wenn Du erwachſt, kriegſt einen friſchen Brei!“

Die Gerechtigkeit, m. f. H. u. H., iſt auch eine moderne Mutter, ſie ſtillt ihre Kinder nicht ſelbſt, ſondern durch Ammen, d. h. durch Advokaten; die Advokaten ſind ganz wie die Ammen, wenn ſie von Jemand ſo ein Proceßkind an die Bruſt nehmen, ſo kann man ihnen nicht genug viel und gute Nahrung geben und dabei ſagen ſie immer: „Sie thun's ja nur ihrem Kind!“ Nach einiger Zeit iſt die Amme dick und fett und das Kind wird zaunmager!

Früher, m. f. H. u. H., war die Gerechtigkeit heimlich blind und man führte ſie öffentlich bei der Naſe herum, jetzt iſt ſie mündlich und öffentlich blind und man führt ſie heimlich bei der Naſe herum.

Die Advokaten, m. f. H. u. H., ſind ganz wie die Lokomotiv-Führer; anfangen thun ſie mit einem Pfiff, dann ſtoßen ſie in's Horn, dann fangen ſie gegenſeitig an Kohlen auf's Haupt zu ſammeln, dann ſchüren ſie nach, dann halten ſie auf den Erſtreckungsplätzen an und nehmen was ein, und am

Ende heißt der der Geſchickteſte, der am Beſten — Bremſen kann!

Wir haben lauter Doctoren der Rechte, denn die Linken brauchen keinen Doctor mehr! Der Prozeß iſt fertig!

Bei gar nichts hat ſich die Nemeſis ſo bewährt als bei den Rechten und Linken. Eine Hand wäſcht die andere. Einſt hat die Linke die Rechte zu ſtark gewaſchen, jetzt wäſcht die Rechte die Linke zu ſtark, wir kommen aus der Wäſche gar nicht heraus!

Der Menſch, m. f. H. u. H., hat eine angeborne Neigung zur Linken. Das ungezogene Kind greift nach dem ſpitzigen Meſſer und Gabel mit der Linken; natürlich aus dem angebornen Trieb des Widerſpieles, da die Mutter es blos auf der Rechten trägt und es blos an die Rechte gewöhnt.

Wenn die Mutter vernünftig wäre und das Kind abwechſelnd, nach Zeit und Ort, bald auf der Rechten, bald auf der Linken trüge, würde das Kind, wenn es älter wird, gleich vernünftigen und mäßigen Gebrauch von der Rechten wie von der Linken zu machen wiſſen.

Die Rechte ſoll nicht wiſſen, was die Linke thut, aber leider weiß die Rechte nur was die Linke thut und die Linke weiß nur was die Rechte thut, aber keine weiß, was ſie ſelber thut.

Kein Menſch, m. f. H., iſt einſeitiger als eben jeder Menſch! Jedes Ding hat zwei Seiten, der Menſch aber iſt ein Unding! Die Schöpfung hat in ihm ſelbſt die Form der beſten Conſtitution aufgeſtellt: eine „Rechte" und eine „Linke" und ein Centrum, eine richtige Mitte: „das Herz" und im Herzen ſelbſt zwei Kammern, und in dieſen Kammern iſt die Liebe Alterspräſident, Gefühl und Empfindung ſind die Schriftführer, das Wohlwollen ſitzt am Protokoll und wenn Zorn und Haß wilde Anträge ſtellen, ſo ruft die Verſöhnung zur Tagesordnung, und da der ewige Gott mehr Stimmen für's Gute als für das Böſe in's menſchliche Herz gepflanzt hat, ſo geht der Antrag der Verſöhnung mit Stimmenmehrheit durch.

Ja, m. f. H. u. H., in der Bruſt auch des böſeſten Menſchen ſpricht eine Stimme für das wahrhaft Gute, aber er läßt ſie leider nicht zu Worte kommen!

Der Menſch muß das Herz in die Hand nehmen, bald wie eine Fackel, um damit ſicher neben dem Abgrund zu ſchreiten; bald als einen Pilgerſtab, um mit ihm an jeder frommen Stelle Eingang zu finden; bald als einen Schlüſſel, um damit die Thüren zu Milde und Mitleid aufzuſchließen; bald als ein Taſchentuch, um damit die Thräne des Elends zu trocknen und bald als eine Aeolsharfe, damit es ſelbſt gegen die Stürme des Lebens geſtellt doch noch beſchwichtigende und ſanfte Töne ausklinge.

O, folgt der Stimme des Herzens, das glückliche Herz ſpritzt alle Adern des Lebens aus mit roſenrothem Schein und beſpritzt das Feuer mit Liebe und den Donner mit Wohlwollen und den Schmerz mit Troſt und den Orkan mit Sanftmuth, und das unglückliche Herz liegt in ſeiner dunkeln Bruſt wie in einer Kapelle und bevölkert ſeine Einſamkeit mit Gebeten, und das gebrochene Herz zeigt dem Auge das Jenſeits viel näher wie gebrochene Strahlen das jenſeitige Ufer dem Auge näher abſpiegeln.

Aber leider, m. f. H. u. H., wird das Herz nicht immer als Centrum betrachtet, die Linke betrachtet die ſchreiende Lunge als ihr Centrum und die Rechte den Alles verſchlingenden Bauch, und um zu wiſſen, daß am Ende die Bauchredner ſiegen, dazu braucht man kein Prophet, ſondern blos kein Eſel zu ſein!

Drei Stimmen ſingen im Leben ein Terzett, die Bauchſtimme, die Bruſtſtimme und die Kopfſtimme, aber die Bruſtſtimme redet ſich vergebens die Bruſt heraus, die Kopfſtimme ſtellt ſich vergebens auf den Kopf, die Bauchſtimme dringt durch! Die Bauchſtimme, d. i. die Stimme der jetzigen Propheten!

Ueberhaupt glaube ich, daß nicht nur viele Propheten, wahre und falſche, ſondern viele große Männer vom Uranfang der Welt an nichts als Deutſche waren. Ja, ich behaupte, die Deutſchen ſind ſchon vor Erſchaffung der Welt dageweſen, denn wo wäre ſonſt das „Chaos“ hergekommen? Ja, ich bin überzeugt, der erſte Menſch war ein Deutſcher! Welcher Andere als ein Deutſcher ſchläft im Paradies gleich ein? Von welchem als von einem Deutſchen ſagt man mit Recht: „es iſt nicht gut, daß er allein ſei!“ Denn wenn ein

Deutſcher allein iſt, ſieht er gleich Geſpenſter! Welcher Andere wie ein Deutſcher läßt ſich ſo in die Rippen hineinſchneiden? Welcher Andere wie ein Deutſcher verſteckt ſich ſelbſt, wenn der Himmel fragt: wo ſteckſt Du? Welcher Andere wie ein Deutſcher ſchiebt, wenn er angeklagt wird, die Schuld ſogleich auf ſein Weib? Welcher Andere wie ein Deutſcher beißt ſo geſchwind in den ſauern Apfel?

Aber nicht nur Adam war ein Deutſcher, auch Vater Nooh war einer, in ſeiner Arche hat er Kammern gehabt, aber es iſt gleich geſagt worden: „bei Beiden ſoll er Pech haben" und nachdem die Kammern aufgelöſt worden ſind, hat er ſich gleich einen Haarbeutel getrunken. König Pharao war gewiß auch ein Deutſcher, zehn Plagen müſſen erſt über ihn kommen, bis er die Juden gehen ließ!

Die Patrioten des unſeligen, unheilvollen 48ger Jahres, m. f. H. u. H., waren dreierlei Patrioten, Patrioten der Ruhe, Patrioten der Ordnung und Patrioten der Sicherheit. Die Patrioten der Ruhe legten ſich in's Bett, d. i. eine große Beruhigung! Die Patrioten der Ordnung, die verſteckten ſich auf dem Boden, d. i. in der Ordnung, und die Patrioten der Sicherheit, die liefen davon, d. i. das Sicherſte!

Jetzt wollen alle dieſe Patrioten Entſchädigung und Auszeichnung!

Die Patrioten der bettlägerigen Ruhe wollen Entſchädigung für das Bettgewand, das ſie zerriſſen, und

Auszeichnung dafür, daß ſie immer im Bett ſo ſchön auf der rechten Seite gelegen ſind; die Patrioten der verſteckten Ordnung auf dem Boden wollen Entſchädigung, daß ſie indeſſen umſonſt ihr Quartier bezahlt haben, und Auszeichnung dafür, daß ſie ſich ſo lang auf dem geſetzlichen Boden aufhielten, und die Patrioten der davon laufenden Sicherheit wollen Entſchädigung für die Schuhe, die ſie im Laufen verloren haben, und eine Auszeichnung, daß ſie die gute Geſinnung bis in die tiefſten Berge fortgepflanzt haben.

Wir wiſſen gar nicht, m. f. H. u. H., wer uns, und Wien, und das Land und Alles gerettet hat. Gut Unterrichtete meinen zwar, die tapfern Armeen, die glorreichen Waffen, ein ſtarkes Miniſterium und eine weiſe Regierung haben Wien gerettet, aber alle Augenblick kommt ein neuer Retter um den Andern. Wien hat 400,000 Einwohner und 500,000 Retter! Man kennt die Anekdote von der Katze, die 3 Pfund Fleiſch genaſcht haben ſollte, die Frau wog die Katze, ſie hatte grade drei Pfund und ſie fragte: „da iſt das Fleiſch, wo iſt die Katze?“ Da ſind die 400,000 Retter, wo ſind die Geretteten ? Wo iſt die Katz?

Ich weiß aber was für Köpfe viele ſogenannte Gutgeſinnte gerettet haben: die Köpfe auf den Zwanzigern, Thalern und Dukaten! O, die haben ſie gerettet, daß kein rauhes Lüftchen ihnen was thun könnte!

Warum, m. f. H. u. H., hält ſich das Gold und Silber ſo gerne an die Banquiers? Weil es da am erſten auf ein ehrlich Begräbniß rechnen kann. Bei dieſem Begräbniß ſind die Banquiers die Todtengräber und die Finanzen machen die — Partezettel!

Dieſe Wiener, m. ſ. H. u. H., die bei dem plötzlichen Einfall des geſetzlichen Baues den Einfall hatten, plötzlich davon zu laufen und jetzt bei dem neuen Bau dafür Dank zu verlangen, haben ihre Liebe zu den Wiener Vorſtädten plötzlich geändert! Beim Einfall des alten Baues logirten ſie auf dem „Rennweg“ und auf der „Landſtraße“, und jetzt ſuchen ſie Quartier am „Neubau“ oder wenigſtens“ am „Platzel!“ —

Kein Prophet im Vaterland! Warum?

Das iſt ganz natürlich! Was ſagt der Prophet? „Man ſoll die Schwerter umſchleifen zu Sicheln.“ Ja, ſagt das Vaterland zum Propheten, was ſagſt Du das mir? Geh zu meinem Nachbarland, wenn das demobil gemacht, mache ich auch demobil! — Die Propheten ſagen ferner, man ſoll zurückkehren zum alten Bund! — Gut, ſagt das Vaterland, Du Prophet, mir brauchſt Du das nicht zu ſagen, ſag' das den Nachbarſtaaten.

Es gibt dreierlei Propheten, die Einen prophezeihen aus der Hand, die Andern aus dem Kaffee, die Dritten aus der Karte. Die Zeitungsſchreiber ſind meiſt Propheten aus der Hand, man muß oft erſt ein Stück Geld hineinlegen, bevor ſie weiſſagen; die deutſchen Philoſophen ſind Propheten aus dem Kaffee, ſie weiſſagen aus dem Grundſatz, und die Diplomaten weiſſagen aus den Karten, ſie legen Karten, d. h. Land-

Karten, bald aus dem deutſchen Spiel, bald aus einem franzöſiſchen Spiel. Der Eine miſcht die Karten, der Andere hebt ſie ab, der Dritte legt ſie, nur der, für den die Karten eigentlich gelegt werden, der hat nichts drein zu reden! Alle dieſe Propheten ſterben nie aus, und wenn ſie auch ſterben, ſo ſtehen ſie bald wieder auf!

Der Menſch, m. f. H. u. H., iſt wie Gold und Silber aus der Erde gekommen und kehrt in die Erde zurück! Aber kein Prophet weiß, wann ihre Auferſtehung ſein wird!

Es iſt gut, m. f. H. u. H., daß der Menſch nicht weiß, wann ſeine Auferſtehung iſt; denn dadurch ſpricht er wenigſtens von den Todten Gutes; wenn ein Prophet jetzt den Menſchen ſagte: „in 14 Tagen iſt die Auferſtehung!“ würde er nicht einmal von den Todten etwas Gutes ſagen, da er doch bald wieder mit ihnen leben müßte!

Der Menſch beginnt das Leben mit einem Schrei und endet es mit einem Seufzer. Es iſt mit dem Eintritt in's Leben, wie wenn der Menſch in eine Geſellſchaft eintritt, zuerſt macht er ein Generalkompliment an die ganze Geſellſchaft, dann macht er nach und nach Separat-Komplimente; ſo iſt's mit dem Menſchen: wenn er in's Leben eintritt, ſtößt er einen General-Schrei aus für Alles im Leben, dann nach und nach ſtößt er immer einen Separat-Schrei aus für das Einzelne. Das Leben, m. f. H. u. H., iſt nicht ein Schlaf und nicht ein Wachen, ſondern als immerwährendes Erwachen! Zuerſt erwacht man aus dem Traum der

Kindheit, dann aus dem Traum der Jugend, dann aus dem Traum der Liebe, dann aus dem Traum der Hoffnung, dann aus dem Traum des Glückes, dann aus dem Traum der Freiheit, dann am Ende erwacht man aus dem ganzen Traume des Daſeins, und der Tod iſt der Traumdeuter und deutet hinüber und ſagt: „Dort iſt die Auslegung!“

Die Propheten, m. f. H. u. H., ſterben auch, aber ſie ſterben auf eigene Fauſt, ohne ärztlichen Conſens. Ein gewöhnlicher Menſch hingegen getraut ſich gar nicht, die Reiſe dort hinüber anzutreten, ohne Paß und Geleitſchein vom Doctor, daß er ein ehrlicher Patient war, der wie ein guter Bürger an 24 Flaſchen Dekokt geſtorben und begraben worden iſt.

Nach dem Tode wird jeder Menſch ein Prophet, nach dem Tode iſt jeder Menſch ein Reiner, der Tod iſt der einzige Fleckausputzer der Menſchheit, der mit einem Bischen Erde alle Flecken herausbringt! Ein jeder Menſch, m. f. H. u. H., der geſtern noch allgemein Unrecht hatte, kann morgen allgemein Recht haben, wenn er nur die Güte hat heute zu ſterben. Jeder, auch der geringſte Menſch und das geringſte Talent, würde eine leichtere Carriere machen, wenn er geſtorben auf die Welt käme!

Wenn ich, m. f. H. u. H., vor 20 Jahren geſtorben wäre, könnte ich heute von meinem Bischen Tode prächtig leben, ſelbſt als ein Deutſchtodter!

Auf was ich mich ſehr freue, m. f. H. u. H., iſt auf die allgemeine Auferſtehung! Das wird einen humoriſtiſchen Aufſatz geben, wenn der Genius der Auferſtehung in die Poſaune ſtoßen wird. Zuerſt wird er rufen: „Messieurs les Français! levez vous!“ — Avec plaisir! — Dann wird er rufen: „You Mylords and Gentlemen! rise up!“ Und die Engländer werden ſich langſam ſtellen und ſagen: „Yes, Mylord!“ — Dann wird er rufen: „Magyar ember! kell fell!“ Und die Ungarn werden ſagen: „Nem bánom, Istem uram!“ — Dann wird er zu den Juden ſagen: „Die Börſ' iſt offen!“ Da werden ſie gleich Alle aufſtehen und ſchreien: „ſteigen wir?“ — Dann wird ſich die Auferſtehung rund um ſehen und zu den Deutſchen ſagen: „Deutſche, ſteht auf!“ Da wird unter den lieben verſtorbenen Deutſchen eine große Confuſion herrſchen; der Reuß-Greizer wird den Reuß-Schleizer ſtupfen und der Lippe-Detmolder den Hohenzollern-Hechinger und fragen: „Meint er mich?“ und die Treubündler werden ſagen, wenn wir nur eine Minute ſpäter aufſtehen ſollten als die Oeſterreicher, bleiben wir lieber ganz liegen!

Aber, m. f. H. u. H., ich bemerke, daß ſie auch ſchon gerne aufſtehen möchten — ich ſehe den Geiſt der Ungeduld bei Ihnen erſcheinen, dieſer Geiſt führt zwar nicht wie Bileams Geiſt ein bloßes Schwert in der Hand, aber ein bloßes Meſſer und Gabel. Aus dem Umſtand aber, ob Sie glauben, daß ich dieſen Geiſt zu früh oder zu ſpät geſehen habe, können Sie auch gleich wiſſen, ob ich der Prophet oder der Andere bin. —

Inhalt.

Seite

Echo, Schatten, Spiegel, Affe und Schriftſteller . . . 1
Der Zugvogel . . . 19
Die Geliebte und der Apotheker . . . 34
Fidibuſſe eines gefangenen Humoriſten . . . 59
Ein Eduard und zwei Kunigunden . . . 93
Ich und das Whiſtſpiel . . . 110
Die Familie Hupfauf . . . 115
Ich als Geheimſchreiber . . . 137
Dummer Brief an die „wilde Roſe“ . . . 151
Libation — der wilden Roſe . . . 161
Der Menſch zwiſchen zwei Kalendern . . . 170
Wenzel Scholz . . . 176
Actien-König . . . 183
Allgemeines Gruß- und Complimentir-Büchlein . . . 188
Die ſanfte Gattin und der gute Wirth . . . 192
Der weibliche Vereins-Projecten-Verein . . . 196
Kurioſe Menagerie . . . 202
Der Leichenmaler . . . 207
Ein Weihnachtsbaum . . . 213
Wiegen-Album . . . 216
An Ludwig Löwe . . . 221
Ein gelbes Blatt in einem grünen Kranz . . . 226
Humoriſtiſche Vorleſung . . . 233
Der heidniſche Prophet Bileam und ſein Eſel . . . 243

K. k. Hofbuchdruckerei Friedrich Irrgang, Brünn.

Im Verlage von [illegible] in [illegible] sind erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

5000 Exemplare abgesetzt. 2. Auflage.

Methode Charles Roll

mit einer Einleitung des Prof. Dr. [illegible]

Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht

für das Studium der französischen Sprache, begründet auf die classische und moderne Literatur.

Roll's brieflicher Sprach- und Sprechunterricht, welcher zugleich Grammatik, Wörterbuch, Conversationshandbuch, Compositionen und die [illegible] Chrestomathie ist, umfaßt 2 Curse, wovon der I. 12, der II. 24 Briefe zu je 2 [illegible] enthält.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] Täuber's

Der neue Jacotot.

Vollständige Anleitung, die französische Sprache auf eine leichte Art ohne Hülfe eines Lehrers zu erlernen.

[illegible]

Fünfte, wesentlich umgearbeitete und vielfältig vermehrte Auflage.

Eleg. cart. 1 fl. [illegible] kr. ö. W. oder [illegible] Mark.

Neuestes französisch-deutsches und deutsch-französisches

Taschen-Wörterbuch.

[illegible]

Neuestes italienisch-deutsches und deutsch-italienisches

Taschen-Wörterbuch.

[illegible]

Die beiden Wörterbücher [illegible]

[illegible]

[illegible]enburg.

[illegible]

Die

[illegible]mnisse Rom's

im XIX. Jahrhundert.

[illegible]

[illegible] 100 [illegible] Holzschnitten geziert. [illegible] 7 Mk. 50 Pf. [illegible] zu beziehen.

Lebensbilder.

[illegible] 60 Pf.

[illegible] Arzt auf Java.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Geheimnisse [illegible]

[illegible]

Mit 144 [illegible]

[illegible] 5 Mk.

[illegible] gebunden 3 fl. 50 kr. oder 7 [illegible]

Deutsche Volks-Ausgabe mit 10 [illegible] Holzschnitten.

[illegible] 1 fl. 50 kr. oder 3 [illegible]

Die

Klöster der Christenheit.

[illegible] des Lebens und Treibens in

Mönchs- und Nonnenklöstern.

[illegible] Holzschnitte [illegible]

Preis geh. 3 fl. oder 6 Mk.

Das Metermaß

in der Volksschule und in der [illegible] des [illegible] Verkehrs.

Mit einem großen Tableau, [illegible]

Von Fr. [illegible]

[illegible]

M. G. Saphir's Schriften.

Geſammt-Ausgabe

in 26 Bänden.

M. G. Saphir's Schriften.

Geſammt-Ausgabe.

Stereotyp-Auflage.

Fünfundzwanzigster Band.
(Der ausgewählten Schriften III. Serie 9. Band.)

Brünn, Wien und Leipzig.
Verlag von Fr. Karafiat.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bilder und Chargen.

I.

Bachelinde di Rococonia.

Sammt und Schönheit dienen von oben herab; Stroh und Geiſt dienen von unten hinauf. Sammt vom Thron und Königsmantel dient zuletzt als Käppchen auf dem Haupte eines Kellners; Stroh aber ſchwingt ſich vom Boden, vom Staube zu dem Haupte der erhabenſten Fürſtin empor. Schönheit iſt die erbliche Pairie des Körpers, aber ihre Herrſchaft iſt kaum ein zehnjähriges Conſulat, ſie tritt nachher in den Bürgerſtand zurück oder für den Bürgerſtand. Geiſt hingegen iſt ein Parvenu, im Dunkel geboren dient er von der Pike auf, ein Napoleon, ein Autodidact.

Verwitterter Sammt, verwitterte Geiſter und verwitterte Schönheiten machen einen wehmüthigen Eindruck; einen ſchmerzlichen Eindruck, den Mancheſter und gewöhnliche alternde Geſichter nicht machen.

Einen ſolchen verwitterten Sammt-Eindruck bringt Madame Bachelinde di Rococonia aus Pampeluna hervor.

Mein Blick ruht oft auf dieſen großen Ruinenmaſſen, wie Marius auf den Ruinen von Carthago. Die Zeit hat einen beſondern Zahn auf ſie gehabt und doch ſcheint es, als ob ſie der Zeit nicht auf den Zahn gefühlt hätte. Nur an *gemalten Rubens* iſt die Zeit eine angenehme, reizende Mitarbeiterin, aber nicht an *lebenden*; nur bei dem *Fleiſche auf der Leinwand* wirkt das Alter magiſch reizend mit, aber nicht bei dem *Fleiſche unter der Leinwand*.

Bachelinde, ſelbſt eine raſende Gelehrte der Antike, ſcheint dieſe Wahrheit nicht zu erkennen. Sie war ſehr ſchön, ſo ſagen die Geſchichtsforſcher und Alterthumskundige; ſchwarzes Rabenhaar umflatterte den weißen Silberbuſen; aber ach! die Zeit kehrt Alles um!

Bachelinde di Rococonia hatte einſt den ſchönſten Nacken und den ſchönſten Buſen der Welt; allein jetzt ſind ſie blos zu Vorurtheilen geworden, und Vorurtheile, je größer und älter ſie ſind, je ungeſcheuter trägt man ſie zur Schau! Buſen und Nacken einer Dame, ſo ſagt Bachelinde di Rococonia, müſſen wie Mädchen nur bis zu einem gewiſſen Alter und bis zu einer gewiſſen Größe einſam, abgeſchieden und eingeſperrt erzogen werden; über eine gewiſſe Größe und über ein gewiſſes Alter hinaus gehören ſie der großen Welt, dem großen Verbande der Geſammtgeſellſchaft an. Bachelinde's Maler und

Schneider dürfen ſehr wenig bedecken. Daher braucht der Schneider wenig Stoff, der Maler aber viel Incarnat.

Bachelinde zählt ſiebenundzwanzig Sommer; als ſie den ſiebenundzwanzigſten Sommer zählte, hörte ſie zu zählen auf; ſeitdem ſind unzählige Sommer verfloſſen, die ſie, im Schatten ihres eigenen Buſens verſteckt, nicht bemerkte.

Siebenundzwanzig Sommer! Das ſchönſte Alter für eine ſchöne Frau! Wenn nur die fatalen Winter nicht wären. Man glaubt es ſchon, daß Bachelinde nicht mehr als ſiebenundzwanzig Sommer hat, aber zweiundvierzig Winter dabei, das iſt eine eigene Abnormität! Allein der Winter iſt kein wirkliches Weſen, er liegt in der Einbildung; es gibt keinen objectiven Winter, jeder Winter iſt blos ſubjectiv. Wem nicht kalt iſt, der hat keinen Winter. Wer dem Winter, dieſem Weiberfeind, wie Bachelinde die offene Bruſt muthig zum Kampfe entgegenträgt, dem thut er nichts; und es bleibt immer die Frage, wenn Bachelinde und der Winter ſich begegnen, welcher Winter vor dem andern davonläuft; gewiß Bachelinde, weil ſie leichter gekleidet iſt.

Wenn ſie erſcheint in der Sala grande dellas Buenas artes in Pampeluna, mit dem erfahrenen Haupte, ſieht man, daß ſie ſich vier Stunden angezogen hat, um unangezogen zu erſcheinen; wie herrlich, wie allumfaſſend iſt ſie! Die Augen ſcheinen über längſt vergebene und verziehene Mordthaten doch noch in halber Trauer, ſchwarz und grau zu gehen; die einſtige Schönheit wird in dichten Locken bei den Haaren herbeigezogen, um ihr aus langer Gewohnheit um den Hals zu fallen; Buſen und Nacken wie aus carrariſchem Parmeſan, in ſtereotyper Unſterblichkeit, verſchmähen jeden Einband und jede Brochure, ein Veilchenbouquet am Buſen, wie ein Vergißmeinnicht am jähen Abhang, ſcheint aus Angſt über die eigene Gefahr ganz blau geworden zu ſein.

Aber noch reizender als da iſt ſie zu Hauſe in ihrem Aposento di visita (Beſuchsgemach), da iſt ſie im ſtrengſten Negligé und etwas weniger nackt als im Concerte. Nicht im Bette, wie oft, empfängt ſie da die Beſuchenden, ſondern hinter einem antiken cul de Lamp — eine Beute aus den Ausgrabungen Pompeji's — in einem Zimmer magiſch beleuchtet, zu wenig für das, was man nicht ſieht, und zu viel für das, was man ſieht, — auf einem Sopha hingeſtreckt — ein Streckvers mit zwei Streckfüßen — in ſitzend-liegend-ſchwebender Lageſtellung. Alles im Zimmer athmet Alterthum, ſogar die allernächſte Umgebung ihrer Seele. Griechiſche, römiſche, hetruriſche und die modernſten Antiquitäten ringsumher; Goethe's „Kunſt und Alterthum," herrlich gebunden, mit Göthe's eigener Handſchrift, als Oreiller auf dem Sopha! Ach, auf Goethe muß ſich gut ſchlafen laſſen, und auf chineſiſchem Porcellan!

Sie iſt eine leidenſchaftliche Liebhaberin von Allem, was rococo, was antik iſt, daher auch ihre unbeſchreibliche Eigenliebe. Rococo! das iſt göttlich! Sie liebt Gott blos weil er antik iſt; ob ſie den neueſten, der erſt 1834 Jahre alt iſt, auch ſo ſehr verehrt, weiß man nicht, aber man ſagt, ſie könnte ſogar ihren eigenen Mann lieben, wenn er rococo wäre. Unter allen lebenden Schriftſtellern iſt ihr Goethe le plus rococo, und ſie lieſt ihn nie ohne Thränen. Bachelinde kann aber zu jeder Zeit Thränen vergießen, Größe und Gewicht nach Belieben und jedesmaligem Bedarf; ſie hat wahrſcheinlich ein antikes Thränenglas aus einem römiſchen Grab aufgefunden und in die Augen geſteckt. Aber nicht nur ſie, auch ihre Anbeter müſſen Rococo-Diener und Antiken-Verehrer ſein; ſo der Amante als der Mameluko als der Capo d'Auſtria; ſie dürfen Goethe, die Antiken und ſie zugleich anbeten, ſie dürfen „O!“ und „Ach!“ ausrufen, aber nur wenn ſie an einen Pfeiler gelehnt ſtehen, wie die Trauergerüſte an alten Grabmälern. El Mameluko embajador di extrangero (Geſandter der auswärtigen Angelegenheiten) darf ſogar auf echt alt-ritter-deutſchlich ihre feindlichen Angelegenheiten ausfechten und dabei ſo viel Blößen geben, als ſie ſelbſt; dabei aber muß er einen alten Degen umſchnallen und einen Spruch aus Goethe's weſtöſtlichem Divan auf ſeinem Schilde führen. Auch für Malereien hat ſie entſchiedene Vorliebe; mit den

Farben weiß ſie herrlich umzugehen und unter den Malern iſt ihr Fa presto der liebſte.

Ihre Vorliebe für die Antike geht ihr bis über die Ohren, im buchſtäblichen Sinne des Wortes. Ihr Haar nämlich, dieſes dunkelwollige, tragiſch geſchlungene, ſchickſalſchattige ſoll wirklich einmal um das Haupt der Antigone geflattert haben, ſoll auf der Inſel Capri von einem ſpaniſchen Hidalgo ausgegraben worden ſein, von Goethe die Approbation erhalten haben und bedeckt nun auf Bachelinde's Haupt die Cenſurlücke der Zeit. Es geſchieht deshalb auch zuweilen beim Tanze, daß ſich dieſe claſſiſche Perrücke vor der Romantik der modernen Zeit ſträubt und ſich auf die andere Seite dreht, um dieſe Barbarei nicht mit anzuſehen. Es muß auch auf das Haar einer Antigone einen ſonderbaren Eindruck machen, einen Strauß'ſchen Walzer zu tanzen.

II.

Die Unnennbare.

Ich will ſchwärmen, das heißt, ich will zuerſt den Verſtand verlieren und mich dann darüber freuen, daß ich ihn verloren habe.

Das weibliche Geſchlecht iſt das glücklichſte Geſchenk, welches uns die Götter gemacht haben, denn nur durch die Frauen kann man zuweilen den Verſtand verlieren. Wenn es keine Frauen gäbe, wir wüßten nicht ihn zu verlieren, und wie traurig wäre das! Es iſt die höchſte Gunſt des Schickſals, daß man zuweilen den Verſtand verliert!

Er drückte mich ſchon wieder wie ein enger Stiefel, mein Verſtand nämlich. Er genirte mich entſetzlich und that mir unendlich weh. Ich konnte ihn nicht los werden. Ich verſuchte alle Mittel, ich hörte ein philoſophiſches Collegium, ich trank Brüderſchaft mit Herrn Dr. ****, es half nichts, mein Verſtand wollte nicht weichen.

Da ſah ich ſie! da ſtand mein Verſtand plötzlich ſtill und auf einmal verlor ich ihn ganz. Der redliche Finder kann ihn als Recompenſe ſogleich behalten, wird aber gebeten, mich nicht des Undanks zu beſchuldigen; für eine ſolche Kleinigkeit iſt das Belohnung genug.

Ich ſah ſie! der Himmel ſprach: es werde Schönheit! und ſie ward! der Himmel ſprach: es werde Licht! und ihr Auge ward! der Himmel ſprach: es werden Roſen und Lilien! und ihr Antlitz ward! der Himmel ſprach: es werde Liebreiz! und ihr Lächeln ward! der Himmel ſprach: es werde Muſik! und ihr Wort ward! und der Himmel ſah ſie und ſprach: es iſt gut und er ſegnete ſein Werk und die Welt ringsumher lag vor ihr auf den Knieen und die erſte Anbetung erſtand, und die Religion der Schönheit heiligte alle Herzen und die Offenbarung alles Liebreizes überleuchtete Erd' und Himmel und alle Weſenheit.

Zuerſt war nichts und da ſchuf Gott die Schönheit, nicht aus dem Nichts, ſondern aus ſich ſelbſt, und zu der Schönheit geſellte ſich die Liebe, und die Gewäſſer rannen in einem Hoſianna zuſammen und die Lüfte bauten die blaue Wölbung triumphirend über ſie auf, und die Urſtoffe umarmten und vermiſchten ſich, und die Erde rang ſich entzückt aus ihrer Umarmung los, und aus der Erde jubelten die Blumen hervor und jauchzten die Wälder heraus, und die Berge öffneten im ſüßen Taumel ihre vollen Erzadern, und die Sonnen ſtürzten aus der unendlichen Höhe herab und die Welt ward!

Gott erſchuf Schönheit und Liebe und die Welt ward von ſelbſt. Schönheit und Liebe allein ſchufen Welten und ſind die Welt. Alles wird zertrümmern, aus den Angeln gehen, Reiche, Künſte, Religionen vergehen, Schönheit und Liebe ſind unvergänglich. Nach zwanzigtauſend Jahren wird man eine Madonna, eine Magdalena, einen Johannes ausgraben, man wird nichts in ihnen ſehen als Schönheit und Liebe!

Ich ſah ſie. Jetzt erſt weiß ich, was ſehen heißt! Bis jetzt hat mein Auge blos Licht ausgeſtrahlt, aber keines eingeſogen. Jetzt erſt ſehe ich; jetzt erſt hat mein Sehen auf dem großen Oceane des Raums ein goldnes Blüthenland gefunden. Jetzt erſt weiß ich das Geſchenk des Sehens zu lieben. Jeder Blick bringt mir nun eine gepflückte Blume des Lichts mit; jeder Blick hängt nun wie eine Biene an der Roſe der Schönheit und ſammelt Honig für die Zelle des Auges. Meine Blicke ſind Nachtwandler, die in ſeliger Sicherheit auf den höchſten Höhen der Schönheit luſtwandeln; o, weckt ſie nicht auf, dieſe glücklichen Nachtwandler, ſie ſtürzen ſonſt herab und ſind verloren! Ich ſah ſie! ich ſehe ſie! ſagt mir nichts, ich bitte euch!

Was will ich denn mehr, als ſie ſehen? Ihr habt mir gut predigen, ihr predigt tauben Augen!

Was iſt es denn mehr? Sie iſt die Kirche der Schönheit und meine zwei Augen wallen fromm und inniglich wie die ſtillen Pilger zu ihrer Schönheit, und beten leiſe und ſchließen ſich dann, um das eingeſogene Gnadenbild heilig zu bewahren.

Ihr lächelt? gut, ſagte ich es euch nicht gleich? Ich habe den Verſtand verloren; aber wer mir ihn wiederbringt, iſt des Todes, ich ſchlag ihm denſelben an den Kopf. Ich will keinen Verſtand, um ſie nicht anzuſehen! Wenn mein Verſtand zwei Augen hätte wie ich, und ein Perſpectiv, das ſie ſo nahe bringt, wie das meinige, mein Verſtand würde auch wie ein Narr da ſitzen und ſie anſehen, und wie ich ausrufen: ich ſah ſie!

Was habe ich an meinem Verſtande verloren? Hat er blaue Augen, angefüllt mit Geßner'ſchen Idyllen, wie ſie? Hat er Wangen mit Hermelin und Purpur wie ſie? Hat er einen Mund, gleich der aufſpringenden Roſenknospe, wie ſie? Hat er ein alleinſeligmachendes Lächeln wie ſie?

Wenn ſechs ſolche Verſtände wie der meinige neben ihr in der Loge ſäßen, ich würde ſie und nur ſie ſehen und die Verſtände nicht.

Wenn ich im Theater ſitze und mein unverlorner Verſtand mit mir, ſo langweile ich mich wie ein Abgeordneter bei einem Geſetzentwurf; verliere ich alſo nicht lieber den Verſtand und ſchaue die Schönheit an und bin ſelig?

„Wer über gewiſſe Dinge den Verſtand nicht verliert,“ ſagt Leſſing, „der hat keinen zu verlieren.“ Es gibt aber in allen Welten kein gewiſſeres Ding, als die Schönheit der Unnennbaren, als die unnennbare Schönheit der Unnennbaren, und ich ſollte ſogar keinen Verſtand gehabt haben, um bei dieſem Anblick den Verſtand nicht zu verlieren?

Ihr fragt mich, ob ich ſie liebe? Ihr Narren! Lieb' ich die Sonne? Lieb' ich den Abendſtern? Lieb' ich das Morgenroth? Lieb' ich die Roſe? Weiß ich's? Ich weiß nur, daß ich die Roſe, das Morgenroth, den Abendſtern ewig anſehen könnte, ewig ſtill und ſelig, ohne Wunſch und ohne Verlangen. Wird es mir einfallen, mich zu fragen, ob ich das Morgenroth liebe oder ob das Morgenroth mich wieder liebt? ich ſehe ſie, es iſt mir genug.

Ich ſehe ſie wie den ſüßen Lichtſaum am weiten Ocean, wenn die Lippe der Sonne ihn ſcheidend küßt; ich ſehe ſie wie den milden Glanz am hohen Kreuze der Kirche, wenn Hespers Auge andächtig darauf weilet; ich ſehe ſie.

Ich ſehe ſie! Die wahre Freiheit wohnt nicht auf den Bergen und nicht in den franzöſiſchen oder engliſchen Kammern; die Freiheit wohnt allein im Auge! Das Auge kann ſehen, was es will, wohin es will und ſagen, was ihm einfällt. In's Auge dringt kein Geſetz, keine geheime Polizei und keine Cenſur, das hat vollkommene Sprechfreiheit!

Was raiſonnirt und denkt und klügelt und revoltirt nicht ſo ein Auge zuweilen! O, wenn man alle Augen ſehen und hören könnte, da würden ſchöne Geſchichten an den Tag kommen!

Ich ſehe ſie immer an, ſie mich nie, das iſt eine unſchuldige Seligkeit, die man uns Beiden gönnen kann.

III.

Das ariſtokratiſche Herz und le valet de cœur.

Eins möchte ich wiſſen: ob Ariſtokratinnen überhaupt lieben? Die Liebe iſt eine demagogiſche Leidenſchaft! Ich glaube, in den Herzkammern einer Ariſtokratin kömmt die Liebe nie bis in die Chambre haute. Das Herz einer Ariſtokratin muß gewaltig zappeln, wenn es ſich einer ſolchen volksthümlichen Perſon, wie die Liebe iſt, ergeben ſoll; da müſſen gewiß von beiden Seiten Conceſſionen gemacht werden. Ich glaube, die Ariſtokratinnen haben ein anderes Wort für die Liebe, ſie haben blos penchant, eine Neigung, das Wort iſt ſchon ariſtokratiſch, ſich neigen; das Herz neigt vornehm das Haupt, das heißt auf ariſtokratiſch: ich liebe dich.

Ich habe einmal, als ich noch ein ſchöner Mann war, — jetzt habe ich durch einige Verleger etwas abgenommen — eine Ariſtokratin geliebt, es war in B. Ich war dazumal noch um einen Intendanzrath jünger und liebenswürdiger, und wenn ich allen meinen

Geiſt, ſauber ausgebürſtet, mit den glänzenden Witz-Epaulettes anzog, unwiederbringlich, unwiderſtehlich wollte ich ſagen. Das Herz einer Ariſtokratin hatte den Reiz der Neuheit für mich. Ich ſtellte mir ſo ein Herz als eine ganz beſondere Raçe vor. Alle meine Seufzer lauteten wie „hochgebornes Herz!“ Meine Gedichte zogen ſeidene Strümpfe und Schuhe an, wenn ſie an dieſes Herz gerichtet wurden, und meine Muſe unterzeichnete ſtets nur mit einem von. Endlich gelang es nicht mir, ſondern meinen Zauberkünſten, id est Kartenkunſtſtücken, dieſem Herzen in die Karte zu ſchauen.

Die Geſchichte verhielt ſich ſo.

Sie war ſehr ſchön, das iſt eine gewöhnliche Sache; ſie war ſehr vornehm, das iſt noch gewöhnlicher. Sie hatte dunkelblonde Locken, wie der Wimper des Tages, wenn die Nacht eben im Entfliehen iſt; ihre blauen Augen ſchwammen in einem feuchten Glanze, gleich dem Sommerhimmel nach einem erfriſchenden Regen; ihre Wangen durchſchimmernd, blaß und geiſtig angehaucht von dem Athem der Seele; ihr Mund wie ein griechiſches Epigramm, klein und rührend ſüß; ihre Geſtalt wie eine Roſſini'ſche Oper, üppig, melodiſch, voll und rhythmiſch, aber lauter Tanztacte, und ihr Fuß, o, ihr Fuß! Es haben ſchon manche Füße manchen Kopf verrückt, der Münzfuß z. B., oder der Fuß, den Rußland in der Türkei faßt u. ſ. w. Aber dieſer Fuß, o, welch' ein Fuß! Die ganze Figur ſchien ein erotiſches Sinngedicht und der Fuß die reizende Pointe daran. O, den Fuß muß man geküßt haben, um zu begreifen, wie man nachher mit dem ſinnigſten Bewußtſein ſo tolles Zeug darüber ſchreiben kann.

Ich kann mir denken, daß es ein großes Gefühl ſein muß, dem Papſte den Fuß zu küßen; aber es iſt ein ſüßes Gefühl, einen ſolchen Fuß zu küßen und was iſt ein großes Gefühl für ein kleines Gefühl gegen ein ſüßes Gefühl? Früher mögen die Päpſte wohl einen kleinen Fuß gehabt haben, denn Haller behauptet, Menſchen mit langen Armen haben kleine Füße; jetzt aber haben die Päpſte wahrſcheinlich einen großen Fuß, d. h. in ihren Schuhen.

Ich habe ihn geküßt, dieſen Fuß, d. h. den kleinen Fuß der Schönen! Ich kann nicht ſagen, ich habe ihn mit Küßen bedeckt, denn er war ſo klein, daß ſchon ein halber Kuß meines Mundes ihn bedeckte!

Ich ſehe ihn noch vor mir, dieſen Fuß, wie Macbeth den Dolch. Drei Dinge ſchweben mir ewig vor Augen: das Weichſelrohr, mit dem mir mein Inſtructor hinter meinem Rücken bewies, daß achtmal neun zweiundſiebenzig iſt, welches ich nie begreifen konnte; das dumme Geſicht, welches der Berliner Polizei-Commiſſär machte, als er mich bei der Ankündigung, daß ich eingeſperrt werden ſollte, fragte: wann ich den Arreſt antreten wolle, und ich ihm antwortete: „Sogleich, die Witterung iſt dieſem Unternehmen günſtig!“ und dieſer Fuß!

Noch ſehe ich ihn vor mir, den Strumpf, — nicht den Polizei-Commiſſär — was ſag' ich, den Strumpf! Da hab' ich ſie wieder erwiſcht, die ungeſchickte, tölpelhafte, deutſche Sprache! Strumpf! Wie kann ein Weſen, von Frauenhänden geſchaffen, beſtimmt, einen ſolchen Fuß, den kleinen Clavierauszug aller Harmonie, zu umſchließen, wie kann ein ſolches Weſen Strumpf heißen! S. T. R. U. M. P. F., ein einziger Vocal zwiſchen ſechs knarrenden Ohren-Rippenſtößen! S. T. R. U. M. P. F. Sechs dicke Altbaiern mit einem geſchmeidigen Elſaßer dazwiſchen; ſechs vereinigte Dudelſäcke mit einem Haberrohr! Schon wegen des einen Wortes Strumpf ſollte man die ganze deutſche Sprache umgraben! Strickſtrumpf! Welch' ein Wort, ein Franzoſe muß ſich die Zunge daran auskegeln!

Und dennoch, dennoch muß ich es ſagen, noch ſehe ich ihn vor mir, den Strumpf! den ſeligen Strumpf, der das ſüße Geheimniß umſchloß! Die Grazien haben ihn geſtrickt und die Muſen haben den Haspelmann dabei gemacht!

Dazu trug ſie rothe ruſſiſche Halbſtiefelchen! (nun kennt ſie ganz B). Ich konnte dieſen ſüßen kleinen Fuß, in den ruſſiſchen Stiefelchen eingeſchloſſen, nie anſehen, ohne an Polen zu denken. Sagte ich, ich dachte an Polen, wenn ich dieſen Fuß ſah? Da hab' ich gelogen, ich dachte an ganz andere Dinge, als an Polen; ich dachte an die Gegenfüßler, ich dachte mich zu Antipoden und dachte mir die Erde fort und da dachte ich nichts mehr, denn wo das Verzücken anfängt, da hört das Denken auf! Aber der Schnee ſchien unter ihrem Tritte wegzuſchmelzen aus Luſt und Gluth, und die weißbereiften Gräſer, dieſe alten bemoosten Häupter, guckten lüſtern um dieſen unſterblichen Fuß herum und herauf, und ich ſchlich nach und ſetzte meinen Fuß in ihre Fußſtapfen, wie einen Wollſack auf ein Kräuterkißchen!

Ich machte Gedichte mit zwanzigtauſend Füßen auf dieſen Götterfuß, denn ich dachte: laß ſie die Muſe nur bei einem Fuße packen und ſie iſt ganz dein! Vergebens! Der Fuß war nicht zu rühren! Es iſt ein hoffärtiges Ding, ſo ein Ariſtokratin-Füßchen; ich ſah ihn ordentlich das Näschen rümpfen!

Ich zehrte ganz ab! Mir ſchmeckte kein Weißbier und keine Mittwochs-Geſellſchaft mehr; ich ging herum wie ein Willibald Alexis an der Wand, ich ſeufzte o, ach und Gubitz! Schon war ich im Begriffe, Hand an mich zu legen; ich hätte mich entweder in Holtei's Vorleſungen geſtürzt oder mir einen Roman von Trommlitz durch den Kopf gejagt; da, da erſchien die rettende Gottheit in der Geſtalt von Cœur valet! Ich bin nicht nur Schriftſteller und Intendanzrath und beides ohne Gehalt, ſondern auch Taſchenſpieler; nicht nur humoriſtiſcher Schriftſteller und homöopathiſcher Intendanzrath, ſondern auch mein erſter Leib-Kartenkünſtler. Und warum nicht? Wenn der Regent von Sigmaringen einen erſten Leib-Hühneraugen-Operateur hat, warum ſoll ich nicht meinen eigenen Kartenkünſtler haben? Es iſt eine ſchöne Erfindung um die Leib-Hühneraugen-Operateurs. Die Hühneraugen ſind die einzigen Augen, an denen ſich die Fürſten gerne den Staar ſtechen laſſen!

Ich rathe allen deutſchen Schriftſtellern, die nicht Miniſter ſind, und allen deutſchen Miniſtern, die nicht Schriftſteller ſind, nebenbei noch einen Broderwerb zu erlernen, denn nichts dauert ewig! Ehe man die Hand umdreht, iſt man kein Schriftſteller und kein Miniſter mehr; von was ſoll man ſodann leben? Inſonders ein deutſcher Schriftſteller, der neben dem Geburtsfehler, geboren worden zu ſein, auch noch den hat, redliche, gute, loyale Geſinnungen zu haben, und dabei noch ſo dumm iſt, zu dieſen zwei Geburtsfehlern noch einen albernen Druckfehler hinzuzufügen, nämlich den Fehler, dieſe Geſinnungen drucken zu laſſen; ein ſolcher muß mehr als alle andern dafür ſorgen, nicht loyal zu erhungern, und es iſt gut, wenn er ein Metier weiß. Alle große Regenten lernen noch ein Handwerk, warum nicht auch die Schriftſteller?

Ich bin gelernter Taſchenſpieler.

Meine Vorſtellungen würze ich mit Humor; ich ſpreche dabei gebrochen franzöſiſch, denn franzöſiſch c'est la langue des tours de passes-passes. Ich ſage:

Meine Erren und Damen!

Ich werde Sie hab die Ehr zu montrer quelques pièces de la ſchwarzen Kunſt, welche Kunſt heißt ſchwarze Kunſt parcequ'elle est la Kunſt zu machen weiß, daß es ſein eine Kunſt; der Erfinder der ſchwarzen Kunſt war ein célèbre Allemand, hat geheißen Berthold Schwarz; dieſes Berthold Schwarz hat auch gefunden die Kunſt durch des très petites petites choses aus Blei zu machen verſchwind große Dummheit und prejugé. Ich habe hier eine Zauberſtab, eine baguette. Moses, le premier magicien d'Egypte, hat mit ſeine Baguette, transformée en serpent, das jüdiſche Volk gemacht verſchwind aus der Sklaverei; ſolche Baguettes ſind jetzt große Rarität! Ich werde hab' die Ehr ihnen zu zeig', quelques tours de cartes, quelques tours de vitesse! Ich werde, wie Ludwig Philipp ſag': Messieurs et Mesdames! point de préparations! Hier iſt die Charte, iſt eine Wahrheit, un, deux, trois, allèz, partèz, vite! Die Karte iſt nit mehr hier, iſt verſchwind! C'est seulement la vitesse!

Messieurs! Point de préparations! Ich hab' hier die Ehr ſie zu zeig' ein jeu de cartes complet, wollen Sie melier, heb' ab, ich ſpiele mit Sie ein Partie Ecarté, geb' Sie ſelbſt; un, deux, trois, vous voyez, ich habe immer die König in der Hand, welches nicht iſt große Zauberei, ſondern il n'y a que de prestige à cela! tour de vitesse! —

Messieurs! Point de préparations! Wollen Sie ſeh'n comment on fait sauter la coupe? Wie man ſchlägt die Volte? geb' Sie Acht, mein ſchönes Madame! Mein Err! wollen Sie zieh' eine Karte? òu vous voulez! Was haben Sie gezogen? Treff-Bube? Legen Sie den Buben unter die Karte! Blaſen Sie! un, deux, trois! Nehmen Sie oberſte Karte; der Bube kommt in die Höhe, man weiß nicht wie! Point de sortilège; rien que de finesse! —

Messieurs et Mesdames! Point de préparation! Ich werde ferner haben die Ehr' Sie zu zeigen le jeu de la gibecière, die Becherſpiel! Ich habe hier drei Becher, der eine Becher aus Blei, der andere aus Silber, der andere aus Gold; auch hab' ich hier drei Muscat, drei Bälle, un royaliste, un liberal, un revolutionaire! je prends le royaliste dans la main droite, je le fais passer à la main gauche, ich ſag': un, deux, trois und leg' ihn unter den goldnen Becher, ich nehme de la même manière den Liberal und leg' ihn unter Silberbecher, und den Revolutionär unter Bleibecher. Puis je prends la baguette, attention Messieurs! ich nehme den Zauberſtab, berührt alle drei Becher, ſag' allèz, partèz, vite! Ich hebe die Becher auf, vous voyez, il n'y a plus de liberal, ni de revolutionaire, hab ſich verwandelt touts les deux in Royaliſten und logir unter goldnen Becher! Point de Zauberei, blos Geſchwindigkeit! u. ſ. w. u. ſ. w.“ —

So hoffe ich einſt mich noch zu ernähren, trotz meinem Unglück, kein Ultraliberaler zu ſein!

Alſo zur Sache, zu dem unſterblichen Fuß zurück! Die Frau Geheimräthin von **** hatte einen Narren an mir gegeſſen; ich hatte aber an ihr keine Närrin gegeſſen, weil ich überhaupt nicht viel eſſe. Wenn Geſellſchaft bei ihr war, mußte ich erſtens Witze machen, zweitens Räthſel aufgeben, drittens Pfänderſpiele arrangiren, viertens die Töchter loben, fünftens die kleinen Geheimräthchens examiniren, ſechstens ihr ſelbſt alle zehn Minuten ſagen: „meine ſchöne, gnädige Frau“, ſiebentens die Lampen immer in die Höhe ſchrauben, achtens etwas von mir ſelbſt vorleſen, neuntens dem Herrn Geheimrath erzählen, wie die kleine ** ihre Pirouetten macht, zehntens dem Papagei das „Käppchen krabben“ und dabei ſagen: „Ei, was doch das Thierchen klug iſt, man ſieht, es geht mit Ihnen um, meine ſchöne, gnädige Frau!“

Das that und ſagte ich regelmäßig jedesmal um halb zehn Uhr, und bekam jedesmal darauf zur Antwort: „Ja, Sie werden aber gar nie klug!“ und dazu ein Lächeln und eine Butterbemme mit einem zärtlichen Blick belegt. Eilftens mußte ich die ältere Tochter bitten, zu ſingen und die jüngere, zu declamiren; zwölftens endlich mußte ich Taſchenſpielerkünſte machen.

Allein nur ſehr ſelten ließ ich mich von der Frau Geheimräthin als Narren freſſen. Es mußte was beſonders dort ſein, wenn ich hinging, um meine zwölf Arbeiten zu verrichten.

Einmal bekam ich ſchon acht Tage vor dem Frohndienſtag eine Einladung zu ihr; und die ältere Tochter, unter uns geſagt, eine Tochter, die alle Augenblicke ihre Mutter hätte ſein können, verrieth mir, daß die ſterbliche Eigenthümerin des unſterblichen Füßchens bei ihnen ſein wird. Schon ſeit einem Jahre haſchte die Geheimräthin nach dieſer Ehre, endlich wurde ſie ihr zugeſagt, und die Frau Geheimräthin hatte ihr ſchon ſo von ferne merken laſſen, daß ſie mich ſehr witzig ſein laſſen wird, daß ich leſen und taſchenſpielen werde. Ich bin mein Lebtag nicht ſo dumm geweſen als in dieſen acht Tagen, ſelbſt damals nicht, als ich von Berlin nach München ging.

Ich ſuchte, nein, ich ſchnappte nach Witz wie der Berliner Freimüthige nach einem Abonnenten und erwiſchte eben ſo wenig als dieſer. Der Fuß, der unſterbliche Fuß zertrat mir jede Saat des Witzes. Der Witz iſt ein großer Herr, man kann ſich auf ihn nicht verlaſſen!

Indeſſen fiel mir doch ein köſtlicher Gedanke ein! Zu ſeiner Ausführung aber brauchte ich eine Mitverſchworene, und zwar das Stubenmädchen der bezaubernden Fußbeſitzerin!

Stubenmädchen und Verſprechungen ſind nicht ſchwer zu gewinnen. Es war ein hübſches Stubenmädchen; durch und durch Stubenmädchen; jeder Zoll ein Stubenmädchen! Ihre Seele ſtubenmädchente durch ihren Leib durch. Sie war wie alle Berliner Stubenmädchen, ſehr beleſen, bei Fernbach jun. abonnirt, und wenn ſie ihre Gebieterin friſirt hatte, friſirte ſie Clauren und Spindler und meinen „Berliner Courier.“ Ich erfuhr, daß ſie gewöhnlich mit einem Buche allein nach Moabit ſchwärme. Wer je in Moabit war und nicht ſchwärmte, der ſchwärmt nie wieder! Da iſt die Natur ſo zu Hauſe, wie in Leibrocks Räubergeſchichten.

Ich zog meinen ſtürmiſchen Oberrock an, ſteckte etwas Sentimentalität in die Taſche und ſchlug den Weg nach Moabit ein.

Da ging ſie vor mir hin. Ich ſprach ſie an; wie, wodurch, wieſo, das Alles erſpar' ich zu erzählen, auch das wie folgt. Links der Sand, rechts die Stoppelhaide, in der Mitte der Staub, ſie ein Stubenmädchen, ich ein Dichter, hinter uns die Spree, vor uns Moabit. — Mächtige Natur, du mußt Alles verantworten! — Was geſchehen iſt, ich weiß es nicht. Der Staub war zu dick und ihre Taille zu dünn! —

Sie war gewonnen. Sie ging von dem Ganzen zum Theil über und lieh mir willig die Hand zu meinem vorgehabten Scherz.

Gebt mir einen Punkt außer der Welt und ein Stubenmädchen dazu und ich bewege die Welt wie ich will!

Wie ſie geheißen hat? Ach, ſie hieß nur zu viel! —

Endlich war der Abend da! Ich war aufgeregt wie ein liberaler Schneidergeſelle und liebenswürdig wie das Vergehen. Ich hatte mir neue Kleider und neue Anecdoten angefertigt, eine Vorleſung und einige Kunſtſtücke in der Taſche, und zwei Impromptus, die ich ſeit zwei Tagen auswendig ſtudirte, im Gedächtniß. So mit allen Gewürzen der Unwiderſtehlichkeit geſpickt, trat ich in das Geſellſchaftszimmer der Frau Geheimräthin.

Sie war ſchon da! Sie ſaß auf dem Sopha neben der Hausfrau; ich ſah nur die engliſche Büſte, aber ich war ſcharfſinnig genug, um zu ſchließen, daß auch ihr Fuß da ſein müſſe. Die ſüße Dichtung ihrer Büſte entzückte mich ſo, daß ich gar zu gerne die Fortſetzung dieſer Dichtung auch ſogleich verſchlungen hätte.

Die Frau vom Hauſe ſtellte mich ihr vor; die Himmliſche, die das Berliner Theater täglich beſuchte, ſchien an unintereſſante Vorſtellungen gewöhnt und verneigte ſich gleichgiltig.

Ich begann meine zwölf Arbeiten. Ich blinzelte inzwiſchen immer unter den Tiſch hinunter und erblickte endlich den Fuß der Himmliſchen neben dem der Geheimräthin, wie ein kleines Rettungsboot neben einem Linienſchiff von 64 Kanonen. Das kleine reizende Füßchen neben dieſem Kubikfuß ſah aus wie ein eben gebornes, ſchneeweißes Lämmchen neben dem Mutterſchaf. Die Himmliſche ſchien doch nach und nach etwas von der ariſtokratiſchen Marmorirung ihres Benehmens zu verlieren. Sie wurde menſchlich freundlich. Die reizende Weiblichkeit drängte ſich vor und verſtellte der Ariſtokratin das Licht. Ich las etwas Launiges mit Sentimentalität vermengt, und einige Beziehungen, die ſie unmöglich mißverſtehen konnte, flogen huldigend zu ihr hin. Ich ſah ſie ordentlich nach und nach aus ihrem Adelſtolz herauswachſen. Oben und unten guckte ſchon das reinweibliche Weſen aus dem Reifrock der Vornehmlichkeit heraus. Mir wuchſen im Siege die Schwingen. Wenn ich mich in dem Geſellſchafter zu recenſiren gehabt hätte, würde ich von mir geſagt haben: „Ich übertraf mich ſelbſt,“ und als ich an der zehnten Arbeit hielt, als ich zum Papageichen ging, um ihm das „Käppchen krabben,“ und zu der Geheimräthin um halb zehn Uhr ſagte: „J, was doch das Thierchen klug iſt, man ſieht, es geht mit ihnen um, meine ſchöne, gnädige Frau!“ Da ſagte die Geheimräthin nicht wie gewöhnlich: „Ach, aber Sie werden nie klug!“ ſondern ſie ſagte zu der Himmliſchen: „Heute aber iſt unſer Saphir unerſchöpflich!“ und gab mir zwei Butterbemmen mit zwei Blicken belegt. Ich hätte gerne mögen wiſſen, was dieſes „unſer Saphir“ auf die Himmliſche für einen Eindruck gemacht hätte. „Unſer!“ ich gehörte alſo auch zum Theil ihr an! Es iſt ein ſchönes Gefühl, das zueignende Fürwort: „Unſer!“ Es iſt ein Potentatengefühl!

Es mochte ſchon ſehr ſpät ſein, als die zwölfte Arbeit kam: Das Taſchenſpielen. Da ſollte die Haupt- und Staatsaction vorgehen, der Coup de main geſchehen, welcher das liebliche weibliche Herz aus den Forts détachés der Stammbäume heraus in das freie Land der Liebe locken ſollte. Nach vielen andern Kunſtſtücken, nachdem ich eine Karte in ihrer Hand in ihr Portrait verwandeln ließ, d. h. in eine Roſe, dann wieder in ein zweites, in einen Stern, dann wieder in ein drittes, in einen Engel u. ſ. w., kam der Knalleffect.

Ich ließ ſie nämlich nach Belieben eine Karte ziehen (ſie zog cœur-valet); ſie mußte die Karte verbrennen und die Aſche wurde in alle Lüfte geſtreut. Darauf wurde ein Orakeltempel auf den Tiſch geſtellt, und der Prieſter am Eingange von der Himmliſchen befragt, wo ſich jetzt die neuwerdende Karte befände. Darauf ſchlug dieſe Figur auf den Altar und eine Inſchrift wurde ſichtbar:

> „In dem Schuh, der den himmliſchen Fuß der himmliſchſten Schönheit der Welt umſchließt, und ſie kann nur durch die Hand des Zauberers

ſelbſt aus dieſer ſüßen Haft befreit werden.“

Die Frau Geheimräthin zog ſogleich wie ein alter Paradiesvogel ihre Füße ein; alle Referendare, die da waren, ſchrieen: „Das iſt einzig! das iſt himmliſch!“

Die Himmliſche erröthete und die Erglühende war doppelt reizend. Alle andern Damen in der Geſellſchaft ſahen ſich auch auf die Füße; es war eine allgemeine Fußcoquetterie. Ich trat endlich an den Zaubertiſch heran und erklärte, daß ich als Sterblicher nicht wage, unter ſo vielen himmliſchen Füßen von himmliſchen Schönheiten den rechten Fuß, den Orakelfuß herauszufinden und ſchlug vor, man ſolle das Orakel ſelbſt bitten, den Specialfuß zu bezeichnen. Das Orakel wurde gefragt — alle Füße im ganzen Zimmer hatten Herzklopfen — und auf dem Altare erſchien in Roſen und Lichtern der Name der Himmliſchen.

Glaubt mir, jede Seele hat eine Handhabe, die Handhabe der weiblichen Seele heißt *Eitelkeit*. Laßt mich dieſe Handhabe nur recht zu gebrauchen wiſſen und die ganze Seele iſt mein.

Welche Beſtürmungen, welches Nöthigen, welches Bitten, welches Zureden es bedurfte, bis man die Himmliſche dazu bewegte, ihren unſterblichen Fuß bis unter die Knöchel, züchtiglich mit Nacht bedeckt, auf ein blaues Sophaſchemelchen zu ſetzen, will ich zu erzählen mir erſparen. Da ſtand er denn, der Inbegriff aller Reize, das Ideal eines Fußes.

Ich kniete vor dem Schemel hin, um den glücklichen Schuh abzuziehen! Mir ſchwindelten alle Sinne! Ich berührte mit meiner Stirne demüthig den blauen Schemel, küßte den äußerſten Rand des Schuhes und ſprach: Allerkleinſtgeborner, allerniedlichſter Fuß!

„O du Fuß, gefrorner Schnee in geſtricktem Schnee! Du haſt meine Ruhe in den Staub getreten; es iſt nichts als gerechte Rache, wenn ich Hand an dich lege! O du ſüßer Fuß, kleiner, reizender Schlußpunkt des lebendigen Buches der Schönheit! Du elfenbeinernes Piedeſtal der anmuthigſten Göttin! Du alabaſternes Schalhaus, mein ungeweihter Finger ſoll deinen verhüllten Meerſchaum berühren! O, du ſüßes Weſen, du haſt deine Spur in die Wange der Jüngſten der Grazien gedrückt und es entſtand ihr liebreizendes Grübchen! Ich ſoll dir den Schuh ausziehen! Allein, iſt das ein Schuh? O nein, es iſt ein ſeidenes Börschen um die kleinſte Silbermünze! Es iſt weiße Seide, die aber hart erſcheint an dem Hermelin deiner Majeſtät! Ich küße dich in Demuth und Ehrfurcht und Entzücken, und befreie dich weißes, kleines Täubchen von dem Taubenſchlag des Schuhes!“

Darauf küßte ich den Fuß und zog mit aller Delicateſſe den weißſeidenen Schuh herab, und ſiehe da, in dem Schuh lag le valet de cœur! — O

Stubenmädchen! Wie ich dir auch im Voraus gedankt haben mag, ich habe zu wenig gethan! —

Was iſt das weibliche Herz. Jahrelange Bemühungen; Serenaden mit Pfundnoten, Sonette und Madrigale rühren es oft nicht! auch nicht ein ſtilles Herz voll Treue, voll ſtummer Treue, und ein Scherz, ein Schwank, ein nichts wendet es um!

Le valet de cœur und mein Kartenorakel ſtießen alle ariſtokratiſchen Principien dieſes Herzens um!

Ach, dieſes Herz, es liebte mich, aber es war und blieb doch immer und immer nur ein ariſtokratiſches Herz mit liberalen Liebesinſtitutionen umringt; ihr Herz hatte ſich mit dem meinigen zur linken Hand trauen laſſen. Meine Küſſe ſprachen deutſch, die ihrigen franzöſiſch; mein Herz flog ihr entgegen, das ihrige trippelte mir adelig entgegen; ich duzte ſie immer, ſie aber ſprach das „Du" nur dann aus, wenn die Menſchlichkeit dem Ariſtokratismus mit den fünf Sinnenfingern eine ſolche Maulſchelle gab, daß ihm Hören und Sehen verging!

Was habe ich nicht Alles verſucht, um dieſem ſchönen, liebevollen, herrlichen Herzen die wahre Liebe, die demokratiſche, zu lehren. Vergebens, wenn ich wieder kam, war ihre Liebe wieder ein gnädiges Fräulein von!

Sind die Herzen aller Ariſtokratinnen ſo? Wer ſagt mir das?

Es iſt ſchon der Mühe werth, dieſe Herzen zu ſtudiren; denn wahrlich, ſie ſind ſchön und gut und edel und fein und zartfühlend, wenn ſie nur keine Ariſtokratinnen wären, oder wenn ich doch ſelbſt ein Ariſtokrat wäre!

Die politiſchen Rechnungsarten.

(1850.)

In meiner Kindheit, meine hochverehrten Hörer und Hörerinnen, entwickelte ich ein großes Talent zur Dummheit; — allein wegen Mangels an Schulbildung konnte ich dies ſchöne Talent nicht weiter cultiviren, und ſo wurde ich leider kein dummer Kerl, ſondern im Gegentheil, ein armer Teufel. Kein Menſch aber verfolgt die dummen Menſchen mehr, als Einer, der ſelbſt einmal dumm war, und unverſehens geſcheidt wurde. Man kann darauf rechnen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß der Menſch gerade jene Menſchen am heftigſten verfolgt, aus welchen er ſelbſt hervorgegangen iſt; ſowie Niemand hartherziger iſt, als ein Millionär, der früher ſelbſt arm war, und ſowie die Volkspartei von Niemand heftiger verfolgt wird, als von einem politiſchen Parvenu, der ſelbſt aus der Volkspartei hervorging, der früher kaum ein Brieftaſchel hatte und plötzlich zu einem Portefeuille kam. Dieſe

Parvenu's behandeln das Volk wie eine Brücke, ſie benützen es und treten es mit Füßen.

Mein Herr Inſtructor war ſeiner Zeit vorausgeeilt, er lehrte, wie die jetzige Univerſität, weder „Philoſophie“ noch „Geſchichte!“ „Denn,“ ſagte er, „was iſt Geſchichte?“ Die Entwicklung und Ausbildung der Völker — und was iſt Philoſophie? — Die Weltweisheit — aber die ganze Welt weiß heut, daß an der ganzen Geſchichte nichts iſt! —

Als Schlüſſel jeder Tugend und jeder Wiſſenſchaft betrachtete er die Rechenkunſt. Das „Einmal Eins“ bildete die breiteſte Baſis meines Unterrichts; auf dieſer breiten Baſis aber machte ich ſchmale Fortſchritte. Mein Lehrer fragte: „Wie viel macht einmal Eins.“ Ich dachte lange nach und erwiderte endlich: „Einmal Eins macht Zwei!“ — „Aber, dummer Kerl, denk doch nur nach, wie viel macht einmal Eins?“ Ich dachte wieder nach und erwiderte: „Einmal Eins macht Zwei.“ Darauf verſetzte mir mein Herr Lehrer zwei fünffingerige Beweiſe in's Angeſicht, und ich ſagte: „Sehen Sie, Herr Lehrer,“ daß einmal Eins Zwei macht.“ Aber mein Lehrer blieb hartnäckig und fragte wiederholt: „Wie viel macht einmal Eins?“ Ich war nicht minder hartnäckig und blieb dabei: „Einmal Eins macht Zwei.“ — „Aber gib mir doch einen vernünftigen Grund an, warum einmal Eins Zwei iſt?“ ſagte mein Lehrer, und ich erwiderte: „Sehen Sie einmal nur Deutſchland an. Die ganze Welt ſchreit, es iſt Zeit, es wär' einmal „Eins,“ aber dies einmal Eins zerfällt immer in Zwei!“

Mein Herr Rechenmeiſter bediente ſich nie der Bezeichnung: „2 Thaler und 2 Thaler,“ oder „2 Zwanziger von 5 Zwanzigern,“ er vermied alle Geldſorten, entweder er ſah unſern Finanzzuſtand voraus, oder er ahnte, daß ich ein deutſcher Schriftſteller werde. Er ſetzte ſeine Rechenexempel in Victualien fort, anſtatt Münzſorten hatte er aber etwas Reelleres als Papiergeld; er ſagte nämlich: „2 Halbe Wein und 3 Halbe Wein machen 5 Halbe. 3 mal 3 Halbe machen 9 Halbe“ u. ſ. w. Dieſe Beiſpielsart geht mir noch jetzt nicht aus dem Kopfe, und als mich letzthin Jemand fragte: „Wie viel Conſtitutionen hat Deutſchland? Preußen und Sachſen 2, Baden und Württemberg 2, wie viel ſind das?“ antwortete ich ganz mechaniſch: „4 Halbe.“

Eines Tages, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, war große Prüfung. „Jetzt,“ ſagte mein Herr Lehrer, „will ich einmal Deinen arithmetiſchen Scharfſinn auf die Probe ſetzen: Wenn auf einem Baume hundert Vögel“ ſitzen und man ſchießt zwei davon weg, wie viel bleiben ſitzen?“ Ich, meiner Sache gewiß, antwortete triumphirend: „Achtundneunzig bleiben ſitzen.“ —

„Schafskopf,“ ſchrie mein Lehrer, „nicht Einer bleibt ſitzen, die andern fliegen alle fort.“

Dieſer Witz gefiel mir ſo gut, daß ich ſtets an ihn denke. Neulich fuhr ich auf der Eiſenbahn mit einem Bekannten; ich wollte ſeinen Scharfſinn auf die Probe ſetzen, und fragte ihn: „Freund, wenn auf dem Freiheitsbaume hundert liberale Vögel ſitzen, und man ſchießt zwei weg, wie viel bleiben?“ „Achtundneunzig,“ war die Antwort. „Es *iſt nicht wahr*,“ ſagte ich, „wenn man nur zwei wegſchießt, ſo fliegen die andern Vögel alle fort.“ — Der Freund ſah mich lange an, und ſagte endlich: „Ja, das iſt keine Kunſt, daß die Vögel davon geflogen ſind, — wären ſie aber nicht davon geflogen, *ſie würden noch ſitzen*.“

In der Rechenkunſt iſt es verkehrt, wie im Leben, in der Rechenkunſt nimmt die „*Einheit*“ die erſte Stelle ein, und die „*Million*“ die ſiebente Stelle; im Leben nimmt die „*Million*“ die erſte Stelle ein! Die *Einheit* rückt in den Stellen vor, wenn man ihr noch andere Zahlen anhängt, nur die deutſche *Einheit* rückt nicht vor, und *man hängt ihr doch genug* an.

Die deutſche Einheit iſt das Stammbuch der guten Frau Germania mit fliegenden Blättern, es ſoll nur *ein* Buch ſein, aber auf jedem einzelnen Blatt ſchreibt ſich ein anderes geliebtes und theures Haupt und Oberhaupt ein, und ſie ſchreiben ſich in dies Stammbuch mit bekannten Verslein und Reimlein ſo ein, daß die Germania gewiß d'ran denken wird.

Einer ſchreibt:

„Nur immer langſam voran,
Nur immer langſam voran,
Damit das gute Langſamere geſchwind nachkommen kann."

Preußen ſchreibt:

„Siehſt du mir, da haſt du mir,
Ich liebe dir, lieb' du mir,
Deinen treuen Kanonier."

Sachſen ſchreibt:

„Arm und klein iſt meine Hütte,
Aber Liebe iſt kein Traum,
Denn es haben in ihrer Mitte
Viel tauſend Arreſtanten Raum."

Baiern ſchreibt:

„Das Jahr iſt gut, das Braunbier iſt gerathen,
Mir fehlet mehr gar nichts, als blanke Dukaten."

Baden ſchreibt:

„O du Deutſchland, ich muß marſchiren,
Trage unſer Leid geduldig,
Leib und Leben bin ich ſchuldig."

Sogar fremde Nationen ſchreiben in dieſes Album.

Rußland ſchreibt:

„Reich mir die Hand, mein Leben,
„Komm nach Sibirien mit mir."

Wenn dann über die deutſche Einheit alle Blätter voll ſind, ſo wird ſie gebunden und in Schuber geſteckt.

Die deutſche Einheit beſteht nirgends, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, als bei uns, da iſt nur Einheit, denn Zehner und Zwanziger exiſtiren gar nicht!

Die Geldmenſchen haben ihre Köpfe verloren, das heißt, die „Köpfe" auf Zwanzigern, Thalern, Dukaten u. ſ. w., und es ſind bei uns Wunder geſchehen, die Köpfe haben wir verloren, aber die Heiligen-Scheine ſind geblieben, und nicht nur die heiligen Scheine, ſondern auch die heiligen Kreuzer.

Es iſt überhaupt jetzt die Zeit der Wunder bei Frauen und Jungfrauen. Die Jungfrau Europa ſchwitzt Blut, die Germania verdreht die Augen, die Heuchler ſagen, das ſei ein Wunder, es iſt aber kein Wunder, ſondern ſie hat blos die gewöhnlichen Krämpfe, bei welchen ihre Lebensnerven verkürzt werden!

Die Reactionäre ſagen: Wien ſei ſeit dem März 1848 ein wahres Sodom und Gomorrha. Es wäre aber zu wünſchen, daß Wien wirklich Sodom wäre; denn bekanntlich ſagte Gott: „Ich will Sodom umkehren.“ Ach Gott, welch' eine Freude wär's für Alle, wenn Wien umgekehrt würde. Dann käme z. B. die Hölle, die man jetzt in Wien auf der Erde hat, hinunter, und das Elyſium, das unter der Erde iſt, herauf; alle in der Erde vergrabenen Zwanziger und Dukaten würden auf die Welt kommen und die Banquiers, die ſie vergraben haben, würden unter die Erde kommen! Welch' doppelter Profit!

Das ganze jetzige, lebende, ſchwächliche Geſchlecht mit ſeiner gebrechlichen Conſtitution würde unterſinken und das todte Geſchlecht würde emporkommen und die Todten würden in der Kammer, in der Todtenkammer, doch vielleicht um ſo eher eine gute Conſtitution zuſammen bringen, da es lauter — Verweſer ſind! —

Unter uns geſagt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ich halte nichts von Kammern, weil wir in ganz Europa das Beiſpiel haben, daß oft ein einziges Cabinet zwei Kammern verſchlingt!

Jedoch ich komme in meiner Rechnung auf die Summe zurück, welch' ein Gewinn es wäre, wenn Wien umgekehrt würde. Die Wiener zwar ſind ſchon wie umgekehrt, aber bei ihnen heißt es nicht: „umgekehrt iſt auch gefahren,“ ſondern „umgekehrt iſt auch ſtehen geblieben.“

Welch' ein Gewinn für Kunſt und Wiſſenſchaft wäre es, wenn Wien umgekehrt würde! — Dann kämen die jetzigen Componiſten hinunter und Beethoven wäre wieder da, die jetzigen Dramaturgen kämen hinab und Kotzebue und Schreyvogel dirigirten. Der „Humoriſt" und alle die böſen Blätter, die kein Blatt vor den Mund nehmen, würden ein- und untergehen, und der in ſeinen Leſern entſchlafene „Oeſterreichiſche Beobachter" würde wieder aufſtehen; der „Beobachter," der Oeſterreich 30 Jahre lang beobachtete und belugte, und doch von ſeinem „Lugeck" nie auf den „lichten Steg" kam. Ja, wenn Wien umgekehrt wäre, würde hoffentlich unſere jetzige conſtitutionelle Preßfreiheit auf der Naſe liegen, und die liebe, gute, alte, herzige Cenſur, Gott hab' ſie ſelig — käme wieder empor.

Den Schriftſtellern iſt in ihrer Schickſalsrechnung von dem Schickſal ein- für allemal ein Unglücksmaß zugemeſſen, aber jedes Maß kann auf zweierlei Art gemeſſen werden, nach dem Rechnungs- und Maß-Ausdruck: „gehupft" und „geſtrichen;" bei der Cenſur war unſer Unglücksmaß geſtrichen, bei Preßfreiheit aber „gehupft" (gehäuft), und wir können von Beiden ſagen: „gehupft wie geſprungen und geſtrichen!"

Unter den vielen Species, durch welche man die Schriftſteller auszurotten rechnet, war die Cenſur als die Subtraction. Man zieht von dem Geſchriebenen die guten und freiſinnigen Gedanken ab, was dann bleibt, iſt der Reſt, und das gibt der Literatur den letzten Reſt. Es geht den Schriftſtellern mit Cenſur und Preſſfreiheit wie mit einer Heirath.

Die Cenſur war unſere erſte Frau. Es war keine Heirath aus Liebe, es war eine Heirath aus ökonomiſchem Grund. Die Mama Regierung ſagte dem Schriftſteller: „Ich habe eine ſchöne Tochter, meine älteſte, die Cenſur, eine ſchöne Cenſur, ſprach ſie, wie ein Schlagbaum, ſpricht alle Sprachen und ſpielt alle Streichinſtrumente, ſie iſt ſehr häuslich, weiß mit der Scheere gut umzugehen, die geb' ich dir, daß ſie dich wirthſchaften lehre, du verſchwendeſt zu viel Geiſt, du gibſt unnöthig ſoviel gute Gedanken aus, ſie wird was zuſammenſparen für die Zukunft. Als nun unſere erſte Frau, die Cenſur, ſtarb, ſchwuren wir an ihrem Grabe, wie die meiſten Männer, nunmehr ledig zu bleiben, aber man weiß, daß, wenn Witwer ſich auch äußern, nie mehr zu heirathen, ſie doch ſchon bei Lebzeiten der Frau die Frau im Kopfe haben, die ſie wieder heirathen wollen. So iſt nun die ſogenannte Preßfreiheit unſ're zweite Frau. Aber es geht uns, wie es den Männern oft in der zweiten Ehe geht, wir denken jetzt erſt mit Liebe recht oft an die erſte Selige, und wenn uns die Zweite fragt: „Liebſt du mich wohl auch wie deine Erſte?“ ſo antworten wir: „Ich wollte, du wärſt meine Erſte geweſen.“ Wenn wir die Kinder unſerer erſten Ehe, das heißt die cenſurirten Bücher, mit den

Kindern der zweiten Ehe, das heißt mit den Schriften der jetzigen Preßfreiheit, vergleichen, ſo ergibt ſich folgende Differenzrechnung: Bei den Büchern, welche die Schriftſteller mit der Cenſur erzeugten, hat der Vater geblattert, und den Kindern ſind die Spuren und Blatternarben geblieben, bei den Schriften, welche die Schriftſteller jetzt bei der ſogenannten conſtitutionellen Preßfreiheit haben, wenn die Kinder ungebunden ſind, wird der Vater gebunden.

Man irrt ſich aber, wenn man glaubt, die Schriftſteller werden deshalb nach und nach ausgerottet, weil ſie ſchreiben oder denken u. ſ. w. O nein! ſie werden blos verfolgt, weil ſie ſo viel Papier verderben, und die Staaten alles Papier ſelbſt brauchen, um Geld daraus zu machen!

Aus Lumpen wird Papier, das Papier haben früher nur die Schriftſteller zu irgend einer Bedeutung gebracht, man kann alſo ſagen: Früher ſind die Lumpen bloß durch die Schriftſteller zu irgend einer Stellung gekommen, jetzt kommen die Lumpen durch die Staaten ſelbſt zu einer Stellung.

Man hat früher der Bureaukratie und der Ariſtokratie den Vorwurf gemacht, ſie vergäben die Stellen an ihre Verwandten! Die jetzige Zeit hat in dieſer Beziehung gezeigt, daß jetzt die Parvenu's auch nicht beſſer ſind, ſie ſtellen ſich gleich damit ein, daß ſie die Stellen auf der Stelle ihren Brüdern und

Verwandten geben. Die Ariſtokraten waren doch wenigſtens conſequent, ſie vergaßen weder ihre Verwandten, noch ihre Ahnen, aber ſo ein Parvenu iſt höchſt inconſequent, die Anverwandten vergißt er nicht, aber ſeine Ahnen vergißt er ſogleich!

In jeder Rechnung, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, kommt Alles auf die Stelle der Ziffern an; aber eine Stelle in unſerm Schickſalsbuche weiß ich mir nicht zu entziffern; während ſichere Menſchen eine ungewiſſe Stellung haben, ſind gewiſſe Menſchen zu ſichern Stellen gekommen, nur unſer proviſoriſcher Zuſtand kommt nicht von der Stelle, und es ſind doch jetzt viel vortrefflichere Weſen plötzlich von der Stelle gekommen! —

Aber nur Geduld, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hoffen wir das Beſte! Hoffen wir, hoffen wir!

Wenn wir auch nicht in „geſegneten Umſtänden“ ſind, ſo ſind wir doch in „guter Hoffnung;“ zwar ſchon etwas länger als neun Monate, allein wir haben jetzt eine ganz andere Zeitrechnung. Wir haben faſt nur die „Kettenrechnung,“ denn da heißt es: Vor Allem kommt ein langer Strich! Dann die Fragezahl, z. B.: „Wie viel Centner wiegt der Ausnahmszuſtand, wenn ihn ſieben Miniſter nicht aufheben können?“ Da ſollte man eigentlich die Centner zu Pfund machen, allein, wenn wir alle unſere Centner zu Pfunden machen könnten, ſo hätten wir mehr Pfunde als die engliſche Bank.

Ja, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, wir wollen hoffen, mit Recht hoffen, wir werden gewiß Alles bekommen, was wir mit Recht wünſchen. Es geht uns in dieſer Beziehung wie in einem großen Hotel, wenn man eſſen will; man bekömmt Alles, aber vor Allem muß man lange warten, dann bekömmt man eine kleine Portion, dafür aber müſſen wir ſie theuer bezahlen, am Ende rechnet man uns mehr an, als wir erhalten haben, und für das Alles geben wir zuletzt noch ein Trinkgeld. — Es wurden in den letzten Jahren, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, in Wien alle Shakeſpeare'ſchen Stücke durchgeſpielt.

Im März 1848 kam die Freiheit als „Sommernachtstraum," im Mai kam der „Sturm," da ſah man Manchen mit Schaufel und Hacke, der jetzt die Schaufel braucht, um der Freiheit ihr Grab zu graben, dann führte die zu viel nachgebende Regierung das Stück auf: „Was Ihr wollt," dann kamen die Mißverſtändniſſe oder das Luſtſpiel „Die Irrungen," dann kam der Reichstag als: „Viel Lärm um nichts," dann kam der November und brachte „Der Keiferin Zähmung" an die Reihe; dann kam der Reichstag in Kremſier als „Wintermärchen," dann kam der

Gerichtstag als „Maß für Maß“ und „Der Liebe Mühe umſonſt;“ in dieſem Augenblicke aber läßt uns die mildleuchtende Gnade des gütigen Regenten das letzte Shakeſpeare'ſche Stück hoffen: „Ende gut, Alles gut.“

Der Liebe Mühe war nicht umſonſt, und die Volksliebe brachte auch die Regentenliebe hervor! Liebe, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt keine Pflicht, Liebe iſt keine Zwangsſteuer, Liebe iſt eine freiwillige Steuer; Liebe iſt Güte, iſt Blüthe; das Herz muß die Liebe geben unbewußt, wie der See den Spiegel, wie die Roſe den Duft, wie der Stern das Licht, wie die Nachtigall das Lied, wie der Fels das Echo, wie die Erde den Demant, wie die Wolken den Tropfen, wie der Himmel die Offenbarung.

Mit Waffen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, erobert man Länder, mit Worten erobert man Meinungen, mit Reden erobert man Parteien, mit Geld erobert man Söldlinge, mit Geiſt und Witz erobert man Geſellſchaften, mit Orden und Medaillen erobert man die Eitelkeit, aber nur mit Liebe Herzen und nur mit Milde erobert man Völker!

Die Liebe iſt das Höchſte im Leben, oder das Niedrigſte. Ein Herz ohne Liebe iſt ein Grab ohne Leichenſtein, ohne Cypreſſe, ohne Inſchrift, ohne fromme Bezeichnung. Am großen Welten-Allerſeelentage kommt an ein ſolches Herzgrab nicht eine Seele, um ein

Blümchen darauf zu pflanzen, oder ein Gebet darauf zu ſprechen.

Die Liebe iſt das Hauptbuch über Einnahme und Ausgabe aller unſerer Empfindungen. Ein Männerherz ohne Liebe iſt ein Tag ohne Datum, ein Frauenherz ohne Liebe iſt ein Altar ohne Weihe, ohne Gnadenbild und ohne Opferflamme.

Der Menſch, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, braucht ſo wenig, um unſterblich zu ſein! Ein Bischen Himmel für's Auge, ein Bischen Gotteswort für's Ohr, ein Bischen Glaube für die Seele, ein Bischen Licht für den Geiſt, ein Bischen Wahrheit für den Kopf und ein Bischen Liebe für das Herz!

Dieſe kleinen Summen zuſammengerechnet, geben das Facit „Unſterblichkeit."

Aber, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, wir wiſſen aus der Geſchichte, und beſonders aus der Götterlehre, daß Niemand ſo viel Sterbliches an ſich hat, als die Unſterblichen!

Um unſterblich zu ſein, muß der Schriftſteller erſt Hungers ſterben.

Hungers ſterben laſſen iſt ein ſehr gutes Mittel, die Schriftſteller unſchädlich zu machen, dann braucht man ſie nicht zu verbannen und nicht von Rechtswegen einzuſperren.

Es iſt eine ſtehende Redensart: „von Rechtswegen verurtheilt," aber glauben Sie mir, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, es werden oft in

Deutſchland mehr Menſchen von Links-wegen verurtheilt, als von Rechts-wegen! Darüber iſt jetzt Alles einig, daß die „Rechte“ ſehr gut gepflegt werden muß, und das nennt man: „Die Einheit der Rechtspflege.“ Die Schriftſteller und die Journaliſten haben eine eigene Rechtspflege; vor der Hand nimmt man ihnen das Blatt, damit ſie den Staat nicht für ihre Anſicht gewinnen; ſo hat einmal ein Advocat ſeinem Clienten das Geld geſtohlen, damit er ihn nicht damit beſtechen ſoll.

Mit vollem Fug und Recht ſind den Journaliſten alle Abbildungen, Kupferſtiche und Holzſchnitte unterſagt, denn unſere Verhältniſſe ſind im Grunde nicht geſchnitten, nicht gehauen und nicht geſtochen. — Alle Blätter müſſen jetzt eigentlich gewiſſe krumme Wege einſchlagen, und müſſen krumm gehen; ſie ſind genöthigt dazu, nur die ſubventionirten Blätter haben das „freiwillige Hinken.“

Warum, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ſind jetzt alle Blätter ſo auf Inſerate und Einrückungen für's Geld erpicht? Die ſubventionirten Blätter deshalb, weil ſie dann Abwechslung haben; ſie leben davon, daß von einer Seite das Volk einrückt und von der andern Seite die Regierung ausrückt; die freiſinnigen Blätter ſuchen deshalb Einrückungen um's Geld, weil Alles, was ſie ſonſt ſchreiben, doch — umſonſt iſt! — Manche Blätter machen Oppoſition, wie die Frauen, blos um zu widerſprechen. Sagt die Regierung „Ja,“ ſagen ſie „Nein,“ ſagt die Regierung „Nein,“ ſagen ſie „Ja,“ und ſagt die Regierung gar nichts, ſo machen ſie es ebenfalls wie eine böſe Frau mit ihrem Manne, und ſchreien: „Warum redeſt du gar nichts, jetzt hat man nicht einmal die Freude von dir, daß man dir widerſprechen kann!“

Der Geiſt des Widerſpruchs, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt leider der einzige Geiſt, der alle Menſchen zuſammenhält. Daß in jedem Menſchen der Geiſt des Widerſpruchs und der Trieb, Alles umzukehren inſtinctmäßig lebt, kann Jeder an ſich ſelbſt aus einem ganz alltäglichen Beiſpiel erſehen, ein Beiſpiel, das Jeder an ſich ſelbſt erfahren hat, aber nicht darauf achtet. Wenn der Menſch ſich ein weiches Ei beſtellt, und man bringt es ihm in einem „Eierbecherl,“ ſo nimmt er mechaniſch das Ei heraus, ſchaut es von allen Seiten an, kehrt es um und ſetzt es verkehrt wieder hinein! Das iſt der angeborne Umkehrtrieb!

Da aber jetzt alle Verhältniſſe von beiden Seiten gleich ſchlecht ſind, ſo nützt das Umkehren gar nichts. Nur eine Sache gibt es, die auf der einen Seite beſſer iſt, als auf der anderen, und das ſind die Blätter meiner Vorleſung, welche das vor andern Blättern voraus haben, daß ſie eine unbeſchriebene Seite haben.

Die
Sonnenfinſterniß und der Weltuntergang

oder:

Wenn morgen Abends die Welt glücklich zu Grund gegangen ſein wird, was wird übermorgen Früh der Gemeinderath thun, um es zu verhüten? —

(1851.)

Unmöglich, m. f. H. u. H., kann ich morgen die Welt ſo mir nichts dir nichts zu Grunde gehen laſſen, ohne auch mein Scherflein zu dieſem menſchenfreundlichen Unternehmen beizutragen. Es wundert mich ein Bischen von unſerem lieben Herrgott, daß er ein ſo ſeltenes, hier noch nie geſehenes Schauſpiel nicht zum Beſten eines wohlthätigen Zweckes veranſtaltet. Wie herrlich könnte man dieſes Schauſpiel ankündigen? zum Beiſpiel: Morgen wird aufgeführt zum Beſten der Badener Beleuchtung: „Große totale Finſterniß.“ Sie erſtreckt ſich von der nordweſtlichen Parkſtraße ſüdweſtlich bis Dörfel und nordnordſüdoſt bis Weikersdorf und noch weiter. Sie beginnt, wenn der Abendſtern ſo ſteht, daß er den Laternanzünder bedeckt, erreicht ihren Mittelpunkt, wenn das Siebengeſtirn aus der Reunion nach Hauſe geht, und endet, wenn der Waſſermann in's Zeichen der Milchmariandl tritt.

Daß der liebe Herrgott dieſes Schauſpiel nicht zum Beſten eines wohlthätigen Zweckes gibt, beweiſt, daß er auf keine Medaille ſpeculirt. Es wundert mich wirklich, m. ſ. H. u. H., daß der liebe Himmel noch keine Medaille bekommen hat, was iſt der Himmel nicht für ein gutgeſinnter Mann. In ſeinem Verwaltungsrath, im „Thierreiche“ hat er einen „Krebs“ und einen „Schütz,“ alſo einen „Reactionär“ und einen „Conſtabler.“ Die Sterne, die ſich der Bewegung gar nicht angeſchloſſen, bekommen eine fixe Anſtellung als „Fixſterne.“ Dieſe angeſtellten Sterne ſind ſonderbar, die Aſtronomen behaupten, wenn man ſie in der Nähe betrachtet, ſind's gar keine großen Lichter! Die Anzahl dieſer fix angeſtellten Sterne iſt ungeheuer groß. Der Himmel hat ungefähr 18 Millionen ſolcher angeſtellter Beamten. Nun können Sie ſich denken, was der Himmel in einem Jahr für ein Geld brauchen muß. Und das ſind erſt nur die öffentlichen Ausgaben. Was müſſen nicht erſt die geheimen Fonds ausmachen? Für alle die geheimen Lichtlein, die wir gar nicht ſehen? Für die Kometen, dieſe reiſenden Agenten? Wir ſehen am

Himmel nur den „kleinen Hund“ und den „großen Hund,“ aber die kleinen Spitzel ſehen wir nicht, die am Himmel ſo herumſchnuppern, die in der Milchſtraße auf und ab ſpazieren und Acht geben, wenn ſich ein Stern nur ſchneuzt. Ja der Himmel iſt gutgeſinnt, taucht irgendwo ein neues Licht auf, gleich müſſen die Aſtronomen ihm einen „Trabanten“ zur Bedeckung geben. Der Erde traut der Himmel gar nicht. Er ſtellt ſie unter polizeiliche Aufſicht, der Mond muß ſie beſtändig begleiten. Der „Mann im Monde“ iſt nichts, als ein Conſtabler der Erde, der ſie ſtets begleitet, und die Aſtronomen zweifeln noch, ob im Mond civiliſirte Menſchen wohnen! Ich hatte die Ehre, m. f. H. u. H., ein genauer Bekannter des Aſtronomen Gruithuiſen zu ſein. Er beſaß das beſte Fernrohr und die ſchönſte Tochter, die man ſich denken kann. — Und ich ſtudirte mit Leidenſchaft die Sterngucherei. In einer ſchönen Mondnacht bewies er uns, daß im Monde denkende Weſen wohnen. Ich ſagte endlich, nachdem wir den Mond zwei Stunden lang angeſchaut hatten: Herr Profeſſor, Sie wiſſen blos, daß die Leute da oben denken. Ich weiß mehr — ich weiß ſogar, was ſie ſich jetzt denken. Nun, was denn? fragte er. Wenn die Leute da oben bemerken, wie ich ſo hinaufſchaue, ſo denken ſich die Leute oben, der Saphir da unten iſt ein Narr, er ſitzt neben einer ſchönen Dame, und ſchaut ſtundenlang in den Mond hinein! —

Der Mond, m. f. H. u. H., das iſt ein Vocativus! mit der Sonne iſt er verheirathet und die Erde begleitet er. Aber es iſt keine Gefahr dabei. Er begleitet ſie in einer reſpectvollen Entfernung von 50.000 Meilen. Wenn die ſchöne Erde von dieſer Liebe noch nicht gerührt iſt, ſo iſt ſie werth, daß ſie morgen zu Grunde gehet und erſt dann dort mit ihm zuſammenkömmt.

Das wird eine ſchöne Zuſammenkunft ſein! Nachdem er ihr 6000 Jahre immer 50.000 Meilen weit vom Leib nachgegangen iſt, werden ſie ſich endlich in die Arme ſtürzen, aber blos um mit einander zu Grunde zu gehen. Zu ſpät!! Sie hätte zwar bis morgen noch 24 Stunden Zeit, wenn ſie auf meine Vorſtellung hören wollte, wenn die ſchöne, reizende Erde ſich noch rühren ließe, es hat doch ſo lange geregnet, ſie müßte endlich erweicht ſein, gäb' ſie ihm noch einen Wink, bevor es zu ſpät wird.

Zu ſpät, iſt in der Liebe auch ein Unglück, wie in der Politik. Die deutſche Politik, m. f. H. u. H., das iſt die europäiſche Jammer-Pepi. Sie ſteckt all ihr Lebtag zwiſchen den „Schranken" und dem „Durchbruch" und wenn man guten Caffee haben will, kömmt man zu ſpät.

Das „zu ſpät," m. f. H. u. H., iſt ein großes Unglück in der Politik, aber ein noch größeres Unglück iſt das „Zu gleich." Die Partei, die Alles auf ſpäter verſchiebt, geht durch „zu ſpät" zu Grund,

und die Partei, die Alles „gleich“ haben will, geht durch „zu gleich“ zu Grund, daß ſie Alles zu ſehr gleich haben will. Dieſe ungenügſame Zugleich-Partei will von dem Kern ſogleich den Baum, von der Blüthe ſogleich die Frucht, von der Saat ſogleich die Ernte, von dem Wunſch ſogleich die Erfüllung, von der Liebe ſogleich die Gewährung. Reif ſoll Alles ſein, aber zeitigen ſoll gar nichts.

Gott ſelbſt hat auch nicht Alles gleich erſchaffen. Gott ſelbſt hat eingeſehen, daß nach dem Chaos nicht ſogleich Licht und Pflanze und Thier und Menſch und Weltgeiſt fix und fertig da ſtehen kann. —

Glauben Sie nicht, m. ſ. H. u. H., daß Gott im Himmel, der Vater des Lichtes und der Weisheit, „den Baum der Erkenntniß“ dem Menſchen ganz und für immer verbieten wollte. Er wollte nur nicht, daß der Menſch die Frucht vor der Reife pflücken ſollte. Aber Adam wollte den Apfel auch gleich und das war die Sünde. —

Die Menſchen, die Alles gleich wollen, ſind wie die Gäſte in einem Gaſthauſe; was ſie auch immer begehren, ſchreien ſie bei Allem: „Aber gleich!“ wenn ſie auch wiſſen, das kann noch gar nicht fertig und ausgekocht ſein. Die anderen, die immer „ſpäter“ ſagen, das ſind die Oberkellner. Sie verſprechen Alles und ſagen: „Warten Euer Gnaden lieber ein bißl, es ſteckt eben ein delicates junges Geſetzel am Spieß!“ Und zwiſchen dieſen zwei Stühlen, „zu ſpät“ und „zu gleich,“ ſitzt indeſſen die Welt auf gar nichts, und es iſt ein wahres Glück, daß ſie zu Grunde geht, denn ſonſt wüßte ſie nicht, wohin ſie gehen ſoll. Alſo morgen, m. f. H. u. H., iſt's aus.

Morgen realiſirt ſich endlich der Geſammt-Eintritt aller Völker in die allgemeine Zugrundgeherei. Ich habe Sie, m. f. H. u. H., heute zum letztenmale um mich verſammelt. Wir ſahen uns heute zum letztenmale, iſt das nicht recht betrübt? Wir wollen uns heute noch gegenſeitig gut anſchauen. Ob wir uns übermorgen nach dem Weltenuntergange noch erkennen werden? Ich zweifle daran, denn jetzt iſt die Welt nur halb zu Grund gegangen, und die Leut ſind ſchon nicht zu erkennen.

In Hinſicht der Farbenlehre und des Farbenſpiels, m. f. H. u. H., hat uns die menſchliche Natur, dieſe Geheimſchrift Gottes, die unfehlbarſte Lehre gegeben. — Das Angeſicht des Menſchen iſt das offenaufgeſchlagene Hauptbuch über die Ausgabe und Einnahme ſeiner Empfindungen, da liegen das Soll und Haben ſeiner Leidenſchaften und Begierden vor uns da, auf der Stirne ſind die Gedanken eingetragen — in den Augen ſteht die Stenographie der Liebe und des Haſſes — um den Mund ſpielt der Rechenſchaftsbericht über Spott, Hohn, Güte u. ſ. w. Aber durch welches Zeichen gibt ſich die Schuld, die innere Schuld, des Herzens tiefſte Schuld auf dem Angeſichte kund? Durch den Farbenwechſel!

Dieſer Farbenwechſel iſt ein Wechſel nach Sicht gezogen, und im Gewiſſen ſitzt ſein Wechſelgericht und ſein jüngſtes Gericht. —

Morgen Abend, m. f. H. u. H., ſteh'n wir Alle vor dem jüngſten Gericht, welches wahrſcheinlich auch öffentlich und mündlich ſein wird, morgen ſitzen wir Alle, m. f. H. u. H., auf der langen und harten Bank der Angeklagten. Eine Bank, welche die Staatsſchulden nicht übernimmt, eine Bank, wo die Reichen die größten Dividenden beziehen werden.

Morgen, wenn Sie, m. f. H. u. H., auf dieſer harten Bank ſitzen werden, da werde ich eine große Satisfaction erleben, denn da denkt ſich mancher: da ſitz' ich doch noch lieber in einer Saphir'ſchen Vorleſung! — Morgen werden wir nicht nur Alle Angeklagte ſein, ſondern wir werden auch Einer gegen den Andern zeugen müſſen. —

Wie wäre es, m. f. H. u. H., wenn wir uns heute ein bischen gegenſeitig verabredeten, was wir morgen über uns ausſagen wollen?

Alle geſcheidten Leute lachen über das Vorurtheil, daß morgen die Welt untergehn ſoll, aber ich bin feſt überzeugt, daß, wenn morgen Nachmittag um 3 Uhr zufällig ein ſtarkes Donnerwetter kömmt, die größten Philoſophen innerlich ein bischen Gedärmezwicken ſpüren werden, und kein Menſch wird ſich ſo rein, ſo tugendhaft und heilig fühlen, um ganz ruhig zu ſein, nicht einmal ich.

Alſo morgen, ich bleib' dabei, morgen um drei Uhr ſchlägt für die Welt die Polizeiſtunde, morgen iſt 's „letzte Fenſterln." Aus iſt's mit der Welt, und wie Schade, gerade jetzt! wenn unſer Herrgott nur noch 14 Tage gewartet hätte! da kommt der Baron Rothſchild nach Wien und ſchließt vielleicht ein neues Anlehen mit ihm ab!

Nur noch eine kurze Zeit wenn der Himmel Geduld hätte, da wären in Preußen die Provinzial-Landtage einberufen, die liebe Cholera kehrt auch nach und nach von ihrer Landpartie zurück, und in Wien würde vielleicht das Fleiſch noch um einen Kreuzer theurer werden, da man ſo viel für das liebe Vieh thut!!

Iſt es nicht grauſam vom Schickſal, die Welt gerade in dem Augenblicke zu Grunde gehen zu laſſen, wo man ſo viel für die Ausbildung des Rindviehes, für die Erziehung der jungen Ochſen thut? Man errichtet jetzt ſchon „Kleinkälber-Bewahranſtalten," Gymnaſialclaſſen für junge Oechslein, und die armen Schullehrer haben Hoffnung, daß ſie als Rinderhirten eine beſſere Anſtellung bekommen. Was hätte das liebe Vieh jetzt nicht für eine ſchöne Zukunft vor ſich? was würden die jungen Oechslein, die nach der neuen Zeit erzogen würden, für eine ausgezeichnete Generation! Ach wer jetzt noch jung wäre! Aber die Ochſen tragen viel zur Aufklärung bei. Die Ochſen werden nur für die nächſte Aufklärung ſo ſorgfältig erzogen. Dieſer Studienplan iſt ganz einfach, man mäſtet zuerſt den Ochſen, bis er fett wird, dann wird er vor den Kopf geſchlagen, dann läßt man ſein Fett aus, dann macht man aus dem Fett Kerzen, dann ſteckt man die Kerzen in die Laterne, dann zündet man die Laterne an, und ſo iſt der Ochs in der Laterne ein Mittel zur Aufklärung.

Morgen, m. f. H. u. H., geht die Welt bei der Sonnenfinſterniß zu Grund, wieder ein ſchlagender Beweis, daß die Welt nicht durch das Licht zu Grunde geht, ſondern durch die Finſterniß.

Die Welt iſt ſonderbar, das heißt die Menſchen! weil man mit dem Lichte Alles in Brand ſtecken kann, ſo verbieten ſie nicht das Brandſtiften, ſondern lieber gleich das Licht. — Weil die Freiheit viele Leute berauſcht gemacht hat, ſo verbieten ſie nicht den Rauſch der Freiheit, ſondern lieber gleich den Durſt. — Aber ſie wiſſen nicht, daß es Krankheiten gibt, die ſich an das ihnen angewieſene Local gar nicht halten, es gibt kopfloſe Leute, die Kopfweh haben, herzloſe Menſchen, die doch Herzklopfen haben, und Männer ohne Waden bekommen auch den Wadenkrampf.

Man ſagt: Wer nicht liebt Wein, Weiber und Geſang, der bleibt ein Narr ſein Lebelang. Das iſt nicht ganz wahr. — Ich kenne Leute, die viel Wein trinken und bedeutende Narren ſind, ich kenne Leute, die Weiber ungeheuer lieben, und ungeheure Narren ſind; mein Sinnſpruch lautet anders, mein Sinnſpruch lautet:

Wer nicht liebet Kinder, Blumen und Freiheit, bleibt ein böſer Menſch ſein Lebelang.

Kinder ſind die Blumen des Lebens, Blumen ſind die Kinder der Sonne, und die Freiheit iſt das Kind des Himmels und die Roſe der Erde. D'rum ſoll der Menſch die Blumen an die Bruſt nehmen, wie die Kinder, und an Kindern ſich ergötzen, wie an Blumen, und die Freiheit genießen, wie er die Roſe genießt.

Wer den Reiz, den Duft, das Blätterlicht, das ſüße Liebes- und Lebensgeheimniß der Roſe rein und voll genießen will, der laß ihr Zeit, ſich lieblich zu entfalten, aus der grünen Knospe dem erwachenden Tageslichte entgegenzuſchwellen, dann das ſchöngekrönte Haupt zu erheben und zu rufen: Ich bin die Königin der Blumen.

Aber wer die Roſe der Freiheit vor ihrer freiwilligen Entwicklung gewaltſam mit den Nägeln aus der Knospe kratzt, der wird keine Roſe bekommen, ſondern zerbröckeltes Blattwerk, und der Geiſt der gemordeten Roſe wird ihm zurufen: „Wehe, daß du mich voreilig aus der grünen Wiege geriſſen, und meine Zukunft verſtümmelt haſt.“

Die Freiheit iſt eine Frau, der Zeitgeiſt iſt ein Mann, und glauben Sie mir, m. f. H. u. H., wo eine Frau entartet iſt, iſt es des Mannes Schuld.

Das Weib iſt ein Gnadengeſchenk des Himmels an das Leben, und was der Himmel ſchenkt, kann an ſich nicht böſe ſein. Das Herz des Weibes iſt von Natur gut, ihre Seele klar, ihr Gemüth lauter, ihr Gedanke rein, ihre Empfindung ſanft, ihr Wollen edel und ihr Lieben echt und beſeligend; aber das Weib, dieſes Geſchenk des Himmels, iſt wie der Thautropfen des Himmels, fällt dieſer Thautropfen in das Herz der Roſe, wird er zum Demant an ihrer Bruſt, fällt er in das offene Herz der edlen Muſchel, wird er zur leuchtenden Perle, fällt er aber in einen Sumpf, ſo wird er ſelbſt zum Schlamme. —

So iſt es mit dem Herzen der Frau. Fällt es an ein empfängliches, lauteres und liebevolles Herz, wird es zum Demant, zur Perle, fällt es aber an ein rohes, liebeloſes, gemeines, dann geht die unheilige Wandlung vor, und es wird ſelbſt dem Staub zur Beute.

Und ſo auch iſt's mit dem Götterweibe „Freiheit.“ Sie iſt ſelbſt entadelt worden, weil ſie noch den Mann leider nicht gefunden hat, der ihre Götterſendung verſteht, und ſie durch's Leben zu führen weiß in ihrer ganzen Reinheit und Heiligkeit.

So, m. f. H. u. H., iſt's gegangen, ſeit die Welt ſteht, und ſo wird es gehen, bis die Welt zu gehen aufhört, oder gar untergeht.

Durch was erhält Gott die Welt? Schiller ſagt: „durch Hunger und durch Liebe.“ — Schiller konnte das wiſſen, denn erſtens war er ein Dichter, die verkehren ſehr viel in Liebe, dann war er ein deutſcher Dichter, die wiſſen auch, was Hunger iſt. — Hunger und Liebe! Die Liebe iſt der Hunger des Herzens und der Hunger iſt die Liebe des Magens. Die wahrhaft Liebenden behaupten, ſie verſpüren gar keinen Hunger, das iſt mir in meiner Praxis nicht vorgekommen. Aber das Gegentheil iſt ganz gewiß: die wahrhaft Hungrigen verſpüren keine Liebe. —

Die Welt wird alſo durch den Hunger erhalten, welch' einen ſchönen, edlen, göttlichen Beruf haben deshalb alle unſere Praktikanten! Sie müſſen die Welt erhalten. Einem jeden Praktikanten ſollte man folgende Grabſchrift ſetzen:

Hier liegt ein Menſchenfreund,
Ein Märtyrer, ein Held,
Er ſtarb an kroniſcher Erhaltung
Der Welt.

Die Welt, m. ſ. H. u. H., wird von drei Regenten regiert. Die Liebe regiert die Welt, die Dummheit regiert die Welt und das Geld regiert die Welt, und wo Viele regieren, muß die Welt zu Grunde gehen. Einer muß regieren im Himmel und auf Erden, das iſt Geſetz der Welt.

Die drei Regierungen, Liebe, Dummheit und Geld, unterſtützen ſich gegenſeitig. Die Liebe wird von der Dummheit unterſtützt, und die Dummheit vom Geld. Das Geld aber braucht keine Unterſtützung, das iſt ein Philoſoph und iſt ſich ſelbſt genug. Geld iſt die Weltſeele, und daß dieſe Seele unſterblich iſt, haben wir ſchriftlich, ſchwarz auf weiß auf dem Papier. —

Geld regiert die Welt. Alſo Papier regiert die Welt, und es iſt ein Glück, daß feines Papier, Velinpapier, die Welt regiert, vor drei Jahren wollte ſogar ſchon das Packpapier regieren.

Früher, m. f. H. u. H., hat die Welt blos den Körper begraben, jetzt vergrabt die Welt ihre Seele in die Erde, es iſt aber ſonderbar, je tiefer die Banquiers dieſe Seele begraben, deſto mehr ſteigt ſie in die Höhe.

Die erſte Regentin der Welt: die Liebe, hat das Privilegium, die menſchliche Seele bis zum Himmel zu erheben. Das iſt ſchon recht, aber wenn ſie ſie bis zum Himmel erhoben hat, läßt ſie ſie aus Ungeſchick wieder fallen, und die Seele iſt wie vom Himmel gefallen. —

Ueberhaupt iſt es mit den moraliſchen und geiſtigen Privilegien ſonderbar; die ſchönen Frauen haben ein Privilegium dumm zu ſein, und die Genies haben ein Privilegium häßlich zu ſein. — Das erſte Privilegium kann man ſich gefallen laſſen, daß die ſchönen Frauen dumm ſein dürfen, denn eine dumme Schönheit bleibt doch noch immer eine ſchöne Dummheit, aber das Privilegium, daß die Genies häßlich ſein dürfen, iſt ſchlecht eingerichtet, man kann's leider nicht, wie alle andern Privilegien, nach 10 Jahren zurücklegen.

Das erſte, was man in der Liebe verliert, iſt der Kopf. Die Liebenden und die Stockfiſche kommen durch die ganze Welt ohne Kopf. Nur wenn die Liebenden heirathen, finden ſie ihre Köpfe wieder, aber in der Geſchwindigkeit vertauſchen ſie ſie. Sie ſetzt ſeinen Kopf auf und er ſetzt ihren Kopf auf. Wenn dem Mann der Kopf weh thut, ſo muß er zu der Frau ſagen: Mein Kind, dein Kopf thut mir weh.

Glauben Sie mir, m. ſ. H. u. H., wenn die Welt morgen zu Grunde geht, ſo geht ſie nicht wegen Mangels an Hunger zu Grund, ſondern wegen Mangels an Liebe, an Menſchenliebe, an Wahrheitsliebe, an Freiheitsliebe, an Gerechtigkeitsliebe. Leider kann nicht geläugnet werden, daß in den letzten drei Jahren alle Blumen aus dem menſchlichen Herzen ausgerottet wurden, und nur das Unkraut kleinlicher Leidenſchaften blühend fortwuchert. Seitdem die Gemüther in die heiße Zone der Parteiung getreten ſind, leben in ihnen auch nur die wilden und reißenden Thiere der heißen Zone; hinter den aufgeriſſenen Eiſenſtäben des menſchlichen Bruſtgitters lauert mit funkelnden, Alles verſchlingenden Augen die Alles umſtrickende Schlange „Selbſtſucht!“ Der Egoismus des Menſchen hat wie ein Schwamm alle Liebe nur in ſich ſelbſt eingezogen, und gibt, wenn er berührt wird, dieſe Liebe als Schmutz nur wieder zurück.

Da ſieht der liebe Himmel auf dieſe Welt herunter und ſagt: Es iſt ſchon beſſer, wenn ſie zu Grunde geht!

Bei dieſem Zugrundegehen der Welt iſt mir nur um einen Menſchen leid, um mich, denn wenn die Welt zu Grunde geht, ich bin unſchuldig, ich laſſe die Welt nicht gehen. Ich habe gehofft, es wird mit dem Untergange der Welt ſo gehen, wie mit dem Untergange von Sodom und Gomorrha. Bevor Sodom zu Grunde gegangen iſt, kam ein Engel und ſuchte den Gerechten, den Loth, und hat ihn aus der Stadt geführt, und ſo habe ich gehofft, es wird ein Engel kommen, um mich vor ſeinem Untergange herauszuführen. Aber die Engel müſſen rein auf mich vergeſſen haben.

Beim Untergange von Sodom durften Loth und ſeine Frau ſich nicht umſehen. Das zu empfehlen, iſt zwar jetzt überflüſſig, wenn jetzt Jemand zu Grund geht, ſieht ſich ohnehin keiner nach ihm um. Es iſt nur wegen der Frau und wegen dem Salz.

Loth's Frau iſt darüber, daß ſie ſich umgeſehen, zu Salzſtein geworden, um ihrem Manne nach dem Tode noch das Leben zu verſalzen. Wenn jetzt jede Frau, die ſich umſieht, zu Salzſtein würde, könnte das Salzmonopol gar nicht in's Leben treten.

Ich habe mir vorgenommen, m. ſ. H. u. H., die Sonnenfinſterniß und den Weltuntergang morgen nur in ſehr großer Geſellſchaft zuzubringen, denn die

Aſtronomen können nicht genug davon erzählen, wie ſich die verſchiedenartigſten Thiere in dieſem Augenblicke benehmen werden. —

In dieſem Augenblicke wird man alſo ganz genau unterſcheiden können, was für ein Thier ſein Nebenmenſch iſt. Geben Sie Acht, m. ſ. H. u. H., Sie werden curioſe Beobachtungen an verſchiedenen Thieren machen. Die Reactionäre werden an allen Gliedern zittern und die Ohren hängen laſſen, die Wühler werden heulen und mit dem Kopf in die Erde graben, die Demokraten werden brüllen und in ihren Ställen unruhig werden, die Zeitungsſchreiber werden dumpf ſeufzen und an allen Vieren zappeln, die Papierſpeculanten werden ſich mit vielem Geſchrei auf die Hinterfüße ſtellen, die Spitzel werden mit unſicherem Blick und heraushängender Zunge herumlaufen, die Denuncianten werden zum erſtenmal das Futter verſchmähen, ſie werden in's Gebüſch ſich verkriechen, damit der liebe Himmel ſie nicht finde, die Humoriſten werden alle vier Füße über dem Kopf zuſammenſchlagen, wie ein Schriftſteller, der an der Leſedürre leidet. Das Alles werden wir morgen im Finſtern ganz hell und klar ſehen. —

Der Menſch ſagt: es iſt eine Sonnenfinſterniß, doch es iſt eigentlich eine Erdfinſterniß, aber ſo iſt der Menſch, wenn er nicht gut ſieht, ſagt er, das Licht brennt ſchlecht; wenn der Operngucker ſchlecht iſt, ſagt er, die Sängerin iſt nicht ſchön. —

Da haben die Menſchen ſchon dunkle und ſchwarze Gläſer bereitet, um in die Sonne zu ſchauen. Der Menſch kann kein Licht anſehen, ohne wenigſtens das Mittel, wodurch er es ſieht, anzuſchwärzen.

Die Aſtronomen machen es auch ſo, wie die Menſchen, das Licht ſelbſt an der Sonne haben ſie nicht ergründet, wohl aber ihre Flecken genau gezählt und ergründet. Das iſt der Troſt der Menſchen, er entſchuldigt ſeine Leberflecken mit den Sonnenflecken. Er gönnt der Sonne ihr Licht, wenn er nur die Beruhigung hat, ihre Flecken zu kennen. — Der Menſch erlaubt ſeinem Mitmenſchen große Vorzüge nur dann, wenn er als Zuwage auch große Fehler dazu bekömmt. Er erlaubt dem Menſchen große Tugenden, wenn er ihm ein paar Laſter dazu einquartieren kann, und er erlaubt dem Genie große Talente, wenn er ihm dazu ein paar Gebrechen mit Ober- und Untergewehr hinſtellen kann. — An der Sonne ſelbſt liebt der Menſch blos am meiſten den Untergang, und wie viel mehr Sonnen ſieht der Menſch in ſeinem Leben untergehn, als aufgehn.

Nur bei dem letzten Blick der Sonne kann ihr der Menſch freundlich, ganz offen in's Auge ſehn, ſo wie er auch dem Menſchen nur beim letzten Blick freundlich in's Geſicht ſieht. Der Menſch ſoll aber bedenken, daß jeder Blick auch der letzte ſein kann, der Menſch ſollte in jedem Augenblicke über ſein Letztes folgende vier Fragen an ſich ſtellen:

Wo wird meine letzte Roſe ſprießen?
Was wird mein letzter Wunſch hier ſein?
Wem wird meine letzte Thräne fließen?
Wer ſpricht im Tod den letzten Troſt mir ein?

Aber der Menſch denkt an das Letzte nur zu allerletzt. Allein morgen iſt nun das Allerletzt, wenn nicht übermorgen auf allgemeines Verlangen dieſes ſchlechte Stück und die Finſterniß wiederholt werden muß.

Aber, m. f. H. u. H., wir, hier bei uns, werden keine totale Finſterniß ſehen, keine volle, nur einen Theil, da ſieht man unſer Schickſal, nicht einmal eine Sonnenfinſterniß bringen wir al pari, auch da müſſen wir ein paar Procent verlieren. Nur in Galizien iſt totale Sonnenfinſterniß, und warum nur in Galizien?! Das hat der Himmel nur der totalen Sonnenfinſterniß zu lieb gethan, die totale Sonnenfinſterniß hat noch keine Ruthenen geſehen, und der liebe Himmel wollte ihr die Freude machen, dieſe neuen Münzmenſchen zu ſehen. —

Morgen, m. f. H. u. H., wenn die Welt untergeht, möchte ich Jemand ſein, der ich ſonſt um keinen Preis der Welt ſein möchte. Wer? Rathen Sie? Morgen beim Untergang der Welt möchte ich nicht der „Humoriſt" ſein wollen, ſondern blos der „Zuſchauer."

Ich ſchmeichle mir noch immer, daß aus der ganzen Geſchichte morgen nichts wird; ich glaube, das Zugrundgehn der Welt iſt eine deutſche Erfindung, weil ſie noch die Grundrechte ſuchen! Und wenn der

Weltuntergang eine deutſche Erfindung iſt, wird die ganze Welt davon Gebrauch machen, nur der Deutſche nicht, denn er hat Alles vergebens erfunden! Er hat die Uhren erfunden und darf nicht wiſſen, wie viel es geſchlagen hat; er hat die Buchdruckerkunſt erfunden und darf nichts drucken laſſen, und er hat das Pulver erfunden und darf kein halb Loth Pulver im Haus haben!

Nur von einer Erfindung darf er Gebrauch machen, er hat nämlich das Bier erfunden, und viel Bier zu trinken erlaubt man ihm, und warum? Weil man ſonſt nicht wüßte, was man anfangen ſoll mit allen „Plutzern,“ die man macht.

Ich bin überzeugt, wenn die Welt morgen zu Grund geht, der Deutſche geht erſt übermorgen zu Grund! Preußen wird zwar Einſprache thun, aber übermorgen wird's doch ganz gut mit zu Grund gehn.

Wenn man morgen bei der großen letzten Unterhaltung die emancipirten Israeliten fragen wird, die gewiß auch bei dieſer Unterhaltung die beſten Sitze und Logen haben werden, wenn man dieſe Emancipirten fragen wird: wollt ihr mit den Juden oder mit den Chriſten zu Grund gehn? Se werden ſie gewiß ſagen: wie heißt? Wir genießen erſt zwei Jahre die gleichen Rechte wie die Chriſten und ſollen ſchon mit ihnen zu Grund gehn? Von der Unterhaltung wollen wir nichts wiſſen!

Bei dieſer Gelegenheit kann ich nicht umhin, ein Vorurtheil zu bekämpfen, welches ſeit langer Zeit beſteht. Man machte nämlich, als es noch finſter war, den Juden den Vorwurf, daß ſie überall dabei ſind, daß ſie zerſtreuungsſüchtig ſind, daß ſie bei jeder Zerſtreuung die beſten Plätze haben u. ſ. w. Das iſt recht ungerecht, dieſe Zerſtreuung iſt nicht weltlicher Drang, ſie erfüllen nur ihr von Gott beſtimmtes Geſchick, denn es heißt in der Schrift von den Juden: „Du ſollſt ein Volk ſein, das ſich zerſtreut unter allen Nationen!“ Und wer ſich mit andern Nationen zerſtreut, muß auch mit andern Nationen zu Grund gehn.

Ich, m. ſ. H. u. H., weiß nur nicht, mit welcher Welt ich zu Grund gehn ſoll, ob mit der großen Welt, ob mit der ſchönen Welt, ob mit der gelehrten Welt! Das Beſte iſt, ich gehe mit der Kaufmannswelt zu Grund, denn wenn ein Kaufmann zu Grund gegangen iſt, fängt er erſt an gut zu leben!

Sie ſehen, m. ſ. H. u. H., ich wehre mich genug gegen dieſes Schauſpiel morgen, allein es nützt nichts; ich habe mich ſchon gegen mehr ſchlechte Schauſpiele gewehrt und ſie ſind doch aufgeführt worden.

Alſo, m. ſ. H. u. H., es nützt nichts, wir müſſen uns trennen! Faſſen Sie ſich! Halten Sie Ihre Thränen zurück, Sie werden ſie ſchon noch beſſer brauchen können.

Leben Sie wohl und reden Sie mir nichts Böſes nach! Was haben Sie davon? Ich weiß, wenn ich morgen werde geſtorben ſein, werden Sie übermorgen alles Gute von mir ſagen; drum bitte ich, laſſen Sie ſich denken, ich bin geſtern geſtorben! Wenn ich Sie je durch meine humoriſtiſche Vorleſung um die Zeit gebracht, entſchuldigen Sie mich, es thut mir wirklich ſelbſt leid; wenn ich mich je unterfangen habe, ein bischen geſcheidt zu ſein, verzeihen Sie mir's, es hat mir ſelbſt weh gethan; ich bereue es hier auf meinem letzten Blatt, aber zu ſpät. Dummheiten, die der Menſch begeht, kann er wieder gut machen, aber Geſcheidtheiten, die kann er nicht gut machen, die muß er ewig büßen.

Alſo nochmal, leben Sie wohl, mein Teſtament iſt bald gemacht. Meine Activa vermache ich an meinen Paſſiven Widerſtand; von meinen beiden Händen ſoll man die Linke begraben, weil ſie alle begraben ſind, und die Rechte ſoll man in Spiritus ſetzen für die nächſte preußiſche Kammer; meinen Theil von der deutſchen Einheit ſoll man unter Glas und Rahmen machen und in den Rauchfang hängen; meine Anwartſchaft auf eine Deputirtenſtelle ſoll man in Spiritus ſetzen, damit ſie ſich lange hält, alle dummen Streiche, die ich noch unbenutzt hinterlaſſen, vermache ich der europäiſchen Vorſehung. Ihnen, m. ſ. H. u. H., möchte ich gern mein Herz vermachen, aber erſtens haben Sie nichts daran, zweitens iſt nicht mehr viel daran, alſo kann ich Ihnen nichts widmen, als mein letztes Wort, und das werden Sie gewiß zu ſchätzen wiſſen.

Kriegen, Erhalten, Erwerben, Verdienen und Bekommen,

oder:

Wenn alle Menſchen auf der Welt ſchon das bekommen hätten, was ſie verdient haben, wer hätte noch keine 25 bekommen?

Was iſt das Erſte, m. f. H. u. H., das der Menſch im Leben kriegt? Er kriegt Zähne! Was iſt das Letzte, das der Menſch bekommt? Er bekommt einen Grabſtein. Von der Zeit an, daß die Menſchen ihre Zähne kriegen, bis ſie ihre Grabſteine bekommen, iſt ihr ganzes Leben ein Wettrennen mit Hinderniſſen nach Erwerben, Erhalten, Empfangen, Verdienen, Kriegen und Bekommen.

Zuerſt erhält der Menſch eine Erziehung oder eine Anſtellung, dann erwirbt der Menſch ein Vermögen, dadurch kriegt er den letzten Zahn, d. h. eine Frau, dadurch bekömmt er einen Hausfreund und durch den Hausfreund verdient er die Strafe dafür, daß er geheirathet hat.

Zuerſt kriegt der Menſch Zähne, um ſich durch's Leben durchzubeißen, dann bekömmt er eine Anſtellung, um etwas zu beißen zu haben, dann erhält er eine Frau, um ſich mit ihr herumzubeißen, dann einen Hausfreund, der ihn herausbeißt, dann einen Grabſtein, um in's Gras zu beißen!

Die Zähne ſind aber nicht blos zum Beißen da, ſondern um deutlich ausſprechen zu können. Wer keine Zähne hat, kann ſich nicht deutlich ausſprechen. Die deutſche Literatur zum Beiſpiel, m. f. H. u. H., hat keine Zähne, darum kann ſie ſich auch nicht deutlich ausſprechen. Wodurch, m. f. H. u. H., haben die deutſchen Literaten die Zähne verloren? Weil ſie ſo viele harte Nüſſe knacken müſſen!

Die Literatur hat früher einen weiblichen Zahnarzt gehabt: Die Cenſur! Sie curirte, ohne daß ſie den mindeſten Schmerz dabei hatte! Sie riß die Zähne mit einer Leichtigkeit heraus, der Patient blieb bei ſich zu Hauſe und die Frau Doctorin riß ihm bei ihr zu Hauſe die ſchönſten Backenzähne aus.

Sprechen, m. f. H. u. H., iſt eine ſchwierige Profeſſion, die liebe Natur hat dem Menſchen zu dieſer Profeſſion fünf Werkzeuge, fünf Sprachwerkzeuge mitgegeben: Die Kehle, den Gaumen, die

Zunge, die Zähne und die Lippen; die rohe Natur, die Beſtie im Menſchen, hat auch fünf Sprachwerkzeuge: die fünf Sinne! Aber es gibt noch andere fünf allgemeine Sprachwerkzeuge: *Kleines Geld*, *großes Geld*, ein *Schafsgeſicht*, ein *Katzenbuckel* und eine *Ohrfeige*. Bei mir ſtellen ſich manchmal ganz eigene fünf Sprachwerkzeuge ein, nämlich: Kopf, Achſel, Naſe, Geſicht und Maul, und zwar ſpreche ich mit dieſen fünf Sprachwerkzeugen auf verſchiedene Weiſe: Ich *ſchüttle* den Kopf, ich *zucke* die Achſel, ich *rümpfe* die Naſe, ich *ſchneide* das Geſicht und *halt's Maul*! Das iſt doch deutlich geſprochen?

Wenn der Menſch, m. ſ. H. u. H., ſeine Zähne glücklich bekommen hat, dann erhält er eine Erziehung, jetzt erhält jeder Menſch eine Erziehung. Wenn Sie, m. ſ. H. u. H., ſo viele Menſchen ſehen, die keine Erziehung haben, ſo glauben Sie nicht, dieſe hätten keine Erziehung erhalten, ſie haben alle Erziehung erhalten, aber die Erziehung hat *ſie* nicht erhalten, ſie ſind der Erziehung durchgegangen!

Man hat jetzt zu den Kindern Lehrer und Hofmeiſter. Mit den Lehrern iſt's oft ſo: Das Kind iſt leer und ſie ſind noch leerer! Mit den Hofmeiſtern iſt's ſo: Sie machen der Frau den Hof, darin ſind ſie Meiſter.

Nie iſt auf die Kinder mehr Geld und weniger Liebe verwendet worden, als jetzt! Unſere vornehmen

Frauen laſſen die Kinder per procura lieben! Als Säugling ſäugt ſie die Amme per procura der Mutter! Wenn ſie zu gehen anfangen, lehrt ſie eine Kindsfrau per procura der Mutter gehen! Wenn ſie erzogen werden ſollen, erzieht ſie eine Gouvernante per procura der Mutter. Eine jede Erzieherin iſt nichts, als ein Beweis, der Hand und Fuß hat, daß die Mutter nicht im Stande iſt, ihr Kind zu erziehen. Bei der Zärtlichkeit, welche die jetzigen Mütter für ihre zarten Kinder haben, ſchaut nichts heraus, als die kleinen Kniee und Waden. Viele Mütter ſind jetzt nur die Coſtumeſchneider ihrer Kinder. Wie ſollen die Kinder erzogen werden? Nach welcher Methode? Nach welchem Syſtem? Mit Milch? Mit Waſſer? — Unſinn! Mit nichts als mit Liebe, aber mit Liebe aus erſter Hand, aus erſter Hand, nicht vom Vorkäufler. —

Das Kind iſt das Hauptbuch der Mutter, im Kinde ſteht das „Soll und Haben“ der Mutterpflicht. Aus dem Kinde kann man jeden Augenblick die Activa und Paſſiva der Mutterpflicht erkennen. Die Erziehung eines Kindes iſt das angenehmſte Geſchäft, Kinderſeelen ſind wie Roſenholz, ſie ſtreuen Wohlgeruch und Duft aus, indem man ſie ſchnitzt und formt.

Die Kinder ſind Urſache, daß der Himmel die Welt noch nicht zerſtört hat.

In Kindern allein kann man den Himmel finden, denn die Kinder haben noch keinen Himmel verloren, die Sprache der Kinder iſt Muſik, und was hat die Muſik vor der Sprache voraus? Die Muſik kann nichts Unſittliches ausdrücken, ſo wie die Sprache der Kinder. Ich kann mir das Paradies nicht denken, es waren keine Kinder darin. Wenn Eva im Paradieſe ein Kind gehabt hätte, die Schlange würde ſie nicht verlockt haben. Liebe iſt das Klima für die Kinder, die Erziehung iſt blos ihr Treibhaus!

Man ſchickt die Kinder in die Schule! Schulbildung iſt die Loſung!

Wenn die Kinder in der Schule auch nicht immer Wiſſen erhalten, ſo erhalten ſie doch immer Zeugniſſe, und Zeugniſſe ſind nöthiger als Wiſſen. Zeugniſſe kann man beilegen, nummeriren, aber Wiſſen nicht. Wiſſen iſt für die Bahn, Zeugniſſe für's Ziel!

Ich habe einmal mit einem Mäcen folgendes Geſpräch geführt:

Er fragte:

„Haben Sie die Schulen abſolvirt?“

„Nein, ſie ſcheinen mir ſo viel Sünden zu haben, daß ich ſie unmöglich abſolviren kann.“

„Haben Sie die hohe Schule beſucht?“

„Nein, aber die hohe Schule hat mich beſucht; zum Glück war ich nicht zu Hauſe und daher habe ich doch noch etwas gelernt.“

„Sind Sie ſchon lange deutſcher Schriftſteller?"

„Noch nicht ſo lang, um ſchon Hungers geſtorben zu ſein."

„Auf was werden Sie ſich bei den jetzigen Zeitläuften legen?"

„Auf's Ohr!"

Das Ohr, m. ſ. H. u. H., iſt für den Schriftſteller ein wichtiger Artikel!

Der Menſch muß ſich ſo viel hinter's Ohr ſchreiben, daß man gar nicht Platz genug hat, wenn man nicht zum Glück ein Eſel iſt!

Ich habe mir ſo viel hinter's Ohr geſchrieben, wenn Sie das Alles leſen könnten, m. ſ. H. u. H., ſo ſchmeichle ich mir, daß Sie vor meinen Ohren Reſpect bekämen!

Damit das Alles der Nachwelt nicht verloren gehe, werde ich nach meinem Tode ein Werk erſcheinen laſſen:

M. G. Saphir's
ſämmtliche hinterlaſſene Ohren.
In Groß-Folio, mit gothiſchen Lettern,
auf Groß-Velin-Haut.

Dann werden meine Ohren erſt jene Anerkennung erhalten, die man dem Großen bei Lebzeiten ſo gerne verſagt.

Weil wir gerade von Anerkennung erhalten ſprechen, ſo ſei auch von dem Vorurtheil geſprochen, daß man ſagt, die Welt zollt dem ausgezeichneten Talente keine Anerkennung; es iſt nicht wahr. Man leiſte nur 'was Ausgezeichnetes, die Anerkennung bleibt nicht aus! Haben Sie ſchon geſehen, daß die Welt einem ausgezeichnetſten Dummkopfe ihre Anerkennung vorenthalten hat? Hat je ein ausgezeichneter, häßlicher Menſch Urſache, ſich über Mangel an Anerkennung zu beklagen? Nicht einmal jene Zeitungen und Bücher, die kein Menſch liest, können ſagen, man läßt ihnen keine Gerechtigkeit widerfahren!

Was iſt ein Narrenhaus anders, als eine öffentliche Anerkennung hervorragender Talente? Freilich kann man nicht jeden gewöhnlichen Narren auszeichnen! Blos die großen! Was iſt der Schuldthurm anders, als eine öffentliche Anerkennung der unbezahlbaren Talente?

Nur mittelmäßige Talente klagen, daß ſie verkannte Genies ſind! Glauben Sie, m. ſ. H. u. H., es gehen in der Stadt Wien viel mehr unbezahlte Wechſel, als verkannte Genies herum!

Es gibt viel Leute von Genie, aber ſie haben das Unglück, ſie können mit ihrem Genie nicht unter vier Augen ſein, es kommt immer eine Dummheit dazwiſchen! Und deshalb bekömmt die Welt keine Kinder von ihnen.

Man ſagt, zum Dichter muß man geboren ſein; es iſt nicht wahr, zur Dummheit muß man geboren ſein. Zum Dichten iſt geſcheidter, nicht geboren zu ſein.

Die Dichtkunſt kann man lernen; ſehen Sie nur unſere Dichter an, keiner iſt dazu geboren, aber ſie haben's gelernt. Luſt, Bruſt, blühen, glühen, Pomade, Parade, Grazie, Akazie, Jeruſalem, Methuſalem; aber die Dummheit kann man nicht lernen! Die Dummheit iſt eine Gabe Gottes!

Wen Gott liebt, der wird dumm, ohne ſtudirt zu haben! Die Dummheit iſt wie die Schönheit, beide ſind an und für ſich kein Verdienſt, aber es ſind Empfehlungsbriefe!

Ein dummer Mann und eine ſchöne Frau bleiben nicht ſitzen! Sie erhalten Beide ihre Stellung! Die Dummheit iſt ſo gut wie eine Caution!

Schönheit vergeht, Dummheit beſteht! Eine ſchöne Frau nimmt mit der Zeit ab, aber ein dummer Mann iſt eine große Wirthſchaft, etwas, das ewig hält! Gar nichts erhält den Leib ſo lang und feſt, als die Dummheit.

Die dummen Männer erhalten Alles von der beſten Sorte, ſie bekommen die ruhigſten Plätze, die ſchönſten Weiber und die wohlgenährteſten Backen!

Die dummen Männer haben auch das Glück vor andern Männern voraus, ſie ſind nicht verliebt! Zum Beweis, es ſind ſchon viele Menſchen aus Liebe närriſch geworden, aber niemals wird man aus Liebe dumm.

Liebe erwerben, m. l. H. u. H., iſt leicht, Liebe empfangen noch leichter, Liebe verdienen iſt ſchwer, Liebe erhalten, dauernd erhalten, noch ſchwerer!

Es gibt in der Liebe einen Fingerhandſchuh und einen ſogenannten Fäuſtling für die ganze Hand: Der Fingerhandſchuh der Liebe iſt für die fünf abgeſonderten Finger der Liebe: Elternliebe, Gattenliebe, Geſchwiſterliebe, Freundesliebe und Geſchlechtsliebe. Dieſe ſind nur immer für eine Hand, aber Menſchenliebe iſt der Fauſthandſchuh für alle Hände, für alle Menſchen; nur die allgemeine Menſchenliebe iſt die Blume, die grüne Wurzen im Herzen hat; jede andere Liebe trägt einen Kranz in der Rechten, aber einen Dolch in der Linken. Jede andere Liebe hört auf dem einen Ohr beſſer, als auf dem andern; jede andere Liebe ſteht mit einem „Wenn“ auf und legt ſich mit einem „Aber“ nieder; jede andere Liebe iſt ein Mitlauter, die Menſchenliebe allein iſt ein Selbſtlauter. Nur die wahre Menſchenliebe iſt der Himmelsſpiegel im Herzen; wenn dies Herz auch bricht, ſo ſpiegelt ſich die Menſchheit erſt noch mehr ab in jedem einzelnen gebrochenen Herzenstheile! Aber wie fängt man an, die Menſchen zu lieben? Wenn man gelernt hat, die Menſchen alle gründlich zu verachten.

Die Menſchheit iſt ein großer, erhabener Baum, ein g'rade in den Himmel hineinwachſender Stamm, aber die Menſchen ſind wie Späne von dem Baume, ſie werfen ſich alle krumm und ſchief. Wenn man lange gegangen iſt, gebeugt durch den Corridor des dunklen Lebens, wenn man lange wie eine ſchlagende Nachtigall fortgezogen iſt unter gewitterſchweren Wolken, wenn man im Sturm des Lebens erſt alle trügeriſchen Güter über Bord geworfen hat, wenn man in dieſem Sturm ſelbſt alle Gefangenen des Herzens befreit und aufgegeben hat, wenn man durch Schmerzen gegangen iſt, die kein Troſt lindert, durch Erfahrungen, die keine Thräne auflöſt, durch Erkenntniſſe, die kein Gebet wegſcheucht, dann, dann erſt wird die Thräne der völligen Reſignation, welche in die finſtere Höhle unſeres Herzens fällt, zum leuchtenden Tropfſteine und bildet, wie viele Tropfſteine in dieſer dunklen Grotte, Altäre und Capellen der wahren Menſchenliebe! Dann bricht der Menſch den Stachel in ſeiner Bruſt ab, in Liebe für alle Weſen, und das iſt die wahre Biographie des Wunderweſens, genannt Humor!

Den Witz erhält der Menſch von der Natur, die Satyre empfängt er durch die Erfahrung, aber den Humor erwirbt der Menſch nur durch Schmerz, Wunden und Bitterkeit, nur unter der ſcharfen und ſchneidenden Preſſe des Schickſals gibt der Olivenkern des Humors ſein ſüßeſtes, reinſtes Oel! Witz und Satyre ſind nur Ober- und Untergewehr des Humors!

Jetzt, m. f. H. u. H., ſind die drei Alliirten: Humor, Witz und Satyre, wieder auf drei Schüſſeln beſchränkt! Sie müſſen wieder blos von drei Gerichten ihre offene Tafel anrichten; dieſe drei Freiſchießen der Satyre heißen: Frauen, Aerzte und Advocaten!

Drei reiche Fundgruben zwar, rechte Californiens für die Satyre, aber ungeheuer ausgebeutet!

Die Frauen, die Aerzte und die Advocaten werden es mir ſchon verzeihen, aber ich muß von ihnen leben! — Das wird ein Leben werden!

Frauen, Aerzte und Advocaten, die können Einen ſchon witzigen! Aber es ſind alle Witze über ſie bereits gemacht worden, und wenn man noch neue machen könnte, ſo wäre das nur ein Compliment für ſie!

Wer mit Frauen anfängt, der braucht keinen Doctor, denn er iſt incurabel; er braucht keinen Advocaten, denn er verliert ſchon von ſelbſt den Proceß!

Der Menſch wird geboren, um eine Frau zu nehmen, denn es heißt: Der Menſch iſt zu leiden geboren! Darum weint der Menſch gleich, wenn er geboren wird, das iſt ſchon ſein Hochzeitsgeſchrei!

Der Menſch muß heirathen, um geboren zu werden, und geboren werden, um zu heirathen, nur Adam hätte nicht heirathen müſſen, denn er wurde nicht geboren, er wurde vom Himmel aus Staub gemacht, wenn er aber wach geweſen wäre, wie er ſeine Frau bekommen, hätte er ſich ſelbſt aus *dem Staube gemacht*.

Zu 25 Jahren feiert man die ſilberne Hochzeit, zu 50 Jahren die goldene Hochzeit. Warum? Wenn der Mann die Frau 25 Jahre hat, iſt ſie ihm auf jeden Fall wie Silber, entweder ſo erprobt wie Silber, oder er möchte ſie am liebſten verſetzen wie ſein Silber; und wenn der Mann die Frau 50 Jahre hat, iſt ſie ihm wie Gold, er ſagt wie mancher reiche Mann: Mein Silber rühre ich nicht an!

Ein Frauenherz, wenn es verheirathet iſt, ſcheint für die Liebe todt, aber es feiert, wie viele Länder, ſeine Wiedergeburt in Form einer Anleihe.

Das Herz und die Augen der Frauenzimmer ſind gerade wie die Quartiere und ihre Wohnungszettel an den Hausthüren; wenn das Quartier im Herzen auch ſchon vergeben iſt, in den Augen, in den Blicken laſſen ſie den Zettel noch immer hängen: „Da iſt ein Quartier zu vermiethen!“ Kömmt dann Jemand, ſo heißt's: Es iſt mir leid, für heuer iſt's vergeben, vielleicht im nächſten Jahre wird's mir ein Vergnügen ſein!

Wenn die Frauen ſind wie die Quartiere, ſo ſind die Aerzte wie die Fremdenliſten. Die Aerzte reden nur von den Patienten, die bei ihnen gut angekommen ſind, von den Patienten, die in die beſſere Welt abgereiſt ſind, ſagen ſie nichts!

Warum reden die Aerzte bei den Conſilien lateiniſch? Damit ſich die Patienten an todte Sprachen gewöhnen. Warum reden die Advocaten lateiniſch? Weil die lateiniſche Küche die theuerſte iſt.

Die Aerzte ſind die Hebammen des Jenſeits, ſie befördern die Geburten für jene Welt. Die Aerzte ſind jene Perſonen, die der Tod für ſein Leben gerne hat.

Was heißt Leben? Leben heißt den Platz für den Tod belegen! Das Leben liegt zwiſchen zwei Widerſcheinen, zwiſchen Geburtsſchein und Todtenſchein; der Geburtsſchein iſt blos der Geleitsſchein für die Erdenwanderung, aber der Todtenſchein iſt der Heimatsſchein des Himmels!

Gleich wie der Menſch geboren wird, wird er zum Tod verurtheilt, entweder zu einem natürlichen Tod durch Aerzte und Apotheker, oder zu einem unnatürlichen durch Alter; erſt wenn der Menſch ſtirbt, wird er vom Himmel zum ewigen Leben begnadigt, durch's ganze Leben aber geht der Menſch wie ein Verurtheilter herum, und das Licht in der menſchlichen Seele iſt im Erdenleben faſt nur die Laterne des Verurtheilten in der Bruſt, nach der die Kugeln am ſicherſten zielen.

Das Letzte, was der Menſch bekömmt, iſt der Grabſtein. Was iſt ein Grabſtein? Die letzte Lüge, die man dem Menſchen in's Reich der Wahrheit mitgibt!

Der Menſch kömmt dem Menſchen nie ſo gelegen, als wenn er da unten liegt!

Der Menſch vergönnt es ſelten dem Menſchen, daß er etwas erwartet und auf etwas wartet, nur eine Erwartung gönnt er dem Menſchen, wenn er auf ſeinem Grabſtein lieſt: „Hier wartet er auf ſeine Auferſtehung!“ Wart' Du nur da unten, ich werde noch oben warten!

Allein ich glaube, m. f. H. u. H., Sie warten auch ſchon ungeduldig auf meine Auferſtehung. Gut! Wenn Sie vielleicht eingeſchlafen ſind, ſo ende ich dieſe Vorleſung mit meiner Auferſtehung und mit Ihrer Auferweckung!

Akademiſcher Vortrag
über den
Status quo der öſterreichiſchen Mehlſpeiſen.

Ohne Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, im mindeſten beleidigen zu wollen, oder Ihre tiefe Kenntniß der menſchlichen Mehlſpeiſen zu bezweifeln, ſo weiß ich doch nicht, ob Sie wiſſen, was ein „akademiſcher Vortrag“ für eine Mehlſpeiſe iſt.

Daß aber ein akademiſcher Vortrag eine Mehlſpeiſe iſt, unterliegt keinem Zweifel, denn ein jedes Ding in der Welt muß entweder Fiſch oder Mehlſpeiſe oder Fleiſch ſein; ein akademiſcher Vortrag aber iſt oft nicht Fiſch und nicht Fleiſch, folglich muß er eine Mehlſpeiſe ſein.

Sie wiſſen doch, m. f. H. u. H., was eine Akademie der Wiſſenſchaft iſt?

Eine gebildet ſein wollende Dame ſagte einmal: Ein Katalog iſt eine Enthaltſamkeit von Büchern, ſo könnte man ſagen, eine Akademie iſt eine Enthaltſamkeit von Philoſophie.

Die Gelehrten, m. f. H. u. H., ſind gewöhnlich Weiberfeinde und es iſt natürlich, daß die Gelehrten die Weiber nicht lieben, denn die Gelehrten ſtudiren nur immer: die Alten.

Die Gelehrten ſind wie die Regiſtraturſchränke, jeder hat ſein beſonderes Fach; in einer Akademie aber ſind alle Fächer beiſammen, und wo viele Fächer beiſammen ſind, wird viel Wind gemacht.

Woran erkennt man einen Gelehrten? An ſeiner ſchmutzigen Wäſche oder an dem, was ihm fehlt, nämlich Geld oder ein Rockknopf, oder der geſunde Menſchenverſtand.

In einer Akademie ſind alle Wiſſenſchaften vertreten, namentlich die Brodwiſſenſchaft, da aber das Brod immer kleiner wird, ſo wird bei den Gelehrten das Wiſſen auch immer kleiner, die Wiſſenſchaft geht mit der Brodtaxe Hand in Hand.

Ich, m. f. H. u. H., habe leider zu ſpät angefangen zu ſtudiren, um ein Brodgelehrter zu werden, ich muß mich alſo begnügen, ein Mehlſpeiſegelehrter zu ſein.

Um ein vollkommener Gelehrter oder gar Akademiker zu werden, muß man vor Allem die todten Sprachen kennen, und das iſt beim gelehrten Vortrage nöthig, daß er in einer todten Sprache gehalten wird, denn die Lebendigen verſtehen ihn nicht.

Ich aber hab' erſt zu 12 Jahren angefangen deutſch leſen zu lernen und zu ſtudiren, und trotz alles Studirens und Ochſens hab' ich es nie zum dummen Kerl gebracht.

Wie ich aber dazu kam, ein Mehlſpeiſegelehrter zu werden, werde ich Ihnen jetzt erzählen.

Mein erſter Profeſſor war eine Köchin, das heißt nicht: mein Profeſſor war eine Köchin, ſondern eine Köchin war mein Profeſſor.

Studiren heißt auf deutſch hungern, darum müſſen unſere Schullehrer hungern, damit ſie mit den Schülern beſſer repetiren.

Ich habe in Prag gehungert; in dem Hauſe, wo ich im Dache oben hungerte, lebte im erſten Stock eine Köchin, welche nicht im Stande war, ihre Wochenrechnung zu führen. Als ich eines Tages vor der offenen Küchenthüre vorüberging, lockte mich ein verführeriſcher Speiſengeruch und ich ſtand wie Buridan's Eſel zwiſchen Schule und Küche, dort ein alter Profeſſor mit Latein, Griechiſch, Geſchichte, Geographie u. ſ. w., und hier eine junge Köchin am Feuer mit Fleiſch und Zuſpeiſe und andern Brocken, von denen ſich unſere Gelehrten nichts träumen laſſen. Sie ſah mich, winkte mir und fragte mich, ob ich addiren könnte, engagirte mich als Buchhalter, ich überließ mich zutraulich dem Verſprechen hinter'm Herd, und ich wurde in kurzer Zeit ein in ganz Deutſchland berühmter Mehlſpeiſekoch.

Sie wiſſen, m. f. H. u. H., daß ich Nichts bin und nichts habe, ich habe keinen Titel, keinen Rang, keinen Platz, ich bin nicht einmal Dramaturg, aber glauben Sie nicht, daß Deutſchland ein vierzigjähriges Wirken in der Literatur unausgezeichnet läßt, ich bin wirkliches Mitglied der Kolatſchen-Akademie zu Böhmiſch-Brod, ich bin auswärtiges Mitglied der Dampfnudel-Akademie zu Klein-München, ich bin Ehrenmitglied der Powidlbuchteln in Leitmeritz und Czaslau, ich bin correſpondirendes Mitglied der Akademie der Spätzle in Stuttgart und ich bin zweiter Präſident der Akademie des Gaaduer Schmarn's.

Unter allen Mehlſpeiſen der Vorzeit und der Gegenwart ſtehen die öſterreichiſchen Mehlſpeiſen auf dem Gipfel des Ruhmes, die Geſchichte hat's ausgeſprochen, die Menſchheit incluſive Rußland hat's beſtätigt, die Gegenwart bezeugt es, und ſelbſt die Preußen, wenn ſie nach Wien kommen, träumen nicht mehr von Sandkuchen und deutſcher Hegemonie, ſondern gehen ganz in den Wiener Milchrahmſtrudeln auf.

Die öſterreichiſchen Mehlſpeiſen ſind ganz wie die öſterreichiſchen Herzen: einfach und gemüthlich, es ſind halt herzige, unaffectirte Mehlſpeiſen.

Soll ich, meine f. H. u. H., den ganzen üppigen goldenen Lebensteppich der öſterreichiſchen Mehlſpeiſen vor Ihnen aufrollen? Soll ich das reiche Füllhorn der kleinen öſterreichiſchen Mehlſpeiſen vor Ihnen ausſchütten?

Knöderln, Nockerln, Scheberln, Zweckerln, Fleckerln, Pfanzerln, Baunzerln, welch' ein Bewußtſein!

Wenn Alles im Leben uns täuſcht, dieſe Troſtmittel bleiben.

Was ſind die Mehlſpeiſen anderer Völker gegen unſere öſterreichiſchen Mehlſpeiſen, was ſind ſchwäbiſche Spätzle gegen unſere Grieszweckerln!

Was iſt ein Berliner Pfannkuchen gegen einen Faſchingskrapfen? Bis die Berliner einen Pfannkuchen mobil machen, haben wir in Oeſterreich ſchon 100 Krapfen einrücken laſſen.

Sie wiſſen, daß beim Krapfen Alles darauf ankömmt, daß der Teig *gut aufgeht*. Ein gut aufgegangener Butterteig iſt wie ein Liebesblick: es liegt eine *ganze Zukunft* in ihm. Einer Oeſterreicherin geht mit dem Krapfen das Herz zugleich auf; aber ſo ein Berliner *Pfannkuchen* will in *Deutſchland gar nicht aufgeh'n!* —

Ein „*Krapfen*“ iſt mit „*ſpecifiſchem Oeſtreichthum*“ gefüllt, mit „*Hetſchepetſch!*“ Ein Berliner „*Pfannkuchen*“ iſt mit „*ſpecifiſchem Preußenthum*“ gefüllt: mit „Preißlbeeren!“

Was iſt ein engliſcher Plumpudding gegen einen öſterreichiſchen Milchrahmſtrudel? Wenn ich mit einem Milchrahmſtrudel ein zärtliches Techtelmechtel angefangen habe, wie Ferdinand und Louiſe, ſo ſage ich zu dem engliſchen Plumpudding, wie Ferdinand zur Lady Mylford: „Umgürte Dich mit dem ganzen engliſchen Stolz, ich verachte Dich, ein deutſcher Jüngling!“

Und nun vor Allen den Edelſtein der Sprache! die Sonnenblume unter den öſterreichiſchen Mehlſpeiſen, der Ritter ohne Furcht und ohne Tadel, aber mit Zibeben — der Gugelhupf!

Ein Gugelhupf und ein Gelehrter ſind zwei gleiche Mehlſpeiſen; man nimmt oft zu einem Sohn, den man zum Gelehrten bilden will, wie zu einem Gugelhupf, Alles was gut und theuer iſt, und zuletzt wird doch ein Dalken daraus.

Wenn eine gute Oeſterreicherin eine Landpartie macht, ſo braucht ſie drei Sachen, um glücklich zu ſein: „Einen Zeiſelwagen, einen Hausfreund und einen Gugelhupf!“ Ausfahren thuen ſie zu dritt, zu Hauſe kommen ſie ſelband, den Dritten haben ſie im Wald ermordet.

Und nun von dem Knödel zu ſprechen. Wenn Sie einen Knödel eſſen, m. ſ. H. u. H., glauben Sie wohl, Sie eſſen ein einfaches Weſen, ein einzelnes Individuum, einen Knödel? Weit gefehlt! Ein Knödel iſt nichts als ein Syſtem von Nockerln. Nockerl in einen logiſchen Zuſammenhang gebracht, geben einen Knödel, ſowie einzelne Gelehrte in einen Zuſammenhang gebracht, eine Akademie geben.

Wir ſind nun wieder ganz richtig bei unſerem akademiſchen Vortrag; ein Akademiker iſt ein Gelehrter, der ein ſyſtematiſches Wiſſen hat, der ſein Wiſſen als Syſtem in ſich trägt, folglich, m. ſ. H. u. H., wer einen Knödel ſpeist, ſpeist ein Syſtem, wer ein Syſtem im Leib hat, kann Akademiker werden, Knödel eſſen heißt alſo nichts Anderes: Als ſich zum Akademiker der Wiſſenſchaften vorbereiten.

Beim Knödeleſſen hab' ich noch einen tiefen wiſſenſchaftlichen Grundſatz gelernt, einen Grundſatz, den man beim Recenſiren ſtets im Auge behalten muß, nämlich: Einen ſchlechten Schauſpieler und einen guten Knödel ſoll man nicht ſchneiden, ſondern reißen!

Die intereſſanteſte der Mehlſpeiſen aber iſt der Strudel.

Zu einem vollkommenen Strudel gehören vier Perſonen: Ein Diplomat, ein Finanzier, ein Militär und ein Verliebter.

Der Diplomat muß den Teig machen, denn woran ein Diplomat die Hand legt, das zieht ſich wie ein Strudelteig. Der Finanzier muß ein Anlehen von Weinberln und Zibeben machen, der General muß das Feuer von allen Seiten erhalten und die Geliebte muß den Strudel verſüßen. Schließlich kommen wir zu dem Schmarn und zu dem Sterz.

Zu einem Heferlſterz gehören viel Tugenden; wer heirathen will, ſoll ſtatt aller Probe von dem Gegenſtand ſeiner Liebe einen Heferlſterz machen laſſen. Ein Frauenzimmer, das einen guten Heferlſterz macht, wird eine gute Gattin. Sie muß ein gutes Herz haben zu Schmalz und Mehl, ſie muß naiv und unſchuldig und muß rührend ſein, ſie muß Empfindung haben, denn ſie muß die rechte Gluth bereit halten.

Letzthin hat mich eine Dame auf einen Heferlſterz eingeladen, die Dame war mollet, aber der Heferlſterz war mager; ſie fragte mich, was ich zu dem Heferlſterz ſage. Ich antwortete ihr: Gnädige Frau! ich ſage zu dieſem Heferlſterz dieſelben Worte, die Cäſar von Caſſio ſagte: Wenn er nur fetter wäre!

Die öſterreichiſchen Mehlſpeiſen führen oft auf figürliche, bildliche Namen. Z. B. „Polſter-Zipf" — „Schloſſerbuben" — wie poetiſch! „Polſter-Zipfe" ſind gefüllte Novellen, „Schloſſerbuben" ſind in Butter gebackene Dorfgeſchichten.

Solche „Schloſſerbuben" kamen mit dem Dietrich für den Magen und auch für das Herz, denn inwendig ſtecken „ſüße Mandeln!"

Zum Schluß, m. ſ. H. u. H., werden Sie mir den Vorwurf machen, daß ich Ihnen eine der populärſten Mehlſpeiſen nicht gebracht habe; aber ich mache Sie darauf aufmerkſam, daß ich dieſe Mehlſpeiſe Ihnen ſeit einer Viertelſtunde ſchon vorſetze, nämlich — den „Schmarn."

Sechs übermüthige Tage.

(Bruchſtück aus „Mein Wanderbuch durch's Leben.“)

Einige Differenzen, die ich als Redacteur der „Berliner Schnellpoſt“ mit der „Berliner Scheerſchleiferin“ Cenſur hatte, die wie ein Wechſelfieber jeden zweiten Erſcheinungstag dieſes Blattes wiederkehrten, bewogen mich, den Druck meines Blattes nach „Altenburg“ zu verlegen, ein Ort, an welchem dazumal die Cenſur, ich weiß nicht, ob aus Humanität oder aus Altersſchwäche, die mildeſte unter den ſchwarzen Damen Deutſchlands war.

In Berlin redigirte ich den „Berliner Courier,“ war alſo genöthigt, oft hin und her zu fahren, und der Weg führte mich immer durch Leipzig, berühmt durch ſeine Literatur, ſeine Lerchen und Auerbach's Keller.

Im Begriff, von Altenburg zurückzukehren, beſtellte ich mir in der „Krone“ einen Platz auf einem ſogenannten „Hauderer,“ zwiſchen Altenburg und Leipzig, ein Fuhrwerk auf vier Perſonen eingerichtet.

Es war im November, furchtbar kalt und windig. Ich verſah mich mit einer Flaſche Rothwein, etwas Schinken mit Schlakwurſt, und alſo kampfgerüſtet und lendenumgürtet gegen die Chancen einer langen Tagreiſe nahm ich meinen Vorderplatz im Fond des Wagens ein, der Geſellſchaft entgegenharrend, welche mir der liebe Zufall auf dieſer Tagreiſe beſcheeren mochte.

Ich war der Erſte und poſtirte mich frierend und reſignirend in meine Wagenecke.

Endlich kamen meine Aſſociés. Es waren drei polniſche, bärtige Juden, die von Barſeba gegen Leipzig zogen. Die vierzeilige Strophe war beiſammen, die Arche ſetzte ſich in Bewegung und wir „vier Elemente, innig geſellt,“ waren bald im Freien.

Es begann nach und nach Tag und hell zu werden, die Inſaſſen der Arche beaugapfelten ſich und es mochte wohl aus den Phyſiognomien ſchwer zu errathen ſein, ob ich weniger erbaut von meinen Reiſegefährten oder ſie von dem ihrigen waren.

Es waren drei echte „Polaken,“ die Bärte urwüchſig, von keinem mörderiſchen Kamm gelichtet, die Kleidung original polniſch-jüdiſch, und Hände und Geſicht gaben ſichtliche Beweiſe, daß das Urelement Waſſer ſeine verderbliche Macht nicht über ſie zu erſtrecken vermochte.

Ich rückte mich ein wenig abſeits, um einem kleinen Stückchen Raum Platz zu gönnen, zwiſchen mir und meinem Grenznachbar eine kleine leere

Demarkationslinie zu bilden. Dieſer mein Nachbar hat ſich ſpäter als ein „Litwak“ (ein Lithauer) ergeben.

Ich meinerſeits war in einen feinen langhaarigen Flausrock gehüllt, einen rothen Shawl um den Hals und mit einer keckverwegenen dito rothen Troddelmütze auf dem Haupt, mochten mich die drei Enkel Abrahams wohl für einen Enkel Midians, für einen wahren gutconſervirten Sprößling Amaleks halten, und warfen eben auch nicht die ſüßeſten Liebesblicke auf den Barbaren, der in ihrem Bunde der vierte war!

Als es vollends Tag wurde, faßte ſich einer von ihnen Muth und ſagte zu mir: „Guten Morgen!“ Ich ſtieß als Antwort ein paar unarticulirte Töne aus, von welchen man mit ebenſoviel Gewißheit hätte behaupten können, es ſei ein Grunzen, als auch nichts dagegen bewieſen, daß es nicht auch ein Bellen war. Von dieſem erſten Verſuch noch nicht abgeſchreckt, fragte der zweite Maccabäer: „Thun Sie auch auf Leipzig?“ worauf ich jenes Bellen oder Grunzen meinerſeits wieder, aber um eine Octave höher und in getragenem Tone vernehmen ließ.

Dieſe meine beiden Antworten ſchienen meinen Verhörsrichtern hinreichend, um meinen Charakter vollſtändig erkannt zu haben, und ſie fällten laut und ungenirt das Endurtheil: „Ein Roſche!“ d. h. ein „Judenfeind.“

Die guten Herren ließen ſich nicht im Entfernteſten einfallen, in mir ein Individuum zu ſehen, welches dazumal noch nie den „öſterreichiſchen Zuſchauer“ geleſen hatte, folglich weit entfernt von Judenfeindſchaft war, noch weniger aber muthmaßten ſie, daß dieſes flausrockige, troddelmützige, halbgrunzende Etwas die Sprache der Auserwählten früher als die Blumenſprache, und das Hebräiſche früher als die Kunſt, mit der Cenſur umzugehen, gelernt hatte.

Da ſie drei gegen Einen waren, ſo ſchien es ihnen Spaß zu machen, mich zu moleſtiren und ſie richteten noch verſchiedene Fragen an mich, die ich in etwas mehr articulirten Tönen, aber ſo kopflos beantwortete als nur möglich, worauf dann einer der Verhörsrichter das bereits abgegebene Urtheil: „ein Roſche“ noch mit dem Zuſatz completirte: „und ein Chamer!“ (ein Eſel!)

Ich war alſo über meine Perſon vollkommen im Klaren. Ein Judenfeind und ein Eſel, was braucht der Menſch mehr, um glücklich zu ſein?

Ich war innerlich zufrieden. Die Zufriedenheit befördert die Verdauung, die Verdauung befördert den Hunger, ich nahm alſo meinen Proviant in Angriff, enthüllte das Papier, in welchem einige tüchtige Schnitten jener lieblichen Subſtanz lagen, welche bei lebendigem Leibe dem tauſendjährigen Racenhaß des Juden mit Glück widerſtand, und die im getödteten und geräucherten Induſtrie-Zuſtande den Namen „Schinkenſchnitten“ annahmen.

Beim Anblicke dieſes ihres Nationalfeindes, wenn auch ſkalpirt, ſchien ſich die corſiſche Blutrache in meinen Reiſegefährten zu rühren, aber ſie ſahen immer weg und duldeten ſchweigend eine Gewohnheit, die ihnen ebenſo geboten, als Schinken verboten war.

Ich aber in meiner Bosheit — „Er war von je ein Böſewicht u. ſ. w.“ — machte ein recht gutmüthiges Schafsgeſicht und bot meinem vis-à-vis ein einladendes Stück Schinken an, er ſagte: „ich danke“ und ſetzte in ſeinem Jargon hinzu: „ein Chelahs!“ (ein Fluch). Ich verſchluckte das mit einem andern fetten Brocken, fuhr aber mit dem Spaß fort. Ich holte meine Bouteille Rothwein und bot ihnen einen „friſchen Trunk“ an; wieder ein „ich danke“ mit einem: „e Nipeſch“ (ebenfalls ein Fluch) leiſe als Agio.

Ich beendete ruhig mein Fingergabelfrühſtück, lehnte mich in die Ecke und ſchloß die Augen. Meine drei Nicht-Miteſſer machten ſich's nun bequem und da ich als „Judenfeind“ und „Eſel“ in ihren Augen ohnehin als eine Null in der Schöpfung betrachtet wurde, überließen ſie ſich ſo ungenirt ihrem Naturell und ihren Gewohnheiten, als ob der Hauderer eine Synagoge geweſen wäre.

Sie kamen endlich auch auf talmudiſche Gegenſtände, es wurde mir klar, daß es lauter geübte Talmudiſten waren und Einer von ihnen ein ſogenannter „Magid,“ ein reiſender Prädicant und Wunder-Rabbi.

Das Anbieten meines Weines brachte ſie auf einen der ſpitzfindigſten und ſubtilſten Glaubens-Sophiſmen des Talmuds, den gelehrten Juden unter dem Namen „Nizak Chiber“ bekannt.

Es wird meinen Leſern nicht ganz unintereſſant ſein, wenn ich das Thema dieſer Disputation ſoviel als möglich faßlich zu machen ſuche.

Es iſt bekannt, daß die orthodoxen Juden keinen Wein trinken durften, den ein Heide berührt hat. Die Preisfrage lautet alſo:

Wenn unten ein Faß Wein ſteht und es wird von oben noch Wein aus einem Gefäß in dieſes Faß geſchüttet und ein Heide berührt das Faß unten, wo der Wein oben getrunken werden darf, alſo: ob der Strahl des Weines beide Gefäße ſo verbindet, als ob ſie nur eines wären, oder nicht?

Dieſe halb läppiſche, halb ſubtile Frage bildet eine der ſcharfſinnigſten Discuſſionen des Talmud, und wer die Art und Weiſe des Talmud nicht kennt, dem ſcheint es unglaublich, welch' ein Reichthum an falſchem und wahrem Witz, an haarſpaltendem Scharfſinn, an Dilemmen und Trugſchlüßen, an zugeſpitzten Fragen und Antworten, an frappanten Antitheſen in dem Kreuz- und Querfeuer der divergirenden Anſichten und Erläuterungen in dieſer kindiſchen Frage enthalten iſt.

Ein glücklicher Umſtand und Zufall war es, daß eben dieſes Thema der Gegenſtand meiner Prüfungs-Diſſertation im Jahre 1811 auf der hohen Rabbinatsſchule zu Prag war, nach welcher ich vom Großmeiſter und Appellant-Rabbi Eleazar Flekeles das Rabbi-Diplom erhielt.

Mit einem nicht unglücklichen Gedächtniß begabt, lebte der ganze Gegenſtand wieder in mir auf. Ich vergaß an „Schnellpoſt,“ „Hegel,“ „Goethe,“ an die „Mittwochsgeſellſchaft,“ an „Calderon,“ „Shakeſpeare“ u. ſ. w. und befand mich im Geiſte mitten unter „Rabbi Gamliel“ und „Rahf Aſche“ und „Rambam“ und wie die Matadore des alten Talmud alle heißen.

Ich folgte lange mit immer ſteigendem Intereſſe der Disputation meiner Reiſegefährten, ohne daran theilzunehmen. Endlich aber platzte mein guter „Litwak“ mit einem Einwurf heraus, deſſen Abſurdität mich wie ein Lanzenſtich traf. Ich fuhr auf und ſchrie: „Sie ſind ein Amhoretz!“ (zu Deutſch: ein Ignorant.)

Die Ueberraſchung, welche dieſer Ausruf hervorbrachte, war mirakulös! Wer in dieſem Augenblicke in den Wagen hineingeſehen, hätte vier petrificirte polniſche Juden wahrgenommen. Ich ſelbſt war auch von meinem Eifer überraſcht und mußte über mich und dieſe komiſche Situation herzlich lachen.

Nach und nach fingen die drei Statuen aus carrariſchem Schmutz an, ſich zu regen, Leben zu bekommen, und ſie ſtarrten mich an als ein räthſelhaftes Amphibium, das in den beiden feindlichen Elementen: Talmud und Schinken heimiſch iſt.

Wir disputirten noch eine lange Weile zu ihrem und meinem größten Amüſement.

Nachdem dieſe talmudiſche Parforce-Jagd vorüber war, ſtellte ſich auch bei ihnen der große Gaſt-Tyrann Hunger ein und auch ſie entwickelten aus einem großen blauen Papier, in welchem mehrere Theile eines Schlachtopfers lagen, als da ſind: eine beſteckte „Gansbruſt“ u. ſ. w. und aus Allem duftete Israels Vergißmeinnicht: Knoblauch in meine nicht unbedeutende Naſe.

Sie boten mir ein Stück an, ich aber gedachte an ihren Korb, den ſie mir gaben und ſagte ebenfalls: „Ein Chelahs und ein Nipeſch, und ſo haben Sie Alles zurück, was Sie mir heute ſchon angeboten haben!“

Sie lachten gutmüthig und ſo kamen wir ziemlich in leidlicher Harmonie gegen acht Uhr Abends in Leipzig an, wo ich im Hotel de Pologne bei Vater Buſch und Familie die herzlichſte Aufnahme fand.

Ich wechſelte die Kleider ſchnell und ſuchte die Freunde auf. In Auerbach's Keller, wo Dr. Fauſt auf dem Faß davonritt, waren ſie nicht, aber ich wußte, wo ich ſie ſonſt zu ſuchen hatte.

In der Nicolaigaſſe war eine Localität, „Wollenweber's Conditorei,“ dahin möge mir der Leſer nun folgen.

Ein einfaches, aber freundliches Zimmer, welches man auch, bei frugaler Anſicht, einen kleinen Salon nennen konnte, war von einer in der Mitte herabhängenden Kryſtallampe ebenfalls frugal beleuchtet. An den Wänden ſtanden einzelne Tiſche, Seſſel und Tabourets für die Gäſte. An der längern Seite des Zimmers das Conditor-Pult, beladen mit all' den Naſchſächelchen, mit welchen die Norddeutſchen ihre Philoſophie verſüßen, und hinter dem Pulte das erhaltende und belebende Princip der Conditorei, Madame Wollenweber, eine junge, reizende Frau, welche für die Literatur gerade ſo viel Achtung hatte, um den Literaten, die aus ihren Augen und aus ihrem „Grogg“ Begeiſterung ſchöpften, keinen ſchlechtern „Grogg“ zu bereiten, als andern Leuten, die nicht mit Muſen behaftet ſind. Sie hatte für Jeden dasſelbe liebliche Lächeln, ſie hielt für Jeden mit derſelben Pünctlichkeit ſein Blatt im Contobuch und forderte von Jedem mit derſelben Anmuth am Ende des Monats „den kleinen Reſt.“

Bei Wollenweber wurde von der Leipziger Literatur gewöhnlich die letzte Vigilie der Nacht zugebracht, und dahin begab ich mich auch. Als ich eintrat, empfing mich Madame Wollenweber mit dem freundlichſten Empfangswinke ihrer Augen. „Ach, Herr Doctor! dort ſitzen ſie!“ Ich ſchüttelte ihr die Hand, bat um ein Täßchen und verfügte mich an einen großen runden Tiſch, an welchem die „ſie“ ſaßen, die Literaturmacher nämlich.

Welche ſchöne, herrliche Abende wurden an dieſem Wollenweber-Tiſch zugebracht! Bei Scherz und Ernſt, Geiſt und Materie, Melancholie und Leichtſinn! Wieviel wurde hier erſonnen, verworfen, beſprochen, überdacht und beſchloſſen! Wieviel Schriftſteller wurden auf der Leipziger Meſſe an dieſem Tiſch von Verlegern geſchlachtet und ausgeweidet, wieviel Verlegern wurde hier von Schriftſtellern ein Wurm um den andern aus der Naſe gezogen!

An jenem Abend waren ungefähr ein Dutzend „Freunde“ da.

Als Alterspräſident bitte ich den freundlichen Leſer, jenen kleinen gedrungenen Mann zu betrachten, welcher die ſtark geſingerte Hand bräutlich um das Grogglas ſchlingt und hineinſchaut, als wollte er ergründen, was tiefer iſt, dieſes Glas, oder die Wonne, ein deutſcher Schriftſteller zu ſein.

Die Stirn tritt breit vor und die glatten Haare hängen ſorgloſer herab, als der Kopf, auf dem ſie gewachſen ſind. Die etwas ſarmatiſchen Züge des von Pocken ein wenig markirten Geſichtes tragen unverkennbar Spuren der tiefſten Gemüthlichkeit, die zuweilen von ironiſchen und ſpöttiſchen Wolken, die über ſie hinfliegen, einen ſarkaſtiſchen Ausdruck annehmen. Er ſitzt etwas gekrümmt über ſein Glas und ſcheint eben mit ſich zu conſultiren, ob er den Einfall, den er gerade hat, aus ſeiner Haft laſſen ſoll. Es iſt Dr. Carl Herloßſohn. Mit dieſem

Namen nennt man Talent, Geiſt, Redlichkeit, gutes Herz und leichtſinnigen Frohſinn. Es iſt hier der Ort nicht, zu ſagen, was er Alles geleiſtet hat, genug, er hat ein Vierteljahrhundert in Leipzig gewirkt, gelebt, viel Vortreffliches geſchrieben, gethan, manches ausgezeichnete Buch zur Welt gebracht, und — ſtarb in Leipzig elend, am Hungertuche nagend! Man hat nachher für ſein Monument geſammelt, ich habe als ſeine Grabſchrift vorgeſchlagen:

Hier liegt
ein Stück Geſchichte von Deutſchland!

Er war dazumal eben von Hannover zurückgekehrt, wohin er nur ging, um „abgeſchieden von der Welt,“ wie er ſich ausdrückte, für einen Verleger einen Roman zu ſchreiben. Wenn er von dieſer Expedition kam, lebte er immer doppelt flott, und ſagte: ich muß mich aushannovern!

Neben Herloßſohn ſitzt noch ein zweiter Todter: Profeſſor O. L. B. Wolf, der erſte deutſche Improviſator; er iſt eben daran, mit erweiterten Naſenlöchern, wie ein Wild auf dem Felsſprung, über ein Thema zu improviſiren, welches ihm ſein Nachbar, ein kleines, feines, geſchwächtes, lächelndes Männchen aufgegeben hat; dieſes lebendige Männchen iſt der talentvolle Sänger der Serbenlieder und anderer hübſchen Sachen, Wilhelm Gerhard; auch der Verfaſſer des Liedes: „Ich bin der kleine Tambour Veit,“ Beſitzer des berühmten Reichenbachiſchen Gartens und Poniatowsky-Denkmals, in welchem Locale wir oft gaſtfreundliche Sympoſien verlebten. Herr Wilhelm Gerhard iſt auch Ritter des dazumal berühmten: „Mad. Haitzinger-Roſenordens,“ welchen er zu Ehren dieſer zu jener Zeit in Leipzig und Berlin Furore machenden „Rosa Badensis“ ſtiftete und auch mir die Inſignien, eine „Roſaſchleife u. ſ. w.“ zuſchickte. Der Leſer ſieht hiermit, daß ich alſo auch einmal einen Orden hatte, und deshalb bitte ich den Leſer um den mir gebührenden Reſpect.

Gleich nebenan ſitzt Herr Hofrath Küſtner, dazumal Director des Leipziger Theaters, ſpäterhin Intendant mehrerer königlicher Hoftheater. Er lebte dazumal noch in dem ſchönen Wahne, für die wahre Kunſt wirken zu können und zu wollen, die Hoftheater haben ihm aber nun dieſe Unart abgewöhnt, und er hat gerade vielleicht noch zehn Jahre Zeit, um mit der Marquiſe Mondekar, fern von Hofbühnen, darüber nachzudenken. Nebenan ſitzt Profeſſor Amadeus Wendt, als Menſch, Muſiker, Dichter gleich liebenswürdig und ſchätzenswerth, und unterhält ſich mit Heinrich Stieglitz, bekannt durch das tragiſche Ende ſeiner Frau und ſein eigenes auf italieniſchem Boden, durch mehrere verdienſtvolle Schriften und durch den ihn aufreibenden Drang, mehr zu erſtreben und in die Welt zu werfen, als ſein Genius ihm beſchieden.

So ziemlich als den Mittelpunct ſind wir berechtigt, eine andere Perſönlichkeit von imponirender, geiſtreicher, aber etwas rabuliſtiſcher Phyſiognomie zu betrachten, die einem Schwarzkopf angehört, welcher zwei raſtloſe Augen beſitzt und einen Mund, welcher Schelmerei ausdrückt; es iſt der Verfaſſer der „Schuld“ und der „Albaneſerin,“ der gefürchtete Minos, der Redacteur des „Mitternachtsblattes“ und der „Hekate,“ Dr. Adolf Müllner, er, der von „Weißenfels“ aus im „Stuttgarter Morgenblatt“ durch ſeine „Vierundzwanzig-Pfünder“ die Berliner Literatur und Theater ſiegreich bombardirte. Er war eben nach Leipzig gekommen, um ſich mit mir über einige Beiträge zu ſeinem „Mitternachtsblatte“ zu beſprechen. Ueber ſeinem Stuhl, auf einen muskulöſen Arm und eine nervige Hand geſtützt, fällt ein Antlitz voll energiſcher Ruſticität mit zwei weithin funkelnden Augen und einer energiſchen Naſe auf, es iſt der alte Turn-Campeador, der Turnermeiſter Jahn. An dieſe ſitzende kraftausgeprägte Statue ſchmiegt ſich ein ſchmächtiges Männchen mit einem Angeſicht, das zwiſchen Lächeln und Schmunzeln ein weinerliches Justemilieu bildet, die kleinen lebendigen Aeuglein irren von Gegenſtand zu Gegenſtand und die ganze dünne Oberhälfte ſcheint ihren Stützpunct noch nicht gefunden zu haben, ſo hin- und herſchaukelnd bewegt ſich dieſelbe. Er trug ein Gewand, von dem ich überzeugt bin, daß es ſich auf den Anruf „Mantel“

nicht umgeſehen hätte, das aber auch ebenſo gewiß ſich nicht umſehen würde, wenn man ihm „Gehrock“ nachriefe, auch glaube ich das Gewand nicht zu verleumden, wenn ich behaupte, daß es die Bezeichnung „Frack“ mit Unwillen von ſich gewieſen haben würde! Welchen Namen dieſes Gewand aber wirklich von ſeinem ſchneideriſchen Taufpathen erhielt, wird dem Scharfſinne desjenigen Oedipus überlaſſen, der entſcheidet, ob das lange und wulſtige Ding, das ſich wie die Schlange Laokoons um den Hals desſelben wand und ſeine beiden Pole in die Tiefen jenes Gewandes auslaufen ließ, ein Tuch, eine Cravatte, eine Atlas-Binde, ein Shawl oder ein Betttuch war. Das in dieſe Garderobegeheimniſſe halb hinein ſich zurückziehende Männchen war Profeſſor Julius Max Schottky, ein Opfer des deutſchen Forſchergeiſtes, der Biograph der Ruinen, Burgen und Ritterſchlöſſer und mühſeliger Erhalter ſeiner eigenen Ruine. Er hat viel Verdienſtliches geleiſtet, ohne was zu verdienen, forſchte und ſchrieb unermüdlich fruchtbar, und in ſeiner Fähigkeit und Reſignation unter der ewigen Dachtraufe ſeines Lebenslaufes lag ebenſoviel rührender Heroismus als drollige Apathie. Das Komiſche ſeines Mißgeſchickes folgte ihm noch über's Grab hinaus. Er war nämlich in Italien geſtorben, die deutſchen Journale ſprachen einmal davon und Schottky — war geweſen! — Aber er hatte einen Freund und dem kam es in den Sinn, ihm ein literariſches

Denkmal zu ſetzen; wir glauben, es war „Guſtav Kühne“ in ſeinem Blatte. Er enthüllte ſchonungslos alle Mängel und Schattenſeiten Schottky's und überlieferte ihn mit unbarmherziger Feder dem ſchonungsloſen Urtheile des Publikums. Allein, was that unſer guter Profeſſor Schottky? An einem ſchönen Morgen tritt er lächelnd und ſchmunzelnd in das Zimmer ſeines Biographen, reicht ihm die Hand und flötet: „Ach, ſchönen, guten Morgen, hochverehrter Herr Doctor! Ich bin nicht geſtorben, die Nachricht war falſch, aber ich danke Ihnen wirklich vom Herzen für Ihren wunderſchönen Nekrolog!“

Eine höchſt geiſtreiche und markirte Phyſiognomie nebenan, mit einem feinen Ausdruck und ariſtokratiſch geformten Lächeln, gehört dem bekannten Witz v. Döring, Volks-Ariſtokrat und Ariſtokraten-Demagog; in die Studentengeſchichte mit verwickelt, hatte er mehr Gelegenheit, als Herr Appert, die verſchiedenſten Gefängniſſe Deutſchlands zu beſuchen, mehr in logirender als humaniſirender Abſicht! Der große Demagogen-Kaper, reſpective v. Kampz und er mögen wiſſen, ob und wie die verſchiedenen Anſichten über ſeine Mitſchuld und Haft gegründet ſind, oder nicht. Er war dazumal ſchon frei und puriſicirt, ſeitdem hat er geheirathet. Nun, ein Mann, der ſo viele Gefängniſſe glücklich überlebt hat, kann das auch ausdauern. Vor einigen Jahren ſah ich ihn in Baden bei Wien wieder. Er iſt verheirathet, iſt dick geworden, ißt einen ganzen Indian, thut in Steinkohlengruben und iſt reich — die „Mainzer Commiſſion“ — wenn ſie noch exiſtirt — kann ruhig ſein.

Aus dieſen Namen und aus meinem Verleger, Carl Focke, beſtand die Geſellſchaft bei Wollenweber, die mich erwartete und in deren Kreis ich mich ſogleich einheimelte.

Freund Herloßſohn mochte ungefähr beim ſechsten oder achten Glas Grogg ſein, er litt es nicht, daß ich Thee trinke, „wer nicht Grogg trinkt, iſt mein Feind!“ rief er aus und ich ließ es mir gefallen, mitzugroggen.

Ich ſpare es mir, zu erzählen, daß der Abend oder vielmehr die halbe Nacht unter dem lebendigſten, bunteſten und intereſſanteſten Kreuz- und Querfeuer von Einfällen, Gedanken, Bonmots, Excentritäten, Debatten und Neckereien, ebenſo reich an geiſtiger Zuthat als an Inhalt und Kern vorüberging. Als ich ſo recht mit allen geiſtigen Gliedern, Repliken und Drollerien quer den Strom der Unterhaltung durchſchnitt, glaubte der Verleger Focke, nun wäre ich ſo recht im Zuge, irgend ein Verlagsartikelchen recht billig loszuſchlagen. Der Mann irrte ſich nicht. Ich verkaufte ihm in Bauſch und Bogen alle zukünftigen Witze und Einfälle, die ich in dem Jahrgange meines „Couriers“ noch zu machen gedenke, um ſie unter dem Titel: „Conditorei des Jokus“ geſammelt herauszugeben.

„Zeigen Sie ihm nur Moneten!“ raunte Herloßſohn dem Verleger ins Ohr, und mir flüſterte er zu: „Schlag' ein, Seebär!“ Wir wurden endlich einig und ſo hatte ich für den zweiten Abguß noch geboren zu werdender Witze wieder ein paar hundert Thaler im Sack. Adolf Müllner meinte: das wäre unſtreitig der beſte Witz vom Ganzen. Die Geſellſchaft verlor ſich nach und nach, nur Herloßſohn, Wit v. Döring und ich blieben noch beiſammen und Herloßſohn ſchlug vor, wir ſollten noch ein paar Tage ſo ein ungewöhnliches Plaiſir unternehmen. Nach mehreren Vorſchlägen und Plänen entſchieden wir uns dafür, auf ein paar Tage einen Ausflug nach Dresden zu machen.

Die Sache wurde ſogleich ins Werk geſetzt, wir beſchloſſen, uns mit dem Früheſten auf den Poſthof zu begeben, wo ſtets unbedingte Aufnahme war. Wir wollten recht toll ſein und allen möglichen Muthwillen begehen, denn ein paar Tage darauf mußten wir Alle wieder ins Verleger- und Redactionsjoch! Vorderhand wurde beſchloſſen, daß jeder von uns ſich einzeln einſchreiben laſſe, ſeinen Platz einnehme, im Wagen ſo thue, als kenne er den Andern gar nicht, das Uebrige wird Gott Momus ſchon machen.

Mit dem Zeitlichſten ſchon kamen wir Einer nach dem Andern mit einer kleinen Reiſetaſche in den Poſthof. Das Schneegewitter war furchtbar, der Reiſenden wenige und ſo fanden ſich in dem für neun Perſonen beſtimmten Wagen noch drei Plätze für uns, die wir auch im Finſtern, jeder in einer andern Sitzreihe, einnahmen.

Nach und nach kamen die andern Paſſagiere, Männlein und Weiblein, in Mänteln und Pelzen wie aufrecht wandelndes Gethier und ſie vermehrten ſich und füllten das trojaniſche Roß, genannt Schnellpoſt.

Es war öde und finſter und der Schnee ſchlug an die geſchloſſenen Wagenfenſter. Die Stille war nur dann und wann von einem Huſten, Seufzen, Aechzen u. ſ. w. unterbrochen. Herloßſohn und Döring ſtießen dann und wann Töne aus, wie die Rothhäute in den amerikaniſchen Wäldern, wenn ſie ſich gegenſeitig Zeichen geben, und ich erwiderte dieſe Signale ebenfalls mit einem unterdrückten Gebrüll, wie ein wilder Mingo.

Es wurde nach und nach Tag und die Umriſſe der Geſellſchaft entwickelten ſich aus dem Dunkel wie zerriſſenes Berggeklüft. Es war kein bekanntes Geſicht da. Als es hell genug war, um annehmen zu können, daß die Zeit zum Handeln da ſei, ſtieß Herloßſohn noch ein Gebrüll aus, zum Zeichen, daß die Komödie beginnen kann. Er öffnete plötzlich das Fenſter, an welchem ich ſaß, ſo daß mir der Schnee ins Geſicht ſtöberte. Ich machte das Fenſter mit einem tiefen Brummer wieder zu; wieder ein halbes Brüllen von Herloßſohn und er öffnete das Fenſter wieder. Ich brummte bedeutender und ſchloß das Fenſter wieder.

„Mein Herr!“ ſchrie Herloßſohn aus ſeinem langhaarigen, grauen Mantelkragen heraus. — „Nun, mein Herr?“ verbrummte ich. — „Haben Sie vielleicht den Wagen blos für ſich allein genommen?“ fragte Herloßſohn. — „Hat die ganze Geſellſchaft vielleicht den Wagen blos für Sie genommen?“ fragte ich. — „Ich glaube, hier iſt Jeder Herr?“ — — „O ja, wer nicht etwa ein Bedienter iſt,“ erwiderte ich und ließ ein heiſeres Gelächter los. Herloßſohn öffnete das Fenſter wieder, allein für diesmal war die Geſellſchaft auf meiner Seite und forderte die Schließung des Fenſters. Nach einer kleinen Pauſe neigte ſich Herloßſohn ganz vor, ſah mir ins Angeſicht und fragte dann höflich: „Entſchuldigen Sie, haben Sie mich nicht geſtern raſirt?“ — „Verzeihen Sie,“ antwortete ich ganz gelaſſen, „ſeit zwei Jahren ſchon habe ich keinen Pudel geſchoren.“ — „Wir werden uns ſprechen, Sie Grobian!“ rief Herloßſohn grimmig. — „Wenn Sie ſich ſprechen wollen, dagegen kann ich nichts haben, aber mich bitt' ich ungeſprochen zu laſſen, Sie Feinian!“

Nun ſchien dem Wit v. Döring an der Zeit, ſich auch an der Sache zu betheiligen. Er ſchrie von ſeinem Sitz herüber: „Ruhig Ihr dort, Sie ſind nicht allein im Wagen! Sind Sie Menſchen von Erziehung?“ —

Ich kehrte mich gegen ihn um, der mit einer Schlafmütze bis zur Naſe und mit einem Shawl bis über den Mund kaum einem Menſchen ähnlich ſah, und rief ihm barſch zu: „Ruhig dort. Sind Sie ein wirklicher Menſch von Geburt?“ Indeſſen hatte Herloßſohn eine ungeheure große Flaſche aus ſeinem Mantel entwickelt; ſie war mit Waſſer gefüllt, welches durch etwas Cognac ſo gefärbt war, daß es wie Schnaps ausſah; mit den Worten: „Lieber Freund Schnaps, waſchen wir all’ die Dummheiten weg, die man auf der Schnellpoſt hören muß,“ machte er einen ſolchen Zug aus der Flaſche, daß die ganze Geſellſchaft mit Erſtaunen auf ihn ſah. — „Frühſtücken der Herr Profeſſor täglich ein Seitel Schnaps?“ fragte mit ſeiner ſingenden Stimme ironiſch Wit; worauf ich mich an ihn wendete: „Sie frühſtücken wahrſcheinlich blos Hanfkörner mit Leinſamen?“ *)

„Mein Herr, wiſſen Sie, mit wem Sie ſprechen?“ — „Ach, ſind Sie vielleicht eine unentdeckte Madonna von Raphael und reiſen nach Dresden, um ſich in der Galerie aufhängen zu laſſen?“ — „Wenn er ſich aufhängen will,“ ſchrie nun Herloßſohn, „ſo können Sie ihm als Galgenſtrick erſprießliche Dienſte leiſten?“

„Die Antwort darauf,“ ſagte ich, „werde ich Ihnen auf der Mittagsſtation abgeben!“ — Die Geſellſchaft fing an unruhig zu werden, denn es konnte ihr allerdings nicht angenehm ſein, mit ſolchen drei Raufbolden zuſammengerathen zu ſein. Nach

---

*) Das gewöhnliche Futter für Gimpel und Finken.

einer Weile nahm Herloßſohn wieder eine halbe Flaſche Schnaps zu ſich und Wit v. Döring ſagte zu ihm, auf mich zeigend: „Wenn man die ſchlechten Witze alle hört, die dieſer Herr da losläßt, ſo ſollte man glauben, es iſt der bekannte fade Witzbold Saphir aus Berlin.“

Da erhob ſich auf einmal aus der andern Wagenecke eine Baßſtimme: „O nein! den Saphir kenn' ich gut! der iſt mein Freund!“ dabei guckte aus einem Pelzrock ein rundes, rothes, volles Geſicht, in einem ſchwarzen Bart eingerahmt, hervor, und der erſte Anblick ſprach: „Ich bin ein Weinreiſender.“ Ich ſah ihn an, ich hatte meinen Freund nie geſehen! „Sie ſind ein Freund Saphir's?“ ſagte Herloßſohn, „ſo laſſen Sie ſich für's Geld ſehen, das iſt eine Rarität!“ — „O,“ rief der vinicole Enthuſiaſt aus, „wir ſind in Berlin alle Mittwoch im „Café royal“ zuſammen und ich kann Ihnen hundert Witze von ihm erzählen;“ dabei zog er ein Schreibbuch heraus, in welchem er alle Witze und Anekdoten, die ich in ſeiner Geſellſchaft gemacht, aufnotirt hatte. Dieſes Intermezzo beluſtigte uns drei natürlich ſo ſehr, daß wir darüber bald unſere Komödie vergeſſen hätten, doch zum Glück hielten wir eben in „Oſchatz“ an, wo zu Mittag geſpeist wurde.

Die Suppe ſtand ſchon bereit, kleine Klößchen, ich häufelte mir ein kleines Blockhaus auf meinen Teller, da ſprang Herloßſohn auf, rief: „Das iſt zu viel!“ und griff mit der Hand drei oder vier Klößchen aus meinem Teller heraus. — „Nun iſt das Maß voll!“ ſchrie ich, ſprang auf, faßte ihn am Arme und zog ihn auf den Corridor hinaus. Die ganze Geſellſchaft war aufgeſprungen, da kommt ein entſetzlicher Schrei vom Corridor in die Stube, die Geſellſchaft ſtürzt heraus, da fanden ſie uns Beide Arm in Arm und Wit v. Döring mit uns lachend auf- und abgehen.

Der Conducteur endlich, der uns kannte und die Namen eingeſchrieben hatte, gab der Geſellſchaft einiges Licht über uns, ſie fand den Spaß mal à propos, doch nicht übel; wir legten die andere Hälfte der Reiſe recht vergnügt zurück und kehrten Abends in Dresden in der „Stadt Berlin“ ein.

Am andern Tage beſuchten wir die Dresdner Literatur, Hofrath Winkler (Theodor Hell), **Kind**, Gehe, Ida Frick u. ſ. w.

Unſer Muthwille aber dachte noch einen guten Studentenwitz aus.

In Dresden lebte dazumal die ſchöne und talentvolle k. Hofſchauſpielerin Dlle. F . . . . ., die wir kennen zu lernen neugierig und zu beſuchen entſchloſſen waren.

Ich ging zuerſt hin, ließ mich unter dem Namen Herloßſohn melden, indem ich zugleich ſagen ließ, ich brächte eine Empfehlung von Herrn Saphir aus Berlin, der ſie aus früheren Briefen kennt. Ich wurde angenommen und überreichte mein Empfehlungsſchreiben von mir. Ich wurde ſehr liebenswürdig, erhielt viele Lobſprüche über meine Schriften (Herloßſohn's nämlich) u. ſ. w. Im Verlaufe des Geſpräches erkundigte ſich die ſchöne Künſtlerin nach mir, und fragte mich in ihrer reizenden Naivetät: „Sagen Sie mir, Herr Dr. Herloßſohn, iſt der Saphir wirklich ſo häßlich?“ — „Das iſt eine ſonderbare Sache,“ erwiderte ich, „das iſt rein Sache des Geſchmackes! Wie gefall' ich Ihnen z. B., mein Fräulein?“ — Nachdem ich noch ſo Manches über den Saphir berichten mußte, empfahl ich mich und verſprach, Abends zum Thee wieder zu kommen.

Zwei Stunden ſpäter beſuchte Herloßſohn ſie als Saphir, der plötzlich durch ein Geſchäft nach Dresden gerufen wurde.

Mittags erhielt ich ein paar Zeilen von Dlle. F., in welchen ſie mir anzeigte, daß durch einen ſonderbaren Zufall auch Herr Saphir in Dresden ankam, Abends bei ihr ſein wird, ſowie auch Herr Wit v. Döring ſich ihr Abends vorſtellen wird.

Am Abend entwickelte ſich dieſer Scherz harmlos, Dlle. F. war viel zu gutmüthig und geſcheidt, um über die etwas zu muthwillige Myſtification länger ungehalten zu ſein, als es einem ſchönen Frauengeſicht zuträglich iſt; und nur ein Bischen wurde ſie verlegen, als ich ſie beim Abſchiede fragte: „Nun, iſt der Saphir wirklich ſo häßlich?“ — „Garſtig!“ ſagte ſie und ſchlug mich mit ihrem Fächer zum Ritter. Wir verlebten noch drei der muthwilligſten Tage in Dresden, die indeſſen auch reich an edlen Genüſſen waren.

Tiek las den „geſtiefeltem Kater“ mit einer ungeheuer launigen und humoriſtiſchen Kraft, es war zum Entzücken, die Gräfin Reichenbach präſentirte den Thee und nur Herloßſohm machte eine Miene, die dem Gott Morpheus zu opffern ſchien.

Ewig intereſſant und früſch bleiben mir die Stunden, die ich im Hauſe der geiſtreichen Frau Eliſe von der Recke zubrachte, bei dieſer Frau voll Geiſt, Gemüth, Seelenadel und erhebender Herzensklarheit. In ihrem Hauſe lebte ich einige Morgen- und Abendſtunden mit dem Verfaſſer der „Urania,“ mit dem ſinnigen, herrlichen Dichter und liebenswürdigſten Menſchen, den es nur geben kann. Die Erinnerung an dieſe zwei Geiſſter wird ewig in mir fortleben, und mit Wehmuth ſehe und leſe ich immer wieder die Blätter meines Albums, die ich von ihnen erhielt:

1.

Wenn Du auch die Bäume rüttelſt,
Geh' im Lebensgarten auf und ab,
Doch, wenn Du die Zweige ſchüttelſt,
Streife keine edle Frucht herab!

Tiedge.

2.

Dir ward Geiſt, Scherz und Witz, der ſcharfe,
Allem dem bin ich nicht gram,
Doch am liebſten ward' mir deine Harfe,
Als ich Dein Gemüth vernahm!

Eliſe von der Recke.

Ein Abend
bei Mamſell Toni Bummelsdorfer.

(1849.)

Wenn ich ein Improviſator wäre, würde ich dieſe Improviſation beginnen:

„Zur Zeit, als es noch Feen gab auf Erden,“
oder:
„Dazumal, als die Vögelein noch redeten,“ ꝛc.

Allein ſo muß ich mit der Thür in's Haus, und zwar ſogleich in's „Weißgärber“-Haus fallen, und zwar in ein Haus, welches der ſehr geſchätzte Leſer gleich erkennen wird, denn es ſteht zwiſchen zwei andern Häuſern und macht Front auf einen Gemüſegarten, in welchem eine Vogelſcheuche ſtand, die auf den Namen „Cenſor“ hörte, welche die Spatzen verjagte, nachdem ſie auf den Dächern „Mündlichkeit“ und „Oeffentlichkeit“ predigten, wenn nicht zu viel Schindeln auf dem Dache waren, und welche einſt ſo gütig war, mich als Erſatz-Vogelſcheuche eintreten zu laſſen, damit ich von da aus auf das Fenſter ſehen könnte, in welchem Mamſell „Toni Bummelsdorfer“ wohnte.

Und ſo ſtand ich eines Tages
Eine Vogelſcheuche da,
Nach dem Fenſter noch das bleiche,
Stille Antlitz ſah!

Wenn ich ſage, Toni Bummelsdorfer „wohnte,“ ſo iſt das nicht in dem Sinne zu nehmen, als hätte im „Wohnungsanzeiger“ geſtanden:
„Demoiſelle Toni Bummelsdorfer wohnt im Fenſter unter den Weißgärbern u. ſ. w.“
ſondern ich rede immer poetiſch-ſymboliſch, denn ich meine: ihre Seele wohnte im Fenſter, denn da hing erſtens ein „Zeiſig,“ ein lockerer zwar, den ſie an den detto lockern Nagel hängte. Neben dieſem in effigie aufgehängten Zeiſig ſtand ein „Geranium-Töpfchen.“ Ein Geranium-Töpfchen gehört ſo unausweichlich zu einem Zeiſighäuschen, wie Werther's blauer Frack zu ſeinen gelbledernen Hirſchhoſen. Geranium iſt eine Pflanze vom „Vorgebirge der guten Hoffnung,“ und iſt nicht jedes Fenſter für jedes Mädchen ein ſolches Vorgebirge für die gute Hoffnung, daß ein Vorüberſegler allda landen und vom Cap capern werde? Zum „Zeiſigbauer“ und „Geranium-Töpfchen“ noch ein „Bildchen“ in einem „Rahmerl,“ ein „Nähpolſter,“ ein einäugiges „Per-

ſpectivchen“ und ein „Buch,“ welches halb über das Fenſter hinausgeſehen werden muß, ſo ſind durchſchnittlich die „Fenſter-Garnis“ empfindſamer Seelen und man kann alſo ſagen: „Ihre Seele wohnt im Fenſter.“

Ich hatte die „Bummelsdorfer“ auf meinen Reiſen durch die Vorſtädte an dieſem Fenſter geſehen.

Toni war ſchön! Toni iſt leider noch ſchön, trotzdem ſie eine Erzwühlerin, eine — Republikanerin iſt!!!

Toni war und iſt ſchön! Auch unter den „Weißgärbern“ gibt es „Schwarzköpfe,“ die Poeten und ihre Gedichte um ihre Füße bringen können, um hinauszulaufen, um hinauszuſingen.

Schwarze Haare! blaue Augen! Toni, Toni! warum haſt Du mir das gethan? Warum gingſt Du unter die Demokratinnen!

Haſt Du das von mir gelernt, als wir an der „Gänsweide“ vorüber „an der Franzensbrücke“ gingen, und ich Dir ſagte: „Laß mich ein Kind ſein, ſei es mit.“ Hab' ich Dich nicht gewarnt vor allen „Zuſammenkünften,“ hab' ich Dich nicht gewarnt vor allen „Errungenſchaften,“ hab' ich Dich nicht gebeten, Dich nicht „populär“ zu machen, hab' ich Dir nicht immer geſagt: „Ein Unterſchied der Stände muß ſein; darum bleibe bei Deinem „ledigen Stand“ und ich bei meinem „Hageſtolzenſtand;“ hab' ich Dir nicht geſagt: „Die Freiheit“

iſt den Frauenzimmern wie „Schwefeläther," wenn ſie ſie einathmen, verlieren ſie das Bewußtſein und man kann ihnen verſchiedene Zähne reißen, ohne Schmerzen? Hab' ich Dir nicht geſagt, ein „Communiſt" iſt ein Menſch, der im Stande iſt zu ſagen: Du wärſt ſeinetwegen da und er und ich und noch hundert Andere wären wieder für Dich da; und wenn Du was Eigenes haſt, ſo iſt's geſtohlen, und wenn Du was geſtohlen haſt, ſo iſt's alles Eigenthum u. ſ. w. Und dennoch Toni! Toni! dennoch holde Weißgärberin, gingſt Du über die „Hetzgaſſe" und „Haltergaſſe" in die „Kegelgaſſe" der Wühler über!

Toni! was brauchſt Du „Glacis," die „Holzgeſtätten" und die „Geſinnung!" Ueber das Erſte kann ich zu Dir fliehen, über das Zweite kann ich zu Dir „kraxeln," aber über das Dritte? Nicht möglich!

Doch zurück zum Anfang.

Es war am erſten Mai 1848. Die „März-Revolution" ging gerade als „Sechswöchnerin" aus dem Kindbette, in welchem ſie ſo ziemlich viel vom „Milchfieber" litt, und die Infantin „Freiheit" biß der Mutter die Brüſte blutig.

Der erſte Mai. Die Läufer im Prater liefen gar nicht; aber die Wiener liefen; die Wiener ſind geborne Läufer! Sie laufen, wo ſie gehen könnten! Sie liefen vor dem März und kamen doch nicht vom Fleck! Sie liefen nach dem März aber wie ſchlechte

Milch, ſie liefen auf und zuſammen und der Quark war fertig! Nach dem October liefen ſie auch — ſich die Hörner ab, und jetzt noch laufen — ſie ſich außer Athem, ohne zu wiſſen, wo das hinausläuft!

Alſo ich war auch Läufer, ich lief über die Weißgärber in den Prater.

Vor mir unterſchied ſich im Gewühl der Menſchen eine ſonderbare Gruppe, welche aber in jener Zeit, in welcher von Vielen das Allerheiligſte wie ein Mummenſchanz und das Allerhöchſte wie eine Localpoſſe betrieben wurde, nicht ſelten geſehen wurde.

Frauen- und Calabreſerhüte auf dem Kopf und Schleppſtudenten am Arme; wie die Pfingſtkühe aufgebändert mit allen Farben; die Wangen — glühend, die Augen — frech angelaufen, in Schritt und Gang, in Wort und Geberde entartet, zügellos, trunken, bald vom Emancipations-Gelüſte, bald vom Wein, rauchend wie ein Dragoner, lärmend wie die Kutſcher; ſo ungefähr ſah man jenen Theil des ſchönen Geſchlechtes ſich geberden, welche von allerlei Gelüſten bearbeitet, ſich der Demokratie und ihren unterſten und roheſten Livréeträgern in die Arme warfen.

An dieſe ſchloſſen ſich „Studenten“ an, welche wie „lucus a non lucendo“ — ſo heißen, weil ſie nie und nichts ſtudirten.

Was iſt nicht für Unfug mit dem Wort: „Student“ getrieben worden! Was und wen nannte man nicht Alles „Student,“ und wie viel Schmuggelhandel wurde unter dieſer Firma getrieben!

Es gab ſo ſchöne, ſo herrliche Kräfte, ſo edle Beſtrebungen, ſo reine Begeiſterungen, ſo keuſche Hoffnungen, ſo heilige Offenbarungen in der Bruſt von Vielen, welche — um auch Titel zu gebrauchen — „wirkliche“ Studenten waren.

Die „Aula,“ die majeſtätiſche Mutter der Idee, die ihre edle Bruſt aufſchlitzte, um mit ihrem Blute die junge Freiheit zu nähren, war nicht ganz und nicht ſtets, was ſie erſt ſpäter wurde, die trunkene Mänade, die jedem Gelüſte ſich geil dahingebende Bacchantin, die jeden Beſuch annehmende Frei-Frau, und endlich die cara-mamma für Jeden und für Jedes und zu jeder Zeit und zu jedem Preis!

Ach, wie viel herrliche Individualitäten haben ſich hier an ſich ſelbſt berauſcht und ſind geſunken; wie viel rechtliche Intelligenz iſt dann unter dem Dünger der Revolutions-Miethmänner erſtickt; wie viel klarer Sinn iſt dann im Lach- und Wuth-Chor der Wüthenden und Tobſüchtigen betäubt und irregeleitet worden!

Aber die „Aula“ wurde bald zum „Schanzel“ der politiſchen Obſtler und Verkäufler, und die „Bäckerſtraße“ zum „Lerchenfeld,“ wo Tag und Nacht, vom „Freiheitsheurigen“ angeſoffen, im ewigen Duſel und in cyniſcher Nacktheit ſich die Maſaniellos emporſoffen.

Bald nannte man Alles, was den Calabreſer und den Knapprock trug, „Student,“ Barbierergeſellen, Lohgerberknechte, Modellſchneider, Judenjungen u. ſ. w. ſchleppten den Säbel nach und regierten die Aula, überſchrieen die Beſſeren. All' der erbärmliche Unfug, welcher mit der Gewalt einer Windsbraut über das zitternde, ſchwache und politiſch in den Windeln liegende Wien hereinbrach, kam aus zwei Quellen: Die Eine war, daß die Zauberlehrlinge der Univerſität den Spruch nicht kannten, mit welchem ſie die heranfluthenden Geiſter in Gehorſam halten konnten, und daher die ganzen und geſpaltenen Beſen Anarchie auf Anarchie in vollen Eimern heranſchleppten, bis der Eſtrich der Aula und der wahren Freiheit überſchwemmt war; — und die Andere war die totale Wienerhaftigkeit der Wiener, die „halt überall dabei ſein muß,“ ohne zu wiſſen, was aufgeführt wird und von wem das Stück iſt und ob es gut geſpielt wird.

Die Wiener drängten ſich zur „Lind,“ weil ihr ein großer Ruf vorherging, ſie ſchrieen ſich die Lungen heiſer, ſelbſt wo ſie ſchlecht ſang; und ſo gingen die Wiener zur „Revolution,“ weil ihr ein großer Ruf voranging, ſie applaudirten ihr viel, weil man in Berlin ihr applaudirte; ſie ſpannten ihr wie der Elßler die Pferde aus und ſpannten ſich ſelbſt vor.

Der Wiener lief zur „Revolution“ wie zum Einzuge von „Cuzent und Lejars,“ er lief auf die

Aula wie auf den „Tanzboden," um zu ſehen, ob viel Leute da ſind; er lief zu der „Sturmpetition," wie er zu Stuwer's Feuerwerk lief, ohne zu wiſſen, was abgebrannt wird, aber um „Ah! Ah!" mitzurufen; er lief zu den Barrikaden, wie er am Charfreitag in die Kirche läuft, um zu ſehen, wie die heiligen Gräber aufgeputzt ſind; er lief zu „Verbrüderungen," wie er in die „Faſchings-Dienſtag-Redoute" läuft, um die Masken zu ſehen!

Der Wiener glaubte ſich frei zu machen, indem er ſich unter die Herrſchaft des größten Deſpotismus: des Pöbelregimentes begab! Er glaubte auf einmal ſelbſtſtändig zu ſein, währenddem er von der Tyrannei dunkler Phraſen regiert wurde; er glaubte eine freie Preſſe zu haben, währenddem er, ſeine Familie, ſein Privatleben, ſeine Ehre willen- und widerſtandslos von der Preſſe öffentlich gebrandmarkt und an die Galeere geſchmiedet wurden!

Die Reſidenzſtadt Wien vor der Revolution war eine rechte Wienerin, ein gemüthliches, unſchädliches, munteres, oberflächliches Mädchen.

Vom 15. Mai bis Ende October 1848 war die Reſidenzſtadt eine „Proſtituirte," eine Maitreſſe der Studenten und Proletarier, und nachher, nachher, jetzt iſt die Reſidenz

„Eine Betſchweſter" — —! —

Mamſell Toni Bummelsdorfer, vormärzlich ein echtes Wiener „Tſchaperl,“ wurde nachmärzlich eine Jael, eine Deborah, eine Theorigene!

Sie kletterte mit Hühnerfertigkeit in einem Nu auf die Sturmleiter der Zeit hinauf, wurde Liberale, Conſtitutionelle, Emancipirte, Demokratin, Demagogin, Republikanerin, Communiſtin, Deutſchkatholikin, Volksbewaffnete, Clubiſtin u. ſ. w.

Sie war es, die vor mir ging und nach Sitte jener Zeit, lärmend, ſchreiend.

Sie erblickte mich, riß ſich aus dem Arm ihres Legionärs los, ſtürzte auf mich zu, und vermöge eines Rechtes, welches nie verjährt, ſprach ſie mich noch immer mit „Du“ und „Moriz“ an. „Du biſt's, Moriz?“ fragte ſie; „wir haben uns lange nicht geſehen, indeſſen iſt das Volk ſouverän geworden, die Camarilla iſt beim Teufel!“

Ich ſah, daß ſie den „Club-Dialect“ ſchon fertig ſprach und wollte mich nach einigen leeren Redensarten empfehlen. Dies konnte aber nicht geſchehen, bevor ich ihr verſprach, an demſelben Abend zu ihr zu kommen, bei welcher ſich ein

„Donnerwort-Club“

gebildet hatte.

Der Neugierde halber ſagte ich zu, und als es Abends wurde, erſchien ich wirklich auch bei Mamſell Toni Bummelsdorfer im

„Donnerwort-Club.“

Es war „eine kleine, aber gewählte Geſellſchaft,“ Toni entſchuldigte ſich, daß faſt alle Mitglieder heute „Dienſt“ haben, und alſo keine förmliche Sitzung ſtattfinden könne.

Anweſend waren ungefähr 8—10 Perſonen, Manſen und Weibſen, alle wie die wahnſinnigen Regenbogen alle Farben von ſich ſtrahlend. Als den Löwen des Abends manifeſtirte ſich Herr Lorenz Prezivil, Vergoldergeſelle, welcher einen krummen Säbel umgeſchnallt hatte, um den Leib eine ſchwarz-roth-goldene Binde, auf der Bruſt eine böhmiſche Cocarde, im Rockknopfloche eine ungariſche Schleife und eine hochrothe Cravatte um den Hals, in welcher ſein Geſicht wie eine halbe Ente im Rothkohl ſteckte. Als eben ſolche Allerwelts-Demokratin gebahrte ſich eine Frau Veronika Grausberin, geweſene Vergolders-Gattin, jetzt unterſtandslos und freie Völker-Frau.

Sie trug einen Stroh-Calabreſer, einen Rock, welcher beiden Geſchlechtern angehören konnte, ein breites dreifarbiges Band wie ein Bandelier über den Schultern und eine hochrothe, künſtliche Georgine glänzte wie ein Thurmknopf auf ihrer Nabelgegend.

Toni machte die Wirthin d. h. ſie lud die Gäſte ein, Reden zu halten; ich ſelbſt war auch neugierig, die Ciceros des „Donnerwort-Clubs“ zu hören, und auf meine ſchmeichelhafte Bitte ſtieg Herr Prezivil auf den Seſſel und begann mit einer Stimme, mit welcher ein wegen Altersſchwäche penſionirter Rabe in der Provinz noch immer als Nachtigall auftritt, wie folgt:

„Meine Herren!“

„Nix Herren!“ unterbrach hier Frau Grauseberin den Weißgärber-Lamartine, „nix Herren, mir habe mehr kane „Herren!“

In dem Donner-Club erhob ſich Beifallsgrunzen mit Bravogeröchel.

Der arme Prezivil war zu beklagen! — „Meine Herren!“ das iſt die Klinke zu jeder Rede, die Thürſchnalle, ohne welche es ſchwer iſt, mit der Redethür in's Haus zu fallen. „Meine Herren!“ iſt für eine Rede die Sturmleiter, die Handhube der Rede! „Meine Herren!“ iſt der erſte Schritt, welcher wie bekannt der ſchwerſte iſt! „Meine Herren!“ iſt das „Gebt Acht!“ vor dem Losbrennen der Rede. Ohne „Meine Herren“ ſogleich die Rede zu beginnen, iſt ſo ſchwer als über einen Graben ſpringen, ohne erſt einen Anlauf zu nehmen! Armer Prezivil! Er faßte ſich ſo gut als möglich, ſuchte durch eine „Umſchreibung“ eine andere Handhabe an die Rede zu kleben und begann:

„Meine freien Gegenwärtigen!

Allgemeines nicht endenwollendes Beifallgegrunze.

„Wir haben uns hier zuſammengerottet als freie Bürger und Weltmitglieder, weil wir nicht mehr ſind wie vor dem März Knechte, Sclaven, Hunde, getretene Pummerl! Nein! Wir zählen anno Mai und ſind keine Pummerl; — und warum ſind wir keine Pummerl mehr? Durch die Freiheit, die keine Pummerl duldet! Und ſeit wann ſind wir keine Pummerl? Seit der „Preßfreiheit,“ die alle Pummerl entlarvt! Und wie lange werden wir keine Pummerl ſein? So lange die „Studenten“ leben, die alle Pummerls vertreiben! Und für wen vertreiben ſie die Pummerl? Für's Volk vertreiben ſie die Pummerl, Alles für's Volk! Das freie Volk braucht keine Pummerls, „das ſouveräne Volk iſt ſich ſelbſt Pummerl genug!“

(Der Jubel überſteigt den Tabakgeſtank der freien Frauen und endet endlich an Selbſterſtickung.)

„Ja, meine Herren — nein, meine Herren — ja, meine freien Gegenwärtigen, wollt' ich ſagen, ja, wir ſind mehr als das, was wir geworden ſind, wir ſind keine Pummerl mehr; Sie, Herr Saphir, ſind kein Pummerl, Sie, Mamſell Toni, ſind kein Pummerl mehr, Sie, Frau Grauseberin, ſind kein Pummerl, es gibt keine einzelnen Pummerl mehr, wir ſind Alle, Alle nur ein einzig einiges, großes, freies Volk!“ (Der Jubel ſchlägt in hellen Flammen zum Dach hinaus.)

„Wir ſind Alle frei und gleich, der Ziegeldecker wie der Hofkammerdiener, die Vergolderin wie die Baronin.“ (Hier wirft die Frau Grauseberin einen dicken rothen Blick auf den Redner.)

„Der Redacteur wie jeder ordentliche Menſch! frei! gleich! denn der Menſch iſt außer dem Ziegeldecker noch Bürger, und der Menſch fängt ſo gut beim Vergolder wie beim Baron an! Darum deutſche Männer, wo ſeid Ihr? Deutſche Frauen, warum laßt Ihr Euch nicht ſehen? Deutſche Jünglinge, wo ſteckt Ihr? Deutſche Jungfrauen, warum ſeid Ihr nicht zu finden! Deutſches Volk, halt's Euch zuſamm, kurz und lang!“

„Noch ſind nicht alle Pummerl todt! Aber ſie ſollen todt werden, wir wollen's, wir ſchwören's! Darum ein Vivat dem Pummerl-Todtſchläger, dem freien Deutſchen, hoch lebe Alles, was zu uns hält, hoch, Freiheit! Gleichheit! Sympathie! Todeskampf! Zeitgeiſt! Bürgerthum! Vaterland! Menſchenrecht! Arbeiter-Bruder! Weltgeſchichte! Frankreich! Jahrhundert! Sclavengeröchel! Germanienſtreiter! Volkstribun! und Zeitgeiſtes-Donnerwort-Triumphe! Leb' hoch!“

— Prezivil wurde mit Glückwünſchen umringt und eine epidemiſche Bewunderung bemeiſterte ſich des ſämmtlichen „Donnerclubs.“ Ich drückte dem Redner die Hand:

„Herr Prezivil!
Ich ſage nichts als dieſes,
Das ſind Reden wie Abälard und Heloiſe's.“

Herr Prezivil fand ſich von dieſem Streckvers ſehr geſchmeichelt, und „nun aber,“ ſagte ſie, die holde Toni, „nun mußt du eine Rede halten, Moriz!“

— Ich glaubte in die Erde zu ſinken: „Ich?“ ſtammelte ich, — „ich? eine zarte Jungfrau? unkundig des verderblichen Gefechts? Du weißt, liebe Toni, daß ich nur dann öffentlich rede, wenn ich mit Jemand allein bin, beſonders mit ſchönen“ — „Nichts! nichts! der Saphir muß eine Rede halten! Er muß!“ ſcholl es allgemein.

Ich wurde wie eine Braut, die ihren Bräutigam nicht mag, zum Redealtar geſchleppt. Frau Grauseberin war meine Kranzeljungfer, ſie hob mich auf den hyperboliſchen Stuhl, und ſo ſtand ich ein „Jupiter tonans“ auf einem Stuhl, ein Ausrufungszeichen in Fleiſch und Bein, und ſollte eine „Rede halten!“

Ich raffte im Gedächtniſſe ſchnell all' den Heckerling zuſammen, der auf den linken Säg- und Hobelbänken der deutſchen Kammern und demokratiſchen Vereine lag, und hoffte damit auszureichen.

Ein Unglück für mich war, daß ich den Hilfsbuchſtaben „R“ nicht gut ausſprechen konnte. Der Buchſtabe „R“ iſt der bewaffnete Verbündete aller Volkstribunen! Wer das „R“ recht herumwälzen laſſen kann, wie einen fortrollenden Donner, der hat es gewonnen!

Ein ſolches bummleriſches „R“ dreimal hintereinander in die Rede gemiſcht und über die Häupter der Hörer fortgerollt, hat ſchon Manchen zum großen

„E—r—obe—r—e—r“

der Stimmen-Mehrheit gemacht.

Ich aber ſpreche das „R“ nur ſo aus, daß es im Nothfalle auch ſein Alibi beweiſen könnte; dennoch verlor ich den Muth nicht, raffte meine fünfthalb Sprach- und Handwerksredezeuge zuſammen, warf erſt einen Blick in die Höhe, dann in die Tiefe, dann in die Quere, dann auf Toni, dann auf das geſpannte Auditorium, und begann folgende Rede zu blinzeln:

„Meine Brüder, Schweſtern und Gliedgeſchwiſterkinder! Wär' mein Mund eine Taſche, eine Maultaſche, und hätte ich einen Donner in der Taſche, ich würde mit Donnerworten zu dem „Donnerwort-Club“ ſprechen! Allein Gott oder, was ebenſoviel iſt, der Sicherheits-Ausſchuß iſt mein Zeuge, daß ich gar nichts in der Taſche habe! — „Nichts in der Taſche!“ meine geliebten Brüder und Schweſtern im Herrn und in den „Weißgärbern,“ „nichts in der Taſche!“ iſt der Ausweis zur Freiheit. — „Nichts in der Taſche!“ iſt ein Brief zur Demokratie, ein Talent zur Wühlerei und der Befehl vom Schickſal an den Menſchen: „Sei ein Bummler!“

„Geld iſt Beſitz, Beſitz iſt Genuß, Genuß iſt Vorrecht; fort mit allen Vorrechten! alſo fort mit „Geld!“ Geld iſt ein Uebel, und alles Uebel muß die Geſellſchaft zugleich tragen; folglich, wo ein Menſch ſo unglücklich iſt, Geld zu haben, müſſen wir ihm dazu helfen, die Laſt zugleich auf uns zu vertheilen.“

(Ein Bravo tönt aus allen Taſchen und ich gerieth nun noch mehr in Eifer.)

„Geld! kein Geld! dieſer Unterſchied der Religion muß aufhören! Entweder es gibt Geld, oder es gibt kein Geld! Dieſer Glaube iſt deutſch und iſt katholiſch. *Gibt es Geld*, gut, ſo iſt's eine Gabe Gottes, die *für Jeden* iſt; gibt's *kein Geld*, ſo gibt es *Papier*; Papier wird aus Fetzen, aus Hadern, aus Lumpen gemacht; aus den Fetzen der Armuth entſteht das Deutſchthum, es muß alſo wieder zu ihr zurückkehren. O! O!

(Hier fing ich weinerlich an.)

O, O! der Menſch fängt jetzt beim Geldſack an, aber die Geldſäcke ſollen nicht mehr ruhen in der eiſernen Familiengruft der — der — der — „*Kornjuden*“ — der — der — der „*Goldwucherer*“ — der — „*Guldenſcharrer*“ — der „*Mammonsknechte*“ — der „*Procentenſeelen*“ — der „*Rentenfreſſer*“ — der „*Dukatenſchlucker*“ — der „*Silberſechſerkellerwürmer*“ — der „*Metalliquesfuchſer,*“ — der „*Zwanzigertodtengräber*“ — der „*Deviſenbluthunde*“ — der „*Agio-Wrangler*“ — der „*Anlehenpſötter*“ — der „*Actienflanirer,*“ ja ſelbſt der

„Kupferkreuzerinbelagerungszuſtandverſetzer!!"

(Die Begeiſterung der Zuhörer ſchwillt zu einem Strom von Ausdünſtung an: ich habe gewonnen Spiel und laſſe fortan nur das Belagerungsgeſchütz aus den Reden aller demokratiſchen Vereine und Unſinn péle méle ſpielen.)

„Alſo fort mit den goldenen Stiefelknechten, welche den Lederſtiefel vom blutrünſtigen Fuß der Armen ziehen, um ſich eine Lorgnette für ihre Hühneraugen daraus zu machen! Fort mit Allem, was nicht „ich" iſt, d. h. „wir," d. h. Volk! Volk, nichts als Volk und lauter Volk! Nichts da mit Camarilla und Saſſaparilla, nichts da von Autokraten, Bureaukraten und Stammbaumokraten; nichts von Rechtsbodenſitzern, Actenſtaubſchwitzern und Völkerverſlitzern, nichts von den Blutſaugern und Geiſtlaugern, nichts von Diplomaten und Autokraten, nichts von pfäffiſchen Schwarzkäpplern und jeſuitiſchen Volksdummheitaufpäpplern; nichts von Vorzimmerſteckern und Hofthürſteherſchwellenableckern; nichts als ein einiges, deutſches Volk mit proletariſcher Einheit, principieller Gleichheit mit wurzelrother Volksvertretung, und hauptſächlich weil die Wohnungen für das Volk ſo theuer ſind, eine einzige „Kammer," und in dieſer einzigen Kammer eine einzige Bank für die Linken und vogelfreie Wahlen, ganz ohne „Cenſus," und dann ein veto suspensivum passivum, semper vivum! Vivat! Donner und Doria, pro memoria zur Donnerwort-Clubs-Gloria! Hebeloch!

Ich ſank darauf wie eine durch zu langes Stehen erſchöpfte Tugend in die Arme der Zuhörer! Ich wurde umarmt, geküßt, und Madame Grauseberin ergriff die Gelegenheit und drückte mehrere Vergolderwitwen-Küße auf meine Lippen.

Die
Revalenta arabica
oder:
keine Doctoren mehr, keine Apotheker und keine Todtengräber!*)

Der menſchliche Geiſt macht rieſenmäßige Fortſchritte. Die drei Hinderniſſe des menſchlichen Glückes: Aerzte, Apotheker und Todtengräber ſind durch die Erfindung der

„Revalenta arabica“

beſeitigt; die „Krankheiten“ ſind aufgehoben, der „Tod“ iſt in Ruheſtand verſetzt, und jetzt wird die „Unſterblichkeit“ nur da zugelaſſen, wo die „Revalenta arabica“ aus Privatrückſichten nicht wirken will. Sie hilft aber meiſtens gewiß, nur glauben muß man d'ran. — Sie hilft auch bei allen Krankheiten, welche von der Natur noch nicht erfunden, von den Menſchen noch nicht in Gebrauch genommen worden und von mediciniſchen Facultäten noch nicht mit Namen getauft ſind. Die „Revalenta arabica" heilt Alles von der „Wurzel" aus. Ein Kranker wird durch ſie geſund, und ein Geſunder muß, wenn er ſie genießt, aus Ueberfluß an Geſundheit zu einem Arzt ſeine Zuflucht nehmen. Sie dehnt ihre Heilkraft auch auf Thiere und Pflanzen aus. Wenn ein Schaf die Drehkrankheit bekömmt, ſo nimmt es Morgens nach dem Caffee einen Eßlöffel voll Revalenta und fühlt den Kopf ſogleich erleichtert. Wenn ein Pferd vom „Koller" befallen wird, nimmt es einen Löffel Revalenta in einem Glas Limonade und es wird der ruhigſte Menſch. Wenn ein „Papagei" nicht reden lernen will, ſo ſchüttet man ihm eine Hand voll Revalenta auf das Haupt, und er fängt ſogleich an: „Spitzbub!" und ſpricht ſo klug und zuſammenhängend, wie ein Reichstagsdeputirter.

---

*) Man nehme gefälligſt ſtatt der jetzt ziemlich vergeſſenen „Revalenta“ ein eben modernes Arznei-Schwindelmittel, z. B. Hoff'ſchen Malzextract, und die Vorleſung iſt wieder ganz zeitgemäß.

Auf Pflanzenkrankheiten beſonders wirkt die Revalenta wunderbar! Wenn man ein Kartoffelfeld fingerdick mit Revalenta-Mehl beſtreut, und anſtatt Kartoffel Reps auf dem Feld anbaut, ſo zeigt ſich auf demſelben keine Spur der Kartoffelkrankheit! u. ſ. w. Aber nicht nur für alle laufenden Krankheiten von Menſch und Vieh, in der Leber oder im Gemeinderath, in der Milz oder im Oberhaus, in der Lunge oder im Schulreglement, in den Nieren oder im Zolltarif, in den Eingeweiden oder in der Journaliſtik, in den Gliedern oder in der öffentlichen Meinung, im Herzen oder im Geldwucher, nicht nur auf alle Uebel in Ausſchlägen und Vorſchlägen, in Flechten, in Weichſel- und anderen Zöpfen, in Krämpfen und Schwindel, zu Haus und auf der Börſe, im Durchfall bei ſich und auf der Bühne, in allzugroßer Schärfe der Haut und der Gerichte, in Spannungen des Herzens und der Cabinete, bei geſchwollenen Füßen und Theaterkritiken, in Unverdaulichkeit des Magens und der Volksſtücke u. ſ. w., hilft dieſes Mehl der Revalenta, ſondern auch bei allen literariſchen, moraliſchen und artiſtiſchen Gebrechen wirkt es Wunder, und wir ſind ſo glücklich, den Ungläubigen eine Reihe von „Zeugniſſen" vorzulegen, welche dieſe Erfolge über allen Zweifel und über jeden frivolen Witz hoch erheben. Wir heben nur einige aus der großen Maſſe heraus:

Lange Zeit litt ich an chroniſchem Geldmangel, ich rief die renommirteſten Aerzte: Rothſchild, Sina, Hope in Amſterdam, Stieglitz in Petersburg vergebens um Hilfe an. Meine Schmerzen nahmen täglich zu, mein Beutel wurde täglich ausgezehrter. Da nahm ich drei Tage lang jedesmal einen Löffel Revalenta, am dritten Tage machte ich eine Terne in der Lotterie, welches ich alſo jedem Leidenden mit dem beſten Gewiſſen empfehlen kann.

Max Rumpelhuber,
landesbefugter Spargel-Eſſer in Brünn.

* * *

Jahre lang litt ich an einem ſchmerzlichen Zahn, den kein Zahnarzt beruhigen konnte, es war ein hinterer, und hatte ſonſt unverdorbene Nachbarn. Er that mir ſo weh, daß ich nie ohne Schmerzen ſchlafen konnte, was meine Frau ohne Parteilichkeit bezeugen kann. Da nahm ich einen Löffel voll Revalenta, gehe damit die Treppe hinab, ſtoße an einen Sackträger an, dieſer, unwiſſend, daß ich eine Revalenta genommen, gibt mir eine ſolche Ohrfeige, daß obiger Zahn mir ſogleich entfiel. Seitdem leide ich keine Schmerzen mehr, und fühle mich verpflichtet, dieſe Cur allen mir ähnlichen Leidenden aus Menſchenliebe anzuempfehlen.

Peter Fingerſutzler,
emeritirter Maulbeerbaumblätterſammler
in Neutitſchein.

* * *

Mein Haus litt lange Zeit an Wanzen, ſowie alle meine Einwohner. Ich ſteigerte ſie zu Michaeli und Georgi, aber ſie blieben doch; ich verſuchte alle

Mittel, ſogar das perſiſche Inſectenpulver, welches doch vielen meiner Bekannten geholfen hat. Aber meinem Hauſe nützte es nichts. Da gab ich eines Tages jeder einzelnen Wanze einen großen Eßlöffel voll Revalenta, davon wurden ſie ſo friſch und geſund, daß ſie alle in die Hernalſer Arena liefen.

Stephan Steigerer,
dreiſtöckiger unverantwortlicher Wiener
Hauseigenthümer.

* * *

Ich litt lange Zeit an gänzlichem Mangel an Kunden und meine Modewaaren wurden unmodern, da nahm ich acht Tage lang Revalenta arabica, kündigte vollſtändigen Ausverkauf an, wobei ich den Abnehmern bei einem Kleiderſtoff drei gratis aufzugeben verſprach, und hätte reißenden Abgang. Ich empfehle alſo die Revalenta allen meinen Collegen in ähnlichen Fällen auf das angelegentlichſte.

Alois Fortmitſchaden,
Modewaarenhändler.

* * *

Seit Jahren litt ich an einer böſen Frau, ſie zankte von Früh bis Abends, machte mir das Leben ſauer, und ich war nahe der Verzweiflung. Da nahm ich eines Tages einen Löffel Revalenta und ſchiffte mich heimlich nach Amerika ein. Seitdem fühle ich mich wunderbar erleichtert. Ich kann dieſes Mittel alſo in allen ähnlichen Fällen auf's Beſte empfehlen.

Habakuk Stiglitz,
zugereiſter Journaliſt.

Stiefelknecht's Reflexionen.

(Fragment.)

Ich als „Stiefelknecht“ bin ein Mann des Friedens, ein wahres Centrum, in dem nach und nach der Stiefel von der Rechten und der Stiefel der Linken ſich vereinigen. Aber ich bin ein trauriges Beiſpiel, wie es den ſogenannten Unparteiiſchen ergeht; wenn ich mich von der Rechten brauchen laſſe, treten mich die Linken mit Füßen, und wenn ich mich von der Linken brauchen laſſe, treten mich die Rechten mit Füßen, und wenn mich beide Parteien gebraucht haben, werde ich unter's Bett geſchoben! — Mein Reich beginnt, wenn aller Tag Abend iſt, wenn Anſtalten getroffen werden zu einem langen Schlaf.

Von meinen Kinderjahren und von meiner Herkunft weiß ich wenig zu ſagen, mein Vater war ein „Baum“ und meine Mutter eine „Hobel;“ ob aber dieſer mein Stammbaum ein Hochgeborner aus dem Geſchlechte der Tanne, Zeder u. ſ. w. oder ein Baum aus dem plebejiſchen Geſchlechte der Kirſchen- und

Holzbirnbäume war, kann ich nicht ſagen, aber das Knechtiſche in meiner Natur, die innere Befriedigung, die ich fühle, wenn ich andere Knechte, d. h. Stiefelknechte ſehe, läßt mich vermuthen, daß der Baum, aus dem ich hervorging, einer jener Blöcke war, aus dem kein Merkur geſchnitzt wird.

Der Menſch ſollte gar an keinem Baum vorübergehen, ohne darüber zu philoſophiren, daß ein jeder Baum eine Union von zukünftigen verſchiedenen Mächten iſt! Wer weiß, ob von dieſem Baum für ſein Kind eine Wiege, für ihn ſelbſt ein Sarg, oder aus ſeinem Zweig oder Stiefelknecht herausgehauen wird!

Man betrachte aber den Stiefelknecht nicht über die Achſel! Die Stiefelknechte haben große Erfahrungen! Sie wiſſen oft mehr als Geheimräthe und Beichtväter, denn ſie liegen unter dem Bette; und daß die wichtigſten Dinge oft im Bette entſchieden werden, daß das Schickſal von Völkern oft im Bette eine andere Wendung erhält, daß die intereſſanteſten Entſchlüße oft im Bette zum erſtenmale das Nachtlicht erblicken, daß im Bette oft zum Erſtaunen der politiſchen Blätter die Lage der Dinge plötzlich eine andere Geſtaltung erhält, iſt weltbekannt. Und der Stiefelknecht iſt der nächſte Hörer, er ſpitzt die beiden Ohren und denkt ſich: Stiefelknecht, Schuhknecht, Pantoffelknecht, wer iſt mehr Knecht?

Die Weltgeſchichte würde ganz anders und viel wahrer lauten, wenn die Hiſtoriker anſtatt ſich unter den Acten herumzuwälzen, ſich unter die Betten legten.

Schon Jean Paul hat die humoriſtiſche Bemerkung gemacht, ein Reiſender im lieben, heiligen, römiſchen Reich finde in jedem Wirthshauſe Nachts einen anders geſtalteten Stiefelknecht, bald zu eng, bald zu breit, bald zu plattfüßig u. ſ. w.

Aber das liebe, deutſche Reich hat nicht mehr verſchiedene „Stiefelknechte“ als es verſchiedene „Füße“ hat, Münzfüße nämlich. Wie viel Füße haben die deutſchen Münzen nicht, und deshalb mögen ſie ſich nun wohl ganz auf den Fuß gemacht haben.

Der „Leipziger Fuß,“ der „preußiſche Fuß,“ der „Conventions-Fuß,“ der „24 fl.-Fuß“ u. ſ. w. hat jeder ſeinen eigenen Stiefel, auf dem er gangbar iſt, und ſeine eigenen Stiefelknechte zum Ausziehen.

Der Stiefelknecht iſt das letzte unter allen zweibeinigen Weſen, die täglich den Menſchen ausziehen. Wenn den lieben Tag hindurch verſchiedene Herren dem Menſchen das Fell abgezogen haben, nämlich ſein eigenes Fell oder die Haut, kömmt zuletzt Abends ein Knecht, der Stiefelknecht, und nimmt, was die Herren übrig gelaſſen haben, und zieht dem Menſchen auch das fremde Fell aus, das Kalbs- oder Ochſen-

Fell, in welches er das eigene Fell ſteckte: den Stiefel.

Der „Stiefelknecht“ ſteht in der Schöpfung zwiſchen dem Menſchen und dem Thier, ein zweibeiniges, federnloſes Weſen — ein platoniſcher Menſch! animal bipes, implume!

Der „Stiefelknecht“ iſt ein Hausthier, eine Art Hund. Er iſt treu, bleibt im Hauſe, ſchmiegt ſich an die Füße ſeines Herrn, und mit Fußtritten regalirt bleibt er doch an ſeinem Platz, wie jeder Knecht.

Es iſt noch unentſchieden, ob der Stiefelknecht ein Bedarf, oder ein Luxusartikel iſt, und wer weiß, ob nicht mit Recht eine Stiefelknecht-Steuer eingeführt werden könnte.

Mit nur ein wenig körperlicher Gewandtheit kann der Menſch ſein eigener „Stiefelknecht“ ſein, ſo gut wie er mittelſt der beiden Zeigefinger ſein eigener „Stiefelhaken“ iſt. Ein Fuß zieht den andern aus, man ſtemmt die Ferſe des einen Fußes auf die große Zehe des andern Fußes und zieht ſo vice **versa** die Stiefel ab. Alſo iſt ein „Stiefelknecht“ ein „Luxusartikel“ und kann beſteuert werden. —

Die Menſchenjahre.

Eine Mythe.

Die Mythologie, d. h. die Götterlehre,
Erzählt, daß einſt das menſchliche Geſchlecht
Zu Grunde ging im Waſſer; kein Weſen blieb, auf Ehre!
Blos Wallfiſch, Stockfiſch, Karpfen, Schar und Hecht.
Die Fiſche kann keine Sündfluth erreichen,
Die Fiſche ſind von allen Sünden gewaſchen rein,
Die Fiſche haben *kaltes Blut*, die Fiſche *ſchweigen*,
Wer ſchweigt, kann kein Verbrecher ſein.
Die Fiſche ſind die beſtgeſinnten Weſen,
Sie treiben ruhig ihr ſtilles Leben fort;
Sie ſind nie erpicht auf Blätter geweſen,
Sie laſſen ſich ſchuppen und ſagen kein Wort.
Geht ja einmal ein Stockfiſch in's Ausland auf Reiſen,
So ſieht's damit gar nicht verdächtig aus,
Er kann ſeine Unſchuld ganz klar beweiſen,
Denn aus Vorſicht läßt er den Kopf zu Haus.
Der *Hecht* nun gar — der iſt unter den Waſſerzechern
Ein ganz lieber, guter, unſchuldiger Mann,
Er frißt nur die kleinen Fiſche, die ſchwächern,
Mit dem Wallfiſch bindet er ſein Lebtag nicht an.

Der Karpfen läßt ſich abſieden, als blauer,
Sogar böhmiſch lernt er munter und friſch,
Und macht man ganz das Daſein ihm ſauer,
So iſt er beliebt noch als Judenfiſch!
Beſonders tugendhaft ſind die weiblichen Fiſche!
Nicht einem Fiſch widerſpricht ſeine Frau;
Sie ſchwimmen ohne Schwimmſchul' ganz friſche,
Und nicht jede hat ihren Strick, wie in Vöslau!
Kurz, wenn alle Menſchen Fiſche wären,
Könnte man ganz ſicher und ſtill exiſtiren;
Man hätte ſich gar nicht über ſie zu beſchweren,
Sie haben ein halbes Herz und ein kleinwinzig Gehirn!
Doch Zeus wollte durchaus Menſchen ſchaffen,
Und Deukalion warf Steine hinter ſich;
Daraus entſtanden: Thiere, Menſchen, Affen,
Vögel und Gewürm, bunt und wunderlich.
Und als Thier' und Menſchen fertig waren,
Lud Zeus ſie eines Tag's vor ſich ein,
Um ihnen allen auch zu offenbaren,
Was ihr Los und ihr Lebenslauf ſoll ſein.
An was für einem Nachmittag das iſt geweſen?
An einem Montag hat er Alle ſie vereint,
Da haben Thier' und Menſchen g'rade nichts zu leſen,
Weil am Montag gar kein einzig' Blatt erſcheint;
Vater Zeus benützte dieſe Wellen-Lücke,
Wo die Natur ganz ohne Zeitung iſt,
Wo die Natur über die geſtrigen Theaterſtücke
Gar nichts liest im „Wanderer“ und „Humoriſt,“
Alſo an einem Montag, an einem blauen,
Ließ Zeus auf die großen Erden-Auen
Die Menſchen und die Thiere vor ſich citiren,
Um ihnen Los und Lebenszeit zu octroyiren.
Der Menſch natürlich, der kam zuerſt daran,
Und Zeus ſprach: „Jetzt, Du Zweibein, hör' mich an,

Du biſt der Herr der Schöpfung und der Natur,
Dir unterthan iſt, was lebt im Meer und Luft und Flur,
Und richtet zuweilen die Natur ſich nicht darnach,
So mach' Dir nichts daraus, der Klügere gibt nach,
Du ſollſt Alles haben, was nur gut und koſtbar iſt,
Die Pepita als Tänzerin, den Ander als Tenoriſt,
Galvanoplaſtik, Tiſchrücken, Actienpapier,
Clavier-Concerte, Akademien, bairiſch' Bier,
Cabs, Magnetismus, Kautſchuk, Ideenwelt,
Dampf, Literatur, nur kein überflüſſig's Geld.
Du ſollſt ſein ein denkend vernünftig' Weſen,
Und mit der Zeit lernſt Du ſchreiben und leſen,
Und wenn Du ſchweigen kannſt, ſag' ich Dir noch etwas eben:
Dir ſei vor Allem auch die Sprache gegeben:
Du biſt frei geboren, nur kommen dann einige Arme,
Die Dich etwas wicheln und ſchnüren zuſammen,
Kurz bei Dir zur Miethe wohnen alle Weſen fürwahr,
Du kannſt ſie gemüthlich ſteigern zweimal im Jahr.
Du ſollſt ſtets in Wonne und Seligkeit ſchweben
Und ſollſt auf der Erde dreißig Jahre leben."
— Der Menſch, der nimmerſatte, hört das an und erſchrickt:
„Haſt mächtiger Jovis Du mich ſo ſehr beglückt,
Daß mir auf Erden ſoll Alles zu Eigen bleiben,
Soll denken, ſprechen und mit Erlaub auch leſen und ſchreiben,
Und ſoll nur leben dreißig Jahr' auf Erden,
Da könnt' ich als Schwab nicht einmal klug noch werden.
Ich fleh' Dich an, leg' mir noch ein paar Jahre zu,
Denn dreißig Jahr' vergeh'n im Glück wie ein Nu." —
— Der gute Jupiter lächelt und ſpricht herab vom Aether:
„Stell' Dich zur Seite hin und warte nur bis ſpäter." —
Dann kam die Reihe an das Thierchen mit langen Ohren,
Das nichts zu lernen braucht, weil es ſchon dumm geboren,
Das Thierchen, das zu allen Dingen nur ſagt: „Ja,"
In ſeiner Mutterſprache heißt es gedehnt: „J—a!"

Zu dieſem Thierchen ſprach Jupiter ganz gemeſſen:
„Du ſollſt den Kopf ſtets hängen, Diſteln eſſen,
Sollſt Säcke ſchleppen, Laſten tragen Tag und Nacht,
Mit Schlägen werden zu jeder Stunde bedacht,
Sollſt vor der Zeit bekommen graue Haare
Und leben ſollſt Du volle fünfzig Jahre.“ —
— Der gute Eſel ſenkt ſein reichbeohrtes Haupt:
„O, großer Jovis, eine Petition iſt dem Eſel doch erlaubt?
Ich bitte Dich, von meinem Leben, ſo bitter ganz und gar,
Nimm mir doch herunter zwanzig Jahr'.“ —
— Der Menſch, der nimmerſatte, des Eſels Bitte hört
Und ſpringt herbei und dieſe zwanzig Jahr' begehrt.
Der gute Zeus ſieht milde lächelnd d'rein
Und ſpricht: „Wohl, die zwanzig Jahre noch ſind Dein.“
— Nun kamen and're Thiere an die Reihe,
Der Hund auch kam, daß man ſein Leben weihe.
Da ſprach Jupiter: „Dein Erdenlos ſoll ſein:
Knochen ſollſt Du knabbern und nagen an dem Bein,
Mißtrauiſch lagerſt Du an Thüren und an Schwellen,
Als einen Dieb wirſt Du den Vollmond ſelbſt anbellen,
Und liegſt auf Deinem Schatz ſo Tag und Nacht;
Der Argwohn iſt's, der nächtlich mit Dir wacht,
Doch treu ſollſt Du ſein Deinem Herrn für immer,
Er prügle Dich, Du laß von ihm doch nimmer,
Du dienſt ihm treu, Du keuchſt in ſeinem Frohn,
— Und ſo wird's von der Welt künftig auch vernommen,
Daß d'rum die Treue ganz auf den Hund gekommen!
So gehe hin, Dein Leidenslos erfahre,
Und leben ſollſt Du volle dreißig Jahre!“ —
— Da winſelt der Hund und wedelt und ſpricht:
„Gib' ſo hartem Leben ſo viele Jahre doch nicht,
Nimm zwanzig Jahr' von dieſen bittern Tagen,
Die andern will ich wehmüthiglich ertragen.“ —
— Der Menſch, der nimmerſatte, des Hundes Bitte hört

Und ſpringt herbei und dieſe zwanzig Jahr' begehrt.
Der gute Jovis ſieht milde lächelnd d'rein
Und ſpricht: „Wohl, die zwanzig Jahre noch ſind Dein.“ —
— D'rauf ſah man zwiſchen allen andern Thieren
Den Affen gleich dem Menſchen herſpazieren.
Und Jovis ſprach: „Du ſollſt ausſeh'n wie ein Menſch im kleinen Median,
Doch ſoll Dir fehlen Vernunft ſowohl als Rede,
Du ſollſt Geſichter ſchneiden, lächerlich und blöde,
Sollſt ſein der Spott der Weiber und der Kinder
Und Deine Jahr' ſind ſechzig und nicht minder.“ —
— Der Affe ſtumm und poſſirlich zum Zeus ſchaut,
Den Kopf er ſich gar jämmerlich zerkaut:
„Soll ich nur ein Zerrbild ſein vom Menſchenleben,
So nimm, o Zeus, mir dreiſzig Jahr' vom Leben.“ —
— Der Menſch, der nimmerſatte, des Affen Bitte hört
Und ſpringt herbei und die dreiſzig Jahr' begehrt.
Der gute Jovis ſieht milde lächelnd d'rein
Und ſpricht: „Auch die dreiſzig Jahr' ſind Dein.“ —

— Und ſo iſt nun fürwahr das ganze Menſchenleben
Nach dieſen Jahren auch beſchaffen eben;
Von der Geburt die erſten dreiſzig Jahr'
Da iſt man ein Menſch im vollen Sinn fürwahr;
Die ganze Welt liegt wie eine Landſchaft offen,
Beflügelt iſt die Kraft von jugendlichem Hoffen,
Das Leben liegt vor uns in ſüßer Morgenfeier,
Das Jetzt hat keine Sorg', die Zukunft keine Schleier,
Der Winter hat kein Eis, der Sommer keine Hitze,
Die Roſ' hat keinen Dorn, die Wolke keine Blitze,
Die Thräne hat kein Salz, der Seufzer keine Schwere,
Der Traum hat kein Geſpenſt, das Gewiſſen keine Scheere,
Das Herz hat keinen Haß, der Buſen keinen Groll,
Der Geiz hat noch kein „Haben,“ der Neid hat noch kein „Soll.“

Man liebt das Schöne, glaubt das Gute, hofft das Wahre:
Das ſind die gottgegeb'nen Menſchenjahre!!

Von dreißig bis zu fünfzig Jahr' — o weh!
Beginnt das Leid, das große Dulder-A-B-C;
Der Menſch ſchleppt Säcke heim, packt ſich auch die Laſten,
Die Schränke füllt er an, die Koffer und die Kaſten,
Geſenkten Hauptes trabt er mit ſeiner Laſt,
Des Schickſals Schläge trägt er ohne Laſt,
Mit grauem Haupte karrt er heim die Waare —
Die zwanzig Jahr', das ſind die Eſelsjahre.

Von fünfzig bis zu ſiebenzig Jahren dann
Fängt Argwohn und Verdacht beim Menſchen an;
Er liegt auf ſeinem Schatz bei Tag wie auch bei Nacht,
Sein bischen Hab und Gut mit Mißtrauen er bewacht.
Er nagt aus Geiz am ſchimmelvollen Brod,
Erwacht und knurrt auch bis zum Morgenroth;
Läßt ſich mit Füßen treten für das Geld, das bare —
Die zwanzig Jahr', das ſind die Hundejahre!

Von ſiebzig bis zu hundert Jahren dann,
Da fängt das ſieche Greiſenalter an,
Der Menſch verliert ſo langſam nach und nach
Gefühl, Vernunft, Hunger, Schlaf und Sprach';
Zur großen Reiſe über's Grab hinaus
Schickt er die fünf Sinne als Gepäck voraus.
Poſſirlich wird er oft, bevor er kommt zur Bahre —
Die dreißig Jahr' ſind oft — die Affenjahre!

So waren denn vom Weltenanbeginn bis jetzt
Die Menſchenjahr' zuſammen ſtets geſetzt;
Doch iſt hie und da das Ding noch ganz verſchieden,
Der Menſch hält ſich an nichts genau hienieden.

Bei Manchem kommen oft die Hundsjahr' früher d'ran,
Bei Manchem aber fängt der Eſel früher an.
Doch welche Jahre mehr den Vorzug verdienen?
Das weiß ich nicht. — Doch bemerk' ich höflich Ihnen,
Daß der Sprachgebrauch entſchieden hat ganz klar,
Wenn man ſagt: „Die beſten Jahr'" ſind ſtets — die
Eſelsjahr'.

Die Krücke des Ungars.

(Geſchrieben 1851.)

Die Dichtung führt Euch heut' an leichter Hand
In ein geſchichtlich' und romantiſch Land,
In's Ungarland, in's Land der ſchönen Sonne.
Die Bergeshäupter ſtehen, waldbehaart,
Der Weizen prangt im gold'nen Bart,
Und Segen füllt die Scheuer und die Tonne,
Und offen ſteht da allerwärts
Dem Gaſt und Bruder Haus und Herz,
Und offen Alles, was er wähle,
Und offen aus des Ungars Bruſt
Strömt Red' und Wort in ſtolzer Luſt
Aus freier, edler, off'ner Seele;
Und ſeine Sprache jung und rein,
D'rin Worte ſind wie Edelſtein
Durchſichtig, laut're, ſcharfe,
Muſik hat er ſo ſchmerzensreich,
Wie über'm Fall von Zion's Reich
Ertönt die heil'ge Harfe.
In dieſes Land folgt mir anitzt.
Am heil'gſten Weihnachtsabend ſitzt
Ein froher Kreis im Ritterſaale,
Im Kinderkreis die Edelfrau,

Noch lieb und mild, wenn auch ſchon grau,
Kredenzt geſchäftig die Pokale.
Die Edelſöhne ſtark und friſch
Sind enggeſchaart am reichen Tiſch
Am Chriſtbaum tauſend Kerzen,
Allüberall iſt Glanz und Licht,
Auch fehlt des Fiedlers Geige nicht
Zu Lied und Tanz und Scherzen.
Die Thüre öffnet ſich ſodann,
Man bringt den greiſen Edelmann
Im Rollſtuhl angefahren,
Sein Auge iſt noch fromm und licht,
Doch die gefurchte Stirne ſpricht:
„Ich hab' viel Leid erfahren.“
Von ſeinem Stuhl bewegt ſich ſchwer
Der Greis auf ſeiner Krücke her,
Im Futterrock, dem warmen,
Doch ihm entgegen drängen ſich
So Weib als Söhne inniglich
Zu Küßen und Umarmen.
Sie küßen ihm das Haupt, als Hand
Und leiten ihn ſo zart gewandt
Zum Tiſch, zum Ehrenſitze,
Und Alle ſagen nur ein Wort:
„O Vater, wirf die Krücke fort,
Wir ſind ja Deine Stütze.
Die beſte Krücke in der Welt
Iſt Kinderlieb, die aufrechthält,
Iſt feſt wie Eiſenſchienen.
Im großen Buch der Gottheit ſteht's:
Das Kind ſoll ſeinen Eltern ſtets
Als Stab und Krücke dienen!
Und wo ein Kind will bis zum Grab
Nicht ſein der Eltern Krück' und Stab,

Dort weinen Blut die Sterne;
Doch wo bei Eltern lahm und blind
Die Kinder Fuß und Auge ſind,
Weilt Gottes Auge gerne.“ —
Dem Greiſe über naſſe Wang'
Rinnt eine Thräne leiſ' entlang,
Sein Herz geht auf in Wehmuth,
Er deutet, daß er ſprechen will;
Die Kinder werden alle ſtill,
Und hören ihn in Demuth.
Er ſpricht: „Mein Leib iſt alt, mein Haar iſt weiß,
Ich kann gerufen werden, eh' ich's weiß,
D'rum Kinder, ſchließt um mich den engen Kreis
Und hört mein letztes Wort an Euch, empfindungsheiß.
In meinem Buſen fängt es an zu dunkeln,
Und von der Zukunft ahnet mir ein Dämmerlicht;
Ich ſehe Flammen an dem fernen Himmel funkeln,
Doch iſt's das Funkeln ſegensvoller Sterne nicht,
Ich ſehe Wolken von dem Himmel abwärts hängen,
Doch ſind es Wolken, die an Segen leer,
Ich höre Schritte wie von großem Thatendrängen,
Doch ſind es Schritte wie von Eiſenketten ſchwer,
Ich höre Töne wie von fernen, harten Klängen,
Doch ſind es Töne nur von Lanze, Schild und Speer,
Ich höre Hufenſchlag und wilder Roſſe Sprengen,
Doch geht der Hufſchlag über Saat und Ernte quer!
Ich ſeh' im Geiſte eine lange, lange Brücke,
Die über ferne Meere endlos ſich erſtreckt,
Vom Greis am Wanderſtab, vom Krüppel mit der Krücke
Seh' ich die Brücke überlaſtet und bedeckt,
Von Glück und Gut haben Trümmer nur und Stücke
In der Erinn'rung ſie als Wanderpfennig eingeſteckt!
Ich ſeh' im Buch der Weltgeſchichte eine Lücke,
Die auszufüllen den Prophetenblick erſchreckt —

Und weil herein ich brechen ſeh' die Zukunftswelle,
Weil ich die Brandung höre von der nächſten Zeit,
Verein' ich Euch um mich an dieſer Stelle,
Bevor von Euch zu geh'n der Tod gebeut.
Der Chriſtbaum brennt, die Kerzen flackern helle,
Zu ernſten Dingen iſt die ernſte Nacht geweiht,
Wo fromme Herzen ſind, dort iſt auch ſtets Kapelle,
Ein frommes Wort zu hören ſind Engel ſtets bereit.
So ſchwört mir denn bei dieſes Chriſtbaum's Flammen,
Daß Ihr in Fried und Eintracht bleiben wollt,
Wenn Haß und Streit die ganze Welt umklammen,
Wenn Zwietracht ſchäumt, wenn die Parteiung grollt,
Wenn die ſich einſt geliebt, ſich jetzt verdammen,
Wenn, Gift und Lava durch Familienadern rollt,
Dann haltet eng, dann haltet feſt zuſammen,
Euch trenne Meinung nicht, nicht Eiſen und nicht Gold
Und dieſe Krücke laß ich Euch als Bild und Zeichen,
Die Krücke, die mir lange Stab und Stütze war,
Daß Ihr als Krücke Euch die Hand wollt reichen
In Noth und Tod, in Zwieſpalt und Gefahr.
Wenn dieſe Krück' Ihr ſchaut, laßt allen Hader weichen,
An euren Vater denkt und an ſein graues Haar,
Als Friedensſtab, als Sinnbild ſonder gleichen
Leg' ich die Krücke jetzt auf meinen Hausaltar."—
Und mit gerührtem Herzen ſchwört der Kinderkreis
Den Schwur der Eintracht dem verklärten Greis,
Und daß der Anblick dieſer Krücke jederzeit
Sie mahnen wird an Liebe und an Einigkeit.
Darauf, von Zuverſicht erfüllt die helle Bruſt,
Begeh'n das Chriſtfeſt ſie in Freudigkeit und Luſt,
Bis abgebrannt der gold'ne Strahlenbaum,
Bis an den Himmel kömmt des Morgens Purpurſaum.

* * *

Und wieder ſteht der Chriſtbaum in demſelben Saal,
Jedoch gelichtet iſt der Kreis, geſchmolzen iſt die Zahl!
Drei Jahre liegen zwiſchen dem und jenem Baum!
Drei Jahre! für Glück und Freud' welch' ein kurzer Raum!
Drei Jahre! für Glück und Freud' welch' ein ſchneller Traum!
Drei Jahre! für Glück und Freud' welch' flücht'ger Schaum!
Drei Jahre! für Schmerz und Leid wie lang und groß!
Drei Jahre! für Haß und Streit ein Höllenſchooß!
Drei Jahre! für Rach' und Wuth wie grenzenlos!
Drei Jahre! Elend zählt nach Thränen blos! —
Des Dichters Hand, ſie hat für dieſe Zeit
Den Schleier der Vergeſſenheit bereit.
Es miſche ſich die Göttin Poeſie
In's Marktgedränge der Parteien nie,
Des Dichters Ruf und Mahnung iſt es nicht,
Mit Flammen und mit Blut zu färben ſein Gedicht.
An Zwietracht und an Meinungsſtreit nehm' er nicht Theil,
Von ſeinen Saiten ſchnell' kein wilder Pfeil,
Die Harfe ſchlag' er nur, wo eine Thräne fließt,
Wo ſich ein wundes Herz in Klag' ergießt,
Jedoch wo Haß und Zwietracht nehmen ihren Lauf,
Häng' er die Leier ſchweigend an die Weide auf.
Darum verſchweigt die Muſe, was ſie weinend ſah,
Was in drei Jahren ſchwer verhängnißvoll geſchah.
Sie führt ſogleich Euch lieber wieder in den Saal,
Wo wir geweſen an dem Weihnachtsabend dazumal.
Wie damals brennen helle Kerzen ungezählt,
Allein die Freude mangelt und der Frohſinn fehlt.
Der alte Edelherr ſitzt nimmer da nach altem Brauch,
Von ſeinen rückgelaſſ'nen Söhnen fehlt der Jüngſte auch.
Es trennten ſich die Brüder im verhaßten Meinungsſtreit,
Der jüngſte Sohn nahm Theil am unheilvollen Streit,
Er zog hinaus in einer dunklen Sommernacht;
Ihn lockte Kampf und Sieg und Trommelſchlag und Schlacht,

Vergebens war der Brüder Wort und Mahnungsruf,
Er ſprengt hinweg, wie Sturm iſt ſeines Roſſes Huf.
Die Brüder ſeh'n ihm nach in Unmuth und in Groll,
Sie meinten, daß er thu', was er nicht thuen ſoll,
Sie ſtreichen ihn aus ihrer Herzenstafel aus,
Verſchließen ſtandhaft ihm ſo Herz als Hof und Haus.
Kaum wiſſen ſie, ob lebend noch ihr Bruder iſt,
Ob er des Elends Beute nicht in dieſer Friſt,
Ob nicht als Bettler, ob als Krüppel nicht
In dieſem Augenblick er zu fremden Herzen ſpricht,
Ob er nicht ſiech auf hartem Stroh ſich dehnt,
In der letzten Stund' nach der Seinen Haus ſich ſehnt.
Sie wiſſen's nicht und wollen's wiſſen kaum,
Sie ſtehen dumpf und ſchweigend um den Weihnachtsbaum,
Die älter'n Brüder ſchauen trüb und düſter d'rein,
Die Lichter ſcheinen blind und ſtumm ſcheint auch der Wein,
Der braune Spielmann mit der Geige in der Hand
Sitzt lautlos da und lehnt ſich an die Wand,
Die Schweſter nur, ein holdes, wahres Ungarkind,
Trotz Blut und Gut doch zart und mild geſinnt,
Geht um den Chriſtbaum her, als ſuchte ſie etwas,
Das Herz wird ihr ſo ſchwer, das Auge wird ihr naß,
Sie kann's in ſich nicht halten und ſpricht in ſich hinein:
„Du lieber frommer Chriſt, wo mag jetzt Juri ſein!?—“
Da klopft es an der Thür, ſie öffnet ſich ganz ſacht,
Ein Bauer tritt herein in ſchlichter Landestracht,
Und an den Chriſtbaum ſchreitet er und an den Tiſch heran,
Und ſchaut die beiden Brüder lang und ſchweigend an,
Und ſpricht: „Grüß' Gott und auch der heil'ge Chriſt!
Wie's doch ſo ſchön, ſo wohl beim reichen Feſtmahl iſt,
Doch Euch hat Chriſtkind noch etwas beſcheert,
Das hier ſchickt Euch Jemand, von dem Ihr's nicht begehrt!“
D'rauf zieht er unter'm Kleid ein Ding hervor,
„Kennt Ihr die Krücke!“ ruft er und hält ſie hoch empor,

„Die Krücke, die Euch Euer Vater gab,
„Die Krück', die er geweiht zum Friedensſtab?“
Die Brüder ſpringen auf, ſie greifen nach der Krück',
Des Vaters Geiſt kehrt plötzlich nun zurück.
„Des Vaters Krück' iſt's!“ rufen alle zwei,
„Des Vaters Krück' iſt's und ſein Mahnruf auch dabei,
„Und wo iſt Juri denn, er kehre wieder bei uns ein,
„Und wie er auch gefehlt, es ſoll vergeben ſein!“ —
„„Wo Juri iſt? Er ſitzt unten an der Pfortelehn,
Ein Krüppel, er kann ohne Krück' nicht geh'n!““
Da eilen ſie hinab mit ſorgenvollem Schritt,
Die Brüder und die Schweſter und der Spielmann mit.
Sie finden an der Thür den Bruder ſitzen lahm,
Das Herz wird ihnen ſchwer von Reue und von Gram,
Sie faſſen ihn nun an und küßen Fuß und Hand,
Mit Thränen waſchen ſie ſein Antlitz ſonnverbrannt,
Und kreuzen ihre Händ' und ſetzen ihn darauf,
Und tragen ihn mit Freud' zum lichten Saal hinauf,
Und ſetzen ihn im Stuhl, wo einſt der Vater ſaß,
Und ſtellen vor ihn hin des Vaters Henkelglas.
Die Krücke winden ſie ihm ſanft aus Hand und Daum,
Und hängen ſie dann auf am lichten Weihnachtsbaum,
Dann wird des Weihnachtsabend allerletzter Reſt
Zur Freudenfeier, zum Verſöhnungsfeſt.
Und der Zigeuner nimmt die Fiedel, ſein braunes Weib,
Mit ſchlankem Hals und dunklem Leib,
Und ſpielt viel Ungarweiſen zart und weich,
An Schmerzgedanken voll und wehmuthsreich,
Und Lieder viel von Schlacht und Lieb und Wein,
Singt des Spielmanns Weib mit tiefem Schmerz darein,
Sie ſingt von Kindheit und von Jugendzeit,
Von Lieb und Haß, von Pein und Herzenleid,
Sie ſingt von Sehnſucht, Heimweh und Verbannungsloos,
Sie ſingt von Freiheit, Wanderſchaft und Heimathſchooß.

Sie ſingt vom ſtillen Glück in Hütte, Haus und Herd,
Sie ſingt von Ungarreben, Ungarſchwert,
Sie ſingt vom ſchönen ſtolzen Ungarweib,
Wie Weizen im Banat ihr üppig ſchlanker Leib,
Sie ſingt zuletzt noch ein Verſöhnungslied,
Und alſo dieſes Lied von ihren Lippen zieht:
„Du Schöpfer da oben der Himmel und Sonnen,
Die aus dem Nichts auf Dein Wort ſind entronnen,
Der Du das menſchliche Herz gefüllt haſt mit Wunder,
Mit Honig und Wermuth, mit Balſam und Zunder,
Du winkſt voller Gnade und alle die Blinden
Durch Nächte und Abgrund die Pfade dann finden,
Du winkſt und der Stumme, der lautlos Gebor'ne,
Find't wieder das Wort, das ſchmerzlich verlor'ne.
Du winkſt, daß mit klugem Verſtändniß der Taube
Das Wort von der Lippe des Redenden klaube,
Du winkſt, und der grimmige König der Wälder
Spielt mit dem gefundenen Kinde der Felder,
Du bändigſt den Sturm und befiehlſt dem Orkan,
Du winkſt und zum Blumenbeet wird der Vulkan,
So bändig' Allmächt'ger die ſtürmende Zeit,
So bändig' im Menſchen den grimmigen Streit,
So bändig' den Vulkan des Haders anitzt,
So bändig' die Wolke, die Zwietracht nur blitzt,
Verſöhnung verbreite, Verſöhnung gieß' aus auf die Welt,
Auf daß ſie nicht Haß uns und Rache vergelt',
„Vergeben," „Verzeihen" war ja Dein göttliches Wort!
Als Noah aus Fluthen gefunden den Bord,
Da haſt du ſiebenfach den Strahlenbogen
Als Gnadenbrief auf Wolken hingezogen,
Mit ſieben Farben wollteſt Du den Ausſpruch weih'n:
Des Himmels ſchönſter Lichtſtrahl heißt „Verzeih'n!"
O Menſchen, lernet leſen nur den Liebesbrief,
Den Gott Euch ſchrieb am blauen Himmel tief,

Der Brief iſt über eu'ren Häuptern ausgeſpannt.
Auf daß Ihr deutlich leſ't, ſind Sterne angebrannt,
Und als Beſtätigung, daß er nach Gottesplan,
Hängt als Inſiegel ſeine Sonne d'ran.
O, lernet leſen aus des Regenbogens Lettern,
Daß Gott nach Sturm und Blitz und ſchwülen Wettern
Hat aufgebaut ſeinen ſiebenfachen Wunderſtrahl,
Auf das Gebiet der Wolken über Berg und Thal!
Der Regenbogen iſt von Erd' zu Himmel eine Brücke,
Nach Lebensſündfluth, wenn die Welt gewankt;
Verſöhnung aber heißt des Menſchen einz'ge Krücke,
Mit der er über ſie in's Gnadenreich gelangt,
Und jenſeits dieſer Brücke fordert Gott als Zoll,
Daß diesſeits ſchon Verſöhnung herrſchen ſoll;
Sein erſtes Wort jenſeits der Brück' wird ſein:
„Bringſt du die Krücke mit, ſoll Dir vergeben ſein.“

Gottes Kriegs- und Civil-Gericht.

(1851.)

Drei Jahre ſind in's Weltmeer geſunken,
Drei Jahr' an Leben reich, an Schmerz und Tod,
Viel Sonnen gingen auf mit Strahlenfunken,
Doch brachte keine uns ein Morgenroth.
Die durſt'ge Erde hat ſich ſatt getrunken
An Menſchenblut, ſo ſchwarz und gelb als roth,
Drei Jahre reich an Saaten und an Ernten,
Von welchen dennoch Volk und Fürſt nichts lernten.

Drei Jahre ſtehen auf dem Zeit-Katheder
Und lehren, daß Verſöhnung nur die Herzen heilt,
Daß in dem ew'gen Reich der Eiſenfeder
Die Eintracht nicht und nicht der Friede weilt;
Wir ſeh'n des Zeitenwagens feur'ge Räder,
Und wie Vergangenheit ſpurlos enteilt,
Das Thor der Zukunft hören laut wir knarren,
Weil man nicht ölt die Angeln mehr, die ſtarren.

Drei Jahr' lang hat es ſchwer und ſchwül gewittert,
Ein Jeder ward von Sturm und Blitz bedroht,
Ein Jeder hat nur für ſich ſelbſt gezittert,
Und Niemand für die allgemeine Noth.

Errung'nes wurde mißbraucht und verbittert,
Der Held der Freiheit wurde ſelbſt Deſpot,
Und Alle, Alle haben arg geſündigt,
Der Freiheit ſchalt, und der ſie hat verkündigt.

Das Licht ward Gluth, der Strahl ward Flamme,
In Gluth und Flamm' goß Zwietracht noch ihr Oel,
Mit Hieb und Narb', mit Wunde und mit Schramme,
Entfloh die Freiheit aus Gezänke und Krakehl.
Aus aufgewühltem, bodenloſem Schlamme
Ertheilte Selbſtſucht nur den Blutbefehl,
Aus der Idee entfloh die Größe und die Hoheit,
Zum Bodenſatze blieb die Selbſtſucht und die Rohheit.

Gleichgiltig ſtehen wir, der Apathie zum Raube,
Weil uns die Liebe fehlt, fehlt auch der Haß,
Der Wahn fehlt uns, doch fehlt uns auch der Glaube,
Der Ernſt auch fehlt, denn 's fehlt uns auch der Spaß,
Der Geier fehlt, denn 's fehlt auch ſchon die Taube —
Der Schiffmann fehlt, denn 's fehlt auch der Compaß,
Begeiſt'rung fehlt, weil wir die Welt entgeiſtert,
Der Meiſter endlich fehlt, weil Jeder meiſtert!

Welch' Sterblicher d'rum richtet recht hienieden
Nach Jahren, die ſo ſinnverworren, toll?
Dem Sterblichen iſt ſchweres Amt beſchieden,
Denn ſelbſt iſt er des ew'gen Irrthum's voll.
Nur oben richte Gott, in Krieg und Frieden,
Er richtet göttlich, ohne Haß und Groll,
Er, der da prüft der Menſchen Herz und Nieren,
Er ſitzt, zu richten und den Spruch zu führen.

Um ſeinen Richterſtuhl, als Auditoren,
Die Engel ſteh'n im Silber-Lichtgewand,
Wie einſtens vor des Paradieſes Thoren,
Des hohen Richters Flammenſchwert zur Hand.
Doch auch die Palme haben ſie erkoren,
Der Milde, der Vergebung grünes Pfand;
Und wie das Nachtgewölk am Himmelsbogen,
Kam zu Gericht die Menſchenſchaar gezogen.

Mit wildem Blick und mit noch wilder'n Haaren,
Trat allzuerſt ein Umſturzmann hervor,
Der Freiheit diente er, doch nicht der wahren,
Er riß vom Antlitz ihr den heil'gen Flor;
Er wollte nur die Freiheit der Barbaren,
Die Willkür ſich zum Feldgeſchrei erkor,
Die Freiheit predigt er vom Sprachgerüſte,
Er ſelbſt ein Knecht der eigenen Gelüſte!

Da ſprach der Herr: Ich kenne deine Farben,
Der Freiheit Licht iſt dir ein blut'ger Strahl,
Du ſchlugſt ihr Wunden, welche nie vernarben,
Du ſenkteſt ihr in's Herz den Mörderſtahl,
Du biſt zur Sichel reif am Tag der Garben,
Verdammniß ſei dein Urtheil nun zumal,
Du haſt den Tod verdient auf deinem Pfade —
Doch Gottes Wort iſt „Tod“ nicht, ſondern „Gnade.“

D'rauf trat mit finſter'm Blick und gelben Wangen,
Geſenkten Haupt's ein Angeklagter her,
Die früh're Knechtſchaft war ſein Herzverlangen,
Die neue Zeit kam hart ihm über Quer,

Die alte Zeit mit ihren Troddeln, Frangen,
Beſchwor er „gutgeſinnt“ zur Wiederkehr,
Die alten Mützen wollte er, die alten Hauben,
Des Cenſor's Scheere und Loyola's Schrauben.

Da ſprach der Herr: Du biſt weit mehr Verbrecher,
Als jener, der ſoeben mein Gericht verließ,
Die Freiheit kreuzigſt du, ein arger Schächer,
Die alte Angewohnung iſt dein Paradies,
Dem Volke wünſch'ſt du bleierne Gemächer,
Dem Lichte wünſcheſt du ein Burgverließ, —
Du haſt den Tod verdient in höher'm Grade,
Doch Gottes Wort iſt „Tod“ nicht, ſondern „Gnade.“

Darauf kam mit ſtolzem Gang und ſchweren Schritten
Ein ſelbſtgefällig aufgeblaſ'ner Mann,
Mit Guttenberg's Armee hatt' er geſtritten,
In Schrift und Druck des Zeitgeiſt's Dragoman;
Im finſter'n Rohr die Pfeifen ſich geſchnitten,
Für ſchnöden Sold ward er ein Partiſan,
In Phraſen und im ſchwarzen Meer der Tinte
Ertränkt die Wahrheit er durch Pfiff und Finte.

Da ſprach der Herr: das Licht, das ich zum Zweitenmale
Durch Guttenberg den Menſchen hab' geſchickt,
Haſt du entweiht, — dem reinen Götterſtrahle
Haſt du dein feiles, finſt'res Siegel aufgedrückt;
Dem Volk haſt du den Trank der Sonnenſchale
Verdächtiget, an dem es jauchzend ſich erquickt,
Du haſt den Tod verdient durch deine Suade,
Doch Gottes Wort iſt „Tod“ nicht, ſondern „Gnade!“

Zuletzt mit gleißneriſchem Aug', gekrümmtem Rücken,
Schlich blickverdreht ein bleicher Mann herbei,
Und wer das war? — Nehmt alle böſen Tücken,
Nehmt Schlangengift und Meucheldolch und Drachenei,
Nehmt auch Jeſuitengeiſt und Alpendrücken,
Nehmt Baſiliskenaug' und Zahn vom Hai,
Nehmt, was nur Erd' und Himmel ſchändlich nannte,
Zuſammen und Ihr habt's: es war ein Denunciante!

Da ſprach der Herr: der ärgſte Miſſethäter
Wird rein in deiner ſchuldbefleckten Gegenwart,
Du Werkzeug ſchlechter Herrſchaft, ſünd'ger Beter,
Der Schwäche und der Bosheit ſchändlicher Baſtard;
An Freund und Bruder, Glaub' und Treu' Verräther,
Der feigen Willkür feige Nobelgard',
Du biſt verdammt vor des Geſetzes Lade —
Der Denunciant allein kriegt keine Gnade!

Dann ſchließt der Ewige die Richterſtunde
Und zu den Erdenrichtern ſo er ſpricht:
Laßt Milde walten, Balſam heilt die Wunde,
Die Sonde nicht, die unterſuchend ſticht,
Auf daß der ganze Körper friſch geſunde;
Berührt mit Härte ſelbſt die böſen Glieder nicht! —
Und ſo auch übt nun Gnade aus auf ſeinen Pfaden
Ein Kaiſer jetzt, mit Recht genannt „von Gottes Gnaden!“

Des Lebens und des Grabes Roſe.

Ich lebte einſt ein athemſüßes Leben,
Mein Daſein ſchien wie eine junge Braut
Mit holder Lieb und ſtill verſchämtem Beben
Mich klar und liebgeſchäftigt zu umſchweben,
Als ich, o theure Roſe, Dich erſchaut,
Gleich wie, wenn es vom Maienhimmel thaut,
Die Blumen all' ihr ſchönes Haupt erheben!

Des Lebens Roſe warſt Du meinen Tagen,
Von Deinem Lichte war mein Herz erfüllt,
Die Liedertöne durften ſtolz es wagen,
Mein Seelenwort der Roſe zuzutragen,
Die, zartgeröthet wie Auroren's Bild,
In ihrem eig'nen Glanz ſich eingehüllt,
Und all' den Tönen lauſcht mit ſüßem Zagen.

Da ließ ein trüb' Gewölk ſich tückiſch nieder,
Verhüllend meiner Lebensroſe Haupt,
Des Auges Schein, das ſüße Spiel der Glieder,
Es ſchien für meine Liebe nimmer wieder;
Des Lebens Roſe war mir abgelaubt,
Und ſelber hatt' ich blutend mir geraubt
Den theuern Inhalt meiner Herzenslieder!

Und wieder hab' die Roſe ich erblickt!
Sie glänzt noch ſtets in ſelber zarten Gluth,
Allein, da mich mein Sein nicht mehr erquicket,
Da ſtarrer Froſt mir Herz und Sinn umſtricket,
Und Liebestod in meinem Herzen ruht,
So iſt die Huldgeſtalt in Purpurfluth
Die Roſe, die an meinem Grabe nicket.

Als Grabesroſe will ich nun ſie pflegen,
Die mir ein Genius gepflanzt auf's Grab,
Den eig'nen Tod, ich will ihn liebend hegen,
Wenn ſich im Wind die Blätter ſanft bewegen,
Damit die Roſe von dem Blüthenſtab
Zu meinem Grab' ſich neige ſtill herab,
Wenn ſich die Geiſter meiner Lieder regen!

Die treue Geliebte.

Blüthenleer und abgelaubt und trocken
Steht vor mir mein öder Lebensbaum,
Nicht vermag er glücklich anzulocken
Ein geliebtes Herz in ſeinen Raum;
Alle, die ſonſt ſeine Friſche tranken,
Ließen ihn, als ſeine Blüthen ſanken.

Jugend floh mit ihrem grünen Scheitel
Und ich ſah ihr kalt und ruhig nach,
Glück entwich, dies Luftgebild, ſo eitel,
Und ich ſeufzte nicht ein einzig „Ach!“
Hoffnung ſchwand, die trügeriſche Dirne,
Keine Wolke flog um meine Stirne.

Liebe, ſie, die einzig mich beglückte,
Sie, der letzte Schatz der armen Bruſt,
Sie verließ mein Herz, das gram-zerſtückte,
Das nur ew'ger Treue ſich bewußt;
Nicht ein Wörtchen hab' ich auch geſprochen,
Wie auch Herz und Sinn mir war gebrochen!

Plötzlich zog's an meinem Thränentuche,
Das um rothgeweinte Augen lag,
Vor mir ſtand, mit gold'nem Zauberbuche,
Ein Gebild wie ſüße Feen-Sag',
Und als hätten Himmel ſich erſchloſſen,
War von hehrem Lichte ich umfloſſen.

Und berührend meine Augenlider
Mit dem Lotusſtengel, den ſie trug,
Liſpelt die Geſtalt: „die Luſt der Lieder
Sei fortan Dir, Trauernder, genug,
Wem die Muſe Sang' und Lied gegeben,
Geht im Lichte durch das finſt're Leben!“

Die Geliebte iſt mir treu geblieben,
Sie allein verläßt Verlaſſ'ne nicht,
Sie allein fährt liebend fort zu lieben,
Wenn der gold'ne Griff der Leier bricht;
Feſter in den kummervollen Stunden
Hält ſie den Geliebten treu umwunden!

Grade wenn das Unglück ſtürzt hernieder
Und ergreifet ihres Sängers Hand,
Schmiegt ſie ihre treuen, zarten Glieder
Inniger um ihren Gegenſtand;
Dann erſt mit den weichſten Liebestönen
Sucht ſein Daſein liebend ſie zu krönen!

Höchſter Schmerz.

Ach, wär' ſie arm, ich wollte nah'n und ſagen:
Mein Herz iſt reiner Liebe reich,
Ich will dich durch das Leben tragen,
Wie durch ein heit'res Blumenreich;
Ich will mein Gut und all' mein Habe
Als Kranz dir winden um dein Haupt,
Des Geiſtes Kraft, der Muſen Gabe
Sei um die Schläfe dir gelaubt;
Wie eine Fürſtin dich zu ehren
Soll ſüße Liebe ſtets mich lehren!

Ach, wär' ſie krank! ich wollt' ſie pflegen,
Wie man die junge Knoſpe pflegt,
Ihr Haupt würd' ich in Liebe legen,
An dieſes Herz, das für ſie ſchlägt;
Auf jeden Pulsſchlag wollt' ich lauſchen
Mit ſtiller Hoffnung ſüßer Luſt, -
Und ihren kranken Athem tauſchen
Mit Athemzug aus meiner Bruſt;
An ihrem Bett zum Tode beten,
Daß ihre Stell' ich mög' vertreten!

Ach, wär' ſie blind! ſie ſollte gehen
An meiner Hand durch's Lebenthal,
Ihr inn'res Auge ſollte ſehen
Mit meiner Liebe Augenſtrahl;
Die Liebe würde treu ihr ſchildern
Des Tages Pracht, der Blumen Glanz,
Die ſchöne Welt in tauſend Bildern,
Des Mondes Licht, den Sternenkranz!
Die leeren, theuern Augenhöhlen
Würd' ich mit meinem Kuß beſeelen!

Ach, wär' ſie todt! ich könnte liegen
An ihrem holden Leichenſtein,
Ich könnte in den Staub mich ſchmiegen,
Der neidiſch hüllt die Theu're ein.
Ich könnte in das Grab doch ſenken
Ein Wort, das ſie erreichen kann,
Ich könnt' ihr friſche Blumen ſchenken,
Und Sträuße, die mein Herz erſann;
Ich könnt' in ewigen Grabgeſängen
An ewigem Grame liebend hängen!

Doch ſie iſt ferne! und mein Leben
Ein Leben ohne Spiegelbild!
Nicht Kunde kann ich mehr ihr geben
Von Allem, was mein Herz gerillt;
Mein Herz hat ſeinen Wunſch verloren,
Mein Lied, es hat kein Echo mehr,
Dem Liebe-Leben abgeſchworen,
Als eig'ne Grabſchrift ſchreit' ich her;
Und leer und farblos und zuwider
Sind Menſchen mir und Welt und Lieder!

An Blancheflour.

1.

Mit einem Blumenſtrauße in der Hand,
Mit einem Blumenſtrauße auf den Wangen,
Wie von dem Monat Mai vorausgeſandt
Kam in das Schauſpiel Abends ſie gegangen,
Der ſüße Glanz der friſchen Blumenglieder
Erſchien wie eine Sammlung Frühlingslieder!

Wie auf den erſten gold'nen Sonnenſtrahl,
Der ſich nach kalten Tagen ausgegoſſen,
Im tiefen, traurig blüthenloſen Thal
Die Blumen plötzlich an das Taglicht ſproſſen,
Und wie bei dieſem Auferſtehungsfeſte
Die Nachtigallen jubeln aus dem Neſte,

So lockt der Strahl von ihrem Angeſicht
Aus meiner Bruſt ein Weltall von Accorden,
Mein Sinnen und mein Fühlen wird Gedicht,
Ich weiß es ſelber kaum, wie es geworden,
Doch wie ich greife in die gold'nen Saiten,
Wird es ein Lied von ihren Herrlichkeiten!

Vergebens wehr' ich dieſem Wunderhang,
Den Reiz der Unnennbaren zu beſingen,
Ich ſinge nicht, mein Weſen wird Geſang,
Wenn ihrer Schönheit Zauber zu mir dringen;
Bei ihrem Anblick wollen ſich zu Tönen
Selbſt die Gedanken huldigend verſchönen.

Ich ſinge nicht den Lenz, die Blumen nicht,
Nicht das Erwachen holder Nachtigallen,
Auch nicht der Blumen Duft, der Sterne Licht,
Die Roſe nicht mit ihren Reizen allen;
Ich ſinge nur allein zu ihrem Ruhme,
Denn ſie iſt Lenz und Stern und Schönheitsblume!

Und wenn des Mondes Roſe niederhängt
Aus heit'ren Himmels ätherhellen Auen
Und ſtille Sehnſucht jedes Auge drängt,
In reiner Luſt ſie immer anzuſchauen,
So hängt mein Blick an ihrem Angeſichte
Und Alles ringsumher wird zum Gedichte.

Iſt es nicht, als ob um ihr Antlitz her
Gedichte ſchwebten und ſich ſingend küßten!
Am zarten Wimper hängt ein kleines Heer,
Ein and'res will am holden Munde niſten;
O möchte meinem Liede es gelingen,
Ein ſolches Götterplätzchen zu erringen!

2.

Entrückt der Proſa unſ'rer matten Zone,
Erſcheinet mir das Reich der Poeſie,
Ich ſehe ſie wie eine Amazone,

Voll Hoheit ſehe ich zu Pferde ſie;
Und um den Bau der reizdurchſtrickten Glieder
Fließt äthergleich ein eng Gewand hernieder.

Wie ein Gebilde aus dem Land der Feen,
So wunderſam an Huld und Anmuth reich,
Wie eine Göttin war ſie anzuſehen
Und nichts auf Erden kam der Schönheit gleich;
Wie ſüße Fabel halb, und halb wie Wahrheit
Erſchien mir die Geſtalt voll Reiz und Klarheit.

Das edle Thier, es ſchien mir ſo verſtändig,
Als wüßte es, was es ſo Holdes trägt,
Es ſchritt ſo ſtolz, ſo ſicher und behendig,
Es hat die zarte Laſt ſo willig ſanft bewegt,
Als hätte es die Kunde auch vernommen,
Daß es nie ſchön're Bürde würd' bekommen.

Sie aber ſchien vom Götterſtamm entſproſſen,
Als ſie, gehüllt in eig'nes Ebenmaß,
Vom Lichte ihrer Schönheit rings umfloſſen,
Den Zelter leitend, hoch und lieblich ſaß;
Ihr Hut, er mußte von den gold'nen Haaren
Die Ringelſchlangen ſchützen und bewahren.

Und eh' ich ſelber wieder mich gefunden
Aus dieſen Augenblickes ſüß erſchrock'ner Luſt,
War ſie ſchon längſt dem Auge mir entſchwunden,
Doch nicht alſo der tieferfüllten Bruſt;
Ein ſüßer Wahnſinn, den ich nicht verhehle,
Er weint und lacht und ſingt aus meiner Seele!

3.

Frühlingsroſen, grün umblättert,
An dem off'nen Fenſter ſtehen,
Doch die ſchönſte aller Roſen
Iſt dazwiſchen nur zu ſehen.

Durch der Zweiglein kleine Räume,
Durch die Zweiglein, blattvergittert,
Süßer Strahl aus ihren Augen
Wie des Licht's Thau niederzittert.

Roſiger als alle Roſen,
Fülliger als Knospenfülle,
Leuchtet ihre Schönheitsblume
Durch der Blätter grüne Hülle.

Und die Roſen auf dem Strauche
Scheinen ſehnend, mit Verlangen,
Sich den Roſen anzuſchmiegen
Auf den ſüßen Blüthenwangen.

Wollen mit den ſchönen Schweſtern
Mit den Maienwangenroſen
Engvertraulich Küſſe tauſchen,
Spielen, ſcherzen, lieblich koſen.

Und die kleinen, zarten Blättlein
Spielen ihr um Hals und Locken
Wie der Kinder kleine Finger
Mit dem Schnee und gold'nen Flocken.

Und es neigen, ihr zu huld'gen,
Alle Roſen ſich vom Stengel,
Nennen ſie mit leiſem Flüſtern:
„Schönheitsſtern“ und „Roſenengel!“

Sterne ſind des Himmels Roſen,
Roſen ſind der Erde Sterne,
Stern und Roſe darum einen
Sich in Frauenſchönheit gerne.

Himmelsroſen, Erdenſterne
Blühen ihr in Aug' und Wangen,
Erd' und Himmel halten wonnig
Sich in ihrem Reiz umfangen.

Das Schauſpiel im Schauſpiel.

An Blancheflour.

Viel waren da — das Schauſpiel anzuſchauen,
Die Kennerwelt, die ſchöne und die feine,
Von allen Claſſen, Hohe und Gemeine,
Ein bunt Gewühl von Herren und von Frauen;
Viel waren da — ich aber ſah nur Eine!

Nun ſtrahlt das Licht — die Lampen alle brennen,
Und in dem großen Schauſpielſaale
Kann man im hellen Lichterſtrahle
Den Schaukreis rings herum erkennen;
Nun ſtrahlt das Licht — aus ihrem Aug'-Ovale!

Der Vorhang ſteigt — in lieblichen Geſtalten
Entfaltet nun die Muſe ihr Gefieder,
Die Kunſt, ſie ſteiget zauberiſch hernieder,
So Luſt als Weh ſüßrührend zu entfalten;
Der Vorhang ſteigt — der ſchönen Augenlider!

Der Blick, er ſchaut, mit Bangen und mit Zagen
Dem Spiele zu dort hinter den Gardinen,
Das ſüße Wort der ſchönen Meluſinen
Scheint Allen unbeſchreiblich zu behagen;
Mein Blick, er ſchaut — das Spiel nur ihrer Mienen!

Es ſchlägt entzückt — das Volk nun in die Hände,
Weil ſie ſo ſchön, ſo künſtlich ſich bewegen,
Mit Kunſt, Natur, Gemüth und Geiſt erregen,
Von Beifall ſchallen laut des Hauſes Wände;
Es ſchlägt entzückt — mein Herz ihr nur entgegen!

Es tönt Muſik — in jedem Zwiſchenacte,
Es wird geſprochen und herumgeblicket,
Geräuſpert und gewinkt und zugenicket,
Und manches Herz kommt hüpfend aus dem Tacte;
Es tönt Muſik — wenn ſie zur Red' ſich ſchicket!

Der Vorhang fällt — das Haus wird bald verlaſſen,
Das Stück iſt aus und dunkel wird's im Raume,
Die Menſchenſchleppe bis zum letzten Saume
Erfüllt nun drängend die belebten Straßen;
Der Vorhang fällt — vor meinem ſchönſten Traume!

Meeres-Sehnſucht.

Da liegt vor mir die Waſſer-Au
Bis an des Himmels Rand,
Das Aug' der Erde, ſüß und blau,
Voll Sehnſucht ausgeſpannt:
Die Welle rauſcht, die Fluthen zieh'n,
Das Meer ſehnt ſich zur Ferne hin.

Das Waſſer ſtreckt die Arme aus,
Der Himmel ſinkt hinein,
Es muß wohl in dem kühlen Haus
Ein wahrer Himmel ſein;
Drum ſtrahlt das Meer ſo ſüß und traut,
Es iſt des Himmels ew'ge Braut.

Die Welle naht, die Welle ſpricht,
Sie ſpricht zu mir vom Damm:
„Verſtehſt du meine Sehnſucht nicht
Nach meinem Bräutigam?
Er winket mir, ich eile hin,
Doch nie, ach nie erreich' ich ihn.

Und immer muß ich wieder fort,
Muß wandern ohne Ruh',
Voll Sehnſucht ſtets nach jenem Ort,
Dem theu'ren Himmel zu,
Bis wo er lockend niederſinkt,
Mit dunkler Wimper freundlich winkt."

Die Welle ſchwillt und rauſcht voll Luſt
Und klingt mit luſt'gem Sinn,
Sie wirft ſich mit der weißen Bruſt
Im Spiel den Schweſtern hin,
Und ſpringet in die off'ne See,
Zu kühlen dort ihr Sehnſuchtsweh.

Ich aber liege ſtumm am Meer,
Gedenke ſchmerzlich dein,
Mein Herz iſt mir von Sehnſucht ſchwer,
Ich ſchau' in's Meer hinein,
Es ſcheint mich trübe anzuſeh'n,
Als wüßte es, wie mir geſcheh'n!

Was ſchauſt du mich ſo finſter an,
Was murmelſt du, o Fluth?
Du weißt es nicht, wie's weh gethan,
Wenn ungeliebt man ruht!
Dir ſtürzen ſich mit Liebesluſt
Viel tauſend Ströme an die Bruſt.

Denn dich umſchlingt mit Liebesarm
Die Erde allzumal,
Auf deinem Aug' ruht liebewarm
Der Sonne gold'ner Strahl
Und tauſend Leben, liebereich,
Regt ſich in deinem Herzensreich.

Ich aber wand're liebelos,
Mein denkt kein liebend Herz;
Die Welt iſt weit, die Welt iſt groß,
Die Welt iſt allerwärts;
Die Welt iſt eng, die Welt iſt klein,
Steht man in ihr ſo ganz allein!

Was ſchauſt du mich ſo finſter an,
Was murmelſt du, o Fluth?
Das Herz iſt weicher Ocean,
Wenn Liebe in ihm ruht:
Das Herz jedoch, das liebeleer,
Iſt tief in uns das todte Meer!

Piſano am adriatiſchen Meere,
Juli 1835.

Erſte Liebe und letzte Liebe.

Die erſte Liebe iſt die erſte Roſe,
Gepflückt als unſ're Herzens Frühlingsbote,
Ein Treffer, nicht wie and're Liebesloſe;
Gewinnſt iſt ſicher, ſagt das Blatt, das rothe,
Damit dir ſicher auch dein Herz ſtets bliebe,
Das du haſt eingeſetzt im Spiel der Liebe.

Und fällt dir eine Roſe von dem Stengel,
So ſchwellen friſche Knospen an dem Strauche;
Die Jugend iſt der Liebe Roſenengel,
Sie wimmeln aus der Bruſt von ihrem Hauche;
Der junge Strauch muß neue Roſen bringen,
In's junge Herz muß neue Liebe dringen.

Die erſte Lieb' iſt Frühling der Gefühle,
Es liegt dem Herzen noch ein Sommer offen;
Kränkt die Geliebte dich durch ihre Kühle,
Du darfſt dann auf die ſpät're Gluth doch hoffen;
Wenn ſie als Blüthe ſtreng ſich dir entzogen,
Vielleicht wird ſie als Frucht dir noch gewogen.

Die erſte Liebe iſt die Morgenſtunde,
In der das Herz erwacht aus ſeinem Schlummer;
Das Gold der Hoffnung bringet ſie im Munde,
Sie fühlt gerüſtet ſich zu Streit und Kummer,
Sie fühlt gerüſtet ſich zu Ungewittern,
Ein Herz, das liebt, das lebt ja ſtets in Zittern!

Die erſte Liebe iſt die erſte Frage
Des Herzens an den Inhalt dieſes Lebens;
Ob es wohl werth der Freuden und der Klagen,
Ob es wohl werth des Denkens und des Strebens,
Und nur ein Herz, das nie in Lieb' umfahen,
Kann dieſe Frag' verneinen und bejahen.

Die erſte Lieb' iſt reich an Wort und Zeichen
Zum Austauſch für Empfindung und Verſtändniß;
Dem frohen Hoffen muß das Zagen weichen,
Dem Eindruck folget muthig das Geſtändniß;
Ein Blick, ein Wort, ein kleiner Strich im Sande,
Sie werden Sprache in dem Liebeslande!

Doch letzte Liebe iſt die Spätherbſtblume,
Erglüht in Lebens heißen Sonnenſtrahlen,
In der ſich, zu des Herbſtes Preis und Ruhme,
Der Farben allergluthenreichſte malen;
D'rum letzte Lieb', des Herzens Letztgeborne,
Bleibt liebſte Lieb' und Lieb' die Auserkorne.

Die letzte Liebe iſt der Perlen letzte,
Die unſer Herz noch birgt auf ſeinem Grunde,
Weil es zu leicht die andern alle ſchätzte,
Bewahrt es dieſe bis zur rechten Stunde;
Schließt über dieſen letzten Schatz der Liebe
Die Lippen zu, daß unentdeckt er bliebe.

Die letzte Lieb' iſt ſchweigſam und verſchloſſen,
Daß die Erwählte nimmer ſie errathe,
Vertraut ihr Leid und Weh' nicht den Genoſſen,
Geht ſinnend mit dem eig'nen Schmerz zu Rathe,
Und den Gedanken ſelbſt will ſie gebieten,
Daß ſie den Herzenswunſch ihr nicht verriethen.

Die letzte Lieb' iſt arm an Wort und Zeichen,
Zum Austauſch für Empfindung und Geſtändniß
Und Wunſch wie Hoffnung nöthigt ſie zu weichen,
Sich ſelber nicht geſteht ſie das Geſtändniß;
Kein Blick, kein Blatt, kein kleiner Strich im Sande,
Wagt Sprache in dem letzten Liebeslande.

Weil letzte Liebe lebet ſo beſcheiden,
Weil letzte Liebe lebet ſo voll Demuth,
Weil letzte Liebe ſtill in ihren Leiden,
Weil letzte Liebe fromm in ihrer Wehmuth,
Weil letzte Lieb' nicht Liebe heiſcht entgegen,
D'rum dulde letzte Lieb' auf deinen Wegen!

D'rum dulde letzte Lieb' auf deinen Wegen,
Bis erſte Liebe hat dein Herz empfunden,
Dann fühle tief das wonnigſüße Regen,
Wenn du im Siege ſelbſt wirſt überwunden
Und erſter Liebe Luſt wird dir erzählen,
Wie letzter Liebe Leid das Herz kann quälen!

Oſterlied.

O ſteht doch auf, ihr lieben Leut',
O ſteht nur auf recht früh
Und ſchauet an die Herrlichkeit,
Allüberall iſt ſie!

O ſchaut die ſchöne Welt nur an,
Wie ſie verjüngt da ſteht,
Ihr Feſtkleid hat ſie angethan
Und rufet zum Gebet!

O ſchaut nur an, gerührt und fromm,
Das Grab iſt wirklich leer,
Der Vater rief dem Sohne: „Komm
Zum neuen Leben her!“

Und Finſterniß und Grabesnacht
Ward plötzlich aufgehellt,
Denn in des Himmelslichtes Pracht
Erſtanden war der Held!

Da floß ein voller Gnadenſtrom
Durch aller Menſchen Land,
So weit der blaue Himmelsdom
Den Schirm hat ausgeſpannt;

Da wurde aller Menſchen Herz
Der finſtern Sünde bar,
Weil für ſie oben himmelwärts
Ein Allerlöſer war.

Und wo ein Herz vor Leiden brach
In Unſchuld oder Schuld,
Das nahm er an die Bruſt und ſprach
Ihm Tröſtung zu und Huld;

Und wo ein Herz im Finſtern lag,
Von ſchwarzer Nacht beſtrickt,
Das hat er mit dem Gnadentag'
Erleuchtet und erquickt.

D'rum ſteht nur auf, ja zeitlich früh,
Nach kurzer, dunkler Nacht,
Und ſinket betend in die Knie
Vor Gottes Gnad' und Macht;

Denn wo Ihr ſchauet ringsherum,
Iſt Alles Gottes Haus,
Und ſein geheiligt Prieſterthum
Schaut überall heraus!

D'rum betet an mit Freudigkeit
Und heiterem Gemüth,
Und glaubet feſt, daß nach dem Leid
Das Gnadenblümchen blüht.

Es trägt die Welt ein Lichtgewand,
Weil Freude ihr Beruf,
Weil ſie des Vaters treue Hand
Zur Trauer nicht erſchuf.

Denn wenn ein Herz im Glauben lebt,
Kein Schmerz es jemals bricht,
Das Aug', das ſich zum Himmel hebt,
Kennt die Verzweiflung nicht!

O fülle, Gott! uns Sinn und Bruſt
Mit frommer Heiterkeit,
Laß dein gedenken uns voll Luſt
In alle Ewigkeit!

Die Ahnfrau der Stadt Wien.

Die Ahnfrau der Stadt Wien, Jahrhunderte alt,
Im trauernden Schleier, in grauer Geſtalt,
Die St. Stefanskirche im Faltengewand,
Das Haupt ſchön gebeugt, ſie hält Wacht und hält Stand.
Inmitten der Nachkommen, groß und klein,
Inmitten der Häuſer aus Ziegel und Stein,
Die Alle wie Kinder und Enkel im Kreis
Umfaſſen ihr Knie im Gebete ſo heiß.
Sie ſchauen empor zu der heiligen Frau,
Die, lang ſchon verwandt dem himmliſchen Blau,
Den Fuß hat auf Erden, im Himmel das Haupt,
Den Himmel bringt dem, der auf Erden ihn glaubt.
Die Ahnfrau, ſie blicket ſo liebend, doch ſtumm
Auf Kinder und Enkel im Kreiſe herum.
Und was ſie ihr ſagen ganz heimlich in's Ohr,
Das bringt ſie mit Freuden zum Himmel empor;
Und alle die Klagen von Alt und von Jung,
Sie fließen von ihrer metallenen Zung',
Geſchmolzen zum heilig geläuterten Ton,
Zum Vater hinan auf den himmliſchen Thron.
Was auch dem Geringſten der Enkel geſchieht,
Das gehet der Ahnfrau zum weichen Gemüth;
Begrüßet ein Enkelchen neu erſt die Welt,

Sie kündet's geſchäftig dem himmliſchen Zelt,
Und gehet ein Enkelchen müde zu Grab,
Da rollen ihr klingende Thränen herab.
Empfindet ein Kind wo ein heimliches Weh,
So ſpricht ſie: „O komme, daß Keiner es ſeh',
Zur heimlichen Stunde, die Niemand bewußt,
Und weine und bete da nach Herzensluſt.
Im Schooße der Ahnfrau, die lang es gewöhnt,
Daß weinende Kinder mit Gott ſie verſöhnt!“
Und liegen die Kinder der Ahnfrau im Schooß,
Da löſen von ihnen die Leiden ſich los;
Sie ſchlinget den Arm um das kindliche Herz
Und füllt es mit Tröſtung bei jeglichem Schmerz!
Darum, wenn ich ſchnell durch die Straßen oft geh'
Und vor mir die Ahnfrau, die würdige, ſeh',
Iſt's oft, als ob ſie zu mir ſprechen nur thät:
„Ein Blick nur herauf zu mir iſt ſchon Gebet,
Denn, wenn man empor zu dem Himmel nur ſchaut,
Hat man ſich ein Kirchlein bei Gott ſchon erbaut.“
Ich ſehe ſie an, ſprechend demüthig geſinnt:
„Ach, Ahnfrau, ich bin nicht dein ſündigſtes Kind!“

Tröſtung.

An die trauernde Familie W.

Es ſteht ein Baum in einer ſchönen Zone,
Ein zweigereicher, üppigvoller Baum,
Hoch auf dem Stamm erhebt die Blätterkrone
Sich in des Himmels ätherklaren Raum,
Um ſchützend Zweig' und Aeſte zu bedecken,
Die, Kindern gleich, die Arme nach ihm ſtrecken.

Und als die Krone war bedeckt mit Blättern,
Dient' manchem Neſt ſie gerne zum Gemach,
Sie wölbt' in Zeitenſturm und Unglückswettern
Sich manchem Suchenden zu Haus und Dach;
Und Manche, die verbrannt von Sonnengluthen,
Erquickt in ihrem milden Schatten ruhten.

Da fährt des Blitzes ungeahnte Flamme
In dieſen Baum, ſo dicht und reich belaubt,
Sie reißt dem vollen, lebensfriſchen Stamme
Die vielgeliebte Krone von dem Haupt;
Und wirft ſie nieder in den Staub der Erden,
Daß Zweig und Aſt und Stamm verwaiſet werden.

Da tönt es mild herab vom blauen Aether:
Du bleicher Stamm, ihr Zweiglein jung und zart,
Erhebt den Blick zum Gotte Eurer Väter,
Der jedes Erdenblättchen aufbewahrt,
Wohl eingelegt im großen Schickſalsbuche,
Daß er's am großen Tage wieder ſuche!

Der mild mit ſeinen milden Vateraugen
Die allerkleinſten Pflänzchen überwacht,
Daß ſie am Tage ſeine Strahlen ſaugen
Und ſeinen Segensthau in ſtiller Nacht,
Daß ſie im Frühling wieder ſich erheben,
Wie Menſchen einſt zu einem neuen Leben!

Den Kindern, denen ihre Väter ſtarben,
Den Witwen, die verloren den Gemal,
Bleibt Er ja bis zum großen Tag der Garben,
Ein ew'ger Vormund hier im Lebensthal;
Die Thrän' iſt recht und menſchlich iſt das Klagen,
Doch Troſt verſchmähen, hieß' an Gott verzagen!

Lebensroman der Roſe.

1.

In dem Mutterſchooß der Knospe,
Von dem grünen Netz umheget,
Liegt die ungeborne Roſe
Lichtlos, ſtill und ungereget.

Knospe fühlt in ſüßer Ahnung,
Daß ſie trägt in ihrer Hülle
Ihrer Zukunft Lebensfreude,
Ihrer Zukunft Schmerzensfülle.

Und ſie neigt das Haupt, das ſchwere,
Süße Wehen zu empfinden,
Und ſie ruft den gold'nen Lichtſtrahl,
Sie der Roſe zu entbinden.

2.

Nacht entfloh, am Kleid, dem dunkeln,
Will der Morgen feſt ſie halten,
Doch beginnt das Licht zu funkeln,
Schimmernd durch des Kleides Falten.

Und der Tag mit jungen Wangen,
Mit den Locken, voll vom Thaue,
Leget ſeine gold'nen Spangen
Um das Buch, das himmelblaue.

Und er eilt, von ſeinen Strahlen
Nieder einen ſchnell zu ſenden,
Um der Knospe Mutterqualen
Blätterſprengend, ſchnell zu enden.

Und der Strahl, er küßt die Knospe
Heiß und innig, ſonder Säumniß,
Bis ſie dieſem loſen Dränger
Oeffnet ihres Kelchs Geheimniß.

3.

Roſe lag darin verborgen,
Springt dem Strahle raſch entgegen,
Als ſie ſieht den jungen Morgen,
Fühlt ſie ein gar ſeltſam Regen.

Roſe hat den Strahl geſehen,
Kann ſich ſeiner nicht entwöhnen,
War um ihre Ruh' geſchehen,
Denn vom Sehen kommt das Sehnen;

Und vom Sehnen kommt das Herzeleid,
Von dem Herzeleid der Jammer,
Und vom Jammer iſt es gar nicht weit
In die letzte, ſtille Kammer.

Roſe ſchließt die Blätter auf,
Den geliebten Strahl zu fangen,
Doch er flog zum Himmel auf,
An dem blauen Zelt zu prangen.

Lieben kann der Strahl ſie nicht,
Doch ſein Mitleid ſoll ihr werden,
D'rum von ſeinem Angeſicht
Eine Thräne fällt zur Erden.

Dieſe Thräne iſt ihr Luſt,
Trägt als Perle ſie am Herzen,
Ach, der Thau in ihrer Bruſt
Gibt ihr Krankheit, Tod und Schmerzen.

4.

Roſe ſchickt aus rothem Mund
Seufzer in die Lüfte,
Geben ſich dem Strahle kund
Als gewürzte Düfte;

Doch der Strahl von ſeiner Höh'
Will nicht niederſchweben
Und ſie fühlt im tiefſten Weh
Dornen ſich erheben.

Dornen bauen ſich herum
Um die Bruſt voll Liebe,
Daß die Liebe, wenn auch ſtumm,
Doch voll Stacheln bliebe.

Und ſie halten Wacht und Stand
Bei dem Gram, dem wahren,
Daß er nicht von rauher Hand
Unbill mög' erfahren.

5.

Schmetterling fragt: „Iſt's erlaubt,
Daß ich dich umfahe?"
Roſe neigt das Leidenshaupt,
Er meint, ſie bejahe.

Und er gaukelt ſtets herum,
Ziehet ſeine Kreiſe,
Roſe aber bleibet ſtumm
Nach des Kummers Weiſe.

Und der Lüfte eitler Geck
Zeigt die gold'nen Schwingen,
Glaubt dadurch den Minnezweck
Blendend zu erringen —

Bis die Roſe doch einmal
Bricht das lange Schweigen:
„Wer geliebt des Himmels Strahl,
Bleibt ihm auch zu eigen.

Prunke nur die kurze Weil'
Mit dem Fittig immer,
Iſt ja nur ein kleiner Theil
Von des Strahles Schimmer.

Liebte ihn ich einzig nicht
Hier im Heiligthume,
Wär' ich eine Roſe nicht,
Wäre blos nur Blume.“

Roſe liebet ganz vollauf
Nur den Strahl, den Einen,
Und ſie hört zu leben auf,
Hört er auf zu ſcheinen!“

Als ſie ſo geſprochen hat,
Fliegt der Fant von hinnen
Und ſie neigt das blaſſe Blatt,
Trauernd nachzuſinnen.

6.

Eine Roſe ſteht daneben,
In dem Treibhaus eingeſchloſſen,
Hörte dieſe Rede eben,
Nannte es verrückte Poſſen!

Denn um ihren vollen Stengel
Flattern tauſend Schmetterlinge,
Nennen Göttin ſie und Engel,
Sagen ihr gar ſchöne Dinge.

Und ſie nicket mit dem Haupte
Jedem loſen Blätterſchaukler,
So daß jeder von ſich glaubte,
Er ſei der beglückte Gaukler.

Und ſie ſprach mit leichtem Blute
Zu der Roſe, die ſo ſtille:
„Mach' es ſo wie ich, du Gute,
Weshalb iſt ſo ſtarr dein Wille?“

Roſe ſagt: Mir kam von oben
Jenes Feuer, das mich röthet,
Und es hat mich hoch erhoben,
Wie es innen tief mich tödtet.

Aber dir hat irdiſch Feuer
Gluth und Blut und Saft gegeben,
D'rum ſind irdiſch deine Freier,
Irdiſch auch dein Liebeleben.

7.

Sonne war hinabgeſunken,
Stäubte ihre gold'nen Funken
Auf die Erde ſcheidend nieder
Und die Welt, die tiefbeſorgte,
Gab das Licht, das ausgeborgte,
Dem verlöſchten Tage wieder.

Und die Roſ' mit ſüßem Schauern
Fühlt, daß kurz noch ſei ihr Dauern,
Sieht den Strahl von hinnen weichen;
Tiefe Wehen ſie erfaſſen,
Sieht, ſie muß ihr Leben laſſen,
Ihre Blätter all' erbleichen.

Da rafft ſie die letzten Flammen
Ihrer Blätter noch zuſammen,
Feuertod ſich anzuzünden,
Um dem Strahl bei ihrem Scheiden,
Ihres Lebens tiefe Leiden,
Ihren Tod auch zu verkünden.

Ihren letzten Duft ihm ſpendend,
Neiget ſie das Haupt verendend,
Lichtlos, duftlos, zu der Erde,
Daß dieſelbe Thränenſtelle,
Ihre Wiege, auch die Zelle
Ihres Blätterſarges werde.

8.

Sterne wie die Trauermänner
Zogen her nun im Gepränge,
Stimmten bei der todten Roſe
Leiſe an die Klaggeſänge:

„Roſe, Roſe, ſchöne Roſe!
Liegſt erbleichet und geſtorben,
Haſt in deinem armen Leben
Treue Lieb' dir nicht erworben;

Haſt geblühet ungeliebet,
Biſt geſtorben unverſtanden,
Liegeſt einſam, unbetrauert,
In den kalten Blumenlanden.

Hätte doch die Hand der Liebe
Lebensfreudig dich gepflücket,
Hätte Frevel dich gebrochen,
An die Lippen dich gedrücket!

Hätten Schmetterlinge, loſe,
Deinen Blüthenſtaub gehaſchet,
Hätte eine gold'ne Biene
Deinen Honig nur genaſchet!

Aber todt und unempfunden
Lag das Leben dir verſchloſſen
Und du gingeſt durch das Daſein
Ungenießend, ungenoſſen.

Roſe, Roſe, ſchöne Roſe!
Kannteſt nicht den Zweck der Erden,
Denn es iſt des Lebens Höchſtes:
Lieben und geliebet werden!“ —

9.

Als ich in ihren Garten,
Wo ſie, die Einz'ge, waltet, ging,
Und wie die Bienen an der Roſe
Mit den Gedanken an ihr hing;

Als ich mit geſenktem Blicke
Und ſinnend auf den Boden ſah,
Lag plötzlich nun vor meinem Blicke
Die Roſe, die verwelkte, da.

Ich neigte trauernd mich hernieder:
Warſt heute Früh noch friſch und roth,
Jetzt biſt du blaß und hingewelket,
O, ich verſtehe deinen Tod!

Ein Grab will ich dir, Todte, graben,
Hier unter dieſem Blüthenbaum,
Den jeden Morgen wird vergolden
Des Strahles junger Feuerſaum.

Ich werde wandern dann alltäglich
An dein verhülltes Trauergrab,
Weil ich, wie du, den Strahl des Lebens
Am Abende verloren hab'.

Und ich grub mit meinen Händen
Ein kleines Grab am Wieſenrand
Und grub weinend mit dem Finger
Die kleine Grabſchrift in den Sand:

„Geh Wanderer, hier fromm vorüber,
Denn allhier lieget treue Lieb',
Denn todte Lieb' liegt hier begraben
Und todte Lieb' die Grabſchrift ſchrieb!“

Vielleicht wenn in dem Abendſcheine
Die Holde hier vorübergeht,
Daß dann bei dieſem Liebesgrabe
Mein Angedenken ſie umweht!

Des Lebens und der Liebe brennende Fragen.

(Declamations-Piece.)

Wenn man bedenkt, woher die ganze Menſchheit ſtammt
Und wo des erſten Menſchen Wiege hat geſtanden,
Dann weiß man, daß die Menſchen alle insgeſammt
Nur Orientalen ſind in allen Landen,
D'rum ſind alle Menſchen in ihrem Thun und Wirken
Nichts anders als lauter reformirte Türken.

Man ſehe in der Weltgeſchichte ſich nur um;
Der Orient war das Vaterland von Allen,
Im lieben Morgenlande lag das Elyſium,
In welchem Adam, leider, iſt gefallen;
Der Himmel fragte d'rauf: „Adam, wo biſt du? ſage!"
Das war die erſte orientaliſche Frage!

D'rum in allen Menſchen, groß und klein,
Steckt ſtets ein kleiner Türk' inwendig,
Das Frauenherz muß auch eine Türkin ſein,
Denn ſie tragen es verſchleiert nur beſtändig;
Und in jedem Ehemann, wenn er noch ſo zärtlich wäre,
Steckt doch ein kleiner Paſcha, ja auf Ehre.

Das ganze Leben iſt nur eine Frage, fürwahr!
Man ſagt: Wohin? Woher? Was ſoll daraus werden?
Man temporiſirt und unterhandelt ſiebzig Jahr,
Mit Schmerzen und Freuden und Wünſchen auf Erden,
Und während man unterhandelt mit allen Doctoren,
Geht ein Stück Leben nach dem andern verloren.

Die Doctoren ſenden in die Apothek'
Die Circular-Depeſchen und die Noten,
Die Hilfe iſt beſtändig auf dem Weg,
Die Hilfe wird nur auf Papier ſtets geboten,
Da kömmt der Tod und wirft den ganzen Salat um,
Und ſagt: Marſch fort! — Das iſt das Ultimatum!

Man hat einen Proceß, man führt ihn ſehr lang,
Und jede Partei hat ihre Advocaten,
Der Notenwechſel macht einen ganz bang,
Man zahlt nicht für's Helfen, man zahlt blos für's Rathen,
Und wann wird beim Proceß das Ultimo uns laben?
Wenn beide Parteien nichts in der Hand mehr haben!

Die Liebe, ſo was man Liebe jetzund nennt, —
Die von Plato wird jetzt nicht mehr getragen! —
Die Liebe iſt von einem bis zum andern Weltenend',
Die brennendſte aller brennenden Fragen.
Dieſe brennende Frage zu löſchen,
Da braucht man gar curioſe Circular-Depeſchen!

Ein brennend Männerherz zu löſchen iſt ſchwer,
Man weiß kaum woher das Feuer ſtamme,
Wo kömmt der Zunder nur aller her?
Sie haben alle Augenblick eine andere Flamme!
Und ſteht ein Männerherz noch ſo lange in Flammen,
So brennt ihm höchſtens nur der Dachſtuhl zuſammen.

Und geräth ein Frauenherz nun gar in Brand,
So iſt's, wie wenn ein Haus brennt, dieſelbe Leier!
Da kommen die alten und garſtigen Weiber gerannt
Und läuten die große Glock' und ſchreien: Feuer!
Und ſind die Glocken gerade in Rom darinnen,
So werden die lieben Weiber zu — ratſchen beginnen!

Da brennen die Fragen, ſie fragen mit Hohn:
Wer liebt ſie? Seit wann liebt ſie? Liebt er ſie wieder?
Wie lange kennen ſich denn die lieben Leute ſchon?
Und hat ihr Vater gar nichts dawider?
Wird ſie ihn kriegen? Wird ſie ihn nicht kriegen? ſage!
Das iſt die große kriegeriſche Frage!

Und dann der Liebe flammende Frage: Bleibſt du mir treu?
Weil dieſe Frage uns brennt, ſollten wir ſie gar nicht berühren!
Auf dieſe Fragen antworten gewöhnlich alle Zwei:
O ewig! ewig! Ich will dies effectuiren! —
Was iſt von dieſem „ewig" das Ultimatum?
In ſechs Monaten hat ein jedes Herz ein Duplicatum!

Und eine Mordlebensfrage noch: Wo nimmt man Geld her?
Die Frage brennt wie ein feuriger Klumpen,
Wo nimmt man gar ſo viel Waſſer zu löſchen nur her?
Da hilft jetzt nicht einmal mehr das — Pumpen!
Hier brandelt's, dort brennt's, und drüben thut's glaſen,
Das Feuer brennt Jeden und Keiner will's blaſen!

In Hütten brennt dieſe Frage als Unſchlittlicht,
Als Fackel brennt ſie in Schlöſſern und Paläſten.
Als Oellämpchen brennt ſie beim armen Wicht,
Als Kienſpan brennt ſie bei Familienfeſten,
Und ſelbſt die Dichter, mit ihren weichen, reichen Herzen,
Sie ſehen kein Geld ſelbſt bei ihren — Apollokerzen!

Eine Eiſenbahnfrage brennt auch nicht klein:
Die Kinder bezahlen die Hälfte, nicht mehr und nicht minder!
Doch ſollten hier billig Ausnahmen doch ſein,
Es iſt ein Unterſchied zwiſchen Kinder und Kinder!
Denn wie könnte die Südbahn ſich erhalten,
Wenn alle „Kinder Israels“ nur die Hälfte bezahlten!?

Doch genug und genug ſchon der Fragen fürwahr
Mit den hohen, ſowohl wie mit den niedern;
Sie ſehen, Verehrte, das Sprichwort iſt wahr:
Ein Narr kann mehr fragen, als zehn Weiſe erwidern!
Doch wollen Sie vielleicht gefälligſt Antwort mir geben,
So rufen Sie mich nur, — ich wart' hier daneben!

Kartenleben und Ehe-Whiſt.

Das ganze Leben bis zum Grab
Hat Kartenſpiel-Manieren,
Das Schickſal hebt die Karten ab,
Der Zufall muß meliren;
Dem Glücklichen das Spiel geräth,
Wer Unglück hat, iſt immer — bête.

Zum Einſatz nehmen wir die Zeit
Und können's kaum erwarten,
An unſrer Seite ſitzt der Neid,
Der ſchaut uns in die Karten;
Und immerfort legt Jedermann
Die Hoffnungen als Marken an.

Ein jedes kleine Kartenblatt,
Wie wir es g'rad bekommen,
Ein jedes ſeine Deutung hat
Zu unſerm Nutz und Frommen,
Für Frauenzimmer, ja fürwahr,
Sind Karten ein Orakel gar.

Die Eins, ſie ſagt in ſchöner Hand,
O, liebet ſtets nur Einen,
Die Zwei ſagt: s' iſt das ſchönſte Band,
Wo Zwei wie eins erſcheinen
Und bei der Drei fällt es uns bei:
Die Grazien ſind ihrer drei.

Die Vier, ſie deutet auf die Kraft
Der Temp'ramente in uns drinnen,
Die Fünf beſchreibt die Leidenſchaft
Von unſern wild entbrannten Sinnen,
Die Sechs, ſie ſchärft den Mädchen ein:
„An Wochentagen fleißig ſein!“

Die Sieben ſagt und auch die Acht,
„Habt Acht vor böſen Sieben!“
Die Neun, — daß uns das Leben lacht,
Wenn uns die holden Muſen lieben;
Die Zehne ſagt, daß in der Welt
Die Null oft auch viel Werth erhält.

Der Bube ſagt, daß Laff' und Geck
Zum Spiel nur ſind, ſie zu beſchämen,
Die Dame ſagt, es iſt ein Schreck,
Oft muß man doch den Buben nehmen,
Der König ſagt: Nur Herz iſt Thron
Und Frauengunſt die ſchönſte Kron'.

Des Menſchen allerſchönſtes Ziel,
Die Liebe iſt's im Leben,
Das iſt ein ſonderbares Spiel,
Das ſchönſte d'ran: — Vergeben,
Die Ehe doch braucht Zeit und Friſt,
Die Ehe iſt ein Robber Whiſt.

Die Ehe iſt das Whiſtſpiel ganz,
Da kann man nicht mehr wählen,
Man muß ſchon für den ganzen Tanz;
Auf einen Partner zählen,
Denn, feſtgeſetzt iſt die Partie,
Man ſpielt zuſamm' und paſſet nie.

Die Frau macht ſicher die à tout
Und ſpielet nach Gefallen,
Der Mann jedoch gibt immer zu,
Wie auch die Karten fallen,
Und fordert er nach ſeinem Sinn',
Die Frau iſt ſtets renonce darin.

Man hat bei Ehe-Whiſt oft auch
Vom Gegenſpiel zu leiden,
Ein drittes Spiel, ſo iſt der Brauch,
Kann nie der Mann vermeiden:
Und gibt der Mann auch noch ſo Acht,
Die Frau doch oft den Impaß macht.

Im Whiſt und auch im Eheſpiel,
Muß man ſein Spiel maskiren,
Man muß, will man des Glückes Ziel,
Nur falſch nicht invitiren;
Oft invitirt der Mann auf coeur
Und — ſeine Frau — hat keines mehr.

Oft geht's in dieſem Ehe-Whiſt
Wohl auch nach unſern Sinnen,
Doch wer ein Hageſtolz ſtets iſt,
Der kann gar nie gewinnen;
Er bleibt zuletzt, verdienter Lohn,
Bis an das Ende — Singleton.

Zodiakus der Ungar-Weine.

Igyál pajtás, jó a szállás,
Jo borunk van, jó barátunk,
Van jó gazdánk, gazdasszonyunk,
Hajts, hajts, hajts, hajts,
Nosza pajtás, te is hajts!

1.

Ofner Wein (Widder).

Auf Schöpſenfleiſch mit Paprika
Da nützt nicht Capwein, Malaga,
Die „Schöpſe“ müſſen groß und klein
Ganz anders noch begoſſen ſein!
Denn ach, ein „Schöps,“ auf meine Ehr!
Der liegt im Magen centnerſchwer,
Vom Ofner nur ein tüchtiger „Touſch“
Bezwingt den „Schöps“ im „gulyás-hus!“

2.

Ráczersdorfer (Stier).

Wollt ihr im Leben einen Stier
Friſch packen bei den Hörnern ſchier,
So wißt, daß jeder Ochs der Welt
Dem Geiſt allein zur Beute fällt.
Des Ochſen Fleiſch, ſo dick und feiſt,
Zwingt dieſes Weines Kraft und Geiſt!

3.

Ruster und St. Georger (Zwillinge).

Liebes Pärchen, Zwillingsbrüder,
Klar und ſüß wie Ungarlieder!
Löſcht den Ofner von der Karte!
Nach dem Starken kömmt das Zarte!
Kleine Gläschen! Setzt ſie nieder!
Kleine Gläschen,
Liebchen, Bäschen,
Kleine Gläschen füllt man wieder.
Éljen! ſchöne Nachbarin,
Was du „Süßes“ haſt im Sinn,
Was dein Herz ſo recht begriff,
Éljen! éljen! édes sziv!

4.

Sexarder (Krebs).

Schwarz gebor'n am Rebendocht,
Wird vom Strahl er roth gekocht,
Wer ihn trinkt, der geht zurück,
Wie das ſchönſte Krebſenſtück!
In die Lieb- und Jugendzeit
Geht er zurück in Seligkeit!

5.

Tokayer (Löwe).

Éljen a király, der Löwe der Weine!
Feuer-König! Fürſt der Getränke!
Mächt'ger als dein Bruder am Rheine,

Edler als Champagne's Geſchenke!
Daß du die „Milde" paarſt mit der „Kraft,"
Hat dir den Titel „König" verſchafft!
Zum Becher, zum Becher ihr Brüder d'rum greift:
„Éljen Tokayer, am Lichte gereift."

6.

Ménesser (Jungfrau).

Fläſchchen wie die Jungfrau ſpiegelt,
Keuſcher Mund, doch roth verſiegelt,
Schlanker Hals und Leib ſo rund,
Süß Geheimniß noch zur Stund,
Nicht die Hand der wilden Zecher
Löſe deinen Gürtel frecher;
Stille Lieb' und zarte Hand
Gieß' dich bis zum Becherrand,
Sage, wenn er züchtig ſie umfaht:
„Hej szivem, igyunk hát!"

7.

Neszmélyer (Wage).

Neßmély-Wein, ein Advocat,
Der die Wage nie hält grad,
Kennſt du ſeine Ränke nicht,
Dann verlierſt das Gleichgewicht
Und dein Zünglein wird dir ſchwer,
Geht bald hin und geht bald her!
Und in deinem Faß von Kopf
Nimmt der Wein den Geiſt beim Schopf;
Bis der Proceß zu End' geht friſch,
Liegſt du bei den Acten unterm Tiſch!

8.

Villáner (Skorpion).

Das „Gewiſſen“ und der „Durſt“ ſelband,
Sind „Skorpionen“ beide miteinand,
Dem Wein allein nur momentan,
Sind beide Wühler unterthan.
D'rum wenn der Durſt euch plagt und droht,
Villáner ſei ſein ſchwarzer Tod!

9.

Carlowitzer (Schütze).

Der Wein macht witzig bis zum „Spitz,“
Den beſten Witz macht Carlo-Witz!
Der Schütze nie ſein Ziel vermißt,
Der mit Carlowitz geladen iſt;
D'rum Hurrah! Hurrah! Stoßt hoch an,
Der Carlo-Witzbold iſt mein Mann!

10

Steinbruch (Steinbock).

Wie Steinbock ſelten und rar
Iſt echter Steinbruch auch fürwahr,
Der Steinbruch bricht als Heldenwein
Das Leib ſo hart wie Kieſelſtein!
Ein Herz wie Stein und ſtumm dabei,
Beim Steinbruch bricht es froh entzwei!

11.

Erlauer (Waſſermann).

Erlauer-Wein iſt waſſerdicht,
Den Waſſermann verträgt er nicht!
Jede Amphora mit Erlauwein
Soll im Kalender heilig ſein,
Den Stöpſel d'rauf mit Ring und Stab,
Als Pilgerſtock bis an das Grab!

12.

Seewein (Fiſche).

Der Fiſch ſteckt ſeine Schnautz hoch in die Höh'
Am Platten- und Neuſiedel-See,
Und ſeufzt: „Vernunft hat der Menſch und auch die Red',
Weil Wein für ihn dort an den Bergen ſteht;
Der Fiſch trinkt Waſſer, d'rum iſt er ſtumm,
Der Fiſch trinkt Waſſer, d'rum iſt er dumm."
D'rum Éljen hoch, wenn der Becher kreiſt:
„Der Wein iſt das Wort und der Wein iſt der Geiſt."

Die neue Theilung der Erde.

Nehmt hin die Welt! rief Zeus von ſeinen Höhen
Dem Heer Autoren zu, ſie ſoll Euer ſein,
Euch ſchenk' ich ſie zum Erb' und ew'gen Lehen,
Doch theilt Euch brüderlich darein.

Da eilt, was Federn hat, d'rauf los zu wettern,
Es reimet friſch geſchäftig Alt und Jung,
Der Recenſent griff nach den Zeitungsblättern,
Der Ueberſetzer griff zum Adelung.

Der Luſtſpieldichter nimmt den Zeitungshudel
Und der Tragöde nimmt ſein Honorar,
Der Volkspoet, der hält ſich an den Rudel
Und ſpricht: Nur Euer Lob iſt wahr!

Ganz ſpät, nachdem die Theilung ſchon geſchehen,
Kam erſt der echte Dichter, ſah ſich um,
Da war kein Lorbeer, kein Verleger mehr zu ſehen,
Die Klatſcher alle waren ſtumm.

Weh mir! ſo ſoll ich denn von Allen
Vergeſſen ſein, ich, dein getreu'ſter Sohn,
So ließ er laut der Klage Ruf erſchallen
Und warf ſich hin vor Jovis Thron.

Da nahet das Geſchlecht, das auserkoren
Iſt, zu verſüßen jeden Erdenſchmerz,
Die Frauen nah'n: „Haſt Alles Du verloren?
Als man getheilet, warſt Du anderwärts?“

„Mein Auge hing an Eurem Angeſichte,
Ich ſah die Schöpfung in dem Schönheitsflor,
Verzeiht dem Geiſte, der von dieſem Lichte
Berauſcht, das Irdiſche verlor.“

Was thun! ſpricht das Frauenthum, was geben?
Das Lob, der Ruhm, das Geld iſt nicht mehr mein,
Willſt Du in meinem Herzen mit mir leben,
So oft du kommſt, es ſoll Dir offen ſein.

Bonbons.

Es gibt Gedanken, die man der ganzen Welt mittheilt, Gedanken, die man nur kleinen Cirkeln, Gedanken, die man nur einem Freunde, Gedanken, die man nur ſich ſelbſt mittheilt. Die ſchlimmſten Gedanken ſind aber jene, die man ſich ſelbſt kaum anvertrauen möchte. Und doch hat jeder Menſch ſolche Gedanken, und wenn er ſich mit ihnen vor den Spiegel ſtellt, muß er erröthen!

……

Die Wahrheit iſt eine Brennneſſel; wer ſie nur anſtreift, den brennt ſie, wer ſie feſt und kühn anfaßt, dem thut ſie nichts.

……

Die Mädchen ſind wie die Wechſel; je mehr ſie herumlaufen, deſto weniger Credit haben ſie und deſto mehr werden ſie hinter'm Rücken ſchwarz angeſchrieben.

……

Die guten Dichter entwerfen in ihren Liedern das Bild ihrer Geliebten, die mittelmäßigen ihr Portrait, die ſchlechten ihren Steckbrief.

……

Nicht, wie der Mann von ſeiner Liebe ſpricht, ſondern wie er von ihr ſchweigt, ſpricht für ſeine Liebe.

……

Leben, ohne geliebt zu werden, iſt eine lange Fabel mit einer kurzen Moral.

……

Es gibt Dinge, die bei einem Menſchen von zwanzig Jahren Fehler ſind, die zu dreißig Jahren Laſter werden und zu vierzig Jahren Lächerlichkeiten.

……

Die Frauenzimmer ſind lauter muſikaliſche Inſtrumente, lauter Soloflöten und Aeolsharfen und Glasharmonikas; blos wenn ſie heirathen, werden ſie Brummeiſen und Contrabäſſe.

Fenſter-Perſpective.

(Fragment.)

1.

Ich bin ein ſehr liebenswürdiger Menſch, für Andere vielleicht nicht ſo ſehr, als für mich; wenn die Menſchen alle nur immer bei mir wären, ſo oft ich allein bin, da würden ſie ganz entzückt von mir ſein. Ich bin der unterhaltlichſte Menſch bei Tiſch, aber nur, wenn ich mit mir ſelbſt tête-à-tête ſpeiſe, nicht, wenn ich als lebendige Spieluhr eingeladen werde, um zwiſchen den Gerichten Anekdoten oder Bonmots abzuſpielen. Ich bin nicht gerne ein humoriſtiſcher Zahnſtocher, um einer Tiſchgeſellſchaft immer zwiſchen dem Tellerwechſeln die Zähne auszuſtochern. Es iſt mir nichts Fataleres, als ſolch' einen lebendigen Anekdoten- und Witz-Tiſchaufſatz zu ſehen, der alle zwei oder drei Monate neue Anekdotenwalzen in ſich hineinlegen muß, um bei Tiſche wieder Neues zu bringen. Wenn ich mit mir ſelbſt eſſe, erzähle ich mir die ſchönſten Dinge und mache unendliche Witze, die ich dann alle mit dem Eſſen gleich wieder verſchlucke.

Viele Menſchen, wenn ſie auch nur mit ſich allein ſpazieren gehen, necken ſich ſelbſt, zerren und zupfen an ſich und laſſen ſich keinen Augenblick in Ruhe. Sehen ſie Jemanden vorbeireiten, ſo zupfen ſie ſich ſelbſt bei der Naſe und ſagen: „Ach, wie unglücklich ich bin, könnte ich nicht auch ein Reitpferd haben!“ Ich aber bin gerade verkehrt; ich bin recht vergnügt bei einem ſolchen Anblick und denke mir im Gegentheil: „O, wie glücklich ich bin, könnte ich nicht das Unglück haben, dieſes Pferd zu ſein!“ — Wenn eine Equipage vorüberrollt, ſo zupfen ſich Andere wieder an der Naſe und ſeufzen: „Ach, wer es dahin brächte!“ Ich aber, wenn ich einen ſolchen Mann ſehe, der acht Pferdefüße braucht, ich werde immer fröhlicher und denke mir, daß ich beſſer fahre, wenn ich gehe, denn nur der Fußgeher iſt ſein eigener Herr. Wer zu Fuße geht, der kann ſich mit der Natur unterhalten und mit ihr reden; er kann jedem Baum guten Morgen ſagen und jedes Blümlein fragen: „Wie befindeſt Du dich?“ Er kann ſich an dem geſchwätzigen Bach niederlegen und mit ihm plaudern, er kann den ſingenden Vögeln mit einem Liedchen in die Rede fallen; er kann einem dahinſchreitenden Landmädchen das rothbackige Antlitz in die Höhe heben — aber ſo ein armer Reicher, der in einer rollenden Contumaz-Anſtalt durch die Natur fährt, der fährt nur tranſito durch die Schöpfung und er kann zu den tauſend und tauſend Grüßen des blühenden, glühenden, quellenden, ſchwellenden, klingenden und ſingenden Naturlebens nichts als ein flüchtiges: „Fahrt wohl!“ ſagen. — Eben das iſt auch der Fall beim Zumfenſterhinausſchauen. Es gehört eine eigene Kunſt dazu, vergnügt beim Fenſter hinauszuſchauen. Tauſend Menſchen, wenn ſie zum Fenſter hinausſchauen, ärgern ſich, daß ſie keine Schildkröten ſind, d. h. daß das Haus, welches ſie auf dem Rücken haben, nicht ihr eigenes Haus iſt; ja die Hauseigenthümer ärgern ſich ſogar über die Fenſter, denn da, wo Fenſter ſind, iſt kein Haus und da ſind ſie nicht Herr. Man ſieht aber ſo ruhig zum Fenſter hinaus, wenn man kein Haus hat; ſogar wenn das Dach brennt, ſchaut man ganz ruhig hinaus.

Und wie viel Menſchen, lieber Leſer, getrauen ſich überhaupt ſo mir nichts dir nichts aus dem Fenſter zu ſehen? Wie leicht könnte ſo ein ausgeſteckter Kopf für ein Gaſthausſchild angeſehen werden? z. B. „zum Schaf“ — „zum Hirſchen“ — „zum goldenen Ochſen“ — „zur goldenen Gans“ u. a. m. Gerade die größten Philoſophen dürfen den Kopf nicht zum Fenſter hinausſtecken. Denn worin liegt die größte Philoſophie?

In der Selbſtverläugnung. Wer beſitzt am meiſten Selbſtverläugnung? Alle die, welche ſoviel Schulden haben, daß ſie ſich den ganzen Tag vor ihren Gläubigern ſelbſt verläugnen müſſen und gerade dieſe philoſophiſchen Selbſtverläugner getrauen ſich nicht, den Kopf aus dem Fenſter zu ſtecken, damit dieſer Kopf ihrer Selbſtverläugnung nicht widerſpreche. Ein Menſch iſt wie ein Haus; ſeine Augen ſind ſeine Fenſter, die Augenlider ſeine Fenſterläden, die er bei Nacht ſchließt. Der innere Menſch ſteckt ſeinen Kopf ſtets zu dieſem Fenſter hinaus und für dieſe Augen muß der Menſch viel Fenſtertaxe bezahlen in ſeinem Leben, denn das Sehen koſtet viel Ruhe und Glück!

Was koſten uns im Leben nicht die Frauenfenſter, die Spiegelſcheiben-Augen des weiblichen Geſchlechts! Mit welcher Angſt und Sorge ſchauen wir in dieſe Augen hinein und forſchen, ob für uns aus ihnen was herausſchaut. Wie unglücklich ſind wir, wenn ſich die Fenſter trüben, und welche Macht übt die Thräne über uns, wenn ſie wie eine helle Perle an den langſeidenen Franſen des Wimpernvorhanges hängt!

2.

Im Reiche der Täuſchungen gibt es nichts Täuſchenderes als eine Fenſterſcheibe! Eine Fenſterſcheibe iſt nicht eine der kleinſten Eroberungswaffen aus dem Arſenale des blinden Knaben. (Amor.) Ein Mädchenantlitz hat etwas ganz eigenthümlich Anziehendes, etwas ganz beſonders Magiſches an ſich. Das abſonderliche

Schimmern und Flimmern des Glaſes verleiht ihm eine Glorie und gibt ihm einen romantiſchen Anſtrich. Traue ja Niemand ſeinen Augen, bis das Fenſter aufgemacht iſt! So ein Mädchenangeſicht, das hinter der Glasfläche, wie die liebliche Waſſerlilie, wogt und fluthet und wie ein Gnadenbild unter Glas und Rahmen ausſieht, iſt oft, wenn es aus dieſem Glas und Rahmen kommt, ganz anders.

Ueberhaupt befördert die optiſchen Täuſchungen des Lebens nichts ſo ſehr als das Fenſter. Die Leute glauben, weil Fenſter wahrſcheinlich von „finſter" herkommt, wenn ſie viel Fenſter im Hauſe haben, hätten ſie auch viel Licht darinnen. Ungeheure Täuſchung! Die Fenſter ſind nicht gemacht, um das Licht hereinzubringen, ſondern um es hinauszulaſſen. Deshalb ſind auch nur die gemeinen, ordinären Fenſter meiſt offen; große Spiegelſcheiben und Milchglasfenſter ſind das ganze Jahr zu. Wenn die Fenſter dazu da wären, um das Licht in die Stuben zu laſſen, würde man ſich keine Vorhänge machen. Es ſcheint eher, daß die Fenſter da ſind, um die Vorhänge hinausſchauen zu laſſen.

Im Winter ſind mir die Fenſter am liebſten, denn der Winter iſt ein Glasmaler und er malt die ſchönſten Blumen auf die Scheiben, als wollte er die Menſchen für das Abſterben der wirklichen Blumen entſchädigen. Auch der Winter des menſchlichen Lebens malt auf die matte Scheibe unſerer Phantaſie die bleichen Eisblumen, die Schatten und blaſſen Geiſter der wirklichen Lebensfreuden und ſie tropfen und ſchmelzen bald ab am Strahle der Wirklichkeit.

Wenn ich durch die Stadt gehe, ſehe ich nach allen Fenſtern; mir kommen die Fenſter vor, wie die Lotterienummern, es iſt doch möglich, daß bei einer ein Treffer herauskommt. Ueberhaupt ſind die Mädchen am Fenſter alle Engel, denn man ſieht, wie bei den Engeln, von ihnen nur Kopf und Hals und verliebt ſich über Hals und Kopf.

Das iſt der Fall bei gewöhnlichen Männern, die von unten an das Fenſter hinaufſehen. Wir Dichter aber, die wir gewöhnlich in der Dachſtube wohnen, wir ſehen zu den Fenſtern hinunter und wenn wir in die Fenſter uns gegenüber von oben herabſchauen, ſo ſehen wir oft von dieſen Engeln nichts als das Piedeſtal, nichts als die Füße, wir ſehen nichts als den Pantoffel oder den halbangeſteckten Schuh oder ein Strümpfchen, an welchem manchmal eine kleine Ouverture angebracht iſt.

Die Dichter aber haben mit einem Pantoffel nichts Gemeinſchaftliches, als höchſtens, daß unſere Schriften, wie der Pantoffel, keinen Abſatz haben.

Ach, und dennoch, dennoch wär' ich ein reicher Mann, wenn ich mein Lebtag kein vis-à-vis, d. h. kein weibliches vis-à-vis gehabt hätte! Ich hätte zwölfmal ſoviel gelernt und wäre zwölfmal dümmer als ich bin, man denke ſich, wie reich ich wäre!

Niemand ſchaut ſo gerne zum Fenſter hinaus als ich, ſelbſt während der Arbeit; ich greife meine Gedanken alle aus der Luft; es iſt, als ſchwirrten die Ideen alle draußen vor dem Fenſter herum und ich ſtecke den Kopf hinaus wie eine Leimruthe, an der ſie ſich feſtſetzen und dann bringe ich ſie zu Papier.

Aber kein Geſchäft in der Welt iſt ohne Verdrießlichkeit, nicht einmal das Zumfenſterhinausſchauen! Es hat ſich, glaube ich, ſchon Jemand die Mühe gegeben, das Bremſen-Neſt von ganz winzigen Mißhelligkeiten des Lebens aufzuzählen, die zwar ganz geringfügig, aber doch ganz gewaltig ärgerlich ſind. Zum Beiſpiel: Wenn man zwei Blätter ſtatt einem umſchlägt und eine Zeitlang lieſt, ohne es zu bemerken; wenn man eine theure Perſon erwartet, klingeln hört, aufmacht und ein Hauſirer ruft: „Handeln!“ Wenn man eine Dame am Fenſter grüßt und ſieht dann erſt, daß es die Küchenmagd war; wenn man Jemand auf der Straße ausweichen will, der Andere will es auch, man weicht auf derſelben Seite aus, ſtößt ſich wieder an und ſo zwei-, dreimal; wenn man im Theater bemerkt, daß eine Dame uns lorgnettirt und man hat eben den Mund zum Gähnen aufgeriſſen; wenn man nießen möchte und nicht kann; wenn man im Finſtern am Ende der Treppe noch eine Stufe glaubt, den Fuß recht hoch aufhebt und ſchnell deſto tiefer mit ihm einſinkt; wenn uns ein vornehmer Gönner auf das Hühnerauge tritt und wir dazu lächeln müſſen;

wenn man ſeine eigenen Anekdoten ſich ſelbſt als ganz neu erzählen laſſen muß; wenn man Jemand ganz freundlich grüßt und hinterher bemerkt, daß es Einer war, den man nicht ausſtehen kann; wenn man eine Gabel ſucht und ein Meſſer findet; oder wenn man zum Fenſter hinausſieht, hört über ſich eine weibliche Stimme, dreht den Kopf nach oben und — ein Stubenmädchen ſchüttelt uns den Staub vom Fußteppich in's Geſicht!! — — —

Neujahr-Epiſtel

als Antwort auf einen Sylveſterbrief.

Jedes Jahr hat, wie nicht ſelten auch der Eheſtand, nur zwei fröhliche Momente, den Anfang und das Ende. Jedes Jahr beginnt, wie der Eheſtand, mit Flitterwochen, mit Carnevalstagen, mit maskirten Freuden, nachher kommen die hinkenden Boten.

Der Menſch iſt ein curioſer Menſch! Jeder Augenblick iſt ein neues Jahr; in jeder Secunde erneuert ſich der Verlauf der Zeit, allein der Menſch hört bei der Zeit, wie bei Strömen, nur den Fall, den jähen Abſturz; — das leiſe Dahinfließen vernimmt er nicht.

Der Kalender, mein Freund, iſt nur für frohe Herzen erfunden worden, die ſuchen gleich die rothen Feſt- und Freudentage auf, die Namens- und Geburtstage; für das Herz aber, aus dem ſelbſt der rothe Faden des lebendigen Lebens ſchon herausgezogen iſt, für das gibt es keinen Kalender und keinen Abſchnitt der Zeit, keine Faſchingsdienſtage und keine blauen Montage. Der Menſch ſollte nur ſeine Reſignation als Enthebungskarte an die Thür nageln, dann wird man ſchon wiſſen, für den gibt es kein altes und kein neues Jahr mehr.

Jedoch ich vergeſſe, daß ich Ihnen Antwort ſchreiben ſoll. Es gehört ſonſt zu meinen liebſten Freuden, keine Antwort zu ſchreiben; das iſt ein reines Vergnügen, welches ſich auch der ärmſte Mann machen kann. Allein Briefe, die man ſo öffentlich bekommt, ſind, ſelbſt wenn ſie auch nicht an und für ſich ſo beantwortenswerth wie der Ihrige ſein ſollten, doch ſchon deshalb intereſſant, weil ſie einen neuen Beweis liefern, welch' ungeheure Vergünſtigungen wir Autoren genießen. Wir dürfen ungeſcheut eine Poſt-Defraudation begehen!

Sie fangen Ihren Brief damit an: „Wenn zwei Liebende bis über die Ohren ſich lieben.“ Gut geſagt! Von allen Liebenden liebt Jeder ſich bis über die Ohren. Es iſt überhaupt eine hübſche Redensart: „Bis über die Ohren lieben,“ denn über den Ohren fängt der Verſtand an und wo der Verſtand anfängt, da hört die Liebe auf. — Was heißt das, Liebe? Liebe iſt eine Verſammlung von fünf Buchſtaben: **L. I. E. B. E.** und heißt manchesmal: „Lange Irrung eines betrogenen Eſels.“ — Bis über die Ohren lieben! Darum kann der, welcher liebt, die Ohren nicht genug ſpitzen, und nur ein Langohr, der ſie nie ſpitzt, ſondern die Ohren immer hängen läßt, das iſt der rechte Mann für die Liebe! . .

Liebe! Unter allen Worten iſt keines ſo gemißbraucht worden, als dieſes! Wenn ich von einem Mädchen höre: „ſie liebt,“ kommt es mir ſo vor, als hörte ich: „ſie ſtickt;“ und ich möchte gleich fragen: „Nach welchem Muſter? worauf? auf Silber-Toque oder Gold-Toque?“ Das Mädchenherz iſt nichts als ein Engagementsbüchlein für die Tanzzeit der Liebe. Sie lieben einen Mann gewöhnlich aus zwei Gründen; erſtens, weil ſie eben keinen Andern lieben, zweitens, damit er eben keine Andere liebe. Sie lieben einen Mann wie eine Putzſache; ſie denken ſich: wie wird mich die Liebe dieſes Mannes kleiden? Werde ich in dieſer Liebe gut ausſehen? Sie ſtellen ſich in Gedanken erſt vor den Spiegel mit ihrem Geliebten und probiren ihn an. Sie haben den Geliebten wie die Hüte, einen Sommer- und einen Winterliebhaber; die mit den Strohköpfen lieben ſie bei beiden ſchon am meiſten.

Deshalb, mein Freund, als ich ſah, daß Ihr Brief mit Liebe beginnt, wollte ich kaum weiter leſen, allein ich that es dennoch und ſah, daß Sie recht wehmüthig durch die Sylveſternacht geſtimmt wurden! Es geſchieht Ihnen recht, warum ſind Sie an's Fenſter getreten, um in die Nacht hineinzuſchauen! Das geſchieht Einem alle Tage, wenn man in die Nacht um ſich herumſchaut, daß man traurig wird.

Ich werde daher auch traurig, wenn ich alle Nacht in den Tag hineinſchaue!

Zuletzt werden Sie noch einmal recidiv. Sie bringen vier Geſundheiten aus: der Liebe, der Freundſchaft, der Leſewelt, dem Humor!

Die Menſchen haben ſich ſchöne Worte gemacht: „Liebe! Freundſchaft!“ zwei Spielmarken, mit denen ſie am Spieltiſch des Lebens ſtatt mit gutem Gelde bezahlen! Thun Sie es mir zu Liebe, reden Sie nicht von Freundſchaft und erzeigen Sie mir die einzige Freundſchaft, reden Sie nicht von Liebe! — Liebe und Freundſchaft, das ſind die zwei Sphinxe, die unſer Leben bewachen, die ein lächelndes Antlitz tragen, aber die falſchen Klauen nur eingezogen haben. Die Beiden ſollen im nächſten Jahre auch leben? Meinetwegen, aber nur ferne von mir! Mich werden dieſe zwei Gaukler mit ihrem Herzens-Tiki-Taki nicht mehr berücken. Wenn ich ſie ſchriftlich hätte, ich würde ſie zerreißen, wie Julie den Namen Romeo! —

Die Leſewelt? Da werde ich mich hüten. Läßt denn die Leſewelt uns leben? . . . Was heißt das, die Leſewelt? Heißt das, alle Welt, die liest? Bewahre mich der barmherzige Himmel vor dieſem Ungethüm! Das iſt der Fluch des Schriftſtellers, daß alle Welt ihn liest! Mich faßt ein Entſetzen, wenn ich am Schreibtiſch bin und denke: Dieſer und Jener wird mich auch leſen! Das iſt das Schaudervolle, daß wir nicht beſtimmen können, nur Dieſe und

Jene ſollen uns leſen, Dieſe und Jene aber ſollen ſich nicht unterſtehen, uns zu leſen! Wer alle Welt zu Freunden hat, der iſt nicht werth, einen Freund zu haben; wer alle Welt zu Leſern hat, iſt nicht werth, einen Leſer zu haben.

Die Leſewelt! Der Schriftſteller, der für die Leſewelt ſchreibt, iſt nicht werth, daß er eine hat! Sie ſoll leben, aber ſie ſoll mich nicht beurtheilen!

Der Humor? Der kann ohne mich leben: leb' ich doch auch ohne ihn.

Mich ſelbſt laſſen Sie auch noch leben! Sonderbar, der Menſch glaubt, er erzeigt dem Andern einen Liebesdienſt, wenn er ſagt: „Du ſollſt leben!“ Wißt Ihr denn, ob ihm das angenehm iſt? Ich glaube, die Menſchen laſſen ſich gegenſeitig nur darum ſo gerne leben, weil ſie wiſſen, daß dem Andern das Leben zuwider iſt! Es ſollte kein Menſch die Keckheit haben, dem Nebenmenſchen in's Geſicht hineinzuſchreien: „Du ſollſt leben!“ wenn er ihm nicht eine halbe Million und ein zufriedenes Herz dazu hinlegt. Ueberhaupt ſoll man Niemanden leben laſſen, man weiß nicht, wie man manchmal einen Dritten dadurch verletzt. Man trinkt einem Manne zu: „Du ſollſt leben!“ Seine Frau ſitzt dabei und fühlt ſich dadurch gekränkt. Man trinkt einem Reichen zu: „Du ſollſt leben!“ Ein Vetter, der ihn beerben will, hört es und fühlt ſich beleidigt. Alſo nichts vom Lebenlaſſen! Laſſen wir das Leben, wie das Leben uns läßt; der

Menſch ſetzt oft ſo viel an das Leben und ſetzt ſein Leben oft an ſo wenig, daß alle Schätzung für das Leben verloren ging. Alſo der Menſch laſſe den Menſchen nicht leben, es iſt genug, wenn er ihn ruhig ſterben läßt; und damit leben Sie wohl und ſterben Sie noch beſſer.

Wie man ſich ſtellen muß, daß Einem die gebratenen Tauben in's Maul fliegen.

Eine akademiſche Preisfrage.

Jeder Menſch weiß, was gebratene Tauben ſind. Wenn ich ſage, jeder Menſch, ſo heißt das mit Ausnahme der Schriftſteller, die wiſſen nur, was romantiſche Tauben, Tauben an dem Wagen der Cypria, Tauben der Phillis und Dorilis, ſchnäbelnde Tauben, girrende Tauben, Brieftauben, kurz was alle Tauben in Bezug auf Liebe und Herz ſind, aber was gebratene Tauben in Bezug auf Hunger und Magen für Weſen ſind, das ſchlägt nicht in's Fach der Schriftſtellerei.

Alſo alle Menſchen, welche wiſſen, was gebratene Tauben ſind, welche es als Empiriker aus der Erfahrung und nicht blos aus der Theorie der Begriffe wiſſen, die wiſſen auch, daß es Fälle im menſchlichen Leben gibt, wo den Menſchen die gebratenen Tauben in's Maul fliegen.

Ob es möglich iſt, daß gebratene Tauben überhaupt fliegen können, dieſe Frage laſſe ich den Naturforſchern über, welche faſt ſchon die ganze flügelhabende, chromatiſche Tonleiter hinauf und herab, gebraten und gebacken, geſotten und gedünſtet, naturgemäß in ſich aufgenommen und erforſcht haben.

Ich, für meinen Theil, der ich die Natur wie die Menſchen nicht erforſchen, ſondern blos lieben und genießen will, ich glaube Stein und Bein daran, daß die gebratenen Tauben fliegen. Denn wenn die gebratenen nicht fliegen würden, ſo müßten ſie ſtille halten, aber alsdann würde ſie Jedermann erhaſchen können; da ſie aber nur von Menſchen, die lange Arme haben, oder die große Sprünge machen, erhaſcht werden, ſo iſt das ein Beweis, daß die gebratenen Tauben wirklich fliegen. Eine Taube iſt das Sinnbild der Zärtlichkeit, eine gebratene Taube iſt das Sinnbild der gebratenen Zärtlichkeit, und Niemand wird läugnen, daß eine gebratene Zärtlichkeit beſſer iſt, als eine rohe Zärtlichkeit. Eine fliegende gebratene Taube iſt alſo das Symbol einer am heftigen Liebesfeuer gebratenen Zärtlichkeit, die entweder eben ihren Flug ad astra nimmt, oder die eben im Ver- oder Entfliegen iſt. Nachdem ich alſo mit einer nicht nur glühenden, ſondern wirklich gebratenen Phantaſie die phyſiſche und allegoriſche Exiſtenz der fliegenden, gebratenen Taube erwieſen habe, bleibt mir nur noch zu beweiſen übrig, daß dieſe fliegenden gebratenen Tauben gewiſſen Menſchen gerade in's Maul fliegen.

Es gäbe ein ganz einfaches Mittel es zu beweiſen, wenn man auf der einen Seite einer großen Ebene 50.000 Menſchen aufſtellte und ihnen gegenüber 50.000 gebratene Tauben losließe, und ihnen in dieſem Augenblick ein „Maul — auf!“ zuriefe, da würde man ſehen, daß in manches Maul ganze Wolken von gebratenen fliegen, und in manches Maul nicht Eine!

Allein wegen plötzlichen Mangels an Menſchen ſowohl als an Tauben muß dieſer augenſcheinliche Beweis unterbleiben, und ich muß zu philoſophiſchen Beweiſen meine Zuflucht nehmen. Die deutſche Philoſophie bietet mir am beſten die Hand dazu, und zwar am meiſten die Fichte'ſche.

Ich leite nämlich alle Erkenntniß aus dem „Ich“ her. Alſo aus meinem Ich habe ich die Erkenntniß der fliegenden, gebratenen Tauben geſchöpft; ich mache nämlich aus meinem ſubjectiven Ich ein abſolutes Ich, d. h. ich ſage: „Ich muß abſolut gebratene Tauben haben.“ Darauf gehe ich ideal-philoſophiſch von meinem Ich zur Natur fort. In der Natur ſind die gebratenen Tauben; wenn ich dieſe gebratenen Tauben in der Natur habe, ſo ſteige ich im objectiven Idealismus von der Natur zum Ich auf; wenn ich von der Natur und den gebratenen Tauben oben bei meinem Ich angelangt bin, ſo ſetzt Ich ſich ſelbſt, oder ich ſetze mich ſelbſt zu den gebratenen Tauben. Nun ſperrt mein Ich das Maul auf, um die gebratenen Tauben zu erhaſchen, denn indem ich gebratene Tauben denke, abſolut denke, ſo ſind gebratene Tauben, denn das Abſolute macht die Identität des Denkens und Seins. Nun aber hat mein Ich oftmals gebratene Tauben gedacht und das Maul aufgemacht. Ich habe alſo bewieſen, daß mir keine gebratenen Tauben ins Maul fliegen, und das iſt philoſophiſch gerade Beweis genug, um zu beweiſen, daß ſie andern wirklich ja in das Maul fliegen müſſen; denn irgendwohin müſſen doch die gebratenen Tauben fliegen! Ich habe es alſo dem ſchlichten Menſchenverſtande einleuchtend gemacht, daß die gebratenen Tauben gewiſſen Menſchen nicht, und gewiſſen Menſchen ja ins Maul fliegen! Wo liegt nun aber der unbegreifliche Grund zu dieſem Naturgeheimniß? Liegt er in der Individualität, in dem Inſtincte der gebratenen Tauben? Schwerlich, der Inſtinct iſt ein roher Trieb, und es iſt nicht anzunehmen, daß gebratene Weſen rohe Triebe haben. — Liegt es in der Beſchaffenheit des Maules? Unmöglich! Wir ſehen tagtäglich viele Menſchen, die ein ſehr großes Maul haben, die ihr großes Maul bei jeder Gelegenheit weit aufreißen, und doch fliegt ihnen nie eine gebratene Taube hinein; dafür gibt es tauſend

Menſchen, die das ganze Jahr das Maul nicht aufmachen, tauſend, die das Mäulchen blos ſpitzen, und ihnen fliegen fortwährend die fetteſten gebratenen Tauben ins Maul!

Wenn es alſo erwieſen iſt, daß es gebratene Tauben gibt, daß die gebratenen Tauben fliegen, daß die gebratenen Tauben gewiſſen Leuten ins Maul fliegen, und wenn es erwieſen iſt, daß dieſer unbegreiflich ſympathiſche Zug zwiſchen dem Flug gebratener Tauben und dem Maul hungriger Menſchen weder in den Menſchen, noch in den Tauben, noch in den Mäulern liegt, wo liegt er denn?

Dieſes Geheimniß muß alſo gewiß in der Art und Weiſe liegen, wie der *Menſch ſich ſtellt*; denn es iſt erwieſen, daß in einer *gewiſſen Stellung* Einem tauſend gebratene Tauben ins Maul fliegen, und in einer *andern gewiſſen Stellung* nicht eine Einzige! Jeder Menſch iſt wenigſtens *Einmal* in ſeinem Leben in eine ſolche *Lage verſetzt*, wo er eine gewiſſe *Stellung annimmt*, in welcher ihm die gebratenen Tauben ins Maul fliegen; allein dieſen Moment der Stellung feſtzuhalten, in dieſem Moment das Maul gerade recht aufzuſperren und die hineingeflogenen gebratenen Tauben aus dieſem Maul-Tauben-Schlag nicht wieder herausfliegen zu laſſen, das iſt die ſchwere Kunſt, *die Kunſt, mit gebratenen Tauben umzugehen.*

Wie muß ſich alſo der Menſch ſtellen, daß ihm die gebratenen Tauben ins Maul fliegen? Wohin muß er ſich ſtellen? Worauf muß er ſich ſtellen? Was muß er alles anſtellen, wie viel Wechſel ausſtellen, wie viel Zahlungen einſtellen, wie viel Zuſtellungen abſtellen, wie viel Vorſtellungen hinſtellen, kurz: „Auf welchen Standpunct muß der Menſch ſich und ſeine unverſtellte Stellung ſtellen, damit ihm die gebratenen Tauben ins Maul fliegen?“

Wer mir dieſe Frage in allen ihren Beziehungen am richtigſten und amüſanteſten beantwortet, der, der, — der habe nur die Güte, ſich ſodann in die von ihm als allerbeſt erkannte Stellung zu verſetzen und abzuwarten, wie ihm dann zum Dank die gebratenen Tauben ins Maul fliegen.

Pfennigbriefe aus meiner Reiſetaſche.

(Auszug.)

(Wien, 1834.) An C. in M.

Es ſcheint, daß unſere Leſewelt die Stock-, Kau- und Mahlzähne ganz verloren hat; man muß ihr Alles ganz klein vorſchneiden und ausfaſern, damit ſie blos zu ſchlucken und gar nicht zu kauen brauche. Der geiſtige Verdauungsproceß geht dann freilich ſchlecht vor ſich; allein man liest nicht jetzt um zu verdauen, ſondern man verdaut um zu leſen, oder vielmehr man liest und verdaut nicht, ſondern man verſchluckt, hat einen vollen Magen und liest ſich den Magen homöopathiſch wieder leer. Wir haben jetzt blos Spargel-Leſer, welche von allen Gegenſtänden die Spitze abbeißen und das Uebrige wegwerfen. . .

Ein Reiſender, der hat eigentlich ein Recht dazu, ſeine Gegenſtände nur ſo obenhin abzumähen und die Spitzen in ſein Reiſe-Herbarium einzulegen. Beſonders aber wir Schriftſteller-Reiſende, die wir gleich den

Stockfiſchen theuerer werden, je weiter wir reiſen, wir können als reiſende Schnitter nichts als im Fluge das Feld der Betrachtung abſenſen, und es iſt nur Schade, daß wir uns von den gewöhnlichen Schnittern darin unterſcheiden, daß jene die Köpfe auffaſſen und die Stoppeln nicht beachten, während wir oft gerade die Stoppeln auffaſſen und die Köpfe unbeachtet laſſen.

Doch zur Sache.

Du weißt, liebe Freundin, ich war nicht recht wohl, als ich München verließ, und was noch ſchlimmer iſt, ich war nicht recht unwohl, nicht einmal ſo unwohl, um mein fortwährendes Schweigen bei meinen Reiſegefährten mit gutem Gewiſſen entſchuldigen zu können. Du weißt, wie geiſtreich ich ſchweigen kann und mit welcher Virtuoſität ich ſchweigen kann, beſonders aber auf Eilwägen! Da lege ich jedesmal meine Sprachwerkzeuge in mein Felleiſen und laſſe ſie mit dem Packwagen nachkommen. Ich ſtecke mir, ſo lang ich im Eilwagen ſitze, zeitig den Mund in die Ohren, um nichts zu reden und nichts zu hören. — —

Gottlob, es war kein Weinreiſender im Wagen! Die Menſchen werden von mir aus eingetheilt in zweierlei Gattungen: in Menſchen und in Weinreiſende. Die Weinreiſenden wurden erſt lange nach Noa geſchaffen, nachdem der erſte Wein und die erſte Zudringlichkeit gewachſen war. Solch ein Weinreiſender führt immer einige Muſter franzöſiſcher Weine und franzöſiſcher Brocken mit ſich, welche er aller Welt aufdringt. Wenn man auch Mund und Ohren noch ſo feſt verkorkt und zugeſtöpſelt hat, ſo bohren einen dieſe Weinreiſenden dennoch unaufhörlich mit dem Propfenzieher der Zudringlichkeit an. Gottlob, es war kein ſolcher mit in dem Eilwagen!

Der Abend war mild, mondhell, poetiſch, reizend — — ich wollte eben ausrufen: „O, das Leben iſt doch ſchön!“ Da ſchnarchte mein Nebenmann laut auf und eine Schwärmerei war dahin! Iſt denn das Leben ſchön, wenn Jemand neben uns ſchnarcht?

Was iſt alle Schwärmerei, meine ſüße Freundin? Ich hatte heute alle Ingredienzien dazu, Mondſchein und muſiviſches Abendlicht, redende Bäume und tanzende Sterne, klingende Lüfte und athmende Düfte — aber ein einziges Weſen, welches ſchnarcht, ſchnarcht mir alle die ſchönen Materialien in Grund und Boden! Wer das Schnarchen erfand, hat nie geſchwärmt, nie unglücklich geliebt!

Doch wozu das Alles, meine Liebe? Du willſt von Wien hören, willſt es von mir hören, willſt von mir hören, wie ich es wieder fand.

Seit zwanzig Jahren ſah ich Wien nicht. Es ſind zwar eigentlich nur zehn Jahre, allein in dieſen zehn Jahren bin ich um zehn Jahre älter, iſt Wien aber um zehn Jahre jünger geworden, das macht zwanzig Jahre.

Als ich den Stefansthurm wiederſah, kam es mir vor, als ob eine Jugendgeliebte mir nach langer

Zeit wieder mit aufgehobenem Zeigefinger zuwinkte, nur ja recht ſchnell zu kommen und als ich in die Stadt einfuhr, war es mir, als ob mein Herz zehn Jahre lang verſiegelt und plombirt in mir durch die Welt kutſchirt hätte und jetzt hätte man mir die Siegel wieder abgelöst und dieſes Herz dehnte ſich elaſtiſch und freudig wieder aus und aus demſelben flögen alle freundlichen Erinnerungen und glücklichen Stunden, wie die Hausſchwalben, wieder heraus und niſteten ſich an Mauern und Häuſern feſt.

Große Städte ſollte man wie Seebäder zu einer geiſtigen Cur verordnen. Nicht nur die Ebbe und Fluth der Wogen, nicht nur der offene Wellenſchlag der See, ſondern auch die Ebbe und Fluth des Volkes, der Wellenſchlag der Menſchen ſtärkt die Bruſt und regt die Nerven zu einer kräftigen, friſchen Reaction an. . . .

Die meiſten Schilderungen, welche man über Wien liest, ſind wie auf den Kopf gefallen. Die Fühlhörner, mit denen das Wiener Leben betaſtet ſein will, müſſen von dem Herzen ausgehen und nicht von der Stirne. Mit dem Nordländer muß man erſt denken, um zu begreifen, wie er fühlt, mit dem Wiener muß man erſt fühlen, um zu begreifen, wie er denkt. Da kommen die Nordländer oft, die auf ihren kritiſchen Reiſen nur den kalten Verſtand eingepackt, für Gemüth aber nie ein Loth an Ueberfracht zu bezahlen haben und vergleichen die Blumenuhr des Wiener Lebens mit ihrer Sanduhr, aber der Duft und der Seelenodem, der jene Kelche und Dolden auf- und zuſchließt, bleibt ihrem kritiſchen Blick unſichtbar und deshalb wiſſen ſie niemals, wie viel es auf dieſer Wiener Blumenuhr eigentlich geſchlagen hat. . . . .

London iſt ein Dickkopf im Verhältniß zu dem kleinen Leib England; Paris iſt auch nicht der Kopf Frankreichs, ſondern ſein ganzer Oberleib und man kann daher in Paris weniger die Phyſiognomien als ſeine Proportion kennen lernen; von Wien allein kann man ſagen, es iſt das ſchöne, verhältnißmäßige, liebenswürdige Antlitz des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates.

* * *

Die ſchönen Frauen in Deutſchland ſind auch ſchön, aber ſie ſind kühl und nüchtern; ſie tragen ihre Schönheit wie einen Sammtmantel, als ob ſie dieſelbe nur für einen Feſttag angezogen hätte und ſie zu Hauſe oder an Werktagen wieder ausziehen müßten. Die Wiener Schönen tragen ihre Schönheit ſo, daß man ſieht, ſie tragen ſie zum gewöhnlichen Gebrauch. Die nordiſchen weiblichen ſchönen Phyſiognomien reden alle marmornes Hochdeutſch, die Wiener weiblichen ſchönen Phyſiognomien plaudern einen zuckrigen, wohligen, mundigen Volksdialect. . . . .

Die nordiſchen Frauenzimmer ſind Erzählungen, die Wiener ſind Novellen, es ſind verkörperte Gedanken, die zu ihrem Urſtoff zurückſtreben; Phantaſiebilder aus dem Leben, voll Leben für das Leben, Gebilde voll dunkler Erinnerung an die Poeſie, — mit Momenten, in denen die Poeſie in Erfüllung geht.

* * *

Es wird nirgends ſo viel getanzt als in Oeſterreich und in Wien und das iſt gut. . . Die tanzenden Völker waren von jeher die glücklichſten. Nur einzelne Menſchen, die tanzen, erhitzen ſich, bei Menſchen in Maſſen iſt es umgekehrt, ſie kühlen ſich durch das Tanzen ab.

Die wilden Völker tanzen viel, darum ſind ſie im Grunde die zahmſten Menſchen; die zahmen Völker hingegen, die nicht tanzen, beſtehen aus den wildeſten Menſchen. Ein Volk, das nie tanzt, ein Menſch, der nie lacht, ein Auge, das nie weint, ein Himmel, der nie regnet und ein Weib, das nie vor den Spiegel tritt, das ſind abnorme Dinge. Gehen iſt die Orthographie der Füße, aber die Tänze, das ſind die Empfindungslaute der Füße.

Tanzſchuh und Sauerteig an den Sohlen leiten alle Aufregung der Gehirnorgane nach abwärts. Man raiſonnirt mit dem Fuß, ein raiſonnirender Fuß aber wird endlich von ſelbſt müde. Deshalb tanzen auch die Frauenzimmer mehr, leichter und beſſer als wir

Männer, weil ſie überhaupt beſſer, leichter und mehr raiſonniren als wir Männer. Ein tanzender Mann verhält ſich zu einem tanzenden Frauenzimmer wie eine Kanone mit Flügeln zu einer lebendigen Grasmücke. Der Mann tanzt, um eine Tänzerin zu haben, das Frauenzimmer hat einen Tänzer, um zu tanzen; der Mann tanzt objectiv, das Weib tanzt ſubjectiv. Der Mann betrachtet den Tanz als eine fliegende Brücke zu einem Frauenzimmer; hat er das erreicht, ſo wirft er die Brücke fort; das Frauenzimmer betrachtet den Mann blos als nöthiges Bindewort, als Copula zwiſchen ſich als Subject und Tanz als Prädicat; leidenſchaftliche Tänzerinnen werfen oft den Mann fort und verbinden ſich unmittelbar und allein mit dem Tanz. Bis ein Mann tanzt, bedarf es einiger Vorbereitung; er muß erſt bedächtig ſeinen Rang von ſich abſchälen und ihn mit ſeinem Hut ein wenig an den Nagel hängen; drei bis vier Walzer müſſen erſt petitioniren, bis die vorgeſchlagene Tanzbill von dem Oberhauſe des Kopfes in das Unterhaus der Füße kommt und durchgeht. — Bei einem Frauenzimmer braucht blos der erſte Tanztact in die Pulvertonne des Ohres zu fallen und das ganze Frauenzimmer tanzt in die Höhe. Der Mann, während er tanzt, denkt an Dinge von geſtern und an Dinge für morgen, er freut ſich ſogar ſchon während des Tanzes darauf, daß er nachher ins Rauchzimmer gehen wird; für ein tanzendes Frauenzimmer gibt es kein Geſtern und kein Morgen; Vergangenheit und Zukunft, Kopf und Schwanz vom Zitteraal der Zeit exiſtiren nicht für ſie und ſie blickt nur auf den zitternden, zuckenden Rumpf der Gegenwart! . . .

Unter Tanzen aber verſteh' ich Walzen; alles Andere, Menuett, Polonaiſe, Françaiſe u. ſ. w. heißt nicht tanzen, das heißt blos mit den Füßen lallen, den Tanz buchſtabiren. Bei jedem anderen Tanz bleiben Tänzer und Tänzerin zwei Weſen, zwei zweifüßige Weſen; beim Walzen werden Tänzer und Tänzerin ein einziges vierfüßiges Weſen, welches ein Monogramm tanzt! Beim Walzen beherrſcht der Tänzer ſeine ſchönere Tanzhälfte ſo wie der Philoſoph ſeine Leidenſchaft, das heißt, er beherrſcht ſie ſo lange, bis er glaubt, es ſei doch nicht ſo übel, ſich manchmal auch von ihr beherrſchen zu laſſen.

Meine Geliebte dürfte auch mit niemand Anderem walzen als mit mir und das aus zwei Gründen: Erſtens, weil ich gar nicht walze, und zweitens: Im Drehen wird Alles rund, die Erde hat ſich rund gedreht und ein Brodſtückchen wird im Drehen rund; wenn ich ſo ſähe, wie ſich meine Geliebte von einem Andern drehen läßt, würde mir das Ding zu rund! Im Walzer gibt man der Gelegenheit den kleinen Finger und ſie erwiſcht nicht ſelten die ganze Hand.

Jedoch, ich vergeſſe, meine Holde, daß ich, wenn ich über den Walzer ſchreibe, auch von Strauß und Lanner ſchreiben muß. . .

Die Strauß'ſchen Walzer ſind ſo recht dazu gemacht, die Füße ſogleich beim Kopf zu nehmen und ſo lange zu walzen, bis man ſich Schwielen in den Kopf getanzt hat. Lanner überredet angenehm zum Walzen, er ſchmeichelt ſich lieblich bei den Füßen ein, er verführt zum Tanzen; Strauß iſt aber der kategoriſche Imperativ, er befiehlt, er ſagt: „Walzt“ und ſie walzen.

Ein liebenswürdiges Mädchen, mit dem ich neulich von Strauß und Lanner ſprach, ſagte mir ebenſo wahr als geiſtreich: „Die Walzer von Beiden ſind wie ſchöne Frauenzimmer; die Lanner'ſchen ſind Frauenzimmer, die gerne Toilette machen, d. h. mit Orcheſter geſpielt werden wollen; die Strauß'ſchen Walzer hingegen ſind auch im Negligé reizend — auf dem Clavier.“ Man ſieht aus dieſem richtigen Vergleich, daß die Damen ſelbſt da, wo ſie anfangen, Humoriſten zu werden, doch nicht aufhören, Frauenzimmer zu ſein, ſie nehmen ihre Gedanken — aus der Toilette. —

Die
Probeblätter des menſchlichen Lebens.

(Eine Neujahrs-Standrede.*)

Das ganze menſchliche Leben, meine theuern Leſer und Leſerinnen, iſt nichts als ein langes Folio-Probeblatt des nächſten Lebensganges in eine andere Welt. Dieſes Probeblatt iſt voll Druckfehler und voll ſtechender Spieße, und das Schickſal, der Corrector dieſes Probeblattes, corrigirt immerfort daran, damit es einſt dort, nach dem großen Leichenſteindruck, rein und fehlerlos erſcheine! Glück und Unglück ſind die ſtehenden Mitarbeiter an dem Lebensblatte, aber nur das Glück ſchreibt eine ſchöne, curſive und leſerliche Handſchrift, das Unglück aber ſchreibt eine ſchlechte, nicht zu entwirrende Hand; das Glück iſt ein träger, ein fauler Mitarbeiter, allein das Unglück iſt thätig und fleißig, und ſchickt ſeine Beiträge oft und regelmäßig, und jemehr das Unglück an dem Lebensblatte mitarbeitet, deſſen Beiträge aus dem Setzkaſten des Schmerzes geſetzt werden mit ſtechenden Lettern, mit gepreßten Seufzern und harten Durchſchüßen, deſto verworrener und deſto undeutlicher wird die Correctur dieſes Lebensblattes. Leider werden in dem Lebensblatte nur die traurigen Erzählungen und die ſchauerlichen Begebenheiten aus großer Schrift und in vielen Fortſetzungen gedruckt; die freudigen und fröhlichen Notizen und Anzeigen hingegen faſt immer mit Nonpareil, mit ganz kleiner Staub- und Perlſchrift! Wie bei jedem Blatte ſind im menſchlichen Lebensblatte bei jedem einzelnen Lebensgange auch die erſten und die letzten Blätter die beſten, die Jugend und das Greiſenthum; die Blätter aber in der Mitte des Jahrgangs ſchleppen ſich farb- und gewichtlos fort!

---

*) Zum Neujahr-Probeblatt der Theaterzeitung 1835.

Wir Menſchen aber werden nicht gefragt, ob wir auf das Lebensblatt abonniren wollen; wir werden ohne unſer Wiſſen und Willen dort oben in dem Haupt-Abonnentenbuch eingetragen, und bezahlen den Abonnementsbetrag poſtnumerando, nach dem Ende des Lebensblattes, nicht mit dem Schein dieſer Welt, ſondern mit der baren Münze einer andern; ſo wie überhaupt dieſes Leben mehr ein Pränumerationsſchein auf ein beſſeres genannt werden kann.

Dieſes große Probeblatt des menſchlichen Lebens, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, iſt aber noch voll von einzelnen und kleinen Probeblättern. Das Glück, der Ruhm, die Liebe u. ſ. w., was ſind ſie anders, als eitle Probeblätter, lockende und nichtshaltende Probeblätter?

Das Glück, dieſes Probeblatt des Zufalls, auf Velin gedruckt, mit Gold und herrlichen Verzierungen; mit allen Beiträgen des Vollgenußes; da lacht es uns an wie ein Freitiſch der Schöpfung; beladen mit güldnen Trinkgeſchirren und allen Schaugerichten der menſchlichen Wünſche, und tanzt vor uns herum mit ſeinen bunten Gewändern und glänzenden Spangen, und ſchimmernden Geſteinen, wie eine ſchöne Bajadere um die Tafel des Genießens; aber ach, wie lange dauert es? Sogleich darauf folgen die Alltagsblätter, ſchmuck- und inhaltslos, auf dem aſchgrauen Conceptpapier des alltäglichen Lebens, mit ihrer matten Proſa und mit den ausgewäſſerten Poeſien!

Der Ruhm, dieſes Probeblatt des Augenblicks, gedruckt auf Lorbeerblättern; mit Glanzſchrift und großen verzierten Anfangsbuchſtaben; eingefaßt mit Säulen und Kränzen, mit der Sonnen-Vignette, welche die Fama zur Austrägerin hat, und in Milliarden Exemplaren abgeſetzt wird; welches nachgedruckt wird in Farben und in Stein, in Statuen und Büſten; aber ach, wie lange dauert das? Auch dieſes Probeblatt des Augenblickes wird vergriffen; uns bleibt der dürre Kranz mit den farbausgeſognen, gewöhnlichen Blättern zurück; es war nur ein Tags-Blatt, eine Ephemeride, und die andern Tageblätter folgen nun wie graue Klageweiber dem Sarge dieſes glänzenden einen Probe-Tagsblatt nach! —

Die Liebe, das Probeblatt der ſüßeſten Täuſchung! Gedruckt auf dem Blatte der Roſe, die ihren Kelch dem Kuße der Morgenſonne erſchloß; mit Buchſtaben aus dem Stern-Setzkaſten des Himmels; mit den Beiträgen der lieblichen Philomele; mit den Erzählungen aus dem Leben der Blumen und der Blüthen, mit den Liedern aus den Seufzern der Quelle und aus dem beglückten Ach der Schäferin; mit den ſinnigen Räthſeln aus dem Hauche des Echo und aus der Ahnung des ſchwellenden Buſens; dieſes gold'ne Probeblatt der Liebe, mit der Bilderbeilage aus dem Purpur der erröthenden Wange, wenn das erſte Geſtändniß ſie überſtrahlt; aus dem Karmin der Lippe, wenn der Traum des Kußes auf ihr erglüht; und von der Gluth des Auges, wenn die Gluth der Sehnſucht es übergoldet; auch dieſes Probeblatt der Täuſchung, wie lange dauert es!? Der erſte Hauch der Wahrheit weht dieſes luftige Probeblatt fort; es zerfällt in Staub — wenn auch Blüthenſtaub — und in unſerm Herzen folgen dann die leeren Blätter mit dem ſchwarzen Trauerrande. Die ſympathetiſche Schrift auf dem Herzblatte iſt verſchwunden, man zieht es vergebens durch die Eſſigmutter des Schmerzes und durch die Lauge der Thränen; die Schrift erſcheint nicht wieder! denn, ach, nur ein Mal ſchreibt die Hand der Liebe ihren Namen auf unſer Herzblatt, bald mit der Roſentinte beglückter Liebe, bald mit der Galläpfeltinte unglücklicher Liebe, aber dieſes eine Mal ſcharf und tief und das Blatt durchätzend, und dann ſtreuet ſie über dieſe unvergängliche Schrift entweder den Goldſand der Gewährung, oder den ſchwarzen Sand der Entſagung; und unter dieſem Sande liegt die Liebe begraben, aber nicht todt. — Das Herzblatt iſt das Probeblatt der Liebe! —

So, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, iſt das ganze Leben nichts als ein Probeleben, nichts als ein Probeblatt eines andern Lebens, und dieſes Probeblatt iſt mit einzelnen kleinen Probeblättern durchſchoſſen, die wir nur einzeln und kurz erhalten, von denen wir nie einen vollen Jahrgang beziehen.

Und jeder einzelne Abſchnitt von dieſem Lebens-Probeblatte heißt ein Jahr, und ſiebenzig ſolche Abſchnitte machen das ganze Probeblatt aus, und jedes Jahr, wie jedes Leben, beginnt und endet mit einer Nacht, mit der Sylveſternacht.

Ein Jahr? was heißt das? was nennt der Menſch ſo? Der lächelnde Frühling küßt ein Mal flüchtig die bräutliche Erde; die Nachtigall ſchlägt ein Mal tiefſeufzend auf; die Natur lächelt ein halbes Mal, und der Menſch nennt es ein Jahr! Die Erde wird Braut, Gattin, Mutter, Witwe und kinderlos, und der Menſch nennt es ein Jahr! Der Frühling zieht heran, der Herold der Schöpfung, und ruft:

„Platz da! Die Natur zieht einher in ihrer Herrlichkeit!“ und er rollt den Jaſpis-Teppich vor ihren Füßen hin, und ſtellt tauſend und tauſend Blumenmädchen an ihrem Wege auf; und der Sommer zündet ſeine Farben, und ſeine glimmenden Wipfel, und ſeine lodernden Abendgluthen, und ſeine flammenden Seen ihr zu Liebe an; und der Herbſt trägt ihr ſeine Fruchtkörbe, und ſeine Füllhörner und ſeine Purpurtraubenmäntel nach, und der Winter kommt und ruft: „Stille! ſtille! die Natur geht zur Ruh!“ und wirft ſein Schlummertuch über die Erde, und ſeine Schneelinnen über die Wäſſer, und feſſelt die geſchwätzigen Zungen der Ströme und Bäche, und der Menſch nennt es ein Jahr! Und der Menſch ſteht dabei, wie die Erde unter dem glühenden Kuße des Frühlings wonnig zuſammenſchauert, und Blüthen treibt und Knoſpen, und liſpelnde Blätter, und doch legt er ſelbſt ſeine Lippe nicht voll Liebe an die Lippe des Nebenmenſchen; — und der Menſch hört es, wie beim Schlagen der Nachtigall die Liebe, dieſer Gottesodem, durch die Schöpfung fluthet, und dennoch hört er nicht das Schlagen des menſchlichen Herzens neben ihm; — und der Menſch ſieht, wie unter dem halben Lächeln der Natur alle Weſenheit in Freudigkeit daſteht, als wollte der ewige Herr einziehen in ſeiner Größe und dennoch lächelt er ſeinen Mitmenſchen nicht an in liebender Menſchlichkeit; — und das nennt der Menſch Leben, ein Jahr leben! —

Jedes Jahr gelebt, iſt ja nichts, als einen Meilenſtein zum Tode mehr zurückgelegt; jeder Neujahrstag iſt ein neuer, eben fertig gewordener Nagel zu unſerm Sarge, und dazu kommen die Menſchen, und gratuliren zum neuen Sargnagel! Die letzte Minute des alten Jahres fällt wie ein Sprachgitter zwiſchen dem alten und dem neuen Jahre nieder; das alte Jahr hüllt ſich in den Nonnenſchleier der Nacht, und geht zurück in die abgeſchloſſene Zelle der Vergangenheit. Das neue Jahr aber ſteht als Novize vor uns da, und begehrt den letzten Segen von dem in die Gruft hinabſteigenden Jahre! Die menſchliche Seele aber, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, ſteht in dieſer Minute zwiſchen Sarg und Wiege, — wie denn unſer ganzes Daſein überhaupt nichts iſt, als eine lange Parantheſe zwiſchen beiden — und ſie legt mit der einen Hand den abgelaubten Kranz nieerfüllter Wünſche auf den Sargdeckel des verfloſſenen Jahres, und mit der andern Hand legt ſie auf das Wiegentuch des neugebornen Jahres das Bindband langgerollter Hoffnungen! —

In dieſem Augenblicke freuet ſich der Menſch, und trauert zugleich, wie die Engel am Grabe eines Gerechten; er weint und lacht zugleich, wie der Humor; er iſt ſchmerzgebeugt und doch wonnig durchſchauert, wie Jemand, der für eine große Idee ſtirbt! —

Laßt uns denn das neue Jahr bewillkommen mit einem ſchmerzlichen Lächeln, mit einem freudigen

Weinen! An dem Ufer des hereinfluthenden Jahres ſtehen nun Millionen Harrende, Hoffende, Erſchrockene, Verzweifelnde! Die Wellen des Jahres ſchlagen herein, und die Harrenden halten ſich an Bäumen, und die Erſchrockenen an Zweigen, und die Hoffenden an Blättern und die Verzweifelnden an Blüthen feſt vor ſeinem Herantoſen und vor ſeinem brauſenden Wellenſchlage; und die Erwartung ſieht auf dem Antlitze der Harrenden aus wie die Tugend, und auf dem Antlitze der Erſchrockenen wie das Gebet, und auf dem Antlitze der Hoffenden wie die Sehnſucht, und auf dem Antlitze der Verzweifelnden wie die Religion! —

Weil wir Menſchen aber alle nichts ſind als Harrende, und Erſchrockene, und Hoffende, und Verzweifelnde, und weil wir in unſerm langen Leben nichts haben, als eine lange Stunde des Verkennens und eine kleine Secunde des Erkennens; weil wir nichts haben, als ein langes Daſein voll Zwieſpalt und Trennung, und nur einen Augenblick der Verſöhnung, ſo laßt uns jetzt beim Hereinſchwemmen des neuen Jahres uns alle brüderlich umfaſſen und möge nun das Jahr mit ſeinen grünen langen Locken hereinſpülen und heranſchwemmen das Treibholz neuer Leiden und Ahnungen, den Uferabfall des jenſeitigen Lebens; möge es uns ſingende Delphine und Meer-Fräulein voll Glück und Liebe, und roſige Korallenzweige auf ſeinem Rücken bringen, oder drohende Ungethüme, empörte Wogen und phosphorescirende Wetterwellen, wir wollen uns brüderlich umfaſſen und theilen Bäume, Zweige, Blätter und Blüthen, auf daß die empörte Welle uns vereint finde, und uns vereint in hochgehender See emportrage zum Himmel, zum umgeſtürzten Meere, zu der über uns geſtürzten Taucherglocke, die uns am Ende doch ſtets vor dem Ertrinken rettet und uns zu ſich emporzieht an das ſchöne, roſige und lautere Licht, dem keine Finſterniß mehr folgt!

* * *

Ende des neunten Bandes.

Inhalt.

Bilder und Chargen:

Seite
Bachelinde di Rococonia 3
Die Unnennbare 9
Das ariſtokratiſche Herz und le valet de cœur . . . 15
Die politiſchen Rechnungsarten 33
Die Sonnenfinſterniß und der Weltuntergang . . . 49
Kriegen, Erhalten, Erwerben, Verdienen und Bekommen 70
Akademiſcher Vortrag über den Status quo der öſterreichiſchen Mehlſpeiſen 84
Sechs übermüthige Tage 92
Ein Abend bei Mamſell Toni Bummelsdorfer . . . 117
Die Revalenta arabica 135
Stiefelknechts-Reflexionen 141
Die Menſchenjahre 145
Die Krücke des Ungars 152
Gottes Kriegs- und Civil-Gericht 161
Des Lebens und des Grabes Roſe 166
Die treue Geliebte 168
Höchſter Schmerz 170
An Blancheflour 172
Das Schauſpiel im Schauſpiel 177
Meeres-Sehnſucht 179
Erſte Liebe und letzte Liebe 182

Seite
Oſterlied 185
Die Ahnfrau der Stadt Wien 188
Tröſtung 190
Lebens-Roman der Roſe 192
Des Lebens und der Liebe brennende Fragen . . . 201
Karten-Leben und Ehe-Whiſt 205
Zodiakus der Ungar-Weine 208
Die neue Theilung der Erde 213
Bonbons 215
Fenſter-Perſpective 217
Neujahr-Epiſtel 225
Wie man ſich ſtellen muß, daß Einem die gebratenen Tauben ins Maul fliegen 231
Pfennigbriefe aus meiner Reiſetaſche 237
Die Probeblätter des menſchlichen Lebens 246

K. K. Hofbuchdruckerei Friedrich Winiker in Brünn.

[illegible]

Iſidor Länder's

Der neue [illegible]

[illegible]

Neueſtes franzöſiſch-deutſches und deutſch-franzöſiſches

Taſchen-Wörterbuch.

[illegible]

Neueſtes italieniſch-deutſches und deutſch-italieniſches

Taſchen-Wörterbuch.

[illegible]

[illegible]

50 Pf.

50 Pf.

[illegible]

Die

[illegible]

Dieſes Werk, welches [illegible]
[illegible]
zählt werden darf, [illegible]
[illegible]
durch [illegible]

[illegible]

Das Meter

[illegible]
des öffentlichen [illegible]

Mit einem großen [illegible]
enthaltend die [illegible]
der im öffentlichen [illegible]

[illegible]

M. G. Saphir's Schriften.

* * *

Geſammt-Ausgabe

in 26 Bänden.

M. G. Saphir's Schriften.

Geſammt-Ausgabe.

Stereotyp-Auflage.

Sechsundzwanzigſter Band.
(Der ausgewählten Schriften III. Serie 10. Band.)

Brünn, Wien und Leipzig.
Verlag von Fr. Karafiat.

Literatur-Briefe.

(1834.)

Börne, Heine, Menzel.

An J. J. in W.

München.

Leſers Leiden durch literariſche Sprichwörter kennſt Du bereits aus den Anſichten des Ahnherrn der deutſchen Humoriſtik, aus Jean Paul.

Zu dieſen literariſchen Sprichwörtern hat die neueſte deutſche Literatur noch mehrere neue Curſiv-Worte geprägt, die ſie verſchwenderiſch zum Fenſter hinauswirft. Dahin gehören die Worte: geiſtreich — bieder — liberal — humoriſtiſch —.

Ich kann jetzt das Wort „geiſtreich“ nicht hören ohne zu gähnen, bei dem Worte „bieder“ fällt mir die ganze Grobheit der Altdeutſchen ein, bei dem Worte „liberal“ halte ich mir die Rocktaſchen feſt zu, und wenn ich das Wort „humoriſtiſch“ leſe, welches die jetzigen Schriftner ſo gerne als Stirnblech ihren Werken vornageln, ſo ſteht die perſonifizirte Obſtruction des Geiſtes vor mir!

Die galeniſche Humoral-Pathologie hat freilich ihre Humores oder Feuchtigkeiten über die meiſten Erzeugniſſe unſerer Humoriſtik ausgegoſſen; der eigentliche Humor aber, jener auf den Kopf geſtellte Rieſe, der umgekehrte Himmel, der auf die Spitze geſtellte tarpejiſche Felſen, der ſeine Opfer nicht hinunter, ſondern hinauf ſtürzt, der iſt wie Steinböcke immer ſeltener geworden. Die meiſten jetzigen ſogenannten, das heißt ſich ſelbſt nennenden, in zehn Jahren nimmergenannten Humoriſten ſind kaum ſelbſtbehagliche Freibeichter ihrer ſpaßigen Natur; es ſind kleine Schöffen und Landrichter für einzelne Thorheits- und Narrenſtreiche, luſtige Galgenpaters für Zeitſünden; ſie ſind hie und da bunte Schergen an einem Localpranger der Satyre, ſchreibende Narrendenuncianten; aber es ſind keine totalen, weinenden Weltverlacher, ihnen fehlt die Totalität und jene Vernichtungs-Idee, die ſich ſelbſt als Subjectivitäts-Nenner und alle Welt zum Zähler nimmt.

Das irdiſche Muttermal aller unſerer neuen Humoriſten iſt ein rother politiſcher Zeitflecken. Sie bringen alle ihre Kindlein in die politiſche Feuertaufe und weihen ſie dadurch gerade der ſchnellen Sterblichkeit. Irgend ein Scharfdenker ſagt ganz richtig: „Nicht daß Horaz, Swift, Sterne u. ſ. w. durch ihre Zeitſatyren bis auf uns kamen, iſt zu bewundern, ſondern daß ſie trotz ihren Zeitſatyren bis auf uns kamen.“ Das Anklammern an die Apropos-

Geburten der Zeit, um dieſe als Schwimmkiſſen auf der Leſefluth zu gebrauchen, iſt Urſache, daß mit dem Verlaufe dieſer Zeit oder dieſes Zeitabſchnitts auch die an dieſem Dampfſchiff angebundenen Nachſchlepp-Kähne mit in die Vergeſſenheit gezogen werden.

Die meiſten neuen politiſch-humoriſtiſchen Schriftſteller halten ſich oder möchten gerne gehalten ſein für ſchickſalsvertraute Boten der Zeit, die ihr vorauseilen, um ihre Lager abzuſtecken und Quartier zu beſtellen, aber ſie ſind im Grunde gerade das Gegentheil, ſie ſind Nachzügler und Hinterherläufer der Zeit; wenn dieſe aufgebrochen und fortgezogen iſt, dann ziehen ſie plündernd und ſengend in freibeuteriſchen Capriolen nach, und knallen mit ihren Federbüchſen hie und da einen einzelnen Flüchtling der Zeit nieder, durchſtöbern das Zeitſchlachtfeld und ziehen den bereits ſchon Todten noch mit Siegesgeſchrei das letzte Hemd aus. Mit dem humoriſtiſchen Salz wollen ſie die Zeit füttern oder fangen, und erinnern an Kinder, welche ſagen, man brauche, um Schwalben zu fangen, ihnen blos Salz auf den Schwanz zu ſchütten. Salz thut der Gegenwart wohl noth, der literariſchen Gegenwart nämlich, um ſie vor Fäulniß zu bewahren, aber der politiſchen Gegenwart mit ihren wunden Tricolor-Striemen iſt Salz Gift, ätzendes Gift. Es gibt nichts Widerlicheres als das allſeitige Beſtreben der jetzigen Schreibſteller, ihre geiſtige Leerheit mit

Politik zu plombiren und um die nackte Schreibeſeele einen revolutionären Purpurmantel zu werfen.

Die geiſtige Ohnmacht hat etwas Romantiſches und in der literariſchen Bettelei iſt einige Rührung; aber in dieſer falſchen Scham des intellectuellen Unvermögens, das ſich eines falſchen ultra-liberalen Priaps bedient, um mit zu den Männern der Zeit gezählt zu werden, liegt Ekel und Verächtliches. Die Ungeſchicklichkeit auf der dichteriſchen Leier ſoll dadurch bemäntelt werden, daß ſie dieſe Leier als liberales Klöppelkiſſen gebrauchen, um Brabanter Revolutionsſpitzen darauf zu klöppeln. Statt der Harfe nehmen ſie die Trompete, um die Mauern des legalen Jericho umzublaſen.

Gold und Liebe müſſen zwar immer einen Beiſchlag, eine Art von Schlacken haben, wodurch ſie feſter und glänzender werden, aber die Dichtkunſt verträgt ſich nicht mit Politik, das hieße das hohe Götterweib mit den ſanften, weiſen, himmelblauen Augen, mit dem thränenmilden Wort und mit dem heiligen Mittler-Lächeln an ein Häringsweib anſchmieden. Auch von dem Humor iſt nur ſein kleiner Nagel: der Witz, eine politiſche Potenz, und das auch nur mit ſeinem Muth des Lachens und nicht mit der Grobheit des Haſſes und der innern Wuth.

Es geht mit unſern humoriſtiſchen Narren wie mit den dramatiſchen Narren. Der Shakeſpear'ſche Narr, der Narr im Lear, iſt ein Narr, aber ein bewundernswerther Narr, ein Narr zum Küſſen, vorausgeſetzt, man weiß, er iſt ein Narr. Alle Höhen der Ironie und alle Tiefen der Wehmuth, der vernichtende Hohn des Geſchickes, der allgewaltige Tollklang einer zerriſſenen, zu Grunde gegangenen großen Seele, alle dieſe jammervoll-luſtigen eingeſtürzten Gott-Trümmer liegen in dem Gemüthe dieſes Narren vor uns ausgebröckelt. Wie viele Narren ſind ſeit dieſem Ur-Narren auf der Bühne erſchienen, und wie erbärmlich ſind ſie erſchienen! Welche klägliche Nachkratzungen jenes Rieſen-Urbildes; welche läppiſche Conterfeis, ein jeder Narr faſt ſo abgeſchmackt, als wär' er ein Schulgelehrter. Sie wollen alle Narren ſein, aber ſie ſind nicht klug genug dazu; ſie ſind und bleiben immer ganz fade Moralſchwänzer und traurige Bajazzos. So iſt es jetzt mit den politiſch-humoriſtiſchen Narren.

Börne, das iſt der Shakeſpear'ſche Narr! Erhaben, toll, bewundernswerth verrückt und zum Küſſen wahnſinnig! Sein Geiſt iſt edler Marmor, der leider ſtatt zu einem Götterbild im hohen Heiligthum der Muſe, zu einem kannegießeriſchen Trog ausgemeißelt wurde. Dieſer Narr zerreißt einem das Herz, weil wir in ihm den Sturz eines großen Genies von ſeiner Sonnenhöhe in die Leukade einer brauſenden Untiefe bewundern und beweinen. Wir ſahen ſeit dem Erſcheinen dieſes humoriſtiſchen, claſſiſchen Narren aus allen Officinen auch lauter humoriſtiſch-politiſche Narren hervorwimmeln; aber ſie verhalten ſich zu

Börne, wie die Wiener Leopoldſtädter Hanswürſte zum Shakeſpear'ſchen Narren. Von Börne muß man ſagen: „Der Teufel ſoll ihn holen!“ aber man verſpürt Luſt, ſich mit holen zu laſſen, um in geiſterreicher Geſellſchaft zu ſein; Börne iſt ſelbſt ein Teufel, d. h. ein gefallener Engel; aber die Andern ſind blos arme Teufel, ganz traurige Teufel; es ſind nicht einmal Teufel, es ſind arme Seelen, die zu ſchlecht für den Himmel und zu dumm für die Hölle ſind und die der Teufel ſchon längſt geholt hätte, wenn er nur wüßte, wohin mit ihnen.

Börne hatte eine Anſtellung in Frankfurt, und zwar bei der Polizei; es muß alſo eine Zeit gegeben haben, wo derſelbe Genius, der jetzt ſämmtliche Miniſter und loyale Schriftſteller nur Fürſtenhunde und Königsknechte nennt, der ſelbſt Gott nicht dienen will, weil das ſervil iſt, doch ſelbſt ganz gefügig und geſchmeidig in Frankfurt a. M. auf ſein Polizei-Bureau ging, und mit derſelben Hand, die jetzt wie ein Caligula mit einem Federhieb alle Königsköpfe von ihrem Länderrumpf trennen möchte, Päſſe ausfertigte, ein Fremden-Regiſter führte und Aufenthaltskarten bewilligte oder verweigerte. Nach dem Umſturz der franzöſiſchen Regierung, d. h. nachdem Frankfurt wieder eine alte Perrückenſtadt, id est eine freie Reichsſtadt wurde, war ihr erſter Athemzug der Freiheit der, den Herrn Börne von der Polizei wegzublaſen, weil er ein Jude war. Der Hahn auf der Sachſenhauſer Brücke konnte darob nicht erröthen, weil er zum Glücke, ohnehin roth iſt; aber die vier „Oeil de Boeuf“ am Frankfurter alten Reichshauſe wandten ſich fromm gen Himmel ob dieſem reichsfreiſtädtiſchen Sieg über den geſunden Menſchenverſtand. Darauf ſpannte Börne ſeine Kugelbüchſe gegen die Frankfurter Bühne, fertigte kritiſche Theaterpäſſe und Aufenthaltskarten aus. Er hatte aber einmal auf der Polizei Strenge gelernt, und er ſchoß mit ſeinen witzigen Knallerbſen einen Komödiantenvogel nach dem andern von der Frankfurter Bühne herunter, und nicht nur die Vögel, ſondern auch die Vögelinnen. Da erbebte das Frankfurter Capitolium von dem Racheruf der Gänſe, der Senat zitterte in ſeiner kattunenen Toga, die Triumviren, Septemviren und Decemviren bebten um die Sicherheit der Republik und Börne's Theaterkritiken verſtummten. Aber in ihm ſelbſt verſtummte weder der Verluſt ſeiner Stelle, noch die gehemmte Kraft der Satyre, und ſie ſchlugen ſpäter mit allen Zinſen und Zins von Zinſen aus ſeiner Feder heraus. Sein Haß warf den Stein vorerſt nach Frankfurt und dann rang er ſich in immer weitern Kreiſen um Deutſchland, um Europa, um die Erde, und bald auch um den Himmel aus. Ein zweiter Coriolan, zieht er gegen ſeine Senatſtadt zu Felde, die ihm freilich weder Väter noch Mütter noch Kinder entgegen zu ſchicken hat, weil ſie in ihrem Judengeſetz alle Gefühle für Väter, Kinder und Mütter reichsfreiſtädtiſch zu Grunde getreten hatte. —

Wie der Rachegott ſeiner Väter zieht er nun im blinden Feuereifer gegen ſeine Feinde los, bis in das dritte und vierte Geſchlecht. Feuer und Schwert muß über Amalek und Moab verhängt werden. Dieſes Verfahren iſt dem Geiſte Börne's um ſo eigenthümlicher, da ſein Humor nur in die Höhe geht, aber nicht in die Tiefe, das heißt, da ihm alles Gemüth fehlt. Gott hat ſeinem Genius Alles gewährt, aber blos die Thräne verſagt, und das iſt entſetzlich! Sein Geiſt verwandelt Alles, was er berührt, wie in dem bekannten Zaubermärchen, in Gold und Eiſen, aber dabei ſtirbt ſein Gemüth Hunger, ſein Herz erdurſtet inmitten des Feuerregens, ſein Himmel iſt ein erfrorner und ſeine Erde eine glühende; oben findet ſein Auge keinen Durchgang und unten brennt es ſeine Sohle wund; die friſche Quelle des ſchönen Lebens labt ſeine Zunge nicht, weil dieſe von Innen heraus verkohlt iſt, und er ſteht inmitten der ſchönen, herrlichen, roſenrothen Schöpfung wie ein großer Wahnſinniger, der die Leichengebeine ſeiner Mitmenſchen ausgräbt und damit ſein Spiel treibt. Seine Luſtigkeit iſt eine tollgewordene Kränkung und ſein Lachen findet in ihm ſelbſt ein zerriſſenes Schmerzens-Echo. Ihm fehlt zu dem echten italieniſchen Humorſalat das Oel. Sein Geiſt iſt ein reicher, ein unendlich reicher, aber ihm fehlt die Liebe; er liebt nichts als die

Freiheit, und dieſe nur, weil ſie, wie er glaubt, nicht exiſtirt. Der Menſch, das Menſchenthum, das Chriſtenthum, oder um kurz zu ſein, das Empfindungsthum iſt ihm nichts, und ohne dieſe einzige göttliche Weihe der Seele ſchaut er kalt und höhniſch das Leben an, und das Leben liegt leer und inhaltslos vor ihm da; wie ein unbegrabener Scheinlebender wandelt er unter den Menſchen herum, und weil er ſie nicht empfindet, höhnt er ſie aus.

An J. J. in W.

München.

Wenn wir die frühern Schriften Börne's leſen, ſo lebt in ihnen eine Geiſtesfriſche, eine Univerſalität und eine geſunde Kräftigkeit, die nach und nach aus ſeinen ſpäteren Werken immer mehr und mehr verſchwanden, und einer Geſchminktheit, einer gewaltſamen Aufreizung, einer Einſeitigkeit und einer gallichten Kränklichkeit Platz machten. Man könnte den Umſchlag ſeiner Muſe ungefähr in kurzen Worten folgendermaßen bezeichnen:

> „Einſt hat Börne mit dem Humor geſpielt, jetzt ſpielt der Humor mit Börne!"

Seitdem er ſeinen humoriſtiſchen Schreibedurſt mit dem Flammentrunke der Politik löſcht, geht es ihm wie Fauſt nach dem Hexentrank: ſeine gute Natur iſt umgewandelt, ſein Streben in die Höhe iſt nun ein Ringen in die Tiefe, und ſeine Weltanſchauung eine dämoniſche. Die großen Rieſenſchwenkungen und harmoniſchen Bewegungen ſeines

Humors haben ſich in epileptiſche Zuckungen verwandelt, und ſeine Federzüge, die früher wie verſchlungene, ſinnige Zaubergeiſter vor uns auf dem Papiere hintanzten, ſehen in dem politiſchen Felde wie zuſammengeringelte Molche und Unholde aus. Der Humor ſchreibt eine ſchöne Curſiv- und Currentſchrift, aber eine ſchlechte Kanzleihand. Unter der politiſchen Umarmung kann der Humor ſeufzen und ächzen, aber nicht koſen und ſingen, und ſo ſehen wir mit Mitleid und tiefem Bedauern die Agonie dieſes Götterhumors in ſeinen ſpätern Erzeugniſſen, und je ſchöner zuweilen das herrliche Auge wieder aufblickt und mit einem leuchtenden Blitze ſein Siechbett überſtrahlt, je tiefer dringt der Schmerz über dieſen geiſtigen Selbſtmord in uns ein. Die erſten zwei Bände ſeiner Briefe aus Paris bezeichnen den erſten Uebergang in dieſe Periode. Da rang noch der gewaltſame, ſpröde und unnatürliche Stoff mit der dem herrlichen Himmel entwendeten Form; in den zwei ſpätern Bänden iſt der grobe Stoff ſchon Meiſter geworden, und man ſieht es jedem guten Gedanken, jedem Lichtſtrahl des Witzes in ihnen an, daß ſie nur mit Widerſtreben und Weigern ſich zu den Verzierungen, zu den Haut- und Basreliefs einer papiernen Pritſchbank hergegeben haben, und in dem fünften und ſechsten Theile ſehen wir die geiſtige Rückenmark-Darre, die zu dem letzten Mittel ihre Zuflucht nimmt, und mit dem glühendſten Revolutionseiſen über das ſchriftſtelleriſche Rückgrat hinabfährt, um die gelähmten, durch ausſchweifenden Mißbrauch getödteten Nerven noch zu einer gewaltſamen Aufreckung zu bringen.

Der fünfte und ſechste Theil von Börne's Briefen machen jenen traurigen Eindruck, den großartige, verwitterte Ruinen auf ein fühlendes Gemüth machen. Wir ſehen in dieſen Bänden die letzte Anſtrengung eines geſchwächten Humor-Simſons, welcher mit dem äußerſten Kraftaufgebot die Säulen des Beſtehenden erſchüttern möchte, um Alles, und ſich ſelbſt unter ſeinen Trümmern zu begraben. Die Indignation abgerechnet, mit welcher der nackte Cynismus dieſer radicalen Weltläſterung jeden Leſer erfüllen muß, iſt noch Stoff genug in dieſen zwei Bänden, um zum Ueberdruß und zur Bemitleidung zu führen. Einzelne Geiſtesblitze, die aus dem einſt ſo herrlichen Geiſteshimmel brechen, dienen nur dazu, um uns die verſtümmelten und zu Tode gemarterten Gedanken und Ausdrücke auf dieſem Schlachtfelde deſto deutlicher und greulicher ſehen zu laſſen. Ohne Zuſammenhang, weder im Stoff noch in der Form, flattern dieſe Ausfälle und Einfälle um die Auszüge aus deutſchen und franzöſiſchen Journalen wie Raben um den Rabenſtein herum und picken den da aufgehängten Neuigkeiten die todten, lichtloſen Augen aus. In auf- und abſteigender Linie ergeht ſich ein wehthuender Humor auf allen Stufen der Spottleiter, um bald hoch oben Gott einen Naſenſtüber zu verſetzen, bald tief unten einen Referendarius beim Schnurrbart zu zauſen. Könige und Fürſten werden natürlich wie Diſtelköpfe zuſammengeſetzt, und um das „von Gottes Gnaden“ den Regenten vom Munde wegzubarbieren, wird erſt Gottes Gnade ſelbſt recht eingeſeift und abgeſchoren. Börne klammert ſich in dieſen Bänden an Zeitungsartikel, läßt ſich auch hie und da aus einer Reſidenz eine Nachricht zuſchicken, um mit ihr ein obſcönes öffentliches Beilager zu halten. Das humoriſtiſche Geſetz liegt in ihm umgekehrt, er trägt die Objecte nicht in ſeine Subjectivität über, ſondern ſeine Subjectivität in die Objecte, und ſo rollt ſein ſchwarzes Hämorrhoidalblut durch die Adern des Univerſums.

Sein Lebtag iſt in deutſchen Setzkäſten kein ſolcher Verbrauch von dem Wörtchen „ich“ gemacht worden, als bei Börne; ſein Ich ſetzt ſich gleich neben dem Ewigen hin, um zu beweiſen, daß der Himmel keinen Herrſcher braucht; ſein Ich reformirt das Chriſtenthum blos deshalb, weil es „Drei Könige“ feiert, und ſein Ich entwurzelt alle Tokayer Reben, blos weil man den Tokayer den König der Weine nennt. Sein Ich geht immer drei Schritte vor ihm her, und kömmt ſogleich wieder hinter ihm, wo er aufhört. Zwar ſoll dieſe Ich-Manie die Selbſtironie ſein, allein durch die Löcher dieſer Selbſtironie ſieht die klarſte Selbſtanbetung nur zu deutlich heraus.

Ohne uns auf einzelne Puncte dieſer neueſten Bände einzulaſſen, wollen wir blos ein Beiſpiel anführen, um die Indiscretion der Ultraliberalen ins hellſte Licht zu ſetzen. Börne ſpricht nämlich von den deutſchen Flüchtlingen in Paris, denen es gelungen iſt, aus ihrer Haft zu entkommen, und bemerkt dabei, daß ſie ſammt und ſonders mit Einverſtändniß ihrer Wächter und ſelbſt der Polizeiofficianten entkamen. Hier compromittirt Börne Schuldige und Unſchuldige; ſetzt, wenn man anders von ſolchen Andeutungen Notiz nehmen wollte, eine Menge Menſchen der Unterſuchung und des Verluſtes ihrer Stellung aus, und alles aus liebevoller Dankbarkeit!

Bevor ich nun von Börne zu den andern Humoriſten und humoriſtiſch ſein Wollenden übergehe, muß ich doch noch ſeines „Häring-Salates“ gedenken, den er, im vierten Theile ſeiner Briefe, den Berliner Poeten auftiſchte, und an dem ich mich umſomehr labte und ergötzte, als ich zu der Zeit, als Börne in Berlin war, dort lebte, er mich und ich ihn beſuchte.

Die Berliner Poeten, da ſie nun denn einmal Poeten genannt ſein ſollen, trieben dazumal die Verehrung Börne's bis zum Götzendienſte, und hinterher, nachdem er ein papierner Rebell wurde, verläugneten ſie ihn und ſchworen ihn ab. Ich habe Börne's Geiſt immer geliebt, und liebe ihn noch, wenn ich auch die Richtung dieſes Geiſtes verdamme. Licht iſt immer Licht, und die Flamme iſt impoſant, auch wenn ſie verheerend und verderblich durch die Dächer raſ't; wer wird nachher ſagen, ich habe das Licht nicht gekannt, weil es ein Haus in Brand ſteckte?

Als Börne nach Berlin kam, da waren die Mitglieder der Mittwochs-Geſellſchaft in großer Verlegenheit, ob ſie ihm zu Ehren ſeinen Geburtstag eſſen ſollen, oder ob ſie, um ihn würdig zu ehren, ihn erſt todtküßen und todtſchmeicheln ſollen, um dann ſeinen Todestag zu eſſen. Sie flatterten um ihn herum wie die Mücken um die Wachskerze. Zuerſt Gubitz, der gute Tailleur en bois et en poësie; Fr. Förſter, der durch Tinte weißgewaſchene Demagog und Currende-Poet des alten Churfürſten; Alexis, der ungeſalzene Häring, der entfeſſelte Referendarius und Leib-Reichs-Novelliſt; von Holtei, Goethe's Hühneraugen-Dichter und ſchauſpielender Kindermörder ſeiner eigenen Producte; Fouqué, der Weithinſchreibende, mit der minnegirrenden Ritter-Tartſche, und dann alle die kleinen Silbergroſchen-Genies aus dem „Geſellſchafter“ und aus dem „Freimüthigen,“ alle, welche unter den Fenſtern der Sontag den Pegaſus mit ihren Strumpfbändern aufzäumten, wie liefen ſie durcheinander, fielen ſich in die Arme, und ſagten nichts als: „er iſt hier!“ Man war noch uneinig, ob Gubitz ihn in Holz ſchneiden und zum alten Hutten hinſetzen ſollte; ob Förſter den großen Churfürſten mitten im Jahre zu ihm auf's Zimmer die Runde machen laſſen ſollte, oder ob die Redaction des „Freimüthigen“ ihren Ulrich v. Hutten und ihren

Verleger braten laſſen ſollten, um Börne damit zu bewirthen.

Börne konnte kaum zu Athem kommen, er bekam ordentlich eine Ehrengarde von Schriftſtellern, die ſich regelmäßig ablöste, und er ſagte oft zu mir: „Berlin kömmt zwar zu mir auf's Zimmer, allein ich möchte auch einmal Berlin ſehen und nicht nur mir's zeigen laſſen.“

Wie tragi-komiſch war es nachher, als Börne's erſte Briefe erſchienen! Alle, die mit ihm in Berührung waren, hatten nichts weniger vor, als eine große Sühne und Reinigung mit ſich vorzunehmen, und dem Gouvernement nur ja zu ſagen, ſie hätten Börne nie gekannt. Gubitz wollte ſich ſelbſt eine zweifingerdicke Rinde vom ganzen Körper herabſchneiden; Förſter badete ſich in dem Berliner Euphrat, in der Spree, bei Sonnenaufgang und Niedergang, und Häring ſoll wirklich lange darauf angetragen haben, ſich von Grund aus neu machen zu laſſen.

Nachdem ſie ihn polizeilich desavouirt hatten, fielen ſie literariſch über ihn her, und es war hochkomiſch anzuſehen, wie ſich dieſe Fournée mittelmäßiger Schriftſteller abmühte, ihn zu zerreißen, und dieſes Zerreißen mit ihren frühern Umarmungen und Küſſen in harmoniſche Conſequenz zu bringen.

An J. J. in W.

München.

Endlich fanden ſie einen Ausweg, einen Ausweg, würdig in Pankows Olivenhainen von den ſieben Weiſen Berlins im Geiſte empfangen zu werden. Sie theilten Börne in zwei Theile, in den Juden und in den Chriſten, ſie hatten früher den Chriſten in ihm geküßt, und ſchlagen jetzt den Juden in ihm todt!

„Was ſchöne Seele ſchön empfunden,
Muß herrlich und vollkommen ſein!“

Sie bewieſen, daß nicht der Schriftſteller in ihm ein Rebell iſt, ſondern der Jude; ſie bewieſen ſogar, daß nicht der Schriftſteller in ihm witzig und geiſtreich iſt, ſondern auch blos der Jude, und der gewäſſerte Häring ſprach nichts, als wie der Patriarch in Leſſing's „Nathan:“

„Der Jude wird verbrannt!“

Vergebens riethen die Freunde des Herrn Häring demſelben, wenn er glaubte, Geiſt und Witz läge im

Judenthume, ſich doch um ſeiner Verleger willen ſo ſchnell als möglich beſchneiden zu laſſen. Häring blieb was er war, ein geiſtloſer, lächerlicher Gegner Börne's, der ihn bannen wollte. Seitdem iſt Häring ein ſehr devoter Schriftſteller, der keine Feder anſetzt, ohne dabei an Polizei-Vater, Sohn und heiligen Geiſt zu denken, und der keine Zeile ſchreibt, ohne ſich dabei ſerviler Unterlinien zu bedienen.

Alle Berliner Dreizehner und Mittwochs-Dichter, deren erſtes Literaturgeſetz es iſt, den Hohen zu ſchmeicheln, und deren erſter äſthetiſcher Grundſatz heißt: „Schön iſt, was der Polizei gefällt,“ machten eine geiſtige Collecte, um Börne, Heine u. ſ. w. niederzuſchlagen. Aber die Collecte fiel gar erbärmlich aus, ihr ganzer Zuſammenſchuß an Geiſt, Bosheit und Kritik betrug ſammt und ſonders nicht mehr als den Werth des alten abgegriffenen Leibzoll-Groſchens: „Es ſind Juden!“ Mit dieſer elenden Mähre trabte ihre dürre Kritik zu Stalle. Der Refrain jeder Beurtheilung hieß: „Es ſind Juden!“ All ihr Bischen Gehirn und Mutterwitz brachte keinen andern Streitkolben als dieſe Alteweiberwaffe auf, die freilich noch immer die wohlfeilſte iſt, und in dem Zeughauſe der deutſchen Literatur zu ihrer Schande und zu ihrer Dummheit noch immer gang und gäbe iſt.

Der Donner, den die Berliner Kritik auf die Häupter Börne's und Heine's ſchleuderte, hieß immer

„Judenwitz," und dieſer Donner rollte durch alle nordiſchen Blätter. Es iſt wahr und bleibt auffallend, daß die Juden den Witz faſt ausſchließend wie den Handel an ſich gebracht haben. Das „Warum?" und „Wie ſo?" liegt vielleicht nicht ſo fern, als man glaubt. Schon darin erſtens, weil man durch die Cenſur den Witz faſt überall beſchneiden läßt, hält er ſich ſelbſt für einen Juden, und hält ſich zu ſeinen Glaubensgenoſſen. Aber auch in dem hochtragiſchen Schickſal dieſer Nation liegt die Eſſigmutter ihres Witzes. Das Alter ihres Schmerzes hat das ſarkaſtiſche Weinſteinlager an ihre Gehirnwände angeſetzt.

Die Shakeſpear'ſchen tragiſchen Geſtalten ſind voll Ironie, die Wahnſinnsſpitze des Schmerzes wird luſtigwitzig und hohnlachend. Der Wellenſchlag des Druckes, welcher an die Bruſt dieſes Judenvolkes aus dem offenen Meere der Zeit heranſchlägt, hat ſeine Nerven zu einer geiſtigen Reaction aufgeſchwemmt. Das Chriſtenthum hat ſeinen alten greiſen Vater: das Judenthum, mehr als todtgeſchlagen, es hat ihn in ein finſteres Loch geſperrt, ihm Luft und Licht geraubt, und reicht ihm elende Koſt. Es bleibt dieſem alten gemißhandelten Vater nichts übrig, als in herzzerreißender Reſignation, in der tollen Luſtigkeit der Ohnmacht aus ſeinem Kerker herauszulachen. Klagen und Worte kann man erſticken, aber lachen, fürchterlich lachen, gräßlich lachen kann auch der Geknebelte. Die

Juden haben zu dem Witz gegriffen, weil das jener Waffendienſt iſt, bei dem ſie es mit der Zeit bis zum Officier bringen können, bevor ein Armeebefehl den Taufſchein und nicht das Verdienſt in Betracht zieht.

Dem ſchweren Gepäcke der geiſtigen Armee, dem poſitiven Wiſſen, den Brodſtudien der Juden hat man in Deutſchland auch ein gelbes Judenfleckchen angeheftet, und ſie können mit dieſem nicht frei paſſiren; aber der Witz läßt ſich nichts anheften, er iſt ſelbſt ſein eigener Passe par tout. Die Gelehrſamkeit iſt ein Schlüſſel zu dieſem oder jenem amtlichen Sperrſitz, dieſer Schlüſſel darf aber keinen Bart haben! Der Witz hingegen iſt ein Dietrich, er ſperrt alles auf; er ſitzt inmitten Deutſchlands trotz des Zollvereins; er ſchlüpft durch's Schlüſſelloch, während die Polizei die Klinken verſiegelt; er geht nicht den gebückten Gang durch den engen Corridor zum Staats-Almanach, ſondern er ſaust auf Schlittſchuhen über die glänzende Spiegelfläche des Lebens hin zu dem Strande, der dem ſchwerfälligen Linienſchiffe des trockenen Verſtandes unerreichbar bleibt.

Alſo nicht der Jude in Börne und Heine iſt witzig, ſondern vielmehr die Weltgeſchichte oder vielmehr das Weltgericht. Das Fatum dieſes Volkes erſcheint ſeinen Unterdrückern, aber nicht als ſeufzendes Geſpenſt, ſondern als moderner Rache-Schöngeiſt, als amüſanter Vergeltungs-Bajazzo.

Lächerlich aber iſt es, wenn die nordiſchen Kritiker den Juden in Börne und Heine Demagogen ſchelten. Warum ſchelten ſie in Wirth, Siebenpfeiffer, Groſſe, Piſtor und unzähligen Andern nicht auch den Chriſten einen Demagogen?

An J. J. in W.

München.

Die beiden modernen politiſchen Auguren Börne und Heine unterſcheiden ſich weſentlich. Börne weiſſagt gerne aus zerriſſenen Eingeweiden, aus blutigen Köpfen und zuckenden Gliedern; Heine hingegen mehr aus dem Zug der Wolken, aus dem Flug der Vögel und aus dem Rechts- oder Links-Donnern der diplomatiſchen Gewölke. Börne iſt der politiſche Heraklit, Heine der Demokrit; der Lachende aber iſt weniger böſe, jedoch mehr gefährlich; mehr gefährlich, weil er verführeriſcher iſt, und verführeriſcher, weil die Menſchen lieber dem Lachenden als dem Weinenden nachlaufen.

Bei Börne iſt das politiſche Glaubensbekenntniß die prima causa ſeines Witzes; er gebraucht den Witz als Inoculirnadel ſeines radicalen Pockengiftes; bei Heine iſt es umgekehrt; bei Heine iſt der Witz die prima causa ſeiner politiſchen Geſinnung; er gebraucht den Radicalismus, weil dieſer der beſte und ſchlagendſte Conductor ſeines Witzes iſt. Börne iſt ein ehrlicher Wahnſinniger, er hat ſich mit der franzöſiſchen Freiheitsmetze vermählt, nicht franzöſiſch-bürgerlich, ſondern deutſch-prieſterlich, er bleibt ihr treu und liebt ſie wirklich; Heine aber lebt mit ihr im Concubinat, er buhlt mit ihr, ſo lang ſie jung iſt; wenn ſie alt wird, verläßt er ſie.

In Heine's politiſchen wie in ſeinen erotiſchen Erzeugniſſen iſt die Sinnlichkeit, die Schwelgerei, die Luſt im Fleiſch zu wühlen, gleichviel ob Weiberfleiſch ob Völkerfleiſch, der Antrieb und der Anlaß. Er liebt die „peuples libres" wie er die „femmes libres" liebt; er hat keine revolutionäre Geſinnung, ſondern blos revolutionäre Geilheit. Es fehlt Heine durchaus an Wahrheit, an moraliſcher, an dichteriſcher und an politiſcher. Heine iſt Poet, Humoriſt und Politiker geworden, nachdem der Menſch in ihm ſchon zerfallen war; deshalb fehlt es ſeiner Poeſie, ſeinem Humor, ſeiner Politik an dem Menſchlichſten im Göttlichen und an dem Göttlichſten im Menſchen: an Wahrheit; an Wahrheit der Empfindung, am Ernſte der Geſinnungen, an der moraliſchen Beglaubigung.

Ich kann Heine nicht leſen, ohne auf vielen Seiten ihm gerne um den Hals zu fallen; ohne ſeinen Genius zu küßen, ohne ſeine reiche, herrliche, volle dichteriſche Pulsader himmliſch pulſiren zu hören; ohne ſeinen Scharfſinn und ſeinen regenbogenſchimmernden Witz zu bewundern; allein ich kann es auch nicht eine Minute lang dahin bringen zu glauben, daß er ſelbſt wirklich das fühle und glaube, was er ſchreibt.

So wie Heine in ſeinen herrlichen, lieblichen, duftigen Liedern immer die edle Empfindung eine Strophe vor dem Ende aus dem Sattel wirft, um mit einer frivolen und widerlichſinnlichen die Endſtation zu erreichen, ſo würde Heine, wenn es zum Ausführen ſeiner rieſigen politiſchen Anſichten käme, vor dem Schluße einen Purzelbaum machen und ſich die Haut volllachen über die vorhergegangenen Strophen.

Börne, wenn er an der Spitze aller deutſchen Schneidergeſellen, die er auf dem Montmartre haranguirte, nach Deutſchland gezogen wäre, er hätte redlich Wort gehalten, er hätte Deutſchland ganz ausgerottet, mit Stumpf und Stiel; Caligula wäre ein ſanftes Kind gegen Börne. Was Börne dann in dem ausgerotteten Deutſchland begonnen hätte, weiß ich nicht; wahrſcheinlich hätte er „Briefe aus dem ausgerotteten Deutſchland“ geſchrieben und ſie an „Hoffmann und Campe“ verkauft, denn „Hoffmann und Campe“ hätte er allein leben laſſen, damit ſie Börne's Briefe drucken können.

Heine hingegen wäre auch an der Spitze der Schneidergeſellen ausgezogen, gen Deutſchland, von Barſeba bis Dan; allein nicht um der Freiheit willen, ſondern um ſich auf dem Wege über die Schneidergeſellen, von denen wie von den Krebſen nichts genießbar iſt als die Scheeren, recht luſtig zu machen und „Schneider-Reiſebilder“ zu ſchreiben. In der erſten deutſchen Stadt angekommen, da wäre ein deutſches Mägdlein geſeſſen an dem Thore der gottverfluchten Stadt, die noch nie eine Revolution machte, ein Mägdlein mit großen, blauen Augen, mit erfahrenen Gliedern, mit begehrlichen Lippen, mit der wogenden, ſchwellenden, duftigen Blume des Fleiſches und des Leibes und hätte den unbezwingbaren Anführer angeſehen mit den luſtathmenden Augen, und Heine hätte geſagt: „Gnade dieſer Stadt um Deinetwillen!“ und ſo wäre er durch ganz Deutſchland gegangen, und Heine hätte ſich an die Babelſtröme Deutſchlands niedergeſetzt zu den wohligen, heimatlichen, deutſchbuſigen Frauen, hätte die Leier an die Cypreſſen und ſich an die Frauen gehängt, und hätte in einer köſtlichen, humoriſtiſchen und ſarkaſtiſchen Anrede die Schneidergeſellen aufgelöst und Deutſchland begnadigt der Deutſchinnen halber.

Ich liebe den Heine; ich liebe ihn, weil ſein Genius ſo reich, ſo groß, ſo üppig iſt; weil dieſer ſein Genius ſo hinüberragt über Börne wie eine vielzweigige Ceder über einen kahlen, ſchroffen Fels; ich liebe ihn, weil ſeine Poeſie in die Seele ſchleicht wie der Gedanke der Liebe, weil ſie uns das Herz beſtrickt wie weiche, liebliche Kinderhändchen; weil ſein Humor auch weint wie ein ſegensreicher Gewitterhimmel; allein eben weil ich ihn liebe, haſſe ich ihn, daß er mit dem Götterfunken fährt in den erbärmlichen Zunder der dahinflatternden Zeit; daß er die Sonnenſcheibe ſeines Geiſtes zu Schwefelkerzchen zerſchneidet, und daß er den Phaeton und ſeine geiſtigen Sonnenroſſe icht oben erhält, ſondern tief und niedrig, damiut herabfährt in den Qualm und Moder und ſengt und brennt und ausdörrt, wo er beleuchten, erwärmen und überſtrahlen ſollte.

Da liegt ſein „Salon“ vor mir. Es iſt kein Pariſer Salon, es iſt der Hamburger „Peter Ahrens“ mit ſeiner Gasbeleuchtung, mit ſeinen Hanſe-Phrynen und Nymphen.

Heine fährt immer von der höchſten Spitze des Olymps aus und ſteigt immer bei Peter Ahrens oder bei Dorgerloh*) ab. Er gibt dem Pegaſus erſt immer Nektar und Ambroſia und Thau und Sonnenſtrahlen und endlich immer ein Aphrodiſiacum. In ſeinem lyriſchen Aufſchwung hat er den Muſenberg im Auge, aber im Niederſchwung läßt er ſich am Hamburger Berg herab!

Seine Muſe hat eine intermittirende Nymphomanie, wovon der „Salon“ ein ekelhaftes Zeugniß gibt!

---

*) Zwei berüchtigte Freudenſäle in Hamburg.

An J. J. in W.

München.

Die „Memoiren der Herren Schnabelewopski“ in dieſem „Salon“ ſind nichts als ein wahres „Cabinet d'aisance“ (man verzeihe mir dieſen Ausdruck, aber ich finde keinen andern, es gibt keinen andern dafür). Ich mag jene Stellen nicht citiren, in denen die Gemeinheit der Scham den Kopf abbiß; ich glaube, meine Tinte müßte erblaſſen, mein Papier ſchamroth werden und die Lettern vor Schmach aus dem Setzkaſten ſpringen, wenn ich jene Cloacinen wiederholen wollte. Warum thut das Heine?

Man würde ſich irren, wenn man ſagen wollte, das iſt Uebermuth, Ueberkraft, Uebergenie, Muthwille; nein, es iſt Unterkraft, Untergenie, es iſt eklige Aufreizung der Unmacht!

Die Gedichte in dieſem „Salon“ verhalten ſich zu Heine's frühern Liedern wie faule Eier zu Ananaſſen. Seine früheren erotiſchen Gedichte ſind ſchöne Meernixen, die obere Hälfte ſchön, herrlich, emporragend in den Aether, umſpielt von den ſüßen Düften und Lüften des Lichts und des Lebens, und nur die unterſte Hälfte ſchuppig und ekelhaft geſchwänzt und im Schlamme watend. Dieſe Gedichte aber ſind durchaus ſchuppig und unwirſch und hohl und abſtoßend. Man leſe:

„Das Fräulein ſtand am Meere,
Und ſeufzte lang und bang,
Es rührte ſie ſo ſehre
Der Sonnenuntergang.

„Mein Fräulein, ſein ſie munter,
Das iſt ein altes Stück;
Hier vorne geht ſie unter
Und kehrt von hinten zurück.“

Oder auch:

„Ja freilich, Du biſt mein Ideal,
Ich hab' es oft bekräftigt,
Mit Küſſen und Eiden ſonder Zahl;
Doch heute bin ich beſchäftigt.

„Komm morgen, zwiſchen zwei und drei,
Dann ſollen neue Flammen
Beweiſen meine Lieb' und Treu;
Wir ſpeiſen nachher zuſammen.“

Oder auch:

„Manchmal, wenn ich bei Euch bin,
Großgeliebte, edle Donna,
Wie erinnernd ſchweift mein Sinn
Nach dem Marktplatz zu Bologna.

„Dorten iſt ein großer Brunnen,
Fonte del Gigante heißt er;
Obendrauf ſteht ein Neptun
Von Johann, dem großen Meiſter!“

Oder auch:

„Es kommt der Lenz mit dem Hochzeitsſchmuck,
Mit Jubel und Muſiciren,
Dem Bräutchen und dem Bräutigam
Kommt er zu gratuliren.

„Er bringt Jasmin und Röſelein
Und Veilchen — duft'ge Kräutchen,
Und Sellerie für den Bräutigam
Und Spargel für das Bräutchen!“

Wahrlich, eine tiefe Wehmuth muß ſich jeder redlichen Bruſt bemächtigen, wenn man die heiligen, helläugigen, keuſchen Caſtaliden zu Gaſſenhauer-Sängerinnen herabgewürdigt ſieht.

Wie ekelhaft nun gar iſt es, wenn man unter dieſen Gedichten lies't:

„Schütz Euch Gott vor Ueberhitzung,
Allzuſtarker Herzensklopfung,
Allzuriechbarlicher Schwitzung,
Und vor Magenüberſtopfung.

„Wie am Tage Eurer Hochzeit
Sei die Liebe Euch erfreulich,
Wenn ihr längſt im Ehejoch ſeid
Und Eu'r Leib, er ſei gedeihlich.“

Vom Schöpfer ſingt Heine:

„Ich hab' allein dreihundert Jahre
Tagtäglich darüber nachgedacht,
Wie man am beſten Doktores Juris
Und gar die kleinen Flöhe macht!"

Wohin ſoll es am Ende mit der deutſchen Literatur kommen, wenn ſich ihre beſſern Agnaten ſo zu ſagen auf dem Markte ausflöhen und wie Krates und Hiparchia öffentlich die Muſe ſchänden?

Aber wie ſoll man verlangen, daß ſie die Muſen keuſch und ſittlich behandeln ſollen, wenn ſie ſelbſt Gott im Himmel mit ihrem Federkiel in die Ohren fahren und ihm wie Kinder einem alten Mann bald einen Schnurrbart malen und bald ſonſt einen Schabernack ſpielen!

Sie nennen Gott einen Autokraten und die Religion eine Polizei, und beide ſoll es nicht geben. Ich bin weit entfernt, mich hier Gottes annehmen zu wollen, er iſt gottlob Mann genug, ſich ſelbſt helfen zu können, er hat ſchon die Sündfluth und den Frankfurter Herbſtcarneval überlebt und er wird Börne und Heine auch überleben.

Und ſagte ich auch etwas über dieſe Gottesläſterungen, ſie würden doch nur ſagen: „der Heuchler!" denn das iſt eben der fluchenswertheſte Fluch des Unglaubens, daß er an einen Glauben des Glaubens nicht glaubt. Allein ich will von einem andern

Geſichtspuncte ausgehen, von dem des Schicklichen, des Anſtändigen, des Höflichen, des Menſchlichen. Die Pflicht der Artigkeit gebietet das zu ſchonen und zu ehren, was unſerm Nebenmenſchen heilig, was ihm lieb, was ihm theuer iſt. Wenn jemand eine häßliche Frau hat, die er liebt, werdet ihr hingehen und zu ihm ſagen: „Pfui, deine Frau iſt garſtig?“ — Wenn jemand ein verwachſenes Kind hat und es zärtlich liebt, werdet ihr roh genug ſein und ihm ſagen: „Dein Kind iſt ein Krüppel?“ — Wenn jemand ein Bild hat, das ſeine höchſte Freude, ſeine einzige Seligkeit ausmacht, werdet ihr hingehen und zu ihm ſagen: „Das iſt ein falſches Bild, eine Schmiererei?“

Nun gut, Gott und die Religion werden euch doch wenigſtens noch ſoviel dünken als eine Frau, ein Kind, ein Bild? Wenn Gott und die Religion das Glück, die Liebe, die Hoffnung, die Seligkeit von Millionen und Millionen ausmachen, warum wollt ihr hingehen und zu ihnen ſagen: „He da, ihr guten Leute, ihr irrt euch, euer Glück, eure Hoffnung, eure Seligkeit ſind Wahn und Thorheit, Gott und Religion, das ſind nur ſo zwei eingebildete Dinge, das wiſſen wir beſſer; wir, die wir Alles wiſſen müſſen, eben weil wir nichts von Gott wiſſen!“

Sagt mir, wollt ihr das thun? Habt ihr ein Recht dazu?

Ich bitte euch, laßt Gott und die Religion aus eurem Spiele. Wenn ihr für euch mit dem alten

Gott nicht mehr zufrieden ſeid, weil in Frankfurt nur dreizehn Juden jährlich heirathen dürfen und in Hamburg ein Senator die Theaterkritiken ſtreicht, ſo laßt doch uns unſern Gott; uns iſt er noch ſehr gut und lieb und heilig genug für unſer Leben lang und auch wohl noch darüber. Wir ſind dann auf jeden Fall beſſer daran als ihr, denn wir können für euch zu Gott beten, allein was könnt ihr für uns thun? Bei wem wollt ihr für uns beten? O, ich ſag' euch, der Menſch iſt zu bedauern, der für ſeinen Nebenmenſchen nicht zu Gott beten kann, ſelbſt wenn er „Briefe aus Paris“ und einen „Salon“ geſchrieben hat.

Ich ſehe ſie ſchon, wie ſie die Achſel zucken und lachen und ſagen:

„Der Heuchler, die humoriſtiſche Betſchweſter!“

Meinetwegen, ich könnte einen Zeugen ſtellen, daß ich's ehrlich meine, allein ihr glaubt nicht an meinen Zeugen, denn er heißt —: Gott!

Didaskalien.

Tanhäuſer.

Von Richard Wagner.

Ich hab' dieſes inſtrumentale Durchhaus für Zukunftsmuſik in verſchiedenen deutſchen Städten beſucht, habe mit Andacht und mit duldender Demuth angehört, bin zuweilen von oratoriſchen Stimulanzen ergriffen worden, aber ich habe den Tempel ohne Troſt, ohne Erhebung, ohne Klarheit der zerrütteten Muſik verlaſſen. Es iſt eine troſtloſe Verirrung des heutigen Begriffes über Muſik, daß man dieſes blumengeſchürzte Elfenkind mit ſeinem Aetherleib, mit ſeinen Strahlenſchwingen, dieſes Himmelskind, das nur die Welt betrat, damit es fühlen, empfinden, weinen, lachen, beten mache, daß man dieſe ſonnige Tochter der Luft an den Karren des Gedankens ſpannt, daß man die Luftgewobene an das Triebrad der Reflexion zwängt, daß man ihren Aetherleib überlaſtet mit philoſophiſchen Ideen, mit Tendenzen, daß man ihr anzieht ein goldbeladenes Gewand mit Reformations-Schleppen, daß man ihr Lehmpatzen und Hammerwerke in die Hand gibt, um eine transcendentale Zukunftsmuſik zu bauen!

Herr Wagner hat ſich mit dem Stimmhammer das Haupt geſpalten und eine muſikaliſche Minerva aus demſelben herausgehackt. Dieſe muſikaliſche Minerva, von Herrn Wagner gezeugt, von Herrn Wagner empfangen, von Herrn Wagner entbunden, von Herrn Wagner der Zukunft als enfant trouvé vor die Thür gelegt, heißt: „Muſikaliſches Drama," das alleinige Kunſtwerk aller künftigen Zeiten! Man muß an Herrn Wagner die höchſten Anſprüche machen, den höchſten Maßſtab, das ſtrengſte Richtſcheid anlegen.

Wer wie Herr Wagner Beethoven in ſeinem Muſik-Werk*) ganz ignorirt, wer in Mozart den „wahren muſikaliſchen Ausdruck" nicht finden kann, der muß als Componiſt das Höchſte leiſten, und wer ebenſo wie Wagner ſelbſt Shakeſpeare's Stücke nicht als „Werke der Kunſt" anerkennet, der muß als Selbſt-Libretto-Fabrikant mit der ſchärfſten Brille beaugapfelt werden.

Der Raum dieſer Blätter iſt viel zu eng, um das Libretto gehörig zu zergliedern.

---

*) „Das Kunſtwerk der Zukunft."

Es ſind Reflexions-Schnitte in Worte geſetzt, Liebes-Phaſen in Würfel gepflaſtert, lauter geſungene Abhandlungen, in Muſik geſetzte Reflexions-Garderobekäſten, notenbeſäete, langgeſtreckte Pusztas.

Herr Wagner hat ſich in der Selbſterkenntniß ſeiner dichteriſchen Kraft auch die Aufgabe geſtellt, „der Liebe Weſen zu ergründen (!)“ Er ergründet das ganz allein, und vereinigt in ſich „Walther von der Vogelweide,“ Eſchenbach, und viele andere Sängerfürſten, genannt: Minneſänger.

Wir wollen von der ſüßen Lyrik! von dem poetiſchen Duft des Wagner'ſchen „Tanhäuſer“ nur einige kleine Auszüge geben:

Wolfram.

„Und ſieh! Mir zeiget ſich ein Wunderbronnen,
In den mein Geiſt voll hohen Staunens blickt:
Aus ihm er ſchöpfet gnadenreiche Wonnen,
Durch die mein Herz er namenlos erquickt.
Und nimmer möcht' ich dieſen Bronnen trüben,
Berühren nicht den Quell mit frevlem Muth: —
In Anbetung möcht' ich mich opfernd üben,
Vergießen froh mein letztes Herzensblut. —
Ihr Edlen mögt in dieſen Worten leſen,
Wie ich erkenn' der Liebe reinſtes Weſen!“

Wir Edlen leſen in dieſen Worten gar nichts von der „Liebe Weſen!“

Walther von der Vogelweide.

„Den Bronnen, den uns Wolfram nannte,
Ihn ſchaut auch meines Geiſtes Licht;
Doch, der in Durſt für ihn entbrannte,
Du, Heinrich, kennſt ihn wahrlich nicht.
Laß Dir denn ſagen, laß Dich lehren:
Der Bronnen iſt die Tugend wahr,
Du ſollſt in Inbrunſt ihn verehren,
Und opfern ſeinem holden Klar (!)"

Auch „Bitterolf" ſingt in dieſem höchſt ſanglichen Metrum, bis „Tanhäuſer" ausruft:

„Ha, thör'ger Prahler, Biterolf!
Singſt du von Liebe, grimmer Wolf? (!)
Gewißlich haſt du nicht gemeint,
Was mir genießenswerth erſcheint.
Was haſt Du, Aermſter, wohl genoſſen?
Dein Leben war nicht liebereich,
Und was von Freuden Dir entſproſſen,
Das galt wohl wahrlich keinen Streich!" —

Im dritten Acte ſingt Tanhäuſer unter ſchweren Noten nicht mehr als 65 Zeilen in einem Athem, Zeilen, von welchen die kürzeſten und melodiſcheſten folgende ſind:

„Wie neben mir der ſchweißbedrückte Pilger
Die Straßen wallte, erſchien mir all zu leicht,
Betrat ſein Fuß den weichen Grund der Wieſen,
Der nackten Sohle ſucht' ich Dorn und Stein! u. ſ. w."

Doch würden wir das Alles nicht ſo genau nehmen, aber daß er das Weſen der Tanhäuſer-Sage ſo ganz unwahr und unhiſtoriſch auffaßte, er, dem Shakeſpeare kein Drama vollkommen recht machte, daß er den Geiſt dieſes Werkes des deutſchen Sagenkreiſes ſo willkührlich verzettelte, muß ihm doppelt ſchwer angerechnet werden.

Das Unternehmen, diese ſinnige Sage dramatiſch zu geſtalten und ſie mit Muſik zu illuſtriren, iſt ein glückliches. Aber ihm fehlte vor Allem die dramatiſche Geſtaltungsklarheit und das muſikaliſche Genie.

Herr Wagner hat dem Gegenſatze von Chriſten- und Heidenthum, der in dieſer Sage waltet und das nämlich deutſches Heidenthum und deutſches Chriſtenthum ſein ſoll, ein Element beigeſellt, das antik iſt und bleibt, und dies ragt wie ein hineingeſchleuderter düſterer Felsklumpen in dieſes urſprünglich wunderſam duftige Gewebe von Sage, Geſang und Luſt hinein.

Man braucht nur die Perſonen des Zettels zu leſen, um die Vermiſchung und die Wirrniß der Dramatiſirung dieſer Sage zu erkennen.

Zu „Anfang des 13. Jahrhunderts“ Ritter, Grafen, Pilger, Eremiten in Geſellſchaft von Sirenen, Najaden, Nymphen u. ſ. w. Warum Herr Wagner aus den germaniſchen Nixen und Elfen griechiſche Sirenen u. ſ. w. machte, iſt nicht klar. —

Den Wettgeſang auch hat Herr Wagner nicht in ſeiner wahren poetiſchen Bedeutung aufgefaßt. Jener Wettkampf der Leier war nicht ein Zwiſtgeſang ſinnlicher oder überſinnlicher Liebe, es war ein Ringen um den Geiſt des Liederthums, um den Kranz des Geſanges überhaupt. Tanhäuſer ſelbſt iſt ganz und gar nicht der Tanhäuſer der Sage. Er iſt ein ungeberdiger Liebhaber, der Abwechslung will, oder vielmehr nicht weiß, was er will, ein Jüngling des 19. Jahrhunderts, der neben dem Geſchäft des Pilgerns noch in Weltſchmerz arbeitet. Wenn nun das Libretto ganz unhiſtoriſch und ungermaniſch iſt, was ſoll man von dieſer chaotiſchen Muſik ſagen?

Es iſt nicht zu läugnen, daß eine große muſikaliſche Gelehrſamkeit in der Compoſition iſt, daß wir im Ganzen ein Talent von nicht gewöhnlichen Umfange erkennen, daß in vielen Einzelnheiten Blitze aus dieſem Knäuel von muſikaliſchen Wetterwolken zucken, aber das Ganze iſt ein Chaos von Tönen und Inſtrumenten, von diſſonirenden Accorden, von kraſſen Contraſten, von ſich in den Haaren liegenden dur- und moll-Tönen, die in dieſer Lüneburger Tonhaide ſich dicht untereinander wälzen.

Es iſt nicht zu läugnen, daß auch zur Bildung eines ſolchen Chaos ein kräftiger Arbeitsgeiſt gehört, die Stoffe ſo untereinander zu rütteln, die Elemente ſo in dem Kraſſe zu vermiſchen, das fordert eine

Kraft, eine Capacität; und ſo unklar und durcheinand ein Chaos auch iſt, das Genie wäre im Stande, Licht in die Finſterniß, Ordnung in das Wirre, Luſt, Heiterkeit und reges Leben aus dem Klumpen zu ſchlagen, — das Genie ſagen wir, und das iſt's, was Herrn Wagner fehlt! Der zündende Funke, der den Zunder entflammt; der Funke, der die Natur beſeelt, — der Funke, der das Streben befruchtet, — der Funke, der das Wollen zum Können, das Ringen zum Sieg macht, — der Funke, der die herrliche Geſtalt aus der Mühe des Gedankens herausſpringen läßt.

Dieſes Genie fehlt Herrn Wagner. Er hat eine Idee vor ſich, eine herrliche Welt liegt vor ſeinem Wollen, ſie liegt ferne vor ihm, wie Amerika vor Columbus, aber ſo wenig als Compaß und Magnet, Steuer und Segel die neue Welt entdeckten, ſondern das Genie Columbus, der Gott in ihm, ebenſowenig entdecken Wagner's Generalbaß, Contrapunct, Gegenſätze, Noten, Recitative u. ſ. w. die neue Muſikwelt, denn ihm fehlt der Columbus!

Der Triumph des Genie's über das Wüſte, über das Abenteuerliche, über das Schauervolle, über das Dumpfe beſteht darin, das Wüſte nicht wüſt, das Geheimnißvolle klar, und das Chaos ſo zu behandeln, daß es hervorbringt Tag, Blume, Nachtigall, Leben, freudige Regung.

Das Formloſe, Einſeitige und Verworrene im „Tanhäuſer“ iſt der Beweis vom Alibi des wahrhaft ſchöpferiſchen Talentes.

In dieſer Oper wollte Herr Wagner eine ganze neue Tonwelt ſchaffen, aber von der Erde hat ſie nichts als die Wüſtenei, vom Himmel nichts als den Donner, vom Meere nichts als das Einförmige, und von der Luft nichts als das Fortpflanzen des Tonſchwalles.

Das iſt lauter Gewölk, lauter Grollen, das ſind lauter zerriſſene, zerſchlitzte Wolken, durch die kein Stückchen Blau, kein Sternlein blinkt, und unter dieſem ewigen Gewitterhimmel zieht nicht Eine Melodie als irrende Nachtigall, blüht kein Liedchen als duftiges Blümchen. In all' dieſen Berechnungen der Töne, in dem ganzen Calcul dieſer Compoſition, in all' dieſen Combinationen nicht Eine Inſpiration, nicht Ein Hauch der Begeiſterung!

Die Muſiker vom Fach, die Notenzöpfe, ſo zu ſagen, werden Zeter ſchreien über dieſes mein Urtheil, das Urtheil eines Laien in der Muſik.

Ich habe nicht die Ehre den Herrn Contrapunct zu meinen Bekannten zu zählen, und bin nicht ſo glücklich, mit dem Edlen von Generalbaß perſönlich befreundet zu ſein, aber nicht nur wenn der Herr Generalbaß, ſondern wenn der Herr Feldmarſchallbaß mir gegenüberſtände, ſo müßte ich Laie ihm offen geſtehen, daß ich den „Tanhäuſer“ für keine Oper halte, ſondern für eine oratoriſche Strapaze mit einigen wenigen intereſſanten Ruhepuncten. Ich würde ihm ſagen: Euer Gnaden! Ich habe fünf Sinne, ein Herz, ein Gefühl, einen Geſchmack, offenen Sinn und ſtets bereitwillige Empfänglichkeit, aber niemals werde ich ein Werk als ausgezeichnet anerkennen, welches langweilt! Niemals werde ich an einer Oper, einer für's Theater beſtimmten Oper, Gefallen finden, in welcher der Aufwand der gemachten Anſtrengung alles Schöne und Liebliche erdrückt, wo nicht Eine melodiöſe Weiſe mich anheimelt, wo ich mich auf keiner angenehmen lyriſchen Ruhebank von dem Gang durch den Eiſenhammer ſauſender Tonſchmelzereien ausruhen kann. Niemals werde ich Laie in der Muſik mich mit dem Herrn von Contrapunct befreunden, wenn er nicht zugeſteht, daß das Element der Heiterkeit auch über das Erhabenſte und Würdigſte in der Muſik ausgegoſſen ſein muß, und dieſe muſikaliſche Heiterkeit, dieſer Stillhimmel der Muſik, fehlt dem „Tanhäuſer“ ganz und gar. Zuweilen, z. B. im einfachen Hirtengeſang, im lieblichen Liede: „Holder Abendſtern“ glaubt man, nun blühe eine Melodie an's Licht, nun bricht eine Geſangs-Blume duftig aus dem Brodbaumwald von langen Recitativen und unklaren Regelloſigkeiten, aber gleich verſchwindet unſere Hoffnung wieder und macht dem Aufſchrei geängſtigter Inſtrumente Platz.

Bogumil Dawiſon

als Narciß.

Das Trauerſpiel „Narciß“ ſelbſt iſt kein Drama, keine Tragödie, es fehlt vor Allem der klare, tragiſche Aether, der mit dem Odem der Wahrheit und moraliſchen Gerechtigkeit die Weſen und die Weſenheit der Handlung umfluthen ſollte und müßte. Es iſt eine abenteuerlich, willkürlich zuſammengeklügelte Operation, eine nicht tragiſche, ſondern eine fantaſtiſche Operation, welche eine Kataſtrophe herbeiführt, die am Ende keine iſt.

Wir vergeben dem Verfaſſer die Maulſchellen, die er der hiſtoriſchen Wahrheit gegeben hat, der Dramatiker hat das Vorrecht, ſich die Geſchichte zurechtzulegen und zu modeln, aber er hat kein Recht, die Charaktere zu fälſchen, die Charaktere zu verkrüppeln und die Motive der Handlungen nach Selbſtgefallen zu geſtalten.

Wie erbärmlich iſt da die Pompadour gezeichnet! Wie mager iſt ſie ausgeſtopft! Wie farblos iſt ſie roth angeſtrichen! Welch’ ein Schatten iſt das

Licht, das ſie auf Frankreich, auf die Zuſtände ihrer Zeit, auf die Bodenfäulniß ihrer Epoche werfen ſoll!

Ein Schemen tritt ſie auf, ein Schemen bringt ſie ſich fort und als Schemen ſtirbt ſie! Stirbt ſie? Nein! Sie wird aus dem Leben experimentirt, es iſt kein Tod, es iſt eine Tortur, der ſie der Dichter unterwirft, eine grauſame Thierquälerei, von welcher es nicht einmal ſicher voraus zu beſtimmen war, ob ſie an dieſem Experiment ſicher verenden wird! Verenden ſagen wir! Denn der dramatiſche Dichter hat kein Recht, die tragiſche Gerechtigkeit, die Vergelterin, als langſame, grauſame, höhniſche, zähnefletſchende Perſon auftreten zu laſſen. Eine kranke, todesſieche Frau raffinirt zu tödten durch eine Eindrucksvergiftung, mit dem Meuchelmord des Anblickes einer einſtgeliebten Perſon, iſt ein unſtatthaftes, ein verletzendes, ein empörendes Gerichtsverfahren. Dieſe Art Mord erinnert an Franz Moor, der alle Herzgifte muſtert, um ſeinen Vater zu tödten und endlich bei dem Gifte „Reue“ ſtehen bleibt: „Komm' du mir zu Hilfe, nagende Reue u. ſ. w.“

Wie ganz zerriſſen und zerſpliſſen ſind all' dieſe hiſtoriſchen Figuren hingeſtellt, die eigentlich nichts ſind als zweibeinige Reflexionen über ihre eigene Nichtswürdigkeit, in welcher ſich die Nichtswürdigkeit der Zeit abſpiegeln ſoll, in der ſich aber nur die Nichtswürdigkeit der Perſonen und nicht die der Epoche abſpiegelt.

Ganz ein Schatten-König bleibt König Ludwig, der ſich nur wie ein Phantom auf dem Hintergrund abzeichnet. Auch die Königin iſt blos ein beklagenswerthes Weib, aber ſonſt lebt ſie in keiner Weiſe als hebendes oder erhebendes hiſtoriſches Element auf. Die übrigen Geſtalten ſind blos hiſtoriſche Illuſtrationen ohne Begründung. Die Encyklopädiſten ſcheinen nur da zu ſein, um dem „Narciß“ als Taſten zu dienen, auf welchen ſeine tolle Weisheit bei ſeinem erſten Erſcheinen eine brillante Phantaſie abſpielt und die ſich dann nach gethaner Gelegenheitsmacherei in Ruheſtand verſetzen.

Es iſt alſo nur „Narciß,“ dieſe „Spottgeburt aus Dreck und Feuer,“ welcher den Stern bildet, auf dem dieſer Knäuel von Perſonen und Situationen gewickelt iſt.

Narciß ſoll die Vereinſamung einer großen, zerfallenen Individualität vorſtellen, er ſoll die Echoloſigkeit ſeiner Zeit, die nichtswürdige Hohlheit des ganzen ſocialen Baues, die innere und äußere Zerlumpung der Geſellſchaft vorſtellen, kurz, er ſoll das abgehobene Spiegelbild des giftzerfreſſenen, vermoderten Leichnams „Frankreich“ ſein! Leere aus Fülle, Geiſtesabweſenheit aus Ueberfluß an Geiſt, Siechthum aus Ueberkraft, Ekel aus Gelüſte, Menſchenhaß aus Liebe, Verſunkenheit aus Hoheit, die gemeinſte Selbſterniedrigung aus Selbſtüberſchätzung, die cyniſchſte Ekelhaftigkeit aus zarter Empfindung, das ſind die pſychologiſchen Fäden, aus welchen Narciß zuſammengeſetzt iſt. Daß eine ſolche barocke Geſtalt, eine ſolche Centaurfigur, eine ſolche Geſtalt, die mit einem Menſchenantlitz beginnt, in einen ſchuppigen, ſchlammigen Drachenſchweif endet, eine Geſtalt, die Philoſophie und Narrheit, Schmutz und Poeſie, Moral und Fäulniß, Weltverachtung, Hohn, ätzende Ironie mit dem Ton eines Königs und mit der Nacktheit eines Bettlers den Menſchen, den Großen, den Frauen in's Antlitz wirft, daß eine ſolche Geſtalt auf der Bühne zu einer der effectvollſten wird, daß eine ſolche Geſtalt große Wirkung machen muß, wenn ſie ihre Nacktheit mit bunten Wortlappen, mit ſchreienden Farbenſtrichen überkleidet, wenn ſie alle Coſtümſtücke der Diction um dieſe Nacktheit hüllt, iſt evident, iſt welthiſtoriſch.

Damit ſei keineswegs in Abrede geſtellt, daß in „Narciß“ eine geiſtvolle Mache liege; es ſei nicht in Abrede geſtellt, daß ein tüchtig waltender Geiſt über dem Ganzen ſchwebt, daß Herr Brachvogel den kühnen Vorwurf, den er ſich ſetzte, mit großem Talent zu handhaben wußte, daß er mächtige Situations-Effecte hervorbrachte, daß er einzelne geniale aperçus mit großem Glück einſtreute, daß er den Dialog mit Bitterſalz, mit ätzender Schärfe durchtränkte, und eben durch die klatſchenden, patſchenden Peitſchenhiebe, welche kreuz und quer die Striemen auf der Haut der Zeit hervorbringen, einen prickelnden, ſchauerlichen, grauſigen Eindruck auf die Maſſen hervorbringt und — dadurch iſt das Glück, der Ruf, das Los des Stückes entſchieden. Es iſt eine Art Execution, die eben durch ihr hautüberlaufendes Grauſen eine unerklärbare Anziehungskraft auf die Menge ausübt.

Aber im Ganzen, als Tragödie, ſteht „Narciß“ da wie ein nackter Fels, deſſen Reflexions-Rippen und Zacken in eine Negation hineinſtarren, kein Grün, kein Leben, kein Fernblick, kein tröſtender Strahl, kein Lebensathem! Nichts als ein nackter Menſchenfels, unten ohne Grün, oben ohne Blau, kein Athemzug des Lebens, nichts als Hohn, Reflexion, Negation und nirgend ein Ausgang in's Leben, zum Leben, zur Beſchwichtigung, nichts als Troſtloſigkeit und Hohngelächter!

Iſt das die Aufgabe einer Tragödie? Geben die Amalgame von Jammergeſtalten dramatiſche Charaktere? Sind die Conſequenzen des Häßlichen das Schöne? Strahlen die Irrlichter des Falſchen die Gebilde der Wahrheit aus? Kann aus der Umarmung von Diſſonanzen eine Harmonie hervorgehen? Kann aus der Selbſtentkleidung aller perſönlichen Achtung und Würde ein moraliſcher Eindruck hervorgehen? Kann aus dem Anblick einer ſich und ihr Bewußtſein ſelbſtanſpeienden Innerlichkeit eine tragiſche Ausſöhnung quellen? Kann aus der Oede und Klemme eines hinausgeſtoßenen Lebens, aus der abgeſchnittenen Exiſtenz eines verkommenen Daſeins, aus einem von allem Sittlichen losgeriſſenen Daſein eine wohlthuende Löſung entſtrömen? Unmöglich! Und das iſt Narciß's Glück und Ende! . . . .

Narciß iſt ein Tuſchkaſten mit zwei Füßen, ein Tuſchkaſten, aus welchem der Seelen- und Charakter-Maler Dawiſon Farben nimmt und ſie miſcht, um zu zeigen, daß er ein Seelenmaler für Alles iſt, für das Hiſtoriſche, für das Idylliſche, für das Still-Leben, für das Blumenſtück, ja in gewiſſen Stellen des Narciß auch für das Thierſtück. Kurz, daß er Geſchichte malt und Porträts liefert, daß er Nachtſtücke und Sonnenpartien, den Sturm und den Mondſchein gleich wahr und erſchütternd zeichnet, daß er Sammt- und Höllenbreugel ſein kann.

Herr Dawiſon zeigt uns in Narciß, daß man ſich auch in Lumpen wie ein König drapperiren kann, daß das Genie aus den Scherben eines zertrümmerten Sackfenſters einen Spiegel ſchleifen kann, in welchem ſich Schmerz und Luſt, Hohn, Ironie, Weltverachtung ſo wie Herzeleid, Wehmuth, Liebe und die tiefſte Empfindung abſpiegeln.

Herr Dawiſon läßt in dieſer Rolle, in dieſem Flickmenſchen aus tauſend verſchiedenen Lappen, alle Höhen-Züge ſeines anſchauenden Verſtandes, alle Seelentiefen ſeiner Gefühlsſeite und alle Feuerräder, Sprühteufel, Tourbillons und Blitze ſeiner zerſetzenden, trennenden, verbindenden, blendenden und wunderſamen Dialectik an uns vorüberziehen.

Auch in „Narciß“ iſt es uns klar geworden, daß Dawiſons Genie den Fleiß und die faſt mikrologiſche Ausführung des Details nicht verſchmäht und auch nicht das Studium der einzelnen Partien, was ſonſt ſogenannte Genies ſo gerne thun und mit Oſtentation thun.

Leider hat ſich bei vielen Darſtellern die falſche Meinung geltend gemacht, das Genie, das Geniale dürfte nachläſſig, ſchlotternd, ſkizzirend ſein. Ja die falſchen Genies glauben, die Liederlichkeit in einzelnen Theilen ſei ein Merkmal des Genialen! Das iſt ganz unwahr. Das Genie iſt ebenſogut Inſpiration als Reſultat des Fleißes, des Studiums, der forſchenden und angewandten Aufmerkſamkeit. Das Genie in ſeiner vollen Nachahmung beſteht aus zwei Factoren, aus der Offenbarung des Göttlichen im Menſchen und aus der Arbeit des Verſtandes und des Nachdenkens.

Darin eben iſt Dawiſon bewundernswerth, ſeine Ineinanderbildung der Charaktere und Geſtalten zeigt die Durchdringung des Genies und des tiefſten Studiums, und aus dieſer Durchdringung geht der Kern der gediegenſten Künſtlerleiſtung hervor.

Sein Genie gefällt ſich nicht blos darin, das Ideal von der Wirklichkeit zu trennen und es als ein in der Luft ſchwebendes, in der Wirklichkeit keinen

Halt habendes „Geniale“ hinzuzeichnen. In ſeiner Darſtellung iſt Uebereinſtimmung der beiden Momente, des Genialen und des Geregelten, der Poeſie und der Wahrheit des Idealen und des Realen. Gerade in der Zerfahrenheit einer Rolle wie „Narciß,“ die wie ein bunter Stab an der dramatiſchen Tränke ſteht, bewies ſich die Macht des Dawiſon'ſchen Genies, welches in alle dieſe zuſammengewürfelten Momente von Irdiſchem, Richtigem, Dramatiſchem, Hiſtoriſchem, Empfindſamem, Höhniſchem u. ſ. w. einen pragmatiſchen, vernünftigen Zuſammenhang brachte, er hat dem „Narciß“ eine gewiſſe ethiſche und dramatiſche Nothwendigkeit verliehen.

Was uns in „Narciß“ an Dawiſon am meiſten gefiel, in was wir ihn am meiſten bewunderten, war die Scene, in welcher er die Geſchichte ſeiner Liebe erzählt. Da ſprach Dawiſon Thränen! „Ich ſuchte ſie und fand ſie nicht,“ in die Wiederholung dieſes Schmerzensſchreies legte Dawiſon alle Wehmuth, alles Weh, alles Leid, allen wogenden Schmerz einer unendlichen Betrübniß. Es blieb kein Auge thränenleer und dieſer warme Strichregen in dieſem Gewitterſtück voll waſſerloſer Wolken, voll nichteinſchlagenden Donners, voll elektriſcher Entladungen ohne nachkommende Friſche, that dem Gemüthe des Hörers ſehr wohl.

Die Gewalt, die dämoniſche und lyriſche Kraft ſeiner durchglühten Dialectik machte ſich in ſeinem Monolog, ſo zu ſagen, in ſeinem Solo-Drama und in andern diaboliſchen Scenen ſiegreiche Bahn. Gerade im Monologiſchen, da entwickelt der große Künſtler das höchſte Dramatiſche. Da wo Ich mit Ich ſich beſpricht, wo das Individuum mit dem Individuum Zwieſprache hält, wo die in dem Individuum kämpfenden Gedanken und Bilder, Mahnungen und Geſichte als ein Lebendiges vor ihn hintreten, wo er dieſe inneren Bewohner durch Wort, Geſte, Geberde dem Hörer als Exiſtenzen hinſtellt, da zeigte Herr Dawiſon die Gewalt ſeiner veranſchaulichenden Sprache des Monologes.

In der Todes-Scene riß Herr Dawiſon das ſchwarze Thor des Todes mit allen ſeinen Grauen und Schrecken weitmächtig auf. Schiller ſagt: „Der Tod, mein Herr, iſt ſo äſthetiſch doch nicht!“ aber Herr Dawiſon gab dem Gräßlichen Milderung, ohne der Wahrheit, ſelbſt pathologiſch, Abbruch zu thun.

Der Sonnwendhof.

Volksſchauſpiel in 5 Aufzügen von S. H. Moſenthal.

Wir haben uns gefreut, als wir hörten, Herr Moſenthal habe ſich an eine Aufgabe gemacht, wie „Da Toni und ſei Burgei“ u. dgl.

Wir glauben immer, daß gewiſſe Talente vielleicht g'rade für gewiſſe Unternehmungen ausreichen. Solche Vorwürfe, wie dieſe „Niederungs-Stücke,“ kann die Capacität des Herrn Moſenthal vielleicht bewältigen, und da, ſo glaubten wir, wird er etwas leiſten, da die Sphäre eine ſolche iſt, die keiner großen Conception, keiner tiefen Erkenntniß bedarf. Wir lieben es, wenn ſich Jeder an das macht, was ſeinem Vermögen analog iſt.

Somit glaubten wir, im „Sonnwendhof“ dürfte Herr Moſenthal jenes beſcheidene Stück Arbeit gefunden haben, welches in der Tragweite ſeines Strebens liegt.

Wo Herr Moſenthal als Interpret eines großen Gedankens, einer tiefern Geiſtigkeit auftritt, wo er dramatiſcher Dollmetſch höherer Conflicte ſein will, wenn ſich ſein laborioſes Wirken in jene Gruppen verirrt, wo das Drama alles Richtige und Verkehrte in's Gericht führt, wo menſchliche Schwäche und göttliche Gnade auftreten, wo der Ernſt des Lebens, der geſchichtliche, der reinmenſchliche, der univerſell geltende, in bedeutſamen Intereſſen, in markanten Begebniſſen, in ausgeprägten Individualitäten erſcheint; — wenn Herr Moſenthal ſich und ſein Können ſo weit übergreift, daß er uns einen Blick in die ſcheinbaren Widerſprüche der menſchlichen Naturen und Leidenſchaften thun, und aus den innerſten Tiefen des dramatiſchen Kerns die wiederhergeſtellten Harmonien der anfänglich geſtörten Einheit der Weſen hervorgehen laſſen möchte, da wird uns ſein Unvermögen klar, und die Strandung der Schwäche an der Klippe der Unternehmung treibt das zerſplitterte dramatiſche Breterwerk vor uns her.

Herr Moſenthal hat kein Recht, von der dramatiſchen Muſe Wohlwollen zu verlangen, er hat ſie in ſeinem „deutſchen Dichterleben“ entadelt, er hat der keuſchen Muſe das Erröthen der Scham abgejagt, er hat die Züchtigkeit des Dramas desavouirt und die Entſittlichung eines dichteriſchen Genius illuſtrirt.

Es hat mir ſchon lange auf der Seele gebrannt, einmal für die Manen eines gemißhandelten deutſchen Dichters ein Wort zu ſprechen.

Wahrhaftig, ein Dichter wird jetzt bald zum Gegenſtand ſeines täglichen Gebetes machen müſſen: „Herr, laß' mich nach meinem Tode nicht von Herrn L. A. Frankl biographiſirt und nicht von Dr. Moſenthal dramatiſirt werden!“

Nie iſt das Andenken eines Dichters, und noch dazu eines der edelſten Volksdichter der Deutſchen, auf eine unwürdigere Weiſe an das Pilory geſtellt worden, als unſer „Bürger“ in dem Drama
„Ein deutſches Dichterleben!“

Es iſt bezeichnend genug für die Unzurechnungsfähigkeit der deutſchen Theater-Directoren, für Alle ohne Ausnahme, daß ſie ein Stück zu Markt tragen, in welchem nicht nur mehr Sittenloſigkeit liegt als in der trivialſten Neſtroy'ſchen Poſſe, ſondern in welchem ein Dichtergenius, auf den ſein Volk ſtolz iſt, ein Geiſt, der dort nun geklärt, was er hier geirrt, auf eine ganz erbärmliche, ſündhafte Weiſe hingeſtellt wird, in welchem ſeine Verirrung, die ein pietätiſches Gemüth gar nicht zum Gegenſtand eines Dramas aufgegriffen hätte, in welcher dieſe Verirrung ſagen wir mit nichts überdeckt wird, als mit ſüßlichem Geſafel von Gemüthſeligkeit, ja aus dem eigentlich als Durchſichtsmoral zu erſehen iſt: es gibt berechtigte Entſchuldigungen für ſolche Vergehen! — Es gibt eine Scene in dieſem „deutſchen Dichterleben,“ vor welcher die Sitte und die dramatiſche Keuſchheit mit Zorn entflieht!

Aber unſere Theater-Directoren haben weder Pietät noch richtiges Verſtändniß genug. Dieſes „deutſche Dichterleben“ iſt des deutſchen Dramas in Tendenz unwürdig, und als Reminiscenz an der Würde des deutſchen Parnaſſes eine Verſündigung. Nachdem wir dieſes Verdict über Stoff und Tendenz ausgeſprochen haben, wäre jede weitere Bemerkung über das Blauveigliche und Gemüthduſlige ohne Kraft und Kern jenes Stückes überflüſſig. Als wir alſo hörten, Herr Moſenthal habe ſich in die „Bäuerei“ begeben, um von der Alm die Conflicte des Lebens und von der Milchkammer den Rahm des Dramas zu holen, da waren wir froh. Denn nicht nur übereinſtimmen wir mit dem Spruch: „Was kann dieſer Miſere Großes begegnen?“ ſondern wir gehen noch weiter und ſagen: „Was kann an dieſer Miſere verdorben werden?“

Als wir aber das Stück geleſen und es geſehen haben, wurden wir enttäuſcht und müſſen zugeben, daß es dem Talente des Herrn Moſenthal gelungen iſt, auch die „Crescenzl“ und das „Franzl“ und den „Mathiſel“ zu verzeichnen! Dazu gehört nicht wenig Glück!

Stücke wie der „Sonnwendhof“ ſind im Theater in der Joſephſtadt gewiß ſchon ein Dutzend durchgefallen. Der Ausſpruch ſcheint hart, aber nichts deſtoweniger iſt er wahr. Und wieder hat ein Theil unſerer Kritik geſagt: „Das Drama hat nun eine

„Zukunft" vom „Sonnwendhof!" Aber wievielmal iſt das ſchon geſagt worden! Es iſt beim „Toni und ſein Burgei" geſagt worden, es iſt bei Elmar's, Berla's Stücken unzähligemale geſagt worden: „Nun hat das Volksſtück eine Zukunft!" Aber verſchiedene Zukünfte ſind ſchon Vergangenheiten geworden, und das Drama und das Volksſtück hat noch nicht einmal eine Gegenwart! Wir müſſen g'radezu ſagen, alle Dorfdramas, die wir kennen, ſelbſt die von Mad. Birch=Pfeiffer aus Novellen auf Theaterflaſchen gezogenen Dorf=Novellen, erheben ſich in jeder Beziehung weit, weit über dieſem „Sonnwendhof," in welchem nicht ein Moment iſt, welches ſich über die mehr als gewöhnlichen Komödienſtücke erhebt.

Selbſt den Heuduft, dem wir ſonſt nicht abhold ſind, wenn wir ihm in dieſen Regionen begegnen, vermiſſen wir. Dieſe Natur iſt Unnatur, ſo denkt, ſo fühlt, ſo handelt dieſes Volk nicht!

Herr Moſenthal hat die „Burgei" und „Lorle" und andere Naturburſche und Naturburſchinnen ſtudirt und copirt, aber jede Naturwahrheit verwiſcht! Wir verzeihen es, wenn eine Stadtmamſell affectirt iſt, wenn ſie mit Empfindſeligkeit Handel treibt, aber wenn eine Schmiedgeſellenstochter ſentimental iſt, wenn die Alm und die Senn tragiſche Schickſale ausbrüten, dann tritt uns die Unnatur und Unwahrheit in ihrer Nachſicht=aufreibenden Geſtalt entgegen! Welches iſt des Pudels Kern? Welches iſt die dramatiſche Durchſicht? Welches iſt die Idee? Wo iſt irgend ein Blick in Herz, Geiſt und Gemüth? Wo iſt irgend ein Accent der Handlung, irgend ein Schwerpunct des Intereſſes? Nichtigere Geſtalten, hohlere Situationen, abgeſprudeltere Charactere ſind nie ſobald zu einem Drama an einen Dialog zuſammengefädelt worden, der zu der Langweile ſagt: „Bin ich nicht Dein liebſtes Kind?“ Und zu der Unnatürlichkeit: „Hand in Hand mit Dir, ſo fordere ich die Kritik in die Schranken!“

Die Handlung ſelbſt iſt die Schablone aller Rührſpiele mit obligaten Böſewichtern und turtelirenden Schmachtlappen, aber auf Milchkannen und Heuſchoppen gezogen. Alle Figuren durchaus entbehren der Wahrheit, und g'rade die Hauptträger des Stückes: Anna, Valentin und Mathias, ſind Mißgeſtalten, ſind Meſtizen und Mulatten an Geſinnung, Empfindung und Gebahrung! Deshalb mußten ſie auch von den Darſtellern auf eine ſolche horrende Weiſe vergriffen werden. Mathias iſt durchaus kein lüderlicher verſoffener Bauer, ſondern ein echt franzöſiſcher Gaillard, ein Federwürfling franzöſiſcher Boulevards-Dichter, und mitunter auch deutſcher Lump der Societät, das rechte Auge von Spiegelberg, das linke eines Franz Moor u. ſ. w. Und dieſe Unfigur aus Fratze und Lüge iſt ausſtaffirt mit etwas Communismus aus Prudhon, mit etwas

Philoſophie des Chourineurs! Es iſt nicht eine geſunde Silbe an dem ganzen marterlangen Kartenſpiel-Dialog, den er mit dem Pfarrer von Achau hält! Keine geſunde Silbe, aber ein Oxhoft von ſchaler Salbaderei, von aufgedunſener Subtilität, mit dem der arme Pfarrer den Mathias beſpritzt, ein Stück Flanell mit Himbeereſſig! Dieſe Scene iſt an dem ganzen kranken Körper des Stückes noch eine Extra-Milzverſtopfung, die den Hörer in Verzweiflung bringt.

Man höre nur, — denn, um bei dem Leſer nicht der zu großen Härte verdächtig zu werden, müſſen wir unſere Härte erhärten. Mathias, nachdem er lange — der Bauer! — von „Mein“ und „Dein“ und „Beſitz“ alles wiederkäut, was ſchon dageweſen, ja, nachdem ſich der Bauerntölpel ſo hoch verſteigt, zu philoſophiren: „Der Gedanke iſt die Strafe!“ und auch die „Wurzel“ des „Unglücks,“ erwidert der Pfarrer von Achau: „Du haſt's getroffen! Verſuch's, dieſe Wurzel auszujäten! — Sie iſt das einzige Unſterbliche in Dir, es iſt der Theil von Gott im Menſchen. — Dränge die Kluft zuſammen, die ſie (?) in die ſündige Seele reißt (?), ſie wird enger werden — aber umſo tiefer! — Du willſt darüber hinaus — aber Dir ſchwindelt; Du gehſt darum herum — aber ſie hemmt Dir den Weg; Du ſchiebſt ſie vor Dir hinaus (?!), immer weiter zurück — bis an die Stunde des Todes, da ſtehſt Du davor!“

Ich habe dieſe Stelle viermal geleſen, ich habe auf allen Ruhebänken der ſplendid angebrachten Pauſen mein müdes Denken abruhen laſſen, um neue Kräfte zu ſammeln, aber ich bin nicht dazu gelangt, darin klar zu werden!

Dieſes Gerede iſt ſogar undeutſch ſtyliſirt! „Du willſt darüber hinaus (es iſt von der Wurzel die Rede), aber ſie hemmt Dir den Weg!“

„Darüber“ und „ſie!“ „Du ſchiebſt ſie vor Dir hinaus, da ſtehſt Du davor!“

„Sie“ und „davor!“

Wir müſſen ins Detail gehen, um den Leſer vollauf auf den Standpunct des Urtheils zu ſetzen.

Im ganzen Stücke geht nun der Mathias herum und brütet Böſewichterei, aber es kommt zu Nichts! Er iſt nicht einmal das, was er ſein ſoll, ein ganzer Kerl von einem Schuft! Er ſucht Mitarbeiter zu der Redaction ſeiner Schreckenthat, aber er findet keine! Er ruft den Keſſelflicker an, er möcht' ihm helfen ein Schuft ſein, aber „der iſt der Rechte nicht!“ Auch die Crescenz iſt die Rechte nicht, und ſo iſt er ſelbſt als Böſewicht ein feiger Böſewicht und iſt durch und durch ein dramatiſcher Blasbalg.

Gehen wir nun zu Anna, ſo iſt ſie ein wahrer Schemen, ein Ding, nicht Fiſch und nicht Fleiſch, nicht Liebe und nicht Haß, nicht Lorle und nicht Gretchen, aber ein Stück gute Unnatur und Zimperlichkeit, und ein Stück Sentimentalität, die ins

Alberne geht, da ſie unbegreiflich iſt! Und unbegreiflich, weil ſie unwahr iſt! Ein Schmiedskind, eine dralle Dorfſeele wird kein Ahasver, wenn ihr Vater auch ein Verbrechen begangen hat! Es iſt durchaus falſch und erlogen, dieſe Gefühlsweiſe, dieſe Denkweiſe aus dem Kölnerfläſchchen der Geſellſchaft auf die Butterfäſſer der Bauernverhältniſſe zu pfropfen! Anna iſt eine „Alm-Wandlerin,“ ſie wandelt Alm, von Sennhütte zu Sennhütte! Und was iſt das Ende? Am Ende curirt ſie Herr Moſenthal von dem „einen Punct aus“ (wie Goethe ſagt), von dem ſie Alle zu curiren ſind! Sie kriegt ihn! Aber nicht geſund und friſch wie eine tüchtige Landdirne, nein! Sie ruft „Valentin!“ und „ſinkt ohnmächtig an ſeine Bruſt!“ Wie kommt dieſer Glanz in eine Sennhütte?!! Valentin iſt nun ganz und gar Siegwart in Zwilch. Er ſiegwartelt im Dialect! Ich frage jeden Unbefangenen, ob an der Geſtalt eines Oberknechtes dieſer Parfum von Liebesſeligkeit und Sehnſuchtsherumlaundlerei Naturduft iſt? Dieſer Valentin iſt gewiß der einzige Toggenburg ſeiner Race, der ſo auf die „Steinalm“ fenſterln geht!

Und wie nun in dieſen Figuren kein wahrer Nerv, kein urwüchſiger Muskel iſt, ſo kann uns auch dieſe Angelegenheit nicht im mindeſten intereſſiren, wir nehmen an Niemand und an Nichts Antheil.

Wenn wir uns zur etwaigen Heldin des Stückes, zur Monica, zur Sonnwendhofbäuerin, wenden, was finden wir? Es iſt mit viel Behagen geſagt worden: „ein reſolutes Weib!“ und ſie ſagt's auch mit Wohlbehagen von ſich ſelbſt. Ihre Deviſe iſt: „Je nun, ſodann!“ Was heißt: „ein reſolutes Weib?“ Sie hält Haus und Hof zuſammen, ſie gibt den Mägden Aufgeld, ſie läßt ſich von der Crescenz nichts ſagen, ſie läßt den „Schecken“ einſpannen, vielleicht ein Couſin des Schecken, den Wallenſtein's Vetter an jenem Tage ritt, und fährt zu Gericht; wenn das der Inhalt eines reſoluten Weibes, und genug zu einer dramatiſchen Geſtalt iſt — „je nun, ſodann!“ Sie will den Valentin heirathen, und als er ſie nicht mag, reſignirt ſie, — wenn das eine Kataſtrophe iſt, — „je nun, ſodann!“

Wenn nun von dieſem Drama ein Theil unſerer Kritik eine „neue Zukunft“ erwartet, ſo ſagen wir nichts als: „Je nun, ſodann!“ Gott ſchenke Euch die neue Zukunft, die Ihr wollt, wir aber ziehen die alte Zukunft vor.

Dieſe niederländiſchen Theaterſtücke, dieſe menſchlichen „Thierſtücke“ wachſen gerne ſo geſchwind und ſo raſch aus ihren Schranken, und ſtellen ſich, von dem gedankenloſen Zuruf des Momentes getäuſcht, als ein Berechtigtes den edlen Gebilden des Dramas, den wahren Schöpfungen der Bühnentalente an die Seite, ja manchmal noch höher, und deshalb muß die ehrliche Kritik, welcher der legitime Adel der Bühnenſchöpfungen werth iſt, mit aller Strenge die

Autoren, welche die geſpaßige Geſchicklichkeit und das Tafelkunſtſtück beſehen, aus Brotkügelchen ſolche Männchen und Mätzchen zu drehen, auf jene Stelle hinweiſen, wo ſie hingehören. Dieſe patzigen Sentimentalitäten, dieſe grundflachen Carricaturchen, dieſe watſchligen und quabbligen Mannſen und Weibſen, die ſich von den Darſtellern ſo gehäbig befühlen laſſen wie eierlegende Hühner, dieſe Böſewichter aus Speckſchwarten, dieſe tugendſamen Luiſen aus Gramelknödel, dieſe Hermanns und Dorotheas aus dem Familienleben der Krautſtrünke müſſen ihre Rumpelkammer angewieſen bekommen, in die ſie gehören!

Daß ſolche Dramen aber doch der Menge gefallen? „Je nun, ſodann!“ Wenn man uns den Erfolg ſolcher Producte als Antikritik wiedergeben wollte, ſo würden wir darauf nichts erwidern, erſtens weil es gar nichts bedeutet, und zweitens weil Tieck ſchon für uns geantwortet hat. Tieck ſagt im dritten Bande ſeiner „kritiſchen Schriften“ Seite 38, bei Beſprechung des „Wallenſtein:“ „Wir haben es erlebt, daß es gewiſſen Stimmungen ſehr leicht wird, ſich unſerer Bühne zu bemeiſtern. Verſchrobenheit muß nur zu oft für Edelmuth, das Abgeſchmackte für das Große, gelten, und was vermögen Kritik, Witz und Philoſophie gegen jene unüberwindliche deutſche Rührung u. ſ. w.? Daß gewiſſe Dinge den Gebildeten weder zum Lachen noch zum Weinen reizen, wird die Einſicht immer der Menge umſonſt predigen, wenn auch unter denen, welche das Antlitz der Wahrheit geſchaut haben, darüber kein Zweifel ſein kann!"

Aber wir haben ganz aufmerkſam den Theilnahmsgang des Publikums bei dieſem „Sonnwendhof" beobachtet, und geſehen, daß Theilnahme und Beifall ſich nicht in einem einzigen Moment an Inhalt, Gedanken, Situation und Wahrheit des Stückes ſelbſt ſchloß, ſondern nur an die Darſteller, an die Form der Darſtellung, an das Frappante und Fremde der Aeußerlichkeit. Niemand kümmerte ſich um die Monica als Monica, Niemand um die Anna als Anna, Niemand um die Crescenz als Crescenz, man intereſſirte ſich blos für die Hebbel als Bäuerin, für die Haizinger als Oberdienerin, für die Würzburg als Schmiedetochter. Es war eine Art Maskerade und das Publikum freute ſich zu ſagen: „Ah! Du Crescenz! Ich kenn' dich ſchon, du biſt die Haizinger!" u. ſ. w. Der Reiz, dieſe Künſtler und Künſtlerinnen im Zwilchkittel zu ſehen, ſie juchzen und G'ſtanzeln jodeln zu hören u. ſ. w., das war und iſt es ganz allein, was dem Stück Beifall bringt, aber das Publikum iſt nicht durch einen Schritt der Handlung ergriffen, nicht durch eine Gefühlswendung angeregt, nicht durch einen Gedanken belebt worden. Der vollgiltigſte Beweis dafür iſt, daß bei den beiden rührendſten Stellen, wo die Crescenz weint, und wo der Franzl weint, das Haus laut auflacht!

Uebrigens iſt auch die Ausſtattung aller Sonnwendhöfe werth! Da war Kuhgeläute, da war Gejodel, da waren glühende Bergſpitzen und „ſagt Alles nur in Allem!“ ein wirklicher veritabler Heuwagen, der ebenfalls ganz natürlich in das ganze Naturſpiel mit eingriff.

Sehr dankbar muß das deutſche hohe Drama dem Herrn Moſenthal ſein, daß er endlich eine Einheit in die Ausſprache bringt. Die Belehrung des deutſchen Bühnenkünſtlers, daß die „Crescenz“ als Trochäus und ebenſo „alsdann“ und „naher“ gebraucht werden, kann für die Zukunft der Reinheit der deutſchen Sprache für alle Künſtler von großer Wichtigkeit und von großem Nutzen ſein! Es iſt überhaupt ein unüberſehbarer Gewinn für die Purität der höhern und beſſern Bühnen, daß ſie dem Dialect die Zuſtändigkeit angedeihen laſſen, darauf kömmt endlich Conformität auch in die Recitation der Goethe'ſchen und Schiller'ſchen Worte! Es iſt ja ohnehin ſo weit gekommen, daß, wenn man auf den deutſchen Bühnen ein claſſiſches Stück hat, eine hohe Tragödie, man mit Arndt fragen möchte: „Wo iſt dieſes deutſchen Schauſpielers Vaterland?“ Da nordelt ein Poſa, da ſüdelt ein Lear, da ſächſelt ein Hamlet, dort hamburgelt ein Othello, da frankfurtelt eine Ophelia, da ſchwäbelt eine Desdemona! So daß man in einem großen Stück alle vaterländiſchen Idiome vor ſich hat!

Aber wie glücklich wird der Zuſtand des hohen Dramas ſein, wenn die Schauſpieler durch ihr Vertrautwerden mit dem Jargon, durch das Aufgehen in den platten Dialect, keinen Unterſchied der reinen, einzig duldbaren hochdeutſchen Bühnenſprache von dem Quitſchiquatſchi-Dialect mehr zu beobachten haben werden, und Poſa zu Eliſabeth ſagen wird: „Das Leben iſt doch ſchön! Nachher b'füt di Gott!“ Wir aber ſagen nichts als: „Je nun, ſodann!“

Magellona.

Trauerſpiel in fünf Acten und einem Nachſpiele,
von Friedrich Hebbel.

Magellona, — urſprünglich „Genofeva," — Bruno — Golo — Sigurd — Siegfried.

Durch gegebene Verhältniſſe beſtimmt, entſchloß ſich der Autor zu dieſer Umgeburt.

Wenn wir nicht irren, iſt dieſe Tragödie Hebbel's zweites Werk und iſt nach ſeiner „Judith" erſchienen.

In „Judith" galt es dem Geiſte des Judenthums, in der „Genofeva" dem Geiſte des Chriſtenthums.—

Das ſpecifiſch-jüdiſche Element iſt ein thätiges, ein ſtreitendes, ein Element des Kampfes, der Rache, ja des Haſſes, ein mit den Conflicten kämpfendes Element, alſo ein ſpecifiſch-dramatiſches!

Das ſpecifiſch-chriſtliche Element iſt die Liebe, die Ruhe, die Duldung, die Ergebung, ein die Conflicte paſſiv über ſich hereinbrechenlaſſendes Element, alſo ein — undramatiſches.

Im Judenthum iſt den „Leidenſchaften“ Berechtigung gegeben, und das Dramatiſche beruht auf Leidenſchaften, die mit Leidenſchaften ſtreiten, die durch Leidenſchaften ſiegen oder entmachtet werden. Im Chriſtenthum iſt Seelenſtille, Sänftigung aller Leidenſchaften, duldende Innerlichkeit, und dieſe ſind undramatiſch.

Hebbel bezeichnet ſelbſt den Kampf zweier feindlichen Contraſte auf Tod und Leben als das Naturgeſetz der dramatiſchen Poeſie. Wo aber die Frömmigkeit der Seele den freien und in dem Trieb der Menſchen gewurzelten Widerſtand gegen ſein Geſchick, gegen die ankämpfenden Gewalten verbietet, wo die Seele durch ein Allesüberſichergehenlaſſen die freie Bewegung des ſich regenden Gefühls aufhebt, da kann der Kampf nicht entbrennen, denn der Sieg iſt im Voraus geſichert, eben weil er auf einem Höheren beruht, als auf einem Kraftmeſſen der miteinanderringenden Widerparte der Leidenſchaften.

Wir haben in „Judith“ das handelnde Weib, welches Opfer bringt, in „Magellona“ das duldende, welches Opfer wird, Opfer iſt.

In „Judith“ iſt's eine That, in dieſer That liegt ein Conflict; um dieſen Conflict auszugleichen, hat Hebbel die That Judithens zugleich zu ihrer

Schuld gemacht und dadurch das eigentliche Tragiſche in ihr zur Anſchauung gebracht.

„Magellona“ aber iſt freilich ſelbſt keine That, ſie iſt auch kein Gefäß, in welchem Stürme Wellen aufpeitſchen und gegeneinander aufthürmen, aber ſie iſt das Motiv der That, ſie iſt die Erzeugerin der Conflicte, der helle Sonnenſtrahl, der aus einer und derſelben Erde Blumen und Giftpflanzen, Nachtigallen und Krokodille großzieht.

Der dramatiſche Mittelpunct des Stückes iſt Bruno (Golo).

In Bruno iſt der Kampfplatz der Conflicte. In Magellona iſt blos das Ethos ausgeprägt, die innere Kernigung des Charakters, aber in Golo liegt das Pathos der Tragödie.

In Golo ſelbſt, in ſeiner Seele iſt der Kampfplatz, zwei an und für ſich berechtigte Kräfte: „Liebe“ und „Pflicht,“ anſtatt in einander zu fallen, fallen ſich gegenſeitig an!

Beide, ſagen wir, Beide ſind berechtigt, denn auch Bruno's Liebe zu Magellona iſt von dem Herzen als „Leidenſchaft“ berechtigt, wenn auch vom ſittlichen Princip aus verwerfenswerth. Als Leidenſchaft hat ſie ihr Recht, als ein exiſtirendes, und alle Exiſtenzen haben ihren Erhaltungsinſtinct, den der dramatiſche Dichter am wenigſten wegläugnen darf, da er ſeinen Hauptpfeiler auf Leidenſchaft und Exiſtenzen bauen muß.

Aber dazu gehört ein Geiſt wie Hebbel, ein Prüfer der Höhen und Tiefen im menſchlichen Herzen, der nicht zuſammenzuckt vor einem entblößten Nerv in dem Zuſtande des Menſchlichen; und eine Richtung wie die Hebbel'ſche, die weiter ausgeht, als dramatiſche Effecte an die Beine der Handelnden zu binden und ſie damit über die Breter zu jagen. Hebbel hat dieſen Conflict in Bruno's Seele unter höhere Mächte geſtellt, es iſt ein ganzes dramatiſches Plaidoyer, welches ſich in dieſer Bruſt vor uns aufthut; das gute Princip und das böſe treten in ihm gegeneinander, und „Magellona“ und „Margaretha“ ſind nur die Perſonification der zwei Gewalten, die in Golo's Bruſt ſich um ihn ſelber ſtreiten, d. h. um ſeinen ſittlichen Untergang und um ſeine ſittliche Rettung. Unſtreitig war die Uridee des Dichters: „In Golo zu veranſchaulichen, daß der Weg zur ſittlichen Reinigung recht wohl auch durch die Sünde ſelbſt gehen kann!“

Und das ſcheint uns auch ganz wahr. Es zeugt von einer ſehr einſeitigen Anſicht des Begriffes des „Tragiſchen,“ wenn man das Vergehen, das Verbrechen als ein die tragiſche Klarheit hemmendes Element betrachtet. Der abſtracte Begriff einer ſittlichen Nöthigung iſt eine fremde Kathegorie der Tragödie.

Ganz gewiß iſt es: Es gibt tragiſche Verbrechen. Man kann das Verbrechen in doppelter

Geſtalt zum tragiſchen Hebel machen. Die erſte Art iſt die, wo das Opfer vom Geſchick, von Verhältniſſen, von der Gewalt tyranniſcher Verhängniſſe, die ihn wie Schlangen umwinden, ſo umgarnt iſt, wo ihm der Ausweg, auf ſittlichen Wegen ſich zu retten, ſo verſtellt iſt, daß es zum Verbrechen, als zur einzigen und letzten Reaction greifen muß. Das iſt das ſogenannte Schickſalsdrama, das Fangeiſen der Nemeſis! Das iſt nicht mehr menſchliche Kraft und menſchliches Thun, das iſt eine tyranniſche Aufnöthigung.

Aber wieder kann das Verbrechen als Erſcheinungsform des Verhängniſſes auftreten, wobei es aber in ſeinen Motiven ungebunden iſt, und die endliche Reaction kann frei ſein und ſich auch als Gegenwehr des Sittlich-Guten gegen das Sittlich-Schlechte geſtalten. Dann wird die Tragödie auch eine moraliſche.

Dieſe letzte Erſcheinung dünkt uns an Golo ihre Perſonification erhalten zu haben. Golo, den die Macht des Verhängniſſes zum Wurfſpiel eines böſen und guten Principes macht, geht nicht nur durch das Fegefeuer, ſondern durch die Hölle der Unthat zur Reue, die hier mit Tod zuſammenfällt, und indem er dieſe That begeht, dieſe That der Sühnung, ſteht er auf dem eigentlichen Boden der Tragödie: auf der Markſcheide des Verhängniſſes und der menſchlichen Freiheit.

Die urſächlichen Quellen der Leiden und Verbrechen in der Tragödie „Magellona“ ſind die Pflicht, die Liebe, der Haß und die Lüge. Würde nun Hebbel die Perſonen dieſes Stückes blos als Perſonen hingeſtellt haben, die mit gleichen Kräften und gleichen Freiheiten ſich gegenüber ſtehen, wäre das Motiv ihrer vernichtenden Colliſion blos in den Contraſten ihrer materiellen und moraliſchen Exiſtenzen gegründet, dann hätte die Tragödie nur Glück und Ende eines gewöhnlichen Verlaufes menſchlicher Berührungen und Aneinanderläufe. Die Unthat Golo's würde, in ihrer nackten Darlegung aufgefaßt, eine Unthat gemeiner Begier, roher Wolluſt ſein und blos Abſcheu erregen.

Dieſer oberflächlichen Wirkung entgegenzuarbeiten, mußte Hebbel dem Bruno eine tiefere Bedeutung verleihen. Es mußte eben in Magellona, welche die Tugend, und in Margarethe, welche die Sünde iſt, und welche Beide nur als Spiegelbilder der in Bruno's Bruſt kämpfenden Gewalten ſind, gezeigt werden, wie die Sühnung auch dadurch vorſichgeht, daß der ſündigende Menſch endlich die Nacht, die um ſeine Seele lagert, zerreißt, wie er in den finſtern Abgrund ſeines Weſens hinabſchaut und durch reuigen Tod wieder zur Läuterung eingeht.

Dieſer Vorwurf, wohl einer der edelſten und erhabenſten, iſt es, der dieſer Tragödie zu Grunde liegt, und Hebbel hat ihn mit gigantiſcher Kraft bewältigt, ihn auf die Höhe des tragiſchen Lebens hingeſtellt und gerufen: Ecce!

Mit welcher Genialität und zugleich mit welcher Sicherheit hat Hebbel alle dieſe Motive und auseinanderſtrebenden Elemente wie Strahlen in einen Brennpunct zuſammengefaßt und ſie in die glatte Form des Drama gegoſſen! Man hat gegen die Erſcheinung der alten Margaretha eingewendet, ſie ſei überflüſſig, ſie ſei craß u. ſ. w., allein bei nur halbwegs Ueberlegung müßte man doch erkennen, daß die Margaretha hier nur als ein Reflex des dämoniſchen Brütens in Bruno ſelbſt gilt. Sie iſt eine ſubjective Viſion. Hat nicht Shakeſpeare dieſelben Wundergeſtalten? Sind die Hexen in „Macbeth“ nicht eben das, was hier die Margaretha iſt? Könnte man nicht ebenſo gut ſagen, wozu Hamlet's Geiſt? Sind das nicht auch eingeflochtene Wundergeiſter, welche zur völligen Entbindung der guten oder böſen Kraft in der handelnden Perſon vom Dichter gebraucht werden? Fällt die Erſcheinung des Geiſtes nicht mit dem Traum Egmont's zuſammen, um einen mildernden Blick in die Zukunft thun zu laſſen? — Worin unterſcheidet ſich das Drama vom Epos? Das Epos fragt nach „Was?“ das Drama nach „Warum?“ das Epos hat blos Thaten zu bringen, das Drama aber Gedanken. In den Gedanken aber tauchen Erſcheinungen auf, welche oft die Gedanken zu Thaten verführen oder treiben. Dieſe

Gedanken-Figurationen hat der Dramatiker das Recht zu geſtalten, außer der Perſon zu bilden und ſie als handelnde Mächte der Innerlichkeit in verſchiedenen Formen vor uns auftreten zu laſſen.

Bruno geht durch Schuld, Reue und Buße zur Sühne; wäre er ſchuldlos geweſen, ſo wäre kein tragiſches Motiv da! Am Ende ſtellt er ſich innerlich durch Reue und Buße wieder her, und wie endlich Goethe's Gretchen, die Mutter- und Kinder-Mörderin, zum Schluße im Kerker ihre ſittliche Natur aufrichtet, ſo könnten wir auch hier bei Bruno's Schlußmonolog und Selbſtſtrafe ein: „Er iſt gerettet“ hören, und das iſt es, was dieſe Tragödie wollte: Die Reue führt nach Sünde zur Läuterung!

Nachdem wir die Idee, die herrlich componirte und vollendet aufgefaßte, in's klare Licht geſtellt haben, brauchen wir wohl nicht erſt davon zu ſprechen, mit welcher Urgewalt Hebbel Charaktere ſchafft und ſagt: Lebt und gebt Zeugniß von euerer Berechtigung! Wir brauchen nicht zu ſagen, mit welcher Kühnheit und Genialität er Gedanken und Sprache in Eines vermählt, mit welcher Kraft der Sehne er die beſiederten Bilder der ſchaffenden Phantaſie in das Ohr des Hörers ſchleudert.

Auch von den einzelnen Scenen erſparen wir uns zu reden, und daß in den erſten Acten Scenen vorkommen, die des britiſchen Tragöden würdig ſind.

Jedoch wollen wir nicht verhehlen, daß Hebbel vielleicht aus Embarras de richesse zu viel thut! Ein gewiſſes Sichabſichtlichinsexcentriſcheſtürzen, ein oftmaliges Dunkelwerden durch die zu geniale Bilderſtürmerei, zuweilen auch eine Kühnheit des Ausdrucks, dem es an Schönheit fehlt, um ihn verzeihlich zu machen, das ſind einzelne Schatten, die nicht unbemerkt bleiben können.

Was der tolle Klaus eigentlich will, iſt uns auch nicht recht klar geworden. Klaus ſoll, ſo glauben wir, ein Eingreifen der höheren Macht in der Kataſtrophe andeuten. Wir finden in Klaus bezeichnend, daß es von ihm heißt: Wer wird dem Tollen ein ſcharfes Meſſer anvertrauen? welches hier ebenſo gut ein Vorwurf an Sigurd iſt und heißt: „Wer wird dem wilden Bruno eine Magellona anvertrauen?“ Sollte Klaus ein Eingreifen, ein Gottesgericht ſein, ſollte der Wille zu einem ſolchen höheren Eingreifen da ſein, ſo könnte man mit Recht fragen: Warum greift die höhere Macht nicht entſcheidender ein?! Ebenſo juſtizwidrig iſt der Tod des Dieners, den Bruno noch als Draufgabe erſticht; dieſer Tod iſt durch nichts motivirt.

Das Nachſpiel aber fanden wir als ganz und gar außer dem Organismus des Ganzen liegend. Es iſt nirgends mit ihm verwachſen, und ſagt uns nichts, als das, was wir ſchon wiſſen. Wir wiſſen es ſehr gut, daß der Dichter es nöthig fand, dem „Theaterpublikum“ eine Conceſſion zu machen; wir wiſſen, wie ihm die dramatiſchen Handwerker vielleicht zugeſetzt haben, damit er ſo eine populäre Ausgleichung zu Stande bringen möge, damit die liebe Einfalt mit klarem Auge ſehe, wie ſich Alles ſo hübſch und ſchön und gemüthlich auflöst. Allein ein Hebbel ſoll — der Theateralltäglichkeit keine Conceſſion machen. Wer aus den Worten des „Geiſtes“ u. ſ. w. nicht in den Regenbogen der Zukunft und Verklärung Magellona's ſchaut, für den ſind keine Hebbel's gewachſen.

Rathen würden wir dem Dichter, die beiden letzten Acte bedeutend zu kürzen. Namentlich die Hexenſcenen.

Mit wahrer Satisfaction ſprechen wir es aus, daß das Publikum dieſe Schöpfung Hebbel's mit großer Theilnahme und Wärme aufnahm und eine ebenſo große Achtung für ſein Talent als Empfänglichkeit für die Trefflichkeit des Ganzen zeigte. Es dürfte dies die wünſchenswerthe Folge haben, auch andere Dramen dieſes ſchöpferiſchen Geiſtes hier auf die Bühne gebracht zu ſehen. Auf der anderen Seite dürfte ein Inslebentreten ſeiner Producte den Dichter ein wenig aus der Moralklinik der menſchlichen Gebrechen, in welche ſeine Muſe ſich zuweilen verirrt, auf den praktiſchen Boden der normalen menſchlichen Leidenſchaften zurückführen, und ſein großes, urwüchſiges Talent würde ſich der Allgemeinheit faßlicher und freundlicher amalgamiren!

Reginald Armſtrong, oder: Die Welt des Geldes.

Bürgerliches Trauerſpiel in fünf Aufzügen,
von Alfred Meißner.

Ein „bürgerliches Trauerſpiel!" Unſinn! Traditioneller Unſinn! Es gibt ſo wenig ein „bürgerliches Trauerſpiel," als es einen „bürgerlichen Maikäfer" oder ein „bürgerliches Gliederreißen" gibt. Das Trauerſpiel iſt das Geſchwornengericht der Leidenſchaften, in ihm wird der Proceß, der Streit, der Conflict, der Widerpart der Leidenſchaften mit den Verhältniſſen, mit dem Conventionellen u. ſ. w. zu Ende geführt. Die Leidenſchaften aber ſind nicht bürgerlich, nicht ariſtokratiſch, ſie ſind menſchlich, ſie fangen weder beim Baron an, noch hören ſie beim Bürger auf.

Der Deutſche, dem nicht eher wohl iſt, bis er Alles claſſificirt, abgetheilt in Fächern und Bezeichnungstäfelchen dazu geſetzt hat, der nicht eher ruhen kann, bis er zwiſchen Allerhöchſt und Allertiefſt, zwiſchen Allerſchönſt und Allerhäßlichſt eine ganze Leiter voll Sproſſen angebracht hat, der hat auch für ſein Drama ſo viele Titel erfunden, als ob es blos in Preußen geboren worden wäre.

Es wundert uns auch, daß es nicht ein „oberbürgerliches Trauerſpiel,“ ein „unterbürgerliches Trauerſpiel,“ und ein „wirkliches geheimes bürgerliches Trauerſpiel“ gibt!

Wir haben „Trauerſpiel“ — „bürgerliches Trauerſpiel“ — „Rührſpiel“ — „ſentimentales Schauſpiel“ — „Familiengemälde“ — „Charaktergemälde“ — „Ritterſtücke“ — „Räuberſtücke“ — „Schauſpiel“ und ſo in's Unendliche!

Leſſing hat das „bürgerliche Trauerſpiel“ eingeführt, aber er ſelbſt, der große Kritiker und epigrammatiſche Theaterdichter, konnte dieſes ſein Geſchöpf nicht rein fortpflanzen und mußte erleben, wie dieſes „bürgerliche Trauerſpiel“ bald, mit dem weinerlich Sentimentalen ſich berührend, als ein „Rührſpiel“ auseinanderfloß, bald, wie es an das Luſtſpiel ſtreifend, ein halb weinerlich, halb lächerlich Ding wurde, und wie dieſes ſein Kind unter den gewöhnlichen Lappalien des Tages und unter den Miſerabilitäten des proſaiſchen Familienverkehrs erſtickt wurde. Goethe ſelbſt hat ſich gegen dieſe Abartung der dramatiſchen Poeſie ausgeſprochen; er ſagt über dieſes familienſtille Drama: Die Bühne, dieſe der höheren Sinnlichkeit nur gewidmete Anſtalt, wurde für eine ſittliche ausgegeben. Die Schriftſteller, gute, wackere Männer aus dem bürgerlichen Stande, ließen ſich das gefallen und arbeiteten mit deutſcher Befliſſenheit und geradem Verſtande auf dieſen Zweck los, ohne zu bedenken, daß ſie die Gottſched'ſche Mittelmäßigkeit fortſetzten.“

Ein „bürgerliches Trauerſpiel!?“ Gibt es eine bürgerliche Liebe, einen bürgerlichen Haß, eine bürgerliche Eiferſucht? u. ſ. w.

Jedoch, ſehen wir von dieſer ſpeciellen Bezeichnung ab und halten wir uns an unſerem „Trauerſpiel.“

Um dem Leſer unſer Urtheil zugänglicher zu machen, wollen wir diesmal den Inhalt dieſes Stückes in ſeinen Hauptmomenten kurz mittheilen.

In und aus dieſer meiner Inhalts-Erzählung wird der nachdenkende Leſer wohl auch die mitlaufende Kritik wahrnehmen und beherzigen.

Der Publiciſt Armſtrong iſt ein Genie, ein gehuldigter Schriftſteller, ein glänzendes Talent, wovon er zwar im Stücke keine Spuren zurückläßt, aber das hat der Dichter ein Recht zu begehren, daß man ihm auf ſein Wort glaube, ſein Held iſt ein Meteor.

Alſo Armſtrong iſt ein Publiciſt und Literat. Wo und wann die Literaten, namentlich die dramatiſchen, einen Lumpen ſchildern wollen, nehmen ſie immer wieder einen Literaten dazu. Es iſt dieſes zwar parteilich, aber deſto anerkennenswerther. Armſtrong, das Licht der Intelligenz, liebt, er liebt wieder ein

Licht, eine Intelligenz, eine Sängerin. Armſtrong iſt ein erbitterter Gegner der Geldmacht, ein Feind des Geldes, wie alle Publiciſten. Er lehnt ſich gegen den Einfluß auf, den das Geld in der Welt ausübt.

Nun trifft es ſich, daß er zum Parlaments-Mitglied gewählt werden ſoll; aber er hat Nebenbuhler, die Geld haben! Das ſind immer gefährliche Nebenbuhler, bei jeder Wahl, in die Kammer oder in's Brautgemach.

Armſtrong hat aber einen Freund, auch eine Intelligenz, den Advocat Glendower.

Dieſer Glendower iſt ein humoriſtiſcher Böſewicht, er iſt ein Fichte'ſcher Böſewicht, er liebt nur ſein Ich, ſich ſelbſt, er iſt ein Selbſtling, ein Teufel aus Liebhaberei, ein dilettirender Mephiſto, er experimentirt blos Schurkerei. Dieſer Glendower räth Armſtrong, die Arabella Woodſtock zu heirathen, die Nichte von Ralph Woodſtock, und Herrin über ihr Herz, in welchem ſie Armſtrong's Bild, und Herrin über ihre Hand, in welcher ſie eine Million trägt. Wenn er Geld haben wird, wird er gewiß gewählt. Alſo er wählt Arabella, weil ſie Geld hat, um auch gewählt zu werden, wenn er Geld hat.

Armſtrong, die gefeierte Intelligenz, beſinnt ſich keinen Augenblick und als Publiciſt publicirt er ihr ſeine Liebe. Arabella glaubt's, Arabella glaubt ſogar einem Publiciſten! Die Unſchuld ſelbſt! Alſo Armſtrong verläßt Clariſſe und wirbt um Arabella. Onkel

Ralph iſt unzufrieden über die Mesalliance einer Million mit einer Intelligenz.

Indeſſen macht Clariſſe Armſtrong Vorwürfe, ſein beſſeres Ich erwacht, er bricht mit Arabella und ſchickt ihr Brief und Ring zurück, mit den Worten: „Leben Sie wohl!“

Arabella lamentirt, aber Onkel Ralph freut ſich ein Erkleckliches.

Indeſſen und hinwiederum iſt Armſtrong zu Glendower gekommen und erzählt ihm, es iſt nichts mit der Arabella. Glendower aber meint, es wäre doch ſchade, um das ſchöne Geld und um die Parlamentswahl, und da meint denn Armſtrong, ja wohl wär's ſchade und wenn man's recht bedenkt, ſo möchte er doch die Arabella, aber er glaube nicht, daß Arabella verzeihen wird. Glendower ſagt: Laß' mich nur machen! — Glendower kömmt zu Arabella und ſagt ihr, es wäre purer, reiner und blanker Edelſinn von A., er iſt zu ſtolz, um ein reiches Mädchen zu heirathen, und er wolle deshalb in Verzweiflung England verlaſſen. Arabella hört's, Arabella glaubt's, Arabella glaubt Alles! Armſtrong kömmt und ſchmiedet die Arabella, weil ſie noch warm iſt. Aber das Ding wird verwickelter! Armſtrong hat einen Brief an Glendower geſchrieben, in dem er ihm erzählt, wie er Arabella *blos des Geldes wegen nimmt*, ohne ſie im Mindeſten zu lieben. Wozu A. dieſen Brief ſchreibt? Natürlich, damit ihn Clariſſe finde, damit ſie ihn an Arabella gebe u. ſ. w. und ſo geſchah's! Clariſſe beſucht Glendower, um ſich um das Befinden A.......s zu erkundigen. Glendower muß nun nach der Thüre ſehen, ob Niemand kömmt, und indeſſen erblickt Cl. den Brief. Aber ihr iſt das Briefgeheimniß heilig! Sie lieſt ihn nicht, ſie ſteckt ihn blos ein und geht fort. Und wohin geht ſie? Stricte zu Ralph und gibt ihm den Brief. Was thut Ralph? Er geht zu Arabella und zeigt ihr den Brief! Aber da kömmt, g'rad als ob ihn der Verfaſſer geſchickt hätte, Glendower; Ralph auf ihn los, aber Glendower iſt Advocat, Glendower hat Geiſtesgegenwart, er hat einen neuen, genialen Gedanken, einen wundervollen Einfall! Er ſagt, der Brief iſt falſch! Arabella hört's, Arabella glaubt's! Arabella glaubt, was man will! Arabella iſt eine Gläubige, wie es keine weiter gibt!

Arabella, oder Gurli die ſechsundzwanzigſte, ſagt: „Armſtrong, entführe mich und dann heirathe mich!“ Und ſo geſchieht's: Armſtrong entführt und heirathet Arabella; wird Millionär und Parlaments-Mitglied. Laſſen wir ſie in ihren Flitterwochen und — ſehen einmal zu unſerm Privat-Vergnügen, was indeſſen Clariſſe ſinnt und thut.

Was that Clariſſe, nachdem ſie Armſtrong verlaſſen? Sie ſpringt von den Bretern, die die Welt bedeuten, in die Arme eines Lord Dormington. Das iſt ſo gebräuchlich, wenn die Sängerinnen die Stimme verlieren, ſo ſuchen ſie Sitz, Edelſitze, Millionen u. ſ. w. zu bekommen; ſo bleibt ihnen denn doch immer Metall.

Nun miſchen ſich zwei Sterbefälle in's Spiel. Lord Dormington ſtirbt, woran? Er erſtickt wahrſcheinlich an einer unrecht in die Kehle gekommenen Sängerin. Während der gute Lord in England dem Verlauf des Stückes zu Liebe ſtirbt, erſtirbt auch en passant ein Vetter von Armſtrong in Gibraltar und hinterläßt ihm eine Million.

Beim Empfang dieſer ganz oberflächlichen Nachricht ruft A. aus: „Warum nicht um einige Wochen früher?!!!“ Arabella Armſtrong, cidevant Woodſtock, hört dieſe vox clamantis und da beginnen ihr denn doch einige Scrupel in's Haus zu wachſen. Sie beſchließt, die Wege ihres Mannes auszuſpioniren.

Armſtrong, der nun ein extrait-double von Reichthum iſt, hat die Idee an Clariſſe noch keineswegs aufgegeben. Er beſpricht ſich auf gemüthliche Weiſe mit Glendower, und meint ganz naiv, es wäre ihm ſchon der Gedanke gekommen, Arabella kränkelt, ſie könnte alſo ſterben. Während dieſes Alles ſo durcheinanderwurlt, fällt es Glendower ein, Clariſſen zu heirathen, und ſie wie „König Richard der Dritte“ von des Mannes Sarg weg brüh-witwenheiß zu erobern. Armſtrong riecht Lunte, er wird auf Glendower eiferſüchtig und — hier ſchießt die Handlung in's Tragiſche über!

Wir ſind im vierten Acte, bei Clariſſen, da kömmt Glendower zu Clariſſen, die Niemand empfängt; dann kömmt Armſtrong zu Clariſſen, die Niemand empfängt, und als ſie ſo alle beiſammen ſind, kömmt Arabella auch zu Clariſſen, die Niemand empfängt. Glendower geht links ab, damit Clariſſe rechts abgehen kann, und nun machen ſich die beiden Eheleutchen das „bürgerliche Eheſcenen-Trauerſpiel“ ganz bequem, und zwar auf die allerallerbürgerlichſte Weiſe, er ſagt: „Ich werde noch wahnſinnig,“ und ſie ſagt: „Was fehlt Dir denn?“ er ſagt: „Du läufſt mir in ein fremdes Haus nach!“ und ſie ſagt nichts als: „Was fehlt Dir?“ oder „Du biſt außer Dir!“ und er ſagt wieder: „Du machſt immer hier Auftritte!“ u. ſ. w.

Kurz, dieſes bürgerliche Interloquium endet damit, daß ſie — nicht etwa in Ohnmacht fällt, — o nein, das iſt zu abmotivt — nein, ſie wird in Ohnmacht geſchlagen. Er hebt die Hand gegen ſie auf, ſie ſtürzt hin, Blut überdeckt ſie, worauf Glendower von links und Armſtrong von rechts abgeht, Arabella erholt ſich, um am Ende des Actes wieder hinzuſtürzen und zum zweitenmale am wirklichſten zu ſterben.

Im fünften Acte verſichert uns Armſtrong, daß er nicht bei der Leiche ſeiner Frau bleiben kann, ſondern er geht lieber zu Clariſſen! Der Wittib zur Wittibin! Allein wir wiſſen ja, Clariſſe will Niemand ſehen; und diesmal iſt's ihr Ernſt. Glendower beſticht zwar das Stubenmädel vor unſern Augen, allein vergebens. Er muß im Vorſaal harren. Da ſtürzt Armſtrong herein. Er muß zu Clariſſen. Er ſtürzt herein, ganz ſchwarz und ganz wild, man könnte ſagen ganz Schwarzwild! Er will durchaus zu Clariſſen. Er hat zu nichts Geringerem Luſt, als wie im „Hamlet" ein Stück Kuchen vom Leichenſchmaus ſeiner erſten Frau noch als Hochzeitskuchen mit ſeiner zweiten Frau zu verzehren. Glendower aber hetzt das Schwarzwild auf eine ganz unjägerliche Weiſe. Er ſagt, er ſei mit Clariſſen ſchon vermählt! Armſtrong will's nicht glauben, Glendower betheuert es heilig, worauf Herr Armſtrong aus dem ſchwarzen Mantel aller Mäntel zwei Rieſen-Piſtolen, man könnte ſagen zwei unterſetzte Flinten, hervorchangirt, mit einer Geſchicklichkeit, wie Herr Profeſſor Herrmann ſeine Fuchsſchweife aus einem Foulard, und will Glendower zum Duell zwingen. Glendower aber, trotz ſeiner Bosheit doch noch ſo großmüthig, Armſtrong nicht wegen Verheimlichung von Waffen anzuzeigen, iſt blos klug genug, ſich nicht ſchießen zu wollen; worauf Herr Armſtrong bis zur Couliſſe zurückgeht und Glendower sans façon durch's Herz ſchießt; worauf Clariſſe hervorkömmt und ruft: „In meinem Haus ein Schuß?!" Als nun Herr Armſtrong erfährt, daß ſie nicht Glendower's Frau iſt, nimmt er den famoſen, grandioſen und poroſen ſchwarzen Rieſen-Radmantel, tritt zurück, hüllt ſich und die andere Hemiſphäre der Bühne davor oder darunter, und erſchießt ſich unter dem ſchwarzen Mantel der tragiſchen Nächſtenliebe!

Darauf kniet Clariſſe nieder zwiſchen „zwei Piſtolen und kein Duell,“ zwiſchen „zwei Todten und kein Geſtorbener,“ und denkt über ihr Schickſal nach, ihr Mann geſtorben, ihr Freier ermordet, ihr Geliebter ſelbſt entleibt; und bei dieſem Gedanken tröſtet ſie nur das Eine, daß kein Mann mehr da iſt, der noch ſterben könnte! —

Unter den dramatiſchen Schablonen der Neuzeit und in der Effecthaſcherei der ſocialen Stichwörter des Tages iſt an die Stelle des „Weltſchmerzes“ der „Geldſchmerz“ getreten.

Der Einfluß des Geldes, die Schule des Reichthums, die Ariſtokratie des Beſitzes, die Welt des Geldes, kurz die Potenz, die im Geld liegt, iſt von Vielen ſchon zum Gegenſtand des Dramas gemacht worden, daß es an und für ſich ſchon als ein Neues, das ewig alt bleibt, gar kein dramatiſcher Hebel mehr ſein kann.

Gegen Kategorien dieſer Richtung bleiben wir ſchon kalt und fremd. Die Typen aus dieſem Genre ſind ab- und ausgequetſcht. Dieſes ewige Frottiren des Geldſchmerzes mit dem Flanell der falſchen

Berechtigung und mit der Bürſte der geſelligen Verkehrtheiten bringt keine dramatiſche Alteration mehr hervor.

In einem Trauerſpiel muß das Pathos in der Idee liegen, und in allen dieſen Geld-Stücken liegt das Pathos — wenn ſich eines vorfindet — nur in der Perſon, und dieſes Pathos hat ſeine Schwerkraft nicht einmal in dem allgemeinen Geſetz der menſchlichen Natur, ſondern blos in der verzwickten Stellung, in dem zerdrückten Charakter irgend eines Ausnahms-Individuums, eines Menſchen, der nicht denkt und fühlt wie alle Menſchen, ſondern blos wie ein ausgeartetes Exemplar. Der Eindruck, den ein Drama hervorbringen ſoll, die tiefe Emotion der Tragödie aber kann nur auf Leidenſchaften beruhen, welche allen Fühlenden innewohnt, aber nicht auf einer, die nur irgend einem Individuum wie ein „beſonderes Kennzeichen,“ wie eine Extra-Paſſion eigen iſt. Darum iſt und war die „Liebe“ von jeher der menſchlichſte dramatiſche Hebel, weil ſie die allgemeinſte Leidenſchaft iſt.

Die Liebe ſelbſt aber wirkt auch am gewaltigſten nur da, wo ſie die allgemeine Liebe iſt; wo ſie als exceptionelle Liebe auftritt, als eine Extra-Art von Liebe, da iſt ihre Wirkung ſchon ſchwächer, z. B. in „Phädra,“ wo die Liebe Phädra's zu ihrem Sohn, wenn auch nur Stiefſohn, eine exceptionelle iſt.

Welche exceptionelle Leidenſchaft iſt nun die Liebe zu einer Parlaments-Mitglied-Stelle? In Reginald als Gegengewicht ſeiner Liebe zu Clariſſe!

Es iſt nicht *eine* Perſon im Theater, die nicht alle Gewalten der Liebe kennt, empfindet, empfunden hat, zu empfinden jeden Augenblick bereit iſt, aber wie viele Perſonen ſind im Theater, die das Entzücken, die Gewalt der Empfindung theilen, Mitglied des engliſchen Parlaments zu ſein? Und doch iſt auf dieſer Empfindung faſt der ganze Unterbau des Stückes aufgeführt.

Welches ſind aber die unmittelbaren Folgen davon, wenn der Eindruck auf einer kalten, fremden, capriciöſen Ausnahms-Empfindung baſirt iſt? Die unvermeidlichen Folgen ſind: Uebertreibung und Widerwille. Der Zuſchauer, der das, was der Dichter für eine *Charakteriſtik* ausgibt, mit Recht für nichts hält als für eine *Bizarrerie*, — wie z. B. die Manie gewählt werden zu wollen, — der Zuſchauer findet dieſe Bizarrerie gar bald *monoton* und dann wird ſie ihm *zuwider*, muß ihm zuwider werden, wie Reginald ihm ſogleich zuwider wird.

Auf der andern Seite aber wird der Autor, wenn er einen ſolchen bizarren Charakter, wie *Reginald* und *Glendower*, aufſtellt, wenn er ſolche Singularitäten und Raritäten als ein *Allgemeines* hinſtellen will, genöthigt ſein, ſie ſtets zu *ſteigern*, ſie zu übertreiben. Nur für wahre, allgemeine Leidenſchaften gibt's eine Regel, eine Grenze, aber für falſche, für neugeſchaffene, woher ſoll der Dichter diß Regel der Wahrheit, wo das „bis hieher und nicht weiter“ ſchöpfen? Er wird daher immer übertrieben, in's Maßloſe, in's Urrohe, in's Fratzenhafte ſteigern, wie hier Reginald und Glendower. Und welche Grund-Idee mag dem Dichter dunkel vorgeſchwebt haben? Die „Welt des Geldes?“ Sollten wir ſehen, wie die „Welt des Geldes“ eine verwerfliche iſt, wie die des Geiſtes dagegen höher ſteht, und wie unrecht alſo die ſocialen Einrichtungen ſind? —

Aus dieſem Stück geht aber g'rade das Gegentheil hervor! Die „Welt des Geldes“ iſt eine edle, eine vortreffliche, und die „Welt des Geiſtes“ eine lumpige, eine entartete, eine verpeſtete. Der reiche Ralph iſt ein guter Mann, ein verſtändiger Mann, die reiche Arabella ein ſanftes, edles, aufopferndes Weſen, und nur die Intelligenzen: Reginald und Glendower, ſind nichtswürdige Individualitäten, durch und durch ausgefaulte Weſenheiten.

Reginald, ein hohler, ſchlaffer, ſchuftiger Patron, ohne Halt und Farbe, der einen Anlauf nimmt, um Geld zu haben und glauben macht, wenn er Geld haben wird, im Parlament ſitzen wird, dann wird er ſeine Menſchen-Beglückungspläne realiſiren, mit ſeinem Weltgürtel-Gedanken das Wohl des Volkes aus dem Leben ſtampfen, und der dann, als er das

Geld hat, der alte Lump, der alte Nichtswürdige, ja noch mehr nichtswürdiger iſt und wird! Und Glendower? Ein Nichts! Ein Reflex ohne Grundbild, ein Product aus Verkehrtheit und moraliſchem Mißwachs, eine Conſtruction aus unwahrem Egoismus unt deſtructiver Willkühr, ein Wollüſtling der Bosheit, ein Abſtractum von Teufelei; das kann nur Abſchen und Ekel erregen.

Wie in Trümmer und Schutt bröckelt nicht All' dieſes mit jeder Scene zuſammen! Welches Aufhäufen von Motiven, von Ergebniſſen, von Zufälligkeiten, um die Zuckung zu verlängern und die Situationen noch länger zappeln zu laſſen!

Zu was heirathet Clariſſe? Wegen was ſtirbt Lord Dormington? Zu was ſtirbt der gute Mann in Gibraltar, das doch ſo weit vom Stück iſt?! Endlich, an welcher tragiſchen Schuld ſtirbt Arabella? Hat ein dramatiſcher Richter das Recht, Unſchuldige umzubringen? Arabella, von gar keiner Schuld beladen, als etwa von der, einem Publiciſten etwas geglaubt zu haben, ſtirbt! Woran? Weshalb? Durch welches Verdict der tragiſchen Gerechtigkeit? Wenn Skoda ſie ſtetoſkopirte, er würde nicht ein dramatiſch-tödtliches Tuberkel in ihr entdecken, und der Coroner könnte über ihren Tod nichts ſagen, als: „Manslaughter!“

Geht aus Reginald's Tod irgend eine Sühnung hervor? Iſt dieſer Tödtung des Leibes auf der

Bühne eine moraliſche Hinrichtung des Helden vorangegangen? Nein! Dieſer Todesactus iſt nur ein Stück der Lebensweiſe Reginald's, eine Fortſetzung ſeiner Art zu leben. Reginald bringt Reginald um, die tragiſche Gerechtigkeit, das Element der höhern Waltung hat gar nichts damit zu thun.

Und iſt denn dramatiſch und tragiſch, iſt vom Verhängniß und von dem allwaltenden Ausgleichungsgeſetz der Vorſehung das Rächeramt an Glendower dem Reginald übertragen, daß er es ausübt?

Nichts von Allem dem. Das Ganze iſt das Explodiren einer Maſchine, die blos in ihrer innern fehlerhaften Conſtruction die Entſchuldigung ihrer zerſtörenden Wirkung finden kann.

Ich weiß es nicht, aber ich hörte, man wolle Aehnlichkeit mit „Clavigo“ und „Carlos“ in den Charakteren dieſer Helden finden.

Iſt das möglich?

Hier in dieſem Stücke handelt es ſich um den Hochmuth eines tollen Publiciſten und um ſein Beſtreben zu Geld u. ſ. w. Welch' flache Motive! Im „Clavigo“ aber ging Goethe darauf aus, das höhere Recht der Familie gegen die großen Verhältniſſe des Lebens herauszuſtellen! Wie ganz anders iſt Clavigo als dieſer Reginald, wie ganz anders Carlos als dieſer Glendower! Wir ſagten es ſchon einmal:

Weil dem Clavigo beide Welten, die des ſtillen, häuslichen Glückes und die der Macht, des Anſehens, des Einflußes gleich werth und weſentlich ſind, kann er ſich zu keiner entſcheiden, und wie ihn Beaumarchais aus der einen in die andere zurückgeſcheucht hatte, dringt jetzt Carlos darauf, er ſolle ſich, da beide ſich nicht vereinigen ließen, zu einer entſcheiden, und weiß ihn für die ſeinige zu gewinnen. Aber dadurch iſt Clavigo ebenſowenig gerettet; denn Carlos hat den Geiſt der Familie und ihre Freuden nur gemißhandelt, und die Rache dieſes Geiſtes trifft ihn, indem er ſeinen Freund verliert, und dem Sterbenden ſchwören muß, das zu thun, was allen ſeinen Grundſätzen widerſpricht. Carlos ſelbſt ſoll jenen großherzigen Bruder rettend über die Grenze bringen, den er geringgeſchätzt, und der ihm den Freund geraubt hat. Der Schatten der geſtorbenen, durch ihn geſtorbenen Geliebten treibt Clavigo dem Schwerte des rächenden Bruders entgegen, der lebend nach Frankreich zurückkehrt. Und nach der Weiſe, wie im ganzen Verlaufe des Stückes die Verhältniſſe dargeſtellt ſind, kann auch nur gerade dieſes Ende befriedigen. Die Verbindungen Clavigo's mit ſeiner Geliebten und ihrer Familie werden uns lebendig vorgeführt, wir kennen die Perſonen, und können ihnen unſere Theilnahme nicht verſagen; was geſchieht, bezieht ſich auf ihren gegenwärtigen Zuſtand, oder auf einen vergangenen, deſſen Wirkungen wir in dem gegenwärtigen auf's

Deutlichſte wieder erkennen. Jener von ihm verletzten Familie gegenüber ſtellt ſich uns die Macht der großer Welt und ihrer weiten Verzweigung, ihre Nothwendigkeit und Würde, nicht gleichfalls in einem Kreiſe von Perſonen dar, ſondern nur in den Wünſchen Clavigo's und in den verſtändigen Rathſchlägen ſeines Freundes. Je weniger wir dieſe Rathſchläge, dieſe Wünſche ausgeführt, und den Wunſch dieſer Ausführung nur das Familienglück zerſtören ſehen, deſto höher ſteigt das Recht dieſes Familienglücks, und deſto bedeutender erſcheint das Unrecht der Verletzung, indem das Recht Clavigo's: für große Verhältniſſe die kleineren aufzuopfern, nur in dieſem ſchwankenden, in ſich ſelbſt zerſpaltenen Charakter auftritt.

Hier iſt Glendower Egoiſt, Carlos aber iſt wirklicher Freund Clavigo's; eben dieſe unzerſtörbare Freundſchaft für Clavigo macht dieſen ohne ſie liebloſen Charakter intereſſant und liebenswerth, weshalb es auch von dem Schauſpieler überall muß herausgehoben werden, daß Carlos nur aus Intereſſe für den Freund und aus der Ueberzeugung handle, daß Beide nur auf dieſe Weiſe und nicht anders, ohne nicht das Thörichte zu begehen, handeln können.

Und Glendower? Kann die Jury der tragiſchen Gerechtigkeit Glendower zum Tode verurtheilen? Glendower iſt ein Egoiſt, der Egoismus iſt kein Verbrechen, der Egoismus iſt gar keine Leidenſchaft, der Egoismus iſt im Geſetz der Weltordnung tolerirt, und noch mehr wie das. Der Egoismus iſt ein Inſtinct, es iſt Selbſterhaltung bis zur Verhätſchlung geſteigert. Bei Glendower iſt dieſer Inſtinct des Egoismus zum Bewußtſein gekommen und Glendower bildet ihn in ſich als die einzige Wiſſenſchaft ſeines Herzens aus, er hat aber durch dieſen ſeinen Egoismus keine Todesſchuld auf ſich geladen, er hat uns weder Schrecken noch Furcht, noch Entſetzen erregt, er hat uns blos angeekelt, und ſo iſt er ſelbſt weder ein tragiſcher Charakter, noch iſt ſein Wirken und Eingreifen in die göttliche Ordnung der Dinge ein verbrecheriſches und todeswürdiges.

Wenn wir nun über das Stück als Stück genug geſagt zu haben glauben, ſo erübrigt uns noch über die Ausſtattung zu ſprechen, d. h. über die Sprache, über den Geiſt, und da müſſen wir leider ebenſo abfällig ſein! Das Ganze iſt flach, nicht ein Gedanke des Lichts, nicht ein Strahl von Gemüth oder Seele, nicht eine wohlthuende Anſicht, nicht ein herz- oder geiſterquickendes Blümchen wächſt auf dieſer Dialogflur! Im Gegentheil iſt es eine ganz flache, alltägliche Hin- und Her-Rednerei, ein Breittreten gewöhnlicher Gemeinplätze.

Was aber noch ſchlimmer, iſt der Umſtand, daß in Glendower ein Princip des Hohnes aller weiblichen Würde, aller weiblichen Tugend, ein Spott der Frauen und des Frauenthums aufgeſtellt wird, eine verletzende, faſt empörende Zertretung alles Frauenwerthes und alles Glaubens an die höhere, ſittlichere Natur des Weibes, ein haſtiges Zerzupfen aller Blüthen, welche im weiblichen Herzen und Weſen blühen und leben, und daß dieſem Hohn, dieſer tiefverletzenden Entadlung des weiblichen Charakters durch Glendower kein Gegengewicht in irgend einer andern Perſon aufgeſtellt iſt, ſo daß man annehmen muß, Glendower's Verdammniß der Frauen ſtehe als ein Ausgemachtes, als ein Berechtigtes, als ein Unbeſtreitbares da. Der widerliche Eindruck, den dieſes Indenſtaubtreten des Frauengeſchlechts, dieſes gellende Zerren an den zarteſten Saiten der weiblichen Natur hervorbringt, iſt unbeſchreiblich.

Sagen wir alſo Alles in Allem: Das Publikum hat mit vollem Recht dieſes Product als ungenießbar zurückgewieſen. Es thut uns leid, daß wir ſo hart gegen ein Talent ſein müſſen, welches ſich anderſeits mit Recht einen giltigen Namen erworben hat, allein gerade deshalb, an den Reichen werden höhere Forderungen geſtellt; und da Herr Meißner dieſem ſeinem geltenden Namen es verdankt, daß ſein Stück vielleicht weit beſſeren von noch unbekannten Autoren vorgezogen wurde, ſo darf die Kritik keine Beſchönigung gelten laſſen.

Die Makkabäer.

Trauerſpiel in fünf Aufzügen, von Otto Ludwig aus Eisfeld.

Wir haben ſeit einiger Zeit einen Inſtinct der Kritik! Ohne ein Stück zu kennen, ohne etwas darüber zu wiſſen, ſagen wir vorher: das Stück wird nichts machen! Aber wir wollen uns nicht brüſten, unſer Inſtinct beruht blos auf Erfahrung. In kleinen deutſchen Städten haben die Theaterdirectoren einen oder einige Journaliſten „am Zwickel,“ d. h. ſie haben ihre Freiſitze, laden ſie alle Woche einmal zum „Thee,“ mit dem Thee wird dieſen ſubmiſſen Kritikern Alles das eingegoſſen, was ſie dem Publikum wieder eingießen ſollen. In den „Tagesblättern“ ſolcher kleiner Städte laſſen die Theaterdirectoren das Publikum durch dieſe ihre gemietheten „Comfortables“ ſtets früher in Kenntniß ſetzen, daß nun ein Stück kommen wird, welches groß und vollendet iſt! Das nennt man in dieſen Provinzſtädten in der Zunftkritikſprache: „Das Publikum im

Voraus bearbeiten!“ Die Bearbeiter des Publikums reiten dann mit den papierenen Trompeten durch das kleine Städtchen und rufen aus: „Kund und zu wiſſen! Es wird ein Stück kommen vom Aufgang, ein Stück, dem die Herrſchaft auf den Schultern ruht, ein Stück, das bewundert werden muß, ein Stück, vor dem man Reſpect haben muß, ein Stück von einem unbekannten Genie, von einem Nabob, von einem Emir, von einem Satrap, habt Reſpect und betet an!“

Seit einiger Zeit iſt uns dasſelbe oft in der großen Reſidenz, in der glänzenden, aller Kleinſtädterei fremden Reſidenz Wien begegnet!

Bei manchem Stücke begnügen ſich die lebenden „Privat-Comfortables“ der Directionen nicht mehr damit, den dramatiſchen Pegaſus hinterher mit lobendem Peitſchengeknall durch die Stadt zu kutſchiren, ſondern ſie reiten ebenfalls ſchon voraus mit den papierenen Poſaunen und „bearbeiten das Publikum.“

Sie ſagen, man müſſe das Publikum im Voraus auf den Standpunct ſetzen, von welchem aus man das kommende Stück beurtheile, vulgo hinunterſchlucken müſſe; das Stück ſei eine „tiefere Conception,“ eine „dramatiſche Schöpfung, die mit tiefem Eingange in die Idee betrachtet ſein will,“ und was derlei „Bearbeitungs-Chablonen“ mehr ſind.

Das Reſidenz-Publikum aber iſt kein Meißner Publikum, das Publikum des Wiener Hofburgtheaters, dieſer Mutterſchule des deutſchen recitirenden Dramas, läßt ſich nicht „bearbeiten!“ Und ſo kam es, daß alle Stücke, von welchen die „Privat-Comfortables“ im Voraus einen großen Löffel Privatthee in die Oeffentlichkeit ausgoßen, durchgehends mehr oder minder durchfielen.

Deshalb, als auch bei dieſen „Makkabäern“ im Voraus „bearbeitet“ wurde, ahnten wir, d. h. wußten wir, daß es ein ſchwaches Product ſein wird.

Das Wiener Hoftheaterpublikum braucht auf keinen Standpunct geſtellt zu werden, es ſtellt ſich ſelber; und wir möchten faſt mit den Worten Eliſabeth's zu Philipp ausrufen: „Es iſt ſchade, daß dieſen Manövers kein ſolches Publikum geworden iſt, bei dem ſolche Kunſtgriffe ſich verlohnten!“

Kommen wir jedoch zu unſerem eigentlichen Gegenſtande. Wie gern möchten wir dem Leſer den Inhalt dieſer „Makkabäer“ erzählen, allein, offenherzig geſtanden, es war uns nicht möglich, aus dieſem Wirrwar von Scenen, aus dieſer Gedärm-Verwicklung von Juden, Syriern, Römern, Soldaten, Mägden und Kindern; aus dieſem Knäuel von Gefechten, Zügen, Schlägereien, Waffengetöſe, heidniſchem Spectakel u. ſ. w. den durchgehenden rothen Faden der eigentlichen Handlung herauszuſpintiſiren.

Sagten wir „rothen Faden der Handlung?“ den konnten wir freilich nicht finden, denn es iſt kein rother Faden da, es iſt blos „rothe Charpie!“ welche in die aufklaffenden Spalten und Riſſe fünf langer Acte gelegt iſt.

Wir können die Handlung, d. h. den eigentlichen Gegenſtand als bekannt vorausſetzen. Die Märtyrergeſchichte der ſieben Makkabäer und ihrer Mutter iſt bekannt genug, iſt nicht nur von Werner, ſondern ſchon oft und in allen Formen auf die Bühne gebracht worden als Drama, Trauerſpiel, Melodram u. ſ. w. und hat ſich immer als dramatiſch-unwirkſam bewieſen.

Solche Gegenſtände, von den Autos sacramentes bis zu dem „Paſſions-Spiele“ zu Ammergau im Baierlande, ſind und bleiben Species, Experimente, aber ſie gehören nicht in's Reich des wahren Dramas, welches vor Allem Gefühle und Emotionen will, die allgemein ſind, die allen Menſchen gleich eigen, die allen Herzen gleich angeboren ſind.

Das Märtyrerthum, beſonders das vorchriſtliche, hat ſo wenig Menſchliches an ſich, daß es nicht an die Menſchlichkeit appelliren kann. Erſt mit dem Chriſtenthum iſt die Liebe im höhern Sinne mit in die Religion gekommen, und das chriſtliche Märtyrerthum findet deshalb eher Echo in allen Herzen, in welchen jene höhere, geläuterte Liebe wohnt.

Das Heldenthum des vorchriſtlichen Märtyrers liegt zwiſchen dem epiſchen Heldenthum und dem dramatiſchen Heldenthum wie ein Drittes, nirgends Einheimiſches, überall Abnormes da.

Der epiſche Held iſt die Perſonificirung eines Geſammtzweckes, er ſteht für den Rathſchluß des Schickſals ein, er ficht für ihn, er iſt Verfechter einer großen Volks-Idee, eines großen Thatenzweckes. Der dramatiſche Held geht von ſich aus, er will zuerſt das, was er will; die Erweiterung ſeiner Individualität zur Verallgemeinerung, die Verwirklichung ſeines Wollens und Strebens zu einem von ihm vorgeſteckten Zweck, iſt ſeine Lebensthätigkeit. Sein Willensgeſetz ſoll Weltgeſetz werden, und der Kampf mit den Hemmniſſen der Ausführung dieſes Willensgeſetzes macht ihn dramatiſch.

Der Held der Religion iſt an und für ſich epiſch. Das Sterben für eine Religion iſt erhaben, aber es iſt eine dynamiſche Erhabenheit, ein großartiger Anblick; der Zuſtand eines Märtyrers iſt eine Beſchaffenheit, aber keine Handlung, ein Seelenzuſtand, aber keine Seelenthätigkeit. Er kann alſo nur als Epos Gegenſtand der Poeſie ſein.

Selbſt die „Jungfrau von Orleans,“ — wenn es uns erlaubt iſt, einen ſolchen Sprung zu machen, aber wir thun ihn, um durch ein Beiſpiel klarer zu werden, — ſelbſt die „Jungfrau von Orleans“ fühlte Schiller unter der Feder epiſch werden, denn ſie handelt nicht aus Selbſttrieb, ſie folgt einem höhern Ruf, ſie iſt die Maſchine, wenn auch lebende Maſchine eines höhern Gebotes, ſie iſt nichts als Vollſtreckerin! Schiller machte ſie dramatiſch dadurch, daß er ihr eine Empfindung in die Bruſt legte, die in der Allgemeinheit des menſchlichen Weſens wurzelt: Liebe; daß er dieſe Liebe zum Feinde ihres Volkes mit ihrer Sendung, mit ihrer Himmelsſendung in Conflict brachte, und ſo eine Herzens- und Gefühlsthätigkeit, eine Gefühlshandlung in ihr hervorbrachte.

Wir würden aber bei dieſen „Makkabäern,„ ſelbſt wenn wir auf dramatiſche Handlung und dramatiſche Charaktere verzichten wollten, und nur die religiöſe Idee allein als Trägerin des Ganzen annehmen wollen, auch dieſe „religiöſe Idee“ nicht klar herauszufinden im Stande ſein. Die Idee mag dem Dichter vorgeſchwebt haben, aber das Gepräge dieſer Idee iſt ganz verwiſcht.

Wir wollen gar nicht ſo weit gehen, um an dieſen hiſtoriſchen Zuſammenhang von Religion und Poeſie, alſo auch vom Drama zu erinnern, ſondern wir wollen hier blos ſagen, daß in dieſer „Mutter der Makkabäer,“ in dieſem „Judah,“ in dieſem Eleazar, in dieſem Benjamin u. ſ. w., wie ſie in dieſen fünf Acten vor uns hin- und hergeworfen werden, nicht das allgöttliche Walten der religiöſen Ueberzeugung in der Bruſt vorwaltet; es iſt nicht jenes (chriſtliche) Märtyrerthum, aus welchem die Brechung aller Selbſtſucht, alles Lebensreizes an dem Strahl der Göttlichkeit des Glaubens ſo ſiegreich hervorgeht; nein, es ſcheint faſt, daß dieſe Aufopferung der Perſon mehr als ein Fatum, als ein Spiel, das Jehova mit ihnen treibt, anzuſehen iſt. In Lea iſt eine ſolche Miſchung von weltlichem Trotz, von weibiſcher Inconſequenz und von fanatiſcher Durchheiligung, daß ihre Entlaſſenſchaft keine Läuterung, keine Erhebung hervorbringen kann. In Judah macht die Rohheit ſeines Glaubens es, daß man ſeine Begeiſterung eher weltlichen Trotz, jüdiſche Verſtocktheit und Durchſetzungskraft nennen kann, als Heiligung der Kraft durch die Begeiſterung des Glaubens und der Frömmigkeit. Judah's Eifer iſt nicht reiner Religionseifer, es iſt derſelbe Eifer, der die Juden gegen Moab und Amalek trieb. In Eleazar ſoll ein Widerpart zu Judah liegen, er ſoll die Größe jenes Charakters geben, und am Ende als ausgeſchiedener Tropfen in den Springquell des Glaubenstriumphes zurückfallen, allein durch wieviel Unnatur, durch wieviel Irrwege, durch wieviel pſychologiſche Widerſprüche geſchieht das.

Wenn wir jeden einzelnen Charakter dieſes confuſen Werkes beobachten, Simei, der opfert, und Amri, den blinden Eiferer, und Jojakim, den zu Fleiſch gewordenen Buchſtaben des Sabath-Geſetzes, und Mattathias, der einen langen Act hindurch lebt, weil er noch nicht Gelegenheit hat, zu ſterben und endlich ſtirbt, weil er nicht mehr weiß, wozu er leben ſoll, fehlt dem Ganzen die Seele der Frömmigkeit, und anſtatt ihrer iſt im Volke Fanatismus und Blödſinn, und bei den Hauptträgern des Stückes fehlt durchaus jene hohe, allgegenwärtige Waltung des Göttlichen, die anregend, läuternd, vergeltend, ſicht- und fühlbar in ihr Handeln und Thun eingreift, welche zu jenen Märtyrerthaten führt, in welchen die Läuterung menſchlicher Gefühle und Leidenſchaften gekräftigt ſind im Hinſtreben und Ueberſtrömen in das Göttliche.

Die ganze Behandlung dieſes Gegenſtandes in dieſem Drama iſt durchaus nicht Sache der Religion, es iſt National, es iſt ein Nationalſtück! Man verſtehe uns aber wohl. Wir wollen nicht, daß die Nationalität, als nicht zur Charakteriſtik gehörend, wegfalle; nein, ſie ſei mit be- und gezeichnet, aber ſie hebe den Menſchen nicht auf; der Jude hebe den Sohn, der Jude hebe die Mutter, der Jude hebe die Menſchheit nicht auf. Wir müſſen in der Mutter, die ihre Kinder dem Glauben opfert, die Fromme ſehen, die von Religion geſtärkte, begeiſterte, aber nicht die Jüdin, die vom angeſtammten Geſetz, von übererbter Form nicht laſſen will in der Halsſtarrigkeit ihres Volkes! Da fehlt die Weihe, da fehlt die überirdiſche Beglaubigung, kurz, da fehlt der rein religiöſe Eindruck und er wird ein — Racenkampf!

Juden gegen Syrier! Und daß in ſolch' wildem Nationalkampfe Mutterliebe, Kindesliebe jede menſchliche Regung in den Hintergrund tritt, iſt wahr, aber es iſt — kein Märtyrerthum!

Alle dieſe Menſchen ſind nicht vom Glauben begeiſtert, ſie hängen blos am Herkömmlichen, an dem, was ihnen überkommen iſt! Darum fehlt die Wahrheit, mit der Wahrheit die Weihe, mit der Weihe die Lebenswärme und mit ihr der Eindruck.

Es wird zwar viel und nur zu viel und in läſtigen Repetitionen von Allem, was wir geleſen haben in den Klageliedern Jeremias' u. ſ. w., geſprochen; wir hören ganze Stellen aus „Echo:“ „Wie liegt ſie ſo einſam die Stadt, die Länderfürſtin“ u. ſ. w., allein der Stempel des einfach Erhabenen fehlt, die imponirende Würde der urſtämmigen Religionskraft jenes Volkes mangelt, und moderne Färbung und moderne Klänge miſchen ſich mit dieſem falſchen Prophetenpathos, und Wortklaubereien und Spielereien ſtören grauſam alle Täuſchung! Da werden Phraſen mitgeſprochen, die ganz in der Küche der Neuzeit gekocht ſind, vom „Volk, das nach Neuerungen ſtrebt“ u. ſ. w., und eine Diction, die Anklänge von jetziger Romantik hat. „Jetzt Retterin, rette!“ und der Prieſter Mattathias gibt dem Judah Lehren mit, ganz wie der ſelige, geſchwätzige Polonius ſie dem Laertes mit auf den Weg gibt.

In die Detailfehler können wir gar nicht eingehen, es würde ermüdend werden. Blos im zweiten Acte hat eine Rede Judah's einigen Eindruck gemacht, ſonſt kam das Publikum zu keiner Erwärmung. Der dritte Act iſt ein ſolcher Rattenkönig von lächerlichem Tumult, von Juden-Kravällchen und Contre-Kravällchen und die Juden machen ſolch' einen Heidenlärm und ſie wollen bald das, bald jenes und bald kömmt Sieg, bald Niederlage, daß das Publikum oft lachen mußte und wir nicht begreifen, wie auf der Probe die Unhaltbarkeit dieſes Actes nicht erkannt wurde.

Im vierten Acte iſt ein unendlicher Monolog Lea's und dazu kömmt Naemi und da ſollte man glauben, da iſt doch eine Scene, in welcher warmes Menſchenblut zum Vorſchein kömmt, allein es iſt nicht roth, es iſt verdickt, es iſt ſchwarz, es ſpricht nicht zum Herzen und auch dieſe einzige, allgemein zum Herzen ſprechen ſollende Scene ging ſpurlos vorüber. Im fünften Acte gipfelt ſich die ganze Maſſe Maſchinerien aufeinander, Marteröfen, Drohung, Tod, Mutterqual; und wir bewundern nur Antiochus, wie er ſo viel Geduld in dem Thronſaal hat. Allein nachdem wir Antiochus näher kennen lernen, wundert uns nichts mehr. Er iſt am Ende ein wahrer Bohnenkönig! Er will ſich nicht ſchlagen, wird mit Gewalt ein friedliebender Mann und geht mit obligater komiſcher Hochherzigkeit ab!

Und welche Aufhäufung von Maſchinen und Effecten! Welche Ueberladung an Maſſen und Geſchichten! Es wird Einem ganz wirblich! Aufzüge, Märſche, Gefechte, Götzenbilder, Marteröfen, Donner, Blitz, Feſte, Gräber, Chöre, Muſik, Melodram, man ſieht das Stück vor lauter Sachen und Zugemüſe nicht.

Wir müſſen bei dieſer Gelegenheit bemerken, daß es kein freudiges Symptom iſt, wenn man glaubt, durch Ausſtattung, Decoration, Muſik-Illuſtration, Volksſcenen mit Krimskrams, Garderobe u. ſ. w. dem recitirenden Schauſpiele aufzuhelfen!

Das Hofburgtheater war die Oriflamme der deutſchen Bühnenkunſt von jeher, es war die Mutterſchule, das Vorbild der deutſchen Theatermuſe, und wie einfach, wie prunklos war Alles! Schlichte, faſt abgeblaßte Decoration, kaum das Nöthige und Einfachſte an Garderobe; von Ausſtattung und Firlefanz keine Rede, von muſikaliſchen Klang- und Drangbehelfen keine Idee, Alles auf das Beſcheidenſte, Unanſehnlichſte, aber der Geiſt! Der Geiſt! Welche claſſiſche Einfachheit, welche einfache Claſſicität! Welche Weihe in dem darſtellenden Perſonal, welch' ein Hingeben und Genießen im Publikum! Ganz Deutſchland ſah mit Bewunderung auf die Wiener Hofbühne; man wallfahrte hin und Niemand fiel es ein, allda eine Ausſtattung zu erwarten, von einer Decoration zu reden und von einer Muſik; es wäre Verſündigung an dem Genius des Wortes geweſen! Denn das Wort allein wurde da vertreten, das Wort mit ſeiner inwohnenden Macht, das alleinige Wort mit ſeinem Sieg und Triumph über Flitter und Brimborium, über Geraſſel und Decorations-Schnickſchnack! Und das Publikum kam und hörte, es hörte und empfand, es empfand und genoß, es genoß und kam wieder! Und auf dieſe ſchmuckloſe, prunkloſe, edle, einfache Kunſtgebahrung des Wortes allein iſt das Burgtheater noch angewieſen! Im Wort, in Verlebendigung des Wortes durch ſeine Künſtler liegt ſein Glanz, ſein Ruhm, ſein Beruf und ſeine legitime, angeerbte Größe!

All' dieſes Maſchinenweſen, all' dieſes Auffächern von einem Pfauenſchweif, von Flittertand und Garderobeweſen und Blechmuſik iſt ein hors d'œuvre im Burgtheater! Das hat ſchon einen großen Theil vom Geſchmack des Publikums verdorben und wird es in noch höherm Grade! Das Publikum iſt von ſeiner beſcheidenen Einfachheit entwöhnt worden! Es wird am Ende im Burgtheater fordern, was es im Spectakelſtücke der Vorſtadtbühnen fordert! Der Sinn für das dramatiſche Leben ſelbſt wird dadurch gewaltſam erſtickt; das Herz ſoll gerührt und erhoben werden, der Geiſt unterhalten und angezogen, nicht die Gaffluſt gefüttert, gefüttert mit Werthloſigkeiten, welche viel koſten, ungeheure Ausgaben machen und eher dazu geſchaffen ſind, die hundertjährige Miſſion dieſer glanzvollen Anſtalt: „das recitirende Schauſpiel in ſeiner urſprünglichen Würde feſtzuhalten und fortzuführen“ — aufzuhalten, zu lähmen, als es zu erheben, zu verjüngen.

Kriſen.

Charakter-Gemälde in vier Aufzügen, von Bauernfeld.

Wir ſind Herrn Bauernfeld in vielfacher Beziehung Dank ſchuldig, daß er uns dieſes gelungene Product gab; erſtens aus perſönlichen Gründen, weil es uns ſelbſt unangenehm iſt, faſt immer negirend auftreten, faſt ſtets ein Veto einlegen zu müſſen! Eben in dem Maße, wie das Schlechte und Verfehlte einen ingrimmigen Feind an uns hat, einen nachſichtsloſen, — herben Feind, wir geben das zu —, ebenſoſehr gerathen wir in innigſte Freudigkeit, wenn uns etwas Gelungenes entgegentritt; ebenſo friſch und jugendlich jubelt unſer Inneres dem Geiſt entgegen, wenn er uns lebendig entgegen kömmt.

Und dieſes iſt bei Bauernfeld's „Kriſen" der Fall. Da iſt keine ängſtliche Mache, da iſt kein Spuk von Intriguen und Verwicklungen und Pointen, wie er ſeit Scribe's „Glas Waſſer" gang' und gäbe geworden iſt.

Die Oberfläche des Lebens und ſeiner Verhältniſſe, wie ſie von Zeit und Zufall friſirt und gekräuſelt wird, bildet gewöhnlich den fortrollenden Bilderkaſten der modernen Luſtſpiele; — denn ein „Luſtſpiel“ iſt „Kriſen“ einmal für uns, der Autor mag's, aus welchen Anſichten immer, genannt haben wie er wollte. Vielleicht hat Herr Bauernfeld darum Anſtand genommen, dieſes Stück ein „Luſtſpiel“ zu nennen, weil das Publikum ſelbſt in dieſen Räumen ſeit einiger Zeit daran gewöhnt wurde, im „Luſtſpiel“ das „Poſſenhafte“ zu ſuchen und — zu finden.

Der moraliſch-pſychologiſche Zweck dieſer Handlung iſt zwar en relief da, aber er hindert uns nicht einen Augenblick lang, die Luſt und Heiterkeit des Ganzen fröhlich und mit roſiger Freudigkeit zu genießen. Ein „Charakter-Luſtſpiel“ iſt es ſchon darum nicht, weil das Charakter-Luſtſpiel darin beſteht, daß die „Charaktere“ mit der „Situation“ in Widerſpruch gerathen, welches aber hier nicht der Fall iſt.

Das Luſtſpiel hat es ebenſo mit dem endlichen Zweck des Menſchen zu thun, wie das Trauerſpiel, und ſtellt das Trachten und Streben, das Ringen und Kämpfen der Leidenſchaft im Menſchen ebenſo dar, wie das Trauerſpiel, nur im heiteren Kleide, bald mit der Geißel der Satyre, bald im Mantel der Gemüthlichkeit, bald in weniger oder mehr gewürztem Scherz.

Je allgemeiner im Luſtſpiel die Begebenheit, die Intrigue, die Verwicklung, die Verirrung und Verwirrung, und endlich die Löſung der Widerſprüche und Gegenſätze in der Natur der Menſchen, in der Geſittung der Zeit, in der Beſchaffenheit aller Herzen begründet iſt, deſto allgemeiner wird die Wirkung ſein, die es hervorbringt.

In Bauernfeld's „Kriſen" iſt der Proceß des Luſtſpiels von ſo allgemeinem Intereſſe, daß die ganze Jury als Publikum dabei betheiligt iſt, entweder als Mitſchuldige, als Kläger, als Zeugen, als Richter. Es iſt der ewige Proceß der „Liebe," dieſer Urquelle alles wirklichen Lebens in der Natur, im Menſchen und in der dramatiſchen Schöpfung.

Die „Liebe" ohne alle Beziehung auf die Färbung des ſocialen Lebens, ohne Coquetterie mit den Miasmen des Zeitgeiſtes, ohne ſchwungvolle Aufzäumung der banalen Stichworte des Tages und des Flügelſchlages der Parteiungen. Wir ſehen den Proceß zweier Herzen, zweier Herzen voll Liebe, gegeneinander und gegen ſich ſelbſt.

An dieſen Proceß knüpfte Herr Bauernfeld eine Handlung und Verhandlung, ein Plaidoyer und ein Zeugenverhör von den intereſſanteſten Situationen, pſychologiſchen Durchblicken, moraliſchen Fernſichten, von feinen Charakter-Skizzen, von pikanten Motiven und Beweisführungen, von ſarkaſtiſchen Repliken und Dupliken, und endlich eine vollkommene, im

Recht der Gefühle und im Codex des menſchlichen Herzens gegründete Schluß-Verhandlung und Aburtheilung.

Dies Stück iſt ein „Luſtſpiel," nicht ein „vollkommenes Luſtſpiel," aber vollkommen ein Luſtſpiel. Man wird ſagen: Es fehlt das Komiſche? Allein es iſt mehr komiſches Element da, als wir nur in letzter Zeit über die Bühne gehen ſahen, incluſive „das Lügen," dieſes waſſerſüchtige Ding, in der Wurzel faul und im Gezweig vergilbt und hohlraſchelnd.

Aber wie wollt Ihr das „Komiſche" überhaupt erkennen? Kein Ding iſt an und für ſich komiſch, es wird erſt komiſch im auffaſſenden Subject. Für den Einen iſt komiſch, was für den Andern es ganz und gar nicht iſt. Es iſt gewiß wahr, ein Gott wird das ganze irdiſche Treiben mit ſeinen großen hiſtoriſchen Tragödien komiſch finden.

Ein allgemeines Geſetz des Komiſchen iſt „der Widerſpruch mit ſich ſelbſt," der gewiß einen komiſchen, einen lachenmachenden Eindruck hervorbringt. So iſt der Baron Hohenberg, der „die Einkehr in ſich ſelbſt" begeht, ſich vornimmt, da er vierzig Jahre alt wird, nicht zu trinken, nicht zu ſpielen, nicht zu tanzen, und ſogleich trinkt, ſpielt und tanzt, komiſch. Hier tritt die Verkehrtheit der Beſtrebung als ein ſogleich ſich ſelbſt Aufhebendes vor unſere Anſchauung, und wir lachen in der Behaglichkeit unſeres innern, moraliſchen Gleichgewichtes.

Das Komiſche des Verſtandes iſt: Witz. Wenn Bauernfeld ſein „Lämmchen“ ſagen läßt: „Wie er Geſchäftsträger wird, zieht er ſich von allen Geſchäften zurück!“ ſo iſt das die komiſche Wirkung des Witzes, welcher in dem Brennpunct eines Ausdrucks die ungewohnte Beziehung aufblitzen läßt und den ſatyriſchen Gedanken beleuchtet.

Selbſt „Priska“ hat eine komiſche Grundfarbe. Sie „will einen Roman haben.“ In dieſer ihrer Idee liegt ein ſolcher Contraſt zu der Reinheit ihres Weſens, und dieſer ihr Entſchluß iſt ſo als drollige Spitzfindigkeit und Antitheſe des Lautern und Tugendhaften in ihr als Popanz hingeſtellt, daß er Lachen erregt. Eben weil der Zuſchauer weiß, daß dieſer Entſchluß ein Schreckhebel ſein ſoll, erregt dieſer ihr Widerſpruch mit ihrem Charakter eine Heiterkeit in ihm.

Jetzt ſuchen wir nach der „Grund-Idee“ dieſes Luſtſpiels, denn jetzt iſt's durchaus nothwendig, eine „Grund-Idee“ zu finden; dem Luſtſpiel als Luſtſpiel allein wird kein Recht eingeräumt. Der Zweck: zu erheitern, zu beluſtigen, wird nicht giltig betrachtet. Es muß eine Grund-Idee da ſein, eine ethiſche Grundbelaſtung!

Wir nach unſerer Anſicht heben das Luſtſpiel von dieſer Robot ganz auf. Wir geben gänzliche

Robot-Entlaſtung des Luſtſpiels von aller „Grund-Ideelichkeit“ und allem „moraliſchen Durchblick!“ Wir geben der Erheiterung ein Recht der Selbſtſtändigkeit, ein Recht der perſönlichen Selbſtexiſtenz ohne allen andern Zweck, ohne alle andere Abſicht, als zu unterhalten, lachen zu machen, zu zerſtreuen.

Damit wollen wir aber nicht geſagt haben, es fehle den Kriſen an einem ſolchen Total-Gedanken. Wir finden ihn zum Troſt und zur Beruhigung aller „Grund-Idee-Steuer-Einnehmer“ darin, daß jede Empfindung, ja, vielleicht jede Charakter-Färbung ihre Kriſe hat; eine Kriſe, die der Arzt, der Freund, die Geliebte, die Frau u. ſ. w. beobachten, erfaſſen, benutzen muß, denn von der Kriſe hängt die Geneſung oder der Tod ab; verſäumt man dieſe Herzens-Kriſe, weiß man ſie nicht zu beobachten, zu behandeln, dann hat man und iſt man verloren.

Dieſe Grund-Idee, tief erkannt und in ihrer pſychologiſchen Wichtigkeit und Wahrheit auf das Zahlbret des Luſtſpieles hingezählt, das iſt der Bruſtkern dieſer Kriſen, iſt von univerſeller Wahrheit, und ſo geiſtreich, ſo fein, mit ſolcher tiefen Kenntniß des Herzens erfaßt und wiedergegeben, daß der Erfolg nicht ausbleiben konnte.

Wenn wir nun unſere innere Satisfaction darüber ausgeſprochen haben, daß endlich ein gelungenes Stück uns Gelegenheit gab, uns zu erluſtiren an dem

Genuß und an der herzlichen Anerkennung desſelben; freut uns eine zweite Freude, nämlich die, daß Herr Bauernfeld mit einem Stück geſiegt hat, welches ohne alle Zuthaten von Aeußerlichkeiten, ohne Brimborium, blos durch die ſchmuckloſeſte Innerlichkeit wirkt. Wir ſind wirklich ſchon geiſtestaub geworden in dem Tapage, in dem Gepolter von Außenwerken und Verſchallungen, die an den dramatiſchen Producten angebracht worden ſind, um Zuckungen im Publikum hervorzubringen! Ausſtattung, Muſik-Illuſtrationen, Coſtums, Volksſcenen, Märſche, Gefechte und all' der Krimskrams, mit welchem die geiſtige Armuth ihre Blöße bedeckt! Welches Hebel- und Maſchinenwerk haben wir an den meiſten neuen Dramen anlegen ſehen, um ſie in die Höhe zu bringen! Welches Pumpwerk, welches Keuchende, Schnaubende, Dampf-Apparat-Artige haben wir bei den „Makkabäern“ u. ſ. w. in Haſt und Athemloſigkeit keuchen und ſchnurren hören, um das Publikum zu erſchüttern, da, wo es nicht gerührt wird, zu beuteln und zu ſchütteln, da, wo es nicht erregt wird!

Die „Kriſen“ haben bewieſen, daß das Publikum noch nicht ſtumpf für den Quell der einfachen Wahrheit, der Empfindung iſt! Auch unſere Luſtſpiel-, und namentlich Volksdichter, können aus dieſem Stücke erſehen, daß es nicht nöthig iſt, mit politiſchen Fetzen den dramatiſchen Leib zu drapiren, daß es nicht nöthig iſt, den halbentblößten Leib mit Röthel und grellem Lack aus dem Farbentopf der Zeitphraſen zu beſchmieren, daß es nicht nöthig iſt, dem Geſchmack des Theater-Publikums einen brennenden Plum-Pudding auf den Tiſch zu ſetzen.

Das Reich der Gefühle und Empfindungen iſt ewig und unermeßlich; das Studium des menſchlichen Herzens ein ewiges, ein immer neue Blumen treibendes. Die Welt liegt vor Euch, das Buch des menſchlichen Herzens hat noch Millionen und Millionen unbeſchriebener Blätter! Setzt Euch hin, da iſt die Roſentinte der Empfindung, da iſt der unendliche Schreibbogen der Natur, da ſind die Millionen Federn an dem Fittig der Millionen Leidenſchaften und Gefühle, da ſetzt Euch hin und ſchreibt und ſtreut dann darauf den Goldſand der Sprache, der da liegt wie Sand am Meere an dem Strom des wahren Talentes, da ſetzt Euch hin und ſchreibt, aber Ihr müßt mit offenem Aug' hineinſchauen in den Spiegel, den Gott vor Euch hingehängt hat vom Himmel bis zur Erde, und der in tauſend kleinen Spiegelchen wiederzufinden iſt in jedem beſonderen Herzen, und aus jedem dieſer Spiegelchen ſchaut Euch wieder eine Welt entgegen, ein Himmel und eine Erde, ein Himmel mit ſeinen Sternen und Wolken, mit ſeinen Donnern und Blitzen; und eine Erde mit ihren Blumen und Dornen, mit ihren rauſchenden Wäldern und Abgründen; habt nur ein Aug' für dieſen Spiegel und laßt vom Auge den Strom, den elektriſchen, fortſtrömen durch den Arm auf das Papier, und Ihr werdet Künſtler ſein, Dramatiker, Dichter!

Nicht umhin können wir endlich zu bemerken, daß wir gewünſcht hätten, der erſte Act wäre mit dem zweiten verſchmolzen worden. Er iſt faſt nichts als der lebendige Theaterzettel, der Ankündiger der kommenden Charaktere.

Ebenſoſehr hätten wir es für einen Gewinn des Luſtſpiels gehalten, wenn Priska, nachdem ſie das Geſpräch ihres Mannes mit dem Doctor belauſchte, ihre Kriſe anders beurkundet hätte! Dadurch nämlich, daß ſie eine andere Liebſchaft ſucht, einen „Roman,“ wie ſie ſagt, daß ſie ihren Mann eiferſüchtig machen will, dadurch verliert ihr Charakter an Originalität. Dieſe Gattung iſt ſchon dagewesen, es iſt ein etwas verbrauchter Kunſtgriff, beſonders der Luſtſpiel-Frauen, ihren Mann eiferſüchtig zu machen, um ihn zur Liebe zu führen. Viel homogener, dem Bau des ganzen Stückes angemeſſen viel höher, feiner und origineller wäre es geweſen, wenn „Priska“ wirklich einen Moment lang Liebe geſucht hätte, wenn ſie mit ihrem Herzen voll Liebe, voll falſch angewendeter Liebe, wirklich im Durſt nach einem Echo eine andere Liebe geſucht hätte, von dieſer momentanen Verirrung aber durch den beſſern Fond ihres Selbſt endlich die Rückkehr erſtrebt hätte.

Dlle. Rachel in Wien.

(1850.)

Als ich Dlle. Rachel zum erſtenmale ſah, war ich verblüfft, als ich ſie zum zweitenmale ſah, war ich verwundert, als ich ſie zum drittenmale ſah, fing ich an, ſie zu bewundern, als ich ſie zum viertenmale ſah, war ich mit ihr, aber nicht mit mir zufrieden, vom fünftenmale an war ich mit uns Beiden zufrieden und mit mir einig.

Die Romantik, das iſt die Bewegung, die Romantik, das iſt die Unruh, die Romantik, das iſt die Revolution; — das Claſſiſche, das iſt die Stabilität, das Claſſiſche, das iſt das Conſervative, das Claſſiſche, das iſt der Abſolutismus.

Die drei Einheiten ſind die Deſpoten der Tragödie, die Tyrannen im Syrakus des Trauerſpiels; der Corneille'ſche und Racine'ſche Vers in ſeiner legitimen Monotonie iſt der Codex des Altherkömmlichen, des Erblichheiligen, und das alte Repertoir des Théâtre français gehörte mit zu den erſten Reſtaurations-Schüſſeln der Napoleoniden und Bourboniden.

Napoleon protegirte Talma. Warum? Weil Talma der Träger des claſſiſchen Jericho war, deſſen Mauern vor den Poſaunenſtößen der Romantiker umzuſtürzen drohten, und weil dieſes claſſiſche Jericho, das alte Repertoir, ein sangue-pure der Ruhe, Ordnung und Sicherheit, der alten Formen und Ideen iſt. Napoleon diente ſo gut Talma zum Modell und Studium ſeines Neron u. ſ. w., als Talma Napoleon zum Studium diente in ſeinen Präſentationen und Coſtum-Audienzen. Beide waren Schauſpielkünſtler auf zwei verſchiedenen Bühnen. Napoleon fürchtete das romantiſche Theatre aus eben dem Grunde wie Talma, weil es, während es dem Schwunge der entfeſſelten Sclavin Tragödie Vorſchub leiſtete, Napoleon um das Kaiſerthum und Talma um die Alleinherrſchaft im Reiche des alten claſſiſchen Repertoirs bringen konnte.

„Chenier,“ „Charles der Neunte,“ „le reveil d'Epimenide“ u. ſ. w., und ſchon der Name „Théâtre de la Nation“ erſchreckte und bedrohte Beide und die Re-Inſtallirung Crebillon's, Corneille's, Racine's war Beiden eine Lebensfrage.

Die Invaſion endlich führte nicht nur Ludwig den Achtzehnten und Karl den Zehnten, ſondern auch das alte Repertoire aus dem lebendigen Grabe auf ihre wackelnden Throne zurück, aber quod licet jovi

— ein Blacas konnte wohl den Hof Ludwig des Achtzehnten wieder mit dem alten Apareil in die Scene ſetzen, und die kurze Tragi-Komödie ſouffliren, allein den dramatiſch-tragiſchen Stoff der Zeit konnte er nicht in das pennſylvaniſche Zellenſyſtem der politiſchen Einheiten bringen, und ebenſowenig konnte es ſeiner „*Theater-Cenſur*“ gelingen, die „Romantik“ zu erſticken und den Cultus der Helden, Könige und Päpſte des alleinſeligmachenden alten Repertoirs als den ausſchließlichen Gottesdienſt des Theaters zu rehabilitiren.

Aus dieſer Reſtaurationszeit voll ſchwacher Stärke und ſtarker Schwäche ging die Julius-Revolution und die des franzöſiſchen Theaters hervor. Auf dem *politiſchen Theater* wurde die *Form der Regierung*, auf *dem wirklichen Theater* die *Regierung der Form* umgeſtoßen.

Nicht mehr waren es die ſteinernen Gäſte der Corneille'ſchen Helden, die zum Banket der Breter geladen wurden; nicht mehr waren es die gichtig lähmenden Erblichkeiten der drei Ein- und Peinheiten, welche ihre Deſpotie auf Melpomenens Kinder und Kindeskinder fortpflanzten; nicht mehr war es die geſetzlich monotone, alleinherrſchende Wiederkehr des ſchleppenden Tragödienverſes, der ſich ſelbſt auf den Schweif tritt, es war eine Befreiung des Stoffes von allen Ketten und Banden des alten Criminal-Codex. Ariſtoteles, Longin, Batteux und ſelbſt der gute altgläubige Oberprieſter im Tempel der veralteten Veſtalin „Claſſicité:“ Geoffroy, wurden von ihren Lykurgen-Altären geſtürzt.

Die „freie Gemeinde“ wurde im dramatiſchen Staate conſtituirt; Phantaſie, Imagination, Freiheit des Gedankens, Ungebundenheit des Verſes, Reichthum der Abwechslung, Keckheit der Erfindung, Alles durfte ſich geltend machen; die Regel wurde nichts, der Ausdruck etwas, der Geiſt viel, der Gedanke Alles!

Das alte Repertoir der Franzoſen: Crebillon, Corneille, Racine, Voltaire u. ſ. w. ſind dem Geiſte der modernen Tragödie zur „Grammatik“ geworden, zur Sprachlehre, aber nicht zur Glaubenslehre; man lernt von ihnen die Kenntniß der Sprache, das Gewicht der Worte, das Maß der Sätze u. ſ. w., aber „der Styl iſt nicht Racine,“ „der Styl iſt nicht Corneille,“ der „Styl iſt das Individuum,“ der „Styl iſt das Ich,“ — jedes Ich hat eine allgemeine Sprache, aber einen eigenen Styl, einen eigenen Geſchmack, eine eigene Phantaſie, eine eigene Erfindung, und jedem Ich Styl, Geſchmack, Phantaſie, Erfindung, Form und Ausdruck als perſönliches Recht zu gewähren und gewähren zu laſſen, das iſt der Codex des Romantiſchen.

Das Talent kann ſich in den Grenzen Ariſtoteles' bewegen und dabei ſich wohlbefinden, das Genie nie und nimmermehr!

Racine, Corneille waren glänzende Talente, aber keine Genies, und Voltaire war nur in ſeinen andern Schriften, aber niemals in ſeinen Tragödien ein Genie!

Die Regel iſt für den Schüler da, für die Schule, ſolang man Schüler iſt, ſolang man die Schule beſucht; mit dem Meiſterbrief legt man die Regel ganz reſpectvoll in die Lade und ſchafft ſich ſelbſt ſeine Regel.

Die Romantik auf dem Theater wurde aber mißbraucht; es entſtanden Scheuſale, von „Hernani“ und „Caligula,“ „Tour de Nesle“ bis zum „Chevalier de maison Rouge,“ und „Madame Praslin“ u. ſ. w., das iſt wahr, allein wo iſt eine Sonne, die nicht auch Kröten ausbrütet, wo eine Freiheit, die nicht mißbraucht wird, und ſind deshalb Sonne und Freiheit der Finſterniß und der Knechtſchaft hintanzuſetzen? Allein der Mißbrauch ſelbſt wurde gebraucht und mißbraucht, um der alten Repertoir-Gouvernante: Claſſicität, den Reſtaurationsweg zu bahnen und ſie wieder „et par le droit de conquête et par le droit de naissance“ auf den Thron der Theater-Cäſaren niederzuſetzen. —

Und zu dieſer Rückeroberung und Reſtauration des alten franzöſiſchen Theaters in ſeiner angeſtammten Herrſchaft ward „ein Kind geboren in Israel, und die Herrſchaft ruht auf ſeinen Schultern, und es heißt Wunderbar, Rath, Kraft, Held u. ſ. w.“

Dieſes Kind, welches in dem Verfall des dramatiſchen Iſraels als Prophetin und Seherin und Oberprieſterin und Wiedergeſtalterin des alten Tempels auf dem heiligen Hügel des Claſſiſchen geboren wurde, heißt Dlle. Rachel, und auf ihren Atlas-Schultern ruht die Herrſchaft des alten Cultus, und um ihre gedankenausſendende Stirne ſchlingt ſich das Diadem der alten Tragödie, die da iſt und war und ſein wird, und auf ihrer Bruſt, auf dieſem Veſuv feuerſpeiender Leidenſchaften, glänzen die altprieſterlichen Urim vetumim mit den Edelgeſteinen Racine und Corneille, und an ihren Händen trägt ſie an zehn ſprachlebendigen Fingern die zehn Gebote des alten Jehovah vom Théâtre français, deſſen oberſtes Gebot iſt: „Du ſollſt keine andern Tragödien haben neben mir!“

Die Nachtigall iſt die Roſe unter den Sängern des Haines, die Roſe iſt die Nachtigall unter den Blumen, — die Rachel iſt die Roſe unter den Sängern der franzöſiſchen Tragödie, ſie iſt die Nachtigall in den ſteinernen Blumen des franzöſiſchen Verſes!

Sie athmet als Duft den Geiſt aus, den ſie als trockenes Potpourri aus den antiken Vaſen einathmet, ſie verwandelt in Harmonie, in Süßigkeit und Wehmuth Philomelens, was ihr als Monotonie aus den ewig gleich ſteif und kahlgeſchnittenen Gärten des franzöſiſchen Verſes entgegengähnt.

Furchtbar und lieblich, gräßlich und reizend, erhaben und naiv, bewundernswürdig in ihrer Art und anſtaunenswerth in ihrer Unart; — erſchütternd da, wo ſie wahr iſt, und verführeriſch da, wo ſie unwahr iſt; — Furcht und Schrecken und Mitleid und Entſetzen in jeder Regung; Thränen in der Stimme, Schlangen und Grazien in der Rede; alle Abhängigkeit von Wort und Satz von ſich werfend, jedes Verhältniß von Objectivität und Subjectivität aufhebend, jedes Geſetz des Rhythmus umgeſtaltend, jede Schranke der Kraft und der Beſonnenheit durchbrechend und doch immer das Ziel mit unglaublicher Kühnheit erſtiegend; das Blut kochen machend und es dann gorgoniſch zu Eis erſtarren laſſend; das Herz aus dem Buſen reißend, es zerfleiſchend, in Jammer und Thränen waſchend, und es dann heil und ganz und beſchwichtigt wieder gebend; das Schickſal dämoniſch zum Kampfe auffordernd, den Dämon mit Engelstönen in den Schlaf ſingend und dann wieder den Engel mit dämoniſchem Gelächter in die Flucht jagend; ihren Willen ganz allein als Geſetz und Regel über Charakter und Geiſt erhebend, und in dieſer Dictatur ſiegend daſtehend auf den Trümmern aller bis hieher dageweſenen Herkömmlichkeiten und traditionellen Spielarten; durch die Kraft der Gefühle die Leidenſchaft aufſtachelnd bis zum Ungeheuern, bis zum Monſtröſen, bis zum Unſchönen und Unwahren, und durch die gigantiſche Kraft des Geiſtes und der Kunſt dieſes Ungeheuer dann bändigend mit dem Seidenzügel der ſüßen Rede, es zum Schönen, zum Wahren, zum Hinreißenden zurückführend an den Blumenfäden des Wohllautes und der innigſten Empfindung; ſchöpferiſch bis zum Uebergriff und im Uebergriff noch conſequent und pſychologiſch, — ſcheinbar zerriſſene und zerſtückte Verſe, wie Döbler, am Ende durch einen Zauberſchlag doch wieder als Ganzes vor uns erſcheinen laſſend, — das iſt die Rachel!

Lerche, wenn ſie ſich aus der tiefen Furche der Empfindung in ihre Höhe erhebt; Nachtigall, wenn ſie den Schmerz und die Wehmuth der Liebe in den dunklen Laubgängen liebender Herzen ſingt; Geier, wenn ſie in wilder Leidenſchaft ihren Gegenſtand faßt, mit den Klauen der Wildheit ihn emporträgt in den Rayon des höchſten Affectes, daß das Gefieder ihres Opfers herabſtäubt auf die ſtaunende Menge; Adler, wenn ſie mit ihrem Auge, dieſem ihren wunderbaren ſtummen Sprachrohr der verſchiedenſten Gefühle, in majeſtätiſcher Ruhe hoch über ihrem Gegenſtande ſchwebt, im Strahle der lautern Auffaſſung, mit dem ſtolz ſegelnden Fittig weithintragender Seelenhaftigkeit; und dann wieder buntſchillernder Colibri, wenn ſie ſich niederläßt, um durch das Gebüſch der Nuancen, durch die grünen Gärten des Naiven, Schalkhaften, Ironiſchen, Muthwilligen hin und her zu ſchlüpfen, — das iſt die Rachel!

Maria Stuart ſagt: „England und Schottland können nie gegen einander zeugen,“ ſo möcht' ich ſagen: Deutſche und Franzoſen ſind ſich *einander nie gerecht geworden*, können ſich, beſonders im dramatiſchen Urtheile, *nie gerecht werden*. Sie verſtehen ſich gegenſeitig nicht; der Deutſche will Alles *begreifen*, er taſtet an ſeinen Gefühlen, an den Eindrücken, die er empfängt, herum, wie an einer Henne, ob ſie das Ei bald legen wird; der Deutſche will begreifen: *warum* er ergriffen wird, *wie* er ergriffen wird, und ob das Ergriffenſein auch mit obrigkeitlicher Erlaubniß der Herren Kant, Adelung, Engel, Leſſing und Schlegel vor ſich gegangen iſt. Der Franzoſe will aber *blos ergriffen* ſein, wenn er ergriffen iſt, ſo begreift er, daß die Sache, das Wort, das Mittel, wodurch er ergriffen wurde, ein Mächtiges iſt, eine Gewalt, ein Berechtigtes, eine Herrſchaft.

Bei dem Deutſchen geht, wie bei gewiſſen Gerichten, eine lange *Vorunterſuchung* dem Urtheile voraus, und wenn es auch endlich ſein „Unſchuldig“ über einen Eindruck oder über einen *Einbruch* in ſein Herz ausſpricht, der arme Eindruck iſt in der Vorunterſuchung ſchon matt und blaß geworden.

Der Franzoſe aber verſteht den Deutſchen gar nicht; weder ſeine Empfindungsweiſe, noch ſeine Denkweiſe, am wenigſten aber die Sprach- und Ausdrucksweiſe; beſonders aber im Dramatiſchen, und namentlich in der Tragödie, wird der deutſche Autor dem franzöſiſchen ſtets nur ein halb genießbarer bleiben. Der deutſche dramatiſche Dichter ſpricht dem Franzoſen zu viel, zu breit, zu weitſchweifig; und können wir's läugnen, daß faſt jeder deutſche Dramenheld eine advocatoriſche Beredtſamkeit zu Tage legt? Dem Deutſchen aber handeln wieder die franzöſiſchen Helden zu viel, zu ſtark, zu heftig, zu nacheinander, ſie reden ihm zu einförmig und handeln zu vielförmig. Der deutſche tragiſche Autor iſt, wie jeder Deutſche, vor Allem ein „Schwärmer;" die meiſten deutſchen Theaterhelden ſind ſchwärmeriſche Helden; aber gerade dieſe „Schwärmerei," mit welcher ſie Alle, mehr oder minder, die Deutſchheitstaufe erhielten, entfremdet ſie den Franzoſen; ſie haben dieſe Waare nicht und auch kein ſtrictes Wort dafür; und was bei uns ſchwärmeriſch heißt, heißt bei ihnen fad. Unſere Ingomars, die im wilden Walde Erdbeeren und Schwärmerei brocken, unſere Moors, die mit Lautenſpiel morden, unſer Mortimer, der proteſtantiſch liebt und katholiſch ſchwärmt, ja, ſelbſt „Eliſabeth," die aus Schwärmerei für Leiceſter in die Schlinge geht, das muß den Franzoſen fad erſcheinen, da es, nach ihren Begriffen, mit dem Urſprünglichen der Handlung, mit der weſentlich tragiſchen Eſſenz nichts zu thun hat. Deshalb kann ich nicht verſchweigen, daß in der ſonſt gräulich verſtümmelten Bearbeitung der „Maria

Stuart" von Lebrun er Recht hat, den Mortimer zu begnadigen und die Scene wegzulaſſen, wo Eliſabeth demſelben mit der ſchwärmeriſchen Heuchelei: „Das Schweigen iſt der Gott der Glücklichen u. ſ. w." zu gängeln glaubt u. ſ. w.

Aber nicht nur im Stofflichen, ſondern auch in der Sprache, im verſchiedenen Bau der Sprache liegt die Bedingung der Verſchiedenheit des Ausdrucks, des Vortrags, der Declamation, und der Deutſche will doch haben, daß der Franzoſe das Franzöſiſche deutſch vortragen ſoll! Man kann aber auf einer Strickleiter nicht eben ſo auf- und abſpazieren, wie auf einer Marmortreppe, man kann auf dem geſpannten Seile nicht den Schwung haben, wie auf dem Schleppſeile.

Die franzöſiſche Sprache iſt eine Ascenſion, die deutſche eine Descente; die franzöſiſchen Worte gehen alle in die Höhe, enden mit einem Hochlaut, die deutſchen Worte gehen alle abwärts, enden mit einer Umwendung, mit einem matten „e" oder „en;" — jedes deutſche Wort iſt ein Taſchenmeſſer, es ſchnappt am Ende zuſammen. Welcher Unterſchied in dem Klange: „Amour!" und „Liebe!" — „Vengeance!" und „Rache!" — „Voir!" und „ſeh'n!"

Und da wollen die Menſchen, daß die Franzoſen declamiren ſollen, wie die Deutſchen? Wahnſinn!

Der Deutſche begreift freilich nicht, wie z. B. das berühmte „Qu'il mourût!" ſo pathetiſch geſprochen wird, freilich kann er es nicht begreifen, denn er überſetzt ſich das auf Deutſch und dann hat er freilich Recht, denn es wäre ganz albern, die matten Sturzworte:

„Daß er geſtorben wäre!" oder: „Er hätte
ſterben müſſen!"

mit dem Vollklange auszutönen, wie das volle, hochtönende, ſchlußkräftige „Qu'il mourût!"

Derſelbe Fall iſt es in der „Phèdre." Das „Ils s'aimeront toujours!" bedingt in ſeiner harmoniſchen Steigerung, wo der Schluß auf das volle, klangreiche „jours" fällt, eine ganz andere Energie und Elektricität des Vortrages, als z. B. „Sie werden ſich ewig lieben," wo in dem zungenſchlürfigen „ben" die Rede den Flügel hängen läßt und tonlos nach Hauſe ſchleicht! Oder im „Polyeucte," wenn Dlle. Rachel ihr „Je crois!" mit aller Weihe und Begeiſterung in einem Metallwohlklang austönt, ſo iſt das urwüchſig im Baue des Wortes, das mit einem halbaustönenden „a" endet; aber im Deutſchen, wo man ſagt: „Ich glāu—bĕ," wie kann eine Rednerin mit einem Worte Effect hervorbringen, deſſen Ende ſich wie der Walzer im „Freiſchütz" verliert?

Der Ton jener Sprache iſt ein anderer, der Geiſt der Sprache iſt ein anderer, und wir Deutſchen können das nur bewundern oder verwerfen, begreifen nur ſehr ſelten, beurtheilen faſt gar nicht.

Man muß ehrlich genug ſein, das einzuſehen und offen zu ſagen: Ich beurtheile das ſo gewiſſenhaft, wie ein Deutſcher die franzöſiſche Schauſpielkunſt beurtheilen kann; Niemand kann ſich über den Standpunct ſtellen, auf den ihn ſeine Mutterſprache ſtellt; das volle Verſtändniß der franzöſiſchen Schauſpielkunſt wird nie einem Deutſchen zu eigen, und wenn er dreißig Jahre das Théâtre français beſucht, es bleibt immer ein Winkel in ſeinem Urtheile, wohin der Franzoſe nie gedrungen.

Wir wollen auch deshalb gleich vorausſchicken, daß wir unſere Betrachtung über Dlle. Rachel blos als „Betrachtung“ betrachtet wiſſen wollen, als das, was uns ſo vorgekommen iſt, als Eindruck, den ſie auf uns gemacht hat. In Zergliederung ihrer einzelnen Rollen wollen wir nicht eingehen. Sie iſt Racine und Corneille, ſie wirkt nicht durch Racine und Corneille, ſondern Racine und Corneille wirken durch ſie auf uns.

Gewiß iſt, daß in Auffaſſung, Anſchauung und Tendenz bei Dlle. Rachel das Nationale ſtets überwiegend iſt, allein ihr primitives Genie ſteigert ihren Gegenſtand bis zur Idealiſtik, durch welche ſie univerſell wird, zu allen Herzen ſpricht, zu allen Gemüthern, zu allen Seelen klagt und weint! —

Ja ſelbſt die obenerwähnte deutſche ſchwärmeriſche Nebelhaftigkeit, die auch der „Stuart“ und der „Johanna d'Arc“ anklebt, — die aber freilich von den Herren Lebrun und Soumet mitſammt Charakter und Geiſt ihnen rein wegſcalpirt wurde, — ja ſelbſt dieſe Weichheit liegt in dem Ton, in dem Schmelz, in dem Reiz ihrer Stimme.

Ich fürchtete ſehr für den fünften Act der „Maria Stuart,“ wo die Verklärung zugleich mit dem Menſchlich-Gemüthlichen zuſammenfällt, wo die Rührung über der Kraft, die Empfindung über der Leidenſchaft ſteht, — allein gerade der fünfte Act in der „Stuart“ iſt der Schlußdemant ihrer Darſtellung, vom reinſten Feuer und hellſten Thränenwaſſer, da war ſie innig, fromm, verklärt, ergreifend, in Thränen auflöſend. Dlle. Rachel hat Thränen in der Stimme, Seufzer im Blicke, Klagen im Auge, ſtumme Elegien auf der Stirne, ſchmerzliche Lieder um die dünnen vergeiſtigten Lippen.

Keine deutſche Stuart hat, nach meiner individuellen Anſicht, den fünften Act der Maria mit ſolcher Wahrheit, mit ſolcher Klarheit, mit ſolcher Herzinnigkeit gegeben! Die Wirkung iſt ſo mächtig, daß ſie ſich der Forſchung entzieht!

Die anderen Partien in der „Stuart“ waren gigantiſch, für uns etwas fremd, aber nichtsdeſtoweniger wahr!

Wir kommen nun an die Menſchlichkeit der Leidenſchaft in der Zank-Scene der beiden Königinnen. Wir ſind gewohnt zu ſagen und ſagen zu hören: „Königinnen zanken nicht ſo wie andere Weiber!“ Zum Teufel hinein, warum denn nicht? Lieben ſie nicht wie andere Weiber? Eifern ſie nicht wie andere Weiber? Schreien ſie im Entbinden nicht wie andere Weiber? Und gerade, wenn ſie wüthend werden, die Königinnen, wenn das Menſchliche das Königliche bei der Empfindungsthüre hinauswirft, da ſind ſie nichts als Weiber, und was ſind nicht Weiber, wenn ſie ſich gegenſeitig um einen Gegenſtand der Liebe anfeinden, wenn ſie alle Furien der Eiferſucht, der Rivalität, des Haſſes, der Rache, des langverhaltenen Ingrimms loslaſſen! Das iſt, mit Erlaubniß Goethe's, der zweite Punct, aus dem alle Weiber als gleich zu beurtheilen ſind! Wie erhaben ſchön, wie ſchön entſetzlich, wie bewunderungswürdig erſchrecklich war Dlle. Rachel in dieſer Zank-Scene! Aus ihren Worten ſtrömte ein Gigantengeſchlecht von Leidenſchaften hervor, aus ihren Augen ſprangen alle wilden Paſſionen hervor und ſtürzten ſich auf ihr unglückliches Opfer Eliſabeth, in jeder Bewegung lag ein Triumph, den Groll, Haß, Rache und entfeſſelte Befriedigung eines lang ſchmachtenden Rachedurſtes über die niedergeſchmetterte Nebenbuhlerin wildjauchzend davontrug.

Die Declamationsweiſe der Rachel befremdet uns, ſie iſt exotiſch, aber deshalb nicht unwahr! Die

Palme, die Form des Kaktus, haben in ihrer Region Recht, wie der Birnbaum und die Blätter der Brombeerſtaude in ihrer Region. Die deutſche Tragödienne ſteigt auf der Feuerleiter der Declamation bis auf den Giebel der brennenden Gefühle, dort wühlt ſie in den glühenden Leidenſchaften eine geraume Weile herum, und dann ſteigt ſie, ſich nach und nach abkühlend, Sproſſe nach Sproſſe die Leiter langſam wieder herab und gelangt endlich ruhig wieder auf dem ebenen Boden an. Dlle. Rachel fliegt die Leiter ſtürmiſch hinauf, beſchwört die Flamme der Leidenſchaft, ſteht flammend einen erſchrecklichen Moment in dem Gluthſtrahl und ſpringt plötzlich auf den ebenen Boden herab, ohne die Leiter wieder, vorſichtig taſtend, herabzuklimmen.

Wie verſchiedenartig iſt die Vers-Recitation der Dlle. Rachel von der unſerer deutſchen Künſtlerinnen! Aber wie verſchieden iſt auch die Klappentrompete des Alexandriners von der harmoniſchen Würde der deutſchen jambiſchen Versart! Dieſe claſſiſche Monotonie-Permanenz der Racine'ſchen und Corneille'ſchen Verſe, wie tödtend langweilig iſt ſie gegen den Wohlklang der Goethe'ſchen und Schiller'ſchen Rhythmen!

Gebt einer deutſchen Tragödienne jene nachſchleppenden Verſe und ſie tödtet die Verſe und ſich und das Publikum, ſie zählt mit deutſcher Ehrlichkeit jeden Fuß ab und zählt ſie blank und bar, Sylbe um Sylbe, ſchwerfällig und redlich auf den Redetiſch auf, als müßte ſie Herrn Racine u. ſ. w. die Verſe nachher wieder zurückgeben, wohlgezählt und wohlgewogen, und nicht eine Sylbe dürfte eine Klage führen dürfen über Zurückſetzung u. ſ. w., das iſt Alles ehrlich, tugendhaft, es könnte den Montyon-Preis bekommen, aber es iſt — langweilig, höchſt langweilig! Die Leidenſchaft ſo an den Verſen angeklammert zu ſehen und die Begeiſterung an langen und kurzen Sylben ſtundenlang an's Herz herantappen zu hören, das iſt tödtend!

Die Rachel aber fühlt und erkennt, daß jene Verſe mit ihrer ewigen einförmigen Wiederkehr ermüden müſſen und ſie verſucht es, ſie zu elektriſiren, ſie zu galvaniſiren, ſie durch eine ganz neue, eigene Behandlungsweiſe zu beleben, ihnen Abwechslung, Wohllaut, Licht und Schatten zu geben. Es iſt wahr, ſie verfährt willkührlich mit ihnen, tyranniſch, muthwillig, aber es bringt Flüſſigkeit in das Starre, Geſchmeidigkeit in das Spröde, Weichheit in das knöcherne Gerippe. Dlle. Rachel macht ſich aus den Verſen verſchiedene Packets, nach Bedarf, nach dem Gebrauche des Momentes, ſie verſchleißt den Alexandriner en gros und en detail, ſie bindet da zehn bis zwölf Verſe aneinander, da acht bis zehn u. ſ. w. und ſchleudert ſie ſo zuſammengebunden in das Publikum. Sie hüpft über eine langweilige Schneckenſtiege von Reimen leicht weg und tritt auf der letzten Stufe derſelben auf einmal, hoch daſtehend, rieſig hervor. Iſt das ein Falſches? Iſt's die Stiege, die uns intereſſirt, oder die Höhe, zu welcher die Stiege führt? —

Gebt der Rachel Goethe'ſche, Schiller'ſche Verſe (nicht verlebrunt! —) und wer weiß, mit welcher Gewiſſenhaftigkeit ſie die Moſaik dieſer Klangſtufen betreten, und mit welchem von uns ungeahnten Tonreiz ſie dieſelben beſeelen und durchglühen und durchgeiſtigen wird.

Im „Polyeucte“ wäre der Zuhörer der Märtyrer der rieſenhafteſten Langweile, wenn die Rachel es nicht übernommen hätte, dieſe Langweile zu bannen, zu beſchwören, ſie in ein Geiſtigintereſſantes und Feſſelndes umzugeſtalten. Ihre Bekehrungsgeſchichte iſt zugleich die des Publikums, welches durch die Erkenntniß dieſer Kunſtgröße von der theilnahmsloſen Starrheit zur geſpannteſten Aufmerkſamkeit und Mit-Erregung übergeht. Rachel-Pauline iſt das ganze Stück, ſie allein iſt die Trägerin, welche das Werk über der Fluth hält und es vom Waſſertode rettet.

In zwei Stücken beſonders tritt es hellſtrahlend hervor, daß Dlle. Rachel ein „Genie“ iſt: in „Polyeucte“ und in „Adrienne.“ Das Genie ſchafft und Dlle. Rachel ſchafft, ſie ſchafft aus einem leeren Vers eine volle Wirkung, aus einem Worte, aus einer Sylbe, aus einer Interjection ſchafft ſie Kräfte, Gewalten, Erſchütterungen, Ueberraſchungen, Schrecken und Freuden. Schöpferiſch iſt ſie, wenn ſie aus dem Chaos der Empfindungen die glühende Sonne der Leidenſchaft und den milden Mond des Gemüthes hervorgehen läßt, wenn ſie den vier tragiſchen Elementen von Mitleid, Furcht, Schreck und Sühnung ihre Grenzen anweist, wenn ſie dem tobenden Meere des Pathos zuruft: „Bis hieher und nicht weiter!“ und wenn ſie die Breter, welche die Welt bedeuten, bevölkert mit lebendigen Weſen, mit Menſchen, mit Ungeheuern und mit Engeln, mit Tigern und mit Nachtigallen. In dem Auge der Dlle. Rachel liegt eine Schatz- und Waffenkammer des Genies. Man muß es ſehen, wie ſie mit den Augen hört, wie ſie mit den Augen die Worte des Andern verſchlingt, wie ſie mit ihren Blicken ſich anklammert und anſchmiegt an das Gehörte, wie ihre Blicke ſich um die eingefangten Töne wickeln, ſich an ſie anſchmiegen, wie ihre Blicke fragen, ſtaunen, erſchrecken, zurückfliegen, einſtimmen, verneinen; wie ſie mit einem Aufſchlagen des Augenlides anklagt, ſich rein ſpricht, Abſcheu ausdrückt; man muß das ſehen, wieder ſehen und dann begreifen, welche Kraft Dlle. Rachel ſelbſt im ſtummen Spiele ausübt. Ihr ſchweigendes Antlitz, im ruhigen Zuſtande, iſt ein ſtiller Gewitterhimmel; athemlos lauſcht die Natur, da fangen die Züge an ſich zu beleben, der Stillhimmel wird bewegt, die Linien kräuſeln ſich, zuerſt fährt ein Hauch von Gefühl darüber hin, dann kömmt plötzlich ein Luftſtoß, der Himmel mit ſeinen

Wolken geräth in geſchäftige Bewegung, dunkle Umriſſe werden ſichtbar und jagen ſich herum, dann bricht der Sturm der Leidenſchaft los, das Gewitter entladet ſich, aus dem Gewitterhimmel fahren Blitze, Feuerſtröme, Schlangen zucken hervor, Feuerpfeile ſchießen nach allen Seiten, und unter dieſem Gewitterhimmel bricht nun auch der Donner der Rede los, bald majeſtätiſch fortrollend, bald dumpf grollend, bald ſchreckvoll niederfahrend und in die Herzen einſchlagend, und dann, „wenn der Blitzſtrahl hat geſchlagen, den die Wolke lang getragen,“ dann ſteht die tragiſche Heldin da, ruhig, oder ausgebrannt; die endliche tragiſche Sühnung, welche nach dem Gewitterſchlage die Seele und den Himmel klärt und reinigt, ſie klärt auch den Gewitterhimmel ihres Angeſichts wieder auf, die Wolken ziehen abwärts, der Horizont wird hell, das Licht der tragiſchen Verklärung geht milde über dieſes Antlitz auf, und darüber hängen zwei kleine ſtrahlende Augenſterne voll wiederkehrenden Lichtes des Friedens und der Erhebung! So war die Erſcheinung der Rachel in „Polyeucte“ vom Anfange, wo ſie noch in den Grauen der Finſterniß befangen iſt, in Nacht und Irrthum wandelt, nach und nach von allen Schrecken des Schmerzes durchwühlt wird, und endlich daſteht im friſchen neuen Morgen, im Strahle neuer Jugend, neuen Glaubens, übergoſſen von der lieblich ſchimmernden Dämmerung eines jungen Lebenstages!

Vielgeſtaltiger aber zeigte ſich ihr Genie in „Adrienne.“ „Adrienne“ iſt ein Meerweib, vier Acte ein ſchönes, menſchliches, lachendes, wangenrothes Luſtſpiel, aber am Ende der Drachenſchweif des Trauerſpiels mit den Schuppen des Grauens und Entſetzens!

„Adrienne“ iſt wieder ſo ein glücklicher Wurf Scribe's. Tadelt ihn nur, Ihr deutſchen Dramaturgen, aber ſucht nur, es ihm abzulernen! Es wird Euch und uns wohlthun!

„Adrienne Lecouvreur“ — eine Couliſſen-Anekdote. Aber ſeht, was Scribe aus dieſer Anekdote gemacht hat! Habt Ihr ſchon einen Jongleur geſehen, der aus einem einfachen weißen Bogen Papier hunderterlei Dinge geſtaltet — einen Hut, ein Schiff, einen Nagel u. ſ. w.? So iſt Scribe! Er nimmt eine kleine Anekdote, eine Theatergeſchichte, eine cause célèbre aus dem Foyer, und was macht er nicht Alles daraus! Eine Kette, einen Kranz, eine Rührung, eine Pikanterie, eine Situation, eine Spannung, eine Ueberraſchung, eine Emotion, eine Agacerie, ein Ringelſpiel von Ereigniſſen, einen Bazar von Zufälligkeiten, einen Taſchenſpieler von witzigen Scenen, ein Kaleidoſkop von Gruppirungen, eine Strickleiter, auf welcher drollige Situationen auf- und abſteigen, ein magiſches Seil voll Knoten, die von einem Hauche entwirrt werden.

Scribe brauchte aber einen ſtarken Einſchlag am Ende des Luſtſpiels, und er hatte eine Rachel und die Anekdote wurde eine Tragödie! -- Aber Herr Scribe hat zuviel des Tragiſchen gethan, er läßt die Rachel gar zu lange ſterben! Es iſt ordentlich eine tragiſche Sterbensverlängerung! Einen halben Act hindurch läßt er Dlle. Rachel auf- und abſterben! Das iſt Mißbrauch gemacht von dem Privilegium, die Leute ſterben zu laſſen!

Aber wie ſtirbt Dlle. Rachel! Man möchte ſagen: Wie lebendig ſtirbt ſie! — Man möchte ſagen: Dieſes Sterben iſt aus dem Leben gegriffen!

Aber dennoch iſt nach meinem Dafürhalten dieſe große Schlußſcene nicht ihr Glanzpunct in der „Adrienne.“ Der Glanzpunct iſt im vierten Acte die Salon- und Declamations-Scene, und nächſt ihr die ganz erſte Scene im Foyer.

Die Erzählung, wie ſie Moriz von Sachſen zuerſt kennen lernte, iſt ein Meiſterſtück von Wahrheit, Natürlichkeit, Seelenmalerei und Darſtellungs-Vermögen! Dieſe einzige Scene ſtellt ſie über alle deutſchen Schauſpielerinnen dieſes Genres. Welche Fülle von den verſchiedenartigſten Ausdrücken nun gar in der Salon-Scene! Welcher tiefverhaltene Schmerz, welches Beben und Nervenzittern, welches Zuſammenſinken und Emporraffen, und endlich welcher Ausdruck der tigerartigen Wolluſt in der wilden Befriedigung ihrer Rache, als ſie in den Verſen aus „Phèdre“ ihrer Rivalin den blanken, von den Furien zugeſpitzten Stahl der Rache in die Bruſt taucht und mit ſüßem Entſetzen ihn wendet und tiefer ſenkt!

Die Sterbeſcene, ſowie mancher Scene in der „Phèdre“ könnte man vorwerfen, ſie überſchreite die Grenze der Schönheit, ja, man könnte ſagen:

„Soyez Clytemnestre, mais ne soyez pas toujours
Clytemnestre !“

allein mit der Schönheit des Todes und der Raſerei, ſowie der Alles verheerenden Leidenſchaften iſt es ganz eigen. Da hat man nur zwiſchen „Wahrheit“ und „Schönheit“ zu wählen. Beide zuſammen ſind ſelten möglich. Der Tod iſt ſo äſthetiſch doch nicht!

Wir ſind der Meinung, die „Wahrheit“ ſtehe höher als die „Schönheit.“ „Rien n'est beau que le vrai seul!“ Wir ſind nicht der Anſicht Leſſing's, daß das einzige Gebot der Kunſt „Schönheit“ iſt.

Leſſing nimmt ſeinen Beweis davon her, daß die griechiſchen Künſtler ſtets die Schönheit in ihren Werken vorwalten ließen und das Häßliche ſorgſam vermieden, ſelbſt auf Koſten der Wahrheit. Wenn dem ſo iſt, woran ich noch zu zweifeln geſonnen bin, ſo iſt dies noch kein Beweis für die Schauſpielkunſt.

Die bildende Kunſt, die Sculptur, die Malerei ſind Künſte des Raumes und beſtehende Künſte; die Schauſpielkunſt iſt eine Kunſt der Bewegung, des Momentes. Das Bild, die Statue bleibt nach- und nebeneinander, durch die Permanenz ihres Gegenſtandes müſſen ſie jede, auch die flüchtigſte Beleidigung des Auges vermeiden; denn bei ihnen würde das Häßlichſte, auch wenn es wahr iſt, ein Bleibendes, und das darf es nicht werden. Anders iſt das Dargeſtellte durch den Schauſpieler; ſeine Kunſt iſt eine tranſitoriſche, eine tranſitoriſche Malerei, ſie hält den Ausdruck nicht feſt, der Beſchauer kann das Bild nicht feſthalten, er muß ſchnell, flüchtig, augenblicklich ergriffen ſein, und dazu iſt nur die Wahrheit allein mächtig genug; das Wahre muß immer wirken, ſonſt iſt's nicht wahr, aber das Schöne iſt nicht immer unfehlbar in ſeiner Wirkung. Die Wahrheit iſt ein Univerſal-Geſetz, die Schönheit iſt Geſchmacksſache.

Wenn der höchſte Grad des Ausdruckes eine Leidenſchaft häßlich macht, — wie Leſſing ſagt, — ſo muß ſie das Bleibende vermeiden, aber nicht das Vorübergehende der Schauſpielkunſt, denn nur das bleibend Häßliche iſt dem Geſetze der Zweckmäßigkeit entgegen.

In der Schauſpielkunſt fällt das Geſetz der Wahrheit mit dem Geſetze der Zweckmäßigkeit, wie bei keiner andern zuſammen, da ihr Zweck iſt, augenblicklich zu wirken und dieſe Schnellkraft nur durch die allgemeine Wellenfeder Wahrheit erzielt werden kann. Nur im Komiſchen und Burlesken muß die Wahrheit der Schönheit zurückſtehen, weil ſie da oft zum Ekelhaften, zum Widerlichen, zum

Gemeinen, zum Sittenloſen werden könnte. Aber bei der Darſtellung hoher, edler, tragiſcher Leidenſchaften iſt die Wahrheit das oberſte Reichsgeſetz, und wenn die Wahrheit etwas Unſchönes bedingt, ſo muß es die Darſtellung ebenſo getreu wiedergeben.

Wir müſſen alſo den zwei Todesſcenen der Dlle. Rachel in „Adrienne“ und „Phèdre“ ſelbſt da, wo ſie das äſthetiſche Gefühl unangenehm berühren, doch die Palme der pſychologiſchen und künſtleriſchen Wahrheit und Zweckmäßigkeit zuerkennen.

Am wenigſten hat uns Dlle. Rachel in der „Phèdre“ das gehalten, was wir von ihr erwartet haben. Iſt es deshalb, weil wir die Schröder, die Schröder im Zenith ihrer Kunſt, noch im Gedächtniß vor uns haben? — Nein. — Es iſt kein Vergleich anzuſtellen zwiſchen der „Phädra“ der Schröder und der „Phèdre“ der Dlle. Rachel.

Wir wollen weder auf die unübertreffliche und unübertroffene Weiſe eingehen, mit welcher die Duchesnoy ihr „c'est toi qui l'a nommé!“ und die Art, wie die Schröder ihr „ich ſeh' ihn vór mir“ ſprachen. Dlle. Rachel hat eine ganz eigene Auffaſſung dieſer Rolle. Die Schülerin Legouvé's und die Schülerin des Hamburger Dramaturgen haben die Phädra anders aufgefaßt, als die Schülerin Samſons. Die Duchesnoy war eine unglücklich Liebende, eine eiferſüchtige, verbrecheriſche, verzweiflungsvolle Liebende, eine an ihrer Liebe ſterbende Liebende. Ihre Darſtellung war groß, voll ſtarker Lichter und Stürme, aber es fehlte der Auffaſſung das künſtleriſche Centrum, der Mittelpunct, aus welchem alle dieſe Radien ausgingen. Ihr kühnes Talent durchflog mit ſtaunenswerther Gewalt die ganze Windroſe der Leidenſchaften: Liebe, Stolz, Eiferſucht, Gewiſſensqual, Angſt, Furcht, Verzweiflung, Todesmuth und Wuth; aber die tiefe pſychologiſche Quelle dieſer Lavaſtröme und Wildbäche blieb verdeckt und wurde nicht ſichtbar gemacht. Die Schröder mit der tragiſchen Gewaltigkeit der Stimme, welche weder von der Duchesnoy noch von Dlle. Rachel erreicht wurde, mit jener Wucht der Rede, die wie der Rieſe Anteus neue Kraft bekam, ſo oft ſie den Boden der Leidenſchaft berührte, die einzig daſtehende Schröder hat aber auch ſich ſehr wenig mit dieſem Urgeiſt der Phädra bekannt gemacht; ſie gab noch mehr als die Duchesnoy das Erdenweib: die irdiſche Frau. Es war nicht nur eine Liebe, es war ein Begehren, die Liebe als brennende Gierde, die Gierde als verzehrendes Verlangen, das Verlangen als ausbrechende Flamme und die Flamme als freſſendes Element, das freſſende Element endlich an ſich ſelbſt nagend und zähneinhackend, das war die „Phädra" der Schröder. Es war das tragiſch hohe Lied der irdiſchen Liebe, es war das Zuſammenzucken und das krampfartige Beben der Senſitive, der Sinnpflanze. Es war eine hinreißend gewaltige Darſtellung einer menſchgebornen Frau in allen ihren

Leidenſchaften und Laſtern durch alle Stadien jenes Lebensfiebers, deſſen Kriſis der irdiſche Tod iſt. Dlle. Rachel geht von einem idealen, von einem höhern Mittelpuncte aus, ſie betrachtet ihre Leidenſchaft als einen Fluch der Götter, ſie iſt ſelbſt ein Opfer der Venus, welche ihr dieſe Leidenſchaft als einen Schickſalsſpruch, als eine Himmelsſtrafe in's Herz legte! Sie kämpft und erliegt, ſie richtet ſich auf und ſinkt zuſammen, ſie widerſteht und ergibt ſich, alles das unter der Laſt dieſes Liebesfluchs, dieſes Liebe-Fatums, dem ſie erliegen muß, von dem ſie die Scheußlichkeit, die Schwärze kennt, und dennoch ihr Leben lang tragen muß! Sie haßt die Liebe, ſie liebt den Haß, ſie ruft die Tugend an und begehrt das Laſter, ſie fleht um Erhörung und wünſcht die Verwerfung, kurz, ſie iſt ein Spielball im Willen der ſie umherjagenden, ſtachelnden, höhniſchen, triumphirenden, racheathmenden Liebesgöttin. Das iſt der Hieroglyphenſchlüſſel zu den abſonderlich verſchlungenen gothiſchen und griechiſchen Zügen und Arabesken der Rachel'ſchen Phädra.

In der „Jeanne d'Arc" hat le bonhomme „Soumet" ſich den Spaß gemacht und hat dem Schiller eine rhinoplaſtiſche Johanna im Schenkel eingeſetzt.

Unſer gelehrter Theaterzettel ſagte: „imité de Schiller," es iſt aber nicht Alles wahr, was ein Holbein'ſcher Theaterzettel ſagt. Dieſe „Jeanne d'Arc" iſt original mit Scheiterhaufen und Metallſtiefeln aus dem Gehirne des Herrn Soumet entſprungen, und nur hie und da hat er dieſe Colophonium-Hexe mit ein paar Schiller'ſchen Gedanken geſpickt, damit ſie nicht gar zu dürr an den Spieß geſteckt werde. Dieſe „Jeanne d'Arc" kann im ganzen Stücke von ſich ſagen: „Ich bin nichts als ein gefeſſelt Weib!" Es iſt ein Proceß, ein öffentliches Gerichtsverfahren über eine verlaufene Hexe; da kommen und gehen Burgund und Bedford und berathen ſich wie Gemeinderäthe, endlich ſtirbt Burgund aus Privatgefälligkeit für Herrn Soumet; die Johanna begehrt vor ihrem Tode noch „einen Kapuziner ohne Haut," welcher auch als „Adhemar" erſcheint; ein Scheiterhäuflein —, ein kleines Häuflein von Holbein's Erfindung, und ſo ausgeſtattet, wie die Salons und Foyers und Tempel u. ſ. w., welche dieſes Theater der Rachel octroyirte! — ein Scheiterhäuflein kömmt, rückwärts ſtehen ſchwarz-rothe Inquiſitions-Gensdarmes, die Schweſtern Johannens ſind erſtaunt, daß die „Wachen" nicht gerührt ſind, und heißen ſie: „cruels!!" Johanna nimmt ihre Fahne und ſpaziert auf das Scheiterhäuflein hinauf, das Spirituslämpchen unter dem Scheiterhaufen wird angezündet und kann der Johanna zugleich als Wärmkeſſelchen dienen —, und ſo langſam bratend verſchwindet ſie in's Land der Wonnen!

Und zu dieſem tragiſchen Tom Pouce in einer Alexandriner-Paſtete gebraucht und mißbraucht man das Genie einer Dlle. Rachel!

Nun mag es genug ſein. Es bleibt mir noch übrig, der Dlle. Rachel für einen Dienſt zu danken, den ſie mir individuell, mir perſönlich geleiſtet hat. Sie hat mich über mich ſelbſt enträthſelt, ſie hat mich mit mir ausgeſöhnt, ſie hat mich über mich getröſtet, ich bin ihr Dank, viel Dank ſchuldig.

Ich hielt mich ſeit zehn Jahren für blaſirt, für atoniſch an Herz und Empfänglichkeit. Ich glaubte, es liege an mir, daß mich das Theater mit ſeinen vielen Schminkempfindungen und tragiſchen Mouches todt ließ, daß mein Herz nichts empfand bei allen dieſen Gefühlen, die auf dem Theater losgelegt wurden, daß ich nichts mitfühlte, nicht die Süßigkeit und nicht die Bitterniß der Liebe, nicht den Zauber der Hingebung, nicht die Weihe der Tugend, des Glaubens, nicht den Schmerz der Täuſchung, nicht die Zuckung der Entſagung. Ich hielt mich für abgeſtorben, mein Herz für ausgeklungen, mein Gefühl für gelähmt, meine Empfänglichkeit für taubſtumm. Mich täuſchte keine Leidenſchaft, mir brachte keine Emotion eine Illuſion; ich betrachtete mich wie einen Nervgetödteten, Gefühlscontracten. Dlle. Rachel hat mich über mich in's Klare geſetzt! Ich bin noch jung, ich bin noch reizbar, ich bin noch voll von Empfindungen, in mir ſchlagen noch die Nachtigallen der Liebe, in mir kämpfen noch die Furien der Eiferſucht, in mir ſcheint noch der Mond der Sehnſucht, in meiner Bruſt wohnen noch die

Blumen und Fruchtgehänge aller Gefühle, Gelüſte und Leidenſchaften; ich habe noch ein Ohr für Wohllaut, ein Auge für Grazie; Dlle. Rachel gab mir die Thräne wieder, die Süßigkeit der Mitempfindung, die bittere Wolluſt des Mitleid's, die Beſchwichtigung in der Ergebung, die Tröſtung im träumeriſchen Sinnen und Denken, in Sehnſucht und Herzensſtille. Sie hat mich belehrt, daß es nicht meine Schuld iſt, daß ich viele Jahre lang nichts empfand; ſie hat die Ehre meines Herzens gerettet, ſie hat die Berechtigung meiner Gefühle hergeſtellt, ſie hat mich rehabilitirt.

(1851.)

Ich muß meine Worte über die Rachel diesmal mit den Worten beginnen, mit welchen ich im vorigen Jahre meine Didaſkalien über ſie ſchloß: Dlle. Rachel gab mir die Thräne wieder, die Süßigkeit der Mitempfindung, die bittere Wolluſt des Mitleids, die Beſchwichtigung in der Ergebung, die Tröſtung im träumeriſchen Sinnen und Denken, in Sehnſucht und Herzensſtille. Sie hat mich belehrt, daß es nicht meine Schuld iſt, daß ich viele Jahre nichts empfand, ſie hat die Ehre meines Herzens gerettet, ſie hat die Beruhigung meiner Gefühle hergeſtellt, ſie hat mich rehabilitirt!“

Wir haben in dieſem Cyklus von Rollen, welche Dlle. Rachel gab, nur wenig Gelegenheit, eine neue oder weitergeführte Anſicht über ihren Genius zu gewinnen, denn außer Victor Hugo's „Angelo“ und der Bluette „Horace et Lydie“ von Ponſard, waren es dieſelben Rollen, in welchen ſie im vorigen Jahre erſchien. „Adrienne,“ „Phèdre,“ „L'oiseau de Lesbie“ und eine Scene aus „Athalie.“

Wenn wir die Geſammteſſenz, nicht nur des Eindrucks, den die Darſtellungsweiſe der Dlle. Rachel auf uns macht, ſondern auch des Aufſchlußes, den uns ihr Spiel über die Darſtellungskunſt überhaupt gab, zuſammenfaſſen, ſo beſteht ſie in der kurzen, aber höchſt inhaltsvollen und für unſere Belehrung höchſt wichtigen und nachhaltigen Beſtätigung der Erkenntniß, wie eigentlich das „Drama“ ſelbſt in ſeiner Urgeſtaltung nichts iſt, nichts ſein kann, als eine Verſchmelzung des „Epos“ und der „Lyrik,“ und die Darſtellung des Dramas folglich naturgemäß auch nichts Anderes, als die ſich entfaltende Geiſtes- und Gefühlskraft, jene Formen zu entwickeln, ihren Ausdruck und das Product der Miſchung jener beiden Urformen in ſeiner Verſchmelzung als ein Ganzes wiederzugeben.

Wir erzählen nur, was wir aus der Geſchichte der Poeſie aller Völker wiſſen, daß „Epos“ und „Lyrik“ früher da war, und daß ſich die dramatiſche Poeſie erſt nach und nach aus jenen herausgebildet hat. Das Drama iſt eine Steigerung von „Erzählen“ und „Betrachten,“ aus welchen das

Epiſche und Lyriſche beſteht. Im Drama wird nun das Epiſche zur Handlung und das Lyriſche zum Charakter oder zur Darſtellung des Charakters. Das Drama iſt ein bildlich illuſtrirtes Epos mit den vom Dichter beigefügten Empfindungen, Betrachtungen und Erklärungen.

Je nachdem aber in einem Drama das lyriſche oder epiſche Element überwiegend Raum oder Geſtaltung gewinnt, eines dem andern untergeordnet iſt, eines das andere beſtimmt, macht das nun den generiſchen oder quantitativen Unterſchied des Dramas. Dasſelbe iſt daher, und zwar gebieteriſch, auch der Fall mit der Darſtellung des Dramas.

Die darſtellende Kunſt muß im Drama die Empfindung und die Betrachtung, das Thatſächliche und das Poetiſche, das ſchon Gewordene und das eben Werdende, kurz: die Handlung und das Motiv — das, was den Charakter beſtimmt — zur Anſchauung bringen. Es muß alſo in der darſtellenden Perſon ein lyriſches und ein epiſches Naturell zuſammenwohnen; mit gleichen Kräften nicht nebeneinander, ſondern miteinander wirken, um den Geiſt und die Seele des Darzuſtellenden in ſeiner vollen Berechtigung und Wirkſamkeit heraustreten zu laſſen.

Und — „ſagt Alles nur in Allem“ — das iſt’s, was die Rachel zur Rachel macht; in ihrem Geiſte, in ihrem Talente, in ihrer Stimme, in ihrer Geſtalt, ja in ihrer Individualität iſt das Lyriſche und Epiſche in aller Lieblichkeit und Gewalt ſeiner Urform vereinigt und ihr Genius, ihre künſtleriſche Divinationsgabe, vielleicht auch ihr Inſtinct mit, ſchweben wie der ſchaffende Geiſt auf den Urwäſſern über dieſen Urelementen des Dramas und bilden aus ihnen heraus oder rufen aus ihrer Tiefe hervor jene Geſtalten, jene wunderbar harmoniſchen Schöpfungen, jene rührenden oder erſchütternden vor uns werdenden Thaten, die man im Drama „Charaktere“ nennt.

Wir ſagen: „Thaten, die man Charaktere nennt,“ und wollen dies mit gutem Vorbedacht geſagt haben. Man hat in der Kritik das Wort: „Charakter-Darſtellung“ ſtereotypirt. Schibolet! Ein Charakter kann nicht dargeſtellt werden. Dargeſtellt kann nur das Geſtaltige, die Geſtalt werden, man kann einen Menſchen darſtellen, ſein Körper iſt ſein Geſtell; ein Charakter iſt eine Kraft, ein Vermögen, ein Vermögen, welches ſelbſt geſtaltet; der Charakter wird durch die That erkannt, die That wird durch den Charakter erklärt, folglich iſt das, was man Charakter-Darſtellung nennt, blos die Schilderung, die Auseinanderſetzung des Charakters.

Hier geſtaltet ſich uns unter der Feder noch ein erheblicher Unterſchied zwiſchen dem Charakter, den der dramatiſche Dichter, und dem, welchen der Schauſpieler darzuſtellen hat. Der dramatiſche Dichter ſoll, oder darf vielmehr in dem Charakter nicht blos ein Individuum, nicht blos dieſen Charakter als einen Ausnahms-Charakter bringen, zu ſeinem Charakter muß er eine Gattung haben, es müſſen viele ähnliche Charaktere, wenn auch in anderen Conflicten, in der menſchlichen Geſellſchaft leben. Wenn der Dichter einen Charakter zur Anſchauung bringt, wie es in der Geſellſchaft keinen gibt und keinen geben kann, wendet man ſich ab, weil kein Urbild zum Portrait da iſt. Der Schauſpieler hat aber das voraus, daß er nur dieſes Individuum, nur dieſen Charakter zu ſchildern, darzuſtellen braucht; ob nun ein ſolcher Charakter im Leben durch den Zuſammenſtoß von Kräften, Leidenſchaften und Ereigniſſen wirklich entſtehen oder beſtehen kann, geht den Darſteller nichts an, ſeine Aufgabe iſt, dieſe Specialität darzuſtellen und weiter nichts.

Wir kommen nun von dieſer Arabeske auf unſer Thema: Dlle. Rachel, wieder zurück, und führen neben ihrer „Adrienne“ eben ihre „Tisbe“ in „Angelo“ an, in welcher das Lyriſche und Epiſche ihres, keine Nebenbuhlerin um ſich duldenden, flammenden Talents ſich in ſeinen verſchiedenſten und doch harmoniſchen Ausſtrahlungen zeigt.

Wir wollen von dem Stück ſchweigen; wenn wir den Namen des Verfaſſers nicht geleſen hätten, ſo würden wir ſagen: es iſt von „Vulpius,“ dem Verfaſſer von „Rinaldo Rinaldini,“ oder von „Della

Roſa," dem Autor von „Dolch, Gift und Mordjo" u. ſ. w. Damit ſollen die Blitze voll Genialität, die Stellen voll Weihe und hoher Begabung nicht weggeläugnet werden, aber als Drama iſt es ein Monſtrum.

Wir haben uns mit dem genialen Autor ſchon beim Erſcheinen dieſes Stückes nicht vereinigen können, trotzdem er uns ſagte, was er mit dieſem Drama wollte, nämlich:

„Peindre, non seulement l'homme et la femme, non seulement ces deux femmes et ces trois hommes, mais tout un siècle, tout un climat, toute une civilisation, tout un peuple. Dresser sur cette pensée, d'après les données spéciales de l'histoire, une aventure tellement simple et vraie, si bien vivante, si bien palpitante, si bien réelle qu'aux yeux de la foule elle pût cacher l'idée ell-même comme la chair cache l'os."

Die Aventure iſt weder einfach, noch iſt ſie wahr! Nicht nur iſt unter der Idee des Stückes kein Jahrhundert, nicht nur keine ganze Civiliſation, ſondern nicht einmal ein Stück Zeit, nicht einmal der „Rath der Zehn" mit hiſtoriſcher Wahrheit verborgen. Der Rath der Zehn als kopfloſer Wauwau, als ein Oger hingeſtellt, ein Tyrann von Padua wie ein rothunterlaufenes Menſchgeſchwür, ſo ſchildert man weder Zeit noch „Klima!"

Ueberdem welche Anhäufung von ordinären Scenen und Redensarten, — wir nennen nur die Scene, in welcher Catarina den Herrn Podeſtà mit allen Schimpfworten einer Femme de la halle anſchnalzt!

Trotz alledem iſt das Stück reich an goldenen Einzelnheiten und an ſchlagenden Effecten.

Die Erzählung Tisbe's: „J'ai eu une mère“ u. ſ. w. iſt eine koſtbare Perle. Und wie hat ſie Dlle. Rachel erzählt? Wenn wir von Dlle. Rachel nichts gehört hätten, als die Erzählung in „Adrienne,“ (ihr erſtes Zuſammentreffen mit Moriz von Sachſen) und dieſe kleine Erzählung in „Angelo,“ müßten wir ſie als eine der wahrſten, klarſten, natürlichſten und empfindungsinnigſten Darſtellerinnen anerkennen!

Welche herzinnigſte Rührung, welche Tiefe des Gefühls, welche Weichheit und Elegie in Wort, Blick und Geberde! Und wie wenig Mittel nimmt ſie dazu, wie ſo gar kein Aufgebot von Kräften, wie ſo einfach, ſchlicht, ſanft und in die Seele greifend!

Das iſt der Sieg der ſüßinnigen Lyrik in der Darſtellung. Gehen wir einige Scenen weiter, bis zu den Scenen in Catarina's Schlafgemach, und wir finden das lyriſche Geſäuſel des Abend-Zephirs verwandelt in den wolkendurchſtreifenden Sturm, das Liſpeln wird zum Donner, die Wehmuth zum Ajax-Schmerz, die Thräne zur Lava und der ſtill dahinrieſelnde Wieſenquell zum dammzerreißenden Strome, der auf ſeinen ſich fortwälzenden Fluthen Brücken mit ſich fortführt, wie abgefallenes Laub; das iſt die Rieſengewalt des Epiſchen in ihrer Darſtellung. Und dennoch bleiben bei Dlle. Rachel ſtets beide Elemente innerhalb ihrer eigenen Grenze, in Form und Ausdruck vollendet. Noch mehr! Das Falſche des Autors erhält Wahrſcheinlichkeit durch ſie, die leere Phraſe bekömmt Inhalt und die weſenloſe Tirade füllt ſie mit Pfeil, Geſchoß und Zündſtoff!

In der Darſtellung der „Phèdre“ fanden wir einige Abweichungen von jener, wie ſie uns Dlle. Rachel im vorigen Jahre gab. Jene Vorſtellung war uns noch lebendig und friſch im Gedächtniß und wir bemerkten einige weſentliche Veränderungen in einzelnen Partien, z. B. in der Scene, in welcher Phèdre erſcheint und Hyppolit ſich zu entfernen ſucht u. ſ. w.

Wir hatten Gelegenheit, gleich nach der Vorſtellung mit der Künſtlerin ſelbſt darüber erſchöpfender zu ſprechen, und genoſſen eine beſondere Satisfaction, zu ſehen, wie ſie nicht ſtehen bleibt, nicht eine und dieſelbe Rolle nach einer Schablone ſtets wieder in derſelben Dieſelbigkeit auf die Breter malt, ſondern ſie ſtets von Neuem ſtudirt. Zuweilen wird ihr eine neue, wahre und pſychologiſch gegründete Anſicht klar und ſie ergänzt ihre Darſtellung nach jeder ſolchen neuen Erkenntniß!

Noch ſahen wir Dlle. Rachel in einem Luſtſpielchen von Ponſard: „Horace et Lydie.“ Wir wiſſen nicht, was wir aus, was wir mit dieſer

Hohlhippe machen ſollen! Ebenſowenig als Racine's und Corneille's Römer, Juden u. ſ. w. etwas Anderes waren, als Franzoſen und Juden à la romaine, ebenſowenig ſind es die Römer Ponſard's in der „Lucrezia“ und ebenſowenig ſind der Römer und die Römerin in dieſem Luſtſpiele etwas Anderes als gute Pariſer, Horace etwa ein ſolcher poetiſcher Geck, wie das liebe, kleine, plappernde, oberflächliche Jules Janinchen, Lydie etwa ein verliebter Daniel Stern; und das Ganze iſt ebenſowenig im römiſchen Geiſte und Zeitfirniß, als Horace eine allgemein beliebter Damenliebling Poet Cerri und ein Ode ein Madrigal iſt. Es iſt nicht ohne Geiſt gemacht, es iſt ein flatterndes Schmetterlingchen, aber ebenſo wahr als der Schmetterling, trotz ſeines Bischen Lichtſtaubes auf den kleinen Flügelchen, doch ein Kind der Raupe und kein Abkömmling der Sonne iſt, ſo wahr iſt dieſer fliegende Altweiberſommer von Luſtſpiel mehr das Kind einer kindiſchen Spielerei, als einer poetiſchen Eingebung.

Was aus dieſem hüpfenden Dialog in ſchallenden Tanzverſen zu machen iſt, was mit dieſem hin- und herrollenden Queckſilberkügelchen zu machen iſt, das hat Dlle. Rachel's Virtuoſität des Dialogs, der Nuancen, der Antitheſen, des Fallenlaſſens und Aufnehmens, des Blitzens und Wetterleuchtens ehrlich und redlich daraus gemocht. Wenn der Vorhang aber fällt, bleibt dem Publikum g'rade ſo viel vom Stück und

Spiel im Sinn oder Gemüth, als in einem Sieb Waſſer bleibt. Dlle. Rachel mag eben in der Bedeutung Vergnügen daran finden, ſolche Jongleurſtückchen zu ſpielen, wie wohl oft ein Ceſtusſchleuderer ſich damit unterhält, mit ſteinernen Marmelkügelchen zu ſpielen.

Dlle. Rachel iſt von uns gegangen mit der angenehmen Ueberzeugung, bei uns jetzt heimiſcher und verſtandener, inniger und tiefer aufgefaßt und empfunden worden zu ſein, und wir ſind von ihr gegangen in der troſtvollen Ueberzeugung, daß, wenn die Gemeinde der Intelligenten auch nicht der Anzahl nach die größte iſt, ſie doch groß genug iſt, um der Hoffnung und der Gewißheit Raum zu geben, daß das wirklich Schöne und Wahre in der Kunſt und Literatur bald nach allen Radien eine große Ausdehnung und Empfängniß erfahren würde, wenn ihm das Krüglein des geiſtigen Heils nur oft und wiederholt geboten würde, und wenn ſich nur mehrere Hüter fänden, die Fleiß und Muth genug hätten, das fortwuchernde Un- und Schlingkraut des eingefreſſenen Ungeſchmacks gewiſſenhaft und nachdrücklich auszujäten!

Und ſomit haben wir in der Einfalt und Schlichtheit unſeres Wiſſens, wie ein frommer Mann, unſer Tagewerk mit einem gottgefälligen Gebet geſchloſſen: Fiat voluntas!

Hackländer's „Magnetiſche Curen."

Ich bin nicht mit den beſten Erwartungen in's Burgtheater gegangen, denn der „geheime Agent" hat mich nicht angeſprochen; jenes fortwährende Würfelſpiel mit einer Abſtraction, mit einem als Seiendes blos Angenommenen, hat mich in ſeiner Weſenloſigkeit ermüdet; der Gedanke, daß alle dieſe Perſonen nicht für das Publikum Theater ſpielen, da das Publikum die Sache genau kennt, ſondern daß ſie Alle blos gegenſeitig für einander eine Komödie aufführen, hat mich um jede Theilnahme gebracht. Allein ich wurde höchſt angenehm überraſcht und feſtgehalten. Das Luſtſpiel: „Die magnetiſchen Curen" iſt eine Erſcheinung, welche mit voller Freudigkeit begrüßt werden muß, es iſt eines der feinſten, in Anlage und Fortbildung, in Structur und Dialog geiſtreichſten und pikanteſten Stücke, die ſeit einer Reihe von Jahren in das deutſche Repertoir eingeſchaltet wurden.

Ich glaube damit Urtheil genug geſagt zu haben, denn nur über Krankheitszuſtände kann der Arzt Langes und Breites ſagen, über den Geſundheitszuſtand läßt ſich faſt nichts ſagen, als: „Das iſt ein vollkommen geſunder Menſch,“ damit iſt Alles geſagt, — „das iſt ein geſundes Luſtſpiel,“ das ſollte auch hinreichen; allein „vollkommen geſund“ darf die gute Dame Kritik nichts heißen! Vollkommen alſo darf dieſes Stück auch nicht ſein und es iſt es auch nicht, und daher iſt es nöthig, dem Lobe ein Tadelſchwänzchen anzuhängen.

Der größte Theil unſerer Kritik hat bei der Beurtheilung dieſer „magnetiſchen Curen“ mir und dem gebildeten, aufmerkſamen Leſer eine alte Wahrheit beſtätigt, nämlich daß er gar kein Urtheil hat!

Nie iſt eine flachere, bodenloſere Anſicht ausgeſprochen worden als die, über welche faſt alle unſere Recenſenten ſtolperten, nämlich die Grundidee der „magnetiſchen Curen“ ſei ganz ſo, wie die des „geheimen Agenten!“ In beiden Stücken nämlich dreht ſich die Handlung, die Idee um etwas im Stücke ſelbſt nicht Daſeiendes!

Eine größere Oberflächlichkeit des Urtheils kann kaum gedacht werden! Im „geheimen Agenten“ wird vorgegeben, es gäbe einen geheimen Agenten im Schloß, es wird irgend eine Perſon in eine Irionswolke gehüllt, oder vielmehr die Wolke wird gezeigt und vorgegeben, es ſtecke eine Perſon in ihr, aber dieſe

Perſon iſt durchgehends eine Fiction, ſie exiſtirt gar nicht, ſie wird nur als eine unbekannte Größe geſetzt; in den „magnetiſchen Curen“ aber iſt von allem dieſen nicht im Entfernteſten die Rede; die angegebene Perſon exiſtirt, Ferdinand von Rahden iſt da, er lebt im Fleiſch und Blut mit den übrigen Perſonen, er iſt Allen ſichtbar! Niemand bemüht ſich, ihn zu ſuchen, er iſt blos unter einem andern Namen da, er gibt ſich für einen Magnetiſeur aus, und das nennen ſie ein im Stücke nicht Exiſtirendes! O sancta simplicitas! Wie viel hundert und hundert Luſtſpiele ſind darauf begründet, daß der Liebhaber als ein Anderer, in einer andern Maske, unter einem andern Namen, als Bedienter, als Arzt, als berühmter Dichter, Garrick, Johnſon u. ſ. w. bis zum Ende im Stücke erſcheint, — ſind alle dieſe Perſonen, wie der „geheime Agent,“ ein im Stücke nicht Exiſtirendes?!!!

G'rade dieſer Umſtand, daß die Idee eine nicht neue iſt, iſt das, was dem Stücke einigermaßen zum Tadel gereicht. Die Idee, ſich verkappt in das Haus der Geliebten einzuſchleichen, iſt ſo alt, wie die Liebe ſelbſt. Auch in dieſer Art iſt das ſchon geſchehen; in der Art, ſich über neuauftauchende Syſteme und Curarten luſtig zu machen. Gall, Mesmer, Hahnemann haben dasſelbe erfahren.

Man muß auch nicht glauben, daß ſich der Autor über das Magnetiſiren luſtig machen wollte; aber der Witz, die Satyre, die Komödie haben ihr Freibeuterrecht, in allen Regionen der Zeit ihre Beute zu ſuchen. Mit Unrecht glaubt man darin eine Verhöhnung der magnetiſchen Cur überhaupt zu ſehen, woran der Autor gewiß nicht gedacht hat.

Wir machen dieſe Bemerkung hier abſichtlich, weil die Beſchränktheit groß iſt und gewiß Viele ſagen werden, es ſei eine Verhöhnung des Magnetismus. Wir als Humoriſt und Satyriker müſſen in dieſer Beziehung die Menge von dem Irrthum ablenken, als wolle man Alles, was man in's Bereich der Satyre und des Scherzes zieht, auch gleich als ein Verwerfliches und Nichtiges bezeichnen.

Wie geſagt, die Idee iſt eine ganz alte: Ein Liebhaber, der ſich verkleidet einſchleicht; aber die Spielart iſt ſo verſchieden von der anderer Luſtſpiele, die neuentdeckte Species, die dramatiſche Satyre ſo lebendig, ſo heiter, ſo natürlich erſcheinen zu laſſen und durchzuführen, iſt vortrefflich.

Nicht nur iſt die Wiederkehr der Situationen, die alle aus derſelben Urſache entſpringen, nicht geſucht und nicht monoton, ſondern ſie erregt im Gegentheile eine erhöhte Lebendigkeit, ſie liefert den Beweis von der friſchen Schöpfungskraft des Verfaſſers, ſie fließen ſo natürlich ineinander, ſie entwickeln ſich ſo ungezwungen auseinander, daß es faſt wie ein Naturgeſetz des Stückes erſcheint.

Wir finden darin auch eben einen Reiz des Stückes, daß der Zuſchauer zuerſt mit auf die Fernſicht geſtellt wird, von welcher er faſt alle die entſtehenden Irren und Wirren in einen Nebel gehüllt ſehen kann, und ſie nach und nach hervor- und heraustreten ſieht.

Mit ebenſoviel Feinheit als Zartheit iſt die verwundbare Ferſe dieſes Luſtſpiels als Querliebesverhältniß mit der Ehefrau behandelt! Hier hat ſich die höhere Lebensanſchauung, die ſittliche Grazie des Luſtſpieldichters in einer ebenſo ehrenvollen, als liebenswürdigen Weiſe bewährt. Die Intrigue Rahden's mit der Comteſſe verſchwindet im Intereſſe faſt vor der Epiſode der Gräfin mit Eugen, die ein pſychologiſches und moraliſches Intereſſe erregt; die Löſung dieſer delicaten, in ihrer vielſeitigen Beziehung ſo glücklichen Epiſode iſt mit Meiſterhand geführt, mit wahrhaft attiſcher Grazie, ja ſie läßt auch in ſittlicher Hinſicht einen tiefen, unendlichen Eindruck zurück; und mit welchem Geſchick, mit welcher Feinheit iſt das Alles gemacht, geſchürzt, zuſammengewebt!

Der Dialog iſt kein ſtrotzender, kein aufgebauſchter, kein ineinandergelaufener, aber er iſt mehr als Alles das, er iſt natürlich, lebendig, mitunter voll Geiſt, ſtets angenehm und oft launig und witzig.

Herr Hackländer läßt kein Funkenblaſen und Flammenſprühen aufmarſchiren, aber es iſt ein leichter, lieblicher Dialogfluß, auf deſſen Wellen abwechſelnd ein heiterer Einfall, eine drollige Bemerkung, eine ſchöne Lebensanſicht auftauchen und fortrollen.

Gereimte und ungereimte

Bagatellen.

In ein Fremdenbuch.

Du Buch, das dem Lakai und dem Miniſter
Mit gleicher Freundlichkeit ſtets offen ſteht,
In dem der Ladendiener und Philiſter
Erſcheint als Sänger, als Poet,
Wo bald in hektiſch ſüßer Strofe
Die Dame ihr Gefühl mit Tinte tränkt
Und hinter ihr wohl auch die Kammerzofe
Empfindungsvoll den Klecks d'ran hängt;
Wo ein Geck, ein zarter, mondſcheinfeiner,
Verzückten Augs den blauen Himmel preiſt,
Und der Student mit ſeinem Ziegenhainer
Darauf die allerſchönſten Zoten reißt;
Wo jeglicher Geſelle und Barbierer,
Dem nie Orthographie gelacht,
Bezeugt, daß Gott, der Weltregierer,
Paſſabel hat die Welt gemacht,
In dieſem Buch ſoll ich auch prunken
Mit ſüßlichem Gepreiſe der Natur?
O nein, es glimme tief in mir der Funken,
Nach außen geb' er gleißend keine Spur;
Wer innig liebet Gott, Natur und Frauen,
Läßt ſein Gefühl nicht auf dem Marktplatz ſchauen.

's Lehrbüchl von die verſchiedenen Buſſerln.

Ein improviſirter Schwank in öſterreichiſcher Mundart.

Ueber Alles und im Menſchenleben
Thut's von jeher, wie's wiſſen, ein Lehrbüchel geben;
Unſer Herrgott gibt ganz beſtimmt die Lebenszeit an,
Der Menſch ſchreibt ein Lehrbüchel, wie man's verlängern kann,
Die Natur hat uns die Lieb' in's Herz geſchrieben,
Der Menſch ſchreibt ein Lehrbüchel über d' Kunſt, zu lieben!
Dem Deutſchen iſt die deutſche Sprach' 'geben auf Erden,
Der Deutſche ſchreibt a Lehrbüchel: In 3 Stunden a Franzos
zu werden!
Kurz über Alles gibt's Lehrbüchel um und um,
's is gar ka Wunder, der Menſch wird ordentlich dumm.
Nur über ans hab' i no ka Lehrbüchel g'ſeh'n:
Ueber's Buſſerl, das nur ſo von Mund zu Mund thut geh'n.
Und 's Buſſeln is do a Kunſt, no, wann Sie 's erlauben;
Und von wem hab'n ma's g'lernt, no von de Tauben,
Die Taub'n buſſeln ſi ſo lang, und Alles aus'n Kopf,
Sie buſſeln ſi ſo lang, nocha liegt's ihna im Kropf!
Aber von de Taubenbuſſerln bis zu unſern Buſſerln, o je!
Da is a Unterſchied, das verſteht ſich per se,
Die Taub'n, de buſſerln ſich doch nur untereinand,
Aber unter d' Leut', da nimmt d' Unordnung überhand,
Da buſſeln ſie ſich ja üb'rs Kreuz und Quer,

Die Tauben, die Raben, Kameel, Katz und Bär.
I bin all mein Lebtag nicht nur beim Schreiben und Leſen,
Sondern a beim Buſſerln a fleißiger Lehrbub geweſen,
I hab' buſſerln g'lernt von Grund aus mit Fleiß und Müh;
Ja, Luſt und Ausdauer erſetzen ein Genie. —
Und will jetzt mittheilen in an Lehrbüchel ganz ohne Tax,
Was i von mein' Buſſerln hab' g'lernt in meiner langen Prax.
Die Buſſerln, meine lieben Leut', die Buſſerln hienieden,
Sind ganz abſonderlich, ſind ganz verſchieden.
Es gibt verbot'ne und erlaubte,
Es gibt geſchenkte und geraubte,
Es gibt gegebene und geſtohl'ne,
Es gibt offene und verhohl'ne,
Es gibt kecke und gibt g'ſchamige,
Es gibt ſaubere und gibt kamige,
Sie heißen verſchieden wie die Straußiſchen Walzer,
Sie heißen: Kuß, Buſſel, Schmatz, Zwickibußi oder Schnalzer.
Es gibt feine Buſſerln, grobe und rauhe,
Es gibt kalte, brennheiße und laue,
Ein Buſſerl auf d' Hand, das is nur a Deuter
Ob der Mund nit ſagen wird: Spazieren's weiter!
A Buſſerl auf d' Stirn, das bedeutet wohl:
„I krieg' ſchon no mehr, wenn's da drinnen recht hohl!“
A Buſſerl, das zwei Frauen ſich geben bei der Kaffeeviſit,
Das iſt nur a Abkühlung, aber an Inhalt hat's nit.
Für gar nichts is aber ſo a Buſſerl zu ſchätzen,
Das ſich gegenſeitig manchmal Mann und Frau verſetzen.
A Buſſerl, das die Tochter kriegt vom Vater,
Dabei is ihr g'rad', als ſtreichelt ſie an Kater.
Ein Schweſterkuß ſteht dem Bruder nur ſo weit an,
Daß er dabei an ein ander's Madel denken kann.
Ein Kuß, den zwei Männer ſich geben, zur Rechten und Linken,
Schmeckt g'rad wie zwei Semmelſchnitten und mitten kan Schinken.

Und die Buſſerln, die ſtark no umgeh'n auf der Welt,
Die Judasbuſſerln, ſind des Teufels ſein Sündengeld.
Das Süßeſte unter Buſſerln und Küſſen,
Das is a Buſſerl mit Hinderniſſen.
Buſſerln, welche Tanten und Drachen
Und Mütter und Väter und Hausleut' bewachen,
Buſſerln, um die man muß laufen, warten und ſich bucken
An Thüren und Thoren und Fenſtern und Brucken.
Das Buſſerl macht das größte Vergnügen,
Bei dem man G'fahr lauft, an Ohrfeigen z'kriegen!
Wobei man nur ſo g'ſcheidt und vorſichtig ſein muß,
Daß man nöt d' Ohrfeigen z'erſt fangt und kriegt nachher do
kan Kuß!
Und nun will ich zum Lehrbüchel den Schluß a glei' fügen
Und ſag' zu den Männern: I wünſch viel Vergnügen,
Dann wend' i mi demüthig zu den Frauen zum Schluß
Und ſage: Wiſſen's in Ihrer Erfahrung a Buſſerl oder an Kuß,
Das i in mein' Lehrbüchel vergeſſen hätt',
So ſein's ſo gütig und unterſchlagen's ma's nit
Und unterrichten's mi, denn i denk mir halt,
Zum Lernen is der Menſch nie zu alt!

Stoßſeufzer eines Theater-Recenſenten.

Jammer-Intrade mit obligatem Reim- und Zähnegeklapper.

Herbſt iſt da, der blättergelbe,
Und die Flur wird immer welker,
Recenſent nur bleibt derſelbe
Ewiggrüne Muſenmelker!
Neue Stück' und Ueberſetzung,
Herbſt und Winter, Frühling, Sommer,
Stets in gleicher Kraftzerſetzung
Bellt herum der krit'ſche Pommer.
Gaſt und Gaſtin, Debutanten,
Neubeſetzung und Repriſen,
Schlechte Stücke von Bekannten,
Verſekram von Anna-Lieſen;
Alte Sänger, mattgeröchelt,
Die in letzten Zügen näſeln,
Tänzerinnen, abgelächelt,
Die aus großen Nüſtern bläſeln;
Dann ein Luſtſpiel, ein blaſirtes,
Ohne Handlung, blos Repliken,
Ein auf Liebeslug' baſirtes,
Wo ſie ganz ſalonlich quicken;
Dann ein Drama, arg zerſchliſſen,

Halb zerriſſen, ganz zerreißen,
Und des Flickens ſich befliſſen,
Durch Moral zuſammenſchweißen;
Poſſen, wo die große Maſſe
Wird mit Zoten durchkalfatert
Und der Schmutz auf off'ner Gaſſe
Wird mit Wolluſt auftheatert!
Ja, Concerte! ach, Concerte!
O, Concerte! ha, Concerte!
Und, Concerte! Ho, Concerte!
Ach, Concerte! Ei, Concerte!
Und die Kinder auch, die Narren,
Die der Vater nennt ein Wunder,
Die wohl einſtens Kinder waren
Und nur Tölpel ſind jetzunder.
Flötel, Geigel, Hörndel, Piandel,
Und geſäubert kaum das Näschen!
In Entzücken ſchwimmt die Ahndel,
In Entzücken ſchwitzt das Bäschen;
Alles das und noch darüber
Muß die Kritik wieder freſſen,
Bald vertheilen Naſenſtüber,
Bald curir'n mit Aderläſſen,
Bald den Pelz aus Dunkel-Zobel
Auszuklopfen unten, oben,
Bald den ſcharfen Kritik-Hobel
Legen an den Klotz, den groben,
Bald zu blaſen todte Kohlen
Und ſo weiter und ſo weiter,
Nun, ſo mag der Guckguck holen
Pegaſus und ſeine Reiter!

Wien—Bad'ner Papierbahn.

A.

Locomotive: Jokus.

1.

Omnibus: Seligkeit.

Zeitgeiſtskinder, Omnibuſſe
Stehen auf dem Stephansplatze,
D'rinnen friedlich, wie zum Kuſſe,
Chriſt und Jud', und Hund und Katze.
Sehe Jedes, wie ſich's helfe,
Dünne, Dicke, Schmale, Breite,
Denn der Wagen iſt für Zwölfe,
Iſt nur für die Dutzend-Leute.
Freiſtatt iſt der Rippenbrecher,
Bürgerrecht um ſechs der Kreuzer,*)
Hausknecht wird zum erſten Sprecher,
Und zum Lord der Ofenheizer.
Ueber unſ're freie Füße,
Wandert ein Geſchlecht von Bären,
Die mit Tritten uns begrüßen,
Als ob Leichdorn Fabel wären.
Und es ſitzt an unſ'rer Rechten
Sammt dem Kindlein eine Amme,

---

*) Ehemals gangbare Conventions-Scheidemünze.

Deſſen Naſ' und Kopf und Flechten
Nie gehört vom Badeſchwamme,
Und zur Linken ein Madämchen,
Mit dem „Faltlerinnen-Aeugerl,"
Vogelkäfig, Stickerrähmchen,
Und ein Topf mit gelbem Veigerl.
Und uns g'rade gegenüber
Handwerksburſch mit ſeinem Ränzel,
Tranſpirirt wie's gelbe Fieber,
Raucht dazwiſchen Lauſewenzel.
Endlich ſetzt der Beſtien-Wagen
In Bewegung ſeine Rappen,
Und ein Dutzend Menſchen ſchlagen
Durcheinander Hüt' und Kappen.
Und die beiden Rößlein haſpeln
Sacht' hinaus zum Kärnthnerthore,
Und vom Vorderwagen raſpeln
Sie das Stroh ganz con amore.
Und die beiden Semilaſſo's
Ziehen ſanft mit zarten Schritten
Bis zur Höh' des Chimboraſſo's
An dem Thor der Favoriten.*)
Und ſie träumen wohl vom Haber,
Und vom Heu ein ſüßes Träumen,
Wenn ſie an der Wiener-Raaber
Angelangt dann werden ſäumen.
Zarte Sehnſucht! Süßes Hoffen!
Täuſchung heißt das Los hienieden!
Ob gekrochen, ob geloffen,
Haber iſt euch nicht beſchieden.

---

*) Favoritenlinie: „eine Barrière," die zur Eiſenbahn führt.

2.

Introitus.

„Meine Holde, welche Claſſe?“ —
— „Fahre ſtets nur in der Zweiten!“ —
Das iſt ſo die rechte Maſſe
Zwiſchen Menſchen, zwiſchen Leuten.
Wie iſt alle Welt beſcheiden,
Wie beſcheiden an der Caſſe,
Die, die ſich in Demuth kleiden,
Rechnen ſich zur dritten Claſſe!
Doch wo es ſich um Geld nicht handelt,
Nennt ſich Ananas die Gerſte,
Und die Demuth iſt verwandelt,
Jeder dünket ſich der Erſte.

3.

Lieſing.

„Freude, ſchöner Götterfunken,
Tochter aus Elyſium!“
Hier iſt Lieſing, und betrunken
Sitzt die Menſchheit rings herum.

„Freude trinken alle Weſen
An den Brüſten der Natur.“ —
Dieſe dürren Menſchenbeſen
Trinken, ſchlempern Biere nur.

„Freude heißt die ſtarke Feder
In der ewigen Natur.“
Lungen haben ſie wie Leder,
Juchten iſt der Kehle Spur.

„Freude ſprudelt in Pokalen,
In der Traube gold'nem Blut.“
Unter Säuſer-Cannibalen
Iſt auch mancher Frauenhut.

„Aus der Wahrheit Feuerſpiegel
Lächelt ſie den Forſcher an.“
Mann und Frau wie Sch—e-Igel
Blempern ſich im Bierfaß an.

4.

Mödling.

Wie die Wagen ſich entleeren;
Nun nach Mödling! In die Brühl!
Wo die Männer fort ſich ſcheeren,
Und die Frauen ins Gewühl.

Und Natur wird da gefreſſen
Löffelweiſe, fingerdick;
In dem Graſe wird geſeſſen
Und geſchaukelt auf dem Strick.

Und im Graſe ſteh'n die Näpfe,
Und die Butter iſt ſo zart,
Und drei halbe Gugelhöpfe
Liegen leuchtend aufgeſchaart.

Und die „Mauſi“ und der „Guſtel“
Stecken in die Milch die Hand,
Waſchen d'rinnen ihre Puſtel,
Schreien dann als wie verbrannt.

Und das Kindsweib muß die Kleinen
Spazieren treiben in den Wald,
Denn der Hausfreund wird erſcheinen
Aus der Stadt wohl alſobald.

5.

Tunnel.

In dem Tunnel iſt es finſter,
Finſter iſt's im Tunnel auch,
Wie in aller Welt ſo finſter,
Finſter iſt's im Tunnel auch.

Und es fliegen rothe Funken
In den Wagen jetzt hinein,
Sind Verräther die Hallunken
Mit dem ſchnellen Feuerſchein.

And're Funken ſollen fangen
In des Tunnels Dunkelheit;
Funken, die von Aug' und Wangen
In die Herzen ſind geſtreut.

Ja, ein Durchbruch iſt oft nöthig,
Und ein Durchbruch kann oft frommen,
Daß die Liebe ſei erbötig
Auch zum Durchbruch nun zu kommen.

6.

Landung.

Terra firma! Das iſt Baden!
Baden! Baden! Heil und Gruß!
„Fahren, fahr'n mer Eu'r Gnaden?“ —
— „Nein, Eu'r Gnaden! i geh' z'Fuß!“

All' Quartiere ſind genommen,
Jedes Bodenloch iſt voll.
Auf die Straß' will Niemand kommen,
Ja die Leute ſind wie toll.

Jedes ſchreit: die Langeweile
Trägt zur Langweil' ſelbſt noch bei,
Hört man alle, alle Theile,
Iſt's ein ewig Einerlei.

Unterhalten ſich zu laſſen,
Wären alle ſeelenfroh;
And're unterhalten, haſſen
Sie, wie's Feuer haßt das Stroh.

Und ſie ſchwimmen durcheinander,
So wie Eſſig und wie Oel,
Knoblauch, Rüben, Oleander,
Zebra, Wieſel und Kameel.

Und allein nur um zu gähnen,
Oeffnen manchmal ſie das Maul,
Doch das Daſein zu verſchönen,
Sind ſie allerſeits zu faul.

Was wir wünſchen! zum neuen Jahre.

Eine Verbiage.

Was wir wünſchen?
Erſt, vor Allen
Uns und Allen
Noch viel rare
Tag' und Jahre,
An Doctoren
Nicht verloren,
Von Proceſſen
Nicht durchmeſſen
Dann, für's Leben
Noch daneben,
Schöne, rare,
Selt'ne Waare.
Treues Lieben,
Wie beſchrieben,
Es war einzig
Anno Neunzig!
Freundſchaft, echte,
Die nicht möchte
Und beliebte
Freund's Geliebte!
Hausgenoſſen,
Die mit Gloſſen
Nicht verſehen,
Was ſie ſehen;
Nicht bemeſſen
Trinken, Eſſen,
Eltern, Kinder,
Mägd' und Rinder! —
Dann 's Gefiedel,
Dudel, didel,
Cabriole
Und Gejohle,
Hinten, vorne,
Auf dem Horne.
Harfen, Flöten,
Schwere Nöthen!
Qual und Plage
Alle Tage,
Fort für immer,
Komme nimmer!
Uns gelüſten
Tenoriſten,
Deren Naſe
Nicht als Baſe
Aller Töne

Stets erdröhne!
Operntexte!
Nicht geleckſte!
Componiſten,
Juden, Chriſten,
Oder Türken,
Wenn ſie wirken,
Nicht durch Maſſen
Losgelaſſen!
Dann erſt kommen
All' die frommen
Wunſchlegionen
Mit Kanonen!
Geld und Mittel,
Rang und Titel,
Ruhm und Kränze
Ohne Grenze;
Edelſitze,
Lorbeermütze,
Ehrenſäbel,
Gott vom Pöbel;
Und ſo weiter! —
Noch geſcheidter
Sind die Wünſche,
Labyrinthſche
Zickzackwege,
Die ich hege.
Erſt: Concerte,
Unverzerrte,
Nicht dramatiſch —
Akrobatiſch!
Die Cohorte,
Pianoforte,
Taſtenſchinder,
Weiberkinder,
Et rumores,
Sei'n capores!
Dann auch „Poſſen,"
Die entſproſſen
Auf der Wolke,
Die vom Volke
Ihren Bogen
Aufgezogen:
Deren Dichter
„Zotenzüchter"
Nicht zu heißen
Sich befleißen!
Dann Journale,
Deren kahle
Lange Spalten,
Klangeſpalten,
Nicht dem Troſſe
Dien' zur Goſſe!
Dann — doch ſtille!
Dieſe Pille
Ward im Drehen
Unverſehen
Zur Lawine!
Und es ſchiene,
Daß die Spende
Nie mehr ende,
Darum ſchließ' ich
Ueberdrüßig.

Deviſen und volksthümliche Reden im Carneval.

1.

„Wer mit Hunden ſchlafen geht, ſteht mit Flöhen auf.“

Ich bitte den freundlichen Leſer, namentlich aber die freundlichen Leſerinnen, die Naſe und das holde Näschen nicht zu rümpfen über die vielleicht zu volksthümliche Deviſe dieſer Carnevals-Rede. Ebenſoſehr bitte ich die männlichen, weiblichen und ſächlichen Leſer, nicht zu erſtaunen, daß ich obige Deviſe einer Carnevals-Betrachtung zum Grunde lege.

Wir werden ſogleich ſehen, daß zu keiner Zeit es ſo ſehr an der Zeit iſt, daran zu denken: „Wer mit Hunden ſchlafen geht, ſteht mit Flöhen auf,“ als gerade im Carneval, wo der Menſch am ſpäteſten ſchlafen geht und am ſpäteſten aufſteht.

Mögen ſich die delicaten Seelen nicht an die Worte „Hunde“ — „Flöhe“ ſtoßen! Die Damen haben einmal Schooßhunde und par consequence, ſie mögen ſich ſträuben wie ſie wollen, auch Flöhe.

Dieſe beiden Geſchöpfe ſind alſo eben durch die zarteſte und delicateſte Welt „Salonfähig“ geworden.

Wir haben „gelehrte Hunde,“ wir haben „gelehrte Flöhe,“ ſie ſind alſo nicht nur Salonfähig, ſondern auch Akademie-fähig.

Hunde ſind, nach Goethe, die nächſten Agnaten der Recenſenten; die Hunde haben Maulkörbe, das iſt der allgemeine moderne literariſche Weltſchmerz! Und jeder Floh iſt auf dem linken Fuße mit der biſſigen Satyre vermählt, ſie ſind alſo auch Literatur- und Journal-fähig.

Weg alſo mit der falſchen Zimperlichkeit! Hunde und Flöhe ſind die Faſhionables der cyniſchen Schöpfung.

Alſo! Der Carneval iſt nicht nur vor der Thüre, ſondern er iſt ſchon mit der Thür in's Haus gefallen. Sie ſind ſchon alle da, die Carnevalsgäſte. Die große „Drehkrankheit,“ die nicht nur jene Schafe befällt, die in der Wolle ſitzen, ſondern auch jene Schäfchen, die in Mieder und Crispines ſitzen; das „Tanzen,“ dieſes moderne Gliederreißen; die „Bälle,“ dieſe modernen ruſſiſchen Bäder; die „Hausbälle,“ dieſe Privat-Töchter-Märkte; die „Picknicks,“ dieſe Armenbüchſen, in die Jedes etwas Kleines hineinwirft und etwas Großes herausnehmen will; die „Soirées dansantes,“ dieſe Unterhaltungen, wo der Wirth das Fleiſch für ſich behält und die Beine ſpringen läßt; die „Familienkränzchen,“ in welchen ſieben Familien an zwei Mandelkränzchen ihren frugalen Familienſinn einüben, und noch eine Menge Arten und Weiſen, einen ſchmalen Raum, eine lange Zeit, ein enges Herz, einen weiten Magen, alte Baſen, junge Laffen, dicke Schädel und dünne Waden auszufüllen mit ſchlechten Walzern, mit noch ſchlechtern „Gugelhöpfen,“ mit altem Tritſchtratſch und mit neuer Watte!

Dieſe Zeit, in welcher der Himmel voller Geigen und die Erde voll Verſatzzettel hängt, iſt die geeignetſte, um den Müttern und den Vätern zuzurufen: „Wer mit Hunden ſchlafen geht, ſteht mit Flöhen auf!“

Ich muß hier bitten, „Hunde“ und „Flöhe“ in ſinnbildlicher Bedeutung zu nehmen, als „Symbole“ für Leichtſinn und Fatalität, denn obiger Spruch heißt nicht anders, als: „Wer leichtſinnig in die Nacht hineinlebt, wird mit Fatalitäten in den Tag hinein aufſtehen!“

Ja, Ihr lieben Mütter, die Ihr nicht erwarten könnt, bis Eure Töchterchen flügge geworden und der Grazien-Commandant Rabel ſein: „Marſch! tanz' in die Welt!“ ausgerufen hat, um dieſe Küchlein vom häuslichen Brütofen fort in die große Welt zu führen, wo jeder Schritt mit Falleiſen und Fußangeln und Wolfsgruben beſäet iſt, wo zu jeder Minute Geier und Marder und Luchſe lauern, wo auf jedem Luftzuge ein Satanchen reitet und auf jedem Sonnenſtäubchen ein Cavalierchen mit dem

Pferdefuß balancirt; Ihr Mütter, ich rufe Euch zu: „Gebt Acht! Ihr führt Eure Küchlein auf den Tanzboden, in den Tanzſaal, Ihr hängt dieſem Küchlein ein Büchlein an, ein Büchlein, worin die doppelte Buchhalterei über „Valse“ und „Lance,“ über „Polka“ und „Mazur“ gehalten wird, und Ihr freut Euch, wenn in dieſer doppelten Buchhalterei Alles beſetzt iſt, und Ihr freut Euch, wenn Euer Küchlein nicht einen Augenblick bei der mütterlichen Henne ſitzen bleibt, ſondern wenn es herumflattert und mit den Flügeln ſchlägt und ſich dreht ohne Ende, und Ihr bedenkt nicht, daß, je weniger dieſe Küchlein auf dem Tanzboden ſitzen bleiben, deſto länger bleiben ſie zu Hauſe ſitzen!“ Ihr fragt nicht: „Wer iſt dieſer Geck, oder: Wer iſt jener Laffe, dem ich mein Theuerſtes, mein Heiligſtes im Leben anvertraue, daß er mit ihm ſich drehe, Herz an Herz und Bruſt an Bruſt, daß es ſauge das Gift, welches ſündige Lippen oft in einer Secunde in's offene Ohr der Unſchuld träufeln?“ Ihr fragt nicht, Ihr thörichten Mütter: „Welch' ein Menſch iſt das, dem ich mein Kind, mein keuſches, unſchuldiges Kind an das Herz lege in der Stunde, wo der böſe Geiſt alle Thüren und Thore der fünf Sinne aufreißt; wer iſt der Mann, der mein Kind, die zarte Blume der Häuslichkeit, mit ſich herumwirbelt und herumzerrt, und in die Ohren ihr flüſtert, und in die Augen ihr zündelt, und in ein paar Worten vielleicht vor ihr aufreißt eine Welt voll ſtachelnder

Gefühle?“ Ihr fragt das nicht, Ihr thörichten Mütter, ſondern das Herz im Leibe lacht Euch, nicht das Mutterherz, ſondern blos das eitle Frauenherz, wenn Euer Kind herumfliegt von Hand zu Hand wie ein Löſcheimer in Feuersgefahr, Ihr lacht — und in dieſem Lachen rufe ich Euch zu: „Bedenkt, wer mit Hunden ſchlafen geht, ſteht mit Flöhen auf!“

Die Hunde der Leidenſchaften habt Ihr wachgehetzt auf das Herz Eurer Töchter, Ihr habt gelacht, als dieſe gierigen Hunde bei Trompeten- und Paukenſchall Eure Töchter umklafften und umſchnoberten; nun, werdet Ihr auch lachen, wenn dann alle die böſen Folgen, liſtig und ſchwarz und unausrottbar, Euch zu Hauſe wie die Flöhe plagen und Eure Ruhe tödten?

Auch zu Euch wende ich mich, Ihr bemitleidenswerthen Väter! Ihr glaubt ſchon Alles gethan zu haben, wenn Ihr Eure Töchter nicht auf öffentliche, ſondern blos auf Privat-Bälle und Privat-Abend-Unterhaltungen führt; Ihr bemitleidenswerthen Väter! Euch ruf' ich wieder zu: „Bedenkt! Wer mit Hunden ſchlafen geht, ſteht mit Flöhen wieder auf!“ Ihr glaubt, in den ſogenannten „Privat-Bällen“ wäre Euer Kleinod vor dem Heere der unbekannten Verruchten geſichert, die „arm am Beutel und krank am Herzen und leer im Kopfe“ die Bälle und Tanzböden als große Parforce-Jagden betrachten, wo man ſich reiche Partien für's Haus, oder arme Schlachtopfer für die Verleumdung, für die Klatſchſucht erjagen kann? Bemitleidenswerthe Väter! Ihr irrt Euch! Keine friedliche Umzäunung eines Privat=Balles wird mehr von dieſen Löwen mit dem Schafskopf und Läſtermaule verſchont! Ihr wißt nicht, daß am Morgen vor dem „Privat=Balle“ die Frau oder der Herr die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlagen und ausrufen: „Um Himmelswillen! Wir haben ja keine Tänzer! Keine Männer!“ Und es herrſcht ein großes Wehheulen und Jammergeſchrei in den Privat=Ballhallen und die Ballgeber lamentiren: „Tänzer! Männer! Tänzer! Männer!“ und ſie rufen alle Freunde zuſammen und ſagen: „Bringt heute Abend Tänzer mit! Männer! Tänzer! Männer! Fragt nicht, wer ſie ſind, nicht was ſie ſind! Reißt ſie vom Billard, wenn ſie ſpielen! Schleppt ſie vom Graben, wenn ſie flaniren! Zerrt ſie vom „Elyſium,“ wenn ſie dort herumfegen! Nur Tänzer! Nur Männer!

Und Abends findet ſich ein wildes Heer von Tänzern ein, die der Hausherr nie geſehen, von welchen die Hausfrau nie gehört! welche vielleicht nie in gute Geſellſchaft gekommen! die als Tanz=Löhner und Frohn=Tänzer hier nichts ſuchen als — einen Scandal für den andern Tag, als einen Tratſch für ihr Bierhaus, als eine erfundene Zote für den folgenden Tag im Caffeehauſe! und dieſen Tänzern, dieſem zuſammengerafften Krethi und Plethi vertraut Ihr, bemitleidenswerthe Väter, im guten Glauben auf die Solidität eines Privat-Balles Eure Töchter ſorglos und argwohnlos für mehrere Stunden an, Stunden, von denen jede Minute genug iſt, um in dem Munde und in dem Umgange mit der Rohheit, Brutalität und Sittenloſigkeit einen ewigen Fluch der zarten Weiblichkeit und Unſchuld auszubrüten! Bedenkt alſo auch auf vielen Privat-Bällen: „Wer mit Hunden ſchlafen geht, ſteht mit Flöhen auf!“

Doch genug für heute! Ich weiß, es werden mehrere thörichte Mütter, mehrere tanzluſtige Töchter und mehrere Tanz-Löhner über mich die Naſe rümpfen, allein ich bin das ſchon gewöhnt, denn wer einer gewiſſen Claſſe Menſchen die Wahrheit ſagen will, muß darauf gefaßt ſein: „Wer mit Hunden ſchlafen geht, ſteht mit Flöhen auf!“

2.

„Der liebe Himmel fragt nichts nach den Schneidern,
Er läßt gefrieren nach den Kleidern.“

Kleider machen Leute! Der Himmel hat die Menſchen gemacht, die Kleider haben Leute gemacht! Kleider machen Leute, Schneider machen Kleider, folglich ſind die Leute Enkel von Schneidern, und die Menſchen Kinder des Himmels; es iſt nicht viel Zeit übrig, zu fragen, ob Menſchen oder Leute mehr auf ihre Ahnen ſtolz ſein dürfen! Kleider machen Leute! Wieviel Kleider braucht man oft dazu, um einen einzigen winzigen ſolchen Leut zu machen! Und wie wenig vom Himmel braucht man, um einen ganz tüchtigen Menſchen zu haben!

Gewiß, meine freundlichen Leſer, aus einem kleinen Stückchen Himmel in der Seele werden tauſend vortreffliche Menſchen! Man weiß gar nicht, wie wenig Himmel die Seele braucht, um auf der Erde ein ſeelenzufriedener Menſch zu ſein!

Der Menſch aber, meine freundlichen Leſer, iſt ſelbſt nur ein Kleid, das Kleid der Seele!

Der liebe Himmel iſt ein wunderſamer Schneider! Jeder Seele hat er ein anderes Kleid gemacht und doch iſt's dieſelbe Tracht, die Himmelstracht des göttlichen Ebenbildes!

Freilich, die Façon dieſer Kleider iſt oft ſehr verſchieden; Mancher würde gern ſeinen Seelen-Ueberrock: den Körper, zurückſchicken und um Umänderung oder Wendung bitten; Mancher würde ſagen: mein Körper iſt mir zu enge, oder zu ſchmal, oder zu kurz oder zu lang, allein die Zeuge zu dieſen Seelen-Röcken ſind für die Ewigkeit!

Wieviel Kleider hat die Seele nicht, meine freundlichen Leſer! Zuerſt ein Kleid, von dem man noch nicht gewiß weiß, wie es heißt. Manche ſagen: das Herz iſt das Kleid der Seele, Manche ſagen:

der *Kopf*. Die Seele ſitzt verſchieden! Bei den Engländern in der Dampfmaſchine, bei den Franzoſen in der Carricatur, bei den Türken in einer ſeidenen Schnur, bei den Chineſen in dem Bambusröhrl, bei den Deutſchen im Sauerkraut, bei den Juden im Geld, bei den Chriſten aber, die es wirklich ſind, in der Nächſtenliebe!

Aber ſei wie dem wolle, das erſte Kleid der Seele ſteckt noch in hundert andern Kleidern! Der Körper ſteckt im Hemd, das Hemd im Gilet oder Mieder, das Mieder und Gilet in Frack und Chemiſetten, Frack und Chemiſette in Oberrock und Shawl, dann erſt der ganze Menſch in einem Zimmer, das Zimmer in einem Hauſe, das Haus in einer Gaſſe, die Gaſſe in einer Stadt, — ſo rechnet Jean Paul — die Stadt in einem Lande, das Land in einem Welttheil!

Die *Stadt*, in welcher der Menſch wohnt, iſt nicht weniger ſein Kleid, als ſein Tuchrock. Eine Stadt kann dem Menſchen, wie ſein Kleid, zu *eng* ſein und zu *weit*, zu *lang* und zu *kurz*, zu *grob* oder zu *fein*! Die Stadt kann einem Menſchen, wie ſein Kleid, gut anſtehen oder übel laſſen! Der Menſch kann aus einer Stadt herauswachſen, wie aus einem Kleide! Leider kann er nur eine Stadt nicht *verſetzen*, wie ein Kleid! Eine Stadt, und wär' ſie die *feinſte* und *ſchönſte*, kann einem Menſchen zu *alt werden*, zu *abgeſchabt*, zu *unmodern*, wie ein Kleid!

Selbſt der Welttheil, in dem der Menſch wohnt, iſt nichts als ſein Surtout, ſein äußerſter Mantel oder Ueberwurf! Er kann auch Luſt bekommen, ſeinen Welttheil wenden zu laſſen und aufzuputzen! Wie Viele z. B. wünſchen nicht, daß unſer gemeinſchaftlicher Surtout: Europa, einmal ein bischen friſch reparirt und decatirt werde? Wie viele haben ſich nicht ſchon aus dieſem alten „Pauvre“ herausgemacht, um in den Makintoſh „Amerika“ zu ſchlüpfen und hätten doch bald gar zu gerne ihren alten, bequemen „Pauvre“ wieder angezogen?!

Ja, alle dieſe Kleider zuſammen machen wohl Leute!

Wenn nun der liebe Himmel auf alle dieſe Kleidermacher Rückſicht nehmen wollte, auf jedes Zimmerchen, auf jedes Haus, auf jedes Städtchen, auf jedes Ländchen à part, da würde er es am Ende keinem Menſchen recht machen.

Allein „der liebe Herr Gott fragt nicht nach den Schneidern, und läßt gefrieren nach den Kleidern!“ In dieſem Winter z. B. da läßt der gütige Himmel ſo recht gefrieren nach den Kleidern. Man ſagt, man klagt, daß wir heuer keinen rechten Winter haben. Allein kein rechter Winter iſt heuer gerade der rechte Winter.

In keinem Jahre muß der liebe Himmel die armen Menſchen ſo warm halten, als heuer, denn in keinem Jahre ſind ſo viele durch Feuer, Waſſer und Erdbeben obdachloſe Menſchen auf die liebe Wärme des großen blauen Kachelofens, des Himmels, angewieſen, als in dieſem Jahre, und der liebe Himmel läßt in dieſem Jahre gefrieren nach den Kleidern; nach den Kleidern Aller, denn hunderttauſend Arme haben nicht nur ihre wirklichen Kleider, ſondern auch jene obgenannten Kleider: Zimmer, Haus, Dach und Stadt verloren, und ſiehe da, der liebe Himmel hat mit einem Zweig von dem Baume ſeiner Liebe die Meißner'ſche Luftheizung übernommen für die Tauſend und Tauſend, die im Sommer zu viel und im Winter zu wenig Feuer hatten.

Darum murrt nicht, meine freundlichen Leſer, daß Ihr noch nicht habt Schlitten fahren können und grämt Euch nicht, daß vielleicht zu wenig Eis auf eine Eisgrube kömmt; bedenkt, der Himmel, der die Lilien bekleidet und den Vögeln in der Luft ihren warmen Winterpelz macht und der nackten Erde ihr weißes Winterkleidchen anzieht und die kalten Fiſchlein in ihren Laich einhüllt und warm hält, daß er heuer auch frieren laſſen muß nach den Kleidern, oder vielmehr, daß er ſehr wenig frieren läßt, weil ſehr wenig Kleider aus der Gluth für den Froſt gerettet worden ſind.

Siehſt Du, lieber Leſer, die Güte des himmliſchen Vaters ſpricht aus allen Jahreszeiten, zu allen Zeiten des Jahres, nicht nur im Zuhalten dieſer Fröſte, ſondern auch faſt noch mehr aus den Abweichungen von der Regel, die alle im Grunde genommen nur neue Beweiſe ſeiner Huld und ſeines Vaterblickes ſind.

Darum, lieber Leſer, ſage ja nicht: der Lenker der Welten habe den Zügel losgelaſſen und führe das Viergeſpann ſeines Poſtzuges: „Frühling, Sommer, Herbſt, Winter“ nicht mehr mit ſo weiſer und ſicherer Hand; ſondern ſei überzeugt, daß kein Mailüftchen im Winter weht, und daß kein Decemberfroſt im Sommer über die Flur hinſtreift, ohne daß es der weiſe, große Wagenlenker ſo angeordnet hat zum Beſten der großen, irdiſchen Lebensfahrt; denn wir Kurzſichtigen, wir ſitzen nur d'rin im rollenden Wagen, aber der Himmel lenkt das Fahrzeug und hält das Geſpann und blickt weiſe um ſich und ſieht weit voraus, und leitet das irdiſche Fahrzeug ſicher und fürſorglich an das Ziel der irdiſchen Reiſe.

3.

„Faſching iſt vorbei, Stockfiſch ſchreit: „Juchhei!“ alles Fleiſch iſt Heu!“

Schon Salomon der Weiſe, der ſo weiſe war, daß ihm ſelbſt zwölfhundert Weiber den Verſtand nicht raubten, ſagte: „Alles hat ſeine Zeit!“

Dieſer Spruch erſtreckt ſich von der Philoſophie bis auf den Stockfiſch herab.

Jetzt, meine freundlichen Leſer, iſt die Zeit der Stockfiſche! Wenn man jetzt zu Tiſche gebeten wird, ſo heißt es: „Kein Diner! blos unter uns! Stockfiſche mit Sauerkraut!“

Die Menſchen gehen mit den Stockfiſchen um, wie mit den Journalen; ſie unterſcheiden unter ihnen ſelten die Gattungen. „Ich eſſe keinen Stockfiſch. Ich leſe kein Journal.“ So heißt's oft, ohne die Verſchiedenheit der Stockfiſche und der Journale zu berückſichtigen.

Alles heißt Stockfiſch, Alles heißt Journal. Aber, mein lieber Leſer, es gibt gar vielerlei Gattungen Stockfiſche.

Gar vielfach iſt das Stockfiſchreich,
Nicht Einer ſieht dem Andern gleich.
Vorerſt kömmſt Du zur Tafelſchau,
Du edler Stockfiſch: Kabeljau!
Dann ſpricht's Orakel delphiſch,
Dann kömmt der edle Schellfiſch;
Dann kömmt das Mittelvolk heran,
Der Klippfiſch und der Laberdan;
Der Pöbel dann vom Stockfiſchfang,
Der Dorſch, der nur neun Zoll iſt lang.
In Einem nur ſind ſie egal,
Der Kopf fehlt ihnen allzumal.

Seitdem ſchon Pfeffel bemerkt, daß die Stockfiſche die modernſte Art zu reiſen haben, nämlich ohne Kopf, iſt trotz Eiſenbahn und Dampfſchifffahrt dieſe moderne Reiſeart nicht aus der Mode gekommen.

Man hat Bücher geſchrieben über die Kunſt, „mit Menſchen umzugehen,“ allein es iſt mehr Kunſt, mit einem Stockfiſche umzugehen, denn es iſt immer ſchwerer, mit Weſen ohne Kopf, als mit Weſen mit Kopf umzugehen.

Man kann leider nicht bei allen Weſen ohne Kopf jene großartige Methode anwenden, welche die Köchinnen bei dem Stockfiſche anwenden, nämlich — ſie in die Pfanne hauen. Niemand, meine freundlichen Leſer, ſollte einen Stockfiſch, der von der fernen Nordſee kommt, verzehren, ohne dabei dankbar an die Wege der Vorſehung zu denken, welche es ſo eingerichtet hat, daß man ohne Kopf ſo weit kommen kann. —

Die Stockfiſche ſind auch ein Beweis, daß man ohne Kopf eigentlich erſt recht fett werden kann.

Das Stockfiſcheſſen iſt ein humoriſtiſches Geſchäft, man kann dabei die Köchin um ihre Satyre beneiden, mit welcher ſie jeden Stockfiſch ſo recht ſalzen und pfeffern kann.

O Köchin ſei am Kochtiſch froh,
Am Schreibtiſch leider geht's nicht ſo.

Wenn wir alſo am Faſtentiſch die erbaulichſten Bemerkungen über den ſtets wiederkehrenden Flor der Stockfiſche anſtellen können, haben wir dabei auch

Muße, den Satz zu bewahrheiten: Alles Fleiſch iſt Heu!

Alles Fleiſch iſt Heu! Wenn Du, lieber Leſer, ein Junggeſelle biſt und in Gaſthäuſern ſpeiſeſt, ſo wirſt Du durch's Jahr hindurch die Erfahrung oft machen: „Alles Fleiſch iſt Heu!“ Ja, lieber Leſer, Du wirſt dieſen Spruch noch weiter ausdehnen und ſagen: „Alles Kälberne iſt Heu!“ „Alles Poulardene iſt Heu!“ Wenn man von dieſem Fleiſch an den Ochſen zurückdenkt, ſo muß man geſtehen, dieſer Ochs muß an ſeinem Fleiſch mehr Heu gehabt haben, als er je in die Krippe bekam.

Das Heu, d. h. das Fleiſch, meine lieben Leſer, wird in der Welt immer theurer, warum? Das kömmt daher, weil in der Welt die Ochſen mit jedem Tage höher geſchätzt werden.

Jeder Menſch iſt ſeine eigene Heuwage, oder ſeine eigene Fleiſchwage; er wiegt für ſich und oft auch für Andere ſo ſchwer, als er ſchwer wiegt.

Der Carneval iſt zu Ende, und nun wird gar oft die Bemerkung gemacht: Alles Fleiſch iſt Heu! Wenn der Ballputz und alles andere Zugemüſe, wenn Watte und Schnürleib ausgezogen wird, da zeigt ſich gar oft, daß Alles Heu iſt.

Wie gerne, meine freundlichen Leſer, möcht' ich manchen Frauen, die in Geſellſchaft ſolche Kleider tragen, wo der Stoff und die Sittſamkeit oben viel zu kurz gekommen ſind, und die Schamhaftigkeit en gros und im Ausſchnitt ausgeboten wird, wie gerne würde ich ſolchen Frauen zurufen: „Bringt Euer Heu unter Dach!“

Ja, meine freundlichen Leſer, Alles Fleiſch iſt Heu! Glaubt aber nicht, daß blos alles Rindfleiſch Heu iſt, nein, auch ſteiriſche Kapaune und Faſane ſind oft Heu. Darum erhebe ſich kein Fleiſch über das andere, am Tage des großen Schnittes wird Alles als Heu befunden werden.

Alles Fleiſch iſt Heu, darum führt der Tod eine Senſe, er mäht das Heu ab.

Das iſt der Lebenslauf des Menſchen; ſo lange er lebt, beißt er ins Heu, und wenn er ſtirbt, beißt er ins Gras. Alles Fleiſch iſt Heu! Aber wie lange, mein theurer Leſer, iſt es Heu? Ein paar Jährchen lang! Wie bald aber iſt das Fleiſch nicht einmal Heu mehr! Wenn man ſo ein vierzig oder fünfzig Jährchen ſein Bischen Heu zu Markte getragen hat, dann iſt's aus, dann iſt alles Fleiſch kein Heu mehr, dann heißt's: Alles Fleiſch iſt Grummet! Wenn das Heu ein paarmal geſchoren worden iſt, dann iſt der Menſch keine Heuwieſe mehr, ſondern eine Grummetwieſe!

Glaube aber nicht, mein lieber Leſer, wenn Du einen magern, zaundürren Menſchen ſiehſt: „Das iſt ein Glücklicher, der hat gar kein Heu zu verantworten!“ O nein, es gibt Menſchen, die kein Loth Fleiſch auf dem Leibe und einen Centner Heu auf der Seele haben.

4.

„Jedes Menſchen Freund, Keinem gut es meint!"

Es gibt keinen Menſchen in der Welt, der ſich von der Wahrheit des obigen Sprichwortes nicht ſchon ſelbſt überzeugt hätte. „Jedes Menſchen Freund, Keinem gut es meint," das iſt eine Wahrheit, die ſich in allen Claſſen von Menſchen eclatant bewährt.

Solche „Jedermannsfreunde" gibt es in allen Kreiſen, in allen Verhältniſſen, in allen Ständen, in allen Künſten und Gewerben; ſolche „Jedermannsfreunde" rollen ſich in der ganzen Welt umher, alle Leute ſagen von ihnen: „Ein guter Kerl!" Niemand aber achtet ſie, Niemand ſchließt ſich innig an ſie an, es ſind eben „Jedermannsfreunde" mit dem Munde, mit der Zunge, mit dem Hute, mit dem Rücken, aber Niemands Freund mit dem Herzen, Niemands Freund in der That.

Ein „Jedermannsfreund" hat ſtets ein ſeliges Lächeln für Jedermann im Geſicht, die Hand ſtets wie einen Nußknacker zum Druck bereit, den Mund ſtets zu einem Kuß geſpitzt, den Rücken ſtets zu einem Katzenbuckel in Anlauf, und den Hut ſtets zu einem Complimente auf dem Sprung; allein in ſeinem Innern iſt Leere und Oede; Begeiſterung und Enthuſiasmus, Energie und Denkkraft, Eigenwille und Selbſtwürde ſind fremde, niegeſehene Geſtalten in ſeinem Kopfe, in ſeiner Seele; Freundſchaft, glühender Eifer für irgend eine Sache des Geiſtes und des Herzens, flammende Theilnahme an irgend einer Tendenz des Rechts und der Wahrheit; aufopfernde, männliche, auf Thatkraft geſtützte Einheit mit dem Guten und in dem Guten iſt ihm ein Gräuel, denn: „Jedes Menſchen Freund, Keinem gut es meint!“

Ein ſolcher „Jedermannsfreund“ iſt wie ein abgegriffener Schaupfennig, ohne das mindeſte Gepräge; er iſt eine Spielmarke für die Geſellſchaft, er bedeutet blos einen Menſchen, ſein Werth iſt keiner. Ein ſolcher „Jedermannsfreund“ iſt wie eine Serviette für Jedermann, man wiſcht ſich gerne die Hand, den Mund an ihr ab, und wirft ſie fort; er iſt wie ein Rechenpfennig, heute zählt er für Dieſen, morgen für Jenen, und ſtets für den, der ihn gerade in der Taſche hat.

Begegnet man einem ſolchen „Jedermannsfreunde“ auf der Gaſſe, ſo reißt er den Hut vor dem Thürſteher ebenſo tief herab, wie vor der Excellenz, krümmt den Rücken zu einem Halbmond vor dem Ladendiener, wie vor der Durchlaucht. Er umarmt alle ſeine Bekannten mit demſelben Patriotismus, und „Lieber Bruder,“ und „Bruderherz“ ſind die Zuckergrüße, die er zu Dutzenden aus dem Munde ſchüttelt, und zwar gerade an jene, denen er eben einen böſen Verrath, oder einen andern heimtückiſchen Streich ſpielen will, denn: „Jedes Menſchen Freund, Keinem gut es meint!“

Ein ſolcher „Jedermannsfreund“ iſt bei Allen gut gelitten, er ſtreicht dem Bedienten die Schmeichelbemme ebenſo dick auf, als der Herrſchaft, er ſagt dem Botenläufer ebenſogut „Bruderherz!“ und macht ihm dieſelben Complimente über ſeinen Geiſt, über ſein Talent, über ſeinen Charakter, wie er ſie den erſten und diſtinguirteſten Perſonen macht; er nennt den Handwerker ebenſovielmal einen Gönner der Künſte und einen Beſchützer der Wiſſenſchaften, wie er dieſelben Redensarten an die hochgeſtellteſten Perſonen verſchwendet; kurz, er hat ſeine geiſtigen und phyſiſchen Kratzfüße für jeden Menſchen, für jede Stunde, bei jeder Gelegenheit in Bereitſchaft, und doch traut ihm Niemand, kein Menſch wendet ſich, wenn's um eine Sache des Geiſtes und des Herzens zu thun iſt, an ihn, Niemand findet ſich weder zu ſeinem Verſtande, noch zu ſeinem Gemüthe hingezogen, denn: „Jedes Menſchen Freund, Keinem gut es meint!“

Ein ſolcher „Allerweltsfreund“ wird von allen Leuten als eine „gute Haut“ bezeichnet, aber eine ſolche „gute Haut“ iſt gewöhnlich eine falſche Haut; er benutzt oft die „Jedermannsfreundſchaft,“ um mit heuchleriſcher Offenheit und Güte Ohren zu blaſen, Achſel zu zucken, Augen zu verdrehen, und unter der Aegide der „Guten Haut“ dem

Freunde einen heimlichen Stoß zu verſetzen, dem Genoſſen ein Schnippchen zu ſchlagen, der Wahrheit eine Grube zu graben, der Redlichkeit eine Falle zu legen, und dann mit verdrehten Augen ein Jammergeſicht zu machen, heuchleriſch an dem Hals vom „Bruderherz“ Thränen darüber zu vergießen, denn: „Jedes Menſchen Freund, Keinem gut es meint!“

So iſt es im Leben, ſo in der Freundſchaft, ſo in der Liebe, ſo in der Literatur und Kunſt. Wer jedem Menſchen ſchmeichelt, jeden Menſchen kriecheriſch anhaucht, der kann die Menſchheit nicht lieben. Wer Jedem ſeine Freundſchaft mit Küſſen und Händedrücken, und „lieber Bruder!“ und „Bruderherz!“ an den Hals hängt, der iſt nicht fähig, das Wort Freundſchaft zu begreifen, wer allen Frauen und Mädchen hofirt, Jeder lächerlich huldigt, an allen Schürzen hängt, der kennt die Heiligkeit und Innigkeit der wahren „Liebe“ nicht; wer in der Literatur und Kunſt Alles ſchön findet, Alles über den gleichen Leiſten lobhudelt, jede Erſcheinung pausbackig vergöttert, immer, zu jeder Zeit, an jeder Stelle mit dem käuflichen Räucherfaß herumwandelt, der meint es weder mit der Kunſt, noch mit den Künſtlern aufrichtig und gut, denn: „Jedes Menſchen Freund, Keinem gut es meint!“

Ein ſolcher „Allerweltsfreund,“ der ſich durch alle Wege glatt windet, in allen Vorzimmern an den Wänden ſeinem eigenen Schatten einen Katzenbuckel macht, glaubt, man habe ihn überall lieb, allein er wird blos, wie Schlingpflanzen, als ein Spiel der ſchmarotzenden Natur überall geduldet, aber nirgend geachtet, von Niemandem werthgeſchätzt. Man liebt im Leben die Schmeichelei, aber nicht den Schmeichler, man ergötzt ſich an einem ewig krummen Rücken, allein man ſchätzt den gering, der ihn macht, man benützt Ohrenbläſerei, aber man verabſcheut im Innern den Ohrenbläſer, man duldet, belächelt, benützt die „Jedermannsfreunde,“ aber man ſchätzt ſie gering, man verachtet ſie, denn Jedermann weiß: „Jedes Menſchen Freund, Keinem gut es meint!“

Die Welt ein Butterfaß.

„Die Welt will gerührt ſein, wißt Ihr das?
Nun denn, ſo rühren wir das Butterfaß!“
Alter ego, auch kein Narr.

Die Welt iſt ein großes Butterfaß. Was zu melken iſt, wird gemolken; obenauf ſitzt der Rahm, Crème, und dann mittelſt Rühren, Schütteln, Stoßen, Schlagen ſondern ſich die Theile, und andere werden in feſten Zuſammenhang gebracht in einer quabligen Maſſe, und werden — Butter!

Plinius ſagt, die Butter ſei eine Erfindung der Deutſchen — „mit Erlaubniß der Böhmen,“ hätte Plinius ſagen ſollen. Da Butter durch Schlagen und Stoßen entſteht, ſo mag Plinius Recht haben, obſchon nicht zu läugnen iſt, daß es Nationen gibt, die viel früher geſchlagen und geſtoßen worden ſind, als die Deutſchen, und die doch die Butter nicht erfunden haben; z. B. die Juden haben die Butter nicht erfunden, obwohl ſie im Grunde eine Schäfer-Nation waren, und alſo das

Melken mit der Muttermilch gelernt haben; auch die Schriftſteller, die doch auch genug *Stöße und Schläge* erleiden, und die auch *melken*: die Mutterbruſt der Claſſiker, und Einer den Andern, auch die haben die Butter nicht erfunden, ſondern blos die *Deutſchen*.

Welche Deutſche aber die Butter erfunden haben, darüber ſagt uns Plinius nichts, und um *dieſen Punct* zu ergründen, müßten wir vorher ergründen, in welcher Gegend *Deutſchlands* die *Stöße und Schläge* am vorherrſchendſten ſind; eine Unterſuchung, die uns zu weit führen würde, und am Ende iſt der *Patriotismus der Scholle* und die Eigenliebe der verſchiedenen Deutſchen ſo groß, daß gewiß Jeder von ſeiner Scholle ſagen würde: „Hier ſind die meiſten *Stöße* und *Schläge*!“

Aber wer war der Erfinder der *Butter*? Wenn der Mann noch lebte, ſo wäre es nicht intereſſant, es zu wiſſen, denn wenn der Menſch auch nicht von Butter allein leben kann, ſo gehen uns überhaupt die lebenden Erfinder ſo wenig an, als überhaupt *lebende* Verdienſte; doch der Erfinder der Butter iſt *todt*. Wir glauben wenigſtens, daß er todt iſt, denn er hat zu oder vor Plinius Zeiten gelebt, und geſetzt auch, er hätte einen Mäcen gefunden, ſo glauben wir doch nicht, daß ein ſolcher ihn ſo lange vor dem Hungertode bewahrt hätte. Alſo da der deutſche Buttererfinder todt iſt, ſo müſſen wir wiſſen, wer er war; nicht etwa, um ſeiner Witwe oder ſeinen Kindern ein Gutes zu thun, ſondern um ihm ein — Monument zu ſetzen; um einen Aufruf an die Deutſchen ergehen zu laſſen:

„An die Söhne Teut's!" „An die Enkel Hermann's!" „An die Urenkel Odoacer's!" u. ſ. w.

Dieſes „Butter-Monument" wäre das tüchtigſte Vehikel zu der noch immer nicht recht zuſammengebackenen „deutſchen Einheit," indem es eine Veranlaſſung gäbe zu einem großen „jährlichen Verein aller deutſchen Butter-Eſſer am großen Butter-Monuments-Tage!" Dieſes Monument müßte von Thorwaldſen ganz aus Mecklenburger Butter gehauen werden. Die Basreliefs von Schwanthaler aus Vierländer Butter, und der Sockel aus „Lüneburger Kräuter-Käſe," unter welchen Kräutern auch Lorbeerblätter geweſen ſein könnten. Inmitten käme aus Antiqua-Quargel-Lettern die Inſchrift:

„Nicht Schiller, nicht Gutenberg, nicht Luther,
Bekamen, ſo lange ſie lebten, Futter;
Doch nach dem Tod ſetzt Germania, die Mutter,
Ein Denkmal dem Erfinder der Butter!"

Dieſes große „Deutſche Butter-Einheits-Feſt" müßte jedesmal im Mai ſtattfinden, wo die Deutſchen immer friſche Maibutter zuſammenſchießen, bis das Monument endlich fertig iſt. Sollte von dieſen friſchen Maibutter-Beiträgen jährlich auch gar Vieles ſchmelzen und zergehen, ſo thut das nichts, dasſelbe pflegt bei andern großen Bau-Denkmalen und Monumenten zuweilen auch der Fall zu ſein.

Zu dieſem „Butter-Feſte“ kämen dann die langlockigen Deutſchen, Jeder mit der Butter ſeines Landes, in einem Butterfaſſe auf dem Kopfe, und ſängen das Sprichwort: „Wer Butter auf dem Kopfe hat, ſoll nicht in die Sonne gehen,“ wodurch zugleich der Nutzen angedeutet wird, welchen kein Sonnenlicht ausübt auf Alle, die Butter auf dem Kopfe haben. — Dann wird geſtiftet ein großes „Butter-Album,“ in welches Jeder, der Butter eſſen kann, einen Vers, einen Denkſpruch mit einem lebzeltenen Griffel einſchreibt, und zwar lauter gediegene Gedanken, ſo unvergänglich, als der Stoff, in dem ſie eingeſchrieben ſind.

Wenn dieſes Butter-Album ranzig wird, ſo veranſtaltet man eine zweite Auflage auf Cacao-Butter, und Prachtexemplare auf Cocos-Butter. Ich hoffe die Errichtung dieſes „Butter-Monumentes“ noch zu erleben, und ſubſcribire hiermit mit „zwei Pfund“ echt deutſche Dornbacher Butter, portofrei unter einem Sonnenſchirm nach dem Odenwalde oder Speſſart geſtellt, und mit einem Vers in das „Butter-Album:“

„Wer gedenkt wohl hier Deiner, Du Butter-Urmutter Kuh?
Daß Du Dich melken ließeſt, Milch uns gabſt, und ſagteſt nicht:
Muh!?“

Doch zurück von dem „Butter-Monnument“ zu dem großen Butterfaß: Welt! In dem großen Butterfaß Welt befindet ſich: Crême — Rahm, Sahne, Obers, Flott, Schmant, Nidle — Milch, Molken, ſaure Milch, ſaure Molken.

Wenn man alſo fragt: „Was wird die Welt dazu ſagen?“ ſo hat man noch nichts gefragt. Man muß dann erſt unterſcheiden und fragen: „Was ſagt die Crême dazu? — Was ſagt die Milch dazu? — Was ſagt die ſaure Milch dazu? — Was ſagt die Molke dazu? — Was ſagt die ſaure Molke dazu?“

Was die Crême ſagt? Das liegt nicht in unſerer Sphäre. Die Crême flüſtert, lispelt, lächelt, aber was ſagt ſie? Wir laſſen die Crême, die Milch, die Molken gehen, und da der größte Theil im Butterfaß „ſaure Milch“ iſt, ſo bleiben wir bei der „ſauern Milch“ ſtehen, denn die Frage: „Was ſagt die Welt dazu?“ heißt ja hauptſächlich: „Was ſagt die ſaure Milch dazu?“

Die „ſaure Milch“ ſagt wunderliches Zeug, und ein vernünftiger Menſch macht zu dem, was die „ſaure Milch“ ſagt, kein ſaures Geſicht.

Die „ſaure Milch“ rumort im großen Butterfaſſe Welt am meiſten. Wenn man die Ohren in ſo ein Butterfaß hineinſteckt — und das müſſen beſonders alle Redacteure, dazu hat ihnen auch der Himmel die länglichſten Höranlagen gegeben — ſo hört man die „ſaure Milch“ über Alles raiſonniren, die „ſaure Milch“ weiß Alles, die „ſaure Milch“ erfährt Alles, die „ſaure Milch“ ergründet Alles, die „ſaure Milch“ ſieht durch ein Bret, wo keines iſt, die „ſaure Milch“ dringt durch verſchloſſene Thüren, wenn ſie ein Anderer aus den Angeln gehoben hat, die „ſaure Milch“ geht durch die dickſte Mauer, wenn ſie eingeſtürzt iſt, die „ſaure Milch“ ergründet alle Geheimniſſe, wenn ſie im Krakauer Kalender ſtehen, kurz, die „ſaure Milch,“ wenn man ſie reden hört, ſo weiß ſie von der ganzen Welt im Butterfaſſe mehr, als die ganze Welt ſelbſt.

Stirbt irgendwo eine junge Perſon an den Maſern, ſo ſagt die „ſaure Milch:“ „Aha, die hat ſich in der Nacht vom Stephansthurm über den Kahlenberg in den Gmundner-See geſtürzt, wir wiſſen ſchon!“

Sieht man ein Mädchen den ganzen Winter nicht beim Sperl, ſo ſagt die „ſaure Milch:“ „Aha! Das Mädchen iſt wegen einer unglücklichen Liebe von den Eltern in Eſſig gebeizt und ſchwarz abgekocht worden; wir wiſſen ſchon!“ — Stirbt irgendwo ein Dichter, ſo ſagt die „ſaure Milch:“ „Aha! Nun iſt der geſtorben, und er war doch der Dichter von allem Dem, was ein Anderer dichtete; wir wiſſen ſchon!“ — Erſcheint eine Frau mit einer neuen Mantille, ſo ſagt die „ſaure Milch:“ „Aha! Ihr Mann iſt den ganzen Tag im Amt; wir wiſſen ſchon!“ — Tadelt ein Kritiker ein

Stück, ſo ſagt die „ſaure Milch:“ „Aha! Der Mann muß dem Manne etwas gethan haben, er hat ihm kein Geld geliehen, er hat ihn nicht eingeladen, er hat ihm die Hühneraugen nicht ſchneiden wollen, der Eine hat eine Geliebte, die den Andern hinausgeworfen hat; wir wiſſen ſchon!“ — Lobt ein Kritiker ein Stück oder eine Anſtalt, ſo ſagt die „ſaure Milch:“ „Aha, der weiß, was er thut. Eine Hand wäſcht die andere! Handwerk hat einen goldenen Boden! Wie Du mir, ſo ich Dir! Der hat von dem oder der ein Haus geſchenkt bekommen mit 50.000 fl. Revenuen, und extra einen Fünfguldenzettel baar; wir wiſſen ſchon!“ — Lobt Jemand das Stück eines Theaters, von dem er früher ein Stück getadelt hat, ſo ſagt die „ſaure Milch:“ „Aha! Die ſind wieder gut! Das Keſſelflickervolk! Sie haben geſtern von zwei Stunden vor Tags bis 18 Stunden nach Tags miteinander zweitauſend Flaſchen Champagner getrunken; wir wiſſen ſchon!“ — Schreibt Jemand aus Laune oder Unluſt über ein Stück oder über ein Theater einmal nicht, ſo ſagt die „ſaure Milch:“ „Aha! Dem hat man 's Handwerk gelegt! Der darf nicht mehr ſchreiben! Dem hat man ſeine drei Schreibfinger abgehackt und ſie unter Magiſtrats-Siegel nach Munkacs geſchickt; wir wiſſen ſchon!“ — Schreibt irgend Jemand einen Carnevalsſchwank, ſo ſagt die „ſaure Milch:“ „Aha! das ſchreibt er jetzt darum! Da meint er das damit! Damit meint er ſich! Das geht auf den! Dies bezieht ſich auf die! Mit Dieſem meint er Jenes, und mit Jenem meint er Dieſes; wir wiſſen ſchon!" Und ſo weiter in's Unendliche.

Ich bin überzeugt, wer von dem Butterfaß „Welt" dieſe Zeilen lieſt, Crême, oder Milch, oder Molken, oder ſaure Milch! — Jeder wird ſagen: „Er hat Recht, ſo ſpricht die ſaure Milch!" — Die „ſaure Milch" ſelbſt wird ſagen: „Ja, ja, das iſt ſehr gut, accurat ſo ſpricht die ſaure Milch!" —

Das iſt aber eben der Unterſchied zwiſchen der „Crême" und der „ſauren Milch," die „Crême" weiß ſehr gut, wen man meint, wenn man von ihr ſpricht, die „ſaure Milch" hingegen ſagt immer, wenn man von „ſaurer Milch" ſpricht: „Die „ſaure Milch" hat's gut abbekommen! Geſchieht ihr Recht, der „ſauren Milch," warum iſt ſie nicht „Crême" wie ich?"

Die Rebus-Freſſer.

Ein Journalwelt-Bild.

Die deutſchen Journaliſten ſind zum Küſſen! Wo eine Dummheit auftaucht, halten ſie ſich daran wie die Ertrinkenden an einem Strohhalm.

Charaden, Räthſel, Logogryphe, das ſind alte Dummheiten; die Journaliſtik muß aber immer neue Dummheiten haben. Die neueſten Dummheiten heißen: „Rebus!“

Was heißt ein „Rebus?“ Ein geſcheidter dummer Kerl erfindet aus Müßiggang eine dumme Klugheit, gibt es in ein Journal, und dumme geſcheidte Menſchen, die müßig gehen, bemühen ſich zu ſehen, ob ſie ſo geſcheidt dumm ſind, wie jener geſcheidte dumme Kerl, und dieſer ganze Proceß heißt: Ein Rebus!

Die Wiener Journaliſten ſind aber die „Kramperl-Crême“ der deutſchen Journaliſtik. Wir machen nichts ſo ſchnell nach als das Abgeſchmackte, nichts als das Frivole, nichts als das Flache, nichts als das, wo Alles darauf berechnet iſt, die Plattheit zu beſchäftigen, die Hirnloſigkeit angenehm zu unterhalten, und dem großen Heere von nichtsdenkenden Leſe-Wiederkäuern das Hirn mit leerem Stroh auszufüllen.

Wenn die deutſche Journaliſtik eine ernſte Sache der Literatur anregte, haben wir uns auch gleich des Gegenſtandes in unſern Journalen bemächtigt? Wenn die deutſchen Journale die tiefgehenden Intereſſen der Kunſt, der Geſelligkeit, der Menſchheit in Rede brachten, haben wir uns auch des Schlagwortes bedient zur Weiter-Rede, zur Erörterung, zur Verbreitung dieſer Intereſſen? Ja, ſelbſt als ein einheimiſches Blatt die den Saft und das Blut des Volkes berührende Angelegenheit über den ſittlichen Verfall der Volksbühnen anregte, fand es in unſerer hieſigen Journaliſtik ein Echo, einen fortſpinnenden Faden? Nein, in's Mauſeloch ſind wir Alle gekrochen, und haben ſtutzig die Ohren herausgereckt und haben uns die Journalſpalten feſt zugenäht, daß um Gottes Willen ja keine Sylbe von dieſer das Intereſſe der ſittlichen Menſchheit berührenden Angelegenheit ſich hinein verirre.

Allein, kaum hat das Wort „Rebus“ unſer Ohr berührt, kaum haben wir erkannt, daß ein Rebus ein Ding iſt, das weder Herz, noch Geiſt, noch Verſtand intereſſirt, ein Ding für Köchinnen und Lakaien, kaum hatten wir die Anſicht gewonnen, daß ein Rebus etwas iſt, womit die Flachheit der Fadheit eine Aufmerkſamkeit erweiſt, als wir mit Heißgier über die Rebuſſe herfielen, um unſere Leſer damit abzufüttern.

Wir ſind nie befliſſen, unſern Leſern ſogleich das mitzutheilen, was ihren Geiſt auf eine ſinnige Weiſe beſchäftigt, ihre Seele auf eine erhebende Art anregt, was ſie angenehm belehrt, was ſie ſpielend unterrichtet, was ihren geiſtigen Horizont erweitert, nein, wir ſind befliſſen, ſie ſogleich mit Allem zu überhäufen, was den Geiſt in Lakaienthätigkeit ſetzt, was ſozuſagen den „Haspel-Verſtand“ in Anſpruch nimmt, z. B. ein „Rebus!“

Wie, ſchämt man ſich nicht, wenn man zu den Beſſern in der Literatur gezählt ſein will, ſolche Trottel-Geiſtesſpiele aufzutiſchen? Wir reden hier nicht von „Bilder-Rebuſſen,“ wie ſie die „Theaterzeitung“ bringt, die durch ihre ſinnige Illuſtration und koſtſpielige Ausſtattung imponiren.

Man weiß nicht, ſoll man lachen oder weinen, wenn man in Bier- und Kaffeehäuſern dieſe „Rebus-Freſſer mit dem Linſenklauber-Verſtand“ ſitzen ſieht, wie ſie die Köpfe zuſammenſtecken und ſich an Scharfſinn überbieten, um eine ſolche Lapperei herauszufinden; eine Lapperei, bei welcher es dem Verſtande mehr Ehre macht, ſie nicht zu errathen. Man glaubt kaum, wie es möglich iſt, daß Menſchen, welche Verſtand genug haben, um im Nothfalle auch gar nichts zu thun, noch mit ſolchen Dingen, die der platte Müßiggang für den Müßiggang der Plattheit erfunden hat, ſich zu beſchäftigen.

Da iſt z. B. auch ein Rebus:

Sprichwort.

Arr

Nun geht's an. Sie drängen ſich um dieſes „Arr," ſie fangen an zu rathen: „Arr," „ein Arr," — „Arr allein," „A vor zwei R" — „Marr oder Em" — endlich bringt's Einer heraus, es iſt das Sprichwort: „Ein Narr macht viele Narren!" Denn die unter „Arr" ein Sprichwort ſuchen, ſind doch Narren, alſo: „Ein Narr — ein Arr — u. ſ. w." Iſt das nicht claſſiſch?

An einem andern Tiſche ſitzen wieder andere Gelehrte und Schriftkenner, und ſtudiren über folgende Weisheit des Rebus:

Ein Liebling des Redacteurs.

A.

„Was kann das ſein?!" — „Ein A?" — „Wer A ſagt, muß auch B ſagen?" — „Ach nein!" — „A ohne B, ohne C, ohne D u. ſ. w." — „Das iſt zum Teufelholen!" — Endlich hat's Einer, ein Vocativus, es iſt: „Ein Abonnent!" Nämlich ein „Ab" ohne End'. Das iſt claſſiſch! Nun iſt der Jubel! Der eine ſagt: „Das iſt dumm!" der Andere ſagt: „Es ſoll ja dumm ſein!" der Dritte: „Aber nicht ſo dumm!"

Wieder in einem Winkel ſitzen ein paar tiefe Denker, Philoſophen, Rechtsgelehrte, brütendes Denken auf ihrem Antlitz, was iſt's: „Ein Rebus:"

Anfang eines Schiller'ſchen Gedichtes.

Illlmntg

„I vor vier L?" — „I vor Allem geh' am End!" — „Vier L nach großem I." — „Verflucht, das iſt gewiß ſehr gut." — Endlich findet wieder Einer den Stein der Weiſen: „Vier Elemente, innig geſellt." Es ſind nämlich vier L, dann m, n, t, in den Buchſtaben „Ig" — in ig — geſellt.

Da erſchallt ein Geſchrei: „Superb!" — „Eſelhaft dumm!" — „Nein, ich find's herrlich!" — „Nein, das iſt zu viel!" —

Im Winkel ſitzen wieder drei ſtille Gelehrte, kauen an den Nägeln, runzeln die Stirne, es iſt eine harte Nuß zu beißen:

Was iſt das?

Horch! die Glocken hallen dumpf zuſammen
Und der Zeiger hat vollbracht den Lauf,
Nun, wohlan denn, nun, in Gottes Namen,
Grabgefährten, brecht zum Richtplatz auf!

„Was kann das ſein?" — „Die Anfangsbuchſtaben H. U. N. G. Horch — und — nun — Grab?" — „Horch — zuſammen — und Lauf — nein, das kann's auch nicht ſein!" — Ich hab's! Ich hab's! Das iſt „ein Gedicht von Schiller!" — „Richtig! Aber das iſt ſtockdumm!" — „Nein, es iſt ein guter Fopp-Spaß" u. ſ. w.

Und das nennt man ſich geiſtreich beſchäftigen, und auf ſo etwas ſetzen wir die Hoffnung, daß unſere

Leſer damit unterhalten ſind, und daß es uns Abonnenten bringen ſoll.

Wenn dieſe Erſcheinung wahr iſt, wer iſt mehr zu bedauern: Redactionen, die für ſolche Abonnenten ſchreiben müſſen, oder Abonnenten, die ſich von ſolchen Redactionen ſchreiben laſſen?

Wurſtel-Theater
und Marionetten-Theater im Wurſtelprater.

An Auguſt.

Komm, lieber Auguſt, in den Wurſtelprater,
Dort ſpielt der Hanswurſt ſein Theater,
An dieſen Künſtlern will ich Dir jetzt zeigen,
Was man bei Andern muß verſchweigen.
Für Marionetten und für Wurſteldichter
Allein gibt es noch wahre Richter!

Wenn der Leſer dieſer Blätter in den Wurſtelprater geht, in den Wurſtelprater, wo die Concerte auf grünere Zweige kommen, als in den Concertſälen, wird der Leſer mich ſehr oft finden, und der redliche Finder wird belohnt werden, wenn er mich ſitzen ſieht vor einem Wurſtel-Theater mit andächtig aufmerkſamem Antlitz, einen Anflug von bedeutenden Saal-, Zimmer-, Gäßchen- und Gaſſenjungen um mich, hie und da ein hübſches Kindermädchen, dieſe Accidenzien der Kinderliebhaber, vor oder neben mir, und wie ich ganz verſunken bin in dieſer Kunſtanſtalt mit Natur garnirt.

Ich gehe nie ohne Klingemann's und Zimmermann's „dramaturgiſche Blätter“ in's Wurſtel-Theater, denn immer finde ich da noch eine Wahrheit, eine Anſicht, einen Gedanken, den weder der Klinge- noch der Zimmermann gefunden haben, und das darum, weil jene die Kritik nicht an der Quelle, nicht an der erſten Hand der Natur: nicht von einem Wurſtel-Theater unter Kindern gelernt haben!

Nur in einem Wurſtel-Theater ſind noch alle Elemente der reinen dramatiſchen Dichtkunſt ſowohl, als die der darſtellenden Kunſt, und nur unter Kindern iſt noch die Kritik in ihrem patriarchaliſchen, ehrwürdigen Zuſtande, in dem nackten Wahrheitszuſtande!

Die Wahrheit und Adam kamen beide nackt zur Welt, allein ſeitdem die Schneider erfunden worden ſind, ſieht man vor lauter Kleidern die Leute nicht. Die Wahrheit iſt auch eine moderne Dame, man weiß bei ihr nicht mehr, was eigentlich ihr, was dem Schneider, was dem Friſeur, was dem Zahnarzt, was dem Miedermacher, was dem Wattenmacher, was dent Poliſſon-Fabrikanten, was dem Roßhaar-Eigenthümer gehört. Wenn man jetzt ſo eine Wahrheit von allem Aufputz entkleidet, ſo bleibt einem der Schatten des Traumes einer Idee!

Nur Kinder ſagen die Wahrheit, denn die Kinder haben ihren eigenen Gott, dieſer ſchützt ſie, wenn ſie ſich anſtoßen; dieſer ſchützt ſie, wenn ſie fallen; dieſer ſchützt ſie in Blattern, Maſern, Röteln, Flecken, Scharlach, Zahnfieber u. ſ. w., und weil ſie noch einen eigenen Gott haben, ſo ſchützt er ſie auch vor den böſen Folgen der Wahrheit. Allein ein Menſch, der ſchon alle Ausſchläge und alle Zähne überſtanden hat, der hat keinen eigenen Schutzgott mehr, und der darf keine Wahrheit mehr ſagen.

Mit Unrecht alſo klagt man darüber, daß jetzt ſchon die Kinder Recenſionen ſchreiben. Wollte Gott, daß die wirklichen Kinder ſie ſchrieben, da würden wir vielleicht doch noch Wahrheit hören.

Deshalb glaub' ich, lieber Leſer, ein gemeinnütziges Werk zu befördern, wenn ich „dramaturgiſche Blätter für Kinder von ſechs bis neun Jahren“ ſchreibe.

Im „Wurſtelprater“ vor einem „Wurſtel-Theater,“ da iſt die Schule der Kritik, wie ſie ſein ſoll. Bei dieſen Dichtern beruht das Drama noch auf dem Zwieſpalt der gemeinen Lebensmächte mit einer äußern feindlichen Macht, wie z. B. der Hanswurſt mit dem hauſirenden Juden. Wie ungeſchickt ſteht Hamlet da gegen dieſen Hanswurſt. In Hamlet geht die eigentliche Individualität im grübelnden Denken unter, ſeine Rache fällt vernichtend auch auf ihn, während der Hanswurſt ſogleich die Aufgabe des Lebens, der Aufklärung und ſeine erkennt: den Juden todtzuſchlagen!

Ganz wie in der uralten Tragödie der Griechen und Römer gehen die Dichter dieſer Wurſtel-Theater darauf aus: das Daſein als ein durch Reue und Untergang zu Läuterndes und Geläutertes darzuſtellen, und ſo geht endlich aus dem Darniederſchlagen des Juden und der Jüdin und aus dem Hervorgehen eines weißen Kaninchens aus ihrem Sarge die Idee der Sühne und Wiedereinigung nach Schuld und Strafe hervor. Jedoch ich will dem Gange des Ganzen nicht vorgreifen, und werde Schritt um Schritt dem Gange der Dichtung und der Darſtellung folgen.

Im Anfang erſcheint Hanswurſt und Vertrauter, jeder mit einem eiſernen Hammer. Der Hammer vertritt hier die Stelle des Fatums, es iſt eine ſichtbare und zu Eiſen gewordene Idee des blinden Schickſals, und erſcheint gleich hier im Anfange des Stückes, ſo wie der Dolch in der „Ahnfrau" gleich beim Beginn des Stückes in der Blende zu ſehen iſt. Der Hammer tritt als Prologus auf, indem er auf dem Amboß unermüdlich forthämmert, die Hämmer ſind hier figürlich Principien, zwei Hämmer bedeuten die zwei Principien der modernen Tragödie: die Nationalität und der Germanismus in ihrem Niederſchlag.

Alſo die Expoſition der Hämmer iſt meiſterhaft, im echt antiken Style. Nach dieſer Expoſition der zwei Hämmer, welche auch vielleicht ganz einfach anzeigen:

„Klappern gehört zum Handwerk," beginnt das eigentliche „Wurſteldrama."

Dieſes „dramatiſche Wurſtelepos" hat weder wie die indiſche Tragödie ihren Urſprung aus Schäferſpielen und Liebesintriguen, noch wie die griechiſche aus Feſtchören und Kriegsgeſchicken, ſondern ſie iſt ein ſelbſtſtändiges, aus unſerm Charakter hervorgehendes Alleinbeſtehendes.

Die Sage vom „Fauſt" und vom „ewigen Juden" iſt hier in einen Mythus zuſammengeſchmolzen. Der Jude wird ewig geprügelt, beim Eingang, beim Ausgang, in den Dialogen, kurz, wo er ſich ſehen läßt, aber er wird als dramatiſche Gerechtigkeit geprügelt. Er tritt auf und hat einen Bündel unter dem Arm. Dieſer Bündel iſt ſeine Schuld, an dieſen Bündel knüpft ſich der tragiſche Gang des Dramas. Der „Jude" und der „Wurſtel" machen die beiden Wagſchalen des Geſchicks und der Bündel iſt die Kurbel, um die ſich die Wagſchale dreht. Der Jude, der Wurſtel und der Bündel, oder Egmont, Alba und die Niederlande, oder Fiesko, Doria und Genua, oder Götz, Weislingen und die Ritterzeit, es iſt dieſelbe Tendenz, dieſelbe weltgeſchichtliche Abſpiegelei im Kleinen. Der Jude tritt auf mit ſeinem Bündel. Hier ſchon beginnt die „Kinderkritik" unter den Zuſchauern, und ein allgemeiner Ausruf: „Der Jud! der Jud!" zeigt, wie aus dem Kern des Volksthums der Dichter ſeinen Gegenſtand ſchnitt. Er ſieht ſich um, etwas mißtrauiſch, und legt ſeinen Bündel nieder, aber er legt oder ſtellt ſich auf denſelben, gleichſam als keinen Augenblick von ſeinem Princip laſſend, und ſelbſt, wenn er Miene macht, es abzulegen, doch feſt darauf fußend!

Hier weichen die „Wurſteldichter“ in den „Wurſtel-Theatern“ bedeutend von einander ab. In dem „Wurſtel-Theater A.“ legt ſich der Jude auf ſeinem Bündel ſchlafen, Wurſtel kömmt, zieht ihm den Bündel ſachte hinter'm Ohr weg, der Jude erwacht, lamentirt und Wurſtel ſchlägt ihn als zureichenden Grund mit dem fataliſtiſchen Hammer todt. In dem Wurſtel-Theater B. hingegen kömmt Wurſtel geradezu auf den Juden los, beweiſt ihm mit dem Hammer, daß der Bündel ihm gehört, und unterſtützt dieſen Beweis a priori mit dem a posteriori-Beweis, daß er den Juden todt ſchlägt.

Weder Shakeſpeare in ſeinem Shylok, noch Cumberland in ſeinem Schewa wußten ſo auf das Volksleben zu wirken, als dieſe beiden. Shakeſpeare hat die Original-Novelle, in welcher der Mann, der das Pfund Fleiſch herausſchneiden will, ein ſpaniſcher Hidalgo iſt, in einen Juden umgeſchaffen, und das kann dem dramatiſchen Dichter nicht verwehrt werden, wenn er dadurch mehr Effect hervorzubringen glaubt. Allein man könnte faſt ſagen, Shakeſpeare habe Shylok ſo hingeſtellt, als ſei eine abſcheuliche

That Nothwehr, er hat nicht ſo recht die Menge auf den Juden gehetzt. Cumberland in ſeinem Schewa heuchelte Geſinnungen der Humanität, indeſſen ſein ganzer Schewa ein viel erbärmlicherer Patron iſt, als Shylok. In Shylok iſt Kraft, Rachegeiſt, Nationalität. In Schewa iſt lumpige Knechtſchaft, hündiſche Seelenſchlottrigkeit, und Herr Cumberland glaubt ein großes Opfer auf dem Altare der Duldung niedergelegt zu haben, wenn er einen Enkel Abrahqm's ſchildert, welcher Almoſen austheilt, welches er ſich vom Magen erbärmlich abzapft, und der einem Commerzienrath, der durch ihn reich wurde, und deſſen Kinder er glücklich machte, die Hand küßt, weil er ihn einen „braven Mann“ heißt!!! Wahrlich, der weit verpönte „Unſer Verkehr“ iſt ein Compliment für die Juden gegen dieſen Cumberland'ſchen Juden!

Wie anders, wie patriarchaliſch ſtehen nun die beiden Juden in den „Wurſtel-Theatern“ da! Sie kommen mit ihrem Bündel, ſie tragen ihr Fatum auf den Rücken und ihre Nemeſis in der Taſche! Sie werden kurz und gut todt geſchlagen, das iſt die Blutrache in ihrer alten Reinheit! Der von den beiden Dichtern, welcher ihm zuerſt ſeinen Bündel wegnimmt, ſchlägt ihn zweimal todt. Das iſt ein tragiſcher Doppeleffect! Wenn wir nun mittlerweile von der Dichtung zu der Darſtellung übergehen, ſo wurde in dieſem „Wurſtel-Theater“ der Jude ſo dargeſtellt, wie ich ihn ſelten mit ſolcher Einfachheit und Wahrheit darſtellen ſah.

Ich habe ſchon an einem andern Orte bemerkt, daß die „Darſtellung überhaupt" jetzt deshalb zurückgeht, weil die darzuſtellenden Individuen zu wenig äußerliche Merkmale ihrer Unterſcheidung an ſich tragen. Wenn Iffland ſeinen „Eſſigſieder," wenn Eßlair ſeinen „Oberförſter," wenn A. P. Wolf ſeinen „Hermann" darſtellte, ſo hatten ſie die Exemplare vor ſich, bunt geſchnitzelt wie die Stäbe an Jakob's Schaftränke, nach welchen nun die guten Mutterdarſteller ihre Darſtellungslämmer warfen. Der Eſſigſieder mit dem rothen Rock, mit der grünen Weſte, mit den kurzen Beinkleidern u. ſ. w., der Oberförſter mit dem grünen Rieſenfrack, mit dem Portierſtock u. ſ. w., kurz, es waren Individuen, die der Zuſchauer ſchon an der Malerei kannte, und die der Darſteller mit dem Coſtum anzog. Die jetzigen Schauſpieler haben kein äußeres Schema zu ihren Perſonen, der ſchwarze Frack, die allgemeinen Pantalons, die bunte Cravatte, dieſe Univerſalſchalen für alle Menſchenkerne, bringen unſere lieben Darſteller um ihren größten Triumph! Da heißt es nicht mehr: Die Schale darſtellen, die Hülſe, ſondern den Kern, den Bruſtkern, und da hapert's gewaltig! Deshalb ſehen wir bei den Darſtellern da den meiſten Effect, wo ſie mit greller oder wenigſtens ſtark markirter äußerer

Erſcheinung der matten Pſyche zu Hilfe kommen können.

Die meiſten Künſtler können alle Arten von Menſchen vortrefflich darſtellen, aber den Menſchen als Gattung herzlich ſchlecht! Bettler in grellen Fetzen, Galeerenſclaven, Banditen mit rothen Haaren und Federn, Teufel ditto mit Phosphor- und Kolophonium-Unterſtützung, Invaliden mit Krücken und Stelzbeinen, Quäker mit herabhängenden Scheitellocken und Krämpenhut u. ſ. w., kurz, die ganze Sippſchaft jener Theaterfiguren, die ihr quibus auxiliis in grellen Schminktiegeln, in phantaſtiſchen Perrückenſchachteln und barocken Garderobekäſten ſuchen.

Zu dieſen von der Schneiderei, dieſer natura medicatrix der Schauſpielerei, beſonders begünſtigten Rollen gehören die Juden; Bart ſpitz, lang, breit, grau, ſchwarz; dreieckiger Hut, Schlappel, Kappel, Brille, Stock, langgeſchoßter Jaß, Schnallenſchuh und ein Jüdeln und Mauſcheln ad libitum, das ſind Reize zu ſeltner und verführeriſcher Art, als daß ſie nicht eine Lockangel für Darſteller ſein ſollten, die mehr in dem pantomimiſchen als in dem geiſtigen Haine der Kunſt ihre Lorbeeren gepflückt haben.

Hier ſtellt ſich aber am deutlichſten heraus, was ich oben angemerkt habe: früher hatten die Juden ihr eigenthümliches Coſtum, ſowie der „Eſſigſieder" u. ſ. w. und die Darſteller hatten leichtes Spiel, allein jetzt trägt der Jude ſo wenig mehr ſeinen Spitzbart und einen chapeaux à cornes, als der Eſſigſieder ſeinen rothen Rock und einen Schiebkarren. Es hieße alſo nicht die Hülſe des Juden geben, nicht den, der auf dem Trödelmarkt zum Verkauf liegt, ſondern den Juden, wie er in ſeinen modernen Salons, auf ſeinem Gig, auf ſeinem Vollblutpferd lebt, kurz, es hieße einen phyſiſchen Charakter zeichnen, und da liegt der Haſ' im Pfeffer!

Bei dieſer allgemeinen ſocialen Verſchwimmung und Ineinanderfluthung aller äußern Formen und Abzeichen hat die liebe Schauſpielkunſt zu einem andern Surrogat gegriffen, und ich kann dieſes Surrogat nicht anders nennen, als das letzte Mittel, was roth gemalt und bis zum Schrei der Farbe getrieben wird.

Wir hören jetzt nie mehr ſeufzen, ſondern immer ſchluchzen, nie mehr weinen, ſondern ſtets heulen, nie mehr agiren, ſondern immer tragiriren, wir hören nie mehr den Schwung und den Fall der Rede, ſondern immer ihren Sprung und ihren Sturz, wir ſehen kein Geberdenſpiel mehr, ſondern einen phyſiognomiſchen Krampf; und wie es ſich trauerſpielt, ſo luſtſpielt es ſich auch! Wir ſehen kein Lächeln mehr, ſondern immer blos Gelächter; kein Augen- und Mienenſpiel, ſondern Augen- und Mienengalopp; wir ſehen nicht mehr einen polternden Alten, ſondern ſtets tobende Windhoſen, für Humor bekommen wir Rumor und für Naivetät gibt man uns Imbecillität!

Shylok und Schewa werden größtentheils blos noch von ihrem Rocolor, von ihrem ſpaniſchen Rohr geſpielt; beſonders Schewa, an den ſich keine Localität und keine Zeit knüpft, die, wie dem Shylok, jenes Coſtum bedingt. Dieſer Schewa wäre durchaus eine der abgeſchmackteſten Darſtellungen in der Schauſpielkunſt, wenn man ihm ſeinen Spitzbart, ſeinen Hut, ſeinen Schabbesrock u. ſ. w. nähme, und ich würde nur für jenen Darſteller des Schewa den ungeheuerſten Reſpect haben, der ihn in moderner franzöſiſcher Kleidung, ohne jenen corrupten Dialect darſtellte, und doch pſychiſch und geiſtig auf das Publikum wirkte. Da würde ich meinen Hut abnehmen und die Schauſpielkunſt verehren lernen.

In dieſer Beziehung ſpielten die zwei Juden in dem „Wurſtltheater“ ſuperb! Keine Ueberladung im Coſtum, keine niedrigen Grimaſſen, um die Galerie zu erſchüttern, keine ekelhafte Gemeinheit, wie ſie die vielen Jubals und Tubals ſo ſehr lieben, und ſich ſo con amore in der Arena wälzen, um den hohen Gönnern oben ein Hurrah abzugewinnen. Dieſe Darſteller waren durchaus, was ſie ſein ſollten, und wenn ihnen die Natur auch nicht ſo günſtig war, daß ihnen der Dialect von Geburt auf eigen war, ſo übertrieben ſie ihn doch nicht, und überſchritten nie die Grenze, die eine wahrhaft künſtleriſche Individualität ohnehin nie verletzt.

Sehr charakteriſtiſch iſt es in dieſen Stücken, daß die Geſchlagenen gleich mauſetodt hinfallen, und nicht noch in der Agonie einen Monolog röcheln und mit den Füßen die melodramatiſche Muſik dazu zappeln! Hier iſt Alles Natur! Wer todt iſt, iſt todt, und darf für ſein Leben nichts mehr declamiren! Ja, ſelbſt der „elaſtiſche Tod“ iſt hier nicht ſo üblich, wie auf vielen andern Bühnen. Der Leſer weiß vielleicht nicht, was das für ein Tod iſt: „Der elaſtiſche Tod!“ Der Leſer kennt jene „elaſtiſchen Temperamentfiſchchen“ aus Hauſenblaſe glaub' ich, die man auf die flache Hand legt, um ſein Temperament zu erkennen. Dieſe Fiſchchen liegen erſt maustodt, dann zucken ſie, dann krümmen ſie ſich wie ein Reif hinauf, dann wie ein Reif hinein, dann ſchnellen ſie in die Höhe; nun bei unſerer Tragödie gibt es ſolchen „elaſtiſchen Tod,“ der Todte ſtürzt todt hin, überlebt aber ſogleich ſeinen Tod, zuckt, krümmt ſich hinauf, dann hinein, dann hinüber, dann ſchnellt er in die Höh', nachdem er auf dieſe Weiſe im Sterben ſehr viel Leben entwickelt hat, und ſo eine kleine Viertelſtunde ſich ſelbſt durchſtirbt, ſtirbt er endlich einen wirklich ſterbenden und geſtorbenen Tod, und dieſen Tod nenn' ich den

„Dramatiſch-elaſtiſchen Tod!“

Die ſpaniſche Wand.

Ein Seiten- und Fortſetzungs-Stück zum „Elephantismus.“

Die holden Leſerinnen erinnern ſich vielleicht noch der Abhandlung, welche wir über das Weſen, Thun, Treiben und über die Entſtehung der „Elephanten“ mitgetheilt haben.*)

Der „Elephant,“ meine holden Leſerinnen, iſt aber nicht das einzige Exemplar in der Raritäten-Kammer der Liebe und der Galanterie. Der „Elephant“ iſt an und für ſich ein harmloſes Thier, er iſt ein honettes Thier, ein lieb- und ehrſames Thier. Wer in ſeinem Leben hat nicht ſchon einmal einen „Elephanten“ gemacht? d. h., welches Herz hat nicht ſchon die Liebe Anderer begünſtigt, das Abenteuer eines Freundes, die Abſichten einer Freundin befördert? Wer, der nur einigermaßen in der Geſellſchaft lebt, hat nicht ſchon hie und da einen Bruder beſchäftigt, um ſeiner Schweſter Gelegenheit zu geben, ihren Geliebten zu ſehen? Welches empfindſame Herz hat nicht ſchon einer Mutter ein Bischen den Hof gemacht, damit ſie ihr Töchterlein nicht ſo genau beobachte, wenn ihr ein Freund ſeine Seufzer mündlich commentirt?

---

*) VII. Band pag. 215 ff.

Kurz, keiner von uns ſchämt ſich, ein „Elephant“ geweſen zu ſein, noch zu ſein, oder bei vorkommender Gelegenheit ein „Elephant“ zu werden.

Ein „Elephant“ muß Geiſt haben, muß liebenswürdig genug ſein, um im Nothfalle auch ein holdes Frauenzimmer ſo zu beſchäftigen, daß ſie Auge und Ohr nur für ihn und nicht für ihre Schweſter, Freundin, Couſine oder ſonſtige Begleiterin habe; ein „Elephant“ muß ſchlau ſein, verſchlagen, muß vor Allem: „présence d'esprit“ haben, um bei allen Kreuz- und Querſtrichen des Schickſals und des boshaft-witzigen Zufalls gleich bereit zu ſein, dieſem Schickſale ein Paroli zu drücken, und den Zufall mit einem Einfall außer Concept zu bringen: Kurz, ein „Elephant“ erfordert diplomatiſchen Geiſt! Ein guter „Elephant“ iſt die halbe Liebſchaft. Gebt mir einen tüchtigen Elephanten und ich erobere das unüberwindlichſte Herz-Komorn; gebt mir einen claſſiſchen Elephanten, und ich nehme es mit acht Brüdern, mit neun Gouvernanten, mit zehn Couſinen und mit einem Dutzend Freundinnen auf, wenn ſie auch mit Argus-Augen und mit Briareus-Armen den Gegenſtand meiner Wünſche überwachen.

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu ſein,
Treuen Elephant errungen,
Miſche ſeinen Jubel ein!

Aber es paſſirt oft im Leben, daß der „Elephant“ ſeinen Rüſſel zu tief in unſere Angelegenheit miſcht, ſeinen Zahn auf unſern Gegenſtand ſelbſt richtet, und aus einem Elephanten ein Fuchs wird. Das iſt das Gräßlichſte, was in der Praxis vorkommen kann!

Wohlthätig iſt der Elephant,
Wenn der Freund bewährt ihn fand,
Denn jedes ſüße Rendezvous
Genießt man nur durch ihn in Ruh'.
Doch furchtbar wird der Elephant,
Wenn er agirt für eig'ne Hand.
Wehe, wenn er losgelaſſen,
Liebe ſelbſt im Buſen fand,
Und wenn wir ihn allein gelaſſen,
Nur für ſich ſelber ſchürt den Brand;
Denn die Elephanten praſſen
Oft gar zu gerne Zuckerkand. —

Aber ganz anders iſt's mit der „ſpaniſchen Wand!“ Einen Elephanten macht man mit Bewußtſein, aus freiem Willen, aus Güte, aus Freundſchaft, aus Privatvergnügen; man ſpielt keine traurige, keine lächerliche Rolle dabei. Aber eine „ſpaniſche Wand“ machen, das iſt albern, das iſt lächerlich!

Und Sie wiſſen vielleicht noch nicht, was eine „ſpaniſche Wand“ in dem Fremdwörterbuch der Liebe und Galanterie bedeutet?

Sie haben noch keine „ſpaniſche Wand“ gemacht, keine „ſpaniſche Wand“ gebraucht? Preiſen Sie ſich glücklich und mögen Sie Gott Amor und Gott Hymen, — dieſe zwei Schildwachen, die ſich immer nur ablöſen, aber nie zuſammen ihren Herzensposten beziehen — mögen dieſe beiden Götter Sie dafür bewahren, je eine „ſpaniſche Wand“ zu werden!

Sehen Sie hier eine junge, hübſche Frau, ihr Mann hat einen Freund, dieſer Freund iſt Hausfreund in der ausgedehnteſten Bedeutung dieſes Wortes. Er liebt Alles, was ſein Freund liebt, er möchte nichts, als das, was ſein Freund möchte; er iſt ſein Haus-Freund, Tiſch-Freund, Spiel-Freund, Spazier-Freund u. ſ. w., kurz, er iſt der Schatten des Mannes, und dieſer Schatten fällt in ſchwarzen Umriſſen auf die Frau, und dies Schattenſpiel braucht Dunkelheit, und man möchte gerne die Blicke und die Nachforſchungen des Mannes ablenken, dann, dann, ja dann ſchafft man ſich eine „ſpaniſche Wand“ an, d. h. die Frau thut, als ob dieſer oder jener Mann ſie intereſſire. Der Freund macht den Mann aufmerkſam, daß Dieſer oder Jener ſeiner Frau nicht gleichgiltig zu ſein ſcheine. Der Mann richtet nun ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf Dieſen oder Jenen, er bittet den Freund, ſeine Frau und Dieſen oder Jenen zu beobachten. Dieſer oder Jener wird nun mit kleinen Agacerien bei der Naſe herumgeführt, er glaubt der Begünſtigte zu ſein, allein er iſt nur die — „ſpaniſche Wand," hinter welcher das Schattenſpiel deſto unbemerkter vor ſich gehen kann.

Alle Wände haben Ohren, nur eine ſolche „ſpaniſche Wand" hat keine Ohren; ſie ſieht, ſie hört nicht, was hinter ihr geſchieht, ſie iſt nur mit ſich beſchäftigt.

Eine ſolche „ſpaniſche Wand" iſt ein tragikomiſches Weſen. Dieſe „ſpaniſche Wand" ſeufzt, damit ein Anderer nicht ſeufze, ſie träumt, damit ein Anderer ihre Träume auslege, ſie hofft, und ein Anderer ißt ihre Hoffnungen realiſirt auf. Dieſe „ſpaniſche Wand" zittert, damit ein Anderer feſt auftrete, und eine ſolche „ſpaniſche Wand" bekommt oft noch ein Duell, damit der Andere auf dem Platz bleibe.

Furchtbar muß die Empfindung ſein, wenn ſo eine „ſpaniſche Wand" erwacht und einſieht, daß ſie nichts war als eine — „ſpaniſche Wand!" Es muß ein demüthigendes, niederſchmetterndes Gefühl ſein, da, wo man geſchmachtet, geſeufzt, gehofft und verzweifelt hat, nichts als eine „ſpaniſche Wand" geweſen zu ſein! Und wenn man vielleicht gar Gedichte gemacht hat an einen Gegenſtand, Elegien, Sonette, Canzonen u. ſ. w., oder man iſt ein Sänger, Muſiker, und hat Nächte lang unter ihrem Fenſter geſpielt, geſungen, und weiß nun, daß man nichts war, als eine — „ſpaniſche Wand!" Horribile dictu!

Und wer weiß, meine holden Leſerinnen, wer von uns beim Leſen dieſer Zeilen lächelt und — und —

„Man kann lächeln, und lächeln, und immer lächeln, und doch eine „ſpaniſche Wand“ ſein!“

Wer weiß, wieviele lebende Seufzerbälge unter uns herumwandeln, träumend, ſehnend, hoffend, dichtend, die Bruſt gefüllt mit ſüßen Erwartungen, und ſie ſind im Grunde nichts, als — „ſpaniſche Wände!“

In allen Gattungen der Liebe und der Galanterie gibt's „ſpaniſche Wände!“ Kein Rang, kein Stand ſchützt davor, es gibt nur Eines, was uns ſichert, keine „ſpaniſche Wand“ zu ſein, und das iſt — die Häßlichkeit! Probatum est! Kein Ehemann, kein Geliebter, keine Ehefrau und keine Geliebte wird auf den Gedanken kommen, den Argwohn des Eiferſüchtigen von dem wahren Gegenſtand dadurch abzulenken, ihn glauben zu machen, daß ein häßlicher Gegenſtand der Begünſtigte ſein könnte.

Es lebe die Häßlichkeit! Sie bewahrt uns vor der Schmach, eine — „ſpaniſche Wand“ zu ſein.

Nachfeier der Nachdrucker

zum Gutenberg-Feſte 1840.

Eine dramatiſch-epiſch-draſtiſch-komiſch-literariſch-typographiſche
Jubel- und Triumph-Scene in abgeriſſenen Bildern.

Perſonen:

Nante aus Berlin.
Röhrle aus Stuttgart.
Der Fineſſen-Seppel aus München.
Der Telegraph aus Hamburg.
Gutenberg.
Ditto Einer, nach der Birch-Pfeiffer'ſchen Ausgabe, als Gänſefleiſch.
Ditto Einer, welcher überall geboren und nirgends erzogen wurde.
Ditto Einer zum nationellen Privatvergnügen.
Ein Wallach.
Ein Schatten aus der Walhalla.
„Tauſend und ein Nachdrucker," ein europäiſch-arabiſches Mährchen.
Eine Geſundheit, } echte Ausbrüche.
Ein großer Toaſt, }
Mehrere kleine Toaſts, ihre Kinder, arme Waiſen, die weder Vater noch Mutter haben.
Eine Preſſe.
Einige Typen.

Ein Schriftſetzer.

Ein Schriftleger.

Ein Schriftſteller.

Ein Schriftſtehler.

600 ſchmollende Literaten.

Eine Buchhändleranzeige mit der Zunftfahne.

Die Stumme von Portici, welche die Feſtrede hält.

Eine Leipziger Lerche, Soloſängerin.

Ein Stuttgarter Spätzle, ditto Soloſänger.

Chor der Tintenfiſche.

Die Lumperei, eine allegoriſche Perſon, wie ſie vor der Papierſchöpfung und nach der Papiergewordenheit iſt.

Mehrere Schriftſteller, unſichtbar, von denen man nichts hört.

Das Handwerk, als Pſyche, die aus Gutenberg's Phyſis herausflattert.

Noch mehrere Perſonen, die alle abweſend ſind, weil ſie dazu gehören.

Volk, Hungrige, Durſtige, auch Schläfrige, Naſſe, am meiſten Trockne, Vordrucker, Nachdrucker, bloße Drucker, Louis-Drucker, Handdrucker, Augenzudrucker, Mehrere Regenſchirme in geſpannter Erwartung. Verſchiedene Wolken- und ſonſtige Brüche. — Im Hintergrunde zeigt ſich ganz deutlich eine Gegend, die man nicht ausnehmen kann, einige hungergeſtorbene Dichter in der Perſpective, in der Ferne hört man ein nahes Gemurmel, welches Niemanden was angeht.

Erſtes Bild.

Erſte Scene.

Freie Haide, hinten zugeſperrt und vorne abgeſchloſſen, in die Höhe durchſichtig und im Grunde faul.

Grimma, Quedlinburg und **Hildburghauſen** treten auf unter Donner und Blitz.

Grimma.

Wann kommen wir uns wieder entgegen
Im Nachdruck oder im Schofelverlegen?

Quedlinburg.

Wenn Belgien ein Bischen ruht,
Wenn deutſche Dichter ſchwitzen Blut.

Hildburghauſen.

Wenn von England kommt die Brut.

Alle Drei.

Wenn Flußpapier und Packpapier ſich gatten,
Und deutſche Claſſiker man fängt wie Ratten.
Huſch, huſch, huſch! O weh und ach!
Nur gemach, nur gemach,
Drucket nach, drucket nach. (Verſchwinden.)

Zweite Scene.

Ein Dichter.*)

„Kein Gedicht!“ ſchrei'n Redacteure,
„Kein Gedicht!“ ſchreit's Publikum,
„Kein Gedicht!“ ſo ſchrei'n die Heere

---

*) Der Leſer wird bemerken, daß in dem Stücke ganz andere Perſonen auftreten, als auf dem Zettel angegeben ſind. Das iſt originell.
D. V.

Aller Leſer rings herum,
Wer nur immer Sylben ſticht,
Schreit beſtändig: „Kein Gedicht!“

Niemand hat ein Recht zu klagen,
Daß der Lehrer alſo ſchreit,
In den heißen Hundestagen
Dichtet Alles weit und breit,
Dichtet wüthend: Heu, heu, heu!
Und iſt doch nicht waſſerſcheu.

Wer ſich in den Finger ſchneidet,
Winſelt auf zum Helikon,
Wer im Unterleibe leidet,
Macht in Verſen ſich Motion;
Wem die Nath am Beinkleid ſpringt,
Von dem großen Zeitweh ſingt.

Wenn das Rheuma in den Gliedern,
Wenn die Gicht im Knochen ſitzt,
Wird in daumenlangen Liedern
Großer Weltſchmerz ausgeſchwitzt,
Wenn ein Knopf am Leibrock reißt,
Singt man von dem Zeitengeiſt.

Wenn die letzten Groſchen wandern,
Ruft man gleich die Muſen an,
Wenn die Lieſe tanzt mit Andern,
Klagt man gleich das Schickſal an,
Ruſſe, Ungar, Deutſcher, Czech,
Jeder ſingt ſpecielles Pech.

Wenn der Vater keine Maxen
Seinem Söhnlein ſchicken will —

(Der Wallach tritt auf.)

Wallach.

Von wem iſt dies Gedicht? Wer hat's erfunden?

Dichter.

Ich!

Wallach.

Das iſt nicht wahr. Das Gedicht hab' ich erfunden, Alles, was je erfunden worden iſt, hab' ich erfunden, ſogar das, daß ich Alles erfunden habe, hab' ich auch erfunden.

Ende des erſten Bildes.

Zweites Bild.

Eine Preſſe tritt auf.

Drei Sylben nenn' ich euch, inhaltſchwer,
Sie gehen von Munde zu Munde,
Ob ſie ſtammen von Mainz, von Böhmen her,
's iſt alles doch Eines im Grunde;
Erfunden iſt einmal das göttliche Werk,
Was ſteht ihr wie die Ochſen am Gutenberg?

Der Nachdruck iſt frei geſchaffen, iſt frei,
Und wär' er in Straßburg geboren,
Laßt euch nicht irren der Dichter Geſchrei,
Nicht das Jammern aller Autoren,
Für die Nachdrucker, für das Natterngezücht,
Für die Autoren aber ſorget man nicht.

Und der Nachdruck, er iſt kein leerer Schall,
Der Verleger kann ihn brauchen im Leben;
Er melkt keinen Dichter im eigenen Stall,
Er braucht Honorar nicht zu geben,
Worüber den Kopf ein Genie ſich zerbrach,
Das drucket in Einfalt der Nachdrucker nach.

Ein Wallach.

Von wem iſt das Gedicht?

Die Preſſe.

Im Original von Schiller, dem großen Deutſchen.

Der Wallach.

Deutſcher? Schiller war ein Wallach. Ich werd' es beweiſen.

Nante der Eckenſteher tritt auf, ihm folgen **Röhrle** aus Stuttgart, der **Fineſſen-Seppel** aus München, der **Telegraph** aus Hamburg, die **Buchhändleranzeige** mit der Zunftfahne; auf der Fahne ſieht man 500 Buchhändler, welche aus dem Fette von allen Autoren Lichter gießen, mit der Umſchrift:

„So wird unſer Licht!“

Tauſend und ein Nachdrucker, und andere mehr.

Nante.

Meine Herren und Damiſſens! Das Handwerk hat ſich nun man zuſammen ſeparirt, um das Feſt von dem jroßen Erfinder der Nachdruckerkunſt mit Jubel und meſſingnen Schrauben zu feiern. Nur nich ängſtlich! Poſitus, ich ſetze den Fall, det die Buchdruckerkunſt nich niſcht erfunden worden jeweſen wäre, wat würde aus das Handwerk jeworden ſind? Nich eenmal een Louis Drucker würde in der Hautunn Spenzer'ſchen Zeitung eenen Witz machen können, und det wär' een jroßes Unglücke! Sie verſtehen mir! Da aber die Nachdruckerkunſt jlücklicher Weiſe für das Handwerk ſchon vor dreitauſend Jahren, wo nich noch weniger, erfunden oder ſogar entdeckt jeworden is, ſo is et unſre niederträchtige Flicht, dieſen Dag, an welchem das erſte Buch nachjedruckt worden iſt, mit eenen juten Kimmel und Danziger mank zu feiern! Fifad! ſtoßt man die Köppe an! Der Juddenberg, der jroßmächtige Erfinder der Nachdruckerei ſoll leben! — ſo jetzt man eenen ſanften Heinrich uf die Lampe! Der Juddenberg, meene Herren und Damiſſens, der hat die jöttliche Kunſt entdeckt, die lange verſtochen jeweſen iſt. Wat der jute Mann war, wer der jute Mann war, von wannen, woher der Mann her war, det is mir Muß wie Miene! Wo er jeboren wurde, ob in Moabit oder in der Haſenhaide, det is eene Sache für die Naturforſcher, uns, vom Handwerk, is et jenug, dat er jeboren jeworden jeweſen iſt. Und dat er jeboren jeweſen worden iſt, werden Sie keenen Aujenblick bezweiflen, denn ſunſten könnte ja Glasbrenner ſein „Berlin wie es iſt“ nich niſcht herausjeben. Ob aber der Juddenberg deshalb ſeine Kunſt entdeckt hat, damit der Glasbrenner ſein „Berlin wie es iſt“ herausjeben ſoll, det is nich jewiß. Det jeeht uns ooch eenen blauen Deibel an.

Nun abers lejen wir jeder vom Handwerk vier jute Iroſchen zuſammen zu eenen kühlen Monument-Verjnügen, und poſitus, ich ſetze den Fall, dat eener, der nich zu dem Handwerk jehört, een Dichter oder een Verſenſchreiber, oder een Bienen-Dichter, wollte noch eenen klattrigen Sechſer in die Büchſe beiſteuern, ſo wäre det eene ochſige Beleidigung für das janze Handwerk! Meine Herren, Neefſchandeller, Bürjer und Paterjotten, es iſt jräulich, wenn der Menſch bedenken dhut, wat aus dem Menſchen nich jeworden wäre, wenn der Zeitjeiſt den Nachdruck nicht erfunden hätte! Iloben Se, wir hätten eene Eiſenbahn, uf welcher man in weniger als jar nichts nach Potsdam reist, ſich dort eene halbe Stunde ufhält und zurück is, bevor man noch zum Nachbar ſajen kann: „Ach, du meene Jüte!?“ Iloben Se, die Dichter thäten mehr Kieß*) von die Buchhändlers zu kriejen bekommen, wenn keen Nachdruck nich niſcht entdeckt worden wäre? Ja, eenen Schmutz! Die Buchhändlers würden noch mehr Kieß inſtechen und Lugedore inſpunnen, aberſt die Dichter hätten keene alle Pulle davon! Man nich ängſtlich! Der Iuddenberger ſoll leben, der jöttliche Erfinder der Nachdruckerkunſt! Noch eenmal! Ditto mit Jefühl und Bildung! Eene janze kühle Blonde uf die Rinne jejoſſen! Der Juddenberger! und nun man nich jeſtoßen, nich jedrängelt dahinten, Ordnung muß ſind, vonwegen die Bildung und das Handwerk; man ruhig und Bildung! wer drängelt und die Bildung ſtört, dem ſtech' ich eene Bremſe, daß er jlaubt, er hat eenen Eljephanten!

---

*) Kieß: Geld.

Allgemeines „Vivat!“ und Rufen: „Gutenberg, der deutſche Erfinder des Nachdrucks!“

Der Telegraph aus Hamburg

(beſteigt die Rednerbühne, macht ein ſehr vornehmes Geſicht, räuſpert ſich, wirft die Naſe bis in die Wolken, hat lange deutſche Locken, blaß und fürnehm, es entſteht eine Pauſe, er ſpricht):

Meine Herren, die innigſte Beſtrebung der jetzigen Jugend, der jetzigen Kräfte, der jetzigen Kunſt, der jetzigen Literatur, der jetzigen Zeit, der Fünftelſaft all unſeres jetzigen Treibens und Strebens ſei echte Deutſchheit, gedrungene, durchdrungene, aufgedrungene, zuſammengedrungene Deutſchheit, denn deutſch ſei der Deutſche, beſonders in Deutſchland, wo einſt Deutſche waren und einſt Deutſche ſein werden, weil nur Deutſchland die Wiege des Deutſchen, die Schule des Deutſchen! Wenn die Deutſchen wüßten, ſogar die in Deutſchland, welche deutſche Kräftigung in dem Worte Deutſchland liegt, ſie würden nie aufhören, geradezu deutſche Deutſche zu ſein!

Die Deutſchheit der Deutſchen beſteht aber hauptſächlich und zunächſt in der deutſchen Sprache, in unſerer Schrift- und Druck-Sprache. Die ſei vor Allem deutſch, durchaus deutſch, rein deutſch, tout-à-fait deutſch, in allen Combinationen deutſch, denn die Concentration der Intelligenz, beſonders der linguiſtiſchen, ſei und iſt deutſch! Denn die Tendenz der Epoche iſt in der Nevillirung der Dialectik begriffen und emancipirt ſich aus der Conſequenz der publiken Intuitionen! Nur durch einen reinen-compacten, compreſſen, penetranten, liquiden, durchaus deutſchen Sprachſtyl gelangen wir zur Purification der Sentiments, zum Eclairciſſement der Phantaſtereien und zur Harmonie in der Structur und Coefficienz der modernen Compoſitionen, Negationen und poſitiven Zeit-Ingredienzien! D'rum ſollen und wollen wir in Wort, Rede und Schrift reinen Sprach-, Schrift- und Druck-Styl bethätigen, die Vehemenz aller contemporären Kräfte, von der Prätorſchaft der Memorial-Epoche bis zum Nihilismus, Sansculotismus, ja bis zum Iriſchbullismus der jetzigen lilliputiſchen Generation, muß ihre Subtiliſation in der Filtrirmütze des ſpirituellen Momentes durch Reaction und Individualismus erhalten!

Weil Gutenberg ein Deutſcher war, vergeſſe es die deutſche Preſſe nie, daß die deutſche Sprache in ihrer urſprünglichen Deutſchheit aufrechtzuhalten iſt. Die Rehabilitation jener Confus- und Amalgam-Zeit, jenes Torysmus und Whigismus in allen Echelons unſerer maternellen Sprache muß vor Allem das Point de vue der deutſchen Literatur, ſowohl in High Life als auch Below Stairs ſein! Die Ariſtokratie einer gewiſſen coquettirenden, ſchillernden Mixpicle-Linguiſtik hat auf den Proletarismus der Sprache einen inexpreſſiblen fatalen Eindruck gemacht, ſo daß daraus der Pauperismus der Sprache regenerirt wird! Darum meine theuern Deutſchen —

Röhrle aus Stuttgart.

Vetterle, Vetterle, er is ein Tauſendſchwernöther, ne, ſo deutſch hab' ich in ganz Schwabenland nicht ſpreche gehört! Das hat er erfunden?

Der Wallach.

Erfunden? Nein, das haben die Wallachen erfunden!

Ende des zweiten Bildes.

Drittes Bild.

Gutenberg, der echte tritt auf.

Heiſa, juchheiſa! dudeldumdei!
Das geht ja hoch her! Bin auch dabei!

Iſt das eine Armeee von Verlegern?
Stammen die Dichter von Freien oder von Negern?
Treibt man ſo mit der lieben Preſſe Sport,
Als wär' ihr Erfinder ein Hottentott?
Iſt's jetzt Zeit, die Preſſe zu feiern,
Wenn in Paris, in Berlin, in Pommern, in Steiern,
Die Literatur gefreſſen wird von den Geiern?
Quid hic statis otiosi?
Was ſchreibt Ihr und ſetzt mir ein Monument,
Wenn meine **Kunſt** Ihr freventlich ſchänd't?
Was ſauft Ihr hier und halt't Reden ſo groß,
Der Nachdruck iſt an der Donau los,
Ganz Deutſchland iſt an die Jungen gefallen,
Europa iſt in Lewald's **Krallen**,
Und die Kritik iſt geworden ein Babel,
Wiſcht ſich den Mund und wetzt ſich den Schnabel,
Kümmert ſich mehr um den Dunſt, als um die Kunſt,
Wird ſelber zum Flegel und verſpottet den Hegel,
Frißt das **Kalb** und vergißt dann den Schlegel!
Die Literatur trauert in Sack und in Aſche,
Die Nachdrucker füllen ſich ſtets nur die Taſche. —
Es iſt eine Zeit der Thränen und Noth,
In Deutſchland geſchehen Zeichen und Wunder,
Im Freihafen iſt's trocken, und auch der Pilot,
Er ſteuert ohn' Compaß nach Wind und nach Plunder;
Und aus den Wolken, blutig roth,
Schickt der Himmel die Journale herunter!
Das literariſche Reich, — daß Gott erbarm'!

Sollte jetzt heißen literariſch arm!
Der Buchhandel iſt geworden ein Fluchwandel,
Die Federn ſind geworden ledern,
Die Verfaſſer und die Dichter
Sind nun Verpraſſer und Trichter,
Und all' die geprieſenen jungen Rolande,
Sie ziehen ſtets roh durch die Lande!
Woher kömmt das? Das will ich Euch verkünden;
Das ſchreibt ſich her von Euren Laſtern und Sünden,
Von dem Dünkel und von dem Eigenlieben,
Aus dem jetzt allein nur werden Bücher geſchrieben;
Denn die Hoffahrt iſt der Magnetenſtein,
Der Euch alle zieht in Gemeinheit hinein!
Nach dem Hudeln kömmt das Schimpfen,
Wie die Blattern nach dem Impfen,
Nach dem Eifern kömmt das Geifern,
Das ſieht man an Journaliſten und an Dudelſackpfeifern!
Ubi erit victoriae spes,
Si offenditur deus?— Wie ſoll man Euch achten und ehren,
Wenn Ihr Alle auf die Leipziger Meſſ'
Nur kommt, um Euch gegenſeitig zu ſcheren?
Der Eremit in Altenburg
Bekömmt für einen Groſchen Mitarbeiter wieder,
Frankreich bekömmt Napoleons Aſche wieder,
Der Gutzkow ſchreibt Theaterkritiken wieder,
Allein wer bei den jungen Literaten ſucht
Des Geiſtes Würde und der Würde Frucht,
Der würde nicht viel finden,

Und thät er das ganze Brockhaus anzünden!
Von der Politik und vom Weltregieren
Kommen ſie zum Theater und zum Dramatiſiren,
Kommen zu Shakeſpeare gelaufen,
Thun Buße und laſſen Dramaturgen ſich taufen,
Und fragen den Shakeſpeare: quid faciemus nos?
Wie machen wir's, daß wir kommen in Melpomenes Schooß?

Et ait illis: und er ſagt:
Neminem concutiatis,
Wenn Ihr Einer am Andern nicht nagt,
Neque calumniam faciatis,
Wenn Ihr Euch untereinander nicht läſtert, belügt,
Contenti estote, Euch begnügt,
Stipendiis vestris, mit Eurem Bischen Talente,
Und nicht gleich glaubt, Ihr habt gefreſſen alle Elemente!
Es iſt ein Gebot: „Du ſollſt fremde Worte und Namen
Im deutſchen Style nicht prahlhänſig auskramen!“
Und was iſt denn ſcheckiger und kunterbunter,
Als Alles was Ihr ſchreibt und druckt jetzunder?
Wenn man für jedes fremde Wort, für jede bunte Phraſe,
Die Ihr im Schreiben Euch zupft aus der Naſe,
Einem Clavierkünſtler müßte lähmen die Hand,
Es wär' keiner zu finden mehr im ganzen Land!
Und wenn Euch für jede parteivolle Kritik,
Die Ihr nur ſchreibt, weil Eure Galle ſo dick,

Ein Blättchen ausging aus Eurem Lorbeerkranz,
Ueber Nacht wär' er geſchoren ganz kahl,
Und wär' er ſo groß wie die Türkenſchanz'!
Der Goethe war doch auch jung einmal,
Der Schiller iſt auch nicht ganz ſchaal,
Allein wo ſteht es denn geſchrieben zu leſen,
Daß ſie ſolche Allerweltsfreſſer geweſen?
Wieder ein Gebot iſt: „Du ſollſt nicht ſtehlen!“
Ja, das befolgt Ihr nach dem Wort,
Die Blätter drucken nach, ganz offen und fort und fort!
Vor Eurem Plündern, Rauben und Stiebitzen
Allüberall, an Gedichten, Bonmots und ſonſtigen Witzen,
Iſt kein Blättlein ſicher in ſeinem Haus,
Doch laßt Ihr die Quelle und auch den Namen aus.
Was ſollte der Verleger ſagen: „Contenti estote;
Begnügt Euch mit dem Werke von Eurer eig'nen Pfote!“ —
Und ſo nach ſolchem Gräuel in Druck und Preſſe,
Nach dieſem Babel in der Leipziger Meſſe,
Nach dieſen Wirren und Lottergeſchichten
Wollt Ihr noch frech mir ein Denkmal errichten?
Nein, ich will ungefeiert von dannen gehen,
Nicht in Deutſchland ſoll mein Denkmal ſtehen!

Der Wallach.

Nein, nicht in Deutſchland, in Wallachien allein,
Soll Dein Denkmal, großer Wallach, ſein!

Ende des dritten Bildes.

Viertes Bild.

Ein Schatten aus der Walhalla tritt auf und ſpricht:

Einladung zum Gutenberg-Album,

oder:

Reiſegeſellſchafter, welche mit berühmten Namen zuſammen gern auf Extrapoſt in die Berühmtheit hineinfahren wollen, werden um ein Billiges geſucht.

Es iſt wieder eine große, günſtige Gelegenheit da, ſeinen kleinen Namen neben große Namen zu ſetzen, und ſo eine Pauſchal-Unſterblichkeit zu erlangen. Ein
„Gutenberg-Album“
wird eröffnet, da kann Jeder, vorausgeſetzt, daß er noch am Leben iſt und ſchreiben kann, ſich einſchreiben ohne Unterſchied des Ranges, des Standes, des Geſchlechtes, der Religion, des Talentes, der Dummheit und der Abgeſchmacktheit. Alles iſt willkommen, „Gedanken,“ „Verſe,“ auch „Gedichte“ — „Schnitzel“ — nicht „kälberne,“ ſondern „Papierſchnitzel“ — auch „Spähne,“ nicht „Hobelſpähne,“ ſondern „Gedankenſpähne,“ auch „Füllſel,“ nicht „Mandelfüllſel,“ ſondern „Ideenfüllſel,“ auch „Splitter“ — „Funken“ — „Häckſel“ — kurz Alles, was nur geſchrieben wird. Alles wird getreulich hineingedruckt, denn der Gutenberg iſt todt, der muckt nicht, und die Lebenden haben einen guten Magen.

Dieſes

„Gutenberg-Album“

wird umſo intereſſanter werden, als es hernach zum „Winterfutter“ für die deutſche Journaliſtik wieder extra ausgebeutet werden kann. Denn, wie ſagt M. G. Saphir:

> „Wenn die deutſche Literatur ein Thier wäre, die Juden dürften ſie eſſen, denn ſie hat nicht nur „geſpaltene Schweinsklauen,“ ſondern auch einen „wiederkäuenden Magen!“

Dieſes „Gutenberg-Album“ wird dann in kleinen Portionen wieder in verſchiedenen Blättern aus- und nachgedruckt. Alſo auf, Deutſche, Kinder, Weiber, Mägde, Kellner und ſonſtige junge Literatur-Kaninchen! ſchickt Albumbeiträge ein, und Euer Name wird dauern bis nächſte Michaelis! Alſo auf, zum Handwerk!

Auszüge
aus dem
eben beſprochenen „Gutenberg-Album.“

1.

Weil ich will ein Dichter ſein,
Schreib' ich mich ins Album 'nein;
Weil ich ſteh' im Album d'rin,
Weiß ich, daß ich Dichter bin.

Kaſpar Trix,
Tuch-Ausmeſſer, Caſimir-Ingenieur und
Leinwand-Geometer in Bergzabern.

2.

Album, Tafel einſt des Pontifex,
Gutenberg war geiſtig rex,
War ein böhmiſch-deutſch Gewächs,
D'rum ſteh' hier auch mein Gellecks.

Magiſter Jonas,
Schulmeiſter des kleinen Viehes in
Böhmiſch-Korinth.

3.

Warſt Du Deutſcher oder nit,
Aus Korfu oder aus der Schütt,
Warſt Du einmal nur oder bis-cuit,
„Nix Gewiſſes weiß man nit!“

Fineſſen-Seppel aus München,
deſſen Deviſe war: „Nix G'wiſſes weiß
man nit.“

4.

Nach Schiller's: „An die Muſe.“

Was wir ohne dich wären, ich weiß es nicht — aber mir grauet
Seh' ich, was mit ſammt dir Hundert' und Tauſende ſind

M. G. Saphir.

5.

Durch deine kleinen Lettern
Wir könnten ſein gleich Göttern.
Doch deine kleinen Lettern
Sie dienen oft Hundsföttern.
Ach, deine kleinen Lettern
Sind ekelhaft in Blättern!
In deinen kleinen Lettern
Da ſalb' man ſeine Vettern!

Im Schutz von deinen Lettern
Sieht Lorbeer man entblättern.
Im Schatten deiner Lettern
Hört man Pasquille wettern.
Das Blei von deinen Lettern
Wird Gift bei Gottesſpöttern.
Man braucht nur deine Lettern,
Sich ſelber zu vergöttern.
Auf deinen kleinen Lettern
Will man zum Himmel klettern.
Mit Hilfe deiner Lettern,
Will man Geſetz zerſchmettern.
O mach' doch deine Lettern
Einmal zu Geiſtesrettern!

Der Humoriſt.

Ich ergreife die Gelegenheit, im Gutenberg-Album anzuzeigen, daß man auf dieſe Zeitſchrift abonniren kann!!!

6.

Gutenberg hat die Buchdruckerkunſt erfunden.

Ein deutſcher Proſaiſt.

7.

Die Sundag iſt mich niſcht jejen den Juddenberg dajejen!
Doch dabei jeweſen un in Jraben jelejen!

Eine Berlinerin.

8.

Anch' io sono pittore!

Flitzberger, ein Mehlſpeismacher

9.

„Wandle auf Roſen und Vergißmeinnicht!"

Jeannette aus Hinterpommern.

10.

Vivat! An dem Tag, an welchem Gutenberg's Monument geſetzt wurde, könnte man jährlich wieder im engliſchen Hauſe um 2 Thaler ein Feſteſſen eſſen!

Die Mittwochs-Geſellſchaft.

11.

Spenák podbol pópyenik urzika,
Weil un'ſre Sprache verkehrt mit der lingua romana rustica.
Vun' zetorul ma kletesk stirk Bojar,
So iſt es ja deutlich und auch ſonnenklar,
Daß du biſt ein geborner Wallach,
Gutenbergszmkzy, Vivat ach!

Der Wallach.

Ende des vierten Bildes.

Fünftes Bild.

Der Wallach beſteigt die Tribune.

Beweis, daß der Erfinder der Buchdruckerkunſt: Johann Gänſefleiſch, kein Deutſcher, ſondern ein Wallach iſt.

Sie wiſſen, meine Herren, daß Gutenberg, oder Kutenberg, oder Kuttenberg, oder Gänsfleiſch, in Mainz geboren iſt, obſchon dies allein iſt hinreichend, zu beweiſen, daß Kuttenberg ein Wallach iſt, dies beweist der „Eichelſtein,“ welcher eine Maſſe von Steinen iſt, die ein Denkmal des römiſchen Feldherrn Druſus ſind. Daß aber Camillus Lepidus Druſus ein Wallach war, braucht nicht bewieſen zu werden. Warum es nicht bewieſen zu werden braucht, gehört nicht hieher. Nachdem nun kein Zweifel mehr darüber herrſcht, daß Druſus ein Wallach war, ſo iſt es klar, daß die von ihm dreizehn Jahre v. Ch. G. angelegte Feſtung Magontiacum, jetzt Mainz, eine wallachiſche Colonie war, welche von den Wallachen am linken Rheinufer angelegt war, und zwar da, wo der Main in den Rhein fällt, worüber ſich Druſus ſehr erzürnte, und deshalb der Ort „Muniosz“ „erzürnt“ hieß, aus welchem „Muniósz,“ dann „Mainz“ entſtand.

Im Jahre 1436 verband er ſich in Straßburg mit Andreas Dryzehn zur Herausgabe ſeiner Erfindung. Dryzehn kann aber kein Anderer als ebenfalls ein Wallach ſein, denn wer nur ein Bischen Sprachkenntniß hat, weiß, daß „Dryzehn“ zuſammengeſetzt iſt aus den zwei wallachiſchen Worten: „Logoset“ „der Secretär,“ und aus „Ypasztaszul“ „die Perſönlichkeit,“ weil Gutenberg dieſen Mann zu ſeinem perſönlichen Secretär ernannt hat. Wird ſich aber je ein Deutſcher einen wallachiſchen Secretär nehmen? Schwerlich!

Es iſt alſo unbeſtreitbar, daß Gutenberg ein Wallache war, welcher in der Wallachei geboren wurde. Wo? Ja, das iſt unbekannt, und das eben beweist, daß er da geboren worden iſt; denn iſt ſchon Jemand in Deutſchland geboren worden, von dem die umſichtigen Behörden nicht wüßten, wo er geboren worden? Er hieß auch eigentlich nicht Johann, auch nicht Henne, ſondern Georg oder Diurdſch, oder eigentlich „Giurge,“ und weil man eben nicht wußte, wo dieſer Giurge geboren wurde, nannten die Türken Anno 1421 einen der drei Hauptplätze an der Donau „Giurgewo,“ denn die Türken, welche eine beſondere Paſſion auf die Buchdruckerei hatten, wollten behaupten, der Erfinder wäre ein Türke geweſen, und erkundigten ſich alſo ſehr genau um den Giurge, und wo er geboren wurde. Ich könnte noch mehrere ſolche unumſtößliche, klare und kräftige Beweiſe anführen, allein zu was? Die Sache iſt ſo klar, daß es nicht mehr der Mühe werth iſt. Nächſtens beweiſe ich ebenſo triftig, daß „Franklin“ auch ein Wallache war; und daß eigentlich nicht nur der Blitzableiter einen Wallachen zum Erfinder hat, ſondern, daß es auch ein Wallache war, welcher den erſten Blitz erfunden hat. Auch der Erfinder der „Luft-Eiſenbahnen,“ der ſogenannte „Clegg,“ war ein Türke, hat ſich früher mit dem Hauſen- und Stör-Fange beſchäftigt, hieß eigentlich „Sznawyinka,“ aus welchem Namen mit einer kleinen Umänderung „Clegg“ geworden iſt. Die Luft in der Türkei ſchien ihm ſehr drückend, welches gewiß die Idee von dem Luftdruck in ihm erregte.

Nächſtens werde ich beweiſen, daß der Erfinder der „Erdbeben“ und „feuerſpeienden Berge“ ein Stock-Wallache war. Doch das gehört nicht hieher, vorderhand iſt es genug, daß wir beweiſen:

„Giurge Gutenberg iſt ein Stock-Wallach!“

Und nun kann Deutſchland mit deſto größerem Selbſtgefühl dieſes Feſt begehen!

Der Gutenberg-Feſtzug ſetzt ſich in Bewegung. Zuerſt kommen die „Fremden,“ ihren Paß auf dem Hute, mit der Umſchrift: „Wir ſind ganz gewiß keine Schriftſteller!“ Dann kommen die „Einheimiſchen,“ die ſich den „Fremden“ anſchließen und ſie bewundernd anſchauen; die Frage liegt ihnen auf der Zunge: „Iſt kein Schriftſteller unter uns?“ Die Vorſteher des Feſtes laſſen die Frage auf der Zunge liegen.

Hierauf kömmt die „typographiſche Bürgergarde“ an, in Pack- und Fließpapier-Uniformen und mit Preßbengeln bewaffnet.

Eine Bande Muſik, welche „ſchon früh Morgens die Schläfer weckt,“ obſchon nicht zu begreifen, warum ſie geſchlafen haben, und wenn ſie ſchon geſchlafen haben, wozu man ſie weckt.

Dann kommt der erſte Feſtaufzug der Haberlumpen. Sie tragen eine große Fahne aus flatternden Lumpen und Hadern, mit der Inſchrift:

„Es werde Licht!“

Darauf kömmt ein „Aufzug der Papiermüller,“ mit einer Fahne und der Inſchrift:

„All' ihr Lumpen, noch ſo klein,
Soll't durch uns unſterblich ſein!“

Aufzug der Nachdrucker, mit der Fahne und Inſchrift:

„Ich ſei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der Dritte!“

Feſtaufzug der unſichtbaren Schriftſteller, mit ihrer Fahne und die Inſchrift:

„Der Gutenberg ſoll leben,
Die Haderlumpen daneben,
Und die Verleger auch dabei,
Und du halt's Maul, Schriftſtellerei!“

Hier kömmt türkiſche Muſik und bengaliſches Feuer. Eine Leipziger Lerche erſcheint in der Luft und will ſingen:

„O ſing' du meine Leier
Zu dieſes Tages Feier —“

Ein Druckerjunge wirft einen Buchſtaben-Spieß nach ihr und ſchreit:

Dummes Zeug! Wie kömmt die Lerche unter uns, die wir das Gäns-Fleiſch feiern?!

Die Lerche fällt herab in's Roſenthal, wo ſich viele Lerchen einfinden, über die Würde der deutſchen Literaturwelt ein allgemeines Cigarren-Comité veranſtalten, und beſchließen, die berühmte Athletin Seraphine Luftmann kommen zu laſſen, um von ihr die Stellung der Literatur im Mittelpuncte der Buchwelt heben zu laſſen.

Liederkränze aus ganz Deutſchland. Lorbeerkränze aus Peſt. Pechkränze von allen Schriftſtellern, und noch andere Kränze.

Setzer, Drucker, Schriftgießer, Zettelanſchlager, Druckerjungen; an der Spitze:

Itzig Veitl Stern,

in der Hand das „Schabbesgärtle“ mit der Fahne:

Wie ſchön, o großer Gutenberg,
Wie ſchön ehrt man dein Götterwerk!
Zum Teufel iſt der Spiritus,
Die Zunft allein beſtehen muß!

Siebentauſend

weißgewaſchene Mädchen, die ungewaſchenen nicht mitgerechnet.

Sechshundert

gewaſchene und ungewaſchene Reden. Ein großer

Land- und Platz-Regen

fällt ihnen in's Wort.

Ende des zehnten Bandes.

Inhalt

Literatur-Briefe (1834):

Seite
Börne, Heine, Menzel 3

Didaskalien:

Tanhäuſer 37
Bogumil Dawiſon als Narciß 46
Der Sonnwendhof 55
Magellona 69
Reginald Armſtrong, oder: Die Welt des Geldes . . 79
Die Makkabäer 98
Kriſen 111
Dlle. Rachel in Wien (1850) 120
(1851) 149
Hackländer's „Magnetiſche Curen" 159

Gereimte und ungereimte Bagatellen:

In ein Fremdenbuch 167
's Lehrbüchel von die verſchiedenen Buſſerln 168
Stoßſeufzer eines Theater-Recenſenten 171
Wien—Bad'ner Papierbahn 173
Was wir wünſchen! zum neuen Jahre 179
Deviſen und volksthümliche Reden im Carneval . . 181
Die Welt ein Butterfaß 202
Die Rebus-Freſſer 210
Wurſtel-Theater und Marionetten-Theater im Wurſtelprater 216
Die ſpaniſche Wand 228
Nachfeier der Nachdrucker zum Gutenberg-Feſte 1840 . 234

K. K. Hofbuchdruckerei Friedrich Winiker, Brünn.

[illegible] in Wien [illegible]
[illegible] durch jede Buchhandlung zu beziehen:

[illegible]

Methode Charles [illegible]

mit einer Einleitung [illegible] Prof. Dr. [illegible]

Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht

[illegible]

[illegible]

Preis [illegible]

[illegible] Schulfreund [illegible] Zeitung. — [illegible] Zeitung. — [illegible] Prof. [illegible] in Leipzig. — Prof. [illegible] in Graz. [illegible]

Die [illegible] wird über jede [illegible]

[illegible]

Der neue [illegible]

Vollständige Anleitung, die französische Sprache [illegible]

[illegible]

Fünfte, wesentlich umgearbeitete und vielfältig vermehrte Auflage.

Eleg. cart. 1 fl. 60 kr. ö. W. oder 3 Mark.

Neuestes französisch-deutsches und deutsch-französisches

Taschen-Wörterbuch

[illegible]

Neuestes italienisch-deutsches und deutsch-italienisches

Taschen-Wörterbuch

[illegible]